Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1875.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1875.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1875.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1875.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 30 Mark jährlich, 15 Mark halbjährlich, 7½ Mark vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Revue des Literaturjahres 1874.

Fürst Bismarck sagte neuerdings im Reichstage, das Jahr 1874 sei eins der ereignißlosesten gewesen. Was von der Politik, gilt auch von der Literatur. Dies ist indeß so wenig ein Unglück, daß es fast als eine Nothwendigkeit zu betrachten ist; denn wie sollten in jedem Literaturjahre unsterbliche Werke entstehen? Auch war dies in keiner classischen Periode der Fall; es gab Jahrzehnte, in denen die Mittelmäßigkeit herrschte und selbst hervorragende Dichter Schwächeres und Mittelmäßiges producirten. Wir haben zwar neulich eine Adresse gelesen, in welcher 46 deutsche Lyriker dem Redacteur eines poetischen Blattes ein Attest ausstellten und unter verschiedenen Verdiensten, die derselbe sich erworben haben sollte, auch hervorhoben, daß er die sich aufdrängende Mittelmäßigkeit in die Schranken gewiesen habe, woraus doch sonnenklar hervorgeht, daß diese 46 Lyriker wenigstens der Meinung sind, sich über die Mittelmäßigkeit zu erheben. Da unter den 46 aber einige dreißig ganz unbekannte Namen waren, so würde diese gute Meinung, wenn sie zum Gemeingut würde, einen bisher noch lange nicht genug gewürdigten Flor unserer deutschen Lyrik verkünden. Wer in jener Erklärung die Anspruchslosigkeit vermissen wollte, den verweisen wir nicht nur auf den bekannten Goethe'schen Spruch, sondern auch darauf, daß in der That unsere Lyriker mit dem Kürassier in „Wallenstein's Lager" agen können: wir haben von allem Glanz und Schimmer

Nichts als die Müh und als die Schmerzen
Und wofür wir uns halten in unsern Herzen.

enn es ist in der letzten Zeit kaum ein Dichter auf- etaucht, der ein größeres Publikum gefunden hätte, obhon die Kritik manches jüngere Talent und manches ein- lne Gedicht in größern Sammlungen anerkennen mußte.

Leider gilt von der Lyrik, dem Publikum gegenüber, das Epigramm eines deutschen Madrigalendichters aus dem 17. Jahrhundert:

Die Spinnweb ist sehr zart, was nutzt sie aber?
Du kriegst vor tausend Pfund nicht einen Viertel Haber.

Aeltere Dichter erschienen zum Theil in neuer Gewandung, so Theodor Fontane, dessen Gedichte in zweiter vermehrter Auflage vorliegen; der frische herzhafte Ton seiner Balladen wirkt sehr ansprechend. In dritter Auflage und Gesammtausgabe liegen die Gedichte von L. Pfau vor, denen rhetorischer Schwung und Gedankenreichthum nachzurühmen ist. Von Wolfgang Müller's von Königswinter, des zu früh verstorbenen rheinischen Poeten, Dichtungen ist der vierte Band: „Im Rittersaal", erschienen. Der elegante Novellist und begabte Dramatiker Adolf Wilbrandt hat seine „Gedichte" herausgegeben; ebenso sind neue Dichtungen des productiven Fr. von Schack, wie die frühern durch krystallklare Form hervorragend, erschienen unter dem Titel „Nächte des Orients". Die Gedichte von F. Eggers ergänzen das Gesammtbild des tüchtigen Kunstgelehrten. Der talentvolle Albert Moeser hat „Idyllen", der schwunghafte Ernst Scherenberg „Gedichte" herausgegeben, in denen besonders die politische Lyrik in markiger Weise vertreten ist. Phantasievoll sind H. Grasberger's Gedichte „Aus dem Carneval der Liebe", und manchen glücklichen lyrischen Treffer enthält auch Graf A. Wickenburg's „Eigenes und Fremdes". Die neuen Gedichte von L. Bauer, „Fliegende Sommer", zeugen wiederum reiche Vorzüge dieses einst von Strauß mit so vieler Wärme charakterisirten Poeten.

Ein namhafter Gelehrter, der sich auf dem Gebiete älterer deutscher und provenzalischer Literatur durch ein-

gehende Forschungen hervorgethan hat, Karl Bartsch, veröffentlicht warmempfundene Gedichte unter dem Titel „Wanderung und Heimkehr". Ein lyrisches Massenaufgebot, das glücklicherweise nicht bis zum Landsturm zurückgreift, führt die Dichter der sangesfreudigen Provinz Schlesien in diesem Jahre wiederum wie alljährlich ins Feuer in dem „Album schlesischer Dichter", dessen achte Sammlung, herausgegeben von dem Verein Schlesische Dichterschule, vorliegt.

Die deutsche Kriegslyrik, die allerdings ein noch größeres poetisches Massenaufgebot repräsentirt, ist jetzt in einer umfassenden Sammlung: „Die Kriegspoesie der Jahre 1870 und 1871" von E. Hensing, F. Metzger, Münch in sechs Bänden zusammengestellt und zwar zu einer poetischen Geschichte geordnet, sodaß ein chronologischer Faden uns durch diese labyrinthischen Gänge cyklopischer Dichterbauten, in denen massenhaft Stein auf Stein gethürmt ist, hindurchführt. Im Kampf gegen die Ultramontanen sammelt Ernst Scherenberg die Zeitstimmen deutscher Dichter „Gegen Rom", eine Sammlung, die in zahlreichen Auflagen vorliegt. Während Hellmuth daneben in zwölf Sonetten wider die Schwarzen auf eigene Faust „Deutsche Hiebe" austheilt, A. Deetz mit der Voltaire'schen Devise „Ecrasez l'infâme" gegen sie ins Feld rückt, schreibt eine deutsche Frau „Geharnischte Sonette wider die Civilehe", sodaß auch die Centrumsfraction in der Lyrik nicht unvertreten bleibt.

Sammlungen von Gedichten haben herausgegeben: Freiin Ferdinande von Brakel, J. Frey (zwei Sammlungen), H. Stadelmann, R. Weisse, H. Blumberg, A. Steudener, Edward, M. Beilhack von A. Traeger eingeführt, L. von Osten, P. Cassel („29 Lieder aus Natur und Leben"), Ernst (M. J. Schleiden, zweite Sammlung), E. Kauffer („Gottesminne"), K. Schäfer („Junge Knospen aus Heimat und Fremde"), M. Wurm („Vergißmeinnicht"), A. Friedmann („Aus Hellas"), L. Grote („Einsame Lieder"), A. Alt und R. Lutz („Aus jungen Herzen"), O. Prechtler („Das Paradies der Kronprinz-Rudolfsbahn"), C. Loevenich („Liebe, Lenz und Leben"), Karoline von Egloffstein („Herbstzeitlosen"), E. A. von der Olsa („Tropfen aus Mimer"), A. Ander („Das Lied vom Forestiere in Rom"), A. Löwenstein („Geschichte im Gedichte. Ernst und Humor"), E. Plowitz („Dichtergrüße aus Oesterreich"), H. Pfeil („Aus meiner Liedermappe", dritte vermehrte Auflage, und „Leicht Gepäck"), Schmitt vom Rheine („Wellenspiele"), L. Zapf („Im Fichtelgebirge"), P. Söner („Religiöse Gedichte"), A. Wechsler („Sinnsprüche und kleine Gedichte"), L. Paschka („Epigramme"), Z. von Claudio („Zur Petrarca-Jubelfeier"), H. Dickmann (Franz Othen, „Neuer Frühling"), C. Heinzelmann („Poetische Grüße aus Sicilien"), G. Sigmund („Klänge des Herzens"), Gräfin Franziska Schwerin („Des Geistes Pilgerfahrt"), O. von Schaching („Immergrün"), J. von Sydow („Wilde Rosen"), L. Morris („Bunte Blumen"), L. Adler („Emilie"), A. Fitger („Fahrendes Volk"), E. Taubert („Juventas"), H. Bolze („Im Freien"), K. W. Junge („Nachklänge"), „Funfzig Sonette eines Fünzigjährigen", „Basilea poetica", „Schau in Dich und geh' um Dich", „Leise Lieder einer Schwergeprüften", „Gedichte für das Leben" (viertes Heft).

Daß unsere deutschen Lyriker wenigstens für originelle Titel ihrer Sammlungen Sorge tragen, das beweisen wol die „Tropfen aus Mimer" und „Das Paradies der Kronprinz-Rudolfsbahn", oder eine allerdings parodistische Sammlung: „Weltstürmende Dichterblitze für Selbstmordscandidaten"; daß sie in der Wahl ihrer Stoffe nicht schwierig sind, beweisen Lieder wie die von F. Berg „Der Allerheiligenberg bei Niederlahnstein mit seiner Kapelle und Umgebung". Die Lyrik verzettelt sich bis zur localen Vedute.

Das Interesse für ältere deutsche Dichtung wird durch die Herausgabe mehrerer Sammlungen befriedigt. F. W. Freiherr von Ditfurth hat „52 ungedruckte Balladen des 17. und 18. Jahrhunderts", und „110 Volks- und Gesellschaftslieder des 16., 17. und 18. Jahrhunderts" herausgegeben, Simrock die Sinngedichte Friedrich von Logau's.

In neuer Auflage erschienen Nikolaus Lenau's „Sämmtliche Werke", von Anastasius Grün herausgegeben, „Ausgewählte Werke" von J. Hölderlin, Wilhelm Müller's „Gedichte" in illustrirter Ausgabe, Moritz Hartmann's einzelne Dichtungen in Volksausgaben.

Die Albums und Anthologien für den Weihnachtstisch, bei denen Prachteinbände und Illustrationen eine große Rolle spielen, bilden eine willkommene Freistatt für die Lyrik; denn durch diese Sammlungen wird doch mancher Dichter bekannt, der, wo er allein die Theilnahme des Publikums erobern will, ganz im Schatten sicht. Die zwei durch ihre Kunstblätter hervorstechenden Albums, das frühere düsseldorfer, jetzige „Deutsche Künstleralbum" und das leipziger Album „Deutsche Kunst in Wort und Bild" werden von zwei begabten Dichtern herausgegeben, jenes von Ernst Scherenberg, dieses schon seit langer Zeit von Albert Traeger, und sie enthalten manches werthvolle und schöne Gedicht; durch stimmungsvolle Kupferstiche von feiner Ausführung zeichnet sich das sinniger Betrachtung gewidmete Album „Natur und Herz" aus, welches indeß nur ältere Gedichte mit seinen Illustrationen ausstattet. Georg Scherer's „Deutscher Dichterwald" liegt in fünfter, der „Blütenkranz neuer deutscher Dichtung" von dem Herausgeber d. Bl. in achter Auflage vor. Neue Anthologien haben P. J. Willatzen („Blütenzweige deutscher Lyrik nach Goethe") und A. Perls („Herzensklänge") veröffentlicht.

Auf dem Gebiete der epischen Poesie haben wir ein bedeutendes Werk zu verzeichnen, das zweite Lied von W. Jordan's „Nibelunge": „Hildebrant's Heimkehr". Diese Dichtung hat etwas Markiges, großen epischen Stil in Schilderungen und Vergleichungen, eine seltene Sprachgewalt und gibt dem alten deutschen Heidenthum philosophische Tiefe. Wie man auch über den altdeutschen Vers mit den vier Hebungen und Senkungen, über den Stabreim oder über das Verdienst poetischer Wiedergeburt alter Sagen denken mag: die dichterische Energie, der machtvolle Freskenstil der Ausführung überwindet alle Bedenken.

Die farbenprächtigen Epen von Robert Hamerling erhalten sich in der Gunst des Publikums; „Ahasver in Rom" ist in zehnter Auflage, „Der König von Sion" in sechster verbesserter Auflage erschienen. Neue Scherenberg'sche Schlachtenbilder aus den großen Kriegen von 1866 und 1870 geben uns R. Döring: „Königgrätz",

und E. von Wildenbruch: „Vionville“. Der talentvolle Wilhelm Jensen hat ein größeres episches Gedicht: „Die Insel“, erscheinen lassen, zu welchem wol Byron's gleichnamige Dichtung die erste Anregung gab. Andere epische Gedichte aus den verschiedensten Zeitaltern, mit besonderer Vorliebe aber der wenig günstigen Epoche des Mittelalters entlehnt, sind: R. Hofmann von Nauborn: „Ritter Konrad Bayer von Boppard“; K. R. W. Uschner: „Der letzte Minnesänger, erzählendes Gedicht aus den deutschen Reichslanden“ (zwei Bände); R. Wellnau: „Wladimir der Große“, mit Anlehnung an ein Gedicht des schwedischen Dichters Stagnelius; E. P. J. Hallenstein: „Das Lied vom Meister Dürer“; O. Haggemacher: „Atlantis“; A. Sohn: „Hohen-Salzburg, historisch-romantische Dichtung“; A. Hermann: „Der Schwedenjunker“; „Der Farnsburger“; G. Duill: „Des Helden Weib“; Marie Schmidt: „Die Rosen von Meran“; Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy: „Der Graf von Remplin“; Luise Büchner: „Clara Dettin“; Marie von Najmájer: „Gurret-ül-Eyn, ein Bild aus Persiens Neuzeit“; Fercher von Steinwand: „Gräfin Seelenbrand“; K. Landsteiner: „Erwin“; A. Friedmann: „Merlin. Orpheus“ und des talentvollen J. V. Widmann: „Mose und Zipora, ein himmlisch-irdisches Idyll“. Nicht minder originell ist der „Tanhäuser in Rom“, den wir in dieser Nummer besprechen. Ein Reiseidyll: „Die Fahrt nach Schwarzburg“ hat H. Frommann gedichtet.

Auf dem Gebiete des Dramas wird der Buchhandel immer mehr abhängig von dem Theater, während hier wiederum die leichtere dramatische Gattung immer mehr die ernstere überflügelt. Es kommt dazu, daß ein großer Theil der Tageskritik sich mit den Werken der erstern sehr leicht und gefällig abfindet. Denn das Feuilleton sagt zu ihnen: „Ihr seid Fleisch von meinem Fleisch und Blut von meinem Blut“, und die Gemeinsamkeit der Herkunft von demselben Vater Esprit und derselben Mutter Routine läßt hier einen brüderlichen Ton vorwalten. Dagegen werden an Werke der ernstern Gattung die strengsten Maßstäbe angelegt, oder vielmehr, sie gemahnen die Kritik so fremdartig, daß diese ihnen gegenüber in einen nörgelnden oder spöttischen Ton verfällt, und da der Geschmack des Publikums sich überhaupt der bequemen Unterhaltung zuneigt, so stehen die Chancen für die Tragödie jetzt ungünstiger als je.

Die Bühne der Gegenwart gehört, nachdem Roderich Benedix mit der Feder des Lustspieldichters in der Hand gestorben ist, jetzt fast ausschließlich Schriftstellern wie Lindau, Moser, Rosen, Schweitzer, Görner u. a., welche in den verschiedensten Tonarten der heitern Muse huldigen. Von G. von Moser's Lustspielen ist der zweite Band erschienen, welcher das Lustspiel „Der Elefant“ enthält, [illegible] ein wenig an französische Motive erinnernd, die [illegible] lustigen Uebertreibungen des deutschen Schwanks ver[illegible] sind, die Runde über die meisten Bühnen gemacht [illegible] Ebenso ist von den Lustspielen von Otto Girndt [illegible] zweite Band erschienen. Eine große Zahl von Samm[illegible]en sorgt für das Bühnenrepertoire durch Aufnahme [illegible]terer Productionen. Von dem „Deutschen Theater“ [illegible]n die Bändchen 25, 26 und 27 vor, welche Dramen von C. A. Görner enthalten, der unermüdlich darin ist, das deutsche Theater mit Ausstattungsstücken zu versehen. So finden wir in der Weihnachtskomödie „Der Geist der Berge“ den schlesischen Rübezahl für eine Feerie benutzt. Eine andere Weihnachtskomödie hat den merkwürdigen Titel: „Klein Däumling, Rapunzel mit dem langen Haar und Riquet mit dem Schopf“. Das Bändchen 25 enthält ein Lustspiel von C. A. Görner: „Auf dem Wasser“. Ein anderes Repertorium meist kurzathmiger Bühnenstücke, „Bloch's Theatercorrespondenz“, bietet in Nr. 42 den Schwank „Zu Befehl, Herr Lieutenant“ von Schröder; Nr. 44 enthält eine komische Soloscene von O. Mylius: „Der einzige junge Mann im Dorfe“; Nr. 46 ein Lustspiel von G. von Moser: „Ein amerikanisches Duell“. Das „Wiener Theaterrepertoire“, welches österreichische Autoren und Stoffe bevorzugt, bringt in den Lieferungen 283—285 die Lustspiele: „Ein Nihilist“ von C. Gründorf; „Eine Stunde Kaiserin von Oesterreich“ von A. Oppenheim, und „Er entzieht mir seine Hände“ von Graf E. Stadion. Das älteste dieser dramatischen Sammelwerke, welches besonders rühmenswerthe Aneignungen ausländischer Stücke enthält, ist L. W. Both's „Bühnen-Repertoir des In- und Auslandes“. Die vorliegenden Nummern 285 und 286 bringen ein Lustspiel des bekannten militärischen Humoristen A. von Winterfeld: „Die Memoiren der Frau von Krilwitz“, und ein Lustspiel nach dem Französischen von T. Rose: „Verheirathet aus Rache“, welches an Sardou's „Fernande“ anklingt. Für das Bedürfniß der Familien- und Dilettantentheater sorgt E. Wallner: „Das Haustheater. Sammlung von Lustspielen und Soloscherzen“, sowie „Haustheater. Eine Sammlung deutscher Original-lust- und Schauspiele“ von M. B., und F. Zehender: „Hauspoesie“. Die „Jugendbühne“ von M. Dymmann bringt zwei Lustspiele fürs Haus: „Böhmische Dörfer“ und „Heimlichthuerei“. Von C. Engel's „Deutschen Puppenkomödien“ liegt ein zweiter Theil vor mit den Puppendramen: „Der verlorene Sohn“ und „Der Raubritter oder Adelheid von Staudenbühel“.

Wir sehen, für den dramatischen Spieltrieb aller Lebensalter und den Kunstgenuß von der Wiege bis zum Grabe ist aufs ausgiebigste gesorgt. Diese stillwirkende dramatische Production ist indeß für die Bühne selbst von geringer Bedeutung, und auch die in jene dramatischen Magazine aufgenommenen Stücke gehören nicht zu denen, welche das Repertoire beherrschen; sie haben eine mehr sporadische Verbreitung. Zwar erschließt sich das Theater der Gegenwart bei weitem leichter dem Lustspiel als dem Trauerspiel. Dennoch gibt es auch eine Zahl von Lustspielen, welche fast ausschließlich im Buchhandel existiren, wie: E. Henoumont: „Alicens Rache“; J. G. D. Arnold: „Der Pfingstmontag“, ein Dialektlustspiel in straßburger Mundart; A. Banspach: „Ein einjährig Freiwilliger“; C. Mallachow: „Der Chevalier de Liriac. Intriguenlustspiel“; C. Schwebemeyer: „Das öffentliche Staatsgeheimniß“ und „Die Versuchung oder der stille Theilnehmer“; W. W. Freiherr von Graßhoff: „Mesalliance auf dem Lande“; C. Nissel: „Dame Lucifer“; F. Rüffer: „Ein Armband“; A. Freudenthal: „Gott Zufall“. Die Mehrzahl dieser Stücke harrt noch an den Pforten der deutschen Theater. Bereits mehrfach zur Aufführung ge-

kommen ist des vielbesprochenen Leopold von Sacher-Masoch historisches Lustspiel „Der Mann ohne Vorurtheil", und ebenso die Bluette von O. F. Gensichen: „Was ist eine Plauderei?"

Gleichzeitig auf dem Gebiete des Trauerspiels und Lustspiels bewegt sich Adolf Wilbrandt, dessen neueste Lustspiele „Durch die Zeitung" und „Ein Kampf ums Dasein" indeß seinen frühern nicht ebenbürtig sind. Sein Trauerspiel „Giordano Bruno" ist auf dem wiener Stadttheater, die neueste Tragödie „Arria und Messalina", welche in der ersten römischen Kaiserzeit spielt, in Dresden zur Aufführung gekommen und an der wiener Burg in Vorbereitung. Die Runde über viele deutsche Theater hat das romantisch düstere Trauerspiel von Joseph Weilen: „Dolores", gemacht.

Die Buchdramatik ist inzwischen nicht ausgestorben, aber die Ueberzeugung, daß Melpomene im Buchladen wenig Chancen hat, so allgemein verbreitet, daß sich doch die Zahl der blos auf den buchhändlerischen Verkehr speculirenden Dramen wesentlich verringert hat und daß die meisten dieser Dramen durch ihre Technik sich als bühnenfähig erweisen. Die Aufführung vieler dieser Buchdramen ist nur eine Frage der Zeit. So ist das Trauerspiel F. von Saar's: „Die beiden de Witt" am wiener Burgtheater angenommen, eine Ermuthigung, die dem Talent des Verfassers der Heinrich-Tragödien wohl zu gönnen ist; „Agnes von Meran" von B. Tschischwitz soll in Leipzig zur Aufführung kommen, des talentvollen Lyrikers Felix Dahn Trauerspiel „König Roderich" in Königsberg. Das Trauerspiel Albert Lindner's: „Marino Falieri", hat am Belle-Alliancetheater in Berlin die Feuerprobe bestanden; das Drama G. Conrad's (Prinz Georg von Preußen): „Elfrida von Monte-Salerno", gehört ebenfalls zu den Stücken, welche Anwartschaft auf theatralische Geltung haben. Paul Heyse's „Ehre um Ehre", ein neues Bändchen seiner „Dramatischen Werke" füllend, ist ebenfalls mehrfach gegeben worden.

Die biblische, altgriechische und altdeutsche Sage wird noch immer von den Dramatikern für ihre Werke mit Vorliebe ausgebeutet. Von Luise von Ploennies erscheint ein hinterlassenes biblisches Drama: „David". R. Paul hat ein Drama: „Der entfesselte Prometheus", gedichtet. Einen der sieben Weisen Griechenlands behandelten gleichzeitig E. Böcker in seiner Trilogie „Periander" und W. Henzen in der Tragödie „Die Kypseliden". Die Odendichterin Agnes le Grave verfaßte eine „Dido", E. Ernst eine neue „Iphigenie in Delphi", A. Offermann eine „Ariadne". Oft behandelte deutsche Sagenstoffe wählte sich von neuem R. Sigismund in den Tragödien „Brynhilde" und „Chriemhilde". Den Erfinder des Pulvers machte Hermann Lingg zum Helden einer dramatischen Dichtung: „Berthold Schwarz". G. von Meyern dichtete ein größeres Vorspiel zum „Don Carlos": „Das Haus der Posa". Von andern Trauer- und Schauspielen erwähnen wir: P. Seeberg: „Kaiser Julian der Abtrünnige"; W. Molitor: „Des Kaisers Günstling"; G. Hübner: „Günther von Schwarzburg"; Herm. Heine: „Heinrich der Schwarze"; A. Feierabend: „Arnold von Winkelried"; Wysard: „Ulrich Zwingli"; A. Herrmann: „Ludwig der Bärtige, der Baiernherzog von Ingolstadt"; E. T. Grün: „Otto der Dritte"; P. C. Planta: „Thomas Maßner, Rathsherr von Chur"; W. W. Freiherr von Graßhoff: „Zünftler und Patricier"; C. Schwebemeyer: „Bartholomäus Blume"; O. F. Gensichen: „Erloschene Geschlechter"; A. Schmidt: „Dante Alighieri"; J. Werther: „Die Medici"; C. Schulz: „Strafford"; H. Böhnke: „Zollern und Quitzow"; A. Lindolf: „Moses Mendelssohn" und „Die Grafen von Wildenström"; A. Calmberg: „Der Sohn des Pastors"; W. Faber: „Die Macht des Genies"; T. v. D.: „Jungfer Gertrud"; H. Jantsch: „Ein Excommunicirter", Volksschauspiel; R. Voß: „Unfehlbar"; „Der deutsche Orden im 15. Jahrhundert"; M. Löbl: „Ein Roman"; J. C. von Wieser: „Frauendienst". Von B. Ponholzer's „Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung" liegt die sechste Folge, von Hans Koester's „Polo und Francesca" die zweite Auflage vor.

Von den Werken einer der tüchtigsten Bühnenschriftstellerinnen, welche bei ihrer hohen Lebensstellung aus dem bürgerlichen Leben jene Poesie herausfand, welche umgekehrt bürgerliche Autoren in fürstlichen und aristokratischen Kreisen suchen, von der Prinzessin Amalie von Sachsen, hat R. Waldmüller (E. Duboc) eine Gesammtausgabe veranstaltet, von welcher im Laufe dieses Jahres der vierte Band erschienen ist. Eine neue Gesammtausgabe von C. D. Grabbe's „Sämmtlichen Werken", in welche auch der handschriftliche Nachlaß des Dichters aufgenommen ist, hat Oskar Blumenthal erscheinen lassen.

Die freien Bearbeitungen und Aneignungen sind wie die Uebersetzungen bei dem kosmopolitischen Zuge der Zeit sehr beliebt. Die zahlreichen Bearbeitungen französischer Stücke, die auf den Bühnen grassiren, finden selten den Weg in den Buchhandel. Zwei ältere englische Dramen, das Lustspiel „Neues Recept, alte Schulden zu zahlen" und Otway's „Venedigs Rettung" hat S. Gätschenberger für die deutsche Bühne bearbeitet, das letztere leider in Prosa. Vom zweiten Theil des Goethe'schen „Faust" ist die Wollheim'sche Bühnenbearbeitung erschienen. Die praktischen und vielfach benutzten Bühnenbearbeitungen, welche W. Oechelhäuser von Shakspeare's dramatischen Werken veranstaltet hat, sind bis Band 15 vorgeschritten, welcher den „Macbeth" enthält, Band 14 gab eine Bearbeitung von „Romeo und Julia". Mehr den Charakter freier Neudichtung trägt Oswald Marbach's „Hamlet"; derselbe Autor gab ein an dichterischen Schönheiten reiches, aber sehr an den Goethe'schen „Tragelaphen" erinnerndes, phantastisch-satirisches Zauberspiel „Shakspeare-Prometheus" heraus.

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Ein Poet des Lasters.

Tanhäuser in Rom. Vom Verfasser des „Neuen Tanhäuser". Wien, Rosner. 1875. 8. 2 M.

Wer kennt nicht den „Neuen Tanhäuser"? In der gleichen alterthümlichen Ausstattung, die uns an die alten Minnesänger gemahnt, im Druck und Papier mittelalterlich, im Inhalt höchst modern, ist nun eine Folge dieses Tanhäuser erschienen: „Tanhäuser in Rom". Gleich bei dem Durchblättern stoßen wir, bei Beginn des sechzehnten Kapitels, auf die Zeilen:

François Villon, den niemand kennt,
In seinem „Großen Testament"
(Das kleine Buch, vor dem zu Spreu
Im Wind zerstieben tausend drei
Bände des deutschen Poetasters —
Ihr nenntet ihn Poet des Lasters,
Wie Byron, Musset — immerhin!
Gottlob, daß ich auch einer bin),
Villon hebt einmal rührend an ...

Ein Poet des Lasters! So nennt der Dichter sich selbst, im schreienden Gegensatz zu den neuern deutschen Moralpoeten und der sittenrichterlichen Kritik, welche beide zusammen allerdings den Teufel austreiben, aber durch den Obersten der Teufel — die Langeweile!

Ein Poet des Lasters, das heißt ein Sänger glühender Leidenschaft, keck zugreifender Sinnlichkeit, rücksichtslosen Genusses!

Außer dem liederlichen, seinerzeit einmal zum Strang verurtheilten François Villon nennt der Dichter unter seinen geistigen Ahnen auch Gottfried von Straßburg, aus dessen „Tristan und Isolde" er eine der keckften Stellen citirt, ferner Byron und Musset; aber er verschweigt sein nächstes Stilmuster, an das wir fortwährend durch den Gang und Bau der Verse, die Reime und die Art, wie er die kecken Lichter des Esprit auffetzt, erinnert werden, Heinrich Heine, der uns in diesem „Tanhäuser in Rom" fortwährend in die Ohren klingt. Eine genaue Analyse würde dies Muster bis in alles Detail der Poetik, bis in die eigenthümlichen Enjambements von Vers zu Vers und die daraus erwachsenden komischen Wirkungen nachweisen können.

Dennoch ist der Dichter, wenn er auch zur Schule Heine's gehört, kein Nachahmer dieses Dichters, welcher mit den herabgebrannten Kerzen desselben herumleuchtet; er hat ein eigenes und ursprüngliches Talent, Witz, Geist und Leidenschaft — und daß diese Vorzüge heutigentags nicht genug zu schätzen sind, muß jeder gestehen, der auf dem deutschen Parnaß Bescheid weiß. Wie oft sagt man nicht mit dem Tanhäuser in Genua, wenn man ein lyrisches Album durchgeblättert hat:

Und heut bei dem ewigen Regenträufeln
War es besonders zum Verzweifeln.

Dennoch hat die Dichtung einen ungesunden Zug; wir meinen damit die „Renommage des Lasters", wie sie sich schon in dem Ehrentitel ausspricht, den der Dichter für sich wählt; es ist nicht der unverfälschte Zug der Leidenschaft; sie hat etwas Tendenziöses; sie hat immer die böse Absicht, der Pruderie ein Schnippchen zu schlagen. Und am Schluß des Gedichts wird ja das wilde Treiben verurtheilt; der Pilgerstab des Tanhäuser beginnt zu grünen; durch den Ruf der Eule der Pallas-Minerva vom Colosseum, dann unter der Tasso-Eiche auf dem Gartenberge von Sanct-Onofrio bekehrt sich der Tanhäuser und verwandelt sich in einen reichstreuen Publicisten, der das Papstthum und die Ultramontanen bekämpfen will, und das letzte Kapitel klingt wie ein Beitrag zu Scherenberg's Sammlung „Gegen Rom".

Verurtheilt der Dichter nun in der That, was er vorher verherrlichte? Wie stellt er sich zu seinem Tanhäuser? Verwandelt sich der „Poet des Lasters" nicht in den ethischen Sänger, der das Papstthum angreift? Zerschmettert der Dichter nicht wie Tanhäuser „die Cither, die die Lust vergöttert, am Felsen Petri"? Wenn aber die Bedeutung der Dichtung in dieser Wendung liegt — wozu die Renommage mit dem Laster?

Der eigentliche Inhalt des Gedichts entspricht etwa dem einer Heyse'schen Novelle. Tanhäuser verliebt sich „aus Langeweile" in eine Schöne, die er im Hotel in Genua trifft, eine Baronesse mit ihrem Töchterlein:

Sie war Frau und war doch Braut,
Dem ersten Gatten angetraut,
Doch einem andern anverlobt,
Der sich fünf Jahre treu erprobt,
Indeß vom Gatten sie erfahren
Nur Leid und Schmach seit sieben Jahren.
Nun ringt der Bräut'gam mit dem Mann,
Wagt Ehre, Geld und Leben dran,
Die Frau ihm abzustreiten,
Sie aber harrt vom weiten,
Bis sie der Vielgetreue
Zum Altar führt aufs neue,
Und väterlich die Locken streicht
Dem holden Kinde, das ihm gleicht,
Daß sie zum ersten mal auf Erden
Mög' in der Liebe glücklich werden.

In dieser Situation läßt sich die Schöne auch noch von Tanhäuser erobern und gewährt ihm der Liebe Glück; doch später bereut sie es und gelobt, dem neuen Gatten, der anfangs als Schwager von ihr eingeführt worden ist, treu zu bleiben. Nun wird Tanhäuser Don Juan von Kopf zu Fuß und sucht die Mosaik der Göttin Venus in Rom zusammen, bis er sich auf dem Berge Onofrio in der obenerwähnten Weise gänzlich bekehrt.

Das ist das Skelet der Dichtung und als solches gewiß von großer Einfachheit. Vom psychologischen Standpunkte aus muß man jedenfalls tadeln, daß die Wandlung des Tanhäuser am Schluß eine gänzlich unvorbereitete ist, etwa wie die Wandlung des Saulus bei Damaskus; doch der magische Lichtschein allein thut es nicht in der Dichtung. Wir verlangen einen innern Conflict, der sich durch vorhergehende Mahnungen ankündigt. Der Tanhäuser, von dem es im zweiten Kapitel heißt:

Gelangweilt unterm Leinenzelt
Vor dem Hotel saß unser Held,
Starrt' in der Cigarette Rauch,
Trank einen Schluck vom Kaffee auch,
Las in der Zeitung eine Zeile,
Fand nur gedruckte Langeweile,
Wieder das alte Einerlei,
Seit der französische Krieg vorbei —

und derjenige, von dem am Schluß der Dichter sagt:

In Büchern, Schriften, flücht'gen Blättern
Wird er ins alte Schlachthorn schmettern,
Das Horn, das wider Papst und Kutten
Vormals geblasen Ulrich Hutten —

sind zwei so gänzlich verschiedene Persönlichkeiten, daß ihre innere Einheit der in der Dichtung fehlenden Vermittelungen und Uebergänge bedarf.

Die Einkleidung des Gedichts selbst ist eine reiche, und wer Sinn für dichterische Schönheiten hat, wird von einer großen Zahl dieser Verse nicht unberührt bleiben. Freilich fehlt dieser Lyrik selten der Fischschwanz, und nur ausnahmsweise klingt sie so rein aus wie z. B. in den folgenden Versen:

Blau lag der Golf von Genua
Im jungen Glanz des Morgens da,
Blau taucht' empor aus dem Azur
Von Corsica die Duftcontour,
Und hundert Segel, weiß, besonnt,
Erschimmerten am Horizont;
Tanhäuser aber saß schon lange
Hoch überm Meer am Bergeshange
Einsam, im stillen Apennin,
Die Pinie spannte über ihn
Den Riesenschirm beschattend aus,
Der Oelbaum mahnt ihn an zu Haus,
Wo seine Schwestern so bescheiden
An Bächen stehn, gemeine Weiden,
Unfruchtbar, traurige Geschlechter,
Ernährend kaum die Körbeflechter,
Indeß von knorrig silbergrauen
Oliven Oel und Segen thauen;
Und Eichen, die kein Herbst entlaubt,
Sie schütteln dort ihr breites Haupt;
Orangen duften rings umher,
Ein silberweißes Blütenmeer,
Die Frucht hängt golden noch dazwischen,
Aus Myrten und aus Lorberbüschen
Camellienpracht und Rosen lauschen,
Der schlanken Palme Fächer rauschen.

Der Dichter liebt das Porträt; so fehlt im ersten Kapitel als Titelkupfer das Selbstporträt nicht:

Der Held, von dem dies Lied berichtet,
Hat sich aus Deutschland nur geflüchtet,
Weil ihm der rauhe Wind im Norden
Zu einem scharfen Schwert geworden
Und ihn geschnitten bis aufs Blut;
Vielleicht war seine Minneglut
Auch etwas Ursach, daß er krank;
Doch schlug sein Herz nicht todesbang,
Und als der erste Schreck vorüber
Und seine Pulse ohne Fieber,
Da regt in ihm sich leis und leiser
Schon der unsterbliche Tanhäuser,
Und nicht als Büßer, liebesmatt,
Zog er nach Rom, zur Ew'gen Stadt,
Er trug kein härenes Gewand,
Er ging modern und elegant;
Nicht flatternd wirres Bartgestrüppe —
Ein Bismarck-Schnurrbart schmückt die Lippe,
Sein großes, braunes Auge blitzt,
Es mahnt der Stab nur, der ihn stützt,
Und eine intressante Blässe,
Daß man den Pilger nicht vergesse.

Es ist der alte Sänger nicht,
Der mit verhülltem Angesicht
Des heil'gen Vaters Füße küßt —
Es ist der ew'ge Antichrist,
Nicht jener, der Vergebung sucht,
Nein, jener ist er, der, verflucht,
Zum Venusberg zurückgeeilt,
Wo er nun ohne Reue weilt,
An Gott und Teufel nicht mehr glaubt,
Mit Rosen nur bekränzt das Haupt,
Und ob ihn stechen auch die Dornen,
Liebt immer resolut von vornen.

Die Eigenthümlichkeit der Dichtweise des Autors mit ihren Gedankenspringen und humoristischen Einschaltungen mag das folgende, im physiognomischen Detail oft ins Geschmacklose gehende Porträt der Heldin des Gedichts am deutlichsten widerspiegeln:

Sie war nicht schön wie die Venus von Melos
Und andre Unsterbliche, die Asphodelos
Und Lotos essen im sel'gen Gefild —
Sie war ein lebendiges Menschenbild,
Mit der Vergänglichkeit Reiz geschmückt,
Nicht in griechischen Thon gedrückt.
Die Göttin und ihre Steinbildsäule
In wandelloser Langenweile
Sonnen in ewigem Jugendglanz sich,
Sie aber zählte siebenundzwanzig
Nicht ohne Sturm verlebte Jahre,
Hatte vielleicht schon ein paar graue Haare,
Doch köstliches Haar, aschblond und gewellt
Ins volle, blasse Gesicht ihr fällt,
Und der Abendwind vom Meer
Machte sich buhlerisch drüber her,
Daß sich die Härchen über der Stirn
Etwas unordentlich, reizend verwirrn;
Ueber den kleinen rosigen Ohren
Hatten sich ein paar Löckchen verloren,
Ein Dolch von Schildpatt steckt auf das Haar,
Darin auch nicht ein falsches war.
Von Puder, einigen Fingerspitzen,
Blieb nur der Duft auf dem Haupte sitzen,
Wie zartester Reif am Wiesenrand;
In den Ohren glänzte ein Diamant,
Wie an Rosen ein großer Tropfen Thau,
Tanhäuser taxirte das Wasser genau,
Es war ihm doch lieber, obwol es ihm gleich,
Daß die Baronin jedenfalls reich.
Doch was sind Diamanten und Himmelsthau
Gegen ihr Auge groß und blau,
Unter lange, schattende Wimpern geflüchtet,
Sie hatt' es noch niemals auf ihn gerichtet.
Die Nase war keineswegs im Profile
Mit der Stirn eine Linie nach griechischem Stile,
Sie war zum Glück durchaus nicht klein,
Doch grade, edelgeschwungen und fein,
Jedoch nicht spitz — es gibt Nasen, die stechen,
Diese fand er immer zum Brechen,
Während Regennasen und Näschen
Ihm verschafft manch artige Späßchen
Und sogar die Kartoffelnasen
Ihre Meriten für ihn besaßen —
Glühender Leidenschaft schwellendes Siegel
Trugen die zarten Nasenflügel,
Leicht aufgebläht, und herab von ihnen
Furchen bis tief zum Kinn erschienen,
Die Wege, welche hier seit langem
Verzehrende Passion gegangen;
Zu klein nicht, nicht zu groß der Mund,
Blutroth die Lippen, die Zähne gesund;
Das Kinn nur war vielleicht zu tadeln,
Kaum wußten es selbst die Grübchen zu adeln,
Es däncht ihm zu stark und neigte hin
Sogar zu künftigem Unterkinn.
Die Hand war klein und weiß, doch kleiner
Als ihr himmlischer Fuß erschien ihm noch keiner.

Tanhäuser maß sechs Fuß ungefähr,
Sie war einen Kopf wol kleiner als er,
So hätte ihr Haupt in der Stunde der Lust
Gerade geruht auf seiner Brust;
Die Gestalt nicht voll, doch auch nicht zu schlank,
Zu stürmisch war vielleicht ihr Gang.
Sie trug ein dunkelblaues Kleid
Von englischem Stoff, zur Abendzeit
Die Kammerfrau ihr sorgsam bot
Ein Mäntelchen von brennendem Roth,
Geflockte Wolle, mit Atlas doublirt,
Es scheint, daß leicht die Herrin friert.
Am reizendsten aber stand ihr als Krone
Ein weißer Krepphut von Mentone.

Die Liebe zwischen Max und Thekla wollen wir zwar nicht unsern Dichtern als einzig nachahmenswerthes Muster vorhalten; aber auf der andern Seite hat doch die Darstellung der Leidenschaft und des Liebesrausches auch eine ästhetische Grenze, welche durch die höchst aparten Aeußerungen ungezügelter Brunst fraglos überschritten wird. Wir lassen uns das Drücken und Füßeln bei der Wagenfahrt am Strande gefallen, was in der Lehre vom Od überdies naturwissenschaftlich in seiner Bedeutung erklärt worden ist:

So sahn sie hinab, so kamen zusammen
Die Schultern — o weh! das brannte wie Flammen,
An ihrem linken sein rechter Arm
Fühlte den Gegendruck wonnig und warm,
Seite schmiegte an Seite sich an,
Ohne daß man es sehen kann,
Knie und Knie, aneinander versunken,
Sprühten tausend elektrische Funken,
Und unbeschuht mit dem Füßchen der Fuß
Schwelgte in unaufhörlichem Kuß.
Die Augen aber schimmerten feucht,
Wie dort dem nächtigen Meere entsteigt
Der Venusstern, den Schiffern hold,
Bald bläulich glänzend, bald wie Gold,
Am Himmel feucht, gleich einer Thräne —
Sei hold uns, Anadyomene!

Doch der Liebeshandel wird immer glühender:

Da fühlt er wüthend sich umschlossen,
Ganz aufgelöst um ihn gegossen
Ihren süßen Leib, und heiß und brennend
Und kaum zu athmen sich vergönnend
Ihre Lippen die seinen versengen,
Ihre Zunge in seine sich zwängen,
Ganz ineinander einzutauchen,
Ihre Seele in seine verhauchen.

Und wenn hier ihre Zunge sich in seine zwängt, so legt sie ein anderes mal „die geküßte Hand auf ihre kochenden Brüste“. Dann wieder schütteln sie Mandarinen vom Baum

und eines dem andern
Läßt in den Mund die Hälften wandern,
Wobei denn die Zähne sich dankbar erweisen
Und üppig die fütternden Finger beißen,
Dann sog ihr Leib in sich den seinen.

Und nun noch eine der heißesten Liebesdithyramben:

Auf dem Balkon im Mondenschein
Tanhäuser saß mit ihr allein.
Sie sang ihm alte Lieder
Mit halber Stimme wieder
Und sah ihn tief und zärtlich an,
Wie sie am ersten Tag gethan;
Dämonisch sank sie an ihm hin:
Nun sollst du wissen, was ich bin.
Sie kniete vor ihm, athemlos,
Sie barg ihr Haupt in seinem Schos,
Vor ihrer warmen süßen Hand
Zerfiel wie Zunder sein Gewand,
Ihr mondbeglänztes lock'ges Haar
Ambrosisches Gewand ihm war,
Er wähnt, im härnen Pilgerkleid
Zu schweben fern im Meere weit,
Dort, wo der Sel'gen Inseln Küste,
Wie Helena's milchweiße Brüste,
Aus blauen Fluten ragen,
Selig dahingetragen
Träumt er sich ird'scher Schwere los,
Als ihr Haupt lag in seinem Schos,
Ihr Händepaar um seinen Rücken,
Ihn glühend zu sich einzudrücken,
Und ihre schmachtend heißen Küsse
Und ihre zärtlich tollen Bisse
Und ihrer Glieder Schlangenringeln
Und ihrer rosigen Zunge Züngeln —
Das stahl das Mark ihm aus den Knochen,
Er fühlt die Schläfen fiebernd pochen,
Als wollte sie ihm saugen
Das Hirn aus seinen Augen,
Als wollte sie ihm herzen
Das Herz aus seinem Herzen
Und trinken ew'ge Lebensglut
Aus dem verströmend warmen Blut.

Chacun à son goût! Doch das viele „Beißen“ in diesen Liebesscenen ist nur für Liebhaber, von ästhetischem Standpunkte aus erscheint es als eine abnorme Liebesäußerung geschmacklos.

Jetzt wissen die Leser, warum der Poet sich Poet des Lasters nennt: nachdem seine Schöne mit ihm gebrochen, sucht Tanhäuser sich Weiber in den Kirchen, bei Castagnettentänzen, im Carneval, Florentinerinnen, Venetianerinnen, Neapolitanerinnen. Doch es fehlt dieser Mosaik der Schönheit die „gottgeküßte Seele“.

Die Dichtung hat viele originelle humoristische Wendungen. Tanhäuser sieht seine Schöne zuerst im Regenmantel:

Von dieser Erscheinung, nicht mal ihr Gesicht
War er genauer zu sehen erpicht:
Ein Regenmantel mit einer Kapuze
Ertränkt, wie die Lilien ertrinken im Schmuze,
Die reizendsten Glieder, Frau Venus selber
Sieht darin aus wie andre Mondkälber.

Ein anderes mal heißt es:

Vor der Cigarette beim Kaffee
Vergeht jede überspannte Idee
In ein leichtes Wölkchen Rauch,
Schwindet die schrecklichste Zukunft auch,
Und die ganze, unendliche Welt,
Sammt allen Milchstraßen, die sie enthält,
Vom Chaos bis zum Tag des Gerichts —
Türkischer Tabacl verpafft sie zu nichts.

Manche Wendungen sind frappant. So läßt sich die moderne Glaubenslosigkeit wol kaum schlagender ausdrücken als in den zwei Versen:

Er hätte beinahe beten mögen,
War nur um einen Gott verlegen.

Und wenn der Dichter im Schlußgesang sich zur politischen Lyrik wendet, so weiß er auch da das übliche Fahrwasser zu vermeiden und durch originelle Bilder zu fesseln,

so wenn er die jetzige Papstherrschaft mit der Leiche des Cid vergleicht:

Aber ein furchtbarer Herrscher doch!
Wie der Cid als Leichnam noch
Mit der alten Tizona bewehrt,
Auf Babieça, dem treuen Pferd,
Stolz wie im Leben zur Schlacht geritten
Und den Sieg für die Seinen erstritten:
So von unsterblichem Leben glänzt
Auch des verstorbenen Papstes Gespenst,
Mit dem Stab in der knöchernen Rechten
Weiß er noch immer die Völker zu knechten,
Segnet ihnen wie sonst die Waffen,
Fürsten aus dem Wege zu schaffen.

Tanhäuser von der Tasso-Eiche
Er sah des Cid geschmückte Leiche
In einer Purpursänfte tragen,
Das Volk sich an die Brüste schlagen
Und niederknien vor ihm im Staube —
Allah ist groß, groß ist der Glaube.
O deutsches Volk, du gläub'ger Thor,
Verwest ist der Campeador!

Die Dichtung legt Zeugniß ab von einem Talent, das oft geniale Inspirationen hat, oft aber auch mit genialen Posituren kokettirt. Für die deutsche Mädchenwelt muß man freilich ihre Blätter verkleben; eine Liebe, welche „beißt", brauchen sie so wenig kennen zu lernen, wie eine Liebe, welche prügelt; das Vermächtniß Tanhäuser's eignet sich sowenig für ein Confirmandinnenalbum, wie das Vermächtniß Kain's. Gleichwol hat alles, was von dichterischem Geiste funkelt, in der Literatur sein gutes Recht — und diesen Vorzug darf man trotz einzelner Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten dem „Tanhäuser in Rom" nachrühmen.

Rudolf Gottschall.

Zur Goethe-Literatur.

1. Goethe's Leben und Schriften. Von Karl Goedeke. Stuttgart, Cotta. 1874. Gr. 8. 6 M.

Unter den drei dem Berichterstatter vorliegenden Werken, welche sich mit Goethe beschäftigen, mag das kürzeste, bescheidenste und gediegenste den Reigen eröffnen, dasjenige von Karl Goedeke. Wir sind berechtigt und gewöhnt, von ihm allezeit das Beste zu erwarten; so bietet er uns hier auf dem verhältnißmäßig engen Raume von sechsthalbhundert Seiten einen Ueberblick über Goethe's Leben und Dichten. Wie das Buch entstand, was es will, mag der Verfasser selbst in seiner prunklosen Weise im Vorworte darlegen:

> Die gegenwärtige Darstellung von Goethe's Leben und Schriften besteht wesentlich aus den Einleitungen, die ich vor Jahren zu einer Gesammtausgabe und den einzelnen Werken des Dichters in der Absicht verfaßt habe, um sie demnächst als selbständiges Buch geordnet erscheinen zu lassen. Der bestimmte Raum, auf den ich beschränkt war, machte es nothwendig, mich an die wichtigsten Thatsachen und Gesichtspunkte zu halten. Dieser Charakter der Arbeit ist auch hier nur selten verändert worden. Den Dichter zu seinen Studien und Leistungen im engsten Verhältniß zu zeigen und bei aller fortschreitenden Entwickelung als denselben zu erkennen, erschien mir als Aufgabe, die ich, ohne viel außerhalb des Stoffs mich zu ergehen, nach Kräften zu lösen versucht habe. Ich hätte, was Schiller an Körner schrieb, als Motto vor dies Buch setzen können: „Goethe's Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Manne." Wenigstens habe ich diesen Gesichtspunkt beständig gehabt, als ich ihn im einzelnen seines Lebens und Schaffens begleitete.

Goedeke hat wohlgethan, daß er diese Einleitungen zu den einzelnen Bänden der Gesammtausgabe zu einem einheitlichen Werke zusammengestellt hat. Wir gewinnen dadurch eine Arbeit, welche uns auf Schritt und Tritt die Gewähr gibt, daß sie auf eingehendster Kenntniß ruht; mannichfach besteht der biographische Text nur aus dem zusammengereihten Wortlaute von Aeußerungen des Dichters selbst oder Nächststehender über ihn. Der Zweck selbst gebot Beschränkung auf das Nothwendigste und Wichtigste, und wenn Goedeke gleich in Betrachtung einzelner Lebenszeiträume und Werke das allgemein Bedeutsame in glücklichster Weise zusammenstellt, so fehlt ihm doch jeder Drang, sich in schöngeistigen Ergüssen oder in kleinmeisterlicher Betrachtung von Einzelheiten zu verlieren. Als eine kunstmäßige Biographie des Dichters kann Goedeke's Werk nicht gelten und will es sicherlich nicht; dagegen ist es für denjenigen, welcher über Goethe's Leben und Dichten die wünschenswerthen Thatsachen und leitenden Gesichtspunkte gewinnen will, ein wohlgeordneter und durchaus zuverlässiger Führer.

2. Charlotte von Stein, Goethe's Freundin. Ein Lebensbild, mit Benutzung der Familienpapiere entworfen von Heinrich Düntzer. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1874. Gr. 8. 16 M.

Vor kurzem noch hat der fleißige und um die Beleuchtung unserer classischen Dichterzeit hochverdiente Verfasser ein Werk erscheinen lassen: „Zwei Bekehrte", über welches der Berichterstatter in Nr. 9 d. Bl. f. 1874 seine Ansicht ausgesprochen hat. Nunmehr liegt wieder ein neues Werk vor, welches sich einigermaßen an das letztveröffentlichte anschließt, das zweibändige Buch über Charlotte von Stein, Goethe's Freundin.

Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein hat sehr verschiedenartige Beurtheilung gefunden. Man hat, vom Standpunkte Charlottens ausgehend, den Dichter, man hat, als Vertheidiger des Dichters, Frau von Stein hart beurtheilt; man hat an ein Verhältniß, welches durch den Zeitraum eines Jahrhunderts von uns getrennt liegt, den sittlichen Maßstab unserer Zeit angelegt; man hat von verschiedenen Seiten scharf geurtheilt in einem Proceß, dessen Acten blos von einer Seite vorliegen, und wol kaum genugsam in Betracht gezogen, daß ein großer oder kleiner Zwiespalt, mag es sich um den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich oder um den Zwist zwischen Goethe und Frau von Stein handeln, mehr oder weniger immer als ein geschichtlich gewordenes, nothwendiges Ereigniß zu betrachten ist.

Die Thatsachen selbst dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Charlotte Albertine Ernestine von Schardt war am 25. December 1742 zu Weimar geboren, die älteste Toch-

ter des Hofmarschalls von Schardt. Kaum dem Mädchenalter entwachsen, ward Charlotte Hofdame bei der drei Jahre ältern Herzogin Anna Amalia; im Mai 1764 vermählte sie sich mit dem herzoglich weimarischen Stallmeister Gottlob Ernst Josias Friedrich von Stein. Er war ein stattlicher und vermögender Mann, ein guter Landwirth und zugleich weltfertig in der feinen Gesellschaft, bei Hofe wohl gelitten, heiter, bieder und gutartig, aber, wie es scheint, eine durchaus nüchterne, für künstlerische und höhere geistige Interessen gänzlich unempfängliche Natur. So war die feinsinnige, trefflich gebildete Charlotte dem Gatten geistig weit überlegen; obwol aus dem Hofdienste tretend, blieb sie mit dem Hofe in fortgesetzter Verbindung; im übrigen war ihre Zeit, neben der Bemühung um die eigene Fortbildung, besonders der treuesten Beobachtung ihrer häuslichen Pflichten gewidmet; eine Reihe von Kindern folgten sich rasch, nicht eben zum Vortheil von Charlottens Gesundheit; so verweilte sie, während der Gatte durch seine Amtspflichten und Dienstreisen vielfach von Hause ferngehalten ward und beispielsweise regelmäßig am Hofe speiste, still in der Mitte ihrer Kinderschar, eine kluge, hochgebildete, feinsinnige, leiblich und geistig zart angelegte Frau, vertieft durch den wiederholten Schmerz um den Tod geliebter Kinder, doch ohne ein herzliches Verhältniß zu ihrem Manne. An dem damals frisch aufblühenden deutschen Schriftleben nahm sie regen Antheil, ohne zu ahnen, daß bald das kleine Weimar dreißig Jahre lang der Mittelpunkt desselben werden sollte.

Es ist wie ein Verhängniß, daß Charlotte gelegentlich eines Badeaufenthalts zu Pyrmont 1773 mit dem berühmten Arzte und Schriftsteller Zimmermann aus Hannover in Beziehung und Briefwechsel trat, welcher sich dann alsbald der Besprechung literarischer Neuigkeiten zuwandte; da ist denn eine Aeußerung Zimmermann's vom Jahre 1774 gar merkwürdig:

Sie wollen, daß ich Ihnen von Goethe spreche? Sie verlangen ihn zu sehen? Ich werde Ihnen bald von ihm sprechen. Aber, arme Freundin, Sie denken nicht daran, Sie verlangen ihn zu sehen und Sie wissen nicht, wie sehr dieser liebenswürdige und bezaubernde Mann Ihnen gefährlich werden kann.

Derselbe Allerweltsfreund Zimmermann traf im Jahre 1775 zu Straßburg mit Goethe zusammen, „einem der außerordentlichsten und gewaltigsten Genies, die je auf Erden erschienen sind“. Er zeigte demselben nach einer, vornehmlich durch Lavater's „Physiognomik“ beförderten Liebhaberei jener Zeit Charlottens Schattenriß, und Goethe schrieb darunter:

Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck.

Ebenso deutete er selbst für Lavater's Werk ihre Gesichtslinie also:

Festigkeit. Gefälliges unverändertes Wahren des Gegenstandes. Behagen in sich selbst. Liebevolle Gefälligkeit. Naivetät und Güte, selbstfließende Rede. Nachgiebige Festigkeit. Wohlwollen. Treu bleibend. Siegt mit Netzen.

So standen die geistreiche, feinfühlige Frau und der junge geniale Dichter bereits aus der Ferne seit längerer Zeit in Beziehung, als Goethe im Spätjahr 1775 zu Weimar eintraf; persönlich nahe trat er ihr nach einem förmlichen Antrittsbesuche erst am 6. December auf Stein's Schloß Kochberg, unfern von Rudolstadt; es beginnt damit jenes wundersame, zwischen Freundschaft und Liebe schwebende Verhältniß Goethe's zu der sieben Jahre ältern, verheiratheten Frau, wie es uns wenigstens in des Dichters Briefen vorliegt.

Es ist ein wunderbares Schauspiel, zu sehen, wie der Dichter, welcher bisher in genialer Ueberlegenheit mit Mädchenherzen gespielt, nunmehr in den unzerreißbaren Banden der „schönäugigen, lieben, sanften Stein“, wie sie Fritz Stolberg zu jener Zeit nennt, sich abwechselnd quält und selig ist. Die ihm bis dahin nahegetreten, eine Friederike, Lotte, Lili, sie waren holde, liebliche Mädchenblumen, aber geistig nicht eben bedeutend; weil es ihm ein Leichtes war, Mädchenherzen zu erobern, hatte er mit ihnen gespielt, war dann rasch des Spiels überdrüßig geworden, vornehmlich sobald er im Besitz des geliebten Wesens erkannte, daß es nicht auf die Dauer seinen Anforderungen an eine geistig ebenbürtige Lebensgefährtin entsprechen könne. Der gefangene Fisch riß sich von der Angel los, und wenn die Wunde auch eine Weile nachblutete und nachschmerzte, das Leben und die rüstige Jugend sorgten dafür, daß der Schmerz bald neuem Muthe und neuen Herzensstürmen wich. Hier war es anders. Hier traf der Dichter auf eine feine, hochbegabte Frau, deren ganze Bedeutung er sofort und täglich mehr erkannte, die an seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen lebendigsten Antheil nahm, und die ihm doch unnahbar, unbesitzbar blieb, denn sie war nicht blos Gattin und Mutter, sie meinte es auch ernst mit ihren Pflichten, sie wies jede allzu dreiste Annäherung zurück. Wir bemerken öfter, daß junge Männer nach trüben Erfahrungen Trost suchen bei weiblichen Wesen, welche minder durch Jugendfrische und Schönheit, als durch den Reiz wahrhaft weiblicher Anmuth anziehen, der besonders bei einem Unterschiede des Alters durch die sichere Ruhe, die heitere geistige Ueberlegenheit der Geliebten noch gesteigert wird. Es ist jenes Verhältniß des Tasso zur Prinzessin; von ihrer Seite eine wunderliche Mischung von Liebe, Freundschaft und Bemutterung, von seiten des Dichters eine lodernde, den Unterschied des Alters, die Scheidewand der Verhältnisse nicht achtende Leidenschaft. Der Liebende will erobern und besitzen; die Geliebte, wenn auch manchmal mit schmerzlicher Entsagung, weist ihn immer wieder zurück in die Schranken der Sitte; er wirbt, aber sie thut als verstehe sie seine Worte nicht; er wird deutlicher und beruft sich auf das Recht des genialen Menschen: „Erlaubt ist, was gefällt!“ Sie aber legt ihm mit leiser Abwehr die kühle Hand auf das heiße Haupt und spricht: „Erlaubt ist, was sich ziemt!“

Wer den „Tasso“ verstehen will, ein Werk, in welchem der Dichter nach seiner eigenen Mittheilung an Karoline Herder „das Misverhältniß des Talents mit dem Leben“ darstellte, muß diese Briefe Goethe's an Charlotte von Stein lesen, dieses Langen und Bangen in schwebender Pein mitempfinden:

Er nennt sie „süße Unterhaltung meines innersten Herzens“, seine „liebe unversiegende Quelle seines Glücks“, „du Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich

glücklich macht", „die all sein Vertrauen hat und so Gott will, auch all seine Vertraulichkeit haben soll"; sein Verhältniß zu ihr ist „das reinste, schönste, wahrste, das er, außer zu seiner Schwester, je zu einem Weibe gehabt"; sie ist ihm die liebe Begleiterin aller seiner Gedanken, der liebe Inbegriff seines Schicksals, aller seiner Freuden und Schmerzen, die liebe Seelenführerin; seine Liebe war ihm wie der Morgen- und Abendstern, der nach der Sonne unter- und vor der Sonne wieder aufgeht, wie das ewige Märchen der berühmten Dinarzade in der „Tausendundeinen Nacht", abends bricht man sie ungern ab und morgens knüpft man sie mit Ungeduld wieder an. So wechselt die unendlichste Mannichfaltigkeit der liebevollsten Versicherungen an die einzige unaussprechlich Geliebte, den süßen Traum seines Lebens, den Schlaftrunk seiner Leiden, sein Glück, sein Gold, seinen Magnet, der er mit Herz, Leib und Seele eigen ist, der er lebt gegenwärtig und abwesend, schlafend und wachend, von der er sich nicht getrennt denken kann. „Wenn du mich auch nicht so vorzüglich liebtest, wenn du mich nur neben andern duldetest, so wäre ich dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden; denn hätte ich auch ohne dich je meinen Lieblingsirrthümern entsagen mögen? Könnt' ich auch wol die Welt so rein sehen, so glücklich mich darin bewegen, als seitdem ich nichts mehr darin zu suchen habe?"

So spricht Goedeke in seinem obenerwähnten Buche; die Wärme, in welche der ernste Literarhistoriker unwillkürlich geräth, gibt uns einen schwachen Begriff von der berauschenden Wirkung dieser Briefe. Es wäre ein Wunder, ein Beweis für ein wahrhaft steinernes Gemüth gewesen, wenn Charlotte, so klug sie den Dichter in den Schranken der Sitte zu halten wußte, an den Flammen dieser Liebe nicht auch wäre erwärmt worden; trat doch ihr, der dem Gatten an Geist und Gemüth unendlich überlegenen Frau, hier der genialste Dichter im berückenden Reiz jugendlicher Schönheit und Liebenswürdigkeit gegenüber. Ja, Charlotte von Stein liebte Goethe; aber ihre Pflicht will sie nicht brechen, ihren Frieden nicht einbüßen; so weiß sie den Geliebten ohne eine Spur von Koketterie abwechselnd anzuziehen und fernzuhalten; sie bittet um das „Sie" und duldet das „Du"; sie besucht ihn und freut sich seiner täglichen Besuche oder Briefe; sie nimmt Antheil nicht blos an seinen Freuden und Leiden, sondern auch an allen seinen Arbeiten; sie ist allezeit gut und freundlich mit ihm, aber wenn er etwa zu vordringlich wird, weist sie ihn zurecht, lehnt seine Besuche ab — und siehe da, der Dichter, welcher vorher Mädchenherzen zerpflückte wie wilde Rosen, ist unsaglich glücklich und zugleich unsaglich gefoltert in diesem Verhältniß, welches zugleich in jeder Weise so untadelhaft blieb, daß nicht blos der wackere Stein seine Frau getrost gewähren läßt, sondern auch Schiller 1787 nach einem langweiligen Spaziergang in großer adelicher Gesellschaft schreibt:

Die beste unter allen war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene interessante Person, und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben. Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll.

Das erscheint in dem klatschsüchtigen Weimar jener Tage, dessen nach allen Richtungen hin ausgebeuteter Briefwechsel uns keine Spur des Gegentheils gewahr werden läßt, jedenfalls als ein sehr bedeutsames Zeugniß.

In dieser Weise spinnt sich der merkwürdige geistig-sinnliche Verkehr zwischen Goethe und Charlotte von Stein volle zehn Jahre, von 1776—86, bis zur italienischen Reise fort. Auch aus Italien schrieb er ihr wöchentlich, wenn er auch mit der Zeit es zweckmäßig fand, nicht über alles Erlebte und Empfundene der Freundin Rechenschaft zu geben. Im Sommer 1788 kehrte Goethe nach zweijähriger Abwesenheit zurück. Der Dichter, um einmal Düntzer das Wort zu geben,

kehrte als ein ganz anderer zurück; aus dem schmachtenden Liebhaber, dem von beständiger Anspannung und unbefriedigter Sehnsucht abgematteten und ins Stocken gerathenen Geschäftsmanne war ein von voller sinnlicher Lebenskraft strotzender, zu frischer Klarheit und höherer Kunsteinsicht gediehener Künstler geworden, der vollständig auf eigenen Füßen stand, nicht mehr einer Beichtigerin, Trösterin und Leiterin bedurfte, dessen langjährige unnatürliche Entsagung zu Rom nach der bei den dortigen Künstlern gangbaren Weise sich im sinnlichen Liebesgenusse entschädigt hatte. Die mit ihm vorgegangene, auch in seinem Auge (Aeußern) hervortretende Veränderung fiel allen auf, besonders Charlotten, die bei aller Liebenswürdigkeit des Heimgekehrten die schwärmerische Innigkeit, die zaubervolle Wirkung ihrer Persönlichkeit auf den hohen Künstlergeist, der ihr hier in aller Frische entgegentrat, vermißte, und die einzige Empfindsamkeit, die sie an ihm fand, der nachzitternde Schmerz über die Trennung vom kunst- und naturgesegneten Italien, verletzte sie. Das war nicht mehr jener Goethe, der ganz von dem Blick ihres Auges abhing, dem ihre Liebe der Inbegriff alles Glücks war, der nur wünschte, daß es ein Sakrament gäbe, das ihre Zusammengehörigkeit mystisch ausspreche und besiegelte; aber es war noch immer der Goethe, in dessen Herzen die Blume reinen seligen Vertrauens zu der einzigen Frau frisch duftend blühte, der in ihr eine mehr als schwesterliche Seele liebend verehrte. Auch waren die beiden Jahre, welche die Geliebten getrennt hatten, nicht spurlos an der Freundin vorübergegangen, die er nicht mehr mit dem Blicke schwärmerischer Verehrung schaute; sie war ihm jetzt eine neue Erscheinung, die freilich noch nicht jede Verklärung der Erinnerung eingebüßt hatte, aber die Wirklichkeit hatte jetzt ein volles Recht über ihn gewonnen; sie war es noch, aber sie war es nicht mehr ganz, wie sie in seinen Träumen lebte. Da war es nicht zu verwundern, daß beide sich nicht mehr ganz ineinander finden konnten, daß die Freundin ihn kalt fand und ihn durch ihre Kälte noch mehr abkühlte, daß es, je weniger sie ihm die alte Innigkeit entgegentrug, je weniger sie seinen sehnsüchtigen Schmerz über die Trennung vom gelobten Lande schonte, er um so mehr von dem Unterschiede der Wirklichkeit und der Erinnerung betroffen wurde.

Die Sache liegt sehr einfach. Goethe war bald 39 Jahre alt, Charlotte 45. Zwei Jahre der Abwesenheit hatten die Zauberbande, mit welchen der tägliche Umgang der anmuthigen Frau ihn bestrickt hatte, gelockert; die Unnatur eines solchen platonischen Liebesverhältnisses, in welchem er vor zehn Jahren das höchste Glück gefunden, hatte sich ihm offenbart; Goethe kehrte zurück, frei vom Zauber der Armida. Aber Charlotte war nicht gewillt, das ihr durch lange Jahre liebgewordene Verhältniß innigsten geistigen und gemüthlichen Verkehrs mit dem Dichter aufzugeben; daß auch ihr Herz verstrickt sei, dessen ward sie nunmehr erst recht inne, als ihr die Befürchtung nahetrat, sein Herz zu verlieren. Förmlich und gegenseitig unsicher standen sich die beiden gegenüber; der Zwiespalt, hervorgerufen durch das naturgemäße Zerbrechen eines lange Zeit hindurch mit Liebe gepflegten, nicht unsittlichen aber ungesunden Verhältnisses offenbarte sich deutlicher, zumal seitdem Goethe im Juli

1788 durch seine „Gewissensehe" mit Christiane Vulpius dem „Erlaubt ist, was sich ziemt", unter dessen Druck er zehn Jahre lang schwer gelitten, sein „Erlaubt ist, was gefällt" dreist gegenüberstellte. Der „übersinnlich-sinnliche Freier", den „ein Mägdelein jahrelang genasführt" hatte, verwandelte sich in ein gewöhnliches Menschenkind mit irdischen Wünschen und Trieben; eine Frau nach seinem Herzen fand er nicht; so nahm er eine Geliebte nach seinem Herzen, ein einfaches Mädchen, das an ihn keinerlei Anforderungen des Geistes oder Gemüths stellte, das ihn nicht auf die Folterbank des Langens und Bangens spannte. Torquato Tasso entsagte der aufreibenden aussichtslosen Leidenschaft für Leonore, um „Römische Elegien" zu leben; Faust-Goethe war ins Schwabenalter eingetreten. So führte er denn in sein Haus jenes Gretchen-Christiane, das ihm wenigstens bot, wessen er jetzt zumeist bedurfte, ein weibliches Wesen, jung und aumuthig, bescheiden und anspruchslos.

Das deutsche Volk hat seinem größten Dichter diesen Schritt nicht verziehen, und mit Recht. Wir finden eine gewisse Sühne früherer Versündigungen darin, daß Goethe schließlich sein Herz an ein halbgebildetes Mädchen verlor, das er nicht einmal in die Gesellschaft einzuführen wagte; wir empfinden es schmerzlich, daß er der wahrlich nicht allzu strengen Sitte seiner Zeit ins Angesicht schlug und nicht den Muth, nicht das Pflichtgefühl besaß, derjenigen, welcher er fortan lebenslang das Recht einer Gattin gewährte, auch zu rechter Zeit den Namen seiner Gattin zu geben. Daß er Christiane wählte, können wir erklärlich finden; wie er sich und sie der Welt gegenüber stellte, können wir nicht billigen. Wie dürften wir verlangen, daß es Frau von Stein that? Sollte sie nicht erbittert sein, zu sehen, wie sie, die Vertraute seines Geistes, die Erweckerin seiner Dichtungen, der Abgott seines Wachens und Träumens zehn Jahre lang, wie sie einer Jüngern den Platz räumen mußte, die kein Verdienst hatte, als ein jugendfrisches Weib zu sein? Und so ergoß sich ihr theilweise so berechtigtes, theilweise so unberechtigtes Misbehagen in den bittersten Worten gegen den Dichter. Goethe suchte das Verhältniß wenigstens in die Bahn einer verständigen Freundschaft zu lenken; aber nach Zuckerbrot schmeckt das Schwarzbrot nicht gut, mag es auch noch so nahrhaft sein; das Verhältniß war und blieb zerbrochen; es war gestorben an seiner eigenen Unnatur, so idealisch dieselbe auch von der Rosenwolke der Dichtung umkleidet gewesen war.

Der Berichterstatter hat eigentlich bisher der Pflicht eines Recensenten herzlich schlecht genügt; er hat gesagt, wie er sich das Verhältniß der beiden zurechtlegt, und sollte doch über Düntzer's Arbeit sprechen. Das letztere wird denn nach dem Vorhergegangenen um so rascher geschehen können. Frau von Stein hat für uns im Grunde nur Bedeutung, sofern sie zwölf Jahre lang die Frau war, für welche ein Goethe empfand, dachte und schrieb, die Frau, über welche er mit Tasso sagen konnte:

> Was auch in meinem Liede widerklingt,
> Ich bin nur Einer, Einer alles schuldig!

Wie diese Frau nach anderer Seite hin sich geäußert, ist im Grunde nur erheblich, insofern es uns ein Licht wirft auf ihr Verhältniß zu Goethe oder uns neue bedeutende Züge zur Kennzeichnung ihres Wesens bringt. Schöpferischen Geistes war sie nicht; ihre dichterischen Versuche, von welchen Düntzer zu den früher veröffentlichten einige neue Proben mittheilt, sind sehr bescheiden; was sie war und wirkte, war und wirkte sie durch ihre edle Weiblichkeit. Darum ist, möchte man meinen, unser Interesse für sie mit dem Aufhören der Beziehung zu Goethe abgeschlossen, und Schöll's Ausgabe der Briefe des Dichters an die Freundin bietet alles, was uns über sie zu wissen von Werth sein kann. Dem ist indeß nicht also. Es gelang Düntzer, Charlottens Briefwechsel mit ihrem Sohne Fritz, dem Liebling Goethe's, die Briefe der Herzogin Luise an Frau von Stein, den brieflichen Nachlaß von Charlottens Schwägerin Sophie von Schardt und manches andere noch gar nicht oder unvollständig Mitgetheilte von verschiedenen Seiten zu erhalten und für seine Arbeit zu benutzen; seine eingehende Kenntniß der weimarer Verhältnisse kam ihm dabei sehr zu statten. So war es immerhin möglich, mit geschmackvoller Benutzung des bereits Bekannten sowie des Neugefundenen uns ein werthvolles, rund und voll hingestelltes Bild der merkwürdigen Frau darzubieten. Das Buch brauchte nicht eben umfangreich zu sein; aber wer über Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein schreiben will, muß es doch mit einigem Geschmack thun. Düntzer selbst spricht sich über Schöll's Leistung deutlich genug aus:

> Der höchst verdiente Herausgeber der drei Bände dieser Goethe'schen Briefe hat freilich, mit Benutzung der Angaben von Fritz von Stein, in den meisten Fällen die Briefe richtig eingeordnet, aber manchmal, und zuweilen in wichtigen Fällen, ist ihm die Bestimmung des Datums nicht gelungen oder das bei der Datirung begangene Versehen unbemerkt geblieben. Der geistreiche Herausgeber hat auch nicht unterlassen, in den Einleitungen zu den einzelnen Jahren die Ausbeute der Briefe für Goethe's Verhältniß zu der seltenen Frau wie für des Dichters Leben, Denken und Dichten darzulegen, aber die Entwickelung dieser einzigen Liebe und besonders das Verhalten Charlottens Goethe gegenüber ist über der Fülle der Einzelheiten nicht ins Licht getreten, und dem Misverständnisse bleibt Thor und Thür geöffnet. In Wahrheit kann man sagen, daß diese wunderbaren Briefe Goethe's, wie mächtig sie auch durch den unendlichen Reichthum an den herrlichsten, ureigensten Ergießungen des von der Liebe umgetriebenen Dichters während der elf ersten Jahre seiner dem weimarer Dienste gewidmeten Lebens wirken, doch den Leser in Bezug auf das Verhältniß zu Frau von Stein eher verwirren, als ihm ein treues Bild desselben gewähren. Zu diesem Zwecke habe ich ein, soweit es die reichhaltigen mir zu Gebote stehenden Quellen gestatteten, vollständiges Lebensbild von Charlotte von Stein aufzurollen gesucht. Bei dem Verhältniß Goethe's zu ihr in den Jahren 1775—89 habe ich mit Uebergehung der massenhaften Einzelheiten nur die Art und Entwickelung dieses eigenthümlichen Liebesverhältnisses darzustellen gesucht. Bei der spätern Zeit, für welche viele andere Quellen, darunter manche bisher ganz unbekannte, vorlagen, glaube ich eine solche Beschränkung mir nicht gestatten zu dürfen, da einestheils die reichen ungedruckten Briefe, an deren besondere Veröffentlichung nicht zu denken ist, verwerthet werden sollen, anderntheils nur durch Verfolgung der manchen Charlottens Leben durchziehenden Fäden sich ein lebendiges Bild gewinnen ließ. Die Einzelheiten stehen hier nicht für sich, obgleich sehr viele an sich werthvoll sind, sondern dienen eben zur anschaulichen Vergegenwärtigung des reichen Gewebes von Charlottens Leben. Eine übersichtliche Darstellung in den Hauptzügen würde dem Zwecke ebenso wenig entsprochen haben, als eine getrennte Behandlung von Char-

lottens Beziehungen zu den für sie bedeutenden Personen. Nur aus dem vollen Lebensgange ließ sich ein klares Bild herausstellen, nur durch dieses und ihre eigenen Aeußerungen die ganze Auffassung desselben begründen. Eine kunstvolle Gruppirung zu schlagartiger Wirkung lag mir fern, ich wollte nur durch treue Schilderung wirken, die in ihrer prunklosen Darstellung zugleich die Probe ihrer Wahrheit und des innern Verständnisses der merkwürdigen Frau bietet.

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Drei neue Bände der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek".

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Fünfter Band: Die chemischen Wirkungen des Lichtes und die Photographie in ihrer Anwendung in Kunst, Wissenschaft und Industrie. Von Hermann Vogel. 1874. 8. 6 M. — Sechster und siebenter Band: Die Nahrungsmittel. Von Edward Smith. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 8 M.

Wie man sieht, schreitet die von uns gleich anfangs in d. Bl. charakterisirte „Internationale wissenschaftliche Bibliothek" rüstig vorwärts und liefert in den beiden vorliegenden Werken oder drei Bänden zwei Themata von höchstem Interesse. Man muß gestehen, daß die Redaction der Bibliothek es versteht, ihre Aufgaben in die rechten Hände zu bringen. Denn, um es sogleich voraus zu bemerken, die Bearbeitungen der betreffenden Themata sind hier so kurz und bündig und doch wieder so eingehend gehalten, daß sich die „Bibliothek", wenn sie in dieser Art weiter schreitet, wird rühmen können, zu den interessantesten und praktischsten Encyklopädien zu gehören.

Letzteres gilt besonders vom fünften Bande: „Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie" u. s. w. von H. Vogel, dessen Stoff man leicht sehr gelehrt und weitschweifig, aber nur schwer in leichter Faßlichkeit und Kürze zu verarbeiten vermag. Um dieses zu können, wird ein Verfasser vorausgesetzt, der selbst Photograph und zugleich Gelehrter, folglich des Stoffs nach allen Richtungen hin mächtig ist. Höchst glücklich trifft dies bei dem Verfasser vorliegenden Werkchens zusammen. Denn er gehört zu jenen wohlerfahrenen Photographen, welche im Stande sind, die Photographie auch für die Wissenschaft nützlich zu machen, nämlich zu jenen Männern, die man von seiten der norddeutschen Regierung im Jahre 1868 zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß am 18. August nach Aden sandte. Schon hierin liegt eine mehr als genügende Bürgschaft für die echt wissenschaftliche Auffassung der Aufgabe; und warlich, eine solche gehörte auch dazu, wenn es sich darum handelte, eine Erfindung in das rechte Licht zu stellen, welche zu den merkwürdigsten und für viele Lebenskreise bedeutungsvollsten Fortschritten unsers Jahrhunderts zählt. Wer sich noch der ersten Mittheilungen über Daguerre's Erfindung im Jahre 1839 erinnert und diese für nichts als Humbug gehalten haben würde, sofern nicht bald darauf ein Name wie Arago für ihre Echtheit gebürgt hätte; wer dann die ersten Lichtbilder aus Daguerre's eigener Werkstätte und später die Bilder seiner Jünger sah; wer das alles mit den heutigen Fortschritten in dieser Sphäre vergleicht, wie sie uns der Verfasser vorliegenden Buchs auseinandersetzt, dem tritt damit ein gewaltiges Stück Geschichte der Neuzeit vor die Seele. Damals bedauerte man nur die armen Porträtmaler, welche, wie man glaubte, nun ebenso überflüssig werden müßten, wie man das z. B. von den Pferden glaubte, als die Eisenbahnen ins Leben traten. Kaum daß man daran dachte, wie durch die neue Erfindung auch Gebäude und Denkmale mit ihren Inschriften leicht zu copiren seien; im übrigen hatte wol niemand eine Ahnung von anderm. Betrachten wir heute die Anwendung der Lichtmalerei, so sehen wir, daß sich jeder Zweig ihrer bemächtigt hat, der sonst auf mühselige Selbstzeichnung angewiesen war.

Da ist zunächst das Porträtiren. Freilich hat es die Tausende von Porträtmalern ausgemerzt, die sonst die Welt unsicher machten mit ihren ähnlichen und unähnlichen Bildern; aber es hat sie zu Photographen gemacht, und die großen Porträtmaler sind dennoch geblieben. Da ist ferner die Landschaftsmalerei. Von ihr gilt dasselbe: die großen Landschafter haben mehr als jemals zugenommen und haben gelernt an der Lichtmalerei. Dagegen ist die niedere Sphäre verlassen, wofür der photographische Apparat eintrat, mit dessen Hülfe man nun im Stande ist, sich eine Vorstellung aller Gegenden der Erde zu verschaffen, indem man stereoskopische Bilder und andere aufnimmt, die man hier und da selbst in großen Schausammlungen zu höchster Belehrung aufgestellt findet. Schon frühzeitig begann man auch an wissenschaftlichere Dinge zu denken und benutzte die damals noch gebräuchliche Daguerreotypie, z. B. für die Aufnahme mikroskopischer Bilder. Was man aber davon sah, flößte wenig Hoffnung auf die Zukunft ein; und doch sehen wir heute die Photographie zu einer Mikrophotographie herangereift, die für manche wissenschaftliche Zwecke von der größten Bedeutung ist. Nicht weniger hat sich die Astronomie der Erfindung bemächtigt, und seitdem man Lichtbilder von Sonne, Mond und Sternen machen lernte, hat sich geradezu, in Verbindung mit dem Spectral- und Polarisationsapparate, eine neue Art der Astronomie zu entwickeln begonnen, die uns Kunde gibt von den Vorgängen auf den Gestirnen selbst. Kein Wunder, daß sich auch der Arzt der Photographie bemächtigte, um innere Vorgänge des Körpers, z. B. das Innere des Auges, des Ohres u. s. w. zur Erscheinung zu bringen. Selbst der Physiker blieb nicht aus; während er sonst täglich seine Thermometer- und Barometerbeobachtungen mühsam abzulesen und zu verzeichnen hatte, läßt er jetzt dieses Geschäft lieber durch das Licht verrichten, indem er ihm einen einfachen beweglichen Trommelapparat zugesellt. Er ist sogar schon so kühn gewesen, Meerestiefen und Meeresströmungen photographisch aufzunehmen, indem er das Meeresdunkel durch elektrisirtes Stückgas in einer Geisler'schen Röhre erhellt. Nicht weniger hat sich die Feldmeßkunst um die Hülfe der Lichtmalerei bemüht, und zwar mit großem Erfolg, besonders bei trigonometrischen Messungen und Kartenentwürfen. In welcher sinnreichen Weise die belagerten Pariser sie für

ihr Tauben-Postwesen benutzten, ist hinreichend bekannt; weniger, daß man sie erfolgreich auch zur Decoration von Glas- und Porzellanwaaren durch Darstellung feuerfester Bilder verwerthet, wie man andererseits selbst der Lithographie und dem Kupferdruck durch photographischen Druck Concurrenz macht, wo es sich etwa darum handelt, Werthpapiere herzustellen, Bibliotheken in mikroskopischem Format zu liefern, Karten zu vergrößern oder zu verkleinern u. s. w. Wie in dieser Beziehung die Photographie auf dem künstlerischen Gebiete veredelnd auf den Kunstgeschmack wirkt, zeigt uns bereits die massenhafte Aufnahme von Kunstwerken aller Art zur Darstellung billiger Copien. In dieser Beziehung scheint sie berufen, für die Kunst zu werden, was die Buchdruckerkunst für die Wissenschaft wurde. Auch hat sich die Kunstindustrie dieses Vortheils rasch bemächtigt zur Aufnahme von Maschinen und Maschinentheilen, Gebäuden und Gebäudetheilen, zur Darstellung von Musterkarten aller Art u. s. w. Auf diese Weise, d. h. durch einfache wiederholte Aufnahme von Bauten, controliren nun Baumeister aus weiter Ferne den Fortschritt derselben. Schließlich drang die Photographie selbst in das Gerichtswesen, indem man Legitimationskarten mit dem Porträt des Inhabers zur Vermeidung misbräuchlicher Benutzung, Porträts von Verbrechern, Copien von Leichen, von Getödteten, von verunglückten Eisenbahnzügen u. s. w. herstellen läßt. Daß dann zuguterletzt sich auch die Spielerei zur Unterhaltung einschlich, ist um so weniger zu verwundern, als man im Stande ist, durch sehr minutiöse Photographien überraschende Zauberbilder hervorzubringen. Nichtsdestoweniger hat das alles seine herrlichen Folgen gehabt; denn gegenwärtig, wo man die unendliche Bedeutung der Photographie für sehr viele Lebenszweige kennen lernte, hat sich, freilich zunächst nur in Berlin, wo der Verfasser vorliegenden Buchs ihn einnimmt, ein eigener Lehrstuhl für Photographie herausgebildet, und es steht zu erwarten, daß bald andere Anstalten nachfolgen werden; um so mehr, als es gilt, die neue Kunst jedem ebenso zugänglich zu machen, wie man jetzt z. B. die Stenographie zu machen sucht.

Welche Zweige menschlicher Thätigkeit sich aus der Photographie entwickelten, zeigt uns die Chromphotographie zur Herstellung von Copien durch Pressendruck, zeigt uns die Photosculptur zur Darstellung von Statuen, die Heliographie oder der photographische Stahldruck, ferner der Pigmentdruck oder die Herstellung von Kohlebildern, der Lichtdruck, der Anilindruck, die Photolithographie, die Pyrophotographie mit Chromsalzen, die Eisen-, Uran- und Kupferphotographie u. s. w.

Ueber das alles belehrt uns das Buch in gedrängter Kürze und führt uns damit die Bedeutung der Erfindung und ihre Entwickelung außerordentlich faßlich vor die ngen. Aber nicht nur das. Denn in den ersten dreizehn apiteln lernen wir neben der Geschichte der Erfindung it Daguerre oder besser seit Niëpce, dem eigentlichen ater der Lichtmalerei, alles kennen, was uns diese in ren chemischen und mechanischen Processen zu rathen aufbt. Die beigefügten Tafeln und Holzschnitte sind um werthvoller, als sie uns einen unmittelbaren Einblick in zelne Processe und einzelne Zweige der Lichtmalerei, bst für den Buchdruck, gewähren. Eine solche Erfindung kann mit Recht verlangen, von jedem Gebildeten näher gekannt zu werden, und da dies mit vorliegendem Buche wirklich eine leichte Sache für jeden Denkenden ist, so befriedigt das Buch ein Bedürfniß der Leserwelt in gelungener Weise.

Der fünfte und sechste Band enthält „Die Nahrungsmittel“, von E. Smith. Diese Schrift sollte sich in jeder Haushaltung der Gebildeten befinden, nicht weil wir nicht ähnliche deutsche Bücher dieser Art besäßen, sondern weil die Engländer schon seit längerer Zeit Meister in dem sind, was wir eine gesunde, nahrhafte Küche nennen, und weil auf einer solchen das Volkswohl mehr beruht, als auf allem Moralisiren und Predigen sanitätlicher Präservative. Nachgerade hat sich glücklicherweise eine eigene Wissenschaft der Nahrungsmittel herausgebildet, die, obgleich neuern Datums, doch den zuverlässigsten Grund und Boden unter den Füßen hat. Daß Kartoffeln eine schlechtere Nahrung sind als Hülsenfrüchte, weiß freilich ein jeder; aber wie viele wissen es denn, daß gekochter Schinken hinter rohem, Pökelfleisch hinter frischem Fleische, gekochtes Fleisch hinter Braten u. s. w. zurückstehen? Aus diesem Grunde hat die Lehre von den Nahrungsmitteln nicht nur eine physiologische, sondern auch eine hohe finanzielle Bedeutung. Lassen wir jedoch letztere als die untergeordnetere dahingestellt sein, so kann die erstere nicht genug betont werden, namentlich wenn man an die Kinderwelt denkt, die mit einem gesunden Körper auch einen gesunden Geist erwerben soll. Die Todtenstatistik lehrt uns ja in dieser Beziehung die grauenhaftesten Thatsachen, welche durch eine naive Unkenntniß vom Werthe der Nahrungsmittel hervorgerufen werden. Um unter vielem nur eins zu erwähnen, hat z. B. der unglückliche Name „Kraftmehl“ so ziemlich allgemein die Vorstellung erweckt, als ob man es in dem Stärkemehl auch mit einem Kraftmittel zu thun habe. Die Folge davon ist und war immer, daß ein großer, durch dieses unglückliche Nahrungsmittel aufgezogener Theil der Kinderwelt skrofulös, rhachitisch und vielleicht für das ganze Leben siech wurde, wenn er überhaupt den Folgen dieser Ernährung widerstand. Selten weiß einmal jemand von Fett- und Muskelbildnern, von plastischen und respirativen, sowie von wirklichen Nahrungs- und Genußmitteln zu sagen. Es ist überhaupt unglaublich, aber leider nur zu wahr, daß die allerwenigsten eine Ahnung von dem einfachen Naturgesetze haben, daß Ausgabe und Einnahme auch in Bezug auf die Thätigkeit des Menschen, selbst bis in die geistige Sphäre hinein, stets in Einklang stehen müssen, wenn nicht über kurz oder lang der Organismus seine Dienste versagen soll. Wer sollte vollends davon eine Ahnung haben, daß Alter, Klima, Jahreszeiten, Art der Thätigkeit u. s. w. höchst verschiedene Forderungen an die Ernährung stellen! Das alles aber und noch weit mehr ist für die Wissenschaft heute kein Geheimniß mehr. Doch während sich sonst der Mensch, getreu dem ihm angeborenen Triebe, mehr um sich bekümmert als um die übrige Welt, sehen wir sonderbarerweise in dieser Richtung das Umgekehrte bei den meisten Menschen eintreten, und darum eine Welt voll Krankheit und Elend.

Schon Arago, Humboldt's berühmter Freund, sagte einmal in seinen hinterlassenen Schriften, daß sich eine spätere Zeit sehr darüber wundern werde und müsse, wie

wir unsere Küche so rohen Empirikern überlassen hätten. Das trifft auch heute noch zu und gibt ein glänzendes Zeugniß für die Berechtigung des vorliegenden Buchs. Es lehrt uns im ersten Bändchen in höchst verständlicher Darstellung die Art und Eigenschaften der Nahrungsmittel, die Zusammensetzung und Bereitung des Fleisches, seine Aufbewahrung, das begleitende Knochengerüst, sowie die Eigenschaften und Bestandtheile des fetten und magern Fleisches kennen. Hierauf geht es über zu der Schilderung von Rind- und Kalbfleisch, Hammel-, Lamm-, Ziegen- und Kamelfleisch, Schweinefleisch, Speck, Spanferkel und Wildschwein, endlich von Wildbraten, Pferd und Esel. Ebenso verbreitet es sich über den Genuß von Wurst, Blut, Schnecken, Fleischextract, Eiern, Geflügel, Fischen, Schalthieren und Schildkröten, Käse u. s. w., womit die stickstoffhaltigen Nahrungsmittel des Thierreichs besprochen sind. In einem eigenen Kapitel folgen die stickstofflosen: Butter, Schmalz und Oele. In ganz ähnlicher Art werden im zweiten Abschnitte die pflanzlichen Nahrungsmittel, zunächst also die stickstoffhaltigen, dann die stickstofflosen, behandelt, womit die festen Stoffe absolvirt sind. Das zweite Bändchen beschäftigt sich mit dem Wasser, mit Milch, Sahne, Buttermilch, Molken, Thee, Kaffee, Cichorie, Cacao, Chocolade und den alkoholartigen Getränken, im zweiten Theile mit der Luft. Das Ganze hat durch eine sorgfältige Redaction seinen specifisch englischen Charakter verloren und dafür einen allgemeinern, auch für die deutschen Verhältnisse passenden gewonnen. Wir heben an dem Werkchen vorzugsweise den compendiösen Charakter hervor, welcher dadurch erreicht ist, daß der Verfasser sich sorgfältig von allen geistreichen Abstractionen entfernt hält und nur bei der Sache bleibt. So eignet es sich für jedermann, und jedermann sollte ein solches Buch wie eine Art Hauspostille bei sich aufnehmen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In der Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin ist mit Benutzung der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung eine illustrirte Ausgabe Shakspeare's in acht Bänden erschienen, herausgegeben von Richard Gosche und Benno Tschischwitz, welche zu den einzelnen Stücken kurze literarhistorische und kritische Einleitungen geschrieben haben. Wir müssen bekennen, daß dieselben, und nicht blos wegen ihrer Kürze, uns wohlgefallen haben. Sie sind im ganzen frei von Shakspearomanie, von der Verherrlichung der mislungenen Stücke und von jeder Constructionswuth. Am ausführlichsten sind die Einleitungen zu den Historien, welche allerdings auch der geschichtlichen Erläuterung bedürfen. Die biographische Skizze, welche Benno Tschischwitz der Sammlung vorausschickt, ist unbefangen gehalten und beachtet auch die weniger günstigen Reflexe, die aus den Urtheilen der Zeitgenossen auf Shakspeare's Dichtungen fallen. Dem Werke ist am Schluß ein Citaten- und Sentenzenregister, natürlich unter Beschränkung auf die wichtigsten geflügelten Worte beigefügt. Der Schwerpunkt der Ausgabe beruht auf den Illustrationen, die theils Bilder im Format der Ausgabe, theils kleinere Zwischenvignetten, wir möchten sagen, Entresolbilder sind. Die Ausstattung mit Bildern ist eine reichhaltige; viele derselben haben in der Gruppirung und der charakteristischen Physiognomie der Hauptgestalten einen unverkennbaren Zug und Schwung; gerade unter den kleinern Bildern finden sich manche von großer Prägnanz des Ausdrucks. Doch ist der Werth im ganzen ein ungleicher; und namentlich was die Galerie der Shakspeare'schen Schönheiten betrifft, so entspricht manche derselben nicht dem Ideal, das unsere Phantasie sich von ihnen entworfen hat.

— Georg Holtzhey hat „Der Jungfrau Leben, Lieben, Leiden", ein Buch der Weisheit und der Erfahrung, als Brevier allen deutschen Jungfrauen und Müttern geweiht (Leipzig, R. Friese), herausgegeben. Die Sammlung, die sich vortrefflich zu Geschenken eignet, wird von Konrad Beyer mit warmer Empfehlung eingeführt; die Lehren sind in Verse eingekleidet, die nicht auf poetischen Werth Anspruch machen, aber als gefällige Einkleidung praktischer Lebenswahrheiten sich besser dem Gedächtniß einprägen.

Ausländische Literatur.

Nr. 1448 und 1449 der Tauchnitz'schen Sammlung enthalten die neue durchgesehene und bis auf die neueste Zeit fortgesetzte Geschichte der englischen Literatur: „A Manual of English Literature and of the History of the English Language" von George L. Craik. Der nun verstorbene Verfasser war Professor der Geschichte und englischen Literatur in Queen's College in Belfast, und dieses sein Werk ist nächst Chambers' „Cyclopædia" das vollständigste dieser Art welches England besitzt. Auch Proben aus den Schriftstellern und Dichtern sind hin und wieder darin zu finden. Es ist viel ausführlicher als Spalding's „History of English Literature", welche sich in letzter Zeit in Deutschland vielfach eingebürgert hat, und hat noch den besondern Vorzug, daß es auch zum Theil die wissenschaftliche Literatur, wenn auch freilich nur flüchtig, berücksichtigt.

Nr. 1450 bringt uns ein neues Bändchen von dem durch den Verleger zuerst bei uns eingeführten und schnell zu allgemeiner Beliebtheit und Berühmtheit gelangten Bret Harte: „Idyls of the Foothills in Prose and Verse" betitelt. Es geht diesem Bande eine sehr interessante Skizze vom Leben des Dichters voran, und die kleinen Geschichten, die er enthält, sind hier zum ersten mal überhaupt veröffentlicht. Man braucht nur die erste: „A Passage in the Life of Mr. John Oakhurst" zu lesen, um sich zu überzeugen, daß der californische Dichter noch nichts von seiner Frische verloren hat und ein Quell echter Dichtung seiner Feder entfließt. Hier ist Wahrheit und Naturtreue, wie sie bei Dickens, der Harte so sehr bewunderte, selten in so unverfälschter Weise anzutreffen ist. Von Manier keine Spur. Unter den Gedichten dürfte vielleicht das am 14. Jahrestag der Aufnahme Californiens in den Bund (der Vereinigten Staaten) das meiste Interesse in Anspruch nehmen.

— Nach Berichten aus England soll Franz Hüffer mit der Uebersetzung des Hauptwerks Schopenhauer's ins Englische beschäftigt sein.

Von dort wird auch eine neue bevorstehende Ausgabe der Werke George Chapman's mit einem kritischen Essay über dessen Leben und Werke von Swinburne angezeigt.

Theater und Musik.

Adolf Wilbrandt's „Arria und Messalina" ist am wiener Burgtheater mit glänzendem Erfolg in Scene gegangen; ein Theil der Kritik rühmt das Drama als eine bedeutende Dichtung. Der Gegensatz zwischen der tugendstrengen Arria und der leidenschaftlichen, sinnlich erhitzten Messalina, welche den Sohn der Arria liebt und zu einer wilden Liebesscene gewinnt, bildet den dramatischen Angelpunkt des Stücks. Inwieweit diese Messalina aus dem Holze geschnitzt ist,

aus welchem Hamerling seine wilden Bacchantinnen und Makart die Heldin der „Pest in Florenz" geschaffen hat, ist aus den Berichten der Blätter nicht zu ersehen; jedenfalls ist die Vorliebe unserer modernen Epiker und Dramatiker für das Neronische Zeitalter höchst charakteristisch.

An demselben Abend gab das wiener Stadttheater Octave Feuillet's „Delila", nachdem es schon vorher „Die Sphinx" zur Aufführung gebracht hatte. Wir wollen die Gewissenhaftigkeit, mit welcher die deutschen Bühnen die Chronik der französischen verfolgen und alle Versäumnisse in Bezug auf die Stücke namhafter Dichter alsbald nachzuholen suchen, nicht gerade tadeln, sondern nur wünschen, daß auch für das deutsche Repertoire eine gleiche Vollständigkeit angestrebt werde. Warum nehmen sich die deutschen Directoren die französischen, da sie die Stücke von den Theatern an der Seine entlehnen, nicht auch in der Hinsicht zum Muster, in welcher sie verdienen, in Deutschland nachgeahmt zu werden? Das Werk eines namhaften Dichters wird von den französischen Bühnen unter allen Umständen zur Aufführung gebracht; die Directionen suspendiren ihr eigenes kritisches Urtheil und überlassen das Verdict über das Stück dem Publikum. In Deutschland muß jeder namhafte Dramatiker mit jedem Stück von neuem von vorn anfangen; die Directionen setzen sich die schärfste kritische Brille auf, tragen ihre eigene Weisheit zu Markt, bringen ihre Zweifel an dem Erfolg vor, obwol schon Goethe erklärt hat, daß es unmöglich ist, den Erfolg eines Stücks vorauszubestimmen, und obwol diese Weisheit durch die von ihnen selbst aufgeführten Stücke oft ad absurdum geführt wird. In Frankreich steht ein Autor, der auch nur einmal sein Talent bewährt hat, über der Kritik der Directionen und ist nur der Kritik des Publikums unterworfen. Sein Name deckt die Directionen bei einem etwaigen Miserfolg. So nur ist für den einzelnen Autor eine Continuität der Entwickelung möglich und für die Nation ein Verständniß derselben. In Deutschland herrscht in Bezug hierauf eine empörende Willkürherrschaft; sie ist der Grund, daß nachweisbar einige der besten Autoren von der Bühne zurückgedrängt worden sind, für welche ihr Schaffen vielleicht sehr fruchtbringend geworden wäre.

Aus der Schriftstellerwelt.

Die passauer „Donauzeitung" und andere ultramontane bairische Blätter haben mitgetheilt, daß Schiller zum Katholicismus übergegangen und in Weimar in unwürdiger Weise von acht Schneidergesellen nachts zu Grabe getragen worden sei. Der Oberbürgermeister von Weimar erklärt am 11. December, daß Schiller, wie der Enkel desselben, Baron von Gleichen-Rußwurm, bezeugt, nie aus der evangelischen Kirche ausgetreten sei. Zu Grabe getragen wurde er auf Anregung Karl Schwabe's von 21 Verehrern Schiller's, darunter mehrere Maler, Bildhauer, Professoren, Advocaten und Beamte. Allerdings besorgten damals die Zünfte in Weimar gegen bestimmte Entschädigung das Zugrabetragen, und es war in der That die Woche der Schneiderzunft; für jenes Freundesbegräbniß bedurfte es daher eines Dispenses. Das nächtliche Begräbniß beruhte auf weimarischer Sitte und war ein besonderes Vorrecht gewisser Personen, der Minister, wirklichen Räthe und Cavaliere, ingleichen derer von Adel in Städten und auf dem Lande.

— Hermann Lingg und Victor Scheffel sind zu Mitgliedern des bairischen Maximilian-Ordens erwählt worden.

Bibliographie.

Adelbert, K., Sibylle. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. [illegible]

Album schlesischer Dichter. 8te Sammlung, herausgegeben von dem [illegible]in „Breslauer Dichter-Schule". Breslau, Schletter. 1874. 8. 3 M.

Baer, K. E. v., Geographische Fragen aus der Vorzeit. Dorpat, [illegible]iser. 1874. Gr. 8. 80 Pf.

Beulé, M., Die römischen Kaiser aus dem Hause des Augustus und dem Flavischen Geschlechte. Deutsch bearbeitet von E. Döhler. 4ter Bd. Titus und seine Dynastie. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 M.

Dahn, F., König Roderich. Ein Trauerspiel. Leipzig, Hartknoch. 8. 4 M. 50 Pf.

Kunstschätze Italiens, eine Sammlung der hervorragendsten Bilder und Statuen der Gallerien von Rom, Neapel, Mailand, Bologna, Venedig ꝛc., sowie eine Sammlung der hervorragendsten Architecturen, mit erläuterndem Text von E. Eckstein. 1stes Heft. Leipzig, Payne. 1874. Gr. 4. 1 M.

Laicus, P., Julia de Trécoeur. Ein Charakterbild, frei nach dem Französischen des Octave Feuillet bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 1874. 8. 1 M.

Längin, G., Johann Peter Hebel. Ein Lebensbild. Karlsruhe, Macklot. 1874. Gr. 8. 3 M.

Lindau, P., Dramaturgische Blätter. Beiträge zur Kenntniss des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich. 2 Bde. Stuttgart, Simon. 8. 9 M.

Mahler, H., Zerstreute Blätter. Gesammelte Novellen. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 7 M. 50 Pf.

Mayer, F., Geschichte Oesterreichs mit besonderer Rücksicht auf Culturgeschichte. 2 Bde. Wien, Braumüller. 1874. Gr. 8. 10 M.

Mažuranić, I., Cengic Aga's Tod. Aus dem Kroatischen übersetzt von W. Kienberger. Brünn, Winkler. 1874. Gr. 16. 1 M.

Meyer, L., Akademie oder Universität? Den deutschen Forst- und Landwirthen gewidmet. Breslau, Maruschke u. Berendt. 1874. Gr. 8. 75 Pf.

Natur und Herz. Ein Album, sinnreicher Betrachtung gewidmet. Berlin, Guttentag. Hoch 4. 18 M.

Offermann, L., Ariadne. Tragödie. Wien, Wallishauser. 1874. 8. 3 M.

Ponholzer, B., Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung. (6te Folge). Augsburg, Kranzfelder. 1874. 8. 1 M. 60 Pf.

Prentiß, E., Himmelan. Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. 2te Aufl. Basel, Schneider. 8. 3 M.

— — Die Perle der Familie. Eine Erzählung aus dem häuslichen Leben. Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. Basel, Schneider. 8. 3 M.

Radenhausen, C., Osiris. Weltgeseze in der Erdgeschichte. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Hamburg, O. Meissner. 1874. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Ramshorn, C., Ausgewählte Schulreden. Jena, Fr. Mauke. Gr. 8. 4 M.

Reichardt, E., Ist es nothwendig, dass die Professur der Pharmacie nur durch einen Pharmaceuten vertreten werde? Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 50 Pf.

Reuss, R., Zwei Lieder über den Diebskrieg oder Durchzug des navarrischen Kriegsvolkes im Elsass (1587). Mit historischer Einleitung und ungedruckten Beilagen. Strassburg, Noiriel. 1874. Gr. 8. 3 M.

Roennefe, K., Francesco Spiera. Eine Geschichte aus der Zeit der Reformation in Italien. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1874. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Rosegger, P. K., Die Schriften des Waldschulmeisters. Pest, Heckenast. 8. 6 M. 80 Pf.

Rudorff, E., Die Tochter des Nabob. Roman. Stuttgart, Hallberger. 8. 3 M.

Ruge, A., Reden über Religion, ihr Entstehen und Vergehen an die Gebildeten unter ihren Verehrern. Volks-Ausgabe. Berlin, Stuhr. 1875. Gr. 8. 20 Ngr.

Sach, A., Geschichte der Stadt Schleswig nach urkundlichen Quellen. Schleswig, Bergas. Gr. 8. 12 M.

Schähle, F. G., Beiträge zur Methodik der Volksschule. München, Kellerer. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Scheibert, J., Der Bürgerkrieg in den nordamerikanischen Staaten. Militärisch beleuchtet für den deutschen Offizier. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

Scherenberg, E., Gedichte. Leipzig, Keil. Gr. 16. 5 M. 25 Pf.

Schlägel, M. v., Die Gründer. Roman. Jena, Costenoble. 8. 4 M. 50 Pf.

Schmid, U. R., Ein Mahnruf an unsere Zeit auf Grund des tiefsten Zusammenhangs ihrer Verirrungen. Jena, Neuenhahn. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schoeberlein, L., Zeit und Ewigkeit. Himmel und Erde. Heidelberg, C. Winter. 8. 1 M. 25 Pf.

Schuirling, F., Jobst von Hagen der Barchenthändler von Meiningen. Ein Bild aus dem Leben des Bürgerstandes um 1600. Braunschweig, Zwißler. 8. 10 Ngr.

Die höheren Schulen und das bevorstehende Unterrichtsgesetz in Preussen. Von einem Gymnasiallehrer. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1874. Gr. 8. 80 Pf.

Schwarz, W., Der alte und der neue Glaube von Dav. Frdr. Strauß beleuchtet. Berlin, Berggold. 8. 1 M.

Seyd, W., Beitrag zur Charakteristik und Würdigung der deutschen Strophen. Berlin, Moeser. Lex.-8. 2 M.

Siegmey, Mixed-Pickles. Feuilletonistische Sticheleien. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Socin, A., Bücher-Verzeichniss von Karl J. Trübner in Strassburg. XI. Arabische, persische und türkische Drucke aus den Pressen von Bulaq, Cairo, Alexandrien, Stambul, Beirut, Bagdad, Teheran, Tebritz etc. Strassburg, Trübner. 1874. Gr. 8. 1 M.

Stein, A., Das Trudchen von Pötlitz. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Krieg. Braunschweig, Zwißler. 1874. 8. 2 M.

Taubert, E., Juventas. Neue Dichtungen für Jung und Alt. Berlin, Königsmann. 8. 1 M. 50 Pf.

Türk, O., Pilgerfahrt nach Jerusalem, Rom, Loreto und Assisi. Biberach, Dorn. 1874. Gr. 8. 2 M. 10 Pf.

Tzetzes, J., Ueber die altgriechische Musik in der griechischen Kirche. München, Kaiser. 1874. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 7. Januar 1875.

Zur Goethe-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 1.)

2. Charlotte von Stein, Goethe's Freundin. Ein Lebensbild, mit Benutzung der Familienpapiere entworfen von Heinrich Düntzer. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1874. Gr. 8. 16 M.

Wir erwähnten, wie Düntzer über Schöll's Arbeit und seine eigene Darstellung des Stoffs sich ausspricht. Der Berichterstatter bedauert, sein Urtheil dahin abgeben zu müssen, daß Düntzer genau dieselbe Beurtheilung verdient, die er Schöll angedeihen läßt, wenn nicht eine schärfere. Es kommt ihm ja an genauer Einzelkenntniß der weimarer Verhältnisse jener Zeit kaum ein anderer gleich; aber war es nöthig, bei dieser Gelegenheit, um eine nicht eben bedeutende Anzahl wirklich werthvoller neuer Mittheilungen zu veröffentlichen, diese wundersamen Briefe des Dichters jammervoll zu zerpflücken und dazwischen die werthlosesten Notizen einzustreuen? Düntzer verfolgt Charlottens Leben von Jahr zu Jahr, von 1775 bis 1827, mit fast tagebuchartiger Gründlichkeit; er erzählt uns gewissenhaft, wenn sie bei Hofe speist, welche Maskenfeste sie besucht, mit welchen längst verschollenen Persönlichkeiten sie verkehrt, was sie thut und nicht thut, wenn sie Kopfweh und Schnupfenfieber hat, kurz alles, was irgendwie ermittelt werden kann. Die so im Vorübergehen eingestreuten zahllosen Einzelheiten, welche zum guten Theil noch dazu völlig unwesentlich sind, rauben jeden Ueberblick. Zur Bekräftigung dieses scharfen Urtheils nur ein paar Stellen von vielen:

> An der fürstlichen Tafel (17. October 1775) befanden sich, [au]ßer dem Herzoge, dessen Mutter und Bruder, dem Ober[ma]rschall von Witzleben nebst Frau, dem Oberhofmeister Grafen [v]on Putbus nebst Frau und Charlotten, der mit dem herzog[li]chen Hofe eng befreundete Statthalter von Erfurt, Karl von [D]alberg, der bereits vor drei Jahren als einunddzwanzigjähriger [M]ann zu dieser Würde gelangt war, auch bei Charlotten [w]egen seiner bei einem katholischen Geistlichen seltenen feinen [Bi]ldung und seines sinnigen Ernstes sehr beliebt, die schon vor [wen]igen Tagen angekommene Oberhofmeisterin der Herzogin, die Gräfin Wilhelmine Elisabeth Eleonore von Gianini, Stiftsdame des fürstlichen Frauenstiftes zu Herforden, eine heitere lebenslustige, aber streng auf Anstand haltende Dame, und vier Hofdamen, die zwei von der Herzogin gewählten, Fräulein Marianne Henriette von Wöllwarth und Luise Adelaide von Waldner-Freundstein u. s. w.
>
> Wahrscheinlich gehörte schon damals zu ihren nähern Bekannten auch Fräulein Sophie von Reinbaben, Tochter des Regierungspräsidenten und Oberconsistorialraths Franz Ludwig von Reinbaben zu Erfurt, die wir bereits in dieser Zeit am Hofe finden. Auch war vielleicht schon damals die älteste Tochter des Oberconsistorialraths Seidel, die den Hofprediger Basch heirathete, ihr befreundet. . . .
>
> Goethe kam nicht dorthin (nach Tiefurt), wo Charlotte, Frau von Werther, Karoline Ilten, Fräulein von Reinbaben, Herr und Frau von Seckendorf und die Kalbs speisten und bis zum Abend blieben. . . .
>
> Knebel kam gegen 1 Uhr in Kochberg an. Er fand dort Besuch, mit dem Charlotte ihn gegen Abend in den Wald führte. Am andern Morgen las er mit ihr und Karolinchen Englisch, darauf zeichnete Charlotte ihre junge Freundin. Gegen Mittag kam auch Stein, dem Goethe seinen Brief mitgegeben haben wird. Nachmittags ritt Knebel nach Weimar zurück, ohne Goethe etwas von der Freundin mitzubringen. Diese kam am andern Morgen selbst zu ihm. Goethe besuchte um diese Zeit auch die kleine Schwägerin, die sehr artig gegen ihn war und ihn Schach lehrte . . .
>
> Auch die Hofdamen von Waldner und von Riedesel traten (im Planetentanz) auf, sowie die frühere Hofdame von Wöllwarth, die auch, nachdem sie den Oberforstmeister von Wedel geheirathet hatte, in Dienst blieb und Charlotten um so näher trat, als ihr Gatte in dem andern Flügel des alten Stallgebäudes, das sie selbst schon 1778 bezogen hatte, seine Wohnung erhielt.

Man kann billig fragen: Was nützen uns im Jahre 1874 und zu Goethe's Charakteristik diese sehr abgelagerten Hof- und andern Notizen? Aber nicht genug damit, berichtet uns der Verfasser auch noch, was Charlotte gethan haben könnte, möchte u. s. w.:

Auch die Bekanntschaft vieler fürstlichen und vornehmen Personen wird Frau von Stein damals in Pyrmont gemacht haben. In Weimar nahm sie wol an der Feier des siebzehnten Geburtstags des Erbprinzen theil....

Charlotte wird sich diesmal früh nach Kochberg zurückgezogen haben.... Gleich darauf wird sich Charlotte, weil sie noch leidend war, wieder nach Kochberg zurückgezogen haben....

Als Goethe am 7. November zu Weimar ankam, befand sich die ersehnte Freundin, von welcher sein Begleiter auf der langen Reise viel erzählt haben wird, wahrscheinlich in Kochberg, wenn sie nicht etwa eines Unwohlseins wegen sich zu Hause zurückhielt; denn wir finden sie nach dem 2. November erst wieder am Abend des 12. an der fürstlichen Hoftafel, an welcher damals der Herzog mit Goethe fehlte, der mittags an der Marschallstafel sich befunden hatte....

Die beiden Reisenden werden sich wol früh entfernt haben. — Den 29. December waren die Liebenden wol auf der ersten Redoute. — Goethe's Lied der heiligen Dreikönige wird auch der Freundin Spaß gemacht haben. — An seinem Schmerz wird auch die Freundin redlichen Antheil genommen haben. — Charlotte wird auch an dieser Redoute mit großer Freude sich betheiligt haben. — An der Festfeier in der Kirche und am Hofe wird sich die Freundin herzlich betheiligt und besonders die Herzogin innig beglückwünscht haben.

Doch genug der Beispiele, die, wahllos aufgelesen, aus jeder Seite vermehrt werden könnten. Es ist das ein solches Schneeflockengetreibe von bedeutungslosen Notizen und Personen, Thatsachen und Möglichkeiten, daß dem gewissenhaften Leser dabei zu Muthe wird wie dem Schüler vor Mephisto. Und dazwischen liegen immer wieder eingestreut Goethe's Briefe und Briefchen, wie Edelsteine im Sand; es ist ein köstliches Gericht, mit einer gänzlich geschmacklosen Brühe überschüttet. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß wir hin und wieder unter dem Neuen etwas Ansprechendes, Geistreiches, zur Kenntniß der Verhältnisse Bedeutsames finden; die mitgetheilten Briefe der Herzogin Luise sind nicht blos werthvoll für unsere Kenntniß dieser feinsinnigen und ernsten Frau, sondern auch als Zeugniß, wie dieselbe in dem platonischen Verhältniß des Dichters zu der Freundin durchaus nichts Bedenkliches fand; aber die Menge des bereits Bekannten oder des werthlosen Neuen überwiegt entschieden. Mit der Art und Weise, wie Düntzer das Verhältniß Goethe's zur Freundin beurtheilt, wird man sich wol einverstanden erklären; gerade weil diese zusammenfassenden Urtheile durchaus zutreffend sind, wirkt der ringsum aufgespeicherte Stoff nüchterner Tagebuchsnotizen um so beschwerlicher.

Immerhin sind diejenigen 325 Seiten des ersten Bandes, welche sich mit Charlottens Verhältniß zu Goethe bis Juli 1789 beschäftigen, in ihrer Art von einer gewissen Anziehungskraft, wenn man sich auch bisweilen wie durch eine Dornenhecke überflüssiger Gelehrsamkeit durcharbeiten muß. Der Eindruck, daß das wirklich Bedeutsame in weit engerm Rahmen zusammengefaßt werden konnte, steigert sich aber noch im zweiten Bande. Das Verhältniß zu Goethe ist, so scheint es, für alle Zeiten zerbrochen, wie aus Charlottens unsaglich bittern Aeußerungen über den Dichter erhellt, über dessen zunehmende Leibesfülle, als äußere Wirkung seiner gemeinen Umgebung, sie wiederholt in gehässiger Weise sich ausläßt. Mit der Zeit freilich weiß der Freund, besonders durch Vermittelung seines Söhnchens August, durch kleine Aufmerksamkeiten oder Geschenke, willkommene briefliche Mittheilungen, oder als Fürsprecher beim Herzog für Charlottens Söhne, ein mattes Nebelbild des alten Verhältnisses aufzuerwecken; die Abneigung gegen Christiane wußte Charlotte von Stein erst nach zwanzig Jahren derart zu überwinden, daß sie ab und zu in Gesellschaften mit ihr zusammentraf. Die wahrhaft zartherzigen Bemühungen Goethe's wie ihr eigenes zunehmendes Alter stimmten die vereinsamte Frau milder, welche, längst verwitwet, durch mancherlei Sorgen um die in der Ferne weilenden Söhne bedrückt, auch als Greisin sich die lebendige Theilnahme für die bedeutendsten neuern Erscheinungen des deutschen Schriftlebens erhielt.

Der besonders mit Goethe's vormaligem Zögling Fritz fleißig gepflegte Briefwechsel läßt uns in das stets angeregte, wenn auch nicht selten durch Krankheit oder Sorge getrübte Leben der alternden Frau, in die Nöthen der Kriegsjahre 1806—13, welche über Weimar und Jena so schweres Ungemach brachten, klare Einblicke, einzelne von dauerndem Werth, gewinnen; während wir im ersten Bande fast nur Goethe's Stimme, Worte der Liebe und Leidenschaft vernehmen, sehen wir hier die Mutter im gemüthvoll sorglichen Verhältniß zu dem geliebten Sohne eine neue und herzlich erfreuliche Seite ihres Wesens entwickeln; auch manches Urtheil über die vergangene Zeit, manche Mittheilung über Goethe erfreut durch die größere Milde der alternden Frau, ist uns ein schätzenswerther Beitrag zur Kenntniß des Dichters; aber der Blick des Lesenden, durch die Fülle des Bedeutungslosen, durch die jeder künstlerischen Gliederung bare chronikartige Darstellung ermüdet, fliegt hastig über die Blätter. Als Beleg mag der Anfang des Jahres 1796 dienen:

Das neue Jahr trat sie ganz gesund an, aber in der zweiten Woche befiel sie ein starkes Schnupfenfieber, das ihre Augen gewaltig angriff, sodaß sie lange zum Lesen und Schreiben völlig unfähig war. Am 23. Januar kam die Landgräfin von Hessen nebst Gemahl in Weimar an. Eine ihrer Hofdamen, Fräulein Bode, ein sehr artiges Mädchen, wohnte bei Charlotten, eine andere, Frau von Bülow, bei Frau von Wedel. Auch Karl (Stein) fand sich am 23. ein. Am folgenden Tage besuchte die Herzogin mit der Landgräfin ganz allein Charlotten, die darüber sehr erfreut war, wenn auch das Anziehen bei ihrer Schwäche und ihrem Leiden ihr etwas lästig fiel. Goethe, der sie wol nicht persönlich sah, schenkte ihr Schiller's „Musenalmanach", den sie auch von der Herzogin zum Geschenk erhielt. An dem von Goethe eingerichteten Aufzuge des türkischen Hofs nahm auch Karl theil, welcher ihr in seiner Maskerade sehr gefiel u. s. w.

Man wird diese und ähnliche Notizen schwerlich der dauernden Beachtung der Nachwelt würdig finden, ihre Mittheilung vielmehr beklagen, denn das wahrhaft Anziehende oder Bedeutsame versinkt fast völlig in diesem Schwall von Unbedeutendheit.

Doch wir eilen zum Ende. Goethe der Greis und Charlotte von Stein die Greisin gingen nach langen Jahrzehnten der Entfremdung wieder einträchtig nebeneinander her, ohne sich gerade häufig zu sehen oder zu schreiben. Die letzte Aeußerung des Dichters an die Freundin erfolgte nach seinem Geburtstag 1826; er sandte ihr sein Dankgedicht an die glückwünschenden Freunde und fügte demselben einige Worte bei. Der Schluß und das daran geknüpfte Briefchen lauten:

Wohlwollen unsrer Zeitgenossen,
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

Beiliegendes Gedicht, meine Theuerste, sollte eigentlich schließen: Neigung aber und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das Höchste, was dem Menschen gewährt sein kann.

Wenige Tage, nachdem sie in ihr 85. Lebensjahr getreten, starb Charlotte von Stein am 6. Januar 1827; fünf Jahre danach folgte Goethe im Tode der verlorenen und wiedergefundenen Freundin.

Wir haben uns leider genöthigt gesehen, bei aller Anerkennung des Fleißes und der reichen Kenntniß, welche der Verfasser wie früher in diesem Lebensbilde der merkwürdigen Frau entwickelt, auf die Schwächen der Darstellung hinzuweisen; wir können nur bedauern, daß Düntzer in dem reichen Material, das ihm vorlag, einigermaßen seinen Weg verlor und daß er sich nur hin und wieder zu einer zusammenfassenden geschmackvollen Darstellung bequemt hat. Daß ihm auch diese zu Gebote steht, mögen zwei Absätze des Schlußwortes erweisen:

Einen Gradmesser der persönlichen Bedeutung der Menschen bietet uns die Einwirkung, welche sie auf andere durch Geist und Tüchtigkeit hervorragende Personen ausüben. Wer möchte da an der Macht der Persönlichkeit unserer Freundin zweifeln, die so tüchtige, auf sich ruhende Naturen wie Goethe und die heldenhafte Herzogin Luise mit wunderbarer Gewalt an sich zu fesseln vermochte, deren Drang nach höhern Ansichten des Lebens, mit reiner, inniger Herzlichkeit und klarer Anschauung der Dinge verbunden, Schiller anzog, die der innigsten Verehrung zweier durch Geist und Herz so hoch begnadeten Fürstinnen wie Maria Paulowna und die Prinzessin Karoline genoß, der selbst ein so durchaus selbständiger, auf ganz anderer Grundlage ruhender Charakter wie Karl August so lange herzlich ergeben war, bis äußere Rücksichten ihn ihr entfremdeten und den Gegensatz um so schärfer hervortreten ließen, die durch ihre ganze ernstwürdige und zugleich anmuthige Erscheinung alle beim ersten Blick anzog, deren Gewalt nur herzlose oder leidenschaftlich selbstsüchtige Menschen sich ganz zu entziehen vermochten. Eine bedeutende Persönlichkeit wirkt mit unbegreiflicher Naturgewalt; kann man auch das Wesen derselben zersetzen und die einzelnen hervorragenden Eigenschaften kennzeichnen, immer fehlt doch das geistige Band, das wie mit göttlichem Odem sie zur bestimmten Persönlichkeit belebt. So sind wir auf eine bloße Hervorhebung der einzelnen Charaktereigenthümlichkeiten beschränkt.

Lebendige Anschauung, heller Verstand, tiefer Drang nach eindringender Erfassung der Welt und ihrer Erscheinungen, Hang zum Ernsten, Würdigen, ja Schwermüthigen, reines Gefühl, das alle Eindrücke in sich sog und auch die unangenehmen krampfhaft festhielt, wodurch ihr das Leben so schwer wurde, edle Gemüthlichkeit, gutmüthige Herzlichkeit, die sich auch dem Scherze freundlich hingibt, warme Innigkeit, zartes Gefühl für Anstand und Würde, hohe Weiblichkeit, mächtige Willenskraft, besonnene Fassung, unerschütterliche Treue, vollste Mutterliebe und edelste Freundschaftsneigung bildeten die Grundzüge ihres, sinnlicher Reizbarkeit und mächtigem Schwunge der Einbildungskraft fremden Wesens, das in einem überlangen, weil zuletzt körperlicher Ermattung und zerrüttenden Schmerzen verfallenen Leben zu reichster Entwickelung gelangte.

3. Göthe's Jugend. Der Frauenwelt geschildert von Johannes Scherr. Leipzig, Keil. 1874. 16. 4 M. 50 Pf.

Wenn ein zierlich gepreßter rother Leinwandband in Golddruck die Aufschrift zeigt „Göthe's Jugend", so wirkt der erste Blick für denjenigen, welcher weiß, daß unser größter Dichter sich lebenslang „Goethe" schrieb, etwa wie eine Ohrfeige. Wenn die Engländer ihren Shakspeare verschiedentlich schreiben, so hat das seine triftige Entschuldigung darin, daß wir von dem wunderbaren Manne nur, wenn ich nicht irre, drei Namenszüge haben, und zwar sind dieselben verschieden unter sich oder unleserlich. Aber von Goethe's Hand haben wir Tausende von Briefen in der Urschrift, und wenn es dem gewöhnlichen Menschen einerlei sein mag, wie der große Olympier seinen Namen schrieb, so sollte es doch derjenige wissen und beachten, der über ihn schreibt. Dieses von ihm zu verlangen, wird Scherr ohne Zweifel für eine sehr überflüssige Schulmeisterei halten. Aber wenn die Gelehrten allezeit richtig „Goethe" schrieben, würden es die Ungelehrten bald nicht anders wissen. Was sollte man von einem französischen Schriftsteller über Literaturgeschichte halten, welcher „Voltère" schriebe?

Der Berichterstatter ist gegen die Zurechtmachung der Lebens- oder Jugendgeschichte bedeutender Männer etwas argwöhnisch; Frau Luise Mühlbach hat unsere Unsterblichen so vielfach zu literarischem Wurstfleisch verarbeitet, daß man leicht ähnliche Attentate fürchtet. Zudem könnte man fragen, wozu eine Darstellung von Goethe's Jugendleben dienen sollte, nachdem er selbst „Dichtung und Wahrheit" geschrieben. Indeß ist zwischen Luise Mühlbach und Johannes Scherr ein erheblicher Unterschied; sodann ist leider nicht zu leugnen, daß unsere Frauen eher hundert andere Bücher lesen als Goethe's selbstverfaßte Jugendgeschichte; und schließlich sind wir in der Lage, Goethe's eigenem Bericht über sein Leben aus den unterdeß veröffentlichten Briefwechseln so erhebliche Erläuterungen beizufügen, daß eine solche Darstellung sich wol rechtfertigt.

Scherr hat allerdings den Begriff der Jugend in ziemlich weitem Sinne genommen; er schließt nicht etwa, wie der Dichter selbst, mit der Uebersiedelung nach Weimar ab, sondern führt uns bis nach Rom und bis zur Heimkehr, woran sich als Abschluß einige Seiten reihen, welche uns bis zum Tode des Dichters geleiten. Daß bei solcher Betrachtungsweise auf noch nicht zweihundert Seiten die verschiedenen Entwickelungsstufen im Jugendleben Goethe's ziemlich rasch abgethan werden, ist nicht zu verwundern; der Verfasser theilt uns eben, in nur schwacher Anlehnung an des Dichters eigene Aufzeichnungen, die Ergebnisse der bisherigen Forschungen mit, in jener von scharfen Streiflichtern belebten, hin und wieder abschweifenden, aber den Plan der Sache fest und klug ergreifenden Darstellung, welche wir aus seinen frühern Schriften kennen. Insofern er auf diese Weise den Lesern Goethe's Jugendleben bis 1788 frisch und flott darlegt und damit zur Kenntniß des Dichters beiträgt, wird man für das Buch dankbar sein müssen.

Dagegen müssen wir uns ernstlich verwahren gegen Scherr's Darstellungsweise. Es ist das schon früher geschehen, und Scherr hat sich nichts um die Kleinkrämerei der Philister gekümmert; aber man muß in der Welt das Nothwendige immer und immer wieder sagen. Wenn Scherr in seiner „Culturgeschichte" und andern ähnlichen Werken die Farben etwas kräftig aufträgt, so mag man das entschuldigen; er schreibt für Männer und über Dinge nicht immer zarter Art. Wenn man aber das Jugendleben unsers größten Dichters schreibt, und zwar ausdrücklich für die Frauenwelt, so muß man das thun

in einer Ausdrucksweise, welche Goethe's und der Frauen einigermaßen würdig ist. Scherr hat diese Anbequemung an den edeln Stoff und einen feinfühligen Leserkreis für unnöthig gehalten; er schreibt genau in derselben bis zum Uebermaß aufgeknöpften Weise, die ihn allezeit nicht eben rühmlich ausgezeichnet hat und die hier doppelt verletzend erscheint. Man lese Stellen wie die folgenden:

(Goethe's Vater war) ein stattlicher, steilaufgerichteter, rauchfleischtrockener, steifleinener Herr — er behandelte alles und jedes mit jener zähen und sozusagen sohlledernen Ernsthaftigkeit, welche ...

Männiglich und weibiglich weiß ja, daß ein Poet auseinanderplatzen müßte, so er dem bis zum Bersten geheizten Dampfkessel seines Herzens nicht das Sicherheitsventil der Versemacherei aufthäte ...

Der darmhessische Kriegszahlmeister (Merck) ...

Endlich schwarmgeisterte und freundschaftelte in dem darmstädter Kreise auch jener Leuchsenring ...

Der 9. Juni von 1772 war der Tag, an welchem es in unserer Literatur zu lotten und werthern begann ...

Der pädagogische Kraftstoffel Basedow, ein Stark- und Schwarmgeist aus dem ff ...

Geld und Geld gesellt sich gern, steht geschrieben im Evangelio Mammonis Kap. 13, V. 25 ...

Das Verhältniß schleppte sich den Winter über und in den Sommer hinein derart fort, daß der arme Bräuterich ...

Die Stolberge standen damals im Vollsaft ihrer Kraftgeniewuth, die sich in unbändigem, mitunter geradezu verrücktem Freiheitsgeschrei austobte, welches dann später bekanntlich bei dem einen in papistisches Gegrunze, bei dem andern in pietistisches Gegreine umgeschlagen ist.

Und so weiter ohne Grazie in infinitum. Mit allem Respect vor Scherr's bedeutenden Gaben und Kenntnissen sei es gesagt, ein solcher hinterwäldlerischer Bierhausstil, wie ihn allenfalls Studenten auf der Kneipe üben mögen, geziemt sich nicht, wenn man über Goethe spricht; er ist nicht geistreich, sondern einfach geschmacklos und plump; so treffend das Mitgetheilte gemeiniglich erscheint, die Form, in welcher es mitgetheilt wird, ist des Gegenstandes nicht würdig; man trinkt edeln Rheinwein nicht aus einem Bierseidel. Jedenfalls möchten wir meinen, daß die deutschen Frauen, welche an diesem Jugendleben Goethe's sich erfreuen können, nicht zu denen gehören, von welchen geschrieben steht:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edeln Frauen an.

Wilhelm Buchner.

Uebertragung lateinischer und griechischer Dichtwerke.

1. Waltharius, lateinisches Gedicht des 10. Jahrhunderts. Nach der handschriftlichen Ueberlieferung berichtigt, mit deutscher Uebertragung und Erläuterungen von Joseph Victor Scheffel und Alfred Hölder. Stuttgart, Metzler. 1874. Gr. 8. 4 M.

Diesmal kann ich meinen Bericht über Verdeutschungen lateinischer Gedichte mit der besondern Genugthuung beginnen, daß ich entfremdetes Nationalgut als wiedergewonnen erweise. Zwar ist die Wiedergewinnung nicht ganz neu, aber sie tritt heuer in ihr selbständiges Bücherrecht ein. Bekanntlich hat Joseph Victor Scheffel seinem „Ekkehard" eine Uebersetzung des Walthariliedes einverleibt; diese erscheint nun mit dem lateinischen Texte und reichhaltigen Erläuterungen in neuem Gewande und nimmt sich gar stattlich aus neben dem Epos, welches der ehrwürdige Mönch Ekkehard mit vieler Mühe in lateinischen Hexametern künstlich gefugt hat.

Es ist etwas Eigenthümliches um dieses lateinische Epos. Wer es in der Jugend gelesen hat, der wird, wenn er ein Deutscher ist, einen nachhaltigern Eindruck und eine wärmere Erinnerung für sein Leben gewinnen, als ihm all die classische Herrlichkeit römischer und griechischer Poesie gewährte. Und doch steht das kleine Heldengedicht an Form sehr tief. Das Latein ist schlecht. Man hat viel daran herumgebessert; schon der Lehrer des unbeholfenen jugendlichen Poeten corrigirte das Concept; später suchte Ekkehard IV. die holperigen Stellen zu glätten; anderes haben Abschreiber und neue Kritiker in das rechte Gleis zu heben versucht; aber glücklicherweise ist es nicht gelungen, ein classisch reines Gedicht aus dem „handfesten Waltharius" zu machen. Wir sehen noch unter dem Wortgepränge, welches der Dichter aus dem Virgil zur Verherrlichung seines Helden entliehen hat, die großartige Einfachheit des germanischen Heldenliedes hervorleuchten.

Wir können also nur damit zufrieden sein, daß Ekkehard es in der lateinischen Grammatik und Metrik noch nicht weiter gebracht hatte, als er die Walthariſage in den Jahren 920—940 aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzte und in Hexameter einzwängte. Freilich haben wir heutzutage auch nicht viel Grund, das Werk abschätzig zu beurtheilen; denn es dürfte jetzt nicht viele Schüler geben, die in ihrem Virgil so bewandert wären, wie es der Klosterschüler offenbar gewesen ist. Daß wir die ursprüngliche Beschaffenheit des lateinischen Textes, wie er aus der Feder Ekkehard's geflossen ist, beurtheilen können, ist das Verdienst A. Hölder's, welcher durch eine exacte Vergleichung der Handschriften die Textgeschichte geklärt hat. Schwierigkeiten machte der Prolog, in welchem ein demüthiger Klosterbruder, Namens Geraldus, den lateinischen „Waltharius" als sein Werk einem Bischofe Erchenbald widmet. Nun wußte man durch das Zeugniß Ekkehard's IV., daß Ekkehard I. als Schüler den lateinischen Text verfaßt hatte, und es schien räthselhaft, daß sich ein Fremder das Eigenthumsrecht anmaßte. Man vermuthete in dem Geraldus einen spätern Bearbeiter des Ekkehard'schen Textes, und damit wurde der Klosterschule zu St.-Gallen sogar ihr volles Eigenthumsrecht verkümmert. Denn Geraldus erschien als Concurrent.

Durch die Untersuchungen Scheffel's und Hölder's ist nun aber die Ansicht J. Grimm's gesichert, daß Geraldus kein späterer, außerhalb St.-Gallen lebender Bearbeiter war. Um kurz zu sein, kann man das Verhältniß nach der lichtvollen Darstellung der beiden Herausgeber folgendermaßen charakterisiren. Im Anfange des 10. Jahr-

hunderts gab es ein deutsches Lied von Waltharius, welcher, mit der ihm angelobten Hiltgunde und mit Hagen als Geisel ins Hunnenland entführt, eine glückliche Flucht nach seiner aquitanischen Heimat unternahm. Er brachte seine Braut und viele Schätze mit. Im Lande der Franken mußte er sich gegen König Gunther und seine Recken, unter denen der vor ihm entwichene Hagen war, vertheidigen. Am Wasgenstein war der Kampf. Nachdem Waltharius elf Kämpen erschlagen und den König Gunther mit seinem Genossen Hagen übel zugerichtet, selbst aber einen Arm verloren hatte, konnte er frei seines Wegs ziehen.

Diese Sage bearbeitete der jugendliche Ekkehard unter Leitung eines Lehrers, welcher manches zu bessern fand und schließlich die Arbeit als eine Frucht seines Unterrichts und Mitschaffens betrachten durfte. Der Lehrer hieß Geraldus. Er widmete das Gedicht dem Erchenbald, Bischof von Straßburg (965—991). Diesem Kirchenfürsten, der selbst Dichter war, hat man neuerdings die Widmung entziehen und sie unrichtigerweise auf den mainzischen Erzbischof Erchenbald (1011—20) übertragen wollen. Vielmehr hat unter dessen Nachfolger Aribo (1020—31) der aus St.-Gallen nach Mainz gewanderte Ekkehard IV. den Waltharius, „so gut er konnte", verbessert.

Es ist dem Herausgeber des lateinischen Textes, A. Hölder, gelungen, die jüngere Recension Ekkehard's IV. von der ältern Textgestaltung zu scheiden. Indessen hat Geraldus, wie es scheint, auch sein Widmungsexemplar, welches nach Straßburg geschenkt wurde, noch einmal durchcorrigirt; darauf lassen die Besonderheiten schließen, welche sich in den mit dem erwähnten Prolog bereicherten Handschriften finden. Wir haben also den ganzen Entstehungsproceß des lateinischen Waltharius in der neuen Ausgabe vor Augen: 1) die Schularbeit, 2) die vom Lehrer besonders corrigirte und für bischöfliche Hände zugerichtete Ausgabe, 3) die mainzer Bearbeitung aus dem 11. Jahrhundert.

Wenn ich in der Scheffel'schen Uebertragung eine Wiedergewinnung entfremdeten Nationalgutes sehe, so will ich damit den andern Uebersetzern nicht den Vorwurf machen, als wenn sie ihre Aufgabe schlecht gelöst hätten. Scheffel hat keine Uebersetzung im eigentlichen Sinne geliefert, sondern eine Umdichtung, welche, wie der Verfasser bescheiden sagt, wesentlich das leisten soll, was in J. Grimm's Ausgabe die ausführliche Inhaltsanzeige. Es ist eine Wiedergabe des Inhalts in frischer poetischer Form, gewissermaßen ein selbständiges Werk, das die zufällig in lateinischen Hexametern überlieferte Walthariſage in echt deutschem epischen Stil behandelt. Keine gesuchte Alterthümelei, sondern ein einfacher, an die altehrwürdige Vorzeit gemahnender Erzählerton herrscht in Scheffel's Dichtung. Die „Virgilianischen Flitter" sind abgestreift, u[illegible] das deutsche Gedicht ist bedeutend kürzer als die late[illegible]sche Bearbeitung. Ich glaube nicht, daß Scheffel sich m[illegible] dieser Verkürzung dem deutschen Original, welches d[illegible] sanctgaller Mönchen vorlag, genähert hat. Zwar d[illegible] man aus den erhaltenen Bruchstücken eines angels[illegible]sischen Walthariliedes nicht geradezu auf die Beschaffe[illegible]eit des in St.-Gallen gelesenen Gedichts rückschließen. Wäre ein solcher Rückschluß gestattet, so müßten wir annehmen, daß schon Ekkehard I. eine bedeutende Kürzung vorgenommen hätte. Aber so deutlich man sieht, daß dieser einige gelehrte Zusätze, wie den geographisch-historischen Anfang, altclassische, sogar heidnische Flickredensarten angefügt hat, ebenso deutlich fühlt man, daß in dem zur Kürze geneigten Latein die deutsche Erzählung etwas zusammengeschwunden, gewissermaßen gepreßt ist. Dem modernen Dichter stand es frei, die deutsche Uebertragung auch weitläufiger anzulegen, ohne gegen die Urschrift zu verstoßen. Aber Scheffel hat sich meines Erachtens mit Recht zum Gegentheil entschlossen; er wollte offenbar kein mittelalterliches Heldenlied nachbilden, sondern ein modernes Epos schaffen. Dazu eignet sich eine umständlicher erzählende und beschreibende Weise, die wir in der Vorlage Ekkehard's voraussetzen dürfen, nicht. Es ist ein frischer, rasch fortschreitender Zug in Scheffel's Gedicht, der den Leser niemals ermüden läßt. Wir werden gleich zu Anfang in den wilden Hunnenzug hineingerissen:

Das war der König Etzel im fröhlichen Hunnenreich,
Der ließ das Heerhorn blasen: „Ihr Mannen, rüstet euch!
Wohlauf zu Roß, zu Felde, nach Franken geht der Zug,
Wir machen zu Worms am Rheine uneingeladen Besuch!"

Angenehm fühlen wir uns von dem humoristischen Tone angeweht, welcher sich gleich hier taktvoll einstellt und den glücklich begabten Dichter im weitern Verlaufe der Erzählung nicht verläßt. Das kalte Latein hat wenig Spuren von dem Humor des altdeutschen Gedichts erhalten; doch ist es der steifen virgilianischen Phraseologie nicht ganz gelungen, den deutschen heitern Geist abzutödten. Gar possirlich steif nimmt sich die Beschreibung der großen Zecherei in der Hunnenburg aus, zu der hochtrabende lateinische Phrasen mit Mühe zusammengelesen sind. Der originale Geist lacht aber im Deutschen ungezwungen wieder auf:

Und wie der Schmaus zu Ende, die Tische weggeräumt,
Da sprach zu König Etzel Walthari ungesäumt:
„Nun, edler Herr und König, ertheilt uns Euern Segen,
Daß alle hier im Saale der Zechlust mögen pflegen."
Der Humpen allergrößten reicht er ihm knieend dar,
Darauf aus alten Mären manch Bild geschnitzet war.
Da lacht der greise Zecher: „Fürwahr, Ihr meint es gut,
Als wie ein Meer im Sturme entgegenschäumt mir die Flut."
Doch sonder Zagen stand er, ein Fels am wogenden Strand,
Und lüpft' den Riesenhumpen und wiegt' ihn in der Hand;
Und trank mit tapferm Zuge ihn bis zum Grunde leer
Und macht die Nagelprobe. Da floß kein Tropfen mehr.
„Itzt thut mir's nach, ihr Jungen!" so rief der alte Held,
Da war ein lobwerth Beispiel den andern aufgestellt.
Hurtig und hurtiger, dem Winde gleich, dem schnellen,
Sah man den Saal durchrennen den Mundschenk sammt Gesellen.
Sie nahmen die Pokale, sie füllten sie aufs neu',
Da hub sich in dem Saale ein scharfes Weinturnei.
Bald lallte manche Zunge, die sonst viel Ruhm gewann,
Bald wankte in den Knien manch heldenkühner Mann;
Es kam die Mitternacht, noch zechten sie und sungen,
Dann sanken sie zur Beute dem Schlafe, weinbezwungen.
Und hätt' Walthari itzt die Burg in Brand gesteckt:
Kein Mann war da so nüchtern, daß er ihn drob entdeckt.

Aber auch zarte Saiten weiß der Dichter anzuschlagen. Die Gespräche zwischen Hiltgund und Walther in der Verbannung, die rührende gegenseitige Sorge auf der Flucht, die Beschreibung der Nacht am Wasgenstein nach

dem furchtbaren Kampfe mit den Franken gehören selbst in der lateinischen Verkleidung zum Schönsten, was unsere Dichtung hervorgebracht. Wie schön Scheffel solche Stellen der Muttersprache wieder zugeführt, möge zum Schlusse folgende Probe darthun:

Gesunken war die Sonne. Einbrach die dunkle Nacht.
Der müde Held Walthari stand prüfend und bedacht':
Ob er in sichrer Felsburg schweigsam verweilen möge,
Ob er durch öde Wildniß versuche neue Wege.
Er scheute blos den Hagen und ahnte böse List,
Daß ihn der König dort umarmet und geküßt.
Deß fürchte ich, so dacht' er, daß sie zur Stadt entreiten
Und morgen früh den Kampf erneu'n mit frischen Leuten,
Wofern sie nicht schon itzt im Hinterhalte lauern. —
Auch schuf der wilde Wald ihm ein gelindes Schauern,
Als dräut' es drin ringsum von Dorn und wilden Thieren,
Daß er dort hülflos irrend die Jungfrau möcht' verlieren.
Dies alles wohlgeprüft und wohlerwogen sprach er:
„Wie es auch gehen mag, hier sei bis mor'n mein Lager,
Daß nicht der König prahle, ich sei dem Diebe gleich
Entflohn bei Nacht und Nebel aus dem Frankenreich."
Er sprach's, und Dorn und Strauchwerk hieb er sich rings vom Hag
Und schloß den engen Pfad mit stachligem Verhack,
Mit bitterm Seufzen wandt' er sich zu den Leichen dann,
Jedwedem Rumpfe fügte sein Haupt er wieder an;
Gen Sonnenaufgang warf er kniend sich zur Erde
Und sprach das Sühngebet mit scharfentblößtem Schwerte:
„O Schöpfer dieser Welt, der alles lenkt und richtet,
Gen dessen hohen Willen sich nichts hienieden schlichtet,
Hab' Dank, daß heute ich mit deinem Schutz bezwungen
Der ungerechten Feinde Geschoß und böse Zungen!
O Herr, der du die Sünde austilgst mit starken Armen,
Doch nicht den Sünder selbst — dich fleh' ich um Erbarmen:
Laß diese Todten hier zu deinem Reich eingehn,
Daß ich am Himmelssitze sie möge wiedersehn!"

Nichts kann den Unterschied zwischen germanischer und römischer Poesie deutlicher vergegenwärtigen als der Widerspruch zwischen Form und Inhalt im lateinischen „Waltharius". Vergleichen wir damit den Virgil selbst, welcher die Phrasen leihen mußte, so finden wir sogar in den subjectiv gefärbten Gedichten niemals jenen Widerstreit zwischen dem kalten, plastisch ruhigen Wortgefüge und einem selbst leidenschaftlichen Inhalt. Und es wird nicht gelingen, einem Virgilianischen Gedichte, selbst wenn wir es vollkommen in deutsche Form umgießen, eine solche Gefühlswärme einzuflößen, wie sie unsern alten Nationalliedern von Natur innewohnt. Dagegen lassen sich recht zierliche, ruhig beschauliche Gedichte aus den Hirtenliedern Virgil's in unserer Sprache herstellen, wenn man nur den hierzu ungeschickten Hexameter fallen läßt und fünffüßige Jamben anwendet. Das ist zu ersehen aus dem hübschen Büchlein:

2. Die zehn Hirtenlieder des Virgil in freier Uebertragung von W. Kopp. Berlin, Springer. 1873. 8. 1 M. 60 Pf.

Diese Lieder waren ursprünglich in drei Schulprogrammen erschienen und werden hier zusammen veröffentlicht, in der Hoffnung, „daß die reizenden Landschafts- und Sittenschilderungen Altitaliens, für welches der Landmannssohn ein so scharfes Auge und Ohr, ein so jugendwarmes Herz hatte, in dieser neuen Form schärfer hervortreten". Das letztere trifft wirklich zu. Die anmuthigen Lieder lesen sich glatt, sind leicht verständlich, erwecken unser Interesse, wenn sie uns auch keine innige Theilnahme einflößen können. Selbst die ihres Eigenthums beraubten Hirten finden sich so gut in der Weltgeschichte zurecht, daß ihre unbedeutende Persönlichkeit vor dem politischen Hintergrunde verschwindet. So im ersten Gedichte „Meliboeus":

Doch wir, wir andern müssen weiter ziehn,
Die einen in das heiße Afrika,
Das dürstende, die anderen zum Oxus,
Dem kreidereichen, strudelvollen Strom
Von Scythien, und die zu den Britannen,
Die ringsum Meer vom Kreis der Länder trennt.
Und wenn ich je, nach langer, langer Zeit
Mein Vaterland und meine niedre Hütte
Mit Rasendach einst wiederschauen sollte,
Wie werd' ich ob der Aehren trauern müssen,
Die spärlich dann auf meinen Feldern sprießen!
Der rohe Krieger soll nun diese Flur,
Die einmal erst der Pflug durchfurcht, besitzen,
Und diese Saaten der Barbar? Dahin
Hat Zwietracht uns Unselige geführt,
Für solche haben wir das Feld bestellt?

Die Behandlung des Versbaues verdient Lob. Die Zeilen sind bedeutend kürzer als im Lateinischen, was zum Charakter unserer Sprache, namentlich in einer leichtern Dichtungsart vortrefflich paßt. Die Frage, ob wir die längern Verszeilen der Alten im Epos, in der Idylle, der Elegie, dem Drama nachbilden sollen, oder ob der moderne Sprachgeist eine Erleichterung der Form, welche meistens eine Kürzung sein wird, erfordere, ist in neuester Zeit vielfach erörtert worden. Stellenweise ist die Erörterung leidenschaftlich geworden, namentlich gegen die Herren Philologen, welche übrigens mit Unrecht als unverbesserliche Anhänger des antiken Versmaßes betrachtet werden. Mit Bezug auf das Epos steht Scheffel's Waltharilied als leuchtendes Muster da. Die Zeilenlänge unterscheidet sich nicht wesentlich vom daktylischen Hexameter, nur haben die Daktylen den Jamben weichen müssen.

Daß in dieser Form Vorzügliches geleistet werden kann, beweist ein anspruchsloses, nicht in den Buchhandel gekommenes Schriftchen unter dem Titel:

3. Mehr? Eine Frage des Vertrauens von Leopold Nikisch. (Als Manuscript gedruckt.) Köln 1863.

Hier ist das erste Buch von Ovid's „Verwandlungen" zum Theil in sechstaktigen Versen, die indessen zweizeilig gedruckt sind, auf eine so leichte, feine Weise übertragen, daß man geradezu den Geschmack an deutschem Rhythmus eingebüßt haben muß, wenn man sich nicht an dieser Dichtungsform erfreuen kann. Der Verfasser ist indessen durch Anwendung verschiedener Versarten dem wechselvollen Inhalt der „Metamorphosen" gerecht geworden. Er läßt in angenehmer Weise fünffüßige Jamben, Trochäen und gemischte iambisch-anapästische Reihen in größern Partien eintreten. Ich glaube, daß Ovid's „Metamorphosen", auf diese Weise bearbeitet, in Deutschland mehr Leser finden würden als manches |bessere römische oder griechische Dichtwerk, im Versmaße des Originals übersetzt. Eine besondere Befähigung bekundet der Verfasser in der Uebertragung Horazischer Oden. Er hat mit dem römischen Dichter offenbar das liebevolle Eingehen in die Einzelheiten des poetischen Ausdrucks gemein. Man wird ihn nicht auf einer Geschmacklosigkeit ertappen. Im einzelnen finden sich in diesen Versuchen die gelungensten Ver-

deutschungen schwieriger Ausdrücke; z. B. hat er das „Aequam memento servare mentem“, welches ein Stein des Anstoßes für die Uebersetzer zu sein pflegt, meisterhaft wiedergegeben:

Bewahre dir bei jeder Schicksalstücke,
Mein Dellius, der Seele Gleichgewicht:
Enthalte dich der Taumellust im Glücke,
Doch auch bei Mißgeschick verzage nicht!

Das fragende „Mehr?“ ist bei einem solchen Poeten unbedenklich mit einem bittenden „Mehr!“ zu beantworten.

Daß für die Idylle und Elegie eine kürzere Verszeile im Deutschen möglich sei, kann man nach vorhandenen Mustern, auch nach dem hübschen Versuche Kopp's unbedenklich bejahen. Heftiger stehen sich die Meinungen in Bezug auf das Drama gegenüber. Hier handelt es sich namentlich darum, ob der classische Trimeter oder moderne fünffüßige Jamben anzuwenden seien. Mit Bezug auf Sophokles hat W. Jordan das Richtige getroffen. Anfangs nicht unbedenklich in der Annahme seiner Ansicht, halte ich mich nunmehr durch praktische Erfahrung überzeugt, daß nicht der Trimeter, sondern der kürzere moderne dramatische Vers für den Sophokleischen Dialog geeigneter ist. Wenigstens in solchen Uebersetzungen, die nicht allein auf das Lesen, sondern auch auf freien mündlichen Vortrag oder gar auf eine Aufführung berechnet sind. Jordan glaubte in den Dramen des Aeschylus hingegen eine solche Verschiedenheit zu finden, daß er deren Dialog wol in Trimetern wiedergeben könne. Darin widerspricht er nun aber einem talentvollen Umdichter Aeschyleischer Dramen, mit welchem er sonst einiges, namentlich die Geringschätzung der Philologen, gemeinsam hat. Oswald Marbach scheint mit seiner mir nicht bekannten „Antigone des Sophokles“ (Leipzig 1839) schlechte Erfahrungen gemacht zu haben; denn eine grimmige Verwahrung gegen philologische Weisheit begleitet seinen neuen Versuch einer Nachdichtung:

4. Die Oresteia des Aeschylos. Agamemnon. Choephoren. Eumeniden. Deutsche Nachdichtung und Erklärung von Oswald Marbach. Leipzig, C. G. Naumann. 1873. Gr. 8. 9 M.

Hier ist die moderne zehn- und elfsilbige Zeile an Stelle des Trimeters getreten, und man müßte ein Pedant sein, wenn man nicht zugeben wollte, daß Marbach's Verse der Großartigkeit des Inhalts angepaßt sind. Das liegt freilich zum kleinsten Theile an der Versform, vielmehr hat der Verfasser ausnehmendes Glück in der Wahl tönender Worte gehabt. Der Trimeter würde die Wortwahl erschwert und manchen klangvollen, echt deutschen Tonfall verhindert haben. Es ist zweifellos, daß sich im Deutschen rechte und wirkungsvolle Trimeter bauen lassen — mag auch Jordan recht haben, wenn er sagt, daß „reichlich ein Drittel der angeblichen Trimeter der Uebersetzer im Versmaße des Urtextes» ehrliche Alexandriner sind“. Aber der Dialog eines ganzen Dramas in Trimetern, wozu eine flexionsarme moderne Sprache das Wortmaterial liefern muß, hat einen schleppenden Gang, und die damit verbundene, auf unser Gefühl drückende Schwerfälligkeit erscheint uns fremdartig, ungewöhnlich und lästig. Man ist natürlich geneigt, diese Empfindung aus dem Wesen des griechischen Dramas zu erklären; aber in der That verhält sich der Trimeter zum Wortbau des Griechischen so, wie unser kürzerer dramatischer Vers zur Wortbildung des Deutschen. Wäre die Wahl des Trimeters in dem Ernste der griechischen Tragödie begründet, so hätten die komischen Dichter Athens für ihren wunderleichten, oft neckisch spielenden Dialog gewiß keinen Trimeter gewählt. Aber die Verslänge war ihnen just recht, sie erreichten durch geschmackvolle Handhabung der Cäsur damit jeden gewollten Effect. Liegt der Grund also nicht im Charakter des Dramas, so ist nicht abzusehen, wie Jordan für Aeschylos leisten kann, was ihm für Sophokles nicht thunlich erscheint, zumal da er seine Gründe richtig aus dem Wesen der deutschen Sprache herleitet, welches in einer Aeschylos-Uebersetzung doch ebenso sein wird wie in einer Umdichtung des Sophokles oder Aristophanes.

Stärker ist der Gegensatz zwischen Jordan's und Marbach's Auffassung in Bezug auf die Chöre. Die Anwendung von Reimstrophen erscheint dem erstern als eine Fälschung der griechischen Lyrik durch eine ihr völlig fremde Empfindung. Marbach hat den Reim nicht verschmäht. Ein unbefangener Beurtheiler wird überhaupt nicht einsehen, wie wir Deutsche ernstlich darauf ausgehen können, durch unsere Verse eine Wirkung zu erzielen, welche dem Klangeffect der griechischen Chorpartien im Drama vergleichbar wäre. Den Rhythmus können wir in unserer accentuirenden Sprache nicht verständlich machen, die metrischen Eigenthümlichkeiten der hellenischen Chorlyrik wären für unsere Ohren entsetzlich — was bleibt da übrig, als den Chorpartien in der Uebersetzung einen solchen Charakter zu geben, daß sie sich eben vom Dialog als Gesänge so stark wie möglich abheben? Eine jede Uebersetzungsart wird vom Original weit abweichen, mögen wir uns nun mit der schematischen Nachbildung der antiken lyrischen Versmaße begnügen, wodurch eine künstlerische Wirkung nicht erzielt wird, oder mögen wir den gesanglichen Charakter durch die klingenden Sprachmittel der modernen Poesie einigermaßen wahrnehmbar machen. Von diesem Standpunkte läßt sich gegen den Reim nichts einwenden, wie wir auch maßvoll angewendete Alliterationen und Assonanzen, kurz jedes sprachlich berechtigte Mittel gestatten können, welches den Text über den Charakter eines einfachen Sprech- oder Lesestücks erhebt.

Es ist hier nicht der Ort, auf den übrigen Inhalt des Marbach'schen Buchs einzugehen, welches ausführliche Erläuterungen der „Oresteia“ und Abhandlungen mythologischen, religionsphilosophischen und dramaturgischen Inhalts bietet; nur so viel sei bemerkt, daß manche treffende, von phantasievoller Auffassung zeugende Erörterung, neben phantastischer Uebertreibung, selbst die hartgeschmähten Philologen anregen wird.

Wenden wir uns vielmehr zur Uebersetzung daktylischer Poesie zurück und suchen auch denjenigen gerecht zu werden, welche den Muth haben, in deutschen Daktylen nachzudichten. Die Uebersetzungsliteratur dieser Gattung, welche eine formal getreue Nachbildung anstrebt, ist vor einiger Zeit durch ein hervorragendes Werk bereichert worden. Nachdem vor wenigen Jahren eine neue Ausgabe des Claudius Rutilius Namatianus von dem in Peters-

burg lebenden deutschen Philologen Lucian Müller besorgt worden war, ist bald eine Uebersetzung gefolgt, deren Verfasser sich pseudonym verbirgt:

5. Des Claudius Rutilius Namatianus Heimkehr. Uebersetzt und erläutert von Itasius Lemniacus. Mit zwei Plänen und fünf in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, von Decker. 1872. Gr. 8. 6 M.

Dem Texte ist ein elegisches Widmungsgedicht „An Hermann von Thile" und eine historisch-literarische Einleitung vorausgeschickt. Den größern Theil des Buchs füllen „Erläuterungen". Das Gedicht des Rutilius über seine Heimkehr von Rom nach Gallien ist uns nicht ganz erhalten. Einige Verse, wie es scheint, fehlen im Anfange, und das zweite Buch ist bis auf die ersten 68 Verse verloren. Unwahrscheinlich ist es, daß der Dichter selbst seine Reisebeschreibung nicht vollendet haben sollte. Das Werk verräth wenigstens keine Spur der Unfertigkeit, vielmehr ist der Versbau ein durchaus abgerundeter und gefeilter, sodaß man sich wundern muß, in so später Zeit einen Poeten zu finden, dessen Kunstfertigkeit an die classische Zeit erinnert.

Rutilius schrieb im Anfange des 5. Jahrhunderts, als Italien durch die Einfälle der germanischen Völker starke Verheerungen erlitten hatte, Rom von den Gothen erobert und geplündert worden war, seine gallische Heimat unter den schrecklichen Wirkungen der Völkerwanderung seufzte. Er verläßt Rom, wo er hohe Aemter bekleidet hatte, wenige Jahre nach dem Abzug der Westgothen aus Italien:

Doch mein Los läßt weilen mich nicht im Land, dem geliebten,
Denn es rufet den Sohn gallische Heimat zurück.
Wol hat verheerender Krieg ihr blutende Wunden geschlagen:
Mitleid heischt sie, jemehr jetzt ihr an Schönheit gebricht.
Fern sich halten im Glück von Geschäften, ist leichtes Verschulden;
Helfen, wo alles im Leid, fordert des Einzelnen Pflicht.

Der Dichter hat genug Ursache zu klagen. Außer den Leiden des Kriegs beunruhigen ihn die innern Reichsangelegenheiten. Er gehört zu der Partei, welche in dem thatkräftigen Stilicho zwar ihren Gegner gestürzt, aber damit das weströmische Reich auch seiner Hauptstütze beraubt hatte. Natürlich darf man nicht erwarten, daß Rutilius einsieht, wie viel Rom durch Stilicho's Ermordung verloren hatte; vielmehr wird auf diesen Mann, welcher die Gothen gebändigt hatte, alle Ursache des Leides geschoben:

Drum war schlimmer fürwahr des verräth'rischen Stilicho Walten,
Welcher die Feinde des Reichs ließ in das Heiligste ein:
Sinnend im grausamen Haß auf des römischen Stammes Verderben,
Wälzte das Höchste er frech, wälzte das Niedrige um.
Während er fürchtete selbst, wodurch er mit Furcht sich umgeben,
Rief er zu Romas Ruin fremde Geschosse herbei,
Barg in dem wehrlosen Schos den Gegner, zum Kampfe gerüstet,
Die ihm erwünschte Gefahr mehrend durch listigen Trug.
Rom stand offen durch ihn den Trabanten, in Felle gekleidet,
Eh' ihm nahte der Sturm, war es genommen bereits.
Getischer Waffen Gewalt, noch genügte sie nicht dem Verräther:
Was die Sibylle berieth, hat er den Flammen geweiht.
Würdig des Hasses erscheint Althäa, verbrennend das Holzscheit,
Nisus' goldenes Haar schüchtern die Lerche beklagt,
Aber des ewigen Reichs schicksalbeherrschende Pfänder
Wollte zu sicherm Ruin Stilicho Roma entziehn.
Nero bleibe fortan verschont von des Tartarus Qualen:
Den er an Schuld nicht erreicht, duldet nun stygischen Brand.
Jener verletzt' eine Sterbliche nur, die Unsterbliche dieser,
Jener die ihn gebar, dieser die Mutter der Welt.

Auch in Religionsangelegenheiten hatte der Dichter eine scharfe Parteistellung eingenommen. Zwar konnte er seinen Ansichten, solange er Beamter war, schwerlich praktischen Ausdruck geben. Denn das Gesetz duldete keine Heiden mehr in den hohen Posten, und er hatte es nur der herrschenden Ungewißheit und den unklaren Schwankungen zwischen Christenthum und Heidenthum zu danken, daß er mit seinen Freunden ungestört den Göttern anhangen durfte, ohne in seiner ehrenvollen politischen Laufbahn gehemmt zu sein. Christen und Juden, zwischen denen man keinen rechten Unterschied machte, sind ihm verhaßt. Namentlich erscheint das ascetische Leben der Mönche ihm verächtlich, und er benutzt jede Gelegenheit, seiner Meinung einen starken Ausdruck zu geben.

Das Unglück wollte, daß er auf seiner Reise einem Juden in die Hände fiel:

Landend begeben zur Villa wir uns, lustwandelnd im Haine,
Wo ein umschlossener Teich liebliche Frische gewährt,
Während, nach außen geschützt, in der Tiefe das ruhige Wasser
Frei sich zu tummeln erlaubt Fischen im fröhlichen Spiel.
Doch der Gebieter des Orts misgönnte die freundliche Rast uns,
Schlimmer als Antiphates seine Besucher empfing:
Denn es hatte zur Pacht ein grämlicher Jude die Villa,
Einer vom Vieh, das schnöd' menschliche Speise verschmäht.
Niedergetretenes Gras und gebrochene Zweige verklagt er,
Gönnt das Wasser uns nicht, das wir am Quelle geschöpft.

Der Anblick der Insel Capraja erregt ihm wieder die Galle:

Schon aus höherer See steigt auf Capraria, wo sich
Lichtscheu birgt ein Geschlecht, Dunkel verbreitend umher.
Mönche benennen sie sich mit griechisch gebildetem Worte,
Weil sie, scheuend Verkehr, einsames Leben gewählt.
Fürchtend den Wechsel des Glücks verschmähn sie seine Geschenke:
Wer, das Uebel zu fliehn, weihet dem Uebel sich selbst?
Wahrlich, ein krankes Gehirn nur kann ersinnen die Thorheit,
Die dem Genusse entsagt, weil sie Verluste besorgt.

In Pisa schaut er eine Statue, das Bildniß seines Vaters, welcher sich durch tüchtige Verwaltung der Provinz Tuscien und Umbrien dies Ehrendenkmal verdient hatte. So zieht die Reise unter angenehmen und unangenehmen Eindrücken sich hin bis zu den Marmorfelsen von Carrara.

In den Erläuterungen bietet der Verfasser eine große Fülle geographisch-historischer Bemerkungen, welche sich über Alterthum, Mittelalter und neue Zeit erstrecken. Sie lassen den Leser gleichsam dem Rutilius nachreisen und führen ihm all die Erinnerungen vor, die heutzutage freilich nur einen sehr gelehrten Reisenden auf der Fahrt begleiten würden.

Wilhelm Brambach.

Revue des Literaturjahres 1874.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Die größte Productivität zeigt sich wie immer auch in diesem Jahre auf dem Gebiete des Romans. Schiller nannte den Romanschriftsteller den Halbbruder des Dichters, und in der That kann man einen ganz lesbaren, ja interessanten Roman mit einiger Lebenskenntniß, mit stilistischer Gewandtheit und Kenntniß der kleinen Handwerksgeheimnisse der Romanfabrik schreiben, ohne gerade ein erkorener Liebling der Musen zu sein. Auf der andern Seite gibt es freilich Lyriker genug, die nicht einmal Halbbrüder des Dichters sind, sondern in gar keinem Verwandtschaftsgrad zu demselben stehen. Doch die lyrischen Ergüsse der Talentlosigkeit sind werthlos und tragen den Stempel der Verwerfung auf der Stirn, während ein Roman durch andere Vorzüge über den Mangel an dichterischen täuschen kann.

Unter den Zeitromanen wird Berthold Auerbach's „Waldfried“ immer in erster Reihe genannt; gewiß mit Unrecht: es ist ein zusammengequältes Werk, ohne Erzählungstalent, und was der Roman an interessanten und geistreichen Einzelheiten enthält, das könnte ebenso gut in einem publicistischen, philosophischen, bisweilen sogar in einem land- und forstwirthschaftlichen Werke stehen. Da hat Hans Hopfen's Roman „Der graue Freund“ doch mehr Blut, Leben und Spannung, wenn auch die Handlung bisweilen paradox und die Situationen gewagt erscheinen. „Unfehlbar“, von Max Ring, enthält einzelne treffliche Schilderungen, besonders aus dem jüdischen Leben. Den breiten Stil gediegener Entwickelung bewährt „Benedikt“ von Fanny Lewald. F. W. Hackländer's Welt- und Lebensbeobachtung, Routine und Humor verleugnen sich auch nicht in den „Kainszeichen“, die originelle markige Darstellung W. Raabe's in dem „Meister Autor oder die Geschichten vom versunkenen Garten“. Julius Grosse, sehr productiv im Roman, hat außer seinem Kunstroman „Daponte und Mozart“ auch einen bürgerlichen Roman „Der Stadtengel“ herausgegeben. F. von Stengel's „Aristokraten“; „Ein Gentleman“ von F. von Nemmersdorf; Anna Löhn-Spiegel: „Zwei alte Apotheker“; Mathilde Raven: „Elisabeth von Ungnad“; Karl Detlef: „Zwischen Vater und Sohn“; Marguerite Hagen: „Eine fingirte Familie“; Klara Tittmann: „Erneutes Leben“; Clarissa Lohde: „Herzenskämpfe“; Maria Ehe: „Auf einsamer Höhe“; E. Rudorff: „Die Tochter des Nabob“ zeigen, soweit uns die Pseudonyme durchsichtig sind, den Antheil weiblicher Federn an der Gestaltung des Zeitromans.

Sehr thätig ist auch der Criminalist Temme in der romanhaften Reproduction von Lebenserfahrungen und Criminalacten; in diesem Jahre sind von ihm erschienen: chloß Lohburg“, „Das goldene Herz“, „Ein verlorener on“. Von namhaften und productiven Romanautoren ähnen wir noch: E. Hoefer: „Treue siegt“; B. Möllfen: „Das Monogramm“; Ottfried Mylius: „Ein lorener Sohn“; Karl Wartenburg: „Der Zweck heiligt Mittel“; K. Sauer: „Im blauen Ritter“; Franz Ca- „Die Klöppel-Lady“; Hans Wachenhusen: „Des Herzens Golgatha“ und „Säbel und Scapulier“; E. A. König: „Um Gold und Ehre“; P. Galen: „Der Rastelbinder“; A. Ritter von Tschabuschnigg: „Sünder und Thoren“; A. Schirmer: „Die Rosenprinzessin“; A. Schrader: „Liebe aus Dankbarkeit“ und „Die weiße Sklavin“; Graf A. Baudissin: „In engen Kreisen“. Einer der productivsten jüngern Autoren ist Max von Schlägel: „Die Gründer“, „Die Ritter der Gegenwart“, „Die Volksbeglücker“; und als ein Autor von vielversprechender Schilderungsgabe, besonders in Bezug auf amerikanische Zustände, hat sich Hermann Riotte eingeführt mit seinem Roman: „Der moderne Diogenes“.

Zur Vervollständigung des Registers der neu erschienenen Zeitromane führen wir noch an: H. Harry: „Von Fall zu Fall“; C. Cubasch: „Stillleben mit Hindernissen“; W. Müller: „Die Sonnenbraut“; G. Kampfmuth: „Per aspera ad astra“; E. Werner: „Glückauf“; K. Tornow: „Leben um Leben“; R. Stegmann: „Ein Oratorium der Zukunft“; E. Hammer: „Das Geheimniß oder Graf Hartenfels und sein Erbe“ und „Das Libell, Criminalroman“; C. Zastrow: „Die Clarinette als Talisman“; E. Pasqué: „Das Haus zur goldenen Rose“; K. A. Mayer: „Die Brüder“; K. von Wald: „In einer andern Welt“; Julie von D.: „Die von Brombachs“; S. Graf Grabowski: „Schicksal und Schuld“; E. H. Elm: „Der lange Advocat“, E. Deutschmann: „Moderne Schleichhändler“; E. Kaiser: „Der Perserkönig und die Rose von Teheran“; E. Pitawall: „Die Falschmünzer von Frankfurt“; P. Lippert: „Die schöne Elsässerin und der blaue Teufel“, „Die verschollene Kaiserstochter“; E. Arwed: „Aus jüngstverflossenen Tagen“; A. Brook: „Auf dem Ocean des Lebens“; E. von Bibra: „In Südamerika und Europa“; E. von Waldow: „Das Sündenerbe“; K. Berkow: „Frauenliebe“; Fr. von Krane: „Der Kapitän“; H. Schaumberger: „Fritz Reinhardt“; S. Kohn: „Ein Spiegel der Gegenwart“; K. Adelbert: „Sibylle“.

Der historische Roman liebt es jetzt, sich über seine frühern Anfangs- und Endpunkte hinauszuerstrecken; er greift bis in das graueste Alterthum zurück und pflückt die Früchte der jüngsten Zeitgeschichte, noch ehe sie reif sind, vom Baume. Die Vorliebe für die Urzeit wird nach Gustav Freytag's Vorgang gepflegt, der seinem „Ingo und Ingraban“ „Das Nest der Zaunkönige“ folgen ließ, ein culturgeschichtliches Gemälde mit einzelnen sehr anziehenden Zügen, obgleich im ganzen ein Stoff, der al fresco gemalt zu werden verdient, nur genrehaft behandelt ist. Da geht E. A. Quitzmann noch weiter zurück und taucht den Roman, das Kind der Neuzeit, in die mythologische Urdämmerung. Sein Roman „Götterwanderungen und Götterdämmerung“ besteht aus zwei Abtheilungen: „Isomora, die Priesterin der Cisa“ und „Das Opfer der Hekate“. Hier wird es einem modernen Romanleser noch ungemüthlicher zu Muthe als bei „Ingo und Ingraban“ oder „Salambo“. Von andern historischen Romanen erwähnen wir den im alterthümlichen Stil gehaltenen von A. E. Brachvogel: „Ritter Lupold von Wedel's Abenteuer“

und G. Hiltl's Roman: „Die Damen von Nanzig", „Schloß Lowestein", historisches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert; F. Eugen: „Der Held des Bauernkriegs"; Luise Ernesti (M. von Humbracht): „Ein kaiserlicher Wahlspruch"; H. M. Penn: „Der slawische Bauernkönig"; H. Schmid: „Concordia, eine deutsche Kaisergeschichte aus Baiern"; E. Hammer: „Der Verrath auf Pondichéry"; F. J. Proschko: „Erasmus Tattenbach"; E. Lobedanz: „Die Bauernfreunde"; P. B. Wichmann: „Herzog Heinrich von Rohan"; E. Lamy: „Ein Opfer der Geheimbünde"; F. Schuirling: „Jobst von Hagen"; Luise Mühlbach: „Protestantische Jesuiten". Ein Roman von culturgeschichtlichem Interesse aus dem Rococozeitalter ist T. Hemsen: „Venus in Versailles", während sich Alfred Meißner's Talent in Kunst- und Literaturbildern wie „Die Bildhauer von Worms" und „Oriola", eine Schilderung aus der Zeit Shakspeare's, bewährt, und L. Herbert uns den „Casanova, Marquis von Seingalt", eine vielberufene Persönlichkeit, vorführt.

Den Roman aus der neuesten Zeit, den man auch als den Zeitungsroman bezeichnen könnte, pflegt mit dem meisten Erfolg Gregor Samarow: „Die Römerfahrt der Epigonen", „Europäische Minen und Gegenminen", „Der Todesgruß der Legionen". Von dem Roman der verstorbenen Luise Mühlbach: „Von Königgrätz bis Chiselhurst", wird die zweite Abtheilung veröffentlicht: „Wilhelmshöhe und Chiselhurst".

Dies ist ein beliebtes Gebiet für den Lieferungs- und Colportageroman, der den Faden aufgreift, wo ihn der Zeitungsroman fallen läßt und überdies in den Greueln der Criminalgeschichte oder in den Frivolitäten und Nacktheiten des pikantesten Rouéthums schwelgt. Da unsere Blätter diese Romane, die sich der Kritik überhaupt nicht stellen, im einzelnen nicht recensiren, so möge das nachfolgende Register wenigstens nachweisen, welche Stoffe mit besonderer Vorliebe in diesen Colportageromanen behandelt werden, und mit welchen oft haarsträubenden, oft mit mehrfacher Pferdekraft anziehenden Titeln dieselben die Lesewelt auf breitester Grundlage anlocken: C. Dauer: „Der Spion oder die Erbschaft des Henkers"; A. von Quaglio: „Die wilde Jagd nach Gold und Glück"; „Wien vor 60 Jahren oder Kaiser Franz und seine Gäste"; V. A. Bleich: „Mädchenjäger oder die Geheimnisse eines Heirathsbureau"; G. F. Born: „Caterine Cornaro, Cyperns schönste Königin, das unglückliche Opferlamm venetianischer Inquisition"; E. Pitawall: „Die schwarze Dame von Pest und die Opfer des großen Börsenkrachs oder die blutigen und unblutigen Gauner auf und außerhalb der wiener Weltausstellung"; F. Becker: „Die schöne Zigeunerkönigin oder das Geheimniß des Vagabunden"; A. Söndermann: „Der Freischütz oder die Geheimnisse der Wolfsschlucht" und „Die Hexe von Olmütz und ihre Opfer"; „Schöne Sünderinnen oder ein neuer Mephisto"; Ludwig: „Feuer-Hannes, der verfolgte Brudermörder, und seine Spießgesellen". Bei einem Schriftsteller wie L. Mühlfeld ist die Lieferungsform seines Romans: „Ein finsteres Staatsgeheimniß", gewiß nur eine zufällige.

Noch erwähnen wir, daß von den einst so beliebten und gefeierten Romanen der Henriette Paalzow eine Gesammtausgabe, von Levin Schücking's „Ausgewählten Romanen" eine neue Folge erscheint. Die „Gesammelten Werke" von Hermann Kurz, der sich auf dem Gebiete des Romans durch einen glücklichen Wurf hervorgethan hat, gibt Paul Heyse heraus.

Die gesammelte Kraft, die zu einem Romane gehört, steht den deutschen Autoren nicht immer zu Gebote, bisweilen bleibt der Roman im Tintenfaß stecken und die Feder spritzt nur Novellen aus. Darum diese Fülle von Novellen und Erzählungen, die alljährlich der Büchermarkt bietet. Die meisten dieser Novellen haben schon in den Spalten der zahlreichen Journale, der illustrirten Blätter, der Zeitungsfeuilletons eine Rolle gespielt, ehe sie sich an das bücherkaufende oder vielmehr an das bücherlesende Publikum der Leihbibliotheken wenden.

Einer der fleißigsten Novellisten ist Sacher-Masoch, der eine reiche und bewegliche Phantasie besitzt; doch erscheint er allzu productiv, setzt oft die Skizze an die Stelle der Erzählung und gefällt sich dann in den ungeheuerlichen Greueln wollüstiger Grausamkeit, wie in der Sammlung: „Die Messalinen Wiens". Andere Sammlungen dieses Autors sind: „Gute Menschen und ihre Geschichten" und „Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten". Von Robert Heller sind in mehrern Bänden „Nachgelassene Erzählungen" erschienen mit einem Vorwort von Laube. Heller hatte etwas Gediegenes und Tüchtiges in seiner Darstellungsweise. Von bewährten und vielgenannten Novellisten, von denen jeder seine Eigenart in der Novelle bewahrt, erwähnen wir: Edmund Hoefer: „Kleines Leben" und „Erzählungen aus der Heimat"; Friedrich Spielhagen: „Aus meinem Skizzenbuche"; Johannes Scherr: „Novellenbuch" (vierter bis sechster Band); W. H. Riehl: „Aus der Ecke"; Max von Schlägel: „Siege der That"; Ferdinand von Saar: „Die Steinklopfer" und „Die Geigerin"; K. Braun: „Mordgeschichten"; Max Ring: „Die Auferstandenen"; Karl Frenzel: „Lebensräthsel"; Ernst Eckstein: „Novellen"; Robert Waldmüller: „Leid und Lust, neue Novellen"; W. Jensen: „Nymphäa"; O. Mylius: „Für Frauenhand", „Geprüfte Herzen" und „Ausgewählte Novellen"; und von den Frauen, die auf diesem Gebiete am thätigsten sind: Elise Polko: „Aquarellskizzen" und „Im Fluge"; Karl Detlef: „Novellen" und „Auf Capri"; E. von Dincklage: „Emslandbilder"; Luise Otto: „Ein bedenkliches Geheimniß"; Luise von François: „Hellstädt und andere Erzählungen", und diesen Reigenführerinnen schließen sich an: Sophie von Boß: „Drei Menschenalter"; Agnes Grans: „Erlebtes und Erlittenes"; Ada Christen: „Vom Wege"; Clarissa Lohde: „Aus der Gesellschaft" und „Zu spät"; Eugenia von Mitzlaff: „Durch Kreuz zur Krone"; Clara Cron: „Auf und ab"; Adelheid von Auer: „Gesammelte Erzählungen"; Jenny Bach: „Die Pflegegeschwister", „Verwaist" und „Frühlingsblumen"; Adelheid Eberhardt-Bürck: „Die Macht der Liebe"; Talvj: „Gesammelte Novellen".

Die geschichtliche Novelle wird im ganzen wenig gepflegt, indeß gibt es Erzählungen, die in das graue Alterthum zurückgreifen, wie F. Strehle: „Olympia, eine Erzählung aus dem zweiten Jahrhundert", und Felix Dahn: „Sind Götter? Die Halfred Sigskaldsaga, eine moralische Erzählung aus dem 10. Jahrhundert". Wir führen aus neuerer Zeit an: Luise Mühlbach: „Kaiser Joseph und die

Näherinnen"; E. Carlsen: „Sir John Fenwick"; J. Pederzani: „In Acht und Bann"; A. Stein: „Das Trudchen von Pölitz, eine Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege".

Es gibt eine Art lyrischer Novellistik, die auch schon äußerlich durch die Form eleganter Miniaturausgaben charakterisirt wird; wir rechnen hierzu E. Vely: „Meereswellen, ein venetianisches Märchen"; Theodor Storm: „Novellen und Gedenkblätter"; O. F. Gensichen: „Aus sonnigen Fluren".

Im übrigen ist der deutsche Novellenschatz im Laufe des letzten Jahres noch mit folgenden Werken bereichert worden: E. Alberti: „Gretchen"; B. von Cramm: „Aus drei Lebenskreisen"; C. von Vincenti: „Unter Schleier und Maske"; A. Gnevkow: „Novellen"; L. Salomon: „Verwehte Spuren"; Martin im Grund: „Diesseits und jenseits der Alpen"; F. A. Muth: „Wintergarten"; A. Streckfuß: „Bekehrt"; F. Friedrich: „Heiße Herzen"; „Lilienkranz. Frauenbilder aus alter Zeit"; H. Schaumberger: „Im Hirtenhaus"; J. von Devall: „Der Spielprofessor"; F. Falkson: „Drei Wochen in Brüsterort"; F. Bender: „Redlev"; T. S. Braun: „Wiesenblumenstrauß"; H. Noë: „Der Zauberer des Hochgebirgs"; C. Spielmann: „Nach dem Diner, Junggesellen-Plaudereien"; J. Steinberg: „Physiognomien aus den böhmischen Gerichtssälen"; F. W. Wulff: „Belladonnen"; H. Wald: „Tuisko"; Silas: „Im Kampfe Frieden"; M. Widdern: „Ein Dornröschen"; Lehmann: „Aus Vergangenheit und Gegenwart"; F. Nick: „Heitere Geschichten"; F. Steinebach: „Engel und Dämon"; J. Mohl: „Treue Liebe"; G. Nieritz: „Ausgewählte Novellen und Erzählungen"; J. V. Zingerle: „Der Bauer von Longvall"; Ritter von Weyrother: „Ein Kind"; W. Schwarz: „Aus Sommertagen" (fünfter Band); E. Versmann: „Hausthüren und Herzensthüren"; L. Steub: „Tirolische Miscellen"; C. Kenner: „Backfischchens Reise in die Schweiz"; E. von Bibra: „Brautstand und Verehelichung. Ein geheimnißvoller Weg"; „Durch Kampf zum Frieden"; H. A. Münnich: „Braut in Haaren"; S. Nordheim: „Drei Ehestandsgeschichten"; H. Söderström: „Sternenlicht und Wetterleuchten"; L. Castell: „Mein Stern"; J. Kugler: „Im Fegfeuer"; P. Laicus: „Der Sonderling"; H. S. R. von R.: „Tapeinon, Skizzen aus einem Stück Kleinleben"; E. Oswald: „Fern von der Welt Getriebe"; Hans Blum: „Dunkle Geschichten"; L. Esche: „Eines Stammes"; J. Grimm: „Die Familie von Brion"; L. Habicht: „Am Genfersee"; K. Telmann: „In Pommern" und „Sonnenblicke"; „Irmentrude"; H. Mahler: „Zerstreute Blätter"; L. Ziemssen: „Novellenbuch für das deutsche Haus"; H. Warner: „Berlin oder Rom"; E. Fritze: „Kampf überall"; R. Müldener: „Amusante Boudoirgeschichten". Eine nachgelassene Erzählung von C. Sealsfield: „Die Grabesschuld", hat Alfred Meißner herausgegeben. Von der „Reiselektüre", welche F. W. Hackländer herausgibt, liegt das erste bis zehnte Heft vor, und des beliebten Erzählers T. O. Ruppius „Gesammelte Werke" sind erschienen.

Wir haben hier noch einen Blick auf die volksthümliche, besonders auf die Dialektpoesie zu werfen, welche die Lorbern Hebel's und Fritz Reuter's nicht schlafen lassen. Auf diesem Gebiete sind erschienen: C. Hagen: „Dichtungen in alemannischer Mundart"; F. Keller: „Etle Hagabutza, eine Sammlung von Gedichten in schwäbischer Mundart"; „Blueme-Strüßli us im Vereinshus-Gaertli im Baselbiet als Bazar-Grüßli"; P. K. Rosegger: „Zither und Hackbret, Gedichte in obersteirischer Mundart"; „Erfurter Schnozeln, in erfurter Mundart"; J. F. Ahrens: „Feldblom. Plattdeutsche Gedichte"; M. Lingg: Gmüethle, Gedichte in der Mundart des östlichen und mittlern Allgäu"; J. Kram: „Kraut und Arbes. Unterfränkische Gedichte". An diese Dialektdichtungen schließt sich eine volksthümliche Sagenliteratur: A. Birlinger: „Aus Schwaben"; H. G. Lenggenhager: „Volkssagen aus dem Canton Baselland"; D. Jecklin: „Volksthümliches aus Graubündten"; L. Zapf: „Aus der Heimat. Vogtländische Geschichten" und „Der Sagenkreis des Fichtelgebirgs"; H. Dunger: „Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Voigtlande"; F. Mallebrein: „Murgthal-Sagen und Geschichten. In Reim gebracht"; Elpis Melena: „Kreta-Biene oder kretische Volkslieder, Sagen, Liebes-, Denk- und Sittensprüche"; P. Moser: „Aus den Alpen. Geschichten, Schwänke und Bilder aus dem Volksleben". Ein weniger provinzielles Gepräge tragen: Luise von Ploennies: „Sagen und Legenden", L. J. Lauffs: „Rosen und Lilien. Legenden"; Pniower: „Moderne Märchen und Zukunftsbilder"; „Aus Schutt und Ruinen. Illustrirter romantischer Sagenwart"; J. Ehlers: „Deutsche, französische und englische Sprichwörter". Dem Bereich derb volksthümlichen Humors gehören an: P. U. Schartenmayer: „Der deutsche Krieg 1870—71, ein Heldengedicht", das in vierter Auflage vorliegt und für dessen Autor der berühmte Aesthetiker Vischer gilt; „Thüringer Barden-Humor"; „Byrsopolias, ein Cyklus humoristischer Gedichte"; „Historia naturalis culpaefactorum, das ist: Naturgeschichte der Schuldenmacher"; „Carcerblüten, aus Leipzigs Carcerräumen"; T. Piening: „Krischen Wehnke's Abenteuer im Mittelmeer, eine Münchhausiade" und „De tweete Reis na de Hamborger Dom"; A. Schwartz: „Gerd Schnute's Fahrt zur wiener Weltausstellung"; L. Herold: „Böse Zungen, ein humoristisches Wörterbuch über die Frauen"; „Allotria, ungeflügelte Worte aus dem jocosen Citatenschatz des Gymnasialdirectors***"; „Die letzten Stunden unserer Bürgergarde". Ein ziemlich frivoles „Bilderbuch für Hagestolze" hat E. M. Vacano herausgegeben; den „Bildungsgang des Menschen nach Darwin und andern" G. Annenmüller in lustigen Bildern und Versen dargestellt. A. von Winterfeld hat den siebenten Band seiner „Humoresken für Sofa und Eisenbahn-Coupé", außerdem eine humoristische Erzählung: „Die schlimme Stelle" und einen humoristischen Kriegsroman: „Groß-Busekow", herausgegeben. Ein humoristischer Roman ist auch A. Reichner's „Stürme im Wasserglas".

Der Blumengarten der deutschen Weltliteratur steht in voller Blüte; Aneignungen und Uebersetzungen aus fremden Literaturen sind ja stets deutscher Sinnesart gemäß und willkommen gewesen. Dem Zeitgeschmack entsprechend, bevorzugen die Uebersetzer die Unterhaltungsliteratur, und da muß es als ein charakteristisches Zeichen der Zeit angesehen werden, daß die französische Literatur hierin gänzlich in den Hintergrund getreten ist und nicht nur von der englischen, sondern auch von der ungarischen

und skandinavischen in den Schatten gestellt wird. Außer dem neuesten Roman Victor Hugo's „Dreiundneunzig", der „Marie Antoinette" von Alexandre Dumas, den „Vier Sergeanten von La Rochelle" von Robert Clémence, den „Boudoirgeschichten" von Brantôme, Guéroult's „Herr Lubin", „Fleurange" von Frau Augustus Craven, „Julia de Trécoeur" von Feuillet und Romanen von Paul de Kock weist der Bücherkatalog von 1874 keine Uebersetzungen aus dem Französischen nach. Man vergleiche damit das Register der Uebersetzungen aus dem Englischen, namentlich der englischen Sensationsromane, obgleich dieselben im Grunde nur französische Romane aus zweiter Hand, nur der Abklatsch der Romane eines Sue, Dumas, Soulié u. a. sind — und man überzeugt sich, wie sehr die Gunst des deutschen Lesepublikums sich der Leihbibliothekenwaare zuneigt, die jenseit des Kanals gestempelt ist. In neuen Uebersetzungen oder zum ersten male übersetzt erschienen: E. Bulwer: „Die Pariser", „Kenelm Chillingly" und „Das Geschlecht der Zukunft"; d'Israeli: „Lothar"; W. Collins: „Die Blinde", „John Jago's Geist", „In der Dämmerstunde", „Die weiße Frau" und „Novellen"; M. E. Braddon: „Lucius Davoren oder Zöllner und Sünder", „Ans bittere Ende" und „Fremdlinge und Pilger"; C. Reade: „Der Kampf ums Dasein"; Lady Georgiana Fullerton: „Sieben Erzählungen"; Ouida: „Pascarël"; H. Wood: „Der Herr von Greylands", „Ein seltsames Weib" und „Die Wahrsagerin von New-Orleans"; J. Payn: „Cecil's Stelldichein"; Mrs. Oliphant: „Innocenzia"; Robinson: „Nur eine Näherin". Eine Sammlung amerikanischer Humoristen bringt uns in Uebersetzungen aus dem Englischen J. B. Aldrich's „Prudence Palfrey" und „Erzählungen" von Marck Twain.

Seitdem Maurus Jókai in Deutschland Mode geworden ist, sind auch die ungarischen Dichter der Theilnahme unsers Lesepublikums näher getreten. Von Maurus Jókai liegen in Uebersetzungen folgende Werke vor: „Die Narren der Liebe", „Wir bewegen die Erde", „Der Mann mit dem steinernen Herzen", „Novellenblüten", „Gebrochene Farben", „Traurige Tage", sodaß dieser ungarische Schriftsteller mit einer größern Zahl von Bänden, Tokaierausbruch des letzten Jahres, auf den Bücherbretern der deutschen Buchhandlungen und Leihbibliotheken lastet als irgendein heimischer Autor, und nur die skandinavischen Erzählungen verschiedener Verfasser: Marie Sophie Schwartz: „Anna's Geheimniß"; M. Goldschmidt: „Kleine Erzählungen" und „Avrohmche Nachtigal"; A. Blanche: „Erzählungen eines Miethkutschers"; „Geschichte eines jungen Mädchens"; H. Scharling: „Uffe Hjaelm's und Palle Löve's Erlebnisse"; H. F. Ewald: „Agathe"; L. Budde: „Erzählungen", werfen ungefähr ein gleiches Gewicht in die Wagschale deutscher Uebersetzungen wie die Romane jenes einzigen Autors. Ein italienischer Roman: Dall' Ongaro: „Die weiße Rose"; ein holländischer: J. J. Cramer: „Doctor Helmond und seine Frau"; ein russischer: M. Awdejeff: „Tamarin und Iwanow", sowie die in dem „Neuen belletristischen Lesecabinet aller Nationen" übersetzten Novellen von J. Turgenjew zeigen, wie alle Nationalitäten bei deutscher Uebersetzungskunst Berücksichtigung finden und für die Unterhaltung deutscher Romanleser ausgebeutet werden.

Was die poetischen Uebersetzungen betrifft, so sind, wie wir erwähnten, die ungarischen Lyriker und Epiker ebenfalls in den Vordergrund getreten. A. Petöfi's letzte Dichtung: „Der Apostel" ist von A. Opitz, dem Uebersetzer der sämmtlichen Gedichte des genialen ungarischen Poeten, ebenfalls übertragen worden. Sidonie Zerkowitz hat „Zwanzig Gedichte" von K. Tóth übersetzt; G. W. Henning: „Ungarische Heimats-, Liebes- und Heldenlieder." Von englischen Poeten sind Alfred Tennyson's Gedichte: „In memoriam" von Agnes von Bohlen übertragen, eine freie Uebersetzung von Lord Byron's „Sämmtlichen Werken" veranstaltet A. Seubert. Auch sonst sind die poetischen Aneignungen aus der Weltliteratur zahlreich. W. Storck übersetzt L. de Camoens „Sämmtliche Canzonen"; R. Hellbach die vielbesprochene Tragödie von F. Govean „Jesus Christus"; J. J. H. Ritter von Hohenthurm den „Cajus Gracchus" von Vincenzo Monti; C. Ullmann „Baltische Volkslieder"; Julie Ruhkopf H. Ibsen's dramatisches Gedicht „Brandt"; G. Dannehl des belgischen Dichters P. Jane „Das blutige Jahr"; G. Dörfl „Halek's Abendlieder" aus dem Böhmischen; W. Kienberger „Cengic Aga's Tod" von Mažuranić, aus dem Kroatischen. Lieder und Gedichte „Aus siebzehn Zungen" hat J. Meyer verdeutscht.

Wenden wir uns der Geschichte zu, so könnten wir nur die alte Klage über die Hyperproduction auf historischen und verwandten Gebieten wiederholen, indem Monographien jeder Art über untergeordnete Epochen und Persönlichkeiten wie Pilze aus der Erde schießen, und das Locale, Provinziale, Archivarische einen allzu breiten Raum gewinnt. Die große Mehrzahl dieser Werke fällt außerhalb des Bereichs der Nationalliteratur, und damit auch außerhalb des Kreises, den unsere Blätter berücksichtigen. Gleichwol wird ein möglichst vollständiges Verzeichniß der historischen Schriften an dieser Stelle eine willkommene Ergänzung zu den kritischen Besprechungen der hervorragendern Werke bieten; denn welche Stoffe unsere Geschichtschreibung mit Vorliebe wählt, das wird erst aus einer möglichst übersichtlichen Anführung des massenhaften Materials hervorgehen, das sie zu Tage fördert, indem die charakteristischen Schlaglichter dann von selbst auf die Tendenzen unserer Geschichtschreibung fallen, die uns nur zu oft in das Atelier der Geschichtsforschung blicken läßt und die Blöcke anstatt der Statuen zur Schau stellt.

Wir beginnen unsere Uebersicht damit, daß wir die Fortsetzung zweier Geschichtswerke constatiren, welche als unserer Nationalliteratur angehörig und Muster echter Geschichtsdarstellung auf Grundlage eingehender Forschung allgemein anerkannt sind. Von H. von Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit" ist der fünfte Band, von W. von Giesebrecht's „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" die zweite Abtheilung des vierten Bandes: „Staufen und Welfen", erschienen.

Die Ur- und Vorgeschichte gehört mehr naturwissenschaftlicher Forschung an. Hier ist nur eine Anregung aus dem Englischen zu erwähnen: Sir L. Lubbock's

„Die vorgeschichtliche Zeit“, übersetzt von A. Passow, von welcher der zweite Band vorliegt. Die „Vorgeschichtlichen Steininstrumente Norddeutschlands“ hat A. Nehring erläutert. Eine neue „Geschichte des Alterthums“ vom Standpunkte der Cultur hat L. Doublier herausgegeben. Andere Beiträge zur Geschichte des Alterthums sind: E. Doehler „Das Zeitalter des Perikles“ (frei nach M. E. Filleul); K. Bücher: „Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143—129 v. Chr.“; M. Beulé: „Die römischen Kaiser aus dem Hause des Augustus“, dritter und vierter Band: „Das Blut des Germanicus“, und „Titus“ bearbeitet von E. Doehler; H. Brandes: „Abhandlungen zur Geschichte des Orients im Alterthum“; C. Wachsmuth: „Die Stadt Athen im Alterthum“; R. Seyerlen: „Entstehung und erste Schicksale der Kirchengemeinde in Rom“; J. Wellhausen: „Die Pharisäer und Sadducäer“; J. W. Schneiderwirth: „Die Parther oder das neue persische Reich unter den Arsaciden“; R. Petersdorff: „Beiträge zur Geschichte Alexander's des Großen“; R. Schmidt: „Kritik der Quellen zur Geschichte der griechischen Unruhen“; M. Planck: „Karthago und seine Heerführer“.

Dem Verzeichniß neuer Geschichtswerke über das Mittelalter schicken wir dasjenige einiger historisch-ethnologischen Studien voraus, welche besonders von W. Obermüller gepflegt werden: „Urgeschichte der Wenden“, „Wenden und Burgunder“, „Die Zips und die alten Gepiden“, „Sind die Ungarn Finnen oder Wogulen?“ „Die Fueros der Basken und die Entstehung dieses Volks“, „Die Alpenvölker“. Hierher gehören ferner F. Bluhme: „Die gens Longobardorum“; M. Pangerl: „Die Witigonen“.

Die Geschichtswerke über das Mittelalter, besonders über das deutsche, sind sehr zahlreich, es sind theils Quellensammlungen, theils Monographien über einzelne Epochen, Dynastien, Regenten und Abschnitte aus dem Leben von Regenten. J. F. Boehmer: „Regesta imperii VIII. Die Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser Karl IV.“; E. Steindorff: „Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich III.“; B. Simson: „Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen“; W. Arndt: „Kleine Denkmäler aus der Merovingerzeit“; R. A. Lipsius: „Die Quellen der ältesten Ketzergeschichte“; G. Kaufmann: „Die Fürsten der spätern Kaiserzeit“; A. F. Gfrörer: „Byzantinische Geschichten“ (zweiter Band); H. Prutz: „Kaiser Friedrich I.“ (dritter Band); H. Jungfer: „Untersuchung der Nachrichten über Friedrich's I. griechische und normannische Politik“; F. Braun: „Die Tage von Canossa unter Heinrich IV.“ (zweiter Theil); E. Bernheim: „Lothar III. und das Wormser Concordat“; R. Röhricht: „Urgeschichte der Kreuzzüge“; W. Wilmanns: „Die Reorganisation des urfürstencollegiums durch Otto IV. und Innocenz III.“; Hüffer: „Das Verhältniß des Königreichs Burgund Kaiser und Reich, besonders unter Friedrich I.“; Busson: „Zur Geschichte des großen Landfriedensndes deutscher Städte“; T. Förster: „Drei Erzbischöfe or 1000 Jahren“; S. Riegler: „Die literarischen idersacher der Päpste zur Zeit Ludwig's des Baiern“; Schum: „Vorstudien zur Diplomatik Kaiser Lothar's III.“; J. Waschow: „Herzog Otto von Braunschweig“; F. Palacky: „Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs“; R. Dozy: „Geschichte der Mauren in Spanien“; E. Oster: „Anna Comnena“; J. Glaubrecht: „Agnes von Böhmen“; E. B. Rochholz: „Die Schweizerlegende von Bruder Klaus von Flüe“; A. Fournier: „Abt Johann von Viktring“; M. Lenz: „König Sigismund und Heinrich V. von England“.

Ausnehmend reichhaltig ist die Literatur über die Jahrhunderte der Reformation und des Dreißigjährigen Kriegs: K. Fischer: „Geschichte der auswärtigen Politik und Diplomatie im Reformationszeitalter“; W. Maurenbrecher: „Studien und Skizzen zum Reformationszeitalter“; G. Weber: „Zur Geschichte des Reformationszeitalters“; A. Gindely: „Ueber die Erbrechte des Hauses Habsburg auf die Krone von Ungarn in der Zeit von 1526—1687“; C. von Höfler: „Kaiser Karl's V. erstes Auftreten in Spanien“; B. Boell: „Der Bauernkrieg um Weißenburg 1525“; Ernestine Diethoff: „Edle Frauen der Reformation“; B. Riggenbach: „Johann Eberlin von Günzburg und sein Reformprogramm“; G. Voigt: „Die Geschichtschreibung über den Schmalkaldischen Krieg“; W. Voigt: „Antheil der Reichsstadt Weißenburg an der reformatorischen Bewegung 1524—1530“; Z. Bandhauer: „Die Katastrophe von Magdeburg 1631“; A. Cronholm: „Gustav II. Adolf in Deutschland, aus dem Schwedischen von H. Helms“; F. von Weech: „Das Reißbuch 1504“; F. Tourtual: „Zur Geschichte des Westfälischen Friedens“; A. Czerny: „Chronik. Aufzeichnungen eines Oesterreichers unter Max I.“; M. Ritter: „Briefe und Acten zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ (zweiter Band); O. Richter: „Ueber die Verdienste des sächsischen Fürstenhauses um die Aufhebung des Bisthums Meißen in dem Zeitraum von 1539—55“; H. von Zwiedineck-Südenhorst: „Fürst Christian der Andere von Anhalt“, „Die Jesuitenverfolgung in England. Geschichtsbilder aus den Zeiten Elisabeth's und Jakob's I.“; Sepp: „Die Kriegsthaten der Isarwinkler“; „Johann von Wicliff, der englische Reformator“; M. Ritter: „Sachsen und der Jülicher Erbfolgestreit“; R. Koser: „Der Kanzleienstreit“.

Schriften zur neuern Geschichte sind: J. C. Neuhaus: „Der Friede von Ryswijk“; A. Böhtlingk: „Die holländische Revolution 1787 und der deutsche Fürstenbund“, „Kaiser Joseph II. und seine Zeit“; A. Schaefer: „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“ (zweiter Band); G. Hesekiel: „Das Siebenkönigbuch“; Freiherr J. A. von Helfert: „Napoleon I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba“; A. Schmidt: „Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789—1800“; Reschauer: „Das Jahr 1848“; A. Bernstein: „1849“; Ritter A. von Vivenot: „Zur Genesis der zweiten Theilung Polens“ und „Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs während der französischen Revolutionskriege 1793—1801“; E. Martin: „Die Zerstörung Breisachs durch die Franzosen“; B. J. Lossing: „Geschichte der Vereinigten Staaten“, ins Deutsche übertragen; M. von Mayer: „Die Papstwahl Innocenz' XIII.“; Luise von François: „Geschichte der preußischen Befreiungskriege 1813—15“. Was die neueste

Zeit betrifft, so ist von dem tüchtigen Werke W. Müller's: „Politische Geschichte der Gegenwart", der siebente Band erschienen, welcher die Ereignisse des Jahres 1873 behandelt, während O. Jäger eine „Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congreß bis zum Frankfurter Frieden" herausgibt; P. P. Grünfeldt schildert „Paris unter der Commune".

Zu den beliebtesten Zweigen der Geschichtswissenschaft gehört die Geschichte der deutschen Städte, welche zusammen mit derjenigen einzelner Bischofssitze und Landschaften die Vorliebe für die Specialität, für das Locale und Provinzielle charakterisirt, welche den in der schönen Literatur unverkennbaren Zug zum Genrehaften auch in der Wissenschaft vertritt: R. Schillmann: „Geschichte der Stadt Brandenburg a. d. Havel und Umgegend"; K. F. Bockenheimer: „Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz"; D. Fischer: „Das Bergschloß Hochbarr", „Geschichte der Stadt Zabern im Elsaß"; Freiherr von Jung-Stilling: „Riga in den Jahren 1866—70"; J. Bader: „Das ehemalige Kloster Sanct-Blasien im Schwarzwalde"; F. G. von Bunge: „Die Revaler Rathslinie"; G. L. Schmidt: „Das katholische Eisenach"; F. Haagen: „Geschichte Aachens von seinen Anfängen bis zur neuesten Zeit"; P. à Beeck: „Aquisgranum oder Geschichte der Stadt Aachen, bis zur Jetztzeit fortgesetzt von P. St. Käntzeler"; J. B. Nordhoff: „Denkwürdigkeiten aus dem münsterschen Humanismus"; K. Hardegen: „Nürnberger Denkwürdigkeiten", herausgegeben von T. von Kern; F. Friedländer: „Ostfriesisches Urkundenbuch"; S. Kleinworth: „Kurzgefaßte Geschichte des Herzogthums Lauenburg"; M. von Voß: „Zur Geschichte der Autonomie der Stadt Halle"; W. Stricker: „Neuere Geschichte von Frankfurt a. M."; G. Scherer: „Kleine Toggenburger Chroniken"; Schneider: „Neue Beiträge zur alten Geschichte der Rheinlande"; F. Holtze: „Geschichte der Befestigung von Berlin" (zehntes Heft der „Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin"); A. Kerschbaumer: „Geschichte der Stadt Tula"; Th. Hanno: „Die herzogliche Gewalt der Bischöfe von Würzburg"; A. Sach: „Geschichte der Stadt Schleswig".

Allgemeinere geschichtliche Werke sind: A. Holm: „Geschichte Siciliens" (zweiter Band); A. Dimitz: „Geschichte Krains von der ältesten Zeit bis auf das Jahr 1813"; K. Maurer: „Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaats"; W. Girschner: „Deutsche Kaisergalerie"; F. Meyer: „Geschichte Oesterreichs"; L. von Szalay: „Geschichte Ungarns" (dritter Band, erste Abtheilung), deutsch von H. Wagner, und J. A. Feßler: „Geschichte von Ungarn", zweite Auflage, bearbeitet von E. Klein (dritter Band); C. Nebenius: „Geschichte der Pfalz"; B. Donath: „Geschichte der Juden in Mecklenburg von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart".

Die Culturgeschichte wird in neuester Zeit immer mehr in ihrer Bedeutung erfaßt, dies zeigt sich nicht blos in selbständigen Werken, sondern auch in dem breiten Raum, der ihr in den geschichtlichen eingeräumt wird. Eine neue umfassende Schrift aus diesem Bereiche gibt der Redacteur des „Ausland", Friedrich von Hellwald, heraus: „Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart", während J. J. Honegger den fünften Band der „Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit" erscheinen läßt und auch über die „Culturgeschichtlichen Einflüsse Frankreichs auf Deutschland" eine interessante Schrift herausgegeben hat. Ueber das deutsche Handwerk gibt F. W. Stahl ein Werk heraus, von welchem der erste Band vorliegt. In zweiter vermehrter Auflage ist die Schrift von F. Kapp: „Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika" erschienen. Von andern culturgeschichtlichen Werken erwähnen wir: „Geschichte morganatischer und legitimirter Fürsten- und Grafenehen in Deutschland"; G. Michaelis: „Grundzüge der Geschichte des Münzwesens"; G. L. Kriegk: „Deutsche Culturbilder aus dem 18. Jahrhundert"; „Neue Bilder aus der petersburger Gesellschaft"; A. M. Hildebrandt: „Stammbuchblätter des norddeutschen Adels"; K. Luib: „Oberschwaben, seine Sage, seine Geschichte und seine Alterthümer"; L. Rapp: „Die Hexenprocesse und ihre Gegner in Tirol"; A. Baldi: „Die Hexenprocesse in Deutschland"; O. Henne-Am Rhyn: „Die deutsche Volkssage"; L. Spach: „Moderne Culturzustände im Elsaß" (dritter Band); E. Siercke: „Schwärmer und Schwindler des 18. Jahrhunderts".

Von H. Schultheß' „Europäischem Geschichtskalender" liegt der vierzehnte Jahrgang vor; von dem jetzt von W. H. Riehl herausgegebenen „Historischen Taschenbuch" der vierte Jahrgang der fünften Folge. „Quellen und Forschungen zur Sprache und Culturgeschichte der germanischen Völker" geben B. ten Brink und W. Scherer heraus; „Ueber den Werth diplomatischer Depeschen als Geschichtsquellen" schreibt H. Ulmann, und die Zahl von Schriften, welche die Kritik älterer Quellen enthalten, ist im Zunehmen; wir erwähnen hier: B. Hertzberg: „Die Historien und Chroniken des Isidorus von Sevilla"; J. Schiemann: „Salomon Henning's livländisch-kurländische Chronik"; J. Pyl: „Pommersche Geschichtsdenkmäler"; F. Dahn: „Westgothische Studien"; J. Scherr, „Menschliche Tragikomödie"; K. Braun: „Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers"; P. Cassel: „Morgen- und Abendland, wissenschaftliche Studien"; E. Reich: „Studien über die Feiertage" und „Studien über die Frauen"; C. Knies: „Weltgeld und Weltmünzen"; Stephan: „Weltpost und Luftschifffahrt".

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die erste Decembernummer der „Revue des deux mondes" enthält einen Aufsatz: "Le roman national en Allemagne" von Albert Réville in Amsterdam, der jetzt, wie früher Saint-René-Taillandier, in der französischen Zeitschrift über neue Erscheinungen der deutschen Literatur Bericht erstattet. Der Held dieser neuen Abhandlung ist Gustav Freytag, dessen „Ahnen": „Ingo und Ingraban" und „Das Nest der Zaunkönige" eine

eingehende Analyse erfahren. Der Kritiker kommt dabei auch auf die frühern Romane dieses Autors zu sprechen und lobt besonders „Soll und Haben" als ein beachtenswerthes Werk, das sich über eine Anzahl werthloser Productionen erhebe. Der Roman interessire, obschon er Längen habe und man sich hier und dort in Subtilitäten des Gefühls und dem Detail der Beschreibung verliere. In der „Verlorenen Handschrift" schlage der humoristische Ton mehr vor als in „Soll und Haben". Uns scheint der Humor in „Soll und Haben" aber weit glücklicher, und wenn Réville meint, „Die verlorene Handschrift" gebe uns ein treues Bild des Privatlebens der deutschen Gelehrten, so mag dies in Bezug auf manche sonderbare Universitätsheilige richtig sein; doch es gibt bei uns auch Männer der Wissenschaft, deren Bild wir in diesem Roman vermissen, welche nicht alten Handschriften nachlaufen, sondern dem Cultus des modernen Geistes huldigen. Was „Die Ahnen" betrifft, so meint Réville, Freytag beabsichtige, in der Form eines Romans eine episodische Geschichte Deutschlands von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu geben. Es sei viel Poesie in den drei Erzählungen enthalten, besonders in den beiden ersten, aber auch viel Gelehrsamkeit, die geschickt in die Erzählung verwebt sei. Réville sieht das Hauptverdienst der letzten Werke Freytag's in der Vermengung des Dichters und des Gelehrten. „Ohne daß es sich um slavische Nachahmung handelt, fühlt man die sehr geschickt verwertheten Reminiscenzen aus Tacitus, den Gebrüdern Grimm, den Nibelungen und Heldengesängen des alten Deutschland heraus. Die Sprache ist alterthümlich, ohne Affectation" (die Sprache im „Ingo" ist im Gegentheil voll manierirter und affectirter Wendungen) „und der Gedanke ist es oft noch mehr als die Sprache. Wir finden hier das alte Deutschland wieder, allerdings verschönert und idealisirt, aber im ganzen doch ähnlich dem Bilde, das man nach den Voraussetzungen der Geschichte und Sage sich entwerfen muß." Von den drei Erzählungen gibt Réville dem „Ingo" den Vorzug als der originellsten; er rühmt ihren „antiken Realismus" und jenen Beigeschmack sui generis, den kein anderes Werk derselben Gattung in gleichem Maße besitze. Es ist dies dasjenige, was wir als haut-goût bezeichnen möchten. Dem „Nest der Zaunkönige" fehlt in den Augen des reformirten Predigers dieser Hautgout. Darum räumt er ihm einen untergeordneten Rang ein; er nennt ihn den am wenigsten hervorragenden von den drei Werken, obgleich er nicht werthlos und langweilig sei. „Man liest ihn, trotz einiger Längen, besonders am Anfang, doch zu Ende, und mehrere dramatische Scenen von großer sittlicher Wahrheit fesseln die Aufmerksamkeit. Wenn er dennoch nicht gleichen Werth hat mit den vorausgehenden — ist dies der Fehler des Autors? Ist dies nicht vielmehr die Schuld der «Gattung» selbst, deren Mängel immer fühlbarer werden, je mehr wir uns näher liegenden Zeitepochen nähern? Man hat dann in der That nicht mehr den Genuß, zu sehen, wie sie in bald anmuthigen, bald rauhen Formen, die aber durch wohlerwogene Anwendung einer gediegenen Gelehrsamkeit wahrscheinlich gemacht werden, vor unsern Augen aufleben, die geistigen und socialen Zustände, von denen wir nur zerstreute und geheimnißvolle Andeutungen besitzen. Wäre «Das Nest der Zaunkönige» allein erschienen, so hätte zwar das Renommée, welches sich Freytag erworben hat, nicht zugelassen, daß man gleichgültig an ihm vorübergehen kann, und man wird gewiß in demselben mehrere seiner Eigenschaften als Beobachter und gewandter Maler wiederfinden. Doch zweifle ich, daß das Werk Sensation gemacht hätte. Es gibt so viele andere von gleicher Art, die ebenso viel und noch mehr werth sind! Es ist das Genre Walter Scott's, mit etwas mehr historischem Realismus, etwas weniger sentimentaler Feinfühligkeit, das ist kein wesentlicher Unterschied." Wir [illegible] in Bezug auf die Werthschätzung der drei Erzählun[illegible] abweichender Ansicht. Réville rühmt am Schluß seiner [illegible]tik den lebhaften deutschen Patriotismus des Freytag'schen [illegible]rks und daß der Autor sich von der Manie anderer deut[illegible]r Schriftsteller ferngehalten habe, in den vergangenen [illegible]rhunderten Stoff zu suchen für den unversöhnlichen Groll gegen die Franzosen; er selbst äußert dabei: „Deutschland möge wissen, daß man gelogen hat, als man behauptete, Frankreich sei beseelt von niederer Eifersucht auf seinen Ruhm und seine Tugenden, und wenn die letzten Ereignisse in unsern Herzen einen Groll zurückgelassen haben, den wir nicht unterdrücken können, wenn wir ihn auch zu beherrschen wissen, so kommt das nur daher, weil Deutschland seine Größe auf unsere Demüthigung gründen wollte. Wir haben auch unsern Familiengeist, und der Gedanke an unsere Brüder, die man dem heimatlichen Herde gegen ihren Willen entrissen hat, läßt sich nicht so rasch vergessen. Rahel weint immer über ihre Kinder und will nicht, daß man sie tröste. Indeß sind wir gern bereit, unsern Gegnern friedlich auf jenen schönen neutralen Gebieten der Wissenschaft und Literatur zu begegnen, unter der einzigen Bedingung, daß die Neutralität von beiden Seiten gewissenhaft respectirt werde." Das letzte ist schön und erfreulich, doch Amsterdam ist nicht Paris.

— Auch Serbien erhielt seine „Revue des deux mondes". Vom 1. Januar 1875 ab erscheint in Belgrad die Zeitschrift: „Otadzbina", Das Vaterland, serbische Monatsschrift in Heften von je 10 Bogen, herausgegeben von Vladan Djordjevicz unter Mitwirkung der namhaftesten serbischen Gelehrten. Die Zeitschrift wird, der Ankündigung zufolge, Erzählungen, lyrische, epische, dramatische Dichtungen in Versen und Prosa, ethnographische, naturwissenschaftliche, philosophische, geschichtliche Aufsätze bringen, namentlich Skizzen aus der nationalen Vergangenheit und Bilder aus dem gegenwärtigen nationalen Leben. Für die ersten Hefte werden unter anderm Aufsätze über Griechenland und die Griechen, über die Rumänen, über die bulgarische und slowenische Literatur, eine Schulstatistik der Serben, ein Aufsatz über den Roman im allgemeinen und die serbische Erzählung insbesondere angekündigt, ebenso eine politische, literarische und theatralische Revue. Auch eine Uebersetzung aus dem Bereiche neuer deutscher Poesie wird angekündigt, und zwar ist dies das dramatische Gedicht: „Die Marseillaise" von Rudolf Gottschall, in Versen übersetzt von N. Lazarević.

Bibliographie.

Allotria. Ungeflügelte Worte aus dem jocosen Citaten-Schatz des Gymnasial-Directors ***. Berlin, Denicke. 8. 3 M.

Aus den Erinnerungen eines badischen Beamten. Mannheim, Schneider. 1874. 8. 4 M.

Bach, Jenny, Frühlingsblumen. Novellen und Märchen. Braunschweig, Zwißler. 1874. 16. 2 M. 70 Pf.

Bacmeister, A., Freidank's Bescheidenheit. Spruchsammlung aus dem 13. Jahrhundert. Neudeutsch bearbeitet. Stuttgart, Neff. 1874. Gr. 16. 1 M. 60 Pf.

Barth, H. v., Aus den nördlichen Kalkalpen. Ersteigungen und Erlebnisse in den Gebirgen Berchtesgadens, des Algäu, des Innthales, des Isar-Quellengebietes und des Wetterstein. Mit erläuternden Beiträgen zur Orographie und Hypsometrie der nördlichen Kalkalpen. Gera, Amthor. 1874. Gr. 8. 16 M.

— — David Livingstone, der Afrikareisende. Ostafrika vom Limpopo bis zum Somalilande. Erforschungsreisen im Osten Afrika's. Mit besonderer Rücksicht auf Leben, Reisen und Tod von David Livingstone. Auf Grund des neuesten Standpunktes der ostafrikanischen Völkerkunde bearbeitet. An Stelle der 4ten Aufl. von „Livingstone, der Missionär." Leipzig, Spamer. Gr. 8. 8 M.

Bauer, E., Die orientalische Frage und der europäische Frieden. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1874. Gr. 8. 2 M.

Beecher-Stowe, Harriet, Kleine Füchse oder die kleinen Fehler, welche das häusliche Glück stören. Aus dem Englischen. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 4 M.

Bericht über den Spiritualismus von Seiten des Comité's der Dialektischen Gesellschaft zu London, ernannt zur Untersuchung der als „spirituelle Manifestationen" bezeichneten Phänomene. (In 3 Thln.) 1ster Thl.: Bericht des Comité's und seiner Sub-Comité's, sowie deren Protokolle über ihre Prüfungs-Experimente, nebst Mittheilungen von Edmunds, E. Cox, A. R. Wallace u. A. In's Deutsche übersetzt von G. C. Wittig und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von A. Aksákow. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Berthold, G., Rumford und die mechanische Wärmetheorie. Versuch einer Vorgeschichte der mechanischen Theorie der Wärme. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Böcker, E., Periander. Eine Trilogie. Brandenburg, Wiesike. 1874. Gr. 16. 3 M. 50 Pf.

Bolanden, C. v., Die Reichsfeinde. Historischer Roman. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 1874. 8. 8 M.

Anzeigen.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.
Preis des Heftes 75 Pf.

Diese weitverbreitete und rühmlichst bekannte culturhistorische Zeitschrift, eine wirkliche „deutsche Revue", die sich den großen englischen und französischen Revuen ebenbürtig zur Seite stellen kann, bietet ihren Lesern theils in größern zusammenhängenden Artikeln, theils in Specialrevuen ein umfassendes Zeitgemälde. Sie bildet einen orientirenden Führer für jeden, der an den Bewegungen des Culturlebens Antheil nimmt, und ist namentlich auch in Leselocalen und Journalcirkeln nicht zu entbehren.

„Unsere Zeit" erscheint am 1. und 15. jedes Monats in Heften von 5 Bogen Lexikon-Octav. Trotz vermehrten Umfangs und verbesserter Ausstattung beträgt der Preis nur 75 Pf. für das Heft.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. Auf Wunsch erhalten daselbst diejenigen, welche die Zeitschrift noch nicht kennen, das erste Heft des Jahrgangs 1875 als Probe sowie einen Prospect gratis geliefert.

Für Preußen um $7\frac{1}{2}$ Mark jährlich billiger!

Mit erstem beginnt ein neues Quartals-Abonnement auf die (Augsburger) Allgemeine Zeitung, zu welchem die unterzeichnete Expedition mit dem besondern Hinzufügen ergebenst einladet, daß die Abonnenten in Preußen keine Stempelsteuer mehr zu zahlen haben.

Die Allgemeine Zeitung

kostet daher in ganz Deutschland

mit wissenschaftlicher Beilage und Handelsbeilage
nur 9 Mark pro Quartal

(während früher in Preußen 3 Thlr. $18\frac{3}{4}$ Sgr. erhoben wurden).

Frei von jedem local beschränkten Gesichtspunkte gibt die „Allgemeine Zeitung" das gesammte Material der Zeitbewegung, und wie sie somit, von Staatsmännern und ersten Publicisten vorzugsweise zu Kundgebungen benutzt, eine anerkannte Quelle der Geschichte geworden für das Leben aller zeitgenössischen Völker, vertritt sie als **deutsche Zeitung** die vielseitigen Anliegen und Bewegungen des deutschen Vaterlandes in Staat und Kirche, Wissenschaft und schöner Literatur wie in Volkswirthschaft und Handel in gleichmäßiger Ausführlichkeit.

Kreuzbandsendungen werden von der Expedition des Blattes für jeden beliebigen Zeitraum ausgeführt, wobei der Preis für einzelne Tage nach dem Monatspreise repartirt wird. Preis monatlich:
im **Postverein** 4 Mark = 2 Fl. 25 Kr. österr. Papier,
im **Ausland** entsprechend der Francatur höher laut besonderm Tarif.

Inserate haben bei der weiten Verbreitung des Blattes erfahrungsgemäß durchaus gesicherten Erfolg. Insertionspreis nach anliegendem Tarif, welcher nach auswärts franco zu Diensten steht.

Augsburg, 1874.

Expedition der Allgemeinen Zeitung.

Jetzt complet:

Theologisches UNIVERSAL-LEXIKON

zum Handgebrauche für

Geistliche und gebildete Nichttheologen.

2 starke Bände,

120 Druckbogen gross Lexikon-Format.

Subscript.-Preis 5 Thlr. = 15 Mark.

Dieses „Universal-Lexikon" will ein den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechender, sicherer und bequemer Wegweiser für alle Fragen sein, die das Gebiet der Theologie und der ihr verwandten Wissenschaften berühren. Dasselbe sollte in keiner guten Bibliothek fehlen.

Der Preis ist beispiellos billig.

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Wiener Sommertage.

Von

Julius Rodenberg.

8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 6 M. 50 Pf.

In „Weltausstellungs-Reminiscenzen" und „Wanderungen in Wien" schildert Julius Rodenberg hier die Eindrücke seines wiener Aufenthalts während des Sommers 1873, und schließt daran eine Parallele der beiden Kaiserstädte „Berlin und Wien", in der er gleichsam das Facit seiner gemüth- und geistvollen Betrachtungen zieht. Jeder Leser, auch wenn er nicht selbst die Wiener Weltausstellung besucht hat, wird einen so liebenswürdigen Führer mit Vergnügen auf diesen interessanten Wanderungen begleiten.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

In deutschen Landen. Skizzen und Ferienreisen. 8. Geh. 5 M. 40 Pf. Geb. 6 M. 40 Pf.

Studienreisen in England. Bilder aus der Vergangenheit. 8. Geh. 5 M. 40 Pf. Geb. 6 M. 40 Pf.

Delius'

SHAKSPERE.

III. (Stereotyp-) Auflage

— **jetzt complet** — 2 starke Bände, broschirt: 5 Thlr. 10 Sgr. In 2 feinen Halbfranzbänden: 7 Thlr.

Um die Einführung in Schulen zu erleichtern, kostet von jetzt an

jedes einzelne Stück: 8 Sgr.

(Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, zunächst in der 2. Auflage geliefert.)

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 3. —— 14. Januar 1875.

Neue hygieinische Schriften von Eduard Reich.

1. Medicinische Abhandlungen für die Gebildeten aller Stände. Von E. Reich. Zweiter Band. Würzburg, Stuber. 1874. Gr. 8. 6 M.
2. Studien über die Feiertage. Von E. Reich. Nordhausen, Förstemann. 1874. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.
3. Studien über die Frauen. Von E. Reich. Jena, Costenoble. 1875. Gr. 8. 12 M.

Keinem Leser d. Bl. kann es entgangen sein, daß Eduard Reich zu den fleißigsten Arbeitern im Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege gehört. Fast jedes Jahr hat ein oder einige neue Werke von ihm aufzuweisen. Er gehört aber auch dieser Wissenschaft, die mehr und mehr in alle Gebiete der menschlichen Existenzbedingungen ihre Fühlfäden ausstreckt, mit Leib und Seele und so ausschließlich an, daß er überall und jederzeit als gewissenhafter Referent Aufschluß zu ertheilen bereit erscheint. Wie wir aus verlaßlicher Quelle vernehmen, ist er in letzter Zeit beschäftigt gewesen, Vorbereitungen zur Gründung eines diesem Zwecke gewidmeten Archivs, wenn wir nicht irren einer Monatsschrift, zu treffen, also ein historisch-kritisches Organ herzustellen, das über alle so mannichfachen und so vielfach auseinanderlaufenden Bestrebungen einschlägiger Art von einheitlichem Gesichtspunkte Bericht erstattet und sich weniger als die beiden großen Quartalschriften von Eulenberg und Varrentrapp scheut, auch die delicaten Défilés der Politik und öffentlichen Moral zu seinen Jagdgründen zu machen. Wünschen wir uns gerade um dieses letztern Umstandes wegen zu diesem neuen Unternehmen des tüchtigen Hygieinikers Glück, denn wie er amtlich und social ein unabhängiger Gelehrter ist, wird er am geeignetsten jene sociale Jury zusammenzurufen und als ihr Obmann zu sprechen geeignet sein, die, von traditionellen Banden frei, die Gesetze und Rechte misachtet und misachten soll, die „als ewige Krankheit sich fortzuerben" bestimmt schienen. Reich wird sicher mit der ganzen ihm eigenthümlichen Schneide für das „Recht, das mit uns geboren ist", eintreten und kämpfen. Feinde hat er schon genug, aber er wird sich unter den Unlautern und Unklaren noch mehr Feinde machen, um fröhlichen Muthes an jedem Morgen mit Ulrich von Hutten auszurufen: Viel Feind', viel Ehr'!

Man möchte der neuesten Gesetzgebung vielen Respect bezeigen, doch dieser Respect hält nicht Stich in jedem speciellen Falle. Da ist — auch ein Maigesetz — in Nr. 15 der Preußischen Gesetzsammlung, §. 43 des Fischereigesetzes, zu lesen, daß die durch schädliche Zuflüsse aus gewerblichen Anlagen in ihrem Erwerbsbetriebe benachtheiligten Fischer u. s. w. berechtigt sein sollen, von den Anlagebesitzern Anstalten zur Abhülfe zu fordern, dann aber auch verpflichtet, die durch diese Anlagen entstehenden Kosten zurückzuerstatten, resp. die veranschlagten Kosten vorher zu deponiren und jede Bürgschaft zu leisten. Das ist ein Gesetz, das die Großgrundbesitzer, Großindustriellen, die Zuckerfabrikanten und Spiritusbrenner selbst gemacht haben. Da mögen Flüsse und Bäche stinken wie sie wollen, und „Wasser, Luft und Landschaft" verpesten, daß der alte Hippokrat, der älteste medicinische Autor, der aber auch zunächst ein eigenes Buch über diese drei ersten und wichtigsten Requisite der menschlichen Gesundheit schrieb, sich im Grabe umwälzte — falls seine klugen Landsleute die Leiche des lieben Alten nicht verbrannt haben; da mögen die heutigen hippokratisch gesinnten Aerzte und Humanisten Ach und Weh schreien — einerlei, es wird fortgesündigt. Und der Schutzparagraphen 43 gibt es viele, sehr viele! Die Hygieine muß sich der Gesetzgebung und der Administration bemächtigen, die Hygieine, die zugleich die öffentliche und private Moral ist; eher wird es nicht besser; bis dahin haben die epidemisch über Stadt und Land stürzenden minimalen Organismen, die auch und erst recht nach Milliarden rechnen, freies Spiel und die Receptschreiber, Sargmacher und Todtengräber die beste Einnahme.

Für diese Hygieine wird Reich sein „Archiv" schreiben und wir wünschen und versprechen ihm das beste Gedeihen.

Warum? Weil er keine Rücksichten — Opportunitätsrücksichten nehmen wird, weil es unter den heutigen Geschlechtern denn doch bereits einige Familien gibt, deren Angehörige genügend durchgebildet sind, um vor den neuen Lehren nicht in Ohnmacht zu sinken, nicht nur solche Geschlechter, „die um Lappalien sich zanken, immer das Nämliche thun und lassen, niemals genug bekommen und, trotz aller Proclamationen der Freiheit, elende Sklaven ihrer Vorurtheile, ihrer Selbstsucht, ihrer Lieblosigkeit und Beschränktheit sind".

Diese letzte Charakteristik der „großen Menge" unserer Gegenwart ist der Reich'schen Vorrede zum zweiten Bande seiner „Medicinischen Abhandlungen" entnommen. In dieser Vorrede verhandelt er auch die Angelegenheit der Leopoldinischen Akademie, die über Nacht Zwillingspräsidenten bekam, wie wol ein Weib plötzlich und unerwartet mit Zwillingen gesegnet wird. Das frische Leben, das Reich als Vicepräsident der alten Akademie eingehaucht haben würde, entgeht ihr einstweilen und erzeugt anderswo Kraft und neues Gedeihen. An wem die Schuld liegt, soll hier nicht erörtert werden; jedenfalls ist Act davon zu nehmen, daß Reich die ihm übergebene Würde und Bürde als Director doch noch als sein eigen betrachtet und sich und seine Stellung demgemäß unter seinem Namen auf dem Titel der zuletzt von ihm veröffentlichten Schrift: „Studien über die Frauen", offen charakterisirt.

In dem Aufsatze über das Studium und die Ausübung der Hygieine hat Reich noch einmal übersichtlich die Summe der Lehre skizzirt und entwickelt, daß sie sich von den gewöhnlichen exacten und nicht exacten Wissenschaften dadurch unterscheide, daß es bei ihr nicht blos auf die Ermittelung von Thatsachen ankomme, sondern daß sie durch Forschung und Beobachtung, durch Studium und Kritik zu wahrhafter Erkenntniß gelange und das philosophisch Erkannte zur Förderung der menschlichen Wohlfahrt anwende. Wenn wir dies in das Auge fassen, sagt er, wird es sehr leicht und begreiflich, daß einseitige Forscher und einseitige Gelehrte, welche über die Thatsachen der Fachwissenschaften sich nicht erheben und philosophischen Geistes ermangeln, völlig außer Stande sind, die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer gesammten, einer umfassenden Hygieine zu gewinnen, und alles, was jenseit des physiologischen und chemischen Experiments, jenseit der statistischen Ermittelung liegt, für Träumerei halten. Reich vergleicht weiter die Hygieine mit einem großen, die Heimat der Menschheit beschattenden Baum, dessen Wurzeln in den mannichfaltigsten Gebieten des Wissens und Könnens sich verbreiten und dessen Früchten der kosmopolitische Charakter eigenthümlich zukommt. Demgemäß zählt er zu den Voraussetzungen der Hygieine als ihre Hülfswissenschaften die Anthropologie und die pathologische Aetiologie, Nationalökonomie, Politik, Polizei, Moral, Erziehungskunst, Statistik, Technik und das ganze Gebiet der Naturwissenschaften. Für ihr Studium fordert er auf allen Hochschulen besondere Institute, für ihre Praxis ausreichend mit Geld und Macht ausgerüstete hygieinische Aemter und Curatoren in den höchsten Schichten der Intelligenz, der Gesetzgebung und Staatskunst. Am Schlusse (§. 161) sagt er:

Wer über den Zusammenhang der Physik und der Moral nicht klar wurde, wer nicht im Stande ist, zu begreifen, daß alle Forschung, sei sie Natur-, Geschichts-, Sprach-, statistische oder was immer für Forschung, nur ein pures Mittel zu dem Zwecke der Erkenntniß sei; wer nicht einsieht, daß ohne philosophische Erkenntniß von fruchtbringender Anwendung des Erforschten auf das Leben die Rede nicht sein könne; wer so thöricht ist, den kritischen Geist zu verwerfen, anstatt sofort der ermittelten Thatsache ihn gegenüberzusetzen; wer den Regungen des Gemüths und der Barmherzigkeit sich entzieht und dem Wahne sich hingibt, daß der kalte Verstand allein die Welt zu regieren und den Menschen zu bewahren vermöge, — der ist alles, nur kein Hygieiniker; der kann alles werden, nur kein Hygieiniker!

Höhern, wirklich hohen Werth möchten wir der größern Reich'schen Arbeit zuschreiben, die den zweiten Theil des zweiten Bandes der „Medicinischen Abhandlungen" bildet und den Titel führt: „Studien über das tägliche Leben". Wir gestehen, daß wir fürchten, sie wird sich in dem Sammelwerke verlieren und nicht so vielseitig Beachtung finden, wie sie es verdient. Besser vielleicht wären diese Studien gesondert herausgegeben worden, falls der Verfasser sich nicht entschließt, dieses Thema in einer neuen Schrift für das große Publikum nochmals zu bearbeiten. Nichts kann wichtiger sein. „Die Erscheinungen des täglichen Lebens", sagt Reich im Vorworte, „sind Stoff immerwährender Unterhaltung, Beobachtung und Erforschung; sie lassen von zahlreichen Standpunkten aus sich beurtheilen, aber nur von einem Standpunkte aus in ihrem ursächlichen Verhältnisse richtig sich erkennen: nämlich von der hohen Warte der Naturlehre des Menschen." Demgemäß ist er bemüht, bei Erklärung verschiedener Seiten des menschlichen Lebens von der Natur auszugehen, und gelangt in der That bei diesem Streben zu Ergebnissen, die denen von besonderer Ersprießlichkeit sein werden, welche die Triebfedern des Alltagslebens erforschen und dem allgemeinen Besten Zeit und Kraft widmen.

Auf all die mannichfaltigen Einzelheiten können wir an dieser Stelle nicht eingehen, obwol die von dem Verfasser beleuchteten keineswegs das reiche Thema erschöpfen. Wol deshalb nennt Reich diese Betrachtungen auch nur Studien, — Vorstudien möchten wir sagen, theilweise ausgeführte Skizzen. In den ersten Abschnitten „Ueber das Schicksal und die andern Mächte" geht er mehr in die Details ein; hier hat besonders alles, was er über Fatalismus, freien Willen, Individualität und Staat, Freiheit, Socialismus u. s. w. vorträgt, durchaus unsern Beifall. Die kosmischen Einflüsse, Nahrung und die Krankheitsursachen als Elendsquellen werden etwas cursorisch abgefertigt, wahrscheinlich weil der Verfasser in frühern Werken in die Details dieser Dinge umständlicher eingegangen ist. Anhangsweise werden noch einige wichtige Kapitel erörtert: das weibliche Geschlecht und das öffentliche Leben, die Gütergemeinschaft und die Natur des Menschen, intellectuelle und moralische Civilisation, der Werth der beschreibenden Naturwissenschaften, Gewohnheit, Humanität, Verbrechen, Laster u. s. w., welche einfach genannt zu haben genügen soll, um für die Berichterstattung über das letzte Werk, das Reich'sche Frauenbuch, Raum zu behalten, dem Forscher in seine einzelnen Forschungsgebiete zu begleiten und von den vielfach originellen und stets auch originell ausgeprägten Funden wenigstens einzelne leitende und leuchtende mitzutheilen.

Die „Studien über die Feiertage" sind insofern eine

Frühgeburt, als der Schweizer Verein für Sonntagsheiligung einen Preis von 1200 Frs. für die beste Arbeit über dieses Thema ausschrieb, als Reich seine Lösung dieser Aufgabe bereits zur Drucklegung abgegeben hatte. Reich wird das nicht sehr betrüben, er concurrirt nicht mit den Herren der Staatskirche. Er hat die Fundamente einer „Kirche der Menschheit“ zu legen versucht und wird auf die Gunst der traditionell Gesinnten nicht sonderlich rechnen dürfen. Wenn die Schweizer inzwischen gerecht sind, lassen sie Reich's Arbeit nicht ungelesen und lassen sie auch mit concurriren. Sie haben dann, wie wir äußerlich vernehmen, gerade ein halbes Hundert Lösungsversuche ihres Themas beisammen, und wenn dann die Schiedsrichter nicht blos irgendein dickgläubiges Elaborat prämiiren, sondern die eigenthümlichen und neuen Gedanken in einem sorgfältig und bündig eingehenden Referate besprechen und mittheilen, so möchte ihr Ausschreiben doch wol von einigem Nutzen gewesen sein. Die hygieinischen Vortheile des siebenten als des Ruhetags nach sechs Arbeitstagen erkennt übrigens der absolut rücksichtslose Reich an. Sicher ist eins, daß die Handwerker früherer Zeit zu den Nichthandwerkern, also den Gelehrten und Beamten, in einem weit nähern Verbande standen, als die Fabrikarbeiter zu den Nichtfabrikarbeitern, daß die schwierigste Frage der Neuzeit sich an das Problem knüpft, wie diese Arbeiterklasse bezüglich ihrer Ansprüche an die niedern und höhern Lebensgenüsse von der Zukunft befriedigt werden soll. Sie Sonntags singen, beten und eine Predigt von zweifelhaftem Werthe hören zu lassen, also nach der Körperwäsche auch eine Seelenwäsche zu veranstalten, wie es Herkommen ist, wird nicht genügen. Sonnabends abgelohnt, hat die Mehrzahl in der Regel am Sonntagmorgen schon einen kleinen Katzenjammer, der so curirt wird, daß sie den Montag am liebsten blau macht. Und der Zug des Herzens führt das Fabrikproletariat lieber den socialistischen Wanderpredigern zu, die für ihr Predigen als Lohn Käse und drei Glas Bier mit Colchicin erhalten, als den Seelenhirten in Talar und Krause. Darüber ist nicht zu streiten. Das ist eine Thatsache. Die schweizer Sonntagsmänner werden die Frage nicht lösen, und die Staatsweisen glauben sich dem Wesen dieser Fatalität gegenüber neutral verhalten zu sollen. Ob mit Recht? Jedenfalls begünstigt Bismarck's Alterego Falk die Fortbildungsschulen, und das ist ein großer Segen, denn wenn die kirchlichen Positionen fallen, kann die moralische Civilisation nur durch die intellectuelle aufrecht erhalten werden. Reich, der schon deshalb von den Schweizern nicht prämiirt würde, weist darauf hin, daß nicht Christus, sondern Konstantin der Große den Sonntag, wie wir ihn haben, eingeführt hat, und sagt dann wörtlich:

> Ich glaube, die Ursache, weshalb Jesus Christus Feiertage speciell den Sonntag nicht einsetzte, darin suchen zu dürfen, dem Propheten von Nazareth gar nicht darauf es ankam, den alten jüdischen Gebräuchen etwas zu ändern, sondern es nur seine Absicht war, die Unbarmherzigkeit und Grau-keit seines Volks durch den Geist der Liebe zu verdrängen. zu hat er nicht besonderer Festtage sich bedient und wäre gar nicht im Stande gewesen, solche einzusetzen, da die cht des Pfaffenthums seinerzeit von dem armen und ver-emten Wanderprediger nicht überwunden werden konnte.

Fest steht es, daß bis vor einiger Zeit, wo der Handwerksstand noch einen goldenen Boden hatte, begabte und strebsame Individuen ohne besondere Schwierigkeiten aus dem Handwerksstande in den Stand der „Gebildeten“ übergehen konnten, der in der Regel nur höchstens einen silbernen Boden hat, Silber mit viel Kupfer. Ein wohlsituirter Geschäftsmann wurde aber nur ausnahmsweise vom Ehrgeize bestimmt, wie leicht es auch war, den Sohn „studiren zu lassen“. Es geht damit fast wie mit der Nobilitirung, die den Betroffenen auch in ungewohnte Verhältnisse versetzt, die ihn aber nicht beglücken kann, weil er mehr scheint als er ist, weil er mehr beleuchtet wird als er selbst leuchtet. Die moderne Großindustrie hat nun das Institut der Massenarmuth als ihr gesellschaftliches Correlat geschaffen, das keinen Sonntag, keine leib- und seelenreinigende Sabbatfeier kennt, das sich Proletariat nennt und in angeborener Feindschaft gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung groß und größer wird. Es ist schon so groß, so erschreckend groß geworden, daß ihm statt der engdunkeln Schnapskneipe strahlende Biersalons geöffnet werden müssen, in denen unberufene Gassenredner, die im Trüben fischen, die Unklarheit ihrer Begriffe noch steigern, ohne ihnen als letztes Ende etwas anderes als Krawall und Zuchthaus zeigen zu können. In die „Staatskirche“ geht kein echter Proletarier, wie er nicht aus der Stammkneipe fortbleibt. Wie soll nun dieser Volksschicht durch die Sonntagsheiligung geholfen werden? Hat Reich in seinen „Studien über die Feiertage“ das Problem gelöst? Nein! In seiner „Kirche der Menschheit“? Nein! Ob einer der 49 Autoren, die aus aller Welt Enden ihre Manuscripte nach Genf geschickt haben, glücklicher war — wir wollen es abwarten.

Dem Verfasser haben die „Frauen“ ein dankbareres Thema zu eingehenden Studien geboten, aber es ist fraglich, ob die selbst Studien machenden Frauen ihm für die Analyse ihres Wesens sonderlich dankbar sein werden; denn als unbefangener Naturforscher entkleidet er sie eines jeden Nimbus. Das sind die Frauen nicht gewohnt, und das leiden sie nicht. Aber wenn die Frauen nicht studirt werden wollen, was wollen sie denn? Geliebt werden! Ueber alles Maß und — über alle Kritik geliebt werden wollen sie. Dafür sind sie das schwächere Geschlecht. Sie wissen, daß sie bei der Kritik, die ja stets, wenn auch oft unausgesprochen, eine comparative ist, nicht gewinnen, denn die gerechte Kritik wird stets von der Shakspeare'schen These ausgehen und ausgehen müssen: „Frailty, thy name is woman“. Wenn die Kritik hinzusetzt, daß die Frauen wegen dieser frailty geliebt werden, so ist das für die Studien machenden Frauen nur ein kleiner Trost, da eben diese unglücklichen Studien sie zunächst und zumeist von der frailty freimachen und als gleich qualificirt neben die Männer hinstellen sollen. Genug, das Reich'sche Buch ist im großen und ganzen für die Frauen, die glücklich sein und glücklich machen wollen, nicht geschrieben. Ausnahmen wird es wenige geben, die Mehrzahl wird das Buch bald zuklappen und sagen: Unsinn, von dem wir nichts wissen wollen!

Und doch hat Reich recht, wenn er von einer richtigen Lösung der Frauenfrage die Lösung der täglich schroffer an uns herantretenden socialen Probleme erwartet,

wenn er sagt, wirkliches Verständniß des Weibes lasse nur auf Grund genauen Studiums der Thatsachen, welche Forschung und Beobachtung lieferten, sich ermöglichen. Ohne innige Bekanntschaft mit der Wesenheit und den Lebensbedingungen der Frauen kann keine Frage entschieden werden, die auf gesellschaftliche Stellung, auf Arbeit und andere Verhältnisse des weiblichen Geschlechts sich bezieht. Weil von der Art und Lebensäußerung des Weibes das Schicksal der ganzen Menschheit abhängt, deshalb ist für jeden, der mit dem Menschen und der Gesellschaft es zu thun hat, das Studium der Frauen unerlaßlich.

Reich hat in diesem nicht blos skizzenhaft gearbeiteten Werke das weibliche Geschlecht aus verschiedenen Gesichtspunkten zum Gegenstande der Untersuchung gemacht und übergibt uns als Resultat seiner Arbeit Beobachtungen, Forschungen und Meditationen 1) „Ueber die Frauen in der Statistik“, 2) „Ueber die Frauen in der Naturlehre“ und 3) „Ueber die Frauen in der Socialwissenschaft und Hygieine“, indem er nach diesen drei großen Richtungen in zahlreichen Unterabtheilungen sein interessantes Thema nach allen Seiten hin zugleich wissenschaftlich und anmuthig fesselnd erschöpft. Wir haben keine von den unzähligen Seiten der Bedeutung der Frauen unberührt gefunden.

Indem Reich einleitend über das Weib im allgemeinen spricht, wird er, wie man es von einem organisch normal constituirten Gelehrten nicht anders erwarten kann, eine Art Frauenlob, ohne die Grenze, welche die stets nüchterne Wissenschaft zieht, im geringsten zu überschreiten. Immer wieder und durch sein ganzes großes Buch hin kommt er auf die verhängnißvolle Wahrheit zurück, daß das Weib mehr als der Mann geeignet und geneigt ist, nach der guten und nach der bösen Seite zu excelliren, extrem zu werden. Fällt das Weib einmal, so fällt es für immer; Ausnahmen gehören zu den größten Seltenheiten. Eine Nation, deren weibliche Bevölkerung der Mehrzahl nach entartet ist, steht nicht blos auf einer tiefen Stufe, sondern kann sich auch ohne schwere Schicksalsschläge und jahrhundertelange Demüthigung von ihr nicht wieder erheben. Reich sagt:

Die Dichter haben das Weib verherrlicht und gegeiselt, die Bildner haben Tugend und Laster durch die Gestalt des Weibes ausgedrückt, die Stifter von Religionen suchten durch besondere Stellung zu dem weiblichen Geschlechte eine der festesten Grundlagen ihrer Wirksamkeit zu gewinnen, die Lenker der Staaten suchten stets vermittels der Frauen ihre Angelegenheiten zu fördern, ihre Ziele zu erreichen, die ihrer Autorität unterworfene Menschheit zu meistern und zu beglücken oder — zu quälen.

Zur Gesellschaft steht das Weib in den verschiedenen Ländern der Welt aus Gründen seiner Natur hauptsächlich verschieden. Wo man das Weib hochachtet, dort ist das Gattungsleben des Weibes von längerer Dauer, und damit auch die Schönheit, die Blüte, die Frische. Im Orient dauert das Gattungsleben des Mannes sehr lange, das des Weibes geht rasch vorüber: daher der Werth des Weibes in abstracto geringer als im Occident; daher dort im Osten keine Personificationen durch Frauengestalten und die Religion ohne Zugeständniß für die Frau, ja diese sogar weit in das Hintertreffen stellend. Man beachte wohl, daß erst im occidentalen Christenthum der Mariencultus Wurzel und Gipfel trieb.

Wir glauben am sachlichsten zu berichten, wenn wir dem Verfasser excerpirend durch sein Buch folgen und es dem Leser freistellen, nach den von uns ausgewählten Fragmenten sein Urtheil sich selbst zu bilden. Wir wollen eine Auslese charakteristischer Stellen geben, einerlei ob wir persönlich dem Verfasser ganz beipflichten. Meist stehen wir auf seiner Seite, und nur unglückliche Ehemänner werden sich principiell gegnerisch zu uns verhalten:

Wenn wir das Weib nur für das private Leben erziehen, so ist es im Stande, bei sonst guten Eigenschaften und Anlagen den Mann für die Dauer zu beglücken, aus den Kindern Menschen zu machen, damit den eigenen Werth stetig zu erhöhen und so die Gesittung auf das wesentlichste zu fördern. —

Sollen die Frauen gut sein, so müssen die Männer gut und weise sein. —

Weil schon ihrer ganzen Organisation gemäß die Frau nicht die Sklavin, sondern nur und ausschließlich die Gefährtin und Gehülfin des Mannes sein kann, so ist es nöthig, daß das männliche Geschlecht in einer Weise geleitet und erzogen werde, daß Misbrauch seiner physischen Ueberlegenheit unmöglich ist. Jede naturwidrige Stellung des Weibes läßt auf Misbrauch der physischen Kraft des Mannes, komme diese in was immer für Formen zum Ausdrucke, sich zurückführen. Der Stärkere treibt so lange Misbrauch, als er nicht durch gute Erziehung einsichts- und liebevoll geworden ist. —

Fast in der ganzen Welt werden mehr Knaben geboren als Mädchen, und fast überall übertrifft die Sterblichkeit der erstern jene der letztern, sodaß stets mehr Frauenzimmer angetroffen werden als Männer. Auf 100 Individuen männlichen Geschlechts kommen, sorgfältiger Statistik gemäß, im Alter von der Geburt

		bis zu	5	Jahren	98,03	weibliche	Individuen,
von	5	„ „	10	„	97,66	„	„
„	10	„ „	15	„	97,05	„	„
„	15	„ „	20	„	99,84	„	„
„	20	„ „	25	„	106,85	„	„
„	25	„ „	30	„	104,23	„	„
„	30	„ „	40	„	102,46	„	„
„	40	„ „	50	„	101,70	„	„
„	50	„ „	60	„	106,80	„	„
„	60	„ „	70	„	117,34	„	„
„	70	„ „	80	„	117,08	„	„
„	80	„ „	90	„	134,46	„	„
„		über	90	„	155,20	„	„

bei der gesammten Bevölkerung 102,73 weibliche Individuen.

Betrachten wir diese Zahlen, so finden wir, daß zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre, also gerade zu der Zeit, wo die meisten Ehen geschlossen werden, die Zahl der Frauen um einen verhältnißmäßig ganz bedeutenden Bruchtheil größer ist. Dieser Umstand verursacht, daß viele Mädchen unverheirathet bleiben und daß heirathsfähige Männer bei den Frauenzimmern stets eine gesuchte Waare sind ...

Nach dem zwanzigsten Lebensjahre wird die Zahl der Männer von der Zahl der Frauen übertroffen. Da nun der Krieg dieses disharmonische Verhältniß noch vermehrt, und zwar um so mehr, je länger er dauert, so wäre es das größte Unrecht, wollte man den Kriegszustand in einem bestimmten Sinne als naturgemäß auffassen; man wird vielmehr als einen wirklichen Fluch der Menschheit ihn verdammen müssen, der durch seine Folgen zu einem weit größern Unheil leitet, als er an sich selbst schon ist. Fügen wir hinzu, daß die Aushebung der schönen und gesunden Männer für den Militärdienst die Schwächlinge eher in die Lage zu heirathen und Kinder zu erzeugen bringt, so liegt uns die Zukunft des hochgepriesenen Lebens in unserm militärstaatlichen Europa ziemlich klar vor Augen. —

Die Lebenszähigkeit des weiblichen Geschlechts ist ohne Zweifel eine nicht wenig beträchtlichere als die des männlichen; man denke nur an die vielen und großen Beschwerden, welche das ganze Geschlechtsleben mit seiner Menstruation, Schwangerschaft, Entbindung, Säugung und Kinderpflege in sich begreift

und mit sich bringt, und es wird keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß die weibliche Organisation in der That einen Grad von Widerstandsvermögen bekundet, wie ein solcher nöthig ist, um den Leib die vielen Krisen und Stürme des Gattungslebens überdauern zu machen. Der Kampf mit der Außenwelt ist häufig genug ein sehr angreifender und aufreibender und hält in schlimmen Fällen wol die Wage mit den Beschwerden, welche die Fortpflanzungsthätigkeit dem Weibe auferlegt. Wir sehen nun den Mann früher erliegen als das Weib, und schließen daraus mit Recht bei jenem auf geringere Lebenszähigkeit. —

Die größere mittlere und wahrscheinliche Lebensdauer der Frauen hängt wesentlich damit zusammen, daß die „gefährlichen Reizungskrankheiten" durch das Vorwiegen der Geschlechtsthätigkeit einerseits und durch die Abwesenheit von Berufsgeschäften und von Excessen im Essen und Trinken, welche zu solchen Leiden die Veranlassung geben, andererseits in sehr beträchtlichem Maße vermindert werden. Inwieweit die psychischen Verhältnisse hierbei zu Gunsten des längern Lebens der Frauen mitwirken, läßt nicht genau sich bestimmen; so viel aber ist gewiß, daß die strengere Zucht und Sitte, unter welcher das weibliche Geschlecht aufwächst, und die größere Genügsamkeit der Frauen Momente sind, die sehr wesentlich zur Verlängerung ihres Daseins beitragen. —

Unter allen eigentlichen Culturstaaten ist Baiern der uncivilisirteste; die Bewohner dieses armseligen Königreichs sind im allgemeinen noch so roh und unwissend, so unmäßig und gewaltthätig, daß sie mit durch Stirnbreter verdeckten Augen in Gefahren und Schädlichkeiten hineinrennen und, darin steckend, wie Unsinnige um sich schlagen, anstatt mit Hülfe von Verstand und Umsicht aus dem Verhängnisse sich zu winden. Weil nun die Frauen in Baiern nicht jene Elasticität und Grazie, auch nicht jene Bildung und Temperation haben wie die Frauen anderer Culturstaaten, so sind ihre Lebensaussichten im Verhältnisse am geringsten. Je mehr die Weiblichkeit in naturgemäßer Weise sich ausbildet und verfeinert, desto größer wird die Lebenswahrscheinlichkeit; je roher und gemeiner das weibliche Geschlecht in gesitteten Ländern, desto geringer die Lebensdauer. —

Wie die Erfahrung lehrt, geht das erste Wochenbett der Frauen überall um so leichter und gefahrloser von statten, je mehr eine Bevölkerung gesund, sittenrein, naturfrisch geblieben. Durch Wiederherstellung der natürlichen Frische, Gesundheit, Einfachheit muß ohne weiteres und ganz bestimmt die Sterblichkeit der Frauen in der Periode des ersten Wochenbettes bedeutend sich vermindern und die Ehe einen für die Lebensdauer sehr günstigen Einfluß auf die Frauen ausüben. —

Verbesserung der Sitten und Gesetze muß stets mit Verbesserung der physischen Verhältnisse gleichen Schritt halten, von letzterer für alle Fälle begleitet sein. Unter dieser Voraussetzung können allein frühzeitige Heirathen gewiß verhütet werden. —

Im Jahre 1870 starben in England 81 Menschen jenseit des hundertsten Lebensjahres; davon waren 18 männlichen und 63 weiblichen Geschlechts. —

Jeder einzelne Theil des weiblichen Körpers bekundet andere Verhältnisse des Durchmessers, des Umfangs, der Länge und seiner Verhältnisse zu den andern Gliedern, als derselbe Theil des männlichen Körpers: Kopf, Brustkorb, Becken, Gliedmaßen u. s. w. Diese Thatsachen sind lebendige Zeugen für die Wahrheit, daß die natürlichen Anlagen und Formationen dem Weibe andere Verrichtungen zuweisen als dem Manne, und daß das Bestreben, die Frau im öffentlichen Leben an dieselbe Stelle zu setzen, an welcher der Mann vermöge seiner Organisation sich befindet, nur eine Ausgeburt des Wahnwitzes ist. —

Der höhere Kopf und das kleinere Gesicht des Weibes bekunden mehr Phantasie und mehr Kindlichkeit, weniger Vernunft und weniger Stabilität. Weil nun dem so ist, wird das weibliche Geschlecht in Weltsachen niemals an Stelle des Mannes treten, sondern immer nur dem Jünglinge verglichen werden können, dem erwachsenen Kinde, welches eines stärkern, eines minder beweglichen Gefährten bedarf, eines liebevollen Sachwalters und Vertreters in den Angelegenheiten der äußern Welt. —

Bekanntlich haben die Frauen, wie überhaupt weniger Masse, auch ein leichteres und kleineres Gehirn als die Männer. Doch ist die Differenz nicht dieselbe bei allen Völkern. Im Gegentheil, sie ist sehr different. Die Zigeuner stehen ihren Frauen am nächsten, während die Holländer und Deutschen am meisten von ihren Frauen sich entfernen. Die Engländer stehen ihren Schönen schon etwas näher, die Italiener, Schweden und Lappländer noch näher, und die Franzosen sehr nahe. — Das Weib des Zigeuners hält an Geisteskraft dem Zigeuner so ziemlich die Wage, die Französin — — kurz: bei den Zigeunerinnen wäre Emancipation am wenigsten unmöglich, wenn sie überhaupt möglich wäre! Ich glaube auch wahrgenommen zu haben, daß die Französinnen allerliebste Zigeunerinnen sind, und daß die Herren Franzosen, das leitungsbedürftigste Volk der Welt, am meisten von dem Weibsvolk gegängelt und tyrannisirt werden. —

Innerhalb des gesitteten Lebens ist die Ehe im allgemeinen noch das beste Medium für normale Entwickelung des Weibes. Berauben ungünstige Verhältnisse die Frau des natürlichen Zusammenhangs mit dem schützenden und sichern häuslichen Herde, mit Kindern und dem Manne, steht sie allein, ist allen Gefahren und dem Elende sie preisgegeben, so pflegen weit mehr die schlimmen als die guten Keime ihres Wesens sich zu entwickeln, und dies um so mehr, je weniger durch gute allgemeine Volkserziehung ein heilsames Gegengewicht gegeben ist.

Wir brechen unsere Anthologie aus den „Studien über die Frauen" hier ab, aber nicht ohne zu wiederholen, daß Reich's Aussprüche nicht, wie es sonst so vielfach geschieht, Ausgeburten der bloßen und oft verbitterten Reflexion, sondern überall auf Statistik und eigene oder fremde Naturforschung gestützt sind. Ueberall citirt Reich mit einer nicht von allen Autoren geübten, also seltenen Gewissenhaftigkeit seine Quellen. Ueberall steht er auf dem Standpunkte zugleich des Forschers und des Hohepriesters.

Man hat ihm den Enthusiasmus für seine Wissenschaft zum Vorwurf machen wollen; wer aber zugleich in der treuen Beachtung der statistischen Zahlen so consequent ist wie Reich, bei dem ist Wärme des Herzens doppelt willkommen. Wo er sich engherzigem und egoistischem Coteriendienst gegenüber weiß, da freilich ist er unbarmherzig, da scheut er sich nicht, die frechen Eindringlinge in den Tempel der Wissenschaft die Wucht seiner geiselnden Worte empfinden zu lassen, da läßt er es getrost darauf ankommen, sich Gegner und Feinde zu machen und ihrer lauten und leisen Verfolgung sich auszusetzen.

Wir empfehlen die Lektüre seiner Schriften und besonders dieser „Studien über die Frauen" allen Gebildeten aus Ueberzeugung und zweifeln nicht, daß auch die vertrautesten Sachkenner sich doch noch oft von dem Gehalt und der Neuheit seiner Gedanken erfreut und angeregt finden werden.

Hermann Schauenburg.

Neue lyrische Gedichte.

1. Albumblätter für deutsche Frauen und Töchter. Gesammelt von G. Bauer. Stuttgart, Belser. 1874. 8. 2 M. 10 Pf.
2. Sinnsprüche und kleine Gedichte von Adolf Wechsler. Ulm, Ebner. 1874. 32. 75 Pf.
3. Écrasez l'infâme. Zeitgedichte von Albrecht Deetz. (Ignaz Pfaffenlob). Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1874. 16. 1 M. 25 Pf.
4. Des Geistes Pilgerfahrt. Von Franziska Gräfin Schwerin. Leipzig, Veit u. Comp. 1874. 16. 3 M.
5. Zwanzig Gedichte von Koloman Tóth. Aus dem Ungarischen von Sidonie Zerkowitz. Wien, Rosner. 1874. 16. 1 M. 60 Pf.

Der Dichterwald, in welchen G. Bauer die deutschen Frauen und Töchter einladet (Nr. 1), ist weder ein Hochwald voll stolzer Majestät und geheimnißvoller Ruhe und Schönheit, noch auch ein mit Kunst und Sorgfalt gepflegter und mit reizenden Anlagen geschmückter lauschiger Park, sondern ein Gehölz wie viele andere, ohne besondere Eigenthümlichkeit, zum großen Theil sogar nur eine junge „Schonung" mit einer darin gelegenen kleinen Baumschule. Auch die Luft darin ist weder schwül noch dumpfig, weder feucht noch trocken, sondern wie sie in einem civilisirten Walde sein muß, also ziemlich ebenso wie in der übrigen, nicht bewaldeten Welt. Ganz diesem Charakter entspricht auch der Gesang der munter und unbekümmert ihr Liedchen pfeifenden Waldbewohner. Man vernimmt die altgewohnten, überall gehörten Weisen und Melodien, hier vorgesungen von einigen Alten, dort, so schlecht und recht es gerade gelingt, nachgepfiffen von halb- und ganzflüggen Jungen. Es zwitschert, girrt, tirilirt überall, hier so eifrig wie da, ein Singvogel wie der andere, canorae und clamatores durcheinander, jeder nach seiner Weise. Das Ohr des vorübergehenden schlichten Wanderers ist zwar an diese Töne gewöhnt und lauscht ihnen deshalb gerade nicht mit besonderer Andacht, aber er denkt auch gerade nicht viel darüber nach, warum der Rabe (der doch auch zu den Singvögeln gehört) nicht besser stillschwiege, wenn Lerche oder Drossel singen, oder ob das Krächzen des ersten nicht gerade so gut ein Ausdruck seiner Gefühle sei wie der Singsang der andern. Eins dünkt ihm nur so gut zum Waldleben gehörig wie das andere, und gerade so meint der Rabe.

Es ist G. Bauer nicht gelungen, dieser von alten bekannten und neuen unbekannten Dichtern und Dichterlingen gesammelten Anthologie durch kritische Wahl und Anordnung einen bestimmten Charakter aufzuprägen, weshalb wir auch denselben in einer dem Werthe des Buchs angemessenen Kürze hier nicht darlegen können, und ebenso unmöglich ist es, die vielen in demselben schüchtern und wie versuchsweise auftretenden, meist anonymen Poeten mit einer wenn auch noch so kurzen Censurnote zu beglücken oder zu kränken. Immerhin kann aber jede deutsche Frau und Tochter dieses Buch in die Hand nehmen; denn es lesen oder nicht lesen ist ziemlich gleich ungefährlich.

Während wir so mit einem kurzen Urtheile oder meinetwegen auch mit einer nicht vielsagenden Phrase an einer ganzen Schar das Beste erstrebender und hoffender Parnaß-Erklimmer, wie oben der Wanderer an den Waldvöglein, vorübergehen, sind wir uns wohl bewußt, wie viel Zeit und Mühe, Ernst und Geduld gar mancher von ihnen an jedes Wort, jeden Reim, jeden Vers gesetzt, wie viel Hoffnung, Liebe, Vertrauen, Lust und Weh, Ehrgeiz, Dünkel und Hoffart manchen bei seiner, wenn auch nur dilettantenhaften Arbeit erfüllt hat, und daß er deshalb wol glaubte, den Anspruch erworben zu haben, wenigstens angehört und besonders gelobt oder getadelt zu werden. Aber solches Recht läßt sich nicht durch Wunsch und Mühe, sondern einzig nur durch Talent erwerben.

Die „Sinnsprüche und kleinen Gedichte" von Adolf Wechsler (Nr. 2) sind zwar kurz, aber wir können nicht sagen auch alle gut, aber auch nicht schlecht. Das Büchlein hat 42 Seiten und genau ebenso viele durchschnittlich vierzeilige Gedichtchen. Der Verfasser zeigt sich darin als ein durchaus verständiger, wohl erzogener Mann; es will uns aber dünken, eine Welt voll lauter solcher einfach verständiger Menschen möchte doch recht langweilig sein. An einem Satze wie:

> Die Pflicht ist gar zu schwer:
> Sich selber zu ergründen —
> Drum übt man sie auch mehr
> An seines Nachbars Sünden —

oder:

> Dem Volke predigt ihr Moral —
> Das ist ein kluger Handel:
> Es wäre wirklich auch fatal,
> Folgten sie euerm Wandel —

und andern dergleichen ist zwar eigentlich nichts auszusetzen, aber den Stein des Weisen findet man auch wol nicht darin.

Die Zeitgedichte: „Écrasez l'infâme", von Albrecht Deetz (Ignaz Pfaffenlob) (Nr. 3) enthalten in ihrem ersten Theile einen Wiederabdruck der von demselben Verfasser 1870 veröffentlichten „Concillieder", die auch an diesem Orte ihre Anerkennung gefunden haben. In demselben gesinnungstüchtigen, echt deutschen Geiste ist auch der zweite Theil, gewissermaßen ein Supplement oder eine Fortsetzung des ersten, gedichtet. Die Diction ist frisch und kräftig, nur im Ausdruck zuweilen allzu leidenschaftlich, wie z. B.:

> Von Schonung nicht, von Milde nicht gesprochen!
> Nur ein Gefühl durchbeb' uns — das der Wuth. (!)
> Kein Wort der Gnad', eh' winselnd kommt gekrochen
> Gleich einem Hund der welsche Uebermuth.

Dieser Kampf gegen Rom ist doch ein Kampf der Civilisation gegen pfäffische Intoleranz und Herrschsucht, nicht aber der des Fanatismus gegen Fanatismus. Ein vorsichtig und ruhig kämpfender Fechter ist mehr im Besitze seiner Gewalt und gefährlicher als ein blind und wüthend um sich schlagender. Der biedere deutsche Michel ist zwar aus seinem bequemen Schlafrock beim gallischen Hahnenschrei gleich in den richtigen Harnisch gerathen, aber es ist doch auch nicht zu wünschen, daß er ganz in ihm wie vorher in dem Schlafrock stecken bleibe und zu einem rauflustigen Landsknecht oder zu einem nervösen Don Quixote werde. Es ist allerdings wahr, dem Feinde,

welchen es jetzt niederzuwerfen gilt, dem Jesuitismus, gegenüber ist es schwer, seine Ruhe und seinen Gleichmuth zu bewahren, weil er die absichtliche Lüge, Herzlosigkeit und Unnatur repräsentirt, aber im Interesse der Sache selbst, welche Deutschland jetzt als Vorkämpfer vertritt, müssen wir uns doch so lange als möglich vor dem unwilligen Gedanken jenes Knaben in der Anekdote hüten, welcher meinte: er wolle nicht immer der Klügste und Verständigste sein.

Am meisten maßvoll und würdig, und dadurch nicht minder wirkungsvoll oder vielmehr wirkungsvoller erscheint uns des Dichters Sprache in der kleinen dramatischen Scene „Der Frieden", sodann in den Gedichten „An Döllinger", „Dem neuen Siegfried" (Bismarck), „Nicht nach Canossa" und dem folgenden, wie eine Anmerkung sagt, bei der Todesnachricht Mallinckrodt's gedichteten „Digne puer meliore flamma":

Die Waffen senkt! Dort bringt man einen Todten.
Der Unsern keiner ist's, den man beweint,
Ein solcher, der die Stirn uns oft geboten,
So lang er lebte, uns ein grimmer Feind.

Die Waffen senkt, bis er zur Ruh' getragen!
Wir hadern mit dem Todten fürder nicht,
Was er gewirkt in seines Lebens Tagen,
Die Nachwelt sitzt darüber zu Gericht.

Wir aber treten fester nur zusammen,
Gelobend bei des Todten Angesicht,
Der sich verzehrte in unheil'gen Flammen,
Daß finstre That er hielt für seine Pflicht:

Des röm'schen Wahnes Gifthauch auszumerzen,
Der solchen Mann aus seiner Bahn verdrängt,
Der lang' verödet hat viel deutsche Herzen,
In schnödes Joch den deutschen Geist gezwängt.

Und während Freunde dort: In Frieden ruh' er!
Wehklagend sprechen an dem offnen Grab,
Da rufen Amen wir und: Digne puer
Meliore flamma in die Gruft hinab.

Nur das Gelöbniß „bei des Todten Angesicht" gefällt uns nicht, und ebenso nicht der Satzbau in der dritt- und zweitletzten Strophe.

Als die beste der uns heute zur Besprechung vorliegenden Gedichtsammlungen muß „Des Geistes Pilgerfahrt" von Franziska Gräfin Schwerin (Nr. 4) bezeichnet werden. Referent will gern bekennen, daß, als er beim Aufschlagen des Buchs das Wort „Pilgerfahrt" und darunter den hochadelichen Namen der Verfasserin las, er nur mit einer sich selbst bemitleidenden Resignation an die Lektüre ging. Aber schon gleich nach dem ersten Gedicht „Auf, auf!" fühlte er sich bedeutend getröstet und ermuthigt. Er fand nicht, was er nach den genannten Indicien gefürchtet hatte. Er fand keine bequeme Pilgerfahrt des Geistes, welcher sich so gern in Ermangelung einer andern Beschäftigung manche der Standesgenossinnen unserer Dichterin zu unterziehen pflegt; er fand kein gedankenarmes oder besser gedankenträges und dafür an Prätensionen desto reicheres Nachsprechen einiger, gleich dem Vaterunser angelernter mystischer und religiöser Formeln und Traditionen; keine aus dem Gefühl der eigenen Schwäche entstandene Intoleranz; kein kindisch verlogenes und eigensinniges anders Reden als Denken: nichts, oder besser, beinahe nichts von dem ist zu finden in den Gedichten der Gräfin Schwerin, denn hin und wieder verleugnet allerdings auch sie nicht wie die Schwächen ihres Geschlechts, so die ihres Standes. Doch das ist nicht minder erklärlich wie verzeihlich. Das Anzuerkennende und Löbliche ist reichlicher vorhanden; es besteht besonders darin, daß die Dichterin selbständig denkt, daß sie weiß, was sie denkt und warum sie so denkt. Sie ist mit ihrer Philosophie — denn alle ihre Gedichte sind lyrische Philosophie oder philosophirende Lyrik — zu einem Resultat gekommen, welches volle Uebereinstimmung mit der christlichen Religion ist, und zu diesem Resultat kann man, je nach dem Ausgangspunkte, ebenso wohl auf logisch richtigem Wege gelangen wie zur Gottesleugnung oder zur Allesverachtung. Und diese Pilgerfahrt ihres Geistes, ganz abgesehen von dem Ziele, ist nicht nur interessant, sondern auch wohlthuend und erbaulich. So möchten wir denn dieses Büchlein allen denen, ganz besonders aber den Standesgenossinnen der Dichterin empfehlen, welche zu viel Bequemlichkeit oder zu wenig Kraft besitzen, eine solche Pilgerfahrt des Geistes selbst und für sich allein zu unternehmen. Das Buch ist um so mehr zu empfehlen, als der gehaltvolle geistige Inhalt sich auch in einer entsprechenden schönen Form, und zwar nicht allein in Goldschnitt, Velinpapier und schmuckem Einband, präsentirt, wie nachstehendes Gedicht am besten beweisen mag:

Verbunden sind viele auf Erden,
Durch Namen sind viele vereint,
Sie nennen sich Bruder und Schwester,
Und Gatte und Gattin und Freund;
Sie tauschen Worte um Worte,
Und Kuß und Händedruck aus,
Sie sehen einander ins Auge
Und theilen den Tisch und das Haus;
Sie leben so eng beieinander
Durch nichts getrennt noch gehemmt —
Und sind doch im Geiste geschieden,
Im Geiste sich ferne und fremd.

Getrennt sind viele auf Erden
Durch Namen, durch Raum und durch Zeit,
Der eine denket vom andern:
Wie ist er so fern doch und weit!
Sie reichen sich nimmer die Hände,
Sie tauschen nicht Blick und nicht Wort,
Sie stehen, vom Schicksal gehalten,
Hier einer, der andere dort;
Der Lebensstrom rauscht zwischen beiden,
Kein Steg und kein Nachen erscheint —
Und doch sind im Geist sie verbunden,
Im Geiste auf ewig vereint.

Was soll euch nun Ferne, was Nähe,
Was Trennung, was Einigung sein?
Was soll als „Verloren" euch schmerzen,
Und was als „Gefunden" euch freun?
O wißt, nur ein Lieben auf Erden
Hat Weihe und Kraft und Bestand,
Das frei von irdischen Wünschen
Im Geiste gegründet sich fand.
Laßt rauschen die trennenden Wogen,
Die irdischen Mauern laßt stehn,
Es gibt einen heiligen Bogen,
Herüber, hinüber zu gehn.

Er wölbt über Berge und Ströme
Sich hin, über Alter und Stand,
Er suchet nicht irdische Namen,
Braucht Wort nicht, noch Blicke, noch Hand.
Denn droben, inmitten des Bogens,
Da steht eine heil'ge Gestalt,

Die hält, was in ihr sich verbunden,
Mit stiller, doch ew'ger Gewalt.
Und was auf Erden geschieden,
Gehalten von Fesseln des Scheins,
Das fügt sie auf ewig zusammen,
Und spricht: „In mir seid ihr eins!"

Wenn Sidonie Zerkowitz, die Uebersetzerin der „Zwanzig Gedichte" von Koloman Tóth, aus dem Ungarischen (Nr. 5), im Vorwort meint, im Interesse der deutschen Lesewelt zu handeln, „die stets empfänglich für schöne Dichtungen fremder Nationen sich zeigte, wenn sie ihr einige Gedichte des ungarischen Lieblingslyrikers (!) zugänglich machte", so ist diese Meinung eine irrige. Denn das, was hier auf 70 Seiten geboten wird, ist weder im Interesse der deutschen Lesewelt, noch im Interesse des übersetzten Lieblingsdichters, noch ein Ruhm für die Uebersetzerin. An solchen Gedichten, wie sie uns hier geboten werden, und an viel bessern ist unsere neueste deutsche Literatur durchaus nicht arm. Wie Koloman Tóth nach den hier mitgetheilten Proben, die doch wol eine Auslese des Besten aus seinen Gedichten bilden werden, der Lieblingslyriker seiner Nation hat werden können, würde uns nur die Annahme erklärlich machen, daß die Ungarn in dieser Beziehung weniger verwöhnt sind als die Deutschen, oder daß es ihnen mehr an lyrischen Dichtern fehlt als diesen. Oder es müßte denn sein, daß die Uebersetzerin ihren Lieblingsdichter bis zur Unkenntlichkeit entstellt hätte. Nach der (höchst ungelenken, undeutschen und geschrobenen) Form zu schließen, hat sie sich jedoch allem Anscheine nach die größte Mühe gegeben, das Original möglichst wortgetreu wiederzugeben. Ihre Gewissenhaftigkeit erstreckt sich sogar so weit, jeder Ueberschrift die des ungarischen Originals hinzuzufügen. Nach Versen wie:

Der dunkeln Bäume scheidend' Laubwerk,
Es beugt sein Haupt gebleicht von Qual,
Und als ob stilles Weh sie drückte,
So schmerzvoll singt die Nachtigall . . .

oder:

Und manchmal brechen los die Wolken,
Des Sees Spiegel still erbebt,
Und stumm bleibt er, und dann erst klagt er,
Wenn über ihm die Möve schwebt —

nach solchen Versen erscheint Ungarn das wahre Wunderland. Denn wenn bei uns das Laub von den Bäumen fällt, singt keine Nachtigall mehr, und wenn überhaupt eines Sees Spiegel bei uns klagt, klagt er auch ohne erst abzuwarten, bis eine Möve über ihm schwebt. Auch der Tod ist dort ganz etwas anderes als bei uns:

Nein, nein, auch das ist nicht der Tod, wie Thoren sagen,
Wenn uns zum Friedhof führt der schwarze Todtenwagen! . . .
Der Tod ist's: wenn wir hier noch sind, zu leben scheinen,
Dem Leben abgestorben, uns noch selbst — beweinen!

Das merkt euch, ihr Thoren! Aber jetzt ohne Scherz, ein kurzes Resumé: die Muse Koloman Tóth's leidet an der Krankheit unserer Zeit: an Blutarmuth und Nervenschwäche und daraus entstehender Hypochondrie und Pessimismus.

Wilhelm Paul Graff.

Revue des Literaturjahres 1874.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

Wir haben vor kurzem in der Zeitschrift „Unsere Zeit" zwei längere Aufsätze über die Biographie der Neuzeit veröffentlicht; wir analysirten fast alle Spielarten derselben, die encyklopädische, die archivarische Monstrebiographie, die Ehrenrettungen, die Autobiographie u. a., bis zu den wenigen, welche sich durch künstlerische Darstellung und Beschränkung classischen Mustern nähern. Auch die Biographien, welche das letzte Literaturjahr hervorrief, passen in diese verschiedenartigen Rubriken. In den Vordergrund stellen wir die neue Biographiensammlung: „Der Neue Plutarch", von welcher zwei Bände vorliegen; ein Unternehmen, welches die Tendenz hat, die künstlerisch geschlossene Biographie nach den besten Mustern und durch Beiträge der besten lebenden Schriftsteller zu pflegen.

Die große Mehrzahl der Biographien gehört indeß der Literaturgeschichte an und sie lassen sich besser zur Vervollständigung derselben unter dieser Rubrik aufzählen. Zu den hervorragendsten Biographien gehören diejenigen, welche Ferdinand Gregorovius von „Lucrezia Borgia", Alfred von Reumont von „Lorenzo de' Medici" und Ludwig Geiger von „Petrarca" verfaßt hat und die Biographie „Cavour" von Joseph Massari, übersetzt von Ernst Bezold. Von andern Biographien erwähnen wir: J. Hirn: „Rudolf von Habsburg"; Friedrich Steger: „Geschichte Franz Sforza's", E. Oster: „Anna Comnena"; Ernst Karl Julius Lützelberger: „Hans Sachs"; Karl Otto: „Johannes Cochläus, der Humanist"; Hermann Hagen: „Jacobus Bongarsius"; Adalbert Horawitz: „Caspar Bruschius"; J. Waschow: „Herzog Otto von Braunschweig, Fürst von Tarent"; Ernst Curtius: „Johannes Brandis"; Gotthold Schwertzell: „Helius Eobanus Hessus"; Hedwig von Burgsdorf, geb. von der Osten: „Lebenslauf von ihr selbst aufgesetzt"; Adolf Beer: „Leopold II., Franz II. und Katharina"; Gustav Warneck: „Christiane Kaehler, eine Diakonissin"; F. W. Hoffmann: „Otto von Guericke, Bürgermeister der Stadt Magdeburg"; „Sammlung historischer Bildnisse" (zweites bis siebentes Bändchen); J. P. von Falkenstein: „Zur Charakteristik König Johann's von Sachsen"; C. D. von Witzleben: „Heinrich Anton von Zeschau"; Harriet Grote: „Georg Grote"; A. Wehrmann: „O'Connell, der größte katholische Volksmann"; „Dr. Rittinger's Biographie aus dessen Nachlaß"; Hermann Dalton: „Johannes Geßner"; Friedrich Nippold: „Richard Rothe"; „Wilhelm Löhr's Leben"; Joseph Beck: „J. Heinrich von Wessenberg"; Alfred von Reumont: „Elisabeth, Königin von Preußen"; „John Stuart Mill's Selbstbiographie", aus dem Englischen von Karl Kolb; Hausmann: „Erinnerungen aus dem achtzigjährigen Leben eines hannoverschen Bürgers"; W. T. Berger: „Hermann Mallinckrodt"; H. Köchly;

„Gottfried Hermann"; R. Prümers: „Albert von Montreuil, Erzbischof von Trier"; R. Herguet: „Kristan von Mühlhausen, Bischof von Samland"; W. Hollenberg: „Professor J. Hülsmann"; F. R. Schöni: „Der Stifter von Hofwyl"; G. Morin: „König, Dichter und Maler, dem Andenken Karl's XV., König von Schweden gewidmet"; F. Straumer: „König Johann"; „Dr. K. F. W. Altmann. Biographisches Charakterbild"; C. Löwig: „Jeremias Benjamin Richter, der Entdecker der chemischen Proportionen"; K. F. H. Marx: „Zur Anerkennung des braven Arztes Dr. Daniel Ludwig"; G. F. L. Stromeyer: „Erinnerungen eines deutschen Arztes"; R. Christoffel: „Heinrich Bullinger und seine Gattin"; „Aus den Erinnerungen eines badischen Beamten"; C. Arenfeld: „Leben von den Todten, eine Sammlung von Lebensbildern gläubiger Christen"; „Erinnerungen aus dem Leben des kaiserlich russischen Generallieutenants Johann von Blaramberg"; „Fürst Bismarck, der Führer zu Deutschlands Größe".

Von dem vortrefflichen „Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich", welches Constantin Wurzbach herausgibt, sind der einundzwanzigste bis dreiundzwanzigste Band erschienen, als ein Zeugniß seltenen Fleißes; von A. E. Brachvogel's oft frischen, aber stilistisch nicht musterhaften „Männern der neuen deutschen Zeit" wiederum einige Lieferungen. Bei weitem größere Eleganz bewährt Adolf Stern in seinen biographischen Bildern und Skizzen „Aus dem 18. Jahrhundert".

Von den Memoirensammlungen, welche ebenfalls meistens Beiträge zu deutscher Literatur enthalten, erwähnen wir die „Tagebücher von Gentz", den „Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel", „Briefwechsel und Tagebücher von Fürst Pückler-Muskau", herausgegeben von Ludmilla Assing, welche auch den zweiten Theil ihrer „Biographie des Fürsten Pückler" veröffentlicht hat, und „Der Fürstin Amalie von Gallitzin Briefwechsel und Tagebücher".

Die Geschichte der neuesten Zeit ist meistens Kriegsgeschichte. Die großen Kriege des letzten Jahrzehnts haben der militärischen Darstellung und Beurtheilung die ausgiebigsten Vorlagen gegeben; so ist die Militärliteratur jetzt wesentlich Kriegsgeschichte. Von dem großen preußischen Generalstabswerk: „Der deutsch-französische Krieg 1870—71", liegen das fünfte und sechste Heft vor, welche die großen Schlachttage vor Metz behandeln. Ebenfalls officieller Art sind die Darstellungen R. Wagner's: „Geschichte der Belagerung von Straßburg im Jahre 1870"; P. Wolff: „Geschichte des Bombardements von Schlettstadt und Neubreisach"; E. Heyde und A. Froese: „Geschichte der Belagerung von Paris 1870—71". Ein volksthümliches Werk über den letzten Krieg mit lebendigen, durch Illustrationen erläuterten Darstellungen ist das von Theodor Fontane: „Der Krieg gegen Frankreich 1870—71". Andere meistens die Betheiligung einzelner Armeecorps und Truppentheile an dem letzten Kriege darstellende Schriften sind: Schubert: „Die Betheiligung des zwölften Armeecorps an der Schlacht bei Sedan"; E. von Schmid: „Antheil der königlich württembergischen 1. Feldbrigade am Kriege gegen Frankreich 1870—71"; O. F. Koch: „Von der Ostsee bis zum Kanal. Die 17. Division während des Feldzugs gegen Frankreich 1870—71"; H. Helvig: „Das 1. bairische Armeecorps von der Tann im Kriege 1870—71"; „Die Beschießung von Verdun vom 13. bis 15. October 1870"; L. Löhlein: „Feldzug 1870—71, die Operationen des Corps des Generals von Werder"; O. von Busse: „Die Heere der französischen Republik 1870—71"; Freiherr von der Goltz: „Die sieben Tage von Le Mans"; T. von Lieres und Wilkau: „Das Leibkürassierregiment Nr. 1 im Feldzuge 1870—71"; d'Aurelle de Paladines: „Feldzug von 1870—71. Autorisirte deutsche Uebersetzung von La Pierre"; A. Reichardt's „Anno 1870" liegt in zweiter Auflage vor. Mehr zur feuilletonistischen Kriegsliteratur gehören: H. Tiemann: „Mein Feldzug. Erinnerungen aus dem denkwürdigen Kriege von 1870—71"; A. Drossel: „Erinnerungen eines Freiwilligen 1870—71"; H. Dinckelberg: „Lorber- und Palmenblätter, Feldzugsplaudereien, Barackenmemoiren" u. s. f. Ueber frühere Feldzüge erschienen folgende Werke: „Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preußischen Armee in Böhmen" (zweites Heft); „Der Krieg in Italien 1859"; J. von Wickede: „Geschichte der Kriege Frankreichs gegen Deutschland"; L. von Cornaro: „Strategische Betrachtungen über den Feldzug in Deutschland 1796"; J. Scheibert: „Der Bürgerkrieg in den nordamerikanischen Staaten"; J. M. Bastelberger: „Die militärischen Reformen unter Mahmud II."; C. Rousset: „Die Freiwilligen von 1791—94". Von Geschichten einzelner Regimenter liegen vor: Puttkammer: „Geschichte des Kaiser Franz Garde-Grenadierregiments"; A. von Wellmann: „Geschichte des Rheinischen Kürassierregiments Nr. 8"; A. Freiherr von Ardenne: „Geschichte des Zieten'schen Husarenregiments"; L. Brock: „200 Jahre der Geschichte eines preußischen Reiterregiments". Von einer wichtigen taktischen Schrift: W. von Scherff: „Studien zur neuen Infanterie-Taktik" ist das vierte Heft: „Die Schlacht", erschienen. Andere militärische Schriften sind: H. Walter: „Die Kriegführung der neuesten Zeit"; A. Helmuth: „Geist und Form. Ein Wort über Truppenleistung und Infanteriereglement"; „Vergleichende Darstellung der Wehrverhältnisse in Europa zu Land und See"; M. Schmidt-Ernsthausen: „Das Princip der Genfer Convention vom 22. August 1864"; „Zur deutschen Heeresfrage"; „Die allgemeine Wehrpflicht in Rußland"; C. Sarauw: „Die russische Heeresmacht auf Grund officieller Quellen"; E. Keller: „Einführung in das Studium der Kriegsgeschichte"; Marpelt: „Der militärische Ideendiebstahl"; A. Zeleny: „Ueber Zerstörung von Eisenbahnen im Kriege"; „Militärische Zeit- und Streitfragen". Aus dem Russischen übersetzt von Streccius und Eichwald wird das große Werk des Fürsten Galitzin: „Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten".

Wie die Militärliteratur mit wenigen Ausnahmen Beiträge zur neuesten Geschichte gibt, so schließt sich auch die Publicistik unmittelbar an dieselbe an; der Kampf der Parteien ist selbst eine Consequenz geschichtlicher Thatsachen, und die Grenze zwischen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit ist eine fließende. In der Lite-

ratur hat auch der politische Singleton sein Recht, der im Kartenspiel eines Parlaments bedeutungslos wäre. Ein solcher reichsfeindlicher Wilder ist Konstantin Frantz, der in einer Reihe von Broschüren die Bismarck'sche Politik heftig angreift, ohne selbst zu den Ultramontanen oder Socialisten zu gehören: „Die Genesis der Bismarck'schen Aera und ihr Ziel", „Bismarckianismus und Fridericianismus", „Der Bankrott der herrschenden Staatsweisheit", „Der Nationalliberalismus und die Judenherrschaft", „Was soll aus Elsaß-Lothringen werden?" Ebenfalls kritische Broschüren sind: J. H. von Kirchmann: „Ueber parlamentarische Debatten"; „Freimüthige Gedanken über die innere Entwickelung Deutschlands"; P. Wasserburg: „Gedankenspäne über den Militarismus"; „Zur Kritik des Liberalismus, 15 Leitartikel der süddeutschen Reichspost"; „Faule Zustände im Neuen Reiche". Andere Schriften zur deutschen Frage sind: R. E. von Kondiz: „Neue Aufgaben im neuen Reich"; „Alt oder neu, die politische Entscheidungsfrage. Aus der Mappe eines wiener Bureaukraten"; J. Heppe: „Die Zukunft. Ein prophetisches Sendschreiben an die Fürsten"; Chevalier A. E. Wollheim da Fonseca: „Zur nordschleswigschen Frage"; „Politische Briefe eines Hannoveraners"; Freiherr Julius von Maltzan: „Die ständische Basis"; E. Müller: „Zur Diätenfrage". Beiträge zur europäischen Politik und zur Kenntniß der politischen Zustände anderer Staaten bieten: K. Fischer: „Die Weltstellung Europas"; C. Walcker: „Die russische Agrarfrage"; F. Matthäi: „Der auswärtige Handel Rußlands"; E. Bauer: „Die orientalische Frage und der europäische Friede"; „Ungarns politische Krisis"; F. von Löher: „Das Erwürgen der deutschen Nationalität in Ungarn"; „Der Kampf der Siebenbürger Sachsen für die Ueberreste des Feudalwesens"; M. Greß: „Die amerikanische Krisis"; H. von Holst: „Die Administration Andrew Jackson's"; G. Cohn: „Die Entwickelung der Eisenbahngesetzgebung in England"; Lord Dunsang: „Gallier oder Teutone?" übersetzt von Kolb; „Das augenblickliche Verhältniß Frankreichs zu Deutschland"; „Demonstrationen des Grafen Chambord gegen Deutschland und Italien"; B. von Brasch: „Die Gemeinde und ihr Finanzwesen in Frankreich"; „Der Proceß Bazaine von einem ehemaligen Militär"; „Was ist Geschichte? Bazaine vor dem Kriegsgericht"; A. von Rembowski: „Polnische Agrargesetzgebung"; „Fünfundzwanzig Jahre österreichischer Finanzpolitik"; „Betrachtungen über das wirthschaftliche Trauerspiel in Oesterreich".

Von den Schriften der juristischen Fachliteratur stehen viele an der Grenze, wo die über Fachkreise hinausgehende Theilnahme beginnt. Für die Verfassungsgeschichte der Gegenwart ist diejenige der Vergangenheit von erklärender Bedeutung; darum dürfen wir hier auf ein bedeutendes Werk, wie die „Deutsche Verfassungsgeschichte" von G. Waitz, hinweisen, deren fünfter Band die deutsche Reichsverfassung von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts enthält. Die Zeitgeschichte hat dem Völkerrecht, einer juristischen Wissenschaft, die am meisten im Fluß fortdauernder Entwickelung begriffen ist, erhöhte Theilnahme zugewendet; daher eine reiche Literatur auf diesem Gebiete, von welcher wir anführen: A. Bulmerincq: „Praxis, Theorie und Codification des Völkerrechts"; E. Meyer: „Ueber den Abschluß von Staatsverträgen"; „Internationales Schiedsgericht und die Verbesserung des internationalen Rechts".

Es ist begreiflich, daß die größere Hälfte der publicistischen Schriften bei dem großen Kirchenstreit der Gegenwart kirchliche Fragen behandelt, sei es in unmittelbarer Anknüpfung an die kirchenpolitischen Vorgänge der letzten Jahre, sei es auf historischer und kanonischer Grundlage. Durch den Streit des Staats mit der katholischen Kirche ist auch die protestantische in Mitleidenschaft gezogen, ja durch einzelne staatliche Neuerungen, wie die Civilehe, bei weitem schwerer getroffen worden; deshalb ist auch die Literatur über protestantisch-kirchliche Fragen nicht unbedeutend.

Wir erwähnen in erster Linie das Werk einer juristischen Autorität über eine der wichtigsten kirchenpolitischen Fragen: E. Friedberg: „Der Staat und die Bischofswahl in Deutschland". Von Bedeutung für die Genesis des Kirchenstreits ist das umfassende Werk von O. Mejer: „Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage", von welchem die erste Abtheilung des dritten Theils vorliegt. Ein bedeutender Historiker wie H. von Sybel hat sich über dasselbe Thema in seiner Schrift: „Klerikale Politik im 19. Jahrhundert" geäußert. Schriften verwandten Inhalts sind: P. Freimuth: „Die katholische Kirche und die modernen Staatsmänner"; F. Hecker: „Betrachtungen über den Kirchenstreit in Deutschland und die Infallibilität"; E. Freiherr von Stillfried: „Trennung der Kirche vom Staate"; „Kirchliche Zeitfragen von einem Mitgliede der berner Bezirkssynode"; J. Freiherr von Huppmann-Valbella: „Die deutsche Regierung und die Priesterherrschaft"; „Die wichtigsten Fragen der Gegenwart in Staat und Kirche"; „Hus redivivus oder die Kirche der Zukunft"; G. Guericke: „Die Zeichen der Zeit"; L. Golther: „Der Staat und die katholische Kirche in Würtemberg"; „Der Kampf der Reichsregierung mit der Priesterschaft und der Weg zum Siege"; „Kirche, Kirchenpolitik und Kirchendienst"; Graf H. G. Fugger-Glött: „Die Staatsgefährlichkeit der römisch-katholischen Kirche"; J. Keller: „Streiflichter über die päpstliche Unfehlbarkeit"; F. Huber: „Drei Briefe an Seine Durchlaucht den Fürsten Bismarck"; J. Buchmann: „Vermischte Aufsätze" (meistens zur Kirchenfrage); „Ein Opfer geistlicher Corruption"; T. Weber: „Das jüngste Sendschreiben der ultramontanen Bischöfe Preußens"; „Nicht römischer, sondern deutscher Syllabus des gesunden Menschenverstandes"; E. Förster: „Kanzler und Papst, oder die sieben Todsünden Deutschlands wider Rom"; F. A. von Hartsen: „Der Katholicismus und seine Bedeutung für die Gegenwart"; H. Böhmer: „Die freie Kirche im freien Staate und der Ultramontanismus"; H. Holtzmann: „Sonst und Jetzt in Kirche und Theologie"; F. Michelis: „Der Organismus und die Kirche"; „Lernt Rom kennen"; G. Huyssen: „Die Civilehe vom kirchlichen und kirchenrechtlichen Standpunkte"; M. Delius: „Die Civilehe und die Standesbeamten"; „Ein Wort über die Kirchengesetze"; A. Montanus: „Christus und seine Kirche"; H. von der Clana: „Protestantische Polemik gegen die katholische Kirche"; W. Tangermann: „Zur Charakteristik der kirchlichen Zustände" und „Zuerst die Wahrheit, dann der Frieden"; E. Kayser;

„Der religiöse Laienliberalismus der Gegenwart". Thatsächliche Aufklärung geben: P. Hinschius: „Der Orden und die Congregationen der katholischen Kirche in Preußen"; Wohlthat: „Ueber das Verhältniß zwischen Staat und Kirche in Frankreich"; „Die Lage des niedern Klerus in Oesterreich". Schriften über den Altkatholicismus und die lutherische Kirche sind: H. Redy: „Der Altkatholicismus gerichtet durch seine Freunde"; D. Harries: „Ueber die Aussichten des Altkatholicismus"; R. Köhler: „Wunde Stellen. Ein Beitrag zur Diagnose etlicher Krankheitserscheinungen innerhalb der evangelischen Kirche Preußens"; W. Kahl: „Die Selbständigkeitsstellung der protestantischen Kirche in Baiern gegenüber dem Staate"; C. Mönckeberg: „Die lutherische Kirche, ihr Verfall und ihre Wiederherstellung".

In der Regel stellt man mit den Ultramontanen die Socialdemokraten zusammen, die leider in Deutschland durch ihre Reichsfeindlichkeit, die mit ihren Principien nicht das Geringste gemein hat, zu solcher Zusammenstellung ein vollkommenes Recht geben. Doch so viele Thorheiten die socialdemokratischen Volksredner zu Tage fördern, die socialistische Literatur selbst, die meistens an die Nationalökonomie anknüpft, ist keineswegs bedeutungslos; auch denken die Nationalökonomen von Fach und selbst die bedeutendsten nicht so gering von dem Kern und der Berechtigung der in ihr aufgeworfenen Fragen, wie die liberalen Tagespolitiker, die es sich mit der brüsken Abfertigung des Socialismus sehr bequem machen. Er ist in seinem Wesen eine Kritik der Nationalökonomie, und diese Wissenschaft würde den Keim des Todes in sich tragen, wenn sie jene Kritik nicht als ein befruchtendes Element in sich aufnähme. Neuere nationalökonomische Werke sind: H. Bischof: „Grundzüge und System der Nationalökonomik oder Volkswirthschaft"; C. W. Zöllner: „Das Lehrgebäude der Volkswirthschaft, drittes Buch, Geld und Banken"; F. H. Geffcken: „Das deutsche Reich und die Bankfrage"; J. Minoprio: „Ein Wort über die Bankfrage"; M. Ströll: „Die Papiergeldreform"; F. W. Stahl: „Das deutsche Handwerk" (erster Band); J. Fröbel: „Die Wirthschaft des Menschengeschlechts auf dem Standpunkte der Einheit idealer und realer Interessen" (zweiter Theil); „Die Privatwirthschaft und die Volkswirthschaft"; E. Leser: „Der Begriff des Reichthums bei Adam Smith"; B. Maurus: „Ueber die Ursachen der herrschenden allgemeinen Theurung"; „Die Großstädte in ihrer Wohnungsnoth"; D. O. Engelen: „Ueber Arbeiterwohnungen", aus dem Holländischen von R. Wegener; E. Richter: „Menschheit und Kapital, Studien" (zweiter Band); C. Knies: „Weltgeld und Weltmünzen"; G. F. Knapp: „Theorie des Bevölkerungswechsels"; O. Sucker: „Die ländliche Arbeiterfrage"; A. Trümpelmann: „Bilder aus den Verhältnissen der ländlichen Arbeiterbevölkerung in Thüringen, Elsaß, Westfalen und Ostfriesland". Ein sehr wichtiges Werk ist das von Adolf Samter: „Social-Lehre".

Mehr in den Bereich der streng socialistischen Literatur gehören die Schriften von R. Meyer: „Der Emancipationskampf des vierten Standes" und „Socialpolitische Flugblätter". Eine „Geschichte der Arbeiteragitation Ferdinand Lassalle's" veröffentlicht B. Becker. Andere socialistische Schriften sind: W. K. Reischl: „Arbeiterfrage und Socialismus"; „Die sociale Gemeine"; C. G. Leithäuser: „Das eherne Lohngesetz nach Lassalle und die Productiv-Associationen"; C. Gottschalk: „Der moderne Socialismus"; O. von Diest-Daber: „Geldmacht und Socialismus"; L. Felix: „Die Arbeiter und die Gesellschaft"; G. F. Grohmann: „Sociales Wissen"; „Socialpolitisches, von einem Feudalen"; K. Umpfenbach: „Des Volkes Erbe"; K. G. Müller: „Die leidenden Volksglieder"; „Freimaurer und Socialdemokrat"; A. Kutschbach: „Die Wahlsiege der Socialdemokraten"; H. Brehmer: „Christenthum und sociale Frage"; J. U. Oschwald: „Sociale Frage und Kirche"; W. C. Höchstetter: „Sociale Frage und Kirche"; J. E. Kuntze: „Die sociale Frage und die innere Mission"; E. von Eynern: „Wider die Socialdemokraten und Verwandtes"; L. Friedlieb: „Die rothe und die schwarze Internationale"; C. Amersin: „Das Land der Freiheit". Schriften zur Frauenfrage sind: Hedwig Dohm: „Die wissenschaftliche Emancipation der Frau"; F. Ascher: „Die Frauenemancipation in ihren Schranken"; Constanze Heisterbergk: „Ein Wort an Frauen über die Frau"; Henriette Goldschmidt: „Einfluß der Frau in Familie und Staat"; Aglaja von Enderes: „Die Frauenarbeit und nationale weibliche Hausindustrie auf der wiener Weltausstellung"; „Das Recht der Frauen auf bürgerliche Gleichstellung mit dem männlichen Geschlecht".

Von der publicistischen, kirchlichen und socialen Literatur, in welche sich die Geschichtschreibung der neuesten Zeit verzweigt, wenden wir uns jetzt zur Literaturgeschichte und den Sprachwissenschaften, welche eine Grundlage derselben bilden. Die Literaturgeschichte ist in Deutschland so beliebt, daß die productive Literatur selbst darunter leidet, welche oft nur da zu sein scheint, um der Literaturgeschichte den unentbehrlichen Stoff zuzuführen. Sehr productiv ist auch die deutsche und vergleichende Sprachwissenschaft; allgemeine Grundlagen der letztern legt Gerber's Werk: „Die Sprache als Kunst". Hierher gehören ferner: W. D. Withney: „Die Sprachwissenschaft"; L. Reinisch: „Der einheitliche Ursprung der Sprachen der alten Welt" und „Sprachen von Nordost-Afrika"; E. Förstemann: „Geschichte des deutschen Sprachstammes"; F. Spiegel: „Arische Studien"; F. Rückert: „Grammatik, Poetik und Rhetorik der Perser"; A. Bacmeister: „Keltische Briefe"; N. Mahn: „Ueber das Studium der provenzalischen Sprache und Literatur"; „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur von H. Paul und W. Braune" (erster Band); F. A. Brandstäter: „Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache"; F. Rohleder: „Ueber deutsche Personennamen und ihre lautlichen Veränderungen"; J. Müller: „Interpunktionsregeln"; F. Dersler: „Grundsätze der neuen deutschen Rechtschreibung"; W. Seyd: „Beiträge zur Charakteristik und Würdigung der deutschen Strophen".

Von umfassenden literarhistorischen Werken, welche über die Schranken der Nationen und Zeitalter hinübergreifen, sind diesmal wenige in den Katalogen verzeichnet. Es gehören hierher: J. L. Klein: „Geschichte des Dramas", in welcher die mehrbändige Geschichte des spanischen Theaters jetzt dem Abschluß nahegeführt ist; G. Brandes: „Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts", übersetzt von H. Strodtmann, ein Werk, dessen dritter Band „Die Reaction in Frankreich" behandelt;

E. Wolff: „Umrisse und Bilder aus der Literaturkunde"; A. Ebert: „Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters".

Zur Literatur des Alterthums liegen nur wenige Beiträge vor. Da ist von E. Schrader ein altbabylonisches Epos „Die Höllenfahrt der Istar" herausgegeben mit Text, Uebersetzung und Erläuterungen; von M. Sacut „Jessod Olam", das älteste bekannte Gedicht in hebräischer Sprache. Wir erwähnen noch: J. Altschul: „Der Geist des Hohen Liedes"; O. Occioni: „Die literarischen Dilettanten im alten Rom", deutsch von J. Schanz; A. Krohn: „Sokrates und Xenophon"; P. Doetsch: „Juvenal, ein Sittenrichter seiner Zeit"; G. A. L. Baur: „Boëtius und Dante".

Die deutschen Literaturgeschichten von dem verschiedensten Umfang und für die verschiedensten Bildungsschichten berechnet, erfreuen sich alle lebhafter Theilnahme, und die ältern erscheinen oft in neuen Auflagen. Ein Ereigniß auf diesem Gebiete ist die mit dem fünften Bande vollendete fünfte umgearbeitete Auflage des A. Koberstein'schen „Grundrisses der Geschichte der deutschen Nationalliteratur", herausgegeben von K. Bartsch. Von A. F. C. Vilmar's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" liegt die sechzehnte vermehrte Auflage vor; in zweiter sehr vermehrter Auflage O. Lange's „Literaturgeschichtliche Lebensbilder und Charakteristiken"; C. W. G. E. Schwarz' „Geschichte der deutschen Literatur" und H. Kluge's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" in fünfter Auflage. Einen kurzen Abriß gibt E. Wolff: „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Dichtung"; desgleichen A. Ohorn: „Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte". Zur Kenntniß älterer deutscher Literaturepochen liefern die von der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus herausgegebenen Sammlungen die wichtigsten Beiträge: von den „Deutschen Dichtungen des Mittelalters", mit Wort- und Sacherklärungen, ist der dritte Band erschienen: „Das Rolandslied", herausgegeben von Karl Bartsch. Der sechste Band der „Deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts", herausgegeben von Karl Goedeke und J. Tittmann, enthält die von dem letztern edirten „Gedichte von Johann Christian Günther"; die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" bringt in ihrem siebenunddreißigsten Bande die von E. Kelchner herausgegebenen „Gedichte von F. von Matthisson".

Beiträge zur Geschichte der germanischen und romanischen Literatur des Mittelalters sind F. W. Bergmann: „Vielgewandt's Sprüche und Groa's Zaubersang, zwei norränische Gedichte der Saemunds-Edda"; A. Birlinger und W. Crecelius: „Altdeutsche Neujahrsblätter für 1874"; H. Bieling: „Ein Beitrag zur Ueberlieferung der Gregorlegende"; E. Boehmer: „Romanische Studien" (viertes Heft); A. Rochat: „Ein altladinisches Gedicht in oberengadiner Mundart"; K. Roth: „Die Schlacht von Alischanz, kitzinger Bruchstücke"; A. Bacmeister: „Freidank's Bescheidenheit"; W. Wilmanns: „Die Entwickelung der Kudrundichtung untersucht"; E. Weller: „Repertorium typographicum, die deutsche Literatur im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts"; H. Fischer: „Die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann"; F. Eggert: „Ueber die erzählenden Dichtungen Hartmann's von Aue"; P. Ewald: „Walram von Naumburg. Zur Geschichte der publicistischen Literatur des 11. Jahrhunderts"; A. Mahn: „Ueber die epische Poesie der Provenzalen"; A. Kuhn: „Die ideelle und ästhetische Bedeutung der mittelhochdeutschen Poesie". Von den Autoren unserer classischen Zeit sind es besonders Goethe und Bürger, welche im Jahre 1874 durch neue Veröffentlichungen von neuem illustrirt worden sind: Karl Goedeke hat eine gedrängte Biographie „Goethe's Leben und Schriften" herausgegeben, Johannes Scherr „Goethe's Jugend", H. Düntzer eine weitschweifige Biographie der „Charlotte von Stein, Goethe's Freundin". Außerdem sind neue Mittheilungen aus J. W. von Goethe's handschriftlichem Nachlaß erschienen, deren erster und zweiter Theil „Goethe's naturwissenschaftliche Correspondenz" enthält, und C. Freiherr von Beaulieu-Marconnay hat einen Beitrag zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte veröffentlicht unter dem Titel: „Anna Amalie, Karl August und der Minister von Fritsch"; W. Wilmanns: „Quellenstudien zu Goethe's Götz von Berlichingen". Die von A. Strodtmann veranstaltete Sammlung der „Briefe von und an Gottfried August Bürger" gibt einen wichtigen Beitrag zur Literaturgeschichte. Auf diese Sammlung bezieht sich die Schrift von F. W. Ebeling: „Briefe von und an Bürger. Abwehr und Beurtheilung". Der interessante „Briefwechsel Schiller's mit Körner" ist von K. Goedeke neu herausgegeben. Von der Biographie, welche W. Herbst von „Johann Heinrich Voß" schreibt, ist die erste Abtheilung des zweiten Bandes erschienen. Sonst erwähnen wir noch aus jener Zeit: F. Schmidt: „Moses Mendelssohn"; G. Poel: „Johann Georg Hamann, der Magus im Norden"; Sonnenfels: „Briefe"; Thümen: „Einführung in Lessing's hamburger Dramaturgie"; „Verkehr mit Franz Grillparzer" von Auguste Oltrow-Bischoff. Außerdem gehört hierher G. Wolf: „Grillparzer als Archivdirector".

Beiträge zur Kenntniß der neuesten deutschen Literatur enthalten: Paul Lindau: „Gesammelte Aufsätze, Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart" und „Dramaturgische Blätter"; J. Schmidt: „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Vierter Band: Charakterbilder aus der zeitgenössischen Literatur"; W. Scherer: „Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich"; H. Wuttke: „Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung" (2. Aufl.); H. Dederich: „Uhland als episch-lyrischer Dichter"; P. Eichholtz: „Uhland's französische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt"; „Ludwig Uhland's Leben" von seiner Witwe; A. Duncker: „Friedrich Rückert als Professor am Gymnasium zu Hanau"; G. Längin: „Johann Peter Hebel"; A. Wolf: „Briefe von Hoffmann von Fallersleben und Moritz Haupt an Ferdinand Wolf". Adolf Strodtmann: „Heinrich Heine's Leben und Werke" ist in zweiter Auflage herausgegeben. Ein für die Kenntniß der neuern Dichter höchst verdienstliches Werk voll eingehender Charakteristiken derselben ist: Ignaz Hub: „Deutschlands Balladendichter und Lyriker der Gegenwart".

Die englische Literatur ist in zwei Literaturgeschichten eingehend behandelt, von S. Gätschenberger: „Geschichte der englischen Dichtkunst", und von Johannes Scherr: „Geschichte der englischen Literatur" (zweite vermehrte Auf-

lage). Daß die Shakspeare-Kritik eine unermüdliche Thätigkeit entwickelt, ist ja in Deutschland selbstverständlich. Von dem „Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft", welches den einseitig philologischen Standpunkt immer mehr herauskehrt und ohne Bedeutung für das Theater und die dramatische Literatur der Gegenwart bleibt, liegt der neunte Jahrgang vor; von Karl Hebler's „Aufsätzen über Shakspeare" eine zweite, beträchtlich vermehrte Auflage. Gegen Benedix wendet sich mit Esprit, aber übertriebenem Eifer L. Noiré in den „Zwölf Briefen eines Shakspearomanen", ferner M. Maaß: „Unsere deutschen Dichterheroen und die sogenannte Shakspearomanie", und W. Wagner: „Shakspeare und die neueste Kritik". Einen neuen Standpunkt in Betreff von Shakspeare's „Romeo und Julia" vertritt E. von Hartmann; zwei Schriften über Shakspeare's „Sommernachtstraum", in denen eine allegorische Bedeutung des Stücks verfochten wird, hat E. Hermann erscheinen lassen. Mitten unter diesen leichtern kritischen Tirailleurs erscheint mit schwerem Geschütz H. Freiherr von Friesen, dessen „Shakspeare-Studien" in ihrem ersten Bande „Altengland und William Shakspeare" besprechen; es handelt sich hier um ein neues, umfassendes Werk über Shakspeare auf historischer Grundlage. „Robert Greene's Leben und Schriften" von Wolfgang Bernhardi behandeln einen der talentvollsten Vorgänger Shakspeare's.

Beiträge zur französischen Literatur sind: E. Laur: „Louiza Labé"; Hans Bischof: „Biographie des Troubadours Bernhard von Ventadon" und „Zur Geschichte der französischen Literatur". „Die deutsche Literatur im Elsaß" hat H. Kurz dargestellt. Von der eingehenden Biographie von „Jean Jacques Rousseau" von J. Brockerhoff ist der dritte Band erschienen.

Von andern Nationalliteraturen handeln: F. Krek: „Einleitung in die slawische Literaturgeschichte"; J. Kostrenčić: „Urkundliche Beiträge zur Geschichte der protestantischen Literatur der Südslawen".

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Natur und Kunst.

1. Italienisches Seebuch. Naturansichten und Lebensbilder von den Alpenseen und Meeresküsten Italiens. Von Heinrich Noë. Stuttgart, Neff. 1874. Gr. 8. 6 M.
2. Freie Studien von Ludwig Pfau. Zweite, umgestaltete Auflage. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1874. 8. 6 M.
3. Bildende Kunst in der Gegenwart. Gedenkbuch an die Kunsthalle der wiener Weltausstellung, von Ernst Lehmann. Zweite Auflage. Wien, Hölder. 1873. Gr. 8. 4 M.
4. Malerei in Wien mit einem Anhang über Plastik. Von Emmerich Ranzoni. Wien, Lehmann u. Wentzel. 1873. 8. 2 M.
5. Wiener Bauten. Von Emmerich Ranzoni. Wien, Lehmann u. Wentzel. 1873. 8. 2 M.
6. Geschichte der deutschen Baukunst, von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Von Heinrich Otte. Mit zahlreichen Holzschnitten und andern Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel. 1874. Lex.-8. 18 M.

Land und Leute, Natur und Kunst, Malerei und Plastik finden wir in den vorstehend aufgeführten Werken geschildert und besprochen; eine zusammenfassende Kritik derselben ist daher wol am Platze. Dabei sei von der leichtern zur schwerern Waare, vom Feuilleton zur ernsten Wissenschaft stufenweise vorgeschritten.

Noë's „Italienisches Seebuch" (Nr. 1) mache den Beginn. Diese hübsche Publication reiht sich den von demselben Verfasser bereits früher veröffentlichten „Seebüchern" — ein bairisches, ein schweizer, ein österreichisches — in willkommenster Weise an; vom Eismonat bis zum Christmonat gibt es, wie das „Italienische Seebuch" beweist, keine Zeit, zu welcher der Verfasser desselben nicht diesen oder jenen Theil der Alpen zu Fuß überschritten hätte, um nach Italien hinabzusteigen, und die Seen und Meeresküsten hat Noë in sommerlichem Glanze wie in winterlicher Trübung gesehen. So kommt es, daß er uns viele bisher unbekannte Bilder vorführt und manche vorgefaßte Meinung von italienischer Natur durch sein Buch aufklärt und berichtigt, wozu er freilich in ganz anderer Weise in den Stand gesetzt war als der flüchtige Tourist, der eine Gegend eilig durchfliegt. Denn jemand, welcher an einem bestimmten Punkte ein Jahr verweilt, wird dem Leser mehr Schätzbares mitzutheilen haben als einer, der die nämliche Zeit auf die Bereisung eines umfangreichen Gebiets verwendet. Die Arbeit eines Stetigen wird höhern Werth behalten und dauernder gewürdigt werden als die niedergeschriebenen Eindrücke des hastig Reisenden. In der Lage jenes Stetigen nun ist Heinrich Noë, und gern verweilen wir mit ihm am Comer-, Garda-, Idro-, Tenno-, Ledro-, Orta- u. s. w. See, gern werfen wir mit ihm einen Blick über die Riviera di Ponente, auf Capri und auf noch manchen andern anziehenden und reizvollen Punkt jenes Wunderlandes, welches seit Jahrhunderten das Ziel der Sehnsucht aller Deutschen gewesen ist. Wer durch seine Verhältnisse sich gehindert sieht, Italien selber zu bereisen, wird in Noë's geistvoll geschriebenen Lebensbildern, in seinen plastisch gezeichneten Naturansichten von den Alpenseen und Meeresküsten Welschlands immerhin einen nicht ganz abzuweisenden Ersatz finden, keinenfalls aber die auf die Lektüre des ansprechenden Buchs verwendeten Stunden zu den verlorenen rechnen.

Pfau's „Freie Studien" (Nr. 2) erscheinen zum zweiten mal; ein Beweis, daß sie sich Beliebtheit errungen haben. Der in Rede stehende Band enthält die ästhetisch-philosophischen und historischen Studien der ersten Auflage, mit der Zugabe einer gleichfalls ältern Arbeit: der „Karolingischen Skizzen"; zwei weitere Bände sollen folgen. Pfau, mag er „die Kunst im Staat", mag er „ein Stück christlicher Cultur", oder „Proudhon und die Franzosen", oder endlich „die alten Karolinger" besprechen, verleugnet niemals seinen radicalen Standpunkt; Wissenschaft, Politik und Leben finden in ihm einen Mann der äußersten Linken, einen speculativen Denker, der häufig bis zu den alleräußersten Extremen fortschreitet, dabei aber immer so anzuregen und zu fesseln weiß, daß man ihm willig folgt, auch wenn

man zu dem, was er sagt, oft stark den Kopf schütteln möchte. Trotz seiner Versicherung, populär sein zu wollen, wendet sich übrigens das Buch lediglich an den exclusiven Kreis philosophisch geschulter Leser, denen die Gabe sicherlich, auch wenn sie des Verfassers Standpunkt nicht theilen, interessant sein wird. Auf Volksthümlichkeit kann wol niemand im Ernste Anspruch erheben, der uns mit folgenden Sätzen in sein Haus zu treten einladet:

Die aprioristische Speculation, wie sie von der deutschen Philosophie auf die Spitze getrieben wird, ist zwar im Stande, die abstracte Logik zu construiren, aber unfähig, die dialektische, mit dynamischen Elementen gemischte Wahrheit zu finden, weil sie, ohne concreten Inhalt, nothwendig im Formalismus stecken bleibt. Das empirische Verfahren, wie es in der neuesten Richtung der exacten Disciplinen dem speculativen Denken gegenübertritt, ist ohne die philosophische Arbeit zusammenhangslos ...

Das ist eine philosophische Terminologie, welche von der „gemeinverständlichen Sprache", die der Verfasser reden will, weit entfernt ist und gewiß vielen Lesern sehr der „hieroglyphischen Zeichensprache" zu gleichen scheinen wird, welche Pfau selbst in so witziger Weise geiselt. Natürlich ist dies eine Aeußerlichkeit; der Hinweis auf dieselbe soll auch nur dazu dienen, darzuthun, wie nahe die Annahme liegt, daß ein Verfasser, der so wenig die Sprache des Volks, an das er sich erklärtermaßen wenden will, zu treffen weiß, auch vielleicht der Sache nach weder auf eine so breite noch so tiefe Wirkung des Gesagten wird rechnen dürfen, wie er zu glauben scheint — so wenig wie z. B. Strauß trotz der sechs oder sieben Auflagen seines „Alten und neuen Glaubens" darauf Anspruch machen kann, aus dem innersten Gefühle und Bewußtsein der Mehrheit deutscher Nation herausgeschrieben zu haben.

Aus dem Pro und contra streitender Meinungen heraus treten wir mit Ernst Lehmann's „Gedenkbuch" (Nr. 3) in die reinere Luft ewig schöner, harmonischer, in sich gefestigter Kunst, indem wir zugleich den Boden der mehr oder weniger wissenschaftlichen Plauderei verlassen und uns nach und nach in die Sphäre der „exacten Disciplinen" aufschwingen. Die bildende Kunst der Gegenwart, soweit dieselbe auf der wiener Weltausstellung eine Vertretung gefunden, anschaulich zu schildern und gleichzeitig kritisch zu beleuchten, hat sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt, und wenn seine Darstellung auch die Schau mit eigenen Augen nicht völlig ersetzen kann, so trägt sie doch zu einer Würdigung der gegenwärtigen Kunstbestrebungen bei und stellt allgemeine Gesichtspunkte auf, welche — im bejahenden oder im verneinenden Sinne — weiter zu verfolgen jedenfalls der Mühe lohnt. Die Resultate in dieser Richtung allseitig erschöpfend zu registriren, wäre Aufgabe eines kritischen Fachblattes; hier muß es mit vorstehendem Hinweise genug sein. Nur das verdient noch hervorgehoben zu werden, daß Besucher wie Nichtbesucher der großartigen Ausstellung gewiß mit gleichem Vergnügen und gleichem Nutzen diesem Führer durch die Kunsthalle derselben folgen werden.

Malerei, Plastik und Bauten des modernen Wien, wie es sich im Alltagskleide, ohne die Reize der Ausstellung zeigt, schildert der geistreiche Emmerich Ranzoni (Nr. 4 und 5), dessen lehrreiche Aufsätze gewiß kein Leser der wiener „Neuen Freien Presse" überschlagen wird, wenn er ihnen in diesem Weltblatte begegnet. In den beiden kleinen, eingangs erwähnten, sehr hübsch ausgestatteten Büchern durchwandert der Leser an der Hand eines kenntnißreichen, geistvollen Führers Straßen und Galerien Wiens, um vor den hervorragenden Bauwerken wie vor den bedeutenden Gemälden und plastischen Bildwerken, an denen die Kaiserstadt an der schönen blauen Donau so reich ist, halt zu machen und sich in stille Betrachtung zu versenken. Die Kunstbewegung auf den bezeichneten Gebieten, welche sich in der im Aufblühen begriffenen Residenz gerade in den letzten Jahren entwickelt hat, ist eine so lebendige und umfassende, die Anzahl der dort schaffenden, durch ihre Leistungen wie durch ihr Wesen verdiente Aufmerksamkeit auf sich lenkenden Künstler so erheblich, daß Ranzoni gleichermaßen dem Besucher Wiens wie dem beschaulichen Leser, dessen Fuß das Weichbild der Hauptstadt Oesterreichs nicht betritt, eine hochwillkommene Gabe dargeboten und mit seinen beiden hübschen, lehrreichen und anregenden Büchern in Wahrheit einem „längstgefühlten Bedürfniß" bestens abgeholfen hat.

Die „Geschichte der deutschen Baukunst von der Römerzeit bis zur Gegenwart" (Nr. 6) eingehend zu schildern — diese Riesenaufgabe hat sich Heinrich Otte gestellt. In seiner vorliegenden „Geschichte der romanischen Baukunst in Deutschland" begrüßen wir den ersten Band dieses weitaussehenden Unternehmens; eine „Geschichte der Gothik" soll dem bezeichneten ersten Bande zunächst folgen. Das auf breitester Grundlage begonnene Werk wird einem eingehenden Studium der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Bauwesens die solideste Basis gewähren; haben doch kunstwissenschaftliche Autoritäten wie Schnaase, von Quast, aus'm Weerth, Lotz u. a. den würdigen Otte längst als einen der Ihren anerkannt und seinen frühern Arbeiten auf kunstarchäologischem Gebiete rückhaltlose Zustimmung geschenkt. So wird denn auch diesem neuen Werke des bewährten Mannes die wärmste Aufnahme um so weniger fehlen, als dem durch möglichst ausführliche, bis zur Gegenwart fortgeführte baugeschichtliche Nachrichten über die wichtigsten Monumente romanischer Kunst ausgezeichneten Inhalte seitens der Verlagshandlung eine ebenso treffliche Ausstattung zutheil geworden ist. Druck und Papier des stattlichen, 752 Seiten in Quart starken Bandes sind sehr schön; über dreihundert Holzschnitte, außerdem etliche Tafeln in Lithographie und Stahlstich, alles in vorzüglichster technischer Herstellung sind dem Texte beigegeben worden, sodaß das Werk schon durch seine äußere Erscheinung ein Vertrauen erweckt, welches durch die nähere Bekanntschaft mit dem Inhalte nicht getäuscht wird. Otte's Buch ist das Resultat eines ganzen, rastlos fleißigen Menschenlebens — darüber belehrt uns schon der reiche Schatz literarischer Fingerzeige und Nachweisungen, den wir darin finden; Quellenstudien, welche in der mehr oder weniger eingehenden, sachverständigen Besprechung von Bauten aus etwa tausend Ortschaften zu den glänzendsten Resultaten zusammengefaßt und verwerthet worden sind.

Hermann Uhde.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Wir lesen in der „Saturday Review" vom 19. December v. J. folgende Kritiken.

„Die Schrift «Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß» von K. Grün trägt wenig dazu bei, das Bild, welches die selbst noch unvollkommenere Biographie von Beyer dargeboten, zu verändern, wohl aber viel, um es zu vervollständigen und zu bestätigen. Sind auch nur wenige der Briefe, einzeln genommen, von irgendwelchem außergewöhnlichen Interesse, so liefern sie doch in ihrer Gesammtheit ein höchst geistvolles und augenscheinlich genaues Bild eines äußerst anziehenden Charakters. Der hervorstechendste Zug darin ist vielleicht des Verfassers durchsichtige Aufrichtigkeit, ein Merkmal, welches sowol die Form als auch den Stoff seiner Briefe kennzeichnet. Die gänzliche Abwesenheit jedweden Versuchs, des Effects wegen zu schreiben, wird durch seine Gewohnheit, nur dann zu schreiben, wenn er etwas zu sagen hat, reichlich ersetzt, während das Markige, was dadurch seiner Schreibart verliehen wird, sich gern zu kleinen geistreichen Aphorismen krystallisirt. Die Neigung, anschauliche Bilder anstatt abstracter Begriffe zu verwenden, tritt sehr deutlich hervor und ist in der That das äußere und sichtbare Zeichen der geistigen Richtung, welche Feuerbach dazu führte, die Religion zur Vergeistigung des menschlichen Gefühls zu machen und alle Metaphysik von sinnlichen Wahrnehmungen herzuleiten. Ihm wohnte offenbar ein poetisches und künstlerisches Wesen inne, welches durch den Mangel an hinlänglicher Begabung zum lyrischen oder malerischen Ausdruck zur Philosophie getrieben wurde, und die schonungslosen Schläge, welche er später der Metaphysik versetzte, waren zum Theil der Ausdruck seiner instinctiven Unzufriedenheit. ... Die Sammlung als ein Ganzes bringt einen höchst günstigen Eindruck bei von dem gediegenen Werthe des Charakters Feuerbach's, seiner geistigen Ehrlichkeit und furchtlosen Erforschung der Wahrheit, seiner gänzlichen Uneigennützigkeit in allen Verrichtungen, seiner Unabhängigkeit vom Volksbeifall, seiner Geduld und guten Laune unter den schmerzlichsten Entbehrungen, der Echtheit seiner Menschenliebe und der wahren philosophischen Nüchternheit seines Lebens. Die jetzt zum ersten male gedruckten literarischen Ueberreste tragen nichts zur Beleuchtung der geistigen Geschichte Feuerbach's bei, drücken aber zuweilen einen schlagenden Gedanken mit der aphoristischen Glätte aus, die seinen Stil kennzeichnet."

„In «Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft» sucht E. von Hartmann nach einem Princip geistiger Einheit, welches geeignet wäre, die Lücke auszufüllen, welche der Verfall der positiven Religion nach seiner Annahme erzeugt hat.... Die Vorzüge und einige der Mängel des Brahmanismus und Buddhismus werden scharfsinnig nachgewiesen, und obschon der Lehre seines eigenen großen Werks zu sehr ergeben, um sich den Worten nach vom Pessimismus dieser indischen Systeme zu befreien, macht der Verfasser doch Zugeständnisse, welche in mehrern Punkten einem wirklichen Widerruf gleichkommen. Er hat wahrscheinlich entdeckt, daß es leicht ist, eine Schöpfungslehre der Theorie nach zu construiren, aber schwer, die thatsächliche Welt in der Praxis leidlich einzurichten. Schopenhauer würde eine solche Bemühung verlacht haben; daß sein Jünger den Versuch macht, beweist, daß er nicht mehr denselben Boden einnimmt. Indem er seine Ansichten geändert, hat er indessen weder seine kräftige und einschneidende Sprache no jene klare Wahrnehmung der äußern Wirklichkeit und einer al durchdringenden Intelligenz verloren, welche ihn so vorthe haft von deutschen Idealisten einerseits und von Materia-list - andererseits unterscheidet."

„In «Empirismus und Skepsis in D. Hume's Philosophie» be ugt sich E. Pfleiderer, die Zersetzung, die in einer an n Ideengattung vor sich geht, nämlich derjenigen der charakteristisch-englischen Philosophie, wie sie in Hobbes und Locke verkörpert ist, nachzuweisen, und findet, daß sie ihre logische Auflösung in dem Skepticismus Hume's erreicht. Der Hauptzweck seines sehr unparteiischen und tüchtigen Werks ist, die Nothwendigkeit einer Rehabilitirung der deutschen Schule idealistischer Philosophie zu betonen, welche er als eine naturgemäße Folge der Triumphe von Sedan und Paris zu betrachten scheint."

„Dr. E. Dühring's «Cursus der Philosophie» wird als ein neues System angekündigt; soweit es bisjetzt veröffentlicht ist, läßt sich nicht leicht absehen, worin die Neuheit besteht."

Bibliographie.

Bolze, H., Im Freien. Drei Gedichte. Jena, Fr. Manke. 16. 2 M. 40 Pf.

Böttger, H., Hermann der Cheruskerfürst und Befreier Deutschlands vom römischen Joche durch die varianische Niederlage. Mit besonderer Rücksicht auf den Zug des Germanicus in das Teutoburger Gebirge aus den betreffenden Geschichtsschreibern erwiesen zu einem sichern Führer durch das Gebiet der am 3ten Tage endigenden Schlacht zur Vernichtung des römischen Heeres im Jahre 9 n. Chr. 2te Abth.: Kritik über 40 Gegner unter der Leitung von Chr. Gottl. Clostermeier, Ed. v. Wietersheim, W. E. Giefers, Herm. Middendorf. Hannover, Helwing. 1874. Gr. 8. 2 M. 75 Pf.

Braddon, M. E., Lucius Davoren oder Zöllner und Sünder. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 12 M.

Braun, K., Mordgeschichten. 2 Bde. Hannover, Rümpler. 1874. Gr. 8. 12 M.

Brentano, C., Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben von J. Eckardt. Mit Zeichnungen von W. Steinhausen, in Holz geschnitten von R. Brend'amour und Th. Knesing. Berlin, Grote. 1874. 8. 1 M. 20 Pf.

Budde, L., Erzählungen. Frei nach dem Dänischen von W. Reinmar. Leipzig, Grunow. 16. 3 M.

Bulmerincq, A., Praxis, Theorie und Codification des Völkerrechts. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 4 M.

Busch, W., Kritik des Herzens. Heidelberg, Bassermann. 1874. 16. 2 M.

Byron's, Lord, Sämmtliche Werke in 3 Bdn. Frei übersetzt von A. Seubert. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1874. Gr. 16. 4 M. 50 Pf.

Byrsopolias. Ein Cyclus humoristischer Gedichte. Aus dem Tagebuche eines Gesellen. Herausgegeben von Jocundus Klappermund, Magister. Basel, Mehri. 1874. 8. 1 M. 20 Pf.

Chamisso, A. v., Gedichte. Mit Zeichnungen von Paul Thumann, Eng. Klimsch, Adf. Schmitz &c., geschnitten von H. Käseberg und H. Günther, und einer Einleitung von W. Rauschenbusch. Berlin, Grote. 1874. 8. 3 M.

Christoffel, R., Heinrich Bullinger und seine Gattin nach ihrem segensreichen Wirken in ihrer Familie, Gemeinde und gegen verfolgte Glaubensgenossen. Zürich, Schultheß. 8. 1 M. 80 Pf.

Cohn, G., Untersuchungen über die englische Eisenbahnpolitik. 2ter Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 M. 80 Pf.

Collins, W., Novellen. Aus dem Englischen von A. v. Winterfeld. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. 8. 5 M.

Cronholm, A., Gustav II. Adolf in Deutschland. Aus dem Schwedischen von H. Helms. 1ster Bd. Leipzig, Fues. Gr. 8. 7 M.

Czerny, A., Die Bibliothek des Chorherrnstiftes St. Florian. Geschichte und Beschreibung. Ein Beitrag zur Culturgeschichte Oesterreichs. Linz, Ebenhöch. 1874. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Derfler, F., Grundsätze der neuen deutschen Rechtschreibung besprochen und erläutert. Linz, Ebenhöch. 1874. Gr. 8. 80 Pf.

Dimitz, A., Geschichte Krains von der ältesten Zeit bis auf das Jahr 1813. Mit besonderer Rücksicht auf Culturentwickelung. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 1874. Gr. 8. 12 M.

Eckstein, E., Novellen. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. 5 M.

Engelen, D. O., Ueber Arbeiterwohnungen. Aus dem Holländischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von R. Wegener. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 2 M.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 1ste Abth. Erläuterungen zu Goethe's Werken. Erläutert durch H. Düntzer. 17tes Bdchn. Prometheus und Pandora. Leipzig, Wartig. 1874. Gr. 16. 75 Pf.

Frenzel, K., Lebensräthsel. Novellen. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. 6 M.

Freudenthal, A., Gott Zufall. Lustspiel nach einer Novelle des A. G. Barrili. Bremen, Tannen. 8. 1 M.

Friedrich der Große in seinen Schriften, herausgegeben von Emilie Schröder. 1ste Lfg. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. 1 M.

Goethe's sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 10 Bdn. Mit Einleitungen von K. Goedeke. 1ster und 2ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. à 1 M. 50 Pf.

Graefe, J., Bremer Dichter des 19. Jahrhunderts. Auswahl ihrer Gedichte mit biographischen Notizen unter Mitwirkung von Aug. Freudenthal herausgegeben. Bremen, Tannen. Gr. 16. 5 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 4. —— 21. Januar 1875.

Stillleben.

Es liegen uns mehrere Bücher vor, welche ein vom lärmenden öffentlichen Leben abgesondertes, anspruchsloses stilles Dasein schildern. An solche Producte der Literatur darf man, wenn sie nicht blos für einen engern Kreis der Familie oder Freundschaft, sondern für das größere Publikum bestimmt sind, wol die Anforderung stellen, daß sie entweder durch die Mannichfaltigkeit des Erlebten, oder durch die Neuheit und Ungewöhnlichkeit des Geschilderten, oder endlich durch den künstlerischen Reiz der Darstellung sich auszeichnen und hierdurch ein allgemeineres Interesse erwecken. Sehen wir nach, inwiefern bei den vorliegenden Werken diesem Anspruch genügt wird.

1. Briefe und Blätter von Frau Therese. Herausgegeben von Karl von Holtei. Hamburg, Richter. 1874. 8. 4 M.

Der berühmte Name des Herausgebers, wird hier der erste Gedanke sein, bürgt für etwas Gediegenes. Bescheiden verwahrt sich derselbe im Vorwort gegen die Absicht, „als Beförderer oder Beschützer" aufzutreten, da ihm selbst solche Leute nöthig wären (was indessen nicht der Fall ist). Im sechsten Bande seiner „Vierzig Jahre" erschienen zuerst einige Auszüge aus Frau Theresens an ihn gerichteten Briefen, worauf ihn sofort sein Verleger um ein Buch aus ihrer Feder bat. Es war aber kein Manuscript mehr vorhanden; die Verfasserin hatte es während einer Krankheit, da sie zu sterben glaubte, verbrannt. Seither sind beinahe dreißig Jahre verflossen. Die Verfasserin hat indessen sowol vorher zahlreiche vorhandene Briefe als seitdem einiges Neue geschrieben, und ...se Producte liegen uns in dem hübschen Büchlein vor. ...ie ist keine Schriftstellerin von Beruf und will es nicht ...n. Als Gattin Christian Oeser's, des bekannten Pädagogen, waren es für die treffliche Hausfrau die Anregungen ...er Umgebung, welche ihr Talent zu schriftlicher Darlung weckten.

Das kleine Buch zerfällt in drei Haupttheile: „Auszüge aus Briefen an Karl von Holtei", „Briefe einer Mutter an ihren Sohn", und „Einzelne Blätter aus dem Tagebuche einer Frau", und letztere wieder in verschiedene Aufsätze unter besondern Titeln. Der Vorzug dieser literarischen Producte der Verfasserin besteht in der ungewöhnlichen Tiefe der Empfindung. Die Briefe an Holtei knüpfen an jeden Zug des alltäglichen Lebens die sinnigsten Gedanken und rührendsten Gefühle. Sie sind aus Preßburg in Ungarn geschrieben, wo der Gatte der Verfasserin eine Lehrerstelle bekleidete, und verbinden mit einer treuen Schilderung der Oertlichkeit und der Landessitten einen liebenswürdigen, an Jean Paul erinnernden Weltschmerz in der Auffassung der verschiedensten Lebenslagen. Nach ihrer Genesung schreibt Frau Therese z. B.:

> Ich komme aus unserm Gärtchen. Die Gemeinde hat die Professoren nebst Arbeit und Plage auch mit einem „Spaß" bedacht: nämlich einen Kirchhof in acht Theile getheilt und jedem einen Flecken davon gegeben. Ich habe auch den meinigen. Die andern lassen die alten Monumente wegräumen; ich halte sie für das Schönste dabei und lasse sie stehen. Es ist ein stilles Plätzchen und die Rosen dort noch einmal so üppig und duftig als sonst irgendwo. Hat es längere Zeit geregnet und die Erde durchweicht, versinkt hier und da ein Blumenbeet, aber versinkt auch nur: sechs Schuh tiefer blüht es fort. Wenn Sie jemals auf eine Stunde nach Preßburg kommen, gehört eine halbe mir, die andere halbe meinem Gärtchen. Es wird Ihnen da eigen still und wohl werden. Große Bäume, einst auf Gräber gepflanzt, jetzt jeder ein Grabmal eines Königs würdig, rauschen Kühlung nieder; jeder Halm winkt Trost zu, und die bedeutsamen Schmetterlinge mit ihrem bunten Gegaukel sind dort doppelt erfreulich....

Eine andere ähnliche Stelle:

> Ich war heute auf dem Friedhofe. Man trug einen Jüngling hinaus, meiner Kinder Lehrer. Ein herrlicher Mensch! Uebrigens niemand hier bekannt, außer uns. Ich suchte hübsche Kinder zusammen, gab jedem Blumen und stellte sie ums Grab, ließ sie die Blumen langsam hinabstreuen. Es war ein liebes Bild; ersetzte den Glanz der Fackeln, die Wagen und die Posaunen. Eine Rose blieb hängen an halber Grabestiefe. Das

ersetzte mir die Leichenrede. Ich ging, ehe diese begann, besah mir den ganzen Garten. Dort werde ich ruhen ...

Weiter:

Man lacht mich aus, daß ich so alt thue. Ich soll erstens nicht alt sein und jünger aussehen als ich bin. Doch das muß ich besser wissen. Ich bin alt, sehr alt. Nicht an Jahren, auch nicht an Erfahrungen — ach, ich habe im Grunde nicht viel erfahren — doch an Erwartungen.

So wechseln die verschiedensten Stimmungen ab, unter denen indeß die melancholische die vorwiegende ist, aber immer beherrscht von geistvoller, origineller Auffassung der Welt und des Menschendaseins. Die „Briefe einer Mutter an ihren Sohn" bieten weniger Interesse dar, ausgenommen vielleicht eben für Mütter in gleicher Lage. Im dritten Theile des Büchleins ist „Eine Dorfscene" ein frisch gezeichnetes Bild aus dem Leben in Oberungarn mit drastischer Schilderung des Volkslebens. Die übrigen Aufsätze, welche viele schöne und treffliche Gedanken enthalten, handeln theils von moralischen Grundsätzen, theils von literarischen Erscheinungen aus dem Anfang der vierziger Jahre (Geibel, Freiligrath, Sallet), ohne gerade etwas Neues oder für unsere Zeit noch Bedeutendes zu bringen.

2. Der Weg meines Lebens. Erinnerungen eines ehemaligen Chassiden von Josef R. Ehrlich. Mit einem Vorwort von J. Weilen. Wien, Rosner. 1874. 8. 2 M. 40 Pf.

Dieses Büchlein ist von einem Beamten der k. k. Hofbibliothek zu Wien, J. Weilen, der auch als dramatischer Dichter bekannt ist, herausgegeben. Demselben war ein junger Mann aufgefallen, welcher an jedem Bibliothektage erschien, eifrig in den Werken Jakob Böhm's las und nebenbei dramatische Werke schrieb, in denen sich Originalität und Unsinn den Rang streitig machten. Vom Herausgeber aufgefordert, sich realern Gegenständen zu widmen, begann Josef Ehrlich, so hieß der junge Mann, seine Lebenserinnerungen in Briefform niederzuschreiben, und dieselben bilden den Inhalt des vorliegenden kleinen Bandes. Ehrlich ist zu Brody in Galizien aus jüdischer Familie geboren. Ein hyperorthodoxer jüdischer Schuster adoptirte das vaterlose Kind, dessen Mutter vor Kummer und Schmerzen um ihre bis auf dieses Kind vollständig von der Pest dahingeraffte Familie blind geworden war. So wurde Ehrlich ganz im Geiste der Chasidim-(Chassiden-) Sekte, dieser Pharisäer der Neuzeit, welche ihren Zadiks (Rabbis) blind gehorchen, auferzogen, damit er einst der Kadysch (Lobverkündiger) des alten Schusters nach dessen Tode würde. In treuer, lebensvoller Darstellung wird das Treiben und der tolle bornirte Wahnglaube der Männer mit langen Bärten und Schläfenlocken und in langen Kutten geschildert. Man weiß nicht, ob man durch dasselbe mehr an die wilden Gesänge und Tänze von Australiern und Botocuden oder an das verrückte Gebaren der civilisirten amerikanischen Shakers und Baptisten erinnert wird. Erschütternd ist es, wie der Verfasser als Kind von diesen Wilden im Kaftan zur Verachtung seiner blinden Mutter angehalten, und mit welch empörender Roheit diese von ihnen behandelt wird. Nicht minder empört den Leser die grausame und schamlose Behandlung der Talmudschüler jener Sekte durch die orthodoxen Lehrer, deren Horizont durch den starrsten Buchstabenglauben und Formendienst und einen scheußlichen Teufels- und Gespensterwahn gebildet wird, worin die Kinder systematischen Unterricht erhalten. Diese Erziehung trägt ihre Früchte; Ehrlich wird ein chassidischer Fanatiker erster Klasse, der sogar seine Lehrer übertrifft, und als Vorleser der Thora glücklich debutirt. Der alte Schuster aber will, daß der Pflegesohn etwas Größeres werde. Mit Widerstreben und nur in Aussicht auf materiellen Vortheil sendet er ihn in eine neue Schule der aufgeklärten Juden. Hier zieht mit Hülfe eines prächtigen Lehrers nach und nach ein neuer Geist in dem Jungen ein. Er achtet nicht auf das sinnlose Schmähen der Chasidim gegen den Abtrünnigen und vertieft sich in die reizende neue Welt, die sich in den Schulbüchern vor ihm aufthut. Wüthender werden die Anfeindungen der Chassiden gegen ihn, bis er sich endlich förmlich von ihnen lossagt. Da muß er mit seinem rathlosen Pflegevater zu einem auswärtigen Zadik, der die unreinen Geister beschwören soll, die sich nach der Meinung der Gläubigen seiner bemächtigt haben. Der Zadik findet jedoch nur Verstocktheit, und Ehrlich muß sich der erneuerten Wuth der Chassiden durch die Flucht entziehen. Der rohe Schuster eilt ihm nach und reißt ihm die Kleider vom Leibe. Die verachtete blinde Mutter verschafft ihm neue, und ein Schulfreund nimmt ihn auf, bald aber reiche aufgeklärte Kaufleute, die ihn jedoch verletzend behandeln. Am 5. Mai 1859 verheert ein furchtbarer Brand die Stadt, den der Verfasser in wirklich großartiger und ergreifender Weise schildert; seine blinde Mutter wird durch den Schrecken wahnsinnig. Durch gutmüthige Leute wird endlich für den Verfasser, den es nach der „großen Welt" zieht, gesammelt, und er verläßt die kleinlichen Verhältnisse seiner Heimat und zieht nach Wien.

In der ganzen Darstellung spricht sich liebenswürdige Naivetät, verbunden mit rastlosem Streben nach Höherm, aus, und ist auch die Sprache oft überschwenglich und phantastisch, ja oft biblisch oder homerisch angehaucht, so birgt sie doch einen tüchtigen Kern. Findet dieser erste Theil von Ehrlich's „Lebensweg" günstige Aufnahme, so will der Herausgeber des Verfassers Lebensschicksale in Wien als zweiten Band folgen lassen.

3. Ein Jugendleben. Herausgegeben von Ludwig Meinardus. Erster und zweiter Band. Gotha, F. A. Perthes. 1874. Gr. 8. 14 M. 40 Pf.

Der Verfasser, der hier sein Jugendleben schildert, ist uns unbekannt; er betont im Vorwort, es sei nicht eine Lebensgeschichte im üblichen Sinne, welche uns vorliegt, er will das Buch vielmehr blos als Kunstwerk aufgefaßt wissen. Der Held der Geschichte beginnt sein Auftreten als kränkliches und ungezogenes Kind, an dem alle Erziehungskünste verloren scheinen. Die Scene dieser Kindheitsgeschichte ist ein Flecken am Nordseestrande, zu Anfang der dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts, und sie ist mit packender Natur- und Localwahrheit geschildert. Das Weiterspinnen dieser Jugendgeschichte durch die „Flegeljahre" der Gymnasialzeit ist jedoch nach unserer Ansicht eine starke Zumuthung an den Leser, indem derartige Schülerthorheiten hundertmal anderwärts erzählt und wieder erzählt sind, und hier in dieser Beziehung nichts wesentlich Originelles oder Neues zu lesen ist. Solche alltägliche Details, wenn sie wie hier,

allerdings in anziehender Sprache, aber allzu breiter Darstellung gegeben sind, mögen in hohem Grade interessiren, wo sie sich auf einen bedeutenden Mann beziehen; über einen Unbekannten berichtet, lassen sie kalt. Interessanter wird der Lebenslauf des Helden beim Herannahen des akademischen Alters. Dem Wunsche seiner Familie, daß er Theolog werden möchte, kann er aus Mangel an Neigung für dieses Fach nicht entsprechen; er entscheidet sich für das, worauf sein Talent ihn anweist, für die Musik. Aber auch hier stoßen wir wieder auf so ausführliche Einschaltungen von Familiendetails, sehr oft grundlangweiliger Art, sogar von ganzen Briefen, daß man sich fragen muß, welchen Zweck die Veröffentlichung derselben haben könne; denn daß sie jemand interessiren sollen, ist wahrhaftig zu viel verlangt, und sie zu lesen — eine Strafe, die man überzeugt ist nicht verdient zu haben. Dasselbe gilt von den eingestreuten Jugendgedichten des Helden; solche könnten höchstens Interesse erwecken, wenn letzterer bekannt wäre, denn sie haben nichts Außergewöhnliches an sich. Endlich, nach langen, harten Kämpfen, die den Leser ebenso ermüden wie sie die Betheiligten angestrengt haben mögen, geht der heiße Wunsch des Helden in Erfüllung, zu seiner Ausbildung das Conservatorium in Leipzig besuchen zu können. Den Rest des ersten Bandes nimmt größtentheils die Darstellung des Lebens ein, welches der Held an dieser berühmten Anstalt führte; der Eindruck, den dieselbe mit dem an ihr herrschenden Geiste und ihren Leistungen auf ihn macht, und die Details über die bei derselben beschäftigten Personen sind aber so unerfreuliche, die Kritik ist eine so unerbittliche, daß es nicht gerathen erscheint, in einem leipziger Blatte näher auf diesen Punkt einzugehen.

Neben diesen Erlebnissen gehen einher die philosophisch-religiösen Kämpfe in der Seele des Helden, wie sie andere auch durchgemacht haben, Ausflüge, Familienereignisse, theilweise erschütternder Art, Scenen aus dem bewegten Jahre 1848, Wertherstimmungen mit ihrem ganzen entzückend-wahnsinnigen Beiwerke, musikalische Studien und Thaten, interessantes Zusammentreffen mit Schumann und mit Mendelssohn, das Unternehmen einer musikalischen Serapionsbrüderschaft u. s. w. Der erste Band schließt damit, daß der Held, seine Ideale begrabend, Leipzig verläßt und nach Amerika auswandern will.

Im zweiten Bande fällt der Plan der Auswanderung plötzlich dahin, und wir finden den Helden der Geschichte in Dresden, wo er ein einsames, musikalischen Studien gewidmetes Leben führte. Nach einiger Zeit erhält er eine Hauslehrerstelle bei Potsdam, deren echt landwirthschaftliche Verhältnisse mit drastischem Realismus geschildert sind. Er verläßt die unangenehme Stelle wieder und geht nach Berlin, wo sein Bruder lebt, wird aber (in der Reactionszeit) als politisch verdächtig ausgewiesen. Er geht nach Weimar, wird mit Liszt bekannt, wird dann Musikdirector am Sommertheater in Erfurt und geht mit der „Schauspielerbande“ nach Nordhausen. Enttäuscht, abgehetzt und geistig mishandelt, kehrt er in die Heimat zurück. Durch eine Erbschaft des Vaters günstiger gestellt, wendet er sich wieder nach Berlin. Nach wechselndem Leben, mehrfachen Arbeiten und häufigen Reisen wird er Musikdirector in einer kleinen Stadt, welche er Groß-Dornbusch nennt, der einzige Pseudonym in dem aufrichtigen aber langweiligen Buche, von dem wir hier um so lieber Abschied nehmen, als der Schluß in einer für Nichtmucker höchst unerquicklichen und ermüdenden Bekehrungsgeschichte des Helden zum biblischen Offenbarungs- und Buchstabenglauben gipfelt, wobei die mislungene Aufführung seines Hauptwerks, eines Oratoriums, und die nicht motivirte Auflösung seiner Brautschaft mit einer Sängerin nebenhergehen.

Ob das Buch die Berechtigung habe, sich ein Kunstwerk zu nennen, ist für uns mehr als zweifelhaft, da wir an ein solches ganz andere Forderungen stellen müssen, als hier erfüllt sind. Gottschall sagt in seiner „Poetik“: „Die Phantasie, die einen Stoff aus dem Reiche des Naturschönen erfaßt, gestaltet ihn künstlerisch, indem sie ihm eine die Idee des Schönen tragende Erscheinung gibt.“ Und Weiße in seiner „Aesthetik“ verlangt vom Kunstwerke künstlerische Erfindung; dasselbe soll nach ihm ein Mikrokosmos von selbständiger unabhängiger Schönheit oder ästhetischer Bedeutung sein. Von alledem ist im Vorliegenden keine Rede. Die Phantasie übt keine Thätigkeit in dem Buche aus; es ist keine künstlerische Erfindung darin enthalten, und die Idee des Schönen kann in der Darstellung eines individuellen Lebens, genau nach Thatsachen, Tagebüchern und Briefen, keinen unabhängigen, idealen Ausdruck finden. Das vorliegende literarische Unternehmen ist daher nach unserer Ansicht als ein verfehltes zu betrachten. Etwas ganz anderes wäre es, wenn der Held der Geschichte ein Mann von Bedeutung wäre. Dann hätte das Buch als biographisches, wenn auch nicht als Kunstwerk, seine Berechtigung.

4. Göttinger Erinnerungen. Von Franz Oehme. Gotha, F. A. Perthes. 1873. 8. 2 M. 80 Pf.

Das vorliegende kleine Buch ist vom Geiste des Pietismus oder wenigstens eines sehr orthodoxen Christenthums, das ja jetzt (anders als vor hundert bis zweihundert Jahren) mit dem Pietismus beinahe zusammenfällt, getragen. Das ewige Heil, die Gnade und unser Herr Jesus begegnen uns fortwährend, und damit ja kein Zweifel an der Tendenz möglich sei, ist das Buch dem Herrn Oberconsistorialrath Professor Dr. theol. Tholuck gewidmet, durch welchen der Verfasser hauptsächlich „zum Christenglauben“ gekommen zu sein versichert. Der Herr Pastor erzählt seine Erlebnisse auf der Universität Göttingen, wohin ihn sein geiziger und straff militärischer Oheim gebracht, der Vaterstelle an ihm vertrat. Er ärgert sich sehr über die damaligen rationalistischen Professoren der Theologie; denn er hat die Ansicht, an dem „Worte Gottes“ dürfe keiner deuteln, rütteln und drehen. Da hört freilich alle Wissenschaft auf, und es wird uns unbegreiflich, was eigentlich ein Mann auf der Universität thun soll, der jedes Collegium sofort aufgibt, wenn der Vortragende von der strengen Bibelgläubigkeit abweicht. Freilich müssen besagte Rationalisten recht trockene und hölzerne Gesellen gewesen sein, während die Studenten jener Zeit meist im Sumpfe der Sinnlichkeit versunken waren und für die Professoren nur Verachtung hatten — ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, von denen uns manche anziehende Züge erzählt werden. Aus Abneigung gegen

den damals in der Theologie herrschenden Rationalismus gibt der Verfasser dieses Studium auf und will Mediciner werden; aber sein Oheim gibt dies nicht zu. Er beendet daher die Theologie, hat in den Prüfungen viel Schwierigkeiten mit seinen rationalistischen Examinatoren (welche Richtung ja so gut ihre Pfaffen hat wie jede andere), wird Hauslehrer in einer ungenannten größern Stadt, will Vicar auf dem Lande werden, erst bei einem Pfarrer, der mehr für seine Schweine als die Seelen seiner Pfarrkinder sorgt und weder Bibliothek noch Arbeitszimmer hat, und dessen ganz bäurisches Familienleben in köstlich drastischer Weise geschildert wird, dann bei einem alten Schwachkopf, der Haus und Garten verlottern läßt, sieht sich aber abgestoßen, wirkt noch einige Zeit als Lehrer und wird endlich Pfarrer. Damit schließt der historische Theil des Buchs und es folgen noch einige Züge aus dem damaligen göttinger Leben. Zuerst bezüglich der Freimaurerei. Der Verfasser ist als Sohn eines Maurers früh aufgenommen worden, ohne von der Maurerei irgendetwas zu wissen. Ja er meint noch jetzt, und ist sogar stolz auf dieses angebliche Wissen, dieselbe sei aus dem Bestreben der stuartistischen Parteigänger, ihre Prätendenten auf den Thron zu heben, entsprungen. Das ist der Fall mit den sogenannten schottischen Graden, welche eine maurerische Verirrung sind — nicht aber mit der wahren Freimaurerei, welche aus den Corporationen der Steinmetzen in England entstand. Er rühmt indessen, daß der damalige Meister vom Stuhl in Göttingen mehr an ihm gewirkt habe, als sämmtliche Professoren der Theologie, er bedauert aber tief — und verkennt darin die Idee der Freimaurerei —, daß in derselben das positive Christenthum nicht den Hauptinhalt ausmache. Im schwedischen System freilich hätte er Anlaß gefunden, anders zu urtheilen. Nachdem der Verfasser sein Heil in „Jesu Wunden" gefunden, brach er mit der Freimaurerei alle Verbindung ab. Ganz irrig meint er, Hengstenberg's Vorwurf, die Freimaurerei sei in der Absicht gestiftet, deistischen und humanistischen Grundsätzen Eingang zu verschaffen, treffe eher die schottische als die Johannis-Maurerei. Gerade das Umgekehrte ist der Fall. Die Johannis-Maurerei hat durchaus deistische und humanistische Grundsätze, und zwar von vornherein, nicht durch Verirrung, wie der Verfasser meint, während die schottische Maurerei ganz in biblische und sogar katholisirende Tendenzen gefallen ist.

Fernere Excurse betreffen die damals gelesene Literatur, vorzüglich Walter Scott, Cooper — die deutsche wird kurz abgefertigt —, die damalige Musik (Weber, Spohr, Rossini), den Superintendenten Ruperti und sein Haus, und Absonderlichkeiten des Studententhums (Spitznamen, Kneipen, Aufzüge, Verbindungen, Commerse, Paukereien u. s. w.). Abgesehen von einigen guten Schilderungen vermögen wir den eigentlichen Zweck der Veröffentlichung des Buchs nicht recht einzusehen.

5. Erinnerungen aus dem achtzigjährigen Leben eines hannoverschen Bürgers. Von Bernhard Hausmann. Hannover, Hahn. 1874. 8. 3 M. 60 Pf.

Aus diesem Buche spricht der Philister, wie er leibt und lebt. „Ein hannoverscher Bürger mit Leib und Seele zu sein und zu bleiben", hat er, wie er im Vorworte sagt, stets für seinen höchsten Ruhm gehalten. Wappen und Ahnen eröffnen den Text. Die Geschichte Hannovers, seitdem dessen Haus auf den englischen Thron gelangte, folgt, und darauf des Verfassers Leben, das in rein annalistisch-chronikalischer, ziemlich trockener Weise erzählt ist, viele interessante culturhistorische Momente enthält, die politischen Verhältnisse mit scheuer Vorsicht behandelt, aber nicht ohne den welfischen Patriotismus überall auffällig zur Schau zu tragen. Die Geschichtserzählung geht zwar nur bis 1864; aber die kurze preußische Occupation Hannovers im Jahre 1806 wird dafür benutzt, um über die „allgemein verhaßte preußische Verwaltung" zu klagen, während die Franzosen sehr glimpflich wegkommen und der „französische Charakter" ostentativ gelobt wird. Interessant ist dabei, daß von preußischer Seite keine Bedrückungen erzählt werden, von französischer aber furchtbare und namenlose. Abstoßend ist die kühle Schilderung, wie diese „treuen Welfen" dem Jérôme Bonaparte huldigten, als Hannover an das Königreich Westfalen kam. Kein Wort des Tadels trifft die drückende Continentalsperre; denn die Philister Hannovers und so auch der Verfasser verdienten Geld mit Schmuggel über die Grenze, welchen die französischen Behörden heimlich duldeten. Kein Wort der Freude oder der Begeisterung ertönt über die Befreiung Deutschlands im Jahre 1813, sondern nur über die Wiederherstellung der Welfenherrschaft. Mit dieser begann ein idyllisches Stillleben; denn da der König in London residirte, war man in Hannover weit vom Geschütz; als aber Ernst August der erste ausschließliche König von Hannover wurde und die Verfassung aufhob, da hörte die Gemüthlichkeit auf. Doch die damit verbundenen Wirren sind bekannt. Im Verlaufe des Buchs bildet der Eisenbahnbau, an dem sich der Verfasser lebhaft betheiligte, die Hauptsache. Er spielte aber auch 1848 eine Rolle als Kammermitglied der gemäßigten Opposition in Hannover. Eigentlich Originelles oder Außerordentliches bietet das Buch nichts; auch der Stil ist unbeholfen, hausbacken, und ohne alle Sorgfalt in Betreff der Form oder Gruppirung des Stoffs ist alles durcheinandergeworfen.

Otto Henne-Am Rhyn.

Neueste Romane.

1. Die Brüder. Roman von Karl August Mayer. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1874. 8. 13 M. 50 Pf.

Eine merkwürdige Aehnlichkeit im Grundverhältnisse der sich entwickelnden Ereignisse mit dem jüngst in d. Bl. besprochenen Roman von A. Brook: „Auf dem Ocean des Lebens", tritt uns hier entgegen. Auch hier in der Exposition eine Förderermordung; und dann im Verlaufe der Erzählung die Darstellung der Lebensschicksale der

beiden Söhne des durch Selbstmord endenden Mörders, von denen der eine Musikvirtuose und der andere katholischer Priester wird. Eine moralische Unklarheit bei der Darstellung des Verbrechens tritt hier nicht auf; der Gewaltthäter ist hier gewissermaßen ein „Verbrecher aus verlorener Ehre“, und der Romandichter hat die Theilnahme für ihn durch Hinweisung auf einen historischen Hintergrund erwecken wollen, indem er den armen Eisenhüttenarbeiter zu einem Veteranen des Feldzugs von 1812 und Mitkämpfer von Borodino macht, der nun, nach der politischen Restauration, als ein gesellschaftlich Verfemter auf dunkeln Pfaden der Unbemerktheit für Frau und Kinder eine armselige Existenz suchen muß und dabei in die tragische Lage kommt, daß roher Eigennutz anderer die Kenntniß seiner Antecedentien zu Erpressungen bei seiner eigenen Armuth ausbeutet und ihn somit zu einer That der Selbsthülfe in der äußersten Verzweiflung treibt.

Im Gegensatze zu dem Roman von Brook ist der Vortrag in diesem aber ein durchaus künstlerischer und virtuosenhafter, sodaß er sich offenbar an die höhere kunsttreibende und kunstliebende Gesellschaft richtet. Dabei aber beschränkt sich der fernere Verlauf der Erzählung durchaus nicht etwa einseitig auf die teppichunterbreitete Existenz modernen großstädtischen Salonlebens, sondern der Reiz dieses Künstlerromans besteht namentlich auch darin, daß bei steter Vergeistigung der Darstellung eigenartige, oder wie man sie gern nennt, realistische Elemente localisirender, landschaftlicher und volksthümlicher, zum Theil dorfgeschichtlicher Schilderungen entschieden das Uebergewicht behalten; die elegante Welt kommt dabei nicht in die Verlegenheit, etwa nur von sich selbst erzählen zu hören, und doch ist das, was ihr aus dem nicht eleganten Leben vorgetragen wird, durch die virtuose Behandlung stets salonfähig.

Nachdem die beiden Brüder in diesem Romane bei Lebzeiten des Vaters irgendwo im südlichen Reiche, in einem reizvoll geschilderten Idyll naturwüchsigster Waldeinsamkeit, ins Knabenalter, bereits mit ausgesprochenen musikalischen Neigungen und Fähigkeiten, hineingewachsen sind, fällt ihrer Mutter sofort nach des Vaters Tode eine Mühlenbesitzung in Tirol als Erbschaft zu, und dort entwickelt sich die zweite Hälfte ihrer Jugend, die den einen zum Musiker, den andern zum Priester werden läßt, welche beide Lebensrichtungen aus vorzugsweise katholischer Volksthümlichkeit hergeleitet werden. In der ausführlichen Betrachtung der Lebens- und Berufsverhältnisse beider geistigen Richtungen entfaltet dann der Verfasser des Weitern jenes realistische Darstellungstalent, welches einerseits durch das Verfügen über scheinbar unerschöpfliche Detailfülle, und andererseits durch eine anmuthende, bisweilen tiefandeutende, wenn auch hin und wieder humoristische, so doch nie burleske oder triviale, stets geistig künstlerische, zum Theil genial virtuosenhafte Behandlung eben dieser thatsächlichen Detailfülle sich auszeichnet. Bei der Detaillirung der musikalischen Eindrücke und Bestrebungen der beiden Brüder — denn auch der priesterwerdende „betet auf der Geige“ — verräth der Verfasser ganz entschieden, daß er ein altgedienter Musikrecensent, vermuthlich Mitarbeiter der frühern Schumann'schen „Neuen Musikzeitung“ in Leipzig, ist, denn um so, wie er z. B. über gewisse Ausdrucksfähigkeiten der Musik im allgemeinen oder über mögliche Behandlungsarten des Tons auf Streichinstrumenten, nur im Vorübergehen die unterrichtetsten und unterrichtendsten Andeutungen im ununterbrochenen, spielend leichten Erzählungsflusse hinzuwerfen, dazu reicht es nicht hin, allein Musiker zu sein, dazu muß der Autor auch jahrelang geprüfter Musikverständiger gewesen sein.

Einen in gleicher Weise Sachkenntniß entfaltenden und poesievoll ansprechenden Realismus entwickelt der Verfasser nach der andern Seite seines Sujet hin, bei der Schilderung volksthümlich katholischen Gemeindelebens. Es tritt uns hier freilich nicht derjenige gewaltthätige Katholicismus entgegen, den wir aus unsern pädagogischen Geschichtsstunden-Erinnerungen und spätern historisch-dramatischen Kunstgenüssen her an die Namen etwa eines Herzogs Alba und spanischen Großinquisitors zu knüpfen gewohnt sind. Der Begriff des Katholicismus in der Totalität ist eben unendlich mannichfacher Auffassungen und Zergliederungen fähig; man wird daher gegenwärtig auch ein tolerantes Verständniß einer derartigen Kunstbestrebung voraussetzen dürfen, die uns süddeutsches katholisches Leben bei Priestern und Laien, im Hause, in der Kirche und im Kloster in idyllischer Friedfertigkeit mit dem gewinnenden, zum Theil entzückenden Ausdrucke lebenstreuer Wahrheit zu vergegenwärtigen vermag.

In diesem Sinne ist das Buch geradezu eine beabsichtigte captatio benevolentiae vom Standpunkte des Verfassers aus und insofern zugleich eine Anticipation von Toleranz und humanistischer Friedfertigkeit in den bezüglichen localen Zuständlichkeiten für eine Zeit, in welcher sie noch nicht heimisch und vielleicht nicht einmal ausnahmsweise möglich waren. Der Romandichter läßt nämlich seinen jugendlichen, auf der Geige betenden Priester ums Jahr 1845 einen eifrigen Rongeaner werden: derselbe liebt ein Mädchen aus dem tiroler Volk, wird in seiner Naivetät deshalb dogmatischer Gegner des Cölibats, kann sich trotz eines sehr gründlichen Studiums der betreffenden kanonischen Literatur nicht für die kirchliche Orthodoxie wieder gewinnen lassen, entführt seine angebetete Marie, heirathet sie und wird, unter Protection des bekannten neukatholischen Reformators Czerski in Stadt Schneidemühl, der Prediger einer kleinen und armen Freien Gemeinde im preußischen Polen der Provinz Posen. Aber er hält es hier nicht lange aus, geht mit Mariechen von der Gemeinde ab und wird wieder, indem er seine Frau in der Nähe verbirgt, orthodoxer Priester mit obligatem Cölibate, sodaß man wol von ihm sagen kann, er diene verschiedenen Göttern und sei somit als Polytheist zu bezeichnen. Nachdem der andere Bruder, der Geiger von Profession, inzwischen auf abenteuerlichen Kunstfahrten durch Italien und Sicilien bis Marokko gleichfalls gewissermaßen polytheistische Erfahrungen hat machen können, treffen beide Brüder endlich in Berlin zusammen, wo dieser letztere ein sehr einträgliches Musikinstitut gegründet hat, sodaß sich der Bruder Priester ganz natürlicherweise entschließt, nun doch noch seinem heiligen Stande zu entsagen, sich gleichfalls ganz der Geige zu widmen und mit seiner Tirolerin und deren natürlich

inzwischen herangewachsenen Familie unter brüderlicher Protection in Spree-Athen der göttlichen Musica eine angenehme Lebensstellung zu verdanken.

Man sieht daraus, daß wir es hier also nicht mit einem streng stilisirten Culturromane, wol aber mit beziehungsreicher Virtuosenpoesie zu thun haben, die, wenn sie für einen solchen als ironisch oder leichtfertig etwa zu tadelnden Ausgang der Erzählung eine Entschuldigung brauchte, diese Entschuldigung in der gegenwärtig thatsächlich seltsam verwirrten oder doch verwickelten Situation der religiösen und moralischen Lebensfragen sehr wohl nachweisen könnte!

2. Das Sündenerbe. Roman von Ernst von Waldow. Drei Bände. Stuttgart, Simon. 1874. 8. 12 M.

Auch das ist ein Künstlerroman insofern, als Künstler, wenn auch nicht die ersten, so doch hervorragende Rollen darin spielen. Diese Künstler hier sind theatralische Künstler, und es hat der Verfasser sich die Aufgabe gestellt, Familien- und Herzensbeziehungen zwischen dem Theaterleben und der bürgerlichen Gesellschaftswelt darzustellen: ein socialromantisches Sujet, zu dem zunächst Goethe's „Wilhelm Meister", dann auch Otto Müller's „Charlotte Ackermann", sowie Gutzkow's damit gleichzeitiges Drama „Ella Rose" mannichfache literarhistorische Anregungen gegeben haben. Eigenthümlich und allerdings einigermaßen gewagt, bestimmt E. von Waldow die Aufgabe dieses seines Buchs insbesondere dahin, die Liebe eines jungen empfindsamen Mädchens von angesehener und wohlhabender Familie zu einem heldendarstellenden Schauspieler entwickeln zu wollen, sodaß sein Sujet mit dem effectvollen französischen Drama „Leidenschaft und Genie" in der Exposition einige Aehnlichkeit bietet, nur mit den Unterschieden, daß einerseits diese Erzählung nicht auf der hohen See weltstädtischen Lebens, sondern in provinziellen, fast kleinstädtischen Verhältnissen sich bewegt, und daß andererseits der liebende und geliebte Bühnenheld hier nicht aus freiem Entschlusse ein genievoller Märtyrer der Selbstentsagung ist. Fräulein Eva nämlich, die sich in der einsamen, wenngleich sehr wohlbehäbigen Häuslichkeit ihrer weltentsagenden, pietistischen, sogar in Betreff des in ihrer Familie angeblich heimischen „Sündenerbes" (d. h. forterbender Sünde) abergläubigen Frau Mutter, einer hochachtbaren Patricierwitwe, entsetzlich langweilt, wird von dem „Ferdinand" einer durchreisenden Truppe in „Kabale und Liebe" so gerührt und entzückt, daß, als sich die Gelegenheit dazu bietet, die heimliche Bekanntschaft des jungen Künstlers zu machen, sie mit demselben ein intimes Seelenverhältniß und angeblich sogar eine heimliche Ehe eingeht. Dann folgt natürlich die Entdeckung von seiten der Familie, wobei die fernere romantische Verwickelung eintritt, daß der entdeckende Onkel in dem entdeckten Liebhaber zugleich seinen eigenen Sohn entdeckt. Diese merkwürdige Paternitätsenthüllung, die zu dem Titel „Das Sündenerbe" in Beziehung stehen soll, hat aber für den jungen Künstler nicht die angenehmen praktischen Folgen, die sonst in den Romanen die ihre Väter suchenden abenteuerlichen Söhne von denselben zu erwarten pflegen. Der junge Wolfram muß auf Vaters Befehl sofort sein Verhältniß abbrechen und baldigst nach Amerika gehen; als er von dort zurückkehren will, scheitert sein Schiff, und er gilt für untergegangen. Eva entschließt sich nach langen Kämpfen denn doch noch, den ihr von Familien wegen bestimmten, durchaus liebenswerthen Patriciersohn zu heirathen; doch als sie eben mit diesem glücklich werden will, tritt plötzlich Herr Wolfram als Robert Liston vor sie, indem er nicht todt, sondern aus Amerika zurückgekehrt ist. Der Herzens- und Gewissenskampf der jungen, doppelt geliebten Frau in der Wahl zwischen zwei angeblichen Gatten gibt nun zu manchen, zum Theil wirklich poesievoll ausgearbeiteten Scenen Veranlassung. Frau Eva kommt mit Gemüthsstimmungen und Situationen sehr in Bedrängnisse; aber, obgleich diese nicht immer ganz klar und auch nicht consequent geschildert sind, so siegt endlich doch über die Prädestination zum „Sündenerbe" der angeerbte Familiensinn, und der dramatische Künstler tritt vor dem bürgerlichen Gatten zurück. Der Roman schließt damit, daß Eva's fatalistisch abergläubige Mutter nun nicht mehr an den Fluch des „Sündenerbes" glaubt.

Was dieses poetischen Stoffs technische Ausführung betrifft, so können wir die Ansicht nicht zurückhalten, daß diese nicht völlig zu derjenigen Höhe der moralischen und intellectuellen Verfeinerung und Bedeutung sich erhebt, welche als Vorzug und Vorrecht der theatralischen Kunst auf ihren maßgebenden Ausbildungsstufen gerade unter den neuzeitlichen Culturzuständen nicht zu unterschätzen ist. Zwar ist es sehr wohl anzuerkennen, daß E. von Waldow bei der Ausarbeitung dieses sehr delicaten Themas der Gesellschaftspoesie sowol Frivolitäten als Banalitäten, unbedingt störende Taktlosigkeiten, Unzartheiten und Uebertreibungen im allgemeinen vermieden, daß er Charaktere und Scenen mit einer gewissen sittlichen Innigkeit und herzlichen Theilnahme ausgeführt und somit ein Buch geliefert hat, das der großen Mehrzahl der Leserinnen genügen und mit Recht mannichfach zu gesellschaftlicher Toleranz und kunstfreundlichem Interesse anregen wird. Dennoch aber hätte Waldow sein Thema noch erheblich vertiefen und vergeistigen können, wenn er die durch die neueste Zeitgeschichte evident gewordene Bedeutsamkeit der modernen Theaterkunst entschiedener in die von ihm gezeichneten Ständeconflicte und Charakterentwickelungen hineingezogen hätte, selbst etwa auf die Gefahr hin, in dieser Weise das Schicksal seiner Heldin zu einem tragischen Ausgange, aber von erhabenem Eindruck, führen zu müssen.

3. Frauenliebe. Roman in zwei Bänden. Von K. Berkow. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. 8. 8 M.

Die vornehme Eleganz, die das vorige Buch denn doch theilweise vermissen ließ, ist diesem vollkommen eigen. Wir finden hier ein Buch über die schöne Welt für die schöne Welt, dabei von einer Natürlichkeit der Diction, die mit der Geziertheit sonstiger forcirter Salonproduction nichts gemein hat und von der Goethe'schen nur etwa durch Bedeutsamkeit, nicht aber an Klarheit und Correctheit übertroffen wird. Ein Graf und Garde-Cavalerieoffizier vermählt sich heimlich mit einer armen Baronesse. Sein Vater aber hat ihm eine Prinzessin Adelaide von Hatzfeld bestimmt, und als die junge Frau deshalb sich

unglücklich fühlt, verläßt sie mit ihrem Kinde den heimlich Angetrauten. Dieser wird darüber wahnsinnig, und nun rettet ihn die Prinzessin Adelaide, indem sie keine Anstrengung scheut, die verschwundene Gattin wiederzufinden. Bei dem Wiedersehen findet der Graf und Garde-Cavalerieoffizier allmählich seinen Verstand wieder, und alles endet in Gutem, indem sich namentlich die Prinzessin von Hatzfeld sehr menschenfreundlich verdient gemacht hat. Da ein so völlig bis zum Anschein der Unheilbarkeit in Stumpfsinn übergangener Wahnsinn, wie der hier geschilderte, wol niemals im alltäglichen Leben, sondern vermuthlich nur in den allerheiligsten Clausuren der privilegirten Irrenanstalten beobachtet werden kann, so könnte man nach diesem Elemente der Erzählung fast vermuthen, daß ihr Verfasser ein Irrenarzt von Fach sein müsse, und zwar würde er jedenfalls verdienen, ein sehr berühmter Irrenarzt zu sein, denn die Heilung, die er hier blos durch ein Lied der wiedergefundenen Gattin eintreten läßt, müßte als ein Meisterstück der praktischen Psychiatrie bewundert werden.

Revue des Literaturjahres 1874.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Lange Zeit war die Philosophie ein gering geschätztes Aschenbrödel, ein philosophisches Werk galt dem Buchhandel für ein todtgeborenes Kind. Der alte Hegel konnte und kann es freilich noch jetzt nicht zu einer neuen Ausgabe bringen; aber viele, die mit seinem Pfunde wuchern, erfreuen sich buchhändlerischer Geltung. Nach den Erfolgen von Schopenhauer, Hartmann und Strauß ist neues Leben in die philosophische Literatur gekommen; auch Autoren einer andern Richtung, wie der jüngere Fichte und Hermann Ulrici, können sich neuer Auflagen rühmen, ganz abgesehen von den Materialisten, unter denen Ludwig Büchner's Schriften die weiteste Verbreitung gefunden haben.

Die Geschichte der Philosophie wurde auch in diesem Literaturjahr mit besonderer Vorliebe gepflegt; auch in einer Zeit des Unglaubens an die Bedeutung irgendwelcher philosophischen Systeme bewahrt sie ihr Interesse, wie die Religions- und Kirchengeschichte als ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes auch denjenigen Theilnahme einflößt, welche sie vielleicht nur als eine Krankheitsgeschichte betrachten und der kirchlichen Weltanschauung gänzlich fernstehen.

Die Weltweisheit der asiatischen Völker ist bisher stiefmütterlicher behandelt worden, als sie es verdient; welchen geringen Raum gönnt z. B. Hegel in seiner „Geschichte der Philosophie" der Darstellung der an den tiefsinnigsten Systemen so reichen indischen Philosophie. Jetzt ist man eher geneigt, denselben ihr Recht widerfahren zu lassen. Von dem tüchtigen Werke von J. H. Plath: „Confucius und seiner Schüler Leben und Lehren" ist der dritte Theil: „Die Schüler des Confucius", und der vierte „Sämmtliche Aussprüche von Confucius und seinen Schülern" erschienen, sodaß der altchinesische Lebensphilosoph dem Verständniß der Gegenwart näher gerückt ist. C. B. Schlüter geht, zur Erläuterung der griechischen Philosophie, auf die indische zurück in seiner Schrift: „Aristoteles' Metaphysik, eine Tochter der Sankhya-Lehre des Kapila". Andere Schriften zur Geschichte der Philosophie sind: H. Siebeck: „Untersuchungen zur Philosophie der Griechen"; K. Schlottmann: „Das Vergängliche und Unvergängliche in der menschlichen Seele nach Aristoteles"; D. Peipers: „Untersuchungen über das System Plato's", erster Theil: „Die Erkenntnißtheorie Plato's mit besonderer Rücksicht auf den Theätet"; K. Werner: „Wilhelm's von Auvergne Verhältniß zu den Platonikern des 12. Jahrhunderts"; F. Schultze: „Geschichte der Philosophie der Renaissance", erster Band: „Georgius Gemistos Plethon und seine reformatorischen Bestrebungen"; E. Grimm: „Descartes' Lehre von den angeborenen Ideen"; H. Holtzmann: „Thomas von Aquino und die Scholastik"; E. Pfleiderer: „Empirismus und Skepsis in David Hume's Philosophie"; J. H. Meyer: „Leibniz und Baumgarten als Begründer der deutschen Aesthetik"; G. Claß: „Die metaphysischen Voraussetzungen des Leibniz'schen Determinismus"; F. Kirchner: „Leibniz' Stellung zur katholischen Kirche"; J. Kaftan: „Die religionsphilosophische Anschauung Kant's in ihrer Bedeutung für die Apologetik"; H. Cohen: „Die systematischen Begriffe in Kant's vorkritischen Schriften"; R. Zimmermann: „Kant und die positive Philosophie"; A. Stadler: „Kant's Teleologie und ihre erkenntniß-theoretische Bedeutung"; J. Wille: „Beiträge zum Verständniß Kant's"; J. Schmidt: „Wie verhält sich der Tugendbegriff bei Schleiermacher zu dem platonischen"; John Stuart Mill: „August Comte und der Positivismus, aus dem Englischen von Elise Gomperz"; J. G. C. F. Helmes: „Der Zeitgeist mit besonderer Rücksicht auf die Weltanschauung Schelling's in dessen letztem System".

Ueber den Werth der Geschichte der Philosophie hat R. Eucken eine Schrift erscheinen lassen, während als allgemeinere hierher gehörige Werke anzuführen sind: C. Heyder: „Die Lehre von den Ideen in einer Reihe von Untersuchungen über Geschichte und Theorie derselben", erste Abtheilung: „Zur Geschichte der Ideenlehre"; G. Teichmüller: „Studien zur Geschichte der Begriffe".

Mit Schopenhauer, Hartmann und Strauß betreten wir das Gebiet der Modephilosophie und der streitenden Meinungen des Tags. Die von J. Frauenstädt veranstaltete Ausgabe von Schopenhauer's „Sämmtlichen Werken" ist mit dem sechsten Band abgeschlossen. Der vierte enthält „Schriften zur Naturphilosophie und zur Ethik", der fünfte und sechste die „Parerga und Paralipomena". Eduard von Hartmann hat dem jüngsten Werke von Strauß eine Parallelschrift an die Seite gestellt: „Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft", und außerdem „Erläuterungen zur Metaphysik des Un-

bewußten" herausgegeben. An diese Trias von Denkern knüpft sich eine Literatur von Flugschriften: J. Ziegler: „In Sachen des Strauß'schen Buchs"; Bruno Bauer: „Philo, Strauß und Renan"; C. G. Reuschle: „Philosophie der Naturwissenschaften, zur Erinnerung an D. F. Strauß"; A. Stutz: „Der alte und der neue Glaube, oder Christenthum und Naturalismus"; R. Seydel: „Ueber Glaube und Unglaube"; E. Benz: „Der christliche Wunderbegriff und seine neuern Gegner"; F. Harms: „Arthur Schopenhauer's Philosophie"; Freiherr von Wöllwarth: „Noch ein Wort über den alten und neuen Glauben"; F. A. von Hartsen: „Die Moral des Pessimismus"; A. Stöckl: „Eine Blüte modernen Culturkampfes oder die neueste berliner Philosophie"; W. Schwarz: „Der alte und neue Glaube von D. F. Strauß beleuchtet". Auch der Materialismus hat nach wie vor zahlreiche Anhänger. Von L. Büchner's „Kraft und Stoff" ist die dreizehnte, von „Natur und Geist" die dritte Auflage erschienen.

Mit selbständigen Systemen sind in diesem Jahre aufgetreten der geistreiche H. Lotze: „System der Philosophie", dessen erster Theil die Logik enthält; ein jüngerer Denker von unabhängiger Richtung; C. Göring mit seinem „System der kritischen Philosophie"; ferner L. Noiré: „Die Welt als Entwickelung des Geistes"; E. Dühring: „Cursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung"; W. Kranlich: „System der Metaphysik"; M. Venetianer: „Der Allgeist. Grundzüge des Panpsychismus im Anschluß an die Philosophie des Unbewußten dargestellt". Schriften über Ethik sind: R. Seydel: „Ethik oder Wissenschaft vom Seinsollenden"; R. Landmann: „Hauptfragen der Ethik"; F. Kirchner: „Ueber Freiheit des Willens"; P. Chmialowski: „Die organischen Bedingungen der Entstehung des Willens". Die Psychologie behandeln: A. Hoffmann: „Erfahrungsseelenlehre"; F. A. Hartsen: „Grundzüge der Psychologie"; F. Brentano: „Psychologie vom empirischen Standpunkte"; K. C. Planck: „Anthropologie und Psychologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage"; C. Lichthorn: „Die Erforschung der physiologischen Naturgesetze der menschlichen Geistesthätigkeit"; A. Horrwitz: „Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage" (zweiter Band, erste Abtheilung); J. Ochorowitz: „Die Bedingungen des Bewußtwerdens"; E. Fortlage: „Vier psychologische Vorträge". Sehr zahlreich sind die popularphilosophischen Schriften: F. Eberty: „Die Gestirne und die Weltgeschichte"; E. Zittel: „Das Bibelbuch in der Geschichte"; J. C. Fischer: „Das Bewußtsein. Materialistische Anschauungen"; Melchior Meyr: „Gedanken über Kunst, Religion und Philosophie"; E. C. F. Henke: „Ergebnisse und Gleichnisse"; L. Strümpell: „Die Natur und Entstehung der Träume"; K. Weinholtz: „Ideismen"; M. Frommel: „Individuum und Gemeinschaft"; F. Nietzsche: „Unzeitgemäße Betrachtungen" (zweites und drittes Heft); H. Th. Simar: „Das Gewissen und die Gewissensfreiheit"; E. Pfleiderer: „Die Aufgaben der Philosophie in unserer Zeit"; W. U. Jütting: „Zur Veranschaulichung abstracter Begriffe"; F. Brentano: „Ueber die Gründe der Entmuthigung auf philosophischem Gebiete"; J. Duboc: „Die Psychologie der Liebe"; F. Roetger: „Betrachtungen zu innerer Beruhigung in ernster Zeit"; J. B. Meyer: „Philosophische Zeitfragen"; A. Lindwurm: „Praktische Philosophie"; P. Horrwitz: „Die Bibel der Vernunft"; F. A. von Hartsen: „Die Anfänge der Lebensweisheit"; C. Uphues: „Reform des menschlichen Erkennens"; B. Veit: „Das Geheimniß des Menschen"; E. Berg: „Geist und Welt, Herz und Natur"; J. F. T. Wohlfahrt: „Glückseligkeitslehre". Naturphilosophischen Inhalts im modernen Sinne des Wortes, durch welchen jede Verwechselung mit den Tiefsinnigkeiten der Schelling'schen Naturphilosophie ausgeschlossen wird, sind, außer den Schriften über David Strauß, Schriften wie: Adolf Lanstein: „Schöpfung und Entstehung" und „Offener Brief an Hrn. Professor Hankel"; F. Chlebik: „Die Frage über die Entstehung der Arten"; C. Radenhausen: „Osiris. Weltgesetze in der Erdgeschichte"; G. Spicker: „Ueber das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Philosophie"; A. Bernstein: „Naturkraft und Geisteswalten"; A. Dodel: „Die neuere Schöpfungsgeschichte".

Ein Gebiet, das wegen seiner fließenden Grenzen mit der hyperproductiven Theologie für die literarische Uebersicht bedenklich erscheinen muß, ist das der Religionsphilosophie; wir erwähnen von hierher gehörigen Schriften zunächst diejenigen, die auf dem Boden des Radicalismus stehen: Arnold Ruge: „Studien über Religion, ihr Entstehen und Vergehen"; und L. Büchner: „Der Gottesbegriff und dessen Bedeutung in der Gegenwart"; außerdem C. Kalich: „Theologische Studien"; D. H. A. Ebrard: „Apologetik, wissenschaftliche Rechtfertigung des Christenthums"; F. C. Steinhofer: „Studien über die Versöhnung der Welt mit Gott"; L. Oscar: „Die Religion, zurückgeführt auf ihren Ursprung"; W. Hieronymi: „Die Religion der Erkenntniß"; W. B. Hildebrand: „Der Gottesbegriff in seiner Neugestaltung"; A. Spir: „Moralität und Religion"; H. Humm: „Religion, Moral, Naturwissenschaft"; „Die Religion des Zweiflers"; K. Franck: „Grundwahrheiten der Religion"; A. von Habensee: „Die Religion, ihr Wesen, ihr Entstehen und Vergehen"; E. Reich: „Die Kirche der Menschheit"; F. C. Preller: „Der persönliche Gott und die Welt"; R. Bellist: „Die Naturgeschichte der Götter"; Hase: „Die Bedeutung des Geschichtlichen in der Religion". An die religionsphilosophischen Schriften schließen sich diejenigen, welche dem modernen Mysticismus huldigen. Die Propaganda desselben ist, wie seine Literatur beweist, keineswegs eine müßige. Der frühere Uebersetzer des Hafis, G. F. Daumer, beweist die Bedeutung, Wahrheit und Nothwendigkeit des Wunders in seiner Schrift „Das Wunder", und schreibt überdies über den „Zukunftsidealismus der Vorwelt"; Adelma Freiin von Vay veröffentlicht ihre „Studien über die Geisterwelt"; „Psychische Studien" von A. Aksakow sind „Die Untersuchung der wenig bekannten Phänomene des Seelenlebens"; G. C. Wittig übersetzt A. R. Wallace's „Die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen".

Auf dem Gebiete der Aesthetik ist kein größeres systematisches Werk im Laufe dieses Literaturjahres erschienen. Erwähnung verdient hier nur L. Noiré: „Die Entwickelung der Kunst in der Stufenfolge der einzelnen Künste". Dagegen sind die einzelnen Kunstzweige Theater, Musik, bildende Kunst nicht ohne Vertretung geblieben: E. H. Schmitt hat über „Moderne und antike

Schicksalstragödie" geschrieben; Paul Lindau's „Dramaturgische Blätter" enthalten „Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich"; W. Bernhardi gibt eine Analyse von Lua's Tragödie: „Thomasine", „Hr. von Hülsen und das neue Theater"; Paul Wislicenus: „Das leipziger Stadttheater und seine Zukunft"; G. Köberle: „Meine Erlebnisse als Hoftheaterdirector"; R. Ehrlich: „Das Gastspiel der Meininger und die Bühnenausstattung"; H. Starcke: „Die Inscenirung und Charakteristik deutscher, italienischer und französischer Opern"; das sind Schriften über praktische Theaterfragen und Ereignisse der Gegenwart. Eine Aesthetik von mehr commentirender und glossirender Bedeutung ist vertreten in E. Küfel: „Ueber Schiller's Gleichnisse"; C. F. Kummer: „Die Jungfrau von Orleans in der Dichtung"; R. Vollmann: „Anmerkungen zu Lessing's Hamburger Dramaturgie". Rudolf Genée's „Poetische Abende" enthalten eine Anweisung zu poetischen und dramatischen Vorlesungen.

Auf dem Gebiete der musikalischen Literatur steht Richard Wagner, der die Productivität der Musiker auf demselben durch sein Beispiel ermuthigt hat und durch seine Kunstleistungen und Unternehmungen wach erhält, nach wie vor im Mittelpunkte des Interesses. L. Nohl hat aus seinem unerschöpflichen Tintenfaß eine neue Broschüre: „Beethoven, Liszt, Wagner, ein Bild der Kunstbewegung unsers Jahrhunderts", hervorgeholt; außerdem erwähnen wir: F. Calm: „Richard Wagner's Ring der Nibelungen"; O. Friese: „Richard Wagner und die Zukunftsmusik"; A. Pringsheim: „Richard Wagner und sein neuester Freund"; L. Ramann: „Franz Liszt's Oratorium Christus". Von dem vortrefflichen Werke von A. B. Marx: „Ludwig van Beethoven's Leben und Schaffen" liegt eine dritte, von G. Behncke durchgesehene und vermehrte Auflage vor. J. Schrattenholz handelt über „Robert Schumann als Kritiker"; H. H. Pierson gibt Schumann's „Musikalische Haus- und Lebensregeln" heraus"; H. M. Schuster eine Charakteristik von „Robert Franz". Beiträge zu der ältern und neuern Geschichte der Musik sind J. Tzetzes: „Ueber die altgriechische Musik in der griechischen Kirche"; A. Reißmann: „Geschichte des deutschen Liedes" und „Der Musikverein Euterpe in Leipzig"; M. Fürstenau: „Die musikalischen Beschäftigungen der Prinzessin Amalie, Herzogin zu Sachsen". Allen Freunden geistvoller musikalischer Betrachtung wird die neue Folge von A. W. Ambros: „Bunte Blätter" willkommen sein. Eine Anthologie von Aussprüchen deutscher Dichter über Musik hat Alice Salzbrunn unter dem Titel „Musik" herausgegeben. Andere Schriften zur Theorie und Literatur der Musik sind: H. Wohlfahrt: „Katechismus der Harmonielehre"; R. Hasenclever: „Ueber die Grundsätze einer rationellen sikalischen Erziehung"; H. Riemann: „Musikalische Logik"; E. Schneider: „Musik, Klavier und Klavierspiel"; Stephen: „Die heutige Klavierliteratur"; M. Hane= m: „Aus der Musikerwelt"; L. Stark: „Compen= er Literaturführer durch die meist gepflegten Musik= ungen".

Auch die Literatur der bildenden Kunst liefert den weis, daß die Kunstgeschichte die Kunsttheorie immer mehr in den Hintergrund drängt. Die Vortheile kunstgeschichtlicher Studien setzt Bruno Meyer auseinander in der Schrift: „Was lernt der moderne Künstler durch die Geschichte der Kunst?" Verwandten Inhalts sind die Schriften von F. X. Kraus: „Ueber das Studium der Kunstwissenschaft an den deutschen Hochschulen"; und K. B. Stark: „Ueber Kunst und Kunstwissenschaft auf deutschen Universitäten". Allgemeine kunstgeschichtliche Werke sind: F. Reber: „Geschichte der neuern deutschen Kunst vom Ende des vorigen Jahrhunderts"; H. Riegel: „Geschichte der deutschen Kunst seit Carstens und Gottfried Schadow"; B. Bucher: „Geschichte der technischen Künste". Alle drei Werke erscheinen in Lieferungen und sind erst bei dem Beginn ihres Erscheinens. Werke zur Specialgeschichte der bildenden Kunst, zum Theil archäologischer Forschung angehörig, sind: H. Schliemann: „Trojanische Alterthümer"; H. Dütschke: „Antike Bildwerke in Oberitalien"; A. Furtwängler: „Eros in der Vasenmalerei"; J. E. Wessely: „Ikonographie Gottes und der Heiligen"; H. Rollett: „Die drei Meister der Gemmoglyptik, Antonio, Giovanni und Luigi Pichler"; A. von Sallet: „Untersuchungen über Albrecht Dürer"; H. Dalton: „Leonardo da Vinci und seine Darstellung". Daß es auf dem Gebiete der bildenden Kunst auch nicht an heftiger Polemik fehlt, beweist die Schrift von H. Riegel: „Dem Herrn Wilhelm Lübke in Stuttgart". Der Literatur über die bildende Kunst kann man die bildende Kunst in der Literatur, wo sie überdies durch die zahlreichen illustrirten Blätter eine große Verbreitung gefunden hat, zur Seite stellen. Wir erwähnen die „Kunstschätze Italiens", mit erläuterndem Text von Ernst Eckstein herausgegeben; die beiden bereits früher angeführten lyrischen Albums: „Deutsches Künstleralbum" und „Deutsche Kunst in Bild und Wort"; die beiden „Illustrirten Shakspeare-Ausgaben", welche die Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart und die Grote'sche in Berlin erscheinen lassen; die „Shakspeare-Galerie" von Pecht; die illustrirte Prachtausgabe von G. Scherer's: „Die schönsten deutschen Volkslieder"; die illustrirten Ausgaben von Clemens Brentano's und Adalbert von Chamisso's „Gedichten"; Marie von Reichenbach's „Goldene Sprüche, Dichtung und Bibelwort in zwölf Illustrationen".

Die pädagogische Literatur ist wie immer sehr reichhaltig, die Pädagogen sind sehr schreib- und redelustig, da beides ihres Amtes ist. Der productive und espritvolle Ludwig Noiré hat ein „Pädagogisches Skizzenbuch" herausgegeben; A. Vogel: „95 pädagogische Thesen"; Lanckhard: „Bilder aus dem Schulleben"; C. Ramshorn: „Ausgewählte Schulreden"; W. U. Jütting den zweiten Band seiner „Sprachlichen und pädagogischen Abhandlungen"; J. Aprent: „Gedanken über Erziehung und Unterricht"; O. Kunze: „Erziehung und Schule"; P. Schramm: „Pädagogische Zeit- und Streitfragen". Schriften zur Geschichte der Pädagogik sind: P. Albrecht: „Beiträge zur straßburger Schulgeschichte"; A. Kuckuck: „Die Rechenkunst im 16. Jahrhundert"; J. J. Kummer: „Geschichte des Schulwesens im Canton Bern"; Th. Bach: „Johann Heinrich Deinhardt. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Gymnasialwesens"; J. Kelle:

„Das Unterrichtswesen in Oesterreich 1848—1873“; „Wanderungen eines deutschen Schulmeisters. Pädagogisches und Politisches aus den Jahren 1847—1862“; W. Bakitsch: „Rousseau's Pädagogik“; E. Niemeyer: „Ueber Lessing's Pädagogik“; L. Hacker: „Erziehungsgeschichte Goethe's in pädagogischen Studien“, erste Studie: „Die primären Factoren in der Entwickelung Goethe's“. Die zahlreichen Schriften, welche über Reformen der Universitäten, Gymnasien, Realschulen und Volksschulen sowie über die Behandlung einzelner Unterrichtsgegenstände an denselben, über höhere Töchterschulen, über physische Erziehung und ähnliche Fragen handeln, stellen wir hier zusammen: L. Meyer: „Zukunft der deutschen Hochschulen“, und „Akademie oder Universität“; J. Ostendorf: „Unser höheres Schulwesen gegenüber dem nationalen Interesse“ und „Volksschule, Bürgerschule und höhere Schule“; „Die höhern Schulen und das bevorstehende Unterrichtsgesetz in Preußen“; C. H. Kleinstäuber: „Aphorismen über die Gymnasien“; M. Wohlrab: „Gymnasium und Gegenwart“; B. Planer: „Die Fortbildungsschulen“; K. Richter: „Die Reform der Lehrerseminare nach den Forderungen unserer Zeit“; G. A. Hemig: „Die ästhetische Bildung in der Volksschule“; C. Ramshorn: „Aus der Volksschule“; A. Eggers: „Volksbildung und Schulwesen“; K. Völker: „Gedanken und Vorschläge für eine durchgreifende Volksbildung“; J. Lattmann: „Die Reorganisation des Realschulwesens und Reform der Gymnasien“; F. G. Schähle: „Beiträge zur Methodik der Volksschule“; R. Rotter: „Die Kleinkindererziehung im Lichte der Gegenwart“; G. Münch: „Das Misverhältniß zwischen geistiger und körperlicher Ausbildung“; G. C. F. Mommendey: „Die physische Erziehung der Kinder“; G. Kreyenberg: „Die höhern Töchterschulen“; C. Nohl: „Einige wichtige Fragen, das höhere Mädchenschulwesen betreffend“; A. Fries: „Zur Reformfrage des bremischen Mädchenschulwesens“; J. L. Spyri: „Die Betheiligung des weiblichen Geschlechts am öffentlichen Unterricht in der Schweiz“; H. Beck: „Fort mit der Bureaukratie aus der Schule“; Kühn: „Ueber das Verhältniß der allgemeinen Bildung zur besondern Berufsbildung“; A. Guckeisen: „Aufgabe und Organisation des naturwissenschaftlichen Unterrichts an höhern Lehranstalten“; E. Loew: „Die Stellung der Schule zur Naturwissenschaft“; H. Erdmann: „Zur orthographischen Frage“; E. Götzinger: „Die Durchführung der Orthographiereform“; J. Groß: „Ein Vorschlag zur zeitgemäßen Verbesserung der deutschen Rechtschreibung“; J. L. Ludwig: „Die vorzüglichsten Ansichten über den Religionsunterricht in den deutschen Schulen“; H. Sevin: „Die Verwerthung des deutschen Sagenstoffs im Geschichtsunterricht der deutschen Volksschule“; G. Lindner: „Eine Cardinalfrage der Schulpädagogik“.

Die Reisebeschreibungen, sowol diejenigen, welche die Kunde fremder oder bisher noch unentdeckter Länder vermehren, als auch diejenigen von mehr touristischer Art, welche bekannte Gegenden, Städte, Nationaleigenthümlichkeiten in ein neues Licht zu setzen suchen, gehören immer noch zur beliebtesten Lektüre; das Streben, sich überall auf der Erde zu orientiren, ist nie so lebhaft gewesen wie in diesem Jahrhundert. Die Entdeckungen in den Polarregionen werden dargestellt in dem großen Werke über „Die zweite deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitäns Karl Koldewey“, welches jetzt in vier Abtheilungen oder zwei Bänden vollständig vorliegt. Die österreichische Nordpolexpedition, welche das Franz-Joseph-Land entdeckte, harrt noch einer umfassenden wissenschaftlichen Darstellung. O. Heer stellt „Die schwedischen Expeditionen zu Erforschung des hohen Nordens“ dar; eine Reise nach Lappland und Kanin schildern H. und K. Aubel: „Ein Polarsommer“. Zahlreich sind die Reiseschriften, welche uns das Innere Afrikas zu erschließen suchen; ein großer Theil derselben enthält die Mittheilung wichtiger Entdeckungen und ist von namhaften Afrikareisenden abgefaßt: G. Rohlfs: „Quer durch Afrika“; G. Schweinfurth: „Im Herzen von Afrika“; Adolf Bastian: „Die deutsche Expedition an der Loango-Küste“; E. Marno: „Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nil“; Sir J. D. Hay: „Ashanti und die Goldküste“, aus dem Englischen; H. von Barth: „David Livingstone, der Afrikareisende“; „Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrikas“; J. Körner: „Südafrika. Natur- und Culturbilder“. Die Kenntniß asiatischer Länder wird durch folgende Schriften bereichert: H. von Schlagintweit-Sakünlünski: „Die Pässe über die Kammlinien des Karakorum und des Künlün“; O. Mohnike: „Banka und Palembang“; A. Schreiber: „Die Battas in ihrem Verhältniß zu den Malaien von Sumatra“; E. Stöhr: „Die Provinz Banjuwangi in Ost-Java“; Wenjukow: „Die russisch-asiatischen Grenzlande“, aus dem Russischen; Eufemia von Kudriaffsky: „Japan“; Grimm: „Reiseeindrücke eines russischen Militärarztes während der Expedition nach Chiwa“. Mit Amerika beschäftigen sich: F. Keller-Leuzinger: „Vom Amazones und Madeira“; F. Rauchfuß: „Eine Reise nach Californien“ und „Meine Reise nach Europa“; H. Krummacher: „Deutsches Leben in Nordamerika“; J. Bachmayr: „Leben und Treiben der Stadt Neuyork“; E. Moßbach: „Bolivia“. Eine Weltreise schildert A. Freiherr von Hübner: „Ein Spaziergang um die Welt“.

Der größere Zug der touristischen Wanderung geht nach wie vor nach den Alpen, nach Italien und nach dem Orient; Neues ist auf diesem Gebiete nicht mehr zu entdecken, nur Bekanntes durch neue Auffassung und lebendige Darstellung zu illustriren. Es gibt indeß auch hier Entdeckungsreisende, welche mit aufgeschlossenem Sinn für das Detail in Naturleben und Volkssitte doch noch auf manches bisher Unbeachtete aufmerksam machen. Hierzu rechnen wir H. Noë, dessen „Italienisches Seebuch“ manche neue Naturansichten und Lebensbilder von den Alpenseen und Meeresküsten Italiens enthält. Andere touristische Schriften sind: Julius Rodenberg: „Wiener Sommertage“; G. Rasch: „Touristenlust und -Leid in Tirol“; J. Schelbert; „Das Landvolk des Allgäus“; F. Ratzel: „Wandertage eines Naturforschers“ (zweiter Theil); E. Zittel: „Rings um die Jungfrau“; A. W. Grube: „Alpenwanderungen“; M. Herz: „Edelweiß, Touristenskizzen von unsern heimatlichen Bergen“; Z. Grünewald: „Wanderungen um den Bodensee und durch das Appenzellerländchen“; W. Kullmann: „Vom Genfersee“; E. Osenbrüggen: „Wanderstudien

aus der Schweiz" (vierter Band); W. Kaden: „Wandertage in Italien" und „Durstige Tage"; „Italien, eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna", ein illustrirtes Lieferungswerk; A. Janke: „Reiseerinnerungen aus Italien, Griechenland und dem Orient"; „Tagebuchblätter eines Orientreisenden"; H. Loehnis: „Drei Monate im Orient"; O. Türk: „Pilgerfahrt nach Jerusalem, Rom, Loretto und Assisi"; H. von Barth: „Aus den nördlichen Kalkalpen".

Einen persischen Touristen lernen wir aus dem „Reisebuch des Nasreddin-Schah" kennen, einen ältern Touristen aus R. Möhner: „Ein Tourist in Oesterreich während der Schwedenzeit". Allgemeine ethnographische und geographische Schriften sind: O. Peschel: „Völkerkunde", ein verdienstliches Werk; F. Körner: „Die Erdtheile"; W. Siebert: „Die geographischen Entdeckungen und Colonisationen in unserm Jahrhundert"; „Die Fortschritte auf dem Gebiete der Geographie 1872—73"; K. E. von Baer: „Geographische Fragen aus der Vorzeit"; H. Masius: „Geographisches Lesebuch". Von Ritter's „Geographisch-statistischem Lexikon" erscheint die sechste vermehrte und verbesserte Auflage unter Redaction von Otto Henne-Am Rhyn.

Die Naturwissenschaften haben eine esoterische und exoterische Literatur; die Grenzlinien zwischen beiden sind schwer zu bestimmen; aber es liegt in der Richtung der Zeit, daß die erstere sich immer mehr aufschließt und dadurch aufgibt. Eine der interessantesten Unternehmungen zur Popularisirung der Naturwissenschaften ist die „Internationale wissenschaftliche Bibliothek", die gleichzeitig in Deutschland, England, Frankreich, Italien und Amerika erscheint. Der dritte Band derselben enthält: „Geist und Körper" von J. Bain, der vierte „Der Ursprung der Nationen" von W. Bagehot, der fünfte Band: „Die chemischen Wirkungen des Lichts und der Photographie" von H. Vogel; der sechste und siebente Band: „Die Nahrungsmittel" von E. Smith.

Ein Grenzgebiet der Philosophie und der Naturwissenschaften wird durch den Darwinismus bezeichnet. „Darwin's Gesammelte Werke" werden von J. V. Carus aus dem Englischen übersetzt. Ein Hauptwerk auf diesem Gebiete ist E. Haeckel's „Anthropogenie. Entwickelungsgeschichte des Menschen". In zweiter Auflage erschien L. Büchner's Uebersetzung des Werks von Charles Lyell: „Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde". Hierher gehört auch A. Wigand: „Der Darwinismus und die Naturforschung Newton's und Cuvier's" (erster Band); H. Locher-Wild: „Ueber Familienanlage und Erblichkeit"; C. Claus: „Die Typenlehre". Astronomische und geologische Schriften sind: H. J. Klein: „Die Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe"; H. Schuberth: „Die Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe"; W. Zenker: „Der Venusdurchgang durch die Sonnenscheibe"; K. Freiherr du Prel: „Der Kampf ums Dasein am Himmel"; C. J. Küster: „Dr. Schöpffer der große Reformator der Astronomie"; F. G. B. Geßler: „Erde und Abendstern"; K. Werner: „Die Kosmologie und Naturlehre des scholastischen Mittelalters"; P. Jost: „Das Sonnensystem von einem hydrodynamischen Gesichtspunkte"; H. Emmrich: „Geologische Geschichte der Alpen"; F. Hochstetter: „Die Fortschritte der Geologie"; „Die Fortschritte auf dem Gebiete der Urgeschichte"; A. Fric: „Geologische Bilder aus der Urzeit Böhmens". Von dem vortrefflichen Werke von B. von Cotta: „Die Geologie der Gegenwart", liegt die vierte umgearbeitete Auflage vor.

Beiträge zur Zoologie und Botanik enthalten: T. Eimer: „Zoologische Untersuchungen"; W. Heß: „Bilder aus dem Leben schädlicher und nützlicher Insekten"; H. Lenz: „Das Thierleben in der Travemünder Bucht"; C. G. Ehrenberg: „Die das Funkeln und Aufblitzen des Mittelmeers bewirkenden unsichtbar kleinen Lebensformen"; A. Werneburg: „Der Schmetterling und sein Leben"; F. Körner: „Im Walde"; E. Goeze: „Ein Beitrag zur Kenntniß der Orangengewächse"; O. Kirchner: „Die botanischen Schriften des Theophrast von Eresos".

Schriften zur Physik und Chemie sind: C. Freiherr von Ettingshausen: „Zur Entwickelungsgeschichte der Vegetation der Erde"; A. Winkler: „Probleme aus der Wärmelehre"; G. Krebs: „Einleitung in die mechanische Wärmetheorie"; G. Berthold: „Rumford und die mechanische Wärmetheorie"; C. Neumann: „Ueber das von Weber für die elektrischen Kräfte aufgestellte Gesetz"; E. Mach: „Beiträge zur Doppler'schen Theorie der Ton- und Farbenänderung durch Bewegung" und „Physikalische Versuche über den Gleichgewichtssinn des Menschen"; Baron N. Dellingshausen: „Beiträge zur mechanischen Wärmetheorie"; F. A. Nußbaumer: „Ton und Farbe"; L. Mann: „Betrachtungen über die Bewegung des Stoffs"; „Ueber die Ursachen der physikalischen Erscheinungen"; B. R. Schilling: „Die beständigen Strömungen in der Luft und im Meere"; R. Franz: „Neuere Untersuchungen über die Identität von Licht und strahlender Wärme"; T. Gerding: „Populäre Vorlesungen über Naturkräfte und deren Anwendung"; W. von Bezold: „Die Farbenlehre im Hinblick auf Kunst und Kunstgewerbe"; J. N. Lockyer: „Das Spectroskop und seine Anwendungen"; A. Bergner: „Die Anziehung und Abstoßung durch Wärme und Licht und die Abstoßung durch Schall"; H. Fahle und H. Lampe: „Physik des täglichen Lebens"; R. Hoffmeier: „Wetterstudien"; K. E. Zetzsche: „Kurzer Abriß der Geschichte der elektrischen Telegraphie"; W. Schütte: „Das Reich der Luft"; A. Vogel: „Justus Freiherr von Liebig als Begründer der Agriculturchemie", welcher Schrift sich die von T. L. W. von Bischoff anschließt: „Ueber den Einfluß des Freiherrn Justus von Liebig auf die Entwickelung der Physiologie".

Von andern naturwissenschaftlichen Werken erwähnen wir noch die in Lieferungen erscheinenden „Ausgewählten Werke" von Alexander von Humboldt; J. Tyndall: „Fragmente aus den Naturwissenschaften", übersetzt von A. H.; H. J. Klein: „Ansichten aus Natur und Wissenschaft"; J. F. Lochner: „Die Lösung der wichtigsten bisjetzt noch unerklärten Probleme in der Natur"; F. H. Walchner: „Die Nahrungsmittel des Menschen"; A. Schmidt: „Ein Beitrag zur Kenntniß der Milch"; H. Hankel: „Zur Geschichte der Mathematik"; Zorer: „Harmonische Theilung".

Obgleich alle Gebiete der Naturwissenschaft vertreten sind, so hat doch der Darwinismus und die Urgeschichte des Menschen und der Erde, die Astronomie, namentlich mit Bezug auf den Durchgang der Venus durch die

„Das Unterrichtswesen in Oesterreich 1848—1873“; „Wanderungen eines deutschen Schulmeisters. Pädagogisches und Politisches aus den Jahren 1847—1862“; W. Bakitsch: „Rousseau's Pädagogik“; E. Niemeyer: „Ueber Lessing's Pädagogik“; L. Hacker: „Erziehungsgeschichte Goethe's in pädagogischen Studien“, erste Studie: „Die primären Factoren in der Entwickelung Goethe's“. Die zahlreichen Schriften, welche über Reformen der Universitäten, Gymnasien, Realschulen und Volksschulen sowie über die Behandlung einzelner Unterrichtsgegenstände an denselben, über höhere Töchterschulen, über physische Erziehung und ähnliche Fragen handeln, stellen wir hier zusammen: L. Meyer: „Zukunft der deutschen Hochschulen“, und „Akademie oder Universität“; J. Ostendorf: „Unser höheres Schulwesen gegenüber dem nationalen Interesse“ und „Volksschule, Bürgerschule und höhere Schule“; „Die höhern Schulen und das bevorstehende Unterrichtsgesetz in Preußen“; C. H. Kleinstäuber: „Aphorismen über die Gymnasien“; M. Wohlrab: „Gymnasium und Gegenwart“; B. Planer: „Die Fortbildungsschulen“; K. Richter: „Die Reform der Lehrerseminare nach den Forderungen unserer Zeit“; G. A. Hennig: „Die ästhetische Bildung in der Volksschule“; C. Ramshorn: „Aus der Volksschule“; A. Eggers: „Volksbildung und Schulwesen“; K. Völker: „Gedanken und Vorschläge für eine durchgreifende Volksbildung“; J. Lattmann: „Die Reorganisation des Realschulwesens und Reform der Gymnasien“; F. G. Schähle: „Beiträge zur Methodik der Volksschule“; R. Rotter: „Die Kleinkindererziehung im Lichte der Gegenwart“; G. Münch: „Das Misverhältniß zwischen geistiger und körperlicher Ausbildung“; G. C. F. Mommendey: „Die physische Erziehung der Kinder“; G. Kreyenberg: „Die höhern Töchterschulen“; C. Nohl: „Einige wichtige Fragen, das höhere Mädchenschulwesen betreffend“; A. Fries: „Zur Reformfrage des bremischen Mädchenschulwesens“; J. L. Spyri: „Die Betheiligung des weiblichen Geschlechts am öffentlichen Unterricht in der Schweiz“; H. Beck: „Fort mit der Bureaukratie aus der Schule“; Kühn: „Ueber das Verhältniß der allgemeinen Bildung zur besondern Berufsbildung“; A. Guckeisen: „Aufgabe und Organisation des naturwissenschaftlichen Unterrichts an höhern Lehranstalten“; E. Loew: „Die Stellung der Schule zur Naturwissenschaft“; H. Erdmann: „Zur orthographischen Frage“; E. Götzinger: „Die Durchführung der Orthographiereform“; J. Groß: „Ein Vorschlag zur zeitgemäßen Verbesserung der deutschen Rechtschreibung“; J. L. Ludwig: „Die vorzüglichsten Ansichten über den Religionsunterricht in den deutschen Schulen“; H. Sevin: „Die Verwerthung des deutschen Sagenstoffs im Geschichtsunterricht der deutschen Volksschule“; G. Lindner: „Eine Cardinalfrage der Schulpädagogik“.

Die Reisebeschreibungen, sowol diejenigen, welche die Kunde fremder oder bisher noch unentdeckter Länder vermehren, als auch diejenigen von mehr touristischer Art, welche bekannte Gegenden, Städte, Nationaleigenthümlichkeiten in ein neues Licht zu setzen suchen, gehören immer noch zur beliebtesten Lektüre; das Streben, sich überall auf der Erde zu orientiren, ist nie so lebhaft gewesen wie in diesem Jahrhundert. Die Entdeckungen in den Polarregionen werden dargestellt in dem großen Werke über „Die zweite deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitäns Karl Koldewey“, welches jetzt in vier Abtheilungen oder zwei Bänden vollständig vorliegt. Die österreichische Nordpolexpedition, welche das Franz-Joseph-Land entdeckte, harrt noch einer umfassenden wissenschaftlichen Darstellung. O. Heer stellt „Die schwedischen Expeditionen zu Erforschung des hohen Nordens“ dar; eine Reise nach Lappland und Kanin schildern H. und K. Aubel: „Ein Polarsommer“. Zahlreich sind die Reiseschriften, welche uns das Innere Afrikas zu erschließen suchen; ein großer Theil derselben enthält die Mittheilung wichtiger Entdeckungen und ist von namhaften Afrikareisenden abgefaßt: G. Rohlfs: „Quer durch Afrika“; G. Schweinfurth: „Im Herzen von Afrika“; Adolf Bastian: „Die deutsche Expedition an der Loango-Küste“; E. Marno: „Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nil“; Sir J. D. Hay: „Ashanti und die Goldküste“, aus dem Englischen; H. von Barth: „David Livingstone, der Afrikareisende“; „Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrikas“; J. Körner: „Südafrika. Natur- und Culturbilder“. Die Kenntniß asiatischer Länder wird durch folgende Schriften bereichert: H. von Schlagintweit-Sakünlünski: „Die Pässe über die Kammlinien des Karakorum und des Künlün“; O. Mohnike: „Banka und Palembang“; A. Schreiber: „Die Battas in ihrem Verhältniß zu den Malaien von Sumatra“; E. Stöhr: „Die Provinz Banjuwangi in Ost-Java“; Wenjukow: „Die russisch-asiatischen Grenzlande“, aus dem Russischen; Eufemia von Kudriaffsky: „Japan“; Grimm: „Reiseeindrücke eines russischen Militärarztes während der Expedition nach Chiwa“. Mit Amerika beschäftigen sich: F. Keller-Leuzinger: „Vom Amazones und Madeira“; F. Rauchfuß: „Eine Reise nach Californien“ und „Meine Reise nach Europa“; H. Krummacher: „Deutsches Leben in Nordamerika“; J. Pachmayr: „Leben und Treiben der Stadt Neuyork“; E. Moßbach: „Bolivia“. Eine Weltreise schildert A. Freiherr von Hübner: „Ein Spaziergang um die Welt“.

Der größere Zug der touristischen Wanderung geht nach wie vor nach den Alpen, nach Italien und nach dem Orient; Neues ist auf diesem Gebiete nicht mehr zu entdecken, nur Bekanntes durch neue Auffassung und lebendige Darstellung zu illustriren. Es gibt indeß auch hier Entdeckungsreisende, welche mit aufgeschlossenem Sinn für das Detail in Naturleben und Volkssitte doch noch auf manches bisher Unbeachtete aufmerksam machen. Hierzu rechnen wir H. Noë, dessen „Italienisches Seebuch“ manche neue Naturansichten und Lebensbilder von den Alpenseen und Meeresküsten Italiens enthält. Andere touristische Schriften sind: Julius Rodenberg: „Wiener Sommertage“; G. Rasch: „Touristenlust und -Leid in Tirol“; J. Schelbert: „Das Landvolk des Allgäus“; F. Ratzel: „Wanderungen eines Naturforschers“ (zweiter Theil); E. Zittel: „[illegible] um die Jungfrau“; A. W. Grube: „Alpenwanderungen“; M. Herz: „Edelweiß, Touristenskizzen von unsern [illegible]lichen Bergen“; Z. Grünewald: „Wanderungen [illegible] Bodensee und durch das Appenzellerländchen“; [illegible]mann: „Vom Genfersee“; E. Osenbrüggen: „[illegible]

aus der Schweiz" (vierter Band); W. Kaden: „Wander-tage in Italien" und „Durstige Tage"; „Italien, eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna", ein illustrir-tes Lieferungswerk; A. Janke: „Reiseerinnerungen aus Italien, Griechenland und dem Orient"; „Tagebuchblätter eines Orientreisenden"; H. Loehnis: „Drei Monate im Orient"; O. Türk: „Pilgerfahrt nach Jerusalem, Rom, Loretto und Assisi"; H. von Barth: „Aus den nördlichen Kalkalpen".

Einen persischen Touristen lernen wir aus dem „Reise-buch des Nasreddin-Schah" kennen, einen ältern Touri-sten aus R. Möhner: „Ein Tourist in Oesterreich wäh-rend der Schwedenzeit". Allgemeine ethnographische und geographische Schriften sind: O. Peschel: „Völkerkunde", ein verdienstliches Werk; F. Körner: „Die Erdtheile"; W. Siebert: „Die geographischen Entdeckungen und Colo-nisationen in unserm Jahrhundert"; „Die Fortschritte auf dem Gebiete der Geographie 1872—73"; K. E. von Baer: „Geographische Fragen aus der Vorzeit"; H. Masius: „Geographisches Lesebuch". Von Ritter's „Geographisch-statistischem Lexikon" erscheint die sechste vermehrte und ver-besserte Auflage unter Redaction von Otto Henne-Am Rhyn.

Die Naturwissenschaften haben eine esoterische und exoterische Literatur; die Grenzlinien zwischen beiden sind schwer zu bestimmen; aber es liegt in der Richtung der Zeit, daß die erstere sich immer mehr aufschließt und da-durch aufgibt. Eine der interessantesten Unternehmungen zur Popularisirung der Naturwissenschaften ist die „Inter-nationale wissenschaftliche Bibliothek", die gleichzeitig in Deutschland, England, Frankreich, Italien und Amerika erscheint. Der dritte Band derselben enthält: „Geist und Körper" von J. Bain, der vierte „Der Ursprung der Nationen" von W. Bagehot, der fünfte Band: „Die chemischen Wirkungen des Lichts und der Photographie" von H. Vogel; der sechste und siebente Band: „Die Nah-rungsmittel" von E. Smith.

Ein Grenzgebiet der Philosophie und der Naturwissen-schaften wird durch den Darwinismus bezeichnet. „Dar-win's Gesammelte Werke" werden von J. V. Carus aus dem Englischen übersetzt. Ein Hauptwerk auf diesem Gebiete ist E. Haeckel's „Anthropogenie. Entwickelungs-geschichte des Menschen". In zweiter Auflage erschien L. Büchner's Uebersetzung des Werks von Charles Lyell: „Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde". Hierher gehört auch A. Wigand: „Der Darwinismus und die Naturforschung Newton's und Cuvier's" (erster Band); H. Locher-Wild: „Ueber Familienanlage und Erblichkeit"; E. Clauß: „Die Typenlehre". Astronomische und geo-logische Schriften sind: H. J. Klein: „Die Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe"; H. Schuberth: „Die [illegible]rübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe"; W. [illegible]enker: „Der Venusdurchgang durch die Sonnenscheibe"; [illegible] Freiherr du Prel: „Der Kampf ums Dasein am Him-[illegible]el"; E. J. Küster: „Dr. Schöpffer der große Refor-[illegible]ator der Astronomie"; F. G. B. Geßler: „Erde [illegible] Abendstern"; K. Werner: „Die Kosmologie und [illegible]re des scholastischen Mittelal[illegible] [illegible]onnensystem von einem hydrody[illegible] [illegible] Emmrich: „Geologische Gesch[illegible]

[illegible]stetter: „Die Fortschritte der Geologie"; „Die Fort[illegible] auf dem Gebiete der Urgeschichte"; A. Fric: „Geolog[illegible] Bilder aus der Urzeit Böhmens". Von dem [illegible] lichen Werke von B. von Cotta: „Die Geologie [illegible] Gegenwart", liegt die vierte umgearbeitete Auflage [illegible]

Beiträge zur Zoologie und Botanik enthalten: [illegible] mer: „Zoologische Untersuchungen"; W. Heß: „[illegible] aus dem Leben schädlicher und nützlicher Insekten"; H. [illegible] „Das Thierleben in der Travemünder Bucht"; [illegible] Ehrenberg: „Die das Funkeln und Aufblitzen des [illegible]meers bewirkenden unsichtbar kleinen Lebensformen"; [illegible] Werneburg: „Der Schmetterling und sein Leben"; [illegible] ner: „Im Walde"; E. Goeze: „Ein Beitrag zur Kenntniß der Orangengewächse"; O. Kirchner: „Die botanischen Schriften des Theophrast von Eresos".

Schriften zur Physik und Chemie sind: E. Freiherr von Ettingshausen: „Zur Entwickelungsgeschichte der Vegetation der Erde"; A. Winkler: „Probleme aus der Wärmelehre"; G. Krebs: „Einleitung in die mechanische Wärmetheorie"; G. Berthold: „Rumford und die mechanische Wärme-theorie"; C. Neumann: „Ueber das von Weber für die elektrischen Kräfte aufgestellte Gesetz"; E. Mach: „Bei-träge zur Doppler'schen Theorie der Ton- und Farben-änderung durch Bewegung" und „Physikalische Versuche über den Gleichgewichtssinn des Menschen"; Baron R. Dellingshausen: „Beiträge zur mechanischen Wärmetheorie"; F. A. Nußbaumer: „Ton und Farbe"; L. Mann: „Be-trachtungen über die Bewegung des Stoffs"; „Ueber die Ursachen der physikalischen Erscheinungen"; B. R. Sch[illegible]ling: „Die beständigen Strömungen in der Luft und im Meere"; R. Franz: „Neuere Untersuchungen über die Identität von Licht und strahlender Wärme"; T. Ger[illegible]ding: „Populäre Vorlesungen über Naturkräfte und deren Anwendung"; W. von Bezold: „Die Farbenlehre im Hin-blick auf Kunst und Kunstgewerbe"; J. N. Lockyer: „Das Spectroskop und seine Anwendungen"; [illegible]: „Die Anziehung und Abstoßung durch Wärme und Licht und die Abstoßung durch Schall"; H. [illegible] und H. [illegible]: „Physik des täglichen Lebens"; [illegible]: „Wetter-studien"; K. E. Zetzsche: „Kurzer Abriß der Geschichte der elektrischen Telegraphie"; [illegible]: „Das Reich der Luft"; A. Vogel: „Justus Freiherr von Liebig als Begründer der Agriculturchemie", welcher Schrift sich die von T. L. W. von Bischoff anschließt: „Ueber den Ein-fluß des Freiherrn Justus von Liebig auf die Entwicke-lung der Physiologie".

Von andern naturwissenschaftlichen Werken erwähnen wir noch die in Lieferungen erscheinenden „Gesammelten Werke" von Alexander von Humboldt; [illegible] [illegible]

[illegible]

Sonnenscheibe, und die mechanische Wärmetheorie die ausgiebigste Literatur hervorgerufen.

Wir könnten nach dieser ermüdenden Wanderung durch die Productionskreise der deutschen schönen und wissenschaftlichen Literatur, soweit die letztere nicht auf die Fachwissenschaften sich beschränkt, noch die vermischten Schriften erwähnen, welche in die bisher aufgeführten Rubriken nicht genau passen; doch manche derselben haben wir wohl oder übel mit eingefügt, andere gehören der Broschürenliteratur an, die wir hier nicht in ganzer Ausdehnung berücksichtigen können. Wir erwähnen nur noch die größern encyklopädischen Werke, in erster Linie die zwölfte Auflage des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon", ferner einige Sentenzensammlungen: E. Berg: „Geist und Welt" und „Herz und Natur"; U. R. Schmid: „Blüten einer Weltanschauung", und schließen damit den Ueberblick über das Literaturjahr 1874, dem wir tüchtigen Fleiß und große Productivität, aber keine hervorragende literarhistorische Bedeutung nachrühmen können.

Rudolf Gottschall.

Philosophischer Büchertisch.

1. Geschichte der Philosophie der Renaissance von Fritz Schultze. Erster Band: Georgios Gemistos Plethon und seine reformatorischen Bestrebungen. Jena, Mauke. 1874. Gr. 8. 6 M.

Der Theil der philosophischen Geschichtschreibung, welchen der Verfasser zu bearbeiten unternimmt, ist bisher ungebührlich vernachlässigt worden. Das vorliegende Werk wird daher eine fühlbare Lücke ausfüllen. Der erste Band schildert „Plethon's Leben und Streben" in anschaulicher und zugleich über die Zeitverhältnisse belehrender Weise und gibt hierauf eine mit sorgfältiger Benutzung der Quellen und philologischer Gründlichkeit gearbeitete Darstellung der Lehre Plethon's, eine Darstellung, welche geeignet erscheint, das Interesse der Philosophen dieser Lehre etwas mehr zuzuwenden.

2. Vier psychologische Vorträge von C. Fortlage. Jena, Mauke. 1874. Gr. 8. 3 M.

Rosenkranz nennt in seiner „Psychologie" Fortlage einen „sinnigen Forscher"; F. A. Lange führt denselben in der „Geschichte des Materialismus" als Typus derjenigen deutschen Philosophen auf, welche über Psychologie dicke Bände schreiben, ohne auch nur an das Nächstliegende, die Beobachtung der psychischen Phänomene zu denken. Beide Urtheile sind gerechtfertigt; die Schriften Fortlage's gewähren daher eine ebenso anziehende und zum Theil anregende Lektüre, als sie im ganzen für die Weiterführung der wissenschaftlichen Psychologie wenig fruchtbar sind.

Der erste Vortrag handelt „Ueber den innern Sinn". Neu ist die Anwendung der Bezeichnung „innerer Sinn": „Was nutzt eine noch so angestrengte Beschäftigung mit der Musik bei einem natürlichen Mangel an innerm musikalischen Sinn?" Seit Kant versteht man unter innerm Sinn das dem äußern Sinn entgegengesetzte Vermögen der innern Wahrnehmung. Dagegen behält Fortlage die von Kant eingeführte Trennung des Intellects in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft bei, welche gegenwärtig ziemlich allgemein verworfen wird, und behauptet: „Die Vernunft steht über den Sinnen, der Verstand aber steht unter den Sinnen." Das ist ein Irrthum, den eine gesunde Psychologie sofort aufdeckt; die berühmten Vernunftideen stammen von einer sehr untergeordneten Stufe des Denkens, die über den Einfluß der Sinne sich am allerwenigsten erhoben hatte.

Der zweite Vortrag: „Ueber die Verschmelzung des Gleichen in der menschlichen Seele", zeigt die genaue Bekanntschaft des Verfassers mit der einschlagenden Literatur.

Im dritten Vortrag: „Ueber das Verhältniß von Geist und Leib", wie im vierten: „Ueber den psychologischen Begriff des Wunders", vermag der pantheistisch-mystische Standpunkt des geistreichen Verfassers nicht zur klaren und unbefangenen Auffassung der Thatsachen durchzudringen.

3. Ethik oder Wissenschaft vom Seinsollenden. Neu begründet und im Umrisse ausgeführt von Rudolf Seydel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1874. Gr. 8. 9 M.

Man ist seit geraumer Zeit daran gewöhnt, daß jede neu erscheinende Ethik den Anspruch erhebt, ihr Problem gelöst oder wenigstens das Material zu einer künftigen Lösung geliefert zu haben. So heißt es auch in der Vorrede dieses Werks: „Die sichere ethische Grundlegung zu finden, darin sehe ich meine eigentliche Aufgabe. Ich halte sie für gefunden" u. s. w. Leider können wir diese Ansicht des Verfassers nicht theilen; vielmehr erscheint uns durch seine Operationen mit dem Begriffe des „Denkmöglichen", welches durch das „Seinsollen" zum Sein veranlaßt wird, nichts mehr gewonnen zu sein als eine Bereicherung an formal-logischen oder scholastischen Constructionen, an welchen unsere Philosophie ohnehin keinen Mangel hat. Dagegen enthält der historisch-kritische Theil des Werks vieles Treffende, wie auch der praktische Theil in den drei Abschnitten: „Die ethische Subjectivität (Tugendlehre)"; „Die ethische Objectivität (Güterlehre)"; „Das ethische Werden (Pflichtenlehre)", im ganzen den auf der Höhe des modernen Bewußtseins stehenden und mit den Zeitbedürfnissen gründlich vertrauten Forscher zeigt. Als hervorragendes Mitglied des Protestantenvereins theilt Seydel dessen bekannte Ansicht über die Religion, nach welcher ihre Bedeutung nicht sowol in ihrer Wahrheit, als vielmehr in ihrer sittlichen Wirkung liegt: „Nur dem unbedingt erwiesenen Wissen, daß sein Inhalt eitel sei, dürfte der Glaube weichen."

4. Karl Christian Friedrich Krause's handschriftlicher Nachlaß. Herausgegeben von Freunden und Schülern desselben. Zweite Reihe: Synthetische Philosophie. II. Das System der Rechtsphilosophie. Vorlesungen für Gebildete aus allen Ständen. Herausgegeben von Karl David August Röder. Leipzig, Brockhaus. 1874. Gr. 8. 9 M.

Der eigentlich philosophische Theil dieses Werks, die „Grundlegung der Philosophie des Rechts", zerfällt in

zwei Abtheilungen, in die „Begründung der Rechtswissenschaft von dem vorwissenschaftlichen Bewußtsein aus, in Selbstwahrnehmung des Geistes", und die „Begründung der Rechtswissenschaft in der Erkenntniß Gottes, oder grundwissenschaftliche (metaphysische und synthetische) Grundlage der Rechtsphilosophie". Wie schon diese Ueberschriften zeigen, ist der erstere Abschnitt als Vorbereitung für die eigentliche Grundlegung des zweiten Abschnitts aufzufassen. Drei Thatsachen des gewöhnlichen Bewußtseins, welches glaubt 1) erkennen und beurtheilen zu können, was überhaupt recht ist, 2) das geschichtlich Gegebene beurtheilen nicht nur zu können, sondern auch zu müssen, 3) die Unveränderlichkeit des Rechts annehmen zu müssen, drängen dazu, die „ewige Erkenntniß aufzusuchen, worauf diese dreifache Behauptung ... einzig und allein gegründet sein kann". Diese „ewige" Erkenntniß ist die Erkenntniß Gottes, welche Krause in bekannter Weise zu begründen versucht. Eine „Grundeigenschaft Gottes" ist nun auch das Recht, daher ist das „System der Rechtswissenschaft in der Anerkenntniß des Gottesgedankens gebildet". Die Erkenntniß Gottes lehrt nun ferner, daß Gott das „Eine unbedingte unendliche Wesen sei und unter sich alle Wesen, Vernunft, Natur und Menschheit in unbedingter und ewiger Verursachung enthalte, daß er in sich das Eine Leben sei, daß er das stetige Werden seines Einen Lebens frei verursache" u. s. w. Hieraus wird deducirt, daß das Recht sich zuerst und zuhöchst in der Wesenheit Gottes und aller Wesen gründet, näher aber auf die Bedingtheit des Lebens überhaupt, sodann auf die freie Bedingtheit des Lebens. Die göttliche Vorsehung führt alle Menschen ihrer Bestimmung, der Seligkeit oder dem Heile zu, welches darin besteht, „daß sie mit Freiheit in Gott und mit Gott vereint das Gute darleben".

Diese „metaphysisch-synthetische" Begründung des Rechts wird gegenwärtig nicht eben sehr beweiskräftig und überzeugend erscheinen. Die praktischen Tendenzen, welche Krause und seine Schüler vorwiegend verfolgen, verhindern jede unbefangene kritische Prüfung der theoretischen Grundlage; nur dadurch ist die naive Selbstgewißheit der Krause'schen Speculation zu erklären, wie andererseits der ungeziemende Angriff einigermaßen zu entschuldigen, den der Herausgeber gegen Kant und Hegel richtet, indem er behauptet, daß durch deren noch jetzt vorherrschende philosophische Lehren die philosophische Bildung in einem kläglichen Zustande sei.

Der zweite Haupttheil: „Die Philosophie des Rechts", zerfällt wieder in zwei Abtheilungen: 1) „Die allgemeine Philosophie des Rechts"; 2) „Die Philosophie des menschlichen Rechts". Soweit hier nicht die Krause'sche Metaphysik störend einwirkt, sind die Auseinandersetzungen klar und gründlich und legen ebenso sehr Zeugniß ab von der umfassenden Gelehrsamkeit und der genauen Kenntniß der praktischen Verhältnisse, wie von der edeln, wahrhaft humanen Gesinnung Krause's. Wenn daher der Herausgeber am Schlusse der Vorrede die Vorzüge des Werks rühmend hervorhebt, so können wir zwar nicht ganz in sein überschwengliches Lob einstimmen, welches von der Anerkennung der Krause'schen Rechtsphilosophie geradezu das Heil der Menschheit in Wissenschaft und Leben erwartet, müssen das Werk aber doch im ganzen als eine hervorragende Leistung auf dem rechtsphilosophischen Gebiete bezeichnen.

5. Psychologie vom empirischen Standpunkte. Von Franz Brentano. In zwei Bänden. Erster Band. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Die Vorrede und Einleitung legen die Grundsätze dar, welche der Verfasser auf die Behandlung der Psychologie anwendet. Er bedient sich im ganzen, wie zu erwarten, der allgemeinen empirischen Methode der Induction mit nachfolgender Deduction und Verification, die John Stuart Mill ausführlich beschrieben hat. Der Verfasser hält „eine gewisse ideale Anschauung mit dem empirischen Standpunkte für wohl vereinbar"; diese ideale Anschauung scheint der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele zu sein, für welche im zweiten Bande ein Beweis geliefert werden soll, wiewol „eine Verification durch directe Erfahrung bei der Unsterblichkeitsfrage jedenfalls nicht stattfinden kann".

Nach der Einleitung beginnen die psychologischen Untersuchungen mit dem Versuche einer Feststellung des Unterschieds zwischen psychischen und physischen Phänomenen. Brentano setzt psychisches Phänomen = Vorstellung, Bewußtsein = psychisches Phänomen oder psychischen Act. „Was sind physische Phänomene der Phantasie"? Es soll ein „unbewußtes Bewußtsein" geben, wie der Verfasser zu beweisen sich abmüht. Dies bleibt contradictio in adjecto trotz seiner gegentheiligen Behauptung, wie auch ein „unbewußtes psychisches Phänomen" keine glückliche Zusammenstellung ist. Denn Phänomen heißt das unmittelbar den Sinnen Erscheinende, während das indirect Erschlossene, wozu alles Unbewußte gehört, vielmehr Aehnlichkeit mit einem Noumenon hat.

Die Anrufung Kant's für die Existenz unbewußter Vorstellungen ist nicht begründet, da Kant unter Bewußtsein etwa das Nämliche versteht, was wir jetzt gewöhnlich Selbstbewußtsein nennen. Dagegen läßt Brentano eigenthümlicherweise die Annahme unbewußter Schlüsse nicht gelten, wiewol sie durch weit bessere Argumente gestützt und für die Erklärung vieler Thatsachen viel nöthiger ist als die unbewußte Vorstellung.

Weiterhin sucht Brentano die Einheit des Bewußtseins zu beweisen, welche ihm jedoch mit Einfachheit und Untheilbarkeit nicht identisch ist. Er bekämpft vornehmlich die entgegenstehenden Ansichten C. Ludwig's und F. A. Lange's, ignorirt aber die einfachste Erklärung der Einheit des Bewußtseins durch die Erinnerung.

Nach einer Uebersicht über die vorzüglichsten Versuche einer Klassifikation der psychischen Phänomene gibt und begründet Brentano seine eigene Eintheilung derselben in „Vorstellungen, Urtheile und Phänomene der Liebe und des Hasses". Diese Trennung der Vorstellungen und Urtheile in zwei verschiedene Grundklassen ist thatsächlich weniger paradox und neu, als sie zunächst erscheint, daher auch ihre Begründung dem Verfasser gelungen ist. Ebenso richtig ist nach unserer Ansicht die Zusammenziehung der Gefühle und des Willens in eine einzige Grundklasse.

6. Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewußten mit besonderer Rücksicht auf den Panlogismus. Von Eduard von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wie der Titel andeutet, ist diese Schrift besonders gegen eine moderne Reconstruction des Hegel'schen Pan-

logismus gerichtet, welche Johannes Volkelt in seinem Buche „Das Unbewußte und der Pessimismus" unternommen hat. Mit großer Klarheit setzt E. von Hartmann die Unzulänglichkeit der Hegel'schen Principien zur Erklärung des Seins, der Realität auseinander, indem er nachweist, daß sie nur Idealprincipien sind, von welchen aus man ohne Sprung nimmermehr in das Reale gelangen kann. Auch für denjenigen, welcher die transscendenten Speculationen E. von Hartmann's principiell nicht höher als alle dogmatische Metaphysik überhaupt stellt, bleiben seine Erörterungen über die metaphysischen Grundprincipien insofern lehrreich, als sie über die Entstehungsgeschichte der „Philosophie des Unbewußten" Licht verbreiten. Freilich bieten sie damit allen Gegnern zugleich eine Handhabe zur Widerlegung der Grundanschauung E. von Hartmann's, da deren Ursprung aus dem nach-Kant'schen Dogmatismus von ihm selbst zugegeben wird.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von den „Gesammelten Werken" von Hermann Kurz, herausgegeben von Paul Heyse (Stuttgart, A. Kröner), liegen jetzt dreißig Lieferungen vor, die letzten umfassen den ersten Band mit einer eingehenden Biographie, welche Paul Heyse dem Angedenken seines Freundes gewidmet hat und welche mit den warmen Worten schließt:

„Dieses Gefühl, daß hier ein Mensch sein Leben vollendet hat, dessen Wesen und Wirken der Gattung zur Ehre gereicht, der in all seiner Schlichtheit ein Schmuck und Stolz dieser mit so viel Entstellendem überladenen Erde gewesen, eine Gestalt, der niemand, wie auch das Urtheil über die einzelnen Gaben seines Geistes lauten möge, Liebe und Verehrung weigern könne: dieses Gefühl wird mehr und mehr die Gemüther ergreifen und eine späte Sühne so langer Versäumniß herbeiführen. Wissen und Können, Witz und Liebe, Charakter und guter Wille finden sich vielfach unter den Menschen zerstreut, und wir lernen schon dafür dankbar sein, wenn nur die eine oder die andere dieser Gaben für den Mangel der übrigen entschädigt. Eine nachhaltige, den Tod überdauernde und mit den Jahren wachsende Wirkung wird nur dem Künstler vergönnt, der all jene Kräfte und Tugenden in seiner Natur vereinigt hat, oder mit andern Worten, der, was er schuf, nicht aus dem Kitzel eines blos artistischen Vermögens, eines einseitigen Kunsttalents, sondern aus der Fülle seiner Persönlichkeit als eine Offenbarung seines innersten menschlichen Kerns hervorbrachte. Die «zerstreuten Glieder des Dichters», die so lange im Dunkeln geblieben, treten hier zum ersten mal gesammelt ans Licht. Jetzt erst wachsen sie zu einer vollen Gestalt von unverkennbarem Gepräge zusammen, und wir dürfen die Zuversicht hegen, daß die Umrisse dieser Erscheinung sich den Gemüthern auch der Fernerstehenden einprägen und aus dem liebevollen Gedächtniß des deutschen Volks nicht wieder verschwinden werden."

— Der neunte Band der neuen Serie der jetzt von A. Vollert herausgegebenen Sammlung „Der Neue Pitaval" (Leipzig, Brockhaus) liegt jetzt abgeschlossen vor uns; er enthält eine getreue Darstellung des so oft von der Dichtung ausgebeuteten Falles „Hans Kohlhase und die Minckwitz'sche Fehde", dann „Die Ermordung des Typographen G. W. Lackner in Reval", eine Darstellung, welche ein düsteres Sittengemälde der zu Rußland gehörigen Provinz Estland entrollt und ein deutliches Bild des dort herrschenden Strafprocesses gibt, die Hinrichtung der „Gebrüder Streicher", den „Proceß Anna Böckler", der so viel von sich sprechen machte, und last not least, den „Proceß Bazaine", nach unserer Ansicht einer der größten politischen Scandalprocesse der Neuzeit.

— Eine neue Räthselsammlung wird immer willkommen sein, wenn die Räthsel nicht forcirt witzig, sondern einfach und oft von poetischer Haltung sind, sodaß sie hier und dort an die Form anklingen, welche Schiller seinen Räthseln gab. Eine Sammlung von einhundert Räthseln und Charaden dieses Charakters ist die „Sphynx", von M. Paul (Leipzig, Weber).

— Otto Janke in Berlin gibt seit dem 1. Januar ein „Romanmagazin des Auslandes" heraus, welches die neuesten Romane der beliebtesten ausländischen Autoren in guten Uebersetzungen bringen soll. Die Zeitschrift beginnt mit den Romanen: „Eine Prinzessin von Thule" von Black und „Die Erbschaft eines Schmarotzers" von Eugène Charette.

— Friedrich Bodenstedt's „Erzählungen und Romane" erscheinen in einer wohlfeilen Ausgabe (Jena, Costenoble), welche etwa dreißig Lieferungen umfassen soll. Von den Romanen und Erzählungen, welche in dieselben aufgenommen werden sollen, erwähnen wir: „Das Herrenhaus in Eschenwalde", „Die letzten Falkenburger", „Miß Elisabeth Throgmorton" und „Sir Walter's Ende".

— L. von Heemstede hat, um der Scherenberg'schen Sammlung deutscher Dichter „Gegen Rom" ein Paroli zu bieten, Streit- und Weiheklänge deutscher Dichter: „Für Rom" (Aachen, Tepe), herausgegeben und dieselben mit einem die Scherenberg'sche Widmung parodirenden Gedicht: „Wem gilt euer Krieg?", eingeleitet. Der Unterschied zwischen den beiden Sammlungen fällt jedem auf den ersten Blick ins Auge: die Scherenberg'sche enthält die besten Dichternamen der Gegenwart, die Heemstede'sche lauter obscure Poeten. Außer dem bekannten niederländischen Dichter Schaepmann, F. Beck, H. A. Schaufert, Paul Laicus, J. Schrott und E. Ringseis sind die andern Autoren alle sehr schüchterne Novizen im Tempelhain der deutschen Dichtung. Dabei werden die Dichter, die gegen Rom gedichtet haben, von einem dieser Poeten, G. Rothnagel, als „Buben" bezeichnet, wie überhaupt die streitbare Kirche auch in der Lyrik sich sehr kräftiger Ausdrücke bedient. Die besten Gedichte sind wol die von F. Beck, der sich in seinem Gedicht „Die Kirche" nicht auf Polemik einläßt, sondern nur eine Verherrlichung anstrebt, und diejenigen von Johannes Schrott. „Wie kommt Saul unter die Propheten?" wird man ausrufen, wenn man den Lustspieldichter Hippolyt Schaufert unter den Dichtern der ecclesia militans erblickt. Doch es ist ja leider bekannt, daß er in letzter Zeit einer ganz ultramontanen Richtung sich hingegeben hat. Das aus seinem Nachlaß veröffentlichte Gedicht: „Saulus, Saulus", das wir hier mittheilen wollen, bestätigt dies zur Genüge:

Saulus! Saulus! Warum verfolgst du mich,
Mich, deinen Gott, der mit fünf Todeswunden
Dein Heil erkauft in martervollen Stunden?
Saulus! Saulus! Warum verfolgst du mich?

So scholl's, und der zum Morden ausgesandt,
Der finstre Saul, von Himmelsglanz geblendet,
Sank zitternd hin; da war sein Herz gewendet,
Und Paulus war er, da er wieder stand.

Vorüber ist die hohe Wunderzeit:
Die Quelle rauscht; weh jedem, der verschmachtet!
Die Kirche ruft; weh dem, der sie verachtet!
Kein Engel ist für seinen Trotz bereit.

Kein Donnerwort fällt aus der Wolke mehr.
Doch auf der Straße nach Damaskus ziehen
Noch Tausende, die Wuth und Rache glühen,
Mit Strick und Dolch, ein ungezähltes Heer.

Spott ist ihr Glaube, Lästern ihr Gebet,
Sie glauben nicht den Zeugen, welche starben,
Und legten sie den Finger in die Narben,
Sie rechteten mit Gottes Majestät.

Den Fels im Meere, der die Kirche heißt,
Die Rasenden, sie wähnen ihn zu stürmen,
Darauf den neuen Babelthurm zu thürmen;
Doch über ihn wacht Gott und Gottes Geist.

Saulus! Saulus! Warum verfolgst du ihn,
Ihn, deinen Gott, der mit fünf Todeswunden
Dein Heil erkauft in martervollen Stunden?
Saulus! Saulus! Warum verfolgst du ihn?

Aus der Schriftstellerwelt.

In die berliner dramaturgische Prüfungscommission, welche den Schillerpreis für das beste Drama des letzten Trienniums zu vertheilen hat, sind Heinrich von Treitschke, Julian Schmidt und Hermann Grimm gewählt worden, an Stelle von drei ausgeschiedenen Mitgliedern. Heinrich von Treitschke und Julian Schmidt haben weder productiv noch kritisch bisher zur Bühne der Gegenwart in einem nähern Verhältniß gestanden, man müßte denn ihre Essays über Heinrich von Kleist und Friedrich Hebbel für Beweise ihres dramaturgischen Berufs halten. Hermann Grimm hat in seiner Jugend ein Drama: „Demetrius", abgefaßt, welches an der berliner Hofbühne zur Aufführung kam, später aber sich der Novellistik und den Studien der bildenden Kunst gewidmet. Während die Vorgänge im Schos der berliner Prüfungscommission, die ihr Urtheil bisher noch niemals öffentlich motivirt hat, sehr geheim gehalten werden, ist dies mit dem wiener Grillparzer-Preise nicht der Fall, und wir erfuhren bereits vor der Vertheilung desselben, daß die Prüfungscommission lange zwischen Anzengruber und Wilbrandt geschwankt, schließlich aber dem „Cajus Gracchus" des letztern den Preis ertheilt habe.

— Eine eigenthümliche literarische Existenz ist jüngst erloschen: Ferdinand Stolte ist in Hamburg am 28. November 1874 gestorben. Stolte hat ein sehr bewegtes Leben durchgemacht, er war nacheinander Schauspieler, Mönch, Wasserarzt, Theaterdirector und Dramaturg; ein Autodidakt und Naturalist im kühnsten Stil. In der Literatur verdient er Erwähnung wegen seiner vierbändigen Faustdichtung (1860—69), einem jener Monstrewerke, wie sie nur in Deutschland verfaßt werden, wo die Autoren den Zollstock beiseite legen, wenn sie schaffen und mit Grazie in infinitum fortdichten. Das Werk soll ein zweiter Theil des Goethe'schen Faust sein; man wird bei der Lektüre ebenso oft von einzelnen glücklichen und genialen Gedanken und Erfindungen überrascht, wie übermüdet von einer freimaurerischen Beredsamkeit, welche bisweilen noch die unerschöpfliche Douche des Wasserarztes spielen läßt! Wie glücklich ist der Gedanke, Faust mit Gutenberg zusammenzubringen, oder in der Faustina ein weibliches dämonisches Gegenbild zu Faust zu schaffen! Welche Fülle origineller Einfälle und glänzender Schilderungen enthält das Monstregedicht! Wer aber soll sich wiederum durch einzelne Reden von mehr als funfzig Seiten, durch politische Auseinandersetzungen und Kammerverhandlungen von einem in der Poesie unerhörten Umfang hindurcharbeiten, oder Reden von Faust genießen, in denen das von Leo so getaufte „Aufkläricht" sich ein besonderes Fest bereitet!

Bibliographie.

Arnold, W., Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. Zumeist nach hessischen Ortsnamen. 1ste Abth. Marburg, Elwert. 8. 6 M.

Esmus, G., Amerikanisches Skizzebüchelche. Eine Epistel in Versen. New-York, Westermann u. Co. 1874. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Herausgegeben von H. Paul und W. Braune. 2ter Bd. 1stes Heft. Halle, Lippert. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Beiträge zur Geschichte des Geschlechtes v. Nostiz. Gesammelt und herausgegeben von G. A. v. N. und J. 1stes Heft. Leipzig. 1874. Gr. 8. 4 M.

Brümmer, F., Deutsches Dichter-Lexikon. Biographische und bibliographische Mittheilungen über deutsche Dichter aller Zeiten. Unter besonderer Berücksichtigung der Gegenwart für Freunde der Literatur zusammengestellt. 1ste Lfg. Eichstätt, Krüll. Lex.-8. 1 M.

Byr, R., Nachruhm. Eine Erzählung. 3 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 9 M.

Brugier, G., Geschichte der deutschen National-Literatur. Nebst kurzgefaßter Poetik. Für Schule und Selbstbelehrung. Mit vielen Proben und einem Glossar. 4te verbesserte Aufl. Freiburg i. Br., Herder. 1874. Gr. 8. 5 M.

Couriard, Adèle, Violette's Cousine. Mit Autorisirung der Verfasserin übersetzt von Clara Pichon. Dresden, Naumann. 1874. 8. 4 M.

Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 7ter und 8ter Bd.: Der abenteuerliche Simplicissimus. Von H. J. C. von Grimmelshausen. Herausgegeben von J. Tittmann. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 7 M.

Diez, Katharina, Jephthas Opfer. Trauerspiel mit einem Vorspiel. Berlin, v. Decker. 1874. Gr. 8. 3 M.

Edler, K. E., Colorit-Studien. Novellen. Wien, Gerold's Sohn. 1874. 8. 4 M.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 90. Schicksal's Tücke. Novelle von E. Fritze. Berlin, Behrend. 1874. 8. 1 M.

Erlach, F. v., Aus dem französisch-deutschen Kriege 1870—1871. Beobachtungen und Betrachtungen eines Schweizer-Wehrmanns. Leipzig, Luckhardt. 1874. Gr. 8. 10 M.

Ewald, A. L., Die Eroberung Preußens durch die Deutschen. 2tes Buch. Die erste Erhebung der Preußen und die Kämpfe mit Swantopolk. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 5 M.

Die letzten Folgerungen aus den Zeitansichten und den heutigen Zuständen. Vermächtniß eines Civilisirten. Berlin, Staude. 8. 2 M.

Friess, G. E., Die Herren von Kuenring. Ein Beitrag zur Adelsgeschichte des Erzherzoglichen Oesterreich unter der Enns. Wien, Braumüller. 1874. Gr. 8. 7 M.

Fullerton, Lady Georgiana, Luisa de Carvajal. Autorisirte Uebersetzung. Köln, Bachem. 1874. 8. 3 M. 60 Pf.

Gätschenberger, S., Die unwürdigen Literaturzustände im neuen deutschen Reiche und die Mittel, durch welche Deutschland auch ein geistiges Uebergewicht erringen könnte. Ein kleines Surrogat für den verunglückten Weimarer Dichtertag. London, Wohlauer. 1874. Gr. 8. 1 M.

Geitler, L., Litauische studien. Auswahl aus den ältesten denkmälern, dialectische beispiele, lexikalische und sprachwissenschaftliche beiträge. Prag, Mourek. Lex.-8. 6 M.

Gerland, G., Anthropologische Beiträge. 1ster Bd. I. Wert und Aufgabe der Anthropologie. II. Betrachtungen über die Entwickelungs- und Urgeschichte der Menschheit. Halle, Lippert. Gr. 8. 8 M.

Greguss, A., Reden und Studien. Aus dem Ungarischen übersetzt von G. Heinrich. Zerbst, Luppe. 8. 7 M. 20 Pf.

Grote, L., Gegen den Strom. Zeitgedichte. 1ster Bd. Hannover, H. Schulze. 16. 3 M.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Erlebt und erdacht. Novellen und Erzählungen. 2 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 9 M.

— — Lisbana. Roman. Hannover, Rümpler. 8. 9 M.

Hackländer, F. W., Lohengrin. Novelle. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 1874. Gr. 16. 3 M.

Hammerich, F., Aelteste christliche Epik der Angelsachsen, Deutschen und Nordländer. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Gütersloh, Bertelsmann. 1874. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Honegger, J. J., Kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Horst, S. v. d., Eine Doppelehe im Hause Werkenthin. Hamburgische Novelle. 2 Bde. Hamburg, Richter. Gr. 8. 6 M.

Landau, M., Beiträge zur Geschichte der italienischen Novelle. Wien, Rosner. Gr. 8. 3 M.

Lederateger, Des deutschen Reiches Ausbau. 2te Aufl. Berlin, Mahlo. 1874. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Lichthorn, C., Die Erforschung der physiologischen Naturgesetze der menschlichen Geistestätigkeit auf der Grundlage der neuesten grossen Entdeckungen Dubois-Reymond's, Darwin's und Häckel's über die organische Natur und deren vervollkommnende Entwicklung. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Lindau, P., Gesammelte Aufsätze. Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart. Berlin, Stilke. Gr. 8. 7 M.

Lipschitz, R., Wissenschaft und Staat. Rede. Bonn, A. Marcus. 1874. 8. 50 Pf.

Meyr, M., Erzählungen aus dem Ries. 3te Auflage. 4 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 M.

Moser, G. v., Lustspiele. 3ter Bd. Ultimo. Lustspiel. Berlin, Behr. Gr. 8. 3 M.

Roever, W., Ueber die Bedeutung des Willens bei Willenserklärungen. Rostock, Koch. 1874. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Saar, F. v., Die Geigerin. Novelle. Heidelberg, Weiß. 16. 1 M. 80 Pf.

— — Die beiden de Witt. Trauerspiel. Heidelberg, Weiß. 8. 2 M. 25 Pf.

Sarauw, C. v., Die russische Heeresmacht auf Grund officieller Quellen und eigener Anschauung dargestellt. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 7 M.

Scherenberg, H., Deutsche Helden und Staatsmänner. 47 Portraits berühmter deutscher Männer der neuen Zeit. Mit kurzen biographischen Notizen. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Schlägel, M. v., Die Ritter der Gegenwart. Eine Hofgeschichte. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. 6 M.

Schücking, L., Ausgewählte Romane. 2te Folge. 1stes bis 4tes Bdchn.: Schloß Dornegge. Roman in vier Büchern. 2te, völlig umgearbeitete Aufl. 4 Thle. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 8 M.

Anzeigen.

Jetzt complet:

Theologisches UNIVERSAL-LEXIKON

zum Handgebrauche für

Geistliche und gebildete Nichttheologen.

2 starke Bände,

120 Druckbogen gross Lexikon-Format.

Subscript.-Preis 5 Thlr. = 15 Mark.

Dieses „Universal-Lexikon" will ein den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechender, sicherer und bequemer Wegweiser für alle Fragen sein, die das Gebiet der Theologie und der ihr verwandten Wissenschaften berühren. Dasselbe sollte in keiner guten Bibliothek fehlen.

Der Preis ist beispiellos billig.

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Schelling, Fr. W. Jos. v., sämmtliche Werke.

I. Abtheilung 10 Bände. II. Abtheilung 4 Bände. gr. 8. 1856—1861 . . . . 122 M. 20 Pf.

I. Abtheilung	1. Band	7 M. 20 Pf.
	2. „	8 M. 80 Pf.
	3. „	9 M. 60 Pf.
	4. „	8 M. 80 Pf.
	5. „	11 M. 40 Pf.
	6. „	8 M. 80 Pf.
	7. „	8 M. 80 Pf.
	8. „	7 M. 20 Pf.
	9. „	8 M. — Pf.
	10. „	7 M. 20 Pf.
II. Abtheilung	1. Bd. Einleitung in die Philosophie der Mythologie	9 M. 60 Pf.
	2. „ Philosophie der Mythologie. Mit einem lithogr. Umriß.	10 M. 80 Pf.
	3. „ Philosophie der Offenbarung.	9 M. 60 Pf.
	4. „ Philosophie der Offenbarung.	6 M. 40 Pf.

(3. und 4. Band der II. Abtheilung werden nicht einzeln abgegeben.)

— **Clara** oder Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt. Ein Gespräch. 2. Auflage. 8. 1865. 1 M. 80 Pf.

— **Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie** zu der verbesserten Fichte'schen Lehre. Gr. 8. 1806. 2 M. 25 Pf.

— **Ueber die Gottheiten von Samothrace.** Beilage zu den Weltaltern. Gr. 8. 1815. 1 M. 50 Pf.

— **Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums.** Dritte unveränderte Ausgabe. 8. 1830. 4 M.

— **Erste Vorlesung in Berlin** am 15. November 1841. 8. 1841. 50 Pf.

☞ **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Paris und Frankreich

in den Jahren

1834, 1842, 1852 und 1874.

Von Karl Gutzkow.

8. Brosch. 2 Thlr. = 6 Mark.

Eine Entwickelungsgeschichte der gegenwärtigen Zustände Frankreichs, Berichte des geistreichen Verfassers über persönliche Begegnungen mit Louis Philipp, Guizot, Thiers, Louis Napoleon III. und vielen andern noch in die Gegenwart eingreifenden Namen.

Die Schilderung einer erst in diesem Jahre durch Frankreich unternommenen Reise bildet den Schluß des hochinteressanten Buchs.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kleine Schul- und Haus-Bibel.

Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten.

Von Dr. Jakob Auerbach.

Erste Abtheilung. Biblische Geschichte. Vierte Auflage.
Zweite Abtheilung. Lesestücke. Zweite Auflage.

8. Jede Abtheilung geheftet 2 Mark.

Beide Abtheilungen in einen Band gebunden 5 Mark.

Von diesem als vorzüglich bekannten Lehr- und Lesebuche, das ebensowol zum praktischen Unterrichtsmittel in Schulen dient, wie zum Vorlesen im Familienkreise geeignet ist, liegt die erste Abtheilung bereits in vierter Auflage, die zweite in zweiter Auflage vor. Trotz der sehr wesentlichen Vermehrung des Umfangs wurde der anfängliche billige Preis beibehalten, damit das Buch immer weiter in Schulen Eingang finde. Für das Haus und die Familie sowie zu Geschenken empfiehlt sich vorzugsweise die gebundene Ausgabe.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Einladung zur Subscription auf

Erzählungen und Romane

von

Friedrich Bodenstedt,

Verfasser der in 50 Auflagen erschienenen Mirza-Schaffy-Lieder.

Wohlfeile Ausgabe. In circa 30 Lieferungen 8°. à $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Inhalt: Das Herrenhaus im Eschenwalde, Roman — Eine Mönchsliebe — Das Mädchen von Liebenstein — Die letzten Falkenburger — Lady Penelope — Zwei seltsame Ehen — Miß Elisabeth Throgmorton — Sir Walters Ende.

Lieferung 1 und 2 sind in jeder Buchhandlung vorräthig. Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 28. Januar 1875.

Socialwissenschaftliche Literatur.

1. Sociales Wissen. Abhandlung von A. F. Grohmann. Berlin, Schindler. 1875. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Wider die Socialdemokratie und Verwandtes. Von E. von Eynern. Leipzig, O. Wigand. 1875. Gr. 8. 2 M.
3. Die Arbeiterfrage. Ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Von F. A. Lange. Dritte Auflage. Winterthur, Bleuler-Hausherr u. Comp. 1875. 8. 4 M.
4. Die sociale Gemeine, ein Weg zur Lösung der socialen Frage. Von F. A. F. Flensburg, Westphalen. 1874. Gr. 8. 1 M.

Der Verfasser des zuerst genannten Buchs sucht darzulegen, daß es mit dem gegenwärtigen socialen Wissen noch nicht weit her sei. Wenn man das nicht ohnehin wüßte, so gäbe es in der That kaum eine bessere Illustration für diese Wahrheit als die Zusammenstellung obiger vier Bücher, von denen drei ein sehr wenig gründliches und klares sociales Wissen offenbaren, nämlich die beiden ersten und das vierte, alle vier vereinigt aber durch ihre ganz verschiedenen Standpunkte und gegenseitigen Widersprüche das Bild von der Confusion des socialen Wissens zu vollenden geeignet sind.

Grohmann (Nr. 1) leitet seine Erörterungen ein mit zwei Kapiteln über Zusammensetzung der Körper und über Nervengewebe, deren Inhalt Referent nicht würdigen kann, deren Zweck ihm unverständlich ist. In einem Kapitel über die Gesellschaft kommt er dann zu dem nicht mehr ungewöhnlichen Resultat, daß dieselbe ein „Organismus“ sei — ein naturwissenschaftlicher Begriff, der bekanntlich nichts Sociales erklärt —, und knüpft daran entsprechende Betrachtungen, die in dem Kapitel über „Recht und Staat“ fortgesponnen werden. In dem Kapitel über „Bedürfniß und Werth“ sind einige Reminiscenzen aus nationalökonomischen Lehrbüchern verwerthet; und wie er endlich im Schlußkapitel „über den gegenwärtigen Zustand der [illegible]haftesten socialen Wissenschaften“ auf sein im Titel genanntes Thema kommt, beschränkt er sich auf die Behauptung, daß in der Pädagogik, Nationalökonomie und Rechtswissenschaft seit ihrem Entstehen so gut wie nichts geleistet worden sei, und im übrigen auf einige Bemerkungen über Professor Gneist's Oberflächlichkeit und auf eine Empfehlung des naturwissenschaftlichen Studiums, für dessen Verwendung zu socialwissenschaftlichen Erörterungen der Verfasser selbst jedenfalls kein verlockendes Beispiel bietet. Was es aber mit dem socialen Wissen für eine Bewandtniß habe, darüber bleiben wir im Unklaren.

Um so willkommenern Aufschluß darüber gibt das Buch von E. von Eynern (Nr. 2), aus dem wir wenigstens ersehen, wie sehr das sociale Wissen vom socialen Wollen abhängig ist. Bekanntlich haben die sogenannten höhern Gesellschaftsklassen infolge der Reichstagswahlsiege der Socialdemokraten wieder einmal einen Anfall von Angst vor dem „Volk“ bekommen, aber auch schnell wieder Muth geschöpft, sobald Tessendorf sich der socialen Frage annahm und ihre Lösung von seinem oberstaatsanwaltlichen Standpunkte aus begann. Da kamen hinter ihm auch sofort die Vertreter der „öffentlichen Meinung“ hervor und secundirten ihm literarisch im Kampf gegen den Socialismus und seine Gönner. Enthusiastisches Beifallklatschen im Parket. Aber der unbefangene Zuschauer fragt sich betrübt: Wo bleibt das sociale Wissen? Und wie steht es um die friedliche Weiterentwickelung der Gesellschaft, wenn die besitzenden Klassen nichts wissen wollen von gerechtfertigten Bedürfnissen und Forderungen der andern und jeden als Schwärmer und Phantasten angreifen, der sich ein Verständniß dafür zu verschaffen sucht, daß und wie weit wir seit der französischen Revolution in eine neue sociale Entwickelungsphase getreten sind? Was soll man sagen, wenn sich heute die Quintessenz des socialen Wissens ernster Männer in gelinden Variationen der uralten Redensart kundgibt, es habe immer Arm und Reich gegeben, und werde immer so sein; oder wie Hr. von Eynern diese tiefe Weisheit formulirt:

bewußten" herausgegeben. An diese Trias von Denkern knüpft sich eine Literatur von Flugschriften: J. Ziegler: „In Sachen des Strauß'schen Buchs"; Bruno Bauer: „Philo, Strauß und Renan"; C. G. Reuschle: „Philosophie der Naturwissenschaften, zur Erinnerung an D. F. Strauß"; A. Stutz: „Der alte und der neue Glaube, oder Christenthum und Naturalismus"; R. Seydel: „Ueber Glaube und Unglaube"; E. Benz: „Der christliche Wunderbegriff und seine neuern Gegner"; F. Harms: „Arthur Schopenhauer's Philosophie"; Freiherr von Wöllwarth: „Noch ein Wort über den alten und neuen Glauben"; F. A. von Hartsen: „Die Moral des Pessimismus"; A. Stöckl: „Eine Blüte modernen Culturkampfes oder die neueste berliner Philosophie"; W. Schwarz: „Der alte und neue Glaube von D. F. Strauß beleuchtet". Auch der Materialismus hat nach wie vor zahlreiche Anhänger. Von L. Büchner's „Kraft und Stoff" ist die dreizehnte, von „Natur und Geist" die dritte Auflage erschienen.

Mit selbständigen Systemen sind in diesem Jahre aufgetreten der geistreiche H. Lotze: „System der Philosophie", dessen erster Theil die Logik enthält; ein jüngerer Denker von unabhängiger Richtung; C. Göring mit seinem „System der kritischen Philosophie"; ferner L. Noiré: „Die Welt als Entwickelung des Geistes"; E. Dühring: „Cursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung"; W. Kraulich: „System der Metaphysik"; M. Venetianer: „Der Allgeist. Grundzüge des Panpsychismus im Anschluß an die Philosophie des Unbewußten dargestellt". Schriften über Ethik sind: R. Seydel: „Ethik oder Wissenschaft vom Seinsollenden"; R. Landmann: „Hauptfragen der Ethik"; F. Kirchner: „Ueber Freiheit des Willens"; P. Chmialowski: „Die organischen Bedingungen der Entstehung des Willens". Die Psychologie behandeln: A. Hoffmann: „Erfahrungsseelenlehre"; F. A. Hartsen: „Grundzüge der Psychologie"; F. Brentano: „Psychologie vom empirischen Standpunkte"; K. C. Planck: „Anthropologie und Psychologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage"; C. Lichthorn: „Die Erforschung der physiologischen Naturgesetze der menschlichen Geistesthätigkeit"; A. Horrwitz: „Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage" (zweiter Band, erste Abtheilung); J. Ochorowitz: „Die Bedingungen des Bewußtwerdens"; C. Fortlage: „Vier psychologische Vorträge". Sehr zahlreich sind die popularphilosophischen Schriften: F. Eberty: „Die Gestirne und die Weltgeschichte"; E. Zittel: „Das Bibelbuch in der Geschichte"; J. C. Fischer: „Das Bewußtsein. Materialistische Anschauungen"; Melchior Meyr: „Gedanken über Kunst, Religion und Philosophie"; E. C. F. Henke: „Ergebnisse und Gleichnisse"; L. Strümpell: „Die Natur und Entstehung der Träume"; K. Weinholtz: „Ideismen"; M. Frommel: „Individuum und Gemeinschaft"; F. Nietzsche: „Unzeitgemäße Betrachtungen" (zweites und drittes Heft); H. Th. Simar: „Das Gewissen und die Gewissensfreiheit"; E. Pfleiderer: „Die Aufgaben der Philosophie in unserer Zeit"; W. U. Jütting: „Zur Veranschaulichung abstracter Begriffe"; F. Brentano: „Ueber die Gründe der Entmuthigung auf philosophischem Gebiete"; J. Duboc: „Die Psychologie der Liebe"; F. Roetger: „Betrachtungen zu innerer Beruhigung in ernster Zeit"; J. B. Meyer: „Philosophische Zeitfragen"; A. Lindwurm: „Praktische Philosophie"; P. Horrwitz: „Die Bibel der Vernunft"; F. A. von Hartsen: „Die Anfänge der Lebensweisheit"; C. Uphues: „Reform des menschlichen Erkennens"; V. Veit: „Das Geheimniß des Menschen"; E. Berg: „Geist und Welt, Herz und Natur"; J. F. T. Wohlfahrt: „Glückseligkeitslehre". Naturphilosophischen Inhalts im modernen Sinne des Wortes, durch welchen jede Verwechselung mit den Tiefsinnigkeiten der Schelling'schen Naturphilosophie ausgeschlossen wird, sind, außer den Schriften über David Strauß, Schriften wie: Adolf Lanstein: „Schöpfung und Entstehung" und „Offener Brief an Hrn. Professor Hankel"; F. Chlebik: „Die Frage über die Entstehung der Arten"; C. Radenhausen: „Osiris. Weltgesetze in der Erdgeschichte"; G. Spicker: „Ueber das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Philosophie"; A. Bernstein: „Naturkraft und Geisteswalten"; A. Dodel: „Die neuere Schöpfungsgeschichte".

Ein Gebiet, das wegen seiner fließenden Grenzen mit der hyperproductiven Theologie für die literarische Uebersicht bedenklich erscheinen muß, ist das der Religionsphilosophie; wir erwähnen von hierher gehörigen Schriften zunächst diejenigen, die auf dem Boden des Radicalismus stehen: Arnold Ruge: „Studien über Religion, ihr Entstehen und Vergehen"; und L. Büchner: „Der Gottesbegriff und dessen Bedeutung in der Gegenwart"; außerdem C. Kalich: „Theologische Studien"; D. H. A. Ebrard: „Apologetik, wissenschaftliche Rechtfertigung des Christenthums"; F. C. Steinhofer: „Studien über die Versöhnung der Welt mit Gott"; L. Oscar: „Die Religion, zurückgeführt auf ihren Ursprung"; W. Hieronymi: „Die Religion der Erkenntniß"; W. B. Hildebrand: „Der Gottesbegriff in seiner Neugestaltung"; A. Spir: „Moralität und Religion"; H. Humm: „Religion, Moral, Naturwissenschaft"; „Die Religion des Zweiflers"; K. Franck: „Grundwahrheiten der Religion"; A. von Habensee: „Die Religion, ihr Wesen, ihr Entstehen und Vergehen"; E. Reich: „Die Kirche der Menschheit"; F. C. Preller: „Der persönliche Gott und die Welt"; R. Bellist: „Die Naturgeschichte der Götter"; Hase: „Die Bedeutung des Geschichtlichen in der Religion". An die religionsphilosophischen Schriften schließen sich diejenigen, welche dem modernen Mysticismus huldigen. Die Propaganda desselben ist, wie seine Literatur beweist, keineswegs eine müßige. Der frühere Uebersetzer des Hafis, G. F. Daumer, beweist die Bedeutung, Wahrheit und Nothwendigkeit des Wunders in seiner Schrift „Das Wunder", und schreibt überdies über den „Zukunftsidealismus der Vorwelt"; Adelma Freiin von Vay veröffentlicht ihre „Studien über die Geisterwelt"; „Psychische Studien" von A. Aksakow sind „Die Untersuchung der wenig bekannten Phänomene des Seelenlebens"; G. C. Wittig übersetzt A. R. Wallace's „Die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen".

Auf dem Gebiete der Aesthetik ist kein größeres systematisches Werk im Laufe dieses Literaturjahres erschienen. Erwähnung verdient hier nur L. Noiré: „Die Entwickelung der Kunst in der Stufenfolge der einzelnen Künste". Dagegen sind die einzelnen Kunstzweige Theater, Musik, bildende Kunst nicht ohne Vertretung geblieben: E. H. Schmitt hat über „Moderne und antike

Schicksalstragödie" geschrieben; Paul Lindau's „Dramaturgische Blätter" enthalten „Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich"; W. Bernhardi gibt eine Analyse von Lua's Tragödie: „Thomasine", „Hr. von Hülsen und das neue Theater"; Paul Wislicenus: „Das leipziger Stadttheater und seine Zukunft"; G. Köberle: „Meine Erlebnisse als Hoftheaterdirector"; R. Ehrlich: „Das Gastspiel der Meininger und die Bühnenausstattung"; H. Starcke: „Die Inscenirung und Charakteristik deutscher, italienischer und französischer Opern"; das sind Schriften über praktische Theaterfragen und Ereignisse der Gegenwart. Eine Aesthetik von mehr commentirender und glossirender Bedeutung ist vertreten in E. Küsel: „Ueber Schiller's Gleichnisse"; C. F. Kummer: „Die Jungfrau von Orleans in der Dichtung"; R. Vollmann: „Anmerkungen zu Lessing's Hamburger Dramaturgie". Rudolf Genée's „Poetische Abende" enthalten eine Anweisung zu poetischen und dramatischen Vorlesungen.

Auf dem Gebiete der musikalischen Literatur steht Richard Wagner, der die Productivität der Musiker auf demselben durch sein Beispiel ermuthigt hat und durch seine Kunstleistungen und Unternehmungen wach erhält, nach wie vor im Mittelpunkte des Interesses. L. Nohl hat aus seinem unerschöpflichen Tintenfaß eine neue Broschüre: „Beethoven, Liszt, Wagner, ein Bild der Kunstbewegung unsers Jahrhunderts", hervorgeholt; außerdem erwähnen wir: F. Calm: „Richard Wagner's Ring der Nibelungen"; O. Friese: „Richard Wagner und die Zukunftsmusik"; A. Pringsheim: „Richard Wagner und sein neuester Freund"; L. Ramann: „Franz Liszt's Oratorium Christus". Von dem vortrefflichen Werke von A. B. Marx: „Ludwig van Beethoven's Leben und Schaffen" liegt eine dritte, von G. Behncke durchgesehene und vermehrte Auflage vor. J. Schrattenholz handelt über „Robert Schumann als Kritiker"; H. H. Pierson gibt Schumann's „Musikalische Haus- und Lebensregeln" heraus"; H. M. Schuster eine Charakteristik von „Robert Franz". Beiträge zu der ältern und neuern Geschichte der Musik sind J. Tzetzes: „Ueber die altgriechische Musik in der griechischen Kirche"; A. Reißmann: „Geschichte des deutschen Liedes" und „Der Musikverein Euterpe in Leipzig"; M. Fürstenau: „Die musikalischen Beschäftigungen der Prinzessin Amalie, Herzogin zu Sachsen". Allen Freunden geistvoller musikalischer Betrachtung wird die neue Folge von A. W. Ambros: „Bunte Blätter" willkommen sein. Eine Anthologie von Aussprüchen deutscher Dichter über Musik hat Alice Salzbrunn unter dem Titel „Musik" herausgegeben. Andere Schriften zur Theorie und Literatur der Musik sind: H. Wohlfahrt: „Katechismus der Harmonielehre"; R. Hasenclever: „Ueber die Grundsätze einer rationellen m sikalischen Erziehung"; H. Riemann: „Musikalische Logik"; K E. Schneider: „Musik, Klavier und Klavierspiel"; F Stephen: „Die heutige Klavierliteratur"; M. Hanem m: „Aus der Musikerwelt"; L. Stark: „Compendi er Literaturführer durch die meist gepflegten Musikg ungen".

Auch die Literatur der bildenden Kunst liefert den N weis, daß die Kunstgeschichte die Kunsttheorie immer mehr in den Hintergrund drängt. Die Vortheile kunstgeschichtlicher Studien setzt Bruno Meyer auseinander in der Schrift: „Was lernt der moderne Künstler durch die Geschichte der Kunst?" Verwandten Inhalts sind die Schriften von F. X. Kraus: „Ueber das Studium der Kunstwissenschaft an den deutschen Hochschulen"; und K. B. Stark: „Ueber Kunst und Kunstwissenschaft auf deutschen Universitäten". Allgemeine kunstgeschichtliche Werke sind: F. Reber: „Geschichte der neuern deutschen Kunst vom Ende des vorigen Jahrhunderts"; H. Riegel: „Geschichte der deutschen Kunst seit Carstens und Gottfried Schadow"; B. Bucher: „Geschichte der technischen Künste". Alle drei Werke erscheinen in Lieferungen und sind erst bei dem Beginn ihres Erscheinens. Werke zur Specialgeschichte der bildenden Kunst, zum Theil archäologischer Forschung angehörig, sind: H. Schliemann: „Trojanische Alterthümer"; H. Dütschke: „Antike Bildwerke in Oberitalien"; A. Furtwängler: „Eros in der Vasenmalerei"; J. E. Wessely: „Ikonographie Gottes und der Heiligen"; H. Rollett: „Die drei Meister der Gemmoglyptik, Antonio, Giovanni und Luigi Pichler"; A. von Sallet: „Untersuchungen über Albrecht Dürer"; H. Dalton: „Leonardo da Vinci und seine Darstellung". Daß es auf dem Gebiete der bildenden Kunst auch nicht an heftiger Polemik fehlt, beweist die Schrift von H. Riegel: „Dem Herrn Wilhelm Lübke in Stuttgart". Der Literatur über die bildende Kunst kann man die bildende Kunst in der Literatur, wo sie überdies durch die zahlreichen illustrirten Blätter eine große Verbreitung gefunden hat, zur Seite stellen. Wir erwähnen die „Kunstschätze Italiens", mit erläuterndem Text von Ernst Eckstein herausgegeben; die beiden bereits früher angeführten lyrischen Albums: „Deutsches Künstleralbum" und „Deutsche Kunst in Bild und Wort"; die beiden „Illustrirten Shakspeare-Ausgaben", welche die Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart und die Grote'sche in Berlin erscheinen lassen; die „Shakspeare-Galerie" von Pecht; die illustrirte Prachtausgabe von G. Scherer's: „Die schönsten deutschen Volkslieder"; die illustrirten Ausgaben von Clemens Brentano's und Adalbert von Chamisso's „Gedichten"; Marie von Reichenbach's „Goldene Sprüche, Dichtung und Bibelwort in zwölf Illustrationen".

Die pädagogische Literatur ist wie immer sehr reichhaltig, die Pädagogen sind sehr schreib- und redelustig, da beides ihres Amtes ist. Der productive und espritvolle Ludwig Noiré hat ein „Pädagogisches Skizzenbuch" herausgegeben; A. Vogel: „95 pädagogische Thesen"; Lauckhard: „Bilder aus dem Schulleben"; C. Ramshorn: „Ausgewählte Schulreden"; W. U. Jütting den zweiten Band seiner „Sprachlichen und pädagogischen Abhandlungen"; J. Aprent: „Gedanken über Erziehung und Unterricht"; O. Kunze: „Erziehung und Schule"; P. Schramm: „Pädagogische Zeit- und Streitfragen". Schriften zur Geschichte der Pädagogik sind: P. Albrecht: „Beiträge zur straßburger Schulgeschichte"; A. Kuckuk: „Die Rechenkunst im 16. Jahrhundert"; J. J. Kummer: „Geschichte des Schulwesens im Canton Bern"; Th. Bach: „Johann Heinrich Deinhardt. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Gymnasialwesens"; J. Kelle:

„Das Unterrichtswesen in Oesterreich 1848—1873"; „Wanderungen eines deutschen Schulmeisters. Pädagogisches und Politisches aus den Jahren 1847—1862"; W. Bakitsch: „Rousseau's Pädagogik"; E. Riemeyer: „Ueber Lessing's Pädagogik"; L. Hacker: „Erziehungsgeschichte Goethe's in pädagogischen Studien", erste Studie: „Die primären Factoren in der Entwickelung Goethe's". Die zahlreichen Schriften, welche über Reformen der Universitäten, Gymnasien, Realschulen und Volksschulen sowie über die Behandlung einzelner Unterrichtsgegenstände an denselben, über höhere Töchterschulen, über physische Erziehung und ähnliche Fragen handeln, stellen wir hier zusammen: L. Meyer: „Zukunft der deutschen Hochschulen", und „Akademie oder Universität"; J. Ostendorf: „Unser höheres Schulwesen gegenüber dem nationalen Interesse" und „Volksschule, Bürgerschule und höhere Schule"; „Die höhern Schulen und das bevorstehende Unterrichtsgesetz in Preußen"; C. H. Kleinstäuber: „Aphorismen über die Gymnasien"; M. Wohlrab: „Gymnasium und Gegenwart"; B. Planer: „Die Fortbildungsschulen"; K. Richter: „Die Reform der Lehrerseminare nach den Forderungen unserer Zeit"; G. A. Hennig: „Die ästhetische Bildung in der Volksschule"; C. Ramshorn: „Aus der Volksschule"; A. Eggers: „Volksbildung und Schulwesen"; K. Völker: „Gedanken und Vorschläge für eine durchgreifende Volksbildung"; J. Lattmann: „Die Reorganisation des Realschulwesens und Reform der Gymnasien"; F. G. Schähle: „Beiträge zur Methodik der Volksschule"; R. Rotter: „Die Kleinkindererziehung im Lichte der Gegenwart"; G. Münch: „Das Mißverhältniß zwischen geistiger und körperlicher Ausbildung"; G. C. F. Mommendey: „Die physische Erziehung der Kinder"; G. Kreyenberg: „Die höhern Töchterschulen"; C. Nohl: „Einige wichtige Fragen, das höhere Mädchenschulwesen betreffend"; A. Fries: „Zur Reformfrage des bremischen Mädchenschulwesens"; J. L. Spyri: „Die Betheiligung des weiblichen Geschlechts am öffentlichen Unterricht in der Schweiz"; H. Beck: „Fort mit der Bureaukratie aus der Schule"; Kühn: „Ueber das Verhältniß der allgemeinen Bildung zur besondern Berufsbildung"; A. Guckeisen: „Aufgabe und Organisation des naturwissenschaftlichen Unterrichts an höhern Lehranstalten"; E. Loew: „Die Stellung der Schule zur Naturwissenschaft"; H. Erdmann: „Zur orthographischen Frage"; E. Götzinger: „Die Durchführung der Orthographiereform"; J. Groß: „Ein Vorschlag zur zeitgemäßen Verbesserung der deutschen Rechtschreibung"; J. L. Ludwig: „Die vorzüglichsten Ansichten über den Religionsunterricht in den deutschen Schulen"; H. Sevin: „Die Verwerthung des deutschen Sagenstoffs im Geschichtsunterricht der deutschen Volksschule"; G. Lindner: „Eine Cardinalfrage der Schulpädagogik".

Die Reisebeschreibungen, sowol diejenigen, welche die Kunde fremder oder bisher noch unentdeckter Länder vermehren, als auch diejenigen von mehr touristischer Art, welche bekannte Gegenden, Städte, Nationaleigenthümlichkeiten in ein neues Licht zu setzen suchen, gehören immer noch zur beliebtesten Lektüre; das Streben, sich überall auf der Erde zu orientiren, ist nie so lebhaft gewesen wie in diesem Jahrhundert. Die Entdeckungen in den Polarregionen werden dargestellt in dem großen Werke über „Die zweite deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitäns Karl Koldewey", welches jetzt in vier Abtheilungen oder zwei Bänden vollständig vorliegt. Die österreichische Nordpolexpedition, welche das Franz-Joseph-Land entdeckte, harrt noch einer umfassenden wissenschaftlichen Darstellung. O. Heer stellt „Die schwedischen Expeditionen zu Erforschung des hohen Nordens" dar; eine Reise nach Lappland und Kanin schildern H. und K. Aubel: „Ein Polarsommer". Zahlreich sind die Reiseschriften, welche uns das Innere Afrikas zu erschließen suchen; ein großer Theil derselben enthält die Mittheilung wichtiger Entdeckungen und ist von namhaften Afrikareisenden abgefaßt: G. Rohlfs: „Quer durch Afrika"; G. Schweinfurth: „Im Herzen von Afrika"; Adolf Bastian: „Die deutsche Expedition an der Loango-Küste"; E. Marno: „Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nil"; Sir J. D. Hay: „Ashanti und die Goldküste", aus dem Englischen; H. von Barth: „David Livingstone, der Afrikareisende"; „Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrikas"; J. Körner: „Südafrika. Natur- und Culturbilder". Die Kenntniß asiatischer Länder wird durch folgende Schriften bereichert: H. von Schlagintweit-Sakünlünski: „Die Pässe über die Kammlinien des Karakorum und des Künlün"; O. Mohnike: „Banka und Palembang"; A. Schreiber: „Die Battas in ihrem Verhältniß zu den Malaien von Sumatra"; E. Stöhr: „Die Provinz Banjuwangi in Ost-Java"; Wenjukow: „Die russisch-asiatischen Grenzlande", aus dem Russischen; Eufemia von Kudriaffsky: „Japan"; Grimm: „Reiseeindrücke eines russischen Militärarztes während der Expedition nach Chiwa". Mit Amerika beschäftigen sich: F. Keller-Leuzinger: „Vom Amazones und Madeira"; F. Rauchfuß: „Eine Reise nach Californien" und „Meine Reise nach Europa"; H. Krummacher: „Deutsches Leben in Nordamerika"; J. Pachmayr: „Leben und Treiben der Stadt Neuyork"; E. Moßbach: „Bolivia". Eine Weltreise schildert A. Freiherr von Hübner: „Ein Spaziergang um die Welt".

Der größere Zug der touristischen Wanderung geht nach wie vor nach den Alpen, nach Italien und nach dem Orient; Neues ist auf diesem Gebiete nicht mehr zu entdecken, nur Bekanntes durch neue Auffassung und lebendige Darstellung zu illustriren. Es gibt indeß auch hier Entdeckungsreisende, welche mit aufgeschlossenem Sinn für das Detail in Naturleben und Volkssitte doch noch auf manches bisher Unbeachtete aufmerksam machen. Hierzu rechnen wir H. Noë, dessen „Italienisches Seebuch" manche neue Naturansichten und Lebensbilder von den Alpenseen und Meeresküsten Italiens enthält. Andere touristische Schriften sind: Julius Rodenberg: „Wiener Sommertage"; G. Rasch: „Touristenlust und -Leid in Tirol"; J. Schelbert; „Das Landvolk des Allgäus"; F. Ratzel: „Wandertage eines Naturforschers" (zweiter Theil); E. Zittel: „Rings um die Jungfrau"; A. W. Grube: „Alpenwanderungen"; M. Herz: „Edelweiß, Touristenskizzen von unsern heimatlichen Bergen"; Z. Grünewald: „Wanderungen um den Bodensee und durch das Appenzellerländchen"; W. Kullmann: „Vom Genfersee"; E. Osenbrüggen: „Wanderstudien

aus der Schweiz" (vierter Band); W. Kaden: „Wandertage in Italien" und „Durstige Tage"; „Italien, eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna", ein illustrirtes Lieferungswerk; A. Janke: „Reiseerinnerungen aus Italien, Griechenland und dem Orient"; „Tagebuchblätter eines Orientreisenden"; H. Loehnis: „Drei Monate im Orient"; O. Türk: „Pilgerfahrt nach Jerusalem, Rom, Loretto und Assisi"; H. von Barth: „Aus den nördlichen Kalkalpen".

Einen persischen Touristen lernen wir aus dem „Reisebuch des Nasreddin-Schah" kennen, einen ältern Touristen aus R. Möhner: „Ein Tourist in Oesterreich während der Schwedenzeit". Allgemeine ethnographische und geographische Schriften sind: O. Peschel: „Völkerkunde", ein verdienstliches Werk; F. Körner: „Die Erdtheile"; W. Siebert: „Die geographischen Entdeckungen und Colonisationen in unserm Jahrhundert"; „Die Fortschritte auf dem Gebiete der Geographie 1872—73"; K. E. von Baer: „Geographische Fragen aus der Vorzeit"; H. Masius: „Geographisches Lesebuch". Von Ritter's „Geographisch-statistischem Lexikon" erscheint die sechste vermehrte und verbesserte Auflage unter Redaction von Otto Henne-Am Rhyn.

Die Naturwissenschaften haben eine esoterische und exoterische Literatur; die Grenzlinien zwischen beiden sind schwer zu bestimmen; aber es liegt in der Richtung der Zeit, daß die erstere sich immer mehr aufschließt und dadurch aufgibt. Eine der interessantesten Unternehmungen zur Popularisirung der Naturwissenschaften ist die „Internationale wissenschaftliche Bibliothek", die gleichzeitig in Deutschland, England, Frankreich, Italien und Amerika erscheint. Der dritte Band derselben enthält: „Geist und Körper" von J. Bain, der vierte „Der Ursprung der Nationen" von W. Bagehot, der fünfte Band: „Die chemischen Wirkungen des Lichts und der Photographie" von H. Vogel; der sechste und siebente Band: „Die Nahrungsmittel" von E. Smith.

Ein Grenzgebiet der Philosophie und der Naturwissenschaften wird durch den Darwinismus bezeichnet. „Darwin's Gesammelte Werke" werden von J. V. Carus aus dem Englischen übersetzt. Ein Hauptwerk auf diesem Gebiete ist E. Haeckel's „Anthropogenie. Entwickelungsgeschichte des Menschen". In zweiter Auflage erschien L. Büchner's Uebersetzung des Werks von Charles Lyell: „Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde". Hierher gehört auch A. Wigand: „Der Darwinismus und die Naturforschung Newton's und Cuvier's" (erster Band); H. Locher-Wild: „Ueber Familienanlage und Erblichkeit"; E. Clauß: „Die Typenlehre". Astronomische und geologische Schriften sind: H. J. Klein: „Die Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe"; H. Schuberth: „Die Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe"; W. Zenker: „Der Venusdurchgang durch die Sonnenscheibe"; K. Freiherr du Prel: „Der Kampf ums Dasein am Himmel"; E. J. Küster: „Dr. Schöpffer der große Reformator der Astronomie"; F. G. B. Geßler: „Erde und Abendstern"; K. Werner: „Die Kosmologie und Naturlehre des scholastischen Mittelalters"; P. Jost: „Das Sonnensystem von einem hydrodynamischen Gesichtspunkte"; H. Emmrich: „Geologische Geschichte der Alpen"; F. Hochstetter: „Die Fortschritte der Geologie"; „Die Fortschritte auf dem Gebiete der Urgeschichte"; A. Fric: „Geologische Bilder aus der Urzeit Böhmens". Von dem vortrefflichen Werke von B. von Cotta: „Die Geologie der Gegenwart", liegt die vierte umgearbeitete Auflage vor.

Beiträge zur Zoologie und Botanik enthalten: T. Eimer: „Zoologische Untersuchungen"; W. Heß: „Bilder aus dem Leben schädlicher und nützlicher Insekten"; H. Lenz: „Das Thierleben in der Travemünder Bucht"; C. G. Ehrenberg: „Die das Funkeln und Aufblitzen des Mittelmeers bewirkenden unsichtbar kleinen Lebensformen"; A. Werneburg: „Der Schmetterling und sein Leben"; F. Körner: „Im Walde"; E. Goeze: „Ein Beitrag zur Kenntniß der Orangengewächse"; O. Kirchner: „Die botanischen Schriften des Theophrast von Eresos".

Schriften zur Physik und Chemie sind: C. Freiherr von Ettingshausen: „Zur Entwickelungsgeschichte der Vegetation der Erde"; A. Winkler: „Probleme aus der Wärmelehre"; G. Krebs: „Einleitung in die mechanische Wärmetheorie"; G. Berthold: „Rumford und die mechanische Wärmetheorie"; C. Neumann: „Ueber das von Weber für die elektrischen Kräfte aufgestellte Gesetz"; E. Mach: „Beiträge zur Doppler'schen Theorie der Ton- und Farbenänderung durch Bewegung" und „Physikalische Versuche über den Gleichgewichtssinn des Menschen"; Baron N. Dellingshausen: „Beiträge zur mechanischen Wärmetheorie"; F. A. Nußbaumer: „Ton und Farbe"; L. Mann: „Betrachtungen über die Bewegung des Stoffs"; „Ueber die Ursachen der physikalischen Erscheinungen"; B. R. Schilling: „Die beständigen Strömungen in der Luft und im Meere"; R. Franz: „Neuere Untersuchungen über die Identität von Licht und strahlender Wärme"; T. Gerding: „Populäre Vorlesungen über Naturkräfte und deren Anwendung"; W. von Bezold: „Die Farbenlehre im Hinblick auf Kunst und Kunstgewerbe"; J. N. Lockyer: „Das Spectroskop und seine Anwendungen"; A. Bergner: „Die Anziehung und Abstoßung durch Wärme und Licht und die Abstoßung durch Schall"; H. Fahle und H. Lampe: „Physik des täglichen Lebens"; R. Hoffmeier: „Wetterstudien"; K. E. Zetzsche; „Kurzer Abriß der Geschichte der elektrischen Telegraphie"; W. Schütte: „Das Reich der Luft"; A. Vogel: „Justus Freiherr von Liebig als Begründer der Agriculturchemie", welcher Schrift sich die von T. L. W. von Bischoff anschließt: „Ueber den Einfluß des Freiherrn Justus von Liebig auf die Entwickelung der Physiologie".

Von andern naturwissenschaftlichen Werken erwähnen wir noch die in Lieferungen erscheinenden „Ausgewählten Werke" von Alexander von Humboldt; J. Tyndall: „Fragmente aus den Naturwissenschaften", übersetzt von A. H.; H. J. Klein: „Ansichten aus Natur und Wissenschaft"; J. F. Lochner: „Die Lösung der wichtigsten bisjetzt noch unerklärten Probleme in der Natur"; F. H. Walchner: „Die Nahrungsmittel des Menschen"; A. Schmidt: „Ein Beitrag zur Kenntniß der Milch"; H. Hankel: „Zur Geschichte der Mathematik"; Zorer: „Harmonische Theilung".

Obgleich alle Gebiete der Naturwissenschaft vertreten sind, so hat doch der Darwinismus und die Urgeschichte des Menschen und der Erde, die Astronomie, namentlich mit Bezug auf den Durchgang der Venus durch die

Sonnenscheibe, und die mechanische Wärmetheorie die ausgiebigste Literatur hervorgerufen.

Wir könnten nach dieser ermüdenden Wanderung durch die Productionskreise der deutschen schönen und wissenschaftlichen Literatur, soweit die letztere nicht auf die Fachwissenschaften sich beschränkt, noch die vermischten Schriften erwähnen, welche in die bisher aufgeführten Rubriken nicht genau passen; doch manche derselben haben wir wohl oder übel mit eingefügt, andere gehören der Broschürenliteratur an, die wir hier nicht in ganzer Ausdehnung berücksichtigen können. Wir erwähnen nur noch die größern encyklopädischen Werke, in erster Linie die zwölfte Auflage des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon", ferner einige Sentenzensammlungen: E. Berg: „Geist und Welt" und „Herz und Natur"; U. R. Schmid: „Blüten einer Weltanschauung", und schließen damit den Ueberblick über das Literaturjahr 1874, dem wir tüchtigen Fleiß und große Productivität, aber keine hervorragende literarhistorische Bedeutung nachrühmen können.

Rudolf Gottschall.

Philosophischer Büchertisch.

1. Geschichte der Philosophie der Renaissance von Fritz Schultze. Erster Band: Georgios Gemistos Plethon und seine reformatorischen Bestrebungen. Jena, Mauke. 1874. Gr. 8. 6 M.

Der Theil der philosophischen Geschichtschreibung, welchen der Verfasser zu bearbeiten unternimmt, ist bisher ungebührlich vernachlässigt worden. Das vorliegende Werk wird daher eine fühlbare Lücke ausfüllen. Der erste Band schildert „Plethon's Leben und Streben" in anschaulicher und zugleich über die Zeitverhältnisse belehrender Weise und gibt hierauf eine mit sorgfältiger Benutzung der Quellen und philologischer Gründlichkeit gearbeitete Darstellung der Lehre Plethon's, eine Darstellung, welche geeignet erscheint, das Interesse der Philosophen dieser Lehre etwas mehr zuzuwenden.

2. Vier psychologische Vorträge von C. Fortlage. Jena, Mauke. 1874. Gr. 8. 3 M.

Rosenkranz nennt in seiner „Psychologie" Fortlage einen „sinnigen Forscher"; F. A. Lange führt denselben in der „Geschichte des Materialismus" als Typus derjenigen deutschen Philosophen auf, welche über Psychologie dicke Bände schreiben, ohne auch nur an das Nächstliegende, die Beobachtung der psychischen Phänomene zu denken. Beide Urtheile sind gerechtfertigt; die Schriften Fortlage's gewähren daher eine ebenso anziehende und zum Theil anregende Lektüre, als sie im ganzen für die Weiterführung der wissenschaftlichen Psychologie wenig fruchtbar sind.

Der erste Vortrag handelt „Ueber den innern Sinn". Neu ist die Anwendung der Bezeichnung „innerer Sinn": „Was nutzt eine noch so angestrengte Beschäftigung mit der Musik bei einem natürlichen Mangel an innerm musikalischen Sinn?" Seit Kant versteht man unter innerm Sinn das dem äußern Sinn entgegengesetzte Vermögen der innern Wahrnehmung. Dagegen behält Fortlage die von Kant eingeführte Trennung des Intellects in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft bei, welche gegenwärtig ziemlich allgemein verworfen wird, und behauptet: „Die Vernunft steht über den Sinnen, der Verstand aber steht unter den Sinnen." Das ist ein Irrthum, den eine gesunde Psychologie sofort aufdeckt; die berühmten Vernunftideen stammen von einer sehr untergeordneten Stufe des Denkens, die über den Einfluß der Sinne sich am allerwenigsten erhoben hatte.

Der zweite Vortrag: „Ueber die Verschmelzung des Gleichen in der menschlichen Seele", zeigt die genaue Bekanntschaft des Verfassers mit der einschlagenden Literatur.

Im dritten Vortrag: „Ueber das Verhältniß von Geist und Leib", wie im vierten: „Ueber den psychologischen Begriff des Wunders", vermag der pantheistisch-mystische Standpunkt des geistreichen Verfassers nicht zur klaren und unbefangenen Auffassung der Thatsachen durchzudringen.

3. Ethik oder Wissenschaft vom Seinsollenden. Neu begründet und im Umrisse ausgeführt von Rudolf Seydel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1874. Gr. 8. 9 M.

Man ist seit geraumer Zeit daran gewöhnt, daß jede neu erscheinende Ethik den Anspruch erhebt, ihr Problem gelöst oder wenigstens das Material zu einer künftigen Lösung geliefert zu haben. So heißt es auch in der Vorrede dieses Werks: „Die sichere ethische Grundlegung zu finden, darin sehe ich meine eigentliche Aufgabe. Ich halte sie für gefunden" u. s. w. Leider können wir diese Ansicht des Verfassers nicht theilen; vielmehr erscheint uns durch seine Operationen mit dem Begriffe des „Denkmöglichen", welches durch das „Seinsollen" zum Sein veranlaßt wird, nichts mehr gewonnen zu sein als eine Bereicherung an formal-logischen oder scholastischen Constructionen, an welchen unsere Philosophie ohnehin keinen Mangel hat. Dagegen enthält der historisch-kritische Theil des Werks vieles Treffende, wie auch der praktische Theil in den drei Abschnitten: „Die ethische Subjectivität (Tugendlehre)"; „Die ethische Objectivität (Güterlehre)"; „Das ethische Werden (Pflichtenlehre)", im ganzen den auf der Höhe des modernen Bewußtseins stehenden und mit den Zeitbedürfnissen gründlich vertrauten Forscher zeigt. Als hervorragendes Mitglied des Protestantenvereins theilt Seydel dessen bekannte Ansicht über die Religion, nach welcher ihre Bedeutung nicht sowol in ihrer Wahrheit, als vielmehr in ihrer sittlichen Wirkung liegt: „Nur dem unbedingt erwiesenen Wissen, daß sein Inhalt eitel sei, dürfte der Glaube weichen."

4. Karl Christian Friedrich Krause's handschriftlicher Nachlaß. Herausgegeben von Freunden und Schülern desselben. Zweite Reihe: Synthetische Philosophie. II. Das System der Rechtsphilosophie. Vorlesungen für Gebildete aus allen Ständen. Herausgegeben von Karl David August Röder. Leipzig, Brockhaus. 1874. Gr. 8. 9 M.

Der eigentlich philosophische Theil dieses Werks, die „Grundlegung der Philosophie des Rechts", zerfällt in

zwei Abtheilungen, in die „Begründung der Rechtswissenschaft von dem vorwissenschaftlichen Bewußtsein aus, in Selbstwahrnehmung des Geistes“, und die „Begründung der Rechtswissenschaft in der Erkenntniß Gottes, oder grundwissenschaftliche (metaphysische und synthetische) Grundlage der Rechtsphilosophie“. Wie schon diese Ueberschriften zeigen, ist der erstere Abschnitt als Vorbereitung für die eigentliche Grundlegung des zweiten Abschnitts aufzufassen. Drei Thatsachen des gewöhnlichen Bewußtseins, welches glaubt 1) erkennen und beurtheilen zu können, was überhaupt recht ist, 2) das geschichtlich Gegebene beurtheilen nicht nur zu können, sondern auch zu müssen, 3) die Unveränderlichkeit des Rechts annehmen zu müssen, drängen dazu, die „ewige Erkenntniß aufzusuchen, worauf diese dreifache Behauptung ... einzig und allein gegründet sein kann“. Diese „ewige“ Erkenntniß ist die Erkenntniß Gottes, welche Krause in bekannter Weise zu begründen versucht. Eine „Grundeigenschaft Gottes“ ist nun auch das Recht, daher ist das „System der Rechtswissenschaft in der Anerkenntniß des Gottesgedankens gebildet“. Die Erkenntniß Gottes lehrt nun ferner, daß Gott das „Eine unbedingte unendliche Wesen sei und unter sich alle Wesen, Vernunft, Natur und Menschheit in unbedingter und ewiger Verursachung enthalte, daß er in sich das Eine Leben sei, daß er das stetige Werden seines Einen Lebens frei verursache“ u. s. w. Hieraus wird deducirt, daß das Recht sich zuerst und zuhöchst in der Wesenheit Gottes und aller Wesen gründet, näher aber auf die Bedingtheit des Lebens überhaupt, sodann auf die freie Bedingtheit des Lebens. Die göttliche Vorsehung führt alle Menschen ihrer Bestimmung, der Seligkeit oder dem Heile zu, welches darin besteht, „daß sie mit Freiheit in Gott und mit Gott vereint das Gute darleben“.

Diese „metaphysisch-synthetische“ Begründung des Rechts wird gegenwärtig nicht eben sehr beweiskräftig und überzeugend erscheinen. Die praktischen Tendenzen, welche Krause und seine Schüler vorwiegend verfolgen, verhindern jede unbefangene kritische Prüfung der theoretischen Grundlage; nur dadurch ist die naive Selbstgewißheit der Krause'schen Speculation zu erklären, wie andererseits der ungeziemende Angriff einigermaßen zu entschuldigen, den der Herausgeber gegen Kant und Hegel richtet, indem er behauptet, daß durch deren noch jetzt vorherrschende philosophische Lehren die philosophische Bildung in einem kläglichen Zustande sei.

Der zweite Hauptheil: „Die Philosophie des Rechts“, zerfällt wieder in zwei Abtheilungen: 1) „Die allgemeine Philosophie des Rechts“; 2) „Die Philosophie des menschlichen Rechts“. Soweit hier nicht die Krause'sche Metaphysik störend einwirkt, sind die Auseinandersetzungen klar und gründlich und legen ebenso sehr Zeugniß ab von der umfassenden Gelehrsamkeit und der genauen Kenntniß d[illegible] praktischen Verhältnisse, wie von der edeln, wahrhaft h[illegible]anen Gesinnung Krause's. Wenn daher der Herausg[illegible]r am Schlusse der Vorrede die Vorzüge des Werks r[illegible]mend hervorhebt, so können wir zwar nicht ganz in s[illegible] überschwengliches Lob einstimmen, welches von der [illegible]rkennung der Krause'schen Rechtsphilosophie geradezu d[illegible] Heil der Menschheit in Wissenschaft und Leben er[illegible]et, müssen das Werk aber doch im ganzen als eine hervorragende Leistung auf dem rechtsphilosophischen Gebiete bezeichnen.

5. Psychologie vom empirischen Standpunkte. Von **Franz Brentano**. In zwei Bänden. Erster Band. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Die Vorrede und Einleitung legen die Grundsätze dar, welche der Verfasser auf die Behandlung der Psychologie anwendet. Er bedient sich im ganzen, wie zu erwarten, der allgemeinen empirischen Methode der Induction mit nachfolgender Deduction und Verification, die John Stuart Mill ausführlich beschrieben hat. Der Verfasser hält „eine gewisse ideale Anschauung mit dem empirischen Standpunkte für wohl vereinbar“; diese ideale Anschauung scheint der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele zu sein, für welche im zweiten Bande ein Beweis geliefert werden soll, wiewol „eine Verification durch directe Erfahrung bei der Unsterblichkeitsfrage jedenfalls nicht stattfinden kann“.

Nach der Einleitung beginnen die psychologischen Untersuchungen mit dem Versuche einer Feststellung des Unterschieds zwischen psychischen und physischen Phänomenen. Brentano setzt psychisches Phänomen = Vorstellung, Bewußtsein = psychisches Phänomen oder psychischen Act. „Was sind physische Phänomene der Phantasie“? Es soll ein „unbewußtes Bewußtsein“ geben, wie der Verfasser zu beweisen sich abmüht. Dies bleibt contradiotio in adjecto trotz seiner gegentheiligen Behauptung, wie auch ein „unbewußtes psychisches Phänomen“ keine glückliche Zusammenstellung ist. Denn Phänomen heißt das unmittelbar den Sinnen Erscheinende, während das indirect Erschlossene, wozu alles Unbewußte gehört, vielmehr Aehnlichkeit mit einem Noumenon hat.

Die Anrufung Kant's für die Existenz unbewußter Vorstellungen ist nicht begründet, da Kant unter Bewußtsein etwa das Nämliche versteht, was wir jetzt gewöhnlich Selbstbewußtsein nennen. Dagegen läßt Brentano eigenthümlicherweise die Annahme unbewußter Schlüsse nicht gelten, wiewol sie durch weit bessere Argumente gestützt und für die Erklärung vieler Thatsachen viel nöthiger ist als die unbewußte Vorstellung.

Weiterhin sucht Brentano die Einheit des Bewußtseins zu beweisen, welche ihm jedoch mit Einfachheit und Untheilbarkeit nicht identisch ist. Er bekämpft vornehmlich die entgegenstehenden Ansichten C. Ludwig's und F. A. Lange's, ignorirt aber die einfachste Erklärung der Einheit des Bewußtseins durch die Erinnerung.

Nach einer Uebersicht über die vorzüglichsten Versuche einer Klassifikation der psychischen Phänomene gibt und begründet Brentano seine eigene Eintheilung derselben in „Vorstellungen, Urtheile und Phänomene der Liebe und des Hasses“. Diese Trennung der Vorstellungen und Urtheile in zwei verschiedene Grundklassen ist thatsächlich weniger paradox und neu, als sie zunächst erscheint, daher auch ihre Begründung dem Verfasser gelungen ist. Ebenso richtig ist nach unserer Ansicht die Zusammenziehung der Gefühle und des Willens in eine einzige Grundklasse.

6. Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewußten mit besonderer Rücksicht auf den Panlogismus. Von **Eduard von Hartmann**. Berlin, C. Duncker. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wie der Titel andeutet, ist diese Schrift besonders gegen eine moderne Reconstruction des Hegel'schen Pan-

logismus gerichtet, welche Johannes Volkelt in seinem Buche „Das Unbewußte und der Pessimismus" unternommen hat. Mit großer Klarheit setzt E. von Hartmann die Unzulänglichkeit der Hegel'schen Principien zur Erklärung des Seins, der Realität auseinander, indem er nachweist, daß sie nur Idealprincipien sind, von welchen aus man ohne Sprung nimmermehr in das Reale gelangen kann. Auch für denjenigen, welcher die transscendenten Speculationen E. von Hartmann's principiell nicht höher als alle dogmatische Metaphysik überhaupt stellt, bleiben seine Erörterungen über die metaphysischen Grundprincipien insofern lehrreich, als sie über die Entstehungsgeschichte der „Philosophie des Unbewußten" Licht verbreiten. Freilich bieten sie damit allen Gegnern zugleich eine Handhabe zur Widerlegung der Grundanschauung E. von Hartmann's, da deren Ursprung aus dem nach-Kant'schen Dogmatismus von ihm selbst zugegeben wird.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von den „Gesammelten Werken" von **Hermann Kurz**, herausgegeben von **Paul Heyse** (Stuttgart, A. Kröner), liegen jetzt dreißig Lieferungen vor, die letzten umfassen den ersten Band mit einer eingehenden Biographie, welche Paul Heyse dem Angedenken seines Freundes gewidmet hat und welche mit den warmen Worten schließt:

„Dieses Gefühl, daß hier ein Mensch sein Leben vollendet hat, dessen Wesen und Wirken der Gattung zur Ehre gereicht, der in all seiner Schlichtheit ein Schmuck und Stolz dieser mit so viel Entstellendem überladenen Erde gewesen, eine Gestalt, der niemand, wie auch das Urtheil über die einzelnen Gaben seines Geistes lauten möge, Liebe und Verehrung weigern könne: dieses Gefühl wird mehr und mehr die Gemüther ergreifen und eine späte Sühne so langer Versäumniß herbeiführen. Wissen und Können, Witz und Liebe, Charakter und guter Wille finden sich vielfach unter den Menschen zerstreut, und wir lernen schon dafür dankbar sein, wenn nur die eine oder die andere dieser Gaben für den Mangel der übrigen entschädigt. Eine nachhaltige, den Tod überdauernde und mit den Jahren wachsende Wirkung wird nur dem Künstler vergönnt, der all jene Kräfte und Tugenden in seiner Natur vereinigt hat, oder mit andern Worten, der, was er schuf, nicht aus dem Kitzel eines blos artistischen Vermögens, eines einseitigen Kunsttalents, sondern aus der Fülle seiner Persönlichkeit als eine Offenbarung seines innersten menschlichen Kerns hervorbrachte. Die »zerstreuten Glieder des Dichters«, die so lange im Dunkeln geblieben, treten hier zum ersten mal gesammelt ans Licht. Jetzt erst wachsen sie zu einer vollen Gestalt von unverkennbarem Gepräge zusammen, und wir dürfen die Zuversicht hegen, daß die Umrisse dieser Erscheinung sich den Gemüthern auch der Fernerstehenden einprägen und aus dem liebevollen Gedächtniß des deutschen Volks nicht wieder verschwinden werden."

— Der neunte Band der neuen Serie der jetzt von **A. Vollert** herausgegebenen Sammlung „Der Neue Pitaval" (Leipzig, Brockhaus) liegt jetzt abgeschlossen vor uns; er enthält eine getreue Darstellung des so oft von der Dichtung ausgebeuteten Falles „Hans Kohlhase und die Minckwitz'sche Fehde", dann „Die Ermordung des Typographen G. W. Lackner in Reval", eine Darstellung, welche ein düsteres Sittengemälde der zu Rußland gehörigen Provinz Estland entrollt und ein deutliches Bild des dort herrschenden Strafprocesses gibt, die Hinrichtung der „Gebrüder Streicher", den „Proceß Anna Böckler", der so viel von sich sprechen machte, und last not least, den „Proceß Bazaine", nach unserer Ansicht einer der größten politischen Scandalprocesse der Neuzeit.

— Eine neue Räthselsammlung wird immer willkommen sein, wenn die Räthsel nicht forcirt witzig, sondern einfach und oft von poetischer Haltung sind, sodaß sie hier und dort an die Form anklingen, welche Schiller seinen Räthseln gab. Eine Sammlung von einhundert Räthseln und Charaden dieses Charakters ist die „Sphynx", von **M. Paul** (Leipzig, Weber).

— Otto Janke in Berlin gibt seit dem 1. Januar ein „**Romanmagazin des Auslandes**" heraus, welches die neuesten Romane der beliebtesten ausländischen Autoren in guten Uebersetzungen bringen soll. Die Zeitschrift beginnt mit den Romanen: „Eine Prinzessin von Thule" von Black und „Die Erbschaft eines Schmarotzers" von Eugène Charette.

— **Friedrich Bodenstedt's** „Erzählungen und Romane" erscheinen in einer wohlfeilen Ausgabe (Jena, Costenoble), welche etwa dreißig Lieferungen umfassen soll. Von den Romanen und Erzählungen, welche in dieselben aufgenommen werden sollen, erwähnen wir: „Das Herrenhaus in Eschenwalde", „Die letzten Falkenburger", „Miß Elisabeth Throgmorton" und „Sir Walter's Ende".

— **L. von Heemstede** hat, um der Scherenberg'schen Sammlung deutscher Dichter „Gegen Rom" ein Paroli zu bieten, Streit- und Weiheklänge deutscher Dichter: „Für Rom" (Aachen, Teye), herausgegeben und dieselben mit einem die Scherenberg'sche Widmung parodirenden Gedicht: „Wem gilt euer Krieg?", eingeleitet. Der Unterschied zwischen den beiden Sammlungen fällt jedem auf den ersten Blick ins Auge: die Scherenberg'sche enthält die besten Dichternamen der Gegenwart, die Heemstede'sche lauter obscure Poeten. Außer dem bekannten niederländischen Dichter Schaepmann, F. Beck, H. A. Schaufert, Paul Laicus, J. Schrott und E. Ringseis sind die andern Autoren alle sehr schüchterne Novizen im Tempelhain der deutschen Dichtung. Dabei werden die Dichter, die gegen Rom gedichtet haben, von einem dieser Poeten, G. Rothnagel, als „Buben" bezeichnet, wie überhaupt die streitbare Kirche auch in der Lyrik sich sehr kräftiger Ausdrücke bedient. Die besten Gedichte sind wol die von F. Beck, der sich in seinem Gedicht „Die Kirche" nicht auf Polemik einläßt, sondern nur eine Verherrlichung anstrebt, und diejenigen von Johannes Schrott. „Wie kommt Saul unter die Propheten?" wird man ausrufen, wenn man den Lustspieldichter **Hippolyt Schaufert** unter den Dichtern der ecclesia militans erblickt. Doch es ist ja leider bekannt, daß er in letzter Zeit einer ganz ultramontanen Richtung sich hingegeben hat. Das aus seinem Nachlaß veröffentlichte Gedicht: „Saulus, Saulus", das wir hier mittheilen wollen, bestätigt dies zur Genüge:

Saulus! Saulus! Warum verfolgst du mich,
Mich, deinen Gott, der mit fünf Todeswunden
Dein Heil erkauft in martervollen Stunden?
Saulus! Saulus! Warum verfolgst du mich?

So scholl's, und der zum Morden ausgesandt,
Der finstre Saul, von Himmelsglanz geblendet,
Sank zitternd hin; da war sein Herz gewendet,
Und Paulus war er, da er wieder stand.

Vorüber ist die hohe Wunderzeit:
Die Quelle rauscht; weh jedem, der verschmachtet!
Die Kirche ruft; weh dem, der sie verachtet!
Kein Engel ist für seinen Trotz bereit.

Kein Donnerwort fällt aus der Wolke mehr.
Doch auf der Straße nach Damaskus ziehen
Noch Tausende, die Wuth und Rache glühen,
Mit Strick und Dolch, ein ungezähltes Heer.

Spott ist ihr Glaube, Lästern ihr Gebet,
Sie glauben nicht den Zeugen, welche starben,
Und legten sie den Finger in die Narben,
Sie rechteten mit Gottes Majestät.

Den Fels im Meere, der die Kirche heißt,
Die Rasenden, sie wähnen ihn zu stürmen,
Darauf den neuen Babelthurm zu thürmen;
Doch über ihn wacht Gott und Gottes Geist.

Saulus! Saulus! Warum verfolgst du ihn,
Ihn, deinen Gott, der mit fünf Todeswunden
Dein Heil erkauft in martervollen Stunden?
Saulus! Saulus! Warum verfolgst du ihn?

Aus der Schriftstellerwelt.

In die berliner dramaturgische Prüfungscommission, welche den Schillerpreis für das beste Drama des letzten Trienniums zu vertheilen hat, sind Heinrich von Treitschke, Julian Schmidt und Hermann Grimm gewählt worden, an Stelle von drei ausgeschiedenen Mitgliedern. Heinrich von Treitschke und Julian Schmidt haben weder productiv noch kritisch bisher zur Bühne der Gegenwart in einem nähern Verhältniß gestanden, man müßte denn ihre Essays über Heinrich von Kleist und Friedrich Hebbel für Beweise ihres dramaturgischen Berufs halten. Hermann Grimm hat in seiner Jugend ein Drama: „Demetrius", abgefaßt, welches an der berliner Hofbühne zur Aufführung kam, später aber sich der Novellistik und den Studien der bildenden Kunst gewidmet. Während die Vorgänge im Schos der berliner Prüfungscommission, die ihr Urtheil bisher noch niemals öffentlich motivirt hat, sehr geheim gehalten werden, ist dies mit dem wiener Grillparzer-Preise nicht der Fall, und wir erfuhren bereits vor der Vertheilung desselben, daß die Prüfungscommission lange zwischen Anzengruber und Wilbrandt geschwankt, schließlich aber dem „Cajus Gracchus" des letztern den Preis ertheilt habe.

— Eine eigenthümliche literarische Existenz ist jüngst erloschen: Ferdinand Stolte ist in Hamburg am 28. November 1874 gestorben. Stolte hat ein sehr bewegtes Leben durchgemacht, er war nacheinander Schauspieler, Mönch, Wasserarzt, Theaterdirector und Dramaturg; ein Autodidakt und Naturalist im kühnsten Stil. In der Literatur verdient er Erwähnung wegen seiner vierbändigen Faustdichtung (1860—69), einem jener Monstrewerke, wie sie nur in Deutschland verfaßt werden, wo die Autoren den Zollstock beiseite legen, wenn sie schaffen und mit Grazie in infinitum fortdichten. Das Werk soll ein zweiter Theil des Goethe'schen Faust sein; man wird bei der Lektüre ebenso oft von einzelnen glücklichen und genialen Gedanken und Erfindungen überrascht, wie übermüdet von einer freimaurerischen Beredsamkeit, welche bisweilen noch die unerschöpfliche Douche des Wasserarztes spielen läßt! Wie glücklich ist der Gedanke, Faust mit Gutenberg zusammenzubringen, oder in der Faustina ein weibliches dämonisches Gegenbild zu Faust zu schaffen! Welche Fülle origineller Einfälle und glänzender Schilderungen enthält das Monstregedicht! Wer aber soll sich wiederum durch einzelne Reden von mehr als funfzig Seiten, durch politische Auseinandersetzungen und Kammerverhandlungen von einem in der Poesie unerhörten Umfang hindurcharbeiten, oder Reden von Faust genießen, in denen das von Leo so getaufte „Aufkläricht" sich ein besonderes Fest bereitet!

Bibliographie.

Arnold, W., Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. Zu[meist] nach hessischen Ortsnamen. 1ste Abth. Marburg, Elwert. 8. 6 M.

[As]mus, G., Amerikanisches Skizzebüchelche. Eine Epistel in Versen. [New-]York, Westermann u. Co. 1874. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

[Be]iträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Herausgegeben von H. Paul und W. Braune. 2ter Bd. 1stes Heft. Halle, [Lippe]rt. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

[Be]iträge zur Geschichte des Geschlechtes v. Nostiz. Gesammelt und [her]ausgegeben von G. A. v. N. und J. 1stes Heft. Leipzig. 1874. Gr. 8. 6 M.

Brümmer, F., Deutsches Dichter-Lexikon. Biographische und bibliographische Mittheilungen über deutsche Dichter aller Zeiten. Unter besonderer Berücksichtigung der Gegenwart für Freunde der Literatur zusammengestellt. 1ste Lfg. Eichstätt, Krüll. Lex.-8. 1 M.

Byr, R., Nachruhm. Eine Erzählung. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 9 M.

Brugier, G., Geschichte der deutschen National-Literatur. Nebst kurzgefaßter Poetik. Für Schule und Selbstbelehrung. Mit vielen Proben und einem Glossar. 4te verbesserte Aufl. Freiburg i. Br., Herder. 1874. Gr. 8. 5 M.

Couriard, Adèle, Violette's Cousine. Mit Autorisirung der Verfasserin übersetzt von Clara Pichon. Dresden, Naumann. 1874. 8. 4 M.

Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 7ter und 8ter Bd.: Der abenteuerliche Simplicissimus. Von H. J. C. von Grimmelshausen. Herausgegeben von J. Tittmann. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 7 M.

Diez, Katharina, Jephthas Opfer. Trauerspiel mit einem Vorspiel. Berlin, v. Decker. 1874. Gr. 8. 3 M.

Edler, K. E., Colorit-Studien. Novellen. Wien, Gerold's Sohn. 1874. 8. 4 M.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 90. Schicksal's Tücke. Novelle von E. Fritze. Berlin, Behrend. 1874. 8. 1 M.

Erlach, F. v., Aus dem französisch-deutschen Kriege 1870—1871. Beobachtungen und Betrachtungen eines Schweizer-Wehrmanns. Leipzig, Luckhardt. 1874. Gr. 8. 10 M.

Ewald, A. L., Die Eroberung Preußens durch die Deutschen. 2tes Buch. Die erste Erhebung der Preußen und die Kämpfe mit Swantopolk. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 5 M.

Die letzten Folgerungen aus den Zeitansichten und den heutigen Zuständen. Vermächtniß eines Civilisirten. Berlin, Staude. 8. 2 M.

Friess, G. E., Die Herren von Kuenring. Ein Beitrag zur Adelsgeschichte des Erzherzoglichen Oesterreich unter der Enns. Wien, Braumüller. 1874. Gr. 8. 7 M.

Fullerton, Lady Georgiana, Luisa de Carvajal. Autorisirte Uebersetzung. Köln, Bachem. 1874. 8. 3 M. 60 Pf.

Gätschenberger, S., Die unwürdigen Literaturzustände im neuen deutschen Reiche und die Mittel, durch welche Deutschland auch ein geistiges Uebergewicht erringen könnte. Ein kleines Surrogat für den verunglückten Weimarer Dichtertag. London, Wohlauer. 1874. Gr. 8. 1 M.

Geitler, L., Litauische studien. Auswahl aus den ältesten denkmälern, dialectische beispiele, lexikalische und sprachwissenschaftliche beiträge. Prag, Mourek. Lex.-8. 6 M.

Gerland, G., Anthropologische Beiträge. 1ster Bd. I. Wert und Aufgabe der Anthropologie. II. Betrachtungen über die Entwickelungs- und Urgeschichte der Menschheit. Halle, Lippert. Gr. 8. 8 M.

Greguss, A., Reden und Studien. Aus dem Ungarischen übersetzt von G. Heinrich. Zerbst, Luppe. 8. 7 M. 20 Pf.

Grote, L., Gegen den Strom. Zeitgedichte. 1ster Bd. Hannover, H. Schulze. 16. 3 M.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Erlebt und erdacht. Novellen und Erzählungen. 2 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 9 M.

— — Lisbana. Roman. Hannover, Rümpler. 8. 9 M.

Hackländer, F. W., Lohengrin. Novelle. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 1874. Gr. 16. 3 M.

Hammerich, F., Aelteste christliche Epik der Angelsachsen, Deutschen und Nordländer. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Gütersloh, Bertelsmann. 1874. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Honegger, J. J., Kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Horst, G. v. d., Eine Doppelehe im Hause Werkenthin. Hamburgische Novelle. 2 Bde. Hamburg, Richter. Gr. 8. 6 M.

Landau, M., Beiträge zur Geschichte der italienischen Novelle. Wien, Rosner. Gr. 8. 3 M.

Ledersteger, Des deutschen Reiches Ausbau. 2te Aufl. Berlin, Mahlo. 1874. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Lichthorn, C., Die Erforschung der physiologischen Naturgesetze der menschlichen Geistestätigkeit auf der Grundlage der neuesten grossen Entdeckungen Dubois-Reymond's, Darwin's und Häckel's über die organische Natur und deren vervollkommnende Entwicklung. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Lindau, P., Gesammelte Aufsätze. Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart. Berlin, Stilke. Gr. 8. 7 M.

Lipschitz, R., Wissenschaft und Staat. Rede. Bonn, A. Marcus. 1874. 8. 50 Pf.

Meyr, M., Erzählungen aus dem Ries. 3te Auflage. 4 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 M.

Moser, G. v., Lustspiele. 2ter Bd. Ultimo. Lustspiel. Berlin, Behr. Gr. 8. 3 M.

Roever, W., Ueber die Bedeutung des Willens bei Willenserklärungen. Rostock, Koch. 1874. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Saar, F. v., Die Geigerin. Novelle. Heidelberg, Weiß. 16. 1 M. 80 Pf.

— — Die beiden de Witt. Trauerspiel. Heidelberg, Weiß. 8. 2 M. 25 Pf.

Sarauw, C. v., Die russische Heeresmacht auf Grund officieller Quellen und eigener Anschauung dargestellt. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 7 M.

Scherenberg, H., Deutsche Helden und Staatsmänner. 47 Portraits berühmter deutscher Männer der neuen Zeit. Mit kurzen biographischen Notizen. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Schlägel, M. v., Die Ritter der Gegenwart. Eine Hofgeschichte. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. 6 M.

Schücking, L., Ausgewählte Romane. 2te Folge. 1stes bis 4tes Bdchn.: Schloß Dornegge. Roman in vier Büchern. 2te, völlig umgearbeitete Aufl. 4 Thle. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 8 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 28. Januar 1875.

Socialwissenschaftliche Literatur.

1. Sociales Wissen. Abhandlung von A. F. Grohmann. Berlin, Schindler. 1875. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Wider die Socialdemokratie und Verwandtes. Von E. von Eynern. Leipzig, O. Wigand. 1875. Gr. 8. 2 M.
3. Die Arbeiterfrage. Ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Von F. A. Lange. Dritte Auflage. Winterthur, Bleuler-Hausherr u. Comp. 1875. 8. 4 M.
4. Die sociale Gemeine, ein Weg zur Lösung der socialen Frage. Von F. A. F. Flensburg, Westphalen. 1874. Gr. 8. 1 M.

Der Verfasser des zuerst genannten Buchs sucht darzulegen, daß es mit dem gegenwärtigen socialen Wissen noch nicht weit her sei. Wenn man das nicht ohnehin wüßte, so gäbe es in der That kaum eine bessere Illustration für diese Wahrheit als die Zusammenstellung obiger vier Bücher, von denen drei ein sehr wenig gründliches und klares sociales Wissen offenbaren, nämlich die beiden ersten und das vierte, alle vier vereinigt aber durch ihre ganz verschiedenen Standpunkte und gegenseitigen Widersprüche das Bild von der Confusion des socialen Wissens zu vollenden geeignet sind.

Grohmann (Nr. 1) leitet seine Erörterungen ein mit zwei Kapiteln über Zusammensetzung der Körper und über Nervengewebe, deren Inhalt Referent nicht würdigen kann, deren Zweck ihm unverständlich ist. In einem Kapitel über die Gesellschaft kommt er dann zu dem nicht mehr ungewöhnlichen Resultat, daß dieselbe ein „Organismus“ sei — ein naturwissenschaftlicher Begriff, der bekanntlich nichts Sociales erklärt —, und knüpft daran entsprechende Betrachtungen, die in dem Kapitel über „Recht und Staat“ f...tgesponnen werden. In dem Kapitel über „Bedürfniß u... Werth“ sind einige Reminiscenzen aus national... ...nomischen Lehrbüchern verwerthet; und wie er endlich i... Schlußkapitel „über den gegenwärtigen Zustand der ...chaftesten socialen Wissenschaften“ auf sein im Titel ...nntes Thema kommt, beschränkt er sich auf die Behauptung, daß in der Pädagogik, Nationalökonomie und Rechtswissenschaft seit ihrem Entstehen so gut wie nichts geleistet worden sei, und im übrigen auf einige Bemerkungen über Professor Gneist's Oberflächlichkeit und auf eine Empfehlung des naturwissenschaftlichen Studiums, für dessen Verwendung zu socialwissenschaftlichen Erörterungen der Verfasser selbst jedenfalls kein verlockendes Beispiel bietet. Was es aber mit dem socialen Wissen für eine Bewandtniß habe, darüber bleiben wir im Unklaren.

Um so willkommenern Aufschluß darüber gibt das Buch von E. von Eynern (Nr. 2), aus dem wir wenigstens ersehen, wie sehr das sociale Wissen vom socialen Wollen abhängig ist. Bekanntlich haben die sogenannten höhern Gesellschaftsklassen infolge der Reichstagswahlsiege der Socialdemokraten wieder einmal einen Anfall von Angst vor dem „Volk“ bekommen, aber auch schnell wieder Muth geschöpft, sobald Tessendorf sich der socialen Frage annahm und ihre Lösung von seinem oberstaatsanwaltlichen Standpunkte aus begann. Da kamen hinter ihm auch sofort die Vertreter der „öffentlichen Meinung“ hervor und secundirten ihm literarisch im Kampf gegen den Socialismus und seine Gönner. Enthusiastisches Beifallklatschen im Parket. Aber der unbefangene Zuschauer fragt sich betrübt: Wo bleibt das sociale Wissen? Und wie steht es um die friedliche Weiterentwickelung der Gesellschaft, wenn die besitzenden Klassen nichts wissen wollen von gerechtfertigten Bedürfnissen und Forderungen der andern und jeden als Schwärmer und Phantasten angreifen, der sich ein Verständniß dafür zu verschaffen sucht, daß und wie weit wir seit der französischen Revolution in eine neue sociale Entwickelungsphase getreten sind? Was soll man sagen, wenn sich heute die Quintessenz des socialen Wissens ernster Männer in gelinden Variationen der uralten Redensart kundgibt, es habe immer Arm und Reich gegeben, und werde immer so sein; oder wie Hr. von Eynern diese tiefe Weisheit formulirt:

„Niemals wird man es fertig bringen, alle Soldaten zu Generalen zu machen"! Aber weist nicht dieser gelehrte Kämpfer wider die Socialdemokratie und Verwandtes aus der Statistik der frommen Stadt Barmen im Wupperthale haarscharf nach, daß unsere modernen socialen Zustände vollkommen gesunde sind? Hören wir: In einer Bevölkerung von 74975 Einwohnern befanden sich 1871: 22,03 Procent in „größerm oder geringerm Wohlstand"; 19,17 Procent in „geringerm, mäßigen Wohlstande" (darunter auch die Dienstboten); 56,56 Procent als von der Hand in den Mund lebende Fabrik- und Tagarbeiter; 2,24 Procent als unterstützte Arme. Dabei findet sich in den Büchern eines Fabrikanten die Angabe, daß bei ihm eine Familie von fünf arbeitenden Mitgliedern einmal 1873 in einer Woche bis 19 Thlr. 20 Gr. verdient hat (fast 4 Thlr. pro Person und Woche), und im ganzen Jahre 950 Thlr. (190 Thlr. pro Person und Jahr); und im Jahre 1874 sich in derselben Fabrik sogar eine Familie von vier arbeitenden Mitgliedern findet, die einmal in einer Woche 21 Thlr. 15 Gr. (also über 5 Thlr. pro Person und Woche) verdient hat; folglich ist die Lage des Fabrikarbeiterstandes eine höchst günstige. Dabei kostete das Pfund Rindfleisch nur 7 Gr. 4 Pf., Butter 13 Gr. 10 Pf., gebrannter Kaffee 17 Gr. 7 Pf., Milch das Quart 2 Gr. u. s. w. Auf die Armenpflege wird 1 Thlr. 3 Gr. 7 Pf. pro Kopf der Bevölkerung verwendet. In der Stadt wurden nur 3 Procent unehelich geboren und nur etwa 20 Frauenzimmer standen unter sanitätspolizeilicher Controle, wovon die Mehrzahl Ehefrauen. Auch sind, nach andern Zeugnissen, die Ehefrauen dort viel „geschickter zur gewerblichen als zur Hausarbeit", die „Weberfamilien bewohnen häufig zwei Zimmer, von denen das eine als Schlaf-, das andere als Wohn- und Arbeitszimmer und als Küche dient. Infolge dieser Wohnungsweise und der anhaltenden ungesunden, durch keine abwechselnde Gartenarbeit unterbrochenen Beschäftigung am Webstuhle neigen die Hausweber und ihre Angehörigen nicht selten zu stechenden Krankheiten"; „nur ein kleiner Theil der Weber befindet sich in leidlichen Verhältnissen, einzelne haben es sogar bei Fleiß und Gewandtheit zu einem kleinen Vermögen gebracht", auch sind „im Gegensatz zu den crefelder Hauswebern die von Barmen und Elberfeld im allgemeinen solide und nüchterne Leute" (vgl. Hirschfeld, „Die Rheinische Hausindustrie", in „Concordia", Zeitschrift des barmer Fabrikantenvereins, 1874, Nr. 44). Was kann der „Socialist" angesichts solcher niederschmetternder statistischer Daten noch thun, als alle seine Schriften verbrennen? Und wenn die stummen Zahlen der Statistik E. von Eynern's schon so unwiderstehlich auf ihn einstürmen, kann er da noch Zeit und Muth finden, sich dessen theoretischen Deductionen auszusetzen, und zusehen, wie der Verfasser das Ricardo'sche Lohngesetz vernichtet, den „Wahnsinn" von Marx und den Unsinn Lassalle's mit dem Rechenbuche von E. Kleinpaul in der Hand widerlegt, um schließlich die schauerliche Mär zu vernehmen, daß ein altes Weib im Wupperthal aus Freude über die Wahl Hasselmann's in den Reichstag ihr Spulrad verbrannt hat? Nein, das wäre zu viel für den schwachen Verstand eines Katheder- oder andern Socialisten; er verhüllt sein Haupt und „schwebt (nach Vorschrift einer Anmerkung des Werks) am grauen Nebelhimmel der Theorien weiter".

In Verfolgung seiner dunkeln Bahn stößt er aber auf die dritte Auflage von F. A. Lange's „Arbeiterfrage" (Nr. 3) und ist sehr erfreut, einem alten Bekannten in umgearbeiteter und vermehrter Gestalt zu begegnen. Noch unter dem überwältigenden Eindruck Eynern's gibt er sich zwar anfangs Mühe, den alten Gesinnungsgenossen Lange zur Begleitung auf seinem Bußwege zu bewegen; indeß der Genosse tritt ihm so frisch und bestimmt entgegen, daß er sich wieder aufrafft, mit ihm umkehrt und aus seiner Zurede Kräfte sammelt zur unbeirrten Fortsetzung des frühern Wegs:

Wir stoßen uns nicht mehr an die Kleinmeister, die auf die Geschichte hinweisen und uns altklug noch einmal predigen, was wir uns längst an den Kinderschuhen abgelaufen haben, daß zu allen Zeiten Adel und Reichthum und Stände gewesen, daß die Masse immer nur zum Beten und Arbeiten da sei (oder Religion haben müsse, nach Treitschke, „Preußische Jahrbücher", Juli 1874), daß Vernunft und Gerechtigkeit immer blos Ideale gewesen, daß alle Idealisten stets Schiffbruch gelitten hätten, und wir lassen uns daran erinnern, daß „wenn aus der Summe kleiner Revolutionen und Neuschöpfungen im Laufe einer längern Periode sich eine Verbesserung der Lage der gedrückten Klassen ergibt, Egoismus und Trägheit nur zu leicht mit dem Schlusse fertig sind, es mache sich alles von selbst, und man brauche die Dinge nur gehen zu lassen ..." Ist diese Ansicht schon an sich das Gegentheil des Richtigen, so ist sie doppelt irreleitend in einem Zeitalter, in welchem alle einzelnen Bestrebungen zur Ausgleichung der socialen Uebel von dem Bewußtsein der Nothwendigkeit und des Herannahens großer Reformen getragen sind. Dies Bewußtsein ist in unserer Generation nicht auszurotten, und mehr und mehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß unsere Kämpfe auf dem Gebiete der Volksbildung, des Genossenschaftswesens, der Erweiterung der politischen Rechte der Massen doch noch nicht die eigentliche Lösung der großen Aufgabe sind, sondern daß sie dieser nur vorangehen als die Geburtswehen einer neuen Zeit. Jahrhunderte mögen vergehen, bis der Kampf um das Dasein in ein friedliches Zusammenleben der Völker des Erdbodens verwandelt ist; allein der Wendepunkt der Zeiten, der Sieg des guten Willens zur Besserung unserer Zustände kann nicht in allzu großer Ferne liegen. Gewiß wird dieser Sieg niemals ein vollkommener sein; allein es ist schon etwas Großes, wenn der Grundsatz beständiger und aufrichtiger Arbeit am Wohl der Massen zur öffentlichen Anerkennung kommt und den Grundsatz der unbedingten Erhaltung aller bestehenden Rechte und Lasten aus dem Bewußtsein der Regierungen und der Völker verdrängt.

Das klingt freilich freundlicher und tröstlicher als das philisterhafte Wüthen gegen die Socialdemokratie und Verwandtes, und wir hoffen, daß diese neue Auflage des Buchs viele Leser finden werde, „die vorurtheilsfrei und interesselos genug sind, um die Arbeiterfrage als eine Frage der Zukunft unserer gesammten Cultur im Lichte einer popular-wissenschaftlichen Behandlung ernst und ruhig betrachten zu können". Diese Hoffnung wird sich vielleicht um so eher erfüllen, als das ursprünglich auf Arbeiterkreise berechnete, in seiner ganzen Darstellung durchaus objectiv gehaltene Buch nunmehr für die Bedürfnisse des großen gebildeten Publikums umgearbeitet ist und gerade in seiner eigenthümlichen Anlage — eine Anwendung der Darwin'schen Entwickelungstheorie oder wenigstens Darwinistischer Begriffe auf die Socialwissenschaft — dem herrschenden Geschmack dieser Kreise entsprechen dürfte. Und wenn auch dem Referenten die

Fruchtbarkeit dieser Combination für das „sociale Wissen" immer noch nicht klar werden will, so muß er doch anerkennen, daß der große Reichthum an fruchtbaren Gedanken bei der wiederholten Lektüre des Buchs in dieser neuen Auflage ihn wieder zu lebhaftem Danke gegen den Verfasser verpflichtet hat.

Unstreitig ist es jedenfalls, daß die Lektüre einer solchen Schrift ganz unvergleichlich mehr fördert, als diejenige von unverarbeiteten, der tiefern wissenschaftlichen Begründung entbehrenden, scheinbar praktischen Lösungen der socialen Frage, wie sich in dem Buch von F. A. F. (Nr. 4) wieder eine solche darbietet. Gewiß muß der Ernst hervorgehoben werden, mit dem der Verfasser die Frage anfaßt, und durchaus die Richtigkeit des Gedankens zugegeben werden, daß die Desorganisation der bürgerlichen Gesellschaft eine Grundursache der socialen Misstände der Gegenwart bildet; aber das Bild einer neuen socialen Gemeinde ist doch zu nebelhaft gezeichnet, um uns zu überzeugen, wie die „Neubelebung des Staats- und Volkslebens von unten herauf" vor sich gehen könne, zumal wenn wir vorher beim Verfasser des „Socialen Wissens" die Behauptung gelesen haben, daß die „Selbstverwaltung" keineswegs sehr geeignet sei, eine heilsame politische Wirkung zu üben. Das sociale Wissen hat eben mannichfache Versuche, Unklarheiten, Widersprüche zu überwinden, ehe es zur Klarheit durchdringen und seine Ueberzeugungskraft üben kann. Ihm stehen außerdem nicht nur, wie den Naturwissenschaften, Vorurtheile und Trägheit des Denkens entgegen, sondern auch mächtige sociale Interessen; es muß sich erst durch die mannichfachen Strömungen des socialen Wollens zur Lauterkeit und Macht durchkämpfen.

H. von Scheel.

Die Kriegspoesie der Jahre 1870 und 1871.

Die Kriegspoesie der Jahre 1870 und 1871, geordnet zu einer poetischen Geschichte von Ernst Hensing, Ferdinand Metzger, Münch und Schneider. Sechs Bände. Mannheim, Schneider. 1873—74. 16. 20 M.

Den mehrfachen Versuchen, die unter dem Eindruck des gewaltigen Völkerdramas der Jahre 1870 und 1871 entstandene Kriegslyrik zu sammeln, stellt sich ein überaus fleißiges Werk an die Seite, welches allerdings erst längere Zeit nach den Ereignissen, die dasselbe ins Leben riefen, veröffentlicht werden konnte, aber hoffentlich allen Literaturfreunden deshalb keine weniger willkommene Gabe sein wird. Trotz der von Franz Lipperheide herausgegebenen Sammlungen „Lieder zu Schutz und Trutz" und „Für Straßburgs Kinder" sowie des von Müller von der Werra und Wilhelm von Baensch herausgegebenen Prachtalbums „All-Deutschland" hat es uns doch an einem Werke gefehlt, das, mit nur geringer Anwendung der kritischen Auslese, in möglichster Vollständigkeit die dichterischen Blüten zusammenfügt, welche der unser Vaterland mit der Erfüllung seines heiligsten Wunsches erfreuende Völkerfrühling gezeitigt hat. Vielleicht wird mancher im Hinblick auf jene kleinern und gewähltern lyrischen Sträuße das Binden eines solchen Riesenbouquets kaum gerechtfertigt finden, bei welchem natürlich die duft- und farblose Mittelmäßigkeit den größten Raum beansprucht. Uns scheint jedoch höchst verdienstlich und anerkennenswerth, was die Herausgeber unternommen haben, denen es offenbar ebenso sehr darauf angekommen ist, der Culturgeschichte wie der Poesie einen Dienst zu erweisen. In der That besitzt die Sammlung gerade durch die Vollständigkeit des Gebotenen einen durchaus eigenartigen und unbestreitbaren Werth, sodaß wir zu einer nochmaligen Revue der lyrischen Truppen veranlaßt werden, deren bede[illegible]ungsvoller Antheil an dem Sieg der gerechten Sache [illegible] niemand unterschätzt werden darf.

Das moderne Lesepublikum, gegen dessen unerschütterli[illegible] Gleichgültigkeit die zartleibigen Erzeugnisse der Dichter ein[illegible] so erbitterten Kampf ums Dasein führen müssen, wi[illegible] vielleicht das Studium eines sechsbändigen, nur aus Ly[illegible] bestehenden Werks als eine Strafarbeit ansehen. Wir gestehen jedoch, daß uns die Lektüre der umfangreichen Sammlung ein wahres Vergnügen bereitet hat. Nicht als ob wir den poetischen Werth der Gedichte überschätzten oder für die Mehrzahl der Verfasser eine Unsterblichkeit beanspruchen wollten, welche sie durchaus nicht verdienen. Aber wie reine, reiche und volle Strahlen spendet hier der Quell des deutschen Geistes dem empfänglichen Leser; wie freundlich blinken die Schätze, welche hier der Genius unsers Vaterlandes geschaffen hat! Es ist die Idealität und Reinheit der Gesinnung, welche auch den poetisch am tiefsten stehenden Producten eine relative Bedeutung sichert. Wer den Pulsschlag unserer Nation in dem Augenblicke verstehen will, als die bedeutungsschwere Frage des „To be or not to be" an sie herantrat, der muß sich in dieses Werk hineinversenken, das für den Geschichtschreiber jener Tage eine der wichtigsten und zuverlässigsten Quellen sein wird. Angesichts einer so ursprünglichen Kraft, einer so üppigen Lebensfreudigkeit, wie sie die Kriegslyrik von 1870 und 1871 bekundet, entledigt man sich auf eine Weile aller pessimistischen Anwandlungen und gewinnt die Ueberzeugung, daß unser Volk trotz aller drohenden Gefahren siegreich vorwärts schreiten und auf der Bahn zu höhern Zielen noch weite Strecken zurücklegen wird.

Es war ein glücklicher Gedanke der Herausgeber, die reiche Fülle des poetischen Materials chronologisch je nach den Ereignissen, auf welche Bezug genommen wird, zu ordnen und auf diese Weise eine ideale Geschichte des Kriegs zu bieten, dessen Vorgänge in ihrer poetischen Widerspiegelung an uns vorüberziehen. Das Ganze ist durch kleinere Unterabtheilungen mit charakteristischen Ueberschriften recht übersichtlich gegliedert, und zur bessern Orientirung ist jedem Bande ein Inhaltsverzeichniß sowie dem Schlusse der Sammlung ein sorgfältiges Register über das ganze Werk beigefügt worden. Der deutsche Dichterwald hallte in allen seinen Theilen von den verschiedenartigsten Melodien wider, da nicht nur jeder, dem die edle Sangeskunst verliehen war, in die Saiten griff, sondern auch viele andere, welche sich der Musengunst nicht rühmen konnten, gleichfalls keck den Hippogryphen

sattelten. In dieser lyrischen Springflut lassen sich jedoch einzelne Höhepunkte entdecken, die mit den das Herz des deutschen Volks am meisten bewegenden Ereignissen zusammenfallen. Es sind dies: die Kriegserklärung, die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs, und der Frieden.

Die Thatsache, daß die Poesie nur dann in freier Begeisterung dem Kriege folgt, wenn derselbe nicht die Bedeutung des selbstgefälligen Waffenspiels, sondern vielmehr diejenige der bittern, aber den höchsten Zielen dienenden Nothwendigkeit besitzt, hat die Kriegslyrik 1870 und 1871 wieder ins hellste Licht gestellt. Wenn man sich die Mühe nehmen wollte, die Gedichte zu zählen, welche das Kriegshandwerk als solches verherrlichen, so würde man über die winzige Anzahl derselben erstaunen. Beim Vorspiel zu dem gewaltigen Blutdrama, als die ersten Wolken am politischen Himmel aufzogen und dann die Verhandlungen in der französischen Kammer keinen Zweifel über das zu Erwartende mehr aufkommen ließen, galt die erste Empfindung, welche alle Herzen elektrisch durchzuckte, der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme und der Aufrichtung des Deutschen Reichs. Diesem Gefühle wußte Wilhelm Jordan's „Reichslied", voll gläubiger Zuversicht und zündender Kraft in seinen kurzen Versen, einen trefflichen Ausdruck zu verleihen. Das Gedicht, welches zu den allerersten gehört, erfreut um so mehr, als die darin ausgesprochene Prophezeiung durch den Gang der Geschichte in so glänzender Weise erfüllt worden ist. Emil Rittershaus beklagt zunächst vom Humanitätsstandpunkte aus in seinem Gedicht „An Frankreich" die Verirrung unsers so reichbegabten Nachbarvolks, stürmt dann aber, angethan mit den strahlendsten Waffen der Begeisterung, „Wider Bonaparte", während Albert Traeger in seinem düstern „Cäsar, die Todten grüßen dich" auf den Untergang des Lügenkaisers hinweist. Einzelne Ereignisse, wie die Vorgänge in Ems oder die Ankunft des preußischen Königs in Berlin, werden von Dichtern gefeiert, bei welchen die Gesinnung das Talent ersetzen muß. Dagegen hat die Kriegserklärung Frankreichs ein paar herrliche Gedichte hervorgerufen, so von Emanuel Geibel „Ein Psalm wider Babel", der in machtvollen Accorden wie Posaunenschall ertönt, und von Julius Grosse „Ihr habt's gewollt", nicht minder großartig und bewunderungswürdig in der Pracht der Terzinen. Im Vergleich zu diesen beiden vollgültigen poetischen Trümpfen macht sich Friedrich Bodenstedt's „Auf Frankreichs Kriegserklärung" etwas matt. Es will dem reizenden Sänger des Mirza-Schaffy nicht recht gelingen, den unmittelbar zu Herzen sprechenden Ton anzuschlagen.

Die Aufrufe an Deutschland sind zahllos wie Sand am Meer. Die herrlichste Perle ist unbedingt Ferdinand Freiligrath's „Hurrah Germania"; das Gedicht hat in seiner wildtrunkenen Begeisterung mit Recht eine nationale Berühmtheit erlangt und häufig dazu gedient, als deutsche Marseillaise von den weltbedeutenden Bretern herab die Feuerfunken der Kampfeslust in die Seelen zu werfen. In das Herz Frankreichs rücken wir ein, wenn Rittershaus sein „Deutschland über alles" und Julius Rodenberg sein „Nach Paris" singt. Julius Sturm preist sogar „Deutschland" in sapphischen Strophen, und Heinrich Viehoff verwickelt sich durch seine „Geharnischten Ghaselen" in einen noch größern Widerspruch zwischen Inhalt und Form, als es Rückert durch seine „Geharnischten Sonette" that. Heinrich Zeise's „Deutsches Lied" führt uns in die geweihte Situation vor dem Aufbruch der Kampfesscharen. In großer Anzahl sind auch die Abschiedslieder vertreten. Recht glücklich ist der „Soldatenabschied" von Feodor Wehl mit seinem stimmungsvollen Anfangs- und Schlußverse, von gewinnender Volksthümlichkeit das „Abschiedslied" von Rittershaus.

Wenn wir zu den eigentlichen Kriegsliedern übergehen, so sehen wir Geibel mit einem solchen vorüberstürmen, das in dem Blücher'schen „Vorwärts" das Unerbittliche des Kampfes glücklich ausdrückt und auch sonst von markiger Energie ist. Zugleich mit dem Sänger der blonden Minne läßt Rudolf Gottschall ein „Kriegslied" und ein „Reiterlied" uns entgegenflattern, von denen jenes eine freudige Siegeszuversicht athmet, während dieses in düsterer Haltung mehr den Ernst des Augenblicks erfaßt. Beide Gedichte zeigen die der Gottschall'schen Muse eigene schwungvolle Hoheit. Leichtere Waare und mehr dem Charakter des wanderlustigen Poeten entsprechend sind Hoffmann's von Fallersleben „Wir sind da" und „Der guten Sache". Im ganzen wohl gerathen ist auch „Frisch auf zum letzten Kampf und Streit" und ein „Schlachtlied" von Heinrich Zeise. Unter den Dichtern von Marschliedern ragt Julius Grosse mit seinem „Tambour, schlag an" bedeutungsvoll empor; anspruchsloser ist Rittershaus im „Marschgesang", und in dem bekannten Chassepotliede des Kladderadatsch-Gelehrten Rudolf Löwenstein macht der Humor sein gutes Recht geltend.

Auch aus der unmittelbar dem Beginn des Kampfes vorausgehenden Zeit, in welcher die Erregung des bangen Erwartens eine tiefere Versenkung in das eigene Gemüth zur Folge hat, besitzen wir manchen glücklichen dichterischen Wurf. Bodenstedt's „Er und Wir" und sein „Morituri te salutant" leiden allerdings an einer Trübung durch Reflexionselemente und einer allzu großen Subjectivität. Aber Freiligrath rührt wieder in „So wird es geschehen" mächtig das Herz, aus dem er jedes Zweifels Spuk durch unerschütterliches Vertrauen auf die gerechte Sache zu bannen weiß. Auch Hermann Lingg („Den Ersten") läßt sich in die lyrischen Truppen aufnehmen, wie der geistliche Liedersänger Karl Gerok („Palmen und Eichen", „Aufgebot an die Prediger") und der gemüthvolle Karl von Holtei („Seid einig"), während Zeise in Terzinen das Thema „Si vis pacem, para bellum" variirt und der greise Anastasius Grün in den drei Sonetten „Zeitklänge" eine sinnige Elegie aussendet. Napoleon's Proclamation mußte die deutschen Sänger zu poetischer Gegenwehr auffordern, und unter ihnen bestehen Oskar von Redwitz, der seine „Amaranth" vergessen hat und „An Napoleon" schreibt, sowie Rudolf Gottschall durch „Das Lied von Waterloo" mit Ehren.

Als es galt, die ersten Siegesthaten zu feiern, griff allerdings häufig genug der Dilettantismus zu inhaltslosem Geklimper in die Saiten, aber nicht minder ließen auch wahre Dichter ihre wohlgestimmte Leier in Klängen von warmer poetischer Begeisterung ertönen; so der formgewandte Felix Dahn mit seinem „Deutschen Siegesliede", und Rittershaus mit „Der erste Sieg" und „Eine Sonn-

tagspost", während die patriotische Muse Ernst Scherenberg's den hellsten Jubel in „Hoch Deutschland" ausjauchzen läßt. Auch Geibel steht wieder groß da in „Deutsche Siege", Lingg's „Deutsches Lied zum 4. August 1870" erscheint aber schwunglos und nüchtern. Dagegen zeigt Julius Grosse in dem prachtvollen „Auf die Knie, Frankreich" den großartigen Pomp der Chöre des Aeschylus. Das Gedicht erdröhnt von der eisernen Wucht des in ihm wohnenden sittlichen Pathos. Der feinsinnige Wilhelm Jensen begrüßt Elsaß als „Die verschollene Erbschaft". Auch besitzen wir aus dieser Zeit das innige „Gebet" von Rittershaus und das unendlich rührende Gedicht von Freiligrath „An Wolfgang im Felde", das von zartester Wehmuth durchzittert wird. Der Wiederkehr des Napoleonstags gedenken unter anderm Grosse in „Auch eine Augustnacht" und Max Remy in „Die Todten sind erwacht". Geibel's „Der Ulan" enthält eine hübsche poetische Monographie, Alfred Meißner's „Vor der Entscheidung" verurtheilt Napoleon als französischen Macbeth. Auf die Vorgänge um Metz bezieht sich Freiligrath's „Die Trompete von Gravelotte", in jeder Weise und namentlich in Rücksicht auf die Magie der Stimmung eine Meister- und Musterleistung. Rittershaus wendet seinen Pegasus gleichfalls „Zum 18. August 1870", und Redwitz spendet „Dem deutschen Heere" Dankesworte. Der Witwen und Waisen nicht zu vergessen, mahnt Albert Traeger in „Verlaßt, die euch vertrauen, nicht", und Lingg preist „Die heilige Zeit".

Einen großen Theil des dritten Bandes nehmen die Lieder ein, welche sich mit den bedeutungsvollen Ereignissen um Sedan beschäftigen. Das umfangreichste Gedicht ist von Felix Dahn „Die Schlacht von Sedan", eine lebendige auf eigener Anschauung beruhende Schilderung des Kampfgewühls von dramatischer Kraft und glänzender Malerei; das schönste von Geibel: „Am 3. September 1870", welches den gläubigen Sinn und liebenswürdigen Theismus aufweist, um welchen man den Dichter im Zeitalter Darwin's beneiden möchte. Man glaubt einen Psalm zu hören, und namentlich ist die den Anfang und Schluß bildende Strophe unvergeßlich. Einen freudigen Humor athmet „Die Kaiserjagd" von Rittershaus, Rudolf Genée verherrlicht „Die deutschen Helden". Aehnlichen Stils ist Gerok's „Sedan" und Jensen's frischempfundenes Lied „Der 2. September 1870". Auch über den Ocean senden Dichter wie Rittershaus und Remy an die Brüder herzliche Grüße, und Meißner richtet ernstmahnende Worte „An die Deutsch-Oesterreicher". Mehrfach wird Napoleon auf Wilhelmshöhe dichterisch angesprochen, am gelungensten ist Rudolf Gottschall's „An den Cäsar", in einer von dem Verfasser componirten, sehr ansprechenden gereimten Odenform, und „Gefangen" von Max Remy. Von Rudolf Gottschall gehören noch zwei andere Gedichte hierher, von denen das eine „An Victor Hugo" eine energische Antwort auf des Dichters Friedensmanifest enthält und das andere „Das rothe Kreuz" in edler Haltung den sänftigenden Einfluß der Humanität auf den Krieg besingt, wie Aehnliches von Rittershaus in „Den Verwundeten" und Bodenstedt in „Erste Mahnung" glücklich versucht wird.

In der Zeit zwischen dem Sedansiege und der Verkündigung des neuen Deutschen Reichs schweigt zwar die Muse keineswegs, aber hier finden sich die poetischen Nieten ungleich häufiger als die Treffer. Frisch, froh, freudig ist Alfred Meißner, wenn er „Straßburg ist unser!" singt, düster und unerbittlich ist von demselben „Paris und das deutsche Heer". Auch Wilhelm Jensen's „Lieder aus Frankreich" kommen zu hübscher Geltung, da sie mit vielen herzgewinnenden Zügen ausgestattet sind und das charakteristische Gepräge eines feinen Adels tragen. Geibel's „An Deutschland" und Rittershaus' „Einst und Jetzt" sind Jubelgesänge auf die glückverheißende große Zeit im Vaterlande. Freiligrath schlägt in „Freiwillige vor!" zarte elegische Töne an, Rudolf Gottschall weist „Zum neuen Jahr" auf das kommende Kaiserreich hin, dem dann unzählige dichterische Grüße zu Füßen gelegt werden. Die erste Nummer zieht wieder Geibel mit seinem „Lied vom deutschen Kaiser". An das belagerte „Paris" führt Lingg, während Adolf Stern in einem formschönen Gedicht den „Fall von Paris" besingt. In überschwellendem Reichthum strömt endlich die lyrische Flut beim Friedensschlusse, an dem natürlich kein Sänger still vorübergeht. Ein tiefempfundenes sehr stimmungsvolles „Requiem" singt Gottschall. Von den Dichtern der eigentlichen Friedenslieder sind Julius Sturm, Oswald Marbach, Müller von der Werra, Wilhelm Jordan und Emanuel Geibel mit Auszeichnung zu nennen. Allgemeiner Natur sind „Ostern" von Gottschall und „Deutsche Pfingsten 1871" von Traeger.

Eine unparteiische Betrachtung der Kriegslyrik 1870 und 1871 muß die ironische Auffassung derselben, welche allzu häufig von der oberflächlichen Urtheilslosigkeit beliebt worden ist, als durchaus ungerechtfertigt erscheinen lassen. Wol überwiegt auch auf diesem Gebiete wie auf jedem andern die Durchschnittswaare, aber wenn wir aus dem Sande der Mittelmäßigkeit die glänzenden Goldkörner der Lieder heraussuchen, womit Freiligrath, Geibel, Grosse, Gottschall, Rittershaus, Jensen die deutsche Nationalliteratur beschenkt haben, so ist dadurch ein Gewinn für unsere geistigen Schatzkammern eingeheimst, auf den wir stolz sein können, und was die untergeordneten Poeten betrifft, welche in jener Zeit die Hippogryphen sattelten, so geben wir den Zweiflern und Tadlern folgendes Sonett von Julius Sturm zu bedenken:

Kampf- und Siegesgedichte.

Ganz Deutschland zählt kaum so viel Bajonnete
In diesem Krieg, als Kampf- und Siegeslieder,
Und jeder neue Tag bringt neue wieder,
Und immer länger wird die lange Kette.

Mit Versen stehn wir auf und gehn zu Bette,
Mit Versen strecken wir die müden Glieder,
Und schließen wir zum Schlaf die Augenlider,
Umsummen uns noch Stanzen und Sonette.

So klagt ihr; — doch ich bitt' euch, nicht zu schelten
Der Lieder Menge, die ja nur bekunden,
Wie frisch das Herz des deutschen Volkes schlage.

Laßt freudig jedes Lied als Blume gelten
Im Kranze, der zu Ehren wird gewunden
Für unsers deutschen Volkes größte Tage.

Eugen Zabel.

Neue Erzählungsliteratur.

1. Väter und Söhne. Von Iwan Turgénjew. Autorisirte Ausgabe. Mit einem Vorwort des Verfassers. Zweite Auflage. Mitau, Behre. 1873. 8. 4 M. 50 Pf.
2. David Elginbrod von George Mac Donald. Aus dem Englischen übersetzt von Julie Sutter. Autorisirte Uebersetzung. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1873. Gr. 8. 9 M.
3. Die Eremitin von St.-Cloud. Roman von Luise Ernesti. Jena, Costenoble. 1873. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Historische Novellen. Von George Hiltl. Zwei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 8 M.
5. Der Burggraf und sein Schildknappe. Lebensbilder aus der Zeit des ersten Kurfürsten von Brandenburg, des Gründers der Macht Preußens. Historische Erzählung für Jugend und Volk von R. Roth. Mit 75 Text-Illustrationen, 4 Tonbildern und 1 buntem Titelbilde. Leipzig, Spamer. 1873. Gr. 8. 6 M.
6. Aus bewegten Tagen. Eine Erzählung von Luise Hohndorf. Zwei Theile. Halle, Gesenius. 1873. 8. 5 M. 40 Pf.
7. Aus heißen Tagen. Geschichten von Levin Schücking. Stuttgart, Simon. 1874. 8. 5 M.
8. Zur Neujahrszeit im Pastorate zu Nöddeboe. Eine Erzählung von Nicolay. Nach der dritten Auflage des dänischen Originals deutsch von W. Reinhardt. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 8. 4 M. 50 Pf.
9. Dramatische Gestalten. Novellen von Otto Girndt. Zwei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 8 M.
10. Freudvoll und Leidvoll. Erzählungen von Sophie Junghans. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1874. 8. 9 M.
11. Criminalnovellen. Von J. D. H. Temme. Drei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 12 M.
12. Geschichten aus den Alpen. Von P. K. Rosegger. Zwei Bände. Pest, Heckenast. 1873. 8. 9 M.

Wir beginnen unsere heutige Uebersicht mit dem socialen Roman. Nach dem Richterspruche ästhetischer Schultheorien gebührte allerdings dem historischen Romane der Vortritt; wir aber meinen, daß der sociale Roman der historische Roman im eminentesten Sinne ist, denn die Ideenströmung der Zeit, welche hier künstlerische Verkörperung erhalten soll, ist die letzte Summe einer Entwickelungsreihe historischer Factoren, eine historische Macht selbst, welche eben das Leben unserer Zeit bestimmt. Iwan Turgénjew's „Väter und Söhne" und George Mac Donald's „David Elginbrod" vertreten diesmal den socialen Roman. In beiden Romanen bekämpfen sich Kräfte und Mächte der Zeit, einerseits zwar verwachsen mit dem nationalen Boden, andererseits aber doch auch zusammenhängend mit dem modernen Geistesbewußtsein überhaupt.

Turgénjew ist ein Poet von hoher Begabung, er ist dabei auch ein Künstler, der ein so starkes Lebensgefühl besitzt, wie kaum einer seiner Zeitgenossen. Das strömt von seiner Individualität aus und in seine Gestalten über, die darum immer Existenzen sind, die mit plastischer Wucht für ihr Dasein zeugen. Das bewirkt Turgénjew nicht durch große Züge, wie etwa der griechische Künstler bildete, sondern er führt uns den Weg von außen nach innen; aus sorgfältig dargestellten Details des Sichgehabens und Sichtragens läßt er gemach die geistige Individualität hervorwachsen. Darin ist er ganz Kind seines Volks, seiner Rasse. Der Slawe ist der Realist von Haus aus. Er schaut nur die Dinge in ihrem zufälligen Dasein — nicht die Ideen der Dinge. So ist er für naturwissenschaftliche Erkenntniß begabt, aber wenn er sich in das Reich der Speculation wagt, fördert er die unglaublichsten Dinge zu Tage. Man denke nur an die Ausgeburten, welche die Hegel'sche Philosophie in den russischen Köpfen erzeugt hat. Man braucht aber auch nur eine Sammlung slawischer Volkslieder neben eine solche deutscher Volkslieder zu halten, um die grundverschiedene geistige Organisation der beiden Rassen zu verstehen.

Man wird also für die Turgénjew eigene Schilderungsweise in dem Naturell der Rasse, der er angehört, die Erklärung suchen müssen. Daneben ist bei Turgénjew, im Grunde genommen, viel subtile psychologische Analyse; aber dieser Proceß vollzieht sich nicht, wie z. B. häufig bei Balzac, in theoretischer Nacktheit, sondern wir verfolgen ihn nur in sichtbaren Effecten. Der Art solcher Charakterschilderung entspricht auch die Weise der Einkleidung des Kampfes der Ideen und Mächte der Zeit, welche ja die Achse des Romans ist.

In „Väter und Söhne" (Nr. 1) soll ein künstlerisches Abbild jenes Kampfes uns gegeben werden, wie ihn die junge Generation, die Gegenwart, mit ihren Vätern führt. Die „Söhne" sind es, welche alles Ideelle verleugnen, jede Autorität verhöhnen und den Nihilismus auf ihr Banner schreiben; denn dies ist ja bekanntlich die Caricatur, zu welcher der Materialismus der westlichen Nationen in Rußland ausartete, wozu sich dann noch die Engherzigkeit des Sektenbewußtseins gesellte. Zu ihnen im Gegensatze stehen die „Väter", die Anhänger der Begriffs- und Gefühlsromantik, für welche Philosophie und Kunst, aber auch Familie und Nationalität noch positive Werthe sind. Nun sind es aber keineswegs große Verhältnisse, in welchen sich dies Kampfspiel vollzieht, und auch nicht große Menschen — sei es groß im Guten oder Bösen —, welche dasselbe vor uns aufführen; interessant sind sie, aber es fehlt ihnen allen, daß der weltgeschichtliche Herzschlag sie durchpulst. Es ist z. B. sehr bezeichnend, daß der Hauptvertreter der „Väter" in erster Linie durch die nonchalanten, ja rüden Umgangsformen, deren sich der Hauptvertreter der Nihilisten befleißigt, gegen diesen zum Kampfe gereizt wird. Dieser Hauptvertreter der „Söhne" ist Bazaroff. Sein Signalement:

> Er hatte ein langes, mageres Gesicht mit offener Stirn, eine oben breite nach der Spitze zu feiner werdende Nase, große, grünliche Augen und lang herabhängende sandfarbige Favoris; ein ruhiges Lächeln lag auf seinen Lippen; seine ganze Physiognomie drückte Intelligenz und Selbstvertrauen aus.

Der bewußteste Vertreter der Weltanschauung der „Väter" ist der elegante Paul Kirsanoff. Mehr naive Repräsentanten derselben Weltanschauung sind der Landedelmann Nikolas Petrowitsch Kirsanoff, der Bruder Paul's, und das Aelternpaar des Nihilisten Bazaroff. Arkad, der Sohn des Nikolas Petrowitsch, wird durch die Liebe zu dem allerliebsten Backfisch Katia von den Nihilisten zu den Anhängern der Gefühlsromantik hinübergezogen. Die starkgeistige Frau, die weibliche Nihilistin par excellence, ist die Episodenfigur Eudoxia Nikitischna Kuk-

schin. Lassen wir ihre Beschreibung folgen, sie ist zugleich ein markantes Beispiel Turgénjew'scher Darstellung:

Das Zimmer, in das sie eintraten, glich mehr einem Arbeitscabinet als einem Salon. Papier, Briefe, russische Revuen, deren Blätter größtentheils unaufgeschnitten waren, lagen auf den staubigen Tischen; überall waren halbgerauchte Cigarrenenden umhergeworfen. Die Herrin des Hauses lag nachlässig auf einem Ledersofa; sie war noch jung, hatte blonde Haare und ein Spitzentuch um den Kopf geschlungen; ihre kurzfingerigen Hände waren mit schweren Bracelets geschmückt. Sie stand auf, zog eine mit vergilbtem Hermelin gefütterte Sammtmantille nachlässig über die Schultern, sagte mit schmachtender Stimme zu Sitnikoff: „Guten Tag, Victor", und drückte ihm die Hand. „Bazaroff — Kisranoff", sagte er kurz, indem er Bazaroff's Art vorzustellen nachäffte. — „Willkommen, meine Herren", sagte Madame Kukschin; und die runden Augen, zwischen denen ein armes, winziges, rothes Stülpnäschen hervorstand, auf Bazaroff heftend, setzte sie hinzu: „Ich kenne Sie", und drückte ihm gleichfalls die Hand. Bazaroff machte eine leichte Grimasse. Das unbedeutende Gesichtchen der Emancipirten hatte gerade nichts allzu Häßliches, aber der Ausdruck ihrer Züge war unangenehm. Man hätte sie fragen mögen: „Was ist dir? Hast du Hunger? oder Langeweile? Fürchtest du dich vor irgendetwas? Wozu all dieses Mühen?" Auch bei ihr wie bei Sitnikoff hatte man das Gefühl, als ob ihr fortwährend etwas „an der Seele kratzte". Ihre Bewegungen und ihre Sprache waren rasch und plump zugleich; sie selbst hielt sich ohne Zweifel für ein gutes und einfaches Geschöpf, und doch, was sie auch thun mochte, immer hatte es den Anschein, als beabsichtige sie etwas anderes zu thun.

Die weibliche Heldin aber ist Frau von Odinzoff; in ihrer fröstelnden Gemüthsklarheit, ihrem kühlen Positivismus — beides wurzelnd mehr in ihrer Scheu vor aller raschen psychischen Bewegung als in Resultaten logischer Denkarbeit — steht sie in der Mitte zwischen den Vertretern der Principien der „Väter" und der „Söhne".

Frau Odinzoff war ein wunderbares Wesen. Ohne Vorurtheil, ja sogar ohne festen Glauben, wich sie vor nichts zurück, und doch schritt sie nicht viel vorwärts. In vielem sah sie scharf, interessirte sich für vieles, und nichts konnte sie befriedigen; ich weiß nicht einmal, ob sie eine volle Befriedigung wünschte. Ihr Geist war wißbegierig und gleichgültig zugleich; nie verschwanden ihre Zweifel, ohne eine Spur zu hinterlassen, und nie wurden sie stark genug, um sie zu beunruhigen. Wäre sie nicht reich und unabhängig gewesen, so hätte sie sich vielleicht ins Getümmel gewagt und die Leidenschaften kennen gelernt.... Aber so hatte sie ein ungetrübtes Dasein, obgleich sie manchmal ein Gefühl von Langeweile überkam, und sie fuhr fort, ohne sich je zu beeilen und nur selten erregt, von Tag zu Tag zu leben. Manchmal traten nur allzu verführerische Bilder vor ihre Augen, aber wenn das Bild verschwunden war, sank sie in ihre Seelenruhe zurück und bedauerte nichts. Ihre Einbildungskraft überschritt oft die Grenzen des nach den gewöhnlichen Regeln der Moral Erlaubten; aber selbst dann floß das Blut in ihrem schönen, immer frischen und friedlichen Körper so ruhig wie gewöhnlich. Oft, wenn sie morgens warm und schmachtend aus ihrem duftigen Bade stieg, konnte sie anfangen zu träumen über die Eitelkeit des Lebens, über seine Freudlosigkeit und seine Mühe und Arbeit. Ein plötzlicher Aufschwung erfaßte sie, sie fühlte ein edles Streben in ihrem Innern erwachen; da drang ein Zug durch ein halb offenes Fenster, und Frau Odinzoff schauerte, beklagte sich, sie bezwang sogar nur mühsam eine Zornesregung und verlangte für den Augenblick nur das eine, daß der garstige Wind aufhöre. Wie alle Frauen, denen es nicht gegeben ist, zu lieben, wünschte sie beständig etwas, ohne selbst recht zu wissen was. In der That wünschte sie nichts, obgleich es ihr vorkam, als ob sie alles in der Welt wünsche. Kaum hatte sie ihren Gatten ertragen mögen. Sie hatte sich aus Berechnung vermählt; sie hätte wahrscheinlich nicht eingewilligt, Herrn Odinzoff zu heirathen, wenn sie ihn nicht für einen galanten Mann gehalten hätte; er war es auch — und dennoch war ihr ein geheimer Widerwille gegen die Männer überhaupt geblieben, die sie sich alle unreinlich, plump, träge, beständig gelangweilt und energielos vorstellte.

So interessant nun alle diese Menschen sind, so wenig es ihnen an Lebensrealität mangelt, so ist uns doch klar, daß es zwischen ihnen keinen echten und rechten Kampf und darum auch keinen rechten Austrag desselben geben wird. Es mangelt gänzlich jeder Funke jener erhabenen Leidenschaftlichkeit, ohne welche ein bewußter Kämpfer für oder gegen eine Weltanschauung kaum zu denken ist. So überwiegt auch thatsächlich das Moment der Zuständlichkeit das der Handlung. Und ist es ein rechter Austrag, wenn Arkad durch die Liebe zu dem liebenswürdigen Backfisch Katia zu den „Vätern" übergeht, und Bazaroff an Leichengift stirbt, das er sich bei einer medicinischen Untersuchung unvorsichtigerweise in den Körper führt? Der Dichter steht auf Seite der „Väter"; aber was soll den Nihilismus widerlegen? Daß er sich mit Entäußerung aller Affecte für die Güter des Gemüths und des Geistes zugleich aller Freuden entledigt, wodurch das Leben zu einem furchtbar öden Taglöhnerthum wird? Das nähme dem Nihilismus noch nicht seine Berechtigung, denn der Begriff der Pflicht steht über allen Freuden des Herzens und des Geistes. Aber daß der Nihilist an der Pflicht zum Frevler wird, indem er sich an der den eigentlichen Fortschritt bedingenden Arbeit nicht betheiligt, das hätte vom Dichter mehr betont werden müssen. Von allen Charakteren des Romans imponirt Bazaroff am meisten, nach ihm fordert Frau Odinzoff das meiste Interesse heraus. Das spricht wahrhaftig wenig für die Welt- und Lebensanschauung der „Väter". Der Dichter selbst spricht am Grabe Bazaroff's die schönen Schlußworte:

Wie leidenschaftlich, wie rebellisch das Herz auch war, das in einem Grabe ruht: die Blumen, die darauf erblühen, sehen uns freundlich mit ihren unschuldigen Augen an; sie erzählen uns nicht allein von der ewigen Ruhe, von der Ruhe der „gleichgültigen" Natur, sie erzählen uns auch von der ewigen Versöhnung und von einem Leben, das kein Ende haben soll.

Turgénjew's Roman entläßt uns mit der höchsten Achtung vor dem künstlerischen Vermögen seines Schöpfers, aber wir fühlen nicht jene Weihe und Erhebung, wie sie Eigenthum der Seele sind, wenn wir vor einem Kunstwerke standen, das ein solches im eminenten Sinne ist, d. h. das seine Aufgabe erfüllte: geläutertes, verklärtes Sein darstellt.

Es ist eine grundverschiedene geistige Atmosphäre, in die uns George Mac Donald's „David Elginbrod" (Nr. 2) führt. Sie ist wieder in erster Linie bedingt durch den nationalen Boden, aber wie in dem Romane Turgénjew's die „Väter" von Goethe und Hegel sprechen und die „Söhne" sich auf Büchner und Moleschott berufen, so ist auch hier der Einfluß deutschen Geistes maßgebend; aber man wird dabei zurückgehen müssen auf Jakob Böhme und auf die „Theologia deutsch", die seit der Wiederherausgabe durch Pfeiffer im britischen Reiche so vielen Anklang gefunden hat. Ein vergeistigtes Christenthum von pantheistischer Färbung ist es, wie man die Art des Verfassers, religiös zu denken, die Welt anzuschauen, bezeichnen könnte. Bedauernswerth ist es dabei nur, daß derselbe von mystisch-spiritistischen Anwandlungen sich nicht

freihält, so sehr er im einzelnen gegen den Materialismus im Spiritismus zu Felde zieht.

Der eigentliche Verkünder dieser Weltanschauung ist David Elginbrod, zu dem wol der deutsche Schuster Jakob Böhme manche Züge geliehen hat. Eine Individualität ebenso tief wie heiter, so kraftvoll wie milde, so schlicht wie weise. Er ist Landmann, „aber dieser Landmann hatte in sich die wesentlichen Elemente der Hoheit der alten Propheten, verherrlicht durch den Glauben, welchen der Menschensohn nicht auf Erden fand, welchen er aber zurückließ, damit er auf der Erde wachse und sich auch entfalte in einem herrlichen Wachsthum der Schönheit und Kraft in diesem Bauersmann, der einfach und patriarchalisch war inmitten eines dünkelvollen Zeitalters".

Wol verschwindet er schon nach dem ersten Drittel der Entwickelung der Handlung von deren Schauplatz; aber mit Recht sagt der Verfasser:

Sein Name wird als der Name meiner Geschichte stehen bleiben. Wenn er nicht in derselben wäre, so wäre die Geschichte nicht des Niederschreibens werth gewesen. Der Einfluß dieses Bauersmanns ist das Salz des Ganzen; das Leben eines Menschen auf Erden ist ja nicht nach der Zeit zu bemessen, während welcher er hier unten sichtbar ist. Diese Geschichte wird endlich schließen in Gegenwart seines verklärten Geistes!

Der sichtbare Träger dieses seines Geistes ist seine Tochter Margarethe; eine Gestalt, die zu schaffen nur der legitime Poet vermag. Gemäß der Natur des Weibes setzt sich hier aber alles, was im Vater noch Lehre und Abstraction war, in habituellen Gemüthszustand, in Thatäußerung, kurz in concretes Dasein um. Alle Reinheit, himmlische Güte und Schönheit, welche die Menschennatur zu fassen vermag, sind in ihr, aber dies läßt sie nicht zur Abstraction eines auf das „fabula docet" ausgehenden Scribenten werden; sie ist gut, aber nicht die Güte, ist rein, aber nicht die Reinheit, ist schön, aber nicht die Schönheit. Sie ist das Kind der Natur im vollen Sinne des Wortes; alle Abstractionen sind ihr ferngeblieben; sie schaut auch Gott nur aus der Natur heraus; in jeder Lebensregung der Natur vernimmt sie die Athemzüge des göttlichen Lebens, es spricht zu ihr mit gleicher Vernehmlichkeit aus dem Weben des Frühlings, den Stürmen des Winters, aus der ersten Primel und dem Wirbel der Schneeflocken. Durch den Einfluß dieser Geister werden aus der Weltverlorenheit zur Theilnahme an jener höhern Erfassung des Lebens und seiner Aufgaben Hugo Sutherland, der Mittelpunkt des Handlungsgewebes, und dann Euphra geführt. Die Charakteristik Euphra's zeigt interessante Pinselstriche; das Interesse wird nur getrübt durch die Rolle, welche Magnetismus und Somnambulismus in ihrem Leben spielen.

Im ganzen aber hat die religiöse Anschauung Mac Donald's nichts Krankhaftes an sich, sie hat nichts mit quietistischem Mysticismus zu thun, er gleicht hier seinem schottischen Landsmanne Carlyle; in beiden wird das religiöse Pathos zum Pulsschlage der That. So heißt es z. B. einmal:

Ist Seligwerden nicht das Einswerden unsers ganzen Wesens zu einem harmonischen Ganzen — Gott zuerst in uns, wir zuletzt, und dazwischen alles in rechter Ordnung? Etwas, das dem bei Euphra vorgekommenen Wechsel sehr ähnlich ist, findet bei einem Menschen statt, der erkennt, daß sein Glaube Handeln werden muß; daß sein religiöses und sein menschliches Leben eins sind; daß er das **thun** muß, was er bewundert. Das Ideale ist das einzig vollkommen Reale und muß auch im individuellen Leben zum Realen werden, so unmöglich es denen scheinen mag, die nie den Versuch machen oder nicht Gott zutrauen, daß er es zu Stande bringt, wenn sie in ihrem Versuch zu Schanden werden.

Wie schon in Bezug auf Margarethe bemerkt wurde, erweist sich diese Art religiöser Weltanschauung auch günstig in Bezug auf Vertiefung der Naturauffassung. Es bleibt nichts Todtes, nichts Geistverlassenes zurück; und weil das Auge dem Weben göttlichen Geistes in jeder Naturerscheinung nachspürt, darum schärft es sich auch mehr und mehr für das äußere Erfassen desselben, und so gewinnt die Naturschilderung ebenso sehr an innerm Leben wie an äußerer Treue. Wir begleiten Sutherland auf seiner ersten Wanderung in den Fichtenwald:

Das Sonnenlicht glänzte wie Sonnenuntergang auf den röthlichen Stämmen und Aesten der alten Fichten, aber wie der erste Sonnenaufgang der Welt auf den zarten, grünen Sprossen der Lärchen. Hoch oben hingen, als Zeugen vergangener Sommer, die braunen Fichtenzapfen in reichlicher Menge, und am Boden spielte das Sonnenlicht auf den großen gefallenen Zapfen, die sich geöffnet hatten, um ihren herbstlichen Samen auszustreuen, und jetzt der Verwesung harrten. Ueber ihnen neigten sich im Winde die Kronen, von welchen sie gefallen, wie um den Frühling zu begrüßen, mit jener eigenthümlich schwankenden Bewegung, welche die Dichter des 16. Jahrhunderts zum Ausdruck „segelnde Fichten" berechtigte. Der Wind blies kühl, aber nicht kalt, und war voll köstlichen Erdgeruchs, was Sutherland für ein Zeichen hielt, daß die Natur endlich zum Leben erwache. Und der Frühling, den er zu suchen gegangen war, kam ihm entgegen: denn erstens entdeckte er am Fuße eines Baums eine kleine Primel, die zwischen ihren rauhen schützenden Blättern hervorguckte; er wunderte sich über die Metamorphose, durch welche aus solchen Blättern eine solche Blume wachsen kann. Hätte er die Mutter des nächsten Frühlingsboten gesehen, so wäre wol die gleiche Frage in anderer Form in ihm aufgetaucht; denn als er weiter ging mit der kleinen Blume in der Hand und mit dem Gefühl im Herzen, daß es beinahe grausam sei, sie gebrochen zu haben, begegnete er zweitens dem Frühling, wie in seiner eigentlichen Gestalt, in Margarethen. Er sah aus einiger Entfernung, wie sie, an den Stamm einer Fichte gelehnt, hinaufblickte in die Krone, die hin- und herwogte in der Strömung des neuerwachten Lebens. Er näherte sich ihr mit einiger Schüchternheit; sogar die Gegenwart eines so jungen Mädchens war hinreichend, um Sutherland verlegen zu machen — wol deshalb, weil er fürchtete, sie zu erschrecken, sowie man ein Gefühl von Furcht hat, wenn man auf ein ruhendes Reh zugeht. Sie aber, als sie seine Schritte hörte, wandte ihre Augen langsam vom Baumwipfel ab und erwartete sein Näherkommen wie eine, die sich in ihrem eigenen Heiligthum weiß.

Wir möchten die Weltanschauung, welche dieses Buch verkündigt, nicht in jedem Punkte vertreten, aber sie noch weniger richten wollen; mitten hindurch schreitet der Dichter zwischen dem Materialismus christlicher Orthodoxie und dem Materialismus als Resultat kurzsichtiger Verwerthung naturwissenschaftlicher Resultate. Der Weg von da bis zu Spinoza ist kein allzu weiter. Und dann sind es denn doch wieder ideale Mächte, welche mit ausgesprochener Intensivität in dieser Dichtung sich offenbaren und ringen, Leben und Wirklichkeit zu werden. Und eine hochbegabte Dichternatur bannt dieses Leben in Gestalten, die wir erkennen als Kinder dieser Welt, als Theilhaber unsers Bluts, aber von solcher Steigerung des Lebens-

fonds und gehoben auf jene Höhe, welche sie würdig macht, im Reiche der Kunst zu wandeln.

Der historische Roman im engern Sinne ist vertreten durch „Die Eremitin von St.-Cloud“ von Luise Ernesti (Nr. 3). Luise Ernesti erzählt uns darin die Geschichte der Anna Françoise von Louchier, Freundin des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern. Der historische Roman im engern Sinne — die Gattung der Erzählungsliteratur, welche das höchste Kunstvermögen fordert — wird gemeiniglich zum Lotterbett poetischen Unvermögens. Hier ist es nicht um bloße Erzählung eines Hergangs zu thun, wobei historische Notizen und lahme Erfindung eine unerquickliche Ehe eingehen. In den Brennpunkt der historischen That muß sich hier der Dichter stellen und wie ein Seher, aber mit nach rückwärts gewandtem Blick, die Weise ihres Geschehens herausdeuten. Historische Charaktere, die sich darin bewegen, muß er von allem archivalischen Staube befreien und, ohne im großen und ganzen die geschichtliche Wahrheit zu verletzen, sie mit dem kräftigen Herzschlag intensivsten individuellen Lebens versehen. Also: mächtige Gestaltungskraft, geschichtsphilosophischer Tiefblick, umfassendes historisches Wissen: das sind die Anforderungen, welchen entsprochen sein muß, soll der historische Roman ein lebendurchglühtes, wahrhaftes Kunstwerk, nicht aber ein lebensloses Artefact oder die willkürliche anekdotenhafte Ausstattung eines Geschichtskapitels sein. Luise Ernesti ist über das letztere nicht hinausgekommen. Sie schien überhaupt keine andere Absicht gehabt zu haben, als uns so gelegentlich die Geschichte der hübschen Freundin Emanuel's von Baiern zu erzählen. Das thut sie nun schlecht und recht, ohne sich zu höherer Bedeutung zu erheben. Dem Habitué der Leihbibliothek wird dieser Roman insofern Genüge leisten, als er zwei bis drei müßige Stunden ausfüllt; eine ernsthafte Kritik fordert er nicht heraus.

Strenger nahm seine Aufgabe George Hiltl, von dem uns zwei Bände „Historische Novellen“ (Nr. 4) vorliegen. Die Novelle hat schon gemäß ihrer künstlerischen Organisation eine leichtere Stellung zur Historie als der Roman — wie sie dabei aber auch andererseits viel beschränkter in der Wahl des historischen Stoffs ist. Es liegt nicht in der Aufgabe der Novelle, eine breite Charakterentwickelung zu geben, sondern ihre Sache ist es, auf eine einzige Katastrophe loszusteuern, welche uns dann allerdings einen völlig ergründenden Tiefblick in die Individualität des Helden gewähren muß. So darf es also die Novelle gar nicht wagen, ein welthistorisches Individuum in ihren Bereich zu ziehen, oder sie muß sich doch mindestens auf ein Factum seines Privatlebens beschränken, das zu seiner weltgeschichtlichen Stellung in gar keiner oder nur geringer Beziehung steht. George Hiltl hält diese Grenze ein.

Die erste seiner historischen Novellen: „Der Teufelsdoctor von Wolfenbüttel“, spricht durch die culturgeschichtliche Färbung an; die zweite: „Der Tischler von Poissy“, ist insofern historisch, als ihre Handlung sich auf dem Hintergrunde des jüngsten deutsch-französischen Kriegs abspielt. Die dritte Novelle: „Jakob Callot“, behandelt die Belagerung von Nancy im Jahre 1533 durch die Franzosen und des Künstlers Callot Liebe zu seiner Mutterstadt sowie die Bethätigung seines Mannesmuths gegenüber deren Feinden. Auch an dem „fabula docet“ fehlt es nicht: „Daß die Leute in Nancy nicht immer gegen, sondern lange Zeit noch für Deutschland waren und echten deutschen Sinn, Liebe für das Vaterland hegten, dafür wird die nachfolgende Erzählung ein Beispiel bringen.“

Die spannend erzählte Novelle: „Auf der Felsbank von Bahama“, ist wieder nur insofern historisch, als das Thema „Emancipation der Sklaven“ darin eine Rolle spielt. Die fünfte (letzte) Novelle: „Die Schlacht von Bunkershill“, erzählt die Rettung des englischen Malers John Trumbull durch sein die Schlacht von Bunkershill darstellendes Bild.

George Hiltl imponirt weder durch Tiefe oder Feinheit psychologischer Schilderung noch durch besondere Eleganz der Darstellung; aber Solidität und schlichte Kraft in Charakteristik und Darstellung kann ihm nicht abgesprochen werden.

Der historischen Erzählungsliteratur — doch mit der specifischen Intention zu belehren — gehört auch an: „Der Burggraf und sein Schildknappe“ von Richard Roth (Nr. 5). R. Roth wendet sich mit diesem Buche in erster Linie an die Jugend und an das Volk, diesem das Leben des Kurfürsten Friedrich I., des Stammvaters des preußischen Königshauses, vorzuführen. Gründliche historische Studien liegen der Erzählung zu Grunde; damit geht Hand in Hand eine nicht zu unterschätzende Begabung, Menschen von kernhafter Realität vor uns handeln und wandeln zu lassen. Der patriotisch-pädagogische Endzweck findet seinen Ausdruck nicht in pathetischen Tiraden, sondern darin, daß tüchtige Menschen durch tüchtiges Handeln uns gewinnen und so für Fürst und Land erwärmen. Dem Buche sind zahlreiche treffliche Illustrationen beigegeben.

Historisch ist auch die Erzählung: „Aus bewegten Tagen“ von Luise Hohndorf (Nr. 6). Die Frauen spielen, mindestens der Zahl nach, eine bedeutende Rolle in den modernen Literaturen, doch wie wir meinen, nicht zum Vortheil. Seitdem die in tiefen Sibyllensprüchen sich ergehende Rahel, das in göttlichen Improvisationen sich offenbarende Kind Bettina, die männlich starke und doch weiblich zart empfindende Droste-Hülshoff vom Schauplatze des Lebens abgetreten, und die geniale Salon-Titanide Hahn-Hahn ihrem Gange von Babel nach Jerusalem im Kloster einen Abschluß gegeben, hat unsere gesammte Frauenliteratur wenig oder gar nichts Eigenartiges mehr zu Tage gefördert. Einige schätzbare Talente, wie z. B. Fanny Lewald, E. Marlitt, Detlef, E. von Dincklage, mag man gelten lassen, im ganzen behandeln die Frauen ihr belletristisches Pensum wie ihr Strickpensum. Luise Hohndorf läßt uns diese Bemerkung aussprechen, die wir schon dem Romane von Luise Ernesti gegenüber auf dem Herzen hatten.

Der Grundgedanke der Erzählung ist: das Weltkind Amanda wird durch die Tragik des Weltereignisses (von 1870) — zwar zu spät für das Glück ihres Gatten, aber nicht zu spät zu ihrem eigenen Heile — in das eigene Innere geführt und stirbt, eine Märtyrerin der Menschenliebe, an einem Herzleiden. Der Grundgedanke ist nicht ohne Tiefe gestellt; hätte nur die Behandlung dem ent-

sprochen. Der letzte Krieg war durchaus danach angethan, unserm ganzen Volke das Gewissen aufzuregen, es aus dem gänzlichen Hingenommensein durch das äußere Leben zur Einkehr in das eigene Innere, zur Selbstbesinnung zurückzuführen; sah es doch an einem hochbegabten Volke, wie aller Geist, ja alle Genialität nichts helfen, wenn die sittliche Kraft des Charakters gebrochen, den heiligen Mächten des Gemüths die Mitarbeit an der Organisation des Lebens entzogen wird.

Der Autorin der Erzählung „Aus bewegten Tagen" schwebt Aehnliches vor, aber ihre geistige Kraft reicht nicht aus, das Problem sich in dieser Weise klar zu legen, und die dichterische nicht, dies in Gestalten und Handlung umzusetzen. So kommt sie in ihren Standreden gegen den Materialismus u. s. w. nicht weit über den Tractätchenstil hinaus, z. B.:

Man sieht eben, daß wir in der Cultur noch nicht so weit vorgeschritten sind, wie viele glauben, oder besser, daß selbst die steigende Civilisation es nicht ausmacht und nie im Stande sein wird, selbständig das Böse in der Welt zu verdrängen. Das ist eine Aufgabe, für sie allein zu schwer zu lösen, aber in Verbindung mit einem wahren, lebendigen Christenthum, dem es vorgezeichnet, das Gottesreich auf Erden zu erweitern, auszubreiten und zu vertiefen, als Dienerin, als Begleiterin dieses Christenthums wird die Cultur wirkliche Erfolge miterringen zu helfen vermögen, wenn es ihr auch selbst mit jenem zusammen nie ganz gelingen wird, das Böse vollkommen aufzuheben. Hienieden bleibt doch alles nur Stückwerk, auch das Beste und Edelste. Bei Gelegenheit eines die gebundenen Furien und Dämonen in der Menschheit entfesselnden Kriegs wird man es besonders inne, wie viel Böses es noch in der Welt gibt, über das man vordem so leicht hinweggegangen und vor dem man die Augen geschlossen. Meines Erachtens nach ist der Krieg die höchste Offenbarung des Bösen und muß allezeit als die weltgeschichtliche Bekundung der Sünde angesehen werden; aber er wird bestehen bleiben müssen — eine gewisse Naturnothwendigkeit —, solange jene noch Herrschaft und Macht besitzt, folglich bis an das Ende aller Tage.

Die dichterische Begabung der Verfasserin ist sehr gering. Die Handlung schleicht fort, immer gleichmäßig, aber eben nur mit dem Gleichmaße der Trägheit. Die Charaktere sind schattenhaft, nach alten Recepten angefertigt, ohne individuellen Fonds, und darum unfähig, uns durch ihre Sünden oder durch ihre Tugenden ein Interesse abzugewinnen. Die sprachliche Darstellung entbehrt völlig künstlerischer, ja selbst nur eleganter Stilistik; von syntaktischen Unzukömmlichkeiten hält sie sich nicht frei. So heißt es z. B. einmal: „Es war ein glänzendes Mahl, gewürzt durch pikante Reden hin und her." Ueberdies kommt ein Zug von Unruhe hinein durch die den Text fortwährend unterbrechenden poetischen Citate — wir zählten deren mehr als ein halbes Hundert.

Ebenfalls noch ein Tribut an die Stimmung jener Zeit, in welcher Hohndorf's Erzählung „Aus bewegten Tagen" wurzelt, sind Levin Schücking's Geschichten: „Aus heißen Tagen" (Nr. 7), wenngleich von ihnen nur die erste: „Die Diamanten der Großmutter", den deutsch-französischen Krieg als Hintergrund haben. Diese erste Novelle gehört nicht zu den besten Productionen Schücking's; es ist etwas Gelegenheitseile darin. Der Inhalt der Handlung ist: d'Avelon (eigentlich Daveland) hat dem Bruder, welcher das Majorat erbte, einen Diamantenschmuck — ein altes Familienstück — entwendet und damit die deutsche Heimat verlassen. Er floh nach Frankreich, wo er es zum Reichthum und zum Besitz einer schönen Tochter gebracht hat. Der Krieg bringt den Sohn des gänzlich verarmten Majoratsherrn in das Haus des Onkels; er entdeckt bald die Verwandtschaft, verliebt sich in seine Cousine, besteht einige gefahrvolle Kämpfe mit seinem französischen Nebenbuhler, und der Ausgang ist natürlich Versöhnung, Liebe, Hochzeit.

Diese kurze Andeutung der Handlung zeigt schon, daß der Gang derselben durch ziemlich grobkörnige äußerliche Motivirung bestimmt, seinen psychologischen Mitteln ein nur geringer Spielraum eingeräumt wird. Aber den handelnden Personen muß bestimmte ausdrucksvolle Physiognomie zugesprochen werden, und die sprachliche Darstellung zeigt den sorgsamen feinfühlenden Stilisten.

In noch höherm Maße gelten diese beiden letztgenannten Vorzüge von der zweiten Novelle: „Die Visitenkarte", einem reizenden Lustspiel in erzählender Form. Resolut hebt das kleine amusante Versteckenspiel an, und ohne Nachlaß an fabulirender Kraft, ohne Ruhepunkt läuft es seinem fröhlichen Ende zu. Die Charaktere, wie z. B. der köstliche Backfisch Sidonie, oder ihr Vater der Präsident, strömen eine behagliche Heiterkeit aus; die Situationen haben den Hauch köstlicher Frische.

Vom Schauplatze der Historie gänzlich hinweg, direct in das behagliche Heim eines dänischen Landpfarrers, führt uns die aus dem Dänischen übersetzte Erzählung von Nicolay: „Zur Neujahrszeit im Pastorate zu Nöddeboe" (Nr. 8). Oehlenschläger, H. Hertz, Andersen haben die dänische Literatur bei uns populär gemacht; seitdem sind die Uebersetzungen aus dem Dänischen bei uns ziemlich zahlreich geworden. Der Unterschied zwischen dem wirklich Bedeutenden und dem Mittelmäßigen wurde dabei nicht immer im Auge gehalten. Die Uebersetzung von Nicolay's obengenannter Erzählung gehört solchem übereifrigen Enthusiasmus an. Der Verfasser sagt allerdings in der Einleitung:

Sollte jemand erwarten, tiefe psychologische Anschauungen, welthistorische Ereignisse oder vielleicht doch dämonische Gedanken hier zu finden, so würde er sich sehr getäuscht sehen. Nein! Es ist wahrhaftig nicht das mindeste Dämonische, weder in mir, noch in meinem Buche, sondern, wie die Taschenspieler zu sagen pflegen, wenn sie ihre Kunststücke machen: alles geht ganz natürlich zu.

Und weiter:

So will ich erzählen, wie man an dunkeln Winterabenden, im Kreise trauter Freunde sitzend, plaudert, zu jener Stunde, wo der Tag allmählich schlafen geht, und die Nacht kommt, und uns die Augen zuhält und fragt: wer ist das? So will ich erzählen, daß meine Worte hinfließen wie ein rieselnder Bach: niemand weiß, woher er kommt, noch wohin er geht, man hört ihn nur murmeln und rieseln; gerade so will ich erzählen, und wenn dann einer oder der andere einschläft — laßt ihn schlafen und — träumen.

Anfangs muthen uns auch die Streiche des liebenswürdigen siebzehnjährigen Flegels Nicolay an; sein Selbstbewußtsein, das ihm einredet, beide Pfarrerstöchter seien in ihn verliebt; seine Rathlosigkeit darüber, da er in beide gleichfalls verliebt, nun aber nicht weiß, mit welcher er sich verloben soll. Aber diese Idylle zieht sich durch 427 Seiten hin, und da können wir trotz aller tollen Streiche, die zu verüben Nicolay nie müde wird, schon nach dem ersten

Drittel der Erzählung ein leichtes Gähnen nicht mehr unterdrücken. Bei uns Deutschen ist dies um so verzeihlicher, da uns ein ganz anderer Genius solche Idyllen hinterlassen hat, wo die seligste Heiterkeit und Behaglichkeit der Stimmung herrscht und doch projicirt auf eine Weltanschauung, welche uns durch ihre Tiefe und Erhabenheit in jedem Momente aus der engen Heimumfriedung in die Unendlichkeit des Weltalls führt. Brauchen wir dabei zu erinnern an Jean Paul's, des Göttlichen, „Jubelsenior" und „Quintus Fixlein"?

Hubert Janitschek.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Belehrende Volksschriften.

1. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Neunte Serie. Heft 193—216. Berlin, Lüderitz. 1874. 8. Jedes Heft 50 Pf.
2. Deutsche Zeit- und Streitfragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben von F. von Holtzendorff und W. Oncken. Dritter Jahrgang. Heft 33—48. Berlin, Lüderitz. 1874. 8. Jedes Heft 75 Pf.

Nur um beide Erscheinungen der Literatur in d. Bl. zu registriren, nicht um sie noch zu empfehlen oder sie gar zu kritisiren, zeigen wir die vorliegenden Sammlungen von Vorträgen und Flugschriften an. Einer Empfehlung bedürfen sie nicht, denn sie haben sich längst eingebürgert, einer Kritik ebenso wenig, denn sie sind bereits von ihren Herausgebern oder von dem größern Publikum selbst gerichtet. Wir registriren sie deshalb nur als bemerkenswerthe Zeichen der Zeit, die nicht allein eine tief wissenschaftliche, sondern auch eine eminent encyklopädische ist. Der Wissenschafter betrachtet es glücklicherweise als keine Profanisirung mehr, wenn er die Geheimnisse seiner Wissenschaft oder seiner wissenschaftlichen Specialität einem größern, einem laienhaften Publikum preisgibt. Das ist und bleibt ein Fortschritt in unserm Culturleben, welcher geradezu als eine Marke unsers Jahrhunderts betrachtet werden kann. Zwar begegnen wir einem ähnlichen Encyklopädiren in verschiedenen Zeiträumen, allein wie ganz anders! Unsere Forscher haben endlich begonnen, auch Deutsch schreiben zu lernen, und mit geschmackvoller Formung verbindet sich augenblicklich das Streben nach Vergeistigung des Stoffs. Das lag frühern Zeiten, namentlich in Deutschland, fern: mit einer ungefügen Sprache verband sich eine Dürre der Form und des Geistes, daß unsere dichterischen Classiker vor Verdruß darüber ein Rad hätten schlagen können. Wir wollen damit keineswegs gesagt haben, daß jede einzelne Schrift ein Muster von Vollkommenheit wäre; so etwas läßt sich nicht erwarten. Aber jede einzelne ist lesbar, verständlich, klar und in der Regel von einem Specialisten bearbeitet, welcher Meister in seinem Fache ist.

In der „Sammlung wissenschaftlicher Vorträge" liegt insofern noch ein besonderer Reiz, als die Vorträge der Regel nach wirklich gehalten wurden, bevor sie sich in die Sammlung einreihten. Infolge dessen hatten sie schon von Haus aus ein ganz bestimmtes Publikum, natürlich ein gebildetes, vor Augen und richteten sich nach dessen Bedürfnissen ein, und dieses Publikum war über das ganze Deutschland verbreitet. Darum hat die Sammlung schon die große Bedeutung, daß sie die einzelnen Vorträge, wie sie in den verschiedensten Städten gehalten wurden, der Vereinzelung, der Zerstreuung, dem raschen Vergessenwerden entriß, daß sie ihnen eine einheitliche Form gab und sie für einen sehr mäßigen Preis (im Abonnement für 1/2 Mark) in die Welt entläßt. Die vorliegende Serie umfaßt 24 einzelne Vorträge, und diese reihen sich selbstverständlich ohne alle Systematik aneinander an, sodaß sie auch als selbständige Hefte gekauft werden können, in welchem Falle aber viele einen oft doppelten Preis haben. Jeder einzelne Vortrag kann gewissermaßen als eine compendiöse Ueberschau alles dessen angesehen werden, was man bisher über den betreffenden Gegenstand weiß; und darin liegt vorzugsweise die Bedeutung des Ganzen. So lieferte Virchow einen Vortrag über die Urbevölkerung Europas, Riegel in Braunschweig über Art und Kunst, Kunstwerke zu sehen, Perty in Bern über die Grenzen der sichtbaren Schöpfung, Helbig in Arnstadt über die Sage vom Ewigen Juden, ihre poetische Wandlung und Fortbildung, Luerssen in Leipzig über die Pflanzengruppe der Farne, Holtzmann in Heidelberg über die Ansiedelung des Christenthums in Rom, Stricker in Frankfurt a. M. über die Feuerzeuge, Essellen in Hamm über das Varianische Schlachtfeld im Kreise Bochum, Richter in Wien über die Piccolomini, Möhl in Kassel über Erdbeben und Vulkane, Bucher in Wien über ornamentale Kunst auf der Wiener Weltausstellung, Engel in Schwerin über das Sinnen- und Seelenleben der Menschen unter den Tropen, Döhler in Brandenburg über Entstehung und Entwickelung der religiösen Kunst bei den Griechen, von Boguslawsky in Berlin über die neuern Ergebnisse der Forschungen über Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteoriten, Boll in Rom über elektrische Fische u. s. w. Denn die ganze Serie ist eben noch in der Entwickelung begriffen. Referent seinerseits hätte zwar nur über den naturwissenschaftlichen Theil zu berichten gehabt, allein das würde seiner Anzeige den Charakter des Allgemeinen um so mehr geraubt haben, als alles doch zusammengehört. Er selbst hat mit großem Vergnügen und mit nicht geringer Belehrung auch viele der übrigen Broschüren gelesen.

Die Sammlung „Deutsche Zeit- und Streitfragen" hat bereits ihren dritten Jahrgang angetreten. Sie unterscheidet sich von der vorigen nur durch eine tendenziösere Aufgabe und einen etwas größern Umfang der einzelnen Hefte, deren jedes im Abonnement 3/4 Mark kostet. Wie die vorige Sammlung hat auch diese eine doppelte Paginirung: eine für solche, welche die ganze Serie kaufen, und eine für solche, welche nur einzelne Hefte entnehmen. Meist behandeln die einzelnen Broschüren Zeitfragen aus dem

Gebiete der Culturgeschichte, des Rechts, der Politik, der Kirche, der öffentlichen Gesundheitspflege, der Statistik, der Börse u. s. w. Immer behandelt ein Meister der Sache den Stoff, und wenn wir Namen nennen wie: Soetbeer in Göttingen, Hesse in Gießen, Gierke in Breslau, Pfleiderer in Kiel, Perrot in Rostock, Neumann in Wien, Bezold in München, Merkel in Wien, Gallenkamp in Berlin, Laspeyres in Dorpat, Hinschius in Berlin, von Holtzendorff in München, Oncken in Gießen, Jannasch in Proskau, Schwabe in Berlin, Bluntschli in Heidelberg, Thaer in Gießen, Gareis in Bern, Grimm in Jena u. a., so weiß man auch größtentheils im voraus, auf welchem Gebiete der Tagesfragen sich die besagten Herren bewegen.

So viel zur Kenntniß zweier Broschürensammlungen, die wirklich in ihrer Art einem Bedürfnisse abhelfen. Da jede Buchhandlung im Stande ist, das bisher Erschienene zur Kenntniß der Käufer gratis zu bringen, so ist auch jedermann befähigt, sich die ihn betreffenden Schriften als eigene Sammlung daraus zu wählen. Sicher der beste Weg, um nicht dereinst eine endlose Reihe in seiner Bibliothek aufzuhäufen.

Eine Geschichte der Mathematik.

Geschichte der mathematischen Wissenschaften. Erster Theil. Von den ältesten Zeiten bis Ende des 16. Jahrhunderts von Heinrich Suter. Zweite Auflage. Mit zwei lithographirten Tafeln. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1873. Gr. 8. 8 Mk.

Es ist ein großer Fortschritt der neuern Geschichtschreibung, daß sie sich von der schulmäßigen, oft recht schwer genießbaren Darstellungsweise früherer Zeit emancipirt und eine lebensvolle Sprache angeeignet hat (Mommsen, Carlyle, Scherr), deren sich auch der Verfasser vorliegenden Buchs bedient. Vor Besprechung desselben bemerken wir ausdrücklich, daß wir es nur vom Standpunkte der allgemeinen Bildung, nicht des Mathematikers von Fach recensiren, zweifeln aber nicht, daß dem werthvollen Werke auch „von competenter Seite" (S. IV) gebührende Anerkennung und Würdigung zutheil geworden ist. Es sollte im Besitze jedes Gebildeten sein. Denn wir glauben nicht, daß der Verfasser sein Buch ausschließlich für die Gelehrtenwelt bestimmt hat, wir meinen vielmehr, es habe in seiner Absicht gelegen, Verständniß, Lust und Liebe zur Sache auch in weitern Kreisen anzuregen. Wem das Studium der Mathematik reizlos und trocken erscheint, wer zurückschreckt vor dieser positivsten aller Wissenschaften, wem es nicht lohnend dünkt, ihr Keimen und Wachsen zu beobachten, dem rathen wir gerade zur Lektüre dieses Werks; er wird sein Vorurtheil gewiß bald aufgeben. Vom ersten Worte an fesselt uns eine reine edle Sprache, jeder Satz zeigt des Autors Liebe für den Gegenstand und das Streben, diese Neigung auch bei dem Leser zu erwecken. Die Arbeit ist um so dankenswerther, als sie einem fühlbaren Mangel abgeholfen hat; es gab bisher keine, dem Bedürfniß der Jetztzeit angepaßte universelle Geschichte der Mathematik, obgleich gerade sie es ist,

die sich von allen Wissenschaften am besten zur geschichtlichen Darstellung eignet; denn, so dunkel auch ihre ersten Anfänge bei den verschiedenen Völkerschaften des Alterthums sind, und so schwer es ist, ihrem Ursprung und ihrer ersten Entwickelung bestimmte Grenzen zu geben, so läßt sich doch ihr weiterer Verlauf mit einer Wahrheit und Sicherheit darstellen, wie dies bei keiner andern Wissenschaft der Fall ist. Dieser Umstand liegt in dem Wesen der Mathematik selbst. Sie ist die Wissenschaft der strengen Wahrheit, der unumstößlichen Gesetze in Form und Natur. Ihre Schritte sind immer sicher und fest nach vorwärts, niemals nach rückwärts gegangen.

Der Verfasser sieht den Grund dieses Mangels in dem exclusiven Particularismus der humanistischen und realistischen Wissenschaften, wonach ein Philosoph und Geschichtsforscher z. B. sich selten um Naturwissenschaften bekümmert, und umgekehrt. Wir meinen, es gibt noch einen andern Grund, und der liegt in der scheinbaren Undankbarkeit des Stoffs. Die Mathematik hat nur eine kleine Gemeinde, und selbst die Zahl der bis in die Vorhallen Gedrungenen ist geringer als bei jeder andern Wissenschaft. Denn jede andere streut Gold unter den großen Haufen, wo dann mancher sich des erhaschten Körnchens freuen und rühmen kann; die Mathematik straft jede Oberflächlichkeit, auch auf der niedrigsten Stufe; ihre positive Art duldet keinen Dilettantismus. So ist sie der Menge nichts weiter als ein nothwendiger Wissenszweig, nothwendig zur allgemeinen Bildung und für den Beruf. Ihr näher zu treten erscheint unnütz und undankbar. Dieser Gedanke mag die Gelehrten wol abgehalten haben, sich der schweren Aufgabe zu unterziehen, eine Geschichte der Mathematik zu schreiben. Behandelt wird der Stoff in sieben scharf abgegrenzten Kapiteln, die streng chronologisch geordnet sind, und einer resumirenden Schlußbetrachtung. Jedes Kapitel ist ein Ganzes für sich und enthält einen Hauptabschnitt, repräsentirt durch die großen Denker der alten und spätern Zeit, durch ihr Forschen, Streben, Irren und stufenweises Durchdringen zum Licht, unter den hemmenden oder fördernden Einflüssen der Weltereignisse, verbunden mit lebensvollen Schilderungen der Geistesrichtung, die sie vertraten, und der Culturepoche, der sie angehörten. In diesen Schilderungen besonders gipfelt die markige Schönheit der Sprache, welche dem Buche durchweg zu eigen ist, und die wir nicht minder bewundern als das Geschick, mit dem dieses umfangreiche Gebiet unbeschadet der Vollständigkeit auf einen so kleinen Raum übersichtlich zusammengedrängt ist. Die sichere Hand des Autors führt uns durch die ganze reine Mathematik, Mechanik und Astronomie, innerhalb der dem ersten Theile des Buchs gesetzten Grenzen, und aus den Details treten überall die Hauptsachen in prägnanter Beleuchtung hervor, sodaß, abgesehen von unzähligen neuen Gesichtspunkten, sich unserm Geiste ein Bild erschließt, welches an durchsichtiger Klarheit und Anschaulichkeit ohnegleichen ist. Unser Interesse bleibt gefesselt bis zum Schluß, und um

mit des Verfassers eigenen Worten zu sprechen, das Buch „lehrt die Geschichte der Mathematik, anstatt sie blos zu erzählen", und mit ihr die Mathematik selber.

Wir wünschen dem ausgezeichneten Werke eine recht weite Verbreitung und empfehlen es ganz besonders für die heranwachsende männliche Jugend. Die gefürchtete Wissenschaft wird ihr in ganz anderm Lichte erscheinen als durch die wenig anregenden Lehrmethoden auf mancher Schule. Im Interesse vieler Schüler, deren Verhältnisse keine Gymnasialbildung gestatten, möchten wir die lateinischen Citate in deutscher Uebersetzung wünschen, ebenso wie dies bei den griechischen der Fall ist. Der zweite Theil ist „binnen Jahresfrist" verheißen; möge er nicht zu lange auf sich warten lassen.

Zur Militärliteratur.

Die militärische Leistungsfähigkeit der europäischen Staaten von Freih. von Fircks. Leipzig, Luckhardt. 1873. Gr. 8. 4 M.

Unter diesem Titel erschien eine Zusammenstellung der numerischen, materiellen und personellen Stärkeverhältnisse sämmtlicher europäischen Staaten und Aegypten, nach allen militärischen Gesichtspunkten. Nur über den Ersatz der Offiziere und Unteroffiziere vermissen wir nähere Angaben; dieselben mögen wol, wenigstens für Deutschland, aus gerechtfertigten discretionären Rücksichten unterblieben sein.

Jeder Staat ist in einem besondern Kapitel besprochen, jedes Kapitel in Unterabtheilungen sachgemäß gegliedert. Der Verfasser unterscheidet bei der Landarmee: Feldtruppen, d. h. solche, die sofort vor den Feind gebracht werden können; Reservetruppen, zum Nachrücken und für die Etappen; Besatzungstruppen für die Festungen und großen Städte, auch die Ersatztruppen der Feldarmee einschließend; und Landesvertheidigung, also Landsturm, Milizen u. dgl. für den Fall der Noth; bei der Marine: die Schlachtenflotte zum Kampfe auf hoher See; die Transportflotte, Fahrzeuge zum Truppentransport, Werkstattschiffe u. s. w.; und die Küstenflotte, d. h. Kanonenboote und andere flachgehende Schiffe zum Schutz der Küsten. Uebersichtliche Tabellen zeigen die Zahlenverhältnisse aller dieser Kategorien nach Bataillonen, Escadrons, Batterien u. s. w., die Summen der Mannschaften, Pferde und Geschütze, endlich die Gesammtsummen, bei der Marine die Zahl und Art der Fahrzeuge, ihre Armirung und Pferdekraft. Die höhern Stäbe, deren Stabswachen, die Nichtcombattanten, alle Arten Colonnen, Sanitätsdetachements und was sonst noch zum Hausrath einer operirenden Armee gehört, finden wir ebenfalls tabellarisch nachgewiesen, desgleichen die Procentverhältnisse der einzlenen Waffengattungen. Gerade durch diese letztern Angaben werden vergleichende Betrachtungen ungemein erleichtert. Wenn nun auch diese Zahlen theilweise variabel sind, ja sogar schon jetzt hier und da nicht mehr völlig correct genannt werden können, z. B. in Bezug auf Frankreich, Rußland, theilweise Italien, so sind dies doch nur geringe, unwesentliche Abweichungen, im großen Ganzen dürften die Hauptzahlen noch lange Zeit constant bleiben. Ueberdies werden etwa vorkommende wesentliche organisatorische und numerische Veränderungen in den weitern Auflagen des Werks sicherlich berichtigt werden.

Die permanent befestigten Plätze sind namentlich aufgeführt, dabei die bedeutendern durch gesperrten Druck hervorgehoben; es folgen dann detaillirte Beschreibungen der Bewaffnung, Ausrüstung, taktischen Befähigung und Qualität der Truppen, kritische Bemerkungen über organisatorische Einrichtungen, an geeigneten Stellen auch Betrachtungen über des Landes Offensiv- und Defensivkraft, z. B. Rußlands und Italiens. Die Behandlung beider Länder nach dieser Richtung ist sehr anschaulich, lehrreich und interessant. Wir bekommen einen klaren Begriff von der Schwerfälligkeit des russischen Kolosses, dessen Ausdehnung, Küstenverhältnisse und unzureichende Schienenwege nicht nur eine gemeinsame Verwendung der Land- und Seemacht nach Einer Richtung unmöglich machen, sondern auch eine gegen andere Armeen unverhältnißmäßig lange Zeit bedingen, um die Streitkräfte zu concentriren. Ein einfaches Beispiel zeigt, daß von Beginn der Mobilmachung bis zur operationsfähigen Versammlung einer Feldarmee im Westen des Reichs, unter Annahme der günstigsten Verhältnisse, mindestens $3\frac{1}{2}$ Monate erforderlich sind. Wenn hiermit die geringe Offensivkraft des Landes gekennzeichnet wird, so erfahren wir dagegen an derselben Stelle, daß seine Widerstandsfähigkeit sehr bedeutend ist und eine Invasion dem Gegner die allerungünstigsten Chancen bieten würde. Ebenso wird die Defensivkraft Italiens betont, wie sie, begünstigt durch die geographische Lage und die schon vorhandenen Befestigungen, noch überreich verstärkt wird durch ein neuprojectirtes Befestigungssystem. Dasselbe umfaßt mit Rom als Centralpunkt nicht weniger als 80 permanent und 17 provisorisch befestigte Plätze. Wie aber hierzu, vorkommendenfalls, die alles in allem ungefähr 400000 Mann Besatzungstruppen ausreichen sollen, ist uns nicht recht verständlich.

Das Ganze ist eine sehr gediegene, dankenswerthe Arbeit und nicht nur dem Offizier, sondern auch ganz besonders dem Nichtmilitär zu empfehlen. Denn nirgends wie hier hat er Gelegenheit, sich über die Machtverhältnisse Europas mit so wenig Mühe zu orientiren und sie vergleichend zu betrachten. Für die Correctheit des Hauptsächlichen und Wichtigen bürgt uns sowol das dem Verfasser zu Gebote stehende vorzügliche Quellenmaterial, als auch seine erprobte Gründlichkeit, Sachkenntniß und fast unfehlbare Sicherheit auf jedem Gebiete der Statistik.

Die Darstellung ist durchaus klar, die Uebersichtlichkeit vollkommen, Stil und Sprache streng, fast zu streng objectiv, aber tadellos.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Heinrich Wuttke hat sein Werk: „Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens" (Leipzig, Krüger) in einer zweiten bis auf die Gegenwart fortgeführten Auflage herausgegeben. Wir haben den Autor in der Besprechung der ersten Auflage seines Werks einen „Journaltiger" genannt, weil seine Auslassungen gegen die Presse nicht ohne fanatischen Zug waren; wir müssen aber jetzt bekennen, daß ihm die weitere Entwickelung des Preßwesens in mancher Hinsicht recht gegeben hat, und daß namentlich die Allianz angesehener Organe mit den Hauptvertretern des Verkehrswesens und dem Gründerthum einen sehr faulen Fleck des modernen Journalismus bildete, wie überhaupt manches Symptom literarischer Corruption zu Tage getreten ist, auf welches hinzuweisen jedenfalls verdienstlich ist. Vortheilhafter wäre es indeß für die Schrift gewesen, wenn Heinrich Wuttke seinen Groll über den Sieg einer Politik, welcher er von Hause aus feindlich gegenüberstand, nicht so scharf hätte hervortreten lassen; ein Protest gegen die Entwickelung Deutschlands seit den Kriegen von 1866 und 1870 steht doch mit einem Werke über die deutschen Zeitschriften nur in sehr lockerm Zusammenhang, und gerade diesem Protest hat Wuttke einen breiten Raum gegönnt und sich in politischen Erörterungen ergangen, welche wol kaum in einem Organ der Tagespresse Platz gefunden hätten, da der Standpunkt Wuttke's gegenwärtig ohne publicistische Vertretung ist und auch die österreichischen Zeitungen, wie er selbst zugeben muß, ihn nicht theilen.

Wir bedauern nur, daß diese neue Auflage einen durchaus unorganischen Charakter hat. Die neu hinzugekommene Hälfte ist der frühern ganz äußerlich aggregirt, obwol sie sehr leicht an frühere Abschnitte angereiht werden konnte. Sie enthält Betrachtungen über die „Macht der Tagespresse", eine Darstellung der „äußern Verhältnisse der Zeitungen", der „Veränderungen seit 1866", eine „Schilderung der Tagespresse im neuen Deutschen Reiche", der „Tagespresse in Oesterreich", des „Anzeigewesens und des Börseneinflusses". Vergleichen wir damit die Kapitel des ersten, im Jahre 1866 verfaßten Abschnitts, so sehen wir in der That nicht ab, warum diese Zusätze nicht an der geeigneten Stelle eingeschoben und so das ganze Werk einheitlich zusammengearbeitet worden ist. Denn eine große Zahl der statistischen Angaben in den Abschnitten der frühern Auflage, wie z. B. über die wachsende Abonnentenzahl der „Gartenlaube", ist bereits dort bis zur Gegenwart fortgeführt, sodaß wir es auch dort nicht mit einem bloßen Wiederabdruck des einmal Gegebenen zu thun haben. Die Vorzüge des Werks finden wir in der thatsächlichen Darstellung der Preßverhältnisse, soweit sie nicht durch den Parteistandpunkt gefärbt ist, in der Darlegung des historischen Entwickelungsgangs der modernen Journalistik und der einzelnen Zeitschriften, sowol der belletristischen wie der gelehrten und publicistischen, in der Charakteristik der officiösen Presse, über deren Organisation das Publikum zum Theil noch im Dunkeln tappt, in Mittheilungen über das Wesen der Reclamen und ihre Aeußerungen, über politische Telegramme, über Annoncenbureaux, kurz, über den ganzen Apparat, welchen das moderne Zeitungswesen in Thätigkeit setzt. Es kommen dabei sehr viele Misstände zur Sprache, welche jeder Partei ohne Ausnahme als anfechtbar erscheinen müssen. Mit besonderer Vorliebe ist Oesterreich behandelt; von der Herstellung eines so großen Blattes wie die „Neue Freie Presse" gibt uns Wuttke ein durchaus anschauliches Bild. Dagegen ist zu bedauern, daß in dem zweiten Theile des Werks die Publicistik fast ausschließlich ins Auge gefaßt ist und andere Journalunternehmungen nicht Beachtung finden, obschon einzelne, wie z. B. die „Gegenwart", doch sehr in den Vordergrund getreten sind und überhaupt einen Ton angeschlagen haben, der einen Kritiker unserer Journalistik wol zu mancherlei Betrachtungen Anlaß geben konnte. Ebenso wenig finden die Unternehmungen, eine deutsche große Revue zu schaffen, Beachtung, wie sie mit vielem Erfolg „Unsere Zeit", später die „Deutsche Warte" und neuestens, allerdings zu spät für die Berücksichtigung in dem vorliegenden Werke, die „Deutsche Rundschau" versucht haben.

Unsere „Blätter für literarische Unterhaltung" kommen in der neuen Auflage nicht besser weg als in der frühern. Daß sie den „Krach" vieler andern Zeitschriften überlebt haben, muß der Autor zugeben, ebenso daß in ihnen „gefälliger" recensirt wurde und wird als in den gelehrten Literaturzeitungen, die großentheils zu Grunde gegangen sind. Gleichwol nennt er sie nach wie vor einen werthlosen Sprechsaal. Wenn er aber den Herausgeber an einer andern Stelle „einen Schriftsteller von ungewöhnlicher Begabung, Geist und vorzüglichem Darstellungstalent" nennt, so müßte doch wol etwas von diesen Vorzügen — und wenn auch nur ein einziger derselben ihm in Wahrheit zukäme und die andern auszeichnenden Prädicate auf wohlwollender Ueberschätzung beruhten — genügen, um ein Blatt, in welchem so zahlreiche Beiträge desselben enthalten sind, vor dem Vorwurf zu bewahren, nichts als ein werthloser Sprechsaal zu sein. Wir acceptiren das Zugeständniß, daß die Brockhaus'sche Verlagsbuchhandlung kein Abkommen wegen Besprechungen trifft, fügen aber hinzu, daß ebenso wenig, wie Wuttke glaubt, auf eine günstige Besprechung der in der Officin gedruckten Werke Rücksicht genommen wird.

Außerdem hat Wuttke noch allerlei „Hühnchen" mit dem Herausgeber zu pflücken, auf welche abgethane Dinge zurückzukommen kaum hier der Ort sein dürfte. Die Rechtfertigung Schiller's gegen den Vorwurf der Reclame ist insofern nicht gelungen, als sie doch jene Worte Schiller's nicht fortzuleugnen vermag: „Loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß." Glücklicherweise ist das Lob des Genies über den Vorwurf der Reclame erhaben und überlebt sie um Jahrhunderte; aber hat Schiller mit jenen Worten nicht das Princip der Reclame sehr kurz und treffend ausgesprochen? Sie beruht ja auf der Ueberzeugung, daß das Publikum kein Urtheil hat und daß man ihm eins aufdringen muß!

Im ganzen verdient das Werk Wuttke's trotz seiner schroffen Einseitigkeit und des politischen Parteihasses, den es athmet, Beachtung wegen vieler sehr nachdrücklichen Darlegungen von Uebelständen der Presse, auf welche die allgemeine Aufmerksamkeit zu richten ein Verdienst ist.

Theater und Musik.

In Breslau, wo in dieser Saison drei Theater wetteifern, die Gunst des Publikums, das im allgemeinen jede Anstrengung mit unverzeihlichem Indifferentismus lohnt, zu gewinnen, ist die theatralische Neuheit des Tags: „Die sieben Raben", ein deutsches Märchen in drei Acten von Gustav Karpeles, das unter der Regie des Directors Ravené im Stadttheater zur Aufführung gekommen. Der Dichter hat einen Schritt hineingethan in den deutschen Märchenwald und abermals den Beweis geliefert, daß derselbe, trotz des vielbeklagten Realismus unserer Tage, seinen erfrischenden Reiz auch für ein Theaterpublikum noch nicht verloren hat. Anders als der bekannte berliner Bearbeiter desselben Sujets, hat sich Karpeles treu an das Märchen selbst und an die Schwind'schen Bilder dazu gehalten, und der Dichter hat überall da Schönes geschaffen, wo er seine lyrische Begabung walten ließ; die Scenen, die für den Kassenerfolg geschrieben sind, stehen unter diesem Niveau.

Von den andern Novitäten des Stadttheaters möchten wir besonders, wenn auch etwas verspätet, ein vaterländisches Gemälde von H. Kette: „Preußens erstes Schwurgericht", hervorheben. Das Stück zeichnet sich sowol durch edle Sprache als durch die frische und wirkungsvolle Handlung aus, und

die Effecte sind nicht durch sinnlichen Reiz, sondern durch reine Herzenstöne erzielt.

Neuerdings ist am breslauer Stadttheater ein Lustspiel von einem pseudonymen Autor Karl Rudolf mit Erfolg in Scene gegangen, während das Drama von Victorien Sardou „Rabagas“ am Lobe-Theater zur Aufführung kam. Diese politisch-satirische Komödie des französischen Aristophanes der Boulevards bricht sich immer mehr Bahn und hat auch in Wien und Berlin ein Publikum gefunden, welches indeß das Stück nur aus einer gewissen Perspective genießen kann, da die politischen Zustände, die es darstellt, nicht aus dem deutschen Boden herausgewachsen sind.

Victorien Sardou gehört indeß zu den Autoren, die bisweilen einen Anlauf zu höhern Zielen, auch auf dem Gebiete der historischen Tragödie oder wenigstens des ernsten Dramas mit historischem Hintergrunde nehmen; doch der Sinn für das geschichtliche Schauspiel hat in Frankreich noch weniger Boden als in Deutschland, wo die Traditionen Shakspeare's und Schiller's doch zu vorwaltend sind, um ganz ignorirt zu werden. Hatte Sardou mit seinem Drama „La patrie“ noch einen durch die großen scenischen Aufzüge und Massentableaux erklärlichen Erfolg, so mußte sein neues Drama „La haine“ nach einer gewissen Zahl von Aufführungen an der Gâité abgesetzt werden, da die leeren Häuser dem Director zu großen Schaden zufügten. Sardou schrieb hierüber einen weh- und großmüthigen Brief an den Componisten der „Schönen Helena“, den jetzigen Director des Gâité-Theaters, Jacques Offenbach, und entband ihn der Verpflichtung zu fernern Aufführungen des Stücks, welches in den Parteikämpfen der italienischen Republiken spielt und einen an Shakspeare's „Romeo und Julia“ anklingenden Stoff behandelt. Sardou als Dichter und Offenbach als Director werden sich kaum wieder auf ein Gebiet begeben, welches so wenig Chancen des Erfolgs gewährt; sie werden die poetische Contrebande von jetzt ab gewiß beiseite lassen.

— Von Offenbach ist eine neue Operette: „Schönröschen“, am Wallner-Theater gegeben worden; sie soll indeß abgestanden und nicht pikant, gemein und nicht frivol sein. Auf der Bühne gelöste Strumpfbänder, Auskleidescenen jeder Art sollen hier wirken, was die Kunst nicht zu wirken vermag. Es ist bedauerlich, daß ein deutsches Theaterreferat der jüngsten Zeit mehr von französischen als von deutschen Stücken zu berichten hat; das Uebergewicht der französischen Muse ist nachgerade, wenn auch nicht ein erdrückendes, so doch ein beschämendes. Auch das wiener Stadttheater bewegt sich in den Bahnen Laube's; neuerdings kamen zwei Dramen des larmoyanten Tuilerienlieblings aus der Zeit des second empire, Octave Feuillet: „Die Sphinx“ und „Dalila“, mit „sensationellem“ Erfolg zur Aufführung, wofür der Dichter der Direction und der Darstellerin Fräulein Frank ein Dankschreiben zukommen ließ.

Bibliographie.

Becker, Römische Militär-Verhältnisse. Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. 1874. Gr. 8. 50 Pf.

Brenning, G. v., Aus dem Schwarzspanierhause. Erinnerungen an L. van Beethoven aus meiner Jugendzeit. Mit einem bisher unveröffentlichten Portrait-Medaillon Beethoven's nach Hornemann vom Jahre 1802 und einer Ansicht des Schwarzspanierhauses. Wien, Rosner. 1874. 8. 3 M.

Brizeux, A., Gedichte, übersetzt von Sophie Hasenclever, geb. v. Schadow. Leipzig, Leuckart. 1874. Gr. 8. 3 M.

Confucius. Tá-Hiŏ. Die erhabene Wissenschaft. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von Reinhold von Plaenckner. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Conrad, M. G., Vom Reissbrett. Freimaurerische Ansprachen und Skizzen. Zürich, Verlagsmagazin. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Dahn, F., Zwölf Balladen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 16. 3 M.

Dambach, O., Gedächtniß auf Geheimen Justiz-Rath Professor Dr. Ludwig Eduard Heydemann. Berlin, Enslin. 1874. Gr. 8. 75 Pf.

Dempwolff, C. A., Mittelitalienische Fahrten. 1ster Bd. Bologna. Florenz. Reise-Erinnerungen. München, Beck. 1873. 8. 2 M.

Eckenbrecher, G. v., Die Lage des Homerischen Troja. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 2 M.

Fischer, K., Francis Bacon und seine Nachfolger. Entwickelungsgeschichte der Erfahrungsphilosophie. 2te völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Frank, F., Auf der Warte! Zeitgemäße Studien und Betrachtungen. 1. Schwarze Wolken. Paderborn, Junfermann. 1874. 8. 60 Pf.

Glaser, A., Lidewelde. Dem Holländischen des Cd. Busken Hurt nacherzählt. Braunschweig, Westermann. 1874. 8. 5 M.

Haan, W., Sächsisches Schriftsteller-Lexicon. Alphabetisch geordnete Zusammenstellung der im Königreich Sachsen gegenwärtig lebenden Gelehrten, Schriftsteller und Künstler, nebst kurzen biographischen Notizen und Nachweis ihrer im Druck erschienenen Schriften. Leipzig, R. Schaefer. Lex.-8. 9 M.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Vergieb uns unsere Schuld. Eine Erzählung. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 1874. 8. 6 M. 50 Pf.

Hamberger, J., Christenthum und moderne Cultur. 3ter und letzter Theil. Studien und Kritiken, Parabolisches und Contemplatives. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 3 M.

Hans Dudeldee. Ein Märchen für Knaben von 40 Jährchen. Berlin, Lichtwerck. 1874. Gr. 8. 2 M.

Hartmann, A., Weihnachtlied und Weihnachtspiel in Oberbayern. München, Kaiser. Gr. 8. 2 M.

Hartmann, M., Gedichte. Neue Auswahl. Stuttgart, Cotta. 1874. 16. 4 M. 50 Pf.

Hauptmann, M., Opuscula. Vermischte Aufsätze. Leipzig, Leuckart. 1874. Gr. 8. 3 M.

Henkel, F., Aus Langeweile. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 6 M.

Hermann, Franz v. Sickingen. Vaterländisches Trauerspiel. Leipzig, Mutze. 1874. 8. 2 M.

Herrmann, E., J. G. Vockerodt und der Professor für russische Geschichte zu Dorpat A. Brueckner. Eine Entgegnung. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 40 Pf.

Hertzberg, G. F., Die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer. Nach den Quellen dargestellt. 3ter Thl. Von Septimius Severus bis auf Justinian I. — A. u. d. T.: Der Untergang des Hellenismus und die Universität Athen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 9 M.

Heyse, P., Neue Novellen. Der Novellen 10te Sammlung. Berlin, Hertz. 8. 6 M.

Hillebrand, J., Die deutsche Nationalliteratur im 18. und 19. Jahrhundert. Historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt. 3te Aufl., durchgesehen und vervollständigt von K. Hillebrand. 3 Bde. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 8 M.

Hobein, E., Feldflüchters. Plattdütsch. Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort. Berlin, Stilke. Gr. 16. 2 M.

Höllrigl, B. J., Apologetik der Wahrheit. Für Studienanstalten und zum Selbstunterrichte. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 M.

Hülsen, Helene v., Traum und Wahrheit. Roman. Berlin, v. Decker. 1874. Gr. 8. 6 M.

Jahn, A., Die Geschichte der Burgundionen und Burgundiens bis zum Ende der ersten Dynastie, in Prüfung der Quellen und der Ansichten älterer und neuerer Historiker dargestellt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1874. Gr. 8. 24 M.

Jokai, M., Kunterbunt. Novellistisches und Humoristisches. Aus dem Ungarischen übersetzt von einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters. 3 Bde. Leipzig, Baensch. 8. 12 M.

Jung, J., Zur Geschichte der Gegenreformation in Tirol. Innsbruck, Wagner. 1874. Gr. 8. 80 Pf.

Katsch, A., Auf der Wacht am Rhein zu Kehl. Zeitgedicht aus dem Jahre 1870. Karlsruhe, Bielefeld. 1874. Gr. 8. 2 M.

Katzenberger, M., Das apriorische und ideale Moment in der Wissenschaft. Zur Orientirung über Philosophie und exacte Forschung. Ein philosophisches Programm. Bamberg, Buchner. 1874. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Keck, H., O. Kallsen und A. Sach, Bilder aus der Weltgeschichte. Für das deutsche Volk dargestellt. 1ster Thl. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 M.

Kelch, C., Liefländischer Historiae oder Krieges- und Friedens-Geschichte Continuation, in sich haltende, wass von Anno 1690 ab biss Anno 1706 in dieser Provintz Denckwürdiges vorgegangen, welches dem Geschichtsliebenden Leser, und insonderheit unsern Nachkommen zu Dienste zusammen getragen, und zum Druck gegeben. Nach der Originalhandschrift zum ersten Mal abgedruckt. Mit Einleitung, Nachweisen und Personenregister versehen von J. Lossius. 1ste Lfg. Dorpat, Gläser. 1874. Gr. 8. 3 M.

Ketteler, W. E. Freih. v., Der Culturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetzentwürfe für Hessen. Mainz, Kirchheim. 1874. Gr. 8. 60 Pf.

Klinger, P. R., Reise der österreichischen Pilgerkarawane nach dem heiligen Lande im Jahre 1870. Wien. 1871. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Knitschky, W. E., Das Verbrechen des Hochverraths. Jena, Mauke. 1874. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Knorr, Josefine Freiin v., Neue Gedichte. Wien, Rosner. 1874. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Koneberg, H., Der deutsch-französische Krieg in den Jahren 1870—71. Kurz geschildert. Augsburg, Schmid. 1874. Lex.-8. 70 Pf.

Molitor, W., Brennende Fragen. Mainz, Kirchheim. 1874. 8. 3 M.

Pichler, F., Runen und Reime. Ein episches Liederbuch. Hamburg, Richter. 8. 1 M. 20 Pf.

Piderit, T., Schön-Rotraut. Schauspiel. Detmold, Meyer. 1874. Gr. 16. 1 M.

Schlägel, M. v., Die Volksbeglücker. Eine Erzählung. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. 3 M.

Schmidt, A., Ein Beitrag zur Kenntniss der Milch. Dorpat, Gläser. 1874. Gr. 4. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 4. Februar 1875.

Eine fürstliche Schauspieldichterin.

Dramatische Werke der Prinzessin Amalie, Herzogin zu Sachsen. Im Auftrage Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen aus dem Nachlasse vervollständigt und herausgegeben von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). Sechs Bände. Mit Porträt, Facsimile und Lebensskizze. Leipzig, B. Tauchnitz. 1873—74. 8. 36 Mk.

Zum ersten male liegen die Werke der fürstlichen Schauspieldichterin in einer Gesammtausgabe vor uns, deren takt- und sinnvolle Anordnung für den Geschmack des Herausgebers spricht, welcher die elegant stilisirte Biographie der Dichterin überdies mit feinsinniger Benutzung des biographischen Materials abgefaßt und ihr jene kritischen Lichter aufgesetzt hat, welche, von dem blendenden Glanze der Ueberschwenglichkeit frei, doch die Vorzüge der Autorin und ihrer Werke angemessen beleuchten.

Der erste Band ist mit einem Porträt der Prinzessin ausgestattet, und ein Facsimile (die Schlußworte von „Lüge und Wahrheit") gibt Gelegenheit, die feste, charaktervolle, weniger schöne als resolute Handschrift der hohen Verfasserin kennen zu lernen. In der „Lebensskizze" führt der Herausgeber uns demnächst in die Familienbeziehungen und Jugendumgebungen der Prinzessin ein. Wir erhalten im Umriß ein Bild des ganzen sächsischen Hofkreises, wie derselbe im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts unter dem Einflusse des kunstsinnigen Kurfürsten Friedrich Christian und seiner begabten Gattin, der bairischen Prinzessin Marie Antonie, der Gönnerin Winckelmann's, sich gestaltet hatte, und überblicken eine [illegible]ihenfolge von künstlerischen und poetischen Anregungen [illegible]d Vererbungen, die, wie in den andern Kindern des [illegible]rinzen Max, so auch insonderheit in der jugendlichen [illegible]rinzessin Amalie nach befriedigendem Ausdrucke rangen.

Die Zeit brachte es mit sich, daß bei gleicher Bega[illegible]g für Poesie und Musik die letztere, als die unver[illegible]glichere und jeder Förderung werther erscheinende, die Oberhand gewinnen mußte. Die Sage geht, daß die Pflegemutter der jungen, früh ihrer Mutter beraubten Prinzessin den dichterischen Versuchen derselben so durchaus abhold war, daß sie einen ganzen Korb der prinzeßlichen Manuscripte einst in den Ofen warf. Jedenfalls fehlte der Prinzessin alle poetische Anleitung, während Musiklehrer ihr jahraus jahrein zur Seite standen. Sie ist der Musik auch in spätern Jahren nie ganz untreu geworden und hat, wie sie in ihrer Jugend sich unter anderm vornehmlich an Joseph Schuster, den trefflichen Kapellmeister, hielt, in der Folgezeit vor allem Karl Maria von Weber zu Rathe gezogen und auch in noch späterer Zeit Beziehungen zu dem Kapellmeister Reissiger, sämmtlich in Dresden, unterhalten. Ueber den Werth der zahlreichen Opern, geistlichen Compositionen und sonstigen verwandten Arbeiten der Prinzessin hat sich Hofkapellmeister Dr. Rietz in einem der Lebensskizze beigefügten Briefe eingehend ausgesprochen; er rühmt namentlich die Begabung für die komische Oper und hebt die ihr „angeborene bedeutende Erfindungsgabe" mit Nachdruck hervor.

Für alle diese Bestrebungen hatten fremdländische Vorbilder der Prinzessin zum Muster gedient; sehr natürlich, da die italienische und französische Musik noch in weit stärkerm Maße als gegenwärtig den allgemeinen Geschmack beherrschten, auch die verwandtschaftlichen Bezüge aus der deutschen Heimat hinaus und theils nach Italien, theils über Frankreich weg nach Spanien deuteten. Die Texte zu jenen Compositionen waren daher zumeist italienisch, und deutsche Texte, wie z. B. das nur im Manuscripte existirende Lied der Prinzessin:

> Blumen blühen und vergehen,
> Und den Hain entlaubt ein Hauch —

gehörten zu den Ausnahmen.

Dennoch fehlte es nicht an Gelegenheitsdichtungen,

welche ihre Entstehung auf Familienfeste zurückführten, und wofür, soweit sie im engsten Kreise gelten sollten, die deutsche Sprache, als die denselben Kreise doch einzig ganz zu Gemüth redende, zur Verwendung gelangte. Es war wie das gut altväterliche lothringer und elsaßer Deutsch, das man selbst in den quasi französischen Familien von Metz und Straßburg zu hören bekommt, wenn die Leute sich völlig unter sich glauben. „Der frohe Tag", „Unser Fritz", „Der Husar" und Aehnliches werden von dem Herausgeber als Dichtungen und Musikcompositionen dieser Art nachgewiesen; die Musik dazu schrieb Prinz Max, der Vater der Prinzessin.

Neben diesen vereinzelten Berührungen mit dem echt deutschen Element läßt sich in dem poetischen Entwickelungsgange der Prinzessin eine lange Zeit hindurch lediglich die Neigung erkennen, romanische und orientalische Stoffe dramatisch zu bewältigen. So haben sich z. B. in ihrem schriftstellerischen Nachlaß gefunden „Graf von Toulouse", ein französisch costümirtes Schauspiel; „Zwei Nächte auf dem Schlosse Castel France", ein Trauerspiel mit spanischem Hintergrunde; „Zulika", ein orientalisches Lustspiel u. s. f. Versuchsweise tritt dazwischen einmal ein deutsches Ritterstück auf, z. B. „Elisabeth", ein Trauerspiel, „Die Witwe", ein Schauspiel; doch steht die Prinzessin in jener Zeit augenscheinlich noch völlig unter dem Einfluß des allgemeinen Geschmacks, der damals selbst Weber auf Opernpläne führte, welche den Cid, Columbus, Pizarro, Don Juan d'Austria und ähnliche romantische Helden zum Mittelpunkte hatten.

Mit einer einzigen Ausnahme sind alle jene Dramen der Prinzessin in Versen geschrieben, zumeist in ziemlich nachlässigen fünffüßigen Jamben. Sie gehen gerade aufs Ziel los, haben durchweg dramatisches Leben, und versehen es nur darin, daß sie die Uebelthäter, welche sie vorführen, nicht auf frischer That fassen, sondern erst bei den Folgen der letztern. Diese Scheu der Dichterin, sich als Weib in das wirkliche Labyrinth der menschlichen Leidenschaften hineinzuwagen, wie achtbar sie auch ist, hat doch ihre ganze dramatische Thätigkeit in ihren Wirkungen beeinträchtigt, und eine aufs Große angelegte Begabung eingeengt in den Rahmen des Lustspiels, einen Rahmen, der begreiflicherweise für sie auch wieder von beschränktern Dimensionen war als für einen Andersgestellten und für einen Mann.

Gelegenheiten zu Bühnenspielen hatten übrigens — und dies erklärt zum Theil die staunenswerthe Bühnenkenntniß der Prinzessin — die Kinder des Prinzen Max von früh an gehabt und fleißig benutzt. Man kann sich die damaligen Familienbeziehungen am sächsischen Hofe nicht behaglich genug vorstellen; selbst die Kriegsbedrängnisse, die Nöthigung der königlichen Familie zur Flucht, die Gefangenschaft des Königs, alle diese persönlichsten Heimsuchungen vermochten nicht zu verhindern, daß die Kinder des Prinzen Max, begabt und gut geartet wie sie waren, immer wieder belebend und erheiternd auf den Hof zurückwirkten, und daß, wo dies nicht gelingen wollte, ihr munteres Treiben wenigstens dem Hause des Prinzen Max zur unerschöpflichen Quelle harmloser Freuden wurde. Dank der fleißigen Arbeit des Kammermusikus M. Fürstenau ist der Herausgeber im Stande gewesen, über diese Seite der für das Verständniß der Prinzessin so wichtigen Einwirkungen in sehr anschaulicher Weise Rechenschaft zu geben. So finden wir denn die Prinzessin im Jahre 1813, als sie und die Ihrigen sich kaum nach Prag gerettet hatten, mit der Composition einer komischen Oper: „Le tre Cinture", beschäftigt, zu welcher ihr Vater das Libretto verfaßt hatte. Nach Dresden zurückgekehrt, geht es an kleine Aufführungen theils in Pillnitz, theils in Dresden, und jeder verwandtschaftliche Besuch, jeder Namenstag, jedes sonstige fröhliche Familienereigniß erhält in solcher Weise seine Signatur.

Hier ist ein Komödienzettel vom 12. October 1815, dem Namenstag des Prinzen Max. Die Bühne war im Palais der Augustusstraße aufgeschlagen. Folgendermaßen lautete der Zettel:

Mit allerhöchster Erlaubniß
wird heute Donnerstags, den 12. October, von der bekannten Schauspielergesellschaft aufgeführt werden:

Die Unglücklichen.

Lustspiel in 1 Act von Kotzebue.

* * *

Peter Falk	
Franziska Falk	Demoiselle Schüchtern (Fräulein O Byrn).
Gustav Falk, ein Jäger	Demoiselle Sapientia (Prinzessin Marie).
Eduard Taube, ein Dichter . . .	Demoiselle Pauline (Prinzessin Josepha).
Madame Herbst, geb. Falk . .	Demoiselle Niedlich (Prinzessin Marie Anna)
Madame Freude, geb. Falk .	Demoiselle Schneckenbach (Prinzessin Amalie).
Charles Balcan, ein Tanzmeister .	Herr Paffier (von Puttiani).
Emilie Falk	Demoiselle Frost (Gräfin Lamberg).
Senf Peter, Falk's Diener . . .	Herr Hüpfersdorf (Prinz Johann).

Herr Jäger (Prinz Anton) wird den Peter Falk als Gastrolle geben.

Es folgte eine Parodie, welche Prinzessin Amalie verfaßt hatte: „Die Sieben vor Thebä". Auch in diesem kleinen Stücke treten die nämlichen Personen auf. Prinz Johann — der spätere König — heißt wiederum Herr Hüpfersdorf und spielt einen Oberküchenmeister Namens Pampfus. Prinzessin Amalie spielt die Prinzessin Antigone, Prinzessin Marie ist wiederum zu einer Hosenrolle verurtheilt, sie spielt den Prinzen Poliniz, und Prinzessin Josepha agirt als Kammerfräulein Quackerle.

In dieser Weise geht es bis zum Jahre 1835 mit geringen Unterbrechungen fort. Immer Leben und Bewegung, und zwar unter eigenem Zuthun, nicht mit gemietheten Kräften, so lange wenigstens der Kreis einigermaßen complet blieb. Zugleich hatte aber neben dem Dilettantismus die zünftige Kunst manche Gelegenheit zur Geltung zu kommen, und wenn C. M. von Weber in seinem Tagebuch vom Jahre 1823 in Bezug auf eine Privataufführung der Oper „Ernesto und Elisa" von Prinzessin Amalie die Notiz macht: „Ein schönes Talent und bewundernswürdiger Fleiß", so zeigt sich hier der Dilettantismus schon in voller Berechtigung neben der zünftigen Kunst, die sich in seinen Dienst gestellt sah.

Durch das Personal des Hoftheaters gelangen solcher Art denn auch nach und nach größere Stücke der Prin-

zessin zur Aufführung, zunächst als eine vom Prinzen Johann veranstaltete Ueberraschung, im Prinzen-Palais, das orientalische Schauspiel „Der Krönungstag“ (1823), dann auf der nämlichen kleinen Privatbühne (1824) „Mesru“ erster Theil. Vier Jahre später in Pillnitz außer diesen beiden Stücken auch „Mesru“ zweiter Theil.

Auf beide Stücke kommen wir zurück, da sie im ersten Bande der Gesammtwerke jetzt der Oeffentlichkeit übergeben sind.

Hier sei vorerst der weitern Schicksale der Prinzessin gedacht, soweit ihr endliches Durchdringen als Dichterin als wesentlicher Wendepunkt ihres Lebens gelten muß.

Sie war 40 Jahre alt (1834), als ihr Prosaschauspiel „Lüge und Wahrheit“, das sie anonym an das berliner Hoftheater geschickt hatte, daselbst zur Aufführung gelangte. Der Herausgeber sagt:

> Fragt man heute nach den Gründen für den unzweifelhaft großen Erfolg jenes einfachen und anspruchslosen Schauspiels, so muß man sich vergegenwärtigen, wie wenigen der damals dem deutschen Publikum gebotenen Stücke gerade diese schätzenswerthen Eigenschaften nachzurühmen waren. In der That befand sich das deutsche Theater im Anfange der dreißiger Jahre in der mislichen Lage, weder selber sich bestimmter Kunstrichtungen bewußt zu sein, noch auch der allgemeinen Geschmacksverwirrung Widerstand leisten zu können. Nachdem man ein Jahrhundert zuvor die sentimentale Komödie mit ihren Selinden, Cephisen und Orgons bewundert, dann dem Schwertgerassel der Ritterstücke entzückt gelauscht, und endlich mit den Stürmern und Drängern sich in dem frischen Luftzuge der Regellosigkeit tapfer getummelt hatte, war man einerseits auf die große Heerstraße des Spießbürgerlichen abgelenkt, andererseits tief in das Labyrinth des moralisch Lockern hineingerathen, hatte dazwischen den weimarischen Versuchen zur Verwirklichung einer idealen Bühne mit gutem Willen zugesehen, auch periodisch in den Meisterwerken jener Zeit Labsal und Erhebung gefunden; war aber endlich, von dem Glanze der romantischen Schule geblendet, und nach allen Richtungen zugleich aufgeregt, unter dem Zauber talentvoller Mimen dahin gelangt, alles in buntem Durcheinander auf sich wirken zu lassen und kaum noch das Gute von dem Schlechten zu unterscheiden.

In einer Uebersicht, welche der Herausgeber von den Gesammtaufführungen der Stücke der Prinzessin — an einigen der größern Bühnen — zusammenstellte, finden wir „Lüge und Wahrheit“ am königlich preußischen Hoftheater mit 17 Aufführungen angemerkt, am königlich sächsischen Hoftheater mit 18, am königlich bairischen mit 3, am kaiserl. königl. Burgtheater mit 3, während von den spätern Stücken der Prinzessin einige, z. B. „Die Braut aus der Residenz“, es auf die Ziffer 34 brachten, und „Der Landrath“ 41 mal gegeben wurde, „Der Oheim“ sogar 49 mal.

In der That sind mehrere der spätern Stücke wesentlich höher zu stellen als „Lüge und Wahrheit“, das bei guter Besetzung übrigens dessenungeachtet noch immer seine guten Eigenschaften zur Geltung zu bringen weiß.

Doch auch hierauf ist später zurückzukommen. Wir ...en uns zunächst mit dem ersten Bande der Gesammt...gabe zu beschäftigen. Wie schon aus der Charakteri... hervorging, hatte die hohe Verfasserin von „Lüge und ...ahrheit“ eine gute Menge Dramen in Versen geschrieben. ...selben waren älter als jenes mit so viel Beifall auf...nmene Stück, und da der letztere die weitere dichterische Thätigkeit der Prinzessin begreiflicherweise auf Prosadramen hinweisen mußte, so wagte sie auch nicht, bei der ersten Zusammenstellung ihrer dramatischen Werke („Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne“) jene ältern Dichtungen wieder hervorzuholen.

Anders hatte sich der Herausgeber zu verhalten. Durch das Vertrauen des Königs Johann zu einer Sichtung des dichterischen Nachlasses der Prinzessin berufen, lag es ihm ob, das ganze Bild der hohen Verfasserin in möglichster Anschaulichkeit ihren Gesammtwerken aufzuprägen und nichts auszuschließen, was zu dem Verständniß ihres Entwickelungsganges einen wesentlichen Beitrag liefern konnte. Schülerhaftes und Unkünstlerisches konnte als solcher Beitrag natürlich nicht gelten, doch die gediegenern Proben aus jeder ihrer frühern Schaffensperiode durften nicht fehlen. Im ersten Bande sind demnach sowol der „Krönungstag“, wie auch die in zwei Theile gesonderten fünfactigen Dramen „Mesru“ mitgetheilt, und nicht minder finden wir darin ein fünfactiges Schauspiel „Der Graf von Beaujolois“. Warum dieses sehr hübsche Stück nicht längst zur Aufführung gelangte, wäre schwer zu begreifen, wüßte man nicht, wie scheu sich die Prinzessin mit ihren über die Prosa hinausgreifenden Dichtungen jederzeit verhalten hat, zumal nachdem die in frühester Zeit von ihr unter fremdem Namen zur Aufführung gebrachten „Abenteuer der Thorenburg“ misfällig aufgenommen worden waren. Jetzt würde sich's ohne Zweifel lohnen, den „Grafen von Beaujolois“ auf die Breter zu bringen. Daß es noch nicht geschehen ist, hat seinen Grund wahrscheinlich in der Lässigkeit der Bühnenleiter allen denjenigen Stücken gegenüber, die sich ihnen nicht geradezu aufdrängen. Sollen diese und andere Stücke der Prinzessin Amalie wieder ans Licht der Lampen gezogen werden, so ist vor allem nöthig, daß den Bühnen Gratisabdrücke zugänglich gemacht werden, denn, verwöhnt wie sie sind, nehmen sie nur dann davon Notiz. Dies beiläufig. Welche Stücke werth sind, wieder in das Repertoire der größern Bühnen aufgenommen zu werden, soll später zur Erwägung kommen.

Was den „Grafen von Beaujolois“ betrifft, so handelt sich's um eine Erbschleicherei in vornehmstem Kreise. Gaston Graf von Beaujolois ist der Günstling des Königs von Frankreich und zugleich der Vormund seines Neffen Heinrich. Dieser, als Knabe schon mit der reichen jungen Gräfin Alix verlobt, hat wegen seines wenig umgänglichen Wesens für ein nichts Gutes versprechendes Kind gegolten, ist zum Zwecke seiner Erziehung von Gaston in ein Kloster gesteckt worden, und wird im Beginn des Stücks als ein seitdem dem Blödsinn Verfallener bezeichnet, dessen Erbrecht wol auf den Grafen Gaston übergehen werde. Begünstigt von dem König, hat Gaston sich denn auch um Alix selbst beworben, und alles schickt sich an, ihm zu seinem Glücke hülfreiche Hand zu reichen. Die junge Dame ihrerseits ist der Verbindung mit dem hochangesehenen Manne nicht entgegen, wird aber über ihr Herz in Unruhe versetzt, als ein Jüngling, den Gaston ihr als Stallmeister gesellt hat und der seit einem Jahre sie immer auf ihren waghalsigen Ritten begleitete, plötzlich bei der Nachricht von jenem Verbindungsplan sein heiteres Wesen in Trauer verkehrt und

sein Glück im Kriege suchen zu wollen erklärt. Im Laufe der nun sich ergebenden Verwickelungen errathen wir, daß Loredan, eben dieser Jüngling, der ihr verlobt gewesene Vetter ist, dem ein Mönch vor Jahresfrist zur Flucht verhalf und der, ohnmächtig gegenüber dem mächtigen Feinde, sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er unter fremdem Namen, zu niederm Knechtsdienst herabgestiegen, sich dem Feinde selbst verdang und von diesem als Stallmeister der Gräfin Alix zur Verfügung gestellt wurde. Wie diese kluge und schöne junge Dame nun nach und nach die Fäden dieses Gewebes zu durchschauen beginnt, wie sie, scheinbar durch Loredan's erotische Anwandelungen aufs heftigste aufgebracht, bis zum Könige durchdringt, um Loredan's Bestrafung zu erzwingen, und wie sie, an diesen Punkt gelangt, angesichts des Königs den mächtigen Gaston in seinen eigenen Schlingen fängt: das alles ist mit großem Geschick durchgeführt, und man kann nicht wol zweifeln, daß die Bühne an diesem spannenden Stück, dessen Sprache schmucklos, aber immer zutreffend ist und das lauter gut gezeichnete Rollen enthält, einen lohnenden Erwerb machen würden.

Hier möge die sehr wirksame Scene, in welcher Alix den Grafen Gaston entlarvt, theilweise eine Stelle finden:

Alix.

Da auf mein Zeugniß er verurtheilt worden,
Gebietet mir die Pflicht, dem Richter auch,
Was ihn entschuld'gen kann, zu offenbaren.
Mein König, schon seit vielen Monden zeigen
Bei diesem Jüngling Spuren sich von geist'ger
Zerrüttung — hier der Graf wird es bezeugen.

Graf.

Ich? Nimmermehr! Glaubt ihren Worten nicht;
Ein ganzes Jahr schon steht er mir ja nahe,
Und immer hab' ich ihn nur allzu klug
Gefunden.

Alix.

Ueberlegt Ihr, wie gewichtig
Die Worte sind, die Ihr so hastig sprecht?

Graf.

Ich spreche Wahrheit und bin drum bereit,
Das, was ich sage, eidlich zu bekräft'gen.

Alix.

Unglücklicher! Ihr wollt beschwören, daß
Der Jüngling, der Euch hier vor Augen steht,
Gesunden Geistes?

Graf.

Weshalb nicht?

Alix.

Und doch
Verschloßt Ihr ihn, als einen blöden Thoren,
In eines Klosters dunkle Einsamkeit;
Stießt ihn aus der Gesellschaft der Lebend'gen,
Und nahmt Besitz von seiner Väter Erbe!

Graf.

Was soll das? Schwärmt Ihr?

Alix.

Er hat es gestanden.
Auf diesem Punkte hab' ich dich erwartet,
Ruchloser, der an seinem eignen Blute,
An Treu und Liebe zum Verräther ward! —
Mein König, dieser Jüngling, welchen Graf
Gaston für allzu klug erklärt soeben,
Ist jener Heinrich Graf von Beaujolois,
Sein Neffe, welchen schändlich er beraubte.
Seit einem ganzen Jahr schon steht er hier
In seinen Diensten, unter fremdem Namen,
Und doch wollt' er ihn vor drei Monden noch
Verrückt in der Abtei gesehen haben.

Loredan (für sich).

Wie? war es möglich, daß ich früher nicht
Sie schon verstanden! Himmel, nimm nunmehr
Mein Leben hin, ich habe meinen Theil
Genossen an der ird'schen Seligkeit!

König.

Ihr setzt mich in Erstaunen, Fräulein Alix,
Erklärt Euch deutlicher —

Alix.

Werft einen Blick
Auf diese Schriften, hoher Herr, die dem
Verfolgten ich gerettet; sie beweisen
Die Wahrheit dessen, was ich ausgesagt;
Ihr findet unter ihnen einen Brief
Des Abtes von Clermont, der das Gewebe
Der Bosheit ganz enthüllt. — O Loredan,
Ich fühl' es tief, wie Großes ich gewagt
Auf Eure Großmuth hin! Wohl Euch, wohl mir,
Daß Ihr die schwere Prüfung so bestanden.

Einen Stoff verwandter Art finden wir in dem Lustspiel „Der Krönungstag" dramatisch verwerthet. Schauspiel würde für die ziemlich ernst verlaufende Action die richtigere Bezeichnung sein. Wieder ist ein Jüngling der Held des Dramas, und auch die geistige Beschränktheit — dort ihm vorgeworfen, hier von ihm selbst fingirt — bildet den Angelpunkt der Intrigue. Der Jüngling heißt Thearkan und ist Prinz von Japan. Ein despotischer Minister, Barun Tschi mit Namen, hat den Prinzen nach seines Vaters Tode in verdummender Umgebung zu halten gesucht, und im Einverständniß mit einem treuen Diener ist der Prinz zum Schein darauf eingegangen. Die ihm gewährte Freiheit hat er übrigens zum Erwerben von Kenntnissen zu benutzen verstanden, und zwar unterrichtete ihn ein abseits in Armuth lebender, in Ungnade gefallener Vorgänger des jetzt allmächtigen Ministers, ohne zu wissen, daß sein Schüler der Prinz sei. Eine Tochter dieses ehrwürdigen Mannes, Adelia mit Namen, hat während der Dauer dieser heimlichen Lehr- und Lernbeziehungen sich in ein herzliches Verhältniß zu dem Jüngling hineingesponnen, und auch er lebt nur dem Gedanken, sich einst mit ihr zu verbinden. Barun Tschi dagegen speculirt für seine eigene Tochter, die gefallsüchtige und intrigante Gulmirez, auf den Prinzen, und hat beschlossen, diesen Bund zur That werden zu lassen an dem nämlichen Tage, an welchem der vermeintlich geistesschwache Prinz zum Schein den Thron besteigen wird. Die weitere Entwickelung braucht nur angedeutet zu werden. Der Prinz spielt seine Rolle mit so gutem Geschick, daß er wirklich bis zur Krönung gelangt. Dann, in dem Augenblick als Barun Tschi die Farce beendet und die Verlobungsceremonie vornehmen will, beginnt der Prinz zum Entsetzen seines Ministers eine liberale Ansprache an sein Volk. Sie lautet wie folgt:

Meine Treuen,
Vertrauensvoll tret' ich in eure Mitte
Als wie ein Freund, der seine Freunde kennt.
Ich weiß, ihr habt Almukir, meinen Vater,

Geliebt, und dank' euch laut für diese Liebe;
Doch bin ich weit entfernt, in dieser Stunde
Ein ähnliches Gefühl von euch zu fordern;
Des Volkes Liebe ist nicht ein Tribut,
Sie ist ein Lohn, den man verdienen muß,
Und ich, beim ew'gen Foh! will ihn verdienen.

Alle.

Heil Thearkan! Heil Japans neuem Vater!

Barun Tschi (leise).

Was hör' ich — Thearkan —

Thearkan (zu der Versammlung).

Was ihr gelitten,
Ist mir bekannt. Ein einz'ger Tag kann nicht
Die tiefen Wunden heilen, die man euch
Geschlagen. Aber wenn ihr selber sie
Mir heilen helft, wird durch der Götter Beistand
Das große Werk uns mit vereinten Kräften
Gelingen.

Garid.

Heil dir, Japan! Welch ein Fürst!

Nirwam.

Wenn man den weisen Spruch ihn nicht gelehrt.

Thearkan.

Glaubt nicht, daß mir die Last der ernsten Pflichten,
Die ich mit diesem heil'gen Herrscherstabe
Mir auferlege, unbekannt. Sie ist
So schwer, daß ich verzagen würde, wenn
Den Göttern und dem Freund ich nicht vertraute.
Die Götter haben meine Jugend vor
Dem Gift der Schmeichelei bewahrt; der Freund
Hat mich der Hoheit Klippen kennen lernen.
Die schon empfangne Hülfe läßt mich kühn
Auf fernre Hülfe hoffen. Lebet wohl!
Sobald des Abends erste Schatten sinken,
Erwart' ich euch in diesen Hallen wieder,
Um euch als erstes Zeichen meiner Liebe
In einer edeln Jungfrau, in der Tochter
Des treu'sten Staatsbedienten meines Vaters,
Die ich verehr' und liebe, eine Herrin
Und Mutter vorzuführen.

Diese staatskluge Rede wirkt besonders durch die Doppelsinnigkeit der letztern Andeutungen, welche auf Adelia und ihren Vater zielen, während Galmirez glauben muß, daß sie und ihr Vater darunter verstanden seien, und auch der letztere, solcher Art bethört, von Gewaltschritten gegen den neuen Herrscher, der noch ohne allen Anhang ist, einstweilen abgehalten wird. Als der Ueberlistete bald darauf seinen Irrthum erkennt und das eben von ihm geschaffene Götzenbild des Volks wieder zu beseitigen unternimmt, ist der günstige Augenblick versäumt, und die Tugend triumphirt über das Laster.

In welcher Weise die milde Denkweise der Dichterin, hier jedenfalls zum Vortheil des harmonischen Schlusses, die Strenge des Gesetzes zu versöhnender Billigkeit abzudämpfen weiß, mag die letzte Scene beweisen:

Barun Tschi und Mulnasok
(von der Wache als Gefangene vorgeführt).

Thearkan.

Ihr Götter! Barun Tschi,
Müssen wir so uns wiedersehn?

Barun Tschi.

Vollende!
Gib mir den Tod! Was willst du meiner schonen?
Ich werd' dich hassen, wenn du los mich sprichst,
Ganz wie ich jetzt dich hasse. Ich verachte
Ein Leben, das mir zur ersehnten Rache
Nicht dient.

Garid.

O schweige, Rasender! — Mein Kaiser,
Laßt diesen Mann der Strenge des Gesetzes
Verfallen, allzu groß ist sein Vergehn.

Thearkan.

Groß ist's, doch größer noch zu sein ziemt mir.
Ihr wollt mich zwingen, Barun Tschi, den Tag,
In dem ich Vater eines Reichs zu sein
Geschworen hab', mit Blute zu beflecken;
Allein, beim Foh, das soll Euch nicht gelingen!
Was würde Japan von mir denken, gälte
Das erste Todesurtheil, das im Leben
Ich unterzeichnet, einem Manne, welcher
Persönlich mich beleidigte. O geht,
Räumt dieses Reich, lebt frei und hasset mich,
Wenn dies Gefühl denn einmal Euerm falschen,
Verkehrten Herzen unentbehrlich ist;
Doch haßt mich nur um meiner Milde willen,
Um meiner Strenge nicht.

Barun Tschi (zu den Wachen).

O tödtet mich,
Daß seinen Sieg ich nicht vollenden helfe!
(Er wird abgeführt.)

Thearkan.

Fahr' hin! Leicht ist mir's, einen Undankbaren
Unter so vielen Freunden zu vergessen.
Kommt, meine Treuen; komm, Adelia, folge
Mir in den Tempel; auch für dich hab' ich
Die Hand, die ich dir biete, rein erhalten.
Kommt alle! Laßt dies Fest der treuen Liebe,
Dies schöne Fest, auch ihrer würdig sein.

Alle.

Heil Thearkan! Heil Japans Fürst und Volk!

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Erzählungsliteratur.

(Beschluß aus Nr. 5.)

. Väter und Söhne. Von Iwan Turgénjew. Autorisirte Ausgabe. Mit einem Vorwort des Verfassers. Zweite Auflage. Mitau, Behre. 1873. 8. 4 M. 50 Pf.

. David Elginbrod von George Mac Donald. Aus dem Englischen übersetzt von Julie Sutter. Autorisirte Uebersetzung. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1873. Gr. 8. 9 M.

3. Die Eremitin von St.-Cloud. Roman von Luise Ernesti. Jena, Costenoble. 1873. 8. 4 M. 50 Pf.

4. Historische Novellen. Von George Hiltl. Zwei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 8 M.

5. Der Burggraf und sein Schildknappe. Lebensbilder aus der Zeit des ersten Kurfürsten von Brandenburg, des Gründers der Macht Preußens. Historische Erzählung für

Jugend und Volk von R. Roth. Mit 75 Text-Illustrationen, 4 Tonbildern und 1 buntem Titelbilde. Leipzig, Spamer. 1873. Gr. 8. 6 M.

6. Aus bewegten Tagen. Eine Erzählung von Luise Hohndorf. Zwei Theile. Halle, Gesenius. 1873. 8. 5 M. 40 Pf.
7. Aus heißen Tagen. Geschichten von Levin Schücking. Stuttgart, Simon. 1874. 8. 5 M.
8. Zur Neujahrszeit im Pastorate zu Nöddeboe. Eine Erzählung von Nicolay. Nach der dritten Auflage des dänischen Originals deutsch von W. Reinhardt. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 8. 4 M. 50 Pf.
9. Dramatische Gestalten. Novellen von Otto Girndt. Zwei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 8 M.
10. Freudvoll und Leidvoll. Erzählungen von Sophie Junghans. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1874. 8. 9 M.
11. Criminalnovellen. Von J. D. H. Temme. Drei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 12 M.
12. Geschichten aus den Alpen. Von P. K. Rosegger. Zwei Bände. Pest, Heckenast. 1873. 8. 9 M.

Einen schroffen Gegensatz zu Nicolay's Weise zu erzählen, treffen wir in den Novellen Otto Girndt's „Dramatische Gestalten" (Nr. 9) an. Wenn dort die Erzählung im Schneckengang vorwärts schritt, so ist es hier zwar kein stetiges Stürmen, aber um so mehr ein hastiges Stolpern, was die Erzählungsweise Girndt's bezeichnet. Wegen dieser Hast des Handelns, die mit Lustspieleile zum Ziele treibt, nannte wol der Verfasser die Träger seiner Novellen „Dramatische Gestalten". Die künstlerische Form der Novelle kann dabei selbstverständlich kaum zu ihrem Rechte kommen; die Aufstellung und Lösung eines psychologischen Problems, was immer der höhere künstlerische Zweck der Novelle sein soll, wird da ebenfalls nicht besonders tief gefaßt werden können. Aber dabei bleibt es nicht; unfreiwillige Komik erzeugt diese Hast, wenn der Verfasser in ernster Toga erscheint, wie dies in den Novellen des ersten Bandes der Fall.

„Meine Mutter hat's gewollt" leistet in dieser Beziehung das Stärkste. Dr. Stephani hat Helene, die Tochter eines reichen jüdischen Bankiers, geliebt und wurde von ihr wieder geliebt. Praktisch wie nun schon die Mütter sind, wurde darauf Helene schleunigst dem reichen Glaubensgenossen Fürst vermählt. Darob wurde Stephani Misanthrop. Er tritt auf die Bühne mit einem Monolog an die Sonne. Fürst, der Mann der Helene, der Jugendfreund Stephani's, kommt zur selben Stelle, zwar nicht um die Sonne anzudeclamiren, sondern ein von seiner Frau vergessenes Battisttuch zu holen. Die alte Bekanntschaft wird erneuert, zumal da Stephani nicht weiß, daß Fürst Helenens Gatte ist. So sieht Stephani Helenens Mutter und Helene selbst wieder; da Helene eine reizende junge Schwester hat, Fanny, so lernt er auch diese kennen. Helenens Gerechtigkeitsgefühl wünscht nun, daß Stephani Fanny heirathe, zumal diese den weltscheuen Gelehrten vom ersten Momente an liebt. Nun aber widerfuhr es Stephani's liebstem Freunde, dem Bankier Rosenthal, daß er Fanny erblickt und so heftig sich in sie verliebt, daß schon nach wenigen Stunden die scharfsichtige Mutter Fanny's ein Herzleiden aus seinen Zügen herausliest. So beginnt nun ein Kampf der Neigung und Abneigung, und ein Glück ist es nur für die Betheiligten, daß das ganze Echauffement kaum 16 Stunden währt. Dann ist alles in rechtem Gleise. Dr. Stephani hat seine alte Liebe verschmerzt und ist der Gatte Fanny's geworden; die Mutter hat ihre religiöse Halsstarrigkeit überwunden; Fürst ist aus einem Epikuräer und Materialisten ein poetisch fühlender Ehemann geworden; Rosenthal ist als Held der Entsagung abgetreten. Den „dramatischen" Gestalten entspricht die „dramatische" Conversation. Als Probe ein Disput zwischen Dr. Stephani und der Mutter Helenens:

> Mit auffallend erheiterter Miene fragte sie (die Mutter): „So würde Dr. Stephani, wenn ein Zufall ihn mit Helenen wieder zusammenführte, die Ruhe ihres Herzens nicht gefährden?" — „Die Ruhe ihres Hauses sicherlich nicht!" — „Ich wiederhole: die Ruhe ihres Herzens?" — „Die Frage wäre an Helene zu richten!" Die platte Stirne der Matrone furchte sich wieder. Zögernd hob sie an: „Und wenn ich das nicht wagte?" Dem Doctor stieg das Blut in die Schläfe: „Dann müßte die Commerzienräthin Braun sich selber fragen, ob sie wohlgethan, als sie ihr Kind dem Manne entriß, der Helenen unsaglich geliebt!" Die Hörerin zitterte: „Und dann würde Dr. Stephani der alten Frau kein Opfer bringen?" — „Hat sie mir's gebracht?" kochte es dumpf aus seiner Brust. — „Sie hing an den Geboten ihres Glaubens!" vertheidigte sie matt. — „An Vorurtheilen, die sie büßen mag!" entschied er hart. — „Aus Ihrem Munde hätte ich anderes erwartet!" stöhnte die halbgebrochene Frau. Der Gegner erdrückte sie völlig: „Den Anspruch stellen Sie an einen Menschen und wissen doch aus dem Alten Testament, daß selbst Ihr Gott auflodert und niederschmettert, wenn ihm gerechter Zorn das Herz durchzuckt?" Vernichtet sank sie in einen Sessel und brach in Schluchzen aus.

Wer denkt dabei nicht an die köstliche Stelle in einem Briefe von Voß, wo er über den Abschied der Stolberge berichtet:

> Einigen sah man geheime Thränen des Herzens an — des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich — die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beisammen waren, wer kann die beschreiben? Die Thränen blieben nach und nach aus. Jetzt schlug es 3 Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten und suchten uns wehmüthiger zu machen.

In eben diesem Sinne „dramatisch" ist die Novelle: „Die neue Gouvernante", doch ist sie etwas planer in der Darstellung. Dazu sind der Geheimrath Scharf und der Oekonom Hans wenigstens zwei Individualitäten, die, wenngleich nicht originell, doch so geartet sind, daß man eine Strecke weit sich ihnen zu gesellen vermag.

Wohler wird es uns zu Muthe bei der Lektüre des zweiten Bandes. Er enthält: „Die hohe Person" und „Heilung ohne Cur" — Lustspiele in erzählender Form; dann in gleichem Gewande die Farce: „Der Mann in Weiß". Von einer künstlerischen Intention ist auch in diesen Novellen nichts zu entdecken, doch bleiben mindestens Gefühlsungeheuerlichkeiten fern, wie wir solchen im ersten Bande begegnen.

Unter dem Titel: „Freudvoll und Leidvoll" (Nr. 10) legt uns Sophie Junghans drei „Erzählungen" vor. Es sind nicht glänzende Züge, welche sie aufweisen; gewiß aber kommt von der diesmal genannten schriftstellernden Frauen-Trias der Sophie Junghans die ansprechendste Begabung zu. Versteht sie es doch mindestens, ihren Gestalten etwas individuell Bestimmtes zu geben und durch eine spannende Handlung den Leser zu fesseln.

Die erste Erzählung: „Suum cuique", ist nach strenger Begriffsbestimmung eine Excursion auf das Ge-

biet des Romans. Der Held desselben ist Richard Wanderer — ein Held, so recht geartet wie er einem noch etwas jugendlich fühlenden Frauengemüth genehm sein mag; Freytag's Fink aus „Soll und Haben“ und die Helden der Romane Spielhagen's mögen auf die Charakteristik Richard Wanderer's nicht ohne Einfluß geblieben sein. Richard Wanderer macht seinem Namen alle Ehre. Er kennt aus eigener Erfahrung ebenso gut das mühevolle Leben des Büffeljägers in den einsamen Prairien Amerikas, wie den höchsten Lebensluxus aller Residenzstädte Europas. Das setzt schon voraus, daß er unendlich reich an Glücksgütern; aber er ist auch unendlich gemüthsreich und dabei ein praktischer Philosoph von Haus aus. Was wunder, daß ihn die Männer verehren und die Weiber abgöttisch lieben. Neben Wanderer verblaßt sehr die schlichte Physiognomie Emil's, der durch herbes Jugendleid zur Lebensweisheit und Philanthropie heranreift. Von Frauen treten in den Vordergrund das Elfenkind Margot, die den Wanderer der Stetigkeit wiedergewinnt, und Ida, deren zügellose Leidenschaftlichkeit zur gesitteten Liebe geläutert wird.

Der zweite Band bringt die Novellen: „Chambre garnie“, gut erzählt, aber matt und abgebraucht in der Erfindung, und „Die Familie Lester“. Letztere Novelle erinnert in ihrem Stoffe an Girndt's „Meine Mutter hat's gewollt“; doch die Fassung ist eine knappere, Haltung und Darstellung sind edler. Es zeigt auch von mehr psychologischer Tiefe, daß die Tochter der Jugendgeliebten, als verklärtes Abbild der Mutter, nun die Braut des Mannes wird, den das Schicksal einst von der Mutter wegriß. Und auch dies faßt Sophie Junghans viel tiefer als Otto Girndt — wie der Mann der Jugendgeliebten, da er nun das ganze häusliche Glück in Frage gestellt sieht, aus seiner Gemüthsapathie aufgerüttelt und nicht blos zu einer höhern Schätzung der Gemüthswerthe, sondern auch zu einer idealern Auffassung des Lebens überhaupt gedrängt wird. In dieser Novelle erhebt sich Sophie Junghans über das Niveau schätzbarer Mittelmäßigkeit.

Wir haben nun noch zwei exceptionelle Richtungen unserer Erzählungsliteratur ins Auge zu fassen: die Criminalnovelle und die Dorfnovelle.

Bei der Criminalnovelle strenger Bedeutung kommt das ästhetische Moment nicht mehr in Frage, sondern nur noch das pathologische. Sie ist der Schlußstein jener Attentate, welche die Kunst, insonderheit die Literatur der Zeitgenossen auf das ästhetische Evangelium der classischen Epoche verübt, die höhnendste Antwort auf die Worte Schiller's: „Diese hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sicherern Probirstein der wahren ästhetischen Güte.“ (Schiller's „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts“, Brief 22.)

Wenn wir die Criminalnovelle als Genre verurtheimüssen, so gestehen wir nichtsdestoweniger, daß wir nme (Nr. 11) für einen der tüchtigsten modernen schen Erzähler halten. Sein knapper und präciser l, der sich nur hier und da allzu sehr ins Epigramische zuspitzt, unterscheidet ihn schon sehr zu seinem theile von der großen Anzahl jener Erzähler, die mit einer so salopen Prosa Staat machen, als wäre Verachtung aller Grammatik ein Paragraph im Code der Belletristen. Andererseits sind Temme's Novellen nicht immer Criminalnovellen in des Wortes verwegenster Bedeutung. So in den vorliegenden Novellen in erster Linie die waldfrische, nicht selten in das Idyllion hinüberschlagende Erzählung „Im Fährhause“. Hier beschränken sich die criminellen Beziehungen darauf, daß der Held wegen Betheiligung an der Revolution von 1848 flüchtig werden mußte. „Liebe im Kloster“, im dritten Bande, darf man gleichfalls als eine solche liebenswürdige Licenz gegenüber dem Titel der Sammlung betrachten. Genießbar sind auch noch „Pater Canisius“ und „Das Herz im Recht“. Dagegen finden jene Leser, welche das Gruseln lernen wollen, in den Novellen „In einer Brautnacht“ und „Wer war der Mörder?“ das ergiebigste Lesematerial.

Dem gegenüber sagt uns doch noch viel mehr zu das Leben mit den Aelplern Rosegger's, wie es uns in seinen „Geschichten aus den Alpen“ (Nr. 12) entgegentritt. Ueber den ästhetischen Werth der Dorfgeschichte und die Eigenart Rosegger's haben wir uns schon mehr als einmal an dieser Stelle ausgesprochen. Haben wir aber in einer Besprechung Rosegger bedeutet, er möge sein Schaffen mehr dem Culturleben der Gegenwart anschließen, so nehmen wir dies nun zurück, da wir die Ueberzeugung gewonnen, daß Rosegger's Begabung auf die Dorfgeschichte beschränkt ist. Sobald er andere Kreise der Gesellschaft in die Darstellung zieht, zeigt seine Weise zu charakterisiren und zu schildern wahrhaft peinliche Unbeholfenheit — man betrachte die Vertreter der Gesellschaft und überhaupt städtischer Bildung in den Novellen „Der Adel im Dorfe“ und „Die neue Bahn“. Wo dagegen Rosegger festen Boden unter sich fühlt, also in den Thälern und auf den Höhen seiner Alpen, da zeigt er eine Sicherheit der Charakteristik, eine das eigenste Leben der Natur erfassende und darstellende Schilderung, daß wir nur die beste Meinung von seiner poetischen Begabung hegen dürfen. Der Schwerpunkt seines poetischen Vermögens liegt überhaupt einzig in solcher Schilderung; schon die Fähigkeit, eine spannende, energisch fortschreitende Handlung zu erfinden, ist eine weit geringere. „Die Harfe im Walde“, „Ländlicher Liebe Lust und Leid“ sind hierfür hervorragende Belege. Da ist die Erzählung eigentlich nur das Aneinanderreihen einiger bald tiefgreifender, bald heiterer, immer aber überaus stimmungsvoller Genrebilder. Ein an Jean Paul gemahnender Zug — die Liebe zu den Armen und Elenden — ist der Dichtweise Rosegger's nicht fremd; wie schön spricht sich dieser z. B. aus in der Geschichte eines armen Lebens: „Der Mann mit den dreizehn Thalern“. Andererseits steht ihm wieder nicht selten eine Komik, ebenso derb und ungezwungen als wirkungssicher, zu Gebote, welcher Urwüchsigkeit im vollsten Sinne des Wortes zugesprochen werden muß. Könnte wol selbst das vergrämte Gemüth einem herzhaften Lachen widerstehen, wenn es von dem Schicksale des Schneiderlein Mirt in den „Beiden Frömmlern“ oder von dem ersten Menschenpaar im „Paradeisg'spiel“ Bericht erhält?

Wir sind am Schlusse unserer diesmaligen Revue. Wird es etwas nützen, wenn wir ab und zu einen streng

künstlerischen Maßstab an Erscheinungen eines Zweigs der poetischen Literatur anlegen, der außerhalb jedes ästhetischen Gesetzes zu stehen vermeint? Kaum möchten wir es vermuthen, denn die belletristische Production ward im großen und ganzen Handwerkerthum.

Den Verpfuschern unsers ästhetischen Lebens aber, seien es Producenten, oder solche, welche dieses literarische Handwerkerthum unterstützen, rufen wir zu: Quo, quo scelesti ruitis?

Wahrheit, sittliche Güte und Schönheit sind nicht blos Schwestern: sie sind die geheimnißvolle Drei in Eins; wer die eine verleugnet, wird für die andere nicht opferfreudig kämpfen.

Hubert Janitschek.

Zur Ethik.

1. Hauptfragen der Ethik. Eine Darstellung der Grundlehren der Moral und Rechtsphilosophie mit analytischer Entwickelung der ethischen Ideen und einer Umgestaltung der Ideenlehre Herbart's von Rudolf Landmann. Leipzig, Findel. 1874. Gr. 8. 6 M.
2. Die Moral des Pessimismus, nach Veranlassung von Dr. Taubert's Schrift „Der Pessimismus und seine Gegner", geprüft von F. A. von Hartsen. Nordhausen, Förstemann. 1874. 8. 1 M.

Die Aesthetik hat bisher ein weiteres Feld gehabt als die Ethik. Denn in den Bereich der Aesthetik hat man nicht blos das Kunstschöne, sondern auch das Naturschöne aufgenommen, hat also die ganze Natur der ästhetischen Beurtheilung unterworfen. Dagegen hat man die Ethik bisher meist blos auf das menschliche Leben eingeschränkt, hat blos das menschliche Wollen und Handeln der ethischen Beurtheilung unterworfen. Woher kommt das? Ist die Sphäre des Ethischen an sich eine engere als die des Aesthetischen; oder ist sie blos irrthümlich für eine engere angesehen worden? Wir glauben das letztere. Der ethische Gegensatz des Guten und Bösen scheint uns nicht minder allgemeiner Anwendung fähig zu sein als der ästhetische Gegensatz des Schönen und Häßlichen. Wie das menschlich Schöne blos eine besondere Art des allgemein Schönen ist, so auch das menschlich Sittliche blos eine besondere Art des allgemein Sittlichen.

Es sind auch bereits Anzeichen vorhanden, daß diese Erkenntniß sich Bahn bricht. Die Ethik geht einer ähnlichen Erweiterung entgegen, wie sie die Aesthetik schon längst erfahren hat. In Zukunft wird man nicht blos den Menschen, sondern die ganze Natur zum Subject der ethischen Prädicate machen, wie dies zum Theil schon geschehen ist.

Bereits Fichte sprach von einer sittlichen Weltordnung. Schopenhauer rühmt sich, zuerst die moralische Bedeutung der Welt zum Bewußtsein gebracht zu haben. Daß die Welt blos eine physische, keine moralische Bedeutung habe, ist nach ihm der größte, verderblichste Irrthum, die eigentliche Perversität der Gesinnung. („Parerga und Paralipomena", II, 205.) In der Schrift über den „Willen in der Natur" hat Schopenhauer bewiesen, daß die in der Natur treibende und wirkende Kraft identisch ist mit dem Willen in uns. Dadurch tritt nach ihm die moralische Weltordnung in unmittelbaren Zusammenhang mit der das Phänomen der Welt hervorbringenden Kraft. Denn der Beschaffenheit des Willens muß seine Erscheinung genau entsprechen. Hierauf beruht die ewige Gerechtigkeit, und die Welt, obgleich aus eigener Kraft bestehend, erhält durchweg eine moralische Tendenz. Sonach sei jetzt erst das seit Sokrates angeregte Problem wirklich gelöst und die Forderung der denkenden, auf das Moralische gerichteten Vernunft befriedigt. („Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 676 fg.) Eine bloße Moralphilosophie ohne Erklärung der Natur, wie sie Sokrates einführen wollte, vergleicht Schopenhauer einer Melodie ohne Harmonie, welche Rousseau ausschließlich wollte, und im Gegensatz hierzu eine bloße Physik und Metaphysik ohne Ethik vergleicht er einer bloßen Harmonie ohne Melodie. („Die Welt als Wille und Vorstellung", I, 313.)

Nach Schopenhauer haben andere, theils Naturforscher, theils Philosophen, auf andere Weise die Ethik erweitert. Darwin hat sich bemüht, nachzuweisen, daß, sowie in intellectueller so auch in moralischer Hinsicht zwischen Mensch und Thier kein fundamentaler, sondern nur ein gradueller Unterschied stattfinde (vgl. „Unsere Zeit", 1872, Heft 8 und 9: „Darwin's Auffassung des geistigen und sittlichen Lebens des Menschen".) Maximilian Droßbach hat in einer besondern Schrift die Grade der Intelligenz und der Sittlichkeit in der Natur nachgewiesen (vgl. die gleichnamige Schrift, Berlin 1873). Hermann J. A. Koerner hat eine „Natur-Ethik" in zwei Bänden herausgegeben (Hamburg 1873), in welcher die Sittlichkeit in der Natur von der innerhalb der Menschenwelt nur wie die unbewußte von der bewußten unterschieden, also das menschlich Sittliche nur für eine besondere Art des allgemein Sittlichen, des Weltethischen betrachtet wird.

Von dieser erweiterten Auffassung und Behandlung der Ethik nun ist in den beiden hier zu besprechenden Schriften wenig zu spüren. Dieselben handeln von dem Ethischen noch wie von einem rein menschlichen Phänomen.

Der Verfasser der erstgenannten Schrift fand sich besonders in seinem Berufe als Gerichtsarzt (er ist Dr. med. und großherzoglich hessischer Kreisarzt) zur genauern Untersuchung des Begriffs der Zurechnungsfähigkeit veranlaßt, und da derselbe dem Gebiete der Rechtswissenschaft angehört, dieser aber die Idee der Gerechtigkeit zum Grunde liegt, auch zu einer Untersuchung dieser ethischen Idee. Als Herbartianer blieb er aber nicht bei dieser einen Idee stehen, sondern zog auch die andern ethischen Ideen Herbart's in den Bereich seiner Betrachtung und unterwarf sie sämmtlich einer „exacten" Kritik. Bekanntlich geben die Herbartianer eine „Zeitschrift für exacte Philosophie" heraus, und des Verfassers Schrift trägt ganz das Gepräge dieser sogenannten „exacten Philosophie". Der Verfasser steht auf dem Boden der Herbart'schen Philosophie; Herbart war ihm jedoch bei seiner Bestimmung der ethischen Ideen noch nicht exact genug; daher er ihn zu verbessern sucht. Er sagt im Vorwort:

Herbart, der überhaupt die ethischen Grundverhältnisse und demgemäß die ethischen Ideen zuerst aufzeigte, scheint die auf sie gerichteten Untersuchungen — vielleicht abgezogen durch seine metaphysischen und psychologischen Forschungen — etwas zu rasch beendet zu haben; sonst würde er selbst haben finden müssen, daß er mit seinen zwei letzten — von ihm als blos misfallend bezeichneten — Verhältnissen über das Ziel hinausgegangen ist.... Bei einer Fassung der Grundverhältnisse und demnach der ethischen Ideen, so wie sie sich aus der vorgenommenen Analyse ergeben, tritt der weitere Gegensatz gegen die Herbart'sche Lehre hervor, daß jedem Grundverhältniß eine besondere, auch psychologisch in gültiger Weise von den übrigen zu unterscheidende Tugend entspricht, also fünf Tugenden anzunehmen sind, während Herbart die Tugend als nur eins, dessen Factoren psychologisch nicht zu sondern seien, dachte und denken mußte.

Ein gewisser Scharfsinn im Zerlegen der ethischen Ideen und im Unterscheiden des unmittelbar sittlich Guten von dem mittelbaren läßt sich dem Verfasser nicht absprechen. Aber für den Fortschritt der Ethik im großen und ganzen können wir solchen exacten Zergliederungen kein besonderes Gewicht beilegen. Sie liegen außerhalb des Stroms, in welchem sich gegenwärtig die Ethik im Zusammenhang mit der Naturwissenschaft bewegt. Die Herbart'sche, von aller Metaphysik losgerissene Ethik gewährt uns überhaupt keinen Einblick in die Genesis des Ethischen. Aber nur eine genetische Betrachtung, welche den Menschen im Zusammenhange mit der übrigen Natur auffaßt, welche das menschlich Ethische nur für eine höhere Entwickelungsstufe des allgemein Ethischen oder des Weltethischen auffaßt, und welche dieses aus dem Ur- und Grundwesen der Welt ableitet, kann uns befriedigen. Es genügt nicht, die ethischen Werthurtheile als Thatsachen aufzunehmen, sondern es gilt, den Grund und die Berechtigung dieser Werthurtheile nachzuweisen, und da kommt man ohne Metaphysik, ohne eine Gesammtanschauung des Wesens der Dinge, nicht aus. Gemäß der Herbart'schen isolirenden Behandlung der Ethik behauptet der Verfasser, es komme gar nicht darauf an, ob der Gegenstand, von dem die Ethik handelt, das sittlich Gute und Böse, ein wirklich vorkommender oder blos ein begrifflich gedachter sei. Die Ethik habe sich vielmehr mit dem sittlich Guten und Bösen, gleichviel und unbekümmert darum, ob es wirklich vorkam und vorkommt oder nur seinem Begriffe nach feststeht oder festzustellen ist, zu beschäftigen und überhaupt gar nicht zu untersuchen, welches sittlich Gute der Mensch etwa in sich verwirklicht haben mag, und wie er überhaupt *ist*, sondern wie er sein *soll* oder, um eine gewisse Vorzüglichkeit zu besitzen und Verwerflichkeit zu meiden, sein *müßte*. Eine aus reiner Menschenliebe hervorgehende Wohlthätigkeit z. B. gehöre zu den sittlich guten, und ein Mord aus Freude an den Leiden anderer zu den sittlich bösen Handlungen, gleichviel ob dergleichen Wohlthätigkeit und Mord wirklich schon vorgekommen sind und vorkommen oder nicht:

> In Uebereinstimmung hiermit verstehen wir unter den Ausdrücken „sittlich Gutes und sittlich Böses" nicht gerade nur die wirklich vorgekommenen und vorkommenden, sondern auch die etwa nur ihrem Begriff nach bestimmten betreffenden Arten.

Das ist die alte Leier, daß die Ethik nicht eine Wissenschaft eines Seienden, eines Wirklichen, Realen, sondern Wissenschaft eines Seinsollenden, eines zu Verwirklichenden, eines Idealen sei. Woher aber wissen wir denn, was sein *soll*? Sind unsere idealen Forderungen von Vorzüglichkeit nicht vielleicht hohle Hirngespinste, deren Verwirklichung unmöglich ist? Jedes Sollen, das nicht seine Berechtigung in einem Seienden nachweist, schwebt haltlos in der Luft. Jedes Sollen, das nicht in einem Naturtriebe, also in einem Seienden wurzelt und nur Forderung dieses Triebes ist, ist unberechtigt. Warum fordern wir von einem Giftbaume keine nährende Frucht? Weil in ihm kein Trieb zu solcher Frucht ist. Wäre reine, uninteressirte Wohlthätigkeit in der menschlichen Natur nicht angelegt, hätte der Mensch von Natur durchaus keinen Trieb, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst, so wären alle Ethiken der Welt nicht berechtigt, dieses von ihm zu fordern; denn sie forderten etwas, was er zu leisten nicht fähig ist. Vor allen Forderungen, die man an ein Wesen stellt, vor allem Sollen, womit man sich an dasselbe wendet, muß man doch seine Natur, seine wesentlichen Kräfte, seine Leistungsfähigkeit kennen; denn sonst ist ja das Sollen eine ganz ohnmächtige Forderung.

Daß die Ethik sich nicht um das Wirkliche zu kümmern habe, kann nur in dem Sinne wahr sein, daß sie sich nicht um die jeweilige factische Wirklichkeit zu bekümmern braucht; aber nicht in dem Sinne, daß sie um die wirkliche Natur der Dinge, ihre wesentliche Beschaffenheit, ihre essentiellen Anlagen und Bedürfnisse sich nicht zu bekümmern habe. Die „exacte" Philosophie darf diesen Unterschied nicht übersehen und darf nicht mehr ohne weiteres den Gegensatz zwischen Ethik und Physik machen, daß letztere es mit dem Seienden, erstere mit dem Seinsollenden zu thun habe. Die ethischen Gesetze sind Gesetze eines Wirklichen, Realen, so gut wie die physischen. In der Natur kommt so gut ein Sollen vor wie in der sittlichen Welt, und in dieser so gut ein Sein wie in der Natur. Die Misgeburten und Krankheiten beweisen ja schlagend, daß auch in der Natur die Erscheinung nicht immer dem entspricht, was sein soll. Andererseits die Gewissensbisse über begangenes Unrecht und Lieblosigkeit beweisen, daß ein guter Wille nicht blos sein soll, sondern wirklich da ist; denn ohne diesen käme es zu keinen Gewissensbissen. Was in der Natur der Schmerz ist, das ist in der sittlichen Welt der Gewissensbiß. In beiden entspricht die factische Erscheinung nicht dem an sich seienden Wesen.

So viel gegen des Verfassers Behauptung, die Ethik habe begrifflich die Arten des sittlich Löblichen und Verwerflichen, unbekümmert um deren wirkliches Vorkommen, festzustellen. Was des Verfassers Darstellungsweise betrifft, so erkennt er selbst die Mängel derselben, indem er im Vorwort sagt:

> Die Form der Darstellung anlangend, verkennt der Verfasser deren Mängel gewiß nicht, namentlich daß sie an schwerfälliger Satzbildung, manchen Wiederholungen und einer gewissen Breite leidet. Die Veranlassung zu letztern beiden Mängeln lag und liegt in dem Bestreben, das Verständniß unabhängig von philosophischer Fachbildung zu halten.

Als ob bei schwerfälliger Satzbildung das Verständniß durch Breite und Wiederholungen gefördert werden könnte! Die Darstellung ist eine solche, daß es nicht blos dem Laien, sondern selbst dem Manne von Fach unsagliche

Mühe kosten muß, sich durch dieses „exacte" Opus durchzuarbeiten.

Die Schrift von F. A. von Hartsen (Nr. 2) ist polemischer Natur. Sie bekämpft den Hartmann-Taubert'schen Pessimismus und die Moral desselben. Die Taubert'sche Schrift: „Der Pessimismus und seine Gegner", deren anziehende Darstellung der Verfasser anerkennt, gibt nach ihm manches zu denken und liefert zu Betrachtungen über moralische Fragen ausgezeichnete Veranlassung. Gegen den Standpunkt Taubert's hat der Verfasser schwere Bedenken; dies verhindert ihn jedoch nicht, anzuerkennen, daß seine Schrift zur Förderung der moralischen Erkenntniß nützlich sei. Auch ein Irrthum könne ja, wenn auch indirect, seinen Nutzen haben dadurch, daß er dazu beiträgt, die Wahrheit ans Licht treten zu lassen.

Das erste Bedenken des Verfassers betrifft Taubert's Ansicht, nach welcher „der Charakter des Unangenehmen für die Tugend eigenthümlich und eine Hauptforderung sei". Taubert sagt nämlich: „Erst auf den Trümmern alles individuellen Eudämonismus erhebt sich die echte Sittlichkeit." Dem gegenüber untersucht der Verfasser das Verhältniß von Tugend und Glück und kommt zu folgenden Sätzen:

Die Tugend eines Wesens ist die Summe aller seiner Empfänglichkeiten zu guten Begierden. Und tugendhaft kann man denjenigen nennen, bei dem die guten Begierden über die schlechten herrschend sind.... Aus dieser Definition geht hervor, daß Tugend und Glück verschiedene Dinge sind, die weder nothwendig zusammengehen, noch nothwendig getrennt sind. Eine Begierde an sich (gute oder schlechte) veranlaßt weder unbedingt Glück, noch unbedingt Unglück dem, der sie hat. Alles hängt davon ab, ob Befriedigung der Begierde zur rechten Zeit, in gehörigem Maße, und ohne zu große Anstrengung seitens des Begehrenden eintritt.

Dies alles hat nach dem Verfasser Taubert übersehen, nicht nur wenn er die Tugend als ein Unglück schildert, sondern auch wenn er ihr doch eine beglückende Macht zuschreibt. Der Verfasser bestreitet die Behauptung, daß Unglück von der Tugend unzertrennlich sei, und daß nur auf den Trümmern des individuellen Glücks die Tugend sich erhebe. Ob Tugend Glück oder Unglück bringt, hänge von Nebenumständen ab. Der Hauptfehler Taubert's liege darin, daß er Tugend verwechselt mit Aufopferung, indem er sagt: „Die Opfer, die der Mensch an Glück zu bringen hat, stehen in genauem Verhältniß zum Maß seiner Sittlichkeit, und hören darum nicht auf, als reale Unlust empfunden zu werden."

Hiergegen sagt der Verfasser: „Also nur der wäre sittlich, der Opfer an Glück bringt. Wer eine edle Handlung thut, weil es ihm so beliebt, weil er die gegentheilige gemeine Handlung verabscheut, der sei nicht sittlich." Das Wesen der Tugend sei vielmehr eine Gesinnung, und diese bestehe auch da, wo sie keine Opfer zu bringen hat. Ein tapferer Soldat z. B. sei doch nicht etwa blos tapfer im Kriege und werde ein Feigling, sobald Friede geschlossen ist. Nein! Ein tapferer Mensch sei tapfer, und sollte er sein ganzes Leben nie gerufen werden, seine Tapferkeit an den Tag zu legen. Ein Patriot bleibe tugendhaft aus dem Gesichtspunkte der Vaterlandsliebe, wenngleich er vielleicht durch Schwäche oder Kränklichkeit verhindert werde, für das Vaterland die Waffen zu führen oder demselben auf andere Weise zu dienen. Ein gutherziger Mensch würde gutherzig bleiben, und lebte er einsam auf einer Insel, wo er sogar keine Thiere fände, an welchen er sein Wohlwollen bethätigen könnte.

Wahr ist nach dem Verfasser nur so viel, daß für den äußern Beobachter die Tugend nur merkbar und somit nur meßbar wird, wenn sie durch Handlung sich kundgibt. Um die Tugend eines Menschen zu beurtheilen, müssen wir warten, bis sie auf die Probe gestellt ist. Soweit könne man freilich sagen, daß ein Verhältniß zwischen Tugend und Aufopferung bestehe. Jedoch sei es gar nicht etwas der Tugend Eigenthümliches, daß sie zur Aufopferung befähigt. Jede „Empfänglichkeit zum Begehren" thue es ebenso. Die Begierde, welche bei der Aufopferung den Sieg davonträgt, brauche ja nicht nothwendig eine gute zu sein. Für die Befriedigung der niedrigsten Leidenschaften werden ja Opfer, große Opfer gebracht. Wo sei aber da die Tugend? Aufopferung und Tugend seien also verschiedene Dinge, da es Aufopferung ohne Tugend gibt. Gibt es aber Aufopferung ohne Tugend, so gibt es auch Tugend ohne Aufopferung. Diese werde bestehen, nicht nur wenn die Tugend keine Gelegenheit findet, sich in Handlungen zu äußern, sondern auch, wenn sie keine schlechte, verführerische Begierden zu überwinden hat.

Und eben der Mensch, bei dem dies der Fall ist, ist uns am liebsten. Denn wann kann Tugend sich in voller Kraft bewähren? Sicherlich nicht dann, wenn sie einen Theil dieser Kraft verbrauchen muß, um schlechte Begierden zu überwinden, sondern eben dann, wenn sie geradezu und ungestört auf ihr Ziel losgehen kann.... Das Gute soll gethan, das Böse soll unterlassen werden, darauf kommt am Ende alles an. Kostet das Gute uns Opfer, es muß dennoch geschehen. Aber kostet es keine, um so besser! Nicht nur die Anwesenheit der guten Begierden, sondern auch die Abwesenheit der schlechten bestimmt den Werth eines Wesens. Abwesenheit der schlechten Begierden nun schließt eben die Aufopferung aus. Denn wo nichts zu opfern ist, da kann von Aufopferung nicht die Rede sein.

Der Verfasser gibt zwar gern zu, daß kein Mensch es in der Tugend so weit gebracht habe, um nie in die Lage zu kommen, der Tugend Opfer bringen zu müssen; er hält jedoch einen solchen Menschen für denkbar. Es gebe ja wirklich Menschen, die, ohne auf jedem Gebiete der Tugend zu glänzen, doch in einzelnen so weit sind, keine Opfer bringen zu müssen, sozusagen Specialisten in der Tugend. Dem fürs Vaterland Begeisterten z. B. koste es kein Opfer, seine Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen, dem die ehelichen Rechte Ehrenden koste es kein Opfer, sich des Ehebruchs zu enthalten, u. s. w. Seien diese darum nicht tugendhaft? „Kurz, sollen wir sagen: wer nicht mit Widerwillen die Tugend übt, wenn sie keine Opfer kostet, der ist nicht tugendhaft?"

Wir stimmen dem Verfasser darin bei, daß Aufopferung kein wesentliches Merkmal des Begriffs der Tugend ist. Aber da er selbst zwischen Begriff und Wirklichkeit unterscheidet und zugibt, daß, wenngleich Tugend ohne Opfer sich denken lasse, doch in der Wirklichkeit die Tugend mit Opfern verbunden sei und nur ausnahmsweise, bei den Specialisten in der Tugend, keine Opfer koste; so hätte er auch einsehen sollen, daß der Pessimismus durch seinen Beweis, daß im Begriffe der Tugend nichts von Aufopferung liege, noch nicht widerlegt wird. Denn

wenn die Pessimisten von der Unlust reden, die mit der Tugend wegen der Opfer, die sie kostet, verbunden ist, so meinen sie nicht den theoretischen Begriff der Tugend, sondern die Tugendübung in praxi. Daß diese in der Regel Opfer kostet, bestreitet ja der Verfasser selbst nicht. Er hat auch übersehen, daß es nicht immer blos schlechte Begierden sind, die im Dienste der Tugend geopfert werden müssen, sondern oft auch edle. Denn das Leben ist so complicirt, daß nicht blos gute mit schlechten Begierden in Conflict kommen, sondern auch eine gute mit einer andern guten. Die Gerechtigkeit erfordert es z. B., daß ein Vater seinen Sohn, ein Freund seinen Freund opfere. Mit blutendem Herzen thut er es. Ist da das Vatergefühl und das Freundschaftsgefühl, das der Gerechtigkeit zum Opfer gebracht wird, etwa ein unedles?

Kurz, mit abstract begrifflichen Auseinandersetzungen über das Wesen der Tugend und die Trennbarkeit der Aufopferung von der Tugend ist dem Pessimismus nicht beizukommen. Gar vieles, was sich dem Begriff nach trennen läßt, ist dennoch in der Wirklichkeit verbunden. In der Wirklichkeit steht die Tugend nicht so rein und frei von Leiden da wie ein Begriff; denn, wie Schopenhauer richtig bemerkt, Armuth, Entbehrungen und Leiden vielfacher Art werden durch die vollkommenste Ausübung der moralischen Tugenden herbeigeführt.

Besser als durch die begriffliche Trennbarkeit der Tugend von der Aufopferung wird der Pessimismus durch den Hinweis auf den innern Lohn, die innere tiefe Befriedigung, die das Bewußtsein der Tugend gewährt, widerlegt. Auch der äußere Lohn, welcher der Uebung der Tugend, so oft sie ihren Zweck erreicht, folgt, ist ein Gegenargument gegen den Pessimismus. Mit Recht verwirft der Verfasser jene Art von Ethik, die schlechthin das Verweisen auf den Lohn für eine Verunreinigung der Tugend hält:

> In seiner Verwerfung der Arbeit um Lohn geht Taubert zu weit. Es darf nicht behauptet werden, daß alle Arbeit um Lohn unbedingt verwerflich und verdienstlos sei. Sonst wäre ja auch Aufopferung unbedingt verwerflich. Denn ein vernünftiger Mensch opfert sich ja doch nicht auf um nichts, sondern mit einem Zweck, d. h. um dadurch etwas zu erreichen. Bei Lohn braucht man ja nicht nothwendig an grobsinnlichen Lohn, nicht einmal an Geld zu denken. Es gibt auch einen höhern Lohn. Und ein solcher eben wird erzielt durch diejenigen, welche wir ihrer Opfer wegen bewundern. Der Soldat, der sein Blut vergießt, thut dies doch nicht um nichts. Im edelsten Falle bezweckt er die Förderung irgendeiner Sache, z. B. Befreiung seines Vaterlandes. Erreicht er dieses Ziel, so ist eben diese Befreiung sein Lohn. Die Barmherzige Schwester, die auf Gefahr ihres Lebens Kranke mit ansteckenden Krankheiten verpflegt, bezweckt, die Leiden dieser Kranken zu mildern, u. s. w. Die Freude, diese Qualen abnehmen, die Kranken sich bessern zu sehen, das ist ihr Lohn, für den sie arbeitet. Und er ist wohlverdient dieser Lohn! Ob sie im Jenseits noch andern Lohn verdient, lassen wir hier dahingestellt. Genug, ohne Aussicht auf irgendeinen Lohn, ohne allen Zweck, opfert nur der Narr sich auf.

Der Verfasser zeigt die verderblichen Consequenzen des Pessimismus für die Moral. Eine kräftigere Aufforderung zum Egoismus sei kaum denkbar als die Lehre von dem Nichtigen und Illusorischen alles Erdenglücks. Wer dieser Lehre beistimmt, werde nothwendig raisonniren wie folgt:

> Ist alles Glück eitel, so ist es das ebenso für andere als für mich. Was werde ich mich also quälen, um andere zu beglücken? Wozu mich bemühen, ihnen ein Geschenk zu geben, welches für sie doch werthlos ist?... Und da es auch dem Pessimisten doch am Ende immer ein bischen leichter fällt, den Werth des Glücks zu leugnen, wo es sich um andere, als wo es sich um sein Selbst handelt, so wird er wol kaum der Versuchung widerstehen, das Glück, welches für andere ja doch werthlos ist, ganz unschuldig an sich zu ziehen. Kurz, der Pessimismus ist die Schule des abscheulichsten Egoismus.

Der einzige Trost ist nach dem Verfasser, daß nicht die Mehrzahl der Pessimisten die richtigen Folgerungen aus ihrem System ziehen würden. Die meisten Philosophen seien besser als ihre Systeme, und auch Taubert gehöre zu diesen. Werfe die Natur zur Thüre hinaus, früh oder spät kehrt sie wieder, obgleich nicht immer „au galop“, wie das Sprichwort sagt. Trotz aller Anstrengung, den Pessimismus zu vertheidigen und für die Moral zu verwerthen, wolle es Taubert doch nicht gelingen, sich seine bessere Einsicht vom Leibe zu halten. Der Systematiker falle wiederholt aus seiner Rolle. Wiederholt siege bei ihm die Natur über die Lehre, der Mensch über den Philosophen. Hartsen sucht dieses im einzelnen nachzuweisen. Er bringt überhaupt viel Treffendes gegen den Pessimismus im allgemeinen und gegen die Taubert'sche Vertheidigung desselben im besondern vor. Mitunter geht er jedoch zu weit, und manches klingt mehr wie Consequenzmacherei als wie richtige Consequenz. Daß der Pessimismus die Schule des abscheulichsten Egoismus sei, das ist zu viel behauptet. Wer ernstlich und aufrichtig von der Nichtigkeit und dem Illusorischen alles Strebens überzeugt ist, der wird freilich in dieser Ueberzeugung kein Motiv, das Wohl anderer zu fördern, finden, aber auch ebenso wenig ein Motiv, sein eigenes auf Kosten des Wohls anderer zu fördern. Er wird vielmehr von allem Streben nach Wohlsein abstehen. Die Schopenhauer'sche Verneinung des ganzen Willens zum Leben, also das Aufgeben alles Strebens, ist die allein richtige Consequenz des Pessimismus. Nur sophistischerweise läßt sich aus dem Pessimismus noch irgendein Streben, sei es ein egoistisches oder ein tugendhaftes, als praktische Consequenz ableiten. Der echte Pessimismus, als die Philosophie der Verzweiflung, führt zur Verneinung des Willens.

Da nun aber die wahre Moral nicht den Willen verneint, sondern nur den bösen Willen, den egoistischen, ungerechten und lieblosen Willen, so ist allerdings mit dem Pessimismus die wahre Moral nicht vereinbar. Der Pessimismus hat die Moral hinter sich als einen untergeordneten Standpunkt. Dies hat Schopenhauer mit seiner charakteristischen Ehrlichkeit dadurch ausgesprochen, daß er die Tugend für einen bloßen Durchgangspunkt zur Verneinung des Willens erklärt hat. („Die Welt als Wille und Vorstellung“, II, 696 fg.)

Julius Frauenstädt.

Die deutschen Entdeckungen in Ostgrönland.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Karl Koldewey. Herausgegeben von dem Verein für die deutsche Nordpolarfahrt in Bremen. Erster Band. Erzählender Theil. Bearbeitet von den Mitgliedern der Expedition. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt, 10 Tafeln in Farbendruck, 2 Porträts in Stahlstich und 10 lithographirten Karten. Zweite Abtheilung. Leipzig, Brockhaus. 1874. Lex.-8. 15 M.

Die erste Abtheilung des erzählenden Theils, über welche der Unterzeichnete in Nr. 16 d. Bl. f. 1873 berichtet hat, enthielt die Schicksale der Hansa und der Hanseaten nach ihrer Abtrennung von dem größern Schiffe, der Germania, mit welcher letztern die obige zweite Abtheilung sich ausschließlich beschäftigt. Die Küste von Ostgrönland, etliche Tage früher gesehen, konnte doch erst am 5. August 1869 erreicht werden. Das Schiff befand sich nahezu an derselben Stelle, wo ehemals Kapitän Clavering und der jetzige General Sabine verweilt hatten, letztere zur Feststellung der örtlichen Länge des Secundenpendels. Nun war in den „Geographischen Mittheilungen“ von Petermann behauptet worden, Clavering habe ein sogenanntes Landwasser, das heißt einen offenen eisfreien Meeresstreifen an der Küste angetroffen, der ein Vordringen polwärts verstattet haben würde, wenn eine solche Aufgabe der damaligen Reise nicht gänzlich fremd gewesen wäre. Es hat sich dann später gezeigt, daß die Behauptung auf einem Irrthum beruhte, und Clavering Landwasser gar nicht befahren habe. Die Germania fand ebenfalls keins, sondern wurde nach wenig Tagen vom Eisdrange genöthigt, einen Winterhafen zu suchen. War also damals schon die Aussicht auf Entdeckungen zu einem Minimum eingeschrumpft, so galt es nun, die gebotene Gelegenheit zu neuen Beobachtungen möglichst auszunutzen.

Grönland betrachtete man bisher immer und betrachten viele noch jetzt als ein kleines völlig in Schnee begrabenes und vergletschertes Festland. Unsere Beobachter staunten daher über die Schneefreiheit selbst hochgelegenen Landes und über die Thatsache, daß Schneefelder ausschließlich als Firnregionen der Gletscher auftraten. Im nächsten Frühjahre überzeugten sie sich weiter, daß binnenwärts der Schneefall nur ein sehr geringer gewesen sein konnte. Zuvor genossen sie aber einen unbeschreiblich schönen Herbst. So klar und ruhig war das Wetter, daß die Reisenden damals sich noch sagen durften: „Windstille ist der herrschende Wind in Ostgrönland.“ Sehr schade war es nun, daß man Payer's Rath nicht folgte und um diese Zeit weite Schlittenreisen unternahm, denn das Eis war damals glatt und durch Schneewehen noch nicht unwegsam. Die Gründe aber, welche Koldewey gegen herbstliche Schlittenreisen geltend machen will, haben in unsern Augen wenig Gewicht.

Am 7. November sollten die Polarfahrer mit einem grimmigen Gegner bekannt werden, auf den niemand gefaßt war, nämlich mit dem ersten Sturm aus Norden:

Wagte man sich aus der sorgsam geschlossenen Kappe aufs Verdeck heraus, so wurde man fast betäubt von dem sausenden und brausenden Getöse, mit dem der Wind sich am Schiffe brach und um dasselbe herumdrängte. An Unterhaltung war kaum zu denken: der stärkste Commandoruf wäre nicht über das ganze Schiff hin vernehmbar gewesen. Blickte man dann durch die Ritzen der festgeschlossenen Ausgangsöffnung hinaus, so gewahrte man nichts als eine in ewig erneuter Flucht horizontal dahinjagende dichte Masse von feinen Schneetheilchen. Vom Lande keine Spur, ja kaum daß man die nächsten Eisblöcke unterscheiden konnte.

Es sollte übrigens noch schlimmer kommen. Ein zweiter Sturm, der am 16. December begann, steigerte seine Gewalt aufs äußerste:

In den Spätstunden war die Schnelligkeit derselben 65 und 67 englische Meilen, die der einzelnen Böhen natürlich noch weit mehr. Dr. Börgen war es, der diese beiden Ablesungen an der Sternwarte machte. Das war indessen keine Kleinigkeit. Auf dem Lande wurde er einmal vom Winde gepackt, förmlich in die Höhe gehoben und gegen zehn Schritt weit fortgeschleudert. Mit Anstrengung nur erreichte er das leitende Tau wieder, fühlte sich aber auch auf dem Wege zum Schiffe noch verschiedene mal aufgehoben und zur Seite geschoben.

Der Sturm hielt diesmal 103 Stunden an, und die Luft hätte, wenn sie ihrer Richtung und Geschwindigkeit treu geblieben wäre, in dieser Zeit den Aequator erreichen und überschreiten können, denn die mittlere Geschwindigkeit betrug mehr als 15 deutsche geographische Meilen in der Stunde. Der Winter in Ostgrönland war sonst ganz erträglich. Der niedrigste Thermometerstand — 32,1° R. trat, wie man das erwarten durfte, erst gegen Ende Februar, am 21., ein. Im Frühjahr ging es nordwärts längs der Küste bis über den 77. Breitengrad auf einer fünfunddreißigtägigen Schlittenreise. Die Entdeckungen bestehen also in Erweiterung unserer Kenntnisse von Ostgrönland um etwa $2\frac{1}{2}$ Breitengrade. Die Leiden und Anstrengungen der Theilnehmer an dieser Schlittenfahrt erstiegen das höchste Maß des Erträglichen; mehr als sie hätte sicherlich keine andere Mannschaft geleistet. Das Ergebniß war übrigens ein trauriges, denn der Eisgürtel an der Küste zeigte sich so mächtig, daß von einer Nordfahrt im nächsten Frühjahr wenig zu hoffen blieb. Die Küste selbst behielt ihren hohen felsigen Charakter und ihre allgemeine Richtung bei.

Die andern Schlittenreisen im Frühjahr waren wegen der Schneemassen äußerst anstrengend und wenig ergiebig. Im Mai wurden die hohen Temperaturen bereits sehr lästig. Am 26. dieses Monats stieg das Thermometer im Zelte bis auf + 20° R. und die Polarfahrer bemerken: „Wir wurden in demselben gleichwie in einem über Feuer gestellten Topfe gedünstet.“ Trotz dieser Wärme war für das Frühjahr wenig Aussicht auf ein schiffbares Polarmeer. Nach den Berechnungen des Astronomen Dr. Börgen darf man annehmen, daß etwa zwei Drittel des Nordpolmeeres mit Eis bedeckt bleiben müssen, so jedoch, daß das übrige Drittel als Streifen offenen Wassers auftritt. Die Eismassen selbst sind aber immer in Bewegung, sodaß eine feste Verpanzerung des Meeres nicht stattfindet. Die Germania durfte sich übrigens Glück wünschen, daß sie überhaupt wieder durch den Eisgürtel der Küste ihren Heimweg fand. Die Lenksamkeit des Schiffs bestand die schwierigsten Proben glänzend, dagegen befand sich die Maschine und zwar Kessel und Röhren in einem so kläglichen Zustande, daß das Schiff, noch ehe es ganz ins

Freie gelangt war, nur auf seine Segelkraft angewiesen blieb. Dieser Uebelstand verhinderte auch ein weiteres Verfolgen der letzten und schönsten Entdeckung unserer Polarfahrer, nämlich eines tiefen Küsteneinschnitts, der den Namen Franz-Josephs-Fjord empfangen sollte. Dort hatte die Germania ihren westlichsten Punkt nämlich 25° 59′ westlich von Greenwich erreicht. Drei der Polarfahrer, Payer, Copeland und Ellinger, erstiegen einen 2100 Meter hohen Berg am Thalgehänge, und mit der Schilderung des dortigen Rundblicks wollen wir unsere Bemerkungen beschließen:

In der umfassenden Fernsicht, welche sich uns nach jeder Himmelsrichtung erschloß, herrschte die Erstarrung des Todes, fast kein Zeichen von Naturleben unterbrach die rauhe Größe des Berglandes. Statt der üppigen Sohlen unserer Alpenthäler mit ihren Gehöften und Ortschaften lag hier der dunkle Wasserspiegel des Fjords 2100 Meter tief zu unsern Füßen. Unzählige Eisberge, in der Ferne glänzenden Perlen vergleichbar, schwammen auf dessen Fläche umher, eine furchtbare Wand fiel anscheinend senkrecht in denselben hinab. Von allen Bergstufen, aus jedem Thale senkten sich gigantische Gletscher in die Tiefe der gewaltigen Felsgasse, und von den hohen Eisbarrièren ihrer untern Enden lösten sich jene prächtigen Eisberge ab, welche Ebbe, Flut und Strömung durch das sundreiche Hochland dem Ocean zuführen. Mehr als irgendein anderer Gegenstand fesselte eine ungeheuere Eispyramide im Westen unsere Aufmerksamkeit. Um ungefähr 1500 Meter überragte dieselbe einen hohen Gebirgskamm, welcher sich im dritten Theile der Breite Grönlands in meridionaler Richtung erstreckt. Diese Spitze konnte nur mit dem Namen unsers gefeierten Petermann, als des Urhebers der ersten deutschen Nordpolarexpeditionen, würdig belegt werden. Ihre Höhe ließ sich annähernd zu 3300 Meter ermitteln. Ein an vier deutsche Meilen langer Gletscher mit einer prächtigen Mittelmoräne erstreckte sich von derselben bis ans Meer herab. Sein Ende daselbst war mindestens eine deutsche Meile breit. Rings am Horizont strebte eine Alpenwelt mit unzähligen, das Niveau von 3000 Meter zum Theil überschreitenden Gipfeln empor. Den Kaiser-Franz-Josephs-Fjord vermochte man noch gegen zehn deutsche Meilen weit gegen Westsüdwest zu verfolgen.

Oskar Peschel.

Oeffentliche Charaktere.

1. Die Reformation und die drei Reformatoren. Von K. Braune. Gotha, F. A. Perthes. 1873. 8. 4 M.

Unter den „drei Reformatoren" versteht der Verfasser in hergebrachter, aber durchaus unrichtiger Zusammenstellung: Luther, Zwingli und Calvin. Kritischerweise kann unter einem Reformator nur ein Mann verstanden werden, welcher die Reformation irgendwo eingeführt hat. Zu den Reformatoren in diesem Sinne gehören allerdings vor allen Luther und Zwingli, deren Bedeutung sich über ganze Länder erstreckt, dann aber auch Bugenhagen, Justus Jonas, Bucer, Oekolampadius, Farel, Viret und viele andere als Reformatoren einzelner Provinzen, Kleinstaaten u. s. w.; aber nicht Calvin, der die Reformation nirgends eingeführt hat, sowenig wie Melanchthon, Bullinger u. a. Diese sind Nachfolger der Reformatoren, aber nicht selbst solche. Der Verfasser selbst will über diese drei Männer nichts Neues bringen, sondern sagt mit Paulus (Phil. 3, 1): „Daß ich euch immer einerlei schreibe, verdrießt mich nicht und macht euch desto gewisser." Es soll also für den Glauben Propaganda gemacht, nicht geschichtliche Kenntniß verbreitet werden. Damit fällt aber das Amt des Kritikers, über solche Elaborate zu urtheilen, als überflüssig weg. Wir können daher nur constatiren, daß zu dem vorliegenden Buche keine neuen Quellen benutzt, ja nicht einmal die neuern Forschungen anderer berücksichtigt, sondern die alten Erzählungen, Anekdoten und Mythen über die drei bedeutendsten Theologen des Reformationszeitalters aufgewärmt sind. Die Abtheilung, welche Luther betrifft, ist nach Lang's Werk über diesen eine Ilias post Homerum und daher nicht weiter zu erwähnen, da Luther's Leben ohnehin bekannt genug ist. Zwingli's Leben wird ebenfalls in veralteter Manier erzählt, ohne die wesentlich neuen Gesichtspunkte zu berücksichtigen, welche des feinsinnigen Mörikofer Geschichte seines Lebens auf diesen freimüthigen und volksthümlichen Reformator angewandt hat. Am weitesten hinter den Erfordernissen der Wissenschaft bleibt aber vollends Calvin's Geschichte zurück. Immer noch müssen die „Libertiner", wegen der heutigen Bedeutung dieses Ausdrucks, leichtfertige und irreligiöse Menschen und sogar halbe Verbündete des Katholicismus sein, während es die „Liberalen" ihrerzeit waren und als Patrioten gegen die Herrschaft Calvin's und seiner eingewanderten Franzosen, mit deren Moralität es nicht weit her war, protestiren mußten. Zwar ist es von orthodoxprotestantischer und pietistischer Seite versucht worden, jede Opposition gegen Calvin, selbst in unserer Zeit, die doch unbefangen urtheilen sollte, als katholisch, ja jesuitisch an den Pranger zu stellen; aber ein unabhängiger Standpunkt darf in Calvin den Inquisitor nicht verkennen, der nur quantitativ, nicht qualitativ, von einem Torquemada und Ximenes sich unterschied, ohne daß deshalb verkannt werden darf, daß seine Motive subjectiv genommen höchst achtbare waren. Galiffe, der gewiß nichts weniger als katholische Geschichtschreiber Genfs, hat in seinen Quellenschriften ein neues Licht auf Calvin geworfen, das dem Verderber Servet's volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wer mit Schwert und Feuer den Glauben zu verbreiten oder auch nur zu erhalten versucht, muß sich das strengste Urtheil der Geschichte gefallen lassen.

2. Martin Luther als deutscher Classiker in einer Auswahl seiner kleinen Schriften. Neue Folge. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1874. 8. 4 M.

Das Buch enthält folgende Schriften Luther's: 1) „An den christlichen Adel deutscher Nation"; 2) „Von der Freiheit eines Christenmenschen"; 3) „Lobgesang der Jungfrau Maria"; 4) „Eine treue Vermahnung an alle Christen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung"; 5) „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei — zum deutschen Reichstag 1530"; 6) „Acht Sermone zu Wittenberg in den Fasten gehalten"; 7) „An die Rathsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen", „Vom

Hausregiment"; 8) „Ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein können"; 9) „Vom Meister Klügling und vom Junker Faulwitz", „Vom Tode auf dem Schlachtfeld", „Aus der Erklärung des 118. Psalms".

3. Leopold II., Franz II. und Katharina. Ihre Correspondenz nebst einer Einleitung zur Geschichte der Politik Leopold's II. Von Adolf Beer. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Wir finden in diesem Werke höchst interessante Mittheilungen aus dem k. k. Staatsarchiv zu Wien über die Verhandlungen zwischen Kaiser Leopold II. und seinem Nachfolger einerseits und Katharina II. von Rußland andererseits über das Schicksal Polens, namentlich über die Mittel, eine Verbindung Polens mit Preußen zu verhindern, wozu die Wiedererhebung des sächsischen Hauses auf den polnischen Thron mit Erbrecht dienen sollte, wobei aber Rußland den Hintergedanken hatte, unter dem scheinheiligen Vorwande eines Kampfes zur Wiederherstellung der Ordnung und Unterdrückung der Revolution, Oesterreich und Preußen zum Kriege gegen Frankreich zu hetzen, um indessen in Polen ganz freie Hand zu haben, während Oesterreich vor allem von dem Gedanken Kaunitz' geleitet war, keine Vergrößerung Preußens zu dulden. Der Herausgeber und Verfasser der klaren und präcisen historischen Einleitung glaubt, der Gesammtcharakter der politischen Bestrebungen Kaiser Leopold's II. müsse nach sorgfältiger Durchforschung des wiener Archivs denn doch eine Modification der bisherigen Auffassung zur Folge haben. Die veröffentlichten Briefe reichen vom 30. März 1790 bis zum September 1796 und sind sämmtlich in französischer Sprache geschrieben. Ein Anhang von Depeschen und Noten folgt nach.

4. Die Männer der neuen deutschen Zeit. Eine Sammlung von Biographien unserer Fürsten, Staatsmänner und Helden von A. E. Brachvogel. Vierzehnte und funfzehnte Lieferung. Hannover, Rümpler. 1874. 8. Jede Lieferung 75 Pf.

Von diesem Werke, das bereits früher in d. Bl. besprochen wurde, ist der Schluß des dritten Bandes erschienen, worin die Biographien des Generals Manteuffel (theilweise), des bairischen Ministers Johann von Lutz und des Reichstagspräsidenten Simson nebst einer Schlußbetrachtung über den deutschen Parlamentarismus enthalten sind.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Staturday Review" vom 19. December v. J. sagt von A. van der Linde's „Geschichte und Literatur des Schachspiels": „Es ist viel, von irgendjemand zu sagen, er habe einen so umfangreichen Gegenstand erschöpft; doch ist es schwer zu glauben, daß die spätern Arbeiter auf diesem Felde etwas mehr als Nachlese nach van der Linde finden werden. Seine Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte des Schachspiels besitzen auch für das große Publikum viel Interesse. Die jüdische Literatur über den Gegenstand ist ebenfalls ein höchst anziehender Abschnitt, von der hervorragenden rabbinischen Autorität, Dr. Steinschneider, besonders dazu geliefert.... Schachspieler sind bekanntlich sehr kampfsüchtig, und der Verfasser des Werks bildet keine Ausnahme von der Regel. Er greift fortwährend den einen oder den andern an, und bei seinen Angriffen kennt er keine Schonung. Diese harmlosen Schwächen des Temperaments machen das Buch fast ebenso unterhaltend wie es werthvoll ist, was viel sagen will."

Ueber „Gesammelte Aufsätze" von Paul Lindau sagt das Blatt: „Paul Lindau ist zwar ein geistreicher, aber etwas zu selbstbewußter Schriftsteller. Seine «Gesammelten Aufsätze» sind insofern von einigem Interesse, als sie darthun, daß der deutschen Kritik Geist nicht unbekannt ist; ihrer innern Vorzüge wegen indessen waren sie kaum einer nochmaligen Veröffentlichung werth. Das Bedeutendste dürfte die sorgfältige und kritisch eingehende Besprechung von Paul Heyse's «Kinder der Zeit» sein. Einer der unterhaltendsten der kleinern Aufsätze ist eine Satire auf die Vernachlässigung der lebenden deutschen Sprache auf den deutschen Universitäten."

Die „Italia", von K. Hillebrand herausgegeben, wird mit lobenden Worten begrüßt. „Ohne das schnelle Wachsthum des literarischen Geschmacks und der Intelligenz in Italien verkleinern zu wollen", heißt es unter anderm, „ist es dennoch gewiß, daß es noch nicht weder über die reife Gelehrsamkeit verfügt, welche Deutschland zur Erforschung seiner Geschichte beitragen kann, noch des Ausländers Leidenschaftslosigkeit des Urtheils über die innern Angelegenheiten des Landes besitzt. Gleichwol stammen drei der bemerkenswerthesten Aufsätze in dem ersten Hefte aus der Feder italienischer Schriftsteller."

Die „Westminster Review" vom Januar d. J. sagt: „Von der «Philosophie des Unbewußten» zur «Selbstzersetzung des Christenthums» ist ein leichter Schritt, und es kann uns nicht überraschen, daß der Erfolg, welchen Strauß mit seinem letzten Buche hatte, von Hartmann dazu antrieb, seine eigene Kundgebung zu erlassen. Das Ergebniß ist ein bedeutender Beitrag zur Lösung des religiösen Problems, obschon der bemerkenswerthe Mangel an schriftstellerischer Eleganz (!?) die Lektüre durchaus nicht angenehm macht, und die harten Zischlaute des deutschen Titels entsprechen nur zu genau dem gereizten Tone des Inhalts." Was der Verfasser über Katholicismus und Protestantismus vorbringt, sei bereits von Overbeck und Lagarde, welche ja auch Hartmann mit hohem Lobe anführe, mit viel größerer Schärfe gesagt worden, und diese extremen Ansichten könne der Recensent nicht billigen. Dagegen weist er auf „die tiefen Bemerkungen" Hartmann's über die Dreieinigkeit hin, was sehr erklärlich ist, da die Zeitschrift die Principien der Unitarier vertritt.

Unter „Philosophie" sind daselbst ferner besprochen: „Ueber den Begriff der Psychologie", von F. Harms; „Die metaphysischen Voraussetzungen des Leibniz'schen Determinismus", dargestellt von Gustav Claß; „Beiträge zum Verständniß Kant's", von Johannes Witte; „Moralität und Religion", von A. Spir. Von letzterm heißt es unter anderm: „Während wir glauben, daß Mill wenig Schwierigkeit gehabt haben würde, seinem Kritiker zu antworten, würde Kant es unmöglich gefunden haben, dessen Haupteinwendungen zu widerlegen." Außerdem verhält sich der Recensent bei diesem wie bei den vorerwähnten und nachgenannten Werken meist nur referirend. Zu letztern gehören noch: „Ethik oder Wissenschaft vom Seinsollenden", von Rudolf Seydel; „Praktische Philosophie", von A. Lindwurm; „Die Welt als Entwickelung des Geistes" von Ludwig Noiré; „Studien zur Geschichte der Begriffe", von Gustav Teichmüller, welches Buch als interessant und gelehrt bezeichnet wird.

Unter „Geschichte und Biographie" sind besprochen: „Die Stadt Athen im Alterthum", von C. Wachsmuth; „Abhandlungen zur Geschichte des Orients im Alterthum", von H. Brandes; „Die deutsche Volkssage" von Otto Henne-Am Rhyn, welche der Referent als eins der interessantesten unter

den neu erschienenen deutschen Werken hervorhebt; „Juvenal, ein Sittenrichter seiner Zeit", von P. Doetsch; „Autodidakten-Lexikon", von A. Wittstock. Dieses wird als nützlicher und praktischer Sporn zum Fleiße für Deutsche, die sich weiter auszubilden wünschen, erklärt.

Unter „Belles-Lettres" sind erwähnt: „Aus meinem Skizzenbuche", von F. Spielhagen, in welchem dem Abschnitt „Italien" der Vorzug gegeben wird. „Der Verfasser", heißt es, „geht mit der größten Leichtigkeit vom Ernsten zum Heitern über; je nach seiner Stimmung gibt er uns genaue Photographien, oder ergeht sich in einem weitschweifigern und sentimentalern Stil." Ferner: „Sir John Fenwick, historische Erzählung", von Egbert Carlsen, in welcher besonders der Sturm in einem Fichtenwalde, der über das Versteck von Fenwick und O'Brien hereinbricht, als meisterhaft gerühmt wird; „Groß-Busckow", von A. von Winterfeld, dessen Humor für deutsch, d. h. schwerfällig, erklärt wird; dagegen habe die Erzählung weit höhere Vorzüge als ihren Humor; sie zeuge von Cultur und ausgebreiteter Belesenheit, enthalte gelungene Schilderungen von Landschaften, und Betrachtungen, welche beweisen, daß der Verfasser ein genauer Beobachter der menschlichen Natur von ihren alltäglichen Seiten ist. „Ein Sonntag Nachmittag" sei voller Poesie. Auch der „Alte Schäfer" wird als sehr gelungen bezeichnet. Ein ähnliches Urtheil wird über „Ein Oratorium der Zukunft" von Rudolf Stegmann gefällt. Ueber „Die Clarinette als Talisman" von Karl Zastrow, sagt der Recensent, es sei kein Tadel für den Verfasser, daß er da keinen Erfolg gehabt, wo ihn nur die vollendetste Geschicklichkeit mit dem höchsten Genie verbunden hätte erreichen können. Er schildere zu sehr von der Außenseite. Seine Theaterscenen hätten zu viel von der Bühne an sich. Dennoch sei sein Roman lesbar, und einige der einfachern und ländlichen Scenen im ersten Bande verdienen besonderes Lob.

„Fanny Lewald's «Benedict»", heißt es schließlich, „wird ihre Beliebtheit nicht vermindern. Sie schreibt stets fließend und verständig, freilich aber etwas gewöhnlich."

Der „Saturday Review" entnehmen wir ferner folgende Beurtheilungen: „Eine neue Biographie Goethe's von Karl Goedeke ist ein entschieden verdienstliches Werk, und kann allen, die Goethe's Schriften studiren, als ein nützlicher Begleiter empfohlen werden. Dessenungeachtet ist es weit davon entfernt, die Biographie zu sein, welche Deutschland einst hervorbringen soll, von der wir aber bisjetzt noch keine Spur sehen. Mr. Lewes bleibt noch immer allen andern Biographen Goethe's weit überlegen; denn mit ebenso guten Quellen versehen wie irgendein Deutscher, ist er allein dem Gegenstande mit jener hochgespannten Begeisterung nahe getreten, welche zur Erzeugung eines großen Werks erforderlich ist. Goedeke darf mit keinem zu hohen Maßstabe bemessen werden... Sein Werk hat etwas Unzusammenhängendes und einen etwas zu rein literarischen Anstrich. Seine Kritik ist im allgemeinen richtig und verständig; er ist frei von jeder übertriebenen Schätzung seines Autors und irrt vielleicht eher nach dem entgegengesetzten Extrem hin. Obgleich indessen das Biographische nicht den Hauptbestandtheil des Buchs bildet, so ist dasselbe doch gut ausgeführt und bekundet eine vollkommene Beherrschung der Hauptquellen. Hier, wie überall, bewahrt der Verfasser sein unabhängiges Urtheil und zögert nicht, Tadel auszutheilen, wenn er ihn für verdient hält."

Bibliographie.

Arnd, Kriemhild. Trauerspiel. Weimar. 1874. Gr. 16. 3 M.

Arndt, A., Die Ansichten der Alten über Leben, Tod und Unsterblichkeit. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1874. 8. 2 M.

Beskow, B. v., Die Gesundheit der Seele. In deutscher Uebersetzung C. Prätorius. Leipzig, Knobloch. 1874. Gr. 16. 1 M.

Bibliothek für Haus und Reise. 24ster Bd. Dorenberg. Im Schweden-. Von A. Streckfuß. Berlin, Goldschmidt. 1874. 8. 1 M. 50 Pf.

Engel, C., Deutsche Puppenkomödien. 3ter Thl. Don Juan oder steinerne Gast. Cyrus, König von Persien. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 20 Pf.

Freytag, G., Die Ahnen. Roman. 3te Abth.: Die Brüder vom deutschen Hause. 1ste und 2te Aufl. Leipzig, Hirzel. 1874. 8. 6 M.

Görlach, W., Fürst Bismarck. Eine Lebensbeschreibung. Stuttgart, Levy u. Müller. 8. 60 Pf.

Gottschall, R., Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. 1ster Halbbd. Breslau. Trewendt. 8. 2 M.

Grasberger, L., Erziehung und Unterricht im klassischen Alterthum. Nach den Quellen dargestellt. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Der musische Unterricht oder die Elementarschule bei den Griechen und Römern. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 9 M. 40 Pf.

Grießl, A., Pilgerbriefe aus dem heiligen Lande. 2 Hefte. Graz, Vereins-Buchdruckerei. 1873. 8. 80 Pf.

Heigel, K. T., Andreas Hofer. Ein Vortrag. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 40 Pf.

Holtzendorff, F. v., Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe. Criminalpolitische und psychologische Untersuchungen. Herausgegeben auf Grundlage öffentlicher in Berlin und München gehaltener Universitätsvorträge. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 8 M.

Huber, J., Die religiöse Frage. Wider Eduard von Hartmann. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 60 Pf.

Hüffer, F., Die Poesie in der Musik. Aus dem Englischen übertragen von E. G. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einer Vorrede des Verfassers. Leipzig, Leuckart. 1874. 8. 4 M. 50 Pf.

Hyrtl, Auguste, Gedichte. Wien, Braumüller. Gr. 16. 4 M.

Diu Klage mit den Lesarten sämmtlicher Handschriften herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Klauffmann, A. E. O., Der Pump. Kattowitz, Siwinna. 1874. 8. 75 Pf.

Knapp, H. G., Hellauf und glattaweg! Gedichte in schwäbischer Mundart. Stuttgart, Kupfer. 1873. 16. 70 Pf.

Knipfer, J., Das kirchliche Volkslied in seiner geschichtlichen Entwicklung. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 3 M.

Köberle, G., Berliner Leimruthen und deutsche Gimpel. 1stes Heft. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 75 Pf.

Köhler, C., Exportirt! Irrfahrten eines ungerathenen Sohnes. Elberfeld, Büttmann. 8. 2 M.

Kopp, W., Lorbeer und Cypresse. Neue poetische Gedenkblätter an 1870—1871. Freienwalde a. d. O., Draeseke. 8. 1 M.

Kotte, A., Die große Sünderin Maria von Aegypten. Ein Roman aus dem 4. und 5. Jahrhundert. Luxemburg, Brück. 1874. 8. 60 Pf.

Kremer, A. v., Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen. 1ster Bd. Wien, Braumüller. Gr. 8. 12 M.

Kruse, H., Brutus. Trauerspiel. Leipzig, Hirzel. 1874. Gr. 8. 2 M.

Kulmann, Elisabeth, Dichtungen. Ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von F. Miltner. Heidelberg, Weiß. 8. 2 M.

Kummer, J. J., Das Fortbildungswesen. Vortrag. Bern, Dalp. 1874. Gr. 8. 50 Pf.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler. Herausgegeben von A. Traeger. 17ter Jahrgang. 1875. Leipzig, Klinkhardt. 1874. Gr. 4. 13 M.

Laddey, Emma, Aus freier Wahl. Charakterbilder aus der Frauenwelt. Stuttgart, Metzler. 1874. Gr. 16. 5 M.

Laistner, L., Barbarossa's Brautwerber. Eine wirtemberger Sage. Stuttgart, Hallberger. Gr. 16. 4 M. 50 Pf.

Lebensskizze seiner Exzellenz des Geheim-Rath Dr. Hans Conon von der Gabelentz auf Poschwitz. Altenburg, Bonde. 1874. 8. 50 Pf.

Leimbach, C. L., Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur erläutert. 1ster Thl. 53 Gedichts-Erläuterungen mit 4 Registern. Cassel, Kay. Gr. 8. 3 M.

Lindemann, W., Blumenstrauß von geistlichen Gedichten des deutschen Mittelalters, den Freunden religiöser Dichtung gewidmet. Freiburg i. Br., Herder. 1874. 8. 5 M. 40 Pf.

Lindemayr's, M., Sämmtliche Dichtungen in ob der ennsischer Volksmundart. Mit einer biographisch-literarischen Einleitung und einem kurzgefaßten Idiotikon. Herausgegeben von P. Schmieder. Linz, Ebenhöch. 8. 5 M.

Lossius, J., Drei Bilder aus dem livländischen Adelsleben des XVI. Jahrhunderts. I. Die Gebrüder, die Uexküll zu Fickel. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Mach, E., Grundlinien der Lehre von den Bewegungsempfindungen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 M.

Mallachow, C., List gegen Vorurtheil. Lustspiel. Münster, Coppenrath. 8. 60 Pf.

Marlitt, E., Die zweite Frau. Roman. 2 Bde. Leipzig, Keil. 1874. 8. 7 M. 50 Pf.

Mayer, Geschichte des hamburgischen Contingents von seinem Stiftungstag 1814 bis zu seiner Auflösung 1867 nebst einem alphabetischen Namens-Verzeichniß sämmtlicher Offiziere, Aerzte und Beamten des Contingents in der Zeitperiode von 1814 bis 1867. Hamburg, Meißner. 1874. Gr. 8. 3 M.

Meister, H., Bilder aus Java. Zürich, Schabelitz. 8. 1 M. 60 Pf.

Fürst Metternich über Napoleon Bonaparte. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 M.

Merres, O., Glück auf! Neue sinnige Original-Gedichte für Jung und Alt. Berlin, O. Sachse. 1874. Gr. 8. 1 M.

Meyer, J., Das Münzwesen auf einheitlicher Grundlage. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Meyer, F., Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten. Vom 16. Jahrhundert bis zur Zeit Friedrichs des Großen. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Berlin, Gülker u. Co. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Meyern, G. v., Ein Märchen aus unseren Tagen. Constanz, Fritz. 16. 1 M.

Stein, L. v., Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Als Grundlage für Vorlesungen und Selbststudium mit Vergleichung der Finanzsysteme und Finanzgesetze von England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich und Rußland. Dritte vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 11. Februar 1875.

Gottfried August Bürger's Briefe.

Briefe von und an G. A. Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Aus dem Nachlasse Bürger's und andern meist handschriftlichen Quellen herausgegeben von Adolf Strodtmann. Vier Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 1874. Gr. 8. 24 M.

Es ist im Grunde eine große Unvorsichtigkeit Briefe zu schreiben. Wenn wir uns hinsetzen mit dem Bewußtsein, daß, was wir schreiben, demnächst oder doch später gedruckt werde, so berücksichtigen wir schon im Augenblicke des Schaffens das Urtheil der Mit- oder Nachwelt, soweit wir überhaupt berechtigt sind, die Beachtung derselben zu hoffen. Der Brief dagegen, als unwillkürlicher Erguß des Geistes und Herzens, ist mehr als jede andere schriftliche Kundgebung im Stande, dem Leser von unserm innersten Wesen ein günstiges oder ungünstiges Bild zu geben. Wir lassen uns gehen, hüllen unsere Schwächen und Einseitigkeiten, unsern Zorn und unsere Liebe nicht in den Mantel bedachtsamer Rücksicht; der Brief, als der Ausfluß der vorübergehenden Stimmung, der augenblicklichen Ansicht, spricht vielleicht etwas ganz anderes aus, als was wir bei ruhiger bewußter Darlegung unserer Ansichten und Empfindungen mittheilen würden. Freilich mag von allen Briefen, die geschrieben werden, nicht der millionste Theil auf die Nachwelt kommen; aber gerade für die großen Geister einer Nation liegt eine gewisse Gefahr darin, daß die Nachwelt geneigt ist, aus den Trümmern eines Briefwechsels Urtheile zu bilden, die nicht selten geeignet sind, unsere Ansicht über die wahre Seelengestalt eines gefeierten Mannes erheblich zu beeinträchtigen.

Und doch hat wieder der Briefwechsel bedeutender Menschen, richtig gelesen, großen Werth, wenn wir nämlich nicht jede aufsteigende Blase des Unmuths, der Leidenschaft, der Eitelkeit, der Kleinlichkeit, der Gewöhnlichkeit, der Gereiztheit betrachten als Kundgebung des innersten Wesens, sondern aus diesem vielfach so lückenhaften, so vom Augenblick gebildeten Stoffe uns die Gestalt des Schreibenden aufbauen, wie sie mit Abrechnung alles Vorübergehenden war. So betrachtet, dient ein neu veröffentlichter Briefwechsel nicht selten zur Berichtigung eines lange gepflegten Irrthums, und indem wir an den Schwächen eines verehrten Mannes, welche dieser vertrautesten Freunden rückhaltlos offenbart, mit zarter Scheu vorübergehen, freuen wir uns um so mehr all der guten, schönen, großen Empfindungen und Gedanken, welche die Stimmung des Augenblicks ebenso unwillkürlich hervorrief, wie sie jene gewähren ließ; hat ja doch der Schreiber nur in den seltensten Fällen daran gedacht, daß nach hundert Jahren diese vergilbten, verwehten Blätter wieder auferstehen würden.

Eine solche Auferstehung feiert Bürger's Briefwechsel in dem vorliegenden verdienstvollen Buche von A. Strodtmann. Bisher war unsere Kenntniß über Bürger's Leben und sein dichterisches Wachsthum vielfach lückenhaft. Das ist sehr zu bedauern. Denn Bürger war neben Goethe das größte lyrische Talent der Genieperiode und hatte wol allen Grund, sich als den „Condor des Hainbundes" zu fühlen. Ziehen wir — um die von ihm ausgehende Wiedererweckung des Sonetts und die dadurch geübte Einwirkung auf die Romantik nur flüchtig zu berühren — in Betracht, wie tiefgreifend Bürger auf die gesammte epische Lyrik des nachfolgenden Menschenalters durch seine Balladen gewirkt hat, während die vor ihm liegende Zeit seit Hans Sachs' Tode die Ballade jahrhundertelang gar nicht und dann nur im Bänkelsängerton gekannt hatte. Ohne Bürger's „Lenore", „Wilden Jäger" und „Braven Mann" hätte Schiller wol schwerlich seine Balladen, die edelsten Musterbilder deutscher Sprache und deutscher Gesinnung, gedichtet. Aber um die Gestalt des Dichters wirrte sich wie ein häßliches Schlingkraut die Geschichte seiner Dienstknechtschaft im Amte Altengleichen und gar seiner unglückseligen Ehehändel; der leichte Ton, den er nicht selten in Gedichten und Briefen anschlägt gegenüber der ehrenwerthen Sittsamkeit seiner Hainbunds-

genossen, hat Bürger im Andenken des deutschen Volks, welches — nicht zu seiner Unehre sei es gesagt — in Beurtheilung des Dichters den sittlichen Standpunkt nicht gern vergißt, bedeutend geschadet, mehr jedenfalls als jene Roheiten seiner Sprache und seines Gedankens, welche Schiller's scharfes, aber berechtigtes Urtheil über ihn hervorriefen. Und dennoch ist Bürger eine Dichtergestalt, bedeutsam genug, um unsere ganze Aufmerksamkeit festzuhalten und jeden Versuch zur Herstellung seines Lebensbildes zu rechtfertigen. Als Vorarbeit dazu ist diese erste, nach Kräften vollständige Sammlung der Briefe von und an Bürger vom höchsten Werthe.

Es liegt, was sich an solchen Briefen erhalten hat oder auffindbar war, hier in vier ansehnlichen Bänden gesammelt vor. Der erste Band bringt uns zunächst ein Vorwort des Herausgebers, welches uns erkennen läßt, auf wie viele und wie beträchtliche Schwierigkeiten der Sammler stieß. Bürger's Briefschaften kamen nach dem Tode des Dichters zunächst unter die Obhut der Vormünder seiner Kinder, des Dr. Althof und Dr. Jäger. Die Familienbriefe nahm Bürger's Schwester, die Mutter des Dichters Müllner, an sich; dieselben scheinen zum größten Theil vernichtet worden zu sein, ohne Zweifel, um für die Folge jeden Einblick eines Unberufenen zu verhüten. Die auf den „Musenalmanach" bezüglichen erhielt der Fortsetzer desselben, Karl Reinhard; der Verbleib dieser Papiere ist nicht zu ermitteln, sie scheinen ebenfalls verloren. Dagegen hatte sich Boie seine Briefe an Bürger nach dessen Tode wieder ausgebeten; so sind die Briefe der beiden Freunde, auch von den Nachlebenden sorglich aufbewahrt, ein höchst werthvoller Beitrag zur Kenntniß Bürger's in der Zeit seiner genialsten Dichterthätigkeit. Den größten Theil der Papiere empfing Dr. Althof zur Abfassung seiner Lebensgeschichte Bürger's; aus dem Nachlasse von Althof's Erben gelangten dieselben dann an den Herausgeber. Manches andere war im Laufe der Zeit veröffentlicht worden, anderes fand sich in Handschriftensammlungen vor, manches, ohne Zweifel ebenso viel als sich erhalten hat, ist unwiederbringlich verloren. Immerhin ist das Erhaltene bedeutsam genug, um den Herausgeber in Stand zu setzen, die verheißene Biographie des Dichters auszuarbeiten, welcher wir im voraus den besten Erfolg wünschen und die uns ohne Zweifel, gegenüber den unzureichenden bisherigen Bearbeitungen, zahlreiche bedeutsame Aufschlüsse bieten wird.

Betrachten wir nun die vier Bände des Werks der Reihe nach.

Der erste derselben enthält Bürger's Briefwechsel von 1767—76, also theilweise aus der Zeit, welche wol noch am frischesten sich im Gedächtniß der Nachwelt erhalten hat, aus der Zeit des Hainbundes und der ersten Dichterthätigkeit. Die frühesten der erhaltenen Briefe, aus den Jahren 1767—69, beziehen sich nicht eben vortheilhafterweise auf Bürger's Verhältniß zu jenem Hallenser Klotz, welcher sein Gedächtniß lediglich dem Umstande dankt, daß ihn Lessing gebührend abfertigte; wunderlich genug nimmt sich Bürger als lateinischer Briefsteller aus. Dann tritt, schon mit Nr. 5, H. C. Boie auf — eine liebenswürdige Erscheinung, einer jener feinsinnigen, leitenden, mäßigenden Freunde, wie man sie jedem genialen jungen Dichter wünschen möchte, ein Mann, dessen Bild mit jedem Jahre des Briefwechsels anmuthender hervortritt. Ein beträchtlicher Theil dieses ersten Bandes ist dem Briefwechsel zwischen Bürger und Boie gewidmet, dank der Sorgsamkeit des letztern, die Zeugnisse des in frischer Jugendwärme begonnenen Freundschaftsbundes zu erhalten; ich stehe nicht an, dieselben als den werthvollsten Bestandtheil dieses Bandes zu betrachten. Bürger regt zum ersten mal die Dichterschwingen mit Lust und freudigem Selbstbewußtsein; ihm zur Seite steht Boie, dessen Dichterbegabung mit derjenigen des Freundes nicht den entferntesten Vergleich aushält, der demselben aber an feinem Kunstverständniß, an Geschmack, an Mäßigung, an Weltgewandtheit entschieden überlegen ist. Wie Boie als Herausgeber des „Musenalmanach" die theilweise noch sehr unfertigen Hervorbringungen der Hainbündner der Welt darbietet, so auch Bürger's Erstlinge; aber er übernimmt zugleich die Aufgabe, diese mit vulkanischer Kraft hervorbrechenden Dichtungen von ihren Schlacken und fehlerhaften Beimischungen zu reinigen: ein höchst dankenswerthes Unternehmen gegenüber einem Dichter wie Bürger, welcher im Schöpferdrange nicht selten das Maß des Schönen aus dem Auge verlor. Weit entfernt, dem Dichter dadurch zu schaden, hat Boie durch seine wahrhaft kunstverständigen Rathschläge sehr viel dazu beigetragen, daß Bürger auch nach hundert Jahren noch uns als großer Dichter erscheint; man darf dreist sagen, wären Bürger's „Lenore" und andere Gedichte der ersten siebziger Jahre in ihrer ursprünglichen Gestalt, ohne den Beirath des Hainbundes und vornehmlich Boie's auf die Nachwelt gekommen, so wäre der Dichter fast gänzlich veraltet, weil unsere Zeit die geniale Roheit des ersten Entwurfs durchaus nicht mehr vertragen kann.

Ein höchst merkwürdiges, sittengeschichtlich bedeutsames, wenngleich nicht gerade erfreuliches Actenstück ist Nr. 7, eine Eingabe des Studiosus Bürger an den Prorector G. L. Böhmer zu Göttingen vom 2. Juni 1770. Bürger wohnte damals mit einem Studiosus Ratich in dem Hause einer Madame Sachsin. Genannter Ratich nun bezichtigte bei der Hauswirthin unsern Bürger, derselbe habe der Frau Bandmann, der Tochter der Sachsin, allerhand beleidigende Lästerungen nachgesagt. Als nun Bürger den Ratich „mit geziemender Höflichkeit" auf seine Stube bat und Erklärung verlangte, weigerte sich dessen Ratich und sprach, Bürger sei der schlechteste Mensch, vom schlechtesten Charakter; er verdiene Maulschellen, und die solle er auch bekommen; nur die Zwischenkunft der Frau Bandmann verhinderte, daß Ratich Bürgern thatsächlich beleidigte. Dennoch ließ Bürger auf seines Gegners Ersuchen die Sache einschlafen. Nun aber das Merkwürdigste:

Gestern Abend hat er seine Beleidigungen aufs höchste getrieben. Nämlich der studiosus Ratich, Hr. Meyer, Hr. Barckhausen und ich befinden uns in Gesellschaft bei Mad. Sachsin. In der anliegenden Stubenkammer liegen Mad. Bandmann und Mademois. Sachsin bereits im Bett, der stud. Ratich tritt durch die offene Kammerthür, vermuthlich um beiden Frauenzimmern gute Nacht zu wünschen, ich folge ihm nach in der Absicht, ein Gleiches zu thun, mir folgt Hr. Meyer und so die ganze Gesellschaft. Hierauf sage ich im Scherz, nun sind wir alle hier bis aufs Licht, und hole das Licht aus der Stube hinein. Darüber und über nichts mehr fängt der stud. Ratich

entsetzlich mit mir zu wüthen an: Es habe keiner Licht verlangt, ich sei ein dummer nichtswürdiger Junge, welches er nebst andern Scheltreden zu vielen malen wiederholte, alsdann das brennende Licht ergriff und mir damit öfters dergestalt unter die Nase fuhr, daß er mir ohne Zweifel das Gesicht beschädigt haben würde, hätte ich mich nicht zurückgezogen. Nicht minder legte er mir auch sein spanisches Rohr an den Kopf und knirschte schimpfend mit den Zähnen, würde auch ohne Zweifel weiter gegangen sein, wenn ihn nicht alle Gegenwärtigen abgemahnet. Ich sprach zu ihm ganz gelassen, daß er mich verschonen solle, oder ich würde ihn gewiß verklagen u. s. w.

Darauf hin bittet Bürger, da er durch die empfangene Alteration bei seinem ohnedem schon schwächlichen Körper fast völlig bettlägerig sei, daß des Prorectors Magnificenz diesen so äußerst muthwilligen Störer der Ruhe und des Friedens nach dem Gesetz strafe und ihn selbst gegen dessen Beleidigungen schütze.

Ich habe dieses Schreiben sittengeschichtlich bedeutsam genannt. Man mag den Zweikampf durchaus und mit vollem Recht verdammen; aber welcher grüne Fuchs könnte heutzutage derartige Beleidigungen ohne tödliche Zerstörung seiner Ehre auf sich sitzen lassen, wie der Student im vierten Studienjahre Bürger? Und auf welcher Hochschule wäre es heutzutage denkbar, daß eine ganze Gesellschaft von Studenten in das Schlafzimmer der Töchter ihrer Hauswirthin eintritt und darin noch obendrein Händel anfängt? Mir scheint es, daß nicht nur die Bildung, sondern auch das Ehr- und Anstandsgefühl der männlichen wie der weiblichen deutschen Jugend seit hundert Jahren erhebliche Fortschritte gemacht haben. Im übrigen geht der ärgerliche Handel wie früher glimpflich aus; Bürger selbst erklärt, daß er gegen den Ratich keinen Groll hege und nur Schutz gegen dessen Beleidigungen verlange; der feine Mecklenburger muß die Kosten bezahlen und nebst geziemendem Lebenswandel Ruhe versprechen. Damit findet denn die Sache ihr Ende. Sie beweist zum wenigsten, daß die Georgia Augusta zur Zeit des Hainbundes weder die Schule ritterlichen Muthes noch feiner Lebensart war.

Dann, und das ist erfreulicher, tritt Vater Gleim auf die Bühne. Er hat, so schreibt er an Boie, vernommen, daß in Göttingen ein ganz vortrefflicher Kopf sich aufhalte, Namens Bürger aus Aschersleben, ein trefflicher Uebersetzer des Homer; „schade daß er sich dem Trunke so sehr ergeben hat“. Boie begütigt den lieben guten Dichtervater, berichtet, daß Bürger allerdings in Halle toll genug gelebt habe, aber durch Klotz verdorben worden sei; jetzt lebe er untadelhaft, habe eine vorzügliche Uebersetzung des Homer begonnen und bedürfe nur der Unterstützung, um auf dem eingeschlagenen guten Wege gehalten zu werden. Von dieser Zeit an nimmt sich Gleim des jungen Poeten an, sucht ihm eine Stelle zu schaffen. Im Frühling 1772 wird Bürger Uslar'scher Amtmann zu Gelliehausen im Amte Altengleichen; es beginnt damit e Reihe der ärgerlichsten Händel, über welche gele- tlich der Besprechung einer Schrift von Goedeke in . 18 d. Bl. f. 1874 berichtet worden ist. Merkwürdig gegen ist es, zu sehen, wie inmitten der widerwärtigsten kereien mit dem siebenköpfigen Drachen von Uslar rger's brieflicher Verkehr mit Boie den lebendigsten schwung nimmt, wie jedes dem „Musenalmanach“ übersandte Gedicht die eingehendste briefliche Besprechung erfährt und in derselben reift; so ist z. B. der Briefwechsel über die „Lenore“, welcher uns in die langsame, mühselige Entstehung des mannichfach umgearbeiteten Gedichts einen Einblick gewährt, von ganz besonderer Bedeutung. Dazwischen gehen die Briefe her an die andern Genossen des Hainbundes, an den genietollen eiteln Cramer, an die Grafen Stolberg, an J. M. Miller, ab und zu auch ein huldigendes Brieflein an den Großmeister des Göttinger Dichterbundes, an Klopstock. Dann tritt im Sommer 1773 wie ein Riese ein neuer Geist auf den Schauplatz:

Boie! Boie! „Der Ritter mit der eisernen Hand“, welch ein Stück! Ich weiß mich vor Enthusiasmus kaum zu lassen. Womit soll ich dem Verfasser mein Entzücken entdecken? Den kann man doch noch den deutschen Shakspeare nennen, wenn man einen so nennen will. Brechen möcht' ich mich vor Ekel, wenn man Weißen so nennt. Welch ein durchaus deutscher Stoff! Welch kühne Verarbeitung! Edel und frei wie sein Held tritt der Verfasser den elenden Regelncodex unter die Füße und stellt uns ein ganzes Evenement mit Leben und Odem bis in die kleinsten Adern beseelt vor Augen. Erschütterung, wie sie Shakspeare nur immer hervorbringen kann, habe ich in meinem innersten Mark gefühlt. Mitleid, Schrecken! Grausen, kaltes Grausen, wie wenn einen kalter Nordwind anweht! Götzens kleiner Junge! Die Zigeunerscene, die auf dem Rathhause, der sterbende Weißlingen, das heimliche Gericht! Gott! Gott, wie lebendig, wie Shakspearisch! O ich kann selbst nicht sagen, wie vortrefflich! Glück zu, dem edeln freien Mann, der der Natur gehorsamer als der tyrannischen Kunst war! — O Boie, wissen Sie nicht, wer es ist? Sagen Sie, sagen Sie mir es, daß ihm meine Ehrfurcht einen Altar baue. Mein Verdruß ist nur jetzt, daß ich keinen um mich habe, mit dem ich recht über den Götz exclamiren kann. Meine Freude will mir schier das Herz abstoßen.

Das war die Wirkung von Goethe's „Götz“ auf Bürger; es ist merkwürdig, in dieser Weise den ersten Eindruck eines Kunstwerks nachzufühlen, das uns jetzt schon in ehrwürdiger geschichtlicher Entfernung liegt.

Nr. 99 und 100 sind die bekannten, zwischen dem Hainbund und Bürger gewechselten Schreiben, in deren letztem Bürger den „Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfen und Rohrsperlingen in dem alten Gemäuer und Dorn- und Schilfgesträuche der Moräste zu Göttingen“ als Condor und Selbstherrscher aller Haine und alles Gefieders auf Erden seine condorliche Ungnade entbietet; dazwischen ab und zu Briefe an den Hofrath Listn, welche zur Abwechselung den Dichter von seiner alten bösen burschikosen Seite zeigen, von Schmäusen und Räuschen berichten und von nicht zu wiederholenden Ausdrücken strotzen. Diese Freundschaft nahm denn auch nachmals ein klägliches Ende.

Am 12. Februar 1774 schreibt Goethe seinen ersten Brief an Bürger:

Ich schicke Ihnen die zweite Auflage meines „Götz“. Ich wollte Ihnen schon lange einmal schreiben, und die paar Stunden, die ich mit Ihrem Freunde Tesdorpf zugebracht habe, haben mich determinirt. Ich thue mir was darauf zugute, daß ich's bin, der die papierne Scheidewand zwischen uns einschlägt. Unsere Stimmen sind sich oft begegnet und unsere Herzen auch. Ist nicht das Leben kurz und öde genug? Sollen die sich nicht anfassen, deren Weg miteinander geht? Wenn Sie was arbeiten, schicken Sie mir's. Ich will's auch thun. Das gibt Muth. Sie zeigen's nur den Freunden Ihres Herzens, das will ich auch thun. Und versprechen nie was abzuschreiben. Leben Sie wohl.

Wahrlich, einfach, frisch und warm, wie es einem

Goethe geziemt; wie wunderlich nimmt sich dagegen ein Schreiben Bürger's vom 6. Februar 1775 aus, und zwar aus dem Entwurf abgedruckt, also nicht freier willenloser Erguß, sondern säuberliche Abschrift:

Laß dich herzlich umarmen oder, da du mir zu hoch stehst, deine Knie umfassen, du Gewaltiger, der du nach dem großmächtigsten Shakspeare fast allein vermagst mein Herz von Grund auf zu erschüttern und diese trockenen Augen mit Thränen zu bewässern! Gestern Abend erst hab' ich „Werther's Leiden" gelesen. Du bist mir diese Nacht im Traume erschienen, und ich habe — mein Weib hat's gehört — in deinen Armen überlaut geschluchzt. Aber wozu schreibe ich dir das? Soll etwa dich — dich! der du Werther's Leiden so malen konntest, soll dich mein armseliges Lob kitzeln? oder will ich durch Bestechung mein Nichts bei dir zum Etwas geltend machen? Halt, laß nachdenken! Wenn's so wäre, wollt' ich gleich diese Zeilen wieder vernichten! Wie wenn mir ein Grab aufstieße: hier liegt Shakspeare's, hier liegt Goethe's Gebein! beide sähen und hörten mich nicht; irgendein anderes lebendiges Geschöpf säh' und hörte mich ebenso wenig? O ich fiele gewiß nieder auf mein Angesicht voll namenlosen Gefühls, meine Arme über der heiligen Stätte zu verbreiten und sagte es, nein wahrlich! prahlte es gegen niemand wieder, daß ich's gethan hätte. Täuschest du mich nicht, Gewissen? Nein! Nein! Nun wohlan denn, du Bester, so nimm dies hin als ein reines untadelhaftes Dankopfer für deine herrliche Gabe!

Wie gespreizt! Goethe ist doch allerorten der Größte! So auch seine kurze schöne Antwort auf diesen Redeschwall:

Gott segne dich, lieber Bruder, mit deinem Weibe, und wenn du an ihrem Herzen wohnst, denke mein und fühle, daß ich dich liebe. Von meinen Verworrenheiten ist schwer was zu sagen; fleißig war ich eben nicht seither. Die Frühlingsluft, die so manchmal schon da über die Gärten herweht, arbeitet wieder an meinem Herzen, und ich hoffe, es löst sich aus dem Gewürge wieder was ab. Habe lieb, was von mir kommt. Du bist immer bei mir, auch schweigend, wie seither. Deine „Europa" und „Raubgraf" sind sehr unter uns. Ade.

Im Jahre 1775 tritt eine neue dichterische Bekanntschaft auf die Bühne, Bürger's Jugendgenosse Goeckingk, welcher um Beiträge in den „Musenalmanach" bittet. Goeckingk's Ruf als Lyriker und Epistelschreiber ist unterdeß gründlich verflogen, wie derjenige so manches ehemals gefeierten Poeten. Auch Vater Gleim meldet sich wieder und bittet um Beiträge zu einer lyrischen Blumenlese. Bürger's „Wilder Jäger", ein Gedicht von ebenso langwieriger Entstehung wie die „Lenore", wird Gegenstand des Briefwechsels mit Freund Boie, dann die iambische Uebersetzung des Homer, welche schließlich unvollendet bleibt, wie die gleichzeitige hexametrische von F. L. Stolberg ohne Wirkung. Glücklicherweise war der Mann, der uns den deutschen Homer geben sollte, schon geboren, sogar ein naher Bekannter der beiden Dichter, Johann Heinrich Voß; welcher im übrigen als Briefschreiber an Bürger nur selten auftritt. Dagegen erscheint im April 1776 Vater Wieland in Bürger's Briefwechsel mit dem Danke für die Uebersendung eines Gesangs der verdeutschten Ilias. Unterdeß sind die Erstlinge von Stolberg's Homer erschienen. Bürger braust auf in einem Briefe an Boie:

Fritz! Fritz! Du fällst mir übermüthig in meine vier Pfähle, und wirfst mir den Handschuh vor die Füße. Ich muß ihn aufnehmen und dir mit meiner ganzen Kraft begegnen. Wehe mir oder dir nach dem Kampfe!

Das stolzprächtige Gedicht Bürger's aus gleichem Anlaß ist bekannt. Boie übt seine ausgleichende, begütigende Vermittlerrolle nie schöner als beim fernen Grollen des Zwiespalts zwischen den beiden alten Freunden. Die Verehrer deutscher Dichtung scheiden sich in zwei Lager; die einen sind für Bürger und seinen iambischen Homer, die andern für Stolberg und den Hexameter; zu jenen gehören Wieland und Goethe, zu diesen Klopstock. Beide Uebersetzungen sind vergessen.

Der zweite Band umfaßt den Briefwechsel der Jahre 1777—79. Der Hainbund ist längst auseinandergeflogen; im Drange der Arbeit und unbehaglicher Verhältnisse sind die frühern hohen Hoffnungen der meisten Glieder der Genossenschaft zu Asche zusammengesunken. Schon meldet sich in Bürger's Briefen an die Freunde ganz verstohlen der unheimliche Gast, das Misvergnügen am häuslichen Herd. Er schreibt am 23. Januar 1777 an Voß:

So helfe Sie denn der Himmel zum Conrectorat am Johanneo und Ihrem Mädchen. Das wünschet Ihnen, weil Sie's doch nicht anders werden haben wollen, Ihr Freund aus treuem Herzen. Sollten Sie mit der Zeit von beiden gern wieder los sein wollen, wie sich denn dergleichen hin und wieder in der Welt zutragen soll, so mögen Sie sich das selbst wünschen. Ich habe so meine eigene Schadenfreude, wenn ich das wonne- und hoffnungstrunkene Völklein um den bunten gleißenden verschlossenen Tempel Hymens herumtaumeln und nach der Eröffnung der Pforte seufzen höre. Wir, die wir drin sind, könnten euch draußen wol manches zur Beherzigung euers Wohls und Wehes herausrufen. Allein weil wir angeführt sind, so sehen wir gern, daß auch andere mit uns es werden. Man denkt: Abraham, zwing dich, ich habe mich auch gezwungen.

Dieser zweite Band bringt noch einen hübschen und meines Erachtens bisjetzt nicht benutzten Beitrag zur Kenntniß Goethe's und des genialen Treibens am weimarischen Hofe. Sprickmann, Bürger's wunderlicher Freund zu Münster, schreibt demselben Eingang 1777:

Nun will ich Ihnen noch eine Anekdote in der ärgerlichen Verleumdungsgeschichte gegen unsern Goethe hersetzen, die mich von neuem überzeugt, daß Bosheit und Neid seine besten Handlungen verdrehen, um nur über seine Sünden schreien zu können. Wir haben hier einen Baron Gugomos (?); ein Kerl nicht ohne Kopf, sogar Dichter, wie er selbst sagt und ich auch sonst wol gehört hatte. Er ist am darmstädtischen Hofe ich weiß nicht was, aber doch was, noch oder gewesen, denkt daher auch sehr höfisch. Mit dem sprach ich vor einigen Tagen von Goethe; er setzt ihn als Dichter so hoch, wie der Junge es verdient, aber als Menschen so tief herunter, wie er es unmöglich verdienen kann. Ich widersprach ihm, wie Sie denken können, mit Hitze; denn es ist mir immer, als wenn ich eher von meinem Vater könnte Uebles sagen hören als von Goethe. Nachdem Gugomos denn nun alles ausgekramt hatte, Altes und Neues, und ich ihm alles ableugnete, eben weil er es von so sichern Händen, wie er sagte, wußte, nämlich von Ministern und andern kleinen großen Leuten vom Hofe zu Weimar, so rückte er endlich mit einer Geschichte hervor, die mich auf einmal entwaffnen und überzeugen sollte, daß Goethe den Herzog von Grund aus verderbe und ihm Grundsätze beibrächte, die einem regierenden Herrn höchst unanständig wären. Ein Lord Chesterfield war, wie Gugomos sagte und von diesem Lord selbst wollte gehört haben, in Weimar. In einem Gespräche über England schämte der Herzog sich nicht, folgende Unanständigkeiten sich entfallen zu lassen: „Ich beneide euch, Mylord!" — „Warum?" — „Ihr seid in Euerm Vaterlande groß, aber doch ist jeder Eurer Mitbürger Euch gleich genug, sich selbst gegen Euch, wenn Ihr ihm zu nahe kommt, recht zu geben; aber ich — wenn ich einem hier eine Ohrfeige gebe, keiner könnte oder würde mir eine wiedergeben!" Nun, was sagt Ihr, Bürger? Wenn Goethe das einem Herzog zum Gefühl machen konnte, ist das nicht leicht so göttlich als eine „Stella" zu machen? Und das nannte das Menschenkind unanständig!

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine fürstliche Schauspieldichterin.

(Beschluß aus Nr. 6.)

Dramatische Werke der Prinzessin Amalie, Herzogin zu Sachsen. Im Auftrage Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen aus dem Nachlasse vervollständigt und herausgegeben von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). Sechs Bände. Mit Porträt, Facsimile und Lebensskizze. Leipzig, B. Tauchnitz. 1873—74. 8. 36 Mk.

Wenn die neulich besprochenen beiden Stücke recht wohl geeignet sind, eine reine poetische Wirkung hervorzubringen, so steht der Aufführung des Doppelschauspiels „Mesru" ein dreifaches Bedenken entgegen: es nimmt zwei Bühnenabende in Anspruch, es ist auf Zauberkunst basirt, ohne jedoch eine wirkliche Zauberatmosphäre zu haben, und das gute Herz der Dichterin läßt gegen den Schluß hin mit allzu großer Nachsicht Gnade für Recht ergehen. Spielbar ist es übrigens wieder durchaus, darin versah die Prinzessin es fast nie. Auch hat man das Doppelstück, wie schon erwähnt, am sächsischen Hofe aufführen lassen. Der Inhalt ist folgender: Mesru, ein König von Baktriana, ist durch den Einfluß von Höflingen zu einem Menschen geworden, der für sich die größte Schrankenlosigkeit in Anspruch nimmt. Auf diesem Wege gelangt er nicht nur bis zur Zerrüttung seines blühend gewesenen Reichs, er beraubt auch seinen im Felde tapfer die Feinde Mesru's bekämpfenden Bruder Fealgar, indem er Timantia, eine dem Fealgar bestimmt gewesene Prinzessin, für sich in Anspruch nimmt. Als Fealgar siegreich zurückkehrt und, vom Volke mit Enthusiasmus begrüßt, sich seinem Bruder und Fürsten gegenüber resignirt zeigt, erfüllt wie er ist von dem Gefühl blinden Gehorsams als die ihm vor allen andern Unterthanen obliegende Pflicht, da wird er seinem Bruder eben dadurch erst recht verdächtig; derselbe gibt demnach böswilligen Rathschlägen Gehör und beschließt Fealgar's Tod:

Zeit wollte man gewinnen, bis mein Bruder
Das Heer sich ganz zu eigen machen, es
Zur offenen Empörung treiben konnte,
Um über meinen blut'gen Leichnam schreitend,
Der Braut sich und der Krone zu bemächt'gen.
Den Kopf hätt' er verwirkt, wär' er mir fremd;
Soll er nun leben, weil er mir verwandt?
Weil er an einem Bruder das gethan,
Was, an dem Fremden ausgeübt, ein furchtbar,
Ein todeswürdiges Verbrechen wäre?
Geh, Tolimir, und schaffe Rache mir!
Ich kämpfte lange, lange, — endlich will
Ich Ruhe haben....

Bearnab.

Haltet ein, mein König!
Mög' Euch der Himmel vor der Ruh' bewahren,
Die dem gestillten Rachedurste folgt;
Es ist die Ruh' des Grabes —

Mesru.

Bearnab!
Was drängt Ihr Euch auf meinen Weg? Ich bin
Nicht Euer Schüler mehr, begreifet das!
Ich weiß, was mir zu thun geziemt, und lasse
In meiner Weise mich nicht irre machen.

Bearnab.

Was kann die blut'ge That für Frucht Euch bringen?
Wie wird's in einer Stunde um Euch stehn,
Wenn sie vollbracht? — Mit Euerm Bruder stirbt
Auch Euers Hasses Glut; das schauerlichste
Vergnügen macht der Todesstille Platz.
Wie wollet Ihr das Ungeheure dann
Ertragen, von der Leidenschaft verlassen?
O nützet diesen Augenblick, den letzten,
Der Euch gegeben ist, sprecht aus das Wort,
Das ich ersleh', das Götterwort der Gnade.
Jetzt könnt Ihr's noch, jetzt seid Ihr König noch.
Ist das Entsetzliche geschehen erst,
Dann seid Ihr's nicht mehr; an des Todes Macht
Bricht sich die Eure.

Mesru.

Schafft denn keiner mir
Den Alten fort? Er bringt mich schier von Sinnen.

Diese prophetischen Mahnrufe Bearnab's nehmen auf eine Geheimwissenschaft Bezug, die sich der Greis während eines langen Aufenthalts in Aegypten aneignete und welche in der Zubereitung eines Zaubertranks besteht. Derselbe versenkt in einen jahrzehntelangen Schlaf, und in diesen den König zu versenken, ist Bearnab für den schlimmsten Fall entschlossen, eingedenk eines dem Vater des Königs gegebenen Versprechens: diesen, den Sohn, wenn er auf falsche Wege gerathe, um jeden Preis zu retten.

Als demnach die Anhänger des Fealgar nach der Gefangennahme des letztern den König Mesru in seinem Palaste angreifen und ihn zur Flucht nöthigen, verhilft ihm zu einem Höhlenversteck eben jener Greis, und das Stück endet mit dem Verabreichen des Zaubertranks an den Ermatteten und nach einer kühlen Labung Begehrenden, während der vermeinte Leichnam Mesru's unter den übrigen Erschlagenen im Palast gefunden und auf Anordnung Fealgar's zu ehrenvoller Bestattung aufgehoben wird.

Die Art, wie Fealgar den Freund verurtheilt, der ihn, trotz Fealgar's frühern Abmahnungen, durch Rebellion befreite und dadurch ihm den Weg zum Throne bahnte, ist wieder charakteristisch für den männlichen Geist der Verfasserin. So lautet das Urtheil:

Von dem Tode
Errettet hast du mich, doch auf dem Wege
Der Schuld; du hast mich auf den Thron erhoben,
Doch über meines Bruders Leichnam führtest
Du mich dahin, und hundert wackre Krieger
Verbluteten um mich, den einen Mann.
Sieh, was es kostet, dem Gesetze trotzen!
Verbrechen wälzen auf Verbrechen sich,
Sobald einmal der sichre Damm durchbrochen.
Ich kann den alten, treuen Freund nicht hassen,
Der mir zu Liebe sich verging, — allein,
Der König ist sich selbst nicht eigen mehr;
Und ob durch des Gesetzes Uebertretung
Der König lebe, muß er sie bestrafen.
Den Tod verdienst du; doch um meinem Herzen,
Das für dich spricht, nicht allzu weh zu thun,
Verhäng' ich über dich Verbannung nur.
Geh, räume dieses Land! Vielleicht nach Jahren,
Wenn du auf fremdem Boden deine That
Bereuend abgebüßt — — genug für jetzt;
Entferne dich.

(Zu Geornid)

Laßt meinen Bruder uns
Zur Ruh' bestatten, laßt uns königlich

Den Leichnam des erschlagnen Königs ehren;
Die Welt soll wissen, daß, obgleich von ihm
Verkannt, ich treu und fest an ihm gehangen.

Dies der Inhalt des ersten Theils.

Der zweite beginnt mit dem Erwachen Mesru's in der Höhle. Er hat ungefähr so lange wie Rip von Winkel, jedenfalls lange genug geschlafen, daß die Welt Zeit hatte, ein völlig verändertes Gesicht anzunehmen. Fealgar ist zum Greise geworden, Timantia zur Greisin. Eine Tochter gleichen Namens und gleichen Aussehens vollendet die Unbegreiflichkeit der Zustände, welchen der Erwachte und in die Residenz furchtsam Zurückgeschlichene — denn erst gestern, meint er, hat man ihn entthront — sich gegenüber befindet. Doch unbegreiflich sind sie ihm nicht wegen jenes gealterten Königspaares — von dem Altern desselben weiß er noch nichts —, unbegreiflich sind sie ihm, weil Timantia ihn nicht kennt — die Tochter nämlich —, weil das Volk von Fealgar als von einem lange bewährten und geliebten Regenten spricht, weil sich alles rings veränderte und niemand mehr von ihm, dem eben erst Entthronten, zu wissen vorgibt. Ein aufsässiger Neffe der Königin kommt ihm indessen zur rechten Zeit in den Weg, um ihn wenigstens gegen diejenigen in Schutz zu nehmen, die ihn einen Narren schelten, einen Narren, weil er Mesru zu sein behauptet. Auch der Neffe hält ihn für einen Narren, aber im Begriff, selbst die Fahne der Empörung zu erheben, beschließt er rasch, diesen Pseudo-Mesru für seine Zwecke auszubeuten, und so haben wir denn wieder eine Rebellion. Sie mislingt. Mesru wird vor den König gebracht, immer noch unfähig, zu verstehen, wie alles ringsum seit gestern so völlig andere Züge angenommen hat, denn er selbst ist nicht gealtert. Diese Unklarheit, mit der er vergeblich kämpft und die er selbst fast als Wahnsinn anzusehen beginnt, ist von ergreifender Wirkung. Vor allem trefflich ist eine jener Zusammenkunft vorausgegangene Scene zwischen dem immer noch herrisch gearteten Mesru und einem Mitgefangenen, der ihn als Betrüger ansieht und jetzt nicht minder gegen ihn in Wuth geräth, wie Mesru gegen den Unehrerbietigen selbst, der ihn einen Betrüger schilt. Hier einige Stellen daraus:

Mesru (im Kerker).

Wer spricht da? Ha! Bist du mein Leidsgenosse?
Von dir, wenn du ein Mensch gleich mir, der athmet
Und fühlt und lebt, von dir kann ich am ersten
Wol Wahrheit hoffen; denn du hast, wie ich,
Nichts zu verlieren mehr. — Sprich, war der Mann,
Dem ich ans Leben wollte, Fealgar?

Lisiber.

Er war's.

Mesru.

Und bin ich Mesru?

Lisiber.

Unglückseliger!
Gedenkst du den Betrug bis an den Rand
Des Grabes fortzusetzen?

Mesru.

Den Betrug!

Lisiber.

Wohl dir, daß ich gefesselt, daß ich nicht
Mit diesen Händen dich erreichen kann,
Verruchter Lügner, Schöpfer meines Elends!

Mesru.

Was willst du damit sagen?

Lisiber.

Daß ich dich
Von Herzen hasse wie den bösen Geist.
Wahnsinniger! War's deine Absicht, mich
Und jenen Prinzen zu verderben, oder
Gedachtest wirklich du den Königsthron
Von Baktriana zu erschüttern?

Mesru.

Mensch,
Du sprichst im Fieber! Hast du nicht in mir
Vor wenig Stunden deinen Herrn erkannt?

Lisiber.

In dir?

Mesru.

Bin ich der Mesru nicht, den gestern
Die Krone Baktrianas noch geschmückt?

Lisiber.

Sprich, Thor, zum mindesten nicht so handgreiflich
Verrückt, wenn du auf Glauben Anspruch machst.
Du gestern Baktrianas König noch?
Und Fealgar sitzt schon seit funfzig Jahren
Unangefochten fest auf seinem Throne!

Mesru.

Seit funfzig Jahren! —

Lisiber.

Schweig! Ich bin nicht hier
Um Rede dir zu stehn; ich hielt bisjetzt
Für einen listigen Betrüger dich,
Der meinem Prinzen kein untauglich Werkzeug
Der Rache werden konnte; doch jetzt sehe
Ich klar: du bist ein Narr und weiter nichts.

Mesru.

Verwegner! — Aber ach! wer weiß! er hat
Am Ende recht. Was heute ich erblickte,
Das kann der Wahnsinn einzig nur erfinnen.
Ein Wort — ein Wort noch aus Barmherzigkeit:
War jener Mann, den ich durchbohren wollte,
Mein Bruder Fealgar?

Lisiber.

Es war der König.

Mesru.

Du lügst —
(Er sinkt erschöpft auf den Stein zurück.)
Was nützet mir's, mit ihm zu streiten?
Er spricht — man sieht's — aus fester Ueberzeugung,
Und ich, ich träume wol. — Ach ja, ich träume,
Ich bin noch in der Höhle, die den Flüchtling
Aufnahm nach überstandnen schweren Leiden....

Und nun folgt ein Selbstgespräch, in welchem er reuevoll seine Vergangenheit überblickt und auf den Gedanken, der zauberkundige Bearnab habe, um ihn zu bessern, ihn durch einen Trank in den Traum versenkt, den er jetzt träume und der ihm zeige, wie „ausgelöscht aus dem Gedächtniß der Menschen" sein, Mesru's, Name, als der eines gewissenlosen Fürsten, dereinst sein werde.

Die Aufklärung des Räthsels wird endlich durch den Oberpriester herbeigeführt, welcher ein im Tempel seit einem halben Jahrhundert unerbrochen ruhendes Schreiben Bearnab's nach der von letzterm sterbend hinterlassenen Verfügung heute geöffnet hat. Reue des Mesru, Verzeihung für sein Rebelliren, endlich seine Beglückung durch Timantia's — der Tochter — Hand, bilden den Schluß.

Da sie für ihn gleich bei seinem ersten Anblick warm empfand, und er jugendlich geblieben ist, wie er sich im ersten Theil uns zeigte, so ließ sich nicht füglich ein anderes Ende des Stücks ersinnen. Gesühnt aber hat Mesru seine Schuld wol kaum in genügendem Maße, um zum Schluß als der eigentlich Beglückte dazustehen, während der Tod nach dem gealterten trefflichen Bruder schon die Hand ausstreckt. Und hierdurch wie durch das Einflechten des Zaubers, der ganz allein auf sich selbst gestellt ist und dadurch das Ansehen eines Eindringlings behält, bleibt die Wirkung der Arbeit, trotz ihrer großen Schönheiten, in der Lektüre wenigstens eine unbefriedigende.

Von den übrigen in der Gesammtausgabe enthaltenen Stücken ist nur eins nicht schon in der obenerwähnten frühern Ausgabe enthalten: „Die Täuschungen". Es leitet seine Berechtigung zu der ihm zugestandenen Einfügung wie die oben analysirten verdienstvollen drei Dramen einzig aus dem Umstande ab, daß dem König Johann bei Gelegenheit seiner goldenen Hochzeit die Aufführung dieses Stücks besonders am Herzen lag. Es steht sonst nicht auf der Höhe der übrigen Stücke. Von diesen haben sich einige bis heute auf dem Repertoire erhalten, und namentlich pflegte Emil Devrient sich in ihnen immer sehr wohl zu fühlen. Vor allem ist hier zu nennen: „Der Majoratserbe", dann „Der Oheim", „Der Landwirth", „Die Braut aus der Residenz". Veraltet ist in allen diesen Stücken Einzelnes, und hier und da wäre bei der Aufführung in diesem Betracht etwas nachzuhelfen. Spielbar, ja dankbar sind sie aber noch ohne Ausnahme, und man thut Unrecht, sie in Vergessenheit gerathen zu lassen; auch „Vetter Heinrich" mit der sehr gut gezeichneten Rolle des geheimnißvollen Schwindlers Stellani verdient immer noch den Beifall, den es einst fand. Besonders möchte jedoch „Die Fürstenbraut" als eine Arbeit von so feiner Art zu bezeichnen sein, daß die Wiederaufführung sich dringend empfiehlt, wo immer nur Gelegenheit ist, die beiden weiblichen Hauptrollen in zusagender Weise zu besetzen. Hier war die Prinzessin auf ihrem eigensten Gebiete. Und wenn sie in ihren meisten übrigen Stücken in heiterer Weise der guten, aber freilich oft nur sogenannten guten Gesellschaft den züchtigenden Spiegel vorhält, so versteht sie es in der „Fürstenbraut" auf geradezu meisterhafte Art, die Durchschnittsverhältnisse uns verständlich zu machen, die aus dem Brauche, wie Fürstenehen geschlossen werden, hervorgehen; zugleich aber weiß sie die Selbstbeherrschung, die Klarheit, die reine Güte als diejenigen Waffen ins rechte Licht zu stellen, durch welche das Weib auch in dieser so oft auf unwürdiges Augenzudrücken angewiesenen Lebensstellung zuletzt doch noch am sichersten zu einem wirklichen Herzensbunde den Weg bahnt.

Ziehen wir eine Summe, so müssen wir der Prinzessin Amalie an männlichem Verstand, weiblichem Zartgefühl, vorurtheilsfreiem Urtheil, schlicht bürgerlicher Moral und dramatischem Können einen Schatz zuerkennen, wie er nicht achtungsvoll genug gewürdigt werden kann.

Ferdinand Kürnberger.

Siegelringe. Eine ausgewählte Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons. Von Ferdinand Kürnberger. Hamburg, O. Meißner. 1874. 8. 6 M.

Zu den wiener Revolutionsflüchtlingen von 1848, die nach 1859, wie Moritz Hartmann, Sigmund Kolisch, Hans Kudlich u. a., mit einem gewissen Eclat in die österreichische Heimat zurückkehren durften, gehört auch Ferdinand Kürnberger. In der Zeit seines Exils hatte er sich einen literarischen Namen begründet durch den noch heute und auch für die Dauer interessanten und werthvollen Roman „Die Amerikamüden" (Frankfurt a. M. 1856), welcher in einem geistreichen culturhistorischen Gegensatze zu der nach der Julirevolution und durch das weltschmerzerfüllte Junge Deutschland modisch gewordenen Europamüdigkeit steht. Der 1844 wahnsinnig gewordene und 1850 bei Wien in der Irrenanstalt verstorbene Nikolaus Lenau, der nach 1832 auf mehrere Jahre nach Nordamerika ausgewandert war, ist bekanntlich in der Hauptperson dieses Romans porträtirt, und zwar sind die transatlantischen Schilderungen in demselben so lebendig, daß auch Lesern vom literarischen Fach dabei der Gedanke auftauchen konnte, es dürften denselben wirkliche Erlebnisse und zu Papier gebrachte Erinnerungen Nikolaus Lenau's zu Grunde liegen.

Zu gleicher Zeit versuchte sich Kürnberger mit einem Drama: „Catilina" (Hamburg 1855), das in den Literaturgeschichten sowol von Rudolf Gottschall (3. Aufl., 1872) als von Heinrich Kurz (vierter Band, 1872) mit Anerkennung hervorgehoben, aber wegen seiner technisch unpraktischen Ausdehnung ohne theatralische Inscenesetzung vorübergegangen ist. Von gesammelten Novellen, die Kürnberger in Prag 1857 und in München 1861 hat erscheinen lassen, sind mir nur noch einige, von zum Theil dorfgeschichtlichem Charakter erinnerlich, die gegen die Farbenfrische und Tendenzenergie in den „Amerikamüden" weniger eindrucksvoll zurücktraten und doch wol einigermaßen die Seelenermattung und Zeitermüdung des jahrelang Heimatlosen verriethen.

Um so mehr herausfordernd tritt uns dieser Autor in seinen „Siegelringen" entgegen, die nichts anderes sind als eine Zusammenstellung seiner 1866—73 in Wien nach der Rückkehr aus dem Exil verfaßten, stets direct auf die Zeitereignisse gerichteten Wochenfeuilletons: eine Concurrenz also zu Sainte-Beuve's berühmten, funfzehnbändigen „Lundis" (1851—62), und zwar, trotz des geringen einbändigen Umfangs, eine bezüglich des sachlichen Interesses jedenfalls nicht unglückliche Concurrenz, denn das erste dieser Feuilletons beginnt im Juni 1866 mit dem „Lob des Kriegs", an den Heroencultus von Hegel und Carlyle sich anschließend, und das dem Datum nach neueste dieser Wochenbilder bringt den „Besuch Victor Emanuel's in Wien" im September 1873 in Erinnerung und schließt mit dem Blick auf Unterhaltungen zwischen Minghetti und Andrassy bei diesem nationalen Rencontre.

Herausfordernd nannte ich diese literarische Erscheinung, nicht etwa weil der Verfasser darin persönlich rechthaberisch auftritt, sondern weil seine 87 numerirten Betrachtungen unwillkürlich den geschichtsfreundlichen Leser, wie nur irgendeine publicistische Erscheinung des Tags, zu politisch patriotischem Interesse und Nachdenken herausfordern: denn diese 87 Betrachtungen behandeln, in gedrängtester Form, in nur aphoristischen Hindeutungen, aber in einer das Wesen der Dinge principiell einheitlich erfassenden Gedankenarbeit, das jedenfalls gewichtvollste Phänomen der Geschichte des 19. Jahrhunderts und das vielleicht denkwürdigste Problem der Geschichte Deutschlands seit der Reformationszeit; und dieses Phänomen und Problem ist nichts Geringeres als die innere Geschichte Oesterreichs in den vierzehn Jahren von 1859—73.

Kürnberger schildert in diesem Buche, nach den bereits erwähnten Datirungen seiner Feuilletons, als Augenzeuge und persönlicher Referent allerdings nur die zweite Hälfte dieses Zeitabschnitts, das österreichische Septennium von 1866—73; aber diese vielsagende Epoche ist die pragmatische Nachfolgerin und Vollenderin des vorarbeitenden Septenniums für Oesterreich seit den Verfassungskatastrophen und Verwaltungsregenerationen von 1859—66.

In seiner Gesammtheit hat das doppelte Septennium dieser beiden Epochen für Oesterreichs culturliche und humanistische Entwickelung eine gewicht- und heilvolle Bedeutsamkeit. Der Leser von nicht protestantischer Erziehung, der Leser auf dem nicht beschränkt katholischen Bildungsstande Ferdinand Kürnberger's, möge nicht erschrecken, in uns etwa einem Recensenten von einseitig lutherischer Dressur zu begegnen: was die allgemein deutsche Bildung, die theoretisch intellectuelle und die praktisch politische, also die gesammte Nationalcultur der Gegenwart ist, das ist mehr und zum Theil anders als der specifisch confessionelle Lutheranismus seinerzeit sein und verlangen und selbst wünschen und hoffen konnte; und damit wir dieses Mehr und dieses Andere der modernen Geisteserrungenschaften uns selbst im protestantischen Lager erhalten, gesichert und erweitert wissen können, darum, und also nicht in irgendeiner orthodoxen oder sonst confessionell doctrinären rechthaberischen Stimmung, begrüßen wir die nachträgliche entsprechende, aber in ihrer officiellen Anerkennung eben wunderbar plötzlich gereifte Freiheitsentfaltung des österreichischen Staatswesens und mit ihm der volksthümlich katholischen Bildung in der germanischen Nationalgesammtheit.

Das Ueberraschende dieses Culturwunders kann nur derjenige völlig empfinden und verstehen, der die Zeit vor demselben, insbesondere die schwüle Reactionsperiode von 1849—59, in politischem Bewußtsein miterlebt hat. Darum und zumal weil dieser furchtbare Rückschlag gegen die schon 1848 erfüllt erscheinenden Culturerrungenschaften ihn in die schwere Mitleidenschaft des Verbannten und Verfolgten gezogen hatte, darum sind gerade Kürnberger's kundgegebene Gemüthsstimmungen und Geistesbekenntnisse aus der zweiten Hälfte dieser österreichischen Uebergangsperiode von psychologischem Interesse und von historiographischem Werthe. Solche Stimmungen und Bekenntnisse konnten nun freilich nicht immer jubelnde Triumphgefühle entfalten; das Lob des Kriegs, mit dem, wie erwähnt, diese feuilletonistischen Betrachtungen beginnen, wurde zur Verherrlichung einer Niederlage, und der Autor, trotzdem oder gerade, weil er einst Revolutionär gewesen, ist als leidenschaftlicher Politiker auch leidenschaftlicher Patriot und zwar Patriot im streng österreichischen Sinne. Aber dieser österreichische Patriotismus konnte sich über die äußere Niederlage eben trösten durch den innern Sieg, der ihr theils voraufgegangen, theils ihr unmittelbar folgte, und dieser innere Sieg bestand in der Wiedergeburt des Staats durch den endlichen Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit. Kein Staat hatte so lange als eben dieses habsburgische Oesterreich, im Vertrauen auf den kirchlichen Absolutismus, dem es jahrhundertelang den Titel der Weltherrschaft mit der römischen Krone verdankt hatte, der Regeneration aus dem Obscurantismus in den Nationalismus, aus dem Despotismus in den Parlamentarismus, aus der Gewaltherrschaft in die Civilisation sich widersetzt. Italien, das Vaterland der Kirche, hatte, nach mehrern vorangegangenen Fehlversuchen, seit 1859 diese Regeneration vollzogen. Oesterreich, das außer der Josephinischen Gesetzgebung kaum jemals einen erheblichen Anlauf dazu genommen, mußte baldigst folgen, um nicht auch noch von Spanien, dem es im Namen dieser Kirche einst strenge Gesetze vorschreiben lassen mußte, nun wie zum Hohne im Fortschritte der Bildung einer neuen Zeit überflügelt zu bleiben.

Thatsächlich versetzt diese Allianz von österreichischem Staatswesen und Parlamentarismus, von habsburgischer Dynastie und Nationalliberalismus, von Katholicismus und modernem Zeitgeiste, wie sie die Kürnberger'schen Feuilletons in ihren mannichfachen Ausstrahlungen begleiten, diejenigen durchaus nicht in eine vergnügliche Stimmung, welche an die moralische Eroberung Norddeutschlands glauben und sich durch diesen innern Sieg Oesterreichs um die Gelegenheitsdevise und die Aussicht für fernere äußere Siege über Oesterreich und für etwaige befreiende Annectirung einzelner seiner tyrannisirten Nationalitätchen oder Provinzchen zum allergrößten Theile denn doch vermuthlich jetzt enttäuscht sehen. Die Situation des protestantischen Deutschland gegenüber den katholischen Culturvölkern der Welt, sofern wir auf unsere Aufgeklärtheit und bevorzugte fortschrittliche Bildung uns manches zugute gethan, ist durch die Geschichtskatastrophen von und nach 1859 gewissermaßen auf den Kopf gestellt. Wenn es schon unverkennbar eine der sittlichen Grundbestrebungen der ersten französischen Revolution war, dem Rufe der vorausgegangenen Frei- und Starkgeisterei des damaligen gesammten protestantischen Germanismus von katholischer Seite eine ebenbürtige Concurrenz, zumal auch im Hinblick auf die politischen Verfassungszustände Englands und Nordamerikas, zu bieten: so hat das zweite französische Kaiserreich, durch staatsmännische Ausbeutung der Tendenzen von 1848, solche Bestrebung für Frankreich im Princip bisjetzt unerschütterlich zur Geltung gebracht. Erst das constitutionelle Italien von 1859 und 1860 hat selbst den protestantischen Staat Friedrich's des Großen definitiv in seinen Bahnen des parlamentarischen Lebens bestärkt. Und dasselbe, dabei an sich immer katholisch ge-

bliebene Italien hat ferner das Wunder bewirkt, das im Grunde immer noch ultrareactionär und despotisch gebliebene Oesterreich binnen zweimal sieben Jahren in einen modernen, von politischer und industrieller Lebenskraft strotzenden Culturstaat umzuzaubern. Der Katholicismus an sich ist seitdem nicht mehr ein überlebtes Product des Mittelalters, nicht mehr eine Religion oder ein Volksthum des Obscurantismus und der Despotie; diejenige Befreiung, die ihm einst schmalkaldische Reichstransactionen oder internationale Tendenzen des Dreißigjährigen Kriegs von außen entgegenbringen wollten, hat er jetzt in sich und von sich selbst gewonnen.

Wenn aber auch der unmittelbar nach dem 12. Juli 1859 in Oesterreich entwickelte Systemwechsel den norddeutschen Protestantismus um die Möglichkeit gebracht hat, mit dem Schlachtrufe der Gewissensfreiheit und Seelenerlösung in die böhmischen Wälder zu fallen oder neue Gustav Adolf'sche Siege zu feiern: so ergibt sich doch andererseits aus der moralischen Bedeutung eben dieses Systemwechsels für unsern norddeutschen Protestantismus und das gewissermaßen unter seiner Devise constituirte neue Reich auch zugleich eine andere, für alle Möglichkeiten denn doch nicht ganz zu unterschätzende Garantie, und zwar diese: daß auch wir unsererseits im umgekehrten Verhältnisse bei dieser neuen süddeutschen Culturemancipation nicht mehr die Gefahren eines Dreißigjährigen Kriegs von katholischer Seite her, nicht mehr die reactionäre Restauration einer ultramontanen, fanatisch romanischen Invasion zu fürchten haben.

Ich verweise hier schließlich, um Beispiele der realistisch-rationellen Auffassungs- und Behandlungsweise Kürnberger's zu geben, auf drei seiner confessionellen, religionsphilosophischen Betrachtungen.

Sein Artikel vom 2. Juni 1872 war überschrieben: „Fronleichnam und die Liberalen." Zur Kennzeichnung des Standpunktes, den der liberale einstige Revolutionsflüchtling dem Liberalismus des Tages gegenüber einnimmt, führe ich daraus folgende Aphorismen an:

Wenn ein ehrlicher Mann nicht oft genug im Laufe des Jahres über verlogenes und unehrliches Wesen sich zu betrüben hätte, so käme gewiß und unfehlbar wenigstens Ein Tag in jedem Jahre, an welchem die Lüge pünktlich sich einstellt. Dieser Tag ist Fronleichnam, und die Lügner sind leider die — Liberalen. Der öffentliche Triumphzug einer Kirche, welche der Bildung Scheiterhaufen angezündet hat und welche noch heute die Bildung verflucht, verletzt die Gefühle der Gebildeten. Sie wünschen diese Straßentriumphzüge zu unterdrücken. Je gerechter dieser Wunsch ist — und die Liberalen zweifeln hoffentlich nicht an ihrer eigenen Gerechtigkeit — desto ehrlicher könnten sie mit der eigenen Sprache herausgehen und der Wahrheit die Ehre geben. Frank und frei könnten sie sagen: Alle Handlungen der Andacht gehören ins Innere der Häuser und nicht auf die Straße; es ist einer vorgeschrittenen Volksbildung unwürdig, aus religiösen Empfindungen ein Schaugepränge zu machen. . . . . . So könnte der Liberalismus sagen und so müßte er es, das wäre sein gutes Recht und sein fester Rechtsboden. Leider ist er — zu feig dazu. . . . . . Bei Gott! der Liberalismus ist noch nicht so weit, um sich den Luxus der Verlogenheit erlauben zu dürfen. Lügen darf eine Partei, welche herrscht, aber in ihrer Herrschaft bereits wieder bedroht wird; in der Naturgeschichte der politischen Parteien ist das das Stadium der Lüge. Eine Partei aber, die um ihre Herrschaft erst ringt, wie der Liberalismus, braucht noch Wahrheit und Reinheit. Für sie kommt das Lügen noch zu früh und ist noch eine zu schlechte Waffe. Das Lügen ist überhaupt blos Schutzwaffe, und zwar eine elende; die Angriffswaffe aber soll immer gut sein. . . . . . Ich will nun nicht so unartig sein, der katholischen Gemeinschaft das baldigste Aufhören der Fronleichnamsprocessionen zu wünschen; aber ich will so ehrlich sein, meiner eigenen, der liberalen Gemeinschaft das baldigste Aufhören ihrer Heuchelei zu wünschen.

Zur „Eröffnung des römischen Concils" (8. December 1869) gibt Kürnberger eine Gelegenheitsrede: „Die Kirche und die Sittlichkeit." Er sagt darin in der autodidaktischen Manier seiner originellen Dialektik:

Und der Mensch griff denkend in seine Brust: so sagt Schiller vom Wendepunkte der antiken zur christlichen Welt. Aber Schiller sagte das als protestantischer Christ und verstand eigentlich die Philosophie darunter. Der moderne christliche Mensch erst fing wirklich zu denken an, als er, nach 2000 Jahren des Träumens und Phantasirens, das „Organum" des Aristoteles fortsetzte und es vollendete in dem „Novum Organum" des Baco von Verulam. Zwischen Baco und Fichte geschah dann aber auch reißend schnell — (d. h. in vollen 200 Jahren, und das nennt der wiener Feuilletonist nach dem Septennat von 1859 bis 1866 reißend schnell!) — die versäumte Arbeit von zwei Jahrtausenden, sodaß Fichte als Schlußstein und letzte Consequenz dieser Arbeit den köstlichen Satz aussprechen konnte: Einen Philosophen zu fragen, ob er an Gott glaube, komme ihm vor, als fragte man einen Mathematiker, ob das mathematische Dreieck blau oder roth sei. Gott ist Gemüthsbegriff, und der Mathematiker hat sicherlich auch Gemüthsbedürfnisse; aber die Gemüthsbedürfnisse des Mathematikers gehören nicht in die Mathematik. Es ist nicht möglich, schärfer und zugleich natürlicher auszusprechen, was die Interessen des Denkens von den Interessen des Gemüths unterscheidet.

Aber das mannlose Geschlecht der Halben liebt die Unterscheidungen nicht; es will die Vermittelungen. Der Aufklärer stellt sich zwischen den Philosophen und den Köhlerglauben in die Mitte und — vermittelt. Was Fichte so präcis und mustergültig für alle Zeiten auseinandergehalten, das vermischt der Aufklärer wieder; denn er nimmt das Gottesbedürfniß des gemeinen Mannes, streicht es philosophisch an und möchte dieses gefärbte Dreieck als „geläuterten Gottesbegriff" wieder in Umsatz bringen. „Geläuterter Gottesbegriff!" das Wort macht mir übel. Als ob man sich einen Gott zur Zierde hielte und nicht weil man ihn braucht! . . . . Der einseitig „geläuterte Gottesbegriff", in welchem die Summe einer tausendjährigen Bildung zu stecken scheint, taugt zum meisten nichts; dagegen der Gottesbegriff, welcher etwas taugt, welcher eine Kuh oder ein Kind wieder gesund macht, welcher ein gutes Weinjahr und den großen Treffer in der Lotterie schickt: dieser Gottesbegriff ist wieder entsetzlich ungeläutert. Er kann sich in Europa mit Anstand fast gar nicht mehr zeigen. . . . . . Er ist ein Gott der Wilden, ein Gott des naiven Egoismus, kurz, ein Gott der menschlichen Bedürftigkeit, nicht aber der menschlichen Sittlichkeit.

Ja es ist so. Vergebens wehrt sich der menschliche Stolz dagegen. Bedürfniß und Würde sind Begriffe, die einander ausschließen können. . . . . Wo also finden wir unsere Würde? Der „geläuterte Gottesbegriff" kann nicht volksthümlich, der volksthümliche kann nicht lauter sein: dieser Cirkel schließt sich, und in ihm liegt unsere Würde nicht. Wo also liegt sie? Lediglich in der Praxis. Wenn das Bedürfniß an sich und a priori gemein ist, also theoretisch den Begriff der Würde ausschließt, so macht es praktisch einen Unterschied, welcher die ganze Würde der Cultur in all ihren Graden wieder aufnimmt: wie und auf welche Art das Bedürfniß erfüllt wird. Die praktische Verwalterin der Metaphysik — (d. i. das italienische Wort für: Magie) — aber, welche als Volksmetaphysik Religion heißt, ist nicht die Philosophie, nicht ihre Schmarotzerpflanze die halbe Aufklärung, sondern die Kirche.

Die Kirche also nimmt den Gottesbegriff des gemeinen Mannes an; sie nimmt ihn unbesehen an, wie sie ihn findet, in aller Rohheit seiner Symbolik, in allem Egoismus seiner

Tendenzen —, sagt dabei aber zu dem Gläubigen, von dem sie ihn annimmt, also: „Dein Gott soll dir dein Kind und deine Kuh heilen, soll dir im Lottospiel und beim Roßtauschen behülflich sein. . . . . Schön! Du bist nicht blöde, mein liebes Ich-Geschöpf; aber wisse, Gott ist noch weniger blöde. Für so viel Leistungen, das siehst du ein, darf er Gegenleistungen beanspruchen. . . . ." Die Kirche nennt nun diese Gegenleistungen, und siehe, es sind die Forderungen der europäischen Sittlichkeit! Es sind die Pflichten der reinsten Moral! Wir sind von Schamanen, Kaffern und Fetischanbetern wieder zu uns selbst zurückgekehrt. Ein Gottesbegriff, welcher theoretisch so arm war, daß ihm kein Professor legens fünf Gulden geborgt hätte, bestreitet jetzt unsern ganzen moralischen Haushalt, producirt das ganze Kapital der europäischen Sittlichkeit. Das hätte die (halbe) Aufklärung nicht gekonnt. Zum Absoluten betet man nicht, und die Identität von Sein und Nichtsein leistet — nichts. Wo keine Wirkung, dort keine Gegenwirkung; und so wäre der „geläuterte Gottesbegriff" ein Rad geblieben, das in unsere Brust nicht eingriff, während der „ungeläuterte" unsere edelsten Kräfte in Thätigkeit setzt. Daher das Recht der Kirche gegen die Aufklärung; daher auch die vornehme Zurückhaltung gegen die letztere von seiten desjenigen, der über die Aufklärung selbst wieder aufgeklärt ist u. s. w.

So spricht der Denker. Und also kann man jetzt denken, sprechen und drucken in Oesterreich. Vor 25 Jahren war dort der lutherische Katechismus ein verbotener Leckerbissen, und jetzt treten uns aus den gelegentlichen Tagesplaudereien eines wiener Feuilletons theosophische Syllogismen von einer Consequenz des pragmatischen Rationalismus entgegen, wie sie in solcher dialektischen Klarheit und unbeirrten Gesinnungslauterkeit kaum in der deutschen Classicität nachzuweisen ist. Die zweihundertjährige Wissenschaftsentwickelung vom inductiven Sensualismus Baco's, der noch das Kopernikanische System bestritt, bis zu Fichte's Entdeckung des Dualismus von Ich und Nicht-Ich nennt das eben mitgetheilte Citat eine „reißend schnelle"! Welche Rapidität aber offenbart dem gegenüber diese allerneueste Intelligenzentwickelung, die in einem kleinen halben Menschenalter von der officiellen Unterwürfigkeit unter den römischen „Index" sich nicht nur über Baco und Fichte, über Hegel und Junghegelianer, auch über halbe und ganze Aufklärung auf einmal hinwegschwingt! Wahrlich diese Geister reiten schnell. Es geht uns dabei fast wie ein Circusparforceritt im Kopfe herum! Ist gar eine wilde Jagd die Zeitprincipienreiterei! Allons! Eine Barrière! Kleine Chasse! Noch eine Barrière ist zu nehmen! Eine Bagatelle! Es handelt sich hier nur um einen geschichtsperiodischen Aufenthalt von etwas über 300 Jahren. Denn so alt war der Jesuitenorden geworden, der unter der spanischen Herrschaft des habsburgischen Karl V. sanctionirt war. Ferdinand Kürnberger's zeitgeistlicher Prosa-Hippogryph leistet auch dieses, in einem Anlauf darüber hinwegzusetzen. Sein Endartikel heißt: „Die Jesuiten in Oesterreich." Es heißt unter anderm darin:

> Die Habsburger sind von den Jesuiten betrogen worden. Die Habsburger selbst wollten die Reformation. Die Jesuiten haben sie um diese Absicht betrogen!

Und der Schlußsatz des Buchs lautet:

> Wenn das Organ des Erzbischofs von Wien bei Gelegenheit der Debatten über die Aufnahme der Jesuiten in Wien den Satz niederschreiben konnte: wer den Jesuiten Einfluß auf die Geschicke Oesterreichs zuschreibt, der müsse wahnsinnig sein; — so klingt uns das ebenso, als ob der Henker der Maria Stuart sagte: ich hatte auf die Geschicke dieser Königin nie den geringsten Einfluß, ausgenommen daß ich ihr den Kopf abgeschlagen habe!

Das hat Kürnberger im Jahre 1867 geschrieben. Im Frühjahre 1872 haben wir bei uns im protestantischen neuen Reiche die Jesuiten abgeschafft. Das wird unserm Radicalconservativismus doch nicht wieder leidthun? Es scheint ihm sonst so manches, was mit der österreichischen neuen Aera harmonirt, Misbehagen zu erregen. Sollen die Radetzky, Windischgrätz, Jellachich und Haynau oder ihresgleichen wieder die tonangebende Musik für Deutschland dirigiren? Die werden aber gegen Italiener und Ungarn kaum wieder zu blasen nöthig haben!

Eine Dichtung Wilhelm Wöhler's.

Hohenstein oder das Lied von der Eiche im Deutschen Reiche von Wilhelm Wöhler. Rostock, Stiller. 1874. 8. 4 M.

Unser Publikum zeigt im allgemeinen nur geringe Theilnahme für epische Dichtungen, und in der That wird der Mangel derselben durch die Beschaffenheit der meisten epischen Erzeugnisse der Gegenwart nur zu sehr gerechtfertigt. Balladen läßt man sich noch gefallen, aber ein einigermaßen umfangreiches erzählendes Gedicht wird, zumal wenn es nicht einen gefeierten Namen an der Spitze trägt, ungelesen beiseite geschoben. Hat doch selbst auf dem Gebiete des eigentlichen modernen Epos, des Romans, der Geschmack des Publikums an umfangreichen Romanen sehr abgenommen; neunbändige Romane wie Gutzkow's „Ritter vom Geiste" zu schreiben, würde heute kaum ein noch so beliebter Autor den Muth haben. Und danach ist freilich zu befürchten, daß dem vorliegenden Epos das gleiche Schicksal widerfährt; gerade deswegen aber halte ich es für Pflicht, auf dasselbe aufmerksam zu machen, damit es nicht dem allgemeinen Lose verfalle.

Es behandelt einen mittelalterlichen, frei erfundenen Stoff, unter Benutzung historischer Züge und Momente. Der Dichter führt uns in das schwäbische Neckarthal, wo im 12. Jahrhundert eine Burg Hohenstein erbaut wird. Ein glückliches Paar, Ritter Konrad und Frau Klara (freilich ein in Deutschland zu jener Zeit ungewöhnlicher Name für eine Rittersfrau), bewohnt dieselbe, und gleich hier läßt uns der Verfasser einen Blick in die Tiefe seines reichen, frommen Gemüths werfen, wenn er in lyrischem Zwischengesange das Glück des jungen Paares schildert:

„In Lieb' und auch in Leide!"
Zusammen gehören die beide.
Denn ohne die Liebe wär' Leid zu schwer,
Und mitten im Leid wächst Liebe noch mehr;
Sieh, darum läßt Gott zu unserm Frommen
Wol beide zusammen kommen.

„In Lieb' und auch in Leide!"
Und kommen zusammen die beide,
So danke dem Herrn, der das Leid nur gibt,
Auf daß deine Liebe noch besser liebt!
Denn ohne das Leid möcht' Liebe erkalten,
Der Liebe Glück dir veralten.

„In Lieb' und auch in Leide!"
Und wie sie kommen, nimm beide!
Das Leid vergeht; und was bleibt zurück?
Der Liebe im Leid erprobtes Glück!
Mag's draußen Sommer, mag's Winter geben,
Dein Herz hat Frühlingsleben.

Es ist die Zeit Friedrich Barbarossa's; bei einem Turniere des Kaisers in Nürnberg zeichnet sich Ritter Konrad aus, namentlich indem er zuerst einen dänischen Riesen, dann einen für unbesiegbar geltenden französischen Ritter niederwirft, und erhält als Lohn vom Kaiser einen Becher und für seine Gemahlin einen Ring. Nachdem das Turnier schon vorbei, kommt jedoch Konrad in Gefahr des Todes durch ein wildes arabisches Roß, welches durch ein Brennglas geblendet, das ein tückischer welscher Bube aus der Ferne ihm ins Auge strahlen läßt, den Reiter und sich selbst ins Verderben reißt. Doch von der treuen Frau gepflegt, findet er Genesung, am Weihnachtsmorgen erwacht er zum ersten male zu klarem Bewußtsein. Ein alter sanctgaller Geistlicher, Theobald, der ihn mitgepflegt, weckt in ihm auch den erloschenen Funken des Glaubens. Bei einem Mairitt im nächsten Jahre (1172), wo sie die Höhlenwohnung einer armen Frau betreten, wird Klara von den Wehen der Geburt überrascht, und der kleine Rittersohn, den Konrad, der Sohn jener armen Frau, sich gleich mit Stiefeln und Sporen auf die Welt kommend denkt, wird in der Wohnstätte der Armuth geboren und empfängt nach dem Kaiser den Namen Friedrich. Bischof Martin von Konstanz tauft ihn, ein gar weltlich gesinnter Herr, gar nicht gleich dem frommen St.-Martinus, aber auch kein Freund des Reichs, sondern ein Römling. Trefflich im Stil des alten Vagantenliedes ist das ihm in den Mund gelegte Lied:

Episcopus Martinus —
Ein Bischof Martin war,
Baccho non peregrinus —
Nicht fremd dem Bacchus zwar!
Bibit jam matutinus —
Er trank schon Morgens früh;
In sole arescit pinus —
Der Baum vertrocknet in der Glüh'.
Bibebant sancti patres —
War Trinken Väter-Brauch,
Bibuntque boni fratres —
So trinken Brüder auch!
Vivant futurae matres —
Aufs Wohl der Schwestern schön,
Queis Amor applicat res —
Die gern in Amor's Schule gehn!
O fratres, exsultate —
Springt, Brüder, froh ums Faß!
Vobisque propinate —
Und trinkt euch zu ein Glas!
Canentes applicate —
Mit Singen führt's zum Mund!
Bibentes vacuate —
Und trinkt es leer bis auf den Grund!

Ein Jahr nach der Geburt des Knaben (1. Mai 1173) will der Ritter und seine Frau zum Andenken das Kloster, in welchem Theobald lebt, beschenken; der alte Mönch spricht bei diesem Anlaß über die Verweltlichung der reichgewordenen Klöster, was ein Pilger Bruno erlauscht und weiter trägt; zugleich gibt Theobald dem Ritter den Rath, um die Burg herum Wohnhäuser für freie Bauern zu errichten. Der Ritter folgt dem Rathe, und zu Füßen der Burg Hohenstein blüht bald das Bauerndorf Friedensthal heran. Die allgemeine Liebe und Verehrung seiner Leute genießend, empfängt Konrad auch vom Kaiser, der unerkannt und seine Treue auf die Probe stellend ihn besucht, die Auszeichnung der Ernennung zum Reichsgrafen.

Mit dem Bischof Martin dagegen geräth er bald in Streitigkeiten. Derselbe läßt den alten Theobald durch jenen Pilger, der seine Aeußerungen belauscht, zur Verantwortung ziehen und in Haft bringen. Hier singt er, im Stile der alten geistlichen Lieder, im Gegensatz zu dem frechen Liede seiner geistlichen Brüder, ein lateinisch-deutsches Trostlied:

Jesu dulcis memoria —
Wie süß, an Jesum denken!
Dans vera cordi gaudia —
Kann wahre Herzfreud' schenken!
Sed super mel et omnia —
Doch süßer denn alles muß laben
Ejus dulcis praesentia —
Wenn wir ihn selber haben!

Vor dem Bischof, der jenen Bruno inzwischen zum Domdechanten befördert hat, verantwortet sich Theobald in würdigster Weise, wird aber zu ewiger Kerkerhaft verurtheilt. Konrad von Hohenstein kündigt, um ihn zu befreien, dem Bischof Fehde an. Auf der Jagd überrascht er den Bischof im Schlafe, und als dieser ihm die unritterliche Art vorwirft und einen Ringkampf vorschlägt, wird er darin von Konrad besiegt; auch Bruno wird auf einer Botenfahrt gefangen genommen, Theobald dagegen, eben wie er im Kerker ein schönes Lied: „Ein köstlich Ding, geduldig sein", gesungen hat, befreit und im Jubel nach Hohenstein geführt. Jahre vergehen, Jung-Friedrich wächst heran, der etwas ältere Konrad, des alten Waldmanns Sohn, ist sein Gefährte und Knappe. Ein Raubversuch, den Bischof Martin und Bruno, als Ritter verkleidet, auf Jung-Friedrich und Konrad machen, wird namentlich durch den Muth des jungen Knappen vereitelt. Im Jahre 1187 zieht zu dem in Mainz veranstalteten Feste auch Graf Konrad bei Neckar-Steinach vorüber, wo ihn der Minnesänger Bligger von Steinach, sein Jugendfreund, gastlich empfängt; mit diesem reist er über Heidelberg nach Mainz, wo der Kaiser seine beiden Söhne zu Rittern schlagen läßt, und zwar Heinrich durch Otto von Wittelsbach, Friedrich durch Konrad von Hohenstein. Jung-Friedrich kommt als Edelknappe zum Grafen Egon von Hohen-Urach, während Konrad, Waldmann's Sohn, bei Bligger von Steinach in Dienst getreten, mit dem er nach Italien zieht. Bei einem Besuch in Heidelberg sehen die beiden Knaben sich wieder; hier befreit Friedrich das Töchterlein des Grafen Egon, Klara, welches in der Nähe im Walde Blumen pflückt, während er Forellen fängt, aus dem Rachen einer Wölfin, und Wolfsbrunnen wird die Stätte zur Erinnerung genannt. Bald darauf kommt nach Urach ein Johanniter, der begeistert das Kreuz pre-

digt; es ist kein anderer als Bischof Martin, der sich im Heiligen Lande von seinem Weltleben bekehrt hat.

Jung-Friedrich, wiewol erst 16 Jahre alt, besteht darauf, an der Kreuzfahrt theilzunehmen, die er mit seinem Vater antritt, auch Kurt Waldmann zieht mit. Die beiden Jünglinge zeichnen sich so aus, daß sie vom Kaiser selbst zu Rittern geschlagen werden, Kurt als Ritter Waldmann von Fahnenhort, weil er die Fahne kühn im Kampfe getragen. Dann wird des Kaisers Tod und die Klage der Seinen darüber erzählt. In Bangen harrt daheim Frau Klara von Hohenstein; wieder ist es der alte Theobald, der mit einem tiefempfundenen Liede sie tröstet; wir wollen wenigstens eine Strophe desselben mittheilen:

Aus der Nacht, aus der Nacht
Ist der erste Morgen kommen,
Da die Welt, von Gott gemacht,
Ihren Anfang hat genommen.
Und so bleibt es nun auf Erden.
Wenn Gott spricht:
„Es werde Licht“,
Muß es heller Morgen werden,
Das thut Gottes Schöpfermacht;
Denn das Licht kommt aus der Nacht.

Ihr Gatte und Sohn sowie Kurt bestehen manches Abenteuer zu Meer und Lande. Friedrich und Kurt werden von einem tückischen Fieber ergriffen, aber von einer jungen Sarazenin Suleika gepflegt, der sie früher das Leben gerettet haben und deren Liebe Kurt, wie sie die seine gewinnt. Durch die Liebe wird sie zum Christenthum bekehrt. Eine neue Gefahr erwächst den beiden durch Bruno, der Renegat geworden: sie werden ins Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt; aber der Sultan, der Bruno's Verrätherei erkannt, läßt sie freimachen, den Verräther dagegen hängen. Jung-Friedrich zieht heim, indeß Kurt, von den Fesseln der Liebe gehalten, noch im Heiligen Lande bleibt. Als Pilger verkleidet, kommt Friedrich und Graf Konrad zur Gattin des letztern, bei der sich der Sohn durch das schöne Pilgerlied einführt:

Ich denke der alten, der vorigen Zeit!
Mein Herze das fliegt so weit, so weit.
O Vaterhaus, o du Mutterhand,
Du Liebstes, was ich auf Erden fand!
Einst brachte die Heimat solch ein Glück;
Doch nimmermehr kommt die Zeit zurück;
Und einsam, so muß ich nun wandern,
Ja wandern!
Kalt stehen und fremd die andern!

O Seele, was soll dein Zurückesehn?
Komm, mache dich auf zum Vorwärtsgehn!
Und denke der neuen, der kommenden Zeit, —
Der Herr unser Hort in Ewigkeit!
Dein Vaterhaus liegt droben nun;
Da gibt es Gesang und seliges Ruhn.
Bist heute ein Pilgrim, doch morgen,
Ja morgen —
Daheime und wohlgeborgen.

Ebenfalls in Pilgertracht begibt er sich nach Hohen-Urach und meldet dort, daß Jung-Friedrich gefangen sei und daß sein Herr als Lösegeld die Locke einer deutschen Jungfrau verlange, von deren sonnengoldigem Glanze er so viel vernommen. Freudig opfert Klara, deren Liebe sich hier verräth, eine Locke ihres Haares. Dann gibt er sich zu erkennen, nachdem er Klara's Liebe noch einmal unter einer falschen Brautwerbung, die er vorbringt, erprobt hat, und erhält von Graf Egon ihre Hand. Freudig zieht das junge Paar in Hohenstein ein, im nächsten Frühjahr tauft der Bischof den ersten Knaben, der die Namen Kurt Friedrich empfängt. Ein Blick auf die weitern Geschicke der Burg Hohenstein, die Schrecken des Bauernkriegs, in denen jedoch noch die Erinnerung an das, was Konrad und Klara einst an den Bauern von Friedensthal gethan, nachwirkt, des Dreißigjährigen Kriegs und der Franzosenverwüstung, die die Burg zur Ruine machte, beschließt das Ganze. Ihre Schicksale überdauert allein eine mächtige Eiche, unter deren Schatten der Dichter wie eine Vision träumend den Stoff seines Liedes empfangen hat.

Ein frischer Ton durchklingt das Ganze und macht die Lektüre der Dichtung trotz ihres Umfangs zu einer nicht ermüdenden. Die darin auftretenden Gestalten sind lebendig erfaßt und mit Treue durchgeführt, bei allen idealen Zügen, die ihnen geliehen sind, doch aus der Wirklichkeit gegriffen. Die Darstellung der dämonischen Seite der menschlichen Natur, die ihren Ausdruck am prägnantesten in Bruno gefunden, zeigt den seelenkundigen gereiften Mann, der es zugleich verstanden hat, in Bischof Martin die Einkehr des Menschen bei sich selbst und seine Rückkehr zum Guten zu schildern. Zu einer epischen Dichtung in strengem Sinne fehlt freilich dem Werke eine wirkliche Einheit der Handlung, es ist ein Lebensbild und Zeitbild; nicht eine einzige Handlung bildet den Mittelpunkt des Ganzen. Die Einheitlichkeit der Grundstimmung aber ist unverkennbar, und es tritt diese Grundidee, welche als Liebe zum Vaterland droben und drunten bezeichnet werden kann, am klarsten hervor in dem Schlußkapitel, welches wir daher mittheilen wollen:

Verklungen, ganz verklungen
Das Lied von Hohenstein!
Ein Klang daraus, ach klänge
Er vielen ins Herz hinein!
Das ist der Klang der Liebe,
Der Liebe zum Vaterland,
Zum Vaterland, wie's schöner
Kein Volk auf Erden fand.

Solch Vaterland liegt droben
Wol überm Sternenzelt;
Solch Vaterland ist drunten
In diese Welt gestellt.
Eins geht von der Erde zum Himmel,
Das andre vom Fels zum Meer;
Und willst du beide haben,
Such nicht viel hin und her!

Das droben läßt sich schauen
Als Christi Himmelreich;
Das drunten fest sich bauen
Mit Kaiser und Reich zugleich.
Das droben soll hienieden
Durchs Wort ins Herz dir gehn;
Das drunten voll hat Frieden,
Wenn Kaiser und Reich bestehn.

Mein deutsches Volk, halt feste
Was dir gab Gottes Hand!
Ist nicht das Allerbeste
Dein doppelt Vaterland?

Drum soll von allen Dingen
Es auch dein Liebstes sein!
Das wollt' ins Herz dir singen
Mein Lied von Hohenstein.

Wie hier ein tiefgläubiger und zugleich echt patriotischer Sinn sich kundgibt, so überall in der Dichtung. Der Dichter hat nicht eine einheitliche metrische Form gewählt, sondern den schon aus andern episch-lyrischen Dichtungen uns geläufigen Wechsel von Versmaßen und Strophengebänden vorgezogen. Vom einfachen, rhythmisch freibehandelten Reimpaar, bis zu kunstreich verschlungenen Formen finden wir eine reiche Abwechselung und Mannichfaltigkeit. Ich hebe als eigenthümlich die nach mittelalterlicher Art gereimten Hexameter hervor, die allerdings im Drucke sich dem Auge als solche nicht darstellen:

Fröhlich das Heer brach auf,
Laut wurde gescherzt und gesungen;
Fröhlich zogen im Lauf
Die Alten sowol als die Jungen.
Herzog Friedrich voran
Mit des Adlers schneidigem Fluge;
Auch Herr Bligger, der Mann
Von Eisen, schon wieder im Zuge!
Kurt und Jung-Friedrich zur Seit'
Des unverwüstlichen Helden,
Beide zum Kämpfen bereit,
Und wachsam, Gefahr zu vermelden!
Darauf folgte ein Troß
Unzähliger Karren und Wagen,
Auch manch Saumthier und Roß,
Um Vorraths Menge zu tragen.
Wieder dann schützende Wehr,
Und hier im Nachtrab der Kaiser,
Friedrich, der Eine im Heer
Was den schwärmenden Bienen der Weiser!
Hat noch den Weiser der Schwarm,
Dann fliegt er fröhlich von dannen;
So auch des Kaisers Arm
Ein Hort ist für all seine Mannen.

In den lyrischen Formen, von denen wir ein paar Proben gegeben haben, tritt eine hohe musikalische Begabung hervor, die den als geistlichen Componisten bereits bekannten Verfasser erkennen läßt. Noch wollen wir auf eine Eigenthümlichkeit hinweisen, daß nämlich jeder Gesang sich im Ausdruck an den Schluß des vorangehenden anschließt. So schließt 3 mit dem Refrain:

Herr Gott, gesegne sie beide
In Lieb' und auch in Leide,

und 4 beginnt:

In Lieb' und auch in Leide;

so schließt 4 mit den Worten:

Mag's draußen Sommer, mag's Winter geben,
Dein Herz hat Frühlingsleben;

worauf 5 beginnt:

Der Frühling geht hin, der Sommer kommt her;

der Schluß von 5 lautet:

Nicht wahr, da kehrt ihm doch neu zurück
Das schöne, das erste Frühlingsglück?

und der Anfang von 6 dennach:

Herz, das erste Frühlingsglück
Nimmer kehrt es dir zurück
So wie du's empfangen.

Es sei die warm empfundene, auch in formaler Beziehung fast durchgängig gewandte und correcte Dichtung bestens empfohlen.

Karl Bartsch.

Touristisches.

Meine heutige Besprechung führt dem Leser d. Bl. eine kleine Sammlung Reiseschriften vor. Ich beginne, den Inhalt der Werke ins Auge fassend, mit denjenigen, welche vaterländische Gegenden behandeln. Obenan steht hier Ludwig Steub, der bekannte und beliebte Specialist für das bairische Hochland und die tiroler Alpengebiete:

1. Kleinere Schriften von Ludwig Steub. Dritter Band. Tirolische Miscellen. Stuttgart, Cotta. 1874. 8. 6 M.

Im Gegensatz zu einigen seiner frühern Schriften bietet der geistvolle münchener Notarius uns diesmal weniger Früchte seines kaustischen Witzes und seiner muntern Poesie, als eine gewichtige Kost in essayistischer Form. Er macht die Freunde des schönen Hochlandes bekannt mit den interessanten Verhältnissen der romanischen Bevölkerung desselben, mit ihrer historisch-linguistischen Stellung und ihrer Beziehung zu den deutschen Elementen, die als Sprachеilande mitten unter den romanischen Bewohnern Südtirols sich finden. Mit einer großen, eifrige Studien verrathenden Gelehrsamkeit verbindet Steub aber auch in diesem Werke einen glatten, lebendigen Stil. Am Schlusse des Werks gibt er auch leichtere Waare: einiges über die bekannte Sängerfamilie Rainer aus Fügen, über die in Tirol geborenen Maler Defregger, Schmidt und Gable.

Die zahlreichen Freunde Steub's sowie alle diejenigen, welche das schöne Alpenland Tirol genauer als das Gros der Gebirgstouristen kennen lernen wollen, werden an der interessanten, tüchtigen Essaysammlung ihre Freude haben.

Nicht mit der stilistischen Grazie eines Steub, aber immerhin recht wacker geschrieben ist:

2. Führer durch das südliche Westfalen. Ruhr und Lenne. Von Gustav Natorp. Iserlohn, Baedeker. 1874. 8. 2 M. 75 Pf.

Diese Schrift gibt dem Touristen in Südwestfalen wol auch manchen dankenswerthen praktischen Wink, allein sie will nicht ein Baedeker en miniature für dieses Gebiet sein, sondern sie verfolgt den idealern Zweck, die mannichfachen historischen Denkmäler und Erinnerungen in knappen Zügen vorzuführen, und bietet in der That hierin reiches Material.

Die mit sichtlichem Sammelfleiße angeordnete Arbeit verdient allen denen, welche das Land an der Ruhr und Lenne bereits kennen oder recht kennen lernen wollen, zur Orientirung in den reichen historischen Motiven jener Gegend empfohlen zu werden.

In seiner Anlage dem vorigen ähnlich, aber doch stellenweise den Charakter des Fremdenführers mehr in den Vordergrund rückend ist:

3. Wanderungen um den Bodensee und durch das Appenzellerländchen. Nach den besten Quellen und eigenen Studien bearbeitet von J. Grunewald. Rorschach, Huber. 1874. 8. 1 M. 80 Pf.

Mit letzterer Bemerkung wollten wir keineswegs das Büchlein etwa in seinem Werthe herabsetzen. Dasselbe verdient vielmehr wegen seiner frischen und anschaulichen Schilderung des lieblichen Terrains, wegen der sorgfältigen Aufmerksamkeit für historische und wirthschaftliche Verhältnisse der Landschaft, soweit der kleine Rahmen es gestattet, alles Lob. Die praktischen Winke sind daneben keineswegs als überflüssig zu betrachten.

Ein von künstlerischem Standpunkte bedeutenderes als die beiden vorigen Werke, ein poetisch gehaltvolles Buch ist

4. Wanderstudien aus der Schweiz von E. Osenbrüggen. Vierter Band. Schaffhausen, Baader. 1874. 8. 4 M.

Der gelehrte Jurist zeigt uns hier, wie schon früher, in anziehendster Weise, daß warme Naturempfindung, poetischer Sinn und Grazie der Darstellung inmitten trockener Materien des Fachstudiums, zur eigenen Freude und zum Genuß eines für die anmuthige Gabe dankbaren Publikums, sich recht wohl bewahren lassen.

In den folgenden Schriften werden wir der Heimat weiter entrückt und zwar zunächst in die Gefilde des Südens und Ostens:

5. Reiseerinnerungen aus Italien, Griechenland und dem Orient. Mit besonderer Rücksicht der militärischen Verhältnisse. Von A. Janke. Berlin, Schneider u. Comp. 1874. 8. 7 M. 20 Pf.

Ein frischerzähltes, mit guten, selbständigen Gedanken und originellen Eindrücken ausgestattetes Buch, das von schriftstellerischem Talente und geistreicher Auffassung des Gesehenen und Erlebten gutes Zeugniß gibt. Was die militärischen Studien des Autors betrifft, die in Detailschilderungen verschiedener Schlachten auf dem Boden, den derselbe eben bereist, sowie in Notizen über den gegenwärtigen Stand des Militärs der einzelnen bereisten Staaten besteht, so fehlt mir als vollständigem Laien in diesen Dingen Interesse und Maßstab zu gerechter Beurtheilung.

6. Drei Monate im Orient. 1874. Von H. Loehnis. London, Siegle. 1874. Gr. 8. 9 M.

Es sind dies mit Ausnahme eines kurzen, sehr lakonischen Reisetagbuchs nur historische Betrachtungen, welche, zwar lesbar geschrieben, doch unsers Erachtens bei der Masse populärer Werke über Rom, Griechenland, Palästina und Aegypten, bei den historischen Kenntnissen, welche man jetzt von jedem Gebildeten voraussetzt, in ihrem Mangel an Neuheit kein besonderes Bedürfniß befriedigen. Die Anhänge: ägyptische und jüdische Zeitrechnung, einige Bruchstücke indischer Literatur, füllen fast die Hälfte des Werks aus, bieten aber auch nichts, was besonders originell oder beachtenswerth erscheint.

7. Deutsches Leben in Nordamerika. Reiseeindrücke von H. Krummacher. Neusalz, Lange. 1874. 8. 2 M.

Die Schrift enthält eine Schilderung der religiösen Verhältnisse in Nordamerika, bei welcher ein fanatischer Lutheraner über Katholicismus und die Sekten ebenso wie über die liberalen Gesinnungen und Anschauungen seinen pastörlichen Ingrimm zum Besten gibt. Für die Mehrzahl der Gebildeten sind diese Zunftzänkereien gleichgültig oder langweilig.

Theodor von der Ammer.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die „Revue des deux mondes" bringt in ihrem zweiten Januarheft unter dem Titel: „La fille du roi d'Égypte, un roman archéologique en Allemagne", eine Analyse und Kritik des kürzlich in dritter Auflage (Stuttgart, Hallberger) erschienenen Romans von Georg Ebers: „Eine ägyptische Königstochter", von Jules Soury. Das Urtheil des Kritikers lautet nicht zu Gunsten des archäologischen Romans, was das Princip betrifft, und man kann diesem Urtheil nur beistimmen. Soury würde es ohne Frage auch auf die Freytag'schen Culturromane anwenden und ein ungünstigeres Urtheil über dieselben fällen, als Réville in derselben Revue gethan. Verurtheilt Soury doch ebenso entschieden die archäologischen Romane seiner Landsleute, Théophile Gautier und Gustav Flaubert. „Glückliches Land", beginnt Soury seine Kritik, „wo die Gelehrten Dichter sind, wo die größte Gelehrsamkeit, das ausgebreitetste Wissen nicht alles Licht und Leben dieser Blume der Seele rauben, welche man Poesie nennt." Im Grunde, meint Soury, sind alle Gelehrten mehr oder weniger Dichter; er macht hierüber einige sehr treffende Bemerkungen. „Gerade auf dem Gebiete der Geschichte können die Geister, die zugleich exact und synthetisch (scharfsinnig und phantasievoll) sind, die seltensten Dienste leisten. Mommsen, Curtius, Rénan haben das in ihren Geschichten Roms, Griechenlands und der Anfänge des Christenthums glänzend bewiesen. Eine schwunghafte und poetische Phantasie, ein tiefes Gefühl des Lebens, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, eine Kritik der Intuition, eine gewisse zarte und sympathische Kunst, die Texte fruchtbar zu machen: das sind die hervorragenden Fähigkeiten dieser seltenen Geister. Daß sie sich dem Roman oder der Dichtung zuwenden, ist wenig wahrscheinlich. In der Geschichte, wie sie dieselbe nach den großen Mustern des Alterthums auffassen, ist so viel Dichtung und Poesie. Der historische und archäologische Roman ist in der Kunst ein falsches Genre; wer wäre nicht fähig, mit vielen Büchern, mit Geduld und Zeit einen zu schreiben." Später erklärt der Kritiker den Roman nicht für einen Bundesgenossen der Geschichte, wie Ebers meint, sondern für einen Todfeind derselben; in solchen Schriften würden die Ueberlieferungen und Ideen gefälscht. Dieser Vorwurf wird auch dem Roman von Ebers gemacht, seine Rhodoges, Ladices, Crésus declamirten über die Rechte der Frauen, über die natürliche Religion und unabhängige Moral; seine Griechen beider Geschlechter wären Liberale von 1830 und machten den Eindruck, als hätten sie den „Contrat social" und die Werke von Benjamin Constant gelesen. Alle hätten, wenn sie von Pythagoras und seinen Lehren sprechen, den Anschein von Saint-Simonisten. Jules Soury scheint uns in diesen principiellen Auseinandersetzungen den archäologischen Roman, zu dem wir auch den sogenannten culturhistorischen rechnen, mit dem historischen zu verwechseln, der, wie Walter Scott beweist, eine Fülle echter und unvergänglicher Phantasie zu entbinden vermag.

Dem Autor selbst wird der Kritiker indeß in jeder Weise gerecht. „Georg Ebers ist nicht ein Genie wie Champollion oder de Burnouf, aber er ist ein hervorragender Aegyptolog, ein feiner Kenner des orientalischen Alterthums, ein eleganter Schriftsteller von großem Talent der Schilderung". Und nach dem Schluß der Analyse meint er: „Die Sprache des Romans ist durchsichtig und harmonisch, von einer in ihrer Einfachheit ausgesuchten Eleganz, ganz geeignet, die zurückgebliebenen Meinungen zu modificiren, welche gewisse Leute noch immer über

die Literatur jenseit des Rheins hegen. Ohne von den deutschen Classikern zu sprechen, Philosophen, Gelehrte und Geschichtschreiber wie Schopenhauer, Strauß und Curtius sind überdies vollendete Schriftsteller. Obgleich Ebers nicht so hoch begabt ist, so ist er doch ein sehr beachtenswerther Autor. Hätte er ein Werk der reinen Phantasie oder ein Geschichtswerk geschaffen, so würde Deutschland ein schönes und gutes Buch mehr besitzen." Doch gegen den archäologischen Roman, gegen den dichterischen Commentar zu den großen Inschriftsammlungen Aegyptens, Assyriens und Persiens, gegen die künstlichen Blumen, mit denen die Sphinx von Gizeh umkränzt wird, wendet Soury seine unerbittliche Polemik.

Theater und Musik.

„Die Hermannsschlacht", die großartige Dichtung von Heinrich von Kleist, ist an der berliner Hofbühne in der Bearbeitung von Rudolf Genée mit ebenso glänzender wie passender Inscenirung, welche dem Regietalent des Directors Hein zur Ehre gereicht, zur Aufführung gekommen und hat einen für ein ernstes Drama seltenen Erfolg davongetragen. Karl Frenzel meint, daß das Stück jetzt dem Repertoire dauernd gewonnen sei. So viel die Kritik an der Bearbeitung Genée's im einzelnen auszusetzen hat, so rühmt sie doch ebenso die geschickten Striche, Kürzungen und Einrichtungen. Genée hat namentlich manches Herbe, Abstoßende und Grausame beseitigt, Auswüchse, in denen die romantische Muse Kleist's schwelgte. Bisherige Aneignungsversuche des Dramas, obschon dasselbe hier und dort zur Aufführung kam, hatten keinen Erfolg. Habent sua fata libelli! Bedurfte es des neuen Kriegs gegen den Franzmann, der nicht nur die Vaterlandsliebe gekräftigt, sondern auch die Nerven gestählt hat, um für diesen fanatischen, ja man kann sagen grausamen Patriotismus, wie ihn die Kleist'sche Dichtung athmet, empfänglich zu machen? Bedurfte es der glänzenden Triumphe einer unerschütterlichen Realpolitik, um einen Charakter wie den Hermann Kleist's, der zugleich ein Held, aber kein Schwärmer wie der Hermann der Klopstock'schen Bardiete, nicht einmal ein cynisch-energischer Deutscher vom Schlag des Grabbe'schen Armin, sondern ein in vieler Hinsicht abgefeimter Diplomat ist, der Begeisterung des berliner Publikums zugänglich zu machen? Auch die Thusnelda hat nichts von Schiller'schen Jungfrauen, nichts vom bisherigen deutschen Frauenideal — sollte sich in der That der deutsche Nationalcharakter geändert haben? Oder ist der berliner Erfolg nur die verspätete Huldigung für einen zur Zeit seines Lebens vergessenen Dichter, trotz des Herben und Fremdartigen seiner Dichtung, und zugleich eine Anerkennung einsichtsvoller und glücklicher Inscenirung?

— In Stuttgart ist Werther's „Mazarin" zur Darstellung gekommen, mit einem Erfolg, welcher namentlich den letzten, dramatisch wirksamern Acten zugute kam.

— Das berliner Nationaltheater brachte ein Trauerspiel von Georg Horn: „Eine Tochter Brandenburgs", mit Erfolg zur Aufführung; das Stück ist frisch aus der vaterländischen Geschichte geschöpft. Die Bedeutung der zweiten berliner Bühnen, des National-, des Belle-Alliance- und Stadttheaters, für die Tragödie tritt immer mehr hervor, da das Hoftheater im Laufe einer Saison wol selten mehr als eine tragische Novität zur Aufführung bringt. Die Trauerspieldichter der Gegenwart brauchen Versuchsbühnen auch in den großen Städten, um die Wirkung ihrer Stücke von der Bühne herab zu erproben. Otto Lindner's „Marino Falieri", von Schweitzer's „Canossa", die am Belle-Alliance-Theater zur Aufführung kamen, zeigen, daß diese zweiten Bühnen rührig sind in Bezug auf poetische Productionen. Ehe Schweitzer sich ganz dem schwankartigen Lustspiel zuwendete, hat er in „Alcibiades" und „Canossa" Dramen verfaßt, denen ein poetischer Zug nicht abzusprechen ist.

— Das einactige Lustspiel: „Bogodil", von Murad Effendi, ist am dresdener Residenztheater mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Eine Anekdote aus diplomatischen Kreisen ist von dem Dichter des „Selim" und „Marino Falieri" mit Geschick und Feinheit behandelt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Unsere neuliche Mittheilung über die neuen Mitglieder, welche in die dramaturgische Prüfungscommission zur Ertheilung des berliner Schiller-Preises eingetreten sind, können wir jetzt durch Angabe sämmtlicher Mitglieder der Commission vervollständigen: es sind dies General-Intendant von Hülsen in Berlin, Intendant Gustav zu Putlitz in Karlsruhe, die Professoren Dr. Curtius, Dr. Grimm, Dr. von Treitschke in Berlin, Dr. Hettner in Dresden und Dr. W. Scherer in Straßburg, Geh. Hofrath Dr. Schöll in Weimar und Dr. Julian Schmidt in Berlin.

Bibliographie.

Mülbener, R., Auf der Sturmwand. Ein Bild aus dem norwegischen Volksleben. Frei nach dem Dänischen. Altona, Verlags-Bureau. 1874. Gr. 16. 75 Pf.

Rick, F., Stuttgarter Chronik und Sagenbuch. Eine Sammlung denkwürdiger Begebenheiten, Geschichten und Sagen der Stadt Stuttgart und ihrer Gemarkung. 1stes und 2tes Heft. Stuttgart, Gutzkow. 1874. Gr. 8. à 45 Pf.

Rohl, C., Mängel und Mißstände im höheren Schulwesen. Neuwied, Heuser. 1874. Gr. 8. 60 Pf.

Die zweite deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Karl Koldewey. Herausgegeben von dem Verein für die deutsche Nordpolfahrt in Bremen. 2ter Bd. Wissenschaftliche Ergebnisse. 2te Abth. Leipzig, Brockhaus. 1874. Lex.-8. 18 M.

Norrenberg, P., Aus dem alten Viersen. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des Niederrheins. Nach den Quellen des Viersener Stadt-Archivs. Viersen, Baedeker. 1873. 1 M. 50 Pf.

Piening, T., Hans un Grethen. Vertelln. Altona, Verlags-Bureau. 8. 1 M. 50 Pf.

Rank, J., Im Klosterhof. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 6 M.

Rathgeber, J., Die Herrschaft Rappoltstein. Beiträge zur Geschichtskunde des Ober-Elsasses, zum Theil aus urkundlichen Quellen. Straßburg, Wolff. 1874. 8. 3 M.

Samarow, G., Um Scepter und Kronen. Zeitroman. 3te Abth. Zwei Kaiserkronen. 3ter Bd. 1ste Hälfte. Stuttgart, Hallberger. 1874. 8. 2 M. 25 Pf.

Schaffrath, M., Dichtungen. Düsseldorf, Breidenbach u. Co. Gr. 8. 8 M.

Schmidt, J., Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. 4ter Bd. Charakterbilder aus der zeitgenössischen Literatur. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M.

Schneider, J., Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie der Rheinlande. (6te Folge.) Localforschungen über die alten Denkmäler des Kreises Düsseldorf. Düsseldorf, Schaub. 1874. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Sealsfield, C., Die Grabesschuld. Nachgelassene Erzählung, herausgegeben von A. Meißner. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 2 M. 25 Pf.

Sevin, H., Die Verwerthung des deutschen Sagenstoffs im Geschichtsunterricht der Volksschule. Ein pädagogischer Versuch. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 M.

Spicker, G., Ueber das Verhältniss der Naturwissenschaft zur Philosophie. Mit besonderer Berücksichtigung der Kantischen Kritik der reinen Vernunft und der Geschichte des Materialismus von A. Lange. Berlin, C. Duncker. 1874. Gr. 8. 2 M.

Steffenhagen, E., Deutsche Rechtsquellen in Preussen vom 13. bis zum 16. Jahrhundert. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Steindorff, E., Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich III. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 11 M. 20 Pf.

Stern, A., Briefe englischer Flüchtlinge in der Schweiz. Aus einer Handschrift des Berner Staats-Archivs herausgegeben und erläutert. Göttingen, Peppmüller. 1874. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Telmann, K., Sonnenblicke. Arabesken. Heidelberg, Weiß. Gr. 16. 2 M.

Tyndall, J., Der Materialismus in England. Ein Vortrag. Nach der neuesten Auflage mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von E. Lehmann. Berlin, Springer. 8. 1 M.

— — Religion und Wissenschaft. Rede vor der British Association zu Belfast gehalten. Autorisirte Uebersetzung. Hamburg, Grädener. 1874. Gr. 8. 1 M.

Das augenblickliche Verhältniß Frankreichs zu Deutschland und die Friedens-Aussichten. Von einem Deutschen in Paris. Duisburg, Mendelssohn. Gr. 8. 75 Pf.

Viot, V., Das Geheimniß des Menschen, mit Bezug auf seine Stellung in der Schöpfung überhaupt und zum Staate und der Kirche insbesondere. Im Lichte heutiger Reformbestrebungen. Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten. 1stes Heft. Leipzig, Mentzel. Gr. 8. 1 M.

Vogelsang, J., Andreas Hofer und der Freiheitskampf Tirols im Jahre 1809. Ein Trauerspiel. Innsbruck, Wagner. 1874. 8. 1 M. 60 Pf.

Warner, H., Berlin oder Rom. Katholische Novelle aus der Neuzeit. Luxemburg, Brück. 1874. 8. 60 Pf.

Warring, H., Schwere Zeiten. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 9 M.

Wassermann, M., Judah Touro. Ein Gentleman semitischer Abstammung. Biographischer Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 6 M.

Weniger, L., Zur Erinnerung an Karl Herm. Funkhänel. Schulrede. Bielefeld, Bacmeister. 1874. Gr. 8. 60 Pf.

Wilbrandt, A., Ein neues Novellenbuch. 3te Sammlung der Novellen. Wien, Rosner. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 8. —— 18. Februar 1875.

Ein neuer Band von Freytag's „Ahnen".

Die Ahnen. Roman von Gustav Freytag. Dritte Abtheilung: Die Brüder vom deutschen Hause. Leipzig, Hirzel. 1874. 8. 6 M.

Robert Prutz rühmt in seiner „Deutschen Literatur der Gegenwart" von Freytag, daß es wenig deutsche Schriftsteller gebe, „die sich mit solcher Sicherheit entwickelt und so wenig todte Körner ausgestreut hätten wie er". Was die „todten Körner" betrifft, so hat Freytag in letzter Zeit das Versäumte nachgeholt; wir müssen schon „Die Fabier" zu diesen „todten Körnern" rechnen, und auch den neuesten Roman, der die culturgeschichtliche Schablonenpoesie in einer Gestalt repräsentirt, welche ganz entschieden zu dem einzig unerlaubten Genre, dem genre ennuyeux, gehört. Noch gibt es ein zahlreiches, durch den Pinsel Ming's verblendetes Publikum, welches da vermeint, den Glauben an seine eigene hohe Bildung zu erschüttern, wenn es nicht seine laute Bewunderung für Werke ausspricht, welche von einem Theil der Presse als classische Meisterwerke gefeiert werden, und nur im vertrauten Zwiegespräch bekennt, daß es sich bei der Lektüre derselben kläglich gelangweilt habe. Diesen schweigsamen Dissidenten, welche nur innerlich zu raisonniren wagen, muß die Kritik die Zunge lösen, indem sie ihnen zuruft: „Folgt nur dreist euerm ersten Gefühl — es ist das richtige!" Von einem Phantasiewerk verlangen wir auch allen Zauber der Phantasie, die Macht und Weihe des dichterischen Genius! Was ist eine Dichtung ohne Reichthum der Erfindung, ohne fesselnden Schwung der Darstellung? Welchen Reiz können solche mühsam zusammengequälten Geschichten ausüben, denen man mehr die Absicht des Culturhistorikers, als des Dichters Fluß und Guß und angeborenen Schwung anmerkt?

Der neue Roman oder vielmehr das neue Culturbild spielt in der Zeit der Kreuzzüge, einer Zeit hoher Begeisterung und schwärmerischen Aufschwungs. Ein Dichter, der kein bloßer Decorationsmaler ist, muß uns in diese innere Welt, so fremdartig sie auch unserer Auffassung sein mag, einführen. Wir verlangen von Freytag nicht, daß er ein Torquato Tasso sei; wir verlangen von ihm ebenso wenig, daß er die trunkene Begeisterung, mit welcher die Romantiker das mittelalterliche Leben erfaßten, theile, und für die alte Pracht „der mondbeglänzten Zaubernacht" schwärme, wie es diese überschwenglichen Poeten in wenig historischem Sinn, aber doch mit dichterischem Geist gethan; aber dieser nüchterne Realismus, mit welchem Freytag die Aeußerlichkeiten jener Epoche darstellt, kann nach unserer Ansicht nicht einmal ein lebensvolles Culturbild geben, denn zur Cultur gehört doch auch der innere Mensch und dessen volle Beleuchtung. Wie dürftig ist dies alles in dem vorliegenden Roman! In welchem fahlen Licht erscheint dies immerhin doch glänzende Zeitalter! Wie anders hat ein anderer Realist von bedeutendem Darstellungstalent, Walter Scott, dasselbe erfaßt! Man vergleiche die „Kreuzfahrer", den „Ivanhoe" mit diesen Freytag'schen Culturskizzen! Wie ist dort alles aus dem Vollen, Ganzen und Großen, im Vergleich mit der Elfenbeinschnitzerei, mit welcher Freytag seine niedlichen Modelle für das Katheder des Culturhistorikers zurechtmacht! Auch der keusche, etwas eckige Stil, der uns bisweilen an die Initialen und Majuskeln alter Drucke erinnert, vermag nicht eine stimmungsvolle Illusion zu erzeugen. Hierin hat Freytag seine Vorgänger in Scheffel und Stifter, dessen „Witiko" einer der ungenießbarsten Romane im naiven Chronikstil ist; wir sehen in der That nicht ein, warum unsere Dichter eine stilistische Naivetät erheucheln, die unserer Zeit fremd ist, statt zu schreiben, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Mit welchen Augen würde man unsere Maler ansehen, wenn sie ein Bild aus der mittelalterlichen Geschichte im Stil des Dürer oder Cranach malen wollten? Die

Darstellungsweise, auch für mittelalterliche Stoffe, muß eine moderne sein, wie das bei Walter Scott der Fall ist! Die Künstelei, welche einen hölzernen, oder süßtrauten, oder durch seine Gedankenarmuth alterthümlich gemahnenden Stil herausdrechselt, ist eine That des akademischen Dilettantismus, nicht dichterischer Inspiration.

Und nun der Held! Das ist die große Costümpuppe, welche in saecula saeculorum immer neu angezogen und aufgeputzt wird! Mag er Ingo oder Ingraban oder Irmo oder Ivo heißen — es ist immer derselbe edle deutsche Jüngling, pauflustig und siegreich in seinen Paukereien, der für die edle deutsche Jungfrau schwärmt, mag sie Irmgard oder Friderun heißen, die immer minniglich und sittig ist und den Helden errettet vor den Verführungen einer mit einem leisen Zug moderner Genialität behafteten Frau, mag diese nun den Namen Gisela oder Hedwig führen! Ueberall in Charakteren und Situationen die Schablone, das Schema in dürrster Gestalt, ausreichend für das culturgeschichtliche Costüm, aber ungenügend in der Dichtung.

Wir sind in der That fast in Verlegenheit, in dem neuen Band Stellen von jenem poetischen Hauch zu entdecken, wie wir sie doch in den frühern fanden, und wie man sie bei Freytag's anmuthigem Darstellungstalent, dem in guten Stunden eine gewisse schalkhafte Naivetät eigen ist, erwarten darf. Der vorletzte Ahn, welcher aus den Zweigen der Sommerlinde sich zu seiner Geliebten herniederneigt, bot immerhin ein poetisch angehauchtes Genrebild, aber in diesem Band gemahnt es wie eine schlechte Copie, wenn Ivo vom Felsen singt und Hedwig oben von der Mauer herab ein Zwiegespräch mit ihm hält. „Ein Käuzlein ruft das andere", ist die Losung; doch dieses „Käuzleinspielen" in der Liebe erscheint als ein sehr affectirter Zug; es gibt, wenn man den Ornithologen glauben darf, wenig Vögel, die in der Liebeszeit so viel lärmen und schreien wie diese Käuzlein, die sich daher für ein Sinnbild stummer, verschwiegener Liebe wenig eignen. Dabei sind es bekanntlich sehr häßliche Thiere — und es erscheint geradezu als eine Geschmacklosigkeit, wenn sich zwei Liebende als „Käuzlein" zum Rendezvous laden.

Sehen wir uns den Inhalt des Romans etwas näher an! Wir befinden uns im Jahre 1226, in der Hohenstaufenzeit; das Kaiserscepter trägt der zweite Friedrich, den man mit einem modernen Prädicat wol als den geistreichsten der Hohenstaufenkaiser bezeichnen darf. Als Nachkomme des Helden Ingram, mit Herrenrecht über Dörfer und Höfe, sitzt Held Ivo auf dem Hofe von Ingersleben, und Graf Megenhard auf der Mühlburg; dieser liebt es, als Vasall des Landgrafen zu erscheinen, während Ivo nach der alten Weise freier Landherren auf seinem Grunde fortlebt. Er war fröhlich aufgeblüht — wie die Freytag'sche Chronik als hauptsächliche Personalbeschreibung meldet; doch das sind sie ja alle, alle die Ingram und Ingraban; es ist dies eben, was wir oben die „Costümpuppe" nannten. Später erfuhren wir indeß noch, daß die Locken gleich hellem Golde um das edle Antlitz glänzten. Die „Geschichtsklitterung" selbst beginnt mit einer Schilderung des Treibens in Ivo's Hof, dazu Frühlingsbeleuchtung:

Heut hatte die Frühlingssonne ihre Fahrt am Himmel in heller Freude begonnen; zuerst umzog sie die Zinnen des alten Thurms mit rosigem Schimmer, kurz darauf strahlte ihr rundes Antlitz in den Hof und sie sah lachend zu, wie auch der Hof sich zu glänzender Ausfahrt rüstete.

Dies „runde Antlitz" bescheint auch den Marschalk Herrn Henner, den „Aufseher über alles Ritterwerk", der sich in dem verziert ritterlichen Jargon der damaligen Zeit mit allerlei französischen Wendungen auszudrücken liebt, wie in den Ermahnungen an den jungen Ritter Lutz:

Ich bitte dich, Lutz, halte dich courtois, sprich wenig und florire deine Rede zuweilen mit einem neuen Wort. Sage nicht Roß, sondern Pferd, und daß du mir nicht von Roßdecken sprichst, sondern von Couvertüren, und vor allem warne ich dich, daß du während des Mahls den Becher nicht öfter hebst als dreimal, und daß du dir nicht einfallen läßt, jemandem zuzutrinken, wie du gestern Abend in unserer Companei wagtest.

Einige Toilettenstudien bringt die folgende Mittheilung:

Am Tische saß ein junger Krieger, der sich in einem Handspiegel betrachtete und seinen Schnurrbart mit den Fingern abwärts zu drehen suchte. „Gefällt es Euch, Herr Lutz", begann der Marschalk streng, „so streicht Euer Haar tiefer in die Stirn und gewöhnt ihm sein Gekräusel ab; nicht ohne Absicht habe ich Euch eine scharfe Bürste als ein Präsent geboten. Denn übel stände Euch heut die bäurische Unordnung, wenn wir zum Hofe des Landgrafen reiten." Der Jüngling erröthete ein wenig und strich eilig mit Bürste und Hand, indem er murmelte: „Keine Salbe aus Wachs und Butter vermag sie zu zwingen."

Wir legen diese musivischen Steinchen hin, damit die Art und Weise, wie Freytag seine Culturmosaiken zusammenstellt, verständlich werde.

Nun erscheint der Held Ivo selbst auf dem Schauplatz, ein Vogelliebhaber wie Papageno; nicht nur hat er sich und die Dame seines Herzens in ein Käuzlein verwandelt, er erscheint auch gleich in einem Zwiegespräch mit den Vögeln des Himmels:

Ivo stand wie im frohen Traume und tippte mit dem Finger im Takt auf das Geländer, während ganz nahe vom höchsten Zweige ein Vogel mit schmetterndem Schlage sang. So oft der Vogel schwieg, spitzte Ivo seinen lachenden Mund und pfiff leise eine Melodie dem Vogel zur Antwort. Das freute wieder den Vogel, er neigte den kleinen Kopf und hörte zu; und wenn Herr Ivo aufhörte, begann er aufs neue und noch kunstvoller seinen Sang, breitete dabei seine Flügel und hob das Krönlein. Dann tippte Ivo wieder auf das Holz und lachte selig vor sich hin. So trieben es die beiden längere Zeit miteinander, während die Himmelssonne alle umstrahlte, die brechenden Knospen, den Finken und den jungen Hofherrn.

Außer dem Helden machen wir auch die Bekanntschaft eines fahrenden Schülers Nikolaus, den wir zu einem Tanz und Ballspiel der Dorfschönen auf den Gemeindeanger begleiten. Diese Genrescene ist mit der größten Ausführlichkeit geschildert und nicht blos episodisch; denn wir lernen dabei die schöne Friderun, die Tochter des Dorfrichters, kennen, und diese ist eine Hauptheldin des Romans. Hier begnügt sich der Autor nicht mit allgemeinen Umrissen, sondern er „brustbildert" mit etwas mehr Colorit:

Wie eine Herrin empfing sie Gruß und Huldigung, eine hochgewachsene kräftige Gestalt von vollen Formen, in dem runden Gesicht strahlten zwei tiefblaue Augen, ihr blondes Haar

war so lang, daß sie die Zöpfe um das Haupt geschlungen trug, und doch hingen sie ihr bis tief über den Gürtel hinab. Die hohe Stirn, die starken Brauen gaben ihr einen ernsthaften Ausdruck, darunter aber lachten rosige Wangen, ein kleiner Mund und das Grübchen am Kinn. Sie trug ein rothes Kleid von feinem Wollstoff, die blaue Jacke an den Rändern mit bunter Seide gestickt, über den Zöpfen einen Kranz von jungem Grün und blauem Schleier und einen andern, der in derselben Weise gewunden war, am linken Arm.

Friderun sprudelt allerlei Scherzworte und Sprichwörter, die Einmischung des Ritters Konz von der Mühlburg gibt zu Händeln Veranlassung; dieser liebt Friderun, wird aber von ihr verschmäht. Der Richter stiftet Ruhe, und während Ruprecht, der Geiger, alte Mären kündet, kommt auch Ivo hinzu. Diese Begegnung zwischen Ivo und Friderun erscheint uns am meisten poetisch empfunden, es ist wol die einzige Situation in dem Roman, welche das Lob verdient, und um auch den spärlichen Vorzügen des Romans gerecht zu werden, theilen wir sie hier mit:

Sie mahnte den Spielmann durch ihr Kopfnicken fortzufahren, bis ein Herrenpferd dicht neben ihr den Dampf aus seinen Nüstern blies und eine Stimme sie scherzend anredete: „Guten Tag, stolze Friderun, der junge Mai sitzt auf grünen Zweigen, wie kommt's, daß Ihr allein auf alte Mären lauscht? Ist kein frischer Gesell zur Hand, der Euch ein neues Lied in das Ohr singt?" Friderun stand erröthend auf, aber ihre Brauen zogen sich finster zusammen: „Wenn Euch die alte Sage wenig gilt, weil sie nicht vornehm klingt, so wäre doch freundlicher, wenn Ihr Eure Verachtung vor uns bergen wolltet. Denn die Sage kündet etwas von Eurem Geschlechte, und wir im Dorf denken gern daran. Hier, wo der Baum steht, lag einst Euer Ahn im giftigen Dampfe des argen Wurms, und um ihn loderte die rothe Flamme." — „Und ein Weib aus Eurem Dorfe half ihm ins Freie", versetzte Ivo, „ich habe den Sang der Spielleute oft genug vernommen." Ruprecht fiel mit kräftiger Stimme ein:

Eine Magd sprang durch die Flammen mit Namen Friderun,
Sie sah auf dem Leib des Drachen den müden Ritter ruhn,
Sie schlang um ihn die Arme, sie hob den jungen Leib,
Sie trug ihn aus der Lohe, das wunderkühne Weib.

„Dies ist die Sage", fuhr Friderun ernsthaft fort, „und Euer Roß würde schwerlich gegen mich fauchen, wenn nicht ein Weib unsers Hofs Eurem Ahnherrn ihre Treue bewiesen hätte. Denn wir im Dorfe meinen, daß es ohne Aeltern keine Kinder gibt, und daß die Enkel gut thun, an die Mühen ihrer Vorfahren zu denken."

„Ihr habt recht, Friderun", antwortete Ivo, ergötzt durch den Eifer des Mädchens. „Und wenn Eure Ahnin, die der Fiedler rühmt, noch am Leben wäre, so würde ich vor der alten Frau mich in Ehrfurcht neigen. Dennoch gestehe ich, daß ich lieber Eure rosige Wange sehe, wenn Ihr auch mit mir unzufrieden seid." Er rührte mit der Hand leise an ihren Kranz. „Wenn Euch einmal der trotzige Muth in Sehnsucht dahinschwindet, und wenn Eurem Vater gefällt, daß Ihr den Kranz in Eurem Haar mit dem Hütlein vertauscht, so bitte ich, gestattet auch mir, bei Eurem Hochfest Brautführer zu werden, denn ich denke gern daran, daß meine liebe Mutter Euch werth gehalten hat." Er wandte sein Roß, die Schar stob abwärts, Friderun stand allein, sie nahm den Kranz, den seine Hand berührt hatte, vom Haupte und schleuderte ihn hoch in den Gipfel des Baums. Dann setzte sie sich wieder auf den Stein, drückte ihre Hände zusammen, daß das Blut daraus wich, und rief dem Spielmann gebietend zu: „Singe weiter, Ruprecht."

Die verschwiegene Liebe des Mädchens läßt sich nicht mit größerer poetischer Energie darstellen, als es hier geschehen.

Was die weitere Handlung des Romans betrifft, so müssen wir uns kürzer fassen. Ivo reitet zum Landgrafen; wir werden in das Hofleben der Minnezeit eingeführt; Ivo hat seinem „Känzlein", der verschleierten Gräfin Hedwig, ein Gelübde abgelegt, das er streng hält; dem Landgrafen gegenüber wahrt er den Stolz des unabhängigen Herrn; es werden Lanzen gebrochen, es wird gesungen; die holde Landgräfin Else ist eifersüchtig auf Hedwig und so philiströs, ihren Hausherrn zu lieben. Der Minnedienst in Züchten wird auch von dem Landgrafen gepriesen, und das Orakel der Courtoisie, Marschalk Henner, hat dem Ritter Lutz schon von Hause auseinandergesetzt, wie dies Brauch ist. Der Ritter Lutz hat den schlechten Geschmack für Dorfschönen: „Sind ihre Füße auch zerkratzt von Stroh, ihr rother Mund, ihr weißer Leib, sie machen froh." Henner setzt ihm auseinander, was die Sitte verlangt:

Noch einmal sage ich Euch, Chevalier, schämt Euch und schweigt. Ihr mögt Eurem Berchtel, oder wie sie sonst heißt, in Erfurt einmal eine seidene Borte kaufen oder einen Ring von Glas und Silber, und Ihr möget sie heimlich herzen so viel ihr wollt, niemand wird Euch das verdenken; ja Ihr dürft sie auch, wenn Ihr erst in die Jahre gekommen seid und gewürdigt werdet, ein Hofgut zu erhalten, zu Eurer ehelichen Hauswirthin machen und zur Mutter Eurer Kinder; aber niemals werdet Ihr Euch einfallen lassen, sie als Eure Frau zu rühmen, der Ihr ritterlich dient. Das bringt Euch arge Unehre. Siehe, Lutz, das ist der Punkt, wo ich an dir auszusetzen habe. Du reitest im Gefolge eines Herrn, der dem ganzen Lande ein glänzendes Vorbild von Ehre und Zucht ist, auch von dir wird gefordert, daß du um die Minne einer edeln Frau wirbst, sei sie Herzogin oder Gräfin.

Daß bei diesem „Minnedienst in Züchten" sehr viel Schönfärberei war, erfahren wir nicht aus dem Freytag'schen Roman, wohl aber, was für ein sonderbarer Heiliger dieses Minnecultus sein Held Ivo ist. Wäre er nicht ein so tapferer Ritter — man könnte ihn für einen Flickschneider halten; denn es ist ein Flickschneiderstückchen, das er zu Ehren seiner Heiligen ausführt; diese spricht nämlich den Wunsch aus, daß ihr Ritter ihr einen wallenden Mantel aus den Wappenzeichen der Helden, die er vom Pferde wirft, bereiten möge, sie würde ihn mit Freuden statt ihres Gewandes umthun. Ivo beschließt, den Maienritt zu wagen und das Tuch zu holen von den Edelsten des Landes. Es beginnen nun einige der ödesten Partien des Werks; denn der Autor verurtheilt uns, es schaudernd mitzuerleben, wie Held Ivo einen Helden nach dem andern abthut und ihm die Wappenzeichen ausschneidet. Ein Courtoisieturnier mit dem Landgrafen selbst beginnt den Reigen, dann wird Friderun's Bruder bei einem Scharmützel schlimm zugerichtet und nimmt Hofdienst bei dem Landgrafen. Bei Erfurt findet zuletzt das Hauptturnier statt, und wir sind herzlich froh, als diese mit dem Behagen des Epikers, aber nicht sehr zum Behagen des Lesers geschilderten faustrechtlichen Uebungen ein Ende haben und Ivo das Zeug zu seinem Mantel für die capriciöse Gräfin zusammenhat. Das Bündel mit der Speerbeute wird von einem Mauervorsprung aus auf einen Söller des Hofs geworfen, wo die Frauen lustwandelten. Die Landgräfin, erzürnt, weil sie meint, ihr gelte die Speerbeute, stieß das Bündel mit dem Fuße fort; Hedwig befahl ihrem Sarazenenmädchen, es zu verbrennen, fügte aber einige fremde Worte hinzu,

sodaß wir, trotz der übermüthigen Reden, mit denen die Herrin auf die in Rauch aufgehenden Löwen und Greife zeigt, gewiß sind, daß sie ihr Spiel mit der guten Else treibt.

Ein langweiliger Winter stellt sich ein, Noth und Sorgen, Krähen und Sperlinge; Herr Henner schnitzt seinen Söhnen Armbrust und Pfeile, damit sie sich an den Krähen üben. Doch gibt es einige volksthümliche Ergötzlichkeiten; als Ivo das Haus des Richters besucht, erblickt er Friderun bei dem Dreikönigsfest als die heilige Jungfrau, und unser Autor findet Veranlassung, uns das Volksfest zu schildern; Friderun erscheint dabei als mildthätig und herzgewinnend. Doch Ivo kümmert sich in seinem Herzen noch immer mehr um die Herrin mit dem Wappenmantel; an Quell und Baum, wo er sonst geheime Briefe fand, war jetzt nichts zu finden; er erfuhr, daß die Herzogin Hedwig nach Welschland gegangen sei. In einem Monolog spricht er Empfindungen aus, welche die Leser des Romans längst getheilt haben: „O zürne mir nicht, geliebte Herrin, wenn ich sage, daß der Mantel ein kindisches Werk und des langen Streitens nicht werth war", und: „Langweilig wird mir das Ritterspiel unter meinen Gesellen, und wenn ich in der Zelle meiner Väter sitze, empfinde ich die kalte Oede des Winters."

Dieser Monolog bezeichnet übrigens den Wendepunkt der Handlung; Ivo entschließt sich, von dem Meister der Marienritter, Hermann von Salza, überredet, einen Kreuzzug nach dem Orient mitzumachen. Seine Abenteuer bei diesem Unternehmen, seine Begegnung mit Kaiser Friedrich, die Händel der verschiedenen Ritterorden untereinander, Ivo's Gesandtschaft bei dem Scheik der Berge und den Assassinen, der Ueberfall verkleideter Kurden von Massa, unter welchen der Graf von Meran, Hedwig's Gemahl sich befindet, den Ivo zu tödten sucht, Friderun's Pilgerschaft nach Rom und zum Kaiser, um Ivo zu befreien, der Zurücktritt beider nach Deutschland, das Wüthen Konrad's von Marburg gegen den Richter und Friderun, die wegen Ketzerei zum Gericht geführt werden, der Besuch der schönen Hedwig, des Käuzleins von Meran, auf Ivo's Burg, der sie im Stich läßt, um Friderun zu retten, die Belagerung der Burg durch die Mönche und ihr bewaffnetes Aufgebot (eine Copie der Belagerung der Burg Ingo's in der ersten Ahnengeschichte), die Errettung durch die Brüder des deutschen Hauses, denen sich schließlich der Held, Friderun und die Thüringer anschließen, um gegen die heidnischen Preußen zu kämpfen und sich in Thorn niederzulassen: ist dies nicht eine bunte Fülle von Abenteuern, eine ausnehmend bewegte Handlung, und wie soll der Tadel der Kritik, welcher von Phantasiearmuth spricht, Stand halten neben dieser anscheinend so überreichen Erfindung, welche ein anderer Autor vielleicht in einem mehrbändigen Roman verwerthet hätte? Wird uns hier nicht ein Culturgemälde des 13. Jahrhunderts entrollt, in welchem weder der Papst noch der Kaiser, weder der Alte vom Berge noch der Ketzerrichter Konrad von Marburg und der Deutschmeister Hermann von Salza fehlen?

Und doch muß jener Tadel vollkommen aufrecht erhalten werden, denn diese Kette skizzirter Abenteuer beschäftigt und ermüdet die Phantasie, aber erregt und spornt sie nicht. Nirgends weiß Freytag uns auf irgendeine Lösung gespannt zu halten. Die grenzenlose Kühle und Gleichgültigkeit der Darstellung schließt jedes Wachsthum der Theilnahme aus, darum trotz der Fülle des Dargestellten die Langeweile und das Gefühl der Oede! Es ist ein Himundherspringen, wie in den Hohenstaufentragödien; dieser rasche Scenenwechsel, bald im Lande der Thüringer, bald am Hofe König Heinrich's, bald in Rom, bald in Brindisi, bald im Heiligen Lande, wirkt ermüdend. Nirgends sind die forttreibenden Motive so stark eingesetzt, um zu packen und zu spannen; man muß sie mühsam für das Verständniß hervorsuchen; es ist eine Behutsamkeit, eine Leisetreterei der Darstellung, daß der schaffende Genius immer auf Socken zu gehen scheint; es ist mit einem Wort eine falsche Sprödigkeit und Vornehmheit, welche mit wenigem viel sagen will, schon mit Andeutungen genug gethan zu haben glaubt. Und die ganze Darstellung hat dies Kühle, manierirt Gemessene, daß wir sie nicht besser charakterisiren können als mit dem bekannten Refrain eines Coupletverses von Kalisch: „Ach wie dünne!" In der That, diese dünnen Bleistiftlinien der Zeichnung machen bei aller zierlichen Führung einen so matten Eindruck, daß die Erinnerungsbilder dieser Erzählungen rasch verlöschen, und diese Ingo, Ingraban und Ivo mit ihren Mädchen und Frauen einen verschwimmenden Schattentanz aufführen; in der That sind es die Schatten, welche die deutsche Jünglingsgestalt eines Siegfried in die folgenden Jahrhunderte wirft.

Schon Prutz sagte in Betreff der frühern Werke unsers Autors: „Freytag ist, was man in der Studentensprache «patent» nennt; wer sich mit dem Eleganten, Zierlichen, Graziösen genügen läßt, der wird bei Freytag reichliche Befriedigung finden; wer dagegen vom Dichter höhern Schwung und stärkeres Pathos verlangt, der wird nicht auf die Dauer bei ihm aushalten. Eine gewisse Energie und Frische der Farben wird man von Freytag nie verlangen dürfen; wie die Gewalt der Leidenschaft, so ist ihm auch die eigentliche sinnliche Fülle und Unmittelbarkeit versagt; es sind nicht eigentlich Gemälde, nur Kupferstiche, was er liefert." Hätte Prutz aber das jüngste Kind der Freytag'schen Muse gekannt, so würde er sagen müssen, daß sich die Kupferstiche jetzt in Bleistiftzeichnungen verwandelt haben. Das Skizzenbuch des Culturhistorikers gibt sich uns für einen Roman aus, und indem wir eine Geschichte nach der andern herunternudeln, sollen wir uns zuletzt einbilden, ein einheitliches Kunstwerk genossen zu haben.

Wenn wir näher hinsehen, ist die Motivirung durchweg sehr äußerlich und in keiner Weise dazu angethan, unser Interesse an den Charakteren zu erhöhen. So liegt das Motiv für den Mordanfall des Grafen von Meran sehr weit zurück in des Sängers Nikolaus Besuch, im Schloß der Gräfin zu Augsburg, wo er dieser die Weise Ivo's singt und dafür von dem Grafen nach seinem Geständniß zum Hause hinausgeworfen wird; auch diese Situation ist skizzenhaft behandelt; gleichwol hält es der Autor nicht für nöthig, noch einmal darauf zurückzukommen, obgleich der Leser über der Fülle sich jagender Begebenheiten jene Scene leicht vergessen haben kann; wir wollen doch auch einen Blick in die Seele des Grafen

thun, und es ist doch eine unerlaubte Knauserei mit den Darstellungsmitteln, die ergänzende Psychologie ganz den Lesern zu überlassen. Gegen den Schluß hin erscheint Ivo ganz als jungdeutscher Held. Noch die glühenden Küsse der Herzogin Hedwig auf den Lippen, die zu ihm gekommen mit dem Mantel, der Speerbeute des Mairittes, eilt er, Friderun zu retten, entzieht sich den Beschwörungen der Schönen, kämpft für die dem Feuertod verfallene Geliebte und hat nachher seine Herzensdame so vergessen, als wäre Coeur nie Trumpf gewesen! Und der edle Jüngling ist dabei doch ein platonischer Ehebrecher in dem ganzen Roman, und wer weiß, was die stille Quelle im Walde zu erzählen vermag. Es ist eine Motivirung in leisen Strichen und Tüpfelchen, das gewinnt aber nicht die Herzen. Dazu gehören tüchtige Grundstriche, eine Kalligraphie mit lauter Haarstrichen erquickt das Auge nicht.

Große historische Charaktere wie Kaiser Friedrich II. haben zu viel Lebensblut und stehen auch zu gewaltig vor unserer Phantasie, als daß diese skizzirten Umrisse das Bild decken könnten. In der Unterredung zwischen dem Kaiser und Hermann von Salza nimmt der Autor einen Anlauf zu etwas Farbenglanz von größerer Energie; der ketzerische Monarch tritt einen Augenblick in seinem ganzen geistvollen Wesen vor uns hin. Hermann sagt von Ivo: „Er ist ein Deutscher!“

„Das bin auch ich“, versetzte der Kaiser schnell. „Wie, Hermann, du birgst dein Lächeln nicht? Was meinst du, sprich, bin ich ein Deutscher oder nicht?“

„Verzeiht, wenn ich in einem Gleichniß antworte. Als ich zuerst nach dem Morgenlande zog, empfing ich als Geschenk eine Silberplatte aus Goslar. Ein arabischer Goldschmied schlug sie mir zu einem Becher, mit römischen Goldmünzen, die ich ihm gab, überzog er das Silber, und fügte in der Kunst, welche die Ungläubigen verstehen, zierliche bunte Farben zu dem Golde. Jetzt hat der Becher langen Reiterdienst gethan; die arabischen Farben und das römische Gold sind an vielen Stellen abgescheuert und das deutsche Silber kommt zum Vorschein; möglich, daß der Becher für Fremde unscheinbar ward, mir ist er jetzt theurer als ehedem. Ich weiß nicht, ob ich zu den Heiligen flehen darf, daß auch bei Eurer Majestät durch den Druck der Jahre das deutsche Metall ans Tageslicht gebracht werde.“

Friedrich lachte. „Ich hoffe, deine Treue wünschet mir kein Unglück. Immerhin danke ich dir, daß du mich wenigstens mit einem silbernen Napfe vergleichst. Doch meine ich, Meister, du trinkst aus zwei Bechern, der eine heißt Kaiser, der andere heißt Papst. Aus welchem Metall ist der alte Mann, welcher grollend in Rom sitzt, der dein zweiter Herr ist und dazu der meine?“

„Da er mein Herr ist, wie Ihr sagt, so verbietet mir die Ehrfurcht, gegen Euch sein Metall zu schätzen. Doch der hochwürdige Vater, welcher auf dem Stuhl St. Peter's sitzt, darf sagen: wie auch das Gefäß sein mag, der Wein, den ich berge, ist immerdar ein Himmelstrank und das Heil der Christenheit.“

„So laß du dir in deinem Gleichniß sagen“, rief der Kaiser eifrig, „daß drei Töpfe aus schlechtem Thon von den thörichten Völkern der Erde angebetet werden als die Bewahrer göttlichen Segens. Der erste stammt von Moses und der letzte von Mohammed, und der mittlere ist der, den der Alte zu Rom so herrisch schwenkt. Könnte ich wie ich wollte, ich zerschlüge alle drei, um die Welt von finsterer Tyrannei zu befreien.“

Doch dies intensivere Colorit verblaßt allmählich immer mehr, und der Kaiser im Morgenland verliert über lauter genrebildlichen Zügen seine geschichtliche Größe.

Der Stil ist, wie erwähnt, zierlich und geziert, bis auf jedes Pünktchen wohl erwogen, aber oft hypernaiv und trivial. Solche Archaismen, die sich nicht einmal durch die altdeutsche Grammatik legitimiren lassen, wie in „Ingo“ sind allerdings viel seltener, aber Wendungen, wie sie ein Homer des Mittelalters brauchen könnte, mit einer epischen Koketterie, die mit dem Lorber des Griechen liebäugelt, desto häufiger. Held Ivo selbst ist, obgleich ein guter Minnesänger, doch nicht immer geistreich, z. B.:

„Wahrlich“, lachte Ivo, sich mühsam ausstreckend, „an den Blumen rühmen wir im Liede die Farben Roth, Blau und Braun, aber auf der Haut bereiten sie nicht das größte Behagen.“

Die sonst so kräftige Friderun ist bisweilen sehr süßlich:

Eure liebe Mutter ist zu den Engeln heimgegangen, von denen sie zu uns kam.

Den Regen nennt sie „Himmelswasser“, wie denn überhaupt die „Himmelssonne“, der „wonnige Morgen“ und andere minnigliche Worte allzu süßlich uns gemahnen. Costüm der Minnezeit, wird man entgegnen, culturgeschichtlich treu, aber doch herzlich ungenießbar.

Der vierte „Ahne“ erscheint uns am wenigsten gelungen; es wäre zu wünschen, daß der Dichter einmal nach einem andern Schema, als nach dem Schema:

Waldemar — Gertrud — Georgine,
Ingo — Irmgard — Gisela,
Ivo — Friderun — Hedwig,

die Erfindung seiner Romane gliederte und uns einmal einen weniger an Atavismus leidenden Haupthelden vorführte. Doch die Hohenstaufenzeit ist bekanntlich den Dichtern nicht günstig, weder den Trauerspieldichtern noch den Romanschreibern, und allen gilt der Raupach'sche Vers:

Ich wußte wohl, es mußte so verlaufen,
Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen.

Rudolf Gottschall.

Gottfried August Bürger's Briefe.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Briefe von und an G. A. Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Aus dem Nachlasse Bürger's und andern meist handschriftlichen Quellen herausgegeben von Adolf Strodtmann. Vier Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 1874. Gr. 8. 24 M.

Ein sehr anziehendes Actenstück zur Literargeschichte jener Zeit ist eine ohne Namen im März 1777 an Goeckingk eingesendete, sehr ausführliche Beurtheilung des neuesten „Musenalmanach“. Der ungenannte Briefsteller urtheilt über die dort mitgetheilten Gedichte, auch über diejenigen Bürger's, allerdings zu zeiten etwas altväterisch nüchtern, aber doch im ganzen richtig und macht sie theilweise herzlich schlecht. Zwar die Freunde schauen mit

unsaglicher Verachtung auf den namenlosen Krittler herab; wir nach hundert Jahren finden mit dem verschollenen Manne, daß auch unter der Lyrik jener Zeit eine unglaubliche Menge faden Zeugs sich befand. Damals starb auch Bürger's Schwiegervater Leonhart; Bürger gibt sich alle mögliche Mühe, aus seiner kläglichen Stellung herauszukommen und an des Gestorbenen Stelle Amtmann zu Niedeck zu werden; Freund Boie muß in Hannover ein Dutzend wichtiger Leute besuchen, aber er klagt: „Wenn nur die Beschwerde der Regierung, als ließest du liegen, die ich so oft gehört habe, nicht auch vor die Ohren der Minister gekommen ist!" Ein Beweis jedenfalls, daß Bürger als Beamter sehr viel zu wünschen ließ, wofür sich übrigens aus dem Briefwechsel noch manche Belege finden werden. Eine sehr bezeichnende Stelle darüber findet sich in einem Briefe des Dichters selbst an Sprickmann, October 1778:

Ich bin eine so faule Bestie, daß ich noch Amt, Haus und Hof darüber werde verkaufen müssen. Aber doch, daß ich mir selbst kein Unrecht thue, mag ich wol arbeiten, aber nur nicht solche Nichtswürdigkeiten, wie ich hier soll und muß. O Sprickmann, ich möchte des Teufels werden über allen den Zweipfennigsgeschäften, an welche ich hier das beste Mark meines Lebens verschwenden muß. Wenn mich nun davor ekelt, wenn ich liegen lasse, so kommen dann, ganz ohne allen Respect vor dem großen Namen Euers unsterblichen umlorberten Freundes, die infamsten Excitatoria an. Das Aergste ist, daß die größte Kleinigkeit, die mich betrifft, gleich im ganzen Lande bekannt wird. Mein Abscheu und Widerwille gegen die Lumpereien ist öfters so weit gegangen, daß ich nur durch die Ritzen in die hochverehrlichen Rescripte hineingeblinzt, und wenn ich gemerkt habe, daß es nichts Gedeihliches gewesen, sie unerbrochen und ungelesen dahin getragen habe — unde negant redire chartas. Leider Gottes habe ich das schon durch manche 5, manche 10 Thaler Strafe büßen müssen. Ueber dem verdammten Liegenlassen häufen sich dann die Hundsföttereien auf, daß man oft so darunter begraben wird, daß einem die Sinne vergehen. Hole der Henker den Betteltanz!

Bei so genialer Geschäftsführung ward es freilich mit der Amtmannsstelle in Niedeck nichts. Dagegen hat Bürger jetzt auf sich die schwere Last, für die Hinterbliebenen des Schwiegervaters zu sorgen, er selbst ein schlechter Haushalter, und dazu quält ihn sein eigenes häusliches Leid:

Die Sorge für mein Nest voll Schwäger und Schwägerinnen liegt mir schwer auf dem Halse. Wär' es nur allein für das Mädel, das ich meine, dann .... Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben! Dies Sprüchlein ist mir so geläufig geworden, daß ich's in alle Stammbücher schreibe. Mir steht nun bald Trennung von der Geliebten meines Herzens bevor. Was wird aus mir und was aus ihr werden? O daß mich so viele heilige, wiewol schwere sauere Pflichten gegen andere an die Welt fesseln! Die gegen mich scheinen mir Träume, die ich abschütteln würde. O Sprickmann, hab' ich Euch wol von Robinson Crusoe's Insel jemals gesagt? Wie herrlich, wenn wir da wären! Tausend Meilen weit rings umher von den Wogen des Weltmeers umströmt! In süßer seliger Ruhe und Einsamkeit! Ha! — doch was hilft's? Man muß die Zähne zusammenbeißen, die Augen zudrücken und mit zerfetzter Stirn vorwärts durch die sperrigen Dornenhecken dringen!

Besonders erfreulich erscheint uns zu dieser Zeit Bürger in seinem Verhältniß zu seinem Schwager Georg Leonhart; der junge Mann wird im Herbst 1777 an den Grafen Wilhelm von Bückeburg gesandt, um in dessen Regiment zu Münster einzutreten; die Briefe, welche ihm Bürger schreibt, sind eine anmuthige Mischung heiterer Laune und verständiger Lebensklugheit; so ist auch das „Güldene Büchlein", welches er dem Jüngling mitgibt, eine Zusammenstellung trefflicher Sittenregeln, wenngleich derjenige, der dieselben gab, sie leider nicht immer selbst beachtete. Ausgang 1777 vernehmen wir einen tiefbewegenden Schmerzensschrei des Dichters, eine Wehklage um den Tod des einzigen Kindes, den ich nur mit dem bekannten Briefe Lessing's bei dem Tode seiner Frau zu vergleichen vermöchte. Bürger schreibt:

Verwichene Nacht haben sie mich nebst meiner Frau von unserm einzigen sterbenden Kinde weggerissen und hierher gebracht. Jetzt merk' ich, ob man's schon noch verhehlt, daß meine ganze einzige Freude, ach, daß die Seele meines Lebens aufgeflogen ist! Gott erbarme sich unser! Laß mich für heute schweigen, lieber Boie, und meinen Jammer, meinen unendlichen Jammer, den du nicht zu fassen vermagst, in die öde, wüste Nacht ausheulen. So ein enormer Schmerz hat mein Herz noch nie belastet, und härter konnt' ich kaum sonst noch was auf Erden empfinden. Ach! du hast mein Kind nicht gekannt; aber es war ein Mädchen von Anlage des Geistes und Herzens, welches auch Blutfremde einen Engel nannten. Vor 14 Tagen blühte es noch in seiner wunderschönen Gesundheit. Nun hat ein Fieber — Gott weiß, woher es kam — die schöne Rose entblättert. Barmherziger Vater im Himmel, warum so hart? — Meine einzige Freude! Meine einzige! Ich hatte mich in meiner Muthmaßung, als ich Obiges schrieb, betrogen. Das Kind lebte noch und gab Hoffnung zur Besserung. Aber wozu? Um mit gedoppeltem Schmerz mir diesen Morgen abzusterben.

Das neue Jahr bringt neue Kümmerniß. Der „Göttinger Musenalmanach", den Boie früher herausgegeben hatte, ward seit einigen Jahren von Goeckingk besorgt; ein anderer „Musenalmanach", von Voß herausgegeben, erschien zu Hamburg. Nunmehr einigten sich Voß und Goeckingk, und Dieterich, der Verleger des „Göttinger Musenalmanach", wandte sich an Bürger mit dem Ersuchen, dieser möge fortan die Herausgabe übernehmen. Bürger stand vor einer unangenehmen Wahl; einestheils war ihm in seinen bedrängten Verhältnissen eine Mehreinnahme von etlichen hundert Thalern sehr werthvoll; dagegen freilich trat er als Nebenbuhler von zwei langjährigen Freunden auf, und dazu war Boie, Bürger's wahrhaft wohlmeinender, allezeit fürsorglich warnender und mäßigender Freund, Voß' Schwager. Nach langem Schwanken entscheidet sich Bürger für die Uebernahme; er erläßt eine lange Denkschrift an Voß und Goeckingk, und die beiden zeigen sich von der guten Seite, indem sie zwar mit einigem Befremden antworten, aber ohne das Verhältniß abzubrechen; ebenso der treffliche Boie. Dann kommen wieder behaglichere Tage. Der Dichter wird von seiner Dorette mit einem kleinen Mädchen beschenkt; die Subscription auf die erste Sammlung seiner Gedichte fällt über alles Erwarten reichlich aus. Wer über die wunderlichen buchhändlerischen Verhältnisse jener Zeit eingehende Belehrung sucht, wird hier reiche Ausbeute finden.

Dann kommen wieder Stunden tiefsten Mismuths. Bürger will sein Amt niederlegen, die Frau irgendwo anders unterbringen, selbst auf Reisen gehen, nach England oder Spanien, sich und die Seinigen vom Ertrage schriftstellerischer Arbeit ernähren: rechte Octobernebel des Jahres 1778. Der treue Boie muß wieder einmal zu

kaltem Blute vermahnen; die Reise durch Deutschland läßt er gelten und fügt bezeichnend hinzu: „Ich fürchte, du hast irgendeinen Seelenkummer, den du mir nicht sagst, der dich abspannt und dich unthätig macht." Tief erschütternd sind die Worte in Bürger's Erwiderung:

Ach! Freilich belastet geheimer Kummer schon seit einigen Jahren mein Herz, und jetzt geht mir das Wasser fast bis an die Seele. Entweder ich gehe bald zu Grunde, oder ich genese. Aber kann ich genesen? Schwerlich anders als der Halbgeräderte, zum Krüppel. Gott stehe mir bei, daß die Verzweiflung mich wenigstens nicht eher überrasche, als bis ich mein Haus bestellt habe! Ich bin jetzt meistens wie ein Schlaftrunkener, und es fehlt mir fast an aller Besonnenheit. Ich kann und darf fast nicht länger in dieser Situation bleiben, wenn ich mich und das Vermögen, welches mir Gott gegeben hat, liebhabe. Ich bin wie in ein dumpfes Grab verschlossen, ich kann nicht athmen, ich ersticke. Großer Gott! Du gibst mir das Vermögen zu leben und nicht den Ort, nicht die Gelegenheit!

Natürlich wird aus der Reise nichts. Bürger bleibt im Amte Altengleichen sitzen und faßt einen guten Vorsatz zur Besserung. Er schreibt an Boie im April 1779 einen ungemein bezeichnenden Brief:

Wunderst du dich nicht über mein langes Stillschweigen? Der Teufel ist seit einigen Monaten in mich gefahren, daß ich weder Tag noch Nacht Ruhe habe, bis alles, was ich auf Herz und Gewissen habe, weggearbeitet ist, um endlich einmal leicht und frei aufathmen zu können, und den übeln Geruch von meiner geniemäßigen Schluderei, Leichtsinn und Saumseligkeit in den balsamischen Wohlgeruch der Promptitude und des Fleißes, wie einem ehrbaren Philister eignet und gebührt, zu verwandeln. Die Musen sind glücklich zum Teufel gejagt. Was Verse sind? Wie sie aussehen? Wie sie gemacht werden? Das weiß ich alles nicht mehr. Ich lebe und webe in Acten und Rechnungen. Jene kamen mir zuletzt fast zu hoch zu stehen. Ich konnte es nicht mehr aushalten. Adies. Meine Unterschrift sei dir ein Zeichen meiner Metamorphose! Bürger August Gottfried.

Leider haben wir keinen Grund zu der Annahme, daß diese Umkehr, die sich bis auf den Namen erstreckt, lange vorgehalten habe.

Der dritte Band bringt uns den allerdings theilweise höchst lückenhaften Briefwechsel aus den Jahren 1780—89. Es fällt vornehmlich in diese Zeit Bürger's Verhältniß zu seiner Molly, Auguste Leonhart, der Schwester seiner trefflichen Dorette. Die auf die Unglücksgeschichte bezüglichen Briefe sind, wie früher erwähnt, vernichtet; doch gestattet das Vorhandene immerhin einen Blick in das unverschuldete und schwerverschuldete Elend dieses Dichterlebens. Festgekettet an ein erbärmliches Amt, dessen spärliche Erträgnisse nicht einmal genug zum Leben boten, dabei tiefe sittliche Zerrüttung im eigenen Hause, so schleppt sich der Dichter der „Lenore" von Jahr zu Jahr hin, und jeder Versuch, dieser Hölle zu entrinnen, mislingt, weil Bürger zu sehr Dichter ist, um ein guter Amtmann zu sein, nicht gründlich genug gebildet, um auf eine andere Stelle mit Erfolg lossteuern zu können. Er thut das Menschenmögliche, um aus den Klauen des Uslar'schen Drachen loszukommen. Er wendet sich an Goethe; dieser antwortet am 30. Mai 1781:

Ihrem Vertrauen kann ich nicht besser als mit Offenherzigkeit antworten. Sie wünschen Ihren Zustand zu verändern, Sie glauben, daß ich beitragen könnte, Sie in einen andern zu versetzen. Ehe ich irgendetwas weiter sagen kann, bitte ich Sie um nähere Eröffnung, was Ihnen Ihren jetzigen Zustand drückend, ja unerträglich macht, was für eine Aussicht Sie sich wünschen, was für ein bestimmtes Talent Sie angeben, womit Sie sich zu irgendeinem Amt und Versorgung anbieten können. Ich bin in nichts vorsichtiger, und habe soviel Anlaß und Ursache, es zu sein, als das Schicksal eines Menschen mehr zu übernehmen. Man kann ihnen kaum das Nothdürftige geben, und das Nothdürftige findet sich überall. Mit Ihnen halt' ich es doppelt für Schuldigkeit, aufrichtig und behutsam zu Werke zu gehen. Machen Sie mich also mit Ihren Umständen näher bekannt; wir wollen in einer so wichtigen Sache die möglichste Klarheit suchen. Behalten Sie mich lieb.

Bürger in der Antwort hofft mit seiner Jurisprudenz auszukommen; des sächsischen Processes ist er nicht kundig; Zahlen- und Rechnungswesen, verknüpft mit Geldeinnahme und Ausgabe, sei nicht seine Sache; es fehle ihm dazu die erforderliche Stetigkeit und Pünktlichkeit; am meisten Neigung habe er zu den philosophischen, politischen und ökonomischen Wissenschaften. Goethe antwortet am 20. Februar 1782 in seiner großen edeln Weise:

Die Antwort, die ich so lange verzögert habe, konnte nur eine Generalrevision meiner Briefschulden in Bewegung bringen, die ich heute, bei Gelegenheit einer Reise, die mir bevorsteht, wol mit einiger Scham und Widerwillen unternehme. Doch entschuldigt mich einigermaßen gegen Sie die Materie, die wir zu tractiren haben, die sich mündlich so schwer und in Schriften fast gar nicht abhandeln läßt. Die Unzufriedenheit mit Ihrem Zustande, die Sie mir zu erkennen geben, scheint mir so sehr aus dem Verhältniß Ihres Innersten, Ihrer Talente, Begriffe und Wünsche, zu dem Zustande unserer bürgerlichen Verfassung zu liegen, daß ich nicht glaube, es werde Sie die Veränderung des Orts, außer einem geringen Mehr oder Weniger, jemals befriedigen können. Es ist in unserm ganzen Lande keine einzige Justizbeamtenstelle, davon nicht der Besitzer an eben den Uebeln krank läge, über die Sie sich beklagen. Keine subalterne Stelle ist weder für einen denkenden Menschen, was wir gewöhnlich so nennen, noch dazu eingerichtet, das Leben in einem feinern Sinne zu genießen. Tüchtige Kinder dieser eingeschränkten Erde, denen im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot schmecken kann, sind allein gebaut, sich darin leidlich zu befinden und nach ihren Fähigkeiten und Tugenden das Gute und Ordentliche zu wirken. Jede höhere Stelle ist nach Ihrem Maße unruhiger, mühseliger und weniger wünschenswerth. Für Sie, habe ich immer gedacht, müßte eine akademische Stelle weit die beste sein. Ihr bestimmter Geschmack für die Wissenschaften, Ihre schönen Kenntnisse, die Sie mit weniger Mühe gar leicht zweckmäßig erweitern und nach einem Ziele hinleiten können, machen Sie von dieser Seite gewiß vorzüglich dazu geschickt. Wie wenig müßte es Ihnen schwer fallen, als Professor der Philosophie die menschlichen Dinge in einer schönen Ordnung und Vollständigkeit vorzutragen, und sich, indem Sie sich einem reizenden Studio widmeten, andern nützlich zu machen. Und wie viel Zierde würden Sie den trockensten Sachen durch Geschmack und durch das richtige Gefühl geben, das Sie immer begleitet. Ihr Name selbst, der Ihnen jetzo beschwerlich wird, müßte Ihnen alsdann zu Ihrem und Ihres Geschäftes Vortheil gereichen. Diese angenehme Aussicht habe ich mir seither mehr als einmal und in weit größerm Detail vorgespiegelt. Aber mir ist auch die andere Seite nicht verborgen geblieben. Alle unsere Akademien haben noch barbarische Formen, in die man sich finden muß, und der Parteigeist, der meistens Collegen trennt, macht dem Friedfertigsten das Leben am sauersten und füllt die Lustörter der Wissenschaften mit Hader und Zank. Prüfen Sie sich, mein lieber Bürger, denken Sie nach! Vielleicht findet sich etwa in der Nähe eine Gelegenheit. Sagen Sie mir Ihre Gedanken, sagen Sie mir, was Ihnen indessen geschehen ist, und überzeugen sich von dem Antheil, den ich bisher auch stillschweigend an Ihrem Schicksale genommen.

Damit sind die Versuche in Weimar beendet. So ging es immer. Zu arbeiten gab es überall, aber jedes

Amt fordert Pünktlichkeit, und sogar Goethe mochte, fleißig wie er allezeit war, kein Genie zur Drohnenexistenz in Weimar befördern. Wie Bürger seine Geschäfte betrieb, dafür ist ein merkwürdiges Zeugniß der Brief vom 22. Juli 1782 an seinen Schwager Georg, allerdings aus einer Zeit, da er in seiner Ehestandsgeschichte die ärgsten Herzensstöße hatte. Er entschuldigt sich, daß er eine ganze Anzahl von den Briefen desselben heute erst erbrochen und gelesen habe:

Bin ich nicht das allerärgste Heidenbiest unter der Sonne? Gott weiß, was das für eine vermaledeite Gewohnheit ist, daß ich Briefe, von deren Inhalt ich Beunruhigung fürchte, so gern unerbrochen hinlege, das Erbrechen von einem Tage zum andern verschiebe, um mich darauf zu stärken und vorzubereiten, endlich aber es ganz vergesse. Ich muß dir sagen, seit der infamen Vormundschafts-Absetzungsgeschichte bin ich wie halb thöricht und verrückt gewesen, und wahrlich! ich bin es noch. All mein Unglück in der Welt kommt von dem Abscheu her, den ich so manchesmal gegen gewisse Arbeiten gewinnen kann, und wenn der da ist, so thue ich platterdings gar nichts, und bringe mich dadurch in die größte Verlegenheit. Meinst du denn, daß ich die sacramentalischen Vormundschaftsrechnungen noch bis auf den heutigen Tag verfertigt habe? Und gleichwol scheue ich mich vor nichts als vor der ekelhaften Arbeit. Nunmehr ist mir die Verfertigung der Rechnungen gar bei Strafe des Personalarrestes binnen vier Wochen aufgegeben, wovon schon eine Woche verlaufen ist. Es ist nicht anders, als ob mich der leidige Satan selbst von einem Tage zum andern abhielte. Dabei habe ich Tag und Nacht eine Unruhe auf dem Balge, als ob ich einen ermordet hätte. Darüber geschieht denn nun platterdings gar nichts. Alles, was an Briefen und Papieren ankommt, wird auf den Tisch eins übers andere geworfen, und wenn nun vollends so Kraut und Rüben da durcheinanderliegen, so graut mich noch mehr vor der Aufräumung des alten Mistes. Ich stehe mit dem Vorsatz auf, den Tag über recht vieles zu beschicken, und kommt der Abend heran, da ist nichts geschehen. Manchmal möchte ich meinen ganzen Papierplunder ins Feuer werfen und alsdann auf- und davongehen. O was bin ich für ein unglückseliges Geschöpf!

Nur durch die Nachsicht eines Vorgesetzten kommt er daran vorbei, „mit einem Commando nach Göttingen geholt zu werden und in Gesellschaft von einem Paar Musketiers mit aufgepflanzten Bajonneten an der odiösesten Arbeit von der ganzen Welt zu schwitzen". Er findet das unerhört und himmelschreiend. Bei einer derartigen Verwaltung sogar seiner Amtspflichten braucht Bürger sich allerdings nicht zu verwundern, daß alle seine Versuche zu anderweiter Unterkunft vergeblich sind, denn der Ruf eines grenzenlos unpünktlichen Beamten geht ihm voraus. Nach dem Scheitern der Versuche in Weimar schreibt er an Friedrich II. Der Großkanzler von Carmer antwortet im Herbst 1782 höchst erfreulich, wie Seine königliche Majestät von Preußen ihm aufgetragen, für den berühmten Bürger, dessen Verdienste um Sprache, Dichtkunst und Literatur in Deutschland allgemein bekannt wären, einen convenabeln Posten auszumitteln, und fragt an, ob Bürger lieber bei einer Universität oder als Beamter angestellt werden wolle. Bürger jauchzt auf: er erklärt sich zu jeder praktischen Bedienung im Staatsdienste bereit, noch lieber zur Uebernahme einer akademischen Stellung. Der Cultusminister Zedlitz dagegen meint nicht ohne Grund, trotz seines Ruhms als Ueberſetzer des Homer und als Dichter sei der Amtmann Bürger zum Erzieher und Jugendlehrer nicht zu gebrauchen; es müsse alle Gelegenheit aus dem Wege geräumt werden, „daß die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Thätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme"; kurz, er könne den Bürger nicht versorgen. Also ist es mit der akademischen Stellung in Preußen nichts; für den Justizdienst hat Bürger die erforderlichen Prüfungen nicht gemacht; die schönen preußischen Aussichten fallen ins Wasser.

Endlich des Uslar'schen Sklavendienstes müde, sagt er Eingang 1784 seine Stelle auf, nachdem eine förmliche Untersuchung gegen ihn wegen versäumter Amtspflege stattgefunden, welche allerdings „außer ein bischen Verzögerung in dieser oder jener Lumperei nicht einen Schatten von schlechten Streichen auf ihn gebracht hat". Aber, was nun? Er will sich fortan lediglich dem Studium der Geschichte, vornehmlich der deutschen, der deutschen Literatur und Sprache widmen, das Versemachen dagegen ziemlich aufgeben; er will nach Göttingen übersiedeln und dort Vorträge halten. Heyne, Kästner, Lichtenberg kommen ihm wohlmeinend entgegen, wenngleich die gelehrten Historiker und Philosophen über den Neuling, der noch nicht einmal Magister ist und bisher lediglich schöne Verse gemacht hat, die Nase rümpfen, und zwar nicht ohne Grund; doch erhält er die Berechtigung, zunächst von Herbst 1784 bis Ostern 1785 Vorlesungen zu halten. In jenem letzten Sommer zu Gelliehausen stirbt Bürger's Frau, die vielgequälte Dulderin; im Herbste zieht Bürger nach Göttingen über und fängt an mit gutem Beifall Collegia zu lesen; im Frühjahr 1785 verbindet er sich mit seiner Molly,

mit derjenigen, die seit 10 oder 12 Jahren, nach einem mir unerklärbaren Verhängniß, das Unglück meines Lebens gewesen war, um sie dadurch zum Glück meines noch übrigen Lebens umzuschaffen. Wenn mein fast hinwelkendes Leben nunmehr allmählich wieder aufzugrünen und zu blühen anfängt, so habe ich es wol nicht blos Brunnen, Bädern und Apothekern zu verdanken, sondern hauptsächlich ihr, ohne deren Besitz ich lieber mein Dasein gar nicht haben möchte. Was herzinnige, unwandelbare Liebe zum Glück unsers Lebens nur immer beitragen kann, das wird sie gewiß hergeben, und unser nothdürftiges Auskommen werden wir gewiß auch schon finden, wenn wir nur gesund bleiben.

So schien jetzt der Dichter in den Hafen der Ruhe eingelaufen; seine Lehrthätigkeit, verbunden mit dem Betrage schriftstellerischer Arbeit, nährt ihn, die Geliebte seines Herzens war ihm endlich angetraut worden; aber es war, als ob, was er gegen seine Dorette gefehlt, hundertfach an ihm heimgesucht werden sollte. Anfang 1786 stirbt ihm auch Molly, und Bürger rast an Freund Boie:

Pah! was kümmert mich denn nun noch die ganze Welt? Hin ist ja nun hin! Verloren ist verloren! Niemand nehme sich's heraus, mir zu sagen: Bürger, sei ein Mann! Ich denke, ich bin einer, und zwar ein ganzer Mann, der ich so was und noch so zu tragen vermag als ich's wirklich trage. Liegen nicht alle meine Wünsche, alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzem so schön, so frühlingsmäßig blühten, liegen sie nicht alle zerschmettert um mich her wie ein verhageltes Saatfeld? Ein armer Stümper, ein Invalide an Geist und Leib bin ich freilich dadurch auf Lebenszeit geworden.

Auch der akademischen Lehrthätigkeit wird Bürger, wie Goethe richtig vorausgesagt, nicht froh; er wünscht je eher je lieber von dannen zu ziehen und den Staub Göttingens von den Füßen schütteln zu können. Eingang 1787 erneuern sich die Versuche, fortzukommen. Er schreibt

an den alten Freund F. L. Stolberg, um durch dessen Vermittelung im oldenburgischen Staatsdienste anzukommen; aber dort wird, schreibt der Freund, „der mittelmäßigste Oldenburger dem bravsten Fremdlinge, wäre es auch Bürger, vorgezogen; man hält den Dichter für einen zwar seltenen, aber losen Vogel, der nicht in die Wirthschaft taugt; dazu sind die Lästerungen Ihrer hannoverschen Philister auch bis zu uns gekommen". Indeß wird Bürger im Herbst 1787 zum Ehrendoctor und Magister der Philosophie ernannt, ein Titel, den er sich schwerlich durch wissenschaftliche Arbeiten errungen hätte; dagegen wird ihm auch eine derbe Nase zutheil wegen zweier im „Musenalmanach" abgedruckten Spöttereien Kästner's über biblische Dinge. Von Göttingen aber kommt er nicht fort:

Du lieber Himmel, was ist [von meinem Lebensplan] viel anderes zu sagen, als daß ich ein canis pannulorum, Lumpenhund, bin und vermuthlich bleibe, ich mag es mir auch vornehmen und anfangen, so gut ich's will. Ob und wie ich noch einmal aus dem verfluchten Hundenest fortkommen werde, das mag der Himmel wissen. Wenigstens thürmen sich mir vorderhand noch allerlei Hindernisse entgegen, über welche kein Hinwegklettern ist. Erstlich sind bekanntlich, oder vielmehr Euch nur unbekanntlich, neben den Löchern, die der Zimmermann sonst wol offen gelassen hätte, allerlei große und kleine Bären angebunden, die zwar, wenn ich mich in meinem Loche stillhalte, auch ruhig sind, aber gewaltig brummen und mich zu zerreißen drohen, wenn ich Miene zu einem Seitenpas mache. Indessen der Flötenspieler, der den Argus einschläferte, hülfe mir auch wol, diesen so viel blauen Dunst vorzumachen, quantum satis, um durch die engen Päffe hindurchzuschlüpfen. Allein, wo nehmen wir nachher Brot in der Wüste her? da wir's hier allenfalls noch auf Conto finden. Der Gott Israels ist mir so grün nicht, daß er mir den Tisch durch Raben in der Wüste decken ließe. Ergo.

In dem jungen August Wilhelm Schlegel tritt mit dem Beginn des Jahres 1789 eine neue Gestalt in Bürger's Lebenskreis, „mein poetischer Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe". Derselbe regt den ältern Freund an zu fleißiger Sonettendichtung. Ein anderer junger Aar der Romantik, Hardenberg-Novalis, sendet damals dem müden Condor des Hainbundes seine Erstlinge, Dichtungen, die noch gewaltig nach dem Schulstaub des 18. Jahrhunderts riechen. Im October 1789 erhält endlich Bürger den Professortitel, freilich ohne Gehalt; gleich danach beginnt jener verhängnißvolle Briefwechsel mit dem „Schwabenmädchen", welches vom Schicksal bestimmt war, den unglückseligen Dichter für alles, was er früher gegen sein edles Weib gefehlt, aufs fürchterlichste zu bestrafen.

Der vierte Band bringt Bürger's Leben und Leiden zum Abschluß. Zunächst bietet er des Dichters Briefe an Elise Hahn, das Schwabenmädchen, darunter jene merkwürdige Beichte über sein Leben und Wesen, welche den Mann trotz seiner mannichfachen schweren Verschuldungen doch vor allen Dingen in dem Lichte voller Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit erscheinen läßt: das Geschick geht seinen Gang; Elise schreibt ab, aber vor der Ankunft ihres Briefs ist Bürger bereits nach Stuttgart abgereist, und bei diesem persönlichen Zusammentreffen wird das Verlöbniß geschlossen, dem im Herbst die Hochzeit folgt. Der Brief, welchen Bürger auf der Heimreise von Heidelberg aus schreibt, ist von heiterster Laune beseelt. Im nächsten Sommer wird dem Dichter ein Sohn geboren, welchem er in seinem Glück zum Staunen der Göttinger den Namen Agathon gibt. Mehr und mehr aber offenbart sich Elisens unglückselige Sinnesart. Vergnügungssüchtig und verschwenderisch über die maßen, macht sie nicht blos einen für Bürger's beschränkte Verhältnisse ganz unsinnigen gesellschaftlichen Aufwand, tanzt und tollt mit den im Hause verkehrenden jungen Leuten in auffälligster Weise, sie vernachlässigt auch ganz schmählich ihr kleines Söhnchen, und endlich wird der bedauernswerthe Mann inne, daß sie mit einer ganzen Zahl von Studenten förmliche Liebesverhältnisse unterhält; wenn er sie darüber mündlich oder schriftlich zur Rede stellt, gibt sie ihm ungezogene Antworten; der Professor der Philosophie, der berühmte Dichter wird zum Stadtgespött und muß es selbst mit anhören. „Bürger fühlt alles und weiß sich nicht zu helfen. Er wird eigentlich stupid neben ihr, ist still und starrt mit abgestorbenen Augen in das Wesen hinein. Neulich klagte er mir bitterlich, daß er so gar keinen Geist mehr habe"; so schreibt Karoline Böhmer Ausgang 1791. Als er endlich an ihrer Untreue nicht länger zweifeln kann, kommt die Sache zur Entscheidung. Das in einen bösen Satan verwandelte Schwabenmädchen unterschreibt „gern" das Geständniß ihrer Schuld und zieht Knall und Fall von dannen; Bürger wird von seiner dritten Frau in aller Form geschieden. Gegenüber den urkundlichen Zeugnissen konnte der neuerlich gemachte Versuch, Frau Elise rein zu waschen, nicht glücken, und der einzige schlechte Trost in der widerwärtigen Unglücksgeschichte ist, daß wir aus dem Briefwechsel abermals das längst Bekannte ersehen, wie ähnliche, nur glimpflicher behandelte Verhältnisse damals in Göttingen wie allerorten keineswegs selten waren.

Von da ab ist Bürger ein gebrochener Mann. Zwar die gute Laune kehrt wieder, aber es melden sich bei ihm schon in der Mitte der Vierziger die Vorboten der Kränklichkeit, die ihn bald hinwegnehmen sollte, Krämpfe, Krampfhusten, Fieberanfälle. Anfang März 1794 wird er längere Zeit schwer krank; seine allezeit nicht glänzenden Geldverhältnisse gerathen ins Stocken, da er nicht mehr arbeiten kann; der Brief an Heyne vom 16. März 1794 gibt ein trostloses Bild der bedrängten Lage, in welcher sich einer der bedeutendsten Dichter Deutschlands befindet. Aber die gefeierte Georgia Augusta hat für den kranken Dichter nichts als „die Zusicherung einer baldmöglichen Besoldung und zur Bezeugung des guten Willens voraus ein kleines Geschenk von 50 Thalern", wenn dieser Gnadenpfennig nicht etwa, was leicht möglich, in aller Stille aus Heyne's Tasche floß. Karoline Böhmer schreibt am 17. Mai 1794:

Weißt du, daß Bürger sterben wird — im Elend, in Hunger und Kummer? Er hat die Auszehrung. Wenn ihm der alte Dieterich nicht zu essen gäbe, er hätte nichts, und dazu Schulden und unversorgte Kinder. Armer Mann! Wär' ich dort, ich ginge täglich hin, und suchte ihm diese letzten Tage zu versüßen, damit er doch nicht fluchend von der Erde schiede.

Und am 7. Juni:

Mit Bürger, das ist völlig so arg, ich weiß es von Dieterich. Die Finanzräthe glauben dergleichen nicht gern, das incommodirt sie. Er hat nichts zu essen, als was ihm seine Freunde schicken, und ist von der übelsten Laune.

In solchen Umständen starb am 8. Juni 1794 Bürger, der Dichter der „Lenore", des „Wilden Jägers" und

des „Braven Mannes", der Condor des Hainbundes, der Nebenbuhler Goethe's im Lied, das Vorbild Schiller's in der Ballade. Wohl sind wir berechtigt zu dem Urtheil, daß an ihm seines glücklichern Mitstrebenden Wort sich bewahrheitet:

Alle Schuld rächt sich auf Erden!

Aber wir wollten doch durch möglichst zahlreiche Auszüge aus diesem höchst merkwürdigen Briefwechsel ein Bild des Mannes nach seiner hellen und dunkeln Seite hinstellen, als Zeugniß der warmen Theilnahme an diesem durch Mangel an Maß und Selbstzucht verwüsteten Dichterleben.

Gibt auch die vorliegende vierbändige Sammlung in ihrer Lückenhaftigkeit keinen völligen Einblick in das Leben des Dichters, so bietet sie uns doch zum ersten mal das vollständige Material zu seiner Lebensgeschichte und ist in dieser Hinsicht verdienstlich, wie zur Kenntniß der literargeschichtlichen Verhältnisse von 1772—94 sehr bedeutsam. Wir sehen Bürger in brieflicher Beziehung zu einer großen Zahl der hervorragendsten Dichter und Schriftsteller seiner Zeit, unter welchen nur Boie, Ebert, Georg Forster und seine Frau, Gleim, Goeckingk, Goethe, Hardenberg, Heyne, Kästner, Klopstock, Klotz, Lichtenberg, Merck, J. M. Miller, Müllner, A. W. Schlegel, Schroeder, Sprickmann, die Brüder Stolberg, Voß und Wieland aufgeführt werden mögen; es erhellt daraus, wie mannichfach das Werk für die Kenntniß jener Zeit neue Thatsachen bringen wird. Manches unbedeutende Blatt dankt allerdings nur dem Umstande, daß es an Bürger gerichtet war, die Ehre des Abdrucks, aber dessen ist nicht viel; ein im vierten Bande enthaltenes, sehr eingehendes Namen- und Sachenverzeichniß macht das Werk leicht benutzbar. So können wir dem Sammler zum Schlusse nur für seine mühevolle Arbeit Dank sagen und uns von der im Vorwort verheißenen Lebensbeschreibung Bürger's aus Strodtmann's Feder das Gründlichste versprechen.

Wilhelm Buchner.

Zur Geographie.

1. Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche in ihrer Beziehung zur Geschichte derselben und zum Leben ihrer Bewohner. Eine physische Erdbeschreibung nach E. Reclus von Otto Ule. Mit 30 Buntdruckkarten, sonstigen Beilagen und circa 300 Text-Illustrationen. Leipzig, Frohberg. 1873. Hoch 4. In Lieferungen zu 75 Pf.
2. Die Schweizer. Daheim und in der Fremde. Von Eduard Osenbrüggen. Berlin, A. Hofmann. 1874. Gr. 8. 4 M. 30 Pf.
3. Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. Von Hermann Allmers. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1875. Gr. 8. 6 M.
4. Tropenwelt. Skizzen aus dem Natur- und Menschenleben in den heißesten Gegenden der Erde. Von Georg Hartwig. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 16 Tafeln in Schwarz- und Buntdruck und zahlreichen Abbildungen im Texte. Erster Halbband. Wiesbaden, Bischkopff. 1874. Lex.-8. 7 M.

Reisebeschreibungen und lesbare geographische Lehrbücher finden unter uns stets ein dankbares Publikum. Nur die physische Geographie lieferte außer trockenen Compendien und Uebersichten kein Buch, welches besonderes Interesse für diese Wissenschaft erwecken konnte. Wir mußten uns mit der Uebersetzung der Frau Somerville begnügen, welche geistreich, anziehend und übersichtlich den Stoff zu behandeln verstand. Da erschien die meisterhafte Arbeit von Reclus: „La terre, description des phénomènes de la vie du globe" (Paris 1868, 2 Bde.), welche allgemeine Anerkennung fand und vom „Ausland" empfohlen ward. Reclus steht auf der Höhe der Wissenschaft, weiß aber den ungeheuern Stoff so faßlich und klar darzustellen, so interessant zu machen, daß jeder Gebildete sein Buch mit Vergnügen liest. Außerdem belebt er ihn durch anregende Gedanken und erhebt sich zu jener humanen Weltanschauung, welche das Gemüth befriedigt und einen wohlthuenden Gegensatz zu der materialistischen Weltanschauung und ihrer Lehre von der Weltherrschaft des Stoffwechsels bildet.

Man muß es dem als populären Schriftsteller bekannten Verfasser Otto Ule (Nr. 1) als Verdienst anrechnen, daß er durch eine geschickte freie Bearbeitung der „La terre" dem großen deutschen Publikum dieses Werk zugänglich machte. Wir haben bei den uns vorliegenden ersten Lieferungen den Text mit der Bearbeitung verglichen, und gefunden, daß diese mit großem Geschick durchgeführt ist, da sie sich wie ein Original liest und Nebensächliches, welches nur den Franzosen interessirt, ausschloß. Wir können das Buch jedem Freunde der Naturwissenschaft mit gutem Gewissen empfehlen, und dies um so mehr, da Reclus in deutschem Sinne und mit deutscher Natursinnigkeit geschrieben, dabei deutsche Forschungen fleißig benutzt hat. Die ersten Hefte behandeln außer einer klaren Uebersicht der astronomischen Geographie und der Theorie der Erdbildung die Formen der alten und neuen Erdtheile, eingehend die Ebenen und Hochflächen. Nur eins berührt unangenehm, und dies sind die Abbildungen, die den französischen weit nachstehen. Mögen unsere Verleger dafür sorgen, daß wir es unsern westlichen Nachbarn hierin recht bald gleichthun! In der Schilderung von Landschaften und Naturscenen ist Reclus Meister; auch dem Unscheinbarsten weiß er eine poetische, Phantasie und Denken anregende Seite abzugewinnen und in der Sprache jenen Farbenton zu treffen, wie er der Landschaft entspricht. Es weht durch das ganze Buch etwas vom Geiste unsers Alexander von Humboldt, was uns anheimelt, und diesen Eindruck steigert die wohlgewählte Ausdrucksweise des Bearbeiters, sodaß wir wünschen, das Werk durch eine billige Ausgabe zum Volksbuche gemacht zu sehen.

Nr. 2: „Die Schweizer. Daheim und in der Fremde", gehört zu den Verlagsartikeln des „Allgemeinen Vereins

für deutsche Literatur" und hat den wohlbekannten Culturhistoriker der Schweiz, Eduard Osenbrüggen, zum Verfasser. Die Schweiz ist so oft beschrieben, daß man meinen sollte, es lasse sich kaum etwas Neues sagen, aber unser Verfasser fand so viel Interessantes, daß man das ganze Buch mit Genuß und steigender Befriedigung liest. Er macht uns mit einer Menge von Verhältnissen aus dem Familien-, Gemeinde- und Cantonleben bekannt, von denen der Tourist nichts bemerkt, legt eine große Fülle statistischer und geschichtlicher Notizen vor, und weiß durch heitere Anekdoten und humoristischen Ton seinen Vortrag zu würzen, sodaß sein Bericht nicht nur tiefere Einsicht in die vielartigen schweizerischen Verhältnisse gibt, sondern auch eine unterhaltende Lektüre bietet. Da lernen wir die verwegenen Geißbuben, die Wilden im civilisirten Lande, kennen, von denen sich aber einige zu geschichtlichen Personen emporarbeiteten, blicken tief in das Familien- und Gemeindeleben hinein, sehen alten Brauch und alte Sitte ankämpfen gegen die nivellirende Macht der Neuzeit. Dazwischen taucht das Philisterthum mit seiner Unbeholfenheit auf und bringt bei großem officiellen Fest als Toast auf „die hohe Obrigkeit" den Wunsch aus, daß ihr Gott „Weisheit, Verstand und was sonst mangelt", geben möge. „Auf hoher Alp" zeichnet uns die wetterumstürmten klippen- und schlundreichen Hochalpen mit den verwegenen, halbbekleideten Geißbuben, die sich unter grauenhaften Gefahren ihren dürftigen Lebensunterhalt verdienen, wogegen wir in „Landesgemeinden, Familie und Gemeinde" die Grundlagen des germanischen Staatslebens in seiner granitenen Dauerhaftigkeit kennen lernen. Es wird uns dadurch vieles aus dem schweizerischen, norddeutschen und englischen Verfassungsleben verständlich. Denn der germanische Staat erwächst naturgemäß aus der Familie; wo sie sich auflöst, wie in den romanischen Ländern, da wankt und schwankt das ganze Staatsgebäude. Dieselbe zu beherzigende Lehre entwickelt der Verfasser auch im „Stadtbürger" und den „Frauen", sodaß wir in der Schweiz ein Spiegelbild unsers eigenen Wesens erblicken.

Es ist nicht leicht, in eine Gemeinde aufgenommen zu werden, aber diese sorgt auch für ihre Mitglieder sogar durch Gemeindeweide, Bannwald u. s. w. und muß zu Regierungsvorschlägen und Gesetzen auf der Tagesatzung Mann für Mann abstimmen lassen. Dies geht nicht ohne gewisse Ceremonien ab, von denen sich einige in den Stadt- und Landgemeinden erhalten haben und gewissermaßen die abgestorbenen Volksfeste ersetzen, z. B. das Trommelfest in dem sonst so ruhigen Basel. Dieses, einer Quäkerstadt nicht unähnlich, unterhält nicht nur auf eigene Kosten eine Universität, sondern die reichen Kaufleute betrachten es auch als Ehrensache, dieselbe zu besuchen oder wissenschaftliche Vorträge zu hören. Im „Sechseläuten", welches in Umzügen und Verbrennen des Winters besteht, hat sich noch die altgermanische Frühlingsfeier erhalten.

Was die „Frauen" anlangt, so wurden sie früher von Obrigkeits wegen auf die Hälfte des Mannes abgeschätzt, an manchen Orten dagegen hatten sie bei Gericht den Vortritt, weil sie manchmal entscheidenden Antheil an der Vertheidigung ihres Vaterländchens nahmen. Im allgemeinen genießen sie Achtung und Gleichberechtigung mit dem Ehemanne in der Familie, der zuweilen gar den Namen seiner Frau dem seinigen beifügt.

In Betreff der Nationalitäten herrscht in der Schweiz Gleichberechtigung, im amtlichen Verkehr braucht man Französisch und Deutsch; doch erweitert sich der Gebrauch der deutschen Sprache, da sie von zwei Drittheilen der Bewohner gesprochen wird, obschon die französisch redenden Cantone eifersüchtig werden. Jeder gebildete Schweizer spricht jene beiden Sprachen, und das ungerechtfertigte Mistrauen gegen das Deutsche Kaiserreich nimmt mit jedem Jahre ab. Im geselligen Verkehr spricht man Schweizerdütsch, in Schulen, Zeitungen u. s. w. gebraucht man das Hochdeutsch, ebenso auf der Kanzel. Der Schweizer nennt seinen Sohn, und wenn dieser auch schon Großvater ist, mein Bub, die Tochter aber Kind, und wenn sie „von bestandenem Alter", d. h. bejahrt und unverheirathet ist, nennt er sie Tochter oder Jungfrau. Altersgenossinnen, auch wenn sie hoch im Alter stehen, reden sich mit „Gespielin" an, wie auch die Männer „Jahrjüngervereine" als dauernde Genossenschaft Gleichalteriger haben.

Schließlich macht uns der Verfasser mit den Volksfesten bekannt, die leider mehr und mehr abnehmen, und nur noch in einigen hohen Alpenthälern als gymnastische Wettkämpfe vorkommen, und mit dem Reislaufen, der unerfreulichsten Gewohnheit der freien Schweizer, welches erst in neuester Zeit gründlich beseitigt ist, denn es war zu schmachvoll, die Schweizer überall als Söldlinge und Vertheidiger des Absolutismus zu finden. Der Reichthum an charakteristischen Zügen aus dem Volks- und Culturleben macht das Buch zu einem sehr lehrreichen und unterhaltenden.

Das „Marschenbuch" von Hermann Allmers (Nr. 3) versetzt uns im Gegensatz zu den alemannischen Cantönchen der Alpen in die Niederungen der Nordseeküste, wo sich in kleinen Bauerngemeinden das altfriesische und altniedersächsische Volkswesen in Familie, Gerichts- und Gemeindewesen entwickelte, jahrhundertelang behauptete, abgeschieden von den großen Strömungen der Zeit, von denen es erst in den letzten Jahrzehnten ergriffen wird. Für jeden Deutschen, der für die Vielartigkeit unsers Volksthums Sinn hat, ist das „Marschenbuch" eine sehr willkommene Gabe, und erfreulich, es in zweiter Auflage wiederzusehen. An fruchtbarem, aber auch ungesundem Fluß- und Meeresufer hat sich der friesische Stamm angeklammert, zwischen schauerlichen Mooren und öden Heiden Haus und Dorf auf der Wurft des Marschlandes erbaut und den schweren Kampf mit Moor und Fluß geführt. Große Strecken Landes sind ihm entrissen, die Bevölkerung zu Tausenden ertränkt und im Aussterben begriffen. Draußen weit im Meere auf schlammiger Watte findet man noch uralte Gräber als Zeugen versunkenen Landes, und in den Mooren entdeckte man die Holzbrücken der Römer und Karl's des Großen, über welche diese in das Gebiet der freien, streitbaren Chauken eindrangen, deren Bauernrepubliken sich mannhaft jahrhundertelang der Herrschaft der Bischöfe und des Adels erwehrten, bis sie der Menge und Macht der Feinde nach und nach erlagen, aber noch manchen Rest uralten freien Bauernthums retteten. Noch heute sagt der Marschenbewohner mit Stolz: Ich bin ein

Bauer! und seine Vorfahren führten als Familienkennzeichen Wappen und Marken, da es keine Familiennamen gab.

Sehr anschaulich beschreibt der Verfasser die Natur und Eigenthümlichkeiten der Marschen mit ihren Deichen, Sielen, Mooren, Pflanzen, Thieren und Bewohnern, führt uns in die Bauernhäuser, wo wir deren Bewohner bei ihrer Tagesarbeit beobachten können, charakterisirt deren Denkungsweise, wie sie sich in Sitte, Sprache und Sprichwort ausprägt, führt uns in die uralten Kirchen und Kirchhöfe und endlich in die thatenreiche Geschichte der kleinen Bauernrepubliken an der Weser und Elbe. So winzig klein uns manches erscheint, so kennzeichnet es doch das Wesen und Leben unsers Volks, namentlich des freien Bauernstandes, der im übrigen Deutschland zum Hörigen des Adels herabsank. Wer nicht blos die äußere Geschichte Deutschlands und seiner Dynastien will kennen lernen, sondern auch die des Volks, der findet in dem vorliegenden, klar, anziehend und mit Wärme geschriebenen Buche reiche Ausbeute. Es ist ein echtes Volksbuch, welches für jede Familie eine gemüthvolle Winterlektüre bildet. Möchten wir bald mehr ähnliche Bücher erhalten, damit wir uns selbst genau kennen lernen und endlich auch eine Geschichte des deutschen Volks und seiner Stämme erhalten, da das von Wachsmuth für unsere Ansprüche nicht ausreicht.

Die „Tropenwelt" von G. Hartwig (Nr. 4), gleichfalls die zweite Auflage eines beliebten Buchs, führt in bunter Reihe die Pflanzen, Thiere, Landschaften und Völker der Tropen vor in frischen Umrissen, farbenreicher Schilderung und faßlicher Darstellung. Die vorliegende erste Hälfte behandelt die Orkane, Palmen und Baumfarrn, Llanos, Insekten, Raubvögel, Schlangen, Affen, Schildkröten, Charakterpflanzen, Urwald, Ameisenfresser, Raubthiere, Sahara, Indianer, nutzbare Gewächse, Krokodile, Strauß und Kasuar u. s. w. Die Abbildungen sind im allgemeinen gut und zweckentsprechend. Zu wünschen bleibt nur, daß die Reihenfolge der Stoffe nicht gar zu bunt durcheinandergehe, in den einzelnen Kapiteln nicht sprungweise von einem Gegenstand zum andern eile, und daß mitunter die Magerkeit der bloßen Aufzählung der Namen und Arten vermieden werde. Der Werth des Buchs soll ja gerade in der umsichtigen Auswahl und der veranschaulichenden Darstellung liegen; durch gar zu auszugs- und notizenartige Stellen widerspricht es also seinem Zweck.

Friedrich Körner.

Neue Uebersetzungen.

1. Pascarèl. Roman von Ouida. Aus dem Englischen von Jenny Piorkowska. Autorisirte Ausgabe. Vier Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. 12 M.
2. Die Mystiker. Vom Abbé ***. Autorisirte deutsche Ausgabe, übertragen von A. W. Peters. Dritte Ausgabe. Zwei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 6 M.

Jean Paul's Ausspruch, daß der Roman vor allem romantisch sein müsse, wird, trotz der vielfach überhandnehmenden Prosa unserer Zeit, für die Romanschriftsteller stets eine maßgebende Geltung besitzen. Ob das dichterische Schaffen seinen Stoff in den Kohlengruben oder in den Gelehrtenstuben, in dem Stillleben eines deutschen Kleinstädters oder in den wilden Fahrten eines Indianerhäuptlings aufsucht, ist dabei gleichgültig, nur muß die Gestalten des wahren Romans immer jener Zauberhauch der Phantasie umwittern, welcher sie in eine ideale Sphäre erhebt, und der sich im unbedingten Gegensatz zu der Art und Weise befindet, wie der trockene Realismus seine Figuren zusammenklebt und aneinanderreiht.

Ouida führt uns in „Pascarèl" (Nr. 1) ein Gemälde jenes fahrenden Künstlerthums vor, welches diesseit der Alpen namentlich Karl von Holtei als seine Domäne betrachten kann. Aber wenn der deutsche Schriftsteller in den Becher der Freude, welchen er uns durch die verlockenden Schilderungen credenzt, auch manchen Tropfen Galle fallen läßt, indem er oft den Scheingrößen die Flitter abreißt und die Misère in unverhüllter Gestalt zeigt, erfreut „Pascarèl" gerade durch die geschickt angebrachte Beleuchtung, welche über alle Gestalten einen fast gleichmäßigen wohlthuenden Schimmer verbreitet. In der That hat aber auch das fahrende Künstlerthum für Deutschland, wo es längst verschollen ist und die trübsten Erinnerungen an Noth und Entbehrung wachruft, eine durchaus andere Bedeutung als für Italien, wo die Schauspielkunst sich noch heute im Zustande unsteter Beweglichkeit befindet und doch dabei vortrefflich gedeiht, wie es neuerdings namentlich Ernesto Rossi zeigt, welcher mit seiner Gesellschaft von Granada bis Berlin reist. Als einen zweiten charakteristischen Vorzug des Romans möchten wir eine gewisse Vornehmheit bezeichnen, welche den gleichmäßigen Fluß der Erzählung von keinen durch Sensationsmotive künstlich erzeugten Stromschnellen unterbrechen läßt. Ueberhaupt vermissen wir in keiner Weise die ideale Weihe, für welche wir eine gern eingestandene Vorliebe besitzen. Es ist ja die Aufgabe jeder Kunst, nicht das mühselige und beladene Alltagsleben zu wiederholen, sondern uns vielmehr in eine höhere Region zu versetzen, wo wir den reinen Aether sittigender Herzerquickung und Gemüthsvertiefung athmen.

Pascarèl, welcher an der Spitze einer kleinen Truppe durch Italien reist, wird keineswegs als ein gewöhnlicher Vertreter seines Standes, sondern vielmehr als ein wirkliches Genie hingestellt, dem es jeden Augenblick freistehen würde die Bedeutung einer Weltberühmtheit zu erlangen. Was ihn daran hindert, ist der ihn auszeichnende demokratische Grundzug seines Charakters, welcher ihn fern von den Palästen der Reichen seine Kunst nur zur Ergötzung des niedern Volks gebrauchen läßt. Von edelm Geschlecht abstammend, ist er ein reich und tief gebildeter Geist, den ein unwiderstehlicher Drang vom Katheder der Universität in das Gewühl des Volkslebens getrieben hat. Er tritt in selbstverfaßten, die Meisterhand bekundenden Stücken auf, in denen er das ihn vergötternde Volk der Kesselflicker, Schmiede, Bauern zu enthusiastischer Bewunderung hinreißt; voll Jubel wird er überall begrüßt,

wenn er kommt, voll Schmerz nimmt man von ihm Abschied, wenn er scheidet. An ihn schließt sich ein junges Mädchen an, welches, ein Kind der Liebe, von ihrem Vater, einem in Liederlichkeit verkommenen Adelichen, verleugnet und dem Spiel des Zufalls preisgegeben wird. Die erst am Schlusse gelöste Frage, wer ihr Vater sei, bildet das Moment der in die Vergangenheit greifenden Spannung, welches zu den mit Recht verwendeten Hülfsmitteln der Romanschriftsteller gehört. Das Verhältniß zwischen der Donzella und Pascarèl ist zunächst das einer für alle edlern Eindrücke begeisterten Schülerin zu dem von ihr verehrten Lehrer, und an dieser Stelle legen sich eine Anzahl allerdings sehr interessanter Gespräche über Italiens glorreiche Vergangenheit, über Kunst und Wissenschaft, Ruhm und Unsterblichkeit in die Erzählung ein, in denen wir aber doch keinen genügenden Ersatz für das Manco an Handlung erblicken können, die uns unentbehrlich scheint. In dem Augenblick, als es sich herausstellt, daß der Lehrer zum Liebenden und die Schülerin zur Geliebten geworden ist, weiß die auf Pascarèl eifersüchtige Brunotta, eine gutmüthige aber flache Natur, durch verächtliche Künste den Bund zu zerreißen, bei dessen Lösung beider Herzen bluten. Die Donzella führt ein kümmerliches Leben im Hause einer armen Witwe, während Pascarèl, als die Stunde für die Einigung seines Vaterlandes geschlagen hat, zu den Waffen greift und namentlich in der Schlacht bei Montebello sich die wohlverdienten Lorbern erringt. Durch diesen glücklichen Zug steht das Bild des Künstlers auf einmal in wahrhaft glänzender Beleuchtung vor uns, denn wenn wir so lange seine eigenthümliche Lebensweise für eine Marotte halten mußten, erkennen wir sie jetzt als eine nothwendige Folge seines glühenden Patriotismus, dem jede ungehemmte Lebensäußerung versagt geblieben war. Als Krieger und Volksredner spielt er nun keine geringere Rolle wie früher als Künstler, während die Donzella in das Haus ihres Vaters, dem eine reiche Erbschaft zugefallen ist, aufgenommen wird. Als sie jedoch ihren Ursprung erfährt und sich von verhaßten Liebesanträgen verfolgt sieht, verläßt sie das väterliche Haus und schließt sich an Pascarèl zu dauerndem Liebesbunde. Um diese Hauptgestalten bewegen sich eine Anzahl Nebenfiguren von glücklicher Zeichnung, denen oft, wie z. B. dem unglücklichen Musiklehrer Ambrogiò Rufi, Züge von ergreifender Rührung verliehen werden.

Ueber der ganzen Erzählung ruht der tiefblaue Himmel Italiens, für dessen Herrlichkeiten der Roman mit seinem lebhaften Colorit einen meist überströmenden Ausdruck findet. Gern lauschen wir, wenn die vollen Accorde der Begeisterung angeschlagen werden, wie z. B. in dem Schlußsatze, welcher als Probe dienen mag:

> Eine Blütenwolke, die Töne einer Laute, der Ton leisen Gelächters, die tiefern Freuden des Seufzers, der in einer Liebkosung verhaucht, das ferne Echo einer frohen Volksmenge, heller, kühler Mondschein, die steinernen Gesichter der Faune und Greife, von Acanthuslaub umrankt, die in Steine gemeißelten Gestalten der Propheten und Heiligen, die über eine muntere Maskenmenge hinausragen, der Duft von Berg und See, den frische Winde durch schattige, marmorne Wege herübersenden, und in der heiligen Stille der Nacht in Gärten, wo Fontainen rauschen, oder an den Fenstern, wo die Leuchtkäfer glühen, das leise Klopfen rascher Pulse, die Berührung von geliebten Lippen: das ist der Athem und das Leben der Stadt der Lilien, der Stadt der Liebe, vom Bezwinger des Löwen für die Mutter des Eros in einer Sommernacht auf ein Blumenfeld gebaut, Florenz, der Tochter Gottes und der Königin der menschlichen Freiheit, Florenz, der Dichterin und des Paradieses der Liebe.

Die Uebersetzung läßt eine gewandte Feder nicht verkennen, obwol es auch an Wendungen wie „Ariosto, der «hinterste» aller Dichter und Liebenden" nicht fehlt.

„Die Mystiker" vom Abbé *** (Nr. 2), die in dritter Ausgabe vorliegen, sind ein crasser Tendenzroman, dessen Verfasser im Kampfe gegen den Ultramontanismus und Jesuitismus eine erstaunliche Productivität zeigt, die ihn sogar in den Stand setzt, seine Schriften serienweise herauszugeben. Die gute Absicht, aus der katholischen Kirche die schädlichen Elemente auszuscheiden, welche wie ein Krebs an ihrem Organismus wuchern, verdient gewiß alle Anerkennung, aber die Kritik besitzt leider nicht die Eigenthümlichkeit Gottes, nur auf das Herz zu sehen, sondern verlangt neben dem Wollen auch das Vollbringen und muß sich gegen ein Werk erklären, das aus aller Poesie vollständig herausfällt. Der Autor geißelt die schnöden Umtriebe der Jesuiten, wobei er viel anziehendes aber auch viel ekelhaftes Material zusammenstellt, und es namentlich liebt, den dicksten Pinsel in das grellste Roth zu tauchen. Das Buch möge der Aesthetik de pur sang so fern wie möglich bleiben, welche in demselben leicht ein treffliches Futter für ihre kritischen Kanonen erblicken könnte. Auf eine nähere Analyse gehen wir um so weniger ein, als bereits Nr. 51 d. Bl. f. 1871 ihren Verpflichtungen gegenüber dem Romane nachgekommen ist.

Eugen Zabel.

Ein indisches Schauspiel.

Urvasi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Deutsch-metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz. Zweite durchgesehene Auflage. Miniaturausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 2 M. 40 Pf.

Es war ein glücklicher Gedanke, den Edmund Lobedanz, der anerkannt classische Uebersetzer der „Sakuntala" des Kalidasa, hatte, als er es unternahm, desselben Dichters „Urvasi" ebenfalls ins Deutsche zu übertragen. Wie sehr er damit den Wünschen eines großen Leserkreises entgegengekommen ist, beweist der Umstand, daß seine Bearbeitung jetzt schon in zweiter Auflage erschienen ist. Mit Recht nennt Lobedanz diese „Urvasi" einen „Edelstein"; er erklärt das Schauspiel für ein jüngeres Werk Kalidasa's, „einer Dichternatur, welche — «kindlich weise» — unter der Einwirkung des Buddhismus das reinste germanisch-christliche Menschheitsideal in Bezug auf das

Verhältniß zwischen Mann und Weib dargestellt hat, sich gänzlich freimachend von den so vielfältig irrenden Anschauungen seiner Zeit und seines Volks".

Die Handlung in „Urvasi" ist nicht sehr complicirt; König Pururava rettet die Himmelsmaid Urvasi aus den Krallen der Ungötter, die sie geraubt haben; bezaubert von Urvasi's Schönheit und Unschuld, entbrennt er in heftiger Liebe zu ihr, welche von der Geretteten ebenso innig erwidert wird. Die Vereinigung erfolgt, aber eine kurze Untreue des Königs macht Urvasi so rasend eifersüchtig, daß sie entläuft und nicht gewahr wird, wie sie das verderbenbringende Gebiet des Kriegsgottes betritt; die Folge ist, daß sie in eine Ranke verwandelt wird. Pururava fällt durch ihren Verlust in Wahnsinn; endlich verleihen ihm die Götter den blutrothen Stein des Wiederfindens; er entzaubert Urvasi, und fortan sind beide vereint, einer im andern glücklich.

Das ganze Gedicht ist von einem wunderbar zarten Schimmer echter Poesie übergossen; am lieblichsten sind jene Scenen, in denen Urvasi und Pururava sich vereinen: der Schluß des dritten Actes, und später das Wiederfinden. Ergreifend wirkt dazwischen des Königs verzweiflungsvolle Klage um die verlorene Geliebte.

Lobedanz nennt „Urvasi" geradezu die schönere Zwillingsschwester der „Sakuntala". Jedenfalls dürfen wir uns freuen, daß zwei solche Perlen durch so mustergültige Bearbeitungen unser geistiges Eigenthum geworden sind. Tiefsinn geht bei Kalidasa Hand in Hand mit Zartsinn, Seelenadel und innere Liebenswürdigkeit mit echtester Bildung. Wir zweifeln daher nicht, daß „Urvasi" in dieser Bearbeitung gleichen Erfolg haben wird wie „Sakuntala", nach Lobedanz, von der schon die vierte Auflage, ebenfalls aus Brockhaus'schem Verlage, vorliegt. Vielleicht unternimmt es sogar ein speculativer Schauspieldirector, mit „Urvasi" den nämlichen Versuch zu wagen wie mit deren Zwillingsschwester; „Sakuntala" ist bekanntlich unlängst in Wien in Scene gegangen, und zwar mit großem Erfolg. Einer theatralischen Einrichtung könnte aber wol schwerlich eine bessere Bearbeitung untergelegt werden als diejenige von Edmund Lobedanz. **Hermann Uhde.**

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Karl Zettel hat von seinen „Ersten Klängen" eine zweite vermehrte und veränderte Auflage unter dem Titel: „Dichtungen" (Eichstädt, Krüll) erscheinen lassen. Zettel ist durch Hermann Lingg in die Literatur eingeführt worden, und auch die neue Auflage trägt die Empfehlung Lingg's als eine Art von Vorwort. Wir haben bereits bei Besprechung der ersten Auflage hervorgehoben, daß Zettel der Lingg'schen Schule angehört, und daß wir diejenigen Gedichte für die gelungensten erklären, welche in dem markigen Stil der historischen Freske, wie ihn Hermann Lingg liebt, abgefaßt sind oder die poetische Belebung einer geschichtsphilosophischen Mystik athmen. Auch die neu hinzugekommenen Gedichte bestätigen unser Urtheil; es finden sich darunter besonders manche Gelegenheitsgedichte, wie dasjenige, welches dem Meister Hans Sachs an seinem Ehrentage gewidmet und in einem kräftig frischen Stile abgefaßt ist.

— Von August Silberstein's „Mein Herz in Liedern" ist eine dritte vermehrte Auflage (Stuttgart, Hallberger) erschienen. Die meisten dieser aus frühern Sammlungen bekannten Gedichte athmen einen milden Sinn, mögen sie nun heitere oder ernste Klänge anschlagen. Ungleich in der formellen Behandlung, haben viele derselben doch etwas Warmes und Wohlthuendes, was den Kreis ihrer Freunde bisher angezogen hat und noch ferner anziehen wird.

Ausländische Literatur.

In einer Besprechung des eben erschienenen ersten Theils der „Illustrations of the Life of Shakespeare" von Halliwell, sagt das „Athenaeum" vom 12. December v. J.: „So lange wir Forscher wie Halliwell besitzen, werden wir der deutschen Kritik nicht leicht den Platz einräumen, den sich anzumaßen sie geneigt ist. Die gegenwärtige Zeit ist kaum dazu geeignet, nachzuweisen, auf welch seichtem Boden die Annahme beruht, Deutschland habe uns in der Kritik Shakspeare's überflügelt. Als ein geduldiges Volk mit einer Gewohnheit der Selbstbeschauung, wie sie keine andere Rasse bisher an den Tag gelegt, haben die Engländer sich damit zufrieden gegeben, die ihnen gemachten Vorwürfe gut aufzunehmen, und es versucht, die Lehren, welche dem Tadel unterliegen dürften, zu benutzen. Demzufolge haben sie die Versicherung hingenommen, daß sie zu tadeln seien, und als ein solides Gebäude betrachtet, was in Wahrheit ein bloßes Nebelgebilde ist. Goethe, bei weitem der größte Mann, der mit voller Kenntniß über Shakspeare gesprochen, hat viel Schönes über ihn gesagt. Auch aus Lessing, in dem die kritische Fähigkeit ihren Höhepunkt erreicht, kann man etwas lernen; obschon er kein besonderes Licht auf Shakspeare wirft. Es würde indessen keine schwierige Aufgabe sein, nachzuweisen, daß die dogmatischen Aussprüche (decrees) späterer «ästhetischer Kritiker» Deutschlands zum großen Theil, wenn nicht hauptsächlich, aus Gemeinplätzen bestehen, von denen englische Kritiker angenommen haben, sie gehören einem Elementarstudium seiner Werke an, oder aus so erzwungenen und phantastischen Auslegungen, daß sie irre leiten und fast ganz werthlos sind."

Halliwell nun ist der genaue Gegenfüßler von Gervinus. In seinem Vorworte versagt er ausdrücklich den Folgerungen des deutschen Forschers, den er, ohne ihn zu nennen, hinlänglich bezeichnet, allen Glauben. Er spricht es als seine Ueberzeugung aus, daß der wahre Geist der Kritik der sei, welcher sich „mit Thatsachen lieber als mit Muthmaßung und Gefühl" befaßt, und er verspricht, daß kein Raum in seinem Werke „der Prüfung muthmaßlicher, allgemeiner, ethischer Absichten, eingebildeter moralischer Einheiten und dergleichen" gewidmet sein werde.

Welcher Triumph für Genée und alle, die seine Ansicht von der deutschen Shakspeare-Forschung theilen!

Theater und Musik.

Die pariser Bühne hat jetzt auch ein Gouvernantenstück erhalten, welches sich als zugkräftig und erfolgreich beweist, es ist das „Fräulein Duparc" von Deneyrouse, ein Stück, welches am Gymnase-Theater zur Aufführung kam. Die Heldin ist keine Jane Eyre, sondern eine unternehmungslustigere Erzieherin, welche zwar einen nächtlichen Besuch ihres Brotherrn, des Grafen, zurückweist, aber doch mit seiner Neigung der Gräfin gegenüber prahlt, besonders als der Graf sich ihretwegen in ein Duell eingelassen hat und schwer verwundet worden ist; er will mit ihr flüchten, und sie ist nicht abgeneigt; doch die Resignation der Gräfin, die lange Zeit einen Charakter christlicher Milde trägt, zuletzt aber in einen Selbstmord zu endigen droht, bezwingt das Herz des Fräulein Duparc, welche selbst dann in einem Kloster für ihre Sünden büßt. Diese Grundlinien des Stücks sind nicht gerade vielversprechend,

doch die Nebenfiguren geben demselben Frische, Reiz und auch komische Wirkung.

— Die leichtere komische Oper scheint jetzt auf unsern großen Hofopernbühnen Zutritt zu finden. Die bereits in Manheim aufgeführte Oper von Hermann Götz: „Der Widerspenstigen Zähmung", zu welcher Wichmann den Text auf Grundlage des Shakspeare'schen Lustspiels bearbeitet hat, ist an der wiener Hofoper mit Erfolg in Scene gegangen, während man in Berlin am königlichen Hoftheater die komische Oper: „A-ing-fo-hi" von Richard Würst, nach einem Libretto von Ernst Wichert componirt, zur Aufführung brachte. Man rühmt der Musik Geschmack und Anmuth nach, vermißt aber sowol die pikanten Champagnergeister Offenbach's wie den Erfindungsreichthum eines Auber.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 4. Februar starb der Senior der berliner Publicisten Dr. Friedrich Zabel, welcher die Redaction der „National-Zeitung" länger als 25 Jahre geführt hat, und zwar stets mit Behauptung jener würdigen Haltung, durch welche sich das Blatt den immer wachsenden Einfluß und die allgemeine Achtung errungen hat. Die „National-Zeitung" ist ein Kind der Märzrevolution von 1848; sie erschien am 1. April d. J., und gleich damals stand der Name Zabel's an ihrer Spitze. Am 26. November 1802 in Berlin geboren, hatte Zabel das Friedrich-Werder'sche Gymnasium besucht und nachher Philologie und Theologie studirt, er war Predigtamtscandidat gewesen und hatte eine Pensionsanstalt begründet, als ihn die bewegte Zeit ganz der Publicistik in die Arme führte, der er früher nur als Correspondent angesehener Zeitungen gelegentlich gehuldigt hatte. Die „National-Zeitung" wurde unter seiner Leitung ein tapferes Oppositionsorgan in der Epoche der preußischen Reaction und nach 1866 das Hauptorgan der nationalliberalen Partei. Auf die ästhetische Kritik hat sie stets einen tonangebenden Einfluß ausgeübt. Zabel hat nie durch glänzende Artikel einen Tagesruhm erobert; auch seine Thätigkeit als Landtagsabgeordneter war vorübergehend und ohne Bedeutung; aber die Gediegenheit seines Wesens, die Bravheit seines Charakters, die Unerschütterlichkeit in Bezug auf die Ziele seines Wirkens machten ihn zu einem würdigen Vorbild jener anständigen Publicistik und Journalistik, welche in Berlin stets einen festen Halt hatte gegenüber der unruhig flankernden Beweglichkeit jener Elemente, die sich mit ihren Speculationen und Effecthaschereien in den Vordergrund zu drängen suchen. Zabel war als der Senior der Publicistik der Reichshauptstadt auch ein Vertreter der Presse, welcher dem Stand der Journalisten Ansehen und Achtung zu geben wußte — und darum wird die Chronik der Tagespresse seinem Namen ein dauerndes Andenken sichern.

Bibliographie.

Belzig, R. v., Frauenliebe und Leben. Ein Blüthenstrauß deutscher Dichtung für Deutschlands Frauen und Jungfrauen gewunden. Stuttgart, Schlegel. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.

Berneck, K. G. v., und J. Schott, Atlas des Kriegswesens. Leipzig, Brockhaus. Quer-Fol. 6 M.

Carriere, M., Atlas der Plastik und Malerei. Leipzig, Brockhaus. Quer-Fol. 8 M.

Ebert, H., Fritz Reuter. Sein Leben und seine Werke. Güstrow, Opitz u. Comp. 1874. 8. 3 M.

Ehlers, O. E., Kornähren der Poesie. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 4 M.

Erinnerungen eines Schwaben. Zeit- und Sittenbilder aus den letzten und ersten Tagen des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von J. E. GüntHert. Nördlingen, Beck. 1874. 8. 2 M. 75 Pf.

Deutsche Ferien. Erlebtes und Erdachtes, auch in Reime Gebrachtes, von Wem? — Was macht es? Berlin, Nauh. 8. 3 M.

Gedichte. Dem Fräulein L. H. zu Mainz gewidmet. Barmen, Wiemann. 1874. 8. 1 M. 50 Pf.

Gladstone, W. E., Die vatikanischen Dekrete nach ihrer Bedeutung für die Unterthanentreue. Eine politische Fragestellung. Autorisirte und mit einem Anhang versehene Uebersetzung. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Glass, R., Nach Süden! Empfindsame Reise. Altenburg, Schnuphase. 8. 3 M. 60 Pf.

Grasshoff, W. W. Freih. v., Prinzeß Kätherle (Katharina von Ottweiler). Historisches Original-Lustspiel. Kassel, Jungklaus. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Grosse, J., Die Abenteuer der Kalewiden. Esthnisches Volksmärchen. Leipzig, Weber. 8. 3 M.

Hartmann, J., Liederschatz der deutschen Mutter. 500 den Müttern gewidmete Dichtungen aus drei Jahrhunderten. Stuttgart, Neff. Gr. 16. 6 M.

Horn, M., Goethe in Straßburg und Sesenheim. Dichtung. Kassel, Jungklaus. 8. 2 M.

Hugo, V., Meine Söhne. Aus dem Französischen von L. Schneegans. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Straßburg, Wolff. 1874. 8. 1 M.

Jaeger, G., In Sachen Darwin's insbesondere contra Wigand. Ein Beitrag zur Rechtfertigung und Fortbildung der Umwandlungslehre. Stuttgart, Schweizerbart. 1874. Gr. 8. 5 M.

Köppen, F. v., Fürst Otto von Bismarck, der deutsche Reichskanzler. Ein Zeit- und Lebensbild für das deutsche Volk. 1stes Heft. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 75 Pf.

Lauer, H., Rheinische Lieder. Der heiligen Elisabeth von Thüringen gewidmet. Mainz, Kirchheim. 1873. 8. 1 M. 20 Pf.

Lessing's Werke. Herausgegeben von R. Gosche. Erste illustrirte Ausgabe. 1ste Lfg. Berlin, Grote. 8. 50 Pf.

Löwe, F., Neue Gedichte. Stuttgart, Wittwer. 16. 5 M.

Mosenthal, S. H., Die Sirene. Komödie. Leipzig, Weber. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Müller-Samswegen, E., Dunkle Blüten. Novellen. Berlin, Gotth. H. E. Müller. 8. 7 M. 50 Pf.

Müller, H., Gedichte. 1ster Bd. Lieder in Lust und Leid. Leipzig, Expedition der Literatur. 1874. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Obermüller, W., Die Hessen-Völker. Chatten, Hessen, Menapier, Bataver, Alemannen, Franken, Schotten, Kathag-Gaelen, Enakim, Abiten, Chatan-Araber, Chetiter, Cadusen und Arsaciden. Historisch-sprachliche Forschung. 1stes Heft. Kassel, Jungklaus. 1874. 8. 1 M. 50 Pf.

Osseg, A., Der Hammer der Freimaurerei am Kaiserthrone der Habsburger. Amberg, Habbel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Perlbach, M., Preussische Regesten bis zum Ausgange des 13. Jahrhunderts. 1stes Heft. Königsberg, Beyer. Gr. 8. 3 M.

Petrick, A., Zur Geschichte des Grafen Bothwell. St. Petersburg. 1874. Gr. 8. 1 M.

Pocci, F., Lustiges Komödienbüchlein. 5tes Bdchn. München, Stahl. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Rosenberg-Lipinsky, A. v., Gedichte. Breslau, Trewendt. Gr. 16. 3 M.

Sauer, C. M., Reclame. Roman. 3 Bde. Görlitz, Vierling. 8. 12 M.

Salm-Salm, Prinzessin Felix zu, Zehn Jahre aus meinem Leben — 1862 bis 1872. 1ster Bd. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Samter, A., Social-Lehre. Ueber die Befriedigung der Bedürfnisse in der menschlichen Gesellschaft. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M.

Sax, J. P., Beitrag zur Geschichte der Abtei und Stadt Echternach. Luxemburg, Brück. 8. 90 Pf.

Scherr, J., Allgemeine Geschichte der Literatur. Ein Handbuch in 2 Bänden. 5te ergänzte Auflage. 1ste Lfg. Stuttgart, Conradi. Gr. 8. 1 M.

Schmid, L., Des Minnesängers Hartmann v. Aue Stand, Heimat und Geschlecht. Eine kritisch-historische Untersuchung. Tübingen, Fues. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Schmidt, E., Die Expedition gegen Chiwa im Jahre 1873 nach den Quellen bearbeitet. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 5 M.

Schmidt, J., Leibniz und Baumgarten, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aesthetik. Halle, Lippert. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Schönbach, A., Ueber die Marienklagen. Ein Beitrag zur Geschichte der geistlichen Dichtung in Deutschland. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 4. 4 M.

Schubert, F. C., Wlasta. Roman. Prag, Verlag der Bohemia. 8. 6 M.

— — Wlasta oder der Mägdekrieg. Tragödie. Leipzig, Mutze. 8. 2 M.

Schultze, C. W., Deutsch und welsch. Ein poetischer Zeitspiegel aus dem jüngsten Kriege. Breslau, Hoffmann. 1874. 8. 3 M. 50 Pf.

Seidel, H., Aus der Heimath. Studien. Breslau, Hoffmann. 1874. Gr. 16. 3 M. 60 Pf.

Shakspere, W., Venus und Adonis. Ein episches Gedicht. Deutsch nebst einer Einleitung von B. Tschischwitz. Halle, Schwabe. 8. 1 M. 20 Pf.

Sieg, H. v. der, Harold der Zigeunerkönig. Ein historisch-romantisches Gemälde aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, theilweise unter dem Grafen dem nachmaligen Fürsten Johann Moriz von Nassau. 1ste Lfg. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 60 Pf.

Willatzen, P. J., Blüthenzweige deutscher Lyrik nach Goethe. Eine Anthologie. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 6 M.

Willkomm, E., Wunde Herzen. Roman. 3 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 12 M.

Wittich, K., Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly. 1ster Bd. Kritische Untersuchungen zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges mit Benutzung meistens ungedruckter Quellen. Berlin, C. Duncker. 1874. Gr. 8. 15 M.

Wohlfahrt, J. F. T., Glückseligkeitslehre. Ein Laienbrevier. Neue Ausgabe. Leipzig, T. O. Weigel. 1874. Gr. 8. 3 M.

Wolf, A., Fürstin Eleonore Liechtenstein, 1745—1812. Nach Briefen und Memoiren ihrer Zeit. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 M.

Wundt, W., Ueber die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart. Rede. Leipzig, Engelmann. 1874. Gr. 8. 60 Pf.

Wuttke, H., Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens. 2te, bis auf die Gegenwart fortgeführte Aufl. Leipzig, J. W. Krüger. Gr. 8. 4 M.

Zenkteler, Ein Beitrag zu den Ausgrabungen in der Provinz Posen. Ostrowo, Priebatsch. 1874. 4. 75 Pf.

Ziemssen, L., Novellenbuch für das deutsche Haus. 4 Bde. Leipzig, Baensch. 1874. 8. 14 M. 50 Pf.

Zorer, Harmonische Theilung. Tübingen, Fues. 1874. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 25. Februar 1875.

Zur Anthropologie.

Die Anthropologie als die Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen. Dargestellt von Maximilian Perty. Zwei Bände. Leipzig, C. F. Winter. 1873—74. Gr. 8. 15 M.

Kant unterschied zwei Arten von Anthropologien, die physiologische und die pragmatische. Die physiologische Menschenkenntniß geht nach ihm auf die Erforschung dessen, was die Natur aus dem Menschen macht, die pragmatische auf das, was er als frei handelndes Wesen aus sich selber macht oder machen kann und soll. Diesen Gegensatz erläutert er folgendermaßen:

Wer den Naturursachen nachgrübelt, worauf z. B. das Erinnerungsvermögen beruhen möge, kann über die im Gehirn zurückbleibenden Spuren von Eindrücken, welche die erlittenen Empfindungen hinterlassen, hin und her (nach dem Cartesius) vernünfteln, muß aber dabei gestehen, daß er in diesem Spiel seiner Vorstellung bloßer Zuschauer sei und die Natur machen lassen muß, indem er die Gehirnnerven und Fasern nicht kennt, noch sich auf die Handhabung derselben zu seiner Absicht versteht: mithin alles theoretische Vernünfteln hierüber reiner Verlust ist. Wenn er aber die Wahrnehmungen über das, was dem Gedächtniß hinderlich oder beförderlich gefunden worden, dazu benutzt, um es zu erweitern oder gewandt zu machen, und hierzu die Kenntniß des Menschen braucht, so würde dieses einen Theil der Anthropologie in pragmatischer Absicht ausmachen. (Vgl. Kant's „Anthropologie", Vorrede.)

Kant's eigene „Anthropologie" war, wie schon ihr Titel besagt, eine Anthropologie „in pragmatischer Hinsicht". Dagegen hat sich Perty's „Anthropologie" eine umfassendere und darum auch schwierigere Aufgabe gestellt. Aehnlich wie Alexander von Humboldt die Resultate sämmtlicher Naturwissenschaften in seinem „Kosmos" zu einem Gesammtbilde des Makrokosmos verarbeitete, ähn[lich] war Perty bemüht, die Ergebnisse sämmtlicher auf [de]n Menschen bezüglichen Wissenschaften zu einem allseiti[ge]n Bilde des Mikrokosmos, genannt Mensch, zu ver[arb]eiten. Und Perty war der Mann dazu. Denn mit [Ke]nntnissen vielfacher Art und erstaunlicher Belesenheit [ver]bindet er philosophische und ästhetische Bildung, sodaß sich seine „Anthropologie" ebenso sehr durch Reichthum des Inhalts wie durch Anmuth der Form auszeichnet. Sein schlichter und dabei doch keineswegs trockener Stil gefällt uns sogar noch besser als der Humboldt'sche, und sein Buch liest sich leichter und angenehmer als das Humboldt's.

Perty hat ein sehr klares Bewußtsein über die Aufgabe der Anthropologie in der Gegenwart. Er sagt im Vorwort:

In der Naturgeschichte der organischen Wesen hält man eine Art nur dann nach ihrer ganzen Bedeutung für erkannt, wenn deren Bau im großen und kleinen, die physiologische Beschaffenheit und Entwickelung, die Formänderungen, die geographische Verbreitung und ihre Rolle im Naturorganismus erforscht sind, denn nur die ganze ist die wahre Erkenntniß. Man darf daher wol hoffen, daß dieselben Grundsätze auch bei der Wissenschaft vom Menschen als richtig angenommen werden, und daß die bisherige particularistische Behandlung der Anthropologie einer umfassendern weichen werde.

Diesem seinem Begriff von der Anthropologie gemäß hat Perty versucht, den Menschen nach seiner somatischen und psychischen Beschaffenheit, sowie nach den verschiedenen Formen, in welchen er über die Erde verbreitet ist, darzustellen, zugleich aber auch ein geschichtliches Bild von seinen Schicksalen wie von den Leistungen zu entwerfen, welche er durch die in sein Wesen gelegten Kräfte und Fähigkeiten bisjetzt zu vollbringen im Stande war. Es ist der Mensch demnach so behandelt worden, wie der Naturforscher eine Art der organischen Wesen behandeln müßte, wenn er von ihr eine annähernd umfassende Kenntniß zu geben beabsichtigte:

Die Lösung der Aufgabe jedoch ist beim Menschen eine viel schwierigere, wegen des unvergleichbar größern Reichthums seiner Natur, vermöge welchem ganze Reihen neuer Bildungen und Zustände in die Erscheinung getreten sind, deren vollständige und in das Einzelne gehende Schilderung sehr verschiedenen Doctrinen zukommt. Wie jedoch z. B. die Philosophie die Hauptergebnisse aller einzelnen Wissenschaften zusammenfaßt

und sie nach ihren letzten Gründen verbindet, so soll die Anthropologie die Resultate der verschiedenen Forschungen über den Menschen zu einem einheitlichen und übersichtlichen Ganzen vereinigen, in welchem freilich von vielen Gegenständen statt lebensgroßer Gemälde nur Miniaturbilder gegeben werden können, welche aber doch in ihrem Verein eine Anschauung aller Zustände und Formen des Gegenstandes erzeugen.

Der erste Band der Perty'schen „Anthropologie" handelt vom menschlichen Individuum, der zweite von der menschlichen Gattung. An dem verschiedenen Umfang der beiden Bände — der zweite ist um zehn Bogen stärker als der erste — kann man schon erkennen, wie verschieden die gegenwärtige Behandlung der Anthropologie von der frühern ist. In der frühern überwiegt die individuelle Anthropologie über die der Gattung. Gegenwärtig verhält es sich umgekehrt. Die ethnographischen und culturgeschichtlichen Kenntnisse vom Menschengeschlecht haben sich so erweitert, daß das Bild der menschlichen Gattung einen weit größern Raum einnimmt als das des menschlichen Individuums, obgleich auch letzteres durch die erweiterten physiologischen und anatomischen Kenntnisse einen Zuwachs erhalten hat.

Im ersten Bande, der Anthropologie des menschlichen Individuums, handelt das erste Buch vom Körperleben, das zweite vom Geistesleben. Schon diese Eintheilung deutet auf einen Rest von Dualismus bei Perty hin. Denn nach der monistischen Auffassung ist das Geistesleben, als eine Function des Gehirns, eine Function des Leibes. Perty gibt zwar zu, daß mit den geistigen Vorgängen körperliche parallel gehen, daß beim Fühlen, Denken, Wollen Molecularbewegungen, wechselnde Gruppirungen und Zustände der kleinsten körperlichen Elemente stattfinden, und daß umgekehrt körperliche Vorgänge auf die Zustände der Seele wirken. Jedoch seien letztere immer specifisch geistige, unräumliche, innerliche, und man dürfe nicht glauben, daß sie etwa in einem Verhältniß zu den körperlichen Vorgängen stehen wie der galvanische Proceß zu den ihn erzeugenden chemischen Substanzen, oder daß sie das Aequivalent materieller Vorgänge sind und unter den Begriff der Umwandlung der Kraft fallen. (Einleitung.)

Von diesem Standpunkte aus polemisirt Perty gegen den Materialismus und Darwinismus. Das unzweifelhaft in uns vorhandene Bewußtsein der Willensfreiheit sei so wenig als das damit zusammenhängende Gewissen und die Vorstellung eines Unbedingten und Ewigen aus Naturgesetzen zu erklären. Jene Art von Monismus, die Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" und dessen Commentator, der anonyme Verfasser von: „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie" (Berlin 1872), vertritt, findet Perty unhaltbar. Als „Summationsphänomene" der vielen Atomschwingungen lassen sich die Vorstellungen und Begehrungen nach Perty nun und nimmermehr erklären:

> Die Atome sind eine Hypothese, welche vorläufig vielleicht nothwendig für die mechanische Naturwissenschaft ist, aber nimmermehr das geistige Leben erklärt. Wären die Atome selbst als bewußte denkbar, so würde aus der Summirung unendlich vieler verschiedener Atome nie das einheitliche Bewußtsein zu begreifen sein; Schwingungen bewegter Materie sind keine Vorstellungen. Für den Verfasser (den Commentator Hartmann's) ist das Bewußtsein etwas Aufgenöthigtes, Unbeabsichtigtes; für unsere Anschauung ist eine Welt bewußter Geister der gewollte und höchste Zweck aller Weltentwickelung. Von der Descendenzlehre, die in der Darwin'schen Fassung sich als ungenügend herausstellen dürfte, wird ein übermäßig ausgedehnter Gebrauch gemacht; nach unserer Ansicht entwickelt sich nur, was sich entwickeln soll und nach den Umständen sich entwickeln kann. Weder die „Philosophie des Unbewußten" noch deren Commentator konnten eine befriedigende Lösung des Welträthsels und der Seele geben, weil diese überhaupt außer den Grenzen der menschlichen Intelligenz liegt. Daß die geistigen Functionen von Vorgängen im Gehirn begleitet werden, nenne man sie Schwingungen der Hirnmolecule, Lagenänderungen derselben oder wie sonst, ist nicht zu leugnen, ohne daß dieselben aber Denken, Fühlen, Wollen wären.

Nach Perty ist die Seele eine monadische Einheit, die bei allem Stoffwechsel des Leibes sich erhält und dabei immer das gleiche Bewußtsein hat vom ersten Aufdämmern desselben bis zum Ende des Lebens, trotz aller Unterbrechungen durch Schlaf oder besondere Umstände, und welche so sich stets in ihrer Selbständigkeit und individuellen Bestimmtheit erhält. Ist auch die Vorstellung des Ich nicht von Anfang an gegeben, sondern entwickelt, so kann es dazu doch nur vermöge der monadischen Einheit der Seele kommen, welche sich selbst erfaßt und erleuchtet. In ihrer Verbindung mit materiellen Substanzen stellt die Seele, dabei raumsetzend, den menschlichen Organismus dar und wird zu dessen Centralprincip, das ihn dynamisch durchstrahlt und bei allem Stoffwechsel in seiner Form und seinem Bestande erhält, die alsbald schwinden, wenn im Tode die Trennung erfolgt. Der menschliche Körper gestaltet sich im Einklang mit seinem Centralprincip und wird in einem gewissen Grade zum physiognomischen Ausdruck desselben. Obschon die Seele dem Leibe immanent ist und ihn mit ihrer Energie erfüllt und durchdringt, so sind doch die eigentlich psychischen Acte als intensive und unräumliche zu denken.

Weiter lehrt Perty:

> Die Seele steht mit dem Organismus in einer causalen Verbindung und beide wirken aufeinander in einer für die menschliche Fassungskraft schwer begreiflichen Weise. Die Möglichkeit dieser Wechselwirkung scheint darauf zu deuten, daß der Gegensatz zwischen Geist und Materie kein absoluter, sondern nur ein relativer sei; beide sind Kraftwesen, jedoch verschiedener Kategorie, daher verwandt und entgegengesetzt; Seele und Leib bilden eine Einheit, ohne identisch zu sein. Das Verhältniß von Geist und Körper ist kein äußerliches, auch nicht so zu denken, als wenn letzterer nur das Werkzeug des erstern wäre. Beide stehen eher in einem Coordinations- als Subordinationsverhältniß. Was im Körper nach materieller Weise vor sich geht, reflectirt sich im Geiste in Gefühlen und Vorstellungen; beide sind Gesetzen unterworfen, und die des Fühlens und Denkens haben dieselbe Nothwendigkeit wie die Gesetze der Mechanik und Physik. Für die Materialisten ist die Seele nur eine Gruppe von Erscheinungen, die durch den Organismus bewirkt werden.... Als wenn der Gedanke ein Materielles wäre! Jede Seelenfunction wäre nach jenen von der augenblicklichen Zusammensetzung und Stimmung des Gehirns, überhaupt vom Organismus abhängig. „Aber der Geist ist nicht, wie Feuerbach, Moleschott u. s. w. sagen, was er ißt, sondern er ist, was er thut." (Rosenkranz.) Das Ich, sagen manche, ist nur das Innewerden einer Gruppe immer wechselnder Hirnvorgänge; aber es muß ein Etwas vorhanden sein, was inne wird; das Innewerden kann nicht in einem Nichts stattfinden, sondern nur in einem bewußten geistigen Wesen.

Das Streben Perty's nach einer tiefern Erfassung des menschlichen Wesens, als der Materialismus gewährt, erkennen wir gern an. Aber in dem, was er an die Stelle

des Materialismus setzt, finden wir keine philosophische Klarheit und Schärfe. Perty's Ansicht vom Verhältniß des Leibes zur Seele ist weder rein monistisch noch rein dualistisch, sondern ähnlich wie die aller Philosophen der vermittelnden Richtung, ein Gemisch von Monismus und Dualismus, von Immanenz und Transscendenz. Einerseits wird die Seele für das dynamische Centralprincip des Leibes erklärt, als ihm immanent und ihn durchdringend; andererseits wird von Wechselwirkung beider als zweier selbständiger, coordinirter Kraftwesen gesprochen. Dies läßt sich schwer zusammen denken. Ist die Seele das dynamische Princip des Leibes, so kann dieser ihr nicht coordinirt sein; ist er ihr hingegen coordinirt, so kann sie nicht sein Princip sein. Durch die Auffassung des Menschen als aus zwei coordinirten Kraftwesen, Leib und Seele, bestehend, wird ja der Mensch zu einem „Summationsphänomen", und gerade dem will Perty entgehen.

Wie in der Frage nach dem Verhältniß des Leibes zur Seele, so vermissen wir auch in andern Fragen bei Perty Klarheit und Consequenz. Er sucht in seinem Vermittelungsstreben Ansichten zu verbinden, die sich nicht verbinden lassen. So z. B. in der Lehre von der Freiheit des Willens. Da spukt neben der richtigen philosophischen Ansicht noch die unhaltbare theologische. Einerseits lehrt Perty ganz richtig: „Ein ursachloses Wollen, wie dieses Kant und Schiller geglaubt haben, besteht nicht; der Mensch kann nicht das erste Glied einer Causalreihe setzen, sondern entscheidet sich nach den in seiner Seele vorhandenen Motiven." Mit den Worten Schiller's, daß der Mensch vor den Naturwesen das Vorrecht habe, „durch seinen Willen in den Ring der Nothwendigkeit zu greifen und eine ganz frische Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufangen", findet Perty die bekannten Verse im *„Wallenstein"* in Widerspruch stehend:

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blindbewegte Wellen;
Die innre Welt, sein Mikrokosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen,
Sie sind nothwendig wie des Baumes Frucht!

Die menschliche Freiheit, lehrt Perty ganz richtig, kann keine absolute sein, da der Mensch von seiner Entstehung an in das unendliche Causalsystem eingefügt ist und alle Handlungen durch seine eigenen psychologischen Antecedentien bedingt sind. Eine absolute Freiheit wäre mit der menschlichen Natur, der Art eines sich entwickelnden und kämpfenden Wesens unvereinbar, bei ihr keine Erziehung und Charakterbildung möglich und die Geschichte des menschlichen Geschlechts rein zufällig, indem sie so oder anders hätte verlaufen können.

Neben dieser ganz richtigen Ansicht finden wir aber andererseits noch die alte, zu ihr nicht stimmende theologische Lehre: „Gott will das Böse nicht, aber läßt es zu, weil zur Freiheit des Geistes, ohne welche dessen Entwickelung nicht möglich wäre, die Wahl zwischen dem Guten und Bösen gelassen werden muß." Als ob noch von freier Wahl zwischen dem Guten und Bösen die Rede sein könnte, wenn der Mensch ein durchgängig determinirtes, von seiner Entstehung an „in das unendliche Causalsystem eingefügtes" Wesen ist und „alle Handlungen durch seine psychologischen Antecedentien bedingt sind". Die Wahl eines determinirten Wesens muß ja nothwendig so ausfallen, wie es seine Determination mit sich bringt. Kain mußte den Abel erschlagen. Es hilft nichts, zu sagen: „Das Böse ist im Weltplan nothwendig, auf daß die Geister sich entscheiden können." Um sich für das eine oder andere entscheiden zu können, müssen sie vorher schon ihrer Natur nach entschieden sein; denn nur ein Wesen von bestimmtem Charakter kann sich, wo es gilt, zwischen Verschiedenem zu wählen, für das eine mit Ausschluß des andern entscheiden. Ein völlig indifferentes Wesen kann sich auch für nichts entscheiden. Perty hätte seine Lehre vom Wesen des Menschen einheitlicher und consequenter gestaltet, wenn er alle aus der theologischen Dogmatik herstammenden, zu der modernen naturwissenschaftlichen Welt- und Menschenanschauung nicht mehr stimmenden Ansichten beiseite gelassen hätte.

Doch wenngleich die philosophische Seite seiner Anthropologie nicht gerade die starke ist, weil er noch, wie Weiße, der jüngere Fichte, Lotze u. a., auf dem Vermittelungsstandpunkte steht, so verliert darum sein Werk keineswegs an Werth. Der Werth desselben besteht in der geschickten Verwerthung und Verarbeitung des gesammten anthropologischen Materials der Neuzeit zu einem übersichtlichen Bilde dessen, was wir vom menschlichen Individuum und von der menschlichen Gattung thatsächlich wissen. Den thatsächlichen Darlegungen Perty's kann es keinen Abbruch thun, daß wir mit seiner Erklärung der Thatsachen nicht immer einverstanden sind.

Mit Recht zieht Perty in den Kreis seiner Betrachtungen nicht blos die gewöhnlichen, normalen, sondern auch die ungewöhnlichen, anomalen Zustände des somatischen und psychischen Lebens. Denn um das menschliche Wesen ganz und vollständig kennen zu lernen, muß man es in allen seinen Erscheinungs- und Aeußerungsweisen kennen lernen, in den unregelmäßigen so gut wie in den regelmäßigen. Die Abweichungen von der Regel bringen ja die Regel erst recht zum Bewußtsein.

Was die abnormen körperlichen Zustände betrifft, so sagt Perty ganz richtig:

Durch die ganze Schöpfung geht neben der Regel die Ausnahme, und Verletzung eines Gesetzes ist oft nur die Folge von dessen Durchkreuzung durch ein anderes Gesetz, Eintreten eines fremden Typus, auf welche Weise manche Misbildungen zu Stande kommen, die somit nicht gesetzlos sind. Oder es bleibt eine Lebensform hinter ihrem typischen Ideal zurück, wo dann ein Heruntersinken auf tiefere Stufen der Organisation, eine Verkümmerung einzelner Systeme und Organe eintritt. Haben ja manche Pathologen auch die Krankheiten durch ein Herabsinken auf Zustände niedrigerer Wesen erklären zu können vermeint, was sicher nur bei einigen anwendbar ist. Bei manchen Individuen tritt eine Verlangsamung gewisser Functionen in so hohen Graden ein, daß das Leben fast stillzustehen scheint, seine rhythmische Bewegung kaum mehr wahrnehmbar ist, wie in jenen merkwürdigen Fällen, wo Menschen lange Zeit keine Nahrung genießen, Athmung, Ausscheidung ungemein vermindert sind, der Blutlauf seine Energie verliert: Erscheinungen, die oft psychisch begründet und namentlich mit strenger Ascese verbunden sind. Der Mensch ist zur Cultur bestimmt, in welcher allein sein wesentlicher Charakter sich entwickeln kann, — das lehren auch jene Armen, die, in der Kindheit durch unglückliche Begebnisse der Gesellschaft entrissen, in der Wildniß und bei Thieren aufgewachsen sind und damit die menschlichen Fähigkeiten in noch ungleich höherm Grade eingebüßt haben, als dieses bei den rohesten Wilden beobachtet wird.

Von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus betrachtet Perty die körperlichen Misbildungen: verwachsene Zwillinge, Ueberzahl von Fingern, gefleckte Haut, Albinismus; ferner Krankheiten; Cretinen, Cagots, Mikrocephalen; casus inediae; die Hypnose; verthierte Menschen. Die Sammlung von Thatsachen, die er für alle diese Abnormitäten beibringt, sowie auch die für die ungewöhnlichen psychischen Zustände, als da sind Illusion und Hallucination, Nachtwandeln, magnetischer Schlaf, Schlafwachen, Hellsehen, Mesmerismus, magische Wirkungen u. s. w., ist interessant. Wie es bei Berichten über seltenere Vorkommnisse nicht anders sein kann, klingt freilich manches fabelhaft. Doch Perty hat sich bemüht, nur die Berichte von glaubwürdigen Berichterstattern aufzunehmen. Wo die Angaben nicht zuverlässig sind, deutet dies Perty an.

Bekanntlich hat Perty schon früher ein zweibändiges Werk über „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" herausgegeben. Hier in der „Anthropologie" behandelt er diese Erscheinungen zwar kürzer, aber doch so, daß das Wesentliche seiner Ansicht über diese Erscheinungen deutlich zu erkennen ist. Die wahre Vision ist nach ihm nur durch das sogenannte magische Vermögen des Menschen zu erklären, welches ihn befähigt, auf eine nicht näher erklärbare Weise eine Wahrnehmung von fernen oder vergangenen oder künftigen Dingen, von lebenden oder nicht mehr lebenden Personen zu erhalten, die wie bei der Hallucination öfters auf bestimmte Sinnorgane bezogen werden, obwol direct auf die Seele selbst gewirkt wird:

Hier öffnet sich nun ein Einblick in die geheimnißvolle Tiefe des Seelenwesens, der einmal uns erkennen läßt, daß Geist auf Geist wirkend unmittelbar Vorstellungen erzeugen kann, andererseits, daß außer der gröbern, materiellen Wechselwirkung der Seele und der Außendinge noch eine verborgene, subtilere besteht.

Man kann sich zur Erklärung des Hellsehens nach Perty denken, daß die innerste, sonst latente Kraft des Menschen sich mit den Wesenheiten der Dinge in directe Beziehung setzt, unbehindert durch die Materie, welche für sie durchdringbar wird, etwa so, wie der unter den Tisch gehaltene Magnet die auf demselben liegende Eisenfeile anzieht, unbehindert durch das Holz, welches für ihn nicht vorhanden ist, wobei der Mensch nicht in eine andere Welt, sondern die Welt nur auf eine andere Weise schauen würde; man kann aber auch die Vermuthung wagen, daß die Erkenntnißsphäre des Menschen durch Theilnahme an dem Wissen höherer Intelligenzen ungemein erweitert werde:

Sowol im Traume als in der somnambulen und Tagesekstase kann jenes innerste Vermögen des Menschen sich wirksam erweisen, welches man das magische genannt hat, welches ihn bisweilen befähigt, Wirkungen hervorzubringen, welche nicht aus den mechanischen und physiologischen Kräften erklärbar sind, manchmal auch Fernes und Zukünftiges zu erkennen. Im gewöhnlichen Leben geschieht das Erkennen auf dem Grunde der sinnlichen Wahrnehmung und der Vorstellung durch den Verstand, im ekstatischen Zustande durch unmittelbare oder symbolische Anschauung und richtet sich weniger auf die räumlich-zeitlichen Formen der Dinge, als vielmehr auf ihr Wesen. Der menschliche Geist scheint hierbei bisweilen an dem universellen Erkennen anderer geistiger Wesen, die ihn inspiriren oder Mittheilungen machen, theilzunehmen, indem für die Erklärung aller Fälle eine supponirte Erweiterung und Erhöhung des Menschengeistes kaum ausreicht. So beim Fernfühlen und Fernsehen, dem geistigen Durchschauen anderer, der Ahnung und Prophetie, dem Rückschauen in die Vergangenheit, dann bei den Kundgebungen Sterbender, den sogenannten Geistererscheinungen, den Vorkommnissen beim Spiritualismus, für welches alles es an sicher beglaubigten Thatsachen nicht fehlt. Beim Erkennen des Zukünftigen z. B. möge daran erinnert werden, daß wegen des allgemeinen Zusammenhangs sich alles gegenseitig bestimmt und eins aus dem andern folgt, die Zukunft also durch die Gegenwart bedingt und in ihr gleichsam schon vorgebildet ist. Bei jener höhern Erkenntnißweise wird sich der Geist der künftigen Gestaltung der Dinge unmittelbar bewußt, indem er sie im innern Bilde vor sich sieht, während im gewöhnlichen Leben der Verstand das Zukünftige durch Folgerungen und Schlüsse zu construiren sucht. Die Zeit ist nur zu sehr geneigt, die Wichtigkeit der angeführten Verhältnisse, welche mit der innersten Natur und ewigen Bestimmung des Menschengeistes zusammenhängen, zu unterschätzen, weil ihr das Verständniß beider immer mehr zu entschwinden droht.

Wie man sieht, kommt diese Perty'sche Ansicht von den Phänomenen des Somnambulismus, des Hellsehens, der Ekstase und Magie im wesentlichen auf das hinaus, was schon Schopenhauer in den Kapiteln über „Animalischen Magnetismus und Magie" und über „Das Geistersehen und was damit zusammenhängt" gelehrt hat (vgl. „Schopenhauer-Lexikon": „Magie und Magnetismus" und „Geister"). Auch Schopenhauer nimmt über dem gewöhnlichen Wissen durch Sinne und Verstand ein unmittelbares, intuitives, an die Schranken des Raumes und der Zeit nicht gebundenes Wissen, und über dem gewöhnlichen, durch mechanische und physiologische Ursachen vermittelten Wirken ein unmittelbares, magisches Wirken an, in welchem beidem sich nach ihm die Allwissenheit und Allmacht des Wesens aller Dinge, des Willens, kundgibt. Aber die Perty'sche Theorie unterscheidet sich von der Schopenhauer'schen dadurch, daß sie an den amerikanischen Spiritualismus streift, indem sie Inspirationen und Mittheilungen außer- und übermenschlicher geistiger Wesen, höherer Intelligenzen, annimmt, wovon sich Schopenhauer trotz aller Gläubigkeit an die mystischen Erscheinungen freigehalten hat, da er in der Abhandlung über „Das Geistersehen und was damit zusammenhängt" sowol die subjectiven als die objectiven Schwierigkeiten nachgewiesen hat, denen die Annahme wirklicher Geistererscheinungen unterliegt. Schopenhauer geht überhaupt kritischer zu Werke als Perty. Bei aller Anerkennung der Thatsachen des sogenannten Spiritualismus hat er sich doch gehütet, die spiritualistische Theorie anzunehmen. Schopenhauer leitet aus innern Ursachen ab, was die Spiritualisten aus äußern Einflüssen und Einwirkungen abgeschiedener, aber noch immer auf Erden spukender Geister ableiten. Doch ist anzuerkennen, daß auch Perty vor allzu großer Gläubigkeit an Geister warnt. Er sagt nämlich:

Wie in allen menschlichen Dingen, kommt auch beim Somnambulismus und Mesmerismus Misbrauch, Schwärmerei, Charlatanerie, absichtlicher Betrug vor. In neuerer Zeit hat sich den frühern Arten der Schwärmerei auch die Nekromantie zugesellt, indem von den Schlafwachen Verstorbene angeblich citirt und zu Auskunft und Antwort aufgestellter Fragen veranlaßt wurden und solche ertheilten — Phänomene, welche aus bloßer Einbildung der Schlafwachen, welche die Antwort selbst geben, in seltenen Fällen auch durch Lesen in der Seele der Fragenden oder durch wirkliches Rückschauen in die Vergangenheit meist wol richtiger erklärt werden als durch eine reale Gegenwart der Geister Verstorbener.

Der erste Band der „Anthropologie“ Perty's schließt, nachdem das Leben des Individuums in seinen besondern körperlichen und geistigen, sowol normalen als anomalen Erscheinungen ausführlich betrachtet worden, ganz angemessen mit einigen das Leben im ganzen zusammenfassenden Betrachtungen, und auch hier zeigt sich die vermittelnde Natur Perty's. Unter der Ueberschrift „Leben und Schicksal“ sagt er:

Lotze („Mikrokosmus“, II, 77) hat wol recht, wenn er das menschliche Leben für die wichtigen Erlebnisse und großen Wahrheiten lang genug findet, und daß ein längeres unser Glück nicht steigern, sondern mindern würde. So ist also die Dauer des Lebens eine im ganzen sinnvoll bestimmte, ausreichend für die irdischen Zwecke des Menschen, für die Entwickelung seiner Anlagen und die irdischen Aufgaben. Der Charakter dieses Daseins ist so beschaffen, daß der nach dem Vernunftgesetz Lebende es immer noch befriedigend genug finden muß, so unglücklich es auch für einzelne sich gestalten mag, und daß im ganzen die optimistische Ansicht immer noch mehr zu rechtfertigen ist als die pessimistische.... In gewissen Grundbestimmungen ist das Schicksal jedes Individuums bereits von seiner Entstehung an vorgebildet, aber der bewußte vernünftige Wille kann es in diesem oder jenem Sinne vielfach modificiren. Durch die Welteinrichtung ist dafür gesorgt, daß die Menschheit im ganzen sich erhalte, für die Individuen nur indirect, und es ist zweifelhaft, ob die Allmacht sich jedes einzelnen annehmen will.... Sieht man, wie man muß, den Menschen als ein ewig unvernichtbares Glied eines sittlichen Geisterreichs an, als welches er leben und handeln soll, so kommt es übrigens auf die mehr oder weniger glückliche Gestaltung des kurzen irdischen Daseins um so weniger an, als vieles, was die Menschen für Glück halten, nur Scheinglück, nicht wahres ist, abgesehen von den Ausgleichungen, die oft auf Zeiten des Wohlseins und Glanzes solche des Elends und der Noth und umgekehrt folgen lassen.

Der zweite, um zehn Bogen stärkere Band der Perty'schen „Anthropologie“, der von der menschlichen Gattung handelt, bietet ein ungemein reiches Material; aber auch hier, wie im ersten Bande, verbindet Perty mit der Breite die Tiefe, begnügt sich nicht damit, die Thatsachen darzulegen, sondern knüpft an dieselben auch sinnvolle Betrachtungen. Zuerst wird „Die Entstehung des Menschengeschlechts und seine Ausbreitung in Rassen und Völker“ besprochen, wobei immer auch auf die Ansichten anderer eingegangen wird; dann folgt die Betrachtung 1) der schwarzen Rasse; 2) der gelbbraunen Rasse; 3) der weißen Rasse, einer jeden mit ihren Unterabtheilungen. Auf die Darlegung der räumlichen Ausbreitung des Menschengeschlechts in Rassen und Völkern folgt sodann die übersichtliche Darstellung der zeitlichen Entwickelung, der Culturgeschichte der Menschheit nach ihren verschiedenen Seiten. Allgemeine Bemerkungen sowie ein Rück- und Vorblick bilden den Schluß des Bandes.

In Bezug auf die Entstehung des Menschen erklärt sich Perty gegen Darwin. Daß die Darwin'sche Theorie ungeachtet ihrer Aeußerlichkeit, der bei ihr vorausgesetzten Zufälligkeit und dem gänzlichen Mangel eines innern Entwickelungsprincips so vielen Beifall gefunden, zeige unwiderleglich, daß sehr viele gegenwärtige Naturforscher der philosophischen Denkweise nicht huldigen, die eine unsichtbare, in aller Materie wirkende und treibende Kraft annehmen muß, ein Streben nach Umgestaltung nicht nur, sondern nach höherer Entwickelung. Ist diese Kraft nicht wirksam, so vermögen auch veränderte äußere Umstände keine merkliche Aenderung herbeizuführen und es überwiegt die andere Tendenz: Festhaltung der specifischen Typen; im Gegenfall kann auch bei gleichbleibenden Umständen eine Veränderung in Bau und Eigenschaften eintreten:

Darwin betrachtet den Menschen als ein Thier.... Weil Darwin alles Gewicht auf die Aehnlichkeit der körperlichen Organisation legt und den wesentlichen Unterschied übersieht, der von Anfang an durch die geistige Anlage gegeben ist, muß er dem Menschen einen thierischen Ursprung zuschreiben.

Die Entstehung und Ausbildung des Menschen ist nach Perty auch jetzt noch ein Geheimniß. So viel scheine jedoch gewiß zu sein, daß der Mensch, ehe er in der gegenwärtigen Gestalt mit Fortpflanzung durch getrennte Geschlechter auf der Erde erschien, von einem einfachsten Keime beginnend, eine Reihe niederer Zustände und Formen durchlaufen hat, über deren wirkliche Beschaffenheit jedoch weder die Entwickelung des Thierreichs noch die embryonische eine genügende Vorstellung zu geben vermöge. Diese Urformen mußten nach Perty so beschaffen sein, daß sie frei leben konnten, die Vermehrung konnte ganz im Anfang durch Sprossung und später hermaphroditisch erfolgen, bis die geschlechtliche Differenzirung und Fortpflanzung eintrat, wobei der Embryo im Uterus mit der nun unentbehrlichen Allantois ausgestattet wurde. Aus fortschreitender Entwickelung des Affen konnten nie Menschen entstehen, sondern nur noch brutalere Gestalten als Pongo und Gorilla. Bei der individuellen Entwickelung der Affen bilden sich Kiefer und Gesichtstheil überwiegend aus und der Hirntheil des Schädels bleibt zurück wegen Kleinheit des Gehirns, daher die große Kluft zwischen dem erwachsenen Affen und erwachsenen Menschen:

Nicht aus niedrigern Wesen, nicht zuletzt aus einem ausgestorbenen Affen der alten Welt hat sich der Mensch entwickelt, sondern aus niedrigern Zuständen seines eigenen Wesens zu höhern, nicht durch zufällige natürliche Zuchtwahl, sondern nach gesetzmäßiger Nothwendigkeit, als das Endziel der irdischen Organisation.... Vom philosophischen Standpunkte aus gelangt man zu der Ueberzeugung, daß mit dem Menschen die Entwickelung der Organisation beschlossen ist, d. h. daß über ihn hinaus höchst wahrscheinlich keine Steigerung zu einer höhern Stufe mehr stattfindet, da in ihm der Geist seine angemessene Verkörperung erlangt hat, — wol aber eine Erhöhung und Vervollkommnung innerhalb der Grenzen der menschlichen Natur.

Obwol aber Perty die menschliche Gattung für eine überthierische, aus einem eigenen, höher angelegten Wesen heraus sich entwickelnde und vervollkommnende betrachtet, so hält er doch nicht alle Rassen für gleich entwickelungs- und vervollkommnungsfähig. Ihm scheint vielmehr jede Rasse nur zu einer bestimmten Form und einem bestimmten Grade der Cultur bestimmt, und es sei vergeblich, den farbigen Rassen die Cultur der Weißen octroyiren zu wollen. Die Uramerikaner haben die ihnen mögliche Art der Civilisation in Mexico, Centralamerika und Peru nahezu erreicht, und sie seien so unfähig zur Civilisation der weißen Rasse wie etwa die Chinesen oder Hinterindier; es werde sich zeigen, ob es mit den Japanern viel anders ist. Die Civilisation der Neger auf Haiti oder in der Union sei eine Art Caricatur. Man dürfe nicht glauben, daß die Culturstufe der Rothhäute, Melanesier, Polynesier etwa der Culturstufe der Weißen in ihrem Steinalter analog sei, und daß es für jene nur der

Bauer! und seine Vorfahren führten als Familienkennzeichen Wappen und Marken, da es keine Familiennamen gab.

Sehr anschaulich beschreibt der Verfasser die Natur und Eigenthümlichkeiten der Marschen mit ihren Deichen, Sielen, Mooren, Pflanzen, Thieren und Bewohnern, führt uns in die Bauernhäuser, wo wir deren Bewohner bei ihrer Tagesarbeit beobachten können, charakterisirt deren Denkungsweise, wie sie sich in Sitte, Sprache und Sprichwort ausprägt, führt uns in die uralten Kirchen und Kirchhöfe und endlich in die thatenreiche Geschichte der kleinen Bauernrepubliken an der Weser und Elbe. So winzig klein uns manches erscheint, so kennzeichnet es doch das Wesen und Leben unsers Volks, namentlich des freien Bauernstandes, der im übrigen Deutschland zum Hörigen des Adels herabsank. Wer nicht blos die äußere Geschichte Deutschlands und seiner Dynastien will kennen lernen, sondern auch die des Volks, der findet in dem vorliegenden, klar, anziehend und mit Wärme geschriebenen Buche reiche Ausbeute. Es ist ein echtes Volksbuch, welches für jede Familie eine gemüthvolle Winterlektüre bildet. Möchten wir bald mehr ähnliche Bücher erhalten, damit wir uns selbst genau kennen lernen und endlich auch eine Geschichte des deutschen Volks und seiner Stämme erhalten, da das von Wachsmuth für unsere Ansprüche nicht ausreicht.

Die „Tropenwelt" von G. Hartwig (Nr. 4), gleichfalls die zweite Auflage eines beliebten Buchs, führt in bunter Reihe die Pflanzen, Thiere, Landschaften und Völker der Tropen vor in frischen Umrissen, farbenreicher Schilderung und faßlicher Darstellung. Die vorliegende erste Hälfte behandelt die Orkane, Palmen und Baumfarrn, Llanos, Insekten, Raubvögel, Schlangen, Affen, Schildkröten, Charakterpflanzen, Urwald, Ameisenfresser, Raubthiere, Sahara, Indianer, nutzbare Gewächse, Krokodile, Strauß und Kasuar u. s. w. Die Abbildungen sind im allgemeinen gut und zweckentsprechend. Zu wünschen bleibt nur, daß die Reihenfolge der Stoffe nicht gar zu bunt durcheinandergehe, in den einzelnen Kapiteln nicht sprungweise von einem Gegenstand zum andern eile, und daß mitunter die Magerkeit der bloßen Aufzählung der Namen und Arten vermieden werde. Der Werth des Buchs soll ja gerade in der umsichtigen Auswahl und der veranschaulichenden Darstellung liegen; durch gar zu auszugs- und notizenartige Stellen widerspricht es also seinem Zweck.

Friedrich Körner.

Neue Uebersetzungen.

1. Pascarèl. Roman von Ouida. Aus dem Englischen von Jenny Piorkowska. Autorisirte Ausgabe. Vier Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. 12 M.
2. Die Mystiker. Vom Abbé ***. Autorisirte deutsche Ausgabe, übertragen von A. W. Peters. Dritte Ausgabe. Zwei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 6 M.

Jean Paul's Ausspruch, daß der Roman vor allem romantisch sein müsse, wird, trotz der vielfach überhandnehmenden Prosa unserer Zeit, für die Romanschriftsteller stets eine maßgebende Geltung besitzen. Ob das dichterische Schaffen seinen Stoff in den Kohlengruben oder in den Gelehrtenstuben, in dem Stillleben eines deutschen Kleinstädters oder in den wilden Fahrten eines Indianerhäuptlings aufsucht, ist dabei gleichgültig, nur muß die Gestalten des wahren Romans immer jener Zauberhauch der Phantasie umwittern, welcher sie in eine ideale Sphäre erhebt, und der sich im unbedingten Gegensatz zu der Art und Weise befindet, wie der trockene Realismus seine Figuren zusammenklebt und aneinanderreiht.

Ouida führt uns in „Pascarèl" (Nr. 1) ein Gemälde jenes fahrenden Künstlerthums vor, welches diesseit der Alpen namentlich Karl von Holtei als seine Domäne betrachten kann. Aber wenn der deutsche Schriftsteller in den Becher der Freude, welchen er uns durch die verlockenden Schilderungen credenzt, auch manchen Tropfen Galle fallen läßt, indem er oft den Scheingrößen die Flitter abreißt und die Misère in unverhüllter Gestalt zeigt, erfreut „Pascarèl" gerade durch die geschickt angebrachte Beleuchtung, welche über alle Gestalten einen fast gleichmäßigen wohlthuenden Schimmer verbreitet. In der That hat aber auch das fahrende Künstlerthum für Deutschland, wo es längst verschollen ist und die trübsten Erinnerungen an Noth und Entbehrung wachruft, eine durchaus andere Bedeutung als für Italien, wo die Schauspielkunst sich noch heute im Zustande unsteter Beweglichkeit befindet und doch dabei vortrefflich gedeiht, wie es neuerdings namentlich Ernesto Rossi zeigt, welcher mit seiner Gesellschaft von Granada bis Berlin reist. Als einen zweiten charakteristischen Vorzug des Romans möchten wir eine gewisse Vornehmheit bezeichnen, welche den gleichmäßigen Fluß der Erzählung von keinen durch Sensationsmotive künstlich erzeugten Stromschnellen unterbrechen läßt. Ueberhaupt vermissen wir in keiner Weise die ideale Weihe, für welche wir eine gern eingestandene Vorliebe besitzen. Es ist ja die Aufgabe jeder Kunst, nicht das mühselige und beladene Alltagsleben zu wiederholen, sondern uns vielmehr in eine höhere Region zu versetzen, wo wir den reinen Aether sittigender Herzerquickung und Gemüthsvertiefung athmen.

Pascarèl, welcher an der Spitze einer kleinen Truppe durch Italien reist, wird keineswegs als ein gewöhnlicher Vertreter seines Standes, sondern vielmehr als ein wirkliches Genie hingestellt, dem es jeden Augenblick freistehen würde die Bedeutung einer Weltberühmtheit zu erlangen. Was ihn daran hindert, ist der ihn auszeichnende demokratische Grundzug seines Charakters, welcher ihn fern von den Palästen der Reichen seine Kunst nur zur Ergötzung des niedern Volks gebrauchen läßt. Von edelm Geschlecht abstammend, ist er ein reich und tief gebildeter Geist, den ein unwiderstehlicher Drang vom Katheder der Universität in das Gewühl des Volkslebens getrieben hat. Er tritt in selbstverfaßten, die Meisterhand bekundenden Stücken auf, in denen er das ihn vergötternde Volk der Kesselflicker, Schmiede, Bauern zu enthusiastischer Bewunderung hinreißt; voll Jubel wird er überall begrüßt,

wenn er kommt, voll Schmerz nimmt man von ihm Abschied, wenn er scheidet. An ihn schließt sich ein junges Mädchen an, welches, ein Kind der Liebe, von ihrem Vater, einem in Liederlichkeit verkommenen Adelichen, verleugnet und dem Spiel des Zufalls preisgegeben wird. Die erst am Schlusse gelöste Frage, wer ihr Vater sei, bildet das Moment der in die Vergangenheit greifenden Spannung, welches zu den mit Recht verwendeten Hülfsmitteln der Romanschriftsteller gehört. Das Verhältniß zwischen der Donzella und Pascarèl ist zunächst das einer für alle edlern Eindrücke begeisterten Schülerin zu dem von ihr verehrten Lehrer, und an dieser Stelle legen sich eine Anzahl allerdings sehr interessanter Gespräche über Italiens glorreiche Vergangenheit, über Kunst und Wissenschaft, Ruhm und Unsterblichkeit in die Erzählung ein, in denen wir aber doch keinen genügenden Ersatz für das Manco an Handlung erblicken können, die uns unentbehrlich scheint. In dem Augenblick, als es sich herausstellt, daß der Lehrer zum Liebenden und die Schülerin zur Geliebten geworden ist, weiß die auf Pascarèl eifersüchtige Brunotta, eine gutmüthige aber flache Natur, durch verächtliche Künste den Bund zu zerreißen, bei dessen Lösung beider Herzen bluten. Die Donzella führt ein kümmerliches Leben im Hause einer armen Witwe, während Pascarèl, als die Stunde für die Einigung seines Vaterlandes geschlagen hat, zu den Waffen greift und namentlich in der Schlacht bei Montebello sich die wohlverdienten Lorbern erringt. Durch diesen glücklichen Zug steht das Bild des Künstlers auf einmal in wahrhaft glänzender Beleuchtung vor uns, denn wenn wir so lange seine eigenthümliche Lebensweise für eine Marotte halten mußten, erkennen wir sie jetzt als eine nothwendige Folge seines glühenden Patriotismus, dem jede ungehemmte Lebensäußerung versagt geblieben war. Als Krieger und Volksredner spielt er nun keine geringere Rolle wie früher als Künstler, während die Donzella in das Haus ihres Vaters, dem eine reiche Erbschaft zugefallen ist, aufgenommen wird. Als sie jedoch ihren Ursprung erfährt und sich von verhaßten Liebesanträgen verfolgt sieht, verläßt sie das väterliche Haus und schließt sich an Pascarèl zu dauerndem Liebesbunde. Um diese Hauptgestalten bewegen sich eine Anzahl Nebenfiguren von glücklicher Zeichnung, denen oft, wie z. B. dem unglücklichen Musiklehrer Ambrogiò Rusi, Züge von ergreifender Rührung verliehen werden.

Ueber der ganzen Erzählung ruht der tiefblaue Himmel Italiens, für dessen Herrlichkeiten der Roman mit seinem lebhaften Colorit einen meist überströmenden Ausdruck findet. Gern lauschen wir, wenn die vollen Accorde der Begeisterung angeschlagen werden, wie z. B. in dem Schlußsatze, welcher als Probe dienen mag:

> Eine Blütenwolke, die Töne einer Laute, der Ton leisen Gelächters, die tiefern Freuden des Seufzers, der in einer Liebkosung verhaucht, das ferne Echo einer frohen Volksmenge, heller, kühler Mondschein, die steinernen Gesichter der Faune und Greife, von Acanthuslaub umrankt, die in Steine gemeißelten Gestalten der Propheten und Heiligen, die über eine muntere Maskenmenge hinausragen, der Duft von Berg und See, den frische Winde durch schattige, marmorne Wege herübersenden, und in der heiligen Stille der Nacht in Gärten, wo Fontainen rauschen, oder an den Fenstern, wo die Leuchtkäfer glühen, das leise Klopfen rascher Pulse, die Berührung von geliebten Lippen: das ist der Athem und das Leben der Stadt der Lilien, der Stadt der Liebe, vom Bezwinger des Löwen für die Mutter des Eros in einer Sommernacht auf ein Blumenfeld gebaut, Florenz, der Tochter Gottes und der Königin der menschlichen Freiheit, Florenz, der Dichterin und des Paradieses der Liebe.

Die Uebersetzung läßt eine gewandte Feder nicht verkennen, obwol es auch an Wendungen wie „Ariosto, der «hinterste» aller Dichter und Liebenden" nicht fehlt.

„Die Mystiker" vom Abbé *** (Nr. 2), die in dritter Ausgabe vorliegen, sind ein crasser Tendenzroman, dessen Verfasser im Kampfe gegen den Ultramontanismus und Jesuitismus eine erstaunliche Productivität zeigt, die ihn sogar in den Stand setzt, seine Schriften serienweise herauszugeben. Die gute Absicht, aus der katholischen Kirche die schädlichen Elemente auszuscheiden, welche wie ein Krebs an ihrem Organismus wuchern, verdient gewiß alle Anerkennung, aber die Kritik besitzt leider nicht die Eigenthümlichkeit Gottes, nur auf das Herz zu sehen, sondern verlangt neben dem Wollen auch das Vollbringen und muß sich gegen ein Werk erklären, das aus aller Poesie vollständig herausfällt. Der Autor geiselt die schnöden Umtriebe der Jesuiten, wobei er viel anziehendes aber auch viel ekelhaftes Material zusammenstellt, und es namentlich liebt, den dicksten Pinsel in das grellste Roth zu tauchen. Das Buch möge der Aesthetik de pur sang so fern wie möglich bleiben, welche in demselben leicht ein treffliches Futter für ihre kritischen Kanonen erblicken könnte. Auf eine nähere Analyse gehen wir um so weniger ein, als bereits Nr. 51 d. Bl. f. 1871 ihren Verpflichtungen gegenüber dem Romane nachgekommen ist.

Eugen Zabel.

Ein indisches Schauspiel.

Urvasi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Deutsch-metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz. Zweite durchgesehene Auflage. Miniaturausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 2 M. 40 Pf.

Es war ein glücklicher Gedanke, den Edmund Lobedanz, der anerkannt classische Ueberſetzer der „Sakuntala" des Kalidasa, hatte, als er es unternahm, desselben Dichters „Urvasi" ebenfalls ins Deutsche zu übertragen. Wie sehr er damit den Wünschen eines großen Leserkreises entgegengekommen ist, beweist der Umstand, daß seine Bearbeitung jetzt schon in zweiter Auflage erschienen ist. Mit Recht nennt Lobedanz diese „Urvasi" einen „Edelstein"; er erklärt das Schauspiel für ein jüngeres Werk Kalidasa's, „einer Dichternatur, welche — «kindlich weise» — unter der Einwirkung des Buddhismus das reinste germanisch-christliche Menschheitsideal in Bezug auf das

Verhältniß zwischen Mann und Weib dargestellt hat, sich gänzlich freimachend von den so vielfältig irrenden Anschauungen seiner Zeit und seines Volks".

Die Handlung in „Urvasi" ist nicht sehr complicirt; König Pururava rettet die Himmelsmaid Urvasi aus den Krallen der Ungötter, die sie geraubt haben; bezaubert von Urvasi's Schönheit und Unschuld, entbrennt er in heftiger Liebe zu ihr, welche von der Geretteten ebenso innig erwidert wird. Die Vereinigung erfolgt, aber eine kurze Untreue des Königs macht Urvasi so rasend eifersüchtig, daß sie entläuft und nicht gewahr wird, wie sie das verderbenbringende Gebiet des Kriegsgottes betritt; die Folge ist, daß sie in eine Ranke verwandelt wird. Pururava fällt durch ihren Verlust in Wahnsinn; endlich verleihen ihm die Götter den blutrothen Stein des Wiederfindens; er entzaubert Urvasi, und fortan sind beide vereint, einer im andern glücklich.

Das ganze Gedicht ist von einem wunderbar zarten Schimmer echter Poesie übergossen; am lieblichsten sind jene Scenen, in denen Urvasi und Pururava sich vereinen: der Schluß des dritten Actes, und später das Wiederfinden. Ergreifend wirkt dazwischen des Königs verzweiflungsvolle Klage um die verlorene Geliebte.

Lobedanz nennt „Urvasi" geradezu die schönere Zwillingsschwester der „Sakuntala". Jedenfalls dürfen wir uns freuen, daß zwei solche Perlen durch so mustergültige Bearbeitungen unser geistiges Eigenthum geworden sind. Tiefsinn geht bei Kalidasa Hand in Hand mit Zartsinn, Seelenadel und innere Liebenswürdigkeit mit echtester Bildung. Wir zweifeln daher nicht, daß „Urvasi" in dieser Bearbeitung gleichen Erfolg haben wird wie „Sakuntala", nach Lobedanz, von der schon die vierte Auflage, ebenfalls aus Brockhaus'schem Verlage, vorliegt. Vielleicht unternimmt es sogar ein speculativer Schauspieldirector, mit „Urvasi" den nämlichen Versuch zu wagen wie mit deren Zwillingsschwester; „Sakuntala" ist bekanntlich unlängst in Wien in Scene gegangen, und zwar mit großem Erfolg. Einer theatralischen Einrichtung könnte aber wol schwerlich eine bessere Bearbeitung untergelegt werden als diejenige von Edmund Lobedanz.

Hermann Uhde.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Karl Zettel hat von seinen „Ersten Klängen" eine zweite vermehrte und veränderte Auflage unter dem Titel: „Dichtungen" (Eichstädt, Krüll) erscheinen lassen. Zettel ist durch Hermann Lingg in die Literatur eingeführt worden, und auch die neue Auflage trägt die Empfehlung Lingg's als eine Art von Vorwort. Wir haben bereits bei Besprechung der ersten Auflage hervorgehoben, daß Zettel der Lingg'schen Schule angehört, und daß wir diejenigen Gedichte für die gelungensten erklären, welche in dem markigen Stil der historischen Freske, wie ihn Hermann Lingg liebt, abgefaßt sind oder die poetische Belebung einer geschichtsphilosophischen Mystik athmen. Auch die neu hinzugekommenen Gedichte bestätigen unser Urtheil; es finden sich darunter besonders manche Gelegenheitsgedichte, wie dasjenige, welches dem Meister Hans Sachs an seinem Ehrentage gewidmet und in einem kräftig frischen Stile abgefaßt ist.

— Von **August Silberstein's** „Mein Herz in Liedern" ist eine dritte vermehrte Auflage (Stuttgart, Hallberger) erschienen. Die meisten dieser aus frühern Sammlungen bekannten Gedichte athmen einen milden Sinn, mögen sie nun heitere oder ernste Klänge anschlagen. Ungleich in der formellen Behandlung, haben viele derselben doch etwas Warmes und Wohlthuendes, was den Kreis ihrer Freunde bisher angezogen hat und noch ferner anziehen wird.

Ausländische Literatur.

In einer Besprechung des eben erschienenen ersten Theils der „Illustrations of the Life of Shakespeare" von **Halliwell**, sagt das „Athenaeum" vom 12. December v. J.: „So lange wir Forscher wie Halliwell besitzen, werden wir der deutschen Kritik nicht leicht den Platz einräumen, den sich anzumaßen sie geneigt ist. Die gegenwärtige Zeit ist kaum dazu geeignet, nachzuweisen, auf welch seichtem Boden die Annahme beruht, Deutschland habe uns in der Kritik Shakspeare's überflügelt. Als ein geduldiges Volk mit einer Gewohnheit der Selbstbeschauung, wie sie keine andere Rasse bisher an den Tag gelegt, haben die Engländer sich damit zufrieden gegeben, die ihnen gemachten Vorwürfe gut aufzunehmen, und es versucht, die Lehren, welche dem Tadel unterliegen dürften, zu benutzen. Demzufolge haben sie die Versicherung hingenommen, daß sie zu tadeln seien, und als ein solides Gebäude betrachtet, was in Wahrheit ein bloßes Nebelgebilde ist. Goethe, bei weitem der größte Mann, der mit voller Kenntniß über Shakspeare gesprochen, hat viel Schönes über ihn gesagt. Auch aus Lessing, in dem die kritische Fähigkeit ihren Höhepunkt erreicht, kann man etwas lernen; obschon er kein besonderes Licht auf Shakspeare wirft. Es würde indessen keine schwierige Aufgabe sein, nachzuweisen, daß die dogmatischen Aussprüche (decrees) späterer «ästhetischer Kritiker» Deutschlands zum großen Theil, wenn nicht hauptsächlich, aus Gemeinplätzen bestehen, von denen englische Kritiker angenommen haben, sie gehören einem Elementarstudium seiner Werke an, oder aus so erzwungenen und phantastischen Auslegungen, daß sie irre leiten und fast ganz werthlos sind."

Halliwell nun ist der genaue Gegenfüßler von Gervinus. In seinem Vorworte versagt er ausdrücklich den Folgerungen des deutschen Forschers, den er, ohne ihn zu nennen, hinlänglich bezeichnet, allen Glauben. Er spricht es als seine Ueberzeugung aus, daß der wahre Geist der Kritik der sei, welcher sich „mit Thatsachen lieber als mit Muthmaßung und Gefühl" befaßt, und er verspricht, daß kein Raum in seinem Werke „der Prüfung muthmaßlicher, allgemeiner, ethischer Absichten, eingebildeter moralischer Einheiten und dergleichen" gewidmet sein werde.

Welcher Triumph für Genée und alle, die seine Ansicht von der deutschen Shakspeare-Forschung theilen!

Theater und Musik.

Die pariser Bühne hat jetzt auch ein Gouvernantenstück erhalten, welches sich als zugkräftig und erfolgreich beweist, es ist das „Fräulein Duparc" von Deneyrouse, ein Stück, welches am Gymnase-Theater zur Aufführung kam. Die Heldin ist keine Jane Eyre, sondern eine unternehmungslustigere Erzieherin, welche zwar einen nächtlichen Besuch ihres Brotherrn, des Grafen, zurückweist, aber doch mit seiner Neigung der Gräfin gegenüber prahlt, besonders als der Graf sich ihretwegen in ein Duell eingelassen hat und schwer verwundet worden ist; er will mit ihr flüchten, und sie ist nicht abgeneigt; doch die Resignation der Gräfin, die lange Zeit einen Charakter christlicher Milde trägt, zuletzt aber in einen Selbstmord zu endigen droht, bezwingt das Herz des Fräulein Duparc, welche selbst dann in einem Kloster für ihre Sünden büßt. Diese Grundlinien des Stücks sind nicht gerade vielversprechend,

doch die Nebenfiguren geben demselben Frische, Reiz und auch komische Wirkung.

— Die leichtere komische Oper scheint jetzt auf unsern großen Hofopernbühnen Zutritt zu finden. Die bereits in Manheim aufgeführte Oper von **Hermann Götz**: „Der Widerspenstigen Zähmung", zu welcher Wichmann den Text auf Grundlage des Shakspeare'schen Lustspiels bearbeitet hat, ist an der wiener Hofoper mit Erfolg in Scene gegangen, während man in Berlin am königlichen Hoftheater die komische Oper: „A-ing-fo-hi" von **Richard Würst**, nach einem Libretto von Ernst **Wichert** componirt, zur Aufführung brachte. Man rühmt der Musik Geschmack und Anmuth nach, vermißt aber sowol die pikanten Champagnergeister Offenbach's wie den Erfindungsreichthum eines Auber.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 4. Februar starb der Senior der berliner Publicisten Dr. **Friedrich Zabel**, welcher die Redaction der „National-Zeitung" länger als 25 Jahre geführt hat, und zwar stets mit Behauptung jener würdigen Haltung, durch welche sich das Blatt den immer wachsenden Einfluß und die allgemeine Achtung errungen hat. Die „National-Zeitung" ist ein Kind der Märzrevolution von 1848; sie erschien am 1. April d. J., und gleich damals stand der Name Zabel's an ihrer Spitze. Am 26. November 1802 in Berlin geboren, hatte Zabel das Friedrich-Werder'sche Gymnasium besucht und nachher Philologie und Theologie studirt, er war Predigtamtscandidat gewesen und hatte eine Pensionsanstalt begründet, als ihn die bewegte Zeit ganz der Publicistik in die Arme führte, der er früher nur als Correspondent angesehener Zeitungen gelegentlich gehuldigt hatte. Die „National-Zeitung" wurde unter seiner Leitung ein tapferes Oppositionsorgan in der Epoche der preußischen Reaction und nach 1866 das Hauptorgan der nationalliberalen Partei. Auf die ästhetische Kritik hat sie stets einen tonangebenden Einfluß ausgeübt. Zabel hat nie durch glänzende Artikel einen Tagesruhm erobert; auch seine Thätigkeit als Landtagsabgeordneter war vorübergehend und ohne Bedeutung; aber die Gediegenheit seines Wesens, die Bravheit seines Charakters, die Unerschütterlichkeit in Bezug auf die Ziele seines Wirkens machten ihn zu einem würdigen Vorbild jener anständigen Publicistik und Journalistik, welche in Berlin stets einen festen Halt hatte gegenüber der unruhig flunkernden Beweglichkeit jener Elemente, die sich mit ihren Speculationen und Effecthaschereien in den Vordergrund zu drängen suchen. Zabel war als der Senior der Publicistik der Reichshauptstadt auch ein Vertreter der Presse, welcher dem Stand der Journalisten Ansehen und Achtung zu geben wußte — und darum wird die Chronik der Tagespresse seinem Namen ein dauerndes Andenken sichern.

Bibliographie.

Belzig, R. v., Frauenliebe und Leben. Ein Blüthenstrauß deutscher Dichtung für Deutschlands Frauen und Jungfrauen gewunden. Stuttgart, Schlegel. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.

Berneck, K. G. v., und J. Schott, Atlas des Kriegswesens. Leipzig, Brockhaus. Quer-Fol. 6 M.

Carriere, M., Atlas der Plastik und Malerei. Leipzig, Brockhaus. Quer-Fol. 8 M.

Ebert, H., Fritz Reuter. Sein Leben und seine Werke. Güstrow, Opitz u. Comp. 1874. 8. 3 M.

Ehlers, O. E., Kornähren der Poesie. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 4 M.

Erinnerungen eines Schwaben. Zeit- und Sittenbilder aus den letzten und ersten Tagen des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von J. E. **Güntthert**. Nördlingen, Beck. 1874. 8. 2 M. 75 Pf.

Deutsche Ferien. Erlebtes und Erdachtes, auch in Reime Gebrachtes, von Wem? — Was macht es? Berlin, Rauh. 8. 3 M.

Gedichte. Dem Fräulein L. H. zu Mainz gewidmet. Barmen, Wiemann. 1874. 8. 1 M. 50 Pf.

Gladstone, W. E., Die vatikanischen Dekrete nach ihrer Bedeutung für die Unterthanentreue. Eine politische Fragestellung. Autorisirte und mit einem Anhang versehene Uebersetzung. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Glass, R., Nach Süden! Empfindsame Reise. Altenburg, Schnuphase. 8. 1 M. 60 Pf.

Grasshoff, W. W. Freih. v., Prinzeß Kätherle (Katharina von Ottweiler). Historisches Original-Lustspiel. Kassel, Jungklaus. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Grosse, J., Die Abenteuer der Kalewiden. Esthnisches Volksmärchen. Leipzig, Weber. 8. 3 M.

Hartmann, J., Liederschatz der deutschen Mutter. 500 den Müttern gewidmete Dichtungen aus drei Jahrhunderten. Stuttgart, Neff. Gr. 16. 6 M.

Horn, M., Goethe in Straßburg und Sesenheim. Dichtung. Kassel, Jungklaus. 8. 2 M.

Hugo, V., Meine Söhne. Aus dem Französischen von L. **Schneegans**. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Straßburg, Wolff. 1874. 8. 1 M.

Jaeger, G., In Sachen Darwin's insbesondere contra Wigand. Ein Beitrag zur Rechtfertigung und Fortbildung der Umwandlungslehre. Stuttgart, Schweizerbart. 1874. Gr. 8. 5 M.

Köppen, F. v., Fürst Otto von Bismarck, der deutsche Reichskanzler. Ein Zeit- und Lebensbild für das deutsche Volk. 1stes Heft. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 75 Pf.

Lauer, H., Rheinische Lieder. Der heiligen Elisabeth von Thüringen gewidmet. Mainz, Kirchheim. 1873. 8. 1 M. 20 Pf.

Lessing's Werke. Herausgegeben von R. **Gosche**. Erste illustrirte Ausgabe. 1ste Lfg. Berlin, Grote. 8. 50 Pf.

Löwe, F., Neue Gedichte. Stuttgart, Wittwer. 16. 5 M.

Mosenthal, S. H., Die Sirene. Komödie. Leipzig, Weber. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Müller-Samswegen, E., Dunkle Blüten. Novellen. Berlin, Gotth. H. E. Müller. 8. 7 M. 50 Pf.

Müller, H., Gedichte. 1ster Bd. Lieder in Lust und Leid. Leipzig, Expedition der Literatur. 1874. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Obermüller, W., Die Hessen-Völker. Chatten, Hessen, Menapier, Bataver, Alemannen, Franken, Schotten, Kathag-Gaelen, Enakim, Aditen, Chatan-Araber, Chetiter, Cabusen und Arsaciden. Historisch-sprachliche Forschung. 1stes Heft. Kassel, Jungklaus. 1874. 8. 1 M. 50 Pf.

Osseg, A., Der Hammer der Freimaurerei am Kaiserthrone der Habsburger. Amberg, Habbel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Perlbach, M., Preussische Regesten bis zum Ausgange des 13. Jahrhunderts. 1stes Heft. Königsberg, Beyer. Gr. 8. 3 M.

Petrick, A., Zur Geschichte des Grafen Bothwell. St. Petersburg. 1874. Gr. 8. 1 M.

Pocci, F., Lustiges Komödienbüchlein. 5tes Bdchn. München, Stahl. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Rosenberg-Lipinsky, A. v., Gedichte. Breslau, Trewendt. Gr. 16. 3 M.

Sauer, C. M., Reclame. Roman. 3 Bde. Görlitz, Vierling. 8. 12 M.

Salm-Salm, Prinzessin Felix zu, Zehn Jahre aus meinem Leben — 1862 bis 1872. 1ster Bd. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Samter, A., Social-Lehre. Ueber die Befriedigung der Bedürfnisse in der menschlichen Gesellschaft. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M.

Sax, J. P., Beitrag zur Geschichte der Abtei und Stadt Echternach. Luxemburg, Brück. 8. 90 Pf.

Scherr, J., Allgemeine Geschichte der Literatur. Ein Handbuch in 2 Bänden. 5te ergänzte Auflage. 1ste Lfg. Stuttgart, Conradi. Gr. 8. 1 M.

Schmid, L., Des Minnesängers Hartmann v. Aue Stand, Heimat und Geschlecht. Eine kritisch-historische Untersuchung. Tübingen, Fues. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Schmidt, E., Die Expedition gegen Chiwa im Jahre 1873 nach den Quellen bearbeitet. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 5 M.

Schmidt, J., Leibniz und Baumgarten, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aesthetik. Halle, Lippert. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Schönbach, A., Ueber die Marienklagen. Ein Beitrag zur Geschichte der geistlichen Dichtung in Deutschland. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 4. 4 M.

Schubert, F. C., Wlasta. Roman. Prag, Verlag der Bohemia. 8. 6 M.

— — Wlasta oder der Mägdekrieg. Tragödie. Leipzig, Mutze. 8. 2 M.

Schultze, C. W., Deutsch und welsch. Ein poetischer Zeitspiegel aus dem jüngsten Kriege. Breslau, Hoffmann. 1874. 8. 3 M. 50 Pf.

Seidel, H., Aus der Heimath. Studien. Breslau, Hoffmann. 1874. Gr. 16. 3 M. 60 Pf.

Shakspere, W., Venus und Adonis. Ein episches Gedicht. Deutsch nebst einer Einleitung von B. **Tschischwitz**. Halle, Schwabe. 8. 1 M. 20 Pf.

Sieg, H. v. der, Harold der Zigeunerkönig. Ein historisch-romantisches Gemälde aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, theilweise unter dem Grafen dem nachmaligen Fürsten Johann Moriz von Nassau. 1ste Lfg. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 60 Pf.

Willatzen, P. J., Blüthenzweige deutscher Lyrik nach Goethe. Eine Anthologie. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 6 M.

Willkomm, E., Wunde Herzen. Roman. 3 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 12 M.

Wittich, K., Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly. 1ster Bd. Kritische Untersuchungen zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges mit Benutzung meistens ungedruckter Quellen. Berlin, C. Duncker. 1874. Gr. 8. 15 M.

Wohlfahrt, J. F. T., Glückseligkeitslehre. Ein Laienbrevier. Neue Ausgabe. Leipzig, T. O. Weigel. 1874. Gr. 8. 3 M.

Wolf, A., Fürstin Eleonore Liechtenstein, 1745—1812. Nach Briefen und Memoiren ihrer Zeit. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 M.

Wundt, W., Ueber die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart. Rede. Leipzig, Engelmann. 1874. Gr. 8. 60 Pf.

Wuttke, H., Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens. 2te, bis auf die Gegenwart fortgeführte Aufl. Leipzig, J. W. Krüger. Gr. 8. 4 M.

Zenkteler, Ein Beitrag zu den Ausgrabungen in der Provinz Posen. Ostrowo, Priebatsch. 1874. 4. 75 Pf.

Ziemssen, L., Novellenbuch für das deutsche Haus. 4 Bde. Leipzig, Baensch. 1874. 8. 14 M. 50 Pf.

Zorer, Harmonische Theilung. Tübingen, Fues. 1874. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 9. —— 25. Februar 1875.

Zur Anthropologie.

Die Anthropologie als die Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen. Dargestellt von Maximilian Perty. Zwei Bände. Leipzig, C. F. Winter. 1873—74. Gr. 8. 15 M.

Kant unterschied zwei Arten von Anthropologien, die physiologische und die pragmatische. Die physiologische Menschenkenntniß geht nach ihm auf die Erforschung dessen, was die Natur aus dem Menschen macht, die pragmatische auf das, was er als frei handelndes Wesen aus sich selber macht oder machen kann und soll. Diesen Gegensatz erläutert er folgendermaßen:

Wer den Naturursachen nachgrübelt, worauf z. B. das Erinnerungsvermögen beruhen möge, kann über die im Gehirn zurückbleibenden Spuren von Eindrücken, welche die erlittenen Empfindungen hinterlassen, hin und her (nach dem Cartesius) vernünfteln, muß aber dabei gestehen, daß er in diesem Spiel seiner Vorstellung bloßer Zuschauer sei und die Natur machen lassen muß, indem er die Gehirnnerven und Fasern nicht kennt, noch sich auf die Handhabung derselben zu seiner Absicht versteht: mithin alles theoretische Vernünfteln hierüber reiner Verlust ist. Wenn er aber die Wahrnehmungen über das, was dem Gedächtniß hinderlich oder beförderlich gefunden worden, dazu benutzt, um es zu erweitern oder gewandt zu machen, und hierzu die Kenntniß des Menschen braucht, so würde dieses einen Theil der Anthropologie in pragmatischer Absicht ausmachen. (Vgl. Kant's „Anthropologie", Vorrede.)

Kant's eigene „Anthropologie" war, wie schon ihr Titel besagt, eine Anthropologie „in pragmatischer Hinsicht". Dagegen hat sich Perty's „Anthropologie" eine umfassendere und darum auch schwierigere Aufgabe gestellt. Aehnlich wie Alexander von Humboldt die Resultate sämmtlicher Naturwissenschaften in seinem „Kosmos" zu einem Gesammtbilde des Makrokosmos verarbeitete, ähn- ch war Perty bemüht, die Ergebnisse sämmtlicher auf n Menschen bezüglichen Wissenschaften zu einem allseiti- n Bilde des Mikrokosmos, genannt Mensch, zu ver- beiten. Und Perty war der Mann dazu. Denn mit nntnissen vielfacher Art und erstaunlicher Belesenheit bindet er philosophische und ästhetische Bildung, sodaß sich seine „Anthropologie" ebenso sehr durch Reichthum des Inhalts wie durch Anmuth der Form auszeichnet. Sein schlichter und dabei doch keineswegs trockener Stil gefällt uns sogar noch besser als der Humboldt'sche, und sein Buch liest sich leichter und angenehmer als das Humboldt's.

Perty hat ein sehr klares Bewußtsein über die Aufgabe der Anthropologie in der Gegenwart. Er sagt im Vorwort:

In der Naturgeschichte der organischen Wesen hält man eine Art nur dann nach ihrer ganzen Bedeutung für erkannt, wenn deren Bau im großen und kleinen, die physiologische Beschaffenheit und Entwickelung, die Formänderungen, die geographische Verbreitung und ihre Rolle im Naturorganismus erforscht sind, denn nur die ganze ist die wahre Erkenntniß. Man darf daher wol hoffen, daß dieselben Grundsätze auch bei der Wissenschaft vom Menschen als richtig angenommen werden, und daß die bisherige particularistische Behandlung der Anthropologie einer umfassendern weichen werde.

Diesem seinem Begriff von der Anthropologie gemäß hat Perty versucht, den Menschen nach seiner somatischen und psychischen Beschaffenheit, sowie nach den verschiedenen Formen, in welchen er über die Erde verbreitet ist, darzustellen, zugleich aber auch ein geschichtliches Bild von seinen Schicksalen wie von den Leistungen zu entwerfen, welche er durch die in sein Wesen gelegten Kräfte und Fähigkeiten bisjetzt zu vollbringen im Stande war. Es ist der Mensch demnach so behandelt worden, wie der Naturforscher eine Art der organischen Wesen behandeln müßte, wenn er von ihr eine annähernd umfassende Kenntniß zu geben beabsichtigte:

Die Lösung der Aufgabe jedoch ist beim Menschen eine viel schwierigere, wegen des unvergleichbar größern Reichthums seiner Natur, vermöge welchem ganze Reihen neuer Bildungen und Zustände in die Erscheinung getreten sind, deren vollständige und in das Einzelne gehende Schilderung sehr verschiedenen Doctrinen zukommt. Wie jedoch z. B. die Philosophie die Hauptergebnisse aller einzelnen Wissenschaften zusammenfaßt

und sie nach ihren letzten Gründen verbindet, so soll die Anthropologie die Resultate der verschiedenen Forschungen über den Menschen zu einem einheitlichen und übersichtlichen Ganzen vereinigen, in welchem freilich von vielen Gegenständen statt lebensgroßer Gemälde nur Miniaturbilder gegeben werden können, welche aber doch in ihrem Verein eine Anschauung aller Zustände und Formen des Gegenstandes erzeugen.

Der erste Band der Perty'schen „Anthropologie" handelt vom menschlichen Individuum, der zweite von der menschlichen Gattung. An dem verschiedenen Umfang der beiden Bände — der zweite ist um zehn Bogen stärker als der erste — kann man schon erkennen, wie verschieden die gegenwärtige Behandlung der Anthropologie von der frühern ist. In der frühern überwiegt die individuelle Anthropologie über die der Gattung. Gegenwärtig verhält es sich umgekehrt. Die ethnographischen und culturgeschichtlichen Kenntnisse vom Menschengeschlecht haben sich so erweitert, daß das Bild der menschlichen Gattung einen weit größern Raum einnimmt als das des menschlichen Individuums, obgleich auch letzteres durch die erweiterten physiologischen und anatomischen Kenntnisse einen Zuwachs erhalten hat.

Im ersten Bande, der Anthropologie des menschlichen Individuums, handelt das erste Buch vom Körperleben, das zweite vom Geistesleben. Schon diese Eintheilung deutet auf einen Rest von Dualismus bei Perty hin. Denn nach der monistischen Auffassung ist das Geistesleben, als eine Function des Gehirns, eine Function des Leibes. Perty gibt zwar zu, daß mit den geistigen Vorgängen körperliche parallel gehen, daß beim Fühlen, Denken, Wollen Molecularbewegungen, wechselnde Gruppirungen und Zustände der kleinsten körperlichen Elemente stattfinden, und daß umgekehrt körperliche Vorgänge auf die Zustände der Seele wirken. Jedoch seien letztere immer specifisch geistige, unräumliche, innerliche, und man dürfe nicht glauben, daß sie etwa in einem Verhältniß zu den körperlichen Vorgängen stehen wie der galvanische Proceß zu den ihn erzeugenden chemischen Substanzen, oder daß sie das Aequivalent materieller Vorgänge sind und unter den Begriff der Umwandlung der Kraft fallen. (Einleitung.)

Von diesem Standpunkte aus polemisirt Perty gegen den Materialismus und Darwinismus. Das unzweifelhaft in uns vorhandene Bewußtsein der Willensfreiheit sei so wenig als das damit zusammenhängende Gewissen und die Vorstellung eines Unbedingten und Ewigen aus Naturgesetzen zu erklären. Jene Art von Monismus, die Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" und dessen Commentator, der anonyme Verfasser von: „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie" (Berlin 1872), vertritt, findet Perty unhaltbar. Als „Summationsphänomene" der vielen Atomschwingungen lassen sich die Vorstellungen und Begehrungen nach Perty nun und nimmermehr erklären:

Die Atome sind eine Hypothese, welche vorläufig vielleicht nothwendig für die mechanische Naturwissenschaft ist, aber nimmermehr das geistige Leben erklärt. Wären die Atome selbst als bewußte denkbar, so würde aus der Summirung unendlich vieler verschiedener Atome nie das einheitliche Bewußtsein zu begreifen sein; Schwingungen bewegter Materie sind keine Vorstellungen. Für den Verfasser (den Commentator Hartmann's) ist das Bewußtsein etwas Aufgenöthigtes, Unbeabsichtigtes; für unsere Anschauung ist eine Welt bewußter Geister der gewollte und höchste Zweck aller Weltentwickelung. Von der Descendenzlehre, die in der Darwin'schen Fassung sich als ungenügend herausstellen dürfte, wird ein übermäßig ausgedehnter Gebrauch gemacht; nach unserer Ansicht entwickelt sich nur, was sich entwickeln soll und nach den Umständen sich entwickeln kann. Weder die „Philosophie des Unbewußten" noch deren Commentator konnten eine befriedigende Lösung des Welträthsels und der Seele geben, weil diese überhaupt außer den Grenzen der menschlichen Intelligenz liegt. Daß die geistigen Functionen von Vorgängen im Gehirn begleitet werden, nenne man sie Schwingungen der Hirnmolecule, Lagenänderungen derselben oder wie sonst, ist nicht zu leugnen, ohne daß dieselben aber Denken, Fühlen, Wollen wären.

Nach Perty ist die Seele eine monadische Einheit, die bei allem Stoffwechsel des Leibes sich erhält und dabei immer das gleiche Bewußtsein hat vom ersten Aufdämmern desselben bis zum Ende des Lebens, trotz aller Unterbrechungen durch Schlaf oder besondere Umstände, und welche so sich stets in ihrer Selbständigkeit und individuellen Bestimmtheit erhält. Ist auch die Vorstellung des Ich nicht von Anfang an gegeben, sondern entwickelt, so kann es dazu doch nur vermöge der monadischen Einheit der Seele kommen, welche sich selbst erfaßt und erleuchtet. In ihrer Verbindung mit materiellen Substanzen stellt die Seele, dabei raumsetzend, den menschlichen Organismus dar und wird zu dessen Centralprincip, das ihn dynamisch durchstrahlt und bei allem Stoffwechsel in seiner Form und seinem Bestande erhält, die alsbald schwinden, wenn im Tode die Trennung erfolgt. Der menschliche Körper gestaltet sich im Einklang mit seinem Centralprincip und wird in einem gewissen Grade zum physiognomischen Ausdruck desselben. Obschon die Seele dem Leibe immanent ist und ihn mit ihrer Energie erfüllt und durchdringt, so sind doch die eigentlich psychischen Acte als intensive und unräumliche zu denken.

Weiter lehrt Perty:

Die Seele steht mit dem Organismus in einer causalen Verbindung und beide wirken aufeinander in einer für die menschliche Fassungskraft schwer begreiflichen Weise. Die Möglichkeit dieser Wechselwirkung scheint darauf zu deuten, daß der Gegensatz zwischen Geist und Materie kein absoluter, sondern nur ein relativer sei; beide sind Kraftwesen, jedoch verschiedener Kategorie, daher verwandt und entgegengesetzt; Seele und Leib bilden eine Einheit, ohne identisch zu sein. Das Verhältniß von Geist und Körper ist kein äußerliches, auch nicht so zu denken, als wenn letzterer nur das Werkzeug des erstern wäre. Beide stehen eher in einem Coordinations- als Subordinationsverhältniß. Was im Körper nach materieller Weise vor sich geht, reflectirt sich im Geiste in Gefühlen und Vorstellungen; beide sind Gesetzen unterworfen, und die des Fühlens und Denkens haben dieselbe Nothwendigkeit wie die Gesetze der Mechanik und Physik. Für die Materialisten ist die Seele nur eine Gruppe von Erscheinungen, die durch den Organismus bewirkt werden.... Als wenn der Gedanke ein Materielles wäre! Jede Seelenfunction wäre nach jenen von der augenblicklichen Zusammensetzung und Stimmung des Gehirns, überhaupt vom Organismus abhängig. „Aber der Geist ist nicht, wie Feuerbach, Moleschott u. s. w. sagen, was er ißt, sondern er ist, was er thut." (Rosenkranz.) Das Ich, sagen manche, ist nur das Innewerden einer Gruppe immer wechselnder Hirnvorgänge; aber es muß ein Etwas vorhanden sein, was inne wird; das Innewerden kann nicht in einem Nichts stattfinden, sondern nur in einem bewußten geistigen Wesen.

Das Streben Perty's nach einer tiefern Erfassung des menschlichen Wesens, als der Materialismus gewährt, erkennen wir gern an. Aber in dem, was er an die Stelle

des Materialismus setzt, finden wir keine philosophische Klarheit und Schärfe. Perty's Ansicht vom Verhältniß des Leibes zur Seele ist weder rein monistisch noch rein dualistisch, sondern ähnlich wie die aller Philosophen der vermittelnden Richtung, ein Gemisch von Monismus und Dualismus, von Immanenz und Transscendenz. Einerseits wird die Seele für das dynamische Centralprincip des Leibes erklärt, als ihm immanent und ihn durchdringend; andererseits wird von Wechselwirkung beider als zweier selbständiger, coordinirter Kraftwesen gesprochen. Dies läßt sich schwer zusammen denken. Ist die Seele das dynamische Princip des Leibes, so kann dieser ihr nicht coordinirt sein; ist er ihr hingegen coordinirt, so kann sie nicht sein Princip sein. Durch die Auffassung des Menschen als aus zwei coordinirten Kraftwesen, Leib und Seele, bestehend, wird ja der Mensch zu einem „Summationsphänomen", und gerade dem will Perty entgehen.

Wie in der Frage nach dem Verhältniß des Leibes zur Seele, so vermissen wir auch in andern Fragen bei Perty Klarheit und Consequenz. Er sucht in seinem Vermittelungsstreben Ansichten zu verbinden, die sich nicht verbinden lassen. So z. B. in der Lehre von der Freiheit des Willens. Da spukt neben der richtigen philosophischen Ansicht noch die unhaltbare theologische. Einerseits lehrt Perty ganz richtig: „Ein ursachloses Wollen, wie dieses Kant und Schiller geglaubt haben, besteht nicht; der Mensch kann nicht das erste Glied einer Causalreihe setzen, sondern entscheidet sich nach den in seiner Seele vorhandenen Motiven." Mit den Worten Schiller's, daß der Mensch vor den Naturwesen das Vorrecht habe, „durch seinen Willen in den Ring der Nothwendigkeit zu greifen und eine ganz frische Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufangen", findet Perty die bekannten Verse im „Wallenstein" in Widerspruch stehend:

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blindbewegte Wellen;
Die innre Welt, sein Mikrokosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen,
Sie sind nothwendig wie des Baumes Frucht!

Die menschliche Freiheit, lehrt Perty ganz richtig, kann keine absolute sein, da der Mensch von seiner Entstehung an in das unendliche Causalsystem eingefügt ist und alle Handlungen durch seine eigenen psychologischen Antecedentien bedingt sind. Eine absolute Freiheit wäre mit der menschlichen Natur, der Art eines sich entwickelnden und kämpfenden Wesens unvereinbar, bei ihr keine Erziehung und Charakterbildung möglich und die Geschichte des menschlichen Geschlechts rein zufällig, indem sie so oder anders hätte verlaufen können.

Neben dieser ganz richtigen Ansicht finden wir aber andererseits noch die alte, zu ihr nicht stimmende theologische Lehre: „Gott will das Böse nicht, aber läßt es zu, weil zur Freiheit des Geistes, ohne welche dessen Entwickelung nicht möglich wäre, die Wahl zwischen dem Guten und Bösen gelassen werden muß." Als ob noch von freier Wahl zwischen dem Guten und Bösen die Rede sein könnte, wenn der Mensch ein durchgängig determinirtes, von seiner Entstehung an „in das unendliche Causalsystem eingefügtes" Wesen ist und „alle Handlungen durch seine psychologischen Antecedentien bedingt sind". Die Wahl eines determinirten Wesens muß ja nothwendig so ausfallen, wie es seine Determination mit sich bringt. Kain mußte den Abel erschlagen. Es hilft nichts, zu sagen: „Das Böse ist im Weltplan nothwendig, auf daß die Geister sich entscheiden können." Um sich für das eine oder andere entscheiden zu können, müssen sie vorher schon ihrer Natur nach entschieden sein; denn nur ein Wesen von bestimmtem Charakter kann sich, wo es gilt, zwischen Verschiedenem zu wählen, für das eine mit Ausschluß des andern entscheiden. Ein völlig indifferentes Wesen kann sich auch für nichts entscheiden. Perty hätte seine Lehre vom Wesen des Menschen einheitlicher und consequenter gestaltet, wenn er alle aus der theologischen Dogmatik herstammenden, zu der modernen naturwissenschaftlichen Welt- und Menschenanschauung nicht mehr stimmenden Ansichten beiseite gelassen hätte.

Doch wenngleich die philosophische Seite seiner Anthropologie nicht gerade die starke ist, weil er noch, wie Weiße, der jüngere Fichte, Lotze u. a., auf dem Vermittelungsstandpunkte steht, so verliert darum sein Werk keineswegs an Werth. Der Werth desselben besteht in der geschickten Verwerthung und Verarbeitung des gesammten anthropologischen Materials der Neuzeit zu einem übersichtlichen Bilde dessen, was wir vom menschlichen Individuum und von der menschlichen Gattung thatsächlich wissen. Den thatsächlichen Darlegungen Perty's kann es keinen Abbruch thun, daß wir mit seiner Erklärung der Thatsachen nicht immer einverstanden sind.

Mit Recht zieht Perty in den Kreis seiner Betrachtungen nicht blos die gewöhnlichen, normalen, sondern auch die ungewöhnlichen, anomalen Zustände des somatischen und psychischen Lebens. Denn um das menschliche Wesen ganz und vollständig kennen zu lernen, muß man es in allen seinen Erscheinungs- und Aeußerungsweisen kennen lernen, in den unregelmäßigen so gut wie in den regelmäßigen. Die Abweichungen von der Regel bringen ja die Regel erst recht zum Bewußtsein.

Was die abnormen körperlichen Zustände betrifft, so sagt Perty ganz richtig:

Durch die ganze Schöpfung geht neben der Regel die Ausnahme, und Verletzung eines Gesetzes ist oft nur die Folge von dessen Durchkreuzung durch ein anderes Gesetz, Eintreten eines fremden Typus, auf welche Weise manche Misbildungen zu Stande kommen, die somit nicht gesetzlos sind. Oder es bleibt eine Lebensform hinter ihrem typischen Ideal zurück, wo dann ein Heruntersinken auf tiefere Stufen der Organisation, eine Verkümmerung einzelner Systeme und Organe eintritt. Haben ja manche Pathologen auch die Krankheiten durch ein Herabsinken auf Zustände niedrigerer Wesen erklären zu können vermeint, was sicher nur bei einigen anwendbar ist. Bei manchen Individuen tritt eine Verlangsamung gewisser Functionen in so hohen Graden ein, daß das Leben fast stillzustehen scheint, seine rhythmische Bewegung kaum mehr wahrnehmbar ist, wie in jenen merkwürdigen Fällen, wo Menschen lange Zeit keine Nahrung genießen, Athmung, Ausscheidung ungemein vermindert sind, der Blutlauf seine Energie verliert: Erscheinungen, die oft psychisch begründet und namentlich mit strenger Ascese verbunden sind. Der Mensch ist zur Cultur bestimmt, in welcher allein sein wesentlicher Charakter sich entwickeln kann, — das lehren auch jene Armen, die, in der Kindheit durch unglückliche Begebnisse der Gesellschaft entrissen, in der Wildniß und bei Thieren aufgewachsen sind und damit die menschlichen Fähigkeiten in noch ungleich höherm Grade eingebüßt haben, als dieses bei den rohesten Wilden beobachtet wird.

Von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus betrachtet Perty die körperlichen Misbildungen: verwachsene Zwillinge, Ueberzahl von Fingern, gefleckte Haut, Albinismus; ferner Krankheiten; Cretinen, Cagots, Mikrocephalen; casus inediae; die Hypnose; verthierte Menschen. Die Sammlung von Thatsachen, die er für alle diese Abnormitäten beibringt, sowie auch die für die ungewöhnlichen psychischen Zustände, als da sind Illusion und Hallucination, Nachtwandeln, magnetischer Schlaf, Schlafwachen, Hellsehen, Mesmerismus, magische Wirkungen u. s. w., ist interessant. Wie es bei Berichten über seltenere Vorkommnisse nicht anders sein kann, klingt freilich manches fabelhaft. Doch Perty hat sich bemüht, nur die Berichte von glaubwürdigen Berichterstattern aufzunehmen. Wo die Angaben nicht zuverlässig sind, deutet dies Perty an.

Bekanntlich hat Perty schon früher ein zweibändiges Werk über „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" herausgegeben. Hier in der „Anthropologie" behandelt er diese Erscheinungen zwar kürzer, aber doch so, daß das Wesentliche seiner Ansicht über diese Erscheinungen deutlich zu erkennen ist. Die wahre Vision ist nach ihm nur durch das sogenannte magische Vermögen des Menschen zu erklären, welches ihn befähigt, auf eine nicht näher erklärbare Weise eine Wahrnehmung von fernen oder vergangenen oder künftigen Dingen, von lebenden oder nicht mehr lebenden Personen zu erhalten, die wie bei der Hallucination öfters auf bestimmte Sinnorgane bezogen werden, obwol direct auf die Seele selbst gewirkt wird:

> Hier öffnet sich nun ein Einblick in die geheimnißvolle Tiefe des Seelenwesens, der einmal uns erkennen läßt, daß Geist auf Geist wirkend unmittelbar Vorstellungen erzeugen kann, andererseits, daß außer der gröbern, materiellen Wechselwirkung der Seele und der Außendinge noch eine verborgene, subtilere besteht.

Man kann sich zur Erklärung des Hellsehens nach Perty denken, daß die innerste, sonst latente Kraft des Menschen sich mit den Wesenheiten der Dinge in directe Beziehung setzt, unbehindert durch die Materie, welche für sie durchdringbar wird, etwa so, wie der unter den Tisch gehaltene Magnet die auf demselben liegende Eisenfeile anzieht, unbehindert durch das Holz, welches für ihn nicht vorhanden ist, wobei der Mensch nicht in eine andere Welt, sondern die Welt nur auf eine andere Weise schauen würde; man kann aber auch die Vermuthung wagen, daß die Erkenntnißsphäre des Menschen durch Theilnahme an dem Wissen höherer Intelligenzen ungemein erweitert werde:

> Sowol im Traume als in der somnambulen und Tagesekstase kann jenes innerste Vermögen des Menschen sich wirksam erweisen, welches man das magische genannt hat, welches ihn bisweilen befähigt, Wirkungen hervorzubringen, welche nicht aus den mechanischen und physiologischen Kräften erklärbar sind, manchmal auch Fernes und Zukünftiges zu erkennen. Im gewöhnlichen Leben geschieht das Erkennen auf dem Grunde der sinnlichen Wahrnehmung und der Vorstellung durch den Verstand, im ekstatischen Zustande durch unmittelbare oder symbolische Anschauung und richtet sich weniger auf die räumlich-zeitlichen Formen der Dinge, als vielmehr auf ihr Wesen. Der menschliche Geist scheint hierbei bisweilen an dem universellen Erkennen anderer geistiger Wesen, die ihn inspiriren oder Mittheilungen machen, theilzunehmen, indem für die Erklärung aller Fälle eine supponirte Erweiterung und Erhöhung des Menschengeistes kaum ausreicht. So beim Fernfühlen und Fernsehen, dem geistigen Durchschauen anderer, der Ahnung und Prophetie, dem Rückschauen in die Vergangenheit, dann bei den Kundgebungen Sterbender, den sogenannten Geistererscheinungen, den Vorkommnissen beim Spiritualismus, für welches alles es an sicher beglaubigten Thatsachen nicht fehlt. Beim Erkennen des Zukünftigen z. B. möge daran erinnert werden, daß wegen des allgemeinen Zusammenhangs sich alles gegenseitig bestimmt und eins aus dem andern folgt, die Zukunft also durch die Gegenwart bedingt und in ihr gleichsam schon vorgebildet ist. Bei jener höhern Erkenntnißweise wird sich der Geist der künftigen Gestaltung der Dinge unmittelbar bewußt, indem er sie im innern Bilde vor sich sieht, während im gewöhnlichen Leben der Verstand das Zukünftige durch Folgerungen und Schlüsse zu construiren sucht. Die Zeit ist nur zu sehr geneigt, die Wichtigkeit der angeführten Verhältnisse, welche mit der innersten Natur und ewigen Bestimmung des Menschengeistes zusammenhängen, zu unterschätzen, weil ihr das Verständniß beider immer mehr zu entschwinden droht.

Wie man sieht, kommt diese Perty'sche Ansicht von den Phänomenen des Somnambulismus, des Hellsehens, der Ekstase und Magie im wesentlichen auf das hinaus, was schon Schopenhauer in den Kapiteln über „Animalischen Magnetismus und Magie" und über „Das Geistersehen und was damit zusammenhängt" gelehrt hat (vgl. „Schopenhauer-Lexikon": „Magie und Magnetismus" und „Geister"). Auch Schopenhauer nimmt über dem gewöhnlichen Wissen durch Sinne und Verstand ein unmittelbares, intuitives, an die Schranken des Raumes und der Zeit nicht gebundenes Wissen, und über dem gewöhnlichen, durch mechanische und physiologische Ursachen vermittelten Wirken ein unmittelbares, magisches Wirken an, in welchem beidem sich nach ihm die Allwissenheit und Allmacht des Wesens aller Dinge, des Willens, kundgibt. Aber die Perty'sche Theorie unterscheidet sich von der Schopenhauer'schen dadurch, daß sie an den amerikanischen Spiritualismus streift, indem sie Inspirationen und Mittheilungen außer- und übermenschlicher geistiger Wesen, höherer Intelligenzen, annimmt, wovon sich Schopenhauer trotz aller Gläubigkeit an die mystischen Erscheinungen freigehalten hat, da er in der Abhandlung über „Das Geistersehen und was damit zusammenhängt" sowol die subjectiven als die objectiven Schwierigkeiten nachgewiesen hat, denen die Annahme wirklicher Geistererscheinungen unterliegt. Schopenhauer geht überhaupt kritischer zu Werke als Perty. Bei aller Anerkennung der Thatsachen des sogenannten Spiritualismus hat er sich doch gehütet, die spiritualistische Theorie anzunehmen. Schopenhauer leitet aus innern Ursachen ab, was die Spiritualisten aus äußern Einflüssen und Einwirkungen abgeschiedener, aber noch immer auf Erden spukender Geister ableiten. Doch ist anzuerkennen, daß auch Perty vor allzu großer Gläubigkeit an Geister warnt. Er sagt nämlich:

> Wie in allen menschlichen Dingen, kommt auch beim Somnambulismus und Mesmerismus Misbrauch, Schwärmerei, Charlatanerie, absichtlicher Betrug vor. In neuerer Zeit hat sich den frühern Arten der Schwärmerei auch die Nekromantie zugesellt, indem von den Schlafwachen Verstorbene angeblich citirt und zu Auskunft und Antwort aufgestellter Fragen veranlaßt wurden und solche ertheilten — Phänomene, welche aus bloßer Einbildung der Schlafwachen, welche die Antwort selbst geben, in seltenen Fällen auch durch Lesen in der Seele der Fragenden oder durch wirkliches Rückschauen in die Vergangenheit meist wol richtiger erklärt werden als durch eine reale Gegenwart der Geister Verstorbener.

Der erste Band der „Anthropologie“ Perty's schließt, nachdem das Leben des Individuums in seinen besondern körperlichen und geistigen, sowol normalen als anomalen Erscheinungen ausführlich betrachtet worden, ganz angemessen mit einigen das Leben im ganzen zusammenfassenden Betrachtungen, und auch hier zeigt sich die vermittelnde Natur Perty's. Unter der Ueberschrift „Leben und Schicksal“ sagt er:

Lotze („Mikrokosmus“, II, 77) hat wol recht, wenn er das menschliche Leben für die wichtigen Erlebnisse und großen Wahrheiten lang genug findet, und daß ein längeres unser Glück nicht steigern, sondern mindern würde. So ist also die Dauer des Lebens eine im ganzen sinnvoll bestimmte, ausreichend für die irdischen Zwecke des Menschen, für die Entwickelung seiner Anlagen und die irdischen Aufgaben. Der Charakter dieses Daseins ist so beschaffen, daß der nach dem Vernunftgesetz Lebende es immer noch befriedigend genug finden muß, so unglücklich es auch für einzelne sich gestalten mag, und daß im ganzen die optimistische Ansicht immer noch mehr zu rechtfertigen ist als die pessimistische.... In gewissen Grundbestimmungen ist das Schicksal jedes Individuums bereits von seiner Entstehung an vorgebildet, aber der bewußte vernünftige Wille kann es in diesem oder jenem Sinne vielfach modificiren. Durch die Welteinrichtung ist dafür gesorgt, daß die Menschheit im ganzen sich erhalte, für die Individuen nur indirect, und es ist zweifelhaft, ob die Allmacht sich jedes einzelnen annehmen will.... Sieht man, wie man muß, den Menschen als ein ewig unvernichtbares Glied eines sittlichen Geisterreichs an, als welches er leben und handeln soll, so kommt es übrigens auf die mehr oder weniger glückliche Gestaltung des kurzen irdischen Daseins um so weniger an, als vieles, was die Menschen für Glück halten, nur Scheinglück, nicht wahres ist, abgesehen von den Ausgleichungen, die oft auf Zeiten des Wohlseins und Glanzes solche des Elends und der Noth und umgekehrt folgen lassen.

Der zweite, um zehn Bogen stärkere Band der Perty'schen „Anthropologie“, der von der menschlichen Gattung handelt, bietet ein ungemein reiches Material; aber auch hier, wie im ersten Bande, verbindet Perty mit der Breite die Tiefe, begnügt sich nicht damit, die Thatsachen darzulegen, sondern knüpft an dieselben auch sinnvolle Betrachtungen. Zuerst wird „Die Entstehung des Menschengeschlechts und seine Ausbreitung in Rassen und Völker“ besprochen, wobei immer auch auf die Ansichten anderer eingegangen wird; dann folgt die Betrachtung 1) der schwarzen Rasse; 2) der gelbbraunen Rasse; 3) der weißen Rasse, einer jeden mit ihren Unterabtheilungen. Auf die Darlegung der räumlichen Ausbreitung des Menschengeschlechts in Rassen und Völkern folgt sodann die übersichtliche Darstellung der zeitlichen Entwickelung, der Culturgeschichte der Menschheit nach ihren verschiedenen Seiten. Allgemeine Bemerkungen sowie ein Rück- und Vorblick bilden den Schluß des Bandes.

In Bezug auf die Entstehung des Menschen erklärt sich Perty gegen Darwin. Daß die Darwin'sche Theorie ungeachtet ihrer Aeußerlichkeit, der bei ihr vorausgesetzten Zufälligkeit und dem gänzlichen Mangel eines innern Entwickelungsprincips so vielen Beifall gefunden, zeige unwiderleglich, daß sehr viele gegenwärtige Naturforscher der philosophischen Denkweise nicht huldigen, die eine unsichtbare, in aller Materie wirkende und treibende Kraft annehmen muß, ein Streben nach Umgestaltung nicht nur, sondern nach höherer Entwickelung. Ist diese Kraft nicht wirksam, so vermögen auch veränderte äußere Umstände keine merkliche Aenderung herbeizuführen und es überwiegt die andere Tendenz: Festhaltung der specifischen Typen; im Gegenfall kann auch bei gleichbleibenden Umständen eine Veränderung in Bau und Eigenschaften eintreten:

Darwin betrachtet den Menschen als ein Thier.... Weil Darwin alles Gewicht auf die Aehnlichkeit der körperlichen Organisation legt und den wesentlichen Unterschied übersieht, der von Anfang an durch die geistige Anlage gegeben ist, muß er dem Menschen einen thierischen Ursprung zuschreiben.

Die Entstehung und Ausbildung des Menschen ist nach Perty auch jetzt noch ein Geheimniß. So viel scheine jedoch gewiß zu sein, daß der Mensch, ehe er in der gegenwärtigen Gestalt mit Fortpflanzung durch getrennte Geschlechter auf der Erde erschien, von einem einfachsten Keime beginnend, eine Reihe niederer Zustände und Formen durchlaufen hat, über deren wirkliche Beschaffenheit jedoch weder die Entwickelung des Thierreichs noch die embryonische eine genügende Vorstellung zu geben vermöge. Diese Urformen mußten nach Perty so beschaffen sein, daß sie frei leben konnten, die Vermehrung konnte ganz im Anfang durch Sprossung und später hermaphroditisch erfolgen, bis die geschlechtliche Differenzirung und Fortpflanzung eintrat, wobei der Embryo im Uterus mit der nun unentbehrlichen Allantois ausgestattet wurde. Aus fortschreitender Entwickelung des Affen konnten nie Menschen entstehen, sondern nur noch brutalere Gestalten als Pongo und Gorilla. Bei der individuellen Entwickelung der Affen bilden sich Kiefer und Gesichtstheil überwiegend aus und der Hirntheil des Schädels bleibt zurück wegen Kleinheit des Gehirns, daher die große Kluft zwischen dem erwachsenen Affen und erwachsenen Menschen:

Nicht aus niedrigern Wesen, nicht zuletzt aus einem ausgestorbenen Affen der alten Welt hat sich der Mensch entwickelt, sondern aus niedrigern Zuständen seines eigenen Wesens zu höhern, nicht durch zufällige natürliche Zuchtwahl, sondern nach gesetzmäßiger Nothwendigkeit, als das Endziel der irdischen Organisation.... Vom philosophischen Standpunkte aus gelangt man zu der Ueberzeugung, daß mit dem Menschen die Entwickelung der Organisation beschlossen ist, d. h. daß über ihn hinaus höchst wahrscheinlich keine Steigerung zu einer höhern Stufe mehr stattfindet, da in ihm der Geist seine angemessene Verkörperung erlangt hat, — wol aber eine Erhöhung und Vervollkommnung innerhalb der Grenzen der menschlichen Natur.

Obwol aber Perty die menschliche Gattung für eine überthierische, aus einem eigenen, höher angelegten Wesen heraus sich entwickelnde und vervollkommnende betrachtet, so hält er doch nicht alle Rassen für gleich entwickelungs- und vervollkommnungsfähig. Ihm scheint vielmehr jede Rasse nur zu einer bestimmten Form und einem bestimmten Grade der Cultur bestimmt, und es sei vergeblich, den farbigen Rassen die Cultur der Weißen octroyiren zu wollen. Die Uramerikaner haben die ihnen mögliche Art der Civilisation in Mexico, Centralamerika und Peru nahezu erreicht, und sie seien so unfähig zur Civilisation der weißen Rasse wie etwa die Chinesen oder Hinterindier; es werde sich zeigen, ob es mit den Japanern viel anders ist. Die Civilisation der Neger auf Haiti oder in der Union sei eine Art Caricatur. Man dürfe nicht glauben, daß die Culturstufe der Rothhäute, Melanesier, Polynesier etwa der Culturstufe der Weißen in ihrem Steinalter analog sei, und daß es für jene nur der

„Entwickelung" bedürfe, um schließlich zur Stufe der jetzigen Europäer zu gelangen; jene Rassen seien anders angelegt und konnten nur die Culturformen entwickeln, zu welchen sie ohne die Weißen gelangt sind, deren Eingreifen nur ihren Untergang, nicht ihre Erhebung herbeiführt. Kommen ja selbst innerhalb der weißen Rasse schon so bedeutende Unterschiede vor, daß z. B. Aegypter und Semiten ganz andere Culturformen dargestellt haben als die Indogermanen.

In dem „Rück- und Vorblick", womit der zweite Band schließt, wendet Perty seinen Blick in die Zukunft des Menschengeschlechts, um so viel, als es menschenmöglich ist, ahnend von derselben zu erkennen, und was er da sagt, klingt zwar nicht pessimistisch, liegt aber doch auch weit ab von jenem vulgären Optimismus, der sich in der Zukunft den Himmel auf Erden träumt. Aus rohen Anfängen, sagt er, und aus großer Ohnmacht habe sich das Geschlecht zu der gegenwärtigen Culturstufe erhoben, und es scheine noch eine weite Bahn des Fortschreitens vor ihm zu liegen, wobei vielleicht die Völker zu innigerer Verbindung, zur Uebereinstimmung in gewissen Beziehungen, vielleicht auch zu einer bessern Harmonie gelangen werden. Die Menschheit lebe und entwickele sich nach den in ihr liegenden Trieben, deren mächtigster der Trieb der Selbsterhaltung sei, womit zwischen ihren einzelnen Gliedern stete Wechselwirkung gesetzt sei, die zugleich fördere und hemme, wobei der Versuch, die Hemmung aufzuheben, zu Streit und Kampf führe. Mit den Verfassungen, den Glaubenslehren, den Sitten, die sich fortwährend ändern, wechseln nur zu oft Kriege ab, die den Besitzstand und die Machtverhältnisse der Völker ändern, beziehungsweise zu deren Vernichtung führen. Es scheine, daß ein großer Theil der farbigen Rassen zum Untergang bestimmt ist, und daß sich die Völker der weißen Rasse immer unter Aufhebung der Existenz kleinerer Völker zu großen Complexen zusammenschließen. In vielen Stücken sei es zu allen Zeiten beim Gleichen geblieben, und wie man heute über Elend und Verderbniß klagt, so thaten es auch Con-fu-tse und Gautama und wollten durch neue Religionssysteme denselben abhelfen:

> Dabei schweben gewisse Ideale vor: sittliche Freiheit und Harmonie, der Rechtsstaat, organische Verbindung der Völker, in welcher jedes nach seinen Gaben und seiner Kraft wirken, geben und empfangen soll und wobei das Bedürfniß der Menschen nach Genuß, That und Veränderung vollkommenere Befriedigung finden würde. Das menschliche Glück wird jedoch nicht durch stete Steigerung der Bedürfnisse und der Güter vermehrt, wie manche Volkswirthschaftslehrer in dieser Zeit glauben, wobei die Reichen immer reicher werden, die Armen doch arm bleiben, sondern eher durch die Vereinfachung und Minderung der Bedürfnisse und durch die höhere Werthschätzung der geistigen Güter und Genüsse.

Perty leugnet zwar nicht, daß die neue Culturentwickelung zu vielerlei Fortschritten nicht blos für die materielle, sondern auch für die geistige Existenz geführt habe. Aber der Fortschritt in der Wissenschaft und in der Politik finde immer nur in einseitiger Richtung statt, so nämlich, daß in einer gewissen Periode gewisse Principien zur ausschließlichen Geltung kommen und das Wahre einer frühern Zeit verkannt und verlästert wird. Es scheine wirklich, als wenn die Menschheit sich immer in einseitigen Richtungen bewegen und eben darum der Kampf kein Ende nehmen und es zu keinem harmonischen Gleichgewicht kommen solle. Die Gegensätze des Herrschens und der Freiheit, des Thuns und Leidens, des Reichthums und der Armuth, des Wissens und Glaubens schienen eine unüberwindliche Beharrlichkeit zu besitzen. Weil die Interessen sich unaufhörlich widerstreiten, dem einen schadet, was dem andern nützt, könne man nicht vermuthen, daß der Kampf je aufhöre. Wohin die weiße Rasse dringt, zerstöre sie fast überall die Wohlfahrt der farbigen Rassen, für welche die Culturform, Denk- und Lebensweise der Weißen nicht passen; auch Japan und China würden diesem Schicksale nicht entgehen, das nur zeitweise aufgehalten wird:

> Es soll also der Friede nie dauernd werden, und die chiliastischen Vorstellungen von einem Gottesreiche auf Erden sind schwärmerischer Wahn. So geht es auf der kleinen Erde, die nur ein Punkt im Weltall ist, zum Vergehen bestimmt, wie alles, was entstanden ist, und wer bürgt dafür, daß, abgesehen von dem unausbleiblichen Ende, nicht periodische Vorgänge, z. B. Eiszeiten, stattfinden, die unsere ganze Cultur aufheben und den übriggebliebenen Rest der Menschheit zwingen, sie von vorne anzufangen.

Damit will Perty nicht pessimistisch den Werth der menschlichen Culturarbeit herabsetzen, sondern er will nur darauf hinweisen, daß es für den Geist nicht letztes Ziel sein könne, in der Menschheit aufzugehen, obschon die Arbeit für ihre Wohlfahrt und relative Vervollkommnung, wie sie offenbar Pflicht für den Einzelnen ist, auch seine Vervollkommnung fördere.

> Erhebt man sich nur wenige Meilen über die Erde, so nimmt man nichts mehr wahr von dem Treiben der Menschen, von dem Donner ihrer Schlachten, von der Größe ihrer Werke, die sämmtlich der Zeit zum Raube werden. Wahrhaft groß und unvergänglich werthvoll ist nur, was dem Reiche des unsterblichen Geistes angehört: das Gute, das Wahre und das Schöne!

Mit dieser über das menschliche Dasein als ein bedingtes und endliches hinausweisenden Betrachtung, die geeignet ist, demüthig zu stimmen, schließt Perty's „Anthropologie". Wir scheiden von ihr als von einem Werke, das reiche Belehrung und vielfache Anregung zu tieferm Denken bietet und das um seiner edeln populären Form willen in den weitesten Kreisen bekannt und studirt zu werden verdient.

Julius Frauenstädt.

Neue Romane und Novellen.

1. Doctor Helmond und seine Frau. Dem Holländischen des J. J. Cremer nacherzählt von Adolf Glaser. Zwei Bände. Braunschweig, Westermann. 1874. 8. 7 M. 50 Pf.

Zuerst vor etwa zwei Jahren in Westermann's „Monatsheften" veröffentlicht, hat diese wahrhaft gediegene Arbeit schon damals durch die rücksichtslose, ungeschminkte Darlegung eines der Hauptschäden der modernen Ehe in einem concreten Falle Aufsehen erregt, und dürfte der Versuch der Verlagshandlung, durch einen Separatabdruck diesen Roman dem großen Publikum zugänglich zu machen, entschieden von Erfolg begleitet sein. Wie sehr aber vorliegendes Werk, dessen unverkennbar tendenziöse Färbung seinem absoluten künstlerischen Werthe durchaus keinen Eintrag thut, in erster Linie von unsern modernen Eheleuten gelesen zu werden verdient, wird die folgende Darlegung wol mühelos klar machen. Cremer, der bekannte holländische Novellist, schildert uns in Doctor Helmond und seiner Frau Eva ein junges Ehepaar aus dem gebildeten Mittelstande, das sich aus Liebe verbunden hat, und welchem alle Bedingungen gegeben sind, ein ersprießliches und glückliches Leben zu führen. Und doch gestaltet sich dieses Verhältniß binnen kürzester Frist in einer Weise, die uns eine trübe Perspective bietet und namentlich für den Ehemann unheilvoll zu werden droht. Und wir täuschen uns nicht; Schritt für Schritt wird dieser Ehrenmann Doctor Helmond, den wir um seines hellen Kopfes und braven Herzens willen gleich von Anbeginn liebgewinnen, aus seiner Bahn gelenkt und mit grausamer Unerbittlichkeit einem Abgrunde zugedrängt, vor dessen Schrecklichkeit Wahnsinn und Tod ihn milde bewahren. Tief erschüttert stehen wir bei dieser Katastrophe, und kaum vermögen wir es, einem Gefühle von Schrecken zu gebieten, welches sich unser bemächtigt bei der Erkenntniß, wie gering das Verschulden dieses Mannes war, und wie furchtbar sein Leiden, wie tragisch sein Untergang. Wen aber trifft denn der Hauptheil der Schuld? Und wie kommt es, daß diese Ehe, unter den günstigsten Vorzeichen und Bedingungen geschlossen, in so trauriger Weise endet? Hier kommen wir auf den tendenziösen Kern des Buchs. Eva Helmond ist eine Frau, wenn auch noch eine von den bessern, unserer modernen Gesellschaft. Sie hat eine sogenannte gute Erziehung genossen, ist bewandert in den schönen Künsten und Wissenschaften, reich an gesellschaftlichen Talenten, liebt dabei ihren Gatten und — ist tugendhaft. Kann ein Mann noch mehr verlangen? Und muß es nicht das Bestreben eines durch solchen Besitz beglückten Mannes sein, allen Wünschen seines Kleinodes gerecht zu werden? Und muß er nicht ein Auge zudrücken, wenn diese Wünsche nicht immer ganz vernünftig sind, mitunter über sein moralisches und physisches Können hinausgehen? Für Frau Eva unterliegt all dies keinem Zweifel, und versucht es ihr Gatte einmal, Vorstellungen zu machen, anderer Meinung zu sein, zu protestiren oder gar zu verweigern, so ist die gekränkte Frau gleich mit der Anklage fertig: „Du liebst mich nicht mehr!" und diese Anklage zu entkräften, gibt es kein anderes Mittel als ein fortwährendes Willfahren. Wohin aber gehen nun die Wünsche unserer modernen Frauen? Eben dorthin, wohin ihr Sinn meist von Jugend auf gerichtet wird: sie wollen alle in der Gesellschaft eine Rolle spielen, keine will hinter der andern zurückbleiben, namentlich nicht im Punkte der Toilette, des Schmucks und des Glanzes im eigenen Hauswesen. Der Sinn für Häuslichkeit fehlt unsern Frauen; für Mann und Kind zu sorgen, namentlich dem erstern ein wohliges Heim zu bereiten, das ist kleinbürgerlich, ordinär; unsere Frauen wollen „ein Haus machen", ein großes Haus, womöglich das größte in der Stadt, und wer da kommt, soll sich darin wohl, ja „zu Hause" fühlen. Der Gatte freilich geht da meist leer aus, er fühlt sich recht nicht zu Hause und möchte wol am liebsten die ganze Gesellschaft zur Thür hinauswerfen, zumal er rechnet — und das Deficit täglich größer, undeckbarer werden sieht. Doch — o über die Männer, die rechnen! Frau Eva rechnet nicht, sie glänzt, sie strahlt, sie wird mit Lobsprüchen überschüttet, sie gilt als gesellschaftliches Genie, ihre Soirée übertrifft selbst die des Grafen So und so, mit einem Worte, sie feiert einen großen Triumph — und der Gatte sollte wagen, ein sorgenvolles Gesicht zu machen? Und Doctor Helmond wagt es nicht; die Wünsche seiner Frau sind ihm Befehle, und diese zu erfüllen, opfert er allmählich seinen Ruf als verlaßlicher Arzt, er opfert sein gutes Gewissen, er wird unehrlich, er fällt in Wucherhände, das Netz um ihn zieht sich immer enger zusammen, immer furchtbarer wird seine Lage, immer klarer seine Erkenntniß derselben, bis diese Klarheit endlich in Wahnsinn umschlägt. Seine Schuld war Nachgiebigkeit gegen die, die er liebte, und der er aus Liebe mehr opferte, als ein Mann opfern darf: Pflicht und Ehre. Eva's Schuld dagegen, und diese Schuld theilen die meisten Frauen unserer Gesellschaft, die von ihren Männern geliebt werden und daher Macht über dieselben haben, war der Misbrauch eben dieser Macht, der Misbrauch dieser Liebe, und solche Schuld, dünkt mich, wiegt schwerer als manche andere, um derentwillen die Frauen an den Pranger der öffentlichen Meinung gestellt werden. Der Ehebruch, nach der allgemeinen Ansicht das schwerste sittliche Verschulden der Frau, ist allerdings dazu angethan, das eheliche Glück zu zerstören, und zerstört es auch in der Regel. Doch abgesehen davon, daß der Ehebruch gewöhnlich nur die Consequenz einer bereits unglücklichen Ehe ist, führt er gewöhnlich rasch zur Entscheidung, und die schweren Folgen treffen in hervorragender Weise meist nur den vorwiegend schuldigen Theil, die Frau. Wenn aber die Gattin, auf die übergroße Liebe des Mannes pochend, die Macht, die sie über ihn gewonnen, misbraucht, und, wie dies in solchen Fällen meist geschieht, ihn seinen Pflichten abwendig macht, ja oft sogar ihn vom Pfade des Rechts und der Ehre sich zu entfernen veranlaßt, so vergiftet und zerstört sie allmählich aber sicher sein Glück, seine Existenzbedingungen, und drängt ihn mit Lächeln und Schmollen, alle Schuld auf seine Schultern ladend, dem moralischen und meist auch dem physischen Verderben zu. Ein derartiges Gebaren der Frau, dessen Motive gewöhnlich ganz gemeine, nämlich Herrschsucht und falscher Ehrgeiz sind, halte ich darum für strafwürdiger, für unsittlicher als selbst den

Ehebruch, weil es in allen Fällen jeglicher Entschuldigung entbehrt, in der misbrauchten Liebe des Gatten aber einen Erschwerungsgrund findet, der die Schuld der Frau zum Verbrechen stempelt. Und dabei geht eine solche Frau stets straflos aus, denn der Ruin des Gatten ist für sie keine Strafe: ihr Gewissen spricht sie frei und klagt den Mann noch seiner Nachgiebigkeit wegen an, die allein an dem ganzen Unglück schuld war. Ist es ja doch bekannt, daß Frauen bei Männern nichts so sehr suchen als moralische Schwäche aus Liebe, und doch nichts so sehr verachten, nichts so übel belohnen!

Die entwickelten Anschauungen, den tendenziösen Kern des Cremer'schen Romans aus seiner Schale lösend, klingen vielleicht etwas hart, doch finden sie in der socialen Tagesgeschichte nur allzu häufig ihre Bestätigung. Das Weib braucht eben, so wie es geschaffen ist, einen Vormund und Leitstern in dem Willen des Mannes, denn das Weib entbehrt einerseits eines starken Rechtsbewußtseins, andererseits aber hat es eine starke Neigung zur Tyrannei, d. h. zur Geltendmachung jeder momentanen eigenen Willensregung mit Negirung des fremden Willens.

Was den Kunstwerth des vorliegenden Werks betrifft, so habe ich schon eingangs erwähnt, daß derselbe durchaus nicht beeinträchtigt wird durch die tendenziöse Färbung. Namentlich ist das Buch reich an psychologischem Detail, an feinen Zügen, die uns Zustände und Charaktere durch und durch verständlich machen, und dem Ganzen das Gepräge des thatsächlich Geschehenen, ja oft des Selbsterlebten aufdrücken. Die Figuren treten alle äußerst plastisch hervor; in Doctor Helmond und seiner Frau Eva, dem alten General von Barneveldt, dem Major Kartenschlag, dem Herrn Gimpel u. a. sind wahrhaft typische Gestalten geschaffen. Somit empfiehlt sich das Buch, welches in ein treffliches Deutsch übertragen ist, ganz von selbst, und wir sind einer weitern Anpreisung überhoben.

2. Im blauen Ritter. Roman von Karl Marquard Sauer. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1874. 8. 6 M.

Wenn wir Karl Sauer, der ein fließendes Erzählertalent besitzt, in der Rangordnung der deutschen Romanschriftsteller der Gegenwart seine Stelle anweisen sollten, würden wir sehr in Verlegenheit kommen. „Hier muß man unterscheiden!" müßten wir mit jenem Candidaten der Theologie sagen, den der Bischof fragte, ob man mit Suppe taufen kann. „Die Bischofssuppe", meinte er, „sei gut wol zum Genießen, doch tauge die der Kleriker vortrefflich zum Begießen." Aehnlich steht es mit Sauer. In seinen Romanen setzt er uns Bischofssuppe vor, was Gestaltung und Charakteristik betrifft, und kann da oft mit unsern ersten Autoren wetteifern. Was aber Erfindung und psychologische Entwickelung betrifft, da müssen wir uns oft eine etwas dünne Klerikersuppe gefallen lassen. Für dieses Urtheil gibt der vorliegende Roman einen neuen Beleg. Die Geschichte, die uns da erzählt wird von einem reichen Manne, der eine uneheliche Tochter besitzt, für die er, wenn auch etwas spät, zu sorgen bereit ist, die er jedoch nicht anerkennen, ja der er sich nicht einmal zu erkennen geben will, es andern bessern Menschen überlassend, Aelternpflicht an ihr zu üben in moralischer Beziehung; und wie es sich dieser Mann dann plötzlich doch einfallen läßt, gelegentlich der Verehelichung dieses Mädchens ein entscheidendes Wort sprechen zu wollen, aber energisch zurückgewiesen endlich zur Erkenntniß seines Unrechts gelangt und lauter Liebe und Zärtlichkeit für die Langverstoßene bekundet: das ist weder besonders originell erfunden und noch weniger originell geführt, am allerwenigsten tief und geistvoll. Wenn wir daher das Buch mit lebhaftem Interesse lesen, so geschieht es einigen der darin gezeichneten Figuren zu Dank, von denen namentlich der alte Jude „Onkel Hennig" ein wahres Cabinetsstück gemüthvoller, lebensfrischer, feinciselirter Charakteristik ist. Der Lebemann Kaufherr Sersberg steht ihm als Gegenstück würdig zur Seite, August Löhner ist ein Commis comme il faut nobelster Sorte, und in Dr. Preschnowski und seiner Frau lernen wir ein braves, gemüthvolles Ehepaar kennen und lieben. Das Liebespaar Emma und Paul machen den geringsten Eindruck auf uns, und sollten doch als diejenigen, um welche es sich schließlich dreht, gerade am reichsten bedacht sein. Im übrigen prägt sich auch in dieser neuesten Gabe Sauer's ein ehrlicher Sinn und wohlthuende Gemüthlichkeit aus, die an einem modernen Erzähler gewiß sehr zu schätzen sind. Denn die Sucht nach französischer Pikanterie auf Kosten der gesunden Vernunft und der Gesinnungstüchtigkeit (im weitesten Sinne dieses Worts) verdirbt unsere Literatur immer mehr.

3. Die neun Stationen des Herrn von Scherenberg. Roman von Ernst Freiherrn von Bibra. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1873. 8. 10 M. 50 Pf.

Drei lobenswerthe, in der deutschen Literatenwelt nicht eben häufig vorkommende Eigenschaften sind Herrn von Bibra nachzurühmen: er besitzt echten, ursprünglichen Humor, Originalität und reiche Erfindungsgabe. Aus diesen drei Eigenschaften ließe sich vortrefflich ein Classiker ersten Ranges, wie wir ihn noch gar nicht haben, zusammenkneten. Mit diesen drei guten Eigenschaften wurde ihm aber noch eine vierte zum Angebinde gegeben, die sich für die Qualität seiner Schriften als rechtes Danaergeschenk erwies, nämlich eine übergroße Productivität. Diese, verbunden mit unverkennbarer Schreibelust, veranlaßt Bibra zu einer großen Leichtfertigkeit in Behandlung seiner Aufgaben, zu Flüchtigkeit und Nachlässigkeit, die sich in allem und jedem, besonders aber in Stil und Composition stark fühlbar machen. Sehr stark empfindet man diese Flüchtigkeit bei Lektüre des vorliegenden sogenannten „Romans", der aber diese Bezeichnung kaum mit Berechtigung trägt. Eine Erbschaftsgeschichte altmodischer Natur, abschließend mit dem bekannten Wiederfinden einer vermißten Urkunde in dem bekannten geheimen Pulte, durch welche der vertriebene Junker Scherenberg wieder in den Besitz der väterlichen Burg gelangt und nun die geheimnißvolle Heißgeliebte heirathen kann: das ist der oft ganz verschwindende rothe Faden, der den verschiedenen, in diesen zwei Bänden sich abspielenden, oft recht unwahrscheinlichen, oft abenteuerlichen, oft mysteriösen Begebenheiten als Anreihschnur dient. Wäre Bibra ein berühmter Maler und diese „Neun Stationen" ein Bild, so würden Kenner sagen: „Das ist unverkennbar ein Bibra, aber — ein

schlechter." Und damit glauben auch wir Charakter und Werth vorliegender Arbeit zur Genüge gekennzeichnet zu haben.

4. Schloß Lohburg. Roman von J. D. H. Temme. Zwei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. 8. 7 M. 50 Pf.

Freunden gruseliger Lektüre wird dieser neue Criminalroman Temme's zur Quelle angenehm haarsträubender Empfindungen werden. Der geistvolle Verfasser, der es wie nur wenige versteht, die Nerven seiner Leser „mit Façon" in steter, oft unnatürlicher Spannung zu erhalten, läßt auch in dem vorliegenden Romane seiner in Erfindung schauerlicher Momente unerschöpflichen Phantasie die Zügel schießen und erzählt manches so recht im Gespenstergeschichtentone. Schon die Schilderung von Schloß Lohburg gibt den Vorgängen, die sich daselbst abspielen, eine recht unheimliche Färbung; und nun erst die Bewohner dieses Schlosses, die alle mehr oder minder eine wenig erbauliche Vergangenheit haben. Nun denke man sich hierzu noch, daß die Criminalpolizei der nächsten Stadt durch einen Brief alarmirt wird, es sei im Schlosse selbst gegen dessen alten Besitzer ein Mordanschlag im Werke, den zu verhindern der Criminalrath Hohenau — selbst ein Mann mit fatalen Antecedentien — ins Schloß abgeordnet wird, und daß der Leser durch die beiden Bände hindurch in Erwartung dieses Mordes, der schließlich (ein guter Witz Temme's) nicht zur Ausführung gelangt, kaum aufzuathmen wagt, und man kann sich eine kleine Vorstellung von dem Nervenreiz machen, der hier hervorgerufen wird. Recipe nun noch die dürre Gestalt eines halb irrsinnigen blassen Candidaten, der gespensterhaft durch den Roman huscht, immer dort erscheinend, wo man ihn *am wenigsten* erwartet, und den das Mark gefrieren machenden Besuch einer übel beleumundeten Gruft in schauerlicher Mitternachtsstunde, und du hast allen Grund, mit deinem Temme zufrieden zu sein. Uebrigens entbehrt diese Arbeit des bekannten Verfassers, wenn ihr auch ein psychologisch fesselndes Centrum fehlt, nicht mancher geistvollen Züge, und die einzelnen Gestalten heben sich scharf und plastisch von dem dunkeln Hintergrunde ab.

5. Fleurange. Nach dem Französischen der Frau Augustus Craven, geb. von Laferronnays, von Franz Freiherrn von Andlaw. Zwei Theile. Münster, Russel. 1874. 8. 4 M. 50 Pf.

Mit der Lektüre dieses Buchs ist es mir recht eigenthümlich ergangen. Nachdem ich die ersten funfzig Seiten des ersten Bandes mit Mühe und Noth heruntergewürgt hatte, überkam mich eine gelinde Verzweiflung, und ich beschloß, mich mit der Kenntnißnahme des kleinen Bruchtheils begnügend, die Unlesbarkeit des Ganzen zu constatiren. Doch das Thor meines Kritikergewissens ist so enge, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen wird als mein Urtheil über ein Buch, das ich nicht vom ersten bis zum letzten Blatte durchgelesen habe, durch dieses Thor. Und so kam es, daß ich nach monatelangem Zögern endlich mit der Resignation eines Verurtheilten neuerdings nach diesem Werke griff. Und siehe da! je weiter ich kam, mit desto lebhafterm Interesse las ich, und las wirklich bis zu Ende, der Verfasserin bis zu einem gewissen Grade mein Unrecht abbittend, auf den freiherrlichen Uebersetzer aber mein kritisches Anathem schleudernd! Dieses Anathem verlangt aber wol urkundlichen Nachweises, und so sei mir denn gestattet, hier eine einzige Stelle zu citiren. Es heißt da wie folgt:

„Nein! von nun an sollst du auch unter unserm Schlosse bleiben", entschied die gute Josephine und, indem sie Fleurange in das anliegende Zimmer führte, zeigte sie ihr ein kleines Bett, das sie da für sie bereitet hatte. Es war rein und von weißen Vorhängen umgeben. Dies Stübchen mit einem blauen Papier und von einem guten Feuer erwärmt, machte den freundlichsten Eindruck . . . .

Diese wenigen Zeilen enthalten nicht weniger als drei die Unfähigkeit des Uebersetzers documentirende Stellen. Da ist einmal die Bezeichnung „unter unserm Schlosse", was völlig undeutsch erst einer abermaligen Uebersetzung „in unserer Wohnung" oder ähnlich unterzogen werden müßte, und auch dem Worte nach gar nicht dem wahrscheinlich im französischen Originale stehenden „sous nôtre clôture" entspricht. Noch schlimmer aber steht es mit dem „Stübchen mit einem blauen Papier", was ein Zimmer mit blauen Tapeten bezeichnen soll. Es ist möglich, daß es im französischen Texte heißt: „la chambre au papier bleu" oder ähnlich, aber wer kann das wörtlich übersetzen wollen?

Und nun genug oder vielleicht schon zu viel vom Uebersetzer. Die Verfasserin, Frau A. Craven, präsentirt sich uns in dem vorliegenden Werke als Schriftstellerin von Geist, feinem Gefühle, logischem Denkvermögen und beachtenswerthem Darstellungstalente. Leider aber gefällt sie sich häufig in moralisirender Breite und trägt ihre religiöse Ueberzeugung, welcher gemäß sie zu den „Frommen" gehört, in einer Weise zur Schau, welche weniger absichtlich sein müßte, um nicht zu verstimmen. Wesentliches Interesse an dem oft langweiligen Buche erweckte uns aber die Schilderung einer deutschen Familie in Frankfurt und der Häuslichkeit derselben, die wir — offen gestanden — von einer Französin unserer Zeit nimmermehr so treffend, mit so vielen bedeutsamen Zügen ausgestattet und ein solches Verständniß für deutsches Gemüthsleben bekundend erwartet hätten. Und so glauben wir auch, dieses Buch jenen Lesern, welche des Französischen kundig sind, empfehlen zu dürfen trotz der angeführten Mängel. Der deutschen Uebersetzung freilich vermögen wir keinen Geleitsbrief zu geben.

6. Verwehte Spuren. Neue Novellen von L. Salomon. Halle, Barthel. 1874. 8. 3 M.

Der Verfasser vorliegenden Büchleins hat vor vier Jahren bereits mit einem Bande Novellen „Unter dem Halbmonde" debutirt, welchem George Hesekiel einen vielversprechenden Empfehlungsbrief an die deutsche Lesewelt mitgab. Leider hatte ich nicht das Vergnügen, diese Erstlingsarbeiten des jungen Autors kennen zu lernen; da ich mich aber durchaus nicht berechtigt oder geneigt fühle, in die Worte Hesekiel's Zweifel zu setzen, so muß ich jene ersten Novellen wol für bedeutend halten. Sollte aber an mich die Frage gestellt werden, ob ich in den „neuen Novellen" Salomon's eine Bestätigung der Annahme finde, daß derselbe ein hervorragendes novellistisches Talent besitzt, so könnte ich diese Frage nicht unbedingt bejahen. Von den vier Erzählungen, die uns der Verfasser in „Verwehte Spuren" bietet, hat nur die letzte: „Die Geschichte

einer Geige“ (richtiger: Die Geschichte eines Geigers), einen tiefern, einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht. Hier steht Salomon auf eigenen Füßen und bekundet, wenn auch keine bedeutende künstlerische Individualität, so doch Wärme der Empfindung, poetische Anschauung und ergreifende Darstellungsgabe, gewiß Vorzüge, die, erst zu voller Entwickelung gelangt, für die Zukunft noch manche schätzenswerthe Gabe von ihm erwarten lassen. Von den drei andern Stücken, in welchen der Versuch gemacht wird, berühmte Männer aus der classischen Literaturepoche Deutschlands nicht sowol als Künstler, als vielmehr in ihrer menschlichen Wesenheit unserm Fühlen und Vorstellen nahe zu bringen, ist des Lobes nicht eben viel zu sagen, wenn ich auch gar nicht zweifle, daß gerade diese drei Novellen den zahlreichen Freunden biographisch-novellistischer Essays in der deutschen Lesewelt willkommen sein werden. Mich speciell will es bedünken, als habe sich Salomon hier eine Aufgabe gestellt, der er nicht ganz gewachsen ist. Einen großen Mann zu bewundern, einen großen Mann zu verstehen, ja selbst eines großen Mannes Biographie zu schreiben, dazu braucht man nicht selbst ein großer Mann, eine eminent bedeutende Individualität zu sein. Wohl aber ist dies — so glaube ich wenigstens — nöthig, wenn es gilt, in Drama oder Epos, in Roman oder Novelle einen großen Mann in seiner Wesenheit und Eigenthümlichkeit denkend und fühlend, redend und handelnd darzustellen. Tiefe Studien, Gestaltungs- und Schilderungstalent, Phantasie und die Fähigkeit lebhafter Nachempfindung mögen wol im Stande sein, Gestalten zu schaffen, die, mit dem Namen eines Philosophen Wolff, eines Winckelmann, eines Humboldt versehen, auf den Leser, der aus eigener Kenntniß manches und vieles dazudenkt, Eindruck machen. Nehmen wir aber diesen Gestalten ihre Namen und die geistige Subvention, die sie vom Leser erhalten, so wird wol wenig übrigbleiben, wenn nicht die hervorragende Individualität des Darstellenden dem todten Körper Geist vom eigenen Geiste, Mark vom eigenen Marke, Blut vom eigenen Blute gibt. Dazu aber gehört viel, mehr als Salomon besitzt, wenn er auch kein ganz armer Mann ist. Der Laie ist da wol leicht zu täuschen, solche Täuschung aber sollte der Verfasser der „Geschichte einer Geige“ verschmähen. Er steht ganz gut auf den eigenen Füßen und wird, wenn er sich dieser oder jener Stelzen bedient, wol größer scheinen, nicht aber größer sein, dagegen an Sicherheit und Festigkeit des Schrittes einbüßen.

7. Kaiser Joseph und die Mäherinnen. Historische Novelle von Luise Mühlbach. Breslau, Lichtenberg. 1874. 8. 5 M.

Luise Mühlbach hat bei Lebzeiten den deutschen Büchermarkt ohnedies mit einer solchen Unmasse sogenannter historischer Romane und Novellen zweifelhaften Werthes überschwemmt, daß es kaum gerechtfertigt erscheint, nach ihrem Tode noch wässerige Producte aus ihrer Feder wie das vorliegende zu veröffentlichen. Man thut dadurch weder ihr noch der deutschen Literatur einen Gefallen, und das Geschäft für den Verleger dürfte auch nicht glänzend ausfallen. Mehr über diese „historische Novelle“ zu sagen, verbietet uns das bekannte Sprichwort: „De mortuis nil nise bene“, welches wir der Verfasserin zugute kommen lassen wollen.

Oskar Welten.

Der zweite Theil von Förster's „Cornelius“.

Peter von Cornelius. Ein Gedenkbuch aus seinem Leben und Wirken, mit Benutzung seines künstlerischen wie handschriftlichen Nachlasses, nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen seiner Freunde und eigenen Erinnerungen und Aufzeichnungen von Ernst Förster. Zweiter Theil. Berlin, G. Reimer. 1874. Gr. 8. 7 M.

Der zweite Theil des vorstehenden Werks ist dem ersten rasch gefolgt, und wie der Zeit nach schließt er sich demselben auch von seiten seines reichen, gewichtigen Inhalts und dessen zweckmäßiger Behandlung auf das engste an, sodaß wir das anerkennende Urtheil, das wir (in Nr. 16 des vorigen Jahrgangs) über jenen gefällt haben, in vollem Umfange auch in Betreff des vorliegenden zweiten Theils aufrecht erhalten müssen. Wie jener trägt auch er durch und durch den Charakter eines für alle spätern Forschungen und Darstellungen unentbehrlichen Quellenwerks, bietet für die Auffassung und Würdigung des Meisters, seines Lebens und Strebens, seines Wirkens und Schaffens, sowie auch für die Beurtheilung der zu ihm in Beziehung getretenen Zeitgenossen und Zeitströmungen ein ungemein reichhaltiges und interessantes Material, und vereinigt damit eine Kürze und Frische der Darstellung, welche das Buch nicht minder zu einer unmittelbar ansprechenden Lektüre für jeden Gebildeten wie zu einer ergiebigen Fundgrube für den wissenschaftlichen Forscher und Fachmann macht.

Der in diesem Bande gebotene Stoff ist in zwei Hauptabtheilungen vertheilt, von denen die erste — in der Reihenfolge sämmtlicher Abtheilungen die sechste — die Zeit in München von 1829—41, die zweite, resp. siebente, dagegen die Zeit in Berlin von 1841—67 umfaßt. Bezüglich der künstlerischen Thätigkeit des Meisters handelt es sich im ersten dieser beiden Abschnitte vorzugsweise um seine Fresken in der Ludwigskirche, namentlich um die Ausführung und Vollendung des „Jüngsten Gerichts“, der „Kreuzigung“, der „Weltschöpfung“ u. s. w., außerdem um das von ihm gleichfalls für die Ludwigskirche entworfene, aber nur in Oel für die Gemäldesammlung des Grafen Raczynski zu Berlin ausgeführte Gemälde „Christus in der Vorhölle“, sowie um seine von Zimmermann ausgeführten Entwürfe zu den kunstgeschichtlichen Fresken in den Loggien der Pinakothek. Die letztern wurden größtentheils in den Abendstunden geschaffen. Förster schreibt darüber:

Während wir und wer zum Besuch gekommen mit der Familie Unterhaltung fanden in Gesprächen, Gesellschaftsspielen oder Musik, saß der Meister nebenbei festgebannt an seinem Zeichentisch, und entwarf tiefdurchdachte Compositionen und

reizende Verzierungen und mischte sich auch wol in das Gespräch, dem er mit Theilnahme folgte. Daß er sich bei dieser so bedeutenden Arbeit eines sehr gewöhnlichen Papiers und der gemeinsten Bleistifte bediente, entschuldigte er scherzend mit der Aeußerung, „daß es nicht wohlgethan sei, wenn Papier und Bleistift das Beste an der Zeichnung wären".

An die Mittheilungen über die Fresken der Ludwigskirche knüpfen sich zunächst die brieflichen und anderweitigen Ueberlieferungen über seine Beziehungen zur Akademie, zu seinen Schülern, Freunden und Fachgenossen, und ganz besonders zu König Ludwig, die in erster Linie dadurch von höchstem Interesse sind, daß sie einen tiefern Einblick in die Vorgänge und Verhältnisse gewähren, welche eine immer weitere Lockerung des vormals so innigen Verhältnisses zwischen dem Meister und seinem königlichen Gönner und schließlich eine wirkliche Auflösung desselben und Cornelius' Uebersiedelung von München nach Berlin zur Folge hatten. Der erste Anstoß zu einer derartigen Wandlung war bereits durch die schon im ersten Theile besprochenen, bei dem Bau der Pinakothek zwischen Cornelius und Klenze ausgebrochenen und von letzterm klüglich für sich benutzten Differenzen gegeben, und jetzt war es abermals der überwiegende Einfluß des den Bau der Ludwigskirche leitenden Architekten Gärtner, der den minder schmiegsamen Cornelius noch weiter aus der Gunst des Königs zu verdrängen wußte, ja Veranlassung zu einer so rücksichtslosen Kränkung desselben gab, daß sich dessen Unmuth in den Worten entlud: „Sie sehen, Förster, die Zeit ist gekommen, von der ich Ihnen einst in Düsseldorf gesprochen, als ich den Ruf nach München angenommen: Ich bin nicht für immer an Baiern gebunden! Auf den Abend mehr davon, wenn Sie mich besuchen wollen!" Uebrigens aber bewahrte Cornelius in seiner Haltung eine Ruhe und Größe, welche Förster an folgende von Cornelius früher einmal niedergeschriebene Worte erinnerten: „Wo die seltensten Geistesgaben mit einem großen und edeln Charakter gepaart sind, richtet der Gedanke auf, daß der, welcher unverschuldet leidet, sich auf die eigene Kraft zu stützen weiß."

Die unmittelbare Folge solcher Vorgänge war denn auch die Wiederanknüpfung der Beziehungen zu seinem ursprünglichen Vaterlande Preußen, in welchem soeben der kunstliebende König Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung gelangt war, und die hieraus sich entwickelnde Correspondenz, theils direct zwischen ihm und dem Könige selbst, theils mit Bunsen, Alexander von Humboldt und seinem Schwager Th. Brüggemann, führte in kurzem zu dem Ergebniß, daß Cornelius schon im Januar 1841 bei König Ludwig um seine Entlassung einkommen und den Ruf nach Berlin unter ganz seinen Wünschen entsprechenden Bedingungen annehmen konnte.

Mit diesem Wechsel eröffnete sich für ihn zugleich ein neues und noch großartigeres Gebiet für seine künstlerische Thätigkeit, und die auf diese bezüglichen Briefe und Actenstücke sowie die Darstellung und Charakteristik der daraus hervorgegangenen Arbeiten und Leistungen und die Mittheilungen über die sie theils fördernden, theils hemmenden und unterbrechenden Zeitereignisse sind es, welche den Hauptinhalt der zweiten Abtheilung des vorliegenden Theils bilden. Je weniger es aber einem Zweifel unterliegt, daß die aus dieser Zeit stammenden Compositionen die tiefsinnigsten, erhabensten und vollendetsten aller seiner Schöpfungen sind, und je unruhvoller und drohender die Zeitströmungen waren, welche die Ausführung derselben erschwerten, um so unbestreitbarer ist es auch, daß der Inhalt dieser letzten Abtheilung den interessantesten und schwerwiegendsten Theil dieser Lebens- und Entwickelungsgeschichte des großen Meisters bildet. Schon in München, noch vor der Inangriffnahme der Arbeiten für die Ludwigskirche, hatte Cornelius, vorderhand nur in den allgemeinsten Umrissen, den Plan zu einem großen Gemäldecyklus von specifisch christlichem Inhalt, oder wie er sich selbst darüber ausgedrückt, zu einem „christlichen Epos der Malerei" gefaßt und die Hoffnung gehegt, daß er diesen Plan bei der Ausmalung der Ludwigskirche werde zur Ausführung bringen können. Er erfuhr aber in dieser Hinsicht eine bittere Enttäuschung. König Ludwig, weit entfernt, auf den viel umfassenden Plan des Künstlers einzugehen, wies sogar nur Chor und Kreuzschiff der Kirche für die beabsichtigten Frescogemälde an. Je schwerer nun damals der Kummer gewesen war, mit dem er diesen großen Gedanken aufgeben mußte, und je entschiedener er selbst in einem Brief an König Ludwig es als seine Pflicht erklärte, seinen Plan nicht ganz fallen zu lassen, sondern dereinst das Ganze, so wie er es sich gedacht, zu entwerfen, mit um so größerer Freude und Begeisterung nahm er diese Ideen wieder auf, als ihm Friedrich Wilhelm IV. die Möglichkeit schuf, dieselben bei der ihm übertragenen Ausmalung des neuen Doms und des dazu gehörigen Camposanto, deren Bau damals in nächster Aussicht stand, in größtem Maßstabe zur Ausführung zu bringen. Freilich harren diese architektonischen Projecte noch heute der Verwirklichung, weil sich ihnen in feindlichster Weise die damaligen kirchlichen und politischen Bewegungen entgegenstellten, und selbstverständlich waren diese Zustände auch für die Realisation der von Cornelius zu verwirklichenden Intentionen von störendstem Einfluß. Gleichwol ließ sich der Genius des Meisters in der rastlosen Verfolgung der ihm vorschwebenden Ziele nicht irre machen, und diesem seinem unwiderstehlichen künstlerischen Drange wie der Mitwirkung seiner einflußreichen Verehrer und Freunde ist es zu verdanken, daß wirklich seine ans Titanenhafte grenzenden Ideen zum größten Theil und in ihrer ganzen Großartigkeit und Erhabenheit zur Ausführung gelangten, sodaß sie Mit- und Nachwelt zu bewundern vermögen. Bekanntlich bestehen diese unter den schwierigsten Verhältnissen ins Dasein gerufenen Compositionen aus den größtentheils in Rom ausgeführten Cartons zu den Camposanto-Bildern, von denen eine größere Anzahl — so namentlich die „Apokalyptischen Reiter", die „Ausgießung der Schalen des Zorns", der „Sturz des Satan", der „Untergang Babels" und die Darstellungen der „Seligkeiten" („Bekleidung der Nackten", „Pflege der Kranken", „Bestattung der Todten", „Besuch der Gefangenen", „Tröstung der Traurigen", „Zurechtweisung der Verirrten", „Speisung der Hungrigen" u. s. w.) — auf den Ausstellungen in Berlin, Paris, München, Wien, Brüssel, Antwerpen, Meiningen u. s. w. bereits bei Lebzeiten des Meisters in weitesten Kreisen bekannt geworden sind und mit berechtigtem Enthusiasmus bewundert werden. Außer diesen berühm-

testen seiner damaligen Arbeiten fallen in diesen Zeitraum noch zwei andere Schöpfungen von höchster Bedeutung, nämlich sein Entwurf zu dem für den Prinzen von Wales gearbeiteten „Glaubensschild" und die nach einer Idee Friedrich Wilhelm's IV. ausgeführte „Erwartung des Jüngsten Gerichts", verschiedener anderer Zeugnisse seiner nie rastenden, aber stets in ihrer Grundrichtung sich treu bleibenden künstlerischen Thätigkeit hier nicht zu gedenken.

Nicht minder bedeutend sind die Mittheilungen dieses Abschnitts, insofern sie uns Cornelius als Menschen vorführen und uns mit seinen Lebensschicksalen, seinem Verhalten diesen gegenüber, seinen geselligen Beziehungen, seinen sittlichen Grundsätzen, seinen religiösen Ueberzeugungen und anderweitigen Eigenthümlichkeiten seines Wesens bekannt machen. Sieht man von wenigen vereinzelten Zügen, in denen sich auch bei ihm die menschliche Unvollkommenheit fühlbar macht, ab, so bewährt er sich auch außerhalb des Kunstgebiets als eine durch und durch bedeutende, treu dem Edeln und Großen ergebene Persönlichkeit. Seine Briefe charakterisiren ihn ebenso sehr als einen warm fühlenden und jederzeit hülfsbereiten Freund seiner Freunde, wie als einen festen und würdigen Gegner den Feinden gegenüber, sie bezeugen in seinem Verkehr mit den Großen und Mächtigen nicht minder seinen Freimuth und sein berechtigtes Selbstbewußtsein, wie in seinen vertraulichen Auslassungen seine Gemüthlichkeit und Bescheidenheit, und sie zeichnen sich in demselben Grade durch die Fülle und Gediegenheit ihres Gedankeninhalts wie durch die Angemessenheit und Ungezwungenheit ihres Gedankenausdrucks aus, gleichviel ob sie geschäftlichen oder geselligen Charakters sind, den Ton des Ernstes oder des Scherzes anschlagen. Sie bilden daher selbst inmitten der Briefe von Männern wie Niebuhr, Bunsen, Alexander von Humboldt, Friedrich Wilhelm IV., Radowitz, Sulpiz Boisserée, Bethmann-Hollweg, Schubert, Overbeck, Schnorr, Schwind u. s. w. einen nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ besonders werthvollen Theil der diesem Gedenkbuch einverleibten Correspondenz und sind reich an lichtvollen und treffenden Aussprüchen über Fragen der Kunst und des Lebens. So schreibt er z. B. in einem Briefe an Fräulein Emilie Lieder, die als eine geistvolle Verehrerin seiner Werke einen sehr anregenden Einfluß auf ihn übte und ihn zu vielen theils ernsten, theils humoristischen Auslassungen Anlaß gab, mit Bezug auf dieses Verhältniß Folgendes:

Helden und Künstler — im freiesten und umfassendsten Sinne des Wortes — können am besten von reinen weiblichen Seelen aufgefaßt und verstanden werden! Nur Hebe darf dem Alciden den Nektar reichen; nur Beatrice führt den Sänger in das Paradies! Tasso's Wahnsinn ist ein irres Suchen im Labyrinth, wo Ariadne's Faden zerrissen! Michel Angelo wäre so groß als Maler wie Dante als Dichter, hätte Beatrice ihm den Himmel gezeigt! Rafael's tausendfach beschwingte Psyche trug ein sinnliches Mädchen ins Gebiet der Sterne; ihr animalisches Blut entzündete das seine und tödtete ihn.

Im Schmerz über den Tod seiner Tochter schreibt er an dieselbe Freundin:

Welch ein Schatz ist ein tiefer, unheilbarer Schmerz! Er bringt uns mehr als die höchste Beseligung, die dieses arme Leben bieten kann, dem Heiligen nahe; er ist treuer, unablässiger, er führt uns in die Einsamkeit, in uns selbst.

Mit Bezugnahme auf seine Wünsche bezüglich seiner Stellung zur berliner Kunstakademie äußert er sich gegen Bunsen:

In Werkstätten und auf Gerüsten bin ich zum Manne geworden; mit der Kohle, mit dem Pinsel in der Hand docire ich am besten. Akademien mögen wol noch immer unentbehrlich sein; aber da, wo ihre Wirkungen aufhören, fangen die der echten Künste erst recht an.

Bei Uebersendung der Radirungen seiner Entwürfe zu „Lebenden Bildern" aus Tasso's „Befreitem Jerusalem" schreibt er an Humboldt:

Ich halte als Künstler wenig von dem sogenannten Geiste der Zeit; glaube aber an den schaffenden Genius unsers Zeitalters. Irgendein Ergebniß der Geschichte, von welcher Art es sei, tale quale wieder hervorrufen zu wollen, halte ich für eine Gespensterbeschwörung, aber vollends das bloße Conserviren für Leicheneinbalsamirung. Wer aber in die ursprüngliche Nothwendigkeit des einst Entstandenen zurückgeht und sie faßt, wird bald — zwar nicht gleiche, aber — ähnliche Momente finden; und nur dann kann der Genius entbunden jene stille Verwandlung beginnen, die proteusartig nur nach außen wechselt, im Innern aber wie die Natur ewig dasselbe bleibt.

Als Humboldt mit Bezug auf diese Auslassung gegen Friedrich Wilhelm IV. seine Bewunderung darüber aussprach, daß sich ein Künstler zugleich so meisterhaft in harmonischem Periodenbau auszudrücken wisse, antwortete der König: „Es scheint, Sie haben schon ganz vergessen, wie herrlich er sein Schild beschrieben hat." Auch in gebundener Rede drückt sich Cornelius nicht selten wie ein Dichter von Fach aus. So schrieb er unter eins seiner Bildnisse:

Zweifeln gestatt' ich und Grübeln im Reiche des Wissens dem Forscher;
Doch in den Sphären der Kunst leuchte der Glaube voran.

Minder gelungen in der Form, aber besonders charakteristisch für seine Auffassung der künstlerischen Aufgabe sind folgende Verse, die er auf das Manuscript seiner Abschiedsrede in München geschrieben:

Die Kunst hab' ich geliebet,
Die Kunst hab' ich geübet
Mein Leben lang.
Die Künste hab' ich verachtet,
Nach Wahrheit nur getrachtet,
Drum wird mir nicht bang.

Ueber die deutsche Kunst spricht er sich in einem Briefe an den Redacteur des englischen „Art-Journal" also aus:

Was die deutsche Kunst von allen in unserer Zeit unterscheidet, ist die Richtung nach dem Monumentalen, besonders in der Malerei. Das Genre, die Landschaft, das Porträtfach haben alle europäischen Nationen so gut wie wir und manches besser; aber große epische Werke im classischen Geist und strengen Stil haben nur die Deutschen in unserer Zeit hervorgebracht, was auch von der ganzen civilisirten Welt anerkannt wird.

Von besonderm Interesse sind auch seine Aeußerungen in religiöser Beziehung. Wer ihn durchaus zu einem verbissenen Katholiken oder gar zu einem Ultramontanen stempeln möchte, findet darunter manches, was diese Ansicht zu unterstützen scheint, z. B. wenn er sich gegen Förster unter anderm über die „Unsichtbarkeit der protestan-

tischen Kirche" lustig macht und sich selbst über seinen alten Freund Bunsen den Ausspruch gestattet, dessen „Religionsmacherei" und „fanatischer Haß gegen die katholische Kirche sei ihm sehr zuwider", oder wenn er gegen Schlotthauer äußert: „Freund, nun bin ich ganz Einer Gesinnung mit dir und Ringseis in religiöser Hinsicht! Berlin hat mich ganz katholisch gemacht!" oder wenn er gar Kaulbach, als ihn dieser in Berlin besucht, mit den Worten empfängt: „Ich will von Ihrem Reformationsbild nichts wissen! Ich bin Katholik!" Auch Förster kann diesen und ähnlichen Auslassungen gegenüber nicht in Abrede stellen, daß die religiöse Anschauung des Künstlers in den letzten Jahren seines Lebens unter den localen und persönlichen Einflüssen seiner damaligen Umgebung eine engherzigere geworden; gleichwol erblickt er darin nur eine zwar krankhafte, aber natürliche Reaction gegen die Ausschreitungen in entgegengesetzter Richtung und macht in überzeugender Weise geltend, daß der innerste Kern von Cornelius davon unberührt geblieben. Unter den verschiedenen Belegen, die er dafür gibt, ist besonders der Brief schlagend, in welchem sich Cornelius gegen Fräulein Lieder über deren Uebertritt zum Katholicismus ausspricht:

In Rom — schreibt er an dieselbe — vernahm ich denn auch, daß Sie sich endlich ein Herz gefaßt haben. Es überraschte mich nicht. Gott segne Sie und bewahre Sie ferner vor geistlichem Hochmuth und Lieblosigkeit! — in meinen Augen fast die einzige Sünde. — Obschon jetzt katholisch, werden Sie nicht aufhören, eine Evangelische zu sein, und nicht, wie einst Brentano — Gott beruhige seine Seele! — das Evangelium einen „Wisch Papier" nennen, und sich mit Ciance e Favole (Narrenpossen und Märchen) begnügen.

Wie wenig sein Katholicismus mit der papistischen Richtung im Einklang war, erhellt auch daraus, daß er mehrfach aussprach: „in Rom sei er immer ein halber Ketzer, in Berlin aber werde er von Tage zu Tage katholischer", sowie aus der Thatsache, daß er den Antrag des Papstes, in einem Saale des Vaticans das Dogma von der unbefleckten Empfängniß malerisch zu verherrlichen, ablehnte und zwar, wie sein Schwager Brüggemann aussprach und er selbst bestätigte, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er nichts von diesem neugeschaffenen Dogma wissen wollte. Was Cornelius als die „katholische Kirche" ansah, war eben nicht die Kirche wie sie thatsächlich war und bestand, sondern das Ideal einer solchen, wie er sich dieselbe in seinem Innern ausgebildet und in seinen Gemälden dargestellt. Nur diese zog er dem Protestantismus und anderweitigen Anschauungen vor, weil er letztere nur nach ihrem realen Bestande würdigte. Wir theilen somit ganz Förster's Ueberzeugung, daß sich Cornelius, wie überhaupt, so auch in dem eigentlichen Kern und Wesen seiner religiösen Vorstellungen bis an sein Lebensende treu geblieben sei, und stimmen ihm auch rückhaltlos zu, wenn er schließlich sein Urtheil über den von ihm hochverehrten Meister in die Worte zusammenfaßt:

Große Gaben hat Cornelius empfangen; aber er hat als ein getreuer Haushalter mit seinem Pfunde gewuchert. Er hat nicht nach Zielen getrachtet, die abseits seiner Lebensbestimmung lagen, und durch strenges Festhalten an dem ihm vor allen Andern anvertrauten Gut und an der Entfaltung seiner besondern Anlagen seine künstlerische Thätigkeit vor Lähmung und Zersplitterung bewahrt. Nie hat er seine Kräfte unwürdigen, oder nur werthlosen Gegenständen gewidmet; nie dem Verlangen der Halbbildung oder der Kunstschmeckerei, sie mochte schmeicheln oder schimpfen, das geringste Zugeständniß gemacht, und seine Liebe zur Kunst erhalten, wie sie war bei ihrem ersten Erwachen: rein, keusch und heilig!

Adolf Zeising.

Pädagogische Abhandlungen.

Pädagogisches Skizzenbuch von Ludwig Noiré. Leipzig, Veit u. Comp. 1874. Lex.-8. 6 M.

Man würde sich sehr irren, wollte man dem Titel vorliegenden Buchs nach eine Sammlung skizzenhaft hingeworfener Betrachtungen über pädagogische Fragen als Inhalt vermuthen; nicht Skizzen treten uns hier entgegen, sondern vielmehr eingehende und tiefdurchdachte Abhandlungen, die durch ihre Schärfe und ihre packende Darstellungsweise den Leser in solchem Grade fesseln, daß er nur ungern das Buch aus der Hand legt, bevor er es ganz zu Ende gelesen hat.

In diesen zwölf Abhandlungen, die den Inhalt des Buchs bilden, tritt uns ein gewiegter, theoretisch und praktisch durchgebildeter Schulmann entgegen, der schonungs- … die Geisel schwingt über Halbwisserei und Gelehrten- …nkel, über geistloses Mechanisiren und philologische …rknöcherung, kurz über all die Schäden und Gebrechen, … sich so vielfach in der pädagogischen Welt zeigen und … Unglück der kommenden Geschlechter unsere Schulen häufig inficiren. Was die Schrift besonders interessant …ht, das ist das Hineingreifen in das bunte bewegte …n, das sind die Gestalten von Fleisch und Bein, die uns der Verfasser meisterhaft vorführt; wie gelungen sind beispielsweise seine Studienköpfe, die er unter dem Kapitel „Schulmeister-Krankheiten" ausstellt, man könnte sie nach der Beschreibung zeichnen, ohne Gefahr zu laufen, einen falschen Zug zu malen. Wem sind sie nicht im Leben schon begegnet, der Schultyrann und Meister im Inquiriren Dr. Orbilius, oder der Notizensammler Professor Salmasius mit seinem ciceronianischen Latein und seiner attischen Grazie, oder der robuste und burschikose Präceptor Petulans, oder der schweifwedelnde, vor Titeln großen Respect habende Conrector Miser, oder der Salongelehrte und Abgott aller jungen Mädchen Dr. Sublimus.

Außer dieser Partie heben wir noch besonders die Abhandlung über die Behandlung der Classiker in der Schule hervor, wo uns der Verfasser durch Beispiele aus Schriften über die Classiker zeigt, wie oft gegen den Geist derselben gesündigt wird, und wie man sie daher nicht zu behandeln habe, andererseits aber auch Anleitung gibt, wie sie, soll deren Lektüre fruchtbar für die Schüler werden, tractirt werden müssen. Ebenso lesenswerth ist auch die Abhandlung „Zum Leben der deutschen Sprache".

Bei allem Respect aber, den wir vor dem Verfasser

und dessen Buche haben, können wir nicht umhin, eine Schwäche zu rügen, die uns sehr unangenehm berührt. Wer alles von seinem Gesichtspunkte aus betrachtet wissen will und darum kurz aburtheilt über Principienfragen, die nicht nach der eigenen Anschauung behandelt und beurtheilt werden; wer dem principiellen Gegner gar nicht das Recht der Meinung zuspricht, sondern den Gegner niederdonnert mit „Das ist Phrase" — der übt das Recht der Kritik über die erlaubten Grenzen hinaus. Das thut aber der Verfasser ohne Zweifel, wenn er von den „demokratischen Phrasen" spricht. Wenn die Demokratie sich gegen den Militarismus wendet, oder sie auf den unentgeltlichen Unterricht dringt, so sind das Principienfragen von weitgehendster Tragweite, die man nicht mit dem Worte „Phrase" abthut, wie der Verfasser es beliebt.

A. Sulzbach.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Der Muth der Initiative ist es gerade nicht, wodurch sich die Mehrzahl der deutschen Theaterdirectoren auszeichnet. Wenn man die Theaterrepertoires achtsam verfolgt, so findet man, daß jede Saison einzelne Zugstücke hat, welche, nachdem ihr Erfolg an ein paar hervorragenden Theatern constatirt ist, die Runde über alle deutschen Bühnen machen. Die dramaturgische Auswahl erfordert bei den meisten Directoren kein großes Kopfzerbrechen. In der Regel geben freilich die großen Hofbühnen den Ton an; doch hat man auch Beispiele, daß Dramen, welche anfangs von denselben zurückgewiesen wurden, erst an ihnen zur Aufführung kamen, nachdem sie an allen andern Bühnen gegeben worden waren und das Isolirungssystem sich nicht mehr haltbar bewies. Immerhin verdient es Anerkennung, wenn eine Intendanz sich auf ihr selbständiges Urtheil verläßt und mit einer Reihe von Stücken die Initiative ergreift. Das gilt von dem weimarischen Hoftheater unter Leitung des Generalintendanten Freiherrn von Loën. Die Uebersicht der vom 1. Januar 1874 bis 1. Januar 1875 gegebenen Aufführungen zeigt nicht weniger als zehn Dramen, mit denen die weimarische Hofbühne die Initiative ergriff, von denen einige später an großen Hoftheatern zur Aufführung gekommen sind, wie Mosenthal's „Die Sirene", andere wie das pseudonyme „Amy Robsart" wol wenigstens die Aussicht darauf haben, manche vielleicht sich auf einen kleinern Kreis beschränken werden. Außer den angeführten sind es folgende Stücke: „Lambertine" von Mosenthal, „Moses Mendelssohn" von Lindolf, „Rienzi" von Emil Pirazzi, „In die große Welt", aus dem Holländischen von Küchling, „Ein gefährliches Spiel" von Inta Birthar, „Dornröschen" von Kostropp, „Kriemhild" von Arnd und eine Bearbeitung des Sophokleischen „König Oedipus" von Dr. Wundt. In der Oper verdienen hervorgehoben zu werden die Aufführungen von Wagner's „Tristan und Isolde", von Holstein's „Erbe von Morley" und von „Castilde" von Ernst Herzog zu Sachsen.

— „Das Haus der Posa" von G. Meyern von Hohenberg, ist am prager Stadttheater mit sehr günstigem Erfolg in Scene gegangen.

— Am dresdener Hoftheater ist das Trauerspiel „Rosamunde" von Wartenegg mit einem Erfolg aufgeführt worden, welcher dem Talent des Autors, eines österreichischen Offiziers, die verdiente Anerkennung gewährte. Der oft behandelte dramatische Stoff ist mit Geschick und nicht ohne poetischen Hauch inscenirt.

— Derjenige Lustspielautor, der gegenwärtig auf den Repertoires der deutschen Bühnen ganz entschieden in den Vordergrund getreten, ist G. von Moser, dessen „Stiftungsfest" und „Ultimo" zugleich mit den kleinern Stücken „Die Sünderin", „Die Versucherin" u. a. nicht nur auf allen großen Bühnen, sondern auch in den entlegensten Winkeln zu finden sind, wo nur irgend Thalia ein Lebenszeichen gibt. Neuerdings hat Moser ein Stück geschrieben, welches den merkwürdigen Titel „Der Veilchenfresser" führt und zuerst auf dem Theater in Görlitz zur Aufführung kam, einer Bühne, welche als die Moser'sche Versuchsbühne betrachtet werden muß.

— Friedrich Spielhagen's neues Schauspiel „Liebe um Liebe", welches zur Zeit der Befreiungskriege spielt, ist in Breslau mit Erfolg gegeben und wird demnächst an dem Hoftheater in Berlin in Scene gehen.

— Die zweiactige Komödie von Marquez dell' Ongara „Recept gegen Hausfreunde", als deren Autor man sogar den König Ludwig II. von Baiern nannte, wol nur aus dem Grunde, weil König Ludwig I. ein „Recept gegen Schwiegermütter" verfaßte, hat am dresdener Residenztheater guten Erfolg gefunden. Der Stoff des Stücks stammt von Moreto und Boccaccio her, die Bearbeitung bringt die satirischen Pointen desselben zu voller Geltung.

Aus der Schriftstellerwelt.

In der pariser Akademie ist zufällig einmal viel von Schiller die Rede gewesen, und zwar bei der Aufnahme des jungen Alexandre Dumas, dem großen Ereigniß der letzten Zeit. Wie Dumas unter die Unsterblichen kommt, eine Ehre, zu der es sein Vater nie gebracht hat, das zu untersuchen überlassen wir jenen Chronikenschreibern, welche an der Quelle in Paris sitzen und die Einflüsse zu würdigen wissen, die sich bei solchen Veranlassungen geltend machen. Einen Realisten, nicht ohne Geist, aber jedenfalls von der crassesten Art, diese Ehren einheimsen zu sehen, ist wenig erfreulich, und wenn auch viele langweilige Idealisten in bequemer Weise dazu gekommen sind, so war doch damit nicht das Princip, höchstens das Urtheil der Wähler compromittirt. Daß aber Dumas von Schiller sprach, mit dem er in der That nicht das Geringste gemein hat: das hing damit zusammen, daß sein Vorgänger im Fauteuil der Akademie, Lebrun, eine „Maria Stuart" nach der Schiller'schen geschrieben hat. Hierüber sagt Dumas: „Heute scheint das ganz einfach, «Maria Stuart» geschrieben zu haben, besonders mit der Unterstützung Schiller's, aber selbst die Hülfe des fremden Dichters war nur eine Gefahr mehr. Was Schiller betrifft, so war er arg mishandelt worden von den Kritikern der Zeit, wohl verstanden, von den französischen. Wenige waren dabei gerecht und wahr zu Werke gegangen. Indessen, wie man dem Kaiser geben muß, was des Kaisers ist, selbst wenn er von dem Lande Schiller's ist — so muß ich es wagen, auszusprechen, daß Schiller Herrn Lebrun überlegen geblieben ist, und das nicht nur in der Conception, da er ja doch sein Drama ganz allein concipirt hat, sondern auch in der Entwickelung der Charaktere. Er hat die Neigung Mortimer's uns menschlich näher gelegt; er hat ihn leidenschaftlich, gewissermaßen brutal ergriffen werden lassen von der Leidenschaft zu dieser Frau, welche die Natur verdammt zu haben schien, Liebe einzuflößen; er hat den odiösen Charakter Leicester's bis zum Aeußersten getrieben; er hat nicht gestattet, wie Lebrun, daß er auf der Bühne unter der Wucht seiner Gewissensbisse zusammensank; er hat ihm die Strafe auferlegt, sie lange Jahre hindurch zu tragen, indem er ihn seine Infamie überleben und ihn sich wie einen Verbrecher retten ließ vor dem Todesschrei dieser Frau, die ihn liebte und deren Leben er dem Henker überlieferte, um das seine zu retten."

In seiner Antrittsrede vertheidigte sich Dumas überdies gegen eine Aeußerung seines Vorgängers, welcher sich gegen die Verherrlichung und Rehabilitation der gefallenen Frauen auf

der Bühne erklärt hatte. Hier wird die Rede des Dichters der „Cameliendame" ganz oratio pro domo:

„Zuerst, meine Herren, wir veranlassen niemand, unsere Komödien, unsere Dramen zu sehen. Wir schreiben sie, wir lassen sie darstellen. Was die Frauen betrifft, so brauchen wir sie nicht einzuladen, sie kommen von selbst und — sie haben recht, denn hier ist es, wo man sich am meisten mit ihnen beschäftigt. Die jungen Mädchen? — Mit ihnen ist das eine andere Sache. Es gibt keine Berührung zwischen uns und ihnen, die ihre Beispiele, ihre Erziehung nur von der Familie, der Religion zu empfangen haben. Wir brauchen nicht mehr zu wissen, daß es junge Mädchen, als diese, daß es dramatische Autoren gibt. Julia gibt Romeo ein nächtliches Stelldichein, nachdem sie ihn einmal gesehen, Desdemona verläßt das Haus ihres Vaters — es wäre traurig, wenn es keine Julia, keine Desdemona geben sollte, weil Aeltern ihre Töchter absolut ins Theater führen wollen. Herr Lebrun täuschte sich — freilich in sehr gutem Glauben, wie er alles thut —, wenn er gewisse Autoren, welchen das Publikum applaudirte, anschuldigte, sie applaudirten, was zu verdammen sei, und sie beleuchteten, sie stellten auf ein Piedestal, was im Dunkel bleiben sollte. Und doch gibt es nicht eins dieser incriminirten Stücke, das ohne seine strenge Strafe schloß. Heißt bestrafen, verdammen, denn glorificiren? Heißt sich erbarmen, verderben? Wenn der Dichter nur einmal in seinem Leben ein wahres Gefühl in einem dieser momentan gesunkenen Geschöpfe entdeckt hat, gesunken vielleicht mehr durch die Schuld der andern als durch seine eigene, so ist es seine Pflicht, das zu sagen. Diese Creatur — werden Sie mir einwenden — ist die Ausnahme. Ja, meine Herren, das Theater lebt nur von der Ausnahme. Eine unerschütterliche Tugend, ein überlegener Heldenmuth sind ebenso Ausnahmen, wie ein Laster ohne Grenzen, wie eine Leidenschaft ohne Zügel. Welches sind die unsterblichen Typen des alten und des modernen Theaters? Ein Orest, ein Oedipus, ein Tartüffe, ein Hamlet, ein Macbeth, ein Othello, ein Don Juan, ein Faust — ich sehe hier nur Verkörperungen der edelsten Leidenschaften bei den einen, der häßlichsten bei den andern, aber alle überragen sie die menschliche Mitte, alle sind sie Ausnahmen. Nach Schiller hat uns Herr Lebrun Maria Stuart vorgeführt. Hat er in ihr die Personification aller Tugenden gewählt, oder war jene junge Witwe Franz' II., die Geliebte Riccio's, die freiwillige oder unfreiwillige Mitschuldige des Mörders Darnley? Würde man sie interessant finden in der Wirklichkeit, diese Gattenmörderin? Warum wählt Herr Lebrun sie zur Heldin seines Dramas, warum verbirgt er nicht ihre Fehler, warum zeigt er nicht nur ihr Unglück? Diejenigen, welche Herr Lebrun tadelte, daß sie die schuldigen Frauen absolvirten, thaten sie nicht dasselbe, was er selbst that? Denn das Recht ist gleich für alle Dichter, ob sie ihren Gegenstand aus der Historie oder aus der gesellschaftlichen Beobachtung nehmen."

Wir haben schon oft darauf hingewiesen, was Dumas hier hervorhebt, daß die jungen Töchter der pariser Familien nicht in diese Stücke gehen, daß die Väter und Mütter hierin die strengste Censur ausüben. In Deutschland ist das eben anders; hier gibt es keine solche Censur, und darum ist der Einfluß der französischen Sittenkomödien und ihrer Nachbilder auf das jüngere weibliche Geschlecht weit verhängnißvoller. Graf d'Haussonville hielt Dumas dem Vater und Dumas dem Sohne zugleich in seiner Erwiderung die unvermeidliche Lobrede; er hob mit Recht hervor, wie verschwenderisch der ältere Dumas mit seiner Phantasie gewesen, und wie sorgfältig der jüngere mit den Gaben, welche ihm die Natur verliehen, zu Werke gegangen sei; er hebt das strenge Gericht hervor, welches Dumas über die Schuldigen verhängt. Diese Sitzung der Akademie war jedenfalls eine der interessantesten, welche seit langer Zeit in den heiligen Hallen der Unsterblichen stattgefunden hatte.

— Paul Lindau ist nach Erschöpfung aller Instanzen nun definitiv durch Entscheidung des Obertribunals vom 20. Januar zu vierzehntägiger Gefängnißhaft verurtheilt worden, weil er als Redacteur der „Gegenwart" einen von Johannes Scherr verfaßten Artikel aufgenommen hatte („Briefe eines Elysionärs"), in welchem das Kammergericht einen „beschimpfenden, gegen den Heiligen Geist gerichteten Ausdruck" gefunden hatte. Es handelt sich dabei um eine Art divina commedia, wie sie auch im Mittelalter üblich waren, und wobei nicht immer gerade glimpflich mit den Persönlichkeiten des christlichen Glaubens umgegangen wurde. Das Obertribunal geht von der Ansicht aus, daß die christliche Kirche unleugbar das Wesen Gottes in dem Dogma der Dreieinigkeit erfasse und dadurch dem Erlöser Christus und dem Heiligen Geiste die Gottesnatur verleihe. Der Heilige Geist sei dieser Gott selbst, und Gott werde daher in beschimpfenden Aeußerungen gelästert.

— Thomas Carlyle und Alfred Tennyson haben die Auszeichnungen, welche die englische Regierung ihnen zukommen lassen wollte und welche für den erstern in einer Ordensverleihung, für den letztern in der Baronetswürde bestehen sollten, abgelehnt.

Bibliographie.

Drasche-Wartinberg, R. v., Reise nach Spitzbergen im Sommer 1873 mit dem Schooner „Polarstjernen". Wien, Braumüller. 1874. Gr. 8. 2 M.

Lang, G., Die Schlachten am 14., 16. und 18. August 1870. Nach den besten Quellen bearbeitet. 5te Aufl. Metz, Deutsche Buchhandlung. 8. 2 M. 40 Pf.

Levy, J., Neuhebräisches und chaldäisches Wörterbuch über die Talmudim und Midraschim. Nebst Beiträgen von H. L. Fleischer. 3 Bde. in 12—15 Lfgn. 1ste Lfg. Leipzig, Brockhaus. 4. 6 M.

Moeser, A., Idyllen. Halle, Barthel. Gr. 16. 1 M.

Mylius, O., Der Mensch denkt — Gott lenkt! Eine Familiengeschichte. 2 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 6 M.

Nohry, J., Auszug aus der deutschen Literatur. Aschersleben, Huch. 8. 50 Pf.

— — Auszug aus der Literatur, Kunstgeschichte und Weltliteratur. Aschersleben, Huch. 8. 80 Pf.

Nordmann, J., Eine Römerfahrt. Epische Dichtung. 1ster Gesang. Der Bauernkrieg in Oberösterreich. Wien, Rosner. Gr. 8. 3 M.

Oertzen, G. v., Liebeslieder aus jungen Tagen. Heidelberg, Weiß. Gr. 16. 3 M. 50 Pf.

Pasig, G., Der Bildhauer von Rom. Eine Erzählung aus den Jugendtagen der christlichen Kirche. Leipzig, J. Naumann. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Plath, J. H., Die fremden barbarischen Stämme im alten China. München, Franz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Plon, E., Thorwaldsen, sein Leben und seine Werke. Aus dem Französischen nach der zweiten Auflage übersetzt von M. Münster. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 M.

Der neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von R. Gottschall. 2ter Thl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 M.

Polzer, L. Ritter v., In Mußestunden. Novellen. Mit einem Vorworte von Anastasius Grün. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Preger, W., Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter. Nach den Quellen untersucht und dargestellt. 1ster Thl. Geschichte der deutschen Mystik bis zum Tode Meister Eckhart's. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 9 M.

Siemerding, L., Norddeutsche Skizzen. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Silberstein, A., Deutsche Hochlands-Geschichten. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 6 M.

Soller, H., Der höhere Lehrerstand in Preußen. Culturhistorische Skizzen. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 75 Pf.

Spencer, H., System der synthetischen Philosophie. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Grundlagen der Philosophie. Autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der vierten englischen Auflage übersetzt von B. Vetter. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 12 M.

— — Erziehungslehre. Mit des Verfassers Bewilligung in deutscher Uebersetzung herausgegeben von F. Schultze. Jena, Mauke. Gr. 8. 4 M.

Starke, K., Die Schule im Freien. Ein Beitrag zur Förderung freier einfacher Erziehungsweise, der Familie gewidmet. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 M.

Stein, H. v., Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus. Untersuchungen über das System des Plato und sein Verhältniss zur späteren Theologie und Philosophie. 3ter und letzter Thl. — A. u. d. T.: Verhältniss des Platonismus zur Philosophie der christlichen Zeiten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 8 M.

Thilo, C. A., Johann Friedrich Herbart's Verdienste um die Philosophie. Vortrag. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 60 Pf.

Vámbéry, H., Der Islam im neunzehnten Jahrhundert. Eine culturgeschichtliche Studie. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Wagner, R., Götterdämmerung. Dritter Tag aus der Trilogie: Der Ring der Nibelungen. Mainz, Schott's Söhne. 1874. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Das Rheingold. Vorspiel zu der Trilogie: Der Ring der Nibelungen. Mainz, Schott's Söhne. 1869. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Siegfried. Zweiter Tag aus der Trilogie: Der Ring der Nibelungen. Mainz, Schott's Söhne. 1871. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Die Walküre. Erster Tag aus der Trilogie: Der Ring der Nibelungen. Mainz, Schott's Söhne. 1870. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Diu Klage

mit den Lesarten sämmtlicher Handschriften.

Herausgegeben von

Karl Bartsch.

8. Geh. 4 Mark.

Im Anschluss an seine in demselben Verlage erschienene kritische Ausgabe von „Der Nibelunge Nôt“ bietet Professor Bartsch hier „Diu Klage“ in gleich sorgfältiger, auf langjähriges Studium der Handschriften gegründeter Bearbeitung.

---

200 Mark Reichsmünze

erhält der Verfasser einer guten brauchbaren **einactigen Operndichtung.** Der Handlung darf ein Märchen, eine Sage oder Historie zu Grunde gelegt werden, nur Possenhaftes bleibt ausgeschlossen. Einsender verpflichten sich, ihr Eigenthumsrecht gegen obigen Preis abzutreten. Manuscripte, mit Namen und Adresse versehen, nimmt die **Annoncen-Expedition** von **Haasenstein & Vogler** in **Dresden** entgegen. (H 3635 a)

J. G. Cotta'scher Verlag in Stuttgart.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schatzkästlein des Gevattersmanns.

Von

Berthold Auerbach.

(Zwei Theile in Einem Band.)

Sechste Auflage.

Taschen-Ausgabe. 3 M.

Elegant in Leinen gebunden 4 M. 25 Pf.

Ein Volksbuch in vollem Sinne des Wortes! Gestaltenreich, gedankenvoll. Der humane und vaterländische Geist, nicht minder auch die künstlerische Abrundung verleihen dieser bunten Reihe heiterer und ernster Erzählungen die Anmuth edler Unterhaltung zugleich mit der Kraft sittlicher Wirkung für Hoch und Gering, für Jung und Alt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grammatik der lebenden persischen Sprache.

Nach Mirza Mohamed Ibrahim's Grammar of the Persian Language neu bearbeitet von

Heinrich Leberecht Fleischer.

Zweite Auflage. 8. Geh. 8 Mark.

Während die erste Auflage dieser persischen Grammatik sich noch vielfach an das englische Buch anlehnte, ist vorliegende neue Auflage durch den berühmten Orientalisten Professor Fleischer ganz neu bearbeitet worden, sodass sie nun dem Bedürfniss einer praktischen Anweisung für Deutsche zur Erlernung des Persischen, wie es jetzt von den Persern gesprochen wird, in jeder Hinsicht entspricht.

Im Verlage der k. k. **Hof- und Staatsdruckerei in Wien** ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des ersten allgemeinen Beamten-Vereins der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Vierter Jahrgang.

Groß Octav. Eleg. geheftet 6 M.

Prachtvoll gebunden 7 M. 60 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Atlas der Plastik und Malerei.

Von

Moriz Carriere.

30 Tafeln in Stahlstich, nebst erläuterndem Texte.

Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas.

Quer-Folio. Geh. 8 M. Geb. 10 M. 40 Pf.

Dieser Atlas gewährt einen trefflichen Ueberblick über die Entwickelung der Plastik und Malerei von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, indem er die berühmtesten charakteristischen Kunstwerke aller Zeiten in geordneter Folge zur Anschauung bringt. Zugleich wird in dem erläuternden Texte vom Verfasser, Professor Carriere in München, ein namentlich vom ästhetischen Gesichtspunkte ausgehender Abriß der Kunstgeschichte gegeben.

Das Werk reiht sich den beliebten Separat-Ausgaben aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas an, von denen folgende bereits vorliegen:

Atlas der Astronomie. Von K. Bruhns. Quer-Folio. Geh. 3 M. Cart. 4 M. Geb. 5 M.

Atlas des Bauwesens. Von W. Fränkel und R. Heyn. Quer-Folio. Geh. 6 M. Geb. 8 M. 40 Pf.

Atlas des Bergwesens. Von R. Schwamkrug und F. Bischoff. 8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Atlas der Botanik. Von M. Willkomm. Quer-Folio. Geh. 6 M. Geb. 8 M. 40 Pf.

Atlas der Chemischen Technik. Von F. Schoedler. 8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Atlas der Erdkunde. Von B. v. Cotta und Johann Müller. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 20 Pf.

Atlas des Kriegswesens. Von K. G. v. Berneck und Joseph Schott. Quer-Folio. Geh. 6 M. Geb. 8 M. 40 Pf.

Atlas der Land- und Hauswirthschaft. Von W. Hamm. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 20 Pf.

Atlas der Physik. Von Johann Müller. 8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Atlas des Seewesens. Von Reinhold Werner. Quer-Folio. Geh. 5 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 4. März 1875.

Schriften zum Mysticismus.

1. Die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen. Von Alfred Russel Wallace. Mit Bewilligung des Verfassers ins Deutsche übersetzt von G. C. Wittig und herausgegeben von A. Aksakow. Leipzig, Mutze. 1874. Gr. 8. 4 M.

Diese schon 1866 verfaßte Schrift des berühmten Naturforschers wurde 1874 mit seiner Genehmigung in das Deutsche übersetzt und mit einem Vorwort begleitet, in welchem er sagt: „Nachdem ich alle gegen die Erscheinungen des modernen Spiritualismus vorgebrachten Beweisgründe, wie alles sie Lächerlichmachende nebst all den versuchten Erklärungen vollkommen erwogen, behalte ich die feste Ueberzeugung, daß dieselben wahrhaft objective Thatsachen seien." Wallace kam also wesentlich durch die Thatsachen des Spiritualismus zu dem Glauben an das sogenannte Uebernatürliche (wozu Referent viel früher durch andere Phänomene gekommen ist), und so darf es nicht wundern, daß er die Beweise für das Uebernatürliche hauptsächlich in den spiritualistischen Erscheinungen findet, da ihm die andern nicht genauer bekannt zu sein scheinen. Er sei, sagt er weiter, durch eine strenge Induction aus den Thatsachen zu dem Glauben an die Existenz einer unendlichen Anzahl von Intelligenzen, geistigen Wesen im Universum, und zu der Ansicht geführt worden, daß einige derselben, obgleich gewöhnlich für uns unsichtbar und unberührbar, dennoch auf die Materie einwirken und unsern Geist beeinflussen — nachdem er früher ein starrer Materialist gewesen und nur für Stoff und Kraft geschwärmt habe. Er gibt ein Verzeichniß von 22 Zeugen der in der vorliegenden Schrift angeführten Phänomene: Mathematikern, Naturforschern, Aerzten, Rechtsgelehrten, Schriftstellern, zum Theil von hohem Ruhme, unter welchen man die Namen de Morgan, Challis, Hare, Mayo, Elliotson, Haddock, Edmonds, Lord Lyndhurst, Erzbischof Whately, Thackeray, Trollope, Owen u. s. w. findet, deren Schriften meist schon in der ersten Auflage der mystischen Erscheinungen des Referenten von 1861 benutzt worden sind.

Auf die Frage, wie jene unsichtbaren Wesen, die nach Wallace's Meinung, doch nur in der feinsten und verdünntesten Form der Materie existiren können, auf schwere Körper wirken und viele vermeintliche Wunder erzeugen können, antwortet Wallace, daß wir ja auch die gewaltigsten und allgemeinsten Wirkungen in der Natur auf winzige Schwingungen der Materie oder des Aethers beziehen, durch welche alles, was ist, gebildet, erhalten und zerstört wird. Er bespricht in Betreff der feinsten Wirkungen der Elektricität und des Magnetismus Reichenbach's und Rutter's Versuche, in Bezug auf den sogenannten Lebensmagnetismus die von Gregory und Haddock, und führt einige besonders merkwürdige bei Haddock's Somnambule Emma gemachte Beobachtungen an. Um die Realität geistiger außermenschlicher Wesen zu erweisen, beruft er sich namentlich auf Robert Dale Owen, ehemaliges Congreßmitglied und amerikanischen Gesandten zu Neapel, der in seinen „Footfalls on the boundary of another world" allerdings sehr merkwürdige Fälle mittheilt, unter welchen die Erscheinung des bei Lucknow in Indien am 14. November 1857 durch einen Bombensplitter getödteten Kapitän Wheatcroft in der Nacht darauf bei seiner Gattin in Cambridge auf das vollkommenste beglaubigt ist.

Auch der Mathematiker de Morgan bezeugt in seinem Buche „From matter to spirit" auf das entschiedenste die Wahrheit spiritualistischer oder geistiger Phänomene nach dem Zeugniß seiner eigenen und der Sinne anderer. Das Errathen des Wortes chess, Schach, durch das Medium Mrs. Hayden, welches de Morgan auf Rechnung von Geistern setzt, und ebenso die Nennung des Beinamens eines Verstorbenen läßt sich wol einfacher durch Gedankengemeinschaft zwischen ihm und dem Medium erklären. Ueber Hare und Edmonds hat sich Referent in frühern Anzeigen in d. Bl. ausgesprochen, und was den bekannten Schriftsteller Trollope betrifft, so bezeugt auch dieser, daß er Thatsachen gesehen habe, welche durch die

bekannten physikalischen Gesetze ganz unerklärbar sind, und daß er unbedenklich die Meinung verwerfe, welche sie durch Taschenspielerkünste erzeugen läßt. Ungefähr ebenso sprechen sich der Arzt Gully, die Schriftsteller Thackeray, Howitt, der Kanzler Lord Lyndhurst und viele andere aus, alles unter Anführung besonderer Fälle, für welche auf die Schrift von Wallace zu verweisen ist. Von Dr. Elliotson wird angeführt, daß er viele Jahre lang einer der entschiedensten Gegner des Spiritualismus war, aber zuletzt der unwiderstehlichen Logik der Thatsachen nachgegeben und deren Realität bezeugt hat, ohne jedoch für jetzt zuzugeben, daß sie von Geistern herrührten, was er aber deshalb doch nicht leugnen könne, weil er das Gesehene durch eine andere Hypothese befriedigend zu erklären auch nicht im Stande sei. Eine eigenthümliche Stellung nimmt Challis ein, Professor der Astronomie zu Cambridge, welcher bekennt, die betreffenden Phänomene zwar nicht selbst gesehen zu haben, aber den zahllosen übereinstimmenden Zeugnissen für sie aus den verschiedensten Ländern nicht widerstehen zu können; entweder müsse man die Thatsachen, wie sie sind, zugeben, oder auf die Möglichkeit verzichten, Thatsachen überhaupt durch menschliches Zeugniß zu erhärten.

In Bezug auf die Theorie kommt Wallace zu dem Schluß, daß nur die Voraussetzung persönlicher Geister, welche sowol ohne als mit einem menschlichen Körper existiren und fähig sind, unter gewissen Bedingungen auf uns und die Materie einzuwirken, die ganze Reihe der Erscheinungen zu erklären im Stande sei. Wallace, ein entschiedener Dualist, schreibt dem Geiste dem Körper gegenüber eine selbständige Existenz zu. Wie in letzter Zeit Carpenter, so suchte schon früher der Philosoph Charles Bray jene Thatsachen durch Wirkung der Gehirne der in einem Cirkel Anwesenden zu erklären, wobei durch Ausströmung aus allen Gehirnen eine „unbewußte Gedankenatmosphäre" erzeugt würde — eine bedeutend complicirte Theorie, von welcher unser Verfasser sagt, sie scheine ihm an der großen Schwierigkeit zu leiden, unverständlich zu sein. Wallace verzichtet darauf, die Menschen durch die Phänomene zum Spiritualismus zu bekehren, da diese Erscheinungen stets ohne Untersuchung bezweifelt werden, weist aber auf den moralischen Nutzen desselben hin, wie er Tausende von der Realität einer andern Welt überzeugt, viele zu Werken der Menschenliebe angeeifert, die große Lehre von ewig fortschreitender Vervollkommnung begründet habe. Diese Wirkungen waren aber, wie ich bemerken muß, auch schon vor dem Spiritualismus in der Welt vorhanden, denn sie entsprechen bleibenden Bedürfnissen der Menschheit, sodaß der Nutzen des Spiritualismus wesentlich ein intellectualer sein dürfte, indem er aufs neue wieder den Blick über die mechanische Weltbetrachtung hinaus erweitert und die Existenz selbständiger geistiger Kräfte erweist.

In einem Anhang von 1870 vertheidigt Wallace die Wunder gegen die Skepsis von David Hume, Lecky, Tylor u. a. mit schlagender Kritik, und den Schluß bildet ein Brief von ihm an den Herausgeber der „Times" vom 4. Januar 1873 über die spirituellen Phänomene, endlich biographische Notizen über den Verfasser von A. B. Meyer. Wallace ist in neuester Zeit wegen seines Glaubens an den Spiritualismus angegriffen worden; er wird hoffentlich so wenig wie andere sich die Augen gegen die nun einmal vorhandenen unzweifelhaften Thatsachen verschließen lassen, deren Leugnung ebenso nichtig wie vergeblich ist, und die uns ebenfalls zum Denken und Forschen dargeboten sind.

2. Bericht über den Spiritualismus von seiten des Comités der Dialektischen Gesellschaft zu London, ernannt zur Untersuchung der als „spirituelle Manifestationen" bezeichneten Phänomene. Erster Theil: Bericht des Comités und seiner Sub-Comités, sowie deren Protokolle über ihre Prüfungsexperimente, nebst Mittheilungen von Edmunds, E. Cox, A. R. Wallace u. a. Ins Deutsche übersetzt von G. C. Wittig und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von A. Akſákow. Leipzig, Mutze. 1875. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Die sogenannte Dialektische Gesellschaft in London hatte eine Commission zur Untersuchung des Spiritualismus ernannt, und diese verfuhr hierbei so, daß sie nicht blos 64 mündliche und schriftliche Zeugenaussagen, zum Theil von hochgestellten, intelligenten Personen entgegennahm, sondern in 46 Sitzungen durch eigene Experimente sich über die Thatsachen zu unterrichten suchte und zu dem Schlusse kam, daß über deren Realität kein Zweifel obwalte. Von seiten der „Times" wurde ein eigener Reporter zu den Sitzungen mit verschiedenen Medien abgeordnet, und jenes Weltblatt brachte das Ergebniß von dessen und anderer Erfahrungen in einer Reihe von Artikeln vom 26. December 1872 bis 6. Januar 1873 und schloß mit der Bemerkung, daß die Wissenschaft ihre Pflicht versäumt habe, indem sie die Gesellschaft bei dem Studium und der Erklärung dieser Thatsachen nicht unterstützte. Der Artikel der „Times" vom 4. Januar 1873 ist von Wallace, der seinen Glauben an die merkwürdigen Phänomene nach vielen eigenen Erfahrungen ausspricht, einige der merkwürdigern mittheilt und als gleichzeitige bedeutende Spiritualisten Dr. Chambers, Dr. Elliotson, die Professoren Gregory und Hare, Richter Edmonds u. a. nennt. Dr. Cameron's Artikel ist in die „Times" vom 6. Januar 1873 aufgenommen; er tritt ebenfalls für die Wahrheit der Phänomene ein, glaubt zwar nicht aus subjectiven Gründen an die Wirkung Verstorbener hierbei, bekennt, keine eigene Erklärung geben zu können, weiß aber so viel, daß weder Faraday's Theorie einer unbewußten Muskelwirkung, noch Carpenter's unbewußte Cerebration, noch Crookes' psychische Kraft hierfür ausreichen. Die durch diese Artikel angeregte Discussion wurde später in den Journalen „Public Opinion" und „The National Reformer" fortgesetzt. Der Dr. med. Sexton erklärte sich nach langer Opposition zuletzt für den Spiritualismus und hielt eine Reihe von Vorträgen über denselben in London und andern englischen Städten, während der Dr. med. Speer öffentlich für die Echtheit der von ihm beobachteten Thatsachen auftrat. In den letzten paar Jahren hat der Spiritualismus in England bedeutenden Aufschwung genommen. 1874 erschienen in der zu Berlin herauskommenden „Voß'schen Zeitung" vier Artikel mit der Ueberschrift: „Der Spiritualismus und die Wissenschaft", welche zur ernsten, vom Aber- wie vom Unglauben freien Prüfung auffordern. Gegen eine in Nr. 97 vom 26. April 1874

ausgesprochene Ansicht muß hingegen Referent eine Bemerkung machen. Es heißt nämlich dort:

Gewiß ist es unwissenschaftlich, zur Erklärung der spiritualistischen Phänomene sofort aus der Natur hinauszuschweifen und die Geister Abgeschiedener herbeizuziehen. Denn die Wissenschaft ist bestrebt, alles aus natürlichen Ursachen zu erklären, und vermag sie eine Wirkung nicht aus den bekannten Naturkräften abzuleiten, so nimmt sie eine neue Naturkraft an, wie Crookes es mit der den spiritualistischen Phänomenen zu Grunde liegenden Kraft gethan, indem er sie psychische Kraft genannt hat.

Hier waltet ein Misverständniß ob. Nur die Naturwissenschaft hat nach meiner Ueberzeugung die Aufgabe, alles aus natürlichen Ursachen zu erklären, nicht die Geisteswissenschaften, welche auf ihrem Gebiet nach den psychologischen, ethischen, historischen Ursachen zu forschen haben.

Die Dialektische Gesellschaft wurde 1867 zu dem Zwecke begründet, eine philosophische Untersuchung besonders jener Fragen anzustellen, „welche den die Menschheit trennenden Verschiedenheiten zu Grunde liegen, und alle Gegenstände nur im Hinblick auf die Entdeckung und Aufhellung der Wahrheit zu betrachten". Erkenntnißtheoretische Probleme, religiöse und sociale Fragen, sittliche Aufgaben verschiedener Art sollten Gegenstände der Untersuchung sein; Freiheit der Rede und des Denkens sei angeborenes Recht der Menschheit, und moralisch feig sei es, seine Meinung etwa deshalb nicht auszusprechen, weil sie unpopulär sei. Diese Gesellschaft, deren Präsident der bekannte Culturhistoriker und Ethnograph Lubbock ist, besteht übrigens fast ganz aus vorgeschrittenen Liberalen und Freidenkern, schließt aber andere principiell nicht aus, und es können auch Damen Mitglieder sein. Das erwähnte Comité, aus 30 größtentheils skeptischen Personen bestehend, wurde niedergesetzt infolge einer gereizten Discussion, welche ein von einem Arzte verlesener, zu Gunsten des Spiritualismus lautender Artikel angeregt hatte. Als nun am 20. Juli 1867 das Comité, das sich zur vielseitigern Untersuchung in sechs Untercomités aufgelöst hatte, dem Verwaltungsrath seinen Bericht einreichte, dankte dieser zwar für die bewiesene Thätigkeit, weigerte sich jedoch, den Bericht unter der Autorität der Gesellschaft drucken zu lassen, was daher durch das Comité geschah. Die Beschlüsse des Comités waren in sechs Thesen präcisirt worden, welche behaupten, daß Töne von sehr verschiedenem Charakter vernommen wurden, Bewegung schwerer materieller Körper ohne Berührung stattfand, daß Töne und Bewegungen oft auf eine Weise und zu einer Zeit erfolgten, welche die Anwesenden wünschten; daß durch eine einfache Reihe von Zeichen Mittheilungen und Antworten gegeben wurden, die öfters ziemlich trivial waren, manchmal aber Thatsachen richtig angaben, welche nur einer der anwesenden Personen bekannt waren; daß manche Personen dem Eintreten der Manifestationen förderlich, andere hinderlich sind, was jedoch nicht vom Glauben oder Unglauben derselben abzuhängen scheint. In den meisten Sitzungen kamen nur Phänomene untergeordneter, physikalischer Art vor, wie sie allbekannt sind; in einigen traten hingegen merkwürdigere Vorfälle ein, wobei das Vorhandensein einer Intelligenz durch höchst unerwartete Antworten auf die gestellten Fragen und durch originelle Mittheilungen sich kundgab. Es waren alle denkbaren Vorsichtsmaßregeln angewandt worden, und dieselben sind im Bericht mit allem Detail angegeben; die meisten Experimente hat das Untercomité 1 angestellt, das Untercomité 3 auf das gründlichste die Bewegungen der Tische untersucht. Für die einzelnen merkwürdigern Erfahrungen darf vielleicht auf die S. 38—41 mitgetheilte namentlich verwiesen werden. Bei Home, in dessen Gegenwart das Untercomité 5 experimentirte, kam diesmal wie schon öfter nichts heraus. Denn Home ist viel mehr als andere Medien abhängig von der unbekannten wirkenden Kraft.

Der Arzt Dr. Edmunds hat einen sehr ungünstigen Specialbericht über seine Erfahrung eingesandt, der von den englischen Herausgebern mancherlei Berichtigung und noch eine besondere Entgegnung von Wallace hervorrief, der hervorhob, daß viele Naturerscheinungen bei ihrem ersten Bekanntwerden für unmöglich erklärt wurden und dem lebhaftesten Unglauben und Widerspruch begegneten. In ähnlicher Weise wie Edmunds sprach sich Geary aus, dessen Behauptung, daß die Untersuchungen nicht vollständig angestellt worden und die Beweise fast ausschließlich einseitig seien, von den englischen Herausgebern theils für ungegründet, theils für übertrieben erklärt wurde. Jeffery hob das viele Ungereimte und Unbedeutende hervor sowie häufige Selbsttäuschung, ja willkürliche Fälschung; es seien jedoch auch merkwürdige Erscheinungen vorgekommen, welche man keineswegs auf Täuschung oder Betrug zurückführen könne und welche weitere Erforschung des Gegenstandes rechtfertigen. Gegen Edmunds, Geary und Jeffery erklärte sich der Richter Edward William Cox in einem sehr gründlichen Memorandum; er hob die außerordentliche Thätigkeit des Untercomités 1 hervor, das in 40 Sitzungen die genauesten Untersuchungen anstellte und eine Summe von Erfahrungen sammelte, die weit über jene von Edmunds und Geary, welche nur selten anwesend waren, hinausgehen. Cox führt an, daß nur die überwältigendsten Beweise sein sehr starkes Vorurtheil gegen die Realität der Erscheinungen zu überwinden vermochten. Er habe indeß keinen Beweis gefunden, daß die Geister Verstorbener hierbei betheiligt seien, wol aber dafür, daß die die materiellen Körper ohne Berührung bewegende Kraft von dem Nervensystem eines oder mehrerer der Anwesenden ausgehe. Ob die dabei wahrnehmbare Intelligenz auch jenen Nervensystemen angehöre, sei noch nicht vollkommen erwiesen, aber es sprächen bedeutende Gründe dafür. Gerade das merkwürdigste Experiment, von dem Cox Zeuge war, nämlich die Bewegung eines 12 Fuß langen, 5 Fuß breiten, ungewöhnlich schweren Speisetisches ohne Berührung fand in Edmunds' eigenem Hause statt. Auch Atkinson schließt die Wirkung von Geistern aus und läßt die Phänomene durch die physischen und psychischen Kräfte eigenthümlich beschaffener Individuen entstehen und zwar unabhängig von Muskelkraft und Bewußtsein. Es sei die Gesammtkraft des Mediums, die jedoch ohne Hinderniß und ohne die gewöhnlichen Beziehungen wirke. Er wundere sich aber nicht über den Glauben an unsichtbare geistige Wesen, denn die Wirkungen schienen solchen ganz angemessen. Die in Rede stehenden Thatsachen seien jedoch sehr verwickelt, schwierig zu entwirren, aber er hoffe von ihnen, daß sie zur Erweiterung des menschlichen Wissens beitragen

werden, und daß der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zuletzt noch zum Eckstein werden dürfte.

Zum Schluß werden noch die Protokolle der Untercomités mit Angabe der einzelnen Experimente geliefert. Faßt man das Endergebniß dieses ersten Theils zusammen, so steht nach meiner Ueberzeugung die Realität der Phänomene, abgesehen von den wenigen Fällen, wo absichtliche Täuschung stattfand, unwiderleglich fest, aber die Hauptfrage, ob sie durch das Unbewußte der Medien oder durch fremde geistige Wesen hervorgebracht wurden, ist auch durch diese mit bedeutendem Kraftaufwand geführte Untersuchung noch nicht endgültig entschieden, obschon die erstere Annahme weitaus wahrscheinlicher ist, wohlgemerkt aber nur für die allermeisten der durch das Comité der Dialektischen Gesellschaft erhaltenen Phänomene. Es gibt jedoch eine große Zahl anderer, bei welchen diese Annahme auf bedeutendere Schwierigkeiten stößt, sodaß ein die volle Wahrheit umfassendes Urtheil nur durch Vergleichung der sämmtlichen Thatsachen des Spiritualismus nicht allein (die der letzten drei Jahre mit eingeschlossen), sondern aller verwandten Gebiete gewonnen werden kann. Referent zweifelt jedoch, daß auch die zwingendsten Gründe alle Menschen, deren geistige Beschaffenheit so verschieden ist, bei vielen von der Art, daß sie nur mechanische Gesetze und Vorgänge begreifen können, überzeugen würden. Je länger je mehr wächst die Zahl derjenigen, welche die Möglichkeit und Wirklichkeit durch unsichtbare Wesen gewirkter Vorgänge nicht begreifen können, und wenn sie solche wahrnähmen, mit jenem französischen Physiker ausrufen würden: „Und wenn ich es auch sehe, glaube ich es doch nicht.“ Vielleicht ist dieses sogar nothwendig, indem eine allgemeine und vollständige Ueberzeugung hinsichtlich dieser Dinge die Grundverhältnisse des menschlichen Lebens verändern und dessen Bestimmung vereiteln würde. Daß aber viele das Uebersinnliche nicht fassen können, wird dadurch begreiflich, daß die Vorstellungen von der alleinigen Gültigkeit der mechanischen Gesetze bei ihnen so fest geworden sind, daß sie mit psychologischer Nothwendigkeit bei sich selbst Illusion oder Hallucination annehmen mußten, weil es ihnen unmöglich fiel, jene durch Vererbung und Gewöhnung befestigten Schranken zu durchbrechen.

3. Allgemeines und ewiges Leben. Grundzüge zu einer physisch-ethischen Weltbetrachtung vom Mittelpunkte des christlichen Unsterblichkeitsglaubens. Von Otto Ziemssen. Gotha, F. A. Perthes. 1874. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Verfasser macht in diesem kleinen Buche den Versuch, „die höchsten Probleme unsers Lebens, wenn nicht zu lösen, so doch nach dem innern Zusammenhange aufzufassen, der für alle Gebildeten zwischen Natur- und Glaubenserkenntniß bestehen muß, wenn unser Denken und Glauben überhaupt der Wahrheit dienen will“. Er glaubt, die Kluft zwischen Naturwissenschaft und Theologie ausfüllen zu können, indem er von der Voraussetzung ausgeht, daß es zwischen der positiven Forschung und „der durch die Erfahrung bezeugten Glaubenswahrheit einen Zusammenhang geben muß“. Man sieht, der Verfasser hat sich eine große Aufgabe gestellt, und wenn sein Versuch nach so vielen mislungenen die Lösung derselben kaum näher gerückt hat, so ist immerhin der gute Wille und die edle, tolerante Gesinnung in dieser Schrift anzuerkennen. Was er in den drei ersten Kapiteln über unorganische und organische Natur sagt, ist wol schon oft und mit tieferer Begründung gesagt worden; hier und da läuft auch ein Irrthum mit unter, wie denn der Verfasser meint, die Petrefacten seien ein bedeutsamer Beweis, daß die Organismen in unorganische Formbildung zurückgehen können, während doch bei der Versteinerung die nun todten Pflanzen- und Thierkörper sich ganz passiv verhalten und ihre Gewebe von den von außen kommenden Mineralsubstanzen: kohlensaurem Kalk, Schwefeleisen u. s. w., durchdrungen werden. Der Verfasser stellt die Vermuthung auf, die Sonnen seien vielleicht ein Wohnort für die Feuergeister, Seraphim (von saraf, brennen), „seien es nun persönliche Wesen oder personificirte centrale Lebenskräfte (wo ist hier, frage ich, ein wahrer Gegensatz?), die, von Gott ausgehend, Licht und Leben verbreiten“. Das vegetative, animale und geistige Leben sind ihm verschiedene Stufen des einen, höchsten Zweckgesetzes, der Erzeugung nämlich persönlicher Geistwesen, der Menschen, deren Seele von der der Thiere verschieden, sich selbst Zweck ist, während die Thierseele nur eine Summe von Naturzwecken ist. Die höchste Aufgabe der Menschenseelen findet er in der Bethätigung der Liebe, und diese hat am vollkommensten und reinsten Christus gelöst, dessen Göttlichkeit der Verfasser zu vertheidigen sucht. Nachdem er auf Christi Auferstehung hingewiesen, führt er, um die Unsterblichkeit der menschlichen Seele zu begründen, eine ziemliche Zahl mystischer Erscheinungen verschiedener Kategorien an und glaubt, was freilich schon oft gesagt worden ist, daß nur ein unendliches Leben den Zweck der Menschenseele erfüllen könne, welche nach dem Tode mit den feinsten Elementen eine sie gleichsam überkleidende Verbindung eingeht. Referent glaubt allerdings auch, daß, außer der Wiedererscheinung Christi, gewisse mystische Vorgänge die einzigen erfahrungsmäßigen Stützen einer persönlichen Fortdauer, und daß sie deshalb viel werthvoller seien als alle Speculation über die Unsterblichkeitsfrage. Wenn aber nun der Verfasser die Art und Weise des jenseitigen Lebens zu ergründen sucht, so betritt er eine Bahn, auf welcher sichere Leitsterne fast gänzlich fehlen. Eigenthümlich und beachtenswerth ist sein Gedanke, daß die Menschenseele der Sphäre der Erde verbleibe, sie auch im Jenseits mit all ihren Wurzeln im Diesseits hafte und der Umkreis der Erde ihr, wenn auch nicht mehr zum Wirken, doch als räumlicher Anknüpfungspunkt angewiesen sei — wenn auch die Motivirung dieses Gedankens „durch die auf der Erde stattgehabte göttliche Offenbarung“ nicht auf allgemeine Zustimmung rechnen darf. Der Verfasser spricht sich noch über religiöse Ansichten und die durch sie hervorgerufenen Ausschreitungen, über das Böse und die Dämonen, über den Umgang mit höhern Geistern und die schließliche Apokatastase und Verklärung der Welt aus.

Maximilian Perty.

Novellen und Studien von Johannes Scherr.

1. Novellenbuch von Johannes Scherr. Vierter bis sechster Band. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. Jeder Band 4 M. 50 Pf.
2. Menschliche Tragikomödie. Gesammelte Studien und Bilder von Johannes Scherr. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1874. Gr. 8. 18 M.

Johannes Scherr gehört zu den eigenartigen Schriftstellern, wie sie unsere Zeit, welche immer mit der Schere bereit ist, alle in Ueppigkeit strotzenden Aeste der Literaturgärten wegzuschneiden, nur in seltenen Fällen hervorbringen kann. Eine so knorrige, originelle, allem Akademischen abholde Erscheinung muß natürlich um so mehr in gewissen Kreisen Unbehagen erregen, als unsere Gelehrsamkeit sich allzu gern in Frack und Glacéhandschuhen auf dem Parketboden bewegt und eine vornehme Ruhe als nothwendiges Merkmal für jede geistige Ueberlegenheit anzusehen pflegt. Dieser selbstgefälligen Grandezza setzt Scherr mit vielem Wohlbehagen in seiner beständig rasselnden Unruhe, seiner grobkörnigen Ausdrucksweise, seinem Radicalismus der Gesinnung Eigenschaften entgegen, die auf jeden gesunden Sinn aus dem Grunde keineswegs unangenehm wirken, weil sie nicht dem Haschen nach Genialität entspringen oder in ihrer aufgedonnerten Haltung ein um so größeres geistiges Manco zu verhüllen suchen, sondern der nothwendige Ausdruck eines großen Verstandes, eines reichen Gemüths, eines warmen Herzens sind. Dabei liegt allerdings in Scherr's Wesen viel Reckenhaftes und Derbes, das jeder, der in seiner anregenden und belehrenden Gesellschaft verkehren will, wohl oder übel mit in den Kauf nehmen muß. Wenn andere Wanderer einen den Fußweg versperrenden schleichenden Tagedieb höflich bitten würden, zur Seite zu treten, so liebt es Scherr, einem solchen einen kräftigen Rippenstoß zu ertheilen, daß er nicht selten in die danebenfließende Gosse fällt.

Aber Johannes Scherr ist ein seltener Geist, den nur steifleinene Philologen in seiner segensreichen Wirksamkeit verkennen können. Seine Schriften wirken auf den Leser wie ein Stahlbad und ziehen Männer an, wie der Magnet das Eisen. Sein Fleiß, seine Gelehrsamkeit, seine „unentwegte" Charaktertüchtigkeit weisen ihm einen Ehrenplatz in der Walhalla unserer Literatur an, aus deren Räumen ihn philiströse Engherzigkeit niemals vertreiben kann. Ein solcher Rufer im Streit wird immer viel dazu beitragen, die literarischen Gewässer vor verderblicher Stagnation zu bewahren.

Auch die uns vorliegenden Novellen und Studien schließen reiche geistige Schätze in sich und sind die reifen Früchte eines dem Dienst des Wahren, Guten und Schönen gewidmeten Lebens. Mögen die dichterischen Producte auch nicht immer ganz den strengen Anforderungen entsprechen, welche man an Kunstwerke ersten Rangs zu stellen berechtigt ist, mögen die mit kecken Pinselstrichen entworfenen Bilder aus der Geschichte der Menschheit auch nicht immer ganz von einseitiger Beleuchtung freizusprechen sein, überall erkennt man die Signatur eines bedeutenden Geistes, der das räthselhafteste Ding von der Welt, das menschliche Herz, gründlich durchforscht, der Wahrheit manche Gasse gebrochen hat und nun mit uns einige Kapitel aus dem Buche des Lebens durchnimmt.

Das „Novellenbuch" von Johannes Scherr (Nr. 1) enthält in seinem vierten Bande „Die Tochter der Luft", eine Erzählung, welche auf dem Boden der schwäbischen Berge den Gegensatz zwischen einer in Liederlichkeit verkommenen Adelswirthschaft und dem in gesunder Tüchtigkeit blühenden Volksleben vorführt. Der Name des berühmten Calderon'schen Dramas, welchen der Titel angibt, bezieht sich auf Eva, die Gemahlin des Grafen Hippolyt von Bernwart, eine verführerische, beständig von einer Schar Anbeter umgebene Spanierin, die durch eigenthümliche Verhältnisse in die deutschen Berge verschlagen wurde und zu jenen incommensurabeln Frauengestalten gehört, welche man nie begreifen lernt, solange man sie auch kennt, und so sehr man sich auch bemüht, sie in eine bestimmte Lebenskategorie einzufügen. Im Besitz eines liebebedürftigen Herzens, voll der Erinnerungen an die Romantik ihres innig geliebten Heimatlandes, ist sie an einen rohen, halb närrischen Gatten gekettet, der sich seine Romantik in den Kämpfen mit den Indianern Nordamerikas gebildet hat. Beide, durch ein rein äußerliches Band vereinigt, setzen mit gleicher Rücksichtslosigkeit über die von der guten Sitte aufgestellten Barrièren hinweg und genügen in genialer Ungebundenheit den Einfällen ihrer Launen. Eva präsidirt förmlich einem Liebeshof auf dem Schlosse, der aus einem heuchlerischen Geistlichen, einem originellen Gastrosophen, zwei jugendlichen Lyrikern, in denen die Unfähigkeit geckenhafter Dichterlinge hübsch persiflirt erscheint, und dem Freiherrn Adalbert von Moosbrumm zusammengesetzt wird, einem Halbbruder Hippolyt's, der mit diesem wegen eines von ihm beanspruchten Stück Landes in einem Processe liegt. Wie sich später herausstellt, kann sich jedoch allein der Freiherr der ihm von Eva gewährten höchsten Gunst rühmen. Zur Schlichtung des Processes wird ein Jurist, Ottmar Horst, berufen, der aus der Fremde, wohin ihn der Sturm des politischen Lebens getrieben hatte, wieder in sein Vaterland zurückkehrt. Auch er wird zunächst von dem dämonischen Reiz Eva's gefangen genommen, während er zugleich eine Jugendbekanntschaft mit einem schwäbischen Landmädchen, der Tochter des Goldforellenwirths, Aivli, ein Name, der gleichfalls Eva bedeutet, wieder auffrischt. Jene Eva, welche in ihrer buntschillernden gauklerischen Romantik mit vielem Geschick und in glänzender Darstellung zur Geltung kommt, wünscht Ottmar als theilnehmenden Freund zu besitzen, während dieser sie seine Geliebte nennen will, was sie jedoch mit der bestimmten Versicherung zurückweist, daß sie einen Liebhaber bereits habe. In dieser schwankenden Lage verharrt Ottmar eine Weile, bis sich ihm der Freiherr, indem er sich mit frecher Prahlerei seines Verhältnisses zur Gräfin rühmt und diese dabei auf das schmachvollste bloßstellt, in seiner ganzen Schändlichkeit offenbart. Ottmar rächt zwar die beleidigte Frau mit dem Degen in der Hand, wendet sich aber auch zugleich enttäuschten Sinnes voll Ekel von diesen Räumen ab und verläßt die Gräfin, deren glänzende

Flitter ihn über die Hohlheit und Lockerheit ihres wahren Wesens nicht hinwegtäuschen können. Ihm scheint das wahre Glück in der einfachen Stille des Naturlebens an dem Busen seiner Aivli zu liegen, die schon lange in Liebe zu ihm erglühte, und deren Hand er sich nun versichert. Während Ottmar außerdem den Proceß zu Gunsten des Grafen zum Austrage bringt, spielt dieser, um bei Calderon zu bleiben, den „Arzt seiner Ehre“, eine Rolle, die wir ihm gar nicht zugetraut hätten, und vergiftet den Freiherrn. Der Graf endet auf dem Schaffot; Eva, welche auch angeklagt wurde, geht durch Ottmar's Vertheidigung frei aus; dieser entsagt seiner Wissenschaft, wird Landmann und findet in Aivli das langgesuchte Glück beseligender Liebe.

Dieser Schluß kommt uns zu jäh und unvermittelt vor. Wir wollen die Katastrophe mit dem Freiherrn ruhig hinnehmen, obwol sie ein etwas grelles Sensationsmotiv enthält, müssen aber entschieden hinter die Verlobungsanzeige von Ottmar und Aivli ein Fragezeichen setzen, indem wir glauben, daß, wer einmal vom Baume der Erkenntniß gegessen hat, welcher in unserer höhern Gesellschaft steht, und akademische Studien durchgemacht hat, schwerlich wieder in die Naivetät und bescheidene Anspruchslosigkeit zurückkehren kann, ohne die ein schwäbisches Bauernhaus undenkbar ist. Wir fürchten nur zu sehr, daß Ottmar nach Verlauf eines halben Jahres seine Processe und Actenstücke sehr vermissen wird. Dieser Schluß ist ebenso unbefriedigend wie derjenige in Charlotte Birch-Pfeiffer's „Dorf und Stadt“.

Dagegen besitzt die Novelle andererseits wieder große Vorzüge. Das Aivli ist mit einem herzgewinnenden Gemüth ausgestattet und ohne jede Spur von Auerbach'scher Sentimentalität. Diese Schwäbin ist glücklicherweise nicht für den Toilettentisch der vornehmen Welt aufgestutzt und zugeputzt, sondern ein unverfälschtes Naturkind. Und wie prächtig treten der alte Brosi, der Goldforellenwirth Baldung, Wate, Herr Tauberich und andere hervor, die man alle aus dem Gedächtniß zeichnen zu können vermeint. In das Gewebe der Dichtung sind viele Fäden eines neckischen und schelmischen Humors eingeflochten, und ebenso wenig fehlt es an feinen satirischen Bemerkungen, welche die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers bezeugen.

Die Novelle des zweiten Bandes: „Nemesis“, ist ein düsteres Nachtstück, welches trotz aller Vorzüge doch aus dem Grunde keinen reinen Eindruck hinterlassen kann, weil zum Schluß jedes versöhnende und befreiende ästhetische Moment durchaus fehlt und maßlose Greuel aufeinandergethürmt werden, in denen wir nur zum Theil das Walten der Nemesis zu erkennen vermögen. Namentlich gemahnt uns das Ende wie die letzte Scene im „Hamlet“, wenn die Bühne mit Leichen überdeckt ist, aber ohne die erlösenden, eine freudige Aussicht eröffnenden Trompetenstöße des Fortinbras. Wol erkennen wir die Berechtigung und Richtigkeit des Satzes an, daß jeder Schuld eine entsprechende Sühne folge, aber wenn das schrecklichste Strafgericht auch die Unschuld in den Abgrund reißt, so verliert der Eindruck, den man empfängt, den Charakter des Tragischen und wird einfach traurig.

Der Entstehungspunkt für das Unwetter, das sich über den Häuptern in schrecklichen Schlägen entladet, ist ein Verbrechen, welches Graf Nepomuk von Wippoltstein an dem seiner Obhut anvertrauten Neffen begeht, indem er ihm jede Aussicht auf Nachkommenschaft nimmt und so das reiche Besitzthum in seine Linie überführt. Zu den hierbei betheiligten Spießgesellen gehörte ein gemeiner Schurke, der Müller Veit, und der Arzt Twerenbold, welcher durch die Vollziehung jener Operation, bei welcher das Kind stirbt, von schwerer Schuldenlast befreit und mit einer Summe Geldes abgefunden wurde, welche er in Amerika nach kurzer Zeit wieder verlor. Twerenbold, der trotz eines gegebenen Versprechens nach der Schweiz, auf deren Boden die Erzählung spielt, wieder zurückkehrt, ist eine dämonische Natur; sein Geist erscheint von pessimistischer Grübelei verdüstert, da alle Ideale, die ihm verlockend vor der Seele schwebten, gestürzt und zerronnen sind, und der grenzenloseste Ekel am Dasein das einzige ist, woran er noch mit voller Ueberzeugung glaubt. Diese pessimistische Natur findet ihren idealistischen Gegensatz in Robert, dem Sohne des Grafen, welcher längere Zeit von Hause entfernt lebte und jetzt nicht nur seinen Vater wiederfindet, sondern auch noch eine mit den seltensten Vorzügen ausgestattete Stiefmutter Thekla, welche im blühendsten Jugendalter, um den Schrecken des Klosterlebens zu entgehen, dem Wunsche ihres Vaters nachgegeben und einen Gatten genommen hatte, den sie jetzt aufs tiefste verachten gelernt hat und dem sie schon lange nicht mehr angehört. Zwischen Robert und Thekla entspinnt sich nun ein Liebesverhältniß, welches Scherr mit einer herrlichen Feinheit und Innigkeit, fern von aller Verschrobenheit und doch so tief und herzlich geschildert hat, daß uns diese Abschnitte als die trefflichsten der Novelle erschienen sind. Aus dieser heimlichen, holdseligen Idylle wird Robert in den Realismus des Lebens durch Twerenbold gerissen, mit dem er zunächst hart aneinander geräth, den er aber bald verstehen lernt, und der ihm die durch ein Verbrechen geschändete Geschichte seines Hauses erzählt. Wie eine verwitterte Ruine blickt auf alle diese Vorgänge eine andere Figur, die Traumlore, herab, welche in früherer Zeit von dem Grafen Nepomuk entehrt worden war und nun, der Stunde der Rache harrend, an einem abgeschiedenen Orte der Bereitung heilbringender Säfte lebt. Mittlerweile war das Verhältniß von Robert zu Thekla zu Ohren des alten Grafen gekommen, und dieser beschließt zunächst, seine Gemahlin in ein sicheres Gewahrsam zu bringen. Die Katastrophe ist wie gesagt gräßlich und ästhetisch unhaltbar. Thekla vergiftet in ihrer Verzweiflung den Grafen Nepomuk, nachdem sie sich von der Traumlore, der dadurch Genugthuung wird, den tödlichen Trank hat geben lassen, und findet dann mit Robert in den Fluten den Tod, nachdem durch die Angabe des Müllers Veit das Verbrechen an das Tageslicht gekommen ist; Veit selbst wird durch Twerenbold in den Donnerfall gestürzt, und letzterer endet mit der Traumlore gleichfalls durch Gift.

Dieses Todesregister ist entschieden zu lang und führt uns aus der Poesie in die Anatomie. Wie nur Scherr auf diesen Ausgang kommen konnte, während doch ein anderer so nahe lag! Alle übrigen hätten von der strafenden Hand der Nemesis erfaßt werden dürfen, nur Thekla und Robert müßten frei ausgehen. Ein Weib wie Thekla ist keine Lucrezia Borgia und greift nicht zur Giftphiole.

Welch eine schöne Perspective hätte die Uebersiedelung der Liebenden nach Amerika eröffnet, welche jeder Leser, angeregt durch die erhebenden und von Robert so begeistert aufgenommenen Erinnerungen Twerenbold's, nothwendigerweise erwarten mußte. Wenn es auch wahr sein sollte, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen im menschlichen Leben zu leiden hat, so kann doch die Aufgabe der Poesie niemals darin bestehen, einen so furchtbaren Satz zu bestätigen. Auch in der Kunst können wir von der Menschheit ganzem Jammer angefaßt werden, der aber dann immer von einer höhern Idee der Versöhnung überwunden werden muß.

Die Charakterisirung der einzelnen Personen gehört wieder zu den Glanzseiten unsers Autors. Einzelne Scenen, wie z. B. der Todeskampf Veit's, sind in Bezug auf packende Energie und dramatisches Leben geradezu vollendet. Warmes Lob verdient auch die prächtige Schilderung des Naturlebens der Alpenlandschaft, welche vor dem Auge des Lesers in den verschiedenartigsten Farben ein glänzendes Panorama vorbeiziehen läßt. Nicht ganz zu rechtfertigen ist es, daß sich Scherr's Gelehrsamkeit, natürlich unbeabsichtigt, oft allzu aufdringlich geltend macht. Fast alle Personen haben eine erstaunliche Literaturkenntniß aller Völker und Zeiten, sodaß man annehmen muß, ihnen sei Scherr's treffliche „Allgemeine Geschichte der Literatur" Gegenstand eingehenden Studiums gewesen.

Der dritte Band des „Novellenbuch" enthält einige novellistische Schnitzel, die wol nur bei größern Arbeiten abgefallen sind. Obwol sie manchen beachtenswerthen Beitrag zur Psychologie enthalten, können wir doch ihren ästhetischen Werth, zum Theil wegen der allzu subjectiven Haltung, nicht hoch anschlagen. Es ist hier dem Autor offenbar weniger darauf angekommen, eine Reihe novellistischer Kunstwerke zu erzeugen, als vielmehr einige allgemeine Zeitfragen an der Hand von frei erfundenen oder durch einzelne Momente der Erinnerung gegebenen Erzählungen zu erläutern. Am besten hat uns „Die Jesuitin" gemundet, in welcher eine mit charakteristischen Zügen geschilderte Frau eine überraschende und originelle Darstellung von der Wirksamkeit des Ordens Jesu liefert, die nicht verfehlen kann, den Leser zu tieferm Nachdenken anzuregen. Andere Erzählungen tragen einen etwas aufdringlich tendenziösen Charakter, so „Gottlieb Rapser", in welchem wir ein beklagenswerthes Opfer pfäffischer Umtriebe erkennen, „Rafael Spruhz", das in allzu grellen Farben gehaltene Bild eines eiteln und gesinnungslosen deutschen Gelehrten, und „Die rothe Dame", deren Porträtirung Scherr Veranlassung gibt, seinem Hasse gegen die Frauenemancipation Luft zu machen. Die umfangreichste Mittheilung: „Alles schon dagewesen", ist eine ausführliche, aus den Quellen geschöpfte Geschichte der Wiedertäufer in Münster, die wol nicht recht hierher, sondern in die folgende Sammlung gehört, zu deren Betrachtung wir jetzt übergehen.

Unter dem Titel: „Menschliche Tragikomödie" (Nr. 2), hat **Johannes Scherr** eine Reihe von Studien und Bildern zusammengestellt, die uns längst liebe Bekannte geworden und in dieser umfassenden Sammlung höchst willkommen sind. Wir wollen an dieser Stelle keine eingehende Analyse der einzelnen Aufsätze geben, sondern vielmehr eine allgemeine Charakterisirung der Essays und ihres Autors als Essayisten versuchen.

Was zunächst die Berechtigung des Titels betrifft, so finden wir in dem Vorworte, welches die Form eines Briefs an Herrn Zacharias Zinnober hat, bekanntlich eine der charakteristischen Lieblingsfiguren Scherr's, hierüber folgenden Aufschluß:

> Die sogenannte Weltgeschichte ist weder ein Trauerspiel noch ein Lustspiel, sondern vielmehr ein wursthaftes Gemengsel, ein grellbunter Mischmasch, ein mehr oder weniger appetitlicher Schmarren, ein Shakspeare'sches Stück, allwo, während ein Macbeth hinter den Coulissen mordet, ein besoffener Pförtner auf der Bühne haselirt, oder dem erhabenen Wahnsinn eines Lear zur Seite der Narr die Sentenzen gemeinplätziger Weisheit feilhat, oder in die Ausströmungen von Julia's Liebesandacht eine Vettel von Amme ihre Zoten hineinreißt. Kurzum, die sogenannte Weltgeschichte ist entschieden eine Tragikomödie. Ergo sind die richtigen Menschen weder Demokritiker noch Heraklitiker, sondern mit Lachnerven und Thränendrüsen gleicherweise versehene, vom Mutterschose bis zum Grabesschose zwischen Furcht und Hoffnung, Klugheit und Narrheit, Freud' und Leid, Wohl- und Wehgefühl schwankende Geschöpfe, tragikomische. Ja, wie das große Ganze, die Menschheit, als eine Tragikomödie sich darstellt, so ist auch der kleinste Theil, der einzelne Mensch, ein Tragikomiker. Nun ist freilich, ästhetisch angesehen, die Tragikomödie eine Kunstgattung, welche keinen reinen Eindruck hervorzubringen vermag. Aber das müssen wir uns eben gefallen lassen wie das menschheitliche Trauerlustspiel selber. Angenommen, ein Gott habe es gedichtet, so ist ja wol auch zu hoffen, der göttliche Dichter werde im Verlaufe seines Schaffens immer mehr und mehr auf einen künstlerisch-harmonischen Schluß hinarbeiten, sei es auf den vernichtend-erschütternden der echten Tragödie, sei es auf den befreiend-erheiternden der reinen Komödie. Die Menschheit ist ja verhältnißmäßig noch sehr jung, augenscheinlich über die Flegeljahre noch nicht hinaus.

Wir begegnen hier gleich im Corridor der geschichtlichen Gemäldegalerie der pessimistischen Auffassung, welche sich Scherr bei der Betrachtung des welthistorischen Processes gebildet hat, und die ihn als einen Anhänger Schopenhauer's und von Hartmann's erkennen läßt. Daß in dem Erdendasein das Leiden bei weitem überwiegt, ist eine für ihn unumstößliche Wahrheit, welche sich nicht allein bei seinen Studien als der Weisheit letzter Schluß herausstellt, deren Bestätigung er auch in den großen Denkern und Dichtern zu finden glaubt. Ja, wenn wir einen Satz wie den folgenden lesen: „Die Menschen sind da, einander zu quälen und zu vernichten. Sie haben es von Uranfang an so getrieben und werden es so treiben, bis eine glückliche Katastrophe im Weltall der unseligen Existenz des Erdballs ein Ende macht", so sehen wir mit Leichtigkeit, wie die Lehre von der universellen Willensnegation aus der „Philosophie des Unbewußten" in das Scherr'sche übertragen worden ist.

Die Fortschritte, welche neuerdings der Pessimismus, gleichsam in geometrischer Progression, macht, sind in der That erstaunlich. Der modernen Gesellschaft, die von seinen Gewässern in den verschiedensten Sphären durchsickert wird, steckt er in allen Gliedern, und Kunst wie Wissenschaft zeigen sich von seinen Einflüssen im innersten Kern erfaßt. Mag der Denker auch bei der Begründung des pessimistischen Princips nicht immer auf solides wissenschaftliches Fundament stoßen, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß der Optimismus auf seiner ganzen Linie

nichts aufzuweisen hat, was den Vergleich mit dem Hauptwerke Eduard von Hartmann's auch nur annähernd auszuhalten im Stande ist. Die Frage über den Werth des Lebens muß einmal endgültig entschieden werden; die hin- und herschlagenden Wogen des subjectiven Meinens und Urtheilens werden einer wirklich wissenschaftlichen Untersuchung Platz machen. Bis dahin wollen wir uns aber jedes Ordnungsrufs enthalten, wenn ein Denker sich auf die eine oder die andere Seite stellt oder in der Mitte Posto faßt, und sowenig wir den liebenswürdigen Optimismus eines Moritz Carriere oder die aus der Ueberwindung der Gegensätze erstrebte höhere Weltanschauung eines Eugen Dühring abweisen können, sowenig darf es uns einfallen, die Anwendung des Pessimismus auf die Cultur- und Staatengeschichte, wie sie Scherr versucht, unangemessen zu finden. Der originelle Schriftsteller mag sich hierbei im Unrechte befinden; auf jeden Fall liegt in dieser düstern Beleuchtung, welche auf die Gruppenbilder fällt, einer der eigenthümlichsten Vorzüge dieser Essays, wodurch der aufmerksame Leser energisch zum Selbstdenken und zur Prüfung des eigenen Standpunktes angeregt wird.

Die „Menschliche Tragikomödie" bewegt sich in ihren Darstellungen innerhalb eines Zeitraums von etwa vierundzwanzig Jahrhunderten, da der am weitesten in die Vergangenheit zurückgreifende Essay in das Zeitalter des Perikles, und der der Gegenwart zunächstliegende in die Zeit des mexicanischen Kaiserreichs führt. Die Studien zerfallen in Beiträge zur politischen, Cultur- und Literaturgeschichte. Wie an Umfang, sind sie auch an innerm Werth sehr ungleich. Neben hingeworfenen Skizzen treffen wir umfangreiche und erschöpfende Abhandlungen von bleibendem Werthe. Am geistvollsten erschien uns der Essay über Grabbe; am anziehendsten ist Jeanne d'Arc geschildert, am originellsten Mirabeau; den am meisten künstlerischen Eindruck macht die vergleichende Betrachtung der englischen Elisabeth und der schottischen Maria; am pikantesten gestalten sich in der Vorführung unglaublicher Schwindeleien zwei Beiträge zur Culturgeschichte der Gegenwart, während die Geschichte des Maximilianischen Kaiserreichs in Mexico der umfangreichste und wissenschaftlich gediegenste Theil der ganzen Sammlung ist.

Die schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten eines Scherr auseinanderzusetzen, der zu den gelesensten Autoren der Gegenwart gehört, ist gewiß überflüssig. Man kennt das dramatische Feuer seiner Schilderungen, die scharfen Linien seiner Charakterisirungen, die in vibrirender Unruhe dahin und dorthin ausgreifende, bald in wuchtigen Hammerschlägen, bald in prächtig schillerndem Glanze sich zeigende, bald zarte und feinsinnige, bald göttlich grobe Weise seiner Darstellung, die so lebhaft an den Geschichtschreiber des Dramas, J. L. Klein, an den Engländer Thomas Carlyle, an den Amerikaner Emerson erinnert. Scherr liebt das Kräftige bis zum Klobigen und Klotzigen. Wo die andern Zeichner sind, ist er Colorist, dem ein recht greller, brennender Farbenton auf der Palette der liebste ist. Alles Verschwommene, Schwächliche, Haltlose ist ihm verhaßt. Er trifft stets den Nagel auf den Kopf, oft so heftig, daß der Kopf dabei abspringt. Die Geschichte soll der Gegenwart den Spiegel vorhalten, ihr als Lehr- und Warnbuch dienen, daher dieses häufige Vergleichen und Erhellen durch plötzlich aufschießende Gedankenblitze, dieses Einfügen von Extrablättern, auf denen eine besondere, dem Interesse der Gegenwart naheliegende Frage geistvoll und belehrend erörtert wird. Scherr mag diejenigen nicht leiden, welche, wie Leopold von Ranke, die Acten der Vergangenheit nur zum Zweck der Feststellung des objectiven Thatbestandes untersuchen; für ihn hat die Geschichte, wie er in der Studie über Cromwell sagt, „die riesige und undankbare Aufgabe, den Welt-Augias-Stall des Köhlerglaubens mit dem eisernen Kehrbesen der Wahrheit rein zu fegen".

Für den modernen Essay hat, der Form wie dem Inhalte nach, Macaulay wahrhaft classische Muster geliefert, deren Lektüre jedem denkenden Leser erhebende ungetrübte Genüsse bereitet. Diesem Meister nachzustreben, werden auf diesem Gebiete alle Schriftsteller neuern Datums als ihre Aufgabe betrachten müssen. Was Scherr mit Macaulay gemeinsam hat, ist die reiche Fülle des Wissens, die Schärfe des Urtheils, die Begeisterung für Fortschritt und Freiheit, das feine Verständniß für die Offenbarung des Schönen. Was dem englischen Historiker vor dem deutschen den Vorzug gibt, ist die funkelnde Eleganz des Prosaschliffs, die Geschlossenheit der Form, sowie die künstlerische Harmonie des Ganzen. Scherr bleibt gewöhnlich den ästhetischen Anforderungen, welche man an einen Essay zu stellen berechtigt ist, etwas schuldig. Namentlich erscheint die Form durch die in denselben hineingetriebenen Keile origineller Kraftausdrücke und barocker Seitenabschweifungen allzu häufig zerklüftet. Nur in dem Essay „Zwei Königinnen" ist Scherr seines englischen Vorbildes nicht unwürdig geblieben. Die Charakteristik der Elisabeth und der Maria Stuart ist von einem rühmenswerthen Fleiße und ausgezeichneter Sauberkeit der Ausführung, die an die elegantesten Silberstiftzeichnungen erinnert. Dazu macht die maßvolle, durch keine tumultuarische Erregtheit beeinträchtigte, sondern einer edeln Ruhe nachstrebende Haltung des Stils den erfreulichsten Eindruck.

Einen breiten Raum nehmen die Schilderungen der Frauen ein, welche dem Verfasser Gelegenheit bieten, seine schon aus den Novellen ersichtliche Kenntniß des weiblichen Herzens in schönem Lichte zu zeigen. Aspasia, Messalina, Thusnelda, Hypatia, Heloise, Jeanne d'Arc, Elisabeth und Maria Stuart, Ninon de Lenclos, Katharina von Rußland, Mathilde von Dänemark, Karoline von England, ferner in „Die Göttin der Vernunft" und „Eine Mutter Gottes" zwei weibliche Gestalten aus der großen Französischen Revolution — welch reichhaltiges Frauenkaleidoskop, das in den verschiedenartigsten Gestaltungen, von der edelsten Reinheit und holdseligsten Anmuth bis zur dämonischen Verzerrung des weiblichen Ideals, an unserm Auge vorbeizieht.

Die Aufsätze aus der politischen Geschichte, bei deren Aufzählung wir die schon angeführten Damenporträts auslassen, beschäftigen sich meistens mit Abschnitten der neuern Zeit seit der Reformation. Einen Abstecher auf die spätere römische Kaisergeschichte macht Scherr, indem er einen ihrer elendesten Repräsentanten, den Kaiser Elagabal, vorführt. „Ein christlicher Priester" enthält die Geschichte des Großinquisitors Torquemada; „Ein König-Narr" die-

jenige des Schwedenkönigs Karl XII., der seines ihm durch den Patriarchen von Ferney verliehenen romantischen Schimmers vollständig bar erscheint. „Cromwell" ist frisch und lebendig geschrieben, kann aber die Concurrenz mit dem ausgezeichneten Essay von Reinhold Pauli im ersten Bande des „Neuen Plutarch" nicht aushalten. „Ein russisches Haus-, Hof- und Staatstrauerspiel" erzählt die schreckliche Geschichte des unfähigen Alexei, des Sohnes Peter's des Großen; „Ein Junker-Complot" den Untergang des von Anckarström ermordeten Gustav III. von Schweden. Sieben Bilder führen uns Abschnitte aus der großen Französischen Revolution vor: „Das Räthsel des Tempels", „Für Thron und Altar", „Mirabeau und Marie Antoinette", „Das rothe Buch", „Gefängnißleben zur Schreckenszeit" und die schon erwähnten „Die Göttin der Vernunft" und „Eine Mutter Gottes". „Blücher" ist eine kurze Charakterisirung des preußischen Helden, dem Scherr bekanntlich ein eigenes größeres Werk gewidmet hat, während „Das Trauerspiel in Mexico" wol die beste bisjetzt vorhandene Darstellung der Geschichte Maximilian's und seines Kaisertraums in Mexico sein dürfte.

Von den literaturgeschichtlichen Beiträgen, welche die „Menschliche Tragikomödie" enthält, ist in erster Linie „Ein deutscher Dichter" zu nennen. Die in demselben gelieferte Porträtirung Grabbe's gehört zu dem Besten, was überhaupt über den Dichter gesagt worden ist, der neuerdings durch die von Rudolf Gottschall und Oskar Blumenthal veranstalteten Gesammtausgaben seiner Dichtungen Gegenstand eingehender Betrachtung geworden ist. Man bedauert nur, daß Scherr sich nicht auf eine noch ausführlichere Analyse der Grabbe'schen Werke eingelassen hat. „Voltaire's Krönung" skizzirt in glänzenden Strichen die Bedeutung des größten Franzosen mit Anlehnung an die Hettner'sche Darstellung in seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts"; „Beaumarchais" ist auf Grundlage der trefflichen Monographie geschrieben, welche wir der Feder Loménie's über den französischen Lustspieldichter verdanken, „Fichte" eine kurze Biographie des mannhaften deutschen Philosophen.

Culturhistorische Bilder sind: „Der Dede Sultan", die Erzählung einer interessanten, aber wenig gekannten communistischen Bewegung, welche während des 15. Jahrhunderts im Schose des Islam stattgefunden hat; „Atlantis" ist die Darstellung der ersten durch Björn Herjulfson bewirkten Entdeckung Amerikas, welche 500 Jahre früher als diejenige des Genuesers Columbus zu setzen ist; „Ein Prophet" schildert die erste Ansiedelung der Engländer auf nordamerikanischem Boden unter der Führerschaft des edeln Roger Williams; „Die Hexe von Glarus" führt in die trübsten Zeiten der schweizerischen Reaction, während „Weimar und Paris" eine Schilderung der Gegensätze des deutschen und französischen Lebens im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in Form von Briefen versucht. Leider ist aber die Arbeit eine fragmentarische geblieben. „Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler" und „Der todte Millionenmann und die falsche Braut" sind zwei streng actenmäßige Erzählungen, welche von großartigen, unter dem Deckmantel der Religion vollbrachten Schwindeleien erzählen und als Beiträge zur Sittengeschichte unserer Zeit einen unleugbaren Werth besitzen.

Unsere akademische Gelehrsamkeit blickt mit einer gewissen erhabenen Gleichgültigkeit auf Johannes Scherr's schriftstellerische Thätigkeit, in welcher sie einen Abfall vom guten Geiste der Wissenschaft zu sehen pflegt. Wir dagegen erkennen in unserm Autor einen Mann, der durch die Fülle seines Wissens und den edeln Zug seines Geistes in hohem Maße der von ihm eingenommenen Stellung, als Lehrer des Volks und der Jugend, würdig ist. Es wäre gewiß höchst unangemessen, ihm blindlings zu folgen und auf des Meisters Worte zu schwören, aber einer gesunden und kräftigen Anregung kann man bei Scherr sicher sein. Die „Menschliche Tragikomödie" wird den Sinn für historische Studien, dem die Schwerfälligkeit unserer Fachmänner nur zu oft feindlich entgegentritt, erfreulich beleben, während seine „Novellen" zwar nicht als dichterische Kunstwerke ersten Ranges zu betrachten sind, aber von dem warmen Herzen des Verfassers reiches Zeugniß ablegen.

Eugen Zabel.

Eine sociale Studie.

Das Land der Freiheit. Ein Zukunftsbild von Ferdinand Amersin. Gratz, Verlag Leykam-Josefsthal. 1874. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Die gegenwärtige Zeit dürfte wenig geneigt sein, der idealistischen Forschungsmethode für die Socialwissenschaften einigen Werth zuzusprechen. Induction, reale Forschung, statistische Daten, auch noch ein wenig historische Erkenntniß, darauf soll die Socialwissenschaft aufgebaut werden. Was kümmern uns die Ideale? Zwar ist die moderne Welt nicht schön, aber doch praktisch; noch nie war die Production von Nationalreichthum so lebhaft und die Consumtionsfähigkeit auch der untern Klassen so groß wie jetzt; sociale Uebelstände gibt es, wie es deren zu allen Zeiten gegeben hat, aber sie werden theils durch das Wachsthum des Nationalreichthums von selbst verschwinden, theils durch Nachhülfe in der Wirthschaftsgesetzgebung und durch versöhnliches Entgegenkommen der Besitzenden sich heben lassen. Also nur unbekümmert auf dem eingeschlagenen Wege weiter, die socialistischen Umstürzler ausgelacht, nöthigenfalls ihnen energisch entgegengetreten, nur keine socialen Phantastereien!

So denkt, redet und schreibt der sociale Philister, vulgo praktische Mann, läßt sich's nach Möglichkeit wohl sein in seiner praktischen Welt und lacht des Idealisten. Und vermuthlich war es von jeher so. Schon als Plato seine Bücher „Vom Staat" und „Von den Gesetzen" schrieb, wird es in Athen nicht an Spießbürgern gefehlt haben, welche den guten Mann für einen Narren erklärten; das ist das Schicksal der großen und kleinen Idealisten, mag ihr Denken noch so ernst, ihr Wille noch so gut sein. Aber dennoch — wo soll die Wissenschaft, wo soll die sociale Welt ihren Fortschritt hernehmen,

wenn nicht aus dem Ideale? Kann und darf man da, wo es sich um die Interessen und die Zukunft der Volksgesammtheit handelt, nur inductiv forschen und streben ins Dunkle hinein und sich zufrieden geben auf dem Standpunkte des Fabrikanten, der sich freut, daß so flott producirt wird, des Börsenjobbers, der alles erreicht glaubt, wenn mit dem Reingewinn die Masse der zugänglichen materiellen Genüsse immer größer wird?

Allerdings haben die Volkswirthe, welche die Wissenschaft vom „Nationalreichthum" mit derjenigen vom socialen Wohlsein, dem εὖ ζῆν des Aristoteles, für gleichbedeutend hielten, solche Ansichten vertreten, und erst in neuerer Zeit ist man wieder dazu gekommen, ethische Gesichtspunkte, d. h. Ideale in die Volkswirthschaft hineintragen zu wollen, ohne recht zu wissen, wie man es anfangen soll. Noch ist ein wirklich socialwissenschaftlicher Standpunkt nicht errungen, nur erst kleine Concessionen sind ihm gemacht gegenüber dem alten, materialistisch-freihändlerischen, dem die Güterproduction als Selbstzweck vorschwebt. Ist doch komischerweise der Name Socialist dem gebildeten Publikum ein Abscheu; und noch jüngst hat ein sogenannter Volkswirth drucken lassen, daß ihm sogar das Wort Socialpolitik verdächtig und unangenehm sei. Und doch muß ein wirklich socialwissenschaftlicher Standpunkt wieder gewonnen und realisirt werden, wenn das moderne Volksleben nicht der Auflösung oder der Sklaverei entgegensteuern soll; und das kann nur geschehen durch den Idealismus. Denn eine neue Lebensrichtung ist es, welche der Gesellschaft vorgezeichnet und als Schaffensziel gesetzt werden muß an Stelle des unbestimmten Strebens nach Fortschritt und Bildung, welches die Socialpolitik jetzt beherrscht. Die Lehre von den Bedürfnissen und dem Lebenszweck der Menschen bedarf eines neuen Ausbaues; die alte Formel der Freihändler: „Bedürfniß — Anstrengung — Befriedigung", ist ein leerer Schall und kann in keiner Weise Aufklärung geben über den Zweck und den möglichen Erfolg der Volkswirthschaft und des geselligen Zusammenwirkens überhaupt. Und da uns die Religion, sich mit jeder Form und Stufe des socialen Daseins abfindend, in diesen höchsten Fragen des Lebens gänzlich im Stich läßt, so ist eine Lösung derselben nur möglich durch die Socialphilosophie und deren ideale Speculation.

Und wenn nun die Aufgabe des im Titel genannten Werks die ist, ein sociales Zukunftsbild als Ideal hinzustellen, so ist sie gewiß keine müßige, und die Arbeit des Verfassers hat einen tiefern Sinn und größeres Verdienst, als nur eine anmuthige Dichtung zu sein. Der Verfasser sagt:

> Eben das ist die mir bei meinem Zukunftsbilde gestellte Aufgabe, ein allgemeines Gemälde zu liefern wenigstens des Anfangs jener goldenen Zeit, welche wir in der Zukunft erwarten dürfen. Meine Erzählung gibt so die vorschauende Darstellung jenes gewissen, weltgeschichtlichen Vorgangs der Gesellschaftsverbesserung, welcher sich nach dem endlichen Ableben unserer jetzigen alternden Gesellschaftsform in nicht gar zu ferner Zeit einstellen muß. Aehnlich wie der einzelne geistig voll ausgebildete Mensch sich mit Bewußtsein einen Plan zurechtmacht für das zu begehende Leben, so versuche ich es, gleichsam den Lebensplan der ganzen vorwärtsstrebenden Menschheit aufzustellen und vorzuzeichnen.

Die Formulirung der Aufgabe wird folgendermaßen gekennzeichnet:

> Was ist unser höchstes Gut, nach dem wir alle streben? Es ist die Freiheit. Und was ist die Freiheit; was bedeutet dies große, so oft misverstandene Wort? Freiheit ist die innere Fähigkeit und zugleich die äußere Gelegenheit zur Erlangung alles dessen, was uns noththut und was uns gefällt: oder, was dasselbe, die größtmögliche Wirksamkeit oder Macht auf die umgebende Außenwelt, oder auch die möglichst ungestörte Gelegenheit zu unserer naturgemäßen Entwickelung. . . . Die im genauesten Sinne volle Freiheit, die als solche schon mit der Allmacht gleichbedeutend wäre, werden weder wir noch irgendein Mensch der Zukunft je erreichen; aber das uns zufällig zutheil gewordene Maß der Freiheit durch eigenes Zuthun zu vergrößern, steht uns zu Gebote, ja darin besteht unsere eigentliche und innerste Lebensaufgabe, jedes einzelnen Menschen nicht nur, sondern der ganzen Menschheit. . . . Der Zukunftsgedanke verbindet sich also unmittelbar mit dem Gedanken der Freiheit, oder, was dasselbe, die Zukunft muß unfehlbar die goldene Zeit der geordneten Freiheit mit sich bringen.

Der Verfasser stellt nun dar, wie ein hochbegabter Mensch, der durch den Zufall der Erziehung und des Vermögens innerlich und äußerlich frei geworden ist und ein gleichgestimmtes weibliches Wesen gefunden hat, mit auserwählt körperlich und geistig vollkommenen, fremden und eigenen Kindern eine Colonie heranzieht, deren Theilnehmer die Freiheit, man würde noch bezeichnender sagen: die sittliche und sinnliche Schönheit, in ihrem Einzeldasein und socialen Leben verkörpern. Abgeworfen sind die Engherzigkeiten der gegenwärtigen Erziehung, die moralischen Anschauungen, soweit sie zu Unwahrheit und Unsittlichkeit führen, die unbegrenzte Genußsucht; entfernt ist die fieberhafte Jagd nach Reichthum, das Dienst- und Abhängigkeitsverhältniß im Erwerbsleben; vernichtet die socialen Herrschaftsverhältnisse überhaupt und das Ringen um Macht nach außen und innen. Und nun aufgebaut auf breitester demokratischer Grundlage eine Vereinigung geistig und körperlich edler, im edeln Sinne genußfähiger und genießender Menschen, mit allen Hülfsmitteln der Civilisation ausgestattet, wirthschaftend theils genossenschaftlich, theils in Einzelhaushaltungen, Güter erzeugend, soweit nöthig für den Zweck eines schönen Daseins, mit den Mitteln vollendeter Technik, mäßig und wohlbedacht im Bedürfen und Genießen; die Jugend in gleichem Sinne in Freiheit zur Freiheit und Vervollkommnung angeleitet; eine Vereinigung der Lebensschönheit, wie wir sie uns etwa zur Blütezeit des alten Athen verwirklicht denken, mit derjenigen, welche die moderne Cultur nach Abstreifung ihrer moralischen und wirthschaftlichen Schattenseiten bei auserwählten Menschen zu erzeugen vermöchte.

Das Leben einer solchen Colonie zu schildern, damit beschäftigt sich das erste und zweite Buch dieses Gedichts in Prosa; das dritte Buch, „Die Ausgesandten" betitelt, stellt die Einführung dieser Grundsätze und Lebensformen, modificirt nach den Bedürfnissen der Praxis, wenn nicht in die gegenwärtige, so doch in eine wirkliche Volksgemeinschaft der nahen Zukunft dar, wobei an das deutsche Volk gedacht wird, und an den Glücksfall, daß die Philosophen Könige, oder die Könige Philosophen geworden seien, von dem ja schon Plato die Verwirklichung seines Idealstaats abhängig gemacht hatte; wie sich auch der erste Theil des Werks zum zweiten etwa wie

die Platonischen Bücher „Vom Staat" zu denen „Von den Gesetzen" verhalten.

Es würde kaum eine leichtere Aufgabe für den Referenten geben, als den Inhalt dieses Amersin'schen — wie es scheint pseudonymen — Werks als phantastisch, unmöglich, werthlos hinzustellen, ihm nur den Charakter einer ganz netten, stellenweise etwas frivolen Dichtung oder Utopie zu lassen; in socialen Fragen findet man ja stets ein dankbares Publikum, wenn man Gedanken, die über das Alltägliche hinausgehen, die der recipirten öffentlichen Meinung und den herrschenden Interessen widersprechen, als unpraktisches, hirnverbranntes Zeug darstellt. Referent glaubt aber nicht fehlzugreifen, wenn er einen solchen kritischen Standpunkt gerade diesem Buche gegenüber für unzulässig erklärt und behauptet, daß hier in anziehender Form die oben beschriebene socialphilosophische Aufgabe zu lösen versucht ist. Allerdings handelt es sich um eine Utopie, aber eine vernünftige Utopie, und eine solche nennt man ein Ideal; Ideale aber und idealistische Forschung sind etwas wirklich Praktisches in der Socialwissenschaft, die sonst vor lauter Realität und Statistik ganz haltlos und für den Culturfortschritt werthlos zu bleiben Aussicht hätte, oder wenigstens nicht mehr leisten kann, als jeweilig hervortretende Tagesbedürfnisse in wissenschaftliche Formeln zu kleiden. Wir müssen daher jedem Forscher und Denker dankbar sein, der den Muth hat, idealistisch zu forschen und Ideale zu denken; und man muß wünschen, daß solche Arbeiten nicht verächtlich beiseite geschoben, sondern nach ihrem Zwecke: Anregung zu ernstem Nachdenken zu geben, gewürdigt werden. In diesem Sinne wird Amersin's Arbeit nicht ohne Genuß und Nutzen gelesen werden.

Es kann und will vorliegendes Werk, eben der Größe seines Stoffs wegen, für kein fertiges und gerundetes Kunstwerk gelten, sondern vorerst nur als Entwurf und Versuch, Planübersicht oder Stoffsammlung, oder vielleicht auch als unscheinbarer Krystallisationspunkt für etwa später erscheinende größere und reifere Arbeiten dieser Gattung.

Dieser Erfolg ist dem Verfasser zu wünschen.

H. von Scheel.

Künstlerbiographien.

1. Ernst Rietschel. Von Andreas Oppermann. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit dem Porträt Ernst Rietschel's und einem Anhange. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 5 M.
2. Die drei Meister der Gemmoglyptik, Antonio, Giovanni und Luigi Pichler. Eine biographisch-kunstgeschichtliche Darstellung von Hermann Rollet. Mit dem Bildnisse Giovanni Pichler's nach einem Intaglio Luigi Pichler's. Wien, Braumüller. 1874. Gr. 8. 2 M.

Von vorliegenden zwei Schriften ist die erstgenannte die umfangreichere; lediglich aus diesem Grunde möge ihr der Vortritt eingeräumt sein, denn zu entscheiden, welches jener beiden Werke gediegener wäre, dürfte schwer fallen.

Oppermann's treffliches Buch (Nr. 1) ist ein bereits bewährter Freund manches deutschen Hauses. Sehr zu wünschen wäre aber, daß es nirgend fehlte, wo noch nach alter guter Sitte an den langen Winterabenden sich die Hausbewohner um des Lichts gesell'ge Flamme sammeln und eine gute Lektüre vornehmen; nicht leicht mag im ganzen weiten Bereiche unserer biographischen und Memoirenliteratur ein zweites Werk gefunden werden, welches in gleich edler, hochsinniger Weise Geist und Gemüth befriedigt. Jung und Alt, der Heranwachsende wie der Gereifte werden aus dem Lesen dieser Rietschel-Biographie die fruchtbringendsten Anregungen, Lehren, Ermahnungen, Betrachtungen für sich hinwegtragen, und so wirkt das Andenken des edeln Meisters immerfort noch ebenso segenbringend für die Menschheit, wie zu deren Freude einst seine Kunst die hehrsten Meisterwerke schuf. In keiner Sammlung von gediegenen Jugendschriften dürfte die Erzählung der Knaben- und Jünglingsjahre Rietschel's fehlen, die wahrlich eine würdigere Lektüre für das heranwachsende Geschlecht wäre, als so manche „Jugendschrift", welche die Weihnachtskataloge des deutschen Buchhandels pomphaft verkündigen. Ebenso sollte in keiner Volksbibliothek, die ihren Zweck: zu versittlichen, zu veredeln, wahrhaft erfüllen will, diese Erzählung des Lebensgangs eines Großmeisters deutscher Kunst vermißt werden, welcher, aus kernhaft-tüchtigem deutschen Handwerkerstande hervorgegangen, während seines ganzen Lebens ein wahrer Mann des Volks, warmen Herzens, reinen, religiösen Sinnes, klugen Geistes und von geläutertster Sittlichkeit geblieben ist. Sein edles Bild, wie es uns aus dem Oppermann'schen Buche entgegentritt, gemahnt vielfach an die Lichtgestalt des volksthümlichsten Dichters unsers Vaterlandes, Friedrich Schiller's, dessen Bild so würdevoll zu verkörpern ja dem Meister der Bildhauerkunst unvergleichlich gelungen ist.

Es wäre ein thörichtes Beginnen, hier durch Eingehen auf Details und Hervorheben einzelner Stellen das Gesagte Schritt für Schritt zu belegen. Man scheue lieber das Studium des mäßig starken, handlichen Octavbandes nicht, der durch eine Beschreibung des Luther-Denkmals zu Worms und einen Katalog des Rietschel-Museums zu Dresden überdies auch noch praktisch nutzbar gemacht wird. Vom speciellern Standpunkte des Beurtheilers aus sei nur noch zweierlei hervorgehoben. Zuerst ein warmer Ausdruck herzlicher Freude darüber, daß neben Ernst Rietschel das Oppermann'sche Buch noch einem der wackersten Männer deutscher Nation — wenn auch natürlich nur mehr nebenher — ein wohlverdientes literarisches Denkmal setzt, nämlich dem im vorigen Jahre zu Braunschweig verstorbenen Dr. Karl Schiller; einem Autor, der sang- und klanglos von der deutschen Presse, soweit dieselbe dem Schreiber dieses zu Gesicht gekommen ist, zu Grabe getragen wurde. Und doch hätte Schiller eine herzliche Erwähnung mehr, weit mehr verdient als mancher, dem lange Nekrologe mit und ohne Bilder zutheil werden; sein Hauptwerk: „Braunschweigs schöne

Literatur", dem Herzog Wilhelm von Braunschweig gewidmet, ist ein ebenso feinsinniges wie geistvolles Buch, welches in allerlei Literaturgeschichten ohne Angabe der Quelle unzähligemale benutzt, ausgeschrieben und verwerthet worden ist. Von Karl Schiller's anderweitiger literarischer Thätigkeit zu reden oder davon zu sprechen, welche Verdienste er um seine Vaterstadt Braunschweig hat (er war dort Vorstand des städtischen Museums, welches ohne ihn wahrscheinlich nie gegründet worden wäre; billig ehrt man ihn daher eben jetzt durch eine Votivtafel mit seinem Porträt in Hautrelief), ist hier nicht der Platz; in Verbindung mit Rietschel finden wir K. Schiller thätig für das Lessing-Denkmal, von dem gesagt werden muß, daß ohne des letztern nimmer rastende, selbstlose Hingabe das Werk nicht, jedenfalls nicht so zu Stande gekommen wäre, wie es nun den Beschauer erfreut; denn wie Schiller das verschollene und schon fast nicht mehr aufzufindende Grab Lessing's der Vergessenheit entreißen half, so sammelte er auch mit rührendster Sorgfalt aus Familientraditionen, alten Schriftstücken und vergessenen Büchern jene wundervoll lebendige, anschauliche Schilderung der Lessing'schen Persönlichkeit, auf Grund deren erst Rietschel's Phantasie ein so unübertreffliches Bild des großen Dichters und Denkers schaffen konnte. So sollte denn, wer Lessing's Standbild betrachtet, wie an dessen edle Schöpfer, so an dessen eifrigsten Förderer Karl Schiller dankbar sich erinnern, und daß Oppermann's Buch über Rietschel dies gebührendermaßen nachdrücklich hervorhebt, ist seine besondere Zierde.

Sodann muß zweitens betont werden, wie hell sich von dem Hintergrunde des Ganzen die Person des Schriftstellers Ernst Rietschel durch das mitgetheilte Bruchstück aus dessen Autobiographie abhebt. Dieses Bruchstück ist ein kleines Meisterwerk, in dem reichen Diadem der deutschen autobiographischen Literatur eine der schönsten Perlen. Welche Einfachheit der Darstellung bei so reichem, psychologisch interessantem Detail; welche Gemüthstiefe bei so vielem Humor, welche Liebenswürdigkeit und Wärme, welche echte Poesie ruht auf dem Ganzen! Es gelesen zu haben, wird jedem, der sich diesen Genuß gewährt hat, eine unvergängliche Erinnerung sein; es schadet auch gar nicht, wenn der Lesende sich stark und stärker von einem Gefühl lebhafter Scham ergriffen fühlt, sobald er entdeckt, wie das dankbare deutsche Vaterland auch diesen Vertreter seiner geistigen Größe — hat darben lassen; wie Rietschel für seine Schöpfungen ein Spottgeld erhielt, und wie an seinem frühen Tode (durch Schwindsucht) die bittere Noth zum großen Theile schuld ist, mit der er den harten Kampf ums Dasein kämpfen mußte, gerade so wie einst Schiller und Karl Maria von Weber, deren Gestalten der edle Meister der Bildhauerkunst vielleicht um dieses versteckten Zugs trauriger Gleichartigkeit willen nur um so wahrer uns vor Augen stellte.

Viele Vorzüge der Rietschel-Biographie theilt diejenige der drei Pichler von H. Rollet (Nr. 2); auch in ihnen lernen wir treue, schlichte Männer kennen — biedere Tiroler, die mitten in Italien jahrzehntelang lebend, doch ihre kernhaft-deutsche Art weder als Künstler noch als Menschen ablegten. Gediegenheit, Fleiß und rastloses Streben setzten sie an die Vervollkommnung ihrer schwierigen Kunst, welche wahrlich die stärkste Selbstverleugnung erfordert, denn wie wenige würdigen eine Miniaturarbeit gleich der Gemmoglyptik in dem Maße, wie es der aufgewendeten Mühe ganz entsprechend wäre! Daher kommt es auch, daß ein zusammenfassendes Handbuch der Gemmenkunde bisjetzt noch fehlt; ein Mangel, dem der ebenso sachverständige wie emsig forschende Rollet demnächst abzuhelfen verspricht, womit er sich ein großes Verdienst erwerben wird. Gleichsam ein Vorläufer zu diesem umfangreichern Werke ist die Broschüre über die drei Pichler, Vater und zwei Söhne, deren genialster und interessantester Giovanni gewesen zu sein scheint. In liebevoller Sorgfalt ist das Bild dieser Männer ausgeführt, wobei sich Rollet weise Beschränkung auferlegt und den Stoff zwar erschöpft, aber nicht nach der leider bei deutschen Biographen vielbeliebten Manier einige gute Brocken in einer unverdaulichen Brühe dargeboten hat. Die Darstellung ist glatt, rund und dabei plastisch ausgetieft: mit lebensvoller Deutlichkeit, scharf voneinander verschieden und doch in ihren Grundzügen ähnlich, treten die drei Pichler vor uns hin, und wir dürfen uns ihrer Bekanntschaft in reichstem Maße freuen. Ein beigegebenes Bildniß Giovanni Pichler's nach einem Intaglio seines Bruders Luigi erhöht noch den Werth des kleinen Buchs, welches durch die sorgfältigst angelegten Uebersichten über der drei Meister Kunstschöpfungen, über deren Verbleib u. s. w. — Tabellen, deren Sachkunde man ebenso wie den darauf verwendeten Fleiß anzuerkennen hat — für die Kunstgeschichte die dauernde Bedeutung eines gediegenen Quellenwerks erhält.

Hermann Uhde.

Pädagogische Literatur.

Unsere Schulen im Dienste gegen die Freiheit. Von Eduard Sack. Braunschweig, Bracke jun. 1874. Gr. 8. 1 M.

Wer es wahrhaft gut mit unserm deutschen Vaterlande meint und von all dem Glanze und der äußern Machtstellung sich nicht blenden läßt, wird dem, der mit Freimuth die Schäden und Gebrechen aufdeckt, die dem oberflächlichen Blicke verborgen bleiben, nur dankbar sein müssen. Es ist sehr wohlfeil, demjenigen den „Reichsfeind" an den Kopf zu werfen, welcher nicht unbedingt zu allem, was er im Deutschen Reiche sieht, sagt: „Und siehe! es ist sehr gut"; es liegt vielmehr oft mehr Freundschaft für das Reich, mehr Liebe zu unserm Vaterlande in dem Tadel, der sich offen und mit Mannesmuth über die Schäden und Gebrechen ausspricht, als in der zur Schau getragenen sittlichen Entrüstung über den Frevel, auch an unserer Ruhmessonne dunkle Flecken bemerken zu wollen. „Der Freund, der mir den Spiegel zeigt, ist mein wahrer Freund", bleibt eine ewige Wahrheit.

Diese Gedanken werden bei Durchlesung oben genannten Schriftchens in uns rege. Es fällt manches scharfe Wort; es ist aber der Ausfluß eines den Schmerz seiner Mitmenschen fühlenden Herzens, und darum zollen wir dem Verfasser unsern Dank, wenn wir auch in manchen Punkten demselben nicht beistimmen können.

So sind wir vollständig mit dem Verfasser der Ueberzeugung, daß die höhern Schulen mit vielem Stoff überbürdet sind, der nicht in dieselben gehört, wie wir schon bei mehrern Gelegenheiten dargelegt haben; daß aber das Leben und die Sprachen der Alten deshalb als Bildungsstoff gewählt seien, um absichtlich zur Unfreiheit zu erziehen, oder daß, wie der Verfasser es ausdrückt, den Unterrichtsplanen eine „klug geplante Bildungstendenz“ zu Grunde liege, diese Behauptung scheint uns zu weit zu gehen.

Abschaffung der Standesschulen, allgemeine Volksschule mit einem erweiterten Unterrichte und unentgeltlicher Unterricht, das sind die Hauptforderungen, die der zu stellen hat, welcher eine Besserung unserer socialen und unterrichtlichen Verhältnisse wünscht:

Die allgemeine Volksschule verlange ich, damit in Wirklichkeit und Wahrheit auf den ersten und wichtigsten Grundsatz der Demokratie die ganze Gesellschaft, die sociale Organisation gestellt werde: auf die Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt. Es ist ein baarer Unsinn, die Gleichheit zu fordern, wenn wir die Standesschulen bestehen lassen und die Kastenbildung dulden. Weder von gleichen Rechten, noch von gleichen Pflichten kann die Rede sein, wenn der Werth eines Menschen als Bürger von einem Zeugnisse abhängig gemacht wird, das man zwar in einer Schule erwirbt, aber nur, wenn man im Stande ist, viele Jahre hindurch eine schwere Abgabe an dieselbe zu entrichten. Kinder, deren Aeltern nicht im Stande sind, diese schwere Abgabe zu entrichten, können, wenn sie auch sehr fleißig, sehr gewissenhaft sind, jenes Zeugniß nicht erwerben, sie sind verdammt für die „unterste Schicht“, die arbeiten und darben, glauben und gehorchen muß — sie werden „gemeines Volk“. Um jedem Menschen für seine geistige Entwickelung freie Bahn zu schaffen bis zu dem Punkte, wo er selbständig für sein Wohlergehen sorgen kann, sein Glück machen soll, ist in erster Reihe nothwendig, jeglichen Unterricht, soweit er nicht Fachunterricht ist, von allen Abgaben zu befreien. Nur wenn es auch dem ärmsten Kinde, ohne zu bitten und zu betteln, gestattet ist, Stufe um Stufe in der Schule zu ersteigen, ist ihm die Möglichkeit gegeben, seine Kräfte in deren eigenen Grenzen zu entfalten, ein guter, glücklicher Mensch und ein braver Bürger zu werden, soweit hierzu die Bildung überhaupt ein Mittel ist.

Das sociale Elend ist aber gegenwärtig eins der Haupthindernisse für eine gute Erziehung, und darum muß hier zuerst Abhülfe geschaffen werden, soll nicht jede Erziehungsthätigkeit illusorisch bleiben. Es ist darum als erste Forderung zu stellen: Kinder dürfen nicht zu Lohnarbeit misbraucht werden, und als zweite: die Mütter dürfen nicht in Fabriken arbeiten, sie müssen der Familie erhalten bleiben. Dafür müssen aber auch dem Kinde aus dem Volke die Schulen durch solide Wohlhabenheit den Mangel auf der andern Seite ausgleichen. Die Volksschule darf nicht mehr mit dem Abfall der Requisiten aus Realschule und Gymnasium abgespeist werden, es dürfen nicht ferner verfallene Spelunken für die Stätte gut genug sein, wo das künftige Geschlecht erzogen werden soll. Diese Volksschule, d. h. die mit reichlichen Mitteln ausgestattete, von gediegenen Lehrern geleitete, soll die Basis unsers Unterrichtswesens bilden; sie soll ohne Entgelt allen Kindern ohne Unterschied des Ranges und Standes die echte Bildung geben; sie soll eine allgemeine sein, in welcher nicht todtes, sondern lebendiges Wissen gelehrt wird. Dann ist die Schule die Begründerin der sittlichen und politischen Freiheit, die Institution, die das Kastenwesen bei uns aufhebt.

Zu dem Zwecke muß die Schule aber von den Gemeinden verwaltet werden, doch nicht von den Gemeinden, wie sie jetzt bestehen, da wir bisjetzt noch keine Gemeindeverfassung haben, welche allen Gemeindegliedern ohne Rücksicht auf Vermögen und Stand gleiches Recht, gleichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gestattet. Da nun aber des Verfassers Schulplan nicht in die gegenwärtigen Verhältnisse paßt, so fordert er die Demokratie auf, selbständig vorzugehen und neben den bestehenden Schulen eine Volksbildung zu organisiren, welche den Grundzügen entspricht, die der Verfasser in seiner Schrift als die der Freiheit dienenden entworfen hat.

Wir müssen gestehen, daß wir diesen Schlußgedanken der Schrift als die Achillesferse ansehen; er schwächt den Werth des Ganzen ab. Es würde unser ganzes Erziehungswesen nicht unbedeutend geschädigt werden, wenn man die Schule zur Sache einer politischen Partei machen wollte. Die Bildung erzwingt sich ihren Weg und bringt das Geschenk der Freiheit mit; es wäre ein Widerspruch, auf confessionslose Schulen zu dringen und zugleich Schulen eines ausgesprochenen politischen Bekenntnisses zu gründen. Streben wir nur vor allen Dingen die allgemeine Volksschule an, dann ist der Freiheit schon eine Gasse gebahnt!

Sehen wir aber von diesem ab und von einigen extremen Aeußerungen, zu welchen der Eifer für das Gute und das Volkswohl den als pädagogischen und politischen Schriftsteller wohlbekannten Verfasser hingerissen hat, so ist diese Schrift eine der besten und am meisten beherzigenswerthen, welche die rege pädagogische Literatur der jüngsten Zeit aufzuweisen hat. A. Sulzbach.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Das zweite Februarheft der „Revue des deux mondes“ enthält eine Studie über Lorenzo de' Medici, seine politische Rolle, seinen Einfluß auf Literatur und Kunst, deren Verfasser Gustave Gouyer sich hauptsächlich bei seinem Essay an das zweibändige Werk von Alfred von Reumont: „Lorenzo de' Medici, il Magnifico“, anlehnt. Der Autor schickt seiner Studie das folgende Urtheil über die Reumont'sche Schrift voraus: „Man darf Alfred von Reumont Dank wissen für die Aufgabe, die er übernommen hat, eine unparteiische und vollständige Biographie zu schreiben. Nach einem längern Aufenthalte in Rom, dessen Geschichte er geschrieben, hielt sich Reumont ebenfalls längere Zeit in Florenz auf, um dort seinen Gegenstand an Ort und Stelle zu studiren. Ihm ist kein Document ent-

gangen. Auf Grundlage der Briefe Lorenzo's, der Gesandtschaftsberichte, der Schriften der Zeitgenossen hat er seine Schrift verfaßt. Jede Nebenperson ist von ihm so sorgfältig wie die Hauptpersonen studirt worden. Sollte indeß diese wichtige Arbeit keine Einwendungen zulassen? Zunächst bilden die einzelnen Theile kein ganz gleichartiges Ganzes; die Gesammtüberblicke gelingen dem Autor nicht. Sehr genau und fast peinlich in den Details, beherrscht Reumont seinen Gegenstand nicht von einem höhern Standpunkt aus. Außerdem wäre es wünschenswerth gewesen, daß er die Auseinandersetzung der Thatsachen nicht zu oft durch Abschweifungen unterbrochen, und daß er da, wo er von den Künstlern des 16. Jahrhunderts handelte, die Rolle Lorenzo's ihnen gegenüber mit größerer Bestimmtheit dargelegt hätte. Reumont ist sehr gemäßigt, zu gemäßigt in seinen Urtheilen. Warum beschränkt er sich z. B., wo er von der Verschwendung Lorenzo's spricht, darauf, die Beweise der Historiker, die ihn verurtheilen, und derjenigen, die ihn freisprechen, nebeneinander anzuführen? Warum nicht eine zweifellose Corruption verdammen, während man dabei der Zeit und den Umständen Rechnung trägt! Mit diesen Vorbehalten müssen wir den Bestrebungen Reumont's, bis in ihre kleinsten Züge eine der größten Gestalten des 15. Jahrhunderts in Italien wieder ins Leben zu rufen, verdienten Beifall schenken. Dank den Nachforschungen des gelehrten Historikers, dank den Mittheilungen, die er über das öffentliche und Privatleben der Medici, über ihre Freunde, über die florentiner Gesellschaft, über die Bankhäuser Lorenzo's und die Finanzen der Republik gibt, kann man ins Herz dieser fruchtbaren Epoche schauen und Schritt für Schritt demjenigen folgen, der ihr glänzendster Vertreter war."

— Der unermüdliche Bibliophile Jacob (Paul Lacroix) hat ein erschöpfendes Werk über die Werke von Retif de la Bretonne verfaßt; dieser Schriftsteller lebte zwischen 1760 und 1805 und seine Werke sind für die Sitten der damaligen französischen Gesellschaft nicht weniger charakteristisch, als die Werke von Petronius und Apulius für die Gesellschaft des alten Rom. Der Titel des Werks heißt: „Bibliographie et iconographie de tous les ouvrages de Rétif de la Brétonne", eine Beschreibung der Originalausgaben, Drucke und Nachdrucke, eine Notiz über das Leben und die Werke des Autors von seinem Freunde Cubières Palmézeaux, und historische, kritische und literarische Noten sollen die gelehrte Ausstattung des Werks bilden.

Theater und Musik.

Das Schauspiel Friedrich Spielhagen's: „Liebe um Liebe", welches am breslauer Stadttheater mit Erfolg in Scene ging, behandelt einen Stoff, den man wol als novellistisch bezeichnen kann, mit jener theatralischen Technik, die ihm ein dramatisches Relief gibt. Ein Mitkämpfer Schill's, Fritz von Elbeck, gilt seit dem Tage von Dodendorf für todt; er hatte an diesem Gefecht mit seinem Jugendfreunde, dem Pfarrerssohn Bernhard Günther, theilgenommen, seine Braut hatte sich mit dem letztern verlobt. Elbeck's Rückkehr aus langer Gefangenschaft führt nun die Verwickelungen des Schauspiels herbei. Charlotte hat eine Schwester Elma, welche dem hier commandirenden französischen Marquis eine lebhafte Neigung eingeflößt hat. Doch Elma interessirt sich für den neuen Ankömmling Fritz und sucht ein Duell zwischen ihm und Günther zu verhindern, indem sie den Geliebten durch den Marquis verhaften läßt. Das Stück schließt nicht tragisch, sondern versöhnend; Elma und Fritz haben sich gefunden; Bernhard und Charlotte ebenfalls; der Marquis zieht resignirt von dannen. Ein patriotischer Aufschwung im Hinblick auf die leipziger Befreiungsschlacht gibt dem Schauspiel einen volltönenden Abschluß.

— Am wiener Stadttheater wurde ein Drama von Eduard von Bauernfeld: „Im Dienste des Königs", zur Aufführung gebracht, welches den gleichen Stoff wie Karl Gutzkow's „Philipp und Perez" behandelt. Das Stück macht im ganzen einen düstern und todten Eindruck; es fehlt in demselben jeder erhebende Aufschwung, aber auch der höhere dichterische Stil, sodaß neben den Gestalten unserer classischen Dichtung aus jener Epoche die Charaktere auf einem sehr herabgedrückten Niveau sich befinden. Die einzige Scene, welche einen dramatischen Eindruck macht, ist diejenige, in welcher König Philipp die Untreue seiner Geliebten, der Fürstin Eboli, erfährt.

— Michael Beer's „Struensee" mit der Musik von Meyerbeer ist am berliner Hoftheater wieder zur Aufführung gekommen, seinerzeit eine beliebte Vorführung, besonders als Hermann Hendrichs mit seiner gewinnenden Männlichkeit die Titelrolle spielte. Das Trauerspiel selbst läßt Energie spannender Handlung und markiger Charakteristik sehr vermissen, und verdankt es wol besonders dem zweifelhaften Vorzug, durch Meyerbeer's Musik für die Bühnen so annehmbar geworden zu sein, wie etwa, si licet parva componere magnis, Goethe's „Egmont" durch Beethoven's Musik, daß die Theaterleitungen bisweilen zu ihm zurückgreifen.

— Daß die französische Bühne doch immer wieder zu mehr poetischen Stoffen zurückgreift, aus der Einförmigkeit des modernen Conversationsstücks heraus: das beweist nicht nur Sardou's Drama „La haine", sondern auch ein neuerdings am Théâtre français aufgeführtes fünfactiges Trauerspiel von Henri de Bornier „La fille de Roland". Dies im poetischen Stil, d. h. in den etwas steifleinenen Alexandrinern der Corneille'schen Muse gehaltene Trauerspiel behandelt eine romantische Verwickelung aus den Zeiten Karl's des Großen. Die Heldin ist die hinterlassene Tochter des Paladins, ist dann in sächsische Gefangenschaft gerathen und wird durch den Sohn des Verräthers Gamelon befreit. Als er dies erfährt, was ihm unbekannt geblieben war, verzichtet er auf Bertha's Hand und sucht freiwillig den Tod.

Aus der Schriftstellerwelt.

Gustav Freytag und Friedrich Spielhagen sind neuerdings bei ihrer Anwesenheit in Breslau gefeiert worden. Zu Ehren Freytag's wurde von den Vereinen für Geschichte und Alterthum Schlesiens und für das Museum schlesischer Alterthümer ein Festessen veranstaltet, welchem eine Sitzung der Vereine vorausging. Freytag als Mitglied dieser Vereine wohnte derselben bei. Geh. Medicinalrath Prof. Goeppert als Präsident der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur begrüßte den Gast und wandte sich dann der Vegetation in ihren Urzuständen zu. Bei dem Festessen brachte Archivrath Professor Grünhagen einen Toast auf Gustav Freytag aus, der sich an eine längere poetische Widmung schloß. Freytag erwiderte mit einem Hoch auf die schlesischen Frauen, seine treuesten und besten Bundesgenossen, obschon er mit diesem Toast aus dem Rahmen der verschiedenen Alterthumsvereine, die ihn feierten, etwas heraustrat. Freytag ist übrigens ein geborener Schlesier, aus Creutzburg in Oberschlesien, und hat sich an der breslauer Leopoldina seine ersten wissenschaftlichen Sporen als Privatdocent verdient. — Friedrich Spielhagen, kein geborener Schlesier, war nach Breslau gekommen, um dort der erfolgreichen Aufführung seines Schauspiels „Liebe um Liebe" beizuwohnen. Der Verein Breslauer Presse feierte ihn nach diesem Erfolg mit einem festlichen Souper. Spielhagen gab interessante Mittheilungen über seinen Entwickelungsgang und seine poetische Gestaltungsgabe.

— Ueber die neulich in d. Bl. erwähnte Aufnahme des jüngern Alexandre Dumas in den Kreis der Unsterblichen, wo der Dichter der „Cameliendame" mit den grünen Palmen auf der akademischen Uniform zum ersten male erschien, macht auch die „Revue des deux mondes" einige Bemerkungen. „Er hat nicht allein", sagt das Blatt, „von seinem Vater und von Herrn Lebrun, er hat von allem und von allen gesprochen, von dem Kaiserreich und von Ludwig XVIII., von dem Cardinal von Richelieu und von Herrn von Talleyrand, von Geschichte, Philosophie, Moral und dramatischer Kunst. Der Ton war vielleicht nicht immer der richtige. In Wahrheit hat Alexandre Dumas etwas zu lange bei seinem Spott über die von der Restauration unterdrückte Pension Lebrun's verweilt;

er hat zu sehr geglaubt, sich im Gymnase zu befinden, wenn er den Cardinal Richelieu und Corneille sich über die politische Bedeutung des «Cid» unterhalten läßt. Selbst da wo er durchaus competent ist, hat er sich zu wohlgefällig gehen lassen in Entwickelung seiner Lieblingsideen über dramatische Kunst, über die moralische und sociale Aufgabe des Theaters. Alexandre Dumas wollte auch seine «Vorreden» mit in die Akademie eintreten lassen." Dagegen erhält Graf d'Haussonville volles Lob für die vollkommene Grazie und kritische Ueberlegenheit, den liebenswürdigen und anmuthigen Spott, mit welchem er dem Autor der „Cameliendame" zwar weder seine guten Eigenschaften noch sein Talent streitig gemacht, doch seine Prätensionen als Gesetzgeber in der moralischen Welt zurückgewiesen hat.

Bibliographie.

Allweg, T., Hunsrücker Dorfgeschichten. Gesammelte Erzählungen und Novellen. Kreuznach, Schmithals. 8. 2 M.

Asmus, G., Amerikanisches Skizzebüchelche. Eine Epistel in Versen. Deutsche Original-Ausgabe. Leipzig, Mayer. 8. 1 M. 20 Pf.

Avé-Lallemant, F. C. B., Gesammelte Novellen. 3 Bde. Leipzig, Thiele u. Freese. 8. 9 M.

Baumstark, R., Philipp II. König von Spanien. Freiburg i. Br., Herder. 8. 2 M.

Becker, B., Karl Fourier. Nebst einem Anhang: Der Social-Palast oder das Familistere in Guise. Braunschweig, Bracke jun. 1874. Gr. 16. 50 Pf.

Beidl, E. J., Der Freimaurerbund. Offenes Schreiben an vorurtheilsfreie Männer über das Wesen, die Einrichtung und die Entstehung des Freimaurerbundes. Wien, Brüder Winter. 1874. Gr. 8. 40 Pf.

Bericht über den Prozeß des Grafen Harry v. Arnim, ehemaligem Botschafter des deutschen Reiches in Paris vor der siebenten Criminal-Deputation des königlichen Stadtgerichts zu Berlin. Nach stenographischen Aufzeichnungen. Berlin, Staude. 1874. 8. 50 Pf.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 8ter Bd.: Das Wesen des Lichts. Gemeinfassliche Darstellung der physikalischen Optik in fünfundzwanzig Vorlesungen von E. Lommel. 9ter Bd.: Die Erhaltung der Energie, das Grundgesetz der heutigen Naturlehre, gemeinfasslich dargestellt von B. Stewart. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 M.

Biermann, G., Geschichte der Herzogthümer Troppau und Jägerndorf. Teschen. 1874. Gr. 8. 6 M. 75 Pf.

Blum, F., Rhein-, Wein- und Liebeslieder. Gedichte. Bern, Jent u. Reinert. 1874. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Brandt, M. G. W., Blicke in die Erziehung. Fremdes und Eigenes, Vätern und Müttern gewidmet. Hamburg, Nolte. 8. 1 M. 50 Pf.

Briefe von Goethe, Schiller, Wieland, Kant, Böttiger, Dyk und Falk an Karl Morgenstern, herausgegeben von F. Sintenis. Dorpat, Gläser. 8. 80 Pf.

Brüllmann, J., Religion und religiöse Richtung. Ein für den Druck erweiterter Vortrag. Aarau, Sauerländer. 8. 80 Pf.

Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. 5ter Bd. — A. u. d. T.: Das Weltalter des Geistes im Aufgange. Literatur und Kunst im 18. und 19. Jahrhundert. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1874. Gr. 8. 11 M.

Christinger, J., Thomas Bornhauser. Sein Leben, Wirken und Dichten nach den Urkunden und nachgelassenen Schriften für das schweizerische Volk bearbeitet. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 4 M.

Engel, M., Drei Liebeszeiten, mit Bilderschmuck von Auguste v. d. Sode. Dresden, Burdach. Hoch 4. 6 M.

Erläuterungen zu den ausländischen Klassikern. 2tes Bdchn. Shakespeare's Viel Lärmen um Nichts. Erläutert von R. Prölß. Leipzig, Wartig. 1874. Gr. 16. 1 M.

Die rationelle Ernährung unseres Volkes, insbesondere der Armen. Ein volkswirthschaftlich-sozialer Versuch, bearbeitet auf Grund der berner Volksversammlungen von 1873. Von Fürchtegott Volksfreund. 1stes Hft. Wie steht's gegenwärtig mit der Ernährungsweise unseres Volkes, insbesondere der Armen? Bern, Huber u. Comp. 1874. Gr. 8. 60 Pf.

Harms, F., Die Reform der Logik. Berlin, Dümmler. 1874. Gr. 4. 3 M.

Heyde, E., und A. Froese, Geschichte der Belagerung von Paris im Jahre 1870/71. Auf Befehl der königlichen General-Inspection des Ingenieur-Corps und der Festungen unter Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet. 2ter u. 3ter Thl. Berlin, Schneider u. Comp. 1874. Lex.-8. 25 M.

Italia. Herausgegeben von K. Hillebrand. 2ter Bd. Leipzig, Hartung u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Joachim, A., Caroline Settegast. Eine Zeitskizze mit Lebensbildern. Coblenz, Hergt. 8. 75 Pf.

Lang, A., Ueber Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Realschule. Wien, C. A. Müller. 1874. Gr. 8. 60 Pf.

Laube's, H., Dramatische Werke. 13ter Bd. Leipzig, Weber. 8. 3 M.

Lauff's, L. J., Violen und Vergißmeinnicht. Legenden und Sagen. II. Aachen, Creutzer. 1874. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Liliencron, Freih. v., Mittheilungen aus dem Gebiete der öffentlichen Meinung in Deutschland während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. München, Franz. 1874. Gr. 4. 3 M.

Die Nationalitätsfrage der polnischen Bevölkerung unter preussischer Herrschaft von einem westpreussischen Polen. Posen, Leitgeber u. Comp. Gr. 3. 50 Pf.

Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. Herausgegeben von einer Anzahl von Gelehrten. 13ter Bd.: Mechanik des menschlichen Körpers. Von J. Kollmann. München, Oldenbourg. 1874. 8. 3 M.

Riemann, A., Das 6te thüringische Infanterie-Regiment Nr. 95 im Feldzuge gegen Frankreich 1870—1871. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Post, A. H., Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe. Ein Beitrag zu einer allgemeinen vergleichenden Staats- und Rechtswissenschaft. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3 M.

Preussens Heer. Seine Laufbahn in historischer Skizze entrollt von G. Hiltl. — Seine heutige Uniformirung und Bewaffnung gezeichnet von F. Schindler. 1ste Lfg. Berlin, H. J. Meidinger. Gr. Fol. 15 M.

Prokesch-Osten, Gräfin (Friederike Goßmann), Rosenlieder. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 16. 5 M.

Prowe, A., Copernicus. Ein dramatisches Gedicht. Festspiel zur vierten Säcularfeier der Geburt von Nicolaus Copernicus aufgeführt im Stadttheater zu Thorn. Berlin, Weidmann. 1874. Gr. 8. 2 M.

Pückler-Muskau, Fürst H. v., Briefwechsel und Tagebücher. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von Ludmilla Assing-Grimelli. 6ter Bd. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 9 M.

Eine Reise in Finnland. Nach Originalgemälden von A. v. Becker, A. Edelfelt, R. W. Ekman etc. Text von V. Topelius. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Paul. Helsingfors. Quer gr. 4. 36 M.

Ritschl, A., Schleiermacher's Reden über die Religion und ihre Nachwirkungen auf die evangelische Kirche Deutschlands. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 2 M.

Rosegger, P. K., Aus Wäldern und Bergen. Stille Geschichten. Braunschweig, Westermann. Gr. 16. 3 M. 60 Pf.

Roßbach, J. J., Geschichte der Gesellschaft. 7ter Thl. Der vierte Stand. 3te Abth. Der Communismus und Socialismus. Zur Lösung der socialen Frage. Würzburg, Stuber. 8. 3 M.

Rüdiger, O., Die ältesten hamburgischen Zunftrollen und Brüderschaftsstatuten. Gesammelt und mit Glossar versehen. Herausgegeben von Kellinghusen's Stiftung. Hamburg, Gräfe. 1874. Gr. 8. 6 M.

Saphiriana. Anecdoten, Witze und Charakterzüge aus dem Leben M. G. Saphir's. Brünn, Karafiat. 1874. 8. 1 M. 60 Pf.

Scheffler, H., Die Theorie der Wärme. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Schulze, W. R., Gott und sein Reich in Wort und Werk. Die Selbstrechtfertigung Gottes aus dem Einklange Beider. Altenburg, Schnuphase. 1874. 8. 3 M.

Sorgenfrey, Zur Charakteristik des Otto von Freising als Geschichtschreiber. Greiz. 1873. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Steinmann, A., Die Fabrik-Gesetzgebung und die Arbeiterfrage. Ein Beitrag zur schweizerischen Rechtsbildung. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. 1874. Gr. 8. 1 M.

Storm, T., Novellen und Gedenkblätter. Braunschweig, Westermann. 16. 4 M. 50 Pf.

Stricker, W., Neuere Geschichte von Frankfurt a. M. 2tes Buch. Geschichte von Frankfurt von der Verschwörung der Constitutions-Ergänzungsacte bis zum Ausbruch der französischen Julirevolution 1816—1830. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 2 M.

Tanhäuser in Rom. Vom Verfasser des „Neuen Tanhäuser". Wien, Rosner. Gr. 16. 3 M.

Tenger, Mariam, Drei Cassetten. Roman. 4 Bde. Prag, Verlag der Bohemia. 8. 15 M.

Verschlossene Thüren. Von C. O. Berlin, Expedition des Reichsboten. 8. 1 M. 50 Pf.

Treitschke, H. v., Zehn Jahre deutscher Kämpfe 1865—1874. Schriften zur Tagespolitik. Berlin, G. Reimer. 1874. Gr. 8. 8 M.

Ueber die angebliche Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts. Herausgegeben im Namen des Vereins zur Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe. Berlin, Dümmler. 8. 50 Pf.

Uebersicht der Literatur über den norddeutschen Bund und das deutsche Reich. 1stes Heft. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 1 M.

Wackernagel, W., Kleinere Schriften. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Abhandlungen zur Sprachkunde. Mit einem Anhang: Biographie und Schriftenverzeichniss des Verfassers. Leipzig, Hirzel. 1874. Gr. 8. 8 M.

Waltz, O., Die Flersheimer Chronik. Zur Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Zum ersten Mal nach vollständigen Handschriften herausgegeben. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 4 M.

Wallner's allgemeine Schaubühne. 38ste Lfg. Farbe halten. Conversations-Lustspiel von Max Bauermeister. 39ste Lfg. Ein Frühlingstraum. Soloscherz für eine Dame von M. Kahlen. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. à 75 Pf.

Wasserburg, P., Zwei Monate auf der Festung Darmstadt. Mainz, Kirchheim. 1874. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Welzhofer, H., Untersuchungen über die deutsche Kaiserchronik des 12. Jahrhunderts. München, A. Ackermann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wiedemeister, Der Cäsarenwahnsinn der Julisch-Claudischen Imperatorenfamilie geschildert an den Kaisern Tiberius, Caligula, Claudius, Nero. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 6 M.

Wirth, R., Ueber Monismus (Pantheismus) mit Berücksichtigung der „Philosophie des Unbewussten". Inaugural-Dissertation. Plauen, Neupert. 1874. Gr. 8. 60 Pf.

Wolff, J., Till Eulenspiegel redivivus. Ein Schelmenlied. Detmold, Meyer. Gr. 8. 6 M.

Worte der Liebe. Aus unseren Dichtern Schiller, Goethe, Lessing, Körner, Shakespeare gesammelt und geordnet von Frauen- und Freundeshand. (Elisabeth v. Beckendorff und Ernst Leistner.) 1ste Sammlung. Leipzig, G. Schulze. Gr. 16. 3 M.

Wurzer, Das kleine Buch von der deutschen Flotte. Varel, Bültmann u. Gerriets Nachfolger. 1874. 8. 30 Pf.

Wüstenfeld, F., Bahrein und Jemâma. Nach arabischen Geographen beschrieben. Göttingen, Dieterich. 1874. Gr. 4. 2 M. 80 Pf.

Zur Existenzfrage der evangelischen Landeskirchen in Deutschland. Von einem süddeutschen Theologen. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 11. März 1875.

Zur Literatur und Cultur des Mittelalters.

1. Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit. Studien von W. Scherer. Erstes Heft: Zu Genesis und Exodus. Straßburg, Trübner. 1874. Gr. 8. 2 M.
2. Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von K. Bartsch. Dritter Band: Das Rolandslied. Herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 3 M.
3. Der Troubadour Jaufre Rudel, sein Leben und seine Werke. Von A. Stimming. Kiel, Schwers. 1873. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Das Ethische im Nibelungenliede von Albert Klapp. Parchim, Wehdemann. 1874. 8. 1 M.
5. Kürenberg und die Nibelungen. Eine gekrönte Preisschrift von Karl Vollmöller. Nebst einem Anhang: Der von Kürnberc. Herausgegeben von Karl Simrock. Stuttgart, Meyer u. Zeller. 1874. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
6. Die Entwickelung der Kudrundichtung untersucht von W. Wilmanns. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1873. Gr. 8. 6 M.
7. Das Mecklenburger Osterspiel vollendet im Jahre 1464 zu Redentin übertragen und behandelt von Albert Freybe. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1874. 8. 5 M.

Da kein anderer fest gedrehter Faden gefunden werden konnte, um dieses Gebinde germanistischer Novitäten von allgemeinerm Interesse, wozu wir unbedenklich auch einen provenzalischen Troubadour fügen, zusammenzuhalten, wenden wir uns der chronologischen Anordnung zu, die doch in jedem Falle an sich schon eine innere Abstufung und schichtenweise Zusammengehörigkeit geschichtlicher und ästhetischer Productionen bedingt.

Nr. 1 und 2 bekunden, daß sich die Beschäftigung mit der deutschen mittelalterlichen Literatur auch außerhall der zeitlichen Grenzen der sogenannten mittelhochdeutschen Periode in erfreulicher Weise zu einem Gegenstande der Theilnahme immer weiterer Kreise wissenschaftlich gesinnter und gebildeter Leser zu erheben beginnt. Daß unsere Germanistik es niemals an der gebührenden Beachtung jener ältern Sprachdenkmäler, die den allerdings an sich so viel zugänglichern des eigentlichen Höhepunktes unserer altdeutschen Literatur vorhergehen, hat fehlen lassen, versteht sich von selbst, aber es war eine Arbeit von wenigen für wenige, und jenseit des Kreises der selbständigen Forscher und Arbeiter des Fachs hat sie so gut wie keine Beachtung gefunden, wie unsere gewöhnlichen literarhistorischen Handbücher darthun, die auch darin wie in andern Dingen, trotz oder wegen ihrer erdrückenden Anzahl, mit der sie einander Concurrenz machen, eine ganz eigenthümliche, man möchte sagen wie durch Zunftstatuten octroyirte Gleichförmigkeit, diesmal in der Nichtbeachtung oder oberflächlichsten Abfertigung jener ältern Producte zur Schau tragen. Ein paar Worte genügen, um ihr Vorhandensein zu constatiren, zugleich aber auch den Leser oder Lernenden zu versichern, daß keine Veranlassung vorliege, ihnen näher zu treten oder auch nur ihre Titel zu merken. Zwar hat Gervinus in der fünften Auflage seiner deutschen Literaturgeschichte die Lücken der frühern, die ein absolutes horridum vacuum hier darboten, einigermaßen auszufüllen versucht, aber man merkt doch sofort, daß er sich hier auf einem Boden bewegt, der ihm wegen seiner Schlüpfrigkeit oder aus andern Gründen ungemüthlich ist und den er deshalb so rasch als möglich wieder verläßt. Und doch hat sich nach und nach seit jener hierfür epochemachenden That Diemer's, der Entdeckung und Herausgabe der „Deutschen Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts“ (Wien 1849), eine ganze Reihe von Entdeckungen oder Wiederauffrischungen vergessenen Materials ergeben, die den Umfang dieser Literatur schon jetzt als einen sehr weitgedehnten, ihren Gehalt als einen sehr beträchtlichen und ihren sprachlichen und antiquarischen Werth als einen noch kaum ermeßbaren erkennen lassen.

Von den beiden hier zu besprechenden Producten wenden sich die „Studien“ Scherer's (Nr. 1) über zwei der noch am häufigsten genannten und doch so wenig bekannten geistlichen Lehrepen, wie man sie wol nennen dürfte, des 11. Jahrhunderts, die deutsche Genesis und

Exodus, oder wie sie die älteste erhaltene handschriftliche Ueberlieferung bezeichnet, die Bücher Mosis, unwillkürlich an die Voraussetzung eines größern, wenn auch selbstverständlich mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüsteten Leserkreises. Und die Neuausgabe des „Rolandsliedes“ von Bartsch (Nr. 2), der Tendenz des großen Unternehmens entsprechend, zu dem sie als ein Theil und zwar der dritte der besondern Sammlung „Deutsche Dichtungen des Mittelalters mit Wort- und Sacherklärungen“ gehört, wäre ohne eine solche bereits in die Wirklichkeit getretene Voraussetzung gar nicht denkbar. Es begegnen sich also zwei außerdem so divergirende wissenschaftliche Richtungen, wie die der beiden Verfasser, doch wenigstens in der factischen Anerkennung der von mancher Seite noch immer theoretisch geleugneten Thatsache, daß es zeitgemäß sei, die Resultate der Forschung in der ältern deutschen Literatur so vorzutragen, daß sie nicht allein der leicht zu zählenden Schar der blos auf diese Dinge gerichteten Forscher und selbstthätigen Philologen, sondern auch dem allgemeinen wissenschaftlichen Bedürfnisse zugänglich gemacht werden können, ohne daß die Strenge ihrer Behandlung dabei irgend verlöre oder daß der Wissenschaft insgesammt, wie doch manche fürchteten, daraus ein Nachtheil durch Verflachung erwüchse.

Die Untersuchungen Scherer's richten sich, ohne andern der vielen wichtigen und meist noch kaum gestellten, geschweige gelösten Fragen aus dem Wege zu gehen, mit Vorliebe auf den oder vielmehr die verschiedenen Verfasser des äußerlich, d. h. in der ältesten Handschrift als eine Einheit überlieferten Doppelwerks. Da außerdem keine andere irgendwie haltbare Stütze für dieselbe gefunden wird, so ist es natürlich, daß, sobald irgendwelche Symptome einer solchen rein von dem Zufall geborenen und gehaltenen Tradition widersprechen, sie vor den Augen der kritischen Forschung nicht mehr Recht als jede andere subjective Hypothese hat. Daß ein Schreiber des 12. Jahrhunderts, vielleicht auch alle seine Leser sich einbildeten, der aus einer und derselben Quelle, der Bibel, geschöpfte und in ungefähr gleichstilisirte deutsche Verse umgeformte Stoff sei das Erzeugniß eines einzigen Dichters, kann doch dem heutigen Kenner der altdeutschen Literatur, auch wenn er an sich kein blinder Verehrer der modernen Jagd auf Athetesen, z. B. auch kein orthodoxer Bekenner der Lachmann'schen Nibelungen-Doctrin ist, nicht hinderlich sein, seine eigene Spürkraft so frei und ungehindert wie möglich walten zu lassen, um zu sehen, ob es ihr gelingt, eine auch andern werthvoll dünkende Beute zu erhaschen. In jedem Fall aber wird er sich sagen, daß alles, was erreicht werden kann, doch nur immer bis zu einem hohen Grade wissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit, niemals aber zu wissenschaftlicher Thatsächlichkeit emporgetrieben werden könne. Die Wahrscheinlichkeit eben ist ja ihrem Begriffe nach etwas Relatives, die Thatsächlichkeit etwas Absolutes, und so versteht es sich von selbst, daß auch der relativ höchst mögliche Grad in jener vielleicht für eine in sich abgegrenzte Periode des gesammten wissenschaftlichen Durchschnittsbewußtseins Gültigkeit haben mag, aber nicht über die ihm wie allem Lebendigen in der sichtbaren und unsichtbaren Welt gesteckten Grenzen seines Daseins hinüber. Lachmann's Nibelungenkritik sollte allein schon genügen, um in dieser Hinsicht Bescheidenheit und Resignation zu predigen. Sie hat ohne Frage dreißig Jahre lang die Geister beherrscht, und wer ihr widersprach, vermochte doch nicht, sich ihrem Uebergewichte zu entziehen, noch weniger es zu zerstören. Aber unmerklich ist eine andere Periode gekommen, und wenn auch keiner der jetzigen Forscher, die ebenso überwiegend sich dem Einfluß der Lachmann'schen Doctrin entzogen haben, sich an den Grundeigenschaften kritischer Begabung mit Lachmann messen wird können, so sind sie doch darin in vollem Rechte, wenn sie über ihn in diesem einen Punkte hinausgewachsen zu sein sich bewußt sind, und keine Bannflüche, keine wissenschaftlichen Syllabe und Encycliken werden den alten Glauben petrificiren. Er ist nun einmal in alle Winde verflogen.

Unter diesem Vorbehalt wird man die Berechtigung des kritischen Versuchs, den hier Scherer vornimmt, nur anerkennen müssen. Für das gegenwärtige Auge der Wissenschaft hält es, wie er überzeugend nachweist, schwer, an die Einheit des Verfassers in dem weitläufigen Gedichte der Genesis zu glauben; unmöglich aber ist es uns, demselben Verfasser auch noch das Gedicht von dem Exodus zuzuschreiben, obgleich es in der handschriftlichen Ueberlieferung so geschehen zu sein scheint. Ob aber der oder die Zusammensteller und Abschreiber dieser Handschriften irgendeine Meinung oder Tradition über den Verfasser gehabt haben, läßt sich nicht erkennen. Wahrscheinlich haben sie an die Persönlichkeit des Autors bei ihrer Arbeit gar nicht gedacht, sondern nur an die Sache, und weil sich in dieser Hinsicht der Exodus als selbstverständliche Fortsetzung der Genesis darstellte, haben sie auch beide Dichtungen als äußerlich zusammengehörend überliefert, ohne damit der Frage nach ihrer Herkunft präjudiciren zu wollen.

Daß die Genesis nicht das Werk eines Dichters sei, hat man wol auch schon früher vermuthet, und Diemer und Wackernagel z. B. haben auch den Versuch gemacht, eine ungefähre Sonderung der verschiedenen dabei betheiligten Individualitäten vorzunehmen. Aber da sie von ganz andern Voraussetzungen über die Ursprünglichkeit der verschiedenen handschriftlichen Recensionen ausgehen wie Scherer, sind sie auch zu ganz andern Resultaten gelangt. Ohne hier in das Detail dieser Controverse eingehen zu können, äußern wir nur unsere Ansicht dahin, daß auch uns wie Scherer die wiener Handschrift 2721 als die älteste und ursprünglichste Redaction gilt, aus der die andern in der Millstätter und Voraner abgeleitet sind. Unter dieser Voraussetzung begründet und rechtfertigt sich das Princip des neuesten Kritikers. Er unterscheidet sechs verschiedene Bestandtheile oder Verfasser, die ursprünglich unabhängig voneinander gearbeitet haben und deren kürzere oder längere, entweder mehr im eigentlichen epischen Tone oder mehr gelehrt didaktisch gehaltene Dichtungen dann äußerlich aneinandergeschoben und höchstens an den Stellen des Zusammenschlusses etwas vernietet wurden. Es ist nicht zu leugnen, daß sich vom Standpunkte unsers heutigen kritisch-ästhetischen Gefühls für jene Vergangenheit die Momente, die diese neueste Kritik für sich zur Geltung bringt, eindringlich genug empfehlen: es ist für uns, wenn wir uns in die Werkstätte des poetischen Schaf-

fens versetzen, nicht wohl möglich zu begreifen, wie ein und derselbe Dichter einem im allgemeinen doch so gleichartigen Stoffe gegenüber, noch dazu einem solchen, der durch die Gleichförmigkeit des Stils in der lateinischen Bibel, die doch das selbstverständliche Original der deutschen Bearbeitung war, eine um vieles einheitlichere äußerliche Gewandung erhalten haben sollte, als sie ihm eigentlich zukommt, seine ganze seelische Auffassung, die Methode seiner Composition, seinen innern Antheil an den verschiedenen Momenten seines Gegenstandes, die Art seiner Darstellung und alles das, was man unter den Begriff Stil bringt, so gründlich habe verändern können, wie es hier augenscheinlich in den verschiedenen Theilen des Gedichts geschieht. Scherer bemerkt mit Recht, daß selbst einem modernen Dichtergenius, dem die unendlich entwickelte Mannichfaltigkeit der heutigen poetischen Empfindung, Conception und Stilisirung als natürliche Mitgift zugehört, nur in Ausnahmefällen die Möglichkeit einer solchen Variabilität zuzutrauen, im Mittelalter, namentlich aber in dieser noch so gebundenen Periode vor der Höhezeit der mittelhochdeutschen Literatur undenkbar wäre.

Die neue Ausgabe des „Rolandsliedes" von Karl Bartsch (Nr. 2) erregt durch ihren Gegenstand die allgemeine Theilnahme vielmehr als jene geistliche Epik, welcher Nr. 1 angehört. Alle unsere Literarhistoriker halten es für nöthig, wenigstens mit einigen, wenn auch nicht immer passenden Worten dieses Erzeugnisses und seines Dichters, des Pfaffen Konrad, zu gedenken, und seit der trefflichen Ausgabe, die ihm von Wilhelm Grimm schon 1838 zutheil geworden ist, gehört es zu den am meisten von der Wissenschaft bevorzugten Denkmälern unserer ältern Literatur. Wilhelm Grimm hat nach seiner Weise in einer ausführlichen Einleitung und in gehaltvollen Anmerkungen alle die für das Verständniß des Ganzen und Einzelnen maßgebenden Gesichtspunkte aufgestellt und im allgemeinen auch mit genügender Sicherheit alle bisjetzt etwa aufzuwerfenden archäologischen, ästhetischen und linguistischen Fragen beantwortet. Er hat zugleich, wie es jeder epochemachenden wissenschaftlichen That eigen ist, seinen Nachfolgern den Weg gezeigt, auf dem sie noch weiter streben können. Was in den abgelaufenen 36 Jahren sich in dieser Hinsicht als sicheres Ergebniß herausgestellt hat, das faßt die Ausgabe von Bartsch theils in der Einleitung, theils in den den Text begleitenden Anmerkungen zusammen. Das Wichtigste dieser neuen, erst nach der Grimm'schen Ausgabe sichergestellten Resultate ist offenbar die Zeitbestimmung des Gedichts. Früher hielt man sich berechtigt, den Herzog Heinrich, welcher auf den Wunsch seiner Gemahlin den Dichter veranlaßte, ein französisches Buch von den Thaten Karl's — denn dieser ist nach der Meinung des deutschen Dichters der eigentliche Held — erst ins Lateinische und dann aus dem Lateinischen ins Deutsche zu übertragen, für Heinrich den Löwen, seine Gemahlin für Mathilde von England zu nehmen. Sprache und Stil widersprechen aber dieser Annahme so völlig und zwingen so entschieden, die Abfassung mindestens um eine Generation früher anzusetzen, daß man jetzt wol allgemein den Vater Heinrich's, Heinrich den Stolzen, der 1139 starb, und seine Gemahlin Gertrud, die Tochter des Königs und Kaisers Lothar, für die hülfreichen Patrone des Dichters und die Veranlasser seines in damaliger Zeit, soviel wir wissen, nur erst einmal vorher geübten Wagnisses — im „Alexanderlied" des Lamprecht, falls dieses, wie zu vermuthen, noch älter ist — anzusehen sich gewöhnt hat. Alles, was der Dichter selbst über die Persönlichkeiten seiner Gönner angibt, paßt freilich auf den Vater wie auf den Sohn, die Schwiegermutter wie die Schwiegertochter; eben da es auf beide paßt, erhalten die philologischen Momente linguistischer und formengeschichtlicher Art, die für die ältere Entstehungszeit sprechen, durchschlagende Kraft.

Ein anderes, an innerer Bedeutung beinahe gleichwerthiges Hauptergebniß der neuern Forschung ist, daß sich die eigentliche und directe französische Quelle des deutschen Dichters in der altfranzösischen „Chanson de Roland" und zwar in einer ganz bestimmten Familie ihrer so vielgestaltigen Textesüberlieferung mit unzweifelhafter Sicherheit erschlossen hat, während noch W. Grimm zwar nicht über das allgemeine Verhältniß der französischen Chanson, wohl aber über das besondere ihrer einzelnen Redactionen schwanken konnte.

Würden äußere Gründe nicht die chronologische Entscheidung zu Gunsten der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts veranlassen, so dürfte man sich mit Fug und Recht auf die Stimmung und Beseelung des deutschen Dichtwerks berufen, um an dieser darzuthun, daß sie unmöglich ein Erzeugniß der letzten Jahrzehnte des genannten Jahrhunderts sein könne. Wie unsere deutsche höhere Gesellschaft um 1180 ungefähr gesprochen, gedacht und gefühlt hat, welche Ideale ihre Seele erfüllten, wissen wir mit ziemlicher Anschaulichkeit. Die eigentliche Romantik des Hochmittelalters mit ihren beiden herrschenden Gestirnen, Aventiure und Minne, hatte damals schon von der deutschen Welt Besitz ergriffen, und es gibt kein Erzeugniß der gebildeten Literatur, worin nicht diese beiden Mächte, wenn auch immer im verschiedenen Mischungsverhältniß als die eigentlich treibenden Kräfte der im Phantasiebild abgespiegelten Wirklichkeit anerkannt wären. Aber beide sind dem Dichter des „Rolandsliedes" noch unbekannt, nicht weil er ein „Pfaffe" war, denn das wird z. B. ein Herbart von Fritzlar auch gewesen sein, sondern weil es zu seiner Zeit noch keine Ritter und keine ritterliche Romantik in Deutschland gab, die beide nicht viel älter als ihre künstlerische Verherrlichung in der Poesie sind. Allerdings waren auch vor der Mitte des 12. Jahrhunderts der äußere Apparat und die socialen Lebensgewohnheiten, Ahnen des Ritterthums, schon vorhanden, aber es waren doch nur die noch in den Blütenblättern beschlossenen Keime, denen man die farbige Pracht der zu ihrer Zeit daraus hervorbrechenden Blüte der Phantastik und des Gefühlslebens nicht ansehen konnte. Höchst wahrscheinlich darf man ein ganz bestimmtes Ereigniß, den Kreuzzug des Jahres 1147 als die eigentliche Krisis in dieser geschichtlichen Entwickelung ansehen. Er hat zum ersten male die deutsche Ritterschaft unter der Führung ihres Oberhauptes, des deutschen Königs, in unmittelbarste Berührung mit der romanischen, süd- und nordfranzösischen Culturwelt gebracht, die ungefähr 50 Jahre früher dieselbe Stufe der geistigen Haltung und der äußern Schwerkraft erstiegen hatte, wie sie in Deutschland um das Jahr

1147 erreicht war. In jene beschlossene Zeit des Keimens und Wachsens fällt unser „Rolandslied". Es zeigt noch keine Spur von farbiger Pracht oder von dem würzigen Duft einer Blüte: es ist noch ganz nach innen gekehrt, blos an die eine alles beherrschende Grundstimmung des Glaubenskampfes gebunden und insofern durchaus von der Stimmung erfüllt, welche die Kirche als den allein berechtigten Grundton aller der Seelen, deren Körper das Schwert zu führen berufen waren, anerkennen wollte. In der Wirklichkeit gab es natürlich keine auch noch so hochgestimmte oder so einseitig begrenzte Individualität, die diesen einen Ton zu dem ausschließlichen Inhalte ihres ganzen Daseins, zu der vollen Erfüllung ihres ganzen Gemüthslebens und zugleich zu dem einzigen Motive ihres ganzen praktischen Verhaltens zum Leben und zu den Menschen gemacht hätte. Ebenso wenig ist in der Blütezeit des romantischen Idealismus das ganze Dasein den einzelnen realen Persönlichkeiten in dem Dienste der Aventiure und Minne aufgegangen, sondern Fleisch und Blut und alle die natürlichen Regungen und Beziehungen des Lebens haben daneben, wie in jeder andern Zeit, ihren Spielraum und ihr Recht behauptet. Die Kunst aber hat ebenso sehr die Berechtigung wie die Verpflichtung, das eigentlich ideale Pathos einer Zeit als die ausschließliche Realität dieser Zeit und ihrer Menschen zu fassen und darzustellen, und in diesem Sinne ist das „Rolandslied", weil es ganz deutlich eben nicht die Ideale des entwickelten Ritterthums, das auf seinen eigenen Füßen steht, sondern die der Kirche, welche das Ritterthum nur als ihren bewaffneten Arm gelten lassen wollte, keine ritterliche Dichtung, selbst wenn sie einen Ritter und nicht einen Geistlichen zum Verfasser hätte.

Wie weit unsere romanischen Nachbarn uns damals wie so oft überholt hatten, oder wie unwidersprechlich sie damals nach ihrem eigensten Ausdruck uns voran, an der Spitze der Cultur marschirten, davon legt Nr. 3 der genannten Schriften, A. Stimming's „Leben und Werke des Troubadour Jaufre Rudel", ein drastisches Zeugniß ab. Soviel sich ermitteln läßt, reicht dessen Lebenszeit bis etwa ins sechste Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts, und den Höhepunkt seines Daseins als Ritter und Künstler bildet der Kreuzzug von 1147. Diesem Sohne des schönen Bourdelois ist der Kreuzzug, der Kampf für den Glauben schon völlig zu einer freien That der Phantasie und des eigenen Entschlusses geworden, zu einem Abenteuer wie jedes andere auch in dem bunten Wechsel der Scenerie des ritterlichen oder vornehmen berufslosen und blos auf die unbeschränkte Befriedigung der zufällig nacheinander herantretenden Wünsche und Ideale des damals in der Zeit vorhandenen Vorraths von Phantasiebildern gestellten Lebens geworden. Natürlich glaubt auch er noch in dem Kreuz, das er seinem Waffenrock anheftet, einen Talisman für die jenseitige Zukunft seiner Seele zu besitzen, aber er würde es nicht gethan haben, selbst nicht unter dem Drucke von Vorstellungsreihen, die etwa augenblicklich die Seele mit der Einbildung erfüllen konnten, wie nichtig und unzureichend doch diese ganze diesseitige Wirklichkeit im Vergleich mit der erträumten oder in der Phantasie ausgestalteten jenseitigen, nach dieser Vorstellungsweise unzerstörbaren und ewigen sei. Selbst dann hätte er, ein so frommer und gläubiger Christ er auch war, das Kreuz nur genommen, wenn er neben der Garantie für sein Seelenheil zugleich auch die sichere Hoffnung gehabt hätte, sich auf dem Kreuzzug in der Vollkraft seiner Abenteuerlust und im Dienste der andern wahrhaft göttlichen Macht dieser Menschen, der Minne, auszuleben. Von einer solchen Stimmung weiß unser „Rolandslied" noch nichts, oder vielmehr es ignorirt sie wie die ganze Wirklichkeit des menschlichen Seelendaseins.

Dieser südfranzösische Troubadour von einem deutschen Sprachforscher herausgegeben und sorgsam commentirt, ist eine merkwürdige Thatsache, die an ihrer sitten- und culturgeschichtlichen Bedeutung dadurch nichts verliert, daß sie in den letzten Jahren, auch nach der großen Katastrophe des Kriegs sich schon öfter wiederholt hat. Da die Franzosen selbst doch nur sehr langsam in der Hebung der so unendlich reichen Schätze ihrer Literatur vorgehen, sieht sich die Gewissenhaftigkeit unserer deutschen Gelehrten mit ihrem angestammten kosmopolitischen oder universalistischen Idealismus oder Indifferentismus gleichsam genöthigt, den Nachbarn unter die Arme zu greifen, und diese lassen es sich, trotz einer gewissen vornehm verächtlichen Miene, die sie auch diesem Liebesdienste gegenüber anzunehmen sich gewöhnt haben, thatsächlich ganz gerne gefallen. Denn in der Stille haben sie doch das Bewußtsein, daß ihnen der minutiöse Fleiß, die ins Kleinste eindringende Methodik und Sorgfalt ihrer barbarischen Feinde abgehe, die man zu derartigen wissenschaftlichen Leistungen recht wohl brauchen könne, wenn ihnen auch noch nicht die Einsicht aufgegangen ist, daß in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts philologische und hermeneutische Arbeiten ohne solche, gleichsam als natürliche Voraussetzung zu betrachtende Eigenschaften, ein Anachronismus sind, mögen sie jenseit oder diesseit der Vogesen ans Licht treten.

Unter Nr. 4 und 5 haben wir zwei an sich wenig umfangreiche Schriften von Albert Klapp und Karl Vollmöller zusammengestellt, die in eine zwar verwandte, aber doch wieder höchst eigenartig gestimmte Geistespflege der mittelalterlichen Cultur führen. Das Ethische im „Nibelungenliede" als ein einheitliches Ganzes zu fassen und darzustellen, ist eine sehr nahe liegende Aufgabe, die eben deshalb gelegentlich oft genug berührt, aber im Zusammenhange bisjetzt noch nicht gelöst worden ist. Sehen wir, was Klapp's Versuch (Nr. 4) enthält, so läuft er auf eine psychologische Motivirung der hauptsächlichsten Gestalten des Liedes hinaus. Sie ist mit liebevoller Wärme unternommen und durchgeführt, und der Leser wird von diesem Hauche sympathischen Verständnisses angenehm berührt, auch wo er etwa in den Fall kommen sollte, den Motivirungen und Constructionen der Charaktere nicht ganz zustimmen zu können, weil sie im Durchschnitt allzu optimistisch gehalten sind. Doch darüber läßt sich begreiflich ohne Ende hin- und herdiscutiren, weil eine gemeinsame Anerkennung der letzten Principien in der Beurtheilung der Vorgänge des menschlichen Seelenlebens überhaupt nicht zu erreichen ist, folglich auch die daraus abgeleiteten Consequenzen und Urtheile je nach dieser verschiedenen Basis verschieden ausfallen müssen.

Ueberhaupt könnte man sich die Aufgabe, wie sie der

Titel gibt: „Das Ethische im Nibelungenlied", auch noch anders und, wie wir glauben, fruchtbarer gestellt denken. Nicht sowol die Analyse der einzelnen Charaktere und ihres Verhaltens gegen die andern Mitspieler und die verschiedenen Phasen der Begebenheiten ist es, was uns am meisten des psychologischen Nachdenkens werth dünkt. Lehrreicher wäre es, zu erkennen und nachzuweisen, welche Gesammtanschauung den Stoff dieser Dichtung, von dem die einzeln herausgearbeiteten Gestalten doch nur einen Bestandtheil bilden, so umgebildet hat, wie wir ihn jetzt vor uns haben. Jedermann weiß, daß die ältere Fassung derselben Scenerie, wie wir ihr in den deutschen „Nibelungen" begegnen, die nordische sowol in den Eddaliedern, wie in denen anderer eng verwandter Producte prosaischen Niederschlags in verschiedenen in Island geschriebenen Sagas, zwar denselben Hintergrund, aber ganz andere Coulissen darbietet. Mag man die Begründung dieses Umstandes da oder dort suchen, in der offenkundig einer viel frühern Periode des deutschen Geisteslebens, der Zeit des von einer neuen Religion und Ethik noch ganz ungestörten oder kaum berührten alten nationalen Glaubens und Denkens, oder mag man, am liebsten in Verbindung mit dem oben erwähnten Moment die specifisch scandinavische, ja, was nach unserer Meinung viel zu wenig geschieht, die specifische Besonderheit einer so durch und durch absonderlichen Durchgangsheimat, wie sie Island dem Gemeingut des germanischen Geistes werden mußte, so hoch wie möglich veranschlagen, und daraus den Maßstab gewinnen, um den gewaltigen Unterschied, der oft bis zu einem völligen Gegensatz anwächst, abzumessen zwischen den deutschen und den nordischen Nibelungen — in jedem Fall wird man auf diesem Wege zu psychologischen oder culturgeschichtlichen Resultaten gelangen, die durch ihre natürliche Solidität und Deutlichkeit jenem subjectiven Meinen und Empfinden entrückt sind, was nothwendig jener andern auf das Einzelne gerichteten Bemühung anhaftet.

Vollmöller's Abhandlung über den Kürenberger als Dichter der „Nibelungen" (Nr. 5) versucht eine in dem letzten Decennium oft besprochene Frage definitiv zu beantworten, und es ist an sich schon beachtenswerth, daß ein so gründlicher, wirklich auf den Kern poetischer Schöpfungen dringender Kenner unserer ältern Poesie, der gediegenste Uebersetzer der „Nibelungen", Simrock, sie gleichsam unter seiner Aegide der Welt übergibt. Vollmöller gelangt wie viele andere mit ihm zu völlig negativen Resultaten. Ihre Begründung unterscheidet sich nur durch eine größere Reichhaltigkeit des Apparats, aber nicht durch irgendwelche neue Motive von den bisherigen Versuchen zur Widerlegung einer Hypothese, die seltsamerweise die alte, uns jetzt beinahe komisch dünkende Hetzjagd auf die Person des Nibelungendichters vor unsern Augen wieder erneut hat. Natürlich, wer an der Lachmann'schen Hypothese über die Entstehung der „Nibelungen" vollständig oder bedingt festhält, kann weder den Kürenberger noch einen andern namhaften Dichter brauchen, da es sich in diesem Falle nur darum handelt, den Sammler und vielleicht zugleich auch Zusammen- und Ueberarbeiter der Erzeugnisse des wirklichen Volksgesangs zu entdecken. Dessen Persönlichkeit, so wie sie sich Lachmann construirt hat, verdient wirklich nicht die Mühe der Erforschung. Aber auch für uns andere, die wir der Lachmann'schen Theorie entwachsen zu sein glauben, bleibt der Kürenberger doch immer eine Hypothese, die sehr ähnlich einem Mythus ist, nicht darum etwa, weil alle urkundlichen Belege fehlen, um irgendein Verbindungsband zwischen dem Lyriker aus der Mitte des 12. Jahrhunderts und dem Epiker, der nicht vor dem Ende dieses Jahrhunderts die Nibelungen in ihre jetzige Gestalt gebracht hat, herzustellen. Mehr noch deshalb, weil die innere Welt beider Dichtungen, jener Lyrik und dieser Epik, eine so gründlich verschiedene ist, daß alle Vermittelungsversuche nichts fruchten. Denn wenn man sich darauf beruft, daß wir in unsern jetzigen „Nibelungen" eben nur eine zweite oder gar dritte Umarbeitung eines verlorenen Originals vor uns haben, dessen noch jetzt durchscheinende Züge den Typus des Kürenbergers trügen, so wird dabei ganz übersehen, daß die innere Motivirung der Situationen und die psychologische Construction der Motive, aus denen sich unsere „Nibelungen" abspielen, nur dem Schlusse des Jahrhunderts und dessen von seiner ersten Hälfte oder seiner Mitte so gänzlich veränderten Signatur im Empfinden und Denken über die Welt und die innern Beziehungen des menschlichen Lebens angehören können. Ein Dichter wie der Kürenberger hätte einen „Alexander", ein „Rolandslied" und einen „Herzog Ernst" schaffen können, wollen wir einmal annehmen, obgleich wir weit entfernt sind, es für möglich zu setzen, aber zwei, drei, ja zehn Ueberarbeiter nacheinander hätten daraus nimmer unsere „Nibelungen" gemacht, aus denen trotz oder wegen ihrer eigenthümlichen Stellung als nationales Erbgut der eigenthümliche Duft der vollsten Blüte des hochmittelalterlichen Seelenlebens, wie in keinem andern deutschen poetischen Erzeugnisse, außer in der Lyrik Walther's, dem unbefangenen Beobachter entgegenweht.

An die „Nibelungen" möge sich der neueste Versuch einer kritischen Zergliederung der „Kudrun" reihen, die ja so oft seit von der Hagen, wenn auch, wie uns scheint, immer nicht mit dem vollen Verständniß für die ganze Fülle dieses Ausdrucks, die Nebensonne der „Nibelungen" genannt wird. Man hat auch auf sie selbstverständlich die Lachmann'sche Methode der Athetesen übertragen und ist begreiflich zu im Wesen gleichen Resultaten gelangt, aber es scheint uns, als wäre auch hierfür die Zeit vorüber, und dieser neueste Versuch von **Wilmanns** (Nr. 6) bestärkt uns gerade wegen seiner relativen Originalität, Schärfe und Schlagfertigkeit in unserer Meinung.

Nr. 7: „Das mecklenburger Osterspiel, vollendet im Jahre 1464 zu Redentin, übertragen und behandelt von **Albert Freybe**", führt in eine Periode und einen örtlichen Abschnitt der deutschen mittelalterlichen Kunstgestaltung, die beide sozusagen etwas von der Heerstraße seitab liegen.

Als Mone 1846 in seinen „Schauspielen des Mittelalters" (Bd. 2) unser Stück zuerst aus der bisjetzt allein bekannt gewordenen karlsruher Handschrift herausgab, entging ihm die eigenthümliche Anlage und Bedeutung dieses seines Fundes nicht. Wenn er sie auch nach unserer Meinung überschätzte, insoweit ästhetische Momente für die Beurtheilung eines aus dem Kunstdrang einer bestimmten Zeit hervorgegangenen Erzeugnisses zur Geltung

zu bringen sind, darf man ihm doch zugeben, daß sich dieses Gewächs aus dem äußersten Norden des deutschen Bodens als eine stark prononcirte Individualität vor der übrigen Menge seiner Gattungsgenossen hervorhebt. Es thut dies am meisten durch den breiten selbständigen Raum, den es in seiner Anlage und Inscenirung den höllischen Mächten und ihrem Treiben vergönnt. In unsern andern Osterspielen sind sie bekanntlich auch je länger je mehr mit Vorliebe und behaglicher Plastik herausgetrieben, aber sie ordnen sich doch entsprechend der officiellen kirchlichen Vorstellung dem höhern Plane des Stücks, das von dem definitiven Siege des Himmels über die Hölle eben durch die Auferstehungsthat zu handeln hat, als dienende Glieder unter. Hier aber zerfällt die ganze Masse der Handlung, die in der Erlösung ihren Mittelpunkt hat, in zwei große Gruppen. Die eine umfaßt alles das, was Christus, der siegreiche Held, auf Erden, im Himmel und in der Hölle durch seinen Triumph gewirkt hat, die andere, gleichsam die tragisch-komische Parodie davon, ballt das selbständige Getriebe des höllischen Volks zu einem dramatischen Genrebild zusammen, das man sich recht gut auch völlig auf sich stehend, als ein Teufelsschauspiel an sich, wie es die französischen Diablerien sind, denken könnte. Daß es hier für den Gedanken nur gleichsam als ein Nachhall des Hauptstücks, der Erlösungsthat Christi, gelten soll, ist zuzugeben, aber die unmittelbare Wirkung, die doch allein über die Berechtigung einer solchen Composition entscheiden kann, wird auf die ursprünglichen Zuschauer, für die es bestimmt war, ganz so wie auf uns und vielleicht auf sie noch mehr wie auf uns, die wir gewöhnt sind, mit Hülfe der Reflexion die sogenannten leitenden Ideen eines poetischen Gebildes scharf herauszuheben, immer nur die gewesen sein, daß das Teufelsspiel womöglich als der eigentliche Hauptbestandtheil des ganzen gebotenen Kunstgenusses erschien, gegen den selbst die Wächterscenen vor dem Grabe Christi und die ebenso stark herausgetriebenen nach der Auferstehung in Schatten treten. Wir fragen hier nicht, ob es für unsere deutsche Volksseele ersprießlich war, daß sie sich so gründlich mit den scheußlichsten Fratzen einer rohen und grausamen Phantasie erfüllte und ihnen durch den Zusatz ihres eigenen plumpen, aber gutmüthigen Humors eine heimatliche Physiognomie aufprägte, die sie selbst bis heute noch, wenn auch zum Glück nur in sehr verblaßten Zügen Bürgerrecht auf unserm deutschen Boden behaupten lassen. Wir halten uns einfach an die Thatsache, daß dieser widerliche, ja scheußliche Teufelsspuk dem Dichter und seinem Publikum der eigentliche Kern des Ganzen gewesen ist.

Die historisch-psychologische Erkenntniß hat sich um ästhetische Momente genau nur in demselben Maße wie um alle andern Aeußerungen des Zeit- und Volksgeistes zu kümmern. Sie kann auch aus dem häßlichsten Stoffe die ergiebigsten Gedankenfrüchte darstellen, und für sie ist dies mittelalterliche Osterspiel eine reiche Quelle der Belehrung. Aber es gehören ziemlich complicirte Voraussetzungen dazu, um sie flüssig zu machen. Der gewöhnliche gebildete deutsche Leser von heute würde zwar an der Sprache des Stücks kein so großes Hinderniß finden, wie das Publikum noch vor etwa dreißig Jahren. Fritz Reuter, dessen populäre Gestalten in ganz Deutschland dieselbe Mundart in geringer örtlicher und zeitlicher Variation reden, hat es bewirkt, daß das mecklenburger Platt sich auf dem deutschen Parnaß beinahe als gleichberechtigt neben der Sprache Goethe's und Schiller's einbürgern durfte. Einige wenige Archaismen, welche aus der lebendigen Sprache verschwunden sind, eine etwas größere Anzahl von Stellen, welche die ungeschickte oder unverständige Hand des Schreibers bis zur Sinnlosigkeit entstellt hat, ohne daß ihnen der treue Fleiß pietätvoller Kritiker und Erklärer bisher sonderliche Förderung gebracht hätte, würde man wol, wie man es ja bei Fritz Reuter auch so oft thut, als Ballast mitgehen lassen. Ebendeshalb glauben wir auch, daß die mühsamere Arbeit einer Uebersetzung in unser jetziges Hochdeutsch von dieser Seite nicht so unerlaßlich nöthig gewesen wäre. Und sollte sie einmal gemacht, sollte damit der eigenthümlich derbe Bodengeschmack des Originals zu Gunsten der gebildeten Allgemeingültigkeit unserer jetzigen Durchschnittssprache aufgegeben werden, dann durften wol auch alle jene herben Ecken, jene barocken Schnörkel, jenes fast regellose Sichgehenlassen des Verses getilgt und an dessen Stelle glatte, unserm Ohr wirklich als solche und nicht wie verunglückte Knittelreime klingende metrische und rhythmische Gebilde von allgemein verständlicher Durchsichtigkeit gesetzt werden. Sollte dies nicht geschehen, so wäre es vielleicht praktischer gewesen, Wort für Wort den niederdeutschen Text in hochdeutsche Laute umzuwandeln. Dabei würde unendlich viel von dem originellsten Marke des Originals erhalten worden sein, was jetzt dem doch völlig unerträglichen Pseudovers und Reim geopfert werden mußte.

Die rechte Schwierigkeit für den heutigen Leser beginnt aber erst jenseit des wörtlichen Verständnisses. Es gehört, wie schon bemerkt, ein nicht geringes Maß historisch-psychologischer Einsicht dazu, um sich in den Geist, aus welchem ein solches Erzeugniß geboren werden konnte, hineinzudenken, und für den gewöhnlichen gebildeten Leser muß das, was ihm unverständlich oder barock erscheint, durch gelehrte Vermittelung in sein rechtes Licht gesetzt werden. Dieser Aufgabe hat sich der Verfasser des vorliegenden Buchs mit anerkennenswerthem Fleiße unterzogen: es ist ein stattlicher Band von 426 Seiten daraus erwachsen, wovon nur etwa der dritte Theil auf die Uebersetzung sammt den unmittelbar dazu gehörigen philologischen und antiquarischen Anmerkungen fällt. Ob dabei immer das Rechte getroffen ist, wollen wir hier nicht weiter erörtern: vielleicht möchte mancher mit uns der Meinung sein, daß die oft ziemlich umfangreichen Citate aus den gewöhnlichen mittelhochdeutschen Wörterbüchern ebenso gut hätten gespart werden können. Jedenfalls wäre es besser, wenn anstatt dieses gelehrten Apparates, der doch eigentlich nicht zur Sache gehört, die Uebersetzung selbst eine Anzahl von offenbaren Fehlern vermieden hätte, die auf mangelhaftem Verständniß der Sprache beruhen, so z. B. wenn es V. 24 heißt: „die ihr von seinen Mannen gehört", wo der Text de er von manne irnt je gehort gibt, d. h. die irgendeinmal von jemand gehört worden sind, oder wenn V. 168 der Ritter-Grabeswächter sich auf seinen braunen Degen stützt,

was trotz der in der Anmerkung reichlich beigebrachten Citate für den ältern Gebrauch des Wortes brûn doch sehr leicht schief aufgefaßt werden kann, wie denn auch „sich auf den Degen stützen" nur, wenn die nöthige Erklärung dieses Tropus gegeben wird, die hier fehlt, dem draghen mi up mine brunen egghen entspricht, oder wenn V. 243 das offenbar sinnlose du unt de archa diner hillichheit, bubstäblich in hochdeutsche Laute: „Du und die Arche deiner Heiligkeit" umgeschrieben wird, während doch der Schreibfehler du unt für untdo „öffne" auf der Hand liegt, und eine Menge derartiger Dinge, die zwar dem offenkundigen guten Willen des Verfassers keinen Eintrag thun, aber doch, wie uns scheint, einige gegründete Bedenken in Bezug auf seine linguistische und philologische Ausrüstung erwecken, die durch manche seltsame Irrthümer auf dem Gebiet der übrigen Germanistik, z. B. daß der Diener des Richters bei den Gothen wahrscheinlich „Sagha" geheißen habe, nicht vermindert werden können.

Heinrich Rückert.

Zur neuesten Novellen- und Romanliteratur.

Die russische und die ungarische Literatur haben mit allem Recht in Deutschland hohes Interesse angeregt, und eine Reihe von Autoren ersten Ranges, beiden entnommen, verdienen von den Deutschen ebenso gut gekannt zu sein als ihre eigenen Koryphäen. Hier hat einmal die Uebersetzungskunst, über deren üppiges Hinübergreifen in alle möglichen, ohne Wahl guten und schlechten Objecte wir sonst nicht ohne Grund klagen, in vorzüglicher Art und an tüchtigen Gegenständen gearbeitet, und als gelungen anerkannte Uebertragungen aus beiden Sprachen sind bei uns keine Seltenheit mehr. Daß dem so ist, wird uns aufs neue klar, wenn wir in ihren jüngsten Schöpfungen drei Autoren von weitgreifendem Namen vorführen: Eötvös und Jókai für ungarische, Turgénjew, den größten Repräsentanten für russische Literatur. Der erste und dritte gehören einer ältern Generation an, der zweite ist jünger. Turgénjew ist bis auf die jüngste Zeit herab in unausgesetzter Thätigkeit geblieben; von dem heimgegangenen Eötvös liegt das letzte Vermächtniß vor, das erst durch vertraute Hand völlig ausgebaut werden mußte; Jókai steht mitten in seiner bedeutenden Schriftsteller- und Journalistenlaufbahn. Alle drei sind Meister ihrer Art.

1. Zwei neue Novellen von Iwan Turgénjew. Aus dem Russischen von H. von Lankenau. Als Anhang: Spurlos verschwunden. Russische Criminalnovelle von H. von Lankenau. Wien, Hartleben. 1874. 8. 2 M. 80 Pf.
2. Für den Glanz des Hauses. Nach einem unvollendeten Roman des Freiherrn Joseph von Eötvös bearbeitet und ergänzt von Adolf Dux. Wien, Hartleben. 1873. 8. 2 M.
3. Wir bewegen die Erde! Von Maurus Jókai. Aus dem Ungarischen. Vier Bände. Berlin, Janke. 1875. 8. 15 M.

Es ist schon Jahre her, daß man behauptet hat, Turgénjew's bedeutende Productionszeit sei vorüber; wie dem auch sei, man wird schwerlich dazu kommen, etwas aus seiner Feder als unbedeutend zu erklären. So stellen wir uns auch zu seinen beiden neuesten Novellen (Nr. 1), wennschon es uns keinen Augenblick einfallen darf, sie seinen großen Arbeiten früherer Zeit gleichzusetzen.

Die erste Novelle geht noch einmal zurück auf Turgénjew's Hauptgegenstand, den Fluch der Leibeigenschaftsverhältnisse. Auch hier sind die Helden nach seiner Gewohnheit eigenthümliche Kauze und Originale, die Personen zum stärksten Theil specifisch russischen Gepräges. Baburin, eine Art Gutsaufseher, ist neuzeitlich denkender Philanthrop, der von ihm unterhaltene Punin in jedem Stück ein Sonderling, unendlich gutmüthig und hülfsbedürftig, halb lächerlich und halb gemüthlich anziehend; die hochmüthig keifende Alte das echte Leibstück einer Gutsherrin alten Schlags, während das junge Herrchen noch biegungsfähig zwischen verschiedenen Lebensanschauungen schwankt und sich zum Entsetzen der Alten gar mit dem niedern Menschenpack, zunächst dem Naturfreund Punin abgibt, worüber sie ihm eine derbe Lection liest, als zu seiner Betrübniß Baburin und sein befreundeter Schützling auf des erstern entschiedenes Auftreten hin augenblicklich fortgejagt werden:

> „Sie haben rothe Augen", sagte sie, mich französisch anredend, „und verbreiten eine Bauernatmosphäre um sich. Ich will Ihre Gefühle und Ihre Beschäftigungen nicht weiter untersuchen, weil ich nicht genöthigt sein möchte, Sie zu strafen, will aber hoffen, daß Sie all den alten Unsinn sich aus dem Kopfe schlagen und sich betragen werden, wie es einem Knaben Ihres Standes zukommt."

Der junge Nichtsnutz Jermil Afanassjew, der ohne weiteres nach Sibirien transportirt wird, als ihn einmal der besonders ungnädige Blick der Herrin trifft, ist das leibhafte Conterfei jener in sklavischer Unterthanenschaft, roher Unsitte und Menschenunwürdigkeit verkommenen echt russischen Bauernbevölkerung. Sie alle sonach altrussische Typen, verwerthet in Tendenzdarstellung!

Eine weitere Verwickelung fällt in die Geschichte hinein mit dem Auftreten des hexenartig beweglichen und unberechenbaren Mädchens Musa Pawlowna, die von Baburin aufgenommen und geliebt, von dem Studenten Tarchow verdorben, hernach aber doch ihres ältern Schützers duldend entsagende Frau wird. Der wunderliche Mann, dem der bis zum Tode ergebene Freund wegstirbt, wird als Verschwörer nach Sibirien transportirt, Musa folgt ihm; beide wirken viel Gutes, so für Schulen; er aber stirbt, wahrscheinlich mehr von der Gemüthserschütterung als von äußern Ursachen hingerafft, am Tage der Emancipationserklärung der Bauern.

Die Erzählung nimmt nach dem Grade der Verwickelung und dem Reichthum des Inhalts unter Turgénjew's Novellen eine Mittelstellung ein. Hauptsache an ihr sind die Typenzeichnungen, diesmal echt russisch, einer der feinsten wieder, wie bei diesem Autor oft, ein weiblicher, nämlich der mit besonderer Sorgfalt in erweiterte Striche gefaßten jugendlichen Musa.

„Die lebende Mumie" ist nach zwei Seiten ein lebendiges Gegenstück zu mehrern ältern Novellen Turgénjew's, wir erinnern nur an „Mumu": erstlich in Bezug auf des Autors vorherrschende Neigung, ja förmliche Jagd auf Wunderlichkeiten, Curiositäten und Ausnahmen; zweitens als glänzender Beweis, wie das Dichtertalent die seltsamsten, ja die erschreckenden und in ihrer Essenz abstoßenden, dazu fast kleinlich oder unbedeutend erscheinenden Gegenstände in hohem Grade interessant zu halten und gar mit einem reichen poetischen Schimmer zu umkleiden versteht. In der That scheint der Inhalt hier wieder einmal sehr unbedeutend und eintönig. Die einst blühende, lebens- und sangeslustige, als Schönheit gepriesene Lukeria (Lucrezia), ihrem geliebten Wassili angetraut, thut einen unglücklichen Fall; tief innerlich geschädigt, schwindet sie dahin, trocknet ein, liegt sieben Jahre wie eine Mumie in einem Schuppen; der Mann hat ein anderes Mädchen geheirathet. Nichts als diese höchst eigenthümliche Situation der Inhalt! In der That, nichts als das, und doch für unsers Autors Kunst genug.

Die nach außen und innen mit einer gewissen Umständlichkeit gezeichnete Figur dieses lebenden Leichnams hat eigentlich etwas Erschreckendes, man möchte fast sagen Gespensterhaftes an sich. Und doch! Der Dichter hat so viel Liebe in die Zeichnung hineingelegt, er hat dem schon als Naturwiderspruch verletzenden Wesen immer noch einen so starken Schimmer einstiger Anziehung, daneben so viel Seelengüte und Ergebung, feines Gefühl und poetischen Anklang beizulegen gewußt, daß wir uns unwillkürlich und ohne uns Rechenschaft zu geben angezogen finden, daß es uns anhaucht wie innerlichst waltende Poesie. Dieses Skelet ist gerade so idealisirt wie der taubstumme Riese in „Mumu"; Kunst, Anmuth und ans Herz sprechende Gefühlsinnigkeit in der Zeichnung nicht geringer, die Wirkung die gleiche.

Wir wiederholen, nichts aus Turgénjew's Feder ist gering; er bleibt einer der allergrößten, um nicht kurzweg zu sagen, der Repräsentant modern russischer Literatur.

Die angehängte Criminalnovelle von Turgénjew's diesmaligem Uebersetzer verwendet ganz natürlich das Haupthülfsmittel, durch welches diese Gattung allgemein zu wirken bestrebt ist: das Geheimnißvolle, Verborgene und Unerklärte und dazu die absolut ausnahmsweisen und durch schreckende Einblicke ins Wesen der Menschennatur imponirenden Seelenentwickelungen. Sofern sie ein auf Doppelmord durch Gift und Dolch beruhendes Gemälde aus der hohen Gesellschaft bringt, könnte man sie der bekannten russischen „Enthüllungsliteratur" beizählen; dann aber müßte man dieser Bezeichnung ganz entschieden eine Modification des Sinnes geben: von den Schilderungsexcessen dieser modernsten Gattung ist bei Lankenau keine Spur, das ist sein Vorzug; im Gegentheil sind Sprache und Darstellung durchweg sehr einfach und naturgemäß gehalten.

Ist Turgénjew der größte Wortführer der immerhin sehr bedeutenden neurussischen Literatur, so stoßen wir in dem großen Staatsmann und philosophisch-philanthropischen Reformer Joseph Freiherrn von Eötvös (Nr. 2) auf einen der vielseitigsten, durch elegante Sprachgewandtheit, Geist und Gedankenreichthum, lebendige Frische und Treue der Beobachtung sehr hervorragenden Vertreter des ungarischen Schriftthums.

Wir begreifen es vollkommen, wenn die ursprünglich als „Briefe einer Haushälterin" bezeichneten Feuilletonartikel, aus denen die vorliegende Composition zusammengetragen worden, trotz ihrer geradezu erstaunlichen Einfachheit in Ton und Gang und trotz einer noch größern und fast bis zur Magerkeit vorschreitenden in der Handlung, sofort ein lebhaftes Interesse rege machten. Die Gründe liegen in dem nicht an der Oberfläche stehen bleibenden geistigen Gehalte, der Gediegenheit in der Lebensauffassung, der Sinnigkeit in der Reflexion und dem frei über den Dingen schwebenden und von vieler Herzensgutmüthigkeit getragenen Humor: dazu kommen die offen liegenden Bezüge auf die allgemein nationalen Dinge und Zustände. Begreiflich also, wenn die unvollendete durch den Tod unterbrochene Schrift einen Ueberarbeiter aufforderte, die letzten Striche zu thun, zumal das nicht eben mehr eine große Arbeit war. Uebrigens liegen Hauptverdienst und allerstärkste Anziehung in einem andern Punkte: das ist die in vollen Zügen entfaltete Zeichnung einer Gestalt, der Tante Marie, die so sehr Kern und Centrum der ganzen Erzählung geworden, daß diese eigentlich nur als der Rahmen um jene mit vieler Liebe entworfene Figur her erscheint. Wir mögen vollständig den Worten des Bearbeiters beistimmen, wenn er meint, sie sei nicht allein zu den besten derartigen Schöpfungen des Dichters zu rechnen, sondern dürfe den hervorragendsten Frauencharakteren an die Seite gestellt werden, welche die moderne Romanliteratur geschaffen. „Originell und doch in jedem Zuge wahr, aus eigenthümlichen nationalen Verhältnissen hervorgegangen und doch von allgemein menschlichem Interesse — ist die Heldin eine mit scharf ausgeprägten Zügen ausgestattete Repräsentantin weiblicher Energie und Opferwilligkeit."

Sollen wir den Eindruck, den diese Gestalt macht, recht treu und schlagend wiedergeben, so hebt sie sich ab wie das ehrwürdige Ahnenporträt eines alten Hauses, das aus seinem Rahmen herausgesprungen wäre, um thatkräftig für seine sinkende Familie zu handeln und den Stammbaum neu aufzurichten. Es macht immer Eindruck im Leben und in der Schrift, wenn wir Charakteren begegnen, die mit eiserner Consequenz auf Einen Grundgedanken gebaut sind; solche Gestalten können unliebenswürdig und ungemüthlich erscheinen, werden in der That von der Gesellschaft eher gefürchtet und gescheut als geliebt, mögen gar in ihrer straff gespannten Einseitigkeit als Sonderlinge auftreten; aber es liegt in ihnen immer ein Etwas, das dem Menschenkenner Achtung abzwingt; es sind auf ihrem Boden beherrschende Naturen. So ist jene Tante Marie, die keinen andern Lebenszweck kennt, als die gesunkene Größe ihres alten Hauses wieder aufzurichten, ihn mit unbeirrter Beharrlichkeit verfolgt und schließlich auch erreicht. Auf der einen Seite wird die straffe Gestalt dadurch etwas gemildert, daß eine unglückliche Liebe über ihr Herz gegangen; aber andererseits, sobald einmal dieses Gefühl und das Verlangen nach persönlichem Lebensglück definitiv überwunden ist, steht sie nun um so unentweglicher und, wo es sein soll, schroffer.

Dazu kommt die Feinheit im Entwurf intimer Fa-

milienbider: man nehme das Leben im Hause des armen Dorfnotars von Bámhegyes; dazu ferner die sprechende Anschaulichkeit, man möchte sagen die anheimelnde Vertrautheit in der Beobachtung des ländlichen Dorf- und des idyllisch stillen Naturlebens. Als die arme kleine Waise in ein fremdes Dorf kommt, das sie aber trotz allem an ihr heimatliches erinnert, meint sie naiv:

Das Ganze war so, als ob man unser Dorf untereinandergeworfen und anders wieder aufgestellt hätte, wie ich es mit den hölzernen Häuschen zu machen pflegte, welche mir mein Vater vom letzten Jahrmarkt in einer schönen rothen Schachtel gebracht hatte.

Der feine Geist der allgemeinen Betrachtungen und Maximen tritt überall heraus. Man nehme folgende Ueberlegung:

Große Calamitäten, bei deren Nachricht die Welt schaudert, durch welche Tausende der Gegenstand des Bedauerns werden, können wir erdulden. Ein Unglück, welches so groß ist, daß wir es nicht ertragen können, erhält uns aufrecht; mit seiner Größe wachsen auch wir. Aber Leiden, wegen deren niemand uns bedauert, weil sie allgemein sind; die wir niemand klagen können, weil Hunderttausende sie selbst empfunden haben; Leiden, bei deren Erinnerung wir erröthen — diese schmerzen tief.

In Eötvös liegt sinnvolle Philosophie, die Philosophie des Lebens!

Auch Maurus Jókai (Nr. 3) ist ein tüchtiger Erzähler und dazu ein Autor, der allgemein nationale Perspectiven von Gewicht und nebenbei eine gar nicht obenhin gehende Reflexion in seine Werke zu legen weiß. Dieses sein neuestes Product ist ein ganz trefflicher Gesellschaftsroman aus dem ungarischen Leben.

Die gleich einem rothen Faden durch das Ganze des Werks sich hinziehende Grundidee ist keine geringere als die vollständige civilisatorische Reform der ungarischen Nationalität und die Auferweckung aus dem durch das österreichische Regiment gehegten und gepflegten Halbschlaf vermittels Einwirkung junger Geisteskräfte. Das Ende ist zwar trostlos: die Häupter und Führer unter diesen jungen Stürmern gehen unerbittlich zu Grunde; derjenige unter ihnen, um dessen Figur als um das geistige Centrum sich die ganze Erzählung bewegt, der junge Jenöi, steht zwar als eminenter Dichter da, opfert aber seiner groß-patriotischen Idee nicht blos die Liebe seiner nächsten Verwandten, die Familie, den Reichthum und das Glück, sondern förmlich die volle Jugendkraft und das Leben; er stirbt jung, erschöpft und brustkrank, nachdem er die letzten Jahre unter dem Schutze und der Hülfe eines vereinsamten wunderlichen Kauzes von Patrioten gelebt; ein paar treue Personen geleiten seine Leiche und ein Stein ohne Namen deckt sie.

Sollten wir aus diesem individuellen Geschick eine Schlußfolgerung ziehen auf die Zukunft der magyarischen Nationalität und das Schicksal ihrer Regenerationsidee im ganzen, so wäre die Anschauung nichts weniger als tröstlich. Mit etwas wie sarkastischer Verzweiflung schließt denn der Roman wirklich ab, wenn er zu dem Schicksal dieser ideal denkenden, dann vom Leben umhergeschleuderten, vergessenen und verlorenen Vorkämpfer, denen wir zur Eröffnung im brausenden Studentenleben begegnet sind, meint: es wird ja alles gut werden. Wenn sie gestorben sind, so begraben wir sie mit großer Pracht und errichten jedem von ihnen eine Statue. Und wenig Gewähr oder Beruhigung mag uns jener kühle Beisatz geben: die Erde aber, die sie in Bewegung gesetzt haben, rollte gemach weiter vorwärts. Es ist eben etwas daran, wenn der Autor im Vorwort zur Geschichte seines Landes meint:

Als Galilei seinen merkwürdigen Ausspruch that und mit dem Fuße wider die Erde stampfte, vergaß er, gerade nur dieses kleine Stückchen der Erde anzustoßen, das hier von den Karpaten bis zur Donau abgerundet liegt; die ganze Erde bewegte sich, allein dieses eine Stück blieb feststehen.

Für den Nichtungar, der Mühe hat, sich in die nationalen Besonderheiten zu finden, gibt es kaum etwas Eigenartigeres, etwas wunderlicher Ueberraschendes und schwerer Verständliches als den Anfang dieses Romans, die Studentenscene in Trinkstube und Keller der Studentenkneipe im debrecziner großen Walde. Spielt die hier als eine Art jugendlichen Nationalheiligthums hochgehaltene „Csittvarer Chronik“ schon an sich eine etwas geheimnißvolle Rolle, so wird das Verständniß noch bedeutend schwieriger gemacht durch den ganz wunderlichen und jedenfalls sehr schwer in eine fremde Sprache übertragbaren Studentenjargon, der uns accurat an das Rothwelsch der Diebe mahnt. Kurz, wir werden in eine ganz fremdartige Welt hineingeworfen.

Das Vorzüglichste an Jókai's Roman sind die mannichfachen, in reichem Wechsel des Wesens und Auftretens gehaltenen Personen- und Familienbilder. Unzweifelhaft allerdings ist dabei so viel, daß der Autor etliche höchst auffällige Originale mit ganz besonderer Vorliebe vorführt und ein nicht geringes Stück seiner Schilderungskraft auf diese Käuze wirft. Das wird kein Fehler aus zwei Gründen. Erstlich verliert sich der Autor bei diesen Darstellungen keineswegs in die bloße Schilderei hinein; seine Gestalten werden uns mitten in der Handlung vorgeführt, entwickeln sich aus ihr; sie bewegen sich, sie leben und gewinnen dadurch den rechten poetischen Gehalt. Und zweitens tragen sie einen so starken Kern von Naturwahrheit an sich, daß sie trotz ihrer Seltsamkeit doch wieder generelle Bedeutung gewinnen, als integrirendes Stück ins Nationalgepräge sich einordnen und für die Wesenheit von Land und Volk ganz ebenso bezeichnend werden wie das Blühen und Duften der ungarischen Puszta. Also, es sind alles ganz eigengeartete Gestalten, die da mitspielen; so gleich jene auserwählten elf Studenten, die das verfemte geheime Buch bewachen und fortführen, dem darauf fahndenden Professor eine Katzen-Mäuse-Jagdscene der ergötzlichsten Art spielen, dafür allerdings relegirt, aber auch feierlich von der ganzen Studentenschaft zum Städtchen hinausgeleitet werden. Damit beginnt ihr Lebenskampf, und feierlicher Schwur besiegelt ihren Reformbund. Notiren wir hier gleich ein Beispiel jener markig bezeichnenden Abstractionen. Als die Studenten an einem gewissen Punkte ihres Processes angekommen sind, da der Rector auf die Religion anspielt, murmelt einer der Betheiligten: „Weh uns, das ist das odium theologicum!“ In der That, auf wen dieser Haß mit voller Wucht fällt, der halte sich verloren.

Die nächste Figur, unter dem Titel des „komischen Patrons“, führt uns einen reichen ländlichen Gutsbesitzer

voller Launen und Teufeleien, voll Cynismus und Satire, Schmuz und nur halb gutmüthiger Gemeinheit vor, ungeschliffen bis über die Ohren, bald boshaft und schmuzig geizig, bald leichtherzig und freigebig. Es ist eine von den halbcivilisirten Gestalten, die in die unendlichen steppenartigen Flächen eines primitiven Landes mit großer Schweinezucht passen. Da ist ein gar patriarchalisches Gutsleben, mit der Nuancirung freilich, daß das an jenes Stammvieh Gemahnende überwiegt. Eine andere Nuancirung aus derselben Welt ist der Allerweltsvetter Beni, das ewige Kind, gerade recht bornirt, mit 40 Jahren noch an den Rockschößen der Großmutter hangend, und den ersten Versuch, das Leben zu lernen und die Welt zu sehen, so ungeschickt zahlend, daß er keinen zweiten mehr machen will. Eine gänzlich andere Art repräsentirt der Baron Balvandy, das ist der ungarische Edelmann großen Stils, der echte Ungar, glänzend und leicht, ein vollständig nationaler Typus mit seinen ausgeprägten Vorzügen und Lastern, wie der Autor will und sagt:

In diesem Manne ist der glänzende ungarische Magnat und der herumstreichende Betyar, der Mäcen und der Wüstling, der Abenteurer und der erbgesessene Grandseigneur, der Held und der Narr vereinigt.

Es ist eine glänzend gelungene Zeichnung, die sich in den springenden Gegensätzen folgender Natur bewegt:

Bist du sein guter Freund, so geht er für dich durchs Feuer, er schlägt sich für dich, unterschreibt deinen Wechsel und zahlt ihn aus, wenn du es verabsäumst; allein deine Geliebte, dein schönes junges Weib verführt er dir; und setzest du dich mit ihm Kartenspielen, so gewinnt er dir kaltblütig deinen letzten Gulden auf Schuhe für deine Kinder ab; und zerzankst du dich mit ihm, so schießt er dich mit kaltem Blute nieder und bezahlt die Kosten deines Begräbnisses u. s. w.

Und wieder eine gründlich verschiedene Natur, die vierte Nuancirung aus dem ungarischen Landleben, ist der echte Großbauer mit seiner Familie, der Mann der Scholle, eins mit seinem Land und Acker; dieser reiche Matthäus Toth, dessen Schritt um Schritt vergrößerte und verbesserte Besitzungen so weit reichen, daß kein Blick sie zu überschauen vermag, der unter dem freien Sternenhimmel schläft, mit Knechten und Mägden an der groben, aber nahrhaften Bauernkost sich genügen läßt, seine Stiefeln mit denen der Knechte selber holt, daneben nur aus der Natur, dem Leben und Verkehr seine Belehrung zieht und Geschäftsverbindungen über die weitesten slawischen Lande hin pflegt: dieser knorrig tüchtige Mann sammt der ganzen gleichgearteten Familie, sie geben ein so bestimmt in sich ruhendes, ein so sicher auf fester Erde stehendes Bild mit jenen besondern intimen Herzens- und Familienzügen, daß wir von unmittelbarer Sympathie dafür erfaßt werden; der Eindruck ist ein charaktervoller und daneben ein idyllischer. Es folgt der durch seine Häßlichkeit, seine Sonderbarkeiten und doch wieder die ehrliche Gutmüthigkeit hervorragende Fiscal Borcza, auf dessen Bureau wir einen Einblick gewinnen in die zum Theil recht seltsamen Rechtsgeschäfte und Manieren eines bedeutenden Landesadvocaten. Wieder eine Welt für sich, jene in die Politik und Beamtenlaufbahn eingreifende hohe Aristokratie des Landes: diese gräfliche Familie, zu welcher der eine unserer jungen Reformhelden in eine gefährliche Herzensverbindung tritt, trägt in ihren einzelnen Gliedern die verschiedenen Färbungen und Reibungen einer halb populär sein wollenden Geburtsaristokratie, schwankend zwischen alter und neuer Zeit.

Das allerseltsamste Original im Stücke, aber sehr liebenswürdig, sehr gutmüthig und ehrbar, ist jener Schuhmachermeister aus altungarischer Adelsfamilie, der einen Anflug von classischer Bildung hat, für Vaterland und Reform sich begeistert und Opfer bringt, philosophirend in Vergangenheit und Zukunft schaut, der Protector hervorragender Kräfte, der Philosoph beim Pfriemen. Die höchst energische Frau von Jenöi, der alles gehorcht, weil sie alles überschaut und selbstthätig leitet, und ihre Pflegetochter Zillichen beleuchten wieder von einer besondern Seite die Darstellung des ungarischen Land- und Familienlebens, auch sie zwei charakteristische Gestalten.

Es finden sich gemüthlich warm ansprechende Stellen; so geradezu ein freundlich anmuthendes Idyll, die ans liebe Daheim und die glückliche Jugendzeit anknüpfende Darstellung, wie der junge Mann zu Hause aufgenommen wird, wenn er mit einem rühmlichen Schuldiplom in der Tasche einzieht, und wie, wenn er als Relegirter heimschleicht; selbst dem Hauskater ist in beiden Lagen seine Ehrenhaltung gewahrt. An die Jenöis reihen sich jene Situationen, wo das Leben schwer anklopft. Es sind Bilder von allgemeinster Wahrheit, wenn die bis dahin so zurückgezogene Jungfrau das sichere Asyl verläßt, von Liebe erfaßt einem enthusiastischen Schauspieler folgt, einem jener elf, der von Regeneration der vaterländischen Kunst träumt, ihn auf die Bühne und in den Sturm des Lebens begleitet, in wandelloser Treue die kurzen rauschenden Triumphe theilend und die lange wechselvolle Misère, inneres und äußeres Elend. Und vollends die Hauptperson, der junge Dichter Jenöi: ein allgemein gültiges Menschenbild nach allen Richtungen, die Jugendideale und Jugendverführungen, die Liebe in verschiedenen Formen und Phasen, der Kampf zwischen dem in hohem Schwung gehenden Ideenleben und den sehr realen Forderungen und Trieben und Anlockungen sogar bis herunter auf die Schuldenfrage; und dabei ist die ganze ausgeführte Scene im Bureau des Geldmäklers Kalender, ein Gepräge des Humors tragend, von lebendigst sprechender Wahrheit. Dazu als Gegensatz des gemeinen Alltagstreibens jene unvergeßlichen Feierstunden, da die Seele Flügel nimmt und weit über die Welt der gewöhnlichen Thatsachen und des stündlichen Bedürfnisses hinausschweift, um sich einmal im Aether zu wiegen. Es sind einzelne tiefempfundene Bilder dieser Art; man nehme z. B. die mit Recht ihren Titel tragende Scene: „Näher zum Himmel", das ist getragen, feiernd und erhebend. Oder man nehme jene so innerlich wahre und schwungvolle Seelenzeichnung vom Wesen des Dichters, worin es heißt:

O, man kann seine Seele nicht von sich verbannen! Man kann seine Liebe, seine Rache, seinen verlorenen Reichthum vergessen, aber seine Muse niemals. Sie kommt zu ihm zurück, und wenn er sie hundertmal wegjagt; sie überschwemmt sein Herz mit Wonnen, wie Weiberlippe sie niemals beut. Unter den Ruthenstreichen schluchzt Ovid noch Verse: „Vater, schone, ich will nicht länger Gedichte singen!" Und zum Ruthenschlage des Schicksals tönt die Harmonie der Lyra. Diese tröstet, diese belebt, diese tödtet! Vergebens legt man ihm Fallstricke, daß er strauchle; er trägt einen Stern auf dem Scheitel, der ihn aufs neue gen Himmel erhebt u. s. w.

Wie innig und bedeutsam! Ja, das sind der Dichter und seine Muse! Oder wenn der Dichter seiner jungen Geliebten sagt: „Ha, wenn du einmal fühlen wirst, wie meine Flamme lodert! Wie wirst du dich daran verbrennen!“ Und unser Autor kurz anknüpft: „Und wie wirst du daran zu Grunde gehen!“

Gewiß liegt, trotzdem daß die Worte in den Mund des österreichischen Palatins gelegt sind, ein starkes Stück eindringlicher Wahrheit in jener Schilderung ungarischen Volkscharakters, die unter anderm sagt:

Ich kenne unser Volk. Seine Glut ist ein Strohfeuer. Es lodert mit großer Flamme auf, sinkt aber bald in Asche. Es hat zu allem Neigung und Fähigkeit, aber zu gar nichts ernste Ausdauer. Jeder kann alles, aber einen einzigen Gegenstand ernstlich anzufassen, dazu ist jeder zu bequem. Der Ungar, wenn er ein guter Soldat ist, bringt es zum Major; dann beeilt er sich, zu quittiren und heimzugehen, um in seiner Geburtsstadt Senator zu werden. Ist er Kaufmann und sein Geschäft geht gut, so strebt er Grundherr zu werden und läßt seine Kauffahrer im Stich. Ist er ein guter Landwirth, so wendet er seiner Wirthschaft den Rücken und opfert sein halbes Vermögen, um zum Beamten gewählt zu werden. Jeder Schuster endet damit, daß er einen Weingarten kauft und Winzer wird. Der Schauspieler greift mit beiden Händen danach, wenn er Schulmeister werden kann, und der Rector läuft zu den Komödianten über. Selbst die gelehrten Männer sind so schwankend in ihrer Bahn. Der Historiker quält sich mit philologischen Problemen ab, und der Professor, der zehn Jahre lang über Philosophie gelesen hat, nimmt im elften den Lehrstuhl der Physik ein. Der berühmte Poet Csokonai wurde in seinem einunddreißigsten Jahre Tabackpflanzer, und du, Geliebter, wenn du von deiner gegenwärtigen Bahn ablenkst, um Poet zu sein, wirst gewiß als Maler sterben.

Wol unter allen die Gestalt, welche mit dem kräftigst aushaltenden Eigenleben innerlichster Art ausgestattet auftritt, ist der orientalische Sprachforscher Paul Barkó; einer von den heißblütigen jugendlichen Reformern, hat er sich vorgesetzt, die magyarische Sprache gewissermaßen neu auf ihre frühesten Wurzeln zu begründen und ihren wie ihres Volks ältesten Anfängen in den Ländern des Orients nachzugehen. Reisender und Sprachforscher, alles überdauernd und alles aushaltend, kehrt er, getreu dem jugendlichen Eide, nach funfzehn Jahren genau auf den bestimmten Tag zur Zusammenkunft mit seinen Bundesgenossen aus Tibet nach Pest zurück und stößt gerade — auf Jenöi's, des Dichters, Leiche, einer der spärlichen stummen Leidtragenden. Man mag eine solche Figur als ein Curiosum erklären, mag darüber lachen, und sicher ist allerdings so viel, daß sie in unsere „praktische“ Zeit nicht paßt; aber ebenso fest steht, daß Naturen von diesem Metall Bedeutendes in der Welt leisten und daß es ein unersetzlicher Verlust für die Menschheit wäre, wenn sie einmal gerade in der praktischen Interessenjagd aufgehen oder aussterben sollten.

Reiseliteratur.

1. Südafrika. Natur- und Culturbilder, mit einer historischen Einleitung und einer ausführlichen Uebersicht der neuern Reisen von Friedrich Körner. Mit 121 Illustrationen in Holzschnitt und 28 in Holzschnitt und Farbendruck ausgeführten Tafeln, sowie einer Karte. Leipzig, Hirt u. Sohn. 1874. Gr. 8. 12 M.

Die Vorrede beginnt mit der welthistorischen Bedeutung Afrikas und seinem nationalen Interesse für uns Deutsche durch die Colonisation der Holländer und Briten als stammverwandter Völker. Wir meinen, es hätte gleich hier betont werden müssen, was am Schlusse erwähnt wird, daß wir noch viel nähere unmittelbare Beziehungen haben durch die Forschungen unserer deutschen Landsleute im engsten Sinne. Denn ihnen gebührt der erste Rang, sie haben unbestritten das meiste geleistet. Die Resultate dieser Unternehmungen sollen Gemeingut des Volks, Interesse und Theilnahme dafür geweckt und angeregt werden. Das ist, nach des Verfassers Worten, die Aufgabe und der Zweck des Buchs; sein Inhalt wird, unter Angabe der Quellen, eine Zusammenstellung von Reisebeobachtungen genannt, um diese und ihren Werth dem Leser verständlicher und übersichtlicher zu machen. Das ist vollkommen gelungen. Nach der geschichtlichen Einleitung über die Entdeckungen der afrikanischen Küsten von den ältesten Zeiten bis zum 16. Jahrhundert werden in drei Hauptabtheilungen die Landschaften mit ihren Bewohnern, ihrem Pflanzen- und Thierleben, endlich die Reisen der letzten Jahrzehnte behandelt. Eine Hauptzierde des Buchs sind die ersten Kapitel. Sie bringen die Schöpfungsgeschichte des Erdtheils, geognostische und klimatische Verhältnisse, Vegetation und Fauna, besonders aber das Charakteristische der Landschaften und Scenerien in meisterhaften Schilderungen. Des Verfassers lebendige Worte zeigen uns „Südafrika wie es aussieht“ mit einer Deutlichkeit, hinter der die Illustrationen weit zurückbleiben. Fast ebenso hübsch sind die Kapitel über Völker- und Volksleben; weniger befriedigt die Thier- und Pflanzenwelt, am wenigsten die Staatengeschichte. Von der Bildung der Colonistenrepubliken bekommen wir kein vollständig klares Bild; über Staatseinrichtungen irgendwelcher Art, Obrigkeiten, Verwaltung und Beamtenwesen erfahren wir gar nichts.

Das Buch ist recht eigentlich eine belehrende Unterhaltungslektüre zu nennen und als solche sehr zu empfehlen. Einband und Ausstattung sind gut und elegant, die Karte könnte deutlicher sein. Von den Illustrationen sind die Menschen-, Thier- und Pflanzenbilder durchaus gewöhnlicher Art, die Landschaften dagegen ganz vorzüglich.

2. Das Leben, die Sitten und Gebräuche der im Kaiserthum Oesterreich lebenden Südslawen. Verfaßt und aus dem Serbischen ins Deutsche übersetzt von Baron Rajacsich. Wien, Hölder. 1874. Lex.-8. 6 M.

„In bunten Bildern wenig Klarheit“ — möchten wir dem Buche als passendes Motto vorsetzen. Wir haben es mit einer höchst originellen Arbeit zu thun, die Beachtung verdient, weil sie aus reiner Vaterlandsliebe entstanden ist und eine Nation behandelt, welcher bisher, wol mit Unrecht, ein nur geringes Interesse und nicht immer vorurtheilsfreie Beurtheilung zutheil wurde. Die

Darstellung ist so drastisch, oft naiv, das Colorit so grell, daß wir nur durch viele Citate einen Begriff davon geben können. Stil und Sprache sind mangelhaft, der Satzbau eigenthümlich fremdartig und schwerfällig, man liest sofort den Ausländer heraus, z. B.:

Während dieser strengen Winterszeit fällen sie das Holz in den benachbarten Waldungen, und transportiren es mit einem Wagen, der blos mit den beiden Vorderrädern versehen ist, nach Hause, an welchem das Holz vorne befestigt und mit dem andern Ende am gefrorenen Boden weiter geschleift wird.

Das steigert sich aber an einigen Stellen zu vollständig falschen Sätzen:

Eine solche Steinmasse zieht sich oft tagelang, sodaß, da man an denselben statt an dem schönen Grün der Wiesen seine Augen weiden muß.

Oder:

Seine vier schwachen Räder bewegen sich jedes nach einer andern Richtung, indem sie eine Art Schlangenlinie beschreiben, und da sie an der Achse beliebig herumgleiten, eine Anzahl solcher merkwürdiger Bewegungen zu fassen.

Wir würden ohne weiteres den Uebersetzer verantwortlich machen, aber das ist ja der Verfasser selbst, und so liegt die Schuld daran, daß es eine fremde, erlernte Sprache ist, in die das Werk aus der Muttersprache übersetzt wurde. Solche grobe Schnitzer kommen nun zwar nicht weiter vor, aber eine wunderliche Ausdrucksweise und Satzconstruction werden wir nicht los, und sie thut oft dem Ernst der Sache erheblichen Eintrag.

Die Eintheilung des Inhalts ist nicht übersichtlich. Anstatt die einzelnen Volksstämme möglichst getrennt zu behandeln, sind die Bewohner von Syrmien, Kroatien, Civil- und Militärdalmatien u. s. w. bunt durcheinander gezeichnet, sodaß es schwer ist, sich die Einzelbilder herauszuziehen.

Bei der Bearbeitung selbst hätte manches, fast alles, viel kürzer gefaßt werden können. Seite 24—31 liefert ein serbisches Kochbuch mit einigen 30 Recepten, Seite 53—78 handelt von Kleidung und Toilette. Von beidem hätte die Hälfte genügt, uns Nahrungsweise und Nationaltrachten anschaulich zu machen, besonders bei den äußerst gründlichen Beobachtungen des Verfassers, wovon hier ein Beispiel:

Dieses Hemd ziehen sie bei Regenwetter oder Koth, wenn sie auf ihre Felder oder nach der Stans gehen, von einer oder von beiden Seiten nach aufwärts bis über die Knie und befestigen es unter der Thanica (Gürtel), sodaß beim Vorwärtsschreiten ihre reizenden Waden, die schönen-, mit vielen verführerischen Grübchen abgerundeten Knie bis zum halben Schenkel nach der Seite sichtbar werden und durch ihre weitere Bewegung und die vielen schön sich bildenden Falten des Hemdes wird ihr voller Schenkel bald sichtbar, bald ist ein Theil desselben verhüllt, und man wird durch diese vielen Variationen in das höchste Entzücken versetzt, sodaß man stundenlang diesen irdischen Göttinnen nachfolgen möchte, um diesen schönen Anblick zu genießen.

Das ist aber noch sehr discret gehalten im Vergleich mit Details, die uns an einigen Stellen in solcher Entblößung gezeigt werden, daß sie sich der Besprechung und Wiedergabe vollständig entziehen. Wir glauben nicht, daß die Bewohnerinnen jener Länder Gefallen daran finden werden, auch daran nicht, daß die Mädchen gewisser Districte vor der Hochzeit mehrere Liebschaften gehabt haben müssen, um „die Vorzüge ihres künftigen Gatten besser würdigen zu können". Ein ganzes, sehr amusantes Kapitel besingt die Reize und Liebenswürdigkeit der Bewohnerinnen der brooder Militärgrenze in überschwenglich naiver Weise:

Ihre Reinlichkeit, ihre Nettigkeit, ihr gutes Benehmen vis-à-vis des Fremden überrascht derart, daß man sich schwer von solch einer reizenden Venus trennt.... Solchen weiblichen Reizen gegenüber ist es unmöglich gleichgültig zu bleiben, man vergißt auf sein Alter, auf seine frühern glücklichen Erinnerungen, und in jedem Manne müssen Liebesgefühle erwachen, wenn er diese verführerischesten Mädchen der Erde gesehen hat.... Ihr aufrechter, ohne alle Affectation verführerischer Gang, der schöne Bau sowol der einzelnen Theile als auch des ganzen Körpers, welchen man durchgehends hier bei dem weiblichen Geschlechte trifft, sind besondere Vorzüge, womit die Natur diese Mädchen in reicher Fülle beschenkte, welche die schönste und stolzeste Fürstin Europas um ihre Schönheit und um ihre andern körperlichen Reize beneiden müßte.

So geht es fort durch sieben Seiten, und wieder hätten wir an der Hälfte genug gehabt. Mit recht vielen dieser Schönheiten mag es gewiß ähnlich sein wie mit den schönen Sennerinnen der Alpenländer, die von nahem bekanntlich auch ganz anders aussehen, als sie uns gezeigt werden in Wort und Bild. Uebrigens sei hier erwähnt, daß an anderer Stelle die Frauen und Mädchen des Landes ganz objectiv und sachgemäß behandelt werden, nach ihren Fehlern und wirklichen Vorzügen, ihrem Einfluß auf das Familienleben, ihrem Schaffen und Wirken in und außer dem Hause. Sehr eingehend und gut ist das gesellige Leben beschrieben, das gemeinsame Arbeiten, z. B. bei der Weinlese, die Tänze und Festlichkeiten, bei welchen Gelegenheiten der Volkscharakter sehr deutlich zu Tage tritt.

Der Hauptvorzug des Buchs beruht unzweifelhaft in des Verfassers echt ritterlicher Gesinnung, in dem Geiste der Liebe für Kaiser und Vaterland, in der treuen Theilnahme für die Freuden und Leiden des viel verkannten Volks und in der Absicht, ihm zu helfen. Er zeigt ihm seine Fehler und die Mittel zur Abhülfe, und durch Hervorheben der alten Traditionen und Tugenden hebt er sein Nationalgefühl und erstrebt er ihm Anerkennung nach außen. Vor allem mahnt er zur Einigkeit und erinnert die in so viele Stämme zerrissene Nation an ihr gemeinsames Vaterland und ihre gemeinsame Sprache. Es ist eine wohlthuend schöne Stelle, in der er sagt:

Die serbische Sprache ist ja der einzige Kitt, der uns Südslawen wie ein gemeinsames Bruderband umschließt, und von den kahlen Bergen Montenegros erschallt ihr klangvolles und liebliches Echo über Dalmatien, Kroatien, Slawonien, Syrmien, die Backa und das Banat und widerhallt jenseit der Save und Donau in Serbien, Bosnien und Herzegowina.

Mit bittern Klagen schildert er des Volkes Uneinigkeit, hervorgerufen durch religiöse Zerwürfnisse und die unglücklichen, durch des Landes geographische Lage bedingten Verhältnisse, welche zu immerwährenden Kämpfen um die durch Magyaren und Türken bedrohte Nationalität zwangen:

Durch die vielen Kriege und die steten Reibungen mit den Türken wurden die südslawischen Völkerschaften voneinander getrennt, sie verloren bald darauf ihre physische und geistige Kraft, da es ihnen nunmehr an einem Mittelpunkt gebrach, um die Ausbildung ihrer Sprache zu fördern, sodaß sie hinter den andern gebildeten Nationen Europas zurückbleiben mußten. Die unter der ungarischen Krone befindlichen Serben und Kroaten waren in steter Opposition mit den Magyaren, welche es seit

langem versuchten, ihre Nationalität und ihre Sprache zu unterdrücken, und sie aus der Geschichte Ungarns, in der sie den würdigsten, mit ihrem theuersten Herzblute erkauften Platz einnahmen, auszustreichen.

Mit Recht sieht der Verfasser hierin den Grund, daß seine Nation trotz ihrer körperlich wie geistig so glücklichen Anlagen bisher in der Entwickelung zurückblieb, daß materieller Wohlstand nicht aufkommen und der Bildungsgrad der untern Volksschichten keinen erfreulichen Fortgang nehmen konnte. Am Schluß wird erwähnt, daß diese Uebelstände nun theilweise beseitigt seien und somit dem Lande eine glückliche Zukunft bevorstehe.

Wir zollen dieser echt patriotischen Arbeit unsere volle Anerkennung und versichern, daß sie trotz ihrer Fehler für jedermann eine anregende Unterhaltung bietet, die manches Neue und Belehrende bringt. Gewiß nimmt sie sich auch im Serbischen ganz anders aus als in der nun einmal nicht vollkommen gelungenen deutschen Uebersetzung.

3. Aus Chiwa. Berichte von Hugo Stumm. Mit 5 colorirten Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. 1873. Lex.-8. 4 M.

Unsers Wissens sind außer den Zeitungsberichten keine Mittheilungen über die denkwürdige, so wohl angelegte und so glänzend gelungene Expedition der Russen gegen Chiwa erschienen, und so möge die Veröffentlichung vorliegender Schrift dazu dienen, das Interesse dafür im Publikum wieder aufzufrischen.

Die ersten Kapitel enthalten den Operationsplan, die numerische und taktische Zusammensetzung der Marschcolonnen, den Zweck und die Ursachen des Unternehmens, endlich recht gute klimatische und geographische Nachrichten über den Kriegsschauplatz und seine Lage inmitten der Wüste. Der Verfasser war der Kaukasuscolonne attachirt, welche unter Oberst Lamakine vom Kaspisee aus östlich vorrückte und sich später mit der orenburger Colonne unter General Werowkine vereinigte. Die Schrecknisse des Wüstenmarsches, die Gefahr des Verdurstens, die heldenmüthige Ausdauer der Truppen sind sehr lebhaft geschildert, manchmal bis hart an die Grenzen des Glaubwürdigen. Wie eine im Wüstensande bei „circa 40° Hitze“ marschirende Truppe drei Tage lang ohne Wasser aushalten kann, vermag kein Mensch zu verstehen. Wir müssen es hinnehmen auf Treu und Glauben. Dann folgen anschauliche Relationen über die Gefechte um Chotschaili, Mangit und Chiwa mit Plänen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriglassen. Die Abschnitte halten nach Form und Inhalt die Mitte zwischen militärischen Berichten und Reisebriefen; ganz befriedigt werden wir nach keiner der beiden Gesichtspunkte. Beispielsweise werden die Verluste der Menschen während der Märsche gänzlich verschwiegen; deshalb denken wir sie uns wahrscheinlich noch bedeutender, als sie in der That gewesen sein müssen; einige Nachrichten über die Stadt Chiwa nach der Einnahme, über das Leben und Treiben daselbst, über Land und Leute wären sehr dankenswerth und interessant gewesen. Besonders betont wird des Verfassers zuvorkommende, kameradschaftliche Aufnahme seitens der russischen Befehlshaber. Uebrigens verleiht die frische Darstellung des Augenzeugen unter dem unmittelbaren Einflusse des Erlebten dem Buche einen besondern Reiz; es liest sich sehr hübsch, und wir bedauern nur, daß es gar so kurz ist.

Zur Diätetik des Körpers und des Geistes.

Die neuen Werke Klencke's, die uns vorliegen, sind Diätetiken des Körpers und des Geistes, also gewiß Lösungen von namhaften Aufgaben, Bücher, die es ohne Zweifel geben muß und die sicher ihr Publikum finden werden. Die Titel lauten:

1. Diätetische Kosmetik oder Gesundheits- und Schönheitspflege der äußern Erscheinung des Menschen. Eine Volksschrift von Hermann Klencke. Zweite, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Kummer. 1875. Gr. 8. 6 M.
2. Diätetik der Seele. Von Hermann Klencke. Zweite neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage des Buches: „Die menschlichen Leidenschaften.“ Leipzig, Kummer. 1875. 8. 5 M. 40 Pf.

Der Verfasser hat seit Jahren schon eine Reihe in dasselbe Fach einschlagender Werke veröffentlicht, und gibt nun in diesen beiden neuen Schriften gewissermaßen die Quintessenz seiner Lehre von der Leibes- und Geisteskosmetik. Es ist kein lapsus calami, wenn wir auch seine „Diätetik der Seele“ eine Kosmetik nennen, denn wie er überall das Sittlichschöne als letztes Ziel aufstellt, verfolgt er auch in Bezug auf die Cultur des Seelenlebens kosmetische Zwecke.

Das erste Werk können wir nicht richtiger charakterisiren, als indem wir der Skizze folgen, die der Verfasser selbst in der Vorrede zur ersten Auflage entwirft. Er sagt:

Haben wir uns über Schönheit im allgemeinen und ihr Verhältniß zur Gesundheit verständigt, dann werden wir in einer geschichtlichen Skizze über Toilette und Kosmetik die menschlichen Bestrebungen, schön zu erscheinen, sich und andern zu gefallen und künstlich dafür zu wirken, in den frühesten und spätern Völkern und Zeiten darstellen, und daraus zugleich erkennen, wie der rohere Geschmack und der Mangel echter Kunstbildung stets die falsche Schönheit suchte und dafür nach äußern Mitteln griff. Ist erst ein Verständniß über die Schönheit der menschlichen Erscheinung gewonnen, so ist es folgerecht, über die Erhaltung und Förderung derselben nachzudenken und die Schönheitspflege praktisch zu machen. Wir werden dabei die einzelnen Theile des menschlichen Körpers in ihren besondern Eigenschaften und ihrem Verhältniß zum Ganzen betrachten, in der Erscheinung, als einem lebendigen, beseelten Wesen, auch die Mitwirkung der geistigen Natur des Menschen zum Ausdruck der Schönheit erkennen müssen und endlich die falschen und wahren Hülfs- und Erhaltungsmittel der Schönheit unterscheiden, welche uns auf die wichtige kosmetische Praxis — nicht einer modernen, auf Täuschung hinzielenden Toilettenkunst, einer Verbergung des Unschönen und Ungefälligen, sondern einer wirklichen Schönheitspflege, d. h. einer Erkenntniß, Geltendmachung und Erhaltung des natürlich Schönen — hinführen.

Von diesem Standpunkte aus wird man dieses Buch weder mit einer Toilettenchemie, die wir bereits besitzen, noch mit einem Boudoir für Putzsüchtige und Eitle verwechseln dürfen, obgleich wir auch mancherlei Gelegenheit finden werden, der Eitelkeit oder dem Ungeschmacke einen kosmetischen Wink zu geben.

Ich habe den Verfasser selbst reden lassen, um zu

zeigen, daß er es liebt, den doctrinären Kathederton anzuschlagen. Ich glaube, daß es seinem Buche, in dem er ja auch „der Eitelkeit und dem Ungeschmacke kosmetische Winke" geben will und reichlich gibt, dienlicher gewesen wäre, wenn er es als Feuilletoncauserie, mit Anekdoten und Citaten verbrämt, dargeboten hätte. Daß man dabei sein Thema durchaus ernsthaft durchführen kann, hat unter anderm Weber in seinem zwölfbändigen lachenden Philosophen zur Genüge bewiesen. Und wer weiß nicht, daß alle Exempel aus der Wirklichkeit die abstracte Lehre dem Leben und seiner Praxis sofort näher stellen, daß alles plausibler wird, daß selbst Bedenkliche der solchergestalt anheimelnden Doctrin weit eher Folge geben? Ganz unzweifelhaft hätte dadurch der Verfasser die Lesewelt weit mehr angesprochen und gefesselt, als durch den unglückseligen Hang, in dem Buche bei jeder Gelegenheit, oft Seite für Seite, auf die Specialdarlegungen des Gesagten in andern seiner Bücher aufmerksam und so gewissermaßen stets das eine Werk zur Reclame und zum Inhaltsanzeiger des oder der andern zu machen. Der unbefangenste Leser erhält schließlich den Eindruck, als bedürfe jedes Werk des Verfassers dessen andere Werke zu Commentaren, als genüge es nicht, eins, als müsse man alle kaufen. Aber diese Methode ist falsch, und es wird durch dieselbe sicher das Entgegengesetzte von dem erreicht, was erreicht werden soll. Man kauft statt aller lieber keins der zahlreichen Werke.

Der Verfasser möge uns diesen bibliographischen Wink nicht übel nehmen; besser macht er ihn sich zu Nutze. Wir haben schon gesagt, daß er in einem Grade wie wenig andere Meister seines Materials ist; fügen wir hinzu, daß wir vergeblich nach eigentlichen Irrthümern und Fehlern auf die Jagd gegangen sind, daß alles, so besonders die schließliche Uebersicht und Werthschätzung der käuflichen Schönheits- und Toilettenmittel, mit einer nicht genug zu rühmenden Sachkenntniß und Vollständigkeit mitgetheilt ist. Auf weitere Einzelheiten, wie interessant sie immerhin für manche sein mögen, können wir hier um so weniger eingehen, als wir nicht in der Lage waren, dem Buche das bekannte „Materiam superabat opus" als Epitheton ornans zuzuerkennen. Trotzdem ist ihm auf dem Büchermarkte sein bescheidener Platz nicht streitig zu machen.

In der „Diätetik der Seele" (Nr. 2) beschäftigt sich der Verfasser mit den erhabensten Gegenständen, und nur mit diesen, während er in dem erstbesprochenen Werke sich der eingehenden Betrachtung mancher an sich trivialen Dinge nicht entziehen konnte. Wir müssen uns über dieses Buch aber schon um deswillen kurz fassen, weil es nicht neu, sondern schon unter anderm Titel Gegenstand der Kritik gewesen ist. Diese Kritik war vorwiegend eine günstige und charakterisirte das Werk als eine „psychische Lebenskunst und Gesundheitslehre". Es lehrt, wie der Verfasser selbst es kennzeichnet, die Seele und deren Kräfte, die Gefühle und die Begehrungen des Menschenherzens in ihren natürlichen und abnormen Zuständen, überhaupt den innern Menschen in seinen Beziehungen zu sich selbst und zur Außenwelt kennen; es lehrt die Mittel zur Seelengesundheit und damit zum höchsten Gute des Lebens, zum Seelenfrieden; es will den Menschen fähig machen, sich und andere nachdenkend zu beobachten und unparteiisch zu beurtheilen; es will zur Selbstprüfung anregen, damit der Mensch die Gründe seiner Stimmungen, Affecte, Vorstellungen und Triebe ermitteln und das Böse und Ungesunde vermeiden lerne; es lehrt ihn, durch diese Selbstergründung auch die Stimmungen, Motive und Handlungen anderer vorurtheilsfreier und milder zu beurtheilen und somit Herr über sich selbst zu werden.

Nach allgemein einleitenden Betrachtungen über Gefühl, Gemüth, Leidenschaft, Gelüste, Seelengesundheit und Seelenerkrankung u. s. w. kommt der Verfasser auf die Gefühle und Leidenschaften insbesondere zu sprechen und erörtert in eingehender Schärfe die Einzelheiten des menschlichen Seelenlebens, das Wahrheits-, Schönheits-, Sittlichkeits-, Selbstgefühl, Freiheitsgefühl u. s. w., unverkennbar überall bemüht, die besprochenen Themata vom Standpunkte des Sittlichschönen erschöpfend zu behandeln und zu sicherm Abschlusse zu gelangen.

Wir wollen eine Probe aus den Darlegungen unsers Autors geben, um zugleich erkennen zu lassen, daß es ihm nicht möglich scheint, alle Probleme des gesellschaftlichen Lebens zur Lösung zu bringen:

Stellen wir uns den Fall vor, daß ein Weib einen Mann vor der Ehe liebt, in ihrem Herzen Zärtlichkeit und Verlangen zu ihm fühlt, daß sie weiß, er liebt sie, er bleibt ihr auf Lebenszeit treu, wird sich ihretwegen niemals verheirathen, falls es nicht mit ihr wäre —, sie aber fällt dem Zwange der Verhältnisse zum Opfer und muß einen Ungeliebten heirathen. In welchen Conflict geräth die Arme mit ihrer Liebe und der ihr aufgedrungenen Pflicht; was soll sie thun, um der Wahrheit in ihr und der Unwahrheit außer ihr, der erzwungenen Situation zu genügen, die von ihr Hingebung, Ehre, Zärtlichkeit fordert? Als Herrin ihres Herzens müßte sie dem Ungeliebten jede sinnliche Umarmung versagen, der Dichter des Alterthums würde ihr den Tod dictiren, denn einen Mann lieben und der Wollust eines andern leben, ist ein verächtliches Bild der Phantasie, und schon die Vorstellung, daß es die Pflicht verletzt, entwürdigt das Weib trotz seiner edelsten, reinsten Liebe. Wie unsaglich unglücklich muß diese Liebe sein, um so mehr, als sie der Pflicht genügt. Dieser Gegenstand des menschlichen Lebens ist noch nicht gehörig aufgeklärt; hier stehen Moral und Natur schroff einander gegenüber; hemmt die Moral die Liebe, ja nur den sinnlichen Trieb derselben, geschieht es auch schon durch die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft, so erkrankt die Natur seelisch und körperlich, und man kennt hinreichend die gemüthlichen und leiblichen Leiden der lieblos gebliebenen oder in ihrer Liebe verunglückten, in ihrer Naturbestimmung unerfüllt gebliebenen alten Jungfrauen und Junggesellen.

Damit verläßt der Verfasser dieses allerdings heillose Thema und er läßt es — Problem. Wir möchten zu erwägen geben, ob er das in diesem „Volksbuche" durfte, ob es nicht geboten war, wenigstens an dieser Stelle das höchste Moral- und das unbedingte Vernunftgebot, Kant's kategorischen Imperativ, zu erörtern und auf das wärmste anzuempfehlen. Es sind jetzt 90 Jahre, daß Kant in Riga seine „Grundlegung der Sitten" edirte, in der er namentlich strengere und reinere Ausbildung der Moral im engern Sinne forderte und die moralischen Begriffe von Pflicht und Sittengesetz, eben seinen kategorischen Imperativ, auf das klarste entwickelte. Er protestirte gegen den erschlaffenden Eudämonismus, der als letzten Zweck die Glückseligkeit setzt. Kant setzte als solchen die Gesetz-

mäßigkeit, das eiserne Pflichtgebot und das Pflichtgefühl. Auch Cicero hat schon ein Buch „De officiis", das wir alle von der Schule her kennen, hinterlassen. Unser Autor spricht von allen Gefühlen. Für das heilige Pflichtgefühl hat er kein Kapitel.

Hermann Schauenburg.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Heinrich Laube wird ein drittes dramaturgisches Werk angekündigt, eine „Geschichte des Wiener Stadttheaters", welche im Verlag von J. J. Weber in Leipzig erscheint. Die wiener Blätter geben bereits den Inhalt desselben an; Laube soll mit seinen Gegnern und mit der wiener Presse nicht gerade glimpflich umgehen. Das Buch gewinnt dadurch an Interesse, daß das wiener Stadttheater sich gerade jetzt in einer Krisis befindet, deren wahrscheinliche Lösung in einer abermaligen Uebernahme der Direction seitens des unermüdlichen Theaterleiters bestehen wird.

— Die „Deutsche Dichterhalle", redigirt von Ernst Eckstein (Leipzig, Hartknoch), behauptet sich in der Gunst der Dichter und des Publikums. Wir haben über die Neujahrsnummer, welche Beiträge aller hervorragenden deutschen Schriftsteller: Geibel's, Hamerling's, Bodenstedt's, Lingg's, Gutzkow's u. a. enthielt, deshalb nicht Bericht erstattet, weil solche glänzende Paradenummern allein uns nicht maßgebend erscheinen und wir das Blatt lieber in seinem Werktagskleid als in seinem Sonntagskleid beachten wollen; doch wir sehen aus den folgenden Nummern, daß die bessern Lyriker ihm treu bleiben, daß jüngere Kräfte sehr Ansprechendes und Formenschönes bieten, und daß die kritischen Skizzen und Bemerkungen des Herausgebers Fragen der Poetik in anregender Weise besprechen. Obgleich die reine Lyrik etwas gasartig Verduftendes hat und durch schwerere Stoffe gebunden werden muß, so glauben wir doch dieser rein lyrischen Zeitschrift ein durchaus günstiges Prognostikon stellen zu dürfen.

— Von dem Werke des Herausgebers d. Bl.: „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts von Rudolf Gottschall" (4 Bde., Breslau, Trewendt), erscheint gegenwärtig die vierte Auflage, welche durch manche größere Zusätze erweitert und bis zur allerjüngsten Gegenwart fortgeführt ist. Diese rasch auf die dritte Auflage folgende vierte ist wol ein Beweis dafür, daß auch eine Literaturgeschichtschreibung, welche dem modernen Genius huldigt und der deutschen Poesie der Neuzeit gerecht wird, jetzt ein wachsendes Publikum findet.

— Die Gesammtausgabe von Karl Gutzkow's „Gesammelten Werken" (Jena, Costenoble), schreitet rüstig fort. Auch das Schmerzenskind „Wally" ist in dieselbe aufgenommen, aber eingerahmt von geistvollen Betrachtungen des Autors über die Tendenz der Erzählung und von interessanten Mittheilungen über ihre literarischen und politischen Schicksale. Von den kleinern Erzählungen und Romanen, denen allen die originelle und geistreiche Darstellungsweise besondern Reiz gibt, wird „Der Sadducäer von Amsterdam" die lebhafteste Theilnahme erregen, weil auf der novellistischen Grundlage desselben Gutzkow seinen „Uriel Acosta" aufgebaut hat.

— Julius Hartmann hat einen „Liederschatz der deutschen Mütter" herausgegeben, fünfhundert den Müttern gewidmete Dichtungen aus drei Jahrtausenden (Stuttgart, Neff). Diese Anthologie der Weltliteratur ist in zwei Bücher gesondert „Muttersorge" und „Mutterfreude". Neuestes und Aeltestes, Kalidasa und Jesaja, Euripides und Aurelius Prudentius Clemens, Victor Hugo und Byron, Geibel und Hoffmann von Fallersleben finden sich hier mit kleinern Sentenzen und Epigrammen und größern ausgeführten Dichtungen nebeneinander. Auch die altdeutsche Literatur ist durch Otfried, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide und viele andere in glücklicher Auswahl vertreten.

Theater und Musik.

Am königsberger Stadttheater ist die Tragödie des talentvollen Dichters Felix Dahn: „König Roderich", mit sehr günstigem Erfolg in Scene gegangen. Das Stück war mit vielem Fleiß einstudirt und wurde mit einer für die königsberger Verhältnisse prächtigen Ausstattung gegeben. Wir verzeichnen mit Vergnügen durchgreifende Erfolge ernster Dramen, die auf den Provinztheatern sogar häufiger sind als auf den großen Bühnen der Residenzstädte, wo das Publikum durch den bunten Trödel der zahlreichen Theater und durch die Vorliebe für das Pikant-Sensationelle gegen poetisch-dramatische Wirkungen mehr blasirt ist.

— Octave Feuillet's „Sphinx" ist nun auch an dem berliner Residenztheater in Scene gegangen. Fräulein Antonie Janisch spielte die Titelrolle, in welcher das Sterben à la Adrienne Lecouvreur ein Hauptbravourstück der Künstlerin sein muß. In Paris war es der bis in alle Lazarethnuancen ausstudirte Tod der „Sphinx", welcher den großen Erfolg des Stücks begründete. Während man dem deutschen Schauspiel, auch dem historischen, welches doch die scenische Ausstattung in höherer Weise verlangt, nur selten einen glänzenden und neuen decorativen Schmuck zutheil werden läßt, sind die Directionen dem französischen Schauspiel gegenüber damit viel freigebiger, ja selbst das Conversationsstück wird ausgestattet, welches eigentlich als auf psychologischen Momenten und dem Dialog beruhend der Ausstattung am allerwenigsten bedarf. So theilten sich in den Erfolg der „Sphinx" am Residenztheater, der übrigens ein sehr mäßiger war und sich in absteigender Linie bewegte, mit Octave Feuillet und Fräulein Janisch die Gebrüder Lütkemeyer in Koburg, ihres Zeichens tüchtige Decorationsmaler, und die Kritik berichtet von nur neuen und schönen Decorationen, mit welchen der doppelte Ehebruch ausgestattet wurde: Wintergarten auf Schloß Chesnaye, Boudoir daselbst, Waldpartie, Boudoir auf Schloß Savigny.

— „Hand und Herz" von L. Anzengruber, dem Verfasser des „Pfarrers von Kirchfeld", erwies sich am berliner Stadttheater als eine verfehlte Tendenztragödie, deren Voraussetzungen nicht nur in protestantischen Ländern, sondern auch an und für sich unmöglich sind. Uebrigens kommen in dem Stück alle möglichen criminalrechtlichen Thaten vor: Vernichtung von Urkunden, Ehebruch, Bigamie, Mord, Selbstmord, und alles wird diesmal, in wenig logischer Weise, der Kirche in die Schuhe geschoben.

Berichtigung. In Nr. 7 d. Bl. wird in der kurzen Besprechung der Reiseeindrücke von H. Krummacher: „Deutsches Leben in Amerika", der Verfasser ein fanatischer Lutheraner genannt. Es geht uns die thatsächliche Berichtigung zu, daß Hr. Krummacher reformirt und liberal unirt ist, sowie daß seine Schrift gerade von den Vertretern des orthodoxen Lutherthums heftig angegriffen wurde.

Bibliographie.

Die rothe Fackel. Schilderungen menschlicher Ungeheuer aus alter und neuer Zeit. 1stes und 2tes Hft. Dresden, Verlag der Chronik. Gr. 8. à 80 Pf.

Forster, A., Der Welt Anfang und Ende. Oeffentlicher Vortrag. Bern, Huber u. Comp. 1874. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Grillparzer, Medea. Trauerspiel. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 M.

Hermann, G. E., Schill. Ein Drama. Straßburg, Trübner. 1874. 8. 2 M.

Hocker, N., Das deutsche Vaterland. Patriotische Dichtungen zum Vortrage bei Krieger-, Schützen-, Sänger-, Turner-, Künstler- und anderen Festen. Weimar, B. F. Voigt. 8. 4 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Confucius. Tá-Hiŏ.

Die erhabene Wissenschaft.

Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von

Reinhold von Plaenckner.

8. Geh. 6 Mark.

Als Seitenstück zu seiner in demselben Verlage erschienenen und mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Uebertragung des „Táo-tĕ-king oder Der Weg zur Tugend“ von Laò-tsè (1870. 6 Mark) lässt der Herausgeber die Uebersetzung und Erklärung einer classischen Schrift aus der ältern Literatur der Chinesen folgen, des „Tá-Hiŏ oder Die erhabene Wissenschaft“ von Confucius. Auch hier war er bemüht, sowol den Text des Originals möglichst getreu wiederzugeben, als auch alle Citate und Nachweise, die zum Verständniss dienen können, aus den Quellen zu erforschen und beizubringen.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Neue Gedichte in schwäbischer Mundart.

Gau! Stau! Bleiba lau!

von

Hyazinth Wäckerle.

Broschirt 2 Mark. Elegant geb. 3 Mark.

Der Altmeister der mundartlichen Dichtung, Franz von Kobell, hat die Widmung dieser schwäbischen Gedichte, welche nicht nur gemüthreich, sondern auch voll köstlichen Humors und von echtdeutscher Gesinnung sind, in schmeichelhafter Weise angenommen.

Verlag von Lampart & Comp., Augsburg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Islam im neunzehnten Jahrhundert.

Eine culturgeschichtliche Studie

von

Hermann Vámbéry,

Professor der orientalischen Sprachen und Literaturen an der Universität zu Budapest.

8. Geh. 6 Mark.

Der bekannte Verfasser, auf diesem Gebiete als Autorität anerkannt, entwirft hier ein meist aus eigener Anschauung geschöpftes Bild der mohammedanischen Welt in ihrer Berührung mit der abendländischen Cultur und gelangt dabei zur Erörterung der wichtigen Fragen, mit welchen die Politik der verschiedenen Grossmächte Europas in nächster Zukunft sich zu beschäftigen hat. Jedenfalls wird die frische, stoffreiche Schrift allseitig lebhaftem und nachhaltigem Interesse begegnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefwechsel

zwischen

Varnhagen und Rahel.

(Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.)

Dritter und vierter Band.

8. Geh. 12 Mark. Geb. 14 Mark.

(Der erste und zweite Band haben denselben Preis.)

Die vor kurzem erschienenen ersten beiden Bände dieses Briefwechsels haben vielfach das lebhafteste Interesse erregt. In der That darf der schriftliche Verkehr zwischen Varnhagen und Rahel Levin, seiner nachmaligen Gattin, in der Vollständigkeit, wie er hier zum ersten mal dargeboten wird, als charakteristische Quelle zur Kenntniß einer ganzen wichtigen Culturepoche gelten und als solche hervorragenden und dauernden Werth für sich in Anspruch nehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderung und Heimkehr.

Gedichte

von

Karl Bartsch.

8. Geh. 3 Mark. Geb. 4 Mark.

Gedankenreichthum und Formvollendung machen diese Gedichte nicht blos für die persönlichen Freunde des Dichters, des bekannten Germanisten, sondern für jedes empfängliche Gemüth zu einer ansprechenden poetischen Gabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Quer durch Afrika.

Reise vom Mittelmeer nach dem Tschad-See und zum Golf von Guinea

von

Gerhard Rohlfs.

In zwei Theilen. Mit zwei lithographirten Karten.

Zweiter Theil. 8. Geh. 7 Mark. Geb. 8 Mark.

(Der vor kurzem erschienene erste Theil hat denselben Preis.)

Dieses nun abgeschlossen vorliegende Werk enthält die erste vollständige Schilderung der von Gerhard Rohlfs ausgeführten interessanten Reise von Tripolis über Rhadames nach Fesan, durch die Sahara nach Bornu und Uándala, und von da durch die Haussa- und Pullo-, die Nupe- und Joruba-länder bis Lagos am Meerbusen von Guinea. Viele der von ihm durchreisten und beschriebenen Gebiete waren bisher völlig unbekannt; von andern hat er die Mittheilungen früherer Reisenden, namentlich Barth's, in manchen Punkten ergänzt und berichtigt, sodass unsere Kenntniss des grossen afrikanischen Continents durch sein Werk wesentlich bereichert worden ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 12. —— 18. März 1875.

Schriften zur neuern Geschichte und Politik.

1. Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Friedrich Kapp. Zweite vermehrte und umgearbeitete Auflage. Berlin, Springer. 1874. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Aus den Berichten englischer Agenten und deutscher Offiziere, aus amtlichen braunschweigischen Berichten, englischen Parlamentsverhandlungen und den handschriftlichen Acten des ansbachischen Ministers von Gemmingen hat der Verfasser das nöthige Material für sein äußerst interessantes Thema zusammengetragen, und er liefert in diesem trefflich geschriebenen Buche einen sehr wichtigen Beitrag zur Culturgeschichte der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts. Zunächst gibt er in einem historischen Rückblick eine kurze Darstellung der Entwickelung des Heerwesens, wie dasselbe aus dem mittelalterlichen ritterlichen Lehensheere zum Landsknecht- und Söldnerheere, und endlich, doch erst nach dem Dreißigjährigen Kriege, zum stehenden Heere übergegangen ist. Aus diesen stehenden Heeren einen Handelsartikel zu machen, nach der Weise eines Sultans von Zanzibar, die eigenen Unterthanen zu verkaufen oder zu vermiethen, war der Gewissenlosigkeit kleinstaatlicher Fürsten Deutschlands vorbehalten. England, das durch rücksichtsloses, herrisches Benehmen gegen seine amerikanischen Colonien dieselben zum Aufstand zwingt und den Gedanken an Abfall in ihnen hervorruft, gibt den Anlaß zu der schwungvollen Betreibung dieses Exporthandels. Es möchte die rebellischen Amerikaner, die ein bunt zusammengewürfeltes Milizheer haben, durch ein wohlgeschultes Heer zu Paaren treiben und in wenigen Monaten den unbequemen, für den Handel so störenden Krieg beendigen. Die eigenen Landeskinder zur Schlachtbank zu führen, hält die englische Regierung nicht für zweckmäßig, sie findet es vortheilhafter, fremde Truppen in Sold zu nehmen, weil diese leichter und wohlfeiler beschafft werden könnten und weil die waffenfähige Bevölkerung Englands fast ausschließlich mit den Arbeiten und Künsten des Friedens beschäftigt sei. Die englischen Minister wandten sich daher an das Ausland, jedoch nicht zuerst an die deutschen Fürsten, weil die Verhandlung mit mehrern die Entscheidung hinauszog, sondern an Rußland, um von diesem ein ganzes Armeecorps, wenigstens 20000 Mann, zu erhalten. Damals saß Katharina auf dem russischen Throne. Sie war sowenig eine Tugendheldin als ihre Vettern von Anhalt-Zerbst, aber so viel Ehrgefühl und politischen Verstand hatte sie, daß sie dem englischen Gesandten im Jahre 1775 zur Antwort gab, ein solcher Miethvertrag sei unverträglich mit der Würde Rußlands und mit dessen Verhältniß zu den übrigen europäischen Mächten. Nun wandte sich England an die Republik Holland. Hier war die kräftige und von nationalem Geist getragene Rede des Barons van der Capellen hauptsächlich schuld an der Abweisung des englischen Gesuchs. England, sagte er, solle, statt die Truppen eines freien Volks, das zudem von demselben stets aufs übermüthigste behandelt worden sei, zur Niederwerfung der sogenannten Rebellion zu verlangen, lieber Janitscharen miethen. So blieb den Engländern nichts übrig, als sich an einzelne deutsche Fürsten zu wenden, welche keinen Sinn hatten für ihre eigene und für ihres Landes Würde und gewohnt waren, mit den übrigen europäischen Mächten in keinem andern als in einem schmählichen Verhältniß zu stehen. Diese Fürsten kannten nur das eine Streben, aus ihrem Lande möglichst viel Geld herauszupressen, um dasselbe in ihrer versailler Maitressenwirthschaft zu vergeuden, und da das arme Land von Jahr zu Jahr weniger abwarf und die Schulden gar zu sehr anwuchsen, so ergriffen sie mit cynischer Gier die Gelegenheit, eine neue Geldquelle in ihre erschöpften Kassen hineinzuleiten. Denn England bezahlte ihnen für jeden Mann, der eingeschifft wurde, und für jeden, der im Felde starb, über 50 Thaler und außerdem jährliche Subsidien, welche sogar ein paar Jahre nach dem Kriege noch fortentrichtet wurden.

In den demüthigendsten Ausdrücken erbitten sich die Fürsten die Gunst des Königs von England, preisen ihm ihr Weißwaarengeschäft als das solideste und reellste an und zeigen sich bitterböse, wenn andere Fürsten auch mitthun wollen, wo es dann ohne gegenseitiges Herabsetzen nicht abgeht.

In den Jahren 1776 und 1777 schlossen die Fürsten von Braunschweig, Kassel, Hanau, Waldeck, Ansbach, Zerbst Subsidienverträge — oder Schutz- und Trutzbündnisse, wie die beschönigenden Titel dieses Menschenhandels lauteten — mit England ab und machten sich darin verbindlich, je 2—4000 Mann zu liefern. Auch andere Staaten bewarben sich um solche Verträge. Der Verfasser nennt Baiern und Würtemberg, geht aber auch auf die Gründe zurück, aus welchen die Verhandlungen sich zerschlugen; das bairische Militär habe damals für das schlechteste nach dem päpstlichen gegolten, und in Würtemberg habe es zwar militärische Leute gegeben, aber infolge der übermäßigen Verschwendung des dortigen Herzogs Karl absolut kein Geld, um auch nur für ein paar hundert Mann die nöthigen Ausrüstungsgegenstände anzuschaffen. Unter diesem elenden Pygmäengeschlecht ragt Friedrich der Große wie ein Riese hervor. Seinem Neffen, dem Markgrafen Karl Alexander von Brandenburg-Baireuth, welcher ihn um freie Durchfahrt für seine Truppen gebeten hatte, schreibt er am 24. October 1777: „Ich gestehe Euer Durchlaucht, daß ich niemals an den gegenwärtigen Krieg in Amerika denke, ohne von der Gier einiger deutschen Fürsten, welche ihre Truppen einer sie gar nichts angehenden Sache opfern, unangenehm berührt zu werden", und schlägt ihm sein Gesuch ab, wodurch derselbe in große Verlegenheit kommt, seine Leute einen bedeutenden Umweg machen lassen muß und unterwegs durch Desertion viele Leute verliert. Dieser Neffe war freilich einer der gewissenlosesten Fürsten jener Zeit, welcher zur Unterhaltung und Ergötzung seiner Maitresse Menschen vom Dache des Schlosses herunterschoß und das Leben eines Menschen niedriger taxirte als das seiner Hunde. Der Verfasser gibt solcher Einzelheiten viele, schildert das Leben dieser kleinen Sultane sehr getreu und übt ebendadurch eine vernichtende Kritik über jene deutsche Kleinstaaterei, welche keine andere Kunst verstanden hat als die, sich so verächtlich und so hassenswürdig als nur immer möglich zu machen, und zu bewirken, daß jedermann froh war, als durch die Stürme eines neuen Jahrhunderts eine ansehnliche Serie dieser Kleinstaaten weggefegt wurde. So enthält dieses Buch, das zunächst den deutschen Soldatenhandel schildern will, allerdings höchst wichtige Beiträge zur Culturgeschichte des vorigen Jahrhunderts, unentbehrlich für den Historiker, sehr interessant für jeden gebildeten Menschen, der mit einer trostlosen Vergangenheit die sonnigere Gegenwart gern vergleichen wird.

2. Klerikale Politik im neunzehnten Jahrhundert. Von Heinrich von Sybel. Bonn, Cohen u. Sohn. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein Buch von Sybel, und wenn es nur eine kleine Broschüre ist, hat Anspruch auf ganz besondere Beachtung. Die unerbittliche historische Kritik, die er jedem Thema angedeihen läßt, die Lebendigkeit der Darstellung, die edle und dabei so verständliche Diction, das gesunde, immer so zutreffende Urtheil und der warme Patriotismus, dem nichts höher steht als Deutschland: dies alles hat Sybel einen bleibenden Namen in der deutschen historisch-politischen Literatur gesichert, auch wenn er nicht historische Meisterwerke ersten Ranges, die ihm die Stelle unmittelbar nach dem Altmeister Ranke anweisen, geschrieben hätte. Mag er über „Das neue Deutschland und Frankreich", über das „Was wir von Frankreich lernen können", über „Socialismus und Communismus", über „Napoleon III." oder irgendwelchen andern Gegenstand schreiben: immer werden wir sagen müssen, daß er in den wenigen Bogen, die er uns hier zur Lektüre geboten, ganz neue Gesichtspunkte aufstellt, neue Ideen in uns anregt, das besprochene Thema für uns vollständig zum Abschluß bringt. So ist es auch mit vorliegender Broschüre über „Klerikale Politik". Der Verfasser geht darin von den einander diametral entgegengesetzten Behauptungen der Liberalen und der Klerikalen aus. Während jene versichern, daß sie an keinen Eingriff in die persönliche Glaubensfreiheit denken, aber dem Staate sein Recht wahren, die nationale Gesetzgebung über die äußern Rechtsverhältnisse aller Individuen und Corporationen, mithin auch über die im Lande bestehenden Kirchengemeinden und Religionsgesellschaften auszudehnen, behaupten dagegen die Klerikalen, eben dieser Anspruch des Staats, Gesetze über kirchliche Rechtsverhältnisse zu erlassen, sei rechtswidrig und eine tödliche Gefahr für die katholische Religion; ihr Kampf gegen die neuen preußischen Gesetze sei also ein Kampf für die Freiheit des persönlichen Gewissens, für die zur Frömmigkeit eines jeden unentbehrliche Selbständigkeit der Kirche; sie wollten nicht blos Freiheit für sich, sondern für alle, und verlangen daher allgemeines Wahlrecht, vollständige Entfesselung der Presse und der Vereine, Lehrfreiheit für jeden und Vernichtung des staatlichen Schulzwangs, wodurch sie sich bekanntlich die Bundesgenossenschaft der radicalen Parteien verschaffen und catilinarische Existenzen wie Kullmann an ihre Rockschöße hängen. Wird den Klerikalen entgegengehalten, daß die berühmtesten Päpste des Mittelalters von Königen und Völkern unbedingte Unterwerfung verlangt hätten, und daß der unfehlbare Pio nono bei verschiedenen Veranlassungen sich alle Rechte seiner alten Vorgänger beigelegt habe, so erwidern sie, man solle ihnen doch nicht die Dummheit zutrauen, zu glauben, daß die Erneuerung des Mittelalters im 19. Jahrhundert noch möglich sei, und man solle doch in den Rechtsverwahrungen des Vaticans nichts weiter als einen in Rom einmal üblichen Kanzleistil erblicken.

So stehen Behauptungen gegen Behauptungen. Mit wissenschaftlichen Beweisen und Gegenbeweisen kommt man hier nicht weit. Nur vom historischen Standpunkte aus ist die Frage zu lösen, ob das Papstthum des 19. Jahrhunderts die Weltherrschaft erstrebe, und da haben, sagt der Verfasser, in den letzten 50 Jahren die Päpste und ihre Anhänger Gelegenheit genug gehabt, ihre Forderungen und ihre Zwecke nicht blos in Kanzleiphrasen, sondern mit äußerst praktischen Handlungen zu bezeichnen. Nachdem der Verfasser die Zustände unter der Napoleonischen Herrschaft geschildert, die päpstliche Reaction im Kirchenstaat im Jahre 1815 beleuchtet und die Gründe entwickelt hat, welche sowol die Regierungen als auch die Curie zu

Gegnern des Liberalismus und des Nationalismus machten und die deutschen Staaten mehr zum Abschluß von Concordaten als zur Errichtung einer Wessenberg'schen deutschen Nationalkirche veranlaßten, geht er speciell auf die Unterhandlungen ein, welche Baiern, Hannover und Preußen mit der päpstlichen Curie eröffneten. Wenn Baiern, dem die unbedingte Anerkennung des gesammten kanonischen Rechts zugemuthet wurde, besser wegkam, als man in Rom wünschte, so verdankte es dies nur der diplomatischen List des damaligen Ministers Grafen Rechberg. Was die Curie unter einem annehmbaren Concordat verstand, war aus der Note vom 2. September 1817 zu ersehen, welche der Staatssecretär Cardinal Consalvi an Hannover erließ. Darin sagte er rund heraus, daß von Rechts wegen der Staat ein Aufsichtsrecht über die Kirche gar nicht habe; daß ein nichtkatholischer König gar keine Mitwirkung bei der Ernennung katholischer Bischöfe und Pfarrer und keinen Einfluß auf die Erziehung und Bildung des katholischen Klerus erhalten könne; daß die Geistlichen keiner Civilgerichtsbarkeit unterworfen werden dürften; daß die Gleichberechtigung der verschiedenen Kirchen und ihre Verpflichtung zu gegenseitiger Achtung nicht amtlich und öffentlich ausgesprochen werden dürfe; daß die katholische Kirche die Ketzer stets als Schafe, wenn auch als zur Zeit rebellische Schafe der ihrer Leitung anvertrauten Heerde betrachten müsse. Die Verhandlungen mit Preußen, wo in den zwanziger Jahren die staatlichen Oberhoheitsrechte noch in voller Geltung waren, führten nicht zu einem Concordat, sondern zu einer bloßen Circumscriptionsbulle, in welcher jene Rechte weder anerkannt noch verworfen wurden, da die Curie es für politisch klug hielt, vorderhand darüber zu schweigen.

Darauf schildert der Verfasser die Zustände unter der *Restauration* in Frankreich, die Kämpfe zwischen der klerikalen und altadelichen Partei auf der einen und der bürgerlich-liberalen auf der andern Seite, die Plane und Agitationsmittel der Klerikalen, das unkluge Benehmen der liberalen Parteien, den reactionären Rückschlag infolge der französischen Intervention in Spanien, wo unter dem nichtswürdigen Ferdinand Pfaffen und Bediente am Ruder waren, und die Bemühungen des päpstlichen Nuntius Lambruschini, den König Karl X. zur Publicirung der Ordonnanzen zu vermögen. Siegte Karl, so war Frankreich eine päpstliche Domäne, die Herrschaft Don Carlos' in Spanien und Dom Miguel's in Portugal gesichert, und Rom, in dessen Händen die leitenden Fäden dieser Regierungen zusammengelaufen wären, hätte dann auch mit den andern Staaten eine andere Sprache geführt. Handelte es sich, fragt der Verfasser, bei diesen klerikalen Bestrebungen um Religionsfreiheit, oder um Weltmacht? Seine Antwort ist:

Es war nicht die Sorge um die katholische Religion, welche die spanischen Klerikalen zum Kampfe gegen die Verfassung von 1812 aufstachelte, die Verfassung, welche jedes andere Bekenntniß als das katholische in Spanien verbot. Es war nicht Sorge um die Religion, welche in Spanien den Bruder gegen den Bruder aufstellen wollte, in Portugal den Sohn zur Empörung gegen den Vater, den Oheim zum Eidbruch gegen die Nichte trieb, welche in Frankreich die katholischen Minister befeuerte, den frommen König zum Staatsstreich drängte, und in Italien 90 Procent der Bevölkerung ohne die dürftigste Elementarkenntniß ließ. Nirgendwo war dort die Freiheit in Frage, zu Gott dem Herrn auf katholische Weise zu beten: um was es sich handelte, war die Macht des Klerus, und allein die Macht.

Der plötzliche Donnerschlag der Julirevolution zerriß das weltumspannende Gewebe.

Aber es ist ja bekannt, daß die Klerikalen, kaum zur Vorderthür hinausgeworfen, sofort zur Hinterthür wieder hereinkommen. Im Jahre 1845 hatten die Jesuiten in Frankreich, trotzdem daß ihr Orden dort verboten war, einen Grundbesitz von 2 Millionen Francs und sonstige Jahreseinnahmen von etwa $1/2$ Million. Doch ihre größten Fortschritte machten die Klerikalen im vierten und fünften Jahrzehnt in Deutschland, und zwar in Preußen. Nun spricht der Verfasser von der Ernennung des Herrn von Droste-Vischering zum Erzbischof von Köln und den alsbald daraus sich ergebenden Conflicten, von Friedrich Wilhelm IV., welcher der Kirche mit vollen Händen Rechte und Freiheiten zutheilt, von der Kurzsichtigkeit der Liberalen bei den Gesetzgebungen von 1848—50, von dem berüchtigten Satz: „Die bestehenden Kirchen verwalten ihre innern Angelegenheiten selbständig", von der Absetzung des Staats auf kirchlichem Gebiete und von dem ganzen Jammer der damaligen preußischen Regierung, der sich kaum schärfer kennzeichnen läßt als durch die Worte des Cardinalstaatssecretärs Antonelli, welcher auf die Frage eines englischen Lords, wie die englische Regierung die katholische Geistlichkeit in Irland befriedigen könnte, die Antwort gab: „Das kann ich mit Einem Worte sagen, führen Sie die preußischen Kirchengesetze ein!" Als vollends Oesterreich im Concordat von 1855 die vollständige Herrschaft des kanonischen Rechts anerkannte und die Unterordnung des Landesgesetzes unter das Kirchengesetz zugestand, glaubte die Curie, die Zeit zur offenen Erneuerung aller mittelalterlichen Herrscherrechte sei nun gekommen; sie erließ 1864 die Encyclica und den Syllabus und agitirte überall, wo sie konnte, für eine straffe und stramme Hegemonie Oesterreichs in Deutschland und für eine Demüthigung des wegen seines Verhaltens gegen die Kirche so „belobten" Preußen. Die Siege von Königgrätz und am Main wirkten auf diese Hoffnungen ebenso dämpfend wie seinerzeit die Julirevolution. Als Hauptgrund, weshalb die Klerikalen das jetzige Deutschland bekämpfen, gibt der Verfasser an, daß nur bei einer Zersplitterung, nicht bei einer Einheit des Deutschen Reichs Aussichten für die Durchsetzung ihrer Plane vorhanden seien, woraus sich die Taktik der Centrumspartei, das Handinhandgehen Windthorst's mit Liebknecht von selbst ergebe.

Am Schluß spricht der Verfasser, die Ergebnisse seiner Betrachtungen zusammenfassend, von den Zielen und Mitteln der Klerikalen, von der Nutzlosigkeit aller diplomatischen Unterhandlungen mit der Curie, von der Schwierigkeit des Kampfes, welchen der Staat mit den Klerikalen zu führen habe, und welche hauptsächlich in der despotischen Disciplin der Klerikalen und der häufigen Disciplinlosigkeit der liberalen Parteien liege, und von der natürlichen Allianz der Klerikalen und Franzosen, gegen die nur festes und consequentes Zusammenhalten aller deutschen Patrioten das Reich schützen könne. Es ist zu wünschen, daß unsere Liberalen im Reichstage, die Nationalliberalen wie

die Fortschrittspartei, das, was der Verfasser über Mangel an Disciplin unter den liberalen Parteien sagt, sich bei manchen Anträgen und Abstimmungen zu Herzen nehmen möchten.

3. Graf Cavour's Leben und Wirken dargestellt von Giuseppe Massari. Aus dem Italienischen mit zahlreichen historischen Erläuterungen und einem alphabetischen Sachregister. Nebst einem Anhang: Cavour's Ende von Gräfin Alfieri. Vollständige deutsche Ausgabe von Eduard Rüffer. Mit Porträt. Jena, Costenoble. 1874. Gr. 8. 8 M.

Man hat dem wackern Neapolitaner Massari, welcher seit 1848 in Turin lebte und hier bald in den Kreis der nächsten politischen und persönlichen Freunde Cavour's eintrat, zum Vorwurf gemacht, daß er mehr eine Geschichte der Zeit Cavour's als eine Biographie desselben geschrieben habe. Wir können in diesen Vorwurf nicht einstimmen; denn wer kann denn die Biographie eines Mannes, der aus dem Königreich Sardinien das Königreich Italien gemacht hat, schreiben, ohne den historischen Proceß dieser gewaltigen Metamorphose mit allen ihren verschiedenen Etappen uns klar darzulegen? Eher könnte man sagen, daß der Verfasser zu der Rubrik „Enthüllungen", welche in neuerer Zeit ein so willkommener Artikel geworden ist, nicht gar viele Beiträge geliefert und sich mehr darauf beschränkt hat, das zugängliche Material genau und künstlerisch zusammenzustellen und das Bild seines großen Freundes durch eine Menge kleiner charakteristischer Züge zu beleben und dadurch zu einem sprechenden zu machen. Von allen Biographien oder Charakteristiken Cavour's liefert uns keine so viel Thatsächliches aus dem Leben und Wirken des Staatsmannes wie das vorliegende Buch, welches deshalb sehr geeignet ist, den italienischen Bismarck uns näher zu bringen und noch mehr bei uns einzubürgern. Wenn wir eine kleine Ausstellung machen wollen, so möchten wir nur anführen, daß der Verfasser, wie dies der italienische Stil mit sich bringt, zuweilen unnöthiges rhetorisches Beiwerk und sentimentale Blumistik in seinen Text aufgenommen hat. Dem Uebersetzer verdanken wir manchen werthvollen Zusatz, da und dort auch eine Berichtigung des historischen Urtheils, wie über die militärische Befähigung des Generals La Marmora.

Vollständig gelungen ist dem Verfasser die Aufgabe, die großen Eigenschaften Cavour's, auf welchen sich sein geschichtliches Standbild aufbaut, ins rechte Licht zu setzen und sie als rothen Faden durch die ganze Erzählung durchschimmern zu lassen. Wir rechnen dazu vorzugsweise die politische Voraussicht, die unbegrenzte Hingebung an die große Lebensaufgabe, ein einheitliches Italien herzustellen, und die diplomatische Klugheit und Freimüthigkeit. Wenn Cavour zu dem preußischen Botschafter, dem Grafen Brassier de Saint-Simon, sagt: „Täuschen Sie sich nicht, lieber Brassier, ich sage genau das, was ich denke. Die alte Gewohnheit der Diplomaten, ihre Gedanken zu verhüllen, täuscht niemand mehr. Ich bediene mich ihrer nie. Glauben Sie mir, das Publikum hat vor dieser Art von Diplomatie keinen Respect mehr", oder bei einer andern Gelegenheit äußert: „Jetzt kenne ich die Kunst, die Diplomaten hinters Licht zu führen: ich sage nur die Wahrheit, und bin sicher, daß sie mir nicht glauben", wer findet sich dadurch nicht echt Bismarckisch angeheimelt? Der Cavour'schen Natur war offenbar instinctiv eingepflanzt das Bewußtsein und der Drang, etwas Großes zu werden und etwas Großes zu schaffen. Wer als sechsjähriger Knabe die Forderung stellen kann, daß ein Postmeister, welcher ihm schlechte Pferde geliefert hat, abgesetzt werde, und eine förmliche Anklage beim Syndikus vorbringt, der ist als Mann auch im Stande, die Absetzung Oesterreichs, das in Italien eine schlechte Regierung liefert, zu verlangen, eine förmliche Anklage bei dem pariser Congreß vorzubringen und zuletzt, als der österreichische Postmeister seiner Pflicht immer noch nicht nachkommt, ihn durch Bajonnete aus dem Hause zu jagen. Daran, daß er einmal Minister von Italien werde, zweifelt der zwanzigjährige Genielieutenant in Genua nicht. Seine erste Zusammenkunft mit dem Prinz-Präsidenten Ludwig Napoleon im Sommer 1852 sagt ihm, daß dies der Mann sei, der für Italien etwas thun könne und werde; den Ausbruch des Krimkriegs begrüßt er als eine Gelegenheit, die seinen Planen und der piemontesischen Politik günstig werden dürfte; er beschließt sofort, die Gelegenheit nicht unbenutzt vorüberzulassen, setzt trotz aller Schwierigkeiten seinen Plan durch, erwirbt sich dadurch den Dank Frankreichs und Englands, eröffnet sich den Zugang zum pariser Congreß, setzt hier seinen Hebel mit solcher Kraft und Gewandtheit an, daß er auch Rußland für sich gewinnt und Oesterreich vollständig auf den Isolirschemel zwingt, und bringt durch sein meisterhaftes Manövriren die italienische Frage in solchen reißenden, unaufhaltsamen Fluß, daß keine Macht der Welt sie mehr aufhalten kann. Nur in Einer Frage hat er sich wol verrechnet. Das letzte Wort des sterbenden Staatsmannes: „Libera chiesa in libero stato" (Freie Kirche im freien Staate), das er seinen Nachfolgern als Vermächtniß hinterließ, hat Italien nicht zu einer Aussöhnung mit dem Vatican gebracht und noch viel weniger die elementare und wissenschaftliche Bildung des Volks gefördert. Die Geschichte seit Gregor VII. zeigt uns, daß die Freiheit des Staats neben der Freiheit der Kirche, und zwar der katholischen Kirche, nicht bestehen kann; daß die Kirche, sobald sie frei ist, die Herrschaft über den Staat zu erringen sucht; daß diesem also, wenn er seine Freiheit wahren will, nichts übrigbleibt, als die Kirche wie jede andere Corporation zu behandeln und seine Oberhoheitsrechte in allen Rechtsverhältnissen aufrecht zu halten. Zu diesem Resultate sind vorzugsweise Deutschland und die Schweiz gekommen, und wenn Italien andere Wege einschlagen zu müssen glaubt, so wird sicherlich bald eine Zeit kommen, in welcher der Ruf: „Hinaus mit den Schwarzröcken!" gerade so gebieterisch auftritt, wie in den Jahren 1848 und 1859 der Ruf: „Hinaus mit den Weißröcken!"

Besonders interessant ist für uns, zu sehen, wie Cavour seit dem Jahre 1858 gute Beziehungen zu Preußen und zu Deutschland anzuknüpfen sucht und mehr als einmal den preußischen Staatslenkern sagt, daß Preußen Oesterreich gegenüber in der nämlichen Lage sei wie Italien; daß nur die Verdrängung Oesterreichs aus Deutschland Preußen aus seinen ungünstigen politischen Verhältnissen befreien könne; daß Preußen sicherlich früher oder später das Nämliche thun werde, was Piemont in Italien gethan habe. Daß Cavour die preußische Freundschaft aus einer

Art platonischen Liebe gesucht habe, wird niemand zu glauben einfallen; ging ja der Weg nach Baden-Baden, wo er 1858 mit dem Prinz-Regenten von Preußen, dem jetzigen Kaiser Wilhelm, zusammentraf, über Plombières. Damit ist alles gesagt: für den bevorstehenden Krieg mit Oesterreich wollte er sich Preußens wenigstens insofern versichern, daß er dessen Neutralität sicher war, da eine militärische Unterstützung Oesterreichs von seiten Preußens dem Kaiser Napoleon es unmöglich gemacht hätte, seine Bataillone nach Italien zu schicken. Aus seiner Unterredung mit dem Prinzen von Preußen und dessen Diplomaten wurde ihm zur Gewißheit, daß Preußen seine moralische Niederlage von 1850, wodurch dasselbe um fast allen Einfluß in Deutschland kam, zu rächen suchen werde; daß die süddeutschen Staaten und Sachsen, die österreichischen Schildknappen am Bundestage, beim Ausbruch des Kriegs zwar ein großes Geschrei erheben, aber sich doch nicht gegen Frankreich erklären würden, falls Preußen dagegen sei; daß es somit ein glücklicher Einfall von ihm gewesen sei, nach Baden zu gehen. Auf den Prinzen von Preußen machte Cavour einen guten Eindruck: „Aber er ist ja gar nicht so revolutionär, als man von ihm sagt", äußerte sich der Prinz; und ein preußischer Minister sagte bald darauf in Berlin: „Ganz entschieden! Cavour hat den Prinz-Regenten erobert." Bald darauf, als das Ministerium Manteuffel gestürzt und der Fürst von Hohenzollern an die Spitze des neuen Cabinets getreten war, schickte Cavour einen Verwandten desselben, den Marchese Pepoli, nach Düsseldorf, wo damals der Fürst sich aufhielt, um ihm mitzutheilen, wie sehr die Regierung Victor Emanuel's Preußen schätze, und wie eifrig sie wünsche, zwischen beiden Regierungen und Nationen freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. Diese Beziehungen würden durchaus den Interessen beider Theile entsprechen. Piemont sei entschlossen, die Sache der italienischen Unabhängigkeit zu verfechten, welcher entgegenzutreten Preußen gewiß keinen Grund habe. Die preußische Regierung möchte also, wenn sie nicht activ an den Feindseligkeiten gegen Oesterreich theilnehmen wolle, wenigstens eine wohlwollende Neutralität beobachten. Die italienische Unabhängigkeit könne der Macht und dem Einflusse Preußens nur nützlich sein. Beide Dynastien seien ja die natürlichen Repräsentanten der Nationalitätsidee; Preußen so gut wie Piemont werde früher oder später genau in dieselbe Strömung und denselben Actionskreis hineingerissen werden. Olmütz und Novara seien zwei schmerzliche Ereignisse derselben Geschichte, zwei Niederlagen genau desselben Princips. Der Krieg, welcher demnächst von Piemont gegen Oesterreich unternommen würde, sei der Ausgangspunkt für den Sieg der Nationalitätsidee. Die Freundschaft Italiens werde und müsse Preußen in jeder Weise zugute kommen, um seine Hegemonie gegen jene Oesterreichs in Deutschland obsiegen zu lassen. Pepoli reiste nach Düsseldorf über Paris, wo ihm Napoleon, in dessen Interesse ja gleichfalls diese Mission lag, noch weitere politische Rathschläge mitgab. Der Fürst von Hohenzollern nahm seinen italienischen Vetter aufs freundlichste auf, ließ sich aber auf keine bindende Zusage ein. Als Cavour den mündlichen Bericht Pepoli's entgegennahm, sagte er: „Was man heute nicht abzuschließen vermag, wird man in der Zukunft abschließen. Preußen wird unvermeidlich in den Kreis der deutschen Nationalitätsidee hineingezogen werden. Die Allianz Preußens mit dem erweiterten Piemont steht im Buche der Zukunft geschrieben."

Auch an den Deutschen Bundestag wollte Cavour im Mai 1859, als der Krieg schon vor der Thüre stand, eine Note richten, um gegen die Ausdehnung, welche Oesterreich dem Kriege zu geben trachtete, zu protestiren und der großen deutschen Nation die Sympathie der piemontesischen Regierung zu erkennen zu geben. Die schon geschriebene Note wurde nicht abgeschickt, da ein deutscher Diplomat, dessen freundschaftliche Gesinnungen für Italien bekannt waren, darauf aufmerksam machte, daß die Ueberreichung dieser Note der österreichisch gesinnten Bundesmajorität den unwillkommenen Anlaß zu einer Kundgebung gegen Frankreich und Piemont geben könnte. Und wie trefflich war die Antwort, die Cavour dem ihm sehr sympathischen preußischen Gesandten gab, als derselbe eine lange Note ihm vorlesen mußte, worin der preußische Minister des Auswärtigen über die Invasion Piemonts in den Marken und Umbrien sehr unwillig sich äußerte: „Ich würde wol im Stande sein, alle die Ausstellungen, die mir Herr von Schleinitz macht, siegreich zu widerlegen; auf alle Fälle aber gereicht mir der Gedanke zum Trost, daß ich bei dieser Gelegenheit ein Beispiel gebe, das Preußen nach einiger Zeit wahrscheinlich nicht betrübt sein wird, nachzuahmen." Damit war der preußische Gesandte so sehr einverstanden, daß er bei der Nachricht von der Einnahme Anconas seinen Hut in die Luft warf und ausrief: „Viva Cavour!" Wegen Venedigs glaubte Cavour die Entwickelung der politischen Verhältnisse getrost abwarten zu können, er sagte daher in der Kammersitzung vom 21. Mai 1861: „Ich hege die feste Ueberzeugung, daß, wenn man die Unmöglichkeit für Oesterreich, in Venetien liberal zu regieren, erst als einen mathematisch feststehenden Satz erkannt haben dürfte, die öffentliche Meinung auch in Deutschland die völlige Befreiung Italiens mit unbesieglicher Gewalt fordern wird."

Fügen wir noch hinzu, daß er die schleswig-holsteinische Frage das Zündhölzchen an der europäischen Pulvertonne nannte, so haben wir eine Menge von Daten angeführt, aus denen hervorgeht, daß der von Massari mit so viel Liebe und Feinheit porträtirte Cavour die Ereignisse der Jahre 1864 und 1866 mit einer Sicherheit vorausgesehen hat, wie dies außer ihm wol nur noch einem einzigen Manne möglich war.

4. 1815—1871. Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congreß bis zum Frankfurter Frieden. Von Oskar Jäger. Drei Bände. Oberhausen, Spaarmann. 1875. Gr. 8. 12 M.

Vorliegendes Werk ist ein Supplement zu der neuen Ausgabe der Schlosser'schen Weltgeschichte, welche von O. Jäger und Th. Creizenach bearbeitet worden ist und mit dem Jahre 1815 endet. Eine Fortführung des Werks bis auf die Gegenwart war durchaus geboten, und dieser Arbeit unterzog sich der obengenannte, durch Herausgabe populärhistorischer Schriften seit Jahren rühmlich bekannte Verfasser. In drei Bänden, wovon der erste mit dem Wiener Congreß anfängt und mit der französischen Februarrevolution von 1848 schließt, der zweite

das Jahr 1848 und die darauf folgende Reactionsperiode umfaßt, der dritte die Ereignisse von 1863—73 beschreibt, gibt uns der Verfasser ein treues Bild der politischen und gesellschaftlichen Entwickelung der letzten sechzig Jahre. Diese drei Bände, wenn auch zunächst ein Supplement zur Schlosser'schen Weltgeschichte, bilden doch ein durchaus selbständiges Werk, welchem am Schluß ein genaues Namen- und Sachregister beigegeben wird. Wenn der Verfasser es als seine Absicht bezeichnet, ein Werk zu schaffen, ausführlich genug, um eine wirkliche und lebendige Erzählung zu gestalten, und doch nicht zu umfangreich, damit der Leser nicht, wie etwa bei dem bekannten Werke von Gervinus, noch vor der Hälfte des Wegs ermatte, so finden wir die Ausführung dem Plane durchaus entsprechend. Aus einer Geschichtsperiode, welche an gewaltigen Umwälzungen so reich ist und einen wahren Strom von interessanten Thatsachen uns zuführt, das für das große Lesepublikum Passende und Genügende auszuwählen, die einzelnen Partien geschickt zu gruppiren, ihren innern Zusammenhang hervorzuheben, in der Beurtheilung der Personen und Zustände dem Gesetze der Unparteilichkeit, der Objectivität gerecht zu werden, ohne in Farblosigkeit und Gletschertemperatur zu verfallen, das alles ist weit schwieriger, als die meisten Leser eines solchen Buchs sich denken. Wir finden, daß der Verfasser in diesen Dingen ein richtiges Maß eingehalten und bei warmer, lebendiger Darstellung, die sich auch durch Klarheit auszeichnet, ein lesenswerthes Buch geschrieben hat. Mit vollem Recht sind die deutschen Verhältnisse besonders berücksichtigt. Die Darstellung der kirchlichen Zustände, wie sie sich seit dem Streit über die gemischten Ehen und der unglücklichen Erwählung des Erzbischofs Droste-Vischering gestaltet haben, sowie die Anfänge der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV. werden die Leser besonders interessiren. Wenn übrigens der Verfasser sagt, die lebhafte Anregung des nationalen Lebens sei dasjenige Verdienst, das diesem Fürsten eine bedeutungsvolle Stelle in der deutschen Geschichte sichere, so möchten wir uns die Bemerkung erlauben, daß diese Anregung am allerwenigsten das Verdienst des Königs selbst ist; denn den Volksgeist eher niederhalten als anregen wollte dieser auf ein in Romantik gehülltes L'État c'est moi pochende Fürst. Daß das nationale Leben doch sich gewaltig regte, war, wenn man den europäischen Charakter der vierziger Jahre ansieht, sehr natürlich. Kein Monarch und keine Regierung vermochte mehr den nationalen Drang zu dämmen, der nicht durch, sondern trotz Friedrich Wilhelm's sich Bahnen schuf.

5. Was ist Geschichte? Bazaine vor dem Kriegsgericht. Stimmen Europas über Proceß und Urtheil vom geschichtlich-philosophischen Standpunkte beleuchtet durch einen Unparteiischen. Leipzig, E. H. Mayer. 1874. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

In einer Broschüre von 61 Seiten sucht der Verfasser zu zeigen, wie schwer es sei, über zeitgenössische Verhältnisse ein der Wahrheit entsprechendes Urtheil zu fällen. Davon ausgehend, daß die Geschichte der Menschheit im Grunde nur die Geschichte der Wahrheit sei; daß die Wahrheit nur aus dem Streben nach möglichster Objectivität in der Beurtheilung aller geschichtlichen Erscheinungen hervorgehe; daß diese Erscheinungen, schon bei der ersten chronikartigen Aufzeichnung derselben und noch mehr bei ihrem Durchgang durch das Hirn eines Geschichtsforschers oder auch mehrerer, jedesmal eine andere subjective Färbung annehmen, kommt der Verfasser zu dem Resultat, daß wir nirgends die Gewißheit haben, ein wahrhaftes Geschichtsbild zu besitzen, nirgends mit Sicherheit behaupten können, eine That aus der innersten Menschenseele heraus sich nach nothwendigen Gesetzen entwickeln zu sehen. Nicht nach seinen Thaten oder gar nach dem Erfolg derselben dürften wir einen Menschen beurtheilen, sondern wir müßten seine Thaten allein in ihren Beziehungen zu den allgemeinen Verhältnissen erforschen, in ihrem Zusammenhang mit allen Zuständen der betreffenden Zeit, wodurch dieser Mensch selbst auch in durchsichtigern Zügen uns erscheinen werde. Um die Wahrheit dieser Sätze an einem bekannten Beispiel darzulegen, um die Unmöglichkeit nachzuweisen, aus den so verschieden lautenden Urtheilen der öffentlichen Meinung das Urtheil der Wahrheit über die Handlungsweise eines Menschen herauszufinden, stellt der Verfasser eine Menge von deutschen, österreichischen, englischen, französischen Zeitungsartikeln zusammen, welche alle mit unantastbarer Sicherheit ihr Verdict über die Schuld oder Unschuld Bazaine's fällen und sich dabei, wie bekannt, in sehr entgegengesetzter Weise äußern. Welche dieser voneinander abweichenden Ansichten entspricht nun der Wahrheit? Oder ist dieselbe in keiner einzigen derselben enthalten, und dies der wahrscheinliche Fall? Und an was kann sich dann der spätere Historiker bei seiner Beurtheilung des Bazaine'schen Processes halten? Er wird, denken wir, wie bei aller Beurtheilung menschlicher Thaten, gut daran thun, zwischen Motiven und Handlungen sehr zu unterscheiden, wird die erstern nur mit bescheidener Reserve seiner Conjecturalpolitik unterwerfen, die letztern, sofern sie sich zu Ereignissen verdichten, allerdings nicht für sich, sondern in ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen auffassen. Doch das scheint uns überhaupt die Aufgabe und das Kennzeichen einer richtigen Geschichtschreibung zu sein.

6. Gallier oder Teutone? Betrachtungen über unsere zukünftigen Alliirten. Von Lord Dunsany. Uebersetzt von A. Kolb. Berlin, van Muyden. 1874. 8. 3 M.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß ein Engländer von Rang und Bildung, allem Geschrei des gedankenlosen niedern und vornehmen Pöbels zum Trotz, in so sympathischer Weise über Deutschland sich ausspricht. Der edle Lord ist, soweit wir ihn aus vorliegender Schrift kennen, durchaus kein Franzosenfeind; es zeigt sich auf den 318 Seiten dieses Buchs nicht der mindeste Haß, durchaus keine Animosität gegen Frankreich; aber indem der Verfasser die Geschichte zu Rathe zieht, findet er, daß Frankreichs Oberherrschaft, welches auch seine Regierung gewesen sein mochte, niemals für den Frieden Europas günstig gewesen ist; daß für den europäischen Continent zahllose Verwickelungen und Gefahren, mitunter die größten Unglücksfälle daraus hervorgingen; daß, wenn auch in geringerm Grade, selbst England bedroht wurde; daß Frankreich selbst mehr Schaden als Nutzen davon gehabt hat. Auf den letzten Krieg übergehend, constatirt der Verfasser die Thatsache, daß ein großer Theil des englischen

Publikums, obgleich es im Juli 1870 Frankreich für den angreifenden Theil erklärte, doch, ehe drei Monate vergangen waren und ohne alle weitere Aufklärungen über die Kriegsfrage, für Frankreich Partei nahm und Preußen verurtheilte. Nach allgemeiner Annahme war der englische Premierminister Gladstone selbst der Verfasser einer in der „Edinburgh Review" veröffentlichten Schmähschrift, worin die Frömmigkeit des Königs von Preußen für Scheinheiligkeit ausgegeben wurde, weil er nicht nach Sedan den Degen in die Scheide steckte und wieder heimzog. Den alten Weibern von England wurde trotz der ungenügenden Beschaffenheit unserer Flotte mit einer deutschen Invasion, mit einem zweiten normannischen Wilhelm Angst gemacht, und ein sonst tüchtiger englischer Journalist verlangte allen Ernstes, daß eine englische Armee Frankreich zu Hülfe geschickt würde in einem Kriege, den doch ganz England als einen ungerechten und unverantwortlichen bezeichnet hatte. Diesen verderblichen Ansichten englischer Minister und Journalisten, welche dem französischen Chauvinismus in die Hände arbeiteten, wirkten Männer wie Sir John Coleridge und Earl Russel in Rede und Schrift entgegen, indem sie kein Hehl daraus machten, daß sie sich über die Demüthigung Frankreichs, sogar in dessen eigenem Interesse, freuten und das Verhalten des deutschen Hauptquartiers im Kriege wie beim Friedensschluß ganz correct fänden. Der Verfasser findet denn auch nicht das Geringste daran auszusetzen, daß in einem von den Franzosen um die Rheingrenze angefangenen Kriege diesen von den Siegern zwei deutsche Provinzen abgenommen worden sind, und sieht darin, daß der erste Rang im europäischen Staatensystem von Frankreich auf Deutschland übergegangen ist, weder ein moralisches Unrecht noch einen Schaden für die allgemeinen Interessen Europas.

Einen besondern Abschnitt widmet der Verfasser dem alten Thiers, welchen er den Inbegriff und die Verkörperung der nationalen Eigenthümlichkeiten Frankreichs nennt, sowol der glänzenden Eigenschaften, welche dessen Größe ausgemacht, als der beklagenswerthen Fehler, welche seinen Fall verursacht haben. In seiner „Geschichte des Consulats und Kaiserreichs", das ein Engländer das unmoralischste Buch nennt, das je geschrieben wurde, begeht Thiers die historische Fälschung, daß er aus dem Militärdespoten, welcher die Revolution erstickte und die Demokraten von ganzem Herzen verachtete und überall verfolgte, einen populären Helden, den „Verfechter der Revolution", das „Kind der Demokratie" machte. Indem er Napoleon zum Ideal Frankreichs umstempelte, stellte er dessen Militärherrschaft als ein um jeden Preis wieder zu erringendes Ziel hin und gab der französischen Begehrlichkeit und Anmaßung noch weitere und zwar die allerkräftigste Nahrung. Der Verfasser beleuchtet den von Thiers bestellten Kriegslärm im Jahre 1840, glaubt, daß der damalige Verrath des Kapudan-Pascha, welcher die türkische Flotte nach Alexandria auslieferte, nicht ohne französische Bestechung möglich gewesen sei, und findet es sehr auffallend, daß zu gleicher Zeit mehrere Versuche gemacht wurden, die in den englischen Häfen stationirten englischen Schiffe in Brand zu stecken.

Die Wiederholung einer englisch-französischen Allianz, wie sie mehrere Jahre unter Ludwig Philipp und unter Napoleon III. bestanden hat, hält der Verfasser weder für wünschenswerth noch für wahrscheinlich. Aus dieser Allianz habe England wenig Nutzen gezogen; es sei vielmehr bei mehrern Gelegenheiten von dem alliirten Frankreich überlistet und betrogen worden. Eine solche Allianz hätte für England nur den einen Zweck der Erhaltung des Friedens; mit einem Frankreich, das auf Krieg oder Rache ausgehe, könne sich England nicht verbinden. Uebrigens neige Frankreich weit mehr zu dem Wunsche hin, mit Rußland als mit England eine Allianz abzuschließen. Diese französisch-russische Allianz, welche, wie manche prophezeien, nach dem Tode des Kaisers Alexander II. zur Wirklichkeit werden soll, wäre die größte Bedrohung Centraleuropas und eben damit auch eine Gefahr für alle übrigen europäischen Staaten. Als wirksamstes Gegenmittel empfiehlt der Verfasser einen festen Bund derjenigen Staaten, welche bei der Erhaltung des Friedens am meisten betheiligt sind, d. h. Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Englands. Eine solche Allianz wäre im Stande, die orientalische wie jede andere europäische Frage im Interesse der verbündeten Staaten zu lösen und jede gegentheilige, an die Kanonen appellirende Ansicht zum Schweigen zu bringen.

Zum Schluß möge noch bemerkt sein, daß die Uebersetzung eine sehr fließende ist und daß das Buch wie ein ursprünglich deutsch geschriebenes sich liest.

Neueste Novellistik.

1. **Aus jüngst verflossenen Tagen.** Von E. Arwed. Mainz, Kirchheim. 1874. 8. 4 M.

Die Gräfin von Trauendorf im Bairischen, zweite Gemahlin des Grafen Otto von Trauendorf, hat eine Stieftochter Elisabeth von 22, und eine Tochter Eleonore von 17 Jahren. Der Vater und Elisabeth sind protestantisch, die Mutter und Eleonore katholisch. Elisabeth verlobt sich mit dem Prinzen Albrecht von Saldingen, des Majoratsherrn Fürsten Wilhelm von Saldingen jüngern Bruder, welcher österreichischer Diplomat und katholisch ist. Graf Trauendorf macht zur Bedingung, daß die Kinder seiner Tochter Elisabeth protestantisch erzogen werden sollen; Fürst Wilhelm willigt darein, die Fürstin-Mutter von Saldingen nicht. Am selben Tage, an welchem Elisabeth und Prinz Albrecht getraut werden, geht Albrecht's Schwester Prinzessin Maria ins Kloster und verlobt sich sein Bruder Fürst Wilhelm mit Eleonore.

Es folgt nun eine episodische Begegnung in Paris zwischen dem Grafen Ludwig von Fließ, einem Vetter von Eleonoren und Freunde und diplomatischen Collegen von Albrecht, und einer angeblichen Theaterdame Laura Schrader, die bei der Nachricht von der Verlobung des Fürsten Wilhelm sofort nach Wien verschwindet.

Eleonore, die mütterliches Vermögen besitzt, ist viel

glänzender gestellt als Elisabeth, und Prinz Albrecht hat ihre Verbindung mit seinem Bruder, dem Majoratsherrn, deshalb betrieben, damit sie in dieser glücklichen Situation zu Gunsten Elisabeth's auf ihr väterliches Vermögen verzichte, was der Leser im Auge behalten muß.

Unter diesen Verhältnissen ist 1866 herangekommen. Prinz Albrecht, bereits Vater eines Sohnes, Otto, lebt als Diplomat mit Elisabeth in Berlin. Nach erfolgter Kriegserklärung gehen sie sofort nach Wien. In Wien hat Eleonore gleichfalls bereits einen Sohn, genannt Josi, während ihr Gemahl Fürst Wilhelm sehr krank ist. Die erwähnte angebliche Theaterdame wird als Krankenpflegerin bei ihm eingepascht. Infolge dessen wird er eifersüchtig auf seine Gemahlin, glaubt, daß Josi nicht sein, sondern eines Marquis Castelbianco Kind sei, und nimmt auf die Ehre seines Hauses so viel Rücksicht, daß er seinen Tod sucht, indem er sich über das Balkongitter herabstürzt.

Nachdem constatirt ist, daß seine letzten Worte die Vaterschaft für Josi abgewiesen haben, tritt nun die wichtige Frage auf: ob er bei seinem selbstgewählten Tode zurechnungsfähig war oder nicht. Sein Bruder Albrecht entscheidet sich für Zurechnungsfähigkeit, womit ein alter Kammerdiener, Schuster, übereinstimmt, der einen Zettel vorweist, wonach Fürst Wilhelm zwei Tage vor seinem Tode ihm 100000 Fl. vermacht hat, welche Verschreibung auch Prinz Albrecht anerkennt.

Die Witwe Fürstin Eleonore geht nach Interlaken und Italien. Darauf begibt Prinzessin Elisabeth sich nach Berlin, wird daselbst seltsamerweise praktische Krankenpflegerin für die Blessirten des Kriegs in einem Diakonissenhause und tritt ebendaselbst — in Berlin — zur katholischen Kirche über.

Es folgt der sanfte Tod des alten Grafen von Trauendorf und die Versöhnung Elisabeth's mit ihrer Schwiegermutter, der devoten alten Fürstin-Mutter.

Wir sehen dann im Jahre 1867 die schöne Witwe Eleonore in Rom, wo sie in der höhern Gesellschaft den Gegenstand der Eifersucht ihres verstorbenen Gatten, den Marquis von Castelbianco, einen Anhänger der neuern italienischen Entwickelungen, in der That näher kennen lernt. Infolge dessen leidet sie sehr von Verdächtigungen über die Motive des Selbstmordes ihres Gemahls. Nach verschiedenen Zurücksetzungen, die sie von seiten ihres Vetters Ludwig und einer deutschen, wie es scheint österreichischen, Prinzessin erlebt hat, heirathet sie in einer Art von Verzweiflung noch den Marquis von Castelbianco, aber nur um, nachdem er ihr den Verlust seines Vermögens offenbart hat, mit ihm in Noth zu gerathen.

Nun stirbt in Wien Otto, der kleine Sohn Elisabeth's und Albrecht's.

Vetter Ludwig Graf von Fließ, der inzwischen eine Italienerin geheirathet hat und als Diplomat nach Petersburg versetzt worden ist, eilt nach Italien, um Eleonoren mitzutheilen, daß Marquis Castelbianco bereits verheirathet und sein, Ludwig's, eigener Schwiegervater ist. Eleonore, die nur von einem neuzeitlichen Priester der italienischen Reform à la 1859 getraut ist, sieht damit diese Ehe als nichtig an und trennt sich von Castelbianco, obgleich er ihr verzweifelt zuruft: „Willst du wirklich katholisch bleiben? Liebst du die Priester mehr als mich?"

Der kinderlose Prinz Albrecht erkennt nun Josi als Majoratsherrn an. Eleonore geht nach Paris, um in den Bettelorden des heiligen Vincenz zu treten. Castelbianco fällt in ihrer Nähe 1871 als Vertheidiger der Commune. Die Frau Gräfin Trauendorf, die Großmutter, ruft aus: „Ich hoffe, auch ohne daß ich in ein Kloster gehe, selig zu werden; allein die Welt ändert sich; ich merke, daß ich alt werde, denn ich verstehe sie nicht mehr!"

Die greise Fürstin-Witwe aber, die andere Großmutter von Seite der Saldinger, schließt das Buch mit dem Ausrufe der seligsten Jungfrau: „Großes hat er an mir gethan, der da mächtig ist und dessen Name heilig."

Neben solcher Inhaltsangabe kann ich nicht unterlassen, folgende Darstellung von Ansichten in höherer italienischer Gesellschaft aus dem Jahre 1867 hier wiederzugeben:

Kein Wunder, daß bei solchen herrschenden Zeiten das Thema der Unterhaltung sich fast unwillkürlich auf die Politik lenkte. Fürstin Bigi schwärmte für die sogenannte Einheit Italiens; sie sehnte den Tag herbei, an dem Piemonts Truppen in Rom einziehen würden, um, wie sie sagte, der Priesterherrschaft ein Ende zu machen. Auch gehörte sie zu jenen römischen Damen, die in jenem Jahre der Prinzessin Margarethe (jetzigen Kronprinzessin von Italien) eine Krone überreichten. Der Marquis Castelbianco sprach nicht allein von Italien, nein, er sprach von einer Umwälzung aller bestehenden Ordnung in der Welt: wie die Freiheit überall siegen müsse und dann das Gute um des Guten willen bestehen werde. Auf jenen letzten Satz zurückkommend, fuhr er fort: das sei die ideale Höhe, nach welcher die Gesellschaft zu streben habe; der Gott aber, der mit Fegefeuer und Hölle strafe und mit „ewigen" Freuden lohne, sei ein Gespenst des Mittelalters, wo die Feinde der Wahrheit und Freiheit unbeschränkt regierten; ein Werkzeug der Priester, mit welchem sie die Welt einschüchterten und in ihrer Gewalt erhielten. „So lange diese aber weltliche Macht besitzen", schloß er, „ist ihnen nicht beizukommen. Rom, die natürliche Hauptstadt unsers Vaterlandes, ist eine Freistätte jener düstern Schatten, welche die Welt noch länger in ihrem Laufe von Freiheit abhalten wollen, geworden, und hinter jenen großen, dunkeln Klostermauern glauben Jesuiten und alle übrigen Priester einen sichern Versteck für ihre Schandthaten gefunden zu haben. Haben wir Rom, so ist die Kirche vernichtet."

Die Erzählung enthält, wie wir sehen, viele gewaltsame und nicht genug motivirte Katastrophen, und der Familienwirrwarr ist keineswegs immer in eine fesselnde Beleuchtung gerückt, ganz abgesehen von der stark hervortretenden kirchlichen Tendenz.

2. Ein bedenkliches Geheimniß. Erzählung aus der Gegenwart von Luise Otto. Leipzig, Theile. 1875. 8. 3 M.

In einer Kaserne hat infolge harter Behandlung ein Soldat einen Selbstmord begangen. Ein anderer Soldat, ein sogenannter Freiwilliger, hat darüber mit Indiscretion in einer Zeitung berichtet und damit einen Insubordinationsfehler begangen, für welchen ihm Bestrafung droht. Ein Arzt, und Doctor gar, im Bewußtsein seines Berufs, stets Lebensretter sein zu sollen, rettet dem mit Arreststrafe bedrohten Freiwilligen die Freiheit und verhilft ihm zur Flucht nach Amerika. Dies ist das dieser Novelle zu Grunde liegende bedenkliche Geheimniß, welches durch die Eifersucht wegen der schönen Schwester des Geflüchteten in seiner Bedenklichkeit noch gesteigert wird und zu verschiedenen Intriguen und Conflicten in den

Gesellschaftsverhältnissen einer größern Provinzialstadt führt. Ein Erstickungsanfall in einem Blumenzimmer durch den Duft einer Kaiserkronenblüte, Differenzen zwischen dem speciellen Intelligenzstande und Verwaltungsbehörden, sowie das Eintreten einer gefährlichen Epidemie beleben die Situation der Erzählung. Jene schöne Schwester des Geflüchteten geräth endlich ihrerseits noch in ein eigenes bedenkliches Geheimniß, indem sie vor den sie bedrohenden gesellschaftlichen Rivalitäten in ein unter pietistischer Leitung stehendes Diakonissenhaus als Krankenpflegerin geflüchtet ist, welche Heimlichkeit sie neuen Verdächtigungen aussetzt, bis der Retter der Freiheit ihres Bruders sie auch aus diesen Bedenklichkeiten rettet und sie zu seiner Frau Doctorin macht. Wenngleich Luise Otto ihr Publikum diesmal weder durch freigemeindliche Beglückungstheorien noch durch europäische Culturkampfspiele erbaut, so ist ihr Geschichtchen dennoch ganz erbaulich zu lesen.

3. Kampf überall. Zeitnovelle von Ernst Fritze. Berlin, Behrend. 1874. 8. 1 M.
4. Engel und Dämon. Novelle von Friedrich Steinebach. Berlin, Behrend. 1874. 8. 1 M.

Diese beiden Novitäten gehören einer Sammlung von „Eisenbahn-Unterhaltungen" an, in der sie das 83. und 88. Heft bilden. Nach dem Register des Umschlags zu urtheilen, welches außerdem Autoren wie Grabowski, R. Dehnike, Friedrich Friedrich, E. A. König u. a. aufführt, scheinen die Hefte dieser Sammlung Neudrucke von Erzählungen zu sein, welche verschiedene berliner Zeitungen, z. B. „Gerichts-Zeitung" und „Tribüne", letztere unter einer eigenen Rubrik „Novellen-Zeitung", seit mehrern Jahren zu bringen pflegen. Da dem außerhalb Berlins lebenden Literaturfreunde diese Veröffentlichungen nicht immer im Zusammenhange vorliegen, so ist dann und wann das Erscheinen von Heften, wie die überschriebenen, auf dem Büchertische des Recensenten nur als wünschenswerth aufzunehmen.

Die Zeitnovelle Ernst Fritze's, eines vielgelesenen Novellistenveteranen, „Kampf überall" (Nr. 3), schildert ein Stückchen der sozusagen umgekehrten Welt, die, im Gegensatze zu den vor 25 Jahren als unfehlbar dominirenden Reactionszuständen, seit der sogenannten neuen Aera selbst in specifisch preußischen Kreisen jetzt zur berechtigten Erscheinung zu kommen scheint. Wenn die Romantik und Novellistik früher aus dem preußischen Beamtenthum interessirende Helden und Träger der Erzählung auszusuchen wagte, so konnten das, nach dem Vorgange von Gutzkow's „Rittern vom Geiste", nur etwa ein demagogisch anrüchiger oder ein künstlerisch dilettantischer Assessor sein, die jedenfalls von der Langenweile der correcten Carrière blasirt oder gar mit dem Royalismus zerfallen sein mußten: während der eigentliche loyale Beamte comme il faut mehr oder weniger als böser Charakter und unfraglich als der Antipode nicht nur der romantischen, sondern auch der liberalen und oft selbst der humanen und menschenwürdig edeln Interessen hingestellt werden mußte. Welchen kühnen Griff hat dem gegenüber Ernst Fritze mit seinem „Kampf überall" gewagt! Er macht den Oberstaatsanwalt, den würdigen Ehegemahl und Vater einer reizenden heirathsfähigen Tochter, zum Helden dieser seiner Familiengeschichte, und zwar erhebt er ihn zu einem hochinteressanten Charakter dadurch, daß er ihn als liberales Reichstagsmitglied misliebig werden und wegen seiner Constitutionstreue in Conflicte mit Ministerium und Familie gerathen läßt. Die Zeichnung dieser stattlichen Figur, sowie die aller honneten Charaktere, ist dem Verfasser durchaus gelungen. Nur da, wo er durch die auftretenden Personen und deren Handlungen Antipathie erwecken will, fehlt es meist an Feinheit, und namentlich ist die Schicksalsentwickelung der Frau Ringforth nicht mit harmonischer Delicatesse und Discretion durchgeführt.

„Engel und Dämon" von Friedrich Steinebach (Nr. 4) gibt in drastischen Zügen aus den drei „Stationen" Baden, Hamburg und Paris ein frappantes Bild moderner Touristen-Demi-Monde. Ob ein solches lebensgetreu oder überhaupt der Wirklichkeit entsprechend sein könnte, kann freilich nur jemand beurtheilen, welchem Sammelpunkte des heutigen Luxuslebens, wie die drei erwähnten, nur die Bedeutung von schnell wechselnden Eisenbahnstationen haben. Referent gesteht ein, daß er dafür die zureichende Lebenserfahrung nicht besitzt, und daß das sogenannte „Dämonische" in dieser weiblichen Charakterfigur ihm hyperphantastisch erscheint.

5. Erneutes Leben. Roman von Klara Tittmann. Berlin, Janke. 1874. 8. 3 M. 75 Pf.

Aus der Pension Laurier in Montreux correspondiren zwei Damen, eine ältere, Hedwig, und eine jüngere, Lillie, mit zwei Freundinnen. Jene beiden sind Deutsch-Amerikanerinnen, die ältere vor der Auswanderung in Deutschland, die jüngere von ausgewanderten Aeltern in Nordamerika geboren. Die ältere, deren „Leben zwischen zwei Welttheilen zerstückt ist", schreibt von sich selbst:

> Es sind Elemente in mir, die sich nur denjenigen verständlich machen können, welche mein ganzes Leben kennen. . . . . Du sollst alles wissen, was durch das Herz deiner Hedwig gegangen ist, und du wirst dich wundern, daß dies Herz nicht zertrümmert wurde unter den furchtbaren Schlägen des Schicksals, daß es nicht am Gram verblutete, daß sich mein Gehirn nicht verwirrte und verdüsterte auf immer. Wie ein Dämon hatte sich Haß und Entsetzen, Gram und Verzweiflung in meiner Seele festgesetzt, und ohne die Liebe meines Bruders und ohne Freundschaft wäre ich dem Wahnsinn zur Beute geworden. An mir kannst du dir ein Beispiel nehmen, wie unerschöpflich die Lebenskraft des Herzens ist, sobald nicht Haß und Bitterkeit sie bewegt. Das, glaube mir, sind die wahren Feinde der Seele, und wer ihnen Raum gibt, ist verloren. Alles andere läßt sich überwinden.

Nun folgt zur Erklärung solcher Seelenstimmung als Mittheilung an die Freundin Hedwig's Autobiographie. Ihr Vater war ein deutscher Universitätslehrer, betheiligte sich an der Bewegung von 1848 und wanderte dann nach den Vereinigten Staaten aus mit Frau und vier Kindern: Emil, Hedwig, Leonore und Lillie (d. i. Laura). Nach einem dreijährigen Aufenthalt auf einer Farm im damaligen „fernen Westen" des Staates Missouri, während dessen alle landesüblichen Plagen von Krankheit, Prairiebrand u. s. w. überstanden werden, zieht die Familie zu einem angenehmern städtischen Aufenthalt nach St.-Louis.

Der Hausarzt führt einen Herrn Ernst Waldau aus Bonn, angeblichen Privatdocenten der Medicin, in das Haus, welcher auf ein Jahr die klimatischen Krankheiten des Mississippithals an Ort und Stelle studiren will.

Er verlobt sich mit der siebzehnjährigen reizenden Lillie, aber als er eben im Begriffe ist, sie nach Deutschland mitzunehmen, verunglückt sie auf dem Mississippi durch Sprengung eines Dampfschiffkessels. Herr Waldau reist allein ab von St.-Louis.

Die Familie macht eine neue Bekanntschaft, es ist die mit Blanche Bertaux und ihrem Cousin Henry Bertaux. Blanche wird zwar als eine „halbe Creolin“ bezeichnet und Henry als „Cousin Don“ benannt, was beides auf spanische Abstammung hindeuten könnte, wenn nicht etwa der französische Familienname, ebenso wie die Namen St.-Louis, Louisiana, Neuorleans u. a., an ursprünglich französische Colonisten des Mississippithals erinnern sollte. Doch ganz abgesehen von dieser gleichgültigen Bemerkung, Henry Bertaux heirathet die gleichfalls reizende Leonore und zieht mit ihr auf seine Plantage nach Louisiana. Sie aber kann in seiner auf Sklaverei gegründeten Häuslichkeit nicht glücklich werden und kehrt nach Jahr und Tag mit einem Kinde ins Vaterhaus, wo inzwischen die Mutter sanft verstorben ist, zurück, um bald ebenfalls am gebrochenen Herzen zu sterben. Da plötzlich kehrt Ernst Waldau zurück und ist im Begriff, die Liebe Hedwig's — eben der in Rede stehenden Autobiographin — zu gewinnen, als Henry Bertaux in einem Anfalle von Eifersuchtsraserei wegen dieser selben Hedwig den Privatdocenten Ernst Waldau erschießt.

Bertaux muß flüchtig werden. Er geht noch weiter in den Westen, den Felsengebirgen zu, unter die Jäger, aber nur um bald in den Armen der Blanche zu sterben. Er hinterläßt ein Testament, welches sein Kind, die Tochter der verstorbenen Lillie, zu seiner Erbin einsetzt.

Diese Tochter ist die jüngere Lillie, die wir oben als eine der beiden montreuxer Correspondentinnen unserer Novelle erwähnten; und das Bertaux'sche Testament ist die Voraussetzung, infolge deren Hedwig, die von Lillie für ihre Mutter gehalten wird, nach Europa zurückkehren und in der reizvollsten Schweizerlandschaft ihren Aufenthalt nehmen konnte.

Nach obiger Autobiographie wird die Correspondenz weitergeführt. Die offenbar noch immer sehr anmuthige Hedwig schreibt ihrer Freundin Charlotte, daß sie in Montreux die Bekanntschaft eines Angloamerikaners, Sir Montague, gemacht hat, mit dem sie „Corinne ou l'Italie“ liest und eine innigere Herzensbeziehung anzuknüpfen im Begriffe ist. Bei dieser allmählichen Annäherung aber wird sie sehr unangenehm durch eine Begegnung Montague's mit einer andern amerikanischen Dame überrascht, die ihn wegen seiner — Frau zur Rede stellt. Um die nothwendigen Aufklärungen zu geben, folgt nun Montague's Autobiographie.

Hedwig's Lebensgeschichte hatte uns das Bild eines deutschen Familienlebens vorgeführt, welches aus den nur zu idealistisch gestimmten Bildungsverhältnissen europäisch-wissenschaftlicher Intelligenz in den unvergleichlich ursprünglichern und gewaltsamern Daseinskampf neuweltlicher Colonisationsinteressen sich pionnierartig hineingewagt hatte. In der kürzern Lebensgeschichte Montague's aus dem neuweltlichen Großstadtsleben Philadelphias sehen wir, im Contraste dazu, aus einer in ihrem speciellen Erwerbe nicht dargelegten, vielleicht nicht immer mit ausschließlich gebildeten Kreisen verkehrenden und darum nicht zu moralischer und gesellschaftlicher Befriedigung gelangenden Wohlhabenheit das Verlangen nach der Verfeinerung humanistischer Bildung und nach dem Behagen geistig genußreicher Geselligkeit erwachsen. Dies erscheint uns als die Bedeutung des Charakteraustausches zwischen Hedwig und Montague. Wie sie dies von sich erzählte, so hat auch er schwere Schicksalsprüfungen erleben müssen; er hat Vater, Mutter, Schwester unter erschütternden Umständen verloren. Jetzt muß auch noch seine angeblich der verrufenen Demi-Monde angehörende Gattin, und zwar sogar gewaltsam enden, damit er seinen Lebensbund mit Hedwig schließen könne. Der Brief Lillie's der Jüngern, der diesen Festtag ihrer vermeintlichen Mutter mit rührend kindlichem Entzücken schildert, schließt diese mit überlegenem Geiste geschriebene Erzählung, welche deshalb den Titel führt: „Erneutes Leben“.

6. Gesammelte Erzählungen von Adelheid von Auer. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1874. 8. 13 M. 50 Pf.

Gute abgelagerte Waare, noch von der alten Sorte! — Die überwiegenden Kennzeichen der neuesten Novellistik, die ich in den vorhergegangenen Berichten charakterisirt habe, und die auch an fast allen in diesem Artikel sonst aufgeführten Producten sich bewähren, treten hier nicht ein. Erstens gibt es in diesen drei Bänden keinen ostensibel in der Scene vorgehenden Todesfall, und nur durch die nothwendigsten episodisch nachgeholten, in die Vergangenheit zurückverlegten Familienkatastrophen und Erbschaftsantritte werden wir gemüthlich an die Vergänglichkeit alles Menschlichen erinnert. Und zweitens, während die bei weitem meisten der seit drei Jahren hier von mir recensirten Novellen über die Zeitkatastrophen von 1859, 1866 und 1870 nachträglich (denn vordem scheint das entsprechende Interesse für die darauf hinarbeitenden Zeitbewegungen noch an ganz andern Orten gefehlt zu haben!) sich endlose und endlos variirte Sorgen und Gemüthsstimmungen zurechtmachen: so bleibt Adelheid von Auer in dieser dreifachen Gabe sich und der alten Zeit getreu. Sie kennt keine Ministerkrisis, keine Kriegserklärung, keinen annectirten kleinen Hof, nicht einmal eine drohende Socialrevolution, und wenn es auch in dieser Zeit noch erlaubt sein sollte, die weiblichen Seelen mit Blumen zu vergleichen, so sei es mir gestattet, durchaus mit der Absicht einiger Schmeichelei von ihrem Dichtergemüthe zu sagen: es gleicht der Herbstzeitlosen. Denn sie, deren bescheidene Novitäten seit 20 Jahren auf den Recensententischen neben den fünf- und neunbändigen Zeitumwälzern sich schüchtern mußten hin- und herdrücken lassen, gehört zwar an sich auch zu der von uns charakterisirten „Novellistik der Bejahrtheit“ und ist kein grünes Frühlingsblümchen mehr; aber sie hat sich dabei die für manche Beziehungen denn doch auch nicht zu unterschätzende Eigenthümlichkeit der Zeit- oder wenigstens der Neuzeitlosigkeit erhalten.

Das gilt namentlich noch von einer ganz besondern Aeußerlichkeit ihrer Weltanschauung. Außer den eben wieder berührten beiden Kennzeichen der Neuzeitnovellistik ist diese letztere nämlich noch insofern, und zwar ganz zeitentsprechend, in ihrer Art großartig, als sie gewisser-

maßen keine Entfernungen und keine Reisekosten kennt. Wenn ein Statistiker sich wollte die Mühe geben, die Meilen zu summiren, die allein schon in den 11 Nummern meines heutigen Berichts von den handelnden, d. h. natürlich im poetischen Sinne handelnden Personen, und zwar in einem zu bestimmenden nicht gar umfangreichen Zeitraume gereist werden, so würde er ein höchst erfreuliches Resultat in Betreff der Wohlhabenheit der Neuzeit und einen neuen Hinweis auf die Thatsache feststellen, daß in der Gegenwart die Millionen allerdings auf den Straßen, d. h. auf den zahllosen Eisenbahnstraßen liegen. Und in der That, wenn man in Erwägung zieht, wie viel tausend Dampfkessel mit wie viel hunderttausend Pferdekraft heutzutage alltäglich und allnächtlich durch die civilisirte Welt kutschiren, so muß man es unfraglich als ein im höchsten Grade zeitgemäßes Verdienst dieser neuesten Novellistik anerkennen, daß sie ihre interessanten Figuren von diesen modernen Culturvortheilen Gebrauch machen läßt, und daß sie damit zugleich vielsagende Beispiele aufstellt, für welcherlei Personen, Stände, Charaktere, Unternehmungen, Lebensschicksale, Seelenstimmungen u. s. w. dieser wunderbare Beförderungseifer durch alle Welttheile der Erde von entscheidender Wichtigkeit und Wohlthätigkeit ist.

Man muß eben die große Menge dieser Romantik, die fast sämmtlich als „Eisenbahnunterhaltungen" classificirt werden könnte, gelesen haben, um den Eindruck zu verstehen, den es auf den Recensenten macht, wenn er solcher Dampfkesselmanie gegenüber die Erzählung: „Führe mich nicht in Versuchung" von Adelheid von Auer in die Hand bekommt. Sind denn Johanna Schopenhauer, Henriette Hanke, Karoline Pichler und Consorten nicht für ewig dahingegangen? Sollen die urväterlichen „Taschenbücher" der zwanziger Jahre mit ihren bekannten Almanachgeschichten aus den untersten Winkeln der Lagerräume für alte Bücher wieder möglich für dies ganz veränderte Klima von heutzutage werden? — Adelheid von Auer schreibt eine Novelle, eine moderne, eine zeitlose Novelle, die aber so zeitlos ist, daß gar keine Eisenbahn in ihr vorkommt. Im Gegentheil, ein Postwagen, ein wirklicher alter vierräderiger Postwagen mit einem leibhaftigen Postillon fährt darin vor, und der Held der Erzählung ist ein Postsecretär, der vielleicht noch niemals eine Locomotive gesehen hat.

In der zweiten Novelle „Schwur gegen Schwur" will uns die sofort criminalreif werdende Einleitung nicht gefallen; ein wenig Galanterie, selbst eine die Sinne verführende Situationsstimmung hätte hier vortheilhaft wirken können.

Von den „Drei Worten" des dritten Bandes dagegen ist die Einleitung am gelungensten. Der Uebermuth, mit dem die halbverwaiste, großstädtisch verzogene Toska auf dem altfränkisch altväterlichen Landsitze der ehrwürdigen wohlhabenden Verwandten, die sich ihrer annehmen wollen, ankommt, ist allerliebst geschildert. Nur hätte die Verfasserin weiterhin so aufrichtig sein sollen, die sogenannte Neuzeit nach Verhältniß zur Geltung kommen zu lassen. Hier erscheint es komisch, wenn Toska wenige Stunden nach ihrer Ankunft gegenüber einem seit Menschenaltern auf unabänderliche Gewohnheit und Regelmäßigkeit gegründeten Hauswesen ausruft: „Das muß alles anders werden." Heutzutage aber hat vor dem Alter, das solche Existenz gegründet hat, doch wol die Jugend recht, die statt dessen das Haus einreißen will, um nur für Neubau Platz zu machen!

7. Tapeinon. Skizzen aus einem Stück Kleinleben. Von H. S. R. von N. Neusalz, Lange. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dieses Kleinleben auf 119 Seiten ist das Leben von Kleinen im Großen, nämlich das in dem umfangreichen Knabenerziehungsinstitute einer ländlichen Brüdergemeinde, und angemessen dargestellt. Tapeinon ist pseudonym.

8. Tageszeiten von Luise Thalheim. Drei Novellen für erwachsenere junge Mädchen. Leipzig, Hirt u. Sohn. 1874. 8. 2 M. 25 Pf.

Luise Thalheim, die uns kürzlich erst begegnete, hat früher schon „Erinnerungen eines Kaninchen" herausgegeben. Hier fügt sie unter anderm Elly's Tagebuch über Eindrücke auf einer Rheinreise ein. Das ist sicherlich verdienstlich, denn es hat einen Zweck, die Reiselust und Reiseliebe auch bei der „erwachsenern" weiblichen Jugend schon zu nähren. Selbst wenn es derselben nicht immer beschieden sein sollte, die eigene Reisemanie zu befriedigen: die Zeiten der Zukunft werden viel Eisenbahnconducteure brauchen, und die Eisenbahnconducteure — Frauen.

9. Novellen und Gedenkblätter. Von Theodor Storm. Braunschweig, Westermann. 1874. 16. 4 M. 50 Pf.
10. Nymphäa. Novelle von Wilhelm Jensen. Stuttgart, Simon. 1874. 16. 3 M.
11. Meereswellen. Ein venetianisches Märchen von C. Vely. Stuttgart, Simon. 1874. 16. 3 M.

Diese drei Producte des Luxusbuchhandels in elegant gedruckten Miniaturausgaben, die mit Goldschnitt in gepreßten rothen Kattunbänden vorliegen, empfehlen sich durch das Aeußere schon für jeden literarischen Nippestisch.

Das Bändchen von Theodor Storm ist eine Fortsetzung seiner „Zerstreuten Kapitel", die ich in Nr. 50 d. Bl. f. 1873 angezeigt habe. Der einstige kleinstaatliche Advocat von Husum, nachdem er in den Dienst des annectirenden preußischen Großstaats übergetreten, ist auch hier der Chronikenschreiber des Gesellschafts- und Familienlebens seiner provinziellen Heimat; auch hier bedient er sich, bei stets localisirender Färbung, einer theils novellistischen, theils memoirenhaften Form. Am meisten Novelle ist die Erzählung „Viola tricolor". Ein jugendlicher Hausherr, auf dem von Vater und Großvater ererbten Besitzthume, hat seine Frau verloren; nur ein kleines liebliches Mädchen ist ihm verblieben. Er heirathet zum zweiten male, und es wird ihm nicht ganz leicht, die neue Frau an sich, an die Hauswirthschaft und an das Kind zu gewöhnen. Wie ihm diese sozusagen seelische Wiedergeburt dennoch gelingt, das ist der Inhalt dieses Geschichtchens. Wenn dazu der äußere Umstand beiträgt, daß der Name des Kindes „Nesi" durch Umstellung der Buchstaben in den der jungen Frau „Ines" zu verwandeln ist, so ist das freilich eine kabbalistische Spielerei, die mehr als bei der Betrachtung solchen idyllischen Familienlebens allenfalls bei der Behandlung

von Bezüglichkeiten aus Zeiten der historischen Magie am Orte wäre. Bei den übrigen mehr memoirenhaften Mittheilungen haben wir zum Theil zu bedauern, daß sie nicht rein memoirenhaft sind und nicht unmittelbar auf Thatsächlichkeit Anspruch machen wollen. Durch einleitende Hinweise auf ihnen zu Grunde liegende Daten der Wirklichkeit würden diese Theodor Storm'schen Jugenderinnerungen und Culturbilder aus Lübeck und Hamburg und den Elbherzogthümern an Interesse sowol als literarhistorischem Werthe gewonnen haben.

Wilhelm Jensen gibt mit seiner „Nymphäa" ein zauberhaft reizvolles Seestück, das aber nicht auf der großen unendlichen See, sondern auf einem kleinen idyllischen See zwischen kunstgemäßen Parkanlagen und malerischen Waldperspectiven mit graziösester Virtuosität angesponnen ist. Wir glauben anfangs bisweilen nur ein Märchen zu lesen; aber da der Name des medicinischen Studenten Eckhoff uns doch für die Actualität der Erfindung Bürgschaft geben soll, so müssen wir wol glauben, daß der Dichter eine Novelle hat schreiben wollen. Und da neben der phantastisch problematischen Nymphäa ein ganz realistischer Graf v. B. aufgeführt ist, um so realistischer, als er mit einem angeblich „unglaublich dummen Gesichte" begabt ist, so muß der Leser allerdings annehmen, daß sie nicht nur keine Schenkmamsell und auch keine philologische Göttin, sondern eine einfach novellistische Gräfin vorstellen soll.

C. Vely, eine Dichterin, präsentirt in den venetianischen „Meereswellen" unter geschmackvollen märchenartigen Arabesken eine realistische Novelle, welche das freilich nicht mehr ganz neue Thema der Liebe eines deutschen Künstlers zu einem italienischen Mädchen, an Ort und Stelle, nicht ohne Anmuth schildert. Eine der ersten derartigen in die Literatur übergegangenen Bekanntschaften ist jedenfalls diejenige, die Goethe von sich selbst aus Rom in seiner „Italienischen Reise" mit ganz natürlicher Aufrichtigkeit erzählt. Sie hat allerdings nicht zu ehelichem und dauernd häuslichem Glücke geführt; aber daß sie darum noch nicht in Tragödienmanier zu Ende zu gehen brauchte, verlieh dieser Reminiscenz eben ihrerzeit den seltenen Poesiezauber des fernen, fremdartig südlichen Lebens. Warum jetzt aber bei den so unendlich vermehrten Reisemitteln und Reisen ein solcher beneidenswerther internationaler Gefühlsaustausch, wie Frau C. Vely darstellt, zu Tod und Reue führen muß, ist uns aus der Culturgeschichte der Neuzeit an sich nicht ersichtlich.

Naturwissenschaft und Kunstgewerbe.

Die Farbenlehre im Hinblick auf Kunst und Kunstgewerbe von Wilhelm von Bezold. Mit 63 Figuren und 9 Tafeln. Braunschweig, Westermann. 1874. 8. 13 M. 50 Pf.

Jeder Versuch, unsern deutschen Kunstgeschmack durch Naturwissenschaft zu heben, ist von vornherein ein so anerkennenswerthes Unternehmen, daß Referent mit vorliegendem Buche schon sympathisirte, bevor er es noch durchgesehen hatte. Es trifft einen Punkt, den wir seit langen Jahren für einen Kernpunkt unsers gesammten Kunstlebens gehalten haben, den nämlich, daß weder der Dichter noch der darstellende Künstler, am wenigsten das Kunstgewerbe ohne Kenntniß der Natur ihre höchste Entfaltung erreichen können. Mit Recht sagte der alte Goethe: „Ich habe es mir sauer genug werden lassen", und Schiller hätte das ebenso sagen können, wenn er auch die Natur mehr durch den Spiegel der Kant'schen Philosophie betrachtete. Der Verfasser vorliegenden Buchs erinnert an Rafael, welcher anatomische Studien trieb, an Leonardo da Vinci, der Anatomie und Perspective zum Gegenstande wissenschaftlicher Studien machte und sich schon in die Farbenlehre vertiefte, an Dürer, welcher sogar über Geometrie und Befestigungskunde schrieb. Man könnte jeden andern nennen, der es in der Kunst zum Meister brachte, und jeder würde uns zeigen, daß er auf die eine oder auf die andere Weise Kenntniß von der Natur nahm. Dürer spricht es unumwunden aus: „Geh nit von der Natur in deinem Gutgedenken, daß du wollest meinen, das alles von dir selbst zu finden, denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, hat sie." Es muß also wol auch zu Dürer's Zeit Leute gegeben haben, welche meinten, daß für das Genie alle Wissenschaft überflüssig sei; in unsern Tagen existirten oder existiren sie wirklich noch, und wir sind immer überzeugt gewesen, daß solche Geister sicher nicht den Zenith der Kunst erreichen werden. Darum schon begrüßen wir Bezold's Buch, das sich an solche wendet, als einen um die Kunst verdienstvollen Versuch.

Dies Verdienst wird um so größer, als es sich um einen Gegenstand handelt, welcher von jeher Sache des einzelnen Meisters war. Denn Farbenmischung und Farbengebung konnte man geradezu das Wahrzeichen jedes Malers nennen, und mancher nahm sein Geheimniß mit in das Grab, nachdem er durch langes Probiren der Natur auf die Spur gekommen zu sein glaubte. Auf naturwissenschaftlichem Standpunkte hat man Aehnliches zwar auch erlebt, doch nur vereinzelt, und immer hat es erfinderische Köpfe gegeben, welche das Verlorengegangene in neuem Glanze auferstehen ließen, um es der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Letzteres kann aber für die gesammte Malerei durch die Wissenschaft um so leichter bewerkstelligt werden, als sie heutzutage das Geheimniß der Farben wirklich gelöst hat. Denn nachdem auf Anregung der kunstgewerblichen Franzosen ihr Landsmann Chevreul die erste praktische Farbenlehre gegeben hatte, folgten ihr ein Helmholtz und Maxwell nach, welche die Gesetze der wahren Farbenmischung mit Hülfe überzeugender Experimente feststellten. Auf naturwissenschaftlichem Standpunkte also muß man geradezu behaupten, daß das Probiren als ein Alp der Malerei von uns genommen ist. Auch hatten schon einzelne Forscher, z. B. Brücke in Wien, vor meh-

ren Jahren angefangen, die Resultate der Wissenschaft der Kunst zugänglich zu machen. Doch vergebens. Man scheint eben noch heute in den betreffenden Kreisen der Ansicht zu leben, daß Probiren über Studiren gehe. Unter solchen Umständen gehört wirklich eine Art Muth dazu, einen neuen Versuch zu wagen, und daß Herr von Bezold diesen Muth wirklich hat, erkennen wir um so höher an, als es ihm vorzugsweise um das Kunstgewerbe zu thun ist. Die pariser Weltausstellung hatte leider nur zu sehr bewiesen, daß wir Deutschen in Sachen des malerischen Geschmacks hinter den Franzosen zurückstehen. Es sagt wol alles, wenn man erwähnt, daß die preußische Regierung sofort geeignete Schritte that, den mangelhaften Kunstgeschmack unserer Kunstgewerbe durch Begründung gewerblicher Zeichenschulen zu beseitigen und dem französischen ebenbürtig zu machen. Wenn also ein Gelehrter hier mit eingreift, und noch dazu an einem so bedeutungsvollen Punkte, wie es die Farbengebung ist, so haben wir alle Ursache, schon von vornherein eine Arbeit anzuerkennen, die wir nicht anders als höchst zeitgemäß nennen können; um so mehr, da es die ausgesprochene Absicht des Verfassers ist, „die Menge der einzelnen Erfahrungen, welche jeder Künstler machen muß und täglich wieder macht, durch ein geistiges Band zu verknüpfen, das Interesse und den Sinn für Farbe zu wecken, zu schärfen, das Verständniß ihrer Bedeutung für die Kunst zu erhöhen, zu läutern". Wir im lichtarmen Norden haben Ursache über Ursache, durch Studium zu erwerben, was die Sonne des Südens dem Südländer gleichsam inspirirt eingibt.

Freilich ist der Weg zur Kunst durch die Wissenschaft hindurch ein langer. Aber das steht nicht zu ändern, wenn man Anspruch darauf erhebt, mit dem größten, höchsten Maßstabe gemessen zu werden. Wie vermöchte der Seefahrer mit Vortheil ein Schiff zu lenken, der nicht Herr des gesammten wissenschaftlichen Apparats wäre, das ihm die heutige Nautik, die physikalische Geographie des Meeres bietet! Mit Recht schlägt der Verfasser des fraglichen Buchs diesen langen wissenschaftlichen Weg ein, um den Lernenden erst einmal gründlich in das einzuweihen, was die heutige Physik und Physiologie, ja selbst die Psychologie vom Sehen, vom Lichte und seinen Farben wissen. Aber er thut dies in einer höchst praktischen Weise, indem er sich von dem Allgemein-Physikalischen häufig in die concrete Wirklichkeit verliert, wie sie besonders dem Künstler entgegentritt.

So geht er von dem Acte des Sehens aus, um erst dann auf das Licht und sein Wesen, auf das Sonnenspectrum und seine Farben, sowie auf die verschiedenen Wirkungen des Lichts überzugehen, womit sich das erste Kapitel befaßt. Im zweiten Kapitel betrachtet er die Körperfarben, Farbstoffe, Deck- und Saftfarben, den Firniß und das Regenerationsverfahren, die optischen Eigenschaften der Gewebe, das Blattgrün, sowie die Farbe des Wassers und der Luft (Himmels). Das dritte Kapitel befaßt sich mit der Lehre der Farbenmischung und mit dem Farbensystem; ein Abschnitt, welcher recht schlagend zeigt, wie der Maler der Physik gar nicht entbehren kann, wenn er die Natur wahrhaftig wiedergeben will. Es ist z. B. nicht gleichgültig, ob der Maler weiß oder nicht weiß, daß er auf seiner Palette nur Farbstoffe, aber keine Farben zu mischen vermag. Weiß er es nicht, so wird er in vielen Fällen durch seine Mischungen ganz verkehrte Wirkungen erzielen, während er als Wissender allein mit höchst einfachen Mitteln das Rechte trifft. Wenn z. B. ein blauer Schleier einen gelben Grund bedeckt, so wird ein grauer Ton erscheinen, kein grüner; umgekehrt werden sogar blaue und weißliche Töne auftreten, sobald der Schleier faltig über das Gewand fällt. Wie hier das Gelb der Unterlage abgestumpft wird, so wird auch Blau abgestumpft, wenn es die Farbe der Unterlage ist und der Schleier gelb erscheint; niemals tritt Grün auf, und wollte der Maler zur Nachahmung einer solchen Zusammenstellung Gelb und Blau durcheinandermengen, so würde er eben eine gänzlich falsche Wirkung erzielen. Höchst zweckmäßig sind dergleichen Erscheinungen auf sechs Blättern zur Anschauung gebracht, auf denen schwarzer Druck auf violettem Papier Gelbgrün, auf purpurnem Papier Grün, auf blauem Papier Gelbbraun, auf grünem Papier Purpurroth, auf gelbem Papier Blau, auf ziegelrothem Papier Blaugrün gibt, wenn über die betreffenden Tafeln ein Stück Seidenpapier gelegt wird. Freilich mischen große Meister ihre Farbstoffe mit empirischer Virtuosität und setzen darum häufig Nichtkenner mit ihren Farbeneffecten in großes Erstaunen; aber auch sie können ebenso gut in manchen Fällen rathlos dastehen wie Anfänger. Dann hilft nur die physikalische Weisheit aus der Klemme, und diese wird von dem Verfasser in wahrhaft populärer, jedem verständlicher Sprache vorgetragen. Wenn in dem dritten Kapitel direct Farben behandelt wurden, die nur von der Beschaffenheit und Beleuchtung des betrachteten Körpers oder der betrachteten Fläche abhängen, so geht nun das vierte Kapitel auf die Contrastfarben, d. h. auf solche ein, welche durch andere Farbeneindrücke hervorgerufen oder verändert werden, welche entweder vorausgingen oder gleichzeitig auftreten. Helligkeit und Sättigung der Farbentöne spielen folglich darin ihre Rolle, wie sie dieselbe hervorragend auch im Leben spielen, indem hier oft durch bloße Contraste Farben entstehen, wo sonst keine sind. Die praktische Verwerthung dieser Zauberei ist das einfache Geheimniß von der Zusammenstellung der Farben in Kunstwerken, womit das fünfte Kapitel das Buch beschließt: ein überaus interessanter Abschnitt, welcher die Bedeutung der Farben in der decorativen Kunst und Malerei, ihre verschiedene Ordnung, die Polychromie, die kleinen Intervalle (d. h. die Ausdehnung der Farben in möglichst viele Zwischenstufen), die schlechten Combinationen, die Farbenpaare, die Bevorzugung einzelner Farben, vorspringende und zurücktretende Farben, Farbentriaden, Doppelpaare, die Bedeutung der Contouren, die Ornamentik verschiedener Völker, schließlich ganz besonders die Malerei mit ihren Farbentäuschungen und mit ihrer Benutzung des Contrastes, ferner die Modellirung, kalte und warme Töne, sowie das malerische Relief betrachtet, um mit einem geschichtlichen Rückblick zu enden, welcher die Farbengebung seit den ältesten Zeiten bis auf uns zum Gegenstand hat.

Dieser geschichtliche Rückblick beabsichtigt in erster Linie, zu zeigen, „wie auch die Entwickelung der Farben-

gebung mit der ganzen Auffassung und Stellung der Kunst aufs innigste verwoben, und wie deshalb auch in jedem einzelnen Kunstwerke Vollendung nur dann zu hoffen ist, wenn Inhalt und Form, Gedanke, Zeichnung und Farbe sich ebenso innig aneinanderschließen, fest verschmolzen zu einem Ganzen, dem Baume gleich, dessen Zweige, Blätter und Blüten alle aus Einem Stamme entspringen, aus Einer Wurzel ihre Nahrung saugen". Wir möchten dies den Gedanken des ganzen Buchs nennen, und darum ist dasselbe uns ein höchst vortreffliches, weil es weniger schulmeistert als anregt und stets auch auf die physiologischen Täuschungen Rücksicht nimmt, welchen einzelne Menschen den Farben gegenüber ausgesetzt sind, weil ihre Augen fehlerhaft construirt sind oder weil wir alle diesen Erscheinungen unterliegen, deren sich aber der Künstler bewußt sein muß. In dieser Beziehung sollte sich jeder Künstler zuvor erst nach den Mittheilungen des Verfassers über Farbenblindheit prüfen, bevor er sich an die Farbengebung wagt. Denn wenn gegenwärtig schon die Eisenbahndirectionen gezwungen sind, ihre Bahnwärter auf den Farbensinn zu prüfen, um gefährlichen Täuschungen vorzubeugen, ebenso sollten die Malerschulen ihre Zöglinge darauf prüfen. Ueberhaupt müssen wir zugestehen, daß der Verfasser seinen Gegenstand nach allen Richtungen hin verfolgte und der Anschauung wesentlich auch durch seine Farbentafeln und andere graphische Hülfsmittel zu Hülfe kam. Die am Schlusse seines Buchs angeführte reichhaltige Literatur bürgt dafür, daß er im Besitze alles Wesentlichen war, was zur Vollendung eines solchen Buchs gehörte. Es bleibt sein Verdienst, ein höchst brauchbares populäres Werk über den fraglichen Gegenstand geschaffen zu haben; ein um so verdienstlicheres, als es überall Rücksicht auch auf unser Kunstgewerbe nimmt, das in so vielfacher Hinsicht noch in den Windeln liegt. Möchten es die betreffenden Kreise würdigen und nutzbar machen!

Karl Müller von Halle.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften gibt eine „Allgemeine Deutsche Biographie" heraus (Leipzig, Duncker u. Humblot), von welcher die zwei ersten Lieferungen vorliegen. Das große Sammelwerk ist auf zwanzig Bände berechnet. Die „Allgemeine Deutsche Biographie" verdankt, wie wir aus dem Prospect der Verlagsbuchhandlung ersehen, ihren Ursprung dem vaterländisch gemeinnützigen Entschlusse der Historischen Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften in München; auf den Antrag Leopold von Ranke's und Ignaz von Döllinger's beschloß jene Vereinigung deutscher Historiker im Jahre 1868 einstimmig, eine Lebensgeschichte der großen Deutschen hervorzurufen und herauszugeben. Zu Leitern des nationalen Unternehmens wurden der Sammler und Herausgeber unserer historischen Volkslieder Freiherr von Liliencron in München und der um beide Seiten unserer politischen Vergangenheit, der Reichs- wie der Landesgeschichte, wohlverdiente Professor F. X. Wegele in Würzburg bestellt. Ein Werk, das sich das Ziel gesteckt, über Leben und Schaffen aller verstorbenen Deutschen, sofern sie in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst, in Handel und Gewerbe, kurz in irgendeiner Richtung des öffentlichen Lebens Nachwirkendes geleistet haben, ausführliche und zuverlässige Kunde zu gewähren: ein solches Werk bedurfte außer jahrelanger, sorgsamer Vorbereitung natürlich des thätigen Antheils zahlreicher Forscher in allen Landschaften des Reichs, wie der Nachbargebiete deutscher Zunge: der letztern deshalb, weil die „Allgemeine Deutsche Biographie" nicht auf das heutige Deutsche Reich nach seinen politischen Grenzen sich einschränkt, sondern in gleicher Weise Oesterreich, die deutsche Schweiz, die Niederlande (bis zum Jahre 1648), die Ostseeprovinzen Rußlands in ihren Kreis zieht. Die „Allgemeine Deutsche Biographie" soll mit den übrigen Publicationen der Historischen Commission den Charakter der Wissenschaftlichkeit gemein haben, zugleich aber sich entschiedener als die ältern von dem genannten Vereine beschirmten Unternehmungen an den ausgedehnten Kreis der Freunde geschichtlicher Bildung in der deutschen Nation überhaupt wenden, denen sie keineswegs einzig als Fundstätte des Wissens, vielmehr auch als Quelle literarischen Genusses dienen soll.

Wir haben in unsern Artikeln: „Die Biographie der Neuzeit" in „Unsere Zeit" die verschiedenen Arten biographischer Sammelwerke, die verschiedenen Schattirungen biographischer Kunst, welche die Gegenwart bietet, eingehend erörtert. Die „Allgemeine Deutsche Biographie" verspricht ein Muster jener biographischen Gattung zu werden, die wir als die „encyklopädische" bezeichneten. Die Namen der Mitarbeiter, unter denen sich glänzende Namen aus allen Zweigen der Geschichtschreibung und der Naturwissenschaften finden, bürgen für eine sachgemäße Ausführung auf Grundlage solider Kenntnisse und für ein tüchtiges kritisches Urtheil. Wie sich dasselbe zu den hervorragenden verstorbenen Männern der jüngsten Vergangenheit — die noch lebenden sind durch das Programm ausgeschlossen — stellen, ob es mit der nöthigen Unbefangenheit die politischen Größen verschiedener Parteien mit einer auch schon durch die Auswahl bekundeten Gerechtigkeitsliebe, die hervorragenden Künstler, Schriftsteller und Gelehrten behandeln wird, das läßt sich nach den zwei ersten Heften nicht beurtheilen, da hier vorzugsweise Größen aus frühern Epochen der deutschen Geschichte besprochen werden; doch wird man, nach der Ausführlichkeit, mit der bereits einige weniger bekannte Historiker und Pädagogen der neuern Zeit behandelt sind, an die Vollständigkeit in Bezug auf die Auswahl der Biographien einen strengen Maßstab legen müssen. Wie die Ankündigung der Verlagsbuchhandlung mittheilt, sollen die größern Artikel der Sammlung eine Reihe wirklich lebensvoller Bilder gestalten, d. h. den encyklopädischen Rahmen sprengen und die Bedeutung künstlerisch gestalteter Biographien in Anspruch nehmen, etwa wie wir sie in der „Biographie universelle" in der Regel finden; doch kann dies bei der Anlage der Sammlung nur eine Ausnahme sein. Die „Biographie universelle" beschränkt sich auf die welthistorischen Persönlichkeiten; die „Allgemeine Deutsche Biographie" nimmt, wie schon die ersten Hefte beweisen, eine Fülle der Specialgelehrsamkeit angehöriger Persönlichkeiten mit auf und kann bei der Masse des zu bewältigenden Stoffs den encyklopädischen Grundzug nicht verleugnen. Nach dieser Seite hin wird sie ergänzt durch den „Neuen Plutarch" (Leipzig, Brockhaus), von dem jetzt zwei Bände vorliegen, und welcher der encyklopädischen Biographie gegenüber die künstlerische vertritt. Hier handelt es sich nur um hervorragende Persönlichkeiten der Geschichte, Literatur und Kunst, deren Bild harmonisch in lebensvoller Darstellung und jener maßvollen Begrenzung, wie sie die classischen Muster des Alterthums zeigen, vor die Leser hintreten soll.

— Von Dr. theol. Wilhelm Haan ist ein „Sächsisches Schriftstellerlexikon" erschienen (Leipzig, Schäfer), eine alphabetisch geordnete Zusammenstellung der im Königreich Sachsen gegenwärtig lebenden Gelehrten, Schriftsteller und Künstler, nebst kurzen biographischen Notizen und Nachweis ihrer im Druck erschienenen Schriften. Es gibt derartige Schriftstellerlexika von verschiedenen deutschen Städten, Ländern und Landschaften; sie haben die verdienstliche Aufgabe, außer den in

erster Linie stehenden Autoren auch die Dei minorum und minimarum gentium, die Verfasser einzelner Predigten, Broschüren, Schulprogramme zu verzeichnen. Wir denken von dieser Aufgabe nicht gering; denn jeder, der sein Scherflein in seiner Art zum geistigen Leben seiner Nation beiträgt, verdient, nicht vergessen zu werden, und es sind zunächst die Landschaftsgenossen, die sich seiner erinnern sollen. Doch auch in einem derartigen Lexikon darf die Specialität nicht so überwuchern, daß man darüber die hervorragenden Größen vergißt. Dies ist aber in dem Haan'schen Schriftstellerlexikon oft der Fall. In der Vorrede heißt es, es seien Einladungen an renommirte Schriftsteller ergangen um Mittheilungen über ihre literarische Thätigkeit. „Wenn nun gleichwol mancher renommirte Name noch vermißt werden sollte, so haben wir die Nichterfüllung unserer vielfachen Bitten wol sehr zu beklagen, von einigen aber zu versichern, daß sie die Aufnahme ihrer Namen nicht wünschten." Wir meinen indeß, daß bei „renommirten Autoren" es nicht nöthig sei, von ihnen selbst Mittheilungen zu erhalten, da über ihr Leben und ihre Schriften die Conversations-Lexika und Literaturgeschichten der Gegenwart ausreichende Auskunft geben, daß aber, wer ein solches Werk unternimmt, sich allein nach den Bedingungen desselben, nicht aber nach den Wünschen dieses oder jenes Autors richtet; wer in eine Encyklopädie gehört, wird nolens volens in dieselbe aufgenommen; da hilft eben kein Sträuben. Hierin sind dem Herausgeber nun allerdings einige curiose Dinge passirt. So fehlt z. B. in einem Werke, in welchem wenig genannte Schulmänner und Prediger zahlreich figuriren, Karl Biedermann, ein hervorragender Publicist und Culturhistoriker, obgleich er nicht nur in Leipzig sich *seit* langen Jahren aufhält, sondern selbst ein geborener Leipziger ist. Man kann nichts dagegen einwenden, daß auch Schriftsteller, die sich in Sachsen aufhalten, mit aufgenommen werden; wenn aber unter diesen Paul Lindau „in Schandau" figurirt, blos weil er sich einige Wochen im Jahre zur Luftcur an der Elbe aufhält, während Gustav Freytag, der seit mehr als 15 Jahren in Leipzig lebt, ausgelassen ist, so ist dies doch eine auffallende Uncorrectheit. Was der Verfasser sonst über die aufgenommenen Autoren mittheilt, ist mit großem Fleiß zusammengestellt.

Aehnlich wie mit den deutschen Autoren geht es ihm mit den wendischen. Diese sind ziemlich zahlreich berücksichtigt (im *ganzen* 22). Aber auch hier registrirt er ängstlich und sorgfältig die mittelmäßigen, ja unbedeutenden Schriftsteller, die oft nur ein Gelegenheitsschriftchen herausgegeben haben, während er Hauptautoren oft wegläßt. Wenn wendische Schriftsteller aufgeführt werden sollten, so war es nöthig, vor allen Dingen den Buchhändler und Redacteur Johann Ernst Schmaler zu nennen; er ist der Schöpfer, und man könnte sagen der Mittelpunkt der ganzen neuern wendischen Literatur. Er hat eine Sammlung und Herausgabe wendischer Volkslieder (2 Bde., Grimma 1843—44) veranstaltet, welcher eine Menge höchst werthvoller philologischer, archäologischer und anderer Abhandlungen *gefolgt* sind. Ihm ist es zuerst gelungen, unter dem Häuflein Wenden, die noch dazu durch zwei verschiedene stark voneinander abweichende Dialekte getrennt sind, eine Wochenschrift mit dauerndem Erfolg ins Leben zu rufen, nämlich die „Serbske Nowiny", die er seit 1848 in ununterbrochener Reihenfolge herausgibt. In weiten Kreisen, weit über das engere Gebiet der slawischen Literatur hinaus, ist sein Name durch die „Jahrbücher für slawische Literatur" bekannt geworden, die er seit 1843 anfangs im Verein mit P. Jordan, dann allein mit mehrfachen Unterbrechungen und unter öfterer Veränderung des Titels bis 1868, zuletzt als Wochenschrift, redigirte. Eine solche literarische Thätigkeit hat keiner der andern genannten wendischen Schriftsteller entwickelt, und doch fehlt in Haan's Lexikon gerade Schmaler.

Auch noch manchen andern Namen vermißt man, der im Vergleich zu den genannten ebenfalls hätte angeführt werden müssen: Bartko, Fiedler, Wuschanski, Domaschke, Peter Müller (der wendische Hans Sachs) u. a. Ferner fehlt Advocat Mosig von Aehrenfeld, Publicist und politischer Schriftsteller, der mit Wuttke Schafarik's „Slawische Alterthümer" ins Deutsche übersetzte und herausgab.

Ebenso fehlt unter den Künstlern denn auch der einzige, anerkannt talentvolle wendische Componist Katzer, von dem eine Menge Compositionen existiren. Desgleichen hätte auch der deutsche Organist Hering in Bautzen, ein Meister im Aussetzen von Choralen (sein neuestes Werk wurde auf der wiener Weltausstellung prämiirt), erwähnt werden müssen.

Das gegebene Material selbst ist im allgemeinen vollständig und zuverlässig, da es sich meist auf authentische Unterlagen gründet. Aber im wendischen Text wimmelt es von Druckfehlern, die leicht durch einen des Wendischen kundigen Corrector hätten vermieden werden können.

Bibliographie.

Arnim, Gisela v., Dramatische Werke. 4ter Bd.: Wie es unterdessen daheim war. Dramatische Erzählung. Berlin, Hertz. 8. 6 M.

Bauer, Karoline, Komödianten-Fahrten. Erinnerungen und Studien. Herausgegeben von A. Wellmer. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Allgemeine deutsche Biographie. Auf Veranlassung und mit Unterstützung der historischen Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften in München herausgegeben von R. Freih. v. Liliencron und F. X. Wegele. 1ste Lfg. Leipzig, Duncker u. Humblot. Lex.-8. 2 M. 40 Pf.

Bismarck-Lieder. Als Manuscript gedruckt. Barmen, Klein. Gr. 8. 60 Pf.

Brachvogel, A. E., Alte Schweden. Schauspiel. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Protestantische Briefe von einem Elsässer. Straßburg, Bomhoff. Gr. 16. 60 Pf.

Corrodi, A., De Maler. Familiebild. Zürich, Schabelitz. 8. 1 M. 40 Pf.

Debelak, J. Die orientalische Frage vom militärischen Standpunkte. Wien, v. Waldheim. 1874. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Dulk, A., Willa. Schauspiel. Wien, Rosner. 8. 2 M. 40 Pf.

Jordan, W. A., Anklänge und Reime. Gedichte. Königsberg, Hübner u. Matz. Gr. 16. 2 M.

Kern, F., Ludwig Giesebrecht als Dichter, Gelehrter und Schulmann. Als Anhang: Ferdinand Calos Leben erzählt von L. Giesebrecht. Stettin, von der Nahmer. Gr. 8. 6 M.

König, K. G., Die polnischen Banknotenfälscher in der Schweiz. Kritik der in Yverdun geführten Untersuchung. Bern, Fiala. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Mannhardt, W., Wald- und Feldkulte. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Mythologische Untersuchungen. Berlin, Borntrãger. Gr. 8. 14 M.

Frau von der Meeden und die schöne Jüdin aus Gumpel's Stift. Hamburger Sitten-Roman aus der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. 1stes u. 2tes Heft. Hamburg, Prinz u. Heine. Gr. 8. à 40 Pf.

Meyer, B. Ritter v., Erlebnisse des Bernhard Ritter v. Meyer, weiland Staatsschreiber und Tagsatzungs-Gesandter des Cantons Luzern, nachmaliger k. k. österreichischer Hof- und Ministerialrath, Secretär des Ministerraths ꝛc. ꝛc. Von ihm selbst verfaßt und abgeschlossen. Herausgegeben von dessen Sohne. 2 Bde. Wien, Sartori. Gr. 8. 12 M.

Meyer, R., Der Socialismus in Dänemark. Berlin, A. Schindler. Gr. 8. 1 M.

Mühlbach, Louise, Von Königgrätz bis Chiselhurst. Historischer Roman. Volks-Ausgabe. 1ster Band. Stuttgart, Simon. 8. 2 M.

Mühlfeld, L., Das Testament des Freimaurers oder der Schatz des Geächteten. Historischer Roman. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 50 Pf.

Norden, E., Es werde Licht. Eine Erzählung. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 M. 75 Pf.

Reinfels, C., Edelmuth oder der Frauen Königreich. Eine wahrheitsgetreue, historisch-romantische Erzählung. 1stes u. 2tes Heft. Magdeburg. Gr. 8. à 40 Pf.

Reinhard, R., Zwei Herren v. Bülow. Zeitbilder aus mehren Jahrhunderten. Berlin, Gülker u. Comp. 8. 3 M.

Robert, L., Erlebnisse und Studien in der Gegenwart. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 5 M.

Roesler-Mühlfeld, Ost- und West-Preußen, eine Provinz? Die Danziger Agitation beleuchtet. Königsberg, Hartung. Gr. 8. 50 Pf.

Scherer, W., Deutsche Studien. II. Die Anfänge des Minnesanges. Wien, Gerold's Sohn. 1874. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Schröer, K. J., Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts in ihren bedeutenderen Erscheinungen. Populäre Vorlesungen. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 9 M.

Shakespeare, W., König Lear. Tragödie. Für die Darstellung bearbeitet von E. Possart. München, A. Ackermann. Gr. 16. 60 Pf.

Stern, A., Neue Novellen. Leipzig, Weber. 8. 6 M.

Suess, E., Die Erdbeben des südlichen Italien. Wien, Gerold's Sohn. 1874. Gr. 4. 4 M. 80 Pf.

Ueber den Cölibats-Zwang (erzwungene Ehelosigkeit) bei der römisch-katholischen Geistlichkeit von einem Katholiken. Karlsruhe, Macklot. 1874. Gr. 8. 20 Pf.

Villamaria, Wellenträume. Berlin, Gebr. Paetel. 16. 3 M.

Werder, K., Vorlesungen über Shakespeare's Hamlet gehalten an der Universität zu Berlin. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Werner, Zur Metaphysik des Schönen. Wien, Gerold's Sohn. 1874. Lex.-8. 50 Pf.

Zeissberg, H., Johannes Łaski, Erzbischof von Gnesen (1510—1531) und sein Testament. Wien, Gerold's Sohn. 1874. Lex.-8. 3 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

DAS SONNEN- UND SIRIUSJAHR DER RAMESSIDEN

mit dem Geheimniss der Schaltung

und das Jahr des Julius Cäsar.

Untersuchungen über das altägyptische Normaljahr und die festen Jahre der griechisch-römischen Zeit

von

Carl Riel.

Mit 9 lithographirten Tafeln. 4. Geh. 30 Mark.

Die völlig neuen Ergebnisse, zu welchen der Verfasser durch seine umfassenden und gründlichen Forschungen gelangte, werden nicht nur die Beachtung der Aegyptologen, Chronologen und Historiker in Anspruch nehmen, sondern auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregen, da sie ein weit über das fachmännische hinausgehendes culturhistorisches Interesse darbieten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wiener Sommertage.

Von

Julius Rodenberg.

8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 6 M. 50 Pf.

In „Weltausstellungs-Reminiscenzen“ und „Wanderungen in Wien“ schildert Julius Rodenberg hier die Eindrücke seines wiener Aufenthalts während des Sommers 1873, und schließt daran eine Parallele der beiden Kaiserstädte „Berlin und Wien“, in der er gleichsam das Facit seiner gemüth- und geistvollen Betrachtungen zieht. Jeder Leser, auch wenn er nicht selbst die Wiener Weltausstellung besucht hat, wird einen so liebenswürdigen Führer mit Vergnügen auf diesen interessanten Wanderungen begleiten.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

In deutschen Landen. Skizzen und Ferienreisen. 8. Geh. 5 M. 40 Pf. Geb. 6 M. 40 Pf.

Studienreisen in England. Bilder aus der Vergangenheit. 8. Geh. 5 M. 40 Pf. Geb. 6 M. 40 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Francis Bacon
und seine Nachfolger.

Entwickelungsgeschichte der Erfahrungsphilosophie.

Von

Kuno Fischer.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 15 Mark.

Der berühmte Verfasser legt hier eine mehr als doppelt vergrößerte Umarbeitung seines Werks über Franz Bacon von Verulam vor, die er zunächst deshalb unternommen hat, um das Werk innerlich wie äußerlich mit der zweiten Auflage seiner „Geschichte der neuern Philosophie“, zu welcher es sachlich gehört, in Uebereinstimmung zu bringen. Außerdem forderte aber auch der Stoff zur Ergänzung und Weiterführung auf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

Vor kurzem erschien als 8. und 9. Band

Das Wesen des Lichts.

Gemeinfassliche Darstellung der Physikalischen Optik

in fünfundzwanzig Vorlesungen von

Dr. Eugen Lommel,

Professor der Physik an der Universität zu Erlangen.

Mit 188 Abbildungen und einer farbigen Spectraltafel.

8. Geh. 6 Mark. Geb. 7 Mark.

Die Erhaltung der Energie,

das Grundgesetz der heutigen Naturlehre,

gemeinfasslich dargestellt von

Balfour Stewart,

Professor der Physik an Owens College in Manchester.

Mit 14 Abbildungen. 8. Geh. 4 Mark. Geb. 5 Mark.

Gleichzeitig werden hier zwei neue Werke der in so kurzer Zeit zu allgemeiner Beliebtheit gelangten „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ dargeboten. Sie behandeln gleich den frühern Bänden dieser Sammlung Probleme und Resultate der neuesten Naturforschung in anschaulicher und gemeinverständlicher Weise.

Der 1.—7. Band enthalten:

John Tyndall. Das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher. Geh. 4 Mark. Geb. 5 Mark.

Oscar Schmidt. Descendenzlehre und Darwinismus. Zweite Auflage. Geh. 5 Mark. Geb. 6 Mark.

Alexander Bain. Geist und Körper. Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen. Geh. 4 Mark. Geb. 5 Mark.

Walter Bagehot. Der Ursprung der Nationen. Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen. Geh. 4 Mark. Geb. 5 Mark.

Hermann Vogel. Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie in ihrer Anwendung in Kunst, Wissenschaft und Industrie. Geh. 6 Mark. Geb. 7 Mark.

Edward Smith. Die Nahrungsmittel. Zwei Theile. Geh. 8 Mark. Geb. 10 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tagebücher von Friedrich von Gentz.

(Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.)

Vier Bände. 8. Geh. 32 Mark.

Bisher war nur ein kurzer Auszug aus den von Gentz mit rückhaltloser Aufrichtigkeit gegen sich selbst, abwechselnd in französischer und deutscher Sprache geschriebenen Tagebüchern bekannt geworden. Zum ersten mal werden hier die Aufzeichnungen dieses merkwürdigen Mannes, die von 1800 bis zum Jahre 1826 reichen, vollständig der Oeffentlichkeit übergeben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 13. —— 25. März 1875.

Schriften über den Feldzug 1870—71.

1. Die Operationen der I. Armee unter General von Steinmetz. Vom Beginn des Kriegs bis zur Capitulation von Metz. Dargestellt nach den Operationsacten des Obercommandos der I. Armee von von Schell. Mit einer Uebersichtskarte und zwei Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1872. Gr. 8. 6 M.

2. Die Operationen der I. Armee unter General von Manteuffel. Von der Capitulation von Metz bis zum Fall von Peronne. Dargestellt nach den Operationsacten des Obercommandos der I. Armee von Hermann Graf Wartensleben. Mit 2 Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. 1872. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

3. Feldzug 1870—71. Die Operationen der I. Armee unter General von Göben. Dargestellt nach den Operationsacten des Obercommandos der I. Armee von A. von Schell. Mit einer Operationskarte und drei Gefechtsplänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1873. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Die vorstehend genannten Werke enthalten die actenmäßige Darstellung der Operationen der Ersten Armee, doch wurde neben dem urkundlichen Material der Operationsacten des Obercommandos auch die inzwischen von französischer Seite veröffentlichte Kriegsliteratur kritisch verwerthet. Sie gehören der sogenannten grünen Ausgabe der Geschichte des deutsch-französischen Kriegs an, welche auf Veranlassung des Chefs des Generalstabes der Armee neben dem vom Großen Generalstabe bearbeiteten und bereits in d. Bl. besprochenen Werke: „Der deutsch-französische Krieg 1870—71", zur Veröffentlichung der Kriegsthätigkeit der einzelnen deutschen Heere und Armeecorps bestimmt ist. Diese Anordnung darf als eine sehr glückliche bezeichnet werden, denn sie gestattet die Weglassung vieler für die Beurtheilung des ursächlichen Zusammenhangs der großen Operationen nicht wesentlicher Details in dem vom Großen Generalstabe redigirten Geschichtswerke, während diese Details, das für spätere kritische Bearbeitung einzelner Episoden geradezu unentbehrliche Quellenmaterial, in den auf die Armeen und Corps bezüglichen Schriften erhalten und der Specialgeschichtschreibung zugänglich bleiben.

Diese redactionelle Theilung der Arbeit läßt daneben noch andere Vortheile erreichen; denn sie ermöglicht allein die verhältnißmäßig rasche Veröffentlichung einzelner besonders interessanter Vorgänge aus der letzten Periode des Feldzugs und gestattet, die Thätigkeit der einzelnen Heere und Armeecorps im Zusammenhange zu überschauen. Das letztere ist namentlich auch für diejenigen vielen Leser der auf die jüngste Vergangenheit bezüglichen Kriegsgeschichte erwünscht, welche persönlich am Feldzuge theilnahmen. Die jetzt übliche Art der Gefechtsführung und allmählichen Truppenverwendung sowie die große Zahl der an den Schlachten betheiligten Streitkräfte und die beträchtliche Ausdehnung der Schlachtfelder schließen für alle im Truppenverbande stehenden Militärs fast die Möglichkeit aus, den Verlauf der Kämpfe aus eigener Anschauung zu verfolgen.

Das zuerst genannte Werk behandelt die Thätigkeit der Ersten Armee von der Aufstellung derselben hinter der Saar bis zur Capitulation von Metz, umfaßt mithin die Beschreibung der Schlachten von Spicheren, von Colombey-Nouilly, Mars-la-Tour, Gravelotte, Noisseville, sowie mehrerer größerer Gefechte, welche während der Einschließung von Metz im Moselthale stattfanden. Es wird mithin auch der Zeitabschnitt in dieser Schrift behandelt, während dessen die Erste Armee keinem speciellen Oberbefehlshaber unterstellt war, sondern ihre Weisungen von seiten des mit der obern Leitung der Cernirung von Metz betrauten Generals Prinz Friedrich Karl empfing.

Zwischen dem Großen Hauptquartier, beziehungsweise dem Obercommando der Cernirungstruppen vor Metz einerseits, und dem Obercommando der Ersten Armee andererseits bestanden seit Beginn des Feldzugs Differenzen, welche an maßgebender Stelle für so wesentlich erachtet wurden, daß man Mitte September den General von Steinmetz von

der fernern Führung der Ersten Armee entband und ihm das Generalgouvernement zu Posen übertrug.

Unter den damaligen politischen Verhältnissen war diese neue, dem ruhmbekränzten General anvertraute Stellung eines Oberbefehlshabers für den Osten des Reichs so bedeutungsvoll, daß dieselbe nur einem Führer von erprobter Festigkeit übertragen werden durfte. Es war ein Vertrauensposten von hoher Wichtigkeit, denn Oesterreichs Haltung war, wie man ohne Zweifel genau gewußt hat, nur infolge der ersten deutschen Siege überhaupt eine neutrale, und diese Neutralität war durchaus keine wohlwollende für Deutschland.

Die Differenzen, welche zwischen dem Großen Hauptquartier und dem Obercommando der Ersten Armee obwalteten, werden vorzugsweise darin bestanden haben, daß über wesentliche strategische Fragen die Auffassung eine verschiedene war, wodurch, wenn nicht Abhülfe geschaffen wurde, die Einheit der großen Operationen hätte gestört werden und eine der Grundbedingungen militärischer Erfolge verloren gehen können. Ueber die Abweichungen, welche zwischen den strategischen Ansichten der beiden Hauptquartiere bestanden, bringt das Werk des Major von Schell (Nr. 1) einige schätzenswerthe Mittheilungen.

Die Gefechtsbeschreibungen sind detaillirt und dennoch recht klar gehalten; auch wird die Verwendung der feindlichen Truppen dabei auf Grund der von französischer Seite erfolgten Veröffentlichungen eingehender behandelt, als dies bei ausschließlicher Benutzung der Operationsacten des Obercommandos der Ersten Armee möglich gewesen wäre.

Für die Entscheidung der einzelnen Gefechte wird den Leistungen der deutschen Artillerie eine nach Ansicht des Referenten vielleicht zu weit gehende Bedeutung beigelegt. Die ausgezeichneten Leistungen der deutschen Feldartillerie sind allgemein bekannt, auch war deren Einfluß auf den Gang der Gefechte eine über das der Waffe sonst beschiedene Maß deshalb hinausgehende, weil die feindliche Artillerie ein wesentlich schlechteres Geschütz führte und dadurch der deutschen Artillerie gestattete, einen erheblichen Theil ihrer Geschütze zur Bekämpfung der feindlichen Infanterie zu verwerthen. In der Infanterie bestand die Hauptstärke des französischen Heeres, denn dieselbe war mit einer notorisch wirksamern Schußwaffe ausgerüstet als die deutsche, und auch in Bezug auf taktische Ausbildung und Gewandtheit in der Gefechtsführung ein keineswegs gering zu schätzender Gegner.

Unbeschadet dieser für die Thätigkeit der deutschen Artillerie besonders günstigen Verhältnisse, ist indeß auch in dem letzten Kriege, wie stets seit Einführung der Feuerwaffen, schließlich der Infanterie die Aufgabe verblieben, die Schlachten zu entscheiden. Sie löste die ihr zugefallene Aufgabe glänzend, aber mit großen Verlusten.

Die dem ersten Werke beigegebene Uebersichtskarte ist ohne besondern Werth, dagegen sind die beiden Pläne gut ausgeführt. Auf dem Plane der Schlachtfelder um Metz fehlt der Maßstab.

Das unter Nr. 2 angeführte Werk des Grafen Wartensleben umfaßt die Operationen der Ersten Armee während eines etwas kürzern Zeitraums, vom 27. October 1870 bis zum 9. Januar 1871. General von Manteuffel führt das Heer von der Mosel bis zur Marne vor, unterwirft damit weite Gebietsstrecken des feindlichen Landes und greift die in der Formation begriffene französische Nordarmee an. Die der Ersten Armee zugewiesene Aufgabe war nicht leicht zu lösen, namentlich wegen der geringen Zahl für die Feldoperationen verfügbarer Truppen. Eins der drei Armeecorps blieb zur Besatzung von Metz sowie zur Belagerung der nächstgelegenen nördlichen Festungen zurück, die Division von Kummer wurde zur Bewachung und Abführung der bei Metz in deutsche Gefangenschaft gekommenen Rheinarmee verwendet. Das Obercommando verfügte somit nur über eine Cavaleriedivision und zwei Armeecorps, von denen das eine nicht vollständig versammelt werden konnte, da eine an Artillerie und Cavalerie verstärkte Infanteriebrigade desselben zur Belagerung der Festung La Fère entsendet werden mußte. Dazu kam noch der misliche Umstand, daß die von Metz abrückenden Truppen durch Gefechtsverluste und durch Krankheiten starke Einbuße erlitten hatten, welche keineswegs durch die inzwischen eingetroffenen Ersatzmannschaften hatte beglichen werden können. Der Hauptzweck der Operationen der Ersten Armee unter General von Manteuffel war, die Cernirung von Paris gegen Angriffe seitens der neuformirten französischen Nordarmee (General Faidherbe) und der in Havre versammelten Streitkräfte (General Briand) sicherzustellen. Der Feind beherrschte das Meer und verfügte über die Transportmittel der Marine, woraus ihm eine große Freiheit der Operationen erwuchs. General von Manteuffel mußte deshalb von vornherein darauf verzichten, durch weitausgreifende Verfolgungsmärsche den taktischen Erfolg glücklicher Gefechte völlig auszunutzen, um stets in der Lage zu bleiben, sich rechtzeitig dem Vormarsch anderer Heerestheile der an Zahl weitaus überlegenen feindlichen Armee entgegenzustellen. Die Lösung einer derartigen Aufgabe ist nicht allein schwierig, sondern in der Regel auch undankbar, soweit es sich um die sogenannte öffentliche Meinung handelt. Mit großer Energie und vielem Geschick hat der General, unterstützt von seinem inzwischen verstorbenen Generalstabschef von Sperling, den schwierigen Auftrag erfüllt.

Die Erste Armee schlug die französische Nordarmee während des hier besprochenen Zeitraums bei Amiens, an der Hallue und bei Bapaume, eroberte durch ihre entsendeten Abtheilungen die Festungen La Fère, Thionville, Montmédy, Mézières, Rocroy und Peronne, und eröffnete damit eine neue, für die vor Paris stehende deutsche Armee dringend erforderliche Eisenbahnverbindung mit der Heimat.

Das taktische Detail dieser einzelnen Kämpfe ist dem Werk des Grafen Wartensleben nicht zu entnehmen; dagegen bietet dasselbe einen höchst interessanten Einblick in die Motive der vom Obercommando aus verfügten Anordnungen und liefert den überzeugenden Beweis, in wie hohem Grade der General von Manteuffel verstanden hat, jederzeit und selbst unter sehr schwierigen Verhältnissen seine Operationen in dem vom Großen Hauptquartier aus beabsichtigten Sinne zu führen.

Die selbständig auf Grund veränderter Sachlage von seiten des Obercommandos getroffenen Anordnungen sind

ohne Ausnahme nachträglich von Versailles her gebilligt worden.

Auch abgesehen von dem kriegswissenschaftlich besonders reichen Inhalt und der durchaus objectiven Darstellungsweise, darf dies Werk auch dem nichtmilitärischen größern Publikum besonders empfohlen werden, da es sich leicht und angenehm liest. Weniger Lob verdienen die beigegebenen Karten.

Das auf die Commandoführung des Generals von Göben bezügliche Werk von A. von Schell (Nr. 3) über die Kriegsthätigkeit der Ersten Armee behandelt den verhältnißmäßig nur kurzen Zeitraum vom 9. bis zum 31. Januar 1871. Für das richtige Verständniß der im Beginn dieser Periode zur Ausführung gekommenen Operationen, welche bekanntlich schon am 10. Januar ein Object von strategischer Bedeutung, die Festung Peronne, in den Besitz des deutschen Heeres brachten, empfahl es sich, die Darstellung der Kriegsereignisse bereits etwas früher, mit der Schlacht von Bapaume (2. und 3. Januar), zu beginnen.

Dem Leser wird hierdurch Gelegenheit geboten, einen interessanten Einblick in den Zusammenhang der beiden Hauptschlachten zu gewinnen, welche auf dem nördlichen Kriegstheater unter General von Göben stattfanden. Bei Bapaume entschließt sich der deutsche Heerführer nach zweitägigem blutigen Kampfe, dem für den folgenden Tag erwarteten Angriff des feindlichen Heeres auszuweichen. Die Motivirung dieses Entschlusses, das kühle Abwägen der von der weitern Fortsetzung des Kampfes zu erwartenden Chancen, die Entwickelung der Vortheile, welche aus einer die feindlichen Marschlinien auf Peronne beherrschenden Flankenstellung ohne Kampf deutscherseits zu erreichen wären, enthalten eine Fülle von Belehrung und zeigen die außergewöhnlichen Eigenschaften des Höchstcommandirenden für den großen Krieg. Nicht weniger interessant ist dann die Begründung für General von Göben's kühnen Vorstoß gegen St.-Quentin, wo am 19. Januar die französische Nordarmee eine entscheidende Niederlage erlitt und in völliger Auflösung das Schlachtfeld verlassen mußte.

Die Schlachten von Bapaume und St.-Quentin sowie die Belagerung von Peronne sind in dem Werke des Major von Schell eingehend und sehr übersichtlich dargestellt.

Die dem Werke beigegebenen Pläne enthalten alle erforderlichen Angaben und sind auch technisch sehr gut ausgeführt.

4. **Feldzug 1870—71.** Die Operationen der II. Armee. Vom Beginn des Kriegs bis zur Capitulation von Metz. Dargestellt nach den Operationsacten des Obercommandos der II. Armee von Freiherrn von der Goltz. Mit einer Uebersichtskarte und einem Plan. Berlin, Mittler u. Sohn. 1874. Gr. 8. 9 M.

5. **Die sieben Tage von Le Mans** nebst einer Uebersicht der Operationen der II. Armee gegen den Loir im December 1870. Vom Standpunkte des Obercommandos der II. Armee und nach dessen Acten dargestellt von Freiherrn von der Goltz. Mit einer Karte. Berlin, Mittler u. Sohn. 1874. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Zweite deutsche Armee, welche während der gesammten Kriegsperiode dem Prinzen Friedrich Karl unterstellt gewesen ist, war nach der Truppenzahl die stärkste ... bildete das Centrum des ganzen Heeres, als dessen ... marsch an der Grenze erfolgte.

Während des ganzen Kriegs operirte die Zweite Armee selbständig und nahm an den für die endliche Entscheidung maßgebenden Kriegshandlungen in ganz hervorragender Weise Antheil. Es ist deshalb im Interesse der Wissenschaft zu wünschen, daß die gesammte Kriegsthätigkeit der Zweiten Armee ebenso wie die in den vorhergehend besprochenen drei Werken geschilderte der Ersten Armee zur Darstellung kommen möge.

Die namentlich auf taktischem Gebiet für die Zweite Armee glänzendste Kriegsperiode — vom Beginn des Kriegs bis zur Capitulation von Metz — ist in dem unter Nr. 4 angegebenen Werke des Freiherrn von der Goltz enthalten; über die danach folgenden Operationen dieses Heeres sind dagegen bisher nur bruchstückweise Mittheilungen zur Veröffentlichung gelangt, nämlich außer der unter Nr. 5 angegebenen kleinern Schrift über die Tage von Le Mans und die Operationen im December 1870 ein Vortrag des Majors von Scherff über die Schlacht von Beaune-la-Rolande, eine in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine" (Berlin, Schneider u. Comp.) im Jahre 1874 erschienene Monographie des Freiherrn von der Goltz über die Schlacht von Orléans, einige Abschnitte aus Major Fischer's Werk über den Antheil der 17. Infanteriedivision am Feldzuge u. s. w.

Will man einen Ueberblick über die Operationen der Zweiten Armee nach dem Falle von Metz gewinnen, so ist man heute noch ebenso wie vor drei Jahren auf die Angaben angewiesen, welche das im Jahre 1871 vollendete classische Werk des Majors im Großen Generalstabe, Wilhelm Blume: „Die Operationen der deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Kriegs, nach den Operationsacten des Großen Hauptquartiers dargestellt", enthält.

Die von Hauptmann Freiherrn von der Goltz bearbeitete actenmäßige Darstellung der Operationen der Zweiten Armee vom Beginn des Kriegs bis zur Capitulation von Metz schildert, wie im Vorworte gesagt ist, die Ereignisse so, wie dieselben vom Standpunkte der Heeresleitung aus gesehen worden sind, und verfolgt die Aufgabe, mehr den für die Entscheidungen des Obercommandos maßgebenden innern Entwickelungsgang klarzulegen, als eine bis ins einzelne vollständige Aufzählung aller Thatsachen zu liefern.

Die Zweite Armee betheiligte sich während des dargestellten Zeitraums an den Schlachten von Spicheren, Mars-la-Tour, Gravelotte, Noisseville sowie den Gefechten gegen die im Lager von Metz eingeschlossene französische Rheinarmee. Mit Ausnahme der Schlacht von Spicheren, welche unter Bezugnahme auf das unter Nr. 1 besprochene Werk des Majors von Schell nur in großen Umrissen geschildert wird, werden die erwähnten Schlachten sowie die beiden größern Ausfallgefechte am 22. September und 7. October eingehend dargestellt, während für die kleinern Vorpostenkämpfe im Anhange mehrfach recht interessante Artikel aus den zur Zeit der Einschließung in Metz erschienenen französischen Zeitungen mitgetheilt werden.

Das betreffende Zeitungsmaterial, welches schon zu Anfang 1871 an Ort und Stelle nur noch unvollständig vorhanden war, wurde unmittelbar nach dem Falle der Festung durch Vermittelung der Commandantur auf Veranlassung des Obercommandos der Zweiten Armee beschafft.

Hierdurch gelangte je ein vollständiges Exemplar des „Indépendant de la Moselle" und des erst während der Cernirung entstandenen „Journal de Metz" in den Besitz des preußischen Generalstabes.

Die von Freiherrn von der Goltz im Anhang seines Werks mitgetheilten Auszüge aus den beiden vorstehend genannten Zeitungen enthalten, wie hier für spätere Bearbeiter dieser Kriegsperiode gelegentlich bemerkt sein mag, nur wenig neue Einzelheiten. Eine werthvolle Sammlung von Angaben über die Zustände innerhalb der Festung u. s. w. findet sich in einem auf Veranlassung des Municipalraths von Metz 1871 veröffentlichten, bei E. Réau in Metz verlegten Werke: „Le Blocus de Metz en 1870", welches bereits im Jahre 1871 zweimal neu aufgelegt wurde.

Das Werk des Freiherrn von der Goltz enthält dagegen eine Fülle von werthvollen und, soweit Referenten bekannt, anderwärts nicht veröffentlichten Angaben über die Anordnungen der obern Heeresleitung für die Verpflegung und Erhaltung der Truppen. In der Regel wird dieser für die Schlagfertigkeit der gewaltigen Heeresmassen, welche die heutige Kriegführung beansprucht, so ungemein wichtige Zweig der den Obercommandos zufallenden Thätigkeit in kriegsgeschichtlichen Werken nur ganz oberflächlich behandelt, und doch beruht auf der rechtzeitigen Fürsorge für die Erhaltung vorzugsweise die Möglichkeit für die kräftige Verwendung der Truppen.

Von den zwanzig Abschnitten des ganzen Werks sind sechs fast ausschließlich diesem Gegenstande gewidmet, nämlich der erste, vierte, siebente, elfte, funfzehnte und neunzehnte Abschnitt. Wir müssen uns leider versagen, aus allen diesen Kapiteln hier längere Auszüge mitzutheilen, beschränken uns vielmehr auf einige weniger allgemein bekannte Angaben aus dem Inhalt des ersten und des zwölften Abschnitts.

Den „Einleitenden Operationen und Maßnahmen" entnehmen wir folgende, für die weit vorausschauende Thätigkeit der deutschen Heeresführung charakteristische Stelle:

Die Armee sollte vom 31. Juli an ihre Têten gegen die Défiléen des Pfälzischen Gebirgs vorschieben, und die Corps schlossen in sich auf, sodaß nicht allein Terrain gewonnen, sondern auch den Truppen Gelegenheit gegeben wurde, sich mit mäßigen Anstrengungen einzumarschiren. So holte man die unerlaßliche Vorbereitung für die kommenden großen Strapazen nach, von welcher man im Drange der Umstände bisher hatte absehen müssen.

Auf den beiden der Zweiten Armee für die Concentration zur Verfügung stehenden Eisenbahnlinien A und C waren ferner bis nach Neunkirchen und Homburg hin alle technischen Vorbereitungen getroffen worden, um die Debarcationspunkte immer weiter vorwärts zu verlegen, sobald dies nach militärischen Rücksichten erlaubt schien.

Dies machte sich für die Folge vortheilhaft geltend.

Unbequemlichkeiten, welche den Truppen dabei in Bezug auf die Quartiervorbereitung erwuchsen, konnten nicht ins Gewicht fallen. Meist gelang es auch, diese durch directe Verständigung der von den Generalcommandos mit der Ausschiffung und Unterbringung der ankommenden Truppentransporte beauftragten Offiziere zu heben.

Wurde es erforderlich, so erhielten die in erster Linie befindlichen Corps Befehl, für die in ihre Rayons hinein vorgeschobenen Echelons der andern zu sorgen.

Vor dem Beginn der weitern Operationen wurden nun auch ausgedehnte Dispositionen nöthig, um die Verpflegung der Armee zu sichern.

Besondere Schwierigkeiten waren auf diesem Gebiete zu überwinden.

Zunächst hatten die Fuhrparkscolonnen, zum Theil selbst die Proviantcolonnen der Corps von der Bahnbeförderung ausgeschlossen werden müssen; es mangelte den Truppen daher an Transportmitteln. Die Vorräthe der Rheinprovinzen wurden dabei durch die Verproviantirung der Westfestungen sehr in Anspruch genommen, auf einen Nachschub aus dem Osten Deutschlands aber konnte nicht gerechnet werden, weil alle Bahnlinien durch ununterbrochen fortdauernde Truppentransporte besetzt waren. Der ausländische Markt wurde voraussichtlich in allernächster Zeit durch Ausfuhrverbote der Benutzung entzogen. Die ungewöhnlich starken Truppenmassen, die zu verpflegen waren, versammelten sich dabei auf einem verhältnißmäßig engen Raume.

Das Kriegsministerium hatte nun die Anlage großer Magazine in Bingen und Mainz befohlen. Durch das Obercommando der Zweiten Armee aber waren ferner folgende Anordnungen schon von dem Mobilmachungsorte Berlin aus getroffen, oder wurden jetzt ins Werk gesetzt.

Die Truppen bekamen Weisung, aus ihren Garnisonorten einen für mehrere Tage ausreichenden Vorrath an Victualien und Hafer auf dem Eisenbahntransport mitzunehmen, nach der Ausschiffung aber solange als irgendmöglich gegen Baarzahlung von den Quartiergebern zu leben. In ihren Dislocationsrayons sollten sie indessen auch dabei zu jedem Preise Lebensmittel aufkaufen, um sich hiermit für die bevorstehenden Operationen womöglich auf eine Dauer von sechs Tagen hinaus zu versorgen. Vorspannwagen konnten diese Vorräthe den Truppen nachführen, auch erhielten die Armeecorps Befehl, sich durch Miethcontracte oder Requisitionen in Besitz eines provisorischen Fuhrparks von je 400 Fahrzeugen zu setzen. Diese Parks sollten eigentlich nur als Nothbehelf dienen; da die regulären Fuhrparkscolonnen ihre Corps aber erst sehr spät erreichten, so mußten sie in der Folge zum Theil monatelang beibehalten werden.

Ferner wurde im Einverständniß mit dem Großen Hauptquartier und im Hinblick auf das nächste Ziel, die Behauptung der Rheinlinie, eine Flottille von sechs Dampfern und zahlreichen Schleppkähnen gemiethet, welche den Armeecorps auf der Rheinstrecke Worms-Mainz-Bingen als bewegliches Magazin dienen sollten. Diese Fahrzeuge wurden durch Ankäufe in Holland, das indessen bald seine Grenze sperrte, am Niederrhein, auch im Concentrationsterrain und aus disponibeln Beständen der Festungen Koblenz, Köln und Wesel gefüllt. Als dann später der schnelle Vormarsch der Zweiten Armee erfolgte, lieferte man diese Schiffsladungen an die von ihr für den eigenen Bedarf errichteten Centralmagazine Bingen und Worms ab.

Die mobilen Bäckereicolonnen arbeiteten dabei in Verbindung mit Privatetablissements an der Herstellung eines auf vier Tage für die ganze Armee hinreichenden Brotvorraths, und überall da, wo frisches Fleisch in genügenden Massen beschafft werden konnte, sollte die Fleischportion auf 1 Pfund pro Mann und Tag erhöht, die Brotportion auf 1 Pfund ermäßigt werden.

So hoffte man trotz aller Hindernisse die Armee völlig ausreichend zu verpflegen.

Die Beurtheilung der Kriegslage der ins Lager von Metz nach der Schlacht von Noisseville zurückgekehrten französischen Rheinarmee seitens des Obercommandos der Zweiten Armee ist einem am 13. September an General von Moltke erstatteten Berichte zu entnehmen. Wir theilen einige hierauf bezügliche Angaben aus dem zwölften Abschnitte des Buchs mit:

Schon in der Schlacht von Noisseville hatte der Feind zwar seinen Angriff mit vollem Ernst und großer Bravour durchgeführt — allein nicht seine ganze Armee aufs Spiel gesetzt. Jetzt, nachdem nahezu 14 Tage vergangen, ohne daß der Durchbruchsversuch erneuert worden war, während alle

Verhältnisse sich für die französische Armee schwieriger gestalteten, änderte sich die Beurtheilung. Von der Wiederaufnahme der Offensive im größern Stil schien der Feind Abstand nehmen zu wollen. Für eine solche schwanden ihm auch die Mittel.

Daß die Pferde der feindlichen Armee schnell herunterkamen und an Zahl schmolzen, nahm man aus Beobachtung der Weideplätze mit Sicherheit wahr. Die Beweglichkeit hätte jetzt schon nur noch eine geringe sein können.

Am 13. September legte das Obercommando der Armee von Metz dem General von Moltke die im Hauptquartier Corny herrschende Ueberzeugung in folgenden Worten dar:

„Die feindliche Armeeleitung in Metz hat, die Vergeblichkeit offensiver Versuche und die Unmöglichkeit weitern Operirens im freien Felde beim Mangel an kräftigen Pferden einsehend, den Beschluß gefaßt, die Ereignisse abzuwarten, Metz als die stärkste Festung Frankreichs zu halten und die Armée du Rhin für spätere Eventualitäten in Frankreich zu erhalten. Sind die Pläne des Feindes richtig erkannt, so müssen sie darauf begründet sein, daß die Vorräthe in Metz noch für längere Monate der Armee zu leben gestatten, und dies wird hier auch für wahrscheinlich gehalten: 1) weil der ganze Offensivfeldzug Napoleon's auf die metzer Magazine basirt war, und 2) weil es ganz kopflos sein würde, wollte Bazaine die vorhandenen Vorräthe, wenn sie spärlich wären, durch die Armee aufzehren lassen, deren eintägige Verpflegung den Fall der Festung mathematisch genau immer um eine Woche beschleunigen muß. (Die Kriegsbesetzung = 14000 Mann, die Armée du Rhin = 7 × 14000 Mann.)“

Bekanntlich war die Armée du Rhin noch bedeutend stärker als hier das deutsche Obercommando angenommen hatte.

Aus dieser Betrachtung ging für die Cernirungsarmee die Nothwendigkeit hervor, sich in Zukunft nicht allein auf das Abwarten vor der Festung zu beschränken.

Vorerst gipfelten freilich alle Interessen in dem Eintreffen der deutschen Hauptarmee vor Paris und in den Ereignissen, welche diesem Vorgange folgen mußten. Es genügte, wenn man so lange die Armée du Rhin eingeschlossen hielt und sie verhinderte, in der Entscheidung irgendwie aufzutreten.

Sollte danach Straßburg gefallen, auch Toul genommen sein, so konnte vielleicht zur ernsthaften Belagerung geschritten werden....

War deutscherseits die Belagerung aber einmal begonnen, so durfte sie nicht unterbrochen werden, selbst wenn sie bis in den Winter hinein dauerte. Auch Deutschlands Waffenehre wäre engagirt gewesen. Eine reiche Zahl von Gründen militärischer und politischer Natur hätte die Durchführung des einmal begonnenen Unternehmens erheischt.

Für den Friedensschluß wäre der Besitz von Metz immer unentbehrlich gewesen.

Dadurch wurde es geboten, die Lösung der schwierigen Frage durch andere Mittel und Wege als eine reguläre Belagerung zu suchen. Das Obercommando faßte infolge davon den Gedanken einer Anstauung der Mosel ins Auge. Wenngleich die großen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens auch von Hause aus einleuchteten, so bot sich doch kein anderes, das eine Aussicht auf Erfolg besaß....

Detaillirte Untersuchungen und Nivellirarbeiten konnten natürlich erst über die Ausführbarkeit des Unternehmens entscheiden, auch mußte für dasselbe die Genehmigung des Großen Hauptquartiers nachgesucht werden, da zur Bauausführung die energische Mitwirkung der heimatlichen Behörden nöthig wurde. Die Detailermittelungen begannen sogleich, da auch die Einwilligung des Großen Hauptquartiers zu dem Versuche eintraf.

Die nothwendigen Bedarfsanschläge und Arbeitsberechnungen wurden nun energisch fortgesetzt. Sie ergaben indessen immer mehr für den nothwendig werdenden Bau riesige Dimensionen. Die Krone des Staudammes hätte 40 Fuß, der Ueberfall 37 Fuß über den mittlern Wasserspiegel der Mosel bei Argancy gelegt werden müssen. Ein Steinbau würde dabei noch die geringsten Abmessungen ergeben haben....

Für das Stauwehr im Flusse wären allein 69376 Schachtruthen Bruchsteine, für den Damm im Thale 81688 Schachtruthen Auftragsmasse nothwendig geworden.

Die Bruchsteine, von denen mindestens die Hälfte eine Schwere von je zwei Centner haben mußte, konnten freilich aus den Steinbrüchen bei Marange passend entnommen werden und da die Wege von dort ins Thal hinab sich in schlechtem Zustande befanden, so war es Absicht, sogleich an die Verlängerung des von den Steinbrüchen nach Mézières im Moselthale führenden Schienenstranges zu gehen. 300 technisch geübte Arbeiter konnten in den Brüchen Verwendung finden. Je nach Dringlichkeit der Arbeiten waren ferner 2—6000 Mann zu Hülfeleistungen nothwendig. Die Herstellung der großen Anzahl von Faschinen, welche der Dammbau erforderte, war sogleich den Argancy zunächst stehenden Truppen aufgetragen worden....

Der Fortschritt des ganzen Werks aber blieb bedingt durch das Vorschreiten der Arbeiten in den Steinbrüchen, die sich nach Urtheil der Sachverständigen nur so weit ausbeuten ließen, als sie bereits aufgeschlossen waren. Daraus ergab sich im Minimum eine Zahl von 115 Arbeitstagen. Ohne Zweifel reichte die Ausführung in den Winter hinein, der die Arbeiten vielleicht ganz verhinderte. Daß die in Metz eingeschlossene Armee ebenso lange werde existiren können, hielt man auch bei den ihr günstigsten Annahmen nicht für wahrscheinlich. So schwer es freilich war, auf eine Pression gegen die Festung nach dieser Richtung zu verzichten, so wurde mit Beginn des October dennoch endgültig von dem Projecte Abstand genommen.

Daß die deutsche Heeresleitung vor der Ausführung so großartiger Arbeiten nicht zurückschreckte, wenn dieselben wesentlichen Nutzen in Aussicht stellten, beweist die Herstellung der Bahnstrecke von Remilly nach Pont-à-Mousson, welche bekanntlich trotz großer Terrainschwierigkeiten binnen kurzer Zeit praktisch zur Ausführung gekommen ist.

Die unter Nr. 5 genannte kleinere Schrift des Freiherrn von der Goltz will, wie der Verfasser im Vorwort besagt, nur einen Rahmen geben für die Schilderung der Ereignisse der sieben Tage von Le Mans, wie sich diese vom Standpunkte des Obercommandos der Zweiten Armee aus übersehen lassen. Zur weitern Ausfüllung dieses Rahmens erachtet der Autor bescheidenerweise nur einen Offizier für berufen, welcher damals — den Degen in der Hand — selbst mitgefochten, nachher aber noch Gelegenheit und Muße gefunden hat, sich von oben her über den Verlauf der Begebenheiten einen Ueberblick zu verschaffen.

Da gegenwärtig die Specialberichte über die einzelnen Gefechte sowie die Kriegstagebücher aller Truppentheile für die Bearbeitung verfügbar sein dürften, ist der von Freiherrn von der Goltz aufgestellten Vorbedingung genügt und wird, wie wir hoffen, eine detaillirte Darstellung nicht nur der Tage von Le Mans, sondern der gesammten Kriegsthätigkeit der Zweiten Armee nach dem Falle von Metz demnächst zur Veröffentlichung gelangen.

Freiherr A. von Fircks.

Ein historischer Roman.

Lady Jane Gray und ihre Zeit. Historisches Lebensbild von Gräfin L. von Robiano. Vier Bände. Leipzig, F. Fleischer. 1873. Gr. 8. 18 M.

Nach dem fast zu bescheidenen Titel dieses Werks könnte man dasselbe als eine historische Arbeit und zwar als Monographie bezeichnen. Auch beruht dasselbe auf sehr gründlichen historischen Studien. Die Verfasserin selbst gibt oft im Verlaufe ihrer Darstellung unterhalb des Textes an, wo sie aus historischer Quelle geschöpft habe, wo also das Geschichtliche keinem Zweifel unterliegt. Damit scheint aber schon angedeutet zu sein, daß sie bei der Bearbeitung auch der Phantasie einigen, wenn auch nie einen zu weiten Spielraum verstattet, daß sie mindestens dies und jenes weiter ausgemalt, mit einigem Schmuck versehen, illustrirt habe; wozu endlich noch kommt, daß das Ganze von mancher Episode anmuthig durchflochten wird, daß die Gruppirung eine künstlerische und nicht von der Geschichte bereits gegebene ist, sodaß wir berechtigt zu sein glauben, das vorliegende Product doch einen geschichtlichen Roman und nicht blos ein wissenschaftlich historisches Werk zu nennen. Das Verdienst einer geschichtlichen Detaildarstellung bleibt dabei der Verfasserin unbestritten, nur daß wir das Prädicat einer sehr schätzenswerthen Dichterin ihr auch noch geben müssen, und zwar einer so beanlagten, daß sie aus der epischen Erzählung nicht selten sogar bis zur dramatischen Scenerie und Lebendigkeit sich erhebt, ja die Wirkung der Tragödie erreicht.

Man hat bekanntlich schon häufig, und wol nicht mit Unrecht, gegen den historischen Roman als solchen nachdrückliche Einrede sich erlaubt. Selbst eine solche Virtuosität auf diesem Gebiete wie die Walter Scott's, den der wahrhaft geniale Carlyle einer sehr strengen Kritik unterzieht, hat dem nicht entgehen können. Auch liegt es beim historischen und dann auch beim biographischen Romane sehr nahe, zu fragen, wo hier die Wirklichkeit aufhöre und wo die Dichtung beginne. Einige werden so weit gehen, zu behaupten, jeder historische Roman verfälsche die Geschichte oder mache sie doch mindestens zweifelhaft. Dagegen ist zu erinnern, daß die wahre Wirklichkeit der Poesie durchaus nicht fernliegt, daß die höchste und weiteste Wirklichkeit, die nämlich, welche Geschichte und Natur umfaßt, im höchsten Grade poetisch ist, sodaß der Dichter nur zu nehmen braucht, obschon er freilich auch das als Stoff Entnommene erst zu verklären hat. Wollte man den historischen Roman nicht gelten lassen, so müßte man auch die herrlichen historischen Dramen Shakspeare's verwerfen, und doch athmen „Julius Cäsar", „Coriolan" ebenso römische Wirklichkeit wie die römische Geschichte selbst, und in Shakspeare's „König Johann", in den beiden „Richard", in den sämmtlichen „Heinrich" ist unendlich mehr englische Sitte und Geist, englische Natur und Charakterfrische, englische Wirklichkeit zu gewahren als in manchem berühmten Geschichtswerke der Engländer. Das wäre nicht möglich, wenn historische Wirklichkeit und historische Poesie sich nicht bestens vertragen, eins dem andern in die Hand arbeiten sollten.

Hiermit hätten wir zugleich den historischen Roman in Schutz genommen. Nur müßten wir uns dabei ausbedingen, daß man nicht — wie es jetzt zur Unsitte leider geworden ist — den Gedankengehalt darüber vernachlässigt. Wir meinen damit nicht die abstracte Reflexion, sondern den wirklichen Gedanken. Durch nichts wird ein Buch schneller schal, verliert in Kürze mehr allen Werth, sodaß man es nie wieder liest, als durch das Aufspeichern bloßer Ereignisse. Man darf von der Verfasserin sagen, daß sie, was den Gedanken betrifft, einer rühmlichen Keuschheit huldigt, nie subjectiv aufdringlich wird, daß sie aber da, wo sie ihn einlegt, ihm eine um so nachhaltigere Wirkung gibt. Sie hat den ungesucht historischen Stil durchaus in ihrer Gewalt, weiß ihm jedoch, wo die poetische Empfindung und Wärme ins Mittel tritt, Schwung und volle Lebendigkeit zu geben.

Das Werk beginnt mit dem Tode Heinrich's VIII. Die erste Scene, sozusagen der erste Auftritt, hat ganz das Geheimnißvolle, von vornherein Spannende, mehr aus Besorgniß ob der Dinge, die da kommen könnten, Flüsternde, kaum zu vermuthen Wagende Shakspeare'scher Anfänge und Hofleute. Kurz, es ist auch hier nicht recht geheuer. Der König todt. Was wird werden? Die Handlung geht sehr schnell, wie die Zeit, wie Leben und Tod gehen, und ob auch der Mächtigste, der Gefürchtetste stürbe, es thut dem Leben keinen Abbruch; da sind auch schon wieder neue Bewerber, Rivalen, die Leidenschaften erglühen, der Ehrgeiz stachelt. Neid, Eigennutz, Cabale, Intrigue folgen einander jäh, drängen sich dicht hinter dem königlichen Sarge. Fast eine Unzahl von Gestalten, wie auf dem reichsten historischen Gemälde, aufs hellste beleuchtet, dann wieder in Dunkel und Ungewißheit absichtlich gehüllt, in den Hintergrund geschoben.

Was die Dichterin in der Charakteristik, in glücklichster Darstellung vermag, beweist sie schon jetzt. Am hellsten treten hervor: Eduard, noch zartester holdester Knabe und doch schon König, Elisabeth, Thomas Seymour, Katharina Parr als verwitwete Königin und — man denke! — sehr schnell wieder Braut, Somerset als Regent. Dazwischen und unbeschadet aller Feste, sogar Vermählungen, drohen Kriege mit Frankreich und Schottland!

Bereits im ersten Theile erweist sich die Dichterin trefflich in der Schilderung. Schon hier gibt es Prunkgemälde und -Scenen, obwol sie stets der historischen Kunst so eingedenk ist, daß sie die Lichter, die Farben nie zu stark aufträgt. Derartige Darstellungen sind: „Seymour's Bewerbung um Elisabeth", desselben Werbung um die Königin Witwe, „Katharina Parr", „Junge Liebe", „Die Hochzeit in Chelsea". Sogar für Kriegsbilder, Schlachten weiß die Verfasserin kundig zu zeichnen, Farben zu mischen und anzubringen. Im Descriptiven, was an Walter Scott so gefällt, gibt sie diesem nichts nach. Zumal gelingen ihr fürstliche Toiletten, aber schon zuvor die Beschreibungen der Festgewande, des Schmucks der Frauen, der ausgesuchtesten Kunstwerke der Nadel, der Stickereien und Spitzenkleider, der duftigen Prachtschleier und -Schleppen, die sie vor uns auslegt, etwa, wie es ja

Hofsitte ist, daß man die Ausstattung einer fürstlichen Braut schon vor dem Feste dem Publikum zur Augenweide preisgibt. Hier werden demnach Leserinnen die reichste Ausbeute finden, schon weil sie von dergleichen geborene und ausgebildete Kennerinnen sind, obwol auch der in der Toilette unkundigste Leser durch die Lebendigkeit der Schilderung so an Ort und Stelle ästhetisch gefesselt wird, daß er nicht umhin kann, die glückliche Feder der Dichterin zu bewundern, sich hinterher wol gar einzubilden, daß er ein Mustertaxator des weiblichen Costüms sei.

Geben wir eine Probe. Es ist eine Scenerie, in welcher Trauer (die freilich nicht so tief gemeint ist) und Lebenslust zusammenspielen, indem die junge Witwe nur zu schnell wieder als Braut sich fühlt. Da heißt es:

Katharina Parr, die Königin-Witwe, entspricht der Beschreibung Lady Seymour's, ihr Aussehen ist so jugendlich, daß niemand ihr wirkliches Alter — sie zählte 35 Jahre — errathen haben würde. Sie war immer noch eine Erscheinung, welche das männliche Geschlecht mit Entzücken und Wohlgefallen betrachtete. Ihre Gestalt war fast unter mittlerer Größe, aber von einem reizenden Ebenmaße, weder zu üppig noch zu mager. Das Gesicht, ein schönes Oval, zeigte die feinsten und zierlichsten, regelmäßigen Züge, die man sehen konnte; die Augen waren groß, die Farbe lichtbraun, der Ausdruck sanft, ruhig, aber geistvoll und offen. Die Stirn war hoch und faltenlos, leicht gewölbt, das schönste, leicht sich kräuselnde, goldbräunliche Haar umrahmte sie in prunklosen Scheiteln à la Madonna. Die Hände und Füße waren gleichfalls klein und zierlich, der reine, weiße Teint und die schöne frische Blüte auf den Wangen verlieh der ganzen Erscheinung etwas ungemein Anziehendes, Sittsames und fast Jungfräuliches. Auf den schönen Haaren trug Katharina, anstatt der sonst üblichen bunten Farbe ein rundes, schwarzsammetnes Halbhäubchen, das nur bis über die Ohren reichte, offen und von einem breiten, mit einer Reihe Perlen besetzten Bande eingefaßt war. Ueber dieser ersten Einfassung erhob sich ein breites Band von feiner *Filigran*goldarbeit, mit Perlen und Diamanten eingelegt, welches dem Häubchen die Gestalt eines Diadems verlieh. Von diesem hing ein bis zu den Füßen herabwallender schwarzer Trauerschleier, von dichtem, schwerfälligem Material. Das Kleid der Königin ist von schwarzem Sammt ohne Schmuck, schließt sich glatt und faltenlos der schönen, zierlichen Büste an, und reicht in einem graziösen Faltenwurf bis zum Knöchel, sodaß man den reizenden Fuß sehen und bewundern kann. Die Aermel des Gewandes gehen nur bis zum Elnbogen, und schließen ebenfalls knapp dem Oberame sich an. Wo diese aufhören, sind sie durch sehr weite mantelartig hängende Aermel von schwarzem Pelze ersetzt. Der schwarze Pelz nimmt in der Trauer die Stelle des Hermelins ein!

Nicht wahr? das liest sich lieblich fort und sieht sich reizend an; die Königin-Witwe ist eine idealische Gestalt, die aber auch dem Realen, der Sinnenwelt vollauf gerecht wird. Und dennoch geht es in unserm Roman nicht immer so anmuthig fort. Nein, dieser Geschichtsroman ist wie die Erde, auf der er spielt. Die Erde hat ihr Sonnen- und Mondlicht, hat ihre Sterne über sich, auch auf sich hat sie ihre Blumen, in sich ihre Steine, sogar die edelsten Steine; aber dieselbe Erde ist ein rother Stern, wenn auch nicht von eigenem Lichte, aber sie ist roth, von Blut, von schuldig, doch auch von unschuldig vergossenem Blute, welches zum Himmel schreit, und wahrlich, die Erde ist, ungeachtet ihrer Feste und optimistischen Sonnenblicke, der rothe Stern des blutigsten Pessimismus. Und so war sie es schon vor den Griechen und Römern, und war so im ganzen Mittelalter, und ist in den meisten Ländern sogar des civilisirten Europa also geblieben, auch in der neuen Zeit, im Zeitalter Luther's und Heinrich's VIII. und der katholischen Maria und, wer sollte es glauben, bis auf den heutigen Tag!

So ist denn auch unser Roman ein treues Abbild der Erde. Es ist ein Roman voll süßen Friedens, voll zärtlichster Liebe, voll der Treue bis zum Tode, voll idyllischer Wonnen auch in den Kreisen des Hofs, aber er ist auch — und vorherrschend — der Roman des gemeinsten Neides, der niedrigsten Intriguen, Cabalen und Verfolgungen, der wildesten Leidenschaften, des brutalsten Geschlechtstriebes, wenn auch aristokratisch maskirt, und so ist es ein Roman der gewissenlosesten Grausamkeiten, der Verbrechen auf Verbrechen, des Hochverrathes, der geheimen und ausbrechenden Revolutionen, ein Roman voller Hinrichtungen von des Scharfrichters Hand, ein Roman der Gefangenen, an Ketten Gelegten im finstern Tower, worin es heißt: heute du, morgen ich! kurz, ein Roman des entsetzlichsten Terrorismus und des politischen Regiments, in dem der in Purpurroth gekleidete Mann, der Henker, der Scharfrichter stets auf der Lauer steht, mit dem Schwerte den letzten Schlag und Ausschlag gibt.

Diese Darstellungen von Foltern, Martern, Berendungen auf dem Schaffot, wol selbst durch Gift, vor denen niemand in jenem Zeitalter Heinrich's VIII. sicher ist, weder ein Hocharistokrat mit der Herrschermacht bekleidet, noch der liebens- oder hassenswürdigste Fürst selbst, weder Königsbraut noch des Fürsten angetraute Gattin: diese fortdauernden Orgien, die nach Blut dürsten, nach Blut schreien, würden uns in diesem mit so seltener Kunst alles vergegenwärtigenden Romane auf die Länge verletzen, wenn nicht eine solche Mannichfaltigkeit des historischen Vorgangs und wahrhaft poetischer Villeggiatur uns schadlos hielte. Diese zarte, köstliche Liebesepisode zwischen Eduard, dem jungen Könige, und Lady Gray, diese rührende, entzückende Geschichte der Liebe zweier Engel, ob ein fürstliches Gemach sie auf kurze Zeit zusammenbringt, oder ob sie sich in einem Parke, ihrem angestammten Paradiese, ergehen, sie wirkt auf uns wie sanfte, holde Musik mitten auf der uns umbrausenden See von wildesten Leidenschaften, unter dem Wüthen des historischen Orkans. Ja sie stillt wunderbar unsere Empörung über das, was bereits geschehen ist und jeden Augenblick wieder geschehen kann, stillt uns wie jener holde Gesang in Mozart's „Belmonte und Constanze“: „Nie werd' ich deine Huld verkennen.“ So halten uns hier und durch die Reihe der Bände ferner schadlos und erquicken uns der alte, treue Diener Sir Patrick, dem selbst Heinrich VIII. sich beugt, wenn er in der Kinderstube dem eigenen Kinde gegenüber wieder zum unschuldigen Kinde wird, um sich über die Unschuld zu freuen. So ist die ganze Geschichte eines jener beiden Engel, die besondere Lady Gray's, mit Ausnahme dessen, wo sie ihr schwarzes Verhängniß zum ersten male ahnt, bis dahin, wo es über sie hereinbricht, eine Labung ohnegleichen für jeden Leser. Aehnlich wirkt dieser ergreifende Roman überall, wo überhaupt andere edle Naturen unter Frauen

und Männern in ihm uns begegnen, wie er denn reich an derartigen ist; so, um nur einen aus dem Kreise der Erwachsenen hier zu nennen, jener herrliche Gouverneur im Tower, dann aber auch seine Kinder, die mit einer Wahrheit der Natur, mit einem Schmelz der reinsten Naivetät und heiligen Unschuld geschildert sind, daß man die lieblichen Wesen lebendig machen möchte, um sie herzen zu können.

Es muß der Dichterin unbestritten bleiben, daß sie sich auf Kenntniß der menschlichen Naturen in eminenter Weise versteht. Indem sie solche treffend malt, dringt sie auch in deren geheimste Seelenverfassung ein, sodaß sie, obgleich Menschenkenntniß doch sonst sehr selten so weit reicht, nicht blos schildert, wie ihre Charaktere sich bewährt oder nicht bewährt, wie sie gehandelt haben, sondern auch bereits vor ihrem Handeln aus dem, was in ihnen angelegt ist, schließt, ob sie sich absichtlich um ihre Freiheit bringen werden oder nicht. Dies Divinatorische in unserer Dichterin macht auch uns während der Lektüre divinatorisch. Indem wir auf das Wie der einzelnen Schicksale noch gespannt sind, errathen wir fast schon, wie sie auslaufen werden.

Die Geschichte Englands, mit Einschluß der Prinzessin Elisabeth bis zu deren Antritt der Regierung, in politischer, kirchlicher, gesellschaftlicher Hinsicht, die Geschichte der damaligen Zeit ist in diesem Werke vortrefflich zusammengefaßt und poetisch ausgestaltet. Welche Erscheinungen, Bewegungen schon allein in England! Hier drängt man sich zur Regentschaft, wol gar perfiderweise zum Königthum, obwol der edelste König noch lebt, der tief religiös ist, wenn auch evangelisch religiös, und seiner wärmsten Absicht nach der Wohlthäter seines Volks sein will, ein König, der als zartester Knabe schon eine bewundernswürdige, leider nicht ausreichende Umsicht, hellen Verstand, liebenswürdigste Persönlichkeit hat. Dort will man auf Betrieb der römischen Curie und des bigotesten Katholicismus, des Papstes und Karl's V. von Deutschland und Spanien, alle Reformation wieder untergraben, den Protestantismus stürzen; Geistliche, Cardinäle, Bischöfe, Diplomaten, Abgesandte, Spione, Matadore der Gewissenlosigkeit und Grausamkeit reichen zu allem Schlechtesten willig die Hand. Ungeheuere Summen werden verschleudert, das Volk um seine Rechte gebracht, ausgesogen, hintergangen, in den Krieg geschleppt, zur Revolution angestachelt; da herrscht Ketzerriecherei, Katholiken- und Protestantenhaß, dazu noch der vernunftloseste, grausamste Fanatismus auf beiden Seiten! Wer faßt es, daß damals, zur Zeit Luther's und Shakspeare's, ein solcher Erzfanatiker und Eiferer für blinde Bestimmung von Ewigkeit her wie Calvin ein unsinniges, dem Christenthum von Grund aus widersprechendes Schicksalsdogma ausheckt, daß es in die Gemeinde geworfen werden und unter den Evangelischen seine Anhänger finden konnte? Was setzt das in solch einem finstern Kopfe für eine finstere Vorstellung von Gott voraus, und wie entspricht dem allen meistens das Staats- und Kirchenregiment in- und außerhalb Englands!

Unser Interesse wird bis zum Ende des letzten Bandes gesteigert, freilich zuletzt auch vom tiefsten Grausen erfüllt. Was die weitere Charakteristik betrifft, so heben sich besonders glänzend hervor, wenn es auch oft der satanische Glanz des Verbrechens ist, Lord Warwick, Lady Mary (spätere Königin), und wieder Elisabeth, wo sie nur immer auftritt, Wyatt in seiner Ausdauer als Heroe, bis er, schon vor seinem tragischen Geschick, in sich selbst zusammenbricht, vor allem aber die wahrhafte Heldin dieses Romans, die Märtyrerin ihres Glaubens, die Weltüberwinderin und Siegerin bis zum Tode. Ja, Lady Gray, wie viele Lichter auch auf sie fallen von außen her und wie sie schon von vornherein einen höhern Ruhm kennt als den, der nur kurze Zeit vor Menschen gilt, sie leuchtet von innen her als Sonne in ihrem eigenen Lichte. Alle Vorzüge, die sich bei einzelnen Charakteren dieses Werks vorfinden, vereinigen sich in ihr und übertreffen jene alle, sie ist schöner und tapferer und imposanter als alle, und weiß um ihre Schönheit, ihre Energie, ihre Tapferkeit und Majestät nichts. Sie ahnt, was ihr bevorsteht, und schon früh. Wir zucken mit ihr zusammen, als sie es ahnt. Wahrlich, nie hat es ein feineres Naschwerk — entsetzlicher Ausdruck für eine entsetzliche That, für die verruchteste Hinopferung der reinsten weiblichen Unschuld — für einen Scharfrichter gegeben! Denken wir auch nur im stillsten daran, was hier vorging und nicht blos England, sondern die Menschheit anklagt ob solchen Vorgangs, so wissen wir uns jetzt die Unheimlichkeit zu deuten, welche uns schon im ersten Bande, im zweiten und dritten, bei all den brillanten, phosphorescirenden Festen, die wir mitmachen mußten, beschlich. Wir hätten schon damals Blut wittern sollen. Im Blute ist ja ohnehin Phosphor.

Nur die meisterhafte Darstellung der Verfasserin, die uns immer wieder anzog, die Fortsetzung des Unterbrochenen uns gebot, und ihr gerechter Weheruf in und auch zwischen den Zeilen über solche Schmach der Geschichte verleihen uns Ausdauer. Wer möchte sich aber auch daran nicht wieder erheben, daß dasselbe England, welches durch so viel Despotie, Willkürherrschaft, Grausamkeit, Uebermuth, Verrath, Verbrechen, gepaart mit Wollust, durch religiösen Fanatismus und politisches Chaos, durch Blut und wiederum durch Blut hindurchmußte, jetzt so beruhigt in sich, so fest in seiner Verfassung, so vollständig gesichert für Einheimische und Auswärtige, sogar als ein freisinniges, gastfreundliches Asyl für Flüchtlinge, Verfolgte, fast einzig in der Geschichte und hochherzigsten Gesinnung sich herausstellt! Es ist mit dem heutigen England wie mit unserm Planeten. Durch wie viele vulkanische und neptunische Katastrophen, durch wie viele Umwälzungen, mit dem Untergange ganzer Geschlechter von Thieren und Menschen verbunden, hat er sich hindurchschlagen müssen, bis er sich als eine ungefährdete, regelmäßig seine Bahn verfolgende Welt consolidirt und organisirt hat!

Gleichwol können wir es uns denken, wie ein sentimentaler Lord, ein vom Spleen stark festgehaltener melancholischer Engländer es noch immer nicht vergessen kann, daß es seiner stolzen Nation so viel Menschenblut gekostet hat, um jetzt sicher in ihrem Staats- und Privathause zu wohnen, sodaß ihm jener rothe Faden, der noch durch das Tauwerk der englischen Marine geht, stets das Blut versinnbildet, welches misbrauchte Herrscher-

gewalt in Strömen vergossen hat, das Blut Schuldiger und Unschuldiger, das Blut auf dem Schaffot, welches stets noch forttropft auf dem Wege, der nach Ostindien führt.

Wir geben zum Schlusse noch als eine Probe der lebendigen, ebenso genauen wie farbensatten Darstellung der Dichterin eine Partie aus der Procession Mary's vom Tower zur Krönung. Es heißt:

Diesen folgte die Königin mit ihrem weiblichen Gefolge von 70 Staatsdamen. Sie saß in einer prachtvollen Sänfte, die von weißen Pferden gezogen wurde. Der königliche Anzug bestand in einem Kleid von blauem Sammt, reich mit Hermelin besetzt; auf dem Haupte trug Mary ein Häubchen von goldener Filigranarbeit, ganz besäet mit Perlen und kostbaren Edelsteinen von ungeheuerm Werthe. Das Gewicht dieses kostbaren aber höchst beschwerlichen Kopfputzes war so schwer, daß Mary nachher erklärte, sie habe kaum gewußt, wie den Kopf in der Höhe zu halten. In der That bemerkte man, daß sie häufig mit der Hand über die Stirn fuhr und sich eines goldenen Riechfläschchens bediente. Unmittelbar hinter ihr kam die Prinzessin Elisabeth mit ihrer Stiefmutter Anna von Cleve, in einem offenen, zweiräderigen, von sechs Pferden gezogenen Wagen, der mit hochrothem Sammt ausgeschlagen war. Beide trugen Roben und Mäntelchen von kostbaren silberdurchwobenen Stoffen, mit weiten herabhängenden Aermeln. Dieser Anzug erregte allgemeine Neugierde und Bewunderung (!), da man wußte, daß Elisabeth das Material mit großen Kosten als die neueste Erfindung aus Paris bezogen hatte. Hinter diesem Wagen kam Lord Hastings. Er führte neben seinem eigenen Pferde den Zelter der Königin, dessen sie sich gewöhnlich bei Ausritten bediente. Diesen folgte ein langes, fast unübersehbares Gefolge von Wagen und Rossen. Die vornehmsten Edeldamen des Reichs nahmen je zu vier einen offenen Wagen ein. Alle Palastdamen der Königin erschienen zu Pferde. Ihr Anzug bestand aus Unterkleid von hochrothem Sammt mit Mantel oder eigentlich Oberkleid von Tuch, das reich mit Silber oder Gold durchwoben war. Die Decke der Pferde war von gleichem Material wie das Obergewand, sodaß diese Abtheilung des Zugs gewissermaßen eine Bande von uniformirten Amazonen vorstellte. Die dritte Abtheilung bildeten die Kammerfrauen und Zofen Mary's. Alle waren in rothen Atlas gekleidet. Die Procession schlossen die königlichen Schloßwachen und Boten, die königliche Leibgarde mit ihren Offizieren.

O wie viel leere Ostentation und Eitelkeit, die jetzt lange zu Staub geworden sind, spreizen sich doch in der Weltgeschichte! Zu den Verdiensten der Verfasserin, dieses Werk geschrieben zu haben, gehört auch ohne Zweifel, daß sie den Beweis führt, wie jämmerlich es noch mit der Cultur der Menschheit aussieht, wie verblendet man noch über den Zweck der Existenz ist; denn wie kurze Zeit ist es her, daß solche Unthaten in Staat und Kirche ausgeübt werden konnten, in dem frechen Wahne, das heilige Gesetz Gottes damit zu erfüllen, während man damit im Dienste des Teufels stand! Welch ein Contrast, der bigoten Mary Prachtfahrt nach dem Throne — und der engelreinen Jane Gray Schandfahrt nach dem Schaffot! In welche Abgründe führen leicht Herrschsucht und religiöser Aberglaube! Und war denn der katholischen Mary Purpurroth des Throns nicht Blutroth? Und ob ihr dieses je eingefallen ist? Gewiß nicht. So entschieden kann man sich mit seinem Gewissen in einer ganz falschen Sicherheit befinden. Kurz, lest das besprochene Werk und fragt euch, ob viel Rühmens zu machen ist von unserer bisherigen Menschheitscultur. Gewiß, wir stehen erst am Anfange derselben und fallen, ehe man sich dessen versieht, in die herzloseste Grausamkeit wieder zurück!

Alexander Jung.

Zur Hamann-Kunde.

1. Johann Georg Hamann's Schriften und Briefe in vier Theilen. Zu leichterm Verständniß im Zusammenhange seines Lebens erläutert und herausgegeben von Moritz Petri. Hannover, Meyer. 1874. 8. 18 M.
2. Hamann-Studien von C. H. Gildemeister. Gotha, F. A. Perthes. 1873. Gr. 8. 9 M.
3. Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalie von Galitzin. Enthaltend bisher ungedruckte Briefe der Fürstin, ihrer Kinder, Fürstenberg's, Stolberg's, Overberg's, der Grafen Romanzoff u. a. Münster, Russell. 1874. Gr. 8. 4 M.

Die Arbeit Moritz Petri's (Nr. 1), deren erste Theile bereits in Nr. 48 d. Bl. f. 1872 und Nr. 16 f. 1874 besprochen worden sind, liegt nun vollendet vor uns, und wir haben zunächst und unbedingt anzuerkennen, daß sie ein Resultat ernsten Studiums und rechten Eifers ist. Petri ist durchdrungen von der hohen Bedeutung seines gewählten Stoffs, für ihn ist Hamann nicht nur ein Jünger jenes offenbarenden Geistes, der in der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur das gewaltige „Es werde Licht" gesprochen, sondern der Meister einer, am Ende sogar der Meister der Meister. Doch sagt uns der Autor selbst:

Vor allen Dingen aber gehört zum Verständniß der Hamann'schen Schriften eine genaue Bekanntschaft mit der Bibel, namentlich der biblischen Geschichte Alten und Neuen Testaments. Denn der Inhalt der Heiligen Schrift ist Hamann so vollständig gegenwärtig, daß er ganz darin lebt, und wo diese Kenntniß fehlt, da muß nothwendig vieles unklar bleiben, während auf der andern Seite durch sorgfältiges Nachschlagen angegebener Stellen eine vertrautere Bekanntschaft mit der Bibel gefördert wird. Sehr oft freilich fehlt alle Nachweisung, und der Leser muß selbst in der Schrift gut orientirt sein, um folgen zu können. Es ist oft nur ein einziges Wort, das im Zusammenhange der Schrift Auskunft gibt über das, was er sagen will.... Hamann's Schriften können nicht, wie andere Bücher, uno tenore durchgelesen werden. Zur Zeit eine und diese wieder und wieder in jahrelanger, ja lebenslanger Wiederholung.

Wir müssen offen bekennen, daß wir nicht zu jenen Bibelkundigen par excellence gehören, und daß Einkehr in die Hamann'schen Schriften auch nicht zu unsern lebenslangen Gewohnheiten geworden ist. Daraus ergibt sich, daß für die Kritik von Hamann selbst wir gewichtiger Postulate ermangeln, und so wollen wir keineswegs mit Petri zusammen in die Schranken treten; unsere Absicht ist nur, darzulegen, wie des nordischen Magus geistige Thaten in unserm profanen Sinne sich abgespiegelt und wie viel besseres Verständniß wir Petri verdanken; darum werden wir also der einzelnen Producte Hamann's ebenso wenig gedenken, als wir die Petri'sche Interpretation derselben polemisch betrachten wollen.

Hermann Hettner unterscheidet in religiöser Beziehung zwei Richtungen in der „Sturm- und Drangperiode“: die Gefühlsphilosophen und die pietistischen Schwärmer:

Die einen haben die Bedürfnisse und die Gewöhnungen des denkenden Geistes; sie flüchten nur darum aus dem Denken in die Regionen des Gefühlslebens, weil sie die Nothwendigkeit der Ergänzung und Erfüllung des Denkens durch die Kundgebungen des Herzens aus den natürlichen Schranken des Denkens selbst erweisen zu können meinen.

Das sind die Gefühlsphilosophen, und an deren Spitze stellt er Hamann, der mit unter den ersten es wagte, die deutsche Aufklärungsbildung zur Umkehr zu rufen. Hamann drängt zur Rückkehr, zur Rückkehr zur Einfachheit, in der allein nur die Völker die nothwendige Frische, Kraft und geistige Höhe wieder erlangen können, um ewige Werke zu schaffen. Alles Große, das je die Welt beglückt und gefördert, ging nur von dem ganzen Menschen aus, nicht von einer seiner Fähigkeiten oder einem besondern Vermögen, nicht hier von dem Verstande oder der Vernunft, nicht dort von dem Gefühl oder der Empfindung — nein, von Leib und Seele und Geist vereint, von den in eine Einheit sich zusammendrängenden gesammten Kräften des Menschen, deren Harmonie das Höchste bedeutet und bewirkt. Und dieses Höchsten Urquell, wo findet ihn Hamann? „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, und seine evangelische Liebe der Weisheit Ende“:

Das Amt der Philosophie ist der leibhafte Moses, ein Orbil zum Glauben; aber bis auf den heutigen Tag, in allen Schulen, wo gelesen wird, hängt die Decke vor dem Herzen der Lehrer und Zuhörer, welche in Christo aufhört. Dieses wahrhaftige Licht sehen wir nicht im Lichte des Mutterwitzes, nicht im Lichte des Schulwitzes. Der Herr ist der Geist. Wo aber des Herrn Geist ist, da ist Freiheit. Dann sehen wir alle mit aufgedecktem Angesicht des Herrn Klarheit wie im Spiegel, und werden verwandelt in dasselbige Bild von Klarheit zu Klarheit als vom Herrn des Geistes. (Aus den „Wolken“, einem „Nachspiel der Sokratischen Denkwürdigkeiten“.)

Somit hatte sich Hamann also direct gegen die Aufklärungsphilosophen gewandt, die er „Lügen-, Schau- und Maulpropheten nennt, und die Freiheit und Selbständigkeit der Wissenschaft erscheint ihm wie ein Teufelsreich, in dem die armen Seelen des ewigen Heils verlustig gehen. Trotzdem aber war Hamann's Wirken keineswegs nur negirend oder zerstörend, er hat im Gegentheil auch die Keime zu Blüten, deren Duft uns noch heute freut, gelegt. Seine Gedanken über Poesie und Sprache sind wirklich ein Born, aus dem beste Geister schöpften; nur ist Hamann hier nicht der eigentliche „Magus des Nordens“, dem Petri sein sorgfältiges Forschen, das er „Gottes segnender Hand, an der alles allein gelegen“, empfiehlt, gewidmet hat. Wir freuen uns jedenfalls am meisten der Originalität, die hier zu Tage tritt, und finden eine schätzenswerthere Sehergabe darin, als sie in allen sonstigen sibyllinischen Aussprüchen sich kundthut. Der Zustand der ältesten Poesie, die Rückkehr zu der Einfalt eines kindlichen Glaubens, ist Hamann's Sehnen und Verlangen. In der kleinen Abhandlung: „Aesthetica in nuce, eine Rhapsodie in kabbalistischer Prosa“, verkündet er:

Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, wie der Gartenbau älter ist als der Ackerbau, Malerei älter als Schrift, Gesang älter als Declamation, Gleichnisse älter als Schlüsse, Tausch älter als Handeln.

Er betont mit bestimmterer Einsicht als irgendeiner seiner Zeitgenossen, selbst Lessing nicht ausgenommen, daß echte Poesie nur genannt werden kann, was aus dem Urgrunde menschlicher Empfindung stammt, daß dort Poesie nicht ist, wo bewußte Reflexion die Fäden spinnt, daß, was uns führen müsse, nicht nur Regeln seien, sondern ein „Etwas“, das weit unmittelbarer, weit inniger, weit dunkler und weit gewisser sei. Hettner meint, daß hier die Seite ist, welche vornehmlich auf die Dichter der Sturm- und Drangperiode Einfluß übte; diese Ansicht theilen wir nicht ganz. Die einfache Lösung, die Hamann dem „Etwas“ gibt, das selbstverständlich für ihn nur der Geist der Natur und der Athem Gottes ist, war nicht der eigentliche Grundgedanke der damaligen Periode. Die Erweckung eines tiefern religiösen Lebens, die doch als A und Ω Hamann im Sinne trug, erschien den Dichterjünglingen nicht als höchstes Ziel. Wol lebte auch in ihnen ein metaphysisches, ideales Verlangen, aber das galt mehr der immer freiern Entfaltung ihrer Phantasie, der die Aufklärungslehre die Schwingen gehemmt hatte, und weil Hamann eben die Vereinigung der Gefühls- mit den Verstandeskräften als Höchstes pries, darum erschien er ihnen wie ein Prophet. So erklärt sich verständlich genug der Einfluß Hamann's auf seine Zeitgenossen, wie z. B. Goethe ihn anerkennt, der häufig von den lebhaften Anregungen spricht, die Hamann auf sein Jugendleben ausgeübt. Noch viel nachhaltigere Impulse hat aber Herder durch Hamann's Lehren empfangen; die Frage nach dem Ursprung der Sprache und der Poesie hat Hamann zuerst aufgeworfen, an seine Untersuchungen knüpfte Herder an und mit vielem Recht konnte jener an Hartknoch schreiben: „Es ist wahr, einige meiner Samenkörner scheinen sich durch Herder's Fleiß und Feder in Blumen und Blüten verwandelt zu haben.“ Doch ist hierbei zu bemerken, daß die Resultate der Untersuchungen Herder's über den Ursprung der Sprache der Grundidee Hamann's schroff entgegenstehen. Jener führt die Sprache auf eine menschliche Naturnothwendigkeit, dieser auf eine göttliche Eingebung zurück.

Aus alle dem, was wir bisher gesagt, mag hervorgehen, daß wir die Wirkung Hamann's auf seine Zeit, ja auf das geistige Leben überhaupt durchaus nicht unterschätzen. Sicher ist, daß er nach mancher Richtung Samenkörner gestreut hat, die allerdings erst durch die Genialität anderer zu reifen Früchten wurden. Doch wenn wir es jetzt versuchen, uns durch seinen „verfluchten Wurststil“, wie er selbst seine Schreibweise nennt, durch seine nebelhaften Empfindungen und Ahnungen durchzuarbeiten, so werden wir, es ist nicht zu leugnen, bald müde und stehen von der schweren Aufgabe ab. Um den sprunghaften Gedanken, so geistreich sie auch sind, folgen zu können, dazu gehört eine Kenntniß der Zeitgeschichte, die sich bis auf alle Kleinlichkeiten erstrecken muß; Hamann gefällt sich in massenhaften Anspielungen, in den willkürlichsten Wendungen; selbst beim besten Willen ist es nicht möglich, aus seiner monströsen, schwülstigen Darstellungsform zu völliger Klarheit zu gelangen. Er selbst erklärt, viele seiner frühern Schriften nicht mehr zu verstehen, eben nur dieser verzwickten Reminiscenzen an augenblickliche und längstvergangene Ereignisse wegen, und so ist es

wol natürlich, wenn es uns nicht besser geht. Dennoch sollte Hamann nicht vergessen werden, dazu war sein Geist doch zu bedeutend und sein Einfluß auf eine bestimmte Epoche, die wir zu den herrlichsten unserer Literatur zählen, zu gewichtig, und darum halten wir Petri's Beginnen nicht nur für noch zeitgemäß, sondern als motivirt für alle Zeiten. Für die innerste Tiefe des Hamann'schen „Sesam" scheint uns der Spruch allerdings noch immer nicht gefunden zu sein, wenigstens sind uns die Schritte noch nicht gelehrt, die sicher hineinführen. Petri reicht uns auf dem dunkeln Wege häufig unterstützend die Hand, manche tiefe Kluft überbrückte er mit seinem bessern Verständniß, aber, aber — aus der Dämmerung kommen wir doch nicht heraus, und oft wenn Petri erklärt zu haben glaubt, sind wir noch gerade so weit als vorher. Vielleicht erkennt man deutlicher, warum das so ist, wenn wir einige Stellen aus einer Petri'schen Einleitung, die noch dazu einer der am leichtesten zu verstehenden Schrift Hamann's, dem „Fliegenden Briefe an Niemand, den Kundbaren" vorangeht, hier zur Beurtheilung mittheilen:

Phenarete, die Mutter des Sokrates, welchen Zeno latino verbo utens, Scurram Atticum nennt, war eine Hebamme, aber Hamann's Vater war ein Bader, und wie denn jener in seiner Methode den Stuhl der Hebamme gebraucht, so greift Hamann nach der Baderwanne seines Vaters, daß er die Bedürftigen darin wasche und bade. Er zog sie alle aus, und wie sein Vater immer für einen sehr billigen Mann galt, so behandelte auch er alle gleichmäßig ohne Ansehen der Person, Kant und Lessing und Mendelssohn ebenso gut wie den Exrector Damm und Genossen, immer das Gesetz Aequitas im Auge. ... Sein Fundament ist das Wort Gottes. Ohne dieses Fundament würde er es nie gewagt haben, dem, der da kommen soll, Bahn zu brechen wie Elias und Johannes, die Vorläufer des Herrn. Ohne das Feuer der Goldschmiede oder die Seife der Wäscher würde er es nicht unternommen haben, die warme, windige Loquacität babylonischer Pyrgotekten zu *reizen*. ... Die Schulweisheit unserer Tage kann zwar das Christenthum nicht ignoriren, denn es ist die größte thatsächlich vorhandene Macht, aber sie glaubt es einfach wieder ausstreichen zu können, wenn sie sagt: es ist eine zufällige Usurpation, deren Wirklichkeit keine andere Quelle hat als den veränderten periodischen Willen einer unbekannten Macht und ihrer Launen.

Leugnen wir auch die Offenbarung, die aus diesem Geiste spricht, so räumen wir unter den anerkannten Hamann-Commentatoren Petri dennoch eine bestimmte Stelle ein, schon weil wir seine Methode, uns des Magus Werke im Zusammenhang und darum auch beleuchtet von dessen zahlreichen Briefen kennen zu lernen, als eine richtige und zweckentsprechende bezeichnen können. Die chronologisch geordnete Correspondenz Hamann's gibt dem Petri'schen Werke überhaupt noch einen besondern Werth.

Als ein eifriger Kämpfer für Hamann's Größe ist uns C. H. Gildemeister schon lange bekannt. Seine fünf Bände über „J. G. Hamann's, des Magus im Norden, Leben und Schriften" sind wirklich ein verdienstvolles Werk und enthalten vielleicht die ausführlichste Lebensgeschichte jenes merkwürdigen Mannes. Auch in den „Hamann-Studien" (Nr. 2) erkennen wir die Vertiefung des Verfassers willig an, ebenso das bessere Verständniß und die weitere Auffassung, die wir besonders für Hamann in seinem Verhältniß zu hervorragenden Zeitgenossen daraus gewinnen. Was wir aber recht scharf rügen müssen, ist die eigenthümliche Wehrhaftigkeit, mit der Gildemeister zu Felde zieht; wehe, wer nicht Hamann mit dem heiligen Augustinus, Luther oder Goethe auf einer Höhe findet — er ist gerichtet, Gildemeister thut ihn ab mit dolchscharfer Zunge und mit Keulenschlägen schimpfender Worte. Wir selbst unterschreiben die Charakteristik, die Gervinus von Hamann entwirft, ebenso wenig als wir aufhören werden, die Blößen zu bedauern, die durch eine unselige Subjectivität jener große Historiker sich gegeben. Wenn aber Gildemeister von ihm schreibt:

Der Grundzug seines Charakters ist Philisterhaftigkeit. Er ist der Verehrer einer nüchternen, hausbackenen, grobkörnigen, seichten Moral, ein Nationalist der allervulgärsten Sorte, als Philosoph = 0 und ein Aesthetiker ohne alle Phantasie, wenigstens ohne alle productive Phantasie, kurz, was Horaz ein tribus Anticyris caput insanabile nennt —

wenn er urtheilt:

Alle Partien seiner Literaturgeschichte, welche eine höhere und tiefere Auffassung verlangen und über das seichte Niveau seiner Geisteskräfte hinausgehen, sind daher gründlich misrathen. Seine Behandlung Hamann's z. B. ist unter aller Kritik. Er ist bei der Charakterisirung desselben ganz in Hegel's Fußstapfen getreten, nur daß er noch etwas plumper und täppischer zu Werke gegangen ist —

wenn er von den „Sudeleien" eines Gervinus redet, die „auf einer vollständigen Unkenntniß der Hamann'schen Schriften beruhen", dann möchten wir dem leidenschaftlichen Hamann-Apologeten doch in die Erinnerung rufen, daß blinder Eifer nur schadet und allzu scharfe Waffen leicht schartig werden. Und denselben maßlosen Ton hat Gildemeister für die neuern Literaturhistoriker überhaupt, für alle ohne Ausnahme, die Hamann nicht genügend anerkennen oder zu kurz behandeln (wie Hettner). Er nennt sie „Scribler" und „Lästerer" und schreibt von ihnen:

Die meisten Literaturhistoriker gerathen über Hamann in eine unangenehme Alternative. Sie sehen ein, daß sie über eine so bedeutende geistige Größe, die sie freilich nur vom Hörensagen kennen, nicht schweigen dürfen. Auf der andern Seite wissen sie nichts Gescheites über ihn beizubringen; also auf beiden Seiten droht die Gefahr, sich zu blamiren. Ich glaube indessen, ihnen den wohlmeinenden Rath geben zu können, sich lieber an den ersten Theil der Alternative zu halten und sich den Spruch „O si tacuisses" zur Lehre und Warnung dienen zu lassen.

Die jüngern Philosophen dagegen, die Hamann gelten lassen, finden mehr Gnade vor seinem Angesicht; mit wahrhaft olympischem Zorne aber dräut er Hegel, dessen Recension über Hamann in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" er als ein Pasquill bezeichnet. Diese Recension begleitet Gildemeister mit Noten, wie z. B.:

Ein so scharfes Selbstgericht läßt ein edler, großer Mensch (Hamann) über sich ergehen, und ein selbstgefälliger Philosoph (Hegel) stimmt dem in seinem Dünkel gelassen bei. Gervinus und Hegel, diese beiden Geistesbrüder, schöpfen ihre Schmähungen am liebsten aus Hamann's eigenen Aeußerungen über sich selbst. Auch dies ist eine der perfiden Deutungen Hegel's, die er so künstlich mit Hamann's Worten zu verflechten weiß, daß der ehrliche Leser sie für dessen eigenes Geständniß hält, darum hüte man sich vor dem Fuchs. Solche Taschenspielerkünste verstand Hamann nicht, weil er den großen Virtuosen in denselben, Hegel, nicht kannte. Was nun Hamann's und Hegel's Stil betrifft, so glaubt man bei dem scholastischen Kauderwelsch dieses auf unfruchtbarer Heide zu sein, während bei Hamann's bilderreicher Kernsprache volle frische Weide und blühende Auen ringsumher liegen.

Schließlich kommt er zu der Ueberzeugung, daß nur blasser Neid Hegel so ungerecht über Hamann urtheilen ließ: Ihn verdroß nämlich die Verehrung, welche Hamann bei den bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Mitwelt und der Gegenwart genoß. Sein Bestreben ging nun dahin, diese Hochachtung durch Schilderung seines Charakters und seiner Geistesgaben möglichst herabzudrücken und in den Staub zu ziehen.

Möchte man da nicht, wenn man Gildemeister wohl will, ihm den Spruch zurückgeben: O si tacuisses, philosophus mansisses!

Vermögen wir es aber, über diese unangenehme Fechtmanier des Autors uns hinwegzusetzen, so ist sein Buch interessant und lehrreich zugleich. Er führt uns Hamann im Verhältniß zu Kant, Herder, Goethe, C. F. von Moser, Jacobi, Lavater und Lessing vor das Auge, und weil er seine Kunde meist aus Briefen schöpfte, erhalten wir zugleich lebendige Bilder aus der damaligen Gelehrtenwelt und vermögen in deren privates Sorgen und Mühen einzudringen. Daß sich außerdem aus den Briefen bedeutsame Streiflichter auf Charakter und Wesen der Einzelnen entnehmen lassen, ist selbstverständlich und wird dadurch zugleich der Werth des Gildemeister'schen Buchs erhöht, das in den Studien: „Hamann ein echtes Kind der Natur", „Hamann's Dunkelheit", „Ueber das principium coincidentiae oppositorum", auch interessante Beiträge zur Kenntniß der Hamann'schen Philosophie enthält.

Wir haben gemeint, den „Briefwechsel und die Tagebücher der Fürstin Amalie von Galitzin" (Nr. 3) unsern Betrachtungen über Hamann deswegen anschließen zu können, weil ja bekannt ist, was gerade dieser der seltenen Frau zu danken hatte, deren Leben wiederum durch ihre Sorge für Hamann gewissermaßen einen Culminationspunkt erreichte. Die Fürstin Galitzin gehört mit zu den interessantesten Erscheinungen der Sturm- und Drangperiode; in ihrem Hause fanden die „Erleuchteten von der Heerde des Herrn" ihre Sammelstätte, aber nur vornehmste und reinste Geister traten hier ein, und die edle Hausherrin, die Hamann den weiblichen Goethe nennt, wird von allen mit schwärmerischer Ehrfurcht betrachtet. Amalie Fürstin von Galitzin, geb. 1748, war die Tochter des preußischen Generalfeldmarschalls von Schmettau und dem glänzenden Kreise, dem sie durch Geburt angehörte, gemäß zur Weltdame erzogen. Im Jahre 1768 vermählte sie sich mit dem Fürsten von Galitzin, russischem Gesandten im Haag, und hier, inmitten des bewegtesten, rauschendsten Lebens, erwachte in ihrer Seele das lebhafte Sehnen nach geistiger Nahrung. Der Philosoph Hemsterhuis wurde ihr Lehrer; mit ihm studirte sie Mathematik, Griechisch und Naturwissenschaften, und mit tiefster Empfänglichkeit versenkte sie sich in die Philosophie Plato's. Als Hauptaufgabe ihres Lebens betrachtete sie die Erziehung ihrer Kinder, und um darüber den Rath des Freiherrn von Fürstenberg, des Perikles von Münster — so bezeichnet ihn Hamann —, der für eine Autorität im Unterrichtswesen galt, zu hören, begab sie sich nach Münster. Damit begann eine neue Phase ihres Lebens, es entspann sich zwischen ihr und jenem hochbedeutenden Manne ein Verhältniß, wie es trotz seiner Innigkeit, in lauterer, unangetasteter Reinheit nur in jener Zeit der „Werther's Leiden" möglich war. Die Fürstin kaufte sich in der Nähe Münsters einen Landsitz, Angelmodde, um dem angebeteten Manne nahe bleiben zu können, und seiner Einwirkung gelang es auch bald, die freisinnige Gefühlsphilosophin zu bekehren, die fortan mit einer Art von Verzückung das Gotteswort studirte und auslegte und nicht aufhörte, über die eigene Veredlung nachzudenken. Wir meinen im Hause der Fürstin von Galitzin, in dem natürlich Hamann sich außerordentlich wohl fühlte, die ersten deutlichen Spuren jener religiösen Romantik zu finden, die in den kurz darauffolgenden Jahrzehnten so üppig wucherte.

Aus dieser Blütezeit des Verhältnisses der Fürstin Amalie zu Freiherrn von Fürstenberg bringt uns die vorliegende Sammlung interessante Kunde. Die darin enthaltenen Briefe der Fürstin an ihn sind charakteristische Merkmale der wundersamen Frau, daß sie für ihre Kenntniß als ein schätzenswerther Beitrag zu betrachten sind. Es spricht daraus eine seltene geistige Kraft und Tiefe, vereint mit Milde und Demuth, wie sie so selbstverleugnend eben doch nur in einem schwärmerischen Gemüthe zu Tage tritt. Die Fürstin schließt fast jeden Brief an ihren Freund mit den Worten: „Ich küsse deine Hände", ja einmal lesen wir sogar: „Ich küsse den Saum deines Rocks und deine Fußtritte". Man wird zugeben, daß in solcher Ergebenheit etwas Krankhaftes liegt, eben das, was wir in Jung-Stilling finden und was der Charlotte Stieglitz das Messer in die Brust stieß.

Von dem Verhältniß der Fürstin zu Hamann berichtet uns der Briefwechsel nichts; dagegen hat Petri es uns eingehend dargestellt. Durch die Gräfin Keiserling hatte die Fürstin sich Hamann'sche Schriften ausgebeten; von dieser Zeit an blieb sie mit ihm in Verbindung, und während seines Aufenthalts in Münster entspannen sich zwischen den zwei Gleichgesinnten innige Beziehungen. In ihrem Hause athmete Hamann am 21. Juni 1788 seinen Geist aus, in ihrem Garten ließ die Fürstin sein Grab bereiten.

Albert Weigert.

Schriften zur Physik.

1. Das Spectroskop und seine Anwendungen. Eine übersichtliche Darstellung des gesammten Gebiets der Spectralanalyse. Von J. N. Lockyer. Eingeführt und bevorwortet durch H. Schellen. Mit 92 Figuren und 1 farbigen Spectraltafel. Braunschweig, Westermann. 1874. 8. 4 M.
2. Ueber den Magnetismus. Von George Biddell Airy. Autorisirte deutsche Uebersetzung, durchgesehen von F. Tietjen. Mit 74 Holzschnitten. Berlin, Oppenheim. 1874. 8. 3 M. 75 Pf.
3. Lehrbuch der Physik. Zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanstalten und beim Selbstunterricht bearbeitet von E. Fliedner. Erster Theil: Die Physik der Materie. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzstichen und 5 Tafeln. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1875. 8. 4 M.

In gewisser Beziehung übertrifft die Physik gegenwärtig alle übrigen Naturwissenschaften durch die Menge

ausgezeichneter populärer Werke über alle Theile ihrer Sphäre; ganz besonders auch dadurch, daß uns durch treue Uebersetzungen die Schriften englischer Physiker zugänglich gemacht werden. Es ist das nicht allein ein Zeichen der Zeit, sondern auch eine höchst erfreuliche Erscheinung. Denn wir sehen daraus, wie mächtig der Fortschritt auf diesem Gebiete ist, und wie sich augenblicklich die rechten Männer finden, um die gewonnenen Resultate weitern Kreisen mitzutheilen. Dieses letztere hat deshalb eine so große Bedeutung, weil es ganz undenkbar ist, ohne physikalische Kenntnisse auch nur die geringste Erscheinung der Natur zu erklären, weil alles schließlich auf einfache physikalische Gesetze hinausläuft und darum eine kosmische Weltanschauung nichts anderes als eine chemisch-physikalische ist. Selbst der Forscher, welcher sich in irgendeiner kleinen Specialität der Naturgeschichte heimisch niederließ, kann ihrer nicht mehr entbehren, weil die letzten Fragen seiner Disciplin immer wieder physikalische werden. Dazu kommt noch als geradezu hinreißend und begeisternd für Forscher und Laien, daß die Physik ebenso wie die Astronomie eine Wissenschaft des Universums ist, die uns mit ihren tiefen Grübeleien über Stoff und Kraft Perspectiven in so unendliche Räume eröffnet, daß man unwillkürlich erschüttert wird von diesen Untersuchungen und Speculationen, welche das Weltall gleichsam auf eine Nuß, d. h. auf das Unendlichkleine zurückführen und dem Stoffe eine Hoheit beilegen, die weit entfernt ist von den irrthümlichen Anschauungen des gewöhnlichen Lebens. Zudem hängen wir selbst als Naturgeschöpfe so tief mit allen diesen Vorgängen der physikalischen Welt zusammen, daß uns eine Kenntniß der kosmischen Kräfte für unsere eigene kosmische Erkenntniß unumgängliches Bedürfniß werden muß. Wir sehen dabei gänzlich von den vielen ab, welche der Physik zu ihrem Lebensberufe bedürfen, und legen den Accent auf das Laienthum, das heutzutage sich so lebendig an dem Genusse der physikalischen Forschungen betheiligt, und darum begrüßen wir jedes physikalische Buch, wenn es seinen Zweck erfüllt, mit Wärme.

In Bezug hierauf haben wir das Lockyer'sche Buch „Das Spectroskop und seine Anwendungen" vorangestellt, weil es mit Meisterschaft die Spectralanalyse und ihre Erscheinungen behandelt. Es erweckt schon ein angenehmes Gefühl, daß einer unserer Landsleute, Schellen in Köln, welcher denselben Gegenstand selbst schon in einer ausgezeichneten Arbeit, die bereits die zweite Auflage erlebte, behandelt hat, den englischen Physiker mit anerkennenden Worten bei uns einführt. Wir können nichts weiter thun, als uns dessen Vorworte einfach anzuschließen, das wie folgt lautet:

> Herr Lockyer gehört zu den ersten Spectroskopisten Englands und sein Name knüpft sich an die hervorragendsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Spectralanalyse der Sonne. Es war ihm darum zu thun, die glänzenden Erscheinungen dieser neuen Beobachtungsmethode und die zahlreichen Entdeckungen, welche durch dieselbe in wenigen Jahren gemacht worden sind, dem gebildeten Publikum in leichtfaßlicher Weise vorzuführen, und es ist ihm in der vorliegenden Schrift in ausgezeichneter Weise gelungen, nicht blos die physikalischen Principien, auf denen die verschiedenen Einrichtungen des Spectroskops beruhen, und die zahlreichen Anwendungen, welche dasselbe in der Physik, in der Chemie, in der Astronomie, sowie in den Künsten und Gewerben findet, klar und bündig zu entwickeln, sondern auch dem Leser eine umfassende Kenntniß von der physischen Constitution der Sonne und der übrigen Himmelskörper, wie wir sie durch das Spectroskop gewonnen haben, zu verschaffen.

Die zahlreichen plastischen Beigaben tragen zudem wesentlich dazu bei, die Brauchbarkeit der kleinen Schrift für das Selbststudium außerordentlich zu erhöhen. Wir haben es aber in der Spectralanalyse geradezu mit einer Beobachtungsmethode zu thun, die nicht nur ihrer Neuheit und Seltsamkeit wegen, sondern auch wegen ihrer großartigen Resultate von jedem Gebildeten gekannt sein muß; um so mehr, da sie eine Zukunft vorbereitet für die Erkenntniß der stofflichen Welt, deren Inhalt heute noch gar nicht vorausgesagt werden kann. Lockyer schließt ganz mit Recht:

> Die Zeit ist sicher nicht fern, wo ein jeder von uns ein Spectroskop als treuen Begleiter in der Tasche mit sich führen wird; denn die Tragweite dieses kleinen Instruments ist so groß, daß wir gegenwärtig kaum im Stande sind, zu übersehen, bis zu welcher Tiefe des Weltenraums dasselbe dereinst noch vordringen und welche Geheimnisse der Sternenwelt die neue Untersuchungsmethode noch aufdecken wird.

Ganz anderer Art ist das Buch von George Biddell Airy: „Ueber den Magnetismus" (Nr. 2). Es hat gleichsam zwei Seelen: eine populärwissenschaftliche und eine mathematische, setzt also schon Leser von mathematischer Bildung voraus. Trotzdem sind die eigentlichen Lehren des Magnetismus so klar und einfach gehalten, daß sie auch der Laie verstehen kann, wenn er nur den mathematischen Theil überschlagen will. Dann bleibt immer noch genug übrig, um ihm die magnetischen Erscheinungen verständlich werden zu lassen. An und für sich ist auch Airy ein Meister populärer Darstellung; das bewies er schon vor Jahren durch seine populäre Astronomie. Hier indeß wollte er einen Leitfaden für Universitäten geben, und so hat auch die Schrift selbstverständlich den Charakter derartiger Vorträge angenommen, in denen die mathematische Beweisführung niemals fehlen darf. Der nichtmathematische Leser hat wenigstens bei dem Verfasser den Vorzug, einen Meister des Fachs zu hören, der es versteht, in wenigen gedrängten Sätzen alles bisher über die magnetische Kraft Erkannte zusammenzustellen und es durch sein eigenes Urtheil zu vergeistigen. Auch hier leisten zahlreiche Holzschnitte der Anschauung allen möglichen Vorschub.

Ein Gleiches muß von dem Fliedner'schen „Lehrbuch der Physik" (Nr. 3), dessen erste Hälfte hier vorliegt, gesagt werden. Wenn es zum Selbstunterrichte geschrieben ist, so können doch nur mathematische Leser sich desselben bedienen. Jedenfalls liegt der Gebrauch in höhern Unterrichtsanstalten näher. In dieser Beziehung paßt das Buch nicht in den Leserkreis d. Bl. und kann hier ebenso wenig fachwissenschaftlich beurtheilt werden wie das Airy'sche Buch. Es gehört eben zu jenen Büchern über Physik, denen diese Disciplin „gerade so viel Wissenschaft ist, als sie Mathematik enthalten". Ob dies wenigstens für Gymnasien der rechte Weg sei, wollen wir dahingestellt sein lassen; nach unsern Erfahrungen vermögen daselbst nur die allerwenigsten einer mathematischen Behandlung der Physik Geschmack abzugewinnen, und so kommt denn der ganze Gewinn nur einigen wenigen, mathematisch Begab-

ten zugute, die sich naturgemäß erst auf der Universität unter dieser mathematischen Behandlung der Physik zusammenfinden sollten. Auf dem Gymnasium gilt es wol eben nur, erst für physikalische Studien anzuregen, wozu das Experiment das mächtigste Stimulans ist. Natürlich sind wir weit entfernt davon, dieses Urtheil auf den Werth vorliegenden Buchs zu übertragen. An Realschulen erster Ordnung, an Universitäten und Polytechnischen Anstalten mag seine mathematische Methode an der rechten Stelle sein, worüber diese selbst entscheiden mögen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die „Illustrirte Geschichte des deutschen Volks“ für die deutsche Familie erzählt von Franz Hirsch (Leipzig, Payne), welche bereits in der in demselben Verlag erscheinenden, gut redigirten Zeitschrift: „Das Neue Blatt“ zum Abdruck gekommen ist, erfüllt vollständig ihren Zweck, durch Wort und Bild in frischer, anschaulicher Darstellung einen Ueberblick über die Geschichte unsers Volks zu geben und die Hauptereignisse nicht blos dem Gedächtniß einzuprägen, sondern für Geist und Phantasie der Leser lebendig zu machen. Namentlich ist rühmend hervorzuheben, daß das Culturgeschichtliche nicht als ein todter Nebenarm des geschichtlichen Hauptstroms, sondern als eine gleich wichtige Strömung desselben behandelt ist. Der Verfasser hat die deutsche Geschichte nur bis zum Jahre 1848 fortgeführt, doch über die Ereignisse der jüngsten Zeit wenigstens einen summarisch-tabellarischen Nachtrag gegeben.

— Die im Verlage von Gustav Hempel in Berlin erscheinende Goethe-Ausgabe, welche sich durch die Correctheit in ihren ersten Bänden hervorthat, strebt jetzt, seit der hervorragende Goethe-Kenner, Geheimrath von Loeper, die Herausgabe übernommen hat, noch das Ziel an, durch einen eingehenden, alle Detail- und Specialfragen erörternden Commentar das Verständniß derjenigen Goethe'schen Schriften zu erleichtern, die nicht wie die meisten poetischen ihren Schwerpunkt in sich selbst tragen. So sind besonders die „Sprüche in Prosa“, der „West-östliche Divan“ und die beiden ersten Bände von „Wahrheit und Dichtung“ in einer Weise erläutert, welche dieser Goethe-Ausgabe einen besondern Werth gibt.

— Von dem mit allgemeinem Beifall aufgenommenen, in erster Auflage vollständig vergriffenen Werke: „Ein Spaziergang um die Welt“, von Alexander Freiherrn von Hübner (Leipzig, T. O. Weigel), welches wir vor kurzem anerkennend in d. Bl. besprachen, erschien soeben eine neue wohlfeile Ausgabe.

Theater und Musik.

„König Heinrich IV.“ von Shakspeare (erster und zweiter Theil) kam in Dingelstedt's Bearbeitung am wiener Burgtheater zur Aufführung, inscenirt mit dem Geschick des geschmackvollen Bühnenleiters. Der Eindruck dieser an wechselvollen Bildern reichen und frischesten Historie, der freilich jeder dramatische Abschluß fehlt, war ein glänzender, namentlich aber wird der Falstaff des Hrn. Baumeister von der Presse als eine vorzügliche Leistung gerühmt, durch welche sich der Darsteller den besten Falstaff-Spielern ebenbürtig an die Seite stellt.

— An der wiener Hofoper hat „Die Zähmung der Widerspenstigen“ von Götz ebenfalls wie in Manheim eine günstige Aufnahme gefunden; am bremer Stadttheater ging die Oper „Edda“ von C. Rheinthaler mit Erfolg in Scene. Die Rolle der Edda soll eine schwierige Aufgabe für eine dramatische Sängerin ersten Ranges sein.

— In Oldenburg ist Murad Effendi's Trauerspiel „Selim I.“ mit großem Erfolg in Scene gegangen, ebenso in Leipzig das Lustspiel „Ein Vater auf Kündigung“ von Karl Rudolf, welches schon früher an den Theatern zu Königsberg, Breslau und Hamburg zur Aufführung gekommen ist.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber das „Leben des Generals von Scharnhorst“ von G. H. Klippel enthält die „Edinburgh Review“ vom October 1874 eine längere Besprechung, welche mit diesen Worten eingeleitet wird: „Preußen, wie alle Welt zugibt, weist die kräftigsten Muster von Staatsweisheit und Strategik auf, welche unser Zeitalter hervorgebracht hat, und beide Eigenschaften haben ihre Macht vereint, um es von einem Königreich zweiten Ranges zur ersten militärischen Gewalt von Europa zu erheben. Doch hätten sowol Bismarck's Scharfblick als auch von Moltke's Wissenschaft vergebens sein können, hätten sie nicht in der nationalen Organisation zum Kriege die mächtigste Maschine besessen, welche die Welt je veranstaltet gesehen hat. Und Preußen vergißt seine Verpflichtungen gegen seinen großen Mann nicht — ein Preuße nur durch Adoption, ein deutscher Mann vor allem —, der dessen militärisches System gründete und damit seine Siege im Freiheitskriege 1813—14 vorbereitete, die er nicht erleben sollte, die aber ohne ihn kaum erlangt worden wären. Klippel's großes Werk ist nicht um so weniger gelesen worden, weil es zu einer neuen Krise in der Weltgeschichte erschien, wo man seines Helden Land sich wieder wie Ein Mann unter den Waffen gegen den Erbfeind erheben sah, zu dessen erster Besiegung die Waffe 60 Jahre vorher von Scharnhorst geschmiedet worden war.“

Der „Saturday Review“ entnehmen wir nachfolgende Besprechungen:

„H. von Treitschke's «Zehn Jahre deutscher Kämpfe» sind theils ihres gesunden Urtheils wegen werthvoll, weshalb er auch im Stande ist, Betrachtungen, die sich über zehn Jahre hin erstrecken, ohne Veränderung nach so langer Frist wieder abzudrucken, theils aber auch wegen ihres charakteristisch teutonischen Geistes. Das Buch enthält eine so vollständige Darstellung der Bestrebungen und Ziele des durchschnittlichen teutonischen Geistes, wie sie sich nur wünschen läßt; und was wir auch von Treitschke's Aussprüchen halten mögen, so fühlen wir uns doch überzeugt, daß sie sich wirklich dem Publikum des Verfassers empfehlen.“

„Der Titel «Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts» von Eugen Sierke erregt Erwartungen, welche das Buch nicht erfüllt. Wir hatten auf ein Museum neuerer Entdeckungen in den Regionen der Excentricität gehofft und finden nur fünf Biographien, unter denen sich drei so wohlbekannte Personen wie Swedenborg, Mesmer und Cagliostro befinden.“

„Die schriftstellerischen Leistungen von Klöden's bei dessen Lebzeiten, wenn auch höchst ehrenvoll und nützlich, sind gleichwol nicht geeignet, seinem Namen Unsterblichkeit zu verleihen; wir müßten uns aber sehr irren, wenn er nicht durch seine von Max Jahns herausgegebenen und vervollständigten «Jugenderinnerungen» den Rang eines deutschen Classikers einnehmen sollte. Ganz anspruchslos und zuweilen fast ermüdend genau, ist das Buch dennoch ein Meisterstück offenherziger Selbstschilderung und lebenstreuer Erzählung. In seiner Wärme und Einfachheit erinnert es uns an Smiles' «Leben Stephenson's», mit der Würze der Autobiographie als Zugabe. Wir haben wenige Stellen in Autobiographien gelesen, die anziehender wären als die Erzählung von dem Erwachen des Knaben zu geistigem Leben nach der Lektüre von Campe's schweizer Familien-Robinson. Die Schilderung der Sitten und Gebräuche seiner jüdischen Mitbürger ist auch voller Interesse.... In das Ganze sind die lebendigsten Skizzen von Scenen und Personen eingefügt, und der Genuß wird durch eine bemerkbare untere Strömung von Selbstgefälligkeit, verbunden mit dem Geschick, Gegner und andere unliebsame Persönlichkeiten wie durch Zufall in einem

unangenehmen Lichte darzustellen, nur noch erhöht. Uebrigens ist das Buch im allgemeinen ebenso sittlich wie unterhaltend, und es ist nichts Gewöhnliches, so viele Beweise von Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit des Charakters bei Leuten anzutreffen, die sich ihren Weg in der Welt selbst gebahnt haben."

„Die Religionslehre Kant's von Dr. Pünzer zeichnet sich durch ihre Objectivität und ihren unparteiischen Ton vortheilhaft aus."

„Die Zweckmäßigkeit oder wenigstens die Nothwendigkeit, den größern Theil der «Charakterbilder aus der zeitgenössischen Literatur» von Julian Schmidt wieder abzudrucken, kann bestritten werden. Man würde kaum daran gedacht haben, wenn sie seine ersten statt seine letzten gewesen wären. Das einzige Bild von wirklicher Bedeutung ist das von Otto Ludwig, und dieses verdankt das Hauptinteresse dem Umstande, daß der Dichter der vertraute Freund des Kritikers und gewohnt war, sich in seinem Briefwechsel mit ihm über seine Werke und die starken und schwachen Punkte seines schriftstellerischen Talents auszusprechen. Dies macht das Bild ungewöhnlich pikant. Der Essay über Strauß ist insofern interessant, als der Verfasser einen mehr geist- als erfolgreichen Versuch darin macht, eine Unterscheidung zwischen Strauß und seinem eigenen Standpunkte zu begründen. Eine Analyse von Piemski's «Tausend Seelen» ist der Erhaltung in einer bleibenden Gestalt nicht unwerth. Mit diesen Ausnahmen hätte man die Essays, die zwar den Zeitschriften, in welchen sie ursprünglich erschienen, zur Ehre gereichen, recht gut dort belassen können."

Ueber „Culturgeschichte des Orients unter den Khalifen" von Alfred von Kremer sagt die „Saturday Review" vom 20. Februar: „Herrn von Kremer's reiches Wissen und anziehender Stil befähigen ihn vortrefflich, seine eigene Begeisterung über den Gegenstand dem Leser mitzutheilen. Orientalisten dürften seine Behandlung desselben vielleicht für zu weitschweifig halten; der Fehler aber, wenn es ein solcher ist, gibt seinen Blättern Leben und Mannichfaltigkeit."

Nachdem es von A. Bastian's Werk: „Schöpfung oder Entstehung", heißt, es sei weder ein Muster von Methode noch von Klarheit, und daß der Verfasser kaum im Stande sei, seine Gegner auf ihrem eigenen Boden der Physiologie zu bekämpfen, sagt der Recensent: „Ihre (der Physiologen) Sache ist in «Die neue Schöpfungsgeschichte in gemeinverständlichen Vorlesungen» von A. Dodel auf geschickte Weise vorgebracht und die Darwin'sche Theorie in ihrer entwickeltsten Gestalt mit großer Klarheit und einer Fülle von Beleuchtung auseinandergesetzt, freilich auch mit einem vollen Maße der Arroganz, welche die junge Materialistenschule unglücklicherweise kennzeichnet."

E. Reich's „Studien über die Frauen" werden mit Alexander Walker's Schriften verglichen, nur daß diese gänzlich seine eigenen waren, während Reich's Buch großentheils aus Auszügen aus andern Schriftstellern bestände. „Wo er in eigener Person spricht, ist der Wechsel gewöhnlich nicht zum Vortheil des Buchs, welches übrigens in beiden Bedeutungen des Wortes Gemeinplatz ist. Es würde dennoch ungerecht sein, zu leugnen, daß es viel wirklich Werthvolles enthalte."

„Dr. Ebrard's «Apologetik. Wissenschaftliche Rechtfertigung des Christenthums», bekundet eine ungeheuere Belesenheit, ist aber dunkel, dogmatisch und unhöflich."

Ueber „Aus dem Nachlaß Mirza Schaffy's" von F. Bodenstedt heißt es: „Die neuen Lieder Mirza Schaffy's verdienen wegen ihrer Eleganz und der glücklichen Verschmelzung weiser Betrachtung und ernsten Gefühls mit Phantasie, Scherzhaftigkeit und Artigkeit (urbanity) auf gleiche Stufe mit ihren Vorgängern gestellt zu werden. Einige erscheinen vielleicht etwas trivial; doch sollte die Sammlung eher nach dem Gesammteindruck, den sie hervorbringt, beurtheilt werden, als nach den Vorzügen einzelner Stücke. Als Ganzes ist sie dem «Divan» Goethe's sehr ähnlich; und wenn sie viel weniger Leidenschaft und poetisches Gefühl zeigt, so bleibt sie doch auf einer gleichmäßigern Höhe der Vortrefflichkeit und hat weit weniger orientalische Maskerade."

„Tanhäuser in Rom" vom Verfasser des „Neuen Tanhäuser" wird „trotz seiner sittlichen und andern Mängel" als „die Perle der zeitgenössischen deutschen Lyrik" bezeichnet.

Bibliographie.

Beckers, H., Schelling's Geistesentwickelung in ihrem inneren Zusammenhang. Festschrift. München, Franz. Gr. 4. 3 M. 40 Pf.

Bibliothek deutscher Original-Romane. Herausgegeben unter Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands. 30ster Jahrg. 1875. 24 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 24 M.

Einheit und Vielheit. Eine philosophische Untersuchung. Aus dem Schwedischen. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 91. Schwindelnde Bahn. Novelle von H. Hirschfeld. Berlin, Behrend. 8. 1 M.

Ernesti, L., Ueber die Abnahme der Theologie-Studirenden. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 M.

Falck, G. v., Die Thünen'sche Lehre vom Bildungsgesetz des Zinsfusses und vom naturgemässen Arbeitslohn. Eine kritische und apologetische Studie. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 1 M.

Feierabend, J., Grundzüge der Schweizergeschichte. Dramatisch bearbeitet. New-York. 1874. 16. 80 Pf.

Fircks, A. Freih. v., Die Volkskraft Deutschlands und Frankreichs. Statistische Skizze. Berlin, Militaria. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Funken und Splitter. Jahrbuch für 1875. Herausgegeben von dem Unterstützungs-Vereine des Administrations- und Expeditions-Personales der Wiener Journale „Eintracht". 4ter Jahrg. Wien, Rosner. 8. 1 M.

Grabstätten und Denkmäler mecklenburgischer Krieger aus den Jahren 1870 und 1871. Wismar, Hinstorff. 1874. Gr. 4. 1 M.

Harteck, E., Historische Bilder aus dem deutschen Ordenslande. Danzig, Bertling. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Hartmann, A. v., Gott und Naturwissenschaft, Irrthum und Wahrheit! 3te Aufl., mit einer gedrängten Darstellung des vor den Gerichtshöfen zu Halle a/S. und Naumburg a/S. und dem königlichen Obertribunale zu Berlin anläßlich dieser Schrift verhandelten Preß-Prozesses. Zürich, Literatur-Bureau. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Hartmann, E. v., Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus. Zweite, erweiterte Auflage von: „Das Ding an sich und seine Beschaffenheit". Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 4 M.

— — Wahrheit und Irrthum im Darwinismus. Eine kritische Darstellung der organischen Entwickelungstheorie. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 4 M.

Hirsch, F., Illustrirte Geschichte des deutschen Volkes. Für die deutsche Familie erzählt. Leipzig, Payne. 8. 2 M. 50 Pf.

Holtzendorff, F. v., Für den Grafen Harry v. Arnim. Vertheidigungsrede. Berlin, C. Pfeiffer. 8. 1 M. 60 Pf.

Kilchsperger's, R., Sämmtliche Dichtungen, mit der Biographie und dem Porträt des Dichters herausgegeben von U. Farner. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 4 M.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes. 1ster Thl. Geschichte des Krieges bis zum Sturze des Kaiserreichs. 7tes Heft. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Krisch, A., Tagebuch des Nordpolfahrers Otto Krisch, Maschinisten und Offiziers der zweiten österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition. Aus dem Nachlasse des Verstorbenen herausgegeben. Wien, Wallishauser. 8. 1 M.

Paul Lindau. Eine Charakteristik. Berlin, Stuhr. 8. 1 M.

Marschall, B. J., Wie und warum man liebt. Novellen und Erzählungen. Wien, Rosner. 8. 4 M.

Martens, W., Ueber Caspar Hauser. Ein Vortrag. Danzig, Bertling. Gr. 8. 30 Pf.

Michelis, F., Die Verblendung Ketteler's und der Gewissenskampf deutscher Katholiken gegen Rom. Antwort auf den: Culturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetze für Hessen. Bonn, Neusser. Gr. 8. 80 Pf.

Morich, Sophie, Bemerkungen zu den „wichtigsten Fragen", das höhere Mädchenschulwesen betreffend, von Cl. Nohl. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 30 Pf.

Most, J., Die pariser Commune vor den Berliner Gerichten. Eine Studie über deutsch-preußische Zustände. Braunschweig, Bracke jun. Gr. 8. 1 M.

Niehues, B., Zur Geschichte des Hexenglaubens und der Hexenprozesse vornehmlich im ehemaligen Fürstbisthum Münster. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 2 M.

Reuter, F., Sämmtliche Werke. 14ter Bd.: Nachgelassene Schriften. 1ster Thl. Herausgegeben und mit der Biographie des Dichters eingeleitet von A. Wilbrandt. Wismar, Hinstorff. 8. 3 M.

Rothlauf, J., Dr. Johann Lukas Schönlein in seinem Leben und Wirken geschildert. Bamberg, Hübscher. 1874. Gr. 8. 25 Pf.

Literarische Rundschau. Redigirt von J. Köhler. 1ster Jahrg. 1875. Aachen, Barth. Hoch 4. Halbjährlich 3 M.

Die Simultanschule in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Von einem Landtags-Abgeordneten. Bonn, Neusser. Gr. 8. 25 Pf.

Smets, M., Wien im Zeitalter der Reformation. Preßburg, Heckenast. Gr. 8. 4 M.

Uehlin, G., Aus dem Wiesenthale. Gedichte. Schopfheim, Uehlin. 8. 1 M.

Waldow, E. v., Hildegard. Novelle. Königsee. Gr. 16. 4 M. 50 Pf.

Wellner, M., Lose Blätter. Aus dem politischen Tagebuche. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 M.

Wislicenus, P., Lust und Leid auf dem Baden-Badener Journalistentage. Skizzen. Leipzig, Expedition der Literatur. 1874. Gr. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1875.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 30 Mark jährlich, 15 Mark halbjährlich, 7½ Mark vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Ein episches Gedicht von Jensen.

Die Insel. Ein episches Gedicht von Wilhelm Jensen. Berlin, Janke. 1875. 8. 4 M.

Wir zählen Wilhelm Jensen's Kriegsgedichte zu den besten, welche jene Epoche hervorgerufen hat, und schätzen in dem Autor einen der feinsinnigsten Novellisten und Romandichter, welcher ein originelles Darstellungstalent besitzt und besonders in stimmungsvollen Schilderungen sich auszeichnet. Wir nahmen daher die vorliegende größere epische Dichtung mit Spannung zur Hand; denn die Vorzüge des Lyrikers und Epikers konnten sich in derselben vereinigt vorfinden.

Bei aller Anerkennung der einzelnen Schönheiten des Gedichts müssen wir indeß doch bekennen, daß wir in unsern Erwartungen getäuscht worden sind. Die Dichtung hat nicht jenen bestechenden Reiz, den viele Prosadichtungen des Autors ausüben, nicht jene eigenthümliche stimmungsvolle Belebung, durch welche diese sich unserer Theilnahme empfehlen; sie ist allzu sehr ins Breite gesponnen und verfällt an einigen Stellen in jenen descriptiven Ton, wie ihn Haller und die Musen und Grazien in der Mark anschlugen, jenen Ton poetisirender Naturbeschreibung, der das stimmungsvolle Colorit vermissen läßt. Der Stoff des Gedichts ließe sich allenfalls in einer Ballade erschöpfen; keinesfalls aber verlangte er einen größern Umfang, als ihn etwa Lord Byron's Gedicht „Die Insel," hat. An dieses Gedicht, wie an Bernardin de Saint-Pierre's „Paul und Virginie" werden wir durch Stoff und Ton der vorliegenden Dichtung oft erinnert. Der poetische Reiz in allen drei Gedichten ist der Reiz der exotischen Idylle, der Einsamkeit der großen und schönen Natur; wie in „Paul und Virginie" ist es die Robinsonade en deux, welche hier den Mittelpunkt bildet.

Und die Tendenz? Sie bleibt uns lange verhüllt; ja eigentlich werden wir von dem Dichter selbst auf falsche Spur geleitet; denn je weiter wir lesen, desto mehr kommen wir zur Ueberzeugung, Jensen habe es auf eine poetische Verherrlichung des Incestes abgesehen; er habe einen dichterischen Protest eingelegt gegen die Paragraphen des Criminalrechts und die Gebote einer bei fast allen Völkern der Erde gültigen Sitte; ja er greife sogar die physiologischen Grundlagen an, auf denen jene Gebote großentheils beruhen; er wolle nachweisen, daß die Geschwisterehe durchaus nicht einen geistig oder körperlich verkrüppelten Nachwuchs erzeuge, sondern daß blühende Generationen aus derselben hervorgehen können, und nachdem er uns das friedliche Glück dieser Bevölkerung geschildert und alle unsere Sympathien für sie wachgerufen habe, waffne er uns mit Zorn gegen den blutgierigen Fanatismus dieser Dominicanermönche, welche das paradiesische Glück der Bevölkerung mit Feuer und Schwert zerstören.

Doch plötzlich erfahren wir, mitten in dem Gericht der Vernichtung, welches die Mönche verhängen, daß die beiden auf die Insel verschlagenen Kinder sich nicht des Frevels der Blutschande schuldig gemacht haben. Ein Mönch blättert in vergilbten bestaubten Schriften, die sie aus dem brennenden Hause herausgetragen:

Und plötzlich springt der Leser jetzt empor,
Und durch Gebet und Todesklagen,
Durch Qualm und Flammenprasseln ruft sein Mund:
Ihr Brüder, haltet ein noch, eh's zu spät!
Denn Wunderbares thut hier kund
Dies alte Schriftwerk! Kommt und seht!
Hier auf dem Pergamente steht,
Von Raimund, Grafen zu Toulouse:
„Wir bieten Unsern königlichen Gruß —"

Hier — und so fort — beglaubigt steht's zu lesen
Mit Siegel und mit Namensunterschrift,
Daß jene beiden, die eu'r Urtheil trifft,
Geschwister nicht, wie sie geglaubt, gewesen.
Es hat der Graf, mit dem hierher gekommen
Sie einst — ihr wißt's, durch Schiffbruch — sind,
Des banngetroffnen Bruders Kind
An Sohnesstatt zu sich genommen,
Und das Geheimniß, daß nicht gleicher Art
Auch ihn der Bannfluch treffe, nur
In diesem Schriftstück aufbewahrt.
So hat sich an der sündigen Creatur
Aufs neue Gottes Gnade offenbart
Und seine Allbarmherzigkeit bewiesen,
Daß er der Hölle List zerschellt
Und vor Blutschande seine Welt
Behütete! — Sein Name sei gepriesen!

Unsere Besorgniß, daß die Liebe, welche der Dichter mit so großer Vorliebe, mit solcher psychologischer Feinheit in ihrem Erwachen und Wachsthum geschildert hat, eine „incestuöse" sei, ist allerdings nun zerstreut; er hat seine poetische Kunst nicht an eine so zweifelhafte Aufgabe verschwendet. Dennoch erscheint jene Aeußerung des Mönchs, daß Gott seine Welt vor Blutschande behütet habe, etwas voreilig, und es macht in der That den Eindruck, als sei es dem Dichter hinterdrein erst plötzlich selbst eingefallen, daß die Sache auf dieser einsamen Insel ohne Blutschande einmal nicht abgehen könne; denn wenn auch die Aeltern von diesem Frevel freigesprochen werden müssen, so ist dies bei den Kindern derselben unmöglich der Fall, und hier kommt als erschwerendes Moment hinzu, daß hier Aeltern und Kinder zugleich das Verbrechen zuließen. Hier gleitet der Dichter mit wenigen Worten über diese Klippe hinweg; ihm mag es zur Beruhigung gereichen, daß er das Glück so frevelhafter Liebe nicht geschildert hat; aber die Thatsache besteht deshalb nicht minder, und die Mönche haben von ihrem Standpunkte aus zur Vertilgung des incestuösen Geschlechts ein gutes Recht und nur an den Stammältern sich mit Unrecht vergriffen.

Durch dies alles kommt eine Unklarheit in die Dichtung; der Dichter selbst verhält sich schwankend zu seiner Tendenz und zu seinem Stoffe; es bleibt nur als ganz allgemeiner Gedanke das Wüthen der fanatischen Mönche gegen eine friedliche Bevölkerung übrig, die Zerstörung eines Südsee-Ikariens und seines idyllischen Glücks durch die Kirche und ihr mörderisches Anathem. Der erste Gesang gibt die Introduction in Marinebildern, in denen Erhabenes und Komisches wechselt, letzteres vertreten durch den Matrosen Ben mit den Pottfischaugen und dem Theerjackenhumor. Neben den lyrisch schwunghaften Schilderungen, neben Reflexionen von oft blendender Rhetorik kommt da auch der Stil der Marryat'schen Seeromane zu seinem Recht; doch Byron's Vorbild hat diese Mischung auch bei uns eingebürgert. Wie verschieden indeß die angeschlagenen Tonarten klingen, das beweisen die Klagen des Albigensergrafen, die er auf der Meerfahrt an die Sterne richtet, und eine Rede des wackern Ben, wenn man beide nebeneinander stellt:

Ihr Augen unbekannter Ferne,
Ruhvoll im Wandelgang der Zeit,
Was kümmert euch, ihr goldenen Sterne,
Des Menschenherzens Glück und Leid!
Wie einst, so blickt die Thorheit heute
Zu eurem Glanze noch hinauf
Und wähnt, daß eurer Bahnen Lauf
Auch unser kleines Schicksal deute.
Ich aber weiß es wohl, wir sind
Von gleicher Art nur mit dem Staub,
Den unser Fuß aufwirft, im Wind
Ein wechselnd Spielzeug gleich dem Laub.
Ich weiß, daß eure Augen blind,
Und weiß, daß eure Ohren taub.
Daß nur das Herz sich selbst bethört,
Als ob ihr unser Klagen hört,
Als ob ihr unserm Flehn euch neigt —
Ich weiß es, daß ihr ewig schweigt,
Daß eurer Augen mildes Licht
Aus kalt beglänzten Steinen bricht,
Daß Trug auch euer holder Schein —
Ich weiß es wohl — wir sind allein.

So der Graf in einem jener dithyrambischen Ergüsse, in denen er überdies den Fluch, welchen die Kirche über die Menschheit gebracht hat, mit Feuerworten geißelt. Hören wir nun die Theerjacke:

Ich bin, wenn nicht der Jüngste zwar,
So doch der Dümmste ganz und gar
Nach eurem Urtheil hier in eurer Mitte;
Und wenn ich euch, mich anzuhören, bitte,
So ist's weil auch ein blindes Huhn
Nach altem Sprichwort hie und da
Ein Körnlein finden soll. Je nun,
Es geht mal so, was der nicht sah,
Sieht jener, und ein Benjamin
Kann auch das Los im Glückstopf ziehn.
Ihr wißt, ich halte gern mich nur
Am Deck bei jedem Sturmgewog;
Denn meiner winzigen Statur
Erscheint der Himmel etwas hoch. . . .

Ich bin Matrose
Noch heute, wie vor zwanzig Jahren,
Wo ich zuerst auf solchem Ding gefahren,
Und mancher Schluck ging durch den Hals
Mir von gefrornem Wasser, als
Ihr noch — Gott segne eure Mutter,
Wenn sie noch lebt — mit wärmerem Futter
Frisch von der Kuh gepäppelt seid.
Es ist 'ne ziemlich lange Zeit,
Und ihr habt drin euch groß und dick gesogen,
Seid aus dem Nest herausgeflogen,
Und ich hab's weiter nicht gebracht
Als bis zu dem, was ich schon war,
Und ab und zu 'nem grauen Haar.
Im Grund genommen war's 'ne schlechte Fracht
Für so viel Umtrieb Tag und Nacht,
Gehudel, Scheuern, Theeren, Klettern,
Und nähm' ich nicht vorm Fluchen mich in Acht,
Kreuz-Topp- und Teufel! manchmal könnt' ich wettern
Auf die vermaledeiten Pottfischaugen,
Die mich hundsföttisch drum gebracht.

Wir räumen zwar im Drama dem freundlichen Nebeneinander des getragenen und humoristischen Stils ein volles Recht ein; ob aber die stilvolle Haltung eines geschlossenen episch-lyrischen Gedichts nicht durch solche humoristische Excurse von oft etwas trivialer Fassung gefährdet wird, das ist, trotz des Vorgangs namhafter Dichter, doch wol noch eine offene Frage.

Der Inhalt des ersten Gesangs ist der Selbstmord des ketzerischen Grafen, der mit seinen zwei Kindern, einem Mädchen und einem Knaben, die Ferne suchend, aus der verwüsteten Heimat geflohen ist. Die Schiffsmannschaft hat

einen seiner blasphemistischen Monologe belauscht und sieht in ihm den Grund der Unfälle, welche das Schiff treffen, in seinem Tode die einzige Rettung. Der tapfere Ben vertheidigt ihn vergebens; der Graf stürzt sich selbst in die See, nachdem er die Kinder dem Schutze Ben's anvertraut hat. Gleichwol scheitert das Schiff, und es gelingt dem alten Matrosen nur, sich und die Kinder auf die einsame Insel zu retten.

Nun beginnt die Idylle, eingeleitet mit einer vollen Ouvertüre skeptischer Reflexionen und landschaftlicher Prachtschilderungen, welche von der Sprachgewandtheit des Dichters Zeugniß ablegen und uns zugleich in seine Gedankenrichtung einweihen:

Sprich, unbegriffene, räthselhafte Kraft,
Die seit der Welten Anbeginn
Am Webestuhl des Lebens schafft —
Du ewig stumme Weberin,
Die rastlos du mit Freud' und Weh'
Gebilde deiner Kunst belebst
Und nächtlich rastlos, wie Penelope,
Des Tages Fäden auseinander webst —
Mit einem Wort nur einmal brich
Dein dunkles Schweigen! Einmal nur enthülle
Dein göttlich Angesicht und sprich:
Woher die unermessene Fülle,
Mit der des Lebens ruheloser Strom
Fortbraust — woher entnahm einst deine Hand
Das erste, unbegreifliche Atom,
Das Schmerz und Lust in sich empfand,
Das, aus des Anfangs Chaosnacht
Zum Licht des eignen Selbst erwacht,
Im armen, windverwehten Schos den Sproß
Der ganzen Wunderwelt des Seins umschloß?

Von wo, geheimnißvoller Lebenskern,
Entirrtest du auf unsern Ball?
Kamst du als Gruß aus fremdem All,
Und wob auf einem andern Stern
Vielleicht mit tändelnd leichter Hand
Zum Wunderknäul dich junge Göttermaid,
Die ihres Herzens Glück und Leid
In deine Fäden heimlich wand?
Und auf der Aetherwelle Wiegen,
Und auf des Lichtstrahls goldner Brücke
Hernieder kam's, sich in die Lücke
Des lichtlos öden Sterns zu schmiegen?
Uns aber nun, so viel wir sind
Und werden, zieht in Leid und Glücke
Uns Sehnsucht immerdar zu dir zurücke,
Dem sie entsprang, du fremdes Götterkind?

Wer überflog der Woge Zorn,
Wer kreuzte, von der Wildniß ungeschreckt,
Den Sturm und schöpfte aus dem Born
Des Lebens, das am festen Land geweckt,
Das erste, schwache Samenkorn,
Von dessen Zeugungskraft heut rings bedeckt
Das meerumwallte Felseneiland prangt?
Löst ihr das Räthsel, das dort oben schweigt,
Und kündet: Welchem Keim entsprangt
Ihr tausend Wipfel, die sich, stolz verzweigt
Und blütenschwer, zum Himmel strecken?
Ihr tausend Stimmen, die den Tag
Mit lautem Jubelchor erwecken?
Sprich du, millionenfaches Lustgelag
Des Lebens, das in heißem Triebe
Am Mahl des Daseins sich erlabt,
Sag', welcher Mutter fruchtbeglückte Liebe
Hat dich zu trunknem Rausch begabt?
Als diese Scholle todt und anfangsleer,
Wer regte ihren Schos? Sprecht eu'r Woher?!
Stumm braust der Wind, und schweigend rauscht das Meer,
Die Vögel jauchzen, und die Blumen glühn,
Sie sind — sie kommen und verblühn —
Und Antwort auch begehrt dein Mund vergebens
Von diesem kleinen Bild des großen Lebens.

Doch steigt es auf in seiner Blütenfülle,
Ein leuchtend Wunder. Wie dem Schaum
Des Meeres einst, von keiner Hülle
Dem trunkenen Blick entrückt, der Göttertraum
Des Menschenherzens sich in süßer Lust,
Der eignen Schönheit unbewußt,
Enthob — so liegt, ein Paradies,
Draus keines Sündenfalles Wahn
Die Regung der Natur verstieß,
Das Sonneneiland, weit vom Ocean
Umgürtet. Leise streicht der Morgenwind
Der Insel Haar, das ihr mit hohem Grase
Die Felsenschläfen überspinnt.
Ein grau Gestein hebt zackentrotzige Nase
Zum Himmel auf; doch drunter dicht
Aus tausend Märchenaugen bricht
Fremdartig glutdurchwirktes Zauberlicht.
Wie grün umwipfelte Oase
Von fern des Wandrers Blick erschaut,
So liegt es still, dem Auge Grüße nur
Herübersendend, doch kein Laut
Verräth die Werkstatt der Natur,
Die Odem einhaucht und für kurzen Tag
Mit gleichem Reichthum auch den Schlag
Des kleinsten Herzens wundersam belebt.
Wie Geisterstatt erscheint's in Wahrheit,
Doch nicht von Schatten, licht von Sonnenklarheit
Und seliger Geister Lächeln überwebt.

Die Phantasie des Dichters ist noch viele hundert Verse hindurch damit beschäftigt, uns ein Bild der prächtigen Tropennatur auszumalen, wie sie sich auf dieser einsamen Insel gestaltet hat. Solche allgemeine Betrachtungen und Beschreibungen, die nicht an individuelles Geschick angeknüpft sind, scheinen uns indeß doch eine Versündigung gegen den streng epischen Stil. Der Dichter findet ja nachher noch Veranlassung genug, die Landschaft mit seinen Helden in Zusammenhang zu bringen und er macht von dieser Veranlassung den ausgiebigsten Gebrauch. Ein luxuriöses Zuviel der Naturschilderung, welche dadurch theils etwas monoton wird und theils zu sehr ins botanische und zoologische Detail sich verliert, ist der Grundfehler der folgenden Gesänge, welche uns indeß manches poetische und rührende Bild: Ben's Fürsorge für die Kinder und ihre Erziehung, seinen Tod, die erwachende Neigung des einsamen jungen Paares, vorführen und die Handlung durch den Reiz der Robinsonaden, die schöpferische und erfinderische Thätigkeit des Menschen, welcher eine reiche Natur zu seinen Diensten zwingt, erhöhen. Die Schilderung der Liebe zwischen Raimund und Irene im vierten Gesang gehört zu den duftigsten und zartesten Partien der Dichtung. Den lyrischen Monolog läßt sich der Dichter dabei nicht nehmen; so beginnt er den vierten Gesang mit einer Apostrophe an den Tod, welche sich wie eine Art Chorgesang in die Handlung einschiebt. Sie athmet übrigens denselben skeptischen Geist, der überall, wo der Dichter selbst das Wort ergreift, hervortritt. Die lyrischen Initialen des dritten Gesanges sind der Nothwendigkeit gewidmet:

Wer war's, die einst vor ungezählten Tagen,
Aus denen selbst der Sage Ruf nicht hallt,

Als überwölbt von tiefem Wald
Der erste Mensch den Blick emporgeschlagen,
Wer war's, die schützend an der Wiege
Sich über seine Stirn gebeugt,
Mit erster Muttermilch zum harten Kriege
Des Lebens ihn heraufgesäugt?
Wer, die ein mütterlich Erbarmen
Empfand und ihn mit sichern Armen
Gestützt? Wer, daß in Einsamkeit
Und Noth er hülflos nicht verderbe,
Gab seinen zagen Schritten das Geleit?
Du warst es, strenge Mutter, herbe
Und unerbittliche Nothwendigkeit!

Gleich darauf wendet sich der Dichter gegen die Wunderwerke:

Die mit der Ordnung und der Schönheit Zügen
Uns eine Welt geplanter Ziele lügen.

Und doch, triffst du mit scharfer Hacke
Den schönen Aufbau dieser stolzen Welt —
Wenn einen Rand von farbenbuntem Lacke
Auf seinem Prunk der Schlag zerspellt,
So findest überall als Rest
Darunter du den alten Palimpsest,
Die erste Urschrift der Natur,
Nicht ausgelöscht, von neuem Schriftzug nur
Bedeckt. Und wie die Tünche jetzt
Du allerorten fortgeätzt
Und aller Zeiten Schriften liest,
Da fällt's vom Aug' dir und du siehst,
Wohin du blickst: Es war und ist
In anderm Kleid die alte List,
Des Stärkern Kraft, des Hungers Trieb,
Die herbe Noth, der Habsucht Gier —
Und stets wird bleiben, was von je verblieb —
Dasselbe alte Zwitterthier
Aus Leib und Geist, dem ewigen Wechselfeind
Gemeinen Triebs und edeln Sinns, vereint.

Dann aber richtet er seinen Skepticismus gegen den Glauben an das Recht:

O blinder Wahn des thörichten Geschlechts
Im eiteln Glauben an die Macht des Rechts!
An eines Wortes inhaltslose Leere,
Wie Tugend, Würde, Hoheit, Ruhm und Ehre.
Was sind sie? In des Lebens Flutgetriebe
Verleiht sie Schmeichelei, raubt sie der Neid.
Wer sagt, was aus begrabener Zeit
Dem unbestochenen Blick von ihnen bliebe?
Um wessen Stirn wob sich Unsterblichkeit?
Um Völkerschlächter, Länderdiebe,
Um den, der blutig ihren Kranz gewann;
Denn Recht ist nur, was jeder will und kann.
Fehlt ihm die Kraft, ist's Narrheit und Verbrechen,
Erreicht er's und erhebt aus Bächen
Vergossnen Bluts er stolz sich als Tyrann,
Da flammt um seine Stirn des Rechtes Sonne,
Ihn hüllt des Ruhms, der Tugend Hermelin,
Und Mit- und Nachwelt heißen ihn
Des Himmels Liebling und der Menschheit Wonne.

Seine wildesten Orgien feiert der Pessimismus im Schlußgesang, dessen grausame, über das Glück von Geschlechtern hereinbrechende Katastrophe wir schon erwähnt haben. Der Eindruck des Schlusses ist derjenige der Verwüstung und Verödung; wildes Naturleben wuchert wieder über dem zerknickten Glück der Menschen, und wenn der Dichter am Schluß die Verse wiederholt, mit denen er am Anfang die Meeresfahrt eingeleitet hat, so sollen uns dieselben an das stets wiederkehrende Gleichmaß der Dinge und der Erscheinungen erinnern und an dies unbekümmerte Walten der Schöpfungsmächte, welche nach Jahrzehnten wie nach Jahrtausenden gleichsam denselben alten Gesang der Okeaniden ertönen lassen, mit dem diese einst des Prometheus Leid begleitet haben und seitdem das Leid der ganzen Menschheit:

Und still nun wird's. Im Winde flattert nur
Des Schiffs weißleuchtende Tonsur,
Und leis nur schimmernd feuchte Spur
Gleich Pflugesfurche zieht der Kiel.
Des Nachtwinds träumerisch Gespiel,
Die leichte Welle, rauscht am Bug
Leis murmelnd auf, und wie den Pflug,
Der Schollen aufwirft, Rabenflug
Weithin umschwärmt, so plätschernd ziehn
In Schwärmen Seewolf und Delphin
Dem Schiffe nach. Von blauen Flossen
Getragen, kommt heraufgeschossen
Meerwachtelschar; ein Funkensprühn
Glimmt auf, um hastig zu verglühn.
Im Dunkel bergen sich die Spitzen
Der Masten; schweigend liegt die Nacht,
Vom Deck nur hallt gleichmäßiger Schritt der Wacht,
Und nur des Himmels ewige Räthsel blitzen.

Der dichterische Stil von Jensen hat eine unleugbare funkelnde Schönheit, aber in diesem Gedichte wenigstens fehlt es ihm an Prägnanz; er ist zu wenig zusammengerafft, zu voll und breit ergossen; es ist oft ein dithyrambisches uferloses Fluten, und die zahlreichen Enjambements lassen diese ungedämmte Hochflut, die von einem Vers in den andern hinüberströmt, um so maßloser erscheinen.

Die dichterische Sprache selbst handhabt Jensen mit großer Gewandtheit; auch ist er nie um eine Wendung verlegen, selbst wenn diese sich von dem Hergebrachten etwas apart abhebt. Hier „ratscht“ Saimiri ein Dutzend Nüsse mit Stiel und Blatt vom Ast herab; dort beginnt ein sonderbares „Tuscheln“, „es knackt und kichert, schnalzt und schlürft“; dort sehen wir Ben mit den Hüften „schlingernd“, dort kommt's in der Dämmerung „herangetrottelt“; dann „purrt“ es im Sand. Nicht alle diese Wörter sind ganz stichhaltig, am wenigsten das sich noch einmal wiederholende „schlingern“:

Es schlingerte mit dunkler Masse.

Auch der Ausdruck „ängsterlingen“ findet sich.

Trotz des glänzenden Colorits ist die Sprache nicht gerade reich an Bildern, keinesfalls wenigstens mit Tropen überladen. Nur in der Schilderung des tropischen Urwaldes wird der Dichter selbst etwas verworren und seine Bilder kriechen wie Schlingpflanzen durcheinander:

Es spannen tausendfach,
Wie Fäden einer Seilerstätte,
Sich Ranken dichtgekreuzt empor;
Darüber schwankt in luftigem Ballete
Ein gaukelndes Sylphidencorps.
Um glühnde Stirn, um rothes Wangenpaar
Zu flattern scheint's wie goldnes Haar,
Es tanzt und schlingt die farbige Kette
Um Ast und Stamm. Als ob der tollen Schar
Dort würdevoll in härenem Talar
Ein Büßer zu entrinnen suche,
So streckt dem leichtgeschürzten Schwarm
Abwehrend sich ein knorriger Arm
Entgegen. Doch mit losem Flattertuche
Umwindet rückwärts schon den Leib

Ihm listig andre Gauklerschar;
Und aus dem Kelch, der eben sie gebar,
Ein liebeglühend, sinnbestrickend Weib,
Reigt eine Blumen-Potiphar,
Den Nacken von beflügelten Juwelen
Umkränzt, sich siegreich über ihn.

Die Sylphiden, die Büßer, die Potiphar führen hier ein allegorisches Ballet auf, ohne sich recht legitimiren zu können. Was eine „Blumen-Potiphar“ bedeuten soll, die sich über einen „knorrigen Arm“ streckt, ist uns unerfindlich geblieben. Zur Potiphar gehört der Josephsmantel. Als Buhlerin konnte man ebensogut eine Blumen-Lais, Blumen-Phryne und Blumen-Messalina gebrauchen und den Urwald dadurch in ein welthistorisches Bordell verwandeln. Fremdwörter wie „burlesk“, „grotesk“, oft sogar in den Reim gestellt, sind wol durch die humoristische Färbung entschuldigt; aber sie schleichen sich auch dort ein, wo der Humor nicht mehr am Ruder sitzt, und geben an solchen Stellen der Diction etwas Buntscheckiges und Stilloses. Wenn der Mais die zierlichen „Kotyledonen“ ausbreitet, da sehen wir doch auf den Titel, ob wir ein Handbuch der Botanik oder eine Dichtung vor uns haben.

Mit der Reinheit der Reime nimmt es der Dichter nicht so genau; man kann zwar ein bedeutender Poet sein und hierin ein ziemlich weites Gewissen haben; auch wollen wir nicht jedes gereimte ä und e für ein Kapitalverbrechen erklären, aber Reime wie: „wär“ und „leer“, „kam's“ und „Wams“, „Geläuts“ und „Kreuz“, oder gar „Meertod“ und „Schwerttod“, sind doch entschieden unstatthaft. Auch liebt es der Dichter, die unbedeutendsten Worte in den Reim zu stellen, wie: „die“ und „sie“, „denn“ und „wenn“, u. s. w.

Die einzelnen großen Schönheiten im Ausdrucke einer pessimistischen Reflexion wie in der Schilderung des Naturlebens und des arkadischen Glücks halten auch in dieser Dichtung den wohlerworbenen Ruf Jensen's aufrecht; aber gefährdet wird er durch die unklar hin- und herspielenden Lichter der Tendenz, durch die ausnehmend descriptive Weitschweifigkeit vieler Schilderungen und durch einzelne Bizarrerien des dichterischen Ausdrucks. Wir können dem Dichter nur den Rath ertheilen, bei einer zweiten Auflage seiner Dichtung dieselbe schonungslos auf das halbe Maß zu reduciren; sie würde dann an Prägnanz und Bedeutsamkeit gewinnen, sollte auch mit der überwuchernden Masse der Schilderungen manche einzelne anziehende der Gärtnerschere verfallen.

Rudolf Gottschall.

Ranke über die Genesis des preußischen Staats.

Genesis des preußischen Staats. Vier Bücher preußischer Geschichte von Leopold von Ranke. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 12 M.

Von den ältern Werken des verehrten Altmeisters der deutschen Geschichtschreibung haben, wenn wir uns nicht irren, die 1847 erschienenen „Neun Bücher preußischer Geschichte“ verhältnißmäßig wol am wenigsten Freunde erworben: nicht als ob die Eigenschaften, welche Leopold von Ranke als Gelehrten und als Forscher stets auszeichneten: erschöpfende Benutzung des bisher zugänglichen, reiche Eröffnung bisher ungekannten Materials, eindringende Kritik und durchweg streng wissenschaftliche Methode, an dieser Bearbeitung der preußischen Geschichte irgend vermißt worden wären; die Gründe, welche die kühle Aufnahme, die diesem Werke zutheil geworden, erklären können, sind vielmehr auf einem andern Gebiete zu suchen.

So weit man überhaupt von einer wirklich objectiven Geschichtschreibung sprechen kann — und das ist doch wol nur in einem sehr beschränkten Sinne der Fall, denn im eigentlichen und strengen Sinne des Wortes objectiv geschriebene Geschichte würde so saft- und kraft-, so farb- und leblos sein, daß sie selbst ein recht lebendiges historisches Interesse zu Tode langweilen könnte —, ist gerade Leopold von Ranke der objectivste unserer Historiker: bei aller staatsmännischen Congenialität, bei aller Tiefe der Kenntniß der menschlichen Natur und der darauf beruhenden Fähigkeit, die psychologische Eigenart und Entwickelung seiner Helden zu verstehen und gewissermaßen nachzuleben, bei aller plastischen Anschaulichkeit seiner im großen Stile gezeichneten Geschichtsbilder, bei aller Lebenswahrheit, mit der er die tobenden Leidenschaften zu zeichnen und in ihren Wirkungen verkörpert vor uns treten zu lassen vermag, verläßt Ranke doch auch nicht einen Augenblick den Standpunkt des eigentlich an alledem völlig unbetheiligten Beobachters, sodaß man ihn in dem Verhältniß zu seinem Gegenstande beinahe dem Naturforscher vergleichen möchte, der den Erscheinungen gegenüber ausschließlich mit dem Verstande operirt, der ein herzliches, ein gemüthliches Verhältniß zu denselben jedoch nicht kennt und, wo ihn eine derartige Regung anwandeln möchte, dieselbe als unberechtigt unterdrückt. Diese Objectivität ist ein Vorzug, um den Ranke mancher beneiden möchte, der bei der Betrachtung oder gar bei der Darstellung der Vergangenheit nicht allein mit dem Kopfe, sondern mehr oder minder auch mit dem Herzen betheiligt ist und nicht selten Mühe hat, das klare Urtheil des erstern vor den Einwirkungen des letztern zu schützen. In einzelnen Fällen aber wird diese Objectivität doch auch einen Eindruck machen können, der sie einer andern Deutung aussetzt und den vermeintlichen Vorzug fast wie einen Mangel, wie eine Einseitigkeit erscheinen läßt. Ueberall da, wo die Natur des zu behandelnden geschichtlichen Stoffs auch an das Gemüth des Lesers sich kräftiger wendet, Haß und Zorn, Liebe und Begeisterung in demselben aufflammen läßt, überall da wird der Leser, wenn er, selbst in seinem Innersten erregt, den Geschichtschreiber immer gleich streng objectiv, d. h. immer gleich kühl beobachtend, gleichmäßig mit dem Verstande allein operiren, für Recht und Unrecht, für Gutes und Böses scheinbar ohne Verständniß oder doch ohne Gefühl bleiben sieht, sich von seinem Führer gewissermaßen im Stiche gelassen fühlen; er wird hinter dieser Ruhe und Kälte nicht mehr das Bemühen sehen, die Dinge für sich selbst reden zu lassen, sondern dahinter unwillkürlich eine beson-

dere Absicht, eine bestimmte Berechnung suchen; es wird da in ihm der Gedanke aufsteigen, daß die Wirkung, die sich ihm selbst ganz unwillkürlich aus den mitgetheilten Thatsachen ergibt, nach der Absicht des Geschichtschreibers nicht eintreten, daß dieselbe vermieden werden sollte, daß die Thaten oder die Charaktere, welche ihn zu froher Begeisterung entzünden, dem Geschichtschreiber antipathisch sind, und der von ihnen zu erwartende Eindruck durch die in der Darstellung herrschende Kühle berechnetermaßen hat herabgemindert und abgeschwächt werden sollen. Wer z. B. die in ihrer Art doch wahrlich classische Darstellung der englischen Revolution in Ranke's „Englischer Geschichte" liest, der wird sich des eben geschilderten Eindrucks nicht ganz erwehren können, und wird namentlich an einzelnen Stellen das Gefühl nicht zu unterdrücken vermögen, das ihm sagt: eigentlich steht der Berichterstatter, selbst streng königlich denkend, so ganz auf der Seite Karl's I., daß er, was sich auf der Seite der Gegner an Großem und Bedeutendem findet, entweder nicht verstehen kann oder nicht sehen will. Wer den Geschichtschreiber Ranke kennt, wird sich von einem solchen Gefühle nicht anfechten lassen, am allerwenigsten aber derjenige, der mit uns der Ueberzeugung ist, daß die Geschichtschreibung eine im strengen Sinne des Worts objective weder sein soll noch sein kann: sollte sich auch wirklich einmal ein Historiker mit dem Wahne schmeicheln, die Vergangenheit rein aus ihrem eigenen Wesen zu erfassen, so wird doch auch er thatsächlich niemals aufhören, ein Kind seiner Zeit zu sein, mit den aus dieser allein ihm zutheil gewordenen Anschauungen und Gefühlen an die Vergangenheit heranzutreten und also in einem bestimmten und jedenfalls immer sehr hohen Grade doch subjectiv zu urtheilen.

Wenn man diese allgemeinen Eigenschaften der objectiven oder doch nach Objectivität strebenden Geschichtschreibung im Auge behält, sich ferner vergegenwärtigt, welche Auffassung Leopold von Ranke, wo er in der Behandlung der Vergangenheit die Fragen berührt, die in dem politischen Leben unserer Zeit zu leidenschaftlich umstrittenen und oft recht verkehrt beantworteten Parteifragen geworden waren, denselben seiner ganzen Entwickelung nach allein entgegenbringen konnte, und sich dazu dann die Stimmung in das Gedächtniß zurückruft, welche um die Zeit, wo die „Neun Bücher preußischer Geschichte" zum ersten male in die Oeffentlichkeit traten, bei uns in Deutschland und namentlich in Preußen herrschte; dann, so denken wir, wird niemand mehr darüber im Zweifel sein können, weshalb gerade dieses Werk des Vaters der deutschen Geschichtschreibung nicht nur verhältnißmäßig weniger Beifall gefunden als die übrigen, sondern zum Theil sogar recht heftige Anfeindungen und übelwollende Verdächtigungen erfahren hat. Die „Neun Bücher preußischer Geschichte" trugen doch nach Anlage und Form ganz das uns allen so wohlbekannte eigenartige Gepräge Ranke'schen Geistes: sie trugen dem entsprechend auch die ihren Autor erfüllende streng altpreußische, streng hohenzollernsche, streng königliche Gesinnung unverhohlen zur Schau, und bei allem Streben nach Objectivität hat Ranke gerade diesen Zug seines Wesens bei einem solchen Stoffe weniger als irgendeinen andern zurückdrängen können oder zurückdrängen wollen, ja, nirgends macht derselbe sich so entschieden, so scheinbar rücksichtslos geltend als hier, wo er dem behandelten Stoffe so entspricht, aus demselben gewissermaßen neue Nahrung und Kräftigung erhalten möchte. Welchen Eindruck aber mußte ein solches Buch im Jahre 1847 machen? Konnte der Geschichtschreiber, für welchen es bei allen Urtheilsfähigen der am Schlusse der Vorrede gegebenen Versicherung, daß er unbekümmert um die Neigungen oder Abneigungen des Tags die Vergangenheit zu vergegenwärtigen gesucht habe, gar nicht erst bedurfte, auf objective Würdigung seiner Auffassung hoffen, in einer Zeit, wo die von ihm absichtslos an die Vergangenheit herangebrachte Denkweise zugleich eine ebenso schroff ausgesprochene wie leidenschaftlich angefeindete Parteiansicht geworden war, wo die durch schmerzliche Enttäuschungen heftig erregte öffentliche Meinung sich mit Entschiedenheit gegen alles auflehnte, was altpreußisch, hohenzollerisch und monarchisch hieß? War es zu verwundern, daß das Werk des dem wüsten Treiben der erregten Parteileidenschaft kühl, ja vornehm fernstehenden Historikers von der einen Seite mit Jubel begrüßt und als der historische, der wissenschaftliche Beweis für die Richtigkeit des Parteidogmas verkündet, von der andern mit Erbitterung angegriffen und unverdienterweise wol gar als eine im Dienste der Tagespolitik vollzogene Geschichtsfärbung, ja Geschichtsfälschung verketzert wurde?

Heute liegen die Dinge gerade auf diesem Gebiete ja ganz anders, und da der Geschichtschreiber ebenso gut wie sein Publikum Kinder ihrer Zeit sind, so verhalten sich beide denn auch demselben Stoffe gegenüber heute durchaus anders als vor nunmehr fast dreißig Jahren. Hatte Ranke damals die Geschichte Preußens geschrieben als die desjenigen Staats, in dem er, ohne es gerade direct auszusprechen, den Grundstein für einen künftigen Neubau Deutschlands erkannte und liebte, so hat die geschichtliche Entwickelung der letzten großen Jahre seine Auffassung als die richtige, die historisch berechtigte und historisch bewährte dargethan. Wenn nun aber seine Auffassung des herrlichen Stoffs im ganzen und großen dieselbe geblieben ist, so hat sie doch im einzelnen manche Wandelung erfahren müssen, nicht blos deshalb, weil für den einen oder den andern Abschnitt neuerschlossene Quellen eine genauere Erkenntniß möglich oder eine andere Beurtheilung nöthig gemacht haben, sondern namentlich, weil die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, die den Abschluß einer bisher noch unfertigen, daher noch nicht klar und sicher zu übersehenden Entwickelung bilden, manche Partei in einem andern Lichte erscheinen lassen als bisher, mancher für nebensächlich gehaltene Zug größere Wichtigkeit beansprucht, mancher andere als bisher zu hoch angeschlagen mehr zurücktreten muß. So können wir es denn nur mit freudigem Danke begrüßen, daß Leopold von Ranke, der trotz seiner 79 Jahre mit bewunderungswürdiger Geistesfrische und Arbeitskraft weiter forscht und schafft, auch seine preußische Geschichte in einer neuen Gestalt dem deutschen Volke darbietet. Auch dieses ist ja durch die gewaltigen Umwälzungen der letzten Jahre ein anderes geworden: heute ist Ranke solchen Misdeutungen, wie sie ihm einst begegnet, nicht mehr ausgesetzt.

Hat man früher — und in einem gewissen Sinn wol nicht so ganz mit Unrecht — Ranke einen Vorwur daraus gemacht, daß er jede Verbindung der Darstellung der Vergangenheit mit der Gegenwart geflissentlich, fast ängstlich vermeide, daß er, selbst wo die Sache es wie von selbst mit sich bringt, jede Parallelisirung zwischen dem Einst und dem Jetzt ablehnt und so die oft so anreizende Gelegenheit, für das politische Verständniß der Gegenwart unmittelbar als Lehre fördernd zu wirken, sich ungenützt entgehen lasse, so führt doch diese neue preußische Geschichte Ranke's den schlagendsten Beweis dafür, daß dem in Wahrheit nicht so ist, daß vielmehr auch der scheinbar so kühle, der Gegenwart so vornehm abgeschlossen gegenüberstehende Historiker dieselbe mit warm pulsirendem Herzschlag mitlebt und sie mit der so klar vor seinen Blicken liegenden Vergangenheit zu einem einheitlichen, klar übersehbaren, sich organisch ausgestaltenden Werdeproceß zu vereinigen weiß. Eben die Ereignisse unserer Tage haben Ranke von der Nothwendigkeit überzeugt, seine preußische Geschichte umzuarbeiten. Er sagt darüber in dem Vorworte zu dem neuen Werke selbst:

> Durch die Ereignisse der letzten Jahre fühlte ich mich selbst veranlaßt, wie ich denn auch von mehr als einer Seite dazu aufgefordert wurde, eingehender als zuvor nachzuweisen, wie der brandenburgisch-preußische Staat, dem heutzutage eine so große Rolle in der universalen Bewegung Europas und der Welt zu spielen beschieden ist, von Anfang an sich gebildet hat, wie er auf den Standpunkt gekommen ist, der es ihm möglich machte, sich in die Reihe der europäischen Mächte zu erheben.

Schon aus diesen Worten erkennen unsere Leser, daß sie es noch nicht mit einer Neubearbeitung der sämmtlichen „Neun Bücher preußischer Geschichte" zu thun haben, sondern daß es nur das erste, die Einleitung bildende Buch des ältern Werks ist, welches hier wesentlich erweitert, zu vier Büchern angewachsen und eigentlich als ganz neues Werk uns geboten worden ist. Mit vollem Recht ist daher denn auch ein neuer Titel gewählt, und zwar ein Titel, der die Sache, um die es sich handelt, kurz, aber mit schlagender Schärfe bezeichnet. Die „Genesis des preußischen Staats" antwortet auf die Frage: Wie ist der preußische Staat das geworden, als was ihn Friedrich II. 1740 vorfand und woraus der große König eine europäische Macht zu machen gewußt hat?

Selbstverständlich müssen wir es uns versagen, die Antwort, die Ranke mit ebenso eindringender historischer Kritik wie tiefem politischen Verständniß gibt, in ihren einzelnen Theilen des Nähern zu verfolgen; wir begnügen uns, indem wir unsere Leser auf das treffliche Werk selbst verweisen, hier damit, nur den Grundgedanken darzulegen, auf dem die gesammte Auffassung Ranke's beruht, und einzelne uns besonders charakteristisch erscheinende Momente kurz hervorzuheben. Ranke selbst bezeichnet das Fundament seiner ganzen Auffassung in der Vorrede mit den Worten:

> Der preußische Staat gehört nicht zu den nationalen Potenzen uralter Berechtigung; er ist eine in der Mitte derselben emporgekommene territoriale Macht. Vor den Augen der Geschichte hat sich seine Bildung Schritt für Schritt vollzogen. Eine bloße Territorialgeschichte könnte jedoch der Wißbegier nicht genügen. Die landschaftliche Gestaltung ist alle Zeit durch die großen politischen und religiösen Conflicte der nationalen Potenzen untereinander oder die Unfähigkeit derselben, in ihrem eigenen Umkreis dem Beruf der höchsten Gewalt gerecht zu werden, bedingt gewesen. Dem stellte sich dann ein zugleich dynastischer und zugleich auf die Bildung eines Staats gerichteter Bildungstrieb entgegen, der in den verschiedenen Jahrhunderten identisch fortschreitet, dem Wechsel der Weltereignisse gemäß; in jeder Epoche von seiner Stelle, aber doch keiner von allen ausschließend angehörig. Auf dem Zusammenwirken dieser beiden Elemente, des universalhistorischen und des territorialen, beruht das Emporkommen des preußischen Staats.

In diesen Worten erkennen wir gewissermaßen das Programm, welches der Behandlung der preußischen Geschichte durch Ranke zu Grunde liegt. In seiner scharfen und klaren Fassung ermöglicht dasselbe zugleich eine straffe, einheitlich geschlossene Zusammenfassung des einschlagenden Stoffs, den unbedingten Ausschluß alles dessen, was nicht unter den einen oder den andern der beiden als maßgebend aufgestellten Gesichtspunkte fällt. Nicht mit den Anläufen, die zu nichts geführt, den Versuchen, die kein Ergebniß gehabt haben, nicht mit den Entwürfen, die unausgeführt geblieben sind, beschäftigt sich daher Ranke: er zieht vielmehr nur diejenigen Richtungen in Betracht, die in dem Wesen des preußischen Staats begründet, gewissermaßen aus demselben hervorgewachsen, sich auch behauptet und allen sich etwa entgegenstellenden Hindernissen zum Trotz zu ihrem Ziele durchgekämpft haben. Das ist zugleich — und Ranke deutet es selbst an — der Punkt, in welchem sich „Die Genesis des preußischen Staats" von den ihr nach Anlage und Tendenz im allgemeinen so nahe verwandten und auch so hochverdienten Werke Droysen's über die Geschichte der preußischen Politik unterscheidet: Droysen, seine Aufgabe weiter fassend und bestrebt, uns in den oft so unklaren und so weit abirrenden Gärungsproceß des geschichtlichen Werdens selbst hineinzuführen, berichtet, indem er das ganze politische Denken, so weit es Preußen betroffen, verfolgt, nicht blos was richtig gedacht und auch verwirklicht worden ist, sondern auch was unrichtig gedacht, was geträumt, was speculirt, was phantasirt und schließlich doch nicht wirklich geworden ist; Ranke legt uns nun die Kette der wirklich schöpferisch gewordenen Gedanken und Thaten dar.

Entsprechend der Entstehung des brandenburgisch-preußischen Staats durch die Zusammenfügung der Mark Brandenburg und des Herzogthums Preußen, welche bisher getrennt die allerverschiedensten Wege gingen, behandelt Ranke in dem ersten der vier Bücher, zu denen das eine einleitende Buch der „Neun Bücher preußischer Geschichte" jetzt umgestaltet worden ist, zunächst die Entstehung der Mark Brandenburg als eines weit in slawisches Gebiet vorgeschobenen Postens deutscher und christlicher Cultur. Auch dem Ordenslande Preußen, das für gewöhnlich so stiefmütterlich behandelt und dessen epochemachende Bedeutung auch für die Bildung des preußischen Staats selten recht unbefangen gewürdigt wird, widmet Ranke gerade von diesem nicht genug zu betonenden Standpunkte aus eine in großen Zügen gehaltene, aber lebendige und alles Wesentliche scharf beleuchtende Darstellung. In der Besprechung der Verhältnisse Preußens zu Polen und derjenigen der Mark zu Kaiser und Reich werden dann die elemen-

taren Grundlagen dargethan, auf denen sich die Politik des später emporwachsenden Staats aufbauen mußte und durch welche die Entwickelung desselben nach innen sowol wie nach außen bedingt war. Im zweiten Buche wird darauf die Geschichte des Kurhauses Brandenburg vom 15. bis zum 17. Jahrhundert erzählt: auch in diesem Abschnitte hebt Ranke nur das Wesentliche, nur das hervor, was mit zur Grundlage der spätern Entwickelung geworden ist, und gerade bei dieser Behandlung gewinnt diese sonst viel zu breit behandelte Epoche, die doch so wenig wirklich Bleibendes erzeugt hat, hohes Interesse und gibt über manchen späterhin scheinbar unvermittelt auftretenden Zug in der innern oder äußern Politik lehrreichen Aufschluß. Mit Recht wird vornehmlich die innere Entwickelung, welche die ersten Anfänge einer bleibenden und für eine fernere Zukunft sichere Grundlagen gewährenden staatlichen Ordnung entstehen läßt, eingehender behandelt; das Bild Joachim's II., welcher so ruhig und maßvoll Brandenburg der Reformation zuführt, und dann das Johann Sigismund's, in dessen Zeit die so epochemachende Erwerbung des preußischen Herzogthums und die für die Zukunft des Staats nicht minder entscheidende Festsetzung in den niederrheinischen Landen gehört, werden mit unverkennbarer Vorliebe und einem tiefern Eingehen in das fesselnde und lebensvolle Detail gezeichnet. Das dritte Buch, das umfänglichste, gehört ganz der Geschichte des Großen Kurfürsten. Den Wendepunkt in der Geschichte des damals rings von Gefahren umdrängten Staats sieht Ranke in der Erwerbung der Souveränetät in dem bisher von Polen lehnsabhängigen Preußen; er bezeichnet diesen durch eine scheinbar so widerspruchsvolle und doch so consequente Politik gewonnenen Erfolg treffend als das Werk eines geschickten Steuermanns, der in dem rings um ihn tosenden politischen Sturme die Richtung seiner Fahrt mehr als einmal verändert, zuletzt aber doch glücklich in den sichern Hafen gelangt. Für die Bildung des Staats aber war gerade diese Erwerbung insofern unschätzbar, als durch sie erst der Kurfürst in seiner Politik der so lästigen Rücksicht auf Polen völlig entledigt und in den Stand gesetzt wurde, seinen Weg ausschließlich nach seinen eigenen Interessen zu bestimmen. Zu den interessantesten und lehrreichsten Partien des ganzen Buchs rechnen wir dann den Abschnitt über den für Brandenburg so nachtheiligen Frieden von Saint-Germain, der den Kurfürsten um alle den Schweden in mehrjährigen Kämpfen abgewonnenen Eroberungen, namentlich wieder um Pommern brachte, und über dessen Folgen, nämlich die mehrere Jahre andauernde entschiedene Anlehnung des Kurfürsten an Ludwig XIV. und dessen bisher doch so nachdrücklich bekämpfte Politik. Das vierte und letzte Buch endlich berichtet zunächst die Erwerbung der Königskrone und beschäftigt sich dann eingehend mit der Regierung Friedrich Wilhelm's I., welcher die äußere Entfaltung des Staats durch die Eroberung von Pommern nach einem lange erstrebten Ziele hin abschließt und durch die Ordnung der Verwaltung und die Schaffung eines Heeres sondergleichen seinem Nachfolger den Weg zeigt, auf dem Preußen zur Geltung einer europäischen Großmacht gelangen sollte.

Indem wir uns begnügen, unsern Lesern wenigstens andeutend den reichen, anregenden und belehrenden Inhalt des in seiner neuen Gestalt als ein ganz neues zu bezeichnenden Ranke'schen Werks charakterisirt zu haben, und indem wir dem greisen Forscher und Lehrer danken für diese Gabe, die jedem, der den preußischen Staat geschichtlich begreifen will, unentbehrlich sein, aber auch vollkommene Aufklärung geben wird, möchten wir zum Schlusse nur noch ein Wort aus der Vorrede hervorheben, welches uns aus dem Herzen gesprochen ist, weil es sich ebenso klar und maßvoll wie entschieden und einschneidend gegen die heute in unserer Historiographie alles andere überwuchernde Specialgeschichtschreibung wendet und den von mancher Seite mit einem gewissen gelehrten Hochmuth geringgeschätzten und auf das Allgemeine gerichteten, aber das Wesentliche zusammenfassenden Versuchen das Wort redet. Ranke sagt:

> Die Frage kann überhaupt aufgeworfen werden, inwiefern die Aufstellung allgemeiner Ansichten mit der Gründlichkeit der Forschung, die einer solchen allein Sicherheit und Eigenthümlichkeit verleihen kann, vereinbar ist. Denn die historische Forschung richtet sich ihrer Natur nach auf das Einzelne. Aber man wird zugestehen, daß sie ihren Zweck verfehlt, wenn sie darin befangen bleibt. Die lebendigen Momente einer allgemeinen Entwickelung müssen auch den Gegenstand der Forschung bilden können. Eins belebt das andere, sie bedingen und ergänzen sich wechselsweise.

Die hierin enthaltene Mahnung ihres eigentlichen Begründers trifft die in Specialforschung verloren gehende Geschichtschreibung der Gegenwart mit vollem Rechte.

Hans Prutz.

Neue Romane und Novellen.

1. In Acht und Bann. Erzählung von Julius Pederzani. Pest, Heckenast. 1874. 8. 4 M. 20 Pf.

Diese Erzählung ist der Typus einer in neuester Zeit immer häufiger in der schönen Literatur auftretenden Gattung, welche, unter dem Banner der Aufklärung und Freiheit, einseitig eine revolutionäre und negirende Tendenz verfolgt, den Idealismus, der bisher die Basis unserer Kunst und Poesie bildete, bekämpft und doch nur hohle Phrasen an dessen Stelle zu setzen weiß.

Gesetzt aber, der Leser von „In Acht und Bann" sei mit der philosophischen Tendenz des Buchs einverstanden, so bleibt doch vor allem zu untersuchen, ob es dem Verfasser gelungen ist, im übrigen seinen Stoff künstlerisch zu bewältigen, und ob aus den Ruinen, die er schafft, ein neues Geistesleben blüht. Diese Frage kann nicht unbedingt bejaht werden. Es mangelt der Erzählung die innere Einheit der Handlung, die objective Ruhe der Darstellung und vor allem jenes Maßhalten, welches gerade den die Gegenwart tief aufregenden Problemen gegenüber zur künstlerischen Pflicht wird. Die Erzählung schildert uns, durch eine abenteuerliche, sprunghafte Handlung nur lose verbunden, eine Reihe von Greuelthaten der Jesuiten

und Priester: Erbschleicherei, falsche Eide, Morde und sittliche Ausschweifungen der gröbsten Art. Das Entsetzen über dieses Nachtbild von der Verderbniß der Geistlichkeit wird nur durch den Ekel über die Schwäche und Thorheit ihrer elenden Opfer überboten. Die wenigen Gestalten, welche die edlere Seite der menschlichen Natur vertreten, sind entweder zu unbedeutend, um unsere Sympathie zu gewinnen, oder zu skizzenhaft gezeichnet; dem vielen Schatten steht zu wenig Licht gegenüber. Durch dieses Uebermaß des Gräßlichen schießt der Verfasser über sein Ziel hinaus, er schüttet das Kind mit dem Bade aus; der Leser kommt nirgends zu Athem. Selbst die Sentenzen und Aphorismen, die in reicher Fülle zwischen den hastig hinstürmenden Begebenheiten eingestreut sind, verfehlen häufig die beabsichtigte Wirkung durch den wilden, heftigen Ton; sie gehen oft nicht aus den Charakteren der Personen hervor, sondern posaunen mit gewaltigem Pathos gleichsam als die jeden Widerspruch ausschließende Stimme des Weltgerichts von außen in die Erzählung hinein und tragen nicht immer dazu bei, den Leser in eine mitfühlende und künstlerisch mitgenießende Stimmung zu versetzen. Nur der Theil des Publikums, der starke Effecte und Sensation liebt und über die Nacktheit, womit die Sünde gegen das sechste Gebot auftritt, nicht erschrickt, wird sich mit dem Buche befreunden können.

Wie lebendig übrigens der Verfasser seine Ansicht vorzutragen versteht, mag man aus einer Probe ersehen:

Unselig die Frau, welche sich dem Beichtstuhle nähert. Er wird ihr nie zur Erlösung, nur zur Schmach und Enttäuschung sein. Sie mag schwach sein, sie mag in den Staub sinken, Eins wird sie retten, erheben, die Reue. Und nur die Reue! Der Beichtstuhl macht sie schamlos und sündenlüstern. Sündige, verrathe und lebe nach der Lust deines Herzens, sagt er, aber eile zum Priester, sag' ihm deine Untreuen und süßen Sünden. Er kann und wird dich lossprechen. All deine Schuld ist getilgt, all deine Frevel sind nicht geschehen. Du gehst rein, jungfräulich aus dem Gnadenstuhle fort. Schamhaftigkeit und Reue sind die ehrwürdigen Tugenden des Weibes. Die katholische Kirche zerstört und vernichtet beide! Die Schamhaftigkeit durch die Beichte; die Reue durch die — Absolution.... Die heutigen Wissenschaften schließen jeden religiösen Glauben aus.... Kann man Religion wegwerfen wie ein lästiges Kleid? Nein. Sie ist das Wesen des Menschen, wie sein Geist, sein Denken und Empfinden. Nur die Schale dieses Wesens läßt sich ändern, wegwerfen; das Kleid, das meine Haut deckt, kann ich fahren lassen, nicht aber die Haut selbst. Der Kern der Religion, die Innerlichkeit bleibt, wenn auch die Confession, die äußere Bekenntniß gefallen ist. Meinungen abzulehnen, die man uns als Religion aufdrängt, sagt ein deutscher Denker, ist eben Religion.

2. Die Opfer der Jesuiten. Roman aus dem Leben und Treiben der Gesellschaft Jesu. Nach den Originalpapieren eines Ausgewanderten herausgegeben von Joseph von Rathewitz. Hamburg, Richter. 1874. Gr. 8. 5 M. 10 Pf.

Dieser Roman ist weniger leidenschaftlich geschrieben als der vorige; der Verfasser verbirgt sich mehr hinter seinem Werke; doch findet auch auf ihn das oben Ausgeführte reichliche Anwendung. Die Jesuiten scheinen, seit das Deutsche Reich sie auswies, sich in der deutschen Literatur häuslich niederlassen zu wollen; zunächst als eine Art von Prügeljungen, die öffentlich zur Strafe für ihre Verderbniß gegeiselt werden. Ob die Befürchtung ganz unbegründet ist, daß die Jesuitenumtriebe kein dankbarer Romanstoff sind, müssen uns andere diesen Gegenstand behandelnde Romane lehren, denn die beiden vorliegenden ließen sich verführen, den innern poetischen Gehalt der Erzählung einer äußerlichen, auf Sensation berechneten Handlung zu opfern.

In „Die Opfer der Jesuiten" erstaunen wir noch mehr als in „Acht und Bann" über die Fülle und den Reichthum der Ereignisse, deren sich durchkreuzende und verschlingende Kette selbst ein gutes Gedächtniß kaum mehr überschauen kann. Die unruhige Phantasie des Verfassers weiht uns in die furchtbaren Intriguen und Verbrechen von zwei Jesuiten und in die Abenteuer eines dritten, der sich von der Gesellschaft lossagt, ein, führt uns die zahlreichen Opfer des priesterlichen Fanatismus vor und jagt mit uns von Bild zu Bild, sorgt unermüdlich für immer stärkere Effecte, grellere Contraste, für ein wechselndes Farbenspiel und Ueberraschungen aller Art; historische Personen, wie z. B. Robert Blum, Bem u. s. w., treten meteorartig auf und verknüpfen den Roman scheinbar mit der Geschichte. Dessenungeachtet erregt die Lektüre kein wärmeres Interesse, da die Figuren des Romans keine Menschen von natürlicher Empfindung, sondern mehr oder weniger abschreckend bemalte Marionetten sind, welche der Verfasser an häufig sichtbar werdenden Fäden seiner Improvisationsgabe so leitet, daß sie zur Noth die üblichen Geberden und Stellungen zu der sie erdrückenden jeweiligen Situation annehmen. Erbricht sich auch schließlich das Laster und setzt sich die Tugend endlich an den Tisch, so ist leider der Leser vor Schwindel und Erschöpfung außer Stande, sich an diesem moralischen Mahle zu laben. Als ich noch auf der Schulbank saß, sprachen eines Tags einige Kameraden ganz ernsthaft den frevelhaften Wunsch aus, Cäsar, Hannibal und andere Männer möchten nie gelebt haben, ja sie versicherten sogar, sie sähen es mit Freude, wenn das römische Reich und noch mehrere andere gar nicht existirt hätten, nur damit ihnen der Geschichtsprofessor nicht mehr so viel Jahreszahlen zum Auswendiglernen aufgeben könnte. Dank einer trockenen, einseitigen Vortragsmethode war der Geist der Geschichte ausgetrieben und wir erfuhren nur die nackten, chronologisch wohlgeordneten Thatsachen. Sobald ich zu ahnen begann, daß der wesentliche Inhalt der Geschichte bei allen Völkern derselbe ist, daß nur die Namen und Jahreszahlen sich ändern, die Motive aber stets die nämlichen sind, bedauerte ich aufrichtig in Gedanken die Knaben, die zweitausend Jahre nach mir geboren, mit einer bis dahin endlos angewachsenen Chronologie gequält sein werden.

Diese Reminiscenz aus der Schulzeit erwachte lebhaft bei der Lektüre des vorliegenden Romans. Die Weltgeschichte konnte zu ihrer Entschuldigung wenigstens behaupten, daß es eine ihrer wichtigsten Aufgaben ist, das Einzelne, das Thatsächliche, das Wirkliche, die Wahrheit der Erscheinungen festzustellen und zu beurkunden. Sie muß die Charaktere und Begebenheiten nehmen wie sie sind und registriren wie sie kommen. Die Dichtung hingegen besitzt die schöne Freiheit, mit besonnener Wahl ihre hervorragenden Charaktere in bedeutenden Situationen darzustellen; sie fragt nicht, wie die Geschichte dies muß, nach der äußern Wichtigkeit des Geschehenden, nichts nach dessen Verkettung mit, noch nach dem Einfluß auf das gegenwärtige oder ein anderes Zeitalter, sondern erfaßt

und enthüllt die allgemeine Wahrheit der Idee, das Wesen der Menschheit. So wird z. B. die Geschichte die oft gewöhnlichen, ja gemeinen Handlungen mächtiger Herrscher nicht mit Stillschweigen übergehen, weil sie Folgen und Einfluß haben, und wird höchst bedeutungsvolle und für die Poesie werthvolle Handlungen einzelner Individuen, weil sie keine oder keine greifbare historische Wirkung hinterließen, gar nicht erwähnen. Wer die Menschheit in ihrem innern, in aller Erscheinung und Entwickelung identischem Wesen, ihrer Idee nach erkennen will, dem werden daher die Werke großer Dichter ein treueres Bild geben, als die Geschichte dies jemals vermag. „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie“, sagt Schiller, und man könnte ergänzend hinzufügen: das allein ist Poesie und ist dennoch das Wahre, mit dem blos Wirklichen verglichen.

Ich halte es für durchaus nöthig, bei jedem Anlaß auf diesen Fundamentalgegensatz zwischen Geschichte und Poesie hinzuweisen, weil so viele Schriftsteller und Leser dem Irrthum huldigen, der Werth eines Romans steigere sich dadurch, wenn ihm eine „wirkliche Begebenheit“ zu Grunde liegt, und weil in unsern Tagen der sogenannte historische Roman den Gegensatz zwischen Geschichte und Poesie, zum Schaden der letztern, ganz zu verwischen trachtet. Die äußerliche Handlung eines Romans, so spannend sie an sich ist, wird ganz bedeutungslos und sinkt zu einer hohlen Form und Schablone herab, sie ist geistig noch inhaltloser als die Chronologie der Geschichte, wenn ihr die innere Nothwendigkeit, die Begründung und Motivirung in den handelnden Charakteren abgeht.

3. Eine Doppelehe im Hause Werkenthin. Hamburgische Novelle von S. von der Horst. Zwei Bände. Hamburg, Richter. 1875. Gr. 8. 6 M.

Diese Novelle ist ein Beispiel, wie weit die schaffende Einbildungskraft des Schriftstellers sich verirren kann, wenn er sich von natürlicher psychologischer Entwickelung seiner Charaktere lossagt und, anstatt hauptsächlich von innen nach außen seine Handlung aufzubauen, der verderblichen Richtung in der schönen Literatur folgt, durch Anhäufung schauerlicher Vorgänge um jeden Preis nach Effect und Sensation zu haschen.

Schade daß eine so bewegliche Phantasie und ein gerade in der Darstellung einfacher Situationen und Stimmungen (wir verweisen auf die reizende Schilderung der aufkeimenden Neigung des Backfischchens Anna Schulenburg zu dem Helden der Geschichte) sehr wirkungsreiches Erzählertalent sich darin gefällt, das Unnatürliche und Absurde auszumalen, und unbekümmert um Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit, dem Leser die furchtbarsten Ungeheuerlichkeiten dreist als das thatsächlich und nothwendig Geschehende auftischt. Der Verfasser gebietet über alle möglichen Schablonen der gewöhnlichen Leihbibliothek-Romanfabrikation: er würfelt blutige Morde, Diebstahl, Einbruch, Raub, Unzucht, Kinderaustausch, Wiederfinden verloren geglaubter Personen, große Armuth, ungeheuern Reichthum, Narrheit, Trunkenheit, Heuchelei, Jesuitenumtriebe, furchtbare Elementarereignisse, kirchliche und Carnevalsfeste, Beichtstuhl und Wahrsagerei, Stiergefechte und Hinrichtung, zuletzt auch ein wenig Tugend und wahre Liebe bunt durcheinander — und der spannende Roman ist fertig. Derselbe gleicht in mancher Hinsicht den überraschenden Bildern, die im Kaleidoskop aus kleinen Glassplittern von verschiedener Gestalt und Farbe entstehen, nur mit dem Unterschiede, daß auch die seltsamsten Dessins des Kaleidoskops infolge der regelmäßigen Spiegelung eine gewisse Symmetrie niemals verleugnen, während in der vorliegenden Novelle (?) jener ordnende Spiegel — die Besonnenheit und der gute Geschmack fehlen, welche die zusammenhangslosen Theile in ein harmonisches Ganzes verbinden könnten. Die Verdrehung aller sittlichen Begriffe, die Verwechselung von Recht und Unrecht bemerkt manchmal der Verfasser selbst nicht mehr; so nennt er den Helden seiner Erzählung, den nichtswürdigen, aller menschlichen Gefühle baren Verbrecher Reinhold, „armer Schelm“, und bezeichnet die Ehrlosigkeit, womit dieser „Schelm“ auf das Anerbieten der vertrauenden Anna, seine Gattin zu werden, ihr verschweigt, daß er bereits verheirathet ist, „als einen sprechenden Beweis seines edeln Herzens“.

Ein kurzer Auszug der Handlung der Novelle, die buchstäblich im Blute watet, für das zum Theil die Machinationen der Jesuiten verantwortlich sind, wird das gefällte ungünstige Urtheil am besten begründen. Reinhold Werkenthin, ein unbändiger, leichtsinniger Jüngling, entzweit sich mit seinem Vater, einem hamburger Millionär, und geht in die weite Welt, zum großen Leidwesen der noch die Schule besuchenden Anna Schulenburg, die den wilden Jungen recht von Herzen liebt. Reinhold treibt sich als Bänkelsänger und zuletzt als Pferdeknecht bei einer Kunstreiterbande in Spanien umher, spielt, als der Vater, den seine Strenge gegen das einzige Kind reut, Geld schickt, in Madrid den vornehmen Cavalier und verliebt sich in eine Straßentänzerin Fenella, die an Tugendhaftigkeit Preciosa beschämt. Wie die meisten Romanhelden besitzt auch Reinhold ein sehr empfängliches, weites Herz, die unbequeme Stimme eines Gewissens belästigt ihn nur hin und wieder einmal; wir dürfen es ihm daher nicht verübeln, daß er unter dem falschen Namen eines Grafen de Reynault der schönen Alonza Gräfin della Mortara, deren Vater über vier Millionen gebietet, den Hof macht und bald als begünstigter Freier in dem gräflichen Palaste aus- und eingeht. Die Jesuiten haben jedoch längst beschlossen, das große Vermögen der Mortara dem Orden zu gewinnen; der Jesuitengeneral zwingt einen portugiesischen Offizier, den Grafen di Tavora, der wegen Diebstahls sich nach Madrid flüchten mußte und im Vaterlande Weib und Kind zurückließ, sich um die Hand Alonza's zu bewerben. Er muß sich, um Gattin und Nachkommen vor dem Mordstahl und Gift der Jesuiten zu retten, verpflichten, nach der Hochzeit mit Alonza die Millionen der Mortara dem Orden auszuliefern.

Alonza jedoch lehnt die Bewerbung des Portugiesen entschieden ab und verlobt sich mit dem Grafen Reynault. Die Jesuiten dulden diese Durchkreuzung ihrer Plane nicht; der General beauftragt seine eigene Maitresse, den alten Vater Alonza's über das Vorleben seines künftigen Schwiegersohns, das der Orden inzwischen auskundschaftete, zu unterrichten. Der stolze Graf Mortara weist nun dem

entlarvten deutschen Abenteurer entrüstet die Thür; dieser aber, der zufällig mit ihm allein im Palaste ist, erdolcht den Vater der Braut und wird tags darauf an dessen Leiche mit der ahnungslosen Alonza getraut. Der Verdacht des Mordes fällt auf die Maitresse des Jesuitengenerals; sie büßt auf dem Schaffot für das von Reinhold begangene Verbrechen, nachdem der eigentliche Geliebte dieser Courtisane, ein hübscher Zigeuner, bei einem Befreiungsversuche von dem betrogenen Jesuitengeneral höchsteigenhändig erstochen wurde. Fenella, welche sich als natürliche Tochter des alten Mortara und Halbschwester Alonza's entpuppt hatte, verunglückt in Gesellschaft eines Mönchs, der ihrer Tugend sehr handgreiflich nachstellt, dabei ausgleitet, in einen Sumpf fällt und sie mit in den Tod zieht. Der Leichenhunger der Hyäne Schicksal ist jedoch noch nicht gestillt. Zwar endet wider Erwarten der Zweikampf Reinhold's und des Portugiesen mit einer Versöhnung, dafür entladet sich jetzt das Pistol des letztern von selbst, die Kugel durchbohrt sein Herz. Reinhold sorgt großmüthig für dessen Familie, welche mit Genehmigung der Jesuiten nach Madrid gekommen ist. Die Ehe Alonza's mit dem Mörder ihres Vaters gestaltet sich, wie leicht begreiflich, nicht sehr glücklich. Reinhold trennt sich von seiner Gattin und seinem Söhnlein und schifft sich mit dem alten Diener Tim Möller, den die Aeltern, um Reinhold aufzusuchen, nach Spanien sandten, nach Hamburg ein. Angesichts der Rhede dieser Stadt strandet das Schiff, die wüthende See verschlingt Tim Möller; Reinhold wird durch einen Doctor van Dramm gerettet.

Der alte Werkenthin hat das Zeitliche gesegnet; Reinhold wird nun Kaufmann, er bringt die alte Firma wieder zu Ehren und heirathet zur Freude seiner Mutter die ihm schon in der Wiege zur Gattin bestimmte Anna Schulenburg. In dem Hause des Doctor van Dramm herrschen die seltsamsten, unerquicklichsten Zustände; der im übrigen als edler Mann geschilderte christliche Doctor van Dramm hat seine Frau, eine Jüdin, auf die Aussage eines fremden Menschen hin wegen Ehebruch verstoßen; das unglückliche Weib bleibt jedoch als Krankenpflegerin des Pestspitales in Altona in der Nähe ihrer Kinder, die in widerlich altkluger Weise für die Unschuld der Mutter gegen den Vater plaidiren und in der Cousine und Haushälterin desselben die künftige Stiefmutter hassen. Damals durfte kein Jude in Hamburg wohnen; der Schwiegervater van Dramm's, der gelehrte jüdische Arzt Jephta, ein neunzigjähriger Greis, ist daher gezwungen, in einer unterirdischen Höhle im Garten van Dramm's sich zu verstecken. Von allerlei Gethier, wie gezähmten Ratten, Kreuzspinnen und Schlangen umgeben, vertreibt er sich die Zeit durch Alchemie; nach seiner festen Ueberzeugung bedarf er zur Erfindung eines Goldelixirs eine größere Quantität Menschenblut und dringt in van Dramm, dasselbe dem jüngsten seiner Kinder, einem blödsinnigen Geschöpfe, abzuzapfen. Der wackere van Dramm verspricht ihm in dieser Hinsicht gefällig zu sein, später siegen jedoch mildere Anschauungen. Die Unschuld der Gattin kommt an den Tag, der blödsinnige Knabe ist gar nicht das Kind van Dramm's, sondern der Sprößling eines Liebesverhältnisses zwischen der saubern Cousine mit dem Manne, der van Dramm's Frau verdächtigte.

Mit der Zeit langweilt die verlassene Alonza sich in ihrem Palast zu Madrid; sie sehnt sich nach ihrem Gatten, erforscht seine wahre Adresse und reist ihm mit den beiden Kindern — ein Mädchen hat sich mittlerweile eingefunden — nach Hamburg nach. Ihre Ankunft erschreckt anfangs Reinhold nicht wenig, er weiß jedoch unter dem Vorwand, seine Ehe mit einer Katholikin sei in dem protestantischen Hamburg ungültig, Alonza zu bewegen, die Sache geheim zu halten und nach Altona überzusiedeln. Der Mann mit zwei Frauen theilt nun seine Zeit so praktisch als möglich ein, lebt des Tages über bei Anna, abends bei Alonza. Die letztere wird, um das der Veröffentlichung ihrer Ehe entgegenstehende Hinderniß zu beseitigen, heimlich Protestantin. Am Weihnachtsabend begibt sie sich nach Hamburg in das Haus Reinhold's, um den theuern Gatten durch die Mittheilung des ihm gebrachten Glaubensopfers zu überraschen. Selbst ungesehen, entdeckt sie nun, daß sie verrathen und betrogen, daß Reinhold zum zweiten male verheirathet ist; sie eilt nach Altona zurück, erdolcht ihre beiden Kinder, verpackt sie in einen Korb und gibt diesen als Weihnachtsgeschenk bei Reinhold ab. Die dort um den strahlenden Baum Versammelten sind in der Meinung, der Korb enthalte Wildpret, weil daraus Blut zu Boden träufelt. Als man die Decke abhebt, fällt Anna beim Anblick der kleinen Menschenleichen in Ohnmacht, Reinhold wird wahnsinnig, und Alonza, nachdem sie sich von der Wirkung ihres Geschenks überzeugt und die Wollust der Rachebefriedigung genossen, stürzt sich in einen Brunnen.

Genug des Gemetzels!

4. Sternenlicht und Wetterleuchten. Novelle von Hugo Söderström. Grünberg, Weiß. 1875. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Karl Stronfell, der Sohn eines armen, erblindeten Rittmeisters a. D., nimmt eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen Genthin an, lernt auf einem Gute des Grafen die schöne Valesca Mervill, die Tochter des frühern Pfarrers, kennen, und die beiden jungen Leute, welche das Herz auf der Zunge tragen, gestehen sich ihre Neigung und verloben sich. Karl begleitet den Grafen nach Berlin, erhält, kaum dort angelangt, einen Brief Valesca's, worin sie ihm eröffnet, sie empfinde nur Hochachtung, aber keine Liebe für ihn, von einer Heirath könne daher nicht mehr die Rede sein. Von diesem Treubruch im Innersten verwundet, schließt Karl mit der berühmten Sängerin Palmsoni, die gerade in der Residenz große Triumphe feiert und der wortbrüchigen Valesca sehr ähnlich sieht, einen platonischen Freundschaftsbund; dieses reine Gefühl verwandelt sich in dem leidenschaftlichen Herzen der Künstlerin in heiße Liebe. Sie begleitet Karl, nachdem er sein Doctorexamen gemacht und Gymnasialprofessor geworden ist, nach Breslau, wo sein Vater sich im Hause eines Sanitätsraths, bei dessen Gattin Valesca inzwischen als Gesellschafterin engagirt wurde, einer Augenoperation unterzieht. Der Leser ahnt nun schon, daß der Blinde seine Sehkraft und Karl die verlorene Geliebte wiederfindet. Valesca dachte nie daran, Karl die Treue zu brechen; ein abgewiesener Freier des Mädchens hatte sich durch einen untergeschobenen Brief gerächt.

Zum Schluß bereitet uns der Verfasser die Ueberraschung, daß die berühmte Sängerin noch rechtzeitig, ehe

sie über Karl's Verlust verzweifelt, in Valesca ihre Tochter erkennt. Ein Gedicht über „Sternenlicht und Wetterleuchten", eine Art poetischen Themas, wozu die psychologischen Vorgänge in den Herzen des Liebespaars die Variationen bilden sollen, dient zur Rechtfertigung des Titels der Novelle.

Wir können der Versicherung des Autors, er erzähle uns hier „eine absonderliche Liebesgeschichte, wie sie das Schicksal nur selten einem Sterblichen an der Wiege dictirt", nicht beistimmen, denn gerade diese oft dagewesene Handlung ist die schwächere Seite der Novelle. Auch bleibt die Charakteristik der Personen, trotz der Zuhülfenahme der Lyrik, eine ganz äußerliche; sie reden viel, ohne uns für ihr Thun interessiren zu können. Der Stil leidet manchmal an einer gewissen Gesuchtheit; so nennt der Graf Genthin die Heldin Valesca sehr respectwidrig: „Duftlockiger Grasaff!" Dagegen sind manche humoristische Stellen natürlich und bekunden ein liebenswürdiges Erzählertalent, wie z. B. folgende Stelle:

Trotz seiner dreiundzwanzig Jahre wußte Karl doch nicht, was Liebe im vollsten Sinne des Wortes eigentlich bedeute, seine Sehnsucht war noch ohne Modell; kein schwarzburger Junggesell hätte sich aber getrauen dürfen, ein Liebeslied und noch dazu zum offenen Fenster hinauszusingen; die schwarzburger Damenzungen hätten selbigen Tags noch mit krampfhafter Aufregung sich seiner bemächtigt. Die Zahl der unverehelichten Schwarzburgerinnen war ebenso groß, wie die der unverehelichten Schwarzburger klein war, und da es fast zum Gesetz erhoben, daß nur ein Schwarzburger eine Schwarzburgerin heirathen durfte, so hätte ein solches Liebeslied nur einer Schwarzburgerin gelten können — „welcher aber?" — diese Frage hätte auf wenigstens acht Tage sämmtliche Haus- und Küchenwirthschaften Schwarzburgs in Verfall und die Kaffeepreise in die Höhe gebracht. Musik und Gesang war überhaupt keine starke Seite der braven Bürgerschaft; für den häuslichen Musikbedarf sorgten in der Stadt vertheilt etliche vierzig abgelagerte Familienklaviere, welche von verschämten Händen, bei heruntergelassenen Rouleaux, in stillen Stunden verarbeitet wurden.... So gab es denn kein bedauerlicheres Schicksal als das eines fremden Virtuosen, welcher sich nach Schwarzburg verirrte; ohnehin geschah dies selten genug, denn mehrere Meilen nach allen Seiten hin lag Schwarzburg von der Welt, das heißt von den Eisenbahnen entfernt.

5. Lideweide. Dem Holländischen des Cd. Busken Huet nacherzählt von Adolf Glaser. Braunschweig, Westermann. 1874. 8. 5 M.

Der deutsche Schriftsteller, der hier dem Holländischen nacherzählt, verdient für die Bereicherung unserer schönen Literatur um eine werthvolle Gabe die Anerkennung der Leser und, nebenbei gesagt, den Dank der Kritik, die, von der schwülen Atmosphäre der Schauer- und Greuelromane wie von einem heißen Dampfbade erschöpft, in der kühlen und klaren Luft der Novelle „Lideweide" erleichtert aufathmet. Freilich nur in der ersten Hälfte derselben, denn in der zweiten steigen auch hier böse Dünste empor, trüben die Helle der bisher mustergültigen Darstellung und vereinigen sich zuletzt in eine finstere Wetterwolke, deren Blitz einen Schuldigen zerschmettert, an der Titelheldin aber ziemlich spurlos vorübergeht, obwol der unbeugsame Gerechtigkeitssinn der schönen Leserinnen gerade ihr die schwerste Strafe gönnen würde.

Legt man die ästhetische Sonde mit strenger Unparteilichkeit an die Novelle an, so stößt man auf viele Auswüchse und kranke Stellen. So werden einige Personen, die auf die eigentliche Handlung keinen oder nur einen geringen Einfluß üben, über Gebühr weitschweifig und bis ins kleinste Detail geschildert, ohne daß ihr Porträt dadurch zu lebenswahrer Deutlichkeit gelangt. Der Priester Stephenson erscheint als förmlich in die Erzählung hineingeschneit und könnte füglich ganz und gar wegbleiben. Ich kenne das holländische Original nicht, bin aber fast versucht, zu glauben, daß es diesem Priester eine größere Rolle zutheilt als die Nacherzählung; mit welcher Bemerkung, weil sie ja nur eine Vermuthung ist, das Verdienst Adolf Glaser's nicht geschmälert werden soll. Besonders unbefriedigend ist, wie schon erwähnt, der Schluß der Novelle. Der Doctor Ruardi, der uns auf Schritt und Tritt begegnet, sich überall uns aufdrängt, vor dessen Intriguen uns bangen soll, der uns aber nirgends imponirt, es nirgends zu einer Bedeutung bringt, ermüdet bald die zäheste Geduld des hingebenden Lesers. Ferner kann man sich nicht verhehlen, daß der Stoff der Novelle — ein junger Bräutigam wird durch eine verheirathete Frau zur Untreue gegen seine Braut verführt — sehr verbraucht ist, daß wie die Motive auch die meisten Figuren der Novelle im Grunde ganz gewöhnliche sind, daß sie zum Theil und besonders die Titelheldin einen frostigen Eindruck machen, daß die Art und Weise, wie sich der beleidigte Gatte an Lideweide rächt, jedes zartere Gefühl verletzt, daß es gerechten Abscheu hervorruft, wenn die Gatten nach derartigen entsetzlichen Vorgängen vor der Welt verbunden bleiben; daß es endlich ganz undenkbar ist, wenn Lideweide über ihr strafbares Verhältniß so offen, schamlos und unklug mit dem sittenstrengen alten Fräulein von Steinmetz spricht. So ließen sich noch viele anstößige Punkte aufzählen, noch allerlei Mängel aufdecken; doch alle zusammen vermögen weder die großen Vorzüge der Novelle „Lideweide" völlig zu verdunkeln, noch den Genuß an ihrer Lektüre zu verderben, denn die besonnene, helle Darstellung, die Gegenständlichkeit derselben, die nur gegen das Ende hin etwas erlahmt, die geschmackvolle Vermeidung der so häufig sich breitmachenden süßlichen Sentimentalität, der meist feine Ton, der sich nirgends vorlaut zeigende und doch das Ganze durchdringende Esprit verleihen dieser einfachen und infolge der meist echt künstlerischen Behandlung doch sehr spannenden Geschichte einen schwer definirbaren, aber unleugbaren Reiz, eine Anmuth, die uns selbst dann noch mit Wohlbehagen erfüllt, wenn uns auch der altbekannte Gegenstand an sich gar nicht sympathisch berührt. Die Novelle gleicht einer jener leichtgrundirten, lichtvollen Zeichnungen, die oft mehr auf den Beschauer wirken als ein Gemälde mit brennendem Colorit, und gehört ohne Zweifel zu den interessantern novellistischen Erscheinungen der Neuzeit. „Lideweide" gegenüber befindet sich die Kritik in der angenehmen und seltenen Lage, nach Beendigung der mikroskopischen Untersuchung aussprechen zu müssen: Ich habe allerlei Fehler gefunden, aber auch viele Merkmale, welche diese Arbeit als das Werk eines Dichters erkennen lassen. Die Novelle überragt um Hauptеslänge gar manche ihrer Gattung, die sich bei der Lesewelt Ansehen und Ruhm erwarb.

F. C. Schubert.

Zur Kritik des Darwinismus.

Schöpfung oder Entstehung. Aphorismen zur Entwickelung des organischen Lebens von Adolf Bastian. Jena, Costenoble. 1875. 8. 10 M.

Diejenigen, welche sich noch des naturwissenschaftlichen, von uns in Nr. 29 d. Bl. f. 1874 angezeigten Fehdebriefs von Bastian gegen Haeckel erinnern, werden nicht davon überrascht sein, daß der berühmte Anthropolog von Berlin sich in einem größern Werke ein für allemal mit dem Darwinismus auseinandersetzt. Bastian thut das mit vorliegendem Buche in einer so erschöpfenden und geistreichen Weise, daß sich die Antidarwinianer derselben nur in hohem Grade freuen können. Denn nicht jeder hat Lust und Zeit, oft auch nicht das Geschick und den Muth, sich mit den feurigen Brauseköpfen einzulassen, die sich allmählich um Darwin gesammelt haben. Dieser Muth ist in hohem Grade auf Bastian's Seite, ebenso die Ausdauer, der Abstammungslehre bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu folgen, um sie als „anthropogonische Misgeburt" darzustellen. Ob auch sein Geschick anerkannt wird, hängt ganz von dem Leser ab. Ein flüchtiger Geist, welcher nur rasch nach dem Resultate verlangt, wird sich wenig an dem Buche erbauen, weil dieses von A bis Z mit Nachdenken gelesen sein will, um des Verfassers Meinung zu verstehen. Dabei kommt ihm keinerlei Gliederung des Inhalts zu statten; im Gegentheil kettet sich alles ununterbrochen aneinander, sodaß selbst das Inhaltsverzeichniß, welches den Gedanken jeder Seite bis zu Seite 338 rubricirt oder besser declarirt, wenig von Nutzen ist.

Der ganzen Anlage nach ist in der That das Werk nur für wissenschaftlich Gebildete geschrieben; jedenfalls nicht, um Darwin zu widerlegen, sondern um die Principien und Thatsachen anzuführen, welche es ihm unmöglich machen, sich auf die Seite des Darwinismus zu stellen. Darum nennt auch der Verfasser sein Werk ganz richtig „Aphorismen zur Entwickelung des organischen Lebens". Darwinisten eines Bessern zu überzeugen, gibt er einfach auf und hält sich nur an die Wirklichkeit, um an dieser darzuthun, wie weit unsere Erkenntnißsphäre reicht, wo die Grenze der Naturforschung ist. Er thut dies auf sämmtlichen Naturgebieten des organischen Lebens, hier und da auch des unorganischen und physikalischen Seins. Natürlich bleibt ihm immer die Hauptfrage: ist es möglich, eine Schöpfungsform aus der andern herzuleiten? und er löst diese, wie man sie als Anthropolog lösen kann, indem er mit Vorliebe bei den höhern Ordnungen der thierischen Welt verweilt, obgleich er auch zu den einfachsten Gebilden herabsteigt. Er thut das nicht etwa systematisch, ganze Reihen einer bestimmten Gruppe secirend, sondern gelegentlich, weil er am liebsten von philosophischen Betrachtungen ausgeht und nur die Form als solche, nämlich als zwar schwankende, aber doch über ihre Grenze hinaus nicht veränderliche Bildung, vor Augen hat, wodurch sein Buch durch und durch philosophisch wird. Ein Systematiker von Fach würde seine Aufgabe gänzlich anders lösen, und zwar in dem vorhin angeregten Sinne, ganze Reihen von Formen in ihrer Wandelbarkeit und Unverrückbarkeit untersuchend. Daß sich hierzu die einfachsten Organismen am besten eignen würden, sei nur nebenbei bemerkt.

Der Verfasser geht bei seiner Arbeit einfach davon aus, daß die Naturwissenschaft als inductive und vergleichende Forschung zwar schon außerordentliche Resultate errungen habe, aber doch noch lange nicht so weit sei, an die letzten Fragen herantreten zu dürfen. Von der Philosophie sei keine Hülfe zu erwarten, wenn es gelte, dennoch mit einer Hypothese hervorzutreten, um der gegenwärtigen Generation ein Schlagwort in den Mund zu geben. Eine solche aber dürfe niemals als ein Dogma verkündigt werden, weil ein solches alsbald auch in diesem Sinne verknöchere. So seien für die anorganische Natur eigentlich die chemischen Elemente vorläufig die letzten Marksteine der Erkenntniß, Atome und Molecule schon hypothetische Zugaben, ebenso der Aether. Darum bezweifelt er auch, daß bei den vielfachen Versuchen zu Speculationen über die Lagerung der Atome etwas Erkleckliches für die Erkenntniß der Materie herauskommen werde; um so weniger, als diese große Frage eine die Materie des ganzen Universums betreffende sei. Die Entstehung der Materie sei und bleibe deshalb vorderhand ein unerklärbares Räthsel. Bei den Organismen erscheine die Frage darum einfacher, weil dieselben „durch solaren Einfluß, direct oder indirect, auf der Erde hervorgerufene Effecte" seien, die deshalb auch eine leichtere Antwort in Bezug auf ihre Entstehung voraussetzen lassen. Eine graduelle Entstehung der Organismen aus einander sei um so mehr abzuweisen, „weil dadurch gerade die für die Untersuchung fruchtbarsten Beobachtungsreihen, über die Wechselwirkung des Organismus und seiner Wandlungswelt, aus dem Sehkreis geschoben werden". Fasse man sie aber als Producte solarer Einwirkungen auf die tellurische Grundlage, so fehle zwar auch hier, bei der Abstammungslehre und einer Schöpfung, eine directe Erklärung der ersten Entstehung; wenn diese jedoch irgendwo gefunden werden könne, so könne das nur auf den Wegen inductiver Forschung geschehen. Die letzten Urgründe freilich bleiben der Nachforschung verborgen. „Zunächst müssen die Arten als Effecte aufgefaßt werden, deren causae efficientes nachzuspüren ist, und dieselben werden in den Gesetzesverhältnissen der makrokosmischen Wandlungswelt zu suchen sein, ohne daß es erlaubt bleiben darf, in der Abstammung die durch thatsächliche Erfahrung gezogenen Grenzen zu überschreiten." „Der menschliche Geist erblickte in den organischen Wesen eine Einheit der Anlage oder des Plans, eine gesetzliche Wechselbeziehung mit zeitlos fortschreitender Vervollkommnung, und es ist nun als Aufgabe gestellt, auf die Erklärung des Naturgesetzes, das in diesen Manifestationen seinen Ausdruck sucht, weiter einzudringen." Plan oder nicht Plan? Das ist in der That hier die Cardinalfrage. Werden aber die Arten als solare Effecte aufgefaßt, so wüßten wir nicht, wo ein Plan herkommen sollte. Nichtsdestoweniger stimmen wir aber mit dem Verfasser darin überein, daß der Grund der scheinbaren Planmäßigkeit gesucht werden müßte. Ob wir einmal darin weiter kommen würden, als die Organismen wie Producte einer Gleichung zu betrachten, welche sich in den verschiedensten Graden aneinander ordnen und zueinander in verschiedenen Rangstufen gehören, weil

sie einer gemeinsamen Formel entstammen, bleibe dahingestellt. Was das höchste Product der Erde, den Menschen betrifft, so hat ihn die Anthropologie „als das Product der geographischen, die Ethnologie der historischen Provinz zu betrachten". Bastian nimmt nun das ganze Menschengeschlecht als zusammengehörig, also doch wol als eine einzige Art an. Auch diese Annahme ist discutabel. Dennoch ist er nicht gewillt, sie von einem einzigen Paare abzuleiten. „Eine Vielfachheit der Schöpfungscentren kann den einheitlichen Zusammenhang ebenso wohl wahren, wie die Lehre allmählicher Entstehung." Ueberhaupt denkt sich Bastian diesen Zusammenhang der Organismen, verführt durch die allgemeine Stufenfolge der Organismen, viel inniger, als die Wirklichkeit erlaubt. Er stellt sie sich als eine Kette vor, „die als endlose abläuft, da sowol der erste Anfang fehlt, den selbst der Beweis einer Urzeugung nicht zu geben vermöchte, sowie das Schlußglied, da der Mensch noch Keime weiterer Fortentwickelung zeugt". Die Natur macht, entgegen der Linné'schen Meinung, Sprünge über Sprünge, welche freilich nur dem Monographen einer Organismenfamilie zum Bewußtsein kommen, und darum ist die Wesenreihe keine Kette, sondern, wie bereits der alte Jussieu wußte, ein Netz. Sicherlich eine dem Darwinismus nicht günstige Erscheinung; ihm kann nur eine Kette erwünscht sein, weil für ihn keine eigentlichen Arten, sondern nur Formen existiren, die er sich innig aneinandergereiht denkt. Darum nennt er die Art nicht nur schwankend, sondern geradezu zerfallend in so und so viele andere Arten. Bastian aber stellt sich auf den ganz richtigen Standpunkt, diese Negation des alten Artbegriffs zu verwerfen, indem er zugibt, daß man in vielen Fällen wahrscheinlich zu viele Arten aufgestellt habe. „Der Speciesbegriff wird deshalb zu größerer Einfachheit reformirt werden, aber er kann deshalb nicht in eine verschwimmende Reihe aufgelöst werden." Mit andern Worten: die Art kann nur durch Beobachtung in ihren Grenzen festzustellen sein; womit wir übereinstimmen. Sie, also die Wesen, Schöpfungsgedanken zu nennen, wie Agassiz wollte, mag „in theologischer Beschränkung für die Darstellung von einem persönlichen Schöpfer verwerthet werden"; die Naturwissenschaft kennt diese weder in solcher Form noch an einer bestimmten Localisirung ihres unendlichen Kosmos. Nichtsdestoweniger kann man ebenso von Entstehung wie von Schöpfung sprechen; dort, wenn von dem „Hervortreten in den relativen Beziehungen auseinander", also von dem Werden im Sein die Rede ist, hier, wenn es nur darauf ankommt, „den im Denken nur annäherbaren und noch nicht erreichten Anfang des Werdens" zu bezeichnen.

Mit dieser Declaration des Bastian'schen Gedankenganges sind wir erst bis S. 49 vorgerückt. Wollten wir in gleicher Weise fortfahren, um dem Leser auch den noch übrigen Theil des Buchs zu kennzeichnen, so würden wir die Geduld desselben auf eine arge Probe zu stellen haben. Es kam uns in der That nur darauf an, mit einer Charakterisirung des Werks dessen Grundgedanken darzuthun, und diese glauben wir in Vorstehendem gegeben zu haben. Es folgt daraus von selbst, wie Bastian über die Abstammungslehre denkt. Sarkastisch bemerkt er ausdrücklich wie folgt: „Die Descendenztheorie stellt sich «ebenbürtig Newton's Gravitationstheorie zur Seite, ja sie erhebt sich noch über dieselbe» (Haeckel). «Die Ranker erzeugen aus ihrem eigenen Leibe Spinngewebe, also ertichten auch viel Leute manches schnackisches Ding aus ihrem Gehirn» (Joh. Prätorius, 1606)." Bei einem solchen Urtheil wird es Bastian wol nicht einfallen zu meinen, mit seinem Buche dem Darwinismus den Garaus gemacht zu haben. Wie alle Besonnenen hofft er Rückkehr zu dem allein richtigen inductiven Wege der Forschung nur von der Zeit und meint, daß die Darwinianer „bei gereiftern Anschauungen mit einiger Verwunderung selbst auf die Stadien eines ihr gesundes Urtheil vormals trübenden Enthusiasmus zurückblicken werden". Alle aber, welche Genuß und Behagen an philosophischer Durchdringung der Natur haben, werden bei besonnenem Temperamente sich der großen Reihe von Männern zuwenden, in deren Namen und Zustimmung der Verfasser in einer so außerordentlich kenntnißreichen Weise das Wort nahm, daß er uns, seine Gleichgesinnten, zu lebhaftestem Danke verpflichtete.

Karl Müller von Halle.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Daß der Colportagebuchhandel, wie er jetzt betrieben wird, mit seinem schlechten Lesefutter und seinen Prämien ein Krebsschaden der Volksliteratur ist, wie sehr auch seine Form sich gerade eignen würde, Schriften zu wahrer Belehrung und bildender Unterhaltung des Volks zu verbreiten: das ist eine wol allgemein anerkannte Thatsache. Das in August Bolm's Verlag in Berlin erscheinende „Börsenblatt für den deutschen Colportage-Buchhandel", welches bereits im fünften Jahrgang erscheint, hat das Verdienst, auf diesen Krebsschaden immer von neuem hinzuweisen und auf Abstellung desselben zu dringen. In der ersten Nummer des neuen Jahrgangs entwirft es von der jetzigen Colportageliteratur die folgende beherzigenswerthe Schilderung:

„Die scheußlichsten Verbrechen und Schandthaten, wollüstige, ekelhafte Scenen, mit einem geheimnißvollen Reiz durchwoben und durch einen höchst unwahrscheinlichen Faden der Erzählung lose aneinandergereiht, bilden den Kern eines solchen Colportageromans, der in manchen Familien, namentlich bei der ärmern Landbevölkerung von Kind auf Kindeskind übergeht, nachdem er dem Vater einmal zu seinem Schaden von einem Colporteur aufgehängt worden ist. Ein solches Machwerk bildet dann oft jahrelang die einzige Lektüre für die Familie und ihre befreundeten Nachbarn, und die hierin enthaltenen Behauptungen werden von allen Familienmitgliedern als maßgebend angesehen und als die ihrigen adoptirt. In einem mir gerade vorliegenden Lieferungsromane hat es der Verfasser für gut befunden, die empörenden Schandthaten eines nichtswürdigen Meuchel- und Raubmörders zu glorificiren und dem Volke eine solche Existenz als etwas Großes, Erhabenes darzustellen.

„Während nun jene Lieferungswerke meist in schlechtester Ausstattung, grob an Papier und Druck und nur auf billigste Herstellung berechnet, erscheinen, begegnen wir noch andern literarischen Producten, deren Aeußeres ein bei weitem eleganteres bei gleicher Wohlfeilheit, deren Inhalt jedoch, obwol weit gewählter, dennoch obigen Volksschriften gleichzustellen ist. Es sind dies ultramontane Tendenzschriften, deren Zweck es ist, in feiner, oft recht geistreicher Weise die Lehren eines finstern Jesuitismus und die Wünsche eines herrschbegierigen Klerus

dem Leser in Form von recht ansprechenden und interessanten, oft historischen Erzählungen und Romanen mundgerecht zu machen. Diese Literatur ist dem im Orient beliebten Genusse des Opiums vergleichbar, das zuerst die Phantasie mit lieblichen Bildern umgaukelt, öfter genossen jedoch die Verstandeskräfte schwächt, den Geist erschlafft und den Körper einen Sklaven dieses Genusses werden läßt. Der Verbreitung dieser in hohem Grade reichsfeindlicher Schriften entgegenzuwirken, ist die Pflicht nicht nur jedes Staatsbürgers, sondern insbesondere jedes patriotisch gesinnten Buchhändlers. Auf diesem Gebiete ist er der Wächter der Reichswohlfahrt und hat dafür zu sorgen, daß die Wolken des Aberglaubens und der geistigen Finsterniß nicht verdunkeln die trotz alledem siegreich hervorbrechende goldene Morgenröthe deutscher Geistesfreiheit, deutschen Nationalbewußtseins und deutscher Vaterlandsliebe. «Allezeit kampfbereit für des Landes Herrlichkeit!» ist nicht nur ein Wahrspruch für den zum Opfertod fürs Vaterland begeisterten Kämpfer, sondern auch für den deutschen Buchhändler, dem Streiter in heißer Geistesschlacht!

„Noch einer empörenden, das Herz jedes Buchhändlers mit Schmerz erfüllenden Thatsache muß ich hier Erwähnung thun. Es ist dies der Verlag sogenannter populär-medicinischer Werke, die nur darauf berechnet sind, Propaganda für den Absatz von Geheimmitteln gegen die Folgen der Ausschweifungen jeder Art zu machen. Daß der Buchhandel solche Mitglieder besitzt, ist tief zu beklagen, und wird unser Stand hierdurch aufs empfindlichste beleidigt und in der allgemeinen Achtung herabgesetzt, obgleich die öffentliche Meinung, ja in einzelnen Fällen auch der Strafrichter dieses schändliche Treiben hinreichend gerichtet und verdammt hat!“

— Wir theilen nachstehend die „Systematische Uebersicht der literarischen Erzeugnisse des deutschen Buchhandels in den Jahren 1873 und 1874“ mit, wie sie von der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung im „Börsenblatt“ veröffentlicht wird:

		1873	1874
1.	Sammelwerke. Literaturwissenschaft. Bibliographie	258	302
2.	Theologie	1239	1094
3.	Jurisprudenz. Politik. Statistik	1051	1170
4.	Heilwissenschaft. Thierheilkunde	514	607
5.	Naturwissenschaft. Chemie. Pharmacie	600	684
6.	Philosophie	157	152
7ª.	Pädagogik. Deutsche Schulbücher. Gymnastik	1314	1325
7ᵇ.	Jugendschriften	387	344
8.	Altclassische und orientalische Sprachen. Alterthumswissenschaft. Mythologie	438	487
9.	Neuere Sprachen. Altdeutsche Literatur	346	394
10.	Geschichte. Biographien. Memoiren. Briefwechsel	690	790
11.	Geographie. Reisen	339	369
12.	Mathematik. Astronomie	162	237
13.	Kriegswissenschaft. Pferdekunde	314	329
14.	Handelswissenschaft. Gewerbskunde	402	486
15.	Bau-, Maschinen- und Eisenbahnkunde. Bergbau. Schifffahrt	331	301
16.	Forst- und Jagdwissenschaft	90	89
17.	Landwirthschaft. Gartenbau	310	322
18.	Schöne Literatur (Romane, Gedichte, Theater u. s. w.)	948	912
19.	Schöne Künste (Malerei, Musik u. s. w.). Stenographie	391	434
20.	Volksschriften	205	388
21.	Freimaurerei	19	19
22.	Vermischte Schriften	590	617
23.	Karten	220	218
	Summa	11815	12070.

Wir ersehen aus dieser Uebersicht, daß die Zahl der herausgegebenen Werke sich im Jahre 1874 um mehr als 600 gegen das Vorjahr vermehrt hat, daß aber auf dem Gebiete der schönen Literatur 36 Werke weniger erschienen sind, eine Thatsache, die wir bei der belletristischen Hyperproduction nur mit Freuden begrüßen können. Die Philosophie weist 5 Werke weniger, die Theologie 145 Schriften weniger, die Pädagogik dagegen, die überhaupt auf beiden Verzeichnissen mit der höchsten Ziffer figurirt, ist um 11 Werke gestiegen, Politik und Jurisprudenz um mehr als 100, ebenso die Geschichte und die geschichtlichen Wissenschaften um 100 Werke. Interessant würde gegenüber dieser fast erdrückenden Massenproduction eine Statistik des buchhändlerischen Absatzes sein, welche das schreiende Misverhältniß ins Licht setzen würde, das in Deutschland zwischen Angebot und Nachfrage auf literarischem Gebiete besteht. Von den 912 Werken der schönen Literatur werden gewiß nicht mehr als 20 sein, die für ein glänzendes Geschäft gelten können, und nicht mehr als 100, welche überhaupt die Kosten decken.

Bibliographie.

Dieffenbach, F., Das Großherzogthum Hessen in Vergangenheit und Gegenwart. 1stes Heft. Darmstadt, Literarisch-artistische Anstalt. Hoch 4. 60 Pf.

Giseviu s, Das Hohenzollernsche Füsilier-Regiment Nr. 40 im Kriege 1870/71 gegen Frankreich. Im Auftrage des Regiments dargestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Heine, H., Durch Nacht zum Licht. Rom und Golgatha. Weihnachtsgedanken. Dessau, Heine. 1874. Gr. 16. 80 Pf.

Hennes, J. H., Fischenich und Charlotte v. Schiller. Aus ihren Briefen und andern Aufzeichnungen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 M. 70 P.

Hertling, G. Freih. v., Zur Erinnerung an Friedrich Overbeck. Vortrag. Köln, Bachem. Gr. 8. 60 Pf.

Amerikanische Humoristen. 3ter Bd.: Die Geschichte eines bösen Buben und drei andere schöne Historien von T. B. Aldrich. Ins Deutsche übertragen von M. Busch. Leipzig, Grunow. 8. 6 M.

Kambli, C. W., Die Fresko-Bilder in der reformirten Kirche Horgen. Ein Gedenkblatt an deren Enthüllung den 11. October 1874. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kehr, C., Die Erziehung zur Freiheit. Ein Vortrag. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 60 Pf.

Kierkegaard, S., Zwölf Reden. Zusammengestellt von A. Bärthold. Halle, Fricke. Gr. 8. 2 M.

Können wir etwas von Gott wissen? Ein Beitrag zur Erkenntnisslehre. Aus dem Schwedischen. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Lüdde, J. G., Die Sonne im Dienste der Kartographie. Kritische Erörterungen zur Geschichte der neueren Kartographie zur Einführung der Wandkarten und des Schulatlas über alle Theile der Erde nach Reliefs von C. Raaz, G. Woldermann, C. Bamberg, F. Schilling. Neue Ausgabe bearbeitet von F. Matthes. Weimar, Photolithographisches Institut. 1874. Gr. 8. Gratis.

Meerheimb, F. v., Carl von Clausewitz. Vortrag. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 60 Pf.

Münch, F., Fünf Reden über Religion, Aberglauben und vernünftiges Menschenthum. An die Deutschen in Nordamerika. Bremen, Tannen. Gr. 8. 1 M.

Die Mysterien eines Tendenz-Processes. (Banhans contra Ofenheim.) Ein Stück österreichischer Regierungs-Geschichte. Leipzig, Schmidt u. Günther. Gr. 8. 1 M.

Petrick, A., Konrad von Marburg, Großinquisitor von Deutschland. Trauerspiel. Berlin, Nauck. Gr. 8. 3 M.

Pfleiderer, O., Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. Gedächtnißrede. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 M.

Quistorp, B. v., Der Ausfall aus Paris am 30. September 1870. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rauchfuß, F., Reise nach Deutschland im Jahre 1874. New-York. 16. 1 M. 20 Pf.

Rauschenbusch, A., Sind Mensch und Affe stammverwandt? Ein naturwissenschaftlicher Vortrag. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. 16. 80 Pf.

Scheben, W., Das Zunfthaus und die Zunft der Brauer in Köln. Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet. Köln, Bachem. 8. 1 M. 50 Pf.

Scherf, H., Die Theilnahme der großherzoglich hessischen (25.) Division an dem Feldzug 1870/71 gegen Frankreich. Auf höchsten Befehl Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Ludwig von Hessen und auf Grund officieller Acten dargestellt. 1ste Lfg.: Von der Mobilmachung (16. Juli) bis 17. August 1870. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Schmidt, E., Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert. Jena, E. Frommann. Gr. 8. 6 M.

Schönwasser, Rosalie, Aus der guten alten Zeit. Kulturhistorische Studie. Düsseldorf, de Haen. Gr. 8. 50 Pf.

Schulz, R., Ein Staatsgeheimniß. Lustspiel. Neu-Ruppin, Held. 1874. 8. 1 M.

Seiff, J., Reisen in der asiatischen Türkei. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Święcicki, P., Die menschliche Sprache, ihre Bildung und ihr ursprünglicher Bau. Leipzig, Kasprowicz. Gr. 8. 3 M.

Thomas, K., Herbart-Spinoza-Kant. Dornige Studien und Versuche. Historische Beiträge zur Philosophie. Langensalza, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 7 M.

Ulrich, W. v., Die Seele oder das geistige Wesen. Ihre Entstehung, Entwickelung und Unsterblichkeit. Berlin, Conrad. 8. 1 M. 50 Pf.

Wallis, R., Die Ewigkeit der Welt. Leipzig, Mentzel. 8. 1 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 8. April 1875.

Ein Führer durch Aegypten.

Nilfahrt bis zu den Zweiten Katarakten. Ein Führer durch Aegypten und Nubien. Von Anton Graf von Prokesch-Osten, Sohn. Mit Karten, Plänen und Abbildungen in Lithographie und Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 12 M.

Wer einmal im Orient gewesen ist, und vollends wer — wie Schreiber dieses das Glück gehabt — sich längere Zeit dort aufgehalten und also den ganzen Zauber, der diesen Ländern eigen ist, empfunden, den ganzen Eindruck, den sie auf die Sinne wie auf Geist und Gemüth auszuüben vermögen, in sich aufgenommen hat, für den bleibt der Orient immer ein Gegenstand der Sehnsucht, ein Land, zu dem mit Vorliebe die Gedanken zurückkehren und das auch stets von neuem den Wunsch erregt, es abermals aufzusuchen und mit Augen wiederzusehen.

In ganz besonderm Maße gilt das von Aegypten. Dieses Land vereinigt in sich die beiden Momente, welche jene Gegenden für den Abendländer so fesselnd machen, in hervorragendem Grade: Natur und Geschichte üben hier eine fast gleich starke Anziehungskraft. In der erstern Beziehung bietet Aegypten alle die reizvollen Eigenthümlichkeiten dar, die der Orient überhaupt und als solcher aufzuweisen hat: das herrliche Klima und die wunderbar reine Luft, den prachtvollen Himmel mit seinem tiefen Blau, das strahlende Licht mit seinen warmen Farbentönen und den in unserm Norden nie zu erlebenden Beleuchtungseffecten, die reiche, fast tropische Vegetation zugleich mit der ernsten, majestätischen, zuweilen auch schauerlichen Wüste, die ja gleichfalls mit zu dem Gesammtbilde des Orients gehört, die fremdartige, nicht immer liebenswürdige, aber immer anziehende und hochinteressante Bevölkerung mit ihrem Leben, ihren Sitten und ihren Anschauungen. Auf der andern Seite aber ist Aegypten zugleich wie kein anderes Land des Orients, ja der Welt, das classische Land der Geschichte, die Wiege menschlicher Gesittung, der älteste Culturboden, auf dem uns bei jedem Schritte die altehrwürdigen Denkmäler entgegentreten, welche die zerstörende Gewalt der Jahrtausende und gleichermaßen die Barbarei späterer Menschengeschlechter überdauert haben, und welche ebenso sehr durch ihre Großartigkeit als durch die hohe Kunstfertigkeit, mit der sie ausgeführt sind, und den eminent historischen Sinn, der sich in ihnen ausprägt, in dem Beschauer die höchste Bewunderung und die tiefste Ehrfurcht hervorrufen. Aegypten läßt darum noch mehr als die übrigen Theile des Orients in jedem, der es kennen gelernt, Erinnerungen zurück, die nicht nur unauslöschlich sind, sondern auch stets den Trieb erwecken, immer wieder, wenn nicht in das Land selbst, so doch wenigstens zur Beschäftigung mit ihm zurückzukehren.

Aber auch wer es noch nicht gesehen, fühlt sich durch alles, was er davon weiß, darüber gehört und gelesen hat, mächtig zu ihm hingezogen. Seit Aegypten gewissermaßen neu entdeckt wurde (Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Gelehrten der französischen Expedition unter Bonaparte), und seitdem es durch die immer eifrigern und immer ergiebigern Forschungen in unserm Jahrhundert mehr und mehr seine geschichtlichen und archäologischen Reichthümer vor den Augen der erstaunten Welt ausbreitete, hat es nicht aufgehört, alle diejenigen unwiderstehlich zu fesseln, welche Sinn haben für die Geschichte und Culturentwickelung der Menschheit und für die Hinterlassenschaft einer uralten und doch geistig schon so hochstehenden Vergangenheit. Kein Wunder daher, daß auch die Zahl derer, welche das Land persönlich aufsuchen, um seine Wunder und Schätze durch den Augenschein kennen zu lernen, von Jahr zu Jahr zunimmt. Allerdings wird ja Aegypten, schon wegen der Entfernung und der Kostspieligkeit der Reise, niemals in solchem Maße das Reiseziel unserer deutschen Landsleute werden wie z. B. Italien; doch aber sind deren, die es bereisen, heutzutage schon so viele geworden, wie man es vor zehn oder gar vor zwanzig Jahren nicht entfernt für möglich gehalten hätte.

Mit diesem immer steigenden Interesse, das man gegenwärtig schon in so ausgedehnten Kreisen dem alten Pha-

raonenlande zuwendet, hält die Literatur über dasselbe ziemlich gleichen Schritt. Um hier weder zu reden von den streng wissenschaftlichen, mit dem Alterthum sich beschäftigenden, also den eigentlich ägyptologischen Werken, die wegen des schweren Apparats der Fachgelehrsamkeit dem größern Publikum nicht zugänglich sind, noch von den Eintagserzeugnissen der Touristenschriftstellerei, die für den irgendwie eingeweihten Leser meistens durch eine unglaubliche Oberflächlichkeit, Einseitigkeit oder auch Ignoranz sich selbst richten, hat das letzte Jahrzehnt verschiedene Werke erscheinen sehen, welche, auf tüchtigen Studien fußend, in gründlicher und zuverlässiger Weise das Land nach seinem factischen Zustande schildern, und zwar sowol an sich selbst wie auch in Berücksichtigung und auf Grundlage der Vergangenheit. Die Theilnahme, welche dergleichen Werke im Publikum finden, soweit dasselbe einer ernstern Lektüre sich zuneigt, ist zugleich wiederum ein Beweis, wie sehr sie dem Bedürfniß und den Wünschen desselben entgegenkommen.

Nach einer Seite hin indeß wartete diese Literatur immer noch auf eine Ergänzung: es fehlte an einem Werke, das demjenigen, welcher Aegypten besuchen wollte, es ersparte, sich aus einer Menge von Büchern zusammenzusuchen, was er brauchte, das ihm also durch kurze Fassung und doch ausreichende Vollständigkeit die Mittel an die Hand gab, sowol sich im voraus zu unterrichten, als auch bei seiner Wanderung durch das Land sich zurechtzufinden, unter der Masse des Merkwürdigen und Sehenswerthen seine Wahl zu treffen, und vor allem, das seinen Blicken sich Darbietende mit Verständniß und darum mit vollem Genusse zu sehen. Mit einem Worte, es fehlte bisher ein dem gegenwärtigen Stande der Kenntniß und Erforschung Aegyptens entsprechendes Reisehandbuch. *)

Ein solches sehen wir nun vor uns in dem obengenannten Buche von Prokesch-Osten, dem Sohne des als Diplomaten und Orientschriftstellers bekannten ehemaligen österreichischen Botschafters bei der Pforte. Allerdings will dasselbe nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein Reisehandbuch sein und unterscheidet sich auch in Wirklichkeit nicht unwesentlich von den sonstigen Büchern dieser Art. Aber dieser Unterschied gereicht ihm unsers Erachtens, wenigstens nach gewissen Seiten hin, nur zum Vortheil. Es hat nämlich vor jenen das voraus, daß es sich auch im Zusammenhange sehr gut liest und daher auch an sich selbst eine anziehende Lektüre bildet, wovon etwa nur diejenigen Abschnitte ausgenommen sind, welche ihrer Natur nach eine andere Behandlung erforderten. Man kann an seiner Hand auch bei sich zu Hause eine genußreiche Reise durch das Land machen; die landschaftliche Scenerie, die Denkmäler nach ihrer äußern Erscheinung wie nach ihrer historischen Bedeutung, der Fluß mit seinen höchst anziehenden Eigenthümlichkeiten und dem wechselnden Charakter seiner Ufer, die Städte und Ortschaften sammt ihrer Bevölkerung und deren Leben und Treiben: alles zieht in bewegten, lebensvollen Bildern an dem Leser vorüber. Daher wird es auch demjenigen, der Aegypten bereits kennt und der, wie davon oben die Rede war, gern in der Rückerinnerung daran weilt oder diese Erinnerung wiederbeleben möchte, sehr willkommen sein.

Nicht weniger aber erfüllt es seinen Zweck für den, der erst nach Aegypten zu reisen beabsichtigt, und gerade dann am meisten, wenn derselbe diese Reise nicht etwa mit der bekannten oberflächlichen Sinnesart des gewöhnlichen Touristen, sondern mit tieferm Interesse für dasjenige unternimmt, was die wesentliche Bedeutung Aegyptens ausmacht. Ueber Beschaffenheit und Zweck des Buchs nach dieser Seite hin spricht sich der Verfasser selbst in der Vorrede folgendermaßen aus:

> Das vorliegende Buch soll den deutschen Reisenden als Führer dienen. Es ist auf dem Boden entstanden, den es beschreibt, faßt das zusammen, was auf Grund der an Ort und Stelle selbst gesammelten Erfahrungen und aus dem ergiebigen Stoffe der einschlägigen Literatur zusammenzustellen mir zweckdienlich erschien, und hat dabei das Praktische, rein Materielle der Reise, sowie auch die richtige Würdigung der Eigenthümlichkeiten des Landes im Auge. Daß der Nachweis und die Schilderung der antiken Reste den Hauptgegenstand bildet, also eingehend behandelt wurde, das sonst Merkwürdige dagegen nur kurze Erwähnung fand, hat in der mir gestellten Aufgabe seine Begründung; in den Denkmälern liegt Aegyptens Anziehungskraft, sie mußten daher in erster Reihe zur Geltung kommen. Wird das Buch dadurch zu einem „archäologischen Führer", so macht es doch keineswegs Anspruch darauf, ein wissenschaftliches Werk zu sein; es stellt keine neuen Sätze auf, sondern beschränkt sich auf eine Lese aus dem in den letzten Jahrzehnten so erfolgreich gepflegten Felde der Aegyptologie.

Was hier die Vorrede ausspricht und verspricht, ist und leistet das Buch in Wirklichkeit. Es stellt einerseits die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung über Vergangenheit und Gegenwart, und zwar unter durchaus vorherrschender Berücksichtigung der erstern, geschickt zusammen und verwerthet sie gewissenhaft, andererseits ist es in den meisten Beziehungen durchaus geeignet, dem praktischen Zwecke, den es im Auge hat, zu dienen. Es will ein „Führer" sein, und in der That wird man sich diesem Führer mit Ruhe und Sicherheit anvertrauen dürfen, denn seine Dispositionen sind durchgängig mit Klarheit und Bestimmtheit getroffen; man kann sich nach seinen Andeutungen verhältnißmäßig leicht an Ort und Stelle orientiren (ein Vorzug, der gerade in Aegypten von besonderer Wichtigkeit ist und dem Reisenden viel Zeit und unnöthige Ermüdung erspart, nämlich wegen der manchmal sehr großen Ausdehnung der Ruinenstätten und der fast überall eingetretenen Sandverwehungen), und man findet überdies allenthalben diejenigen historischen, archäologischen und kunstgeschichtlichen Auseinandersetzungen oder Notizen, die gerade an dem betreffenden Punkte zum Verständniß dessen, was man vor Augen hat, nöthig sind.

Damit wollen wir denn freilich nicht sagen, daß nicht doch auch hier und da kleine Irrthümer und Unrichtigkeiten sich fänden, oder daß wir nicht dies und jenes anders wünschten. Namentlich was die Gegenwart Aegyptens angeht, verräth das Buch eben doch, daß der Verfasser sich nur verhältnißmäßig kurze Zeit dort aufgehalten und von den Localitäten wie von den Zuständen nicht diejenige eingehende Kenntniß hat nehmen können, die eben nur bei längerm Aufenthalte möglich ist. Ebenso erscheinen uns die beigegebenen Karten und Pläne, an sich ja gewiß

*) Ein von Moritz Busch bearbeitetes und schon vor 15 Jahren in der Reisebibliothek des Oesterreichischen Lloyd erschienenes „Reisehandbuch für Aegypten", welches bisher in der deutschen Literatur das einzige seiner Art war, ist in vielen Beziehungen veraltet und bietet überdies keineswegs alles dasjenige dar, was man in einem Lande wie Aegypten von einem Reisehandbuche fordern muß.

eine höchst schätzbare, aber freilich auch durchaus nothwendige Zugabe, nicht gerade alle von derjenigen Genauigkeit und Vollständigkeit, die man wünschen müßte. Damit wir nicht später darauf zurückkommen und den weitern Bericht durch kritische Bemerkungen über Einzelheiten unterbrechen müssen, sei hier sogleich einiges angemerkt, das wol der Berichtigung bedürftig wäre.

In Betreff der staatlichen Verwaltung des heutigen Aegypten wird gesagt, daß dieselbe der Controle einer nach europäischem Muster zusammengesetzten Volksvertretung unterstehe! Der Verfasser hat allerdings selber zu diesem Satze ein Fragezeichen hinzugesetzt, aber er hätte seinem Zweifel wol einen kräftigern Ausdruck geben sollen, und würde es gewiß auch gethan haben, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, die Dinge genauer kennen zu lernen; denn wenn etwas in dem modernen Aegypten, so sehr man ja auch manches andere in dem civilisatorischen Streben des Khedive anerkennen darf, nur Schein und Possenspiel ist, so ist es diese sogenannte Volksvertretung.

In Betreff der ägyptischen Post heißt es, daß das südlichste organisirte Postamt sich in Minieh befinde, und daß deswegen von dort an jeder zuverlässige Postverkehr aufhöre. Diese Bemerkung bedarf eines berichtigenden Nachtrags. Schon im Jahre 1873 ist seitens der Postverwaltung, der man das Lob spenden muß, daß sie eins der bestorganisirten ägyptischen Staatsinstitute ist, eine ganze Reihe von Postämtern südlich von Minieh eingerichtet worden, und zwar in Siut, Sohag, Girgeh, Keneh, Luxor, Esneh, Assuan, Korosko, Wadi-Halfa, Berber und Khartûm; das Porto für den einfachen Brief (10 Gramm) beträgt von Alexandrien bis Assuan nur 1 Piaster Tar. (20 Pf.), und von da bis Khartûm wiederum nur 1 Piaster Tar.; auch Mustersendungen, Journale u. s. w. können zum Satze von nur 5 Para (ungefähr 3 Pf.) für das einfache Gewicht bis tief in den Sudân hinein befördert werden.

Die Zahl der Nichtmohammedaner in Aegypten wird auf 300000 angegeben. Diese Zahl ist jedenfalls ziemlich beträchtlich zu niedrig, da allein die Kopten, die alteinheimischen Christen, nach den niedrigsten Schätzungen, schon gegen 250000 ausmachen (die officielle Statistik berechnet sie sogar auf eine halbe Million), und da außerdem der Verfasser selbst an einer andern Stelle die Zahl der Europäer, die doch meistens Christen sind, allein in Alexandrien auf 100000 angibt, was freilich wiederum zu hoch gegriffen sein dürfte. Da wo von der Bevölkerung und den staatlichen Einrichtungen die Rede ist, hätte wol etwas von dem Charakter und Einfluß des Europäerthums in Aegypten und ebenso über das Consulatswesen gesagt werden sollen, da das erstere doch einen sehr wesentlichen Antheil hat an der Gestaltung der gegenwärtigen Zustände in staatlicher und socialer, commerzieller und culturgeschichtlicher Hinsicht, das letztere aber dem Reisenden praktisch recht wichtig werden kann.

Bei der Beschreibung Alexandriens wäre der Reisende, dem doch gerade auf einem solchen historisch wichtigen und berühmten Punkte an möglichst sicherer topographischer Orientirung gelegen sein muß, auch darüber aufzuklären gewesen, wie der östliche Hafen zu der ganz verkehrten und irreführenden Bezeichnung „neuer Hafen", die er allerdings jetzt ganz allgemein führt, gekommen ist. Dies ist nämlich in Wirklichkeit der alte, oder doch der hauptsächlichste der zwei (respective sogar drei) alten Häfen, derjenige, den Strabo näher beschreibt und den er den „großen Hafen" nennt, an dessen damals ziemlich enger Einfahrt auch der berühmte Pharus lag; den Namen „neuer Hafen" hat er nur dadurch erhalten, daß in neuerer Zeit, unter Mohammed-Ali, einmal versucht wurde, ihn wieder in Gebrauch zu nehmen, was aber dann seiner starken Versandung wegen bald aufgegeben wurde. Uebrigens ist es nützlich und dient zum Verständniß der Topographie der Stadt, daß der Verfasser die Strabonische Beschreibung des alten Alexandrien im wesentlichen mitgetheilt hat. In einem ähnlichen Falle dagegen haben wir die Wiedergabe eines alten Schriftstellers vermißt: bei der Wanderung durch das Fayûm und seine baulichen Reste die Herodoteische Beschreibung des Labyrinths, das bekanntlich Lepsius in einem größern Ruinencomplex des Fayûm wiedergefunden zu haben glaubt, und das Prokesch daraufhin ebenfalls an diese Stelle setzt. Hätte er die Schilderung Herodot's abgedruckt, so dürfte sich der Reisende mit ziemlich leichter Mühe überzeugen, daß wenigstens die jetzt dort vorhandenen Ruinen nicht das alte Labyrinth sein können; diese Trümmer ebenso wie die gesammte Anlage des Bauwerks, soweit sie sich noch erkennen läßt, haben mit dem von Herodot beschriebenen Bau so durchaus keine Aehnlichkeit und sind auch mit dem von ihm angegebenen Zwecke so wenig in Einklang zu bringen, daß wenigstens wir selbst bei unserm Besuche der Stelle auch durch die Autorität von Lepsius nicht haben bewogen werden können, hierin die Reste jenes berühmten Bauwerks zu sehen.

Ueber den Barrage, das große von Mohammed-Ali gebaute, freilich nicht ganz vollendete Stauwerk, das an der Spitze des Delta beide Nilarme überspannt und zugleich mit Fortificationen versehen ist, dürften die Angaben etwas genauer und weniger dürftig sein, sowol in Betreff des Werks an sich, das, obwol unvollendet und darum auch seinem Zwecke nicht dienend, doch durch die Großartigkeit des Plans und der Arbeit mächtig imponirt, als auch in Betreff der Gelegenheiten, wie man von Kairo aus die Fahrt dorthin bewerkstelligen kann.

Aufgefallen ist uns ferner mehrfach die unrichtige Schreibart arabischer Namen, wobei wir nicht diejenigen Fälle im Auge haben, wo die Worte „ohne Rücksicht auf ihre Orthographie nur nach dem Klange geschrieben sind, um damit eine möglichste Annäherung an die richtige Aussprache zu erzielen". Statt Mohammed-Ali, das sich allerdings an einigen Stellen findet, wird verschiedentlich die freilich unter den Europäern oft gebrauchte, aber entschieden unrichtige Form Mehmed-Ali gesetzt; bei zusammengesetzten Namen wird der darin vorkommende arabische Artikel el zum öftern falsch behandelt; das l desselben darf vor gewissen Consonanten weder ausfallen, noch als l verbleiben, sondern wird assimilirt, und es muß z. B. heißen: Wadi-et-Tih, Kasr-en-Nil, Kasr-esch-Schamma, Ras-et-Tin, Bab-en-Nasr, nicht aber Wadi-el-Tih, Kasr-e-Nil u. s. w. Endlich wollen wir noch anmerken, daß an einer Stelle von „dem Propheten Ali" die Rede ist, an einer andern Moses „ein Priester aus On (Heliopolis)"

genannt wird, welche Notizen beide zu den sonderbarsten und irrigsten Vorstellungen veranlassen müssen.

Was die beigegebenen Situationspläne und Grundrisse angeht, so ist der von Alexandrien insofern von besonderm Werth und Interesse, als derselbe die aufeinandergelegten Grundrisse der alten und der gegenwärtigen Stadt gleichzeitig, und zwar durch rothen und schwarzen Druck unterschieden, zur Anschauung bringt, wodurch der Reisende in den Stand gesetzt wird, auf dem Boden der Gegenwart sich zugleich die alte Stadt zu reconstruiren und ein nach Möglichkeit lebendiges Bild von derselben sich herzustellen. Nur sind auf diesem Doppelplane etliche Unrichtigkeiten zu moniren: der heutige Mohammed-Ali-Platz, der Mittelpunkt des europäischen Theils der gegenwärtigen Stadt, hat eine ziemlich stark verfehlte Lage, was die gesammte Orientirung beirren muß. Die Namen der Forts Caffarelli und Napoleon sind untereinander verwechselt. Die Stelle der alten Bibliothek ist mit großer Wahrscheinlichkeit an einem ganz andern Orte zu suchen, als an welchem sie hier verzeichnet ist, desgleichen das Serapeum. Die der Halbinsel Lochias (heute an ihrer Spitze Pharillon genannt) vorliegenden Inselchen oder Felsen müßten in rother statt in schwarzer Farbe angegeben sein, da sie dem Alterthum angehören; jetzt sind sie nur noch zum geringsten Theile sichtbar, oder verrathen ihr Dasein doch nur durch die Brandung bei bewegter See; früher dagegen traten sie um so mehr hervor, als sie zugleich überbaut und in die Befestigung der Lochias (unter dem Namen Akrolochias) einbezogen waren; sie bildeten auch den Grund der Engheit des Hafeneingangs, die Strabo ausdrücklich erwähnt, und die gegenwärtig wenigstens für das Auge nicht mehr vorhanden ist, eben weil jene Klippen oder Inselchen nicht mehr über die Oberfläche des Wassers hervorragen. In ganz gleicher Weise sind ja z. B. auch die früher in einer Ecke des Hafens gelegene, mit königlichen Palästen und Gärten bedeckte Insel Antirhodus und das ziemlich weit in den Hafen hineinreichende Timonium heutzutage unter dem Wasserspiegel verschwunden.

Der Plan von Kairo kann in keiner Weise als genügend gelten; er ist weder im Stande, dem Leser des Buchs ein Bild dieser gewaltigen Stadt zu geben, noch auch dem Reisenden, der ihn an Ort und Stelle gebrauchen will, zu etwas anderm als zur allernothdürftigsten und allgemeinsten Orientirung zu dienen. Der Situationsplan des „Pyramidenfeldes von Gizeh" ist mit der Angabe versehen: „Zu S. 190", und ist auch da eingeheftet, steht aber daselbst an einer völlig verkehrten Stelle und gehört vielmehr zu S. 212 fg.

Die Uebersichtskarte endlich (Aegypten und Nubien) ist der Hauptsache nach eine genaue Copie derjenigen in dem von Kremer'schen Buche über Aegypten (erschienen 1863), wogegen ja auch an sich nichts zu erinnern ist, da jene Karte sehr genau entworfen und vortrefflich gezeichnet war. Nur wären eine Reihe von Nachträgen und Ergänzungen nöthig gewesen, und diese sind nicht mit der wünschenswerthen Vollständigkeit gegeben. Allerdings findet sich eine Anzahl von Ortschaften und Ruinenstätten, die bei Kremer fehlen, eingetragen, auch etliche der inzwischen entstandenen Eisenbahnen, so einige Linien im Delta, die neue Suezbahn, die über Ismailia führt; dagegen ist die frühere von Kairo unmittelbar nach Osten durch die Wüste gehende Linie nach Suez noch angegeben, während dieselbe bereits vor sechs Jahren aufgehoben worden ist. Ebenso ist von der ganzen oberägyptischen Linie nur die Zweigbahn nach dem Fayûm eingetragen, während die Hauptlinie am Nil entlang schon seit Jahren bis weit über Minieh hinaus fertig ist und in stetigem Weiterbau sich auf Assuan zu fortsetzt, ein Umstand, der, abgesehen von seiner Wichtigkeit an sich, doch auch für den Reisenden von Bedeutung ist. Auch ist nicht überall die genaue Uebereinstimmung zwischen Karte und Buch hergestellt, indem manche Namen auf der erstern eine andere Schreibart erhalten haben als in dem letztern.

Noch eine Bemerkung sei hier gestattet, die sich auf den Charakter des Buchs als Reisehandbuch und Führer bezieht. Es könnte nach dieser Seite hin in manchem Betracht wol praktischer eingerichtet sein, als es ist. So würde es, um nur eins anzuführen, dem Reisenden gewiß sehr erwünscht sein, wenn er mehr als es hier geschehen, in den Stand gesetzt wäre, sich auch in Bezug auf Einzelheiten schnell zurechtzufinden. Das Bedürfniß der Reise bringt es mit sich, daß man in seinem „Führer" hier und da nachschlagen muß und, auch ohne längere Stücke zusammenhängend zu lesen, in Bezug auf bestimmte Punkte Auskunft erhalten will. Diesem Bedürfniß sollte in dem vorliegenden Buche mehr Rechnung getragen werden, z. B. durch hervortretenden Druck der wichtigern Wörter, durch Verweisungen von einer Stelle auf andere mittels genauer Angabe von Seitenzahlen, namentlich auch durch ein viel ausführlicheres und reichhaltigeres Register als dasjenige, welches beigegeben ist und welches sich lediglich auf geographische Namen beschränkt.

Vielleicht werden die Ausstellungen, die wir hier machen mußten, von seiten des Verfassers die entsprechende Berücksichtigung bei einer zweiten Auflage finden; denn auf eine solche kann ein Buch, das für den praktischen Gebrauch und Verbrauch bestimmt ist, und das ja auch einem in der That vorhandenen Bedürfniß entgegenkommt, wol mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit rechnen, vorausgesetzt, daß es nicht inzwischen durch andere, die dem gleichen Zwecke dienen, überholt und verdrängt wird.

Um nun aber über den Inhalt des Buchs eine, wenn auch flüchtige Uebersicht zu geben, so werden dem Reisenden zunächst in einer das Allgemeine behandelnden Einleitung diejenigen praktischen Rathschläge ertheilt und diejenigen sachlichen Mittheilungen gemacht, die ihm für seine Reise nöthig sind, und die er um so weniger entbehren kann, als es sich ja nicht allein um ein Land von so ganz fremdartiger Beschaffenheit, sondern eben um Aegypten handelt, was soviel sagen will, wie ein Land, das man vernünftigerweise nicht betreten kann ohne eine ansehnliche Menge von historischen und archäologischen Vorkenntnissen. Diese Einleitung spricht daher nicht allein von Reisekosten und Jahreszeit, von Kleidung und sonstiger Ausrüstung, von Klima und Gesundheitsregeln, von Münzen und Maßen, Posten und Telegraphen, Eisenbahnen und Dampfschiffen, auch nicht blos vom Nil und seinen Ueberschwemmungen, von Gebirge und Wüste, von Bevölkerung und Sprache, Staatswesen und Landesverwaltung, sondern sie läßt es sich vornehmlich angelegen sein,

dasjenige darzubieten, was zum Verständniß der Denkmäler erforderlich ist. Dazu aber gehört vor allem eine, wenn auch immerhin nur summarische Darstellung der altägyptischen Geschichte. Was der Verfasser in dieser Hinsicht gibt, dürfte für seinen Zweck durchaus genügen; die lange Reihe der Pharaonendynastien des alten, mittlern und neuen Reichs wird durchlaufen und dabei diejenigen Königsgestalten besonders herausgehoben, die für die Geschichte wie für die Denkmäler von besonderer Wichtigkeit sind; der Ueberblick über die Geschichte der Ptolemäer gewährt trotz der Gedrängtheit der Darstellung ein lebendiges Bild von der einerseits so glänzenden, andererseits so düstern Zeit der ptolemäischen Herrschaft: Reichthum, Welthandel, Blüte der Kunst, Pflege der Wissenschaft, und daneben erschreckende Ausschweifung, Verweichlichung und Entsittlichung, unaufhörlicher Wechsel der Herrscher, durch Generationen fortgesetzte Geschwisterehen und immer wiederholte Mordthaten innerhalb der Herrscherfamilie.

Wichtig muß dem Reisenden ferner die hier gegebene Darstellung der altägyptischen Religion sein, weil jedes größere Monument unzählige Beziehungen auf das Gebiet derselben aufweist. Sehr wohlgethan ist es, daß der Verfasser, obgleich er auch die wichtigsten Einzelfiguren der ägyptischen Götterwelt mit ihren vieldeutigen Erscheinungen und oft etwas verworrenen Eigenschaften vorführt, doch ein vornehmliches Gewicht auf den die ganze Mythologie beherrschenden Gedanken eines einheitlichen, alles umfassenden göttlichen Grundwesens legt:

Alle bisher gewonnenen Anhaltspunkte weisen darauf hin, daß die Aegypter, weit entfernt, der Vielgötterei zu huldigen, schon in ältester Zeit ein oberstes Princip erkannten, einen unsichtbaren, ewigen Gott, welcher alle Keime in sich trägt und in den alles zurückkehrt; die verschiedenen Götter aber, deren Darstellungen den Hauptschmuck der Denkmäler bilden, galten *nur als* der Ausfluß dieses einzigen Gottes, als die Verkörperungen seiner Eigenschaften. Daß diese reine Anschauung im Laufe der Zeit bei der großen Menge wenigstens verloren gegangen ist, und die wahrnehmbaren Götterbilder die Stelle der durch sie verherrlichten Begriffe eingenommen haben, liegt in der Entwickelung der Religion, in der, wie in so vielen andern die Form die Wesenheit verdrängt hat. Wie vielverzweigt die ägyptische Götterwelt aber auch erscheinen mag, so liegt ihr doch nur die Vorstellung der Urgottheit zu Grunde, und diese Auffassung ist es, welche wir bei Besichtigung der religiösen Denkmäler festhalten müssen. In jedem Tempel findet dieser *oberste Glaubenssatz* seinen Ausdruck, denn jeder ist einer Trias, d. h. dem alleinigen Gotte in dreifacher Gestalt seiner Erscheinung geweiht, und zwar dem Gotte in seinen Eigenschaften als active, zeugende Kraft, d. h. als Vater, als passives, fruchtbares Princip, d. h. als Mutter, und als aus beiden hervorgegangenen Sohn; da aber der Vater „der Gatte, Vater, Sohn und Bruder" der Mutter, die Mutter „Gattin, Schwester, Tochter und Mutter" des Vaters, der Sohn „das Kind seiner *eigenen Gattin*" ist, so sind alle drei Gestalten doch nur in eine verschmolzen, und bilden das stets sich in sich selbst wiedererzeugende, d. h. ewige Wesen.

Ebenso erwünscht werden dem Reisenden die Auseinandersetzungen über die altägyptische Kunst sein, die zugleich an sich selbst eine recht anziehende und lesenswerthe Partie des Buchs bilden. Es heißt da unter anderm:

Weit entfernt von den dem Schönheitssinne entsprossenen, auf freier Bahn angestrebten Idealen anderer Völker, hat die Kunst der Aegypter kein anderes Ziel verfolgt als die Versinnlichung bestimmter Begriffe, und auch dieses nur auf einem durch starre Gesetze beschränkten Felde, d. h. nach einer in ältester Zeit unter theokratischem Einflusse entstandenen Schablone, einem Kanon, der die aus der Kindheit der Kunst herstammenden, mangelhaften Formen als unabänderliche Vorbilder aufstellt.... Auf diese Weise gefesselt, konnte die Kunst nicht die Richtung einschlagen, welche auf anderm Boden zu einer Venus von Milos, zu einem Apoll von Belvedere geführt hat; diese Richtung würde aber auch der Denkweise der Aegypter nicht entsprochen haben, die, durch ein tief religiöses Gefühl beherrscht, die Kunst in erster Reihe nur als ein Mittel auffaßten, ihrem gläubigen Sinne Ausdruck zu verleihen. Für diesen Zweck genügten die conventionellen, durch das Gesetz geheiligten Formen; sie waren dem Aegypter, der ohne Rücksicht auf die Erscheinung nur die derselben innewohnende Wesenheit in Betracht zog, das, was sie vorstellen sollten; und da auch die weltlichen Darstellungen stets einen religiösen Bezug hatten, so war auch bei ihnen eine Abweichung von der Norm nicht denkbar. Die Bedeutung, der Zweck des Werks waren allein maßgebend; daher jene das Schlachtgetümmel hoch überragenden Riesengestalten, welche sich gleich als diejenigen der Könige kennzeichnen; daher jene mit Abzeichen überladenen Götter, welche die Bedeutung ihrer Erscheinung zur Schau tragen; daher die sorgfältige Ausführung der Bilder und Inschriften in den zu ewiger Finsterniß bestimmten Gräbern, oder auf den dem Blicke kaum mehr erreichbaren Spitzen der Obelisken; daher endlich auch in weiterm Sinne die mächtigen, ohne einheitlichen Plan und nur nach Maßgabe des zunehmenden Bedürfnisses aneinandergereihten Tempelbauten. Nicht die Wirkung, sondern die Ursache kommt hier in Betracht, und das ist es, was die ägyptische Kunst charakterisirt. Ihre Werke müssen daher auch nur mit Hinblick auf diesen Grundzug beurtheilt werden. Gleich wie man an die Bilder der altitalienischen oder deutschen Schule keinen allgemeinen Maßstab legen darf, und erst wenn man sich in dieselben hineingesehen und an ihre Eigenthümlichkeiten gewöhnt hat, ihren Werth erkennt, ebenso gewinnt man erst allmählich den Geschmack für die ägyptischen Kunstwerke, welche mit der Zeit einen so mächtigen Reiz ausüben, daß man darüber ihre in den Principien begründeten Mängel vergißt; wir staunen über die technische Vollendung, über die Plastik der einzelnen Theile; wir bewundern das dem harten Steine eingehauchte Leben, und fühlen den Geist heraus, der diesen Gestalten innewohnt, den Willen, der sich in ihnen kundgibt; jede Figur trägt den Ausdruck ihres Charakters, und diesen trotz der Strenge des Kanons zur Geltung gebracht zu haben, das ist das große Geheimniß der ägyptischen Kunst.

Nachdem so der Reisende vorläufig über das allgemein Wissenswerthe unterrichtet ist, beginnt das Buch sein eigentliches Führeramt. Alexandrien wird, da es in seiner heutigen Beschaffenheit kein besonderes Interesse hat, wenigstens nicht im Verhältniß zu den weiterhin noch zu besuchenden Orten und Gegenden, nur mit einem kurzen Aufenthalte bedacht, währenddessen uns aber in ziemlich eingehender Weise Geschichte und Topographie der alten Stadt vorgeführt werden. Dann kommen wir nach Kairo*), das sammt seinen nächsten Umgebungen natürlich einer etwas genauern Besichtigung unterworfen wird, da es dieselbe reichlich verdient:

Kairo ist eine Weltstadt und offenbart sich beim ersten Anblick als solche; die Häuser, welche hier nicht viel besser aussehen als in andern ägyptischen Städten, tragen wenig zu diesem Eindruck bei; dafür erfüllt uns aber das rege Leben in den Straßen und das Treiben der Bevölkerung, unter der sich beinahe alle Stämme des Erdkreises vertreten finden, mit dem Gefühle, daß wir in einem jener Mittelpunkte stehen, in denen die Interessen der Welt zusammenfließen. Die Gunst der Lage bringt dies mit sich; zu allen Zeiten hat hier, oder doch in unmittelbarer Nähe, eine Stadt gestanden, die Ostafrika be-

*) Es mag hier einem bei uns zu Lande vielfach verbreiteten Irrthum gegenüber bemerkt werden, daß dieser Name in der richtigen Aussprache zweisilbig ist, also Kai-ro lautet, nicht aber, wie man es bei uns zumeist hört, dreisilbig, also Ka-i-ro.

herrscht und wesentlichen Einfluß auf die Geschicke der asiatischen Nachbarländer geübt hat; die Stelle ist der Schlüssel der Nilländer und entnimmt diesen ihre unverwüstliche Lebenskraft; Kairo ist eine andere Memphis. Trotz vieler Wechselfälle und mancher schweren Schläge, die die Stadt erfahren und die ihr Vernichtung drohten, hat sie sich stets von neuem erhoben und immer wieder einen hervorragenden Rang eingenommen. So ist wol jene Blüte längst verwelkt, welche Kairo unter den Khalifen berühmt gemacht hat, da es die zweite Hauptstadt der mohammedanischen Welt, die Wiege der arabischen Civilisation war; doch sind dem gebrochenen Stamme frische Triebe entsprossen, und während das Khalifenthum und die Ideen, die es trugen, längst der Geschichte angehören, sehen wir die alte Mahrußa („die von Gott beschützte", ein Beiname Kairos) in neuer Blüte vor uns stehen.

In Betreff des Museums in Bulak bei Kairo, das eine reiche und wohlgeordnete Sammlung ägyptischer Alterthümer enthält, und das man durch die Ergebnisse der Ausgrabungen immer noch erweitert, wird der sehr gute und richtige Rath ertheilt, dasselbe erst nach der Rückkehr aus Oberägypten gründlicher anzusehen, weil erst dann Auge und Sinn hinreichend dafür geübt seien.

Moritz Lüttke.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue lyrische Gedichte.

1. Gedichte von Ernst Scherenberg. Leipzig, Keil. 1874. Gr. 16. 5 M. 25 Pf.
2. Gedichte von Reinhart Neuhaus. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Hartung u. Sohn. 1875. 16. 5 M. 50 Pf.
3. Idyllen von Albert Möser. Halle, Barthel. 1875. Gr. 16. 1 M.

Unter den Erzeugnissen des jüngsten lyrischen Büchermarktes nehmen die oben genannten Veröffentlichungen einen hervorragenden Platz ein; denn sie erfüllen die beiden Grundbedingungen jedes echten poetischen Schaffens nach allen Seiten hin: sie sind — das fühlt man ihnen an — aus unabweislicher Herzensnöthigung zur dichterischen Bethätigung hervorgegangen und bekunden eine selbständige Welt- und Lebensanschauung. Dazu kommt, daß in ihnen durchweg eine Reife, eine Abgeklärtheit der Form herrscht, welche sie von vornherein vor den Erzeugnissen des heute so üppig wuchernden Dilettantismus vortheilhaft auszeichnet.

Ernst Scherenberg, der Redacteur der „Elberfelder Zeitung" und Herausgeber des „Deutschen Künstler-Albums", ist durch seine frühern Leistungen auf dem Gebiete der Lyrik längst in weitern Kreisen vortheilhaft bekannt; seine Gedichte sind in alle hervorragenden Anthologien übergegangen, und man kann ihn mit Recht den beliebtesten deutschen Lyrikern der Gegenwart beizählen. Um so mehr dürfte die uns vorliegende äußerst elegant ausgestattete Gesammtausgabe der Scherenberg'schen Gedichte einem allgemein gehegten Wunsche entsprechen und dazu beitragen, den Freunden zeitgenössischer Poesie das Bild dieses liebenswürdigen Dichters zu vervollständigen und es nach gewissen Seiten hin abzuschließen.

Die dichterische Persönlichkeit Scherenberg's tritt uns aus dieser Sammlung als eine durchaus eigenartige, tief und reich angelegte entgegen. Voll patriotischer Wärme und ebenso wol der politischen wie der philosophischen Entwickelung der deutschen Nation in all ihren Phasen folgend, sowie ihre innerlichsten Bestrebungen und hervorragendsten Errungenschaften in formenschönen Liedern energisch vertheidigend und schwungvoll verherrlichend, werden die Scherenberg'schen Gedichte nicht nur den rein ästhetischen Anforderungen gerecht, sondern sie rufen durch ihren sittlichen Ernst auch in ethischer Beziehung beim Leser das Gefühl künstlerischer Befriedigung hervor. Aus Scherenberg's Gedichten spricht zu uns ein echter Poet und ein echter Mann, ein sinniges, leicht bewegtes Herz, aber auch ein klarer und muthvoller, männlicher und gesunder Geist. Welche Saite seiner Lyra unser Dichter auch anschlagen, ob er ihr kriegerische oder friedliche Töne entlocken mag, ob er uns ein leichtes Lied von Lenz, Liebe und Wein, oder einen erhabenen Gesang von des Vaterlandes Größe, von der Menschheit heiliger Mission singt, fast immer weiß er dem angeschlagenen Thema eine neue Seite abzugewinnen und demselben in uns einen Nachhall zu erwecken.

Scherenberg's Sammlung zerfällt in die Abtheilungen: „Heimath", „Jugendliebe", „Dunkle Stunden", „Natur und Herz", „Sprüche und Sinngedichte", „Vermischte Gedichte", „Helene", „Zeitgedichte" und „Verbannt". Die Perle der Sammlung ist ohne Frage der Liedercyklus „Verbannt", welcher aus frühern Ausgaben der Scherenberg'schen Gedichte bereits bekannt ist. Der Dichter schildert uns in ihm die Schicksale eines politischen Flüchtlings in Amerika mit einer durchaus rühmenswerthen Kunst der Darstellung. Nächst diesem „Verbannt" gebührt wol den patriotischen Gedichten, welche unsern Poeten zuerst in weitesten Kreisen bekannt gemacht haben, der Preis. Vortreffliches enthält auch die Abtheilung „Natur und Herz", aus welcher wir nachstehendes Gedicht mittheilen:

Der Bergstrom.

O du Bergesluft,
O du Waldesduft,
Wollt euch lind um die Seele mir legen!
O du tosender Strom
Aus dem Felsendom,
Dir breit' ich die Arme entgegen!

Wie du rauschst ohne Ruh,
Ich schaue dir zu,
Die Hand auf dem zuckenden Herzen;
Und je wilder der Graus,
Und je toller der Braus,
Um so sanfter entschlummern die Schmerzen.

O gewaltiges Bild:
Wenn es schäumt und schwillt,
Daß die felsigen Ufer erzittern
Und, ein Opfer der Wuth
Der entfesselten Flut,
Die entwurzelten Stämme zersplittern.

Was den Lauf dir hemmt,
Wird hinuntergeschwemmt;
Keine Fessel vermag dich zu halten.
Ein Gesetz uns blieb:
Der allmächtige Trieb
Aus des Urquells ew'gen Gewalten.

Herz, so folge du auch
Dem beseelenden Hauch!
Raff' auf dich aus bänglichem Schwanken!
Frei entströmen der Haft
Laß die Wogen der Kraft:
Mögen bersten und brechen die Schranken!

Wen sein Genius ruft,
Ueberspringe die Kluft,
Um sich selbst und der Menschheit zu frommen;
Nur dem göttlichen Drang
Weicht der irdische Zwang,
Bis die Höhe des Daseins erklommen.

Wenn die Flamme verfliegt
Und die Jugend verfliegt,
Magst die Fluren du sanfter durchfluten,
Um zuletzt wie ein Traum
Zu verrinnen im Raum —
Wie die Ströme im Meere verbluten.

Unter den übrigen Gedichten der Sammlung müssen noch rühmend hervorgehoben werden: „Wie lang die Nacht!", „Ahnung", „Zwei Schwesterrosen" und die beiden Liedercyklen auf den Tod des Vaters und der Frau des Dichters. Die Abtheilungen „Heimat" und „Jugendliebe" würden durch strengere Sichtung vielleicht gewonnen haben, aber auch sie enthalten des Schönen gar vieles.

Neben Ernst Scherenberg stellt sich würdig Reinhart Neuhaus (Nr. 2), welcher sich durch eine frühere Sammlung von Gedichten unter dem Namen Gustav Reinhart bereits in weitern Kreisen einen Namen erworben hat. Diese seine neuesten Dichtungen wurden durch ein Circular, welches Ferdinand Freiligrath, Emil Rittershaus und andere hervorragende Poeten in die Welt sandten, beim Publikum eingeführt. Sie machen diesen bedeutenden Namen, welche bei ihnen gewissermaßen Gevatter gestanden, alle Ehre. Neuhaus darf sich, was dichterischen Schwung, Gedankenfülle und abgeklärte Form betrifft, getrost neben seinen berühmten Landsmann Rittershaus stellen und dürfte von diesem nur im patriotischen Gedichte und dem mehr reflectirenden Genre übertroffen werden. Vom Geiste echter Poesie durchhaucht sind namentlich seine „Stimmungen". Wie Scherenberg ist auch Neuhaus ein vorwiegend männlicher Dichtergeist. Alles Weichliche und Weibische, alle Sentimentalität und Gefühlsseligkeit liegt ihm völlig fern. Aber in dem mannhaften und kampfesfrohen Streben nach den höchsten Zielen des Lebens, nach Schönheit und Wahrheit, nach Freiheit und Tugend schweifen diese Neuhaus'schen Gedichte doch niemals auf das poesiewidrige Gebiet abstracten Reflectirens ab, eine Verführung, die dem geistig am höchsten strebenden Dichter gerade am nächsten liegt; nirgends verlassen sie den echten Boden der Poesie; niemals vergessen sie durch schöne Aufgabe aller Kunst, die bunte Vielheit des Lebens widerzuspiegeln in concreten Gebilden und einheitlich abgeschlossenen Formen. Aus der reichen Zahl trefflicher Lebensbilder, welche die Neuhaus'schen Gedichte enthalten, hier eine Probe:

Wiedersehen.

„Mein Kind, wie ist dein Aug' so trüb', und dein Blick an Schmerzen so reich!
Mein Kind, wie ist deine Stirne so kalt und deine Wangen so bleich!

„Mein Kind, wie zitternd kommst du zu mir, wie bebet der Stimme Klang,
Daß der Ton mir so bange das Herz durchfährt, mich schrecket wie Grabgesang!

„Als ich dich sandt' in die Welt hinaus, mein einziges Kind, meine Lust,
Und als ich dich netzte mit Thränen heiß, mir lagst an der klopfenden Brust:

„Da glichst du dem sonnigen Frühlingstag, so heiter, so lachend, so schön,
Der Unschuld Reiz auf den Wangen lag, wie Frühlingsschnee auf den Höhn.

„Nun kommst du zu mir, wie ein trüber Tag, ohne Rosen und Sonnenschein,
Dein Wiedersehn wecket nicht Freude in mir, doch weckt es unendliche Pein." —

„O Mutter, o Mutter, o halte ein, sonst bricht mir das zitternde Herz!
Mich strafet dein Auge, das thränenlos; mich strafet mein eigener Schmerz.

„O, daß ich dich ließ, weil das Brot uns gebrach, dich ließ in dem Elend allein!
Nicht kannt' ich die Welt und die Menschen darin und den frommen, trügenden Schein.

„Und die Menschen, sie sprachen so süß zu mir von Liebe dem weinenden Kind,
Das von Elend und Noth durch das Leben gejagt, wie die Blüte vom wogenden Wind.

„Und ich habe gelauscht, ich habe gesäumt, ich habe den Schwüren geglaubt —
O Mutter, o Mutter, verstoße mich nicht, wo berg' ich mein schuldiges Haupt!

„Sie haben geküßt mir die Wangen bleich, versengt meiner Augen Glut,
Sie haben mit meinen Locken gespielt, an meinem Busen geruht,

„Genommen den Frieden der Seele mir, das größte Gut dieser Welt;
Sie haben gelacht, wenn ich beten gewollt, und reichten mir spottend — ihr Geld.

„Sie stießen hinaus mich in dunkler Nacht, hinaus bei Regen und Wind;
O Mutter, wo findet die Ruhe nun, verflucht und verdammt — dein Kind?"

Von ähnlichem elegischen Schmelze und einer gleichen dramatischen Lebendigkeit sind außer diesem Gedichte noch mehrere andere der Neuhaus'schen Sammlung, wie „Ich ziehe mit", „Zwei Schwestern" und „O, geh zur Ruh!" Wir können von dem werthvollen Buche nicht scheiden, ohne ihm den Wunsch mit auf den Weg zu geben, es möge — zur Ehre des deutschen Publikums — recht viele Leser finden.

Albert Möser's neueste Dichtungen, die „Idyllen" (Nr. 3), sind wie alles, was aus der Feder dieses musenbegnadeten Poeten fließt, vom reinsten Geistesadel durchweht und stellen sich den frühern Veröffentlichungen des geistvollen Dichters, seinen Canzonen „An den Tod", „Todtenopfer" und „An das Glück", seinen Sonetten, Oden und andern Gedichten ebenbürtig an die Seite. Das kleine Werk, welches der königlich sächsischen Hofschauspielerin Anna Haverland gewidmet ist, enthält vier Idyllen: „Auf dem Alpensee", „Am Meere", „In Weimar" und „In der Heimat", und erinnert, was blühende Anmuth der Schilderung, frische Sinnlichkeit des Colorits

und reiche Fülle der Gedanken betrifft, an die Goethe'schen Dichtungen gleichen Genres. Ueberall, wohin uns diese Idyllen führen, sei es an die waldbekränzten Ufer des Alpensees, sei es ans brandende „heilige Meer", sei es an Schiller's und Goethe's Gräber in der Fürstengruft zu Weimar, sei es ins trauliche Heim, wo die Lust des Wanderns schweigt, überall fühlen wir uns in der Gesellschaft des Dichters und seiner Geliebten, um deren jugendliche Stirne diese Distichen ihre blühenden Ranken flechten, innerlich wohl und befriedigt; denn es ist der Geist eines edeln Liebeslebens, der uns aus diesen Idyllen anweht.

Ernst Ziel.

Philosophischer Büchertisch.

1. Die Lehre von der Erkenntniß. Vom physiologischen Standpunkte allgemein verständlich dargestellt von A. Mayer. Leipzig, Thomas. 1875. Gr. 8. 6 M.

Die Versuche, vom exact-naturwissenschaftlichen Standpunkte aus eine Weltanschauung zu begründen oder einzelne Theile der Philosophie zu bearbeiten, scheitern häufig sogleich in ihrem Beginn an dem naiven Realismus und Dogmatismus ihrer Urheber, welcher es den mystischen und theosophischen Gegnern erlaubt, eine Lehre, deren gesicherte Einzelergebnisse sie nicht widerlegen können, im ganzen mit vollem Rechte zu verwerfen und unbekümmert um die Resultate der Wissenschaft ihren bodenlosen Phantasiegebilden weiter nachzuhängen. Diese Klippe hat das vorliegende Werk vermieden, dessen in naturwissenschaftlichen wie philosophischen Kreisen bereits wohlbekannter Verfasser die Hindernisse genau kennt, welche dem Realismus des ungebildeten natürlichen Verstandes entgegenstehen. Daher wird kein anständiger Gegner dieses Buch in das über das Gros der materialistischen Schriften feststehende Urtheil hineinziehen dürfen, sondern er muß seine Beweise im einzelnen zu widerlegen versuchen, wie dies auch der Verfasser selbst mit Recht beansprucht.

Ueber die Nothwendigkeit der Erkenntnißlehre für die Wissenschaft urtheilt Mayer sehr richtig, fügt aber irrigerweise hinzu, daß darüber zwischen Philosophen und Naturforschern „volle Uebereinstimmung" bestehe; denn leider erkennt man in der Philosophie die Erkenntnißlehre noch immer nicht allgemein als „nothwendige Vorbedingung" an. Die nun folgenden Erörterungen über Materie und Kraft sowie über das Leben sind klar und präcis; mit Recht verlangt der Verfasser für die Erklärung der organischen Vorgänge andere Principien als für die unorganischen Processe, und weist als das die erstern charakterisirende die Form nach, an deren Bestand die Erhaltung des organischen Lebens geknüpft ist. Um darzuthun, daß die vollkommenere Leistungsfähigkeit durch die Vollkommenheit der Organe bedingt ist, gibt der Verfasser eine übersichtliche Zusammenstellung der verschiedenen Klassen des Thierreichs von den Urthieren bis zu den Wirbelthieren, deren höchst entwickeltes der Mensch ist. Darauf beschreibt er den Bau des Nervensystems, erörtert einige Leistungen desselben und bespricht besonders ausführlich die Reflexbewegungen, welchen er eine gewisse Zweckmäßigkeit, freilich nicht die von der Philosophie des Unbewußten gefolgerte, zugesteht. In dem Abschnitte über das Sehen spricht sich Mayer für eine Vereinigung der empiristischen und nativistischen Theorie aus, welche bis zu einem gewissen Punkte, natürlich abgesehen von den entgegengesetzten Grundprincipien, wohl möglich erscheint. Im übrigen ist Mayer selbst als Vertheidiger der apriorischen Causalität der empiristischen Theorie im ganzen zugethan, die er auch in etwas gewagter Weise auf das Hören anwendet: „Das Centrum empfindet und sucht für die Wirkungen in den Nerven, d. h. den veränderten Zustand, die äußern Ursachen, und findet sie in den Schwingungen der Körper." Diese Uebertragung von Resultaten der mühsamsten wissenschaftlichen Forschungen in die Processe des unbewußten Seelenlebens bleibt unter allen Umständen sehr bedenklich, wie überhaupt die Aeußerungen des Verfassers über allgemein philosophische Begriffe zu den schwächern Partien seines Buchs gehören. Er lehrt zwar ganz richtig, daß das Causalgesetz nur für die Veränderung eines Dinges eine Ursache verlange, definirt es aber im allgemeinen als Ausdruck des Satzes: „Nichts ist ohne Grund, warum es sei." Mit dieser Fassung suchen die Theosophen gerade das zu erweisen, was Mayer fernzuhalten so eifrig bemüht ist, den transscendenten Weltschöpfer. Auch vom Gesetz der Trägheit stellt Mayer eine sonderbare Behauptung auf: „Das in der Mechanik gültige Gesetz der Trägheit drückt eben aus, daß die Zeit für sich allein keine Veränderungen an den Körpern herbeizuführen vermag." Ebenso unhaltbar ist seine Definition des abstracten Begriffs: „Die durch Abstraction gewonnenen Begriffe machen eine eigene Klasse von Vorstellungen aus, sie sind die Vorstellungen von anschaulichen Vorstellungen." Begriffe sind aber keine Vorstellungen, überhaupt keine psychischen Producte, sondern, wie Herbart richtig lehrt, logische Ideale. Was dagegen der Verfasser über die Anwendung der Begriffe sagt, ist ebenso unbestreitbar als nöthig: „Sobald bei der Anwendung von Begriffen die Regel nicht festgehalten wird, daß sie immer aus der anschaulichen Erkenntniß ihren Inhalt schöpfen müssen, bleibt dem Irrthum Thür und Thor geöffnet." Die Untersuchung über das Bewußtsein ist insofern von Wichtigkeit, als sie die meist als unumstößlich gewiß vorausgesetzte Einheit des Bewußtseins auf den normalen geistigen Zustand beschränkt und durch Beispiele krankhafter Veränderungen beweist, daß ein doppeltes Bewußtsein vorkommt.

Den zweiten Theil des Werks bildet eine Widerlegung der spiritualistischen Hypothesen, welche im ganzen als gelungen erscheint; doch hat sie mehr populäres als wissenschaftliches Interesse. Als einen bedauerlichen Mangel des sehr empfehlenswerthen Werks müssen wir es bezeichnen, daß die Klarheit der Auseinandersetzungen häufig durch den incorrecten Stil, der sich nicht selten zu groben grammatikalischen Fehlern steigert, wesentlich beeinträchtigt wird.

2. Der Gottesbegriff und dessen Bedeutung in der Gegenwart. Ein allgemein verständlicher Vortrag von Ludwig Büchner. Leipzig, Thomas. 1874. Gr. 8. 1 M.

Der bekannte Apostel des Materialismus gibt hier den Vortrag im Druck, welchen er auf seinen Bekehrungsreisen der letzten Jahre in vielen Städten gehalten hat. Büchner's populärer Ton, verbunden mit mancherlei sachlichen Trivialitäten und auch Unrichtigkeiten, ist den Vorstellungen, die er bekämpft, durchaus congenial, und erreicht dadurch wol meist seinen Zweck besser, als dies streng wissenschaftliche und logische Auseinandersetzungen thun würden. Zu loben ist die rückhaltlose Offenheit, mit welcher Büchner den conventionellen Theismus angreift wie die anthropomorphistische Teleologie widerlegt.

3. Ueber den Werth der Geschichte der Philosophie. Akademische Antrittsrede von Rudolf Eucken. Jena, Mauke. 1874. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

In eleganter Darstellung entwickelt der Verfasser seine Ansichten über das behandelte Thema. Erfreulicherweise warnt er, dessen veröffentlichte Studien sich bisher ausschließlich auf dem Gebiete der Aristotelischen Philosophie bewegt haben, ausdrücklich vor der Ueberschätzung der alten Philosophen, und räth dringend, die geistige Arbeit der Neuzeit sich zu eigen zu machen.

4. Ueber Kant's Idee vom höchsten Gut. Habilitationsvorlesung gehalten den 13. März 1874 an der königlichen Albertus-Universität zu Königsberg von Emil Arnoldt. Königsberg, Beyer. 1874. 8. 50 Pf.

Auf Grund genauer Kenntniß der Kant'schen Philosophie zeigt der Verfasser, daß dem Geiste derselben die Idee vom höchsten Gute zuwiderlaufe, und daß auch ohne diese Idee eine Begründung der Moral von Kant'schen Principien aus wohl möglich sei.

5. Die Geschichte der Philosophie im Grundriß. Ein übersichtlicher Blick in den Verlauf ihrer Entwickelung, von Friedrich Christoph Poetter. Zweite Hälfte: Die vor- und nachkantische Philosophie. Elberfeld, Friderichs. 1874. Gr. 8. 3 M.

Das Lob der Klarheit und Uebersichtlichkeit, welches wir bereits der ersten Hälfte dieses Werks zollten, müssen wir auch der vorliegenden zweiten Hälfte in vollem Maße zuerkennen. Auch die jedem philosophischen Standpunkt gewidmeten Beurtheilungen erscheinen der Hauptsache nach zutreffend. Dagegen ist nicht abzusehen, warum die Systeme Schopenhauer's und von Hartmann's in eine Anmerkung unter den Text verwiesen worden sind. Man darf, ohne irgendwie ein Anhänger der Genannten zu sein, wohl verlangen, daß ihnen dieselbe Bedeutung wie Schelling und Hegel eingeräumt wird, da sie sowol hinsichtlich des originalen Princips wie der systematischen Ausführung Schelling weit hinter sich lassen und mit Hegel wenigstens auf einer Linie stehen. Die Behauptung: „Die Geschichte der Philosophie als Ganzes genommen schließt mit Hegel ab", entbehrt jeder Begründung.

6. Die berliner Akademie und die Wissenschaft. Prüfung logischer Untersuchungen von W. Schlötel. Zur Privatmittheilung an Gelehrte bestimmt. Heidelberg, Avenarius. 1874.

Auf der ersten Seite sagt der Verfasser: „Man thut wo l, allem die beste Seite abzugewinnen." Leider hat dieser schöne Grundsatz auf sein Handeln nicht den mindesten Einfluß gewonnen. Denn er hat es im vorliegenden Werke vielmehr verstanden, allem die schlechteste Seite abzugewinnen, infolge einer Grundstimmung, welche um so sicherer als krankhaft zu bezeichnen ist, je mehr der Kranke selbst sich gegen diese Bezeichnung sträubt. Daß er dabei eine eminente Spürkraft im Auffinden von Schwächen der Menschen und Verhältnisse an den Tag legt, ist nicht zu bestreiten, läßt aber nur um so mehr bedauern, daß ihm eine ruhigere Auffassung so gänzlich unmöglich geworden zu sein scheint.

Die Veranlassung zu dieser Schrift, soweit sie sich innerhalb der vom Titel gesteckten Grenzen hält, erzählt der Verfasser selbst im Eingange. Er bestellte sich nämlich auf der berliner Bibliothek täglich zuerst einen Jahrgang der londoner „Philosophical Transactions", später zwei Jahrgänge der „Annales de Chimie" und der Gilbert'schen „Annalen", welche ihm aber unter verschiedenen Chicanen nur sehr unregelmäßig zugingen, bis man ihm endlich am 23. März 1868 statt der gewünschten zwei Jahrgänge einen Registerband über die Titel der Abhandlungen einhändigte. Das schlug dem Fasse, nämlich der Geduld des Verfassers, den Boden ein. Im Interesse der Wissenschaft, welches er durch das Verfahren der berliner Bibliothekbeamten schwer gefährdet sieht, richtete er bald darauf durch ein Inserat in der „Allgemeinen Zeitung" die Aufforderung an die berliner Akademie der Wissenschaften, seine eigenen bescheidenen Arbeiten durch gediegenere Leistungen auf dem nämlichen Gebiete, der Logik, in Schatten zu stellen, als sie Trendelenburg's, des Klassensecretärs der Akademie, „Logische Untersuchungen" enthalten. Da hierauf eine Antwort nicht erfolgt ist, so stellt Schlötel der berliner Akademie ein „Dilemma von fundamentaler Bedeutung":

> Ob die eigenen Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft schon von so abschließender Vollendung waren, daß Neckereien, gegen Concurrenten ihrer Mitglieder geübt, als nur persönliche Kränkungen der Oeffentlichkeit fernbleiben durften; oder ob man darin wegen mangelhafter Leistungen der Akademie zugleich einen, mit allen dienlichen Mitteln rücksichts- und erbarmungslos abzuwehrenden Streich gegen die Wissenschaft zu sehen gezwungen ist.

Schlötel entscheidet sich für das letztere und hechelt zum Beweise dafür Trendeleburg's „Logische Untersuchungen" „rücksichts- und erbarmungslos" durch, wobei ihm außer beträchtlichem Scharfsinn die gründlichste Gelehrsamkeit auf dem logischen und allen einschlägigen Gebieten nebst einer wahrhaft erstaunenswerthen Belesenheit zur Seite steht, sodaß man nicht umhin kann, seinen rein theoretischen Ausführungen meist recht zu geben. Da er natürlich zu einem verwerfenden Resultate hinsichtlich der Leistungen Trendelenburg's gelangt, so fordert er nun alle deutschen Philosophieprofessoren nominatim auf, in die Lücke einzutreten, und damit wäre eigentlich seine Aufgabe gelöst gewesen. Allein er ist einmal im Zuge, mit seinen Nebenmenschen in das Gericht zu gehen, und so fordert er noch verschiedene leipziger Professoren vor sein Tribunal.

Der frühere Mitredacteur der „Zeitschrift für exacte Philosophie", Professor Ziller, hat in jener Eigenschaft den Zorn des Verfassers in ganz besonderm Maße auf sich gezogen, und dies ist, wie es scheint, die Ursache,

daß auch andere leipziger Gelehrte herhalten müssen; Drobisch, Scheibner, Zöllner bekommen von dem universellen Grimm ebenfalls ein gehäuftes und gerütteltes Maß ab.

Wir wollen dem Verfasser wünschen, daß die gründliche und allseitige Expectoration, welche er sich hier geleistet hat, zunächst für ihn selbst von wohlthuendem Erfolge sein möge, damit er in der stillen Beschäftigung mit der Wissenschaft die Befriedigung finde, welche der Skandal persönlicher Angriffe ein für allemal ausschließt.

7. Sechs Vorträge aus dem Gebiete der praktischen Philosophie. Von J. J. Baumann. Leipzig, Hirzel. 1874. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Eigenschaften des gründlichen und besonnenen Denkens, welche Baumann als theoretischen Philosophen auszeichnen, finden wir auch hier wieder, wo er allgemein interessante und wichtige Fragen der praktischen Philosophie behandelt. Dabei ist die Darstellung stets lebendig und fesselnd, sodaß auch das gebildete nichtphilosophische Publikum neben reicher Belehrung die gesuchte Unterhaltung niemals vermissen wird. Wir begnügen uns, den Inhalt der sechs Vorträge nach ihren Titeln hier wiederzugeben: „I. Ueber die Werthschätzung der Affecte und Leidenschaften bei Philosophen verschiedener Völker"; „II. Ueber den Begriff der Liebe bei Philosophen verschiedener Zeiten"; „III. Ueber die vier Sphären des sittlichen Lebens nach Schleiermacher"; „IV. Ueber den wahren Sinn des obersten Satzes der Kantischen Moral"; „V. Ueber die Hauptansichten vom Werthe des menschlichen Lebens"; „VI. Ueber den wahren Grund des Werthes classischer Bildung für die Jugend".

8. Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage. Ein Versuch zur Neubegründung der Seelenlehre. Zweiter Theil. Erste Hälfte: Analyse des Denkens. Grundlinien einer Erkenntnißtheorie von Adolf Horwicz. Halle, Pfeffer. 1875. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Die feststehende und gegenwärtig auch fast allgemein anerkannte Thatsache, daß wir geistige und seelische Functionen stets nur in Verbindung mit einem Körper wahrnehmen, legt es nahe, die Psychologie im Zusammenhang mit der Physiologie zu behandeln. Alles, was gegen diese Art der Behandlung gegründeterweise vorgebracht werden kann, beschränkt sich etwa darauf, daß die rein psychischen Thatsachen selbst noch nicht gehörig festgestellt sind, weil metaphysische Phantasiegebilde wie überall so auch in der Psychologie noch vielfach ihr Wesen treiben. Deshalb könnte es vielleicht gerade für die exacte Forschung, welche lediglich auf Beobachtung und Induction gegründet ist, keine unerhebliche Förderung gewähren, wenn erst die psychologischen Thatsachen festgestellt wären, um dann ihre physiologische Erklärung zu finden. Indessen ist dies keine unerlaßliche Bedingung, und die Berechtigung seiner Behandlung der psychologischen Probleme hat Horwicz selbst gegen Brentano's Angriffe schlagend erwiesen in den „Philosophischen Monatsheften" (1874, Heft 9).

Horwicz bewährt in der vorliegenden „Analyse des Denkens" den Ruf eines umsichtigen und scharfsinnigen Forschers, den er sich durch den ersten Theil seines Werks erworben hat. Nur selten verleitet ihn seine realistische Grundansicht zu etwas gewagten Behauptungen. Ein Fall dieser Art scheint es uns zu sein, wenn er der kürzlich von Wundt ausgesprochenen Verwerfung der Lehre von den specifischen Sinnesenergien unbedingt zustimmt; man vergleiche, was A. Mayer in dem oben besprochenen Buche über Wundt's Bekämpfung jener Lehre sagt.

Der eigenen Analyse schickt Horwicz eine kurze Uebersicht und Kritik der Ansichten voraus, welche sich in der Geschichte der Philosophie über seinen Gegenstand finden. Soweit er aus unmittelbarer Kenntniß der Quellen urtheilt, was aber nur bei den neuesten Werken der Fall zu sein scheint, sind seine Urtheile im ganzen durchaus zutreffend, während in den ältern Partien sich über manches streiten ließe. Die darauffolgende Theorie des Verfassers über den Ursprung und den Verlauf des Denkens zeichnet sich durch sorgfältige Benutzung der Erfahrung wie durch Klarheit der Entwickelung vor vielen ähnlichen Arbeiten vortheilhaft aus. Im Gegensatz zur herrschenden Ansicht betrachtet Horwicz die „Causalitätsfrage: Wie kommt das?" als eine verhältnißmäßig spät auftretende. „Wir finden weder beim Thier noch bei ganz jungen Kindern die Frage nach dem Warum? Wenn ein Hund oder ein Kind Schläge bekommt, ohne sich einer Schuld bewußt zu sein, so möchte wol in seinem fragenden Blick der erste Ansatz zu unserm weltbewegenden Princip zu lesen sein. In Worte gekleidet würde diese stumme Frage lauten: Was muß ich thun oder lassen, um das zu vermeiden?" Es ist klar, daß Horwicz hiermit dem Thatbestand ungleich näher kommt oder vielleicht auch ihn ganz und gar genügend ausdrückt denjenigen gegenüber, welche mit dem Schlagwort Causalität alles abthun zu können meinen. Ebenso einleuchtend ist seine Lehre, daß die Einheit des Bewußtseins nur durch das Denken zu Stande komme, während viele metaphysischen Vorurtheilen zu Liebe dieselbe als einen ursprünglichen Besitz der Seele betrachten. Der Stil des Verfassers hat die in dergleichen schwierigen Untersuchungen doppelt erforderte Klarheit und Präcision, ermüdet außerdem nicht durch lang ausgesponnene abstracte Erörterungen, sondern fesselt stets durch glücklich gewählte concrete Beispiele als Grundlagen der Theorie.

9. Untersuchungen über das System Plato's. Geführt von David Peipers. Erster Theil: Die Erkenntnißtheorie Plato's mit besonderer Rücksicht auf den Theätet. Leipzig, Teubner. 1874. Gr. 8. 16 M. 80 Pf.

Ueber Plato ist von alters her sehr viel geschrieben worden; doch gehen gerade über den Kern seiner Lehren die Ansichten der Philosophen weit auseinander. Es ist daher ein zeitgemäßes Unternehmen, das Platonische System monographisch zu behandeln, um aus den Quellen selbst den eigentlichen Inhalt desselben zu eruiren. Diesem Unternehmen zeigt sich der Verfasser, soweit der vorliegende erste Theil erkennen läßt, durchaus gewachsen. Er besitzt ebenso wol die nöthige philologische und philosophische Gelehrsamkeit als auch die nicht minder unentbehrliche Selbständigkeit und Reife des Urtheils, welche nicht in jedem Satze des vorzugsweise bearbeiteten Autors unbedingte Wahrheit erblickt — eine Eigenschaft, welche man gerade jetzt vielen monographischen Bearbeitern einzelner großer Philosophen dringend wünschen muß, da ihr leider zu häufiger Mangel auch die alleroberflächlichste Verständigung gewöhnlich ausschließt.

In der Einleitung, welche eine kurze Uebersicht über die erkenntnißtheoretischen Lehren der ältern Philosophen von Heraklit bis zu den Cyrenaikern vorausschickt, zeigt der Verfasser, daß Plato die von ihm bekämpften Lehren durchaus nicht immer historisch getreu wiedergegeben, sondern behufs leichterer Widerlegung vielfach modificirt hat. Von besonderm Interesse ist die Ausführung, wonach der berüchtigte Satz des Protagoras: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge", wahrscheinlich keineswegs die craß individualistische Auffassung zuläßt, welche man seit Plato stets von ihm gehabt hat. Vielmehr habe man aus Gründen des Sprachgebrauchs und des Zusammenhangs anzunehmen, daß in jenem Satze „ὁ ἄνθρωπος" die Gattung Mensch bezeichne, wonach Protagoras einen Relativismus der menschlichen Erkenntniß lehrt, welcher gegenwärtig von der exacten Forschung wie von der besonnenen Philosophie allgemein als einzig berechtigt anerkannt ist. Weil aber Plato der entgegengesetzten Ansicht huldigte, daß der Mensch ein absolutes Wissen erreichen könne, deshalb verstand er entweder den großen Sophisten nicht oder er schob ihm absichtlich eine andere Lehre unter.

Dieses Dogma: „Es gibt ein Wissen", und zwar ein solches, welches sich vom Vorstellen und Meinen absolut unterscheidet, stellt Plato nun „geradezu als das Fundament hin, auf welches sich die Hauptlehre seines Systems, die Ideenlehre gründet." Mit Recht fragt Peipers am Schluß seines vorläufigen Ueberblicks über den Platonischen Erkenntnißapparat, der jenes absolute Wissen begründen sollte: „Gibt uns denn jener Fundamentalsatz Plato's von dem Unterschiede der Vorstellung und des Wissens wirklich ein Recht, diesen sichern Boden des Gegebenen zu verlassen und zu sogenannten ὄντα oder Ideen emporzusteigen, die unsern Sinnen nicht gegeben sind?" In derselben besonnenen Weise kritisirt der Verfasser fernerhin die psychologischen Voraussetzungen Plato's, welchen dieser durch einen „Sprung ins Metaphysische" nachzuhelfen genöthigt ist, seine Wahrnehmungstheorie, dialektische Methode und Lehre von der Wahrheit, welche letztere in dem ethischen Dogma gipfelt, daß das Gute Grund sowol der Realität als der Wahrheit sei: „Nicht der Mensch, sondern die Gottheit (das Gute) ist das Maß für alles Lebende und Unbelebte." Das Resultat der Untersuchung ist, daß Plato eine Definition vom Wissen im strengen Sinne nicht zu geben vermag.

10. Die Lehre von der praktischen Vernunft in der griechischen Philosophie von **Julius Walter**. Jena, Mauke. 1874. 8. 9 M.

Gegen die übliche Ansicht, welche den νοῦς πρακτικός unmittelbar auf Aristoteles zurückführt, erweist der Verfasser ihren scholastischen Ursprung:

Albertus Magnus schreibt an Stelle des Wortlauts der vetus translatio: „dicimus enim gnomen et synesim et prudentiam et intellectum" — aus eigener Machtvollkommenheit — „dicimus .... et intellectum practicum." Von diesem Augenblick an gibt es in der Aristotelischen Ethik eine praktische Vernunft, die neben der φρόνησις ihren Bestand haben soll, und das Ansehen Albert's sorgte dafür, daß die Lehre Verbreitung gewann. ...

„Das Verdienst, der Lehre vom νοῦς πρακτικός ganz besonders die Aufmerksamkeit zugewandt zu haben, gehört der Neuzeit an", speciell Trendelenburg, der „eine völlig rückläufige Bewegung im Gebiete der Ethik einschlug".

In der nun folgenden öftern Polemik des Verfassers gegen Trendelenburg klingt, so berechtigt sie in materieller Hinsicht immer sein mag, leider etwas von dem bekannten rücksichtslosen Tone Kuno Fischer's gegen den ehrwürdigen berliner Philosophen durch. Im ganzen hat der Verfasser die Anforderungen, welche man an eine derartige monographische Darstellung zu stellen pflegt, in durchaus befriedigender Weise erfüllt und sich damit um die Geschichte der Philosophie ein bleibendes Verdienst erworben. Einzelne starke Aeußerungen sind wol aus Hegel'schen Reminiscenzen zu erklären, z. B.: „Nicht die Schwäche des Denkens allein, sondern vor allem der frivole Cynismus des Philisterthums ist es, was uns die Eklektiker aller Zeiten verleidet" u. s. w.

11. Sokrates und Xenophon. Von **A. Krohn**. Halle, Mühlmann. 1875. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat eine hohe Meinung von Xenophon nicht minder als von Sokrates und hält mit derselben, welche ihm hinsichtlich Xenophon's zu begründen wohlgelungen ist (für Sokrates war es natürlich nicht erst nöthig), so manches für durchaus unvereinbar, was in den sogenannten „Memorabilien" Xenophon's über Sokrates berichtet wird. Deshalb glaubt er, daß dieses Werk von den Stoikern mannichfache Interpolationen erfahren habe, daß besonders das vierte Kapitel des ersten Buchs ganz und gar ein stoisches Machwerk sei. Diese zunächst paradox erscheinende Ansicht sucht er philologisch und philosophisch zu begründen; er bringt in der That viele gewichtige Momente für seine Vermuthung bei, sodaß es nicht mehr erlaubt sein wird, an der Echtheit der ganzen „Memorabilien" dogmatisch festzuhalten. Die Begeisterung für seine neue Idee, welche den Verfasser beseelt, hat in einer oft gehobenen Darstellungsweise ihren entsprechenden Ausdruck gefunden, ohne daß dies der nöthigen Klarheit und Bestimmtheit Eintrag thut. Das Buch wird daher dem gebildeten Laien eine unterhaltende und anregende Lektüre gewähren, die Fachgelehrten aber hoffentlich zu einer allseitigen und gründlichen Untersuchung der einmal in Fluß gebrachten Frage veranlassen.

12. Untersuchungen zur Philosophie der Griechen. Von **Hermann Siebeck**. Halle, Barthel. 1874. 8. 6 M.

Im vorliegenden Werke gibt der ebenso gelehrte als besonnen urtheilende Verfasser einige werthvolle Beiträge zur Specialkenntniß der griechischen Philosophie. Die erste Abhandlung S. 1—63 handelt „Ueber Sokrates' Verhältniß zur Sophistik", und stellt das, was Sokrates mit den Sophisten gemein hat, wie die ihn unterscheidenden Züge im theoretischen und ethischen Gebiete übersichtlich zusammen. In der folgenden Untersuchung: „Plato's Lehre von der Materie", wird nachgewiesen, daß der Materie bei Plato die Aufgabe zufällt, die thatsächliche Vielheit der Dinge zu erklären. Der dritte Aufsatz: „Die Lehre des Aristoteles von der Ewigkeit der Welt", zeigt, wie Aristoteles auf Grund seiner metaphysischen Principien die Ewigkeit der Welt annehmen mußte, und gibt sodann Anschauungen des großen Philosophen über diesen Punkt im einzelnen.

Die letzte Abhandlung: „Der Zusammenhang der aristotelischen und stoischen Naturphilosophie", bekämpft mit Erfolg die übliche Annahme, nach welcher die Stoiker ihre Naturphilosophie lediglich von Heraklit entlehnt haben sollen, und weist nach, daß Aristoteles bedeutenden Einfluß auf die stoische Physik ausgeübt hat.

Karl Braun als Erzähler.

Mordgeschichten. Von Karl Braun. Zwei Bände. Hannover. Rümpler. 1874. 8. 12 M.

Das Vorwort der vorliegenden neuesten Sammlung von Schriften Karl Braun's, datirt aus Berlin vom 3. October 1874, beginnt mit den Worten:

Man ist recht übel daran als Schriftsteller. Man möchte es gern dem Publikum recht machen, und man brächte das vielleicht auch fertig, wenn es nur das verehrliche Publikum sagen wollte, wie es die Dinge gemacht zu haben wünscht. Allein das kann man eben vorher nicht erfahren; man erhält die Nachricht erst später, und dann ist es in der Regel zu spät, das heißt: die Dummheit ist schon begangen. Die brutale Thatsache des Erfolgs oder Miserfolgs sitzt zu Gericht. Stultorum magister eventus.

Ueber den Inhalt dieser beiden Bände belehrt das Vorwort uns ferner, daß derselbe zum Theil aus den vier starken Bänden der „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei" desselben Verfassers entnommen ist, wozu noch mehrere Geschichten „gleichen Kalibers" hinzugekommen sind. Bei dieser Gelegenheit sagt der Autor:

Damit aber der verehrte Leser sich nicht übermäßigen Erwartungen hingebe und infolge dessen enttäuscht dem Verfasser zürne, muß ich ausdrücklich bemerken: Ich bin weit entfernt, mit diesen anspruchslosen Geschichten unsern großen erzählenden Dichtern Concurrenz machen zu wollen. Ich bin kein Dichter und kann nichts erfinden; und ich halte es für die „allerbeste Politik", dies lieber gleich selber zu sagen, damit es mir nicht nachher von andern gesagt werde. . . . Die Begebenheiten, die ich erzähle, sind in allen wesentlichen Stücken wahr; und ich habe ihnen nur deshalb hin und wieder etwas novellistischen Aufputz gegeben, damit die Darstellung, was ich sehnlichst wünsche, ein möglichst großes Lesepublikum finde.

Der Referent kann gegen diese Aufstellungen eine kleine Polemik nicht unterlassen. Denn einerseits thut der Verfasser damit offenbar sich selbst, andererseits aber möglicherweise auch andern Unrecht. Was nämlich zunächst erstern Punkt betrifft, so muß ich mich Karl Braun's contra Karl Braun annehmen, denn offenbar unterschätzt er sich selbst. Insbesondere mit der vorliegenden Auswahl seiner Arbeiten macht er, wenn nicht unsern allergrößten Dichtern der Vergangenheit, so doch ziemlich allen erzählenden Dichtern der Gegenwart eine sehr erhebliche Concurrenz. Er ist in der That ein Dichter und ein Schriftsteller comme il faut, und zwar von einem gar nicht zu unterschätzenden, in gewissem Sinne alle Concurrenz überbietenden Werthe, denn er hat sich zu einer Specialität ausgebildet, wie sie in der deutschen Literatur noch nicht vorhanden ist. Er selbst bezeichnet diese seine eigenthümliche Talentrichtung in der citirten Vorrede, indem er seinen Darstellungen den „juridisch-politischen Charakter" beilegt. Und solcher Charakter ist bei der gegenwärtigen Aus- und Hochbildung unserer Politik sowol als unserer Jurisprudenz, einschließlich der Theorie und Praxis der Verwaltungswissenschaft, in welche beide Karl Braun offenbar sehr gründlich eingelebt ist, wohl zu beachten. Die realistische Richtung, der nachzustreben unserer Literatur seit länger als 20 Jahren anempfohlen ist, kann es eben nicht entbehren, von den Gesichtspunkten dieses oder jenes bestimmten Berufs aus Welt und Leben dargestellt zu sehen, und infolge dessen vernunftgemäßerweise am wenigsten von den Gesichtspunkten desjenigen Berufs, dem es gerade vor allen andern obliegt, Welt und Leben zu beaufsichtigen und zu leiten, zu registriren und zu regieren: und das ist der Beruf des Juristen und Verwaltungsbeamten. Daß Goethe, wie uns von Jugend auf eingelernt worden, wirklich in so vollendetem Grade das Ideal eines Literatur-Hochmeisters ist, erkennen wir mehr und mehr erst aus den literarischen Erfahrungen, die nach ihm unser Jahrhundert noch zu machen hatte, und so z. B. auch aus dem gewissermaßen phänomenalen Auftreten dieses unsers annectirten poetischen Justizraths. Auch Goethe war Verwaltungsbeamter und Dichter, Geheimerath und Genie zugleich. Und wenn Karl Braun auch als Dichter nicht so vielseitig und innerlich, nicht so idealistisch und phantasievoll ist wie Goethe, so vertritt er in seinem Dichten und Schriftstellern um so energischer die Justiz- und Regierungsintelligenz. Jedem Kapitel, das er schreibt, liegt die Welterfahrung und Lebenskenntniß des geprüften juristischen Rationalismus zu Grunde, und zugleich fehlt keinem seiner Kapitel nach Verhältniß die poetische oder die technische Vergeistigung.

So sehr und so gern Referent einerseits diese Verdienste anerkennt, so sehr muß er nochmals anderweitige Einsprache dagegen thun, daß in eben derselben citirten Stelle des Vorworts der Autor sehr fragliche Verdienste in Anspruch nimmt, die er eben nicht beanspruchen kann. Er darf nicht, wie oben geschehen, von sich sagen: „Ich kann nichts erfinden", und noch weniger: „Die Begebenheiten, die ich erzähle, sind in allen wesentlichen Stücken wahr". Zwar ist vorauszusetzen, daß ein Justizrath des Oberappellationsgerichts beide Aeußerungen mit der entsprechenden reservatio mentalis gethan, indem er das eine mal etwa meinte: „nichts erfinden, nur gestalten", und das andere mal bei dem Zusatze „in allen wesentlichen Stücken" sich die ihm persönlich convenirende Auslegung vorbehielt. Aber ein „juridisch-politischer" Schriftsteller von einer im allgemeinen sonst so gewichtvollen Solidität hat es wahrlich nicht nöthig, bei seinem Publikum, so weit dasselbe wirklich gebildet ist, durch den Glaubwürdigkeits-Hokuspokus der bekannten Literatur „Gedruckt-in-diesem-Jahre" Vertrauen, Interesse oder Aufsehen zu erlangen. Und eben darum erlaubt sich Referent, zugleich im Namen desjenigen etwaigen Publikums, welches damit sein eigenes wahres Interesse vertreten sehen dürfte, das Karl Braun'sche Anerbieten im oben citirten ersten Satze: „Wenn uns nur das verehrliche Publikum sagen wollte, wie es die Dinge gemacht zu

sehen wünscht", dahin zu erwidern: daß wir unsererseits die schriftstellerischen Dinge der literaturfähigen Literatur so gemacht sehen wollen, daß das entsprechend gebildete, literaturwürdige Publikum die Erfindung, Gestaltung und Behandlung von der Wahrheit, Thatsächlichkeit und Wirklichkeit in der Hauptsache stets zu unterscheiden im Stande sei.

Dieser Zweck wird hier zunächst dadurch erreicht, wenn wir in diesen zwei Bänden — mit dem nicht unbedenklichen Titel — die poetischen und die descriptiven Darstellungen, also die Novellen und die pragmatischen Betrachtungen sondern. Novellen treten uns in Nr. 1, 6, 7 und 9 entgegen. Die erste, „Zioba" (was „Donnerstag" als Familienname heißen soll), spielt in Venedig während der italienischen Katastrophe von 1525, in welchem Jahre bekanntlich die Schlacht von Pavia zwischen Spanien und Frankreich vorfiel. Die übrigen drei Novellen sind Dorfgeschichten aus der Gegenwart und aus des Verfassers heimatlicher Nachbarschaft. „Ein Bauer an der Spielbank" ist datirt aus Bad Schwalbach vom Jahre 1835.

Da ich diese drei Erzählungen als dorfgeschichtliche bezeichnet habe, so brauche ich kaum zu bemerken, daß dieser „Bauer" kein großstädtischer Häuserbauer, sondern nur ein ordinärer Ackerbauer ist. Dennoch geht er an die Spielbank, und er scheint Glück zu haben, denn er gewinnt, aber freilich nur, um dadurch zum Verluste all seines Hab und Gutes verlockt zu werden. Diese Art von Spielbank hat unser neues Reich nun freilich verboten. Aber dennoch ist diese bäuerliche Geschichte auch für die Zukunft noch lehrreich, denn anderartige Spielbanken, d. h. moralische Spielbanken, wird es überall im Leben zu allen Zeiten doch noch geben.

„Ein Untersuchungsrichter" spielt in Nassau, zuletzt im Jahre 1863, und ist ein kleines feines Cabinetsstück, die Prachtblume aller dieser juristisch-novellistischen Skizzen. Wieder ein Bauer und wieder nur ein Ackerbauer, der „Gemeinderechner", tritt zunächst als Hauptrolle in dieser Geschichte auf, die schon 1848 anfängt und mit unverkennbarer sehr verdienstvoller Situationskenntniß aus dem kleinsten Detailleben von persönlichen, socialen und politischen Conflicten in Dorfzuständen uns ein ebenso anschauliches als beziehungsreiches Bild der mit jenem Jahre beginnenden Partei- und Standesdifferenzen bietet. Wir sehen, und noch dazu seltenerweise ohne Liebesgeschichte, Montecchi und Capuletti, Welfen und Ghibellinen des Dorfs einander gegenüber. Der Sohn des Flickschneiders und der Zigeunerin wird ghibellinischer Dorfschulze, und durch sein Emporkommen wird der heimische Ackerbauer, der „Gemeinderechner", in die Opposition gedrängt. Der Parvenu-Schulze fängt sich nun seinen Gemeinderechner ein, da derselbe aus der von ihm verwalteten Gemeindekasse ein paar hundert Gulden für kurze Zeit zur Deckung eines Ackerkaufs geborgt hat. Der Gemeinderechner kann nicht sofort decken, und der Schulzen-Ghibelline sperrt ihn ins Criminalgefängniß.

Wenn Karl Braun stets juristisch-realistisch schreibt, hier beginnt sein classischer Criminalrealismus. Jede Zeile duftet den Hautgout des pennsylvanischen Systems, und nun wird der Untersuchungsrichter selbst die agirende Hauptperson. Und was für ein Untersuchungsrichter! Ein dämonischer Zauberer, ein Metaphysiker von einem Criminalisten! Jeder Zoll ein spanischer Großinquisitor im kleinsten Kleindeutschland. Ein Talent, ein Magier, ein Genie, ein Virtuose des Protokollirens im Verhörzimmer! Auch offenbar einer der letzten Nassauer, ein Großdeutscher von Gesinnung und Capacität, ein Heiliger-Bundestags-Fanatiker von solcher Prätension und Energie, daß er den bedrängten, unschuldigen, absolut unpolitischen Ackerbauer durch sein bloßes gesinnungstüchtig-gesetzmäßiges Verhör unwillkürlich und wider Willen zu kleindeutscher Gesinnung und preußenfreundlicher Sympathiepolitik treibt. Das hilft ihm nun freilich nichts, denn er sollte die rettende That von 1866 nicht mehr erleben. Er soll schon 1863 vors großdeutsche nassauer Schwurgericht, und zwar ist ihm sichere Rettung in Aussicht, wenn seine Frau der Sache gemäß bezeugt, daß die zeitweilig defectirten paar hundert Gulden längst aus seinem Eigenthum gedeckt sind. Die Frau kommt auch zum Schwurgerichte in die Stadt, aber das Gericht kann nicht abgehalten werden, weil der Gemeinderechner in der Nacht vorher sich im Kerker erhängt hat.

Karl Braun weiß den vermuthlich nicht allerseits angenehmen Eindruck dieses Vorgangs alsbald wieder gut zu machen. Er läßt die nächste Geschichte von 1866 bis 1867, gleichfalls in Nassau, sich begeben. Ein armer Teufel vom Lande kann wegen der reactionär particularistischen alten Gesetzgebung nicht heirathen; die Katastrophe von 1866 mit der folgenden norddeutschen Bundesgesetzgebung aber wird hier wirklich zur rettenden That; sie bringt die Befreiung von solchem mittelalterlichen Zwange, und so hat der Novellist dieses neuzeitlich historische Familienglück geschildert unter dem Titel: „Preußischer Wind".

Wir kommen zu den übrigen sechs Abhandlungen dieser zwei Bände, welche rein thatsächlichen, historischen, politischen oder culturhistorischen Darstellungscharakter tragen und höchstens hier und da der äußern Einkleidung in novellenartige Form sich bedienen. „Der Menschenhandel der deutschen Fürsten im 18. Jahrhundert", mit Bezug auf den vielbesprochenen hessischen Soldatenverkauf an England, läßt des Verfassers energische Parteinahme für die nordamerikanische Emancipation errathen. Das moralische Gegenstück dazu: „Der Menschenhandel des deutschen Volks im 19. Jahrhundert" schildert entrüstet das Verschachern nassauischer Landjugend in die großen Städte des Nordens; die Vermehrung der Eisenbahnen und die neuen emancipirenden Gesetzgebungen werden dem Misbräuchlichen dabei sicher schon Abhülfe geleistet haben.

Sehr beachtenswerth ist noch immer die Schilderung: „Burschenschaft und Schwarze", aus dem „tollen Jahre 1819", welche die damaligen Zustände der hessischen Universität in Gießen und der weimarischen in Jena einander gegenüberstellt und namentlich durch Hinweisung auf gewisse innerdeutsche Particulargegensätze, die das kommende Menschenalter völlig aus der Erinnerung verloren haben dürfte, bezügliche Beiträge zur Erklärung d... schwer erklärlichen Mordthat Sand's an Kotzebu... bietet. In ebendem Sinne ist der fast ... aber mislungene Mordversuch gegen den ...

gierungspräsidenten von Ibell von seiten eines Apothekerlehrlings aus Idstein ausführlich und, wie es scheint, nach neuem Material berichtet.

Unter dem Titel „Der Spionenfang" werden ein paar kriegsgeschichtliche Episoden, aber mit glücklichem, fast humoristischem Ausgange, aus den Transactionen von 1866 am Mittelrhein, aus den letzten Tagen der Kleinstaaterei erzählt. Und endlich unter „Deutsche in Paris", aus 1865—70, begegnen wir dem rheinpfälzer Reichsverfassungskämpfer von 1849 wieder, der als Portier in Paris uns seine politischen Schicksale erzählt und uns mit den Hessen-Darmstädtern in Paris bekannt macht, die dort die Gassen kehren, um mit Wohlhabenheit in ihr Vaterland zurückzukehren. „Nur ein Hessen-Darmstädter!" ist hier ein Kapitel überschrieben. Ich muß unwillkürlich dabei daran denken, daß auch Gervinus ein Hessen-Darmstädter war, und muß ferner daran denken, jedesmal wenn ich die Begriffe Goethe, Werther's Leiden, Clavigo, Goethe-Schiller-Dramatik u. dgl. vernehme, daß wir heutigen Literaturfreunde vielleicht alle nicht mehr wissen können, was Goethe und mit ihm unsere Literatur vielleicht ihrerzeit einem gewissen Kriegsrath Merck zu verdanken gehabt haben. Und auch dieser war nur ein Hessen-Darmstädter.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Otto Spamer'schen Verlag in Leipzig erscheint ein Prachtwerk: „Otto von Bismarck, der deutsche Reichskanzler" von Feodor von Köppen. Die zwei ersten vorliegenden Hefte zeigen bereits die glänzende Ausstattung und die zahlreichen Illustrationen, mit denen das Werk geschmückt ist. Die Darstellungsweise ist eine frische und lebendige. Wie sich das Köppen'sche Werk zu der Biographie des Reichskanzlers von George Hesekiel stellen wird, läßt sich nach den zwei ersten, mehr historisch einleitenden Lieferungen noch nicht beurtheilen.

— Ein sehr wichtiger Beitrag zur Schiller-Literatur, auf den wir nächstens eingehend zurückkommen werden, ist in dem Verlag von Veit u. Comp. in Leipzig erschienen; es ist dies „Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald".

— Die Freunde der Dante'schen Dichtung machen wir auf die sechs Tafeln zur „Divina commedia" von Michel Angelo Cantani aufmerksam, welche in Rom in der Spithöfer'schen Buchhandlung erschienen sind; sie geben den für das Verständniß der Dichtung unentbehrlichen Grundriß nicht blos der „Hölle", sondern auch des „Purgatorio" und „Paradiso". Dante's Phantasie hatte nicht blos plastische Energie, sondern auch architektonische Klarheit, und er hatte die drei Reiche des Jenseits lebendiger vor sich als mancher Dramatiker die Bühne, auf der seine Handlung spielt.

— „Das Kunsthandwerk. Sammlung mustergültiger kunstgewerblicher Gegenstände aller Zeiten", herausgegeben von Br. Bucher und A. Gnauth (Stuttgart, Spemann), ist ein sehr verdienstliches literarisch-artistisches Unternehmen, welches bereits in seinen zweiten Jahrgang eingetreten ist. In jedem Jahre erscheinen 15 Hefte, jedes mit sechs Tafeln, die von vorzüglicher typographischer und technischer Ausführung sind. Die Tendenz des Unternehmens ist nicht blos auf den künstlerischen Genuß und die kunsthistorische Belehrung gerichtet, sie ist eine reformatorische. Das Werk soll dazu beitragen, den Stil des Handwerks wieder zu adeln durch die Anschauung früherer Muster aus allen bedeutenden Kunstepochen. Die vorliegenden Hefte geben eine reiche Zahl solcher Vorbilder sowol aus der Renaissancezeit, welche hierin allerdings am ausgiebigsten ist, als auch aus dem Alterthum und Mittelalter; nicht nur Abbildungen prachtvoller Onyxvasen, prächtig decorirter Spiegelrahmen und Schrankthüren, von Thüraufsätzen, Stühlen, Gewehrläufen, Löffeln, Trinkhörnern, von antiken Mosaiken finden wir in den vorliegenden Heften; auch glänzend ausgeführte Vorbilder textiler Kunst, von Seiden- und Sammtstoffen mit reicher Ornamentik. Je mehr das Handwerk der Gegenwart auf ein flaches Niveau des Nützlichen und Alltäglichen herabgedrückt ist, desto mehr ist eine solche Sammlung von Mustern früherer Kunsttechnik zeitgemäß, um den Zusammenhang des Gewerks mit der Kunst ins Gewol nißz zurückzurufen und eine künstlerische Hebung des Hand- erbeizuführen.

und Bru n Johann Joseph Roßbach's nachgelassenem Karl Brau ichte der Gesellschaft" (Würzburg, Stuber) ist der siebente Theil erschienen, welcher die Geschichte bis zur Gegenwart fortführt und den Communismus und Socialismus bespricht; er bildet die dritte Abtheilung der Darstellung des „vierten Standes".

— „Charles Dickens' Leben" von John Forster liegt jetzt in der deutschen Uebersetzung von Friedrich Althaus (Berlin, Decker) abgeschlossen da. Der Band enthält ein wohlgetroffenes Bild des gemüthreichen Dichters und ein reichhaltiges Register. Das pietätvolle Werk wird in Deutschland gewiß nicht weniger Freunde finden als in England.

— Das vorzügliche Werk von Friedrich Albert Lange: „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart" (Leipzig und Iserlohn, Baedeker) ist mit der zweiten Hälfte des zweiten Buchs „Geschichte des Materialismus seit Kant" zum Abschluß gediehen.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Görlitz starb am 15. Februar Friedrich von Uechtritz, zur Zeit, als Tieck seine Dramaturgie schrieb und Immermann seine dramaturgischen Versuche in Düsseldorf machte, ein vielgenannter Dichter. Im Jahre 1800 zu Görlitz geboren, studirte er Jura in Leipzig und verfolgte dann die preußische Staatscarrière. Im Jahre 1833 wurde er preußischer Landesgerichtsrath, sodaß er damals mit Karl Immermann zu den poetischen Juristen gehörte, auch mit ihm zusammen in der rheinischen Künstlerstadt wohnte. Schon 1822 hatte Uechtritz ein Drama: „Chrysostomus", erscheinen lassen, später einen Band „Trauerspiele" (1823); doch erst die Tragödie „Alexander und Darius", welche Tieck in seinen „Dramaturgischen Blättern" einer eingehenden Analyse unterwarf, die für das Vollgewicht des aufstrebenden Talents sehr günstige Resultate ergab, machte den Namen Uechtritz in weitesten Kreisen bekannt. Später veröffentlichte er noch die Trauerspiele: „Rosamunde" (1833) und die „Babylonier in Jerusalem" (1836). In allen diesen Dramen herrscht eine gewisse Strenge des Stils; sie sind in großen Linien und im Frescostil gehalten, doch arm an Bewegung, Handlung und Colorit. Von seinen spätern Werken hat der umfangreiche Roman aus der Reformationszeit „Albrecht Holm" (7 Bde., 1852—53) das meiste Interesse erregt; in „Eleazar" (3 Bde., 1867) ist der Hintergrund der Makkabäerkriege ein zu fernliegender. Uechtritz war 1858 aus dem Staatsdienste geschieden und lebte seit 1863 in seiner Vaterstadt Görlitz.

— Am 28. März fand in Dresden die Eröffnung des Körner-Museums statt; Sänger und Studenten begannen dieselbe mit dem Lied: „Hör' uns, Allmächtiger" vor Körner's Standbild. Dann bewegte sich der Festzug in die Körnerstraße, und hier wurden vor dem Körner-Hause festliche Lieder gesungen. Dr. Häbler hielt die Festrede. „Deutschland mag stolz sein auf dieses Haus", sagte er ungefähr, „in welchem Schiller, als er dem despotischen Landesherrn entfloh, eine Zufluchtsstätte fand, es mag stolz sein auf dieses einfache Bürgerhaus, das ihm die Pforten gastlich geöffnet, in welchem des Heldensängers

Körner Vater durch sein sinniges Urtheil leitend und fördernd auf die Entwickelung Schiller's einwirkte, und welches hinwiederum den herrlichsten Schüler desselben, der durch seinen Tod den Lorberkranz des Kriegers dem des Dichters zugesellte, das Licht der Welt erblicken sah. Mögen denn diese Hallen von zarten Frauen mit Rührung und von starken Männern mit Verehrung betrachtet werden, und möge die edelste Saat für die Zukunft aus deren Eröffnung sprießen!" Auf einen Wink des Redners fielen dann die Hüllen von den meisterhaft modellirten und gegossenen Medaillons Körner's und Schiller's. Dann ertönte abermals der Gesang eines Körnerliedes, und der Dirigent der Gesangaufführung übergab mit bezeichnenden Worten einen silbernen Lorberkranz für das Körner-Museum, welcher die Laute und das Schwert des Sängers schmücken sollte. Dem Gründer des Museums, Dr. Peschel, wurde darauf von einem Studenten für seine unermüdlichen Bestrebungen zu Gunsten des Körner-Museums ein Hoch gebracht, worauf dieser mit bescheidener Ablehnung dankte. Das Körner-Museum selbst enthält viel Sehenswürdiges, darunter interessante Zuschriften damaliger gefeierter Patrioten an den Dichter, und wird für den Fremdenbesuch in Dresden einen neuen Anziehungspunkt bilden.

— Nach dem funfzehnten Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schiller-Stiftung, welchen der Verwaltungsrath herausgegeben hat, verausgabte die Stiftung im letzten Jahre 15769 Thlr. 29 Sgr. 11 Pf. und 1505 Fl. ö. W. Bisher wurden an lebenslänglichen Pensionen 3039 Thlr. 8 Sgr. 6 Pf. ausgetheilt, und zwar an Karl Beck, Karl Gutzkow, Karl von Holtei, Alexander Jung, Mörike, Ludwig Storch, Frau Hofrath Bechstein in Meiningen, Frau Professor Hauff in Stuttgart, Frau Baronin de la Motte-Fouqué in Berlin. Hierzu kamen 22 neue Verwilligungen lebenslänglicher Pensionen seitens der Generalversammlung, meistens an Witwen und Hinterlassene von Dichtern; von lebenden Dichtern und Schriftstellern wurden Hermann Lingg in München, Dr. J. L. Klein in Pankow, Alexander Rost und Dr. Eitner in Weimar und Dr. E. Willkomm in Hamburg bedacht. An transitirenden Pensionen wurde die Summe von 7595 Thlrn. und zwar an 55 Empfänger, von einmaligen Bewilligungen die Summe von 3050 Thlrn. an 28 Empfänger ausgetheilt. Hierzu kamen die Leistungen der Zweigstiftungen. Im ganzen hat die Schiller-Stiftung, deren Vorort bekanntlich mit diesem Jahre nach Dresden übergegangen ist, in den letzten fünf Jahren 77437 Thlr. 12 Sgr. 2 Pf. für ihre Zwecke verwendet — immerhin eine beträchtliche Summe, durch welche manches Verdienst belohnt, manche Noth gelindert worden ist.

— Die „Gartenlaube" bringt einen Aufruf zur Stiftung eines Ehrengeschenks für Arnold Ruge, der, im dreiundsiebzigsten Lebensjahre stehend, wenn auch durch unerschrockene Arbeit vor augenblicklicher Sorge geschützt, doch der Ruhe und Erholung bedarf. Unterzeichnet ist der Aufruf von namhaften Reichstags- und Landtagsabgeordneten: Bamberger, Lasker, Schulze-Delitzsch, Löwe, Virchow u. a. Es heißt in demselben: „Arnold Ruge steht seit mehr denn einem vollen Menschenalter obenan unter den Männern, welche den Kampf für die höchsten Güter der Nation auf philosophischem und politischem Gebiete tapfer und erfolgreich geführt und für ihre selbstlose Hingabe an die von ihnen erstrebten patriotischen Ziele Gefängniß und Entbehrung geerntet haben. Er war in einer politisch schlaffen und gedrückten Zeit einer der frischesten und unverdrossensten Mitbegründer jener aufrichtigen Denkfreiheit, welche das Fundament zur politischen Ermannung Deutschlands legte. Seine »Hallischen und Deutschen Jahrbücher« schossen die erste Bresche in das damalige gelehrte und politische Zwinguri; sie lehrten das jüngere Geschlecht, daß die bürgerliche Freiheit geschichtlich und dialektisch auf die Freiheit des Geistes und Gewissens begründet ist. So hat Ruge seit vielen Jahren vorausgesehen und vorbereitet, was 1866 und 1870 glorreich vollbracht wurde. Mögen auch, nachdem das Schwerste erreicht ist, für die große Mehrheit der schnelllebenden Zeitgenossen die Anfänge vergessen sein, aus denen der deutsche Staat langsam und mühevoll erwachsen ist: Ruge hat länger denn ein halbes Jahrhundert von seinen Studentenjahren an als Agitator und Journalist, als Philosoph und Politiker wacker an diesem Bau mitgearbeitet und sich mit seinen tapfern Thaten einen unvergänglichen Ehrenplatz in der Geschichte unserer geistigen Entwickelung gesichert. Und wie die jetzt zu Männern herangewachsene Jugend von ihm gewaltig angeregt wurde, so leuchtet er auch für die gegenwärtige und für die zukünftigen Generationen als Muster des überzeugungstreuen, uneigennützigen Mannes, der sich trotz persönlichen Misgeschicks den Kopf frei und das Herz frisch erhalten hat, und der die neue Gestaltung der Dinge in unserm Vaterlande, trotzdem daß sie durch andere Mittel und auf andern Wegen als den von ihm gewollten bewirkt wurde, mit jugendlicher Begeisterung rückhaltlos begrüßt hat und fördern hilft." Der Herausgeber und Redacteur der „Gartenlaube", Ernst Keil, schließt sich diesem Aufruf mit voller Ueberzeugung und aller Wärme des Herzens an und gibt noch interessante Erläuterungen zu demselben. Läßt sich die Uneigennützigkeit Ruge's besser illustriren als mit der hier mitgetheilten Thatsache, daß ihm bei vier polizeilichen Unterdrückungen schön aufblühender Journalunternehmungen nicht weniger als 70000 aus seiner Tasche geflossene Thaler verloren gegangen sind? Arnold Ruge hat auch für die Literatur eine dauernde Bedeutung als Vorkämpfer jenes philosophischen, poetischen, politischen Idealismus, welcher, trotz der erstaunlichen Resultate großer Kämpfe in Krieg und Frieden, in unserer Jugend zu verschwinden droht, obschon er ein wichtiges Ferment alles geistigen Lebens ist.

Bibliographie.

Barthel, G. E., Scherz und Humor. Gedichte. Leipzig, Barth. 16. 1 M. 50 Pf.

Diekmann, J., Ueber das Verhältniß zwischen Kraftaufwand und geleisteter Arbeit in Natur und Technik. Vortrag. Wesel, Kühler. 1874. Gr. 8. 30 Pf.

Eckstein, E., Aus Secunda und Prima. Humoresken. Leipzig, Expedition des allgemeinen Wochenberichts. 8. 1 M.

Goltz, T. Freih. von der, Die Lage der ländlichen Arbeiter im deutschen Reich. Bericht an die vom Congress deutscher Landwirthe niedergesetzte Commission zur Ermittelung der Lage der ländlichen Arbeiter im deutschen Reich, unter Mitwirkung von Richter und v. Langsdorff. Berlin, Wiegandt, Hempel u. Parey. Hoch 4. 20 M.

Grimme, F. W., Die Kinder aus der Musengasse. Lustspiel. Münster, Nasse. 8. 60 Pf.

Heinzel, M., Vägerle, flieg aus! Gedichte in schlesischer Mundart. Ratibor, Schmeer u. Söhne. 8. 1 M. 60 Pf.

Leibniz, G. W., Philosophische Schriften. Herausgegeben von C. J. Gerhardt. 1ster Bd. Berlin, Weidmann. 4. 14 M.

Lindner, T., Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation. 1ste Abth.: Geschichte des deutschen Reiches unter König Wenzel. 1ster Bd. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Nohl, L., Eine stille Liebe zu Beethoven. Nach dem Tagebuche einer jungen Dame. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 16. 3 M. 60 Pf.

Reuter, H., Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter vom Ende des 8. Jahrhunderts bis zum Anfange des 14. 1ster Bd. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7 M.

Riel, C., Das Sonnen- und Siriusjahr der Ramessiden mit dem Geheimniss der Schaltung und das Jahr des Julius Cäsar. Untersuchungen über das altägyptische Normaljahr und die festen Jahre der griechisch-römischen Zeit. Leipzig, Brockhaus. Gr. 4. 30 M.

Rohlfs, G., Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschad-See und zum Golf von Guinea. 2ter Thl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 7 M.

Rosenkranz, K., Neue Studien. 1ster u. 2ter Bd. Leipzig, Koschny. Gr. 8. à 10 M.

Sasinek, F. V., Die Slowaken. Eine ethnographische Skizze. Turec Sct. Martin. Gr. 8. 40 Pf.

Sicherer, H. v., Ueber Eherecht und Ehegerichtsbarkeit in Bayern. Unter Benützung amtlicher Actenstücke. München, Kaiser. Gr. 8. 2 M.

Sickinger, C., Das alte Zunftwesen und die moderne Gewerbefreiheit. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Stähelin-Stockmeyer, R., Karl Rudolf Hagenbach. 53stes Neujahrsblatt herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen. 1875. Basel, Bahnmaier. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Stark, K. B., Friedrich Creuzer, sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung. Eine Prorektoratsrede nebst Beilagen aus Creuzers handschriftlichem Nachlass. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Teutsch, T., Sachs von Harteneck. Ein Trauerspiel. Kronstadt, Frank u. Dreßnandt. 1874. Gr. 16. 2 M.

Vámbéry, H., Der Islam im 19. Jahrhundert. Eine culturgeschichtliche Studie. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Bibel-Lexikon.

Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geistliche und Gemeindeglieder.

In Verbindung mit Dr. Bruch, Dr. Diestel, Dr. Dillmann, Dr. Fritzsche, K. Furrer, Dr. Gaß, Dr. Hausrath, Dr. Hitzig, Dr. Holtzmann, Dr. Keim, Dr. Lipsius, Dr. Mangold, Dr. Merx, Dr. Nöldeke, Dr. Reuß, Dr. Roskoff, Dr. Schrader, Dr. C. Schwarz, Dr. A. Schweizer, Dr. Stark, Dr. Steiner und andern der namhaftesten Bibelforscher herausgegeben von

Kirchenrath Professor Dr. Daniel Schenkel.

Fünf Bände.

Mit Karten und in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 40 Mark. Geb. 45 Mark.

Schenkel's „Bibel-Lexikon“ liegt jetzt vollständig vor. Es ist das erste deutsche Werk, welches den gesammten biblischen Stoff durch ebenso gemeinverständliche als wissenschaftlich gründliche Darstellung einem größern Leserkreise zum Verständniß bringt. Gleich bei seinem Beginn von Theologen wie von Laien mit warmer Theilnahme begrüßt, darf das sorgfältigst durchgeführte Werk nach seiner jetzigen Vollendung um so mehr günstiger Aufnahme und dauernder Beachtung sicher sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Herzen von Afrika.

Reisen und Entdeckungen im centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871 von

Dr. Georg Schweinfurth.

Deutsche Originalausgabe.

Zwei Theile.

Mit 124 Abbildungen in Holzschnitt, 1 Farbendrucktafel und zwei Karten.

8. Geh. 30 Mark.

Schweinfurth's Entdeckungen in Afrika sind von epochemachender Bedeutung und haben ihm den Ruf eines Reisenden ersten Ranges eingetragen. Vorliegendes Werk über seine dreijährige Forschungsreise wurde von der Presse Englands, wo es vor kurzem in englischer Uebersetzung erschien, mit seltener Einmüthigkeit als das hervorragendste aller neuern Reisewerke gepriesen; dabei wurde besonders betont, dass der Verfasser sich in demselben nicht nur als ausgezeichneter Ethnograph, sondern zugleich als gelehrter Botaniker, als Meister der stilistischen Darstellung und als vortrefflicher Zeichner erweise. Mit um so grösserer Spannung ist die deutsche Originalausgabe erwartet worden, welche hiermit, nach dem eigenen Manuscript des Verfassers gedruckt, in zwei umfänglichen, reich illustrirten Bänden dargeboten wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. A. Vollert.

Neue Serie. Neunter Band. 8. Geh. 6 Mark.

Unter den Criminalprocessen, welche dieser neue Band des beliebten Sammelwerks vorführt, nimmt der Proceß wider den Marschall Bazaine — eine musterhafte, aus den besten Quellen geschöpfte Darstellung dieser militärisch-politischen cause célèbre — das Hauptinteresse in Anspruch. Nächstdem bietet das Untersuchungsverfahren in dem berühmten Processe Anna Böckler Momente von hervorragender criminalrechtlicher Wichtigkeit.

Von der Ersten, Zweiten und Dritten Folge des „Neuen Pitaval“, jede aus 12 Bänden bestehend, ist eine zweite wohlfeile Auflage zum Preise von nur 3 M. für den Band erschienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GRAECUS VENETUS.

PENTATEUCHI PROVERBIORUM RUTH CANTICI ECCLESIASTAE THRENORUM DANIELIS VERSIO GRAECA NUNC PRIMUM UNO VOLUMINE COMPREHENSAM ATQUE APPARATU CRITICO ET PHILOLOGICO INSTRUCTAM EDIDIT OSCAR GEBHARDT.

PRAEFATUS EST **FRANCISCUS DELITZSCH.**

Cum imagine duplicis scripturae codicis lithographica.

8. Geh. 15 Mark.

Vorliegende Ausgabe des sogenannten „Graecus Venetus“, eines handschriftlichen Unicums in der Markusbibliothek zu Venedig, wurde von dem estländischen Gelehrten Oscar Gebhardt nach langer Beschäftigung mit der Handschrift aufs sorgfältigste kritisch hergestellt und von Professor Franz Delitzsch mit einem Vorwort versehen. Wegen der Meisterschaft, mit welcher hier die griechische Sprache behandelt ist, hat das Werk namentlich auch für Philologen bedeutenden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grammatik der lebenden persischen Sprache.

Nach Mirza Mohamed Ibrahim's Grammar of the Persian Language neu bearbeitet von

Heinrich Leberecht Fleischer.

Zweite Auflage. 8. Geh. 8 Mark.

Während die erste Auflage dieser persischen Grammatik sich noch vielfach an das englische Buch anlehnte, ist vorliegende neue Auflage durch den berühmten Orientalisten Professor Fleischer ganz neu bearbeitet worden, sodass sie nun dem Bedürfniss einer praktischen Anweisung für Deutsche zur Erlernung des Persischen, wie es jetzt von den Persern gesprochen wird, in jeder Hinsicht entspricht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 16. —— 15. April 1875.

Zur Arbeiterfrage.

1. Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143—129 v. Chr. Von Karl Bücher. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1874. 8. 2 M.
2. Ein Complot gegen die Internationale Arbeiterassociation. Im Auftrage des haager Congresses verfaßter Bericht über das Treiben Bakunin's und der Allianz der socialistischen Demokratie. Deutsche Ausgabe von „L'alliance de la démocratie socialiste et l'association internationale des travailleurs". Uebersetzt von S. Kokosky. Braunschweig, Bracke jun. 1874. Gr. 8. 2 M.
3. Vorträge und Aufsätze. Von H. von Sybel. Berlin, Hofmann. 1874. Gr. 8. 6 M.
4. Die Arbeiter und die Gesellschaft. Eine culturgeschichtliche und volkswirthschaftliche Studie von Ludwig Felix. Leipzig, O. Wigand. 1874. Gr. 8. 4 M.
5. Ueber die Arbeiterfrage. Im Gewerbeverein zu Stuttgart vorgetragen von J. Diefenbach. Stuttgart, C. Müller. 1872. 8. 60 Pf.
6. Altes und Neues über Wohl und Wehe der menschlichen Gesellschaft. Von K. Badewitz. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1873. Gr. 8. 3 M.
7. Arbeiterfrage und Socialismus. Vorlesungen, gehalten im Sommersemester 1871 von W. K. Reischl. Aus seinem Nachlasse herausgegeben. Mit dem Bildnisse des Verfassers. München, Stahl. 1874. Gr. 8. 3 M.
8. Sociale Frage und Kirche, eine von der haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift von J. U. Oschwald. Leiden, Brill. 1874. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.
9. Christenthum und sociale Frage. Rede, gehalten in der Versammlung liberaler Wähler zu Eschweiler am 28. December 1873 von Heinrich Boehmer. Bonn, Weber. 1874. 8. 60 Pf.

Nachdem besonders seit 1871 die Literatur über die Arbeiterfrage so überreichlich producirt worden ist, sollte man kaum glauben, daß sich über dieses Thema noch irgendetwas nicht schon längst Gesagtes sagen läßt. Aber ie schon obiges Titelverzeichniß zeigt, scheint das doch r Fall zu sein. Allerdings ist davon einiges schon tern Ursprungs. H. von Sybel hat 13 Aufsätze und rträge aus den Jahren 1864—72 jetzt in einem Band zusammen wieder abdrucken lassen. Davon behandeln drei das neue Deutschland, drei sind biographischen Inhalts (Arndt, Stein, die drei bonner Historiker: Niebuhr, Löbell, Dahlmann), einer ist dem Zeitalter Bonifaz' VIII. gewidmet, fernere drei haben Polens Untergang, die Gesetze des historischen Wissens, die Universitäten zum Thema; die übrigen führen die Titel: „Ueber die Emancipation der Frauen" (1870), „Die Lehren des heutigen Socialismus und Communismus" und „Ueber die Wirksamkeit der Staatsgewalt in socialen und ökonomischen Fragen". Eben um dieser letztern beiden Vorträge willen ist es, daß wir diesen Band des „Vereins für deutsche Literatur" hier eingereiht haben. Sie sind bereits 1872 geredet und wol auch — wenigstens vom erstern wissen wir es bestimmt — gedruckt worden. Indeß haben wir hier keinen Grund, den Wiederabdruck zu bedauern. Allerdings gehören die Aufsätze weder zu den bedeutendern Leistungen Sybel's, noch zu denjenigen der socialwissenschaftlichen Literatur; indeß treten sie gerade rechtzeitig wieder an die Oeffentlichkeit, um einen wohlthuenden Contrast zu bieten gegen die gleichzeitig erschienenen, einseitig über den Socialismus absprechenden Aufsätze des andern preußischen Historikers, dem er zwar darin gleicht, daß auch er die sociale Bewegung der Gegenwart nicht geschichtlich studirt, sondern nur aus zufällig gelesenen Büchern kennen gelernt zu haben scheint, dem er aber an historischer Unbefangenheit in dieser Frage entschieden überlegen ist. Zu den ältern Producten müssen auch des verstorbenen Theologieprofessors Reischl Vorlesungen gerechnet werden, die zwar erst jetzt aus seinem Nachlasse herausgegeben, jedoch bereits 1871 gehalten worden sind. Die andern fünf Schriften erscheinen aber wirklich als Producte des letzten Jahres. Von diesen sind die zwei zuerst genannten rein historischen Inhalts: aus der alten Geschichte das eine, aus der neuesten das andere; und die als vierte sowie die als

achte und neunte aufgeführte Schrift enthalten theoretische Erörterungen über die Arbeiterfrage; diese sind denn freilich auch der Hauptsache nach wirklich nichts als Wiederholungen von längst Gesagtem, bei deren Lektüre man nur erstaunt, daß es bei der Massenhaftigkeit der literarischen Vorgänger immer noch Leute wie Ludwig Felix gibt, die mit der ganzen Einseitigkeit liberaler „Volkswirthe“ und der völligen Unbefangenheit der Unkenntniß — denn nur solche kann z. B. Karl Marx in der Weise wie hier geschieht anbellen und den unbestritten gelehrtesten und unstreitig einen der scharfsinnigsten der lebenden Nationalökonomen mit solchen Argumenten niedergeschmettert zu haben glauben — ein angeblich wissenschaftliches Buch zusammenzustoppeln im Stande sind. Viel leichter kann man Schwächen ihrer Publicationen denen nachsehen, welche vom religiösen Standpunkte an die Sache herantreten; nicht nur, daß hier wissenschaftliche Prätensionen kaum vorhanden sein können, sondern man wird auch gern die Bemühungen anerkennen, das sociale Leben aus einem Geiste heraus zu erfassen, der, wenn er darin wirksam wäre, die Existenz von socialen Fragen überhaupt ausschließen würde. Viel Neues ist aus der gesammten im Titel bezeichneten Literatur im Verhältniß zu ihrem Umfange nicht zu lernen; indeß ist doch mancherlei darin, das hervorzuheben uns nicht verdrießen darf.

Das anmuthendste und originellste dieser Bücher ist Bücher's quellenmäßige Darstellung der Sklavenaufstände in Italien, Sicilien, Griechenland und dem Pergamenischen Reiche (Nr. 1), die den Ernst des Forschers mit der gestaltenden Kraft des Romanschriftstellers verbunden zeigt. Von den auf dem Hintergrunde der politischen und wirthschaftlichen Entwickelung geschilderten Sklavenaufständen ist besonders der sicilische, welcher 143 v. Chr. begann und unter dem Sklavenkönig Eunus oder Antiochus, der in den Zeiten seiner höchsten Macht über 200000 Aufständische gebot, ein volles Jahrzehnt den römischen Herren und Heeren zu schaffen machte, interessant, sowol durch seine Ausdehnung als seinen Charakter als socialistischer Organisationsversuch, welchen indeß die Quellen leider mehr ahnen lassen als deutlich und in den Einzelheiten beschreiben. Hier wie in den andern Aufständen blieb bekanntlich schließlich der Staat, der identisch war mit der Geldoligarchie, Sieger — eine ermuthigende Lehre der Geschichte für die „goldene Internationale“ der Jetztzeit, und eine entmuthigende für die „rothe“; wenn die Lehren der Geschichte auch historische Gesetze wären.

An der römischen Proletarierfrage entwickelte sich die mächtige Volkspartei, welche die Auflösung des republikanischen Staatswesens herbeiführte; wieder und wieder haben sich die Sklaven zum Freiheitskampfe erhoben; aber niemals hat sich die Bewegung weder in derselben Beschränkung auf das rein sociale Gebiet noch in dieser Allgemeinheit wieder erneuert. Der letztere Zug ist schon den Alten nicht unbemerkt geblieben; Orosius vergleicht den sicilischen Aufstand mit einer Feuersbrunst, von welcher die Funken emporwirbeln und, vom Sturme getragen, überall Brand und Verderben säen. Selbst die Verbreitung des Christenthums hat nicht so plötzlich, so unmittelbar und in solcher räumlichen Ausdehnung die Gemüther ergriffen, als diese erste internationale Arbeiterbewegung, der nothwendige Rückschlag jenes Systems der großen Kapital- und Sklavenwirthschaft, welches die Römer in Sicilien und Karthago, in Griechenland und den hellenistischen Monarchien bereits ausgebildet vorgefunden hatten. Mit ihm hatte die antike Volkswirthschaft ihren Höhepunkt erreicht, jenen Höhepunkt kapitalistischer Durchdringung aller Lebensgebiete, auf dem es keinen Ausgleich mehr zu geben scheint, wo die Vermögensunterschiede fortwährend zunehmen, die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer werden, und der Mittelstand in chronischer Atrophie dahinschwindet. Die römische Weltherrschaft, das unförmliche Bild eines Klassenstaats, der seine schwächern Brüder verschlungen hat, bedeutet mehr eine Concentrirung als eine Steigerung dieses Systems; ein Zusammenleiten der wirthschaftlichen Säfte auf einen sich immer mehr verengernden Kreis von privilegirten Besitzern, welche im thatsächlichen Genusse der Herrschaft sind, während den Millionen von Beherrschten kaum die Schalen und Träbern bleiben. Wie ein bedeutungsvoller Markstein steht an der Grenzscheide dieser Epoche die weitverzweigte Proletarierbewegung der dreißiger Jahre des 2. Jahrhunderts, jenes blitzgleiche Hervorbrechen des Socialismus, dessen Aehnlichkeit mit einer heutigen Erscheinung unverkennbar ist, wenn auch seine Forderungen sich den herrschenden Wirthschaftsverhältnissen anzupassen hatten. Als socialistisch müssen aber diese Bestrebungen bezeichnet werden, weil sie sämmtlich auf eine Reform der wirthschaftlichen Zusammensetzung der Gesellschaft und auf eine von der seitherigen abweichende Vertheilung der Lebensgüter hinausliefen. Die Gesetzgebung des Tiberius Gracchus, der Proletarierkrieg des Aristonicus, die Aufstände der sicilischen und italischen Hirten und Ackerknechte, wie der laurischen Bergleute und delischen Fabrikarbeiter, sie alle sind darin einig, daß sie die Berechtigung der geldoligarchischen Beherrschung der Gesellschaft leugnen; nur ihre positiven Ziele und Wege, auf denen sie dieselben zu erreichen hoffen, sind verschieden.

Im Nachwort fügt der Verfasser hinzu, es sei seine Absicht gewesen, eine bisher wenig beachtete Seite der socialen Krisis, aus welcher die gracchischen Reformplane hervorgingen, zu Händen des weitern Kreises derjenigen darzustellen, welche der wichtigsten Frage der Jetztzeit mehr entgegenbringen als unwürdige Voreingenommenheit oder sträfliche Gleichgültigkeit. Diese Absicht ist vortrefflich ausgeführt; aber ob der gewünschte Erfolg eintreten wird? Gerade auf socialem Gebiete ist es wol am meisten wahr, daß die Lehren der Geschichte da sind, um nicht befolgt zu werden.

Und wie schöne theoretische Ausstellungen lassen sich auch an dergleichen Lehren machen! Da sind die Verhältnisse ganz andere geworden, da ist die Entwickelung noch nicht so weit, da ist der Geist der Bildung und Freiheit ein Präservativ gegen ähnliche Zustände; und da ist die gegenwärtige Arbeiterbewegung weder so berechtigt wie die frühern — der moderne Arbeiter ist ja frei —, noch so ernsthaft, sondern nur ein künstliches Product volksverführender, blutsaugerischer Agitatoren. Man sehe sich doch den Charakter dieser internationalen Bewegung an! Man nehme nur das Buch: „Ein Complot gegen die Internationale Arbeiterassociation“ (Nr. 2) zur Hand. Da zankt sich ein Internationaler mit dem andern. Michel Bakunin wird beschuldigt, mit seiner „Alliance de la démocratie socialiste“ einen Versuch zur Sprengung der Internationale, der Vernichtung des Einflusses von Karl Marx und der Aneigmung der persönlichen Führerschaft gemacht zu haben. Nichts als persönliche Zänkereien, keine Begeisterung für die Sache; so etwas kann ja nicht Bestand haben. Und über solche persönliche Lappalien schreiben die Internationalen ganze Bücher!

Nun, wir wollen gern zugeben, daß Bakunin, so

geistreich und gescheit er als Privatmann sein soll, in seinem öffentlichen Leben und in seiner Eigenschaft als gewerbsmäßiger Conspirateur an den Vers in der neuen pariser Operette erinnert:

> Comme un coursier qui devant tout se cabre
> Augereau marche contre tout,
> Armé de son grand sabre
> Qu'il fait traîner partout, —
> (La fille de Mme. Angot.)

und daß die Internationale wie die übrigen Menschen seinem Vetter Murawiew-Amurski, dermaligem Gouverneur von Sibirien, dankbar gewesen wären, wenn er ihn nicht hätte von dort nach dem schönen Lugano entlaufen lassen. Aber machen solche Episoden die ganze Bewegung aus? Ist diese nicht vielmehr ein „nothwendiger Rückschlag gegen das System der Geldoligarchie"? wie Bücher meint. Das große Publikum scheint wirklich meist nicht dieses, sondern jenes zu glauben.

Leider stehen noch heutzutage wenige Leute den „Lehren des heutigen Socialismus und Communismus" so unbefangen gegenüber wie H. von Sybel (Nr. 3), als er jenen Aufsatz schrieb, und wenige noch wollen der „Wirksamkeit der Staatsgewalt in socialen und ökonomischen Fragen" einen Spielraum zugestehen wie Sybel, der da sagt: „Nicht möglichst wenig, sondern möglichst gut einzugreifen, ist die richtige Regel des Staats." (Den übrigen Inhalt dieses Buchs erwähnten wir schon in der Einleitung.)

Bringt uns doch gleich das nächstgenannte Buch (Nr. 4), wie auch schon oben angedeutet, einen Beleg, wie weit selbst Verfasser dicker Schriften über die Arbeiterfrage entfernt sind, in das Wesen der Sache mit wissenschaftlicher Objectivität einzudringen. Wir müssen Ludwig Felix allerdings dankbar sein, daß er bei der Behandlung seines Themas Gelegenheit nimmt, mancherlei landläufige Irrthümer zu berichtigen. Es ist z. B. außerordentlich beruhigend zu hören, daß den Eskimos fälschlich ein übermäßiger Thranverbrauch zugeschrieben wird und dieselben keine Freunde solcher geistigen Getränke sind, vielmehr in der Regel frisches Wasser trinken, und auch die Jakuten sehr mäßig sein können (wenn das nur nicht vom Müssen kommt), wie ja auch das Alterthum keinen Schnaps kannte — was alles in dem Kapitel über „Die Trunksucht" nebst vielem werthlosen statistischen Krame über Branntweinconsum zu lesen ist. Ueberraschende Aufschlüsse gewährt auch das Kapitel „Analogien mit China", in welchem der Verfasser den Gedanken durchführt, daß „die socialistischen Theorien durch nichts gründlicher widerlegt zu werden vermögen, als durch die Hinweisung auf China". Sehr lieb war es uns ferner, aus dem Abschnitt „Karl Marx" zu sehen, daß man Marx mit seinen Berechnungen über die Aufsaugung des Mehrwerths der Arbeit durch den Unternehmer einfach dadurch heimleuchten kann, daß man ..n Gewinn des Unternehmers statt auf den Arbeitslohn ..f den Betrag des verbrauchten Gases ausschlägt, wo..urch sich dann kolossale Gewinnziffern ergeben; wie .. aber auch Marx so thöricht, zu leugnen, daß das ..apital an und für sich bei genügender Beleuchtung pro..ctiv ist, z. B. ein Fabrikgebäude ganz wohl ohne ..beit, wenn nur das Gas brennt, Garn schwitzen ..n! Alles das sind unstreitig wichtige und dankenswerthe Entdeckungen des Verfassers der Schrift: „Die Arbeiter und die Gesellschaft"; aber hätte er doch seine Weisheit den nüchternen Eskimos reservirt, die, abgesehen von der Thrangeschichte, die sie vielleicht selbst nicht glauben würden, viel Neues dabei erfahren dürften, während für uns wie das Neue nicht gut, das Gute nicht neu ist; denn die „Ideen zur Förderung der socialen Harmonie", bestehend in solchen über Aufklärung, Wohnungsverbesserungen, Volksbäder, humanes Entgegenkommen der Unternehmer u. s. w., sind bei uns schon längst ebenso sehr Gemeingut in der Theorie wie frommer Wunsch in der Praxis; und vielleicht wüßten auch die Eskimos besser die logische Arbeit des Verfassers zu würdigen, die sich durch eine köstliche Wendung charakterisirt, mit der er seinen Abschnitt „Geschichtliches" einleitet: daß nämlich — o heiliger Darwin! — „insbesondere das Verhalten der Ameisen zu der Ueberzeugung führe, daß die Sklaverei bereits in dem frühesten Urstaate bestand". Wer kann wissen, ob die Ameisen nicht neuerdings auch den freien Arbeitsvertrag und Ricardo's natürlichen Arbeitslohn eingeführt haben? Schließlich wollen wir dem Verfasser noch mittheilen, daß er seinen statistischen Anhang, bestehend in ungeordneter Sammlung von Daten über Lohn und Lebensmittelpreise sich wohl hätte sparen können; wenn er sich z. B. die Berichte der englischen Gesandtschaften an ihre Regierung (gedruckt in den Blaubüchern) aus den letzten Jahren über die Arbeiterverhältnisse der verschiedensten Länder angesehen hätte, würde er entdeckt haben, wie dergleichen Arbeit viel vollständiger und sorgfältiger vor und mit ihm verrichtet worden ist.

Diefenbach's Vortrag (Nr. 5) dürfte nur in einem Punkte mehr Bedeutung in Anspruch nehmen als jene zahlreichen wohlgemeinten socialen Reden, welche die bekannten Vorschläge zur Förderung der Harmonie zusammenfassen und dem Publikum ans Herz legen: nämlich in der Charakterisirung der Stellung von Arbeiter und Unternehmer, weil er hier sehr richtig betont, erstens daß für die Unternehmung die geschäftliche Organisation und die kaufmännische Speculation viel wichtiger zu sein pflegen als die Unterschiede in der Thätigkeit der Arbeiter, in den Löhnen und der Arbeitsdauer; zweitens daß die volkswirthschaftlich productive Arbeit vom Unternehmer und nicht vom Arbeiter verrichtet werde, und daß ein Anrecht des letztern auf den Ertrag sich principiell nicht begründen lasse. Diese Sätze sind indeß in dem kurzen Vortrag nicht scharf präcisirt und ausführlicher begründet; noch weniger gestattet der Raum dieses Referats das nachzuholen. Gegen den Normalarbeitstag der Erwachsenen polemisirt Diefenbach mit den bekannten, nicht stichhaltigen Gründen. Wenn nicht auf solche Weise gewaltsam Raum für Familienleben und Volkscultur geschaffen wird, so bleibt die Freiheit ein leerer Schall, wirthschaftlich und politisch.

Badewitz' Schrift „Altes und Neues" (Nr. 6), in 32 Schreibebriefen an irgendeinen Freund, theilt uns mit, daß dem Verfasser schon wiederholte Versuche, eine nationalliberale Zeitung zu gründen und über Wasser zu erhalten, verunglückt sind, auch sonst sein Drang, für Zeitungen zu schreiben, keine rechte Befriedigung findet — wunderbar in dieser zeitungsreichen Zeit! — und er nun diesen Weg gewählt hat, um theilweise schon lange ge-

schriebene Artikel an den Mann zu bringen. Es liegt so etwas Gemüthliches in diesen Plaudereien eines sächsischen Kleinstädters — übrigens sind die Briefe aus Dresden datirt —, daß man ihm über manches Ermüdende darin gar nicht böse werden kann, und auch gar nicht überrascht ist, wenn er über alle Gebiete des staatlichen und socialen Lebens mehr Altes als Neues, mehr Harmloses als Originelles dem Freunde anvertraut und mit derselben Wichtigkeit Kleines und Großes behandelt. Ob er sittlich entrüstet ist, daß die Kinder in der wärmern Jahreszeit barfuß zur Schule gehen, weil er dies nicht wie andere Leute für eine durchaus unschädliche und Aeltern wie Kindern wohl zu gönnende Ersparniß und Erleichterung, sondern für eine Ordnungswidrigkeit hält, oder ob er eine neue Art der Gewinnvertheilung zwischen Unternehmern, Angestellten und Arbeitern ausrechnet, man sagt sich immer: es war ja gut gemeint; und so möge auch der Verfasser vom Kritiker denken — 's ist nicht so schlimm gemeint!

Von den theologischen Bearbeitungen unsers Themas (Nr. 7—9) bilden die 21 Vorlesungen Reischl's (1. Vorlesung: Einleitung; 2—5: „Das Wesen und die Wirklichkeit der Arbeiterfrage“; 6—14: „Theorien der Volkswirthschaft, des Communismus und Socialismus“; 15—21: „Fürsorgen und Abwehren in der Arbeiterfrage“) das nach seinem Tode herausgegebene Heft eines vor Studirenden der Theologie im Sommer 1871 zu München gehaltenen Collegs. Absicht und Ausführung sind verdienstvoll. Nach der Art der Arbeit sind Originalforschungen und völlige Abrundung des Vorgetragenen hier weder vorhanden noch zu beanspruchen, und die Kritik darf sich begnügen, die Schrift als Orientirungsmittel auch für weitere Kreise zu empfehlen.

Voll trefflicher und gesunder Gedanken ist das Schriftchen des Pfarrers Oschwald, wenngleich mehr durch den Geist des Vortrags als durch neue wissenschaftliche Ideen ausgezeichnet; und recht sehr möchten wir dasselbe, wie besonders die beherzigenswerthen Schlußworte den Amtsgenossen des Verfassers empfehlen, die ja so viel in socialen Dingen wirken könnten, wenn nur Verständniß, christlich-werkthätiger Geist, Ueberzeugungsmuth und dazu pädagogischer Takt unter ihnen mehr verbreitet wären.

Von H. Boehmer's außerordentlich unbedeutender Rede in einer „Versammlung liberaler Wähler“ sei es schließlich erlaubt, nur die Schlußworte anzuführen: „Mögen meine Gegner fortfahren, in die große Posaune des Stadt- und Dorfklatsches zu stoßen; ich verdenke es ihnen nicht, sie leben vom Augenblick und von der Tagesmeinung und haben es eilig; ich kann warten, meine Ideen werden leben und lebend wirken, wenn jene Todten längst ihre Todten begraben haben.“ Ich weiß nicht, ob seine Wähler ihn auch haben warten lassen; da aber seine Ideen so lebensfähig und -lustig sind, kann er auf unsere Kritik jedenfalls auch warten. **H. von Scheel.**

Ein Führer durch Aegypten.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Nilfahrt bis zu den Zweiten Katarakten. Ein Führer durch Aegypten und Nubien. Von Anton Graf von Prokesch-Osten, Sohn. Mit Karten, Plänen und Abbildungen in Lithographie und Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 12 M.

Von Kairo aus wird auf der Dahabieh, dem eigens dafür gemietheten großen Reiseboot, die Nilreise angetreten, die in Bezug auf ihre Aeußerlichkeiten durch ein scherzhaftes, aber sehr treffendes Wort von Brugsch charakterisirt wird: das Facit derselben bestehe aus zwei Hauptfactoren, dem kleinen Gelde und der größten Geduld. Bald sind die Pyramiden- und Gräberfelder von Memphis erreicht:

Die Denkmäler des alten Reichs, in dessen Zeit die Glanzperiode von Memphis fällt, überwiegen in dieser Nekropole; es sind die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts, und doch bezeichnen sie schon den Gipfelpunkt einer Civilisation; derartige Werke schafft nur ein gereiftes Volk; das Bedürfniß, welches dazu angeregt hat, kann nur das Ergebniß einer langen Entwickelungsperiode sein. Welche Klarheit der Speculation, welche Ordnung der bürgerlichen Verhältnisse verrathen die Wandgemälde der Gräber; welche Kenntnisse setzt der Bau einer Pyramide voraus, die Anlage ihrer Räumlichkeiten unter der erdrückenden Steinlast, die Stellung ihrer Riesenblöcke, die seit sechzig Jahrhunderten unverrückt die wohlberechnete Lage einnehmen; welch eine Bahn mußte durchlaufen sein, ehe eine Statue von der Vollkommenheit der hier gefundenen des Königs Chafra entstehen konnte!

In näherm Eingehen auf die Anlage und Beschaffenheit der Gräber wird die charakteristische Verschiedenheit derjenigen des alten, des mittlern und des neuen Reichs dargethan, und dann den Pyramiden sowie dem dabeiliegenden großen Sphinx eine ausführliche Beschreibung gewidmet, die alles Wesentliche umfaßt, was dem Reisenden angesichts dieser von jeher angestaunten Weltwunder zu erfahren wünschenswerth oder nöthig ist. Zweck und Bedeutung der Pyramiden sowie der Eindruck, den sie auf den Beschauer machen, werden folgendermaßen charakterisirt:

Sie hatten, und waren sie auch noch so groß, keinen andern Zweck als den, die Mumie zu bergen. Dieser unsern Anschauungen so fernliegende Gedanke, ein solches Werk ausschließlich einem Todten zu widmen, entsprang folgerecht aus der ägyptischen Glaubenslehre, in der die Erhaltung des Körpers eine Bedingung für das Leben nach dem Tode war; denn am Tage der Auferstehung mußte sich die geläuterte Seele wieder mit dem Körper vereinigen, um mit ihm in „die Gefilde der Seligen“ einzugehen, und für diesen Tag wurde der Körper bewahrt. Die Sicherung der Mumie war daher das Hauptziel und sollte durch den Bau der Pyramiden erreicht werden.... Wie hoch man aber auch die Kraft des Glaubens der Aegypter und die Macht ihrer Herrscher anschlagen mag, so läßt sich doch die Ausführung der großen Pyramiden kaum begreifen;... der Bau bleibt immer ein Räthsel, und auch heute noch können wir nur in die Worte Diodor's einstimmen, daß es den Eindruck macht, als sei das Werk nicht allmählich durch Menschenhand entstanden, sondern auf einmal wie von einem Gotte fertig in die Sandwüste gestellt worden. Diesen Eindruck des

Uebermenschlichen darf man übrigens beim ersten Anblick der Pyramiden nicht erwarten; ... erst in unmittelbarer Nähe kommt ihre wahre Größe zur Geltung; erst wenn man vor der Cheopspyramide steht, die Länge ihrer Flanken ermißt, das Auge an der Kante hinangleiten läßt, wenn man ihre Riesenquadern betrachtet und mit den darüber hinaufkletternden Menschen vergleicht, die, an der Spitze angelangt, nur mehr wie Punkte zu unterscheiden sind, dann erst wird man sich des Ungeheuern dieser Massen bewußt. In der Ferne dagegen verschwinden die Vergleichsmittel, da ist es nicht das Denkmal an sich, welches auf uns wirkt und wol jeden, der zum ersten mal die Pyramiden am Horizont auftauchen sieht, mit einem Gefühle feierlicher Spannung erfüllt, sondern es ist die Weihe, die auf diesen „ältesten Marksteinen der Geschichte" ruht. Das ganze Menschengeschlecht ist an ihnen vorübergezogen; sie sind die Zeugen seiner Entwickelung, und ihre außer unserm Zeitbegriffe liegende Dauer verliert sich im Dunkel des Mythus. Wie weit wir auch zurückblicken mögen, immer stehen noch im Hintergrunde die Pyramiden; so sah sie schon Herodot, der Vater der Geschichte; so sah sie Moses, der erst zweitausend Jahre nach der Gründung der jüngsten Pyramide lebte. Die fernste Vergangenheit wird Gegenwart; sechzig Jahrhunderte mit ihren die Welt erschütternden Umwälzungen sind wie weggelöscht, und was des Menschen Geist in einer kaum vom Dämmerscheine unsers Wissens erreichten Zeit geschaffen, ist vor uns gleich einem Werke von gestern!

Aus der bei Sakarah gelegenen, gleichfalls noch zur Nekropole von Memphis gehörigen Gruppe von Monumenten führt der Verfasser uns hauptsächlich die sogenannte Stufenpyramide, die „in der langen Reihe wie ein Patriarch inmitten seines Stammes steht", und die insofern besonders merkwürdig ist, als sie nach allen Anzeichen ein noch weit höheres Alter hat als die „großen" Pyramiden von Gizeh, das Grab des Ti und die gewaltigen Apisgräber, das fälschlich sogenannte Serapeum, genauer vor Augen.

Auf der weitern Fahrt nilaufwärts wird der Reisende, abgesehen von den in immer reicherer Fülle ihm entgegentretenden Denkmälern, durch nichts so mächtig gefesselt und so immer aufs neue entzückt wie durch die wunderbaren Abendbeleuchtungen:

Schon in Kairo, wo das gelbe Gestein des Mokattam eine unübertreffliche Grundlage für grelle Lichteffecte bildet, sind die Abendbeleuchtungen oft von seltener Pracht; die herrlichsten, ganz absonderlichen Färbungen findet man aber erst in Oberägypten und Nubien. Sonnenuntergänge, wie man sie von den Pylonen von Edfu, Philä, von den Gebirgen bei Korosko aus sieht, lassen wirklich keinen Vergleich mehr zu mit den schönsten derartigen Schauspielen, die man in Europa sieht. So weit das Auge reicht, breitet sich eine Fülle von Farben aus, der keine Phantasie gewachsen ist; die Töne sind so satt, so kernig, und, obgleich in den schärfsten Gegensätzen durch alle Abstufungen spielend, dennoch so harmonisch gestimmt, daß Himmel und Erde wie in ein Meer von Licht und Wärme getaucht erscheinen. Kein Maler kann diese Tinten wiedergeben; nicht als Reflexe, sondern wie selbständig ausströmend erscheinen sie und füllen den Raum wie eine aus Strahlen zusammengeschmolzene Materie; und lange noch, nachdem die Sonne in der unendlichen Wüste verschwunden, glüht die Natur so fort, bis die blauen Schatten die Oberhand gewinnen und der östliche Himmel violett wird, und zwar violett in einer Intensität, die man dieser Farbe kaum zutraut. Dann heben sich die schlanken Palmen ganz schwarz gegen die Goldstreifen im Westen ab, während die im Osten stehenden Stämme im rothen Widerscheine schimmern; das arabische Gebirge aber geht langsam aus seinem grellen Lichte in ein fahles, kaltes Grau, selbst Weiß über, gleich dem auskühlenden Metalle im Hochofen, und verschwimmt endlich im hereinbrechenden Dunkel der Nacht.

Auf der langen Strecke bis Theben, dem ersehnten Haupt-, aber freilich noch lange nicht Endpunkte der Reise, sind die wichtigsten Stätten zunächst die wegen ihres Reichthums an bildlichen Darstellungen höchst interessanten Gräber von Beni-Hassan, weiter Abydos mit seinem prächtigen, sehr wohl erhaltenen Tempelpalast, und sodann der gewaltige Tempel von Dendera.

Der Tempelpalast von Abydos wird von Strabo der „wundervolle" genannt, und er war, wie zahlreiche ägyptische, griechische und andere Inschriften beweisen, schon in alter Zeit das Ziel aller Reisenden. Es ist ein „Memnonium" (vom altägyptischen menu, d. i. gedenken, also Monument, Gedächtnißbau), das König Setj I. „seinem Vater Osiris" errichtet hat. Außer durch die Größe seiner Anlage ist dasselbe durch den Reichthum und die Schönheit seiner Bildwerke merkwürdig, über deren Gesammteindruck Prokesch sagt:

In glücklichster Weise ist hier die Strenge des Stils mit der größten Weichheit in der Zeichnung vereint, und nirgends wol tritt der hohe Standpunkt der Kunst deutlicher hervor als hier, wo der Bildhauer, obgleich durch unübersteigliche religiöse Schranken an die Formen des Kanons gebunden, dennoch den Gestalten ein solches Leben, den Köpfen einen solchen Ausdruck zu verleihen wußte. Die Grazie in der Bewegung, die Feinheit der Gesichtszüge ist bei mehrern in den Zellen angebrachten, reichbemalten Figuren ganz unübertrefflich; die Weichheit in der Plastik tritt übrigens noch mehr dort hervor, wo die Farben fehlen.

Aus Abydos stammt auch die für die ägyptische Chronologie so wichtig gewordene, jetzt im Britischen Museum aufbewahrte sogenannte „Tafel von Abydos", welche 76 Königsnamen von Menes bis auf Setj I. enthält, die mit den Listen des Eratosthenes und Manetho größtentheils übereinstimmen. Eine Wiederholung oder Copie dieser Tafel ist noch am Orte selbst, in einer der Hallen des Memnoniums, vorhanden, und diese hat ein fast ebenso wichtiges Gegenstück an einer auf der gegenüberstehenden Wand befindlichen Tafel, welche 260 Namen von Gottheiten nebst den Namen der Orte, wo dieselben verehrt wurden, aufweist.

Der Tempel von Dendera stammt allerdings aus sehr später, nämlich römischer Zeit, denn Kleopatra VII. hat ihn mit ihrem und des Cäsar Sohne, Cäsarion, der Göttin Hathor errichtet; aber er ist durchaus im altägyptischen Stile gebaut. Allerdings kann er in manchen Beziehungen den Vergleich mit ältern Werken nicht aushalten, aber trotzdem „bleibt dieses wohlerhaltene Heiligthum immerhin ein Kleinod, und wer noch keinen ägyptischen Tempel gesehen hat, wird hier einen wahrhaft betäubenden Eindruck empfangen, und wird ebenso von der erdrückenden Größe der Masse als von der unfaßbaren Fülle der Einzelheiten ergriffen werden".

Aber schon drängt es den Reisenden, nach der alten Königsstadt Theben zu kommen, das mit seinen alles übertreffenden Bauten und Kolossen schon längst die Phantasie in Anspruch genommen hat. Bald treten denn auch die Gebirge zur Rechten und zur Linken zurück:

Es öffnet sich das weite Amphitheater, das das hundertthorige Theben umschloß, und eine ahnungsvolle Ehrfurcht zieht in unsere Brust ein. An tausend Fuß hoch steigen die schroffen Gipfel des libyschen Gebirgs empor, in dessen öden Schluchten die alten Pharaonen ruhen; unter den senkrechten Wänden am

Die letzte Abhandlung: „Der Zusammenhang der aristotelischen und stoischen Naturphilosophie", bekämpft mit Erfolg die übliche Annahme, nach welcher die Stoiker ihre Naturphilosophie lediglich von Heraklit entlehnt haben sollen, und weist nach, daß Aristoteles bedeutenden Einfluß auf die stoische Physik ausgeübt hat.

Karl Braun als Erzähler.

Mordgeschichten. Von Karl Braun. Zwei Bände. Hannover. Rümpler. 1874. 8. 12 M.

Das Vorwort der vorliegenden neuesten Sammlung von Schriften Karl Braun's, datirt aus Berlin vom 3. October 1874, beginnt mit den Worten:

> Man ist recht übel daran als Schriftsteller. Man möchte es gern dem Publikum recht machen, und man brächte das vielleicht auch fertig, wenn es nur das verehrliche Publikum sagen wollte, wie es die Dinge gemacht zu haben wünscht. Allein das kann man eben vorher nicht erfahren; man erhält die Nachricht erst später, und dann ist es in der Regel zu spät, das heißt: die Dummheit ist schon begangen. Die brutale Thatsache des Erfolgs oder Miserfolgs sitzt zu Gericht. Stultorum magister eventus.

Ueber den Inhalt dieser beiden Bände belehrt das Vorwort uns ferner, daß derselbe zum Theil aus den vier starken Bänden der „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei" desselben Verfassers entnommen ist, wozu noch mehrere Geschichten „gleichen Kalibers" hinzugekommen sind. Bei dieser Gelegenheit sagt der Autor:

> Damit aber der verehrte Leser sich nicht übermäßigen Erwartungen hingebe und infolge dessen enttäuscht dem Verfasser zürne, muß ich ausdrücklich bemerken: Ich bin weit entfernt, mit diesen anspruchslosen Geschichten unsern großen erzählenden Dichtern Concurrenz machen zu wollen. Ich bin kein Dichter und kann nichts erfinden; und ich halte es für die „allerbeste Politik", dies lieber gleich selber zu sagen, damit es mir nicht nachher von andern gesagt werde. . . . Die Begebenheiten, die ich erzähle, sind in allen wesentlichen Stücken wahr; und ich habe ihnen nur deshalb hin und wieder etwas novellistischen Aufputz gegeben, damit die Darstellung, was ich sehnlichst wünsche, ein möglichst großes Lesepublikum finde.

Der Referent kann gegen diese Aufstellungen eine kleine Polemik nicht unterlassen. Denn einerseits thut der Verfasser damit offenbar sich selbst, andererseits aber möglicherweise auch andern Unrecht. Was nämlich zunächst erstern Punkt betrifft, so muß ich mich Karl Braun's contra Karl Braun annehmen, denn offenbar unterschätzt er sich selbst. Insbesondere mit der vorliegenden Auswahl seiner Arbeiten macht er, wenn nicht unsern allergrößten Dichtern der Vergangenheit, so doch ziemlich allen erzählenden Dichtern der Gegenwart eine sehr erhebliche Concurrenz. Er ist in der That ein Dichter und ein Schriftsteller comme il faut, und zwar von einem gar nicht zu unterschätzenden, in gewissem Sinne alle Concurrenz überbietenden Werthe, denn er hat sich zu einer Specialität ausgebildet, wie sie in der deutschen Literatur noch nicht vorhanden ist. Er selbst bezeichnet diese seine eigenthümliche Talentrichtung in der citirten Vorrede, indem er seinen Darstellungen den „juridisch-politischen Charakter" beilegt. Und solcher Charakter ist bei der gegenwärtigen Aus- und Hochbildung unserer Politik sowol als unserer Jurisprudenz, einschließlich der Theorie und Praxis der Verwaltungswissenschaft, in welche beide Karl Braun offenbar sehr gründlich eingelebt ist, wohl zu beachten. Die realistische Richtung, der nachzustreben unserer Literatur seit länger als 20 Jahren anempfohlen ist, kann es eben nicht entbehren, von den Gesichtspunkten dieses oder jenes bestimmten Berufs aus Welt und Leben dargestellt zu sehen, und infolge dessen vernunftgemäßerweise am wenigsten von den Gesichtspunkten desjenigen Berufs, dem es gerade vor allen andern obliegt, Welt und Leben zu beaufsichtigen und zu leiten, zu registriren und zu regieren: und das ist der Beruf des Juristen und Verwaltungsbeamten. Daß Goethe, wie uns von Jugend auf eingelernt worden, wirklich in so vollendetem Grade das Ideal eines Literatur-Hochmeisters ist, erkennen wir mehr und mehr erst aus den literarischen Erfahrungen, die nach ihm unser Jahrhundert noch zu machen hatte, und so z. B. auch aus dem gewissermaßen phänomenalen Auftreten dieses unsers annectirten poetischen Justizraths. Auch Goethe war Verwaltungsbeamter und Dichter, Geheimerath und Genie zugleich. Und wenn Karl Braun auch als Dichter nicht so vielseitig und innerlich, nicht so idealistisch und phantasievoll ist wie Goethe, so vertritt er in seinem Dichten und Schriftstellern um so energischer die Justiz- und Regierungsintelligenz. Jedem Kapitel, das er schreibt, liegt die Welterfahrung und Lebenskenntniß des geprüften juristischen Rationalismus zu Grunde, und zugleich fehlt keinem seiner Kapitel nach Verhältniß die poetische oder die technische Vergeistigung.

So sehr und so gern Referent einerseits diese Verdienste anerkennt, so sehr muß er nochmals anderweitige Einsprache dagegen thun, daß in eben derselben citirten Stelle des Vorworts der Autor sehr fragliche Verdienste in Anspruch nimmt, die er eben nicht beanspruchen kann. Er darf nicht, wie oben geschehen, von sich sagen: „Ich kann nichts erfinden", und noch weniger: „Die Begebenheiten, die ich erzähle, sind in allen wesentlichen Stücken wahr". Zwar ist vorauszusetzen, daß ein Justizrath des Oberappellationsgerichts beide Aeußerungen mit der entsprechenden reservatio mentalis gethan, indem er das eine mal etwa meinte: „nichts erfinden, nur gestalten", und das andere mal bei dem Zusatze „in allen wesentlichen Stücken" sich die ihm persönlich convenirende Auslegung vorbehielt. Aber ein „juridisch-politischer" Schriftsteller von einer im allgemeinen sonst so gewichtvollen Solidität hat es wahrlich nicht nöthig, bei seinem Publikum, so weit dasselbe wirklich gebildet ist, durch den Glaubwürdigkeits-Hokuspokus der bekannten Literatur „Gedruckt-in-diesem-Jahre" Vertrauen, Interesse oder Aufsehen zu erlangen. Und eben darum erlaubt sich Referent, zugleich im Namen desjenigen etwaigen Publikums, welches damit sein eigenes wahres Interesse vertreten sehen dürfte, das Karl Braun'sche Anerbieten im oben citirten ersten Satze: „Wenn uns nur das verehrliche Publikum sagen wollte, wie es die Dinge gemacht zu

sehen wünscht", dahin zu erwidern: daß wir unsererseits die schriftstellerischen Dinge der literaturfähigen Literatur so gemacht sehen wollen, daß das entsprechend gebildete, literaturwürdige Publikum die Erfindung, Gestaltung und Behandlung von der Wahrheit, Thatsächlichkeit und Wirklichkeit in der Hauptsache stets zu unterscheiden im Stande sei.

Dieser Zweck wird hier zunächst dadurch erreicht, wenn wir in diesen zwei Bänden — mit dem nicht unbedenklichen Titel — die poetischen und die descriptiven Darstellungen, also die Novellen und die pragmatischen Betrachtungen sondern. Novellen treten uns in Nr. 1, 6, 7 und 9 entgegen. Die erste, „Zioba" (was „Donnerstag" als Familienname heißen soll), spielt in Venedig während der italienischen Katastrophe von 1525, in welchem Jahre bekanntlich die Schlacht von Pavia zwischen Spanien und Frankreich vorfiel. Die übrigen drei Novellen sind Dorfgeschichten aus der Gegenwart und aus des Verfassers heimatlicher Nachbarschaft. „Ein Bauer an der Spielbank" ist datirt aus Bad Schwalbach vom Jahre 1835.

Da ich diese drei Erzählungen als dorfgeschichtliche bezeichnet habe, so brauche ich kaum zu bemerken, daß dieser „Bauer" kein großstädtischer Häuserbauer, sondern nur ein ordinärer Ackerbauer ist. Dennoch geht er an die Spielbank, und er scheint Glück zu haben, denn er gewinnt, aber freilich nur, um dadurch zum Verluste all seines Hab und Gutes verlockt zu werden. Diese Art von Spielbank hat unser neues Reich nun freilich verboten. Aber dennoch ist diese bäuerliche Geschichte auch für die Zukunft noch lehrreich, denn anderartige Spielbanken, d. h. moralische Spielbanken, wird es überall im Leben zu allen Zeiten doch noch geben.

„Ein Untersuchungsrichter" spielt in Nassau, zuletzt im Jahre 1863, und ist ein kleines feines Cabinetsstück, die Prachtblume aller dieser juristisch-novellistischen Skizzen. Wieder ein Bauer und wieder nur ein Ackerbauer, der „Gemeinderechner", tritt zunächst als Hauptrolle in dieser Geschichte auf, die schon 1848 anfängt und mit unverkennbarer sehr verdienstvoller Situationskenntniß aus dem kleinsten Detailleben von persönlichen, socialen und politischen Conflicten in Dorfzuständen uns ein ebenso anschauliches als beziehungsreiches Bild der mit jenem Jahre beginnenden Partei- und Standesdifferenzen bietet. Wir sehen, und noch dazu seltenerweise ohne Liebesgeschichte, Montecchi und Capuletti, Welfen und Ghibellinen des Dorfs einander gegenüber. Der Sohn des Flickschneiders und der Zigeunerin wird ghibellinischer Dorfschulze, und durch sein Emporkommen wird der heimische Ackerbauer, der „Gemeinderechner", in die Opposition gedrängt. Der Parvenu-Schulze fängt sich nun seinen Gemeinderechner ein, da derselbe aus der von ihm verwalteten Gemeindekasse ein paar hundert Gulden für kurze Zeit zur Deckung eines Ackerkaufs geborgt hat. Der Gemeinderechner kann nicht sofort decken, und der Schulzen-Ghibelline sperrt ihn ins Criminalgefängniß.

Wenn Karl Braun stets juristisch-realistisch schreibt, hier beginnt sein classischer Criminalrealismus. Jede Zeile duftet den Hautgout des pennsylvanischen Systems, und nun wird der Untersuchungsrichter selbst die agirende Hauptperson. Und was für ein Untersuchungsrichter! Ein dämonischer Zauberer, ein Metaphysiker von einem Criminalisten! Jeder Zoll ein spanischer Großinquisitor im kleinsten Kleindeutschland. Ein Talent, ein Magier, ein Genie, ein Virtuose des Protokollirens im Verhörzimmer! Auch offenbar einer der letzten Nassauer, ein Großdeutscher von Gesinnung und Capacität, ein Heiliger-Bundestags-Fanatiker von solcher Prätension und Energie, daß er den bedrängten, unschuldigen, absolut unpolitischen Ackerbauer durch sein bloßes gesinnungstüchtig-gesetzmäßiges Verhör unwillkürlich und wider Willen zu kleindeutscher Gesinnung und preußenfreundlicher Sympathiepolitik treibt. Das hilft ihm nun freilich nichts, denn er sollte die rettende That von 1866 nicht mehr erleben. Er soll schon 1863 vors großdeutsche nassauer Schwurgericht, und zwar ist ihm sichere Rettung in Aussicht, wenn seine Frau der Sache gemäß bezeugt, daß die zeitweilig defectirten paar hundert Gulden längst aus seinem Eigenthum gedeckt sind. Die Frau kommt auch zum Schwurgerichte in die Stadt, aber das Gericht kann nicht abgehalten werden, weil der Gemeinderechner in der Nacht vorher sich im Kerker erhängt hat.

Karl Braun weiß den vermuthlich nicht allerseits angenehmen Eindruck dieses Vorgangs alsbald wieder gut zu machen. Er läßt die nächste Geschichte von 1866 bis 1867, gleichfalls in Nassau, sich begeben. Ein armer Teufel vom Lande kann wegen der reactionär particularistischen alten Gesetzgebung nicht heirathen; die Katastrophe von 1866 mit der folgenden norddeutschen Bundesgesetzgebung aber wird hier wirklich zur rettenden That; sie bringt die Befreiung von solchem mittelalterlichen Zwange, und so hat der Novellist dieses neuzeitlich historische Familienglück geschildert unter dem Titel: „Preußischer Wind".

Wir kommen zu den übrigen sechs Abhandlungen dieser zwei Bände, welche rein thatsächlichen, historischen, politischen oder culturhistorischen Darstellungscharakter tragen und höchstens hier und da der äußern Einkleidung in novellenartige Form sich bedienen. „Der Menschenhandel der deutschen Fürsten im 18. Jahrhundert", mit Bezug auf den vielbesprochenen hessischen Soldatenverkauf an England, läßt des Verfassers energische Parteinahme für die nordamerikanische Emancipation errathen. Das moralische Gegenstück dazu: „Der Menschenhandel des deutschen Volks im 19. Jahrhundert" schildert entrüstet das Verschachern nassauischer Landjugend in die großen Städte des Nordens; die Vermehrung der Eisenbahnen und die neuen emancipirenden Gesetzgebungen werden dem Misbräuchlichen dabei sicher schon Abhülfe geleistet haben.

Sehr beachtenswerth ist noch immer die Schilderung: „Burschenschaft und Schwarze", aus dem „tollen Jahre 1819", welche die damaligen Zustände der hessischen Universität in Gießen und der weimarischen in Jena einander gegenüberstellt und namentlich durch Hinweisung auf gewisse innerdeutsche Particulargegensätze, die das kommende Menschenalter völlig aus der Erinnerung verloren haben dürfte, bezügliche Beiträge zur Erklärung [illegible] schwer erklärlichen Mordthat Sand's an Kotzebu[illegible] bietet. In ebendem Sinne ist der fast [illegible] aber mislungene Mordversuch gegen den no[illegible]

gierungspräsidenten von Ibell von seiten eines Apothekerlehrlings aus Idstein ausführlich und, wie es scheint, nach neuem Material berichtet.

Unter dem Titel „Der Spionenfang“ werden ein paar kriegsgeschichtliche Episoden, aber mit glücklichem, fast humoristischem Ausgange, aus den Transactionen von 1866 am Mittelrhein, aus den letzten Tagen der Kleinstaaterei erzählt. Und endlich unter „Deutsche in Paris“, aus 1865—70, begegnen wir dem rheinpfälzer Reichsverfassungskämpfer von 1849 wieder, der als Portier in Paris uns seine politischen Schicksale erzählt und uns mit den Hessen-Darmstädtern in Paris bekannt macht, die dort die Gassen kehren, um mit Wohlhabenheit in ihr Vaterland zurückzukehren. „Nur ein Hessen-Darmstädter!“ ist hier ein Kapitel überschrieben. Ich muß unwillkürlich dabei daran denken, daß auch Gervinus ein Hessen-Darmstädter war, und muß ferner daran denken, jedesmal wenn ich die Begriffe Goethe, Werther's Leiden, Clavigo, Goethe-Schiller-Dramatik u. dgl. vernehme, daß wir heutigen Literaturfreunde vielleicht alle nicht mehr wissen können, was Goethe und mit ihm unsere Literatur vielleicht ihrerzeit einem gewissen Kriegsrath Merck zu verdanken gehabt haben. Und auch dieser war nur ein Hessen-Darmstädter.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Otto Spamer'schen Verlag in Leipzig erscheint ein Prachtwerk: „Otto von Bismarck, der deutsche Reichskanzler“ von Feodor von Köppen. Die zwei ersten vorliegenden Hefte zeigen bereits die glänzende Ausstattung und die zahlreichen Illustrationen, mit denen das Werk geschmückt ist. Die Darstellungsweise ist eine frische und lebendige. Wie sich das Köppen'sche Werk zu der Biographie des Reichskanzlers von George Hesekiel stellen wird, läßt sich nach den zwei ersten, mehr historisch einleitenden Lieferungen noch nicht beurtheilen.

— Ein sehr wichtiger Beitrag zur Schiller-Literatur, auf den wir nächstens eingehend zurückkommen werden, ist in dem Verlag von Veit u. Comp. in Leipzig erschienen; es ist dies „Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald“.

— Die Freunde der Dante'schen Dichtung machen wir auf die sechs Tafeln zur „Divina commedia“ von Michel Angelo Cantani aufmerksam, welche in Rom in der Spithöfer'schen Buchhandlung erschienen sind; sie geben den für das Verständniß der Dichtung unentbehrlichen Grundriß nicht blos der „Hölle“, sondern auch des „Purgatorio“ und „Paradiso“. Dante's Phantasie hatte nicht blos plastische Energie, sondern auch architektonische Klarheit, und er hatte die drei Reiche des Jenseits lebendiger vor sich als mancher Dramatiker die Bühne, auf der seine Handlung spielt.

— „Das Kunsthandwerk. Sammlung mustergültiger kunstgewerblicher Gegenstände aller Zeiten“, herausgegeben von Br. Bucher und A. Gnauth (Stuttgart, Spemann), ist ein sehr verdienstliches literarisch-artistisches Unternehmen, welches bereits in seinen zweiten Jahrgang eingetreten ist. In jedem Jahre erscheinen 15 Hefte, jedes mit sechs Tafeln, die von vorzüglicher typographischer und technischer Ausführung sind. Die Tendenz des Unternehmens ist nicht blos auf den künstlerischen Genuß und die kunsthistorische Belehrung gerichtet, sie ist eine reformatorische. Das Werk soll dazu beitragen, den Stil des Handwerks wieder zu adeln durch die Anschauung früherer Muster aus allen bedeutenden Kunstepochen. Die vorliegenden Hefte geben eine reiche Zahl solcher Vorbilder sowol aus der Renaissancezeit, welche hierin allerdings am ausgiebigsten ist, als auch aus dem Alterthum und Mittelalter; nicht nur Abbildungen prachtvoller Onyrvasen, prächtig decorirter Spiegelrahmen und Schrankthüren, von Thüraufsätzen, Stühlen, Gewehrläufen, Löffeln, Trinkhörnern, von antiken Mosaiken finden wir in den vorliegenden Heften; auch glänzend ausgeführte Vorbilder textiler Kunst, von Seiden- und Sammtstoffen mit reicher Ornamentik. Je mehr das Handwerk der Gegenwart auf ein flaches Niveau des Nützlichen und Alltäglichen herabgedrückt ist, desto mehr ist eine solche Sammlung von Mustern früherer Kunsttechnik zeitgemäß, um den Zusammenhang des Gewerks mit der Kunst ins Ge- wol tniß zurückzurufen und eine künstlerische Hebung des Hand- erbeizuführen.

und Pr n Johann Joseph Roßbach's nachgelassenem Karl Brau ichte der Gesellschaft“ (Würzburg, Stuber) ist der siebente Theil erschienen, welcher die Geschichte bis zur Gegenwart fortführt und den Communismus und Socialismus bespricht; er bildet die dritte Abtheilung der Darstellung des „vierten Standes“.

— „Charles Dickens' Leben“ von John Forster liegt jetzt in der deutschen Uebersetzung von Friedrich Althaus (Berlin, Decker) abgeschlossen da. Der Band enthält ein wohlgetroffenes Bild des gemüthreichen Dichters und ein reichhaltiges Register. Das pietätvolle Werk wird in Deutschland gewiß nicht weniger Freunde finden als in England.

— Das vorzügliche Werk von Friedrich Albert Lange: „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart“ (Leipzig und Iserlohn, Baedeker) ist mit der zweiten Hälfte des zweiten Buchs „Geschichte des Materialismus seit Kant“ zum Abschluß gediehen.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Görlitz starb am 15. Februar Friedrich von Uechtritz, zur Zeit, als Tieck seine Dramaturgie schrieb und Immermann seine dramaturgischen Versuche in Düsseldorf machte, ein vielgenannter Dichter. Im Jahre 1800 zu Görlitz geboren, studirte er Jura in Leipzig und verfolgte dann die preußische Staatscarrière. Im Jahre 1833 wurde er preußischer Landesgerichtsrath, sodaß er damals mit Karl Immermann zu den poetischen Juristen gehörte, auch mit ihm zusammen in der rheinischen Künstlerstadt wohnte. Schon 1822 hatte Uechtritz ein Drama: „Chrysostomus“, erscheinen lassen, später einen Band „Trauerspiele“ (1823); doch erst die Tragödie „Alexander und Darius“, welche Tieck in seinen „Dramaturgischen Blättern“ einer eingehenden Analyse unterwarf, die für das Vollgewicht des aufstrebenden Talents sehr günstige Resultate ergab, machte den Namen Uechtritz in weitesten Kreisen bekannt. Später veröffentlichte er noch die Trauerspiele: „Rosamunde“ (1833) und die „Babylonier in Jerusalem“ (1836). In allen diesen Dramen herrscht eine gewisse Strenge des Stils; sie sind in großen Linien und im Frescostil gehalten, doch arm an Bewegung, Handlung und Colorit. Von seinen spätern Werken hat der umfangreiche Roman aus der Reformationszeit „Albrecht Holm“ (7 Bde., 1852—53) das meiste Interesse erregt; in „Eleazar“ (3 Bde., 1867) ist der Hintergrund der Makkabäerkriege ein zu fernliegender. Uechtritz war 1858 aus dem Staatsdienste geschieden und lebte seit 1863 in seiner Vaterstadt Görlitz.

— Am 28. März fand in Dresden die Eröffnung des Körner-Museums statt; Sänger und Studenten begannen dieselbe mit dem Lied: „Hör' uns, Allmächtiger“ vor Körner's Standbild. Dann bewegte sich der Festzug in die Körnerstraße, und hier wurden vor dem Körner-Hause festliche Lieder gesungen. Dr. Häbler hielt die Festrede. „Deutschland mag stolz sein auf dieses Haus“, sagte er ungefähr, „in welchem Schiller, als er dem despotischen Landesherrn entfloh, eine Zufluchtsstätte fand, es mag stolz sein auf dieses einfache Bürgerhaus, das ihm die Pforten gastlich geöffnet, in welchem des Heldensängers

Körner Vater durch sein sinniges Urtheil leitend und fördernd auf die Entwickelung Schiller's einwirkte, und welches hinwiederum den herrlichsten Schüler desselben, der durch seinen Tod den Lorberkranz des Kriegers dem des Dichters zugesellte, das Licht der Welt erblicken sah. Mögen denn diese Hallen von zarten Frauen mit Rührung und von starken Männern mit Verehrung betrachtet werden, und möge die edelste Saat für die Zukunft aus deren Eröffnung sprießen!" Auf einen Wink des Redners fielen dann die Hüllen von den meisterhaft modellirten und gegossenen Medaillons Körner's und Schiller's. Dann ertönte abermals der Gesang eines Körnerliedes, und der Dirigent der Gesangaufführung übergab mit bezeichnenden Worten einen silbernen Lorberkranz für das Körner-Museum, welcher die Laute und das Schwert des Sängers schmücken sollte. Dem Gründer des Museums, Dr. Peschel, wurde darauf von einem Studenten für seine unermüdlichen Bestrebungen zu Gunsten des Körner-Museums ein Hoch gebracht, worauf dieser mit bescheidener Ablehnung dankte. Das Körner-Museum selbst enthält viel Sehenswürdiges, darunter interessante Zuschriften damaliger gefeierter Patrioten an den Dichter, und wird für den Fremdenbesuch in Dresden einen neuen Anziehungspunkt bilden.

— Nach dem funfzehnten Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schiller-Stiftung, welchen der Verwaltungsrath herausgegeben hat, verausgabte die Stiftung im letzten Jahre 15769 Thlr. 29 Sgr. 11 Pf. und 1505 Fl. ö. W. Bisher wurden an lebenslänglichen Pensionen 3039 Thlr. 8 Sgr. 6 Pf. ausgetheilt, und zwar an Karl Beck, Karl Gutzkow, Karl von Holtei, Alexander Jung, Mörike, Ludwig Storch, Frau Hofrath Bechstein in Meiningen, Frau Professor Hauff in Stuttgart, Frau Baronin de la Motte-Fouqué in Berlin. Hierzu kamen 22 neue Verwilligungen lebenslänglicher Pensionen seitens der Generalversammlung, meistens an Witwen und Hinterlassene von Dichtern; von lebenden Dichtern und Schriftstellern wurden Hermann Lingg in München, Dr. J. L. Klein in Pankow, Alexander Rost und Dr. Eitner in Weimar und Dr. E. Willkomm in Hamburg bedacht. An transitirenden Pensionen wurde die Summe von 7595 Thlrn. und zwar an 55 Empfänger, von einmaligen Bewilligungen die Summe von 3050 Thlrn. an 28 Empfänger ausgetheilt. Hierzu kamen die Leistungen der Zweigstiftungen. Im ganzen hat die Schiller-Stiftung, deren Vorort bekanntlich mit diesem Jahre nach Dresden übergegangen ist, in den letzten fünf Jahren 77437 Thlr. 12 Sgr. 2 Pf. für ihre Zwecke verwendet — immerhin eine beträchtliche Summe, durch welche manches Verdienst belohnt, manche Noth gelindert worden ist.

— Die „Gartenlaube" bringt einen Aufruf zur Stiftung eines Ehrengeschenks für Arnold Ruge, der, im dreiundsiebzigsten Lebensjahre stehend, wenn auch durch unerschrockene Arbeit vor augenblicklicher Sorge geschützt, doch der Ruhe und Erholung bedarf. Unterzeichnet ist der Aufruf von namhaften Reichstags- und Landtagsabgeordneten: Bamberger, Lasker, Schulze-Delitzsch, Löwe, Virchow u. a. Es heißt in demselben: „Arnold Ruge steht seit mehr denn einem vollen Menschenalter obenan unter den Männern, welche den Kampf für die höchsten Güter der Nation auf philosophischem und politischem Gebiete tapfer und erfolgreich geführt und für ihre selbstlose Hingabe an die von ihnen erstrebten patriotischen Ziele Gefängniß und Entbehrung geerntet haben. Er war in einer politisch schlaffen und gedrückten Zeit einer der frischesten und unverdrossensten Mitbegründer jener aufrichtigen Denkfreiheit, welche das Fundament zur politischen Ermannung Deutschlands legte. Seine »Hallischen und Deutschen Jahrbücher« schossen die erste Bresche in das damalige gelehrte und politische Zwinguri; sie lehrten das jüngere Geschlecht, daß die bürgerliche Freiheit geschichtlich und dialektisch auf die Freiheit des Geistes und Gewissens begründet ist. So hat Ruge seit vielen Jahren vorausgesehen und vorbereitet, was 1866 und 1870 glorreich vollbracht wurde. Mögen auch, nachdem das Schwerste erreicht ist, für die große Mehrheit der schnelllebenden Zeitgenossen die Anfänge vergessen sein, aus denen der deutsche Staat langsam und mühevoll erwachsen ist: Ruge hat länger denn ein halbes Jahrhundert von seinen Studentenjahren an als Agitator und Journalist, als Philosoph und Politiker wacker an diesem Bau mitgearbeitet und sich mit seinen tapfern Thaten einen unvergänglichen Ehrenplatz in der Geschichte unserer geistigen Entwickelung gesichert. Und wie die jetzt zu Männern herangewachsene Jugend von ihm gewaltig angeregt wurde, so leuchtet er auch für die gegenwärtige und für die zukünftigen Generationen als Muster des überzeugungstreuen, uneigennützigen Mannes, der sich trotz persönlichen Misgeschicks den Kopf frei und das Herz frisch erhalten hat, und der die neue Gestaltung der Dinge in unserm Vaterlande, trotzdem daß sie durch andere Mittel und auf andern Wegen als den von ihm gewollten bewirkt wurde, mit jugendlicher Begeisterung rückhaltlos begrüßt hat und fördern hilft." Der Herausgeber und Redacteur der „Gartenlaube", Ernst Keil, schließt sich diesem Aufruf mit voller Ueberzeugung und aller Wärme des Herzens an und gibt noch interessante Erläuterungen zu demselben. Läßt sich die Uneigennützigkeit Ruge's besser illustriren als mit der hier mitgetheilten Thatsache, daß ihm bei vier polizeilichen Unterdrückungen schön aufblühender Journalunternehmungen nicht weniger als 70000 aus seiner Tasche geflossene Thaler verloren gegangen sind? Arnold Ruge hat auch für die Literatur eine dauernde Bedeutung als Vorkämpfer jenes philosophischen, poetischen, politischen Idealismus, welcher, trotz der erstaunlichen Resultate großer Kämpfe in Krieg und Frieden, in unserer Jugend zu verschwinden droht, obschon er ein wichtiges Ferment alles geistigen Lebens ist.

Bibliographie.

Barthel, G. E., Scherz und Humor. Gedichte. Leipzig, Barth. 16. 1 M. 50 Pf.

Diekmann, J., Ueber das Verhältniß zwischen Kraftaufwand und geleisteter Arbeit in Natur und Technik. Vortrag. Wesel, Kühler. 1874. Gr. 8. 30 Pf.

Eckstein, E., Aus Secunda und Prima. Humoresken. Leipzig, Expedition des allgemeinen Wochenberichts. 8. 1 M.

Goltz, T. Freih. von der, Die Lage der ländlichen Arbeiter im deutschen Reich. Bericht an die vom Congress deutscher Landwirthe niedergesetzte Commission zur Ermittelung der Lage der ländlichen Arbeiter im deutschen Reich, unter Mitwirkung von Richter und v. Langsdorff. Berlin, Wiegandt, Hempel u. Parey. Hoch 4. 20 M.

Grimme, F. W., Die Kinder aus der Musengasse. Lustspiel. Münster, Raffe. 8. 60 Pf.

Heinzel, M., Vägerle, flieg aus! Gedichte in schlesischer Mundart. Ratibor, Schmeer u. Söhne. 8. 1 M. 60 Pf.

Leibniz, G. W., Philosophische Schriften. Herausgegeben von C. J. Gerhardt. 1ster Bd. Berlin, Weidmann. 4. 14 M.

Lindner, T., Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation. 1ste Abth.: Geschichte des deutschen Reiches unter König Wenzel. 1ster Bd. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Nohl, L., Eine stille Liebe zu Beethoven. Nach dem Tagebuche einer jungen Dame. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 16. 3 M. 60 Pf.

Reuter, H., Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter vom Ende des 8. Jahrhunderts bis zum Anfange des 14. 1ster Bd. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7 M.

Riel, C., Das Sonnen- und Siriusjahr der Ramessiden mit dem Geheimniss der Schaltung und das Jahr des Julius Cäsar. Untersuchungen über das altägyptische Normaljahr und die festen Jahre der griechisch-römischen Zeit. Leipzig, Brockhaus. Gr. 4. 30 M.

Rohlfs, G., Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschad-See und zum Golf von Guinea. 2ter Thl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 7 M.

Rosenkranz, K., Neue Studien. 1ster u. 2ter Bd. Leipzig, Koschny. Gr. 8. à 10 M.

Sasinek, F. V., Die Slowaken. Eine ethnographische Skizze. Turec Sct. Martin. Gr. 8. 40 Pf.

Sicherer, H. v., Ueber Eherecht und Ehegerichtsbarkeit in Bayern. Unter Benützung amtlicher Actenstücke. München, Kaiser. Gr. 8. 2 M.

Sickinger, C., Das alte Zunftwesen und die moderne Gewerbefreiheit. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Stähelin-Stockmeyer, R., Karl Rudolf Hagenbach. 53stes Neujahrsblatt herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen. 1875. Basel, Bahnmaier. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Stark, K. B., Friedrich Creuzer, sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung. Eine Prorektoratsrede nebst Beilagen aus Creuzers handschriftlichem Nachlass. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Teutsch, T., Sachs von Harteneck. Ein Trauerspiel. Kronstadt, Frank u. Dreßnandt. 1874. Gr. 16. 2 M.

Vámbéry, H., Der Islam im 19. Jahrhundert. Eine culturgeschichtliche Studie. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 15. April 1875.

Zur Arbeiterfrage.

1. Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143—129 v. Chr. Von Karl Bücher. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1874. 8. 2 M.
2. Ein Complot gegen die Internationale Arbeiterassociation. Im Auftrage des haager Congresses verfaßter Bericht über das Treiben Bakunin's und der Allianz der socialistischen Demokratie. Deutsche Ausgabe von „L'alliance de la démocratie socialiste et l'association internationale des travailleurs". Uebersetzt von S. Kokosky. Braunschweig, Bracke jun. 1874. Gr. 8. 2 M.
3. Vorträge und Aufsätze. Von H. von Sybel. Berlin, Hofmann. 1874. Gr. 8. 6 M.
4. Die Arbeiter und die Gesellschaft. Eine culturgeschichtliche und volkswirthschaftliche Studie von Ludwig Felix. Leipzig, O. Wigand. 1874. Gr. 8. 4 M.
5. Ueber die Arbeiterfrage. Im Gewerbeverein zu Stuttgart vorgetragen von J. Diefenbach. Stuttgart, C. Müller. 1872. 8. 60 Pf.
6. Altes und Neues über Wohl und Wehe der menschlichen Gesellschaft. Von K. Badewitz. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1873. Gr. 8. 3 M.
7. Arbeiterfrage und Socialismus. Vorlesungen, gehalten im Sommersemester 1871 von W. K. Reischl. Aus seinem Nachlasse herausgegeben. Mit dem Bildnisse des Verfassers. München, Stahl. 1874. Gr. 8. 3 M.
8. Sociale Frage und Kirche, eine von der haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift von J. U. Oschwald. Leiden, Brill. 1874. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.
9. Christenthum und sociale Frage. Rede, gehalten in der Versammlung liberaler Wähler zu Eschweiler am 28. December 1873 von Heinrich Boehmer. Bonn, Weber. 1874. 8. 60 Pf.

Nachdem besonders seit 1871 die Literatur über die Arbeiterfrage so überreichlich producirt worden ist, sollte man kaum glauben, daß sich über dieses Thema noch irgendetwas nicht schon längst Gesagtes sagen läßt. Aber wie schon obiges Titelverzeichniß zeigt, scheint das doch der Fall zu sein. Allerdings ist davon einiges schon ältern Ursprungs. H. von Sybel hat 13 Aufsätze und Vorträge aus den Jahren 1864—72 jetzt in einem Band zusammen wieder abdrucken lassen. Davon behandeln drei das neue Deutschland, drei sind biographischen Inhalts (Arndt, Stein, die drei bonner Historiker: Niebuhr, Löbell, Dahlmann), einer ist dem Zeitalter Bonifaz' VIII. gewidmet, fernere drei haben Polens Untergang, die Gesetze des historischen Wissens, die Universitäten zum Thema; die übrigen führen die Titel: „Ueber die Emancipation der Frauen" (1870), „Die Lehren des heutigen Socialismus und Communismus" und „Ueber die Wirksamkeit der Staatsgewalt in socialen und ökonomischen Fragen". Eben um dieser letztern beiden Vorträge willen ist es, daß wir diesen Band des „Vereins für deutsche Literatur" hier eingereiht haben. Sie sind bereits 1872 geredet und wol auch — wenigstens vom erstern wissen wir es bestimmt — gedruckt worden. Indeß haben wir hier keinen Grund, den Wiederabdruck zu bedauern. Allerdings gehören die Aufsätze weder zu den bedeutendern Leistungen Sybel's, noch zu denjenigen der socialwissenschaftlichen Literatur; indeß treten sie gerade rechtzeitig wieder an die Oeffentlichkeit, um einen wohlthuenden Contrast zu bieten gegen die gleichzeitig erschienenen, einseitig über den Socialismus absprechenden Aufsätze des andern preußischen Historikers, dem er zwar darin gleicht, daß auch er die sociale Bewegung der Gegenwart nicht geschichtlich studirt, sondern nur aus zufällig gelesenen Büchern kennen gelernt zu haben scheint, dem er aber an historischer Unbefangenheit in dieser Frage entschieden überlegen ist. Zu den ältern Producten müssen auch des verstorbenen Theologieprofessors Reischl Vorlesungen gerechnet werden, die zwar erst jetzt aus seinem Nachlasse herausgegeben, jedoch bereits 1871 gehalten worden sind. Die andern fünf Schriften erscheinen aber wirklich als Producte des letzten Jahres. Von diesen sind die zwei zuerst genannten rein historischen Inhalts: aus der alten Geschichte das eine, aus der neuesten das andere; und die als vierte sowie die als

achte und neunte aufgeführte Schrift enthalten theoretische Erörterungen über die Arbeiterfrage; diese sind denn freilich auch der Hauptsache nach wirklich nichts als Wiederholungen von längst Gesagtem, bei deren Lektüre man nur erstaunt, daß es bei der Massenhaftigkeit der literarischen Vorgänger immer noch Leute wie Ludwig Felix gibt, die mit der ganzen Einseitigkeit liberaler „Volkswirthe“ und der völligen Unbefangenheit der Unkenntniß — denn nur solche kann z. B. Karl Marx in der Weise wie hier geschieht anbellen und den unbestritten gelehrtesten und unstreitig einen der scharfsinnigsten der lebenden Nationalökonomen mit solchen Argumenten niedergeschmettert zu haben glauben — ein angeblich wissenschaftliches Buch zusammenzustoppeln im Stande sind. Viel leichter kann man Schwächen ihrer Publicationen denen nachsehen, welche vom religiösen Standpunkte an die Sache herantreten; nicht nur, daß hier wissenschaftliche Prätensionen kaum vorhanden sein können, sondern man wird auch gern die Bemühungen anerkennen, das sociale Leben aus einem Geiste heraus zu erfassen, der, wenn er darin wirksam wäre, die Existenz von socialen Fragen überhaupt ausschließen würde. Viel Neues ist aus der gesammten im Titel bezeichneten Literatur im Verhältniß zu ihrem Umfange nicht zu lernen; indeß ist doch mancherlei darin, das hervorzuheben uns nicht verdrießen darf.

Das anmuthendste und originellste dieser Bücher ist Bücher's quellenmäßige Darstellung der Sklavenaufstände in Italien, Sicilien, Griechenland und dem Pergamenischen Reiche (Nr. 1), die den Ernst des Forschers mit der gestaltenden Kraft des Romanschriftstellers verbunden zeigt. Von den auf dem Hintergrunde der politischen und wirthschaftlichen Entwickelung geschilderten Sklavenaufständen ist besonders der sicilische, welcher 143 v. Chr. begann und unter dem Sklavenkönig Eunus oder Antiochus, der in den Zeiten seiner höchsten Macht über 200000 Aufständische gebot, ein volles Jahrzehnt den römischen Herren und Heeren zu schaffen machte, interessant, sowol durch seine Ausdehnung als seinen Charakter als socialistischer Organisationsversuch, welchen indeß die Quellen leider mehr ahnen lassen als deutlich und in den Einzelheiten beschreiben. Hier wie in den andern Aufständen blieb bekanntlich schließlich der Staat, der identisch war mit der Geldoligarchie, Sieger — eine ermuthigende Lehre der Geschichte für die „goldene Internationale“ der Jetztzeit, und eine entmuthigende für die „rothe“; wenn die Lehren der Geschichte auch historische Gesetze wären.

An der römischen Proletarierfrage entwickelte sich die mächtige Volkspartei, welche die Auflösung des republikanischen Staatswesens herbeiführte; wieder und wieder haben sich die Sklaven zum Freiheitskampfe erhoben; aber niemals hat sich die Bewegung weder in derselben Beschränkung auf das rein sociale Gebiet noch in dieser Allgemeinheit wieder erneuert. Der letztere Zug ist schon den Alten nicht unbemerkt geblieben; Orosius vergleicht den sicilischen Aufstand mit einer Feuersbrunst, von welcher die Funken emporwirbeln und, vom Sturme getragen, überall Brand und Verderben säen. Selbst die Verbreitung des Christenthums hat nicht so plötzlich, so unmittelbar und in solcher räumlichen Ausdehnung die Gemüther ergriffen, als diese erste internationale Arbeiterbewegung, der nothwendige Rückschlag jenes Systems der großen Kapital- und Sklavenwirthschaft, welches die Römer in Sicilien und Karthago, in Griechenland und den hellenistischen Monarchien bereits ausgebildet vorgefunden hatten. Mit ihm hatte die antike Volkswirthschaft ihren Höhepunkt erreicht, jenen Höhepunkt kapitalistischer Durchdringung aller Lebensgebiete, auf dem es keinen Ausgleich mehr zu geben scheint, wo die Vermögensunterschiede fortwährend zunehmen, die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer werden, und der Mittelstand in chronischer Atrophie dahinschwindet. Die römische Weltherrschaft, das unförmliche Bild eines Klassenstaats, der seine schwächern Brüder verschlungen hat, bedeutet mehr eine Concentrirung als eine Steigerung dieses Systems; ein Zusammenleiten der wirthschaftlichen Säfte auf einen sich immer mehr verengeruden Kreis von privilegirten Besitzern, welche im thatsächlichen Genusse der Herrschaft sind, während den Millionen von Beherrschten kaum die Schalen und Trăbern bleiben. Wie ein bedeutungsvoller Markstein steht an der Grenzscheide dieser Epoche die weitverzweigte Proletarierbewegung der dreißiger Jahre des 2. Jahrhunderts, jenes blitzgleiche Hervorbrechen des Socialismus, dessen Aehnlichkeit mit einer heutigen Erscheinung unverkennbar ist, wenn auch seine Forderungen sich den herrschenden Wirthschaftsverhältnissen anzupassen hatten. Als socialistisch müssen aber diese Bestrebungen bezeichnet werden, weil sie sämmtlich auf eine Reform der wirthschaftlichen Zusammensetzung der Gesellschaft und auf eine von der seitherigen abweichende Vertheilung der Lebensgüter hinausliefen. Die Gesetzgebung des Tiberius Gracchus, der Proletarierkrieg des Aristonicus, die Aufstände der sicilischen und italischen Hirten und Ackerknechte, wie der laurischen Bergleute und delischen Fabrikarbeiter, sie alle sind darin einig, daß sie die Berechtigung der geldoligarchischen Beherrschung der Gesellschaft leugnen; nur ihre positiven Ziele und Wege, auf denen sie dieselben zu erreichen hoffen, sind verschieden.

Im Nachwort fügt der Verfasser hinzu, es sei seine Absicht gewesen, eine bisher wenig beachtete Seite der socialen Krisis, aus welcher die gracchischen Reformplane hervorgingen, zu Händen des weitern Kreises derjenigen darzustellen, welche der wichtigsten Frage der Jetztzeit mehr entgegenbringen als unwürdige Voreingenommenheit oder sträfliche Gleichgültigkeit. Diese Absicht ist vortrefflich ausgeführt; aber ob der gewünschte Erfolg eintreten wird? Gerade auf socialem Gebiete ist es wol am meisten wahr, daß die Lehren der Geschichte da sind, um nicht befolgt zu werden.

Und wie schöne theoretische Ausstellungen lassen sich auch an dergleichen Lehren machen! Da sind die Verhältnisse ganz andere geworden, da ist die Entwickelung noch nicht so weit, da ist der Geist der Bildung und Freiheit ein Präservativ gegen ähnliche Zustände; und da ist die gegenwärtige Arbeiterbewegung weder so berechtigt wie die frühern — der moderne Arbeiter ist ja frei —, noch so ernsthaft, sondern nur ein künstliches Product volksverführender, blutsaugerischer Agitatoren. Man sehe sich doch den Charakter dieser internationalen Bewegung an! Man nehme nur das Buch: „Ein Complot gegen die Internationale Arbeiterassociation“ (Nr. 2) zur Hand. Da zankt sich ein Internationaler mit dem andern. Michel Bakunin wird beschuldigt, mit seiner „Alliance de la démocratie socialiste“ einen Versuch zur Sprengung der Internationale, der Vernichtung des Einflusses von Karl Marx und der Aneignung der persönlichen Führerschaft gemacht zu haben. Nichts als persönliche Zänkereien, keine Begeisterung für die Sache; so etwas kann ja nicht Bestand haben. Und über solche persönliche Lappalien schreiben die Internationalen ganze Bücher!

Nun, wir wollen gern zugeben, daß Bakunin, so

geistreich und gescheit er als Privatmann sein soll, in seinem öffentlichen Leben und in seiner Eigenschaft als gewerbsmäßiger Conspirateur an den Vers in der neuen pariser Operette erinnert:

Comme un coursier qui devant tout se cabre
Augereau marche contre tout,
Armé de son grand sabre
Qu'il fait traîner partout, —
(La fille de Mme. Angot.)

und daß die Internationale wie die übrigen Menschen seinem Vetter Murawiew-Amurski, dermaligem Gouverneur von Sibirien, dankbar gewesen wären, wenn er ihn nicht hätte von dort nach dem schönen Lugano entlaufen lassen. Aber machen solche Episoden die ganze Bewegung aus? Ist diese nicht vielmehr ein „nothwendiger Rückschlag gegen das System der Geldoligarchie"? wie Bücher meint. Das große Publikum scheint wirklich meist nicht dieses, sondern jenes zu glauben.

Leider stehen noch heutzutage wenige Leute den „Lehren des heutigen Socialismus und Communismus" so unbefangen gegenüber wie H. von Sybel (Nr. 3), als er jenen Aufsatz schrieb, und wenige noch wollen der „Wirksamkeit der Staatsgewalt in socialen und ökonomischen Fragen" einen Spielraum zugestehen wie Sybel, der da sagt: „Nicht möglichst wenig, sondern möglichst gut einzugreifen, ist die richtige Regel des Staats." (Den übrigen Inhalt dieses Buchs erwähnten wir schon in der Einleitung.)

Bringt uns doch gleich das nächstgenannte Buch (Nr. 4), wie auch schon oben angedeutet, einen Beleg, wie weit selbst Verfasser dicker Schriften über die Arbeiterfrage entfernt sind, in das Wesen der Sache mit wissenschaftlicher Objectivität einzudringen. Wir müssen Ludwig Felix allerdings dankbar sein, daß er bei der Behandlung seines Themas Gelegenheit nimmt, mancherlei landläufige Irrthümer zu berichtigen. Es ist z. B. außerordentlich beruhigend zu hören, daß den Eskimos fälschlich ein übermäßiger Thranverbrauch zugeschrieben wird und dieselben keine Freunde solcher geistigen Getränke sind, vielmehr in der Regel frisches Wasser trinken, und auch die Jakuten sehr mäßig sein können (wenn das nur nicht vom Müssen kommt), wie ja auch das Alterthum keinen Schnaps kannte — was alles in dem Kapitel über „Die Trunksucht" nebst vielem werthlosen statistischen Krame über Branntweinconsum zu lesen ist. Ueberraschende Aufschlüsse gewährt auch das Kapitel „Analogien mit China", in welchem der Verfasser den Gedanken durchführt, daß „die socialistischen Theorien durch nichts gründlicher widerlegt zu werden vermögen, als durch die Hinweisung auf China". Sehr lieb war es uns ferner, aus dem Abschnitt „Karl Marx" zu sehen, daß man Marx mit seinen Berechnungen über die Aufsaugung des Mehrwerths der Arbeit durch den Unternehmer einfach dadurch heimleuchten kann, daß man n Gewinn des Unternehmers statt auf den Arbeitslohn f den Betrag des verbrauchten Gases ausschlägt, worch sich dann kolossale Gewinnziffern ergeben; wie aber auch Marx so thöricht, zu leugnen, daß das pital an und für sich bei genügender Beleuchtung proctiv ist, z. B. ein Fabrikgebäude ganz wohl ohne beit, wenn nur das Gas brennt, Garn schwitzen n! Alles das sind unstreitig wichtige und dankenswerthe Entdeckungen des Verfassers der Schrift: „Die Arbeiter und die Gesellschaft"; aber hätte er doch seine Weisheit den nüchternen Eskimos reservirt, die, abgesehen von der Thrangeschichte, die sie vielleicht selbst nicht glauben würden, viel Neues dabei erfahren dürften, während für uns wie das Neue nicht gut, das Gute nicht neu ist; denn die „Ideen zur Förderung der socialen Harmonie", bestehend in solchen über Aufklärung, Wohnungsverbesserungen, Volksbäder, humanes Entgegenkommen der Unternehmer u. s. w., sind bei uns schon längst ebenso sehr Gemeingut in der Theorie wie frommer Wunsch in der Praxis; und vielleicht wüßten auch die Eskimos besser die logische Arbeit des Verfassers zu würdigen, die sich durch eine köstliche Wendung charakterisirt, mit der er seinen Abschnitt „Geschichtliches" einleitet: daß nämlich — o heiliger Darwin! — „insbesondere das Verhalten der Ameisen zu der Ueberzeugung führe, daß die Sklaverei bereits in dem frühesten Urstaate bestand". Wer kann wissen, ob die Ameisen nicht neuerdings auch den freien Arbeitsvertrag und Ricardo's natürlichen Arbeitslohn eingeführt haben? Schließlich wollen wir dem Verfasser noch mittheilen, daß er seinen statistischen Anhang, bestehend in ungeordneter Sammlung von Daten über Lohn und Lebensmittelpreise sich wohl hätte sparen können; wenn er sich z. B. die Berichte der englischen Gesandtschaften an ihre Regierung (gedruckt in den Blaubüchern) aus den letzten Jahren über die Arbeiterverhältnisse der verschiedensten Länder angesehen hätte, würde er entdeckt haben, wie dergleichen Arbeit viel vollständiger und sorgfältiger vor und mit ihm verrichtet worden ist.

Diefenbach's Vortrag (Nr. 5) dürfte nur in einem Punkte mehr Bedeutung in Anspruch nehmen als jene zahlreichen wohlgemeinten socialen Reden, welche die bekannten Vorschläge zur Förderung der Harmonie zusammenfassen und dem Publikum ans Herz legen: nämlich in der Charakterisirung der Stellung von Arbeiter und Unternehmer, weil er hier sehr richtig betont, erstens daß für die Unternehmung die geschäftliche Organisation und die kaufmännische Speculation viel wichtiger zu sein pflegen als die Unterschiede in der Thätigkeit der Arbeiter, in den Löhnen und der Arbeitsdauer; zweitens daß die volkswirthschaftlich productive Arbeit vom Unternehmer und nicht vom Arbeiter verrichtet werde, und daß ein Anrecht des letztern auf den Ertrag sich principiell nicht begründen lasse. Diese Sätze sind indeß in dem kurzen Vortrag nicht scharf präcisirt und ausführlicher begründet; noch weniger gestattet der Raum dieses Referats das nachzuholen. Gegen den Normalarbeitstag der Erwachsenen polemisirt Diefenbach mit den bekannten, nicht stichhaltigen Gründen. Wenn nicht auf solche Weise gewaltsam Raum für Familienleben und Volkscultur geschaffen wird, so bleibt die Freiheit ein leerer Schall, wirthschaftlich und politisch.

Badewitz' Schrift „Altes und Neues" (Nr. 6), in 32 Schreibebriefen an irgendeinen Freund, theilt uns mit, daß dem Verfasser schon wiederholte Versuche, eine nationalliberale Zeitung zu gründen und über Wasser zu erhalten, verunglückt sind, auch sonst sein Drang, für Zeitungen zu schreiben, keine rechte Befriedigung findet — wunderbar in dieser zeitungsreichen Zeit! — und er nun diesen Weg gewählt hat, um theilweise schon lange ge-

schriebene Artikel an den Mann zu bringen. Es liegt so etwas Gemüthliches in diesen Plaudereien eines sächsischen Kleinstädters — übrigens sind die Briefe aus Dresden datirt —, daß man ihm über manches Ermüdende darin gar nicht böse werden kann, und auch gar nicht überrascht ist, wenn er über alle Gebiete des staatlichen und socialen Lebens mehr Altes als Neues, mehr Harmloses als Originelles dem Freunde anvertraut und mit derselben Wichtigkeit Kleines und Großes behandelt. Ob er sittlich entrüstet ist, daß die Kinder in der wärmern Jahreszeit barfuß zur Schule gehen, weil er dies nicht wie andere Leute für eine durchaus unschädliche und Aeltern wie Kindern wohl zu gönnende Ersparniß und Erleichterung, sondern für eine Ordnungswidrigkeit hält, oder ob er eine neue Art der Gewinnvertheilung zwischen Unternehmern, Angestellten und Arbeitern ausrechnet, man sagt sich immer: es war ja gut gemeint; und so möge auch der Verfasser vom Kritiker denken — 's ist nicht so schlimm gemeint!

Von den theologischen Bearbeitungen unsers Themas (Nr. 7—9) bilden die 21 Vorlesungen Reischl's (1. Vorlesung: Einleitung; 2—5: „Das Wesen und die Wirklichkeit der Arbeiterfrage"; 6—14: „Theorien der Volkswirthschaft, des Communismus und Socialismus"; 15—21: „Fürsorgen und Abwehren in der Arbeiterfrage") das nach seinem Tode herausgegebene Heft eines vor Studirenden der Theologie im Sommer 1871 zu München gehaltenen Collegs. Absicht und Ausführung sind verdienstvoll. Nach der Art der Arbeit sind Originalforschungen und völlige Abrundung des Vorgetragenen hier weder vorhanden noch zu beanspruchen, und die Kritik darf sich begnügen, die Schrift als Orientirungsmittel auch für weitere Kreise zu empfehlen.

Voll trefflicher und gesunder Gedanken ist das Schriftchen des Pfarrers Oschwald, wenngleich mehr durch den Geist des Vortrags als durch neue wissenschaftliche Ideen ausgezeichnet; und recht sehr möchten wir dasselbe, wie besonders die beherzigenswerthen Schlußworte den Amtsgenossen des Verfassers empfehlen, die ja so viel in socialen Dingen wirken könnten, wenn nur Verständniß, christlich-werkthätiger Geist, Ueberzeugungsmuth und dazu pädagogischer Takt unter ihnen mehr verbreitet wären.

Von H. Boehmer's außerordentlich unbedeutender Rede in einer „Versammlung liberaler Wähler" sei es schließlich erlaubt, nur die Schlußworte anzuführen: „Mögen meine Gegner fortfahren, in die große Posaune des Stadt- und Dorfklatsches zu stoßen; ich verdenke es ihnen nicht, sie leben vom Augenblick und von der Tagesmeinung und haben es eilig; ich kann warten, meine Ideen werden leben und lebend wirken, wenn jene Todten längst ihre Todten begraben haben." Ich weiß nicht, ob seine Wähler ihn auch haben warten lassen; da aber seine Ideen so lebensfähig und -lustig sind, kann er auf unsere Kritik jedenfalls auch warten. H. von Scheel.

Ein Führer durch Aegypten.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Nilfahrt bis zu den Zweiten Katarakten. Ein Führer durch Aegypten und Nubien. Von Anton Graf von Prokesch-Osten, Sohn. Mit Karten, Plänen und Abbildungen in Lithographie und Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 12 M.

Von Kairo aus wird auf der Dahabieh, dem eigens dafür gemietheten großen Reiseboot, die Nilreise angetreten, die in Bezug auf ihre Aeußerlichkeiten durch ein scherzhaftes, aber sehr treffendes Wort von Brugsch charakterisirt wird: das Facit derselben bestehe aus zwei Hauptfactoren, dem kleinen Gelde und der größten Geduld. Bald sind die Pyramiden- und Gräberfelder von Memphis erreicht:

> Die Denkmäler des alten Reichs, in dessen Zeit die Glanzperiode von Memphis fällt, überwiegen in dieser Nekropole; es sind die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts, und doch bezeichnen sie schon den Gipfelpunkt einer Civilisation; derartige Werke schafft nur ein gereiftes Volk; das Bedürfniß, welches dazu angeregt hat, kann nur das Ergebniß einer langen Entwickelungsperiode sein. Welche Klarheit der Speculation, welche Ordnung der bürgerlichen Verhältnisse verrathen die Wandgemälde der Gräber; welche Kenntnisse setzt der Bau einer Pyramide voraus, die Anlage ihrer Räumlichkeiten unter der erdrückenden Steinlast, die Stellung ihrer Riesenblöcke, die seit sechzig Jahrhunderten unverrückt die wohlberechnete Lage einnehmen; welch eine Bahn mußte durchlaufen sein, ehe eine Statue von der Vollkommenheit der hier gefundenen des Königs Chafra entstehen konnte!

In näherm Eingehen auf die Anlage und Beschaffenheit der Gräber wird die charakteristische Verschiedenheit derjenigen des alten, des mittlern und des neuen Reichs dargethan, und dann den Pyramiden sowie dem dabeiliegenden großen Sphinx eine ausführliche Beschreibung gewidmet, die alles Wesentliche umfaßt, was dem Reisenden angesichts dieser von jeher angestaunten Weltwunder zu erfahren wünschenswerth oder nöthig ist. Zweck und Bedeutung der Pyramiden sowie der Eindruck, den sie auf den Beschauer machen, werden folgendermaßen charakterisirt:

> Sie hatten, und waren sie auch noch so groß, keinen andern Zweck als den, die Mumie zu bergen. Dieser unsern Anschauungen so fernliegende Gedanke, ein solches Werk ausschließlich einem Todten zu widmen, entsprang folgerecht aus der ägyptischen Glaubenslehre, in der die Erhaltung des Körpers eine Bedingung für das Leben nach dem Tode war; denn am Tage der Auferstehung mußte sich die geläuterte Seele wieder mit dem Körper vereinigen, um mit ihm in „die Gefilde der Seligen" einzugehen, und für diesen Tag wurde der Körper bewahrt. Die Sicherung der Mumie war daher das Hauptziel und sollte durch den Bau der Pyramiden erreicht werden.... Wie hoch man aber auch die Kraft des Glaubens der Aegypter und die Macht ihrer Herrscher anschlagen mag, so läßt sich doch die Ausführung der großen Pyramiden kaum begreifen; ... der Bau bleibt immer ein Räthsel, und auch heute noch können wir nur in die Worte Diodor's einstimmen, daß es den Eindruck macht, als sei das Werk nicht allmählich durch Menschenhand entstanden, sondern auf einmal wie von einem Gotte fertig in die Sandwüste gestellt worden. Diesen Eindruck des

Uebermenschlichen darf man übrigens beim ersten Anblick der Pyramiden nicht erwarten; … erst in unmittelbarer Nähe kommt ihre wahre Größe zur Geltung; erst wenn man vor der Cheopspyramide steht, die Länge ihrer Flanken ermißt, das Auge an der Kante hinangleiten läßt, wenn man ihre Riesenquadern betrachtet und mit den darüber hinaufkletternden Menschen vergleicht, die, an der Spitze angelangt, nur mehr wie Punkte zu unterscheiden sind, dann erst wird man sich des Ungeheuern dieser Massen bewußt. In der Ferne dagegen verschwinden die Vergleichsmittel, da ist es nicht das Denkmal an sich, welches auf uns wirkt und wol jeden, der zum ersten mal die Pyramiden am Horizont auftauchen sieht, mit einem Gefühle feierlicher Spannung erfüllt, sondern es ist die Weihe, die auf diesen „ältesten Marksteinen der Geschichte“ ruht. Das ganze Menschengeschlecht ist an ihnen vorübergezogen; sie sind die Zeugen seiner Entwickelung, und ihre außer unserm Zeitbegriffe liegende Dauer verliert sich im Dunkel des Mythus. Wie weit wir auch zurückblicken mögen, immer stehen noch im Hintergrunde die Pyramiden; so sah sie schon Herodot, der Vater der Geschichte; so sah sie Moses, der erst zweitausend Jahre nach der Gründung der jüngsten Pyramide lebte. Die fernste Vergangenheit wird Gegenwart; sechzig Jahrhunderte mit ihren die Welt erschütternden Umwälzungen sind wie weggelöscht, und was des Menschen Geist in einer kaum vom Dämmerscheine unsers Wissens erreichten Zeit geschaffen, ist vor uns gleich einem Werke von gestern!

Aus der bei Sakarah gelegenen, gleichfalls noch zur Nekropole von Memphis gehörigen Gruppe von Monumenten führt der Verfasser uns hauptsächlich die sogenannte Stufenpyramide, die „in der langen Reihe wie ein Patriarch inmitten seines Stammes steht“, und die insofern besonders merkwürdig ist, als sie nach allen Anzeichen ein noch weit höheres Alter hat als die „großen“ Pyramiden von Gizeh, das Grab des Ti und die gewaltigen Apisgräber, das fälschlich sogenannte Serapeum, genauer vor Augen.

Auf der weitern Fahrt nilaufwärts wird der Reisende, abgesehen von den in immer reicherer Fülle ihm entgegentretenden Denkmälern, durch nichts so mächtig gefesselt und so immer aufs neue entzückt wie durch die wunderbaren Abendbeleuchtungen:

Schon in Kairo, wo das gelbe Gestein des Mokattam eine unübertreffliche Grundlage für grelle Lichteffecte bildet, sind die Abendbeleuchtungen oft von seltener Pracht; die herrlichsten, ganz absonderlichen Färbungen findet man aber erst in Oberägypten und Nubien. Sonnenuntergänge, wie man sie von den Pylonen von Edfu, Philä, von den Gebirgen bei Korosko aus sieht, lassen wirklich keinen Vergleich mehr zu mit den schönsten derartigen Schauspielen, die man in Europa sieht. So weit das Auge reicht, breitet sich eine Fülle von Farben aus, der keine Phantasie gewachsen ist; die Töne sind so satt, so kernig, und, obgleich in den schärfsten Gegensätzen durch alle Abstufungen spielend, dennoch so harmonisch gestimmt, daß Himmel und Erde wie in ein Meer von Licht und Wärme getaucht erscheinen. Kein Maler kann diese Tinten wiedergeben; nicht als Reflexe, sondern wie selbständig ausströmend erscheinen sie und füllen den Raum wie eine aus Strahlen zusammengeschmolzene Materie; und lange noch, nachdem die Sonne in der unendlichen Wüste verschwunden, glüht die Natur so fort, bis die blauen Schatten die Oberhand gewinnen und der östliche Himmel violett wird, und zwar violett in einer Intensität, die man dieser Farbe kaum zutraut. Dann heben sich die schlanken Palmen ganz schwarz gegen die Goldstreifen im Westen ab, während die im Osten stehenden Stämme im rothen Widerscheine schimmern; das arabische Gebirge aber geht langsam aus seinem grellen Lichte in ein fahles, kaltes Grau, selbst Weiß über, gleich dem auskühlenden Metalle im Hochofen, und verschwimmt endlich im hereinbrechenden Dunkel der Nacht.

Auf der langen Strecke bis Theben, dem ersehnten Haupt-, aber freilich noch lange nicht Endpunkte der Reise, sind die wichtigsten Stätten zunächst die wegen ihres Reichthums an bildlichen Darstellungen höchst interessanten Gräber von Beni-Hassan, weiter Abydos mit seinem prächtigen, sehr wohl erhaltenen Tempelpalast, und sodann der gewaltige Tempel von Dendera.

Der Tempelpalast von Abydos wird von Strabo der „wundervolle“ genannt, und er war, wie zahlreiche ägyptische, griechische und andere Inschriften beweisen, schon in alter Zeit das Ziel aller Reisenden. Es ist ein „Memnonium“ (vom altägyptischen menu, d. i. gedenken, also Monument, Gedächtnißbau), das König Setj I. „seinem Vater Osiris“ errichtet hat. Außer durch die Größe seiner Anlage ist dasselbe durch den Reichthum und die Schönheit seiner Bildwerke merkwürdig, über deren Gesammteindruck Prokesch sagt:

In glücklichster Weise ist hier die Strenge des Stils mit der größten Weichheit in der Zeichnung vereint, und nirgends wol tritt der hohe Standpunkt der Kunst deutlicher hervor als hier, wo der Bildhauer, obgleich durch unübersteigliche religiöse Schranken an die Formen des Kanons gebunden, dennoch den Gestalten ein solches Leben, den Köpfen einen solchen Ausdruck zu verleihen wußte. Die Grazie in der Bewegung, die Feinheit der Gesichtszüge ist bei mehrern in den Zellen angebrachten, reichbemalten Figuren ganz unübertrefflich; die Weichheit in der Plastik tritt übrigens noch mehr dort hervor, wo die Farben fehlen.

Aus Abydos stammt auch die für die ägyptische Chronologie so wichtig gewordene, jetzt im Britischen Museum aufbewahrte sogenannte „Tafel von Abydos“, welche 76 Königsnamen von Menes bis auf Setj I. enthält, die mit den Listen des Eratosthenes und Manetho größtentheils übereinstimmen. Eine Wiederholung oder Copie dieser Tafel ist noch am Orte selbst, in einer der Hallen des Memnoniums, vorhanden, und diese hat ein fast ebenso wichtiges Gegenstück an einer auf der gegenüberstehenden Wand befindlichen Tafel, welche 260 Namen von Gottheiten nebst den Namen der Orte, wo dieselben verehrt wurden, aufweist.

Der Tempel von Dendera stammt allerdings aus sehr später, nämlich römischer Zeit, denn Kleopatra VII. hat ihn mit ihrem und des Cäsar Sohne, Cäsarion, der Göttin Hathor errichtet; aber er ist durchaus im altägyptischen Stile gebaut. Allerdings kann er in manchen Beziehungen den Vergleich mit ältern Werken nicht aushalten, aber trotzdem „bleibt dieses wohlerhaltene Heiligthum immerhin ein Kleinod, und wer noch keinen ägyptischen Tempel gesehen hat, wird hier einen wahrhaft betäubenden Eindruck empfangen, und wird ebenso von der erdrückenden Größe der Masse als von der unfaßbaren Fülle der Einzelheiten ergriffen werden“.

Aber schon drängt es den Reisenden, nach der alten Königsstadt Theben zu kommen, das mit seinen alles übertreffenden Bauten und Kolossen schon längst die Phantasie in Anspruch genommen hat. Bald treten denn auch die Gebirge zur Rechten und zur Linken zurück:

Es öffnet sich das weite Amphitheater, das das hundertthorige Theben umschloß, und eine ahnungsvolle Ehrfurcht zieht in unsere Brust ein. An tausend Fuß hoch steigen die schroffen Gipfel des libyschen Gebirgs empor, in dessen öden Schluchten die alten Pharaonen ruhen; unter den senkrechten Wänden am

Rande der grünen Ebene tauchen die Tempel von Qurna, das Ramesseum und die Gruppe von Medinet-Abu auf, zur Linken aber erscheint das mächtige Pylonenpaar und der Riesentempel von Karnak, bald darauf Luqsor mit seinen ärmlichen Hütten, eingenistet im großen Tempel des Amun und dicht um ihn zusammengedrängt, als suchten sie den Schutz des Gottes, der hier waltet unüberwunden durch die Stürme der Jahrtausende.

Wir können hier unserm Führer auch nicht einmal an die wichtigsten Stellen dieses ungeheuern Denkmälerfeldes folgen; die Ausdehnung desselben ist so weit, die Massenhaftigkeit der Ruinen so gewaltig, und dabei zugleich der Reichthum an bildlichen Darstellungen so groß, daß man, um mit einiger Berechtigung sagen zu können, man habe Theben gesehen, „ein Zeitausmaß von fünf Tagen unumgänglich" bedarf. Auf beiden Seiten des Flusses ragen die trotz vielfacher Zerstörung immer noch unbeschreiblich großartigen Werke der Pharaonen: auf der östlichen die Tempel von Karnak und Luqsor, wie man sie nach den ärmlichen Ortschaften der Gegenwart nennt; auf der westlichen die sogenannten Memnonskolosse, Bildsäulen des Pharao Amenhotep, vor dessen Memnonium sie aufgestellt waren, der Tempel und der Palast Ramses' III. bei Medinet-Abu, das Ramesseum, d. i. ein Memnonium Ramses' II., des Großen, und der Tempel von Qurna, erbaut durch Setj I. und Ramses II.

In der Nähe dieses letztern mündet aus dem anstoßenden Wüstengebirge das Thal Bab-el-Meluk in die Ebene, die Stätte der Königsgräber von Theben:

Oede und wüst zieht es sich in vielen ermüdenden Krümmungen zwischen kahlen, gelbbraunen Felsen nach Westen hin, bald auf wenige Schritte zusammengedrängt, bald um das Zehnfache breiter; kein Grashalm wächst auf seinem steinigen Boden, kein Strauch grünt an der steilen Wand, kein Leben regt sich; nur hin und wieder huscht ein Schakal scheu durch die wilde Schlucht, oder das Krächzen eines Geiers, der hoch in den Lüften schwebt, unterbricht die feierliche Stille; eine tiefe Trauer liegt über dem verlassenen Thale, dem schaurigen Reiche der Amente (Unterwelt). Eine Stunde nach dem Eintritt in das Thal gelangt man in einen von senkrechten Felswänden abgeschlossenen Kessel, über dem die Gipfel des libyschen Gebirgs majestätisch bis zur Höhe von tausend Fuß ansteigen; zugleich zeigen sich auch zu beiden Seiten des Wegs die dunkeln Thore, durch welche die Pharaonen zur ewigen Ruhe eingegangen sind.

Diese Thore führen in Gemächer, die ganz aus dem Felsen gearbeitet, theils eng und vielfach verschlungen, theils groß und saalartig und mit ebenso viel Mühe als Kunstfertigkeit hergestellt sind und auf ihren Wänden wiederum den reichsten Schmuck von Bildwerken und Inschriften zeigen. Diese thebanischen Königsgräber unterscheiden sich also wesentlich von den memphitischen, die durch die ungeheuern Pyramidenbauten gebildet werden, erfüllen aber ihren Zweck, den Leib des Verstorbenen gegen jede Störung durch die Lebenden zu schützen und für die einstige Wiedervereinigung mit der gereinigten Seele aufzubewahren, mit gleicher Vollkommenheit wie jene. Während bei den Pyramiden die gewaltigen Steinmassen und die Verborgenheit der Grabkammern dem Eindringling den Zutritt wehrten, geschieht hier dasselbe durch labyrinthische Gänge und Schächte, welche ihn aufhalten und irreleiten, durch prachtvolle Gemächer und Säle, welche seine Aufmerksamkeit von dem für den Sarkophag bestimmten Gemache ablenken, dessen wohlvermauerter, mit fortlaufender Hieroglypheninschrift bedeckter Eingang von der Wand, die er durchbricht, nicht zu unterscheiden ist. List und Kraft, täuschende Pracht und gewaltige Hindernisse wurden also vereint, um den Leib für den Tag der Auferstehung bereit zu halten, und nicht thörichter Eitelkeit verdanken wir daher diese herrlichen Denkmäler, weder die Pyramiden noch diese unterirdischen Grabpaläste, sondern „einem Glauben, für dessen Festigkeit wir das Maß verloren haben", wenn er uns freilich auch nicht allein durch diese seine Kraft, sondern ebenso sehr durch seine Naivetät, nämlich durch das Festhalten an der äußerlichen, materiellen Leiblichkeit auch für die jenseitige Welt, in Erstaunen setzt.

Ungefähr in der Mitte zwischen Theben und den ersten Katarakten (Assuan) treffen wir auf den Tempel von Edfu, der außer durch seine Größe und Schönheit auch insofern besonders bemerkenswerth erscheinen muß, als er der einzige ist, welcher im Gegensatz zu den übrigen größtentheils in Trümmern liegenden fast ganz erhalten und zugleich, dank den Bemühungen Mariette's (Directors des Museums in Bulak und verdienten Gelehrten), vollständig ausgegraben ist, und welcher daher heutzutage als das Muster gelten kann, nach dem sich alle andern ägyptischen Tempel ergänzen lassen:

Der Anblick seines Vorhofs entlockt wol jedem einen Ausruf der Bewunderung. Ganz erhalten in seiner erdrückenden Großartigkeit athmet er die Ruhe, deren der Geist bedarf, um sich für die Anschauung der Gottheit zu sammeln; tiefer Ernst liegt über diesem weiten Raume, dessen edle Hauptumrisse in so würdevoller Einfachheit zusammenwirken, daß die Einzelheiten der überreichen Ausschmückung darüber verschwinden.... Seine Säulen, welche verschiedenartige Pflanzencapitäle tragen, sind derart geordnet, daß sich immer zwei gleiche gegenüberstehen; die Schäfte sind, wie die dahinterstehenden Wände, durchaus bearbeitet; ihre geneigte Stellung, aus deren centripetalem Streben die ruhige Stimmung der ganzen Colonnade entspringt, fällt, sobald man sie einzeln betrachtet, sofort ins Auge.

Noch etwa funfzehn deutsche Meilen nilaufwärts und wir sind an den Katarakten von Assuan, unter denen man sich indeß nicht, wie es bei uns zu Lande häufig geschieht, Wasserfälle, sondern nur starke Stromschnellen vorzustellen hat, welche durch die Menge großer und kleiner Felsen verursacht werden, die als Stücke des hier die Landschaft und den Strom quer durchsetzenden Granitgebirgs aus dem Flußbette aufragen oder auch frei in demselben liegen, und zwischen denen das heftig strömende Wasser sich zischend und brausend und wirbelnd hindurchdrängt. Die Fahrt durch die Katarakten erfordert gewöhnlich viele Vorbereitungen und macht je nach dem Wasserstande mehr oder weniger Schwierigkeiten. Nicht die unwichtigste und zugleich nicht die leichteste dieser Vorbereitungen ist der Kampf mit der Erpressungssucht der Araber, die bei dieser Gelegenheit sich in ihrer ganzen Stärke geltend macht. Der in Assuan wohnende „Kataraktenreis", d. h. Chef, Hauptmann, erklärt anfangs gewöhnlich die Durchfahrt für unmöglich; der Wasserstand sei zu niedrig, die Dahabieh zu tiefgehend, zu alt, zu unlenksam, und was der Gründe mehr sind. Lange Verhandlungen müssen geführt werden, in denen die Ruhe und Würde, mit welchen der Reis seinen passiven Widerstand fortsetzt, zur Verzweiflung treiben können, und in denen das gewünschte Resultat auch nicht anders erreicht wird als durch wiederholte Anwen-

dung des Zaubermittels Bakschisch. Aber auch nachdem man einig geworden, dauert es noch geraume Zeit, ehe die Fahrt wirklich beginnt. Erst nachdem mit vieler Säumniß ein Theil der dem Katarakteureïs unterstehenden Mannschaften mit Tauen versehen, im allerleichtesten Costüme, welches später noch vereinfacht wird, an Bord gekommen ist und ein anderer Theil am Ufer, an den schwierigen Stellen sich vertheilt hat, geht es endlich mit kräftigen Ruderschlägen und rasendem Geschrei vorwärts:

Dieser Anlauf währt indessen nicht lange; bald sind die am Ufer harrenden Barabras an das lange, um den Mast geschlungene Seil gespannt, und nun wird jeder Fußbreit unter ununterbrochenem eintönigen Gesange mühsam erkämpft; bald am Ufer, bald bis an die Knie im Wasser, zieht die in Schwärmen zusammengedrängte Schar die Dahabieh hinter sich her; auf dieser selbst aber steht die schwimmfertige Bemannung, bereit, sich auf das Zeichen des Reïs in die Fluten zu stürzen, um ein mitgenommenes Tau auf diesen oder jenen Inselvorsprung zu bringen, von dem an sie das Ziehen übernimmt, während die erste Abtheilung an Bord kommt oder rasch über die Felsen wegklettert und nach der Stelle vorläuft, von der an sie wieder die Reihe des Ziehens treffen wird; mit Stangen bewaffnete Bootsleute unterstützen die Lenkung des Fahrzeugs, auf dessen Hinterdeck der Reïs das Steuer führt und die Befehle ertheilt.

Die Landschaft ist hier, wegen des Granitgebirgs, eine völlig andere als in dem bisher durchreisten eigentlichen Aegypten, an dessen südlicher Grenze man hier steht:

Sie ist öde und ungemein traurig; von zahllosen Felsen, Riffen, kleinern und größern Inseln in seinem Laufe gehemmt, bricht sich der auf beiden Seiten durch die Wüste bedrängte Nil wogend und schäumend seine Bahn, hier um unsichtbare Spitzen kreisend, dort über eine quer durchsetzende Granitbank hinabstürzend, hier an eine senkrechte Felswand anprallend, dort durch eine schmale Rinne hindurchschießend. Die mit einer metallischen Kruste wie mit einem schwarzen Firnis überzogenen Steine sind durch das Wasser oft spiegelglatt geschliffen; in der dem Elemente unerreichbaren Höhe dagegen haben sie die seltsamsten Formen bewahrt, so besonders auf den Inseln, die aus übereinandergethürmten Rollblöcken bestehen und oft 100—200 Fuß hoch sind; diese abenteuerlich zusammengewürfelten Massen bieten der Phantasie einen weiten Spielraum zur Zusammensetzung der absonderlichsten Gestalten, die in dem Wechsel der Beleuchtung und vorzüglich in der Abenddämmerung aus den finstern Wänden herauszutreten scheinen. Schwarz ist hier der Grundton, und die wenigen Palmengruppen, welche sich hier und dort eingenistet haben, tragen nur dazu bei, das Dunkel der über die Gegend gegossenen Färbung recht wahrnehmbar zu machen. In diesem wilden Archipel, in dem sich die hohen Inseln an die Dahabieh heranzudrängen scheinen, wie die Cyanäen an Jason's Schiff, ist bald jede Fernsicht verschlossen; der Ein- und Ausgang scheint verloren, denn auf allen Seiten sehen wir nur Felsen und Berge, und dringt einmal der Blick durch eine Lücke, so trifft er die trostlose Wüste.

Um so freundlicher und anmuthender ist nach dieser fast unheimlichen Gegend, in der nur die finstern Naturgewalten zu herrschen scheinen, das erquickende Bild der Insel Philä, welche in frühern wie gegenwärtigen Zeiten von allen Besuchern nicht allein um ihrer Bauten, sondern fast mehr noch um ihrer landschaftlichen Reize willen gepriesen wird:

Der erste Anblick derselben hat etwas so Ueberraschendes, daß man an eine Täuschung glauben möchte; wie eine Fata-Morgana erscheint plötzlich diese schöne Insel mit ihren Tempeln, Pylonen und Säulenhallen, in dem eigenen Lichte, welches das warme Gelb antiker Bauten, das „Zeitgelb", über sie ausgießt, ein Feenschloß, zurückgeblieben aus dem Reiche der Märchen. Anas-el-Wogud, die Wonne des (Königs) Wogud, heißt sie in der arabischen Sage, und wahrlich, man kann sich keine anmuthigere Stelle denken als diese hier. Umschlossen von einem schwarzen, cyklopischen Felsenwalle breitet sich der Nil aus wie ein See, so gelassen und spiegelglatt, daß wir ihm das Schäumen und Tosen, mit dem wir ihn durch die Katarakten stürmen sahen, kaum zutrauen möchten, und inmitten dieser Wasserfläche steigt das kleine Eiland auf, ein in Smaragden gefaßtes Kleinod. Einige Büsche und Baumgruppen, darunter schlanke Palmen, wie von künstlerischer Hand an ausgewählte Plätze gesetzt, und die Tempelmassen, edel und keusch in jeder Linie, bilden seinen Schmuck; sie verleihen ihm jene ruhige Heiterkeit, die in dieser düstern Umgebung so wohlthätig wirkt und, ohne den Ernst der Landschaft durch grellen Gegensatz zu stören, das Gefühl des innern Friedens um sich verbreitet; ein stimmungsvolles Bild, und vor allem träumerisch.

Die meisten Reisenden pflegen mit Philä ihre Reise zu beschließen und, nachdem sie dieses reiche und schöne Bild als letztes in sich aufgenommen, die Heimkehr anzutreten. Wir aber wollen es uns nicht versagen, dem Führer, der auch noch Nubien bis nach Wadi-Halfa (bei den zweiten oder sogenannten großen Katarakten) auf sein Programm geschrieben hat, wenigstens noch an den hervorragendsten Punkt dieses letzten Stücks der Nilfahrt zu folgen: nach Abu-Simbl, das mit seinem gewaltigen Felsentempel und den ihn gewissermaßen bewachenden Kolossalstatuen uns zugleich ein Denkmal anderer Gattung, als alle bisherigen waren, vor Augen stellt:

Der Augenblick, in dem wir das Gestade von Abu-Simbl betreten, ist einer der wichtigsten der Reise und epochemachend im Leben. Gleich der Stunde, in der wir zuerst am Fuße der Cheopspyramide gestanden, und jener andern, in der wir die Riesenhalle von Karnak erblickt, wird auch diese unauslöschlich unserm Gedächtniß eingeprägt bleiben und einen Abschnitt in der Reihe unserer Tage bezeichnen. Sowie die Cheopspyramide und die Halle von Karnak einzig und unvergleichlich sind, so läßt sich auch dem großen Felsentempel von Abu-Simbl kein anderes Denkmal an die Seite stellen; „die Welt trägt nichts Aehnliches". Doch mehr noch als die Größe des Werks ergreift diejenige des Gedankens, der demselben zu Grunde liegt, und seine Mächtigkeit ist es, die beim Anblicke dieser Front zuerst überwältigend auf uns wirkt; der Tempel von Abu-Simbl ist einem ureigenen Einfalle entsprungen; der Phantasie eines Titanen allein konnte er sich offenbaren.

Dieser Tempel, dessen pylonenartige, sich nach oben verjüngende, nach rückwärts geneigte Façade durch den hochaufstrebenden Felsen gebildet wird, besteht aus mehrern großen, von ausgesparten Pfeilern getragenen Hallen und einer ganzen Anzahl daran sich anschließender Gemächer, welche sämmtlich, Hallen und Kammern, in das Gebirge hineingearbeitet sind. Die Größe dieser Arbeit kann einigermaßen beurtheilt werden, wenn man weiß, daß die Längenachse der hintereinanderliegenden großen Hallen 145 Fuß beträgt, und daß die Masse des aus diesen Räumen ausgesprengten Gesteins auf 130000 Kubikfuß berechnet worden ist. So staunenerregend aber das Werk in seinem Innern ist, noch gewaltiger fast ist der Eindruck, den die Tempelfront auf den vom Nil herantretenden Beschauer macht. Der Bergkessel, dessen eine Wand eben durch diese Tempelfront gebildet wird, ist nur von einer Seite, von der des Flusses, offen, auf den beiden andern Seiten dagegen durch senkrechte Felswände abgeschlossen. In alter Zeit führte vom Nil aus eine theilweise noch jetzt erhaltene Freitreppe zu einer aus gewaltigen Quadern gefügten

Terrasse hinan, ein Vorbau, der zusammen mit dem Ernst der Umgebung nur dazu beitragen konnte, den mächtigen Eindruck der Front zu steigern. Die überwältigende Erhabenheit dieser letztern aber beruht vor allem in den an sie angelehnten, aus dem Felsen heraustretenden vier sitzenden Kolossalfiguren: der vierfach wiederholten, mit der Pschentkrone geschmückten Gestalt Ramses' II., des Erbauers dieses beispiellosen Werks. Diese Kolosse, deren Maße selbst diejenigen der Memnonsstatuen übertreffen, und die somit die größten der Welt sind — die ganze Höhe von der Fußsohle bis zur Spitze der Krone beträgt 62 Fuß 8 Zoll; die Länge der Nase 3 Fuß 1 Zoll, die Breite des Gesichts von Ohr zu Ohr 13 Fuß, die Schulterbreite $24\frac{1}{2}$ Fuß, die Länge der Hand $8\frac{3}{4}$ Fuß, des Mittelfingers 3 Fuß 10 Zoll, des daran befindlichen Nagels $9\frac{1}{2}$ Zoll —, diese Kolosse zeichnen sich nicht blos durch ihre Größe und Masse, sondern auch durch die Vollendung in der Ausführung und das ihnen inwohnende Leben aus:

Trotz des strengen Stils, in dem sie gehalten sind, ist ihnen jede Starrheit fern; weich legt sich das Fleisch um die leicht doch sicher charakterisirten Knochen, genau lassen sich die nur angedeuteten Muskeln unter der schmiegsamen Haut herausfühlen, in allen Gliedern ist Bewegung. Doch überschreitet keine Einzelheit die Grenze, welche sie dem Ganzen unterordnet; dieses kommt hier in erster Reihe zur Geltung, und der aus dem Ebenmaße aller Theile entspringende Gesammtausdruck herrscht in der Erscheinung vor. Wie in den jugendlichen Gesichtszügen, so liegt auch in der ganzen Haltung der Figuren das Wesen ihres Urbildes ausgeprägt: eiserner Wille, Würde und wahre Majestät; ein Herrscher ist es, den sie darstellen, welcher der Vergänglichkeit zum Trotz dieses seiner Größe würdige Denkmal geschaffen.

Die mehrfachen Citate aus dem Prokesch-Osten'schen Buche, denen wir theils um ihres Inhalts willen, theils als Probe der Behandlungs- und Darstellungsweise, theils auch, um dem Leser d. Bl. zugleich ein wenn auch im engsten Rahmen gehaltenes Bild des uralten Culturlandes und seiner Denkmäler zu geben, hier Raum gegönnt haben, werden die Bemerkung bestätigen, die wir oben aussprachen, daß das Buch sich von den meisten Reisehandbüchern mit ihrer (an sich freilich zuweilen recht nützlichen) Trockenheit vortheilhaft unterscheidet, indem es sich auch im Zusammenhange gut liest und auch für den nicht gerade auf Reisen gehenden Freund Aegyptens eine anziehende Lektüre bildet.

Natürlich kann es ja, schon wegen des durch seinen Zweck ihm vorgeschriebenen geringen Umfangs, für Studien über Aegypten nicht genügen und will es auch nicht. Wer sich genauer zu unterrichten wünscht, sowol über das Alterthum, seine Geschichte, seine Kunst, seine Religion, seine Denkmäler, als namentlich über die Gegenwart, die Bevölkerung, die staatlichen, politischen, administrativen, socialen und religiösen Verhältnisse, der muß zu der reichlich vorhandenen anderweitigen Literatur über das alte und das heutige Aegypten greifen, wie denn das der Verfasser selbst ausspricht und wozu er auch durch ein Verzeichniß der betreffenden Werke die Hand bietet. Behält man aber den Zweck im Auge, den das Buch sich setzt, und die Grenzen, die sich daraus von selbst ergeben, so kann man der Arbeit die Anerkennung nicht versagen, daß sie ihre Aufgabe in durchaus sachgemäßer und dabei ansprechender Weise löst, weshalb man denn diese abermalige Bereicherung der Literatur über Aegypten nur sehr willkommen heißen und mit Freuden begrüßen kann.

Moritz Lüttke.

Zwei Werke von Tyndall.

1. Fragmente aus den Naturwissenschaften. Vorlesungen und Aufsätze von John Tyndall. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. H. Mit Vorwort und Zusätzen von H. Helmholtz. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1874. Gr. 8. 12 M.

Wenn vorliegendes Buch von einem Deutschen geschrieben worden wäre, so würden wir es ganz in der Ordnung finden, daß uns in ihm ein Geist entgegentritt, welcher die physikalischen Erscheinungen der Natur nicht nur nach der Weise der populärsten Lehrer darlegt, sondern auch dieselben mit einer Philosophie durchdringt, welche Zeugniß für das „Volk der Denker" ablegt. Wir finden eben das Buch von Anfang bis zu Ende dem Deutschen so sympathisch, als ob es wirklich von einem Deutschen geschrieben sei. Das ist zwar hier nicht der Fall; denn der Verfasser ist ein geborener Engländer, Professor der Physik an der Royal Institution zu London. Doch hat er sich seine wissenschaftliche Bildung wesentlich in Deutschland geholt, ist ebenso in Goethe's Werken wie in denen seiner englischen Dichter zu Hause, und reflectirt also auch ganz naturgemäß einen Theil des aufgenommenen deutschen Geistes in englischem Gewande auf uns zurück. Wir gestehen geradezu, in dem inhaltreichen Werke auch nicht eine einzige Stelle gefunden zu haben, wo wir principiell nicht mit der scharfen Logik Tyndall's harmonirten, sofern wir seine darwinistischen Neigungen ausnehmen. So ehrenvoll auch die Vorrede unsers Helmholtz für den Verfasser ist und so sehr sie schon im voraus für die Bedeutung des Buchs sprechen muß, so wenig hätte doch dasselbe einer solchen Einführung in das deutsche Leben bedurft. Wir haben es mit einem Buche zu thun, das sich selbst seine Bahn bricht, wenn auch das Publikum, für welches es wirken will, höchst wahrscheinlich ein kleines ist. Es ist uns in der letzten Zeit kaum ein Buch vorgekommen, welches sich mit solcher Klarheit und Offenheit über die höchsten Fragen der Menschheit ausspricht wie dieses. Tyndall ist Monist, und er leugnet das nirgends. Im Gegentheil zeigt er bei jeder Gelegenheit, und auch die kleinste ist ihm willkommen, daß der Naturforscher gar nichts anderes sein kann als Materialist. Er zeigt aber auch, wie die Materie keineswegs der rohe Stoff der großen Masse sei, sondern daß wir ihre Hoheit schon in dem großartigen Spiele der Molecule empfinden, von dem uns bereits ein Theil erschlossen vorliegt. Aus diesem Grunde auch kehren bei Tyndall immer und immer ato-

mistische Betrachtungen wieder, denen er sich um so lieber überläßt, als ja die heutige gesammte chemisch-physikalische Naturwissenschaft darauf ausgeht, das ganze Sein und Leben in Bewegung aufzulösen, um durch die Begründung einer Mechanik der Atome das ganze Weltall mit allen seinen Stoffen und Kräften etwa so zu construiren, wie der Mathematiker aus einer gegebenen Formel alle seine Curven ableitet. Ein weiter Weg freilich, aber ein erhabener, weil er schließlich das ganze Universum dadurch vergeistigt, daß das gewaltige Spiel der Kräfte, welches Welten durch den Weltraum treibt, auch dasjenige ist, welches bereits in dem unscheinbarsten Staubkorne lebt und webt. Erst auf physikalischem Gebiete wird die wahre sichere Grundlage für eine zukünftige bleibende Philosophie gewonnen werden, und darum sind dergleichen physikalische Betrachtungen, wie sie uns Tyndall bietet, von weittragendster Bedeutung. Sie zeigen uns, wie weit wir in der atomistischen Erkenntniß der Welt bereits kamen, aber auch wie weit wir noch von dem Endpunkte dieser Erkenntniß entfernt sind. Tyndall ist sich beider Thatsachen gleich bewußt und geht nicht unter die Himmelsstürmer, wo er die Grenze aller menschlichen Erkenntniß findet.

Er vollführt das auf seine eigene Weise, von der man sofort sieht, daß er von den Dichtern zu den Naturforschern kam. Jene entwickelten in ihm das Intuitive, diese das Exacte; und so tritt uns in Tyndall ein so sympathisches Gemisch von Poesie, von Unmittelbarkeit der Anschauung und philosophischem Eindringen in den Gegenstand entgegen, daß es eine wahre Lust ist, seinem Geistesspiele zu folgen, das mit unendlicher Leichtigkeit und Eleganz die Dinge zergliedert und vor unsern Augen wieder zusammensetzt, um Größeres damit aufzubauen. Gerade in dieser feinen harmonischen Schulung seines Geistes liegt ein unendlicher Reiz des Buchs, den wir kaum noch in einem andern Werke Tyndall's so lebhaft vortretend empfunden haben. Vielleicht kommt das daher, daß der Verfasser fast immer durch eine äußere Gelegenheit zu der Abfassung eines Vortrags oder Aufsatzes veranlaßt wurde; eine Thatsache, welche auch auf dem Gebiete der Wissenschaften ähnlich belebend auf die Arbeit, die Production des Geistes wirkt, wie im Goethe'schen Sinne die Gelegenheit für ein Gedicht. Mindestens wird hierdurch das Allgemein-Menschliche fast unwillkürlich hereingezogen, und darum ist dasselbe auch berechtigt. Tyndall bezweckt eben nicht nur wissenschaftliche, sondern auch ethische Wirkungen.

Solche Gelegenheiten werden ihm reichlich in England geboten. Einmal, wenn er sieht, wie orthodoxe Prediger Buß- und Bettage etwa schlechter Ernten wegen anordnen und liberalere Geistliche sich dagegen sperren, aber auch damit sogleich die bittersten Angriffe der erstern auf sich laden. Unter solchen Umständen eilt Tyndall ohne weiteres ritterlich auf den Kampfplatz, nimmt sich der Verfolgten an und zergliedert die Unveränderlichkeit der Naturgesetze, wodurch wir in vorliegendem Buche sogleich die ersten beiden Aufsätze empfangen: den ersten über „Das Grundgesetz der Natur", den zweiten „Ueber Wunder und besondere Fügungen". Ein anderes mal hat er die Arbeiter von Dundee vor sich, und augenblicklich dictirt ihm diese Gelegenheit den dritten Aufsatz „Ueber Materie und Kraft" als Thema seines Vortrags; um so mehr, als der Fabrikarbeiter es täglich nur mit Stoff und Kraft zu thun hat, ohne die unendliche Tiefe und Hoheit unserer bisher darüber erworbenen atomistischen Erkenntniß zu ahnen. Eine neue Gelegenheit bietet ihm eine Preisvertheilung in der Faculty of Arts an die Studirenden von University College zu London. Er hat eine Ansprache zu halten und benutzt sofort die Stunde, um der Jugend die Vorzüge zweier Erziehungsmethoden, der durch classische Studien und der durch Naturwissenschaften, klar zu machen. Im Jahre 1868 hat er am 19. August die mathematisch-physikalische Section der britischen Naturforscherversammlung zu Norwich zu eröffnen, und wiederum sieht er sein Thema vorgeschrieben, den Grundgedanken der heutigen Physik auszusprechen. Er ist kein anderer, als das ganze Weltall in atomistische Bewegung aufzulösen, und darum hält Tyndall einen Vortrag „Ueber den wissenschaftlichen Materialismus, sein Ziel und seine Grenze". Zwei Jahre später hat er einen allgemeinen Vortrag vor der britischen Naturforscherversammlung zu Liverpool am 16. September 1870 zu halten, und diesmal spricht Tyndall „Ueber den wissenschaftlichen Nutzen der Einbildungskraft", indem er zeigt, daß der Forscher der letztern so gut bedarf wie der Dichter und Künstler — ein Gedanke, der zwar nicht neu ist, aber von Tyndall an physikalischen Thatsachen höchst interessant dahin dirigirt wird, daß die Ungleichheit unserer Anschauungen nur von der Relativität der Beziehungen herrührt: ein Schluß, der freilich auch Darwin's Entwickelungstheorie befestigen helfen soll, was wir etwas gewaltsam finden. Dergleichen Arbeiten werden wol am besten dazu beitragen, den alten Glauben zu zerstören, daß die Naturwissenschaften die Einbildungskraft zerstörten. Wahrscheinlich erfordert die atomistische Physik mindestens so viel von ihr wie die Poesie, und wer über Atome nachdenkt, entwickelt sicher so viel Phantasie wie je ein Dante besaß.

Ein besonders zähes und befähigtes Publikum muß Tyndall wol am 16. Mai 1865 im Senathause besessen haben, als er für die Rede'sche Stiftung vor der Universität Cambridge einen Vortrag „Ueber Strahlung" hielt. Derselbe ist ebenso umfangreich wie objectiv-physikalisch und beschäftigt sich mit den neuern Erfahrungen und Anschauungen über das Wesen des Lichts und der Wärme oder der Strahlung, die um so interessanter werden, als Tyndall jederzeit beflissen ist, auch unser Nervensystem, also den empfindenden Menschen hineinzuziehen, ohne dessen Wahrnehmung die schönsten Thatsachen der Strahlung gar nicht in der Natur vorhanden sein würden, wie es andererseits Strahlen gibt, für welche unsere Sinne nicht mehr zureichen. An diesen Vortrag lehnt sich eine Art Fortsetzung „Ueber strahlende Wärme und ihre Beziehungen zur Farbe sowie zur chemischen Zusammensetzung der Körper" an; ein neuer Vortrag, welcher 1866 in der Royal Institution, also da gehalten wurde, wo Tyndall's eigentliche Amtsthätigkeit zu Hause ist. Diesem folgte 1869 ein anderer über „Chemische Strahlen, sowie die Structur und das Licht des Himmels". Schon die Ueberschriften erläutern den Inhalt dieser drei ausgezeichneten Vorträge, in welchen es Tyndall gelingt, uns unmittelbar theilnehmen zu lassen an der Entdeckung

der neuen Lehren und Thatsachen: ein Reiz, der überhaupt über das ganze Buch ausgegossen ist.

Ueberaus werthvoll und interessant gehalten ist der elfte Vortrag über „Staub und Krankheit", der für die Zuhörer der Royal Institution geschrieben und auch vor ihnen am 21. Januar 1870 gehalten wurde. Er bespricht die unsichtbaren Feinde in der Luft, die wir insgemein zu den Pilzen mit Recht oder Unrecht stellen, welche aber in der neuern Zeit eine ganz neue Theorie der ansteckenden Krankheiten hervorgerufen haben und nicht nur für das Leben des Menschen, sondern auch für seine Industrie, z. B. bei Seidenwürmern, die allergrößte Bedeutung haben. Bekanntlich wurde Tyndall auf diese schwebenden Stäubchen bei seinen Beobachtungen über elektrisches Licht hingeführt und hatte somit Gelegenheit, durch Einrichtung von Respiratoren selbst dem Arzte oder besser der leidenden Menschheit nützlich zu werden.

Der Aufsatz „Leben und Briefe von Faraday" wurde durch das gleichnamige Buch des Dr. H. B. Jones hervorgerufen. Niemand war berechtigter als Tyndall, über Faraday zu sprechen, da er selbst dessen Schüler und Nachfolger im Amte ist. Infolge dessen sind die Mittheilungen in vieler Beziehung als Originalbeiträge interessant und wichtig.

Ein Vortrag vor den Lehrern der Primärschulen im Kensington-Museum am 30. April 1861 gab Tyndall Gelegenheit, „Die Elemente der Lehre vom Magnetismus" auseinanderzusetzen, und er thut es in wahrhaft mustergültiger Weise. Es thut einem geradezu leid, durch den Raum zu beschränkt zu sein, um auch nur ein Pröbchen des eingeschlagenen Wegs oder des Inhalts geben zu können. Alles löst sich unter Tyndall's Händen in Geist auf, und was wir sonst als starre Natur betrachteten, wird lebendig wie die magnetische Kraft selbst, die nur so lange schlummert, bis der rechte Befreier an sie herantritt und ihr gewaltiges Leben weckt. Hier ist es nicht darauf abgesehen, durch Kenntnisse und Gelehrsamkeit zu imponiren, sondern durch die alltäglichsten Dinge Gesetze, Kräfte zur Erscheinung zu bringen, die jedem, selbst einem Kinde gehorchen würden, wenn nur mit dem rechten Losungsworte des Zauberlehrlings auch das rechte Experiment gemacht wird. Als echter Lehrer sucht Tyndall seine Zuhörer immer dahin zu führen, diese Experimente selbst zu machen, oder wenn es nicht geschieht, so scheint es doch im Laufe seines eigenthümlichen Vortrags, als ob sie dieselben wirklich machten und nun auch das Vergnügen empfänden, das jede eigene Thätigkeit an ihrer Arbeit einflößt.

„Kürzere Aufsätze" betiteln sich die letzten neun Arbeiten des Buchs. Dem Umfange nach ist das zwar wahr, dem Inhalte nach aber unrichtig. Denn was wir über „die physikalischen Grundlagen der Sonnenchemie" im ersten Aufsatze erfahren, ist doch, so sehr es an sich selbst nur Bruchstück eines Vortrags ist, geradezu eine Elementardarstellung der Spectralanalyse, die uns das Dasein der Stoffe im Lichte der Weltkörper erschloß. Der Aufsatz „Ueber Kraft" ist ebenfalls nur ein ähnliches Bruchstück, dient aber gewissermaßen doch als nothwendige Einleitung zu den folgenden Aufsätzen über James Prescott Joule und mehr noch über Julius Robert Mayer von Heilbronn, den deutschen Newton, welcher das große Gesetz von der Erhaltung der Kraft entdeckte und begründete, während Joule in Manchester das einschlägige Gesetz von der wechselseitigen Umwandlung der mechanischen Arbeit und Wärme ineinander begründen half und nebenbei das wichtige Princip zu Tage förderte, daß die Anziehungskraft zweier Elektromagnete aufeinander oder eines Elektromagneten auf eine Masse ausgeglühten Eisens dem Quadrate der Stärke des magnetisirenden Stroms direct proportional ist, während die Anziehung zwischen einem Elektromagneten und dem Pole eines gewöhnlichen Stahlmagneten einfach sich wie die Stärke des Stroms ändert. In Bezug auf Robert Mayer haben wir Deutsche ganz besondern Grund, Tyndall dankbar zu sein. Denn er war es, der die Aufmerksamkeit Englands auf den wenig gekannten heilbronner Arzt lenkte und seiner großen Entdeckung zur Durchbruche verhalf. Auch weiß das Tyndall reizend einzukleiden, indem er schon am Schlusse seines Vortrags über Kraft bemerkt: „Der Zufall, daß Mayer 1840 einem Fieberpatienten auf Java zur Ader lassen mußte, führte ihn darauf, das mechanische Wärmeäquivalent aus Thatsachen zu berechnen, die nur für einen Mann von so seltener Originalität Sinn hatten. Man wird in der That wahrscheinlich später diese Thatsache, aus dem viel hellern Roth des venösen Blutes eines Tropenmenschen ein Gesetz von der Erhaltung der Kraft abzuleiten, auf dieselbe Rangstufe bringen, wie Newton's fallenden Apfel für die große Entdeckung der Schwerkraft."

Selbst der kleine Aufsatz „Ueber Schieferbildung" zeigt Tyndall's Hauptrichtung, aus den trivialsten Erscheinungen die größten, für das ganze Weltall gültigen Gesetze herauszulesen, im klarsten Lichte. Wie sich namentlich die „atomischen Mauersteine" bei Krystallisationen und infolge dessen auch bei Gesteinsbildungen aufeinanderbauen, je nachdem jene Atome sich frei oder unter Druck aneinanderzulegen vermögen, ganz trivial gesagt, wie sich das Material zu einer Schiefertafel mit ihrer merkwürdigen schieferigen und doch krystallinischen Natur aufzubauen vermöge: das ist der Inhalt des Aufsatzes.

Scheinbar barock reihen sich nun an: „Tod durch Blitzstrahl", „Geister und Wissenschaft" und „Die Lebenskraft". Dennoch finden wir auch in ihnen den ganzen Tyndall wieder. Der erste Aufsatz untersucht die Frage, woher der Tod durch den Blitzstrahl komme, und führt ihn auf ähnliche Thatsachen zurück wie auf die Schläge, die man bei der Entladung von Leydener Flaschen empfindet; der zweite beschäftigt sich mit den Klopfgeistern, welche früher bei uns wie in England ihr Wesen trieben (eine ergötzliche Auflösung des für viele so großen Geheimnisses); der dritte zeigt, daß alle schöpferische Kraft ursprünglich nur in der Sonne wurzelt, daß folglich sowol unsere eigene werthe Person als auch das ganze Thier- und Pflanzenreich sammt allen Vorgängen im Reiche des Unorganischen ihren Urquell in der Sonne haben, folglich von einer außer ihr stehenden Lebenskraft keine Rede ist.

Man wird schon nach dieser skizzenhaften Uebersicht des Inhalts das Bedeutsame desselben ermessen können. In der That, die Art und Weise, wie Tyndall alles mit dem Auge des Physikers rücksichtslos betrachtet, führt uns in eine ganz eigene neue Welt ein, die für den Denken-

den um so erhabener wird, je mehr er selbst im Stande ist, in Tyndall's atomistischer Art mitzudenken. In dieser neuen Welt geht vieles in Täuschung auf, was im gewöhnlichen Leben für uns eine große Rolle spielte, und anderes tritt an seine Stelle, an das wir nicht gedacht haben. Es verhält sich damit etwa ebenso, wie Jahrtausende hindurch die kleine Erde dem Menschen der Mittelpunkt des Weltalls schien, um den sich alles, selbst die Sonne drehe. Mit einer neuern Naturforschung dagegen lernten wir das Umgekehrte erkennen, und so wurden einfach nur die Rollen der Weltkörper vertauscht: die Sonne erhob sich zum Centralstern, alles übrige ward Trabant in der verschiedensten Potenz. Was so die Kopernicanische Weltanschauung astronomisch veränderte, das vollführt gegenwärtig eine chemisch-physikalische Weltanschauung für die unendlich kleinen Weltkörper, die wir Atome nennen. Wenn wir seit Kopernicus wissen, daß nur die Sonne es ist, welche sämmtlichen Weltkörpern ihres Systems Licht und Wärme mittheilt, so wissen wir jetzt, daß es auch die Sonne wieder ist, die den unendlich kleinen Atomen ihre Kräfte mittheilt, daß folglich nicht, wie wir bisher glaubten, der Mutterschos aller schöpferischen Kraft die Erde, sondern die Sonne sei, daß, mit andern Worten, die Erde nicht Erzeugerin, sondern nur Erhalterin einer gegebenen Summe von Kraft sei, weshalb das Gesetz von der Erhaltung der Kraft das Urgesetz der Natur ist und bleibt.

Dieses große Schlußresultat schwebt in und über dem Ganzen des Buchs. Freilich ist es nicht im Stande, jenen größten aller Gedanken in Bezug auf Weltconstruction systematisch von A bis Z auszuführen. Das vermag eben *noch* niemand. Allein er bringt mehr oder weniger deutlich, mehr oder minder überwältigend aus allen atomistischen Anschauungen hervor, auf welche Tyndall eingeht, und das ist wol auch das Bedeutende, was den Leser fast unwillkürlich anzieht und zum Nachdenken bringt. Richtig freilich ist ja, daß Tyndall nicht selbst Schöpfer dieser Weltanschauung ist. Daß er sie aber wesentlich begründen hilft durch seine klaren Anschauungen, daß er ihnen Eingang ins Leben verschafft, das ist ebenso richtig; und *darum* stehen wir nicht an, das Buch trotz seines fragmentarischen Charakters ein hochbedeutsames für die naturwissenschaftlich-pädagogische Literatur zu nennen.

Wir bedauern um dieses großen Interesses willen, daß sich Professor Helmholtz veranlaßt fand, am Ende dieses Buchs eine Klinge für Tyndall zu schlagen, indem er die bekannten, von Zöllner in Leipzig ausgegangenen Kritiken gegen Tyndall an diesem Orte widerlegt. Zöllner opponirte in einem Werke, das schwerlich vielen Lesern des vorliegenden Buchs in die Hände fiel, also auf rein wissenschaftlichem Forum, und dahin auch hätten die Entgegnungen verlegt werden sollen. Viel angenehmer ziehen uns darum die einleitenden Worte von Helmholtz an, in denen er uns die Vortheile der naturwissenschaftlichen Methode gegenüber der philologischen als Erziehungsgrundlage, und ebenso das Wesen Tyndall's wie der englischen naturwissenschaftlichen Erziehung auseinandersetzt. Wie dem aber auch sei, das Ganze ist ein von Geist und Leben durchdrungenes Werk, dem wir nur Leser wünschen wollen, die ohne Vorurtheil sich dem Nachdenken über das Mitgetheilte hingeben. Tyndall wenigstens erleichtert es durch seine milde tolerante Weise, zu lehren, auch dem Gegner, ihm ruhig und ohne Fanatismus folgen zu können.

2. Der Schall. Acht Vorlesungen, gehalten in der Royal Institution von Großbritannien von John Tyndall. Autorisirte deutsche Ausgabe herausgegeben H. Helmholtz und G. Wiedemann. Mit 169 in den Text eingedruckten Holzstichen. Zweite Auflage. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1874. 8. 6 M.

Nachdem wir die „Fragmente aus den Naturwissenschaften“ von demselben Verfasser so ausführlich zur Anzeige gebracht haben, daß aus ihr das eigenthümliche Lehrtalent Tyndall's von selbst einleuchtet, können wir uns bei der Anzeige des vorliegenden Buchs um so kürzer halten, als in demselben nothwendig die gleichen Eigenschaften wiederkehren müssen. Wir begegnen dem Verfasser hier nur auf einem systematischern Wege, indem er bemüht ist, eine einzige physikalische Disciplin, die Lehre vom Schall, nach allen Richtungen hin zu entwickeln, ohne eine besondere wissenschaftliche Vorbildung vorauszusetzen. Wer eine solche Arbeit unternimmt, muß nicht nur mit allen Hülfsmitteln und Apparaten, welche hierzu gehören, theoretisch vertraut sein, sondern er muß sie auch lebendig als Experimentator zu handhaben wissen, um dem, was er lehrt, jene Frische und Unmittelbarkeit einzuhauchen, die nur aus der eigenen lebendigen Anschauung entspringen können. Ein solcher Reiz gehört aber auch zur Darstellung physikalischer Lehren, und darum können wir Tyndall und seinen Herausgebern nicht dankbar genug sein. So nur wirken jene Lehren geistbildend. Da jedoch das Material an sich schon unendlich ist, so liegt es auf der Hand, daß sich Tyndall hier, bei einer speciellen Disciplin, weniger Abschweifungen in ethische Gebiete gestatten konnte als in seinen fragmentarischen Vorträgen. Auch das hat sein Gutes. Denn auf diese Weise wird die Aufmerksamkeit weniger von der Hauptsache abgelenkt, und es gelingt dem Vortragenden, in acht Vorlesungen den ungeheuern Stoff so zu bewältigen, daß er, bei der Erzeugung und Fortpflanzung des Schalles beginnend, alle Erscheinungen der Akustik nacheinander darlegt, um in dem letzten Vortrage wieder auf den Anfangspunkt, das wahrnehmende Nervensystem, diesmal aber nicht auf dieses allein, sondern auf das ganze Gehörorgan, das Ohr, zurückzukommen. Was er bei seinen mündlichen Vorträgen an Hülfsmitteln der Anschauung benutzte, Apparate und Figurenbilder der Schallwellen, das alles ist durch musterhaft exacte Holzstiche in reicher Fülle auch dem Leser vorgeführt, und da, wie schon bemerkt, durchaus keine großen wissenschaftlichen Voraussetzungen an ihn gestellt werden, so bildet das schön ausgestattete Buch einen mustergültigen Leitfaden zur Selbstbelehrung. Jedem einzelnen Vortrage folgt überdies eine Uebersicht des vorgeführten Inhalts in seinen Hauptsätzen, und dieses erleichtert höchst wesentlich das Verständniß. Ebenso dürfen wir es nicht gering anschlagen, daß sich zwei ausgezeichnete deutsche Physiker der Herausgabe des Buchs unterzogen haben. Auf diese Weise erhalten wir von vornherein die Garantie für absolut Richtiges. Ein sorgfältiges Inhaltsverzeichniß macht das Buch außerdem geradezu zu einem Hand- und Nachschlagebuch. Möge es auch in Deutschland voll und ganz

gewürdigt werden. Daß es aber so geschehe, dafür bürgt schon die Thatsache der zweiten Auflage, die vor uns liegt. Sie schon würde uns einer umständlichern Anzeige überheben; denn durch sie ist das Buch auch schon in Deutschland gewürdigt, wie es gewürdigt werden muß.

Karl Müller von Halle.

Poesie der Babylonier und Assyrier.

Die Höllenfahrt der Istar. Ein altbabylonisches Epos. Neben Proben assyrischer Lyrik. Text, Uebersetzung, Commentar und Glossar. Von Eberhard Schrader. Gießen, Ricker. 1874. Gr. 8. 4 M.

Unsere Kunde vom orientalischen Alterthum ist in erfreulichem Wachsen. Zu Anfang des Jahrhunderts lag Indien wie ein brütendes Chaos, wie ein geheimnißvoller Urwald vor uns; sinnliche Ueppigkeit und weltentsagende Grübelei, einfache Weisheit und ungeheuerliche Phantasterei, Heldensinn und pflanzenhaft seelenvolle Weiblichkeit: das alles wogte durcheinander, und man konnte es Hegel nicht verargen, wenn er den Charakter des Indischen im Maßlosen sah. War es doch, als ob man das Germanenthum dadurch charakterisiren wollte, daß man die Götter der Edda, die Dogmatik des Mittelalters, das Fichte'sche Ich und das Nibelungenlied, Luther und Goethe's „Faust" als gleichzeitig genommen und daraus ein Bild des deutschen Wesens entworfen hätte! Nun steht die Poesie der Vedas an der Pforte, zeigt uns, was wir in Griechenland als vorhomerisch, als orphisch zu betrachten haben, läßt uns das Werden der Mythologie selbst belauschen; es folgt das Heroenalter und die kernhafte, maßvoll edle, alte epische Poesie; es folgt das Brahmanenthum, der Buddhismus, die Aufnahme der neuen Volksgötter Vishnu und Siva zu Brahma, und jetzt erst kommt das Büßerthum mit seinen kolossalen und fratzenhaften Einbildungen, welche die alten Sängerpriester Vasishta und Viswamitra umspinnen, oder die Dramatik mit der lieblichen Sakuntala. In einer Geschichte des indischen Geistes haben wir ein Gegenbild zur Culturentwickelung Europas gewonnen. Ich habe versucht, es in meinem Buche über die Kunst zu zeichnen.

Dort konnte ich bereits vor zwölf Jahren die Aegypter in die Geschichte der Poesie einführen. Als das Volk der Denkmale standen sie früher den Hebräern, dem Volke des Buchs, gegenüber; wie diese keine bildende Kunst, so sollten jene keine Dichtung gehabt haben. Da wurden Hymnen entziffert, die an Psalmen anklingen; da feiert der Dichter Pentaur im epischen Stil eine Heldenthat von Ramses dem Großen, und wie in der „Ilias" erscheint der Gott seinem geliebten Könige hülfreich und ermuthigend in der Schlacht; da weist uns das Todtenbuch auf ein gottesdienstliches Drama, und lesen Rougé in Frankreich, Birch in England, Brugsch in Deutschland auf einem Papyrus eine Märchennovelle, die Ennana dem Kronprinzen Menephta gewidmet, unter welchem später Moses die Juden aus Aegypten führte.

Ich sprach die Hoffnung aus, daß uns auch die alten Assyrier und Babylonier bald nicht mehr blos mit ihren Bildwerken, sondern auch mit Dichtungen ihr Wesen offenbaren möchten; der Parallelismus als poetische Form, wie ihn nun neben den Juden auch die Aegypter geliebt und geübt, zeige sich wenigstens auf der Inschrift, durch welche Sardanapal I. sich seiner Grausamkeit rühmt:

Ihre Männer machte ich zu Gefangnen, beide alte und junge;
Den einen schnitt ich Hände und Füße ab, Ohren, Nasen und Lippen den andern.
Von den Ohren der Jünglinge machte ich einen Haufen,
Von den Köpfen der Männer baute ich einen Thurm.
Ich stellte das aus als Siegeszeichen vor der Stadt;
Die Kinder hab' ich verbrannt und die Stadt mit Feuer verheert.

In ähnlicher Form hieß es von König Ramses III. in Aegypten:

Seine Schützen durchbohren die Feinde,
Und seine Rosse sind wie Sperber.
Er trägt das Land mit der Kraft seines Rückens und seiner Lenden,
Und der Geist der Sonne ist geoffenbart in seinen Gliedern.

Meine Hoffnung erfüllt sich bereits. Aus Berosus wußten wir von der Flutsage der Babylonier. Da baut Xisuthrus das Schiff auf göttliche Weisung wie Noah in der Bibel, da läßt er Vögel ausfliegen, die zuerst bald wiederkommen, dann Lehm an den Füßen haben, dann ausbleiben. Er steigt aus, baut einen Altar, opfert und wird zu den Göttern entrückt. Eine babylonische Urkunde hat das bestätigt, der Mann heißt darin Sisit; aber noch viel mehr: die Flutsage erscheint da als die Episode eines umfangreichen Epos.

Es sind nämlich aus Ninive Thontafeln ins Britische Museum gekommen, auf deren beiden Seiten Keilschrift mit spitzigen Stiften vor dem Brennen eingegraben worden. Layard entdeckte sie in dem Zimmer eines Palastes von Sardanapal, der 667—625 vor der Zertrümmerung des Reichs noch einmal einen gewaltigen Herrscherglanz entfaltete und auf die Förderung der Wissenschaft bedacht war. Die Chaldäer zerstörten die Stadt, verwüsteten den Palast; im Schutt wurden die Täfelchen gefunden; eine Unterschrift bezeichnet sie als Eigenthum des Königs, sie bildeten seine Bibliothek. Es sind Abschriften älterer Werke, unter der neuen Cursivschrift finden sich alterthümliche Schriftzeichen, die der Abschreiber nachmalt, ohne sie recht zu verstehen oder ersetzen zu können, und wir werden für die Entstehung des Textes weit hinauf in das zweite Jahrtausend v. Chr. gewiesen. George Smith war der erste, der solche Thontäfelchen entzifferte und einen Bericht über die Sündflut herstellte, welcher zugleich der Theil eines größern Ganzen erscheint. Dies ist ein Epos vom Helden Izdubar, von seinen Kriegsfahrten und Erlebnissen, die an die Herakles-Sage erinnern und gleich ihr an den Sonnenmythus anklingen; zwölf Thaten entsprechen den Monaten, den Zeichen des Thierkreises. Izdubar fühlt sich krank und will von Sisit erkunden, wie der seine Unsterblichkeit erlangt habe; Sisit ist der, wie der biblische Henoch, lebend ins Jenseits entrückte Xisuthros.

Izdubar baut ein Schiff und fährt anderthalb Monate lang, bis er jenseit eines Stroms den Schlafenden findet; man fährt übers Meer ins Land der Abgeschiedenen, und von den Lebendigen trennt sie ein Strom, über dessen Gerichtsbrücke die Seelen wandern müssen. Sisit verkündet: der Tod ist allgemein. Dann erzählt er die Geschichte von der Flut und wie er dabei unsterblich geworden. Ein Gott, Hea, zeigte ihm an, daß er die Menschen um ihrer Sünde willen verderben wolle,* und hieß ihn ein Schiff rüsten, um sich zu retten. Er ließ seine Familie, seine Knechte und Mägde, seine Hausthiere und das Wild des Feldes in das Schiff eingehen. Es begann ein Gewittersturm und fegte alles Lebende vom Angesicht der Erde:

Ein Bruder sah den andern nicht, des Volkes ward nicht geschont; die Götter des Himmels fürchteten sich und suchten einen Schirm; sie legten sich auf den Boden wie Hunde, die ihre Schwänze einziehen. Wehklagend sprach die Göttin Istar (Astarte): „Ich habe den Menschen erzeugt und ließ ihn nicht wie die Kinder der Fische das Meer füllen." Und es weinten mit ihr die Götter auf ihren Thronen, verhüllt waren ihre Lippen vor dem kommenden Unheil. Sechs Tage hatte der Sturm die Oberhand, am siebenten legte sich das Wetter. Ich wurde durch den See getragen; im Schilf schwammen die Leichen der Uebelthäter. Ich that ein Fenster auf und das Licht brach herein; ich saß still, und über meine Zuflucht kam Ruhe.

Da erkennen wir deutlich die Form des Parallelismus wie bei den Aegyptern und Hebräern. Sisit erzählt weiter, daß der Berg Nizir das Schiff aufhielt. Da ließ er eine Taube, eine Schwalbe fliegen; sie fanden nicht, wo sie ruhen konnten, und kamen wieder; aber ein Rabe schwärmte dann hinweg und blieb aus, denn er sah die Aeser auf dem Wasser schwimmen und setzte sich fressend auf sie. Sisit baute einen Altar auf dem Gipfel des Bergs, entließ Menschen und Thiere und brachte ein Opfer. Und Hea sprach zu Bel dem Krieger:

Du Fürst der Götter, Kriegsgott, wenn du zürnst, schaffst du ein Wetter. Der Sünder sündigte, der Frevler frevelte; soll der Uebermüthige nicht gebrochen, soll der Gefangene nicht erlöset werden? Schaffe kein Wetter mehr, sondern laß lieber die Löwen sich vermehren, um die Menschen zu vermindern; schaffe kein Wetter mehr, sondern laß lieber Leoparden sich vermehren, um die Menschen zu vermindern; schaffe kein Wetter mehr, laß lieber Hungersnoth und Krankheit das Land zerstören und die Menschen vertilgen.

Bel reinigte die Erde, machte einen Bund mit Sisit und führte ihn und die Seinen von dannen an die Mündung der Ströme.

Nachdem Sisit dies erzählt hatte, tauchte er Izdubar, der an einer Hautkrankheit litt, in die See, und des Helden Haut ward wieder schön. Er baute zum Andenken ein Mal von Steinen und kehrte wieder in seine Heimat.

Der ursprüngliche Sonnenmythus läßt den Gott die Zeichen des Thierkreises durchwandern, mit ihnen kämpfen und verkehren; der Sonnengott erkrankt im Zeichen des Wassermanns, der Winterhimmel ist seine kranke Haut, die nach dem verjüngenden Bade im Frühling ihren Glanz wiedergewinnt. Die Flutsage selbst aber ward schon von den Babyloniern sittlich gedeutet, das Verderben ist ein Strafgericht über die Sünden der Menschen. Und so soll auch nach den assyrischen Tafeln wie nach der Bibel keine zweite solche Flut wiederkommen. Aber während Sisit zu den Göttern entrückt wird, ist Noah der zweite Stammvater der Menschen.

Eine andere Thontafel meldet, wie Istar, die Göttin der Liebe, des fruchtbaren Lebens, selber einmal in die Todtenwelt hinabsteigt, dann wiederkehrt. Fox Talbot und François Lenormant versuchten sich an ihrer Entzifferung, aber erst als George Smith auch den Anfang gefunden, konnte ihm und dann Eberhard Schrader eine Uebersetzung gelingen. Beide reihen auch dies Gedicht in den Kranz der Izdubar-Legenden. Da richtet auch Istar ihren Sinn nach dem Lande ohne Heimkehr, deß Eingang ist ohne Ausgang, wo das Licht nicht geschaut wird und die Geister wie Vögel im Düstern die Gewölbe durchschwirren; auf der Thür und ihrem Getäfel liegt dicker Staub. Sie spricht zum Wächter des Wassers am Thor:

Oeffne deine Pforte, denn traun eintreten will ich.
Wenn du nicht öffnest die Pforte und ich nicht kann eintreten,
So zertrümmr' ich die Pforte, zerbrech' ich die Riegel,
Zertrümmre die Schwelle, zerschlage die Thore;
Rege auf die Todten, die verzehren die Lebendigen,
Mehr denn der Lebenden soll werden der Todten.

Der Wächter meldet das der Fürstin der Unterwelt, welche die Pforte öffnen heißt:

Das erste Thor ließ der Wächter sie durchschreiten, trat ihr entgegen, nahm die große Krone ihr vom Haupt.
„Warum, Wächter, nimmst du die große Krone mir vom Haupt?" —
„Tritt ein, Herrin, denn die Fürstin der Erde hält es also mit ihren Besuchern."

So wiederholt sich Rede und Gegenrede an den fünf andern Thoren, wo der Wächter der Göttin nacheinander ihre Ohrringe, ihr Halsgeschmeide, ihren Prachtmantel, ihren Leibgürtel, ihre Arm- und Fußspangen abnimmt — echt episch in dieser Gleichmäßigkeit, aber so unmittelbar und oft nacheinander für uns doch ermüdend:

Das siebente Thor ließ er sie durchschreiten, trat entgegen ihr, nahm das Wams ihres Leibes ihr ab.
„Warum, Wächter, nimmst das Wams meines Leibes du mir da?" —
„Tritt ein, Herrin, denn die Fürstin der Erde hält es also mit ihren Besuchern."

Die Fürstin der Erde that ihren Mund auf und verkündete ihrem Diener den Befehl, daß Istar büßen solle durch Krankheit der Augen, des Herzens, des Kopfes, bis eingefordert sei alle Schuld. Aber während die Liebesgöttin so in der Unterwelt weilt, befruchtet weder der Stier die Kuh, noch der Esel die Eselin, und der Herr vereint sich nicht in Liebe mit der Sklavin. Der Sonnengott, der Mondgott aber meldet das dem Götterkönig, und dieser schafft sofort einen Götterboten, den Assusunamir, daß er zur Fürstin der Unterwelt gehe, ihr Schweigen gebiete, die Istar zurückfordere. Jene ist darüber sehr unwillig:

Fort, Assusunamir, ins große Gefängniß!
Kehricht der Stadt sei deine Speise,
Jauche der Stadt sei dein Getränke,
Eine Schattenwohnung sei dein Prachtgemach,
Hunger und Durst mögen deine Kinder verzehren!

Allein die Götter unterhalten sich nicht blos und fühlen gleich den Menschen Lust und Leid, wie bei den Indiern und den Griechen im Epos, die Göttin der Unter-

welt ist auch dem Oberhaupte aller unterthan, und so erklärt sie denn schließlich ihrem Diener:

Geh hin, Namtar, zerschmettre den Palast des Gerichts,
Die Säulen zertrümmre mit Steinhämmern;
Den Genius der Erde führe heraus, setze ihn auf den goldnen Thron;
Istar besprenge mit dem Wasser des Lebens, bringe sie weg von mir!

Schrader versteht diese Stelle so, daß sie bedeute: Wenn Istar zurückkehren darf, dann mag der Palast der Gerechtigkeit zerfallen, dann wird das alte Recht gebrochen. Die Genien der Erde werden auch sonst als unterirdische Mächte den Göttern der Oberwelt gegenübergestellt. Namtar folgt dem Gebote seiner Fürstin:

Aus dem ersten Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu das Wams ihrer Hüften;
Aus dem zweiten Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu die Spangen ihrer Hände und Füße;
Aus dem dritten Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu den Leibgürtel besetzt mit Edelsteinen;
Aus dem vierten Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu ihren Prachtmantel;
Aus dem fünften Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu ihr Halsgeschmeide;
Aus dem sechsten Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu ihre Ohrringe;
Aus dem siebenten Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu die große Krone ihres Hauptes.

Da die Semiten in Mesopotamien im Unterschied von Arabern und Juden eine ausgebildete Mythologie besaßen, so war eine der Bedingungen für das Epos gegeben, das volksthümlich in der Verwebung derselben mit der Geschichte entsteht. Inwiefern ihr Epos aber mit dem der Arier in Indien, Hellas, Deutschland sich würde messen können, das lassen die Bruchstücke noch nicht beurtheilen, bisjetzt scheint es doch bedeutend nachzustehen an Lebensfülle, Charakterzeichnung und Kunstvollendung. Da das Gedicht auch in Verszeilen geschrieben ist, so folgt daraus, daß die Kunstform des Parallelismus eine bewußte war, und absichtlich die Rede in Satz und Gegensatz gegliedert, der Gedanke variirt oder die Sätze rhetorisch und rhythmisch paarweise einander entsprechend geordnet sind. Daß der Obergott für einen bestimmten Zweck geradezu einen Geist, einen Boten erschafft, hat sein Analogon darin, daß die mythologische Phantasie, wie wir in den Veden sehen, bei einzelnen Dichtern Göttergestalten auftauchen läßt, die wieder verschwinden, weil sie keinen Anklang gefunden, nicht nothwendig oder nicht glücklich gebildet waren. Die Namen von Dichtern sind auf den Thontäfelchen nicht genannt, dafür setzen die Schreiber gern ihren Namen darauf; indeß ein Gedenkstein des Königs Merodach Baladan von Babylon (um 1300 v. Chr.) bestätigt die Schenkung eines Grundstücks an Nabu-nadinachi für seine Lobgesänge zu Ehren der Götter und des Königreichs.

Andere Thontäfelchen, die Schrader mittheilt, enthalten lyrische Gedichte, die nach Form und Inhalt den Psalmen der Hebräer verwandt sind, wenn sie auch die Herrlichkeit derselben nicht erreichen. So treten in einem Gebet die Wünsche für die Stadt, für den König, für das Volk wie in drei Strophen nebeneinander, und es wendet sich der Schluß für alle zusammen an die Götter des Vaterlandes, daß sie allem Kummer und Jammer Einhalt thun, allen Segen und alle Freude spenden. Gott wird als Schöpfer, als Herr des Lichts angerufen; er soll seines Dieners Hand ergreifen und ihn nicht sinken lassen in den Wassern der tosenden Flut — gerade wie in mehrern Psalmen der Bibel die großen Wasser das Bild der Gefahr sind:

Zu Boden warf ich mich, niemand erfaßte meine Hand,
Laut schrie ich, niemand hörte mich!

Der Herr in seines Herzens Grimm häufte Schmach auf mich,
Der Gott in seines Herzens Strenge überwältigte mich.

Herr, meiner Vergehungen sind viel, groß sind meine Sünden!

Wer würde diesen Bußpsalm aus der Bibel verweisen? Nach Empfindung und Ausdruck steht er dem Hebräischen ganz nahe. Ebenso die Lehrsprüche:

Wer nicht fürchtet seinen Gott, wird dem Rohr gleich abgeschnitten,
Gleich dem Stern des Himmels zieht er ein den Glanz,
gleich Wassern der Nacht verschwindet er.

„Wer will mich belehren und wer mir gleichthun?" fragt der Obergott, und hört die Antwort: „Deinesgleichen hast du nicht! Dein hehres Gebot wird im Himmel verkündet — die Götter werfen sich nieder; dein hehres Gebot wird auf Erden verkündet — die Genien küssen den Boden."

Moriz Carriere.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Aus der neuesten englischen Shakespeare-Literatur sind zwei Werke als von besonderm Interesse zu erwähnen. Das eine ist „Shakespeare's Centurie of Prayse" von Ingleby. Es ist dies eine Zusammenstellung der Aeußerungen über den Dichter seitens seiner Zeitgenossen und der Schriftsteller des ersten Jahrhunderts nach seiner Zeit. Der Herausgeber kommt zum Schluß, daß Shakespeare's Zeitgenossen ihn zwar sehr bewundert haben, aber nicht hinlänglich, und daß niemand während des „Jahrhunderts" eine Ahnung davon hatte, daß sein Genius einzig in seiner Art war. Das zweite ist: „Shakspeare, a Critical Study of his Mind and Art" von Edward Dowden. Der Verfasser hat es unternommen, mit großem Geschick und ebenso großer Sorgfalt die vom Dichter angewandte Methode und die Mittel zu untersuchen, wodurch er seine Wirkungen hervorgebracht. Er ist dabei ganz selbständig und hat wirklich viele neuen Ideen zu Tage gefördert, was bei diesem Thema viel sagen will. Das Werk enthält übrigens auch viele werthvolle Bemerkungen über das Drama im allgemeinen.

— Zu den Werken über Rußland, die sich in neuester Zeit bedeutend vermehrt haben, gehört „The Land of the Czar" von O. W. Wahl. Der Verfasser, der längere Zeit im Lande verlebt und mehrere seiner weniger besuchten Provinzen bereist hat, ist dabei mit den verschiedenen Rassen in persönlichen Verkehr gekommen und hat sich seine eigenen Meinungen über ihren Charakter gebildet. „Sein Buch", sagt die „Saturday Review", „ist durchaus ehrlich und unparteiisch und ebenso frei von der crassen Unwissenheit und den gemeinen Vorurtheilen, welche so viele westliche Schilderungen des «östlichen Kolosses» entstellen, wie von der krankhaften Schwärmerei, welche gewissen rosenfarbigen Skizzen des russischen Lebens eigen ist."

— „Sorrow and Song" von Henry Curwen ist eine

Sammlung von sehr gut geschriebenen biographischen Skizzen über Henry Murger, Novalis, Petöfi, Balzac, Poe und André Chenier, nebst einer Auswahl von Uebersetzungen ihrer Dichtungen.

— Von der vortheilhaft bekannten Sammlung „Dodsley's Old Plays" hat W. C. Hazlitt eine neue vermehrte Auflage veranstaltet, welche unter anderm die zu den ältesten dramatischen Versuchen gehörenden Stücke „Ralph Roister Doister" und „The Return from Parnassus" enthält. Wie es scheint, ist das erstgenannte Lustspiel wirklich ein verdienstvolles, und wäre die gewöhnliche Angabe, nach welcher der Verfasser, Nicholas Udall, Lehrer an der Westminsterschule gewesen sein soll, dahin zu berichtigen, daß er Director von Eton College war, woraus es sich erklärt, daß das einzige, im Jahre 1818 entdeckte Exemplar in der Bibliothek dieser Lehranstalt sich vorfand.

— In einer neuen Ausgabe der Werke des Thomas Chatterton hat Walter W. Skeat, der berühmte altenglische Sprachforscher, das Verfahren des jungen Dichters bei seiner Fälschung der sogenannten Rowleian-Gedichte einer genauen Prüfung unterzogen, und ist dabei zum Ergebniß gelangt, daß er die Fälschung vermittels der Wörterbücher von Kersey und Bailey zu Stande gebracht hat.

— Der Verfasser des „A Dominican Artist" hat unter dem Titel „Bossuet and his Contemporaries" eine werthvolle Biographie dieses berühmten Kanzelredners veröffentlicht.

— Aus den neuesten Romanen heben wir „The Italians" von Frances Elliot und vor allem „Patricia Kemball" von E. Lynn Linton (welche beide auch in der „Tauchnitz Collection of British Authors" erschienen sind) hervor. Der erstere würde unter einem andern Titel noch bessern Erfolg gehabt haben, da die wenigen darin geschilderten Charaktere gut gezeichnet sind und die Handlung, wenn auch nichts Neues bietend, doch anziehend und spannend genug ist; der von der Verfasserin gewählte Titel aber fordert den Vergleich mit Lord Lytton's Meisterwerk „The Parisians", natürlich sehr zum Nachtheil des Buchs, heraus. Hingegen ist der letztere Roman eine höchst gediegene Leistung, und ist seit George Eliot's Romanen nichts erschienen, was man diesem neuesten Werke der Mrs. Linton an die Seite stellen könnte. Es ist wahrhaft wohlthuend, endlich wieder einmal bei der Masse von Spreu, welche die allzu üppig emporschießende und die Leserwelt schädigende, für ernstere Lektüre unfähig machende Romanliteratur bietet, auf ein Weizenkorn zu stoßen, und wir möchten diesen Roman namentlich allen jungen Leserinnen recht angelegentlich empfehlen.

— Von A. Franck's „Dictionnaire des sciences philosophiques" ist eine zweite vielfach ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage erschienen. Zu den neu hinzugekommenen Philosophen gehört unter andern auch Schopenhauer.

— Saint-René Taillandier hat „Dix ans de l'histoire d'Allemagne" veröffentlicht. Es sind die Ergebnisse seiner Beobachtungen während seines Aufenthalts in Heidelberg im Jahre 1840, welche, von der „Revue des deux mondes" damals als auf unzuverlässige Data gegründet zurückgewiesen, der Verfasser nun veröffentlicht, nachdem, wie er wol nicht mit Unrecht glaubt, die jüngsten großen Ereignisse seine Prophezeiungen bestätigt haben. Mehrere Abhandlungen über das heutige Deutschland vervollständigen den Band.

Theater und Musik.

Friedrich Spielhagen's Drama: „Liebe um Liebe", ist am berliner Hoftheater mit demselben glänzenden äußern Erfolg in Scene gegangen, den es am breslauer Stadttheater errungen hat. Eine Diction, welche der Sprache des Affects und der Leidenschaft gerecht wird, eine tüchtige theatralische Gewandtheit, welche das früher in „Hans und Grete" bewährte Geschick noch hinter sich läßt, mancher interessante charakteristische Zug, der die Handlung belebt, und die Eleganz, welche der hervorragende Autor in allen seinen Schöpfungen bewährt, sind die unleugbaren Vorzüge des Stücks. Gleichwol ist dasselbe nicht von der eigentlichen dramatischen Energie starker Charaktere und ihres durchgreifenden Wollens durchdrungen, sondern seinen Hauptinhalt bilden psychologische Schwankungen, die mehr novellistischer Art sind und deren Motivirung durchaus nicht eine überzeugende ist. Wir glauben nicht, daß das Drama auf der Bühne Dauer finden kann.

— Das berliner Hoftheater brachte vor dem Spielhagen'schen Drama ein anderes: „Die Modelle des Sheridan" von Hugo Bürger, ein Stück, welches auf einem ähnlichen Grundgedanken beruht, wie Gutzkow's „Urbild des Tartuffe". Charaktere aus der Welt und dem Leben, welche Sheridan bei der Abfassung seiner „Lästerschule" vorschwebten, sind die Träger des Stücks; es spielt sich gleichsam eine „School of scandal" vor der dramatischen Inscenirung ab. Das Stück, das einen bisher noch unerprobten Verfasser hat, fand lebhaften Beifall; die Kritik stellt indeß meistens seiner Lebensfähigkeit für die Dauer kein glänzendes Prognostikon.

— In Wien ist jetzt eine Zeit der Theaterkrisen. Die Hofoper mit dem sehr bedeutenden Deficit steht bei diesen Fragen obenan. Jauner, der Director des Carltheaters, sollte die Leitung oder, wie es hieß, die Pacht übernehmen; doch zerschlugen sich die Verhandlungen. Die Leitung des Stadttheaters wurde Lobe anvertraut; doch wollte sie dieser nur interimistisch übernehmen. Man spricht wieder von Laube als oberstem Leiter mit Emil Claar als Oberregisseur; Verhandlungen mit Ascher scheinen zu keinem Ziel geführt zu haben. In Prag hat Kreibig, der Director des gratzer Landestheaters, die Direction erhalten.

Bibliographie.

Bergmann, J., Zur Beurtheilung des Kriticismus vom idealistischen Standpunkte. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Bertsch-Sailer, Landammann-Sailer oder drei Jahrzehende st. gallischer Politik. St. Gallen, Altwegg-Weber. 8. 1 M. 20 Pf.

Box und Cox. Posse. Paderborn, Schöningh. 8. 35 Pf.

Braun, T., Gegen Kirchen-Mißbräuche. Vorschläge an die Altkatholiken. Kempten, Dannheimer. Gr. 8. 40 Pf.

Contzen, H., Die Aufgabe der Volkswirthschaftslehre gegenüber der socialen Frage. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Davis, A. J., Die Philosophie des geistigen Verkehrs. Eine Erklärung der neuern mystischen Erscheinungen. Aus der 17ten amerikanisch-englischen Ausgabe übersetzt und herausgegeben von P. W. Kramer. Billige deutsche Volksausgabe. München, Büttner. Gr. 16. 1 M.

Gottschalck, M., Theilnahme des 1sten Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 31 am Feldzuge 1870—71. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Junker und Pfaffen im Gewande des Sprichworts und unter der Geissel des Volkswitzes. Vom Verfasser der „Allotria. Ungeflügelte Worte". Berlin, Denicke. 8. 1 M.

Kluge, A., Philosophische Fragmente. Mit Bezug auf die v. Hartmann'sche „Philosophie des Unbewußten". 1stes Heft. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 3 M.

Kurz, H., Gesammelte Werke. Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben von P. Heyse. 10 Bde. Stuttgart, Kröner. 1874. 8. à 1 M. 50 Pf.

Laicus, P. (P. Wasserburg), Wohin mit diesem Culturkampf? Patriotische Erwägungen eines Vaterlandslosen. Mainz, Kirchheim. 8. 60 Pf.

Laube, H., Das Wiener Stadt-Theater. Leipzig, Weber. Gr. 8. 6 M.

Martens, T. D., Am Wege Gepflücktes. Gedichte, Ernst und Scherz. Leipzig, Mentzel. 8. 3 M.

Otto-Walster, A., Braunschweiger Tage. Historischer Roman. Braunschweig, Bracke jun. 1874. 8. 4 M.

Rée, A., Ueber die Pflicht. Einige Definitionen nebst einer Schlußbemerkung für Pädagogen. Frankfurt a/M., Diesterweg. Gr. 8. 30 Pf.

Sailer's, C. G. J., Ausgewählte Werke. Gesammelt, herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung begleitet von Bertsch-Sailer. St. Gallen, Altwegg-Weber. 1872. 8. 5 M.

Spee, J., Volksthümliches vom Niederrhein. 1stes Heft: Aus Leuth im Kreise Geldern. Köln, Römke u. Comp. 8. 30 Pf.

Trapp-Ehrenschild, v., Das 1ste großherzoglich badische Leib-Grenadier-Regiment (jetzt königlich preußisches 1stes badisches Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109) im Feldzuge 1870/71. Nach Vorträgen des Major Thilo, der Hauptleute Seyb, Eichrodt, Löhlein, des Premierlieutenants Merz und den Kriegsacten zusammengestellt und bearbeitet. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 2 M.

Ulrichs, K. H., Auf Bienchens Flügeln. Ein Flug um den Erdball in Epigrammen und poetischen Bildern. Leipzig, R. Schäfer. 8. 1 M. 50 Pf.

Vogel, B., Robert Volkmann in seiner Bedeutung als Instrumental- und Vocal-Componist. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Volkmann, A. W., Zur Entwickelung der Organismen. Vortrag. Halle, Schmidt. Gr. 4. 60 Pf.

Wäckerle, H., Gau! Stau! Bleiba lau! Gedichte in schwäbischer Mundart. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 16. 2 M.

Walcker, C., Kirchenpolitische, volkswirthschaftliche und politische Zeitfragen. 2te u. 3te Lfg. Cassel, Luckhardt. Gr. 8. à 1 M. 50 Pf.

Wellmer, Meta, Geistergeschichten aus neuerer Zeit. Nordhausen, Förstemann. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 17. —— 22. April 1875.

Memoiren eines Arztes.

Erinnerungen eines deutschen Arztes. Von Georg Friedrich Louis Stromeyer. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1875. Gr. 8. 18 M.

Es ist Louis Stromeyer nicht blos beschieden gewesen, ein für die Welt, die Wissenschaft und ihn selbst reiches und großes Leben zu führen, sondern am Lebensabend auch noch diesen Tempel seiner Erinnerungen zum Abschluß zu bringen, über alles, was ihn bestimmt und geleitet, was er bestimmt und geleitet, um was er gestritten und gelitten, vor Mit- und Nachwelt Rechenschaft abzulegen, sich zur Ehre und allen jüngern Fachgenossen zum leuchtenden Exempel. Er beginnt und endet dieses sechzig Bogen starke Werk mit Bibelstellen: „Wenn das Leben köstlich war, so ist es Mühe und Arbeit gewesen" (Ps. 90, 10) und „Und Jesus ging zum Tempel Gottes hinein, und trieb heraus alle Verkäufer und Käufer im Tempel, und stieß um der Wechsler Tische und die Stühle der Taubenkrämer" (Matth. 21, 12). Er kennzeichnet damit frommen Sinnes seine Arbeit, daß der Leser sie nicht leichtfertig durchblättere, sondern in Stunden sinnig ernster Betrachtung sich in sie vertiefe, immer wieder von dem Gedanken überwältigt, wie schwer es selbst dem vom Glücke Getragenen wird, einen hohen Standpunkt zu erringen und auf dem errungenen sich zu behaupten.

Jetzt siebzigjährig legt der Meister das fleißig gebrauchte Geräth seiner Kunst zur Seite, um, wie er früher geheilt, geholfen, gelehrt, so jetzt den Stoff alles Erlebten als dauerndes Kunstwerk zu gestalten, auch darin seine Meisterschaft bewährend. „Die großen Begebenheiten des Jahrhunderts haben ihn berührt", sagt er selbst, „sie gaben seinen Ideen und seinem Schicksale ihre Richtung", aber wie ih[n] auch die oft genug bunten Ereignisse, die nicht vorausz[usehen] waren, hin- und herwarfen, er war immer wieder er selbst ein von frühester Jugend geschlossener Charakter, de[r] Weg und Wirkungskreis sich selbst suchen will.

Dieses Buch bezeichnet er als die Epikrise, das Endur[th]eil seines Lebens:

Es war mir bei der Arbeit zu Muthe, als sei die Zeit nicht mehr vorhanden, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft waren miteinander verschmolzen. Man hat den Druck des Augenblicks vergessen und läßt die Vergangenheit in Bildern, die Zukunft in Ahnungen an sich vorüberziehen. Was ist die Freude an einem glücklichen Gedanken anders als die Ahnung seiner segensreichen Folgen?

Wenn er am Schluß der im September 1874 geschriebenen Vorrede sagt, er sei zufrieden, mit seinem Buche einigen zu gefallen, deren Lebensweg er zu erhellen versucht habe, auf allgemeinen Beifall rechne er nicht, weil er im voraus wisse, daß er mit seinen Anschauungen vielen im Wege sei, so kann das kaum sehr ernst gemeint sein; und sicher wird es die Totalwirkung des Werks nicht schmälern, wenn der und jener an einer gelegentlich erhaltenen Terze oder auch Quarte Anstoß nimmt, wenn diese oder jene wissenschaftliche These als doch wol noch fraglich angesehen wird, wenn die Darwinianer von reinstem Wasser die Achseln zucken, weil sie den Autor an derselben Stelle sagen hören: „Wir, die wir uns einbilden, nicht von Affen, sondern von Gott abzustammen". Dergleichen verzeiht sich einem Veteranen gegenüber leicht, dem es, wie sehr er mitunter in persönliche Händel verwickelt gewesen sein mag, doch augenscheinlich im Wesen allezeit und überall auf die gute Sache angekommen ist und der sich nicht gescheut hat, den Schritt zurückzuthun, der ihn in Irrsal und Wirrsal hätte führen müssen. Das Terentinische „homo sum" nimmt der Verfasser ja erst recht für sich in Anspruch und erzählt uns, schon sein Vater habe von der Affenverwandtschaft nichts wissen wollen. „Was ihn selbst (den Vater) betrifft, so findet er keine Familienähnlichkeit, auch andern werde nichts an den überseeischen Vettern gelegen sein, weil sie kein Geld hätten." Das sind Privatsachen, die Lehre wird angefochten und vertheidigt, abgewiesen oder angenommen, das ist das unveräußerliche Recht eines jeden, ja oder nein zu sagen, seiner Ueberzeugung, seinem Wissen und Gewissen gemäß, sodaß er ein ehrlicher Mann bleibt, die Lehrsätze der

Gegenpartei nicht verdeckt und verdächtigt, wie es die berüchtigte Weise der Sophisten und Jesuiten ist. Unser Nestor in der Chirurgie und Medicin hat nirgendwo in seinem neuen Buche und in seinen ältern Werken, die ich ebenfalls kenne und größtentheils besitze, ein Wort gesagt, das zu der Annahme berechtigt, er huldige dieser Gerechtigkeit nicht, welche die Basis der Humanität ist.

Die ersten Schilderungen sind rein familiärer Natur und interessiren uns nur äußerlich und insofern, als sie uns zeigen, daß Stromeyer — ein Glück, dessen auch andere theilhaft sind — nicht von schlechten Aeltern stammt, daß auch er mit Fug und Recht seine Aeltern und Voraltern liebt und verehrt, sowie daß er gern von ihnen spricht. Die Vorrede beginnt der Verfasser mit den Worten:

Meine verstorbene Tochter, Frau Anna Esmarch, hatte 1868 zuerst den Gedanken, daß ich Erinnerungen niederschreiben und herausgeben sollte. Ich ging darauf um so leichter ein, weil ich von meinem Vater erzählen konnte, dessen Andenken wie ein rother Faden durch mein Leben geht. Es knüpfen sich daran viele ehrliche und nützliche Gedanken, mit denen man andern helfen kann und mitunter Dank erwirbt.

Das „mitunter" ist charakteristisch.

In einem wichtigen Punkte werden leider die meisten Jünger Aeskulap's das Vorbild Stromeyer's nicht nachahmen können. Es fand sich nach seinem Studium so viel Kapital, vorwiegend Praxishonorare seines Vaters, vor, daß er nicht nur in den ersten Städten Deutschlands, sondern auch in London, Paris u. s. w. noch längere Zeit Aufenthalt nehmen konnte, um in allen humanen und wissenschaftlichen Dingen seinem Urtheil die erforderliche Gediegenheit und Breite zu geben, ehe er selbst die Praxis antrat. Aber gut benutzt hat er diese günstige Gelegenheit zu höherer Ausbildung, davon gibt nicht nur der Detailbericht, der mit dem ersten Bande „Leben und Lernen" abschließt, sondern auch die bedeutende Stellung, die er in Welt und Wissenschaft errungen hat, offenkundiges Zeugniß. Und schon um deswillen können die zahlreich in dieses Werk eingeflochtenen Lehren und Winke andern als Plan und Richtschnur empfohlen werden, wie der Verfasser es auch unverkennbar beabsichtigt hat. Ueberall ist er bestrebt, seinem Leben auch jenen schönen Inhalt zu geben, den die Freude an den Künsten und der Verkehr mit gleichstrebenden Menschen gewähren; immer aber kehrt er rechtzeitig zu der Wissenschaft zurück, der er sein Leben gewidmet hat und die ihm später so manche unvergängliche Bereicherung verdanken sollte.

Der Detailbericht seines Lebens- und Bildungsgangs bringt erstaunlich viel Mannichfaltiges, und stets, wenn auch nur mit kurzen Worten, die charakteristische Beurtheilung des Einzelnen, jedenfalls ohne jene höfliche Rücksicht, die der Verfasser besonders am Schluß des zweiten Bandes nehmen zu müssen geglaubt hat, wo er von den Personen und Einrichtungen, die er nicht loben kann, nur kurz das Thatsächliche erwähnt. Daß es Goethe schwer, ja unmöglich war, dem größten Componisten aller Zeiten und Völker, Beethoven, gerecht zu werden und ihm mit andächtigem Kunstgenuß auf seinen stets tiefen und oft schwermüthigen musikalischen Gedankengängen zu folgen, erfahren wir auch wieder von Stromeyer, ohne daß er deshalb in Bausch und Bogen unglimpflich über Goethe urtheilt. Solchen Unglimpf muß sich aber Jüngken wegen eines ähnlichen Vergehens gefallen lassen. Es heißt wörtlich:

Beim Bandagiren wurden auch wol Allotria verhandelt, namentlich die Musik, welche er leidenschaftlich liebte. Ich konnte es ihm nie vergeben, daß er eines schönen Tags von „diesem verliebten Mozart" redete. Hätte er sich an Hippokrates und dessen Mitra vergriffen, das würde ich leichter vergessen haben, aber an Mozart! Von diesem Augenblicke an war Jüngken für mich keine Autorität mehr und ich konnte mich nie entschließen, seine Schriften zu lesen.

Hier laufen ganz sicher Menschlichkeiten mit unter, wahrscheinlich nur im Ausdruck. Mit welchem Gesichte würde sonst Jüngken das Recht haben Stromeyer anzusehen, der eine Nestor den andern Nestor, vorzüglich nachdem Stromeyer kurz vorher gesagt, die Privatcurse bei Jüngken hätten ihn sehr befriedigt. Solche Uebertragungen aus einer geistigen Sphäre auf die andere sind unbestreitbar unstatthaft, und es kann auch deshalb die Abweisung der Jüngken'schen Schriften, die zum Theil bahnbrechende waren, nur als ein unklarer Scherz gelten, um so mehr als Stromeyer diese Schriften ganz sicher gelesen hat und selbst besitzt.

Ueberhaupt scheut sich Stromeyer keineswegs, von Personen, denen er aus irgendeinem Grunde nicht hold ist, Geschichten zum besten zu geben, die wol besser der Nacht der Vergessenheit verfallen geblieben wären. Von Mende, der doch immerhin einen höchst geachteten Namen hinterlassen hat, müssen wir erfahren, daß er angeblich einmal an einer Frau den Kaiserschnitt habe ausführen wollen, die unmittelbar vor der Operation, durch die ihr Leben denn doch in die größte Gefahr versetzt wurde, auf normalem Wege eines gesunden Kindes genesen sei. Das ist so eins der klinischen Märchen, die man gelegentlich beim Glase Wein erzählen mag, die sich aber in einem übrigens so respectabeln Buche, wie das Stromeyer'sche ist, besser nicht fänden. Langenbeck wird die authentische Vertretung schwerlich gern übernehmen, und ein überaus wackerer Sohn Mende's, hoch in Jahren wie hoch in Ehren, würde wegen der Colportage jener On dit-Geschichte, wenn er sie des Spectakels für werth erachtete, auch vielleicht ein strenges Tribunal zusammenrufen.

Auch dem vor einigen Jahren in Dresden verstorbenen Carus wird arg mitgespielt; seitenlang steigern sich Spott und Hohn, der Leser schüttelt bedenklich den Kopf, bis er sich erinnert, daß dieser Carus unleugbarer- und eingestandenermaßen zu den wirklichen und würdigen Freunden Goethe's gehört hat, und daß, wenn auch nur deswegen, die Cultur- und Literaturgeschichte seiner noch in Ehren gedenken werden, wenn Stromeyer's Name nicht mehr wegen dieses Buchs, sondern nur noch wegen seiner subcutanen Operationen bekannt ist. Vielleicht wird Carus' Sohn in Dresden dem Andenken seines Vaters entsprechendere Worte widmen. Als Berichterstatter glaubte ich, den mancherlei in Stromeyer's Erinnerungen mit untergelaufenen Unglimpf kurz vorweg rügen zu sollen, um nunmehr wieder uneingeschränkt in Lob und Anerkennung mein Referat fortsetzen zu dürfen.

Es ist schon darauf hingewiesen, mit welchem rührenden Stolze Stromeyer selbst von den mancherlei Verdiensten seines Vaters spricht; wie es ihn sogar schmeichelt, müssen wir hinzufügen, wenn unvorsichtige Bewunderer

des Namens Stromeyer gelegentlich Vater und Sohn verwechseln. Sein Vater gehörte, wie mein Urgroßvater Johann Moritz Schwager in Jöllenbeck, zu den Männern, welche der Erfindung Jenner's in unserm Vaterlande trotz tausendfältiger Bedenken und Einreden Bahn zu brechen wußten. Der Sohn scheint auch zu den unbedingten Anhängern des Impfens zu gehören, er sagt wenigstens nirgendwo das Gegentheil; ich glaube, bei dieser Gelegenheit meine Sorge nicht unterdrücken zu dürfen, daß die Zwangsvaccination, welche man in erster Instanz dem Deutschen Reiche auferlegt hat, zu einem gänzlich andern Resultate hinführen kann, als die Herren Gesetzgeber beabsichtigt und geglaubt haben. Die Uebertragung animalischer Stoffe ist ad genus humanum continendum nothwendig, übrigens aber immer äußerst gefahrvoll, gewagt und in der Regel unersprießlich, ja verderblich. Qui vivra, verra.

Seiner vorwaltenden Neigung, Chirurgie als Specialität zu cultiviren, ist Stromeyer nicht ungetreu geworden. Er hatte, durch die Umstände veranlaßt, früher mit der Praxis als mit der Theorie sich beschäftigt, während sonst in Deutschland der entgegengesetzte Weg eingeschlagen zu werden pflegt. Es ist noch viel darüber zu streiten, welcher Weg ins Haus der richtigere ist, von vorn mit allen Ehren humanistisch-classischer Vorbildung, oder von hinten still und bescheiden, sodaß die Klystirspritze hinten aus der Rocktasche hervorschaut. Der recht gute Witz Stromeyer's über den „Orden mit Kamillen" ermächtigt ihn, in diese Streitfrage noch einmal öffentlich und energisch einzutreten. Helmholtz *soll* auf Seite der Gegner der sogenannten classischen Vorbildung stehen, ich weiß das Nähere nicht. Jedenfalls rühmt Stromeyer es mit dankbaren Worten, daß er die alten Sprachen nicht blos grammatikalisch gelernt, sondern auch die Classiker zu *lesen* und zu verstehen angehalten worden sei, und das ist der Kernpunkt der Sache. Der Geist des Griechen- und Römerthums muß durch das Studium und die eindringende Lektüre der altclassischen Schriften in den jugendfrischen Gemüthern geweckt und gehoben werden; kann diese Erweckung und Erhebung aber von Lehrern erwartet werden, die selbst nach der Zeit der Lectionen als praktische Anwendung derselben die besten Arbeitsstunden beim Bierscat oder doch am Biertische in trivialstem Geplauder vergeuden? Es scheint oft, als ob die Freunde Homer's und der Tragiker in den Abendstunden den biertrinkenden Socialdemokraten Concurrenz machen wollten. Aber Stromeyer hat trotzdem recht, wenn er die Klagen derer lächerlich findet, welche das Studium der Alten für überflüssig halten und sich einbilden, daß man durch Naturgeschichte alle classischen Studien entbehrlich machen könnte:

Das bischen Naturgeschichte, was unsere jungen Leute jetzt lernen, hat sie schon so übermüthig gemacht; wie würden sie erst werden, wenn sie nichts mehr davon erführen, daß es schon in alter Zeit Männer gegeben hat, welche der Jugend als unerreichbare Muster der Tugend, des Genius und der Thatkraft hingestellt werden können.

Unsere Leser werden es gutheißen, wenn ich hier noch einige weitere grundlegende Ansichten Stromeyer's als Stücke seiner Lebensphilosophie, wie sie mich bei der Lektüre seiner Erinnerungen frappirten, herausgreife:

Es wird den Aerzten oft zum Vorwurf gemacht, daß ihre Studien sie zu Atheisten und schlechten Christen machten. Wenn das Christenthum in dem Wunderglauben bestände, so könnte man recht haben, denn ein ehrlicher Arzt glaubt nicht an Wunder. Er sucht sich mit den Gesetzen bekannt zu machen, nach denen die Welt regiert wird, mit deren Hülfe sich alles natürlich erklärt und auch die Mittel finden lassen, Uebel zu verhüten und Leiden zu heilen oder zu vermindern. Man kann auch nicht zugeben, daß in frühern Zeiten Wunder geschehen sind. Ein Wunder ist nur das, was die Aufhebung der Naturgesetze voraussetzt, um zu geschehen. Die Welt besteht durch diese Gesetze, sie müßte also untergehen, um die Wunder möglich zu machen. Wer dahin gelangt ist, anzuerkennen, daß die Welt nach ewigen Gesetzen regiert werde, kann kein Gottesleugner sein, denn nach menschlichen Gesetzen muß ein Gesetzgeber da sein, wo Gesetze bestehen und wirksam sind; daß man sich von dem Gesetzgeber der ganzen Welt keine deutliche Vorstellung machen kann, braucht nicht dahin zu führen, dessen Dasein zu leugnen. Am wenigsten aber scheint es mir nöthig, den lieben Gott abzuschaffen, um sich der Pfaffenherrschaft zu erwehren. Was die Charlatane sind für die Heilkunst, das sind die Pfaffen für die Religion. Man schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus, sondern reinigt die Tempel von dem Gesindel. Der Tempel Aeskulap's so gut wie alle übrigen bedürfen mitunter des Besens. —

Selbstverleugnung und Anerkennung der Naturgesetze bezeichnen den wahren Arzt, Selbstvergötterung und Verleugnung der ewigen Gesetze den Charlatan. Je mehr das Studium der Naturwissenschaften in alle Klassen dringt, desto mehr sinkt das Ansehen der Charlatane auf allen Gebieten. Das wissen die Finsterlinge sehr gut, daher ihre innige Verbrüderung, wenn ihre Gegner sich bemühen, den Naturgesetzen nachzuspüren. —

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist dem feinfühlenden Menschen ebenso nothwendig wie Speise und Trank. Gesegnet sei, wer diesen Gedanken zuerst ausgesprochen, er ist jedenfalls einer der größten Wohlthäter des Menschengeschlechts. Ohne diesen Glauben würde uns das Leben unerträglich sein und eine Religion der Liebe wäre nicht zu begreifen. Wir könnten die ewige Trennung von geliebten Freunden und Angehörigen nicht ertragen und die Opfer nicht bringen, welche die Nächstenliebe auferlegt. Amen. —

Die ewige Wahrheit und Schönheit einer Religion der Liebe, der Poesie, der Kunst, läßt sich nicht beweisen, man kann sie nur fühlen und an ihren Wirkungen ermessen. Sie beglücken und veredeln uns, deshalb sind sie für feinfühlende Gemüther theuerer als alle Schätze der Welt. Auch der Glaube an Unsterblichkeit beglückt und veredelt uns, er ist um so höher zu schätzen, weil früher oder später ein jeder desselben bedarf. Wer den Apoll von Belvedere zerstört, ein Bild von Rafael, das Manuscript eines großen Dichters oder Tonkünstlers vernichtet, versündigt sich an vielen; wer die Unsterblichkeit der Seele anzweifelt, an allen. Sela. —

Lord Byron erzählte von sich selber, auch in Gesellschaft der Dame, die seinem Herzen am theuersten war, habe er oft gewünscht, allein zu sein. So schlimm ist es mit mir nicht geworden; ich kenne Leute, in deren Gesellschaft auch die Ewigkeit mir nicht zu lang scheinen würde, aber im allgemeinen war ich nie in Zweifel darüber, was ich vorziehen sollte, in Gesellschaft gehen oder zu Hause bleiben, denn ich war nie à mon aise in größern Kreisen. —

Ich konnte immer nur das lesen, was ich bewunderte, alles andere warf ich schnell beiseite, die gewöhnlichen Romane und die belletristischen Zeitungen sah ich gar nicht an. Sie waren auch bei uns zu finden, wie jetzt in allen Häusern, wo sie oft für das beste Bildungsmittel der heranwachsenden Jugend gehalten werden. So das kreuzzeitungschillernde „Daheim", der vulgäre „Omnibus" und all das Zeug, das Papier und Druck nicht werth ist. Sie kommen Stromeyer so vor, wie die Biergärten als Pflanzschulen musikalischer Bildung. —

Philipp von Walther erzählte mir in München, daß er einer Dame einen silbernen Katheter habe überlassen müssen, womit er ihr geholfen hatte; sie wollte das zierliche silberne Instrument der Mutter Gottes dediciren. —

Zum Danke für meine Bemühungen um seine Schwester schenkte mir Karl Klingemann Byron's Werke, die Ausgabe in 17 Bänden, welche Thomas Moore's Biographie des Dichters enthält. Ich habe mich oft daran erfreut. Wenn man auf einen Biographen wie Moore rechnen kann, so braucht man sich vor dem boshaftesten alten Weibe nicht zu fürchten. Der Frau Beecher-Stowe wird es schlecht bekommen, daß sie sich an dem Bilde Lord Byron's vergriffen hat. Man wird sich zur Aufgabe machen, ihr wahres Verhältniß zu ihrem eigenen Onkel Tom zu ergründen, und ihre bettelhafte Nachkommenschaft wird dabei übel wegkommen. —

O du fröhliche, selige Kinderzeit! Wenn ich dein gedenke, finde ich mich immer wieder in dem Kinderparadiese Bennemühlen, einer kleinen Besitzung der Familie Louis, wo wir unsere Ferien zubringen durften. Das Glück würde dort vollkommen gewesen sein, wenn die Ferienarbeiten nicht wären, die, anfangs vergessen, wie ein Damokles-Schwert über den letzten Tagen hingen. Es wäre gewiß besser, sie ganz abzuschaffen, denn Nutzen haben sie vermuthlich gar nicht. —

Im Jahre 1828 sah ich die letzte Hinrichtung in Paris mit der Guillotine auf dem Greveplatze. Sie machte auf mich den schrecklichsten Eindruck, ich fühlte mich den ganzen Tag elend von diesem Anblick, es war, als ob die zahllosen Opfer dieses Schreckenswerkzeugs wieder wach geworden wären. Warum schafft man dasselbe nicht ab, auch wenn man die Todesstrafe nicht abschaffen will? Sie muß abgeschafft werden, sagen die Menschenfreunde, man soll das Leben respectiren! Laßt die Herren Mörder anfangen, sagen die Vertheidiger der Todesstrafe! „Der Klügste gibt nach", sagte der alte Blumenbach, als er, durch das Geschrei eines Esels zweimal gestört, seine Vorlesung abbrechen mußte. Gesetzgeber müssen klüger sein als Mörder. Aber noch 1869 hat das englische Parlament die Abschaffung der Todesstrafe mit einer Majorität von 2 zu 1 verworfen. Ich vermuthe, daß man im nächsten Jahrhundert keine Hinrichtungen mehr erleben wird.

Referent möchte eher der entgegengesetzten Ansicht beipflichten, und sollte der hochverehrte Autor nicht selbst an seiner Vermuthung wieder irre werden, wenn er sich der Worte erinnert, die er bei Gelegenheit der Kritik der jetzigen militärärztlichen Indicationslehre mit unverwischbarer Deutlichkeit veröffentlicht hat?

Nach der Schlacht bei Sedan kam solch ein Cavalier angeritten und resecirte dreißig Kniegelenke, wobei nur der Operateur am Leben blieb. Vestigia terrent.

Verum tamen non semper, exempla docent. Aber ich ziehe es vor, schnell zu meiner anthologischen und karpologischen Sammlung zurückzukehren. Vestigia terrent.

Daß es ein specifisches ärztliches Talent gibt, ist wol nicht zu bezweifeln, es findet sich auch bei Frauen ohne alle ärztliche Bildung oft ausgesprochen. Welch ein Unterschied ist nicht zwischen jungen Müttern! Die eine beobachtet ihr krankes Kind genau und befolgt die ärztlichen Rathschläge mit Pünktlichkeit und Geschick; die andere versteht nur zu lamentiren, sie hört nicht ordentlich zu und macht alles verkehrt und ungeschickt. Sie entschuldigt sich darüber mit ihrem tiefen Gefühle, mit ihrer unendlichen Liebe für das Kind und hält ruhigere Mütter und Aerzte für hartherzig. —

Verstand ist gewiß das erste Erforderniß für den ärztlichen Stand, aber nicht jede Art von Verstand ist von gleichem Werthe. Der mathematische Kopf ist wenig zum Arzt geeignet, er hat zu wenig Phantasie und kann sich das nicht denken, was er nicht sieht. Die rechte Sorte von Verstand ist der Mutterwitz, sein Urtheil ist ebenso scharf wie das des mathematischen Kopfs, aber nicht so exact, es läßt sich nicht immer mit Zahlen belegen, seine Fehlerquellen sind mannichfaltiger, weil es nicht auf lauter Beobachtungen beruht, sondern der Phantasie einiges zu danken hat. Dafür ist es aber auch schneller bei der Hand und kommt nicht erst auf der Treppe zum Vorschein, wenn das Recept schon geschrieben ist. Der Flug des Mutterwitzes ist wie der der Schwalbe; die Exacten treten oft gar zu mastig auf wie Elefantenkälber! Die zweite wünschenswerthe Eigenschaft ist ein mitleidiges Herz, es macht erfinderisch und gibt dadurch dem Besitzer den Vorrang vor andern, welche nur dessen Maske tragen. Von Selbstlosigkeit oder Uneigennützigkeit ist es schwer zu reden, sie kommt erst zu Tage bei denen, welche nach einem einfachen, mühevollen Leben arm sterben. Das große Publikum legt nur wenig Werth darauf und ist sehr geneigt zu denken, daß nur die Lumpe bescheiden sind. Gesundheit und ein froher Muth sind auch nöthig. Nichts ist den Patienten langweiliger, als wenn der Arzt selbst auf Theilnahme Anspruch macht. „Arzt, hilf dir selber", sagt Michel. Ein heiterer Sinn des Arztes ist für viele Kranke die beste Medicin; wenn sie nur sein Gesicht sehen, wird es ihnen schon besser. Sauertöpfe bringen es zu nichts, wenn sie nicht so eminente Talente haben wie — doch nomina sunt odiosa! Eine sehr wünschenswerthe, wenn auch nicht absolut nothwendige Eigenschaft des angehenden Arztes ist — Geld! —

Wenn ich mir zu vergegenwärtigen suche, welche väterliche Lehren auf mich am meisten Eindruck gemacht haben, so sind es die folgenden drei Sätze: 1) Man muß immerfort studiren, aber nicht alle Dummheiten mitmachen! Er wollte damit ohne Zweifel sagen, daß man einigen doch nicht entgehen werde. 2) Man muß mit kranken oder verletzten Theilen umgehen, als ob sie von Glas, und nicht als ob sie von Holz wären. 3) Mit den Collegen muß man in gutem Vernehmen stehen, dies erfordert nicht blos der Anstand, sondern auch unser eigener Vortheil, denn bei Operationen kann man ihrer Hülfe nicht immer entbehren! —

In meinem Abgangszeugnisse konnte sich Langenbeck als Prorector sogar für meine politischen Gesinnungen verbürgen. Er würde das vielleicht nicht gethan haben, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, daß ich mich demnächst doch mit Demagogie befassen werde, mit Umtrieben gegen eine Krone, die ihm theuer war, die Trepankrone! Es war ein Glück für mich, daß dies so viel später geschah, in jener Zeit der Demagogenriecherei hätte man meine Bemühungen vermuthlich ganz sinnbildlich aufgefaßt und würde mir den Proceß gemacht haben. —

In Langenbeck's Seele brannte nur das Feuer einer unermeßlichen Selbstvergötterung. Auf der chirurgischen Lehrkanzel erinnerte er an Ludwig's XIV. Worte: „L'État c'est moi!" Die Chirurgie, das bin ich — klang es in jedem Satze. In der Klinik sagte er wörtlich: „Die Menschen zerfallen in solche, welche operiren, und in solche, welche sich operiren lassen." —

Jetzt ist es mit den Irrenärzten anders geworden, sie sind fast die exactesten Forscher der Neuzeit und gestehen mitunter, daß es einzelne Uebel gibt, gegen welche ihre Quelle nicht hilft. —

Wo sollten die Deutschen sich zu Politikern ausbilden, wenn die Bierhäuser nicht wären? Was die Schulbank ist für den Gelehrten, das ist die Bierbank für den Patrioten. —

Goethe war majestätischer, wenn er saß. Wenn er stand, bemerkte man, daß seine Unterextremitäten etwa um einen Zoll zu kurz waren. —

Drei Jahre muß ein Doctor auf Universitäten studirt haben, keine Stunde weniger, was er sonstwo gelernt hat, kommt nicht in Betracht. Erst dann verdient er es, daß man ihm zu Ehren einen Esel schlachtet und seinen Namen sowie den des zeitigen Prorectors auf das Fell desselben drucken läßt, mit großen Buchstaben, sodaß es schön aussieht und am schwarzen Brete weithin leuchtet, und daß die Welt es erfährt: „Jetzt ist ein Esel weniger und ein Doctor mehr in der Welt!" —

Im Jahre 1859 sah ich Sichel bei dem ophthalmologischen Congresse in Brüssel wieder, er war noch der alte Sichel. In einer öffentlichen Sitzung erschien er allein mit allen seinen Orden geschmückt. Man lachte über ihn, und alle Augen wandten sich auf den unbesternten A. von Graefe, der uns eben seine ersten Mittheilungen über die Glaucomoperation gemacht hatte.

Aber genug der Auslese, um die Leser d. Bl. erkennen zu lassen, daß wahrer Humor mit ätzendem Sarkas-

uns, menschlich schönes und tiefes Empfinden mit sicherm Lebensbehagen und weiser Reserve, daß vor allem Wissenschaft und Kunst bei dem Meister und in diesem seinem Werke treulich Hand in Hand gehen. Seit Monaten liegt das Werk, nachdem ich selbst sorgfältig es durchgelesen, auf meinem Tische und kein Besuchender schlägt es auf, ohne daß er auf jeder Seite angeregt wäre, sofort weiter zu lesen und nicht etwa zu blättern. Nur einzelne Kapitel, so im zweiten Bande die Theorie der Skoliose und die nachfolgenden Beiträge zur Physiologie und operativen Orthopädik, möchten den Laien und Frauen unverständlich sein, sonst fesselt alles alle, und wol die meisten Doctorfrauen werden sogar mit Interesse die Schilderung von Stromeyer's beiden Cholerareisen lesen. Jeder weiß, daß die Lehre über diese abscheuliche Seuche keineswegs feststeht, und daß die Exacten recht viel dazu beigetragen haben und beitragen, um das öffentliche Urtheil irrezuführen. Mit dem, was Stromeyer zur Sache vorträgt und lehrt, wird aber jeder humane und unbefangene Arzt wesentlich einverstanden sein und dem Autor darin recht geben, daß seitens des Staats wie der Einzelnen noch viel geschehen muß, um der Seuche den Boden zu entziehen, auf dem sie wächst und wuchert.

Der zweite Band „Leben und Lehren“ ist womöglich noch interessanter als der erste und führt uns durch die Universitäten und Feldzüge, an und in denen dieser achtungswertheste und bahnbrechende Civil- und Kriegschirurg gewirkt hat. Wie wenige Chirurgen aller Jahrhunderte dürfen so befriedigt auf den zurückgelegten Weg zurückblicken wie Stromeyer. Nachdem er in seiner Heimat Hannover von 1828 an ein Jahrzehnt in der allen Aerzten bekannten Weise gewirkt und geforscht, wurde er, wenn auch nicht nach Göttingen, doch nicht minder ehrenvoll zur Lehre und Anwendung seiner Wissenschaft 1838 nach Erlangen, 1841 nach München, 1842 nach Freiburg, 1848 mitten in dem Tumulte der politischen Aufregung nach Kiel berufen, von wo er in jene kriegschirurgische Praxis eintrat, die durch ihn eine neue Aera beginnt. Sein schönstes Leben hat er in Freiburg gelebt, seine schwersten Tage in Schleswig-Holstein, weil er die Sorgen des obersten Kriegsarztes nicht, wie es wol vorkommt, leicht auf die Schulter nahm, sondern sich zur Herzens- und heiligen Pflichtsache machte und überall bis zum letzten Ende die wirklich schweren Theile des Berufs selbst trug.

Und wie hat er in den Kriegen gewirkt, nirgendwo der leichtfertige Schablonenheld, vielmehr überall Organisator, überall Chirurg, überall Priester der wahren Humanität im edelsten Sinne.

Eigene schwere Erkrankung, unersetzliche Verluste haben ihn betroffen; immer wieder trug er das Haupt empor, und immer wieder, wenn er glaubte ausruhen zu können, trat er in das Vordertreffen, wenn Mars in deutschen Landen die Feldfahnen zu entfalten gebot. In Kiel verblieb bis 1854 und trat dann zu seinem angestammten König ein nahes dienstliches und ein auf gegenseitiger Hoch-tung beruhendes persönliches Verhältniß. Es sei er-bt, seinen Abschied von dem Welfenhause abzuschreiben; ist alles so einfach schön und treuherzig wahr gespro-, daß es schwer fällt, zu finden, wo man mit einem -zuge anfangen oder aufhören soll:

König Georg ist mir während meiner zwölfjährigen Dienstzeit ein gnädiger Herr gewesen, er suchte mir Freude zu machen durch mehrfache Ordensertheilungen und dadurch, daß er mir den Generalsrang ertheilte; noch in der letzten Stunde, wo er es vermochte, sandte er mir ein theueres Zeichen seiner Huld.

Meine Sympathie für König Georg beruhte nicht blos auf meinen dienstlichen Beziehungen, sondern auch auf seinen Eigenschaften als Mensch. Er war eine ganz poetisch angelegte Natur, voll tiefer Empfindung für Musik und Poesie. Unter seiner Regierung waren mit Joseph Joachim's Hülfe unsere Concerte die schönsten der Welt, das Schauspiel blühte mit Karl Devrient, Kaiser, Marie Seebach, Fräulein Bauermeister, die Oper unter den Kapellmeistern Marschner und Fischer mit Niemann, Gunz, Frau Nottes, Frau Amalie Joachim, Fräulein Geisthardt, Ubrich und Garthe. Otto Heinrich Lange konnte seinen Domchor stiften und Bewunderungswürdiges damit leisten.

Mit einer Geistesrichtung, welche mehr der idealen Welt zugewendet ist, verträgt sich die Politik nicht sonderlich, wie ich meine. Man verläßt sich auf seine guten Absichten, auf die göttliche Fürsorge, welche uns die Eigenschaften mit auf den Weg gab, die über unser Schicksal entscheiden, und beachtet die Hindernisse nicht, welche uns andere in den Weg legen.

Möge der edle Dulder seine Ruhe wiederfinden in dem Gedanken, daß es eine bessere Welt gibt, in welcher man keine Politik zu treiben nöthig hat.

Im Jahre 1866 am 26. Juni abends spät rückte Stromeyer der hannoverschen Armee nach, um seine schwere Aufgabe an dem blutigen Tage von Langensalza zu lösen. Da kam Sieg und Niederlage, Zerfall einer Staatsmacht, auf die er seinen Lebensrest sicher gestützt zu haben glaubte. Und er selbst war mit zu dem schweren Amte berufen, seinem Könige von weiterm Kampfe abzurathen:

Ich schilderte ihm (dem Generaladjutanten) die Ueberfüllung aller Locale mit Verwundeten und äußerte meine Besorgnisse für den kommenden Tag, falls die Feindseligkeiten sich erneuern sollten. Er rieth mir, sie dem Könige selbst vorzutragen u. s. w. . . . Am dritten Tage nach der Schlacht kam der preußische Generalstabsarzt — meine Direction war vorläufig zu Ende — Wibur, Volkmann wurden abberufen und gingen nach Böhmen; ich hatte wieder Zutritt zu den Stationen, welche von hannoverschen Aerzten übernommen wurden. Die Lazarethcommission machte mir aber Schwierigkeiten, ich telegraphirte an den Generalstabsarzt nach Berlin.

Kann es etwas Ehrenvolleres für den Schreiber und Empfänger geben als die Antwort, die nicht auf sich warten ließ, von dem Chef des Armee-Medicinalbureau, Generalarzt Dr. Schiele unterzeichnet: „Sagen Sie der Lazarethcommission, daß Sie allein berufen sind u. s. w.“

Dem Generalstabsarzte der zur Waffenniederlegung gezwungenen Armee wurde sofort seine Waffe und sein Amt zurückgegeben, und das ist der große Unterschied zwischen den Ehren, die Mars, und denen, die Aeskulap austheilen kann und austheilt. Welchem besiegten Feldherrn wäre sofort Würde und Bürde von dem Gegner wiederertheilt? Daß Stromeyer, nachdem er auch in den französischen Krieg noch wieder als consultirender Chirurg mitgezogen, doch im Ruhestande verblieb, war selbstverständlich, doch hat er überall wieder allseitig gegönnte Lorbern geerntet und steht jetzt mit diesem seinem Buche da, sich und seinem deutschen Vaterlande ein Ehrenmal.

Der Krieg raubte dem alten Kriegschirurgen noch viele Lieben, bis auf die letzte Zeit. Im Februar 1871 starb Professor Wagner in Dole am Typhus:

Nächst Esmarch war er mir der liebste: — Wagner war eine treue Seele voll Feuer für Humanität und Heilkunst, da-

bei von seltener Bescheidenheit. Die deutsche Chirurgie hat viel an ihm verloren. ... Mein Neffe, Hauptmann Albert Schmidt, hatte sich durch den wesentlichen Antheil, welchen er an der Einnahme der Festung Peronne hatte, das Eiserne Kreuz erster Klasse erworben, war aber schwer verwundet worden. Mein beklagenswerther Neffe, welcher den activen Dienst als Invalide verlassen hatte, wurde am 30. Juni 1874 von den Carlisten ermordet, in deren Hände er, als Berichterstatter für deutsche Zeitungen beim Heere der Republik, gefallen war. Surgat ex ossibus ultor!

Was könnte noch über ein Buch gesagt werden, das in so hohem Grade unser deutsches Leben und Streben auf das echteste und edelste widerspiegelt und das aus so reichem Geiste und reichem Herzen so verschwenderisch seine Gaben bietet? Wir können es jedem gebildeten Deutschen auf das wärmste empfehlen.

Hermann Schauenburg.

Neue lyrische und epische Dichtungen.

1. Neue Gedichte von Feodor Löwe. Stuttgart, Wittwer. 1875. 16. 5 M.
2. Das entschleierte Leben. Metrisch dargestellt von Johann Georg Fußenecker. Augsburg, Kollmann. 1874. Gr. 16. 4 M.
3. Gedichte von Alfred von Rosenberg-Lipinsky. Breslau, Trewendt. 1875. Gr. 16. 3 M.
4. Liebeslieder aus jungen Tagen. Von Georg von Oertzen. Heidelberg, Weiß. 1875. Gr. 16. 3 M. 50 Pf.
5. Bunte Blumen. Ein Liederbuch von L. Morris. Wien, Hölder. 1874. 16. 3 M. 20 Pf.
6. Lieder eines Gefangenen. Wien, Wodianer u. Waizner. 1874. 16. 2 M.
7. Emilie. Dichtung von Leonhard Adler. Berlin, L. J. Heymann. 1874. 8. 3 M.
8. Amerikanisches Skizzebüchelche. Eine Epistel in Versen, mitgetheilt von Georg Asmus. Deutsche Original-Ausgabe. Leipzig, Mayer. 1875. 8. 1 M. 20 Pf.
9. Hans Dudeldee. Ein Märchen für Knaben von vierzig Jährchen. Berlin, Lichtwerck. 1874. Gr. 8. 2 M.

Die poetischen Erzeugnisse, welche wir diesmal die kritische Revue passiren lassen, sind in ihrem Werthe überaus ungleich. Während einiges den überzeugenden Beweis für dichterischen Beruf liefert und daher mit anerkennendem Willkommen begrüßt werden muß, erhebt sich anderes in keiner Weise über das Niveau des Allergewöhnlichsten.

Feodor Löwe, der sich bereits durch seine „Gedichte" (1842, zweite Auflage 1865) eine achtunggebietende Stellung auf dem deutschen Parnaß erworben hat, zeigt in den „Neuen Gedichten" (Nr. 1) die alten Vorzüge seiner Muse, deren Sauberkeit und Eleganz stets angenehm berühren muß. Der talentvolle, dem Vorbilde Platen's nicht unwürdig nacheifernde Dichter, bekanntlich zugleich ein trefflicher Bühnenkünstler des stuttgarter Hoftheaters, bietet uns eine in jeder Beziehung ansprechende Gabe, für die man ihm warm die Hand drücken muß. Wohin sich auch ein gebildeter Sinn wenden möge, nichts findet sich in der Sammlung, was ihn beleidigen könnte, da dieselbe in ihrem idealen Inhalt und der mit peinlicher Sorgfalt behandelten Form ebenso frei von selbstgefälligem Dilettantismus wie unausgegorener Genialität ist. Man möchte unsern jungen Lyrikern eine Ahnung von Löwe's gewissenhafter Selbstkritik wünschen, die allem Halben und Unreifen unnachsichtlich die Thore der Oeffentlichkeit verschließt.

Je geringer die Beachtung ist, welche unsere dichterischen Talente den doch so verlockenden höhern Gattungen der Lyrik schenken, um so erfreulicher sind die Versuche, den poetischen Ergüssen einen tiefern Gehalt zu verleihen, als es die schnell fertige Mittelmäßigkeit liebt. Löwe läßt die Sammlung durch einige Hymnen von majestätischem Schwunge eingeleitet werden, unter denen „Natur" und „Schöpfungsmorgen", vor allem aber der prächtige „Frühlingshymnus" auszeichnende Erwähnung verdienen. Letztern setzen wir her, um zu zeigen, welche neue und glänzende Seite sich einem so zu Tode gehetzten Thema abgewinnen läßt. Wenn wir, um den Verpflichtungen des ästhetischen Polizeidienstes zu genügen, einen Tadel aussprechen sollen, so betrifft dieser das Fehlen des Reims, den wir nun einmal für kein überflüssiges Spiel des Luxus, sondern für ein nur ungern vermißtes Moment der Schönheit halten, welches dem Kunstwerke die letzte Politur ertheilt:

Dich begrüß' ich,
O Götterjüngling,
Dich mit morgengoldigem Haar
Und warmem Sonnenblick!
Wundernd fühl' ich
Deines schwellenden
Athems Züge,
Wie Veilchenhauch,
Mir die sinnende Stirn' umwehn.
Im Windesbrausen
Sind sie genaht,
Deines beglückenden
Kommens Verkünder,
Aber gebunden schlummern sie nun
In verschlossenen Felsengrotten.
Deines wallenden Siegerkleides
Machtvoll rauschende
Purpurne Säume
Streifen die Erde,
Und tief erschrocken
Fühlt sie im Innern,
Mit Wollustschauern,
Lebenzeugender Kraft Berührung.
Starrer Wurzeln
Schlangengewinde
Streckt und dehnt sich
Und treibt geschäftig
Nährenden Saft hinauf in die Wipfel.
Weithin schauend
Ahnen sie bebend
Die nahende Zeit
Der Blütendolden
Und des heimlichen Blättergesäusels.
Heller rieselt der Quell und flinker
Hüpft der Bach durch die grünende Stille
Willkomm nickender Gräserspitzen.
Aus dem Busch
Voll springender Knospen
Tönt ein Singen und bräutlich Verlocken,
Denn in Liebe
Schwillt nun das große
Hörbar klopfende Herz der Erde.

Dich begrüß' ich,
O Götterjüngling,
Dich mit morgengoldigem Haar
Und warmem Sonnenblick!
Denn dein Wandeln ist ein Verwandeln,
Ein grüßend Küssen,
Ein hold Erlösen
Der Erdenschöne
Aus erstarrenden Bannes Fesseln.
Wachsend flutet
Aus Hütten und Häusern,
Aus hohen Palästen,
Sich zu sonnen,
Eine brausende Menschenwoge.
Aber auf ferneren
Einsamen Pfaden
Schreitet dahin,
Dankbar gerührt,
In deiner Erscheinung
Weltverjüngende Macht versunken,
Ein stiller Wandrer,
Ein neu dem Leben
Wiedergegebener,
Auf bleichen Wangen
Glanz des Genesens,
Deines erquickenden Anhauchs Rosen.

Dich begrüß' ich,
O Götterjüngling,
Dich mit morgengoldigem Haar
Und warmem Sonnenblick,
Der mit stolzer Siegergeberde
Raubt die Hülle
Der keusch erglühenden
Jungfräulich blühenden
Brust der Erde.
In des Anschauns
Wonne erzitternd
Jauchz' ich des Siegs,
Den Hymnus singend
Deiner entzückenden Liebesfeier.

Man kann der reichen dichterischen Begabung die Pflege dieser höhern Formen der Lyrik nicht warm genug empfehlen, da hier die Gefahr schwächlicher Versandung viel geringer ist als in den ausgetretenen Gleisen, welche die zwitschernde Naturpoesie mit so bewunderungswürdiger Consequenz einzuhalten pflegt. Diese intensive Gedankenbeleuchtung fällt sogar auf das einfache Trinklied und gibt ihm eine originelle Wendung:

Vor Mitternacht.

Füll', o Schenke, mir zum Trinken
Den Pokal mit goldnem Wein;
Aber randvoll muß er sein,
Und krystallhell soll er blinken!

Flink, du säum'ger Schenk, und stehe
Nicht mit listigem Gesicht;
Wie mich dürstet, räthst du nicht,
Noch welch Fest ich hier begehe.

Meinst gewiß, in später Stunde
Käm' ich, heiß von süßem Glück,
Aus der Liebe Arm zurück
Und mit rothgeküßtem Munde.

Wohl sind mir die Lippen trocken,
Doch vom Kosen nicht fürwahr,
Sieh, das erste weiße Haar
Fand ich heut in meinen Locken.

Feiernd will ich's hier begrüßen,
Denn sein Silber kündet mir:
Abschied sagt die Jugend dir
Und enteilt mit flücht'gen Füßen.

Dankend will ich nun gedenken
All der Lust, die sie verliehn,
Ihr, die schön noch im Entfliehn,
Eine Weihestunde schenken.

Das verrauschte Jugendleben
Ist's, was heut mich trinken macht,
Und beim Schlag der Mitternacht
Will ich Lebewohl ihm geben.

Was dann kommt, es sei willkommen!
Selbst wenn dies gebleichte Haar
Nahen Todes Mahnung war,
Sei sie muthig aufgenommen!

Drum zu solchem ernsten Trinken
Füll' mir den Pokal mit Wein;
Aber randvoll muß er sein,
Und krystallhell soll er blinken!

Die Liebeslieder sind ohne romantische Ueberschwenglichkeit und zeigen eine krystallklare Durchsichtigkeit, erfreuen aber durch überzeugende Innigkeit des Empfindens. Willkommen sind auch die formschönen Kriegslieder, welche Löwe's Beisteuer zu dem allgemeinen lyrischen Aufgebot der Jahre 1870 und 1871 enthalten. Sie besitzen zwar weder den hinreißenden Schwung Freiligrath's noch die zündende Kraft Geibel'scher Gläubigkeit, sprudeln jedoch frisch aus der Tiefe einer patriotisch erregten Seele, die dem Harmonischen zustrebt.

Mit Vorliebe lehnt sich der Dichter an das Naturleben an, und es gelingt ihm in der That meist sehr glücklich, die Reize desselben in dem Wechsel der Jahreszeiten und des Tags poetisch zu erfassen, das Meer in seiner berauschenden Herrlichkeit wie die Alpenlandschaft in ihrer vielseitigen Schönheit zur Anschauung zu bringen. Aber auch von der Geschichte fordert er seinen dichterischen Tribut, und namentlich wählt er Vorgänge, deren Darstellung es ihm ermöglicht, den modernen Freiheitsbestrebungen ihr historisches Spiegelbild vorzuhalten, wie „Jakob von Molay“ oder „Sanct Arbues“.

Mit wohligem Behagen ruht Löwe's Muse auf dem herrlichen Streckbette des Sonetts, welches sie in dem ganzen zauberischen Reize einschmeichelnder Grazie zeigt. Von sprungloser Glätte ist der Guß dieser Dichtungsformen, bei welchen sich die Reime wie Blumenketten ineinanderschlingen:

Der Lenz ist mir die liebste Zeit im Jahr,
Ihm war von je mein ganzes Herz ergeben;
Drum lieb' ich diese Zeit, in der wir leben,
Sie ist ein Frühling wie noch keiner war.

Im deutschen Lande regt sich's wunderbar,
Erstarkte langgeschiedne Stämme streben
Die stolzen Wipfel einig zu verweben,
Und hoch im Aether wiegt sich schon der Aar.

Aus solchem Blühn reift sichrer Erntesegen,
Denn überall drängt es mit starker Macht
Dem freien, hellen Sonnenlicht entgegen.

Noch von den Enkeln wird mit Dank gedacht
An solchen Lenzes hoffnungsvolles Regen
Und an die goldne Frucht, die er gebracht.

Der Abschnitt „Aus dem Orient“ zeigt, daß die Lorbern Goethe's und Bodenstedt's den schwäbischen Dichter nicht haben schlafen lassen, der sich aber hier in einem ihm etwas fremdartigen Elemente bewegt und den die Erinnerung an jene Meister erdrücken muß. Trefflich sind

dagegen die Distichen und Reimsprüche wegen ihrer meist schlagenden Prägnanz des Ausdrucks, wie sie sich in folgenden Beispielen zeigt:

Du Hexameter spannst des Distichons klingenden Bogen,
Aber den spitzigen Pfeil schnellt der Pentameter ab.

Anbeter viel hat Frau Reclame,
Man müht sich um die Gunst der Dame;
Doch will sich keiner auf den Gassen
Mit ihr bei Tage sehen lassen.

Da hilft nun weder Ernst noch Spott:
Erfolg hat Wunderkraft beim Volke;
Es beugt sich vor der Weihrauchwolke
Und meint, dahinter stünd' ein Gott.

Wir müssen Löwe's „Neue Gedichte" als eine Sammlung gediegener und werthvoller poetischer Gaben bezeichnen, die wir wegen der Idealität des Inhalts und des Adels der Form weitern Kreisen empfehlen können.

Empfindungen sehr gemischter Art ruft bei dem Leser „Das entschleierte Leben", metrisch dargestellt von Johann Georg Fußenecker (Nr. 2), hervor. Schon der Name dieses poetischen Gerichts weist auf das schwer Verdauliche desselben hin. Wir haben hier eine jener unglücklichen Leistungen vor uns, bei denen sich ein schätzenswerthes Streben mit vollständiger Talentlosigkeit paart. Wie viel Jahre mühseligen Fleißes, wie viel durchwachte Nächte mögen zur Herstellung dieses quantitativ so reichen Werks erforderlich gewesen sein, dem wir trotzdem jede weitere Bedeutung absprechen müssen und dessen Lektüre eine wirkliche Geduldsprobe bildet. In den drei Abtheilungen des Buchs „Erwerben", „Genießen" und „Wissen" machen wir eine Wanderung durch das menschliche Leben von wahrhaft trostloser Langweiligkeit. Auch die didaktische Poesie hat ihr gutes Recht, weil sie eben Poesie ist, aber dies „Lied vom wahnerfüllten Erdenleben", welches der Autor im Präludium ankündigt, ist nichts weiter als verschämte Prosa, die sich das Mäntelchen des Reims nur aus dem Grunde umgehängt hat, um auf diese bequeme Weise sich in das Gebiet der Dichtung hinüberschmuggeln zu können. Der Verfasser liebt es, einen moralischen Satz ganz allgemein zu erläutern und dann dessen concrete Begründung durch Vorführung einzelner Bilder zu bewirken, die sämmtlich in ihrem eunuchenhaften Colorit von beängstigender Wirkung sind. Das Ganze macht den Eindruck, als schreite man über ein Stoppelfeld. Viel titanenhaftes Wollen und dazu im komischen Gegensatz ein winziges Können, mehr können wir von der Dichtung leider nicht sagen.

Die „Gedichte" von Alfred von Rosenberg-Lipinsky (Nr. 3) gehören zu jener Gattung von Tirlili-Poesie, welche die attatrollartige Bärbeißigkeit der Kritik herausfordern mußte. Das Widmungsgedicht gibt den Charakter des übrigen Inhalts trefflich wieder:

Ich leg' den Kranz der Lieder —
Du Vielgeliebte mein —
Zu deinen Füßen nieder,
Und er soll deine sein.

Nicht danach that ich fragen,
Ob er ganz regelrecht —
Dereinst sollst du nur sagen:
Die Blumen drin sind echt.

'Nur was ich tief empfunden
Und wahrhaftig und ganz —
Nur das hab' ich gewunden
In meinen Liederkranz.

Eine eingehende Kritik vertragen diese poetischen Kleinigkeiten in keiner Weise.

Den Stempel eines unverkennbaren dichterischen Talents tragen die „Liebeslieder aus jungen Tagen" von Georg von Oertzen (Nr. 4), die nur nicht immer das Läuterungsfeuer strenger Prüfung durchgemacht haben. Die Frucht ist oft voreilig vom Baume geschüttelt worden, ehe sie ganz ausgereift und schmackhaft war. Die letzte Anwendung der Feile vermißt man um so weniger gern, als sich der Dichter in den engen Kreisen der Empfindung, in welchen seine Muse wohnt, mit einer gewissen genialen Leichtigkeit bewegt und im kleinen nicht selten Erfreuliches leistet. Sein feinsinniges Gemüth wird durch einen schelmischen Humor und einen zuweilen übermüthigen Witz vor krankhaften Empfindeleien behütet, sodaß die geistige Gesundheit gewahrt bleibt. Gleich in der ersten Abtheilung „Glückliche Leiden" findet sich manche zarte poetische Knospe:

Aus den entschlafnen Gärten allen
Um Mitternacht, um Mitternacht,
Fühl' ich die weichen Düfte wallen,
Das Herz der Blumen ist erwacht.

Sie geben ihren Gruß dem Winde,
Er bringt bis in mein Herz hinein,
Neugierig, ob er dich hier finde,
Ihr kaum erblühtes Schwesterlein.

Dich? — Wenn du schläfst in diesen Räumen,
Wo längst dein Bette dir gemacht,
Was wirst du, schöne Blume, träumen
Um Mitternacht, um Mitternacht?

Der Abschnitt „Zwischen Reben und Rosen" bringt Gedichte von munterer Haltung und einer heinisirenden Komik, die theils befreiend, theils auf die Stimmung auflösend und zerstörend wirkt. Aber manche Spenden sind bei der eigenthümlichen humoristischen Beleuchtung, welche auf sie fällt, von dem Zauberhauch wahrer Poesie umflossen, sodaß man dem Verfasser dazu Glück wünschen kann:

Brütender Mittag über den Bäumen!
Dort vor die Sonne das Wölkchen zieht
Trägen Fluges mit goldenen Säumen,
Fast wie ein schläfriges Augenlid.

Heiß und stille! Die Nachtigallen
Hauchen kaum noch den süßen Ton,
Düfte träumender Blumen wallen,
Selbst die Falter sind müde schon.

Lieg' ich im Walde, der Sehnsucht Beute,
Schließe vergebens die Augen zu.
Liebchen, boshaftes Traumbild, heute
Gönne doch einmal mir Mittagsruh.

Auch die letzten Abtheilungen, „In verhängnißvollen Stunden" und „Traumgestalten", bringen viel Liebenswürdiges und Ansprechendes, indem die melancholische Maske dem Dichter gar nicht übel zu Gesichte steht. Oertzen ist ein Talent, welches seiner Leier wirkliche Dichterklänge zu entlocken weiß und dem man daher aufmunternd und anregend begegnen muß. Nur möge er seine Schätze sorgfältiger zusammenhalten und von dem Beruf der Poesie etwas höher denken.

Rechtes Futter für das kritische Pulver sind die „Bun-

ten Blumen", ein Liederbuch von L. Morris (Nr. 5), ganz unreife Abschüttelungen ohne jede Spur poetischer Weihe. Diese lyrischen Butterblumen entsprechen durchaus dem Begriff der „blöden Jugendeselei". Dergleichen Kinderkrankheiten werden sofort überwunden, wenn der Verstand zur Reife gekommen ist.

Der kümmerlichen Ausstattung der „Lieder eines Gefangenen" (Nr. 6) entspricht durchaus der kümmerliche Inhalt. Nicht jedem wird, wie Silvio Pellico, die Kerkerhaft zum strahlenden Diadem; sie kann sich auch, wie vorliegendes Beispiel zeigt, zur ganz gewöhnlichen Reimschmiede verwandeln. Die höchst unschädliche Beschäftigung des Versemachens als Mittel gegen geisttödtende Langeweile ist vielleicht vom praktischen Standpunkte durchaus zu billigen, nur hätte unser armer Gefangener sein süßes Geheimniß, daß er vor Apollo Gnade gefunden hat, mit keuscher Zurückhaltung bei sich behalten sollen. Er hätte auf diese Weise die ironische Betrachtung unmöglich machen können, welche sich bei der Beurtheilung dieser Lieder allein rechtfertigen läßt, deren poetischer Werth ein in jeder Beziehung durchaus imaginärer ist.

Die Dichtung „Emilie" von Leonhard Adler (Nr. 7) ist die anspruchslose Erzählung einer einfachen Liebesgeschichte zwischen der Förstertochter Emilie und einem jungen Gelehrten Emil. Selbstverständlich fehlt es dem „Himmelhoch jauchzend" nicht an dem „zu Tode betrübt", indem die Rolle des Ahriman der böswillige Grafensohn Robert übernimmt, welchem es zwar gelingt, die Liebenden auf längere Zeit voneinander zu trennen, der es aber doch nicht hindern kann, daß sie sich zu dauerndem Glück wieder zusammenfinden. Einzelne triviale Wendungen der mit unleugbarem Geschick verfaßten Dichtung lassen auf eine noch wenig geübte Hand schließen. Der Verfasser blickt uns aus der bescheidenen poetischen Erzählung mit einer traulichen Herzlichkeit entgegen, die etwas Rührendes hat und unmittelbar zu Gemüthe spricht.

Das „Amerikanische Skizzebüchelche" von Georg Asmus (Nr. 8) ist das Product eines barocken Humors von etwas zweifelhafter Beschaffenheit. Die in hessischer Mundart verfaßte Epistel entwirft ein Gemälde des Lebens und Treibens in Neuyork, und vergißt dabei ebenso wenig Kunst und Wissenschaft wie den Stiefelputzer und den Barbier. Der Berichterstatter wendet durchaus nicht die Magnesiumbeleuchtung achtundvierziger deutscher Demokraten an, sondern deckt mit einem gewissen Wohlbehagen die vielfachen Schäden der nordamerikanischen Republik auf, sodaß vermuthlich der Herausgeber des „Ausland", Friedrich von Hellwald, seine Freude an dem Verfasser haben würde, dessen poetische Begabung übrigens gleich Null ist.

„Hans Dudeldee" (Nr. 9) ist eine satirische Umbildung des bekannten Märchens von dem armen Bauer, der durch ein goldenes Fischlein zum Grafen, König und endlich zum Papst erhöht, schließlich aber wieder in seinen frühern Stand versetzt wird. Wir müssen gestehen, daß uns die Komik dieses Epos sehr gequält und reizlos vorgekommen ist, und daß wir des alten Kortum „Jobsiade", welche als Vorbild gedient hat, bei der Lektüre durchaus nicht vergessen konnten.

Eugen Zabel.

Für und wider die Religion.

1. Die Religionen, ihr Wesen, ihr Entstehen und ihr Vergehen. Naturwissenschaftlich-philosophische Excursionen von A. von Helmersen. Graz, Leykam-Josefsthal. 1874. 8. 5 M.
2. Die Religion zurückgeführt auf ihren Ursprung. Animismus, Religion, Mythologie nach geschichtlichen Quellen von L. Oscar. Basel, Krüsi. 1874. Gr. 8. 2 M.

Zwei Werke, die, auf dem materialistischen Bekenntniß der Kraft- und Stofftheorie stehend, der Religion von hier aus den Krieg erklären. Beide gehen von denselben Gesichtspunkten aus und gelangen zu denselben Resultaten, beide kämpfen auch mit denselben Waffen — ihr Schwert heißt der gesunde Verstand — und unterscheiden sich nur durch die Art der Waffenführung und durch die größere oder geringere Heftigkeit, mit der sie ihren Gegner zu treffen suchen.

Das Buch von A. von Helmersen (Nr. 1) hat es unternommen, die Mittheilungen übernatürlicher Offenbarung mit dem Lichte des gesunden Verstandes zu beleuchten. Es verfolgt die verschiedenen Prätendenten, welche auf göttliche Inspiration Anspruch erheben, prüft ihre Beglaubigungsatteste und kommt zu dem Schluß, daß sie alle wenig oder gar kein Zutrauen verdienen. Es verfolgt weiter die Entwickelungsgeschichte der Menschheit und sieht, wie das dunkle Ahnen eines unbestimmten Etwas sich zuletzt zum Bewußtsein der Wechselwirkung der Naturkräfte aufklärt. Hier bleiben wir vorläufig stehen, denn mit dem Letztgenannten gibt uns der Verfasser das Resultat seines Denkens und seiner Weltanschauung. Ein bescheidenes Resultat, so bescheiden, daß wir nicht verstehen können, wie ein resolutes und grundsuchendes Denken bei demselben stehen bleiben kann. Die Religion, die er als den Regulator und Wächter der sittlichen Weltordnung faßt, will er durch den Staat und die gesetzgebenden Behörden ersetzt sehen. Warum eifert er gegen die Unfehlbarkeit des Papstes, die den Glauben regulirt, wenn er in den genannten Instanzen ein ähnliches Forum für die Sittlichkeit schaffen will? Die Entstehung der religiösen Ideen leitet er aus dem Umstande her, daß gleiches Dichten und Grübeln bei den verschiedenen Völkern gleiche Phantasiegebilde erzeugt habe. Warum geht er nicht einen Schritt weiter und erklärt uns, woher dieses gleiche Dichten und Grübeln komme, wenn nicht aus gleicher innerer Nothwendigkeit oder aus der Apriorität der Idee eines Unbedingten, wie sie Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft" nachgewiesen hat. Doch genug — wie der Verfasser oft Gesagtes wiederholt und wenig Neues hinzubringt, so wollen wir nicht in den gleichen Fehler verfallen und oft Entgegnetes noch einmal entgegnen. Der Verfasser klopft das Kleid der Religion, aber trifft sie selbst nicht; mag er immerhin die Misbräuche geiseln, die

wir im Gefolge der Religion sehen und bei deren Aufzählung er vorzüglich die katholische Kirche vor Augen zu haben scheint; aber es ist zu bedenken, daß man eine Sache noch nicht widerlegt durch den Misbrauch, der mit ihr getrieben worden ist. Nur auf einen Punkt, auf den der Verfasser zu sprechen kommt, nämlich auf die Frage nach der Seele, möchten wir die Aufmerksamkeit noch richten. Der Verfasser ruft den Spiritualisten zu, sie mögen sich beruhigen und den Triumph der Wissenschaft abwarten, welche, wie die gelieferten Resultate sicher hoffen lassen, auch in Betreff der psychologischen Erscheinungen nur eine Wechselwirkung des Stoffs constatiren werde. Ist es schon mislich, auf einen Sieg, der erst noch gewonnen werden soll, schon ein Triumphgeschrei zu erheben, so werden die Hoffnungen des Verfassers durch die Untersuchungen der jüngsten Schule der Physiologen (Fick, Helmholtz, Fechner) durchaus in ihr Gegentheil verkehrt. Die genannten Forscher sprechen es aus, daß das Bewußtsein, selbst auf seiner niedrigsten Stufe, im Empfindungsacte, aus blos physiologischen oder materialistischen Bedingungen nicht zu begreifen sei, und erklären sich in Sachen psychologischer Probleme überhaupt für incompetent. Wenn gründliche Forscher dies aussprechen, so ist es für die minder Kundigen Zeit, Act davon zu nehmen. Im ganzen stimmt die Prätension, mit der das Buch auftritt, schlecht zu der Seichtigkeit seines Inhalts. Diese naturwissenschaftlich-philosophischen Excursionen, bei denen weder die Naturwissenschaft noch die Philosophie zu ihrem Rechte kommt, dürfen sich nicht der Hoffnung hingeben, der Religion ein Grabgeleit gegeben zu haben.

Mit ungleich größerer Kraft und Leidenschaft, nicht ohne sittlichen Kern und Schwung, eröffnet das Buch von L. Oscar (Nr. 2) seine Laufgräben gegen die Religion. Es gilt weniger einen wohlüberlegten taktischen Kampf als ein Sturmrennen. Anlage und Ausführung des Buchs sind dem Verfasser in Betracht des Zwecks nicht zu berücksichtigende Nebensachen. „Nur viele Pfeile abgeschossen, zuletzt trifft doch einer tief genug", sagt er mit Aristoteles. Der materialistische Sansculottismus, der es hier auf einen Massenkampf gegen die Religion abgesehen hat, kennt denn auch keine Gnade und hat kein ritterliches Wort der Anerkennung für seinen Feind; das Secirmesser, mit dem er den Leichnam der Religion zu untersuchen sich anschickt, verwandelt sich in seiner Hand plötzlich in den Dolch, mit dem er den schon vorher als todt ausgegebenen Körper noch einmal durchbohrt. Aber auch er kommt zu der Erkenntniß, daß Eifer und Leidenschaft des Einzelnen diesen Feind noch nicht besiegen, und ruft die Bundesgenossenschaft des Staats an, es muß gesetzlich mit allem Religiösen aufgeräumt werden. Sonderbarer Irrthum, als wenn der Staat da, wo wirkliche Religion vorhanden ist, Gewalt über sie hätte!

Doch wir haben auf den Inhalt des Buchs einzugehen. Es will die Religion auf ihren Ursprung zurückführen, um durch die Aufzeigung der verdächtigen Quelle, aus der sie geflossen ist, ihr illegitimes Dasein zu constatiren. Die erste Stufe der Religion ist ihm der Animismus, auf der der Mensch, von sich ausgehend, alles sinnlich Wahrnehmbare auf der Erde und am Firmament animalisirt, mit lebenden Wesen gleich ihm bevölkert, bis er nach dem Satze Feuerbach's, daß ein supranaturalistischer Anfang einen supranaturalistischen Fortgang bedingt, immer tiefer in die Götteridee hineinkommt, als deren Opfer er sich schließlich erkennt. Aber jetzt ist die Zeit des Wahns vorbei, „und die neue Offenbarung der Offenbarungen, die heiligste, unfehlbar wahre, der schon die Halleluja der sich begreifenden heiligen Geister der Völker ertönen unter dem Rufen: «Es werde Licht», wird heißen: Gott-Wissenschaft!" Da mit diesen Worten die Dithyrambe ihren Höhepunkt erreicht, so müssen wir in eine bescheidene Exegese einlenken und fragen, wie weit das Reich dieses neuen Gottes geht. Die Philosophie, die der Verfasser mit gleich großem Haß verfolgt wie die Religion, wird mit dieser zugleich des Landes verwiesen und dahin geschickt, wo beide hingehören, in das Reich der Ideenwelt. In seinem Nachdenken über die Wirklichkeit, die ihm nun übrigbleibt, kommt er bis zu den Atomen. Hier ist ihm die Welt mit einem undurchdringlichen Breterzaun vernagelt, über den ihn kein Gedanke, aber auch keine Sehnsucht hinüberträgt, und so sehen wir ihn endlich durch eine eigenthümliche Complication der Umstände auf denjenigen Standpunkt der Wissenschaft versetzt, der mit der ersten Form der Religion die größte Aehnlichkeit hat, auf den Fetischismus der Materie, der das Nächste und Niedrigste verehrt und am bloßen Phänomen haftet. Gleich jenem Heiligen, der den Reichen Leder stahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen, möchte dieser wunderliche Fanatiker des Verstandes alle Höhen des Lebens abtragen, um die in der Tiefe der Unwissenheit Schmachtenden eine Stufe höher zu heben. Ganz folgerichtig, obwol immerhin merkwürdig genug, sucht er im Reich der Mitte, in China das Ideal des modernen Staatsbürgers, obgleich die Bewohner dieses Landes, möchten wir hinzufügen, trotz ihrer nüchternen Verständigkeit den Zopf noch nicht losgeworden sind. Die Chinesen haben zwar auch ihren Aberglauben, sie hängen an Traumdeutungen, an Sympathiemitteln, an Kartenschlagen, an Losspielen u. dgl., sie glauben auch an Geister, aber sie besitzen keine Religion und haben weder Himmel noch Hölle. Eigentliche Wissenschaft, gesteht er zu, ist in China zwar nicht zu Hause, die Cultur der Chinesen besteht im praktisch Industriellen, aber die Gelehrten (d. h. ohne eigentliche Wissenschaft) genießen der höchsten Achtung und bilden die einzige Aristokratie des Landes.

Es gibt in dem Buche Stellen, wo man dem Verfasser die Sympathie nicht versagen kann. Wenn er, anknüpfend an ein Wort Feuerbach's, der dem Menschen einen Sklavensinn beilegt, die entwürdigende Unterwürfigkeit der Menschen mit kraftvollen Schlägen geiselt, oder wenn er, das menschliche Geschlecht und seinen gegenwärtigen Culturzustand mit tiefen Schatten zeichnend, das Los der Elenden beklagt, die von den Segnungen der Cultur ausgeschlossen sind, so ist in seiner Seele etwas von jenem Feuer zu spüren, das ein profaner Mund vielleicht sogar religiös nennen würde.

Wenn in den beiden besprochenen Werken der Most noch in bedenklicher Weise gärt, so finden wir in dem nachfolgenden Werke von John Tyndall endlich klaren Wein:

3. Religion und Wissenschaft. Rede vor der British Association zu Belfast gehalten von John Tyndall. Autorisirte Uebersetzung. Hamburg, Grädener. 1874. Gr. 8. 1 M.

Der gedruckte Vortrag des englischen Verfassers gibt im Grunde eine Geschichte der Atomenlehre von Demokrit bis zur Gegenwart. Auch Tyndall bekennt sich als Physiker zu dieser Lehre. Dieses Bekenntniß hat ihm in England den Vorwurf des „materiellen Atheismus" zugezogen, aber mit Unrecht. Er nimmt vor allen Dingen keine feindliche Stellung zur Religion ein, sondern sagt vielmehr schon in der Vorrede, die Thatsachen des religiösen Gefühls seien ihm ebenso sicher wie die Thatsachen der Physik; nur behaupte er, die Welt werde zwischen dem Gefühl und seinen Gestaltungen unterscheiden müssen und werde die letztern mannichfaltig zu fassen haben, je nach der intellectuellen Lage des Zeitalters. Andererseits bietet ihm die Lehre von den Atomen keineswegs den letzten Schlüssel zur Erklärung der Erscheinungen; er sagt, auf die Frage, wie aus ihren Complicationen ein lebendiger Organismus werde, habe sie bisjetzt noch keine genügende Antwort gegeben. Was insbesondere den Vorwurf des materiellen Atheismus betrifft, so gesteht er offen ein, er habe während jahrelanger Selbstbeobachtung bemerkt, daß diese Lehre in klaren und kraftvollen Stunden seinem Verstande nicht annehmbar erscheine, daß sie, wenn stärkeres und gesünderes Denken sich einstelle, sich stets verflüchtige und verschwinde, weil sie eben keine Lösung des Geheimnisses biete, in dem wir leben und von dem wir einen Theil ausmachen. Wenn er deshalb in seinem Vortrag Religion und Wissenschaft gegenüberstellt, so hat diese Gegenüberstellung nicht die Bedeutung eines unversöhnlichen Gegensatzes, sondern einer Grenzregulirung zwischen beiden. Er bestreitet der Religion das Recht, sich in das Gebiet des Wissens einzudrängen, über welches sie keine Herrschaft besitzt, aber er erkennt an, daß sie im Stande sei, Edles hervorzubringen in dem Bereich der Leidenschaft, welches ihre eigentliche und erhabene Sphäre sei. Er nimmt für die Wissenschaft die Freiheit in Anspruch, die Ansichten von Lucrez und Bruno, von Darwin und Spencer zu discutiren, aber er will die Naturwissenschaft nicht als ein Götzenbild aufgerichtet sehen. Der unerbittliche Fortschritt des menschlichen Verstandes auf dem Pfade des Wissens und die unvertilgbaren Ansprüche des Gemüths und der moralischen Natur des Menschen, welche der Verstand nie und nimmer befriedigen kann, sind ihm nicht entgegengesetzt, sondern sich ergänzend, nicht wechselsweise ausschließend, sondern vereinbar.

Es ist auffallend, daß diese Rede, die die Religion in ihrem Kern und Wesen gar nicht antastet, sondern nur gegen gewisse Außenwerke der Religion, z. B. gegen die Chronologie der Bibel und andere, einige maßvolle Frontkehrungen macht, in England, besonders bei den Großwürdenträgern der Kirche, eine heftige und zum Theil giftige Kritik hervorrufen konnte. Wir sind, was Auslassungen gegen die Religion betrifft, in Deutschland an ganz andere Dinge gewöhnt.

Es folgen noch zwei Streitschriften, von denen die eine für das gute Recht der Religion, die andere für den verkannten Werth ihres kirchlichen Sonderbekenntnisses eintreten zu sollen glaubt.

4. Der religiöse Laienliberalismus der Gegenwart. Eine Schutzschrift für die wahre Freiheit von Ernst Katzer. Dresden, Burdach. 1874. 8. 1 M.

5. Protestantische Polemik gegen die katholische Kirche. Populäre Skizzen und Studien von Heinrich von der Clana. Freiburg im Br., Herder. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die unter Nr. 4 bezeichnete Schutzschrift für die wahre Freiheit ist das Buch eines evangelischen Geistlichen, der gegen den Troß von Halbbildung und Gesinnungslosigkeit, den man in dem Gefolge des heutigen Liberalismus erblickt und der nicht zum geringsten gerade in Sachen der Religion sein schnelles Urtheil abzugeben bereit ist, sein gutes und wackeres Schwert aus der Scheide zieht. Die Schläge, die er austheilt, sind meist gut geführt und treffen ihren Mann, gewinnen auch dadurch ein besonderes Gewicht, daß sie nicht blos nach links, sondern auch nach rechts gerichtet werden und überdies erkennen lassen, daß er mit dem Adel eines echten Liberalismus, der in einem freien Sinne und einer begründeten Ueberzeugung seinen Freibrief hat, nicht unbekannt ist. Die Kraft und Frische seines Vortrags hat ihren Grund in der Offenheit und Unparteilichkeit, mit der er seinen Gegenstand behandelt.

Ein Pendant zu der ebengenannten Schrift ist die „Protestantische Polemik gegen die katholische Kirche" (Nr. 5). Es ist das Buch eines katholischen Geistlichen, der hier die Form und die Mittel kennzeichnen will, mit denen „die wissenschaftliche protestantische Polemik" gegen die katholische Sache kämpft. Er erläutert dies an zwei Werken protestantischer Theologen, an der „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche" von Herzog und dem „Handbuch der protestantischen Polemik" von Karl Hase. Doch hören wir zuerst, wie der Verfasser seine Abwehr, die allmählich in einen verdeckten Angriff übergeht, einkleidet. Er gibt zu verstehen, daß er einer jener „Staatsgefährlichen" sei, der infolge der neuesten Kirchengesetze seine Heimat in vorübergehender Weise habe verlassen müssen. Auf seiner unfreiwilligen Wanderschaft kommt er in ein fast ganz protestantisches Landstädtchen, wo er sich einige Tage aufhält. Hier nun meldet ihm die neueste Nummer des „Anzeigers", daß ein Professor Dr. Haß aus ... im Saale des Herrn Gastgebers Kneip wissenschaftlich-populäre polemische Vorträge gegen die römisch-katholische Kirche halten werde. Da der Verfasser sein Ordenskleid abgelegt und sich einen stattlichen Heckerbart hatte wachsen lassen, so kann er unerkannt jenen Vorträgen beiwohnen, deren Art und Inhalt er nun wiedergibt. Der Dr. Haß, den wir hier kennen lernen, ist zu einem Theile ein alberner Mann, zum andern aber ein schlauer und geriebener Heuchler. Da jedoch diese beiden Eigenschaften in einer und derselben Person nicht beisammen sein können, so hat dieser Dr. Haß in Wirklichkeit niemals existirt, sondern er ist eine Erfindung des Verfassers, der dieser Figur bedurfte, um ihr seine Zettel in den Mund zu hängen. In der That läßt er den Vortragenden auf mehr als hundert Seiten nichts anderes thun, als Citate aus den genannten Werken der beiden protestantischen Theologen anführen, denen jedesmal auch die Seitenzahl der betreffenden Werke beigefügt ist. Wir wollen auf den Inhalt dieser Streitigkeiten um so

weniger eingehen, als wir uns vorgesetzt hatten, über Religion zu berichten, und es deshalb nicht für unsere Aufgabe halten, unerquickliche häusliche Zänkereien zu reproduciren; aber wir wollen um der Unparteilichkeit willen nur dieses Eine anführen, daß der schwerste Vorwurf, den der katholische Autor den Männern der protestantischen Polemik macht, der ist, daß er ihnen schuld gibt, aus katholischen Schriftstellern wörtlich abzuschreiben; auch der Kirchenhistoriker Hase muß sich diesen Vorwurf gefallen lassen. Wir haben weder den Willen noch die Fähigkeit, den Grund oder Ungrund dieser Anklage aus den nackt hingestellten Belegstellen hier zu erweisen, aber wir müssen hinzufügen, daß die kurzen Andeutungen, die als Beweise gelten sollen, für uns nicht überzeugend gewesen sind. Der positive Theil des Buchs besteht immer in einer widerwilligen Anerkennung der protestantischen Werke der Herren Herzog und Hase, die denn auch mit dieser Art von Colportage ihrer Ideen nicht unzufrieden sein werden.

Ein französisch-deutsches naturwissenschaftliches Werk.

Das Reich der Luft. Frei nach C. Flammarion. Von Wilhelm Schütte. Leipzig, Brandstetter. 1875. Lex.-8. 10 M.

Seit einer Reihe von Jahren sind auch die pariser Verleger auf den Markt der populär-naturwissenschaftlichen Literatur eingetreten, und zwar mit finanziellem Glück. Denn was sie durch den Verkauf ihrer Clichés an fremdländische Verleger gewinnen, weiß jeder, der eine Einsicht in diese Sphäre unserer Handelswelt besitzt. Diese Abbildungen sind eben für jedes einzelne Werk ebenso zahlreich wie kostbar und beziffern sich darum beim Wiederverkaufe auf Tausende von Francs. Infolge dessen befinden sich diese französischen Verleger sehr wohl; sie können es dreist wagen, sehr stattliche Bücher auf den Markt zu bringen, weil sie sicher sind, daß auswärtige Verleger sofort dahinterher sind, die Clichés an sich zu bringen und damit die Priorität einer Uebersetzung zu erwerben. Insbesondere zeigen hierbei die deutschen Verleger, trotz aller politischen Spannung zwischen beiden Ländern, nach wie vor das eifrige Bestreben, um diese Priorität zu concurriren, und so haben wir im Laufe der letzten Zeit vieles von dem französischen Markte bezogen, wozu wir die Franzosen gerade nicht absolut nöthig gehabt hätten. Würden diese auf Bestellung gearbeiteten französischen Producte ohne weiteres einfach übersetzt, so würde sich bald zeigen, daß Professor Klinkerfues in Göttingen vollkommen recht hatte, als er neulich bei Gelegenheit der Besprechung des gewogenen Sterns im Ophiuchus gegen Herrn Flammarion ironisch bemerkte, daß manche deutsche Arbeiten etwa die Zeit gebrauchen, welche der Lichtstrahl jenes Sterns nöthig hat, um auf die Erde zu gelangen, wenn jene Arbeiten in Frankreich bekannt werden sollen, nämlich $19^3/_4$ Jahre! Was die pariser Fabrikate auszeichnet, ist vor allem eine in die Augen fallende blendende Ausstattung mit zahlreichen ornamentalen Bildern, eine durchsichtig klare Schablone des Inhalts, Allgemeinheit des Stoffs und elegante Darstellungsweise. Das alles aber ist so auffallend, daß es sich leicht erklärt, warum unsere deutschen Verleger immer ein Auge auf dergleichen Productionen haben und ihnen wahrscheinlich mehr Werth beilegen, als sie, wenigstens für Deutsche, dem Kerne nach beanspruchen dürfen. An und für sich sind die Gedanken dieser Fabrikate gut, weil der Franzose wirklich das Talent hat, allgemeine Bedürfnisse der Leserwelt zu errathen und die Wissenschaft in einer gefälligen Form zu lehren. Es läßt sich folglich gegen eine Uebersetzung auch nicht viel sagen; aber das läßt sich doch apodiktisch feststellen, daß wir Deutsche auch ohne die Franzosen im Stande wären, dergleichen Bücher zu schaffen, wenn nur unsere deutschen Verleger den Muth dazu hätten, sie anzuregen. Sie warten eben nur auf die Autoren, bis ihnen diese ein Manuscript anbieten, statt selbständig Bedürfnisse ihres Marktes zu entdecken und hiernach ihre Schriftsteller zu suchen, wie es einzelne wenige unserer deutschen Verleger verstehen. Aus diesem Grunde dreht sich das französische Verdienst um unsere populär-naturwissenschaftliche Literatur nur um eine Anregung der Stoffe. Was uns unsere gallischen Nachbarn sonst lehren könnten, brauchen wir wahrlich nicht aus Paris zu beziehen, das liegt in unserer eigenen Literatur so berghoch aufgestapelt, daß wir nur zuzugreifen nöthig haben. Wenn sich nichtsdestoweniger bei uns ausgezeichnete Schriftsteller finden, welche sich dazu hergeben, dergleichen französische Fabrikate zu übersetzen, und, wohlgemerkt, mit deutscher Wissenschaft erfüllen, so halten wir das im vollen Sinne des Wortes für eine Selbstverleugnung, deren ein französischer Schriftsteller gar nicht fähig sein würde. Denn das Beste, was daraus folgen kann, ist, daß der deutsche Bearbeiter höchstens, wie der des vorliegenden Werks, schreiben darf: frei nach Camille Flammarion. Was gehört nun dem Franzosen, was dem Deutschen? Es gäbe ja freilich einen Ausweg, den nämlich, das Buch einfach zu übersetzen und es mit Noten zu begleiten; allein das käme einer Speise gleich, für welche sich der Hungerige erst die einzelnen Bestandtheile bei jeder Gabel zusammentragen müßte. Ein guter Schriftsteller vermeidet das, und so hat es auch Schütte vermieden. Das Facit bleibt das obige: mit dieser Formung tritt eine vollständige Selbstverleugnung ein, die wir nur bewundern können, da wir sie in uns selbst nicht finden würden.

Man muß das Vorstehende ausdrücklich wissen, wenn man ein Werk wie das in Rede stehende richtig beurtheilen will. Sollen wir ein Bild zum Verständniß gebrauchen, so würden wir das französische Urbuch Meliszucker, die deutsche Bearbeitung aber Raffinade nennen, an welcher bei aller Verdeutschung doch das Franzosenthum sichtbar bleibt. Dieses bezieht sich namentlich auf die Abbildungen. So haben wir z. B. auf unsern vielen Alpenwanderungen noch nie eine solche Lavine (nicht

Lawine) gesehen, wie sie auf S. 297 abgebildet ist. Daß bei den Wolken nur eine Gewitterwolke verbildlicht wird, statt die typischen Formen aller übrigen, die nicht jedem klar sind, zur Anschauung zu bringen, würde einem Deutschen, welcher selbständig arbeitete, sicher nicht eingefallen sein, so wenig er sich wahrscheinlich veranlaßt gesehen hätte, den Tod des Professor Richman durch einen Blitzstrahl darzustellen, wie auf S. 459 geschehen. Noch viel weniger würde er „Irrlichter bei Passy", wie sie dort den verwesenden Leibern der gefallenen Communisten im Juni 1871 entstiegen sein sollen, abgebildet haben; wir wenigstens hätten einige bescheidene Zweifel in diese Art von Irrlichtern gesetzt, obwol wir selbst die Existenz von Irrlichtern, nur in anderer Weise, nämlich durch leuchtende Wasserpflanzen (Algen), zugestehen. Dergleichen fällt eben ganz auf die Schultern der „L'Atmosphère" von Camille Flammarion, und damit wollen wir auch zugleich alles Negative unserer Anzeige ausgedrückt haben.

An sich selbst liegt ein vortreffliches Werk vor uns; vortrefflich, weil es in allgemein verständlicher Darstellung und Sprache eine malerische Schilderung der atmosphärischen Erscheinungen gibt und sich gewissenhaft fernhält von allem, was nicht ohne wissenschaftliche Voraussetzungen verstanden werden könnte; vortrefflich auch, weil die Inhaltsschablone ohne Mühe die Erscheinungen höchst einfach und natürlich in sechs Büchern aneinanderreiht. Das erste Buch behandelt als Einleitung unsern Planeten mit seiner Hülle: nämlich die Erde als Weltkörper und ihre Atmosphäre, die Höhe der letztern, ihren Druck und das Barometer, die chemische Zusammensetzung der Luft, die Arbeit derselben bei dem Lebensprocesse, ihre Thätigkeit als Trägerin des Schalls, endlich die Erfahrungen im Luftballon und in hochgelegenen Wohnungen, wobei eine recht instructive Tafel über die Vertheilung der Vögel nach ihrer Flughöhe veranschaulichend wirkt. Das zweite Buch beschäftigt sich mit dem Lichte und den optischen Erscheinungen in der Atmosphäre, d. h. mit den Tageszeiten, dem Regenbogen, mit Höfen und Nebensonnen, Luftspiegelung, Feuermeteoren, Zodiakallicht und mit der allgemeinen, auf die organische Welt bezüglichen Thätigkeit des Lichts. Die Wärme füllt das dritte Buch in acht Kapiteln: die Wirkung der Sonne auf die Erde, die Wärme der Atmosphäre, die Jahreszeiten, der Gang der Temperatur sowie die Schwankungen des Barometers, Frühling und Sommer, Herbst und Winter, Vertheilung der Wärme über die Erdoberfläche, die Gebirge. In den letzten beiden Büchern hätten wir doch eine genauere Darstellung der Einwirkungen von Licht und Wärme auf die Vegetation durch Nachweis von deren Veränderung nach den Abschnitten von Tag und Nacht und Jahreszeiten gewünscht. Im vierten Buche zeichnet der Verfasser die Strömungen der Luft und des Meeres in fünf Kapiteln, im fünften Buche die atmosphärische Feuchtigkeit nach Nebel und Regen, Hagel u. s. w., im sechsten Buche die elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre. Ein Schlußkapitel handelt über die Vorausbestimmungen des Wetters.

Im großen Ganzen scheint der deutsche Bearbeiter — wir kennen das französische Original nicht näher — sich wenig von seiner Vorlage entfernt zu haben. Wir sind deshalb auch nicht im Stande, den selbständigen Antheil desselben an dem Werke näher zu würdigen. Es kommt aber auch an sich darauf wenig an, wenn nur das Ganze befriedigt. In dieser Beziehung kann man Flammarion schon etwas zutrauen. Er beherrscht als gewandter Physiker und Astronom ein großes Material und weiß das höchst übersichtlich zu ordnen, manches auch nach eigenen Beobachtungen darzustellen, sodaß seine Compilation immerhin ein selbständiges Werk genannt zu werden verdient. Auch gehört er zu Frankreichs gewandtesten Schriftstellern und hat schon früher durch kleinere, auch ins Deutsche übersetzte Arbeiten astronomischer Art Aufsehen erregt. Er kennt sein Publikum genau und weiß, was er ihm bieten darf, um nicht langweilig zu werden: das größte Verbrechen, dessen sich auch ein Franzose von Geist in geselliger Beziehung schuldig machen könnte. Auf große Tiefe kommt es ihm deshalb nicht an, wol aber auf Anmuth der Darstellung; diese weiß er durch allerlei eingestreutes Zuckerwerk, besonders geschichtlicher Natur, zu erreichen, und darum wird er überall anschaulich. So wirkt er ähnlich wie jemand, der mit feiner Berechnung gern hier und da an passender Stelle eine Anekdote einfügt, um seinen gelehrten Sermon lebendiger zu machen. Uebrigens scheint auch ein Theil Verdienst auf unsern deutschen Bearbeiter zu kommen. Denn nicht nur, daß sich seine Uebertragung völlig als ein deutsches Buch lesen läßt, scheint er auch an vielen Stellen gekürzt und dadurch den Text noch knapper gemacht zu haben, als er vorher gewesen sein mag. Alles in allem genommen, die zahlreichen, zum Theil freilich auch entbehrlichen Illustrationen inbegriffen, haben wir eine grundzügliche Physik des Luftmeeres vor uns, die mit einer gewissen Anspruchslosigkeit mehr plaudernd als docirend vorträgt: eine Eigenthümlichkeit der Franzosen, von welcher wir Deutsche immerhin lernen können, um unsern Ernst und damit auch unsere Schwerfälligkeit zu mildern. Zwar nimmt Flammarion seine Beispiele immerfort von französischen Beziehungen und Localitäten, wo er es haben kann. Das hat indeß, so unangenehm es auf der einen Seite für den deutschen Leser ist, doch wieder das Gute, daß man hierdurch auch in außerdeutsche Verhältnisse eingeweiht wird. Kurz, wir finden keinen Grund, die deutsche Bearbeitung des Buchs zu bedauern. Wer sich über die französischen Zuthaten hinwegzuheben versteht — und welcher verständige Deutsche vermöchte das nicht! — wird mit Vergnügen bei Flammarion-Schütte in die Plauderschule gehen und mit vielfachen Anregungen seine Lektüre beenden.

Karl Müller von Halle.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Müller von der Werra hat ein „Allgemeines Reichs-Commersbuch für deutsche Studenten" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) herausgegeben, welches sich von den frühern Commersbüchern dadurch unterscheidet, daß die Kriegslyrik des Jahres 1870, insoweit sie sangbar ist, mit aufgenommen wurde, und zwar sind fast alle bessern Kriegslieder in der Sammlung vertreten. Diese zählt in fünf Abschnitten einschließlich des Widmungsspruches 800 Nummern; sie enthält überdies 210 neue, respective Originalcompositionen. Ohne Frage wird sie dadurch der Entwickelung des Studentenliedes förderlich; doch vermißt man allerdings bei mehrern Liedern die eigentlich beliebten und volksthümlichen Melodien. Die Sammlung zerfällt in fünf Abschnitte: „Vaterlandslieder", „Burschenlieder", „Volkslieder", „Kriegslieder", „Neue Zeit- und Streitlieder". In dem letzten Abschnitt befinden sich allerlei Lieder „Gegen Rom", von denen durch frischen studentischen Wurf sich das Lied des Herausgebers: „Nach Canossa gehn wir nicht", hervorthut. Auch ein Lied auf den großen Börsenkrach und manches Humoristisch-Satirische fehlt hier nicht. Das Titelbild zeigt oben links die Rudelsburg mit dem Heldendenkmal, welches der S. C.-Verband auf ihrer Höhe errichtete, rechts die Wartburg als Symbol der Burschenschaft, unten die älteste und die jüngste Universität des Deutschen Reichs, Heidelberg und Straßburg. Das Mittelbild zeigt hinter einem Gelage im Freien Jena und Umgebung, indem es außerdem gleichsam den Urtypus des deutschen Studentenwesens veranschaulicht.

Das caput I der Praefatio ist die humoristische, frische Schilderung eines großen Weltcommerses und beginnt mit den Worten: „Commilitonen! Ein neues Deutsches Reich in der Fülle seiner Macht — und ein neues Commersbuch, welches dieser großen Zeit entsprechen soll: Trompeter von Säckingen und du von Gravelotte, blast an! Lasset eure Fanfaren vom Fels zum Meer und weit darüber hinaus erklingen. Ad arma! Und schaut, da kommen sie alle, die wackern Krieger des Geistes und des Schwertes, Hutten und Sickingen voran, geschmückt mit dem jungen Grün der Tannen und Eichen, dann Friedrich der Große, Lessing, Schiller, Goethe und endlich die Helden der Freiheitskriege, die Ritter des eisernen Kreuzes. Hurrah, du Eisenbraut! das ist der jugendliche Tyrtäus der verwegenen Jagd, Theodor Körner. In seinem Gefolge erscheinen Arndt, Jahn und die thüringische Trutznachtigall, Methfessel, der Vater des ersten studentischen Commersbuchs, sowie Karl Maria von Weber. Es erschallen dem Vaterlande zum Ruhm und Preise allgewaltige Siegesweisen, die schließlich in dem mächtigen Kampflied deutscher Gewissensfreiheit «Deus noster refugium» sich potenziren. Jungdeutschland aber zieht kampfgerüstet mit klingendem Spiele heran: Fest steht und treu die Wacht am Rhein."

— Die Philipp Reclam'sche „Universalbibliothek", von welcher jetzt 630 Hefte vorliegen, bewährt sich stets mehr als ein volksthümliches Repertorium der Weltliteratur, in welcher Aeltestes und Neuestes von Werth den weitesten Kreisen zugänglich gemacht wird. Sehen wir uns die letzten 30 Hefte an, so finden wir zunächst aus dem Alterthum: „Sophokles", übersetzt von Georg Thudichum, erster Band: „König Oedipus", Theophrast's „Charakterbilder", aus dem Griechischen übertragen und erläutert von Max Oberbreier; ferner aus unserer classischen Epoche: C. M. Wieland, „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian"; Robert Mengs, „Gedanken über die Schönheit und über den Geschmack in der Malerei". Sehr zahlreich sind die Aneignungen aus andern Literaturen; in den vorliegenden Heften spielt die neueste französische Dramatik eine vorherrschende Rolle; wir finden in neuen Uebersetzungen und Bearbeitungen Beaumarchais' „Der Barbier von Sevilla", „Eine Caprice" von Alfred de Musset, „Dalila" von Octave Feuillet, „Der Pelikan" von Emile Augier, „Der letzte Brief" von Victorien Sardon, die beiden letzten Stücke in der Bearbeitung von Heinrich Laube. Aus dem Italienischen ist das Lustspiel von Goldoni „Die neugierigen Frauen" übertragen; aus dem Schwedischen F. Hedberg's „Die Hochzeit zu Ulfosa", außerdem die epische Dichtung „Blanda" von Erik Joh. Stagnelius; aus dem Englischen die „Californischen Erzählungen" von Bret Harte; aus dem Russischen „Eine Familienchronik" von Gregor Danilewski. Der neuern deutschen Literatur gehören mehrere zum Theil ganz neu erschienene Schriften an: „Humoresken" von Ernst Eckstein, „Humoresken" von Wilhelm und Arnold Schröder, „Die Alten und die Jungen" von Hieronymus Lorm, Oswald Marbach's „Papst und König oder Manfred der Hohenstaufe"; ferner die bekannten ältern Lustspiele von Karl Blum „Erziehungsresultate" und „Der Ball zu Ellerbrunn" (bekanntlich nur eine Bearbeitung von Rota's Lustspiel: „La fiera") und Usteri's ländliche Idyllen „De Vikari".

— Walther von der Vogelweide wird jetzt von den österreichischen Bühnen gefeiert, nicht wie Tanhäuser als Opernheld, sondern in seiner ursprünglichen dichterischen Bedeutung. Auch das gratzer Stadttheater gab eine Festvorstellung zu Gunsten des Walther-Denkmals in Bozen. Zu dieser Vorstellung hat Friedrich Marx einen schwunghaften Prolog gedichtet. Als Beweis für die deutsch-nationale Gesinnung im Herzen Steiermarks und für die Begeisterung, mit welcher österreichische Dichter das brüderliche Zusammenstehen Deutschlands und Oesterreichs verherrlichen, gerade in einer Zeit, in welcher feinfühlige Politiker bereits einen klaffenden Riß dieses Bündnisses bemerken wollen, theilen wir die Strophen mit, welche die erste Hälfte des Prologs bilden:

Das ist ein seltsam Wallen im Mondesdämmerschein,
Es leuchten die alten Burgen in die dunkeln Thäler hinein,
Und stolzer rauscht der Eisack! — Da klingt wie Geistersang
Geheimnißvolle Weise zu Layen das Ried entlang.

Vom Brennerpasse reiten in goldner Kronenzier
Geharnischte Gestalten mit flatterndem Reichspanier,
Wie einst die Hohenstaufen auf manchem Römerzug,
Die „Vogelweide" zu grüßen still im Vorüberflug.

Im Reiche des Gesanges da gilt nicht Tod und Grab,
Wie Nebelschleier sinken Jahrhunderte hinab;
Das Saitenspiel im Arme, die Faust am Degenknauf,
So steigst du, theurer Sänger, aus Würzburgs Gruft herauf!

Die Stunde war gekommen, da ist dein Volk erwacht
Und hat den Hader geschlichtet, der es ums Heil gebracht;
Wie Siegfried flog's zum Rheine; sein Schwert, das war nicht stumpf
Und schlug dem bösen Wurme das Drachenhaupt vom Rumpf.

Und wo du singen und sagen gelernt, zu Oesterreich,
Wie blieb an gutem Muthe das treue Volk sich gleich;
Die Burgen sind zerfallen, wo einst dein Lied erklang,
Doch hundert Städte ragen und lauschen deinem Sang!

Wo Freude dir geworben am Herzogshof zu Wien,
Mit Friedrich's und Leopold's Hulden des Glückes Sonne schien,
Da wogt die alte Donau und trägt im Spiegel blau
Die Weltstadt, jung und strahlend, als wonnigliche Schau.

Und rings in deutschen Gauen ein muthiges Geschlecht,
Ein einzig Volk von Brüdern im Kampf für Licht und Recht;
Des Reiches sind die Lande, die ihm der Feind geraubt,
Zwei Kaiserkronen prangen auf deutscher Fürsten Haupt.

Und stehen die zusammen als Brüder allezeit,
Da lacht uns Glück und Frieden, getilgt wär' jeder Streit;
So stärke du, o Walther, zu unserm Hochgewinn
Mit deinem milden Rathe wie einst der Fürsten Sinn!

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 7. Mai starb in Baden-Baden der Dichter der „Lieder eines Lebendigen", Georg Herwegh, der als vielversprechender Tyrtäus begann, die deutsche Literatur mit einigen unvergänglichen Gedichten bereicherte, dann aber für lange Jahrzehnte bis zu seinem Tode verstummte; denn die einzelnen lyrischen

Lebensäußerungen seiner spätern Zeit sowie die formgewandten Uebersetzungen und Aneignungen Lamartine's und Shakespeare's, mit denen sein Name später vor das Publikum trat, konnten seinem dichterischen Ruhm keinen erneuten Aufschwung geben. Seine Lyrik glich jenen exotischen Blumen, die nur einmal zu einer glänzenden Blüte sich entfalten.

Georg Herwegh war am 31. Mai 1817 zu Stuttgart geboren und wurde, nach absolvirtem ersten wissenschaftlichen Unterricht, Zögling jenes protestantisch-theologischen Stifts in Tübingen, welchem auch Schelling und Hegel angehört hatten. Doch der Theologie vermochte er nicht Geschmack abzugewinnen; er wurde in Stuttgart Literat. Zum Militärdienst eingezogen und wieder beurlaubt, gerieth er in Conflict mit einem Offizier, verließ Würtemberg und wandte sich nach der Schweiz. Hier ließ er die „Gedichte eines Lebendigen" (1841) erscheinen, die entscheidende poetische That seines Lebens, welche allein genügte, seinem Namen Dauer zu verschaffen. Sie trugen das Gepräge des echten Dichtertalents; ihr Schwung, ihre hinreißende Energie übten eine bewältigende Wirkung aus; namentlich zündeten sie bei der Jugend. Herwegh wurde, so unklar das politische Programm dieser Gedichte war, auf einmal der Held des Tags, der Heros des politischen Reformdranges. Er machte eine Reise durch Deutschland, die einem Triumphzuge glich. Der König von Preußen ertheilte ihm eine Audienz, bei welcher Herwegh wahrscheinlich keine glänzende Rolle spielte; er suchte dies durch ein späteres Schreiben an den König wieder gut zu machen, dessen etwas herausfordernder Ton seine Ausweisung aus Preußen zur Folge hatte. Das Schreiben selbst erschien in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung", welche infolge dessen in ganz Preußen verboten wurde. Neuerdings hat die „Deutsche Allgemeine Zeitung", die directe Erbin der „Leipziger Allgemeinen Zeitung", dasselbe wiederum zum Abdruck gebracht. Herwegh ging nun nach Zürich, später nach Paris. Eine Sammelschrift: „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz" (1843), war ein Sprechsaal für die Radicalen, Herwegh selbst war kaum darin vertreten. Der zweite Band der „Gedichte eines Lebendigen" (1844) zeigte eine merkwürdige Umwandlung des Dichters; der Dithyrambensänger war zum Epigrammatiker geworden. Nur einzelne Gedichte, wie das schöne Lied: „Die Lerche war es, nicht die Nachtigall", erinnerten noch an den schwunghaften Ton der ersten Sammlung; im übrigen überwog das Epigramm in directer und indirecter Form. Der politische Inhalt zeigte den Fortschritt zu einem Radicalismus, der mit prophetischen Geberden dem preußischen Königthum, das er früher verherrlicht hatte, den Untergang prophezeite. Herwegh's militärische Betheiligung an der Revolution von 1848, der Einfall einer von ihm befehligten Arbeitercolonne in Baden, die Niederlage nach dem kleinen Scharmützel bei Dossenbach, wo würtembergische Truppen seine Scharen mit leichter Mühe in die Flucht schlugen, machten ihn zu einem todten Manne; ihn vernichtete eine Anekdote, die noch dazu wahrscheinlich erfunden war, die Sage, daß seine Frau den modernen Horaz unter dem Spritzleder des Wagens bei ihrer Flucht verborgen hätte. Der Fluch der Lächerlichkeit haftete an dem Freiheitssänger, dazu kam die dumpfe Reactionsepoche. Herwegh verstummte und brach sein Schweigen nur durch politische Gelegenheitsgedichte von ultrasocialistischer, preußen- und einheitsfeindlicher Tendenz. Als Uebersetzer Lamartine's und einiger Shakespeare'schen Dramen bewährte er seine glänzende Formgewandtheit. Verheirathet mit einer vermögenden Berlinerin, führte er ein unabhängiges Leben, das indeß keineswegs von Sorgen frei war. Ob er für sich dichterisch geschaffen, das müssen seine etwaigen Oeuvres posthumes beweisen.

— Am 29. März starb in Stuttgart Joh. Jak. Christian Donner, einer der besten und beliebtesten Uebersetzer der antiken Tragiker, hervorragend durch dichterischen Fluß und Geist der Auffassung bei anerkennenswerther Treue gegen das Original. Donner war am 10. October 1799 zu Krefeld geboren, studirte in Tübingen, wurde 1827 Professor in Ellwangen, 18[illegible]7 in Stuttgart, wo er, seit 1852 pensionirt, literarischen Beschäftigungen lebte. Schon in Tübingen hatte er die „Satiren" des Juvenal und Persius (1821 und 1822) übersetzt, später die „Lusiaden" des Camoens. Doch erst durch die Uebersetzung des Sophokles (1839, 5. Aufl. 1863) gewann er einen weitreichenden Ruf. Seine Uebersetzung der „Antigone" wurde der berliner Aufführung zu Grunde gelegt, und erst neuerdings haben dichterisch freiere Uebersetzungen des Sophokles die seinige von der Bühne verdrängt. Er hat überdies den Euripides, Aeschylos, Aristophanes, die „Iliade" und „Odyssee", Pindar's Siegesgesänge, auch Plautus und Terenz übersetzt, doch sind es die Neudichtungen der griechischen Tragiker, worauf in erster Linie sein Ruhm beruht.

Bibliographie.

Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor v. Schön. 1ster Thl. Halle, Lippert. Gr. 8. 10 M.

Bauernfeld, Die Freigelassenen. Bildungsgeschichte aus Oesterreich. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Behaim-Schwarzbach, M., Die Zillerthaler in Schlesien. Die jüngste Glaubenscolonie in Preussen. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 2 M.

Dalton, Beschreibende Ethnologie Bengalens. Aus officiellen Documenten zusammengestellt. Deutsch bearbeitet von O. Flex. Berlin, Wiegandt, Hempel u. Parey. Lex.-8. 5 M.

Eggenschwyler, K., Geschichte der Pariser Revolution vom Jahre 1871. Bern, Jent u. Reinert. 1874. Gr. 8. 3 M.

Forster, J., Charles Dickens' Leben. Ins Deutsche übertragen von F. Althaus. 3ter Bd.: 1850—1870. Berlin, Decker. Gr. 8. 10 M. 50 Pf.

Friedrich, J., Der Kampf gegen die deutschen Theologen und theologischen Fakultäten in den letzten 20 Jahren. Rede. Bern, Jent u. Reinert. Gr. 8. 1 M.

Heßlein, B., Fünf Milliarden. Sozial-politischer Roman aus Berlins Gegenwart. 1ste Lfg. Berlin, A. Schindler. Gr. 8. 50 Pf.

His, W., Unsere Körperform und das physiologische Problem ihrer Entstehung. Briefe an einen befreundeten Naturforscher. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1874. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Hönig, F., „Geschräppels". Humoresken. 1ster Bd. Köln, Heyn. 8. 1 M.

Huhn, A., Der Kampf in Spanien und seine Bedeutung. Rede. München, Stahl. Gr. 8. 40 Pf.

Huhn, E. H. Th., Deutsch-Lothringen. Landes-, Volks- und Ortskunde. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 12 M.

Kißling, Religion und Rechtspflege. Linz, Danner. Gr. 8. 40 Pf.

Langhans, E. F., Das Christenthum und seine Mission im Lichte der Weltgeschichte. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 8 M.

Lippert v. Granberg, Josephine, Minne-Sinnen. Wien, Gerold's Sohn. 8. 3 M.

Maaßen, H., Dramatische Dichtungen. Der Tod des Patroklus. Die Korinthierinnen. Berlin, Denicke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Muchowsky, Die Ofenheimiade. Eppes a Faschings-Ballade zum Schabes am 27. Februar 1875. Wien, Benedikt. Gr. 8. 24 Pf.

Montgomery, Florence, Zusammengeführt. Autorisirte Uebersetzung von Charlotte Philippi. Basel, Schneider. 8. 4 M. 20 Pf.

Die Quintessenz des Socialismus. Von einem Volkswirth. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Quitzmann, E. A., Götterwanderung und Götterdämmerung. 3te Abth.: Der Hain der Nornen. Culturgeschichtliche Erzählung aus dem 8. Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 7 M. 50 Pf.

Ranke, L. v., Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792. Leipzig, Duncker n. Humblot. Gr. 8. 8 M. 80 Pf.

Rydberg, V., Der letzte Athenienser. Culturhistorischer Roman. Aus dem Schwedischen von E. J. Jonas. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 12 M.

Schaching, O. v., Blumen und Disteln. Religiös-politische Gedichte für die Gegenwart. Kempten, Kösel. Gr. 16. 65 Pf.

Schiele, E., Friedrich Friesen. Eine Lebensbeschreibung nebst Bildniß desselben. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 50 Pf.

Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald. Herausgegeben von W. v. Maltzahn. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 8 M.

Schwartz, Marie Sophie, Novellen. Aus dem Schwedischen von E. J. Jonas. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 9 M.

Siegfried, C., Philo von Alexandria als Ausleger des alten Testaments an sich selbst und nach seinem geschichtlichen Einflusse betrachtet. Nebst Untersuchungen über die Graecitaet Philo's. Jena, Dufft. Gr. 8. 9 M.

Walcker, C., Lehrbuch der Nationalökonomie für Studirende und Gebildete. Berlin, Grieben. 8. 3 M.

Watson, Ein unglücklicher Ehemann. Psychologische Studien über die Ehe. Von einem Geschiedenen. Berlin, Staude. Gr. 8. 3 M.

Weyhart, W., Epheuranken. Lieder und Sonette. Wien, Hölder. 8. 2 M.

Wirth, M., Die Reform der Umlaufsmittel im deutschen Reiche. Ein Nachtrag zur „Geschichte der Handelskrisen". Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Wolff, H., Ueber den Zusammenhang unserer Vorstellungen mit Dingen ausser uns. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. Gr. 8. 3 M.

Wulffen, E. Freih. v., Die kurpfalzbayerischen Truppen während der französischen Revolutionszeit. Ein Beitrag zur bayerischen Geschichte. München, Stahl. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 29. April 1875.

Die neue Zeit vom Standpunkte der Krause'schen Schule.

Die neue Zeit. Freie Hefte für vereinte Höherbildung der Wissenschaft und des Lebens, den Gebildeten aller Stände gewidmet. Im Geiste des Philosophencongresses unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von Hermann Freiherr von Leonhardi. Neuntes Heft (Band 3, Heft 3). Prag, Tempsky. 1874. Gr. 8. 3 M.

Eine treffende Charakteristik der Krause'schen Philosophie findet sich in Fortlage's „Genetischer Geschichte der Philosophie seit Kant" (Leipzig 1852). Fortlage nimmt Krause mit Wagner zusammen und sagt:

Beide haben die Identitätsphilosophie auf eine möglichst populäre Weise vorgetragen, Wagner mit mehr dialektischer Gewandtheit und größerm Ideenreichthum, Krause mit mehr Rücksicht auf das praktische Leben.... Beide hatten eine Vorliebe für socialistische Ideen und Pläne zur Verbesserung des Loses der Menschheit miteinander gemein, stimmten auch darin miteinander überein, daß sie diese Zwecke nicht durch Gewalt, sondern durch Verbreitung einer höhern philosophischen Menschheitbildung auf Erden erstrebten, wobei aber Wagner an die bestehenden Universitäten und Akademien anknüpfte, während hingegen Krause anfangs mit mehr Zuversicht an den Freimaurerbund anzuknüpfen suchte, hernach aber, nachdem er von seinem Glauben an die weitere Entwickelungsfähigkeit dieses Instituts zurückgekommen war, es bei allgemeinen Vorschlägen zur Bildung eines philosophischen Menschheitbundes zur Verbreitung einer höhern Bildung und Sitte bewenden ließ. Krause's Geist strebte in die Zukunft, er fühlte sich als Vorherverkündiger neuer religiöser und sittlicher Zustände, ähnlich wie St.-Simon, und starb auch gleich diesem, ohne den Beifall seiner Zeitgenossen geerntet zu haben, in Armuth und Dürftigkeit, geliebt, geehrt und angehört von nur wenigen getreuen Schülern.

Durch das hier über Krause Gesagte ist zugleich die Krause'sche Schule mit charakterisirt. Auch sie verfolgt, wie ihr Meister, vorzugsweise eine praktische Richtung, strebt nach Ineinsbildung der Wissenschaft und des Lebens und nach gemeinfaßlicher Verständigung über die menschheitlichen Strebensziele. Zu diesem Zweck ist die Zeitschrift „Die neue Zeit" gegründet, von der bisher drei Bände erschienen sind, deren dritter mit dem vorliegenden neunten Heft abschließt. Die Aufgabe derselben ist in Uebereinstimmung mit der des Philosophencongresses gleich anfangs dahin präcisirt worden:

Es gilt, sowol in den verschiedenen wissenschaftlichen als in den mancherlei andern Bethätigungsreichen die Arbeiter und Kämpfer für das Reich der gottgeweihten Menschheit zu einer solchen Weise des Zusammenwirkens zu bestimmen, wodurch allen in der Idee des Menschheitlebens begründeten wesentlichen Bildungsgegensätzen Raum geboten und, in Hinweisung auf einen ihnen allen gemeinsamen höhern Einigungspunkt, ihr friedlicher Bestand und ihre dem Menschheitlebenszweck entsprechende Höherbildung ermöglicht wird; — [kürzer auch so:] Versammlung von geistig freiern Angehörigen verschiedener Schulen in eine vereinte Schule fortschreitender Verständigung.

Von diesem Standpunkte aus polemisirt der Herausgeber gegen das Sichabsondern der Philosophen von Fach. Von den meisten derselben gelte, was Frohschammer in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" gesagt hat, daß sie „dem geistigen Leben des Volks sich entziehen, um abseits abstracte und allenfalls abenteuerliche Systeme auszubilden, die zur Förderung und Gesundheit des geistigen Lebens nichts beitragen können, statt daß sie vor allem die Aufgabe hätten, an der Lösung gegebener Probleme des geistigen Lebens mitzuarbeiten, die verworrene Gärung in diesem klären zu helfen und die Bildung einer neuen haltbaren Weltanschauung nach Möglichkeit zu fördern".

Dergleichen engherzigen Fachphilosophen fehlt nach dem Herausgeber bei allem Dankenswerthen, was sie in einzelnen Zweigen der philosophischen Forschung leisten mögen, doch das Beste und für unsere Zeit Nöthigste: die Einsicht, was sie zu thun hätten, um für unsere der rechten Führung noch entbehrende Zeit Führer werden zu können. Der großen Mehrzahl der Gebildeten sei mit dem Blindglauben auch der Wahrheitskern des Glaubens verloren gegangen oder zweifelhaft geworden, und trotz der vielgerühmten Intelligenz unserer Zeit fehle ihnen ein Wissen, welches den verloren gegangenen Glauben ersetzen könnte.

Selbst die durch Wissenschaft und Leben zu Tage geförderten und durch die Zeitungen verbreiteten Wahrheiten verwandelten sich im Munde der Mehrzahl alsbald zu fürs Leben wenig fruchtbaren Phrasen, weil unsere Jugend auf den Schulen nicht zum Selbstdenken angeleitet und weil in den mit Gedächtnißkram überfüllten Köpfen der Wissenstrieb methodisch getödtet werde. Daher aber komme es, daß der Mehrzahl der sogenannten Gebildeten nicht nur der Dogmenglaube, sondern auch der Glaube an die Vernunft und an die Möglichkeit des Wissens von dem, was für Geist und Gemüth des Menschen das Wichtigste ist, fehle. Diese geistige Verkommenheit sei aber nur dadurch möglich geworden, daß die Mehrzahl der Fachphilosophen nun schon seit etwa funfzig Jahren sich dem geistigen Leben des Volks entzogen habe und noch entziehe.

Es ist nach dem Herausgeber ein verhältnißmäßig kleiner Kreis von Wahrheiten, deren Selbsteinsicht genügen würde, um die Denkenden und insbesondere um das heranwachsende Geschlecht mit einem allgemeinen Besserungseifer und Wetteifer zu erfüllen, und das Auffinden dieser Wahrheiten sei nicht etwa einer zukünftigen Wissenschaftsforschung vorbehalten. Auch die Einsicht in dieselben in gemeinverständlicher Weise und unabhängig von allem Blindglauben schon bei den Schülern der höhern Klassen wecken zu können, dahin habe es die philosophische Forschung bereits gebracht.

Die Krone der heutigen wissenschaftlichen Einsicht ist die, daß Gottinnigkeit (echte Religiosität) und freieste Vernunftforschung sich nicht nur nicht feindlich gegenüberstehen, sondern vereint dem gleichen menschlichen Ziele dienen. Daß diese Einsicht in den gebildeten Kreisen platzgreife, auf daß bei ihnen wenigstens die sich bekämpfenden und das große Wort führenden Verfechter einerseits des Blindglaubens, andererseits der Leugnung alles Höhern keinen weitern Anhang finden können, dazu reicht freilich nicht hin, es auszusprechen, daß man diese Einsicht habe; es gehört dazu vielmehr, daß diejenigen, die zu dieser Einsicht kommen sollen, selbst den Weg gehen, der zu ihr zu führen vermag. Diesen Weg aber hat zuerst und am gründlichsten Krause gezeigt in seinem zur Gewißheit der Gotteserkenntniß emporleitenden Theil der Philosophie. . . . Ist auf diesem Wege die Grundlage des Wohlvereins vom Wissen und Glauben gewonnen, so ist damit auch die Möglichkeit gegeben, ferner zu dem Kreise wissenschaftlicher Einsichten zu gelangen, die sich auf die Höherbildung des Gesellschaftslebens beziehen und die eine lebenskünstlerisch besonnene und nachhaltige Begeisterung für dieselbe zu wecken vermögen, nämlich Einsicht zu erlangen in die reichere Gliederung der menschlichen Gesellschaft, die anzustreben ist, um allen Seiten des menschlichen Wesens eine freie und wohlvereinigte Entwickelung zu gestatten — sowie ferner die durch die Philosophie der Geschichte gerechtfertigte Einsicht in die Möglichkeit des Besserwerdens, und mit dieser Einsicht die freudige Hoffnung auf jene wahrhaft neue bessere Zeit!

Um den Schein eines einseitigen Sichvordrängens der Schule Krause's zu vermeiden, ist es in mehrern Heften der vorliegenden Zeitschrift den andern Philosophenschulen nahegelegt worden, die Einleitung zu einem dritten Philosophencongreßtage zu übernehmen. Dieselben sind aber nicht darauf eingegangen. Unter diesen Umständen hat die Krause'sche Schule auch ihrerseits in den letzten Jahren von dem baldigen Berufen eines Philosophentags abgesehen und Zeit, Kraft und Mittel einstweilen einem „zukunftvollen Sprößling" des Philosophencongresses, dem allgemeinen Erziehungsverein, über den das vorliegende Heft Ausführliches bringt, zugewendet. Auch in Zukunft gedenkt sie ihre Stellung zu behaupten, nach zwei Seiten hin entschieden kämpfend, „hier wider die Feinde einer völlig freien Vernunftforschung und der durch diese geforderten Höherbildung des Lebens, dort wider die Leugner alles Höhergeistigen und Lobredner der Selbst- und Genußsucht". Auch in Zukunft wird sie bestrebt sein, „zwischen allen redlich Strebenden eine allmähliche Verständigung herbeizuführen".

Es sind hauptsächlich die beiden sich bekämpfenden Richtungen des wissenschaftfeindlichen Supranaturalismus und des religionsfeindlichen Materialismus, gegen die sich die „Neue Zeit" wendet; und wie sie sich die Ueberwindung dieser beiden denkt, geht besonders aus einem im vorliegenden Heft befindlichen Aufsatz des Herausgebers hervor, der überschrieben ist: „Fortschrittliche Regungen auf dem religiösen Gebiete". Der Herausgeber knüpft hier an Frohschammer an, der den Nagel auf den Kopf getroffen, indem er eine Wahrheit ausgesprochen habe, die, wenn sie von der Mehrzahl der Denkenden als solche erkannt und beherzigt würde, geeignet wäre, die Menschheit einen ganz bedeutenden Schritt vorwärts zu bringen, und die sich kurz so zusammenfassen lasse: Die endgültige Entscheidung in dem Kampfe zweier Weltanschauungen, der auf den Gebieten des Glaubens und des Wissens heute mächtiger denn je entbrannt ist, kann nicht der Sieg der einen oder der andern der sich bekämpfenden Parteien sein, wenngleich ihr beiderseitiger Vortheil ist, diesen Schein bei den Zeitgenossen hervorzurufen; vielmehr gilt es, Gegensätze, die, als Ergebnisse der Einseitigkeit, zu einer Zeit platzgegriffen haben, welche für alle unbefangen Denkenden bereits der Vergangenheit angehört, schließlich als veraltet abzuthun und an deren Stelle eine neue „seit Jahrhunderten schon durch Wissenschaft und Geistesbildung sich vorbereitende" Auffassung von Gott, Welt und Menschheit zu setzen, eine Auffassung, die das Berechtigte, Wahre des einen und des andern der Gegensätze in sich schließt, das Irrige beider aber ausschließt.

Wer möchte leugnen, daß die hier angegebene Methode die allein richtige ist? Aber von da bis zur richtigen Anwendung dieser Methode, und von da bis zur Ueberwindung der in der Praxis gegen die Einführung der neuen höhern Anschauung sich sträubenden Interessen bleibt immer noch ein großer Schritt. Es ist eitel Illusion, zu meinen, die in unserer Zeit sich auf Leben und Tod bekämpfenden Gegensätze ließen sich auf rein theoretischem Wege, durch Verständigung über das Irrige und Wahre derselben, durch Fallenlassen ihres beiderseitigen Irrthums und Vereinigung ihrer beiderseitigen Wahrheit überwinden. Als wenn diese Gegensätze lediglich aus dem Intellect entsprungen wären und nicht vielmehr in entgegengesetzten Willensrichtungen ihre Wurzel hätten! Mit Philosophencongressen und mit Zeitschriften „für vereinte Höherbildung" läßt sich solchen Gegensätzen nicht beikommen. Denn die Gegensätze sind keine rein theoretischen, rein im Intellect wurzelnden, sondern es sind gegensätzliche Interessen, gegensätzliche Willensrichtungen, die einander auf Leben und Tod bekämpfen. Erst müßte man also den Willen der verschiedenen Parteien gleichmachen, ehe man hoffen dürfte,

sie zu gleicher Ueberzeugung zu führen. Es gehört kindlicher Glaube dazu, zu meinen, die Infallibilisten und Socialisten, die Supranaturalisten und Naturalisten oder Materialisten ließen sich auf rein theoretischem Wege, besonders durch die Krause'sche Philosophie, bekehren. Gesetzt die Krause'sche Philosophie wäre, was noch nicht bewiesen ist, eine so haltbare, wie ihre Schüler annehmen, so wäre sie doch immer noch ebenso ohnmächtig wie andere philosophische Systeme, den verkehrten Willensrichtungen ein Ende zu machen, aus welchen die extremen Theorien immer neu entsprießen. Wille kann nur durch einen stärkern Willen gebrochen werden, der nach hierarchischer Universalherrschaft strebende Wille nur durch den stärkern, nach Freiheit strebenden Willen, der nach materiellen Gütern und Genüssen jagende Wille nur durch den stärkern sittlichen Willen.

Zur wirklichen Besserung und zum wirklichen Fortschritt gehören immer zwei: Erkenntniß und Wille. Der Wille aber ist das Vornehmste, das Entscheidende dieser beiden. Denn was hilft alle Erkenntniß, wenn kein Wille da ist, ihr zu folgen? Die Weltverbesserer thäten gut, vor allen Dingen die Mittel und Wege aufzusuchen, durch die der Wille gebessert wird. Die richtige Erkenntniß wird alsdann nicht unfruchtbar bleiben. Schafft uns erst die Genußsucht, die Herrschsucht und alle andern verderblichen Suchten aus der Welt, dann werden auch die diesen Suchten dienenden und sie beschönigenden falschen Theorien aus der Welt schwinden. **Julius Frauenstädt.**

Neueste englische und französische Romanliteratur.

1. Die Pariser. Nachgelassener Roman von Edward Bulwer. Deutsch in autorisirter Ausgabe. Vier Bände. Wien, Hartleben. 1874. 8. 13 M. 60 Pf.
2. Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen von Julius Verne. Zwanzig Bände. Wien, Hartleben. 1874—75. 8. 54 M.

Rasch schwindet das Geschlecht der großen französisch-englischen Romanschriftsteller aus den dreißiger und vierziger Jahren; seine Zeit ist um, und einer um den andern jener mit klangvollen Namen ausgestatteten Autoren tritt vom Schauplatze ab. Vor einigen Jahren war es Boz, ihm ist Bulwer gefolgt, beide aus einer noch kraftvollen und nie rastenden, unvollendeten Thätigkeit herausgerissen. Es läßt sich weder auf dem französischen noch auf dem englischen Boden in irgendeiner Weise behaupten, daß jene Häupter ersetzt seien; die große und markante Production ist zurückgegangen, Epigonenzeit für die schöne Literatur, und es ist unter anderm im höchsten Grade fraglich, ob ein einziger der aus der Periode des zweiten Kaiserreichs herausgewachsenen Lyriker jener glänzenden Reihe der Lamartine, Victor Hugo, Alfred de Musset, Alfred de Vigny u. a. sich anzureihen Kraft und Glück habe. Ebenso steht es im Roman. Producirt wird viel und vierlerlei; aber der Gehalt ist gesunken, die Bedeutung der Werke und Autoren ephemer. Es ist als ein Unicum zu bezeichnen, wenn wir einem Schriftsteller begegnen, der selbstschöpferisch Neues in großem Stile bringt und sofort als eine Gestalt von Rang und Nerv sich abhebt. Mit einer solchen Erscheinung haben wir es diesmal zu thun; der nach großem Wirken hingegangene Engländer und der mit seiner ausgesprochenen Specialität eben in voller Blüte stehende Franzose sind unser Thema.

Mit Lord Edward Lytton Bulwer hat der Tod eine mächtige Feder zur Ruhe gebracht, ehe sie ihr letztes Werk ganz vollendet hatte; ein ähnliches Schicksal, wie es wenige Jahre zuvor den zwar wesentlich anders gerichteten, aber in seiner Art ebenso großen Sittenzeichner Boz betroffen hat, nur daß das Schlußwerk des letztern mitteninne abgebrochen ward, während Bulwer das seinige bis auf die letzten Striche brachte, sodaß es dem Sohne des Verstorbenen leicht überlassen bleiben durfte, die wenigen ergänzenden Züge beizusetzen.

Von den beiden gleichzeitig angehobenen Werken: „Kenelm Chillingly" und „Die Pariser" (Nr. 1), ist das erste vollendet; übrigens weist ihnen der Sohn und Herausgeber zusammen mit einem vorausgegangenen Stücke „The Coming Race" eine besondere und von den übrigen Arbeiten desselben Autors abgetrennte Stelle an, in dem Sinne, daß sie alle von ein und derselben Grundidee getragen seien, welcher das letztgenannte zuerst phantastischen Ausdruck gegeben habe. So viel ist sicher, daß in dem Schlußwerke der Bulwer von früher nicht so leicht herausgefunden werden möchte.

Sehr richtig ist angedeutet worden, daß der Roman wesentlich socialer Natur ist, dramatisirte Beobachtung der äußern Welt gibt und die Wirkung der modernen Ideen auf ein ganzes Gemeinwesen, genauer gesagt auf die ganze eigenartige Nation widerspiegelt. Daraus erklärt sich die Art der Darstellung und Fassung des Stücks. Haben die Beobachtung und der lebendige Ablauf etwas Dramenartiges, so die Gesammthaltung, die Darstellung, die gleichmäßig graduirte Zeichnung etwas durch und durch Episches. Kein Held, überhaupt keine um Haupteslänge über die andern hinausragende Gestalt. Der Kreis der handelnden Personen ist so sehr reich, mannichfaltig, in coordinirten Schattirungen bunt gezogen und sorgsam durchgeführt, daß er vollkommen klar macht, wie der Autor das ganze gewaltig verwickelte Gesellschaftstreiben der französischen Hauptstadt des zweiten Kaiserreichs in allen vorspringenden Grundtypen malen wollte. Die Figuren sind alle mit großer Gleichartigkeit durchgeführt, was für den Roman zu allernächst den namhaften Vorzug hat, daß der Gesammtbau nirgends abspringende Ecken zeigt, sondern ein rundes und consequent aufgebautes Ganzes darstellt in undurchbrochener Gleichmäßigkeit und Ebenheit der Durchführung. Die ganze volle Kette dieser Individualitäten legt uns nach lebensvoller Beobachtung entworfene Gestalten vor. Es ist nicht die romanhafte Phantastik, der wir in andern Romanen desselben Autors begegnen; es ist Zeichnung der wirklichen Gesellschaft, wenn auch da und dort den einzelnen Personen der besonders geartete Pinsel des Verfassers in poetisch empfundenen und erfundenen Zügen umgestaltend zu Hülfe gekommen ist. Daher feh-

len denn auch die bei den französisch-englischen und nach ihnen bei den russischen Romanschriftstellern so beliebten excentrischen Situationen, die Kraft- und Effectstücke, mit welchen sie zu wirken verlangen; das allerdings in dem Auge des Dichters abgespiegelte und mit seinem Pinsel entworfene Gegenbild der pariser Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs stellt sich so, daß in dem riesigen Brennpunkte die Nationalitäten sich sammeln und in den verschiedensten Combinationen durch- und gegeneinander wirken. Und nun die Nationalitätenzeichnung an sich. Wir dürfen es dem Romanschriftsteller anrechnen, daß er mit jener Ruhe und Klarheit verfahren ist, welche wir sonst nur vom Geschichtschreiber zu fordern und übrigens auch bei ihm sehr oft nicht zu finden gewohnt sind. Der weltüberschauende Blick des geübten und gewandten Weltmannes hat den Verfasser davor bewahrt, den nationalen Rivalitäten, Kleinlichkeiten, Ungerechtigkeiten und Eifersüchteleien, die sonst der harte Kampf an die Oberfläche gespült hat, Raum zu geben. Seine eigenen Engländer werden um gar nichts verschönert und lassen ihre Sonderlichkeiten ganz richtig mitspielen; die Deutschen aber haben allen Grund, sich bei dem Autor für das tüchtige Bild ihrer specifischen Repräsentanten zu bedanken; die Nation ist voll gewürdigt. Hat man übrigens in einzelnen dieser Gestalten ganz hervorragende Persönlichkeiten der jüngsten Geschichte zu erkennen geglaubt, ja in einem Fall speciell einen der hervorragendsten unter den preußischen Generalen, so heißt das in der diftelnden Auslegung entschieden zu weit gegangen. Es begegnet den Herren Recensenten hier einmal wieder genau das Gleiche, wie wenn man sich zu ihrer Zeit über Productionen Goethe's und Schiller's nach gleicher Richtung die Köpfe zerbrach; wir erinnern, um einer einzigen Specialität zu erwähnen, an die Curiositäten, die man in die Gestalten von Goethe's „Tasso" hineingedichtet hat. Es ist allgemein den Literaturgeschichtschreibern und Kritikern in solchen gewagten Auslegungen die größte Vorsicht zu empfehlen.

Die Zeitlage ist ganz genau fixirt: es ist die allerjüngste große und für Frankreich so furchtbar gewordene Vergangenheit. Anfangstermin ist die letzte Zeit des Kaiserreichs, das tolle Jagen, aber bereits auch die vollständige Zersetzung dieser auf den Grund durchfaulten Gesellschaft. Bereits ist der Kampf der feindlichen Parteien in der Politik aufs heftigste erklärt; für und wider das Regiment, die beiden Lager stehen scharf gegeneinander; natürlich geht die unterdrückte und auf die Revolution lossteuernde Klasse in unterirdischen Schlichen vor. Da tritt die ganz andere Schicksalswendung ein: das Kaiserreich unterschreibt mit der Kriegserklärung gegen Preußen den eigenen Todtenschein, und Freund und Feind sind getäuscht. Es folgt der preußische Krieg, die Belagerung von Paris und — zwar nur noch episodisch angedeutet — die furchtbare innere Wirrniß der Commune. Die Gradation in der Tonweise ist sehr naturtreu und nicht ohne Feinheit und Berechnung: der Roman beginnt und hält sich Bände hindurch sehr ruhig; er führt die Gesellschaftselemente in ihrem mannichfachen Durcheinanderspielen vor bis auf die Spitze der Krisis. Dann wird er erregter, springender; mit den Schrecken und dem Elende der Belagerung steht er auf der Höhe der dramatischen Entfaltung; das Verstandesinteresse geht richtig gesteigert in dasjenige des Gemüths über; die Belagerungsscenen sind das Höchste in gemüthlich getragener Darstellung und bleiben dabei durch und durch wahr; es möchte schwer sein, einen nicht in jene Tage der furchtbaren Prüfung passenden, einen schiefen Zug herauszufinden; noch schwerer, auch nur eine leise Uebertreibung, einen Exceß zu constatiren. Alle Seiten an dem Gemälde sind sprechend treu, und es fehlt ihm auch nicht jener unerschöpfliche pariser Witz und Humor, der den Hunger durch ein Bonmot zu beschwichtigen sucht.

Der Grundcharakter des Romans beruht sonach auf der durch die Handlung getragenen Durchführung der Gesellschaftstypen, und zwar sind, um mit dem Herausgeber zu reden, die vorgeführten Gestalten nur die einzelnen Züge einer einzigen großen Gestalt und ihre Handlungen nur ebenso viele Nuancen eines einzigen unpersönlichen Charakters, dessen nämlich der pariser Gesellschaft in dem kaiserlichen und demokratischen Frankreich; eines Charakters, der sich in dem ganzen Laufe der Erzählung, deren eigentlicher Held er ist, überall geltend macht und bethätigt.

Was den Werth des Romans und die Feinheit der Zeichnung betrifft, so können wir allerdings eine Gestalt, die denn doch fürs große Getriebe des öffentlichen Lebens nicht zu den bestimmendsten zählt, als das förmliche Centrum des Werks erklären; das ist die mit großer Vorliebe behandelte Figur der Italienerin Cicogna, einer mit hohen künstlerisch-literarischen Anlagen ausgestatteten und doch so echt anmuthend, mit angeboren sich bescheidendem Takte in sich ruhenden, exquisit weiblichen Natur, die sich gleichbleibt unter den schwersten Herzenskämpfen, bis die Reinheit und Hoheit ihres Wesens den Sieg davonträgt über Irrungen, Misverständnisse und Vorurtheile; es ist die ideale Künstlernatur, gehoben durch die einfache Schönheit und Anmuth und Wahrheit der durch und durch weiblichen Seele. Sie stellt in der That das geistige Band dar für die sonst so widerspruchsvoll auseinanderfallenden Elemente dieser zerbröckelnden Gesellschaft.

Graham ist der in seinen äußern Manieren etwas kalte und förmliche, sehr bedächtige und lange überlegende, mit allerlei nationalen Vorurtheilen und gesellschaftlichen Scrupeln behaftete, aber einen reichen Fonds von Verstand und Gemüth, von wohlbenutzter Weltkenntniß und selbständiger Denkkraft in sich tragende Engländer, der durch und durch noble Repräsentant der hohen englischen Aristokratie besten Stils; er ist eine Art von englischem Hamlet, schließlich aber immerhin mit entschlossener Thatkraft. Die Mischung der Elemente in diesem Charakter ist gut und abgecirkelt.

Duplessis und Louvier, zwei hohe Finanzautoritäten und Börsenspeculanten des zweiten Kaiserreichs, vertreten also eine höchst gewichtige, Schicksal und Sitte des Landes verschiedentlich regierende Klasse; aber die sich befeindenden Rivalen sind zwei ganz verschiedene Nuancirungen ihres Schlags. Duplessis ist der solid gewiegte Geschäftsmann und praktische Rechner, der die Verhältnisse nimmt und abwägt, wie sie eben sind, um aus ihnen den größten Nutzen für seine Berechnungen herauszuschlagen, dabei nicht ohne einen Zug nonchalanter Noblesse und tiefster Herzensneigung.

Louvier dagegen ist das leibhafte Ebenbild eines neugebackenen Börsenspielers, den Glück und Zufall begünstigt haben; es ist die Sorte, die wir seit Jahrzehnten auf allen Straßen können herumstolziren sehen, aufgeblasen und arrogant, großsprecherisch und prunkend, mit gerade so viel Geist, sich durch die gewagtesten Speculationen auf gerathewohl durchzuwinden und das Glück durch Frechheit zu zwingen, übrigens ohne Herz und Gewissen, ohne allen Sinn für etwas Höheres in der Welt; die Leute sind so leer wie ihre Breloques. Die Hauptgestalten dieser Art aus dem zweiten Kaiserreich, das sie wie Pilze heraufschießen machte, sind geschichtlich geworden; ihre Namen kennt alle Welt.

Eine ganz andere Nuancirung ist der tiefverschuldete Edelmann aus der Provinz, letzter Repräsentant jener altadelichen Geschlechter feudalen Charakters und Sinnes, natürlich ein eifriger Bourbon; und doch ist es ganz consequent, wenn auch er, einmal ins Chaos des pariser Lebens und seine Genüsse hineingeworfen, eine vollständige neuzeitliche Wandlung eingeht und ein halbes Jahr nach seinem ersten schüchtern befangenen und abgeschlossen stolzen Eintreten in die Kreise der Welthauptstadt ein völlig anderer ist.

Der am schwersten entzifferbare, verwickeltste, räthselvollste, in allen Nuancirungen schillernde, in den verschiedensten Formen und Verrichtungen auftretende Charakter ist der alte Marquis Victor de Mauléon. In der Jugend ein vollkommener Roué, der Lion und verzogene Liebling der pariser Aristokratie, ist er auf einmal aus seiner glänzenden Weltmannscarrière herausgeworfen worden. Unter höchst gravirenden Umständen, die er der von ihm hochgehaltenen Ehre einer Frau wegen nicht entkräften kann noch will, wird er unter die infamirende Klage des Diamantendiebstahls gestellt, verläßt als Verfemter die Gesellschaft, die sein Lebenselement gewesen, bringt unter veränderten Namen, in allerlei Verkleidungen und Functionen Jahrzehnte hin und taucht unmittelbar vor dem Sturze des Kaiserreichs gerechtfertigt in derselben Gesellschaft wieder auf, aber nur, um sie und das politische System zu untergraben. Die erschütternde Lebenserfahrung hat ihn verbittert und menschenfeindlich gemacht; er will die Revolution à tout prix, arbeitet seit Jahren insgeheim an der Untergrabung des Kaiserreichs, weiß gegen dasselbe große Geldsummen und die Presse ins Feld zu führen, fällt aber schließlich selbst als Opfer seiner Machinationen. Er bedient sich zum Zwecke des Zerstörens aller zweifelhaften Gesellschaftselemente, die er in dem Augenblicke, da sie seiner Idee nicht mehr dienen, keck wegwirft, so der fremden Emigration und der von Emancipation träumenden Arbeiterklasse. Und doch ist der Mann nichts weniger als gemein. Er setzt jeden Augenblick in unerschütterlicher Verwegenheit die eigene Person, das Leben ein; er versteht beherrschend die ihm apathischen Personen und Kreise …en weitstrebenden Ideen dienstbar zu machen, ver…gt über große Geldmittel, ist auch ein praktisch tüchti…r und sehr entschlossener Anführer im Kriege. Kurz, … ist Metall, aus dem man stolze und gefährliche Charaktere gießt, Mauerbrecher im Revolutionskampfe.

Wir lassen die starke Reihe der übrigen Gestalten …er Spiel, da sie gegenüber den genannten doch nur Nebenrollen spielen und blos verschieden schattirte Abfärbungen größerer Cirkel sind.

Die allernächst treffenden, auf die politisch-socialen Zustände unserer Tage gerichteten massenhaften Beziehungen und Beobachtungen geben dem Roman natürlich seine bedeutsamere Folie. In Summa, es ist die Feder des großen Engländers.

Verlassen wir das reiche Gesellschaftsbild des Todten, um auf die einem außerordentlich verschiedenartigen Felde angehörenden Naturbilder eines eben in höchster Blüte der Entwickelung stehenden Lebenden einzutreten. Es braucht einen tüchtigen Schritt vom Engländer zum Franzosen herüber.

Julius Verne (Nr. 2) ist ein und derselbe immer und überall, mögen wir uns nun in den 20 Bänden seiner Romane umsehen, wo wir wollen, mögen wir uns mit dem ersten oder letzten jener 20 Bände befassen, mit der am frühesten entstandenen, also ältesten, oder umgekehrt der jüngsten seiner Compositionen. Wir werden also der gleichen Manier in Ton und Haltung, Sprache und Darstellung, Inhaltsfeld und Compositionsweise, in dem gesteigerten Maße des Abenteuerlich-Phantastischen und der mathematisch berechneten realistischen oder materialistischen Elemente begegnen; dem durchaus gleichartigen Talente, derselben Spannung einer in riesige Dimensionen ausschweifenden Einbildungskraft und demselben kolossal großen Felde der verwendeten realen Hülfsmittel und Kenntnisse. So steht es, ob wir nun mit Band 1 in 97 Stunden und 20 Minuten die Reise von der Erde zum Mond machen und mit Band 2 als deren Fortsetzung die Tour um den Mond, oder ob wir uns in Band 20 fünf kleinere Bilder vorführen lassen, sei es aus dem Gebiete der eigenartigsten physischmechanischen Combinationen, sei es aus seinem Lieblingsfelde der abenteuerlichen Reisen, wobei das knapp gehaltene Drama einer Montblancbesteigung die ganze Reihe dieser Schriften nach und auf, in und um die bekannten und unbekannten Welten abschließt. Er ist immer derselbe, ob er ganz streng gedrängt, knapp und rund ein durchaus specialisirtes Natur- oder Personenbild hinwerfe, oder eine relativ große Composition aufbaue mit einem zahlreichern Personenkreis und auf ausgedehnten terrestrischen und astronomischen Weltenkreisen. Wir sagen relativ groß, denn Verne hält sich durchweg, den äußerst mannichfachen Scenenwechsel und die Fülle des doppelseitigen Inhalts angeschlagen, ganz überraschend kurz. Es sind nur zwei Compositionen, die er auf je drei Bände ausdehnte: „Die Kinder des Kapitäns Grant" und „Die geheimnißvolle Insel". Je zweibändig sind: „Zwanzigtausend Meilen unterm Meer", „Abenteuer des Kapitän Hatteras" (eine Fahrt zum Nordpol) und „Das Land der Pelze" (im britischen Nordamerika, Factoreien der Hudsonsbai-Compagnie). Seine übrigen Romane sammt und sonders, und mögen sie uns auch die kolossalsten phantastischen Touren mitmachen lassen, sind auf einen einzigen Romanband beschränkt oder gehen gar novellistisch noch darunter. Je einbändig sind: die beiden Reisefahrten nach dem Monde und um den Mond; die genau ebenso abenteuerliche Reise nach dem Mittelpunkte der Erde; die fünfwöchentliche Ballonfahrt über Centralafrika hin; die abenteuerreiche Gradmessung einer international russisch-englischen Gelehrtendeputation in Südafrika, und endlich die in 80 Tagen mit allen erdenk-

lichen Fahrmitteln sich vollziehende Parforcejagd um die Erde. Dazu sind in den zwei letzten Bänden die kleinern Constructionen in die Form von Novellen oder Reiseerzählungen zusammengezogen worden, und doch wäre auch da zuweilen des Inhalts genug für einen ganzen und vollen Roman. Was sind diese letzten Objecte? Da führt uns die „Schwimmende Stadt" das Riesenschiff des Great-Eastern vor auf einer romantisch ausstaffirten Fahrt nach Amerika. „Die Blokade-Brecher" landen im amerikanischen Kriege mitten unter den feindlichen Feuern mit ihrer doppelten Contrebande, lebenden und todten, vor Charlestown und brechen von da heraus unter noch größern Gefahren, da sie wegen einer verdächtigen Rettung nun zugleich die Feuer der Süd- und der Nordstaatlichen zu kreuzen haben. „Eine Idee des Doctor Ox" ist genial genug, tauchte übrigens schon in der Reise um den Mond an einer Stelle in humoristischer Form auf (siehe darüber unten). „Meister Zacharius", ein geistreicher Erfinder in der genfer Uhrmacherkunst, wird im halben Irrsinn vom Hochmuthsteufel derart erfaßt, daß dieser ihm vorstellt, er sei dem Schöpfer gleich, und so verfällt er schließlich in der That dem Fürsten der Hölle. „Ein Drama in den Lüften" führt uns den wirklich dramatischen Kampf eines Luftschiffers vor mit einem durch das Studium über diese Kunst verrückt Gewordenen, der sich bei der Abfahrt unversehens in die Gondel geschlichen und nun in seinem Stil lenken und steuern will — hohe Spannung auf den Ausgang. „Eine Ueberwinterung auf dem Eise" geht nochmals in die Schrecken und die überraschend großartigen wie furchtbaren Naturerscheinungen des Nordens hinauf, welche der Verfasser überhaupt in mehrern seiner Stücke mit großer Vorliebe und ausgezeichnetem Geschick malt. Den Schluß bildet die Montblancbesteigung, ausgeführt von dem Bruder des Verfassers.

Ein gewaltiger Inhalt findet sich in diesen 20 Bänden. Zu dem ungeheuern Material, das aus allen möglichen Zweigen der naturwissenschaftlichen Fächer zusammengetragen ist, kommt hinzu die ebenso ungeheuere Erfindung im Gebiete des Abenteuerlich-Phantastischen. Dazu die absolute Gleichartigkeit des Wesens, die dem Kenner erlaubt, den Kopf des Autors aus jedem beliebigen Stücke herauszuconstruiren. Das ist leicht erklärlich: ist ja Verne ganz eigentlich Schöpfer und einziger Hauptrepräsentant einer durchaus neuen Specialität, die man unter den sehr richtigen Titel „Naturwissenschaftliche Romane" gebracht hat!

Wir wählen hier im Unterschiede von der eingehenden Monographie, die wir, mehr die ersten 10 Bände berücksichtigend, gegeben haben (in „Unsere Zeit", 1875, XI, 1, 321), ein kleineres Stück aus dem zwanzigsten und letzten Bande „Eine Idee des Doctor Ox", worauf Verne eine Novelle von 100 Seiten gebaut hat, eine seiner jüngsten Schöpfungen.

Der Einfall, durch massenhaftes Ausströmenlassen reinen Oxygens einem ganzen bis dahin behäbig gemächlich hindußelnden vlämischen Provinzialstädtchen durchaus neues, fieberhaft erregtes und gesteigertes Leben einzuhauchen, und zwar nicht den sonst spießbürgerlich zahmen Bewohnern allein, sondern der Thier- und Pflanzenwelt mit, ist nicht weniger abenteuerlich-phantastisch als die obenerwähnten des Verfassers, wenn er uns in den Mond fliegen und glücklich wieder auf die Erde heimkehren läßt, wenn er mit uns die unterirdische Höllenfahrt nach dem Mittelpunkte der Erde antritt und schließlich die Gesellschaft auf dem „ungewöhnlichen" Wege durch den Krater eines Vulkans glücklich ans Licht befördert, wenn er durch gewaltige Eismassen in nie durchstrichenen Meerestiefen die Schiffahrt nach dem Südpole durchsetzt u. s. w. Die Specialwirkungen seines wundererzeugenden Gases, in äußerst drastischer Lebendigkeit gemalt, stehen genau auf gleicher Stufe mit den ungeheuerlichen Leistungen seiner physikalisch-mechanischen Apparate, der mit fast absoluter Sicherheit vom Menschengeiste regierten Naturkräfte, der astronomisch-mathematischen Rechnungsergebnisse. Die specifischen Kenntnisse, Schilderungen und Hülfsmittel weichen in den einzelnen Stücken höchstens nach dem Grade und der Fülle der Verwendung voneinander ab, und der gutmüthigste Humor spielt mehr oder minder ausgesprochen mit.

Im „Doctor Ox" ist der letztgenannte Factor sehr lebendig. So ist gleich einleitend höchst humoristisch die gemächlich-gemüthliche Zeichnung dieser seit Jahrhunderten im vegetirenden Halbschlaf träumenden Stadt Quiquendone, deren Bürgermeister und Rath je eine Viertelstunde brauchen, bis sie in ihrer belebten Berathung wieder einen Satz herausbringen, und sich in ihrer hochmagistralen Weisheit auch dem am Zusammensturze laborirenden Brigittenthurm gegenüber zu dem heroischen Entschluß erheben — nichts zu beschließen. Die gradweise psychische Wandlung dieser hausbackenen Seelen, bis sie alle zum Jubeln und Zanken, zum Tanzen und Springen und gar zur Kriegserklärung gegen eine vor Jahrhunderten feindlich aufgetretene Nachbarstadt heraufgeschraubt sind und einen ehrbaren Conditor zum Feldherrn wählen, dazu der ähnlich fieberhafte Beschleunigungsproceß bei Thieren und Pflanzen, dieser ganze künstliche Verlauf ist ebenso seltsam wie voll der heitersten humoristischen Ironie. Wir kennen die Leute und sie kennen sich selbst nicht mehr, bis zu rechter Zeit die Gasanstalt in die Luft fliegt und der chemische Tausendkünstler mit seinem Famulus verschwindet.

Die glänzende Schilderung, die sich sonst bei Verne in großartigen Naturbildern aus dem Leben der Erde und des Himmels ergeht, hat sich in dem kleinen Stück in eine Reihe ganz köstlicher Personen- und Gesellschaftsporträts zusammengezogen, und auch die sonst in erstaunlicher Fülle verwendeten Naturkenntnisse haben nicht Raum noch Anlaß, auf die ungemessenen Gebiete überzuschweifen, für die der Autor sonst so große Vorliebe und Meisterschaft beweist; sie reduciren sich hier auf eine Reihe von Betrachtungen physiologisch-physikalisch-chemischer Natur: Wirkung der Gase auf die Organismen, Leuchtkraft, Erzeugung und Mischung u. s. w., alles, um auf den Schlußsatz sehr modern-materialistischen Stils herauszukommen: die physische Entwickelung, die Moralität, die Würde, die Talente, der politische Sinn einer Nation hängen einzig und allein von den Moleculen ab.

Verne ist nach seiner charakteristischen Schriftstellereigenthümlichkeit in jedem Momente seines Wirkens zusammengesetzt aus zwei höchst divergirenden Factoren, die er doch — und das ist seine individuelle Kunst — in eine künstlerisch scharf sich abhebende Einheit zu bringen versteht. Auf der einen Seite beherrscht und verwendet er

eine ganz erstaunliche Fülle der verschiedenartigsten naturwissenschaftlichen Kenntnisse aus allen ins Riesige angewachsenen Gebieten der Naturstudie im allerweitesten Sinne, Theorien und Systeme, Klassifikation und Beschreibung, praktisch-mechanische Anwendung und Rechnung, urweltliche Configuration und Geschichte der Einzelzweige, alles in allem inbegriffen und an seinem Platze verwendet. Er führt uns von den Moleculen bis hinan zur Sonnen- und Fixsternbildung, von den Tiefen der Meere und den Schachten in der Erdrindebildung bis hinauf zu den Mondbergen, und er rechnet mit seinen mathematisch fixirten Factoren aufs genaueste. Wer in populär anmuthendster Form einen kolossalen Reichthum des Naturwissens zusammengehäuft finden, wer sich einen Gesammtüberblick über die sämmtlichen Bildungen der realen Welt zu eigen machen wollte, der mag das alles aus den 20 Bänden dieses Autors schöpfen. Das ist also das reale, das mathematisch genaue und abgemessene Element in ihm. Nun kommt aber das zweite, das abenteuerlich-phantastische dazu. Die Phantasie macht Riesensprünge, ganz wie bei den um ihrer ungeheuerlichen Bildungen willen berufenen Franzosen und Engländern der dreißiger und vierziger Jahre, eigentlich noch verwegener und gewaltsamer; nur daß er mit den sehr bestimmten realen Factoren so lange rechnet, bis er uns das Tolle und radical Unmögliche, das Unerhörteste und selbst in den bis dahin versuchten Phantasiesprüngen ganz Beispiellose nahe gerückt und plausibel gemacht hat. Es ist bis zu einem bestimmten Punkte genau, was unsere modernste Zeit berechnet und construirt, durchforscht und geleistet, was sie an Naturgewalten erkannt und bezwungen und beherrscht hat; dann aber schnellt der Faden des Gewebes auf und reißt uns in die Wirbel des Ungeheuerlichen, in die nebelsternartigen chaotischen und tumultuarischen Constructionen hinein ohne Ziel und Ende.

Das Prachtvollste sind seine zum Theil großartigen Naturbilder. Die Sprache ist von dramatischer Lebendigkeit, die Darstellung knapp und präcis, der Humor frei und offen und gemüthlich, die Phantasie schrankenlos, die Composition richtig bemessen und nie weitschichtig, die ganze Wesensart, d. h. die besondere Combination aus den Factoren des Wirklichen und des Unmöglichen, des Urrealen und Urphantastischen einzig und originell, in ihrer Art schöpferisch.

J. J. Honegger.

Ein moderner Eulenspiegel.

Till Eulenspiegel redivivus. Ein Schelmenlied von Julius Wolff. Detmold, Meyer. 1874. Gr. 8. 6 M.

Gewiß ist es ein glücklicher Gedanke, den Todten von Mölln zu neuem Dasein zu erwecken und die lustigste Figur, welche sich der kräftige Humor und Witz unserer *Nation* als Vorbild aller übermüthigen Schelmerei zu lebensvoller Natürlichkeit erschaffen hat, in einer unsern modernen Verhältnissen entsprechenden Weise umzubilden. Der Charakter einer Uebergangsperiode, welchen man mit Recht der Gegenwart beigelegt hat, indem die alte Weltanschauung unaufhaltsam zusammenstürzt und aus den verwitterten Ruinen das neue Leben vielfach unfertig und in fragwürdiger Gestalt hervorgeht, gibt dem Humor die reichste Gelegenheit, sich in seiner befreienden Macht zu zeigen und die beengende Noth des Endlichen zu überwinden. Versieht doch die „lachende Thräne", überall wo es darauf ankommt gegen Ueberhebungen, Einseitigkeiten und Verschrobenheiten zu Felde zu ziehen, die Dienste eines „trefflichen Minirers", und oft weist die Narrenkappe auf eine tiefere Weisheit hin als das gepuderte Haupt der steifleinenen Grandezza, deren festgefrorene Unfehlbarkeit nur ein Zeugniß der eigenen geistigen Beschränktheit ist. Aristophanes, der ungezogene Grazienschlingel, und Rabelais, der Verfasser des „Gargantua und Pentagruel", diese Repräsentanten von zwei wildbewegten Auflösungsepochen in der Geschichte der Menschheit, gehören ohne Frage zu den gescheitesten Leuten, welche je gelebt haben; und wer wollte sich der lachenden Weisheit verschließen, welche die Narren des „süßen Schwans von Avon" offenbaren? Unsere modernen Pessimisten haben es wol nicht mit Unrecht behauptet, daß das Lachen zu den erfolgreichsten Mitteln gehört, sich über das Elend des Daseins hinwegzusetzen, dessen offenes Bekenntniß der letzte Schluß ihrer Philosophie ist.

Aus diesem Grunde darf Julius Wolff, der sich schon durch seine Kriegslieder „Aus dem Felde" sowie durch seine „Goldenen Worte aus Shakspeare" in die Literatur eingeführt hat, auf eine aufmerksame Beachtung seiner Dichtung „Till Eulenspiegel redivivus" rechnen, in der sich harmloser Jugendübermuth mit seliger Weinlaune und freundlich lächelndem Liebesglück vereinigt, die überhaupt in ihrem unmittelbaren Wurfe von dem erquickenden Zauberhauch jugendlicher Frische umwittert wird. In dieser lebenslustigen, rothwangigen Gesundheit liegt vielleicht der hauptsächlichste Reiz, welchen das Gedicht auf den empfänglichen Leser ausüben muß. Hin und wieder möchte man allerdings eine größere Tiefe des Gehalts, eine packendere Originalität der Auffassung herbeiwünschen, aber im allgemeinen scheut man sich, von dieser gewinnenden Liebenswürdigkeit, welche an muntere Kindergruppen gemahnt, etwas anderes zu verlangen als lustige Scherze.

Die Dichtung besteht aus einer Reihe von Abenteuern, welche der Poet mit Eulenspiegel erlebt und die von jenem erzählt werden. Der Schalk erscheint in Kneitlingen, wohin die Sage seine Wiege versetzt, dem Schüler Apollo's, und hält ihm sogleich eine Vorlesung über praktische Vernunft. Lauschen wir einen Augenblick seiner Weisheit:

Sieh, alles Denken, alles Grübeln
Macht dir das Herz nicht frei und heiter,
Mit Wünschen kommst du auch nicht weiter;
Greif zu mit Händen, kühnen, raschen,
Den flüchtigen Genuß zu haschen,
Klug spüre auf des Lebens Würze,
In seinen buntsten Wirrwarr stürze,

Treib wie ein Kreisel dich herum,
Wirf, was nicht feststeht, um und um,
Dem stell' ein Bein, dem dreh 'ne Nase,
Und jenem in die Ohren blase
Handgreiflich eine feiste Lüge,
Er glaubt sie doch; kurzum betrüge
All die Betrüger grob und fein
Und alle Lumpen groß und klein.
Schlag um dich mit des Witzes Hieb
Und schüttle deines Spottes Sieb,
Daß dir so recht aus voller Brust
Losbricht die wonnevolle Lust,
Voll Uebermuth, unbändig kecken,
Die Welt zu narren und zu necken.
Für sie ist's Wohlthat und Bedürfniß,
Und du fragst nichts nach dem Zerwürfniß,
Wenn sie dich schilt, wenn sie dir grollt,
Daß du an ihr dich ausgetollt;
Du lachst nur, lachst aus Herzensgrund
Und lachst dich frei, reich und gesund. . . .
Ich hab' in meinem Grab ein Fenster,
Da kann ich mir die Welt besehn.
Als seliger Philister steh'
Und pensionirter Philosoph
Im tiefsten Seelennégligé
Ich oft und blick' in Haus und Hof;
Und seh' ich dann, wie toll und kraus
Die Welt, die niemals kommt zur Reife,
Geht die unsterblich lange Pfeife
Mir manches mal vor Lachen aus.
Zuweilen nur ist mir's gestattet
Mich wieder menschlich zu bewegen,
Von höhern Kräften überschattet
Der blöden Welt den Staub zu fegen,
Ihr meinen Spiegel vorzuhalten,
Daß sie sich selbst darin erkennt
Und in der Wahrheit ihr, der kalten,
Ein Funke Witz ironisch brennt.
Schon manches mal ich auferstand
In anderm Leib, mit anderm Namen
Und streute mit der Zukunft Samen
Den Keim des Spottes in den Sand;
Das Volk spitzt wol einmal die Ohren,
Erkannt in Schriften und auf Gassen
Glaubt' ich mich oft, doch ist von Thoren
Der Geist des Spottes schwer zu fassen.
Drum gab ich's auf, den Vielgequälten
Vernunft und mores beizubringen,
Und nur vor einzelnen Erwählten
Laß ich noch meine Schellen klingen.
Wenn du versprichst, mich nicht zu fragen,
Wie ich, ein Dämon, durfte wagen,
Mich hier leibhaftig dir zu zeigen,
Und wenn du mir gelobst zu schweigen,
Will ich dir einen Vorschlag machen:
Schnür' in ein Bündel deine Sachen
Und mach' mit mir auf meine Weise
Incognito die Ferienreise;
Es ist schon eine Reih' von Jahren,
Daß ich nicht mehr wie sonst gefahren.
Wir werden uns gewiß bequemen,
Hast dich auch meiner nicht zu schämen,
Poet und Narr, Narr und Poet
Wie ein Fuß mit dem andern geht.

Unser neuer Eulenspiegel ist nicht mehr der derbe, ja unflätige Bursche, den Thomas Murner schildert, sondern hat die Farbe der Civilisation angenommen und ist ein eleganter Gesellschafter, ein geistreicher Plauderer, ein Mann von Welt. Als solchen zeigt er sich ebenso in der Fröhlichkeit des Weinrausches, wie auf dem Dampfschiffe, welches die beiden flotten Gesellen rheinaufwärts geleitet. Ergötzlich ist hier, wie infolge einer durch Eulenspiegel fingirten Anwesenheit eines fürstlichen Reisenden die ganze ehrfurchtergriffene Gesellschaft ein höfisches Ceremoniell annimmt. Der Besuch beim Vater Rhein mit den sein Gefolge bildenden Nebenflüssen gehört wegen der glänzend ausgeführten Phantasiebilder zu den werthvollsten Abschnitten der Dichtung. Der gelungene Elfenchor hat eine ähnliche Haltung wie des Mephistopheles Geistergesang im ersten Theile des Goethe'schen „Faust“, während das unglückliche Liebesabenteuer des Poeten mit der Lurlei einen kecken Humor athmet.

Im weitern Verlauf nimmt die Erzählung mehr den Charakter eines Liebesromans an. Obwol sich Eulenspiegel auch noch ferner als erfindungsreichen Schalk bewährt, unterstützt er dennoch daneben seines Reisegefährten Brautfahrt, der dann in der That so glücklich ist, sein Liebchen heimzuführen. Diese in der Perspective erscheinende Ehe gibt dem Ganzen den künstlerischen Abschluß, indem sich zugleich Eulenspiegel von seinem Freunde wieder verabschiedet.

Die Späße, welche uns Wolff in dem Schelmenliede von seinem komischen Helden erzählt, sind theils harmloser Natur, wie der kleine durch Eulenspiegel zwischen zwei Dorfgemeinden verursachte Krieg, bei welchem Feuerspritzen als Waffen dienen, theils zeigen sie die scharfen Spitzen der Tendenz, wie die Persiflagen pfäffischer Unduldsamkeit und socialdemokratischen Unwesens. Dennoch will es uns scheinen, als ob die Ausbeute an solchen komisch glossirenden Schilderungen des öffentlichen Lebens unserer Zeit eine reichere hätte sein können. Das Gründerthum, die Frauenemancipation, die Auswüchse des wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Lebens der Gegenwart, welche fruchtbaren Stoffe bieten sie dem modernen Dichter zu satirischer Hohlspiegelung! Die zaghafte Rücksichtnahme auf allzu zarte Seelen ist in einem humoristischen Epos gewiß wenig angebracht. Solchen Ausführungen wie der folgenden, welche der Kritik die Brille putzt und deren größere Anzahl dem Ganzen ein lebhafteres Colorit verliehen hätte, wären wir gern häufiger begegnet:

Kritik! Kritik! verdammtes Wort!
Ich hab' es lange schon im Magen,
Und diesen Journalistensport
Kann oft der Zehnte nicht vertragen.
Hab' mich zwar nie daran gekehrt
In meinen ungebundnen Sitten,
Denn was ich thu' und lasse, schert
Doch keinen Zweiten oder Dritten.
Allein das liebe Publikum
Ist nun mal so daran gewöhnt,
Als ob ein Evangelium
Ihm aus der Zeitung Spalten tönt,
Als ob daraus sich jeder hole
Die literarische Parole.
Man wagt kein Urtheil im Salon,
Bevor nicht über das Problema
Hier Segen sprach das Feuilleton,
Dort ein vernichtend Anathema.
Dann aber redet jeder klug
Vom neu erschienenen Romane,
Und vom Theater Zug auf Zug
Schwört man zu seines Blättchens Fahne.
Statt sich mit unbefangnen Sinnen
Genußempfänglich hinzugeben,
Gilt's nur, ein Urtheil zu gewinnen,
Und über jeder Zeile schweben

Sieht man — ein Damokleisch Schwert —
Des Recensenten spitze Feder,
Auf welche er vom hohen Pferd
Die Worte euch wie Lerchen spießt,
Aus welcher, zieht er scharf vom Leder,
Oft Schwärzres noch als Tinte fließt.
Ich kann sie wahrlich nicht beneiden,
Die dieses Henkeramt bekleiden,
Den Vogel für sein lustig Singen
Wie ihm der Schnabel ist gewachsen,
Mit Kennerweisheit umzubringen
Nach den landläufig festen Taxen;
Sie machen sich an Freuden ärmer,
Viel lieber bin ich doch der Schwärmer,
Der sich begeistert und entzückt,
Sich irrt und irrt und doch beglückt.

An dem epischen Stock der Dichtung ranken sich an verschiedenen Stellen duftige lyrische Blüten empor. Wir finden Wander-, Trink- und Liebeslieder, welche auf denselben frischen Ton gestimmt sind, der die poetische Erzählung überhaupt durchklingt. Wir setzen zur Charakterisirung folgendes freudig bewegte Gedicht her:

Wüchsen mir Flügel,
Ueber die Hügel
Wollt' ich mich schwingen zum Himmel empor,
Frei wie der Vogel die Wipfel ersteigen
Und aus den grünen, dämmernden Zweigen
Lustige Lieder schmettern im Chor.

Schwebend im Bogen
Käm' ich gezogen
Stolz wie der Falke im sonnigen Blau,
Flink wie die Schwalbe wollte ich schweifen,
Ueber die Gräser, die nickenden, streifen,
Netzen die Brust mir am blinkenden Thau.

Frühe am Morgen
Im Walde verborgen
Weckt' ich als Drossel den zögernden Tag,
Möve, am Strande mit dir wollt' ich fliegen,
Mich auf den schäumenden Wogen zu wiegen,
Lauschen des Meeres donnerndem Schlag.

Aber, o Nachtigall
Könnte ich überall
Schlüpfen wie du von Ast zu Ast,
Wüßt' einen Strauch ich vor einsamer Hütten,
Dahinein wollte in Tönen ich schütten
Grüße der Liebe, und da hielt' ich Rast.

Julius Wolff bekundet sich durch seinen „Till Eulenspiegel" als ein liebenswürdiges dichterisches Talent von Geist, Gemüth und Phantasie, dessen spätere Dichtungen die Erwartungen rechtfertigen mögen, welche dieser erste größere Wurf erregt.

Eugen Zabel.

Ein neuer Vorkämpfer des Darwinismus.

Die neuere Schöpfungsgeschichte nach dem gegenwärtigen Stande der Naturwissenschaften. In gemeinverständlichen Vorlesungen über die Darwin'sche Abstammungslehre und ihre Bedeutung für die wissenschaftlichen, socialen und religiösen Bestrebungen der Gegenwart, dargestellt von Arnold Dodel. Mit 87 Abbildungen und 2 Tafeln in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 12 M.

Nach der langen, von Siegergefühlen strotzenden Einleitung, kam der Verfasser vorliegender Schöpfungsgeschichte (warum „Schöpfung", da es doch bei Darwin eine solche absolut nicht geben kann?) von einem ganz entgegengesetzten, sehr christlichen Standpunkte schließlich zu Darwin und warf sich diesem mit solchem Feuer in die Arme, daß er bald selbst Vorlesungen über ihn hielt und diese zusammenfassend der Vater unsers Buchs wurde. Bei einem derartigen Durchbruche materialistischer Weltanschauungen durch eine anerzogene Mystik pflegt es in der Regel sehr stürmisch zuzugehen; wir begreifen deshalb vollkommen, daß sich über des Verfassers Buch eine Siegestrunkenheit verbreitete, welche ganz wie das enthusiastische Heureka des alten Weisen klingt. Um so freudiger fühlt er sich dadurch gestimmt, als er sich im Einklang findet mit 90 Procent der Naturforscher, welche seiner Statistik nach darwinistische Ideen cultiviren. Der darwinistische Materialismus hat mithin eine neue jugendlich frische Kraft gewonnen und kann sich zu derselben Glück wünschen. Denn er ist gewissermaßen eine Ergänzung zu Haeckel und allen jenen Darwinisten, die ihres Meisters Princip vorzugsweise als Zoologen cultiviren: er faßt die Sache seiner Partei vorzugsweise vom botanischen Standpunkte auf, und zwar mit einem ähnlichen Geschick. Das ist das Neue in ihm. Aber nicht nur das. Er sitzt auch sattelrecht in den übrigen Disciplinen, in den speciellen wie in den allgemeinen, und das ist das Generalisirende in ihm, welches ihn befähigt, eine „neuere Schöpfungsgeschichte", wenn wir mit ihm diesen ungeeigneten Ausdruck annehmen wollen, zu verfassen.

Als Parteigänger kann man nichtsdestoweniger von ihm entweder abgestoßen oder enthusiasmirt werden, je nachdem man Spiritualist, einfacher Monist oder Darwinist sein mag. Denn in diese dreifache Richtung spaltet sich unsere heutige Naturwissenschaft. Es gibt Forscher, welche leicht damit fertig sind, im Sinne der mosaischen Urkunde das Dasein zu erklären, dogmatische Spiritualisten also, denen der Darwinismus ein Greuel sein muß. Die beiden übrigen Kategorien fallen in ihrer Wurzel zusammen: dergleichen Forscher müssen alles als Folge gegebener Verhältnisse, ewiger Gesetze ableiten. Sie spalten sich aber auf ihrem fernern Wege an der Grenze der Thatsachen. Die einen bleiben an ihr bescheiden stehen und meinen, daß alle wirklichen Arten ebenso viele bleibende Schöpfungsmomente seien, die sich nicht weiter erklären lassen, wie überhaupt das ganze Dasein in seinen letzten Gründen ein unerklärbares Mysterium sei. Man könnte sie die speciellen Materialisten nennen. Die andern gehen über die Grenze hinaus und werden zu generellen Materialisten, indem sie die Variabilität der Arten als Gegenbeweis gegen die bleibenden Schöpfungsmomente, oder wenn man lieber will, gegen die Dauer jener Schöpfungsproducte anführen und damit das Dasein zu erklären wähnen. Dieses sind die Darwinisten, folglich die Ultramaterialisten, weil sie eine beständig währende Schöpfung

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 29. April 1875.

Die neue Zeit vom Standpunkte der Krause'schen Schule.

Die neue Zeit. Freie Hefte für vereinte Höherbildung der Wissenschaft und des Lebens, den Gebildeten aller Stände gewidmet. Im Geiste des Philosophencongresses unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von Hermann Freiherr von Leonhardi. Neuntes Heft (Band 3, Heft 3). Prag, Tempsky. 1874. Gr. 8. 3 M.

Eine treffende Charakteristik der Krause'schen Philosophie findet sich in Fortlage's „Genetischer Geschichte der Philosophie seit Kant" (Leipzig 1852). Fortlage nimmt Krause mit Wagner zusammen und sagt:

Beide haben die Identitätsphilosophie auf eine möglichst populäre Weise vorgetragen, Wagner mit mehr dialektischer Gewandtheit und größerm Ideenreichthum, Krause mit mehr Rücksicht auf das praktische Leben.... Beide hatten eine Vorliebe für socialistische Ideen und Pläne zur Verbesserung des Loses der Menschheit miteinander gemein, stimmten auch darin miteinander überein, daß sie diese Zwecke nicht durch Gewalt, sondern durch Verbreitung einer höhern philosophischen Menschheitbildung auf Erden erstrebten, wobei aber Wagner an die bestehenden Universitäten und Akademien anknüpfte, während hingegen Krause anfangs mit mehr Zuversicht an den Freimaurerbund anzuknüpfen suchte, hernach aber, nachdem er von seinem Glauben an die weitere Entwickelungsfähigkeit dieses Instituts zurückgekommen war, es bei allgemeinen Vorschlägen zur Bildung eines philosophischen Menschheitbundes zur Verbreitung einer höhern Bildung und Sitte bewenden ließ. Krause's Geist strebte in die Zukunft, er fühlte sich als Vorherverkündiger neuer religiöser und sittlicher Zustände, ähnlich wie St.-Simon, und starb auch gleich diesem, ohne den Beifall seiner Zeitgenossen geerntet zu haben, in Armuth und Dürftigkeit, geliebt, geehrt und angehört von nur wenigen getreuen Schülern.

Durch das hier über Krause Gesagte ist zugleich die Krause'sche Schule mit charakterisirt. Auch sie verfolgt, wie ihr Meister, vorzugsweise eine praktische Richtung, strebt nach Ineinsbildung der Wissenschaft und des Lebens und nach gemeinfaßlicher Verständigung über die menschheitlichen Strebensziele. Zu diesem Zweck ist die Zeitschrift „Die neue Zeit" gegründet, von der bisher drei Bände erschienen sind, deren dritter mit dem vorliegenden neunten Heft abschließt. Die Aufgabe derselben ist in Uebereinstimmung mit der des Philosophencongresses gleich anfangs dahin präcisirt worden:

Es gilt, sowol in den verschiedenen wissenschaftlichen als in den mancherlei andern Bethätigungsreichen die Arbeiter und Kämpfer für das Reich der gottgeweihten Menschheit zu einer solchen Weise des Zusammenwirkens zu bestimmen, wodurch allen in der Idee des Menschheitlebens begründeten wesentlichen Bildungsgegensätzen Raum geboten und, in Hinweisung auf einen ihnen allen gemeinsamen höhern Einigungspunkt, ihr friedlicher Bestand und ihre dem Menschheitlebenszweck entsprechende Höherbildung ermöglicht wird; — [kürzer auch so:] Versammlung von geistig freiern Angehörigen verschiedener Schulen in eine vereinte Schule fortschreitender Verständigung.

Von diesem Standpunkte aus polemisirt der Herausgeber gegen das Sichabsondern der Philosophen von Fach. Von den meisten derselben gelte, was Frohschammer in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" gesagt hat, daß sie „dem geistigen Leben des Volks sich entziehen, um abseits abstracte und allenfalls abenteuerliche Systeme auszubilden, die zur Förderung und Gesundheit des geistigen Lebens nichts beitragen können, statt daß sie vor allem die Aufgabe hätten, an der Lösung gegebener Probleme des geistigen Lebens mitzuarbeiten, die verworrene Gärung in diesem klären zu helfen und die Bildung einer neuen haltbaren Weltanschauung nach Möglichkeit zu fördern".

Dergleichen engherzigen Fachphilosophen fehlt nach dem Herausgeber bei allem Dankenswerthen, was sie in einzelnen Zweigen der philosophischen Forschung leisten mögen, doch das Beste und für unsere Zeit Nöthigste: die Einsicht, was sie zu thun hätten, um für unsere der rechten Führung noch entbehrende Zeit Führer werden zu können. Der großen Mehrzahl der Gebildeten sei mit dem Blindglauben auch der Wahrheitskern des Glaubens verloren gegangen oder zweifelhaft geworden, und trotz der vielgerühmten Intelligenz unserer Zeit fehle ihnen ein Wissen, welches den verloren gegangenen Glauben ersetzen könnte.

Selbst die durch Wissenschaft und Leben zu Tage geförderten und durch die Zeitungen verbreiteten Wahrheiten verwandelten sich im Munde der Mehrzahl alsbald zu fürs Leben wenig fruchtbaren Phrasen, weil unsere Jugend auf den Schulen nicht zum Selbstdenken angeleitet und weil in den mit Gedächtnißkram überfüllten Köpfen der Wissenstrieb methodisch getödtet werde. Daher aber komme es, daß der Mehrzahl der sogenannten Gebildeten nicht nur der Dogmenglaube, sondern auch der Glaube an die Vernunft und an die Möglichkeit des Wissens von dem, was für Geist und Gemüth des Menschen das Wichtigste ist, fehle. Diese geistige Verkommenheit sei aber nur dadurch möglich geworden, daß die Mehrzahl der Fachphilosophen nun schon seit etwa funfzig Jahren sich dem geistigen Leben des Volks entzogen habe und noch entziehe.

Es ist nach dem Herausgeber ein verhältnißmäßig kleiner Kreis von Wahrheiten, deren Selbsteinsicht genügen würde, um die Denkenden und insbesondere um das heranwachsende Geschlecht mit einem allgemeinen Besserungseifer und Wetteifer zu erfüllen, und das Auffinden dieser Wahrheiten sei nicht etwa einer zukünftigen Wissenschaftsforschung vorbehalten. Auch die Einsicht in dieselben in gemeinverständlicher Weise und unabhängig von allem Blindglauben schon bei den Schülern der höhern Klassen wecken zu können, dahin habe es die philosophische Forschung bereits gebracht.

Die Krone der heutigen wissenschaftlichen Einsicht ist die, daß Gottinnigkeit (echte Religiosität) und freieste Vernunftforschung sich nicht nur nicht feindlich gegenüberstehen, sondern vereint dem gleichen menschlichen Ziele dienen. Daß diese Einsicht in den gebildeten Kreisen platzgreife, auf daß bei ihnen wenigstens die sich bekämpfenden und das große Wort führenden Verfechter einerseits des Blindglaubens, andererseits der Leugnung alles Höhern keinen weitern Anhang finden können, dazu reicht freilich nicht hin, es auszusprechen, daß man diese Einsicht habe; es gehört dazu vielmehr, daß diejenigen, die zu dieser Einsicht kommen sollen, selbst den Weg gehen, der zu ihr zu führen vermag. Diesen Weg aber hat zuerst und am gründlichsten Krause gezeigt in seinem zur Gewißheit der Gotteserkenntniß emporleitenden Theil der Philosophie. . . . Ist auf diesem Wege die Grundlage des Wohlvereins vom Wissen und Glauben gewonnen, so ist damit auch die Möglichkeit gegeben, ferner zu dem Kreise wissenschaftlicher Einsichten zu gelangen, die sich auf die Höherbildung des Gesellschaftslebens beziehen und die eine lebenskünstlerisch besonnene und nachhaltige Begeisterung für dieselbe zu wecken vermögen, nämlich Einsicht zu erlangen in die reichere Gliederung der menschlichen Gesellschaft, die anzustreben ist, um allen Seiten des menschlichen Wesens eine freie und wohlvereinigte Entwickelung zu gestatten — sowie ferner die durch die Philosophie der Geschichte gerechtfertigte Einsicht in die Möglichkeit des Besserwerdens, und mit dieser Einsicht die freudige Hoffnung auf jene wahrhaft neue bessere Zeit!

Um den Schein eines einseitigen Sichvordrängens der Schule Krause's zu vermeiden, ist es in mehrern Heften der vorliegenden Zeitschrift den andern Philosophenschulen nahegelegt worden, die Einleitung zu einem dritten Philosophencongreßtage zu übernehmen. Dieselben sind aber nicht darauf eingegangen. Unter diesen Umständen hat die Krause'sche Schule auch ihrerseits in den letzten Jahren von dem baldigen Berufen eines Philosophentags abgesehen und Zeit, Kraft und Mittel einstweilen einem „zukunftvollen Sprößling" des Philosophencongresses, dem allgemeinen Erziehungsverein, über den das vorliegende Heft Ausführliches bringt, zugewendet. Auch in Zukunft gedenkt sie ihre Stellung zu behaupten, nach zwei Seiten hin entschieden kämpfend, „hier wider die Feinde einer völlig freien Vernunftforschung und der durch diese geforderten Höherbildung des Lebens, dort wider die Leugner alles Höhergeistigen und Lobredner der Selbst- und Genußsucht". Auch in Zukunft wird sie bestrebt sein, „zwischen allen redlich Strebenden eine allmähliche Verständigung herbeizuführen".

Es sind hauptsächlich die beiden sich bekämpfenden Richtungen des wissenschaftfeindlichen Supranaturalismus und des religionsfeindlichen Materialismus, gegen die sich die „Neue Zeit" wendet; und wie sie sich die Ueberwindung dieser beiden denkt, geht besonders aus einem im vorliegenden Heft befindlichen Aufsatz des Herausgebers hervor, der überschrieben ist: „Fortschrittliche Regungen auf dem religiösen Gebiete". Der Herausgeber knüpft hier an Frohschammer an, der den Nagel auf den Kopf getroffen, indem er eine Wahrheit ausgesprochen habe, die, wenn sie von der Mehrzahl der Denkenden als solche erkannt und beherzigt würde, geeignet wäre, die Menschheit einen ganz bedeutenden Schritt vorwärts zu bringen, und die sich kurz so zusammenfassen lasse: Die endgültige Entscheidung in dem Kampfe zweier Weltanschauungen, der auf den Gebieten des Glaubens und des Wissens heute mächtiger denn je entbrannt ist, kann nicht der Sieg der einen oder der andern der sich bekämpfenden Parteien sein, wenngleich ihr beiderseitiger Vortheil ist, diesen Schein bei den Zeitgenossen hervorzurufen; vielmehr gilt es, Gegensätze, die, als Ergebnisse der Einseitigkeit, zu einer Zeit platzgegriffen haben, welche für alle unbefangen Denkenden bereits der Vergangenheit angehört, schließlich als veraltet abzuthun und an deren Stelle eine neue „seit Jahrhunderten schon durch Wissenschaft und Geistesbildung sich vorbereitende" Auffassung von Gott, Welt und Menschheit zu setzen, eine Auffassung, die das Berechtigte, Wahre des einen und des andern der Gegensätze in sich schließt, das Irrige beider aber ausschließt.

Wer möchte leugnen, daß die hier angegebene Methode die allein richtige ist? Aber von da bis zur richtigen Anwendung dieser Methode, und von da bis zur Ueberwindung der in der Praxis gegen die Einführung der neuen höhern Anschauung sich sträubenden Interessen bleibt immer noch ein großer Schritt. Es ist eitel Illusion, zu meinen, die in unserer Zeit sich auf Leben und Tod bekämpfenden Gegensätze ließen sich auf rein theoretischem Wege, durch Verständigung über das Irrige und Wahre derselben, durch Fallenlassen ihres beiderseitigen Irrthums und Vereinigung ihrer beiderseitigen Wahrheit überwinden. Als wenn diese Gegensätze lediglich aus dem Intellect entsprungen wären und nicht vielmehr in entgegengesetzten Willensrichtungen ihre Wurzel hätten! Mit Philosophencongressen und mit Zeitschriften „für vereinte Höherbildung" läßt sich solchen Gegensätzen nicht beikommen. Denn die Gegensätze sind keine rein theoretischen, rein im Intellect wurzelnden, sondern es sind gegensätzliche Interessen, gegensätzliche Willensrichtungen, die einander auf Leben und Tod bekämpfen. Erst müßte man also den Willen der verschiedenen Parteien gleichmachen, ehe man hoffen dürfte,

sie zu gleicher Ueberzeugung zu führen. Es gehört kindlicher Glaube dazu, zu meinen, die Infallibilisten und Socialisten, die Supranaturalisten und Naturalisten oder Materialisten ließen sich auf rein theoretischem Wege, besonders durch die Krause'sche Philosophie, bekehren. Gesetzt die Krause'sche Philosophie wäre, was noch nicht bewiesen ist, eine so haltbare, wie ihre Schüler annehmen, so wäre sie doch immer noch ebenso ohnmächtig wie andere philosophische Systeme, den verkehrten Willensrichtungen ein Ende zu machen, aus welchen die extremen Theorien immer neu entsprießen. Wille kann nur durch einen stärkern Willen gebrochen werden, der nach hierarchischer Universalherrschaft strebende Wille nur durch den stärkern, nach Freiheit strebenden Willen, der nach materiellen Gütern und Genüssen jagende Wille nur durch den stärkern sittlichen Willen.

Zur wirklichen Besserung und zum wirklichen Fortschritt gehören immer zwei: Erkenntniß und Wille. Der Wille aber ist das Vornehmste, das Entscheidende dieser beiden. Denn was hilft alle Erkenntniß, wenn kein Wille da ist, ihr zu folgen? Die Weltverbesserer thäten gut, vor allen Dingen die Mittel und Wege aufzusuchen, durch die der Wille gebessert wird. Die richtige Erkenntniß wird alsdann nicht unfruchtbar bleiben. Schafft uns erst die Genußsucht, die Herrschsucht und alle andern verderblichen Suchten aus der Welt, dann werden auch die diesen Suchten dienenden und sie beschönigenden falschen Theorien aus der Welt schwinden. **Julius Frauenstädt.**

Neueste englische und französische Romanliteratur.

1. Die Pariser. Nachgelassener Roman von Edward Bulwer. Deutsch in autorisirter Ausgabe. Vier Bände. Wien, Hartleben. 1874. 8. 13 M. 60 Pf.
2. Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen von Julius Verne. Zwanzig Bände. Wien, Hartleben. 1874—75. 8. 54 M.

Rasch schwindet das Geschlecht der großen französisch-englischen Romanschriftsteller aus den dreißiger und vierziger Jahren; seine Zeit ist um, und einer um den andern jener mit klangvollen Namen ausgestatteten Autoren tritt vom Schauplatze ab. Vor einigen Jahren war es Boz, ihm ist Bulwer gefolgt, beide aus einer noch kraftvollen und nie rastenden, unvollendeten Thätigkeit herausgerissen. Es läßt sich weder auf dem französischen noch auf dem englischen Boden in irgendeiner Weise behaupten, daß jene Häupter ersetzt seien; die große und markante Production ist zurückgegangen, Epigonenzeit für die schöne Literatur, und es ist unter anderm im höchsten Grade fraglich, ob ein einziger der aus der Periode des zweiten Kaiserreichs herausgewachsenen Lyriker jener glänzenden Reihe der Lamartine, Victor Hugo, Alfred de Musset, Alfred de Vigny u. a. sich anzureihen Kraft und Glück habe. Ebenso steht es im Roman. Producirt wird viel und vierlerlei; aber der Gehalt ist gesunken, die Bedeutung der Werke und Autoren ephemer. Es ist als ein Unicum zu bezeichnen, wenn wir einem Schriftsteller begegnen, der selbstschöpferisch Neues in großem Stile bringt und sofort als eine Gestalt von Rang und Nerv sich abhebt. Mit einer solchen Erscheinung haben wir es diesmal zu thun; der nach großem Wirken hingegangene Engländer und der mit seiner ausgesprochenen Specialität eben in voller Blüte stehende Franzose sind unser Thema.

Mit Lord Edward Lytton Bulwer hat der Tod eine mächtige Feder zur Ruhe gebracht, ehe sie ihr letztes Werk ganz vollendet hatte; ein ähnliches Schicksal, wie es wenige Jahre zuvor den zwar wesentlich anders gerichteten, aber in seiner Art ebenso großen Sittenzeichner Boz betroffen hat, nur daß das Schlußwerk des letztern mitteninne abgebrochen ward, während Bulwer das seinige bis auf die letzten Striche brachte, sodaß es dem Sohne des Verstorbenen leicht überlassen bleiben durfte, die wenigen ergänzenden Züge beizusetzen.

Von den beiden gleichzeitig angehobenen Werken: „Kenelm Chillingly“ und „Die Pariser“ (Nr. 1), ist das erste vollendet; übrigens weist ihnen der Sohn und Herausgeber zusammen mit einem vorausgegangenen Stücke „The Coming Race“ eine besondere und von den übrigen Arbeiten desselben Autors abgetrennte Stelle an, in dem Sinne, daß sie alle von ein und derselben Grundidee getragen seien, welcher das letztgenannte zuerst phantastischen Ausdruck gegeben habe. So viel ist sicher, daß in dem Schlußwerke der Bulwer von früher nicht so leicht herausgefunden werden möchte.

Sehr richtig ist angedeutet worden, daß der Roman wesentlich socialer Natur ist, dramatisirte Beobachtung der äußern Welt gibt und die Wirkung der modernen Ideen auf ein ganzes Gemeinwesen, genauer gesagt auf die ganze eigenartige Nation widerspiegelt. Daraus erklärt sich die Art der Darstellung und Fassung des Stücks. Haben die Beobachtung und der lebendige Ablauf etwas Dramenartiges, so die Gesammthaltung, die Darstellung, die gleichmäßig graduirte Zeichnung etwas durch und durch Episches. Kein Held, überhaupt keine um Haupteslänge über die andern hinausragende Gestalt. Der Kreis der handelnden Personen ist so sehr reich, mannichfaltig, in coordinirten Schattirungen bunt gezogen und sorgsam durchgeführt, daß er vollkommen klar macht, wie der Autor das ganze gewaltig verwickelte Gesellschaftstreiben der französischen Hauptstadt des zweiten Kaiserreichs in allen vorspringenden Grundtypen malen wollte. Die Figuren sind alle mit großer Gleichartigkeit durchgeführt, was für den Roman zu allernächst den namhaften Vorzug hat, daß der Gesammtbau nirgends abspringende Ecken zeigt, sondern ein rundes und consequent aufgebautes Ganzes darstellt in ununterbrochener Gleichmäßigkeit und Ebenheit der Durchführung. Die ganze volle Kette dieser Individualitäten legt uns nach lebensvoller Beobachtung entworfene Gestalten vor. Es ist nicht die romanhafte Phantastik, der wir in andern Romanen desselben Autors begegnen; es ist Zeichnung der wirklichen Gesellschaft, wenn auch da und dort den einzelnen Personen der besonders geartete Pinsel des Verfassers in poetisch empfundenen und erfundenen Zügen umgestaltend zu Hülfe gekommen ist. Daher feh-

len denn auch die bei den französisch-englischen und nach ihnen bei den russischen Romanschriftstellern so beliebten excentrischen Situationen, die Kraft- und Effectstücke, mit welchen sie zu wirken verlangen; das allerdings in dem Auge des Dichters abgespiegelte und mit seinem Pinsel entworfene Gegenbild der pariser Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs stellt sich so, daß in dem riesigen Brennpunkte die Nationalitäten sich sammeln und in den verschiedensten Combinationen durch- und gegeneinander wirken. Und nun die Nationalitätenzeichnung an sich. Wir dürfen es dem Romanschriftsteller anrechnen, daß er mit jener Ruhe und Klarheit verfahren ist, welche wir sonst nur vom Geschichtschreiber zu fordern und übrigens auch bei ihm sehr oft nicht zu finden gewohnt sind. Der weltüberschauende Blick des geübten und gewandten Weltmannes hat den Verfasser davor bewahrt, den nationalen Rivalitäten, Kleinlichkeiten, Ungerechtigkeiten und Eifersüchteleien, die sonst der harte Kampf an die Oberfläche gespült hat, Raum zu geben. Seine eigenen Engländer werden um gar nichts verschönert und lassen ihre Sonderlichkeiten ganz richtig mitspielen; die Deutschen aber haben allen Grund, sich bei dem Autor für das tüchtige Bild ihrer specifischen Repräsentanten zu bedanken; die Nation ist voll gewürdigt. Hat man übrigens in einzelnen dieser Gestalten ganz hervorragende Persönlichkeiten der jüngsten Geschichte zu erkennen geglaubt, ja in einem Fall speciell einen der hervorragendsten unter den preußischen Generalen, so heißt das in der diftelnden Auslegung entschieden zu weit gegangen. Es begegnet den Herren Recensenten hier einmal wieder genau das Gleiche, wie wenn man sich zu ihrer Zeit über Productionen Goethe's und Schiller's nach gleicher Richtung die Köpfe zerbrach; wir erinnern, um einer einzigen Specialität zu erwähnen, an die Curiositäten, die man in die Gestalten von Goethe's „Tasso" hineingedichtet hat. Es ist allgemein den Literaturgeschichtschreibern und Kritikern in solchen gewagten Auslegungen die größte Vorsicht zu empfehlen.

Die Zeitlage ist ganz genau fixirt: es ist die allerjüngste große und für Frankreich so furchtbar gewordene Vergangenheit. Anfangstermin ist die letzte Zeit des Kaiserreichs, das tolle Jagen, aber bereits auch die vollständige Zersetzung dieser auf den Grund durchfaulten Gesellschaft. Bereits ist der Kampf der feindlichen Parteien in der Politik aufs heftigste erklärt; für und wider das Regiment, die beiden Lager stehen scharf gegeneinander; natürlich geht die unterdrückte und auf die Revolution lossteuernde Klasse in unterirdischen Schlichen vor. Da tritt die ganz andere Schicksalswendung ein: das Kaiserreich unterschreibt mit der Kriegserklärung gegen Preußen den eigenen Todtenschein, und Freund und Feind sind getäuscht. Es folgt der preußische Krieg, die Belagerung von Paris und — zwar nur noch episodisch angedeutet — die furchtbare innere Wirrniß der Commune. Die Gradation in der Tonweise ist sehr naturtreu und nicht ohne Feinheit und Berechnung: der Roman beginnt und hält sich Bände hindurch sehr ruhig; er führt die Gesellschaftselemente in ihrem mannichfachen Durcheinanderspielen vor bis auf die Spitze der Krisis. Dann wird er erregter, springender; mit den Schrecken und dem Elende der Belagerung steht er auf der Höhe der dramatischen Entfaltung; das Verstandesinteresse geht richtig gesteigert in dasjenige des Gemüths über; die Belagerungsscenen sind das Höchste in gemüthlich getragener Darstellung und bleiben dabei durch und durch wahr; es möchte schwer sein, einen nicht in jene Tage der furchtbaren Prüfung passenden, einen schiefen Zug herauszufinden; noch schwerer, auch nur eine leise Uebertreibung, einen Exceß zu constatiren. Alle Seiten an dem Gemälde sind sprechend treu, und es fehlt ihm auch nicht jener unerschöpfliche pariser Witz und Humor, der den Hunger durch ein Bonmot zu beschwichtigen sucht.

Der Grundcharakter des Romans beruht sonach auf der durch die Handlung getragenen Durchführung der Gesellschaftstypen, und zwar sind, um mit dem Herausgeber zu reden, die vorgeführten Gestalten nur die einzelnen Züge einer einzigen großen Gestalt und ihre Handlungen nur ebenso viele Nuancen eines einzigen unpersönlichen Charakters, dessen nämlich der pariser Gesellschaft in dem kaiserlichen und demokratischen Frankreich; eines Charakters, der sich in dem ganzen Laufe der Erzählung, deren eigentlicher Held er ist, überall geltend macht und bethätigt.

Was den Werth des Romans und die Feinheit der Zeichnung betrifft, so können wir allerdings eine Gestalt, die denn doch fürs große Getriebe des öffentlichen Lebens nicht zu den bestimmendsten zählt, als das förmliche Centrum des Werks erklären; das ist die mit großer Vorliebe behandelte Figur der Italienerin Cicogna, einer mit hohen künstlerisch-literarischen Anlagen ausgestatteten und doch so echt anmuthend, mit angeboren sich bescheidendem Takte in sich ruhenden, exquisit weiblichen Natur, die sich gleichbleibt unter den schwersten Herzenskämpfen, bis die Reinheit und Hoheit ihres Wesens den Sieg davonträgt über Irrungen, Misverständnisse und Vorurtheile; es ist die ideale Künstlernatur, gehoben durch die einfache Schönheit und Anmuth und Wahrheit der durch und durch weiblichen Seele. Sie stellt in der That das geistige Band dar für die sonst so widerspruchsvoll auseinanderfallenden Elemente dieser zerbröckelnden Gesellschaft.

Graham ist der in seinen äußern Manieren etwas kalte und förmliche, sehr bedächtige und lange überlegende, mit allerlei nationalen Vorurtheilen und gesellschaftlichen Scrupeln behaftete, aber einen reichen Fonds von Verstand und Gemüth, von wohlbenutzter Weltkenntniß und selbständiger Denkkraft in sich tragende Engländer, der durch und durch noble Repräsentant der hohen englischen Aristokratie besten Stils; er ist eine Art von englischem Hamlet, schließlich aber immerhin mit entschlossener Thatkraft. Die Mischung der Elemente in diesem Charakter ist gut und abgecirkelt.

Duplessis und Louvier, zwei hohe Finanzautoritäten und Börsenspeculanten des zweiten Kaiserreichs, vertreten also eine höchst gewichtige, Schicksal und Sitte des Landes verschiedentlich regierende Klasse; aber die sich befeindenden Rivalen sind zwei ganz verschiedene Nuancirungen ihres Schlags. Duplessis ist der solid gewiegte Geschäftsmann und praktische Rechner, der die Verhältnisse nimmt und abwägt, wie sie eben sind, um aus ihnen den größten Nutzen für seine Berechnungen herauszuschlagen, dabei nicht ohne einen Zug nonchalanter Noblesse und tiefster Herzensneigung.

Louvier dagegen ist das leibhafte Ebenbild eines neugebackenen Börsenspielers, den Glück und Zufall begünstigt haben; es ist die Sorte, die wir seit Jahrzehnten auf allen Straßen können herumstolziren sehen, aufgeblasen und arrogant, großsprecherisch und prunkend, mit gerade so viel Geist, sich durch die gewagtesten Speculationen auf gerathewohl durchzuwinden und das Glück durch Frechheit zu zwingen, übrigens ohne Herz und Gewissen, ohne allen Sinn für etwas Höheres in der Welt; die Leute sind so leer wie ihre Breloques. Die Hauptgestalten dieser Art aus dem zweiten Kaiserreich, das sie wie Pilze heraufschießen machte, sind geschichtlich geworden; ihre Namen kennt alle Welt.

Eine ganz andere Nuancirung ist der tiefverschuldete Edelmann aus der Provinz, letzter Repräsentant jener altadelichen Geschlechter feudalen Charakters und Sinnes, natürlich ein eifriger Bourbon; und doch ist es ganz consequent, wenn auch er, einmal ins Chaos des pariser Lebens und seine Genüsse hineingeworfen, eine vollständige neuzeitliche Wandlung eingeht und ein halbes Jahr nach seinem ersten schüchtern befangenen und abgeschlossen stolzen Eintreten in die Kreise der Welthauptstadt ein völlig anderer ist.

Der am schwersten entzifferbare, verwickeltste, räthselvollste, in allen Nuancirungen schillernde, in den verschiedensten Formen und Verrichtungen auftretende Charakter ist der alte Marquis Victor de Mauléon. In der Jugend ein vollkommener Roué, der Lion und verzogene Liebling der pariser Aristokratie, ist er auf einmal aus seiner glänzenden Weltmannscarrière herausgeworfen worden. Unter höchst gravirenden Umständen, die er der von ihm hochgehaltenen Ehre einer Frau wegen nicht entkräften kann noch will, wird er unter die infamirende Klage des Diamantendiebstahls gestellt, verläßt als Verfemter die Gesellschaft, die sein Lebenselement gewesen, bringt unter verändertem Namen, in allerlei Verkleidungen und Functionen Jahrzehnte hin und taucht unmittelbar vor dem Sturze des Kaiserreichs gerechtfertigt in derselben Gesellschaft wieder auf, aber nur, um sie und das politische System zu untergraben. Die erschütternde Lebenserfahrung hat ihn verbittert und menschenfeindlich gemacht; er will die Revolution à tout prix, arbeitet seit Jahren insgeheim an der Untergrabung des Kaiserreichs, weiß gegen dasselbe große Geldsummen und die Presse ins Feld zu führen, fällt aber schließlich selbst als Opfer seiner Machinationen. Er bedient sich zum Zwecke des Zerstörens aller zweifelhaften Gesellschaftselemente, die er in dem Augenblicke, da sie seiner Idee nicht mehr dienen, keck wegwirft, so der fremden Emigration und der von Emancipation träumenden Arbeiterklasse. Und doch ist der Mann nichts weniger als gemein. Er setzt jeden Augenblick in unerschütterlicher Verwegenheit die eigene Person, das Leben ein; er versteht beherrschend die ihm apathischen Personen und Kreise s[ein]en weitstrebenden Ideen dienstbar zu machen, verf[ü]gt über große Geldmittel, ist auch ein praktisch tüchtig[e]r und sehr entschlossener Anführer im Kriege. Kurz, d[a]s ist Metall, aus dem man stolze und gefährliche Charaktere gießt, Mauerbrecher im Revolutionskampfe.

Wir lassen die starke Reihe der übrigen Gestalten a[uß]er Spiel, da sie gegenüber den genannten doch nur Nebenrollen spielen und blos verschieden schattirte Abfärbungen größerer Cirkel sind.

Die allernächst treffenden, auf die politisch-socialen Zustände unserer Tage gerichteten massenhaften Beziehungen und Beobachtungen geben dem Roman natürlich seine bedeutsamere Folie. In Summa, es ist die Feder des großen Engländers.

Verlassen wir das reiche Gesellschaftsbild des Todten, um auf die einem außerordentlich verschiedenartigen Felde angehörenden Naturbilder eines eben in höchster Blüte der Entwickelung stehenden Lebenden einzutreten. Es braucht einen tüchtigen Schritt vom Engländer zum Franzosen herüber.

Julius Verne (Nr. 2) ist ein und derselbe immer und überall, mögen wir uns nun in den 20 Bänden seiner Romane umsehen, wo wir wollen, mögen wir uns mit dem ersten oder letzten jener 20 Bände befassen, mit der am frühesten entstandenen, also ältesten, oder umgekehrt der jüngsten seiner Compositionen. Wir werden also der gleichen Manier in Ton und Haltung, Sprache und Darstellung, Inhaltsfeld und Compositionsweise, in dem gesteigerten Maße des Abenteuerlich-Phantastischen und der mathematisch berechneten realistischen oder materialistischen Elemente begegnen; dem durchaus gleichartigen Talente, derselben Spannung einer in riesige Dimensionen ausschweifenden Einbildungskraft und demselben kolossal großen Felde der verwendeten realen Hülfsmittel und Kenntnisse. So steht es, ob wir nun mit Band 1 in 97 Stunden und 20 Minuten die Reise von der Erde zum Mond machen und mit Band 2 als deren Fortsetzung die Tour um den Mond, oder ob wir uns in Band 20 fünf kleinere Bilder vorführen lassen, sei es aus dem Gebiete der eigenartigsten physisch-mechanischen Combinationen, sei es aus seinem Lieblingsfelde der abenteuerlichen Reisen, wobei das knapp gehaltene Drama einer Montblancbesteigung die ganze Reihe dieser Schriften nach und auf, in und um die bekannten und unbekannten Welten abschließt. Er ist immer derselbe, ob er ganz streng gedrängt, knapp und rund ein durchaus specialisirtes Natur- oder Personenbild hinwerfe, oder eine relativ große Composition aufbaue mit einem zahlreichern Personenkreis und auf ausgedehnten terrestrischen und astronomischen Weltenkreisen. Wir sagen relativ groß, denn Verne hält sich durchweg, den äußerst mannichfachen Scenenwechsel und die Fülle des doppelseitigen Inhalts angeschlagen, ganz überraschend kurz. Es sind nur zwei Compositionen, die er auf je drei Bände ausdehnte: „Die Kinder des Kapitäns Grant" und „Die geheimnißvolle Insel". Je zweibändig sind: „Zwanzigtausend Meilen unterm Meer", „Abenteuer des Kapitän Hatteras" (eine Fahrt zum Nordpol) und „Das Land der Pelze" (im britischen Nordamerika, Factoreien der Hudsonsbai-Compagnie). Seine übrigen Romane sammt und sonders, und mögen sie uns auch die kolossalsten phantastischen Touren mitmachen lassen, sind auf einen einzigen Romanband beschränkt oder gehen gar novellistisch noch darunter. Je einbändig sind: die beiden Reisefahrten nach dem Monde und um den Mond; die genau ebenso abenteuerliche Reise nach dem Mittelpunkte der Erde; die fünfwöchentliche Ballonfahrt über Centralafrika hin; die abenteuerreiche Gradmessung einer international russisch-englischen Gelehrtendeputation in Südafrika, und endlich die in 80 Tagen mit allen erdenk-

lichen Fahrmitteln sich vollziehende Parforcejagd um die Erde. Dazu sind in den zwei letzten Bänden die kleinern Constructionen in die Form von Novellen oder Reiseerzählungen zusammengezogen worden, und doch wäre auch da zuweilen des Inhalts genug für einen ganzen und vollen Roman. Was sind diese letzten Objecte? Da führt uns die „Schwimmende Stadt" das Riesenschiff des Great-Eastern vor auf einer romantisch ausstaffirten Fahrt nach Amerika. „Die Blokade-Brecher" landen im amerikanischen Kriege mitten unter den feindlichen Feuern mit ihrer doppelten Contrebande, lebenden und todten, vor Charlestown und brechen von da heraus unter noch größern Gefahren, da sie wegen einer verdächtigen Rettung nun zugleich die Feuer der Süd- und der Nordstaatlichen zu kreuzen haben. „Eine Idee des Doctor Ox" ist genial genug, tauchte übrigens schon in der Reise um den Mond an einer Stelle in humoristischer Form auf (siehe darüber unten). „Meister Zacharius", ein geistreicher Erfinder in der genfer Uhrmacherkunst, wird im halben Irrsinn vom Hochmuthsteufel derart erfaßt, daß dieser ihm vorstellt, er sei dem Schöpfer gleich, und so verfällt er schließlich in der That dem Fürsten der Hölle. „Ein Drama in den Lüften" führt uns den wirklich dramatischen Kampf eines Luftschiffers vor mit einem durch das Studium über diese Kunst verrückt Gewordenen, der sich bei der Abfahrt unversehens in die Gondel geschlichen und nun in seinem Stil lenken und steuern will — hohe Spannung auf den Ausgang. „Eine Ueberwinterung auf dem Eise" geht nochmals in die Schrecken und die überraschend großartigen wie furchtbaren Naturerscheinungen des Nordens hinauf, welche der Verfasser überhaupt in mehrern seiner Stücke mit großer Vorliebe und ausgezeichnetem Geschick malt. Den Schluß bildet die Montblancbesteigung, ausgeführt von dem Bruder des Verfassers.

Ein gewaltiger Inhalt findet sich in diesen 20 Bänden. Zu dem ungeheuern Material, das aus allen möglichen Zweigen der naturwissenschaftlichen Fächer zusammengetragen ist, kommt hinzu die ebenso ungeheuere Erfindung im Gebiete des Abenteuerlich-Phantastischen. Dazu die absolute Gleichartigkeit des Wesens, die dem Kenner erlaubt, den Kopf des Autors aus jedem beliebigen Stücke herauszuconstruiren. Das ist leicht erklärlich: ist ja Verne ganz eigentlich Schöpfer und einziger Hauptrepräsentant einer durchaus neuen Specialität, die man unter den sehr richtigen Titel „Naturwissenschaftliche Romane" gebracht hat!

Wir wählen hier im Unterschiede von der eingehenden Monographie, die wir, mehr die ersten 10 Bände berücksichtigend, gegeben haben (in „Unsere Zeit", 1875, XI, 1, 321), ein kleineres Stück aus dem zwanzigsten und letzten Bande „Eine Idee des Doctor Ox", worauf Verne eine Novelle von 100 Seiten gebaut hat, eine seiner jüngsten Schöpfungen.

Der Einfall, durch massenhaftes Ausströmenlassen reinen Oxygens einem ganzen bis dahin behäbig gemächlich hindufelnden vlämischen Provinzialstädtchen durchaus neues, fieberhaft erregtes und gesteigertes Leben einzuhauchen, und zwar nicht den sonst spießbürgerlich zahmen Bewohnern allein, sondern der Thier- und Pflanzenwelt mit, ist nicht weniger abenteuerlich-phantastisch als die obenerwähnten des Verfassers, wenn er uns in den Mond fliegen und glücklich wieder auf die Erde heimkehren läßt, wenn er mit uns die unterirdische Höllenfahrt nach dem Mittelpunkte der Erde antritt und schließlich die Gesellschaft auf dem „ungewöhnlichen" Wege durch den Krater eines Vulkans glücklich ans Licht befördert, wenn er durch gewaltige Eismassen in nie durchstrichenen Meerestiefen die Schiffahrt nach dem Südpole durchsetzt u. s. w. Die Specialwirkungen seines wundererzeugenden Gases, in äußerst drastischer Lebendigkeit gemalt, stehen genau auf gleicher Stufe mit den ungeheuerlichen Leistungen seiner physikalisch-mechanischen Apparate, der mit fast absoluter Sicherheit vom Menschengeiste regierten Naturkräfte, der astronomisch-mathematischen Rechnungsergebnisse. Die specifischen Kenntnisse, Schilderungen und Hülfsmittel weichen in den einzelnen Stücken höchstens nach dem Grade und der Fülle der Verwendung voneinander ab, und der gutmüthigste Humor spielt mehr oder minder ausgesprochen mit.

Im „Doctor Ox" ist der letztgenannte Factor sehr lebendig. So ist gleich einleitend höchst humoristisch die gemächlich-gemüthliche Zeichnung dieser seit Jahrhunderten im vegetirenden Halbschlaf träumenden Stadt Quiquendone, deren Bürgermeister und Rath je eine Viertelstunde brauchen, bis sie in ihrer belebten Berathung wieder einen Satz herausbringen, und sich in ihrer hochmagistralen Weisheit auch dem am Zusammensturze laborirenden Brigittenthurm gegenüber zu dem heroischen Entschluß erheben — nichts zu beschließen. Die gradweise psychische Wandlung dieser hausbackenen Seelen, bis sie alle zum Jubeln und Zanken, zum Tanzen und Springen und gar zur Kriegserklärung gegen eine vor Jahrhunderten feindlich aufgetretene Nachbarstadt heraufgeschraubt sind und einen ehrbaren Conditor zum Feldherrn wählen, dazu der ähnlich fieberhafte Beschleunigungsproceß bei Thieren und Pflanzen, dieser ganze künstliche Verlauf ist ebenso seltsam wie voll der heitersten humoristischen Ironie. Wir kennen die Leute und sie kennen sich selbst nicht mehr, bis zu rechter Zeit die Gasanstalt in die Luft fliegt und der chemische Tausendkünstler mit seinem Famulus verschwindet.

Die glänzende Schilderung, die sich sonst bei Verne in großartigen Naturbildern aus dem Leben der Erde und des Himmels ergeht, hat sich in dem kleinen Stück in eine Reihe ganz köstlicher Personen- und Gesellschaftsporträts zusammengezogen, und auch die sonst in erstaunlicher Fülle verwendeten Naturkenntnisse haben nicht Raum noch Anlaß, auf die ungemessenen Gebiete überzuschweifen, für die der Autor sonst so große Vorliebe und Meisterschaft beweist; sie reduciren sich hier auf eine Reihe von Betrachtungen physiologisch-physikalisch-chemischer Natur: Wirkung der Gase auf die Organismen, Leuchtkraft, Erzeugung und Mischung u. s. w., alles, um auf den Schlußsatz sehr modern-materialistischen Stils herauszukommen: die physische Entwickelung, die Moralität, die Würde, die Talente, der politische Sinn einer Nation hängen einzig und allein von den Moleculen ab.

Verne ist nach seiner charakteristischen Schriftstellereigenthümlichkeit in jedem Momente seines Wirkens zusammengesetzt aus zwei höchst divergirenden Factoren, die er doch — und das ist seine individuelle Kunst — in eine künstlerisch scharf sich abhebende Einheit zu bringen versteht. Auf der einen Seite beherrscht und verwendet er

eine ganz erstaunliche Fülle der verschiedenartigsten naturwissenschaftlichen Kenntnisse aus allen ins Riesige angewachsenen Gebieten der Naturstudie im allerweitesten Sinne, Theorien und Systeme, Klassifikation und Beschreibung, praktisch-mechanische Anwendung und Rechnung, urweltliche Configuration und Geschichte der Einzelzweige, alles in allem inbegriffen und an seinem Platze verwendet. Er führt uns von den Moleculen bis hinan zur Sonnen- und Fixsternbildung, von den Tiefen der Meere und den Schachten in der Erdrindebildung bis hinauf zu den Mondbergen, und er rechnet mit seinen mathematisch fixirten Factoren aufs genaueste. Wer in populär anmuthendster Form einen kolossalen Reichthum des Naturwissens zusammengehäuft finden, wer sich einen Gesammtüberblick über die sämmtlichen Bildungen der realen Welt zu eigen machen wollte, der mag das alles aus den 20 Bänden dieses Autors schöpfen. Das ist also das reale, das mathematisch genaue und abgemessene Element in ihm. Nun kommt aber das zweite, das abenteuerlich-phantastische dazu. Die Phantasie macht Riesensprünge, ganz wie bei den um ihrer ungeheuerlichen Bildungen willen berufenen Franzosen und Engländern der dreißiger und vierziger Jahre, eigentlich noch verwegener und gewaltsamer; nur daß er mit den sehr bestimmten realen Factoren so lange rechnet, bis er uns das Tolle und radical Unmögliche, das Unerhörteste und selbst in den bis dahin versuchten Phantasiesprüngen ganz Beispiellose nahe gerückt und plausibel gemacht hat. Es ist bis zu einem bestimmten Punkte genau, was unsere modernste Zeit berechnet und construirt, durchforscht und geleistet, was sie an Naturgewalten erkannt und bezwungen und beherrscht hat; dann aber schnellt der Faden des Gewebes auf und reißt uns in die Wirbel des Ungeheuerlichen, in die nebelsternartigen chaotischen und tumultuarischen Constructionen hinein ohne Ziel und Ende.

Das Prachtvollste sind seine zum Theil großartigen Naturbilder. Die Sprache ist von dramatischer Lebendigkeit, die Darstellung knapp und präcis, der Humor frei und offen und gemüthlich, die Phantasie schrankenlos, die Composition richtig bemessen und nie weitschichtig, die ganze Wesensart, d. h. die besondere Combination aus den Factoren des Wirklichen und des Unmöglichen, des Urrealen und Urphantastischen einzig und originell, in ihrer Art schöpferisch.

J. J. Honegger.

Ein moderner Eulenspiegel.

Till Eulenspiegel redivivus. Ein Schelmenlied von Julius Wolff. Detmold, Meyer. 1874. Gr. 8. 6 M.

Gewiß ist es ein glücklicher Gedanke, den Todten von Mölln zu neuem Dasein zu erwecken und die lustigste Figur, welche sich der kräftige Humor und Witz unserer Nation als Vorbild aller übermüthigen Schelmerei zu lebensvoller Natürlichkeit erschaffen hat, in einer unsern modernen Verhältnissen entsprechenden Weise umzubilden. Der Charakter einer Uebergangsperiode, welchen man mit Recht der Gegenwart beigelegt hat, indem die alte Weltanschauung unaufhaltsam zusammenstürzt und aus den verwitterten Ruinen das neue Leben vielfach unfertig und in fragwürdiger Gestalt hervorgeht, gibt dem Humor die reichste Gelegenheit, sich in seiner befreienden Macht zu zeigen und die beengende Noth des Endlichen zu überwinden. Versieht doch die „lachende Thräne", überall wo es darauf ankommt gegen Ueberhebungen, Einseitigkeiten und Verschrobenheiten zu Felde zu ziehen, die Dienste eines „trefflichen Minirers", und oft weist die Narrenkappe auf eine tiefere Weisheit hin als das gepuderte Haupt der steifleinenen Grandezza, deren festgefrorene Unfehlbarkeit nur ein Zeugniß der eigenen geistigen Beschränktheit ist. Aristophanes, der ungezogene Grazienschlingel, und Rabelais, der Verfasser des „Gargantua und Pentagruel", diese Repräsentanten von zwei wildbewegten Auflösungsepochen in der Geschichte der Menschheit, gehören ohne Frage zu den gescheitesten Leuten, welche je gelebt haben; wer wollte sich der lachenden Weisheit verschließen, welche die Narren des „süßen Schwans von Avon" offenbaren? Unsere modernen Pessimisten haben es wol nicht mit Unrecht behauptet, daß das Lachen zu den erfolgreichsten Mitteln gehört, sich über das Elend des Daseins hinwegzusetzen, dessen offenes Bekenntniß der letzte Schluß ihrer Philosophie ist.

Aus diesem Grunde darf Julius Wolff, der sich schon durch seine Kriegslieder „Aus dem Felde" sowie durch seine „Goldenen Worte aus Shakspeare" in die Literatur eingeführt hat, auf eine aufmerksame Beachtung seiner Dichtung „Till Eulenspiegel redivivus" rechnen, in der sich harmloser Jugendübermuth mit seliger Weinlaune und freundlich lächelndem Liebesglück vereinigt, die überhaupt in ihrem unmittelbaren Wurfe von dem erquickenden Zauberhauch jugendlicher Frische umwittert wird. In dieser lebenslustigen, rothwangigen Gesundheit liegt vielleicht der hauptsächlichste Reiz, welchen das Gedicht auf den empfänglichen Leser ausüben muß. Hin und wieder möchte man allerdings eine größere Tiefe des Gehalts, eine packendere Originalität der Auffassung herbeiwünschen, aber im allgemeinen scheut man sich, von dieser gewinnenden Liebenswürdigkeit, welche an muntere Kindergruppen gemahnt, etwas anderes zu verlangen als lustige Scherze.

Die Dichtung besteht aus einer Reihe von Abenteuern, welche der Poet mit Eulenspiegel erlebt und die von jenem erzählt werden. Der Schalk erscheint in Kneitlingen, wohin die Sage seine Wiege versetzt, dem Schüler Apollo's, und hält ihm sogleich eine Vorlesung über praktische Vernunft. Lauschen wir einen Augenblick seiner Weisheit:

Sieh, alles Denken, alles Grübeln
Macht dir das Herz nicht frei und heiter,
Mit Wünschen kommst du auch nicht weiter;
Greif zu mit Händen, kühnen, raschen,
Den flüchtigen Genuß zu haschen,
Klug spüre auf des Lebens Würze,
In seinen buntsten Wirrwarr stürze,

Treib wie ein Kreisel dich herum,
Wirf, was nicht feststeht, um und um,
Dem stell' ein Bein, dem dreh 'ne Nase,
Und jenem in die Ohren blase
Handgreiflich eine feiste Lüge,
Er glaubt sie doch; kurzum betrüge
All die Betrüger grob und fein
Und alle Lumpen groß und klein.
Schlag um dich mit des Witzes Hieb
Und schüttle deines Spottes Sieb,
Daß dir so recht aus voller Brust
Losbricht die wonnevolle Lust,
Voll Uebermuth, unbändig kecken,
Die Welt zu narren und zu necken.
Für sie ist's Wohlthat und Bedürfniß,
Und du fragst nichts nach dem Zerwürfniß,
Wenn sie dich schilt, wenn sie dir grollt,
Daß du an ihr dich ausgetollt;
Du lachst nur, lachst aus Herzensgrund
Und lachst dich frei, reich und gesund. . . .
Ich hab' in meinem Grab ein Fenster,
Da kann ich mir die Welt besehn.
Als seliger Philister steh'
Und pensionirter Philosoph
Im tiefsten Seelennégligé
Ich oft und blick' in Haus und Hof;
Und seh' ich dann, wie toll und kraus
Die Welt, die niemals kommt zur Reife,
Geht die unsterblich lange Pfeife
Mir manches mal vor Lachen aus.
Zuweilen nur ist mir's gestattet
Mich wieder menschlich zu bewegen,
Von höhern Kräften überschattet
Der blöden Welt den Staub zu fegen,
Ihr meinen Spiegel vorzuhalten,
Daß sie sich selbst darin erkennt
Und in der Wahrheit ihr, der kalten,
Ein Funke Witz ironisch brennt.
Schon manches mal ich auferstand
In anderm Leib, mit anderm Namen
Und streute mit der Zukunft Samen
Den Keim des Spottes in den Sand;
Das Volk spitzt wol einmal die Ohren,
Erkannt in Schriften und auf Gassen
Glaubt' ich mich oft, doch ist von Thoren
Der Geist des Spottes schwer zu fassen.
Drum gab ich's auf, den Vielgequälten
Vernunft und mores beizubringen,
Und nur vor einzelnen Erwählten
Laß ich noch meine Schellen klingen.
Wenn du versprichst, mich nicht zu fragen,
Wie ich, ein Dämon, durfte wagen,
Mich hier leibhaftig dir zu zeigen,
Und wenn du mir gelobst zu schweigen,
Will ich dir einen Vorschlag machen:
Schnür' in ein Bündel deine Sachen
Und mach' mit mir auf meine Weise
Incognito die Ferienreise;
Es ist schon eine Reih' von Jahren,
Daß ich nicht mehr wie sonst gefahren.
Wir werden uns gewiß bequemen,
Hast dich auch meiner nicht zu schämen,
Poet und Narr, Narr und Poet
Wie ein Fuß mit dem andern geht.

Unser neuer Eulenspiegel ist nicht mehr der derbe, ja unflätige Bursche, den Thomas Murner schildert, sondern hat die Farbe der Civilisation angenommen und ist ein eleganter Gesellschafter, ein geistreicher Plauderer, ein Mann von Welt. Als solchen zeigt er sich ebenso in der Fröhlichkeit des Weinrausches, wie auf dem Dampfschiffe, welches die beiden flotten Gesellen rheinaufwärts geleitet. Ergötzlich ist hier, wie infolge einer durch Eulenspiegel fingirten Anwesenheit eines fürstlichen Reisenden die ganze ehrfurchtergriffene Gesellschaft ein höfisches Ceremoniell annimmt. Der Besuch beim Vater Rhein mit den sein Gefolge bildenden Nebenflüssen gehört wegen der glänzend ausgeführten Phantasiebilder zu den werthvollsten Abschnitten der Dichtung. Der gelungene Elfenchor hat eine ähnliche Haltung wie des Mephistopheles Geistergesang im ersten Theile des Goethe'schen „Faust", während das unglückliche Liebesabenteuer des Poeten mit der Lurlei einen kecken Humor athmet.

Im weitern Verlauf nimmt die Erzählung mehr den Charakter eines Liebesromans an. Obwol sich Eulenspiegel auch noch ferner als erfindungsreichen Schalk bewährt, unterstützt er dennoch daneben seines Reisegefährten Brautfahrt, der dann in der That so glücklich ist, sein Liebchen heimzuführen. Diese in der Perspective erscheinende Ehe gibt dem Ganzen den künstlerischen Abschluß, indem sich zugleich Eulenspiegel von seinem Freunde wieder verabschiedet.

Die Späße, welche uns Wolff in dem Schelmenliede von seinem komischen Helden erzählt, sind theils harmloser Natur, wie der kleine durch Eulenspiegel zwischen zwei Dorfgemeinden verursachte Krieg, bei welchem Feuerspritzen als Waffen dienen, theils zeigen sie die scharfen Spitzen der Tendenz, wie die Persiflagen pfäffischer Unduldsamkeit und socialdemokratischen Unwesens. Dennoch will es uns scheinen, als ob die Ausbeute an solchen komisch glossirenden Schilderungen des öffentlichen Lebens unserer Zeit eine reichere hätte sein können. Das Gründerthum, die Frauenemancipation, die Auswüchse des wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Lebens der Gegenwart, welche fruchtbaren Stoffe bieten sie dem modernen Dichter zu satirischer Hohlspiegelung! Die zaghafte Rücksichtnahme auf allzu zarte Seelen ist in einem humoristischen Epos gewiß wenig angebracht. Solchen Ausführungen wie der folgenden, welche der Kritik die Brille putzt und deren größere Anzahl dem Ganzen ein lebhafteres Colorit verliehen hätte, wären wir gern häufiger begegnet:

Kritik! Kritik! verdammtes Wort!
Ich hab' es lange schon im Magen,
Und diesen Journalistensport
Kann oft der Zehnte nicht vertragen.
Hab' mich zwar nie daran gekehrt
In meinen ungebundnen Sitten,
Denn was ich thu' und lasse, schert
Doch keinen Zweiten oder Dritten.
Allein das liebe Publikum
Ist nun mal so daran gewöhnt,
Als ob ein Evangelium
Ihm aus der Zeitung Spalten tönt,
Als ob daraus sich jeder hole
Die literarische Parole.
Man wagt kein Urtheil im Salon,
Bevor nicht über das Problema
Hier Segen sprach das Feuilleton,
Dort ein vernichtend Anathema.
Dann aber redet jeder klug
Vom neu erschienenen Romane,
Und vom Theater Zug auf Zug
Schwört man zu seines Blättchens Fahne.
Statt sich mit unbefangnen Sinnen
Genußempfänglich hinzugeben,
Gilt's nur, ein Urtheil zu gewinnen,
Und über jeder Zeile schweben

Sieht man — ein Damokleisch Schwert —
Des Recensenten spitze Feder,
Auf welche er vom hohen Pferd
Die Worte euch wie Lerchen spießt,
Aus welcher, zieht er scharf vom Leder,
Oft Schwärzres noch als Tinte fließt.
Ich kann sie wahrlich nicht beneiden,
Die dieses Henkeramt bekleiden,
Den Vogel für sein lustig Singen
Wie ihm der Schnabel ist gewachsen,
Mit Kennerweisheit umzubringen
Nach den landläufig festen Taxen;
Sie machen sich an Freuden ärmer,
Viel lieber bin ich doch der Schwärmer,
Der sich begeistert und entzückt,
Sich irrt und irrt und doch beglückt.

An dem epischen Stock der Dichtung ranken sich an verschiedenen Stellen duftige lyrische Blüten empor. Wir finden Wander-, Trink- und Liebeslieder, welche auf denselben frischen Ton gestimmt sind, der die poetische Erzählung überhaupt durchklingt. Wir setzen zur Charakteristirung folgendes freudig bewegte Gedicht her:

Wüchsen mir Flügel,
Ueber die Hügel
Wollt' ich mich schwingen zum Himmel empor,
Frei wie der Vogel die Wipfel ersteigen
Und aus den grünen, dämmernden Zweigen
Lustige Lieder schmettern im Chor.

Schwebend im Bogen
Käm' ich gezogen
Stolz wie der Falke im sonnigen Blau,
Flink wie die Schwalbe wollte ich schweifen,
Ueber die Gräser, die nickenden, streifen,
Netzen die Brust mir am blinkenden Thau.

Frühe am Morgen
Im Walde verborgen
Weckt' ich als Drossel den zögernden Tag,
Möve, am Strande mit dir wollt' ich fliegen,
Mich auf den schäumenden Wogen zu wiegen,
Lauschen des Meeres donnerndem Schlag.

Aber, o Nachtigall
Könnte ich überall
Schlüpfen wie du von Ast zu Ast,
Wüßt' einen Strauch ich vor einsamer Hütten,
Dahinein wollte in Tönen ich schütten
Grüße der Liebe, und da hielt' ich Rast.

Julius Wolff bekundet sich durch seinen „Till Eulenspiegel" als ein liebenswürdiges dichterisches Talent von Geist, Gemüth und Phantasie, dessen spätere Dichtungen die Erwartungen rechtfertigen mögen, welche dieser erste größere Wurf erregt.

Eugen Zabel.

Ein neuer Vorkämpfer des Darwinismus.

Die neuere Schöpfungsgeschichte nach dem gegenwärtigen Stande der Naturwissenschaften. In gemeinverständlichen Vorlesungen über die Darwin'sche Abstammungslehre und ihre Bedeutung für die wissenschaftlichen, socialen und religiösen Bestrebungen der Gegenwart, dargestellt von Arnold Dodel. Mit 87 Abbildungen und 2 Tafeln in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 12 M.

Nach der langen, von Siegergefühlen strotzenden Einleitung, kam der Verfasser vorliegender Schöpfungsgeschichte (warum „Schöpfung", da es doch bei Darwin eine solche absolut nicht geben kann?) von einem ganz entgegengesetzten, sehr christlichen Standpunkte schließlich zu Darwin und warf sich diesem mit solchem Feuer in die Arme, daß er bald selbst Vorlesungen über ihn hielt und diese zusammenfassend der Vater unsers Buchs wurde. Bei einem derartigen Durchbruche materialistischer Weltanschauungen durch eine anerzogene Mystik pflegt es in der Regel sehr stürmisch zuzugehen; wir begreifen deshalb vollkommen, daß sich über des Verfassers Buch eine Siegestrunkenheit verbreitete, welche ganz wie das enthusiastische Heureka des alten Weisen klingt. Um so freudiger fühlt er sich dadurch gestimmt, als er sich im Einklang findet mit 90 Procent der Naturforscher, welche seiner Statistik nach darwinistische Ideen cultiviren. Der darwinistische Materialismus hat mithin eine neue jugendlich frische Kraft gewonnen und kann sich zu derselben Glück wünschen. Denn er ist gewissermaßen eine Ergänzung zu Haeckel und allen jenen Darwinisten, die ihres Meisters Princip vorzugsweise als Zoologen cultiviren: er faßt die Sache seiner Partei vorzugsweise vom botanischen Standpunkte auf, und zwar mit einem ähnlichen Geschick. Das ist das Neue in ihm. Aber nicht nur das. Er sitzt auch sattelrecht in den übrigen Disciplinen, in den speciellen wie in den allgemeinen, und das ist das Generalisirende in ihm, welches ihn befähigt, eine „neuere Schöpfungsgeschichte", wenn wir mit ihm diesen ungeeigneten Ausdruck annehmen wollen, zu verfassen.

Als Parteigänger kann man nichtsdestoweniger von ihm entweder abgestoßen oder enthusiasmirt werden, je nachdem man Spiritualist, einfacher Monist oder Darwinist sein mag. Denn in diese dreifache Richtung spaltet sich unsere heutige Naturwissenschaft. Es gibt Forscher, welche leicht damit fertig sind, im Sinne der mosaischen Urkunde das Dasein zu erklären, dogmatische Spiritualisten also, denen der Darwinismus ein Greuel sein muß. Die beiden übrigen Kategorien fallen in ihrer Wurzel zusammen: dergleichen Forscher müssen alles als Folge gegebener Verhältnisse, ewiger Gesetze ableiten. Sie spalten sich aber auf ihrem fernern Wege an der Grenze der Thatsachen. Die einen bleiben an ihr bescheiden stehen und meinen, daß alle wirklichen Arten ebenso viele bleibende Schöpfungsmomente seien, die sich nicht weiter erklären lassen, wie überhaupt das ganze Dasein in seinen letzten Gründen ein unerklärbares Mysterium sei. Man könnte sie die speciellen Materialisten nennen. Die andern gehen über die Grenze hinaus und werden zu generellen Materialisten, indem sie die Variabilität der Arten als Gegenbeweis gegen die bleibenden Schöpfungsmomente, oder wenn man lieber will, gegen die Dauer jener Schöpfungsproducte anführen und damit das Dasein zu erklären wähnen. Dieses sind die Darwinisten, folglich die Ultramaterialisten, weil sie eine beständig währende Schöpfung

durch Stoff und Kraft und deren atomistische Aenderungen voraussetzen. In einer großen Parteiversammlung würden sich demnach sämmtliche Naturforscher der Gegenwart in einen rechten und einen linken Flügel, sowie in ein Centrum gruppiren müssen. Auf dem rechten Flügel würde entschieden die große Minorität, auf dem linken Flügel wahrscheinlich gegenwärtig die Majorität, mit ihr vereint im Centrum aber die große Majorität sitzen. Alle befinden sich auf dem Fundamente der Thatsachen, und doch wird jede Partei von der andern durch eine unausfüllbare Kluft getrennt. Aus diesem Grunde wird es erklärlich, daß, wie wir oben meinten, die eine Partei einem Redner enthusiastischen Beifall zollen kann, während die andere lieber zischen möchte. Sicher würde das sich zwischen rechtem und linkem Flügel so verhalten. Das gemäßigtere Centrum freilich würde auch nicht unempfindlich bleiben, aber es würde wahrscheinlich höchstens lächeln über den kühnen Schwung einer jugendfrischen Phantasie, auf alle Fälle jedoch mit dem linken Flügel stimmen, wenn es sich um das Recht der freien Forschung und das Recht der freien Rede handeln sollte.

Auf diesem letzten Standpunkte befindet sich der Referent dem Buche gegenüber. Er theilt nicht des Verfassers darwinistische Anschauungen, stimmt aber innerhalb der Thatsachen mit ihm überein, d. h. im Sinne jener Centralpartei. Seine eigenen vieljährigen Forschungen auf dem speciellen, aber zur Beurtheilung des Darwinismus geeignetsten Gebiete, der Physiologie der Form, schlechtweg der Klassifikation, entfernen ihn für immer von dem Darwinismus. Aber es kann ihm nicht einfallen, den Verfasser an diesem Orte durch jene Folgerungen seiner Forschungen widerlegen zu wollen; dazu würde ein ebenso umfangreiches Werk wie das des Verfassers gehören, und was man trotzdem damit erreichen dürfte, zeigt die Erfahrung an den widerlegenden Werken eines Bastian, Wigand u. a., welche zum Theil zur Centralpartei gehören. Vermöchte diese apodiktisch zu sagen, wie in ihrem Sinne der Schöpfungsact der Arten war, so wäre der ganze Streit an einem Tage gelichtet. Da sie aber über das Axiom von Gesetz und Folge nicht hinaus, folglich den Darwinismus einfach nur negiren kann, so liegt auf der Hand, daß beide Theile sich nie zueinander herüberziehen werden, solange der eine Theil behauptet, daß die Erklärung der Arten über unsere sinnliche Erfahrung hinausgehe, während der entgegenstehende darwinistische Theil die entgegengesetzte Behauptung vertheidigt. Damit sollte freilich auch die Arbeit des Referenten zu Ende sein. Wenn er dennoch weiter darin fortfährt, so geschieht es nur, weil er trotz seiner abweichenden principiellen Differenz nicht gewillt ist, dem Verfasser das Recht der freien Rede zu verkümmern. Er kann lebhaft bedauern, daß man von seiten der Darwinianer dergleichen unbewiesene Hypothesen schon als unumstößliche Wahrheiten auf den öffentlichen Markt bringt; allein er kann ihnen keine Vorwürfe darüber machen, weil sie ja für ihren Theil an die Wahrheit ihrer Hypothesen doch wenigstens glauben. Wer recht, wer unrecht hat, wird nicht mehr die Gegenwart, sondern die Wissenschaft der Zukunft entscheiden; die Theologie sicher nicht. Darüber sind wir mit dem Verfasser einverstanden.

Wir schreiben folglich nicht für den Verfasser des vorliegenden Buchs, um ihn etwa zu widerlegen oder zu uns herüberzuziehen, sondern für den Leser d. Bl., um demselben einen Maßstab zur richtigen Beurtheilung des Buchs in die Hand zu geben. Denn es versteht sich von selbst, daß dasselbe vollauf in seinem Dasein berechtigt ist. Die Berechtigung zu diesem Dasein hat der Darwinismus mehr durch seine wirklichen Forschungen, als durch seine Descendenztheorie erlangt. Das, was Darwin über die Veränderlichkeit der Arten und Individuen sowie ihrer einzelnen Organe beibrachte, ist so massenhaft gewesen, daß es auch besonnene Denker, die sich ihm später wieder abwandten, für einen Augenblick blenden und für die Transmutation der Arten einnehmen konnte. Dem Laien geht es in der Regel ähnlich. Wenn er das vorliegende Buch aufschlägt, so wird er in Bezug auf diese Veränderlichkeit alles Organischen ebenfalls eine Fülle überraschender Thatsachen lesen. Er wird demnach verwundert fragen: was hast du denn hiergegen einzuwenden, wo ich die Veränderlichkeit doch mit meinen eigenen Händen greifen kann? Die Sache ist folgende. Daß die Arten variiren, wußten wir auch ohne Darwin längst; nur hat er den Kreis dieser Schwankung zum Theil bedeutend erweitert. Nun schließt Darwin so: weil also die Arten schwanken, müssen sie auch auseinander hervorgegangen sein. Die entgegenstehenden Forscher halten diesen Schluß für einen logischen Sprung und können unter keinen Umständen zugeben, daß der Darwinismus auch nur bei einer einzigen Art einen Uebergang nachzuweisen vermöge oder gar nachgewiesen habe. Wo derselbe es wirklich glaubt, hat er es nicht mit wirklich neuen Arten, sondern nur mit Spielarten zu thun, welche zu dem Formenkreise einer bestimmten Art gehören. Unglücklicherweise haben viele Naturforscher einen falschen Artbegriff, manche gar keinen. Für beide sind eigentlich nur Formen vorhanden, die ineinander übergehen, und so ist schließlich keine Verständigung möglich zwischen ihnen und ihren Gegnern. Letztere schließen aber folgendermaßen. Es existiren wirklich Arten in der Natur; denn sonst wären wir auch unfähig, Arten zu abstrahiren. Eine Art ist jedoch nicht nur der Inbegriff aller Individuen gleicher, sondern auch abweichender Form, sofern diese letztere nur relative Schwankungen der einzelnen Organformen zeigt. Darum müssen diese Abweichungen von der Normalform durch Beobachtung festgestellt werden, um die Kenntniß einer Art zu erlangen. Ist dies geschehen, so zeigt sich selbst der Begriff Art, obgleich diese die einfachste Gruppe der Klassifikatoren ist, als Totalität vieler Formen. Folgt daraus etwa ein Zerfallen der Art? Nein, sondern eine Eigenschaft derselben. Sie muß variiren können, um zu existiren; denn um zu existiren, muß sie die Fähigkeit der Accommodation besitzen; mit andern Worten: sie muß sich einem größern Kreise von Bedingungen anbequemen können, weil zu keiner Stunde die gleichen Bedingungen im Weltall, am wenigsten an den verschiedenen Punkten der Erde walten. Referent war zufällig der erste, welcher dieses von Darwin's Gesetze der Anpassung abweichende Gesetz der Accommodation schon 1860 in seinem „Pflanzenstaate" mit folgenden Worten begründete:

Die ganze Weltenschöpfung würde zu Grunde gehen, wenn

nicht ein veränderliches Getriebe sie erhielte. Die Erde accommodirt sich der Anziehung der Sonne, des Mondes und der Planeten auf ihre abgeplattete Gestalt und bewirkt das Vorrücken der Nachtgleichen. Die Erdachse accommodirt sich der Einwirkung des Mondes auf sie und ruft die Nutation, das Schwanken der Erdachse hervor. Die Molecule der Stoffe accommodiren sich tausendfach den sie bewegenden Strömungen, und siehe da — eine geschmiedete Achse wird im Laufe der Zeit durch die Reibung des Wagens krystallinisches Eisen. Je nachdem die Molecule der Stoffe, von einer Bewegung ergriffen, ihren Ort verändern, in bestimmten Zeiträumen bestimmte Schwingungen erleiden, ebenso verschieden sind die Kräfte, welche daraus hervorgehen: Wärme, Licht, Magnetismus, Elektricität. Genau so auf dem Gebiete der chemischen Verwandtschaft. Alle Reactionen der Stoffe aufeinander, woher können sie anders abgeleitet werden, als aus der Fähigkeit der Molecule, ihren alten Zustand zu verlassen und mittels anderer in einen neuen einzutreten? Darum können sie sich ja selbst gegenseitig vertreten (substituiren). Nicht anders ist es im Reiche der Organismen. Eine Accommodation ohnegleichen ist es, daß die Winterpflanze, ohne zu wachsen, ein Maximum der Kälte erträgt, aber augenblicklich ihre Neubildungen beginnt, sowie das Minimum oder die normale Temperatur wieder an sie herantritt, und aufs neue ruht, wenn das alte ewige Spiel der verwandtschaftlichen Ausgleichung der Stoffe endet. Jahre können in den Hochgebirgen vergehen, ehe ein Insekt der Alpen seine vollkommene Ausbildung erreicht. Warum? Weil seine Metamorphose ruht, wie die Wärme fehlt. Und doch erlangt es seine Vollendung, ohne bei so oft wiederholtem Wärmemangel und so oft wiederholter Bildungsruhe vernichtet zu werden. So ist auch der Form ihre Sphäre verliehen, innerhalb welcher sie sich bewegen darf; in dieser liegt ihre Freiheit und Nothwendigkeit ebenso begrenzt, wie das Auge mathematisch genau zum Sehen in die Ferne und in die Nähe nur durch die Accommodation, d. h. durch die veränderliche Stellung seiner Linse eingerichtet ist. Man muß es ausdrücklich wissen, daß dieses Gesetz der Accommodationsfähigkeit, nach welcher Organismen ebenso ihre Formen wie ihre heimatlichen Bezirke auszudehnen vermögen, die ganze Schöpfung durchdringt. Aber wenn man es als einen Theil der Weltpsyche erkannt hat, wird man sich hüten, es so gefährlich zu verwenden, wie von Darwin und seinen Jüngern für den Gedanken einer Verwandlung der Arten geschehen.

Aus dem Vorstehenden folgt, daß wir auf diesem Standpunkte die von den Darwinianern und so auch vom Verfasser vorliegenden Buchs so gern verabfolgten Stammbäume der Organismen nicht wie diese als Transmutationen einer Stammart betrachten können, wo wir es wirklich mit verschiedenen Arten im früher geschilderten Sinne zu thun haben. Richtig ist darin nur Folgendes. Es ketten sich häufig an nahe verwandten Punkten ganzer Continente und Inselmeere höchst verwandte Arten aneinander, die aber immer fremdartiger werden, je weiter man sich von dem Anfangspunkte der Beobachtung entfernt, bis sie gänzlich andern Typen Platz machen, die entweder noch zu ihrer Verwandtschaft oder zu neuen Familien gehören. Daraus folgt nicht eine Transmutation, sondern das einfache Gesetz, daß gleiche Schöpfungsbedingungen gleiche Arten, ähnliche Schöpfungsbedingungen ähnliche Arten, und verschiedene Schöpfungsbedingungen verschiedene Arten hervorriefen. Daß dem wirklich so sei, geht aus der anderseitigen Thatsache hervor, daß an höchst entfernten, durch Meere, Wüsten oder hohe Gebirge gänzlich voneinander getrennten Punkten der Erde entweder die gleichen oder ähnliche Arten häufig erscheinen, während die weiten Zwischenräume der Länder ganz andere Floren oder Faunen beherbergen. Diese inselartig voneinander getrennten verwandtschaftlichen Organismenwelten lassen sich nur durch das vorhin gegebene Gesetz ohne Schwierigkeit deuten; umgekehrtenfalls hätte man Hypothese auf Hypothese zu häufen, um sie im Darwin'schen Sinne zu erklären. Man hat das in der That durch ein sogenanntes Migrationsgesetz versucht, welches dahin lautet, daß die Organismen ihren Ursitz verließen, Station für Station vorrückten, auf jeder sich veränderten, bis wir sie denn schließlich in ihren heutigen Formen auf den gegenwärtigen Standpunkten antreffen. Hieraus erklärt sich aber nicht, wie eine Salzwasserpflanze eine Landpflanze werden, eine Tropenpflanze sich der kalten Zone oder umgekehrt anbequemen konnte. Denn aus dem früher mitgetheilten Gesetze der Accommodation folgt nur, daß jeder Organismus einer bestimmten Sphäre klimatischer und terrestrischer Bedingungen angehört, jenseit deren Grenzen er nur untergehen kann. Das gehört wesentlich zu dem Begriffe Art, und solange wir auch Thiere züchten und Pflanzen cultiviren, ist es doch noch nie gelungen, diese Arten in andere zu verwandeln, obschon der Mensch jene Züchtung schon seit Jahrtausenden, oft in mehrern Welttheilen zugleich vornahm, also die Züchtungslinie auf Tausende von Meilen ausdehnte.

Die Darwin'sche Entwickelungstheorie hat allerdings etwas Blendendes da, wo es sich um viele Arten einer und derselben Gattung handelt. In der Regel stehen sich viele dann so nahe, daß der Artbegriff, wie z. B. bei Rosen, Brombeeren, Minzen u. a., ein sehr lockerer wird, weil die Beobachtung des Formenkreises einer wirklichen Art unendlich erschwert ist und nur durch lange fortgesetzte Cultur möglich wäre. Es gibt aber auch sehr viele Gattungen, die sich nur auf eine einzige Art oder nur auf wenige Arten stützen. In der Regel pflegen solche selbst wenig zu schwanken. In diesen Fällen verläßt den Darwinianer jedes Hülfsmittel der sinnlichen Wahrnehmung, und er kann nur sagen: obgleich ich hier keine Schwankungen, keine Uebergänge zu andern Arten entdecken kann, muß ich doch nichtsdestoweniger die endliche Verwandlung annehmen, weil ich sie bei vielartigen Gattungen gefunden habe, was freilich heißen müßte: gefunden zu haben *glaube*. Die Gegner würden einen derartigen Schluß natürlich ebenfalls für einen logischen Sprung betrachten, haben aber bisjetzt noch kaum Gelegenheit dazu gehabt, weil die Darwinianer sich nur an die blendendern Thatsachen zu halten pflegen.

Das etwa sind die Hauptpunkte, um die es sich bei Beurtheilung des vorliegenden Buchs handelt. Wer unsere Schlüsse zugibt, wird damit auch den Maßstab der Kritik für jede einzelne Thatsache, für jeden einzelnen Schluß des Buchs haben, ohne daß wir genöthigt wären, noch tiefer auf das Darwin'sche Princip einzugehen. Dann aber wird ihm selbst ein Buch von so ausgesprochen darwinistischem Gepräge keine Unruhe, sondern einen Genuß verschaffen, sofern er nur im Stande ist, die oft provocatorische Sprache des Verfassers nüchtern zu ignoriren. Denn an und für sich ist das Werk sicher ein hervorragendes, aus welchem der Leser viel lernen kann. Es befindet sich auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft, trägt seine Materialien von allen Seiten geschickt zusammen und begleitet auch das Gesagte mit guten Holz-

schnitten, sodaß die Anschaulichkeit des Textes wesentlich dadurch gefördert wird.

Der Verfasser gliedert es in zwölf Vorlesungen. In der ersten gibt er eine Einleitung, um zuvor den Standpunkt durch geschichtliche Nachweise zu begründen. In der zweiten behandelt er die Veränderlichkeit der Organismen; in der dritten und vierten natürliche und künstliche Zuchtwahl, den Kampf um das Dasein; in der fünften die secundären Geschlechtscharaktere und geschlechtliche Zuchtwahl beim Menschen; in der sechsten die Gesetze der Vererbung, die Bastardbildung und die vermiedene Selbstbefruchtung; in der siebenten und achten die progressive Vererbung, Divergenz der Charaktere, Stammbäume und rudimentäre Organe; in der neunten die Zeit vor dem Auftreten des Menschen, sowie die Abstammungslehre, die Geologie und Paläontologie; in der zehnten die Abstammungstheorie in ihrer Anwendung auf den Menschen, das Alter des Menschengeschlechts, Entwickelungsgeschichte des menschlichen Embryo, Embryologie und vergleichende Anatomie; in der elften die Abstammungstheorie und ihre Anwendung auf den Menschen als Fortsetzung, Variation in der Schädelcapacität, Uebereinstimmung in den Dispositionen zu Krankheiten u. s. w. bei Affen und Menschen, vergleichende Psychologie; in der zwölften endlich Aphorismen aus der Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts. In einem Schlusse faßt er das Ganze nochmals in 35 Sätzen als in ebenso vielen Resultaten zusammen, während ein Anhang die während des Drucks erschienenen neuen Werke für und gegen Darwin aufzählt und theilweise kurz charakterisirt.

Mit diesem Buche hat der Verfasser alle Brücken abgebrochen, die ihn noch mit dem Christianismus verbanden. Er thut es mit einem Muthe, einer Kühnheit, einem Schwunge der Phantasie und Sprache, welche zwar seine Jugend verräth, aber doch anerkannt werden muß. Seine weltstürmerischen Superlative sind übrigens nicht allein ihm, sondern der ganzen jüngern Generation seiner Partei eigen. Denn Haeckel, ihr Meister, Oskar Schmidt u. a. geben ihm darin nichts nach. Der Darwinismus ist eben der Phantasie so günstig wie die Naturphilosophie am Anfange unsers Jahrhunderts. Es könnte überflüssig scheinen, dergleichen zu erwähnen, obschon es nothwendig zur Charakteristik der darwinistischen Literatur gehört. Allein, sowenig auch Darwin selbst solches geahnt oder gewollt haben mag, so befindet sich doch seine Partei durch jene weltstürmenden Eigenschaften auf dem äußersten Flügel einer Armee, welche bereit ist, die alte und veraltete Weltanschauung titanenhaft zu zertrümmern, während die ihnen nahe verwandten, aber gemäßigtern Centralmänner dieses ruhig von dem Fortschritte der Wissenschaft und der Bildung erwarten. Es müßte seltsam zugehen, wenn Dodel's Buch mit seinen Provocationen nicht ein neues Zetergeschrei im Lager der Mosaisten wachriefe. Diese David Strauß'schen Jünger voll Kampflust stellen sich damit geradezu „en vedette" für die neuere Weltanschauung hin und müssen hierdurch der eigentliche „Hecht im mosaischen Karpfenteiche" werden. Bravissimo! Das kommt davon, daß man den Christianismus mit den Wundern identificirte, auf der andern Seite mit Syllabus und Encyclica der Naturwissenschaft in das Gesicht schlug! Man wird freilich nichtsdestoweniger diese herausfordernde Literatur einen Uebergriff über ihr eigenes Gebiet wie gewöhnlich nennen, wenn man auf die Gegner schlug und seine Hiebe dafür wieder bekommt; doch läßt sich eben niemand todtschlagen, ohne sich zu wehren. Sonst wäre es wol verständiger, wenn beide Theile bei ihrem Leisten blieben und ruhig abwarteten, auf welche Seite der Schwerpunkt der Wahrheit sich neigen werde. Auch wir erwarten das ruhig, dem Darwinismus gegenüber. Hat er recht, so wird er siegen, und umgekehrt; denn nur die Wahrheit ist es, nach der wir alle streben. Wir leben und sterben aber des Glaubens, daß der Darwinismus nur ein Zeitproduct sei.

Karl Müller von Halle.

Zur deutschen Specialgeschichte.

Geschichte des Kampfes um Paderborn 1597—1604 von Franz von Löher. Berlin, Hofmann u. Comp. 1874. 8. 6 M.

Als die Jesuiten und Fürsten, die sich zur Ausrottung der protestantischen Lehre verbanden, auch auf deutschem Boden den Feldzug eröffneten, begab sich in der alten Stadt Paderborn ein großes Trauerspiel. In seinem letzten Act ging alles zu Grunde, was damals die Stadt belebte und fröhlich machte, Recht und Freiheit, Bürgerstolz und evangelischer Glaube. Nur ein kleines und wenig berühmtes Land umspannte dies Drama: auf seiner Bühne aber spiegelte sich ab, was jene Zeit an politischen und kirchlichen Mächten, an Tücke, Klugheit und Gewalt sowie an tiefern treibenden Ideen umfaßte.

Der Kampf drehte sich um den Besitz von Paderborn. Auf diesem Punkte mußten die Jesuiten, koste es was es wolle, Herrschaft gewinnen. Das forderten höhere Plane. Die Bürger aber vertheidigten ihr älteres Herrenrecht in ihrem Rathhaus, auf ihren Wällen, an ihrem häuslichen Herde. Die Jesuiten bedienten sich eines Fürstbischofs, dessen stilles Sehnen und Streben nach fürstlicher Allgewalt zugleich der Vortheil der katholischen Kirche war. Die Paderborner aber warfen sich in den Harnisch uralter Rechte und Uebungen. Wechsel und Wetter dieses Kampfes ziehen und schieben sich lange hin und her. Von beiden Seiten wurde mit großer Kraft und Begeisterung gestritten, keine Kriegslist verschmäht. Um so mehr scheint der Ausgang fast ein Räthsel. Niemals bethätigte eine Stadt, ein ganzes Land mehr Feuer und Eintracht, mehr altsächsische Hartnäckigkeit im Kampfe für den evangelischen Glauben, und doch war niemals der Sieg der Jesuiten vollständiger. Im Laufe von nur vierzig Jahren wurde das erzprotestantische Paderborn ein warmer Herd und Hort aller römisch-katholischen Dinge.

Erfolgte aber nicht ganz Aehnliches auf weiten deutschen Gebieten? Im Jahre 1560 war von Deutschland vielleicht kein Zehntel mehr entschieden katholisch: vierzig Jahre später stand eine katholische Hälfte gegen eine protestantische in jenem entsetzlichen Würgekriege, der gar nicht enden wollte. Woher war den katholischen Mächten so viel ausdauernde Stärke erwachsen? Wie war es möglich gewesen, in unserm ernsten Volk, dem die Religion doch stets heilige Herzens- und Gewissenssache war, ganz in der Stille, ohne gewaltige Ereignisse und Erschütterungen solche Umwälzung des Glaubens und der Willenskräfte hervorzubringen?

So weit haben wir den Geschichtschreiber selbst sprechen und die Exposition seines Stoffs geben lassen. Er hat ein Recht dazu, mit seinen eigenen Worten seine eigene Sache vorzutragen. Nunmehr aber wollen wir es versuchen, uns im Anschluß an ihn, soweit es möglich ist, immer aber von dem Standpunkte unserer eigenen Auffassung und Beurtheilung deutscher Geschichtsvorgänge, mit dem in jeder Art gehaltvollen und der allgemeinsten Theilnahme würdigen Gegenstand dieses Buchs auseinanderzusetzen.

Die sogenannte Gegenreformation, aus deren vielverschlungenem Gewirre hier ein stark individualisirtes Bild gezeichnet wird, ist bekanntlich noch niemals von unsern deutschen Historikern einer speciellen, eingehenden und zusammenhängenden Darstellung gewürdigt worden. Ueberhaupt hat sich das Epigonenthum des Reformationszeitalters aus an sich begreiflichen Gründen keiner besondern Gunst in der modernen Betrachtung der Geschichte zu erfreuen. Weder die protestantische Orthodoxie noch das neukatholische Jesuitenthum, weder die in ihren Zielen so unklare, in ihren Mitteln so taktlose und kleinliche Politik der aufstrebenden Staatsgewalten der Zeit noch die verdumpfende und gleichsam in ihrer eigenen Vollsaftigkeit erstickende deutsche Volksseele dieser Epoche bietet dem ästhetisirenden oder blos nach geistreichem Ertrag geschichtlicher Reflexion strebenden Forscher hinreichende Anziehungskraft, um sich mit vollem Aufgebot seiner ganzen wissenschaftlichen Potenz einem solchen Stoffe hinzugeben. Daher denn auch die schon von vielen bemerkte und beklagte, aber noch von keinem gründlich gebesserte Thatsache, daß die Vorgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs die relativ unbekannteste Periode der gesammten neuern deutschen Geschichte sei.

Solange unsere deutsche Historiographie sich von dem universalistischen Eklekticismus unserer classischen Bildungsperiode des vorigen Jahrhunderts beherrschen ließ oder läßt, begreift es sich, daß man der Darstellung einer Periode aus dem Wege ging, in welcher die Mächte, die man nach den Voraussetzungen des humanitären Idealismus ebenso als überwundene, wie auch als an sich aller Bildung und allem Geiste absolut entgegengesetzte zu beurtheilen gewöhnt war, sich als die eigentlichen Hebel und Gestalter der Zeit und der Menschen bethätigten. Daß wir in diesem heutigen Augenblick von jenem Glaubensstolze auf die Weite unsers erreichten Bildungsfortschritts bedeutend zurückgekommen sind, daß wir durch handgreifliche Thatsachen belehrt werden, wie jener finstere Zelotismus und jenes fanatische Pfaffenthum des 16. Jahrhunderts noch heute in kaum verminderter Anmaßlichkeit alle unsere höchsten Güter des Geistes und der Bildung bedroht und bekämpft und dabei von einer an Zahl keineswegs zu unterschätzenden Masse des eigentlichsten deutschen Volks getragen und gedeckt wird: diese Einsicht hat oder sollte auch die Stellung unserer deutschen Historiographie zu jener Periode verändert haben. Wie wir den Beruf des Historikers allein zu fassen verstehen, scheint es uns, als ob es keine Periode unserer Geschichte gebe, die sich an dringlichem Interesse mit jener vergleichen läßt. Denn der echte Historiker muß doch ganz von dem unmittelbaren Lebensgefühl und Lebensgehalt seiner eigenen Zeit erfüllt sein, und in diesem Sinne behält das Lessing'sche Postulat, nur den für einen wirklichen Geschichtschreiber gelten zu lassen, der die Geschichte seiner eigenen Zeit geschrieben habe, sein ewiges Recht. Nicht die Geschichte seiner eigenen Zeit, sondern die Geschichte der Vergangenheit mit dem vollen und warmen Pulsschlag des eigenen Lebens zu schreiben, das macht den echten Historiker. Die trivialen Bedenken, daß er damit Parteimann werde und die höchsten Pflichten seines Berufs vergesse, bedürfen jetzt wol keiner Widerlegung mehr, obgleich sie wie alle Trivialitäten unaufhörlich wieder aufgetischt werden und immerfort ein in seiner Denkfaulheit dadurch gehätscheltes dankbares Publikum von gläubigen Nachbetern finden.

Unsere deutsche Geschichtschreibung ist auch dann, wenn sie in dem eben entwickelten Sinne die volle Subjectivität zur Geltung bringt, der Gefahr entnommen, Geschichtsfälschung zu werden. Die deutsche Wissenschaft steht zu sehr unter der Herrschaft jener wahrhaft objectiven Mächte alles wissenschaftlichen Forschens und Erkennens, die sich in dem großen Reinigungsprocesse unsers nationalen Wesens, das sich im Denken als die kritische Philosophie darstellt, die dauernde Herrschaft über den deutschen Geist erworben haben, als daß sie ihnen wirklich untreu werden könnte, auch wenn sie es wollte. Selbst unsere ultramontanen Parteimänner, ein Hurter, Brunner, Jörg und wie sie heißen, haben sich zwar in majorem dei gloriam die Aufgabe gesetzt, alles, was bisher als geschichtliche Wahrheit galt, einem Revisionsprocesse zu unterwerfen, dessen Ergebnisse durch den praktischen Zweck des Unternehmens von Anfang an festgestellt sind, aber ihr deutsches Gewissen schlägt ihnen doch immer in den Nacken. Im Verschweigen des ihnen Misliebigen, im Herausputzen des ihnen Passenden, in dem Verschieben und Verrücken des thatsächlichen Zusammenhangs gehen sie bis an jene bedenkliche Grenzlinie, wo sich das Gebiet des absichtslosen Forschens und der beabsichtigten Täuschung berührt; aber soviel wir wissen hat doch noch keiner den Versuch gewagt, geschichtliche Thatsachen geradezu zu erdichten, wie es so viel bequemer und wirkungsvoller wäre und wie es ihnen ihre Geistesgebieterin, die römische Kirche, seit alten Zeiten in so erbaulichen Beispielen vorgezeichnet hat. Können wir ihnen auch die Bezeichnung „Geschichtsverdreher" nicht ersparen, so wäre doch die andere, „Geschichtsfälscher", zu hart, wenn man sie in der vollen Bedeutung des Wortes ihnen zuschleudern wollte. Wirkliche Geschichtsfälschung mögen unsere Feinde im Westen und Osten, im Süden und Norden als eine der gefährlichsten Waffen in ihrem Kriegsapparate gegen uns handhaben: auf deutschem Boden kann diese Pflanze nicht mehr gedeihen, wenn auch ihre Acclimatisation noch so eifrig betrieben wird, da man dann ihre so brauchbaren Früchte viel bequemer aus dem Inlande beziehen könnte.

Wenn irgendein Erzeugniß der neuesten deutschen Geschichtschreibung geeignet ist, gleichsam als thatsächlicher Beleg für die eben von uns entwickelten Gedankenreihen zu dienen, so ist es vorzugsweise diese „Geschichte des Kampfes um Paderborn". Die volle ethische Individualität ihres Verfassers, das volle Bekenntniß seiner Gesinnung in Betreff der höchsten und heiligsten Aufgaben des menschlichen Daseins, die volle Wärme der patriotischen

Zugehörigkeit zu seiner Nation und seiner Zeit gibt den reinen Grundton, auf den das Ganze gestimmt ist. Dabei aber ist die strengste Gewissenhaftigkeit in der rückhaltlosen Anerkennung des subjectiven Rechts der auf der andern Seite kämpfenden Mächte gewahrt: es ist nicht blos nichts verschwiegen, vertuscht oder verschoben, was die zarteste Gewissenhaftigkeit in der Benutzung und Vorführung des geschichtlichen Stoffs dem gebildeten deutschen Forscher von selbst nicht erlauben würde zu thun. Der Antheil des Herzens mag immer nur der einen Seite gelten, der, auf welcher die Ueberzeugung, der Glaube, der Idealismus des Geschichtschreibers steht, aber auch die andere hat kein Recht, sich zu beklagen, daß ihre geistige und ethische Potenz, soviel sie wirklich davon sich zueignen darf, verkannt oder auch nur nicht genügend anerkannt wäre. Und wenn die Meisten der Leser, weil sie doch gebildete und patriotische Deutsche sind, mit schmerzlichem Gemüthsantheil auf der einen Seite stehen, auf der, die für die Sache des Vaterlandes und des Lichts gefochten und die dennoch zu einer völligen Niederlage bestimmt war, so werden sie auch den Vorkämpfern der uns absolut antipathischen katholischen und absolutistischen Reaction ihre Anerkennung als charaktervollen, in ihrer Weise überzeugungstreuen und muthvollen Männern nicht versagen. Der Geschichtschreiber versteht es auch, sie in ihrem ganzen menschlichen und geschichtlichen Werthe als lebensvolle Gestalten zu zeichnen.

Erwägt man die innere Construction der hier gegeneinander thätigen Kräfte, so ist der Ausgang des Kampfes hier in Paderborn sowenig ein Wunder wie in Fulda, Würzburg, Köln und in den andern geistlichen Territorien, die sich damals, am Schlusse des 16. Jahrhunderts noch katholische Bischöfe erhalten hatten. Denn auf der deutschfeindlichen katholischen Seite operirte eine festgeschlossene, völlig disciplinirte Kriegsmacht, die von ihren Hauptquartieren in Rom, Madrid und Wien aus nach einem Ziele gelenkt wurde. So verschieden, mitunter auch feindselig auseinanderlaufend die Bestrebungen des päpstlichen, des spanischen und des kaiserlichen Hofs sonst waren: in dem einen Punkte deckten sie sich immer, wo es die indirecte oder offene Bekämpfung der protestantischen Usurpatoren dieser, nach dem Legitimitätsbegriff der politischen Reaction, der katholischen Kirche unwiderruflich zugehörigen Gebiete galt. Auf protestantischer Seite dagegen ist wie bekannt nirgends ein Zusammenhang in der Vertheidigung, nirgends ein Plan und System der Abwehr. Jeder steht auf seinen eigenen Füßen, verläßt sich auf seine Kraft und seine gute Sache, und einer nach dem andern muß natürlich in seiner Isolirung der Wucht des concentrirten Angriffs der Feinde unterliegen; der eine früher, der andere später, der eine nach heroischerm Widerstand als der andere, aber das Ende ist überall dasselbe, und die katholische Reaction findet thatsächlich nur an den Grenzpfählen der von protestantischen Obrigkeiten und Fürsten besessenen Territorien ihren Halt; außerdem wäre ganz Deutschland von den Jesuiten und den spanisch-italienischen Diplomaten der Kirche wieder erobert, und das Lutherthum ebenso gut wie der Calvinismus, der hier eigentlich nicht heimatberechtigt war, noch ehe hundert Jahre seit dem Auftreten des großen Propheten der Deutschen vergangen, wieder zu Grabe getragen gewesen.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Der Cäsarenwahnsinn der Julisch-Claudischen Imperatorenfamilie", von **Wiedemeister**, sagt die „Saturday Review" vom 20. März: Caligula's Wahnsinn sei allgemein zugegeben. Was Tiberius, Claudius und Nero betrifft, so sei das Problem derart, wie es sich so oft Gerichtshöfen darbiete, und müsse nach Grundsätzen entschieden werden, welche sich eher dem Juristen als dem Mediciner empfehlen. „Wir können uns nicht denken, daß irgendein Richter irgendeinem dieser Herrscher die Verwaltung seines Vermögens auf die von Wiedemeister vorgebrachten Gründe hin entzogen haben würde; denn er scheint Neigungen zum Wahnsinn, wie sie in der Julischen Familie allerdings vorhanden waren, mit Wahnsinn selbst zu verwechseln."

Der letzte Band des „Neuen Pitaval" enthält, wie die „Saturday Review" meint, zwei Rechtsfälle von ungewöhnlichem Interesse. Die Beweise übrigens, nach denen Schütt wegen des Mordes der Anna Böckler verurtheilt wurde, würden, so glaubt der Recensent, ein englisches Geschworenengericht kaum ganz befriedigt haben.

Von „Untersuchungen über das System Plato's", geführt von **D. Peipers**, heißt es ebendaselbst: „Es muß zu des Verfassers Ehre gesagt werden, daß er die Schwierigkeit eines dunkeln Gegenstandes nicht durch Schwerfälligkeit oder Unklarheit des Stils erhöht hat"; von „Die Lehre von der praktischen Vernunft in der griechischen Philosophie", von **Julius Walter**, hingegen, die Abhandlung sei viel zu technisch, um einem andern als dem auserwähltesten Leserkreise praktisch zu erscheinen.

Ueber die „Kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten", von **J. J. Honegger**, sagt das Blatt: es sei dies eine wenig über das Gewöhnliche sich erhebende Erörterung eines Themas, bei dem es freilich schwer ist, originell zu sein. „Was Honegger Neues hinzugebracht hat, zeigt sich hauptsächlich in seiner Wahl von Erläuterungen und seiner besondern Bezugnahme auf Erscheinungen der französischen Civilisation, insofern sie sein eigenes Vaterland berühren. Sein Urtheil in dieser Hinsicht ist günstiger und billiger als man hätte erwarten können." Der Recensent vergißt hier oder weiß wol nicht, daß der Verfasser Schweizer, nicht Deutscher ist.

„Die zweite Frau" von **E. Marlitt** ist nach demselben Blatte „ein ausgezeichneter Roman, bei dem tragischern Charakter der Handlung und der demzufolge höher gespannten Art des Gefühlsausdrucks weniger ansprechend zwar als der Verfasserin frühere Werke, aber äußerst anziehend, klar und kräftig geschrieben und frei von allen eigenthümlichen Mängeln deutscher Novellistik."

Von **Paul Heyse's** „Neuen Novellen" heißt es: „Sie zeichnen sich sämmtlich durch des Verfassers gewohntes Geschick in der Entwickelung der Handlung und durch seine vollendete Diction aus; die einzige wirklich anmuthende Erzählung indessen ist die kleine hübsche Lustspielnovelle: «Er soll dein Herr sein»."

Von den verschiedenen Besprechungen, welche die englische Presse der „Geschichte Englands, vornehmlich im 17. Jahrhundert" von **Leopold von Ranke** gewidmet hat, seien hier einige Stellen aus der im „Athenaeum" vom 27. Februar enthaltenen angeführt:

„Dieses Werk eines Veteranen unter den Historikern, der einen europäischen Ruf genießt, ist seines Rufes würdig. Ueber die Vorzüge desselben im allgemeinen bedarf es weiter keiner Worte, nur der Bemerkung, daß «ein Essay über die auswärtigen

Beziehungen Englands» und nicht eine «Geschichte Englands» der passendste Titel des Buchs sein würde. Funfzigjährige Forschungen haben den großen und verwickelten Knäuel festländischer Politik in Ranke's Gewalt gebracht, und ein Recensent darf wol fragen: Wer kann mit dem Beherrscher eines so reichen Wissens streiten?"

Was die Benutzung der von England an auswärtige Höfe gerichteten Depeschen betrifft, so sei daran nichts auszusetzen, und die hier gebotene Belehrung werfe viel neues Licht auf die handelnden Personen und Ereignisse der englischen historischen Bühne des 17. Jahrhunderts. Insofern dürften die sechs Bände Ranke's nicht nur für werthvoll erachtet werden, sondern sogar für interessant, insofern sie denen, welche fähig seien sie zu würdigen, einen hohen geistigen Genuß böten. „Wo er jedoch mit innern Angelegenheiten des Landes sich befaßt", heißt es dann weiter, „wird, wir müssen es gestehen, uns eine Unterhaltung anderer Art bereitet. Das England unsers Historikers ist dem, mit welchem wir glauben bekannt zu sein, seltsam unähnlich. Das Parlament, welches er vor Augen hat, saß nie in Westminster. Wenn einem Karl I. oder Felton ein solcher Ausruf wie: «Soldaten ... Vasallen, folget mir», oder: «Kein Schurke, sondern ein ehrbarer Mann hat die That vollbracht», in den Mund gelegt wird, so werden diese alten Bekannten, der König und der Mörder, seltsame Wesen; auch kann man nicht leicht Verhör auf Anklage unter der Hülle «einer alten englischen Sitte» wieder erkennen."

„The Academy" spricht mit der größten Ehrerbietung von dem Verfasser und in der anerkennendsten Weise über dieses sein neuestes Werk, räumt ein, daß er der erste lebende Historiker sei, und meint, indem es einige kleinere Berichtigungen macht, man müsse eben ein Ranke sein, sein reiches Wissen besitzen, um es wagen zu dürfen, ihn zu bemängeln.

Die „Westminster Review" vom April widmet den „Unzeitgemäßen Betrachtungen" (I—III) von Friedrich Nietzsche eine längere Besprechung und schlägt dabei wieder, wie schon bei einer frühern Gelegenheit, einen in so auffallendem Widerspruch zu dem berühmten ersten größern Artikel, welchen John Oxenford über Schopenhauer im Jahre 1852 in derselben Vierteljahrsschrift veröffentlichte, stehenden Ton über diesen Philosophen an, als dessen Jünger sich Nietzsche im dritten Hefte *seiner* „Betrachtungen" bekennt. Sie nennt ihn den destructivsten aller a priori Kosmogonisten und sagt, sein schriftstellerisches Verdienst, seinen Humor, seine Offenheit, die oft tödliche Gewalt seiner Logik machten ihn verdientermaßen zu einem Liebling solcher, die keinen Glauben und ebenso wenig Hoffnung hätten. Sie hofft übrigens, daß der Positivismus, in welcher Gestalt auch, schließlich den Sieg über die unfruchtbare und den Verstand verwirrende Metaphysik Deutschlands davontragen werde.

In Betreff des Buchs „Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel", von Karl Grün, sagt dieselbe Vierteljahrschrift: „Wir würden eine kurze zusammenhängende Biographie, welche den Mann als einen edeln Vertreter der «feuerströmenden vesuvischen» Familie, deren Glied er war, vor uns hätte leben lassen, des Herausgebers unzusammenhängendem, laufendem Commentar vorgezogen haben. Die Briefe Feuerbach's und seiner Freunde enthalten manches Interessante, und die Essays und einzelne Betrachtungen, die im Werke zerstreut sich vorfinden, einige schlagende und selbst schöne Gedanken."

Unter „Politik, Socialwissenschaft und Reisen" sind besprochen: „Sociales Wissen" von A. F. Grohmann, „Streifzüge im Kaukasus, in Persien und in der Asiatischen Türkei" von Freiherrn Max von Theilman: unter „Wissenschaft": Oskar Schmidt's „Descendenzlehre und Darwinismus", in englischer Ausgabe (bekanntlich in der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" erschienen), von welchem Werke der Recensent sagt: „Der Verfasser ist als hervorragender wissenschaftlicher Zoolog, besonders in der Abtheilung der Schwämme, zu gut bekannt, als daß nicht jede von ihm kommende Meinungsäußerung bedeutendes Gewicht besäße; in seinem vorliegenden Werke behandelt er die allgemeinen auf Abstammung mit Modification sich beziehenden Fragen in gründlich wissenschaftlicher Weise. Inwiefern seine Aeußerungen dem orthodoxen Leser gefallen werden, ist freilich eine andere Sache; dem Supranaturalismus zeigt er sich allerdings nicht günstig.... Mit der allgemeinen Tendenz des Werks stimmen wir vollkommen überein und empfehlen es angelegentlichst als ein vorzügliches Buch über den Gegenstand."

Bibliographie.

Albrecht, E., In sieben Farben. Ein Bündel Gedichte. München, Th. Ackermann. 16. 2 M.

Beeg, M., Idee einer Frauenarbeitsschule in Nürnberg besprochen. Nürnberg, Zeiser. Gr. 8. 40 Pf.

Bibliothek für Haus und Reise. 25ster Bd: Meine Ideale! Erzählung aus der Bühnenwelt. Von J. Mühlfeld. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M. 50 Pf.

Historisch-politische Bibliothek. 72ste u. 73ste Lfg.: Der Socialismus und die Internationale nach ihren hervorragendsten Erscheinungen in Literatur und Leben. Drei Vorträge von F. Schuler v. Libloy. Leipzig, Koschny. Gr. 8. à 50 Pf.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 10ter Bd.: Die Ortsbewegung der Thiere. Nebst Bemerkungen über Luftschifffahrt. Von J. B. Pettigrew. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Björnson, B., Ein Falliſſement. Schauspiel. Vom Verfasser veranstaltete allein rechtmäßige deutsche Ausgabe. München, Th. Ackermann. 8. 2 M.

Calberla, G. M., Die Löhnung nach der Arbeitsleistung in einer sächsischen Landwirthschaft. Vortrag. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 60 Pf.

Dewall, J. van, Graumann. Ein Roman aus kleinen Kreisen. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 6 M.

Dirckinck-Holmfeld, Baron C., Das Unfehlbarkeits-Dogma oder römische Politik und deutsches Reich. Pinneberg. Gr. 8. 2 M.

Morgenländische Forschungen. Festschrift Herrn Professor Dr. H. L. Fleischer zu seinem funfzigjährigen Doctorjubiläum am 4. März 1874 gewidmet von seinen Schülern H. Derenbourg, H. Ethé, O. Loth, A. Müller, F. Philippi, B. Stade, H. Thorbecke. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 12 M.

Franz, A., Dr. Heinrich Förster, Fürstbischof von Breslau. Ein Lebensbild. Neiße, Huch. Gr. 8. 50 Pf.

Joseph Ritter v. Führich. Lebensskizze. Zusammengestellt aus dessen im Jahrgang 1844 des Almanachs „Libussa" erschienener Selbstbiographie und den wichtigsten von Freundeshand gesammelten bis zur Gegenwart reichenden Daten. Wien, Sartori. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Götzinger's, M. W., Deutsche Dichter. 5te Aufl., um- und zum großen Theile neu bearbeitet von E. Götzinger. 1ste Lfg. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 90 M.

Harte, B., Die Argonauten-Geschichten, spanischen und amerikanischen Sagen und Stadt- und Charakterskizzen. Uebersetzt von M. Busch. 3ter Bd.: Idyllen aus den Vorbergen. Leipzig, Grunow. 8. 4 M. 50 Pf.

Heman, C. F., Eduard v. Hartmann's Religion der Zukunft in ihrer Selbstzersetzung nachgewiesen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Herbst, Paula, Verfolgt und gerettet. Original-Novelle. Leipzig, Dege. 8. 4 M.

Huber, J., Zur Kritik moderner Schöpfungslehren mit besonderer Rücksicht auf Häckel's „Natürliche Schöpfungsgeschichte". München, Th. Ackermann. Gr. 8. 1 M.

Islraut, J. G., 1500 Jahre im Dosselande. 1ster Thl.: Die ersten 1300 Jahre von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Eine Land- und Stadtgeschichte, dem Volke zu Nutz und Lehre erzählt. Diesdorf. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Ketteler, W. E. Freih. v., Der Bruch des Religionsfriedens und der einzige Weg zu seiner Wiederherstellung. Mainz, Kirchheim. 8. 50 Pf.

Kirchmann, J. H. v., Ueber das Prinzip des Realismus. Ein Vortrag. Leipzig, Koschuy. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kleinschmidt, A., Jacob III., Markgraf zu Baden und Hochberg, der erste regierende Convertit in Deutschland. Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 3 M.

Korzeniowski, J., Der Dorfadel. Aus dem Polnischen. Gnesen, Lange. 8. 4 M.

Kühne, Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preußischen Armeen in Böhmen 1866. 4tes u. 5tes Heft: Das Gefecht von Soor (bei Neu-Rognitz, Burkersdorf und Rudersdorf). Allgemeine Rückschau. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Mejer, O., Um was streiten wir mit den Ultramontanen? Hamburg, Gräfe. Gr. 8. 80 Pf.

Schmoller, G., Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft. Ein offenes Sendschreiben an Herrn Professor Dr. Heinrich v. Treitschke. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Staedler, K., Utopistisches humanistisch-realistisches Universal-Gymnasium. Unmassgebliche Einfälle. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 75 Pf.

Troschke, T. Freih. v., Der preußische Feldzug in Holland 1787. Nach archivalischen Forschungen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 2te Serie. 1875. 1ster Bd.: Geistesströmungen von H. M. Richter. Berlin, Hofmann. Gr. 8. 6 M.

Wünn, Anna, Des Vögleins Bilderbuch. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Zittel, K. A., Briefe aus der libyschen Wüste. München, Oldenbourg. 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Schulausgaben mit Anmerkungen.

(Cartonnirt.)

Schiller's Braut von Messina	1 M.	— Pf.
— Gedichte	1 „	— „
— Geisterseher	— „	80 „
— Jungfrau von Orleans	1 „	— „
— Maria Stuart	— „	80 „
— Wilhelm Tell	— „	80 „
— Wallenstein. Abtheilung 1	— „	80 „
— — Abtheilung 2	— „	80 „
Goethe's Egmont	— „	80 „
— Gedichte	— „	80 „
— Götz von Berlichingen	— „	80 „
— Hermann und Dorothea	— „	80 „
— Iphigenie auf Tauris	— „	80 „
— Prosa. 2 Abtheilungen à	— „	80 „
— Torquato Tasso	— „	80 „
Uhland's Herzog Ernst von Schwaben	1 „	— „
— Ludwig der Bayer	1 „	20 „
Herder's ausgewählte Dichtungen	1 „	— „
— Cid	1 „	20 „
Nibelungenlied, das, mit Einleitung und Wörterbuch von Karl Simrock.	2 M.	— Pf.

(Broschirt.)

Schiller's Geisterseher. Mit Anmerkungen zum Uebersetzen ins Englische von L. Gantter. 1 M. 20 Pf.

— Wilhelm Tell. Mit englischen erklärenden Noten versehen von Dr. E. Otto. 1 M. 20 Pf.

Den Herren Lehrern, welche die eine oder andere dieser Ausgaben in ihren Schulen einführen wollen, steht auf Verlangen ein Exemplar des betreffenden Bändchens gern gratis zu Dienst.

☞ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tagebücher von Friedrich von Gentz.

(Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.)

Vier Bände. 8. Geh. 32 Mark.

Bisher war nur ein kurzer Auszug aus den von Gentz mit rückhaltloser Aufrichtigkeit gegen sich selbst, abwechselnd in französischer und deutscher Sprache geschriebenen Tagebüchern bekannt geworden. Zum ersten mal werden hier die Aufzeichnungen dieses merkwürdigen Mannes, die von 1800 bis zum Jahre 1826 reichen, vollständig der Oeffentlichkeit übergeben.

Auf die (Augsburger)

Allgemeine Zeitung

kann für die Monate April und Mai

bei sämmtlichen Postämtern des Deutschen Reichs abonnirt werden; desgleichen bei den k. k. österreichischen Postämtern. Preis monatlich 3 Mark excl. Stempelsteuer, welche seit 1. Juli 1874 in Preußen weggefallen ist, somit nur noch in Oesterreich zur Erhebung kommt. Für Italien bei HH. Gebr. Bocca in Florenz, Turin und Rom.

Bestellungen für directe Kreuzbandsendung (4 Mark = 2 Fl. 25 Nkr. ö. W. pro Monat innerhalb Deutschland und Oesterreich) an die

Expedition der Allgemeinen Zeitung in Augsburg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Durch Feld und Wald.

Bilder aus dem Naturleben

von

Karl Ruß.

Mit Illustrationen von Robert Kretschmer.

Zweite Auflage.

4. In 6 Lieferungen zu je 1 Mark.

„Durch Feld und Wald" von Karl Ruß, getreue und sinnige Darstellungen aus dem Naturleben der Heimat mit vorzüglichen Illustrationen in Holzschnitt bietend, hat in seiner ersten Auflage schnell die Gunst des deutschen Publikums gewonnen. Für die zweite Auflage dieses empfehlenswerthen Haus- und Familienbuchs, die zu wesentlich billigerm Preise in 6 monatlichen Lieferungen erscheint, darf daher noch allgemeinere Theilnahme erwartet werden.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen an und haben die soeben erschienene erste Lieferung vorräthig.

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsch-Lothringen.

Eine Landes-, Volks- und Ortskunde

von

Dr. E. H. Th. Huhn.

37 Bogen. Gr. 8. Preis: 12 M.

Dieses Werk gibt zum ersten mal ein vollständiges Gesammtbild von Land und Leuten in Deutsch-Lothringen und erschliesst so dieses wiedergewonnene Reichsland der allgemeinen Kenntniss, während man sich bisher fast immer ausschliesslich mit dem Elsass beschäftigt hat. Der allgemeine Theil des Buchs gibt auf genauen statistischen Belegen beruhende Angaben über alle Seiten des Culturlebens und zeichnet nicht blos die Bodenbeschaffenheit und was damit zusammenhängt, sondern schildert auch ganz besonders die charakteristischen Merkmale der Orte, Wohnungen und Einwohner, das Leben der Familien, Landwirthschaft, Viehzucht, Handel und Gewerbe. Von hohem Interesse sind auch die Schilderungen der Gebräuche, Volksbelustigungen und Feste. Der zweite Theil ist der Topographie Deutsch-Lothringens gewidmet, mit vollständigster Angabe aller, auch der kleinsten bewohnten Punkte und reichlichen Mittheilungen aus der Geschichte jedes einzelnen Ortes. Ein vollständiges Ortsregister macht das Werk allen Post- und Telegraphenbehörden unentbehrlich, da alle bisherigen Verzeichnisse nur die Namen der Gemeinden enthielten. Interessante Beilagen, z. B. mit einer vollständigen Uebersicht der Literatur über Deutsch-Lothringen erhöhen den Werth des Buchs, das nicht blos ein unentbehrliches Handbuch für alle Behörden und Beamten des Landes, sondern auch höchst wichtig für die Freunde der Geschichte, die gesammte Geschäftswelt und besonders für das Militär werden dürfte.

Stuttgart, März 1875.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 6. Mai 1875.

Ein neuer Beitrag zur Schiller-Literatur.

Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Mit dem Porträt der Christophine Reinwald, geb. Schiller. Leipzig, Veit u. Comp. 1875. Gr. 8. 8 M.

Während die neuen Spenden zur Goethe-Literatur reichlich fließen, darf die Schiller-Literatur, insoweit sie die Correspondenzen des Dichters betrifft, sich nur selten einer wesentlichen Bereicherung rühmen. Schiller's Interessen waren nicht so vielseitig wie diejenigen Goethe's, sein Verkehr bei weitem nicht so ausgedehnt; auch fehlte ihm bei der Hast und Unruhe seines Lebens und Arbeitens jene betrachtende Stimmung, jene Hingabe an eine andere Persönlichkeit, durch welche die Briefliteratur erst ihre selbständige Bedeutung erhält. Ihm war der Brief als solcher nie Selbstzweck, der freundschaftliche Austausch von Gesinnungen und Ansichten nie das letzte Ziel. Seine Briefe waren ein Theil seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeit, in der er gänzlich aufging; nicht der Cultus der Freundschaft galt ihm als das Höchste; die Freundschaft war ihm nur ein anderes Medium, in welchem sich sein geistiges Streben und Arbeiten reflectirte.

Sein Briefwechsel mit Goethe, ein praktischer Cursus der Aesthetik, wie ihn der Wechselverkehr zweier großen Dichter hervorrief und wie ihn in ähnlicher Weise keine andere Nation aufzuweisen hat, ist die glänzendste Bestätigung unserer Anschauung; dieser Briefwechsel ist von seiten Schiller's durch und durch Erguß des poetischen und ästhetischen Genius; es vibrirt darin die ganze Unruhe eines Geistes, der die Theorie des Schönen klar zu erkennen, für die Praxis des Schönen unzerbrechliche Handhaben zu gewinnen sucht; selbst seine Kritik des Fremden ist rastloses Streben, die eigene Production zu läutern. In seinem Briefwechsel mit Körner, welchen Karl Goedeke jetzt in neuer Auflage herausgegeben hat, findet sich zwar hier und dort der Pulsschlag des eigenen Erlebnisses, des freundschaftlichen Gefühls, die Confession aus dem Bereich des Selbstempfundenen; aber dies Aufleuchten der Empfindung, diese Hingabe an die Freundschaft, diese autobiographischen Skizzen treten zurück gegen einen Geist, der immer auf die Offenbarung tiefen geistigen Gehalts dringt und für den die Ausstrahlungen seines schaffenden Genius das ἓν καὶ πᾶν sind.

Einen im wesentlichen neuen Beitrag zur Kenntniß Schiller's bringt der von Wendelin von Maltzahn herausgegebene „Briefwechsel Schiller's mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald". In diesem Briefwechsel nehmen die vertraulichen Beziehungen und der Austausch von Mittheilungen aus dem Kreise der Familie eine wichtigere Stelle ein als in den frühern Briefsammlungen. Es ist dies bei dem brieflichen Verkehr mit der Schwester selbstverständlich; aber auch der Schwager Reinwald, so vielseitig seine geistigen Interessen waren, hat doch etwas von dem Famulus Wagner, einen trockenen Ton, er ist mehr auf das bibliographisch Interessante erpicht und interessirt sich in erster Linie für jedes neue Werk Schiller's als für einen wichtigen Beitrag zur Bibliothek in Meiningen. Keineswegs herrscht zwischen Schiller und ihm Gleichartigkeit der Gesinnungen, im Gegentheil, es ist sehr die Frage, ob er auch nur wie Mephistopheles „von Zeit zu Zeit den Alten gerne sah", und ob er sich nicht nach einem Besuch des würdigen Schwagers oft der Goethe'schen Verse erinnerte: „Daß diese Fülle der Gesichte der trockne Schleicher stören muß!" Recht ernsthafte Verstimmungen werden in diesem Briefwechsel laut, und die Ausgleichung derselben hat oft etwas Gezwungenes. Da jene Sympathie fehlte, welche Schiller mit Goethe oder Körner verband, so kann der Briefwechsel wol manches äußere Datum, manche interessante Mittheilung bieten, aber mit der höhern Harmonie der Seelen, welche dort aus einem so schönen gleichschwebenden Grundtone hervorging, hat er nichts gemein. Schiller sah in Reinwald nicht viel mehr als einen eifrig sich Bemühen-

den, der im Grunde doch nur ein Bücherwurm war; er sprach von höherer Stufe zu ihm herab. Anders verhält es sich mit dem Briefwechsel Schiller's mit der Schwester; hier herrscht Wärme, Innigkeit, Familienpietät.

Den hier veröffentlichten Briefwechsel hat Schiller's jüngste Tochter, Emilie Freifrau von Gleichen, dem Herausgeber anvertraut; er setzt in der Einleitung der edeln Frau, welche rastlos bemüht war, das Andenken an ihren Vater zu ehren und zu pflegen und in zahlreichen Veröffentlichungen aus dem brieflichen und schriftlichen Nachlaß desselben bei der Nation wach zu erhalten, ein pietätvolles Denkmal. Der Briefwechsel selbst umfaßt 157 Briefe: 78 Briefe von Schiller, 60 von Reinwald und 19 von Christophine, und bildet „eine selbständige Folge zu der schönen Gabe von Alfred von Wolzogen: «Schiller's Beziehungen zu Aeltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen»."

Schiller hatte Reinwald's Bekanntschaft schon als stuttgarter Flüchtling in Meiningen gemacht und von Bodenbach aus gepflegt: Reinwald hatte von Haus aus die höchste Meinung von Schiller's Genius; er schrieb damals in sein Tagebuch:

> Heute schloß er mir sein Herz auf, der junge Mann — Schiller —, der so früh schon die Schule des Lebens durchgemacht, und ich habe ihn würdig befunden, mein Freund zu heißen. Ich glaube nicht, daß ich mein Vertrauen einem Unwürdigen geschenkt habe, es müßte denn alles mich trügen. Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm, und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühen, und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen. F. ist derselben Meinung. Auch er ahnt den kostbaren Schatz, den der Neid mit seinen Schlacken zu begraben trachtete; aber das Genie bricht sich Bahn, und sollten alle Leiden der Welt es überfluten!

Ein Brief von Schiller's Schwester Christophine, den er bei dem Dichter sah, übte eine sehr anziehende Wirkung auf ihn aus; es begann ein Briefwechsel zwischen ihm und Christophinen, dem ein Besuch auf der Solitude folgte; er hielt, anfangs erfolglos, um die Hand Christophinens an. Der Bruder war ein eifriger Gegner dieser Verbindung. Reinwald, 1737 in Wasungen geboren, stand 1784, wo die persönliche Begegnung mit Christophine stattfand, bereits im siebenundvierzigsten Lebensjahre. Seine Stellung war keine glänzende. Sohn eines meiningenschen Regierungsraths, hatte er seit 1753 in Jena die Rechte studirt, dabei auch Dichtkunst und Sprachforschung mit Vorliebe gepflegt. Im Jahre 1763, nachdem ihm inzwischen durch die Fürsorge eines Onkels in Gotha, bei der eingetretenen Verarmung der eigenen Familie, weitere Fortbildung möglich gemacht worden war, wurde er als Geheimer Kanzlist und Berichterstatter des Herzogs nach Wien geschickt, nach dem Tode des Fürsten aber zurückberufen und ihm die untergeordnete Stelle eines Consistorialkanzlisten übertragen. Geringer Gehalt und große anstrengende Arbeit nährten seinen Mismuth. Im Jahre 1776 wurde er Gehülfe bei der herzoglichen Bibliothek, ein Amt, das er bis in sein hohes Alter bekleidete. Als Schriftsteller und Dichter hatte er herausgegeben: „Poetische Briefe und kleine Gedichte" (1769); „Poetische Launen, Briefe und Miscellaneen"; zugleich mit dem Hofprediger Johann Georg Pfranger: „Neues Sachsen-Koburg-Meiningisches Gesangbuch" (1794). Außerdem hatte er zahlreiche Beiträge zu Schiller's periodischen Schriften, der „Thalia", der „Geschichte der Verschwörungen", dem „Musenalmanach von 1796", den „Horen", und Recensionen für Nicolai's „Allgemeine deutsche Bibliothek" und andere kritische Zeitschriften geliefert. Verdienstlich waren seine Leistungen als Germanist in einer Zeit, in der deutsche Sprachforschung und die Beschäftigung mit ältern Literaturdenkmälern noch zu den Ausnahmen gehörte; er betheiligte sich bei der Herausgabe des Ulfilas, gab 1801 ein „Hennebergisches Idiotikon" heraus, nachdem er schon 1776 „Briefe über die Elemente der germanischen Sprache" zu veröffentlichen begonnen hatte. Eifrig hatte er sich mit der Herausgabe des angelsächsischen Gedichts „Heliand" mit Glossar und Grammatik beschäftigt; er hatte indeß nicht die Freude, sein mühsames Werk selbständig erscheinen zu sehen, und verkaufte daher sein Manuscript nach München, wo es von Schmeller 1830 bei dessen Herausgabe des „Heliand" benutzt wurde.

In dem „Anhang" des Briefwechsels finden sich mehrere Gedichte Reinwald's mitgetheilt, dessen satirische Ader Schiller selbst anerkannte. Die ernstern Gedichte sind etwas schwerfällig, die heitern haben jene satirische Breite und jenen etwas schleppenden Humor, der sich etwa in Langbein's Gedichten findet. Reinwald dichtet mit Vorliebe Künstler- und Handwerkerlieder, unter denen das mitgetheilte „Frisörslied" wol die meiste vis comica besitzt:

Unter allen Kopfbereitern
Führ't das Heer
Der Frisör,
Kann die Welt erheitern. —

Alles war vor alten Zeiten
Rauh und wild,
Ungebild't,
Grämisch an den Leuten.

War das nicht ein wüstes Wesen,
Denkt einmal!
Ueberall
Köpfe wie die Besen!

Mädgen, die zum küßen waren,
Konnt' man nicht
Ins Gesicht
Sehn vor lauter Haaren.

Da erschien ein heilger Engel
Wunderbar;
Sonnenklar
Sah er diese Mängel.

Schön vom Fuß bis auf die Scheitel
Er da stand,
Seine Hand
Trug den Puderbeutel;

Pudermänteln glich sein Flügel,
Er umfaßt
Eine Quast',
Eisen, Kamm und Spiegel.

Dieser lehrte das Frisiren
Groß und klein,
Grob und fein
Kräuseln und tappiren:

Schön sind seit der Zeit auf Erden
Herrn und Fraun
Anzuschaun,
Reizend in Geberden.

Hui! da ward dem Teufel bange;
Artigkeit
Füllt mit Neid
Gleich die alte Schlange.

Er erfindet neue Moden
Dumm und toll
Fäßervoll,
Stellt sie auf den Boden.

Eine Mode nach der andern
Flog ums Haar,
Stund ein Jahr,
Mußte wieder wandern.

Woll und Werg ein ganzes Fuder
Schwellt' es auf,
Oben drauf
Roth und grüner Puder.

Federvieh mit Schwanz und Schnabel
Ward geschaut;
Manche Braut
Trug den Thurm zu Babel.

Der poetische Brief „An Friedrich Schiller" bei seinem ländlichen Aufenthalt in Bauerbach zeigt die Wärme, welche Reinwald für den jungen Dichter hegte; er räth ihm, der schon damals die Absicht hatte, sich vorzugsweise dem historischen Fache zu widmen, dem „verwachs'nen Pfad der Melpomene" treu zu bleiben:

Erschüttre, wie Cherusker Tannen,
Wie Zedern auf dem Libanon
Der Odem Gottes, die Tyrannen
Und ihre Starken um den Thron.

Der Menschheit Schlangen, Drachen, Molche,
Den Geisterpöbel der uns drängt: —
Denn Deine Worte sind wie Dolche,
Wie Feuer, das den Marmor sprengt.

Am Schluß verheißt er ihm den „Sternenkranz".

Die mitgetheilten Reisebriefe Reinwald's zeigen vielseitige Theilnahme ihres Verfassers und die Gabe lebendiger Schilderung: die historischen Skizzen über „Die Verschwörung der Pazzi wider die Medici", sowie über die „Pulververschwörung in England" sind nicht bedeutend, aber doch in lichtvoller Darstellung ausgeführt.

Die Beziehungen Schiller's zu Reinwald waren am erquicklichsten in der ersten Zeit, in welcher der Dichter sich in Bauerbach aufhielt; es lag da noch etwas wie Frühthau der Freundschaft auf ihrem Verhältniß. Schiller sprach sich offen gegen den ältern Freund aus, in welchem er einen wohlwollenden Gönner sah; seitdem dieser aber sein Schwager geworden war, wurde der Ton der Correspondenz bei anscheinender Herzlichkeit und Brüderlichkeit im Grunde doch reservirter.

Schiller kam mit Reinwald von Bauerbach aus bisweilen in Meiningen oder in Morfeld zusammen; der Bibliothekar hatte für Bücher, Rauch- und Schnupftaback zu sorgen. Bauerbach war die Geburtsstätte der „Luise Millerin" und des „Don Carlos"; jenes Trauerspiel wurde hier vollendet, dieses begonnen. Dalberg schrieb ihm, er möchte sein Stück ohne Verzug senden. „Ich hab' ihm die Fehler davon geschrieben, damit er sehen sollte, wie wenig ich mich ihm aufdringen will. Er schreibt, daß es Tugenden für die Bühne wären." In der That ist „Cabale und Liebe" ein vorzügliches Bühnenstück. In der Regel pflegen die Intendanzen das Umgekehrte zu berichten, nämlich daß die Tugenden des Stücks Fehler für die Bühne seien. Der Stil, in welchem der Flüchtling Schiller als Pseudonym „Ritter" an den Freund schreibt, ist ganz der frisch geniale, der in den Dichtungen seiner Sturm- und Drangperiode herrscht. Z. B.:

Sie glauben nicht wie wunderlich es mir vorkömmt aus 2 Schauspielen grosen Inhalts heraus zutreten und Prologen für Kinderstücke zu machen. Nicht anders, als wenn einer aus der Schlacht kommt und Flöhe fangen mus....

Eben erhalte ich Ihren lieben Brief, der mir sagt, daß Sie noch immer mein guter mein zärtlicher Freund sind. Aber gewis haben Sie Sich meiner nicht mehr als ich mich Ihrer erinnert, und meine herzliche Wünsche haben Sie begleitet, wie die Wolken- und Feuersäule das Volk Gottes durch Sinai....

Sie reisen nun bald ab, und werden über so vielen vortrefflichen Köpfen Ihren armen Bauerbachischen Freund vergeßen. Sie werden mich mit Wieland, Göthe und andern meßen, und einen ungeheueren Abstand gewahr werden. Sie werden wieder kommen voll der gesammelten Ideale, geblendet von so viel schimmernden Genies und den matten Flimmer eines Johanniswurms nicht mehr bemerken. Sie werden kälter gegen mich seyn....

Ihr vorgestriger Besuch hat eine ganz herrliche Wirkung auf mich gehabt. Ich füle mich doppelt wieder, und wärmeres Leben ergießt sich durch alle meine Nerven. Meine Lage in dieser Einsamkeit hat meiner Seele das Schiksal eines stehenden Waßers zugezogen, das in Fäulung ginge, wenn es nicht je und je in eine kleine Wallung gebracht würde. Möchte auch ich Ihrem Herzen nothwendig werden! Möchten auch Sie bei mir frischer athmen, und Nahrung genug für Ihre Empfindungen finden, so könnte ich hoffen daß Sie auch künftig einen Bund mit der Gelegenheit machten, und mich durch mehr solche glückliche Ueberraschungen erfreuten!

Die Herzenswärme, welche in diesem ersten Theile der Correspondenz herrscht, macht die Lektüre deßelben zu einem erquicklichen Genuß; auch sind Stellen darin, welche für die innere Entwickelung des Dichters sehr bedeutsam sind und uns einen Blick in die Tiefen seines Seelenlebens vergönnen, was bei der spätern Correspondenz mit dem „Schwager" fast gar nicht mehr der Fall ist. Z. B.:

Gelegenheitlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie wo nicht unterdrückt, doch entsezlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man sagt sonst, es hälfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaub es nimmer. Wenn ich mich im weitesten Verstand zum Beispiel sezen kann, so beweißt meine jezige Seelenlage das Gegentheil. Mühsam und wirklich oft wider allen Dank mus ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehen Minuten bei einem guten denkenden Freunde sonst anwandelt. Oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offenen Himmel. Es scheint, Gedanken laßen sich nur durch Gedanken loken — und unsre Geisteskräfte müßen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden. Wie gros mus das Originalgenie also seyn, das weder in seinem Himmelstrich und Erdreich noch in seinem gesellschaftlichen Kreis Aufmunterung findet, und aus der Barbarei selbst hervorspringt.

Nach Vollendung der „Luise Millerin" schwankte Schiller zwischen „Maria Stuart" und „Imhof"; der letztere Stoff ist dunkel, man erhält nirgends Aufschluß darüber. Doch ließ er zunächst beide Stoffe beiseite und wandte sich dem „Don Carlos" zu; er schickte dem Freunde den

ersten Plan des Stücks, der auch schon in Hoffmeister's „Nachlese zu Schiller's Werken“ und in Goedeke's kritischer Gesammtausgabe von Schiller's Schriften zum Abdruck gekommen ist und hier wiederum mitgetheilt wird. Dieser Plan war mehr aus Einem Gusse als der spätere ausgeführte „Don Carlos“; von der Scene zwischen Posa und dem König war nicht die Rede; das Stück spielt zwischen Carlos, dem König und der Königin: Posa griff nur insoweit mit ein, daß er den Verdacht der Liebe zur Königin auf sich wälzte und so „den Knoten aufs neue verwirrte.“ Das Stück war nach seiner ersten Anlage durchweg Familien- und Liebestragödie; das Volkstribunat des Posa ist erst später hereingekommen, mit dem Ausdruck großer Gesinnungen in unvergänglicher Schönheit, aber doch auf Kosten der einheitlichen Handlung.

Einer der Briefe Schiller's an Reinwald aus jener Zeit, schon in dem Leben des Dichters von Karoline von Wolzogen mitgetheilt, hat eine classische Bedeutung; er führt uns in das Innerste der dichterischen Werkstatt. Ueber das Verhältniß des Dichters zu seinem Helden ist nie tiefsinniger und schöner gesprochen worden; freilich handelt es sich dabei um einen echten Dichter, nicht um einen Fabrikanten, für den seine Helden nur Bleisoldaten in der Schachtel sind. Wir theilen hier die erste Hälfte des Schreibens mit, in welchem sich dieses Kapitel einer genialen Aesthetik befindet:

In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk ich Sie Freund — und meinen Karlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche.

Ich stelle mir vor — Jede Dichtung ist nichts anderes, als eine enthousiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfes. Ich will mich erklären.

Wir schaffen uns einen Karakter, wenn wir unsre Empfindungen, und unsre historische Kenntniß von fremden, in andere Mischungen bringen — bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmeren das Minus oder den Schatten vorwalten laßen. Gleichwie aus einem einfachen weisen Stral, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt daß in unsrer Seele alle Karaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisch — und augenblickliches Daseyn gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zulezt nur Wir selbst. Aber was ist Freundschaft oder platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechslung der Wesen? Oder die Anschauung unserer Selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das grose unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung ist zulezt nur ein glüklicher Betrug. Erschreken, entglühen, zerschmelzen wir für das Fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewis nicht. Wir leiden jenes alles nur für uns, für das Ich, deßen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm der ihn unwißend lobet. Er erblikt sich, sein groses unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umher gestreut. In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenbliklich Sich selbst — Sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel, zurükgeworfen, und liebt Sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpf (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens zerstreut. Dieses bildlich auszudrüken — So wie eine Leibnizische Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, so hat die Seele der Mimosa nur einen einfachen Punkt, das Vermögen zu empfinden von ihr, und der höchste denkende Geist nach Gott — doch Sie verstehen mich ja schon. Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reinern Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existieren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewisen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurükziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Zirkel auszúführen, hieße nichts anders, als die zerstreute Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: Der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, oder daßelbe in sich hineinzuschlingen, es anzureißen ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruk und Kuß bis zur innigsten Umarmung, — so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

Izt wär ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundschaft und platonische Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaften sind, so sind beide gewisermasen nur eine andre Wirkung der Dichtungskraft — oder beßer: Das was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unsrer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf anderen Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern. Können wir den Zustand eines Freunds feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsere poëtische Helden erwärmen.

Weiterhin kommt Schiller noch specieller auf seinen Carlos zu sprechen:

Ich mus Ihnen gestehen, daß ich ihn gewisermasen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewiz an Don Karlos und Julius abmeßen — Nicht nach der Gröse des Pinsels — sondern nach dem Feuer der Farben — nicht nach der Stärke auf dem Instrument — sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Karlos hat, wenn ich mich des Maases bedienen darf, von Shakespears Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewiz Julius, Und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen, und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen.

Offenbar war es dies Bild der Inquisition, was durch die Nothwendigkeit des Contrastes bewirkte, daß der Marquis als Freidenker und Illuminat immer mehr in den Vordergrund des Dramas trat und zuletzt sich zu der bedeutendsten Gestalt desselben entwickelte.

Schiller mußte inzwischen seine „Luise Millerin“ auf den Wunsch des Herrn von Dalberg umarbeiten; er schreibt am 3. Mai 1783:

Meine L. M. jagt mich schon u. 5 Uhr aus dem Bette. Da siz ich, spize Federn, und käue Gedanken. Es ist gewis und wahrhaftig, daß der Zwang dem Geist alle Flügel abschneidet. So ängstlich für das Theater — so hastig, weil ich pressiert bin, und doch ohne Tadel zu schreiben ist eine Kunst. Doch gewinnt meine Millerin, das fül ich. Vor Veränderung beben Sie nicht mehr. Meine Lady intereßiert mich fast so sehr, als meine Dulzinea in Stuttgardt.

Von Bauerbach begab sich Schiller nach Manheim, wo er mit einem Fixum von 500 Gulden angestellt war. Von hier schrieb er am 5. Mai 1784 einen sehr herzlichen Brief an Reinwald. Wir erfahren daraus, daß das Publikum in Manheim den „Fiesco“ nicht verstand:

Republicanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde es 14mal innerhalb dreier Wochen gefordert und gespielt.

Auch von seiner frankfurter Freundin, Frau Albrecht, erfahren wir in diesem Briefe; ihre Seelen hatten sich

gleich in den ersten Augenblicken innig aneinandergekettet und sich verstanden. „Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glücklich machen kann." Offenbar war es die Anregung, welche die schwärmerische Freundschaft zu dieser Schauspielerin dem Dichter gab, wodurch der Brief einen so poetischen Schwung erhielt und den Ausdruck idyllischer Sehnsucht:

Noch immer trage ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille mir selbst, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben, und wer weiß ob das Schicksal, das mich bisher unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht auf einmal eine solche Seligkeit gewähren wird. In dem lärmendsten Gewühl, mitten unter den Berauschungen des Lebens, die man sonst Glückseligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke die süßesten, wo ich in mein stilles Selbst zurückkehrte, und in dem heitern Gefilde meiner schwärmerischen Träume herumwandelte, und hie und da eine Blume pflückte. Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind vielfach und unerschöpflich, wie mein Ehrgeiz, aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft zur stillern Freude zusammen.

Das Don-Juan-Register des Dichters, wenn man die Dulcinea von Stuttgart, Frau von Kalb und Frau Albrecht zusammennimmt, darf sich in dieser Epoche mit dem Goethe'schen vollkommen messen. Auf die Blume der Freundschaft zwischen Reinwald und Schiller sollte nun bald der Melthau fallen; der ältere Freund verlobte sich mit der Schwester des jüngern — und obwol dieser ihn noch vor kurzem gefragt hatte, ob er keinen Gegenstand gefunden habe, der ihm Glückseligkeit gewähre, so war es ihm doch unlieb, daß er diesen „Gegenstand" in seiner eigenen Familie fand. Schiller, der in persönlichen Beziehungen an gelegentlicher Schroffheit nichts zu wünschen übrigließ, hüllte sich längere Zeit in tiefes Schweigen, Reinwald schrieb ihm ein „schnippisches Billet", wie er selbst es nennt; es begann gleich mit den Worten: „Sollten Sie auch gleich nicht mehr mein Freund sein wollen, wie ich aus verschiedenen datis schließe", und schloß mit den Worten: „Ich will Sie nicht länger in angenehmern Ideen stören als Träume der Vergangenheit sind von Ihrem ehemaligen Umgangsgenossen." Reinwald wirft ihm später „sonderbares Betragen" vor, „Haß und Unartigkeit" und denkt an seine Begegnung in Manheim mit Unwillen und Schauder. Schiller selbst schreibt an seine Schwester am 28. September 1785, daß er die Einwendungen gegen den künftigen Mann mit Wahrheit und Offenherzigkeit gemacht habe, gibt indeß seinen brüderlichen Segen:

Du kennst ihn, und bist also auf alles vorbereitet, was unvermeidlich sein wird, und wirst Dich in das zu finden wißen, was Dich nicht mehr überraschen kann. Er wird das Opfer schätzen, was Du ihm gebracht hast, und Dich mit jedem Fall zu verschonen trachten, wo es dich reuen könnte.

Diese Störungen wurden ausgeglichen; die beiden Schwäger führten das trauliche „Du" in ihrem brieflichen Verkehr ein. Schiller bemühte sich, Reinwald's literarische Thätigkeit in die rechte Bahn zu leiten und ihm einen finanziellen Ertrag so reichhaltig wie möglich zu machen. Ein großer Theil der Schiller'schen Briefe beschäftigt sich mit derartigen Vorschlägen, und in der That wurde der Schwager Reinwald Mitarbeiter an allen literarischen Unternehmungen des großen Dichters, der ein sehr eifriger Journalist war. Gleichwol wurde der Ton dieser Briefe von Jahr zu Jahr trockener, trotz der Anreden und Unterschriften „Dein treuer und verbundenster Bruder" und ähnlicher. Urtheile Reinwald's über die ihm von Schiller eingesendeten Gedichte und Dramen sind selten. Ueber „Maria Stuart" und „Die Jungfrau" schreibt er am 15. Januar 1803:

Maria Stuart u. die Jungfrau hab ich jüngst wieder mit Aufmerksamkeit durchlesen u. wünschte zu wißen was die Landsleute von beyden Damen davon dächten, da in jenem Stücke die große Elisabeth so sehr in Schatten gestellt, in diesem aber das Landmädchen aus Voltärs Schmuz so glücklich ans Gestirn erhoben ist, daß ich sie noch der Königin vorziehe. Indeß hat mich die Abendmahlsscene, so anstößig sie hier u. da gewesen seyn mag, nicht wenig gerührt. Es foderte überhaupt Kunst von einem Protestanten sich in den religiösen Enthusiasmus eines Katholiken so ganz zu versetzen, als wenn es ihm Ernst seyn könnte.

Ausführlicher äußert sich Reinwald über „Die Braut von Messina", wobei er über die Mythologie der neuern Dichter einige treffende Bemerkungen macht:

Dein zuletzt uns zugekommenes Trauerspiel die Braut von Meßina hat mir viel geistiges Vergnügen gemacht u. mancherley Ideen bey mir erweckt. Die Chöre mußten, nach meiner Ahndung, einen schönen feyerlich-erhabnen Effect machen, ob ich gleich glaube daß dieß in purdemokratisch- oder doch theilweise demokratischen Staaten noch mehr der Fall seyn würde, wo der Chor die öffentliche Meinung oder die gemeine Sensation frey ausdrücken darf; doch hab ich den Abgang dieses Umstands bey Deinem Stück nicht empfunden, meine Empfindung dabey überwog die gewöhnlichen Kritiken, wo man gewiße Theorien zum Grund legt, und daraus Schlüße zieht gleich denjenigen der alt-orthodoxen Theologen: was nicht aus dem Glauben kömmt, ist Sünde.

Der Vorbericht regte ebenfalls alte Gedanken, Mythen zu dichterischen Maschinerien betreffend bey mir auf. Ich denke die feine griechische Mythologie kann keine Täuschung mehr hervorbringen, die griechischen Götter sind nun einmahl todt, blos im scherzhaften Genus möchten sie noch anwendbar seyn (nur im niedrigkomischen möcht ich sie verbitten, wie z. B. Blumauer, hier und da Bürger und andere sie angewandt haben) die nordische Odinische ist roh geblieben; aber die Milton- u. Klopstockische, die auch auf gebildete Menschen durch Täuschung Antheil nehmen können, ist reichhaltig. Man nehme die neuplatonische Dämonologie, item die Seelenwanderung dazu, u. in den komischen Gattungen das Feenwesen, die Sylphen u. Gnomen des Grafen Gabalis, im niedrigkomischen die Hexen u. Nixen mit dem übrigen Pöbelsglauben u. s. w. Hätten es die Mönche mit den Heiligen Legenden nicht zu grob gemacht, oder ein wenig Philosophie oder guten Geschmack dem Wust eine vernünftige Form gegeben, so könnte man auch diese Heiligen in der ernsthaften Dichtung zu Maschinen brauchen.

Für die germanistischen Bestrebungen und Entdeckungen Reinwald's hatte Schiller wenig Sinn; es scheint fast, als ob er das Urtheil Friedrich's des Großen über unsere ältere deutsche Poesie getheilt oder mindestens es verschmäht habe, in diese terra incognita irgendwelche Entdeckungsreisen zu machen. Ueberhaupt verwandeln sich diese Briefe zuletzt in kurze Familienavertissements; ein Austausch geistigen Strebens ist kaum noch vorhanden; Schiller schlägt seinen Schwager bisweilen auf wie den Katalog einer Bibliothek, und dieser sucht Gratisexemplare von Schiller's Werken für die herzogliche Bibliothek zu erhalten. Vor einem Besuch seiner Schwester und seines Schwagers schrieb Schiller an Goethe: „Meiner Schwe-

ster gönne ich diese Zerstreuung gerne, aber mit dem Schwager in Jena weiß ich nichts anzufangen, der wird mir wohl sechs Tage wie ein Klotz angebunden sein", ja Schiller suchte 1802 eine geheime und vertrauliche Correspondenz mit seiner Schwester anzubahnen, von der der grämliche Reinwald nichts wisse und die der oft schwergekränkten Christophine Gelegenheit böte, ihr Herz gegen den theilnehmenden Bruder zu erleichtern. Der alte Reinwald, der ja auch immer über seinen körperlichen Zustand lamentirt, scheint sich zuletzt in einen unausstehlichen Hypochonder verwandelt zu haben, und da er Talent für Satire besaß und sogar einmal einen Band „Sottisen" herausgeben wollte, so mag er vielleicht seinen hypochondrischen Witz an der Frau versucht und diese mit „verhaltenen Sottisen" tractirt haben.

Von Schiller's Schwester Christophine, die am 31. Mai 1847 in Meiningen starb, erhalten wir ein mit Wärme und Pietät gezeichnetes Bild, ergänzt durch einen Nachruf des Hofpredigers Dr. Ackermann. Christophine war zwei Jahre älter als Friedrich, am 4. September 1757 geboren; sie überlebte ihn 42 Jahre und wahrte zeitlebens mit unbeschreiblicher Innigkeit das Andenken an den frühverstorbenen Bruder. Ihren Mann, der 1815 starb, überlebte sie noch um 32 Jahre; sie war auch alternd keine Mumie:

Alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte blieben ihr bis zum letzten Augenblicke in wunderbarem Maße treu; nur das Gehör hatte in den letzten Jahren abgenommen, doch verständigte sie sich mit Bekannten und Befreundeten immer noch ohne besondere Mühe. Vor etwa zwei Jahren war sie an der Grippe heftig erkrankt, sie selbst und der Arzt hatten kaum noch Hoffnung; dennoch erholte sie sich und war seitdem wo möglich noch frischer und lebensvoller als vorher. Ja noch in den letzten Wochen machte sie großentheils zu Fuß Spaziergänge nach schönen hochgelegenen Punkten der Umgegend, die sie seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Sehr selten mag jemand in ihrem Alter des Lebens sich so erfreut, es so heiter genossen haben wie Christophine Reinwald, und zugleich so in jedem Augenblicke zum Abschied bereit gewesen sein wie sie. „Mein Todestag ist mir lieber als mein Geburtstag", antwortete sie, als kürzlich ihr naher neunzigster Geburtstag erwähnt wurde. Sie äußerte wiederholt, daß sie jeden Tag als ein wunderbares Gnadengeschenk Gottes betrachte, und daß es deshalb undankbar sein würde, wenn sie nicht jeden derselben möglichst zu nutzen, eines jeden derselben sich möglichst zu erfreuen trachte. Sie müsse sich immer den ganzen Inhalt ihres Lebens zurückrufen, um zu begreifen wie alt sie sei, denn sie fühle ihre Jahre nicht; aber nur durch unaufhörliche Thätigkeit könne sie sich am Leben erhalten. Deshalb hatte sie immer eine ganze Reihe von Arbeiten zur Hand, mit denen sie sich abwechselnd beschäftigte. Von ihren Hausgenossen auf das liebevollste gepflegt, nahm sie doch nur wenige Dienstleistungen an: sie fegte bis ans Ende ihre Stube selbst, sie machte ihr Bett selbst, nicht aus Noth, sondern um der Beschäftigung willen; sie verfertigte sich den größten Theil ihrer Kleidungsstücke selbst. Und diese häuslichen Arbeiten wechselten mit künstlerischen und geistigen. Von frühauf eine eifrige und kunstfertige Malerin übte sie diese Kunst noch an ihrem letzten Lebenstage. Im Frühlinge 1845 zeigte sie mir einen Stahlstich in klein Quart, eine Himmelfahrt darstellend, und fügte hinzu: „Das soll meine Arbeit für diesen Sommer sein, dies Blatt zu copiren; es soll aber drei bis vier mal größer werden, denn dabei lernt man am meisten!" Im Herbste war die Kreidezeichnung größtentheils vollendet. Mit besonderer Vorliebe aber malte sie in Wasserfarben Blumen und Früchte nach der Natur; ein solches unvollendet gebliebenes Blatt beschäftigte sie in ihren letzten Tagen. Auch mit der neuern und neuesten Literatur erhielt sie sich fortwährend in einiger Bekanntschaft, zunächst mit dem, was ihren großen Bruder betraf, wie sie z. B. an Kurtz' „Schiller's Heimatsjahre" und an Laube's „Karlsschüler" ihre große Freude hatte; doch wollte sie die Darstellung der letztern nicht sehen, sie fürchtete das lebendige Andenken zu trüben, wenn sie den Bruder durch einen andern, fremden Menschen dargestellt sähe. Aber auch andere Schriften zu lesen war ihr fortwährendes Bedürfniß. So hatte sie vor einigen Jahren ein einzelnes Gedicht von Chamisso zur Hand bekommen; dadurch angeregt ließ sie sich dessen gesammelte Werke bringen, las sie fast ganz durch und bezeichnete die Eigenthümlichkeit des Dichters, welche ihren heitern Sinn freilich nicht durchweg ansprach, mit klaren und scharfen Worten. Wenige Tage vor ihrem Tode hörte sie mit großem Interesse eine Mittheilung über Hänle's „Würtembergische Lustschlösser", und freute sich auf das Buch, welches so viele heimliche Erinnerungen für sie enthielt; doch hat sie es nicht mehr zu sehen bekommen. Aus Büchern, welche sie ansprachen, schrieb sie viel ab; auch ausführliche, inhaltvolle Briefe schrieb sie nicht eben selten in festen, deutlichen Zügen.

Die in der Sammlung mitgetheilten Briefe Christophinens zeichnen sich, außer durch die pietätvolle Hingabe an ihren gefeierten Bruder, durch jene Energie aus, welche ein Erbtheil der Schiller'schen Familie gewesen zu sein scheint. Auch bemerkt man in ihnen einen unverkennbaren Zug der Schwärmerei, nur daß diese sich nicht ethischen oder politischen Idealen, sondern den religiösen zuwendete. Für diese fromme Gesinnung, die zwar einerseits etwas altväterlich Ehrbares, aber doch auch einen gewissen Schwung hatte, sprechen besonders die im Anhang mitgetheilten Sprüche, welche Christophine während des ersten Besuchs Reinwald's in Solitude niedergeschrieben hatte; es ist ein biblischer und zugleich ein Klopstock'scher Ton in denselben; wir theilen hier eine Probe mit:

O Du! dem keine That des Menschen entflieht, den Du siehst die Thaten eh sie gebohren sind und die Gedanken der Menschen ehe sie leben!

Du prüfest mit feurigem Auge, Entschlüsse und Thaten, und merkest auf ihre entferntesten Folgen.

Du kennst die Kraft jeder Menschen Seele, ihre Sehnen und Nerven, wie mächtig sie ist zur Tugend und Thorheit.

Du entwaffnest das glänzende Leben des Heiligen, von Menschen bewundert und hinauf geschmeichelt gen Himmel.

Und oft wo der Mensch den Menschen verdammet, da sprichst Du ihn los, und segnest die That des Gerechten.

Aber all Dein Urtheil ist Güte und Deine Gedanken sind Gnade.

Du wirst auch mich richten mit Barmherzigkeit, und meine Thaten mit Göttlicher Schonung.

Du liebst Geständniß der Thorheit, und segnest die Reue mit milder Vergebung.

Du ermunderst die schüchterne Seele zu edlen Entschlüßungen, den Weg der Weißheit zu wandlen, und auszulöschen die Schmach des vorigen Lebens.

Wie sich damals religiöse und Naturandacht in den Gemüthern verschmolzen, das geht aus der interessanten Mittheilung hervor, wie in Naturbegeisterung und Andacht Mutter und Tochter auf einem Hügel niederknieten und beteten. Auch war es ein religiöses Gefühl, welches zu Christophinens liebevoller Zuneigung zu Reinwald hinzutrat und sie bestimmte, ihm ihre Hand zu reichen. Der Herausgeber erzählt in der Vorrede:

Christophine selbst war sich vollkommen klar, was sie an ihrem Theile zu thun und zu lassen habe, und hatte sich bereits mit frommer Resignation in die Möglichkeit ergeben, Reinwald's Gattin zu werden. Denn sie lebte des Glaubens, daß der Mensch dem lieben Gotte eine besondere Leistung als Bei-

trag zum Weltganzen schuldig sei, und daß des Menschen Ehre, wie seine Glückseligkeit, darin bestehe, zu erkennen und zu erfüllen, was Gott von ihm Besonderes geleistet haben wolle. Dennoch ehrte sie des Bruders Warnung insoweit, daß sie, als Reinwald zum dritten male bestimmt um ihre Hand anhielt, an seinen Freund, den Hofprediger Pfranger, schrieb und diesen um Rath fragte. Pfranger antwortete ihr: aus ihren Briefen kenne er ihren anspruchslosen und heitern Sinn; Reinwald sei kränklich und hypochondrisch; deshalb stehe er einsam und freudenlos in der Welt, und sie würde, wenn sie sich entschließen könnte, mit ihm und für ihn zu leben, Glück und Heiterkeit in sein einsames Dasein bringen. Diese Antwort bestimmte ihren Entschluß. „Das ist's, was du Gott schuldig bist!" dachte sie; „Gott will, du sollst dein Pfund hier anlegen." Und nun sagte sie freudig Ja, und reichte Reinwald 1786 die Hand zum ehelichen Bunde. Da Gründe so edler Art ihre Handlungsweise bestimmt hatten, so ist es nicht zu verwundern, daß sie auch in der Folge es nie bereute, das Herz ihrem Verstande und einem solchen Gatten geopfert zu haben.

Sie fand sich also wol auch später mit Resignation in manches Widrige ihrer Ehe. Der meininger Berg mit seinen Obstbäumen, der in der spätern Correspondenz des Ehepaars eine so große Rolle spielt, mochte ihrem Naturgefühl zugleich mit ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit genügen. Reinwald selbst erscheint oft als der hypochondrische Alte vom Berge; denn ob die „Obstbäume" des Bergs gedeihen, das ist für ihn eine ebenso wichtige Frage, wie ob die herzogliche Bibliothek ein neues Werk seines Schwagers gratis erwirbt. Ueber die hypochondrischen Störungen dieser Idyllen beklagt sich Christophine niemals; es macht das ihrem Charakter alle Ehre; sie sucht stets zwischen Schwager und Bruder zu vermitteln. Auch war sie in ihrer Frömmigkeit keineswegs genialen Anwandlungen feindlich. Die im Anhang mitgetheilten Notizen über ihre Familie, die sie selbst verfaßt, beweisen, daß sie die Flucht ihres Bruders vollkommen billigte, weil er sonst „geistig" untergegangen wäre.

Die ganze Sammlung gehört zu den werthvollern Auslesen aus unsern classischen Papierkörben. Zwar für Schiller's dichterische Entwickelung sind nur seine Jugendbriefe von Interesse, doch die spätern zeigen uns den Dichter in seinen Familienbeziehungen, und die warme Anhänglichkeit, mit der er an seinem Vater, seiner Mutter, seinen Schwestern hing, zeigt uns das Bild des im Leben oft schroffen Mannes, „von dem", wie Jean Paul sagt, „wie von einer Felsklippe alle Fremden abprallen", von seiner liebenswürdigsten Seite.

Rudolf Gottschall.

Neue Novellen.

1. In Pommern. Novellen von Konrad Telmann. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1875. Gr. 8. 9 M.

In zwei stattlichen Bänden finden wir hier fünf Erzählungen, die sich namentlich der höhern Gesellschaft als ausgewählte Unterhaltungslektüre empfehlen. Der offenbar pseudonyme Verfasser gehört jedenfalls den Kreisen der bevorzugten Gesellschaftsbildung an, und zugleich vereinigt er mit der Eingewöhntheit in den delicatesten conventionellen Umgangston derselben eine durchaus correcte Beherrschung der künstlerischen Novellenform und einen stets verinnerlichenden Aufschwung der Behandlungsart und Stilistik. Er erinnert damit an die einst so epochemachenden Jugendarbeiten einer Gräfin Ida Hahn-Hahn, nur unterscheidet er sich von derselben dadurch, daß er die immerhin originell charakteristischen Affectirtheiten und Extravaganzen dieser aristokratischen Heroine der einstigen jungdeutschen Emancipationsepoche sowol in ästhetischer als sogenannter moralischer Hinsicht fast durchweg vermeidet. Wenn man diesem Autor eine Einseitigkeit nachweisen wollte, so könnte dies nur die sein, daß er mit derselben idealisirenden Verfeinerung und Vergeistigung fast alle von ihm dargestellten Gesellschaftsstände umfaßt, sodaß bei ihm Prinzen und Prinzessinnen, Künstler und Edelfräulein gewissermaßen mit der gleichen schwungvollen, nur selten phantastisch unklaren Emphase sprechen, denken, empfinden, leiden und hoffen als in seinen andern Schilderungen etwa Landmädchen, Schulmeister oder Cavalerieoffiziere. Mangel an Talent verräth sich dadurch weniger als möglicherweise selbstbewußte romantisirende Ironie. Weder Prinzessinnen noch Schulmeister und Cavalerieoffiziere werden über den ihnen insinuirten Gefühlsstil sich beklagen können.

2. Auf und ab. Gesammelte Novellen von Klara Cron. Neue Folge. Mit einem Stahlstich. Magdeburg, Baensch. 1874. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

In einem dünnen Bändchen finden sich vier Geschichtchen, deren conventionelle Form mit den eben erwähnten Arbeiten einige Aehnlichkeit hat. Nur möchten wir, wenn wir dort romantisirende Anklänge fanden, hier von einer gewissen Neigung zur Mystik sprechen, denn das Vorherbestimmen eines hohen Gewinn bringenden Lotterieloses gehört doch ohne Zweifel in das Gebiet der Mystik und, nach dem „Neuen Pitaval", sogar in das der Kabbalistik.

3. Zerstreute Blätter. Gesammelte Novellen von Heinrich Mahler. Zwei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1875. 8. 7 M. 50 Pf.

Heinrich Mahler hat ein „Militärisches Bilderbuch", „Picta et Scripta", „Im Oberthal" und anderes herausgegeben. Er war ein berliner Literat, stammte aus den mitteldeutschen kleinen Staaten, ich glaube aus dem Reußischen, und machte einiges Glück mit Versuchen in populärer militärischer Schriftstellerei in Zeitschriften und Erzählungen schon seit dem schleswig-holsteinischen Feldzuge. Er starb aber schon im Sommer vorigen Jahres, als er nach längerer Abwesenheit nach Berlin zurückgekehrt war, daselbst im fünfunddreißigsten Lebensjahre.

Unter diesen nachgelassenen „Zerstreuten Blättern" befindet sich eine ganz amusante Soldatenschnurre unter dem Titel „Alexander von Humboldt und sein Vetter", worin der sogenannte Vetter, ein Unteroffizier, der zufälligerweise von Rechts wegen Alexander Humboldt heißt, den berühmten Geheimrath, das hoffähige „einherwandelnde Conversationslexikon", mit einigen bescheidenen Anschreiben angehen durfte.

Als eigenthümlich fällt mir ferner auf, daß die Ge-

schichte „Im Kerker“ als „eine Geschichte zum Nachdenken“ bezeichnet wird. Dieselbe spielt in der kritischen Zeit zwischen 1859 und 1866 und erzählt Schicksale eines classisch-philologischen Oberlehrers, der aus der Provinz als Regierungsrath in das Ministerium der Residenz berufen, aber alsbald eingekerkert wird, weil er scheinbarer, aber nicht wirklicher Beziehungen zur damaligen italienischen Politik von Turin verdächtig ist. Wie sich seit 1866 die officiellen politischen Verhältnisse zwischen Italien und Deutschland gestaltet haben, danach möchte man annehmen, dieser classische Philolog sei vielleicht eingesperrt worden, weil erwähnte Beziehungen sich eben nur als scheinbare erwiesen. Uebrigens hat sich thatsächlich wegen der italienischen Politik in erwähnter kritischer Zeit in ganz Deutschland weder ein Oberlehrer noch ein Regierungsrath einsperren lassen, und in gewissem Sinne hat Heinrich Mahler mit dieser Novelle also Stände comme il faut compromittirt. Der Professor Gervinus in Heidelberg hat schon 1855 für das neue Italien geschrieben, aber er war kein classischer Philolog und ist auch nie eingesperrt worden.

4. Bibliothek für Haus und Reise. Band 24: Dorenberg. Im Schwedenacker. Von Adolf Streckfuß. Berlin, Goldschmidt. 1874. 8. 1 M. 50 Pf.

Der rühmlich bekannte Verfasser einer Chronik von Berlin begegnet uns hier mit zwei Erzählungen, von denen die erstere uns seines Namens nicht ganz würdig erscheint. Wenn wir früher schon ein paar mal erwähnten, daß diese neueste Novellistik sich namentlich auch durch unverhältnißmäßig häufig in Scene gesetzte Todesfälle auszeichnet, so überwuchern in einzelnen dieser Neuzeitspoesien sogar die Mordthaten, sodaß der Reichstagsabgeordnete Karl Braun die beiden neuesten Bände seiner „Musengaben“ als „Mordgeschichten“ tituliren konnte. In diesem „Dorenberg“ finden wir eine Mordgeschichte von der Art, daß ein offenbarer Todtschlag vorgeführt wird und dann der Mörder in allen auftretenden Personen der Erzählung vermuthet werden kann, bis endlich der Verdacht an einer derselben haften bleibt, die schließlich auch dafür büßen muß. Ist solche Entdeckung der schuldigen Person durch eine ungewöhnliche Feinheit, Scharfsinnigkeit und Complicirtheit der Untersuchung herbeigeführt, so kann die geistvolle Darstellung davon allerdings interessiren. Doch ist das hier nicht in einem besondern Grade der Fall. Die Erzählung „Im Schwedenacker“, eine moralisirende Schatzgräbergeschichte, meinen wir, wenn nicht von diesem, so von einem andern Autor, schon früher gelesen zu haben. Es bewährt sich eben, wie in der übrigen organischen Welt, so auch in der Literaturproduction nicht selten das Elementarprincip vom Stoffwechsel und vom Kreislauf des Lebens.

5. Eines Stammes. Erzählung aus Westfalen. Von L. Esche. Mit einem Titelbild von H. Bürkner. Halle, Gesenius. 1874. 8. 4 M. 50 Pf.

Luise Esche hat, soviel ich mich erinnere, vor bald 20 Jahren mit Märchen debutirt, in denen die Grillchen und Bienchen, die Blümchen und Grashälmchen sich seltsame Geschichtchen erzählten, die sich durch eine gewisse intuitive Originalität und Innerlichkeit der Naturanschauung auszeichneten. Sie tritt hier mit einem ganzen kleinen Roman von fast 300 Seiten auf, der, abgesehen von der technisch durchaus correcten Abwickelung einer conventionell angelegten Fabel, die Vorzüge einer im einzelnen überaus saubern Detailzeichnung und im allgemeinen einer nach keiner Seite excentrischen, poesievoll friedlichen Lebensauffassung darbietet. Allerdings wird nach dieser Richtung hin nicht gerade eine genial realistische Originalität entwickelt, denn unmöglich können wir eine solche darin finden, wenn in einer localisirten Dorfgeschichte das Tausendschönchen vom Lande, die Jungfer im Grün stets mit dem Epitheton der „Prinzessin“ eingeführt wird. Indeß war es eben die Absicht der Verfasserin, einen Kreislauf des Ständelebens poetisch darin zu vergegenwärtigen, daß sie die Prinzessin Müllerstochter mit dem Edelherrn und das Edelfräulein mit dem Pastor vermählt.

6. Vater und Tochter. Ein kleines Familiengemälde auf Erdengrund mit Himmelblau von A. Joachim. Koblenz, Hergt. 1873. 8. 1 M. 80 Pf.
7. Coloritstudien. Novellen von Karl Erdmann Edler. Wien, Gerold's Sohn. 1874. 8. 4 M.
8. Wintergarten. Novellen und Wanderbilder nebst einer lyrischen Nachlese von Franz Alfred Muth. Frankfurt a. M., Hamacher. 1874. 8. 2 M.
9. Aus dem rheinischen Mädchenleben. Zwei Novellen von J. D. Koblenz, Hergt. 1873. 8. 1 M. 80 Pf.

Diese vier Nummern sind hier unmittelbar nebeneinander aufgeführt, weil sie sämmtlich zu dem Problem des socialen Lebens von katholischem Standpunkte aus Bezug nehmen. Der „Vater“ in A. Joachim's „Vater und Tochter“ (Nr. 6) ist ein Minister vor 1848, und zwar in den Rheinlanden, er selbst protestantisch, in fast durchaus katholischer Umgebung. In seiner Jugend hatte seine Mutter ein verwaistes junges Mädchen in ihr Haus aufgenommen, eine entfernte Verwandte, eine Katholikin. Ferdinand von Z., der spätere Minister, hat Neigung für diese Verwandte und ist im Begriff, sich mit ihr zu verloben, aber seine Mutter, aus Gründen der Religion und der Vermögensverhältnisse, hindert diese Verbindung; die Verwandte verlobt sich sehr vortheilhaft mit einem katholischen wohlsituirten Landedelmanne der nächsten Nachbarschaft des von Z.'schen Gutes, und Ferdinand von Z. heirathet eine protestantische, mit Vermögen und Connexionen gesegnete Partie. Er wird hochangesehener Beamter, Hofchargirter, Staatslenker und glücklicher Familienvater; aber seltsamerweise übt ganz unvermerkt seine einst diesem äußern Glücke geopferte Jugendgeliebte auf seine Lebensverhältnisse einen solchen mittelbaren Einfluß aus, daß erst sein sehr begabter Sohn, dann seine interessante geistvolle Tochter und endlich, nachdem er durch das Jahr 1848 das Ruder der Staatsregierung verloren hat, auch er selbst, der Minister, katholisch werden, sodaß die Moral dieser Novelle gewissermaßen mit den Worten definirt werden könnte: Es ist zum Katholischwerden!

Die Behandlungsart dieses Themas ist nicht das Gleichgültigste an diesem nicht ganz gewöhnlichen Büchlein. Zwar entwickelt der Autor in dem äußern Arrangement der Handlung und namentlich in der Anlage einer eingeschobenen, die Grundsituation nachholenden Episode nicht gerade hervorragendes novellistisches Geschick und Erzählungstalent; dagegen erhebt sich im Vortrage der Charakterentwickelungen, der bezüglichen Psychologie und

Seelenstimmungen seine Stilistik durchaus zur Ebenbürtigkeit mit der Ausdrucksweise unserer besten, moderne Gesellschaftlichkeit schildernden Romanliteratur des neuesten Büchermarktes. Ueberdies zeichnet sie sich an einigen hervorstechenden, möglicherweise von einer andern Hand eingefügten Tendenzstellen auch noch durch den speciellen Hautgout einer gewissen theosophischen oder ascetischen Mystik aus, die gerade darum interessant ist, weil sie *vor* 30 Jahren auch von seiten des protestantischen Pietismus als ausschließliche Moral und Religiosität sich dominirend in den Vordergrund drängen konnte, jetzt aber nur noch selten und sporadisch, als eine geheime signatura temporis sich bemerklich macht.

Besonders in den tendenziösen Kapitelschlüssen der Erzählung tritt diese Tonart auffallend aus dem Ensemble hervor; so lesen wir z. B. bereits am Ende des ersten Kapitels bei Schilderung der Gemüthsstimmung der gefeierten, in aller Geselligkeit sich einsam fühlenden Ministertochter:

Diese Stütze (des positiven Glaubens) hatte Anna nicht; diese Macht kannte sie kaum, darum war sie haltlos ihrem Schmerze hingegeben. Der Heilquell aber ist da, der Christ braucht nicht zu warten, bis ein Engel herniedersteige und die Wasser bewege. Zu jeder Stunde, in jedem Augenblick können wir zu der Gnadenquelle eilen, die sich in sieben Strömen über die ganze Erde ergießt und Heilkraft enthält für alles geistige Elend. Wie viele gehen daran vorüber und wissen es nicht oder wollen nicht hören von dieser Schöpfung des Gottmenschen u. s. w.

Kann man sich bei solchen erbaulichen Bildern etwas Vernünftiges denken? Und wenn wir den ganzen Hegel auswendig gelernt hätten, vermöchte er uns zur Aufklärung über diese Gnadenquelle und die sieben Ströme zu verhelfen? Oder hätte sich dieser ultramontanistische Autor vielleicht selber nichts dabei gedacht, auch wenn er ferner einmal sagt:

Salomon, der Weiseste, hat ein herrliches Bild entworfen und die Kirche liest es an Festtagen heiliger Frauen: wer wird *ein kraftvolles* Weib finden? u. s. w. An diesem Bilde sind Jahrtausende vorübergezogen und es hat noch nichts an seiner Farbenpracht und Frische verloren. Aber ein kränkelndes, schwaches Geschlecht hat keinen Sinn für die echte, kraftvolle, wahrhaft classische Schönheit!

Eigenthümlich ist es, daß der Autor seine Heldin Anna von Z. weder sich vermählen noch sich verloben läßt. Aber aus den Gnadenquellen, welche der Heiland seiner Kirche hinterlassen, schöpft sie die Kraft, ihm nachzufolgen. Alle Leiden, jeglichen Kampf, mühsame Arbeit umfaßt sie mit Liebe und Freude; sie versteht und übt das süße Geheimniß in den Worten der heiligen Therese: leiden oder sterben.

Bei Gelegenheit eines Kapitelschlusses bricht durch die sonstige moderne Phraseologie nochmals folgender Ausruf hindurch:

Wie die stolze Synagoge und das üppige Heidenthum den Sieg des Kreuzes nicht fassen konnten, kann auch das Heute in dem Hochmuthe seiner von den Schlangenwindungen des hinterlistig schmeichelnden Erbfeindes vergifteten Wissenschaft und seiner Tod bergenden Genußsucht die Aufgabe der Kirche nicht fassen . . . . Wer ist wie Gott? Von ihm hat der arme Fischer die Mission, Menschen zu fangen; und wenn er auch sagen muß: Meister, wir haben die ganze Nacht vergeblich gearbeitet, wenn der rechte Tag gekommen, wird ein Fang werden, der das Wort des ewigen Wortes erfüllt: Ein Schafstall — Ein Hirt — Eine Heerde — und Menschenwollen und -Werk wird zerstoben sein wie eitel Nichts, vom Sturm hinweggewehter Rauch!

Denkt man heutzutage noch daran, daß vor 30 Jahren ein protestantisch-pietistischer Eiferer, etwa ein Tholuck in Halle, ganz ebenso eifern konnte? Und denkt man heutzutage auch noch daran, daß damals, wer solchem Zelotismus zu widersprechen wagte, Gefahr lief, der Excommunication oder gar eines gleichnißweisen Ketzertodes für schuldig gehalten zu werden? Zur erbaulichen Erinnerung daran ist der Roman „Eritis sicut Deus" (erschienen um 1855) noch heute zu empfehlen.

Das zweite Werk dieser katholicisirenden Novellistik, „Coloritstudien" von Karl Erdmann Edler (Nr. 7), bringt zunächst eine „gothische Studie" unter dem Titel „Wilfrid", worin das Klosterleben des Mittelalters vom Gesichtspunkte heutiger Bildung aus eine humanistisch-poetische Rechtfertigung findet. In ihren „Reisebriefen" (Berlin 1841), in denen sie ihre Tour durch Spanien schildert, thut die Gräfin Ida Hahn-Hahn einen seltsamen Ausspruch, indem sie sich für Beibehaltung der Mönchs-, aber nicht der Nonnenklöster erklärt. Der Stolz unsers, des starken Geschlechts kann sich mit solchem Ausspruche nur dann einverstanden erklären, wenn Mönchsklöster eine Wohlthat, nicht aber wenn sie eine entwürdigende Zwangsanstalt sind. Nach der Darstellung dieser „Coloritstudien" wären sie eine Wohlthat.

Die zweite Novelle dieses Bandes, „Gabor, ein Steppenbild", ist eine ungarische Dorfgeschichte, die uns zunächst auf eine interessante culturgeschichtliche Thatsache des historischen Rechts aufmerksam macht, nämlich auf die Erblichkeit des Schafmeisterthums auf magyarischem Grundbesitze:

Der Schafmeister war der gewichtigste Mann unter den Leuten des Herrenhofs. Der älteste Sohn des Schafmeisters wurde stets, was sein Vater gewesen war und sein Großvater, und so fort, sodaß neben der langen Ahnenreihe des alten Herrenhauses gleicherweise die lange Reihe der Schafmeister aus Einem Geschlechte herlief. Wie dort der älteste Sohn stets den Namen Arpad führte, ebenso unabänderlich mußte des Schäfergeschlechts Stammhalter Miska heißen; und wenn jene droben ihre Herkunft von den Arpaden ableiteten, so erzählten sie unten ebenso stolz und fest, daß der erste Miska als Schafmeister jenes ersten Arpad nach Ungarn eingewandert sei.

Nun kommt aber doch einmal eine Abweichung von diesem natürlichen Urlegitimismus vor, indem der diesmalige Stammhalter eine vagabondirende Zigeunerstochter heirathet und der daraus hervorgehende Erbprinz, auf die schafmeisterliche Succession verzichtend, ein Violinvirtuos und moderner Kunstzigeuner wird. In der Ausführung dieses Sujets hat die geniale Feder des Verfassers den novellistischen Charakter zur Erregung der Spannung nur nebensächlich hervortreten zu lassen nöthig gehabt; das Hauptgewicht des erzählenden Vortrags liegt in landschaftlicher und psychologischer Charakteristik, die mit glänzender, nur theilweise zu stark idealisirender Virtuosität durchgeführt ist.

Diesen beiden Nummern gegenüber tritt Nr. 8 mit den „Wintergartennovellen und Wanderbildern" von Franz Alfred Muth allerdings nur als Bagatelle auf. Der Verfasser, der schon früher lyrische „Waldblumen" herausgegeben hat, besuchte in seinen „Wanderbildern" unter andern auch Friedrich Daumer, den katholischen Nachdichter des Hafis, und findet, daß er nicht zu den „naturüberschwenglichen Pantheisten" gehöre.

Die Nr. 9 endlich: „Aus dem rheinischen Mädchenleben“ von J. D., bietet zwei Geschichten dar, in deren erster, unter dem Titel „Curirter Widerwille“, die Annectirung von frankfurter und kölnischen Patriciertöchtern seitens preußischer Offiziere durch die moralische Eroberung der Krisis von 1866 begreiflich gemacht, und in deren zweiter, unter dem Titel „Zwei Rosen“, dem weiblichen Klosterleben angenehme Seiten abgewonnen werden.

10. Neues belletristisches Lesecabinet der interessantesten Romane aller Nationen. Lieferung 1412—1420: Aus fernem Osten. Roman. Mit Benutzung des russischen Sittengemäldes von Karamsin von H. von Lankenau. Wien, Hartleben. 1874. 8. 3 M. 60 Pf.

Dies ist dieselbe Sammlung, aus welcher wir in frühern Berichten Iwan Turgénjew's „Frühlingsfluten“ und „Drei Novellen“ hervorgehoben haben. In ehemaligen Zeiten galt der Grundsatz, daß die Meere die Nationen nicht trennen, sondern in Verbindung setzen, und kürzlich noch war selbst Amerika und die Wildniß seines Westens unserer Cultur näher als Rußland mit seiner Grenzsperre und seinem unermeßlichen Binnenlande. Jetzt aber haben die Eisenbahnen den Meeren siegreiche Concurrenz gemacht; und wenn wir hier wieder einen russischen Roman vor uns liegen sehen, so will es uns scheinen, als ob literarisch die absolutistische Grenzsperre denn doch schon so weit überwunden wäre, daß wir die Romantik wenigstens aus dem panslawistischen Osten fernerhin fast ebenso gut als aus dem transatlantischen Westen beziehen könnten. Aus „fernem Osten“ stammt die Romantik dieses Buchs, denn der Schauplatz seiner novellistischen Schilderungen liegt an jener andern russischen Grenze, wo europäische und asiatische Cultur in einem uns fast völlig fremden internationalen Interessenaustausche sich berühren und wo das christliche Reich des weißen Czaren erst im verflossenen Jahre (1874) durch kurzen glücklichen Feldzug eine Erweiterung seiner Macht erkämpft hat. Taschkend, die zweite Stadt des russischen Turkestan, ist der Mittelpunkt der Handlung dieses Romans, in dessen Abenteuern Offiziere und galante Damen aus der dortigen russischen Colonie die Hauptrolle spielen. Die Zeit anbelangend, versetzt uns die Erzählung in die Epoche vor dem Ausbruche des erwähnten letztjährigen Kriegsconflicts. Die Schicksale eines von den einheimischen Räubern gefangenen Russen führen die Phantasie des Lesers bis in die kirgisischen Steppen, wo ihr mitten in der Wildniß, ohne begreiflichen Zusammenhang mit der culturfähigen Welt, die stationsweise errichteten Kolossalbauten Tamerlan's, des einstigen Napoleon von Mittelasien, begegnen. Eine deutsche Gouvernante wird im übrigen gegen Ende der Erzählung sehr wichtig, und das Schlußkapitel führt die Ueberschrift: „Weshalb Rahel nicht mehr nach Norden blickte“.

11. Novellen von Wilkie Collins. Aus dem Englischen von A. von Winterfeld. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. 8. 5 M.

12. Die weiße Frau. Roman von Wilkie Collins. Nach dem Englischen frei bearbeitet von Robert Springer. Berlin, Janke. 1874. 8. 3 M.

„Die weiße Frau“ ist schon um 1861 in deutscher Uebersetzung erschienen und machte damals einiges Aufsehen. Von dem englischen Autor sagte man, daß er ein in Italien reisender Maler sei. Seine vorliegenden neuen „Novellen“ stellen sich in zwei Erzählungen dar. „Das Traumweib, ein Mysterium in vier Erzählungen“ ist eine etwas phantastische Geschichte von einem etwas phantastischen Hausknecht. Dieser Francis Raven hat nämlich die fixe Idee, daß ihm immer in der Nacht seines Geburtstags, am 1. März, etwas Absonderliches passiren müsse, und da das letzte Absonderliche, was einem lebendigen Menschen passiren kann, unfraglich das eigene Sterben ist, so bildet sich Francis Raven's fixe Idee dahin aus, daß er in der Nacht seines Geburtstages auch einmal sterben, respective ermordet werden würde. Daß diese letztere Eventualität im letzten Kapitel nun in der That eintritt, macht auf uns, unmaßgeblicherweise, insofern keinen ganz angenehmen Eindruck, als ja die fixe Idee dieses Hausknechts, der doch eigentlich viel zu ungebildet ist, als daß er moralisch, logisch oder poetisch recht haben könnte, factisch dadurch wirklich recht bekommt. Von einem Standpunkte höherer, gewissermaßen psychiatrischer Intelligenz hätte der englische Dichter diesen Hausknecht etwa in der Art von seiner kalendarischen Todesfurcht heilen können, daß er ihn die Entdeckung machen ließ, wie sein verhängnißvoller Geburtstag gar nicht eigentlich sein Geburtstag, und seine gesammte Datumromantik eigentlich nur ein Datumplagiat sei. Beiläufig sei bemerkt, daß man von unserm titanischen Dramendichter Friedrich Hebbel, als er vor ungefähr 25 Jahren nach Wien gezogen war, in literarischen Kreisen die Anekdote einer ähnlichen Idiosynkrasie des Aberglaubens erzählte.

Die zweite Erzählung dieses Bandes beruht gleichfalls auf Hyperphantastik, aber nicht sowol auf sittlicher, sondern vielmehr auf geographischer. Sie heißt „Am Nordpol“, und der poetische Mittelpunkt derselben ist ein jugendliches weibliches Herz in einer englischen Hafenstadt, dessen Lebensbestimmung von den natürlicherweise sehr contrastirenden Schicksalen einer afrikanischen und einer arktischen Entdeckungsexpedition hin- und hergezerrt wird, indem der eine Verehrer vom Aequator zurückkehren soll, während sein Rival eben zum Abgange nach dem gefährlichen Pol bestimmt ist. Dem Autor muß man das Verdienst zugestehen, diese Grundsituation zu den effectvollsten Scenen und Scenerien ausgearbeitet zu haben, sodaß die Handlung seiner Novelle auch bereits mit Erfolg für die theatralische Darstellung deutscher Volkstheater eingerichtet worden ist.

13. Für Frauenhand. Sinnige Erzählungen und Novellen zu Lust und Lehre für Frauen und Töchter gebildeter Stände. Von Otfried Mylius. Erster Band. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Stuttgart, Bruchmann. 1875. 8. 3 M.

Der Verfasser hat schon früher Novellensammlungen mit „sittlich-religiöser Grundlage“ herausgegeben: „Dunkle Wege“ (1857) und „Vier Erzählungen für alles Volk und alle Zeit“ (1860). Er bestimmt diesen neuen Band, der manches Anziehende enthält, namentlich dazu, daß er „von Vätern, Gatten, Brüdern und Verlobten zu Geburtstags-, Weihnachts- und Festgeschenken für ihre Gattinnen, Töchter und Bräute“ verwendet werden könne.

14. Kaiser, König und Papst. Historische Erzählung aus der Periode der großen Kämpfe zwischen weltlicher und geistlicher Macht während der Hohenstaufenzeit. Unter theilweiser Anlehnung an F. D. Guerrazzi's „Battaglia di Benevento" geschrieben für Volk und Jugend von Richard Roth. Mit einer Einleitung und einem Schlußwort von Franz Otto. Mit 150 Textvignetten und Tonbildern von Nicola Sanesi und J. Schönberg. Leipzig, Spamer. 1875. Gr. 8. 7 M.

Die Verlagsbuchhandlung des „Illustrirten Conversationslexikon" hat die Stoffe ihrer „Historischen Volks- und Jugendschriften" in den letztern Jahren vornehmlich aus der preußisch-brandenburgischen Geschichte gewählt; so führt sie in ihrem Kataloge auf: „Der große König und sein Rekrut", „Aus dem Tabackscollegium und der Zopfzeit", „Der Burggraf und sein Schildknappe" und „Der alte Derfflinger und seine Dragoner". Das vorliegende neueste Prachtwerk dieser Productionsrichtung geht in ältere Zeiten zurück und behandelt in seinem speciellen Thema die letzten Kämpfe der Hohenstaufen um die Herrschaft in Italien. Das italienische Buch von Guerrazzi, welches dieser Volksschrift zu Grunde liegt, hat vermuthlich ursprünglich zu dem Titel „König und Papst" Veranlassung gegeben, um das Unterliegen König Manfred's gegen Clemens IV. und Karl von Anjou zu schildern. Die deutsche Bearbeitung hat wol, im Hinblick auf die neuesten Zeitentwickelungen, erst den Begriff des Kaiserthums in den Titel hineingezogen, und in der That gibt sie, infolge der Perspectiven ihrer Einleitung und ihres Nachwortes, ein sehr umfassendes Panoptikon über die gesammte römisch-christliche Geschichte, sofern sich dieselbe in dem tausendjährigen Streite um die oberste Herrschaft zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Römerthum, d. i. zwischen dem römischen Papste und dem römischen Kaiser manifestirt hat. In dem weltgeschichtlichen Kampfe „Hie Welf — hie Ghibelline", „Hier Rom und Papst — hier Kaiser und Reich" nimmt diese Darstellung sehr energisch für letztere Devise Partei, wobei sie freilich vergißt, schließlich darauf hinzuweisen, wie durch die Umgestaltung der bezüglichen internationalen Principiensituation infolge des neuen Königreichs Italien das europäische Geschichtsconcert ganz neue elementare Grundlagen erhalten hat.

Robert Giseke.

Zwei Publicationen der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt.

In den „Jahrbüchern der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt" sind jüngst zwei Publicationen erschienen, die es verdienen, in weitesten Kreisen bekannt zu werden. Die nachfolgenden Bemerkungen mögen die Bedeutung derselben illustriren und einen Einblick in ihren reichen Inhalt ermöglichen.

Die erste Publication

1. Ueber einige bisjetzt unbekannte erfurter Drucke aus dem 15. Jahrhundert. Von W. Freiherrn von Tettau.

ist ein höchst schätzenswerther Beitrag zur Bibliographie der ältern deutschen Literatur und zur vergleichenden Sagenkunde. Sie verbreitet sich über folgende Drucke:

1) „Die Königin von Frankreich, die vom Marschall verleumdet wird". Es ist dies die bei den Franken sehr verbreitet gewesene Sage von einer fälschlich des Treubruchs angeklagten, von ihrem Gemahl für schuldig gehaltenen Fürstin, bei welcher der Ankläger im Gottesgericht (durch einen Zweikampf mit dem entdeckenden Thiere) überführt wird — die bis in unsere Zeit vielfach bearbeitete Erzählung von dem Hunde des Aubry, die bekanntlich von Einfluß auf die theatralischen Zustände Deutschlands war, da ihre Inscenesetzung Goethe veranlaßte, von der Leitung der weimarischen Hofbühne zurückzutreten. Ihre Ausbildung erhielt dieselbe in Nordfrankreich, von wo sie dann die Wanderung zu den Provenzalen, Spaniern, Italienern, Deutschen, Engländern, Skandinaviern machte. Lachmann hat ein Fragment herausgegeben, das der Hauptsache nach in die große Compilation „Karlmeinet" überging. Der Verfasser der obigen Publication hat den ganzen beziehentlichen Sagenkreis einer eingehenden Würdigung unterzogen und namentlich verglichen: a) „Die Königin Sibylla", b) Sagen von „Bertha mit dem großen Fuß" und „Hildegard", c) „Macaire", d) „Karlmeinet", e) „La gran conquista de ultrama", f) „Die Olivasagen", g) „Sir Triamour".

2) „Der König im Bad", von dem Stricker (nebst andern Bearbeitungen der Sage). Ein Engel tritt an des Königs Stelle, als derselbe im Bade war, weil er in der Vesper die Verlesung der Worte im Magnificat „deposuit potentes de sede" verboten hatte. Der Badediener verlacht nunmehr den König und erzeigt dem Engel als dem wirklichen Könige die Ehre. Ebenso geschah es im ganzen Lande. Erst nachdem der König gelobt hatte, zu glauben, was die Priester verkünden, wurde er wieder in seine Macht eingesetzt.

3) „Ritter Morgener's Wallfahrt", eine der anmuthigsten Erzählungen der deutschen Literatur des spätern Mittelalters, in welcher der todtgeglaubte Ehegemahl zurückkehrt, als seine zum zweiten mal vermählte Frau sich eben mit dem neu Angetrauten ins Brautgemach zurückziehen will. Sie hatte die Treue nie verletzt. Morgener aber gab dem zweiten Gemahl seine Tochter zur Gattin. Der gelehrte Herausgeber spricht sich auch noch über die Bearbeitungen, geschichtlichen Beziehungen, Bestandtheile und mythologischen Anklänge der Sage aus, sowie über die verwandten außerdeutschen und deutschen Sagen: „Gerhard von Holenbach"; „Hans von Bodman"; der „Graf von Stadion" u. a.; „Reinfriet von Braunschweig"; „Herzog Heinrich der Löwe"; „Karl's des Großen Rückkehr von Ungarn".

4) „Die Historie vom Grafen von Savoyen", der, um nicht ewig verdammt zu sein, zehn Jahre langes Ungemach und selbst die Trennung von seinem sich trefflich bewährenden Weibe erträgt. Die Sage kann als eine Apotheose der Frauentreue angesehen werden, ebenso wie

die folgenden, vom Verfasser eingehend gewürdigten verwandten Sagen: „Die gute Frau“; „Der Busant“; „Sir Isumbras“; „Magelone“; „Märchen vom Prinzen Kamaralsaman“. Der Verfasser hellt die Beziehungen dieser Erzählungen zueinander auf und kommt zu dem Schlusse, daß dieselben ihren Ursprung einer gemeinsamen Quelle verdanken, was er auch oben z. B. von der Sibyllensage und der Olivasage nachzuweisen sucht, indem er für letztere betont, wie in beiden Sagen der schlafenden Gattin schlafende, gemeine und scheußliche Menschen ins Bett gelegt werden, und wie dieselben — vom Gemahl betroffen — getödtet werden, ehe sie Zeugniß abzulegen vermögen u. s. w.

5) „Der Bauern Lob“, jenes witzige Gedicht, das als ein Bild der geistigen Bewegung der Zeit betrachtet werden darf, welcher es seine Entstehung verdankt. Als Beweis, welche Popularität es besaß, führt der Verfasser an, daß Kaiser Maximilian, der über den Ursprung seines Geschlechts habe nachforschen lassen, eines Tags folgende Reime aus dem Gedichte an die Wand geschrieben fand:

Da Adam backt und Eva spann,
wer war damals ein Edelmann?

In der erfurter Handschrift heißt es:

Da Adam reutet und Eva spann,
Wer was die Zeit da ein Edelmann? —

welche der Kaiser sofort durch folgende Schrift beantwortet habe:

Ich bin ein Mann wie ein anderer Mann,
nur daß mir Gott die Ehre gan.

Die zweite Publication trägt die Ueberschrift:

2. Ueber die epischen Dichtungen der finnischen Völker, besonders die Kalewala. Von W. J. A. Freiherrn von Tettau. Erfurt, Villaret. 1873. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser, welcher mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit in dieser Publication ein Bild der jungen Literatur Finlands, Estlands, Lapplands entrollt, schildert vorerst besonders Finland und seinen Einfluß auf den geistigen Zustand des Volks; er weist die Abstammung von der turanischen Völkerfamilie nach, gibt das einschlägige Geschichtliche, schildert die Charaktereigenthümlichkeit des Volks und seine Liebe zur Dichtkunst und verbreitet sich sodann über die Eigenthümlichkeit der Sprache, die „an Wohllaut kaum von einer andern übertroffen werde und sich mindestens denen gleichstellen könne, welche für die wohllautendsten gelten — der griechischen und italienischen“. Nach einer Belehrung über die Runen (wie auch Gedichte der Finländer heißen) geht er auf die Liedersammlungen von Topelius und Lönnrot (altfinnische Volkslieder) über, um sodann das finnische Volksepos „Kalewala“ zu behandeln, das in der ersten Ausgabe (1835) 32 Gedichte mit 12000 Versen enthält, während die zweite Ausgabe (1849) 50 Runen mit 22796 Versen umfaßt, und von dem eine deutsche Uebersetzung durch Schiefner und Carstens besorgt wurde.

Das Epos „Kalewala“ ist aus dem Munde von Greisen hervorgegangen und nimmt als fünftes Nationalepos neben dem Mahabharata-Ramajana, den Homerischen Epen, dem Schah-Nameh und dem Nibelungenepos einen hervorragenden Rang ein.

Der Inhalt desselben ist ungefähr folgender: Ilmatar, die Tochter der Luft, gebiert nach siebenhundertjährigen Wehen den Wainamoinen, der sich bald durch Weisheit und Sangeskunst auszeichnet. Der neidische Lappenjüngling Joukahainen bekämpft ihn, wird aber besiegt und löst sich nur, indem er die Hand seiner Schwester Aino verspricht. Diese stürzt sich in die Fluten, wo sie in einen Fisch verwandelt wird. Der Gott der Träume ist dem Wainamoinen behülflich, daß er den Fisch erhascht. Dieser entschlüpft und verhöhnt nun den Wainamoinen, der sich zur Heimkehr anschickt. Da erscheint ihm der Geist seiner Mutter, der ihn tröstet und ihn auffordert, nach Pohjola (Nordland) zu gehen, wo es viel schönere und weniger spröde Mädchen gebe. Da lauert ihm Joukahainen auf; sein Pfeil trifft das Roß, und Wainamoinen fällt ins Meer. Mit den Wogen ringend, verzweifelt er an seiner Rettung, als ihm ein Adler heraushilft. In Pohjola wird er von der Herrin von Pohjola, der Mutter der schönen Maid, freundlich aufgenommen und von seinen Wunden geheilt. Sie will ihn erst wieder entlassen, wenn er ihr den Sampo schmiede, d. i. eine Mehl, Salz und Gold mahlende Mühle, wofür er die Hand ihrer Tochter erhalten werde. Wainamoinen bittet, den Ilmarinen senden zu dürfen, den berühmten Meister der Schmiedekunst, der auch die Hand der Tochter erwerben möge. Die Königin willigt ein, und Wainamoinen reist ab. Auf dem Heimwege sieht er die schöne Maid selbst und entbrennt in Liebe zu ihr. Aber es glückt ihm nicht ganz, die Bedingungen zu erfüllen, an welchen sie ihren Besitz knüpft. Ilmarinen baut den Sampo, wird aber von der Jungfrau verschmäht.

Nun wirbt noch ein Dritter, Ahti Lemminkainen, der seine schöne Frau wegen Betheiligung an einem dörflichen Tanze verstoßen hat, um die schöne Maid von Pohjola. Eben will er die letzte der ihm gestellten Aufgaben lösen, als ihn ein Hirte tödtet. Die Mutter, welche den zerstückten Leichnam ihres Sohnes mit Hülfe der Sonne findet, holt die Stücke mit einer von Ilmarinen gefertigten Harke aus dem Wasser, verbindet sie und belebt die Leiche, nachdem eine Biene Balsam vom Himmel herbeigetragen.

Inzwischen nehmen Wainamoinen und Ilmarinen die Werbung um die schöne Maid wieder auf. Wainamoinen sucht einen Riesen auf, um von diesem die zur Vollendung eines Schiffs nöthige Zauberformel zu holen, fällt aber in den Mund des schlafenden Riesen. Er schmiedet im Magen desselben, bis er die Formel erfahren hat. Jetzt verläßt er den Leib des Riesen und verabredet mit Ilmarinen, daß die Maid selbst zwischen ihnen entscheiden solle. Diese wählt nunmehr den jüngern Ilmarinen, der drei Aufgaben löst, worauf Wainamoinen verdrießlich zurückkehrt, jeden warnend, mit einem Jüngern den Wettkampf um die Gunst eines Mädchens aufzunehmen. Es folgt nun Mittheilung der Hochzeit, Heimführung, Brautempfang in der Heimat Ilmarinens, was für Sittenkunde und Culturgeschichte von Werth ist. Ahti Lemminkainen ist erzürnt, daß er nicht zur Hochzeit geladen wurde, weshalb er den Herrn des Nordlands tödtet und nun auf eine Insel entfliehen muß.

Eine Episode handelt von Untamo, der seinen Bruder

Kalerwo überfällt und dessen Gemahlin in Gefangenschaft schleppt, wo diese einen Sohn, den Kullerwo, bekommt, der, dem Schmied Ilmarinen übergeben, dessen Heerde hüten muß. Die Frau gibt ihm zur Zehrung einen in Brot gebackenen Stein. Da führt er die Heerde in Sümpfe, worauf er Bären und Löwen zusammentreibt, die Ilmarinen's Gattin zerreißen. Jetzt sucht er seine Aeltern an Lapplands Grenze auf; unterwegs verführt er eine Jungfrau, die, wie sich herausstellt, niemand anders war als seine Schwester. Sie gibt sich zur Sühne der Schmach den Wassertod, während Kullerwo erst den Vater aufsucht, dann Untamo tödtet und zuletzt (an die Stelle gelangt, wo er seine Schwester verführt und an der kein Grashalm mehr wächst) sich selbst den Tod gibt.

Ilmarinen macht sich nach dem Tode seiner von Löwen zerrissenen Gattin eine Gattin von Gold und Silber; aber weniger glücklich als Pygmalion, vermag er ihr keine Wärme einzuflößen. Nun bewirbt er sich vergeblich um die jüngere Schwester seiner Gattin.

Bei der Rückkehr erzählt er von dem Wohlstande, dessen sich das Nordland infolge des Sampo erfreut, und nun beschließen Wainamoinen, Ilmarinen und Ahti Lemminkainen, nach Nordland zu reisen und den Sampo zu rauben. Unterwegs tödten sie einen Hecht, aus dessen Knochen Wainamoinen eine Kantele fertigt, auf der er so trefflich spielt, daß alle Lebenden zu Thränen gerührt werden und die Herrin Pohjolas nebst ihren Kriegern in Schlaf versinkt.*) Nun entführt er mit den Seinen den Sampo. Die Herrin verfolgt ihn, die Kalewahelden müssen kämpfen. Sie siegen. Aber die Kantele geht durch Entfallen zu Grunde; ebenso der Sampo, der ins Meer fällt und in Stücke bricht, den Reichthum des Meeres und des angrenzenden Kalewalandes (Finland) begründend, wohin einzelne Stücke getrieben werden. Neidisch über das Aufblühen Finlands, sendet Pohjolas Herrin Seuchen dahin, sowie einen Bären, den Wainamoinen tödtet. Nun spielt er wieder auf einer neugebauten Kantele. Mond und Sonne steigen herab, um zu lauschen, kommen aber dabei in die Gewalt der Herrin des Nordlands, die sie in einen ehernen Berg sperrt, sodaß Finsterniß Kalewa umschließt.

Wainamoinen verläßt bald darauf für immer sein Land. Veranlassung: Eine Jungfrau wird durch den Genuß einer Preißelbeere Mutter; der Verstoßenen Kind will niemand taufen, und auch Wainamoinen untersagt die Taufe wegen des am Kinde haftenden Makels; da fängt das Kind an, Wainamoinen zu strafen und ihm die Verbrechen früherer Zeit vorzuhalten, die ihn doch nicht unehrenhaft gemacht hätten. Der Knabe wird nun getauft, aber Wainamoinen segelt auf kupfernem Boote an den Rand des Horizonts, wo sich Himmel und Erde berühren, wo er noch weilt. Die Kantele und seinen Gesang hat er dem finnischen Volke zurückgelassen.

Hr. von Tettau nennt es mit Recht ein großes Verdienst Lönnrot's, die „Kalewala", dieses charakteristischste werthvollste Denkmal der Volksliteratur aller Zeiten vom Untergange gerettet zu haben. Aber er ist der Ansicht, daß z. B. die neu hinzugekommenen 10000 Verse der zweiten Ausgabe nicht ebenso viele Verbesserungen seien, und daß Lönnrot überhaupt nur dasjenige hätte aufnehmen sollen, was den Sampo betrifft, dieses Palladium, von dessen Besitz Wohlstand und Gedeihen abhänge, also nur etwa ein Viertel des Ganzen, wodurch dem Epos eine geschlossene Einheit gesichert geblieben wäre. Für deren Mangel macht Hr. von Tettau Lönnrot verantwortlich, der die Erzählung von den Sampokämpfen, die Abenteuer Ahti Lemminkainen's und die tragischen Schicksale Kullerwo's als drei große Stränge unverbunden nebeneinander herlaufen lasse, der ferner ganz verschiedene Dichterwerke in einen Rahmen gezwängt und die Einheit preisgegeben habe: „Daß gelegentlich der Hauptheld des einen auch in einem andern erwähnt werde, konnte ebenso wenig ausreichende Veranlassung hierzu bieten, als wenn man alle Mythen von Herakles um deswillen in die «Ilias» einfügte, weil in dieser derselbe beiläufig genannt ist."

Geistvoll ist die Durchführung des Vergleichs der „Kalewala" mit den Homerischen Gedichten. Wie die Griechen nach Ilium ziehen, so die Kalewiden nach dem Nordlande, um es seines Heiligthums zu berauben. Die Episode von Kullerwo vergleicht sich der Thebaide der hellenischen Sagenkreise: hier wie dort sich befehdende Brüder, die unbewußte Blutschande und der tragische Untergang nach erfolgter Entdeckung u. s. w. Jedenfalls ist es berechtigt, die „Kalewala" auch als die letzten Ueberlieferungen der Urbevölkerung Finlands, welche von den aus südlichen Gegenden einwandernden tschudischen Volksstämmen bis an den äußersten Norden gedrängt wurden — als eine Schilderung der dabei stattgefundenen Kämpfe —, bedeutungsvoll zu nennen.

In einer kurzen Ausführung, die mit der „Kalewala" nichts mehr zu thun hat, weist von Tettau nach, daß das „Kalewipoeg", das sogenannte Nationalepos der Esten, keine Originaldichtung sei. Die Sagen der Esten wurden auf Veranlassung der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat aus Volksmunde gesammelt und von Dr. Kreuzwald in Verse gebracht, wobei die mitgesammelten lyrischen Gedichte und Sprüche einfach eingereiht wurden. So ist das Ganze eine ins trochäische Metrum gebrachte Prosa, in gleicher Linie mit den Reimchroniken des Mittelalters stehend. In demselben Metrum wie die „Kalewala" hat Kreuzwald das Ganze in 19000 trochäischen Versen gegeben, während er besser gethan hätte, die Sagen zu erzählen, wie sie aus dem Munde des Volks kamen und die lyrische Einkleidung besonders zu geben. In der Ursprache erschien das „Kalewipoeg" (unter Beifügung einer deutschen Uebersetzung von Reinthal und Dr. Bertram) in Dorpat 1857—61. Sein Inhalt ist etwa folgender: Der Held, Kalewipoeg, schwimmt ohne Ermüdung über den Finnischen Busen. Um den Fingerring einer Jungfrau aus dem Brunnen zu holen, steigt er in den Brunnen, bringt aber einen Mühlstein heraus; mit einem Felsblock wirft er nach einem Wolf, seine Finger hinterlassen Spuren, daß ein Mann darin stehen kann u. a. m.

Interessant ist der wiederholte Besuch in der Unterwelt und seine Reise zur Aufsuchung des Endes der Welt u. s. w. Schließlich geht der Held unter durch sein eigenes Schwert, trotz aller Heldenthaten und Verdienste, weil er in seiner Jugend im Rausch einen Schuldlosen getödtet

*) Ich erinnere hier an Platen's Gedicht: „Wainamoinen's Harfe" („Werke", II, 327).

hatte. Ihm ist nun die Bewachung der Pforte der Unterwelt anvertraut, und seine Schätze warten, wie der Nibelungenhort, dessen, der sie heben wird.

So ist das „Kalewipoeg" werthvoll durch seine ethische, sittliche Tendenz, als Beispiel, daß kein Frevel unbestraft bleibt, nimmer aber hat es Werth als originelle Volksdichtung. Eine Bearbeitung der Sage in Prosa ist von C. Chr. Israel erschienen (Frankfurt 1873). Sie veranlaßte Julius Grosse zu einer neuen Bearbeitung in Versen, die uns unter dem Titel: „Die Abenteuer des Kalewiden" vorliegt.

Noch freier als Kreuzwald im „Kalewipoeg" ist Bertram in Bearbeitung der Sagen der Lappen zu einem einheitlichen Epos verfahren, das den Titel führt: „Peiwasch Parneh, die Sonnensöhne. Nach Bruchstücken einer epischen Volkssage aus Lappland" (Helsingfors 1872). Er bringt Sachen, von denen das Original absolut nichts bietet, wenn er sich auch dem Ton desselben durch Verschmelzung von Alliteration, Assonanz und Reim anzuschließen suchte. Immerhin ist seine Arbeit als literarische Erscheinung nicht ohne Werth, was der bei Tettau citirte Ausspruch eines Kritikers beweist: „Es weht uns aus diesem Gedicht die frische Harzluft der nordischen Wälder entgegen. Es ist als hörten wir die frischen Wasser des inselreichen Enarasees unter dem Schatten ihrer düstern Ufertannen rauschen wie märchenhafte Stimmen der Edda."

Nach dem Vorstehenden kann ich nur noch die von Tettau seiner Schrift beigegebenen, in wissenschaftlicher Beziehung werthvollen Excurse erwähnen, da der Mangel an Raum ein Eingehen auf dieselben verbietet. Sie verbreiten sich: über die einzelnen Bestandtheile der „Kalewala"; über die einzelnen Runen (von den Schöpfungsrunen bis zu den Samporunen); über die Heimat der „Kalewala"; über die Bedeutung der Namen Kalewal, Kalewala, Pohjola und seinen Synonymen u. s. w.; über die Urbewohner Finlands; über die Namen Joten, Hiden, Lappen, Finnen, Quänen, Tschuden, Suomen; über Finland bis zur Besitznahme durch die Tschuden; über den tschudischen Volksstamm als Bewohner Finlands; Zeitpunkt der Besitzergreifung durch die Tschuden; über geschichtliche Grundlagen der Samporunen; über Bedeutung des Sampo; über die Pohjolawirthin; über Entstehungsart der Samporunen u. s. w.

Der Leser wird aus der Reichhaltigkeit dieser Excurse allein schon auf die Größe der Arbeit Tettau's schließen können, von der nur zu beklagen ist, daß sie lediglich auf die Mitglieder der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt beschränkt bleiben mußte, deren „Jahrbücher" auch noch manches andere bringen, was in hohem Grade schätzenswerth genannt zu werden verdient. Vielleicht dient unsere Besprechung dazu, den hochverdienten gelehrten Verfasser zu einer größern Kreisen zugänglichen Ausgabe zu veranlassen.

Karl Geyer.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die „Revue des deux mondes" bringt einen interessanten Artikel über „Le roman réaliste contemporain" von M. F. Bonnetière, dessen Tragweite über den Rhein hinüberreicht, denn den Beispielen, die er dem Gebiete der neuern französischen Romandichtung entnimmt, ließen sich, um die Charakteristik des realistischen Romans zu vervollständigen, zahlreiche Beispiele aus neuern deutschen Romanschöpfungen anreihen. Das Streben, die Industrie, die Wissenschaft mit in die „Kunst" aufzunehmen, wird von Bonnetière als eine „art tout expérimental" gegeiselt und als ein Hauptgrund für den Realismus des modernen Romans. Eine Druckerei von „bunten Papieren" bildet den Mittelpunkt des neuen Daudet'schen Romans: „La famille Delobelle", und der Autor hat die Fabrikation selbst und ihre Geschichte in die Entwickelung seiner Intriguen eingemischt. In „Une bonne affaire", von Hector Malot, ist der Held ein Naturforscher, welcher durch sehr verwickelte Experimente die Verwandlung der Wärme in Bewegung zu Stande zu bringen sucht. In dem Roman desselben Autors: „Un Curé de Province", ist der Held ein Abbé, der zugleich Architekt, Buchdrucker, Bankier, alles Mögliche ist und so zur Einführung technischer und commerzieller Darstellungen volle Gelegenheit bietet. In „Mariage de Juliette" befinden wir uns in einer Metallgießerei; in „Le Ventre de Paris" verlegt Zola die Handlung des Romans in die Markthallen, die er mit den saftigsten Farben schildert. „Der Handel und die Industrie", sagt Bonnetière, „sind gewiß schöne und große Dinge, werden sie jemals dem edeln und souveränen Streben unserer Intelligenz dieselbe Genugthuung verschaffen, welche sie unserm Streben nach äußerlichem Wohlbefinden gewähren?" Und werden sie, selbst in ferner Zukunft, eine fruchtbare Quelle der Begeisterung für die Poesie sein? Dasselbe gilt auch von der Wissenschaft, von der unsere Romandichter meist allzu oft sprechen, ohne etwas davon zu verstehen. Köstlich ist die Anführung aus einem Roman Malot's: ein Marquis erkennt am „Atavismus", daß er der Vater eines Sohnes ist. Was früher die „Stimme der Natur", ist jetzt der „Atavismus".

Den zahlreichen Beispielen technischer Schilderungen und speciellster Details aus der jüngsten französischen Production fügen wir den Hinweis auf die Schieferdeckerstudien in Otto Ludwig's „Zwischen Himmel und Erde", auf die forstwissenschaftlichen Abhandlungen in Auerbach's „Waldfried", auf die Aufladergespräche und den Materialwaarenkram sowie den Wollhandel in Freytag's „Soll und Haben" hinzu, um darzuthun, daß auch die namhaftesten deutschen Romanschriftsteller auf Wegen wandeln, die wir nur als Abwege von jeder echten Poesie bezeichnen können. Es ist die barste und trivialste Prosa, die sich in derartigen commerziellen, technischen und specialwissenschaftlichen Darstellungen breitmacht, und wir werden uns nicht wundern, wenn wir nächstens einmal einen mehrbändigen Roman „Der Curszettel" oder ein derartiges Epos in Nibelungenstrophen erhalten!

— Gabriel Monod hat unter dem Titel „Jules Michelet" eine Reihe Artikel über denselben, welche ursprünglich in der „Bibliothèque universelle" erschienen, in gesammelter Form herausgegeben. Er sei nicht als Führer zu gebrauchen, meint sein Biograph von dem Historiker. Es fehle ihm bei aller Schärfe der Sehkraft die allseitige Umsicht, und die Dinge erschienen ihm anders als sie wirklich seien. Er besitze nicht die wissenschaftliche Präcision, die Methode, die Einheit des Plans und der Ideen, welche dem nöthig seien, der danach strebt, das Haupt einer historischen Schule zu werden.

— In „Le bonhomme jadis" schildert Alphonse Esquiros, auf die berühmten Cahiers von 1789 gestützt, den Zustand der Arbeiter vor der Revolution. Besonders sind es die Cahiers von Provence, die er zu Rathe gezogen und als für ganz Frankreich geltend benutzt hat, da die Feudalherrschaft überall dieselbe war.

— In „Documents nouveaux sur André Chenier", von St. Becq de Fonquieres, verurtheilt der Herausgeber mit großer Bitterkeit den Versuch, welchen ein Verwandter des Dichters kürzlich gemacht hat, die schönen Hervorbringungen, welche de Latouche vor mehr als 50 Jahren zuerst in Frankreich einführte, in correcter Form zu veröffentlichen. Die betreffenden drei von M. de Chenier jüngst herausgegebenen Bände seien in jeder Hinsicht werthlos, meint er; der Text sei voller Irrthümer, die biographische Skizze voll von Schnitzern und unerwiesenen Behauptungen, die Originalhandschriften seien nicht zu Rathe gezogen worden, und das ganze Ergebniß sei eine salope Leistung, in der jede Zeile berichtigt werden müsse.

— In der Asher'schen Sammlung englischer Autoren ist unter dem Titel „Jubal and other Poems" ein Band Gedichte von George Eliot erschienen, die sich dem Besten, was die neueste englische Lyrik hervorgebracht hat, anreihen. Es befindet sich auch eine Art dramatisches Gedicht, „Armgart" betitelt, darunter, welches die Laufbahn einer Primadonna schildert und für deutsche Leser besonderes Interesse hat. Warme Empfindung und Begeisterung für die Kunst kennzeichnen diese schöne Dichtung.

— Von David Hume's Werken, die auch in Deutschland in neuester Zeit wieder allgemeine Beachtung erfahren haben, ist kürzlich von den Herren Green und Grosse die erste vollständige Ausgabe, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, veranstaltet worden. Ebenso hat Professor Fraser vor einiger Zeit eine vorzügliche Ausgabe von Berkeley's Werken veröffentlicht.

— Die Maria Stuart-Literatur ist abermals um ein neues Werk vermehrt worden. Es führt den Titel: „A lost Chapter in the History of Mary Queen of Scots recovered" von John Stuart, und enthält eine Erzählung der mit der Vermählung des Grafen Bothwell mit Lady Jane Gordon, Schwester des Grafen von Huntley, und seiner Scheidung von dieser Dame und darauffolgenden Verheirathung mit der schottischen Königin zusammenhängenden Ereignisse. Unter den verschiedenen angehängten Urkunden ist die bemerkenswertheste das Original der Dispensation zur Vermählung Bothwell's mit Lady Jane, welches, nachdem es drei Jahrhunderte vermißt worden war, von Dr. Stuart unter den Familienpapieren des Herzogs von Sutherland zu Dunrobin entdeckt wurde. Es ist vom 17. Februar 1566 datirt und vom Erzbischof von St.-Andrews mit der Vollmacht eines Legaten a latere vom päpstlichen Stuhl ausgestellt. In Bezug auf die wichtige Frage, ob Marie von dieser Dispensation Kenntniß hatte, ist Stuart entgegengesetzter Ansicht von Hosack und bejaht die Frage und glaubt, daß sie jedenfalls zu deren Verheimlichung zustimmte.

— Zu den bedeutendsten biographischen Werken, die in letzter Zeit erschienen sind, gehören: Macready's „Reminiscences and Selections from his Diaries and Letters", herausgegeben von Sir Frederick Pollock, einem seiner Testamentsvollstrecker, und „The Life of Sir Roderick Impey Murchison" von Professor Geikie. Ueber ersteres sagt das „Athenaeum", es habe nicht blos ein dramatisches, sondern ein allgemeines Interesse, und erzähle nicht blos alte Erfahrungen in lebhafter Weise, sondern bringe auch viele werthvolle Lehren bei. Im ganzen bilde es eine der anziehendsten und in vielen Hinsichten werthvollsten Schilderungen künstlerischen und socialen Lebens sowol wie des innern Menschen. Geikie's Biographie Murchison's ist ein nicht minder anziehendes Werk, das ein um so viel höheres Interesse in Anspruch nimmt, als der Held desselben von einem noch in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre aller Wissenschaft baren, einem lockern Leben sich hingebenden Offizier zu einer der ersten allgemein anerkannten wissenschaftlichen Größen sich emporarbeitete. Das merkwürdige Lebensbild wird dadurch nicht minder anziehend, daß er diese bevorzugte Stellung dem Einflusse seiner Gattin verdankte, die ihn zu einem edlern Streben anspornte. Ein drittes bedeutendes Werk derselben Art ist die Biographie des Isaac Casaubon von Mark Pattison.

Bibliographie.

Babucke, H., Wilhelm Gnapheus, ein Lehrer aus dem Reformationszeitalter. Lobspruch der Stadt Emden und ganz Ostfrieslands, nach der Originalausgabe von 1557 aus dem Lateinischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen, enthaltend das Leben des Gnapheus. Emden, Haynel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Baldamus, E., Die Erscheinungen der deutschen Literatur auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft und Pferdekunde 1870—1874. Mit einem Anhang: Die wichtigsten Karten und Pläne Europas. Systematisch und mit alphabetischem Register. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 M.

Badische Biographien, herausgegeben von F. v. Weech. 1ste Lfg. Heidelberg, Bassermann. Lex.-8. 1 M. 80 Pf.

Blumenthal, O., Allerhand Ungezogenheiten. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 8. 3 M.

Brennecke, A., Goethe als Freimaurer. Eine Legende. Leipzig, Findel. Gr. 8. 30 Pf.

Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen. (Von A. v. Harleß.) Neue Folge. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 2 M. 50 Pf.

Brühl, G. v., Suleika, die Perle des Harem oder der schwarze Mädchenräuber von Stambul. 1ste u. 2te Lfg. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 40 Pf.

Dieterich, K., Philosophie und Naturwissenschaft, ihr neuestes Bündniss und die monistische Weltanschauung. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Dincklage-Campe, Emmy v., Nordlands-Geschichten. 1ster Bd. Jena, Costenoble. 8. 6 M.

Dirckinck-Holmfeld, Baron C., Das Unfehlbarkeits-Dogma oder römische Politik und deutsches Reich. Pinneberg. Gr. 8. 2 M.

Dreher, E., Die Kunst in ihrer Beziehung zur Psychologie und zur Naturwissenschaft. Eine philosophische Untersuchung. Berlin, Hempel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Engling, J., Napoleon's I. Durchreise durchs Wälderdepartement und sein Empfang bei derselben im October 1804. Eine Episode aus der Luxemburger Geschichte. Luxemburg, Brück. 8. 60 Pf.

Fick, A., Die Göttinger Familiennamen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Friesen, H. Freih. v., Shakspere-Studien. 2ter Bd.: William Shakspere's Dramen vom Beginn seiner Laufbahn bis 1601. Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 M.

Goethe's Briefe an Johanna Fahlmer. Herausgegeben von L. Urlichs. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 4 M.

Groth, P., Ueber das Studium der Mineralogie auf den deutschen Hochschulen. Strassburg, Trübner. Lex.-8. 1 M.

Hilty, C., Ideen und Ideale schweizerischer Politik. Academischer Vortrag. Bern, Fiala. Gr. 8. 80 Pf.

Klee, H., Grundzüge einer Aesthetik nach Schopenhauer. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kobell, F. v., Ueber Pflanzensagen und Pflanzensymbolik. Ein Vortrag. München, Lindauer. Gr. 8. 50 Pf.

Konrad, E. O., Paul Lindau. Eine Charakteristik. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Köstlin, H. A., Geschichte der Musik im Umriß für die Gebildeten aller Stände dargestellt. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 5 M.

Kühne, B., P. Gall Morel. Ein Mönchsleben aus dem 19. Jahrhundert. Einsiedeln, Benziger. Gr. 8. 4 M.

Lippert, P., Fra Diavolo. Volksroman. 1ste bis 16te Lfg. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 30 Pf.

Martin, R., Die letzten Elemente der Materie in den Naturwissenschaften und in Herbart's Metaphysik. Ein Beitrag zur Naturphilosophie. Crimmitschau, Burkhardt. Gr. 8. 1 M.

May, J., Louise, Deutschlands Schutzgeist. Dichtung. Königsberg, Hausbrand. 8. 50 Pf.

Meichsner, A. v., Friedrich Wieck und seine beiden Töchter Clara Schumann, geb. Wieck, und Marie Wieck. Biographische Notizen über dieselben nebst ungedruckten Briefen von H. v. Bülow, Czerny, Robert Schumann, Carl Maria v. Weber u. s. w. Ein Familiendenkmal. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 2 M.

Müller, O., Diadem und Maske. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 9 M.

Nascher, S., Wissenschaftliche Vorträge. I. Die moralische Wirkung der Kunst. II. Die Faustdichtung von Goethe und Lenau. III. Der Einfluß der deutschen Philosophie auf die deutsche Volksbildung. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Nehring, A., Vorgeschichtliche Steininstrumente Norddeutschlands, nach den im städtischen Museum zu Braunschweig und in der Privatsammlung des Verfassers befindlichen Exemplaren besprochen und durch 2 Tafeln mit 19 Holzschnitten erläutert. Wolfenbüttel, Stichtenoth. 1874. Gr. 8. 1 M.

Pichler, Luise, Vaterländische Erzählungen aus alter und neuer Zeit. 1ste Lfg. Leipzig, Grunow. 8. 50 Pf.

Prott, J., Parzival und Liasse. Ein dramatisches Seelengemälde. Luxemburg, Brück. Gr. 16. 60 Pf.

Pünjer, G. C. B., Die Religionslehre Kant's. Im Zusammenhang seines Systems dargestellt und kritisch beleuchtet. Jena, Dufft. 1874. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Rosenkranz, W., Prinzipienlehre. 2ter Thl.: Die Prinzipien der Naturwissenschaft. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 3 M.

Sammlung historischer Bildnisse. 3te Serie. 1stes Bdchn.: Papst Alexander III. Von H. Kerner. Freiburg i. Br., Herder. 1874. 8. 1 M. 20 Pf.

Schorr, F., Der Venusmond und die Untersuchungen über die früheren Beobachtungen dieses Mondes. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Würdig's, L., Chronik der Stadt Dessau. 1stes Heft. Dessau, Reißner. Gr. 8. 75 Pf.

Anzeigen.

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Staat
und
Die katholische Kirche
im Königreich Württemberg.

Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des Verhältnisses zwischen beiden

und des geltenden Rechts auf Grund der Gesetzgebung von 1862 mit besonderer Beziehung auf die

neuesten preußischen Kirchengesetze von 1873

von

Dr. L. Golther,
württembergischem Staatsminister.

Gr. 8. Broschirt 12 M.

Die vorliegende Schrift enthält eine eingehende und zusammenhängende Darstellung der Geschichte und des geltenden Rechts über das Verhältniß der Staatsgewalt zur katholischen Kirche in Württemberg. Sie ist dazu bestimmt, eine Lücke in unserer Literatur auszufüllen und zugleich an der Hand der in Württemberg gemachten Erfahrungen einen Beitrag zu Lösung der im gegenwärtigen Augenblicke brennenden, für unser Staats- und Culturleben so bedeutungsvollen Frage über die Stellung der katholischen Kirche im Staate zu liefern. Bei der Schilderung des geltenden Rechts in Württemberg ist überall auf die preußischen Maigesetze von 1873 Bezug genommen und eine Vergleichung der beiderseitigen Gesetzgebung im Einzelnen durchgeführt.

Wenn das vorliegende Werk auch zunächst die württembergischen Verhältnisse behandelt, so dürfte es doch in weitern Kreisen Beachtung verdienen, da dasselbe von einem allgemeinern Gesichtspunkte aus geschrieben ist. Die württembergische Gesetzgebung von 1862 ruht auf denselben principiellen Grundlagen wie die preußische von 1873, hat aber gleichwol zu friedlichen Beziehungen zwischen Staat und Kirche geführt. Ebendeshalb liegt es wol nahe, sich auf die Verhältnisse in Württemberg, wo die Kirchenbehörde der bestehenden Staatsgesetzgebung keinerlei Widerstand entgegensetzt, zu Gunsten der gegenwärtigen preußischen Kirchenpolitik zu berufen.

Nicht ohne Interesse dürfte es sein, hier noch zu bemerken, daß der Verfasser unserer Schrift als früherer württembergischer Cultminister an der Beseitigung des Concordats und an der Gestaltung des bestehenden Rechtszustandes in Württemberg wesentlichen Antheil genommen hat und deshalb besonders berufen sein dürfte, den vorliegenden Gegenstand zu behandeln.

Stuttgart, 1875.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderung und Heimkehr.
Gedichte
von
Karl Bartsch.

8. Geh. 3 Mark. Geb. 4 Mark.

Gedankenreichthum und Formvollendung machen diese Gedichte nicht blos für die persönlichen Freunde des Dichters, des bekannten Germanisten, sondern für jedes empfängliche Gemüth zu einer ansprechenden poetischen Gabe.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

ATHENÆUM. Monatsschrift **für Anthropologie, Hygieine, Moralstatistik, Bevölkerungs- und Culturwissenschaft, Pädagogik, höhere Politik und die Lehre von den Krankheitsursachen.** Unter Mitwirkung von Geh. Rath Dr. *Fr. Frerichs* zu Berlin, Staatsrath Dr. *O. Heyfelder* zu St. Petersburg, Prof. Dr. *L. Vanderkindere* zu Brüssel, Prof. Dr. *P. Mantegazza* zu Florenz, Dr. *E. v. Hartmann* zu Berlin, Dr. *C. Schauenburg* zu Quedlinburg, Dr. *F. v. Hartsen* zu Cannes, Dr. *Friedr. v. Hellwald* zu Cannstatt, und Anderer, herausgegeben von **Dr. Eduard Reich.** Organ des legalen Directoriums der kaiserl. Leop.-Carol. Academie. 1875. 9 Monatshefte in gr. 8. Preis 12 Mark = 4 Thlr.

Für alle höher Gebildeten, besonders Staatsmänner, Geistliche, Richter, Verwaltungsbeamte, Erzieher, Historiker, Aerzte, Hygieiniker, Naturforscher und Philosophen von hohem Interesse.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt an. Probehefte mit Prospect gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

NUEVO MÉTODO
PARA APRENDER EL IDIOMA ALEMAN
segun el sistema de **F. AHN**
por
D. Camilo Vallés.

8. Geh. 3 M. 80 Pf.

Primer curso. 1 M. — Segundo curso. 1 M. 20 Pf. — Tercer curso. 1 M. — Clave. 60 Pf.

Ein nach der Ahn'schen Methode verfasstes sprachliches Lehrbuch in drei Cursen nebst einem Schlüssel, das bestimmt ist, den Spaniern die Erlernung der deutschen Sprache möglichst zu erleichtern.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Grillparzer's sämmtliche Werke.
Zweite Ausgabe
in 10 Bänden klein Octav.
Mit dem Bildniß des Dichters.

Geh. 24 Mark. Geb. in 5 eleg. Leinwandb. 30 Mark.

Die lebhafte Anerkennung, welche den Werken Franz Grillparzer's nach seinem Tode von seiten des gesammten deutschen Volks gezollt wurde, und die günstige Aufnahme, welcher die erste, vor Jahresfrist in gr. 8. erschienene Gesammtausgabe derselben sich zu erfreuen hatte, veranlaßten uns, eine wesentlich wohlfeilere Ausgabe in klein 8.-Format zu veranstalten.

Wir glauben damit vielen Verehrern Grillparzer's, welche des höhern Preises wegen von der Anschaffung der ersten Gesammtausgabe abstehen mußten, Gelegenheit zu bieten, die Werke eines der größten Dichter unsers Zeitalters in einer schönen, dem Werthe des Inhalts auch äußerlich entsprechenden Ausgabe zu erwerben.

Ausgegeben sind Band 1. 2., die folgenden Bände erscheinen in kurzen Zwischenräumen bis November.

Stuttgart, 1875.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 13. Mai 1875.

Neue Dramen.

Unter den vielen uns dieses mal zur Beurtheilung vorliegenden neuen Dramen erwähnen wir zuerst:

1. Unfehlbar. Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Kassel, Kay. 1874. 8. 3 M.

hauptsächlich deswegen, weil der frei erfundene Stoff mit vieler Kühnheit aus dem gegenwärtigen Ringen und Kämpfen des Staats mit dem Papstthum, aus dem eine eigene dramatische Literatur entstehen zu wollen scheint, herausgegriffen ist, und weiter in einer Ausführung vor uns tritt, die durch große Gewandtheit und Gefälligkeit der Form und Sprache bei einem Schriftsteller in Erstaunen setzen muß, der nach seiner eigenen Angabe in der Widmungszuschrift an seine Mutter hier seinen ersten dramatischen Versuch veröffentlicht.

Derselbe ist bestrebt und entschieden nicht ohne Erfolg bestrebt, das jesuitische Treiben zu schildern, welches in Rom unter den Augen des Papstes statthat und darauf berechnet ist, die christliche Welt in den Geist des Mittelalters zurückzuversetzen. Antonio Conti, Profoß von vier Gelübden der Gesellschaft Jesu, die eine Hauptperson in diesem Schauspiel und zwar diejenige, die als der eigentliche Träger der jesuitischen Grundsätze zu betrachten ist, tritt als solcher mit Reinhard, einem deutschen Geistlichen in Rom, der andern Hauptperson, derjenigen nämlich, welche als der Vertreter der freisinnigen kirchlichen Richtung erscheint, in den entschiedensten Widerspruch.

Reinhard durchschaut und verachtet die Jesuiten, beklagt ihren Einfluß auf den Papst als ein maßloses Unglück der Kirche und hat den Muth, diese Ueberzeugung auch öffentlich auszusprechen und zu bekunden. Conti, dadurch gereizt und herausgefordert, befiehlt Reinhard, die soeben zum Glaubensartikel der katholischen Welt gemachte Unfehlbarkeit des Papstes in der Kirche von Santa-Trinità der Welt zu verkünden, weil er denkt, derselbe werde entweder sich fügen und dadurch geduckt sein, oder dagegen auftreten und so der Verurtheilung und Verdammung sich schuldig machen.

Conti, der die Nachricht von der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen in telegraphischer Mittheilung erhalten hat, glaubt des Siegs der Franzosen gewiß zu sein und triumphirt im voraus. Reinhard aber, unbeirrt durch diesen Vorgang, beklagt zwar den in Aussicht stehenden Kampf, erkennt aber auch zugleich die guten Folgen, die er haben müsse. Er sagt begeistert:

Denn wenn auch dieser Krieg nur Preußen gilt,
So wird ihn doch das ganze Deutschland führen.
Nicht Preußens Ehre — Deutschlands Ehre gilt's.
Was Glück und Frieden nicht erringen konnten,
Das bringt zusammen jetzt Gefahr und Noth.
Es gibt kein Baiern und nicht Sachsen mehr.
Von jetzt an wird es nur ein Deutschland geben.
Wie sonst es hieß von einer deutschen Sprache,
So spricht man jetzt von einem deutschen Volk.
Und dadurch, daß jetzt Deutschland einig wird,
Wird unser tapfres Heer den Sieg gewinnen
In diesem ungerechten Räuberkrieg;
Wenn dann der Erbfeind unsers Reichs vernichtet,
Und Deutschlands Ruhm von Pol zu Pole dringt,
Dann, Conti, werden auch die Zeiten kommen,
Wo wir mit denen abzurechnen haben,
Die Frankreich zu dem Kriege aufgehetzt;
Dann wird das Deutsche Reich euch dennoch zeigen,
Wie es mit Jesuiten fertig wird.

Natürlich ist er nicht der Mann, klein beizugeben und die Unfehlbarkeit in der Messe dem römischen Volke zu empfehlen; er sucht dieselbe im Gegentheil als verwerflich und verderblich hinzustellen. Darauf hat Conti gewartet. Schnell ist er bereit, Reinhard aus der Kirche auszustoßen und in Bann zu thun. Es kommt ihm dabei zu statten, daß er erfahren, Reinhard werde von einer Römerin, Maria mit Namen, geliebt, die, unglücklich über diese Liebe zu einem Priester, im Begriffe steht, sich das Leben zu nehmen. Reinhard, der die Neigung des italienischen Mädchens geahnt, aber nie begünstigt hat, wird durch diese

Entdeckung aufs äußerste ergriffen. Er reißt die in Verzweiflung auf dem Fußboden der Kirche reumüthig liegende Römerin in seine Arme und fordert sie auf, sein Weib zu werden:

> Die Liebe ließ den wahren Gott mich finden.
> Maria, prüfe dich, hast du die Kraft,
> Mit mir vereint der Kirche Fluch zu tragen?

Maria versichert, dieselbe zu haben, und folgt nun dem geliebten Manne nach Deutschland, in welches Reinhard heimkehrt, nicht ohne tröstliche Hoffnung in die Zukunft; denn ehe er scheidet, erfährt er noch, daß dem Papste das Gebaren Antonio Conti's zu arg geworden sei und daß der Heilige Vater ihn aus Rom verbannt habe.

Diese Verbannung des Hauptjesuiten hat Richard Voß als versöhnenden Schluß seinem Drama einverleibt, um damit anzudeuten, worin allein der Austrag der ganzen Bewegung gipfeln könne. Der Fall des Jesuitismus, meint er andeutungsweise, müsse nothwendig das Ende des großen Kampfes sein, der sich aus dem Mittelalter herüber bis in die Neuzeit fortgepflanzt hat. Möge diese Weissagung so zutreffend werden, wie die von der Einigung Deutschlands, die im Jahre 1874 allerdings nicht mehr schwierig zu verkünden war.

Neues, Ueberraschendes, tief Geistvolles und Ursprüngliches weist die Arbeit nicht auf; doch ist sie voll Leben und einer Frische des Wesens, wie man sie heute auf dramatischem Felde nicht zu häufig findet. Für einen ersten Versuch ist das Schauspiel jedenfalls vielversprechend, und man darf von dem Dichter für die Bühne wol etwas Bedeutendes erwarten. Der Gang der Handlung in diesem Stücke „Unfehlbar" erscheint geschickt, glatt, klar und verständig nicht nur angelegt, sondern auch derart durchgeführt, daß sich eine äußerst glückliche Spannung und Steigerung darin ergibt. Die Sprache ist im Jambus leicht und edel gehandhabt, und bis auf ein paar allzu gewöhnliche Wendungen, die sich darin vorfinden, wissen wir nichts daran auszusetzen:

> O, thut es nicht! o Reinhard, laßt es sein!

> Muß es denn sein — dann lieber doch zusammen,
> Dann mögen sie uns beide nur verdammen.

> Den andern Wölfen war das sehr fatal.

Die gesperrt gedruckten Worte zeigen solche allzu alltägliche Ausdrücke und Satzbildungen, wie denn endlich auch die ganze Thierfabel, welche Reinhard auf der Kanzel anwendet, um die Unfehlbarkeit zu verspotten, ein bereits zu häufig auf der Bühne benutzter Zug ist, um noch von durchgreifender und fesselnder Bedeutung und Wirkung werden zu können.

Gedankenreicher und tiefsinniger, doch weniger frisch und beweglich in der Handlung, immerhin aber hoch bedeutungsvoll bedünkt uns:

2. Kaiser Friedrich der Rothbart. Von Hans Herrig. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1873. 8. 1 M.

Wir finden in diesem Drama gleichsam Grabbe und Immermann, die ebenfalls, wie bekannt, Hohenstaufen-Tragödien geschaffen, vereinigt. Von dem erstern treffen wir in Herrig's Stück die überraschenden, mächtigen Einfälle, die wuchtigen Ideen und Betrachtungen, von dem letztern den feinen Schliff und Schwung der Ausdrucksweise. Wir belegen das am besten mit einigen Beispielen.

So fragt Friedrich, als Otto von Wittelsbach berichtet, daß die Italiener von ihm gesprochen:

> Spricht noch von einem andern jetzt die Welt?

Heinrich der Löwe läßt sich vernehmen:

> Der Deutsche ist,
> Was einst der Römer! —
> Im deutschen Banner horstet jetzt der Adler!
> Kannst du das Kreuz fortnehmen vom Altar?
> Der Schild des Glaubens kennt nur dies Symbol!
> So haben beide, Kirch' und Reich, ihr Wappen.
> Im Kreuz schaust du die Welterlösung an,
> Der Weltgeschichte Sinnbild ist der Aar,
> Auf dessen Fittichen sie vorwärts strebt.

Friedrich äußert:

> Am besten grad' gehorcht,
> Wer zum Befehlen am geschickt'sten ist.

Der Cardinal Ostia hält dem Kaiser vor:

> Der Augenblick
> Sei nicht dein Maßstab, das Jahrhundert sei's.
> Was vor ihm klein wird, wirf es weit von dir!
> — — — — — — — — — — — — —
> Der Zeit Gedanke geht durch jede Brust,
> Jedoch in enger Sphäre wird er klein,
> Und klein empfindet, wer doch Großes meint.
> Wenn ihr die Großen dieser Erd' euch nennt,
> Müßt ihr aus dieser Enge ihn befrein,
> Und nicht euch abseits stellend von dem Volk —
> Mit dem Geringsten einig, der euch dient,
> Was er nur klein empfunden, fühlt groß mit.

Als Friedrich die Abwendung Heinrich's erfährt, ruft er schmerzvoll:

> Eher nach Lüg' im Evangelium (hätt' ich)
> Als in dem Herzen dieses Manns gesucht.

Die Sprache ist durchaus würdig, dabei wuchtig, gedrungen knapp und inhaltreich; sie offenbart zugleich ein sicheres Verständniß jener Zeit und ihrer Geschichte. Schade ist nur, daß die Handlung in dem Drama nirgends recht flüssig wird, nicht voll und so gewaltig in Gang kommt, wie es die Hohenstaufenepoche doch wol bedingt. Herrig's „Kaiser Rothbart" bietet eigentlich nur drei Haupt- und Staatsactionen aus dem Leben Friedrich's: die Absage und Empörung Heinrich's des Löwen, dessen spätere Achtserklärung, und seine endliche Aussöhnung mit dem großen Freunde. Dazwischen liegen historische Hauptmomente wie die unglückliche Schlacht bei Legnano und die blutige Besiegung des Löwen: Momente, welche eigentlich das Drama ausmachen, die unser Dichter aber hinter der Scene geschehen läßt und nur benutzt, um mit ihren Erfolgen ein figurenreiches dramatisches Geschichtsbild herzustellen, das zwar durch seine Anordnung, Gruppenvertheilung und mächtigen Hauptgestalten einen großartigen Eindruck erzielt, allein doch nicht ganz die fortfallende Wirkung der behandelten Ereignisse zu ersetzen vermag. Herrig hat die drang- und sturmvolle Geschichte des Mittelalters etwas zu akademisch, zu antik, zu sehr nach dem Muster der Griechen behandelt. Sein „Kaiser Friedrich der Rothbart" ist das deutsche Geschichtsdrama in den Regeln des Racine und Corneille, darum ein wenig zu kalt, zu abgecirkelt, zu bildmäßig; nichts-

destoweniger in Sprache und Geist von hohem Adel und hervorragender Bedeutung.

Als drittes anerkennenswerthes Werk sei hier angereiht:

3. Periander. Eine Trilogie von Ewald Böcker. Brandenburg, Wiesike. 1873—74. Gr. 16. 3 M. 50 Pf.

Wir erhalten darin die Arbeit eines jungen Dichters, der uns eine Begabung und ein Streben erkennen läßt, die beide über das gewöhnliche Maß hinauszureichen scheinen. Wenn schon der erste Theil dieser Trilogie, welcher zuerst allein erschien, keinen ungünstigen Eindruck machte, so ist das Ganze, wie es jetzt vorliegt, ohne Zweifel noch mehr angethan, Theilnahme und Achtung einzuflößen.

Ewald Böcker hat sich redlich bemüht, in seiner Trilogie ein fein psychologisches Bild von dem Wesen und Charakter jenes Periander zu geben, den man unter die berühmten sieben Weisen Griechenlands zählt und welcher, anfangs mit Milde und Gerechtigkeit herrschend, damit endigte, ein Tyrann zu sein.

Die erste Tragödie in drei Acten zeigt uns den Helden des Dramas ruhmgekrönt und glücklich im Besitze seines Reichs und seiner Familie. Er liebt seine Kinder, Lykophron und Melissa, und betet seine Gemahlin Melissa an. Aber gerade diese Anbetung wird ihm zum Verderben. Eine Flüchtige, Korinna, Tochter des letzten messenischen Königs, hat eine tiefe Leidenschaft für Periander gefaßt, und von dieser entflammt und getrieben, weiß sie durch schändliche List und Veranstaltung Periander dahin zu bringen, daß er seine Gattin treulos und in heimlichem Einverständniß mit Chersias, einem edeln Korinther, wähnt, der sich vergeblich um Korinna bewirbt. Im Innersten verletzt und allerdings etwas zu leicht aus dem Gleichgewicht gebracht, ermordet er zuerst den korinthischen Jüngling und sodann auch Melissa, ohne sie zu hören und ihre Schuld zu untersuchen. Zu spät erfährt er den Betrug Korinna's; er befiehlt, dieselbe in das Meer zu stürzen, an derselben Stelle, an der gleich im Beginn des Stücks die von sinnlicher Glut ergriffene Megäre die Königin, welche von einer Meerfahrt im Gewittersturm heimkehrt, durch heimtückisch aufgestellte Feuerzeichen scheitern machen wollte.

Der zweite Theil dieser Trilogie, aus fünf Acten bestehend, führt uns Periander um zwanzig Jahre später vor. Gedrückt von seiner Schuld, lebt er ernst und düster vor sich hin, zwar gerecht aber streng regierend, und seinen einzigen Trost, sein ganzes Glück in der Liebe und dem Gedeihen seiner Kinder suchend, denen er verschweigt, daß die Mutter durch seine eigene Hand den Tod erlitten. Die Tochter, das reizende Abbild der Gemordeten, erblüht zur strahlenden Jungfrau, und Lykophron, der Sohn, zum vielversprechenden Jüngling. Da kommt Arion von Methymne, der berühmte Sänger, an den Hof Periander's und beschwichtigt durch seine herrliche Begabung, seine Liebenswürdigkeit und Güte die Schwermuth und den Schmerz des Königs. Periander beginnt aufzuathmen und von der Last seiner Schuld sich so weit erleichtert zu fühlen, so weit dies einer schuldbewußten und reuigen, aber im Grunde edeln Seele möglich ist. Da auf einmal vergiftet Polyanthes, ein junger Bacchiade, der Melissa liebt und sich von ihr und Periander verschmäht sieht, das Gemüth Lykophron's durch die gehässige Mittheilung von der Tödtung der Mutter in so hohem Grade, daß der Sohn den Vater öffentlich des Mordes anklagt und seine Herabstoßung vom Throne verlangt. Periander, dadurch im Tiefsten erschüttert, bricht zuerst unter der furchtbaren und nur zu wahren Anklage zerschmettert zusammen, rafft sich aber in dem Augenblicke, in welchem das Volk schwankend zu werden anfängt, gigantisch empor und ruft dem verführten Sohne entgegen:

Verwegner Knabe, halt! — — — — — — —
— — — — — — Vor allem Volke hier
Hast du zum Kläger und — vermeßner Thor! —
Zum Richter über mich dich aufgeworfen.
Du hast mit Zornes Ungestüm so jäh
Die Flut der Lästerungen hingeströmt,
Daß alle Bürger rings Entsetzen faßte,
Daß jeder Herzschlag stockte, jede Zunge,
Vom Gram gelähmt, vergaß den Dienst der Rede.
Nun endlich endet deines Sturmes Anprall,
Und nun vernimm, was ich, was diese hier
Entgegnen auf die wutherfüllte Klage.
(Er wendet sich zum Volke.)
Des Mordes bin ich angeklagt, und — schuldig
Bekenn' ich mich vor Zeus der blut'gen That!
Vor funfzehn Jahren einst ward ich Unsel'ger
Zum blinden Werkzeug fremden Hasses, ja
In eigner, eifersücht'ger Leidenschaft
Zum Mörder an Melissa, meinem Weibe.
Erkannt hab' ich noch in des Mordes Stunde
Das ungeheure Maß der blut'gen Schuld
An ihrer Unschuld, die mit Sonnenglanz
Hellstrahlend aufstieg aus der Nacht des Wahnes.
Gebüßt hab' ich in heißer, bittrer Reue
Den namenlosen Frevel, den ich übte;
Doch nie — bei allen Göttern! — nie so schwer
Als heute büßt' ich's mit dem Jammerrufe:
Dies ist mein Sohn! Dies hat mein Sohn gesprochen!

Der Sohn, durch diese Rede, die Flucht des verzagenden Einbläsers Polyanthes und andere Umstände zwar schwankend, aber keineswegs reumüthig gemacht, beharrt auf dem Hasse gegen den Vater und entweicht, während dieser mit schwerem Herzen, aber aus politischer Nothwendigkeit, die Acht über ihn ausspricht.

Im fünften Acte versucht Arion, der inzwischen das Herz Melissa's gewonnen, den in Wahnsinn verfallenen Lykophron zu heilen, welcher Versuch aber scheitert und den Sänger veranlaßt, mit dem Kranken in die Fremde zu schiffen, um ihm da Genesung zu verschaffen.

Der dritte Theil der Trilogie, welcher wiederum aus drei Acten besteht, läßt uns den verbitterten Herrscher in vorgeschrittenem Alter im Kampf mit Aufstand und Empörung seiner Unterthanen sehen; nachdem er jedoch allen Widerstand mit Muth, Umsicht und der nothwendigen Gewalt unterdrückt und Ruhe geschaffen, entschließt er sich endlich, um diese zu bewahren, dem Throne zu entsagen und den inzwischen durch Erfahrung und Schicksale zur Einsicht und Vernunft zurückgelangten Sohn an seine Stelle zu setzen. Er schifft selbst nach Corcyra, ihn dort einzuholen und zu krönen. Als er indeß an Ort und Stelle kommt, findet er Lykophron in einem von Polyanthes angezettelten Aufstande tödlich verwundet, und hat eben nur noch Gelegenheit, sich mit dem Sterbenden auszusöhnen. Nachdem diese Aussöhnung erfolgt ist,

verläßt ihn die Kraft und er stirbt am gebrochenen Herzen, Melissa und Arion in ihrer Liebe segnend, im Verscheiden lispelnd:

Frei bin ich nun — frei! — frei von allen Banden!
Gesühnt ist alles! — alles — überstanden!

Und das ist in der That und zwar streng nach den dramatischen Gesetzen der Fall. Periander und Lykophron sind ihrem selbstverschuldeten Verhängniß erlegen, und auch Polyanthes hat, sowie früher Korinna, den Lohn für sein tückisches Handeln gefunden. Nur die reinen Elemente wie Melissa und Arion bleiben übrig, um Periander's unschuldigen Enkel, den Sohn Lykophron's, für eine bessere Zeit zu erziehen und heranzubilden.

Die Trilogie ist nicht ohne Schwächen, zuweilen von etwas zu epischer Breite und in der Haupttragödie im fünften Act zu abgeschwächt und blaß nach dem großen Gerichtsauftritte, in welchem Vater und Sohn in ihrem Widerstande aufeinanderplatzen; auch dürfte zuweilen die Sprache dramatisch wirksamer, die Handlung zugespitzter und durchgreifender sein; immerhin aber muß man bekennen, daß die Dichtung eine edel und würdig angelegte und durchgeführte ist, und daß auch hier für die Bühne schöne Hoffnungen zu hegen sind.

4. Adalbert von Bremen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arthur Fitger. Nebst einem Nachspiel: Hie Reich! Hie Rom! Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze. 1874. 8. 2 M.

Wir haben dies Stück bereits früher anerkennend besprochen, und da es neuerdings in zweiter Auflage mit einem zeitgemäßen Nachspiel: „Hie Reich! Hie Rom!" erschienen ist, so erübrigt für uns nur, auch noch dieses Anhangs zu gedenken, in welchem die jedenfalls ursprüngliche Begabung des Verfassers sich abermals wahrnehmen läßt und hauptsächlich in einem poetischen Einfalle, dem es an schlagender Wirkung bei einer etwaigen Darstellung nicht fehlen dürfte. Der Act ist vor allem vorzüglich stimmungsvoll gehalten. Heinrich IV., in Schnee und Wetter vor Canossa um die Lösung vom päpstlichen Banne flehend, träumt nachts im Sturmgeheule von der Erscheinung eines Mönchs, der unter den sphärenhaften Klängen des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott" ihm zuerst zuruft:

Einst kommt der Tag, da schallt in Wittenberg
Ein Hammerschlag am Kirchenthor. Der Schlag
Wird Petri Stuhl in Rom zu Boden schlagen.

Dann das zweite mal:

Einst kommt der Tag, da fleht der Papst den Kaiser,
Dann sagt dem Erben des Gregor dein Erbe:
Kein Mittler walte zwischen uns und Gott
Als unser Herr und Heiland Jesus Christus.

Gregor VII., der die Klänge und die Erscheinung gleichfalls gehabt, stürzt, davon aufgescheucht, herbei und macht seinen Frieden mit dem Kaiser.

Dieses Nachspiel ist jedenfalls eigenartig und von gewaltigem Eindruck bei zweckmäßiger Vorführung. Es liegt ein Hauch von Heine's erschütterndem Canossa-Gedicht darin, vergröbert allerdings, aber darum auf den Bretern gewiß von gewaltigem Eindruck.

Mit aufrichtigem Vergnügen sei jetzt auch eines Schauspiels gedacht, das man immerhin ein Lustspiel nennen dürfte, so heiter, keck und frisch ist es gehalten, nämlich:

5. Ehre um Ehre. Schauspiel in fünf Acten von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1875. 8. 2 M. 50 Pf.

Die anmuthige, feine, liebenswürdige und geistvolle Befähigung dieses hochgeschätzten Dichters legt sich auch in dieser Schöpfung mit ihrem ganzen bestrickenden Reize zu Tage. Aus dem abgenutzten widerwärtigen Zeitalter Ludwig's XV. einen so anziehenden und spannenden Stoff zu gestalten und diesen Stoff mit so viel Gefälligkeit und sinnigem Humor zum Austrag zu bringen, ist gewiß der Beweis eines glücklichen Talents. Und das bewundern wir in „Ehre um Ehre", auch wenn der Verfasser in seiner Zueigmungsvorrede an Frau Marie Dahn-Hausmann bekennt, daß er es für diejenige seiner dramatischen Arbeiten halte, in die er am wenigsten von seinem eigenen Wesen hineinzulegen Gelegenheit fand. Diese echt französische Fabel oder Anekdote widerstreitet allerdings dem grunddeutschen Wesen Paul Heyse's, aber trotzdem athmet sie doch ganz die Fülle seines Gemüths, die Wärme und Grazie seiner poetischen Empfindung.

Ist man nur erst über den etwas gewagten und abenteuerlichen Ausgangspunkt der Sache fortgekommen, so wird man an der übrigen Handlung weiter keinen Anstoß nehmen und selbst die derbe und doch zugleich ritterliche Abtrumpfung des liederlichen alten Königs wohl am Platze finden.

Der Hergang ist folgender: Der Marquis und die Marquise von Chavigny wollen eine älternlos gewordene Nichte, Blanche von Villarçon, einem verlebten Herzog von Vieuville, dem Günstling einer Pompadour, vermählen, um sich bei Hofe in Gnade und Aufnahme zu bringen. Auf der Reise nach Paris, wohin der Bräutigam die Braut sammt ihren Verwandten zur Vermählung einzuholen im Begriff ist, trifft man in einer stürmischen Nacht in einem elenden Wirthshause mit Robert von Boissy, einem jungen, mittellosen, tollkühnen, aber tapfern und ehrenwerthen Gardekapitän zusammen, der aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrt. Die arme Blanche, welche der lüsterne Herzog anwidert, faßt Vertrauen zu dem wackern Offizier, klagt ihm ihr Elend und macht ihm den Vorschlag, sich noch in der Nacht mit ihr trauen zu lassen, zugleich aber die Verpflichtung einzugehen, stets den Ort zu meiden, an welchem sie sich aufhält, oder wenn der Zufall oder eine wichtige Angelegenheit die Gatten zusammenführen sollte, nie länger als eine Stunde allerlängstens mit ihr unter einem Dache zu weilen.

Robert von Boissy, den die junge Dame fesselt und welcher sofort eine besondere Theilnahme für sie empfindet, geht den Handel ein, und der erste Act schließt damit, daß die beiden jungen Leute nachts zum Pfarrer des Ortes gehen, um sich in aller Eile trauen zu lassen. Die andern vier Acte dienen nun dazu, dem Publikum zu zeigen, wie Marquis und Marquise von Chavigny nebst ihrem Herzog mit langer Nase abziehen, wie Blanche nach und nach ihren auf so abenteuerliche Weise gewonnenen Gemahl verehren und schätzen und endlich sogar lieben lernt. Nachdem sie durch Robert's Geistesgegenwart und ehrenhaftes Benehmen sich vor den Zudringlichkeiten des alten Königs geschützt und vor seinen Nachstellungen gesichert sieht, schließt das Stück damit, daß sie den Pact zerreißt und des wackern Gatten wirkliche Gattin wird.

Die Züge, durch welche diese Wandlung in dem Herzen Blanche's bewerkstelligt werden, sind hier und da dramatisch etwas blaß und in der Wirkung vielleicht verzettelt, aber doch immer echt menschlich wahr und fein, jedenfalls nie verletzend oder anstößig. Unter allen Umständen zählt das Drama zu den bessern unserer Zeit.

Zum Kothurn zurückkehrend, kommen wir auf:

6. Die Braut von Karthago. Tragödie in fünf Acten von Karl Hardt. Moskau. 1874.

Wir haben schon einmal in d. Bl. ein Werk dieses Verfassers (eines jungen deutschen Kaufmanns in Rußland), seinen ersten dramatischen Versuch, „Demetrius", besprochen. Die „Braut von Karthago" ist nun sein zweiter und beweist aufs neue ein ernstes und höchst schätzenswerthes, zur Zeit durch den Erfolg allerdings noch keineswegs belohntes Streben. Sophonisbe haben bereits Geibel, Robert Prölß in Dresden und Friedrich Roeber in Elberfeld mit mehr oder minderm Geschick behandelt. Die Behandlung, welche unser Autor derselben numidischen Königin zukommen läßt, steht gegen die seiner Vorgänger wesentlich zurück. Sie trägt die Spuren des Auslandes; sie hat etwas Fremdes, Hartes, Eckiges; der echte warme Ton und Hauch der Heimat fehlen. Die Handlung, die sich breit und schwerfällig abwickelt, wird dabei auch nicht überall klar und leicht faßbar. Es ist in der Sprache zuweilen etwas Unverständliches, etwas wie in den Bart Gemurmeltes. Die eigentliche Heldin des Stücks, Sophonisbe, die Braut von Karthago, tritt nicht recht ins volle Licht und jedenfalls nicht auf die eigentliche Höhe der dramatischen Entwickelung. Sie geht wie eine verhüllte Gestalt durch die Handlung, die sich um sie dreht und für die man nicht recht warm wird, weil man die nicht ganz deutlich sieht und erkennt, der sie zu Liebe und Leide geschieht. Sophonisbe wird nicht heimisch in der Tragödie, die sie spielt. Sie erscheint ihrem eigenen Schicksale wie unbekannt; sie geht an ihm vorüber, gleichsam ohne es zu grüßen. Das erkältet bis auf die Knochen. Aber auch Massinissa, Scipio, Hasdrubal, die weitern Hauptgestalten, erwärmen nicht und gewinnen kein volles, quellendes Leben, wie denn auch der ganze Fortschritt und Aufbau des Dramas nicht schlank zur Höhe steigt, sondern eine äußerst schwerfällige Architektur seiner Theile zu Tage stellt. Der Tod des Massinissa und der Sophonisbe verzettelt sich derart in schleppender Ausführung, daß schließlich alle Wirkung verloren geht. Es ist nicht zu leugnen, daß Hardt in seiner Tragödie eine gewisse erhabene Würde, einen hohen Stil anstrebt, aber in diesem Anstreben wie unter einem schweren Drucke und im Dunkeln arbeitet. Der freie Athemzug, die frische Luft, der helle Himmel fehlen, deren auch das Trauerspiel bedarf, wenn es läuternd und erlösend wirken soll. Karl Hardt offenbart entschiedene Beanlagung für das Drama: eine gewisse Kraft des Ausdrucks und der Vorstellung, Sinn für das Großartige und Wahre, Instinct für die knappe Einfachheit, die freilich noch zuweilen in das bürgerlich Hausbackene umschlägt, glücklichen Wurf in markiger Sprache und epigrammatische Hoheit — treffliche Eigenschaften, wie man eingestehen muß, aber Eigenschaften, die noch nicht voll entwickelt und in ungebundener Thätigkeit sich zu zeigen im Stande sind. In dieser Tragödie wenigstens bieten sie sich in einer gewissen Mächtigkeit und durchgreifenden Wirkung nur am Schlusse, da, wo Scipio den Massinissa und die Sophonisbe suchen kommt und sie als Leichen findet. Im übrigen liegt es über ihnen wie ein Alp, der die freie Regung hemmt.

Etwas bewegter, aufgeschlossener geht es zu in:

7. Die beiden de Witt. Trauerspiel in fünf Acten von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Weiß. 1875. 8. 2 M. 25 Pf.

Es ist dies eine Arbeit, die in klarer, etwas nüchterner Prosa geschrieben, die nationalen Verhältnisse, politischen Umstände und handelnden Personen jener Zeit in Holland recht verständig und klug aufgegriffen zeigt. Nicht schwerfällig und unbehülflich wie in dem Hardt'schen Trauerspiel wälzt sich die Handlung vorwärts, sondern ziemlich glatt und eben, aber doch mangelt es hier ebenfalls an dramatischer Energie, an rascher Bewegung, an Schwung. Der „Braut von Karthago" fehlen Tag und Licht; es ist ein Fatum, das unter schweren Wolken im Nebel gärt und sich in einem gleichsam dumpfrollenden Pathos ergeht. „Die beiden de Witt" haben Mittagshelligkeit und ungetrübte Verständlichkeit, jedoch zugleich etwas dramatisch Spießbürgerliches. Es gebricht an großen mächtigen Zügen, an schöner bunter Fülle des Wesens, an Schwung der Sprache. Die beiden Brüder de Witt, der Prinz von Oranien und die zahlreichen andern Personen des Stücks sind nur von blasser Zeichnung und gestalten sich im Sturm und Drang der hereinbrechenden Ereignisse nicht so ergreifend und im Eindrucke wachsend, daß man ihnen mit andauernder Spannung zu folgen vermöchte. Es ist, wenn man so sagen darf, kein Sprühen und Flammen, keine volle hinreißende Leidenschaft, kein wahrhaft tragischer Nerv in der Sache. Was hilft alles dramatische Verständniß, alle feine Bildung, alle heilige Drangabe, wenn die himmelstürmende Begeisterung und die aus dem Vollen schaffende Gestaltungskraft nicht vorhanden sind? Ferdinand von Saar ist ein Schriftsteller von nicht gewöhnlicher Bedeutung, sinnig, geistvoll, weitblickend, hochstrebend. Er hat Dramen in Versen veröffentlicht, die sich Anerkennung und Lob der Kenner, nur die Bühne noch nicht erobert haben. Wahrscheinlich sollen „Die beiden de Witt" dieses Ziel erreichen, weswegen der Verfasser sie bequemer hielt für die Darstellung sowol in Sprache wie Scenirung. Aber uns dünkt, er hat damit auch zu viel vom eigentlichen Kerne aufgegeben. Die beiden Brüder de Witt unterscheiden sich nicht scharf, nicht drastisch genug, und was endlich den Prinzen in seiner Stellung zu Johann de Witt und dessen Tochter Marie betrifft, so stoßen sie leider in keiner echt tragischen Katastrophe aufeinander, sondern ziehen sich gleichsam nur scheu vorüber, und der erstere wartet ab, bis ihm das Fatum in der Gestalt eines misleiteten Volks den Gegner aus dem Wege geräumt. Die Gegensätze in dem vorliegenden Stücke bekämpfen sich nicht auf Tod und Leben, sie reiben sich nur — damit entbehrt es derjenigen tragischen Gipfelung, die für ein wirksames Trauerspiel unerlaßlich bleibt.

Viel bühnenwirksamer dürften sich erweisen:

8. Die Medici. Trauerspiel in fünf Acten von Julius Werther. Stuttgart, Werther. 1874. 8. 3 M.

Der Autor ist allerdings viel weniger wählerisch in den Motiven und läßt in der Sprache zuweilen Adel und Feinheit vermissen. Er geht in seinen Werken vorzüglich auf Wirkung und Erfolg aus und ist aus dem Holz jener derben Dramatiker, die in der Schule der Raupach und Birch-Pfeiffer ihre nicht zu unterschätzenden Studien gemacht haben. Was er bietet, hat sozusagen Hand und Fuß für die Breter.

Wir finden im ersten Acte den sterbenden Pietro Medici, zu dem der bedrängte Rath in Florenz in neu hereinbrechender Noth der Zeitläufte seine Zuflucht nimmt. Volterra hat sich gegen die Stadt empört: man braucht Hülfe, braucht Geld, braucht Truppen, braucht Führer. Die Söhne Pietro's, Lorenzo und Giuliano Medici, erbieten sich zu allem und empfangen dazu den Segen des Vaters mit seinem besten Rathe. Er macht sie auf ihre Fehler und Schwächen aufmerksam, warnt sie vor Rom und dem Papst, ermahnt sie, die Vaterstadt zu lieben:

Ihr wollt sie niemals hassen und bekämpfen,
Wollt ihre Freiheit unverletzlich achten,
Wie groß die Macht auch ist, die man euch gibt.

Das beschwören sie, und darauf ziehen sie sofort nach Volterra, das sie besiegen und erobern. Dort lernt Giuliano Fioretta Cafarelli kennen und lieben, welche den Francesco Pazzi heirathen soll, einen Neffen des Gonfaloniere von Florenz und grimmigen Gegner der Medici. Die von Volterra gegen Florenz geworbenen Söldner plündern die Stadt, und die Medici thun, was sie können, den Freveln zu steuern. Nichtsdestoweniger werden sie im zweiten Acte durch die Pazzi und ihren Anhang aller möglichen Verräthereien und Greuel angeklagt, allein auf ihre Vertheidigung hin vom Volk für schuldlos erklärt und befreit, hauptsächlich jedoch weil Giuliano, von seiner Erregung hingerissen, gegen den Papst auftritt und dessen Plane aufdeckt, durch die er sich Florenz unterwerfen will.

Im dritten Acte entführt Giuliano Fiorella aus der Gewalt des Francesco und heirathet sie gegen den Wunsch und Willen des Lorenzo, doch gibt dieser schließlich noch seine Zustimmung.

Im vierten sollen die Medici bei einem Festmahle, das Lorenzo in Fiesole gibt, von den Pazzi und ihren Freunden ermordet werden; der Anschlag scheitert aber, weil Giuliano durch einen Sturz mit dem Pferde vom Erscheinen abgehalten wird. Doch ist deswegen der Mordplan nicht aufgegeben. Was bei dem Lustgelage in Fiesole nicht gelungen, soll nun in der Kirche Santa-Reparata (Dom von Florenz) ausgeführt werden. Giuliano wird von Lorenzo gewarnt, dort nicht hinzukommen, kommt aber doch, von seinem Muth und der Sorge um den Bruder getrieben. Er fällt unter den Dolchen seiner Feinde, während Lorenzo, der Gefahr klug ausweichend, am Leben bleibt und die Regierung von Florenz übernimmt.

Man sieht an dieser gedrängten Inhaltsangabe, daß es an Handlung und Bewegung nicht fehlt. Wenn es an etwas fehlt, so ist es eine gewisse Läuterung und Hebung des Stoffs durch stärkere Herausarbeitung der leitenden Idee, welche vom Tumult etwas überstürmt und unterdrückt wird. Giuliano fällt eigentlich weniger für die große Sache, als vielmehr weil er den Bruder und die Gefahr sucht und liebt.

Daß der Verfasser das öftere Verwandeln im Acte nicht vermieden hat, nimmt uns bei seiner praktischen Bühnenkenntniß und Erfahrung wunder. So etwas wird heutzutage immer störend. Die Verwandlung im fünften Acte aus der Kirche in eine Straße in Florenz schwächt besonders den Eindruck ab. Uns scheint, daß der Schluß der Tragödie sich ganz wohl noch im Dome selbst hätte bewerkstelligen lassen.

Hier im Anschluß mögen nun einige Dramen angeführt werden, die, mehr oder minder poetisch in Wurf und Gestaltung, einer Aufführung in technischer Hinsicht jedenfalls keine Schwierigkeiten in den Weg stellen würden. Zuerst genannt sei da:

9. Heinrich der Schwarze. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Hermann Heine. Dessau, Heine. 1874. 16. 2 M.

Der Dichter hat, angelockt von der wunderbaren Aehnlichkeit der Gegenwart mit derjenigen Vergangenheit, welche dieser Arbeit zum Vorwurf gedient hat, dies Stück mit besonderm Vergnügen verfaßt. Heinrich III., der fromme christliche Fürst, der das Deutsche Reich zu seiner Lebensaufgabe machte, die Kirche hoch hielt, aber die Hierarchie zertrümmerte, der die Macht der deutschen Fürsten auf das gedeihliche Maß beschränkte, in dessen Krone der helle Edelstein Elsaß-Lothringen glänzte: er ist ihm das strahlende Vorbild Wilhelm's I. Und in der That, es sind Anhaltspunkte zu Vergleichungen genug vorhanden, wie ein kurzer Abriß des Inhalts darthun kann.

Heinrich III., König von Deutschland (1039—56), liebt sein Vaterland über alles und fühlt in sich den Drang, es groß und mächtig zu machen. Zu diesem Zwecke hält er für seine Pflicht, die Ueberhebung der deutschen Fürsten niederzukämpfen und dem Hochmuth des Papstthums die Stirn zu bieten. Verwickelungen und Kämpfe aller Art sind die Folge; da er aber besonnen, klug und mäßig bleibt, so gelingt es ihm, allen Widerstand zu besiegen und seine Absicht zu erreichen. Der Klerus, von der Wuchtigkeit seiner Hand erschreckt, sucht sich seiner Herrschaft zu bequemen, und die aufständischen Fürsten, noch schwerer vom Geschick als dem Zorn des Königs getroffen, erliegen einer nach dem andern, sodaß zuletzt nur Gottfried, Herzog von Nieder-Lothringen, der Edelste und Beste von ihnen, übrigbleibt, um mit Heinrich seinen Frieden zu machen. An diesem Frieden hat die Liebe einen nicht zu unterschätzenden Antheil, und zwar in der Person der Beatrix, verwitweten Markgräfin von Toscana, welche als spätere Gattin Gottfried's und Freundin der Königin Anna ihren Gemahl nach harten und schweren Prüfungen dem deutschen Könige als treuen Anhänger und Freund zuführt. Das Herzogthum Lothringen, das Heinrich zu Anfang des Stücks Gottfried abgesprochen, verleiht er ihm am Schluß aufs neue, indem er spricht:

Lothringen war's, das euch von mir gewandt —
Das schöne Land ist wol des Streites werth! —
Lothringen war's, wo ich euch wiederfand,
Wo Friede euch und Liebe wiederkehrt!
Dies schöne Land ist Deutschlands Eigenthum!

In Frankreichs Händen wär' es welscher Raub;
Und nimmer rasten darf das deutsche Schwert,
Dies Eigenthum zu hüten und zu wahren!
Mit Schmach bedeckt's das deutsche Vaterland,
Wenn Lothringen dem Deutschen Reich entrissen, —
Das Deutsche Reich muß seine Ehre missen,
Wenn Lothringen in Frankreichs Räuberhand!
Doch soll die höchste Ehre den begrüßen,
Der Lothringen für Deutschland wiederfand!

Mit dieser huldigenden Wendung auf den gegenwärtigen deutschen Kaiser schließt dieses historische Schauspiel ab, das als eine durchaus freundliche, gefällige und versöhnlich wirkende Arbeit anzuerkennen ist. Die Handlung ist weder straff geführt, noch künstlich geschürzt, auch sonst ohne Züge von echter Bedeutung und Größe, doch überall ansprechend und glatt, mit einem natürlichen Geschick und nicht ohne Anmuth ausgetragen. Die Verse sind nicht gerade tief und gedankenreich, aber meist wohlthuend und eine immerhin gesunde und glückliche Begabung verrathend.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zwei englische Literaturgeschichten.

1. Geschichte der englischen Literatur, von Johannes Scherr. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1874. Gr. 8. 4 M.
2. Geschichte der englischen Dichtkunst nebst einer Skizze der wissenschaftlichen Literatur Englands von S. Gätschenberger. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. London, Wohlauer. 1874. Gr. 8. 7 M.

Sei es nur gleich vorausgesagt, daß ich gegen alle Literaturgeschichten, die nicht in der Sprache derjenigen Literatur, die sie behandeln, geschrieben sind, voreingenommen bin; zumal aber bei den Literaturen so allgemein gepflegter Sprachen wie die englische, französische u. dgl. Denn ich gehe von der Ansicht aus, daß wer es unternimmt, die Literaturgeschichte einer Sprache zu schreiben, mir erst durch seine Beherrschung der letztern den Beweis liefern müsse, daß er über ihre Literatur ein competentes Urtheil zu fällen im Stande sei, und daß andererseits nur derjenige einen wirklichen Nutzen aus einer Literaturgeschichte ziehen könne, welcher der Sprache so weit mächtig ist, daß er ihre Literatur, also auch eine Geschichte derselben, mit Leichtigkeit zu lesen vermag. Für einen andern kann es ja wol auch wenig Interesse haben, die Specialgeschichte einer Literatur zu lesen, wenn er sich auch als Gebildeter eine allgemeine Kenntniß davon wird zu verschaffen suchen. Und bei dieser Ansicht beharre ich, trotzdem gerade eine französische Geschichte der englischen Literatur — ich meine die Taine's — in neuester Zeit selbst in England die größte Anerkennung gefunden hat und uns eine deutsche, gründlichere als die Taine's, von ten Brink in Straßburg verheißen ist.

Die vorliegenden neuen Auflagen bereits bekannter Werke bewegen sich in bescheidenern Grenzen als Taine's Literaturgeschichte. Sie gehen von keinen großartigen philosophischen Anschauungen aus und stellen keine neuen ethnographischen Grundsätze auf, nach denen sie die Erscheinungen der Literatur beurtheilen; wohl aber befleißigen sich beide einer ziemlich eingehenden Darstellung des Stoffs, den sie mit Liebe und Unparteilichkeit behandeln, und ihr Urtheil zeugt von Selbständigkeit, also auch dafür, daß sie die beurtheilten Werke selbst gelesen haben und nicht blos Nachschreiber oder Nachsprecher sind. Von Scherr zumal wird das niemand, der ihn kennt, besorgen. Es ist für mich stets wohlthuend, ein Buch dieses originellen Schriftstellers zu lesen. Seine Eigenartigkeit, seine kräftige und frische Darstellungsgabe, sein gesundes, unbestechliches Urtheil verleugnen sich auch hier nirgends. Die Aufgabe, die er sich bei der Abfassung der vorliegenden Literaturgeschichte gestellt, war, wie er uns im Vorwort selbst ankündigt, die, innerhalb eines mäßig weit gespannten Rahmens ein geschichtliches Gemälde der Literatur von Großbritannien, die anglo-amerikanische inbegriffen, auszuführen. Er sagt „Gemälde" und nicht „Skizze", weil er es sich hat angelegen sein lassen, wirklich zu malen, d. h. Gruppen und Personen in die richtige historische Beleuchtung zu rücken, nach den Forderungen der Wahrheit Licht und Schatten zu vertheilen und überall die Farben des Lebens in Anwendung zu bringen.

Mit liebenswürdiger Offenheit erinnert er auch seine Leser an die Thatsache, daß er für die Engländer keineswegs voreingenommen sei. Wenn er dann hinzufügt, er glaube dessenungeachtet fest, daß „liebevolles Studium, sowie historische und ästhetische Gerechtigkeit" diesem seinem Buche niemand werde absprechen können, so kann ich meinerseits das nur bestätigen, auch wenn ich nicht in jedem einzelnen Falle seine Ansicht theile oder sein Urtheil unterschreibe. Ein anderer erfreulicher und leider nur zu seltener und deshalb um so anerkennenswertherer und der Hervorhebung würdiger Zug, der uns gleich aus dem Vorworte so anmuthend entgegentritt und für den Verfasser einnimmt, ist, daß er nicht nur der englischen Nation, sondern auch Einzelnen gegenüber Gerechtigkeit ausübt. So scheut er es nicht aus etwaigem Brotneid oder kleinlicher Gehässigkeit, unter den verschiedenen Deutschen, die sich um die englische Literatur „verdient gemacht haben", wie er sagt, auch seinen Concurrenten — wenn ich mich dieses kaufmännischen Ausdrucks hier bedienen darf — Gätschenberger, also den Verfasser des unter Nr. 2 aufgeführten Werks, mit zu nennen, und von Taine, dem Franzosen, zu sagen: er habe als Literarhistoriker mehr geleistet als bisher irgendeiner seiner Landsleute; er sei der erste Franzose, der es verstanden, in eine fremde Volksindividualität so sich hineinzufühlen und hineinzudenken, daß er aus ihrem eigenen Innern heraus ihr dichterisches Schaffen zu begreifen und zu beurtheilen vermochte.

Daß ein Mann wie Scherr, dessen Gewissenhaftigkeit aus den gedachten Zügen zur Genüge hervorleuchtet, auch in seinen Bestrebungen gewissenhaft sein werde, versteht sich wol von selbst. Innerhalb der Grenzen, die er sich gesteckt, hat er also auch sorgfältig die Ergebnisse der neue-

sten Forschungen auf dem Gebiete der englischen Literatur verfolgt und in seiner neuen Auflage verwerthet: eine Bemerkung, die insbesondere von der ältesten Zeit bis auf Shakspeare und seine Zeitgenossen gilt.

Bei dem jetzt so lebhaft entbrannten Meinungsstreite in Deutschland über die Werthschätzung des letztgenannten Dichters wird es unsern Lesern gewiß von besonderm Interesse sein, Scherr's Ansicht in dieser Frage zu vernehmen. Es spricht sich auch hier wiederum sein Freimuth und seine Unparteilichkeit aus. Er weist auf Shakspeare's Denkmal in der Westminsterabtei und die darauf befindliche bekannte Inschrift aus dem „Sturm" hin, in welcher der Dichter „am Abend seines Lebens wehmuthsvoll ernst die Ahnung von der Vergänglichkeit alles Irdischen ausgesprochen"; dann sagt er:

> Sein Geist aber ist geblieben und wird dauern, so lange der Erdball in seinen Fugen bleibt. Wollten wir uns eine dem Ideal sich nähernde zukünftige Gesellschaft vorstellen, so müßte es eine sein, wo jeder befähigt wäre, Shakspeare's Werke zu verstehen, um nach Maßgabe seiner Kräfte die Wirkung davon zu empfangen. Freilich, das ist ein chiliastischer Traum; daß aber Shakspeare's Mission noch lange nicht zu Ende ist, wird jeder zugeben, dessen Seele von dem Hauche seiner Poesie berührt worden ist.
>
> Im Vorstehenden ist, denken wir, die hohe, dauernde, in gewissem Sinne einzige Stellung Shakspeare's in der Weltliteratur angegeben und die unvergängliche Bedeutung eines Genius, zu welchem ein Goethe hinaufblicken zu müssen bescheiden, überbescheiden bekannt hat, von ganzem Herzen anerkannt. Nun aber ist es Pflicht, auch auf die Flecken der Sonne hinzuweisen, um so mehr, da bei uns in Deutschland eine einseitige Bewunderung des großen Dichters schließlich zur abgeschmackten Vergötzung desselben, zu einer auf Kosten unserer eigenen größten Genies, auf Kosten unsers Lessing, Goethe und Schiller höchst ungerecht geübten Shakspearomanie ausgeschlagen ist.

Die Herren von der romantischen Schule, namentlich Tieck, erfüllt von dem Neid ihrer Impotenz, hätten diesen Shakspeare-Wahnsinn zuerst gehegt und gepflegt. Die ganze Gravität gelehrter Methode habe dann Gervinus in die Shakspearomanie gebracht, und diese wäre endlich von dem Convulsionenpoeten Otto Ludwig zu einer Tollheit hinaufgespannt worden, daß man ihr von Rechts wegen ein Zwangshemd hätte anlegen sollen. Hier, glaube ich, ist Scherr im doppelten Irrthum, einmal was seine Bezeichnung dieses genialen Dichters betrifft, und das andere mal in Hinsicht auf die Wirkung von dessen „Shakspeare-Studien", die ja erstens viel zu neu sind, um Ursache eines bereits lange vorher bestehenden Zustandes gewesen zu sein, sodaß hier also ein Anachronismus vorliegt, und die zweitens, meines Wissens, überhaupt ganz wirkungslos geblieben sind, wie das von einem so aphoristischen Buche auch nicht anders zu erwarten war. Doch hören wir Scherr weiter.

Wollte man den richtigen Shakspeare-Narren glauben, meint er, so müßte man annehmen, daß es eigentlich außer ihrem Götzen gar nie einen rechten Dichter gegeben habe. Ihnen zufolge enthüllten sich seine Misgriffe, näher angesehen, als Meistergriffe, selbst seine offenkundigsten Nachlässigkeiten und Schlotterigkeiten bezeugten immer noch eine unvergleichliche Künstlerweisheit. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben, und Rümelin habe das Verdienst, mittels seiner „Shakspeare-Studien eines Realisten" für eine gesundere historische und ästhetische Beurtheilung und Werthschätzung des großen britischen Dichters die Bahn gebrochen zu haben. Namentlich gebühre diesem feinsinnigen Kritiker auch die Anerkennung, die von den Shakspeare-Narren arg verkannten Rechte unserer eigenen Dichtergrößen nachdrücklich wiederum zur Geltung gebracht zu haben. Benedix habe die Shakspearomanie mit viel zu großer Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit befehdet, als daß er nicht häufig weit über das Ziel hinausgeschossen hätte. Aber manchen seiner Ausstellungen und Vorwürfen könnten doch nur Shakspearomanen die Berechtigung absprechen.

Allerdings sei Shakspeare ein Dichter für alle Zeiten, aber nur insofern jeder große Dichter das sei:

> Er war ein Engländer der Elisabeth'schen Zeit, ein Stockengländer jeder Zoll, d. h. mit allen den Beschränktheiten, Vorurtheilen und Aberglauben seiner Zeit und seiner Landsleute behaftet. Wie wenig sich dieses „Universalgenie" über die stockenglische Bornirtheit von damals zu erheben vermochte, beweist beispielsweise die Roheit und Gemeinheit, womit Shakspeare in „Heinrich VI." das Mädchen von Orleans mishandelte. Er schrieb seine Stücke für das englische Publikum von damals. Wollte er Erfolg haben — und das wollte er doch — so mußte er auf die Anschauungen, Stimmungen, Leidenschaften, Thorheiten, Sitten und Unsitten seines Publikums Rücksicht nehmen. Niemand wird leugnen wollen, daß er das in vollem Maße gethan.

Hieraus und aus der ganzen Technik der englischen Bühne folge mit logischer Nothwendigkeit, daß uns die Shakspeare'sche Dramatik nicht mehr das sein könne, was sie seinen Zeitgenossen gewesen. Schon die Ausdrucksweise der Personen ertrage die jetzige Bühne nicht mehr. Abgesehen aber auch von dieser der Zeit auf Rechnung zu schreibenden Zotenfreiheit, verliere sich Shakspeare's Sprache gar nicht selten in einen Schwulst, der mitunter bis zur Sinnlosigkeit gehe, wozu noch die euphuistische Verkünstelung, Antithesenspielerei und Wortwitzhascherei kämen, welche zur tiefsten Geschmacklosigkeit herabsinken und durchaus ungenießbar seien. Gerade das mache viele Lustspiele des Dichters so unlustig, so frostig. Für uns moderne Menschen dürfe überhaupt als Komöde Molière höher stehen als Shakspeare. An Ursprünglichkeit der Phantasie, an elementarer Schöpferkraft und dämonisch-mächtiger Leidenschaft habe Shakspeare unsere drei Dichtergrößen Lessing, Goethe und Schiller übertroffen. Aber Goethe, der Lyriker, Epiker und Dramatiker, gehe an Umfang und Vielseitigkeit des Genius dem Briten weit vor, Lessing übertreffe ihn in Strenge und Folgerichtigkeit der Composition, Schiller im geläuterten Kunstgefühl. Wir müßten eben Shakspeare's Größe und Bedeutung mit dem Maßstabe seiner Zeit messen, sein Können, Wollen und Vollbringen im Lichte des Culturzustandes von damals betrachten: eine Messungsart, auf welche uns schon der alte Ben Jonson hingewiesen hat, wenn er Shakspeare die Seele „seiner Zeit" nannte. Scherr schließt:

> Thun wir so, dann werden wir dem Dichter gerecht werden, welcher, noch in der Uebergangsperiode zwischen Mittelalter und Neuzeit stehend, dennoch so groß zu sein vermochte, wie er wirklich war. Die zweifelsohne mitunter mangelhafte Form seiner Werke gehört seinem Lande und seiner Zeit an, der Geist seiner Poesie ist und bleibt das Besitzthum der Menschheit.

Unterschreibe ich auch nicht alles hier Gesagte, so glaube ich doch, Scherr habe hier in der Hauptsache den

Nagel auf den Kopf getroffen und sowol die Vorzüge als auch die Mängel Shakspeare's richtig abgewogen und gewürdigt. Auch Gätschenberger läßt sich in ähnlicher Weise über Shakspeare aus. Die neueste Zeit ist von Scherr nicht mit der Umsicht behandelt wie die ältere. Hier vermisse ich viele Namen, denen ein Platz auch in einer Literaturgeschichte vom Umfange wie diejenige Scherr's gebührt hätte, und auch er verfällt in den von mir wiederholt gerügten, in Deutschland landläufigen Irrthum, Swinburne der Tennyson'schen Schule zuzuzählen. Diesen letztern selbst erklärt er für einen echten und rechten Dichter, freilich nicht da, wo ihn seine Landsleute der Mehrzahl nach vorzugsweise als einen solchen anerkennen, nämlich in seinen allegorisirenden und moralisirenden Predigten in Versen (wie „The Vision of Sin", „The Two Voices", „The Palace of Art" und ähnlichen), sondern in seinen ebenso originell geschauten als tiefempfundenen und meisterlich componirten Romanzen und Rhapsodien, wie „Mariana" u. s. w. Das „Idyll-Epos" „Enoch Arden" bezeichnet er mit Recht als „die Krone von des Dichters Wollen und Können".

Bei Elisabeth (Barret) Browning hätte ihr „Aurora Leigh" neben „A Drama of Exile" (nicht exil, wie es bei Scherr heißt) jedenfalls erwähnt werden müssen. Da diese schöne „Novelle in Versen", wie sie Gätschenberger richtig nennt, in der Tauchnitz'schen Ausgabe erschienen, ebenso wie z. B. Lord Lytton's treffliche „Fables in Song", so ist das Uebergehen dieser vorzüglichen Erzeugnisse um so befremdlicher. Da ich eben angefangen habe, zu berichtigen, so möchte ich noch gleich auf der nämlichen Seite (228), wo exil — wahrscheinlich nur Druckfehler — steht, auf die drei andern störenden Druckfehler: „Jon" statt „Ion", „bunchback" statt „Hunchback" und „Shiel" statt „Sheil", unter vielen andern ähnlichen im Werke, aufmerksam machen. Ueberhaupt aber möchte ich allen, die über englische Literatur berichten, anempfehlen, die Titel der Werke consequent mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben. Hierin läßt auch Scherr's Buch viel zu wünschen übrig, und doch beleidigt dieser Verstoß gegen den englischen Gebrauch das Auge des Kenners sehr.

Da die englischen Romane in Deutschland so viel gelesen werden, so dürfte es dem Leser interessant sein, zu erfahren, wie Scherr über einige der bekanntesten Verfasser derselben sich äußert. Miß Braddon nennt er mit Recht die eigentliche Sensationswütherichin. Von Miß Yonge sagt er, sie baue mit einer wahrhaft kaninchenhaften Fruchtbarkeit den Familien- und Sittenroman an. In Betreff George Eliot's, meint er, es wolle ihm scheinen, man habe den Ruf dieser Dichterin vielfach überspannt, aber auch nach Abzug der Uebertreibungen bleibe noch eine erkleckliche Summe wohlbegründeten Ruhms übrig. „Adam Bede" dürfte nach ihm den Höhepunkt ihres Schaffens bezeichnen; „Middlemarch" lasse bei allen seinen unbestreitbaren Vorzügen doch eine große Zerfaserung der Composition wahrnehmen und zersplittere das Interesse des Lesers ins Unendliche. Aehnlich urtheilte bekanntlich Spielhagen. Von Thackeray sagt er mit Recht, er sei recht eigentlich zum Satiriker geschaffen gewesen:

> Sein Blick drang den Menschen durch Herz und Nieren, und die kaustische Schärfe seiner Schilderung schnitt mit der Unerbittlichkeit eines Secirmessers in die geheimsten Schäden der englischen Gesellschaft hinein. Kaum hat jemals ein Meister der Satire sich zugleich als ein solcher Meister der Darstellung erwiesen wie Thackeray.

Doch ich habe so lange bei Scherr's Buche verweilt, daß mir kaum noch Raum für das von Gätschenberger übrigbleibt. An Fleiß fehlt es auch ihm nicht, nur will es mich bedünken, daß der Verfasser zu große Ausführlichkeit in der Aufzählung von Namen angestrebt habe, ohne doch bei dem immerhin mäßigen Umfange von 370 Seiten eine wirkliche Vollständigkeit erreichen zu können. Hier wäre eine weise Beschränkung — das multum, non multa — rathsam gewesen. Auch sein Werk kann ja doch nur zur allgemeinen Orientirung für den Gebildeten dienen; was soll einem solchen aber die bloße Aufzählung von Namen und flüchtige Erwähnung von Werken?

Die Eintheilung nach Literaturzweigen, nach welcher zuerst unter „Poesie" alle lyrische und epische Dichtung von den celtischen Barden bis auf Tennyson und die neueste Schule, dann unter „Prosa" die Essayisten und Novellisten, unter der Rubrik „Drama" dieses Fach von den Mysterien bis auf die neueste Zeit, und unter der Ueberschrift „Skizze der wissenschaftlichen Literatur Englands" uns diese von Alexander von Hales bis auf Charles Knight, meist aber in der dürftigsten Weise vorgeführt wird, mag wol ihre Bequemlichkeit haben, scheint mir aber etwas sonderbar. Man findet z. B. die neuesten Dichter auf S. 136 erwähnt, den ebengenannten Philosophen Hales aber erst auf S. 267. Da ziehe ich doch die chronologische Ordnung Scherr's vor. Ebenso sonderbar finde ich es, daß Gätschenberger nicht nur die Namen der Verfasser, sondern sogar bei weitem die größere Zahl der Titel ihrer Werke in deutschen Lettern hat drucken lassen, oft sogar sie blos in deutscher Uebertragung wiedergibt. Auch mancherlei von Nachlässigkeit zeugende Namensentstellungen hat er sich zu Schulden kommen lassen. Da finden wir z. B. einen „Asham" statt „Ascham", einen „Oldkastle" statt „Oldcastle"; doch diese und ähnliche Ungenauigkeiten sind wahrscheinlich nur Druckfehler. Daß er aber Swinburne beharrlich „Swineburne" nennt, muß doch wol ihm zur Last fallen.

Ich sprach eben von der Dürftigkeit, welche die Darstellung der wissenschaftlichen Literatur kennzeichnet. Um nicht blos die nackte Anklage hinzustellen, frage ich, ob es auch nur zur oberflächlichsten Bekanntschaft mit diesem Zweige genüge, wenn man z. B. Folgendes liest: „James Mill suchte Ricardo's nationalökonomische Lehren durch ein Buch, betitelt: «Die Elemente der Nationalökonomie», in die Schulen einzuführen. Auch der Sohn dieses Schriftstellers, John Stuart Mill, machte sich durch ähnliche Werke bekannt." Weiter also wußte Gätschenberger von einem Manne, der nächst Carlyle den größten Einfluß auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat und erst so kürzlich von uns geschieden ist, nichts zu sagen? Und auch der Letztgenannte selbst, der ja nun sogar zu den preußischen Rittern des Verdienstordens gehört, wird mit einer kärglichen Seite abgethan, während wiederum Defoe — allerdings ein Autor von Bedeutung — drei Seiten gewidmet werden. Es mangelt dem Werke eben an der richtigen Oekonomie, ein Tadel, dem auch die ungehörige

Erwähnung Julius Rodenberg's als Verfassers des nicht, wie Gätschenberger sagt, „in gutem Englisch geschriebenen", sondern nur in diese Sprache übersetzten Romans „König von Gottes Gnaden", der ja zuerst im „Salon" erschien, verfällt. Auch seine Behandlung der neuesten Lyrik ist übrigens wie die Scherr's lückenhaft, und in der ältesten Zeit, wie bei Chaucer namentlich, ist er hinter den neuesten Forschungen zurückgeblieben.

Indessen trotz all der gerügten Mängel eignet sich doch auch dieses Werk, wie gesagt, zur allgemeinen Orientirung und kann zu diesem Zwecke empfohlen werden. Wenn ich meine Ausstellungen nicht zurückgehalten habe, so fürchte ich um so weniger dem Verfasser zu nahe getreten zu sein, als er selbst im Vorworte sagt: „Mein Unternehmen ist günstig aufgenommen worden; trotzdem weiß ich recht wohl, daß es noch Mängel genug enthält, und werde der ehrenwerthen Kritik danken, wenn sie mich darauf aufmerksam macht." Und wenn er dann hinzufügt: „Wenn jene Kritiker aber, welche einer der auf gegenseitiges Lob basirten Versicherungsgesellschaften angehören, mich angreifen, werde ich, da ich Mitglied keiner literarischen Coterie und Clique bin, solche Angriffe mit Gleichmuth hinnehmen", so kann ich ihn meinerseits versichern, daß ich ganz in derselben Lage mich befinde wie er, und diese Thatsache leider selbst oft genug zu empfinden habe.

David Asher.

Zur Geschichte der Hussitenkämpfe.

1. Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs in den Jahren 1419—36. Gesammelt und herausgegeben von Franz Palacky. Zweiter Band. Von den Jahren 1429—36. Prag, Tempsky. 1873. Lex.-8. 6 M. 80 Pf.
2. König Sigmund und die Reichskriege gegen die Hussiten bis zum Ausgang des dritten Kreuzzugs von F. von Bezold. München, Ackermann. 1872. Gr. 8. 3 M.
3. Zur Geschichte des Hussitenthums. Culturhistorische Studien von F. von Bezold. München, Ackermann. 1874. Gr. 8. 2 M.

Der Altmeister der böhmischen Geschichtschreibung, Palacky, hat begreiflicherweise den eigentlichen Kern und Schwerpunkt seines wissenschaftlichen Lebensgehalts in die Erforschung und Darstellung des Hussitenthums, und was dazu gehört, verlegt. Wie alle Radien eines Kreises nach dem Mittelpunkte, so strebt auch bei ihm alles, was er in einer langen und überaus fruchtbaren Thätigkeit gefunden, erforscht und dargestellt hat, immer wieder dahin. Liegt ja doch hier das eigentliche Ideal des nationalen Pathos, unter dessen Drucke er seit dem vorigen Jahrhundert jede Faser seiner geistigen Kraft zur Verwendung gebracht hat. Es würde uns Deutschen übel anstehen, ihn deshalb zu schelten, so wenig wir auch Ursache haben, die Ueberreizung eines an sich begreiflichen und relativ berechtigten natürlichen Gefühls der Menschenbrust bewundernswerth zu finden. Wir können nur wünschen, daß unsere eigenen Historiker, denen die Geschichte und der Beruf unserer Nation eine so viel größere sittliche Berechtigung dazu gegeben hat, von dem gesunden Hauche eines solchen patriotischen Geistes immer mehr angeweht würden, dem wir selbst in seiner bedenklichsten Verzerrung eine gewisse menschliche Theilnahme nicht versagen werden. Denn unser feiner gestimmtes Gewissen nöthigt uns anzuerkennen, daß jene excessive Leidenschaftlichkeit des Deutschenhasses, an der Palacky, wie die ganze ihm verbundene Schar der modernen Vorkämpfer des Czechenthums, erkrankt ist, zwar der Wissenschaft überhaupt nicht würdig ist, die immerhin so patriotisch wie möglich sein kann, aber doch nie ihr oberstes Gesetz der wahrheitsgetreuen Prüfung und Darstellung des thatsächlichen Stoffs mit oder ohne Absicht vergessen darf. Allein wir begreifen sehr wohl, wie das elementare Naturell dieser unserer slawischen Nachbarn, in Verbindung mit den von außen hereingeworfenen Zündstoffen unserer Gegenwart und nächsten Vergangenheit, auf einem an sich so vulkanischen Boden, wie er diesem Lande Böhmen eigen ist, die seltsamsten Explosionen hervorbringen konnte, deren wüster Lärm jede zartere und feinere Stimme des Gewissens in der Brust übertäubt. Es ist ja nicht die Schuld eines oder vieler Einzelnen hüben und drüben, auch nicht die des unseligen österreichischen Regiments, das doch seit länger als dreihundert Jahren nur dem Namen nach und wegen der Oertlichkeit, an die es sich heftet, deutsch genannt werden darf, wodurch Czechen und Deutsche in eine, wie es scheint, heute gerade so wie zur Zeit des Huß und Ziska unversöhnliche Entfremdung voneinander getrieben worden sind, ohne daß sie doch einander entbehren oder daß jedes Volk für sich seine Geschicke nach seinem eigenen Triebe ordnen könnte. Die Todfeinde bleiben auch jetzt durch das Verhängniß aneinandergeschmiedet, und keine denkbare Zukunft wird diesem trostlosen Zustande ein Ende machen, so wenig wie die gewaltsamste Erregung der czechischen Volkskraft in der Zeit der großen socialen, politischen und religiösen, vor allem aber nationalen Revolution, die von Huß veranlaßt war und mit Recht nach ihm genannt wird, solches beiden Theilen gewiß nur förderliche Ergebniß zu Stande bringen konnte.

Zuletzt kann man den ganzen unseligen Zustand auf eine bloße geographische Thatsache zurückführen. Daß sich gerade in dem centralen Abschnitt unsers deutschen Bodens ein fremdes Volk festsetzen mußte, widerstreitet allen aus den natürlichen Verhältnissen abgeleiteten Bedingungen eines gesunden Volksdaseins. Handelte es sich in diesem Falle nicht um uns Deutsche selbst und unsere Nachbarn oder Feinde, so würden unsere Augen wol scharf genug sein, um uns die allein mögliche Lösung einer solchen natürlichen Confusion unzweideutig zu lehren. Gesetzt, die Auvergne sei von einem dem gallisch-fränkischen Stamme nicht angehörigen, in Sprache, Sitte und nationalem Instinct diesem feindselig entgegengestellten Volke

bewohnt: wahrscheinlich würden wir in diesem Falle es für die einzig natürliche und berechtigte Lösung halten, wenn diejenige Nationalität, die durch ihre Verbreitung, ihre geistige Potenz und materiellen Hülfsmittel ein Näherrecht auf den Gesammtboden Frankreichs behauptet, sich einer solchen Störung in dem Zusammenhang ihres naturgemäßen Verbreitungsgebiets so rasch und so gründlich als möglich entledigte. Wir würden es humaner finden, oder: unser menschliches Mitgefühl würde sich eher mit einer friedlichen und humanen Lösung einer solchen nationalen Lebensfrage verständigen als mit einer gewaltsamen und blutigen. Aber selbst diese würden wir in diesem Falle doch auch nur für eine zwar traurige, aber unumstößliche Nothwendigkeit der geschichtlichen Vernunft erklären, und es als selbstverständlich ansehen, daß sich die Franzosen eines solchen Todfeindes mitten im Herzen ihres Landes so oder so entledigten. Für uns selbst bedienen wir uns aber bekanntlich eines ganz andern, in ethischer Beziehung viel correctern Maßstabes, als wir ihn zur Beurtheilung aller andern Völker verwenden. Eine große Ehre für uns, wenn man es so verstehen will, denn man kann darin das latente Bewußtsein unserer Volksseele erkennen, daß sie mit einem feinern Gefühl für Recht und Unrecht ausgestattet ist, daß sie darum auch für ihr nationales Handeln andern Motiven und Gesetzen zu folgen habe als andere Völker, denen dies zarte Gewissen bei ihrer natürlichen Ausstattung nicht mitgegeben worden ist. Seltsam aber erscheint, daß wir nur dann unter seinem Drucke empfinden und handeln, wenn es unsern Nachbarn gilt, während wir uns selbst gegenüber, in allen den traurigen und bedenklichen Evolutionen unserer eigenen Geschichte von den Tagen Marbod's und Armin's an bis zu denen des Bischofs Ketteler und des Reichstagsabgeordneten Jörg, einen so pachydermen Ueberzug unsers sittlich nationalen Bewußtseins wahrnehmen lassen, wie er unter allen übrigen Nationen kaum irgendwo vorkommen dürfte. Ebenso seltsam ist es, daß wir nur für unser eigenes Verhalten gegen die Fremde einen solchen rigoristischen Kanon der raffinirtesten Humanität gelten lassen, aber gar nicht daran denken, daß die höchste und verständigste Grundmaxime, zu der sich die praktische Ethik erheben kann, lautet: „Was du nicht willst, daß dir die Leute thun, das thu ihnen auch nicht“, d. h. von dem Negativen ins Positive übersetzt oder je nach dem Standpunkte der beiden betheiligten Individuen von der andern ebenso nothwendig berechtigten Seite her gesehen: Jeder hat das Recht zu erwarten, daß der andere gerade so handele wie er selbst; führt er selbst in seinem Handeln die Grundsätze der uneigennützigen Humanität ins Leben ein, so darf und muß er auch fordern, daß der andere, dem sie zugute kommen, nach derselben Maxime gegen ihn verfahre. Alles praktische Verhalten der Menschen im gewöhnlichen Leben zueinander ist ja auf die stillschweigende oder bewußte Voraussetzung der unbedingten Gültigkeit dieser sittlichen Grundmaxime in ihrer consequenten Entfaltung gebaut, nur in unsern realen Beziehungen als Volk zu andern Völkern sind wir so überzart und entsagungsvoll gestimmt, sie zu unserm Schaden von den andern unaufhörlich mit Füßen treten zu lassen.

Auf unsern nächsten Gegenstand wieder zurückzukommen, so würde es mit der Wahrhaftigkeit unsers deutschen Gewissens nicht wohl verträglich sein, wenn wir nicht unumwunden bekennten, daß wir als Deutsche den Czechen gegenüber genau in demselben Zustande der natürlichen Nothwehr uns befinden, in dem sie gegen uns stehen. Die unselige Thatsache ist einmal durch die Geschichte legitimirt: die ehemals, wie sich von selbst versteht in den elementaren Zeiten der ungestörten deutschen Urzeit, in der wahren Mitte aller deutschen Gaue und Völkersitze gelegene, von den recht eigentlichen deutschen Central- und Kernvölkern, den Hermunduren und den Markomannen bewohnte und vertheidigte feste Burg der deutschen Erde, gleichsam die natürliche Grenzstelle Deutschlands mit ihrer schützenden Umwallung von vier großen natürlichen Gebirgsmauern, ist in einer Periode der gründlichsten Störung und Zerstörung unserer nationalen Entwickelung, in welchem Jahre ist gleichgültig und bekanntlich auch unter keiner Bedingung mehr sicher zu ermitteln, jedenfalls aber in einem Moment, wo der natürliche Zusammenhang unsers Volksdaseins durch die härtesten Stöße der großen ethnographischen Revolution in der sogenannten Völkerwanderung völlig zerrissen war, einem fremden Volke wahrscheinlich ohne Mühe und Ruhm zur Beute geworden. Das deutsche Böhmen ist höchst wahrscheinlich drei, vier Jahrhunderte hindurch ein völlig czechisches Land geworden; denn die immer wieder mit zäher Hartnäckigkeit aber um so schwächern Gründen seit dem 16. Jahrhundert bis heute vorgetragene Hypothese, daß die deutsche Urbevölkerung hier und in unserm ganzen ehemaligen Ostdeutschland bis an und über die Oder, womöglich bis über die Weichsel nur theilweise vor den Fremden, vor den Slawen, gewichen, theilweise aber unter ihnen oder neben ihnen sich an natürlich geschützten Orten erhalten habe, bis sie sich durch die deutsche Rückwanderung und Rückeroberung Ostdeutschlands seit dem 10. Jahrhundert wieder im Anschluß an diese ausgebreitet und ihr natürliches Eigenthumsrecht auf den ihr genommenen Boden zu behaupten versuchte —, diese in gewisser Hinsicht dem patriotischen Gefühl ebenso wohlthätige wie unerträgliche Hypothese hat für uns auch heute noch keine stärkere Beweiskraft gewonnen als zur Zeit des schlesischen Chronisten Rädel, der sie, soviel wir wissen, zuerst mit großem Behagen vortrug.

Uebrigens würde auch eine solche Art von Begründung unserer legitimen Ansprüche auf das Land Böhmen in deutschen Augen lächerlich und albern erscheinen: unsere slawischen Nachbarn, und wie bekannt nicht die Czechen allein, befinden sich noch auf einer solchen Stufe elementarer Kindlichkeit, daß ihnen damit zu spielen oder zu drohen, jedenfalls sich selbst damit zu betrügen vergönnt sein mag. Unsere Ansprüche auf Böhmen beruhen auf der Legitimität der großen Naturgesetze, welche das Völkerdasein mit oder gegen den Willen aller Individuen oder ganzer Entwickelungsphasen beherrschen und gestalten. Daraus ergibt sich, daß die territoriale Gesundheit unsers deutschen Volksdaseins, die erste und nothwendigste Voraussetzung seiner Lebensdauer als weltgeschichtliche Individualität und zugleich die Grundbedingung seiner daran unlöslich gebundenen wie natürlichen Existenz, für alle Zukunft von einer concreten Lösung der böhmischen

Frage abhängt. Es läßt sich kein in seinem Dasein fertiges Deutschland als natürlich gegebener Boden des deutschen geschichtlichen Großlebens denken, dem Böhmen fehlt, oder welches es ertragen könnte, in seinem innersten Herzen eine so absolut feindselige, den Evolutionen des deutschen Geistes grundsätzlich entgegenstrebende Nationalität zu ertragen, als die sich die czechische stets bewiesen hat, sobald sie durch irgendwelche Veranlassung zu einigem naturalistischen Selbstbewußtsein aufgeweckt wurde. Bis zu welchen wahnsinnigen Excessen es sich in der Gegenwart aufbäumt, davon legt die czechische Journalistik ebenso wie der größte Theil der übrigen czechischen Literatur, sowol der belletristischen wie der wissenschaftlichen, ein Zeugniß ab, dessen unverhüllte Deutlichkeit selbst unsere langmüthigen Ohren und Nerven endlich einigermaßen in Aufregung gebracht hat. Einstweilen haben diese Zornausbrüche des nationalen Pathos noch keinem deutschen Menschen das Leben gekostet, kein deutsches Dorf angezündet, keine deutsche Familie an den Bettelstab gebracht, sondern nur gar manchem Deutschen das Leben verbittert; aber es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß sich nicht die blutigen Greuel des Hussitenthums unter gewissen begünstigenden Modalitäten auch heute wieder erneuern könnten. Denn der Durchschnitt des Sittlichkeits- und Humanitätsbewußtseins der czechischen Volksseele hat sich in den seitdem vergangenen 400 Jahren auch nicht um die Höhe eines Zolls über sein damaliges sehr tief gestelltes Niveau erhoben: das Czechenthum steckt noch immer in dem äußersten und elementarsten Naturalismus jener Periode, wo es selbst im Vergleich mit dem damaligen deutschen Volke des Mittelalters doch auf einer viel barbarischern Stufe der Gesammtbildung stand. Denn was es im damaligen Böhmen an Elementen der geistigen, intellectuellen, künstlerischen und socialen Cultur nach dem Maße des Mittelalters gab, war ja seiner Herkunft und sogar dem Blute seiner Träger nach ausschließlich deutsch. Daß allmählich auch aus dem Volke des Czechenthums einige begabte Individuen, wie z. B. Huß, sich diese deutsche Cultur angeeignet hatten, ändert an ihrem deutschen Typus nichts; auch besteht dieser Satz trotz des sogenannten nach der Hussitenzeit beginnenden goldenen Zeitalters der czechischen Literatur und Bildung in seiner vollen Richtigkeit. Denn diese Träger einer nationalen Bildung zehrten doch nur von dem vorher durch die Deutschen in ihrem Lande aufgespeicherten Gute, das selbst durch die methodische Zerstörungswuth der fanatisirten czechischen Ochlokratie und Aristokratie nicht ganz zerstört wurde, weil damit ihnen selbst der Boden unter ihren Füßen zertrümmert gewesen wäre. Das goldene Zeitalter des Czechenthums ist bis auf die Sprache durch und durch deutsch, ein unverkennbarer Doppelgänger der gleichzeitigen Evolutionen des deutschen Geistes und ohne sie undenkbar. Ganz so ist ja auch der ganze geistige Apparat, womit die modernen Vertilger des Deutschthums in Böhmen gegen uns operiren, ausschließlich aus unsern Rüstkammern genommen, und man könnte ihnen immerhin die so unbequeme Marotte nachsehen, daß sie sich und ihn mit der Maske ihrer Nationalsprache etwas unkenntlich zu machen suchen, stünden nur nicht so ernsthafte deutsche Interessen auf dem Spiel und beleidigte es nicht allzu sehr unser doch nur sehr schwach entwickeltes, jedenfalls nicht überreiztes nationales Ehrgefühl.

Die unter Nr. 3 erwähnte Schrift von F. von Bezold, deren gediegenem Verständniß böhmischer Zustände und geschichtlicher Entwickelungen wir nur weniges andere in deutscher Sprache Geschriebene an die Seite setzen möchten — sie besitzt außerdem den Vorzug einer sehr übersichtlichen Kürze —, bietet für jene merkwürdigste Epoche des Rassenkampfes in Böhmen die eigentlich entscheidenden Gesichtspunkte in klarster Anschaulichkeit. Nur würde sich vielleicht die Genesis des in seiner völlig gereiften Erscheinung so mannichfach zusammengesetzten Hussitenthums noch faßlicher und richtiger erkennen lassen, wenn sie ausschließlich in jenes naturalistische, durch das Verhängniß der weltgeschichtlichen Stellung der beiden Nationen veranlaßte Aufflammen des nationalen slawischen Pathos verlegt wäre. Alles andere, die demokratisch-communistisch-sociale Revolution im niedern Volke, im czechischen Pöbel der deutschen Städte, die aristokratisch-oligarchische Reaction des czechischen Adels gegen das deutsche Bürgerthum, seine Freiheit und seine industrielle und mercantile Suprematie, dann aber auch die religiöse Revolution, in der sich der freilich unmögliche Versuch der czechischen Volksseele darstellte, sich auch religiös ganz zu isoliren, zunächst von der Suprematie der deutschen Kirche loszukommen: alles dies und vieles andere schießt nur allmählich an das eigentliche Keimblatt der ebenso großartigen wie unheimlichen, zum Glück damals wie zu jeder andern Zeit lebensunfähigen Pflanze des Hussitenthums an.

Heinrich Rückert.

Naturgeschichtliche Werke.

1. Die Theorie der Wärme. Von Hermann Scheffler. Mit einer Figurentafel. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1875. Gr. 8. 2 M.
2. Bilder aus der Pflanzenwelt. Von G. Wirth. Zweites Bändchen. Ausländische Gewächse, welche für ihr Heimatland eine hervorragende Bedeutung haben. Mit 6 Abbildungen. Langensalza, Schulbuchhandlung. 1875. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
3. Die Tropenwelt. Skizzen aus dem Natur- und Menschenleben in den heißen Gegenden der Erde. Von Georg Hartwig. Zweiter Halbband. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Wiesbaden, Bischkopff. 1874. Lex.-8. 7 M.
4. Aus den nördlichen Kalkalpen. Ersteigungen und Erlebnisse in den Gebirgen Berchtesgadens, des Algäu, des Innthals, des Isar-Quellengebietes und des Wetterstein. Mit erläuternden Beiträgen zur Geographie und Hypsometrie der nördlichen Kalkalpen. Von Hermann von Barth. Mit lithographirten Gebirgsprofilen und Horizontalprojectionen nach Originalskizzen des Verfassers. Gera, Amthor. 1874. Gr. 8. 16 M.

Die Schrift von Hermann Scheffler: „Die Theorie der Wärme" (Nr. 1), enthält nur eine Probe aus einem starken zweibändigen Werke über die Naturkräfte. So sicher und genau auch die Berechnungen einzelner physikalischer

Erscheinungen sind, so weit gehen doch die Ansichten auseinander, wenn diese Einzelerscheinungen auf ihren Urgrund zurückgebracht und zu der umfassenden Theorie einer Weltanschauung erhoben werden sollen. Begriffe lassen sich nicht messen und wägen, und der allesbelebende Geist ist aus den elektrischen Strömen nicht herauszufischen. Der Verfasser will seine Theorie mathematisch und logisch begründen und legt als (abgekürzte) Probe die Theorie der Wärme vor. Seine Schrift ist mit Gewandtheit, Klarheit und Begeisterung geschrieben, trotzdem aber nur für den Fachmann und Mathematiker von Fach berechnet; denn sie besteht zum größten Theil aus der Entwickelung von Formeln der Berechnung. Wir müssen uns um so mehr des Urtheils enthalten, als nach der Bemerkung der Verlagshandlung die vorliegende Abhandlung mancherlei Abkürzungen erfahren hat, und doch in ihren Grundbegriffen so lange unfaßbar bleibt, als man nicht die ganze Theorie der Naturkräfte übersehen kann. Nur so viel läßt sich erkennen, daß der Verfasser sein Thema vollkommen beherrscht und Ansichten ausspricht, die für eine Gesammtauffassung der physischen Natur sehr fruchtbar werden können. Der Fachmann wird viel Anregung und neue Auffassungen finden.

Das Werk von G. Wirth: „Bilder aus der Pflanzenwelt“ (Nr. 2), zeichnet sich durch Fleiß und Umsicht der Auswahl, Klarheit und Einfachheit der Darstellung aus, die durch das Interesse an der Sache, nicht durch Gefunkel blendender Bilder wirken will. Es herrscht eine gewisse nüchterne Verständigkeit vor, die gegenüber den üblichen blümelnden Schilderungen erfrischend wirkt. Der Verfasser gibt sich Mühe, allgemein lesbar und ansprechend zu schreiben. Nur selten zieht er Dinge in seinen Bereich, denen er wol nicht gewachsen ist, sondern die er in gutem Glauben zu dem Wissen anderer vorbringt. Seine seltsamen Etymologien lassen vermuthen, daß er weder ein hebräisches noch ein griechisches Wörterbuch zur Hand hatte, sonst würde er nicht so wunderliche Dinge als etymologische Weisheit seinen Autoritäten nachgesagt haben.

Im allgemeinen liest sich das Buch leicht und angenehm und ist wol geeignet, im Volke Geneigtheit zu solchen belehrenden Unterhaltungsschriften zu wecken. Es behandelt die Palmen (Dattel-, Kokos-, Sago-, Fächer-, Oelpalme), Banane, Brotfruchtbaum, Mais, Feigenbaum, Lianen, Upasbaum, Lotos, Orchideen, Bambus, Mammuthbaum, Cactuspflanzen. Ueber die Auswahl ließe sich rechten, da der Verfasser nur „Pflanzen vorführen will, die für ihr Vaterland eine hervorragende Bedeutung haben“. Es dürften dann Koka, Opiummohn, Reis, Cacao u. a. nicht fehlen. Wir wollen aber mit dem zufrieden sein, was er vorlegt, hätten ihm auch die eingestreuten Verse geschenkt, auch wenn sie von Goethe sind, denn man soll diesen nicht zu allerlei verbrauchen wollen. Die beigegebenen Abbildungen sind scharf und genau geschnitten, sehen aber steif aus; indessen verdeutlichen sie das Gelesene. Für Handwerkervereine, Fortbildungsschulen u. s. w. sind die besprochenen „Bilder“ eine besonders geeignete Lektüre, auch allen Lehrern an Bürgerschulen sind sie zu empfehlen.

Der zweite Halbband von Georg Hartwig's „Die Tropenwelt“ (Nr. 3) schließt das bereits in Nr. 8 d. Bl. angezeigte Werk ab. In bunter Reihe behandelt er Menschen (arabische Beduinen, Kaffern, Polynesier und Mikronesier, Neger, Australier, Buschmänner, Malaien, Papuas), Meere und Flüsse (tropischer Ocean, Nil, Ganges, Amazonenstrom), Landschaften und Gebirge (Puna, mexicanische Plateaux und die Abhänge von Sikkim, Wüste Kalasari), Vierfüßler (Elefant, Faulthier, Rhinoceros, Tapir, Pecari, Flußpferd, tropische Wiederkäuer und Einhufer), Vögel (Papagaien, tropisches Vogelleben), tropische Flederthiere (Vampyr u. s. w.), Eidechsen, Frösche, Kröten, Gewürze, Arzneistoffe, Getreide, Gemüse, Obstsorten. Man hat also vor sich ein farbenreiches, belebtes Bild der Tropenwelt, in faßlichen Zügen entworfen. Die Darstellung ist frisch, plastisch durch sorgsames Eingehen in die äußern Eigenthümlichkeiten der beschriebenen Gegenstände, beschäftigt die Phantasie und ruft jene behagliche Stimmung hervor, welche am Lesen und Weiterlesen eine Freude hat. Das Buch sollte keiner Lehrer- und Schulbibliothek fehlen und auch von den Fortbildungsvereinen ausgenutzt und verbreitet werden. Selbst die zahlreichen Bilder der vorliegenden Schlußhälfte reizen durch die Fremdartigkeit der Gestalten und des landschaftlichen Hintergrundes, da man in eine orientalische Märchenwelt zu blicken meint. Für die Richtigkeit der vorgelegten Thatsachen bürgt der Name des Verfassers; auch bemerkt man bei näherer Prüfung, daß er den zuverlässigsten Berichterstattern folgt. Das einzige, was unangenehm berühren könnte, ist die allzu bunte Reihenfolge der Stoffe; indessen der Geschmack der Leser ist verschieden, und vielen mag es angenehm sein, wenn es heißt: Brr, brr, ein ander Bild! denn aufeinander folgen z. B.: Peruanische Sandwüste, Arabische Beduinen, Frösche und Kröten, Elefanten, Papagaien, Faulthier, Ocean, Fledermäuse u. s. w. Man muß das Buch nehmen wie es ist, und wird es nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen.

Wir gehen zu dem Werke von Hermann von Barth: „Aus den nördlichen Kalkalpen“ (Nr. 4), über. Eine anstrengende Unterhaltung sind die Alpenfahrten, die an sich etwas Aufregendes haben durch ihre großartige Scenerie und die Vielartigkeit der Gefahren. Auch bringt es der Stoff mit sich, daß die Beschreibung in solche Einzelheiten eingeht, wo die Phantasie nicht mehr folgen kann. Hier helfen zwar die kleinen Tourkarten aus, aber die Gebirgspanoramen sind so eigenthümlich gezeichnet, daß man keine rechte Anschauung gewinnt. Einfache Umrisse hätten jedenfalls bessere Dienste geleistet. Der Verfasser gesteht das Unzureichende seiner Leistungen im Zeichnen offen ein, und wir wollen gern nachsichtig sein, da sein Buch durch Neuheit des Stoffs, Frische und Begeisterung für die Sache hinreichend entschädigt.

Er hat durchwandert, erstiegen und beschrieben: die Berchtesgader Alpen (südliche Watzmannspitze, Schönfeldspitze auf dem Steinernen Meere, Göllkette, Hochkönig auf dem Ewigen Schnee, Gipfel der Reitalm, Hocheisspitze, Haagengebirge), die Algäuer Alpen (Thannheimer Gebirge, eine Nacht auf dem Hochvogel, Trettachspitze an der Mädelegabel, das Hohe Licht, die Krotenköpfe, den Urbeleskarspitz in der Hornbacher Kette), das Nord-Innthaler Gebirge (das Hohe Brandjoch bei Innsbruck,

den Großen Spockkarspitz in der Hallthaler Kette, die Lamsenspitze im Stallerthal, die Obere Platte im Mirminger Gebirge), die Quellengebiete der Isar (die Falken in der Riß, den Großen Karwendelspitz, im Hoch-Glück, verirrt im Vomperloch, vom Katzenkopf auf die Jägerkarspitzen, Schneesturm auf der Kaltwasserspitze) und das Wettersteingebirge (ein Tag auf dem Plattacher Ferner, der Waxenstein, der Hoch-Blassen, der Ofelespitz im Berglenthale, die Höllenthalspitzen).

Der Verfasser ist ein eifriger Alpensteiger, der jede für unzugänglich gehaltene Bergspitze zu erobern trachtet, dabei die Großartigkeit der Alpenlandschaften tief empfindet und dieser Begeisterung wie der Empfindung einfache, tiefergreifende Worte verleiht, die ihre Wirkung nicht verfehlen. Da das Bergersteigen jetzt ebenso eifrige Förderer gefunden hat wie das Pferderennen, so wird des Verfassers Buch vielen eine willkommene Gabe sein. Wer indeß solche halsbrechende Wanderungen persönlich nicht liebt, aber die Herrlichkeiten unserer Alpen möchte kennen lernen, der wird mit voller Befriedigung das vorliegende Buch lesen. Leider eignet es sich nicht, durch vorgelegte Proben charakterisirt zu werden. Wir greifen nur eine Stelle heraus, um die Art der Erzählung und Beschreibung des Verfassers zu veranschaulichen, wie er den Leser mitten in die Scenerie zu versetzen weiß und ihn alles miterleben läßt:

Bei Sonnenuntergang erreichte ich Einödsbach, den höchstgelegenen ständig bewohnten Ort Algäus. An der schmalen grünen Bergstufe liegen die braunen Holzhäuschen traulich beisammen, eine Kapelle dabei, welche ihren Glockenklang ins Thal hinuntersendet zum Abendsegen, und Sturm läutet, wenn die Lavine einen Heuer oder Holzhauer begraben hat. Tief und düster öffnet sich gegen Südosten das Bacher Loch, in lichter Höhe über den Bergweiden ragen die kahlen zackigen Wände empor, die breite Doppelpyramide der Mädelegabel, die Trettachspitze, hier eine nadelscharf gespitzte Zinne. Im Westen spreitet dunkelgrau der Griesgrundkopf seine buschbehangenen Wände ins Thal, gegen Norden öffnet sich den grünen Flanken des Einödsberges entlang der Ausblick in die Illerebene u. s. w. Die Heuer kehrten von ihrer Tagsarbeit zurück, einer hinter dem andern auf dem engen Pfade am jähen Berggehänge, hoch über dem brausenden Einödsbache. Tiefgebückt gingen sie unter der Bürde Heu, die centnerschwer in Gestalt eines viereckigen Ballens auf Schultern und Kopf ihnen lastete und das Gesicht verhing, daß nur eben noch die Augen hervorblickten. Wild und wüst ist die Umgebung der Trettachspitze, todtstarr die Bergwelt. Der Ersteiger sieht sich umfangen von den gewaltigsten und abschreckendsten Felsenbauten der Algäuer Alpen. Der ferne Hochvogel, die Krotenköpfe, der Kratzer und das schluchtenreiche Gehänge der Wilden Gräben, die Doppelpyramide der Mädelegabel, die öden Schutthalden des Bockkar, die schmuzige Schneestraße der Schneeflucht, über ihr in lichter Scharte die Koboldgestalt des Wildmännle schließen einen schaurig düstern Halbkreis u. s. w.

Wer an solchen Darstellungen Gefallen findet, wird das Buch mit steigendem Genuß lesen.

Friedrich Körner.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Westminster Review" (Aprilheft) spricht über die „Culturgeschichte" von F. von Hellwald scharfen Tadel aus. Es werde dieses Werk nicht die Kluft zwischen Religion und Wissenschaft überbrücken. Es steche unvortheilhaft von Buckle's erschöpfender Behandlung seines Gegenstandes ab. Hellwald's Werk sei eilfertig. Es ignorire die religiöse, literarische und künstlerische Seite des menschlichen Lebens. Die Reaction gegen Aberglauben und unbestimmte Leichtgläubigkeit überschreite in diesem Werke alle Grenzen und habe den Verfasser zu Uebertreibungen geführt, die man blos zu erwähnen brauche. Sie habe ihn sogar seinen eigenen Grundsätzen untreu werden lassen. Besonders ungerecht sei er gegen die griechische und jüdische Cultur verfahren. Nichts sei unpassender, als letztere „ideenarm" zu nennen, wie er es gethan. „Wir haben", sagt der Recensent am Schluß, „von dem vorliegenden Werke weitläufig gesprochen, und wir fühlen, daß wir mehr bei dessen Fehlern verweilt haben als bei des Verfassers großer Gelehrsamkeit und unerschrockener Wahrheitsliebe; es ist dies aber deshalb geschehen, weil uns das Werk in vieler Hinsicht hinter dem Ideal zurückgeblieben zu sein schien, welches dem Verfasser offenbar vor Augen geschwebt hat.... Es verfolgt zwar einen Faden der Wahrheit ehrlich, furchtlos, edel, allein es ist ein schmaler Faden, und der Verfasser ist kein Mann, der von Begeisterung für die Menschheit oder von irgendeiner andern erwärmt wird; um einen etwas gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, er geht nur seiner eigenen Nase nach. Er ist wie ein Mann, der eine Blendlaterne trägt; er beschreitet furchtlos den schwankend beleuchteten Streifen, auf welchen das Licht fällt, vergißt aber, daß er morgen andere und breitere Wege sehen werde. Ein solcher Mann ist kein sicherer Führer für Geschichtsforscher; er ist kein Nachfolger des «großen»*) Darwin."

*) Das „großen" setzt die „Westminster Review" absichtlich vor Darwin, weil sie etwas ungehalten darüber ist, daß Hellwald gerade nur Tyndall mit diesem Epitheton beehrt, nicht aber Huxley oder Darwin.

Hingegen heißt es bei Besprechung der „Kritischen Geschichte der französischen Cultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten" von J. J. Honegger, die Geschichte der „Aufklärungsliteratur" sei die beste von allen, welche dem Referenten bekannt seien.

In derselben Rubrik wird auch „Erziehung und Unterricht im classischen Alterthum" von L. Grasberger günstig besprochen.

Unter „Belles Lettres" ist diesmal nur die Uebersetzung des Gervinus'schen „Shakespeare" von Miß Bunnet (neue Auflage), und unter „Kunst" die des Lessing'schen „Laokoon" von Sir Robert Phillimore erwähnt. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, das Ableben der ebengenannten Uebersetzerin, welche sich durch ihre vielfachen Leistungen um die Einführung und Verbreitung deutscher Literatur in England verdient gemacht hat, zur Anzeige zu bringen.

Von Ranke's „Geschichte Englands" heißt es, sie sei in jeder Hinsicht vortrefflich. Er beleuchte die englische Geschichte mit seiner großen Gelehrsamkeit und zeige ihren Beruf und ihre Bedeutung in unerwartetem Lichte.

„The Academy" ist, wie es scheint, von ihrem anfänglichen Plane, hervorragende deutsche Werke von deutschen Fachmännern besprechen zu lassen, gänzlich abgewichen. Wenn ein deutsches Werk überhaupt noch recensirt wird, so geschieht es jetzt, wie das freilich auch passend ist, nur von Engländern. Ein Beispiel davon liefert die vom Redacteur selbst verfaßte Besprechung von: „Kaspar Bruschius. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus und der Reformation" von Adalbert Horawitz. Es heißt in der Nummer vom 17. April: „Kaspar Brusch verdient unter den leitenden Männern der zweiten Periode als einer ihrer fruchtbarsten, vielseitigsten und umfassendsten, doch zugleich am wenigsten bekannten Schriftsteller Erwähnung. Es war ein schwieriges Unternehmen, aus den ihn betreffenden zerstreuten Materialien eine Lebensbeschreibung zu construiren. Horawitz hat sich dieser Aufgabe ehrenvoll und mit dem Fleiße und der Sorgfalt erledigt, welche in seinen andern Werken über die Geschichte des Humanismus

sichtbar sind.... Er hat diesem höchst nützlichen Unternehmen viel Mühe gewidmet. Seine Erzählung, welche in Anbetracht des trockenen Stoffs, den er behandelt, so lebhaft ist, wie man es nur erwarten konnte, ist mit 24 Briefen, Urkunden und früher noch nicht gedruckten oder sonst bekannten Schriftstücken bereichert, deren Mittheilung sehr willkommen ist; er hat viel Fleiß in der Ansammlung von Belehrung aus den verschiedenartigsten Quellen an den Tag gelegt und hat sich nur weniger Versehen schuldig gemacht, die übrigens in einem so ausführlichen Werke leicht verzeihlich sind. So nothwendig es indessen auch war, das Andenken Brusch's wieder zu erneuern, so wird es doch nie möglich sein, diesen Schriftsteller von einer würdevollen oder liebenswürdigen Seite zu schildern."

Ebenso beschränkt sich das „Athenaeum", seitdem auch Spielhagen, wie früher Julian Schmidt und David Asher, seine Referate in dieser Wochenschrift eingestellt hat, auf den jährlich einmaligen Bericht von Professor Robert Zimmermann in Wien.

Von H. Vambéry's „Der Islam im 19. Jahrhundert" berichtet die „Saturday Review" vom 17. April einfach den Inhalt ohne weitere Beurtheilung, weshalb auch wir dies nur referiren.

Ueber „Quer durch Afrika" von Gerhard Rohlfs sagt sie unter anderm: „Unsere Leser haben bereits Gelegenheit gehabt, Herrn Rohlfs als einen geistreichen, angenehmen und malerisch schildernden Reisenden kennen zu lernen, der stets gut gelaunt und in seiner Schätzung von Menschen und Dingen billig ist. Im gegenwärtigen Werk bewährt sich diese Kennzeichnung in vollkommener Weise."

Ueber „Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland" von W. Roscher heißt es: „Sie ist nothwendigerweise eine Analyse der Schriftsteller, welche den Gegenstand behandelt haben, und man müßte ein ebenso ausgebreitetes Wissen wie der Verfasser selbst besitzen, um ein Urtheil darüber abzugeben. Sie ist unzweifelhaft sehr klar, anziehend und zeugt von enormer Forschung, da die Nationalökonomie hier in ihrer weitesten Ausdehnung aufgefaßt ist, sodaß alle, welche seit der Erfindung der Buchdruckerkunst über die sociale Lage des Volks geschrieben haben, mit aufgenommen sind.... Sie alle werden mehr oder minder ausführlich analysirt und zwar stets in einem geistreichen und angenehmen Stil. Des Verfassers eigene Ansichten scheinen die der «Kathedersocialisten» oder der Schule zu sein, welche, bei Anerkennung aller acceptirten Gesetze der Nationalökonomie, doch Staatshülfe als ein Mittel zur Lösung der socialen Aufgaben begünstigt und die Grundsätze der unbeschränkten Concurrenz und des Geschehenlassens verwirft."

Von A. Samter, „Social-Lehre. Ueber die Befriedigung der Bedürfnisse in der menschlichen Gesellschaft", heißt es am Schluß: „Hat auch der Verfasser indessen keine neue Wissenschaft begründet, so hat er doch eine interessante, wenn auch nicht sehr originelle Abhandlung über menschliche Bedürfnisse und deren Einfluß auf die Production und die Regulirung der Vertheilung des Vermögens geschrieben."

Ueber „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung" von M. Carriere (Bd. 5) sagt das Blatt: „Des Verfassers Kritik ist im allgemeinen sehr zutreffend und erhebt sich durch seine hohe Auffassung der Schicksale der Menschheit und seine Gewohnheit, die Werke, die er Musterung passiren läßt, in ihrem Verhältniß zu den hehrsten Idealen der besten und reinsten Geister zu betrachten, weit über die Mittelmäßigkeit."

„Schröer's Vorlesungen über «Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts» sind genau das, was sie sein wollen: ein kurzes, anspruchsloses, aber unparteiisches und einsichtsvolles Handbuch über den Gegenstand. Das biographische Element tritt etwas zu sehr auf Kosten des kritischen hervor; die Bemerkungen über die letztern Werke Goethe's und Tieck's z. B. sind äußerst dürftig."

„Karl Werder's «Vorlesungen über Shakspeare's Hamlet» sind hauptsächlich eine Vertheidigung des Dichters und des Helden des Stücks gegen die Ausstellungen Schlegel's. Der Verfasser ist geistreich, enthusiastisch und mit der ersten Befähigung eines Shakspeare-Erklärers, nämlich einem Ehrfurchtsgefühl vor des Dichters Genius, begabt."

Schließlich heißt es über „Ehre um Ehre", Schauspiel von Paul Heyse, nach Anführung seiner eigenen Worte über die Handlung: „Dies ist eine Lage, welche nur durch eine so überwältigende Entfaltung von menschlichen und thierischen Lebensgeistern, wie die, welche in dem etwas ähnlichen Lustspiele «She stoops to conquer» die Kritik zum Schweigen bringt, annehmbar gemacht werden kann. Herr Heyse besitzt nur wenig von Goldsmith's (bekanntlich der Verfasser genannten Lustspiels) Vis comica; sein Stück ist zwar sehr elegant geschrieben, allein wie die meisten Dramen von irgendwelcher literarischen Prätension riecht es mehr nach der Studierlampe als nach den Bühnenlampen."

Aus der Schriftstellerwelt.

Der Schriftsteller Kohl von Kohlenegg, seit Jahren schwer erkrankt, ist am 1. Mai in Saalfeld seinen Leiden erlegen. Kohl von Kohlenegg, früher österreichischer Offizier, ist den Theaterfreunden besonders unter dem Namen Poly Henrion bekannt, unter welchem er mehrere Bühnenstücke leichtern Genres, besonders den Text zu Suppé's „Schöne Galathea" verfaßte, eine Operette, welche in der That einen glücklichen Grundgedanken mit vielem Humor behandelt; namentlich ist der Kunstenthusiast Midas eine ergötzliche Figur. Seine „Dramatischen Bluetten" erschienen gesammelt in zwei Bänden 1872. Einzelne dieser Kleinigkeiten sind nach dem Französischen behandelt; amusant ist z. B. „Bridisi", „Paragraph Drei", „Meine Memoiren" u. a. Außerdem schrieb Kohl von Kohlenegg für die Bühne mehrere Stücke von vornehmerer Haltung, wie „Machiavelli", welches Drama am münchener und berliner Hoftheater zur Aufführung kam. Als Romanschriftsteller war er wie als Dramatiker Naturalist; doch gelangen ihm manche Charakterzeichnungen aus dem Leben ganz gut, besonders verstand er kleinstädtische Kreise treffend zu zeichnen, wie in dem zweibändigen Roman: „Eine verpfuschte Saison" (1871). Die „Kleindeutschen Hofgeschichten" (3 Bde., 1870), von denen die erste, „Pygmäen", einiges Aufsehen erregte, weil man in derselben einen namhaften deutschen Dichter in etwas pasquillartiger Weise abconterfeit sehen wollte, enthalten Genreskizzen aus dem Leben der kleinern Höfe. In „Moderne Sirenen" (3 Bde., 1871) bewegen wir uns in der allerschlechtesten Gesellschaft; Demi-Monde-Damen und Prostituirte stellen sich in den Vordergrund der Geschichte. Der moralische Roman: „Das schwache Geschlecht" (2 Bde., 1873), führt uns in etwas bessere gesellschaftliche Kreise und hat nicht den Hautgout und blasirten Ton der frühern. Kohl von Kohlenegg hatte nur ein Alter von 41 Jahren erreicht.

Bibliographie.

Rümelin, G., Reden und Aufsätze. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 7 M. 40 Pf.

Sauter, F., Aesthetische Excursionen. Leipzig, C. J. Günther. 1874. 8. 3 M.

Schiller, Die Künstler. Mit Anmerkungen von J. Imelmann. Berlin, Schröder. 8. 1 M. 60 Pf.

Schmidt-Cabanis, R., Veilchen und Meerrettig. Ein Strauß neuer Humore. Berlin, Denicke. 8. 4 M. 50 Pf.

Scholkmann, A., Die Idee Gottes als des dreipersönlichen. Ein spekulativer Versuch. Berlin, F. Schulze. Gr. 4. 1 M.

Schulze, W. N., Die reichsrechtliche Literatur seit Entstehung des norddeutschen Bundes — 1867 bis Ende 1874. In lexicalisch-chronologischer Ordnung aufgestellt. Mit Materien-Register. Leipzig, Stauffer. 8. 1 M. 50 Pf.

Spach, L., Heinrich Waser. Ein Drama. Straßburg, Trübner. 8. 2 M.

Spicker, G., Kant, Hume und Berkeley. Eine Kritik der Erkenntnisstheorie. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Neues Wiener Theater. Nr. 45: Hand und Herz. Trauerspiel von L. Anzengruber. Wien, Rosner. Gr. 8. 2 M.

Treichler, A., Ueber die Reform des Schulunterrichts in Bezug auf Kurzsichtigkeit. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 40 Pf.

Walter, J., Die Lehre von der praktischen Vernunft in der griechischen Philosophie. Jena, Dufft. 1874. Gr. 8. 11 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 20. Mai 1875.

Die deutsche Biographie der Gegenwart.

1. Tagebücher von Friedrich von Gentz. Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense. Vier Bände. Leipzig, Brockhaus. 1873—74. 8. 32 M.
2. Friedrich Christoph Dahlmann. Von Anton Springer. Zweiter Theil. Leipzig, Hirzel. 1872. 8. 8 M. 80 Pf.
3. Biographische Denkmale. Von K. A. Varnhagen von Ense. Dritte vermehrte Auflage. Zehn Theile. Leipzig, Brockhaus. 1871—74. 8. 40 M.
4. Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Von K. A. Varnhagen von Ense. Dritte vermehrte Auflage. Sechs Theile. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 24 M.
5. Allgemeine deutsche Biographie. Auf Veranlassung und mit Unterstützung der Historischen Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften in München herausgegeben von R. Freih. von Liliencron und F. X. Wegele. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1875. Lex.-8. Jede Lieferung 2 M. 40 Pf.
6. Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1874—75. 8. 12 M.

Wenn wir die deutsche Geschichtschreibung, wie sie sich im Laufe der letzten Jahrzehnte entwickelt hat, in Rücksicht auf das von ihr beherrschte Gebiet und auf die wissenschaftliche Gründlichkeit der Durchforschung desselben näher prüfen, so werden wir ihr unbedenklich den Ruhm zugestehen müssen, daß sie sowol in der einen wie in der andern Beziehung von der Geschichtschreibung keiner der andern Nationen erreicht, geschweige denn gar übertroffen wird. Anders freilich fällt das Urtheil aus, wenn man den ästhetischen Maßstab anlegt und fragt, inwieweit denn die formelle Vollendung der deutschen Geschichtschreibung ihrer gelehrten Gründlichkeit und kritischen Schärfe entspricht: da wird man bei unbefangener Prüfung zugestehen müssen, daß sie in dieser Hinsicht hinter der der Franzosen und Engländer doch ziemlich weit zurückgeblieben ist. Die moderne deutsche Geschichtschreibung verleugnet in diesem Punkte eben bis auf den heutigen Tag nicht ihren Ursprung; denn wenn die patriotische Begeisterung und die nationale Erhebung, wie sie sich in dem Zeitalter der Befreiungskriege machtvoll entfaltet hat, die deutsche Geschichtschreibung zur vorzugsweisen Beschäftigung gerade mit der allzu lange vernachlässigten vaterländischen Geschichte antrieben, so war die Neubelebung der Geschichtschreibung überhaupt doch zunächst das Werk eines kleinen Kreises bahnbrechender Gelehrten, welche, von gelehrten Gesichtspunkten ausgehend und nach gelehrten Zielen strebend, sich fürs erste auch nur an ihresgleichen, an ein engbegrenztes, wenig zahlreiches gelehrtes Publikum wendeten, denen es zuerst und zuletzt doch nur um die abstracte Förderung der Wissenschaft zu thun war, eine beabsichtigte Wirkung auf weitere Kreise jedoch und damit denn auch eine ernste Berücksichtigung der die Wirkung auf diese weitern Kreise allein ermöglichenden ästhetischen Tendenzen der Darstellung völlig fernlag. Diesen in ihrer Entstehung begründeten und durch ihre weitere Entwickelung noch verstärkten gelehrten Charakter kann die deutsche Geschichtschreibung nun leider, ja sehr zu ihrem eigenen Schaden auch heute noch nicht recht los werden, obgleich sich andererseits nicht leugnen läßt, daß es gegen früher in dieser Hinsicht schon viel besser geworden ist. Aber es muß doch noch ganz anders werden, wenn die wissenschaftlich zu so hoher Blüte entfaltete Geschichtschreibung in dem gesammten geistigen Leben unsers Volks den Platz einnehmen soll, den sie nach ihrem eigenen Werthe ebenso sehr wie nach dem hohen Stande der politischen Bedeutung Deutschlands inmitten der Entwickelung der Gegenwart einzunehmen berufen und berechtigt ist.

Es fragt sich nun, auf welchem Wege die formale Abrundung, die unserer Geschichtschreibung im großen und ganzen zur Zeit noch fehlt — denn daß wir uns einiger glänzender und mit Recht hochgefeierter Ausnahmen von der allgemeinen Regel erfreuen, braucht wol nicht erst noch besonders hervorgehoben zu werden —, allmählich erlangt werden kann? in welcher Richtung die so bringend zu wünschende Abhülfe gesucht werden soll?

Es ist selbstverständlich im höchsten Grade mislich, dafür ein besonderes, bestimmt formulirtes Programm aufstellen zu wollen. Von einem solchen Versuche sind wir denn auch hier sehr weit entfernt: die allerwesentlichsten Factoren, die für die ästhetische Gestaltung der geschichtlichen Darstellung maßgebend werden müssen, wie die Eigenart des zu behandelnden Stoffs, die Natur der über denselben Aufschluß gebenden Quellen und die Art der demnach an denselben zu übenden Kritik sind ja an und für sich so unendlich verschiedenartig und werden dann obenein noch durch die in jedem einzelnen Falle ja völlig besondere Individualität des Geschichtschreibers selbst in so ganz subjectiver Weise beeinflußt und in ihrer Wirkung nach der einen oder der andern Seite hin abgelenkt, erweitert oder beschränkt, daß das aus dem Zusammenwirken aller dieser Factoren entstehende Resultat sich jeder Berechnung zum voraus entzieht und daher auch die Erzielung desselben durch keine besondere Vorschrift erleichtert oder befördert werden kann. Nur auf ein ganz besonderes Gebiet der deutschen Geschichtschreibung der Gegenwart möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser hier lenken, nämlich auf dasjenige, auf welchem die formalen Mängel, ja — sagen wir es gerade heraus —, die Formlosigkeit, die Unförmigkeit, woran unsere gelehrte Geschichtschreibung infolge der ihr noch immer innewohnenden Abneigung — wenn auch im besten Sinne des Wortes — populär zu werden, noch so augenfällig krankt, am merklichsten, oft in fast abschreckender Weise hervortreten und wo doch andererseits der Weg zur Abhülfe durch die Natur der Sache selbst mit unverkennbarer Deutlichkeit vorgezeichnet ist.

Während nämlich die annalistische Darstellung die Geltendmachung ästhetischer Gesichtspunkte eigentlich von vornherein so gut wie ganz ausschließt, die chronikalische — um mit diesem ganzen breiten Begriff alles, was nicht annalistisch und nicht biographisch ist, zusammenzufassen — aber je nach dem Stoffe und je nach dem ihm gegenüber eingenommenen Standpunkte sehr verschiedene Wege zur Erlangung einer künstlerischen Ausgestaltung einzuschlagen haben wird, trägt die Biographie, gleichviel welchem Gebiete ihr Held angehören mag, ihrem eigenthümlichen Wesen nach, schon in der ihr gestellten Aufgabe, der harmonischen Darstellung einer doch ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildenden Persönlichkeit, die Forderung der Harmonie und damit das ästhetische Gesetz in sich selbst. Aber nicht blos von diesem Gesichtspunkte aus, nicht blos weil die hier klarer als sonst zu Tage tretenden ästhetischen Gesetze auch eine künstlerische Gestaltung der historischen Darstellung begünstigen werden, empfiehlt sich die Pflege gerade der Biographie, sondern noch aus einem andern Grunde möchten wir ihr hier recht entschieden und nachdrücklich das Wort reden. Für die verwickelten Haupt- und Staatsactionen fehlt dem großen Kreise der sich für geschichtliche Darstellung interessirenden Gebildeten aus leicht begreiflichen Gründen Theilnahme und Verständniß, in fast höherm Grade noch ist das der Fall gegenüber den verschlungenen, schwer entwirrbaren Irrgängen und Intriguen der Diplomatie älterer und neuerer Zeit, deren Enthüllung und Aufdeckung bis in die entlegensten Schlupfwinkel hinein in unserer modernen historischen Literatur einen ganz unverhältnißmäßig breiten Platz einnimmt: die großen Probleme weltgeschichtlicher Entwickelung, die Kühnheit diplomatischer Action, die großen Fortschritte der Menschheit im Reiche des Geistes: alles das, an sich genommen, abstract dargestellt, der Mehrheit der Gebildeten fremd und mehr oder minder gleichgültig, wird lebendiger, anschaulicher, verständlicher und allgemeiner zugänglich, wenn es in einer Persönlichkeit verkörpert, zu einer Individualität verdichtet erscheint und damit einem jeden rein menschlich näher gerückt wird. Wir meinen, daß mehr als alle andern Formen geschichtlicher Darstellung gerade die biographische geeignet ist, für die geschichtliche Entwickelung überhaupt Sinn und Verständniß zu erwecken, wärmere Theilnahme zu erzeugen und damit auch die reiche Fülle wissenschaftlicher Resultate, welche gerade auf diesem Gebiete die gelehrte Forschung zu Tage gefördert hat, zu einem Gemeingut aller Gebildeten zu machen. Wie ist es denn gekommen, daß die epochemachenden, aber dabei doch ihrem Ursprunge nach viel jüngern und für das Verständniß der nicht streng wissenschaftlich Geschulten weit größere Schwierigkeiten bietenden Entdeckungen der modernen Naturwissenschaft schneller und weiter in dem Kreise der Gebildeten Verbreitung gefunden haben, als die dem allgemeinen Interesse doch um nichts ferner stehenden Aufschlüsse über die geschichtliche Entwickelung der Menschheit oder auch nur über die Vergangenheit unsers eigenen Volks? Die moderne Geschichtschreibung sollte gerade in dieser Hinsicht bei der modernen Naturwissenschaft in die Schule gehen und ihr das Geheimniß einer im besten Sinne des Wortes populären Darstellung abzulernen versuchen. Die Pflege der Biographie, so glauben wir uns nach dem Angedeuteten überzeugt halten zu dürfen, würde für die deutsche Geschichtschreibung nach zwei Seiten hin von dem größten Gewinn sein: sie würde einmal eine treffliche Schule abgeben zur Entwickelung künstlerisch abgerundeter Darstellung; und dann wird, was die gelehrte Forschung Neues gewonnen, in dieser Form bei dem Publikum, welches dem eigentlich wissenschaftlichen Leben ferner steht, ebenso bereitwillige wie dankbare Aufnahme finden, und daher auch die Geschichtschreibung in weit höherm Grade als bisher zur Entwickelung nationalen Sinns und zur Steigerung politischen Verständnisses, also zur Förderung unserer nationalen Zukunft beizutragen im Stande sein.

Einige wenige Thatsachen mögen, nur kurz in Erinnerung gebracht, diese allgemeinen Bemerkungen nach der einen wie nach der andern Seite hin bestätigen. Welche reiche Fülle von patriotischer Erhebung und Aufklärung ist von einem Werke wie Johann Gustav Droysen's „Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg" ausgegangen und wird davon auch noch ausgehen, wie schon die in gewissen Zwischenräumen immer wieder erscheinenden neuen Auflagen (1871 erschien bereits die sechste!) zur Genüge erkennen lassen; aber hier haben wir es auch mit einem Muster biographischer Geschichtschreibung zu thun, dem wir kein anderes Werk auch nur als annähernd ebenbürtig an die Seite zu stellen wüßten, sondern dem wir in der ganzen Gattung den Preis zuzugestehen kein Bedenken tragen. Und was hätten auf der andern Seite die köstlichen Documente für die Belebung nationaler Gesinnung wirken können, die aus dem reichen Nachlasse

Stein's und Gneisenau's zur Bearbeitung in die Hände des ja auf einem andern Gebiete um die deutsche Geschichtschreibung so hochverdienten G. H. Pertz gegeben und von diesem durch viele Bände hindurch mittels knapper, meist nur wenige Zeilen zählender Uebergänge zu sogenannten Biographien Stein's und Gneisenau's zusammengeschweißt sind, durch die sich selbst der für die Sache begeisterte Leser nur mit größter Selbstüberwindung hindurcharbeitet, welche passender Urkundenbücher zur Geschichte der betreffenden großen Männer genannt worden wären, jedes lebendigen, jedes belebenden Geistes bar?

Gerade das letzte Beispiel, welches zeigt, wie der vom nationalen Standpunkte aus köstlichste Stoff durch die trocken gelehrte Behandlung zu Grunde gerichtet und sozusagen ungenießbar gemacht wird, läßt uns nun einen der Fehler erkennen, durch welche unsere wissenschaftlich so hochstehende Geschichtschreibung in ihrer Wirksamkeit auf die Gesammtheit der Nation und damit an der wirklichen Ausfüllung des Platzes, der ihr in dem geistigen Leben unsers Volks von Rechts wegen gebührt, gehindert wird. Daß unsere historische Methode in erster Linie aus den doch verhältnißmäßig sehr spärlich fließenden mittelalterlichen Geschichtsquellen entstanden und an deren kritischer Bearbeitung zu einer hier und da fast mit handwerksmäßiger Routine geübten Technik entwickelt worden ist, hat für die Werthschätzung der weit reichern Quellen späterer Zeiten hier und da den richtigen Standpunkt verloren gehen lassen; das Quellenmaterial an sich wird zu hoch taxirt, während doch nur das von Werth ist, was sachlich Neues daraus gewonnen wird. Und daraus hat sich denn unter Einwirkung des an sich ja so höchst löblichen und der Wissenschaft so nützlichen Bemühens, die Quellen überhaupt allgemeiner zugänglich zu machen und damit einem jeden wenn nicht gleich die eigentliche Forschung, so doch die genaue Nachprüfung der Forschung anderer zu ermöglichen, ein anderer literarischer Misbrauch entwickelt, der nachgerade zu einer kaum noch zu entschuldigenden Höhe herangewachsen ist. Wir meinen die heutigentags so allgemein übliche Publication ganz unbearbeiteten Quellenmaterials. Gerade auf einem der Biographie nahe verwandten Gebiete macht sich dieselbe zur zeit in lästigster Weise breit, nämlich in der Publication von memoirenartigen Tagebüchern, wobei man diese in ihrer Gesammtheit, ohne selbst die allergleichgültigsten und auf die alltäglichsten und persönlichsten Verhältnisse bezüglichen und daher jedes allgemeinen Interesses entbehrenden Aufzeichnungen dem Publikum zu erlassen, in Druck gibt. So bedeutend ein Mann auch sein mag, so interessant und werthvoll die zunächst nur zur eigenen Erinnerung gemachten Notizen eines in den Brennpunkt des historischen Lebens ihrer Zeit gestellten Persönlichkeit sein mögen, ist darum denn nun wirklich alles und jedes, was eine solche geschrieben, jede Notiz über eine gemachte Visite, über eine Begegnung auf der Promenade, über ein Diner oder Souper der Veröffentlichung werth? Zu dieser Frage geben uns die „Tagebücher von Friedrich von Gentz" (Nr. 1) Anlaß, welche unlängst Ludmilla Assing aus dem unerschöpflichen Nachlasse ihres Oheims Varnhagen von Ense in vier stattlichen Bänden publicirt hat.

Es ist ja bekannt, welches hohe Interesse die theilweise Veröffentlichung der Gentz'schen „Tagebücher", wie sie durch Varnhagen von Ense selbst zur Herausgabe vorbereitet waren, im Jahre 1861 erregt hat; aber wir möchten unsere Meinung doch dahin aussprechen, daß damit dem Bedürfnisse der historischen Quellenforschung vollauf Genüge geschehen sei, und daß zu einer Wiederholung der Ausgabe kein irgend genügender Grund vorgelegen habe.*) Einmal nämlich besitzen wir aus den Jahren 1800—14 gar nicht die eigentlichen Tagebücher, sondern blos einen sehr magern Auszug, welchen Gentz zu seinem eigenen Gebrauche daraus angefertigt hat; irgendetwas sachlich Werthvolles in demselben aufzufinden sind wir nicht im Stande gewesen. Zur Charakteristik von Gentz sind diese breiten Ergüsse über das nichtigste gesellschaftliche Treiben, über Diners und Soupers, über Visiten und namentlich über hohe und höchste Geldgeschenke, resp. Trinkgelder allerdings lehrreich, Gentz' Charakter aber ist doch nachgerade bekannt genug, und wer sich über denselben noch nähern Aufschluß zu holen beabsichtigen sollte, wird nicht mehr zu den Tagebüchern greifen, da ihm jetzt eine reichhaltige, ansprechende und gediegene Literatur zur Verfügung steht. Das theilweise Neue beginnt erst mit dem Jahre 1815; aber auch da kann von etwas Neuem nur insofern die Rede sein, als dieser Theil der Tagebücher noch nicht im Zusammenhange publicirt war, sondern Varnhagen sich seinerzeit mit durchaus richtigem Takte darauf beschränkt hatte, einzelne Fragmente zur Charakteristik des Ganzen mitzutheilen. Wie dieselben jetzt zusammenhängend vorliegen, lassen sie eine Berechtigung oder gar eine Nothwendigkeit oder Verdienstlichkeit der Veröffentlichung durchaus nicht erkennen. Fast komisch aber wirkt es, eine derartige Publication, die nach keiner Seite hin als gerechtfertigt erscheint, mit einem gewissen moralischen Pathos eingeführt zu sehen, wie es die Herausgeberin am Schluß der Vorrede thut, die sonst im wesentlichen auch nur die einleitenden Bemerkungen Varnhagen's zu der einst von ihm besorgten theilweisen Publication der Gentz'schen „Tagebücher" wiederholt. Die doch nur mit Einschränkung als richtig anzuerkennende Bemerkung, es sei vielen unbequem und lästig, daß man Briefwechsel und Tagebücher drucken lasse, weil diejenigen, die selbst kleinlich seien, dabei nur Kleinliches im Auge haben und stets fürchten, ihre persönlichen Schwächen möchten auch einmal aufgedeckt, ihre persönliche Eitelkeit möchte auch einmal verletzt werden, könnte doch höchstens auf Leute von demselben Schlage wie Gentz Anwendung finden; und was daran anknüpfend weiter bemerkt wird, nämlich daß diejenigen, denen es ehrlich um die Wahrheit zu thun ist und die auf einem höhern Gesichtspunkte stehen als dem blos persönlichen, den Werth und die Wichtigkeit solcher Zeugnisse, wie die hier gebotenen seien, nicht verkennen werden, ist doch am allerwenigsten an seinem Platze bei der Würdigung eines Mannes, wie der eitle und käufliche Verfasser dieser „Tage-

*) Wir hielten uns nicht für berechtigt, das scharfe Urtheil unsers geehrten Mitarbeiters zu unterdrücken, müssen aber doch darauf hinweisen, daß von einer „Wiederholung der Ausgabe" insofern nicht gesprochen werden kann, als jene frühere Ausgabe einen Band, die jetzige vier Bände umfaßt, und ferner, daß nach uns zugegangenen zuverlässigen Mittheilungen auch die jetzige Ausgabe von Varnhagen selbst noch angeordnet worden ist.
D. Red.

bücher" war, der den größten Weltereignissen gegenüber nie einen andern als den niedrigsten persönlichen Standpunkt einzunehmen vermochte.

Ordentlich erfrischt und gehoben fühlt man sich, wenn man aus der unreinen Atmosphäre, in welcher man sich im Durchblättern der Gentz'schen „Tagebücher" befunden hat, in die klare, gesunde, hier und da freilich auch etwas herbe Luft eintritt, welche uns aus dem Kreise eines Friedrich Christoph Dahlmann entgegenweht. Die Biographie des als Historiker, als Politiker und als Charakter gleich hochstehenden Dahlmann, in welcher Anton Springer (Nr. 2) dem verewigten Freunde ein köstliches Denkmal gesetzt hat, gehört unfraglich zu dem Besten, was im Laufe der letzten Jahrzehnte auf diesem Gebiete überhaupt geleistet worden ist. Die Klarheit und Schmucklosigkeit der durchaus edeln Darstellung entspricht in der wohlthuendsten Weise dem Wesen des Mannes, dessen Lebensgang vor uns sich entwickelt. Besonders anziehend und lehrreich ist die Art, wie der Biograph die eigenen Worte seines Helden in die Erzählung zu verflechten gewußt hat, indem er denselben aus seinen Briefen und Aufzeichnungen selbstredend einführte. Eines nähern Eingehens auf den Stoff selbst glauben wir an dieser Stelle überhoben zu sein; das Verdienst des Biographen zu würdigen, genügt die Bemerkung, daß der zweite Band des nach Anlage und Ausführung gleich harmonisch wirkenden Buchs alle die trefflichen Eigenschaften, die bei der Besprechung des ersten Bandes in d. Bl. mit voller Anerkennung hervorgehoben wurden, eher noch in gesteigertem Grade zu erkennen Gelegenheit gibt. Nur einen Punkt glauben wir hier besonders betonen zu müssen, nämlich die unbeirrte Unparteilichkeit, mit welcher der politische Standpunkt beurtheilt wird, den Dahlmann zur Zeit der Verhandlungen des Frankfurter Parlaments über die Anerkennung des Malmöer Waffenstillstandes einnahm, und die Art, wie er sich gegenüber der in jenem kritischen Momente an ihn herantretenden Nothwendigkeit, selbst die Bildung eines Ministeriums zu übernehmen und damit für die von ihm auf der Tribüne vertretene Ansicht nun auch praktisch einzutreten, benommen hat: Springer erkennt das unentschiedene und den Eindruck des in sich Widerspruchsvollen machende Verfahren Dahlmann's zwar als die durchaus nothwendige Consequenz der denselben erfüllenden Grundsätze und seiner politischen Theorien, steht aber nicht an, es auszusprechen, daß Dahlmann den augenblicklich gegebenen Verhältnissen gegenüber nicht das Richtige zu thun gewußt hat. Die großen Aufgaben, welche der neugeschaffene deutsche Staat der jetzigen Generation und ihrem heranreifenden Nachwuchs stellt, erfordern zu ihrer allmählichen Lösung politische Einsicht, Festigkeit des Charakters, wandellose Ueberzeugungstreue: in allen diesen Hinsichten aber kann gerade Friedrich Christoph Dahlmann als ein leuchtendes, nie übertroffenes Beispiel allen vor Augen gestellt werden. Schon von diesem praktischen Gesichtspunkte aus wünschen wir dem Springer'schen Buche die allerweiteste Verbreitung: es ist ganz geeignet, einen ähnlich segensreichen Einfluß zu üben, wie er von der persönlichen Wirksamkeit Dahlmann's in so hohem Grade ausgegangen ist.

Mehr als bei jeder andern Art historischer Darstellung macht sich, wie wir oben kurz auszuführen versuchten, in der Biographie der Mangel an harmonischer Ausgestaltung, an Gleichmaß und Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt störend geltend; gerade diese Gattung historischer Darstellung ist der künstlerischen Anlage im ganzen und der künstlerischen Ausführung in dem Detail besonders fähig, aber auch besonders bedürftig; die formale Seite kommt dabei weit mehr als sonst zur Geltung, und daher werden auch vorzugsweise nach dieser Seite hin begabte Autoren sich gerade der Biographie mit Vorliebe zuwenden und in ihr Bedeutendes leisten. Von diesem Standpunkte aus ist die Betrachtung der biographischen Werke und der autobiographischen Aufzeichnungen Varnhagen's von Ense besonders lehrreich; das Beispiel derselben zeigt zugleich, wie durchaus entscheidend die Glätte und Anmuth der Form für den dauernden Erfolg diesem Gebiete angehöriger Werke in die Wagschale fällt. Wo es sich um eine Betrachtung und Würdigung der deutschen Biographie überhaupt handelt, da darf Varnhagen von Ense nicht vergessen, ja muß er in erster Stelle genannt werden, da sich auf diesem Gebiete eigentlich niemand ihm als ebenbürtig zur Seite stellen kann. Gerade von diesem Standpunkte aus ist es denn ein sehr zeitgemäßes und dankenswerthes Unternehmen, aus der reichen Fülle der Varnhagen'schen Werke die bedeutendsten in einer wohlgeschteten Auswahl dem deutschen Publikum von neuem in die Hand zu geben, und wir zweifeln nicht, daß dasselbe in weitem Kreise ein dankbares Entgegenkommen finden und vielfach Genuß und Anregung bereiten wird. Von der neuen und vermehrten Ausgabe der „Ausgewählten Schriften von K. A. Varnhagen von Ense" kommen für uns hier die beiden ersten Abtheilungen in Betracht, nämlich die „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens" (Nr. 4) und die „Biographischen Denkmale" (Nr. 3).

Wir bekennen offen, daß wir nicht zu den so zahlreichen Verehrern Varnhagen's von Ense gehören; wir meinen, daß das Charakterbild desselben, wie es sich aus seinem Briefwechsel und den Gesprächen mit Alexander von Humboldt ergibt, doch manchen Zug enthält, welcher mit dem idealen Bilde, das verehrungsvolle Pietät von Varnhagen sich zu construiren pflegt, nicht recht stimmen will. Varnhagen's langjährige, durch kein Amt gestörte Muße ist doch von einem Miston, einem Gefühl des Unbefriedigtseins durchzogen: wer wollte es Varnhagen schließlich auch verdenken, daß er sich in seiner amtlichen Laufbahn zurückgesetzt, sich nicht seinen Talenten entsprechend berücksichtigt fühlte? Dieses Gefühl hat nun aber auf die Art, in der Varnhagen Menschen und Dinge in den Kreisen, in denen er so gern in hervorragender Weise thätig gewesen wäre, auffaßte und beurtheilte, einen sehr entscheidenden und den zu Beurtheilenden natürlich nicht eben günstigen Einfluß geübt. Und damit hing denn, wenn wir recht sehen, noch ein anderes zusammen, was für die Beurtheilung der theilweise ausgeführten Selbstbiographie Varnhagen's mit in Rechnung zu ziehen ist. Varnhagen, gewöhnt, alles nur auf sich oder den ihn zunächst umgebenden, allerdings ja so bedeutenden Kreis zu beziehen, hatte doch schließlich bis zu einem gewissen Grade den richtigen Maßstab für die Werthschätzung der Dinge verloren und hielt das für ihn und die Seinen Wichtige nun auch für an sich und damit für alle wichtig. Gerade

bei der Lektüre der so anziehenden „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens" drängt sich uns diese Bemerkung mehr als einmal recht energisch auf. Namentlich in den Abschnitten, welche die Zeit des Lebens in Karlsruhe und Baden schildern, wird man stellenweise an die oben besprochenen Gentz'schen „Tagebücher" gemahnt; da schwirrt es auch auf jeder Seite von Namen, mit deren Trägern und Trägerinnen Varnhagen dinirt, soupirt, auf der Promenade gesprochen, eine Landpartie gemacht hat u. dgl. m. Derartige Begegnungen mögen dem Memoirenschreiber selbst auch noch in spätern Jahren sehr interessant gewesen sein, und zwar um so mehr, als derselbe sich um so behaglicher in dem Glanze solcher Bekanntschaften sonnt, je höher dieselben in der gesellschaftlichen Rangordnung gestanden haben. Wir meinen, es könnte für die literarische Geltung Varnhagen's nur vortheilhaft gewesen sein, wenn gerade in dieser Beziehung bei der Herausgabe seiner Aufzeichnungen eine etwas strengere Kritik geübt und hier und da ein kräftiger Strich durch solche Berichte, die doch nur leere Namen bieten, gemacht worden wäre. Auch sonst kann man sich der Bemerkung nicht entschlagen, daß die Art der Varnhagen'schen Erzählung hier und da doch sehr ins Breite geht, und oft blos um der formalen Abrundung und des Vollklangs willen eine Menge von Worten gemacht werden, welche zur klaren und anschaulichen Darlegung der Sache durchaus nicht nothwendig sind. Davon aber abgesehen, lesen sich die Varnhagen'schen „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens" höchst behaglich und anmuthig, und namentlich die ersten, die Jugendzeit behandelnden Bände dürfen wol zu dem Besten gerechnet werden, was unsere Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat. Der Werth von Varnhagen's Schilderungen für die Kenntniß der gesellschaftlichen und literarischen Zustände Berlins zu Anfang unsers Jahrhunderts ist ja hinreichend bekannt und braucht nicht von neuem hervorgehoben zu werden. Bemerkt sei schließlich noch, daß diese neue Ausgabe einen besondern Werth dadurch erhalten hat, daß viele Anmerkungen, Aufschlüsse und Ergänzungen von Varnhagen's Hand, die aus den frühern Ausgaben aus politischen Rücksichten wegbleiben mußten, sowie auch zarte und stürmische Herzensbeziehungen Varnhagen's hier zum ersten male eingefügt worden sind. Namentlich das Verhältniß Varnhagen's zu Fanny Herz tritt erst jetzt in ein völlig klares Licht; ganz neu aber ist die von Varnhagen selbst mit größter Offenheit geschriebene Geschichte seiner Verlobung mit Marianne Saaling und der Lösung derselben nach einer Reihe stürmisch wechselnder Irrungen.

Alles nun, was sich von Varnhagen's Schreib- und Darstellungsart Gutes sagen läßt, gilt auch in ganz besonders hohem Grade von seinen „Biographischen Denkmalen". Diese können unfraglich als allgemein anerkannte, nachahmungswürdige Musterstücke bezeichnet werden. Aus sorgsamstem Quellenstudium hervorgegangen, durch die Benutzung mancher kostbaren handschriftlichen Aufzeichnung bereichert, zeigen diese Biographien von Kriegshelden (Graf Wilhelm zur Lippe, Freiherr Georg von Derfflinger, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, Graf Blücher von Wahlstadt, die Generale von Seydlitz, von Winterfeld, Schwerin u. a. m.), Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern (Paul Flemming u. a.) doch keine Spur mehr von dem gelehrten, oft so mühseligen Rüstzeug, auf dem sie errichtet sind, sondern bieten in krystallklarer, anmuthiger, sorgsamst geglätteter Form die lebensvollsten, anschaulichsten Bilder. Auf diesem Gebiete ist die literarische Größe Varnhagen's unanfechtbar, hier muß derselbe geradezu als ein bahnbrechender Autor bezeichnet werden.

Gerade in unsern Tagen aber ist es billig, dieses literarische Verdienst Varnhagen's recht nachdrücklich hervorzuheben. Denn wenn eben jetzt die allzu lange vernachlässigte Biographie in unserer historischen Literatur mehr Beachtung findet und sorgsamere Pflege erfährt als bisher, wenn gerade in ihr die so oft sich ins Formlose verlierende geschichtliche Darstellung nach künstlerischer Vervollkommnung strebt, und gleichzeitig versucht wird, die Resultate der gelehrten Specialuntersuchung auf diesem Wege zum Gemeingut der ganzen Nation zu machen, so darf ein wesentlicher Antheil an diesem erfreulichen und vielverheißenden Umschwunge dem Beispiele und der anregenden Einwirkung Varnhagen's von Ense zugeschrieben werden.

Zunächst allerdings kommen dabei wol allgemeinere Momente in Betracht. Blicken wir nämlich auf die Wandelungen zurück, welche die allgemeine Auffassung von den in der geschichtlichen Entwickelung wirkenden Kräften durchgemacht hat, so war in den letzten Jahrzehnten, irren wir uns nicht, entschieden die Neigung vorherrschend, möglichst große Kreise zu den eigentlichen Trägern des historischen Fortschritts zu machen, in allgemeinen Ideen die eigentlich bewegenden Kräfte zu sehen; es war sehr viel die Rede von dem Volksgeiste, nicht aber von dem aus der Kraft einzelner großer Persönlichkeiten ausgehenden entscheidenden Impulse, ja das ging so weit, daß Persönlichkeiten, welche als die Geschichte ihrer Zeit beherrschende aus der Vergangenheit her in unsere Zeit herüberragten, ihrer individuellen Bedeutung und ihres individuellen Verdienstes beraubt und zu mehr oder minder willenlosen Werkzeugen dieser allgemeinen, unbestimmten, unfaßbaren geistigen Kräfte gemacht wurden. Was wir nun aber in den letzten Jahren selbst durchlebt haben, hat im Gegensatz zu der bisher herrschenden Meinung den historischen Werth und die entscheidende Wirksamkeit einer großen Persönlichkeit recht schlagend dargethan; wir brauchen blos an den Einfluß zu erinnern, den Napoleon III., Cavour, Bismarck auf die Entwickelung ihres Volks und damit auf die der ganzen politischen Welt gehabt haben. Diese Thatsache findet denn auch in der historischen Literatur ihren Ausdruck insofern, als in derselben die Biographie größere Geltung erhält und fleißiger und planmäßiger bearbeitet wird als bisher. Namentlich zwei großangelegte und auf eine erschöpfende Bearbeitung dieses Gebiets ausgehende Werke müssen wir als die vielverheißenden Repräsentanten dieser durch die Sache selbst gerechtfertigten und in jeder Hinsicht zeitgemäßen Richtung mit lebhafter Freude und den besten Wünschen für ihr ferneres Gedeihen begrüßen. Das eine, die „Allgemeine deutsche Biographie", will alle irgendwie bedeutend gewordenen Deutschen in kurzen, knappen Umrissen zeichnen, also ein großes, encyklopädisches Tableau geben und in biographischer Form alles zusammenfassen, was bisher überhaupt von Deutschen geleistet ist; das andere: „Der Neue Plutarch", will in

künstlerisch ausgeführten Einzelbildern die für die geschichtliche Entwickelung der neuern Zeit überhaupt maßgebend gewordenen Persönlichkeiten zur Anschauung bringen, und zwar ohne sich damit auf Deutschland zu beschränken.

Was zunächst die „Allgemeine deutsche Biographie“ (Nr. 5) angeht, so ist bekanntlich sozusagen der geistige Vater dieses neuen nationalen Unternehmens Leopold von Ranke: auf seinen und Döllinger's Antrag beschloß die durch die Municifenz König Maximilian's II. von Baiern ins Leben gerufene Historische Commission bei der münchener Akademie der Wissenschaften schon im Jahre 1868 einstimmig, eine Lebensgeschichte der großen Deutschen hervorzurufen und herauszugeben. Zu Leitern des höchst schwierigen und nur durch das Zusammenwirken einer Anzahl der verschiedensten Kräfte ausführbaren Unternehmens wurden der hochverdiente Sammler und Herausgeber der deutschen Volkslieder, Freiherr von Liliencron in München und der um beide Seiten unserer politischen Vergangenheit, die Reichs- und die Landesgeschichte, gleichverdiente F. X. Wegele in Würzburg bestellt. Ein Werk, das sich das Ziel gesteckt, über Leben und Schaffen aller verstorbenen Deutschen, sofern sie in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst, in Handel und Gewerbe, kurz in irgendeiner Richtung des öffentlichen Lebens Nachwirkendes geleistet haben, ausführliche und zuverlässige Kunde zu gewähren: ein solches Werk bedurfte außer jahrelanger sorgsamer Vorbereitung natürlich des thätigen Antheils zahlreicher Forscher in allen Landschaften des Reichs wie der Nachbargebiete deutscher Zunge; denn mit Recht hat man die „Allgemeine deutsche Biographie“ von vornherein nicht eingeschränkt auf das Deutsche Reich nach seinen heutigen politischen Grenzen, sondern auch Oesterreich, die deutsche Schweiz, die Niederlande (bis zum Jahre 1648), die Ostseeprovinzen Rußlands u. s. w. in den Kreis derselben gezogen. Dem entsprechend finden wir denn auch in der schon über 400 Namen zählenden Mitarbeiterliste alle diese Gebiete vertreten. Man kann es nur billigen, daß die „Allgemeine deutsche Biographie“ den Charakter strenger Wissenschaftlichkeit auf das sorgsamste wahrt, nur das wirklich Beglaubigte gibt und dem, der sie benutzt, in den jeden Artikel schließenden literarischen Nachweisungen die Möglichkeit bietet nicht blos zur Nachprüfung, sondern auch zu eingehenden eigenen Studien. Schon ein Durchblättern der beiden vorliegenden Lieferungen zeigt, in wie hohem Grade das großartige Unternehmen sein Programm zu erfüllen geeignet ist. Auf Einzelheiten einzugehen, ist bei einem derartigen Sammelwerke nicht wohl möglich; nur einen allgemeinern Punkt noch möchten wir berühren. Wenn als Ziel der „Allgemeinen deutschen Biographie“ hingestellt wird, den nationalen Sinn der deutschen Mit- und Nachwelt zu befriedigen durch die Freiheit eines leichten Verkehrs mit der Fülle bedeutender Gestalten unserer Vorwelt, die nun auch insgesammt hereintreten wollen in die geistige Gemeinschaft, welche die lebendigen Glieder unsers Volks verbindet, so ist die erste und wesentlichste Bedingung zur Erreichung dieses Ziels doch, daß das Werk eine möglichst allgemeine Verbreitung finde und womöglich in keiner gebildeten Familie fehle. Es fragt sich, ob ein Werk von 100 Lieferungen oder 20 Bänden zu einem Gesammtpreise von 240 Mark, d. i. 80 Thalern je eine solche Verbreitung finden wird und überhaupt finden kann. Und da regt sich denn ein anderer Gedanke: wäre es nicht am Ende im Interesse einer recht allgemeinen Verbreitung der „Allgemeinen deutschen Biographie“ gewesen, in der Fülle der in derselben vereinigten Namen gewisse allgemeinere Kategorien zu unterscheiden und die Sammlung danach in Sectionen oder Serien zu zerlegen, sodaß vielleicht Feldherren und Staatsmänner, Dichter und Künstler, Gelehrte, Techniker voneinander getrennt worden wären? Die einzelnen Abtheilungen würden in den zunächst interessirten Kreisen gewiß einen sehr beträchtlichen Absatz gefunden haben; die wenigen aber, welchen an der Vereinigung aller berühmten Deutschen in einer Masse gelegen war, hätten sich durch den Nach- und Nebeneinandergebrauch der verschiedenen Abtheilungen ebenfalls am Ziele gesehen. Es ist das nur ein Gedanke, der uns bei der Erwägung der Schwierigkeiten gekommen ist, die sich der Einbürgerung der „Allgemeinen deutschen Biographie“ als eines wirklichen, in keiner Familie fehlenden Hausschatzes entgegenstellen; eine solche wird bei der Höhe des Preises doch nur in sehr beschränktem Maßstabe möglich werden, und damit wird natürlich die Erreichung der dem ganzen Unternehmen zu Grunde liegenden löblichen Idee wesentlich beeinträchtigt. In jedem Falle aber freuen wir uns des schönen und würdigen Anfangs, welcher nun endlich zur Ausfüllung einer Lücke gemacht ist, die in unserer Literatur im Hinblick auf die sonst so reiche Fülle geschichtswissenschaftlichen Rüstzeugs doppelt auffallen mußte, und wünschen demselben einen fröhlichen und nach allen Seiten hin befriedigenden Fortgang.

Mit der Absicht und dem Anrecht, ein Familienbuch der deutschen Nation zu werden, tritt der von Rudolf Gottschall geleitete „Neue Plutarch“ (Nr. 6) in die Oeffentlichkeit. Wir haben bereits oben nachzuweisen versucht, aus welchen Gründen die Pflege der Biographie ebenso sehr im Interesse einer künstlerischen Gestaltung unserer Geschichtschreibung überhaupt wie auch zur Hebung des geschichtlichen Wissens und Steigerung der Theilnahme für die geschichtliche Entwickelung bei der großen Menge der Gebildeten so nachdrücklich zu empfehlen sei. Im wesentlichen ganz dieselben Gesichtspunkte sind es, von denen aus dieses neue Sammelwerk unternommen worden ist, welches zunächst eine Porträtgalerie ausgezeichneter Persönlichkeiten seit dem Zeitalter der Reformation bis zur Gegenwart bringen will. Was die äußere Einrichtung der Sammlung angeht, so kann man es nur billigen, daß dabei von einer chronologischen Anordnung des gesammten Stoffs oder einer synchronistischen der einzelnen Theile abgesehen ist im Interesse des Wechsels und der freien Bewegung: wird ja doch ohnehin das Ganze nach seiner Vollendung auch für die verschiedenen Jahrhunderte die sich zusammenschließende Ergänzung bieten. Eine solche Porträtgalerie der berühmtesten Fürsten, Staatsmänner und Feldherren, Reformatoren, Denker und Künstler aller Nationen gibt nach ihrem Abschlusse doch ein nicht minder vollständiges Bild der neuen Geschichte überhaupt als die am Faden der Zeitfolge verlaufende Erzählung; was ihr aber an äußerm Zusammenhange fehlt, wird durch die Lebhaftigkeit des Colorits und die größere Prägnanz der

Darstellung mehr als ersetzt. So einverstanden wir demnach mit dem Programm dieses neuen Unternehmens sind, so vollen und ungetheilten Beifall müssen wir auch der Art und Weise zollen, in der in den bisher erschienenen beiden ersten Bänden des „Neuen Plutarch" die Ausführung desselben in Angriff genommen worden ist.

Den ersten Band eröffnet eine treffliche von Heinrich Rückert geschriebene Biographie Martin Luther's, dem man auch hier billig den ersten Platz eingeräumt hat; sachlich Neues wird natürlich in derselben nicht geboten, aber die Totalität der so unerschöpflich reichen Persönlichkeit nach den verschiedenen Seiten ihrer machtvollen Bethätigung hin in höchster Anschaulichkeit dargestellt. Dürfen wir einen Wunsch aussprechen, so wäre es der, daß der Biograph die eine das Wesen seines Helden einengende Schranke, nämlich die Abwendung von allem Politischen, schärfer betont hätte: dieselbe ist ja für das große Werk Luther's in seinem weitern Verlaufe so schwer verhängnißvoll geworden, und nur von diesem Gesichtspunkte aus werden gewisse Widersprüche, Schroffheiten und Herbheiten in dem Wesen des alternden Luther recht klar und verständlich. Ein bis in den kleinsten Zug vollendetes Bild hat in demselben Bande der erste deutsche Kenner der englischen Geschichte, Reinhold Pauli, von dem großen Lord Protector Oliver Cromwell gezeichnet. In Heinrich IV. von Frankreich schildert Martin Philippson den Schöpfer des modernen französischen Staats und des auf Jahrhunderte den Gang der europäischen Politik beherrschenden Systems der französischen Politik. Karl Rosenkranz zeichnet in feiner und geistvoller Weise das wohlbekannte und doch immer neu anregende Bild des Vaters der Aufklärung, Voltaire's. An der Spitze des zweiten Bandes finden wir einen Aufsatz über Maximilian Robespierre von dem Herausgeber, Rudolf Gottschall; von dem blutgetränkten Hintergrunde der Schreckenszeit hebt sich das Bild des Dictateur de la France ab, wir verfolgen den innern Werdeproceß desselben, die psychologische Entwickelung, die den scheinbar dazu am wenigsten Berufenen zum Helden der Schreckenszeit werden ließ. Nicht minder dankenswerth ist des um die Geschichte des 18. Jahrhunderts und namentlich Oesterreichs so hochverdienten Adolf Beer Biographie der Kaiserin Maria Theresia, durch welche eigentlich eine recht empfindliche Lücke in unserer historischen Literatur ausgefüllt wird; denn soviel in neuerer Zeit an archivalischen Materialien zur genauern Kenntniß jener Zeit bekannt gemacht worden ist, eine dem größern Publikum zusagende Lebensbeschreibung der großen Fürstin, der Schöpferin des österreichischen Gesammtstaats, gab es bisher noch nicht. Den Rest des zweiten Bandes nimmt eine sich den übrigen Arbeiten auf das würdigste anschließende Biographie Cavour's von Otto Speyer ein.

Wenn der „Neue Plutarch" in seinem Fortgange diesen Anfängen Entsprechendes leistet, dann wird er nicht blos das ihm von dem Herausgeber gesteckte Ziel erreichen und ein Familien- und Hausschatz für das deutsche Volk werden, sondern er wird auch auf die künstlerische Gestaltung der Biographie überhaupt und damit auf die ästhetische Vervollkommnung der deutschen Geschichtschreibung einen segensreichen Einfluß üben.

Hans Prutz.

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 20.)

10. Agnes von Meran. Historisches Trauerspiel in fünf Acten von Benno Tschischwitz. Halle, Schwabe. 1874. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

In diesem auf französischem Boden spielenden Drama wird uns Philipp II. von Frankreich (1180—1223), ein gewaltsamer und verwegener, wenn auch hochbegabter Herrscher, im rasenden Kampfe mit dem Papstthum und seinen Vasallen gezeigt. Sein Land groß und mächtig zu machen, war der brennende Ehrgeiz seines Lebens, dem er alles zu opfern bereit war, vielleicht nur das Glück seines Herzens ausgenommen. Mehrmals vermählt, zuletzt mit Ingeborg von Dänemark, verstieß er diese und ließ sie gefangen halten, weil Dänemark sich weigerte, ihn gegen England zu unterstützen, und verband sich mit Agnes von Meran, deren Ehe der Papst jedoch nicht anerkannte. In diesen hier kurz bezeichneten Wirrsalen spielt die Handlung unsers Dramas sich ab. Die aufständischen Edeln des Landes befreien Ingeborg, um sie Agnes gegenüberzustellen. Die Güte, der Liebenswürdigkeit und der Opfermuth der letztern machten zwar alle feindseligen Unternehmungen zu Schanden, brechen zuletzt aber auch der armen Dulderin das Herz.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Tragödie an Handlung, Bewegung und erfolgreichen Auftritten reich ist; es ist aber zugleich zu beklagen, daß alles etwas unordentlich und wirr übereinandergestülpt erscheint, daß kein rechtes Maß gehalten und zunächst keine klare und sichere Entwickelung gewonnen worden ist. Der Faden der fortschreitenden Vorkommnisse hat zu viel Knoten, und daher verknüllt er sich oft und verliert den raschen, glatten Gang. Außerdem schwächt sich das Drama dadurch ab, daß einerseits die rechte Gegenüberstellung von Agnes und Ingeborg, andererseits aber die Aufeinanderprallung des Königthums und der Hierarchie nicht in dem Maße zur vollen und drastischen Erscheinung kommt, daß sich dadurch die echt tragische Katastrophe der Tragödie zu ergeben im Stande wäre. Die Tragödie bietet zu viel Anläufe und erreicht zu wenig Austrag, weist zu viel Personen auf und verschafft ihnen zu geringe Theilnahme. Die eigentliche Abklärung in der Sache fehlt; sie bietet sich zu sehr noch im Zustande der Gärung, des Sturms und Drangs in der Erfindung und Gestaltung. Ohne Zweifel besitzt der Dichter Talent; aber sein Talent ist noch zu naturwüchsig, zu ungeberdig und wild, um schon gute und wirkliche Erfolge erzielen zu können. Es muß sich erst noch dramatisch schicken und finden lernen.

Das Gegentheil davon zeigt das folgende Drama:

11. Zollern und Quitzow. Historisches Drama in vier Aufzügen von Hermann Böhnke. Oldenburg, Schmidt. 1875. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Hier finden wir den Widerstand des störrischen Adels aus der Mark gegen den ersten Hohenzollern in glatte, gefügige Handlung und reinlich hinfließende Verse gebracht. Es fehlt alle Eigenartigkeit, alle Kraft und Fülle. „Zollern und Quitzow" ist ein glänzend polirtes Stück. Es verletzt und verstößt nichts darin, aber ebenso wenig packt und ergreift etwas. Es ist dramatische Galanteriearbeit. Friedrich von Hohenzollern ist nach dem Bilde des Großen Kurfürsten von Kleist menschlich liebenswürdig und artig, aber ohne den feinen Geist und die gewinnende Seelengröße geschildert, die jene unveräußerliche Gestalt so wunderbar auszeichnen. Die wilden, aufständischen Granden der Mark aber, die Edeln von Quitzow, Bredow, Putlitz, Arnim und wie sie weiter heißen, sind in ihrem Wesen wie in ihrer Auflehnung so zahm, so ohne Lärm und Geräusch, daß man sie sich in Frack und weißer Halsbinde statt in Wams, Harnisch und Reiterstiefeln vorstellen möchte. Das Brechen der Burgen und das Niederzwingen des rebellischen Adels geht ohne Schwertgeklirr, ohne Halsbrechen und Balkenkrachen vorüber. Daß Friedrich von Hohenzollern dem trotzigen Dietrich Quitzow das Schwert aus der Hand schlägt, ist alles, was man von dem Widerstande der Märker in diesem Stücke auf den Bretern erlebt; alles Sonstige wird erzählt. Berichten wir, daß Elisabeth, Friedrich's Gemahlin, besänftigend waltet und Arnim's Liebe zu Hildegard von Waldenstein, ihrem Hoffräulein, begünstigt, um damit den Junker von der Seite der Aufständischen auf die des Gatten zu ziehen, so haben wir alles gesagt, was von dem Inhalt des Stücks in Kürze zu sagen ist. Das Stück ist, wie schon im Eingang bemerkt worden, durchaus nicht schlecht, es trägt die Spuren eines beachtenswerthen Geschicks und guter Bildung; aber es ist insofern ein Misgriff, als Stoff und Behandlung nicht zueinander passen. Es sind die „Nibelungen im Frack".

Ein Stück von einigermaßen ähnlichem Schlage ist:

12. Sidonia von Borck. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Paul Wendt. Stettin 1874.

Dasselbe ist nicht ohne eine gewisse Glätte und Gewandtheit, nicht ohne Handlung, Leben, Schwung und Wirkung, aber doch nur in sehr äußerlicher Weise verfaßt. Sidonia von Borck, die als Hexe verschriene Heldin (das Stück spielt von 1619—20), ist zunächst durchaus in ihrem Wesen und Schicksal nicht vollständig erklärt. Ein junger Prinz Ulrich von Pommern-Stettin, der eine ebenbürtige Fürstin heirathen und, da der regierende Herzog, sein Bruder, kinderlos ist, dem pommerschen Fürstengeschlechte Stammhalter schaffen soll, verliebt sich in ein Edelfräulein Anna von Borck, das er verführt und dann verläßt, weil sein Bruder ihn zur standesgemäßen Heirath zwingt. Anna, enttäuscht und von Schande erdrückt, gebiert einen todten Knaben und stirbt im Wahnsinn. Sidonia, eine Anverwandte der Unglücklichen, welche nahe daran war, in ihrer Jugend ähnliche Schicksale zu erfahren, steht zwischen diesen Vorgängen als böser Geist, ohne indeß doch recht den Mittelpunkt des Ganzen abzugeben und die eigentliche Anstifterin alles dieses Unglücks zu werden. Warum man sie hinrichtet, nachdem gleichwol ihre Unschuld soviel wie erwiesen, ist im Grunde unerfindlich. Das im ganzen nicht ungeschickte und wirksame Auftritte enthaltende Stück leidet eben nur daran, daß es auf ungesundem Grunde steht und zu äußerlich und luftig aufgebaut scheint.

Gediegener und sorgsamer gearbeitet stellt sich dar:

13. Hermann und Thusnelda. Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Eduard Mätzner. Zweite Auflage. Berlin, Weidmann. 1874. 8. 2 M.

Es ist das Jugendwerk eines verdienten Schuldirectors, das man „nicht als Object der Kritik, nicht als Beitrag zur dramatischen Frage, sondern als ein Werthstück der Pietät für alle diejenigen veröffentlicht hat, die Mätzner lieben und schätzen".

Aus dieser Ursache versagen wir uns auch jedes Urtheil und jeden Vergleich mit dramatischen Bearbeitungen desselben Gegenstandes. Wir bemerken nur, daß das Schauspiel sauber, schwungvoll, voll Vaterlandsliebe und schöner Begeisterung, wenn auch ohne Größe in Ausführung und Stil ist. Hermann stachelt die deutschen Führer und Fürsten zum Abwerfen des römischen Jochs auf, von seiner Geliebten, Thusnelda, dazu angespornt. Er wird gefangen, befreit, schlägt die Römer, erlöst Thusnelda, die Eggius, ein römischer Feldherr, liebt und sich erobert hat, und feiert die Freiheit des Vaterlandes, indem er Segest, dem Römlinge, Thusnelda's Vater, großmüthig verzeiht.

Leichtere Waare begrüßen wir in:

14. Preußens erstes Schwurgericht. Schauspiel in fünf Aufzügen von Hermann Kette. Leipzig 1874.

Es schildert, wie ein junger preußischer Offizier, Graf Laniski, der sich in eine junge Porzellanmalerin, Sophie Mansfeld, verliebt hat, welche Friedrich der Große mit andern Künstlerinnen von Dresden gewaltsam mit nach Berlin brachte, um die preußische Porzellanmanufactur in Schwung zu bringen, aus ihrer drückenden Lage befreit. In den Schutz seiner Mutter geführt, malt sie eine Vase, die das Entzücken des Königs erweckt und ihn bewegt, die Künstlerin loszugeben. Der junge Graf, begeistert durch diesen Ausgang der Angelegenheit, befiehlt, der Vase die Aufschrift zu geben: „Zum ewigen Ruhme Friedrich's des Großen." Als die Vase fertig, findet man aber die Inschrift darauf: „Zum ewigen Ruhme Friedrich's, des Tyrannen." Augenblicklich wird der Graf auf Befehl des Königs eingesperrt; da jedoch ein Freund des Grafen, Albrecht Altenberg, vom König aus England nach Berlin berufen, um als Sachverständiger die nöthigen Bedingnisse zum Aufschwunge der Porzellanmanufactur zu schaffen, dies für grausam erklärt und meint: in England, im Lande der Freiheit, würde ein Geschworenengericht den Fall untersuchen, läßt der König ein solches zusammenstellen und von ihm die Sache zum Austrag bringen. Dies geschieht im fünften Acte, und hierbei ergibt sich, daß Arthur Laniski unschuldig, und ein Franzose, der Inspector der berliner Porzellanmanufactur, der Thäter ist. Der Graf wird wieder in seine Ehren eingesetzt, Sophie Mansfeld aber, welche weiß, daß die Gräfin Laniska nur ungern zwischen ihr und ihrem Sohne eine Verbindung ein-

gegangen sähe, hat inzwischen Altenberg lieben gelernt und verlobt sich mit diesem, der einer eigensinnigen Braut in England entsagt und in Berlin die ihm bereits früher angebotene, aber abgelehnte Stelle des davongejagten Franzosen nun freudig annimmt.

Das Schauspiel ist mehr Erzählung als Drama, breit, schwerfällig und umständlich vorwärts rückend, ohne allen Ausdruck sowol des Charakters der Zeit als der handelnden Personen, sonst jedoch eine freundlich ansprechende und wohlgemeinte Arbeit.

Ein Werk von ungleich größerer Bedeutung tritt uns entgegen in:

15. Jephtha's Opfer. Trauerspiel in fünf Acten mit einem Vorspiel von Katharina Diez. Berlin, v. Decker. 1874. Gr. 8. 3 M.

Das Vorspiel spielt am frühen Morgen in Mizpa, wo sich eben die Nachricht vom Tode Jair's, des Richters, verbreitet. Das Volk, darüber entsetzt, schreit nach einem neuen Retter und Helfer vor der Macht der andrängenden Amoriter. Da hört man eine einzelne schwache Stimme antworten mit dem Namen: Jephtha. Es ist Mara, die Mutter Jephtha's, die, aus der Menge hervorgetreten und befragt, ihre eigene und die Geschichte ihres Sohnes erzählt, der ein natürliches Kind Gilead's, von den rechtmäßigen Sprößlingen desselben vertrieben, in der Verbannung lebe, aber der Mann sei, sein Volk zu schützen. Als das Volk zu ihm zu gelangen und ihn zum Richter zu wählen wünscht, erklärt Mara sich bereit, die Gesandtschaft zu führen.

Im ersten Acte des Trauerspiels befinden wir uns in einer wilden Felsenlandschaft im Lande Basan, vor Jephtha's Hause in einem Gärtchen, worin Achsa, die Tochter Jephtha's, mit Kedar, einem heidnischen Jüngling, in liebendem Gespräch sich ergeht. Vater Jephtha tritt hinzu, voll Bitterkeit und Menschenhaß. Gleich darauf erscheint Mutter Mara mit der jüdischen Gesandtschaft. Der Heldensohn schwankt erst eine Weile, dem Rufe zu folgen, endlich aber gibt er nach und verspricht, Richter und Führer zu sein. Der Abschied des Kedar von Achsa schließt den Act.

Im darauffolgenden Aufzug finden wir Jephtha in Mizpa, wo er alles zum Kampfe vorbereitet, dann im Felde am Ufer des Arnon, wo er glänzend siegt. Im Rausche dieses Sieges gibt Thohus, ein weitläufiger Verwandter des Helden, seine tiefe Leidenschaft für Achsa zu erkennen, indem er sich eine heimliche Botschaft listigerweise verschafft, die Jephtha an seine Tochter gelangen lassen will. Die heimliche Botschaft verlangt, daß Achsa sich und alles, was Jephtha lieb ist, zu Hause halten solle, wenn er daheim zu Mizpa einziehe und ihm nur sein Lieblingsroß entgegenschicken solle; denn der Sieger hat gelobt, wenn er siege, dasjenige auf dem Brandaltar zu opfern, was ihm zuerst bei der Heimkehr aus dem Hause entgegenkommen werde.

Thohus, mit dieser Botschaft beauftragt, geht Achsa um Gegenliebe an, und da er verschmäht wird, verschweigt er sie ihr, zunächst aus Rache und in dem Gefühl der Eifersucht, dann aber auch, weil er meint, durch gewaltsame Rettung aus der Gefahr des Todes ihre Dankbarkeit und Neigung sich erwerben zu können.

So eilt ungewarnt Achsa dem Vater entgegen und wird das Opfer.

Im vierten Acte bereitet sie sich, ergeben in ihr Schicksal, auf den Tod vor, den zu vereiteln Mara den Kedar herbeiruft; auch Thohus rüstet sich. Jephtha aber, der in der Vereitelung seines Plans und seiner List die Hand Gottes erkennen will, faßt sich im fünften Acte heroisch und tödtet sein Kind selbst, um dessen Entführung zu vermeiden.

Dies ist das Stück, welches in mancher Hinsicht entschiedene Verdienste hat, jedenfalls mit warmer Begeisterung und ernstlicher Drangabe geschrieben ist, aber leider in sich einer wahrhaft bedeutenden und erschütternden dramatischen Gestaltungskraft zu sehr entbehrt, um gewaltig und großartig wirken zu können. Jephtha's Hinterhalt bei seinem Gelübde bedürfte einer tiefern menschlichen Begründung; und wenn er sich demselben zum Trotz in seiner List verrathen sieht, so müßte der ihn schließlich befallende Opfermuth sich fanatischer und aus dem reumüthigen Gefühl, daß Gott durch Menschenwitz sich nicht betrügen läßt, heldenmüthiger und feuriger herausgebären, als es am Ende in dem Trauerspiel geschieht. Das Trauerspiel, eine vielfach anerkennenswerthe Arbeit, ist unserer Ansicht nach leider da von bedauerlicher Schwäche, wo es seine Stärke entfalten sollte, nämlich in der tragischen Unterbauung und Aufgipfelung der Opferthat des Helden.

Einer eigengearteten Arbeit, wie wir sie von dem Verfasser schon mehrfach erhalten, begegnen wir in:

16. Elfrida von Monte-Salerno. Drama in fünf Aufzügen von G. Conrad. Berlin, Gülker u. Comp. 1874. 8. 1 M. 80 Pf.

Die Heldin dieses Stücks ist eine Messalina des 16. Jahrhunderts, eine strahlende Schönheit Italiens, welche auf ihrem Schlosse Monte-Salerno bei Neapel Hof hält und jung und alt, vornehm und gering, Christ und Muselman in ihre Netze lockt. Auch Medoro, der Sohn des Herzogs von Frias, hat sich fangen lassen, und der Vater, der zugleich aus einem sträflichen Verhältnisse her auch der Vater von Elfrida ist, eilt vergebens herbei, ihn vom Verderben zu retten. Voll Jammer und Verzweiflung über das Elend, das er an seinen Kindern erleben muß, geht er in ein Kloster, die Sündigen seltsamerweise sich selbst und ihrem Verhängnisse überlassend, hoffend, daß der Himmel infolge seiner Gebete und Buße das Aergste verhüten werde. Und das thut denn auch der Himmel gefällig genug. Ehe Medoro noch den verführerischen Künsten Elfrida's erliegt, bei einem glänzenden Gastmahl, in dem sie Untreue, Verrath und Mord unter Gesang, Tanz und Völlerei zu verbergen trachtet, speit der ausbrechende Vesuv seine Flammen und Lavaströme herab und begräbt die reizende Circe recht in ihrer „Sünden Maienblüte“ in Nacht und Graus. Nur wenige werden gerettet, darunter der Buße predigende, wiedergekommene Frias und Medoro, der von Sünde noch Unberührte. Aber auch unter dem Lavaschutte und dem in Trümmer zusammengestürzten Palaste von Monte-Salerno ist die verderbliche Macht und Verführungskunst Elfrida's noch nicht erloschen. Im stillen Mondenglanz der Mitternacht erbaut sich das Schloß gespensterhaft wieder auf; Elfrida und ihre Gäste erscheinen, singen, tanzen und schmausen,

indem sie den halb wahnsinnigen, noch immer im Bann der schändlichen Geliebten befangenen Medoro locken. Pater Frias mit seinen Mönchen und dem Kreuze muß erst kommen, um diese höllische Sinnenwelt in den Pfuhl der Hölle versinken und den armen verführten Sohn, ohnmächtig zusammenbrechend, der himmlischen Rettung theilhaftig zu machen.

Dieses Drama ist ein romantisches Gedicht, wie es ein Achim von Arnim, ein Clemens Brentano hätte schaffen können. Die Phantasie gaukelt darin mit sonderbarem gespensterhaften Reize und bietet Bilder und Auftritte, deren Erfindung und poetische Behandlung nicht zu unterschätzen sind. Ein rechtes Schauspiel ist mit alledem aber nicht geschaffen. „Elfrida von Monte-Salerno" ist das Textbuch für ein großes Taglioni'sches Ballet oder eine Gounod'sche Oper.

17. Brynhilde. Tragödie in fünf Aufzügen von Reinhold Sigismund. Rudolstadt, Müller. 1874. 8. 1 M.
18. Chriemhilde. Tragödie in fünf Aufzügen von Reinhold Sigismund. Rudolstadt, Müller. 1874. 8. 1 M.

In diesen beiden Stücken erblicken wir zwei Arbeiten, welche die bekannten Nibelungenstoffe in feingebildeter Sprache und in gefälligen, reinlichen Versen, aber vollständig im Banne und Geiste des Epos behandeln. Von einem dramatischen Aufbau, von Verwickelung und Katastrophe ist kaum eine Spur oder die Spur doch eben nur so weit vorhanden, als sie schon im Epos gegeben ist. Einzelne Stellen sind nicht ohne Größe, andere nicht ohne Anmuth und bestrickende Schönheit, aber echt dramatisch ist kaum ein Zug daran zu nennen. Die Muse des Verfassers hat den weitwallenden Mantel des Dramas nur lose umgeschlagen, und naiven und kindlichen Geistes, wie sie zu sein scheint, wandelt sie unbefangenen Sinnes dahin, bei jeder lebhaften Bewegung oder Handlung ihre ursprüngliche Gestalt verrathend.

In den vorangeführten Schöpfungen ergibt sich die dramatische Unerfahrenheit in ganz jugendlicher Offenheit und Unverstelltheit, klar wie ein Kindesauge. In dem nachfolgenden Werke dagegen sucht sie sich durch allerlei gelehrte und ästhetische Vorwände möglichst zu bemänteln:

19. Strafford. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Schulz. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1874. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Dies Drama rührt von dem Verfasser der „Königin Luise" her, jenem Trauerspiel, das wir sauber und mit wahrnehmbarer Liebe, aber vom Standpunkte strenger Kritik doch nur schwach und mangelhaft gearbeitet fanden. Gegen solche Vorwürfe vertheidigt der Autor sein Werk in einer sehr eingehenden Vorrede, indem er zugleich sich der angenehmen Voraussetzung hingibt, man werde von diesem seinem zweiten dramatischen Erzeugnisse mit mehr Lob und Anerkennung zu sprechen sich aufgefordert und veranlaßt finden.

Zu unserm innigen Bedauern sind wir indeß dies zu thun keineswegs im Stande. Auch dem „Strafford" wieder geben wir den besten Willen, Lust und Liebe, sowie ein durchaus edles Streben zu, allein durchaus nicht vermögen wir einzuräumen, eine gelungene dramatische Arbeit vor uns zu haben.

Der Träger des geschichtlichen Trauerspiels ist jener unglückliche Minister Karl's I. von England, welcher als erstes blutiges Opfer in dem Kampfe zwischen Absolutismus und Parlamentarismus gefallen ist. In diesem Kampfe seinem Helden eine wahrhaft tragische und die Herzen mit Spannung und Theilnahme erfüllende Stellung zu geben, gebricht es unserm Dramatiker jedoch an ausreichender dramatischer Begabung. Sein Stück, ohne eine wohlberechnete Exposition beginnend, führt die Personen so schemenhaft und wenig charakteristisch gezeichnet ein, daß, wenn sie ohne Namen erschienen, man kaum im Stande wäre, zu errathen, welchen historischen Vorgängen beizuwohnen man eingeladen sei. Man erfährt kaum, daß Strafford vermählt ist, und doch soll die sündige Liebe, die er zu der Schwester der Königin im Herzen trägt, die menschliche Schuld sein, an der er tragisch zu Grunde geht. Wie jedoch dieser Zug schon nicht klar ins Licht tritt, so auch der Heldenmuth nicht, mit dem er sich schließlich nicht sowol für den schwachen König als für das Gottesgnadenkönigthum opfert. Stoff, Handlung, Gang, Entwickelung, Charakteristik, Sprache: alles in diesem Trauerspiel ist ohne rechtes Leben, ohne vollen Ausdruck, ohne tiefbewegenden Geist. Das Ganze ist eine wohlgemeinte, aber überaus blasse Dilettantenarbeit mit der Miene und dem Anspruch, mehr zu sein.

Noch schlimmer steht es um:

20. Die Kypseliden. Tragödie in fünf Acten von Wilhelm Henzen. Leipzig, Expedition der Literatur. 1874. 8. 1 M. 25 Pf.

Es ist dieselbe Geschichte, welche die Trilogie von Böcker behandelt, nur hier in sehr naturalistischer und keineswegs akademischer Weise dargestellt. Periander, Tyrann von Korinth, stolz auf seine Macht, überwirft sich mit den Göttern und fordert dadurch sein Schicksal heraus. Seine Frau vergiftet den Sohn seiner ersten Ehe, um ihren eigenen zur Herrschaft zu bringen. Periander, um diese Unthat zu strafen, zwingt seine Frau, gleichfalls Gift zu nehmen. Das empört den Sohn Lykophron, der seine Mutter für unschuldig hält, und treibt ihn zum Morde des Vaters an. Drei-, viermal wirft er sich auf diesen, der aber immer von seinen Soldaten geschützt und gerettet wird, bis er, endlich von Sinnen, dem Attentäter in die Hände fällt. Dieser aber hat sich inzwischen von der Schuld seiner Mutter überzeugt und will sich mit dem Vater versöhnen, als ihn selbst die Hand eines Mörders niederstößt und Periander verzweifelt ihm nachstirbt.

Die Tragödie ist ein beständiges Anlaufnehmen, aus dem nichts erfolgt. Auch die Sprache bietet ein Pathos, das alle Augenblicke in Ohnmacht fällt. Dabei fühlt man sich bald an „Oedipus", bald an „Lear", an „Hamlet" oder „Die Braut von Messina" erinnert. Der Dichter muß erst noch ordentlich lernen, ehe er ein glückliches Drama zu bieten im Stande sein wird.

21. Ulrich Zwingli. Dramatisches Geschichtsbild in fünf Acten von Wysard. Zürich, Schabelitz. 1874. 8. 2 M.

Das Stück dürfte nur Schweizern verständlich sein, denn es ist nicht nur in Geist, Auffassung wie Sprache national, sondern geradezu local gehalten. Dabei ist es zersplittert und im Aufbau ohne die nöthige Gliederung, wenn auch der innere Zusammenhang der Sache nicht gebricht. Man findet geschichtliche Auftritte

und Bilder, die in ein Drama wie in einen Rahmen gebracht sind und zwar einen Grundinhalt, aber in verschiedenen Einzelgruppen zum besten geben. Das Ganze ist eine Verherrlichung Zwingli's in Familie, Volksrath und öffentlichem Leben. Luther, der auch mitspielt, kommt *dabei* wesentlich zu kurz, denn er wird nur bei der Abendmahlsfrage als eigensinniger Kopf hingestellt, der er vielleicht in diesem Punkte auch war. Allein es zeigt von Kurzsichtigkeit und Parteilichkeit, von unserm Reformator nichts als nur dieses Moment aufzufassen und zu benutzen.

22. Deutschlands Ehrenkampf 1870—71. Dramatische Bilder von Ludwig Egler. Sigmaringen, Tappen. 1873. 8. 1 M. 20 Pf.

In der That, als was sie sich bezeichnen, dramatische Bilder, die, gut gemeint, wol geeignet sind, im häuslichen Kreise gelesen und gespielt zu werden. Von warmer Vaterlandsliebe beseelt, geben sie sich nur etwas gar zu wortreich aus.

23. Columbus. Dramatisches Gemälde in fünf Acten. Aus der Geschichte der Entdeckung Amerikas. Von Karl Weickum. Freiburg im Br., Herder. 1873. 8. 1 M.

Mehr Erzählung als Drama, dabei eine ernste, gediegene, aber schwerfällige und mehr zum Lesen für die Jugend als Darstellung auf der Bühne geeignete Arbeit. Von einem künstlerisch angelegten Plane, einem theatralischen Aufbau und dramatischer Färbung ist keine Rede.

24. Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung von Bartholomäus Ponholzer. Sechste Folge. Augsburg, Kranzfelder. 1874. 8. 1 M. 60 Pf.

Erzeugnisse einer Muse, die nicht müde wird, immer neue christliche Schauspiele, Operetten, Oratorien und *lebende* Bilder zum besten zu geben. Die eigentliche Kunst hat wenig Antheil daran, aber die gute Absicht leistet ihnen so viel Vorschub, als sie bei ihrem Publikum nöthig haben.

Zum Schluß erwähnen wir noch zwei Werke:

25. Der entfesselte Prometheus. Ein Drama von Richard Paul. Stuttgart, Göschen. 1873. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

26. Cajus Gracchus. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Italienischen des Vincenzo Monti von J. J. H. Ritter von Hohenthurm. Wien, Rosner. 1874. 8. 3 M.

welche ein wenig abseits von der Menge der dramatischen Schöpfungen betrachtet sein wollen.

Das erstere ist eine classische Studie, d. h. eine Studie nach classischem Muster, deren mythischer Stoff in griechischem Stil und Geist vorgetragen wird. Prometheus' Erlösung vom Felsen ist der Vorwurf, der edel und nicht ohne Schwung zur dramatischen Ausgestaltung gelangt. Das Gigantenhafte, Göttertrotzende, wie es Goethe erfaßt, tritt hier weniger glücklich in die Erscheinung; dagegen ist der versöhnliche Ausgang ebenso würdig als sinnig ergreifend ausgeführt. Die Dichtung ist von einem freimaurerischen Hauche durchweht, nicht überall durchsichtig und licht, aber überall gedanklich von Werth und Bedeutung.

Das zweite, der italienischen Literatur entnommene Werk ist nach dem Vorbilde der französischen Dramen von Corneille und Racine gedichtet, nach der akademischen Schnur, streng regelrecht und daher zwar äußerlich kalt, aber nicht ohne hinreißendes Leben, ohne Schwung und echtes tragisches Pathos. Es enthält Auftritte von großer poetischer Fülle und Kraft, von ergreifender Wahrheit und Leidenschaft. Eine vollwichtige dramatische That ist das Werk ohne Zweifel, und darum darf man dem Uebersetzer immerhin danken, dieselbe der deutschen Dichtung zugeführt zu haben, und besonders jetzt, wo Wilbrandt, Otto Devrient und andere Dramatiker diesen römischen Volkshelden auf den deutschen Bretern heimisch zu machen wiederum sich angelegen sein ließen, nachdem früher schon Otto Ludwig und Oswald Marbach sich daran nicht ohne Erfolg versucht haben.

Feodor Wehl.

Zur Charakteristik von Joseph von Görres.

Freundesbriefe an und von Joseph von Görres. Von 1802—45. Herausgegeben von Franz Binder. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1874. Gr. 8. 9 M.

Ein inhaltreiches, anziehendes Buch, für das wir der Familie Görres und dem von ihr beauftragten Herausgeber Franz Binder dankbar sind. Wir machen einen Gang durch die erste Hälfte unsers Jahrhunderts und vernehmen die Stimmen von Männern wie Stein, Gneisenau, Justus Gruner, wie Achim von Arnim, Clemens Brentano und Jean Paul, wie Jakob und Wilhelm Grimm, Windischmann und Diepenbrock, Creuzer und Giovanelli in unmittelbarem Stimmungsausdruck der Zeitlage und der Charaktere. Im Mittelpunkt steht Görres, wie er zuerst die Bestrebungen für die Wiedergeburt Deutschlands durch die Einkehr in das eigene Wesen mit den Romantikern und Germanisten theilt, wie er in den Befreiungskriegen als Herausgeber des „Deutschen Mercur" einen Träger der Volksbewegung bildet, und diese zur Erringung innerer Freiheit nach Abschüttelung des äußern Jochs forterhalten will, bis er vor der preußischen Demagogenjagd in Frankreich als Flüchtling Schutz suchen muß; wir sehen ihn endlich in München als den Führer einer Partei, welche das Ansehen und die Macht des Katholicismus herzustellen thätig ist. Görres hat bedeutende Briefe der Freunde treu aufbewahrt; schwieriger war es, die seinigen von auswärts zu erlangen. Im wesentlichen fehlen die an Creuzer, der den Schatz nicht hütete, aber auch in den seinigen mit dem Familienklatsch der Universität und dem gewöhnlichen Alltagsgerede neben dem poetischen, wissenschaftlichen oder rein menschlichen Gehalt so vieler anderer wol mehr Raum einnimmt als er verdient. Leider fehlen aber auch die Briefe an Achim von Arnim. Denn was dieser an Görres schreibt, ist so edel, frisch, offen, und zeigt namentlich in der spätern Zeit den Tendenzen des Freundes gegenüber die abweichende Lebensansicht so redlich klar bei aller Treue des Herzens, daß die Schönheit dieser Briefe noch gewinnen würde, wenn der ganze Gedankenaustausch wie ein ritterliches

Turnier auch in den Antworten von Görres vorläge. Der „Schrank" der Arnim'schen Familie sollte doch endlich geöffnet werden! Freilich, wer will es den Söhnen verdenken, daß sie neben so vielen pietäts- und rücksichtslosen Publicationen der frivolen Neugierde keinen Einblick gönnen mögen! Aber es läge ja in ihrer Hand, das Mittheilbare zu gewähren, und das ist unter anderm das Authentische der Briefe Goethe's und Beethoven's an Bettina, das sind Briefe von Görres an Arnim. Ich glaube, sie werden bestätigen, daß Görres niemals so engherzig geworden wie das ihm nachfolgende Geschlecht der Ultramontanen. Denn nach dem Eindruck, den hier seine Briefe machen, wie nach dem Kerne seiner Natur würde er auch heute wie sein Schüler Sepp zu Kaiser und Reich stehen, würden er und Lasaulx so wenig wie Döllinger und Huber sich unter das Joch päpstlicher Unfehlbarkeit gebeugt haben.

Ergänzungen des Handschriftlichen fand der Herausgeber in Büchern und Zeitschriften; so in Bezug auf die Briefe an Perthes durch das demselben gewidmete biographische Werk. Stellen aus einem Briefe von Jean Paul an Görres in den Lebensnachrichten über den erstern sind ihm entgangen, das einzige was mir bisjetzt aufgefallen ist. Die Arbeit des Herausgebers überhaupt ist sehr sorgsam. Er gibt in kurzen erläuternden Anmerkungen hier und da das Nothwendige zum Verständniß. Es ist mir leid, daß mir das Unternehmen vor dem Erscheinen nicht bekannt war, denn jener ganze Brief befindet sich in der Handschriftensammlung, die mein Sohn aus Liebig's und meinen Papieren angelegt hat und erweitert. Nach Erörterung einiger literarischen Beziehungen aus dem Jahre 1805 heißt es:

Ihren reichen Geist wird man so lange verkennen, als er in der Wahl der Leiber, worin er Mensch wird, zu eigensinnig ist. Dazu rechne ich zuerst die einförmige Jamben- oder auch Trochäenscantion; dann das Bildererstürmen, das ganze Bilder wieder zu Farben größerer macht. Warum sperren Sie denn so romantische schillernde Flügel wie Ihre in die Eisgrube der Transscendenz? Warum machen Sie Ihrem poetischen Herzen nicht Luft und Aether? Ich meine, warum geben Sie, anstatt das philosophische Lehrgebäude auf den Musenberg zu setzen und wieder aus dieser Bergart jenes zu mauern, nicht lieber beiden Größen verschiedene Plätze?

Wie richtig bezeichnet Jean Paul hier die Mischung von dichterischer Phantasie und wissenschaftlicher Forschung, die bei Görres wie bei Schelling stets vorhanden war, und es nicht wie bei Lessing und Schiller zu gesonderten dichterischen und philosophischen Schöpfungen brachte, sondern die Einbildungskraft allzu stark in die Wissenschaft hineinspielen ließ! In den von Binder mitgetheilten Briefen ladet Görres 1808 von Heidelberg aus den Dichter zur Mitarbeiterschaft an den dortigen „Jahrbüchern" ein; er schlägt ihm Herder's Schriften zur Anzeige vor; über Jean Paul wolle er selber reden, was auch einige Jahre später geschah:

Da das wilde schäumende Gas in der schönen Literatur verflogen ist und wenigstens einen Theil der ästhetischen Motten erstickt hat, so gewinnt nun nach und nach die ruhige Besinnung Raum, und der Geist macht Wein, und nicht der Wein Geist wie vorher oft.

Im Jahre 1822 schreibt Jean Paul dem nach Straßburg geflüchteten „Mann, der aus Männern besteht":

Die politische Versündigung an Ihnen ist ein wissenschaftlicher Raub an Deutschland. Meine Bewunderung Ihrer Kräfte wächst sogar mit der Bahn, die Sie zuweilen weit von meinen Ueberzeugungen entfernt, wenigstens von meinen religiösen, welche mehr einem Jacobi und Herder nachfolgen.

Görres antwortet:

Da sie mich allzu fest und nahe an den vaterländischen Boden binden wollten, habe ich schon das Weite suchen müssen, aber ich habe mich wohl gehütet, mich erbittern zu lassen, und so laufen die schmuzigen Wässer an mir vorüber, bis sie abgelaufen.... Sie selbst sind in vielem nicht meiner Meinung; das verschlägt nichts. Die Ueberzeugungen der Menschen gehen wie die Cartesianischen Wirbel miteinander und gegeneinander ohne Schaden, sind sie nur in einem und im wichtigsten eins. So habe ich in religiösen Dingen nach reiflicher Erwägung für besser gefunden an dem alten Baue, dessen Grundfesten vor so manchen Jahrtausenden noch vor der ersten Monarchie gelegt wurden, fortzubauen, als auf eigene Faust aus Stroh und Goldpapier ein eigenes Schwalbennest blos auf die Leibzucht zu bauen, das in der stürmischen Witterung wenig gehänglich ist. Sie sind darin wol anderer Meinung, und ich habe für jede redliche Ueberzeugung Platz.

Daran reihen wir ein späteres Wort an Jakob Grimm:

Ueberhaupt sollten Leute, die im ganzen und großen einverstanden sind, über einzelnes sich nicht veruneinigen, da man ohnehin kaum Waffen genug hat, um sie gegen das Schlechte und Gemeine zu kehren.

Görres findet 1805 in Koblenz das Leben nicht erquicklich; die Franzosenherrschaft widerspricht seiner deutschen Gesinnung und schärft dieselbe; das Gewaltregiment Napoleon's läßt ihn den Ausbruch einer neuen Revolution in Paris fürchten. Er dachte schon damals an die Uebersiedelung nach Baiern, doch mehr an eine Universität als an die münchener Akademie. Die guten Geister müssen sich aneinanderschließen, das Schlechte wird mächtiger in der Masse, und ein stinkender Nebel zieht sich nicht blos über den Rhein in seiner Knechtschaft, sondern über die Erde, sodaß kaum die höchsten Bergspitzen klar hervorragen. Arnim kann 1809 von Norddeutschland aus trösten: Die Städteordnung wirkt Gutes, der Sinn des Volks ist besser als je. Wie aber der deutsche Geist Einkehr in das eigene Wesen, in die eigene Vergangenheit hielt, wie bis zu den Befreiungskriegen hin die germanistischen Studien, der Eifer für altdeutsche Poesie in der Jugend erwachten, wie namentlich Heidelberg eine Zeit lang ein neuer Mittelpunkt der Romantiker war, das sehen wir recht anschaulich aus diesem Briefwechsel, und der Antheil, den Görres an der Jugendgeschichte der Germanistik nahm, erscheint in schönem Licht. Die Herausgabe der „Volks- und Meisterlieder", der Volksbücher des „Lohengrin" erfolgt von seiner Seite, während Achim von Arnim und Clemens Brentano „Des Knaben Wunderhorn" erschallen lassen, Jakob und Wilhelm Grimm die Märchen sammeln, die wissenschaftliche Forschung in strengerer Form handhaben; der erste Band der „Deutschen Grammatik" wird als das epochemachende Meisterwerk anerkannt. Für diese Bestrebungen in der Frische der jungen Liebe zur Sache ist besonders der Briefwechsel mit Jakob und Wilhelm Grimm anziehend und bedeutend. Görres blickt dabei nach dem Orient, er lernt persisch, und seine persische Heldensage, die er aus Firdusi darstellt, seine asiatische Mythengeschichte sind hervorragende Leistungen, die ihren Werth für die Entwickelung dieser Studien behaupten.

Brentano's erste Frau war 1806 plötzlich gestorben. Er entführte eine Frankfurterin nach Kassel, wollte aber bereits vor dem Altar ihr durchgehen; doch sie hielt ihn fest, und warf dann den Trauring zum Fenster hinaus. So wird erzählt. Wie sie ihn an Wunderlichkeiten und Tollheiten übertraf, bestätigt er von Berlin aus 1810 an Görres:

Nachdem meine Furia aus einer Tollheit in die andere gefallen war, vergiftete sie sich in Landshut vorgeblich, und brachte Aerzte und Pfaffen in Bewegung; warum weiß niemand. Nach dieser Komödie ging ich auf einige Tage nach München zu Bettinen; aber sie kam plötzlich dort an, um die Komödie zu erneuern, sie schrieb vorher ein lächerliches Testament. Ich ging auf ein einsames Walddorf zu einem alten Exbenedictiner, der von Insektensammeln lebt; bei dem war ich vier Wochen und diente ihm die Messe. Als die Furia ihren Zweck, mich in München mit der zweiten Auflage ihrer erlogenen Vergiftungsscene zu ängstigen, verfehlt hatte, soff sie den Giftbecher im Wirthshause vor Bettinen und den Marqueurs aus. Das ganze Haus und bald die Polizei umgab sie; den Aerzten, welche ihr parforce ein Klystier setzen ließen, las sie meine ersten Briefe und Gedichte vor; sie spie und . . . und raste, à la Ophelia; sie beichtete dem lutherischen Beichtvater der Königin, und ließ das letzte Zügenglöcklein für sich läuten und bei zwei münchener Mirakelbildern für sich beten — das von 9 Uhr morgens bis 1/4 nachmittags. Um 6 Uhr gab sie Theegesellschaft im Bett und sprach zu allgemeiner Bewunderung mit dem modernen Beichtvater und verschiedenen Aerzten entzückend von der „Phädra“ und „Braut von Messina“ und von ihrem Clemens, und die Herren beneideten mich um das Weibchen. Uebrigens wurde der Skandal so groß, daß man ihr von oben herab insinuirte, sich wegzubegeben oder mit dem Tollhause vorlieb zu nehmen. Kaum war sie fort, so verließ ich meinen Insektensammler und begab mich an meinen verlassenen Herd, wo ich alles verwüstet fand. Die erste Entdeckung, die man in München zu allgemeinem Gelächter und Spott der Aerzte machte, war, daß sie keineswegs Gift genommen, sondern eine Flasche Malaga mit Zahnpulver ausgesoffen, und daß sie eine halbe Stunde vor ihrem Unternehmen nicht in der Apotheke Gift geholt, sondern in einer Lesebibliothek ihr wöchentlich 20 Bände Romane nach Landshut zu schicken contrahirt hatte. Testament, Priester, Arzt, ja selbst der Tod wurde hier blos zum Narren gehabt, um den armen Clemente zu schinden, welcher unterdessen, unter dem Namen Bennone, Schmalböcke, Blattläuse und Schmeißfliegen mit Gummi in Reih und Glied auf Goldpapier klebte.

Er berichtet dann seine Reise nach Berlin:

In Nürnberg fand ich den ehrlichen hölzernen Hegel als Rector des Gymnasiums; er las Heldenbuch und Nibelungen und übersetzte sie sich unter dem Lesen, um sie genießen zu können, ins Griechische. In Weimar fand ich Goethe beim Mittagsessen, ich trank ein Glas Wein mit ihm und er gab mir ein Stück Käse dazu. . . . In Berlin erschien, ohne zu wissen, daß ich hier sei, Bethmann plötzlich mit meiner Frau. Sie ritt mit ihm in Mannskleidern als Ulan in der Stadt herum, und ich hatte die größte Angst, sie möchte mich antreffen und Skandal machen. Einmal entdeckte sie mich aus ihrer Loge im Parterre, und eben als sie anhob sich leidenschaftlich zu bewegen und ihr Schnupftuch nach mir werfen wollte, entfloh ich aus dem Hause.

Arnim schreibt im Mai 1811 an Görres:

Du wirst es jetzt ohne besondere Nachweisung errathen ...en, daß Bettina die Ungenannte ist, der ich den Wintergarten ...geeignet hatte. Nun sie mein ist, ist auch der Rhein mein, ...d ich denke wol noch den Sommer alle geliebte Wege und ...hen wieder zu besuchen. Die Art, wie wir uns verheirathet ...ben, kann dich vielleicht belustigen. Wir sind ohne irgend...and von unserer beiderseitigen Verwandten Wissen hier in ... Stadt fünf Tage verheirathet gewesen, bis wir es selbst ... Savigny und Clemens erzählt haben. Die Schwierigkeit wirst du begreifen, wenn du weißt, daß ich Zimmer an Zimmer mit Clemens wohnte und Bettina bei Savigny's. Es ging aber wie in tausend Komödien: eine Kammerjungfer vermittelte alles. Heimlich wurde ich am Morgen auf dem Zimmer eines achtzigjährigen Predigers getraut, kam abends wie gewöhnlich zu Savigny's, polterte die Treppe hinunter, schlug die Hausthür zu, und schlich mich heimlich in Bettina's Zimmer zurück, das recht fröhlich mit Rosen, Jasminen und Myrten belaubt war. . . . Du wirst fragen: wozu diese Umstände? Wegen der Klatscherei, und weil alle lautern Hochzeiten, wie unsere unvermeidlich geworden wäre, zu dem widrigsten Spotte alles Sakraments, zu den heillosesten Zoten gehören, wobei sich die Leute gar verpflichtet halten, nebenbei noch einige Thränen zu vergießen.

Im folgenden Jahre widmete Arnim die Erzählungen, welche jetzt die beiden ersten Bände der „Gesammelten Werke“ bilden, den Brüdern Grimm. Jakob schreibt an Görres:

Wir haben solche Ehre noch nicht verdient. Das Buch ist mir darum am liebsten, weil Arnim seiner liebsten und heiligsten Verhältnisse auf eine ungemein fromme, einfache, selige Art immer gedenkt und gleichsam in alles, was er schreibt, seine herzeigene Geschichte niederlegt.

Wilhelm setzt hinzu:

Oft fängt Arnim mit [illegible] charakteristischen, ganz heimlichen Leben im Walde, in Felsen an, und in dieser schönen Begrenzung tritt alles nah, klar und ergreifend vor uns hin; dieses führt er bis zu einem gewissen Punkt, dann [illegible] sich alle verborgenen Thüren auf, und wir treten in die ganze Welt, in welche sich die Geschichte nach allen Gegenden verbreitet und ihr Resultat als ein allgemeines und großes an jene knüpft. Daß dazu eine Nothwendigkeit und ein Bedürfniß im Dichter liegt, glaube ich wohl, denn es ist ja auch in der Wissenschaft der Gedanke lebendig geworden, daß alles in einem großen Zusammenhange stehen und das Geringe und Kleine erst durch seine Stellung darin Bedeutung erhalte, allein dieser Uebergang ist in der Poesie noch schwerer als in der Wissenschaft, und ich meine, jene habe mit dem Bewußtsein genug, daß über allem eine Sonne leuchte, und weil sie eine gewisse Vollendung verlange, die der menschlichen Kraft nur in der Begrenzung gelingt, dürfe sie einen Strom, an dessen Ufern wir hingehen, nicht zu einem Weltmeer werden lassen, dem wir nicht folgen können.

Görres findet, daß Arnim zu wenig die Gesetze der Perspective in seinen Compositionen achte. Und gerade durch perspectivische Ausblicke, setze ich hinzu, haben Schiller im „Tell“, Goethe in „Hermann und Dorothea“ den weltgeschichtlichen Hintergrund, die allgemein menschliche Bedeutung des begrenzten Bildes erkennen lassen. Görres schließt:

Sonst ist alles in dem Buche wohl gemacht, und es steht da wie ein herrlicher, blühender und fruchtbarer Baum, den die Vögel weit über Meer hin kennen und zu dem sie hingezogen kommen.

Ueber die ersten Bände von Goethe's Leben äußert Wilhelm Grimm:

Gesund, lebendig, zierlich, erregend sei es ein Buch ohnegleichen; es habe Anlage zu einem Volksbuch, wenn man das Einfache, Unschuldige, Andringende und Vollendete darin sehe. So könnten wir eine Fülle sinniger und treffender Urtheile mittheilen, müssen aber auf die Briefe selbst verweisen und wenden uns zur Politik.

Der Rhein war wieder deutsch geworden. Justus Gruner ward Generalgouverneur der befreiten Rheinprovinz und gab das Directorium des Unterrichtswesens an Görres. Dieser schrieb im Januar 1814 an Wilhelm Grimm:

Ich bin nun in der Zeitungsschreiberei Ihnen zuvorgekommen. Ich wollte auch meine Tonne wälzen. Der schlagenden Arme sind so viele, daß man wol mit Ehren die seinen schreiben lassen kann.

Der „Rheinische Mercur" erschien und ward der Führer der deutschen Gesinnung, ward eine Macht, ja man nannte ihn die fünfte Großmacht. Wir ersehen aus dem Briefwechsel, daß kein Geringerer als der Freiherr von Stein Ansichten oder Gesichtspunkte angibt, daß Gneisenau Antheil nimmt, die Brüder Grimm, Arnim thätige Mitarbeiter sind. Selbst Gentz schreibt an Görres:

Wenn ich gleich oft gegen Sie gemurrt habe, hat doch das Uebergewicht Ihres Genies mich ebenso oft wieder mit Ihnen ausgesöhnt.

Wir erinnern dabei an die Stelle eines Briefs an Rahel, welche von Gentz aufgefordert wird, den „Rheinischen Mercur" zu lesen, da fände sie alles aufs beste, stärkste, gröbste gesagt.

Ueberdies hat nach Jesaias, Dante und manchmal Shakspeare (denn Milton ist schon zu weich) nicht leicht jemand erhabener, furchtbarer und teuflischer geschrieben als dieser Görres.

Daß er die Fahne der Freiheit hochhielt, war den Cabineten schon 1814 nicht recht. Auch Heinrich von Kleist und Achim von Arnim hatten in Berlin Versuche mit nationalliberalen Blättern gemacht und waren gescheitert; die Censur strich zu unbarmherzig, auch Arnim's Abschied vom Leser, daß er die Lust verlöre das Erlaubte zu sagen, weil so vieles unerlaubt sei. Arnim beklagt den Particularismus der Stämme, die, statt den kölner Dom auszubauen, sich ihre kleinen Kapellchen anlegen, und schreibt von Berlin:

Hier hat Schinkel, gewiß der größte lebende Architekt, eine Kirche zur Erinnerung der vergangenen Zeit von so wunderbarer Schönheit, mit solcher Freiheit der Behandlung des altdeutschen Baustils, so sinnvoll als Denkmal der Geschichten aller großen Männer aller Länder, aus denen unser Reich besteht, so zierlich gezeichnet, daß es gewiß — nicht ausgeführt wird.

Das steht dann sogleich im „Rheinischen Mercur" in einem Aufsatz über Siegesmale. Im Sommer 1814 ist das Blatt bereits in Baiern und Baden verboten. Jakob Grimm schreibt bittere, herbe Aufsätze vom wiener Congreß:

Denn das Höchste steht auf dem Spiel. Ueberall Furcht, Halbheit oder unreiner Wille im Hintergrund. Wir halten fest am Glauben an die durchdringende bessere Zeit, sie kann nicht auf einmal kommen, sondern allmählich, aber unaufhaltsam und gründlich still.

Auch übers Elsaß schreibt Grimm, und wir sehen, daß er in der Politik nicht so kindlich unschuldig war, wie man nach dem glorreichen Proteste der Göttinger Sieben wol behaupten wollte. Der große Sprachmeister hat stets die Sache der Einheit und Freiheit des Vaterlandes im Herzen getragen, ebenso wie sein Bruder Wilhelm. Was Arnim gefürchtet, die Unterdrückung des „Rheinischen Mercur" durch die preußische Regierung, erfolgt aus Willfährigkeit für Rußland und wird durch einen Artikel veranlaßt, den jener selbst geschrieben. Auf das Gerücht hin nannte er sich beim Ministerium sogleich als den Verfasser; man möge ihn zur Verantwortung ziehen, aber ein Institut nicht stören, das für die öffentliche Meinung über Preußen so wichtig sei und bleibe. Arnim verlangt eine Verfassung für Preußen, hat aber keine rechte Hoffnung.

Fast gewaltsam drängt mich eine höhere Hand von allem öffentlichen Verkehr zurück, und zuweilen leuchtet's in meiner Seele, als ob meine Liebe fürs öffentliche Wohl einer reinern Zeit, einem festern Vertrauen unter den Menschen aufgespart sei, weil ich mich nicht ohne Schaden mit den Befleckten mischen könnte, und wenn ich den Zorn dann glühend in mir fühle über die Wesen, denen ich gehorchen müßte in jetziger Zeit, da fühle ich auch, es ginge so nicht gut zusammen, sicher nicht lange.

Görres selber mußte schmerzlich bekennen, wie recht Goethe gefürchtet hatte, daß wir Deutsche nur die Herren gewechselt, daß die Regierungen aus dem französischen Lakaiendienst sich in den russischen begaben, blind und stumpf ins Verderben taumelten, statt das Volk zum Heil zu führen. Zunächst wirkt er als Mittelpunkt von Sammlungen für Nothleidende im Hungerjahr 1817 und dann entwirft er die Adresse der Rheinlande, die eine Constitution verlangt. „Das ist Wort und That zugleich, Geist und Leben!" ruft Justus Gruner ihm zu. Aber Gneisenau klagt über die Rückschritte, über den Widerstand gegen freiere zeitgemäße Ansichten zu Berlin. Er habe schon 1815 dem König gesagt, daß die liberalen Ideen vom Jahre 1789 freundliche Genien seien, bestimmt die Völker groß zu machen, und das werde er wiederholen und entwickeln, daß nur eine freie Verfassung ein Reich dauerhaft gründen könne. Um der Adresse willen wird Görres nicht an die Universität Bonn berufen. Sein Buch „Deutschland und die Revolution" wird mit Beschlag belegt, und er entzieht sich 1819 der Verhaftung durch die Abreise nach Straßburg. Die Staatsweisheit der Cabinete war auch für ihn durch die karlsbader Beschlüsse „auf dem Culminationspunkt der Verrücktheit angekommen". Er spottete über die Wassermänner, die das Schmiedefeuer mit ihren nassen Haderlumpen immer nur zu größern Zornesgluten anschüren. Es ist dahin gekommen, schreibt Arnim, daß Preußen alles Einflusses auf das Ausland beraubt dasteht, kaum kann man ohne Schamröthe über die Grenze reisen. „Aber all das reift das Innere der Menschen, das Eitle sinkt, die Herzen werden voller." So bleibt auch Görres guten Muthes. Preist doch Stein seinen Geist und seine redliche Vaterlandsliebe, schreibt doch der Bundestagsgesandte Wangenheim: „Es ist ein Gott in und über der Geschichte, und darum muß es Ihnen wohlgehen." Görres arbeitet an einer Sagengeschichte, an einer deutschen Urgeschichte; die Freunde Grimm und Arnim stehen mit Rath und That ihm zur Seite. Er wendet sich mehr und mehr den religiösen Interessen, den kirchlichen Fragen zu. Dem Katholicismus soll im Staat, in der Wissenschaft sein Recht werden. Arnim vertheidigt sein Preußenthum. Die Correspondenzen mit Windischmann und Räß, dem jetzigen Bischof in Straßburg, treten in den Vordergrund. Trefflich schreibt er an Adam Müller:

Sie nehmen das Christenthum für *die* Religion, ich aber für *eine* Religion, aber freilich Gipfel und Mitte, Geist und Seele aller andern. Darum ist mir der Dienst der Urwelt das kindliche Christenthum, das Judenthum mit den Mysterien des Heidenthums seine Jugend, endlich das eigentliche Christenthum die Reife, die aber, wie alles großartig Historische, seinen Phönix, aber keinen Schluß und Ende hat. So gewinne ich Raum vorwärts und rückwärts, um auch das unterzubringen, was ja Gott selbst nicht verurtheilen muß, weil er es mit Wohlgefallen geduldet.

Und wir sagen mit Achim von Arnim:

Je länger man lebt, je mehr fühlt man, daß der Himmel

gar oft etwas anderes mit uns will als wir selbst. Du, lieber Görres, hast immer in Wahrheit geirrt, in Wahrheit dich erhellt und erheitert. Mögen dich die Menschen wandelbar schelten in deinem Glauben, das ehre ich von dir, daß du nicht aus Eitelkeit dich verstellst, als ob du fertig gewesen vom Anfang. Du strebst auf anderm Wege zur Höhe, und ob es der rechte sei, wird dir auch zur rechten Zeit klar werden.

Im Jahre 1827 erfolgt die Berufung nach München. Görres hatte guten Erfolg mit seinen Vorlesungen. Er schreibt 1828:

Ganz oben ist kein rechter Ernst: wir wollen auf der Höhe der Zeit stehen, alle Parteien sollen den Stuhl der Eitelkeit auf ihren Schultern zur Höhe tragen, wir hören darum auf rechts und links, voran und hinten, keine lobende Stimme soll verloren gehen, jedes offene Maul bekommt daher eine Wurst zugeworfen, alles mit dem besten Willen, guter Gesinnung, nur mit wunderlicher verzerrter Phantasterei verpufft und aufgeblasen.

Auch 1830 hat er harte scharfe Worte über München. Dann fühlt er sich heimisch. Bettina sendet 1834 ihren Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde an Frau Görres. Es sei ihre Herzensangelegenheit mit ihm nackt und bloß, wie Gott sie erschaffen, Goethe sie mit dem Beistand der Grazien gezähmt und gebändigt;

es ist lauter heidnische Seelenwollust. Mein Freund, dein Mann, soll so gut sein, es mit kurzen Worten anzuzeigen, er soll ohne Complimente sagen: jedermann soll das Buch kaufen, denn es ist schön. Wer das nicht findet, dem ist der Kopf vernagelt.

Dann setzt sie ernster hinzu:

Ich kann dir sagen, daß ich ins höchste Erstaunen gerieth, wie ich diese seit zwanzig Jahren verschlossenen Briefe Goethe's mit den meinigen, welche ich nach seinem Tode zurückerhielt, zusammenbrachte. Welche Weisheit und Güte in diesem Manne gegen mein anstürmendes Herz, wie schön hat er es zu leiten gewußt, wie gut hat er im Drange übereilter Herzensergießungen das Hohe herausgefühlt; welch unbegrenztes Vertrauen in mir, ihm alles, alles ohne Bedenken zu sagen!

So klingen Laute der freien Jugendzeit auch in das Alter von Görres hinein. Er hat nie sie verleugnet. Religiöser Sinn, Vaterlandsliebe, Phantasie waren sein ganzes Leben lang unter wechselnden Formen in ihm mächtig.

Moriz Carriere.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Das wiener Burgtheater hat in seinen Annalen eine Shakspeare-Woche zu verzeichnen, welche der Vorführung des Historiencyklus gewidmet war. Dingelstedt hat die weimarische Shakspeare-Woche, die er einst der Säcularfeier des großen Dichters widmete, hier erneuert auf einer Bühne ersten Ranges und vor dem Publikum einer Weltstadt. Und das Publikum zollte diesen Vorführungen volle Theilnahme; die Räume des Burgtheaters waren stets gefüllt, und auch die Kritik, welche bei den frühern gesonderten Aufführungen der Stücke an dieser oder jener Einzelheit mäkelte, gab sich dem Gesammteindruck des Historiencyklus gefangen und hatte Worte warmer Anerkennung.

— Von **Otto Roquette** ist ein fünfactiges Trauerspiel, „Der Feind des Hauses", am weimarischen Hoftheater zur Aufführung gekommen. Wie man es von einem so begabten und feingebildeten Dichter erwarten darf, ist das Drama reich an einzelnen schönen Scenen und bewährt eine dichterisch edle Gesammthaltung; aber ihm fehlt wie auch den frühern Dramen Roquette's die dramatische Energie in der Zusammenfassung der Handlung; der Verlauf ist mehr novellistisch. Wenigstens ist das der Fall in den beiden ersten Acten, welche noch das lebhafteste Interesse gewähren. Die Parteikämpfe der Colonna und Orsini in Rom, welche in ihnen den Hintergrund der Handlung bilden, treten dann auf einmal historienhaft breit in den Vordergrund. Die Charakterzeichnung hat in einzelnen Figuren des Hauses der Colonna interessante Typen geschaffen, die Diction ist edel; aber der resolute durchschlagende, echt dramatische Geist, der eine ausdauernde Spannung hervorruft, fehlt diesem Drama, welches übrigens in Weimar Erfolg hatte und dem Dichter die Ehre eines mehrmaligen Hervorrufs verschaffte.

— Am berliner Hoftheater kamen zwei einactige Dramolets: „Was ist ein Plauderei?" von **O. F. Gensichen**, und „Bogadil" von **Murad Effendi** mit freundlichem Erfolg zur Aufführung.

— „Rabagas" von Victorien Sardou ist jetzt auch am leipziger Stadttheater in Scene gegangen. Das Stück beweist, daß Sardou der strebsamste und vielseitigste der neuern französischen Autoren ist, der es selbst wagt, in den hergebrachten Formen des Conversationsstücks nach den Lorbern eines Aristophanes zu streben und das Demagogenthum eben so zu geiseln, wie es der geniale attische Dramatiker in den „Rittern" gegeiselt hat. Doch zeigt es sich, daß diese Form eine ungeeignete Trägerin für eine satirische Dichtung im größern Stil ist; in diesem engen Rahmen schrumpfen die Gestalten zu Caricaturen zusammen; die Handlung verliert alle Glaubwürdigkeit; die satirische Freske wird von der Form der neufranzösischen Komödie wie von einem verkleinernden und verkümmernden Hohlspiegel zurückgeworfen. Die Wandlungen dieses Rabagas, eines rabulistischen Advocaten und demagogischen Portefeuillejägers, vollziehen sich mit überstürzender Hast, die in einer satirischen Phantasiedichtung ihre symbolische Bedeutung haben kann, in einem Stück, das an die äußerlichen Convenienzen der Bühne gewiesen ist, einen jede ernste Theilnahme aufhebenden Eindruck macht. Hierzu kommt, daß die Satire in den Sündenfall der Persönlichkeiten den Sündenfall der Ideen mitverwickelt, welche von ihnen in unwürdiger Weise vertreten werden. Nirgends ist ein Gegengewicht, welches der Autor zu Gunsten freier Staatsformen in die Wage wirft. Dann aber ist auch die Handlung zwiespältig; höchst uninteressante Hof- und Liebesintriguen, bei denen die Decorationen wesentlich mitspielen, drängen sich in den letzten Acten in den Vordergrund zu Ungunsten der in Schatten tretenden Tendenz des Dramas. So bleiben nur einzelne geniale Scenen von dramatischer Lebendigkeit und Charakterbilder von satirischer Prägnanz für den unbefangenen Genuß übrig. Man erkennt bereitwillig die geistige Schärfe des Autors an, während man andererseits einräumen muß, daß sein künstlerisches Gestaltungstalent hier die gestellte Aufgabe nicht zu bewältigen vermochte.

— **Rubinstein's** große Oper: „Die Makkabäer", sind am berliner Opernhause mit glänzendem Erfolg in Scene gegangen. Der Text ist von **S. Mosenthal** auf Grundlage des bekannten Trauerspiels von Otto Ludwig bearbeitet worden. Die Höhenpunkte der Dichtung sind auch Höhenpunkte der Oper geworden, so die Scene der Ermannung Juda's, wie er den Syrer plötzlich mit der Streitaxt zu Boden streckt und auf dem Altar mit flammenden Worten zum heiligen Kampfe aufruft. Diese Schlußscene des ersten Actes der Oper hatte zündenden Erfolg; im Stücke findet sie bekanntlich im zweiten Act statt. Die folgenden Scenen des Ludwig'schen Dramas sind episch und undramatisch, darunter leidet auch der zweite Act der Oper; der dritte dagegen erhebt sich wie der fünfte in dem Ludwig'schen Stück wieder zu dramatischer Wirkung. Manche haben die Musik als „oratorienhaft" bezeichnet; doch sie hat dramatisch zündende Momente, namentlich sind die Chöre ebenso charaktervoll wie energisch und in dramatischer Bewegung behandelt.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 27. Mai 1875.

Richard Wagner aus seinen Schriften betrachtet.

Gesammelte Schriften und Dichtungen. Von Richard Wagner. Neun Bände. Leipzig, Fritzsch. 1871—73. Gr. 8. 43 M. 20 Pf.

Die gesammelten Schriften und Dichtungen von Richard Wagner vertreten gewissermaßen die Stelle einer Selbstbiographie; der Verfasser hat sie nach der Zeitfolge ihrer Entstehung geordnet und durch Mittheilungen aus seinem Leben verbunden: beides eingestandenermaßen in der Absicht, den Leser durch alle Pfade seiner Entwickelung zu führen. Daß er dabei ziemlich einseitig verfahren ist, manches ihm Unbequeme unterdrückt, anderes Angenehme, aber Werthlose dagegen aufgenommen hat, ist für Wagner kein Vorwurf; wer sein eigenes Leben beschreibt, will natürlich mit günstigen Augen betrachtet sein. Wohl aber ist es dem Leser zu verdenken, wenn er sich blindlings Wagner's Führung anvertraut. Wir wollen unsererseits versuchen, einen Ueberblick über das Werden und Wachsen des bedeutenden Mannes zu geben, einen Ueberblick, der freilich fast ganz von Wagner's Berichten abhängig sein wird, der aber hervorheben soll, wo dieselben unglaubwürdig erscheinen, und wie Wagner's Bestrebungen, dem Glanze der Selbstbelobung entrückt, bei unbefangener Betrachtung sich ausnehmen.

Richard Wagner wurde am 22. Mai 1813 als Sohn eines Polizeiactuars zu Leipzig geboren. Die häuslichen Verhältnisse, in denen er aufwuchs, scheinen nicht glücklich gewesen zu sein, es mangelte ihnen Sicherheit und fester Bestand. Erst starb der Vater, dann, nach wenigen Jahren, auch der Stiefvater, ein Schauspieler. Wagner preist es als eine Gunst des Geschicks, daß er nicht „erzogen" worden sei. Gute und schlechte Triebe müssen in dem Knaben ungehindert nebeneinander emporgewuchert sein. Auf dem Gymnasium war er anfänglich fleißig; die Antike, besonders die dem Knabenalter so zugängliche Odyssee flößten ihm Ehrfurcht ein; dann aber ward er, wie er selbst sagt, „faul und liederlich". Auch als er um 1830 die Universität bezog, „profitirte er von dieser Gelegenheit sich zu bilden so gut wie gar nichts". Wie er sich angesichts dieser Selbstbekenntnisse anderorts wissenschaftlicher Vorbildung rühmen kann, bleibt räthselhaft.

Im Aelternhause Wagner's verkehrten, auch wol noch nach dem Tode des Stiefvaters, viele Schauspieler, Virtuosen mit ihrem Anhang, unruhige Menschen, vor denen der Knabe nicht gerade die größte Achtung hegte. Doch zog ihn deswegen die Bühne, wie natürlich, nicht weniger an. In mannichfacher Erregung verfloß ihm die Zeit des Sammelns. Unter seiner Lektüre nennt er selbst die Schriften von E. T. A. Hoffmann — eine bedeutungsvolle Wahl! Aus diesen mystisch-tollen Novellen sprach zu dem Knaben eine Natur von ähnlicher Anlage, nur minder kräftig und früh abgewelkt.*) Nicht gar früh, dafür aber um so heftiger, regte sich in ihm das künstlerische Blut. Er wollte, wie Hoffmann, Dichter und Tonkünstler zugleich werden, doch überwog anfänglich der Trieb zur Dichtkunst. Shakspeare hatte begonnen auf ihn zu wirken. Aus „Hamlet" und „Lear" setzte er eine Tragödie zusammen, deren Inhaltsangabe abenteuerliche Kühnheit und einen erbaulichen Mangel an Reflexion verräth. Zweiundvierzig Menschen starben im Verlaufe des Stücks, sodaß in den letzten Acten fast keiner mehr übrig war, worauf denn der junge Dichter, kurz entschlossen, die Mehrzahl als Geister wiederkommen ließ. Nun sollte das Riesenstück auch mit Musik versehen werden, mit Musik im Stile Beethoven's, dessen Compositionen zu „Egmont" der Knabe inzwischen kennen gelernt hatte. So begann Wagner zu componiren; von der Dichtung wandte er sich, um dieselbe zu illustriren, zur Musik.

Im Jahre 1830, siebzehnjährig, verläßt Wagner die Schule. Es ist das Jahr der Julirevolution, das Jahr

*) Wagner hat auch die Hoffmann'sche Auslegung des „Don Juan", daß Donna Anna sich in Liebe um Don Juan verzehre, zu der seinigen gemacht.

des Polenaufstandes. Das „junge Europa" rührt sich allerwegen, Ungebundenheit ist das Losungswort, der junge Student nimmt es stürmisch auf.

Nun beginnt ein regelloses Leben. Wagner leugnet nicht, an studentischen Ausschweifungen bis zur Uebersättigung theilgenommen zu haben. Daneben beschäftigen ihn — nicht die Collegia über Aesthetik und Philosophie, sondern allerlei Opernentwürfe. In einem derselben spielt ein Wahnsinniger eine Hauptrolle, der die Braut seines Freundes mit Liebe verfolgt; er erklettert das Fenster ihres Schlafgemachs — Heine's „Ratcliff" ist nicht zu verkennen. Heine und dessen Schule, auch Heinse's „Ardinghello" spukten Wagner, wie er sich ausdrückt, in allen Gliedern.

Von zwei andern Opern ist genauer Bericht zu geben. Die eine, ganz romantisch, entstand unter den Einflüssen von Weber, Marschner, vielleicht auch Spohr. Sie heißt „Die Feen". Ein Sterblicher liebt eine Fee, aber nur durch Erfüllung harter Bedingungen kann er sie gewinnen; er unterliegt der Prüfung, die Geliebte wird in einen Stein verwandelt; da rührt er, ein zweiter Orpheus, die Saiten und singt so reuig, so klagevoll, daß der Feenkönig Milde übt, den Bann löst und die beiden Liebenden in die unendlichen Wonnen der Feenwelt zu sich emporhebt. Ein vorempfundener Lohengrin, durchaus ernst, ja heilig in der Stimmung, nur im Schlusse glücklicher. Wie anders steht das folgende Stück uns an: „Das Liebesverbot". Shakspeare's „Maß für Maß" liegt zu Grunde; nur ist das Maß durch Unmaß ersetzt. Wer die ganze Fülle von Liederlichkeit, welche darin steckt, zu kennen begehrt, der lese Wagner's eigenen Bericht im ersten Bande der Schriften. Hier genüge Folgendes: Der König von Sicilien setzt zu seinem Statthalter einen puritanischen Deutschen (!) ein, Friedrich geheißen; diesem sind die lockern Sitten des Südens verhaßt; er verbietet alle Liebesverhältnisse bei Todesstrafe. Eine Gerichtsscene beginnt mit dem „burlesken Verhör verschiedener Verbrecher gegen die Sittlichkeit". Die Hauptperson neben dem Statthalter ist eine fidele Novize, Isabella mit Namen. Ihr Bruder hat ein Mädchen verführt, der Statthalter will ihn begnadigen — um den Preis ihrer Liebe. Sie verspricht ihm auch ein Stelldichein, schiebt ihm aber eine Andere, eine von ihm verlassene Geliebte, unter; schließlich entlarvt sie ihn und heirathet zum guten Ende den Luzio, einen „jovialen Wüstling". Der Statthalter seinerseits denkt gar nicht daran, den Preis für Isabella's Opfer zu zahlen, er bestätigt vielmehr das Todesurtheil ihres Bruders; „eine Stunde an Isabella's Busen, dann der eigene Tod — nach demselben Gesetz, dessen Strenge unwiderruflich Claudio's Leben verfallen bleiben soll". Und das nennt Wagner den Entschluß eines „Ehrenmannes". Am Ende kommt der König hinzu, der freisinnigern Anschauungen huldigt, und alles endigt bei einer Carnevalsprocession in voller Fröhlichkeit.

Das „Liebesverbot" ist nicht etwa ein flüchtiger Entwurf, es ist eine vollständig ausgeführte Oper, an welcher Wagner sechs Jahre lang festgehalten und welche er mehrern Bühnen zur Aufführung eingereicht hat. Wo ist der Schwärmerzug im Antlitze des jungen Dichters geblieben? Wo ist die Romantik seiner Feen? Aus der geheimnißvollen Waldesstille, von den sehnsüchtigen Klagen des einsamen Sängers reißt er uns fort in einen wilden Maskenscherz, in ein verwegenes Intriguenspiel, unter ein Volk sinnlich berauschter Südländer. Das ist ein jäher Umschlag, er ist kaum noch in den Grenzen einer gesunden Begabung. Wagner's Natur aber ist er eigenthümlich, er wird uns noch im „Rienzi" und „Fliegenden Holländer", ja als Grundzug des „Tanhäuser" wieder begegnen. Hier sei nur noch einmal an Wagner's Jugendlektüre erinnert. Wer etwa Hoffmann's „Elixire des Teufels" gelesen hat, der weiß, wie sich in diesem Schriftsteller die Exaltation der Reue und des sittlichen Ernstes hart neben die Orgien der Wollust drängt. Auch auf Heine könnte leicht hingewiesen werden. Man vergleiche z. B. das Gedicht „Im Traum sah ich die Geliebte" („Heimkehr", 44) mit den „Bädern von Lucca". Es ist ein Nachklang der Romantik, der Wagner's ganzes Leben durchzieht.

Die Gewitterluft, welche in den dreißiger Jahren auf Deutschland lastete, entwickelte in Wagner eine fieberhafte Regsamkeit. Im Sommer 1834 nahm er die Musikdirectorstelle am Stadttheater zu Magdeburg an. Ernste Kunstanschauungen kannte er nicht. Er hatte seinen Spaß an den leichtgelenkigen französisch-italienischen Modeopern, und wenn er so „vom Dirigirpulte aus rechts und links das Zeug loslassen durfte", so machte ihm das oft kindische Freude.

Er selbst berichtet, wie tief er damals in Genußsucht versunken war. Nun trat mancherlei Noth ein: „Widersacher, Weiber, Schulden"; nach diesem unvergänglichen Schema dürfen wir uns die Lage des jungen Kapellmeisters wohl vorstellen. Er war verliebt, heirathete, „quälte sich und andere unter dem widerlichen Eindruck einer besitzlosen Häuslichkeit"; in Königsberg, wo er 1836 Musikdirector war, verlief ihm ein ganzes Jahr unter kleinlichen Sorgen. Aus diesen erbärmlichen Verhältnissen, in denen mancher andere erstickt wäre, raffte er sich aber mit der ihm eigenthümlichen Kraft empor. In Riga, wo das gut ausgestattete Theater unter Holtei's Leitung sorgfältige Vorstellungen gab, entstand sein „Rienzi".

Wir glauben es gern, wenn Wagner versichert, der Musik à la Auber und Adam und des leichtfertigen Lebens in den Tag hinein um diese Zeit überdrüßig geworden zu sein. Eine tief ernste Stimmung war über ihn gekommen, der Entschluß, etwas Großes zu wagen, um der elenden Lage eines wandernden Musikanten zu entfliehen. Es kann auch sein, daß er für seinen Helden wirkliche Begeisterung empfunden hat; er sagt:

> Dieser Rienzi mit seinen großen Gedanken im Kopfe und im Herzen, unter einer Umgebung der Roheit und Gemeinheit, machte mir alle Nerven vor sympathetischer Liebesregung erzittern.

Daneben ist die Oper aber mit massenhaften, ja, wie Hanslick sagt, „fast unverschämten" Knalleffecten ausgestattet. Act 1: Entführung, Straßenkampf, Orgel aus dem Lateran mit obligatem Frühroth, das ganze römische Volk sinkt auf die Knie; Act 2: Mordversuch, die Nobili zum Tode vorbereitet, blutrother Vorhang und Capitol-Todtenglocke, Misereat der Mönche; Act 3: Sturmglocken, Angriff der Nobili auf die Stadt, Lärmtrommeln,

Rienzi und die Senatoren zu Roß, das ganze Heer schlägt taktmäßig mit den Schwertern auf die Schilde; Act 4: Bannstrahl aus heiterm Himmel, dumpfes Vae tibi maledicto; Act 5: endlich die Wohnung Rienzi's in Brand; Steinwürfe gegen die Fenster, klirrende Scheiben, zum Schluß das Capitol in ein Flammenmeer gehüllt. Als Ballet erscheint ganz ungenirt die Geschichte der Lucrezia auf der Bühne; die Sage von der Virginia wäre weniger anstößig gewesen. Dazu denke man sich das Werk so lang als nur möglich: der Klavierauszug besteht aus zwei Folianten. Erwägt man, was auf dem Gebiete der historischen Oper unmittelbar vorher geleistet worden („Cortez“, „Vestalin“, „Tell“, „Stumme“, „Jüdin“), so begreift man als die Absicht des jungen Componisten: alles Dagewesene in Prunk und Effect zu überbieten. Und so begreift man ferner, daß er sich mit dem fast vollendeten Werke nach dem Centrum der damaligen Bildung, nach Paris, auf den Weg machte. Ihm winkte dort verlockend die große Oper, von welcher aus schon so mancher seinen Weg gefunden, ihm winkte der Weltruhm.*)

So betrat Wagner im Sommer 1839 eine Stadt, in welcher das Geschmeidige, Funkelnde, Gefällige mehr gilt als das Echte. Und er war ungelenk, heftig in seiner Aeußerung, des Französischen nur wenig mächtig. Wollte er hoffen, seinen „Rienzi“ oder eine andere Oper, in welcher er seine Kraft und seine exaltirenden Effectmittel auskramen konnte, in Paris zur Aufführung zu bringen, so galt es zunächst, sich einen Namen zu machen, etwa durch Chansonetten oder andere Kleinigkeiten. Wagner befand sich noch immer auf einem Standpunkt, von wo er nichts Schlimmes darin sah, sich dem Modegeschmack zu bequemen. Aber — dazu reichte sein Talent nicht aus. Er componirte einige französische Romanzen (darunter Ronsard's reizendes „Mignonne, allons voir si la rose“; sie sind neuerdings einzeln im Druck erschienen); er hatte sich bemüht, sie möglichst leicht zu gestalten, aber für die pariser Salons waren sie doch noch zu schwer gerathen, sie fanden keinen Beifall. Der erste Versuch war also misglückt, und so ging es weiter. Meyerbeer nahm sich des jungen Kunstgenossen zwar freundlich an, konnte aber, da er häufig von Paris entfernt war, nicht allzu viel für ihn thun. Die Hoffnung, den „Rienzi“ bei der großen Oper zur Aufführung zu bringen, zerrann. Ingrimmig sah Wagner, wie das Publikum sich zu den Bouffonnerien der Italiener drängte, wie es der neuen Schöpfung Halévy's, der „Königin von Cypern“, seine Huldigung darbrachte — das waren Werke, die er mit seinem „Rienzi“ lange überholt zu haben glaubte. Inzwischen stellte sich die alte Geldnoth von neuem und schlimmer als je bei ihm ein. Er war genöthigt, beliebte Melodien aus den Opern seiner glücklichen Nebenbuhler für alle möglichen Instrumente zu arrangiren, er schrieb Novellen und Aufsätze in Schlesinger's „Gazette musicale“. Das war die richtige Zwangslage, wenn er zur Erkenntniß kommen, wenn er vor dem pariser Kunstgetreibe den allerinnersten Ekel empfinden sollte. In den Antichambren erwachte sein Stolz. Mit goldenen Träumen war er angekommen — was fand er jetzt? Die Künstler geldgierig, eigensüchtig, gemein, das Publikum gelangweilt, verbildet, starker Gefühle ganz unfähig. Mit großer Schärfe sprach er diese Eindrücke aus; wir verweisen auf den ersten Band der Schriften. Da schildert er z. B., wie das grundgütige Publikum sich zu einer Don-Juan-Vorstellung versammelt, wie es nachsichtig verzeiht, daß Lablache und die Grisi es mit ihren Aufgaben ernsthaft nehmen — aber nun beginnt die Wonne: Fächerspiel, Mienenspiel, freudige Bewegung, denn Rubini ist vorgetreten, fast tonlos setzt er ein: „il mio tesoro“; nun schwingt er sich auf das f, nun trillert er auf dem a, und jetzt — jetzt faßt er das hohe b und schmettert es heraus; da ist kein Halten mehr, und der Beifall ist unendlich.

Mit diesem Tone ironisirt Wagner im Grunde sich selbst und sein Verweilen in Paris. Allmählich ward es ihm denn auch klar, daß er entweder im Pfuhle der Kunstlüge versinken, oder einen Entschluß fassen und eine neue, vielleicht entsagungsvolle Stellung aufsuchen müsse. Seine Natur litt keinen Zweifel über die Entscheidung. Und das um so weniger, als bereits ein neuer Stoff vor seiner Seele schwebte, ein Stoff, der nach Gestaltung rang und der sich doch in den herkömmlichen Formen der Oper auf keine Weise bewältigen ließ — die Sage vom Fliegenden Holländer. Auf der Seereise von Riga nach London, in Sturmesnöthen, bei dreimaligem Einlaufen in norwegische Häfen, war sie dem Dichter nahe getreten. Paris war nur dazu angethan, ihm die Gestalt des ruhelosen, wandermüden Seemannes noch näher ans Herz zu schließen. Sehnte doch auch er sich nach Ruhe, nach Erlösung! Und so trieb ihn denn dieser Stoff zur Aufsuchung einer neuen Kunstform, so wurde Wagner aus innerstem Bedürfniß Revolutionär in der Kunst. Worin diese Revolution bestand, weiß jeder; sie war, wie alle Revolutionen, im Anfang eine gewaltsame Reform, der Versuch, zu den frühern, bessern Zuständen zurückzukehren. Wagner stritt nicht gegen Gluck, Mozart und den „Fidelio“, er kämpfte gegen den „Unsinnswust“ der Neuern, von welchem „Robert der Teufel“ der lächerlichste Auswuchs war. Im Princip blieb er noch bei den abgeschlossenen Formen der Ouverture, der Arie u. s. w., im Princip hielt er die kurze, übersichtliche Melodie noch immer fest. Seine eigenthümliche, mehr dichterische als musikalische Begabung wies ihn freilich über dieses Ziel hinaus. Das zeigt sich bereits in der durch und durch dramatischen Form der Dichtung. In dieser, nicht in der Composition liegt das Neue und das Packende des Werks. Der „Holländer“ war jener Zeit eine fremdartige, einsame Erscheinung; um so mehr war es ein Wagestück, eine muthige That. In sieben Wochen war das Ganze fertig. Wagner fühlte sich. Fast überschwenglich tobt und braust nun das Bewußtsein des Genius in ihm. In solchem Sinne möge man den merkwürdigen Aufsatz „Der Künstler und die Oeffentlichkeit“ (Band 1 der Schriften) beachten.

In diese mächtige Erregung, die erste und fruchtbarste in Wagner's ganzer Entwickelung, fiel plötzlich ein heller Sonnenstrahl des Glücks. In Dresden war der „Rienzi“, in Berlin durch Meyerbeer's Vermittelung auch der

*) I, 19 will Wagner an eine Aufführung des „Rienzi“ in Paris niemals gedacht haben. Dem widerspricht aber IV, 323 und ausdrücklich VII, 160.

„Fliegende Holländer" zur Aufführung angenommen worden. Der junge Musiker, den die Fremde, weil er ein urwüchsiger Deutscher war, unfreundlich zurückgestoßen, ihn erwartete nun in der Heimat freundlicher, ja ehrenvoller Empfang. Hier schließt die autobiographische Skizze, womit Wagner den ersten Band einleitet:

Zum ersten male sah ich den Rhein — mit hellen Thränen im Auge schwur ich armer Künstler meinem deutschen Vaterlande ewige Treue.

Bei der Aufführung des „Rienzi" wirkten in Dresden zwei Kräfte ersten Ranges mit: Tichatschek sang die Titelrolle, die Schröder-Devrient den Adriano. Der Erfolg war glänzend. Allen unerwartet, wurde Wagner zum Kapellmeister am dresdener Hoftheater ernannt — sein Glück war betäubend. Welche Aussichten eröffneten sich ihm! Das Publikum hatte ihn zu seinem Lieblinge erkoren, der öffentliche Kunstgeschmack hing jetzt von seiner Leitung ab — und nun das materielle Wohlleben, nachdem er mit knapper Noth dem Hungertode entgangen war! Getragen von den Wogen der öffentlichen Gunst, vergaß er für kurze Zeit, in wie gefährlicher Stellung er schwebte. Er vergaß, daß der jauchzende Beifall einem Werke galt, welches er selbst bereits als überwunden betrachtete. Er fragte sich wenig, ob denn auch „Der fliegende Holländer" die Klippen der ersten Aufführung glücklich umfahren werde. Vorläufig fühlte er sich als Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Er wußte daraus Vortheil zu ziehen. Man hielt ihn bald für eine in Kunstangelegenheiten nicht zu umgehende Größe. Beweis dafür die Stellung, welche er z. B. 1844 bei der Uebersiedelung der sterblichen Reste Karl Maria von Weber's nach Dresden einnahm (vgl. Bd. 12). Dem Hofe erwies er sich dankbar durch die Composition einer Cantate „Gruß seiner Treuen an Friedrich August den Geliebten" (1843), deren er allerdings in seinen Schriften nicht mehr Erwähnung thut. Das letztere gilt auch von der geistlichen Cantate „Das Liebesmahl der Apostel", deren Dichtung frei, aber nicht unbiblisch den Verlauf des ersten Pfingstfestes schildert. So in fieberhafter Thätigkeit nach allen Seiten hin, wandte er der Vorbereitung des „Fliegenden Holländer" nur geringe Sorgfalt zu. Die Aufführung — enttäuschte. Das Publikum hatte ein neues Spektakelstück erwartet und fand ein prunkloses, streng einfaches Drama. Das Stück fiel durch. Auch in Berlin und an andern Orten fand es keinen günstigen Boden. Aber Wagner war einmal im Zuge, er ließ sich nicht aufhalten. Die Idee des „Tanhäuser" war in ihm aufgegangen; in seinem kalten Dachstübchen zu Paris hatte sie nicht zur Blüte gelangen können; jetzt aber, genährt von der Sonne des Glücks, entfaltete sie willig ihren farbenprächtigen Kelch. Verwundern darf es allerdings, daß der Componist des „Fliegenden Holländer" auf diesen Stoff verfiel: eben hatte er sich mit so viel Liebe in das rauhe Seemannsleben vertieft, er hatte, freilich überspannt, das Edelste geschildert, und jetzt trieb es ihn in das prunkende Reich aller sinnlichen Lust! Es wiederholt sich hier eine frühere Erscheinung aus Wagner's Leben. Auch bei den waldesduftigen Feen hatte er es nicht ausgehalten, sondern war in die lüsterne Trunkenheit sicilischer Maskenfreude hinübergeschweift. Die „zwei Seelen in seiner Brust" lebten noch nicht in Eintracht, doch auch nicht in Zwietracht; sie herrschten wechselsweise. Eben der „Tanhäuser" bezeichnet wol den Anfang der Periode, in welcher Wagner einen Ausgleich zwischen seinen transscendentalen und seinen sensualen Trieben suchte.

Vorläufig fand er ihn noch nicht. Man sollte meinen, die pariser Noth hätte ihn genügsamer machen sollen, er hätte jetzt das wärmste Behagen empfinden müssen. Aber Wagner gesteht (in der „Mittheilung an meine Freunde", Bd. 4, welche an Rücksichtslosigkeit Rousseau's „Confessions" wenig nachgibt), daß seine Genußsucht nun erst recht keine Grenze, und seine Geldnoth kein Ende gekannt habe. Es ist etwas Erschreckendes in diesem offenherzigen Bekenntniß; das Maßlose, im innersten Wesen Unbescheidene des Mannes tritt widerwärtig hervor. Aber seine kräftige Natur, der pochende, zuckende Nerv verlangten zu leben. Engen Verhältnissen ist Wagner nie gewachsen gewesen, weder im Leben noch in der Kunst; sein Trieb geht in die Breite.

Stürzte er sich nun in den Strudel der sinnlichen Genüsse, so verleugnete er doch auch hier nicht die entwickelungsfähige Natur. Das flotte Bummeln des wandernden Studenten, das liederliche Treiben des jungdeutschen Musikmeisters — das hatte nun abgespielt. Nur Einen Glaubenssatz nahm Wagner aus der Erbschaft der beiden an sich; er heißt: In der Sinnenliebe liegt das Gesetz der Welt. Aber unendlich mannichfaltig, unerhört genial verstand er in der Ausführung den Satz zu variiren. Ein zweiter Tanhäuser zog er ein in den Venusberg, aber mit raffinirtestem Geschmack wandte er die begehrlichen Augen gar bald zu dem Keuschesten, Unschuldigsten, Reinsten zurück. So entstand das Bild der Elisabeth in seiner Seele. Sie ist das Weib seiner Sehnsucht, das „unendlich weibliche", in Hingebung zerschmelzende Weib. In der Dichtung des „Tanhäuser" herrscht eine arge Unklarheit, eine unbeschreibliche Confusion der Motive. Das ist seit Otto Jahn's scharfer, ja allzu scharfer Kritik derselben wol allgemein anerkannt („Gesammelte Aufsätze über Musik", S. 64 fg.). Man soll aber nicht übersehen, daß auch wundervolle Schönheiten darin enthalten sind, und vor allem nicht, daß sie der Bühnenkunst eine Tiefe und Vielseitigkeit des Ausdrucks abverlangt, wie sie wenigstens für die Oper bislang noch unerhört war. So kam denn (October 1845) auch der „Tanhäuser" auf die dresdener Bühne, Wilhelmine Schröder selbst hatte die Venus übernommen — und auch vom „Tanhäuser" ging das Publikum ohne Theilnahme, verblüfft nach Hause. Da war es aus mit Wagner's Fassung. Er war sich bewußt, sein Bestes, seine ganze leidenschaftliche Kraft in dies Werk ergossen zu haben, und nirgends fand er Anklang, nirgends Spuren der Erschütterung!?

Wir können nachempfinden, was Wagner fühlte. Nach langen Verirrungen hatte er sich zum Ernste in seiner Kunst hindurchgerungen; er hatte, was unter der Mitwelt auch nicht einer that, den Inhalt seines Lebens in seine Opern gefaßt, das Edelste seiner Natur hatte er der Kunst zu danken, und nun fühlte er, wie jenes Gefäß ihm entwunden wurde, wie diese Stütze in seiner Hand zerbrach! Wir können dem Manne unsere Achtung nicht versagen, der sich in solchem Sturme nicht beugen

ließ. Mit ungeschwächter Kraft kämpfte er weiter, er kämpfte für sein Ideal, die wahrhaft dramatische Oper. Aus heißen Thränen erwuchs ihm ein neues Werk, mit dem „Lohengrin" entfernte er sich noch weiter als bisher von dem damals belebten Pfade der Kunst. Konnte ihn etwas trösten und stärken, so war es die Erfahrung, daß er zwar nur wenige, aber weitberühmte Genossen fand: Schumann's „Genoveva" und Spohr's „Kreuzfahrer" sind durch den „Tanhäuser" angeregt und im Geiste der dramatischen Oper geschrieben worden. Vom „Lohengrin" brauchen wir nicht zu sprechen, heute kennt ihn jeder, und das mit Recht. Auch seine Mängel sind bekannt. Wir verweisen wiederum auf Otto Jahn *), ferner auf Joachim Raff, „Die Wagnerfrage"**) und — um auch das Lob eines entschiedenen Gegners anzuführen — auf das vortreffliche Schriftchen von F. Hinrichs, „Richard Wagner und die neue Musik" ***). „Lohengrin" kam vorderhand in Dresden nicht zur Aufführung. Die Waffen, welche Wagner nach dem Sturze des „Tanhäuser" ergriff, waren andere.

Wagner hatte in Dresden einen Posten angenommen, für den seine schroffe und herrschsüchtige Natur sich durchaus nicht eignete. Er war zweiter Kapellmeister; die erste Stelle bekleidete Reissiger, damals ein Mann in der Mitte der Vierziger, wüster Leidenschaft von jeher abgeneigt, für das Eigenste Wagner's wol ohne alles Verständniß. Ueber diesem stand sodann der Intendant, Hr. von Lüttichau, der seinerseits vermuthlich von Geschmack und Neigung des Hofs sehr abhängig war. Mit beiden dauerte das gute Einvernehmen nicht lange. Wagner gedenkt ihrer nur mit bitterer Ironie. In Spohr's Selbstbiographie (II, 305) wird sogar erzählt, er habe sich brieflich über den Intendanten in so ausfallender Weise geäußert, daß das betreffende Schreiben nicht mitgetheilt werden könne. Andererseits fand er auch theilnehmende Freunde, denen er dann, wie z. B. dem Chordirector Fischer, mit überschwenglichem Danke ergeben blieb (vgl. Bd. 5). Unter allen diesen freundlichen Beziehungen ist die wichtigste Wagner's Verhältniß zu Wilhelmine Schröder-Devrient:

> Die entfernteste Berührung mit dieser außerordentlichen Frau traf mich elektrisch: noch lange Zeit, bis selbst auf den heutigen Tag, sah, hörte und fühlte ich sie, wenn mich der Drang zu künstlerischem Gestalten belebte.

Ihr Wesen war die völligste, die unbedingteste Hingebung, Wagner erlebte, wie sie in den Banden eines unwürdigen Betrügers (von Döring) fast verging. Seine Elisabeth, Elsa, Isolde, Sieglinde und Brunhild — sie alle tragen die Züge der Schröder. Sie ihrerseits schätzte in Wagner den bedeutenden Mann, ohne doch — wenn anders ihre Biographin Claire von Glümer recht berichtet — seinen Theorien durchaus zu huldigen.

Es ist nun sehr bedauerlich, daß wir nicht wissen, welche Einflüsse außer den genannten damals für und wider Wagner standen. Man muß sich erinnern, daß er bis zum Jahre 1849 noch keineswegs sein letztes Wort gesprochen hatte. Mit dem „Holländer" und „Tanhäuser", ja selbst mit dem „Lohengrin" ist er noch immer Operncomponist. Er unterschied sich von seinen Berufsgenossen lediglich durch den in Paris erworbenen stolzen Ernst in seiner Kunstausübung. Ernst war er geworden durch und durch; darum verbot er seinem Tanhäuser, seiner Elsa die närrischen Capriolen, die Coloraturen und Cabaletten, welche die Arien Rossini's und Meyerbeer's verunzieren; darum tauchte er seine ganze Handlung in Musik — aber das hatte vor ihm schon Gluck und in der „Euryanthe" auch Weber gethan. Ernst war er von Kopf bis zu Fuß, darum sprechen seine Texte — unklar allerdings, aber nicht misverständlich — von dem Tiefsten, was seine Brust bewegte. Heute erfahren wir, daß gerade seine Opern aus jener Zeit immer mehr Boden erobern. Nicht als ob sie einen reinen und völligen Genuß, eine wirkliche Befriedigung hervorzurufen im Stande wären. Man merkt die Absicht, man fühlt die Arbeit. Die große Verworrenheit der seelischen Vorgänge beunruhigt. Und noch mehr haben die Musiker von Fach daran auszusetzen. Sie tadeln den schweren Fluß der Melodie, die Unfertigkeit im polyphonen Satz, die gewagte Enharmonik, ja Joachim Raff spottet sogar über Wagner's „seemännische" Ansichten von Harmonie. Aber die Wirkung der Opern ist doch unbestreitbar, sie rütteln den Zuschauer auf, indem sie ihn mit unerbittlicher Nöthigung vor die Frage stellen, wie er sich zu der Kunst verhalten, ob er sie als Spielwerk, als Zerstreuung, oder als ernste Prophetie, als tiefsinnige Deuterin des Lebens betrachten wolle. Und das dresdener Publikum in den vierziger Jahren empfand das nur als unangenehmen Zwang; sein Geschmack und sein Kunstverständniß verblieben auf der Stufe der großen Lärmoper „Rienzi". Bittere Erfahrung! Wagner erkannte bald, daß er sich sein Publikum erst erziehen müsse, nicht weniger die Darsteller, nicht weniger die Kapellmeister und Intendanten. Er wagte sich an das Riesenwerk, er setzte alle seine Kräfte daran, jedenfalls nur klein war damals das Häufchen seiner Anhänger — ein edler Stolz hob ihm die Brust.

Hier also beginnen Wagner's Bemühungen für die Umgestaltung des deutschen Theaters. Sie vollzog sich zunächst nur innerhalb des Instituts, an welchem er angestellt war; bis zum Jahre 1849 hat er nichts darüber geschrieben. Vor allen Dingen wird er darauf gedrungen haben, daß die Vorstellungen mit vollkommenster Sorgfalt vorbereitet seien, er wird versucht haben, um hierzu Zeit zu gewinnen, die Zahl der Vorstellungen zu vermindern. Alles umsonst! Es war die Zeit noch nicht, wo die Herzen für große Anstrengungen empfänglich gewesen wären; die alte Spielerei der Romantik, die nebligen Verheißungen der „Emancipirten" beherrschten noch die alten und die jungen Strudelköpfe. Und Wagner, der auf allen andern Gebieten Romantiker wie nur einer war, der sich besonders in seinem sittlichen Leben der romantischen Willkür völlig ergeben hatte — auf dem Gebiete der Kunst war er Reactionär, hier kehrte er zu der alten strengen Schule zurück. Er litt unsaglich unter dem Hohn, unter der Gleichgültigkeit, die seinen Bestrebungen entgegengesetzt wurde. Und er litt doppelt darunter, weil auch seine persönliche Zukunft in diesen Streit verwickelt war. Im Vollgefühl des Triumphes, den er mit dem „Rienzi"

*) S. 112 fg.
**) I, 201 fg.
***) Auch in der „Neuen Zeitschrift für Musik", 1853.

davongetragen, hatte er wie ein reicher Mann gewirthschaftet. Nun wurden die Erstlinge seines umgewandelten Kunststils vom Publikum abgelehnt, nach wie vor füllten sich die Häuser für Bellini und Meyerbeer. So verwob sich in ihm der Ingrimm über den Leichtsinn der Mitwelt mit der stillen Verzweiflung über die Zerrüttung seiner persönlichen Verhältnisse. Er fühlte, wie ihm der Boden unter den Füßen wankte, wie seine Stellung unhaltbar ward. Und diese Stimmung in den Jahren, in welchen am politischen Himmel die schwersten Gewitter zusammenzogen. Von allen Seiten mußte nun er, der Künstler mit dem durch und durch unpolitischen Kopfe, die Klagen der politischen Parteien vernehmen. Leicht war er überredet, daß alles Bestehende abscheulich, daß jede Aenderung ein Segen sei. Aber begriffen und durchdrungen hat er diese Fragen nicht; die politischen Abschnitte in seinen Schriften zeugen von der unglaublichsten Confusion. Da verklagt er in einem Athem die „Pfaffenwirthschaft" und das corpus juris Justinian's; da schreit er mit Louis Blanc und Lassalle über den Besitz durch Erbrecht, welcher „wunderbarerweise" als die Grundlage aller guten Ordnung angesehen werde, und eifert wie nur irgendein Jungdeutscher gegen das lebenzerstörende Christenthum. Was wollte er aber an die Stelle der alten Staatsform setzen? Felicien David war unter die Saint-Simonisten gegangen. Auch Wagner schwärmte eine Zeit lang für gesetzliche Arbeitstheilung, für allgemeinen Zwang zur Arbeit, welche er sich etwa in heiterer Landschaft unter Flötenbegleitung wie in Goethe's „Wanderjahren" ausgeführt dachte (VIII, 10). Und immer mehr erhitzte er sich. Die Mattigkeit, die Herzensschwäche, an denen der „Holländer", der „Tanhäuser" spurlos vorübergegangen, sie waren ja die eigentliche, die schlimmste Folge der politischen Entwickelung. Da höre man, wie sein zorniger Groll in dicken Wellen hervorsprudelt:

Nicht unsere klimatische Natur hat die übermüthig kräftigen Völker des Nordens, die einst die römische Welt zertrümmerten, zu knechtischen, stumpfsinnigen, blödblickenden, schwachnervigen, häßlichen und unsaubern Menschenkrüppeln herabgebracht — nicht sie hat aus den uns unerkennbaren, froben, thatenlustigen, selbstvertrauenden Heldengeschlechtern unsere hypochondrischen, feigen und kriechenden Staatsbürgerschaften gemacht — nicht sie hat aus dem gesundheitstrahlenden Germanen unsern skrofulösen, aus Haut und Knochen gewebten Leineweber, aus jenem Siegfried einen Gottlieb, aus Speerschwingern Dütendreher, Hofräthe und Herrjesusmänner zu Stande gebracht — sondern der Ruhm dieses glorreichen Werks gebührt unserer pfäffischen Pandektencivilisation mit all ihren herrlichen Resultaten.

Jetzt betonte er aufs äußerste die Rechte der individuellen Kraft, die Schranken des Staats schienen ihm überflüssig. Dem „rein menschlichen Wesen", der „freien Gesellschaft" traut er die Fähigkeit zu, ohne Staat fertig zu werden — kein politisches, sondern ein künstlerisches Hirngespinst! Und so kam das Jahr 1848 heran. Da war gewissermaßen das Signal gegeben, daß jeder versuche, wie weit seine Ideale Probe hielten. Wagner war in fieberhafter Bewegung. Nun handelte es sich darum, eine neue, eine herrschende Stellung zu erringen. Er verfaßte einen „Entwurf zur Organisation eines deutschen Nationaltheaters im Königreich Sachsen" (Bd. 2) und reichte ihn dem Minister Oberländer ein. Ein ganz vortrefflicher Entwurf, ruhig, mäßig, besonnen — aber welche Naivetät, zu glauben, die dresdener Volkskammer, dieser Ableger der Paulskirche, werde sich in das Detail zur Gründung eines deutschen Nationaltheaters einlassen! Und ferner verfaßte er einen Aufsatz über „Die Kunst und die Revolution", in welchem er geistreich darlegt, wie aus der Revolution ein neues Leben, aufgehend im Genusse der Kunst und von ihr geleitet, sich entwickeln könne — und schickte diesen Artikel einem pariser Journale zum Abdruck. Welches Misverständniß der Bewegung! Wagner's Vorschläge fanden taube Ohren, wie damals billig. Schwer möchte es nun sein, die Stimmung sich zu vergegenwärtigen, mit welcher er der politischen Entwickelung zusah. Ohne Verständniß für ihr eigentliches Ziel, glaubte er heute den Sieg errungen und fand er sich andern Tags getäuscht. Und hätte ihn blos die Sorge um das eigene Brot gepeinigt! Aber vor seiner Seele stand ein großer, ein erhabener Traum. Entzückt glaubte er zu sehen, wie die ideale Welt sich aus Wolkenhöhen auf die kriegentflammte Erde herunterließ, wie alle Menschen versöhnt und geadelt in künstlerischer Schönheit miteinander walteten und von dem Dichter in mystisch tiefen Bildern sich die Geheimnisse ihres Daseins deuten ließen. Es war wol ein Traum, der Blutes werth war. Und so trieb denn ein Wirbel von großen und kleinen Interessen, so trieben brennender Ehrgeiz und edelste Begeisterung den Künstler in den Straßenkampf der dresdener Maitage.

Daß wir diesen Verlauf in Wagner's Entwickelung annähernd richtig geschildert, dafür glauben wir einen negativen Beweis zu haben. Noch 1848, ja in der Vorgeschichte jenes Kampfes spielt Wagner gar keine Rolle. Als politische Persönlichkeit hat ihn niemand betrachtet. Unter fünf ausführlichen Schilderungen des dresdener Maiaufstandes nennt ihn nur eine einzige (Waldersee, S. 10, Anmerkung), und auch diese nur obenhin als einen „vom Hofe stets mit Gnaden überhäuften Kapellmeister". Auch der Steckbrief, welcher am 16. Mai wegen „wesentlicher Theilnahme" am Aufstande hinter ihm erlassen wurde, sieht nicht aus, als habe man den Verfolgten schon lange auf geheimen Listen geführt; er enthält einen Irrthum hinsichtlich seines Alters und gibt als einzige Kennzeichen an: braune Haare und Tragen einer Brille. Im einzelnen fehlt es — wenigstens dem Verfasser dieses Aufsatzes — an Nachrichten über Wagner's Verhalten im Kampfe. Die Wendung der Dinge nöthigte ihn zur Flucht. Eine zweite Periode seines Lebens lag hinter ihm.

Wenn uns eine spätere Zeit ausführlichere und unverdächtige Nachrichten über Wagner's Leben, besonders seinen Briefwechsel bringen sollte, so werden wir vor allem auf die nun folgenden Wochen und Monate zu merken haben. Wagner's Andeutungen geben uns das Bild einer unsagbar interessanten Seelenlage:

Als mich, den Geächteten und Verfolgten, keine Rücksicht mehr band zu einer Lüge irgendwelcher Art, als ich jede Hoffnung, jeden Wunsch auf diese jetzt siegreiche Welt hinter mich geworfen und mit zwanglosester Unumwundenheit laut und offen ihr zurufen konnte, daß ich, der Künstler, sie, diese so scheinheilig um Kunst und Cultur besorgte Welt, aus tiefstem Grunde des Herzens verachte, als ich ihr sagen konnte, daß in ihren

ganzen Lebensadern nicht ein Tropfen wirklichen künstlerischen Blutes fließe, daß sie nicht einen Athemzug menschlicher Gesittung, nicht einen Hauch menschlicher Schönheit aus sich zu ergießen vermöge — da fühlte ich mich zum ersten male in meinem Leben durch und durch frei, heil und heiter, mochte ich auch nicht wissen, wohin ich den nächsten Tag mich bergen sollte, um des Himmels Luft athmen zu dürfen.

In dieser großartigen Verzweiflung entwarf er — war es um sich zu täuschen? — eine Operndichtung „Wieland der Schmied" (Bd. 3), die in ihrem ungeheuern Fluge dicht an das Erhabene rührt. Er selbst ist dieser Wieland, der unglückliche Künstler, den ein Zaubermittel in unwürdige Liebesbande schlägt, den ein eigensüchtiger König fangen und lähmen läßt, und der doch endlich durch die Gunst des Schicksals und durch eigene Manneskraft frei wird und auf selbstgeschmiedeten Flügeln „heil und heiter" in den Aether sich emporschwingt, dort seine echte, überirdische Geliebte zu begrüßen. Aber diese Täuschung hielt nicht an. Wagner hatte sich nach Paris gewandt, dort stand er noch tiefer in den Wogen einer unreinen Bewegung. Da ist er ermattet, eine Krankheit meldete sich, in wüsten Phantasien dachte er wol Europa gänzlich zu verlassen und in dem menschenfernen Urwald Ruhe für sein Herz zu suchen. Wie dann persönliche Einwirkung naher Freunde ihn wieder aufrichtete, hat er am Schlusse seiner „Mittheilung" erzählt. Alsdann wurde er in Zürich als Musikdirector angestellt, welchen Posten er mehrere Jahre lang bekleidete. Aber was er durchgemacht hatte, mußte nun seine Folgen haben. Wagner gehört von jetzt an zu den „Unbefriedigten". Wenn er, ruhiger geworden, auf Deutschland zurücksah, das er in Pulverdampf und Feuerschein verlassen, so merkte er kaum noch ein Wölkchen, alles wieder schwül und sommerheiß, und die drei Dutzend Throne standen wie früher. Von den großen, nachhaltigen Eindrücken der Revolution verspürte man in Zürich wol nichts. Und in dieser trüben, verdüsterten Stimmung wandte er sich jetzt — wir wissen nicht, ob zufällig — zur Schopenhauer'schen Philosophie. Er selbst äußert sich nicht darüber, aber die Zeitbestimmung ist ziemlich sicher. Seine ersten, 1848 abgeschlossenen Entwürfe zu dem „Nibelungendrama" (Bd. 2) sind noch frei von Schopenhauer'schem Einfluß, dagegen ist die 1852 vollendete Dichtung völlig davon durchtränkt. Daß er sich dieser traurigen Weltanschauung so bald ergab, darf nicht wundernehmen. Er war zu wenig an abstracte Auffassung des Lebens gewöhnt, um ihr mit Gründen, und zu ingrimmig erregt, um ihr mit dem Gefühle widerstehen zu können. So nahm sie ihn denn ganz dahin. Er schwelgte in dem ungewohnten Genusse, mit Kategorien zu spielen und sein eigenes Schicksal gewissermaßen als Prototyp aller andern zu betrachten.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Geschichte des deutsch-französischen Kriegs.

1. Der Krieg gegen Frankreich 1870—71. Von Th. Fontane. Erster Band: Der Krieg gegen das Kaiserreich. Erster Halbband: Bis Gravelotte, 18. August 1870. Zweiter Halbband: Von Gravelotte bis zur Capitulation von Metz, 19. August bis 27. October 1870. Mit 67 Plänen in Holzschnitt. Berlin, v. Decker. 1873. Gr. 8. 14 M. 50 Pf.

Unter den für nichtmilitärische Leser bestimmten Schriften über den deutsch-französischen Krieg nimmt Fontane's Werk den ersten Platz ein. Lebendig und anschaulich wird der Verlauf des Feldzugs und der ursächliche Zusammenhang der Operationen geschildert, ohne den Besitz fachmännischer Kenntnisse für das Verständniß zu bedingen. Fontane's Urtheil über die französischen Heerführer ist durchaus maßvoll, die Beurtheilung des feindlichen Heers sogar etwas optimistisch gefärbt, denn der innere Werth der kaiserlichen Truppen ließ gar vieles zu wünschen übrig; auch war die Organisation der Verwaltung, namentlich in Bezug auf den Uebergang vom Friedensfuß auf den Kriegsstand, keineswegs mehr auf der Höhe der modernen Kriegswissenschaft, wie von gegnerischer Seite inzwischen selbst dargethan wurde.

Die Einleitung behandelt die Veranlassung zum Kriege, und zwar unter Benutzung der von seiten Benedetti's sowie des Herzogs von Gramont veröffentlichten Schriften. Fontane kommt zu dem Schluß, daß es die innern Verhältnisse und die aus diesen entstandenen mannichfachen Verlegenheiten der französischen Regierung gewesen seien, welche den Kaiser zur Kriegserklärung veranlaßten, daß die Masse des Volks keineswegs kriegslustig gewesen sei, sich indeß ohne besondere Schwierigkeit in der gewünschten Richtung habe fortreißen lassen, nachdem die Kriegsfrage einmal öffentlich gestellt und von chauvinistischer Seite an die nationale Ehre appellirt worden war. Aus der moralischen Zerrüttung der socialen Verhältnisse und dem Nichtvorhandensein einer im Volksbewußtsein festgewurzelten Regierungsform erklärt Fontane dann die Möglichkeit, ein so zahlreiches, dabei fleißiges und sparsames Volk mit Hülfe von ein paar ziemlich nichtssagenden Erklärungen der Regierung und einigen Zeitungsartikeln zu einem Angriffskriege gegen einen Nachbarstaat zu bestimmen, der erst wenige Jahre zuvor die Welt durch außergewöhnliche Leistungen auf militärischem Gebiete überrascht hatte und deshalb keinenfalls als ein gering zu schätzender Gegner anzusehen war. Soweit es sich um das französische Volk handelt, dürfte Fontane's Ansicht für zutreffend zu erachten sein, denn durch den fortwährenden Wechsel der Regierungsformen sind die Franzosen daran gewöhnt worden, unter Verzicht auf eigene politische Ueberzeugung und in rascher Aufeinanderfolge bald dieser, bald jener Parteiregierung zu gehorchen. Die Masse des Volks ist zu träge und unselbständig, um gegen extreme Parteien Widerstand zu leisten.

Bei dem Kaiser Napoleon dürften indeß keineswegs die durch die innern Wirren der Regierung bereiteten Verlegenheiten den Entschluß zum Kriege gegen Preußen hervorgerufen, sondern nur den Zeitpunkt des Beginns beeinflußt haben. Dieser Krieg war im Princip seit Jahren eine beschlossene Sache, deren Ausführung nur verzögert wurde, weil man die Stärke des Gegners kannte und mit den eigenen Vorbereitungen, namentlich mit der von Mar-

schall Niel begonnenen Reorganisation des Heers, noch nicht weit genug vorgeschritten war. Wahrscheinlich wurde nach dieser Richtung der Kaiser von seinen militärischen, namentlich aber von seinen politischen Rathgebern irrthümlich berichtet und rechnete auf auswärtige Unterstützung, bevor dieselbe fest zugesichert war. Die Kaiserin und die römisch-klerikale Partei des Hofs haben dann, wie auch Fontane mit manchen recht interessanten Details berichtet, in der entscheidenden Stunde von dem schwankenden, körperlich gebrochenen Kaiser die ihren Wünschen und Interessen entsprechende Entscheidung zu erlangen gewußt.

Was die Darstellung der eigentlichen Kriegshandlungen anlangt, so findet man in Fontane's Werk keine Detailbeschreibung der Schlachten und Belagerungen, vielmehr nur kurze anschaulich geschriebene Uebersichten des Verlaufs der hauptsächlichsten und für die Entscheidung maßgebenden Kriegshandlungen. Weit eingehender sind dagegen das Leben im Felde, das Treiben in den Lagern und französischen Städten, die Wünsche, Freuden und Leiden des deutschen Heers behandelt. Nach dieser Richtung wird eine außerordentliche Fülle allgemein interessanter Mittheilungen beigebracht, von denen namentlich die geschickt in die Schilderungen eingewobenen zahlreichen Feldpostbriefe sowie viele der damals in der deutschen und fremdländischen Presse veröffentlichten Kriegscorrespondenzen von bleibendem Werthe sind. Mit Ausnahme des von Georg Hirth veröffentlichten „Tagebuchs des deutsch-französischen Kriegs" ist uns kein anderes diese Periode behandelndes Werk bekannt geworden, welches nach der zuletzt erwähnten Richtung ebenso reich ausgestattet ist.

Auch die Beigabe der vielen in den Text hineingedruckten Kartenskizzen und Gefechtspläne verdient besondere Anerkennung bei einem vorzugsweise für nichtmilitärische Leser bestimmten Werke, zumal dieselben auf Wiedergabe der für das Verständniß der geschilderten Operationen unentbehrlichen Punkte und Linien beschränkt wurden. Alles weitere Detail wurde ausgeschieden, wodurch diese kleinen Zeichnungen sehr an Uebersichtlichkeit gewannen. Die im Text enthaltenen, den Gefechtsbeschreibungen in der Regel unmittelbar vorangestellten Terrainschilderungen sind ungemein plastisch und machen es der Phantasie des Lesers leicht, die fehlenden Details der Zeichnung zu ergänzen. Diese Terrainbeschreibungen beruhen meist auf an Ort und Stelle vom Verfasser gewonnenen Eindrücken und zeichnen sich dadurch vortheilhaft aus vor ähnlichen Darstellungen fachmännischer Schriften, welche lediglich aus kartographischen Studien hervorgingen.

Das ganze Buch ist volksthümlich, dabei aber durchaus vom künstlerischen Standpunkte geschmackvoll geschrieben.

2. Die Operationen der III. Armee. Nach den Acten der III. Armee dargestellt von W. von Hahnke. Erster Theil: Bis zur Capitulation von Sedan. Mit 2 Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. 1873. 8. 4 M.
3. Feldzug 1870—71. Die Operationen des Corps des Generals von Werder. Nach den Acten des Generalcommandos dargestellt von Ludwig Löhlein. Mit einer Uebersichtskarte und 5 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1874. 8. 7 M.

Beide vorstehend genannten Werke gehören zur sogenannten „grünen Collection" der von seiten des Generalstabes über den letzten Krieg veröffentlichten kriegsgeschichtlichen Schriften und sind, wie schon der Titel besagt, auf Grund der in den Hauptquartieren geführten Acten bearbeitet, neben welchen das inzwischen von französischer Seite publicirte Material mit Kritik benutzt wurde. Beide Schriften sind daher in hohem Grade zuverlässig, soweit es sich um thatsächliche Angaben über die einzelnen Kriegsbegebenheiten, namentlich aber um die Motive der seitens der deutschen Commandobehörden getroffenen Anordnungen handelt.

Major von Hahnke will, wie in dem Vorwort gesagt wird, in der Zusammenstellung der Operationen der Dritten Armee nur einen Rahmen geben, in welchen die Darstellungen der besondern Thätigkeit der einzelnen Corps und Divisionen hineingehören. In tagebuchweiser Form wird nur so viel mitgetheilt, als an den einzelnen Tagen actenmäßig zur Kenntniß des Obercommandos gekommen oder von dort aus angeordnet wurde. Indeß gibt der Verfasser doch ein klares Bild von dem Verlauf der Ereignisse und dem ursächlichen Zusammenhang der von der obern Leitung getroffenen Anordnungen. Die Ergänzung des Rahmens durch Detailbeschreibungen der Antheilnahme der einzelnen Corps ist nur für einige Theile der Dritten Armee bisher erfolgt, insbesondere für das erste bairische und preußische fünfte Armeecorps, weshalb einzelne Angaben auch jetzt noch der Erläuterung durch eingehendere Geschichtschreibung bedürfen.

Von besonderm Interesse sind in von Hahnke's Werk drei Abschnitte, welche wesentlich neue Mittheilungen über einige für das Verständniß der Operationen wichtige Thatsachen enthalten. Als solche sind zu bezeichnen die zu Beginn des Feldzugs zwischen dem großen Hauptquartier und dem Generalstabschef der Dritten Armee bestehende Verschiedenheit der Beurtheilung der Kriegslage und die daraus abgeleiteten Folgerungen, welche durch Eröffnungen eines aus dem großen Hauptquartier entsendeten Offiziers ausgeglichen wurden; ferner die Darstellung der Ursachen, welche es herbeiführten, daß sowol nach dem Treffen von Weißenburg wie nach der Schlacht von Wörth die Fühlung mit dem geschlagenen Feinde vollständig verloren ging; endlich die eingehende Schilderung der selbständigen Thätigkeit des Obercommandos der Dritten Armee gelegentlich des Rechtsabmarsches gegen das Heer des Marschalls Mac-Mahon.

Mehrfach sind in den Text der den Operationen der Dritten Armee gewidmeten Schrift Mittheilungen eingeschoben, welche die von französischer Seite über die einzelnen Gefechte erstatteten Berichte im Wortlaut wiedergeben. So findet man z. B. den Bericht des Generals Pellé über das Treffen von Weißenburg (vom 5. August), Marschall Mac-Mahon's Bericht über die Schlacht von Wörth (vom 7. August), Notizen über die Armee von Châlons nach General Ducrot's Schrift „La journée de Sedan", Nachrichten über das 13. französische Corps nach General Vinoy's Monographie, Auszüge aus einem vor Metz in einem französischen Lager aufgefundenen Briefe betreffend den Zustand der von Wörth nach Châlons zurückgekommenen französischen Truppen u. s. w. Wohl sind diese Schriftstücke auch anderwärts bereits veröffentlicht worden, doch sind dieselben dem Leser nicht immer zugänglich.

Abgesehen von einigen geringen Mängeln, wie die Verwechselung der Vogesenfestung La petite Pierre mit Lützelburg und von der wol zu wenig hervorgehobenen Bedeutung der Thätigkeit des preußischen vierten Armeecorps in der Schlacht von Beaumont, ist von Hahnke's Werk um seiner Uebersichtlichkeit und Zuverlässigkeit willen eine durchaus empfehlenswerthe Quelle. Nicht dasselbe läßt sich von den beiden angeschlossenen Operationskarten sagen. Daß auf diesen die Terraindarstellung fehlt und nur wenige Ortsnamen sowie die hauptsächlichsten Straßenzüge eingetragen sind, soll nicht getadelt werden, da dies der Lesbarkeit der Karten zu statten kommt und das Auffinden der gesuchten Punkte erleichtert. Aber die Auswahl der in die Karte aufgenommenen Punkte läßt zu wünschen, die Rechtschreibung der Ortsnamen ist keiner sorgfältigen Correctur unterzogen worden, ist sogar mehrfach verschiedenartig für Orte, welche auf beiden Karten vorkommen; auch fehlen wesentliche Namen, und zwar nicht nur solche, die im Texte vorkommen, sondern selbst Namen (z. B. Chiers Fluß) für Terrainabschnitte, welche in die Karte eingezeichnet sind. Das wenige Material ist zum Theil unrichtig zur Darstellung gebracht. So ist z. B. die Bahnstrecke Verdun-Metz auf der ersten Karte eingezeichnet, obwol diese zur Zeit des Kriegs nicht bestand, während auf dem folgenden Blatte die Bahn nur bis 2 Meilen westlich Verdun als fahrbar dargestellt ist, obschon unter anderm bekanntlich Kaiser Napoleon dieselbe von Verdun aus zur Reise nach Châlons benutzt hat.

Das Werk von Ludwig Löhlein (Nr. 3) bringt in einem einleitenden Abschnitte eine Beschreibung der militärischen und politischen Verhältnisse am Oberrhein bei Ausbruch des Kriegs, welche nach zwei Richtungen von besonderm Interesse auch für weitere als fachmännische Leser ist. Die Bündnißverträge, welche nach Beendigung des Feldzugs von 1866 Preußen mit den süddeutschen Staaten abgeschlossen hatte, führten naturgemäß zu Verhandlungen zwischen Baiern, Würtemberg und Baden, um gegebenenfalls die Mobilmachung, beziehungsweise den ersten Aufmarsch der süddeutschen Truppen nach gemeinsamen Gesichtspunkten durchzuführen. Preußen nahm an den Verhandlungen zwar keinen directen Antheil, wurde indeß von den gefaßten Beschlüssen unter Mittheilung aller wesentlicher Details benachrichtigt. Die Eisenbahn-Fahrtableaux für die Versammlung der Truppen wurden dem preußischen Generalstabe zur Prüfung im Entwurfe übersendet und von dort her gutgeheißen. Die hierauf bezüglichen Angaben sind, soweit dem Referenten bekannt, vorher in andern Schriften noch nicht in gleicher Vollständigkeit veröffentlicht worden. Dasselbe gilt von dem bruchstückweise mitgetheilten, sehr lehrreichen und interessanten Mémoire des damaligen badischen Generalstabs-Chefs, Oberstlieutenant von Leszczynski, welcher bereits 1869 die strategischen Verhältnisse der süddeutschen Westfront unter dem Gesichtspunkte eines französischen Angriffskriegs untersuchte und eine Anzahl wesentlicher Maßregeln zur Sicherung der Mobilmachung und Versammlung aller süddeutschen Contingente in Vorschlag brachte.

Das Corps des Generals von Werder wurde während des Kriegs, nachdem Straßburg gefallen, unter der Bezeichnung als 14. Armeecorps aus der Garde-Landwehr-Infanteriedivision, der badischen Felddivision, der combinirten Infanteriebrigade der 1. Reservedivision, dem 2. Reserve-Dragonerregiment und drei bei den Occupationstruppen von Straßburg vorhandenen Reservebatterien zusammengestellt. Die Zahl der zunächst für die Operationen verfügbaren Truppen war indeß erheblich geringer, da zufolge eines vom Großen Hauptquartier ergangenen Befehls die Garde-Landwehr-Infanteriedivision mit Ausschluß des 2. Reserve-Husarenregiments zur Verstärkung des vor Paris stehenden deutschen Heers nach Versailles herangezogen wurde. Die badische Felddivision bildete daher nach Zahl der Mannschaften und für selbständige Verwendung geeigneter Organisation die wichtigste Unterabtheilung, den eigentlichen Kern dieses Corps.

Der Verfasser gehörte dieser Division an und war daher in der Lage, auf Grund eigener Wahrnehmungen für die Kriegsbegebenheiten, insoweit sie die badischen Truppen betreffen, manche Einzelheiten mehr mitzutheilen als für die übrigen Theile des Corps. Die Beschreibung der Operationen des Generals von Werder nimmt in hervorragender Weise das allgemeine Interesse in Anspruch, da diesem General die überaus dankenswerthe Aufgabe zufiel, in einem bereits längere Zeit andauernden Kriege die letzte große Schlacht zu liefern, und da ihm das Glück zutheil wurde, in dreitägiger ruhmvoller Schlacht ein an Zahl erheblich überlegenes Heer nicht nur entscheidend zu besiegen, sondern dadurch gleichzeitig den vaterländischen Boden gegen die drohende Gefahr feindlichen Einfalls gründlich zu sichern. Von höchster Stelle ward dem Sieger für diese hervorragende Leistung die wohlverdiente Anerkennung, und auch seitens der Nation wurden demselben die wärmsten Sympathien entgegengebracht.

Die Thaten des Corps des Generals von Werder sind in dem vorliegenden Werke nicht allein treu und zuverlässig zur Darstellung gebracht — Verdienste, welche sämmtlichen von deutscher Seite amtlich veröffentlichten kriegsgeschichtlichen Bearbeitungen beiwohnen —, sondern es ist auch dem Verfasser gelungen, das trockene Material der zwischen den Gefechtsbildern liegenden Märsche und sonstigen Unternehmungen so fesselnd und anregend zu beschreiben, daß auch der nichtmilitärische Leser dies Buch mit Befriedigung lesen wird.

Das Buch des Hauptmanns Löhlein ist daher allgemein, insbesondere auch zur Anschaffung für öffentliche Bibliotheken zu empfehlen, es ist von gediegenem Inhalt und ansprechender Form. **Freiherr A. von Fircks.**

Neue Romane und Novellen.

1. Reclame. Roman von Karl Marquard Sauer. Drei Bände. Görlitz, Vierling. 1875. 8. 12 M.
2. Der Dorfadel. Aus dem Polnischen des Joseph Korzeniowski. Gnesen, Lange. 1875. 8. 4 M.
3. Wie und warum man liebt. Novellen und Erzählungen von B. Julian Marschall. Wien, Rosner. 1875. 8. 4 M.
4. Wellenträume. Von Villamaria. Berlin, Gebr. Paetel. 1875. 16. 3 M.
5. Ein Märchen aus unsern Tagen. Von Gustav von Meyern. Konstanz, Fritz. 1875. 16. 1 M.
6. Auf schwankem Grunde. Aus dem Tagebuche eines Verbummelten von Max Bern. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1875. 16. 20 Pf.

Der Roman „Reclame" von K. M. Sauer (Nr. 1) besitzt gewiß für viele Leser einen sehr verlockenden Titel. Aber man irrt sich, wenn man glaubt, in der Erzählung eine Charakterzeichnung oder gar Geiselung des modernen Reclameunwesens zu finden. Die Reclame spielt in dem Roman nur eine untergeordnete Rolle, sie verhilft in sehr discreter Weise einem jungen unbekannten Componisten zu einem verdienten Erfolge. Die Handlung spielt in Wien und Umgegend. Der alte reiche Graf Porriquet-Assenfeld ist gestorben, seine Frau zieht sich auf ihr Stammschloß zurück. Hier läßt sie ihren Sohn Aimé und ihre Geschwisterkinder Oedön und Istvania von einem intelligenten und sehr liebenswürdigen Franzosen, Monsieur Guy, der einem alten aber verarmten Adelsgeschlechte Frankreichs angehört, erziehen. Dieser Präceptor verwendet seine ganze Liebe auf den Majoratserben Aimé; es gelingt ihm infolge dessen auch nicht, die Neigung der beiden andern Kinder zu gewinnen, welche älternlos sind und schon in sehr frühen Jahren die Wohlthaten und die Liebe, welche ihre Tante ihnen gutherzig entgegenbringt, nur als demüthigende Gnade empfinden. Aimé wächst heran zu einem liebenswürdigen, klugen, aber sehr bald blasirten Edelmann, der nach dem Tode seiner Mutter die diplomatische Carrière als Gesandtschaftsattaché in Rußland aufgibt, um ein langweiliges Leben zu führen, welches er durch nichtssagende philosophische Betrachtungen sich interessanter zu machen sucht. Sein früherer Lehrmeister ist jetzt sein bester Freund geworden. Beide nennen sich Nihilisten. Oedön und Istvania haben nach dem Tode ihrer Tante keinen Heller von ihrem Vetter annehmen wollen; ersterer verläßt bei Nacht und Nebel Wien, um sein Glück in Amerika zu versuchen, Istvania wird Stiftsdame. Der Franzose Guy hat es verstanden, Aimé und Istvania so sehr einander zu entfremden, daß Istvania allen schriftlichen und mündlichen Verkehr mit ihm aufgibt.

In Wien lebt zu dieser Zeit ein junger Journalist, Dr. Osterland, dem ein geheimnißvolles und galantes Abenteuer auf einem Maskenball begegnet; er verliebt sich sterblich in eine junge Dame, deren Händchen und Füßchen er bewundert, deren Antlitz er jedoch nicht gesehen hat. Sie nennt sich Stephanie und schreibt ihm zärtliche Briefe, ohne daß es ihm gelingt, ihre Adresse oder ihren Namen ausfindig zu machen. Osterland macht noch eine zweite interessante Bekanntschaft ungefähr zur selben Zeit. In einer Singspielhalle der Vorstadt findet er einen dem Aeußern nach gänzlich reducirten jungen Mann, der jedoch Intelligenz und Musiksinn zeigt. Um kurz zu sein, sage ich gleich, daß dieser Jüngling sich als ein ausnehmend begabter Componist entpuppt. Osterland und seine Freunde machen eine gelinde Reclame für ihn, die komische Oper Eugen's (so nennt sich der junge Componist) hat einen außerordentlichen Erfolg und schließlich stellt sich heraus, daß Eugen der verschwundene Oedön ist. Er tritt in ein freundschaftliches Verhältniß zu seinem Vetter Aimé, der seinem Ende entgegengeht, wird dann im Jahre 1870 Kriegscorrespondent für eine wiener Zeitung, kommt zurück, wird als Majoratsherr empfangen, da Aimé inzwischen gestorben, und heirathet ein junges musikalisches Bürgermädchen, deren Vater ihm früher beim Carrièremachen behülflich gewesen ist. Dr. Osterland erkennt in Stephanie die Schwester seines Freundes Oedön, nämlich Istvania, welche ihn natürlich innig wieder liebt. Auch diese beiden heirathen sich, und Dr. Osterland gibt den sauern Beruf des Journalisten auf. Der Franzose Guy hatte heimlich ein Testament der alten Gräfin zu Gunsten ihrer Geschwisterkinder unterschlagen, um am Schlusse der Erzählung eine Pression auf Istvania, welche er zu heirathen wünscht, dadurch auszuüben, daß er nur unter der Bedingung das Testament herausgeben will, wenn Istvania ihn zum Gatten nimmt. Dieser schurkische Franzose erreicht seinen Zweck nicht, hat aber trotz seiner Schurkerei und seiner nihilistischen Anschauungen so viel Ehre im Herzen, sich für sein Vaterland todtschießen zu lassen. Viele episodische Figuren greifen in die Handlung ein.

Der Roman ist spannend und interessant geschrieben und gibt uns ein treffliches Charakterbild aus unserer modernen Zeit. Die Hauptcharaktere treten scharf hervor. Die am meisten interessirende Figur ist ohne Zweifel Aimé, schon deswegen, weil er ein origineller, paradoxer, scheinbar sich selbst widersprechender Charakter ist. Der Autor hat es verstanden, für ihn die Sympathie des Lesers wachzurufen, obgleich sich der letztere kaum Rechenschaft geben wird, weshalb er mit diesem sentimentalen und doch wieder weltmännisch gebildeten Nihilisten sympathisirt. Im wirklichen Leben kommt solche geheimnißvolle Sympathie sehr häufig vor. Man sagt sich, dieser oder jener Freund ist das gerade Gegentheil von dir in allen seinen Ansichten, Bestrebungen u. s. w., auch sein Charakter taugt nicht viel und doch wächst die Zuneigung mit jedem Tage. So wird es auch manchem Leser mit Aimé gehen, auch sein Herz wird in Rührung höher schlagen, wie dasjenige der Cousine Istvania, wenn er die vom Autor ergreifend geschilderte Sterbescene des Gottesleugners liest. Aimé ist ein durch und durch moderner Mensch: er fühlt, daß weder Wissen noch Reichthum glücklich macht, glaubt, daß die Religion nur ein Märchen für große Kinder ist, und empfindet das Leben als nothwendiges Uebel. Wie viele laufen heute in der Welt umher, welche ganz ähnlich denken und fühlen, aber nicht die Kühnheit haben, sich und andern diese Gefühle einzugestehen, während Aimé nicht davor zurückscheut. Wir können einen solchen wahrheitsliebenden Menschen nur bewundern, wenn wir auch

bedauern, daß eine falsche Erziehung im misverstandenen Geiste Voltaire's ihn aller Ideale beraubt hat, deren gewaltiger Einfluß in allen unverdorbenen Gemüthern sich wahrhaftig offenbart.

Auch die übrigen Personen des Romans werden mehr oder weniger interessiren, am meisten wol der „Gründer" Bankier Burgheimer, weil er einer Species Menschen angehört, die neuerdings im wirklichen Leben eine so wichtige, oft sehr ernste, oft aber auch erheiternde Rolle spielt. Dieser Bankier Burgheimer ist eine originelle komische Persönlichkeit. Am wenigsten originell sind die eigentlichen Hauptpersonen Osterland, Istvania und Dedön. Ersterer ist ein Journalist, der sein reines Gemüth unbefleckt erhält, trotzdem es zu seinem Beruf gehört, dann und wann einmal dem Publikum Sand in die Augen zu streuen. Er reflectirt viel, philosophirt, soll sehr geistreich sein, ist aber meiner Ansicht nach nichts mehr als ein guter biederer Mensch, welcher den Ernst des Lebens sehr wenig kennt und von sich und andern vor allen Dingen Gutmüthigkeit verlangt. Daß allein durch diese Tugend die Welt von ihrem Elende nicht befreit wird, müßte doch eigentlich ein Doctor der Philosophie wissen. Man kann aber dem guten Menschen nicht gram sein, man würde ihn sogar recht lieb gewinnen, wenn Osterland nicht am Schluß der Erzählung den dummen Streich machte und seinen Beruf aufgäbe. Weshalb? Die Ursache ist nicht erfindlich. Wenn er sich überhaupt zum Journalistenberufe nicht hingezogen fühlte, warum hatte er diesen Beruf ergriffen? Es erweckt immer Mistrauen, wenn ein Mensch, nachdem er das große Los oder eine reiche Braut gewonnen hat, sich dem praktischen Berufe entzieht. Schimmert in dieser Handlungsweise nicht die angeborene Trägheit des Menschen durch? Osterland's „Flamme" Istvania ist ein gutmüthiges, etwas starrköpfiges, aber doch sehr liebenswürdiges kleines Menschending. Ihr Bruder Dedön hat viel Aehnlichkeit mit seinem Schwager Osterland: er hat ebenso wie dieser vortreffliche Grundsätze, und das gütige Schicksal (nämlich der Autor) gibt ihm die günstigste Gelegenheit, dieselben zu befolgen.

Vor dem Erzählertalent des Autors habe ich Respect. Die etwas schablonenmäßig zugeschnittene Handlung ist mit einer Fülle von ernsten und komischen Episoden, lesenswerthen Betrachtungen, satirischen Sticheleien durchflochten, sodaß die Langeweile nicht aufkommen kann. Dadurch zeichnet sich dieser Roman vor den vielen Sensations- und Tendenzromanen der Jetztzeit aus. Aber bei alledem vermißt man doch etwas, was in keinem guten Roman fehlen darf, der Anspruch darauf macht, nicht nur interessant, sondern auch nutzbringend zu sein, d. i. eine bestimmte Weltanschauung, die der Autor durchschimmern lassen muß. Ein Strahl derselben muß auf den Helden oder die Heldin niederfallen. Freilich, wir ersehen aus diesem Roman, daß der Autor ein guter Patriot, ein wahrheitsliebender und belesener Mann ist, aber das sind sehr viele Autoren in unserer Zeit. Um seinen Helden und Heldinnen ein eigenes seelisches Leben einzuflößen, muß man in sie das Beste hineinlegen, was man selbst besitzt. Ich würde diesen Tadel hier nicht aussprechen, wenn ich „Reclame" für eine bloße Leihbibliothekwaare hielte. Sauer hat mehr geleistet und kann noch mehr leisten, wenn er will, das bezeugt die vortreffliche Charakterschilderung des Nihilisten Aimé. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich in diesem so scharf ausgesprochenen, abgerundeten Skepticismus eine Weltanschauung wittere, welcher der Autor selbst einmal voll und ganz huldigte. Deshalb war es ihm möglich, sie so vortrefflich zu illustriren. Ich wünsche, daß er uns bald einen andern Helden vorführe, der sich über diesen trostlosen Skepticismus erhoben hat und für eine bessere Sache kämpft.

Zum Schluß dieser Besprechung sei es mir erlaubt, ein Wort gegen eine allgemein gültige Anschauung auszusprechen, welcher auch der Verfasser der „Reclame" zu huldigen scheint. Er verwirft natürlich den Reclamenschwindel, nimmt aber die discrete Reclame in Schutz, wenn es sich darum handelt, einem wirklichen Talent, das „von seiner Kunst leben muß", Bahn zu brechen. Es leben leider jetzt sehr viele von ihrer Kunst, Romanschreiber, Dichter, Componisten u. s. w., aber ist dieses „von der Kunst leben Müssen" denn durchaus nöthig und schadet es nicht außerordentlich? Ich bin der Meinung, nur zwecklose Spaziergänge auf den Helikon tragen dem Künstler den reichsten idealen Gewinn ein. Alle gelderwerblichen Nebenabsichten stören den freien Geist in seinem idealen Schaffen. Von seiner Kunst zu leben braucht niemand, wenn er sich nicht mit Hartnäckigkeit darauf capricirt. Wer kein Kapitalist ist, möge einen Beruf ergreifen, der ihn nothdürftig ernährt, und die freie Zeit zum freien Schaffen benutzen, wie z. B. Immermann es that. Wer ein talentvoller Componist ist, wie der junge Graf Dedön, darf nicht sagen, daß er keine Lust zum Stundengeben habe und lieber untergehen wolle, ehe er etwas anderes thue als componiren. Darin steckt keine gesunde Moral. Was man als höchsten Lebenszweck empfindet, das braucht nicht immer eine Erwerbsquelle zu sein, im Gegentheil. Deshalb kann auch die geringste Reclame einem jungen talentvollen Autor oder Componisten schaden, denn sie verleitet ihn dazu, um Geld und einen zweifelhaften Ruhm zu schreiben.

Der Roman „Der Dorfadel" von J. Korzeniowski (Nr. 2) führt uns in eine ganz andere Welt hinein, so recht tief und gemüthlich nämlich in eine echt polnische Wirthschaft. Gustav Freytag machte seinerzeit Sensation durch die Schilderung des polnischen Adels in seinem Roman „Soll und Haben". Der Autor von „Dorfadel" kann sich in künstlerischer Gestaltungsgabe nicht mit dem deutschen Dichter messen, aber wohl in der Kenntniß und Porträtirung polnischer Zustände, hauptsächlich deshalb, weil er selbst ein Polenkind ist. Er ist nicht mit kalter kritischer Miene an den Stoff, welchen er zu seinem Romane benutzen wollte, hinangetreten, sondern mit Freundlichkeit und Pietät. Wenn er auch nicht umhinkann, bisweilen satirisch zu werden, so weiß er doch auch die Lichtseiten der polnischen Charaktere treffend vorzuführen. Die eigentliche Handlung im Roman ist recht dürftig, vorzüglich die Liebesgeschichte zwischen dem reichen polnischen Edelfräulein Camilla und dem minder reichen, aber sehr ehrenwerthen Dorfadelichen Joseph von Starzycki. Schon als sie sich zuerst begegnen, entbrennen sie in heißer Liebe zueinander: er wird roth und zittert ein

wenig, sie, obgleich ein resolutes, eigenwilliges Mädchen, ebenfalls, ja sie geht sogar so weit, den Namen des Starzycki'schen Hundes, welcher Amor heißt, „sehr schön“ zu finden. Weshalb sich die beiden lieben, hat der Autor verschwiegen, wol eingedenk des Spruchs: Liebe hat keine Gründe. Ich möchte aber doch darauf aufmerksam machen, daß man in einer Liebesgeschichte, die nicht im Reiche der Poesie, sondern im realen Leben spielen soll, verlangt, daß der Autor einige psychologische Beobachtungen bei seinem Heldenpaar macht, damit der Leser nicht gezwungen ist, an ein Fatum zu glauben. So verhält es sich im Leben nicht. Doch glauben wir diesmal dem Autor aufs Wort, daß sich Camilla und Joseph nach dem ersten Begegniß innig lieben. Liebe zwischen zwei ehrenwerthen Personen verlangt selbstverständlich die Heirath. Derselben setzen sich aber ungünstige Verhältnisse und Personen entgegen. Der Vater Camilla's ist der reiche Präsident Zagartowski, ein Mann, der allerdings keinen polnischen Adelstitel, wohl aber Schlauigkeit, Herzlosigkeit und große Anlage zur Heuchelei besitzt. Diese drei Gottesgaben verwendet er dazu, sich auf Kosten des armen Dorfadels, welcher auf seinen kleinen verschuldeten Gütern frivol und toll darauf loswirthschaftet, zu bereichern. In der Schilderung dieses verkommenen Adels und der Art und Weise, wie Zagartowski durch heuchlerisch gefällige Geldvorschüsse seine edel- und bettelstolzen Nachbarn allmählich um den letzten Grundbesitz bringt, liegt der Schwerpunkt des Interesses, welches der Leser an der Erzählung nehmen wird. Zagartowski hat schon einen sehr großen abgerundeten Besitz, aber inmitten desselben liegt noch das Dorf Czablinze, in dessen Besitz sich ein Theil des armen Dorfadels befindet. Des Präsidenten sehnlichster Wunsch ist es, auch dieses Dorf sein eigen zu nennen. Ein recht gut gezeichneter Jude, Namens Schlome, der neben herzloser Schlauheit und Habsucht doch auch eine Art gutmüthigen Humors besitzt, hilft dem Präsidenten das gewünschte Ziel zu erreichen. Die Geldvorschüsse und der Credit, welchen der Jude dem Dorfadel anbietet, werden mit großem Vergnügen und frivoler Leichtsinnigkeit angenommen. Ein flottes Leben beginnt in Czablinze, das so lange dauert, bis der Verfalltag herannaht und der Präsident, welcher sämmtliche Wechsel aufgekauft hat, droht, die ganze Gesellschaft von Haus und Hof zu jagen. Auch der Vater Joseph's gehört zu diesem Dorfadel, aber in ihm und seiner Familie hat sich die altpolnische Ehrenhaftigkeit und Sparsamkeit gewissermaßen incarnirt, er widersteht allen Verlockungen des Präsidenten, dessen Plane er durchschaut. Obgleich Zagartowski sich dem ehrenwerthen Dorfadelichen wie eine Schlange giftig-freundlich zu nähern sucht, beschränkt sich ihr Verkehr doch nur auf höfliche, kalte Anstandsvisiten. Joseph und Camilla verzweifeln wie Romeo und Julia an der Zustimmung ihrer Väter, aber anstatt sich den Tod zu geben, warten sie ab: das Vernünftigste jedenfalls, was sie thun konnten, denn plötzlich stirbt der Präsident. Camilla, die früher etwas Unweibliches in ihrem Benehmen gehabt hatte, ist durch die lange Leidenszeit gedemüthigt, sie erläßt dem armen Dorfadel die Schulden, ordnet verschiedene Seelenmessen für ihren seligen Vater an und läßt sich dann von Joseph heirathen.

Die Handlung ist also sehr dürftig und besonders der Schluß schlecht und leichtfertig erfunden. Der Tod haut wie Alexander den verwickeltsten Knoten entzwei, aber das soll er eben nicht in einer Dichtung. Trotzdem ist die Uebersetzung dieses polnischen Romans eine Bereicherung der deutschen guten Romanliteratur, denn, wie gesagt, der Autor selbst scheint es weniger auf eine spannende Erzählung, als vielmehr auf eine Sitten- und Charakterschilderung seines Volks abgesehen zu haben, und diese ist ihm gelungen. Gern würde ich aus dem dritten Kapitel die Schilderung des vortrefflichen Starzycki'schen Familienlebens im Auszug mittheilen, aber der Raum in d. Bl. verbietet es. Ebenso angenehm und wohlthuend wie das Haus des edeln Polen, ebenso ergötzlich (bisweilen allerdings auch unangenehm) berühren uns die verschiedenen Scenen, welche den bettelstolzen, französisch parlirenden, leichtfertigen Dorfadel auf die Bühne bringen. Besonders diese fadenscheinigen Edeldamen, in Putzsucht und Klatschsucht ganz aufgegangen, sind Prachtexemplare einer verkommenen Menschengattung. Man fragt sich am Schluß des Romans unwillkürlich, weshalb Camilla mit übel angebrachter Sentimentalität oder Humanität diesem „Menschenkehricht“ die Schulden erläßt? Der Präsident war zwar ein erbarmungsloser Egoist, aber das entschuldigt seine Opfer nicht, die freiwillig sich fangen ließen, um einige Tage vergnügt und flott zu leben. Der Autor aber hat vielleicht Gründe der Pietät gehabt, welche ihn an der schließlichen Besserung seiner Patienten nicht verzweifeln lassen. Das ist eine Ansicht, über welche sich nicht streiten läßt.

Die Charaktere sind originell und gut gezeichnet, der Autor gibt den Lesern Gelegenheit, sie allmählich kennen zu lernen. Diese Methode zu charakterisiren, ist entschieden künstlerischer und naturwahrer, als diejenige vieler deutscher Romanschreiber, welche seitenlange Personalbeschreibungen ihrer Erzählung voranschicken. Camilla ist zu Anfang ein eigensinniges, stolzes, aber doch liebenswürdiges Vatertöchterchen, deren Starrsinn sich jedoch an der Habsucht ihres Vaters bricht. Von Joseph ist nicht viel zu sagen, er spielt mehr eine passive Rolle. Die Autoren slawischer Abkunft lieben es, die Energie des Weibes (es muß natürlich schön sein oder wenigstens einen Pelzkragen tragen) derjenigen des Mannes voranzusetzen. Wenn sie wirklich eine richtige Beobachtung durch diese Umstellung des natürlichen Verhältnisses illustriren, so kann man sich mit leichter Mühe die unglücklichen Schicksale des polnischen Staats erklären. Nicht auf die Franzosen, wohl aber auf die Polen paßt dann am besten der Ausdruck: peuple femme. Aus der Masse der übrigen Persönlichkeiten greife ich noch den armen Heinrich heraus, einen Ritter von der traurigsten Gestalt, Sohn einer halbverrückten Gräfin, die durch falsche Erziehung ihren „Henri“ physisch und moralisch fast zu Grunde gerichtet hat. Die Mutter will diesen armen Menschen mit Camilla verheirathen, welche aber als gesundes Mädchen den Jüngling ihre höhnische Verachtung derb fühlen läßt. Die Scene, in welcher sie ihn zurückweist, im siebenten Kapitel enthalten, ist ein Glanzpunkt dramatischer Lebendigkeit. Die Lehre, welche Heinrich in dem Korbe, den er bekommen, mit nach Hause nimmt, ist eine

treffliche für alle jungen Leute, die einem ausschweifenden Leben huldigen und dennoch verlangen, daß keusche Jungfrauen sie heirathen oder gar lieben sollen. Heinrich bessert sich übrigens.

Somit sei dieser Roman allen denjenigen empfohlen, welche in unserer raschen Zeit noch Ruhe und Lust genug haben, behaglich das wahrheitsgetreue Bild einer fremden Lebensweise zu betrachten.

Leihbibliothekleser werden mehr Gefallen finden an dem Novellenbüchlein von J. Marschall (Nr. 3). Der Titel „Wie und warum man liebt“ ist sehr anlockend. Ich dachte, in dem Buche einige psychologisch interessante Novellen zu finden, ward aber schwer enttäuscht. Die sogenannten Erzählungen und Novellen entpuppen sich als Skizzen der allerleichtesten Sorte. Fast möchte man glauben, diese Skizzen seien nur Entwürfe zu größern Arbeiten oder in die Länge gesponnene Anekdoten von der Sorte, welche die Tagesblätter unter „Vermischtes“ den heißhungerigen Neuigkeitsjägern bringen. Es läßt sich nicht leugnen, daß dann und wann einmal ein geistreicher Gedanke durchblitzt, auch die eine oder die andere Situation Farbe und Leben hat, aber das sind nur Ausnahmen. Offenbar gehört der Verfasser seiner Neigung nach zu jener österreichischen Dichterschule, welche die höchste Höhe der Kunst in dem genialen Hinwerfen irgendeines Bildes erblickt. Man sucht dem unnachahmlichen Heine in Prosa nachzumachen, was in poetischer Form nun einmal nicht gelingen will. Ada Christen ist dies in ihren Skizzenbüchern noch am besten gelungen, aber Marschall verfällt dabei in Trivialität. Ein Wort, ein Blick, ein Mienenzug soll uns sofort über den Charakter einer Person belehren; anstatt dessen aber tappen wir vollständig im Dunkeln: eine Person gleicht der andern auf ein Haar, denn sie sind alle Schemen. Ebenso wird uns die Handlung einer Novelle bei Marschall nicht einheitlich vorgeführt, sondern stückweise. Plötzlich kommen ein paar Gedankenstriche, einige Reflexionen, und wenn wir die Seite umschlagen — „rrr, ein ander Bild“. Was in der Handlung fehlt, muß sich der Leser zusammendenken. Wenn sich das letztere noch lohnte, würde ich die geniale Nachlässigkeit Marschall's milder beurtheilen, aber dasjenige, was man einheimst, ist meistens ausgedroschenes Stroh. Wie und warum man liebt, tritt nirgends deutlich hervor, die Personen lieben sich eben; wie? und warum? wissen die Götter allein.

Neun Novellen enthält das Büchlein. Von ihnen will ich zwei hervorheben: „Hamlet“ und „Doge und Gondoliere“. Die erstere ist Skizze im ausgedehntesten Sinne des Wortes. Man höre, was auf 37 Octavseiten der Autor alles zusammengedrängt hat. Ich zähle nur die Requisiten der Novelle auf; wollte ich die Handlung erzählen, müßte ich die ganze Novelle abschreiben. Also: Sumatra, Kampf der Engländer gegen die Malaien, ziemlich eingehende Beschreibung der tropischen Pflanzenwelt, ein Mensch wird von einem Krokodil beim Baden gefressen, ein anderer wird heimtückisch ermordet; — Dresden, ein junger Maler, ein eitler Violinvirtuos, Devrient spielt den Hamlet, ein Oberst, ein Leibeigener, eine Reise um die Welt, eine Primadonna, die dem Violinvirtuosen einen Korb gibt; — Baden-Baden, Spielsal und Beschreibung der Spielenden, eine schöne Griechin, eine verunglückte Verführungsgeschichte, eine Orgie, ein Selbstmord; — Dresden, Wiedervereinigung des Liebespaares, Tod der Braut, Ende. Dazu kommen noch verschiedene Reflexionen, und alles auf 37 Seiten. Die Knappheit der Darstellung ist hier entschieden viel zu weit getrieben. Die zweite Novelle, welche ich angeführt habe, leidet nicht so sehr an diesem Fehler. Sie beweist, daß der Verfasser einheitlich erzählen kann, wenn er will, und zwar ganz hübsch; warum thut er es nicht? Uebrigens finden sich auch in den übrigen Novellen „schöne Stellen“, und die aphoristischen Reflexionen des Autors sind oft sehr treffend, besonders diejenigen über Musik.

Die „Wellenträume“ von Villamaria (Nr. 4) sind zwei kleine Novellen, welche der Leser mit getheiltem Interesse lesen wird. Die Grundstimmung in beiden ist eine allzu träumerische, sentimental wehmüthige, sodaß ein glücklich gestimmter Mensch sie unwillig weglegen wird. Wer jedoch stark genug ist, auch in glücklichen Tagen dem tückischen Zufall, welcher seine Opfer grausam martert, ehe er sie tödtet (und wie oft thut er es nicht im wirklichen Leben), frei ins Antlitz zu sehen, wird sich freuen über die poetische Darstellung. Diese Prosa liest sich fast wie ein Gedicht. Duftig und zart wie Träume fliegen die trüben Bilder an uns vorüber. Die melancholische Stimmung, welche aus den Blättern uns entgegenweht, theilt sich uns mit. Es ist süß, sich auf einige Zeit ganz in die Poesie des Schmerzes einzuwiegen; aber ohne Zweifel werden alle gesunden Seelen sich bald wieder aus dem narkotischen Opiumrausch aufraffen, um in der Wirklichkeit den Kampf des Lebens stark und muthig weiter zu kämpfen, ohne den Beigeschmack eines süßen Schmerzes, welcher uns sonst allmählich ganz betäuben würde. Ich gebe der ersten Novelle: „Am Tyrrhenischen Meer“, den Vorzug vor der zweiten, welche die Ueberschrift trägt: „Am Strande Norwegens“. Jene enthält in kurzen Zügen die Leidens- und Liebesgeschichte eines Mönchs, der in der Jugend vergeblich um ein schönes Mädchen, Angele, gefreit hat, denn sie heirathet den Bruder des nachmaligen Mönchs. Der bittere Liebesgram verläßt den Abgewiesenen auch im Kloster nicht und löst sich erst dann in harmonischer Wehmuth, als es ihm gelingt, die Tochter seiner frühern Geliebten glücklich zu machen. Diese kurze Novelle ist ein kleines Meisterwerk, ein Sonntagskind des Verfassers, das nicht alle Tage geboren wird. Die zweite Novelle ist auch sehr hübsch erzählt, leidet aber an Unwahrscheinlichkeiten in der Handlung, sodaß man schließlich das tragische Schicksal zweier Liebenden wol bedauert, aber durchaus weder künstlerisch noch moralisch für nothwendig halten kann. In der ersten Novelle ist das Colorit der italienischen Landschaft sowie die Zeichnung südländischer Charaktere sehr gut gelungen; in der zweiten dagegen paßt die schwermüthige süße Melancholie in der Stimmung nicht für die herben Nordlandsgestalten. Ein sentimentaler norwegischer Schiffskapitän, der ohnmächtig wird, wenn er sich von der Liebsten betrogen glaubt, ist eine unwahrscheinliche Persönlichkeit.

Das „Märchen“ von Gustav von Meyern (Nr. 5) erzählt die Irrfahrten der schelmischen Prinzessin Hoffnung auf der Erde während der letzten Jahre. Ihre Groß-

mutter, die ewige Königin Zeit, ist am Spinnrade eingeschlafen, unterdessen reizt die „Hoffnung" den Prinzen „Krieg" auf, für das „Land der Wissenschaft" das Schwert zu ziehen. Er thut es, und das „Volk der Wissenschaft" besiegt das „Volk der Leidenschaft". Als die alte Königin aufwacht, schilt sie ihre Enkelin, die Hoffnung, tüchtig aus und will sie dem Glaubenshasse vermählen. Dieser hält seine Braut gefangen, endlich jedoch befreit sie sich und flieht zu ihrer Großmutter zurück, um nicht wieder auf die Erde zurückzukehren. Dies Märchen ist ein lustiges Phantasiespiel, welchem eine tiefere Bedeutung zu Grunde liegen soll. Ich sage „soll", denn die Allegorie ist nicht durchsichtig genug, um des Verfassers Absicht in ihrer ganzen Bedeutung zu errathen. Wenn der Autor zum Schluß erzählt, daß der „Narr" in die Sandalen der Hoffnung schlüpft und von nun an die Hoffnung auf Erden vertritt, so ist man fast versucht, an einen grenzenlosen Pessimismus des Autors zu glauben. Nun, er hat ja recht, vom Throne der Ewigkeit gesehen ist die Erde nur ein kleiner Sternfunken und alles, was auf ihr geschieht, Bagatelle und Thorheit. Das Märchen scheint also für diejenigen geschrieben zu sein, welche ihr Herz allzu sehr an die materiellen Erfolge der Politik und der Wissenschaft hängen, uneingedenk der Ideale, welche allen Zeiten und allen Völkern angehören und niemals dahinwelken werden wie das materielle Glück der Völker und der einzelnen.

Die Novelle „Auf schwankem Grunde" von M. Bern (Nr. 6) ist offenbar das Erstlingswerk eines jungen Autors. Eine vage Gefühlsschwärmerei herrscht in ihr vor, die Handlung ist nur dürftig; jedoch verrathen einige treffliche Landschaftsschilderungen sowie eingestreute Reflexionen, daß der Verfasser in der That poetische Begabung und Geist besitzt. Oskar Riecke.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die zuletzt erschienenen zwanzig Hefte der Reclam'schen „Universalbibliothek" enthalten folgende Werke: „Die neugierigen Frauen", Lustspiel in drei Aufzügen von Carlo Goldoni, aus dem Italienischen übersetzt von Franz Zschech; „Humoresken", von Ernst Eckstein; „Der Pelikan" (le fils de Giboyer), Schauspiel in fünf Aufzügen von Emile Augier, deutsch bearbeitet von Heinrich Laube; „Blenda", epische Dichtung von Erik Joh. Stagnelius, aus dem Schwedischen von Rudolf Wellnau; „Eine Caprice", Lustspiel in einem Aufzug von Alfred de Musset, deutsch von G. Ritter; „Rafael Mengs' Gedanken über die Schönheit und über den Geschmack in der Malerei", mit einem Vorwort herausgegeben von Hermann Hiller; „Die Hochzeit zu Ulfosa", Schauspiel in vier Aufzügen von F. Hedberg, aus dem Schwedischen von H. Denhardt; „Californische Erzählungen", von Bret Harte, übersetzt von W. Lange, drittes Bändchen; „Sophokles", übersetzt von Georg Thudichum, erster Band: König Oedipus; „Mercadet", Komödie in drei Aufzügen von H. de Balzac, von August Fresenius; „Der alte Student", dramatische Kleinigkeit in zwei Aufzügen von G. A. Freiherrn von Maltitz; „Nur ein Geiger", Roman von H. C. Andersen, aus dem Dänischen von Edmund Zoller; „Ich bleibe ledig", Lustspiel in drei Aufzügen von Karl Blum; „Virgil's Ländliche Gedichte", von Johann Heinrich Voß; „Feenhände", Lustspiel in fünf Aufzügen von Scribe und Legouvé, aus dem Französischen von Otto Randolf; „Die Reise um mein Zimmer", von Xavier de Maistre, aus dem Französischen übersetzt von Adolf Ey.

— Die G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin gibt eine „Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller" heraus, deren erster Band das in neuer gänzlich umgearbeiteter Auflage erscheinende Werk von Otto Glagau: „Fritz Reuter und seine Dichtungen" (1875), bietet.

Ausländische Literatur.

Die „Revue des deux mondes" bringt in ihrem ersten Maiheft einen Artikel über den deutschen Journalismus im Anschluß an die Schrift von Heinrich Wuttke: „Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung", deren Schwarzseherei natürlich unsern westlichen Nachbarn sehr willkommen ist. Obgleich sie sich den Anschein geben, als ob sie die Wuttke'schen Enthüllungen noch mit einiger Reserve aufnähmen, so können sie doch ihre Schadenfreude nicht verhehlen, daß die „Enkel des Armin und Doctor Jahn" ähnlichen Zuständen verfallen sind, wie sie im großen Babylon an der Seine herrschen: das Gewissen fehlt auch hier, die Unbestechlichkeit ist eine Ausnahme. Die Journalisten verkaufen ihre Ueberzeugungen, nehmen, besonders von Eisenbahn- und Bankdirectionen, keine Mittheilung auf, die nicht von einem Geldbrief begleitet ist, üben die mannichfachsten Erpressungen aus; die Schauspieler und Sänger lassen Goldrollen in die Hände der Theaterrecensenten gleiten und stopfen damit diesen Cerberus den Mund; Schauspieler, die dies nicht thun, büßen grausam für ihre thörichte Hartnäckigkeit; die Journale lassen sich kleine compromittirende Geschichten abkaufen; es gibt eine Revolverpresse, welche die Ehre oder die Börse verlangt. Wuttke hat also mit seiner Schrift doch ein gewisses Unheil angerichtet, indem er der französischen Presse willkommenen Stoff zu einem Höllenbreughel deutscher Journalistik gab; denn es ist keine Frage, daß alle diese Mittheilungen nur in der Phantasie des politischen Einsiedlers spuken, oder vielmehr, daß er dasjenige, was einzelne Winkel- und Theateragenturblätter, Börsenzeitungen oder einzelne österreichische Zeitungen gesündigt haben mögen, ganz zur Unzeit generalisirt. Wir kennen die Theaterkritiker in den verschiedensten großen norddeutschen Städten ganz genau und sind überzeugt, daß es unter allen, die an größern Blättern mitarbeiten, keinen einzigen gibt, der eine Goldrolle aus der Hand eines Künstlers oder einer Künstlerin nimmt, ja daß es hierin gegen früher sich entschieden gebessert hat. Auch die Schilderung der officiösen Presse, in der sich bei allen Uebertreibungen doch auch manches Wahre findet, wird von den Franzosen zu vorsichtig medisanten Reflexionen benutzt. Uebrigens läuft der Artikel in eine Verherrlichung Bismarck's aus und eine für französische Blätter immerhin unparteiische Würdigung des deutschen Culturkampfes. Ueber das Wuttke'sche Buch sagt die „Revue des deux mondes", es sei interessant zu lesen, könne aber den Autor nicht dem Wohlwollen der Journalisten seines Landes empfehlen. „Man hat ihn angeklagt, einer jener Melancholiker und Schwarzgalligen zu sein, welche ihre Galle erleichtern, indem sie dieselbe auf alles ausgießen, was ihnen misfällt, und besonders auf die Leute von Geist, welche ihre Angelegenheiten zu einem glücklichen Ziele führen, ohne sich mit den Tribunalen zu überwerfen. Die am meisten Gemäßigten unter seinen Tadlern haben ihn der Parteilichkeit, der Ungerechtigkeit, der Declamation beschuldigt; man hat einigen seiner Behauptungen mehr oder weniger beweiskräftige Dementis entgegengestellt. Andere haben ihm vorgestellt, daß er besser daran gethan hätte zu schweigen, daß gewisse Enthüllungen nicht immer zeitgemäß sind, daß, den deutschen Journalismus in einem Augenblick, wo er der deutschen Sache so große Dienste leistet, zu verdächtigen, geradezu heißt, diese Sache selbst compromittiren, und daß Schweigen oft die erste Tugend eines

Patrioten ist. Doch dieser letzte Punkt kann bestritten werden; Wuttke konnte im besten Glauben sein, daß er sich um seine Nation wohlverdient mache, indem er ihr diese Wahrheiten sage, und daß Warnungen nützlicher sind als Zugeständnisse. Wir wollen, um niemand vor den Kopf zu stoßen, zugeben, daß er einigemal das Maß in seinen Angriffen überschritten, daß er nicht immer auf seine Gegner alle passenden Rücksichten genommen hat. Er gehört einem Lande an, wo die literarischen und politischen Discussionen gröber sind als anderwärts, wo die Meinungen sich rücksichtslos gegenüberstehen, wo viele Schriftsteller in die zartesten Fragen hereinstürmen wie ein schlechtgelaunter Stier in eine Glashandlung; sie zerbrechen alles, werfen alles untereinander, die Scheiben fliegen in Scherben, und dabei rufen sie aus: «was können wir dafür, daß ihr Glasscheiben habt?» Mag die Feder Wuttke's immerhin ein wenig ungestüm und übellaunig sein; mag sie nicht diese Anmuth, diese liebenswürdige Munterkeit, diese Grazie in der Bosheit besitzen, welche eine Polemik ihrer finstern Runzeln beraubt und ihr eine freundliche Miene gibt; mag diese mürrische Feder weder lachen noch lächeln können: eine Tugend kann man ihr nicht streitig machen, sie ist muthig; denn die Unternehmung, der sie sich geweiht hat, ist gefahrvoll, und sie mußte das von Hause aus wissen." Dann spricht die „Revue des deux mondes" über das in Deutschland übliche „Todtschweigen" der Bücher; es ist wahr, selbst viele Kritiker und Literarhistoriker befolgen dies Princip mit dem bösesten Willen von der Welt; es ist die falsche Vornehmheit, die in solcher Weise alles Unangenehme loszuwerden, nebenbuhlerische Talente zur „Richtigkeit" zu verurtheilen glaubt. Hat doch selbst Herder einen Schiller und Goethe todtzuschweigen gesucht. Die Kühnheit der Wuttke'schen Schrift als das Lebenszeichen einer politischen Partei, die eigentlich nicht mehr zu den Lebenden gehört, wollen wir ebenso wenig in Frage stellen wie des Autors Geist und Ehrlichkeit; aber sein Standpunkt ist verkehrt, pessimistisch; es ist der Standpunkt eines beiseitegeschobenen Grolles, und indem er der einzelnen Skandalanekdote allgemeine Gültigkeit gibt, hat er die in ihren Hauptorganen durchaus anständige und ehrenwerthe deutsche Presse auch bei dem Auslande verdächtigt und verunglimpft.

— Ein ausnehmend geschmackvolles Werk ist: „Les Roses. Histoire, Culture, Description par *H. Jaimain, E. Forney*" (Paris, Rothschild). Einer allgemeinen Geschichte der Rosen folgt ein Abriß über ihre Arten und ihre Cultur, dann aber eine reizende Porträtgalerie der Blumenköniginnen in 60 sauber ausgeführten Chromolithographien und 60 Holzschnitten, welche mit großer Naturwahrheit die Farben und Formenpracht der schönsten, mit den merkwürdigsten Namen ausgestatteten Vertreterinnen dieser Prachtblume wiedergeben.

— Hallberger's „Illustrated Magazine, conducted by *Ferdinand Freiligrath*" ist ein neues Unternehmen der rastlos thätigen Verlagsbuchhandlung, welches sich die Aufgabe stellt, dem Englisch lesenden Publikum außerhalb Englands, mag dasselbe nun aus englischen und amerikanischen Besuchern des Continents oder aus nichtenglischen Freunden der englischen Sprache und Literatur bestehen, eine regelmäßig erscheinende autorisirte Auswahl aus dem Besten darzubieten, was die belletristische und populär-wissenschaftliche periodische Presse jenseit des Kanals und des Atlantischen Oceans wöchentlich und monatlich zu Tage fördert. Die zwei ersten Hefte enthalten außer einem Roman der Mrs. Braddon, Gedichte, Novellistisches, Miscellen und Illustrationen.

Bibliographie.

Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger, herausgegeben von E. Gettke. Literarischer Theil. 1ster u. 2ter Jahrg. 1873 u. 1874. Cassel, Luckhardt. Gr. 8. à 1 M. 50 Pf.

Der Bär. Berlinische Blätter für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. Unter Mitwirkung von Brecht, Fidicin, T. Fontane u. s. w. herausgegeben von G. Hiltl und F. Meyer. 1ster Jahrg. April 1875 bis März 1876. 26 Nummern. Berlin, Gülker u. Comp. Gr. 4. Vierteljährlich 1 M. 50 Pf.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. XI. Bd: Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken. Von H. Maudsley. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Böhlau, H., Die Bedeutung der kleinen Universitäten. Rede. Rostock, Stiller. Gr. 8. 60 Pf.

Brock, L., Der Tag von Fehrbellin. Zur zweiten Säcularfeier der Schlacht am 18/28. Juni 1875. Landsberg a. d. W., Schaeffer u. Comp. Gr. 4. 1 M.

Cosack, K., Iphigenia in Aulis. Ein Schauspiel. Halle, Lippert. 8. 1 M. 50 Pf.

Dahn, F., Markgraf Rüdeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Adolf Diesterweg. Lichtstrahlen aus seinen Schriften. Mit einer biographischen Einleitung. Von E. Langenberg. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M.

Dorner, Zur Erinnerung an den hundertjährigen Geburtstag von Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling. Gotha, Besser. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Eggers, F., und K. Eggers, Tremsen. Plattdeutsche Dichtungen in mecklenburger Mundart. Herausgegeben mit sprachlichen Erläuterungen und vollständigem Wörterbuche von K. Nerger. Breslau, Hoffmann. 8. 5 M. 40 Pf.

Erinnerungen aus dem Dienstleben eines alten pensionirten Offiziers der königlich preußischen Armee. Görlitz, Remer. 8. 2 M.

Fliedner, C., Syllogismus und Induction. Frankfurt a/M., Diesterweg. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Geffcken, F. H., Staat und Kirche, in ihrem Verhältniß geschichtlich entwickelt. Berlin, Hertz. Gr. 8. 11 M.

Goldschmidt, W., Der Gouverneur von Darien. Trauerspiel. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 M.

Grau, R. F., Ursprünge und Ziele unserer Kulturentwickelung. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 4 M.

Greif, M., Deutsche Gedenkblätter. Stuttgart, Metzler. Hoch 4. 2 M.

Herfurth, C. F., Was ist studentische Reform? Ein Wort an die deutsche Studentenschaft. Jena, C. Frommann. Gr. 8. 75 Pf.

Kaftan, J., Claus Harms. Ein Vortrag. Basel, Bahnmaier. Gr. 16. 40 Pf.

Klein, J., Das Empirische in der Nikomachischen Ethik des Aristoteles. Brandenburg, Müller. Gr. 4. 1 M.

Klein, J. L., Geschichte des Dramas. 11ter Bd. 2te Abth.: Geschichte des spanischen Dramas. 4ter Bd. 2te Abth. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 14 M.

Kompert, L., Zwischen Ruinen. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

König, E. A., Unter den Frommen. Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 18 M.

Körner, F., Instinkt und freier Wille. Beiträge zur Thier- und Menschenpsychologie. Leipzig, Scholtze. Lex.-8. 5 M.

Krause, K. E. H., Aus dem Todtenbuche des St. Johannis-Klosters vom Prediger-Orden zu Rostock. — Bruchstück eines Kalendarii des Johannis-Klosters und niederdeutscher Cisiojanus des Konrad Gesselen. — Zur Geschichte der ersten Jahre der Universität Rostock. Rostock, Stiller. Gr. 4. 1 M.

Kuhl, J., Die Anfänge des Menschengeschlechts und sein einheitlicher Ursprung. 1ster Thl.: Arier, Aramäer und Kuschiten. Bonn, Habicht. Gr. 8. 4 M.

Leimbach, J. H., August Fr. Chr. Vilmar, weiland Ritter des kurfürstlichen Wilhelmsordens, ordentlicher Professor der Theologie, Doctor der Philosophie und Konsistorialrath zu Marburg, nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Hannover, Feesche. 8. 2 M.

Mels, A., Unsichtbare Mächte. Historischer Roman aus der Gegenwart. 1ste Abth. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 10 M.

Moléri, Ein Don Juan auf dem Rückwege. Aus dem Französischen. Leipzig, Fest. Gr. 16. 1 M.

Der polnische Parnaß. Ausgewählte Dichtungen der Polen. Uebersetzt von H. Nitschmann. Nebst einem Abriß der polnischen Literaturgeschichte und biographischen Nachrichten. Vierte sehr vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Schmidt, H., Columbus. Trauerspiel. Leipzig, Weber. 8. 2 M.

Schmiedl, A., Die Lehre vom Kampf ums Recht im Verhältniß zu dem Judenthum und dem ältesten Christenthum. Wien, Brüder Winter. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schum, W., Erfurt während des Streites der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. mit Kirche und Fürstenthum. Vortrag. Erfurt, Gestewitz. 8. 60 Pf.

Telmann, K., Auf der Haide. Leipzig, A. Krüger. 16. 1 M. 80 Pf.

Tenger, Mariam, Bischof und König. Historische Novelle aus Friedrichs des Großen Zeit. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 3 M. 50 Pf.

— — Sophie v. Hohem. Aus den Papieren der Frau v. Br..sen. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 7 M.

Das Toggenburg unter äbtischer Herrschaft. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Bacano, E. M., Der Roman der Adelina Patti. Nach spanischen, englischen und mündlichen Quellen. Wien, Klič u. Spitzer. 8. 5 M.

Waller, H., Letzte Reise von David Livingstone in Centralafrika von 1865 bis zu seinem Tode 1873. Vervollständigt durch einen Bericht über seine Leiden und letzten Augenblicke nach den Erzählungen seiner treuen Diener Chuma und Susi. Rechtmässige deutsche Ausgabe, besorgt von J. M. Boyes. 1ster Halbbd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 5 M.

Zweifel, H., Die sittliche Weltordnung nach germanischer Auffassung und ihre Gesetze: Die Entwicklungsgesetze der Menschheit oder Recht und Moral auf exakter Grundlage. Mit einem Vorwort von v. Pözl und v. Brinz. München, Kaiser. Gr. 8. 5 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 23. —— 3. Juni 1875.

Neue Lyrik.

1. Epigramme von Dr. L. Paschka. Rumburg, Pfeifer. 1875. 16. 1 M. 50 Pf.
2. Satiren und Glossen eines Weltmannes. Stuttgart, Metzler. 1874. Gr. 16. 2 M.
3. Lieder eines Gefangenen. Wien. 1874. 16. 1 M. 60 Pf.
4. Gräfin Seelenbrand. Ein Gedicht von Fercher von Steinwand. Hamburg, Richter. 1874. 8. 1 M.
5. Funfzig Sonette eines Funfzigjährigen. Berlin, van Muyden. 1874. 16. 2 M.
6. Gedichte von Ludwig von Osten. Berlin, Peters. 1874. 8. 4 M.
7. Gedichte von Max Beilhack. Mit einem Vorwort von A. Traeger. Würzburg, Staudinger. 1875. 16. 3 M.
8. Neuer Frühling von H. Dickmann [Franz Othen]. Wiesbaden, Limbarth. 1874. 16. 2 M. 80 Pf.

Daß unsere Zeit, trotz der unleugbarsten Vorzüge, nach verschiedenen Seiten hin ganz wohl einen Martial und Juvenal gebrauchen könnte, das dürfte außer Frage sein. Ob hingegen die Verfasser der beiden erstgenannten Werke (Nr. 1 und 2) den Beruf haben, an der Gegenwart das poetische Richteramt der beiden römischen Dichter auszuüben, das ist allerdings eine andere Frage, und diese dürfte nach den vorliegenden Talentproben nicht ohne weiteres zu bejahen sein.

Was zunächst die „Epigramme" von Dr. L. Paschka betrifft, so möchte ich mir vor allem einmal wieder die Bemerkung erlauben, daß ich es ganz und gar nicht angebracht finde, wenn die Verfasser poetischer Werke ihrem Namen den Doctortitel hinzufügen. Man kann Doctor sämmtlicher Facultäten und doch ein ganz schlechter Dichter sein, und umgekehrt hat es viele bedeutende Dichter gegeben, die auf die Doctorwürde keinerlei Anspruch erheben konnten. Um nun zu den Epigrammen selbst überzugehen, so geißelt der Verfasser — meist in gereimten Zweizeilern oder Vierzeilern — alle möglichen Schäden, Verkehrtheiten und Persönlichkeiten. Die der Geißelung unterzogenen Stoffe sind aber häufig zu unbedeutend, die ganze Art dieser Epigramme hat etwas Veraltetes, und sehr vielen derselben fehlt durchaus die eigentliche epigrammatische Pointe. Auch die sprachliche Fassung läßt nicht selten mancherlei zu wünschen übrig. Greifen wir die ersten besten heraus:

Concretum.
Von Schädlichkeit des Wassers gäb' es wenig Fälle?
Die Wirthe bringt's, zum Beispiel, alle in die Hölle.

An den Prediger K.
Wie kannst du nur so wässrig sein?
Du trinkst doch immerwährend Wein.

Erotische Poesie.
Die Lyriker mit ihrem Liebessehnen,
Mit ihrem Mondgewinsel, ew'gen Stöhnen!
Ich konnt' das Syrupsüße nie vertragen,
's ist keine Kost für einen deutschen Magen.

Schillerfeier.
Daß unsern Dichterfürsten Schiller Zünfte feiern,
Beweist, daß Dichtung Profession ist bei den Neuern(!)

Die Franzosen 1870.
Vor dem Kriege waren sie wohl kampffertig,
Nach dem Krieg jedoch sind sie kampffertig.

Uns dünkt, daß mit diesen und ähnlichen Epigrammen wenig geleistet ist. Sie sind matt und ziemlich witzlos, und nur in manchen andern wird hin und wieder der Nagel auf den Kopf getroffen. So zum Beispiel:

Ein Wort aus dem Lexikon zu streichen.
Von Mutterpflicht noch heutzutage reden — eitel Tand!
Den Körper zieht die Amme groß, den Geist die Gouvernante —

wo nur der Reim zu beanstanden sein dürfte. Oder folgendes Epigramm:

Nur Lästerzungen können sich erfrechen,
Euch Frauen großen Scharfsinn abzusprechen!
Es ist nicht Hohn:
Kaum habt zum Gruße eure Freundin ihr geküßt,
So wißt ihr schon,
Wo an der Toilett' ein schiefer Faden ist.

Lebensregel.
Reell ist nur der Schmerz,
Doch flüchtig, spärlich sind die Freuden;
Drum, Neidhart, faff' ein Herz
Und nimm auch Theil an andrer Freuden.

Indeß solcher bessern Epigramme finden sich wenig, den meisten fehlt Schärfe, Salz und Lauge, und eine irgendwie hervorragende Leistung können wir in denselben nicht erblicken.

Die „Satiren und Glossen eines Weltmannes" (Nr. 2), deren Verfasser sich nicht genannt hat, tragen das Motto:

So ziehn wir wider Schlenderei,
Pedanterie, Philisterei
Und Narrheit, wie ihr Name sei,
In Wort und That und Schrift los
Und meinen's klar und sagen frei:
Nicht harmlos, aber giftlos.

Seine Gesinnung ist, wie auch die des Dr. Paschka, eine durchaus tüchtige, brave und anerkennenswerthe, aber auch er schleudert in seinen Satiren keineswegs olympische Blitze auf die großen Schäden der Gesellschaft; vielmehr persiflirt er oft in recht breiter Weise kleine und wenig ins Gewicht fallende Schwächen und Schattenseiten der Menschen und des socialen Lebens; wuchtige Keulenschläge wahrhaft juvenalischen Ingrimms, geführt gegen wahrhaft große Schäden und Laster, finden sich kaum, und die Satiren haben im ganzen einen etwas zahmen und stellenweise kleinlichen Charakter, indem sie sich mitunter mit Dingen herumschlagen, über welche am besten kein Wort verloren wird. Wir wenigstens können nicht leugnen, daß uns Gedichte wie „Hochzeitsreise", „Unsere Nachtigall", „Norddeutsches Idyll", „Märlein, wie einer das Kutschiren nicht lernen konnte", „Prompt und reell" und andere ziemlich matt und wenig interessant vorkommen; und wir glauben, daß sich im modernen Leben schlimmere Dinge ausfindig machen lassen, die den Groll des Satirikers viel eher herausfordern und mit größerer Wirkung verspottet werden können.

Mit Nr. 3, den „Liedern eines Gefangenen" (d. h. eines im Gefängniß Befindlichen), kommen wir auf das Gebiet des wiener Lebens, das in literarischer Beziehung oft sehr seltsame Blasen treibt und namentlich nach der Seite des Pikanten hin recht Erstaunliches leistet. Es ist noch nicht so gar lange her, als von einer wiener Dichterin die „Lieder einer Verlorenen" erschienen, und wie man damals die Frage aufwerfen mußte: Ist das Ernst oder eine bloße Maske? so erhebt sich dieselbe Frage auch bezüglich dieser „Lieder eines Gefangenen". Während aber bei dem erstgenannten Buche die Verfasserin (Ada Christen) nur eine Maske vorgenommen hatte, scheint es bei dem uns jetzt vorliegenden Buche in der That Ernst zu sein, d. h. der Verfasser scheint diese Lieder wirklich in der Gefangenschaft oder vielmehr im Gefängniß gedichtet zu haben. Nach vielen Andeutungen des Buchs kann darüber kaum ein Zweifel sein. Es dürfte sich nun zunächst die Frage erheben: Weshalb sitzt er im Gefängniß? Und trifft ihn eine Schuld, oder ist er unschuldig eingekerkert? Unschuldig Eingekerkerte gibt es bei der Trefflichkeit der heutigen Gerichtspflege sicherlich nur in den allerseltensten Fällen; wir aber können uns für die Ergüsse eines nach Fug und Recht eingesperrten größern oder geringern Verbrechers unmöglich interessiren, und der günstigste Fall wäre jedenfalls noch der, daß der Betreffende wegen politischer Vergehen eingekerkert wäre. Denn in diesem Falle geht ihm unsere menschliche Achtung nicht verloren, und aus dem Kerker eines derart politisch Compromittirten können sicherlich die trefflichsten Poesien hervorgehen; Beispiele dafür sind schon dagewesen. Aber auch ein politisch Compromittirter ist der Verfasser dieser Lieder nicht; vielmehr ist er ganz einfach ein zu Falle gekommener, vermuthlich nicht unschuldiger Börsenmann, und insofern poetisch schon eine sehr fragwürdige Persönlichkeit. Indeß, wenn wir uns auch entschließen wollten, einmal von allen Personalien abzusehen, so könnten wir den poetischen Ergüssen eines — weshalb auch immer — Gefangenen doch auf alle Fälle nur dann ein geneigtes Ohr schenken, wenn derselbe das Bestreben sichtbar werden ließe, vermöge der Poesie sich über die Misère des Gefängnißlebens zu erheben, an der Hand höherer Gedanken sich in reinere und würdigere geistige Sphären emporzuschwingen und so die Qual seines gegenwärtigen Zustandes zu überwinden. Das thut nun aber der Verfasser dieser Lieder keineswegs, vielmehr führt er in seinen, einigermaßen heinisirenden Versen uns den ganzen Schmuz und die ganze unschöne Widerwärtigkeit des Gefängnißlebens vor Augen und geht damit jedes poetischen Eindrucks vollständig verlustig. Wohl kann die Poesie die großen Schmerzen des Daseins, soweit dieselben geistiger Natur sind, besingen, vor der gemeinen Misère einer ekelhaften Existenz dagegen nehmen alle Musen reißaus, und es ist eine Verirrung, den Leser in Versen in den ordinärsten Sumpf des Lebens hinabziehen zu wollen. Oder hält der Verfasser Gedichte wie das folgende wirklich für Poesie:

Mit Gewehr und Bajonnete
Wird bewacht mein sündig Haupt
Und bedauert, daß die Kette
Mir zu tragen nicht erlaubt.

Und damit des Kerkers Wände
Sicher brechen meinen Stolz,
Schlägt vors Guckloch man die Blende,
Die verfinsternde, von Holz.

's Luftloch auch hat man verschlossen,
Wahrlich, 's ging schon übern Spaß,
Doch dafür ließ man verdrossen
Mir das schmuz'ge Spühlichtfaß.

Oder folgendes:

Auch ein Lebewohl.

Mein Kamerad entsteigt den dunkeln Räumen
Und geht der lichten Freiheit stolz entgegen,
Er überläßt mich meinen Zukunftsträumen,
Denn für Gebeugte ist die Hoffnung Segen.

„Gebt mir den Wasserkrug, denn, Freund, ich dürste
Und will am Wasser hier zuletzt mich letzen;
Nun flennt nicht mehr und nehmt die Stiefelbürste
Als Pfand der Freundschaft und den Abwischfetzen."

Nette Poesie das! Uns dünkt: von solchen Bildern wendet man sich mit Widerwillen ab, und es ist eine monströse Idee, sie als Stoff für die Poesie ausbeuten zu wollen. Der Verfasser hat aber von seiner Poesie eine hohe Meinung, er singt:

Vielleicht, daß sie Unsterblichkeit mir bringen
Die Lieder, die ich zwischen feuchten Mauern
Aus tiefster Seele schrie in tiefstem Trauern,
Daß diese Schreie ewig, ewig klingen —

Wir bedauern, ihn in dieser Hoffnung nicht bestärken

zu können, und vermögen in seinen Versen nur eine Curiosität von wenig annehmbarer Art zu sehen.

Noch weit tiefer steigen wir in den Sumpf hinab und haben eine noch weit größere Verirrung zu beklagen, wenn wir uns zu Nr. 4: „Gräfin Seelenbrand", wenden. Der Verfasser, Fercher von Steinwand, hat früher einmal eine, auch auf dem Umschlage angezeigte Tragödie „Dankmar" (der Bruder Otto's I.) geschrieben, die — soviel wir wissen — ihrerzeit gelobt wurde, und wir können um so weniger begreifen, wie er jetzt ein derartiges seltsames und geradezu monströses Elaborat hat auf den literarischen Markt bringen mögen. Fragen wir: wer ist die „Gräfin Seelenbrand", die Heldin des Gedichts, so ergibt sich als Antwort: sie ist ein herz- und seelenloses, moralisch nichtswürdiges, in eitelm Tand und Flitter aufgehendes Geschöpf, wie dergleichen in Wien und sonst in der Welt wol genug zu finden sind. Dieses Geschöpf hat einen in Liebe zu ihr entbrannten Freund des Verfassers eben durch ihre Herzlosigkeit zu Grunde gerichtet, und das Buch enthält die in der Form von abgerissenen Tagebuchblättern erscheinenden Invectiven dieses Freundes gegen das niederträchtige Weib, welche Invectiven von dem angeblichen Herausgeber (denn vermuthlich ist alles Dichtung) namentlich am Anfange und am Schluß mit eigenen Zuthaten versehen sind. Die Ergüsse sind aber keineswegs die Eruptionen eines großartigen Zorns, die Erzeugnisse einer erhabenen moralischen Indignation (etwa wie Juvenal die Messalina gebrandmarkt hat, oder wie Archilochos die Töchter des Lykambes gezeichnet haben mag); vielmehr ist das ganze Buch eine ziemlich breite und unendlich ermüdende, ganz ordinäre Schimpferei in einer hin und wieder geradezu toll gewordenen Sprache, und es ist eine wahre Seelenmarter, das Ganze bis zu Ende durchzulesen. Um mit diesem Ende einmal als Probe anzufangen, so wirft der angebliche Herausgeber der Gräfin Seelenbrand folgende Grobheiten an den Kopf:

Lang lebe du seicht, gesund und zähe,
Mit dem ergiebigsten Junker im Schos!
Großbankierer sei er von Rang,
Hof-Ober-Fopps-Orangutang
Und Cacus academicus gar,
Fuchsschwänzerei-Archivar!
Er heiße Magnificus Wetterspecht,
Professor Mixturus Radebrecht
Und Doctor Vocativ Zipfelknecht!
Er habe den schwarzen, den schwärzesten Staar,
So oft du grapsest nach Hummer und Hecht;
Er bleibe dein Narr und schaffe Caviar
Und, glücklich segelnd immerdar,
Umschiff' er die Wahrheit und ihre Gefahr.
Nie laß ihn ein Gott von Selbstwerth träumen,
Nie fühl' er vom Leben sich mannhaft beseelt,
Damit ihm die Fähigkeit, abzuschäumen,
Bei keiner Gelegenheit fehlt!
Wir wünschen aus unterstem Seelengrund,
Du mögest sterben
Mit einem Fasan im Mund
Und ein Elysium erben,
Wo jeder Engel Champagner p . . .,
Die Dubarri Mutter Gottes ist
Und ihr Ludwig der heilige Christ.

Das ist das Ende des Buchs, welches uns — wie jeder hieran sieht — nicht etwa in einen Höllenpfuhl, sondern schon mehr in die reine Cloake hinabblicken läßt. Genau genommen wäre es mit dieser einen Probe schon genug. Zum Beweise aber, daß das ganze Buch nicht viel anders lautet, sei noch folgende Stelle abgedruckt:

Donner und Teufel, wie kam das nur?
Ein Geschöpf Gottes vordessen
Bist du worden die Creatur
Laufender Interessen —
Donner und Teufel, Pest und Molch —
Aus einer Nelke ein Lolch! —
O des Wehs! o des Grauns!
Geflucht hat mein strahlender Gott dir, geflucht —
Behender als meine Kugel, mein Dolch
Hat dich die sittliche Krätze besucht! —
O du des geistigen Schauns
Betrübendstes Ziel!
Bald stehst du im Sprengel der Schöpfung entlaubt,
Entlaubt, wie der Busch des Propheten beraubt,
Und jeglichem Lenz ein Widerspiel.
In meines Gottes blühendem Haupt,
Unter der Locken schwebendem Kranz
Funkelt's und tönt's
Wie kommender Stürme geflügelter Glanz,
In seinem Busen klirrt's und dröhnt's
Wie kreisende Waffen, wie Waffentanz —
Heil, Heil, mein strahlender Gott, Heil, Heil!
Triff echt, triff recht, was faul ist und feil,
'Ελελεῦ! 'Ελελεῦ! Es hat Eil', es hat Eil' —
Auf tausend Pfeile noch ein Pfeil!

Auch hier kann man sagen: „Zwar ist es Wahnsinn, doch es hat Methode". Andernfalls könnte ernstlich fraglich erscheinen, ob derartige Ausgeburten vor das Forum ästhetischer Kritik oder vor ein ganz anderes gehören.

Eine erfreuliche Erscheinung sind leider auch die „Funfzig Sonette eines Funfzigjährigen" (Nr. 5) nicht, an welchem, auf prachtvollem Papier gedruckten Buche gleich von vornherein der sonderbare Titel auffallen muß. Denn was will der Verfasser damit sagen? Sinn hätte der Titel nur, wenn zwischen den 50 Sonetten und den 50 Lebensjahren des Verfassers irgendwelche innere Beziehung stattfände. Oder will der Verfasser etwa sagen, daß er in jedem Lebensjahre ein Sonett gemacht habe? Das ist nicht denkbar, denn dazu wäre eine unmögliche und noch nicht dagewesene dichterische Frühreife erforderlich gewesen. Offenbar hat die Zahl der Sonette mit dem momentanen Lebensalter des Verfassers durchaus nichts zu thun, und es handelt sich bei dem Titel lediglich um ein leeres Spiel mit der Zahl Funfzig. Indeß, das möchte sein, wenn der Inhalt nur besser wäre. Aber auch in den Sonetten selbst zeigt sich keineswegs ein Dichter, vielmehr begegnet uns auf jeder Seite die „gestotterte Phrase der Unkunst". Der Verfasser ist der dichterischen Sprache durchaus nicht genügend mächtig, und die schwierige Form des Sonetts hat das Uebrige gethan, um seine Ausdrucksweise so geschraubt und unbeholfen wie möglich zu machen. Von dem Gedankengehalt kann man kaum etwas Bestimmtes sagen, weil derselbe in dieser mangelhaften Form meistens nur höchst unklar, verworren und verstümmelt zum Ausdruck kommt. Der Verfasser hat freilich von sich selbst keine schlechte Meinung. Denn er singt in Sonett 19 also:

Kann es genügen meinem heißen Drange,
Daß niemals mir die vollen Worte fehlen,
Auch Reime nicht, die sich geschickt vermählen,
Wenn ich dich feiern darf im Liebesklange?

Kann mir's genügen, ob ich's gleich erlange,
Den haucheszarten Nachtigallenkehlen
Den süßen Schmelz des Wohllauts abzustehlen,
Daß jedes Ohr an meiner Lippe hange?

O nein, mein einzig Ziel ist, meinem Worte
Den Eigenduft der Seele einzuhauchen,
Der dich umwebt in ungesuchter Feinheit.

Doch steht erblaßt nicht vor der Wahrheit Pforte
Das Wagniß, höchste Lebensglut zu tauchen
In der Gedanken kalte Allgemeinheit?

Wir glauben aber, daß die Fassung dieses Sonetts seinen eigenen Inhalt widerlegt, d. h. daß es der beste Beweis dafür ist, wie dem Verfasser allerdings „die vollen Worte fehlen"; und daß er es „erlangt" hat, „den haucheszarten (?) Nachtigallenkehlen den süßen Schmelz des Wohllauts abzustehlen (?)", davon merkt man hier schlechterdings herzlich wenig. Dies war ein Liebessonett; theilen wir jetzt noch ein anderes auf die Kunst bezügliches mit, welches an Schwerfälligkeit und Ungeschicklichkeit des Ausdrucks gleichfalls das Mögliche leistet:

Wohl steh' ich staunend vor den Kunstgebilden,
So heldenstolz die Marmorglieder recken (?)
Und keinen Muskel, keinen Nerv verstecken (?)
Der Manneskraft, der urgewaltig wilden.

Es lebt der Stein; doch ruhet unter Schilden (?)
Des Maßes und des Ziels der dunkle Schrecken,
Den Furcht und Zorn in unsrer Seele wecken
Ob grimmen Kampfs mit allerlei Unbilden.

Allsieghaft aber mit friedmildem (?) Scheine,
Trotz Schaumesweichheit wunderfest umschrieben
Im spröden Marmor, blüht der Augen Wonne,

Des Weibes Leib, der unentweihte, reine,
Im Knospenhauch von süß bewegten Trieben,
Der ewigen Schönheit unbewölkte Sonne.

In Sonett 16 gießt der Schlaf Vergessenheit aus „güldner Kanne"; in demselben Sonett reimt der Verfasser „verrathen" auf „Athen" (soll heißen: Athem); in Sonett 36 spricht er von den „unermeßnen Blänken des Nichts" (was heißt das?); in Sonett 47 sträubt die Bosheit ihren „Kragen". Es dürften mit diesem allen hinreichende Beweise geliefert sein, daß der Verfasser kein Anrecht darauf hat, sich den bedeutenden Sonettendichtern älterer und neuerer Zeit anzureihen.

Wir kommen zu Nr. 6, den „Gedichten" von Ludwig von Osten. Wir haben in denselben nicht die Erstlingsproducte eines noch jugendlichen Verfassers vor uns, vielmehr handelt es sich hier ziemlich augenscheinlich um die dichterischen Erzeugnisse eines vollkommen gereiften Mannes; die den Gedichten mehrfach beigesetzten Jahreszahlen gehen theilweise um 20 Jahre zurück, und wir haben also in dieser Sammlung nicht etwa nach hoffnungerweckenden Blättern und Blüten, sondern nach wirklichen Früchten zu forschen. Der Verfasser bezeigt überall eine große Freundschaft für Bodenstedt, er ist weit gereist wie dieser und namentlich auch im Orient heimisch, und Bodenstedt ist offenbar sein dichterisches Vorbild gewesen. Demgemäß beweist er sich denn überall als eine human durchgebildete, sittlich edle Persönlichkeit von allseitig freisinniger Richtung; dieser Persönlichkeit wird man Achtung und Anerkennung sicherlich nicht versagen, aber auf der andern Seite kann nicht verhehlt werden, daß die in den Gedichten zu Tage tretende dichterische Potenz keineswegs eine irgend bedeutende ist. Der Verfasser sinkt nirgends unter ein gewisses anständiges Niveau herab und verfällt nirgends dem Fluche der Lächerlichkeit, aber ebenso wenig offenbart sich in seinen Gedichten eine irgendwie hervorstechende Subjectivität oder ausgeprägte Individualität, welche uns bei der Lektüre mit einer bestimmten geistigen Physiognomie entgegenträte und von der wir schließlich mit einem unverwischbaren Eindrucke schieden. Am meisten Guß und Fluß haben die Liebesgedichte, welche vermuthlich der feurigern Jugend angehören. In den übrigen Gedichten ist der Inhalt oft ein recht nüchterner und auch die Behandlung der Sprache und des Verses für einen Jünger Bodenstedt's keineswegs virtuos genug oder überhaupt nur leidlich correct und tadellos. Sehen wir z. B. ein Gedicht wie „Deutsches Eden":

Die Houri in des Moslems Paradies,
Und die Walkyren in Walhalla —
Wie da so leicht die Erde man verließ
In Odin's Reich, und wo man schwört beim Allah!

Wie schwer doch wird das Scheiden uns gemacht,
Uns deutschen Männern, aus dem Thal der Mängel!
Was die im Jenseits alle suchen — lacht
Uns hier: ach unsre Fraun sind lauter Engel!

Der Inhalt dieses Gedichts dürfte niemand imponiren, die sprachliche Einkleidung ist einigermaßen mangelhaft. Namentlich in der ersten Strophe ist die Construction unzweifelhaft sehr bedenklich, und die absoluten Nominative der beiden ersten Verse schweben in der Luft. Nehmen wir folgendes Gedicht:

Die Dichterlinge und Recensenten
Die fürchten leicht die Concurrenten;
Sie lassen in Morastluft, der feuchten,
Nur ihre Irrwischlichter leuchten.

Dem Dichter doch von Gottes Gnaden
Kann gleichen Geistes Kind nicht schaden;
Der Sonne gleich geht er zu Thale,
Daß hoch der Mond im Glanze strahle.

Hier finde ich — von anderm zu schweigen — die Behauptung, daß die „Recensenten" die „Concurrenten" fürchten, gänzlich schief und unwahr. Die Anwendung des Begriffs der Concurrenz auf das Feld der Kritik ist eine sehr sonderbare; ein Recensent hat doch nicht den mindesten Grund, sich zu grämen, wenn dasselbe Buch außer von ihm selbst noch von 50 oder 100 andern Recensenten besprochen wird, und dem recensirten Schriftsteller dürfte es nur lieb sein. Zudem ist ein souveränes Losziehen gegen Dichterlinge und Recensenten immerhin nicht sehr angebracht, wenn man selbst keineswegs die Bürgschaft in der Tasche hat, zu den „Dichtern von Gottes Gnaden" zu gehören. Wie nüchtern ist weiterhin z. B. das Gedicht „Ins Fremdenbuch":

Schön ist von Altensteins Felsengrat
Die Schau auf Berge und Thäler,
Auch schlängelt sich manch reizender Pfad
Durch Lichtungen breiter und schmäler.

Doch manchen Weg muß man auch gehn,
Der führt zu verschlossenen Thüren,
Die nur dem Wanderer offen stehn
Für immer neue Gebühren.

So hat bei goldigem Sonnenschein
Und lichten Herrlichkeiten
Der liebliche Park von Altenstein
Auch seine Schattenseiten.

Wenn uns der Verfasser etwa einwerfen wollte, das sei nur ein Gelegenheitsgedicht, so fragen wir: warum nimmt er es dann auf? Ueberhaupt macht sich die Gelegenheitspoesie in dem Bande zu breit, ohne je Gelegenheitspoesie in dem Sinne zu werden, in welchem Goethe seine Gedichte mit diesem Namen belegt hat. Um nun aber auch einige von den bessern Gedichten anzuführen, so gehört dahin z. B. das folgende:

Ob ich dich liebe? — nimmermehr
Solltest du so mich fragen;
Daß ich dich liebe —, nimmermehr
Kannst du zu zweifeln wagen;
Wie ich dich liebe? — nimmermehr
Können's dir Worte sagen;
Schau mir ins Auge, das sagt dir mehr
Als alles Fragen und Sagen.

Ferner das folgende:

Vor meinem trunknen Blicke schwebt
Dein süßes Bild im Liebesglanze,
So schimmernd, wie im Strahlentanze
Des Morgenlichts der Tropfen bebt.

Könnt' ich der Blumenkelch doch sein,
In dessen dufterfüllter Tiefe
Der Tropfen selig träumend schliefe —
Wie würde licht mein Innres sein!

Ich schlösse leis vor jedem Blick
Die Blätter über ihm zusammen,
Dann strahlte seiner Liebe Flammen
Er ganz allein auf mich zurück.

Und schließlich das Gedicht:

Und immer möcht' ich dir sagen aufs neu,
Wie unendlich lieb ich dich hab',
Aufs neue dir schwören ewige Treu
Im Leben und über das Grab.

Und immer von neuem vernähm' ich so gern
Aus deinem holdseligen Mund
Und läse in deinem Augenstern
So gerne die himmlische Kund':

Daß du meines Lebens geheimer Spur
Willst folgen in Nacht und Tag,
Daß du mich liebst, wie ein Engel nur
Einen Menschen zu lieben vermag!

Hier kann ich nur nicht recht einsehen, warum die Spur „geheim" genannt wird, und auch die Wendung „in Nacht und Tag" scheint mir einigermaßen undeutsch.

Zum Schluß ist übrigens zu constatiren, daß der Verfasser der Gedichte sich keineswegs überhebt; vielmehr sagt er in der Vorrede ausdrücklich, daß „ihre Herausgabe vor allem ein Zeichen der treugehegten Freundschaft fürs Leben und der tiefempfundenen Verehrung sein soll, welche der Verfasser dem Mirza-Bodenstedt als Dichter und Menschen zollt". Wir glauben aber, daß es zu diesem Zwecke nicht unbedingt nöthig gewesen wäre, die Gedichte drucken zu lassen.

Entschieden die beste Nummer der diesmaligen Revue bilden die „Gedichte von Max Beilhack" (Nr. 7), welche von Albert Traeger mit einem poetischen Vorworte eingeleitet sind, und zu denen wir jetzt übergehen. Um zunächst Albert Traeger das Wort zu geben, so lautet das einleitende Sonett also:

Es soll bedenklich sein in diesen Tagen,
Von bunten Liedern einen duft'gen Strauß
Zu senden in die weite Welt hinaus,
Doch rieth dem Freund ich, es getrost zu wagen.

Mag auch die Zeit nicht viel nach Dichtern fragen,
Freundschaft gewinnt dies Buch in jedem Haus,
Wo, unbeirrt vom wirren Kampfgebraus,
Für deutsche Dichtung deutsche Herzen schlagen.

Und dies ist eines deutschen Dichters Sang;
Des deutschen Herzens vollen, reinen Klang
Vermag in seine Lieder er zu legen.

Der Frauen Gunst wird ihm zum sichern Hort,
Doch auch die Männer wirbt sein mannhaft Wort —
Sei ihm das Glück getreu auf seinen Wegen.

Vielleicht wäre ein in Prosa geschriebenes Vorwort, welches in möglichst bestimmter Weise die Vorzüge der Gedichte charakterisirt hätte, noch mehr am Platze gewesen. Im übrigen kann man bei genauerer Prüfung des Buchs das Zugeständniß nicht zurückhalten, daß sein Inhalt dieser poetischen Empfehlung nicht unwerth ist, und daß Beilhack keineswegs zu der Zahl der Dutzendpoeten gehört, die heutzutage nach wie vor den Markt überschwemmen. Allerdings handelt es sich hier nicht um die Einführung eines neuen Poeten von der Bedeutung, wie er z. B. durch Geibel in Hermann Lingg der deutschen Literatur zugeführt worden ist. Eine ausgesprochene wahrhaft bedeutsame Originalität oder scharf markirte Individualität ist uns aus den Gedichten nicht entgegengetreten. Der Verfasser ist weder eine sehr hochfliegende noch eine über den Abgründen des Lebens brütende Natur, er verliert sich nicht in die Untiefen des Gedankens, und eine scharf umrissene Weltanschauung, die gleichsam als Grundaccord die Gedichte durchzöge, ist uns aus seinen Versen nicht entgegengeklungen. Indeß wenn wir auch keinen poetischen Charakterkopf mit ausgeprägten Zügen bedeutsamer Eigenart in ihm erblicken können, so ist er doch immerhin ein liebenswürdiges poetisches Naturell von gemüthvoller Innigkeit und beschaulicher Sinnigkeit, und diese und verwandte Eigenschaften kommen in dem Bande vielfach zu sehr ansprechendem Ausdruck. Was zunächst die Form der Gedichte angeht, so ist Sprachbehandlung und Rhythmik fast durchweg lobenswerth, und nur hin und wieder sind uns einige kleine Härten aufgefallen. So wird von einer Schwalbe geredet, „die schon schlafen lag", welcher Ausdruck uns als Analogon zu „schlafen gehen" doch einigermaßen kühn erscheint. So apostrophirt der Verfasser das Participium „gehend" in „geh'nd" und erlaubt sich dieselbe Apostrophirung auch sonst noch oft bei den Participien des Präsens (z. B. „fleh'nd", „späh'nd" und an andern Stellen). Er sagt: „Laß in dein Auge mich versenken", wo doch unzweifelhaft noch ein zweites „mich" fehlt. Auch der „greise Bettlergruß" (für den „Gruß eines greisen Bettlers") will uns nicht gefallen. Auf Seite 72 fehlt im ersten Verse der zweiten Strophe des metrum asclepiadeum quartum eine Silbe (statt des nach der Basis nothwendigen Daktylus steht ein Spondeus). Indeß wollen doch diese und einige andere Kleinigkeiten in einem Bande von 239 Seiten nicht allzu viel sagen. Um sodann von der sinnigen und anmuthenden Schlichtheit des

Inhalts ein paar Beweise zu geben, seien im Folgenden zwei der kürzern Gedichte mitgetheilt:

Der Bauer im Wald.

Die Fichte soll ich fällen, zu wärmen meinen Herd,
Den Baum, an dem mein Weib mir den Brautkuß hat beschert?
Doch wenn nicht meine Säge dem Stamme nahen mag,
So fällt sie wol ein andrer sich schon am nächsten Tag.

Ich schneide mir ein Eßbett und eine Wiege draus,
Den Wipfel bringt das Christkind als Weihnachtsbaum nach Haus;
Dann bleiben noch acht Breter und auch der Bretlein vier,
Das gibt dann just zwei Särge dem lieben Weib und mir.

Memento.

Rastlos eilt die Dampfmaschine,
Fliegt in ungemessner Schnelle,
Fliegt vorbei vor der Ruine
Einer alten Gruftkapelle.

Ruhlos rennt der schwarze Wagen,
Menschen wechseln, täglich neue,
Und das ist ein Wetten, Jagen
Um Genuß und Lust und Reue.

Ruhig steht, wie jetzt, nach Jahren
Die Kapelle abgeschieden;
Manchem, der sich müd' gefahren,
Beut sie einen Platz zum Frieden.

Aus den vorstehenden Proben läßt sich der Beilhack's Lyrik im ganzen beherrschende Geist ziemlich deutlich erkennen. Ein ehrlicher Gemüthston, der falschen Flitter verschmäht, klingt aus allen Gedichten vernehmbar heraus; und wenn auch nicht alle gleich werthvoll sind, so ist uns doch keins aufgestoßen, welches als zu unbedeutend besser weggeblieben wäre. Uebrigens beweisen Gedichte wie „Lucifer Atlas", „Erinnys", „Der Südwind" und manche andere, allerdings die Minderzahl bildenden, daß der Verfasser aus der einfachen Welt des Herzens sich auch in das Gebiet des Dämonischen zu erheben wagt, daß ihm weitere Weltperspectiven nicht fremd sind, und daß er in der Behandlung solcher Stoffe auch einen schwunghaft pathetischen Ton anzuschlagen versteht. Von seiner epischen Gestaltungskraft gibt vortheilhaftes Zeugniß die ziemlich umfangreiche Abtheilung „Gestalten", in der sich manches sehr gelungene Stück findet. Den Schluß des Buchs bildet eine Nachdichtung von portugiesischen Sonetten des Manoel de Barbosa da Bocage.

Wir machen den Schluß unserer diesmaligen Revue mit dem „Neuen Frühling" von Hermann Dickmann (Nr. 8). Wir werden uns über dieses Buch im ganzen kurz fassen können. Die Form ist meistens sehr gewandt gehandhabt, und auch der Inhalt verräth dichterische Begabung. Wenn aber der Verfasser den weitaus größten Raum des Bandes (140 Seiten) lediglich mit Liebesgedichten füllt, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß diese Liebesgedichte unmöglich sämmtlich wahrhaft poetische Herzensoffenbarungen sein können. Falls der Verfasser etwa Rückert's bekanntem Worte huldigt „Was mir nicht gesungen ist, ist mir nicht gelebet", so muß ihm bemerklich gemacht werden, daß diese Maxime eine entschieden falsche ist. Dichtung ist Verdichtung; nicht alles, was im Leben und in der Liebe das Herz mit Behagen oder mit dem Gegentheil desselben erfüllt, ist darum auch schon ein geeigneter Stoff für ein dichterisches Kunstwerk. Das letztere verlangt Concentration, und aus einer unendlichen Fülle schöner Liebesmomente ergibt sich beim wahren Dichter doch vielleicht nur die schöpferische Stimmung für eine sehr beschränkte Zahl von Liebesgedichten. Wer hingegen dem Verlaufe einer Liebe gleichsam chronologisch folgen und alles Erlebte in Versen fixiren will, dessen Liebespoesien werden — um mit Emil Kuh zu reden — nur allzu leicht an die Gewitter erinnern, die in einem Landregen niedergehen; und wenn es auch geniale Ausnahmen gibt, so will mich doch bedünken, daß in unserm Falle mit diesem Bilde ziemlich treffend der Eindruck bezeichnet ist, den die Lektüre eines nicht unbedeutenden Theils der Gedichte des „Neuen Frühlings" im Gemüth des Lesers zurückläßt. Daß sich übrigens auch eine ganz erfreuliche Zahl von sehr wohlgelungenen Liebesgedichten vorfindet, sei nochmals ausdrücklich zugestanden; und auch in dem Anhang, der vor allem patriotische Zeitgedichte bringt, gelingt dem Verfasser mancher kräftige Ton. Jedenfalls hat er Talent und gehört nicht zu denen, die man von der Schwelle des Parnasses zurückweisen muß.

Albert Moeser.

Richard Wagner aus seinen Schriften betrachtet.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Gesammelte Schriften und Dichtungen. Von Richard Wagner. Neun Bände. Leipzig, Fritzsch. 1871—73. Gr. 8. 43 M. 20 Pf.

Während Wagner nun so still gefaßt an seinem „Ring des Nibelungendrama" arbeitete, traten andere Anforderungen an ihn heran, die ihn wieder mit dem Leben in Beziehung setzten. In Weimar waren eifrige Freunde bedacht, das Unrecht, das dem Künstler geschehen war, wieder gutzumachen und seinen Werken allgemeinern Eingang zu verschaffen. Nach Weimar hatte Franz Liszt sich zurückgezogen. Er fühlte sich Wagner verwandt; schon seit Jahren verfolgte er die Laufbahn des Kunstgenossen mit Aufmerksamkeit. Jetzt widmete er ihm die innigste Freundschaft, die er zunächst dadurch bethätigte, daß er den „Tanhäuser" und (am 28. August 1850, Goethe's Geburtstage, und zur Nachfeier der Enthüllung des Herder-Denkmals!) den „Lohengrin" auf der weimarer Hofbühne zur Aufführung brachte. Da auch hier das Publikum in natürlicher Betroffenheit den gemäßen Standpunkt zur Betrachtung dieser eigenthümlichen Werke nicht sogleich zu finden vermochte, so eröffnete Liszt ihm das Verständniß durch die Schrift „Lohengrin und Tanhäuser" (Leipzig, 1851), die gleichzeitig auch französisch erschien, und damit begann eine eifrige, im großen betriebene Agitation für Wagner. Nun fingen auch andere Bühnen an, sich um das Aufführungsrecht seiner Opern zu bewerben. Der Componist ertheilte es aber nur unter allerlei erschwerenden Bedingungen. Entgegen allem Herkommen verlangte

er, daß seine Werke ungekürzt und peinlich genau nach seinen Vorschriften aufgeführt würden. Er schrieb ausführliche Erläuterungen, programmatische Erklärungen u. s. w., die zum Theil sehr dankenswerth sind, zum Theil aber auch deutlich bekunden, wie tief und unheilvoll die letzte Katastrophe auf ihn gewirkt hatte; so wenn er vorgibt, daß in der Ouverture zum „Tanhäuser“ vom „Reiche des Nichtmehrseins“ geredet werde.

Hier beginnt nun Wagner's eigentliche schriftstellerische Thätigkeit. Auch auf diesem Gebiete ist seine geniale Unerschöpflichkeit zu bewundern. Fern vom Boden der Heimat, trachtete er vor allem, dort das Interesse für sich wach zu erhalten. Um die Mittel war er nicht verlegen. Wir tragen kein Bedenken, daraus zum Theil seinen Aufsatz „Das Judenthum in der Musik“ zu erklären, verkennen aber nicht, daß auch noch zwei andere Motive zu dieser Veröffentlichung mitwirkten: Wagner's neugewonnene philosophische Ueberzeugung und sein begründeter Abscheu gegen die Meyerbeer'sche Kunstrichtung. So brachten denn von nun an die öffentlichen Blätter nicht selten Beiträge aller Art von ihm, Beiträge bald über musikalische Fragen, bald über die Theaterverhältnisse, bald persönliche Erinnerungen, die allesammt durch ätzende Schärfe ihrer Sprache, beißende aber geistvolle Ausfälle, durch die übergroße Selbstschätzung des Schreibers sich auszeichnen. Und ferner veröffentlichte er in den Jahren 1850 und 1851 die Schriften: „Das Kunstwerk der Zukunft“, „Kunst und Klima“, „Oper und Drama“ (Bd. 3 und 4). Es ist bekannt, daß er in denselben ein System seiner Kunstanschauung entwickelt, und daß diese Anschauung alles, was seit Lessing und Winckelmann für Kunst gegolten hat, verfehlt, einseitig und verderblich nennt, ferner daß er als das einzig wirkliche Kunstwerk das Musikdrama bezeichnet, d. h. eine durchcomponirte Dichtung, welche, von der Decorationsmalerei und der Plastik lebendigen Geberdenspiels unterstützt, auf einem Schauplatz, den die Baukunst bereitet, d. h. auf der Bühne, zur Aufführung kommt und somit an die „Universalität der Kunstempfänglichkeit“ des Menschen appellirt. Ueber dieses „Gesammtkunstwerk“ hat sich großer Lärm erhoben. Man streitet, ob es etwas Neues sei, oder nicht vielmehr schon von Gluck erfunden, ja ob es nicht bereits im Begriffe der Oper enthalten sei. Im Verfolg dessen ist neuerdings W. H. Riehl so weit gegangen, der Oper als einer Mischgattung alle Berechtigung abzusprechen und, als ein Verfechter der ungemischten Kunstübung, ihren baldigen Untergang zu prophezeien („Die Kriegsgeschichte der deutschen Oper“, in dem „Historischen Taschenbuch“, 1874).

Wenn man Wagner's Ausführungen über den dramatischen Stoff mit Sorgfalt prüft (und das haben, wie er noch 1869 klagt, bislang nur wenige gethan), so erkennt man wol mit einiger Sicherheit den Grund zu seiner mehr als sonderbaren Theorie. Er durchgeht da die drei Gebiete, aus welchen die dramatischen Dichter von jeher ihre Stoffe genommen haben. Er findet, daß weder die Geschichte noch der Roman einen recht würdigen Stoff hergeben. Da steht ihm nun zunächst Schiller breit im Wege, der meist geschichtliche Tragödien geschrieben hat, allerdings nicht solche, in denen die Geschichte bis auf die Rockknöpfe richtig dacapo gespielt wird, sondern solche, in denen die geschichtlichen Thatsachen zu künstlerischen Zwecken verarbeitet sind. Wagner geht ihm vorbei, rennt etwa auf Grabbe, hält diesem vor, daß und warum die Reproduction der Geschichte nicht dramatischer Zweck sein könne, läßt ihn für todt liegen — und will nun angesehen sein, als habe er Schiller umgebracht. Dann begegnet ihm etwa Iffland, der seine Schauspiele nicht im Rahmen der Geschichte, sondern in dem des engsten bürgerlichen Lebens hält. Mit Recht findet Wagner Iffland's Verfahren unkünstlerisch, er macht ihm darüber heftige Vorwürfe, aber, confus wie er ist, nennt er ihn Goethe, und wenn er sagen will: „Der Spieler“ oder „Die Jäger“, so entschlüpfen ihm die Titel: „Götz“, „Clavigo“, „Egmont“, „Stella“. Und Werke wie diese letztern wagt er beschränkt und arm, ohne Freiheit und selbständige Innerlichkeit zu nennen (IV, 28). So hat er denn mit der Logik eines ungeschulten und voreingenommenen Kopfes auf seine Art bewiesen, daß Geschichte und Roman dem dramatischen Dichter keine großartigen Stoffe gewähren. Nun entnimmt er aus dem Studium der griechischen Tragiker eine dritte Gattung dramatischen Stoffs, den „Mythus“, die Sagenwelt, das epische Volksgedicht. Diesen Mythus erwählt er zum Stoffe des Gesammtkunstwerks. Er vergißt, daß zu den Zeiten des Aeschylus der Mythus noch einen Bestandtheil des Volksglaubens bildete, ja daß er fast wie erlebte Geschichte betrachtet wurde (was wir aus einer Vergleichung der „Oresteia“ mit den „Persern“ leicht ersehen), daß dagegen wir Modernen zu den „Eddaliedern“ und dem „Heldenbuche“ für gewöhnlich in gar keiner Beziehung stehen. Gerade aber diese weite Entfernung der mittelalterlichen Mythen von dem modernen Bewußtsein macht sie Wagner so theuer. Er erkennt in ihnen ein Gebiet, auf welchem er seine besten Eigenschaften zeigen, mit seiner ausschweifenden Kraft prunken kann, ohne fürchten zu müssen, daß seine Mängel zu grell hervortreten. „Wagner ist klug genug“, sagt Louis Ehlert, „sich fast nur an mythische Gestalten zu wagen, deren psychologische Unwahrscheinlichkeit durch die Perspective einer ungeschichtlichen Zeit gedeckt wird.“ Je schattenhafter diese Gestalten nun sind, desto mehr bedürfen sie der Mitwirkung aller dem Künstler nur irgend zur Verfügung stehenden Mittel. Und als Wagner diese Theorien entwickelte, hatte er sich als Musiker und Poet bereits einen Namen erworben, auch die andern Künste, soweit sie bühnenfähig sind, in ziemlicher Ausdehnung kennen gelernt. Er ist ein Meister der Regie, die er bei seinen Opern auf das genaueste vorschreibt, er versteht es, bei der Ausführung sein Werk mit den Reizen aller neun Musen zu umkleiden. Und so bringt er es zu einem ungeheuern Eindruck. Wenn der blendende Schein vor der nachprüfenden Erinnerung dann auch verschwindet — die Seele ist doch einmal in Wallung gewesen, die Saiten des Gemüths haben doch einmal geklungen, und das ist wenn nicht die höchste, so doch die erste Absicht der Kunst. Möchte Wagner also immerhin seinem eigenthümlichen Genius folgen, es kommt vielleicht einmal etwas wirklich Großes dabei heraus — aber weswegen mußte er über die Leichen unserer größten Dichter schreiten wollen und so zu einem Vergleiche herausfordern, bei welchem er nothwendig unter jene zu stehen kommt?

Wir nähern uns so dem Riesendrama, welchem Wagner durch bald dreißig Jahre seine besten Kräfte gewidmet hat, dessen Besprechung wir aber bis zum Schlusse aufsparen. Die Dichtung desselben war beendigt im Beginn des Jahres 1853, bis zum Frühjahre 1857 auch der größte Theil der Composition. An die Aufführung der Tetralogie konnte der verbannte, auf die kleinen deutschen Theater der Schweiz angewiesene Künstler natürlich vorerst nicht denken. Das Bedürfniß, wieder mit einem neuen Werke auf der Bühne zu erscheinen, gab ihm nun die Anregung zu „Tristan und Isolde" (verfaßt 1857). Wenigstens sagt er ausdrücklich, seine Absicht sei gewesen, „ein seiner scenischen Anforderungen und seines kleinern Umfangs wegen leichter und eher ausführbares Werk zu liefern". Leichter und eher aufführbar! Ihrer enormen Schwierigkeiten, ihrer fünfstündigen Dauer wegen hat die Oper bekanntlich bisher nur in München und unter besonderer Aufopferung in Weimar gegeben werden können. Kurz nennt Wagner etwa den „Fliegenden Holländer", den er eigentlich in einem Acte spielen lassen wollte. Es ist bemerkenswerth, wie ungünstig seine dauernde Entfernung von größern Bühnen auf seinen dramatischen Längensinn gewirkt hat. Hätte er sich doch beim „Tristan", „Rheingold" und den „Meistersingern" des Lobes erinnert, welches Liszt seinem „Tanhäuser" spendete, daß er ni trop court pour le sujet, ni trop long pour le public sei, und hätte ihn doch sein Studium der Griechen an die aristotelische Regel über die Länge der Tragödie gemahnt (Poet. 7: καὶ ἐπὶ τῶν μύθων ἔχειν μὴν μῆκος, τοῦτο δ'εὐμνημόνευτον εἶναι). Zu dieser Länge nun kein ruhiger Moment, die Stimmung immer gespannt, die Leidenschaft fessellos! Man erstaunt immer von neuem über die Gigantenstärke des Componisten, man kann auch die meisterliche Technik des dichterischen Aufbaues bewundern, an welcher die Poeten nur unablässig studiren dürfen; aber damit ist das Lob des Werks erschöpft. Sein Kern, der seelische Vorgang zwischen Isolde und Tristan, hat nur ein pathologisches Interesse. Isolde ist die Gemahlin des alten Königs Marke, sie liebt aber Herrn Tristan und wird wiedergeliebt. Nach Wagner sind die beiden einander im Urgesetze der Welt bestimmt — Beweis: ihre Leidenschaft! Sie brechen die Ehe mit Fug und Recht, und Herr Marke gibt selbst seinen Segen dazu. Die Liebesscenen sind glänzend in ihrer Art, es herrscht da immer die Stimmung: „Ich war in ihr, sie war in mir, wie ineinander schlagen zwei Flammen"; aber wenn dergleichen mehrere Stunden dauert, so zieht es den Zuschauer entweder in körperliche Mitleidenschaft, oder es ernüchtert.

In Wagner's Entwickelung bedeutet „Tristan" einen neuen Abschluß. Auf der einen Seite fühlte er sich mächtig zum Idealen hingezogen, auf der andern widerstand ihm seine sinnlich üppige Natur. Er hatte umsonst gesucht, diesen Streit harmonisch zu schlichten. Bald legte er die beiden feindlichen Mächte ängstlich auseinander, wie im „Tanhäuser", bald warf er sich mit ganzer Kraft nur nach der einen Seite, wie im „Lohengrin", wobei er denn nicht verhindern konnte, daß ein krankhaftes fieberndes Verlangen nach der andern mitunter hervorbricht. Endlich fand er Beruhigung, indem er sich überzeugte, daß der Mensch nur durch die vollste Bethätigung seiner sinnlichen Anlage vollkommen wird: ein Satz, den er misverstand. Isolde und Tristan erfahren keinen Tadel dafür, daß sie sich ihrer Leidenschaft maßlos hingeben, sie werden vielmehr von ihrer Umgebung wie Halbgötter betrachtet, denen ihre ungeheuere Natur auch das Recht zu ungeheuern Ausschreitungen gewährt.

Ueber Wagner's Beschäftigung in der Folgezeit ist nun etwas Genaues und Sicheres kaum bekannt. In das Jahr 1858 setzen die Conversations-Lexika eine Reise nach Italien, 1860 erhielt er die Erlaubniß, nach Deutschland mit Ausnahme Sachsens zurückzukehren. Inzwischen hatten seine Freunde und Anhänger nicht geruht. Es wäre eine dankenswerthe Arbeit, wenn ein wagnerfreundliches Kunstblatt einmal eine verlaßliche Uebersicht über die Aufführungen Wagner'scher Opern seit 1850 veröffentlichen wollte. Vermuthlich würde es sich herausstellen, daß gegen Ende der funfziger Jahre „Tanhäuser" und „Lohengrin" fast über alle großen und mittlern Bühnen Deutschlands gegangen waren. Wagner selbst aber hatte nichts davon gesehen. So schreibt er an Berlioz: „Es graut mir davor, noch länger der vielleicht einzige Deutsche bleiben zu sollen, der meinen «Lohengrin» nicht gehört hat." In dem Verlangen, sich an dem Anblick seiner eigenen Werke zu stärken, ging er 1860 nach Paris. Dort war ihm der Boden schon geebnet. Seine Operndichtungen wurden ins Französische übersetzt, er begleitete sie mit einem Vorwort, in welchem er die Hauptzüge seiner persönlichen und künstlerischen Entwickelung niederlegte („Zukunftsmusik", Bd. 7). Zunächst wurde der „Tanhäuser" zur Aufführung bestimmt. Es kam zu einem zweifelhaften Miserfolge. Wagner in seinem Bericht über dieses Ereigniß (ebenfalls Bd. 7) stellt ihn als einen Erfolg dar, glaubwürdige Berichte von anderer Seite liegen nicht vor.*) Jedenfalls waren damit die Versuche, in Frankreich anzuknüpfen, fürs erste gescheitert. Das nächste Werk Wagner's: „Die Meistersinger von Nürnberg", wurzelt mehr als der „Ring des Nibelungen" in echt deutschem Grund und Boden.

Wenn „Tristan und Isolde" mehr den Charakter eines Gelegenheitsstücks trägt, so sind dagegen „Die Meistersinger", mit und ohne Willen ihres Schöpfers, ein Abbild von seiner ganzen nun errungenen Gemüthsverfassung. Zwar der leitende Gedanke des Stücks ist viel ältern Datums. Schon 1845 entwarf Wagner den Plan dazu als zu einer komischen Oper (IV, 349 fg.). Er dachte, eingestandenermaßen, unter dem Junker Walther von Stolzing sich selbst, der Kampf des Ritters gegen die Spießbürger war sein eigener gegen die zünftigen Kapellmeister und den herkömmlichen Schlendrian, des Ritters Niederlage und Verzweiflung war seine eigene, sein endlicher Sieg vorab nur ein schöner Traum. Nun war der Traum Wirklichkeit geworden, Freunde und Feinde hatten Wagner zu einem Künstler von europäischem Rufe gemacht, und kroch auch noch einiges von dem faulen Gewürm in den Kunsttempeln umher, so hatte er doch jetzt wol in Deutschland keinen Rivalen und konnte mit stolzer Genugthuung auf das Erreichte hinabschauen. Hatte ihn in den vierziger Jahren die innere Angst, der aufreibende Kampf nicht zur Ausführung des Entwurfs kommen lassen, so war jetzt

*) Paul Lindau berichtet ausführlich darüber in seiner Schrift: „Aus Paris." D. Red.

freilich die Zeit gekommen, wo er mit Behagen dem alten Plane nachgehen konnte.

Aber wie sonderbar überrascht nun die Oper! Es ist viel Schönes, ja fein Komisches darin enthalten; aber im Kern des Ganzen, in dem Verhältnisse des Ritters zu seinen ledernen Gegnern mangelt so ganz und gar aller Humor; an seine Stelle tritt die Caricatur. Was für eine drollige Figur hätte der Beckmesser werden können — nun ist er ein alter lüsterner Geck, daneben ein abgefeimter Schurke. Aber in so verzerrtem Bilde hat Wagner seine Gegner immer gesehen. Es fehlt ihm an Sinn für das Possirliche der bloßen Dummheit, für das Brave und Ehrenwerthe des Philisterthums. Selbst die große Masse des Volks erscheint bei ihm wenn nicht ganz platt, dann exaltirt ([mit feierlicher Haltung] „Wach auf, es nahet gen den Tag"). Es mangelt ihm denn doch die völlige Sicherheit. Er hatte zwar unbegrenzte Anerkennung, aber auch maßlose Angriffe erfahren — darin hatte sich seit der dresdener Periode nichts geändert. So hält er sich denn stramm. Statt im Wohlgefühle des gesicherten Siegs auszuruhen, schnallt er den Harnisch fester und hält noch kampfbereit auf dem Walplatze. Nicht weniger behindert ihn aber eine andere schwere Rüstung, seine große Eitelkeit, eine Eigenschaft, welche ebenfalls nicht von der Sicherheit des sieggewohnten Genius zeugt. Gerade in den sechziger Jahren tritt sie im Uebermaße bei ihm auf. Seine Uebertreibungen von der allgemeinen Judenverschwörung gegen ihn sind bekannt. Hätte der münchener Irrenarzt Dr. Puschmann, welcher vor zwei Jahren Wagner geradezu für geisteskrank verschrie (und dabei unfreiwillig den Beweis lieferte, daß dessen Verfolgungswahn doch nicht völlig ohne Fundament ist), hätte dieser mit etwas mehr Kenntniß der Schriften Wagner's gearbeitet, die wahrhaftigen Beweise für die krankhafte Eitelkeit des Künstlers hätten ihm nur so entgegenspringen müssen.

Und trotz dieses übergroßen Selbstbewußtseins sind „Die Meistersinger" schließlich, wie man mit Erstaunen bemerkt, eine Concession, ein Zugeständniß Wagner's an die durch und durch verdorbenen Kunstzustände der Gegenwart. Später hat Wagner freilich erklärt, das sei nur scheinbar, jedoch ohne zu überzeugen. Er will nämlich nach 1863 genöthigt gewesen sein, sich mit der künstlerischen Oeffentlichkeit auf guten Fuß zu stellen (IX, 372); aber das Wesentliche der Concession liegt in der bereits 1862 im Druck erschienenen Dichtung der „Meistersinger". Der Stabreim ist verschwunden, welcher doch nach Wagner's Theorie (IV, 192) die Melodie bestimmen müßte, es ist wiederum wie im „Tanhäuser" Gelegenheit zu abgerundeten Musikstücken gegeben, die Personen sind nicht mehr mythisch, der ganze Kreis der Empfindungen ist uns näher gerückt — nicht zum Schaden der Wirkung. Und so wäre Wagner vielleicht in betretene Bahnen zurückgelenkt. Da eröffnete ihm eben jenes Jahr 1863 die bekannten Beziehungen zu dem damals achtzehnjährigen Könige von Baiern.

Durch dieses Verhältniß ward Wagner nun in die Mittagshelle der Oeffentlichkeit gestellt. Seitdem ist des Geredes für und gegen ihn kein Ende. Ungereimte, beweislose Sagen über ihn durchschwirren die Luft. Ehe der Geschichtsfreund diese Erbschaft (und zwar cum beneficio inventarii) antreten kann, müssen viele von den jetzt so lauten Mäulern für immer stille geworden sein.

Unter dem Schutze des Königs, unterstützt von Freunden und Gönnern, den sogenannten Patronen seiner Sache, konnte Wagner nunmehr daran denken, sein großes, fast vollendetes Bühnenfestspiel, den „Ring des Nibelungen", zur Aufführung vorzubereiten. Aber welches Theater wäre geschickt gewesen, dieses höchst schwierige, ganz eigenthümliche Kunstwerk in seinen Rahmen aufzunehmen? Wagner hatte schon längst bei sich entschieden: keins der vorhandenen! Seit er als Kapellmeister in Dresden die innern Schäden des modernen Theaterwesens kennen lernte, hat er unablässig für dessen Besserung gewirkt. Theilnehmenden mögen die Schriften „Ein Theater in Zürich" (Bd. 5) und „Das wiener Hofoperntheater" (Bd. 7) dringend empfohlen sein. Wagner's Leistungen auf diesem Gebiete sind unschätzbar. Er war aber zu der Einsicht gekommen, daß für die von ihm gestellte Aufgabe auch das größte Theater nicht die Mittel besitze, daß dieselben vielmehr nur durch eine Auswahl aus der Gesammtheit der deutschen Theaterkräfte zu beschaffen seien. Solange ferner die großen Theater der Unsitte, allabendlich zu spielen, noch nicht entsagt haben, konnte er — aus technischen Gründen — nicht daran denken, seinen „Ring des Nibelungen" ihrem Repertoire einzuverleiben. So entstand der Riesengedanke, mitten in Deutschland ein eigenes, unabhängiges Theater, vorab nur für die Darstellung des Nibelungenringes, zu errichten. Noch eine andere Erwägung sprach hierbei mit, die mit dem innersten Kerne des Gedichts eng verwachsen ist.

Die Fabel des Werks darzulegen, ist hier nicht der Ort. Wir verweisen auf den Abdruck der Dichtung in den Schriften (Bd. 5 und 6), sowie auf die Separatausgabe: „Der Ring des Nibelungen. Ein Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend von Richard Wagner" (zweite Auflage, Leipzig, 1873). Zum Verständniß des Werks — denn dasselbe ist nicht leicht — trägt in hohem Maße eine kleine Schrift von Felix Calm bei: „Richard Wagner's Ring des Nibelungen" (Leipzig, 1874; Separatabdruck aus den „Grenzboten").

Es kommt sehr darauf an, mit welcher Vorstimmung man sich an die Lesung des Werks macht; es ist keins von denen, welche den Widerstrebenden gewinnen. Wer gewohnt ist, Wagner für einen Charlatan, für einen „musikalischen Münchhausen" (Lübke) zu halten, der wird durch den „Ring des Nibelungen" nicht bekehrt werden. Eine derartige Betrachtung haftet am Aeußern. Sie wird vielleicht zugeben, daß einzelnes auch sprachlich sehr gelungen ist, z. B. Siegfried's Gesang: „Aus dem Wald fort in die Welt ziehn", aber andererseits wird sie, und nicht mit Unrecht, über den gut sächsischen Stabreim*), über die Schimpfworte, mit denen sich die Helden begrüßen, u. s. w. spotten. Das sprachliche Gewand der Dichtung ist in der That von bizarrem Schnitt. Besonders aufdringlich sind diesmal die Archaismen, vor denen doch Liszt bereits in seiner Besprechung des „Lohengrin"

*) „Vor Klugheit bläht sich zum Platzen der Blöde", „dreimal muß ich's treffen" u. s. w.

den Freund gewarnt hatte.*) Auch sonst wimmelt es von Geschmacklosigkeiten, deren schlimmste die Figur des Mime ist. Wenn der wagnerfeindliche Leser aber um dieser Mängel willen das Buch zuschlägt, so zeigt er doch einen kurzsichtigen Blick. Denn es ist wirklich so viel Feines, Wahres, ja Erhabenes in dem merkwürdigen Werke, daß es schon als bloße Dichtung und, abgesehen von der ihm innewohnenden Tendenz, der höchsten Aufmerksamkeit werth ist. Der dichterische Aufbau ist meisterhaft, wie dies schon ein Einblick in Calm's übersichtliche Darstellung erweisen wird. Im einzelnen finden sich, um mit Lessing zu reden, die ausgespartesten Situationen und immer neue Theaterstreiche — fast nie aber ohne innern Gehalt. Die Steigerung ist ungeheuer, in der „Götterdämmerung", dem letzten Stück, weicht auch die breite Redseligkeit der andern einem rascher wechselnden Gespräch. Die Entwickelung Siegfried's, die Wandlungen in Brünnhild und vieles andere läßt immer wieder beklagen, daß der Dichter zu dem außerordentlichen Werke nicht ebenso viel feine und gründliche Bildung wie Kraft und Instinct des Schaffens mitgebracht hat. Ja alles in allem genommen, wird ein ernster Freund der Kunst den „Ring des Nibelungen" nicht weniger mit Ergriffenheit lesen als die so oft langweilige, so oft dunkle, und doch so unvergleichliche „Edda".

Dieses Werk, dem als einem bloßen Buchdrama schon so hohes Lob gebührt, will Wagner nun in größter Vollkommenheit auf die Bühne bringen. Denn er wendet sich ja nicht an den Kunstverständigen, der vielleicht die mangelhafte Ausführung durch nachschaffende Phantasie ergänzen könnte, sondern ausdrücklich an „die Gesammtheit der Zuschauer, denen ohne specifisch gebildeten Kunstverstand das vorgeführte Drama zum vollständigen, gänzlich mühelosen Gefühlsverständniß kommen soll". Und gerade diese Wirkung, scheint es, wird Wagner versagen. Die Anforderungen, die er an den Maschinisten stellt, sind schon übertrieben. Die Rheintöchter sollen, tief im Strome, „gleich Fischen von Riff zu Riff schnellen". Diese Scene wird dadurch in eine andere verwandelt, daß die Flut nach der Tiefe hinabfällt, aus dem schwarzen Wassergewoge Gewölke sich abklärt, und dieses endlich einer freien Gegend auf Bergeshöhen Platz macht — übrigens eine Art der Verwandlung, wie sie schon Goethe in der „Zauberflöte" zweitem Theil vorgeschrieben hat. Nicht weniger verlangt er von den Sängern; daß die Walkyren durch Sprachrohre singen, ist zwar auch keine neue Idee — Meyerbeer hat das Sprachrohr bereits für den Dämonenchor im „Robert" verwandt —, aber für eine weibliche Solostimme eine unvernünftige Zumuthung. Manches andere liest sich vortrefflich, dürfte aber in der Ausführung verlieren. So der Drache, welcher brüllt, Feuer speit und mit dem Schweife um sich schlägt, dabei aber doch von „leibhafter Pappe" sein muß. Und selbst wenn es Wagner's anerkannter Bühnenkunst gelingen sollte, diese Schwierigkeiten zu besiegen, so bleibt ihm doch eins fast sicher hinderlich: das verschiedene Größenmaß der Riesen, Götter, Helden und Zwerge. Der nordische Dichter wandelte die Größe seiner Götter, wie die Wolken bald klein, bald unendlich am Himmel dahinziehen; geht Odhin heute als Wanderer durch die Welt, so fährt er morgen dahin in seiner Götterpracht und aus den Nüstern seines schnaubenden Rosses braust der Sturm. Der dramatische Dichter unserer Tage ist schlimmer daran. Der Zwerg Alberich hat seine Arme dem sitzenden Hagen auf die Knie gelehnt, er ist also nicht halb so hoch als der grimme Recke; andererseits sind Fasolt und Fafner selbst in der Gesellschaft der Götter noch „von riesiger Gestalt". Diese Rechnung erfordert also Darsteller von etwa drei bis mindestens acht Fuß Höhe. Und glückte es nun sogar, die ungeheuern Götter doppelt so hoch und die Riesen dreimal so hoch als die Helden darzustellen, wogegen denn der Kothurn der Griechen noch gar nichts wäre, so würde auch das unzweifelhaft den Eindruck verfehlen. Denn vor der Seele, aus der diese Gestalten einst entwuchsen, standen Götter und Riesen noch unendlicher da, hoch wie der Himmel, gelassen über die Spitzen der Berge schreitend; nach diesem Maßstabe sind ihre Thaten, ihre Gefühle bemessen — und das will Wagner in den engen Raum einer Bühne zwängen! Doch dies alles gelinge ihm, wie wir wünschen daß es gelinge, und dennoch wird er ein unbefangenes Publikum, d. h. also die erdrückende Mehrzahl, nie erwärmen, nie erschüttern! Was er da auf die Bühne bringt: Riesen, Ungeheuer, ein singender Waldvogel, gewöhnliche Menschen, Wassermädchen, Recken, Walkyren, Götter, Nebelzwerge — also ein ganzer Kosmos, das ist uns fremd. Das Staunen wird dem ungelehrten, die Neugier dem gelehrten Zuschauer diejenige Freiheit des Gemüths rauben, welche allein für die tragische Rührung empfänglich macht. Und das um so mehr, als es dem Dichter denn doch nicht geglückt ist, völliges Licht in die Ordnung dieses Kosmos zu bringen. Vor allem ist das Wesen der Götter nicht faßlich gezeichnet. Sie sind launisch, ungerecht, Betrüger. Warum fordert der Dichter denn, daß wir uns für ihren Untergang im Flammentode begeistern? Unklar ist auch das Verhältniß der Helden zu den Göttern. Seinen menschlichen Sohn Siegmund opfert Wotan der beleidigten Fricka, weil diese erklärt, von einem Menschen könne sie den erlittenen Schimpf nicht hinnehmen. Ist denn der Unterschied zwischen den sterblichen Asen und den Helden, welche wiedererweckt in Walhall mit den Asen Oel trinken und Sährimnir schmausen, ein so großer? Wotan kaum ein Gott, Siegmund fast ein Gott — das nähert sich doch einander. Die große Idee aber, welche die alte Sage so wunderbar durchzieht, daß das Edelste im Kampfe mit dem Gemeinen unterliegt und verklärt wieder aufersteht, sie ist in Wagner's Gedicht schopenhauerisch gebrochen. In freiwilligem Tode enden die Götter, nicht im Streite gegen Muspel's Söhne, gegen die Midgardschlange und den Fenriswolf; sie gehen hinüber in das Land der ewigen Ruhe, müde des vergeblichen Wünschens und Wähnens. Und selbst hier ist nicht alles klar. Denn wer bleibt nun als Leiter der Welt zurück? Die Götter vergehen, die Helden sind gefallen, die bösen Mächte sind vernichtet — nur die Mannen und Frauen der Gibichungen, ein uninteressantes Ge-

*) Liszt lobt an der Sprache des „Lohengrin", daß sie leicht an das Mittelhochdeutsche anklinge, und fügt, wol nicht ohne Absicht, hinzu: „Il faut aussi louer le tact et le bon goût, avec lesquels cette imitation est bornée à des nuances aisées à saisir pour ceux même, qui ne sont point initiés aux secrets d'un archaïsme érudit."

schlecht, bleiben „in sprachloser Erschütterung" zurück. Und dennoch, sagen wir noch einmal, ist das Werk im höchsten Grade der Beachtung werth, als Gedicht wegen der großartigen Einzelheiten, und culturgeschichtlich als ein Versuch, eine neue philosophische Weltanschauung — die unglückliche Folge eines unglücklichen halben Jahrhunderts — von der Bühne herab im Volke zu verbreiten.

Denn dies ist Wagner's Absicht. Er verlangt ein Publikum, das in der Kunst die „höchste Aufgabe und eigentlich metaphysische Thätigkeit dieses Lebens" (Nietzsche) erkennt. Als einen Tempel dieser Religion betrachtet er sein Festtheater, und nun ist es wol begreiflich, warum er unter allen Umständen eine eigene, noch unentweihte Bühne zur Verfügung haben will. Ein Publikum, wie er es wünscht, ist aber noch nicht da. Die Patrone, welche im Sommer des nächsten Jahres nach Baireuth pilgern werden, brechen vielleicht aufrichtig in Begeisterung aus. Aber Wagner versuche es einmal und öffne die Thüren dieses Kunsttempels für die Leute von den Hecken und Zäunen, oder auch nur für unabhängige Deputationen des Gelehrten-, des Künstler-, des Beamten- und Militärstandes, so wird er sehen, ob an diesen sein Werk nicht wie ein Schatten vorübergeht. Das weiß er aber sehr wohl, und deswegen hat er sich in neuerer Zeit zu verzweifelten Klagen über die Uncultur und Verbildung des deutschen Volks hinreißen lassen — Klagen, welche aus dem Munde seiner Anhänger noch stärker erschallen und insbesondere dem baseler Professor Nietzsche zu seinen bekannten Ausfällen gegen das deutsche „Bildungsphilisterium" Veranlassung gaben.

So steht Wagner denn da als ein Erzieher der Menschheit durch die Kunst. Das ist die Aufgabe, welcher er seine ganze Manneskraft gewidmet hat. Und hier müssen wir noch kurz eine von ihm verschobene Thatsache richtig stellen. Es liegt in der Natur des von ihm erwählten Ziels, daß er nach möglichst großem Einfluß, besonders nach politischem, streben mußte, und das um so mehr, je klarer er sich der ihm vorschwebenden Absicht bewußt wurde. Neuerdings aber sucht er den Schein zu erwecken, als wenn er niemals auf das Gebiet der Politik herabgestiegen sei. In dem 1864 erschienenen Schriftchen: „Ueber Staat und Religion" (Bd. 8) — welches mindestens so aussieht, als habe es einen am münchener Hofe erregten Verdacht beseitigen sollen — sagt er:

> Daß diese oder jene Regierungsform, die Herrschaft dieser oder jener Partei, diese oder jene Veränderung im Mechanismus unsers Staatswesens meinem Kunstideale irgendwelche wahrhaftige Förderung verschaffen sollte, habe ich nie gemeint; wer meine Kunstschriften wirklich gelesen hat, muß mich daher mit Recht für unpraktisch gehalten haben, wer mir aber die Rolle eines politischen Revolutionärs .... zugetheilt hat, wußte offenbar gar nichts von mir.

Es ist ganz richtig, daß Wagner sich nicht mit der Hoffnung begnügt hat, diese oder jene Veränderung im Staatswesen herbeizuführen; seine Träume waren ausschweifender: sie gingen, wie wir gezeigt haben, auf ein goldenes Zeitalter und auf die „freie Gesellschaft". Zu diesem Endziele aber hat er die Bahn der Revolution betreten — ein Blick vom achten auf den vierten Band überhebt uns jedes weitern Beweises — und er hätte besser gethan, diese Thatsache nicht zu bemänteln.

Indem wir nun diesen Ueberblick über Wagner's Leben und Schriften beschließen, vermeiden wir es, wie sonst wol üblich, zusammenfassend über die Schwächen und die Vorzüge des Mannes zu urtheilen. Wir empfinden zu tief, daß die Acten über ihn noch nicht geschlossen werden können, und daß seine Bemühung, durch die besprochene Sammlung der Schriften und Dichtungen Aufklärung über sich zu verbreiten, noch lange nicht alle Tiefen seiner Existenz erhellt hat. Wie sehr sich aber das Urtheil über ihn im einzelnen auch noch ändern mag, immer wird es von ihm heißen müssen: er war ein bedeutender Mann, er hat das Leben stets groß aufgefaßt, und in diesem Sinne wird auch sein Einfluß dauern.

Zur Brief- und Memoirenliteratur.

1. Briefe von der Universität in die Heimat. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 8 M.
2. Rückerinnerungen an Schulpforte (1814—21) von F. Ranke. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1874. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Nachlaß von Varnhagen von Ense erscheint uns fast wie ein unerschöpflicher verborgener Schatz, von dem nach und nach zu Tage gefördert wird, was ein selten reich angelegtes Leben in nimmermüdem Sammlerfleiß während einer langen Dauer an Edelmetall aufgespeichert hatte. Um den eminenten Werth, den dieses für unsere Geschichtschreibung besitzt, ermessen zu können, braucht man nur flüchtig die inhaltschwere Epoche, in der es gesammelt ward, sich zu vergegenwärtigen. War es doch die Zeit Goethe's und Napoleon's, die Zeit der berliner Salons und der Fichte'schen Reden an die deutsche Nation, die Zeit Hegel's und der Märzstürme von 1848, die ein Mann miterlebte, der wie selten einer mit psychologischem Blick begabt, mit Verstandeskraft und gebildetem Denken ausgestattet war, der die mannichfaltigsten Schicksale selbst erfahren, kurz — nehmt alles in allem — ein Mann von der Individualität Varnhagen's, an den seine Gattin Rahel so überaus treffend schreibt: „Du stehst als der Gebildetsten einer mit deiner Einsicht hoch über deinen Naturfehlern."

Und, wie schon gesagt, dieser Mann lebte ein langes Leben, er sah die Zeiten sich ändern, die Generationen wechseln, und blieb selbst in der Mitte der Begebenheiten; kein irgendwie bedeutender Mensch blieb ihm gänzlich fremd, über jeden, der Interesse verdiente, macht er genaueste Notizen, sammelt er verbürgte Mittheilungen und schafft auf diese Weise ein zeitgeschichtliches Material für unser deutsches Leben, wie etwa Sainte-Beuve es den Franzosen gesammelt hat. Das ist der Gehalt jenes Fundortes, der in mancher Hinsicht Werthvolleres birgt als selbst die Staatsarchive, und man mag das Verfahren

von Ludmilla Assing, die uns ihn aufgethan, verketzern oder ihm Beifall zollen, — der Thatsache gegenüber, daß wir die noch immer bestehende Verschlossenheit des Goethe-Archivs fast wie einen Raub empfinden, gebührt ihr jedenfalls unser Dank.

Es dienen diese Veröffentlichungen aus dem Nachlasse Varnhagen's übrigens auch zur willkommenen Ergänzung der Kenntniß des hervorragenden Mannes. Besonders ist das bei seinen „Tagebüchern" der Fall, und leugnen wir auch nicht, daß hier in fast peinlicher Weise der Charakter hinter der diplomatischen Fertigkeit zurücktritt, oder vielmehr, daß wir deutlicher diese als jenen erkennen, so sind die „Tagebücher" doch neben ihrem hochinteressanten Inhalt auch bedeutungsvolle Denkmale für die bewunderungswürdige Beobachtungsgabe, den unübertroffenen Scharfblick und das ebenso feinfühlige als treffende Urtheil Varnhagen's. Uns erscheinen die „Tagebücher" als die köstlichsten Theile jenes obengenannten Schatzes; lebendig klar werden die Begebenheiten darin dargestellt, über dem Ganzen ruht das Licht der Wahrheit, und die Gesinnung, die daraus spricht, ist eines deutschen Mannes würdig. Witzige, sarkastische Bemerkungen, pikante Notizen über die Großen im Schlafrock geben den Blättern noch besondern Reiz — Hautgout hätten wir bald geschrieben. Nach diesen Tagebüchern möchten wir aus dem Nachlasse die „Blätter aus der preußischen Geschichte" hervorheben. Varnhagen besaß für historische Darstellung eine wahre Meisterschaft; seine Biographien gehören zu den bedeutendsten Producten dieses Genres aller Zeiten, und mit großem Recht könnte man ihn den deutschen Plutarch nennen. Es zeichnen sich die historischen Blätter sowol durch gründliche Kenntnisse als durch einen vielfach an Goethe erinnernden, sorgsam gefeilten und doch niemals geschraubten Stil aus. Den bei weitem ausgiebigsten Theil des Nachlasses aber bilden die verschiedenen Correspondenzen, die darin vorgefunden wurden. Bestgenannte Persönlichkeiten finden wir hier in charakteristischen Briefen wieder, und ist in der fast unglaublichen Menge auch nicht alles von literarhistorischem Werthe, so gewährt es immerhin ein eigenes Interesse, in das gewissermaßen private Denken und Empfinden der Menschen einen Einblick zu thun, die wir in ihrem Wirken zu den hervorragendsten ihrer Zeit zu zählen haben.

Um solche bedeutungsvolle Briefe handelt es sich in dem uns heute vorliegenden Buche (Nr. 1) allerdings nicht, trotzdem finden sich auch hier interessante Streiflichter auf ein recht wichtiges Kapitel der Zeitgeschichte, das uns einzig Aufklärung für manche sonderbare Erscheinungen gibt — es berichten diese Briefe nämlich von dem Leben der Universität am Anfange unsers Jahrhunderts, damals, viel mehr als jetzt, nicht nur die geistige Bildungsstätte, sondern auch die Erziehungsanstalt der Geister.

Varnhagen sagt in einer Vorrede zu den Briefen:

Das deutsche Jugendleben auf der Universität ist schon oft Gegenstand mannichfacher Darstellungen geworden; Zachariä's komisches Heldengedicht, Romane, Schauspiele haben uns die Sonderbarkeiten und Unarten des freien und wilden Studentenlebens reichlich vorgeführt. Nicht minder sind uns die edlern Seiten des Universitätslebens, die wirklichen Studien, der geistige Aufschwung, die Bündnisse der Freundschaft, das Glück und der Segen solcher einzigen Lebenstage in wohlmeinenden Schilderungen empfehlend aufgestellt. Was wir jetzt in ähnlicher Weise unserer heutigen Lesewelt anbieten, hat aber vor jenen frühern Schilderungen einen nicht geringen Vorzug: jene nämlich sind nur Dichtungen, die unserigen hingegen durchaus Wahrheit, die unverfälschten Zeugnisse eines wirklichen Lebensganges.

Die Universität zu Halle, der Ort der Handlung, stand damals auf der höchsten Höhe der Zeit, nicht nur in wissenschaftlicher Beziehung, sondern auch durch die Pflege deutscher Gesinnung und das Aufstreben einer freien geistigen Richtung; im Sturme der Weltereignisse schien, vielleicht gerade darum, der Stern der Universität erlöschen zu müssen, aber bald darauf strahlte er wieder mit neuem Glanze, und der Einfluß der halleschen Zeit spiegelt sich in dem Leben vieler der Männer ab, die wir als Leuchten der Wissenschaft bezeichnen. Aus der „halleschen Zeit" nun, und zwar aus ihren reichsten Blütetagen, berichten uns die Briefe. Ihr Schreiber war einer jener Jünglinge, die im Streben nach dem Idealen den Genuß der Jugend finden; leider, wie dies so häufig der Fall, hielt dann sein Körper dem Kampfe mit dem wirklichen Leben nicht Stand, er starb, nachdem er in allseitiger Entwickelung zu einem herrlichen Manne herangereift war.

Im fünften Bande seiner „Denkschriften" erzählt Henrich Steffens:

Ich habe ein Manuscript erhalten, von einem jungen Manne geschrieben, welches fast mit der Genauigkeit eines Tagebuchs, in Briefen an seine Familie gerichtet, die Eindrücke ausführlich beschrieb, welche die Vorträge der verschiedenen Lehrer, die er hörte, hervorbrachten. Der genannte junge Verfasser des Manuscripts ward zuerst von mir abgestoßen, zuletzt aber ein warmer, ja übertrieben enthusiastischer Zuhörer sowol von mir als von Schleiermacher. Er war aus Bremen; sein Vater war als Director eines Privaterziehungsinstituts sehr geachtet, seine Schwester ist als geistreich und kenntnißreich bekannt. Adolf Müller, so hieß er, ward von mir und meinem Freunde (Schleiermacher) sehr geschätzt, sowie auch von Reil, starb aber jung und von jedem, der ihn kannte, betrauert.

Dem treuen Sinn der hier erwähnten Schwester war es vorbehalten, eben durch die Sammlung der ursprünglichen Briefe, die der Bruder aus den glücklichsten Tagen seines Lebens in nimmermüder Gründlichkeit den Seinigen gesandt, dessen Sinn und Wesen ein Denkmal zu setzen, das uns durch Ludmilla Assing, die damit den Willen des Oheims vollzieht, jetzt erst enthüllt wird.

Die Briefe geben zunächst im allgemeinen ein deutliches Bild von der Entwickelung des Jünglings. Rasch schwindet vor dem Reiz der Fremde die Bangigkeit nach dem Vaterhause, nach den Angehörigen; das neue Leben nimmt den jungen Studenten gänzlich gefangen. Dann beginnt die Fülle der Eindrücke sich zu sichten, nicht alles erscheint mehr als Gold was glänzt; an Stelle des unbedingten Staunens tritt ein bewußtes Reflectiren; nach und nach wächst das Unterscheidungsvermögen, immer bestimmter werden die Ansprüche an Lehrer, Freunde und Menschen, und bald lesen wir über die Bewohner von Halle Urtheile wie:

Zuerst glaubte ich hier feine Sitte mit hoher Gelehrsamkeit verknüpft zu finden. Je mehr ich eintrat, desto widriger wurde mir alles. Die Leute, die man die Ersten der Stadt nennt, sind gerade die größten Narren, sind Schmeichler, wo sie das glauben sein zu müssen, und lassen sich den Hof von Studenten machen, weil das die Zeit tödtet und hier einmal zum großen Ton gehört.... Der große Respect vor berühmten

Leuten mindert sich immer mehr, und die Welt ein wenig auszulachen, das lerne ich immer mehr, wie ich es lerne, mich selbst auszulachen.

Durch all die Wandlungen aber zieht sich, dem rothen Faden gleich, das ideale Streben, die Liebe zur Natur und Kunst:

> Wer die Kunst veredelt, der verdient die höchsten Belohnungen, die ein Mensch verdienen kann. Wer sie erniedrigt, der begeht ja den ärgsten Diebstahl, er stiehlt die Freude am wirklich Schönen und Guten; —

so schreibt schon der Jüngling, in dem sich überhaupt eine Reinheit und Festigkeit der Gesinnung offenbart, wie sie wol typisch ist für edle Menschen.

Es berichten die Briefe in ihrem thatsächlichen Inhalt auch viel Interessantes über das Studentenleben in Halle, über die einzelnen der dort wirkenden Lehrer und über die Eindrücke, die politische und sociale Ereignisse auf die Studentenschaft hervorgebracht. Adolf Müller schreibt an seine Schwester:

> Du wünschest gewiß eine Beschreibung meiner jetzigen Lebensweise, die, so verschieden von der vorigen, vielleicht meinem ganzen Ich eine Veränderung gibt. Vater kann dir am besten erzählen, wie die Studenten hier leben, wie sie in großen Haufen, zum Theil abenteuerlich mit Stürmern, Kanonen u. dgl. ins Collegium strömen, wie sie dort mit bedecktem Kopfe nachschreiben, daß ihnen die Finger rauchen, wie sie mittags beim Traiteur für wenige Groschen ihre Mahlzeit halten, dann bei der Frau Gevatterin in Obst sich bene thun, nachmittags zu Dorfe steigen, nach Giebichenstein oder Passendorf. Im ganzen ist das Benehmen der Studenten aber nicht so, wie es uns beschrieben wurde, und als den ärgsten Renommisten sollst du mich nicht finden, wenn du mich wiedersiehst.

Wirklich fesselte ihn das wüste Studentenleben auch nicht einmal auf kurze Zeit; wenige Monate, nachdem er in Halle angelangt, äußert er in einem Briefe:

> Wie lange der Nebel über Halle gelegen habe, weiß ich nicht mehr genau, da wir von ihm fast täglich eingehüllt werden. Es ist auch kein Wunder, daß ein Ort wie Halle in ewigem Nebel liegt, damit seine Schande verborgen bleibe; denn das Gute der Studenten wurde dir erzählt, aber das Schwarze, das Gräßliche, das Namenlose — davon schwieg jedermann, und auch ich werde von Dingen schweigen, die der Gute nur erfahren kann, um zu schaudern, die aber doch von Menschen verübt werden.

Ihm gelten, als gemüthvollem deutschen Jüngling, die Abende mit dem Freunde Harscher zusammen bei Bier und Butterbrot zu vergeigen, der Flöte zuzuhören und ein philosophisches Gespräch zu führen, als schönste Feierstunden, und seine höchste Freude sind die Briefe aus der Heimat:

> Ich habe eure Briefe gelesen und bin euch tausend Dank für die angenehme, oder vielmehr wohl und wehe Stunde schuldig. Du, lieber Vater, hast mich mit dir fortgerissen, mit dir habe ich empfunden, mit dir bin ich gereist, mit dir habe ich geweint, und nun bin ich so ganz ohnmächtig zu allem Selbstschaffen, alles, was ich schreiben wollte, ist wie verwischt, daß ich hier bin, ist wie ein Traum, und ich denke nur an euch und lebe in euch.

In einer fast wunderbaren Vielseitigkeit bildet sich der Jüngling heran; seine Urtheile über alle Zweige der Kunst, über die Naturwissenschaften und das Leben der Menschen zeugen von einer geistigen Vertiefung, wie sie unstreitig das Vorrecht der Romantiker gewesen ist. Deutlich ist dabei ein bestimmter Einfluß der damals in Halle blühenden und besonders von Schleiermacher und Steffens gepflegten philosophischen Schule erkennbar. Varnhagen bemerkt mit Recht, daß bei vielen der besten Jünger Schleiermacher's sich eine Ausschließlichkeit geltend machte, die sie unbedingt alles verdammen ließ, was nicht den Worten ihres Meisters gemäß war. Die Collegienhefte wurden als eine Art von Codex betrachtet; was darin nicht stand, war entweder nicht wahr, oder es galt für unbedeutend und nichtig und wurde wegwerfend behandelt. So begegnen wir auch bei Adolf Müller einem ausgebildeten Selbstgefühl, erzeugt durch das Bewußtsein seiner höhern Kenntnisse, und um ein gewisses Vorrecht der Entschiedenheit zu wahren, sehen wir ihn häufig einseitig werden. Ueber Schleiermacher spricht er geradezu enthusiastisch, „den warmen geistvollen Mann" nennt er ihn, „der immer an sich baut, immer seine Freunde und die Welt aufs liebenswürdigste bedenkt", und rühmt ihn „als das genievollste Gemisch von Begriffsbestimmtheit, Ideenfülle und unbewußtem Hingeben ins empirische Leben". Ueber Novalis, Lafontaine, Niemeyer, Schlegel, Herbart, Ritter, Schelling, Pestalozzi, Mathisson, Steffens, Kayßler, Spohr, Gall, Napoleon u. s. w. finden wir nicht oberflächliche, sondern auf Forschungen und eigene Ansicht basirte Urtheile, die in mancher Beziehung uns geradezu als Wegweiser für ein besseres Verständniß dienen können. Dagegen lesen wir z. B. über Schiller:

> Seine Gedichte, die mußt du sehr lieb haben, auch hat er immer ein gutes Streben gezeigt, sich recht verständlich zu machen und der versunkenen Zeit aufzuhelfen, und das ist ihm gewiß belohnend gelungen, da er auch für sehr prosaische Menschen noch verständlich bleibt und sie innerlich erwärmt. Doch möchte ich ganz bescheiden meinen, daß, wem die Herrlichkeit des Shakspeare, Tieck, Goethe aufgegangen ist, daß er den Schiller aus der Hand legen wird. Seine prosaischen Schriften — könnte ich dich doch bitten, es mir aufs bloße Wort zu glauben — sind nichtsnutzig und mittelmäßig und gehen aus einem halben Verstehen des Fichte hervor, dessen Anhänger er war.

Worte wie die folgenden über Wissenschaft und Kunst imponiren uns durch ihre Reife:

> Das Wissen ist ein Inneres und nur die äußere Welt weckt es von allen Seiten. Nur der, welcher im Reiche der Ideen steht, weiß, er nur kann aus dem Schatze seiner Intelligenz gebären und das Geborene für das Verständniß der Uebrigen erziehen, sodaß, wenn es herrlich und groß aufgewachsen ist, seine objective Güte und Schönheit und Nothwendigkeit eingesehen wird.

Dann finden wir aber wieder Ansichten ausgesprochen, die bis zum Unbegreiflichen ungerecht und verworren sind.

Wir könnten der eigenthümlichen Contraste viele hier aufzeichnen. Es ist als ob in dem Briefsteller von dem Sturm und Drang, der einst unser geistiges Leben so arg erschütterte, das Hauptsächlichste sich zusammengehäuft hätte — kein Wunder, daß das Gewohnheitsmäßige ihm nicht genügen konnte. Adolf Müller hatte während seiner Studienzeit zu viel von geistigem Nektar getrunken; als er sich mit der bremer Hausmannskost begnügen sollte, starb er darüber. Wenn wir von den Eindrücken lesen, die der junge Mann aus Berlin, Paris, Italien, München u. s. w. empfangen und mit fast überreizter Lebhaftigkeit sich bewahrt hat, wenn wir aus seines Vaters Briefen die ganze Kleinlichkeit und Niedrigkeit, den Krämersinn des damaligen bremer Lebens entnehmen, in das der von glühenden Impulsen bewegte junge Gelehrte eintreten mußte, ohne Aus-

ficht, sich davon loslösen zu können, dann begreifen wir die erschütternde Sehnsucht nach Luft, nach Licht, die aus seinen Briefen an die Freunde spricht, und kaum bedurfte es noch der Bitterniß einer unglücklichen Liebe, um das jähe Ende eines solchen Lebens verständlich zu machen.

Adolf Müller war erst 27 Jahre alt, als er an allgemeiner Erschöpfung starb. Schleiermacher schrieb bei der Nachricht seines Todes: „Ich fühle mich glücklich, daß er sich zu mir gefunden hat, und daß ich von bedeutenden Stufen seiner Fortbildung ein Augenzeuge gewesen" — wer ihn überhaupt gekannt, hat ihn als geistig hervorragenden, edeln Menschen aufrichtig betrauert. Seine Briefe geben nicht allein ein farbenreiches psychologisches Bild, sondern auch Anlaß zu vielfachen Betrachtungen; wir hoffen nachgewiesen zu haben, daß sie unser warmes Interesse verdienen.

In einer etwas willkürlichen Ideencombination, wie wir offen einräumen, wenden wir uns nun den „Rückerinnerungen an Schulpforte" von F. Ranke (Nr. 2) zu. Nicht daß die Tendenz oder die Weise der Behandlung des übrigens an sich vortrefflichen Buchs uns irgendwelche Anknüpfungspunkte an das vorgenannte geboten hätte — keineswegs, einzig der Flug des Denkens ließ uns die Bücher nebeneinander nennen. Von Jünglingen nämlich handeln sie beide, und während wir dort die Einflüsse des vielgestaltigen Lebens, der fast absoluten Freiheit, die Bildung von innen heraus beobachten können, finden wir hier die Segnungen einer festgefügten Organisation, einer stetig gehandhabten Disciplin und eines systematischen Unterrichts; dort also die denkbarste Unabhängigkeit, hier die verlangte völlige Unterordnung der Individualität unter sorgfältig geprüfte Methode. Man wird einwenden: Schulpforte ist eine Erziehungsanstalt, und die Universität empfängt den schon erzogenen Jüngling; wir aber sind der Meinung, daß lange noch, nachdem wir der Obhut des Aelternhauses, dem Bakel des Lehrers entrückt, das Leben unsere Erziehung weiter fortsetzt, und daß als punctum saliens für die Aufgabe von Haus und Schule die Vorbereitung für jene Erziehung durch das Leben aufzufassen ist. Man wird anerkennen, daß, je zarter die Jugend, desto mannichfaltigere Keime gelegt werden können; der Sinn des Kindes ist viel leichter bestimmbar als der des Jünglings, und so wird der Einfluß der Schule und Familie als der mächtigste für unsere sittlichen und geistigen Anlagen zu betrachten sein. Es liegt uns fern, den Werth jener beiden Erziehungsfactoren hier näher bestimmen zu wollen, wir erkennen sie einfach als die wesentlichsten an, und darum — nun kommen wir zu unserm ceterum censeo — sind wir im Princip keine Freunde von Anstalten wie Schulpforte. Daß hier nach erprobtem Regulativ unterrichtet wird, die Schule ihre Schuldigkeit thut, ist zweifellos; was jedoch ersetzt die Familie? Das Gefühl der Zusammengehörigkeit vieler unter einer bestimmten Disciplin, die consequente Aufrechthaltung der als Leistung geforderten Pflichten. Wir unterschätzen diese Methode keineswegs, aber was bedeutet sie gegen das lebendige Beispiel, das in treuem Lieben, in freiwilligem Selbstverleugnen die Aeltern uns unaufhörlich geben! Wie wir schließlich durch bloßes Hören das Sprechen lernen, so lehrt uns der Vater, die Mutter einzig durch ihre stete Nähe die unveräußerlichen Güter des Charakters und des Herzens, die durch einen Lehrplan nimmer unser eigen werden. Sicherlich wirkt die planmäßige Behandlung unsers Geistes auch wesentlich auf unsern Charakter ein, aber man bedenke, daß eben planmäßig mit einem nur ebenso wie mit allen verfahren wird, daß gewissen individuellen Eigenheiten gerade darum keine Rechnung getragen werden kann, daß zunächst nur ein Band die Lehrer mit den Schülern verbindet: die gegenseitige Pflicht; und man halte dem gegenüber, daß mit naturgemäßer Innigkeit die Entwickelung jedes einzelnen Kindes in der Familie gepflegt, daß jede besondere Anlage in die möglichst richtige Hut gegeben werden kann, daß hier der Erziehungsimpuls nicht nur die Pflicht, sondern auch die Liebe ist. Und weil nach unserer Ansicht jeder reife Mensch die Berechtigung hat, individuell zu sein, und weil jede die Menschheit wirklich fördernde That ein individuelles Gepräge tragen muß, darum geben wir unbedingt der individuellen vor der Massenerziehung den Vorzug.

Nur von deren Mängeln, nicht von ihren Schädlichkeiten haben wir bisher gesprochen, und doch sind wir der Ueberzeugung, daß selbst anerkannte Musteranstalten wie Schulpforte nicht davon frei sein können. Davon ein anderes mal; wir kehren zu dem Buche selbst zurück, das für die alten Pförtner zunächst, dann aber auch für alle, die sich für die berühmte Anstalt interessiren, eine willkommene Gabe sein wird.

Schulpforte hat schon eine nach Jahrhunderten zählende Vergangenheit; früher war es ein Cisterciensermönchskloster, wurde aber 1543 säcularisirt und in eine allgemeine Gelehrtenschule verwandelt; seine höchste Blüte erreichte es, nachdem es 1815 in den preußischen Besitz übergegangen war. Der Verfasser gibt uns seine Rückerinnerungen aus den Jahren 1814—21, also gerade aus der für die Anstalt so hochwichtigen Uebergangsperiode. Hatte auch die sächsische Verwaltung die Schule als ein Juwel unter den Bildungsstätten des Landes betrachtet und demgemäß ihr Aufmerksamkeit geschenkt, so war es dennoch den preußischen Beamten noch vorbehalten, sie von mancherlei Uebelständen zu befreien. Seit dieser Zeit haben hervorragende Lehrkräfte, deren Namen weit über die Grenzen der Schule bekannt geworden, nicht aufgehört, den Ruhm der Pforta weiter zu verkünden.

Von den frühern Verhältnissen der Anstalt unter sächsischer Leitung gibt uns das Buch den Acten entnommene Kunde; dann zählt es die bewährtesten Lehrer sowol während der sächsischen als während der preußischen Aera auf und läßt uns deren persönlichen Einfluß erkennen; ebenso führt es in die Institutionen der Schule vor und nach der Reform ein, erzählt von dem Leben der Schüler in den Arbeits- und in den Freistunden und lehrt uns überhaupt den Geist, der die Anstalt durchdringt, den sie wecken und fördern soll, verstehen. Alles das geschieht mit Wärme und Frische, man fühlt deutlich: der Verfasser schrieb con amore.

Von den interessanten Charakterbildern, die er entwirft, heben wir besonders das von Karl David Ilgen, einem der bedeutendsten der Rectoren von Schulpforte, hervor:

Ilgen war ein Rector, so ureigenthümlich, wie einst Trozendorf in Goldberg, Neander in Ilfeld, Sturm in Straßburg

gewesen waren. Alle diese Männer waren geborene Rectoren, recht von Gottes Gnaden. Alle waren Gelehrte von Bedeutung und lockende Vorbilder für die ihnen anvertraute Jugend; alle waren durchdrungen vom Werthe der classischen Studien, von ihrer erziehenden und bildenden Kraft, von ihrer tiefen und befreienden Einwirkung auf echte wissenschaftliche und sittliche Tüchtigkeit und erkannten in ihnen die nothwendige Grundlage humaner Bildung und in der Beibehaltung und Förderung derselben die hohe Bestimmung der deutschen Nation. Alle haben mit kräftiger Hand eine gewaltige Schulzucht eingeführt und für diese die ganze Macht ihrer Persönlichkeit eingesetzt. Alle haben aber auch in ihrer Amtsführung über Bosheit und Uebermuth ihrer Schüler zu klagen gehabt und nicht immer mit demselben Erfolg dagegen gekämpft. An den Anfang ihrer Amtsführung im reifen Mannesalter ist der größte Segen geknüpft gewesen. Selbst Charaktere, haben sie Charakter in ihren Schülern erzeugt; selbst echt deutsche Männer von wunderbarer Energie und Arbeitskraft, haben sie die Jugend zu denselben Tugenden erzogen und ausgerüstet. Alle haben für Deutschland und die Welt ausgezeichnete Lehrer gebildet, die ihr Werk fortsetzen konnten.

Ueber Karl August Koberstein, den bekannten Literarhistoriker, der fast 50 Jahre in Schulpforte lehrte, erfahren wir:

Koberstein imponirte zuerst durch seine stattliche Erscheinung und Haltung, er war von kräftiger Gesundheit, zeigte überall ein sicheres, klares und bewußtes Urtheil, ein reiches Wissen; Geradheit, Offenheit, Entschiedenheit des Charakters und vorwärtsstrebende rastlose Thätigkeit. Seine Disciplin war streng, sein persönlicher Umgang den Schülern freundlich und wohlwollend.

Schulpforte darf sich der besten Resultate rühmen und ist jetzt wol die hervorragendste deutsche Lehranstalt dieses Genres. Dennoch, wir wiederholen es, trotz der Lebendigkeit, mit der F. Ranke die Vorzüge seines geliebten Pforta rühmt, trotzdem wir in mancher Beziehung völlig mit ihm übereinstimmen, für uns bleibt der Herd und der Hort der Erziehung: die Familie; nur dort ist nach unserer Ansicht der Erziehung höchstes Ziel: eine in sich gefestigte, sittlich reine Individualität, in der das ideale Wollen mit der kräftigen That, das Fühlen und Denken sich harmonisch verbinden, am gesichertsten zu erreichen. Albert Weigert.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 15. Mai starb in Weimar Alexander Rost, der schon lange Zeit durch Erkrankung in seinem dichterischen Schaffen gehemmt war. Alexander Rost gehörte zu jenen talentvollen Naturalisten, welche ganz glückliche und kühne Griffe und oft eine tüchtige Energie des dramatischen Ausdrucks an den Tag legen, dann aber wieder ins Triviale verfallen, sodaß sie mit ihren Werken sich immer an jener zweifelhaften Grenzlinie halten, wo die literarische Bedeutung aufhört. Für die Bühne hat indeß Rost manches durch volksthümliche Tüchtigkeit Brauchbare geschaffen, und namentlich die zweiten Theater in den großen Städten hätten sich seine effectvollen Dramen mehr zu Nutze machen sollen, als dies geschehen ist. Seine „Dramatischen Dichtungen" erschienen gesammelt (1867—68). Das erste Werk des thüringischen Dichters: „Das Regiment Madlo", hat gewaltige Züge; nächstdem ist „Ludwig der Eiserne" ein tüchtiges thüringisches Volksschauspiel; „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange" ist eine Art thüringischer Lear. Sehr kühn in seinem Griff und Wurf ist das Schauspiel: „Berthold Schwarz oder die deutschen Erfinder", in welchem Schwarz und Gutenberg zusammengebracht sind. Uebrigens hat dies Schauspiel in Leipzig großen Effect gemacht und eine beträchtliche Zahl von Wiederholungen erlebt, obwol das Geniale und Fadenscheinige in demselben dicht nebeneinander zu finden sind. Auch das letzte Schauspiel von Rost: „Der ungläubige Thomas", dessen Held Thomasius ist, fand in Leipzig lebhaften Beifall; volksthümlich Ergötzliches und Erheiterndes und allerlei Züge von culturhistorischer Wahrheit waren reichlich darin verstreut. Rost ist außerhalb Thüringens und Mitteldeutschlands weniger bekannt geworden, als er es verdiente. Denn Bühnen, welche nicht Ansprüche auf Classicität ihrer Vorführungen machen — und auch die großen Hoftheater sind hierin ja sehr bescheiden und machen Zugeständnisse jeder Art an den Tagesgeschmack —, konnten in den Rost'schen Dramen immerhin eine gesunde Kost bieten und die Einförmigkeit ihrer Repertoires durch einen frischern Geist unterbrechen. Muß es denn immer Frau Birch-Pfeiffer sein? könnte man die kleinern Bühnen fragen, welche die Stücke dieser Autorin zu ihrem allwöchentlichen Bedarf rechnen. Rost kommt in seinen Bühnenwirkungen und seinem volksthümlichen Ton vielfach den Stücken dieser genannten Autorin gleich und überbietet „Dinko" und „Pfefferrösel" doch durch einen originellern Stil der Diction.

— Am 20. Mai starb Karl Schnaase, einer der hervorragendsten deutschen Kunsthistoriker, der zum ersten male die kunstgeschichtliche Entwickelung der Menschheit im ganzen und großen auf philosophischer Grundlage, aber mit seltener Beherrschung eines reichen Details dargestellt hat. Am 1. September 1798 zu Danzig als Sohn eines Juristen geboren, widmete er sich ebenfalls der juristischen Laufbahn und studirte in Berlin und Heidelberg die Rechte; Hegel übte indeß einen so großen Einfluß auf ihn aus, daß er der Philosophie den gleichen Fleiß widmete und seinem Lehrer nach Berlin folgte. Schnaase trat in den preußischen Justizdienst, den er erst 1857 verließ, nachdem er 1848 als Obertribunalsrath nach Berlin versetzt worden war. Eine Reise nach Dresden hatte schon früh seinen Kunstsinn durch die Betrachtung der dortigen Kunstschätze geweckt, eine Reise nach Italien ihn zu kunstkritischer Bethätigung angeregt; der lange Aufenthalt in Düsseldorf, der Verkehr mit den Künstlern sowie mit Immermann, Uechtritz und andern geistigen Notabilitäten versetzte ihn immer mehr in die Mitte künstlerischen Strebens. Seine „Niederländischen Briefe" (1834) zeugten für feines Kunstverständniß und gewandte Darstellung. In den Jahren 1843—64 erschien sein großes Hauptwerk: „Geschichte der bildenden Künste" (Bd. 1—7), deren zweite Auflage unter Mitwirkung von Friederichs und Lützow 1866 begonnen wurde. Dieses Werk verschaffte seinem Autor als Kunsthistoriker und Kunstphilosoph — denn beide Seiten sind in demselben gleichmäßig vertreten — einen dauernden Ruf.

Bibliographie.

Koenig, H., Ausgewählte Romane. 1ster bis 3ter Bd.: Die Clubisten in Mainz. In 3 Thln. 3te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Müller, H., Die Belagerung von Soissons im Jahre 1870. Im Auftrage der königlichen General-Inspection der Artillerie, unter besonderer Berücksichtigung der artilleristischen Verhältnisse und mit Benutzung dienstlicher Quellen bearbeitet. Berlin, Voss. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Rebe, Maria, Die Schule kann helfen, die Schule muß helfen. Straßburg, Treuttel u. Würtz. 8. 60 Pf.

Rombold, M. H., Die letzten Tage eines Altkatholiken. Bilder aus dem deutschen Culturkampfe. Regensburg, Pustet. 8. 75 Pf.

Schmidt, J. F. J., Studien über Erdbeben. Leipzig, Scholtze. Lex.-8. 15 M.

Schöll, R., Karl Nipperdey, † am 2. Januar 1875. Akademische Gelegenheitsrede. Jena, Dufft. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schulte, J. F. v., Die Geschichte der Quellen und Literatur des canonischen Rechts von Gratian bis auf die Gegenwart. 1ster Bd.: Einleitung. — Die Geschichte der Quellen und Literatur von Gratian bis auf Papst Gregor IX. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 8 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

GUIDE DE LA CORRESPONDANCE COMMERCIALE FRANÇAISE-ALLEMANDE ET ALLEMANDE-FRANÇAISE.

Lehrbuch der Handels-Correspondenz französisch-deutsch und deutsch-französisch.

Eine Sammlung von kaufmännischen Musterbriefen und Formularen mit grammatikalischen und sachlichen Erläuterungen. Nebst einem Wörterbuch der im Handel gebräuchlichsten Ausdrücke.

Von
Carl Wagner,
Lehrer der Handelswissenschaften.

Erste Lieferung. Geh. 1 Mark.

Der Verfasser hat in diesem Werke eine sorgfältig auserlesene Anzahl französischer Original-Geschäftsbriefe zusammengestellt, sowie auch eine entsprechende Anzahl deutscher Geschäftsbriefe beigegeben und deren Studium und verständnißvolles Uebersetzen dergestalt vorbereitet, daß der Lernende, bei aufmerksamer Beachtung der Vorbemerkungen und Hinweise auf die Grammatik, recht wohl im Stande sein wird, sie in fehlerfreier Uebersetzung wiederzugeben und auf diese Art die Kunst, französische Briefe von grammatikalischer und stilistischer Tadellosigkeit abzufassen, in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich anzueignen vermag. Die Beigabe einer Auswahl von Briefanfängen und Briefschlüssen, einer Reihe von französischen Formularen von Wechseln, Quittungen, Vollmachten u. s. w., sowie die Erklärung der in den Briefen vorkommenden kaufmännisch-technischen Ausdrücke, erhöhen noch besonders den Werth dieses auf durchweg praktischer Grundlage ruhenden Werks, das sich in der Hand des Lehrers und in der des Schülers gleich nützlich erweisen wird, wie es auch zum Selbststudium vorzüglich geeignet ist.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an auf das in vier monatlichen Lieferungen zum Preise von je 1 Mark erscheinende Lehrbuch und sind in den Stand gesetzt, die erste Lieferung zur Einsichtnahme vorzulegen, sowie einen Prospect gratis zu liefern.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Diu Klage

mit den Lesarten sämmtlicher Handschriften.

Herausgegeben von
Karl Bartsch.
8. Geh. 4 Mark.

Im Anschluss an seine in demselben Verlage erschienene kritische Ausgabe von „Der Nibelunge Nôt“ bietet Professor Bartsch hier „Diu Klage“ in gleich sorgfältiger, auf langjähriges Studium der Handschriften gegründeter Bearbeitung.

! Novitäten !

Illustrationen zu

Scheffel's Ekkehard.

12 Photographien nach Cartons von **A. Liezen-Mayer, E. Grützner, G. Max, J. Flüggen, J. Benczúr, R. Seitz, W. Diez, J. Herterich** und **Cl. Schraudolph.**

Bildgrösse $42\frac{1}{2} \times 31$ Centimeter.

Preis der ganzen Sammlung 144 Mark. Einzelne Blätter 15 Mark.

Illustrationen zu

Scheffel's Frau Aventiure.

12 Photographien nach Cartons von
A. von Werner,
Director der Akademie der bildenden Künste in Berlin.

Quart-Format in eleganter Mappe. Preis 30 Mark.
Cabinet-Format in eleganter Mappe. Preis 12 Mark.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Friedr. Bruckmann's Verlag in München und Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der abenteuerliche Simplicissimus.

Von
H. J. Ch. von Grimmelshausen.

Herausgegeben von Julius Tittmann.

2 Theile. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.

Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen's berühmter Roman „Der abenteuerliche Simplicissimus“, ein mit reicher Phantasie, naivem Witz und treuherziger Kraft entworfenes Sitten- und Lebensbild aus den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs, erscheint hier zum ersten mal in einer wohlfeilen Ausgabe, mit ausführlicher literarhistorischer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen. Der „Simplicissimus“ ist eins der interessantesten Denkmäler der deutschen Literatur, das in keiner Büchersammlung fehlen darf.

Vorliegende Ausgabe bildet zugleich den 7. und 8. Band der Sammlung „Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann“. (Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.) Der 1.—6. Band enthalten:

Martin Opitz, Dichtungen. Von J. Tittmann.
Paul Fleming, Gedichte. Von J. Tittmann.
Friedrich von Logau, Sinngedichte. Von G. Eitner.
Andreas Gryphius, Dramatische Dichtungen. Von J. Tittmann.
Georg Rodolf Weckherlin, Gedichte. Von K. Goedeke.
Johann Christian Günther, Gedichte. Von J. Tittmann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 10. Juni 1875.

Beiträge zur Kunst- und Theatergeschichte.

1. Jugendleben der Malerin Karoline Bardua. Nach einem Manuscripte ihrer Schwester Wilhelmine Bardua herausgegeben von Walter Schwarz. Mit dem Bildniß der Karoline Bardua. Breslau, Hoffmann. 1874. 8. 4 M. 20 Pf.
2. Grundriß der Kunstgeschichte von Wilhelm Lübke. Sechste, durchgesehene Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1873. Gr. 8. 13 M.
3. Ludwig van Beethoven. Leben und Schaffen. Von Adolf Bernhard Marx. In zwei Theilen mit chronologischem Verzeichniß der Werke und autographischen Beilagen. Dritte Auflage, mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen durchgesehen und vermehrt von Gustav Behncke. Berlin, Janke. 1875. Lex.-8. 14 M.
4. Die Inscenirung und Charakteristik deutscher, italienischer und französischer Opern. Leitfaden für Theaterverwaltungen, Regisseure, Opernsänger, Kapellmeister u. s. w. Von Hermann Starcke. Erste Lieferung: Lucrezia Borgia, Oper von Donizetti. Erfurt, Bartholomäus. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Die moderne Oper. Kritiken und Studien von Eduard Hanslick. Berlin, Hofmann. 1875. Gr. 8. 6 M.
6. Die Poesie in der Musik von Franz Hüffer. Aus dem Englischen übertragen von E. G. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einer Vorrede des Verfassers. Leipzig, Leuckart. 1874. 8. 4 M. 50 Pf.

Vorstehend verzeichnete Schriften zur Malerei und Musik, welche zum Theil schon in neuen Auflagen das Licht des Büchermarkts erblickt haben, verdienen eine mehr oder minder eingehende Besprechung, und zwar erscheint es nur billig, daß dem schönen Geschlechte dabei der Vortritt eingeräumt und mit dem „Jugendleben der Malerin Karoline Bardua“ begonnen wird.

Wir haben ein Manuscript von Wilhelmine Bardua (Nr. 1) vor uns, welches zur Herausgabe einem Walter Schwarz anvertraut worden, der — einem on dit zufolge — gar nicht generis masculini, sondern eine Dame sein soll. Jedenfalls ist Walter Schwarz nicht Berthold Schwarz gewesen, hat auch nicht ins Schwarze getroffen, sondern eine leider sehr mangelhafte Arbeit geliefert. Schreiber dieses erfüllt höchst ungern die widrige Pflicht, diese Bemerkung auszusprechen. Er hätte doch gerade doppelte Ursache, wenigstens den Willen zu loben, wenn auch die Kräfte gefehlt haben; denn im Vorwort sagt Walter Schwarz:

> Als vor drei Jahren die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ erschienen und allgemeinen Antheil erregten, als darauf im vergangenen Herbst Luise Seidler's so liebenswürdig geschriebenes Leben sich einer nicht minder guten Aufnahme erfreute, wurden meine Gedanken wiederholt auf das Bardua'sche Manuscript geleitet u. s. w.

Aber das in diesen Zeilen so freundlich gemachte Compliment, über welches der Herausgeber des Lebens der Luise Seidler von ganzem Herzen dankbar quittirt, darf unmöglich die Augen des Recensenten, weil er zufällig mit diesem Herausgeber identisch ist, gegen die Mängel der Walter Schwarz'schen Arbeit verblenden.

Ja, es muß gesagt werden, das Manuscript von Wilhelmine Bardua ist offenbar eine kleine Perle gewesen, sie hat aber das Unglück gehabt, in die Hände eines ungeschickten Künstlers zu fallen, der ihr eine sehr schlechte Fassung gegeben hat. Auf Schritt und Tritt vermißt man die nachhelfende Hand; der Mangel einer letzten, vorsichtigen, feinen Politur macht sich schmerzlich geltend, ja, wo man einmal ein Walten des Herausgebers wahrnimmt, da finden sich zum Theil sogar wirkliche Fehler. Das Original, frisch, warm, liebenswürdig, herzlich geschrieben, durfte sich mit vollstem Rechte neben die so anziehenden Kügelgen'schen „Jugenderinnerungen“ stellen; die Bearbeitung — ist eben eigentlich gar keine, denn dem Herausgeber hat die Kenntniß von Personen und Zuständen der einschlägigen Epoche, auch die Kunde der dahingehörigen Literatur völlig gemangelt. Daß hier und da einige unerquickliche Breiten und Längen stehen geblieben sind, ist am Ende kein so schwerer Vorwurf, denn dergleichen ist zuletzt Sache des Takts und des Geschmacks; jedenfalls ist eine zu weit getriebene Pietät gegen den ursprünglich vorhandenen Buch-

staben besser am Platze als das Gegentheil. Aber daß dem großen Lesepublikum, an welches doch ähnliche Publicationen appelliren, nicht mindestens die nothwendigsten Notizen über die Menschen gegeben werden, die in dem Buche auftreten, ist ein großer Mangel. Wenn es z. B. heißt: „Näke war ein schwärmerischer Verehrer Goethe's“ (!), so wird der Commentar dazu vermißt; Näke schrieb — wie engere Kreise sehr wohl wissen, woran sich aber das große Publikum keineswegs erinnert — die reizende „Wallfahrt nach Sesenheim“; Goethe lieferte das Vorwort „Wiederholte Spiegelungen“ dazu, das an Originalität seinesgleichen sucht. Völlig unaufgeklärt bleiben die dargelegten Beziehungen der „Händel-Schütz“, wie Walter Schwarz sie nennt, zu der Stadt Halle; auch war die Künstlerin (geb. am 13. Februar 1772) 1814 keine Funfzigerin. Daß sie den „Plan, Hebamme zu werden“, wirklich ausgeführt hat und als solche am 4. März 1849 zu Köslin starb, hätte doch gesagt werden müssen. Der Stil, wenn der Herausgeber selbst spricht, leistet z. B. Folgendes: „Talvj's Roman ... der viel Anerkennung fand und mit als das Hervorragendste ihrer Arbeiten zu betrachten ist ...“

Die Orthographie der Namen ist mit einer Freiheit behandelt, die einer bessern Sache würdig wäre; z. B. Göthe, Henr. Händel-Schütz, Frau von Krüdner (statt Goethe, Hendel, Krüdener) — das sind störende, incorrecte Dinge. Das Unbegreiflichste aber ist, wie es dem Herausgeber begegnen konnte, nicht nur nicht zu wissen, daß der ganze auf den Verkehr der Bardua mit Goethe bezügliche Theil von Wilhelminens Manuscript schon 1862 gedruckt worden, daß damals insbesondere auch die von Walter Schwarz ausdrücklich als „bisher noch nicht veröffentlicht“ oder gar „nicht erhalten geblieben“ bezeichneten Goethe-Briefe publicirt sind, sondern daß ihm sogar dieser interessanteste Theil des Manuscripts ganz fehlt! So kann man unter anderm den Brief Goethe's vom 24. Februar 1808 (in unserm Buche als „bisher unbekannt“ ausgegeben) nachlesen im „Morgenblatt für gebildete Stände“, Jahrg. 1862, Nr. 29; ebenda Nr. 28 („An Freunde in Dresden“) ist das „nicht erhalten gebliebene“ Schreiben Goethe's zu finden.

Wenn man dergleichen nicht weiß, was ja an und für sich kein Unglück ist, und wenn man es auch nicht erfahren kann, was aber nach der Publication von Salomon Hirzel's berühmtem „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek“ einem „Herausgeber“ nicht passiren darf, so muß man lieber nicht unter die Literaten gehen! Es ist ja nicht durchaus nöthig, daß jeder Deutsche mit der Feder thätig ist.

So wäre denn auf die Schwächen dieser Bardua-Biographie gebührend hingewiesen worden; zum Schluß sei aber nochmals betont, wie dieselben zuletzt nur Außendinge betreffen, welche bei einer etwaigen neuen Auflage, die dem Werkchen von Herzen zu wünschen wäre, ja leicht zu beseitigen sind. Der Kern, die Wesenheit der Sache ist lieblich, erfreulich, anregend und lehrreich, und faßt man, über die getadelten Oberflächlichkeiten hinwegsehend, nur diesen ins Auge, so muß dankend hervorgehoben werden, eine wie schätzbare Bereicherung unsere deutsche selbstbiographische Literatur mit der in Rede stehenden Erscheinung erfahren hat, welche mit den ja so beliebten Biographien von Kügelgen, Klöden, Gubitz, Rellstab und andern zu derselben großen Familie zu rechnen ist.

Von dem still-behaglichen Dasein und Wirken der bescheidenen Malerin zu der stolzen Erscheinung eines wissenschaftlichen Werks vom ersten Range, zu Wilhelm Lübke's „Grundriß der Kunstgeschichte“ (Nr. 2), ist zwar ein weiter Schritt, doch immerhin bleiben wir noch innerhalb der Grenzen der Malerkunst. Dem Lübke'schen Buche, das sich in zwei starken Großoctav-Bänden gar stattlich schon von außen präsentirt, reden die sechs Auflagen, welche es binnen etwa zwölf Jahren erlebte, ein wärmeres Lob, als es die glänzendste Kritik zu thun vermöchte. Wenn in unserm Vaterlande, welches, wie statistisch feststeht, für seine literarischen Bedürfnisse jährlich die Riesensumme von — 8 Sgr. pro Kopf ausgibt (genau ebenso viel wie für Schnaps), ein immerhin nicht wohlfeiles Buch in verhältnißmäßig so kurzer Frist sich so oft verkauft, dann kommt dies bei den jetzt in Deutschland herrschenden Literaturzuständen einem halben Wunder gleich, und das halbe Wunder wird zum ganzen, wenn man den Charakter des Werks, um das es sich handelt, in Betracht zieht: eine wissenschaftlich-ernste, tief-bedeutende Arbeit, und ein Gegenstand, für den das Gros der Lesewelt, das seine Begriffe über Malerei und Sculptur aus den Holzschnitten der modernen illustrirten Wochenblätter zu schöpfen pflegt, wenig Interesse hat. Von welcher zwingenden Gewalt der Inhalt eines Buchs sein muß, dem ein solches ganzes Wunder gelang, ergibt sich hiernach von selbst.

Aehnlich, wenn auch noch nicht ganz so imposant, sind die Wirkungen und Erfolge, welche Adolf Bernhard Marx' Biographie: „Ludwig van Beethoven“ (Nr. 3), aufzuweisen hat, mit deren kurzer Anzeige wir uns dem Gebiete der Musik zuwenden, also einen Schritt vorwärts thun, denn die besten Aesthetiker nehmen als Stufenfolge der Künste nachstehende Reihe an: 1) Architektur; 2) Plastik; 3) Malerei; 4) Musik; 5) Poesie und Redekunst.

Kunstphilosophisch im besten Sinne des Wortes — so ist der Charakter der Marx'schen Beethoven-Biographie wol am treffendsten kurz bezeichnet. Für die vorliegende dritte Auflage genügt es, zu sagen, daß der Herausgeber Gustav Behncke die seit 1862 — dem Erscheinungsjahre der zweiten Auflage der in Rede stehenden Arbeit — neuerschlossenen literarischen Quellen sorgfältig benutzt, die Resultate anderweitiger einschlägiger Forschungen gewissenhaft und mit kritischem Sinne verwerthet hat. Er gibt darüber im Vorwort, auf welches deshalb verwiesen sei, die genaueste Rechenschaft, und in der That ist es ihm trefflich gelungen, das Werk auf der Höhe moderner kritischer Anforderungen zu halten. Eingehend läßt sich das hier, abgesehen von andern Gründen, schon deshalb nicht darlegen, weil Referent von der zweiten Auflage des Buchs zwar eine Erinnerung, ein Exemplar jedoch nicht zur Hand hat. Aber auch ohne eine Zeile für Zeile angestellte Vergleichung springt es in die Augen, wie sehr die neue Auflage gewonnen hat, und so ist denn wol nicht daran zu zweifeln, daß die tüchtige Arbeit des verdienten Forschers auch in ihrer jetzigen Gestalt ihren Weg machen werde.

Ob das kleine Heft, welches die „Inscenirung“ der

„Lucrezia Borgia" (Nr. 4) angibt, ebenfalls seinen Weg machen wird? Dieser Weg könnte doch im wesentlichen nur der in die Intendanturbureaux, auf die Regiepulte oder die Inspiciententische der deutschen Bühnen sein. Hermann Starcke, der es unternommen hat, ein Werk zu beginnen, welches, in erster Reihe auf diese drei Factoren berechnet, mit deren mehr oder minder lebhaften Antheilnahme steht und fällt, hat viel Vertrauen; möge es nicht getäuscht werden. Aber was ist zu hoffen, wenn man die Zustände der modernen Bühne ins Auge faßt und z. B. wahrnimmt, daß jedes kleinste Theater seine „eigene Einrichtung" von Dichtwerken besitzt! Dagegen sind die „Times", über deren Artikeln meist ein „our own correspondent" bemerkt steht, noch gar nichts. Es ist ein sehr ergötzliches Schauspiel, zu sehen, wie die Herren Regisseure gewissen Kalibers (daß es auch ehrenwerthe Ausnahmen gibt, soll nicht bestritten werden) in X und Y die Stücke „einrichten". Daß es jeder von ihnen im kleinen Finger viel besser versteht als der dumme Tropf von Dichter (unter denen ein so bühnenunkundiger Gesell wie Schiller halbe Acte, ja ganze Stücke, wie „Die Piccolomini", geschrieben hat, mit denen nichts anzufangen ist als sie zu streichen), das steht von vornherein fest. Ist nun ein solcher Regisseur Darsteller des Heldenfachs und handelt es sich z. B. um den „Don Carlos", so werden dem Posa alle Reden sorglich belassen. Es wäre himmelschreiend, hier zu streichen! Der Tyrann dagegen oder der jugendliche Liebhaber — die mögen herhalten! Also ist es logisch: fort mit den Declamationen des Infanten, fort mit den Tiraden des Königs — fort mit Schaden! Es lebe Posa! Aber der Heldenspieler wird älter, er geht ins Väterfach über, und „Don Carlos" wird „neu einstudirt"; unser Held gibt jetzt den König Philipp. Ja, Bauer, nun ist das ganz etwas anderes! Nun wird sorgfältig wieder hergestellt, was vorhin gestrichen war, nun fährt der Rothstift über die „unnützen" Reden des Posa hin — dem Philipp wird keine Silbe verkürzt! Ainsi l'on fait la mise en scène, und wie im Schauspiel so auch vielfach in der Oper. Und nun will Hermann Starcke den unfehlbaren Regisseuren „die besten und effectvollsten Inscenirungen an die Hand geben, sie mit allen großen Eindrücken bekannt machen, welche man an den großen Bühnen Frankreichs, Italiens und Deutschlands zu erzielen weiß, und alle historischen Anhaltpunkte beziehentlich der Costüme, Decorationen, Scenen u. s. w. nachweisen?" Ferner will dieser kühne Fremdling „den Kapellmeistern und Dirigenten, welchen unsere großen ausländischen Bühnen unbekannt sind, praktische Winke hinsichtlich der Tempi, Nuancirung und Striche geben"? Endlich soll „der Sänger auf die Nuancen und Effecte, auf die historischen Grundlagen seiner Partien hingewiesen werden, er soll den Charakter der neben ihm beschäftigten Personen und nen eigenen genau und mit allen Einzelheiten kennen nen", ja sogar von Theaterdirectoren erwartet Hermann tarcke „einiges" (hoffentlich nicht zu viel!) „Interesse für ne Skizzen"? Als ob nicht völlig genug gethan sei, nn die Costüme vom Schneider, die Decorationen vom aler geliefert sind; als ob nicht so ziemlich jeder Kapell-ister „seine eigenen Tempi, Nuancen und Striche" habe; ob der Sänger nicht sehr wohl wüßte, wie er in seiner Partie „Effect machen" kann (wenn er nämlich schreit, als ob er am Spieße stäke!); und als ob nicht die allermeisten Theaterdirectoren der Kasse so viel Interesse zuwenden müßten, daß daneben für etwas anderes nichts mehr übrigbleibt! Und die Mehrzahl der Regisseure? Sie nehmen „aus ihrem leichten Kopfe keck der Dinge Maß", richten alles ein wie es ihnen beliebt, und finden es vortrefflich. Es geht auch — und „um 9 Uhr abends ist ja doch alles aus"! Wenn aber gar Herr Starcke sagt:

> Es ist unerlaßlich, daß ein Sänger, wenn er sich der Bühne widmet, in der Mythologie und Geschichte bewandert sei; er muß nicht nur die Dichter lesen, sondern auch die Geschichte studiren. Dieses zusammen verbunden wird sein Gedächtniß zieren, seine Einbildungskraft erwärmen, seine Seele in einem Zustande der Begeisterung erhalten, welche erforderlich ist, große dramatische Leidenschaften treffend auszudrücken —

dann scheint er doch die Grundsätze der modernen Dramaturgie in naivster Weise zu verkennen. In alten Zopfzeiten, da forderte man wol Aehnliches; Iffland, Schröder und noch Friedrich Ludwig Schmidt verlangten ungefähr das Nämliche wie Hermann Starcke. Aber dieser lese nur in Nr. 23 der „Deutschen Bühnen-Genossenschaft, officielles Organ der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger" nach, wo gefragt wird: „Was verlangt die (in Wien projectirte) neue Schauspielerschule?" und es auf die Antwort: „entsprechende Schulbildung", weiter heißt: in dieser Sache werde „die Prüfungscommission sehr nachsichtig sein müssen.... bemerkt man Anlage, dann sei man nicht zu streng in Sachen der Schulbildung!... Lesen und Schreiben freilich müssen sie (nämlich die zu Prüfenden) können, wird man rufen. Ja doch, ja! Aber auch da fordere man wohlfeile Preise in Sachen der Orthographie... sie sollen's lernen, wenn auch nebenher."

So sehen die modernen Praktiker die deutsche Bühne an, so hat sich kein Geringerer als — Heinrich Laube ausgesprochen, und es ist nicht ein Schrei der Entrüstung der gesammten Schauspielerwelt hierauf erfolgt, obwol die Forderungen, die das königlich preußische Militärreglement an den letzten Trainknecht stellt, höher gespannt sind! Es hat etwas unsaglich Deprimirendes, so platthin aussprechen zu hören: wissenschaftliche Bildung sei zum Komödiespielen überflüssig, Lesen und Schreiben, „nebenher" gelernt, genüge! Und kein Protest der Betheiligten ist darauf erfolgt, der doch gleich bei der Hand war, als neulich sehr vernünftigerweise gesagt ward, die modernen Gagen seien zu hoch! Wie viel gibt das nicht zu denken! Ist es da zu verwundern, wenn die ethische Mission der Schaubühne in neuester Zeit so verkannt werden konnte, daß die Gesetzgebung des neuen Deutschen Reichs vom Theater nur noch als von einem „Gewerbe" spricht, das auf ein und die nämliche Stufe mit Schnaps- und Kaffeewirthschaften gesetzt wird?

Glaubt Herr Starcke, bei dieser gleichsam officiell ausgesprochenen „Verachtung aller Wissenschaft", dennoch auf diese letztere, „des Menschen allerhöchste Kraft" (die aber bei Bühnenmitgliedern, wie wir sahen, „wohlfeil im Preise" stehen soll), rechnen, an sie appelliren zu dürfen, wie er es mit seiner ganz vorzüglichen, klaren, übersichtlichen, lehrreichen und geistvollen Arbeit über die Inscenirung der „Lucrezia Borgia" thut: dann möge er dieser „ersten Lieferung" getrost mehrere folgen lassen, voraus-

gesetzt, daß die Nullität des buchhändlerischen Erfolgs ihm dazu nicht allen Muth benimmt, was denn freilich sehr schade und ein großer Verlust wäre.

Nothwendigkeit und Gewöhnung haben in Deutschland dazu geführt, an den dramatischen Geist der Opernsänger einen sehr bescheidenen Maßstab anzulegen.... Und doch ist dieser dramatische Geist mit seinen zahllosen untrennbaren Fäden wie: Bildung, Studium ... das halbe Leben einer wahrhaft künstlerischen Opernleistung.

So äußert sich Eduard Hanslick in dem Buche, zu welchem wir nun übergehen, in: „Die moderne Oper" (Nr. 5). Er stellt sich mit diesem Satze ganz auf die Seite Starcke's, und sein Beitritt ist wol beachtenswerth, denn Hanslick ist ein geistreicher Mann. Als solcher zeigt er sich denn auch auf den 341 Seiten seines ungemein anregenden Buchs, obwol gegen dasselbe manches einzuwenden ist.

Zuerst muß bemerkt werden, wie man diesem Buche die „bestellte Arbeit", möchte man sagen, auf jedem Blatte anmerkt. „Die moderne Oper" ist Publication des unlängst ins Leben getretenen „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur": ein Institut, dem Referent keine Sympathie entgegenbringen kann, obwol gern eingeräumt sei, daß Gätschenberger wol zu weit geht, wenn er in seiner Broschüre: „Die unwürdigen Literaturzustände des neuen Deutschen Reichs" über jenen Verein bemerkt: die Herren Autoren beeilten sich, alte, bis dahin unverwerthbare Manuscripte für schweres Geld an den Mann zu bringen u. s. w. Daß der Verein — wenn auch vielleicht nur für den Anfang — lediglich mit bekannten Namen operirt und wol operiren muß, liegt ja auf der Hand; aber auch der Vater Homer hatte bekanntlich seine Stunden, wo er schlief, und es ist nicht alles gut, was ein Schriftsteller von Ruf verfertigt. Die Literatur ist etwas Freies, Ungebundenes; die wirklich mächtige Schaffenskraft verträgt keinen Zwang, keinen Anstoß von außen; in dieser Beziehung wäre es lehrreich, wollte jemand einmal die Geschichte der „Fortsetzungen" etwa seit 100 Jahren schreiben, die Geschichte solcher Werke nämlich, welche infolge der guten Aufnahme einer Originalarbeit von deren eigenem oder von einem fremden Autor im Anschluß daran geschrieben wurden, wie z. B. Seckendorf eine „Gräfin Orsina" als Fortsetzung von „Emilia Galotti", oder Hermann Hersch ein „1740" als Fortsetzung der „Annaliese" verfaßte: sammt und sonders verfehlte Arbeiten. Ist nun schon in solchen, immer noch günstiger liegenden Fällen der Anregung durch ein schon vorhandenes Opus ein äußerer Anlaß nicht kräftig genug, gute Werke zu erzeugen: wie viel weniger wird die Bestellung eines Literaturvereins hierzu im Stande sein! Und hat es nicht auch für die Mitglieder dieses Vereins, ja für das ganze deutsche Lesepublikum etwas Beschämendes, wenn ein „Vereins-Curatorium" (aus so wackern Männern dies an sich auch bestehen mag!) für die Leser eine Wahl trifft: dies oder das bilde euere geistige Kost; wenn gleichsam vorgekaute Speise auf die Tafel gesetzt wird?

Der vaterländischen Literatur wird dieser Verein nicht aufhelfen. Dazu muß von seiten der schaffenden wie der empfangenden Geister der Anlauf ein freier, nicht durch Paragraphen eines Vereinsstatuts eingeschnürter sein — nur dann kann Ersprießliches gedeihen. Bei solcher Sachlage aber das Princip der Genossenschaften, die auf Gewinn oder Verlust arbeiten (man könnte kurz Actienunternehmungen oder Gründungen sagen, hätten diese Worte nicht in der letzten Zeit einen auf den Literaturverein völlig unanwendbaren Beigeschmack erhalten), auf die Literatur zu übertragen, hat etwas Widerwärtiges und Schielendes. Wollte der Verein wirklich segensreich und fördersam wirken, dann wäre der einzige Weg der, die vorhandenen Geldmittel auf das Zustandekommen solcher Werke zu verwenden, die ohne äußere Unterstützung hoffnungslos darniederliegen, etwa in der Art wie der Staat die „Monumenta Germaniae" unterstützt. Wie unsagbar vieles hier noch zu thun wäre, dafür braucht nur daran erinnert zu werden, daß (um das nächste beste Beispiel aufzugreifen) unter anderm bisjetzt noch eine correcte, vollständige Ausgabe der Briefe unserer ersten vaterländischen Dichter, Schiller und Goethe, fehlt. Solange noch die zu sühnende Schuld gegen unsere Classiker unbezahlt, eine klaffende Wunde, um nicht zu sagen ein Brandmal ist, solange wird kein „Literaturverein" auf zweifelfreien Glauben rechnen dürfen, wenn er ein anderes Programm entrollt als das offene Bekenntniß: es soll ein Geschäft gemacht werden; es handelt sich um eine Speculation. Für eine solche aber, offen gestanden, dünkt uns die vaterländische Literatur, wie arg es auch in mancher Hinsicht mit ihr leider beschaffen sei, denn doch zu gut und zu heilig.

Den Charakter eines auf Bestellung eilig zusammengeschlagenen Werks trägt denn auch „Die moderne Oper". Bekanntlich ist Eduard Hanslick der Musikreferent der „Neuen Freien Presse" in Wien; schwerlich mag es einen Leser dieses Weltblattes geben, der nicht sogleich, wenn er das wohlbekannte Ed. H.-Correspondenzzeichen erblickt, begierig sich über den betreffenden Aufsatz hermacht. Wie sehr verschiedene Dinge aber ein geistreiches Feuilleton und ein gutes Buch seien, thut „Die moderne Oper" schlagend dar. Referent, seit Jahren eifriger Leser der „Neuen Freien Presse", war durch gesammelte Zeitungsausschnitte längst im Besitz des Hanslick'schen Buchs, ehe dieses überhaupt erschien; nun war es eine ungemein interessante und lehrreiche Wahrnehmung, wie matt im ganzen der Eindruck des Buchs gegenüber demjenigen des Zeitungsfeuilletons blieb, welches, auf frischer That entstanden und gelesen, stets ermunternd und an seiner Stelle auch erfreulich-harmonisch als ein zusammenhängendes Ganzes wirkte, während das Buch den Eindruck eines Stück- und Flickwerks macht, gleich jenen früher so modernen und beliebten Bett- und Reisedecken, welche die Schneider aus den kleinen Resten und Läppchen zusammenzustückeln pflegten, die sie aus der „Hölle" hervorholten. Wie bei diesen Decken, so sieht man auch in Hanslick's Buche sofort die Nähte und ängstlichen Nadelstiche, welche das Ganze zusammenhalten sollen, aber das Zusammengestoppelte, das Flickwerk nur um so deutlicher zeigen.

So war es möglich, daß manche Wiederholung, manches nicht ganz miteinander im Einklang Stehende an verschiedenen Stellen des Buchs erscheinen konnte: Dinge, die im Feuilleton unbemerkt bleiben, weil dasjenige von

heute zerrissen ist, wenn das morgende erscheint, ja die im Feuilleton, soweit es die Wiederholungen betrifft, nothwendig, löblich und gut sind; denn gewisse Dinge kann man eben in Tagesblättern, die ja ganz flüchtig vorüberrauschen, nicht oft genug wiederholen. Ein Feuilleton rechnet immerhin auf einen zerstreuten Leser, ein Buch auf einen gesammelten; bekommt man nun statt eines wirklich lesbaren, zusammenhängenden Buchs rein mechanisch hintereinander abgedruckte Feuilletons als Buch verkleidet in die Hand, so hat man ein Recht, ungehalten zu werden; man erwartet Tiefe und findet oftmals nur Breite.

Dennoch sei Hanslick's Publication ihr voller Werth eingeräumt; den größten wird sie aber nach zwei oder drei Menschenaltern für einen Geschichtschreiber der Musik haben, der sich umsieht, wie es auf dem Operngebiete zu unserer Zeit in Deutschland aussah, und nun die musikalische Physiognomie eines so bedeutenden Ortes wie Wien, wie sie sich im Kopfe des Musikreferenten eines solchen Weltblattes wie die „Neue Freie Presse" malte, so hübsch bequem und handlich zu seinem Studium „à l'instant photographirt" findet (um mit Hanslick's Vorwort zu sprechen), ohne daß er für seine musikhistorischen Zwecke nöthig hat, sich die Folianten der „Neuen Freien Presse" im Original zu verschaffen. Gewiß ist solche Fürsorge für dergleichen Zukunfts-Musikhistoriker sehr liebreich; ob die Gegenwart aber Dank dafür zollen wird, ist sehr die Frage.

Bei alledem empfängt auch der moderne Leser aus jenen Blättern Anregung genug und vieles Neue, wenn auch nicht alles dazu gehört, was Hanslick „wenig bekannt" nennt, wie z. B. die erzählte Anekdote, wie es zugeht, daß die Hauptperson in der „Stummen von Portici" sprachlos sei. Auffallend ist, daß Hanslick zu glauben scheint, mit spätestens 50 Jahren müsse der Mensch an marasmus senilis leiden; er bemerkt: „Daß ein Tondichter sich in seinem funfzigsten Jahre noch zu einer größern Production aufschwingt, die an Jugendfrische, Geist und Wärme alle seine frühern Werke weit zurückläßt, ist ein seltenes Ereigniß"; ja vorher sagt er gar: „Regungen des Herzens waren nie die starke Seite Gluck's, welcher überdies 63 Jahre zählte, als er «Armida» schrieb." Und wie alt war denn Haydn, als er die Liebe zwischen Lucas und Hannchen besang?

Eine der getadelten Wiederholungen findet sich S. 73, wo „Euryanthe", und zwei Seiten später, wo „Oberon" besprochen ist. „Weber's Musik erscheint uns (in den Nummern der «Euryanthe», die nicht in kleinern Formen sich bewegen)... wie in einem zu weiten Mantel"; und S. 75: „Die Weber'sche Musik verschwindet mit ihren kleinen zarten Formen, wie in einem zu weiten Prunkmantel." Da sind sie, die ci-devant Feuilletonartikel, zwischen deren Erscheinen in der Zeitung eine lange Pause lag, und die als Buch nur ein Scheindasein fristen können. Daneben erfreut dann wieder der künstlerische Ernst, wie er sich z. B. in der Forderung ausspricht, daß die schwerbezahlten deutschen Sänger dazu anzuhalten seien, auf der Bühne — sprechen zu lernen.

Wenn Hanslick hier dem Schlendrian gebührend den Fehdehandschuh hinwirft (was er öfters thut!), so ist es um so auffallender, daß er der in Deutschland durchweg so kritiklosen Leitung größerer Operninstitute nicht kräftiger auf den Leib rückt, ja daß er sogar den dort herrschenden Schlendrian als unabwendbare Nothwendigkeit hinnimmt. Er läßt sich „traurig stimmen", wenn er sieht, wie „selbst neuere Opern von edelster und glänzender Bildung vom Theater zu verschwinden beginnen. Aber die Thatsache ist unanfechtbar und der Proceß nicht aufzuhalten!" „Die Bühne repräsentirt das Forum für die thatsächlichen Bedürfnisse des Publikums...."

Dies sind bekanntlich die Grundsätze der modernen Dramaturgen, und begierig lauschen unfähige, unwissende oder faule Theaterdirectoren solchen für sie goldenen Lehren! Die Sache liegt aber mitnichten so; vielmehr ist es, wenn jene edeln und glänzenden Opern vom Repertoire verschwinden, lediglich die Schuld so gekennzeichneter Bühnenleiter, welchen Muth und Geschick mangelt, sich über den Schlendrian zu erheben. Wie ist es denn auch anders möglich bei den heutigen Theaterverhältnissen, wo die meisten Bühnen zu „Saisontheatern" degradirt sind und wo die Mitglieder ab- und zugehen wie in einem Taubenschlage! Da dankt der geplagte Director und Kapellmeister Gott, wenn nur eben solche Opern „herausgebracht" werden, in denen die Mehrzahl der Sänger sattelfest ist. Die Sänger ihrerseits haben gar keine Lust, Opern einzustudiren, von denen sie nicht sicher wissen, daß sie auch in ihrem nächsten, ja zweitnächsten Engagement auf dem Repertoire sind. So entsteht ein Ring von Hemmnissen, der es nur zu gut erklärt, daß das deutsche Opernrepertoire immer kärglicher und dürftiger wird — nur muß man die Schuld daran nicht dem Publikum aufbürden! Es würde schon in „Die Vestalin" oder „Faust" von Spohr gehen — lieber als in die abgeleierten Donizettiaden; wo aber werden denn jene Werke noch geboten? Und die Initiative ist doch ohne Frage bei den Theaterdirectoren, denn das Publikum macht das Repertoire wahrhaftig nicht! Wenn die Directionen sich ausreden: sie wollten schon gern, könnten aber nicht immer, nun so klage man die Verhältnisse an, die denn allerdings traurig genug sind.

Im übrigen ist es manchmal belustigend, zu sehen, wie Hanslick einen Satz an den Eingang eines Artikels stellt, sich anschickt ihn zu widerlegen, und ihn Schritt für Schritt (natürlich wider Willen) unterstützt und vertheidigt. In dem Artikel „Meyerbeer" z. B. zaust Hanslick den „Verfasser der allerneuesten Geschichte der Musik, Joseph Schlüter", weil er gesagt, Meyerbeer sei nichts anderes als der von allen Nationen profitirende Jude, der Jude, welcher es dem hochverehrten Publikum auf jede Weise recht zu machen weiß. Hat man aber Hanslick's Aufsatz über Meyerbeer — eine sehr geistvolle und glänzende Arbeit — gelesen, so sagt man sich, wie sehr treffend doch das Schlüter'sche Résumé sei; denn man kann dasselbe nicht scharfsinniger und gründlicher im einzelnen belegen als es Hanslick thut, unter anderm wie er über den „Nordstern" spricht, dessen Entstehen er mit Recht als einen Act „nationaler Felonie" bezeichnet, bei dem Meyerbeer sein „europäisches" Publikum vor Augen gehabt, sein preußisch-deutsches Vaterland aber treulos verrathen habe. Also war der solcher „nationalen Felonie"

Fähige doch wol „der von allen Nationen profitirende, es einem hochverehrten Publikum auf jede Weise recht zu machen suchende Jude"?

Nicht zutreffend ist ferner, wenn Hanslick die Kälte, die anscheinend in Wien gegen Marschner beobachtet wird, fast als allgemein deutsche Erscheinung darstellt. Der Norddeutsche, der bei Marschner's herrlichen Tonschöpfungen an den verschiedensten Orten regelmäßig volle Häuser und lebhafte Theilnahme des Publikums beobachtet hat, kann Hanslick's halb erzwungene, kühle Anerkennung für den Genius des Meisters nur mit Achselzucken lesen und mit stiller Verwunderung sehen, wie die Wiener, die sich ihre Offenbachiaden Hunderte von malen vordudeln lassen, stilvollen Compositionen wie denen von Marschner den Rücken wenden. Auch das hält Hanslick wol für einen „nicht aufzuhaltenden Proceß", denn er hat kein Wort des Bedauerns dafür, sondern rechnet eben auch nur mit der „unanfechtbaren Thatsache"!

Daß Richard Wagner, der Musikverderber, große Schadenstifter und Zerstörer der vaterländischen Oper, von Hanslick, oft mit ungehörigen, rein persönlichen Wendungen, die von merkwürdiger Gereiztheit zeugen, in Grund und Boden kritisirt wird, weiß jeder Leser der „Neuen Freien Presse", jeder, der Hanslick's frühere Musikschriften kennt. Komisch veraltet erscheint das Wüthen gegen das baireuther Theaterunternehmen, welches zu Stande kommt, obwol es Hanslick sehr ärgerlich ist. Die Ausfälle gegen Wagner sind, weil der am mindesten objective, stellenweis ganz haltungslose Theil des Buchs, gleichzeitig der schwächste. „Mit eitler Rede wird hier nichts geschafft", und schon heute liest sich das jetzt fünf Jahre alte Hanslick'sche Anathem über die „Meistersinger" ebenso schal, wie uns die berühmte Kritik des „Freimüthigen" über Beethoven's Leonoren-Ouverture erscheint, wo gesagt war, die bekannte den Minister ankündigende Fanfare sei ja wol ein Posthornsolo. Ergötzlich ist dabei wieder das unbewußt ausgesprochene Lob so mancher als schlechthin verwerflich dargestellten Einzelheit, wie wenn z. B. das „zappelnde Lehrjungenmotiv" um dieses „Zappelns" willen lächerlich gemacht wird. Aber der glühendste Wagner-Enthusiast könnte jenes Motiv nicht besser, nicht glücklicher charakterisiren als durch das Beiwort „zappelnd" — das ist es ja eben, was Wagner gewollt hat! Der Lehrjunge soll zappeln; wenn aber sogar des Componisten Feinde einräumen, dieser Zweck sei erreicht: welches größere Compliment ist dann dem Meister noch zu machen? Wie weit aber der Aesthetiker Hanslick, indem er die „Meistersinger" höchstens eine „Sehenswürdigkeit" nennt, am Ziele vorbeigeschossen hat, beweist die seither immerfort gestiegene Volksthümlichkeit der Oper, deren wesentlichste Nummern schon 1873 von der kissinger Curkapelle in einem langen Potpourri zu großer Erbauung der lauschenden Hörermenge geboten wurden. Von da bis zur Drehorgel ist nur noch ein Schritt; man hat aber noch nie wahrgenommen, daß „langweilige und widerwärtige Musik" auf die Drehorgeln gebracht worden sei. Beide Beiworte aber sind sehr treffend auf Hanslick's Kritik der „Meistersinger" anzuwenden; es ist ein Glück für das Buch, daß es mit dem durch diesen Aufsatz geweckten Eindruck nicht schließt, sondern zuguterletzt, nachdem Richard Wagner kritisch hingerichtet ist — Johann Strauß als Operncomponisten feiert und somit, wenn auch mit einer unbedeutenden, lediglich vom Localpatriotismus dictirten, so doch immerhin liebenswürdigen Arbeit schließt. Die beschämende Bemerkung aber macht ein Leser des Hanslick'schen Buchs, der gleichzeitig Kritiker ist, doch, daß kaum ein schlagenderes Exempel für die völlige Wirkungslosigkeit des gedruckten Wortes auf das Publikum gefunden werden kann als Hanslick's Hinrichtung Wagner's, die Referent gerade las, als gleichzeitig die wiener Blätter die enthusiastische Aufnahme meldeten, welche Wagner im Februar 1875 wieder bei Gelegenheit eines Concerts in Wien gefunden. Sollte man nicht meinen, Artikel von so entschiedenem Geiste, so gründlicher Kenntniß, so scharfsinniger Darstellung, in einem so weitverbreiteten Blatte wie die „Neue Freie Presse" erscheinend, müßten Wagner sammt seinen Opern mindestens für Wien maustodt machen? Das gerade Gegentheil ist der Fall; der kritisch Hingerichtete zeigt die munterste Lebensfähigkeit: ein Beweis ohne Zweifel, daß das Publikum sich von der Execution unwillig abwendet, und daß der Scharfrichter nur — einen Streich in die Luft geführt hat.

Ueber Franz Hüffer's „Poesie in der Musik" (Nr. 6) braucht nur wenig gesagt zu werden. Der Autor entschuldigt sich in seinem Vorwort gleichsam, daß er ein lediglich für England berechnetes Buch den Deutschen präsentire. Er hat ganz recht mit dieser Entschuldigung und hätte besser gethan, seine Arbeit auf die Engländer wirken zu lassen, und damit gut. Wer die neun Bände von Richard Wagner's Schriften, Franz Liszt's Broschüre über Robert Franz, Schubert's und Schumann's Biographien und Briefe, vor allem aber Lasaulx' geistreiches Buch über die „Philosophie der schönen Künste" kennt, dem sagt Franz Hüffer auch nicht das geringste Neue. Wer sich mit dem Gegenstande absolut nicht beschäftigt hat, wie anscheinend die Engländer, dem mag es anders gehen. Ob aber nicht auch ein solcher durch die Gewaltsamkeit, mit der hier für Richard Wagner Propaganda gemacht wird, sich abgestoßen fühlt, bleibt fraglich. Der arme Componist mag sagen: Der Himmel schütze mich vor meinen Freunden; denn Exaltados wie Hüffer können ihm und seiner guten Sache in der That nur schaden. Oder sollte wirklich, solange noch ein deutsches Herz für deutsche Kunst schlägt und eine deutsche Brust bei deutschem Sange sich höher hebt, ein Satz Anklang finden wie Hüffer's frevler Ausspruch: die einfache Thatsache, daß Cherubin und Susanne ein Duett singen, während der Graf davongeeilt ist, um die Werkzeuge zum Sprengen der Cabinetsthür der Gräfin zu holen, „zeigt Mozart's Unfähigkeit zu dem Berufe eines dramatischen Messias, als welcher er von vielen seiner blinden Verehrer angesehen wird"? Möge dieses eine abschreckende Beispiel statt vieler hier stehen, um zu zeigen, wie Franz Hüffer mit den größten deutschen Tonkünstlern umgeht, um zuletzt den alleinseligmachenden Richard Wagner auf den Isolirstuhl der Unfehlbarkeit zu stellen; eine Position beiläufig, auf die Wagner selbst insofern nicht einmal Anspruch macht, als er persönlich ein glühender Verehrer Mozart's wie anderer wirklich tüchtiger Meister ist. Zu sehen, wie Franz Hüffer Wagner überwagnert, ist aber

ein Schauspiel, zu dem Referent mit gutem Gewissen niemand einladen mag. Wenn dennoch das Buch nicht ohne Verdienst sich darstellt, so liegt dieses lediglich in dem zufälligen Umstande begründet, daß eine Reihe von Briefen Robert Schumann's an Anton von Zuccalmaglio als Anhang beigegeben sind. Diese Briefe bieten in der That „werthvolles Material für das Leben und die literarische Laufbahn des großen Componisten" und sind eine höchst dankenswerthe Gabe. Es ist daher zu rathen, daß Käufer und Leser der kleinen Schrift die Lektüre derselben erst mit dem „Anhang" beginnen.

Hermann Uhde.

Die Religion der Zukunft.

1. Die religiöse Frage. Wider Eduard von Hartmann. Von Johannes Huber. München, Th. Ackermann. 1875. Gr. 8. 60 Pf.
2. Christus und seine Kirche, oder was wollte er, und was ist daraus geworden? Betrachtungen über den Ursprung, die Ausartung, die Stellung zum Staate und die Zukunft der christlichen Kirche. Von A. Montanus. Pest, Grill. 1874. Gr. 8. 3 M.
3. Elemente christlicher Lehre. Von G. Nänny. Zwei Theile. Aachen, Mayer. 1872. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Die Schrift von Johannes Huber: „Die religiöse Frage" (Nr. 1), die gegen Eduard von Hartmann's *neuestes* Buch: „Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft", gerichtet ist, beginnt mit der Bemerkung, daß die Erschütterung der christlichen Weltanschauung durch die wissenschaftliche Kritik heutzutage nicht mehr auf die Kreise der sogenannten gebildeten Gesellschaft beschränkt, sondern längst in die Massen hinabgedrungen sei und hier eine steigende Unruhe erzeuge. Ja, es wolle den Anschein haben, als ob nicht blos eine historische Form des religiösen Geistes, sondern dieser selbst im Absterben begriffen sei. Wenn die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts den Unglauben noch nicht auf offenem Markte gepredigt wissen wollte, so habe unsere Zeit diese selbstsüchtige Klugheit aufgegeben; die liberalen Principien, die das Recht der Meinungsäußerung enthalten, und die Publicität unserer Tage machten jede Geheimnißkrämerei unmöglich. In der That sei auch das erste Recht des Volks das Recht auf Wahrheit; seien Christenthum und Religion überhaupt nur Betrug und Wahn, erfunden zur Unterdrückung der Menschheit, so dürfte und sollte sie an diesem Gängelbande auch nicht weiter fortgeführt und ihr über der Pflege des Traums von einem jenseitigen Glück die Erreichung des diesseitigen nicht verkümmert werden. Aber der Verfasser verhehlt sich nicht, daß dieses Aufgeben der bisher geltenden religiösen Ideen auch zugleich den Umsturz der alten und die Gründung einer neuen socialen Ordnung bedeute; denn die letzten Fundamente unsers staatlichen Lebens ruhen nach seiner Ansicht in den religiösen Ueberzeugungen der Völker, die in diesen ihre ganze Metaphysik, ihre Begriffe von Gott und Welt, von den Rechten und Pflichten der Menschen besitzen. Wenn nun die gegenwärtige Gesellschaft einer Katastrophe entgegenzugehen scheine, so sei die Ursache dieser Gefahr nicht blos in der Unerträglichkeit gegebener Zustände zu suchen, sondern die Empörung und der Umsturz seien immer erst dann unvermeidlich geworden, wenn das Bewußtsein aufging: die herrschende Ordnung sei kein göttliches Verhängniß und widerstreite dem natürlichen Recht. So haben in der Geschichte nacheinander drei Autoritäten mit dem Anspruch von Gottes Gnaden zu sein geherrscht, die der Kirche, des Fürstenthums und die des Kapitals. Aber die Entartung ihrer Gewalt erweckte den Zweifel an ihrer höhern Legitimität, der Zweifel trieb zu Untersuchungen, welche die Wurzel dieser Institutionen aufdeckten; und wie der Baum abstirbt, dessen Wurzeln bloßliegen, so kann es scheinen, als ob das gleiche Schicksal auch diesen geschichtlichen Schöpfungen nicht erspart bleiben sollte. Die zuletzt genannte Autorität, die des Kapitals, führt den Verfasser auf den Socialismus. Er sagt, die Ideenrevolution, die seit der Reformation durch die Geschichte gehe, sei gegenwärtig bei dem Aeußersten angekommen, und fügt hinzu: wer den letzten praktischen Consequenzen derselben durch äußerliche Gewaltmaßregeln vorbeugen zu können glaube und nicht begreife, daß hier vor allem mit geistigen Waffen gestritten und auf die Ueberzeugung der Massen gewirkt werden müsse, der kenne keine Geschichte oder habe aus ihr nichts gelernt.

Wir finden in diesen Worten die äußere Veranlassung, die dem Verfasser die Feder in die Hand gegeben; er will angesichts der sich zum Kampfe rüstenden Parteien einen Weg der Vermittelung zeigen und ein Wort der Verständigung sprechen; er sucht nach einem Bande, das die gefährdete Ordnung der Dinge neu bindet, und er findet dieses Band in der Religion. Er zeigt, daß sich, wo die gegenwärtige Gesellschaft vielen als der Leichnam erscheine, um den sich bereits die Adler sammeln, zwei sich sonst widersprechende Mächte gegenüberstehen, die dennoch untereinander Fühlung nehmen: das ist auf der einen Seite eben der Socialismus, der in seinem romanischen Zweige bereits den Atheismus in sein Programm geschrieben, und auf der andern die mittelalterliche Kirche Roms, die gegenüber jenem alles in Frage stellenden Radicalismus zu neuem, starkem Selbstbewußtsein erwacht. Nicht etwa die ihm einwohnende Kraft der Wahrheit und des Rechts gibt dem Papstthum zur Stunde seine Kühnheit, sein stolzes Selbstvertrauen und seine Macht über die Gemüther, sondern die immer höher anschwellende, an die Grundfesten des modernen Staats mit donnernder Brandung anstürmende Flut der materialistischen Ideen. Diese scheinen für unsere Cultur die Rolle des Todtengräbers übernehmen zu wollen und verstärken, indem sie diese Cultur in einen doppelten Krieg verwickeln, zugleich die Gewalt ihres theokratischen Gegners. Weil der Socialismus mindestens die halbe Arbeit in diesem Zerstörungswerk übernimmt, darum empfindet der Ultramontanismus Sympathien mit ihm. Die materialistische Re-

gation aller religiösen und ethischen Weltanschauung ruft in Millionen von tiefen Gemüthern Widerwillen und Angst hervor; die Gefährdung des Eigenthums rüttelt selbst den verhärteten Indifferentisten auf, und, wie dies die Geschichte der Revolutionen lehrt, einmal vor die Alternative gestellt flüchten die meisten lieber unter den Zwang jener Autorität zurück, die ihren Anschauungen und Interessen immerhin noch verwandter ist. Der Vatican kennt die Geschichte besser als der noch grüne Socialismus; er weiß, daß nach der Katastrophe einer allgemeinen, die Gesellschaft aus ihren Fugen sprengenden Revolution er allein noch eine einheitliche und stark organisirte Macht besitzen wird, um den Neubau zu beginnen. Je toller die Orgien des Radicalismus toben, um so gewaltiger wird die Reaction der römischen Kirche sein. Sie gebietet auch über einen Factor, der zu allen Zeiten von der größten Gewalt gewesen ist, nämlich über den mystischen Zug des Herzens.

Nachdem der Verfasser durch die vorgetragenen einleitenden Gedanken sich den Weg gebahnt hat, um an Hartmann's Buch heranzukommen, faßt er dieses selbst schärfer ins Auge. Auch Hartmann kommt zu der Erkenntniß, wie irrthümlich der Glaube des aufgeklärten Indifferentismus an die Machtlosigkeit und Entbehrlichkeit der Religion für das Volksgemüth sei. Die Erhebung der katholischen Kirche in staunen- und schreckenerregender Gestalt beweist ihm, wie sie noch im Stande sei, die Massen zu fanatisiren, und als Gegenstück zeigt ihm die nackte Bestialität der Socialdemokratie in ihrem kosmopolitischen Jubel über die Greuel der pariser Commune, bis zu welchem Grade der Roheit das Volk gelangt, wenn ihm mit der Religion die einzige Gestalt abhanden kommt, in welcher ihm der Idealismus zugänglich ist, und er knüpft daran den Schluß, daß die Religion, indem sie die ganze Philosophie des Volks umspanne und seinen ganzen Idealismus in sich schließe, ein Haupterziehungsmittel desselben zu einer idealen Weltanschauung sei. Indem er so die hohe Wichtigkeit der Religion für das Culturleben anerkennt, erklärt doch Hartmann die christliche Religion in Gestalt der überlieferten Confessionen für unfähig, noch als Träger desselben dienen zu können, da sie in ihren Grundprincipien unserer modernen Cultur feindlich gegenüberstehe. Wie die Dinge zur Stunde liegen, gibt es nach seiner Meinung nur die Alternative zwischen dem Opfer des Verstandes und der römischen Kirche einerseits und zwischen der Bethätigung der Vernunft und einem pessimistischen Pantheismus andererseits; alles, was dazwischen liegt, auch die Weltanschauung eines ethischen Theismus, ist ihm unhaltbar. Huber erinnert zunächst, daß Hartmann ebenso wie David Strauß stärker in der Kritik sei als in der eigenen Position. Es sei leichter, zu zerstören als zu bauen, denn zu letzterm gehöre eine schöpferische Kraft, die mit dem Raisonnement des Verstandes nicht allein bestritten werden könne. Die Religionen seien das Werk der schöpferischen Unmittelbarkeit des Gemüths, und nicht ein reines Resultat der Logik und exacten Wissenschaft. Und da sie eben nicht schon aus den Operationen des Verstandes entständen, so sei ihnen mit denselben allein auch nicht beizukommen. Nicht blos die Wissenschaft, auch die lebendige Empfindung führten Beweise, und so sei die Befriedigung und Erhebung, die aus der Religion entspringt, dem Gemüthe eine unmittelbare Bürgschaft für ihren Werth, und Attentate des Verstandes prallten an dem Gefühle des innern von ihr verliehenen Glücks machtlos ab. Solange daher eine historische Gestalt des Christenthums die Herzen befriedige, werde sie in ihnen trotz des Widerspruchs der Wissenschaft fortleben können; und so werde die Frage, ob eine Religion oder die Religion überhaupt dem Absterben nahe sei, nicht schon durch eine Untersuchung über ihr Verhältniß zur Wissenschaft entschieden, sondern erst durch die Erkenntniß ihres Verhältnisses zu den Bedürfnissen des Gemüths und den Forderungen des sittlichen Bewußtseins. Von vornherein oberflächlich erscheine darum Hartmann's und anderer Kritiker Verfahren, wenn sie aus der Betonung der Vernunftwidrigkeit des Christenthums oder seiner Unvereinbarkeit mit dem momentanen Stande der wissenschaftlichen Weltanschauung auf dessen Vernichtung schließen zu dürfen glaubten. Der Conflict zwischen Verstand und Herz würde nicht eher zu einem Siege des erstern führen, als bis das letztere stillstände. Sind aber Kopf und Herz nur zwei Organe eines und desselben Lebens, dann dürfte sich vielleicht vermuthen lassen, daß auch Verstand und Gemüth nicht blos zum Streit, sondern zur Wechselwirkung und Ergänzung geschaffen seien, und so wäre in der That der von Hartmann so wegwerfend behandelte Vermittelungsstandpunkt der von der Natur des Menschen selbst vorgezeichnete, und darum auch in seiner Tendenz nicht von vornherein illusorisch. In diesen Worten, in denen Huber einen Hauptangriff Hartmann's nachdrücklich zurückzuweisen meint und in denen er uns zugleich den Kern seiner eigenen vermittelnden Vorschläge gibt, tritt nach unserm Dafürhalten ebenso sehr die Schwäche seiner Position zu Tage. Indem er nämlich eine Welt des Gemüths und eine solche des Verstandes nebeneinanderstellt und dem getheilten Geiste die Rolle überträgt, zwischen einem Glauben ohne Ueberzeugung und einer Wissenschaft ohne Idealismus hin- und herzugehen, redet er einem bedenklichen Dualismus das Wort, während doch jeder kräftige Geist vor allem nach Einheit der Weltanschauung ringen und sich erst befriedigt fühlen wird, wenn er eine Welt aus Einem Guß vor sich sieht.

Nachdem er Hartmann's Kritik des Christenthums, die allerdings nicht überall die Höhe ihres Gegenstandes erreicht, mit gewichtigen Gegengründen in ihrer Unzulänglichkeit beleuchtet hat, kommt er auf das zweite Hauptthema in Hartmann's Buch, nämlich auf seine Religion der Zukunft zu sprechen. Das Resultat von Hartmann's Reflexionen läuft auf den Satz hinaus: daß die Religion der Zukunft, wenn eine solche überhaupt als möglich gedacht werden soll, Pantheismus und zwar monistischer oder unpersönlicher immanenter Monotheismus sein müsse, dessen Gottheit die Welt als objective Erscheinung nicht außer, sondern in sich habe. Dieser Pantheismus gewähre dem religiösen Gefühl dadurch tiefe Anregung und hohe Befriedigung, daß es sich ewig mit seinem Gott untrennbar eins wisse, der Mensch sich selbst als eine Erscheinung Gottes betrachte. Die Gegenwart habe bei dem irdischen Pessimismus anzuknüpfen, welcher sich über

das Elend des Daseins mit keinen Illusionen eines erträumten Jenseits hinwegzutäuschen suche, sondern für das Individuum als solches nur eine Sehnsucht kenne: frei zu werden von der schweren Pflicht der Mitarbeit am Processe, wieder unterzutauchen in das Brahm wie die Blase im Ocean, zu erlöschen wie ein Licht im Winde, um nicht wiedergeboren zu werden. Denn dies erst sei der volle Ausdruck der Sehnsucht des religiösen Gemüths, die nicht auf Glückseligkeit, sondern auf Frieden und auf volle, durch keinen Schein der Trennung mehr getrübte Vereinigung mit dem Allgeist ziele, aber so lange geduldig als Individuum die sittlichen Pflichten übe, bis diesem die Stunde der Erlösung schlage.

Hiergegen wendet Huber zunächst ein, daß das, was Hartmann hier biete, keine neue Idee sei, sondern Elemente indischer Religionssysteme, nämlich der mit dem buddhistischen Pessimismus combinirte Pantheismus des Brahmanenthums. Dieser Pantheismus sei aber im Grunde nur Atheismus; denn habe sich der schöpferische Geist in die Erscheinungswelt in gleicher Weise verloren wie der Keim in der Entfaltung der Pflanze, so sei er nichts mehr für sich. Ist das absolute Unbewußte mit seinen Ideen vollständig in diese empirische Welt eingegangen, dann ist die schlechte Wirklichkeit derselben zugleich die Wirklichkeit der ewigen Ideen selbst, und ist nicht einzusehen, wohin eine Erhebung über sie hinaus, wie Hartmann sie fordert und der Religion sie vindicirt, stattfinden könnte, wenn nicht in das Reich der Träume. Hat Gott in dieser jammervollen Welt seine Existenz — welch tiefe Anregung und Befriedigung kann dem Individuum daraus entspringen, sich als ein Glied in diesem bresthaften Leibe zu wissen? Das Verlangen, davon loszukommen, ist dann geradezu ein gottloses und irreligiöses, denn es ist das Streben, von Gott loszukommen. Es sei ein Widerspruch, einerseits zu behaupten: die Welt ist Gott, und andererseits zu sagen: das Individuum, welches inmitten dieser Welt sich befindet, sei von Gott getrennt. Es sei eine Zumuthung an die Gedankenlosigkeit, zu sagen, wir würden erst durch unsere Vernichtung, durch welche wir uns selbst und diese Gott-Welt verlieren, mit Gott vereinigt. Gelangt man erst zu Gott, wenn man die Welt verläßt, dann kann es nicht wahr sein, daß Gott der Welt immanent ist. Ist aber Gott nicht in und nicht außer der Welt, dann ist Gott überhaupt nicht, und eine solche Lehre ist Atheismus. Huber macht Hartmann ferner auf den Widerspruch aufmerksam, daß er das Christenthum wegen seiner Weltflüchtigkeit tadle, während er die Weltflüchtigkeit doch selbst als den berechtigten religiösen Trieb erkläre. Wenn er aber das Christenthum culturfeindlich nenne, so sei es der buddhistische Pessimismus, den Hartmann erneuere, in ungleich höherm Grade. Er kommt endlich zu dem Schluß, daß, wenn überhaupt noch Religion sein solle, diese nur in der theistischen Weltanschauung möglich sei, und er gibt Hartmann zu verstehen, daß dieser selbst nicht weit vom Theismus entfernt sei. Behaupte er doch in der „Philosophie des Unbewußten" noch eine ideale Grundlage der Erscheinungswelt und die Herrschaft des Zwecks in derselben, und den Gedanken der Subjectivität des Absoluten könne er nicht für vernunftwidrig erklären, da ja auch sein Princip einer schlafwandelnden Weltseele als Subjectivität, wennschon in der niedersten Potenz, sich darstelle.

Nachdem der Verfasser Hartmann's Versuch, der Religion der Zukunft das Prognostikon zu stellen, in eingehender und zum Theil scharfer Weise kritisirt hat, ist es an der Zeit zu fragen, was er selbst über eine Religion der Zukunft denkt. Diese Frage hat insofern keine Bedeutung für ihn, als er im Christenthum die absolute Religion sieht; aber er hofft eine Vertiefung des christlichen Bewußtseins. Ausgehend von dem Gedanken, daß die religiöse Frage die brennende Frage der Zeit, weil zugleich die Frage nach dem Fundament der Gesellschaft sei, sieht er alles Heil in der Vermittelung zwischen Religion und Cultur. Als die alte Welt sich ihrem Untergange zuneigte, vollzog sich ein ähnlicher Scheidungsproceß, wie wir ihn heute sehen. Auf der einen Seite erhob sich eine flache materialistische und skeptische Aufklärung, auf der andern aber trat der Mysticismus in den entartetsten und unheimlichsten Formen auf. Auch heute scheint der Geist in Mysticismus und Rationalismus auseinanderfallen zu wollen. Aber das Bestreben, eine ethisch-religiöse Weltanschauung als Grundlage des öffentlichen Lebens zu retten, sei noch nicht hoffnungslos; denn noch seien die Forderungen der Vernunft nicht so evident und zwingend, um sie auszuschließen, und noch das Gemüth des Volks vielfach zu ernst und tief, um in den Lehren des Materialismus Befriedigung zu finden. Als die alte Welt am Ende ihrer Wege angekommen war, da eröffnete eine Vertiefung des religiösen Bewußtseins im Christenthum der Menschheit neue Bahnen ihrer geschichtlichen Entwickelung. Auch unserer Zeit wird nicht anders geholfen werden können.

Fast auf denselben Gedanken läuft das unter Nr. 2 angeführte Buch von A. Montanus: „Christus und seine Kirche", hinaus. Es kommt ihm vor allem auf die Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche an; die Religion als der wichtigste Ast am Lebensbaume der Menschheit soll nach seiner Intention erhalten, aber der Kampf zwischen einer noch mittelalterlichen Weltanschauung und dem modernen Culturstaate zum Vortheil des letztern siegreich durchgefochten werden. Nachdem er in gut rationalistischer Weise sich über Jesu Person und Lehre verbreitet, dann aber in charaktervoll scharfer Polemik gezeigt hat, daß das, was jener gewollt, durch die Hierarchie des römischen Papstthums in sein Gegentheil verkehrt worden, geht der, wie aus dem Buche hervorgeht, deutsch-ungarische Verfasser daran, den beiden Autoritäten des Staats und der Kirche ihr eigenthümliches Gebiet zuzuweisen. Der in der Vergangenheit oft begonnene und in der Gegenwart neu entbrannte Kampf zwischen beiden wird nach des Verfassers Meinung in Deutschland zum Austrag kommen, und die Mark Brandenburg, des heiligen römischen Reichs Streusandbüchse, wird den Sand liefern, womit der Todtenschein des letzten Papstes bestreut werden wird. Was nun das Verhältniß zwischen Staat und Kirche betrifft, dessen Regelung ihm den Gedanken seines Buchs eingegeben hat, so ist das Ideal, das ihm hierbei vor Augen steht, die freie Kirche im freien Staat. Allein dieses Ideal könne der römischen Kirche gegenüber

für jetzt noch nicht verwirklicht werden, weil dabei niemand gewinnen würde als Rom und die Jesuiten, zu welcher Erkenntniß auch schon die nordamerikanischen Staatsmänner gekommen seien; deshalb habe jenes Verhältniß sich zu gestalten als ein Verhältniß der Oberhoheit des Staats über die Kirche. Uns interessirt für unsere Darstellung besonders das letzte Kapitel des Buchs, welches von der Religion der Zukunft handelt. Der Verfasser, indem er seinen Blick über die gegenwärtig vorhandenen christlichen Confessionen und Kirchen gleiten läßt, versucht das Lebensalter zu bestimmen, das einer jeden noch beschieden sei. Das römische Papstthum ist mit seiner weltlichen und noch mehr mit seiner geistlichen Macht ein Anachronismus geworden. Nicht dasselbe aber kann von dem Katholicismus im allgemeinen gesagt werden. Dieser hat so manches an sich, was ihn befähigt, noch Jahrhunderte hindurch auf die sinnliche Natur des Menschen, namentlich der romanischen Völker, seine Anziehungskraft auszuüben und wohlthätig zu wirken, nur darf er kein römischer Katholicismus sein; er wird sich daher in Form von selbständigen, von Rom unabhängigen Nationalkirchen noch lange erhalten können, und nur diese Form hat eine Zukunft. Die griechische oder orientalisch-orthodoxe Kirche, welche in Lehre, Verfassung und Sitte sich an die ersten sieben allgemeinen Concilien hält, kann jenen Völkern, die sich zu ihr bekennen, ebenfalls noch Jahrhunderte hindurch genügen; in Berührung jedoch mit dem Abendlande und neben Völkern, die in der Cultur mehr fortgeschritten sind, hat diese Kirche oder vielmehr das Volk, welches sich zu ihr bekennt, auch keine Zukunft, worüber nach des Verfassers Darlegung kein Land augenscheinlichere Beweise liefert als Ungarn. Das Judenthum wird durch die Emancipation, die vollständige Religionsfreiheit und die Civilehe mit dem Christenthum derart amalgamirt werden, daß es in drei bis vier Jahrhunderten gänzlich verschwinden wird. Was endlich den Protestantismus als Kirche betrifft, so wird auch er seine Form wechseln, auch sein Haus wird zerfallen, aber der Geist des Protestantismus wird fortleben und an seiner Mission als kritischer Läuterer der religiösen Ideen fortarbeitend das Wesen des Christenthums, die Moral des Evangeliums aus der unhaltbar gewordenen dogmatischen Hülle herausschälen und die Humanität in Wort und Schrift lehren; ob aber dies in der Kirche von der Kanzel, oder in der Schule vom Katheder geschehen werde, das gibt er als eine Frage der Ueberlegung anheim und macht bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß der Protestantismus überhaupt seinem innersten Wesen nach mehr Schule als Kirche sei. Nachdem er dann noch betont, daß, wenn auch die Kirchen vergehen, der Glaube selbst als die Ueberzeugung von dem, das man nicht sieht, seine Geltung behalten werde, überträgt er dem Protestantismus die Mission, die wahre Religion, d. h. eine höhere Form des christlichen Bewußtseins, zu suchen und zu finden. Man ist begierig, von dieser höhern Form einige, wenn auch noch so entfernte Umrisse und Linien kennen zu lernen; aber der Wunsch bleibt versagt, das Buch schließt vielmehr mit einem reinen Postulat.

In dem Buche „Elemente christlicher Lehre" von G. Nänny (Nr. 3) gibt uns ein fleißiger Theolog eine Darstellung der christlichen Glaubenslehre, in der er, den Stoff des Glaubens mit dem Gedanken beleuchtend und nach Erkenntniß ringend, auch andere zum Mit- und Nachdenken einladet. Von welchen Gesichtspunkten das Buch ausgeht, das zeigt am besten eine Stelle aus einer theologischen Zeitschrift, die der Verfasser seinem Buche als Motto voransetzt. Hier heißt es: Niemand täusche sich über die religiösen Bedürfnisse unsers Volks in der Gegenwart. Das Kindeszeitalter naiver, zweifelloser Begeisterung für das Christenthum haben wir hinter uns; das 18. Jahrhundert mit seiner Skepsis hat es unwiederbringlich zerstört. Ein Theil der ländlichen Bevölkerung mag sich noch jetzt im kindlichen Glauben wohlfühlen, aber dieser Theil ist viel geringer, als die Romantiker in den Städten, welche das Landleben für eine Idylle halten, glauben mögen. Der bei weitem größte Theil unsers Volks, unsere ganze Literatur zieht aus der Reflexion ihre Nahrung. Die Aufgabe, die nach der angeführten Sachlage für die folgende Zeit sich darbietet, spricht sich dann in folgenden Worten aus: Die theologische Wissenschaft muß umkehren, d. h. absterben, denn der Zug der Wissenschaft geht nach der Tiefe, nie aber nach rückwärts; aus diesem Labyrinthe gibt es nur einen Ausweg: nehmt den Stoff des Glaubens in unser Denken auf, damit sich dieses durch die Aufnahme mit jenem verschmelze. Noch lange werden wir an dieser Aufgabe, die unserm Volke gestellt ist — im Mittelalter wurde sie vermittels einer fremden Philosophie gelöst —, arbeiten müssen. Also auch hier die Klage, daß die Zeit frischer Unmittelbarkeit des Glaubens vorüber sei, auch hier die Einsicht, daß ein Neues an die Stelle des Verlorenen zu treten habe. Dieses Neue soll die Reflexion sein. Sie mag allerdings dem denkenden und wissenschaftlich arbeitenden Geiste genügen, doch ist zu bezweifeln, ob der großen Masse des Volks damit gedient sein wird. Der Verfasser, der den erwähnten Gedanken sich angeeignet, wendet sich mit seinem Buche, das weder Erbauungsschrift noch Lehrbuch sein will, an die Gemeinde und bietet ihr in gedankenmäßiger Auseinanderlegung den gesammten Stoff des Glaubens. Geräth er hierbei auch nicht selten in einen äußerlichen Formalismus und Schematismus, so hat doch selbst dieser Formalismus das Gute, daß dadurch der Gehalt des nur Geglaubten der verständigen Betrachtung näher gebracht wird. Auch er richtet seinen Blick in die Zukunft und sieht, wenn auch nicht eine neue Religion der Zukunft, so doch eine Zeit kommen, wo die trüben Wasser, in welchen jetzt der Materialismus hier und der falsche Realismus eines äußerlichen Buchstaben- und Bekenntnißglaubens dort sich begegnen, durch Niederschlag sich klären werden. Zur rechten Zeit wird, wie er hofft, aus unerkennbaren Anfängen die Wendung sich vorbereiten, und das christliche Bewußtsein wird in seiner verborgenen stillen Entwickelung neu belebt, vertieft und bereichert hervorgehen aus dem Geräusch der Controversen. Er gehört zu den Theologen, die in der Mannichfaltigkeit freier Entfaltung die Einheit christlichen Geistes nicht aus den Augen verlieren.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf alles, was in drei verschiedenen Werken über die künftige Gestaltung religiöser Dinge gesagt worden ist, so wird das Gesagte,

so fürchten wir, dem, der die Zukunft schauen will, wenig genügen. Weder die Reflexionen des Philosophen, noch die bloßen Forderungen des Publicisten, noch endlich die stillen Hoffnungen des Theologen werden uns feste Linien geboten haben, die uns dafür bürgen, daß in ihnen die Gestalt des Künftigen erscheinen wird; und so scheint es in der That, daß, über die Religion der Zukunft zu reden, vor allem Sache des Propheten sei.

Neue Romane.

1. Das Opfer der Hekate. Culturgeschichtlicher Roman von E. A. Quitzmann. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1874. 8. 7 M. 50 Pf.
2. Leben um Leben. Roman in zwei Bänden von Karl Tornow. Jena, Costenoble. 1874. 8. 9 M.
3. Treue siegt. Eine Geschichte von der See von Edmund Hoefer. Stuttgart, Kröner. 1874. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.
4. Um Gold und Ehre. Roman in vier Bänden von Ewald August König. Jena, Costenoble. 1874. 8. 18 M.
5. Ein kaiserlicher Wahlspruch. Zweite Abtheilung: Die neue Zeit und das neue Geschlecht. Roman von Luise Ernesti (M. von Humbracht). Drei Bände. Jena, Costenoble. 1874. 8. 15 M.

E. A. Quitzmann's erster culturgeschichtlicher Roman „Isomara" wurde bereits von mir in d. Bl. besprochen. Ich hob an jener Erzählung vor allem das werthvolle, auf eingehenden fachmännischen Studien beruhende historische Material hervor, welches dem Romane als Unterlage dient und durch die erzählende Form dem fernerstehenden Publikum zugänglich gemacht werden soll — ein an sich gewiß ganz lobenswerthes Streben, das jedoch nicht hinreicht, um ein Dichterwerk als solches zu documentiren. Ich betonte damals, das Hauptgebrechen des Quitzmann'schen Romans liege, allerdings durch Zeit und Oertlichkeit bedingt, in der allzu großen Einfachheit der Handlung sowie in der primitiven Urwüchsigkeit der geschilderten Civilisation. Wenn Verhältnisse und Personen uns interessiren sollen, so müssen sie, wie fernabliegend von der Gegenwart die betreffende Periode auch sein möge, doch durch gewisse specielle Momente ihres Strebens oder Leidens an unsere Sympathie appelliren können. Halbbarbaren gleich den dort geschilderten vermögen dies entweder nicht, oder doch nur in zu geringem Grade, als daß hierdurch eine „künstlerische" Wirkung erzielt werden könnte; nur auf eine solche kommt es bei dem „Kunstwerke" — und das soll jede Dichtung sein — in erster Reihe an.

Es berührt angenehm, daß der zweite Quitzmann'sche Roman „Das Opfer der Hekate" (Nr. 1), in dieser Beziehung den ersten weit übertrifft. Zunächst befinden wir uns hier auf bekannterm und interessanterm Gebiete. Die Zeit ist das 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Christenthum und Heidenthum stehen einander gegenüber. Es werden somit hier Ideen angeregt, wie in dem fünften Kapitel, welche in der Gegenwart noch mächtig nachklingen. Die in vollem Niedergange begriffene römische Civilisation, von dem Verfasser, der hier in der That den Namen des Dichters verdient, mit ebenso viel Verständniß als Anschaulichkeit geschildert, erscheint im Kampfe gegen die junge und jungfräuliche christliche Weltanschauung, und das fesselt ungleich mehr als in dem frühern Roman die Kämpfe zwischen Kelten und Römern. Hier handelt es sich um ringende Ideen, dort um das Aneinanderprallen roher Elementarkräfte, wenigstens auf der einen Seite. Die Helden sind Nachkommen Isomara's und Bojokel's. Aber sie wandern jetzt nicht mehr durch ihre germanischen Urwälder, sondern sie stehen mitten drin in dem römischen Leben und bilden hier den Gegensatz jungkräftigen Germanenthums zu dem corrupten, abfaulenden Römerthum. Einzelne Partien des Romans sind mit nicht geringer dramatischer Kraft gezeichnet, und ein Meisterstück von Schilderung bildet die „Alemannenschlacht" sowie das nachfolgende Kapitel „Eine Nacht im Römerlager". Trotz der Mächtigkeit des archäologischen Materials versteht Quitzmann doch, es nirgends überwuchern zu lassen. Oft gibt er der Scenerie oder Situation mit ein paar Worten das richtige historische oder locale Colorit, ohne dabei, wie z. B. Freytag in seinen „Ahnen", mit antikisirenden Aeußerlichkeiten zu spielen. Eine gewöhnliche Unterhaltungslektüre ist „Das Opfer der Hekate" allerdings nicht. Wer von einem Romane nichts weiter verlangt als leicht anregende Zerstreuung, wird das alles theils zu schwer, theils nicht „pikant" genug finden. Wer jedoch bei seiner Lektüre auf wirklichen Gehalt sieht, liest die Erzählung mit Genuß und sicherlich auch mehr als einmal, eine Aussicht, die sich heutzutage nur wenigen Romanen eröffnet.

Es ist kaum möglich, sich einen grellern Gegensatz zu denken als den zwischen dem Quitzmann'schen Roman und „Leben um Leben" von Karl Tornow (Nr. 2). Der Titel ist vielversprechend. Mir war der Name des Autors bisher gänzlich unbekannt. Ich begann deshalb das Buch ohne alle und jede vorgefaßte Meinung zu lesen. Schon bei Seite 18 machte ich es jedoch wie die gelehrten Herren beim Examen des Candidaten Jobs, d. h. ich schüttelte den Kopf, und je weiter ich las, desto mehr fühlte ich mich versucht, in dieser rotirenden Bewegung fortzufahren. Die dem Romane zu Grunde liegende Idee ist nämlich eine so barocke — eigentlich wäre ein energischeres Adjectiv vollkommen am Platze —, daß man unwillkürlich zu der Vermuthung gedrängt wird, der Verfasser beabsichtige, sich mit dem verehrlichen Publikum einen Spaß zu machen. Man höre und urtheile! In einem der „Paläste" zu Frankfurt a. M. liegt, auf den Tod verwundet, der Sohn des Grafen Löwenzahn. Der junge Mann ist rettungslos verloren; sein Leben zählt kaum noch nach Stunden. Was thut nun der unglückliche Vater? Er fährt mit der Bahn hinüber nach Homburg, trifft dort einen verzweifelnden Spieler, der im Begriffe steht, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und — kauft ihm sein Leben ab, und zwar um die Summe von 30000 Thalern. Ist man schon nicht wenig verwundert über diesen seltsamen Kauf, den jedes normal organisirte Denkvermögen sich natürlich als eine Art von

symbolischem Vertrag denkt, durch welchen Graf Löwenzahn sich an Stelle des sterbenden Sohnes einen andern Sohn sichern will, so steigt diese Verwunderung zur völligen Unbegreiflichkeit, wenn wir einige Seiten weiter hören, daß dies alles buchstäblich zu nehmen ist. Graf Löwenzahn kauft einem beliebigen Menschen sein Leben ab, um es dem sterbenden Sohne zu schenken — etwa so, wie man dem weinenden Töchterchen an Stelle der zerbrochenen Puppe eine neue kauft —, und in dem Augenblicke, wo der Handel perfect wird, sinkt der Verkäufer mausetodt zu Boden und der sterbende Herr Sohn erhebt sich frisch und gesund vom Todtenbette! Nun schüttelt der Leser auch den Kopf, nicht wahr? Ohne Zweifel haben wir es hier mit einem handgreiflichen Wunder zu thun, und dieses Wunder bildet die Grundlage der Geschichte. Das ist jedenfalls neu und originell! Und wie erklärt sich dieses Wunder? Ganz einfach durch den Spiritismus! Graf Löwenzahn citirt nämlich den Geist seiner verstorbenen Gemahlin, und besagter Geist läßt sich folgendermaßen vernehmen:

Du kannst unsern Sohn retten, indem du einem andern Menschen seine Existenz abkaufst. So oft unser Sohn in Todesgefahr schweben wird, kann er sein Leben mit dem Leben eines Mitmenschen erkaufen. Und dann wird er so viele Jahre, Tage und Stunden leben, als jener Mensch gelebt haben würde, der sich verkaufte, und der seinerseits in der Minute sterben wird, in der unser Kind hätte verscheiden sollen.

Nun wissen wir's! Mit dieser Assecuranz gegen den Tod kann natürlich der junge Graf jetzt alles Mögliche unternehmen. Kommt es zum Aeußersten, dann braucht der gute Papa ja nur wieder irgendeinem andern verzweifelten Individuum gegen gutes Geld sein Leben abzukaufen, und der junge Herr ist aufs neue für geraume Zeit flott. Das geschieht denn auch verschiedene male, und auf diese Lebensversicherung hin verwickelt sich Graf Max in endlose Geschichten, conspirirt in Italien mit den Carbonari gegen den Großherzog von Toscana, hat in der Schweiz galante Abenteuer mit einer Herzogin, gelangt zu einer natürlichen Tochter, fällt wieder im Duell, wird vergiftet u. s. w., und jedesmal, wenn Matthäi am letzten ist, rückt Papa mit der Brieftasche heraus und kauft dem Sohne ein neues Leben! Es versteht sich, daß ein auf solcher Basis geschriebener Roman gar nicht literarisch ernst genommen werden kann, und es würde sich auch nicht der Mühe verlohnen, ein Wort weiter darüber zu sprechen, bekundete diese wunderliche Schöpfung nicht, welche Verwirrung das Schwindeltreiben des modernen Spiritismus in den Köpfen anzurichten vermag. Ich will dabei gar nicht hervorheben, welche erstaunliche Geistesroheit in dieser tollen Idee eines Schachers ums Leben liegt! Wundern muß man sich indessen bei diesem an Wundern so überreichen Buche noch über dreierlei: erstens, daß jemand es schreiben konnte; zweitens, daß eine Firma wie Costenoble es verlegte; und drittens, daß es Leute gibt, die solches Zeug lesen!

Wie ein erfrischendes Bad nach langer Wanderung durch eine öde, schwüle Steppe wirkte auf mich nach der Lektüre des Tornow'schen Romans Edmund Hoefer's „Treue siegt" (Nr. 3). Der Canevas der Erzählung ist ein ziemlich einfacher. Ein heuchlerischer Pastor sucht sich eines ihm unbequemen Stiefsohns in ähnlicher Weise zu entledigen, wie dies zuweilen an Höfen mit gefährlichen fürstlichen Persönlichkeiten geschehen sein soll, nämlich durch absichtlich herbeigeführte Verlotterung. Der Kern des jungen Mannes, mit Namen Detlef Horst, ist jedoch ein zu gesunder, als daß dieses raffinirte Manöver ihn ernstlich gefährden könnte, wenn es ihn auch in so schwere Verwickelungen bringt, daß er, von der Welt als ein Verlorener betrachtet, unter Anklage schwerer Schuld aus der Heimat fliehen muß. Niemand glaubt an ihn als ein junges Mädchen, seine geliebte Christine. Heimlich zurückgekehrt, sieht er sich verfolgt gleich einem gehetzten Wilde. Bei der Geliebten allein findet er Schutz. Plötzlich wendet sich jedoch das Blatt. Detlef's Unschuld kommt an den Tag. Der ränkevolle Pastor wird sogar als Brandstifter erkannt und erhält die verdiente Strafe. Das Liebespaar ist nach langem Leiden vereinigt, und „Treue hat gesiegt".

Nach der kritischen Schablone beurtheilt, müßte das Buch unter die sogenannten „Criminalromane" rangiren. Ich glaube jedoch, daß Edmund Hoefer sich bestens für diesen Titel bedanken würde. In der That liegt der Schwerpunkt der Erzählung keineswegs in den criminalistischen Vorgängen, sondern in der lebenswarmen Schilderung des deutschen Litorals mit seinem kernigen Menschenschlage. Jede der uns vorgeführten Gestalten erscheint als ein Typus. Man merkt dies, auch ohne die geschilderte Gegend und ihre Bewohner aus eigener Anschauung zu kennen, etwa so, wie man es einem Porträt ansieht, ob die Person getroffen ist oder nicht. Die landschaftlichen Schilderungen sind von erstaunlicher Lebhaftigkeit und Unmittelbarkeit. Dies fühlt man gleich beim ersten Kapitel „Auf dem alten Damme", welches Meer und Strand mit solcher Treue malt, daß man die frische Seeluft zu athmen glaubt. Ebenso unmittelbar wirkt die Schilderung des Waldlebens auf dem „Liebenkamp". Hoefer hat mit dem Buche dem deutschen Publikum eine kleine, aber sehr werthvolle poetische Gabe geboten, welche gewiß überall die wärmste Aufnahme finden wird.

In der süddeutschen Theaterwelt nennt man ein regelrecht gearbeites, allen scenischen Anforderungen entsprechendes Drama, dessen Hauptzweck darin zu bestehen scheint, dem Publikum über einige Abendstunden hinauszuhelfen und dem Verfasser die entsprechende Tantième einzutragen, kurzweg ein „Stück". Wäre die Jargonbenennung auch auf die erzählende Literatur anwendbar, dann würde ich E. A. König's Roman „Um Gold und Ehre" (Nr. 4) auch ein „Stück" nennen. Die Geschichte baut sich vorschriftsgemäß auf, die einzelnen Theile stehen untereinander und zu dem Ganzen im richtigen Verhältnisse, keine der Gestalten ist verzeichnet, die erzählten Vorgänge sind auch nicht ohne Interesse, die in dem Buche zu Tage tretende Gesinnung ist eine entschieden lobenswerthe — und trotz alledem vermag man sich für den Roman nicht recht zu erwärmen. Mir scheint die Ursache hiervon darin zu liegen, daß der begabte Verfasser, dem wir so manche anmuthige Erzählung verdanken, diesmal weniger einem innern zur Gestaltung drängenden Triebe als vielmehr äußerlichen Anregungen folgend zur Feder gegriffen hat. König ist einer jener Dichter, die leicht gestalten, im Handumwenden etwas beisammen haben, einen flüssigen

Stil schreiben und sicher sind, jederzeit ihr Publikum zu finden. Das verlockt sie denn, so manches ruhig hinauszuschicken in die Welt, was ihnen weder Nachtheil noch Vortheil bringt. Ein solches indifferentes Opus ist der neue Roman. Mir scheint es jedoch, daß wir von dem Verfasser Gehaltvolleres erwarten durften. An Talent dazu mangelt es ihm nicht; das hat er zur Genüge bewiesen.

Da nimmt die unter dem Namen Luise Ernesti schreibende Dame ihre Aufgabe, ich will nicht sagen, weit ernster, aber weit schwerer. In ihrem Romane: „Die neue Zeit und das neue Geschlecht“ (Nr. 5), welcher die zweite Abtheilung von „Ein kaiserlicher Wahlspruch“ bildet (die erste Abtheilung ist mir unbekannt), führt sie Positionsgeschütz auf. Es ist ein ganzes Adelsgeschlecht, das der Grafen „von Drohn“, dessen Peripetien uns durch Generationen hindurch vorgeführt werden. Dieses Haus hat seine Verzweigungen in Deutschland, in Holland (Vandrun), in England (Fondron), Rußland (Vernikoff) und in Frankreich (Duc de Preuilly), und der Schauplatz der Erzählung, beständig wechselnd, erstreckt sich von Jerusalem bis Hamburg, von Paris bis Dresden. Im Buche des Schicksals steht es geschrieben, daß die Mitglieder dieses vornehmen Hauses, wie weit sie auch das Schicksal auseinandertreiben möge, sich doch immer wieder zusammenfinden. Ihr Erkennungszeichen, ihr Schibbolet, ist jener kaiserliche Wahlspruch.

Auf einer so überaus breiten Unterlage läßt sich natürlich alles Mögliche zusammentragen. Das hat denn auch die Verfasserin ehrlich gethan. Nur schade, daß bei der Massenhaftigkeit des Gebotenen das Einzelne zu sehr verkümmert. Wir gewinnen niemals einen übersichtlichen Einblick in die Vorgänge. Schon die etwas verzwickten Verwandtschaftsverhältnisse sich immer gegenwärtig zu halten, ist keine leichte Aufgabe für den Leser. Bald sind wir hier, bald dort. Einmal greifen wir um ein Jahrzehnt zurück, dann befinden wir uns wieder in der unmittelbaren Gegenwart. Dieses sprung- und ruckweise Vorgehen ist eins der Hauptgebrechen des Buchs, denn es erschwert die Lektüre ungemein. Hierzu kommt nun noch, daß die Verfasserin bei einzelnen Partien stark in die Breite geht, andere im Fluge abthut. Strammes Zusammenfassen und organische Gliederung wären aber bei einem so weitschichtig angelegten Vorwurfe das allererste Erforderniß. Aus der Menge der vorgeführten Gestalten treten nur wenige plastisch heraus. Merkwürdigerweise bezeugen aber diese wenigen, daß die Verfasserin wirklich plastisch zu gestalten weiß. Solche Figuren sind die Frau Consul, ihre Tochter Lucy, bei welcher letztern der Uebergang von dem leichtfertigen, verzogenen Weltkinde in das sinnige, gedanken- und empfindungstiefe Mädchen, erprobt und gestählt in der Schule des Unglücks, sich ebenso anschaulich als psychologisch correct vollzieht, ferner die reizende, bibelfeste junge Diakonissin, Frau Rebinger u. s. w. Ueberhaupt gelingen der Verfasserin die weiblichen Charaktere entschieden besser als die männlichen. Die in dem Buche zu Tage tretende Tendenz ist eine schöne und noble.

Nicht zum besten steht es dagegen mit dem Stil aus. Ich habe schon früher in d. Bl. bei Gelegenheit der Besprechung neuer Romane auf die salope Schreibweise hingewiesen, deren sich namentlich unsere schriftstellernden Damen oft schuldig machen. Was soll man zu Sätzen sagen wie: „Meine vergeblichen Versuche in München handelten darum“; „damals hatte ich ihr versprochen, immer auf meinen Beistand rechnen zu können“. Fast jede Seite bietet ähnliche Stellen, und dazu kommen nun noch endlos ausgesponnene Perioden. Daß auch Damen elegant und stilistisch correct zu schreiben wissen, beweisen Betty Paoli, Claire von Glümer, Elise Polko, F. von Stengel, Arthur Stahl u. a. Es wäre zu wünschen, daß ihre Schwestern in Apoll sich dieselben zum Vorbilde nähmen!

C. M. Sauer.

Ueber Beobachtungen der Vulkane.

Vulkanstudien. Santorin 1866—72. Vesuv, Bajae, Stromboli, Aetna 1870. Von J. F. Julius Schmidt. Mit 7 lithographirten Beilagen und 13 Holzschnitten. Leipzig, Scholtze. 1874. Gr. 8. 10 M.

Mit einiger Verwunderung wird man vielleicht die Anzeige einer so rein wissenschaftlichen Arbeit in d. Bl. erblicken; allein dieselbe hat doch auch ihre allgemeinere Seite. Denn seitdem in neuerer Zeit mehr als jemals Studien über Vulkane und Erdbeben sich gemehrt haben, seitdem hat sich ihnen auch eine allgemeinere Aufmerksamkeit zugewendet. Man braucht nur die Namen Santorin, Vesuv, Bajae, Stromboli und Aetna zu hören, so darf man auch überzeugt sein, willige Zuhörer zu finden. Im allgemeinen freilich darf man in vorliegender Arbeit keine zusammenhängende, etwa romantisch ausgeschmückte Geschichte über Vulkane und ihrer Wirkungen erwarten. Im Gegentheil erhalten wir die Beobachtungen über die merkwürdigen Eruptionen der santorinischen Vulkane, deren Thätigkeit bekanntlich vom Januar 1866 datirt, mehr in Tagebuchform oder doch in kalendarischer Art. Doch eignen sie sich auch in solcher Form für einen antheilvollen Leser dazu, sich ein treues Bild von den Erscheinungen eines ausbrechenden Vulkans zu machen; um so mehr, da sie von prachtvollen Bildern begleitet werden, die am Ende des Werks einmal die allmählich sich entwickelnden Umrisse von Nea-Kaimeni seit 1707, also gleichsam von ihrem Embryo bis zu ihrer gegenwärtigen Vollendung, dann die Eruptionen auf Banko sowie auf Paläo-Kahmeni, ferner die teleskopisch beobachteten Eruptionen der Aphroessa und des Georg, letztern schließlich in prachtvoller Thätigkeit, höchst anschaulich zur Vorstellung bringen. Schon um dieser künstlerischen Beilagen willen, die uns die Eruptionen in ganz anderer Weise zur Anschauung bringen, als sie unsere Phantasie sich vorzustellen im Stande ist, hat das Buch einen besondern Werth und Reiz. Ueber die italienischen Vulkane gibt der Verfasser eigentlich nur Höhenmessungen, die natürlich an sich ihren hohen wissenschaftlichen Werth besitzen, aber keinen Gegenstand der Lektüre bilden. Das Ganze ist dem König Georg I. von Griechenland gewidmet.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege, 1791 und 1792", von Leopold von Ranke sagt die „Saturday Review" vom 15. Mai d. J.: „Die jüngste Veröffentlichung des unermüdlich fruchtbaren achtzigjährigen Historikers der Päpste verräth keine Abnahme seiner eigenthümlichen Tüchtigkeit, während sie gewissermaßen das Geheimniß seiner Fähigkeit, so viel zu leisten, offenbart. Der von Ranke gepflegte Zweig der Geschichtschreibung nämlich ignorirt alles, was der Historiker in der Regel am beschwerlichsten findet. Die Schwierigkeiten des Geschichtsforschers sind in unserer Zeit durch die Forderung bedeutend vermehrt worden, daß er das Volk ebenso wol wie seine Herrscher schildere, sowol sociale Erscheinungen wie politische Ereignisse berücksichtige und besondere Begebenheiten mit Hülfe allgemeiner Gesetze erkläre. Diese großen und mannichfaltigen Zweige sind für Ranke nicht vorhanden, denn er beschränkt sich auf jenen Theil des historischen Gebiets, welcher vermittels Archive und amtlichen Briefwechsels beleuchtet zu werden vermag. Seine Werke haben daher eher das Ansehen von Staatsurkunden als von Geschichten und lassen sich von einem geschickten und geübten politischen Schriftsteller, der leichten Zugang zu amtlichen Quellen hat, mit großer Schnelligkeit anfertigen. Das vorliegende Werk ist ein charakteristisches Beispiel von seiner Methode. Die kürzlich ausgedehnten Veröffentlichungen von Urkunden aus dem österreichischen Staatsarchive haben es ins Dasein gerufen, und man kann es als eine Art juristischen Bericht bezeichnen, der uns darüber belehrt, inwiefern sie geeignet sind, das allgemeine Urtheil über die Gefühle und Beweggründe der ersten europäischen Höfe beim Ausbruch der Französischen Revolution zu modificiren. Der Verfasser sagt wenig über die volksthümliche Seite jener gewaltigen Bewegung oder die Ursachen, welche sie lange im stillen vorbereiteten; natürlich nicht etwa als ob ein so aufgeklärter Mann blind gegen ihr Vorhandensein wäre, er fühlt aber keinen Beruf dazu, sich mit ihnen zu befassen. Es ist kennzeichnend für ihn, daß er auf die besondere Wirksamkeit der Marie Antoinette großen Nachdruck legt und übereinstimmend mit Jefferson sie für eine der Hauptursachen des unlenksamen Charakters, welchen die Revolution annahm, hält. Das Werk zeichnet sich übrigens durch die ganze gewohnte Klarheit und Leidenschaftslosigkeit des Verfassers aus und wird keinen Leser unbefriedigt lassen, der es von des Verfassers eigenem Gesichtspunkte aus würdigt."

Wir entnehmen ferner demselben Blatte folgende Beurtheilungen: „Friedrich von Hellwald's «Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart» gehört zu derselben Kategorie wie die Werke eines Buckle und Radenhausen, ohne einen bemerkenswerthen Fortschritt gegen einen von beiden zu zeigen. Als Erzählung betrachtet, besitzt dieselbe Uebersichtlichkeit, männliche Kraft des Stils und die nützliche Eigenschaft der gedrängten Darstellung; hingegen gibt der Verfasser durch einen vorherrschenden Geist der Paradoxie und eine Neigung, allgemeingültige Ansichten zu bemängeln, Anstoß, obschon er selbst nachweist, daß die Theorien, welche siegreich aus dem Kampfe ums Dasein hervorgegangen sind, den besten Anspruch auf Achtung haben sollten. Als Denker gehört er jener Klasse der materialistischen Schule an, welche sich besonders mit der vermeintlichen Entdeckung brüstet, daß aller menschliche Fortschritt zuletzt doch nur auf Ueberlegenheit an physischer Kraft zurückzuführen sei, und in der Gesammtthätigkeit der Menschen nichts als mehr oder minder verhüllte Phasen der allgemeinen Selbstsucht erkennt, welche man vergeblich tadle, da sie die unentbehrliche Bedingung zur Fortdauer des Geschlechts sei. . . . Wenn wir hinzufügen, daß diese Anbetung der rohen Kraft mit einer reichlichen Mischung von Schopenhauer's und von Hartmann's Pessimismus verbunden ist, so wird man daraus folgern können, daß Herr von Hellwald kein besonders angenehmer Schriftsteller ist; außerdem ist er, obschon gelehrt und fleißig, doch ganz ebenso anspruchsvoll und dogmatisch wie der am wenigsten gutunterrichtete seiner Schule."

„«Schelling's Geistesentwickelung in ihrem innern Zusammenhang» von H. Beckers ist der Tribut eines enthusiastischen Verehrers, welcher sich bemüht, den Gegenstand seiner Huldigung gegen die Anklage eines mystischen Theosophismus zu vertheidigen und die Uebereinstimmung der spätern Speculationen Schelling's mit denen seiner Jugend darzuthun. Die Welt ist in beiden Punkten zu einem entgegengesetzten Schluß gelangt, und dürfte in unserer Zeit kaum noch umgestimmt werden."

„Dr. H. Locher-Wild hat sich in seinem Buche «Ueber Familienanlage und Erblichkeit» ein vorzügliches Thema gewählt, dem er indessen durch seine Darstellungsart nicht ganz gerecht wird. Er will die Lehre von der Erblichkeit begründen, und seine ausgebreitete Belesenheit setzt ihn in den Stand, zahlreiche passende und zum großen Theil zwingende Thatsachen zur Unterstützung der Lehre anzuführen. Seiner Diction und Behandlungsweise jedoch mangelt es an der Nüchternheit, welche ein wissenschaftlicher Gegenstand erfordert, und man muß fürchten, daß seine Abhandlung Zweifel an seinem eigenen Ernste aufkommen lassen dürfte; jedenfalls aber wissenschaftliche Männer abgeneigt machen werde, ihm ernstes Gehör zu schenken. Dies ist um so mehr zu bedauern, als er wahrscheinlich in der Hauptsache recht hat und seine Auslassungen über mehrere wichtige philosophische Streitfragen vom höchsten Interesse sind."

Ueber „Peter von Cornelius. Ein Gedenkbuch aus seinem Leben und Wirken" von E. Förster heißt es unter anderm: „Die hier veröffentlichten Briefe tragen wesentlich zu unserer Bekanntschaft nicht blos mit den Ereignissen in Cornelius' eigener Laufbahn bei, sondern fördern auch unsere Kenntniß der Geschichte der deutschen Kunst und besonders jenes Zweigs derselben, deren Hauptvertreter Cornelius war. Der Einfluß der romantischen Schule der deutschen Literatur auf die Gestaltung einer Rückbewegung zum Katholicismus in der Kunst ist sehr deutlich in Cornelius' erstem Briefe von Rom aus zu erkennen, wo die Bewegung um die Zeit seiner Ankunft in jener Stadt (1812) ihren Ursprung nahm. Ebenso klar ist der rein ästhetische Charakter der Reaction sowol, wie ihre Vereinigung mit einem glühenden und ausschließlichen Gefühle der Nationalität, welches von dem Panromanismus, den der Vatican heutzutage lehren möchte, ganz verschieden ist."

„Ist auch A. von Littrow-Bischoff's «Aus dem persönlichen Verkehre mit F. Grillparzer» nicht ganz frei von dem Makel der Büchermacherei, so ist es dennoch willkommen als Erinnerung an des greisen Dramatikers Gutmüthigkeit und einfache Lebensweise sowie an seine geistige Vornehmheit und Freiheit von den kleinlichen Eitelkeiten und Eifersüchteleien der Schriftsteller. Da er abgeschieden von den bedeutendsten literarischen Mittelpunkten Deutschlands lebte, so ist seine Unterhaltung nicht besonders reich an Anekdoten oder Kritik; gleichwol wird man einige interessante Einzelheiten über seine Zeitgenossen finden, wie z. B. über seinen dramatischen Nachfolger, wenn man von einem solchen reden kann, Friedrich Hebbel."

„«Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald», herausgegeben von Wendelin von Maltzahn, erregt Erwartungen, welche die Veröffentlichung selbst nicht erfüllt."

„«Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer», herausgegeben von L. Urlichs, sind interessanter, obschon sie unsere Kenntniß von Goethe nur wenig vermehren. Sie sind zwar an und für sich gänzlich unbedeutend, aber anziehend als Beispiele von seiner Glut und Flatterhaftigkeit als junger Mann, so verschieden von dem Ernste und der Steifheit seiner reifern Jahre."

Ueber „Richardson, Rousseau und Goethe" von E. Schmidt sagt das Blatt unter anderm: „Ein besonderer Vorzug der Abhandlung ist es, daß der Verfasser seinen Gegenstand großentheils historisch behandelt; er beschäftigt sich weniger mit bloßer

literarischer Kritik, als mit der Entstehung der Bücher selbst und den historischen Spuren ihres Einflusses auf zeitgenössische Literatur, die sich durch Citate leicht nachweisen lassen. Die Parallele zwischen den drei Schriftstellern in Bezug auf Stil, Sinn für die Natur und andere ihnen allen dreien gemeinschaftliche Merkmale ist ebenfalls klar und genau, und wir haben im ganzen das erfrischende Bewußtsein, daß unsere Aufmerksamkeit auf etwas Wirkliches und Wesenhaftes gelenkt wird."

„Der Grundton der Kritik", heißt es von „Shakspeare-Studien" (Bd. 2) von H. Freiherrn von Friesen, „ist grenzenlose Verehrung des Dichters; Friesen betont den in seiner Art einzigen Charakter des Genius Shakspeare's und verwirft gänzlich die Ansicht, die ihn blos als das hervorragendste Mitglied einer Schule betrachtet. Er würde augenscheinlich der kürzlich mit so viel Beredsamkeit geltend gemachten Würdigung Marlowe's *) als eines Shakspeare der Potenz nach wenig Beifall schenken. Wir würden uns freuen, seine Bemerkungen auf die Erzeugnisse der reifern Jahre des Dichters ausgedehnt zu sehen."

„Köstlin's «Geschichte der Musik im Umriß» ist zu ausschließlich national; fremde Tondichter werden nicht genügend beachtet, und selbst die deutschen sind kaum ausführlich genug behandelt, um ihre eigenthümlichen Merkmale klar verständlich zu machen. Der Verfasser scheint mehr Schriftsteller als Musiker zu sein, und die besten Partien seines Werks sind die, welche sich auf diejenigen Zweige seines Gegenstandes beziehen, die man kaum ohne Hülfe von Büchern studiren kann, wie z. B. die Geschichte der ältesten niederländischen Schule, einst der Rivalin der italienischen in Kirchenmusik."

„K. Ernst's «Iphigenie in Delphi» kann für ebenso gelungen erklärt werden wie irgendeiner der frühern Versuche, Goethe's Auffassung dieses Themas zu verwirklichen. Die Sprache ist würdevoll, und der Dichter ist von dem Gefühle der Lage genügend durchdrungen; ohne Verbindung mit einem fernern Elemente dramatischen Interesses ist diese Auffassung Goethe's indessen kaum hinreichend, eine mächtige Wirkung hervorzubringen."

*) Bezieht sich auf Swinburne's Artikel über Shakspeare in „The Fortnightly Review" vom 1. Mai d. J. und dessen Vorrede zu Chapman's Werken.

Bibliographie.

Ahlfeld, Fr., und E. Luthardt, Hans Sachs und Albrecht Dürer. Lebensbilder aus Nürnberg. Zwei Vorträge. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. 8. 1 M.

Albert, M., Traugott. Novelle. Hermannstadt, Michaelis. 1874. Gr. 16. 1 M.

Der Antikritiker. Organ für literarische Vertheidigung. 1ster Bd. Nr. 2. Liegnitz, Kaulfuss. Gr. 8. 25 Pf.

Baumgarten, H., Die religiöse Entwickelung Spaniens. Vortrag. Straßburg, Trübner. 8. 1 M.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. XII: Die fünf Sinne des Menschen. Von J. Bernstein. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Bibliothek slavischer Poesien in deutscher Uebertragung. Red.: J. Wenzig. 1ster Bd.: Auswahl aus J. Wenzig's Uebertragungen slavischer Volkslieder. 1stes Heft: Böhmische Volkslieder. Prag, Urbanek. 16. 1 M.

Biedermann, G., Die Naturphilosophie. Prag, Tempsky. Gr. 8. 8 M.

Biedermann, K., Deutschland im 18. Jahrhundert. 2ter Bd.: Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert. 2ter Thl.: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts. 2te Abth. Leipzig, Weber. Gr. 8. 4 M.

Busolt, G., Die Grundzüge der Erkenntnisstheorie und Metaphysik Spinozas dargestellt, erläutert und gewürdigt. Von der Universität zu Königsberg gekrönte Preisschrift. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

Constant, W., Aus dem Psalter eines Poeten. Darmstadt. 1874. 8. 2 M.

Dickens, C., Die Familie Schüsselwitz. Frei nach dem Englischen von W. R. Bremen, Tannen. 8. 1 M. 50 Pf.

Du Bois-Reymond, E., La Mettrie. Rede. Berlin, Hirschwald. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Enzian. Ein Gaudeamus für Bergsteiger in Poesie und Satyre. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 3 M.

Fahne, A., Livland. Ein Beitrag zur Kirchen- und Sitten-Geschichte. Düsseldorf, Schaub. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Foerster, W., Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Vortrag. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 M.

Gervais, E., Ingiald der Skalde. Drama. Leipzig, Webel. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

— — Valerius Publicola. Schauspiel. Leipzig, Webel. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Gessner, L., Zur Reform des Kriegs-Seerechts. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Gladstone, W. E., Vaticanismus. Eine Antwort auf Erwiderungen und Vorwürfe. Autorisirte Uebersetzung. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 M.

Glagau, O., Fritz Reuter und seine Dichtungen. Neue, gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin, Grote. 8. 3 M.

Goethe's sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 10 Bdn. Mit Einleitungen von K. Goedeke. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. à 1 M. 50 Pf.

Grimme, F. W., De Kumpelmäntenmaker oder Hai mott wierfriggen. Lustspiel in sauerländischer Mundart. Münster, Nasse. 8. 1 M. 10 Pf.

Hassell, W. v., Die hannoversche Cavallerie und ihr Ende. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M.

Haweis, H. R., Asche zu Asche. Ein Präludium zur Leichenverbrennung. Aus dem Englischen von M. Busch. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Weber. 8. 4 M.

Hillebrand, K., Zeiten, Völker und Menschen. 2ter Bd.: Wälsches und Deutsches. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 6 M.

Koch, E., Richard Wagner's Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen" in seinem Verhältniß zur alten Sage wie zur modernen Nibelungendichtung betrachtet. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Kahnt. Gr. 8. 2 M.

Koller, A., Die Verfassung des deutschen Reiches. Historisch, juridisch und pragmatisch erläutert. 1stes Heft. Berlin, Kortkampf. Lex.-8. 4 M.

Krezmár, A., Bemerkungen und Erläuterungen zur kurzen Darstellung der Mechanik der Wärme. Raudnitz. Gr. 8. 48 Pf.

Krez, K., Aus Wiskonsin. Gedichte. New-York, Steiger. Gr. 16. 4 M. 50 Pf.

Kroll, P., Vegetarianische und sociale Fragen. 1stes Heft. Berlin, Grieben. Gr. 8. 1 M.

Lieder eines Gefangenen. Wien. 1874. 16. 1 M. 60 Pf.

Marx, K. F. H., Zur Anerkennung des Arztes und Schulmannes Dr. Georg Henisch. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Deutsche Novellen-Flora. Sammlung der neuesten, fesselndsten Romane und Novellen unserer beliebtesten Volksschriftsteller der Gegenwart. 1stes bis 10tes Heft. Neusalza, Oeser. Gr. 4. à 30 Pf.

Ein Opfer des Culturkampfes oder Schicksale eines gesperrten und ausgewiesenen Priesters. Dem katholischen Volke erzählt von M. Renitentus. 1ste bis 4te Aufl. Trier, Groppe. Gr. 16. 50 Pf.

Polke, H., Die deutschen Gewerk-Vereine und die Social-Demokratie. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 80 Pf.

Pyl, T., Pommersche Geschichtsdenkmäler. 5ter Bd.: Dr. j. u. Augustin Balthasars, Professor an der Universität Greifswald, gestorben als Tribunal-Präsident in Wismar 1786, Leben und Schriften nach dessen Selbstbiographie und andern urkundlichen Quellen als Ergänzung zu D. Focks Rügisch-Pommerscher Geschichte. Greifswald, Bindewald. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Richter, A., Judith. Die Erlenkönigin. Zwei Operndichtungen. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schaumberger, H., Gesammelte Werke. 1ste u. 2te Lfg. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. à 40 Pf.

Scheube, H., Wandertage diesseit und jenseit des Rheines. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 4 M. 50 Pf.

Schwarz, H., Das Ziel der religiösen und wissenschaftlichen Gährung nachgewiesen an Eduard v. Hartmann's Pessimismus. Berlin, Berggold. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Stein, H. v., Schelling. Populär-wissenschaftlicher Vortrag. Rostock, Stiller. Gr. 8. 80 Pf.

Stiebritz, L., Zur Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche von Mosheim bis auf die Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung der Zeit von Schleiermacher's Tode ab. Im Anschluß an das Werk von Cl. Gottl. Schmidt: Geschichte der Predigt von Luther bis auf Spener. 1ste Abth. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 M.

Stutzer, A., Drei Städte. Roman. 3 Bde. Leipzig, R. Schäfer. Gr. 8. 10 M.

Teutsch, F., Der Sachsengraf Albert Huet. Vortrag. Hermannstadt, Michaelis. 8. 50 Pf.

Tobias, W., Grenzen der Philosophie, constatirt gegen Riemann und Helmholtz, vertheidigt gegen v. Hartmann und Lasker. Berlin, G. W. F. Müller. Lex.-8. 8 M.

Treblin, A., Die Quellen des Lebens Jesu. Vortrag. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 75 M.

Uhrig, A. J., Bedenken gegen die Aechtheit der mittelalterlichen Sage von der Entthronung des Merowingischen Königshauses durch den Papst Zacharias. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Der wirthschaftliche Verfall Oesterreichs. Ein Beitrag zur Charakteristik der österreichischen Verhältnisse. Cassel, Luckhardt. Gr. 8. 2 M.

Vogt, T., Lott's Kritik der Herbart'schen Ethik und Herbart's Entgegnung. Wien, Gerold's Sohn. 1874. Lex.-8. 60 Pf.

Wallis, A. S. C., Der Sturz des Hauses Alba. Trauerspiel. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 M.

Watt (Vadian), J. v., Deutsche historische Schriften. 1ster Bd.: Chronik der Aebte des Klosters St. Gallen. 1ste Hälfte. Auf Veranstaltung des historischen Vereins des Kantons St. Gallen und mit besonderer Unterstützung des kaufmännischen Directoriums in St. Gallen herausgegeben von E. Götzinger. St. Gallen, Huber u. Comp. Hoch 4. 10 M.

Weismann, A., Studien zur Descendenz-Theorie. I. Ueber den Saison-Dimorphismus der Schmetterlinge. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 4 M.

Wengen, F. von der, Die Kämpfe vor Belfort im Januar 1871. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Werfer, A., Die Poesie der Bibel. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Werner, E., Gesprengte Fesseln. Roman. 2 Bde. Leipzig, Keil. 8. 7 M.

Winterfeld, A. v., Die Unzertrennlichen. Komischer Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 12 M.

Wüstenfeld, F., Die Statthalter von Aegypten zur Zeit der Chalifen. 1ste Abth. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 25. —— 17. Juni 1875.

Schriften zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Die deutsche Nationalliteratur im 18. und 19. Jahrhundert. Historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt von Joseph Hillebrand. Drei Bände. Dritte Auflage, durchgesehen und vervollständigt von Karl Hillebrand. Gotha, F. A. Perthes. 1875. Gr. 8. 20 M.

Das Hauptwerk des im Jahre 1871 gestorbenen Philosophen und Literarhistorikers Joseph Hillebrand, welcher vor 25 Jahren die zweite Auflage seines Buchs erlebte, tritt nun zum dritten male den Weg ins Publikum an. Ein solcher Erfolg ist bei der großen Concurrenz auf diesem Gebiete immer beachtenswerth und zeigt, daß die Darstellung, welche der gießener Professor von der literarischen Entwickelung unsers Volks während der beiden letzten Jahrhunderte gegeben, in weitern Kreisen der gebildeten Leser erfreulich angesprochen und in mannichfaltiger Weise einen anregenden Einfluß ausgeübt haben muß. Auch uns erscheint das Werk als eine schätzenswerthe Gabe, welche den hingebenden Fleiß eines deutschen akademischen Lehrers nirgends verkennen läßt. Was der Student von seinem Professor erwarten darf, einen leicht verständlichen Vortrag, der in klarer Uebersichtlichkeit ein deutliches Bild von dem geistigen Leben unserer Nation entwirft, und dessen gewinnende Frische zum freudigen Selbstlernen auffordert, das bietet Hillebrand in reichem Maße. Die Darstellung beweist in ihrem glatten Flusse, daß der Verfasser voll Liebe und Lust bei der Arbeit gewesen ist, für welche er unverkennbare Vorzüge besitzt. Er verfolgt nicht nur, wie Gervinus, die allgemeinen literarischen Richtungen in ihrem Zusammenhange mit den Culturbedingungen überhaupt, sondern legt auch ein nachdrückliches Gewicht auf die selbständige ästhetische Würdigung der einzelnen Erscheinungen, wozu ihn sein feines Talent des Anempfindens und sein Verständniß für die Offenbarungen des Schönen in unzweideutiger Weise befähigen. Nicht minder erquickt uns der warme Hauch edler Humanität, welcher das ganze Werk durchweht, indem der Verfasser ein durchaus vorurtheilsfreier Mann ist, dem jede Art politischer, religiöser, moralischer oder socialer Engherzigkeit fernliegt. Dies liebevolle Versenken in die verschiedenartigsten Individualitäten hat mit dem achselträgerischen Verhalten der Gesinnungslosigkeit nichts gemein, sondern ist vielmehr das Resultat einer breiten und tiefen Bildung, die sich aus dem einseitigen Parteihader zu jener objectiven Anschauung erheben will, welche einem philosophischen Sinne allein Genüge leisten kann. Diesen innern Vorzügen entspricht auch der Stil, der in maßvoller Klarheit das Gepräge ruhiger Harmonie trägt, weder durch blendendes Salonfeuerwerk glänzt, noch durch staubtrockene Schwerfälligkeit langweilt, und auf diese Weise den Absichten des Verfassers trefflich entspricht. Die geistige Atmosphäre in Hillebrand's Literaturgeschichte befindet sich überhaupt in einer gewissen Durchschnittstemperatur, die den meisten Lesern behaglich sein muß. An tiefsinnige Genialität, die mit ihren neuen Wahrheiten das Nachdenken lange Zeit zu beschäftigen im Stande wäre, ist allerdings nicht zu denken, aber man ist auch vor dem trivialen Gerede sicher, welches sich die landläufige Fabrikarbeit als Specialität erkoren hat.

Die durchaus beifallswürdige ästhetisch-kritische Methode, welche Hillebrand mit Recht in seinem Werke befolgt, da sie allein das Verständniß für das literarische Leben einer Nation erschließen kann, hat ihn vielleicht im einzelnen zu einer ungenügenden Berücksichtigung der übrigen Culturverhältnisse veranlaßt, als deren ideale Blüte die Dichtung gelten muß. Manche Abschnitte hängen nach unserer Meinung zu sehr in der Luft, da die socialen und politischen Bedingungen des nationalen Lebens in nicht ausreichendem Grade betont worden sind, während Hillebrand der Wissenschaft, namentlich nach der philosophischen Seite derselben, eine größere Aufmerksamkeit schenkt.

Was die Darstellung selbst betrifft, so muß man sagen, daß sich der Verfasser von einem rühmenswerthen

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Adolf Diesterweg.

Lichtstrahlen aus seinen Schriften.

Mit einer biographischen Einleitung.

Von

Eduard Langenberg.

8. Geh. 3 Mark. Geb. 4 Mark.

Aus den Schriften Diesterweg's, des fruchtbarsten und anregendsten pädagogischen Schriftstellers der neuern Zeit, sind hier diejenigen Stellen ausgewählt und zusammengestellt, welche auch über den Kreis der Fachgenossen hinaus allgemeine Beherzigung verdienen. Jeder Freund vorurtheilsfreier, klarer und kerniger Gedanken wird durch diese Aussprüche voll Geist und Tiefe, voll Entschiedenheit und Wärme sich in hohem Grade angezogen fühlen.

In demselben Verlage sind noch folgende Sammlungen von „Lichtstrahlen" erschienen:

Ludwig Börne.	**Immanuel Kant.**
Johann Gottlieb Fichte.	**Gotthold Ephraim Lessing.**
Georg Forster.	**Georg Christoph Lichtenberg.**
Goethe als Erzieher.	**Moses Mendelssohn.**
Johann Georg Hamann.	**Friedrich Schleiermacher.**
Johann Gottfried von Herder.	**Arthur Schopenhauer.**
Wilhelm von Humboldt.	**William Shakspeare.**

Jede Sammlung geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Mit erstem Juli beginnt ein neues Quartals-Abonnement auf die (Augsburger) Allgemeine Zeitung, zu welchem die unterzeichnete Expedition mit dem besondern Hinzufügen ergebenst einladet, daß die Abonnenten in Preußen keine Stempelsteuer mehr zu zahlen haben.

Die Allgemeine Zeitung

kostet daher in ganz Deutschland

mit wissenschaftlicher Beilage und Handelsbeilage nur 9 Mark pro Quartal.

Frei von jedem local beschränkten Gesichtspunkte gibt die „Allgemeine Zeitung" das gesammte Material der Zeitbewegung, und wie sie somit, von Staatsmännern und ersten Publicisten vorzugsweise zu Kundgebungen benutzt, eine anerkannte Quelle der Geschichte geworden für das Leben aller zeitgenössischen Völker, vertritt sie als **deutsche Zeitung** die vielseitigen Anliegen und Bewegungen des deutschen Vaterlandes in Staat und Kirche, Wissenschaft und schöner Literatur wie in Volkswirthschaft und Handel in gleichmäßiger Ausführlichkeit.

Kreuzbandsendungen werden von der Expedition des Blattes für jeden beliebigen Zeitraum ausgeführt, wobei der Preis für einzelne Tage nach dem Monatspreise repartirt wird. Preis monatlich:

im Postverein 4 Mark = 2 Fl. 25 Kr. österr. Papier, im Ausland entsprechend der Francatur höher laut besonderm Tarif.

Inserate haben bei der weiten Verbreitung des Blattes erfahrungsgemäß durchaus gesicherten Erfolg. Insertionspreis nach anliegendem Tarif, welcher nach auswärts franco zu Diensten steht.

Augsburg, 2. Juni 1875.

Expedition der Allgemeinen Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Kämpfe vor Belfort

im Januar 1871.

Ein Beitrag zur Geschichte des Deutsch-Französischen Kriegs.

Von

Friedrich von der Wengen.

Mit drei Karten.

8. Geh. 12 Mark. Geb. 14 Mark.

In diesem Specialwerke über eine der spannendsten Episoden des letzten Kriegs gibt der Verfasser (Militär), gestützt auf französische und deutsche Quellen, eine Darstellung der beiderseitigen taktischen Operationen, welche vielfach ganz neue Gesichtspunkte zu deren Beurtheilung darbietet. Das Werk empfiehlt sich, infolge der klaren allgemein verständlichen Diction des Verfassers, außer den militärischen Kreisen auch dem größern Publikum als eine hochinteressante Lektüre.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Histoire abrégée et élémentaire

de la

Littérature française

depuis son origine jusqu'à nos jours.

Par

Louis Grangier.

Cinquième édition revue et augmentée.

In-8. Geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Bereits in vier Auflagen hat sich diese gedrängte, aber vollständige und übersichtliche Geschichte der französischen Literatur als ein vorzügliches Werk bewährt, das in zahlreichen Schulanstalten Deutschlands wie des Auslandes als Lehrbuch eingeführt und zugleich als kundigster Führer bei Auswahl der Lektüre zu empfehlen ist. Gegenwärtige fünfte Auflage ist vom Verfasser abermals sorgfältig durchgesehen und bis auf die neueste Zeit ergänzt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der polnische Parnaß.

Ausgewählte Dichtungen der Polen.

Uebersetzt von **Heinrich Nitschmann.**

Nebst einem Abriß der polnischen Literaturgeschichte und biographischen Nachrichten.

Vierte sehr vermehrte Auflage.

8. Geh. 6 Mark. Geb. 7 Mark.

Diese Sammlung von Uebertragungen polnischer Gedichte hat sich bereits einen ausgedehnten Leserkreis erworben. Vorliegende vierte Auflage erscheint um das Dreifache vermehrt, sodaß sie in Verbindung mit dem vorangeschickten Abriß der Literaturgeschichte und den mitgetheilten Nachrichten aus dem Leben der einzelnen Dichter einen vollständigen Ueberblick über das in Deutschland noch so wenig bekannte Gebiet der poetischen Nationalliteratur der Polen gewährt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 17. Juni 1875.

Schriften zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Die deutsche Nationalliteratur im 18. und 19. Jahrhundert. Historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt von Joseph Hillebrand. Drei Bände. Dritte Auflage, durchgesehen und vervollständigt von Karl Hillebrand. Gotha, F. A. Perthes. 1875. Gr. 8. 20 M.

Das Hauptwerk des im Jahre 1871 gestorbenen Philosophen und Literarhistorikers Joseph Hillebrand, welcher vor 25 Jahren die zweite Auflage seines Buchs erlebte, tritt nun zum dritten male den Weg ins Publikum an. Ein solcher Erfolg ist bei der großen Concurrenz auf diesem Gebiete immer beachtenswerth und zeigt, daß die Darstellung, welche der gießener Professor von der literarischen Entwickelung unsers Volks während der beiden letzten Jahrhunderte gegeben, in weitern Kreisen der gebildeten Leser erfreulich angesprochen und in mannichfaltiger Weise einen anregenden Einfluß ausgeübt haben muß. Auch uns erscheint das Werk als eine schätzenswerthe Gabe, welche den hingebenden Fleiß eines deutschen akademischen Lehrers nirgends verkennen läßt. Was der Student von seinem Professor erwarten darf, einen *leicht* verständlichen Vortrag, der in klarer Uebersichtlichkeit ein deutliches Bild von dem geistigen Leben unserer Nation entwirft, und dessen gewinnende Frische zum freudigen Selbstlernen auffordert, das bietet Hillebrand in reichem Maße. Die Darstellung beweist in ihrem glatten Flusse, daß der Verfasser voll Liebe und Lust bei der Arbeit gewesen ist, für welche er unverkennbare Vorzüge besitzt. Er verfolgt nicht nur, wie Gervinus, die allgemeinen literarischen Richtungen in ihrem Zusammenhange mit den Culturbedingungen überhaupt, sondern legt auch ein nachdrückliches Gewicht auf die selbständige ästhetische Würdigung der einzelnen Erscheinungen, wozu ihn sein feines Talent des Anempfindens und sein Verständniß für die Offenbarungen des Schönen in unzweideutiger Weise be-fähigen. Nicht minder erquickt uns ... edler Humanität, welcher das ganze ... m der Verfasser ein durchaus ve... 1875.

ist, dem jede Art politischer, religiöser, moralischer oder socialer Engherzigkeit fernliegt. Dies liebevolle Versenken in die verschiedenartigsten Individualitäten hat mit dem achselträgerischen Verhalten der Gesinnungslosigkeit nichts gemein, sondern ist vielmehr das Resultat einer breiten und tiefen Bildung, die sich aus dem einseitigen Parteihader zu jener objectiven Anschauung erheben will, welche einem philosophischen Sinne allein Genüge leisten kann. Diesen innern Vorzügen entspricht auch der Stil, der in maßvoller Klarheit das Gepräge ruhiger Harmonie trägt, weder durch blendendes Salonfeuerwerk glänzt, noch durch staubtrockene Schwerfälligkeit langweilt, und auf diese Weise den Absichten des Verfassers trefflich entspricht. Die geistige Atmosphäre in Hillebrand's Literaturgeschichte befindet sich überhaupt in einer gewissen Durchschnittstemperatur, die den meisten Lesern behaglich sein muß. An tiefsinnige Genialität, die mit ihren neuen Wahrheiten das Nachdenken lange Zeit zu beschäftigen im Stande wäre, ist allerdings nicht zu denken, aber man ist auch vor dem trivialen Gerede sicher, welches sich die landläufige Fabrikarbeit als Specialität erkoren hat.

Die durchaus beifallswürdige ästhetisch-kritische Methode, welche Hillebrand mit Recht in seinem Werke befolgt, da sie allein das Verständniß für das literarische Leben einer Nation erschließen kann, hat ihn vielleicht im einzelnen zu einer ungenügenden Berücksichtigung der übrigen Culturverhältnisse veranlaßt, als deren ideale Blüte die Dichtung gelten muß. Manche Abschnitte hängen nach unserer Meinung zu sehr in der Luft, da die socialen und politischen Bedingungen des nationalen Lebens in nicht ausreichendem Grade betont worden sind, während Hillebrand der Wissenschaft, namentlich nach der philo... Seite derselben, eine größere Aufmerksamkeit

... die Darstellung selbst betrifft, so muß man ... sich der Verfasser von einem rühmenswerthen

Streben nach Objectivität hat leiten lassen, und daß der taciteïsche Ausspruch: sine ira et studio, im ganzen zu seinem Rechte kommt. Er lobt mit Wärme, ja oft mit liebenswürdiger Begeisterung, wenn es sich um die erhabenen Gestalten unserer Literatur handelt. Namentlich die Porträts von Lessing und Goethe sind in reinen und schwungvollen Linien gezeichnet, und die Schilderung dieser Männer läßt eine liebevolle Hingabe an ihre idealen Bestrebungen erkennen, ohne daß dabei der Anwendung der kritischen Maßstäbe etwas schuldig geblieben oder die Selbständigkeit des eigenen Standpunktes vermißt wird. Nur die Charakteristik Schiller's scheint uns in mehr als einer Beziehung misrathen. Diese ganze Darstellung der geistigen Bedeutung unsers nationalsten Dichters schlägt bei der kritischen Schätzung einen Ton absprechender Nörgelei an, der uns gegenüber den im Pantheon der Unsterblichkeit befindlichen Größen unerlaubt erscheint, und versucht eine geistige Ueberlegenheit hervorzukehren, welche für manchen doch eine sehr fragwürdige Bedeutung haben dürfte. Schiller erscheint bei Hillebrand neben Goethe gleichsam nur als Bastardbruder im Reiche des Geistes, nicht als coordinirte und ergänzende Größe. Es ist ganz verkehrt, von Schiller zu behaupten, daß er weder lyrischer noch epischer Dichter war. Sind denn Dithyrambe, Ballade und Elegie von der Lyrik ausgeschlossen, oder bilden sie nicht vielmehr die höhern Gattungen derselben? Wohin gehören die wundervollen Schiller'schen Romanzen, wenn nicht in die epische Poesie? Auch ist es von Hillebrand nicht scharf genug erkannt und betont worden, daß Schiller den Höhepunkt des deutschen und nach Shakspeare den des modernen Dramas überhaupt bildet, wodurch er sich Lorbern errungen hat, die für Goethe unerreichbar waren. Unser Literarhistoriker erblickt in den Jugenddramen Schiller's nichts als Caricatur, und in den reifern fast nur phrasenhaften Schwulst. Inwieweit diese himmelstürmende Begeisterung der Schiller'schen Muse, ihr sittlicher Ernst, ihr tiefer historischer Sinn zu den unumgänglichen Voraussetzungen für das Drama höhern Stils gehören, dessen Geheimnisse Schiller wie kein Deutscher vor und nach ihm erfaßt und im ganzen mustergültig zur dichterischen Offenbarung gebracht hat, scheint dem Verständniß Hillebrand's verschlossen geblieben zu sein.

Der erste Band des Werks beschäftigt sich in seinem ersten Buche mit der deutschen Nationalliteratur des 18. Jahrhunderts bis auf Lessing, in seinem zweiten mit der durch Lessing hervorgerufenen geistigen Reformation, und in seinem dritten mit der Sturm- und Drangperiode. Der zweite Band führt in die erlauchte Gesellschaft unserer classischen Dichter Schiller und Goethe, von denen das vierte Buch handelt, während das fünfte die Zeitgenossen der weimarischen Dioskuren bespricht. Der dritte Band schildert, gleichfalls in zwei Büchern, die Romantik und die modernen Richtungen unserer Literatur.

Der Sohn des Verfassers, Karl Hillebrand in Florenz, welcher die dritte Auflage des Werks herausgegeben hat, durfte sich in Bezug auf die ersten sechs Bücher mit geringfügigen Aenderungen und kleinern Nachträgen, namentlich in den Anmerkungen, welche die hinzugekommene Literatur berücksichtigen, begnügen, während ihm für die Zeit nach der Julirevolution die Aufgabe zufiel, nicht nur die vorhandenen Ausführungen auf den Höhepunkt der modernen Wissenschaft zu visiren, sondern auch den Faden der Darstellung bis auf die unmittelbare Gegenwart fortzuspinnen.

Je wärmer das Lob ist, welches wir dem ursprünglichen Werke von Joseph Hillebrand ertheilen können, mit desto aufrichtigerm Bedauern müssen wir das offenherzige Bekenntniß ablegen, daß uns der Herausgeber der „Italia" die Pflichten, welche ihm sowol die Pietät gegen seinen verstorbenen Vater wie die Rücksichtnahme auf seinen eigenen schriftstellerischen Namen von gefälligem Klange auferlegen mußten, in einer keineswegs zulänglichen Weise erfüllt zu haben scheint. Wir vermissen in den Nachträgen der neuen Ausgabe schmerzlich den Fleiß, welcher den vierten Band der Literaturgeschichte von Heinrich Kurz oder das große Balladenwerk von Ignaz Hub so vortheilhaft auszeichnet, und können in diesen letzten Abschnitten nur ein mit flüchtiger Sorglosigkeit schnell zusammengerafftes Rohmaterial für eine literargeschichtliche Darstellung erblicken. Unsere Hoffnungen waren bisher so sanguinischer Natur, daß wir das hochmüthige Herabsehen auf die jüngste Vergangenheit unserer Literatur ausschließlich in den Kreisen pedantischer Stubengelehrter vermutheten: nun sehen wir, daß auch ein Mann wie Karl Hillebrand die Dichter der Gegenwart nicht blos mit einer an Julian Schmidt gemahnenden vornehmen Herablassung behandelt, sondern ihnen auch eine so nachlässige Darstellung zutheil werden läßt, daß die einschlägigen Kapitel von schiefen Urtheilen und Oberflächlichkeiten, Irrthümern und Auslassungen förmlich wimmeln.

Um unser leider absprechendes Urtheil über die letzten Abschnitte des Hillebrand'schen Werks zu rechtfertigen, wollen wir ein kleines Sündenregister anfertigen und dadurch den schlagenden Beweis liefern, wie wohlbegründet die Klagen über flüchtiges Beurtheilen der neuern deutschen Dichter sind, das als ein bedauerliches Erbe der Gervinus'schen Schule in unsern Handbüchern noch immer sein Unwesen treibt und sich von dort auf die große Masse des Publikums überträgt.

Schon bei der Schilderung der romantischen Schule ist manche Charakteristik als durchaus verfehlt zu bezeichnen. Grillparzer z. B. wird in der unbegreiflichsten Weise unterschätzt, und wenn auch namentlich die österreichische Aesthetik den hochbegabten Dichter einseitig verhimmelt, indem sie ihn als dritten Classiker neben Schiller und Goethe gelten lassen will, so wird doch andererseits Hillebrand dem reichen Talent des wiener Dramatikers in keiner Weise gerecht. Ueber seine „Sappho" lesen wir z. B. Folgendes:

> In der „Sappho" stellt uns der Dichter ein dramatisches Gemälde dar, in welchem das Alterthum in der Unbestimmtheit der Romantik verschwimmt. Weder die berühmte Dichterin noch ihr geliebter Phaon ruhen auf echter Grundlage persönlicher Individualität; beide sind, jegliches in seiner Art, verzeichnet, in ihrem Verhältnisse aber ganz verfehlt. Sappho haltungslos und ohne echte Leidenschaft in ihrer Liebe, Phaon ein vollständiger, etwas an die Lafferei erinnernder Romansprößling.

Wir halten aber, trotz dieser dramaturgischen Weisheit, die „Sappho" neben der „Medea" für Grillparzer's werth-

vollste dichterische Leistung und rechnen sie ohne Bedenken unter die duft- und farbenreichsten poetischen Blüten unserer nachclassischen Periode. Wenn Hillebrand in einem Athemzuge „Des Meeres und der Liebe Wellen" als das gelungenste Drama bezeichnet und von „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg" sagt, dieses Stück sei reifer, poetischer und effectvoller als beinahe alle frühern Versuche des Dichters, so fühlt man sich veranlaßt mit Muley Hassan auszurufen: „Das Räthsel ist zu spitzig; ich will einen Gelehrten fragen."

Bei der Darstellung der jungdeutschen Schule werden mehrere Dramen von Heinrich Laube genannt, namentlich die „Karlsschüler" lobend hervorgehoben, ohne daß seiner bedeutendsten Leistung, des „Grafen Essex", welcher sich bis auf diesen Tag auf den Repertoires fast aller größern Bühnen befindet, auch nur mit einem Worte Erwähnung gethan ist. Karl Gutzkow, der ohne Frage von allen neuern Schriftstellern die meiste Berechtigung besitzt, den Ehrentitel eines modernen Classikers zu tragen, ist mit einem so unsaglich zusammengequälten Lobe bedacht, daß von einer das seltene Talent des Dichters begreifenden Würdigung gar nicht die Rede sein kann. Wie schielend ist z. B. folgendes Urtheil über seine dramatischen Werke:

Gutzkow steht in seinen Dramen fast ausschließlich unter dem Principe der Neuzeit, ohne daß es ihm gelingt, die Interessen der Gegenwart in ihrem allgemeinen menschlichen Bezuge darzustellen. So kommt es, daß er mit seinen Productionen über die Tragweite des Tags nicht hinausreicht. Er jagt nach Pointen, die ganze Handlung wird darauf angelegt; daher sind seine Dramen meist ohne organische Innerlichkeit, eben nur für den augenblicklichen Effect berechnet, dem sie selbst kaum genügen, weil die Pointeblüten zu weit auseinanderstehen. Die Charakteristik ist mehr scharf liniirt als nach dem Leben durchgezeichnet, die ganze Ausführung mehr eine abstract-dialektische Kunstübung als Dialektik der lebendigen Handlung selbst. So hat denn auch Gutzkow auf seinem Wege unserer dramatischen Dichtung nicht aufgeholfen, so sehr auch seine Stellung sich über die gewaltsame Mittelmäßigkeit der meisten Mitarbeiter auf diesem Felde unserer Literatur erhob, und so ehrenwerth sein Bemühen war, der Bühne durch Geist und Stil eine höhere Richtung zu vermitteln.

Diese ganze Mittheilung fällt nach unserer Meinung in die Kategorie der allgemeinen Redensarten und enthält fast in jedem Satze die einfache Entstellung einer unleugbaren Thatsache. Es ist nicht wahr, daß es Gutzkow nicht gelungen, das allgemein Menschliche in den Interessen der Gegenwart zur poetischen Geltung zu bringen und daß seine Productionen Eintagsfliegen seien. Sein Trauerspiel „Uriel Acosta" wie seine beiden epochemachenden historischen Lustspiele „Zopf und Schwert" und „Das Urbild des Tartufe" gehören schon seit länger als einem Vierteljahrhundert zum werthvollsten Schmucke unserer dramatischen Muse und werden gewiß noch mehr als eine Generation begeistern und erfreuen. Ebenso falsch ist es, zu sagen, daß Gutzkow unserer dramatischen Dichtung nicht aufgeholfen habe. Er hat ihr den größten Dienst von allen Schriftstellern der Gegenwart geleistet, indem er dem vom Geiste unserer Zeit erfüllten Drama, welchem allein die Zukunft gehört, die von den Romantikern preisgegebene Bühne erobert hat. Man kann das hämische Gelüsten unserer vornehmen Literaturgeschichtschreibung, diesem Autor immer etwas am Zeuge flicken zu wollen, nicht scharf genug verurtheilen. Von Gutzkow's Romanen werden nur „Die Ritter vom Geiste" genannt. Nach einem weitverbreiteten Gerüchte verdanken wir der fleißigen Feder des Dichters noch zwei Zeitromane: den umfassenden „Zauberer von Rom" und „Die Söhne Pestalozzi's", sowie zwei historische Romane: „Hohenschwangau" und „Fritz Ellrodt". An solchen Kleinigkeiten geht eine neuere Literaturgeschichte mit erhabenem Lächeln vorüber, ohne zu bedenken, daß Gutzkow ohne Frage „den Besten seiner Zeit genug gethan" und deshalb „für alle Zeiten gelebt" hat.

Eine ganze Reihe von deutschen Dichtern und Schriftstellern, wie Theodor Mundt, Zedlitz, Hoffmann von Fallersleben, finden wir bei Hillebrand als noch am Leben bezeichnet, während sie schon die Gruft einschließt. Andere werden todtgesagt, die glücklicherweise noch am Leben sind, so Bauernfeld, der durchaus 1872 gestorben sein soll, und der in unbegreiflicher Laune zu den Vertretern der Volksdramatik gezählt wird, während uns seine Stücke gerade in den modernen Salon führen. Benedix, der unermüdliche Lustspieldichter, ist nicht 1874, sondern 1873 verschieden, u. s. w.

Ueberhaupt beruht die ganze Methode, wie Karl Hillebrand die letzten Jahrzehnte unserer Literatur zu charakterisiren sucht, auf dem Princip des zufälligen Herausgreifens. Bedeutende Autoren von anerkanntem Rufe werden kaum berührt oder gar nicht erwähnt, während oft die obscursten Poetaster mit lobenden Censuren davonkommen. Wilhelm Jordan, den Dichter der „Nibelunge", wird man in dem Werke vergebens suchen; dagegen erhält Victor von Strauß eine „nicht unrühmliche Stelle unter den sächsischen Dichtern", und seine unglückselige romantische Geschwulst „Reinwart Löwenkind" wird mit einer anerkennenden Bemerkung beehrt. Einer der begabtesten neuern Dichter, der leider in der Blüte der Jahre verstorbene Max Waldau, wird mit keiner Silbe erwähnt, Rudolf Gottschall nur als Verfasser der Tragödie „Katharina Howard" genannt, dagegen dessen ganze übrige dramatische, lyrische, epische und wissenschaftliche Thätigkeit erbarmungslos todtgeschwiegen.

Doch wir wollen unserm Verzeichniß von Begehungs- und Unterlassungssünden nicht die Länge des Don Juan'schen Liebesregisters geben, glauben aber den Beweis dafür beigebracht zu haben, daß diese letzten Abschnitte des Hillebrand'schen Werks der vorhergehenden Theile nicht würdig sind. Wir hoffen, daß bei einer neuen Auflage, die wir dem im übrigen so empfehlenswerthen Buche von ganzem Herzen wünschen, die neueste Epoche unserer Literatur von einem Manne geschildert werde, welcher für den Genius unserer modernen Poesie eine größere Hochachtung hegt, als sie Karl Hillebrand leider zu besitzen scheint.

2. Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert. Von Erich Schmidt. Jena, E. Frommann. 1875. Gr. 8. 6 M.

Ein Schüler des Professor Scherer in Straßburg führt sich mit diesem Beitrage zur vergleichenden Literaturgeschichte in die Wissenschaft ein, als deren zuverlässigen Diener er sich zu erkennen gibt. Erich Schmidt bezeichnet seine tüchtige Arbeit als eine Festgabe zum hundertjährigen Geburtstage des Goethe'schen „Werther", der bekanntlich 1774 erschien. Die Studie ist mit Dank entgegenzuneh-

men, da sie in gleicher Weise den gewissenhaften Ernst des Gelehrten wie den feinen Geschmack des Kritikers bekundet und nicht zu jenen Herzensergießungen unsers schreibseligen Jahrhunderts gehört, deren Mission darin besteht, in oft höchst überflüssiger Weise die Werke unserer classischen Dichter zu erläutern.

Der fleißige Verfasser verfolgt die Strömungen, welche von Richardson in England und Rousseau in Frankreich zu den verschiedenartigen Gestaltungen des deutschen Familienromans führen, und beleuchtet dabei namentlich die literarischen Voraussetzungen des Goethe'schen „Werther", die allerdings bisher noch nicht mit der wünschenswerthen Klarheit dargelegt worden waren.

Samuel Richardson, welcher in seinen moralisirenden Familienromanen „Pamela", „Clarissa" und „Grandison" das weibliche und männliche Geschlecht in durchaus fleckenlosen Vertretern christlicher Tugend darstellte, fand in seinem Vaterlande keine eigentlichen Nachahmer, wo vielmehr der humoristische Roman Fielding's gegen diese unnatürlichen Gebilde eines geschraubten Idealismus eine heilsame Reaction herbeiführte. Dagegen waren die Nachwirkungen Richardson's in Deutschland von tiefgehender Natur, indem Gellert in seinem Roman „Das Leben der schwedischen Gräfin von G***", der Theolog Hermes in seinen beiden Werken „Geschichte der Miß Fanny Wilkes" und „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", Knigge in seinen Romanen „Die Verwirrungen des Philosophen oder Geschichte Ludwig's von Seelberg" und „Geschichte des armen Herrn von Mildenburg", endlich Sophie Laroche in „Das Fräulein von Sternheim" und in ihren spätern Schriften, wie „Rosaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von St.", sich den englischen Dichter des Christenthums und der Moral zum Vorbild nahmen, bis Musäus dem allgemeinen Grandison-Fieber durch seine lustige Parodie „Grandison der Zweite" ein Ende machte. Dieser letztere nahm die zuerst von Richardson in die Romantechnik eingeführte Neuerung der Briefform auf, welche dann bis in die neueste Zeit oft und mit Erfolg in der Roman- und Novellenliteratur zur Anwendung gekommen ist.

Auch Rousseau ahmte die Composition der „Clarissa" in seiner „Nouvelle Heloïse" nach, für deren Entstehung man bei Erich Schmidt die Angaben in aller nur denkbaren Präcision findet. Namentlich die Beziehungen der Gräfin d'Houdetot, welche Rousseau bei seinem Aufenthalte in l'Ermitage als Gast der Frau von Epinay kennen lernte, zu dem Roman des großen Einsiedlers von Montmorency rücken hierbei in helle Beleuchtung. Das Resultat der Untersuchung finden wir in folgender Weise zusammengefaßt:

Der erste und zweite Theil vollständig, manches aus den folgenden, war schon vor der Bekanntschaft mit der Gräfin d'Houdetot niedergeschrieben. Ein in dem alternden Rousseau mit unwiderstehlicher Gewalt hervorbrechendes Liebesbedürfniß suchte nach einem Gegenstande, fand ihn nicht und irrte im Reiche der Träume umher, bis diese gezauberten Schatten durch die Erinnerung an Jugenderlebnisse auf festern Boden traten und sich zu greifbarern Wesen gestalteten. St.-Preux ist Rousseau. Julie und Claire sind die Fräulein Graffenried und Galley unter starkem Einfluß von Richardson's Clarissa. Auch wirkte das Tendenziöse dieses Schriftstellers. Doch darf man in der Annahme von Erlerntem bei einer so individuell ausgeprägten Natur wie Rousseau nicht zu weit gehen. St.-Preux unterhält gleich Abälard ein heimliches Verhältniß zu seiner Schülerin, in welchem die Sinnlichkeit nicht zurückgedrängt wird. Das Motiv der Standesunterschiede entspringt aus Rousseau's Anschauungen über die Gesellschaft. Erfahrungen im Hause Breil spielen mit ein. Die Scenerie ist Rousseau's Lieblingslandschaft: der Genfersee. Der Gärtnerssohn Gustin, der Postillon d'Amour im Romane, heißt wie ein junger Gärtner von Montmorency. Claude Anet hat nur den Namen des jungen Mannes, mit dem Rousseau sich in die Liebe der Madame de Warens theilen mußte („Bekenntnisse", Buch 5). Der gefällige liebenswürdige Offizier im vierzigsten und dreiundvierzigsten Briefe des ersten Theils ist ein Gardeoffizier, der sich gegen Rousseau bei dessen erster Anwesenheit in Paris sehr zuvorkommend benahm, der Neffe des Herrn von Merveilleux.

Als die Liebe zu Sophie d'Houdetot Rousseau fesselt, nimmt der Roman eine neue Wendung. Julie war frei, als St.-Preux sie liebte; er hatte das erste Anrecht auf ihr Herz, und als Baron d'Etange einen Freund als Freier einführt, ist er, nicht jener, der berechtigte Werber. Sophie war nicht frei. Das Motiv der Heirath tritt in der „Neuen Heloïse" bald viel stärker in den Vordergrund. Der religiöse Standpunkt St.-Lambert's und Wolmar's hat eine gewisse Aehnlichkeit. St.-Lambert war ein freier offener Charakter. Wolmar ist ein vorurtheilsloser Ehrenmann. St.-Preux muß, wie Rousseau, unter schweren Kämpfen verzichten; die Sinnlichkeit flieht. Eine innige Freundschaft soll sie vereinen.

Das Hauptinteresse des Buchs knüpft sich an die gegenüberstellende Betrachtung von Rousseau's „Neuer Heloïse" und Goethe's „Werther", welche zu bedeutsamen Analogien führt, die man bisher im allgemeinen als selbstverständlich betrachtete, ohne sie jedoch mit der gehörigen Präcision zu betonen. Der Verfasser geht von der Aehnlichkeit der Beziehungen aus, welche zwischen Rousseau und Frau von Houdetot und zwischen Goethe und Lotte bestehen, da beide ein Weib lieben, welches nicht mehr frei ist und ihnen deshalb nur Freundschaft, aber keine Erwiderung der leidenschaftlichen Gefühle anbieten darf und will, und zieht dann eine höchst sorgfältige Parallele zwischen dem französischen und dem deutschen Roman, welche an interessantester Belehrung reich ist. Wir müssen den Leser auf diese Vergleichung selbst verweisen, welche in Bezug auf die Composition, die Episoden, die Tendenz, die Liebesleidenschaft, die landschaftliche Scenerie, die Dichter und Künste, den Selbstmord und den Stil durchgeführt wird, da wir nicht Einzelnes herausgreifen mögen und eine resumirende Betrachtung des Ganzen bei der gedrungenen und inhaltreichen Schreibweise des Verfassers zu umfangreich ausfallen würde. Die eingestreuten ästhetischen Bemerkungen sind durchweg ebenso richtig als fein. Die den Beschluß des Buchs bildenden Beilagen, welche manche beachtenswerthe Einzelheiten zur Geschichte des „Werther" feststellen, dürften besondere Beachtung verdienen. Erich Schmidt hat das unleugbare Verdienst, eine wesentliche Lücke in unserer literargeschichtlichen Forschung in wahrhaft wissenschaftlicher Weise ausgefüllt zu haben.

3. Handbuch der deutschen Literatur. Eine Sammlung ausgewählter Stücke deutscher Dichter und Prosaiker, von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart, nebst literargeschichtlichen und biographischen Notizen für höhere Unterrichtsanstalten und Freunde der deutschen Literatur, herausgegeben von J. A. O. L. Lehmann. Zweite unveränderte Auflage. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig, T. O. Weigel. 1874. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

4. Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Nebst kurzgefaßter Poetik. Für Schule und Selbstbelehrung. Von G. Brugier. Mit vielen Proben und einem Glossar. Vierte verbesserte Auflage. Freiburg im Br., Herder. 1874. Gr. 8. 5 M.

Diese beiden Handbücher verfolgen den Zweck, den Entwickelungsgang der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart zur Anschauung zu bringen und dem Interesse des Lernenden durch Mittheilung zahlreicher Proben aus den Werken unserer bedeutendsten Dichter und Denker entgegenzukommen.

Das Werk von Lehmann: „Handbuch der deutschen Literatur" (Nr. 3), welches in einen prosaischen und einen poetischen Theil zerfällt, sucht in den mitgetheilten Proben seinen Schwerpunkt, da sich die literarhistorischen Notizen auf ganz kurze Angaben beschränken. Die Eintheilung des Stoffs wie die Auswahl der dichterischen und wissenschaftlichen Gaben, welche geboten werden, entspricht im allgemeinen den Bedürfnissen der Jugend und des Volks, obwol hier selbstverständlich den subjectiven Meinungen immer ein breiter Spielraum überlassen bleibt. Die biographischen Angaben sind nicht frei von Flüchtigkeiten; so fehlt z. B. das Todesjahr von Julius Mosen und Friedrich Halm. Geibel lebt bekanntlich nicht in München, sondern in seiner Vaterstadt Lübeck, Gutzkow nicht als Theaterdichter in Dresden, sondern in Wieblingen bei Heidelberg, u. s. w.

Dem Handbuche von G. Brugier: „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Nr. 4), treten wir mit nur geringen sympathischen Empfindungen gegenüber, obwol der Verfasser im Hinblick auf seine vierte Auflage triumphirend ausrufen kann: Rien ne réussit que le succès! Wir dürfen den Autor, der mit seiner ganzen Weltanschauung auf dem Standpunkte eines mittelalterlichen Kirchenvaters zu stehen scheint, der Centrumspartei mit gutem Gewissen als Wahlcandidaten für den deutschen Reichstag empfehlen. Unsere Ohren haben ebenso wenig Lust, den Weissagungen einer ultramontanen Aesthetik zu lauschen, wie unsere Geruchsnerven an dem Weihrauch Gefallen finden, der das ganze Buch in unangenehmer Weise durchqualmt. Es ist selbstverständlich, daß Brugier die Gesinnungsgenossen liebevoll bevorzugt, und daß alle diejenigen Dichter, welche sich in die conservativ-christliche Form nicht schieben lassen, mit dem Schulbakel tüchtig gestraft werden.

Von einer unbefangenen Kritik ist gar keine Rede. Wir erwähnen noch, daß der Stil in den literargeschichtlichen Theilen von einer so schlotterigen Haltung ist, daß man sich beständig in dem Glauben befindet, über einen Sturzacker zu fahren.

5. Grundriß der Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen von Karl Gustav Helbig. Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Arnold. 1875. Kl. 8. 60 Pf.

6. Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. Ein Leitfaden für die Oberklassen der höhern Töchterschulen, Mittelschulen und verwandter Anstalten, bearbeitet von A. Ohorn. Mit einem biographischen Anhang. Bielefeld, Bacmeister. 1874. Gr. 8. 80 Pf.

Diese beiden bescheidenen Schriften dürfen durchaus auf lobende Anerkennung Anspruch erheben. Sie sind mit zuverlässiger Sorgfalt verfaßt, sodaß die aus ihnen gewonnene erste Vorstellung von dem Entwickelungsgange unserer Poesie eine der Wirklichkeit entsprechende sein wird. Sowol der ganz knapp gehaltene Grundriß von Gustav Helbig wie der etwas ausführlichere von A. Ohorn leisten sehr Tüchtiges. Namentlich erfreulich ist die relative Vollständigkeit in Bezug auf zeitgenössische Dichter, von denen sich z. B. Helbig keinen nur einigermaßen bedeutenden entgehen läßt.

7. Die unwürdigen Literaturzustände im neuen Deutschen Reiche und die Mittel, durch welche Deutschland auch ein geistiges Uebergewicht erringen könnte. Ein kleines Surrogat für den verunglückten weimarer Dichtertag von G. Gätschenberger. London, Wohlauer. 1874. Gr. 8. 1 M.

Der Verfasser versucht in dieser Flugschrift, deren Inhalt eigentlich dazu bestimmt war, die Schlußkapitel einer „Vergleichenden Literaturgeschichte aller Culturvölker" zu bilden, welche demnächst erscheinen soll, die mannichfachen Schäden aufzudecken, mit welchen der literarische Organismus des gegenwärtigen Deutschland behaftet erscheint. Gätschenberger schlägt mit dem tadelnden Flederwisch in göttlicher Grobheit um sich her, ohne Freund oder Feind zu schonen. Der haarbuschige Kritiker rührt Wahres und Falsches in einen etwas wüsten Brei zusammen, bringt es aber im Grunde genommen nicht über eine Reihe zuweilen beachtenswerther Einfälle und Bemerkungen hinaus, die nicht selten von grenzenloser Verbissenheit dictirt sind. Immerhin kann ein solches Aufrühren unserer literarischen Gewässer gar nichts schaden, und einzelne Ausführungen, wie z. B. die über den Cultus des Erfolgs, verdienen bedacht zu werden. Andere Mittheilungen bewegen sich auf dem Boden der Indiscretion, wohin wir dem Verfasser nicht folgen. Eugen Zabel.

Naturwissenschaftliche Unterhaltungslektüre.

1. Naturwissenschaftliche Bilder und Skizzen. Für Gebildete. Von Hermann J. Klein. Graz, Leykam-Josefsthal. 1874. 8. 6 M.

Dieses Buch liest sich vortrefflich und erfüllt in jeder Beziehung aufs neue die guten Erwartungen, welche man schon seit Jahren von den gediegenen Leistungen des ebenso fleißigen als vielseitig und gründlich gebildeten Verfassers egt. Es eignet sich ganz dazu, bald zu einem allgemeinen Liebling des gebildeten deutschen Publikums zu werden. Wir haben es eigentlich mit einer neu bearbeiteten Sammlung von Reden und Abhandlungen zu thun, welche schon früher für einen engern Kreis bestimmt waren, aber jetzt so behandelt sind, daß sie auch für alle denkenden Leser passen und eine anziehende belehrende Unterhaltung gewähren. Obgleich das an Ort und Zeit geknüpfte gelegentliche Entstehen der Arbeiten keinen rechten innern

Zusammenhang erwarten läßt, so macht sich der Verfasser dennoch Hoffnung, seinen Lesern ein solches zusammengehöriges Ganzes geboten zu haben, indem ihr geistiger Blick zuerst auf Land und Meer, dann auf den weiten ewig bewegten Luftocean und von hier auf die Tiefen des Weltenraums gelenkt wird, um zuletzt in der Betrachtung der Urgeschichte des Menschen einen abschließenden Ruhepunkt zu finden. Ist diese Einigung und Abrundung auch mehr in der Idee des Verfassers als in der Wirklichkeit vorhanden, so legen wir doch wenig Gewicht hierauf und nehmen das Gebotene in seiner natürlichen Vereinzelung gern entgegen, da es überall nur das Neueste zu einem lichtvollen Verständniß zu bringen sucht und stets nur das eingehend behandelt, wofür sich jeder Gebildete lebhaft interessirt. Die beneidenswerthe seltene Gabe, immer anziehend und leichtfaßlich zu schreiben, besitzt der Verfasser im hohen Grade; darin kennen und schätzen wir ihn schon seit Jahren. Er versteht die Kunst, populär zu sein, und dabei kommt es dem Gelehrten von Fach auch beständig zum klaren Bewußtsein, daß er es hier mit einem gründlich gebildeten ebenbürtigen Collegen zu thun habe, der auf der Höhe der Wissenschaft steht, dem es Freude gewährt, sich herabzulassen, um sein Wissen zum Gemeingut aller gebildeten Denker zu machen. Als Herausgeber der gern gelesenen „Gäa" und fleißiger Mitarbeiter einer großen Reihe von belehrenden Zeitschriften fehlt es ihm allerdings auch nicht an häufiger Gelegenheit, diese Kunst zu üben.

Der Inhalt des Buchs zerfällt in fünf Hauptabschnitte, wovon der erste die Steppen und Wüsten, der zweite das Meer, der dritte die Luft mit Wind und Wetter, der vierte die Meteorsteine als Boten aus den Himmelsräumen, und der fünfte die Urnaturgeschichte des Menschen bespricht.

Im ersten Abschnitte wird der charakteristische Unterschied zwischen Steppen und Wüsten aufgezeigt, auf ihre Gesammtgröße hingewiesen, und darauf, wie besonders die Franzosen durch artesische Brunnen für Wasser am Rande der Sahara gesorgt haben. Es wird auch die Geschichte der Entstehung nach den Gesichtspunkten der Wahrscheinlichkeit erzählt und daran ein Bild der Bewohner, der Thiere und Pflanzen geknüpft, das Wesen der Fata Morgana und anderer Naturerscheinungen dargelegt:

Wenn die Wüste seit den frühesten Zeiten von handeltreibenden Anwohnern derselben auf gewissen bestimmten Straßen durchzogen wird, so beruht die Möglichkeit einer solchen Bereisung einzig und allein auf der Existenz des Kamels, das mehrere Tage lang, durchschnittlich etwa fünf, ohne Wasser ausdauert, dann aber auch enorme Quantitäten desselben trinkt. Ohne das Kamel wäre der Handel durch die Wüste eine absolute Unmöglichkeit. Dieses Thier gehört zu den genügsamsten, anspruchslosesten Geschöpfen auf dem ganzen weiten Erdballe. Es frißt sozusagen alles, was sein Maul erreichen kann, Riedgras, Mimosenzweige, selbst Dornen und sogar Kohlen, die häufig durch die Wüste transportirt werden. Die Haupteigenschaft des Kamels, seine Enthaltsamkeit vom Wassertrinken, ist häufig sehr übertrieben worden. Es ist durchaus nicht erwiesen, daß ein Kamel jemals eine Dauer von zwei Wochen ohne Wasser geblieben sei. Ueberhaupt, sagt Sendler, hängt die Dauer, während welcher das Kamel den Durst ertragen kann, gar sehr von den äußern Umständen, von den Anstrengungen, die es auf der Reise machen muß, sowie von der Art und dem Zustande seines Futters ab. Sobald das Kamel nach mühsamem, langwierigem Zuge durch die Wüste die Nähe von Wasser wittert, verliert es seine gewöhnliche Stumpfsinnigkeit, es schlägt die Ohren zurück und beschleunigt merklich seinen Schritt. Mit Gebrüll drängt es sich zu dem Wasser, unempfindlich gegen alle Anstrengungen der Führer, und veranlaßt eine grenzenlose Unordnung.

Bei der Schilderung der Stürme in den Wüsten und Steppen folgt der Verfasser den Augenzeugen Burkhardt, Schlasli, Robert von Schlagintweit, Wilhelm Groß u. s. w.

Der zweite Hauptabschnitt bezieht sich auf Studien über das Meer, wobei Klein auch Männer wie Maury, Scoresby, Franklin, Parry, Sanniko, Hedenström, Koldewey u. a. zu Rathe zieht, welche das Meer durch Autopsie gründlich kennen. Was er über Ebbe und Flut zur Mittheilung bringt, entspricht genau der heutigen Wissenschaft und wird ohne einen steifen Gelehrtenzuschnitt vorgetragen. Dasselbe gilt von den Meeresströmungen, besonders von dem Golfstrom, auch von der Erforschung des Meeresbodens. Nachdem der großartige Kreislauf des Golfstroms besprochen, sagt der Verfasser:

Innerhalb des Raums, der auf diese Weise von großen Strömungen umschlossen wird, haben die Wasser der See eine größere Ruhe, und dies ist wahrscheinlich der Hauptgrund, weshalb wir hier jene unermeßlichen, wiesenartigen Tangflächen antreffen, die unbestreitbar zu den größten Merkwürdigkeiten des Oceans gehören. Die Zähigkeit, mit welcher diese Massen, die nach den Untersuchungen von Martius nicht, wie man ehedem glaubte, mit dem Meeresboden zusammenhängen, ihren Platz behaupten, ist bemerkenswerth. Die Ausdehnung dieser Felder im Meere ist jener des Mississippithals zu vergleichen und sie führen den Namen Sargassosee. Wenigstens seit Columbus' Zeiten, also seit 1493, sind jene gesellschaftlich lebenden Pflanzen an derselben Stelle in der See geblieben. Columbus selbst gerieth über diese ungeheuern Felder in Verwunderung, und seine Gefährten konnten ihren Schrecken nicht verbergen, denn sie glaubten, daß hier die Grenzen des schiffbaren Meers ihren Anfang nähmen und eine Rückkehr unmöglich sei.

Nach Alexander von Humboldt schätzt man die Gesammtoberfläche dieser Fucusbänke oder »Wiesen sechs« bis siebenmal so groß als die von Deutschland, doch sie bilden nicht ein dicht zusammenhängendes Ganzes. Uebrigens kommen auch in den andern Weltmeeren diese Tangwiesen vor, wo das Wasser ruhig und wie beim Golfstrome von dem übrigen Weltmeere durch umkreisende warme Strömung abgegrenzt ist. Bei Besprechung der Meeresstrudel erwähnt der Verfasser auch die Scylla und Charybdis, zwischen Calabrien und der Insel Sicilien in der Meerenge von Messina, und theilt zunächst das haarsträubende Bild mit, welches Homer davon gegeben hat; dann sagt er:

So schlimm, wie der alte Homer die Sache schildert, ist sie nun ganz und gar nicht. Die Scylla entsteht durch zwei entgegengesetzt gerichtete, nebeneinander herfließende Strömungen, in deren Mitte sich ein Fels befindet, gegen den die Wogen anschlagen und dadurch einen Ton hervorrufen, welcher eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Gebell eines Hundes besitzt. Die Gefahr für die Schiffer besteht nun darin, daß bei heftigem Winde die Strömung das Fahrzeug entweder gegen diesen Felsen oder auf die gegenüberliegenden Sandbänke wirft. Für unsere heutigen Dampfer ist diese Gefahr gleich Null. Die Charybde liegt etwa 9 Meilen unterhalb Messina und entsteht dadurch, daß eine Strömung gegen den Felsen, auf dem der Leuchtthurm von Calofaro steht, gerichtet ist, welcher andere entgegengesetzt gerichtete Strömungen begegnen. Nach Spallanzani beträgt hier die Wassertiefe 500 Fuß, und bei windstillem Wetter kann man die furchtbare Charybde in kleinen

Booten überfahren. Bei heftigem Winde ist allerdings eine beträchtliche Gefahr für große Segelschiffe vorhanden, da Segel und Steuerruder dann hier wenig vermögen.

In ähnlicher Weise wird auch der Mälar oder Malstrom inmitten der Loffoden-Inseln besonders beschrieben.

Im dritten Hauptabschnitte wird dem Leser eine kurzgefaßte Meteorologie vorgeführt, wobei vorzugsweise die Grundbegriffe der Dove'schen Forschung über das Drehungsgesetz der Winde, über Stürme, über Land- und Seewinde, über Passate, Calmen, Monsune, über Thau, Nebel, Wolken, über die Regenverhältnisse auf der Oberfläche der Erde im ganzen und in den einzelnen Theilen besprochen werden. Somit enthält dieser Theil gerade das, was jeder gebildete Mensch wissen sollte, um über Wind und Wetter eine vernünftige Ansicht zu haben, damit er sich frei erhalte von dem abergläubischen Kalendergeschwätz und von den sogenannten Bauernregeln.

Der vierte Abschnitt ist ausschließlich den Meteorsteinen gewidmet; hier ist der Verfasser besonders zu Hause. Er vermeidet es aber, hier tiefer einzugehen, und beschränkt sich auf die Aufzählung der merkwürdigsten historisch bewahrheiteten Ereignisse, auf die Nachweise der Ursache und der Bestandtheile dieser Himmelsboten. Dabei gesteht er aber auch offen, daß dies Phänomen manche Räthsel in sich schließe, deren Lösung bisjetzt noch nicht möglich geworden sei.

Wir wenden uns zu dem letzten Abschnitte, der die Urnaturgeschichte des Menschen zu seinem Hauptthema macht. Der Verfasser läßt der Darwin'schen Hypothese alle Gerechtigkeit widerfahren, kann sich aber mit der Vogt'schen Auffassung der Affenabstammung nicht einverstanden erklären:

Die Darwin'sche Theorie fordert zwar mikrocephalistische Rückschläge nicht unumgänglich, aber sie sind doch nach ihr möglich, ja sogar wahrscheinlich, gleichgültig ob man annehmen wollte, wie es Vogt in seinen Wandervorträgen gelehrt, der Mensch stamme direct von irgendeinem alten Affen ab, oder, wie Darwin z. B. glaube, Mensch und Affe hätten einen gemeinschaftlichen Stammvater. Wer aber meinen sollte, daß hierdurch die ganze Darwin'sche Theorie in Frage gestellt sei, befindet sich in einem gründlichen Irrthum. Die Grundlage der Anschauungen, welche von Darwin in bestimmt formulirter Gestalt in die Wissenschaft eingeführt wurden, gewinnt noch stets an Festigkeit, nur über die letzten Consequenzen sind die Forscher entgegengesetzter Meinung. In dieser Beziehung ist Darwin selbst nach dem Vorgange von Häckel neuerdings mit bestimmten und unzweideutigen Worten sehr weit gegangen. Er entwirft nämlich folgendes Bild von der Urform des Menschen: Die Urväter der Menschen waren voreinst ganz behaart und beide Geschlechter mit Bärten versehen. Die Ohren waren zugespitzt und beweglich, und der Leib hatte einen Schweif mit den hierzu nöthigen Muskeln. Die Bewegung ihrer Glieder und Leiber wurde durch viele Muskeln vermittelt, welche jetzt gelegentlich zum Vorschein kommen und namentlich den Affen eigen sind. Der Fuß war zu jener Zeit zum Aufgreifen geeignet. Unsere Vorfahren waren ohne Zweifel an das Leben auf Bäumen gewöhnt, indem sie eine warme, waldreiche Landschaft bewohnten. Die Männer hatten große Hundezähne, welche ihnen als furchtbare Waffe dienten. Das Auge wurde durch ein drittes Augenlid oder ein bewimpertes Häutchen geschützt. Noch früher müssen die Urväter für das Wasserleben geeignet gewesen sein, denn die Morphologie weist nach, daß unsere Lungen aus einer modificirten Schwimmblase bestehen, die einstens als Schwimmorgan gedient hat. Statt des Herzens bestand — in einer sehr frühen Periode — ein einfaches pulsirendes Gefäß, und der Rückenstrang nahm die Stelle der Wirbelsäule ein. Die frühesten Vorläufer des Menschen in der unbekannten Vorzeit müssen so einfach organisirt gewesen sein wie der Lanzettfisch, oder sie standen noch tiefer.

Man sieht, der Verfasser versteht es, überall das herauszusuchen, was allen Lesern eine belehrende Unterhaltung bietet.

2. Aus der Natur. Essays von Otto Ule. Dritte Reihe. Leipzig, Frohberg. 1873. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Von diesem Werke gilt ganz dasselbe, was wir im Eingang der Besprechung des vorigen gesagt haben. Die Verfasser stimmen auch darin genau überein, daß sie es vortrefflich verstehen, für den gebildeten großen Leserkreis außerordentlich interessant zu schreiben, gut auszuwählen und das Ausgewählte gut vorzutragen. Man kennt den Verfasser übrigens aus den beifällig aufgenommenen ersten beiden Bänden seiner „Essays“ schon zur Genüge, um sicher zu sein, daß sich dieser dritte Band würdig an die Vorgänger anschließen werde.

Der Inhalt ist sehr reich. Er bezieht sich auf die neuesten Forschungen über das Licht, auf die Erklärung des Flugs der Vögel und die vergeblichen Versuche der Menschen, zu fliegen, auf die Größenbestimmungen bei der Erde, der Sonne und den übrigen Fixsternen, auf die Beschreibung der Gebirgs-, Steppen- und Wüstenlandschaften, auf die Flederthiere, die Finnen und Bandwürmer und auf die menschenähnlichen Affen. Man erkennt sogar eine Verwandtschaft in dem Inhalte dieses Werks mit dem vorigen. Aber obgleich beide Werke in vielfacher Hinsicht gleiche Stoffe in gleicher Weise behandeln, so werden sie sich dennoch keinen Abbruch thun, da sie vielmehr sich gegenseitig ergänzen und zu einem abgerundeten Ganzen vereinigen.

Wir wollen die Aufmerksamkeit unserer Leser jetzt eingehender auf das Buch lenken und wählen dazu die Betrachtung des Fliegens. Zuerst wird der Vogel genau untersucht und nachgewiesen, warum sich sein Körper von Natur zum Fliegen eignet; dann geht der Verfasser zum Menschen über, um auf die Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten hinzuweisen, welche hier dem Fliegen entgegenstehen. Dabei werden einige der bisher unternommenen Versuche näher besprochen:

Zu den gelungensten Flugversuchen gehört jedenfalls der, welchen der Uhrmacher Jakob Degen zu Wien im Jahre 1808 anstellte. Seine Flügel waren je 10 Fuß 4 Zoll lang und maßen in ihrer größten Breite 9 Fuß. Um den Widerstand der Luft beim Zurückschlagen der Flügel geringer zu machen, hatte er an der Fläche derselben 8500 sich nach unten öffnende Papierklappen angebracht, die natürlich beim Aufwärtsbewegen der Flügel die Luft durchströmen ließen, bei der Niederbewegung aber sich anlegten. Die meiste Arbeit beim Fluge war den Füßen übertragen, die in einem die Flügel niederziehenden Rahmen standen. Mit Hülfe dieses Apparats erhob sich Degen am 15. November 1808 über die höchsten Bäume des Prater, wie es heißt 150 Fuß hoch, aber freilich mit Unterstützung eines kleinen Luftballons, durch den er das Hauptgewicht seiner Maschine tragen ließ. Die entsetzliche Anstrengung, welche ein solcher Flug den Händen und Füßen zumuthete, scheint indeß trotz jenes Erfolgs den Erfinder sowol wie Nachahmer von weiterer Ausbreitung dieser Erfindung zurückgeschreckt zu haben. Daß aber auch dieser Versuch nicht der letzte und einzige dieses Jahrhunderts gewesen, davon wurde ich vor einigen Jahren durch die Thatsache überzeugt, daß auch in dem Dorfe Petersdorf im hirschberger Thale Schlesiens noch zwei gewaltige Flügel auf-

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege, 1791 und 1792", von Leopold von Ranke sagt die „Saturday Review" vom 15. Mai d. J.: „Die jüngste Veröffentlichung des unermüdlich fruchtbaren achtzigjährigen Historikers der Päpste verräth keine Abnahme seiner eigenthümlichen Tüchtigkeit, während sie gewissermaßen das Geheimniß seiner Fähigkeit, so viel zu leisten, offenbart. Der von Ranke gepflegte Zweig der Geschichtschreibung nämlich ignorirt alles, was der Historiker in der Regel am beschwerlichsten findet. Die Schwierigkeiten des Geschichtsforschers sind in unserer Zeit durch die Forderung bedeutend vermehrt worden, daß er das Volk ebenso wol wie seine Herrscher schildere, sowol sociale Erscheinungen wie politische Ereignisse berücksichtige und besondere Begebenheiten mit Hülfe allgemeiner Gesetze erkläre. Diese großen und mannichfaltigen Zweige sind für Ranke nicht vorhanden, denn er beschränkt sich auf jenen Theil des historischen Gebiets, welcher vermittels Archive und amtlichen Briefwechsels beleuchtet zu werden vermag. Seine Werke haben daher eher das Ansehen von Staatsurkunden als von Geschichten und lassen sich von einem geschickten und geübten politischen Schriftsteller, der leichten Zugang zu amtlichen Quellen hat, mit großer Schnelligkeit anfertigen. Das vorliegende Werk ist ein charakteristisches Beispiel von seiner Methode. Die kürzlich ausgedehnten Veröffentlichungen von Urkunden aus dem österreichischen Staatsarchive haben es ins Dasein gerufen, und man kann es als eine Art juristischen Bericht bezeichnen, der uns darüber belehrt, inwiefern sie geeignet sind, das allgemeine Urtheil über die Gefühle und Beweggründe der ersten europäischen Höfe beim Ausbruch der Französischen Revolution zu modificiren. Der Verfasser sagt wenig über die volksthümliche Seite jener gewaltigen Bewegung oder die Ursachen, welche sie lange im stillen vorbereiteten; natürlich nicht etwa als ob ein so aufgeklärter Mann blind gegen ihr Vorhandensein wäre, er fühlt aber keinen Beruf dazu, sich mit ihnen zu befassen. Es ist kennzeichnend für ihn, daß er auf die besondere Wirksamkeit der Marie Antoinette großen Nachdruck legt und übereinstimmend mit Jefferson sie für eine der Hauptursachen des unlenksamen Charakters, welchen die Revolution annahm, hält. Das Werk zeichnet sich übrigens durch die ganze gewohnte Klarheit und Leidenschaftslosigkeit des Verfassers aus und wird keinen Leser unbefriedigt lassen, der es von des Verfassers eigenem Gesichtspunkte aus würdigt."

Wir entnehmen ferner demselben Blatte folgende Beurtheilungen: „Friedrich von Hellwald's «Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart» gehört zu derselben Kategorie wie die Werke eines Buckle und Radenhausen, ohne einen bemerkenswerthen Fortschritt gegen einen von beiden zu zeigen. Als Erzählung betrachtet, besitzt dieselbe Uebersichtlichkeit, männliche Kraft des Stils und die nützliche Eigenschaft der gedrängten Darstellung; hingegen gibt der Verfasser durch einen vorherrschenden Geist der Paradoxie und eine Neigung, allgemeingültige Ansichten zu bemängeln, Anstoß, obschon er selbst nachweist, daß die Theorien, welche siegreich aus dem Kampfe ums Dasein hervorgegangen sind, den besten Anspruch auf Achtung haben sollten. Als Denker gehört er jener Klasse der materialistischen Schule an, welche sich besanders mit der vermeintlichen Entdeckung brüstet, daß aller menschliche Fortschritt zuletzt doch nur auf Ueberlegenheit an physischer Kraft zurückzuführen sei, und in der Gesammtthätigkeit der Menschen nichts als mehr oder minder verhüllte Phasen der allgemeinen Selbstsucht erkennt, welche man vergeblich tadle, da sie die unentbehrliche Bedingung zur Fortdauer des Geschlechts sei. . . . Wenn wir hinzufügen, daß diese Anbetung der rohen Kraft mit einer reichlichen Mischung von Schopenhauer's und von Hartmann's Pessimismus verbunden ist, so wird man daraus folgern können, daß Herr von Hellwald kein besonders angenehmer Schriftsteller ist; außerdem ist er, obschon gelehrt und fleißig, doch ganz ebenso anspruchsvoll und dogmatisch wie der am wenigsten gutunterrichtete seiner Schule."

„«Schelling's Geistesentwickelung in ihrem innern Zusammenhang» von H. Beckers ist der Tribut eines enthusiastischen Verehrers, welcher sich bemüht, den Gegenstand seiner Huldigung gegen die Anklage eines mystischen Theosophismus zu vertheidigen und die Uebereinstimmung der spätern Speculationen Schelling's mit denen seiner Jugend darzuthun. Die Welt ist in beiden Punkten zu einem entgegengesetzten Schluß gelangt, und dürfte in unserer Zeit kaum noch umgestimmt werden."

„Dr. H. Locher-Wild hat sich in seinem Buche «Ueber Familienanlage und Erblichkeit» ein vorzügliches Thema gewählt, dem er indessen durch seine Darstellungsart nicht ganz gerecht wird. Er will die Lehre von der Erblichkeit begründen, und seine ausgebreitete Belesenheit setzt ihn in den Stand, zahlreiche passende und zum großen Theil zwingende Thatsachen zur Unterstützung der Lehre anzuführen. Seiner Diction und Behandlungsweise jedoch mangelt es an der Nüchternheit, welche ein wissenschaftlicher Gegenstand erfordert, und man muß fürchten, daß seine Abhandlung Zweifel an seinem eigenen Ernste aufkommen lassen dürfte, jedenfalls aber wissenschaftliche Männer abgeneigt machen werde, ihm ernstes Gehör zu schenken. Dies ist um so mehr zu bedauern, als er wahrscheinlich in der Hauptsache recht hat und seine Auslassungen über mehrere wichtige philosophische Streitfragen vom höchsten Interesse sind."

Ueber „Peter von Cornelius. Ein Gedenkbuch aus seinem Leben und Wirken" von E. Förster heißt es unter anderm: „Die hier veröffentlichten Briefe tragen wesentlich zu unserer Bekanntschaft nicht blos mit den Ereignissen in Cornelius' eigener Laufbahn bei, sondern fördern auch unsere Kenntniß der Geschichte der deutschen Kunst und besonders jenes Zweigs derselben, deren Hauptvertreter Cornelius war. Der Einfluß der romantischen Schule der deutschen Literatur auf die Gestaltung einer Rückbewegung zum Katholicismus in der Kunst ist sehr deutlich in Cornelius' erstem Briefe von Rom aus zu erkennen, wo die Bewegung um die Zeit seiner Ankunft in jener Stadt (1812) ihren Ursprung nahm. Ebenso klar ist der rein ästhetische Charakter der Reaction sowol, wie ihre Vereinigung mit einem glühenden und ausschließlichen Gefühle der Nationalität, welches von dem Panromanismus, den der Vatican heutzutage lehren möchte, ganz verschieden ist."

„Ist auch A. von Littrow-Bischoff's «Aus dem persönlichen Verkehre mit F. Grillparzer» nicht ganz frei von dem Makel der Büchermacherei, so ist es dennoch willkommen als Erinnerung an des greisen Dramatikers Gutmüthigkeit und einfache Lebensweise sowie an seine geistige Vornehmheit und Freiheit von den kleinlichen Eitelkeiten und Eifersüchteleien der Schriftsteller. Da er abgeschieden von den bedeutendsten literarischen Mittelpunkten Deutschlands lebte, so ist seine Unterhaltung nicht besonders reich an Anekdoten oder Kritik; gleichwol wird man einige interessante Einzelheiten über seine Zeitgenossen finden, wie z. B. über seinen dramatischen Nachfolger, wenn man von einem solchen reden kann, Friedrich Hebbel."

„«Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald», herausgegeben von Wendelin von Maltzahn, erregt Erwartungen, welche die Veröffentlichung selbst nicht erfüllt."

„«Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer», herausgegeben von L. Ulrichs, sind interessanter, obschon sie unsere Kenntniß von Goethe nur wenig vermehren. Sie sind zwar an und für sich gänzlich unbedeutend, aber anziehend als Beispiele von seiner Glut und Flatterhaftigkeit als junger Mann, so verschieden von dem Ernste und der Steifheit seiner reifern Jahre."

Ueber „Richardson, Rousseau und Goethe" von E. Schmidt sagt das Blatt unter anderm: „Ein besonderer Vorzug der Abhandlung ist es, daß der Verfasser seinen Gegenstand großentheils historisch behandelt; er beschäftigt sich weniger mit bloßer

literarischer Kritik, als mit der Entstehung der Bücher selbst und den historischen Spuren ihres Einflusses auf zeitgenössische Literatur, die sich durch Citate leicht nachweisen lassen. Die Parallele zwischen den drei Schriftstellern in Bezug auf Stil, Sinn für die Natur und andere ihnen allen dreien gemeinschaftliche Merkmale ist ebenfalls klar und genau, und wir haben im ganzen das erfrischende Bewußtsein, daß unsere Aufmerksamkeit auf etwas Wirkliches und Wesenhaftes gelenkt wird."

„Der Grundton der Kritik", heißt es von „Shakspeare-Studien" (Bd. 2) von H. Freiherrn von Friesen, „ist grenzenlose Verehrung des Dichters; Friesen betont den in seiner Art einzigen Charakter des Genius Shakspeare's und verwirft gänzlich die Ansicht, die ihn blos als das hervorragendste Mitglied einer Schule betrachtet. Er würde augenscheinlich der kürzlich mit so viel Beredsamkeit geltend gemachten Würdigung Marlowe's *) als eines Shakspeare der Potenz nach wenig Beifall schenken. Wir würden uns freuen, seine Bemerkungen auf die Erzeugnisse der reifern Jahre des Dichters ausgedehnt zu sehen."

„Köstlin's «Geschichte der Musik im Umriß» ist zu ausschließlich national; fremde Tondichter werden nicht genügend beachtet, und selbst die deutschen sind kaum ausführlich genug behandelt, um ihre eigenthümlichen Merkmale klar verständlich zu machen. Der Verfasser scheint mehr Schriftsteller als Musiker zu sein, und die besten Partien seines Werks sind die, welche sich auf diejenigen Zweige seines Gegenstandes beziehen, die man kaum ohne Hülfe von Büchern studiren kann, wie z. B. die Geschichte der ältesten niederländischen Schule, einst der Rivalin der italienischen in Kirchenmusik."

„K. Ernst's «Iphigenie in Delphi» kann für ebenso gelungen erklärt werden wie irgendeiner der frühern Versuche, Goethe's Auffassung dieses Themas zu verwirklichen. Die Sprache ist würdevoll, und der Dichter ist von dem Gefühle der Lage genügend durchdrungen; ohne Verbindung mit einem fernern Elemente dramatischen Interesses ist diese Auffassung Goethe's indessen kaum hinreichend, eine mächtige Wirkung hervorzubringen."

*) Bezieht sich auf Swinburne's Artikel über Shakspeare in „The Fortnightly Review" vom 1. Mai d. J. und dessen Vorrede zu Chapman's Werken.

Bibliographie.

Ahlfeld, Fr., und E. Luthardt, Hans Sachs und Albrecht Dürer. Lebensbilder aus Nürnberg. Zwei Vorträge. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. 8. 1 M.

Albert, M., Traugott. Novelle. Hermannstadt, Michaelis. 1874. Gr. 16. 1 M.

Der Antikritiker. Organ für literarische Vertheidigung. 1ster Bd. Nr. 2. Liegnitz, Kaulfuss. Gr. 8. 25 Pf.

Baumgarten, H., Die religiöse Entwickelung Spaniens. Vortrag. Straßburg, Trübner. 8. 1 M.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. XII: Die fünf Sinne des Menschen. Von J. Bernstein. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Bibliothek slavischer Poesien in deutscher Uebertragung. Red.: J. Wenzig. 1ster Bd.: Auswahl aus J. Wenzig's Uebertragungen slavischer Volkslieder. 1stes Heft: Böhmische Volkslieder. Prag, Urbanek. 16. 1 M.

Biedermann, G., Die Naturphilosophie. Prag, Tempsky. Gr. 8. 9 M.

Biedermann, K., Deutschland im 18. Jahrhundert. 2ter Bd.: Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert. 2ter Thl.: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts. 2te Abth. Leipzig, Weber. Gr. 8. 4 M.

Busolt, G., Die Grundzüge der Erkenntnisstheorie und Metaphysik Spinozas dargestellt, erläutert und gewürdigt. Von der Universität zu Königsberg gekrönte Preisschrift. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

Constant, W., Aus dem Psalter eines Poeten. Darmstadt. 1874. 8. 2 M.

Dickens, C., Die Familie Schüsselwitz. Frei nach dem Englischen von W. R. Bremen, Tannen. 8. 1 M. 50 Pf.

Du Bois-Reymond, E., La Mettrie. Rede. Berlin, Hirschwald. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Enzian. Ein Gaudeamus für Bergsteiger in Poesie und Satyre. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 3 M.

Fahne, A., Livland. Ein Beitrag zur Kirchen- und Sitten-Geschichte. Düsseldorf, Schaub. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Foerster, W., Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Vortrag. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 M.

Gervais, E., Ingiald der Skalde. Drama. Leipzig, Webel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Valerius Publicola. Schauspiel. Leipzig, Webel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Gessner, L., Zur Reform des Kriegs-Seerechts. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Gladstone, W. E., Vaticanismus. Eine Antwort auf Erwiderungen und Vorwürfe. Autorisirte Uebersetzung. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 M.

Glagau, O., Fritz Reuter und seine Dichtungen. Neue, gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin, Grote. 8. 3 M.

Goethe's sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 10 Bdn. Mit Einleitungen von K. Goedeke. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. à 1 M. 50 Pf.

Grimme, F. W., De Kumpelmäntenmaker oder Hai mott wierfriggen. Lustspiel in sauerländischer Mundart. Münster, Nasse. 8. 1 M. 10 Pf.

Hassell, W. v., Die hannoversche Cavallerie und ihr Ende. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M.

Haweis, H. R., Asche zu Asche. Ein Präludium zur Leichenverbrennung. Aus dem Englischen von M. Busch. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Weber. 8. 4 M.

Hillebrand, K., Zeiten, Völker und Menschen. 2ter Bd.: Wälsches und Deutsches. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 6 M.

Koch, E., Richard Wagner's Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen" in seinem Verhältniß zur alten Sage wie zur modernen Nibelungendichtung betrachtet. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Kahnt. Gr. 8. 2 M.

Koller, A., Die Verfassung des deutschen Reiches. Historisch, juridisch und pragmatisch erläutert. 1stes Heft. Berlin, Kortkampf. Lex.-8. 4 M.

Krozmár, A., Bemerkungen und Erläuterungen zur kurzen Darstellung der Mechanik der Wärme. Raudnitz. Gr. 8. 48 Pf.

Krez, K., Aus Wiskonsin. Gedichte. New-York, Steiget. Gr. 16. 4 M. 50 Pf.

Kroll, P., Vegetarianische und sociale Fragen. 1stes Heft. Berlin, Grieben. Gr. 8. 1 M.

Lieder eines Gefangenen. Wien. 1874. 16. 1 M. 60 Pf.

Marx, K. F. H., Zur Anerkennung des Arztes und Schulmannes Dr. Georg Henisch. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Deutsche Novellen-Flora. Sammlung der neuesten, fesselndsten Romane und Novellen unserer beliebtesten Volksschriftsteller der Gegenwart. 1stes bis 10tes Heft. Neusalza, Oeser. Gr. 4. à 30 Pf.

Ein Opfer des Culturkampfes oder Schicksale eines gesperrten und ausgewiesenen Priesters. Dem katholischen Volke erzählt von M. Renitentus. 1ste bis 4te Aufl. Trier, Groppe. Gr. 16. 50 Pf.

Polke, H., Die deutschen Gewerk-Vereine und die Social-Demokratie. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 80 Pf.

Pyl, T., Pommersche Geschichtsdenkmäler. 5ter Bd.: Dr. j. u. Augustin Balthasars, Professor an der Universität Greifswald, gestorben als Tribunal-Präsident in Wismar 1786, Leben und Schriften nach dessen Selbstbiographie und andern urkundlichen Quellen als Ergänzung zu O. Fock's Rügisch-Pommerscher Geschichte. Greifswald, Bindewald. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Richter, A., Judith. Die Erlenkönigin. Zwei Operndichtungen. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schaumberger, H., Gesammelte Werke. 1ste u. 2te Lfg. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. à 40 Pf.

Scheube, H., Wandertage diesseit und jenseit des Rheines. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 4 M. 50 Pf.

Schwarz, H., Das Ziel der religiösen und wissenschaftlichen Gährung nachgewiesen an Eduard v. Hartmann's Pessimismus. Berlin, Berggold. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Stein, H. v., Schelling. Populär-wissenschaftlicher Vortrag. Rostock, Stiller. Gr. 8. 80 Pf.

Stiebritz, L., Zur Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche von Mosheim bis auf die Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung der Zeit von Schleiermacher's Tode ab. Im Anschluß an das Werk von Cl. Gottl. Schmidt: Geschichte der Predigt von Luther bis auf Spener. 1ste Abth. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 M.

Stutzer, A., Drei Städte. Roman. 3 Bde. Leipzig, R. Schäfer. Gr. 8. 10 M.

Teutsch, F., Der Sachsengraf Albert Huet. Vortrag. Hermannstadt, Michaelis. 8. 50 Pf.

Tobias, W., Grenzen der Philosophie, constatirt gegen Riemann und Helmholtz, vertheidigt gegen v. Hartmann und Lasker. Berlin, G. W. F. Müller. Lex.-8. 8 M.

Treblin, A., Die Quellen des Lebens Jesu. Vortrag. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 75 M.

Uhrig, A. J., Bedenken gegen die Aechtheit der mittelalterlichen Sage von der Entthronung des Merowingischen Königshauses durch den Papst Zacharias. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Der wirthschaftliche Verfall Oesterreichs. Ein Beitrag zur Charakteristik der österreichischen Verhältnisse. Cassel, Luckhardt. Gr. 8. 2 M.

Vogt, T., Lott's Kritik der Herbart'schen Ethik und Herbart's Entgegnung. Wien, Gerold's Sohn. 1874. Lex.-8. 60 Pf.

Wallis, A. S. C., Der Sturz des Hauses Alba. Trauerspiel. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 M.

Watt (Vadian), J. v., Deutsche historische Schriften. 1ster Bd.: Chronik der Aebte des Klosters St. Gallen. 1ste Hälfte. Auf Veranstaltung des historischen Vereins des Kantons St. Gallen und mit besonderer Unterstützung des kaufmännischen Directoriums in St. Gallen herausgegeben von E. Götzinger. St. Gallen, Huber u. Comp. Hoch 4. 10 M.

Weismann, A., Studien zur Descendenz-Theorie. I. Ueber den Saison-Dimorphismus der Schmetterlinge. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 4 M.

Wengen, F. von der, Die Kämpfe vor Belfort im Januar 1871. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Werfer, A., Die Poesie der Bibel. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Werner, E., Gesprengte Fesseln. Roman. 2 Bde. Leipzig, Keil. 8. 7 M.

Winterfeld, A. v., Die Unzertrennlichen. Komischer Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 12 M.

Wüstenfeld, F., Die Statthalter von Aegypten zur Zeit der Chalifen. 1ste Abth. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 25. —— 17. Juni 1875.

Schriften zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Die deutsche Nationalliteratur im 18. und 19. Jahrhundert. Historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt von Joseph Hillebrand. Drei Bände. Dritte Auflage, durchgesehen und vervollständigt von Karl Hillebrand. Gotha, F. A. Perthes. 1875. Gr. 8. 20 M.

Das Hauptwerk des im Jahre 1871 gestorbenen Philosophen und Literarhistorikers Joseph Hillebrand, welcher vor 25 Jahren die zweite Auflage seines Buchs erlebte, tritt nun zum dritten male den Weg ins Publikum an. Ein solcher Erfolg ist bei der großen Concurrenz auf diesem Gebiete immer beachtenswerth und zeigt, daß die Darstellung, welche der gießener Professor von der literarischen Entwickelung unsers Volks während der beiden letzten Jahrhunderte gegeben, in weitern Kreisen der gebildeten Leser erfreulich angesprochen und in mannichfaltiger Weise einen anregenden Einfluß ausgeübt haben muß. Auch uns erscheint das Werk als eine schätzenswerthe Gabe, welche den hingebenden Fleiß eines deutschen akademischen Lehrers nirgends verkennen läßt. Was der Student von seinem Professor erwarten darf, einen leicht verständlichen Vortrag, der in klarer Uebersichtlichkeit ein deutliches Bild von dem geistigen Leben unserer Nation entwirft, und dessen gewinnende Frische zum freudigen Selbstlernen auffordert, das bietet Hillebrand in reichem Maße. Die Darstellung beweist in ihrem glatten Flusse, daß der Verfasser voll Liebe und Lust bei der Arbeit gewesen ist, für welche er unverkennbare Vorzüge besitzt. Er verfolgt nicht nur, wie Gervinus, die allgemeinen literarischen Richtungen in ihrem Zusammenhange mit den Culturbedingungen überhaupt, sondern legt auch ein nachdrückliches Gewicht auf die selbständige ästhetische Würdigung der einzelnen Erscheinungen, wozu ihn sein feines Talent des Anempfindens und sein Verständniß für die Offenbarungen des Schönen in unzweideutiger Weise befähigen. Nicht minder erquickt uns der warme Hauch edler Humanität, welcher das ganze Werk durchweht, indem der Verfasser ein durchaus vorurtheilsfreier Mann ist, dem jede Art politischer, religiöser, moralischer oder socialer Engherzigkeit fernliegt. Dies liebevolle Versenken in die verschiedenartigsten Individualitäten hat mit dem achselträgerischen Verhalten der Gesinnungslosigkeit nichts gemein, sondern ist vielmehr das Resultat einer breiten und tiefen Bildung, die sich aus dem einseitigen Parteihader zu jener objectiven Anschauung erheben will, welche einem philosophischen Sinne allein Genüge leisten kann. Diesen innern Vorzügen entspricht auch der Stil, der in maßvoller Klarheit das Gepräge ruhiger Harmonie trägt, weder durch blendendes Salonfeuerwerk glänzt, noch durch staubtrockene Schwerfälligkeit langweilt, und auf diese Weise den Absichten des Verfassers trefflich entspricht. Die geistige Atmosphäre in Hillebrand's Literaturgeschichte befindet sich überhaupt in einer gewissen Durchschnittstemperatur, die den meisten Lesern behaglich sein muß. An tiefsinnige Genialität, die mit ihren neuen Wahrheiten das Nachdenken lange Zeit zu beschäftigen im Stande wäre, ist allerdings nicht zu denken, aber man ist auch vor dem trivialen Gerede sicher, welches sich die landläufige Fabrikarbeit als Specialität erkoren hat.

Die durchaus beifallswürdige ästhetisch-kritische Methode, welche Hillebrand mit Recht in seinem Werke befolgt, da sie allein das Verständniß für das literarische Leben einer Nation erschließen kann, hat ihn vielleicht im einzelnen zu einer ungenügenden Berücksichtigung der übrigen Culturverhältnisse veranlaßt, als deren ideale Blüte die Dichtung gelten muß. Manche Abschnitte hängen nach unserer Meinung zu sehr in der Luft, da die socialen und politischen Bedingungen des nationalen Lebens in nicht ausreichendem Grade betont worden sind, während Hillebrand der Wissenschaft, namentlich nach der philosophischen Seite derselben, eine größere Aufmerksamkeit schenkt.

Was die Darstellung selbst betrifft, so muß man sagen, daß sich der Verfasser von einem rühmenswerthen

Streben nach Objectivität hat leiten lassen, und daß der taciteïsche Ausspruch: sine ira et studio, im ganzen zu seinem Rechte kommt. Er lobt mit Wärme, ja oft mit liebenswürdiger Begeisterung, wenn es sich um die erhabenen Gestalten unserer Literatur handelt. Namentlich die Porträts von Lessing und Goethe sind in reinen und schwungvollen Linien gezeichnet, und die Schilderung dieser Männer läßt eine liebevolle Hingabe an ihre idealen Bestrebungen erkennen, ohne daß dabei der Anwendung der kritischen Maßstäbe etwas schuldig geblieben oder die Selbständigkeit des eigenen Standpunktes vermißt wird. Nur die Charakteristik Schiller's scheint uns in mehr als einer Beziehung misrathen. Diese ganze Darstellung der geistigen Bedeutung unsers nationalsten Dichters schlägt bei der kritischen Schätzung einen Ton absprechender Nörgelei an, der uns gegenüber den im Pantheon der Unsterblichkeit befindlichen Größen unerlaubt erscheint, und versucht eine geistige Ueberlegenheit hervorzukehren, welche für manchen doch eine sehr fragwürdige Bedeutung haben dürfte. Schiller erscheint bei Hillebrand neben Goethe gleichsam nur als Bastardbruder im Reiche des Geistes, nicht als coordinirte und ergänzende Größe. Es ist ganz verkehrt, von Schiller zu behaupten, daß er weder lyrischer noch epischer Dichter war. Sind denn Dithyrambe, Ballade und Elegie von der Lyrik ausgeschlossen, oder bilden sie nicht vielmehr die höhern Gattungen derselben? Wohin gehören die wundervollen Schiller'schen Romanzen, wenn nicht in die epische Poesie? Auch ist es von Hillebrand nicht scharf genug erkannt und betont worden, daß Schiller den Höhepunkt des deutschen und nach Shakspeare den des modernen Dramas überhaupt bildet, wodurch er sich Lorbern errungen hat, die für Goethe unerreichbar waren. Unser Literarhistoriker erblickt in den Jugenddramen Schiller's nichts als Caricatur, und in den reifern fast nur phrasenhaften Schwulst. Inwieweit diese himmelstürmende Begeisterung der Schiller'schen Muse, ihr sittlicher Ernst, ihr tiefer historischer Sinn zu den unumgänglichen Voraussetzungen für das Drama höhern Stils gehören, dessen Geheimnisse Schiller wie kein Deutscher vor und nach ihm erfaßt und im ganzen mustergültig zur dichterischen Offenbarung gebracht hat, scheint dem Verständniß Hillebrand's verschlossen geblieben zu sein.

Der erste Band des Werks beschäftigt sich in seinem ersten Buche mit der deutschen Nationalliteratur des 18. Jahrhunderts bis auf Lessing, in seinem zweiten mit der durch Lessing hervorgerufenen geistigen Reformation, und in seinem dritten mit der Sturm- und Drangperiode. Der zweite Band führt in die erlauchte Gesellschaft unserer classischen Dichter Schiller und Goethe, von denen das vierte Buch handelt, während das fünfte die Zeitgenossen der weimarischen Dioskuren bespricht. Der dritte Band schildert, gleichfalls in zwei Büchern, die Romantik und die modernen Richtungen unserer Literatur.

Der Sohn des Verfassers, Karl Hillebrand in Florenz, welcher die dritte Auflage des Werks herausgegeben hat, durfte sich in Bezug auf die ersten sechs Bücher mit geringfügigen Aenderungen und kleinern Nachträgen, namentlich in den Anmerkungen, welche die hinzugekommene Literatur berücksichtigen, begnügen, während ihm für die Zeit nach der Julirevolution die Aufgabe zufiel, nicht nur die vorhandenen Ausführungen auf den Höhepunkt der modernen Wissenschaft zu visiren, sondern auch den Faden der Darstellung bis auf die unmittelbare Gegenwart fortzuspinnen.

Je wärmer das Lob ist, welches wir dem ursprünglichen Werke von Joseph Hillebrand ertheilen können, mit desto aufrichtigerm Bedauern müssen wir das offenherzige Bekenntniß ablegen, daß uns der Herausgeber der „Italia" die Pflichten, welche ihm sowol die Pietät gegen seinen verstorbenen Vater wie die Rücksichtnahme auf seinen eigenen schriftstellerischen Namen von gefälligem Klange auferlegen mußten, in einer keineswegs zulänglichen Weise erfüllt zu haben scheint. Wir vermissen in den Nachträgen der neuen Ausgabe schmerzlich den Fleiß, welcher den vierten Band der Literaturgeschichte von Heinrich Kurz oder das große Balladenwerk von Ignaz Hub so vortheilhaft auszeichnet, und können in diesen letzten Abschnitten nur ein mit flüchtiger Sorglosigkeit schnell zusammengerafftes Rohmaterial für eine literargeschichtliche Darstellung erblicken. Unsere Hoffnungen waren bisher so sanguinischer Natur, daß wir das hochmüthige Herabsehen auf die jüngste Vergangenheit unserer Literatur ausschließlich in den Kreisen pedantischer Stubengelehrter vermutheten: nun sehen wir, daß auch ein Mann wie Karl Hillebrand die Dichter der Gegenwart nicht blos mit einer an Julian Schmidt gemahnenden vornehmen Herablassung behandelt, sondern ihnen auch eine so nachlässige Darstellung zutheil werden läßt, daß die einschlägigen Kapitel von schiefen Urtheilen und Oberflächlichkeiten, Irrthümern und Auslassungen förmlich wimmeln.

Um unser leider absprechendes Urtheil über die letzten Abschnitte des Hillebrand'schen Werks zu rechtfertigen, wollen wir ein kleines Sündenregister anfertigen und dadurch den schlagenden Beweis liefern, wie wohlbegründet die Klagen über flüchtiges Beurtheilen der neuern deutschen Dichter sind, das als ein bedauerliches Erbe der Gervinus'schen Schule in unsern Handbüchern noch immer sein Unwesen treibt und sich von dort auf die große Masse des Publikums überträgt.

Schon bei der Schilderung der romantischen Schule ist manche Charakteristik als durchaus verfehlt zu bezeichnen. Grillparzer z. B. wird in der unbegreiflichsten Weise unterschätzt, und wenn auch namentlich die österreichische Aesthetik den hochbegabten Dichter einseitig verhimmelt, indem sie ihn als dritten Classiker neben Schiller und Goethe gelten lassen will, so wird doch andererseits Hillebrand dem reichen Talent des wiener Dramatikers in keiner Weise gerecht. Ueber seine „Sappho" lesen wir z. B. Folgendes:

> In der „Sappho" stellt uns der Dichter ein dramatisches Gemälde dar, in welchem das Alterthum in der Unbestimmtheit der Romantik verschwimmt. Weder die berühmte Dichterin noch ihr geliebter Phaon ruhen auf echter Grundlage persönlicher Individualität; beide sind, jegliches in seiner Art, verzeichnet, in ihrem Verhältnisse aber ganz verfehlt. Sappho haltungslos und ohne echte Leidenschaft in ihrer Liebe, Phaon ein vollständiger, etwas an die Lafferei erinnernder Romansprößling.

Wir halten aber, trotz dieser dramaturgischen Weisheit, die „Sappho" neben der „Medea" für Grillparzer's werth-

vollste dichterische Leistung und rechnen sie ohne Bedenken unter die duft- und farbenreichsten poetischen Blüten unserer nachclassischen Periode. Wenn Hillebrand in einem Athemzuge „Des Meeres und der Liebe Wellen" als das gelungenste Drama bezeichnet und von „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg" sagt, dieses Stück sei reifer, poetischer und effectvoller als beinahe alle frühern Versuche des Dichters, so fühlt man sich veranlaßt mit Muley Hassan auszurufen: „Das Räthsel ist zu spitzig; ich will einen Gelehrten fragen."

Bei der Darstellung der jungdeutschen Schule werden mehrere Dramen von Heinrich Laube genannt, namentlich die „Karlsschüler" lobend hervorgehoben, ohne daß seiner bedeutendsten Leistung, des „Grafen Essex", welcher sich bis auf diesen Tag auf den Repertoires fast aller größern Bühnen befindet, auch nur mit einem Worte Erwähnung gethan ist. Karl Gutzkow, der ohne Frage von allen neuern Schriftstellern die meiste Berechtigung besitzt, den Ehrentitel eines modernen Classikers zu tragen, ist mit einem so unsaglich zusammengequälten Lobe bedacht, daß von einer das seltene Talent des Dichters begreifenden Würdigung gar nicht die Rede sein kann. Wie schielend ist z. B. folgendes Urtheil über seine dramatischen Werke:

Gutzkow steht in seinen Dramen fast ausschließlich unter dem Principe der Neuzeit, ohne daß es ihm gelingt, die Interessen der Gegenwart in ihrem allgemeinen menschlichen Bezuge darzustellen. So kommt es, daß er mit seinen Productionen über die Tragweite des Tags nicht hinausreicht. Er jagt nach Pointen, die ganze Handlung wird darauf angelegt; daher sind seine Dramen meist ohne organische Innerlichkeit, eben nur für den augenblicklichen Effect berechnet, dem sie selbst kaum genügen, weil die Pointeblüten zu weit auseinanderstehen. Die Charakteristik ist mehr scharf liniirt als nach dem Leben durchgezeichnet, die ganze Ausführung mehr eine abstract-dialektische Kunstübung als Dialektik der lebendigen Handlung selbst. So hat denn auch Gutzkow auf seinem Wege unserer dramatischen Dichtung nicht aufgeholfen, so sehr auch seine Stellung sich über die gewaltsame Mittelmäßigkeit der meisten Mitarbeiter auf diesem Felde unserer Literatur erhob, und so ehrenwerth sein Bemühen war, der Bühne durch Geist und Stil eine höhere Richtung zu vermitteln.

Diese ganze Mittheilung fällt nach unserer Meinung in die Kategorie der allgemeinen Redensarten und enthält fast in jedem Satze die einfache Entstellung einer unleugbaren Thatsache. Es ist nicht wahr, daß es Gutzkow nicht gelungen, das allgemein Menschliche in den Interessen der Gegenwart zur poetischen Geltung zu bringen und daß seine Productionen Eintagsfliegen seien. Sein Trauerspiel „Uriel Acosta" wie seine beiden epochemachenden historischen Lustspiele „Zopf und Schwert" und „Das Urbild des Tartufe" gehören schon seit länger als einem Vierteljahrhundert zum werthvollsten Schmucke unserer dramatischen Muse und werden gewiß noch mehr als eine Generation begeistern und erfreuen. Ebenso falsch ist es, zu sagen, daß Gutzkow unserer dramatischen Dichtung nicht aufgeholfen habe. Er hat ihr den größten Dienst von allen Schriftstellern der Gegenwart geleistet, indem er dem vom Geiste unserer Zeit erfüllten Drama, welchem allein die Zukunft gehört, die von den Romantikern preisgegebene Bühne erobert hat. Man kann das hämische Gelüsten unserer vornehmen Literaturgeschichtschreibung, diesem Autor immer etwas am Zeuge flicken zu wollen, nicht scharf genug verurtheilen. Von Gutzkow's Romanen werden nur „Die Ritter vom Geiste" genannt. Nach einem weitverbreiteten Gerüchte verdanken wir der fleißigen Feder des Dichters noch zwei Zeitromane: den umfassenden „Zauberer von Rom" und „Die Söhne Pestalozzi's", sowie zwei historische Romane: „Hohenschwangau" und „Fritz Ellrodt". An solchen Kleinigkeiten geht eine neuere Literaturgeschichte mit erhabenem Lächeln vorüber, ohne zu bedenken, daß Gutzkow ohne Frage „den Besten seiner Zeit genug gethan" und deshalb „für alle Zeiten gelebt" hat.

Eine ganze Reihe von deutschen Dichtern und Schriftstellern, wie Theodor Mundt, Zedlitz, Hoffmann von Fallersleben, finden wir bei Hillebrand als noch am Leben bezeichnet, während sie schon die Gruft einschließt. Andere werden todtgesagt, die glücklicherweise noch am Leben sind, so Bauernfeld, der durchaus 1872 gestorben sein soll, und der in unbegreiflicher Laune zu den Vertretern der Volksdramatik gezählt wird, während uns seine Stücke gerade in den modernen Salon führen. Benedix, der unermüdliche Lustspieldichter, ist nicht 1874, sondern 1873 verschieden, u. s. w.

Ueberhaupt beruht die ganze Methode, wie Karl Hillebrand die letzten Jahrzehnte unserer Literatur zu charakterisiren sucht, auf dem Princip des zufälligen Herausgreifens. Bedeutende Autoren von anerkanntem Rufe werden kaum berührt oder gar nicht erwähnt, während oft die obscursten Poetaster mit lobenden Censuren davonkommen. Wilhelm Jordan, den Dichter der „Nibelunge", wird man in dem Werke vergebens suchen; dagegen erhält Victor von Strauß eine „nicht unrühmliche Stelle unter den sächsischen Dichtern", und seine unglückselige romantische Geschwulst „Reinwart Löwenkind" wird mit einer anerkennenden Bemerkung beehrt. Einer der begabtesten neuern Dichter, der leider in der Blüte der Jahre verstorbene Max Waldau, wird mit keiner Silbe erwähnt, Rudolf Gottschall nur als Verfasser der Tragödie „Katharina Howard" genannt, dagegen dessen ganze übrige dramatische, lyrische, epische und wissenschaftliche Thätigkeit erbarmungslos todtgeschwiegen.

Doch wir wollen unserm Verzeichniß von Begehungs- und Unterlassungssünden nicht die Länge des Don Juan'schen Liebesregisters geben, glauben aber den Beweis dafür beigebracht zu haben, daß diese letzten Abschnitte des Hillebrand'schen Werks der vorhergehenden Theile nicht würdig sind. Wir hoffen, daß bei einer neuen Auflage, die wir dem im übrigen so empfehlenswerthen Buche von ganzem Herzen wünschen, die neueste Epoche unserer Literatur von einem Manne geschildert werde, welcher für den Genius unserer modernen Poesie eine größere Hochachtung hegt, als sie Karl Hillebrand leider zu besitzen scheint.

2. Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert. Von Erich Schmidt. Jena, F. Frommann. 1875. Gr. 8. 6 M.

Ein Schüler des Professor Scherer in Straßburg führt sich mit diesem Beitrage zur vergleichenden Literaturgeschichte in die Wissenschaft ein, als deren zuverlässigen Diener er sich zu erkennen gibt. Erich Schmidt bezeichnet seine tüchtige Arbeit als eine Festgabe zum hundertjährigen Geburtstage des Goethe'schen „Werther", der bekanntlich 1774 erschien. Die Studie ist mit Dank entgegenzuneh-

men, da sie in gleicher Weise den gewissenhaften Ernst des Gelehrten wie den feinen Geschmack des Kritikers bekundet und nicht zu jenen Herzensergießungen unsers schreibseligen Jahrhunderts gehört, deren Mission darin besteht, in oft höchst überflüssiger Weise die Werke unserer classischen Dichter zu erläutern.

Der fleißige Verfasser verfolgt die Strömungen, welche von Richardson in England und Rousseau in Frankreich zu den verschiedenartigen Gestaltungen des deutschen Familienromans führen, und beleuchtet dabei namentlich die literarischen Voraussetzungen des Goethe'schen „Werther", die allerdings bisher noch nicht mit der wünschenswerthen Klarheit dargelegt worden waren.

Samuel Richardson, welcher in seinen moralisirenden Familienromanen „Pamela", „Clarissa" und „Grandison" das weibliche und männliche Geschlecht in durchaus fleckenlosen Vertretern christlicher Tugend darstellte, fand in seinem Vaterlande keine eigentlichen Nachahmer, wo vielmehr der humoristische Roman Fielding's gegen diese unnatürlichen Gebilde eines geschraubten Idealismus eine heilsame Reaction herbeiführte. Dagegen waren die Nachwirkungen Richardson's in Deutschland von tiefgehender Natur, indem Gellert in seinem Roman „Das Leben der schwedischen Gräfin von G***", der Theolog Hermes in seinen beiden Werken „Geschichte der Miß Fanny Wilkes" und „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", Knigge in seinen Romanen „Die Verwirrungen des Philosophen oder Geschichte Ludwig's von Seelberg" und „Geschichte des armen Herrn von Mildenburg", endlich Sophie Laroche in „Das Fräulein von Sternheim" und in ihren spätern Schriften, wie „Rosaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von St.", sich den englischen Dichter des Christenthums und der Moral zum Vorbild nahmen, bis Musäus dem allgemeinen Grandison-Fieber durch seine lustige Parodie „Grandison der Zweite" ein Ende machte. Dieser letztere nahm die zuerst von Richardson in die Romantechnik eingeführte Neuerung der Briefform auf, welche dann bis in die neueste Zeit oft und mit Erfolg in der Roman- und Novellenliteratur zur Anwendung gekommen ist.

Auch Rousseau ahmte die Composition der „Clarissa" in seiner „Nouvelle Heloïse" nach, für deren Entstehung man bei Erich Schmidt die Angaben in aller nur denkbaren Präcision findet. Namentlich die Beziehungen der Gräfin d'Houdetot, welche Rousseau bei seinem Aufenthalte in l'Ermitage als Gast der Frau von Epinay kennen lernte, zu dem Roman des großen Einsiedlers von Montmorency rücken hierbei in helle Beleuchtung. Das Resultat der Untersuchung finden wir in folgender Weise zusammengefaßt:

Der erste und zweite Theil vollständig, manches aus den folgenden, war schon vor der Bekanntschaft mit der Gräfin d'Houdetot niedergeschrieben. Ein in dem alternden Rousseau mit unwiderstehlicher Gewalt hervorbrechendes Liebesbedürfniß suchte nach einem Gegenstande, fand ihn nicht und irrte im Reiche der Träume umher, bis diese gezauberten Schatten durch die Erinnerung an Jugenderlebnisse auf festern Boden traten und sich zu greifbarern Wesen gestalteten. St.-Preux ist Rousseau. Julie und Claire sind die Fräulein Graffenried und Galley unter starkem Einfluß von Richardson's Clarissa. Auch wirkte das Tendenziöse dieses Schriftstellers. Doch darf man in der Annahme von Erlerntem bei einer so individuell ausgeprägten Natur wie Rousseau nicht zu weit gehen. St.-Preux unterhält gleich Abälard ein heimliches Verhältniß zu seiner Schülerin, in welchem die Sinnlichkeit nicht zurückgedrängt wird. Das Motiv der Standesunterschiede entspringt aus Rousseau's Anschauungen über die Gesellschaft. Erfahrungen im Hause Breil spielen mit ein. Die Scenerie ist Rousseau's Lieblingslandschaft: der Genfersee. Der Gärtnerssohn Gustin, der Postillon d'Amour im Romane, heißt wie ein junger Gärtner von Montmorency. Claude Anet hat nur den Namen des jungen Mannes, mit dem Rousseau sich in die Liebe der Madame de Warens theilen mußte („Bekenntnisse", Buch 5). Der gefällige liebenswürdige Offizier im vierzigsten und dreiundvierzigsten Briefe des ersten Theils ist ein Gardeoffizier, der sich gegen Rousseau bei dessen erster Anwesenheit in Paris sehr zuvorkommend benahm, der Neffe des Herrn von Merveilleux.

Als die Liebe zu Sophie d'Houdetot Rousseau fesselt, nimmt der Roman eine neue Wendung. Julie war frei, als St.-Preux sie liebte; er hatte das erste Anrecht auf ihr Herz, und als Baron d'Etange einen Freund als Freier einführt, ist er, nicht jener, der berechtigte Werber. Sophie war nicht frei. Das Motiv der Heirath tritt in der „Neuen Heloïse" bald viel stärker in den Vordergrund. Der religiöse Standpunkt St.-Lambert's und Wolmar's hat eine gewisse Aehnlichkeit. St.-Lambert war ein freier offener Charakter. Wolmar ist ein vorurtheilsloser Ehrenmann. St.-Preux muß, wie Rousseau, unter schweren Kämpfen verzichten; die Sinnlichkeit flieht. Eine innige Freundschaft soll sie vereinen.

Das Hauptinteresse des Buchs knüpft sich an die gegenüberstellende Betrachtung von Rousseau's „Neuer Heloïse" und Goethe's „Werther", welche zu bedeutsamen Analogien führt, die man bisher im allgemeinen als selbstverständlich betrachtete, ohne sie jedoch mit der gehörigen Präcision zu betonen. Der Verfasser geht von der Aehnlichkeit der Beziehungen aus, welche zwischen Rousseau und Frau von Houdetot und zwischen Goethe und Lotte bestehen, da beide ein Weib lieben, welches nicht mehr frei ist und ihnen deshalb nur Freundschaft, aber keine Erwiderung der leidenschaftlichen Gefühle anbieten darf und will, und zieht dann eine höchst sorgfältige Parallele zwischen dem französischen und dem deutschen Roman, welche an interessantester Belehrung reich ist. Wir müssen den Leser auf diese Vergleichung selbst verweisen, welche in Bezug auf die Composition, die Episoden, die Tendenz, die Liebesleidenschaft, die landschaftliche Scenerie, die Dichter und Künste, den Selbstmord und den Stil durchgeführt wird, da wir nicht Einzelnes herausgreifen mögen und eine resumirende Betrachtung des Ganzen bei der gedrungenen und inhaltreichen Schreibweise des Verfassers zu umfangreich ausfallen würde. Die eingestreuten ästhetischen Bemerkungen sind durchweg ebenso richtig als fein. Die den Beschluß des Buchs bildenden Beilagen, welche manche beachtenswerthe Einzelheiten zur Geschichte des „Werther" feststellen, dürften besondere Beachtung verdienen. Erich Schmidt hat das unleugbare Verdienst, eine wesentliche Lücke in unserer literargeschichtlichen Forschung in wahrhaft wissenschaftlicher Weise ausgefüllt zu haben.

3. Handbuch der deutschen Literatur. Eine Sammlung ausgewählter Stücke deutscher Dichter und Prosaiker, von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart, nebst literargeschichtlichen und biographischen Notizen für höhere Unterrichtsanstalten und Freunde der deutschen Literatur, herausgegeben von J. A. O. L. Lehmann. Zweite unveränderte Auflage. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig, T. O. Weigel. 1874. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

4. Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Nebst kurzgefaßter Poetik. Für Schule und Selbstbelehrung. Von G. Brugier. Mit vielen Proben und einem Glossar. Vierte verbesserte Auflage. Freiburg im Br., Herder. 1874. Gr. 8. 5 M.

Diese beiden Handbücher verfolgen den Zweck, den Entwickelungsgang der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart zur Anschauung zu bringen und dem Interesse des Lernenden durch Mittheilung zahlreicher Proben aus den Werken unserer bedeutendsten Dichter und Denker entgegenzukommen.

Das Werk von Lehmann: „Handbuch der deutschen Literatur" (Nr. 3), welches in einen prosaischen und einen poetischen Theil zerfällt, sucht in den mitgetheilten Proben seinen Schwerpunkt, da sich die literarhistorischen Notizen auf ganz kurze Angaben beschränken. Die Eintheilung des Stoffs wie die Auswahl der dichterischen und wissenschaftlichen Gaben, welche geboten werden, entspricht im allgemeinen den Bedürfnissen der Jugend und des Volks, obwol hier selbstverständlich den subjectiven Meinungen immer ein breiter Spielraum überlassen bleibt. Die biographischen Angaben sind nicht frei von Flüchtigkeiten; so fehlt z. B. das Todesjahr von Julius Mosen und Friedrich Halm. Geibel lebt bekanntlich nicht in München, sondern in seiner Vaterstadt Lübeck, Gutzkow nicht als Theaterdichter in Dresden, sondern in Wieblingen bei Heidelberg, u. s. w.

Dem Handbuche von G. Brugier: „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Nr. 4), treten wir mit nur geringen sympathischen Empfindungen gegenüber, obwol der Verfasser im Hinblick auf seine vierte Auflage triumphirend ausrufen kann: Rien ne réussit que le succès! Wir dürfen den Autor, der mit seiner ganzen Weltanschauung auf dem Standpunkte eines mittelalterlichen Kirchenvaters zu stehen scheint, der Centrumspartei mit gutem Gewissen als Wahlcandidaten für den deutschen Reichstag empfehlen. Unsere Ohren haben ebenso wenig Lust, den Weissagungen einer ultramontanen Aesthetik zu lauschen, wie unsere Geruchsnerven an dem Weihrauch Gefallen finden, der das ganze Buch in unangenehmer Weise durchqualmt. Es ist selbstverständlich, daß Brugier die Gesinnungsgenossen liebevoll bevorzugt, und daß alle diejenigen Dichter, welche sich in die conservativ-christliche Form nicht schieben lassen, mit dem Schulbakel tüchtig gestraft werden.

Von einer unbefangenen Kritik ist gar keine Rede. Wir erwähnen noch, daß der Stil in den literargeschichtlichen Theilen von einer so schlotterigen Haltung ist, daß man sich beständig in dem Glauben befindet, über einen Sturzacker zu fahren.

5. Grundriß der Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen von Karl Gustav Helbig. Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Arnold. 1875. Kl. 8. 60 Pf.

6. Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. Ein Leitfaden für die Oberklassen der höhern Töchterschulen, Mittelschulen und verwandter Anstalten, bearbeitet von A. Ohorn. Mit einem biographischen Anhang. Bielefeld, Bacmeister. 1874. Gr. 8. 80 Pf.

Diese beiden bescheidenen Schriften dürfen durchaus auf lobende Anerkennung Anspruch erheben. Sie sind mit zuverlässiger Sorgfalt verfaßt, sodaß die aus ihnen gewonnene erste Vorstellung von dem Entwickelungsgange unserer Poesie eine der Wirklichkeit entsprechende sein wird. Sowol der ganz knapp gehaltene Grundriß von Gustav Helbig wie der etwas ausführlichere von A. Ohorn leisten sehr Tüchtiges. Namentlich erfreulich ist die relative Vollständigkeit in Bezug auf zeitgenössische Dichter, von denen sich z. B. Helbig keinen nur einigermaßen bedeutenden entgehen läßt.

7. Die unwürdigen Literaturzustände im neuen Deutschen Reiche und die Mittel, durch welche Deutschland auch ein geistiges Uebergewicht erringen könnte. Ein kleines Surrogat für den verunglückten weimarer Dichtertag von S. Gätschenberger. London, Wohlauer. 1874. Gr. 8. 1 M.

Der Verfasser versucht in dieser Flugschrift, deren Inhalt eigentlich dazu bestimmt war, die Schlußkapitel einer „Vergleichenden Literaturgeschichte aller Culturvölker" zu bilden, welche demnächst erscheinen soll, die mannichfachen Schäden aufzudecken, mit welchen der literarische Organismus des gegenwärtigen Deutschland behaftet erscheint. Gätschenberger schlägt mit dem tadelnden Flederwisch in göttlicher Grobheit um sich her, ohne Freund oder Feind zu schonen. Der haarbuschige Kritiker rührt Wahres und Falsches in einen etwas wüsten Brei zusammen, bringt es aber im Grunde genommen nicht über eine Reihe zuweilen beachtenswerther Einfälle und Bemerkungen hinaus, die nicht selten von grenzenloser Verbissenheit dictirt sind. Immerhin kann ein solches Aufrühren unserer literarischen Gewässer gar nichts schaden, und einzelne Ausführungen, wie z. B. die über den Cultus des Erfolgs, verdienen bedacht zu werden. Andere Mittheilungen bewegen sich auf dem Boden der Indiscretion, wohin wir dem Verfasser nicht folgen. Eugen Zabel.

Naturwissenschaftliche Unterhaltungslektüre.

1. Naturwissenschaftliche Bilder und Skizzen. Für Gebildete. Von Hermann J. Klein. Graz, Leykam-Josefsthal. 1874. 8. 6 M.

Dieses Buch liest sich vortrefflich und erfüllt in jeder Beziehung aufs neue die guten Erwartungen, welche man schon seit Jahren von den gediegenen Leistungen des ebenso fleißigen als vielseitig und gründlich gebildeten Verfassers hegt. Es eignet sich ganz dazu, bald zu einem allgemeinen Liebling des gebildeten deutschen Publikums zu werden. Wir haben es eigentlich mit einer neu bearbeiteten Sammlung von Reden und Abhandlungen zu thun, welche schon früher für einen engern Kreis bestimmt waren, aber jetzt so behandelt sind, daß sie auch für alle denkenden Leser passen und eine anziehende belehrende Unterhaltung gewähren. Obgleich das an Ort und Zeit geknüpfte gelegentliche Entstehen der Arbeiten keinen rechten innern

Zusammenhang erwarten läßt, so macht sich der Verfasser dennoch Hoffnung, seinen Lesern ein solches zusammengehöriges Ganzes geboten zu haben, indem ihr geistiger Blick zuerst auf Land und Meer, dann auf den weiten ewig bewegten Luftocean und von hier auf die Tiefen des Weltenraums gelenkt wird, um zuletzt in der Betrachtung der Urgeschichte des Menschen einen abschließenden Ruhepunkt zu finden. Ist diese Einigung und Abrundung auch mehr in der Idee des Verfassers als in der Wirklichkeit vorhanden, so legen wir doch wenig Gewicht hierauf und nehmen das Gebotene in seiner natürlichen Vereinzelung gern entgegen, da es überall nur das Neueste zu einem lichtvollen Verständniß zu bringen sucht und stets nur das eingehend behandelt, wofür sich jeder Gebildete lebhaft interessirt. Die beneidenswerthe seltene Gabe, immer anziehend und leichtfaßlich zu schreiben, besitzt der Verfasser im hohen Grade; darin kennen und schätzen wir ihn schon seit Jahren. Er versteht die Kunst, populär zu sein, und dabei kommt es dem Gelehrten von Fach auch beständig zum klaren Bewußtsein, daß er es hier mit einem gründlich gebildeten ebenbürtigen Collegen zu thun habe, der auf der Höhe der Wissenschaft steht, dem es Freude gewährt, sich herabzulassen, um sein Wissen zum Gemeingut aller gebildeten Denker zu machen. Als Herausgeber der gern gelesenen „Gäa" und fleißiger Mitarbeiter einer großen Reihe von belehrenden Zeitschriften fehlt es ihm allerdings auch nicht an häufiger Gelegenheit, diese Kunst zu üben.

Der Inhalt des Buchs zerfällt in fünf Hauptabschnitte, wovon der erste die Steppen und Wüsten, der zweite das Meer, der dritte die Luft mit Wind und Wetter, der vierte die Meteorsteine als Boten aus den Himmelsräumen, und der fünfte die Urnaturgeschichte des Menschen bespricht.

Im ersten Abschnitte wird der charakteristische Unterschied zwischen Steppen und Wüsten aufgezeigt, auf ihre Gesammtgröße hingewiesen, und darauf, wie besonders die Franzosen durch artesische Brunnen für Wasser am Rande der Sahara gesorgt haben. Es wird auch die Geschichte der Entstehung nach den Gesichtspunkten der Wahrscheinlichkeit erzählt und daran ein Bild der Bewohner, der Thiere und Pflanzen geknüpft, das Wesen der Fata Morgana und anderer Naturerscheinungen dargelegt:

Wenn die Wüste seit den frühesten Zeiten von handeltreibenden Anwohnern derselben auf gewissen bestimmten Straßen durchzogen wird, so beruht die Möglichkeit einer solchen Bereisung einzig und allein auf der Existenz des Kamels, das mehrere Tage lang, durchschnittlich etwa fünf, ohne Wasser ausdauert, dann aber auch enorme Quantitäten desselben trinkt. Ohne das Kamel wäre der Handel durch die Wüste eine absolute Unmöglichkeit. Dieses Thier gehört zu den genügsamsten, anspruchslosesten Geschöpfen auf dem ganzen weiten Erdballe. Es frißt sozusagen alles, was sein Maul erreichen kann, Riedgras, Mimosenzweige, selbst Dornen und sogar Kohlen, die häufig durch die Wüste transportirt werden. Die Haupteigenschaft des Kamels, seine Enthaltsamkeit vom Wassertrinken, ist häufig sehr übertrieben worden. Es ist durchaus nicht erwiesen, daß ein Kamel jemals eine Dauer von zwei Wochen ohne Wasser geblieben sei. Ueberhaupt, sagt Sendler, hängt die Dauer, während welcher das Kamel den Durst ertragen kann, gar sehr von den äußern Umständen, von den Anstrengungen, die es auf der Reise machen muß, sowie von der Art und dem Zustande seines Futters ab. Sobald das Kamel nach mühsamem, langwierigem Zuge durch die Wüste die Nähe von Wasser wittert, verliert es seine gewöhnliche Stumpfsinnigkeit, es schlägt die Ohren zurück und beschleunigt merklich seinen Schritt. Mit Gebrüll drängt es sich zu dem Wasser, unempfindlich gegen alle Anstrengungen der Führer, und veranlaßt eine grenzenlose Unordnung.

Bei der Schilderung der Stürme in den Wüsten und Steppen folgt der Verfasser den Augenzeugen Burkhardt, Schlafli, Robert von Schlagintweit, Wilhelm Groß u. s. w.

Der zweite Hauptabschnitt bezieht sich auf Studien über das Meer, wobei Klein auch Männer wie Maury, Scoresby, Franklin, Parry, Sanniko, Hedenström, Koldewey u. a. zu Rathe zieht, welche das Meer durch Autopsie gründlich kennen. Was er über Ebbe und Flut zur Mittheilung bringt, entspricht genau der heutigen Wissenschaft und wird ohne einen steifen Gelehrtenzuschnitt vorgetragen. Dasselbe gilt von den Meeresströmungen, besonders von dem Golfstrom, auch von der Erforschung des Meeresbodens. Nachdem der großartige Kreislauf des Golfstroms besprochen, sagt der Verfasser:

Innerhalb des Raums, der auf diese Weise von großen Strömungen umschlossen wird, haben die Wasser der See eine größere Ruhe, und dies ist wahrscheinlich der Hauptgrund, weshalb wir hier jene unermeßlichen, wiesenartigen Tangflächen antreffen, die unbestreitbar zu den größten Merkwürdigkeiten des Oceans gehören. Die Zähigkeit, mit welcher diese Massen, die nach den Untersuchungen von Martius nicht, wie man ehedem glaubte, mit dem Meeresboden zusammenhängen, ihren Platz behaupten, ist bemerkenswerth. Die Ausdehnung dieser Felder im Meere ist jener des Mississippithals zu vergleichen und sie führen den Namen Sargassosee. Wenigstens seit Columbus' Zeiten, also seit 1493, sind jene gesellschaftlich lebenden Pflanzen an derselben Stelle in der See geblieben. Columbus selbst gerieth über diese ungeheuern Felder in Verwunderung, und seine Gefährten konnten ihren Schrecken nicht verbergen, denn sie glaubten, daß hier die Grenzen des schiffbaren Meers ihren Anfang nähmen und eine Rückkehr unmöglich sei.

Nach Alexander von Humboldt schätzt man die Gesammtoberfläche dieser Fucusbänke oder „Wiesen" sechs- bis siebenmal so groß als die von Deutschland, doch sie bilden nicht ein dicht zusammenhängendes Ganzes. Uebrigens kommen auch in den andern Weltmeeren diese Tangwiesen vor, wo das Wasser ruhig und wie beim Golfstrome von dem übrigen Weltmeere durch umkreisende warme Strömung abgegrenzt ist. Bei Besprechung der Meeresstrudel erwähnt der Verfasser auch die Scylla und Charybdis, zwischen Calabrien und der Insel Sicilien in der Meerenge von Messina, und theilt zunächst das haarsträubende Bild mit, welches Homer davon gegeben hat; dann sagt er:

So schlimm, wie der alte Homer die Sache schildert, ist sie nun ganz und gar nicht. Die Scylla entsteht durch zwei entgegengesetzt gerichtete, nebeneinander herfließende Strömungen, in deren Mitte sich ein Fels befindet, gegen den die Wogen anschlagen und dadurch einen Ton hervorrufen, welcher eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Gebell eines Hundes besitzt. Die Gefahr für die Schiffer besteht nun darin, daß bei heftigem Winde die Strömung das Fahrzeug entweder gegen diesen Felsen oder auf die gegenüberliegenden Sandbänke wirft. Für unsere heutigen Dampfer ist diese Gefahr gleich Null. Die Charybde liegt etwa 9 Meilen unterhalb Messina und entsteht dadurch, daß eine Strömung gegen den Felsen, auf dem der Leuchtthurm von Calofaro steht, gerichtet ist, welcher andere entgegengesetzt gerichtete Strömungen begegnen. Nach Spallanzani beträgt hier die Wassertiefe 500 Fuß, und bei windstillem Wetter kann man die furchtbare Charybde in kleinen

Booten überfahren. Bei heftigem Winde ist allerdings eine beträchtliche Gefahr für große Segelschiffe vorhanden, da Segel und Steuerruder dann hier wenig vermögen.

In ähnlicher Weise wird auch der Mälar oder Malstrom inmitten der Loffoden-Inseln besonders beschrieben.

Im dritten Hauptabschnitte wird dem Leser eine kurzgefaßte Meteorologie vorgeführt, wobei vorzugsweise die Grundbegriffe der Dove'schen Forschung über das Drehungsgesetz der Winde, über Stürme, über Land- und Seewinde, über Passate, Calmen, Monsune, über Thau, Nebel, Wolken, über die Regenverhältnisse auf der Oberfläche der Erde im ganzen und in den einzelnen Theilen besprochen werden. Somit enthält dieser Theil gerade das, was jeder gebildete Mensch wissen sollte, um über Wind und Wetter eine vernünftige Ansicht zu haben, damit er sich frei erhalte von dem abergläubischen Kalendergeschwätz und von den sogenannten Bauernregeln.

Der vierte Abschnitt ist ausschließlich den Meteorsteinen gewidmet; hier ist der Verfasser besonders zu Hause. Er vermeidet es aber, hier tiefer einzugehen, und beschränkt sich auf die Aufzählung der merkwürdigsten historisch bewahrheiteten Ereignisse, auf die Nachweise der Ursache und der Bestandtheile dieser Himmelsboten. Dabei gesteht er aber auch offen, daß dies Phänomen manche Räthsel in sich schließe, deren Lösung bisjetzt noch nicht möglich geworden sei.

Wir wenden uns zu dem letzten Abschnitte, der die Urnaturgeschichte des Menschen zu seinem Hauptthema macht. Der Verfasser läßt der Darwin'schen Hypothese alle Gerechtigkeit widerfahren, kann sich aber mit der Vogt'schen Auffassung der Affenabstammung nicht einverstanden erklären:

Die Darwin'sche Theorie fordert zwar mikrocephalistische Rückschläge nicht unumgänglich, aber sie sind doch nach ihr möglich, ja sogar wahrscheinlich, gleichgültig ob man annehmen wollte, wie es Vogt in seinen Wandervorträgen gelehrt, der Mensch stamme direct von irgendeinem alten Affen ab, oder, wie Darwin z. B. glaube, Mensch und Affe hätten einen gemeinschaftlichen Stammvater. Wer aber meinen sollte, daß hierdurch die ganze Darwin'sche Theorie in Frage gestellt sei, befindet sich in einem gründlichen Irrthum. Die Grundlage der Anschauungen, welche von Darwin in bestimmt formulirter Gestalt in die Wissenschaft eingeführt wurden, gewinnt noch stets an Festigkeit, nur über die letzten Consequenzen sind die Forscher entgegengesetzter Meinung. In dieser Beziehung ist Darwin selbst nach dem Vorgange von Häckel neuerdings mit bestimmten und unzweideutigen Worten sehr weit gegangen. Er entwirft nämlich folgendes Bild von der Urform des Menschen: Die Urväter der Menschen waren voreinst ganz behaart und beide Geschlechter mit Bärten versehen. Die Ohren waren zugespitzt und beweglich, und der Leib hatte einen Schweif mit den hierzu nöthigen Muskeln. Die Bewegung ihrer Glieder und Leiber wurde durch viele Muskeln vermittelt, welche jetzt gelegentlich zum Vorschein kommen und namentlich den Affen eigen sind. Der Fuß war zu jener Zeit zum Aufgreifen geeignet. Unsere Vorfahren waren ohne Zweifel an das Leben auf Bäumen gewöhnt, indem sie eine warme, waldreiche Landschaft bewohnten. Die Männer hatten große Hundezähne, welche ihnen als furchtbare Waffe dienten. Das Auge wurde durch ein drittes Augenlid oder ein bewimpertes Häutchen geschützt. Noch früher müssen die Urväter für das Wasserleben geeignet gewesen sein, denn die Morphologie weist nach, daß unsere Lungen aus einer modificirten Schwimmblase bestehen, die einstens als Schwimmorgan gedient hat. Statt des Herzens bestand — in einer sehr frühen Periode — ein einfaches pulsirendes Gefäß, und der Rückenstrang nahm die Stelle der Wirbelsäule ein. Die frühesten Vorläufer des Menschen in der unbekannten Vorzeit müssen so einfach organisirt gewesen sein wie der Lanzettfisch, oder sie standen noch tiefer.

Man sieht, der Verfasser versteht es, überall das herauszusuchen, was allen Lesern eine belehrende Unterhaltung bietet.

2. Aus der Natur. Essays von Otto Ule. Dritte Reihe. Leipzig, Frohberg. 1873. Br. 8. 4 M. 50 Pf.

Von diesem Werke gilt ganz dasselbe, was wir im Eingang der Besprechung des vorigen gesagt haben. Die Verfasser stimmen auch darin genau überein, daß sie es vortrefflich verstehen, für den gebildeten großen Leserkreis außerordentlich interessant zu schreiben, gut auszuwählen und das Ausgewählte gut vorzutragen. Man kennt den Verfasser übrigens aus den beifällig aufgenommenen ersten beiden Bänden seiner „Essays" schon zur Genüge, um sicher zu sein, daß sich dieser dritte Band würdig an die Vorgänger anschließen werde.

Der Inhalt ist sehr reich. Er bezieht sich auf die neuesten Forschungen über das Licht, auf die Erklärung des Flugs der Vögel und die vergeblichen Versuche der Menschen, zu fliegen, auf die Größenbestimmungen bei der Erde, der Sonne und den übrigen Fixsternen, auf die Beschreibung der Gebirgs-, Steppen- und Wüstenlandschaften, auf die Fledertiere, die Finnen und Bandwürmer und auf die menschenähnlichen Affen. Man erkennt sogar eine Verwandtschaft in dem Inhalte dieses Werks mit dem vorigen. Aber obgleich beide Werke in vielfacher Hinsicht gleiche Stoffe in gleicher Weise behandeln, so werden sie sich dennoch keinen Abbruch thun, da sie vielmehr sich gegenseitig ergänzen und zu einem abgerundeten Ganzen vereinigen.

Wir wollen die Aufmerksamkeit unserer Leser jetzt eingehender auf das Buch lenken und wählen dazu die Betrachtung des Fliegens. Zuerst wird der Vogel genau untersucht und nachgewiesen, warum sich sein Körper von Natur zum Fliegen eignet; dann geht der Verfasser zum Menschen über, um auf die Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten hinzuweisen, welche hier dem Fliegen entgegenstehen. Dabei werden einige der bisher unternommenen Versuche näher besprochen:

Zu den gelungensten Flugversuchen gehört jedenfalls der, welchen der Uhrmacher Jakob Degen zu Wien im Jahre 1808 anstellte. Seine Flügel waren je 10 Fuß 4 Zoll lang und maßen in ihrer größten Breite 9 Fuß. Um den Widerstand der Luft beim Zurückschlagen der Flügel geringer zu machen, hatte er an der Fläche derselben 8500 sich nach unten öffnende Papierklappen angebracht, die natürlich beim Aufwärtsbewegen der Flügel die Luft durchströmen ließen, bei der Niederbewegung aber sich anlegten. Die meiste Arbeit beim Fluge war den Füßen übertragen, die in einem die Flügel niederziehenden Rahmen standen. Mit Hülfe dieses Apparats erhob sich Degen am 15. November 1808 über die höchsten Bäume des Prater, wie es heißt 150 Fuß hoch, aber freilich mit Unterstützung eines kleinen Luftballons, durch den er das Hauptgewicht seiner Maschine tragen ließ. Die entsetzliche Anstrengung, welche ein solcher Flug den Händen und Füßen zumuthete, scheint indeß trotz jenes Erfolgs den Erfinder sowol wie Nachahmer von weiterer Ausbreitung dieser Erfindung zurückgeschreckt zu haben. Daß aber auch dieser Versuch nicht der letzte und einzige dieses Jahrhunderts gewesen, davon wurde ich vor einigen Jahren durch die Thatsache überzeugt, daß auch in dem Dorfe Petersdorf im hirschberger Thale Schlesiens noch zwei gewaltige Flügel auf-

bewahrt werden, welche einst zu ähnlichen Fluganstrengungen gedient haben.

Alles das soll aber auf die eingehende Betrachtung des Luftballons vorbereiten, bei welcher denn nichts unbesprochen bleibt, was man von dem Luftballon weiß, was man bisher mit ihm erreicht hat, und was noch erfunden werden muß.

Der Aufsatz über explodirende Stoffe ist vorzugsweise in seiner Schlußbetrachtung interessant, wo von den allerneuesten Erfindungen die Rede ist. Ferner machen wir unsere Leser auf den Aufsatz „Eine interessante Grenzlinie" aufmerksam. Die nothwendige Folge der Achsendrehung unserer Erde ist, daß nicht alle Orte zu gleicher Zeit Mittag haben können, sondern die Mittagsstunde während 24 Stunden rings um die Erde läuft. Bei den Weltumsegelungen gen Osten ist man daher um einen Tag voraus, wenn man das Ende erreicht hat, und in der entgegengesetzten Richtung, nach Westen um einen Tag zurück:

Die Seefahrer, die nicht gern mit einem falschen Datum in ihre Heimat zurückkehren wollen, haben daher in ihren Schiffsjournalen einen besondern Gebrauch eingeführt. Bei jedesmaligem Ueberschreiten des 180. Längengrades, von Greenwich aus gerechnet, lassen sie einen Wechsel des Datums und des Wochentags eintreten und zwar so, daß bei der Fahrt von Osten nach Westen ein Wochentag und ein Datum überschlagen wird, bei der Fahrt von Westen nach Osten dagegen zwei Tage hintereinander dasselbe Datum und derselbe Wochentag gesetzt wird. In dem Schiffsjournale der österreichischen Fregatte Novara während ihrer Erdumsegelung in den Jahren 1857—59 werden daher im Jahre 1859 folgende vier aufeinanderfolgende Tage aufgeführt: Sonntag 9. Januar, Montag 10. (I.) Januar, Montag 10. (II.) Januar, Dienstag 11. Januar. Dagegen finden wir in Anderssen's Bericht über seine Weltumsegelung auf der schwedischen Fregatte Eugenie, die von Osten nach Westen um das Cap Hoorn ausgeführt wurde, die Bemerkung, daß der 6. October 1852, der Tag, an welchem der Meridian passirt wurde, im Journal ganz übersprungen wurde.

Man kann sich darüber nur freuen, daß der Verfasser diese „Grenzlinie" für Wochentag und Datum in besondere Betrachtung zieht. Es ist dabei manches ins klare Licht zu setzen, worüber im großen Publikum entweder gar kein Wissen oder doch ein höchst unklares besteht. Infolge der telegraphischen Verbindung auf dem ganzen Erdenrund können sehr wunderliche Differenzen entstehen, wenn man auf diese Zeitgrenze nicht gehörige Rücksicht nimmt:

Die telegraphische Kunde eines Ereignisses, das auf Neuseeland am 10. Juni eintritt, eines Sturms, einer Feuersbrunst, eines wichtigen Todesfalls etwa, wird dann schon am 9. oder gar am 8. Juni nach den Philippinen gelangen können. Man sieht, es gibt doch noch interessantere Linien auf der Erde als die, welche blos Staaten voneinander scheiden.

Der Verfasser hat stets passende Anwendungen fürs praktische Leben zur Hand.

Zum Schluß lenken wir die Aufmerksamkeit noch auf das Kapitel über die menschenähnlichen Affen. Die Zahl der Wirbel ist bei der Wirbelsäule des Menschen dieselbe wie bei dem Gorilla, Schimpanse und Orang-Utang; und ebenso ist auch die Verbindung derselben mit Hals, Brust und Lenden dieselbe. Doch sind die Füße beim Affen kürzer, die Hände länger als bei dem Menschen; der Affenfuß ist eine wirkliche Hand, ein Greiforgan, während unser Fuß ein offenbares Gehorgan ist. Und die Kluft zwischen den beiden Geschöpfen wird immer weiter, je detaillirter sie miteinander in Vergleich gebracht werden. Der Verfasser findet dieselbe vor allem in der großen Verschiedenheit der Schädelbildung und sieht sich genöthigt, gerade in dieser Hinsicht von der Darwin'schen Lehre abzuweichen. Doch gibt er auch wieder zu, daß der Affe unter allen Thieren uns am nächsten steht. Nun geht er über zu der speciellen Besprechung der menschenähnlichen Affen. Ueber den Gorilla war vor 26 Jahren noch wenig bekannt; derselbe ist erst später durch Du Chaillu, Savage u. a. näher erforscht worden. Er ist der größte und stärkste unter allen Affen, seine Schultern messen 3 Fuß in der Breite, seine Vorderarme erreichen oft die Stärke eines Mannesschenkels. Man schildert daher den Kampf mit diesem Thiere als einen sehr gefährlichen:

Wenn der Jäger den Gorilla fehlt, so stürzt er sich augenblicklich auf ihn. Seinem Anprall, sagt Du Chaillu, vermag kein Mensch zu widerstehen. Ein einziger Schlag der gewaltigen, mit mächtigen Nägeln bewehrten Hand, und das Eingeweide des armen Jägers liegt bloß, seine Brust ist zertrümmert, sein Schädel zerschmettert. Neu zu laden ist es zu spät, und Flucht vergebens. Einzelne Neger haben sich unter solchen Umständen in einen Ringkampf mit dem Gorilla eingelassen und es versucht, sich mit dem Kolben ihres Gewehrs zu vertheidigen. Aber es blieb ihnen nur die Zeit zu einem einzigen erfolglosen Schlage. Ich kann mir kein Geschöpf der Erde denken, setzt der Reisende hinzu, welches so unabwendliche Angriffe auf den Menschen zu machen versteht, und zwar aus dem Grunde, weil sich der Gorilla Gesicht gegen Gesicht dem Menschen gegenüberstellt und seine Arme als Waffe zum Angriff gebraucht, gerade wie es ein Preisfechter thun würde; nur daß jener längere Arme und weitaus größere Kraft hat, als sich der gewaltigste Faustkämpfer der Erde träumen läßt. Die Neger am Gabun haben Gewehre aufgezeigt, deren Läufe von den Fäusten des Gorilla völlig krumm gebogen und von seinen Zähnen platt gebissen waren.

Man sieht also, wie der geistreiche Verfasser nicht blos versteht, sich überall einen interessanten Stoff auszuwählen, sondern ihn auch anziehend und frisch zu behandeln.

3. Handbuch für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler. II. Einheimische Stubenvögel. Von Karl Ruß. Hannover, Rümpler. 1873. Gr. 8. 5 M. 25 Pf.

Der Verfasser ist ebenso wie die beiden Vorgänger Herausgeber einer gern gelesenen Zeitschrift, sodaß er hierdurch wie durch die fleißige Mitarbeiterschaft an andern Journalen oft Gelegenheit erhält, über Gegenstände aus der Naturgeschichte anziehend zu sprechen. Das vorliegende Buch ist wieder, wie alles, was aus der gewandten Feder des fleißigen Verfassers fließt, eine recht vielseitige, praktische und allgemein interessirende Arbeit und ganz geeignet, sich im gebildeten Publikum dankbare Anhänger zu gewinnen. Es enthält größtentheils solche Erfahrungen, Beobachtungen und Rathschläge, welche der Verfasser an der ihn stets umgebenden Vogelwelt selbst gemacht und geprüft hat. Wenn schon der erste Theil, der die fremdländischen Stubenvögel behandelte, eine allgemein beifällige Aufnahme gefunden hat, so wird diese dem vorliegenden zweiten Bande, der die einheimischen gefiederten Stubengäste in ganz ähnlicher Weise bespricht, um so weniger fehlen. Konnten wir uns dort schon über die ebenso sinnige als verständige Auffassung und Bearbeitung des Stoffs freuen, so können wir es hier noch viel mehr, wo die in unsern unmittelbaren und täglichen Verkehr

tretenden Vögel behandelt sind. Der Titel „Handbuch“ klingt eigentlich etwas steif schulmeisterisch, doch hält sich das Buch ganz frei von solchem Ton und ist in der That eine sehr angenehme naturwissenschaftliche Unterhaltungslektüre. Dennoch bezeichnet der Verfasser damit auch sehr richtig den Standpunkt, welchen das Buch in der Hand des Vogel-Liebhabers, -Züchters und -Händlers einnimmt, und man kann es nur loben, daß er ihm eine zum Nachschlagen bequeme wörterbuchartige Einrichtung gegeben hat.

Nach einer allgemeinen Einleitung bespricht das Werk zunächst den Vogelschutz und kommt dann auf die specielle Charakterisirung aller einheimischen Stubenvögel, die nach der Verschiedenheit ihrer Nahrungsmittel alphabetisch geordnet sind. Ueber Vogelfang, Eingewöhnung frisch gefangener Vögel, Einrichtung der Vogelhäuser, Ernährung, Zähmung, Behandlung in Krankheiten, über die Feinde der Vögel werden besondere Artikel gegeben. Im Anhang ist eigentlich nur von dem Canarienvogel, aber sehr ausführlich die Rede, und von der Versendung der Vögel.

Um eine Stelle aus dem Buche zur Mittheilung zu bringen, wählen wir die Beschreibung der beliebten Feldlerche; über ihre äußere Erscheinung, über das Nestbauen und das Brüten als allgemein bekannt hinweggehend, lassen wir den Verfasser zum Wort:

Vom Raubvogel verfolgt, legt sie sich flach auf den Boden oder stürzt in der Angst in irgendeinen Schlupfwinkel, selbst in einen Bauernwagen. Oder sie wirbelt angstvoll empor, immer über dem Feinde sich erhaltend, weil er sie dann nicht stoßen kann. Sonderbar ist es, daß sie dabei angstvoll fortwährend singt. Jedes Männchen hat bestimmten Lieblingssitz, einen Stein, Hügel oder Scholle, wo es singend sitzt und keinen andern Vogel duldet. Gesellig und verträglich nur während des Zugs, sonst rauflustig gegen jedes Männchen seiner Art, welches dem bestimmten Nistbezirk naht, und auch gegen andere Vögel. Lockton voll und laut: Schier oder Scherr! hellpfeifend: Schrieh oder Schrit! in der Erregung: Terrerrerr! und beim Neste: Titri, titeri! Ihr Gesang gehört bekanntlich zu den herrlichsten Vogelliedern, voll, reich, fröhlich, jubelnd, aus mannichfaltigen trillernden Melodien und hellen Strophen, in anmuthiger und kunstvoller Weise wechselreich vorgetragen; von früh morgens bis spät abends, fast den ganzen Tag, so anhaltend und fleißig wie kein anderer Vogel, und vom Februar bis Spätherbst. Fang zahlreich zum Verspeisen, mit dem Tag- und Nachtgarn, weniger im Steckgarn, und einzelne Männchen als Sänger mit dem sogenannten Lerchenstich. Eingewöhnung des Herbstes nicht schwer, im Frühjahr dagegen schwieriger, weil sie sich oft zu Tode härmt. Verträglich im Gesellschaftskäfig oder in der Vogelstube; singt jedoch fleißiger und besser einzeln im geräumigen Käfig, wo man sie als vorzüglichen Sänger gut pflegt, ihr häufig frisches Trinkwasser zum Baden, aber nur trockenen feinen Sand und ein Stückchen grünen Rasen gibt und sie während der Mauser auch mit frischen Ameisenpuppen pflegt. Dauert dann 8 bis 10 Jahre in der Gefangenschaft aus und soll 30 Jahre alt werden.

Aus dieser kleinen Mittheilung erkennt man schon den Selbstforscher und kundigen Meister der Ornithologie. In der That ist alles, was Karl Ruß über die Pflege, Zähmung und Fütterung der Thiere, über die Einrichtung der Käfige, die Vorrichtungen zum Brüten u. s. w. sagt, vortrefflich und zeigt ihn uns als einen Mann von gründlicher selbständiger Erfahrung, sodaß besonders die Züchter und Händler überall von ihm lernen können. Der Anhang, der ausschließlich den Canarienvogel bespricht, ist besonders für Deutschland wichtig, weil hier dieser Lieblingsvogel aller Familien am meisten gezüchtet wird, und der Verfasser hat daher sehr wohl gethan, den Anhang auch als ein besonderes Büchlein herauszugeben. Schließlich bemerken wir, daß zu den bereits vorliegenden zwei Bänden des „Handbuch für Vogelliebhaber“ noch ein dritter, über den Schutz der Vögel erscheinen soll. Nach dem, was wir bisjetzt erhalten haben, läßt sich mit Bestimmtheit voraussagen, daß auch dieser Band mit Beifall und Dank entgegengenommen werden wird.

4. Naturwissenschaftliche Streifzüge. Von Philipp Spiller. Berlin, Denicke. 1873. Gr. 8. 4 M.

Auch dies mit Fleiß und Sachkenntniß geschriebene Buch wird seinen Zweck der belehrenden naturwissenschaftlichen Unterhaltung nicht verfehlen, obgleich es eine etwas straffere Gelehrtenmiene anzunehmen scheint. Uns will es zuweilen so scheinen, als wenn der Verfasser in Sorge wäre, daß er von den Männern von Fach nicht für einen ebenbürtigen Gelehrten anerkannt werden möchte. Die Verfasser der vorher besprochenen drei Werke setzen sich über diesen Punkt hinweg und arbeiten hauptsächlich nur für das größere gebildete Publikum, während die Fachgelehrten sich wol darüber freuen, daß ihre Wissenschaft so mundgerecht und für alle fruchtbar gemacht worden ist. Spiller hingegen sieht seine Abhandlungen für kleine Lockvögel an, von denen er wünscht, daß sie nicht blos bei Laien ihre Schuldigkeit thun, sondern auch Fachmänner zum Prüfen herbeiziehen. Die meisten der mitgetheilten Artikel sind astronomischen Inhalts; sie lesen sich gut, weil sie klar und mit den allerneuesten Erfahrungen und Forschungen unterstützt vorgeführt werden. Sehr gern stellt sich der Verfasser aber auf den kritischen Standpunkt, auf welchem er gegen Dr. Karl Schöpffer und Consorten ankämpft. So hatte er am 8. December 1868 von Schöpffer im Englischen Hause zu Berlin einen Vortrag über praktische und theoretische Astronomie gehört und beginnt nun seine Recension desselben mit den Worten:

Berlin! — Hut ab! — Denn du birgst in deinen Mauern einen Astronomen, wie ihn die Welt von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten noch nicht gesehen hat, nämlich den Dr. K. Schöpffer. Wisse, daß die Sonne kein Körper, sondern eine Flamme ist! Wisse, daß die Fixsterne elektrische Funken sind! Die Astronomen wissen gar nichts über Größe und Entfernung der Himmelskörper, sie schwindeln dem dummen Volke nur etwas vor; und die Bewegungen der Planeten, die am Himmel hin- und hergehen, richten sich gar nicht nach dem Copernicanischen System.

Wir können das Staunen des Verfassers recht wohl begreifen, denn wir sind schon hinreichend mit der Schöpffer'schen Keckheit im Verdrehen und Leugnen ehrwürdiger Wahrheiten bekannt geworden durch seine vielen Schriften, welche alle den Knak der Stillstandstheorie für sich gewonnen haben. Der entrüstete Verfasser begreift nicht, wie es möglich sei, solche Vorträge zu dulden. Man confiscire Bücher, die man für gefährlich halte, warum nicht auch öffentliche Reden und Personen, die sie halten wollen? Wir sind aber der Meinung, daß man bei solchen Gelegenheiten gar nicht ans Verbieten denken, daß man auch nicht viel Worte darüber verlieren sollte, denn dergleichen wird am besten nur todtgeschwiegen. Selbst das

Verhöhnen schürt den Kampf immer wieder zur neuen Flamme. Schließlich bemerkt der Verfasser, daß von den etwa 70 Zuhörern zwei Drittel zur Erdstillstandstheorie geschworen und den Vortrag mit großem Behagen in sich aufgenommen hätten. „Einige aber, es sei ihnen zur Ehre gesagt, zeigten wiederholt ein bedenkliches Kopfschütteln."

Die physikalischen „Streifzüge" Spiller's sind vorzugsweise auf die Unterstützung der neuesten Anschauungen über Stoff und Kraft gerichtet, wobei er mit loderndem Eifer die alten Ansichten über imponderable Stoffe und Flüssigkeiten bekämpft:

> Ohne Stoff keine Kraft, ohne Kraft keine Erscheinung, daher auch ohne Stoff keine Erscheinung. Die Erscheinung aber ist nicht der Stoff, sondern nur der Zustand des Stoffs, welcher sich auf Bewegung und Ruhe bezieht. Bewegung eines seine Natur nicht ändernden Körpers kann an einem zweiten Körper keinen Stoff erzeugen, sondern nur einen Zustand. Es gibt eine Umwandlung der Stoffe und eine Umwandlung der Zustände, d. h. der Bewegungsarten an den Körpern. Die Atome oder die untrennbaren Urtheile eines jeden Elementarstoffs haben eine bestimmte Gestalt und gruppiren sich in bestimmter Lagerung zu einem Körper. Jede Stoffumwandlung ist abhängig von einer Bewegung der Atome der Elemente. Es gibt in der ganzen Natur nur Bewegungserscheinungen theils der Atome, theils der Atomgruppen oder Körper, die beide das Fundament aller Kräfte sind, ohne daß diese uranfänglich aus ihnen selbst hervorgehen. Bei der Wechselwirkung der Naturkräfte zeigt sich überall das Gesetz der ungestörten Erhaltung der lebendigen, d. h. eine Arbeit erzeugenden Kraft.

Mit diesem Glaubensbekenntniß geht der Verfasser dann an die Theorien der Wärme, der Elektricität und des Magnetismus und spricht zuletzt ganz allgemein über die Molecularerscheinungen, woraus hervorgeht, daß jede von den fünf Erscheinungen, Schall, Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus, nicht nur ihresgleichen gewissermaßen als Resonanz oder Echo, sondern auch jede der vier andern erzeugt, theils durch Vermittelung irdischer Körper, theils durch den kosmischen Aether, und daß mehrere von ihnen gleichzeitig auftreten. Der Verfasser wird, wie man sieht, sehr gelehrt und scheint ganz zu vergessen, daß er eigentlich nur für das gebildete Laienpublikum zu schreiben beabsichtigte.

Heinrich Birnbaum.

Ein schlesischer Platenide.

Neue Lieder von Konrad von Prittwitz-Gaffron. Breslau, Trewendt. 1875. 8. 3 M. 75 Pf.

Wenn diejenigen Dichter, welche dem pariser Aristophanes auf seinen kühnen Bahnen folgen, meistens ein sehr salopes Ansehen haben, sodaß ihr poetisches Costüm mit demjenigen der Rekruten Falstaff's eine bedenkliche Aehnlichkeit hat, so sind im Gegensatz hierzu die Jünger Platen's von einer vornehmen Haltung, die ihrem dichterischen Auftreten von Hause aus Gewicht gibt und ein günstiges Vorurtheil für sie erweckt. Am wenigsten nachahmen lassen sich die Originalgenies, deren Zauber in anscheinender Kunstlosigkeit, in der Verachtung der geschlossenen Formen besteht; denn was bei ihnen den Reiz bestechender Eigenthümlichkeit hat, das wird bei ihren Nachfolgern zu unwürdiger Lässigkeit und forcirtem Cynismus. Wir haben daher allen Respect vor den Heinianern in der neuern Poesie und gehen ihnen gern aus dem Wege, während die Plateniden doch alle den künstlerischen Adel wahren, der ihres Meisters Werke schmückt. Es gibt zwar auch unter den lyrischen „Marmorarbeitern" manche, deren Meißel den feingeäderten Stoff nur sehr oberflächlich zu formen weiß; doch man befindet sich bei ihnen immer in einem künstlerischen Atelier und nicht auf der Straße.

Ein begeisterter Anhänger Platen's war der jugendliche Graf Strachwitz, den ein allzu früher Tod hinwegraffte. Einzelne Gedichte dieses schlesischen Poeten sind von einer Formenschönheit, die mit derjenigen des Meisters wetteifern darf, und haben dabei einen großen Wurf, wie namentlich einige Balladen und der stolze Hymnus „Germania". Ein anderer schlesischer Platenide tritt uns in den obigen „Neuen Liedern" entgegen, einer neuen Sammlung der poetischen Erzeugnisse des Dichters. Konrad von Prittwitz-Gaffron macht kein Hehl daraus, zu welcher Fahne er geschworen hat; mehrere seiner Gedichte sind dem Grafen Platen gewidmet, zunächst eine Ode in einem antiken Platen'schen Versmaß, deren erste Strophen lauten:

Sei mir gegrüßt, einsames Grab am Gestade
Brausenden Meers, sei gegrüßt, heilige Ruhstatt,
Wo den sicheren Schlaf mein Platen
Schlummert im Lorbergebüsch.

Sicheren Schlaf schläfst du, o Freund; denn es flüstern
Schwankenden Laut dir ins Ohr Pinienwipfel,
Und es singt nur im Hain die Drossel
Lieder aus dunkelm Gezweig.

Wir haben gegen diese antiken Odenstrophen, selbst bei durchsichtigem choriambischen Aufbau, wie er hier nicht zu verkennen ist, stets, auch Platen's Meisterschaft gegenüber, gerechte Bedenken geäußert und freuen uns, daß Prittwitz nur sehr ausnahmsweise hierin in die Fußstapfen des Meisters tritt. In einem leichter geflügelten Gedicht spricht Prittwitz es aus, daß die echte Kunstgemeinde dem Dichter trotz aller Feinde den Kranz reicht, und daß er der Schönheit Tempelwächter für alle Zeit bleibt. Außerdem widmet er ihm vier Sonette, von denen das zweite und dritte an die Venetianischen Sonette Platen's anknüpft; das erste lautet:

O, daß dein Grollen ganz dein Volk verstünde,
Der du, „wie keiner, für die Kunst gelitten",
Wie keiner vor dir, heldenhaft gestritten,
Daß neu der Schönheit Tempelbau sich gründe!

Die Unkunst schien dir todeswürd'ge Sünde;
Drum standest du, wie Mars, im Kampfe mitten,
Und Pfeil auf Pfeile von der Sehne glitten,
Daß allem Volk des Gottes Zorn sich künde.

Wol trafen die Geschosse sichre Ziele
Und streckten schwirrend manchen Feind zur Erde;
Doch mühvoll streitet Einer gegen Viele.

Drum flohst du schmollend von dem Heimatherde
Dem Süden zu, daß deinem Saitenspiele
In mildern Lüften mildre Würd'gung werde.

Der Ernst des künstlerischen Strebens zeichnet die Platen'sche Schule aus; so singt auch Prittwitz in einer schönen „Siciliane“:

Willst du ein Dichter sein, so strebe ernst!
Nicht leicht hebst du den Hort der Nibelungen;
Je mehr du dich vom leichten Tand entfernst,
Je näher bist zur Wahrheit du gedrungen;
Nur wenn die Tiefe du durchforschen lernst,
Hast du dem Meer die Perle abgerungen.
Ernst ist der Weg — doch auch das Ziel ist ernst,
Des Schwanen Lied wird sterbend nur gesungen.

Und gerade dieser Ernst des Strebens findet stets seinen Lohn; so gelingt den begabten Plateniden oft ein künstlerisch schönes Lied, und auch die vorliegende Sammlung enthält Gedichte von tadelloser Schönheit. Daß es sich dabei nicht blos um das handelt, was man die „marmorne Manier“ nennen könnte, sondern daß auch innige Empfindung den Adel der Form durchdringt, das mag das folgende schöne Lied beweisen:

Weckt mich nicht.

Weckt mich nicht!
Ach, der Kummer
Liebt den Schlummer,
Jenes völlige Vergessen
Alles dessen,
Was bei Tag das Herz uns bricht —
Weckt mich nicht!

Weckt mich nicht!
Aus der Sterne
Goldner Ferne
Ruft mich nicht in Sonnensphären.
Laßt gewähren
Mondenschein und Sternenlicht —
Weckt mich nicht!

Weckt mich nicht!
Sel'ge Stunde,
Wo die Wunde
Sanft sich schließt, und Traumgestalten
Leise walten,
Mit der Engel Angesicht!
Weckt mich nicht!

Weckt mich nicht!
Mit dem Morgen
Nahn die Sorgen,
Und zur Heimat muß entsteigen
Jener Reigen,
Der mein Lager hold umflicht.
Weckt mich nicht!

Solche Blüten lyrischer Empfindung sind zu geschmackvollen Kränzen geschlungen; wir theilen noch eins dieser Gedichte mit:

An . . .

Denk' ich jener Tage
Der vergangnen Zeit,
Singt des Liedes Klage
Noch das alte Leid.

Oft, wenn stilles Dunkel
Decket das Gefild,
Steigt im Sterngefunkel
Auf dein liebes Bild.

An mein Lager leise
Gleitet die Gestalt,
Und die alte Weise
Traurig wiederhallt.

Nachtigall vom Baume
Ihre Schwester grüßt,
Bis zum schweren Traume
Sich mein Auge schließt.

Ob des Frühroths Schimmer
Dann die Nacht verdrängt,
In der Wimper immer
Noch die Thräne hängt.

Ja, Prittwitz pflegt selbst das Volkslied, dies wildwachsende Lied, welches Platen in seinem Kunstgarten nicht gezogen hat. Da nimmt die Muse von Prittwitz ein degagirteres Wesen an und springt lustig von ihrem marmornen Piedestal herab. Frisch und munter ertönt das „Jägerlied“; auch die vier „Volkslieder“ haben eine ungekünstelte Natürlichkeit und nehmen es dabei mit dem Reime nicht so genau wie die stolzen Sonette, Octaven und Sicilianen, der eigentliche üppige Tulpenflor in dem Prittwitz'schen Blumengarten. Groß ist besonders die Zahl der Sonette, die meistens von krystallklarer Form und mit vollen Reimen ausgestattet sind. Unreine Reime in Sonetten sind wie blinde Fenster in einem künstlerischen Prachtbau. Wir theilen hier zur Probe zwei schöne Liebessonette mit, die bei ungezwungenem Fluß und Guß doch eine künstlerisch vornehme Haltung wahren:

Was leugnest du, daß du in jenen Tagen
Unschuld'ger Lieb' an meiner Brust gelegen?
Noch seh' ich scheu auf stillen Waldeswegen,
Wie eine Hindin, dich durchs Dickicht jagen.

Im schlichten Kleid, den Hut zurückgeschlagen,
Die Wange roth, halb schalkhaft, halb verlegen,
So trafst du blumenhaft dem Freund entgegen,
Um morgenfrisch: Willkommen! ihm zu sagen.

Was dann geschah? Nur Nachtigallen lauschten,
Und flötenreich erklangen ihre Töne;
Der Linden Laub, die Buchenwipfel rauschten.

Was blieb von jenem Traum? Heut ist verklungen
Längst jener Tage zaubervolle Schöne,
Und du, du zürnst mir, daß ich sie besungen.

Und dennoch ewig, nimmer auszumerzen,
Lebt liebend auch in dir ein treu Gedenken,
Und wenn des Abends Schatten stumm sich senken
Und Mond und Sterne zündeten die Kerzen,

Dann pflegst auch du, Vereinsamte, mit Schmerzen
Nach jener Zeit die Blicke still zu lenken
Und ihr der Thräne Perlengut zu schenken,
Das edle Kleinod edler Frauenherzen.

Im Geiste siehst du jener Linden Schatten,
Im Geiste hörst du leis der Vögel Lieder
Und siehst den Freund am Buchenstamme lehnen.

Dann sprichst auch du: Ich wollte dich bestatten,
O Liebe, doch erstanden bist du wieder,
So lebe denn, wenn auch mit tausend Thränen.

Wir konnten in dieser Sammlung viel Treffliches rühmen oder, noch mehr, für sich selbst sprechen lassen. Nicht alle Gedichte sind indeß gleich an Werth; hin und wieder findet sich ein matteres, dem die schmucke, feierliche Einkleidung allzu prunkend zu Gesicht steht. Auch liebt der Dichter mehr als billig die mythologische Anspielung, das Bild aus der Götter- und Heroenzeit, wie wir es wol bei unsern Classikern und auch bei Platen finden, während in unserer modernen Lyrik eine zu große Häufung derartiger Bilder doch leicht schulmäßig und erkältend gefunden wird. Ein sonst vortreffliches Gedicht:

„Mir die blitzesschnelle Alexander-Bahn", leidet etwas unter diesen Bildern:

Mögen andre klagen,
Wenn sie Gräber sehn:
Schwerer ist zu tragen
Wechsellos Bestehn!

Grauser will mir dünken
Memnon's ew'ges Haupt,
Als zu Blumen sinken,
Von dem Sturm entlaubt.

Besser, wie die Lerche,
Tauschen Nest und Land,
Als in engem Pferche
Dauernder Bestand.

Besser, rasch im Lenze
Ein Peliden-Tod,
Als die welken Kränze,
Die man Nestor bot.

Euch die glatte Welle
Und den sichern Kahn,
Mir die blitzesschnelle
Alexander-Bahn!

Ein gleiches Bild wiederholt sich in dem mit geflügelten Daktylen dahinschwebenden Gedichte „Der Greis":

Wehe dem Nestor! Greise ermüden,
Wo dem Peliden
Rühmlich beschieden,
Hektor zu fällen,
Iliums Thurm.

Mit Phöbus Apollo beschäftigen sich zwei Sonette; dort weckt ein Lied Castalias Wundertrank, hier rauschen Dodonas Eichen!

Der Sinn des Dichters selbst hat etwas Tüchtiges und Edles, seine leise Schwermuth ist weit entfernt von weltschmerzlicher Zerrissenheit, und wer auch seine Frömmigkeit nicht theilt, wird doch zugeben, daß sie ohne Aufdringlichkeit aus dem Herzen kommt. Hinter dem wilden Plateniden Strachwitz folgt dieser sanftere schlesische Jünger Platen's, von gleicher Formenschönheit, aber weicher und hingebender in seinen stillen Klängen.

Rudolf Gottschall.

Pädagogische Literatur.

1. Die Abwege in der neuen deutschen Geistesentwickelung und die nothwendige Reform des Unterrichtswesens. Von H. Ahrens. Prag, Tempsky. 1873. 8. 1 M. 40 Pf.

Vorliegende Schrift, ein Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Die neue Zeit" (Heft 7), hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Ursachen, welche unsere neuere Geistesentwickelung auf Abwege geführt, bloßzulegen und die Mittel anzugeben, durch welche der Gang dieser Entwickelung wieder auf den richtigen Weg geführt werden könnte.

Der sich breitmachende Börsenschwindel, welcher den ganzen volkswirthschaftlichen Organismus bedroht, wie auch die socialistische Bewegung der Arbeiterklassen, welche gegenwärtig, wenn auch „nicht ohne eine theilweise Berechtigung" vor sich gehend, doch vielfach Maß und Ziel überschreitet, sind Erscheinungen, deren tiefere Gründe in ganz andern Regionen zu suchen sind, als da, wo sie deutlich hervortreten. Lassen wir hierüber den Verfasser selbst sprechen:

> Geht man aber der Sache tiefer auf den Grund, so wird man behaupten müssen, daß, wie in der physischen Welt Unwetter und Stürme sich in den obern Regionen der Atmosphäre vorbereiten, so auch in der geistig-sittlichen Welt alle Abirrungen, die in den tiefern Volksschichten hervortreten, in den höhern Kreisen, in verkehrten Richtungen der Wissenschaft und Bildung ihren Ausgang genommen oder wenigstens die nachhaltige Nahrung und Stütze gefunden haben.

Ist diese Prämisse richtig, daß die „Richtungen der Wissenschaft und Bildung", die sich ja in den jeweiligen philosophischen Systemen kundgeben, die bewegenden Factoren der Zeitströmung sind, und nicht umgekehrt jene von dieser beeinflußt werden, so ist auch die Hoffnung berechtigt, „daß, wenn das Licht der höhern und wohlbegründeten Wahrheit die Spitzen der Gesellschaft wieder beleuchtet und auf den obersten Bildungsstätten intensiv kräftige Mittelpunkte erhält, dieselbe auch bald wieder in den mittlern und niedern Regionen ihre leuchtende und erwärmende Kraft beweisen wird". Der Beweisführung für diesen Einfluß der Philosophie ist der zweite Theil der Abhandlung gewidmet. Im dritten Theil werden alsdann die Wege angegeben, welche, zu einer Reform des Unterrichtswesens führend, wieder einem neuen Geiste den Einzug in die Gemüther der Menschen ermöglichen. Und so ist es denn die Philosophie, die wieder zu Ehren kommen muß. Ist durch eine einseitige Einheitrichtung in dem Aufbau philosophischer Systeme „eine Strömung ausgegangen, welche die wichtigsten Grundlagen des geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Lebens erschüttert, in den untersten Schichten der Gesellschaft die sichtbarste verheerende Wirkung ausgeübt hat": so muß gerade an dieser Quelle der Abirrung auch die Heilung gesucht werden. Die Besserung muß von den Hochschulen ausgehen, die sich die Humanitätbildung im wahren Sinne des Worts zur höchsten Aufgabe zu machen haben. „Zu dieser Bildung gehört aber vor allem, daß der vornehmste geistige Lebensbestandtheil, der den Menschen zum Menschen macht, daß das Göttliche im Menschen, die Gottebenbildlichkeit als das wahre Bildungsideal zum Bewußtsein gebracht, in Herz und Gemüth für ein edleres sittliches Wollen und Handeln aufgenommen werde". Die Philosophie hat sich von jeher diese Aufgabe gestellt, und darum ist eine Kenntniß von den Grundlehren dieser Wissenschaft, welche den Geist zur Selbsterkenntniß leiten sollen: Psychologie, Logik und Ethik, von jedem Studirenden zu verlangen. Eine Kenntniß der Metaphysik wäre nur für Philologen und Theologen unerlaßlich. Für alle Studirende käme noch Aesthetik und Geschichte hinzu.

Die Bürgschaft der Aneignung philosophischer Bildung liegt aber nicht in der Verpflichtung, zwei philosophische Vorlesungen zu hören, sondern in einer Prüfung, die entweder vor Eintritt in eine besondere Fachfacultät

vorgenommen wird, wie es vor 1848 in Oesterreich und Baiern gehalten und auch von namhaften Gelehrten in Deutschland, wie von Schleiermacher, bereits früher empfohlen worden ist, oder, wo solches nicht thunlich, in einer desfallsigen Prüfung beim Staatsexamen oder bei einem solchen, das für das Berufsstudium gemacht wird. Der Verfasser geht dann die einzelnen Facultäten durch und zeigt, in welchem Umfange er sich eine solche Prüfung bei denselben denkt. Auch den übrigen Bildungsanstalten müßte die Wohlthat grundlegender Unterrichtscurse der philosophischen Disciplinen, je nach Stufe der Anstalt und der zu Unterrichtenden, zutheil werden, wenn dem immer mehr um sich greifenden Materialismus entschieden entgegengetreten werden soll.

Als grundlegend für das ganze Erziehungssystem erkennt aber der Verfasser den Kindergarten, der in das öffentliche Unterrichtssystem einzuordnen sei, „weil die in jedem Kinde liegenden ureigenthümlichen und gerade in diesem Alter am stärksten treibenden Keime und Kräfte, die im Spiele vorwaltend zur äußern Bethätigung drängen, wenn sie nicht verkommen oder in verderblichen Richtungen verbildet werden sollen, gleich von vornherein die rechte Pflege finden müssen. Schon in der Spielthätigkeit muß der Sinn für Regel, Gesetz, Ordnung belebt, die schaffende und gestaltende Selbstthätigkeit geweckt und die Erkenntnißkräfte in einer der Altersstufe angemessenen Weise, die der Schule den entsprechenden Unterbau gewährt, entwickelt, das Gemüth auf das Religiöse gerichtet, der Arbeitstrieb gebildet und so der Ausgangspunkt auch für alle Zweige des praktischen Lebens gewonnen werden."

Alle in philosophischer Hinsicht beantragten Reformen finden aber ihren Abschluß in der Gründung philosophischer Seminarien. Wird so die Geistesbildung von unten her angebaut, das Ziel, die Menschen zur Selbsterkenntniß zu führen, auf allen Stufen unverrückt im Auge behalten, so wird wieder ein Geist erwachen, der läuternd und reinigend alle die Krankheiten besiegen wird, an welcher die menschliche Gesellschaft gegenwärtig leidet. Das Büchlein zeugt von dem Scharfsinn des Verfassers und verdient von jedem Gebildeten gelesen zu werden.

2. Pädagogische Früchte. Von Ludwig Völter. Zwei Bände. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1872. Gr. 8. 7 M.

Vorliegende zwei Bände enthalten eine Reihe pädagogischer Aufsätze, welche bis auf zwei der Verfasser während der Jahre 1841—71 im „Süddeutschen Schulboten" veröffentlicht hat. Die Aufsätze gruppiren sich unter vier Rubriken: „I. Zur allgemeinen Pädagogik"; „II. Zur Volksschulpädagogik"; „III. Zur Volksschulunterrichtslehre"; „IV. Zur Volksbildung, Volksschulbildung, Volksschullehrerbildung". Es ist nicht zu leugnen, daß sich manches Gute in der großen Menge befindet, doch tritt durchweg ein so exclusiv kirchlicher Geist hervor, daß diese „Früchte" zumeist als ungenießbar für unsere Zeit sich zeigen. Was sollen wir z. B. mit pädagogischen Lehren machen, welche von dem Dogma der Erbsünde ausgehen? Der Verfasser geräth ja förmlich in Harnisch gegen Diesterweg, weil dieser behauptete, die Lehre von der Erbsünde „rühre von dem Stifter des Christenthums nicht her".

Folgende Auseinandersetzung wird uns mit dem Geiste des Buchs näher bekannt machen. In dem Aufsatz „Ueber das Band zwischen Kirche und Schule" wird letztere kurzer Hand als unbestreitbares Eigenthum der erstern erklärt:

> Die Idee der Volksbildung, welcher unsere Volksschule ihr Dasein verdankt, findet sich nirgends auf außerchristlichem Boden (diese Behauptung ist, wie geschichtlich nachweisbar, eine falsche); sie ist wesentlich ein Erzeugniß des Christenthums, und die Kirche, als Trägerin des Christenthums in der Welt, ist in ihrem vollen Recht, wenn sie dieselbe als ihr Eigenthum in Anspruch nimmt.

Unter den Thesen, mit welchen der Verfasser genannten Aufsatz schließt, lesen wir: „1) Die Kirche ist der Boden, in welchem die Volksschule wurzelt. Sie aus dem Zusammenhang mit der Kirche reißen, heißt sie entwurzeln und lebensunfähig machen..." „3) Bei der Auswahl zum Lehramt ist mehr auf Gnadengaben als auf Naturgaben, mehr auf Herzens- und Charakterbildung als auf intellectuelle Befähigung zu sehen, wie denn die eigentliche Lehrertüchtigkeit weit mehr in sittlichen Qualitäten als im Wissen begründet ist." Welche Persönlichkeiten unter dem Schutze dieser These in den Lehrdienst eingeschmuggelt werden können, wird jedem Denkenden nicht unschwer werden, sich auszumalen. „9) Der Geistliche ist der natürliche Inspector der Volksschule und des Volksschullehrers."

Da dürfen wir uns nicht wundern, daß der Verfasser es auch jetzt noch für zeitgemäß gehalten hat, das aus seiner Feder stammende Gutachten unter seine „Pädagogischen Früchte" aufzunehmen, welches eine Versammlung evangelischer Geistlichen im Jahre 1863 auf eine Denkschrift abgegeben, die der Ausschuß des würtembergischen Volksschullehrervereins im Jahre 1862 abgefaßt hatte.

Forderungen wie, daß auch dem Lehrer Antheil an der Verwaltung des Schulwesens gegeben, daß ein Ortsschulrath errichtet werde, Forderungen, welche die neuere Pädagogik als begründete anerkennt, werden mit Ironie abgefertigt. Da heißt es unter anderm: „Uebrigens ist die Forderung, daß Schullehrer in die Oberschulbehörde als Hauptmitglieder, als Referenten, berufen werden müssen, ganz analog dem, jedoch nicht erhörten Fall, daß die Schultheißen das Recht, zu den Referentenstellen in der Oberregierung berufen zu werden, und zwar ausschließlich, für sich in Anspruch nehmen würden."

In dem Aufsatz „Zur Orientirung" will der Verfasser auf dem Gebiete des praktischen Lebens und dem der Wissenschaft Umschau halten, um einige Haupterscheinungen hervorzuheben, welche für die Schule und den Lehrerstand bedrohlich zu sein scheinen. Wir geben aus dieser Abhandlung einige Sätze hier wörtlich wieder, ohne Bemerkungen daranzuknüpfen, da sie eines Commentars nicht bedürfen. Der Aufsatz ist aus dem Jahre 1857:

> Der durch die Reaction von der Oberfläche zurückgedrängte Giftstoff (!) hat sich in die freien Sprechsäle der Tagespresse und der Literatur und in die engen Kammern des Partei- und Sektenwesens verzogen, um hier die Gemüther für den nicht aufgegebenen, sondern blos vertagten Entscheidungskampf reifer zu machen. . . .
>
> Nachdem nämlich die Reaction den Weg der politischen Agitation unpraktikabel gemacht hat und die Lockspeise der „Emancipation" polizeilich confiscirt ist, hat der Zeitgeist den Lehrern gegenüber eine unverfänglichere, ernsthaftere Miene angenommen; er ist der Wolf im Schafspelz geworden. Er hat sich auf das Feld der „Wissenschaft" geworfen und colportirt die „neuern wissenschaftlichen Forschungen" und die „Ergebnisse der modernen Kritik" unter der Lehrerwelt, überzeugt, daß auf

diese Weise, wenn auch langsamer, doch nur um so solider am Bau der Zukunft gearbeitet wird, und daß ein Umweg oft der geradeste Weg zum Ziele ist. . . .

Wir haben in Deutschland eine unter unserm Volke sehr einflußreiche Clique sogenannter Naturforscher, welche die Naturwissenschaften nur als einen Hebel für den socialen Umsturz ansehen, als eine Waffe, mit der sie das auf die Autorität der von ihnen bekämpften übersinnlichen Ideen gebaute Gebäude des Staats und der Kirche zertrümmern wollen.

Sollen wir noch mehr Proben dem Leser vorlegen? Wir könnten es, doch wir glauben des Guten genug gethan zu haben. Was für Früchte aber im Garten der deutschen Schulen wachsen würden, ja was die ganze menschliche Gesellschaft zu erwarten hätte, wenn den Männern der Richtung, welcher der Verfasser vorliegender „Pädagogischer Früchte" angehört, das Heft in die Hände gegeben wäre, darüber dürfte wol niemand im Unklaren sein. An ihren „Früchten" sollt ihr sie erkennen!

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Daß das Wechselverhältniß der literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich kein gesundes sei, ist schon wiederholt mit Recht behauptet worden. Frankreich erscheint als die geistig productive Großmacht, welche sich um die neuere deutsche schöne Literatur so gut wie gar nicht kümmert, während das deutsche Theater von dem Abfall der französischen Bühnen lebt. Diese Thatsache ist vor und nach dem Kriege dieselbe geblieben. Kein Stück von Gutzkow, Laube, Freytag, nicht einmal von Frau Birch-Pfeiffer und Benedix hat den Weg auf die französischen Breter gefunden; doch nicht blos die Alexander Dumas, Augier und Sardou, sondern auch die Meilhac, Offenbach u. a. sind auf den deutschen Theatern heimisch. Der Austausch der literarischen Productionen zweier Nationen ist gewiß berechtigt; er dient zu ihrer gegenseitigen Anregung und Förderung. Dann muß aber nicht die eine Nation von der andern ins Schlepptau genommen werden. Und die Nation von Denkern und Dichtern ist auf dem Schlachtfelde und in der Politik siegreich geblieben; in der Literatur aber setzt sie die Rolle sklavischer Aneignungen fort, ohne daß sich die französische Nation um die dramatischen und literarischen Größen jenseit des Rheins sonderlich kümmert.

Eine Ausnahme findet neuerdings statt mit Sacher-Masoch, dessen Schriften, obgleich der Autor ein geborener Galizier ist, doch jedenfalls der deutschen Literatur angehören und auch in Deutschland zum Theil Aufsehen gemacht haben. Die „Revue des deux mondes" hat diesen Autor zu ihrem besondern Liebling und Schützling erwählt. Im Jahre 1872 fand „Das Vermächtniß Kain's" in dieser „Revue" eine auszeichnende Beurtheilung. Seitdem brachte die „Revue" die vier besten Novellen aus dem ersten Theile des „Vermächtniß Kain's": „Don Juan von Kolomea", „Der Capitulant", „Mondnacht" und „Marzella", in vorzüglicher Uebersetzung. Diese vier Novellen erschienen sodann im Herbst 1874, unter Hinzufügung des Prologs: „Der Wanderer", unter dem Titel: „Sacher-Masoch. Le legs de Cain, contes galiciens", in dem Verlage von Hachette in Paris und fanden bei der französischen Kritik und dem französischen Publikum eine sehr günstige Aufnahme. Besonders glänzend sprach sich der jüngst verstorbene geistreiche Kritiker Amédée Achard im „Journal des Debats" über die Novellensammlung aus. Er begann seine Kritik mit den Worten: „Vor kurzem sind einige Novellen erschienen, welche das Glück hatten — und beeilen wir uns zu sagen, daß sie es verdienten —, die Aufmerksamkeit eines großen Leserkreises zu erregen und zwar zu einer Zeit, wo es nicht so leicht ist dieselbe zu wecken. Sie waren von einem fremden Namen gezeichnet, mit dem uns ein angesehenes Blatt («Revue des deux mondes») zuerst bekannt gemacht hatte. Jene Erzählung, welche es zuerst veröffentlichte, erregte lebhaftes Interesse in einem gewissen Kreise, der zwar ohne Zweifel klein, dafür aber hochgebildet, voll Verständniß, und schnell bereit ist, sich alles anzueignen, was ein besonderes Gepräge hat und anzudeuten scheint, daß eine neue Goldader entdeckt wurde. Es war durch einige Zeit fast Mode, wenn man sich in jenen Salons, welche den Geschmack an den Schöpfungen des Geistes bewahren, traf, zu fragen: «Haben Sie den ‚Don Juan von Kolomea' gelesen?» Und wenn irgendein Nachlässiger mit «nein» erwiderte, so unterließ man gewiß nicht ihm zu sagen: «Nun, dann lesen Sie ihn, und Sie werden sehen, daß Sie etwas Aehnliches noch nicht gelesen haben.» Dieses in seiner Art Neue war das Werk eines Galiziers, und der Name des Autors in seiner bizarren Construction gehörte nicht zu jenen, welche sich leicht dem Gedächtniß einprägen. Herr Sacher-Masoch mußte sehr viel Talent besitzen, um solche Silben den französischen Lippen annehmbar und mundgerecht zu machen. Dem «Don Juan von Kolomea» folgten Schlag auf Schlag: «Frinko Balaban» (deutsch: der Capitulant), «La Barina Olga» (deutsch: die Mondnacht), «Marzella», durch die der Verfasser nichts von seinem jungen Rufe einbüßte, im Gegentheil denselben nur befestigte, da sie den Beweis lieferten, daß seine Eigenthümlichkeiten durchaus nicht das Ergebniß eines vorübergehenden glücklichen Augenblicks sind; es war dies keine Quelle, die bei ihrem ersten Wurf versiegte."

Weiterhin sagt der geistreiche Kritiker: „Wenn man in einen fremden Roman eindringt, so ist dies wie wenn man in unentdeckten Landen reisen würde. Es wird einem mit einem male die Offenbarung unbekannter Sitten, Leidenschaften, Charaktere, Empfindungen. Die Perspectiven wechseln. Es ist immer der Mensch, das menschliche Wesen mit seinen beweglichen Zügen, was man vor sich hat: aber welche Nuancen und welche Verschiedenheit in diesem ewigen Vorwurf der Studien, wo man, wie es scheint, keine Entdeckungen mehr zu machen hat und immer neue überraschende macht. Für jene Wißbegierigen, welche behaupten, daß die Seele nicht minder verschiedenartige Einblicke gewähre als die Natur und nicht minder unermeßlich sei als Meere und Continente, liegt in diesen Forschungen ein Vergnügen, das man zu kosten nie müde wird. Es sind dies — man verzeihe mir den Ausdruck — gleichsam moralische Landschaften, die man von Seite zu Seite durcheilt. Herr Sacher-Masoch hat alle jene Eigenschaften, welche den Romancier ausmachen; ich sage nicht, daß er sie alle in demselben Maße hat, aber er versteht zu schaffen und zu componiren, und er hat jene Gabe, ohne welche alle andern nichts sind, alle seine Gestalten leben zu machen. Durch ihn wird man in jenem Genusse, nach dem die Gourmands der Literatur lüstern sind und von dem ich eben sprach, niemals getäuscht. Man hat bei seinen Novellen ganz denselben Eindruck wie bei den Erzählungen Bret Harte's, des amerikanischen Romancier."

Die eingehende Analyse, welche Amédée Achard außer dieser Gesammtcharakteristik von den einzelnen Erzählungen entwirft, das glänzende Lob, welches er dem Schilderungstalent des galizischen Autors ertheilt, bestimmte den Herausgeber der „Revue des deux mondes", demselben den Antrag zu machen, er möchte den zweiten Theil des „Vermächtniß Kain's", der das Eigenthum behandelt, zuerst in der „Revue des deux mondes" erscheinen lassen. So sind bereits zwei Novellen aus dem zweiten Theile in der „Revue" erschienen: „La justice des paysans" (deutsch: Volksgericht) und „Le Heydamak" (Der Heydamak), und nächstens erscheint die dritte Erzählung: „Hasara Raba". In dem zweiten Maiheft der „Revue des deux mondes" erschien eine Uebertragung von Sacher-Masoch's „Gläubiger als Heirathsstifter" (aus dem Buche „Gute Menschen") unter dem Titel: „Le mariage de Valerien Kochanski".

So ist Sacher-Masoch ein Lieblingsautor der „Revue des deux mondes" geworden, was seit Heine keinem neuern deutschen

Dichter in gleichem Maße begegnet ist; „deutscher Dichter" ist freilich cum grano salis zu verstehen. Viele Vorzüge Sacher-Masoch's hängen mit einer nationalen Eigenthümlichkeit zusammen, welche nicht als „deutsch" bezeichnet werden kann, wie überhaupt die Sympathien in Lebensauffassung und Lebensdarstellung zwischen unsern westlichen und östlichen Nachbarn, gleichsam über unsere Köpfe hinweg, lebendiger sind als diejenigen, welche Franzosen und Deutsche miteinander verknüpfen.

Theater und Musik.

In Berlin ist am Hoftheater Hugo Bürger's Lustspiel: „Ein Frauenadvocat" dessen „Modellen von Sheridan" auf dem Fuße gefolgt, hat aber nur in dem ersten Acte die Kritik zu befriedigen vermocht. Der eigentliche Name des Autors soll Lubliner sein; er ist ein Berliner, der die lebhafte Theilnahme des berliner Publikums jedenfalls durch innere Geistesverwandtschaft zu erringen weiß. Auf dem Nationaltheater führten die dort gastirenden schweriner Gäste das einactige Schauspiel: „Carin von Schweden" auf, welches Wilhelm Jensen nach seiner eigenen fesselnden Erzählung bearbeitet hat.

— Die Wagner-Concerte im berliner Concerthause, die der Meister selbst dirigirte, riefen jenen stürmischen Enthusiasmus hervor, wie er bei den Anhängern dieses Componisten, welcher gleichgestimmte Gemüther in merkwürdiger Weise zu elektrisiren weiß, gebräuchlich ist. Auf den „Kaisermarsch" folgten drei Stücke aus der „Götterdämmerung": „Der Wechselgesang Brunhild's und Siegfried's", „Siegfried's Tod" und „Brunhildens Feuertod"; das Finale der Trilogie. „Siegfried's Tod" und der Trauermarsch des Orchesters, der ihm folgt, fanden die allseitigste Anerkennung; die Tonfluten und Tonwirbel des Finale, welches alle Elemente ins Feuer führt, sollen das größte Aufgebot instrumentaler Masseneffecte darstellen, von welchem die neuere Oper zu erzählen weiß.

Aus der Schriftstellerwelt.

Eduard Mörike ist am 4. Juni gestorben. Die raschlebende Gegenwart wird bei dem Namen dieses Dichters erst wieder eine dunkle Erinnerung auffrischen müssen; so wenig ist derselbe in weitern Kreisen bekannt und volksthümlich geworden. Nur hin und wieder findet sich eine seiner schwunghaften Hymnen in den neuen Anthologien. Zur Zeit der schwäbischen Dichterschule war Mörike viel genannt; er gehörte zu derselben, obschon er mehr an Goethe anklang als an Schiller, während die übrigen Vertreter dieser Schule mehr an die Schiller'sche Dichtweise erinnerten. Am 8. September 1804 zu Ludwigsburg geboren, studirte er seit 1822 in Tübingen Theologie, und nachdem er mehrere Hülfsstellen bekleidet hatte, erhielt er 1834 die Pfarrstelle zu Kleversulzbach bei Weinsberg. Aus Kränklichkeit legte er sein Amt nieder und bekleidete später eine Lehrerstelle am Katharinenstift in Stuttgart, von der er 1866 zurücktrat. Eduard Mörike war ein Liebling der ästhetischen Feinschmecker; vom Publikum war er weniger beachtet als von der Kritik und den tonangebenden Kreisen. Als Auszeichnung war ihm der bairische Maximiliansorden, welchen Uhland abgelehnt hatte, zutheil geworden. Mörike war zuerst mit einem Künstlerroman: „Maler Nolten" (1832), aufgetreten, in welchem psychologische Feinheit mit grell tragischen und gespenstigen Elementen wechselte und der aus dem sonnenlichten Reich der schwäbischen Schule hinauswies in die unheimliche Dämmerung der Romantik. Erst seine „Gedichte" (1838, 3. Aufl. 1856) machten ihm mit Recht einen Namen; sie enthalten viel fein Empfundenes, Tiefsinniges neben einer tüchtigen Detailmalerei. Die „Idylle vom Bodensee" (1846) hat einzelnes dichterisch Anmuthende, „Das stuttgarter Hutzelmännlein" (1853) ist eine Humoreske mit derber realistischer Farbengebung und mit jenem etwas spröden schwäbischen Humor, der kaum als allgemein genießbar betrachtet werden kann. Einzelne spätere Erzählungen, welche Mörike herausgab, sind ohne Bedeutung. Eine bleibende Stelle in der Literatur wird er durch einige seiner Gedichte behaupten.

Bibliographie.

Almar, T., Weichsel-Novellen. Berlin, F. Duncker. 8. 6 M.

d'Aurelle de Paladines, Feldzug von 1870/71. Die erste Loire-Armee. Autorisirte deutsche Uebersetzung von La Pierre. 2te Abth. Wolfenbüttel, Zwissler. Gr. 8. 6 M.

Balzer, E., Der Weg zum religiösen Frieden. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 50 Pf.

Bartholomäi, F., Johann Friedrich Herbart. Ein Lebensbild. Langensalza, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 1 M.

Baumann, A., Gedichte. Aachen, Barth. 8. 3 M.

Blanche, A., Aufzeichnungen eines Geistlichen. Aus dem Schwedischen übersetzt von Eugenie Duncker. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 5 M.

Berlit, B., Vor Paris und an der Loire 1870 und 1871. Feldpostbriefe des Reserve-Lieutenants im 83sten Regiment Alfred Berlit und des einjährig Freiwilligen im 83sten Regiment Georg Berlit theils vollständig, theils auszugsweise mitgetheilt. Kassel, Fischer. 1872. 8. 1 M. 50 Pf.

Bronner, B., Memoiren eines Todtenkopfes. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 6 M.

Gespräche über Kirche und Staat als Erwiderung auf einige Paradoxen der Broschüre des Erzbischofs Ketteler von Mainz: „Der Bruch des Religionsfriedens und der einzige Weg zur Wiederherstellung". Von einem Invaliden. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Glauning, F., Der französische Schulunterricht und das nationale Interesse. Ein pädagogischer Versuch. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Grabowski, S. Graf, Silber- und Scheidemünze. Roman. 3 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 12 M.

Hey'l, F., Vom deutschen Strom. Bilder von den Ufern des Rheins. Wiesbaden, Bischkopff. 8. 3 M.

Hopfen, H., Juschu. Tagebuch eines Schauspielers. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 M. 50 Pf.

Hörner, P., Träume und Trümmer. Gedichte. Leipzig, Kößl. 16. 1 M.

Amerikanische Humoristen. 4ter Bd.: Die Arglosen auf Reisen von M. Twain. Ins Deutsche übertragen von M. Busch. Leipzig, Grunow. 8. 6 M.

Jacoba von Holland. Drama. (Von I. del Sotto.) Wien, Gerold's Sohn. 1866. Gr. 8. 3 M.

Klopp, O., Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Groß-Britannien und Irland im Zusammenhang der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. 1ster u. 2ter Bd. Wien, Braumüller. Gr. 8. 15 M.

Köhler, H., Kuttenköpfe und Kuttenstaub. Gedichte. Kattowitz, Siwinna. 8. 40 Pf.

Kohts, A., Conradin. Historisches Trauerspiel. Riega, Brutzer u. Comp. 8. 2 M.

Lindau, P., Theater. 2ter Bd. Berlin, Stilke. 8. 4 M. 50 Pf.

Lindner, A., Don Juan d'Austria. Ein geschichtliches Trauerspiel. Berlin, Stilke. 8. 2 M.

Metzger, F. C., Blüthen für Herz und Haus. Altes und Neues in Lied und Wort. Gunzenhausen. 8. 2 M.

— — Dramatische Gedichte. Ansbach. 1871. 8. 2 M.

Oser, F., Liederbuch. 1842—1874. Mit einem biographischen Verzeichnisse der Componisten. Basel, Schwabe. 8. 4 M. 80 Pf.

Reichstreu, M., Sonetten-Sträuße. Konstanz, Fritz. Gr. 16. 1 M. 15 Pf.

Riecke, C. F., Held Armin, deutsch Hermann, und seine Familie in Lippe-Detmold. Nebst Ansprache an deutsche Frauen und Männer. Gera, Griesbach. Gr. 8. 20 Pf.

Rückert, H., Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. 1ster Bd.: Die Gründung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 7 M.

Ruffner-Casper, N., Das Englische als Universal-Sprache der Zukunft. Ueber Verkehrs-Hindernisse und Verkehrs-Erleichterungen. 1ster Thl. Bellagio. 1874. Gr. 8. 95 Pf.

Schneider, L., Der Krieg der Triple-Allianz (Kaiserthum Brasilien, Argentinische Conföderation und Republik Banda oriental del Uruguay) gegen die Regierung der Republik Paraguay. 3ter Bd. Berlin, Behr. Lex.-8. 9 M.

Schroeder, F. W. J., Lieder aus verschiedenen Zeiten. Elberfeld, Bädeker. 16. 80 Pf.

Streff, E., Des Burschen Heimkehr oder der tolle Hund. Lustspiel. In der Mundart der Darmstädter verfaßt. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Darmstadt, Schlapp. Gr. 16. 1 M.

Temme, J. D. H., Aus grauer Haide. Criminal-Geschichte. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 7 M.

Thomas, E., Samson. Tragödie. Prag, Verlag der Bohemia. 8. 2 M.

Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus. 18ter bis 21ster Bd. 18ter Bd.: Offene Augen. Eine Erzählung von L. Habicht. 19ter Bd.: Ideal und Welt. Eine Erzählung von L. Habicht. 20ster Bd.: In Paris. Eine Erzählung von L. Habicht. 21ster Bd.: Die Tochter des Seelenverkäufers. Eine Erzählung von F. Lilla. Jena, Costenoble. Gr. 16. à 1 M. 50 Pf.

Waagen, G. F., Kleine Schriften. Mit einer biographischen Skizze und dem Bildniss des Verfassers. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Werherr, A., Lebenslauf eines verunglückten Poeten. Würzburg, Keller. 1874. 8. 75 Pf.

Winterfeld, A. v., Schnurren. I. Berlin, Behr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Neuhebräisches und Chaldäisches Wörterbuch über die Talmudim und Midraschim.

Von

Rabbiner Dr. J. Levy.

Nebst Beiträgen von Professor Dr. H. L. Fleischer.

In 12—15 Lieferungen.

4. *Jede Lieferung im Subscriptionspreise 6 Mark.*

Zweite Lieferung.

Nach langjährigen Quellenstudien veröffentlicht der durch sein „Chaldäisches Wörterbuch über die Targumim" auf das vortheilhafteste bekannte Verfasser dieses für die orientalische Wissenschaft überhaupt und für die jüdische Theologie insbesondere sehr wichtige lexikographische Werk, zu welchem auch der berühmte Orientalist Professor Fleischer Beiträge liefert. Das Ganze wird drei Bände umfassen und in verhältnissmässig kurzer Zeit vollendet werden.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen an und haben die erste und zweite Lieferung nebst Prospect vorräthig.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Soeben ist erschienen:

Elsbeth.

Eine Erzählung

von

Gottfried Kessel.

Verfasser von „Leokadie".

Ein Band. 8. Eleg. brosch. 25 Sgr. = 2 M. 50 Pf.

Diese Erzählung wird das gleiche Aufsehen erregen, wie seiner Zeit „Leokadie".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

VETUS TESTAMENTUM GRAECE IUXTA LXX INTERPRETES.

Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subiunxit, prolegomenis uberrimis instruxit

Constantinus de Tischendorf.

Editio quinta.

Prolegomenis recognitis adiecta est Francisci Delitzschii ad Paulum de Lagarde epistula.

2 tomi. 8. Geh. 12 Mark. Geb. 15 Mark.

Es gibt keine Ausgabe der Septuaginta, die sich mit der Correctheit und textkritischen Ausstattung der Tischendorf'schen vergleichen liesse. Zudem empfiehlt sich das bereits in fünfter Auflage vorliegende Werk auch durch ausserordentlich wohlfeilen Preis.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Lehrbuch der kosmischen Physik.

Von Dr. Joh. Müller,

Professor zu Freiburg im Breisgau.

Ergänzungsband zu sämmtlichen Auflagen von Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik.

Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 481 in den Text eingedruckten Holzstichen und 25 dem Texte beigegebenen, sowie einem Atlas von 46 zum Theil in Farbendruck ausgeführten Tafeln.

Gr. 8. Geh. Preis 24 Mark.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint:

Ausgewählte Romane

von

Heinrich Koenig.

Neue wohlfeile Ausgabe.

In 15 Bänden. 8. Jeder Band 2 Mark.

Heinrich Koenig's Romane gehören zu dem Hausschatz der deutschen Unterhaltungsliteratur; sie sind von nachhaltiger, dauernder Wirkung, und stets kehrt man mit erneutem Genuss zu ihrer Lektüre zurück. Auf vielseitigen Wunsch veranstaltet die Verlagshandlung eine neue wohlfeile Ausgabe seiner besten Romane zu dem Preise von nur 2 Mark für den Band, um ihre Aufnahme in den Privatbesitz, in Haus- und Familienbibliotheken zu fördern.

Der erste bis dritte Band, den berühmten culturgeschichtlichen Roman „Die Clubisten in Mainz" in dritter, noch vom Verfasser selbst verbesserter Auflage enthaltend, sind soeben erschienen.

Die übrigen Bände folgen in kurzen Zwischenräumen; sie enthalten: Regina. — Hedwig, die Waldenserin. 2 Thle. — Die hohe Braut. 3 Thle. — William Shakspeare. 2 Thle. — Eine Pyrmonter Nachcur. — König Jérôme's Carneval. 3 Thle.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen an und haben die erschienenen Bände nebst Prospect über die Sammlung vorräthig.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

In den Alpen.

Von John Tyndall,

Mitglied der Royal Society, Professor der Physik an der Royal Institution zu London.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit einem Vorwort von Gustav Wiedemann.

Zweiter Abdruck. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen.

Gr. 8. Geh. Preis 7 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monographia Heliceorum viventium.

Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum.

Auctore Ludovico Pfeiffer.

Volumen septimum.

Fasciculus I. 8. Geh. 4 M. 50 Pf.

Mit dieser Lieferung beginnt der siebente Band oder vierte Supplementband von Ludwig Pfeiffer's ausgezeichnetem, allen Zoologen bekannten Werke über die Heliceen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 24. Juni 1875.

Zwei Romane von Gustav vom See.

1. Lisbana. Roman von Gustav vom See (G. von Struensee). Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1875. 8. 9 M.
2. Das Majorat. Roman von Gustav vom See (G. von Struensee). Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1875. 8. 13 M. 50 Pf.

Gustav vom See ist ein productiver Romanschriftsteller, dem es nie an Erfindungen fehlt und welcher die eigentliche Romantechnik mit Sicherheit zu handhaben weiß. So gehört er zu unsern beliebtesten Erzählern; die Leser der „Kölnischen Zeitung" würden seine Romanfeuilletons gewiß höchst ungern vermissen. Bei einem Autor, der das siebzigste Lebensjahr bereits überschritten hat, muß diese Frische und Rüstigkeit productiver Kraft jedenfalls zu den Ausnahmen gerechnet werden. Dabei unterscheidet er sich von dem Gros unserer Romanschreiber dadurch, daß er stets eine sociale Frage seinen Erfindungen zu Grunde legt, irgendein Problem, welches den Roman davor sichert, blos eine Zusammenhäufung zufälliger Ereignisse zu sein.

In „Lisbana" (Nr. 1) ist dies Problem — die Scheinehe, und die Lösung desselben besteht darin, daß eine Scheinehe aus Speculation sich später in eine wirkliche Ehe aus Liebe verwandelt. Gewiß ein anziehender Stoff! Und der Autor hat ihn mit Kühnheit herausgegriffen und durchgeführt. Eine Scheinehe, welche mehr diesen Namen verdiente als diejenige, die der junge Graf Erfeld mit Flora schließt, läßt sich kaum denken, es ist eine Scheinehe in des Wortes verwegenster Bedeutung. Doch gerade deshalb fällt ein so tiefer Schatten auf den Helden des Romans, daß die Theilnahme für seine spätern Schritte und Erlebnisse von Hause aus gefährdet wird, und daß selbst die erfreuliche Wendung, welche dieser Speculationsehe den Segen der Liebe ertheilt, nicht die volle Sympathie der Leser finden kann.

Der Roman spielt im Jahre 1764, in der Zeit nach dem Siebenjährigen Kriege, also im Rococokostüm, es fallen auch historische Streiflichter in denselben, und einige Medaillonporträts sind in den Fries der fortlaufenden Handlung eingefügt. Der Herzog Karl von Würtemberg und seine Franziska von Hohenheim, die aus Laube's „Karlsschülern" einem größern Publikum geläufig sind, greifen in die Handlung ein. Von dem Minister Kaunitz erhalten wir ein anziehendes Bild:

Kaunitz war ebenso zweifellos der größte Staatsmann des 18. Jahrhunderts, wie Bismarck derjenige des 19. ist. Beide erlangten auf diesem Wege die Fürstenwürde und besaßen auch noch die weitere gemeinsame Aehnlichkeit, daß sie sich nur selten von einer großen schwarzen dänischen Dogge trennten, — sonst waren sie jedoch ihrem ganzen Wesen nach im höchsten Grade verschieden, wenngleich der österreichische Fürst, den man irrthümlich oft den kleinen Kaunitz nennt, ebenfalls ein ziemlich großer, wohlgebauter, muskulöser Mann mit weißem Teint, schönen blauen Augen und einer gut geformten Nase war. In ihm vereinigten sich im wunderbarsten Gemisch große und kleine Eigenschaften. Die kleinen legte er an den Tag durch eine maßlose Eitelkeit und eine Galanterie, welche deutsch immerhin mit dem Namen Liederlichkeit bezeichnet werden kann. In Paris, wo er Gesandter gewesen und die für absolut unmöglich gehaltene Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich gegen Friedrich den Großen zu Stande gebracht hatte, gab er sich den größten Ausschweifungen hin, und selbst als Staatskanzler und Fürst unterhielt er, ungeachtet der von Maria Theresia eingeführten und mit der empörendsten Härte durchgeführten Keuschheitscommission, Maitressen, welche ihn öfter in seinem Wagen zur Burg begleiten und darin so lange warten mußten, bis der Vortrag bei der Kaiserin beendet war. Als diese ihm einst über diese Aufführung Vorwürfe machte, erwiderte er: „Madame, je suis venu ici pour parler des affaires de votre Majesté, non des miennes." Diese und viele andere Schwächen und sogar Lächerlichkeiten wurden durch seine großen Eigenschaften in solchem Maße überstrahlt, daß man gern darüber hinwegsah. Er lenkte die Geschicke Oesterreichs fast dreißig Jahre mit sicherer und geschickter Hand. Sein scharfer Verstand und seine sehr große Menschenkenntniß erreichten fast immer die beabsichtigten Erfolge, deren Ziel niemals in Unmöglichem bestand. Zwischen seinen Schwächen und seiner Stärke stand als vermittelnde Eigenschaft ein unersättlicher Ehrgeiz.

Ueber die Art, wie sich der allgewaltige Minister pudern ließ, ertheilt ein Friseur dem Helden des Romans, dem jungen Diplomaten, bereitwillige Auskunft:

Se. Durchlaucht besitzen ein eigenes Pudercabinet. Dieses wird, ehe Se. Durchlaucht im Pudermantel erscheinen, dicht mit dem feinsten Puder angefüllt. Se. Durchlaucht gehen dann viermal, nicht öfter, langsam in dem Cabinete auf und ab, während sechs darin befindliche Diener mit großen Fächern den in der Luft schwebenden Puder auf die Perrüke Sr. Durchlaucht hinwehen. Dieser legt sich darauf, leicht, durchsichtig, vollständig gleichmäßig, so wie — wie der Thau auf eine Blüte.

Und als der Graf bemerkt, diese Erzählung sei albern, da der kleinste Luftzug das Kunstwerk wieder zerstören müsse, erwidert der Haarkräusler:

Luftzug? Ew. Gnaden wissen doch, daß Se. Durchlaucht sich niemals auch dem kleinsten Luftzug aussetzen, daß Sie nur, auch im hohen Sommer, in völlig geschlossenem Wagen ausfahren, ja, daß selbst bei Ihrer Majestät der Kaiserin, welche für die Zugluft ein besonderes tendre hat, sofort die allzeit selbst im Winter offen stehenden Fenster geschlossen werden müssen, wenn Se. Durchlaucht erscheinen.

Wir sehen, die historische Anekdote kommt zu ihrem vollen Rechte; noch mehr in Stuttgart, wo uns die Feste auf der Solitude und im Parke des Lustschlosses, das leichtfertige Leben des Hofs und der Diplomatie, das lustige Theaterwesen mit frischen Farben geschildert werden. Doch dies alles sind nur das eigentliche Romanbild einrahmende Arabesken; die Erlebnisse des jungen Helden, der etwas in der Welt herumabenteuert, erlauben der Erzählung diese culturhistorischen Abschweifungen; der Kern derselben wird wenig dadurch berührt.

In Oberschlesien lebt auf Schloß Lisdana ein alter Graf Erfeld, der ein Verhältniß reiner Freundschaft mit der Frau seines Gerichtsraths hegt. Seine Liebesbewerbungen hatte dieselbe zurückgewiesen, doch blieb sie mit treuer Anhänglichkeit ihm zugethan. Aus der Ehe des Gerichtsraths stammte eine Tochter, Flora, auf welche der Graf die Liebe zur Mutter übertrug. Nach dem plötzlichen Tode der letztern beschließt er, für die Tochter in einer Weise zu sorgen, daß sie seinen Namen trägt, den Namen einer Gräfin von Erfeld, und zu diesem Zweck will er sie mit einem Träger dieses Namens vermählen. Er erfährt, daß ein junger Graf Erfeld als Attaché der österreichischen Gesandtschaft in Stuttgart lebt, und beschließt, ihm die Hand Flora's und die Universalerbschaft anzutragen.

Man fragt sich natürlich, warum der Graf nicht auf dem näherliegenden Wege der Adoption das Mädchen zur Trägerin seines Namens gemacht hat. Die Antwort auf diese Frage wird nicht direct ertheilt, doch erklärt der Graf:

Flora ist kaum 16 Jahre und wenn ich sie zu meiner Universalerbin machte und dann stürbe, so würde ihr schlauer Vater alles aufbieten, um sich selbst den möglichst größten Vortheil daraus zu verschaffen, und Flora dabei immer nur als Mittel zum Zweck gebrauchen. Diesem habe ich vorgebeugt. Mag es dabei immerhin eine Schwäche oder Sonderbarkeit genannt werden, daß ich gleichzeitig wünschte, Flora möge künftig meinen Namen tragen, als dauernde Erinnerung an denjenigen, welchen ihre geliebte Mutter mit ihrer Freundschaft beehrt hat.

Die Rücksicht auf Flora's schlauen Vater würde doch auch einer Adoption gegenüber die gleiche Geltung behalten. Jedenfalls muß das Auskunftsmittel, einen beliebigen Träger des gleichen Namens, von dem der Ruf gerade keine Schandthaten erzählte, als Gatten herbeizurufen, ohne das Herz des Mädchens zu befragen, und ihm ihr Lebensglück nach einer sehr kurzen Unterredung anzuvertrauen, als noch viel bedenklicher und gewagter erscheinen. Indeß, alte schlesische Grafen haben in ihren Provinzwinkeln oft sonderbare Launen; im Grunde meint es der Graf ja gut mit dem Mädchen, und es ist dies noch die beste Seite an dem Tyrannen, der seine Gutsunterthanen mit der Peitsche regiert.

Strenger muß man mit dem jungen Grafen ins Gericht gehen. Nicht nur daß er blindlings sich dazu hergibt, um des Geldes willen ein Mädchen, das ihm nur als Strohpuppe erscheint, zur Frau zu nehmen; er läßt sich auch in eine Intrigue mit dem wirklichen Vater des Mädchens, dem Gerichtsrath, ein und verpflichtet sich dazu, gleich nach dem Tode des Grafen in eine Scheidung zu willigen. Er selbst findet dies alles nicht unehrenhaft; die Leser werden hierüber anderer Ansicht sein.

Die Eheschließung selbst ist von dem Autor in einer Weise geschildert, in welcher unter den obwaltenden Umständen die aufgesetzten komischen Lichter überwiegen. Die Braut mußte in ein sehr kleinstädtisches Hochzeitscostüm hineinschlüpfen:

Das Kleid hatte für sie offenbar eine zu große Weite. Das lange harte Mieder, wie es damals getragen wurde, umschloß nicht fest genug ihre zarte Taille, es mochte überhaupt manches nicht richtig sitzen, — kurz sie sah in der eigenthümlich fremdartigen Frisur, mit den kunstlos gepuderten Haaren, auf denen hoch oben, von einem kostbaren langen Spitzenschleier umwallt, der Myrtenkranz schwebte, keineswegs vortheilhaft aus.

Auf den Bräutigam macht die Braut daher nur einen ergötzlichen Eindruck:

Die Natur hatte ihn mit einem heitern und zur Fröhlichkeit geneigten Temperament beschenkt; der Anblick dieses jungen, höchst sonderbar und eigenthümlich mit den kostbarsten Dingen aufgeputzten Mädchens, ihre Stellung, Haltung, ihre traurigen und schmerzlichen Mienen streiften für ihn so sehr an die Komik, daß sie unwillkürlich seine Lachlust erregten, und er sich Gewalt anthun mußte, derselben nicht nachzugeben. Seine Skrupel und Bedenken kamen ihm jetzt ebenso lächerlich wie komisch vor. Was kümmerte ihn dieser alte Mann mit seiner phantastischen Weiberfreundschaft?

Wohl aber versteht es der Autor, für das junge Mädchen selbst Theilnahme zu erwecken, welche um so tiefere Beschämung über die Rolle, die sie hier zu spielen hat, empfindet, als der junge elegante Bräutigam in ihrem Herzen einen tiefern Antheil erweckt.

Wir können dem Fortgange des Romans nicht im einzelnen folgen. Der junge Graf verläßt Lisdana gleich nach der Trauung, wird von Kaunitz auf diplomatischer Sendung nach Konstantinopel geschickt, dann wieder nach Stuttgart, wo er bei dem Herzog Karl auswirken soll, daß dieser sein Herzogthum Würtemberg an den Kaiser überlasse und dafür das Herzogthum Modena, sechs große Herrschaften im Banat und in Niederungarn erhalte. Wie diese Intrigue durch eine Gegenintrigue scheitert, wie der junge Graf Erfeld in einem Liebesabenteuer mit einer schönen diplomatischen Agentin dadurch gestört wird, daß das Geheimniß seiner Ehe zu Tage kommt, wie er nach dem Tode des Grafen den Scheidungsproceß mit seiner Frau durchsetzen will, deren Aufenthalt aber gar nicht ausfindig

zu machen ist, da sie Lisdana verlassen hat: das alles sind vorbereitende Kapitel, welche, mit der gewohnten Lebhaftigkeit erzählt, die Spannung auf den Abschluß wach erhalten. Der letzte Theil des Romans, der die Katastrophe herbeiführt und enthüllt, ist aber bei weitem der gelungenste; hier ist dramatisches Leben, psychologische Wahrheit und befriedigende Lösung — schade nur, daß die absonderlichen, wenig glaubhaften und für den Charakter des Helden allzu ungünstigen Voraussetzungen der Handlung nöthig waren, um die Schlußwendung zu ermöglichen.

Es begibt sich das Wunderbare, daß Graf Erfeld in Teplitz seine Frau wiedersieht, ohne sie zu erkennen, und von heißer Liebesleidenschaft für sie entbrennt. Daß er sie nicht wiedererkannte, ist nach der flüchtigen Begegnung in Lisdana wol möglich; erklärlicher wird es durch die große Veränderung, die mit ihr vorgegangen ist:

Die junge Witwe ruht in nachlässig halbliegender Stellung auf einem Sessel. Sie scheint etwas ermüdet, ist wahrscheinlich erst vor kurzem aus dem Bade zurückgekehrt. Ein weißes mit Spitzen besetztes Négligé fest bis zum Halse herauf geschlossen, um die schlanke biegsame Taille von einem mattblauen Sammtgürtel zusammengehalten, wallt in reichen Falten bis zur Erde hinab und läßt nur die Spitzen der kleinen von rothseidenen Pantoffeln umhüllten Füße hervorschimmern. Die eine ihrer weißen schmalen Kinderhände stützt den in nachdenkender Stellung darauf ruhenden Kopf. Der weite, unten etwas aufgeschlitzte Aermel ist bis zum Elnbogen herabgesunken und läßt das Modell einer Hand und eines Armes sichtbar werden, wie ihn der begabteste Bildhauer für eine Hebe niemals schöner hätte erfinden können. Die andere Hand ruht nachlässig herabgesunken in ihrem Schos. Zuweilen bewegen sich unwillkürlich die kleinen Finger derselben, wie bei einem träumenden Kinde, dann athmet sie tiefer auf und durch die halbgeöffneten, korallenrothen Lippen des lieblichen Mundes werden die Perlen der kleinen weißen Zähne sichtbar. Ihr Haar ist noch nicht geordnet. Eine der dunkeln, vollen, reichen Flechten hängt über ihre Schulter und schlängelt sich, einer glänzenden Schlange gleich, bis zu ihrem Knie hinab. Die andere befindet sich in einem weniger geordneten, mehr aufgelösten Zustande. Die über den Rücken herabwallenden Haare sind nicht sichtbar, nur einzelne kleine widerspenstige Locken treiben auf der weißen plastisch geformten Stirn ein neckiges Spiel. Jetzt schlägt sie die von dunkeln seidenen Wimpern eingesäumten Augen empor, große kindliche Augen, die es verstehen, ebenso sanft und zaghaft als verständnißvoll und berückend zu blicken, einem tiefen klaren Gebirgssee ähnlich, auf dessen Grunde wundervolle reiche Schätze ruhen, welche zu erwerben den Beschauer verlocken, selbst mit dem Einsatze seines eigenen Lebens. Und dieses wundervolle schöne Weib, umflossen von dem ganzen berückenden Zauber jugendlicher und jungfräulicher Schönheit, diese farbenprächtige, duftberauschende Zauberblume ist keine andere als Flora, der wir als werdende Knospe nur eine geringe Beachtung geschenkt haben. Die fünf Jahre, in welcher wir sie nicht gesehen, haben diese staunenswerthe und ungeahnte Wandlung hervorgebracht.

Sie hat ihn gleich erkannt und will sich an ihm rächen, der sie erst so schnöde verachtet hat und jetzt einen leichtsinnigen Liebeshandel mit ihr anzetteln will; doch hierin irrt sie, er hegt eine ernste Leidenschaft für sie:

Es mag sonderbar klingen, aber es war so: der Graf, der so oft und so viel mit Frauen getändelt, so leicht deren Gunst und was sie Liebe geheißen erworben, der außer den kurzen Momenten, wo er in den Banden einer glühenden Leidenschaft gelegen, immer über „Derartiges" und über sich selbst gespottet hatte — der Graf war jetzt zum ersten male von einer wirklichen Liebe erfaßt. Mag es immerhin räthselhaft erscheinen, daß es so war; der Magnetismus der Liebe, welcher mit unwiderstehlicher Gewalt die verschieden geartetsten Menschen sich anzuziehen und zu vereinigen zwingt, ist ja eine so unerklärliche, mystische und mit dem kleinen Antheil von Vernunft, welche dem Menschen zutheil geworden ist, so in Widerspruch stehende Kraft, daß wir jede weitere Motivirung dieser Thatsache für durchaus überflüssig halten, und nur wiederholen, daß sie vorhanden war und vielleicht durch den entgegengetretenen Widerstand noch mehr gefördert wurde. Er fühlte sich wirklich vom Schmerze und von der Verzweiflung einer unglücklichen Liebe erfaßt, krankhafte, unmännliche Gemüthserregungen, über welche er in selbstbewußter Sicherheit oft gespottet hatte. Und jetzt war es sein Schicksal, diese Frau, die ihn verschmähte, die ihn mit Nichtachtung, ja fast mit Verachtung behandelte, leidenschaftlich und glühend zu lieben, mit all den Qualen und Foltern zu lieben, welche sich im nothwendigen Gefolge einer solchen unerwiderten Liebe befinden, — mit der Unfähigkeit ihr zu entsagen und mit dem angstvollen Verlangen, sich, einem Ertrinkenden gleich, an das letzte kleine Bret der Hoffnung krampfhaft anzuklammern.

Sie entflieht zuletzt von Teplitz; in Lisdana findet das Wiedersehen und die Erkennung statt; die Frau, von der sich der Graf um jeden Preis scheiden lassen will, ist zugleich das Weib, das er mit glühender Leidenschaft verfolgt. Das ist die Ironie des Zufalls. Die Scheinehe wird am Schluß zur wahrhaften Ehe. Diese Schlußscenen sind durchaus spannend, ja dramatisch.

Ein Roman ohne Seltsamkeiten läßt sich schwer denken; wie sollen jene Ueberraschungen, die wir von solcher Lektüre verlangen, ins Leben treten, wenn nicht in den Voraussetzungen bereits etwas Ungewöhnliches liegt? Auch in dem Roman: „Das Majorat" (Nr. 2) müssen wir wieder vieles mit in den Kauf nehmen, was auf den ersten Blick sogar dem Wesen einer fest bestimmten Einrichtung, wie das Majorat ist, widerspricht. Kann ein Majorat verlost werden? Gibt es ein Majorat, in welchem Frauen erben? Die Antwort auf diese Fragen würde zugleich entscheiden, ob die beiden Angelpunkte des genannten Romans den bestehenden Rechtszuständen gegenüber haltbar sind. Gustav vom See hat sich sonst stets als ein genauer Kenner der letztern bewährt und gerade dadurch seinen Phantasiewerken eine Grundlage gegeben, deren Sicherheit von dem Leser mit Behagen empfunden wird; gleichwol hegen wir gegen jene beiden Möglichkeiten das Bedenken, daß sie einen Ausnahmezustand in dem Roman zur Geltung bringen, und wenn ein solcher auch gesetzlich zulässig wäre, doch nicht dazu dienen, gerade die eigenthümliche Bedeutung des Instituts, welches den Angelpunkt des Romans bildet, in das volle Licht zu rücken.

„Das Majorat" ist freilich kein Tendenzroman, gegen eine Form der Erblichkeit gerichtet, welche der Autor selbst für veraltet und ungerecht hielte. Es gewinnt nur eine Zeit lang den Anschein, als ob er eine solche Polemik gegen die Einrichtung selbst beabsichtige; er läßt seinen Helden Hugo, von liberalen Tendenzen bestimmt, auf das Vorzugsrecht verzichten; dieser lost mit seinen Brüdern um das Gut. Das Vorzugsrecht, das heißt der ausschließliche Besitz des Majorats, bleibt dabei freilich unangetastet stehen, nur daß dasselbe nicht durch die Erstgeburt, sondern durch den Zufall des Loses ertheilt wird. Der zweite Bruder gewinnt das Majorat; doch auch ihm soll es nicht verbleiben. Der ältere Bruder, Hugo, lernt auf einer Reise im Schlesischen Gebirge ein armes Mädchen kennen, das er später heirathet; es ergibt sich durch Papiere,

die aus einem Versteck zu Tage kommen, daß dies seine Cousine und zwar die Tochter des ältern Bruders seines Vaters ist, eines in der Revolution verkommenen, später nach Böhmen verschlagenen Adelichen, und daß diese die eigentliche Majoratserbin ist. Als Beweis dafür, daß niemand seinem Schicksal entgehen kann, gewinnt also Hugo durch die Hand seiner Frau das verloste Majorat wieder. Die Polemik gegen das Majorat oder vielmehr gegen die Primogenitur bildet hiernach zwar einen der einschlagenden Fäden der Handlung; aber sie wird in ihrer Vergeblichkeit durch den Fortgang der letztern nachgewiesen. Daß die Succession in der weiblichen Linie zulässig sei, wird zwar im Roman als eine „sehr seltene und ausnahmsweise Bestimmung“ bezeichnet; doch da sie sich in den Statuten befinden soll, so muß jede Einwendung dagegen aufgegeben werden. Für das wiedergewonnene Majorat sind eigentlich die Sympathien der Leser, insofern sie ja mit Recht dem Geschick des liebenswürdigen Helden zugewendet sind. Das Majorat als tragisches Motiv hat z. B. E. T. A. Hoffmann in dem „Majorat von Rossitten“ behandelt. Ein Tendenzroman, der sich gegen das Majorat richtete, müßte in ähnlicher Weise durchgeführt sein; Familienhaß, Feindschaft der Brüder, trauriges Los der Enterbten, obgleich sie Träger des gleichen Namens sind: das wären die Varianten, welche für die Combinationen eines polemischen Tendenzromans „Das Majorat“ unerlaßlich sein dürften.

Die Vorzüge des neuesten Romans von Gustav vom See bestehen in der Charakterschilderung; namentlich sind die Charakterköpfe der drei Brüder scharf umrissen und treffend contrastirt. Der ältere mit seiner idealen Richtung, seiner feinen geistigen Bildung, seiner opferlustigen Uneigennützigkeit; der zweite mit seinem Leichtsinn und Egoismus, welche ihn zum Verbrechen treiben, dabei mit seiner weltmännischen Gewandtheit; der dritte mit seiner Behäbigkeit und schlichten Biederkeit und Tüchtigkeit: das ist ein Trifolium, welches jedenfalls die Theilnahme fesselt. Martha ist ein liebliches Mädchenbild; Adrienne eine feine Zeichnung jener trüglichen Kindlichkeit, die sich bei manchen Mädchen findet, während sich hinter derselben die eigennützigste Berechnung verbirgt.

Der Stil und die Darstellungsweise Gustav's vom See werden im ganzen durch gefällige Einfachheit charakterisirt; freilich sind sie auch in diesen beiden Romanen ungleich; es finden sich Stellen, welche den Vorwurf der Trivialität, der bisweilen seinen Romanen gemacht wird, nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen lassen. Wenn uns indeß der Autor einen Frühstückstisch oder ein Mittagsessen mit der Trockenheit eines Küchenzettels schildert, so mag er sich immerhin auf den alten Homer berufen, der ja, was seine Helden schlachten und kochen, essen und trinken, ebenfalls im Tone der naivsten Chronik erzählt; allein es ist nicht blos die Breite der Schilderung, die dem Alltäglichen gegönnt ist, es sind auch mancherlei Breiten des Dialogs, in denen die alltäglichen Phrasen zu häufig verwendet werden, oder hier und dort eine Reflexion, die in einem erbaulichen Tone von zu großer Verbrauchtheit gehalten ist, was bei einem oberflächlichen Einblick in diese Romane ein ungünstiges Urtheil herausfordern könnte. Doch es sind dies immer nur Ausnahmen; in der Regel hat der Stil eine anmuthige Haltung, und an einzelnen Stellen erhebt er sich zu poetischer Lebendigkeit der Schilderung. Als Probe hierfür theilen wir die Fahrt Erich's, der durch das Los Majoratsherr der ostpreußischen Besitzung geworden ist, über den sturmbewegten See mit, an dem sein Schloß liegt. Wir fügen zur Erläuterung hinzu, daß Erich von einem Besuch bei einem Nachbarn zu seiner schönen jungen Frau zurückkehrt, die zu Hause geblieben ist, ferner, daß er früher ein Verhältniß mit einem einfachen Mädchen hatte, dessen Bruder, der Jäger, ihn einst zu erschießen drohte, dafür aber selbst bei einer spätern Veranlassung von dem wüsten Gutsherrn erschossen wurde, während das Mädchen den Tod in den Fluten suchte und fand:

Es war schon dunkel, am Himmel jagte, vom Sturme getrieben, schweres, dickes Gewölk dahin, das Licht des Mondes zu einer matten, undeutlichen nebelhaften Beleuchtung abdämpfend. Die Wellen des Sees schlugen, ihren Schaum weit hinausspritzend, hoch über den kleinen Damm, in dessen Schutze die Kähne der Fischer und auch sein Boot angekettet lagen. „Der Herr Baron können bei dem Sturme nicht fahren“, sagte ein alter Fischer, als Erich befahl, das Boot loszumachen; „es ist völlig unmöglich und würde ein Unglück geben.“ — „Bah“, rief dieser in das Boot springend, „was versteht Ihr von Fahren und Segeln! Ihr denkt nur immer an Eure flachgebauten Kähne, ein Kielboot, wie das meinige, hält jeden Sturm aus!“ — „Der Herr Baron werden es bereuen, ich warne und bitte nochmals inständigst —“ Die weitern Worte des alten Mannes verhallten im Winde, Erich's Boot hatte den kleinen Schutzhafen bereits verlassen und schoß, den Mast und das Segel tief auf die Seite geneigt, durch die hochgehenden Wogen dahin. Bei ruhiger Erwägung und weniger von einem so fieberhaften Verlangen, wie es ihn beherrschte, getrieben, würde er als erfahrener Schiffer bei so sturmartigem Winde das Segel vorher halb gerefft und sich überzeugt haben, daß alles in dem Boote sich in vollständigster Ordnung befunden. Er sah jetzt ein, daß das Boot den Druck des völlig aufgezogenen Segels nicht würde ertragen können, aber er war nicht im Stande, hier eine Aenderung eintreten zu lassen, da er sich keinen Augenblick von dem Steuer entfernen konnte. Es blieb ihm nichts übrig, als widerwillig die gerade Richtung nach Westerheim etwas zu ändern und mehr mit dem Winde zu fahren. In der Mitte des Sees angelangt, steigerte sich der Wind zum förmlichen Sturm und die Wogen gingen so hoch, wie Erich es nie gesehen, überhaupt nie für möglich gehalten hatte. Er war genöthigt, das unaufhörlich in das Boot schlagende Wasser immer wieder auszuschöpfen, und vermochte nur mit der äußersten Anstrengung das Steuer zu halten, dessen schwacher Griff nicht für einen solchen Widerstand construirt war. Bei einem neuen Windstoß und hochgehenden Wogenschwall brach es ab, das Segel begann sofort im Winde zu flattern und das Boot rasch derjenigen Richtung wieder zuzutreiben, von welcher es gekommen war. Es lag nicht mehr in seiner Macht, hierin etwas zu ändern, die kleinen, schmalen Ruder, welche sich in dem Boote befanden, waren nicht geeignet, das Steuer mit dem abgebrochenen Griff zu ersetzen. Dies erkennend und fast unausgesetzt genöthigt, das einschlagende Wasser auszuschöpfen, beschleunigte er so viel er vermochte das Abtreiben des Boots nach dem Ufer, von welchem er ausgefahren, denn es galt jetzt vor allen Dingen, wieder Land zu erreichen. Nach einer in der angestrengtesten Arbeit zugebrachten halben Stunde lag das waldbewachsene, von der hohen Brandung des Sees umsäumte Ufer in der fahlen, trüben Beleuchtung des Mondes vor ihm. Das Boot trieb in eine Bucht, deren Wasser durch eine vorspringende Landzunge vor dem Winde geschützt waren.

Müde und ermattet, völlig durchnäßt erreichte er das Ufer. Er erkannte die Bucht und schauerte leise zusammen. Langsamen Schrittes ging er nach einem der unfern vom Ufer aufgestellten Holzhaufen, um hinter demselben, gegen den rasenden Wind

geschützt, eine kurze Zeit auszuruhen und sich wieder zu erholen. Es war eine öde und verlassene Gegend, diese Bucht; er kannte sie genau und wußte, daß er nach jeder Richtung hin längere Zeit bedurfte, um eine menschliche Wohnung zu erreichen. Ermattet und von unheimlichen, ihm sonst fremdartigen Gefühlen durchbebt, saß er mit dem Rücken an den Holzhausen gelehnt, unentschlossen, wohin er seine Schritte zunächst wenden solle. Das unsichere Licht des Mondes ließ nur die nähern Gegenstände erkennen, während die andern zu einem undeutlichen Bilde verschwammen. Das innere Grauen, von welchem er erfaßt wurde, fing an, sich wider seinen Willen zu steigern, und er war im Begriff, aufzustehen und einen so unheimlichen Ort zu verlassen, als in seiner Nähe — es kam ihm vor, als wäre es dicht neben ihm — der Ruf einer Eule ertönte, derselbe Ruf, dessen er sich so oft hier an dieser selben Stelle bedient hatte, um diejenige herbeizurufen, deren damals für ihn so verlockende Schönheit jetzt im Grabe ruhte. Entsetzt sprang er auf — wieder der Eulenruf — wieder — ganz in denselben Absätzen, wie er sie beobachtet hatte, und dann, als sein Auge sich auf die im unsichern Lichte des Mondes dunkel und schwarz daliegende Wand des beginnenden Waldes richtete, schwamm der Nebel phantastisch zu einer auf ihn mit ausgebreiteten Armen zuschwebenden weiblichen Gestalt zusammen. Entsetzt streckte er die Arme zur Abwehr entgegen, er wollte, sich selbst ermuthigend und verhöhnend, auflachen, aber er vermochte es nicht, sein Wille war nicht befähigt, der Stimme zu gebieten, diesen Ton hervorzubringen. Der Sturm riß das wildtreibende Gewölk auseinander und ein etwas helleres, wenngleich immer undeutliches Licht überflutete die einsame Gegend des Waldes, ohne daß dabei jedoch jenes Nebelbild verschwand, sondern sich vielmehr verdeutlichte und immer näher zu ihm heranschwebte. Wieder ertönte dicht über ihm der höhnisch-melancholische Eulenruf. Voll Grauen floh er zur Bucht hinab und stieß, in das Boot springend, dieses mit voller Gewalt in das Wasser hinaus. Er that dies, als hätte er sich dadurch vor einem grauenvollen Geschick retten und bewahren wollen, dann erst, als er tief aufathmend, mit starr nach dem Ufer gelenkten Blicken hoch aufgerichtet in dem Boote dastand, schämte er sich seiner unmännlichen Furcht, aber würde dennoch nicht für alle Schätze der Erde zu bewegen gewesen sein, wieder an das Ufer zurückzukehren. Mochte er dabei zu Grunde gehen, die Fahrt über den See mußte nochmals gewagt werden, aber er wollte diesmal nichts versäumen, was ihm, dem erfahrenen Schiffer, nöthig schien, um sich des Erfolgs zu versichern. Nicht ohne Mühe ersetzte er durch eins der kleinen Ruder, welches er mit Stricken an das Steuer befestigte, dessen abgebrochenen Griff, dann ließ er das Segel bis zum halben Mast hinunter und reffte es außerdem sicher und fest ein, sodaß es dem Winde nur eine kleine Fläche darbot. Nachdem er diese Vorbereitungen getroffen, fuhr er aus der schützenden Bucht abermals in den wildtobenden See hinaus. Nochmals hörte er wie zum Abschiede den Eulenruf, nochmals schien es, als schwebe die Nebelgestalt mit ausgestreckten Armen in der fahlen, dämmernden Beleuchtung ihm nach über die Wasser der stillen Bucht dahin, aber das Boot wurde von den rasenden Wogen jetzt mit einer solchen Gewalt erfaßt, daß er genöthigt war, seine ganze Aufmerksamkeit und Kraft auf die Steuerung desselben zu verwenden. Er sah ein, daß es in jedem Augenblicke der Gewalt der anstürmenden Elemente erliegen und dieses nur durch eine feste Leitung und Führung verhindert werden könne. Während er ihm die letztere zutheil werden ließ, bereitete er sich zugleich auf das erstere vor. Da er schon weit nach Süden abgetrieben war, konnte er die Richtung nach Westerheim nicht mehr einhalten. Er hätte dann halb gegen den Wind segeln müssen, was bei diesem Sturme vollständig unmöglich blieb. Es galt vor allem, das jenseitige Ufer zu erreichen, und dies gelang ihm, da das kleine Boot mit rasender Schnelligkeit fortschoß, in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Fortwährend das Wasser ausschöpfend, und selbst bis auf die Haut von den überschlagenden Wogen durchnäßt, ließ er das Boot hart an das Ufer auflaufen und sprang dann selbst auf dasselbe hinaus.

Die stimmungsvolle Beleuchtung ist in dieser Schilderung nicht weniger zu rühmen, als die Anschaulichkeit der äußern Vorgänge bei einer Wasserfahrt, wie überhaupt ein Zug praktischer Tüchtigkeit durch alle Erzählungen Gustav's vom See hindurchgeht. Nicht minder wie die ostpreußische Seelandschaft ist auch die Landschaft eines schlesischen Gebirgsthals in ihren wechselnden Beleuchtungen und in ihren stimmungsvollen Einzelheiten glücklich geschildert, und auch die Burg Stolzenfels und das Lahnthal von Ems sind anziehend ausgeführte Veduten. Das Wiedersehen in den Bädern ist freilich ein in den Romanen unsers Autors oft wiederkehrendes Motiv, und so finden sich auch in „Lisdana" und „Das Majorat" Parallelscenen, die bei aller Verschiedenheit der Varianten doch sehr aneinander erinnern.

Auch diese neuen Romane Gustav's vom See empfehlen sich, wie seine frühern, als eine ebenso ansprechende wie anspruchslose Lektüre. Eine gebildete Auffassung des Lebens, auf Kenntniß der realen Verhältnisse ruhend, die Gabe einer klaren, von allen Paradoxien freien Charakterzeichnung, lebendige Schilderung und spannende Verknüpfung der Handlung sind ihre unleugbaren Vorzüge.

Rudolf Gottschall.

Ein neues Trauerspiel von Heinrich Kruse.

Brutus. Trauerspiel von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1874. Gr. 8. 2 M.

Wenn Shakspeare ein Trauerspiel „Julius Cäsar" geschrieben hat, in welchem Brutus eine Rolle spielt, so hindert das selbstverständlich Heinrich Kruse nicht, ein Trauerspiel „Brutus" zu schreiben, in dem sich Cäsar unter den mitwirkenden Personen befindet. Derselbe geschichtliche Vorwurf kann unter Umständen sehr verschiedene Dramen geben, je nachdem die eine oder die andere historische Figur in den Mittelpunkt gestellt wird. Nur eine unumgängliche Bedingung muß bei der Wiederbenutzung eines schon benutzten Geschichtsstoffs eingehalten werden, wenn das neue Drama als Original berechtigt sein soll: es muß wirklich einen neuen dramatischen Kernpunkt schaffen, eine specifisch verschiedene dramatische Idee gestalten. Geschieht das, so ist es gleichgültig, ob die scenische Reihe der Begebenheiten dieselbe bleibt; der eine Dichter leitet sie nicht von dem andern, sondern beide leiten sie aus einer gemeinsamen Quelle, der historischen Ueberlieferung her. Um Kruse gerecht zu werden, wird man also vor allem untersuchen müssen, ob sein „Brutus" in jenem wesentlichen Punkte so weit von Shakspeare's „Julius Cäsar" abweicht, um für ein selbständiges Werk gelten zu können. Sollte diese Vorfrage zu bejahen sein, so würde sich weiter fragen, ob Brutus als der Held einer Tragödie möglich ist.

Shakspeare's „Cäsar" ist eine großartig angelegte Staatsaction; das tragische Object ist gleichsam die römische Republik selbst, die wir nach dem letzten Versuch eines edeln Bürgers, durch einen Gewaltstreich die aufstrebende Tyrannis zu beseitigen, sterben sehen. Diese Staatsaction ließe uns auf der Bühne, wie jede andere Staatsaction, trotz ihrer historischen Bedeutung kalt, wenn sie sich nicht aufs engste an einen gewaltigen Charakter anschlösse, den wir mit innerster Betheiligung eine schwindelnde Höhe ersteigen und dann jählings in die Tiefe hinabstürzen sehen; und zwar so, daß sein Sturz nothwendig scheint, um die Republik zu retten, daß sich dann aber gerade aus seinem Sturz Zustände entwickeln, die sie unhaltbar machen, und daß endlich doch das von ihm vertretene Princip, nur nicht mehr getragen von seiner geistigen Größe, zum Siege gelangt. Deshalb endet die Tragödie „Cäsar" nicht mit Cäsar's Tod im dritten Act; er bleibt auch der bestimmende Motor in den beiden folgenden, in denen Antonius, Lepidus und Octavian einerseits, Brutus und Cassius andererseits gegeneinander und unter sich um die Herrschaft über das Weltreich und um die Form dieser Herrschaft streiten. Daß Kruse's Drama im wesentlichen denselben Gang nimmt, ließe sich nun freilich damit rechtfertigen, daß er Brutus bis zum Tode zu begleiten hat und deshalb gezwungen ist, alle die Begebenheiten, bei denen ja auch er betheiligt ist, in dasselbe hineinzuziehen; aber das Bedenkliche bleibt, daß Kruse auch im wesentlichen auf jede dieser Begebenheiten und auf jeden betheiligten Charakter dasselbe dramatische Gewicht legt wie sein großer Vorgänger, und daß darum die beiden dramatischen Gestaltungen im ganzen (soweit ein Vergleich wegen der verschiedenen dichterischen Qualitäten überhaupt möglich ist) sich so ähnlich sehen, daß man mit demselben Recht Shakspeare's „Cäsar" Brutus und Kruse's „Brutus" Cäsar betiteln, oder für beide Dramen einen dritten, statt aus den Personen der Hauptacteure aus der Action selbst hergeleiteten Titel wählen könnte.

Das Gewicht, das der Dichter nach dem Bedürfniß seiner dramatischen Idee jedem Moment der Geschichte beilegt, muß der Zuschauer im Theater gelten lassen, und nur dadurch, daß er dieses Gewicht jedesmal nach der Wichtigkeit bemißt, den der historische Moment für seine Handlung hat, kann es ihm gelingen, ein originelles Werk zu schaffen. Nun scheint es auf der Hand zu liegen, daß Shakspeare bemüht sein mußte, Cäsar eine imposante Größe zu geben, den Machteinfluß noch seiner Leiche zu zeigen und die nach ihm um die Herrschaft Kämpfenden, das Herrschaftsprincip schließlich zum Siege Führenden eingehend zu charakterisiren; Brutus und Cassius durfte er nur gerecht sein. Vertheilt Kruse Licht und Schatten nicht anders, so kann auch das Gesammtbild keinen wesentlich verschiedenen Eindruck hervorbringen. Hier scheint mir Kruse gefehlt zu haben. Auch *seine* drei ersten Acte scheinen vorwiegend bestimmt, eine imponirende Vorstellung von der Größe und Bedeutung Cäsar's zu geben. Mit offenbarer Vorliebe zeichnet er diesen Charakter, und die Zeichnung gelingt (trotz des großen Vorbildes!) so gut, daß sich ihm unsere Sympathie unweigerlich zuwenden muß, wie er uns denn auch überzeugt, daß die römische Republik nicht Bestand haben kann, und daß, wenn eine Alleinherrschaft unvermeidlich, kein passenderer und würdigerer Alleinherrscher für sie denkbar ist als er. Brutus selbst bewundert ihn:

> Ja, wahre Größe weckt Bewunderung,
> Und Cäsar ist der größte aller Menschen,
> Die waren und, vielleicht, die künftig sind.

Und dann folgende Aussprüche Cäsar's:

> Für meinen Ruhm hab' ich genug gelebt;
> Ich lebe nur noch für das Wohl des Reichs. —
>
> Nenn' einen Römer mir, ich nenne dir
> Die Wohlthat, die ich ihm erwiesen habe. —
>
> Die Götter gleichen alles aus; sie geben
> Mir jedes andre Glück mit vollen Händen,
> Nur nicht das Köstlichste, ein liebes Kind.—
>
> Man wird mich wol noch gar der Herrschsucht zeihn.
> Herrschsüchtig? Wer mich also nennen will,
> Zeigt wenig Einsicht; denn er sollte sagen,
> Daß dieses Weltreich herrschbedürftig ist.
> Sie sollten Gott auf ihren Knien danken,
> Daß jemand da ist, welcher sie beherrscht,
> Beherrschen *kann*.
> Sie haben mich mehr nöthig als ich sie. —
>
> Dir sind das nicht'ge Dinge, weiß ich wohl.
> Mir auch. Es ist ja nur der Menge wegen;
> Das Volk will einmal immer Zeichen sehn.

Wie wohlwollend, wie klar, wie selbstlos ist der Mann! Und dann: wie über alles Vorurtheil erhaben in der Scene mit Calpurnia, und wie groß in seiner letzten, wo er dem ganz geblendeten Brutus seine Riesenplane für die Zukunft entwickelt, das Ziel des Weltfriedens im Auge! Der Autor kann antworten: das ist nun einmal Cäsar; so groß ist er in der Geschichte, so groß muß er in der Dichtung sein. Aber es war doch wol nicht nöthig, seiner Person so liebenswürdige Züge beizulegen, ihn in seinem Streben nach der Herrschaft so selbstlos zu zeigen, ihm selbst manche der Härten und Schroffheiten abzuglätten, die Shakspeare's Cäsar vorkehrt. Um nur aus vielem eins herauszugreifen: wie anders wirkt dort die Erzählung von dem dreimaligen Zurückschieben der Krone, und hier die vor unsern Augen sich abspielende Scene! Wer glaubt dem Erzähler nicht willig, daß Cäsar gern zugegriffen hätte und durch den geringen Beifall des Volks in seiner Eitelkeit verletzt sei? Und wer hat irgendwie Verdacht, daß von seiner Seite eine Komödie gespielt werde, wenn er Kruse's Cäsar handeln sieht? Auch ein anderer Einwand ist meines Erachtens nicht durchgreifender: daß nämlich Cäsar so groß sein muß, damit ein Brutus ihn ermorden darf. Das ist ganz richtig in der Tragödie „Cäsar", wo Brutus zwar eine zweite, aber sehr bedeutende Rolle spielt und den Helden heben hilft; es ist aber nur bedingt richtig in der Tragödie „Brutus". Richtig nämlich in der theoretischen Vorstellung, daß das dem Vaterlande gebrachte Opfer dieses letzten Republikaners um so größer werde, je liebenswerther und imposanter dem Opfernden selbst die Gestalt erscheine, gegen die den Dolch zu erheben ihn die patriotische Pflicht zwinge; aber unrichtig, wenn die dramatische Wirkung in Frage kommt. Der Dichter muß dem Zuschauer die Möglichkeit geben, seine Partei ergreifen zu können; er erkältet ihn gegen seinen Helden, wenn er dem Gegner zu viel Wärme zuwendet. Wie sehr gegen seinen Vortheil würde z. B. der Drama-

tiker handeln, der einen Bilderstürmer, dessen That als ein lobenswerther, zur Bewunderung zwingender Act tiefster Religiosität erscheinen soll, gerade einen Rafael zerstören ließe, dessen künstlerische Herrlichkeit er uns nur eben in das hellste Licht gestellt hat? Die Tragödie ist ohne eine gewisse Einseitigkeit des Standpunktes gar nicht wirkungsfähig.

Und wozu dann nach Cäsar's Ermordung die Scene an seiner Leiche mit des Antonius Rede? Ganz abgesehen davon, daß es immer mislich sein wird, etwas zum zweiten mal zu machen, was nach allgemeinstem Urtheil das erste mal meisterhaft gelungen ist und die größte Berühmtheit erlangt hat: Shakspeare braucht diese Scene unbedingt, Kruse nicht. Wir würden ihm dankbarer sein, wenn er sie erzählen ließe und uns zeigte, welchen Eindruck diese Begebenheiten auf den Brutus machen, der an die Möglichkeit der Herstellung der Republik glaubte und ihr zu Liebe soeben einen Mord an dem ihm vertrauenden Freunde auf seine Seele geladen hat. Brutus tritt aber überhaupt nun zurück. Der ganze vierte Act beschäftigt sich mit Antonius, Lepidus und Octavian; auch die an sich sehr lobenswerthe Scene zwischen Calpurnia und Portia fördert die Haupthandlung nicht, und Brutus hat nur am Schluß seines Weibes Tod zu erfahren und Cäsar's Geist zu sehen, ohne daß dadurch seine Entschlüsse eine andere Richtung erhalten. Der fünfte Act bringt die Schlacht bei Philippi, bei der die Rollen zwischen Freund und Feind ziemlich gleich getheilt sind, und Brutus' Tod durch sein eigenes Schwert. Daß schließlich, um dies hier beiläufig zu bemerken, dem Philosophen Brutus der cynische Antonius die Grabrede in folgender Tonart hält:

(Zu Octavian.)

Mache mich nicht grimmig, Freundchen!
Drei Adler nahm der Mann dir heute ab,
Und dir zum Danke — Junge, schäme dich!
Ich spaße gern, das wißt ihr alle, aber
Sobald mir etwas übern Spaß geht — ha!
Ich sage dir, er soll bestattet werden
Wie Julius Cäsar selbst ...
Doch nun genug des Ernstes, meine Freunde,
Nun kommt das Beste vom Triumph, das Fest;
Wir wollen schmausen, saliarisch schmausen!
Und wie man vom Begräbniß munter heimkehrt
Mit frohen Weisen, spielt uns munter auf ...

das ist ein Witz, der nur verstimmend wirken kann.

Aber wenn Kruse auch diese Fehler vermieden hätte, viel wäre seinem Drama dadurch doch nicht geholfen gewesen. Es bleibt in seiner Dichtung des Schönen und Bedeutenden noch so viel, und selbst in den Scenen, die ich beseitigt oder gekürzt wünschte, ist an sich so viel Interessantes und eine so lebhafte dramatische Bewegung, daß man wol darüber hinwegkäme, wenn man nur zugleich durch Brutus selbst in volle Mitleidenschaft gezogen wäre. Aber es geht über mein Vorstellungsvermögen, daß es irgendeinem, auch dem begabtesten Dichter gelingen könne, aus Brutus die Hauptfigur eines Dramas, den Träger einer Tragödie zu gestalten. Sein historischer Charakter widerstrebt geradezu dieser Verwendung, und je treuer er geschildert wird, um so unmöglicher wird er für die Bühne. Freilich ist's ein tragischer Conflict in der Seele eines Menschen, aus Achtung vor einer höhern Pflicht den tödten zu sollen, der Verehrung und Liebe geweckt hat — und das war wol die Idee, aus der heraus Kruse die Originaltragödie „Brutus" meinte schaffen zu können, ohne an Shakspeare's „Cäsar" zu rühren —, aber dieser Conflict kann nur dann unsere volle Theilnahme in Anspruch nehmen, wenn die Person, in deren Seele er sich vollzieht, vor unsern Augen schwer darunter leidet und so unser Mitleid rege macht. Nun ist Brutus aber ein Philosoph, und nicht nur ein Philosoph in Worten, sondern in der That. Als solcher ist er und handelt er leidenschaftslos. Er ist Republikaner aus persönlichem Bedürfniß, aus Ueberzeugung, aus Vernunftgründen; der Mann, den er zu bekämpfen hat, ist ihm kein Feind:

Ich hasse nicht, wie du, den Herrscher selbst;
Allein, die Herrschaft ist auch mir verhaßt —

Es erregt ihn nicht, als Cassius ihn an die Spitze einer Verschwörung zu treten anstachelt:

Brutus.

Cassius,
Ich weiß, wohin du zielst. Nun laß uns gehn.

Cassius.

Aus deinem Gleichmuth bist du nicht zu bringen!
O der entsetzlichen Gelassenheit!

Brutus.

Ich bin einmal nur langsam von Entschluß.

Er geht auf die Sache mit einem seufzenden: „Du hattest recht", ein, als er sich überzeugt zu haben glaubt, daß Cäsar die Republik vernichten will.

In der Scene mit Portia freilich tritt er etwas mehr aus sich heraus; sehr schön sagt er da:

Ich hatte einen Cassius im Busen;
Sonst würd' er mich nicht überredet haben.
Doch daß ich meinen Cäsar tödten soll,
Das liegt auf meinem Herzen, sieh, so schwer,
Wie auf der Brust des ächzenden Titanen
Der ganze Aetna lastet.

Es ist nur von dem ächzenden Titanen wenig zu merken und kann nur wenig zu merken sein, denn Brutus ist ja ein Philosoph. Der stärkste Ausdruck seines Schmerzes und zugleich des tragischen Conflicts in seiner Seele ist:

Mag Cäsar ein Verbrecher sein, doch liebt er,
Liebt seinen Brutus — Ja! und Brutus ihn!

Aber dann läßt er sich ohne weitern Widerspruch von Portia überreden und dankt ihr, daß sie ihn gelehrt habe, seine Pflicht zu erkennen. Da sie ihm beistimme und ihn antreibe, schwinden alle Zweifel:

Schon kehr' ich zu der Heiterkeit zurück,
Der ich mich stets erfreute.

Und so ist er denn auch bei der sich sogleich anschließenden Berathung über die Ausführung der Mordthat, wenn auch nicht heiter, so doch ruhig:

Cassius.

Zuerst denn: Wer soll sterben?

Brutus.

Wer denn? Cäsar!
Wer sonst?

Lebhafter wird er erst, als es gilt, für Antonius zu sprechen und die größte Unklugheit durchzusetzen. Dann, als schon Cäsar erwartet wird, sitzt er ruhig auf dem Prätorstuhle und schlichtet in gewohnter Weise einen Rechtshandel; er sagt den Verschworenen, als ob es sich für ihn um ein Bühnenspiel handelte:

Vergeßt, was euch bewegt, und geht wie gute
Schauspieler ganz in eurer Rolle auf.

Er, der sonst so gerade und ehrliche Mensch, bestärkt Cäsar in der Annahme, daß er noch ein langes thatenreiches Leben vor sich habe, und sticht dann mit dem Dolche zu, nachdem die andern das Hauptwerk schon verrichtet haben. Dann ruft er allerdings: „Rom ist frei!"

Die Republik ist wieder hergestellt
Und frei das Vaterland —

aber man möchte ihm gar nicht glauben, daß er selbst an das glaubt, was er ruft. Es ist selbst für den Idealisten Brutus zu viel, sich einzubilden, daß mit dem Morde des Tyrannen nun alles gethan und die Republik ohne weiteres hergestellt sei. Fiele nun wenigstens der Vorhang, so wäre er es doch, der an dieser Stelle als das die Tragödie fortbewegende geistige Element erschiene, und man könnte glauben, daß er seinen Schmerz über Cäsar's Tod hinter den Coulissen austönen lasse; aber der Dichter gibt ihm, ohne auch nur eine Verwandlung zu belieben, vermuthlich mit Absicht, sofort Gelegenheit, sich als den gefaßten Philosophen zu beweisen, hinter dem eben nichts als eine nothwendige That liegt, über die noch ein Wort zu verlieren Thorheit wäre. Er ist der Gutmüthige, ruhig Ueberlegende und Abwägende dem polternden Antonius gegenüber:

Cassius.
O Brutus! Brutus!

Brutus.
Was, mein Lieber?

Cassius.
Nichts.
Du bist einmal du selbst.

Brutus.
Nun, wie wir alle.

Dieses „Was, mein Lieber?" ist gewiß sehr charakteristisch, aber es muß dem Zuschauer, wenn ihn Cäsar's Tod tief ergriffen hat, kühl bis ans Herz hinangehen. Erkennt man dann sofort nach Antonius' Leichenrede, welche politische Thorheit seine „Rechtschaffenheit" (S. 53 gibt das Motiv) begangen hat, so können wir von ihm in den zwei letzten Acten kaum noch etwas anderes erwarten als ähnliche Unbegreiflichkeiten, die nun einmal aus seiner Philosophennatur hervorgehen:

Man muß das Leid
Nur bis zur Brust anschwellen lassen, Freund,
Doch seinen Kopf hübsch überm Wasser halten —

sagt er zu Cassius; aber es ist allemal sehr mislich für einen Tragödienhelden, wenn ihm das Leid nur bis zur Brust anschwillt. Woher sollen wir denn unser Mitleid hernehmen? Und den Kopf über Wasser hält er nach der Einsicht unsers Kopfes gar nicht. Er ist zwar thätig, aber in verkehrter Weise, weil ihn in einem Kampfe um die Herrschaft mit den gewissenlosesten Menschen nicht politische, sondern moralische Rücksichten bestimmen. Deshalb kreuzt er den praktischern Cassius fortwährend, der, wie er selbst sagt, nicht seinen Gründen, sondern der Nothwendigkeit weicht, und bringt dadurch die Sache, für die er streitet, mehr und mehr in Gefahr. Es ist sehr wahr, er handelt immer als ein edler Mensch, immer aus innerster Ueberzeugung, aber wir stellen uns doch ohne Bedenken auf des Cassius Seite und wünschten, Brutus möchte sich als Philosoph so weit selbst erkennen, daß er seine Unfähigkeit zum Leiter einsähe. Es widerstreitet aber ja eben seiner Natur, einen Irrthum einzusehen und von der Erfahrung zu lernen, denn er ist sich wirklich in jedem Augenblick des Handelns selbst treu und würde, auf denselben Punkt zurückgeführt, genau wieder denselben Weg gehen müssen.

Und soll uns sein stoischer Gleichmuth bei der Nachricht von dem Tode der geliebten Portia mit Bewunderung erfüllen können? Er hört von Straton, wie furchtbar ihr Ende war, wischt sich die Augen und lehnt jede fernere Aeußerung des Schmerzes mit der Bemerkung ab, daß seine Thränen nun doch die Glut, die sie verzehrt hat, nicht mehr löschen können. Dann nimmt er, alter Gewohnheit nach, ein Buch, um vor dem Einschlafen zu lesen. Ich habe absichtlich jeden Vergleich mit dem Brutus Shakspeare's vermieden, da der Kruse'sche das Recht hat, nach sich selbst gemessen zu werden; aber an dieser Stelle muß doch darauf aufmerksam gemacht werden, wie viel menschlicher jener behandelt ist. Bei Shakspeare erfährt Brutus nicht auf der Bühne Portia's Tod; wie tief ihm derselbe aber gegangen, erfahren wir in einem Moment, der gar nicht ergreifender gewählt werden konnte: nämlich nach dem heftigen Streit mit Cassius, der ihn ganz außer sich gebracht hat. Da ist er es selbst, der gleichsam zur Erklärung und Entschuldigung seines gereizten Zustandes dem Freunde mittheilt, daß Portia gestorben sei und wie sie gestorben. Er hat das Bedürfniß, seinen Gram in die Freundesbrust zu entladen, und erst nachdem dies vollständig geschehen, sagt er: „Sprecht nicht mehr von ihr." Und er spricht doch wieder von ihr, gleich in der nächsten Scene. Als Massala eine leise Andeutung macht, die er wohl versteht, möchte er doch noch einmal Gewißheit haben, forscht ihn aus und läßt sich die Todesnachricht bestätigen. Und dann sein trauriges „Leb' wohl denn, Portia!" Nun setzt sich die Unterredung mit Cassius über den Kriegsplan fort, und dann, als er die Diener schlafen geschickt, findet er zwar in der Tasche seines Gewandes ein Buch, nach dem er früher vergebens gesucht; aber er liest nicht darin: er läßt Lucius auf der Laute spielen. Wie warm ist noch die Nachempfindung bei diesem Brutus, der doch auch ein Philosoph bleibt! Der Brutus Kruse's, den wir sich unmittelbar nach Empfang der Botschaft von Portia's Selbstmord mit seinem Leide abfinden sehen, verursacht uns ein Frösteln.

Die Bürgertugend, die hinterrücks zwanzig Dolche für den „Tyrannen" schärft, und die Philosophentugend, die sich im möglichst vollkommenen Gleichmuth der Seele gegenüber Freude und Leid beweist, werden wir uns vergebens mühen, als etwas Bewundernswerthes zu begreifen, auch wenn sie uns in einem berühmten Beispiel des Alterthums entgegentreten. Weit eher noch finden wir ein Verhältniß zu dem Fanatiker, der in leidenschaftlicher Erregung, wie von einem Dämon getrieben, einen großen Mann opfert, den er nur einseitig zu verstehen vermag. Da sind Schmerz, Wuth, Haß, Reue, Verzweiflung mit ihren das Gemüth ergreifenden Aeußerungen dem Dichter zur Hand. Ein völlig klarer Geist, ein in jedem Augenblick

seiner mächtiger Wille, eine durch keine Schlechtigkeit der Welt zu beirrende edle Natur geben dem Menschen, in dem sie sich vereinigen, den Charakter der Unwandelbarkeit und schließen ihn schon deshalb von der Behandlung als tragische Figur aus. Bei Brutus kommt eine Blindheit gegen die Anforderungen des praktischen Lebens hinzu, die selbst für einen von idealistischen Bestrebungen erfüllten Politiker das erlaubte Maß zu überschreiten scheint. Würde er noch für die Idee der Wiederherstellung republikanischer Sitten und Formen leidenschaftlich schwärmen können, er würde uns vielleicht hinreißen und auf seine Seite ziehen; aber ein Schwärmer darf er durchaus nicht sein, er selbst soll nach reiflicher Ueberlegung in die Handlung hineingezogen werden. Nun bezieht sich aber diese reifliche Ueberlegung immer nur auf sein persönliches Verhältniß zu Cäsar und auf die Principienfrage, ob die Pflicht gegen den Staat der persönlichen Neigung vorgehen müsse, nicht aber auch auf die politischen Machtverhältnisse, die den Sieg gewährleisten können. Sieht man, wie einige Männer von wenig erkennbarem politischen Einfluß sich verschwören, um Cäsar zu ermorden, und nach dem Morde dem blinden Zufall überlassen, was aus dem römischen Staat ohne Cäsar werden soll, so kann man keine Minute den guten Glauben festhalten, daß ein solches Rettungswerk gelingen werde; man begreift aber auch Brutus nicht, der daran glaubt — ganz nüchtern glaubt. Damit schwindet aber unsere Theilnahme an der Handlung, soweit sie durch Brutus vertreten wird: wir bedauern seine Kurzsichtigkeit und wenden unser Mitgefühl dem Tyrannen zu, der doch ein ganzer Mann ist.

Daß sich in dem Werke Scenen von mächtiger dramatischer Wirksamkeit und viele Einzelheiten von großer Schönheit finden, darf bei einem Drama von Heinrich Kruse wol als selbstverständlich angenommen werden. Meinen Respect vor demselben glaubte ich nicht besser darthun zu können als durch die eingehende Begründung meines Standpunktes, von dem aus ich die Wahl des Stoffs als verfehlt bezeichnen mußte. Wer ihn nicht theilt, wird vielleicht die von mir nachgewiesenen Mängel als ebenso viele Vorzüge nachweisen können. Der Brutus, den Kruse gewollt hat, ist in der That eine fertige Leistung; die Frage ist nur, ob er nicht als dramatischer Dichter irrte, als er ihn so und überhaupt als Helden eines Trauerspiels für die Bühne wollte.

Ernst Wichert.

Johann Georg Hamann.

Johann Georg Hamann, der Magus im Norden. Sein Leben und Mittheilungen aus seinen Schriften von G. Poel. Erster Theil: Das Leben. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1874. Gr. 8. 6 M.

In neuerer Zeit ist wiederholt auf den Mann hingewiesen worden, dessen Namen wir an die Spitze dieser Zeilen setzen: auf Johann Georg Hamann, den man nach Moser's Vorgang den „Magus im Norden" zu nennen pflegt. Goethe vornehmlich war es, der diesen großen und originalen Geist zu schätzen wußte und mit Nachdruck auf ihn hinwies, er, der sich selbst einen „entschiedenen Nichtchristen" nannte, auf ihn, dessen Grabmal einzig die Worte trägt: „Viro christiano". Als er 1787 in Neapel auf Johann Baptista Vico, einen alten italienischen Schriftsteller, aufmerksam gemacht wurde, schrieb er die denkwürdigen Worte: „Es ist gar schön, wenn ein Volk doch einen Aeltervater besitzt; den Deutschen wird einst Hamann ein ähnlicher Codex werden." Auch trug Goethe sich bereits mit dem Gedanken, eine Ausgabe der Werke Hamann's zu veranstalten, doch kam dieselbe erst später durch andere Hand, durch Friedrich Roth in München (Berlin 1821—25) zu Stande. Ihr folgte 1857 Gildemeister's gründliches Werk, in dem Hamann's inneres und äußeres Leben aufs anschaulichste geschildert wird. Aus neuester Zeit endlich haben wir mannichfache Versuche zu registriren, seine Bedeutung der Gegenwart aufs neue zu erschließen. So insbesondere Julius Disselhoff's „Wegweiser zu Hamann" (Elberfeld 1871), der frisch und anschaulich in das Verständniß dieses seltenen Geistes einführt. Ein scharfumrissenes Charakterbild zeichnet in prägnanter Kürze Flaschar in Piper's „Evangelischen Kalender" (1864), und auch die Schriften Brömel's (Berlin 1870) und Rocholl's (Hannover 1869) sind nicht ohne Verdienst. Denn es ist ein bemerkenswerthes Zeichen unserer Zeit, daß sie, fern jenem pharisäischen Dünkel, wie wir es doch so herrlich weit gebracht, gern wieder der Vergangenheit und besonders ihren verborgenen Schätzen sich zuwendet. Es tritt offen das Bestreben zu Tage, auch den Geistern, denen ihre Zeit die gerechte Würdigung versagte, nun dieselbe nach Verdienst zutheil werden zu lassen. Im Haushalte der Geschichte geht ja freilich keine Kraft, auch nicht die geringste und unscheinbarste verloren, wenn auch die Namen vielleicht verschwinden. Aber es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, daß die Nachwelt auch dieser im Verborgenen wirkenden Kräfte sich erinnert und ihnen die Ehre gibt, die ihnen gebührt.

Das findet in gewissem Sinne auch auf Hamann Anwendung. Auch von ihm gilt das oft citirte Wort, daß sein Charakterbild, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, in der Geschichte schwankt. Wenn ein Jean Paul im Ueberschwang der Begeisterung von ihm ausruft: „Heros und Kind zugleich, der wie ein elektrischer Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenschein um das Haupt sanft dasteht, bis eine Berührung den Blitz aus ihm zieht", „ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne", so berührt uns dem gegenüber das nüchterne Urtheil neuerer Literarhistoriker aufs befremdlichste. Ich erinnere nur an das Hettner's in seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" (III, Buch 3, I). Er charakterisirt diese religiöse Seite der Sturm- und Drangperiode, die in Hamann unstreitig ihren Hauptvertreter findet, schlechthin als „eitle und weichliche Gefühlsschwärmerei", als „dumpfe Confusion" mit dem Anspruche ganz besondern Tiefsinns. Hamann's Denken und Empfinden ist nur „pietistisches Poltern gegen die aus der Obmacht des Bibelglaubens herausgetretene Freiheit und Selbständigkeit der Wissenschaft und deren ver-

meintliche Anmaßungen"; seine „Sokratischen Denkwürdigkeiten" nur ein Ausfluß seines Hasses gegen die denkende Wissenschaft; seine Darstellungsform endlich kraus und fratzenhaft. Wohl aber findet sein Verständniß und sein Einfluß auf die Poesie gebührende Würdigung. Aber freilich war, gleich Herder, seine Thätigkeit hierin nur eine anregende, Funken entzündende. Seine 1761 geschriebene „Aesthetica in nuce" beginnt gleich mit dem tiefgreifenden Satze: Poesie sei die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, wie der Gartenbau älter sei als der Ackerbau, Malerei älter als Schrift, Gesang älter als Declamation, Gleichnisse älter als Schlüsse, Tausch älter als Handel. Was hat Herder aus diesem einen Satze gemacht, der mit einem mal der Poesie neue Bahnen vorzeichnete und ihr ungeahnte Quellen erschloß! Das deutsche Volkslied ist das Dornröschen, das Herder, nach fast hundertjährigem Schlaf, durch diesen Satz Hamann's darauf hingewiesen, uns wieder erweckt hat.

Doch was Hamann in der Kette von Bestrebungen, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Regeneration des deutschen Geistes in der Literatur anbahnten, gewirkt und vorgezeichnet hat, ist doch nur eine Seite seiner reichen Geistesarbeit. Nur im Rahmen seiner Zeit können wir ein ungetrübtes Bild von ihm gewinnen.

Er stand in einer Zeit tiefster Bewegungen und Erschütterungen auf allen Gebieten des geistigen Lebens, insbesondere auch des religiösen. Auf tausendfach verschlungenen Wegen suchten die Geister ein neues Evangelium der Wahrheit und Schönheit. Er aber sehnte sich, angesichts des gemalten Himmels eines philosophischen Idealismus jener Tage, nach Wirklichkeit, nach lebendiger Wirklichkeit. Diese gab ihm das in Christo erfahrene Heil. In dieser prophetischen Selbstgewißheit, mit dem „vollen Brustton der Ueberzeugung" trat er den Suchenden entgegen. Ihm war die herrschende „Aufklärung" mit den „unverschämtesten Spermologen und Virtuosen, Hiero- und Sykophanten seines Jahrhunderts, Voltaire an der Spitze, ein bloßes Nordlicht, aus dem sich kein kosmopolitischer Chiliasmus als in der Schlafmütze und hinter dem Ofen weissagen ließe". In diesem Proteste beruht Hamann's Bedeutung.

Für Goethe war, als er in der Sonnenhöhe seines Lebens stand, die Religion nur ein Geistesspiel. Er, der früher mit Persönlichkeiten wie Lavater und dem Fräulein von Klettenberg in die Tiefen des göttlichen Geheimnisses sich versenkte und die „schöne Seele", deren Heimweh in ihnen die Heimat gefunden, bewundern konnte, wahrte sich nun seinen Standpunkt je nach Bedürfniß. „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist dagegen als Naturforscher. Eins so entschieden wie das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch gesorgt." Um Ersatz für die verloren gegangene Religion war ihm nicht bange. „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion; wer jene beiden nicht besitzt, der habe Religion." Faust mag am Meeresstrande das Läuten der Kapelle nicht hören. „Mit Kirchengeschichte was hab' ich zu schaffen? Ich sehe weiter nichts als Pfaffen." Mehr wie einmal freilich hat er die sittliche Macht und Hoheit des Christenthums betont. „Mag die geistige Cultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will: über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien leuchtet, wird es nicht hinauskommen." (Gespräche mit Eckermann.) Wie ruft er im Vollgefühl der Jugendkraft triumphirend aus:

> Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
> Ihr den höchsten Gedanken, zu der sie schaffend sich aufschwang,
> Nachzudenken.

Aber derselbe Goethe spricht das bittere Wort: „Wir tasten ewig an Problemen. Der Mensch ist ein dunkles Wesen; er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selbst."

Herder, zu Spinoza sich bekennend, mit feinfühlendem Blick für die unvergängliche Schönheit der Heiligen Schrift, dem alles, was seine Seele berührte, zu Poesie ward, Dichter- und Denkernatur zugleich, faßte die Religion ihrem innersten Wesen nach als Leben, und als ihren ursprünglichen Ausdruck die Poesie. Und wie seine Religion lediglich eine humanistische war, so war ihm auch ihr Stifter nur der Mensch im idealen Sinne; seine Geschichte zwar die tiefste und größte, welche die Welt je erlebt, aber er selbst Fleisch von unserm Fleisch, der uns gerade dadurch als unser Bruder um so näher treten sollte. Er war für Herder der „liebenswürdige Jüngling von Nazareth", während Hamann immer den menschgewordenen Gottessohn in ihm erblickte und diesen Charakter der heiligen Geschichte festhielt.

Und wie diese Aufklärung im praktischen Leben sich darstellte, hat uns Voß in seiner „Luise" charakteristisch gezeichnet. Der Pfarrer von Grünau ist das Ideal eines aufgeklärten Landpfarrers jener Zeit. Postelt begründete ein „Wissenschaftliches Magazin für Aufklärung" (1785), in welchem Aufsätze über die Todesstrafe, über die Schachmaschine, Lot's Frau, die beste Philosophie, über den Kleebau und die Stallfütterung, über Cato von Utica und das Postwesen in genau dieser Reihenfolge sich aneinanderreihten. Noch im Jahre 1800 bewarb sich ein Pfarrer im Hessen-Kasselschen um ein sehr bedeutendes geistliches Amt und berief sich dabei besonders darauf, daß er die anerkannt beste Abhandlung über die Stallfütterung geschrieben habe. Und hinter den Wortführern und Leitern steht ja immer der ganze Troß geschwätzig aufgeklärter Philister, der als diensteifriger Chorus das allezeit bereite Echo bildet. Das sind die leichten Truppen, die, nach Claudius' Wort, mit dem Hute auf dem Kopfe bei den heiligsten Geheimnissen vorbeidefiliren.

Diesen Zeitströmungen steht Hamann als ein Apologet des alten Glaubens gegenüber, der ihm im tiefsten Grunde Bibelglaube, Offenbarungsglaube ist. Er ist wesentlich ein Protestgeist, dessen funkensprühende Auslassungen fast durchgehends polemischer Natur sind: theils wuchtige Schläge mit dem ganzen Pathos innerer Entrüstung, theils Zeugnisse im Gewande heiliger Ironie. In dieser apologetischen Thätigkeit berührt er sich vielfach mit Claudius, dem Wandsbecker Boten, mit dem er trotz aller Verschiedenheit der Außenseite nahe verwandt ist. Doch war dem letztern durch die naive Form seiner hu-

moristischen Weise auch in weitern Kreisen Ein Einfluß verstattet, während Hamann in seinem räthselhaften Gewande den meisten unverständlich blieb. Er selbst war sich dieser einsamen und verlassenen Stellung wohl bewußt. Zum Theil liegt die Dunkelheit seiner Schriften in äußerlichen Dingen begründet. Seine Aufsätze sind fast sämmtlich aus einer bestimmten Situation geboren, fast sämmtlich Gelegenheitsschriften. Alles, was die Zeit augenblicklich bewegte, alle jeweiligen Momente seines individuellen Lebens spiegeln in ihnen sich wider: sodaß ihre genaue Kenntniß zum völligen Verständniß unerlaßlich ist. Ein zweiter Grund liegt in der Form seiner Schreibweise mit ihrer kraftgenialischen Regellosigkeit und Ungebundenheit. Die Gedanken überstürzen sich und drohen die Form zu durchbrechen. „Wenn es mir so geht", schreibt er einmal, „daß ich mir selbst deutlich zu sein aufhöre, sobald ich abgekühlt bin, wie darf ich mich wundern, andern nicht genug deutlich zu sein?" Alles, was er schrieb, waren nur fliegende Blätter, die er in seine Zeit warf, die Gedanken in Hieroglyphenform gießend, als Proteste gegen den Idealismus jener Tage, der die Realitäten der Natur und Geschichte in Abstraction auflöste. Er selbst nennt seine Autorschaft eine stumme Mimik, „die in der Erfassung der realen Mächte das Leben selber abbildet und darstellt". Er weist eine Weltweisheit zurück, „die sich aus einer allgemeinen Wissenschaft des Möglichen zu einer allgemeinen Unwissenheit des Wirklichen" aufzubauen fortfährt. Im Glauben, der, nach Jacobi's Wort, die Hypothese seines Daseins war, sah er die Einheit, der alle Gegensätze des Lebens zustreben. Ihm galt als Aufgabe, „seine Mitbürger aus den Labyrinthen ihrer gelehrten Sophisten zu einer Wahrheit, die im Verborgenen liegt, zu einer heimlichen Weisheit, und von den Götzenaltären ihrer andächtigen und staatsklugen Priester zum Dienst eines unbekannten Gottes hinzulocken" („Werke", II, 42). „Das Christenthum mit ebenso tiefer Innigkeit als glänzender, geistreicher Energie auszusprechen und gegen die Aufklärer zu behaupten": dahin faßt Hegel seine Bedeutung zusammen. So vergleicht ihn Claudius mit dem bekannten Manne bei Virgil, der, wenn er sein Haupt über die Wellen heraushebt, „majestate oris und manus alle windigen beaux esprits, Dog- und Schismatiker der Wasserwelt auf der Stelle mores lehrt".*) So schreibt Hamann als Summe seiner Erkenntniß (den 18. Mai 1765) an Herder: „Glauben Sie es mir zu Gefallen, daß es keine so allgemeine und nützliche Philosophie zum Besten des Volks gibt und keinen so glücklichen Anfang der Weisheit als die Furcht des Herrn, denn sie hat die Verheißung dieses und eines zukünftigen Lebens." Unvernunft, so führt er aus, ist ohne Zweifel Misbrauch der Vernunft, hat also diese zur nothwendigen Voraussetzung. In gleicher Weise deuten alle Religionen auf den Glauben an eine einzige, selbständige und lebendige Wahrheit hin. Gleichwie aber unsere Existenz nicht von unserer Vernunft abhängt, sondern umgekehrt, so hat auch die Religion ihren Grund nicht in unserer Vernunft (als ob diese sie erst schaffen könnte), sondern in unserer ganzen Existenz („Zweifel und Einfälle", 1776). Nicolai erwiderte darauf in der „Allgemeinen Bibliothek" einfach, „mit Leuten, welche so große Geheimnisse wissen, welche die gesunde Vernunft für eitel Selbstruhm, den Glauben aber für einen Grundtrieb der Seele halten, könne nicht wohl gestritten werden". Damit war für die Nicolaiten der Mann abgethan.

Wir haben oben in kurzen Strichen die Stellung Hamann's und seine wesentlich apologetische Bedeutung anzudeuten versucht. Jedenfalls ist dem Vergessensein des Mannes nun von seiten seiner unbedingten Anhänger große Ueberschätzung gefolgt. Das beweist das in vorigem Jahre vollendete, vierbändige Petri'sche Werk, das an Umfang und Plan zwischen die Gesammtausgabe der Hamann'schen Werke und die obenerwähnte neue Schrift Poel's sich stellt. Letztere, deren bisjetzt erschienener erster Band das Leben Hamann's behandelt, gibt sich als eine durchaus populäre, die auch dem weitern Kreise der Gebildeten das Verständniß des dunkeln Mannes vermitteln will. Sie bietet uns in den ersten sechs Kapiteln eine Darstellung seines äußern Lebensgangs, die dadurch, daß Hamann soviel als möglich selbstredend eingeführt ist, zu einem anregenden und lebendigen Bilde sich gestaltet. In seinen „Gedanken über meinen Lebenslauf", aus London vom 21. April 1758 datirt, gab Hamann auch in sein äußeres Leben Einblicke. Es sind Bekenntnisse, ursprünglich nur für den engen Kreis seiner vertrautesten Freunde bestimmt, die in seinem innern wie äußern Leben einen Umschwung bezeichnen. Niemand konnte strenger über ihn urtheilen, als er es selbst in dieser Schrift gethan hat. Es geht eine verzehrende Unruhe, innerlich und äußerlich, durch sein Leben. Die Wogen des Lebens werfen ihn abenteuernd umher. Er gibt gern jede äußere glänzende Existenz preis, um nur seine innerste Existenz sich zu bewahren. Unersättlicher Wissensdrang trieb ihn von einem Studienkreise zum andern und lehnte sich gegen jede Beschränkung des wissenschaftlichen Interesses auf. Dieser Drang nach universaler Bildung traf mit den großen Aufgaben der Zeit zusammen; er war nothwendig, weil es sich um eine völlig neue Richtung des nationalen Lebens handelte.

Hamann's äußeres Leben bietet wenig lichte Bilder. Nur wenige stellt die Natur in den Sonnenschein ihrer fürstlichen Gunst: wem sie die himmlischen Güter beschert, dem glaubt sie meist den Rest schuldig bleiben zu dürfen. Unselige äußere Verhältnisse schufen ihm beschwerliche Bahn und machten das Feuer zu einer nach innen verlodernden Glut.

Sehr passend und dankenswerth in der Poel'schen Darstellung erscheinen uns die reichlichen Einfügungen von Hamann's eigenen Worten und die nicht seltenen Auszüge aus seinen Schriften, wodurch denen, die ihn nicht gerade zum Specialstudium sich erwählen, die Mühe erspart wird, durch die Schriften selbst sich hindurchzuarbeiten. Von Interesse ist das dem Buche angefügte Bruchstück aus den Lebenserinnerungen seiner Tochter Elisabeth Regina, verehelichten Rosenberg (geb. 1772, gest. 1838), das uns einen Einblick in das theilweise wunderliche Hauswesen und die seltsame Erziehungsweise Hamann's gewährt und zugleich

*) Darauf antwortet Hamann mit einer feinsinnigen Apostrophe an Claudius, bei Gelegenheit einer Anzeige der sämmtlichen Werke des Boten, die er 1775 in der „Königsberger Zeitung" erließ: „Bist ein guter, lieber Junge, hast eine feine Seele, die deine ist, und den Keim mystischer Weisheit."

in der Schreiberin einen klaren, hellen und liebenswürdigen Frauencharakter zeigt. Diesen Charakter bekunden auch die Züge des den „Erinnerungen" beigehefteten Bildes, die uns aufs wohlthuendste anmuthen.

So wird das Buch Poel's den Freunden Hamann's eine willkommene Gabe sein, und wir möchten es allen denen empfehlen, die bisher achselzuckend bei dem unverstandenen und unbequemen „Magus" vorübergingen, oder ihn in vornehmer Geringschätzung als pietistischen Polterer und rabenschwarzen Dunkelmann glaubten abthun zu können. Von gerechter Würdigung ist ja ein weiter Schritt bis zu der panegyrischen Ueberschätzung, von der auch Poel sich nicht völlig freihält. Und zu der erstern möchten auch diese Zeilen beitragen.

Episches und Lyrisches.

1. Deutsch und welsch. Ein poetischer Zeitspiegel aus dem jüngsten Kriege von Ernst Wilhelm Schultze. Breslau, Hoffmann. 1874. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Im Freien. Drei Gedichte von Heinrich Bolze. Jena, F. Mauke. 1875. 16. 2 M. 40 Pf.
3. Gedichte. Von Heinrich Falkland. Zweite, völlig veränderte Auflage. Wien, Manz. 1874. Gr. 16. 6 M.
4. Gedichte. Von Justus Frey. Zweite Sammlung. Graz, Cieslar. 1874. 8. 2 M.
5. Juventas. Neue Dichtungen für Jung und Alt von Emil Taubert. Berlin, Königsmann. 1875. 8. 1 M. 50 Pf.

Wenn die patriotische Muse an der Spitze des kampflustigen Heeres mit leidenschaftlicher Beredsamkeit die Fehler und bösen Absichten des Feindes verhöhnt und verdammt, die Tugenden des eigenen Volks aber begeistert lobt, oder wenn sie nach blutig errungenen Siegen Triumphlieder singt — wird jeder gute Patriot mit Recht ihr entgegenjauchzen und denjenigen einen pedantischen Philosophen nennen, der den Gerechtigkeitssinn der Muse bekrittelt. Ein anderes Ding aber ist es, wenn dieselbe Muse einige Jahre nach dem Friedensschluß sich gemüthlich an den Schreibtisch setzt, die Feder putzt und mit schlauer Benutzung aller patriotischen Schlagwörter und landläufigen Redensarten ein sogenanntes Epos niederschreibt, das den Zweck hat, den niedergeworfenen Feind nachträglich zu verhöhnen und zu verdammen. In diesem Falle darf man wol nach dem Gerechtigkeitssinn des Dichters fragen.

E. W. Schultze, der Dichter des „Poetischen Zeitspiegels" (Nr. 1), ist ohne Zweifel ein gottesfürchtiger Patriot; er hält das deutsche Volk für das beste auf der ganzen Erde, er freut sich über dessen Macht und Ansehen, singt dem lieben Gott Loblieder, weil dieser das Deutsche Reich von neuem hat auferstehen lassen — wer will ihm das verdenken? Gewiß niemand. Doch sehr bedenklich muß man den Kopf schütteln, wenn Herr Schultze sich nicht mit diesen Lobpreisungen begnügt, sondern auch mit mehr Leidenschaftlichkeit als Verstand in mittelmäßigen Versen sich eine hochmüthige Kritik über die gedemüthigten Franzosen anmaßt. Unser westliches Nachbarvolk hat seine großen Schwächen und Fehler; Berufene und Unberufene in Deutschland haben sich bemüht, dieselben ans Licht zu ziehen. Wir kennen sie, denke ich, nun zur Genüge, und es wird Zeit sein, des grausamen Spiels ein Ende zu machen; sonst könnte es leicht geschehen, daß wir über dem Splitter in unsers Nächsten Auge denjenigen in unserm eigenen nicht gewahren. Bei Schultze scheint es wirklich schon so weit gekommen zu sein. Obgleich ein guter Christ, der besonders, wie aus seinem Gedichte hervorgeht, die Pastoren liebhat, schilt er wie ein Heide auf die lasterhaften Franzosen, welche fortwährend ihre Maitressen küssen und Cancan dazu tanzen. Der Inbegriff aller höllischen Schrecken ist ihm natürlich Paris mit seinen gottlosen, arbeitsscheuen und eiteln Einwohnern. Er führt uns in seiner Dichtung einige Musterexemplare von Franzosen auf, mit denen kein Hund das Zimmer theilen möchte. Da ist ein gewisser François (welcher Name beständig Franß-o-a scandirt wird), wohlerfahren in allen Künsten des Satans und der — Commune; er verführt, stiehlt, mordet, mit einem Worte, er ist ein Schurke der ekelhaftesten Art, welcher nicht einmal Geist und Verstand, sondern nur thierische Leidenschaft besitzt. Dieser Mensch ist für Herrn Schultze der Repräsentant des modernen Franzosen. Ich glaube, es ist nicht einmal nöthig in Frankreich gewesen zu sein, um den Werth einer solchen Kritik einzusehen. So denkt wol ein wilder Indianer von seinen Feinden, aber nicht jemand, welcher die Ehre hat dem deutschen Volk anzugehören, das auch bei seinem Feinde Gerechtigkeit übt. Der Panegyrikus, welchen er andererseits dem deutschen Volke singt, ist unter solchen Umständen auch nicht genießbar. Ich verzichte demgemäß darauf, die Ergüsse eines krankhaften Patriotismus, welcher uns von der christlichen Gottesfurcht in Deutschland so viel zu erzählen weiß, auch nur im Auszug mitzutheilen. Da auch weder die poetische Sprache noch die Wiedergabe der langweiligen Handlung in diesem Epos sich über das Niveau der gewöhnlichsten Mittelmäßigkeit erheben, so ist es das Beste, was der Kritiker thun kann, von dem Reste zu schweigen.

Wie anders wirkt dies Singen auf mich ein! So rief ich, ähnlich wie Faust, aus, als ich nach jenem Zeitspiegel die drei Gedichte von Heinrich Bolze (Nr. 2) zur Hand nahm und mit Interesse durchlas. Wenn diese Gedichte auch keine Meisterwerke epischer Erzählungskunst sind, so erfrischt dagegen der freie echt deutsche Geist, der uns aus dem anspruchslos dargebotenen Büchlein entgegenweht, ungemein. Diese Gedichte sind episch-lyrischer Natur; in allen dreien verbindet eine einfache Fabel eine lange Reihe von sinnvollen, schönen Gedichten, welche in herziger Weise von der Liebe und der Natur singen. Oft laufen triviale Wendungen mit unter, im allgemeinen aber ist Form und Ausdrucksweise überall gelungen. Am meisten Anspruch auf Beachtung erhebt wol die erste Dichtung, welche „Stubbenkammer" betitelt ist und eine alte Sage aus Rügens Vergangenheit sinnvoll behandelt. Das Lied erzählt uns von dem Edelfräulein Bertha, die einen Goldschmied innig liebt, aber nicht heirathen darf, weil der stolze Vater den bürgerlichen Freier höhnisch ab-

weist. Rührend sind die Klagelieder der trostlos Liebenden, als der Geliebte Abschied von ihr genommen hat, um unter Friedrich Rothbart den Kreuzzug gegen die Heiden mitzumachen. Auf seiner weiten Reise begleitet der Leser den kecken Gesellen, bunte Bilder aus fernen Ländern weiß der Dichter in unserer Phantasie zu erwecken, altbekannte Geschichten (wie z. B. die vom Tode des Kaisers) werden uns in einem neuen poetischen Gewande erzählt. Der Goldschmied zeichnet sich so sehr durch seine Tapferkeit aus, daß der alte Kaiser ihn zum Ritter schlägt. Als solcher kehrt er in die Heimat zurück; doch der lieblichste und schönste Preis für seine Heldenthaten, die Hand der treuen Bertha, soll ihm nicht werden. Weshalb nicht, wird der Leser selbst am besten durch eigene Lektüre des Gedichts erfahren. Dem nachfolgenden Gedicht wird gewiß niemand Poesie absprechen:

Einmal blüht im Königsschmuck die Blume,
Einmal schwärmt der Schmetterling im Hain,
Einmal tritt aus ihrem Heiligthume
Liebe frei ins frohe Leben ein.

Ach wie bebt das Herz zum leisen Worte,
Ach wie zitternd schlingt sich Hand in Hand,
Wenn der erste Kuß die Zauberpforte
Oeffnet in ein paradiesisch Land!

Magische Gestalten schweben, binden,
Augen schließen sich zum Himmelstraum,
Zeiten, Räume, alle Fesseln schwinden,
Seelen grüßen sich im Aetherraum.

Solch ein Leben, solch unendlich Fühlen
Stirbt im treuen Herzen nimmermehr;
Mag die Zeit manch warme Regung kühlen,
Nahn des Schicksals Wetterwolken schwer.

Liebe scheitert nicht bei Wog' und Winden,
Wird sich nimmer, nimmer ungetreu,
Darf das Schicksal kämpfend überwinden,
Und des Lebens Sonne strahlt ihr neu.

Dieses Lied ist nicht das schönste unter den Musenkindern Bolze's. Glänzende Perlen befinden sich unter den längern Romanzen und Balladen. Den größten Genuß hat man, wenn man sich dieselben laut vorliest, einige sind außerordentlich melodisch. Des Dichters größtes Talent liegt im Lyrischen. Auch die beiden andern Dichtungen „Berg und Thal" und „Das Dorf im Walde" enthalten viele Schönheiten, doch kann ich dieselben nicht so sehr loben wie „Stubbenkammer".

Ein prächtig ausgestattetes Buch enthält die Gedichte von Heinrich Falkland (Nr. 3). Dieser Dichter gehört zu denjenigen, welche sich bewogen finden, bei jeder Gelegenheit zu singen und jede außerordentliche Stimmung in einem Gedicht zu verewigen. Es ist selbstverständlich, daß Gedichte, die auf diese Art entstanden sind, sehr häufig oberflächlich nach Inhalt und Form sein werden, besonders dann, wenn der Dichter nicht viel erlebt hat und die kleinen Vorfälle des gewöhnlichen Lebens für weltgeschichtliche Ereignisse hält. Doch besitzt Falkland Geist, Phantasie und vor allen Dingen poetische Gestaltungsfähigkeit. Diese natürlichen Talente werden durch ein ernstes Streben nach dem Schönen und durch strenge Selbstkritik veredelt. Auch scheint das Leben des Dichters ein vielbewegtes gewesen zu sein; weite Reisen und eine, wie es scheint, große Belesenheit haben seinem poetischen Schaffensdrange Stoff in Hülle und Fülle zugeführt. Er durfte sich infolge dessen seinem Triebe, alle Eindrücke und Vorstellungen poetisch stimmungsvoll festzuhalten, getroster und freier überlassen als andere Dichter, welche die Bannmeile ihres Städtchens nur selten verlassen. Falkland's Gedichte interessiren hauptsächlich des Stoffs wegen, den sie würdevoll behandeln, ohne dabei pedantisch oder manierirt zu werden. Wenn man das Inhaltsverzeichniß flüchtig überliest, so erstaunt man über die Menge von berühmten Männern, Ländern, Städten, Kunstgegenständen, welche der Dichter ansingt. Kaleidoskopartig wechseln die bunten Bilder, welche der Vergangenheit und Gegenwart entnommen sind. Eigenartiges Schaffen aus der Tiefe des Gemüths heraus gelingt dem Dichter weniger, auch die philosophisch angehauchten Lieder sind eher von des Gedankens Blässe angekränkelt, als daß sie einen originell denkenden Geist verriethen; doch überall ist die Form gelungen. Manche von den kleinern Gedichten hätte der Verfasser in dieser zweiten Auflage ausmerzen sollen; sie tragen allzu sehr den Stempel einer flüchtigen Conception: zu diesen rechne ich vor allen die „Sprüche". Nachstehendes Gedicht ist nicht formvollendet, wol aber sehr stimmungsreich:

Asien.

O Asien, du heiliges Land
Mit deinen Cedern und Palmen,
Mit deiner Wüsten salzigem Sand
Und Meeren von wogenden Halmen;
Mit deiner Ströme mächtigem Gang
Und deinen gewaltigen Städten,
Die, was vergangnen Geschlechtern gelang,
Ans gegenwärtige ketten!

Dich grüß' ich mit der Sehnsucht Gruß,
Dich schau' ich in meinen Träumen
Bald schiffend auf dem Gangesfluß
Bald rastend in Ninives Räumen.
Gigantische Werke umstarren mich
In Ellora's felsigen Hallen;
Tiefsinnige Worte höre ich
Von Buddha's Lippen schallen.

Dein Leben — noch war's nicht öd' und schal;
Nein, alles Schöne und Große
Erweckte der Sonne glühender Strahl
Aus deinem gesegneten Schoße;
Hindostans Weisheit und Liederklang
Der Glanz iranischer Mären,
Der Menschheit Spiegel: Homer's Gesang
Und Jesus' herzläuternde Lehren.

Der Sonne Land, Urheimat du,
In deinen duftigen Räumen,
In Thatendrang, in Märchenruh'
Wie mocht' sich das Leben verträumen!
Mit Heimweh denk' ich solcher Lust
Und deiner Märchen und Sagen,
Und segne die Kinder, die unbewußt
Dein Erbe im Herzen tragen.

Formvollendet wie die Platen'schen Dichtungen sind auch die Gedichte von Justus Frey (Nr. 4). Die Gedankentiefe Platen's ist den vorliegenden Gedichten allerdings nicht in dem Maße eigen, dagegen aber sind sie durchgehend gemüthsreicher. Ein ernster Dichter, welcher den ernsten Kampf des Lebens schon hinter sich zu haben scheint, redet aus diesen Gedichten zu uns. Reiche, bisweilen wol sehr bittere Erfahrungen im privaten und

politischen Leben, männliche stolze Resignation auf irdisches Glück und erwärmende Begeisterung für die höchsten idealen Güter der Menschheit spiegeln sich in diesen schönen Versen wieder. Es wäre unrecht von mir, wollte ich einzelnes bekritteln, denn wo das Alter redet und zwar in so überzeugender edler Weise, da soll der Jüngere schweigen, auch wenn ihm manche Anschauungen und Gedanken etwas antiquirt erscheinen. Nur einen Tadel, welcher sich auf das Gedicht „Das Gottesreich" bezieht, kann ich nicht unterdrücken. Der Dichter wendet hier den Stachel seiner rationalistischen Polemik gegen das Reich, welches Jesus seinen Jüngern verhieß, und ganz insbesondere gegen den Befehl Christi: Wer um meinetwillen nicht Vater und Mutter haßt, der wird die Seligkeit nicht erlangen (Luc. 14, 26). Frey nennt diesen Ausspruch eine Phrase und jedenfalls grausam. Nun, ich denke, wir brauchen die Reden Jesus' nicht wörtlich zu nehmen; seiner Person wegen sollen wir gewiß nicht andere hassen, aber das verlangt er auch nicht. Jeder idealfühlende Mensch wird wissen und fühlen, daß hier ein tieferer Sinn zu Grunde liegt. Keiner, der die Segnungen der Gottheit im Herzen spürt, soll sich auch von seinen nächsten Verwandten und Freunden verführen lassen, sie zu ignoriren, denn er würde sich seines besten Gutes berauben lassen. Lieber Vater und Mutter verlassen, als sich selbst untreu werden! Das war eine Lehre, welche den ersten Christen gewiß gepredigt werden mußte, denn ihre Befolgung legte den ersten Keim des unausbleiblichen Märtyrerthums in die Seelen. Auch in unserer Zeit braucht man nicht spöttisch auf diesen Rath hinabzusehen, auch in unserer Zeit verlassen viele die Fahne des Idealismus aus Menschenfurcht und Geldsucht.

Wie vortrefflich Frey auch fremde Formen zu behandeln versteht, möge die Widmung zeigen, welche er seinen Gedichten mitgegeben hat:

Widmung.

Daß sich mein Lied nicht messen kann mit euerm Lied, das weiß ich,
Den Dichtern zähl' ich mich nicht bei, ein Dichterfreund nur heiß' ich;
Indeß ihr lagertet am Quell und Blumensträuße wandet,
Wand aus vermodertem Gebein gar wunderliche Sträuß' ich;
Indeß ihr der Geliebten sanft den Thau vom Nacken küßtet,
Küßt' hoffnungslosen Leidenden vom Haupt den Todesschweiß ich;
Die Freiheit nennt ihr euer Weib und euer Haus den Erdball,
Mich hält die Scholle fest und in die Sklavenketten beiß' ich;
Ihr spinnt euch nicht wie Puppen ein, es flattern frisch die Flügel,
Ich glüh' im Innern, dennoch bin zum Schein Verstandeseis ich;
Ihr durftet mit der Muse laut am hellen Mittag scherzen,
Bei Nacht und Nebel schlich zu ihr verstohlen nur und leis ich;
Euch jauchzt' als Knabensängern schon das Vaterhaus den Preis zu,
Wie jener Dichter Roms erwarb Verweise nur, nicht Preis ich;
An strebender Genossen Muth entzündet euern Muth ihr,
Vereinsamt weil' in fremdem Land und fern vom Freundeskreis ich;
Drum hat sich eure Jugend auch so zauberhaft verlängert,
Doch schon in Mannesjahren war an Müdigkeit ein Greis ich;
Ihr gönnet doch dem Schwan, bevor er stirbt, sein schmerzlich Lallen:
So laßt mich lallen, gern verzicht' auf euer Lorberreis ich.

Zu erwähnen ist noch, daß der ganze Reinertrag dieser Sammlung seitens des Dichters humanitären und Unterrichtszwecken gewidmet ist. Möge also das Büchlein zahlreiche Leser und — Käufer finden!

Die neuen Dichtungen von Emil Taubert (Nr. 5) sind nicht gerade bedeutend. Da sie jedoch unter dem anspruchslosen Titel „Juventas" erschienen sind und nirgendswo in ihnen Eitelkeit oder Selbstüberhebung des Autors durchblickt, so darf auch die Kritik ihnen kein Hinderniß in den Weg legen, wenn sie still und bescheiden um die Gunst kindlicher Gemüther sich bewerben. Allerdings werden diese weder Poesie, noch Geist, noch Formenreinheit in diesen Dichtungen kennen lernen, aber ein jovialer, ich möchte sagen Onkelhumor wird sie ergötzen. Ein paar Gedichte werden auch einer ernstern Stimmung willkommen sein. Zu diesen rechne ich das tiefempfundene, auch in der Form leidlich befriedigende: „Im Bibliothekzimmer", und das epigrammatische: „Unterschied". Das letztere lautet:

Wenn Orpheus in die Saiten griff,
Ihm folgten Felsen, Bäum' und Schatten:
Doch wenn der Mann von Hameln pfiff,
Ihm folgten nur geschwänzte Ratten.

Das Blasen thut es nicht allein,
Das Backenblähn und Lippenspitzen:
Man kann ein guter Pfeifer sein
Und dennoch nicht den — Pfiff besitzen.

Oskar Riecke.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen „Ausgewählte Romane" von Heinrich Koenig. Die drei ersten Bände bringen die „Clubisten in Mainz" in dritter verbesserter Auflage, den bedeutendsten Roman von Koenig, der als Culturgemälde der Zustände in den rheinischen Städten und Ländern beim Ausbruch der großen Französischen Revolution ein dauerndes Interesse in Anspruch nimmt. Die dritte Auflage war noch von dem Verfasser selbst revidirt und zum Druck vorbereitet worden. Er wollte sie mit einem Vorwort bei ihrem Erscheinen begleiten, doch raffte ihn vorher der Tod hinweg. So ist dem Buche das Vorwort zur zweiten Auflage beigegeben. Die Sammlung soll 15 Bände (zum Preise von nur 2 Mark für den Band) umfassen und außer den „Clubisten" folgende Romane des mit Recht allgemein beliebten Autors enthalten: „Regina"; „Hedwig, die Waldenserin"; „Die hohe Braut"; „William Shakspeare"; „Eine Pyrmonter Nachcur"; „König Jerôme's Carneval".

— Es liegen uns mehrere „Schulausgaben deutscher Classiker mit Anmerkungen" vor (Stuttgart, Cotta), darunter Uhland's „Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Baier", erklärt von Heinrich Weismann. Die Ausgabe ist billig und zweckmäßig; die Anmerkungen, wenn sie auch nicht alles erschöpfen, geben doch auf die meisten Fragen Auskunft, sodaß der Titel der Sammlung ganz passend in „Ausgaben für Schule und Haus" geändert werden könnte.

— Goethe's „Westöstlicher Divan" ist mit den Auszügen aus dem Buche des Kabus von Karl Simrock herausgegeben worden (Heilbronn, Gebrüder Henninger). Das Buch des Kabus ist, wie man weiß, eine der Quellen, aus denen Goethe das Locale seines „Divan" geschöpft hat; er selber hatte in den Noten und Abhandlungen zum „Divan" den Wunsch ausgesprochen,

es möchten doch die „geschätzten Tagesblätter, wie das «Morgenblatt» und der «Gesellschafter», die so erfreulichen Anekdoten und Geschichten, nicht weniger die großen unvergleichlichen Maximen, die dieses Werk enthält, vorläufig bekannt machen". Das that der junge Karl Simrock 1825 im „Gesellschafter", einem lange verschollenen Blatte. Um so mehr ist der neue Abdruck der genannten Auszüge zu schätzen.

Ausländische Literatur.

Saint-Marc Girardin's ihrerzeit viel Aufsehen erregende und zuerst in der „Revue des deux mondes" veröffentlichte Vorlesungen über Rousseau sind jetzt unter dem Titel: „Jean Jacques Rousseau, sa vie et ses ouvrages", mit einer den Verfasser nach Verdienst würdigenden Einleitung von M. Bersot erschienen.

— E. Littré's neueste Sammlung von Aufsätzen, „Littérature et histoire" betitelt, enthält unter andern eine längere Abhandlung über Shakspeare's Dramen und metrische Uebertragungen einiger Schiller'scher Gedichte.

— In „Histoire de la philosophie en Angleterre, depuis Bacon jusqu'à Locke", von Charles de Rémusat, behandelt der Verfasser in einem einleitenden Kapitel die Beziehungen, welche von der Reformation bis zum 18. Jahrhundert zwischen der Philosophie und Religion bestanden, und zeigt, daß selbst bis auf den heutigen Tag England eine entschiedene Neigung zum Empirismus in jener und zum Calvinismus in dieser habe. In Locke erkennt der Verfasser den besten Vertreter der Philosophie des 18. Jahrhunderts und den Lehrer Voltaire's, Rousseau's und Condillac's.

— Ueber André Albrepsy's „Comment les peuples deviennent libres" sagt die „Saturday Review", es sei interessant, mit Sorgfalt geschrieben, und zeichne sich durch große Mäßigkeit in der Aussprache der Grundsätze aus. „Indem er die Frage untersucht, wie es komme, daß Deutschland, England, die Niederlande und die Vereinigten Staaten in den Besitz vernünftiger Freiheit gelangt sind, während Frankreich vom 16. Jahrhundert bis heute sich vergeblich darum bemüht hat und fortwährend zwischen der Herrschaft des Pöbels und der eines Kaisers schwankt, kommt er zu dem Schluß, daß religiöser Glaube die unumgängliche Bedingung der wahren Freiheit sei, weil er allein uns den Schlüssel zu politischer Stabilität gibt. Der Verfasser verurtheilt übrigens die Ansprüche der Ultramontanen ebenso streng, wie die der vorgeblichen Liberalen, welche allen Glauben an eine positive Religion als Verletzung der Gewissensfreiheit zu zerstören suchen."

— L. Etienne hat eine auf selbständigen Forschungen beruhende Geschichte der italienischen Literatur, „Histoire de la littérature italienne" betitelt, herausgegeben, in welcher er besonders die von fast allen großen Dichtern und Schriftstellern angestrebte Einheitsidee hervorhebt.

— Emil Montégut hat seine ursprünglich in der „Revue des deux mondes" veröffentlichten schönen Reiseskizzen „En Bourbonnais et en Forez" jetzt in einem Bande herausgegeben.

— Von Jules Favre's „Gouvernement de la défense nationale" liegt der dritte Band vor, welcher die zwischen dem Waffenstillstande mit den Deutschen und der Einnahme von Paris durch die versailler Truppen liegenden Ereignisse erzählt. Das Schlußkapitel enthält eine Art politischen Programms für das Frankreich der Zukunft, welches sich ebenso entfernt vom ancien régime wie von den extremen Theorien hält.

— Der berühmte Thomas Carlyle hat ein in seinem gewohnten, Kraftmänner und Helden verehrenden Tone gehaltenes Werk: „Early Kings of Norway. Also the Portrait of John Knox", erscheinen lassen, in welchem er sich vorzugsweise auf Dahlmann's „Geschichte von Dänemark" stützt.

— Professor J. Nichol hat die gesammelten Dichtungen des kürzlich verstorbenen Sydney Dobell mit Einleitung und Memoiren des Dichters herausgegeben.

— Der Verfasser der Goethe-Biographie, George Henry Lewes, hat soeben den zweiten Band seines großen Werks „Problems of Life and Mind" unter dem Titel „The Foundations of a Creed" veröffentlicht. Lewes gehört bekanntlich der Comteschule an, stellt aber hier ein eigenes System auf.

— Von Robert Browning ist eine neue Dichtung: „Aristophanes' Apology; including a Transcript from Euripides: being the Last Adventure of Balaustion", erschienen, in welcher besonders die innige Vertrautheit mit dem attischen Lustspieldichter gerühmt wird, die sich in dem Gedichte kundthut.

— Die seit bereits längerer Zeit monatlich erscheinende „Fortnightly Review" vom Mai enthält den ersten einer Reihe von Artikeln über Shakspeare aus der Feder des Dichters Algernon Charles Swinburne, die das Bedeutendste zu werden versprechen, was bisher über den großen Dramatiker geschrieben worden.

— K. Elze's Abhandlungen aus dem Shakspeare-Jahrbuch, welche in englischer Uebersetzung von Dora Schmitz erschienen sind, werden in der „Saturday Review" vom 8. Mai sehr günstig beurtheilt, namentlich die über „Hamlet in Frankreich". Mit seinen sonst scharfsinnigen Conjecturen und Combinationen kann das genannte Blatt übrigens nicht übereinstimmen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Wer kennt noch „Danton's Tod" von Georg Büchner? Wol wenige Literaturfreunde! Georg Herwegh erweckte das Angedenken an den Dichter in der schwunghaften lyrischen Epistel, die er ihm widmete. Doch auch die „Lieder eines Lebendigen" sind kaum mehr in den Händen der gegenwärtigen Generation; nur die bedeutendsten derselben pflanzen sich in den Gedichtsammlungen fort. Jenes Drama hat mehr revolutionäres Blut und herausfordernde Energie politischer Leidenschaft und socialer Cynismen als alle die spätern Revolutionsdramen, von Griepenkerl bis Hamerling; doch die Form desselben ist die geniale Skizze der originellen Kraftdramatik. Jetzt soll dem Dichter, der als verfolgter deutscher Burschenschafter in die Schweiz kam und am 19. Februar 1837 in Zürich eines frühen Todes starb, unter der deutschen Linde auf dem Zürichberg ein Denkmal errichtet werden. Zur Einweihung dieses Denksteins werden von dem Comité alle Freunde des verstorbenen Dichters, insbesondere die alten und jungen deutschen Burschenschafter eingeladen.

Bibliographie.

Bericht über den Spiritualismus von Seiten des Comité's der Dialektischen Gesellschaft zu London, ernannt zur Untersuchung der als „spirituelle Manifestationen" bezeichneten Phänomene. 3ter Thl.: Schriftliche Zeugnisse von 31 Personen (Gelehrten und Schriftstellern), ins Deutsche übersetzt von G. C. Wittig und mit einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von A. Aksákow. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Ebner-Eschenbach, Marie Freiin v., Erzählungen. Stuttgart, Cotta. 8. 5 M.

Eckstein, E., Der Besuch im Carcer. Humoreske. Leipzig, Hartknoch. 8. 1 M.

Erzählungen. Von J., Verfasser von „Geschichte eines jungen Mädchens". Aus dem Dänischen übersetzt von Elisabeth Longé. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 8 M.

Paoli, Betty, Grillparzer und seine Werke. Stuttgart, Cotta. 8. 1 M. 50 Pf.

Paulsen, F., Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Kantischen Erkenntnisstheorie. Leipzig, Fues. Gr. 8. 4 M.

Reimar, F. L., Wechselnde Lichter. Novellen. 3 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 13 M. 50 Pf.

Rodowicz v. Oswiecinski, Chevalier Th., Aus dem Leben und Treiben des königlich preußischen berühmten und berüchtigten General Staff. Humoristisch-historische Reminiscenzen. Stuttgart, Cotta. 8. 4 M.

Scherr, J., 1848. Ein weltgeschichtliches Drama. 2te verbesserte u. vermehrte Aufl. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 13 M.

Schiller's sämmtliche Werke. Neue Ausgabe in 4 Bdn. Mit Einleitungen von K. Goedeke. Stuttgart, Cotta. 1874. Gr. 16. 3 M.

Schwartz, W., Bilder aus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte. Vorträge und Aufsätze aus den Jahren 1863—1871 zusammengestellt zur 200jährigen Jubelfeier des Tages von Fehrbellin. Berlin, E. Duncker. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1875.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1875.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1875.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1875.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 30 Mark jährlich, 15 Mark halbjährlich, 7½ Mark vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Des Fürsten von Pückler literarischer Nachlaß.

1. Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie von Ludmilla Assing. Zweite Hälfte. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. Gr. 8. 5 M.
2. Aus dem Nachlasse des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau. Briefwechsel und Tagebücher, herausgegeben von Ludmilla Assing-Grimelli. Dritter Band: Briefwechsel zwischen Pückler und Varnhagen von Ense. — Vierter Band: Briefwechsel zwischen Pückler und Ludmilla Assing. Pückler's Bräutigamsbriefe an Lucie, Reichsgräfin von Pappenheim. Vermischter Briefwechsel aus Pückler's Jugendzeit 1800—1809. — Fünfter Band: Briefwechsel zwischen Pückler und Alexander von Humboldt, zwischen Pückler und Lady Hester Stanhope, zwischen Pückler und Heinrich Heine. Briefe Pückler's an Lucie 1817—1822. Vermischter Briefwechsel aus Pückler's Jugendzeit, 1810—1820. — Sechster Band: Briefwechsel zwischen Pückler und Heinrich Laube, zwischen Pückler und der Herzogin Dorothea von Sagan, zwischen Pückler und Edwina Viereck, zwischen Pückler, seinem Neffen, dem Fürsten von Schönaich-Carolath, und Grävell. Briefe Pückler's an Lucie 1824—1826. Briefe Pückler's an Lucie während seines Aufenthalts in England 1827—1829. Vermischter Briefwechsel aus Pückler's Jugendzeit, 1821—1826. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. Gr. 8. Jeder Band 9 M.

Die Nichtbefriedigung, die Ausstellungen, Beschwerden, sogar Klagen über unsere heutige Literatur in Deutschland, und zwar in doppelter Beziehung, einmal was die Production, dann aber auch was das Lesen betrifft, werden immer zahlreicher, lauter; und zwar kommen sie nicht immer aus der Feder, aus dem Munde Misvergnügter und Oberflächlicher, sondern sie kommen meist von seiten derer, welche Gerechtigkeit lieben, aber auch gründliche Kenntniß und Geschmack haben. Indessen Klagen sind auf die Länge ermüdend, und sie richten im allgemeinen nichts aus, bewirken wenigstens nichts, was Augen und Ohren mit Erfolg öffnen könnte; sie machen nichts anders, sie werfen nichts ab, was in kurzem eine andere Zeit herbeizuführen im Stande wäre. Dennoch sind derartige Ankläger sehr ehrenwerth. Sie erwerben sich das große Verdienst, die mit sich selbst Zufriedenen in ihrer ganzen Anbrüchigkeit zu kennzeichnen; sie setzen es außer Zweifel, daß es eine Impotenz gibt, die unter der Würde auch nur der geringsten Potenz ist, eine eingebildete Bildung, die jeder Bildung entbehrt. Wir pflichten jenen Anklägern vollständig bei, daß es heute in Deutschland ein Volk von Schreibern wie Lesern gibt — zu den ersten gehören oft sehr beliebte Schriftsteller, zu diesen ein sehr zahlreiches Publikum —, die beide gar nicht ahnen, um was es sich in der Literatur einer Nation eigentlich handelt. Wir können ihnen die Versicherung geben, daß wir an ihren Schriften, an ihrem Geschmacke deutlich erkannt haben, daß sie von dem erstaunenswerthen Reichthum unserer unvergleichlichen Literatur gar nichts wissen; daß sie in der ihnen zur andern Natur gewordenen Fadheit der Schreiberei und Leserei sterben werden, ohne gewisse Werke ersten Ranges, die unserer Nationalliteratur angehören, je gelesen zu haben, daß sie nichts davon merken, wenn ein ausgezeichnetes Buch von einem Deutschen erscheint — wie das in jedem Jahre zutrifft; und wenn man es ihnen auch noch so dringend empföhle, sie kümmern sich doch nicht darum. So wird es denn auch schwerlich bis zu ihnen gelangen, in Erfahrung zu bringen, welche Erweiterung unsere Literatur seit Decennien erhalten hat und fortwährend erhält durch Veröffentlichung von Briefen, Tagebüchern gediegensten, bleibenden Werthes, die uns aufs lebhafteste hineinversetzen in die Lebensweise unserer nächsten Vorvordern; denn bloße Buchhändleranzeigen, die ihr Blick zufällig streift, ohne daß sie innerlich davon berührt würden, geschweige gespannt und gepackt, auf die Lektüre selbst einzugehen, können es wahrlich nicht ausmachen.

Jeder Bessere dagegen, der wahrhaftes Interesse besitzt, wird erstaunen über das, was den Nächsten vor uns alles

gegeben war, wie sie es verstanden, mit der Zeit hauszuhalten; er wird sich fragen, wie sie es bewerkstelligen konnten, so unermeßlich viel zu leisten, nach allen Seiten hin unermüdet thätig zu sein, von andern Geistiges in sich aufzunehmen, Geistiges aus eigenem Vermögen zu spenden; und zwar gilt dies von hervorragenden Männern und Frauen der nächsten Vergangenheit. Sie lebten viel, im edelsten Sinne des Worts, und zwar auch nach außen, aber sie dachten auch viel, und betrachteten leicht jeden Augenblick als verloren, in welchem sie nicht gedacht und das Gedachte sogar aufgeschrieben hatten. Dabei lebten sie gesellig, wieder in höchster Bedeutung des Worts, producirten auch im Geselligen Gedanken und nicht Klatsch; sie waren seit Goethe keine Stubensitzer, sie bewegten sich Tag und Nacht in einem höhern Elemente als dem eines bloßen Amusements und faden Genusses. Sie waren den eifrigsten Studien ergeben, und lebten doch auch viel auf Reisen; und wenn sie nicht reisten, es wäre wahrlich sehr voreilig, wie es neuerdings geschehen, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen. Seitdem neuerdings die Reisemanie alle Grenzen übersteigt, was ist denn für die meisten dabei herausgekommen?

Die Viellebigkeit im edelsten Sinne des Worts datirt sich unter uns Deutschen besonders von Goethe, und sie hat unübersehliche Früchte gebracht. Als weitere Repräsentanten solcher Rührigkeit nach allen Seiten hin, um Einsamkeit wohl zu benutzen, aber auch der Gesellschaft sich hinzugeben und in kurzer Zeit Außerordentliches vor sich zu bringen, nennen wir unter andern hier Schleiermacher, Alexander von Humboldt und, als Einzigkeit in Bezug auf Gedankenthätigkeit, Schreibelust und Weltgängerthum, den Fürsten Pückler von Muskau. Der oben angeführte weitere Nachlaß desselben beweist es auf jedem Blatte dieser fünf, mit Einschluß des Endes der Biographie sechs neuen Bände. Das lebhafteste Bild, welches wir schon aus den frühern Bänden der Pückler'schen Hinterlassenschaft empfangen haben, vervollständigt sich durch die vorliegenden um ein Erhebliches, Unglaubliches. Was vereinigte sich nicht alles in diesem Fürsten! Reich beanlagt, vernachlässigt und dem Zufall hingegeben in der Erziehung, erzog er sich selbst nach dem glücklichsten Takte, der freilich oft stürmisch, dithyrambisch genug war. Welche Contraste vereinigten sich in diesem Manne, die schon im Jünglinge excentrisch bis zum Extrem waren und noch im Greise fast über jede Grenze hinausstrebten! Sein Schicksal blieb nicht zurück, er aber blieb dessen Herr, tummelte, zügelte es wie ein wildes Roß, welches er mit Lust und tollkühn in jede Gefahr riß, und ob es beiden auch über Hals und Bein ging, nimmer gab er nach, und ob auch abgeschleudert, verwundet, rasch war er wieder obenauf. Solche Contraste sind seine Lust, er arbeitet sie thatsächlich mit einer wahrhaften Welt-, nicht Buchphantasie zu einem Dichter-, freilich auch zum großartigsten Genießlingsleben aus, ohne doch eigentlich je vom Ideale zu weichen. Dabei wußte er sich in jede Lage zu schicken. Aristokrat von Geburt und Gesinnung, vermochte er auch als Bürgerlicher zu leben und zu reisen. Er liebte den Luxus wie je ein Mensch, konnte aber auch mit Vergnügen entbehren. Er war nicht blos Dichter, er war auch Philosoph, aber stets auf seine eigene Hand. Er war Kind und reifster Mann, er war religiös, aber ohne eigentliche Confession, stets nach seinem eigenen Credo; er war Christ und Moslem zugleich, er war Fürst von echt deutscher Gesinnung und Kosmopolit zugleich. Er vereinigte in sich den Ritter, Militär, den Gelehrten, doch auch den bloßen Dilettanten, den Cavalier, den Gentleman, den Galanten, doch auch, wenn es galt, Duellanten, den wildesten, tollkühnsten Abenteurer, den Hofmann mit der feinsten Tournure, der ausgesuchtesten Weltsitte und besten Gesellschaft, mit dem glühendsten Liebhaber, mit der Liebe und Verliebtheit ohne Ende, mit der Glut für Frauenschönheit bis ins höchste Alter. Er vereinigte das alles und noch Unzähliges mehr mit der anspruchslosen Idylle eines anmuthigen, unschuldigen, mit Säen, Pflanzen, Begießen, mit der Baumschere beschäftigten Gärtners, der allerdings im Weltstile schuf, Poesie der Natur ablauschte, eine zweite Natur schuf und zuletzt in diesem Paradiese, welches er aus der Wildniß und Oede sich selbst herausgezaubert hatte, nicht etwa lebensmüde, weltsatt starb, sondern erst recht voll Lebensreizes dessen gewärtig, was ohne Zweifel für ihn kommen werde, kommen müsse; und in solcher Befriedigtheit durch die Erde, obwol mit ihrem Pessimismus wohl vertraut, ließ er den Optimismus des Universums und der Ewigkeit leben, indem er starb, ordnete aber noch an, ihm den Scheiterhaufen zu errichten, auf daß durch Feuer zu Asche werde, was schon naturgemäß wie ein Licht niedergebrannt war; und dennoch war er sein eigener, selbstgewisser Phönix, schon vor dem letzten verglühenden Funken seines zusammenwelkenden Leibes sicher, daß sein Seelisches als jugendlicher Morgenstern in einer andern Ordnung der Dinge wieder aufflammen werde, auf daß es einem Semilasso, einem Weltgänger schon auf diesem Planeten zugedacht sein müsse, den ganzen Kosmos zu erkunden.

Was nun Einzelnes betrifft in dem was uns nach Obigem vorliegt, so knüpfen wir unsere weitere Kritik und Charakteristik an die zweite Hälfte der Biographie (Nr. 1). Sie ist mit großer Umsicht und gewandter Feder ebenso vortrefflich geschrieben, wie wir das der ersten Hälfte in vollem Maße zugestanden haben. Die Verfasserin, Ludmilla Assing, trifft in jeder Hinsicht den richtigen Sprachton, der für die Biographie eines andern erforderlich ist. Der Selbstbiograph mag sich in etwas gehen lassen, hier historisch sein, ruhig erzählen, skizziren, auch sogar in eine gewisse epische Breite sich verlieren, um Lieblingspartien recht farbensatt auszumalen, dort darf er auch wol seiner Phantasie einigen Spielraum gewähren, ausgeführte Plane behaglich schildern, die unverwirklicht gebliebenen um so subjectiver bedauern; der Darsteller fremder Erlebnisse von der Geburt bis zum Tode dagegen muß sich strenger überwachen, an das Object halten, um auch nicht das Geringste aus dem thatsächlichen Leben seines Helden zu verfälschen oder wol gar zu veruntreuen, wobei es ihm aber erlaubt ist, da wo sein Gegenstand verkannt werden könnte, ins Mittel zu treten, das Dunkle aufzuhellen, das Verwickelte zu entwirren. Auch in alle dem ist unsere Biographie vom glücklichsten Geschick. Sie tritt vor und ein, aber auch nur da wo es nöthig ist, wie später auch im Briefwechsel, wie in allen einleitenden Worten. Dabei hat sie auch die zweite Hälfte der Lebensbeschreibung so

wohl gruppirt, weiß die Mannichfaltigkeit des Inhalts so spannend uns vors Auge zu stellen, daß wir, von Kapitel zu Kapitel stets aufs angenehmste unterhalten, ohne Unterbrechung fortlesen und von der Lektüre uns nur schwer zu trennen vermögen.

Wir streifen im Folgenden Einzelnes bestimmter, um dem Leser einen Vorgeschmack von der Fülle des Biographischen zu geben. Hier taucht uns denn auch Leopold Schefer auf; von andern Persönlichkeiten treten hervor: Lucie, Varnhagen, Rahel, Robert, Stägemann, Schinkel, Rauch, Bettina. Die „Briefe eines Verstorbenen" erscheinen und machen Epoche im eminentesten Sinne. Aus dem Aufenthalte des Fürsten in Hamburg, der Stadt der Geldaristokratie, citiren wir folgende Anekdote, welche die Feinfühligkeit des wahren Edelmanns im Verhältniß zur Plumpheit des Geldmannes und berechnenden Bürgers trefflich abbildet. Die Biographie erzählt:

Pückler besuchte in Hamburg häufig ein Haus, wo, wie damals in vielen hamburger Familien, die Unsitte herrschte, daß die Dienerschaft sehr auf die Trinkgelder der Gäste angewiesen war; die Herrschaft bekümmerte sich bisweilen ganz merkbar um dies Verhältniß, und sprach von den Gaben, machte den Gästen, welche zu wenig schenkten, eine Unehre daraus. Abends nach dem Essen, welches gewöhnlich in nur Einem Gericht, sehr oft in einem Beefsteak bestand, begleitete der Wirth den Fürsten hinaus, und gab Acht, wenn und auch wol wie viel er Trinkgeld gab. Einmal war das Pückler allzu misfällig, und als unter den Augen des Wirths vier Bediente zugleich sich zur Hand des Fürsten drängten, stand er plötzlich still, wandte sich zu dem Wirth und fragte mit liebenswürdigster Unschuld: „Sagen Sie mir doch gütigst, welchen von diesen Leuten soll ich denn mein Beefsteak bezahlen?" Der Wirth erblaßte und stotterte Entschuldigungen. Pückler besuchte das Haus nun nicht mehr.

Damals spielten übrigens schon längst im ehelichen Leben des Fürsten und Luciens die verzweifelten Entschlüsse, unter beiderseitigem Uebereinkommen sich äußerlich zu trennen, infolge großer Geldcalamitäten, worunter beider Herzen unendlich litten, da sie sich wahrhaft zärtlich und freundschaftlich liebten und nur durch die Gefahr eines nahen Untergangs gezwungen wurden, sich vor der Welt zu trennen, auf daß der Fürst durch eine Geldheirath beider Ehre und Leben rettete. Die ganze Trefflichkeit, Würde, Bereitwilligkeit, sich für ihren Gatten aufzuopfern, wo es nicht jede Grenze übersteigt, tritt uns überall in Lucien hervor, in ihren, in seinen Briefen, nirgends aber mehr als da, wo der Fürst, von seinen Reisen heimkehrend, sie mit einer Abyssinierin, Namens Machbuba, schon vorläufig bekannt macht, sie auf ein wahrhaft exotisches Gewächs und holdes Naturkind vorbereitet, die er — man denke — mitbringe, die er noch dazu glühend liebe, wie er von ihr ebenso feurig geliebt werde. Das hieß allerdings ein Aeußerstes zumuthen, wagen, ja fast hieß es, an des treuesten Weibes Charakter einen Raub begehen, sodaß man nicht anders kann als behaupten, ihre Eifersucht war hier die reinste Tugend.

Daß man dergleichen Unnatur und unbeherrschte Leidenschaft an einem Manne von oft nur zu freien, wenn auch im ganzen stets edeln Grundsätzen entschuldigen, daß man dem Dichter nachsehen, was man dem Menschen anrechnen und daher rücksichtslos tadeln müsse, versteht sich von selbst. Es ist aus einer Romantik bis zum Exceß zu erklären, wie wir sie oft im Leben der Dichter finden. Fürst Pückler war darin sehr bewandert, ließ sich darin sehr gehen. Daß er Machbuba sich förmlich anerzog, daß er in ihr eine glühende Gegenliebe entzündete, daß ihn das Naive, Geheimnißvolle, Reizende ihres Wesens entzückte, ist von der Art, daß wir an Goethe's Wilhelm Meister, an Mignon, an dessen anfängliches Verhältniß zu Bettina, an ein sehr reiches Liebeleben mit Einschluß des „Westöstlichen Divan" mehr als gemahnt werden. Jene ganze Einflechtung der Geschichte Machbuba's ist eine hochpoetische Episode in der Biographie und dem Briefwechsel des Fürsten, die wir hier leider nicht weiter verfolgen dürfen, von einer Allgewalt weiblicher Anziehungskraft, daß vor allem jede Leserin von Phantasie — wie es selbst Lucie an sich erfuhr — gerührt und hingerissen werden wird, zumal die holde Erscheinung von ihren Wohlthätern durch den Tod so früh schon getrennt werden sollte.

Blicken wir noch einmal vom Ende der Biographie aus auf das Leben des Fürsten zurück, so müssen wir der geistvollen Verfasserin Dank wissen, daß sie uns ein so abgerundetes, sprechendes, in allen Einzelzügen interessantes, wahres Bild davon gab. Hier hat sich ein vollständiger Mensch, von der Geburt bis zum Tode im höchsten Greisenalter nie der Jugend des Geistes und sogar des Leibes entbehrend, bis zum letzten Augenblicke ausgelebt. Wir glauben mitten im Park von Muskau zu sein. Das Terrain war ungünstig genug. Es mußte von Pückler dem dürrsten Boden diese Schöpfung, unter den schwersten Mühen, erst abgewonnen, eine höhere, ergiebigere Erdschicht erst gelegt werden, ganz wie es in seinen Lebensschicksalen der Fall war. Die Arbeit wurde unterbrochen, zeitweise fast aufgegeben, immer wieder aufgenommen. Diese Anlagen, recht eigentlich aus der Idee entsprungen, nach einer Reihe von Jahren dennoch zu einem Paradiese erblühend, wurden der treueste Spiegel seines vielbewegten Lebens. Aber wie vieles beschäftigte, reizte ihn noch sonst, ließ ihn nimmer rasten! Er war keine seßhafte Natur. Er wollte seinen Wissensdurst, seinen Schönheitssinn nach allen Richtungen hin befriedigen, er wollte überall mit dabei sein, alles und jedes erkunden, womöglich sehen, hören, schmecken, seine gewaltige Phantasie bändigen, indem er bis zu den concreten Gestalten vordrang. Unzählige Bekanntschaften, gesellschaftliche Berührungen lockten ihn und gaben ihm Unendliches zu reflectiren, zu denken. Aus allem zog er Nahrung auch des Geistes, und er wollte im Handeln keineswegs zurückbleiben. Keine Gefahr scheute er, in jede nur einigermaßen erkleckliche stürzte er sich sogar. Er lebte gern und viel bei Hofe wie in den ersten Gesellschaften. Er leugnete es gar nicht, daß er eitel sei, gern Aufsehen errege, nach Auszeichnung lechze, um dennoch wieder allen Ruhm vor den Menschen sehr gering anzuschlagen, nach Muskau zurückzukehren, in seinem Gartenparadiese ferner zu dichten und zu schaffen. Er war ein Feinschmecker, wie es wol noch nie einen zweiten gegeben hat, im Leben und Lesen, im Entbehren und im Besitzen, in der aufjauchzenden Freude wie im betäubenden Schmerz. Wenn es nur Leben gab, Innewerden des Seins und Daseins, alles dann war ihm recht. Sein physischer wie psychischer Geschmack war sehr ausgebildet, sehr wählerisch. Dennoch

griff er gern nach jeder Schüssel am Gastmahle des Lebens, wenn sie auch stark mit Asa Fötida ausgerieben war. Zuletzt war ihm auch jeder Schmerz eine nur etwas stark beizende gepfefferte Lust. In dem Punkte war er antimodern aus Heldenmuth. Der Kampf mit der Existenz und um die Existenz war ihm unter allen Umständen Genuß. Unglück, Ausweglosigkeiten, Geldnoth, sie konnten ihn für den Augenblick verstimmen, entmuthigen, lebenssatt machen, im nächsten Moment war er schon wieder vergnügt, behaglich, und trat, bis an die Zähne bewaffnet, mit dem feurigsten Heroismus, dem die äußerste Gefahr zur reizenden Geliebten wurde, dem Feinde entgegen, um ihn zu werfen und ihm dennoch sein Mitgefühl aus nobelster Gesinnung nicht zu versagen. Nie ließ er sich von dem pessimistischen Zeitgeist den heitern Blick in die Zukunft umnebeln, verdüstern. Seine aparte Religion, seine von jeder Schule unabhängige Philosophie, sein erhabener sittlicher Ernst und unversiegbarer Humor machten es ihm zur ethischen Nothwendigkeit und unbesiegbaren Tapferkeit, den Willen zum Leben stets zu bejahen. Mit diesem Ja und Amen lebte und starb er, mit der Waffe in der Hand gegen alle Gemeinheit und Frivolität. Stets war er ein Todfeind alles Zelotismus und aller bornirten Starkgeisterei. Sein unwandelbar fester Fels und Hort war ihm sein Gott, seine letzte Geliebte war ihm die sichere Hoffnung auf die Unsterblichkeit.

In dem dritten bis sechsten Bande von „Briefwechsel und Tagebücher" des Fürsten (Nr. 2) fährt Frau Assing-Grimelli fort uns die kostbarsten Schätze mitzutheilen. Dieser Briefwechsel zwischen Pückler und Varnhagen, dem sich der Austausch solcher Zuschriften mit andern in der reichsten Mannichfaltigkeit anschließt, ist ebenbürtig den interessantesten Briefsammlungen, die wir in unserer Literatur seit Goethe und Schiller überhaupt besitzen. Tagebücher von Varnhagen kommen noch dazu, belehren, unterhalten uns aufs angenehmste. Gibt die Correspondenz zwischen Pückler und Varnhagen auch den Grundaccord und verläuft sich, ohne je zu ermüden, in den schönsten Modulationen und Modificationen, so werden doch auch noch zwei andere Stimmen hier laut, die Luciens und Rahel's, sodaß sich hier ein Quartett vernehmen läßt, dem wir mit hoher Befriedigung lauschen. Um so trauriger stimmt es uns, daß die eine der Stimmen nur zu bald verstummen mußte. Wie man von einem unserer genialsten Musiker weiß, daß er ein ernstes Tonstück so durchzuführen angeordnet — da es die Vergänglichkeit alles Irdischen zum ergreifenden Ausdruck brachte, wie ja auch einer nach dem andern unserer Lieben von hinnen scheidet —, daß während der Durchführung bald dieser, bald jener der mitwirkenden Künstler von seinem Pulte aufstand, sein Licht löschte, verschwand, zuletzt nur noch einer zurückblieb bis zum Finale, und nun auch er die Kerze ausblies und den Saal verließ: ähnlich ergeht es uns hier mit Rahel, als sie nicht mehr an die Fürstin, nicht mehr an den Fürsten schreibt, indem der Tod ihr Schweigen für immer auferlegt.

Die Correspondenz zwischen Pückler — der sie eröffnet — und Varnhagen fängt, von Berlin datirt 1822, sehr unscheinbar an, ist fast nur ein formelles Entschuldigungsbillet, worauf Varnhagen bereits ausführlich erwidert. Das Verhältniß wird immer bedeutender, das Formelle tritt zurück, es bildet sich eine Freundschaft hervor, der es nie an Takt, nie an Maß fehlt, die aber von beiden Seiten aufrichtig gemeint ist und zu einem stattlichen Strom ansteigt, ja zu einer Wärme, Innigkeit der Herzensergießung, welche uns nur um so mehr bedauern läßt, daß für derartige Freundschaften die Zeit zunächst vorbei zu sein scheint. Auch die beiden Frauen jener Männer stimmen in ihren Freundschaftsbezeigungen bei und machen die Harmonie um so volltöniger. Sie verlieren nie ihre Haltung und erschließen einander ihre Herzen. Bei allen handelt es sich um die höchsten Interessen, sie tauschen Bedeutendes aus, es fehlt ihnen nie an Gedanken, obwol auch kleine Gefälligkeiten, fürsorgliche Ueberraschungen zwischen ihnen und ihren Gatten auf- und abgehen und den Briefwechsel um so anmuthiger machen. Pückler war in solchen Aufmerksamkeiten und Erfindungen unerschöpflich.

Auch Varnhagen war ein vollständiger Mensch. Nicht wenige haben ihm sehr Unrecht gethan, ihn, den Edeln, Feinen, unedel und grob verkannt. Einige sind so weit gegangen, ihm alles Gefühl, alles tiefe Gemüth abzusprechen; sie haben ihn verschrien, als fehle es ihm an Originalität, als sei er zusammengesetzt aus lauter Berechnung und Diplomatie, als sei er formgewandt, aber ausgeblasen an Innerlichkeit gewesen. Kein Wort davon ist wahr! Freilich, am liebenswürdigsten, anziehendsten ist Varnhagen im rein Menschlichen, sodann auf dem Gebiete der Literatur. Er besitzt ein reiches Wissen, auserlesenen Geschmack, er ist ein stets bereitwilliger Förderer alles Guten, Schönen und Wahren, ein aufrichtiger Gönner und Aufmunterer junger Talente. Er hat sich in dem allen große Verdienste erworben. Er war ein tiefer Menschenkenner, ein Meister der Biographie und Charakteristik; er war gereift im Umgange mit den ausgezeichnetsten Menschen, ein classischer Brief- und Memoirenschreiber ohnehin. Man muß Varnhagen'sche Briefe in des Mannes Handschrift gesehen, gelesen haben, womöglich selbst besitzen, um ihn als eine Einzigkeit zuzugeben, sich daran zu erquicken. Wie sich der wahrhafte, sprachgewandte Redner nie corrigirt, wie er sich nie zurücknimmt, so Varnhagen nie im Briefstil, im Schriftzuge. Schönheit ist beider vollendeter Ausdruck. Es ist ein Treffen auch des Verborgensten, ein Schmelz, ein Seelenhauch, eine Anmuth in allem und jedem, keine Spur von Unsicherheit, keine zitternde Schwäche des Alters. Es lebt ein Dichter in ihm, spricht aus ihm, der über eine Phantasie gebietet aus erster, nicht aus zweiter Quelle und Hand, ein Sprudel, dem der Witz nie ausgeht. Vor Goethe ist Aehnliches nie dagewesen, und doch hat Varnhagen nie Goethe copirt. Stets ist er auch in seinen Briefen der eigenthümlichste, feinste Gesellschafter, so in der Literatur als solcher; er ist in der Weltliteratur bewandert. Er ist im Besitze neuer Gesichtspunkte, die bis dahin unerhört waren. Er führt als Kritiker eine scharfe Sonde, die auch in der Polemik sehr scharf sein kann. Er setzt eine Spektralanalyse in Bewegung, die er mit Erfolg, mit dem Glücke wichtigster Entdeckungen in andern Sphären zur Anwendung bringt. Seine Anerkennung, sein Lob, welches er andern zutheil werden läßt, ist stets gediegen, feinsinnig, geistreich, nie Reclame oder

Lobhudelei. Kurz, Literatur ist das Terrain, auf dem er sich als der kundigste Meister bewährt.

Dagegen auf dem Gebiete der Politik und publicistischer Angelegenheiten erkennen wir unsern trefflichen Varnhagen oft nicht wieder; hier hat er sich denn auch gerechten Tadel zugezogen. Nicht daß ihm nicht auch hier Scharfblick eigen gewesen wäre, daß er nicht auch hier oft glücklich combinirt hätte, aber er hat in diesem Bezirke auch vielen unrecht gethan, manchen verleumdet, der es nicht im entferntesten verdient hatte. Sein Hauptgebrechen war, er ließ sich auf Zuträgereien ein, er liebte sie sogar. Daraus folgten dann Klatschereien, die, kleinlich schon an sich, mindestens den Schein der Undankbarkeit, gelinder ausgedrückt den Vorwurf des Mangels an Delicatesse ihm zuzogen. Der Grund davon lag nie in seiner Gesinnung, nie in seinem Charakter, sondern in seiner persönlichen Verstimmtheit, in der Verdüsterung seines tagesgeschichtlichen Blicks; er hatte sich vergrollt, weil er sich übergangen wähnte. Auch in den vorliegenden herrlichen Briefen finden sich Spuren davon, wenn auch sehr vereinzelt.

Wir müßten Stellen auf Stellen citiren, um den Beleg zu geben, daß Varnhagen auch in seinen Zuschriften an den Fürsten und dessen Gattin, da wo er sich in seinem wahren Elemente bewegt, in seiner Eigenart des gedanklichen Inhalts und des köstlichen Stils durch keinen zu ersetzen ist. Wie mußte denn auch Pückler erstaunen, sich so verstanden, so warm gewürdigt zu finden! Daraus mußte eine Gegenseitigkeit des vollsten Gebens und Empfangens entstehen, eine Freundschaft, die denn auch von Dauer gewesen ist. Gleich im ersten Briefe Varnhagen's an den Fürsten treffen wir auf eine Stelle, die dem Leser darlegt, welches hohen Genusses er in allem Folgenden gewärtig sein darf. Varnhagen schreibt, und noch dazu aus Muskau, dem vom Fürsten selbst geschaffenen Paradiese, an diesen, vom 31. Juli 1828:

Ew. Durchlaucht begrüße ich aus Muskau freudigst und angelegentlichst, aus Muskau, Ihrer herrlichen, einzig schönen Besitzung, und mehr als dieses, Ihrer großartigen, wunderbaren Schöpfung, in welcher Sinn und Erfolg so glücklichen Verein zeigen, wie selten in menschlichen Dingen getroffen wird! Indem ich dieses Blatt an Sie zu richten wage, folge ich dem Drange von Empfindungen, welche mir aus dieser Oertlichkeit von allen Seiten zuströmen, folge ich dem Gefühle des Wohlseins und der Dankbarkeit, welches meine Brust im Genusse dieses Aufenthalts erfüllt, und fürchte daher nicht die kleinste Misdeutung von Ihnen, der Sie in dem Ausdruck, den ich Ihnen so gern darbringe, nichts anderes wiederfinden können, als was Sie schon an Ihren Naturgebilden gewohnt sind, das Gedeihen, Wachsthum und Erblühen alles dessen, was Sie verschwenderisch ausgestreut. Gewiß, Ew. Durchlaucht hoher Geist, wie er sich in dieser schaffenden und ordnenden Hervorrufung kundgibt, welche hier die Augen rings bezaubert, ist der Berührung eitler Schmeichelei weit entrückt, aber eben darum nicht verschlossen, denk' ich, den absichtslosen, durch den Gegenstand erweckten, freien Huldigungen, die ein selbständiger, anerkennender Sinn begeistert Ihnen widmet! — Wenn wir lange Zeiten hindurch an den Werken eines Dichters uns erfreut, mit seinen Gestalten gelebt, in seinen Empfindungen geschwelgt haben, und wir lernen endlich ihn selbst kennen, als einen herrlichen Mann, der nicht blos in seinen Erzeugnissen, sondern auch in seiner Persönlichkeit gekannt sein will, so müssen wir einsehen, daß der Mensch erst mit seinen Werken und seiner Welt ein Ganzes ist, und Aeußeres und Inneres sich gegenseitig erhellt und trägt. Dasselbe Ergebniß wird mir bei Ew. Durchlaucht auf entgegengesetztem Wege zutheil. Lange Zeit schon hatte ich die Ehre, Sie persönlich zu kennen; die Schärfe des Geistes, die Anmuth der Bildung, die seltenen Gaben des Umgangs, und überhaupt die geniale Eigenart, ja auch inmitten der weltlichen Kälte der doch warme Herzschlag waren mir wohlerkannt und geehrt nach Gebühr; ich kannte den Dichter, aber seine Gedichte kannt' ich nicht, nur unbefriedigend hatte mir es verlautet, daß deren vorhanden wären. Und nun auf einmal eröffnen sich die reichen Blätter, ich schwelge in den zauberischen Gedichten, ich sehe mich in eine nicht erwartete Welt versetzt, deren Urheber ich nun erst in ungeahnten Bezügen seines Wesens neu erkennen lerne! Wahrhaftig, das Bad und der Park von Muskau sind ein mächtiges Gedicht, den größten und fruchtbarsten Werken schöner Kunst vergleichbar, dem widerstrebendsten Stoffe durch Geisteskraft siegreich abgewonnen, dem Hervorbringer ein leuchtendes Ehrendenkmal.

Wahrlich, der Fürst, welcher ein gewisses Hochbewußtsein über sich hatte, haben mußte, nie aber an Bescheidenheit es hat fehlen lassen, mußte seinen Augen nicht trauen, sich wie berauscht vorkommen von solcher Anerkennung, die im Verlauf aus derselben Feder auch seine Autorwerke erhielten, obwol es der Kritiker und feinste Kenner dann und wann auch an kleinen Ausstellungen, Erinnerungen, Winken nicht fehlen ließ, die der also Bedachte und Bewunderte immer mit Dank annahm und daraus die volle Aufrichtigkeit des Freundes gewahr wurde.

Einen wie ganz andern und doch so wohlthuenden Eindruck erhalten wir aus der Gesammtheit der Briefe Pückler's an Varnhagen! Man sieht, das Schöne, Treffliche ist schon an sich nie zu erschöpfen. Daß Aehnlichkeiten, Geistesverwandtschaft zwischen beiden obwaltete, versteht sich von selbst. Das Ergebniß davon war ja eben das freundschaftliche Verhältniß, welches aber auch durch manche Verschiedenheit bedingt wurde. Beiden zu eigen war eine entschiedene Vornehmheit; Pückler war in sie hineingeboren, Varnhagen hatte sie sich mehr erworben. Sage mir mit wem du umgehst, und ich sage dir wer du bist. Pückler hatte es an hoher Standschaft nie gefehlt, Varnhagen war der Umgang mit den edelsten Geistern aller Zeiten zu täglichem Bedürfen geworden. Pückler war in gewissem Sinne Naturalist, und blieb es sein Lebenlang, in manchen Dingen auch wol Dilettant, aber der geistreichste, den man sich wünschen konnte. Varnhagen, obwol er auch zu Felde gezogen, war Literaturfreund bis zum Enthusiasmus, kein selbstsüchtiger Genießling oder etwa kühler Berechner — wie man es ihm fälschlich zugeschoben —, er war Gelehrter, Patriot, und zwar sehr liberaler. Pückler war nicht minder liberal, aber Militär, schlagfertig, duellbereit, ein Liebhaber, Bändiger jeder Gefahr, Lebemann, Kosmopolit. Varnhagen liebte auserlesenen Umgang, viel durch Krankheit an das Zimmer und Bett gebannt, immer jedoch geisteswach, thätig, ein Buchführer über alle Schätze und zumal persönliche Repräsentanten der Cultur. Pückler schwelgte im Umgang, liebte aber auch schwärmerisch die Einsamkeit, war heute welttrunken, morgen weltsatt, bot aller Krankheit Hohn, und wenn sie ihn packte, wenn er sie durch Tollkühnheit sich zuzog, so schüttelte er sie schnell wieder ab, Tag und Nacht im Geselligen oder mit der Natur oder mit Lektüre oder mit Production beschäftigt. Pückler liebte

den Wasserfall, den Gewehr- und den Peitschenknall zugleich, denn er liebte die Natur, die Jagd und die Arena zugleich. Er liebte die Cavalerie und die Chevalerie — beide schlagen zu einer Blüte aus im Chevaleresken —, er schwärmte für die Schönheit des Pferdes und der Frauen, für Alluren und Tournuren, er war die Galanterie selbst, ein geborener Aventurier, er wollte aber nicht blos Individuen, er wollte Völker erkunden; er war Deutscher im innersten Kern, jedoch auch Franzose, Engländer, ethischer Christ, aber auch Moslem; sein Frauendienst erstreckte sich bis zum heutigen Orient. Pückler gab auf europäische Orden sehr viel, trachtete indessen auch nach dem sternenbesäeten, von Edelsteinen funkelnden Gewande eines persischen Schah. Zuletzt konnte er sich nur im Reisen genugthun, um dann doch wieder, nachdem er durch Glanz und Pracht Aufsehen erregt, mit Fingern auf sich weisen gesehen, zu gähnen, nach Muskau zurückzukehren und unter dem Blätterrauschen seines riesigen Parks neugeboren, lebensdurstig wieder zu erwachen.

All das mußte auf den Buchstil nicht allein, sondern auch auf den Briefstil des Fürsten Einfluß üben und hat ihn geübt. Varnhagen schreibt einen classischen, Pückler einen romantischen Stil. Auch in diesem schmückt er sich mit Pretiosen. Seine Sprache funkelt im Brillantfeuer auch im Briefe. Er schmückt sein Deutsch mit französischen Stickereien, mit englischer Bijouteriearbeit. Dabei schreibt er schön. Da ist kein kleinster Brief, in dem er nicht einen Treffer, einen guten Witz, bisweilen sogar bedeutenden Humor ausspielte. Er schlägt aber den Prunk zu hoch an, ist stets noch geschmackvoll, wagt sich aber bis an die Grenze des Geschmacks. Sein Sprachcostüm strotzt von Kleinodien. Warum das? Wir schätzen ihn ja höchlich als Aristokraten, warum aber auch immer in Gala? Sind wir nicht längst in Deutschland so weit vorgerückt, daß wir zu vielen Schmuck der Halbwelt überlassen? Der Ehering wird nie veralten; der Siegelring, nun gar ein Brillantring an jedem Finger sind bei Gebildeten aus der Mode, fast meine ich auch schon der Ohrring bei Frauen — er gemahnt ohnehin an den Ring in der Nase oder gar in den Lippen und hat etwas Wildes —, es müßte denn sein, daß die Schöne Rheumatismen ablenken wollte. Auch der einfache Siegelring fängt an bereits zu veralten, man überläßt ihn dem Philister, dem Tandler.

Doch wir legen auch hier eine Stimme unsers obigen Quartetts ein, und zwar eine, die da beweist, daß Pückler sich auch in der so meisterhaft von ihm durchgeführten Sprachmosaik und inländisch-exotischen Prachtweise des Stils beherrschen und mäßigen kann, eine Stelle, die unsern Weltgänger, wie immer, in der vollsten Liebenswürdigkeit zeigt. Wie abgehärtet er war, er klagt mit Recht, daß die Erde als solche und nicht blos Deutschland im Untergrunde der Temperatur kalt sei, mindestens ohne Verlaß. Er schreibt an Varnhagen, datirt Dongola, im April 1837:

Ein kurzes Wort aus tropischen Ländern, denn der Wendekreis des Krebses hat mich zu keiner rückgängigen Bewegung verleiten können. Seit Monaten lebe ich nun allein mit schwarzen Naturkindern, in einer ganz neuen Welt, einige dreißig Breitengrade von der Heimat entfernt, und befinde mich geistig und körperlich wohl dabei. Ungeachtet April und Mai die heißesten Monate hier sind, leide ich nichts in dieser Hinsicht. Glauben Sie mir, es gibt keine heißen Länder, dies ist nur ein Vorurtheil unserer Vorfahren. 35—38 Grad Réaumur im Schatten des Zeltes (denn seit siebzig Tagen wohnte ich in keinem Hause mehr) sind unsere gewöhnliche Temperatur bei Tage, die Nächte immer frisch, oft kalt; eine Woche durchritt ich, im sehr unbequemen Trabe der Dromedare und täglich (oder vielmehr nächtlich) 8—10 deutsche Meilen zurücklegend, den brennenden Sand der Wüste, der an manchen Stellen Eier in wenigen Minuten gar kocht; dreimal erlitt ich den immer mehrere Tage andauernden, so furchtbar von den Reisenden geschilderten Chamsin — wohlan, alles dies kam mir immer noch nicht wie eine wahre Hitze vor, sondern nur wie eine recht behagliche Temperatur, bei der man sich nicht mehr erkälten kann, auch wenn man, wie die Eingeborenen, sich des Luxus der Kleider ganz entledigt. Glücklicherweise können Flöhe und Wanzen die Hitze weniger vertragen und verschwinden hier. Märchenhafter gibt es kein Leben als das hiesige! Gestern dinirte ich am Ufer des Flusses in Gesellschaft eines Nilpferdes, das, wie zu meiner Belustigung, eine Stunde lang mir in den seltsamsten Evolutionen alle seine Künste vormachte, und heute früh versuchte ich, eine junge Giraffe zuzureiten, derengleichen man unbegreiflicherweise noch nie zu diesem Gebrauch abrichtete. Zwanzigerlei Antilopen, die großen Rebhühner der Wüste, wilde Enten des Nils, so groß wie Gänse, und zarte Turteltauben, deren man im dichten Laube der Mimosen zuweilen drei bis vier auf einen Schuß erlegt, fourniren meine Tafel, nebst vielen andern, nur diesen Ländern eigenen Delicatessen, worunter den weißen Zucker- und rothen Wassermelonen ein Hauptrang gebührt. Selbst reife und vortreffliche Weintrauben genoß ich schon hier; die Hitze aber, finde ich, schärft den Appetit, und der Generalstabsarzt der Flotte, Doctor Koch, den mir der Vicekönig mitgegeben hat, konnte seine Kunst noch nicht an mir mit demselben Erfolge üben als sein Namensvetter, der wirkliche Koch. Ueber Mehemed Ali werde ich Interessantes zu sagen haben, wahrlich, ein kolossaler Geist, von dessen wahrer Natur man in Europa keine Ahnung hat! Ich begleitete ihn auf einer seiner Inspectionsreisen im Lande, wo ich täglich tête à tête mit ihm speiste, während nur sein Dragoman, ein in Paris erzogener Bei, an unserm Tische stand!

Hier haben wir in diesem kleinen Reisebilde den ganzen Pückler im Kleinen, den vornehmen Mann, den Dichter von exquisiter Phantasie, Behaglichkeit des Lebens und der Schilderung, den feinsten Gourmand, den Meister im Comfort, den in alle Lagen und Beschwerden sich Fügenden, was ihm denn um so sicherer immer wieder Genuß absetzt, den gebildeten Europäer, den bedächtigen und beschaulichen Orientalen, den Mann von eisenfester Gesundheit, der mit Gedeihen alles und jedes verspeist, unter dem Obdach des Zeltes, des Himmels oder des Palastes, einen Mann, der jede verborgenste Würze herausschmeckt, endlich den Mann, der, für Natur- und Menschenkenntniß entbrannt, sofort die Dinge ins Herz trifft, die Herzen der Menschen nicht minder erobert, in jede Lage, in jedes Begegniß sich zu schicken weiß, und dabei sich noch reiche Ausbeute gewinnt, sodaß er mit Schätzen beladen, in kunterbunter Gesellschaft von schönen Pferden und schönen Menschen, ob gefleckten, getupften, ob schwarzen oder weißen, ersehnt und kaum noch zu erwarten von seiner Lucie, in die Heimat zurückkehrt.

Alexander Jung.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Kunstgeschichte des Mittelalters.

Geschichte der bildenden Künste. Von Karl Schnaase. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Sechster Band: Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter. Vierter Band: Die Spätzeit des Mittelalters bis zur Blüte der Eyck'schen Schule. Düsseldorf, Buddeus. 1874. Gr. 8. 14 M.

Die Kunstgeschichte ist im Grunde eine sehr junge Disciplin, zumal wenn man ihren Beginn von jener Zeit an datirt, da sie sich aus dem Banne überwuchernden ästhetischen Reflectirens befreite, sich gleich ihren historischen Schwesterdisciplinen zu dem Ideale umständlicher Quellenforschung und rigoroser Quellenkritik bekannte. Indem die Kunstgeschichte mit diesem Schritte sich überhaupt erst selbst gewann, hat sie damit zugleich der theoretischen Aesthetik den erheblichsten Dienst geleistet. Wie jede andere philosophische Disciplin vermag auch die Aesthetik nur auf Grundlage naturwissenschaftlicher und historischer Erkenntnisse zur Formulirung absolut geltender Gesetze zu gelangen. Die Physiologie der Sinne muß die Präliminarien zu einer solchen wissenschaftlichen Aesthetik liefern; aber schon hier muß die objective Bestätigung von dem Kunstwerke selbst geholt werden. Das Wesentliche des Kunstwerks erschöpft sich jedoch nicht nach der formalen Seite hin, der ideelle Gehalt desselben heischt gleich gründliche Untersuchung. Will man hier zur Aufstellung willkürfreier Gesetze gelangen, so stellen sich gleich anfangs Fragen entgegen, die dringend einer Lösung bedürfen: In welchem Verhältniß stand der Darstellungsinhalt der Kunstwerke einer bestimmten Epoche zu deren Vorstellungskreis? Wie verhielt sich dieser Darstellungsinhalt zu seiner formalen Erscheinung, einerseits bedingt durch die geistige Beschaffenheit der Zeit, andererseits durch deren technische Bildung? Wie stellte sich jede Epoche zu dem specifisch Persönlichen, Individuellen des Kunstwerks? u. s. w. Wer soll aber die Beantwortung dieser Fragen geben, wenn nicht die Kunstforschung.

Man kann als Merkstein, da die moderne Kunstgeschichte — modern in jenem weitern Sinne, als sie sich von der Geschichte der antiken Kunst sondert — historische Disciplin im strengen Sinne ward, mindestens für Deutschland Rumohr's „Italienische Forschungen" (1834) hinstellen. Schon im Jahre 1841 bot Kugler sein „Handbuch", als ersten nennenswürdigen Versuch zusammenfassender Behandlung des gesammten Stoffs, wobei eigene Forschung das Material für nicht geringe Partien herbeischaffen mußte. Indirect merkt man an diesem Werke die Zeit der Herrschaft der „absoluten Aesthetik", in der die Persönlichkeit des Künstlers hinter der Betrachtung des Kunstwerks gänzlich zurückstand, da doch nur dies letztere als Etappe der Entwickelungsgeschichte der Idee Wichtigkeit haben konnte. Sachlich gesprochen: Kugler's Hauptaugenmerk ist der reinen Formenbetrachtung zugewandt, und die Bewegung in der Geschichte der Kunst wird nur hergestellt durch die Darlegung der Entwickelung dieser Formen. (Ich habe dabei nur die erste Auflage seines „Handbuch" im Auge.) Seither aber wurde der historische Sinn außerordentlich geschärft. Und wie die Geschichtschreibung überhaupt seit jener Zeit eine Reihe von wissenschaftlichen Thaten zu verzeichnen hat, welche unserer Zeit den Ruf und Ruhm brachten, speciell für die historische Betrachtungsweise veranlagt zu sein, so hat auch die Kunstgeschichte auf ihrem Gebiete eine geradezu staunenswerthe Rührigkeit entfaltet. Und gleicherweise mit dieser „historischen Stimmung" im Einklang stand es, daß man nun den innigen Zusammenhang der Kunst mit der historischen Entwickelung überhaupt schärfer erkannte und energischer betonte. Der Kunsthistoriker, der zuerst diesen Zusammenhang in umfassender Weise darlegte, die Kunst aufzeigte als die letzte Blüte des ganzen politischen und Culturlebens der Epoche, war Karl Schnaase (die erste Auflage seines Werks erschien 1843—64). Und immer noch darf man gerade in dieser Eigenheit einen der schönsten Vorzüge des Schnaase'schen Werks erblicken.

Wohl galt seitdem dieser Zusammenhang als Axiom, aber es wurde viel Windbeutelei damit getrieben. In manchem kunstgeschichtlichen Buche, auch von klangvollem Namen, trägt der obligate culturgeschichtliche Abschnitt ganz und gar die Physiognomie mühseligen und doch hastigen Excerpirens. Bei Schnaase ist das anders; keinen Augenblick verläßt ihn die Sicherheit in der Schilderung des Colorits der Epoche; das zeigt sich nicht blos in den einleitenden Kapiteln, sondern noch mehr darin, wie er den Wandel der ästhetischen Formen und deren Wesensinhalt jedesmal aus dem innersten Bewußtsein der Zeit heraus zu rechtfertigen und zu erklären vermag. Zum Theil schon mit diesem Vorzug hängt ein zweiter zusammen. Mit voller Sicherheit zeigt Schnaase die kunstgeschichtlichen Entwickelungsgesetze der Epoche auf und findet für sie die präcise Formel. Aehnliches versuchte allerdings schon schlecht und recht die absolute Aesthetik; aber wie die Methode verschieden war (dort die deductive, hier die inductive), so auch die Resultate. Bei Schnaase erscheinen letztere gewonnen einerseits aus der Betrachtung der historischen Gesammtphysiognomie der Zeit, andererseits als das Endergebniß der umfangreichsten Kenntniß der Resultate der Detailforschung, einer Kenntniß, wie sie nur ein langes reiches Leben, verbunden mit eisernstem Fleiß, zu gewinnen vermag. Es ist keine Partie in Schnaase's Werk, wo nicht eigene Forschung oder doch rigoroser Vergleich der vorhandenen fremden Quellen seinem Urtheile den Charakter der Selbständigkeit verliehe. Die rastlose Arbeit, der stete Contact mit der Detailforschung zeigt sich am deutlichsten im Vergleich der ersten mit der zweiten Auflage des Werks. Von der zweiten Auflage liegt nun vor der sechste Band des ganzen Werks oder der vierte Band der Geschichte der Kunst im Mittelalter, behandelnd die „Spätzeit des Mittelalters bis zur Blüte der Eyck'schen Schule" in Frankreich, Niederlande, England und Deutschland.

Als ein überaus erfreuliches Zeichen für die geistige Rüstigkeit des hochbetagten Verfassers*) begrüße ich es, daß er die Bearbeitung dieses Bandes ohne jede fremde Beihülfe durchführte. Die Richtung, nach welcher hin die zweite Auflage desselben hauptsächlich Vervollständigung erhielt, kennzeichnet der Verfasser selbst in der Vorrede mit folgenden Worten:

*) Leider mußten wir vor kurzem die Kunde seines Todes in d. Bl. mittheilen. D. Red.

Das 14. Jahrhundert ist bekanntlich weder originell noch selbständig; es schließt sich dem bereits vollendeten Systeme des Mittelalters an, zeigt dasselbe in seinem Glanze, aber auch mit den Anzeichen beginnenden Verfalls, läßt aber daneben die ersten Keime der neuern Zeit erkennen. Beides hat darin seinen gemeinsamen Grund, daß das Gefühl der Persönlichkeit sich mehr als bisher und in anderer Weise zu regen beginnt, aber noch nicht mit Entschiedenheit auftritt. Es schien mir daher nöthig, die Züge, welche dieses Doppelantlitz, die Hinweisung einerseits auf die Vergangenheit, andererseits auf die erst dämmernde Zukunft erkennen lassen, stärker herauszuheben. Ich habe daher versucht, die freilich noch sehr sparsamen Nachrichten über den Lebensgang und die Stellung der Künstler, mehr als es in der ersten Auflage geschehen war, zu berücksichtigen und zugleich die Veränderungen, welche die Formen der mittelalterlichen Kunst gerade durch ihre vollendete und consequente Ausführung erhielten, anschaulicher zu machen.

Daß die Nachrichten über die persönlichen Verhältnisse der Künstler nichtsdestoweniger noch immer sehr spärlich erscheinen, berechtigt uns keineswegs, auf geringen Eifer des Verfassers oder auf Saumseligkeit der Localforschung zu schließen. Es kann uns wundernehmen, daß zu einer Zeit, da die toscanische Biographik schon ein Werk wie die „Vite" des Filippo Villani (Ende des 14. Jahrhunderts) aufzuweisen hat, und da nicht viel später Bartholomäo Facio in seinem Buche „De viris illustribus" (geschrieben 1456, herausgegeben von L. Mehus 1745) den Lebensläufen von Staatsmännern, Herrschern u. dgl. auch die kurzgefaßten Biographien von Malern, Bildhauern u. s. w. anfügt, die ihm als die bedeutendsten seiner Zeit erscheinen — daß zu eben dieser Zeit Meister wie z. B. die Häupter der damals in höchster Blüte stehenden kölner Schule kaum mit einem Worte von den zeitgenössischen Chronisten erwähnt werden, sodaß nur die scharfsinnigste Combination die wichtigsten Daten mit hypothetischer Sicherheit festzustellen vermag. Dies hat seinen Grund darin, daß im Norden das Gefühl der Persönlichkeit viel später erwacht ist als in Italien, wo sich schon in Dante der Bruch zwischen Mittelalter und moderner Zeit in großartigster und umfassendster Weise vollzieht. In den nordischen Ländern verschwindet der Künstler noch ganz hinter dem Kunstwerke; daß das Kunstwerk die eigenste That der Persönlichkeit, liegt der Anschauung der Zeit noch gänzlich fern: so findet es der Chronist nur in den seltensten Fällen angezeigt, neben der Aufzeichnung von Staatsactionen und Elementargeschehnissen auch eines Künstlernamens oder Kunstwerks mit einigen Worten zu gedenken. Dem Künstler selbst aber liegt es — mit wenigen Ausnahmen — fern, durch eine Inschrift am Werke selbst seiner Persönlichkeit Erwähnung zu thun; wo eine Inschrift vorhanden, bringt sie in häufigern Fällen Nachricht über die Donatoren, oder in günstigen enthält sie noch das Datum der Entstehung des Werks. So darf man auch von der spätern Forschung kaum reichlichere directe Nachrichten über Kunst und Kunstwerke dieser Epoche erwarten.

Um so wichtiger wird in solchem Falle die Betonung des Zusammenhangs zwischen Kunstübung und Culturzustand sowie die genaue Betrachtung der geläufigen Formen dieser Kunstübung und der Veränderungen derselben. Ich kann hier selbstverständlich nicht auf das Einzelne eingehen, sondern nur einige Grundgedanken des Verfassers andeuten. Was zuerst die Architektur anlangt, so sagt er, daß das 14. Jahrhundert keine neuen originellen Gestaltungen erzeugt, sich nur der vorgefundenen Formen bemächtigt und mit voller Freiheit darüber schalten gelernt habe. Es wird demgemäß dem überlieferten Gedanken die reifste, entwickeltste Form geben, aber statt des Hauchs ursprünglicher schöpferischer Frische wird sich eine mehr oder minder merkbare Spur von Doctrinarismus nicht verbergen lassen. Andererseits aber macht erst diese vollendete Freiheit in der Herrschaft über das Technische die Uebersetzung der Gothik in das Nationale möglich.

In Frankreich, dem mütterlichen Boden der Gothik, leidet die Bauthätigkeit einerseits an der Nachwirkung der überspannten Thätigkeit der vorigen Generation, andererseits ist die schöpferische Selbständigkeit beeinträchtigt durch die Fülle des Halbvollendeten, das die vorige Epoche hinterließ und das nun der Vollendung zugeführt werden muß. Im übrigen kann es ja aber hier, wo die Gothik nationales Product, überhaupt nicht auf Umbildung, sondern nur auf Fortbildung des gothischen Stils ankommen:

Sie (die französischen Baumeister) suchen nur einige Hindernisse und Härten zu beseitigen, das Ganze noch luftiger, noch leichter, noch schwunghafter zu machen, und verfahren dabei in der That, wie man den meisten von ihnen bezeugen muß, noch ohne Uebereilung und Uebertreibung.... Die Niederlande schließen sich in dieser Epoche im großen Ganzen eng an Frankreich an, was auch jetzt durch die politischen Verhältnisse bedingt wird; der Volkscharakter modificirt nur im einzelnen die fremden Formen. Jene Consequenz verticaler, organischer Formenentwickelung, welche sich im französischen Stile, wenn auch nur als üppiges und geistreiches Spiel, auch jetzt noch erhielt und die in Deutschland sogar mit einiger Pedanterie beobachtet wurde, erscheint hier untergeordnet, und statt ihrer macht sich das Behagen an breiter Räumlichkeit und derben Massen, sowie andererseits an gefälligen und reichen Details ohne sonderliche Rücksichtnahme auf das Ganze geltend.

In England zeitigt diese gewonnene Freiheit jenen Stil, welcher dort den Namen „decorated" führt, der aber mit Recht der „schöne" genannt werden kann,

in welchem der britische Kunstsinn gewisse ihm gefährliche Einseitigkeiten möglichst vermeidet und die glückliche Mitte zwischen der Sprödigkeit des frühern und der conventionellen Glätte des spätern Stils hält. Freilich mögen wir dann aber auch aus jener Bezeichnung die Andeutung entnehmen, daß wir die imposante Strenge und großartige Consequenz anderer Epochen hier nicht erwarten und der künstlerischen Freiheit, welche das Wesen dieses Stils ausmacht, auch etwas Willkür und Uebermuth zugute halten müssen.

Von höchstem Belang wird die nun erworbene Sicherheit in der Beherrschung der gesammten gothischen Bautechnik für Deutschland. Erst in diesem Zeitraum kann man von deutscher Gothik sprechen. Im großen und ganzen war die Gothik allerdings der künstlerische Ausdruck einer Stimmung, Gefühls- und Geistesrichtung, wie sie das gesammte christliche Abendland beherrschte, immerhin aber trug sie, wie jede wahrhafte Kunstschöpfung, die Züge des Geistes jener Nationalität zur Schau, auf deren Heimatboden sie emporgewachsen war. Nun war freilich gleich vom Anfang an in England und Italien die Gothik mit einem starken heimatlichen Element versetzt erschienen; doch dies auf Kosten des eigentlichen Gedankenkerns, welcher dieser Bauform zu Grunde lag. Das widersprach jener ehrlichen Gründlichkeit, welche dem deutschen Nationalcharakter eigen. Es drängte allerdings zur Ueberwindung des Fremden, aber man wollte dies nicht auf Kosten der Wahrheit des Grundgedankens erringen.

So sah man den Ausweg nur darin, zuerst zu gründlichstem Verständniß der Bauform zu gelangen, um dann aus dem eigensten Geiste derselben heraus die Umwandlung des gothischen Stils in das Nationale zu vollführen:

Unsere Meister wanderten daher so lange nach Frankreich, bis sie fast ein Facsimile des französischen Stils aufstellen konnten, und erst jetzt, um den Anfang dieser Epoche, als diese fremden Studien erschöpft und in den Bauhütten von Köln, Straßburg und einigen andern Orten gleichsam hohe Schulen des neuen Stils entstanden waren, welche eine größere Zahl von Meistern bildeten und die häufigere Anwendung desselben auf deutsche Verhältnisse beförderten, fühlte man wieder das Bedürfniß, ihn diesen entsprechend zu modificiren. Diese Arbeit der Umgestaltung war allerdings jetzt nicht mehr so leicht, wie sie beim ersten Eindringen der Gothik gewesen wäre, weil man sich schon an die fremde Art gewöhnt hatte und nicht mehr nach naivem Nationalgefühl, sondern nach subjectiver technischer Kritik verfuhr. Aber gerade dadurch wurde der Eifer der Meister um so mehr erregt, die Mannichfaltigkeit der Formen vermehrt, und selbst die Theilnahme der Laien gesteigert.

Da nun aber die Uebersetzung in das Nationale nur auf der Grundlage eingehendsten Studiums der Principien der Gothik geschah, so kann es nicht wundernehmen, daß mit der Nationalisirung zugleich die rigoroseste Interpretation des baulichen Grundgedankens vereint war, sodaß geradezu der Grundgedanke der gothischen Bauform in Deutschland seinen präcisesten und erschöpfendsten Ausdruck erhielt. Als wesentliche Elemente der deutschen Gothik darf man anführen: geometrische Theorie und Einfachheit. Da die geometrische Theorie das Verständniß der Gothik befördert, ja erschlossen hatte, so zeigt sich diese nun auch herrschend in den Werken der deutschen Meister. Der Verticalismus bestimmt nicht blos die Construction des Ganzen, sondern auch des Details, und er herrscht ununmschränkt in der Decoration. Daneben trägt die deutsche Gothik noch als zweiten bestimmenden Zug eine gewisse bürgerliche Schlichtheit zur Schau. Das hängt damit zusammen, daß die Gothik in Deutschland nicht wie in Frankreich und England von allen Ständen, sondern hauptsächlich nur vom Bürgerstande liebevolle Pflege erfuhr. Es ist selbstverständlich, daß die deutsche Gothik nun noch im einzelnen modificirt wird, einerseits durch den verschiedenen Charakter der deutschen Stämme, andererseits — und dies in weit höherm Maße — durch die Provinz, da deren stilistische Principien zu nicht geringem Theile von dem Baumaterial abhängig sind, über das sie verfügen kann.

Was die darstellenden Künste — Sculptur und Malerei — betrifft, so lagen die Verhältnisse der Zeit für sie sehr günstig. Nicht blos daß die Nachfrage infolge der Prunkliebe der Zeit eine große war, auch die erhöhte Kraft und Wärme innern religiösen Lebens, welches namentlich durch die Mystik geweckt und gepflegt wurde, neigte sich naturgemäß mehr den darstellenden Künsten als der Architektur zu. Heinrich Suso z. B. ist nicht nur selbst Freund von Bildern, sondern wünscht auch jedem Gottesfreund im Besitz solcher, um sich daran zu erquicken. Und schließlich forderte die Architektur selbst eine höhere Entfaltung der beiden Schwesterkünste:

Die Architektur hatte die in ihr enthaltenen plastischen und malerischen Elemente so sehr genährt, daß sie sie nicht mehr in ihrem Schose bergen konnte; das üppig wuchernde Ornament löste sich von dem eigentlich Baulichen, ließ diesem nur die nackte Construction und die Raumverhältnisse übrig, und gestaltete sich zu selbständigen decorativen Werken, welche dann nothwendig ihre geistige Leere durch die Ausbildung bedeutsamen Bildwerks füllen mußten. Es ist wieder ein Beweis der wunderbaren innern Einheit des gesammten geistigen Lebens, daß die Kunst vermöge ihres eigenen Entwickelungsgesetzes den Anforderungen entsprach, welche aus den sittlich-religiösen Bedürfnissen der Zeit erwuchsen.

Diese Loslösung des plastischen und malerischen Elements vom architektonischen Organismus führt aber keineswegs eine eigentliche Trennung der drei Schwesterkünste herbei, wie diese z. B. heute besteht; das geistige Bewußtsein der Zeit ist noch ein viel zu concentrirtes, also in jeder Lebens- und Kunsterscheinung in gleicher Weise wirkendes und bestimmendes, als daß eine solche Trennung möglich gewesen wäre. Es ist derselbe Formgedanke, welcher sich in allen drei Künsten Ausdruck schafft:

Wenn man auf Statuen und auf Bildern die Gestalten wie von übermäßigem Wachsthum emporgereckt, in weicher Körperbiegung geneigt, mit langen, kühn geschwungenen Gewandfalten bedeckt sieht, glaubt man den unmittelbaren Einfluß moralischer Motive, der conventionellen Sitte, höfischer Zierlichkeit und wahren Gefühls oder angenommener Sentimentalität zu erkennen. Blickt man dann aber auf die Architektur, so findet man ganz dieselben Formgedanken; auch hier das überschlanke Aufstreben und weiche Biegen, die Vorliebe für geschweifte Linien und den Parallelismus des Details. Man kann darüber im Zweifel sein, ob der architektonische Verticalismus auch die bildnerischen Gestalten ergriffen, oder ob das moralisch-ästhetische Gefühl auch auf die bauliche Form eingewirkt hat, gewiß ist aber, daß die einzelnen Künste noch nicht die Selbständigkeit haben wie in der neuern Zeit.

Was nun die Charakteristik der darstellenden Künste in dieser Epoche betrifft, so bleibt ihnen namentlich während der ersten Hälfte dieses Zeitraums noch jedes Naturstudium, selbst jede objective Beobachtung fremd. Die Künstler halten sich an überlieferte Regeln und Vorbilder, und wo sie den Versuch machen, eine höhere Belebtheit zu erzielen, überlassen sie sich der Leitung des Instincts oder rufen eine flüchtige Wahrnehmung zu Hülfe:

Das Traditionelle und Phantastische ist noch immer vorherrschend, das Charakteristische fast gar nicht, das Psychologische sehr wenig entwickelt. Die Gestalten haben durchweg eine Familienähnlichkeit, welche der natürlichen Mannichfaltigkeit nicht entspricht und selbst den feinern Unterschieden der Altersstufen und Geschlechter nicht gerecht wird. Der Typus der Körper ist übermäßig schlank, mit schmaler Taille und weicher Biegung über den Hüften, der Kopf meist groß, die Gewänder, deren dichte Falten in langen geschwungenen Linien auf die nur mit den Spitzen hervorragenden Füße fallen, lassen nur schwache Andeutungen des Knochenbaues erkennen, mit dessen Festigkeit jene Biegungen schwer zu vereinigen sind. Die Arme sind meistens zu kurz, die Hände lang und von absichtlicher Zierlichkeit, die Gesichter regelmäßige Ovale mit kleinem Munde, feiner Nase, bald großen runden, bald geschlitzten, halbgeschlossenen Augen, deren äußere Winkel oft tiefer liegen wie die innern. Der Ausdruck umfaßt nur eine kleine Zahl verschiedener Stimmungen und Empfindungen und ist bald übertrieben, bald schwach und unbestimmt, mehr conventionell als wahr, und mehr durch die Bewegungen des Körpers als durch die Mienen des Gesichts gegeben. Die Haltung ist oft befangen und steif, die Linien sind, besonders bei der Darstellung leidenschaftlicher Gefühle, bald hart in scharfen Ecken gebrochen, bald weichlich gebogen.

Aber nicht selten wurde diese beschränkte oder geradezu gänzlich mangelnde Naturkenntniß unter der Hand besserer Meister zu Vorzügen. Losgelöst von aller Schwere des Materiellen, zeigten sich die Gestalten um so gefügiger,

den Beschauer in jene ideale Welt zu versetzen, welche die Sehnsucht der religiös aufgeregten Gemüther war, in welcher nur Liebe, Friede, Freude, überirdische Schönheit herrscht.

In der zweiten Hälfte dieser Epoche beginnen dann die Zeichen wachsender Naturerkenntniß immer zahlreicher zu werden. Mochte man auch nur stets das Ueberirdische in den Bereich der Darstellung gezogen haben, das naive Gemüth konnte die himmlische Seligkeit nicht anders als mit den Farben dieser Welt schildern. So wird das Auge des Künstlers immer wieder auf diese zurückgezogen; das mußte allgemach sein Auge für das Wirkliche schärfen. „Die Zeichnung der Körper wird richtiger, der Ausdruck feiner, die Gewandbehandlung läßt den Knochenbau deutlicher erkennen, eine Fülle naiver Wahrnehmungen tritt uns entgegen."

Dieser Fortschritt beschränkt sich allerdings auf den Menschen, wogegen Thiere auch weiterhin ihre heraldische Form, Bäume das Pilzartige ihrer Gestalt behalten, und von landschaftlichem Zusammenhang noch keine Rede ist.

Was die Stellung der einzelnen Länder zu den darstellenden Künsten betrifft, so gebührt vor Frankreich, England und den Niederlanden in dieser Epoche Deutschland bei weitem der Vorrang. Hier war ja die innere religiöse Erregtheit am verbreitetsten, die Mystik hatte hier gerade in dieser Zeit ihre glänzendsten Vertreter; dazu kamen dann die Forderungen, welche die großartige Kirchenbauthätigkeit dieser Epoche an die darstellenden Künste stellte. Da Deutschland eines hauptstädtischen Mittelpunktes, wie ihn Frankreich und England besaßen, entbehrte, dagegen mehr oder minder mächtige Städte in republikanischer Selbständigkeit nebeneinander bestanden, so kann hier auch natürlich von einer localen Concentration künstlerischen Lebens nicht die Rede sein. Die mächtigern Städte sind zugleich selbständige Mittelpunkte des Kunstlebens, und der locale Charakter manifestirt sich dann auch in den Hervorbringungen derselben. So ist hier gleich anfangs von verschiedenen Schulen die Rede, welche Erscheinung sich in Italien bei analogen politischen Verhältnissen bekanntlich wiederholt. Köln, wo die günstigsten geistigen und materiellen Verhältnisse damals herrschten, überflügelt auch in den Schöpfungen seiner Schule, nach Umfang sowol wie in Bezug auf künstlerische Schönheit der Werke, alle andern deutschen Schulen dieser Zeit. Was von Wandmalereien dieser Schule übrigblieb — die Wandgemälde der Kirche von Ramersdorf (nach Abbruch des Gebäudes in guten Copien erhalten) und die Wandmalereien an den innern Schranken des kölner Domchors — erfüllt schon mit hoher Bewunderung. Noch weit höherer Vollendung begegnen wir in den Tafelbildern dieser Schule. Als Mittelpunkt der ältern kölner Schule kann Wilhelm von Herle gelten; als Mittelpunkt der jüngern, welche die Glanzperiode kölnischer Kunstthätigkeit repräsentirt, der Meister des Dombildes, Stephan Lochner.

Im ganzen ist der Abschnitt, welcher über die kölner Schule handelt, sowol in Rücksicht auf die Kritik der archivarischen und literarischen Quellen als in Bezug auf feinsinnige Kritik der stilistischen Unterschiede eine der vorzüglichsten Partien dieses Bandes des Schnaase'schen Werks.

An die kölner Schule schließt sich die westfälische, im innigen Zusammenhang mit jener stehend, doch auch nach mancher Richtung hin von ihr abweichend, sodaß eine Unterscheidung beider möglich wird. „Die Farbe ist trockener, weniger leuchtend und durchscheinend, die Linie minder schönen Schwungs, überhaupt das Gefühl ruhiger, durch einen gewissen Realismus mehr des Gedankens als der Form beschränkt."

In erster Linie ist dann die prager Schule zu nennen als der kölner Schule an Bedeutung am nächsten stehend. Sie kann sich sogar schon etwas früher als diese namhafter Meister rühmen, und in der Miniaturmalerei ist sie schon im Jahre 1312 mit einem künstlerisch so reifen Werke vertreten, als es das sogenannte Passionale der Prinzessin Kunigunde ist. Die eigentliche Blüte der prager Schule beginnt aber unter Kaiser Karl IV.; in dieser Zeit kommt auch das nationale Element darin zu ausgesprochenerer Geltung.

Für Franken repräsentirt Nürnberg den Mittelpunkt künstlerischer Thätigkeit, wie Köln für die rheinischen Gegenden. Der Unterschied aber, welcher zwischen dem glänzenden Köln und dem schlichten Nürnberg herrscht, unterscheidet auch beider Kunstthätigkeit. „Während dort (in Köln) der kühne, ideale Schwung der Linie, die sentimentale Steigerung des Gefühls, die malerische Tendenz, die Weichheit und Glut der Farbe vorherrschte, suchte man hier mehr das Feste, Bleibende, Bürgerliche in sinnlicher Wirklichkeit und schlichter Haltung darzustellen." Doch zeigt die zweite Generation der nürnberger Malerschule in ihrem Streben nach Naturwahrheit und nach weichern Formen ähnliche Tendenzen wie der Dombildmeister.

Daran schließt sich nun die Besprechung der Geschicke der deutschen Malerei dieser Epoche in Schwaben, Elsaß, Schweiz, Tirol, Salzburg und Baiern, von welchen aber nur Salzburg noch eine hervorragende Stellung in künstlerischer Beziehung eingenommen zu haben scheint. Nicht reicher sind die Spuren damaliger künstlerischer Thätigkeit in den norddeutschen Provinzen, wenngleich auch sie an den Fortschritten der deutschen Malerei Antheil hatten.

Eine weit größere Anzahl von Denkmälern als die Malerei hat uns die deutsche Sculptur dieser Periode hinterlassen; doch ist hier ein weit geringerer Unterschied der Schulen merkbar als in der Malerei, wenngleich typische Unterschiede sich in den einzelnen Kunstcentren ebenfalls fühlbar machen. Der Zunftverband übt eben hier nicht jenen directen Einfluß auf den Stil wie bei den Malern; die künstlerische Praxis kann sich hier freier, selbständiger ergehen:

> Im ganzen geht indessen eine bestimmte Strömung durch, ein Streben nach Naturwahrheit und Individualität, nach Anmuth, Eleganz, Weichheit, welches mit den überlieferten oder nothwendigen Stilgesetzen der Plastik zunächst mehr oder weniger in Kampf trat, aber doch nach längerm Schwanken durchdrang und zu einem neuen festern Stile führte, in dem freilich die malerischen Elemente überwiegend waren.

In Frankreich zeigt sich zu Anfang dieser Periode noch viel Regsamkeit und ein Fortschreiten auf jenen Pfaden, welche dort die darstellenden Künste in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eingeschlagen hatten. Die Miniaturmalerei steht in hoher Blüte; sie fesselt nicht durch scharfe Charakteristik oder besondere Tiefe des dra-

matischen Ausdrucks, aber sie erfreut durch die anmuthige, vornehme Haltung und feine, dem Leben entlehnte naive Züge. Die Sculptur dieser Zeit trägt — mutatis mutandis — dieselben Züge: sie zeigt edle Haltung, reine Linien, aber auch einen auffallenden Mangel an Tiefe und Energie. Als größtes Denkmal der Sculptur dieser Epoche in Frankreich dürfen gelten die Sculpturen an der Nordseite der Chorschranken im Innern der Notre-Dame-Kirche, während die Sculpturen der Südseite schon die ersten Spuren künstlerischer Ermattung an sich tragen. An dieser Stelle sei wieder besonders hingewiesen auf Schnaase's Untersuchung der Sculpturen dieser Chorschranken überhaupt und auf die kaum anfechtbare Beweisführung für die Behauptung der verschiedenen Entstehungszeit der Sculpturen der Nord- und der Südwand. Die Ermattung, welche man in den Productionen der Malerei und Bildnerei in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wahrnimmt, bekundet sich auch darin, daß man nun einer immer größern Anzahl niederländischer Künstler auf französischem Boden begegnet.

In den Niederlanden mochte die Kunst bis zum Anfalle des Landes an Philipp den Kühnen keine erhebliche Blüte gehabt haben; mindestens sind uns davon auf dem Gebiete der Malerei fast gar keine belangreichen Spuren verblieben, und auf dem Gebiete der Bildnerei steht die allerdings rüstige Thätigkeit der Schule von Tournay gänzlich isolirt. Doch auch in den geringen Ueberresten zeigt sich der mit dem Volkscharakter innig zusammenhängende Sinn für realistische Schilderungsweise und resolute Naturwahrheit. Das brachte die Niederländer nun zwar in der ersten Hälfte unserer Epoche mit der herrschenden idealistischen Zeitströmung in Conflict, den nur begabte Meister, wie jene Bildner von Tournay, zu überwinden vermochten; was aber damals Nachtheil war, mußte als Vortheil erscheinen, als die Strömung von der idealen Seite sich wieder mehr zur realen hinwandte. Dieser frische Zug mußte die Niederländer den Franzosen angenehm machen, wo die Kunst sich nur schwer von der Tradition formeller Eleganz und schwächlicher Zierlichkeit befreien konnte. Die Niederländer dagegen, indem sie zuerst mit französischen Meistern gemeinsam arbeiteten, konnten in Bezug auf Zartheit und harmonische Durchbildung nur gewinnen.

Diese Verschmelzung der Eigenthümlichkeiten beider Schulen, wie sie besonders merkbar ist an Miniaturen, die von Niederländern in Frankreich ausgeführt wurden, und wie sie unter anderm auch das in Berlin aufbewahrte Skizzenbuch eines niederländischen Meisters (Schnaase liest Jaques Daliaye) aufweist, bildete dann Meister, welche als die wahren Vorläufer der Eyck'schen Kunstrichtung betrachtet werden können.

In England haben die darstellenden Künste in dieser Epoche ähnliches Schicksal wie in Frankreich: im Anfange derselben blühend, nähern sie sich gegen Ende derselben zunehmendem Verfall. Der Beginn dieser Epoche läßt geradezu erst die nationale Selbständigkeit der Engländer in den darstellenden Künsten reifen. Die Künstlernamen, die uns in dieser Zeit begegnen, zeigen dies, aber noch mehr der specifisch englische Typus, der uns nun in den überkommenen Stücken entgegentritt. Das größte Denkmal der damaligen Wandmalerei war wol die Malerei der Stephanskapelle im Westminsterschlosse (wir besitzen von einem großen Theil derselben Zeichnungen); von Tafelgemälden aus dieser Zeit hat sich nichts von Belang erhalten. Dagegen sind einige Miniaturen von Werth vorhanden. Danach ergibt sich, daß der Entwickelungsgang der britischen Kunst derselbe war wie jenseit des Kanals, doch daß die englische Schule sich langsamer von dem idealen Stile lossagt als die französisch-niederländische.

Noch lange und bis gegen 1400 bestehen auch hier die Miniaturen in leicht und sanft colorirten Federzeichnungen auf Gold- oder Tapetengrund, und anfangs gleichen sie den französischen so sehr, daß, wo nicht äußere Beweise entscheiden (Inschriften, einzelne eingestreute englische Worte, oder das Vorkommen englischer Localheiligen im Kalender), der Ursprung oft zweifelhaft sein kann. Indessen zeigen sich gleich anfangs gewisse Verschiedenheiten, sowol der Auffassung wie der Technik. Die Ausführung hat nicht die Sicherheit und den festen Schulcharakter, aber auch nicht die gleichförmige, nüchterne Glätte wie bei den pariser Miniaturen, sie ist in jeder Beziehung individueller. Die Zeichnung ist bald steifer, bald aber auch von feinerm Schönheitsgefühl und mehr empfunden, die Farbe harmonischer und zum Theil kräftiger. Gewisse wirksame Farbenverbindungen sind für die englische Schule charakteristisch. Noch größer ist die Verschiedenheit der geistigen Auffassung; während die französischen Miniaturen gleichsam im Conversationston vortragen, in hergebrachter, schon bekannter Weise, mit unterhaltender Heiterkeit, aber mit sorgfältiger Vermeidung des Anstoßes, ist das Bestreben der englischen Maler auf höhere poetische Belebung der Gegenstände oder auf Tiefe des Gedankens gerichtet. Allegorische Darstellungen, zum Theil ungewöhnliche, sind sehr beliebt, und die bekannten heiligen Geschichten werden entweder durch Hinzudichtung neuer Momente, oder durch stärkere Betonung der dem englischen Herzen zusagenden gemüthlichen und häuslichen Motive, oder endlich durch eine dramatische Lebendigkeit anziehend gemacht, welche freilich zuweilen noch etwas gewaltsam ist und an die effectvolle Kühnheit der angelsächsischen Miniaturen erinnert.

Die Sculptur zeigt gleichfalls im Anfange dieser Epoche, sowol in den Grabsculpturen als kirchlichen Sculpturen, z. B. an der Façade von Lichfield, Formenschönheit mit individueller Belebtheit und Kraft verbunden. Dann werden die Grabbilder immer steifer und ausdrucksloser, und desgleichen zeigt sich dieser Rückgang in der kirchlichen Sculptur, wofür als Beweis schon die Façade der Kathedrale von Lincoln (1377) angeführt werden kann. Der Verfall der Malerei ging wol dem der Sculptur unmittelbar zur Seite, denn von den Zeiten Heinrich's VII. an hat die englische Kunstgeschichte lange Zeit nur von der Thätigkeit fremder Künstler zu erzählen.

Mit der Erörterung der tiefern Gründe dieses Verfalls schließt der vorliegende Band ab. Ich versuchte es, in Kürze die Gedanken zu skizziren, welche Schnaase als leitend gelten für die Kunstentwickelung der geschilderten Periode der nördlichen Länder Europas. Um diese Grundgedanken gruppirt sich dann das reiche, wohlgeordnete Detail. Wie schon gelegentlich angedeutet wurde, zeigt das letztere nicht nur umfassende Kenntniß fremder Arbeit, sondern auch in nicht seltenen Fällen eigene abschließende Forschung. Wo archivalische oder literarische Materialien mangeln und der Vergleich stilistischer Eigenheiten entweder allein ausreichen oder doch zweifelhafte literarische Daten erhärten muß, zeigt sich glänzend das feingebildete Urtheilsvermögen des Verfassers, und man darf dann sei-

nem abschließenden Urtheile in den meisten Fällen unbedingt beipflichten.

Und schließlich noch eins. Eine edle, künstlerisch durchbildete Schreibweise ist in unserer Zeit gerade nicht sehr gewöhnlich; und doch dürfte man verlangen, daß zum mindesten über Kunst mit künstlerischer Stildurchbildung geschrieben werde. Schnaase entspricht dieser Anforderung in hohem Maße. Seine Darstellung wird trotz aller Materialfülle, die zu überwinden ist, niemals zu syntaktischer Nachlässigkeit oder zu stilistischer Härte verleitet. Die Wärme innern Lebens macht den festen Stoff flüssig und gefügig, und ein immer reges Schönheitsgefühl schaltet dann frei über dessen Gestaltung.

Hubert Janitschek.

Neueste Novellistik.

1. Dunkle Blüten. Novelle von Emil Müller-Samswegen. Berlin, H. E. Müller. 1875. 8. 7 M. 50 Pf.

Man klagt zuweilen, daß zu viel Romane gedruckt werden. Doch vielleicht mit Unrecht. Lebt nicht ein jeder mit seinem Leben seinen eigenen Roman? Und doch hat man noch lange nicht für jeden auch nur seine eigene Novelle geschrieben. Samswegen ist ein Pfarrdorf, vielleicht ein sehr wohlhabendes Pfarrdorf, in der preußischen Provinz Sachsen; wenn der Schwarzwald seinen berühmten Berthold Auerbach hat, warum sollte Samswegen nicht seinen Emil Müller von Samswegen haben, der aus seiner norddeutschen Heimat auch Dorfgeschichten und Lebensbilder auf den literarischen Weltmarkt entsendet! Samswegen hat, wie ich vermuthe, weder Berg noch Thal und keinen Wadeleswirth und jedenfalls keine schwäbelnden Maideles; aber sollte es darum sich nicht auch auf seinen Ortsliteraten etwas zugute thun können? Braucht Emil Müller-Samswegen deshalb auch berühmt zu sein? Wenn alle Literaten Berthold Auerbachs im classischen Cotta'schen Verlage werden wollten, wer sollte dann die andern Bücher schreiben, die nicht berühmt werden? Wenn man wünschte, es solle nur berühmte Bücher geben, das wäre ja doch ganz ebenso seltsam, als wenn alle Menschen berühmte Menschen sein wollten! Was für eine Geselligkeit würde das geben, was für Theecirkel, was für Familienkränzchen, was für Unterhaltungen am häuslichen Herde! Wohl dem, der es nicht nöthig hat, berühmt zu sein!

Und wenn jemand, nachdem er diese flachländischen „Dunkeln Blüten" gelesen, als scharfer Kritiker oder gar als böswilliges Gemüth die Arroganz hätte zu sagen: „Berühmt ist Emil Müller freilich nicht, aber er ist auch nicht geistreich!" Der Kuhbub in Auerbach's „Frau Professorin" sagt vom Lorle-Maler Reinhard: „Er ist ein verfluchter Kerl, aber er hat recht." Damit will er sagen, daß Reinhard geistreich ist. Aber ist es denn ein Glück, geistreich zu sein, auf die Gefahr hin, für verflucht zu gelten? Es liegt ganz gewiß nicht in der Bestimmung des Menschen, geistreich zu sein, und man könnte vielleicht geradezu behaupten, daß ein vollkommener Mensch gar nicht geistreich sein dürfe. Darum also soll man es Emil Müller von Samswegen ja nicht verdenken, wenn er in diesem Buche nicht eigentlich geistreich sein will, zumal da die meist dorfgeschichtlichen oder kleinstädtischen Menschen und Verhältnisse, die er hier etwa versinnbildlicht, in Wirklichkeit sicherlich auch nicht geistreich und genial sind. Sollte er eine Unehrlichkeit und Untreue begehen gegen Wahrheit und Natur? Wohl dem, der es nicht nöthig hat, geistreich zu sein!

Aber, wenn ein Autor nicht geistreich ist und auch gar nicht geistreich sein will, kann er dann nicht trotzdem oder auch darum um so mehr gemüthlich sein? Und dieser Novellist ist gemüthlich. Oder wäre er das nicht, wenn er z. B. in seinem „Hochzeitstage im Kirchdorfe" einen ländlich-sittlichen Biedermann, Herrn Kinkerlitz, auftreten läßt, um dann, wenn demselben ein Spaß gelungen ist, darauf den heitern Reim zu machen: „Herr Kinkerlitz, Herr Kinkerlitz, was war das für ein schlechter Witz!"

Geistreich sein zu wollen, das heißt mehr oder weniger ein Sonderling sein, und der wahre Realist und in eigentlichstem Sinne auch der wahre Poet soll kein Sonderling sein. Darum ist es an Emil Müller als Realisten und Poeten, in seiner nicht zu unterschätzenden literarischen Specialität, als ein Verdienst anzuerkennen, wenn er nicht in gezierter und exclusiv vornehmer Gewähltheit des Ausdrucks sich bewegt und nicht in hyperoriginellen und excentrischen Bildern seine Phantasie ausschweifen läßt. Dennoch aber darf der Leser nicht glauben, daß seine Darstellungsweise, wenn sie auch durchgängig die Haltung der Alltäglichkeit einnimmt, sich jemals in unabsichtliche Sorglosigkeit oder Nachlässigkeit verliere; ich glaubte den Autor wirklich einmal auf einer Stillosigkeit derart ertappt zu haben, wo er erzählt, daß die nicht zur Hochzeit eingeladenen Gemeindemitglieder an seinem erwähnten „Kirchdorfs-Hochzeittage" es sich im Wirthshause auf eigene Rechnung und nicht „auf Regimentsunkosten" wohl ergehen lassen. Welcher Kritiker würde in diesen „Regimentsunkosten" nicht sofort die fahrlässig unpassende Anwendung eines uneigentlichen Ausdrucks aus incorrect populärer, sozusagen philiströser Redeweise rügen! Aber Emil Müller's anspruchslose, sozusagen hausbackene Stilistik ist überlegter und voraussichtlicher, als es den augenblicklichen äußern Anschein hat. Denn ein paar Seiten weiter im Texte schmettert alsbald die überraschende Cavaleriefanfare, und wenn auch nicht gleich ein Regiment, so rückt doch eine Schwadron Husaren in das Dorf, um sofort an der Kirchdorfshochzeit nach Möglichkeit theilzunehmen, wobei denn allerdings manches nicht Unliebsame „auf Regimentsunkosten" gegangen und angerechnet sein dürfte!

Um im übrigen nach all diesen, vielleicht dem Leser schon weitschweifig erscheinenden kritischen Aphorismen ein charakterisirendes Résumé über die Eigenartigkeit dieser Production des Novellenmarktes zu versuchen, stellen wir derselben die Censur aus: daß wir in ihr den eclatantesten, wohlbeabsichtigten und zweckentsprechenden Contrast gegen jene anderweitige, stets auf Genialität und Origi-

nalität ausgehende moderne Romanpoesie zu erkennen haben, welche, in erklärbarer Ergriffenheit von erschütternden Katastrophen des europäischen Zeitgeistlebens seit einem Menschenalter, durch Vertiefung in die Probleme unserer historischen und socialen Nationalkämpfe, durch die Phantastik eines epigonischen, gewissermaßen internationalen „Lord-Byronismus" die Vorstellungsfähigkeiten der Leser in Erregung zu versetzen beliebt. Dem gegenüber charakterisirt Emil Müller-Samswegen, der im übrigen seit zwanzig Jahren eine geachtete Stellung als Kritiker und Feuilletonist einnimmt, sich hier insbesondere als der Provinzialdichter der prosaischen Alltagsehrbarkeit. Was wäre die Welt ohne prosaische Alltagsehrbarkeit!

2. Schatten und Licht. Roman von Ernestine von L. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1875. 8. 3 M.

Die dynastisch-diplomatischen Eheschließungen von ehedem hießen Convenienzheirathen. Seit den staatsrechtlichen Conventionen des neuen Reichs werden die Conventionsheirathen in Anerkennung kommen. Es ist dem liebenswürdigen Prinzen, der in obiger gut erzählter Novelle sich legitim vermählt, zu wünschen, daß seine Verbindung eine derartige solide Basis habe. Im übrigen passirt bei dieser Gelegenheit eine „alte Geschichte", die hoffentlich nicht „ewig neu" ist. Der Prinz muß eine illegitime Geliebte verlassen. Diese Geliebte ist eine Künstlerin, und als ihre Liaison gelöst wird, fällt sie scheinbar ins Wasser, freilich um später wieder aufzutauchen. Das ist doch wol alter Romanstil! Haben die Künstlerinnen von heute noch nöthig, in das Wasser zu fallen?

3. Die Geigerin. Novelle von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Weiß. 1875. 16. 1 M. 80 Pf.

Eine Parallele zum vorigen Sujet, aber aus anderer, großstädtischer Sphäre: eine Künstlerin der Cafés chantants. Diese kleine Skizze ist mit Lebenskenntniß entworfen und kann ergreifend wirken.

4. Sonnenblicke. Arabesken von Konrad Telmann. Heidelberg, Weiß. 1875. Gr. 16. 2 M.

Konrad Telmann begegnete uns neulich mit pommerschen Novellen, die wir mit dem aristokratisch-socialen Idealismus der Ida Hahn-Hahn von ehedem verglichen. Der ironische Anklang, den wir dort schon vermutheten, hat diese phantastische Bluette dictirt. Seit Putlitz den Wald sich selbst was hat erzählen lassen, hat manches sich und dem Publikum was zu sagen gehabt. Hier erzählt die Sonne. Wer's glaubt! „Ich ging auf über der weiten Welt", sagt sie unter anderm, doch ist das freilich ein Verhältniß, das wir besser bemerken als sie. Ein andermal sagt sie: „Kalt, eiskalt ist es." Ihr, der Sonne, oder uns? Hier scheint eine gewisse Verwechselung von logischem Subject und Object zu Tage zu treten. Meint der Dichter, durch derartige Begriffsconfusionen etwa gar gegen das Kopernicanische System zu intriguiren? Bis zu solcher kosmologischen Ironie hat es die romantische Schule der guten alten Zeit denn doch nicht bringen können!

5. Der Held des Bauernkriegs. Historische Erzählung von Franz Eugen. Zwei Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1875. 8. 6 M.

Dieser Held des Bauernkriegs ist nicht der fränkisch-thüringische Heerführer Thomas Müntzer, sondern der adeliche Theilnehmer am schwäbisch-fränkischen Aufstande, Florian Geyer von Giebelstadt, der, wie ähnlicherweise der ältere Götz von Berlichingen, für die Revolution von 1525 gewonnen worden war, um sie in Bahnen der Menschlichkeit und der gerechten Ausgleichung zu leiten. In seinem jedenfalls sehr lesenswerthen Werke: „Hohenschwangau, Roman und Geschichte von 1536—67" (Leipzig 1867), hat Gutzkow bekanntlich vornehmlich das Schicksal des ritterlichen Verschwörers Wilhelm von Grumbach, der 1567 durch Reichsexecution hingerichtet wurde, behandelt, und er hatte dabei Veranlassung, insofern auf die bäuerliche Erhebung zurückzuweisen, als Wilhelm von Grumbach der Schwager Florian Geyer's war und diesen letztern im Gefechte oder Zweikampf (1525) erschlagen haben soll, um ihn nicht dem Tode durch Henkershand überliefern zu müssen. Gewissermaßen zur Ergänzung und zum nähern Verständniß des Gutzkow'schen Romans schildert das vorliegende Buch diese Episode der kurzen Laufbahn Geyer's mit der sachgemäßen Routine eines schon längst anderweitig bewährten Romanautors. Den Nebenbuhler in einer Liebesaffaire Geyer's nennt der Verfasser Fritz Zobel und weist auch damit auf Gutzkow's „Hohenschwangau" und dessen Geschichtsstoff hin, da der spätere Bischof von Würzburg, dessen Ermordung durch einen Knecht Grumbach's die bekannte Verwickelung der Grumbach'schen Händel einleitete, Melchior Zobel von Giebelstadt hieß.

6. Der Burggraf und sein Schildknappe. Lebensbilder aus der Zeit des ersten Kurfürsten von Brandenburg, des Gründers der Macht Preußens. Historische Erzählung für Jugend und Volk von Richard Roth. Mit 75 Text-Illustrationen und Tonbildern. Leipzig, Spamer. 1874. Gr. 8. 6 M.

Ich schloß meinen vorigen Bericht über Novellistik mit einer Anzeige der neuesten Publication („Kaiser, König und Papst") des wohlrenommirten Spamer'schen Illustrationsverlags und bin dadurch veranlaßt worden, auf die obige, gleichfalls popularhistorische Novität desselben Verlags hinzuweisen. Der in dem Titel genannte „erste Kurfürst" ist der erste hohenzollernsche Kurfürst von Brandenburg, also jener Burggraf von Nürnberg, welcher 1411 als Friedrich I. mit Belehnung durch Kaiser Sigismund das Regiment in der Mark antrat und gegen welchen sich alsbald jene berühmt zu nennende Adelsopposition der Quitzows und Consorten erhob, deren Erinnerung bekanntlich noch in unsern vierziger Jahren einen Herrn von Rochow zu der demonstrativen Aeußerung fortriß: „Man weiß noch von den Zeiten, da es sich darum handelte, ob die Rochows oder die Hohenzollern in der Mark souverän sein sollten!"

Noch vor nicht gar langer Zeit konnte allerdings selbst der unbefangene patriotische Beurtheiler besorgen, daß ein bloßes Berühren jener ersten Grundfragen der brandenburgisch-preußischen Staatsexistenz, selbst wenn es für diese letztere direct Partei ergriff, an sich schon als eine bedenkliche Gefährdung derselben erscheinen könne. Dennoch aber stellt sich dieses Verhältniß gegenwärtig gerade im entgegengesetzten Sinne dar. Denn nach den Gegnerschaften von ganz andern Dimensionen, welche die hohenzollerisch-preußische Monarchie erst wieder in dem

letztvergangenen Jahrzehnt bestanden hat, wäre eine noch so lebhafte Theilnahme für jenen fast vorzeitlich zu nennenden Rassenkampf nicht nur eine völlig unerhebliche Nichtigkeit, sondern sie würde heute sogar als eine indirecte Verherrlichung der damals siegreich emporwachsenden Landeshoheit sich herausstellen: da der Ruhm eines jeden Siegs nur in der besiegenswerthen Ansehnlichkeit des Besiegten begründet ist, und da Größe und Energie des Helden in der Größe und Energie des Gegners ihre unentbehrliche Voraussetzung haben.

Diesem allgemeinen Verhältniß tritt aber jetzt noch eine ganz specielle praktische Bezüglichkeit auf die Gegenwart zur Seite. Und zwar darum, weil in dem geschichtlichen Beispiele, daß aus diesen Rochow, Bredow, Holtzendorf, Alvensleben, Uechtritz, Arnim u. a., trotzdem sie dem ersten Besitzergreifen der Mark durch die Hohenzollern sich mit Selbstherrlichkeit der Landesangehörigen auf Leben oder Tod entgegenwerfen zu müssen meinten, später maßgebende und grundlegende Elemente des neuen Staats erwachsen sind, ein vielsagend versöhnliches Vorbild für diejenigen außerpreußischen Nationalelemente Deutschlands zu finden ist, welche 1866 gleichfalls gegen die Grundlagen eben dieses Staatsgebäudes den Kampf um das Dasein aufnehmen zu müssen meinten und es sich dennoch jetzt als Glück und Ehre anrechnen, unter seinem zum nationalen Reiche erweiterten Dache eine Heimat ihrer Besitzthümer, einen Schutzort ihrer Rechte und Freiheiten gesichert zu wissen.

Zu solchen nicht unzeitgemäßen Betrachtungen regt den nachdenkenden Leser das hier besprochene Volksbuch mit seiner geistig lebendigen, aber durchweg maßvollen Erzählung an. Der Verfasser desselben bezieht sich bei seiner Quellenangabe ungewöhnlicherweise nicht auf Klöden's vielcitirtes vierbändiges Literatur-Curiosum: „Die Quitzows und ihre Zeit" (Berlin 1836); er nennt nur Droysen's „Geschichte der preußischen Politik" (Band 1, 1855) und Riedel's „Geschichte des preußischen Königshauses" (Band 2, 1861).

Feuilleton.

Theater und Musik.

Die Wahl antiker Dramenstoffe wird, trotz der geringen Verbreitung derartiger Stücke auf den deutschen Bühnen, immer beliebter bei unsern Dramatikern. Selbst ein Preisstück wie Lindner's „Brutus und Collatinus" ist nur an wenigen Bühnen gegeben worden und an diesen wenigen Bühnen rasch verschwunden. Gustav Freytag's „Fabier" haben es nirgends über ein paar Aufführungen hinausgebracht; die „nackten Beine", wie Laube sagt, störten die Wiener, welche indeß jetzt an Wilbrandt's Römerstücken sich mit eifriger Hingebung ergötzen; doch auch diese sind in Norddeutschland nur ausnahmsweise zur Aufführung gekommen, „Arria und Messalina" unsers Wissens nirgends als in Dresden. Die römische Kaiserzeit bietet indeß eine geistige Atmosphäre, welche für den Pessimismus der Gegenwart etwas Verwandtes hat und auch für jene Mischung des Grausamen und Wollüstigen, wie sie von vielen neuern Dichtern beliebt wird, historische Anhaltspunkte bietet. Wir erfahren, daß Wilbrandt ein neues Trauerspiel: „Nero", Julius Grosse einen „Tiberius" vollendet hat, sodaß diese welthistorischen Ungeheuer immer von neuem in den deutschen Bühnenkäfig gesperrt werden. Eine Ermuthigung für die Wahl antiker Stoffe liegt in den Preisvertheilungen der verschiedenen Commissionen, welche bisher für die Krönung unserer dramatischen Talente die Summe ihrer ästhetischen Einsichten aufzubieten hatten. Schon die münchener Preiscommission krönte Paul Heyse's „Sabinerinen" und Wilhelm Jordan's „König Agis von Sparta"; die berliner Schiller-Commission ertheilte einen Preis an Lindner's „Brutus und Collatinus", einen andern an Geibel's „Sophonisbe"; die Commission, welche den Grillparzer-Preis zu vergeben hat, ertheilte denselben an Wilbrandt's „Gracchus der Volkstribun". Die Vorliebe der Preiscommissionen für die „nackten Beine" ist ebenso groß, wie die frühere Abneigung der Wiener, sie auf der Bühne zu sehen. Die Thatsache darf man wol jetzt constatiren, daß diese Preiskrönungen nicht die geringste Einwirkung auf das Urtheil des Publikums, auf den Geschmack der Zeitgenossen gehabt haben, und daß, wenn sich Tragödien aus dem Zeitraum, seitdem diese Preiscommissionen bestehen, auf der Bühne erhalten haben, es nicht die Preistragödien sind, sondern andere, für welche die Preisrichter ihre kritischen Brillen nicht hinlänglich geputzt hatten. Ebenso kann man mit voller Bestimmtheit voraussagen, daß die Zukunft die Mehrzahl dieser preisgekrönten Werke der Vergessenheit anheimgeben wird, nicht blos was ihren Platz auf der Bühne, sondern auch was denjenigen in der Literatur betrifft. Auch das bedeutendste dieser Werke, der „Gracchus" von Wilbraudt, trägt keine Bürgschaft der Dauer in sich. Daß dagegen andere Tragödien dieser Epoche sich auch noch in der Zukunft behaupten werden, ist mit Bestimmtheit vorauszusagen; ja es werden gewiß einige davon erst später auf die Bühne kommen. Wer kannte die Stücke Heinrich von Kleist's bei Lebzeiten des Dichters? Welche Bühne hatte sie zur Aufführung gebracht? Jetzt schreiben zwei der neucreirten Mitglieder der Schiller-Preiscommission lange Abhandlungen über dieselben, und in Berlin entbrennt die Concurrenz der Hofbühnen und der meininger Gesellschaft um die würdigste Inscenirung der „Hermannsschlacht", welche am Hoftheater wie in der Friedrich-Wilhelmsstadt vor vollen Häusern in Scene geht. Würden jene Preisrichter einem Kleist'schen Stücke den Preis ertheilt haben, wenn sie Zeitgenossen des Dichters und damals mit einem ähnlichen Amte bekleidet gewesen wären? Gewiß nicht, schon aus dem Grunde nicht, weil sie das Werk wahrscheinlich gar nicht gelesen haben würden, da es an keiner Bühne zur Aufführung gekommen ist.

Ueberhaupt nimmt das deutsche Trauerspiel in der Gegenwart eine immer mehr verwaiste Stellung ein. Die großen Hofbühnen, welche fast ausschließlich die geeigneten Kräfte zur Darstellung der Tragödie besitzen, geben im Durchschnitt jährlich ein neues Trauerspiel, wenn sie sich nicht gar durch Darstellung älterer neu eingerichteter Dramen, Historien u. s. f., jener Novitäten aus zweiter Hand, die gegenwärtig eine so große Rolle spielen, von ihren Verpflichtungen gegen die Dichter der Gegenwart glauben freikaufen zu können. Wenn nun ein solcher Singleton, den eine Hofbühne ausspielt, keinen Stich macht, wenn ein solches Drama das Publikum langweilt — die Langeweile ist bekanntlich etwas Subjectives, das nicht nur von persönlichen Stimmungen, sondern auch von dem persönlichen Bildungsgrad und Kunstsinn abhängt —, wenn es die Kritik zu strengen Rügen herausfordert — und die Kritik legt an Dramen, die im höhern Stil gehalten sind, auch den höchsten Maßstab an, ganz abgesehen davon, daß jedes ernste Werk die Parodie herausfordert und die „kritische Parodie" eine allzu beliebte Form der Kritiker zweiten und dritten Ranges ist: nun, so ist der Würfel über das Drama nicht nur für die ganze Saison geworfen, sondern die tragödienmüden Bühnenleiter nehmen gewiß nicht anderwärts ein Stück auf, welches ihnen die Freude macht,

durch einen Miserfolg an einer Bühne „von gleichem Rang" sich selbst rechtzeitig aus der Welt geschafft zu haben.

Hierzu kommen hundert Rücksichten der Hofbühnen, bei denen der Gothaische „Genealogische Kalender" eine größere Rolle spielt als Vischer's „Aesthetik". Verwandtschaften eines dramatischen Helden selbst im dritten und vierten Glied mit dem regierenden Fürsten bilden meist ein kanonisches Hinderniß für die Aufführungen; ein Fürst, der auf der Bühne ermordet wird, erscheint ebenso wenig zulässig. F. Bodenstedt hat ein Trauerspiel „Kaiser Paul", geschrieben, welches aus den beiden eben erwähnten Gründen fast an allen deutschen Hofbühnen zurückgewiesen worden ist. So kann die deutsche Tragödie sich nicht gedeihlich entfalten. Die Chronik einer spätern unbefangenen Zeit wird gleichwol von einigen Werken zu berichten haben, die trotz der Ungunst der Bühnenleitungen, Preisrichter und Alltagskritiker wie der hundert conventionellen Rücksichten eine über die Zeitgenossen hinausreichende Dauer gefunden haben, ja für welche vielleicht eine Aera des Erfolgs von einer Zeit datirt, wo über den Preisstücken längst der Lethe rauscht.

Bibliographie.

Arneth, A. Ritter v., Geschichte Maria Theresias. 5ter u. 6ter Bd. — A. u. d. T.: Maria Theresia und der siebenjährige Krieg. 1756—1763. 2 Bde. Wien, Braumüller. Gr. 8. 24 M.

Aus der Petersburger Gesellschaft. 4te stark vermehrte und durchweg verbesserte Aufl. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Balzer, C., Beiträge zur Realschulfrage. Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 30 Pf.

Baudissin, Graf U., Das Damenstift. 4 Bde. Stuttgart, Simon. 8. 15 M.

Becker, Th., Aus unseren Tagebüchern. Geschichte des 2ten Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88 während des Feldzuges 1870/71. Auf Befehl des königlichen Commandos des Regiments zusammengestellt und entworfen. Berlin, Militaria. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Berblinger, W., Das Hotel Rambouillet und seine culturgeschichtliche Bedeutung. Literar-historische Studie. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Berghaus, H., Geschichte der Stadt Stettin. Topographisch-statistisch beschrieben nach allen Richtungen ihres politischen, mercantilischen, bürgerlichen und kirchlichen Lebens. 1ster Bd. 1ste u. 2te Lfg. Wriezen, Riemschneider. Hoch 4. à 1 M.

Bertram's gesammelte Schriften. 2ter Bd. Dorpat, Schnakenburg. 8. 3 M. 60 Pf.

Bertram, A., Eine Verirrung. Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 1874. 8. 2 M. 50 Pf.

Biedermann, W. Freih. v., Goethe und Dresden. Berlin, Hempel. 8. 3 M.

Bloch, J. S., Die Juden in Spanien. Eine historische Skizze. In Bruchstücken vorgetragen. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 3 M.

Both's, L. W., Bühnen-Repertoir des In- und Auslandes. Nr. 287. Das bewußte Wort. Lustspiel nach dem Französischen. Deutsch von L. Rose. Berlin, Hahn's Erben. Gr. 8. 75 Pf.

Braune, W., Althochdeutsches Lesebuch, zusammengestellt und mit Glossar versehen. Halle, Lippert. Gr. 8. 4 M.

Brederoode. Drama. (Von Is. del Sotto.) Wien, Gerold's Sohn. 1864. Gr. 8. 3 M.

Brunier, L., Ein edles Frauenbild. Julie Recamier. Preßburg, Heckenast. 8. 9 M.

Bursian, C., Ueber den religiösen Charakter des griechischen Mythos. Festrede. München, Franz. Gr. 4. 1 M.

Byr, R., Quatuor. Novellen. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 12 M.

Die Čechen in Preussisch-Oberschlesien. Stimme eines Rufenden aus Preussisch-Oberschlesien. Von einem Slaven. Prag, Urbánek. 8. 24 Pf.

Christine. Eine holländische Dorfgeschichte vom Verfasser des „Brederoode" etc. (Is. del Sotto.) Wien, Gerold's Sohn. 1872. Gr. 8. 6 M.

Conring, J., Ueber moderne Vorstellungen der Materie und deren Einfluss auf eine wissenschaftliche Weltanschauung. Inaugural-Dissertation. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1874. 8. 1 M.

Deleutwa, M., Ad majorem Dei gloriam. Erzählung aus der Gegenwart. 2 Bde. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 6 M.

Dewall, J. van, Ein Frühlingstraum. Roman. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Döring, A., Johann Lambach und das Gymnasium zu Dortmund von 1543—1582. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus und seines Schulwesens und der Reformation. Enthält zugleich eine Abhandlung über Jakob Schöpper als theologischer und dramatischer Schriftsteller von H. Junghans. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 4. 5 M.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 92: Die Geliebte. Novelle von S. Graf Grabowski. Nr. 93: Gold oder Galeere. Novelle von C. Spielmann. Berlin, Behrend. 8. à 1 M.

Elten, M., Erziehungsresultate. Roman in 2 Bdn. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 8 M.

Etlar, C., Der Landesfeind. Geschichtlicher Roman aus Dithmarschens Vergangenheit. 1ste Lfg. Flensburg, Bennerwald. Gr. 16. 50 Pf.

Erdmann, J. E., Psychologische Briefe. 5te Aufl. Nebst einem Postscript über das Altwerden. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 8 M.

Feder, H. v., Geschichte der Stadt Mannheim, nach den Quellen bearbeitet. 1ste Abth.: Geschichte der Stadt Mannheim im 17. Jahrhundert. 1ste Lfg. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 1 M.

Fischer, R., Preis und Lohn. Oeffentlicher Vortrag. Gera, Reisewitz. Gr. 8. 40 Pf.

Gervais, E., Dichter, Schauspieler und Kunstrichter im Alterthume und in der Neuzeit. Ein Mahnwort an die Gegenwart. Leipzig, Webel. Gr. 8. 60 Pf.

Geschichte der königlich sächsischen Jäger-Brigade und des daraus hervorgegangenen königlich sächsischen Schützen-(Füsilier-)Regiments Prinz Georg Nr. 108 von 1859 bis 1871. Dresden, Höckner. Gr. 8. 8 M.

Gesky, T., Eine hübsche Ueberraschung. Original-Lustspiel. Halle, Herrmann. Gr. 16. 50 Pf.

Grieben, H., Gesammelte Gedichte. Heilbronn, Henninger. 8. 4 M. 50 Pf.

Grisebach, E., Die deutsche Literatur 1770—1870. Beiträge zu ihrer Geschichte mit Benutzung handschriftlicher Quellen. Wien, Rosner. 1876. Gr. 16. 6 M.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Das Majorat. Roman. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 13 M. 50 Pf.

Gutachten des pädagogischen Vereins zu Dresden (Bezirks-Lehrerverein Dresden) über die Vertauschung der vollständigen Bibel mit einem Bibelauszuge in der Volksschule. Eine Antwort auf die vom sächsischen Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts veröffentlichten Gutachten über die Bibelauszugsfrage. Im Auftrage des pädagogischen Vereins herausgegeben von F. W. Körbitz. Dresden, Ehlermann. Gr. 8. 60 Pf.

Hammer, E., Die Lehre Christi und die christliche Religion im Geiste der Gegenwart beleuchtet. Leipzig, Wölfert. 8. 50 Pf.

Hartsen, F. A. v., Neue chemische Untersuchungen. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Heinemann, J., Komödiant und Vagabund. Humoristisch-sathrischer Kriminal-Roman. Bamberg. 8. 1 M. 20 Pf.

Hellfeld, v., Die Cernirung und Beschiessung von Verdun im Jahre 1870. Im Auftrage der königlichen General-Inspection der Artillerie, unter besonderer Berücksichtigung der artilleristischen Verhältnisse und mit Benutzung dienstlicher Quellen bearbeitet. Berlin, Voss. Lex.-8. 3 M. 50 Pf.

Hesekiel, G., Der Schultheiß von Zehst. Roman. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Hillern, Wilhelmine v., geb. Birch, Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tiroler Alpen. 2 Bde. Berlin, Paetel. 8. 7 M.

Horawitz, A., Die Bibliothek und Correspondenz des Beatus Rhenanus zu Schlettstadt. Ein Bericht. Wien, Gerold's Sohn. 1874. Lex.-8. 40 Pf.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch K. Elze. 10ter Jahrg. Weimar, Huschke. Lex.-8. 9 M.

Kirchhoff, T., Reisebilder und Skizzen aus Amerika. 1ster Bd. Altona, Schlüter. 8. 4 M. 50 Pf.

Kluckhohn, A., Beiträge zur Geschichte des Schulwesens in Bayern vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. München, Franz. Gr. 4. 2 M. 40 Pf.

Maurice, L., Sonnenschein. Novellen. Leipzig, Dege. 8. 4 M.

Merensky, A., Beiträge zur Kenntniß Süd-Afrikas, geographischen, ethnographischen und historischen Inhalts. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Mohl, M., Bemerkungen zu dem vorläufigen Entwurfe eines Reichs-Eisenbahn-Gesetzes vom April 1875. Stuttgart, Wittwer. Gr. 8. 50 Pf.

Schuster, R., Die Social-Demokratie. Nach ihrem Wesen und ihrer Agitation quellenmäßig dargestellt. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 2 M. 50 Pf.

Seeburg, F. v., Durch Nacht zum Licht. Ein Zeit- und Sittengemälde aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts. Regensburg, Pustet. 8. 3 M.

Seidlitz, G., Die Darwin'sche Theorie. Elf Vorlesungen über die Entstehung der Thiere und Pflanzen durch Naturzüchtung. 2te vermehrte Aufl. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 6 M.

Spielmann, C., Humoresken und Burlesken. Skizzen und Studien. Berlin, Denicke. 8. 1 M. 50 Pf.

Sybel, L. v., Ueber Schliemann's Troja. Vortrag. Marburg, Elwert. Gr. 8. 60 M.

Thaden, L., Eine Frau von Adel. Roman. 2 Thle. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 7 M.

Thiersch, H. W. J., Ueber den christlichen Staat. Basel, Schneider. Gr. 8. 4 M.

Thomas, A., Sammlungen und Beiträge zur Etymologie geographischer Namen. Tilsit, Loesch. 1874. 4. 1 M. 20 Pf.

Turgénjew's, J., Ausgewählte Werke. Autorisirte Ausgabe. 8ter u. 9ter Bd.: Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers. 2 Thle. Mitau, Behre. 8. à 4 M. 50 Pf.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 2te Serie. 1875. 2ter Bd.: Gedichte von G. Giusti, deutsch von P. Heyse. Mit einem Anhang: Vittorio Alfieri als Kritiker. — Vincenzo Monti. Berlin, Hoffmann. Gr. 8. 6 M.

Walcker, K., Aussprüche der deutschen Classiker und Friedrich's des Großen über Politik, Nationalökonomik, Kirche und Heerwesen. Zusammengestellt und erläutert. Berlin, Haude u. Spener. 8. 3 M.

Wichert, E., Das grüne Thor. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 13 M. 50 Pf.

Wilbrandt, A., Fridolin's heimliche Ehe. Nach Erinnerungen und Mittheilungen erzählt. Wien, Rosner. 8. 4 M.

Wustmann, G., Der Leipziger Baumeister Hieronymus Lotter 1497—1580. Ein Beitrag zur Geschichte Leipzigs und der deutschen Renaissance. Leipzig, Seemann. Lex.-8. 3 M.

Zastrow, C., Kronprinz Friedrich und sein Freund Katte. Eine Erzählung. Mülheim, Bagel. Gr. 16. 25 Pf.

Ein Zweikampf in der Steppe. Windstille. Zwei Erzählungen. Mülheim, Bagel. Gr. 16. 25 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 8. Juli 1875.

Heinrich von Sybel's Geschichte der Revolutionszeit.

Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. Von Heinrich von Sybel. Fünfter Band. Erste Abtheilung. Düsseldorf, Buddeus. 1874. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Seitdem sich Heinrich von Sybel entschlossen, seine „Geschichte der Revolutionszeit", welche anfangs mit der Begründung der Directorialregierung im Jahre 1795 abgeschlossen sein sollte, bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts fortzuführen, ist das verdienstvolle Werk in erfreulich schnellem Fortschreiten begriffen, sodaß der Verfasser trotz der großen Masse archivalischer Materialien aller Art, die es zu sichten und zu durchforschen galt, seinem weiter hinausgeschobenen Ziele nun schon ziemlich nahe gerückt ist und dasselbe in nicht mehr ferner Zeit vollends erreicht haben dürfte.

Die vorliegende erste Abtheilung des fünften Bandes gibt die „Geschichte der europäischen Politik" — denn dazu hat sich das Werk in seinem Fortgange schließlich erweitert — vom Herbste des Jahres 1797 bis zu dem blutigen Ausgange des Rastadter Congresses, in der Weise, daß das fünfte Buch die fortgesetzten französischen Eroberungen, das sechste die Entstehung der so unnatürlichen zweiten Coalition zum Gegenstande nimmt. Auch in diesem neuesten Theile seines gefeierten Werks bewährt sich der Geschichtschreiber der Revolution als ein Meister in der Kunst der Darstellung: die Fülle der so wirr verschlungenen Ereignisse ist klar und übersichtlich gegliedert, überall tritt der ursächliche Zusammenhang scharf und deutlich hervor, die Charaktere der handelnden Hauptpersonen werden lebensvoll zur Anschauung gebracht, für das Detail der politischen Ereignisse und der meist aus Winkelzügen und Irrgängen bestehenden diplomatischen Action bilden die in großen Zügen gezeichneten wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse des in seinen Fundamenten erschütterten Zeitalters den für das volle Verständniß unentbehrlichen Hintergrund. Dabei ist der Vortrag klar und schlicht, aber doch lebensvoll, bewegt, von scharfer politischer Reflexion durchdrungen, und nirgends haften der Darstellung mehr die Spuren ihrer mühseligen Entstehung an; die Forschung ist nicht mit in sie hineingetragen; keine Noten, Excurse und anderes wissenschaftliches Rüstzeug, unter dem so manches historische Werk der Gegenwart fast erdrückt wird, unterbrechen und stören dem Leser den Genuß an der klar und angenehm fließenden Darstellung.

Gleich im Eingange formulirt der Verfasser die Aufgabe, welche er in diesem Theile seines Werks zu lösen habe, dahin, daß es den Todeskampf der Republik und die schließliche Unterwerfung der Demagogen unter die militärische Dictatur darzustellen gilt. Das Ergebniß, das aus der früher von ihm gegebenen Darstellung der innern Entwickelung der französischen Republik gewonnen ist, faßt er kurz dahin zusammen, daß die Gewaltthat des 18. Fructidor aufs neue die Unmöglichkeit dargethan, auf der Grundlage der radicalen Anschauungen ein geordnetes Staatswesen zu errichten: denn mit dem Radicalismus war die unverbrüchliche Achtung vor dem Gesetz, also die erste Voraussetzung eines gesunden Staatslebens völlig unvereinbar. Aber darin allein lag die Nothwendigkeit einer weitern Umwälzung noch nicht begründet: die innern Zustände des Staats, die chaotische Verwirrung namentlich innerhalb des politischen Organismus, mit dessen Hülfe das Directorium das morsche Staatsschiff weiter steuern sollte, machten eine Fortdauer der Republik in diesen Formen durchaus unmöglich; von allen den großen Aufgaben, deren Lösung man nach dem Ende der Schreckenszeit von dem Directorium gehofft hatte, war auch nicht eine einzige erledigt, ja kaum eine auch nur ernstlich in Angriff genommen worden. Eine Anzahl höchst charakteristischer, ja drastischer Belege führt Sybel zur Begründung dieses Urtheils an. So rechnete z. B. Ende October 1797 Darraq, zur Motivirung des von ihm eingebrachten Antrags auf Beschränkung der

Zahl der Sitzungen des Gesetzgebenden Körpers, den Mitgliedern dieser Körperschaft vor, daß die Constituante nicht weniger als 3488 Gesetze geliefert, die Legislative 2190, der Convent 15414, die Räthe bis zum 1. Prairial dieses Jahres 1139, daß also die an der weitern Gesetzgebung mitzuwirken Berufenen eine Masse von nicht weniger als im ganzen 22381 Gesetzen beherrschen und sich doch mehr oder minder jederzeit gegenwärtig halten sollten! Dazu lag der Wohlstand gänzlich danieder; das geistige Leben war völlig verkommen, die öffentliche Unsicherheit war nachgerade unerträglich geworden. Das Directorium aber schien keine andern Aufgaben zu kennen als die härteste Maßregelung der Emigranten, die Verfolgung der Priester, die Mishandlung der ehemaligen Adelichen. Und in den Händen eines solchen Staats, in der Willkür solcher Männer lag damals das Schicksal Europas! Das persönliche Wohlbefinden, der materielle Vortheil der Directoren und ihrer Creaturen: das waren die einzigen Gesichtspunkte, von denen aus die innere und die äußere Politik der französischen Republik damals geleitet wurde. Mit planloser Willkür stürzte das Directorium Frankreich, das mehr als irgendein Staat des Friedens bedurfte, aus einer auswärtigen Verwickelung in die andere und ließ leichtsinnig und voller Ueberhebung einen Krieg aus dem andern hervorgehen. Durch aufs äußerste reizende Willkürmaßregeln machte es den Bruch mit dem mächtigen England unheilbar und trieb, unbekümmert um die Opposition der Gemäßigten im Rathe der Fünfhundert, auch die mit Amerika herrschende Spannung wie mit Absicht einem offenen Bruche zu. Daß eine solche Regierung mit solchen Mitteln und an der Spitze eines so ungeordneten Staats dennoch so welterschütternde Erfolge davontragen konnte, wird allein erklärlich, wenn man die noch elendern Zustände auf der Seite der Gegner ins Auge faßt und sieht, wie man da in trostloser Verblendung den Franzosen die Wege zu immer neuen Triumphen fast geflissentlich öffnete. In dieser Hinsicht ist das Bild höchst lehrreich, welches Sybel von den Verhandlungen zu Rastadt und den Vorgängen in der Reichsdeputation entwirft, die zum Zwecke der Friedensverhandlungen mit Frankreich ernannt worden war, aber nichts Eiligeres zu thun hatte, als sich das „reichsstaatsrechtliche Vergnügen" der Erneuerung eines schon hundertmal entschiedenen Streits über den Vorsitz zwischen Mainz und Sachsen in auskömmlichster Weise zu gewähren. Und die Art, wie dann über die territorialen Besitzfragen verhandelt wird, wie die Franzosen durch die lockende Aussicht auf Venedig Oesterreich zur Preisgebung von Mainz auf Kosten des Reichs und damit zur Wehrlosmachung Süd- und Westdeutschlands zu bestimmen wissen, zeigt wieder, wie alle Ueberlegenheit in der Kunst diplomatischer Spitzbüberei auf seiten der Franzosen war.

Daß solche Erfolge den Muth des Directoriums und seiner Gehülfen steigerten, kann nicht wundernehmen. Zuerst hatten das die Schwesterrepubliken zu empfinden: in der Batavischen Republik sowol wie in der Cisalpinischen wurde nach dem Muster des 18. Fructidor mit militärischer Hülfe ein angeblich rettender Staatsstreich vollführt; ein wüster Straßentumult der römischen Demokraten, den der französische Gesandte geschickt auszunutzen wußte, gab die erwünschte Gelegenheit zum Bruche mit Rom, das nicht lange danach durch Berthier occupirt wurde. Fragt man aber nach dem Zwecke, welchen diese nach allen Seiten hin übergreifende Politik eigentlich verfolgte, so wird man mit Sybel zu dem Ergebniß kommen, daß dabei schließlich doch gar kein anderer Gesichtspunkt maßgebend gewesen ist als der, der verarmten Republik immer neue Mittel zugänglich zu machen und namentlich die zu dem von Bonaparte beabsichtigten großen Seekrieg gegen England erforderlichen Summen zu erpressen.

Eingehender noch werden dann die Ereignisse in der Schweiz geschildert und das Netz von List und Trug, Verrath und Gewalt klar gelegt, mit dem Bonaparte, der auch hier die Seele der französischen Vergrößerungspolitik war, die innerlich zerfallene Eidgenossenschaft zu umstellen und schließlich kläglich zu Fall zu bringen wußte. Hier ist es, wo wir zuerst dem so reichbegabten und so vielgewandten, aber so charakter- und gesinnungslosen schweizer Historiker Johannes Müller als eifrigem Wortführer der französischen Beglückungsplane begegnen. Während Johannes Müller noch unlängst als kurmainzischer Geheimer Rath auf eine Allianz der Schweizer mit dem preußisch-deutschen Fürstenbunde hingearbeitet hatte, machte er damals, als Rath der Hofkanzlei in österreichische Dienste übergetreten, in Thugut's Auftrage eine Kundschaftsreise durch die Schweiz, und war dabei eifrigst thätig im Interesse der Revolution und zum Zweck einer Umgestaltung der Eidgenossenschaft nach französischem Vorbilde, also auch zum Vortheile Frankreichs. Man muß die Berichte Johannes Müller's aus dieser Zeit lesen, um von der Verblendung des eiteln, charakterlosen und dabei doch sonst so reichbegabten Mannes eine richtige Vorstellung zu bekommen; man muß sehen, wie er, der geborene Schweizer, bisher Vertreter des Anschlusses an Preußen, jetzt in österreichischem Dienste dem französischen Geschäftsträger in Basel über die Zustände und Stimmungen in seinem Vaterlande berichtet und förmlich die Wege angibt, auf welchem dasselbe zu dem von den Franzosen erstrebten Ziele geführt werden könne! Und daß Johannes Müller nicht die Schweiz allein ins Auge faßte, sondern auch Deutschland durch französische Institutionen beglückt zu sehen wünschte, zeigt folgender besonders charakteristische Brief, den er am 20. December 1797 an den französischen Gesandtschaftssecretär Bacher in Basel richtete:

> Ich habe dem regierenden Rathe in Solothurn die Lächerlichkeit jener Rüstungen anschaulich gemacht; man hat gefunden, daß ich recht hatte. Ich habe dann die Nothwendigkeit einer Popularisirung unserer Verfassung erörtert und wahrgenommen, daß die Mehrzahl unserer Beamten davon durchdrungen und resignirt ist. Alle meine Briefe aus den übrigen Cantonen überzeugen mich von der Leichtigkeit, die Wünsche der französischen Republik ohne eine besondere Erschütterung zu verwirklichen (!). Man kann nacheinander die Cantone und die Städte demokratisiren ohne andere Antriebe als den allmächtigen Einfluß des Directoriums (!). Ja noch mehr. Die Stimmung des schwäbischen Volks ist so günstig, daß es ohne Zweifel ganz leicht sein würde, in Deutschland selbst einen republikanischen Grenzstaat von Basel bis Chur zu gründen.

So gut berathen, konnten das Directorium und General Bonaparte denn natürlich die am sichersten zum Ziele führenden Mittel wählen, und wenige Monate spä-

ter hatte die Schweiz ein ähnliches Schicksal ereilt, wie es früher der Republik Venedig bereitet worden war.

Besonders eingehend beschäftigt sich Sybel dann in dem Fortgange seiner Darstellung mit den Verhandlungen über die Entschädigung, welche den durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich beeinträchtigten Staaten in Aussicht gestellt worden war. Hierbei erwuchsen namentlich dadurch unerwartete Schwierigkeiten, daß Oesterreich, auf die Geheimartikel des Friedens von Campo-Formio pochend, noch außer Venetien eine Entschädigung für Belgien und die Lombardei forderte und zwar direct eine Vergrößerung auf Kosten Baierns ins Auge gefaßt hatte, damit aber sowol bei Frankreich wie namentlich bei Preußen auf entschiedenen Widerstand stieß. Es würde uns zu weit führen, wollten wir dem Geschichtschreiber der Revolutionszeit in das Detail der diplomatischen Action folgen: es genüge, zu bemerken, daß gerade dies eine von denjenigen Partien des Werkes ist, in denen durch die Benutzung der Archive zu Wien nnd zu Berlin unsere Kenntniß von den Thatsachen eine wesentliche Bereicherung erfahren hat.

Während man sich zu Rastadt vergeblich um die Lösung der einem endgültigen Frieden noch entgegenstehenden Fragen bemühte, ging Frankreich bereits unter dem maßgebenden Einfluß Bonaparte's mit allen Kräften dem großen Kriege gegen England entgegen: der Versuch einer Landung in England selbst, mit dem man sich eine Zeit lang recht demonstrativ gebrüstet hatte, war freilich aufgegeben und statt dessen die Expedition nach Aegypten in Aussicht genommen. Auch in Bezug auf diesen neuen „Alexanderzug" berichtigt Sybel die bisher herrschende Meinung nach mancher Seite hin. Namentlich zeigt er, daß das Unternehmen im Hinblick auf die maritimen Streitkräfte der nächstbetheiligten Staaten durchaus nicht ein. so gewagtes war, wie man gemeinhin annimmt. In dieser Beziehung heißt es:

Oft genug hat man die ägyptische Expedition ein rasendes Abenteuer gescholten, diese Wegführung des fähigsten Feldherrn und der besten Heerestheile in eine unabsehbare Ferne, in einem Augenblicke, wo auf allen Seiten der Zündstoff sich in Europa häufte nnd Frankreich mit neuen kriegerischen Verwickelungen bedrohte. Daß nun in der That ein gewisser phantastischer Reiz, ein Nachklang jener italienischen Stimmung von 1797 in seiner Seele dabei mitwirkte, wer möchte es in Abrede stellen? Aber ebenso unverkennbar ist es, daß seitdem die Aufgabe, nach ihren Bedingungen wie ihrer Tragweite, mit politischem Verstande durchgearbeitet worden war. Kühn blieb der Plan unter allen Umständen; aber wie ihn Bonaparte jetzt gestaltet hatte, kann man ihn weder unvernünftig noch abenteuerlich nennen. Vor allem ist als die wesentlichste Grundlage desselben die Thatsache hervorzuheben, welche zwar in der Literatur des Festlandes durchgängig übersehen, darum aber nicht weniger positiv ist, daß damals die französische Flotte die einzige Seemacht im Mittelmeer war, alle dortigen Verbindungen beherrschte und eine Aenderung dieses Verhältnisses außer aller Wahrscheinlichkeit lag.

Bei dieser Gelegenheit geht Sybel noch einmal des Nähern auf den Charakter und die gesammte geistige Eigenart Bonaparte's ein, indem er den Nachweis zu führen sucht, wie gering die Entwickelung des Mannes gewesen, wie alles, wodurch er im Laufe der Zeit die Welt erschüttert, sich darstellt nicht als eine geschickte Benutzung der sich augenblicklich bietenden Umstände, sondern nur als Ausführung eines großen Plans, der in allen irgend wesentlichen Punkten schon zu der Zeit fix und fertig war, wo die Persönlichkeit des jungen Corsen zuerst aus dem sie bisher bedeckenden Dunkel hervortritt. Und wirklich ist die Bemerkung ganz richtig, daß alle irgend wichtigen Thaten des Consulats und des Kaiserreichs sich schon unter den oft so wirr und phantastisch erscheinenden Jugendplanen des großen Kriegsfürsten finden, und zwar meist ganz in der Gestalt, in der sie späterhin zur Ausführung gekommen sind:

Damals, im Frühling 1798, war er genau seit zwei Jahren aus dunkler Namenlosigkeit auf die Weltbühne hervorgetreten, und bereits war alles, was er auf der Höhe seiner Macht in die Wirklichkeit geführt hat, vollständig in seinem Geiste vorgebildet, die innere Verfassung des Kaiserreichs, die Beherrschung Italiens, die Unterjochung des Papstes, die Ueberwältigung der Pyrenäischen Halbinsel, die Vasallität Deutschlands und die Mittel, sie herbeizuführen, die Aechtung des britischen Namens und das Continentalsystem, alles, aber auch alles war hier schon in voller Deutlichkeit gegeben. Nicht Einen weitern Gedanken hat er in den folgenden Jahren geliefert; seine ganze folgende Regierung ist nichts als die Verwirklichung längst formulirter Aufgaben. Und wie die Reihe der Entwürfe, ebenso fertig ist schon bei dem achtundzwanzigjährigen Manne die geistige Individualität überhaupt. Das beispiellose Feldherrntalent ist voll entwickelt am ersten Tage seines Generalats, und nicht anders ist es die Reife der Staatskunst, die listige Unbarmherzigkeit, die unersättliche Selbstsucht, der dämonische Reiz der Erscheinung. In keinem Stück ist er seitdem gewachsen; er ist später corpulenter und gesprächiger geworden, aber die einzige Aenderung, die sein Wesen erkennen läßt, ist eine Verschlechterung: das anfangs wunderwürdige Gleichgewicht zwischen Phantasie und Verstand, zwischen Kühnheit und Vorsicht, zwischen Leidenschaft und Berechnung wird mit jedem neuen Erfolge immer stärker verschoben. Es ist als wäre der Weltherrscher fertig aus der Wiege emporgestiegen, wie die geharnischte Minerva aus Jupiter's Haupt; man versteht jetzt, was es sagen wollte, wenn 1793 der junge Artilleriehauptmann seinem Freunde zurief: „Könntest du sehen, was meine Seele bewegt, du würdest mich für toll erklären!"

Nachdem Sybel dann weiterhin Ursprung und Verlauf des Fahnentumults geschildert, zu dem der als Gesandter nach Wien geschickte, dort jedoch sehr am unrechten Platze befindliche Bernadotte in seinem brüsken Uebereifer den Anlaß gegeben hatte, und der beinahe schon damals — im Frühjahr 1798 — einen neuen österreichisch-französischen Krieg zum Ausbruch gebracht hätte, schließlich aber, weil gerade in jenem Augenblicke der Krieg beiden Theilen gleich ungelegen gekommen wäre, zu einem neuen, am Ende freilich auch resultatlosen Verständigungsversuche, zu den Conferenzen zu Selz führte, stellt er den Verlauf der ägyptischen Expedition Bonaparte's bis zu der Katastrophe von Abukir dar, welche mit einem einzigen zerschmetternden Schlage „eine den Welttheil umfassende Combination in ein waghalsiges und jetzt mislungenes Abenteuer verwandelte". Die Vernichtung der französischen Flotte, durch welche Nelson — um mit dem Verfasser zu reden — „Bonaparte an die Ufer des Nil festschmiedete", drohte gerade in jenem Augenblick für Frankreich um so verhängnißvoller zu werden, als der Angriff auf Aegypten, die gleichzeitigen weitern Uebergriffe der Franzosen in Italien und die rohe Vergewaltigung der Schweiz eine neue europäische Coalition gegen Frankreich ins Leben zu rufen angefangen hatten. Der eingehenden Darlegung

der entscheidenden Wendung, welche damit in der Entwickelung der europäischen Politik eintritt, und bei der für einige Zeit namentlich Kaiser Paul von Rußland in bedeutender Weise in den Vordergrund geschoben wird, sind die besten Abschnitte des vorliegenden Halbbandes der „Geschichte der Revolutionszeit" gewidmet; er führt dann die Ereignisse bis zu der Auflösung des Rastadter Congresses und der Ermordung der französischen Gesandten bei ihrer Abreise von dem Congreßorte.

Nur noch auf diesen letzten Punkt wollen wir mit zwei Worten die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken. Bekanntlich ist die Controverse, welche in dem rastadter Gesandtenmord vorliegt, in neuerer Zeit sehr lebhaft erörtert worden, und es hat sich eine förmliche Literatur darüber gebildet. Heinrich von Sybel unterwirft nun sämmtliche Zeugnisse und die darauf gegründeten Hypothesen einer eingehenden kritischen Prüfung und kommt zu dem Ergebniß, daß — wie man gleich unter dem ersten Eindruck der blutigen That selbst gemeint hatte — der Mord die Folge eines Misverständnisses gewesen sei: ein persönlicher Gegner der französischen Gesandten, den Sybel mit viel Wahrscheinlichkeit in dem Grafen Lehrbach, dem damaligen Armeecommissar im Hauptquartier des Erzherzogs Karl, nachweist, hat diesen zum Abschied eine handgreifliche Lection geben, sie etwas „zausen" oder „raufen" lassen wollen, während es sich um nichts anderes handelte, als die Correspondenz der Gesandten in österreichische Hände zu bringen.

Hans Prutz.

Des Fürsten von Pückler literarischer Nachlaß.

(Beschluß aus Nr. 27.)

1. Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie von Ludmilla Assing. Zweite Hälfte. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. Gr. 8. 5 M.
2. Aus dem Nachlasse des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau. Briefwechsel und Tagebücher, herausgegeben von Ludmilla Assing-Grimelli. Dritter Band: Briefwechsel zwischen Pückler und Varnhagen von Ense. — Vierter Band: Briefwechsel zwischen Pückler und Ludmilla Assing. Pückler's Bräutigamsbriefe an Lucie, Reichsgräfin von Pappenheim. Vermischter Briefwechsel aus Pückler's Jugendzeit 1800—1809. — Fünfter Band: Briefwechsel zwischen Pückler und Alexander von Humboldt, zwischen Pückler und Lady Hester Stanhope, zwischen Pückler und Heinrich Heine. Briefe Pückler's an Lucie 1817—1822. Vermischter Briefwechsel aus Pückler's Jugendzeit, 1810—1820. — Sechster Band: Briefwechsel zwischen Pückler und Heinrich Laube, zwischen Pückler und der Herzogin Dorothea von Sagan, zwischen Pückler und Edwina Viereck, zwischen Pückler, seinem Neffen, dem Fürsten von Schönaich-Carolath, und Grävell. Briefe Pückler's an Lucie 1824—1826. Briefe Pückler's an Lucie während seines Aufenthalts in England 1827—1829. Vermischter Briefwechsel aus Pückler's Jugendzeit, 1821—1826. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. Gr. 8. Jeder Band 9 M.

Lucie-Penelope — auch die Odyssee ist eine ewige Geschichte, die als Ganzes und in Einzelzügen ihrer holden Naivetät immer wiederkehrt und doch immer und unverändert stets wieder anders — Lucie, die Gattin Pückler's, hatte wol vielen Grund in Sorgen, ja in bangem Zweifel zu sein wegen ihres Odysseus in weiter Ferne. Welche Gefahren drohten ihm wie ihr! Sie sehnte sich nach ihm, sie zagte oft, ob er, der „Vielgewandte", der jetzt so vieler Menschen Städte und Länder gesehen, der Menschen Sinnesart erkundet hatte, ob er ihr treu bleiben, ob er je wiederkehren werde. An mancher Klippe, an manchem Strudel mußte er ja vorbei! Und konnte sie denn wissen, ob er den buhlerischen Gesängen und Verlockungen so mancher Kalypso widerstehen, seines Weibes eingedenk sein würde? Konnte sie denn wissen, ob er den Zaubertönen so mancher Sirene Widerstand leisten, sich an den Mast binden, die Ohren mit Wachs verkleben lassen werde, nicht blos vielgewandt, sondern auch vielseitig in der Liebe, wie er war? Und wenn auch keine Freier, verprassend Hab und Gut, sie täglich umschwärmten, schon das bloße Sorgegefühl, der Angstgedanke, der Schrecken, wie es mit ihrer beider Zukunft werden könnte, da sie und er viel brauchten und verbrauchten, erhielten als Freier sie so Tag wie Nacht in steter Furcht und warben um sie. Und ob sie auch fleißig war, im Parke von Muskau schaltete und waltete, und ob sie hier nur an einer andern Art von Webebaum arbeitete, das Gewebe schuf und wieder auflöste, indem sie Bäume pflanzte, dann wieder ausreißen ließ, um sie zu stattlichen Alleen zu verwenden, schon um Zeit zu gewinnen, oder gar um die schleichende Zeit zu beschleunigen, die andringenden Sorgen zu verscheuchen, was erreichte sie damit? Schrieb selbst er ihr doch in unglaublicher Hypernaivetät und Offenherzigkeit, daß er bereits auch kürzlich so manche Schönheit erobert habe, daß er die reizendste von allen, Machbuba, das wunderbare Wesen, zwar noch Kind, aber von ihm heiß geliebt, ihr mitbringen werde, daß er Machbuba liebe wie kaum noch je eine andere, daß ihr eine bleibende Stelle im Hause, in der Familie eingeräumt werden müsse, daß sie, Lucie, ihre Mitfreude, ohne jede Eifersucht, an ihr haben werde! Und ob er auch zärtlich, drollig, unwiderstehlich an Liebenswürdigkeit war, ob er sich nie erschöpfen konnte an Liebkosungen in seinen Herzensergießungen an Lucie, daß nie eine andere Weiblichkeit sie ihm je ersetzen könne, und ob er sie auch wieder und wieder seine theure „Schnucke" nannte, sich selbst ihr treues „Lind", konnte sie das beruhigen, auch nur entfernt zufrieden stellen? Dazu kam, daß sie um so vieles älter als er war; daß in ihr das treueste Herz für ihn schlug; daß sie ihm in der Innigkeit, in der Aufopferung für ihn nichts nachgab; daß in ihm aber auch eine Leidenschaft brodelte, kochte, siedete, eine orientalische, tropische Glut, die in dem Besitz weiblicher Schönheiten schlechterdings keine Grenzen kannte. Nannte er sie doch selbst, ungeachtet des zärtlichsten Frauendienstes, den er auch ihr bewies, nannte er sie doch selbst seine Mutter, seine unentbehrlichste Freundin, die um so mehr auch mit seinen Schwächen, seinem heiligen Feuer der Liebe — selbst am häuslichen Herd! — Nachsicht haben werde. Und konnte sie je ihm

zürnen? Nein. Und konnte sie ihm, auch nur momentan schmollen und grollen, wenn er sie in Liebesbriefen nur aus anderer Tonart, unermüdet seine süße „Schnucke" nannte —, und er nannte sie zuletzt immer so —? Nein!

Wirklich, die Gefahr war groß. Sie fühlte sich, ungeachtet sie ihn gewiß oft anbetete, ihm ebenbürtig. Sie war von hoher Geburt, aristokratisch erzogen, sie war aus einem der ersten Häuser, und machte an ihren Gemahl zweimal fürstliche Ansprüche. Einmal war sie die Tochter des Fürsten von Hardenberg, dann war sie die Gattin des Fürsten Pückler-Muskau! Ungeachtet sie in ihrer ganzen Gesinnung edel, reich an Anlage und Ausbildung, reich an Geist und Gemüth war, sie liebte wie er den Luxus, sie wollte wie er einen Hof machen. Er that für sie was er konnte, in der Nähe und Ferne, aber wenn sie einsam in Muskau an ihrer beider Zukunft dachte, und was ihr bevorstehe, wenn nicht blos alle Mittel ausgingen, sondern auch Machbuba in ihr Haus eingeführt würde: dann sah sie in der Ferne es blitzen, der Donner rollte, ein flammendes Gewitter stieg auf, und sie hätte am liebsten den nächsten Tag nicht mehr erleben mögen.

Wie unaufhörlich sie ihn, den Fernen, begleitete, mit ihren Gedanken, Gefühlen, Beängstigungen stets bei ihm war, kaum nur noch, dem Geiste nach, in Muskau, hier nur noch mit der arbeitenden Hand, mit der umsichtigsten Allgegenwart der Herrin, freilich auch der gewissenhaftesten Verwalterin: das mögen folgende kleine Briefstellen, als dritte Stimme unsers Quartetts, beweisen, nur kleine aus Mangel an Raum und da wir später auf den köstlichen Briefaustausch zwischen Lucie und Pückler noch weiter zu sprechen kommen. Sie schreibt an Varnhagen, Muskau den 13. August 1835, unter anderm:

Hochzuverehrender Herr Geheimer Legationsrath! Wie gütig und liebenswürdig ist alles was von Ihnen kommt! Ich habe dies abermals recht lebhaft beim Empfang Ihrer letzten Briefe empfunden. Mit diesen Gesinnungen werden Sie es gewiß theilen, daß ich der großen Besorgniß hingegeben lebe, denn seit dem 26. Mai — bin ich ohne alle Nachrichten, und alle Gründe der Beruhigung, womit ich und andere meine Unruhe zu beschwichtigen suchen, reichen kaum mehr aus! Auch wälzt der Last auf meinem Herzen jeder Tag der vergeblichen und getäuschten Hoffnung ein immer schwereres Gewicht zu. In dieser traurigen Verfassung meines Gemüths ist nur die Klage, an Sie gerichtet, erleichternd!

Und dann wieder:

Ich bin glücklich genug, verehrter Freund, Ihnen sagen zu können, daß ich eben einen Brief von Pückler erhalte, der, wenn er meine Sorgen auch nicht hebt, doch mir bis zum 28. Juni die Nachricht seines Wohlseins gibt. Er befand sich in Kerkau und Sfax, wo er mit großer Escorte des Bei von Tunis gereist, viel sehr Merkwürdiges an Alterthümern gefunden und auch eine sehr ausgezeichnete Aufnahme erhielt. Doch zugleich fehlt es weder an Gefahren noch an unendlichen Beschwerden. Herzlich grüßt Sie der Entfernte, mit Dank und Verehrung Ihrer gedenkend wie immer.

Und nun Rahel in den Briefen dieses Bandes, die leider nur zu bald aufhören, indem der Tod, kaum für möglich gehalten trotz ihrer steten Kränklichkeit, da sie so seelisch frisch, so geistig lebendig, stets schöpferisch an neuen oft höchst tiefsinnigen und kühnen Gedanken war, dennoch sie unerwartet dahinraffte. Hat es je eine Frau gegeben, die zum mündlichen Wort wie zur Feder zugleich berufen war, so ist es Rahel Levin, die Gattin Varnhagen's. Ohne Zweifel war es eine der glücklichsten Ehen, die je geschlossen worden sind. Beide Gatten sympathisirten im stärksten Gedankenreiz wie im trefflichsten Ausdruck dafür, wie sie im Kranksein des Leibes sympathisirten, aber auch in der Tapferkeit, es durchzudulden; und doch war der Unterschied zwischen beiden groß, nicht allein im vorgerücktern Alter Rahel's, sondern auch in der Handhabung der Sprache. Varnhagen schreibt ein classisches Deutsch, Rahel schreibt das ungenirteste, dessen je eine Feder sich erkühnt hat. Rahel war die zarteste Mimose und seelenkräftigste Heldin zugleich. Auf ihrer Seele spielte, wo sie auch weilte, in Berlin, an einem Badeort, oder in Paris, das Wetter. Wie der Wind den Saiten einer Aeolsharfe die mannichfaltigsten Töne entlockte, bald choralartige Weisen, bald Klänge voll Geisterschauer, bald kreischende Stimmen des Schmerzes, des Entsetzens, so wirkte die Witterung auf die Seele der Rahel. Sie hatte und war das feinfühligste Wesen; der Schmerz, die Leiden ihrer Mitmenschen, das dämonische Heer von Krankheiten und andern Uebeln, denen die Erdcreatur unterworfen ist, konnten sie wie ihr eigenes Leiden aufs tiefste erschüttern; dann aber schnellte sie durch Größe und Macht der Gedanken aus all dem wieder sich empor, machte Forderungen an das Leben, und zwar aus Religion, aus ihrer Glaubensstärke, aus ihrem Gottesbewußtsein, ihrer Philosophie, die auch von keiner Schule abhängig war, welche uns in Erstaunen setzen; dann legte sie aber auch Hand ans Werk, wo sie irgend mildern, helfen konnte, kurz, sie ist eine ganz neue Erscheinung in unserm modernen Leben, welche den Muth hatte, über alle Urtheile der Menschen, über alle Meinungen in sittlichen wie in ästhetischen Dingen völlig hinweg zu sein und doch die strengste Gewissenhaftigkeit in all dem auszuüben, voll des feurigsten Enthusiasmus, ungeachtet ihres scharfen Verstandes, über alles Schöne, Erhabene. Dieselbe Rahel schreibt an Pückler:

Sonntag, den 9. October 1831, halb 12 Uhr. Morgenwolkiges Wetter; bald mit Sonne beschienene Wolken, bald nicht. Frischer Südwest?! — Auf der Stelle will ich schreiben, nachsichtiger, vielerfahrener, in Freundschaft standhaftester Fürst; so trifft Ihr soeben angekommener Brief „die schandhafte Hälfte meines Herzens" — wie Hamlet zur Mutter spricht — ich werf' sie weg, wie er anrathet, da sie mich gegen Sie in Sünde versetzte. Was verdarb aber dieses Herz! Elend, Influenza, harte, mit Nachwehen: Influenza, auch von mancher andern als Krankheitsseite. Stockiges Berlinerleben, und dann die greuelmachende, dumpfe, unbekannte, verschriene Annäherung des großen Uebels — ich nenn' sie nicht, die infamirende Krankheit, sich angesteckt zu fühlen, zu meinen, nicht mehr fliehen wollen, könnte man es auch noch; dies ist mir, was mir ein neues, lähmendes, nie bedachtes, ganz verworfen fremdes Bewußtsein. Und was hab' ich alles entdeckt! Daß ich der größte Aristokrat bin, der lebt. Ich verlange ein besonderes, persönliches Schicksal. Ich kann an keiner Seuche sterben, wie ein Halm unter andern Aehren auf weitem Felde, von Sumpfluft versengt. Ich will allein an meinen Uebeln sterben; das bin ich, mein Charakter, meine Person, mein Physisches, mein Schicksal. So find' ich zum Beispiel Madame Heinrich Beer ihr großes Unglück jetzt, der der schönste, tugendhafteste, begabteste elfjährige Knabe in Teplitz an einer Hirnentzündung gestorben ist, doch nicht abjekt; denn die faule Krankheit hat ihn doch nicht gemäht! Nie bleibe ich mehr in solcher Pest, wenn ich fliehen kann. Jetzt ist alles gut; blos noch ennuyanter.

Viele Wohlthaten richtig, sogar klug — also viele Oekonomie; sogar eingestanden. Stille Stagnation. Straßenleere. Theater geht. Kommen Sie ja bald, lieber Fürst! Der Brief sollte noch groß werden, aber ich kann einen Krampf auf dem linken Auge nicht bezwingen; er wird stärker, und zwingt mich. Wir leben fast eingemauert in unserer Mauerstraße; außer Fahrten nach Schöneberg. Addio. Pardon der vielen Nebentinten, mein Auge erhitzte mich bis zur Unfähigkeit. Schade für den Brief, den ich schreiben wollte! Dictirt. Eben solches Wetter wie gestern, nur noch leichter Nebel zu überwältigen, erfrischte Luft und baldige Sonne. Nach 10 Uhr Morgens. In meinem Leben bin ich noch nicht so verliebt in einen Brief gewesen, als in den, welchen ich Ihnen hätte schreiben können, wenn meine Augen nicht noch tückischer geworden wären, sie versagen mir alles, Billete und Zeitungen, und haben wirklich etwas Verrücktes an sich, denn im Winde bessern sie sich, und den sollen sie heute wie gestern genießen. Goethe ist nicht allein des Schreibens wegen zu beneiden, sondern auch um seine Dictirkunst, welche ich jetzt als solche kennen lerne; mein Geist wird stätisch vor einer fremden Feder, und bekommt nicht von der Seite, sondern gerade vor den Augen Scheuklappen! Sie dürfen Victor Hugo's „Notre-Dame" nicht ungelesen lassen; ein Meisterwerk der Natur im Menschen, wenn auch nicht des Menschen, der es schrieb, und auch dies Gesagte möchte ich gleich wieder zurücknehmen, weil man viel darüber sprechen kann und doch nicht ausdrücken, wie vortrefflich es ist. Jedenfalls ist es mir ein lauter Beweis, wie sehr die französische Nation umgemischt worden ist. (Wieder eigenhändig:) Adieu, lieber Fürst! Nicht eine Phrase wurde natürlich beim Dictiren. Auch soll hier der Brief aus sein.

Wir aber behaupten, ob dies nun dictirt oder selbst geschrieben war, wer das Glück hat, mit einer solchen Briefschreiberin in Correspondenz zu stehen, der muß, ob er auch heute erst einen Brief erhielt, nicht allein entzückt sein, sondern wünschen, morgen schon wieder einen von derselben Hand oder aus demselben Munde zu empfangen, und der Fürst hat das sicher gewünscht. Wie hinreißend schrieb oder dictirte jene Frau! Wie ungesucht, natürlich, bisher ungedacht, ungesagt ist alles! Wir sind auf ihrem Zimmer, wir öffnen mit ihr das Fenster, schauen mit ihr nach dem Himmel, auf das Wetter aus, ob der Himmel draußen hell oder dunkel ist; wir wissen, daß jene Frau hohe Gedanken hegt, und daß wir uns in jedem Briefe von ihr darauf gefaßt zu machen haben. Wenn Varnhagen jeden Briefschnitzel eines so genialen Wesens sorgsam aufbewahrte, bewachte, veröffentlichte, wir verdenken's ihm nicht, aber danken es ihm.

Der vierte Band ist wieder durchweg interessant und bietet uns die größte Mannichfaltigkeit. Hervorragend ist vor allem der Briefwechsel — obwol leider, irren wir nicht, unter dem Mitgetheilten nur ein Brief von der Nichte Varnhagen's vorkommt — zwischen Pückler und Ludmilla Assing, so wie die Bräutigamsbriefe Pückler's an Lucie. Dagegen erbleicht um einiges der vermischte Briefwechsel aus Pückler's Jugendzeit, obwol wir auch im letztern den reichen Geist des Fürsten sich rasch entpuppen sehen.

Der Briefaustausch zwischen Pückler und Ludmilla, aus der Zeit von 1858—70, bildet ein wundersames Ganzes. Er steigert sich von Seite zu Seite, und wir errathen, indem der Fürst immer lebhafter, wärmer wird, was des Anmuthigen, Geistvollen sie ihm alles geschrieben haben mag. Das hebt ganz allmählich an. Zuerst ist es die dankbare Erinnerung an Varnhagen und Rahel. Er findet in Ludmilla nicht blos die leibliche Verwandte, er überzeugt sich sofort, daß sie beiden auch geistesverwandt ist. Sie ersetzt ihm den Dahingegangenen. Ist dieser stets ihr Ideal gewesen, sie verwirklicht dasselbe immer glücklicher; sie gemahnt ihn in frappanter Aehnlichkeit selbst an dessen Handschrift. Pückler ist in seinen Briefen an sie voller Artigkeiten, ist von ihren Briefen bezaubert, feiert ihren Autorberuf, zeichnet nicht blos ihre Zuschriften an ihn, auch ihre selbständigen Bücher aus; freilich, was die von ihr besorgte Herausgabe des Varnhagen'schen Nachlasses betrifft, erbaut er sich an vielem, kann aber auch vieles durchaus nicht billigen. So begleitet er vieles in dem Buch: Humboldt's Briefe und Varnhagen's Tagebücher mit dem entschiedensten Tadel, einmal sogar mit dem stärksten wegwerfendsten Ausdrucke. Und wir stimmen ihm völlig bei. Die Nemesis ist nicht ausgeblieben. Der Ruf Humboldt's, Varnhagen's und Ludmilla's hat in literarischer Hinsicht dadurch sehr gelitten. Es gereicht dem Fürsten zur größten Ehre, gegen seine Freundin so aufrichtig, offenherzig, selbständig im Urtheil und in jeder Hinsicht gerecht gewesen zu sein. Nun aber hat er auch alles Fatale der Vergessenheit übergeben, und es kommen im weitern die pikantesten Dinge zur Sprache, mit Einschluß natürlich wichtiger literarischer und anderer Erscheinungen. Ueber ihre Reise in Italien schreibt Ludmilla Assing an Pückler von Florenz, Juni 1862, unter anderm:

Sie wundern sich über meinen Muth, allein in Italien und Sicilien zu reisen? Ich glaube, von den Räuberbanden habe ich weniger zu fürchten als von der Civilisation. Der andere Muth war größer! — In Italien ist mir nur Liebes und Gutes begegnet, ich habe überall Gastfreundschaft, Herzlichkeit, Freundschaft gefunden. Ein anderes mal schreibe ich Ihnen ausführlich von meinen märchenhaft schönen Eindrücken dieser himmlischen Reise, von dem gegenwärtigen Zustande Italiens.

Aber, wie angedeutet, der Klimax geht fort. Denn es begibt sich in der Regel, daß, je mehr Freunde, Freundinnen und Liebende miteinander erleben, je mehr sie, wenn auch nur in Briefen eine Geschichte erfahren, selbst herbeiführen, desto mehr fesseln sie sich gegenseitig, sie können ohne einander nicht mehr leben. Der Stoff, der reizendste, geht ihnen nie aus. So auch hier. Was theilt er ihr nicht alles mit, was bekennt er ihr nicht alles! Er bedauert nur, daß er schon so alt, daß er offenbar Greis ist. Und so kommt eins zum andern. Zuletzt spitzt sich der Briefwechsel zu einem förmlichen Liebesroman aus. Wir trauen unsern Augen nicht, so vordichtend ist seine Phantasie, so wird er, ob er es längst auch schon ist, Dichter, so liebenswürdig findet er sie, so unwiderstehlich. Das, wahrlich, heißt weise sein im Alter, aber auch zugleich schwärmen. Hat der Fürst — und seine eigene Liebenswürdigkeit plaudern seine Briefe an sie aus — an dem sicilianischen „Märchen", von dem sie oben sprach, noch nicht genug, so gesteht er ihr's auch; er will, sobald er nur wieder genesen ist, zu ihr nach Florenz kommen, er will kein Märchen blos, er will eine paradiesische Idylle und Sommerfrische mit ihr erleben; genug, der Roman macht reißende Fortschritte, nur zweifeln wir, ob er unsern schönen Leserinnen auch, was die Hauptpointe angeht, völlig genugthun werde, wie gespannt sie ihn auch fortlesen, denn sie sind in der Lektüre

von Romanen uneigennützig, neidlos genug, und wollen durchaus, daß die Liebenden sich am Ende auch bekommen sollen. Doch der Held des gegenwärtigen, der immer noch glühende Fürst stellt Ludmilla die Versicherung aus, daß er im Jenseits, im Himmelreich, mit keiner Andern als mit ihr sich bleibend verbinden werde. War es ihm zu verdenken? Gewiß nicht, wie liebebedürftig war er stets! Wie viele seiner Lieben waren ihm durch den Tod entrissen; Ludmilla war ihm noch verblieben, in ihr concentrirten sich seine Wünsche, sie erkor er als seine Liebesgefährtin dort drüben.

Welche Beredsamkeit, Ueberredungsgabe offenbarte er ihr von Brief zu Brief bis zum Tode! Wie beschrieb er ihr, welchen Wirth er in Muskau, auf Schloß Branitz mache, in welcher Ausdehnung, Liberalität er Gastfreundschaft liebe und übe, mit welchen Comforts, mit welcher Fürsorge für seine Gäste! Wo hätte das freisinnige, gastfreundliche England, welches sogar Verstoßene, Flüchtlinge stets mit großartigster Humanität und in weltbürgerlichem Sinne bei sich aufgenommen, ihnen ein Asyl geschenkt hat, wo irgendein englischer Hochtory, Lord, welcher Dichter, ob Walter Scott oder Byron oder Dickens-Boz, je eine solche Freiheit und Gastfreundschaft seinen Gästen gewährt, so das Ideal derselben realisirt? Der Fürst schreibt an Ludmilla Assing, wir zweifeln nicht, um sie selbst dringlich einzuladen:

P. S. Branitzer Hausordnung: 1) Vollständige Freiheit für Wirth und Gäste. 2) Jedermann steht auf wann ihm beliebt, und frühstückt was er will und befiehlt, bequem auf seiner Stube. (Hier, in diesem einzigen Punkte schon allein überflügelt der Fürst die englische Haussitte.) 3) Um 1 Uhr luncheon im Frühstückszimmer, dem jeder Gast beiwohnt oder nicht, ganz nach seinem Belieben. 4) Wer ausfahren oder reiten will, bestellt es beim Hofmarschall Billy. Acht Pferde stehen dazu bereit. 5) Der einzige Zwang besteht darin, zum Diner um 9 Uhr zu kommen, wenn der Tamtam zum zweiten mal donnert. Nur Krankheit, die der liebe Gott verhüte, dispensirt von dieser Pflicht. Nach dem Kaffee ist jedes Menschenkind wieder frei.

Wenn doch alle Menschen so einander zugänglich, alle Familien so gegeneinander aufgeschlossen, um sich der Herrlichkeit des Daseins so zu freuen! Unmöglich wär' es an sich nicht, aber dadurch wird es unmöglich, daß das Gemeine so viele Menschen beherrscht, daß sie mit dem Trieb der Selbstsucht und Maßlosigkeit behaftet sind, und das Uebel, das Böse, die Lüge, das Häßliche nicht blos in sich hegen, sondern es auch hervorbringen, unablässig produciren.

Die Bräutigamsbriefe Pückler's an Lucie runden den edeln, großartigen Charakter, das echte Großmannswesen des Fürsten immer mehr vor uns ab, bringen den praktischen Sinn, das praktische Geschick, den aus jeder Niederlage, jeder finanziellen Calamität sich stets wieder erhebenden Heldenmuth desselben uns zur lebendigsten Anschauung, ebenso den Herzens- und Geistesadel, die praktische Virtuosität, die unermüdete Umsicht und Emsigkeit der Fürstin, die sie besonders später in Muskau entwickelt, wobei nur um so mehr zu bedauern, daß die Briefe Luciens, aus der Zeit von 1817—33, wie uns die Herausgeberin mittheilt, sich nicht mehr vorfinden, indem sie sogar den Flammen übergeben worden sind.

Und nie hört der Fürst dabei auf Dichter zu sein, Dichter von seltener Romantik, seltenem Humor. Wir halten dafür, wenn Pückler nicht so viel auf Reisen gewesen wäre — und doch, wir hätten dann keinen Yorik Sterne gehabt —, er hätte Cervantes, Calderon, Tieck überboten, er hätte uns einen westöstlichen Don Quixote geschrieben, der alle bisherige Phantasie überflügelt. Er war dazu berufen wie noch nie Einer, auch liegt solcher Roman uns ja vor, mit dem Einschlusse des Parks von Muskau, mit tausend Liebesgeschichten von unbeschreiblicher Originalität, mit einem Schmelze des Augenblicks und der Ausdauer von Lebenslust, die man bewundern muß. Das alles webt zwischen den Zeilen der Bräutigamsbriefe und drückt sich in ihnen unerschöpflich aus. Plötzlich fährt eine Wirthschaftsrechnung dazwischen. Thut aber nichts, der Dichter, der Liebesabenteurer sind schon wieder oben auf. Noch dazu, er hatte einen so feinen Schönheitssinn, einen so auserwählten Geschmack, daß ihn keine Dulcinea mystificiren konnte. Er erlebte, wo er war und sich bewegte, die reizendsten Abenteuer; er fand sie nicht blos auf, sie liefen ihm nach. Er ist die ausgelassenste Liebenswürdigkeit in den Bräutigamsbriefen an Lucie; er bekennt ihr alles und jedes, er gibt ihr die innigsten Küsse, sendet die feurigsten aber auch an Adelheid und Helmine, mit dem Auftrage an Lucie, sie sogleich abzugeben. Er ist ergötzlich, offen, drollig bis zum Unglaublichen. Er gibt Lucien die Versicherung, daß er sich von ihr nie Vorschriften machen lasse, daß er nie ihr Sklave sein werde; er rüffelt sie, wenn sie den Muth verliert, wenn sie in der Wirthschaft einen Fehler macht, wenn sie so etwas von Hysterie auch nur blicken läßt, und gesteht ihr zugleich, daß ihn die tollste Hypochondrie, die schwärzeste Melancholie gepackt halte. Zugleich ist er um sie aufs zärtlichste besorgt, daß er keine Ruhe mehr habe, wenn er sie auch nur im mindesten leidend wisse; dann gesteht er ihr schon wieder, daß er alles, auch das Schwerste, von ihr ertragen könne, nur keine Vorschrift, kein Beherrschtwerden von ihr; sie könne alles von ihm verlangen, er werde es ihr mit höchster Freude gewähren, nur unabhängig, frei, Herr müsse er bleiben. Und doch, in dem, welcher dies sich ausbedang, es forderte, war nicht die leiseste Spur eines Tyrannen; noch nie hat ein Mann die vollste Ebenbürtigkeit seiner Frau mit einem aufrichtigern Herzen anerkannt und gefordert als Pückler. Da heißt es in einem dieser köstlichen Briefe des Fürsten:

Deine ewige Besorgniß, was die Leute sagen werden, und die Wichtigkeit, die du auf, verzeih' mir den Ausdruck, die erbärmlichsten Kleinigkeiten von Klatschereien und altes Weibergeträtsche legst, stimmen so wenig mit meiner Art zu denken überein, daß ich dir hier einmal, meine künftigen Rechte anticipirend, den Text darüber gelesen haben will. Als D. wiederholt über denselben Fehler an dir klagte, glaubte ich, er übertriebe; aber jetzt sehe ich, daß er dich besser kannte als ich. Bis jetzt sehe ich in allem, was deine Gegner ausgeführt haben (du müßtest mir denn die Hauptsachen sehr unweise verschwiegen haben), nichts was sie nicht ebenfalls von dir erlitten haben. Sie klagen über dich, du klagst über sie; sie sprechen so übel wie möglich von dir, du desgleichen; sie haben Zuträger, die ihnen deine bon mots und dein Lamentiren über sie sogleich brühwarm überbringen, und du hast dergleichen ebenfalls, welche dir angelegentlichst die Wunden ihrer vielleicht gröbern Waffen so fühlbar als möglich machen. Bist du krank (nur nicht aus Aerger, denn das ist willkürliche Thorheit), will man dir dein Vermögen schmälern, will man eine Person,

an der du theilnimmst, unglücklich machen — dann glaube mir, ich werde dich von Herzen bedauern, und so bald es sein kann, nichts scheuen, dir zu helfen. Wenn aber ein alter, kindischer Mann nonsens schwatzt, eine alte Jungfer boshaft ist, ein selbst gewählter Zuchtmeister mehr als billig hofmeistert, und du über alles dies in Verzweiflung geräthst, so bedauere ich dich auch zwar von Herzen, aber nicht des Aeußern halber, sondern nur des Innern, das sonst so ausgezeichnet und über die Meisten erhaben, hier in der That der Schwächsten deines Geschlechts nahekommt. Ach, beste Schnucke, was habe ich mich unterstanden! Ich erstaune selbst über meine Kühnheit — kann eine männliche Heidschnucke es wagen, einer sanften Thalschnucke so mitzuspielen, — ohne ein Bock, ein Stör, oder gar ein Schöps genannt zu werden. Nein, das ist zu arg, und von Scham ergriffen, verberge ich mein Antlitz. Nun, bester Engel, kommt noch eine garstige Nachwehe. Ich habe, wie beiliegende Rechnung zeigt, diese zwei letzten Monate so viel ausgegeben, so wenig eingenommen, daß einige Tausend Thaler baares Geld extraordinär nöthig sind. Kannst du also für das gemeinschaftliche Beste, für die res publica, wie die Römer es nannten, 2—3000 Thaler dem Schulmeister von Korinth abgewinnen, so thue es, mein geliebtes Schnuckchen. Wie du aus den Extrarechnungen, die ich dir beilege, erfahren wirst, ist in den beiden letzten Monaten das runde Sümmchen von 36000 Thalern ausgegeben worden. Die Pedanten hole der Teufel!

Auch in dem vermischten Briefwechsel kommen allerliebste Sachen vor, einige sogar stark pikant. So ein recht behaglich genießender, nach dem Sinne der Weltkinder sich streckender Herr Pfarrer, er treibt sogar Pferdehandel. Spielt er nicht auch die Karte? Entsetzlich, und gewiß zu großem, innerm Aerger Pückler's, der stets ein Feind alles Unwürdigen war. Wieder viel Selbstbekenntnisse. Auch in dem Schreiben an die Mutter ist Pückler sehr freimüthig. Pückler's, des Vaters, Brief ist von kräftigem Stil, durchweg braver Gesinnung!

Der fünfte Band bringt wieder — man sollte eine derartige Unerschöpflichkeit nicht erwarten — die anziehendste Mannichfaltigkeit. Vor allem heben wir hervor: den Briefwechsel zwischen Pückler und Alexander von Humboldt und den zwischen dem Fürsten und Heinrich Heine. Was die ersten beiden betrifft, so stehen sich, durch einen Zufall herbeigeführt, zwei Weltgänger, Weltfahrer, einander brieflich gegenüber. Beide durch die Natur begeistert, der eine gleich groß in der wissenschaftlichen Kenntniß von ihr, zugleich ein Meister, sie auch descriptiv, malerisch noch einmal zu schaffen; der andere nicht minder gewandt mit der Feder, aber auch fähig, sie landschaftlich noch einmal ins Leben zu rufen, ungeachtet alles dessen beide, ob noch so vornehm, Muster der anspruchslosesten Bescheidenheit. Gleich der erste Brief Pückler's selbst ist ein Ausdruck dafür, hinter dem Humboldt wahrlich nicht zurückbleibt. Alles, was beide sich sagen, ist bedeutend, gewandt, treffend und doch nicht gesucht, nicht geziert. Freilich, anders drückt der Genius Goethe sich aus, anders Herr Pustkuchen-Glanzow, anders der Genius Schiller, und wiederum anders Herr von Kotzebue. Aber, wie wenige erhalten sich immer auf der Höhe! Welchem Manne von Welt, von feinstem Gesellschaftstakte, welchem geistreichen Manne von der Feder steht immer und auf der Stelle der rechte Ausdruck zu Gebote? Man kann unter Umständen die tiefste Anschauung äußerlich trivial ausdrücken. Der Philister versteht sie allenfalls, doch er ahnt nicht, welcher edle Gehalt in ihr verborgen ist. Da kommt der Genius. Er ist im Besitze des Schatzes, er gibt ihm im Moment den rechten Schliff, der Diamant blitzt uns entgegen; der Philister hätte ihn für einen gemeinen Kiesel genommen, ihn als werthlos taxirt. Alexander von Humboldt schreibt von Berlin 1834 an den Fürsten:

Ew. Durchlaucht haben mir ein so liebenswürdiges Zeichen Ihres Andenkens gegeben, daß ich Sie mit wenigen Zeilen des Dankes in diesen hieroglyphisch-unleserlichen Zeilen zu belästigen wage. Was ich der geistreichen Fürstin schrieb, habe ich oft, auf beiden Ufern des trennenden Stroms, ausgesprochen. Am Abend eines bewegten Lebens, die Unnatur, die mich jetzt umgibt, durch Erinnerungen verscheuchend, Palmenwälder aus diesen hinzaubernd, wo verkümmerte Cisternen als Hasenheide sich bis an die chinesische Grenze in einförmigem Zuge hinziehen, ist es eine doppelte Freude, Sie durch die Lebendigkeit eines tiefen Naturgefühls die Sprache, die wir lieben und die den Deutschen als ein freies Gut geblieben ist, in wahren und reizenden Schilderungen des Erdenlebens von Albion verherrlichen zu sehen.

Es ist das Privilegium, vielmehr die geniale Freiheit genialer Menschen, den höchsten Enthusiasmus des Erstaunens laut werden zu lassen, aber auch das mit Unbefangenheit auszusprechen, was versagen wollte, sodaß man das, was einem auf diese Art entging, nicht verschweigt, sondern ungenirt bekennt und bedauert. Alexander von Humboldt's Handschrift ist bekanntlich schwer, oft kaum zu entziffern. Man soll die Blumensprache des Mooses lesen, wenn auch entsprossen der Erhabenheit, einem der höchsten Felsen und Gipfel der Erde. Wir verstricken, je schärfer wir hinsehen, uns immer mehr in das Geflechte, ohne es auch nur sondern, geschweige botanisch einordnen zu können. So ist es wol manchem schon mit Humboldt's Handschrift gegangen. Und doch erklären wir uns diesen eigenthümlichen Federzug so. Der berühmte Naturforscher wußte sich überall zu helfen, einzurichten. Er führte natürlich kleine Notizen-, Skizzenbücher mit sich. Mit dem Papiere mußte ökonomisch umgegangen werden; denn wo immer neues erhalten? Auch mußte im Fluge notirt werden, ohne bequeme Unterlage, etwa das Knie oder günstigernfalls eine Felskuppe, allerdings vielleicht auch der erhabenste Schreibtisch, den es geben kann, die Spitze des Chimborasso. So wurde — deuten wir uns — dieses kleine, ineinander gewachsene Buchstabengeflecht, dieses Infusoriengeschlecht, unserm großen Naturforscher zur andern Natur, zu täglichem Gebrauch.

Fürst Pückler nimmt sich — da er wußte, gegen wen er sich äußerte — heraus, darüber zu klagen, zu scherzen. Er schreibt:

Die Freude über ein zweites himmlisches Billet von Ihrer erlauchten Hand wurde nur etwas durch die allerdings nicht unbedeutende Schwierigkeit verkümmert, es zu lesen. Es ist freilich wahr, daß, da die Gelehrten einmal das Vorrecht sprichwörtlich schon haben, unleserlich zu schreiben, dies bei Ihnen in analoger Proportion so weit gehen mußte, daß man Sie gar nicht lesen könnte — da aber auf der andern Seite die Welt dadurch zu viel verlieren würde, und unter den sprichwörtlichen Wahrheiten auch die feststeht: que les extrêmes se touchent — so sollten Sie eigentlich so schön wie Varnhagen schreiben.

Der Pückler-Heine'schen Briefe sind, zu unserm großen Bedauern, der Zahl nach nur sehr wenige; auch vernehmen wir darin schon, daß den großen Dichter im Exil

eine furchtbare, mit den entsetzlichsten Schmerzen verbundene, ihn folternde Krankheit auf das Lager gestreckt hatte, welches dann auch sein Todtenbette werden sollte. Der Briefaustausch beider Männer fällt in die Jahre 1834—54. Wie wird sich, fragten wir uns noch bevor wir lasen, Heine, der doch eigentlich in gesunden Tagen auch mit der Demokratie nur kokettirte und im Grunde sich gern vornehm vernehmen ließ und mit der Aristokratie es hielt, wie wird er, wenn er mit einem Fürsten spricht, sich geben? Wird er sich zu viel oder zu wenig herausnehmen? Wird er sogleich davon Gebrauch machen, daß der Dichter nur mit dem Fürsten gehen soll? Wird er, obwol er fast ein langes Leben hindurch ein ausgemachter Schalk, wenn auch mit Anstand, dann auch wieder mit dem keckſten Uebermuth, in der wildesten Ausgelassenheit war, wird er seinen wahren Seelenadel herauskehren, jedoch in aller Aufrichtigkeit? Noch dazu, der Fürst hatte ihm einen so warmen Dankbrief geschrieben, da Heine ihm in einer literarischen Angelegenheit gefällig gewesen war. Und wir müssen sagen, Heine hat sich, wie leidend er auch war, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit dem Fürsten gezeigt, der ihn als Poeten im Lyrischen wie Humoristischen längst schon hoch gestellt hatte, und in seinen Briefen an diesen ebenso natürlich wie herzlich und vom feinsten Takte bewiesen. Man braucht den Tod nicht zu fürchten, aber die Nähe desselben rückt auch den scharfsinnigsten, jovialsten Menschen in eine andere Sehweite. Ueber alle Eitelkeit hebt der Tod hinweg, schon bevor er erscheint. Lord Byron war einst stolz gewesen auf seine schöne weiße Hand, Heine auf seine weißen Glacéhandschuhe. Sie schützten ihn zugleich vor der Berührung, die sich etwa ein Philister und Plebejer gegen ihn herausnahm, am gefährlichsten, wenn auch dieser Schriftsteller war und Heine aufsuchte, um das Handwerk, den Collegen zu grüßen. Aber im Angesichte des Todes hatte er diese Glacéhandschuhe längst abgelegt. Wie vortrefflich läßt sich Heine gegen Pückler vernehmen, er war damals noch auf den Füßen:

Sagen Sie mir, ob Sie nicht länger in Paris bleiben, und ob ich nicht Hoffnung habe, Sie bald zu sehen. Ich bin Ihnen wahrlich recht herzlich zugethan, recht menschlich, nicht schriftstellerisch! Wenn man so schön wie Sie schreibt, und so liebenswürdig ist, sollte man gar kein Schriftsteller sein. Wenn ich es könnte, würde ich die Schriftstellerei je eher je lieber an den Nagel hängen. In welche schlechte Gesellschaft bringt sie den Menschen! Welchem Pöbel bringt sie uns nahe! Und trifft man mal unter den Collegen einen ordentlichen Menschen — dann ist er nie zu Hause, und man muß abreisen — leben Sie wohl! — Wie Sie mit Ihren Federn so gut schreiben können, ist mir unbegreiflich! Ihre Feder taugt nichts — ich kann nicht weiter schreiben. Ihr mitgefesselter Heinrich Heine!

Und Pückler mochte ihm im Obigen wohl ganz und gar beistimmen, Pückler, der sich schon damals an manchem rohen, verballhornten, naßkalten, katarrhalischen Kritiker in öffentlichen Blättern verschnupft hatte, damals, als sie noch nicht in kleinen und großen Blättern mit den Schriftstellern und mit ihren Amtsbrüdern Concurrenz und Reclame machten und gemeine Herunterreißerei betrieben. Aber es waren viel ernstere, es waren ewige Dinge zwischen dem Fürsten und dem Dichter noch zur Sprache zu bringen. Heine hatte längst ein Verlangen, eine gewaltige Sehnsucht nach diesem Ewigen, ohne je in Lamentationen auszuschreiten, die er ja als Dichter auch schon früher zum Ausdruck gebracht hatte. Pückler schreibt:

Als ich, gestern oder heute, um Mitternacht herum nach Hause kam, fand ich Ihren allerliebsten Brief, der mich in die heiterste Laune versetzte. Wissen Sie, worin unsere Aehnlichkeit bei so großer Verschiedenheit des Genies besteht? Darin, daß wir beide hundert Jahre alt werden können und dennoch immer Kinder bleiben werden. Diese ewige Kindlichkeit ist eine Größe, und vielleicht die beste Garantie für eine Zukunft nach diesem Leben. Wir müssen wo anders fertig werden, denn hier auf diesem Planeten verstehen wir nicht unsere Sachen zu führen im Interesse des Tags und des Marktes. Wir möchten es wol zuweilen, aber eine Seifenblase, eine Ironie, ein lächelnder Stolz kommt dazwischen, und nachdem wir mit Leichtigkeit drei Viertheile des Erstrebten gewonnen, werfen wir mit noch größerm Vergnügen das Ganze zum Fenster hinaus, wie die Kinder ihr Spielwerk, um ein neues zu ergreifen. Ich für meinen Theil bin mit dieser Natur zufrieden. Nachdem ich ihr lange unwillkürlich gefolgt bin, nehme ich sie nun mit Bewußtsein und Ueberzeugung an. Ohne mir die Wirklichkeit zu verschließen, gibt sie mir, jedesmal wenn ich es bedarf, zur behaglichen Zuflucht das Reich der Phantasie!

Wir begegnen in den Zuschriften an Heine noch vielen höchst originellen Bemerkungen, tiefen Gedanken, überraschenden Geständnissen, philosophischen Erörterungen fruchtbarster Art, die sich zwar außerhalb jeder Schule, jedes Systems halten, aber jedem Gebildeten um so mehr verständlich, von einer unendlichen Frische und einer nie versiegenden Lebenslust sind. Die weitern Briefe an Lucie, im Jahre 1817, sind wieder von einem außerordentlichen Liebreiz. Ueberhaupt, eine solche Briefschreibelust ist wol noch nie dagewesen. Von den verschiedensten Orten her, zu jeder Tages- und Nachtzeit, nach den verhängnißvollsten Affairen, nach Gesellschaften auf Gesellschaften, die er, stets auch gesellig productiv, mitmacht, mit einem Geistesaufwand, einem Witzsprudel, einem Humor, die schon allein unermeßliche Kraft in Anspruch nahmen, eben heimgekehrt, mitten in der Nacht und darüber hinaus, oft bedeutend erkrankt, vielleicht nach äußerster Lebensgefahr, etwa nach einem Sturz vom Pferde, nach einem Umsturz des Wagens, im Bette, ist er im Stande die köstlichsten Briefe zu schreiben, übergewissenhaft genug, seinen Freunden, Bekannten, seiner Lucie Nachricht zu geben. Und immer ist er ein wahres Wunder von Restauration, Wiederherstellungskraft aus sich selbst. Hier finden wir, in diesen Briefen an seine Schnucke, Pessimismus und Optimismus in Fülle, und jeder kommt zu seinem Rechte. Plötzlich will er auch amtlich thätig sein, seinem Vaterlande unmittelbar etwas leisten. Ein Gesandtschaftsposten wird sein ewiger Refrain. Dann kommen wieder ungeheuere Geldcalamitäten, gehoffte Erbschaften bleiben aus. Da ist schon wieder der tiefste Einschnitt in sein weiches Herz, in zwei Herzen, die einander opfern wollen, auf daß er durch eine neue Ehe seine Lucie und sich aus einem Abgrunde von Sorgen, vom Untergang rette. Trägt sie ihm doch selbst, ihrem zärtlichen Lou, die Scheidung an. Es ist herzerschütternd auch für den Leser.

In dem „Vermischten Briefwechsel“ findet sich unter andern ein herrlicher Brief von Frau von Fouqué. Andere Briefe in dieser Abtheilung, z. B. das Schreiben von C. Weisflog an Pückler, beweisen, wie sehr die Zeiten und der Geschmack sich geändert haben, und oft wirk-

lich zum Vortheil. So will uns die Art, wie Weisflog sich vernehmen läßt, nicht mehr munden. Der Mann hat Geist, aber wie er sich ausdrückt, finden wir etwas Gesuchtes, Zopfiges, Barockes, Steifes darin, fast Ueberladenes, Unverständliches. Es ist Humor, aber ein an Farbe und Blitz schier verschossener; er gemahnt an unsern Hoffmann-Callot. So heißt es unter anderm:

Noch ehe Ihre neuseeländische Rose Ihr Gewächshaus mit Ranken und Blumen überzogen haben wird, werde ich vielleicht Gelegenheit haben, Ihnen meine Gefühle ununterbrochener Verehrung und Ergebenheit mündlich zu wiederholen, und dabei mich herzlich und innig Ihrer neuen Naturschöpfungen zu erfreuen. Dafür mögen Sie, wenn Sie es nicht verschmähen, auch ein wenig in meinem poetisch-romantischen Walde spazieren, den ich mit mir herumtrage und von dem ich nun einige Zweiglein ins Herbarium vivum — das heißt aufs Papier gebracht habe. Dies alles, hochverehrter Herr Graf, soll und muß uns werden bei herzlichem Lachen und erklecklichem Trinken, dafern nicht die Gegenwart ein unheimlicher Spuk der Vergangenheit ist. Wir sind vielleicht schon lange todt, wandeln spukhaft durch die stille Nacht. Kein Laut regt sich, nur heimliche Worte flüstern. Da erregt ein Spaß vor 50 Jahren ein lautes Lachen. Aber wir erwachen darüber und finden uns allein in der stillen schaurigen Geisternacht. Möge das holde freundliche Leben der Wirklichkeit Sie, hochverehrter Herr Graf, beglücken! Ich bin in unverändert hochachtungsvollem Respecte Ew. Hochgeboren gehorsamster Diener.

Wir stimmen mit ganzer Seele in alle Herzlichkeit ein, gestehen aber, daß wir bei dem Geisterspuk weder gelacht haben, noch daß es uns gegruselt hätte.

Der sechste Band des Briefwechsels und der Tagebücher glänzt besonders hervor in dem Briefaustausch zwischen Pückler und Heinrich Laube, in den Briefen des Fürsten an Lucie und in den Briefen desselben an die Fürstin während seines Aufenthalts in England 1827—29. Gleich die erste Zuschrift Laube's ist vortrefflich, nimmt uns ganz für den Mann ein, den wir ja auch als Schriftsteller, und zwar als Prosaiker wie Dichter, seit vielen Jahren mit dem lebhaftesten Interesse begleitet hatten, sodaß wir hier nun um so mehr auf die weitern Briefe beider Berühmtheiten überaus gespannt wurden. Diese Spannung hat denn auch die vollste Befriedigung und dabei doch noch die schönste Ueberraschung gefunden. Es war vom Fürsten zu erwarten, daß er für die neue Erscheinung, mit dem Beginn der dreißiger Jahre, in unserer Literatur, bei seiner Empfänglichkeit für alles Jugendfrische, die reinste Anempfindung haben würde.

Man muß selbst ohne Vorurtheil sein, man muß an die Fortschritte der Menschheit und der eigenen Nation, schon aus Gründen der Religion und der Philosophie, glauben, und zwar an Fortschritte, die sich ausgleichen und, nach einseitigen Richtungen, stets wieder fürs Ganze reichliche Früchte bringen, um die Gegenwart nicht zu misachten und ihr eine herrliche Zukunft vorauszusagen. Man hatte die Schriftsteller, welche die damalige Zeit zu großen Hoffnungen in der deutschen Literatur berechtigten, sehr voreilig das Junge Deutschland genannt, als wollte man damit eine Schule bezeichnen, als hätten jene überaus begabten Autoren sich selbst solchen Namen gegeben, und zwar nach aller Uebereinstimmung. Nun kam noch gar ein so von vorgefaßten Meinungen erfüllter, mit der Gegenwart zerfallener, tief vergrollter Literaturhistoriker wie Gervinus, sehr gebildet, aber einseitig, geistvoll, aber ideenleer, in der Religion matter Rationalist, in der Philosophie beinahe gänzlicher Laie, und erdreistete sich, der jungen Generation allen Beruf zur Poesie, zum literarischen Schaffen abzusprechen. Sie that recht daran, dergleichen griesgrämiges Behaupten gar nicht zu beachten. Die feurigen Jünglinge, die jungen Männer kritisirten, dichteten, producirten fort und haben Bedeutendes geleistet. Pückler selbst, und zwar gleichzeitig, einer der tüchtigsten, fruchtbarsten Producenten, neidlos, stets jedem neuen Phänomen zugekehrt, für jeden hellen Kopf vom wärmsten Interesse, auch von Varnhagen auf diesen und jenen von ihnen besonders aufmerksam gemacht, unter andern auf Heinrich Laube, lernte diesen immer mehr schätzen, hochachten und nannte ihn bald seinen Freund. Unter den Schriften Laube's sind mehrere, die schon im Titel Sympathien beider verrathen, bis auf das Büchlein für Jagdliebhaber. Laube, nicht blos geistvoll liebenswürdig als Autor, sondern auch beweglich im Umgang als Gesellschafter und Mensch, leistete dem Fürsten manche Gefälligkeit, vermittelte vieles für ihn in der Literatur. So entstand ein bleibendes Verhältniß. Pückler erwies dem jungen strebsamen Autor auch die großartigste Gastfreundschaft und zwar in einer Zeit, die für Laube sehr verhängnißvoll geworden war. Das alles reflectirt sich aufs schönste im Briefwechsel beider. Auch gleich der erste Brief Pückler's ist bedeutend. Und was kommt nicht alles unter beiden zum Erwägen, zur Berathung, und gewährt noch heute dem Leser die gewählteste Unterhaltung! Laube schreibt einmal bei Gelegenheit eines Duells, welches bereits vorgegangen war zwischen dem Fürsten und einem greisen Offizier, den Pückler zum ersten mal in seinem Leben zu Gesicht bekommt und gegen den er nun ins Feuer gehen soll:

Und nun schrieben Sie mir aus Ihrer hohen, beneidenswerthen Stellung, die Ihr eigenstes Ich so originell und bedeutsam gemacht hat, auf die liebevollste Art! Nur der Schreck war ebenso groß, als ich bald darauf in einem alten, mir zugeschickten Buche Mirabeau's die eingeschmuggelten Worte fand: „Le prince Pückler est mort, il est tombé à Paris en duel.“ Es war mir entsetzlich, einen Mann wie Ew. Durchlaucht, der in jeder Faser auf ein rastloses Leben angewiesen ist, der noch so viel zu thun hat, plötzlich verschwinden zu sehen. Es gibt Personen, für welche der Tod unnatürlich erscheint, ja es würde mir immer wie ein Mord vorkommen, wenn Sie einmal plötzlich sterben sollten. Man denkt einen Irrthum der Natur zu sehen, der man immer künstlerische Vollendung unterlegt, wenn sie Leute in den ersten Acten ihres Dramas hinwegrafft. So entsetzte mich von jeher Mirabeau's Tod, er erschien mir wie ein Theatercoup, der großen Entwickelungsgeschichte unwürdig.

Ein anderer Brief Laube's ist höchst genial und bedeutend. Und Pückler's Antwort? Himmel! Er sagt, von Theben aus datirt, 1837:

Glauben Sie mir, wer die ägyptische Baukunst nicht kennt, dem fehlt in der Kunst überhaupt ein vollständiger Sinn, der Blick in eine ganz neue, unbekannte Welt. Aegyptische Baukunst und griechische verhalten sich zueinander wie Shakspeare zum Verfasser der „Athalia“. Bei der einen fühlt man das Entzücken über vollendete Meisterschaft, die andere erschüttert die Seele und umfaßt Himmel und Erde; jene ist der Triumph der aufs glücklichste entfesselten Form, hier

wogt der unendliche Gedanke, die Ahnung des Höchsten, wie schrankenlos und riesenhaft in ungemessenen Räumen.*)

Viele leider lesen dergleichen, wenn sie es noch lesen, aber ihre Seele ist so zerflossen oder widerspenstig, so unfähig jedes bleibenden Eindrucks, so hirnschwach, daß sie es im nächsten Augenblick schon wieder vergessen haben. Auch Laube's Gattin muß eine in hohem Grade fesselnde Persönlichkeit sein, so auszeichnend spricht der Fürst über sie.

In demselben Briefwechsel wird viel über Literatur verhandelt, stets unter neuen Gesichtspunkten, stets mit humaner Gesinnung, mit feinem, selbständigem Urtheil, in der Anerkennung um so nachhaltiger, da auch die Abweichung nicht verschwiegen wird. Auch in den „Vermischten Briefen" fehlt es nie an Ueberraschendem, Kurzweiligem. Desgleichen die neuen Briefe an Lucie sind voll der duftigsten, aus unmittelbaren Erlebnissen geschöpften, gar nicht vermutheten und doch plötzlich wie vom Himmel gefallenen Ereignisse. Romantische Tage und Nächte, ein überreiches Außen- und Innenleben, und immer ist der stets Aufgelegte, nie zu Erschöpfende, von einer wahren Weltphantasie über alle Länder und Meere Fortgeführte, dann wieder in die tiefste Contemplation und Innerlichkeit Gerissene ein und derselbe: Fürst Pückler von Muskau, Dichter, Denker, Reisender, Gesellschafter, jetzt heimisch in ganz Europa, jetzt wieder in Afrika und Asien, im liebeglühenden Orient, stets mit dem Ansatz, auch nach Amerika hinüberzufliegen und Australien nicht zu vergessen, und dann wieder weltsatt, für ein Kloster reif, für die einsamste Einsiedelei, da die Erde selbst für ihn zu enge, ihm nur noch eine Zelle ist, und so in der rechten Verfassung, nicht etwa zu gähnen, sondern mit schärfern Sinnen, mit ungeahnten Gedanken, Ideen, Anschauungen dem Tode als ausgemachter Jünglingsgreis, als ein Kind, dem das Himmelreich zugesichert ist, und das sich darauf freut wie auf eine Weihnachtsbescherung, entgegenzufliegen, zu jauchzen.

Der Briefsteller Pückler's an Lucie aus England, dieser anmuthige, lustige, in aller Betrübniß über Wasserfälle, Ströme, Meere, Felsen und Abgründe setzende Vorreiter der berühmten „Briefe eines Verstorbenen", oder sprechen wir nur ganz unbildlich, diese Briefe Pückler's an seine Schnucke sind von einem Lebensreiz geschwellt, jetzt von Schwermuth bedrückt, dann wieder von Freierslust beflügelt, dann von einem Heimweh gestachelt, von einer verzehrenden Sehnsucht nach Lucie, und dabei drollig, neckisch, hochkomisch, daß in dem reichen Nachlaß sämmtliche Briefe des Fürsten an die Fürstin sein, ihr Lebensbild vielleicht am treffendsten wiedergeben. Dabei neckt er sie bis zum Unglaublichen, und kann ihrer doch nimmer entbehren. Schreibt er doch einmal — wer auch von uns traut seinen Augen?

Daß du aber, Schnucke, daran denkst, während meines Lebens noch einmal zu heirathen, ist eine etwas starke Knackmandel für deinen Lou. Ich traute meinen Augen nicht, wie ich las, wenn eine Schickung, die ich zwar keineswegs aufsuchen werde(!!), mir den Wunsch einer zweiten Heirath geben sollte!! Ei! Ei! — Abends. Gewiß, du kannst dich nie gegen mich ändern, meine Schnucke. Für mich wäre es auch gar nicht zu ertragen; denn es ginge damit das Einzige unter, was mich an der Menschheit halten läßt. Du alberne Trine, denkst dir die Möglichkeit wieder zu heirathen! Glaubst du, daß ich das je zulassen würde?

Auch von den „Tagebüchern" gilt dasselbe Rühmliche, was wir den Briefen nachgesagt haben, mit Ausnahme dessen, wo Varnhagen andern unrecht thut und sich auf Zuträgereien einläßt, die wir schon oben hinlänglich gerügt haben. Wie wir hören, sind zwei neue Bände noch zu erwarten.

Es hat schon zahlreiche Menschenindividuen gegeben, für die kein Maß, kein Vergleich mit einem andern passen wollte. Kein anderer kann uns Pückler ersetzen. Wir werden ihn stets betrauern, aber auch seiner Schriften uns freuen, die doch den treuesten Abdruck seines mächtigen Kopfs, seines edeln Herzens enthalten. Ein Grab im hergebrachten Sinne gibt es nicht für ihn, in dem seine Gebeine ruhen; er ist nicht mehr als Mumie vorhanden, er ist durch Feuer in Asche verwandelt. Aber das, was zeitlebens in ihm dachte, dichtete, feurig liebte, hat keine Flamme verwandeln können; es ist und wird sein, so gewiß es gewesen ist.

Alexander Jung.

*) Vgl. den Roman „Rosmarin" von Alexander Jung (Thl. 3, Leipzig, 1862).

Eine neue Stimme über Schopenhauer.

Unzeitgemäße Betrachtungen von Friedrich Nietzsche. Drittes Stück. Schopenhauer als Erzieher. Schloß-Chemnitz, Schmeitzner. 1874. Gr. 8. 3 M.

In meinem 1871 veröffentlichten Buche: „Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn", habe ich unter derselben Ueberschrift wie obige über alle die Stimmen berichtet, welche sich kurz vor jener Zeit über ihn hatten vernehmen lassen. Bei der Besprechung der vorliegenden Schrift werde ich jedoch an Goethe's Ausspruch, den auch der Dekan Stanley unlängst in seiner zu Aberdeen gehaltenen Rectoratsrede so trefflich verwendet hat, erinnert: daß es nämlich viele Echos auf der Welt gebe, aber nur wenige Stimmen. Denn wenn unter jenen manche nur als Widerhall des großen Philosophen betrachtet werden könnten, so ist es diesmal (unter ihnen war freilich auch eine gegnerische Stimme, die Victor Hugo's) wirklich eine Stimme*), die sich hat hören lassen und von der wir wol noch manches hören werden; aber, um ein Gleichniß von Jean Paul anzuwenden, dieses Buch ist ein Selbstlauter — so nennt er bekanntlich die Engländer —, hier sind wirklich selbständige Ansichten, neue Anschauungen, die uns geboten werden, neue Gesichtspunkte, von denen aus der vielbesprochene Schopenhauer betrachtet wird.

*) Auch Karl Hillebrand hat sich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" in einem vortrefflichen, Schopenhauer richtig würdigenden Artikel aufs günstigste über diese Schrift ausgesprochen.

Das Buch gemahnt an die Schriften eines Carlyle und Emerson; letzterer besonders scheint des Verfassers Vorbild gewesen zu sein; er führt ihn auch mit augenscheinlicher Vorliebe an, und auch ich muß ihm hierin nachahmen und zur Kennzeichnung des Geistes, in welchem Nietzsche den großen Meister behandelt hat, die Stelle, die er am Schluß seines Buchs dem amerikanischen Denker entlehnt, gleich am Anfang reproduciren. Sie lautet:

Seht euch vor, wenn der große Gott einen Denker auf unsern Planeten kommen läßt. Alles ist dann in Gefahr. Es ist wie wenn in einer großen Stadt eine Feuersbrunst ausgebrochen ist, wo keiner weiß, was eigentlich noch sicher ist und wo es enden wird. Da ist nichts in der Wissenschaft, was nicht morgen eine Umdrehung erfahren haben möchte, da gilt kein literarisches Ansehen mehr, noch die sogenannten ewigen Berühmtheiten; alle Dinge, die dem Menschen zu dieser Stunde theuer und werth sind, sind dies nur auf Rechnung der Ideen, die an ihrem geistigen Horizonte aufgestiegen sind und welche die gegenwärtige Ordnung der Dinge ebenso verursachen, wie ein Baum seine Aepfel trägt. Ein neuer Grad der Cultur würde augenblicklich das ganze System menschlicher Bestrebungen einer Umwälzung unterwerfen.

So Emerson. Seit 1871 ist die Meinungsströmung immer mehr der pessimistischen Grundanschauung Schopenhauer's zuwider: selbst derjenige, welcher unter dessen Flagge segelnd in allerneuester Zeit die Aufmerksamkeit Deutschlands, ja der civilisirten Welt, darf man wohl sagen, auf sich gezogen, der dem Pessimismus scheinbar noch mehr Nachdruck gegeben und den Meister darin noch überboten hat, hat jüngst in seiner Autobiographie diesen Schein von sich abzuwenden gesucht und fällt immer mehr von der anfangs eingenommenen Stellung ab. Ich meine natürlich Eduard von Hartmann, der namentlich erst wieder kürzlich in seiner in „Unsere Zeit" veröffentlichten Abhandlung über Schelling für diesen gegen Schopenhauer auftrat und ihn unter anderm von diesem Philosophen das sagen läßt, was er über Hegel geäußert. Was die von David Strauß versuchte Widerlegung des Schopenhauer'schen Pessimismus betrifft, so stimmt Lange — dem übrigens die Frage, ob Pessimismus oder Optimismus die richtigere Weltanschauung sei, ins Gebiet der Ideologie gehört und blos eine subjective ist — in seiner vortrefflichen „Geschichte des Materialismus" mit mir darin überein, sie als einen argen Trugschluß zu bezeichnen (vgl. II, 2, Anmerk. 38, S. 508, 1875, und meine Besprechung der sämmtlichen Werke Arthur Schopenhauer's in der „Gegenwart", Nr. 8, 1874). Viele andere vor, mit und nach Strauß haben nun auch seit den großen deutschen Siegen und der Gründung des neuen Deutschen Reichs in dasselbe Horn gestoßen und die Ankunft oder Wiederkehr der Herrschaft des Optimismus unter Fanfaren und Päanen verkündet. Hören wir nun, wie Nietzsche sich über diesen Punkt äußert:

Freilich, hundertmal größer wäre das Glück, wenn bei dieser Untersuchung herauskäme, daß etwas so Stolzes und Hoffnungsreiches wie dies Zeitalter noch gar nicht dagewesen sei. Nun gibt es auch augenblicklich naive Leute in irgendeinem Winkel der Erde, etwa in Deutschland, welche sich anschicken, so etwas zu glauben, ja die alles Ernstes davon sprechen, daß seit ein paar Jahren die Welt corrigirt sei, und daß derjenige, welcher vielleicht über das Dasein seine schweren und finstern Bedenken habe, durch die „Thatsachen" widerlegt sei. Denn so stehe es: die Gründung des neuen Deutschen Reichs sei der entscheidende und vernichtende Schlag gegen alles „pessimistische" Philosophiren — davon lasse sich nichts abdingen. Wer nun gerade die Frage beantworten will, was der Philosoph als Erzieher in unserer Zeit zu bedeuten habe, der muß auf jene sehr verbreitete und zumal an Universitäten sehr gepflegte Ansicht antworten, und zwar so: es ist eine Schande und Schmach, daß eine so ekelhafte, zeitgötzendienerische Schmeichelei von sogenannten denkenden und ehrenwerthen Menschen aus- und nachgesprochen werden kann — ein Beweis dafür, daß man gar nicht mehr ahnt, wie weit der Ernst der Philosophie von dem Ernst einer Zeitung entfernt ist. Solche Menschen haben den letzten Rest nicht nur einer philosophischen, sondern auch einer religiösen Gesinnung eingebüßt und statt alles dessen nicht etwa den Optimismus, sondern den Journalismus eingehandelt, den Geist und Ungeist des Tags und der Tageblätter. Jede Philosophie, welche durch ein politisches Ereigniß das Problem des Daseins verrückt oder gar gelöst glaubt, ist eine Spaß- und Afterphilosophie. Es sind schon öfter, seit die Welt steht, Staaten gegründet worden; das ist ein altes Stück. Wie sollte eine politische Neuerung ausreichen, um die Menschen ein für allemal zu vergnügten Erdenbewohnern zu machen?

Von der Erde könnte dabei schon gar nicht die Rede sein, sondern immer nur von dem betreffenden Lande, welches vom Geschick begünstigt worden. Diese mit den „Thatsachen" rechnende und auf ihnen fußende Philosophie wäre demnach eine höchst einseitige und müßte nach ihr seit 1871 der Pessimismus ebenso in Frankreich herrschen, wie der Optimismus in Deutschland. Man sollte es kaum für möglich halten, daß es nothwendig sein könne, solche Dinge sagen, solche Behauptungen widerlegen zu müssen, und daß diese Behauptungen solche Vertreter wie die von Nietzsche genannten haben könnten; und doch ist dem so. Kein Wunder, wenn Nietzsche dabei die Galle überläuft und er sich in heftigen Ausdrücken ergeht. Doch hören wir ihn weiter:

Hier erleben wir aber die Folgen jener neuerdings von allen Dächern gepredigten Lehre, daß der Staat das höchste Ziel der Menschheit sei, und daß es für einen Mann keine höhern Pflichten gebe, als dem Staate zu dienen: worin ich nicht einen Rückfall ins Heidenthum, sondern in die Dummheit erkenne. Es mag sein, daß ein solcher Mann, der im Staatsdienste seine höchste Pflicht sieht, wirklich auch keine höhern Pflichten kennt; aber deshalb gibt es jenseits doch noch Männer und Pflichten — und eine dieser Pflichten, die mir wenigstens höher gilt als der Staatsdienst, fordert auf, die Dummheit in jeder Gestalt zu zerstören, also auch diese Dummheit.

Hier ist dem Verfasser allerdings etwas Menschliches begegnet; denn er hat augenscheinlich vergessen, daß jeder Dienst, den man seinen Nebenmenschen leistet, auch dem Staate geleistet ist, und umgekehrt, da ja, wie nicht die Häuser, sondern deren Bewohner die Stadt, so auch die Staatsbürger den Staat bilden. Und wem es möglich wäre, das zu besiegen, was selbst die Götter vergebens bekämpfen, der würde sich gewiß ein um so größeres Verdienst um den Staat, d. h. die Bürger desselben, also um die Menschheit oder doch einen Theil derselben erworben haben. Nietzsche fährt nun fort:

Deshalb beschäftige ich mich hier mit einer Art von Männern, deren Teleologie etwas über das Wohl eines Staats hinausweist, mit den Philosophen, und auch mit diesen nur hinsichtlich einer Welt, die wiederum von dem Staatswohle ziemlich unabhängig ist, der Cultur. Von den vielen Ringen, welche, durcheinandergesteckt, das menschliche Gemeinwesen ausmachen, sind einige von Gold und andere von Tomback. Wie

sieht nun der Philosoph die Cultur in unserer Zeit an? Sehr anders freilich als jene in ihrem Staat vergnügten Philosophie-Professoren. Fast ist es ihm als ob er die Symptome einer völligen Ausrottung und Entwurzelung der Cultur wahrnähme, wenn er an die allgemeine Hast und zunehmende Fallgeschwindigkeit, an das Aufhören aller Beschaulichkeit und Simplicität denkt. Die Gewässer der Religion fluten ab und lassen Sümpfe oder Weiher zurück; die Nationen trennen sich wieder auf das feindseligste und begehren sich zu zerfleischen. Die Wissenschaften, ohne jedes Maß und im blindesten laisser faire betrieben, zersplittern und lösen alles Festgeglaubte auf; die gebildeten Stände und Staaten werden von einer großartig verächtlichen Geldwirthschaft fortgerissen. Niemals war die Welt mehr Welt, nie ärmer an Liebe und Güte. Die gelehrten Stände sind nicht mehr Leuchtthürme oder Asyle inmitten aller dieser Unruhe der Verweltlichung; sie selbst werden täglich unruhiger, gedanken- und liebloser. Alles dient der Barbarei, die jetzige Kunst und Wissenschaft mit inbegriffen.

In diesem Tone, dem ich für meinen Theil vollkommen beistimme, geht es fort; hier muß nur eins befremden: daß nämlich ein so eifriger Anhänger der sogenannten Zukunftsmusik, wie Nietzsche es bekanntlich ist, auch die Kunst auf dem Wege zur Barbarei erblickt, oder doch die Musik nicht von der allgemeinen Verurtheilung ausnimmt. Inwiefern kann nun Schopenhauer bessernd und erziehend wirken? Diese Frage finden wir unter anderm in einer Stelle in folgender Weise beantwortet:

Also, unverhohlen gesprochen: es ist nöthig, daß wir einmal recht böse werden, damit es besser wird. Und hierzu soll uns das Bild des Schopenhauer'schen Menschen ermuthigen. Der Schopenhauer'sche Mensch nimmt das freiwillige Leiden der Wahrhaftigkeit auf sich, und dieses Leiden dient ihm, seinen Eigenwillen zu ertödten und jene völlige Umwälzung und Umkehrung seines Wesens vorzubereiten, zu der zu führen der eigentliche Sinn des Lebens ist.

Nietzsche hatte vorher den Rousseau'schen und Goethe'schen Menschen betrachtet. Das Bild, welches der erstere vom Menschen aufgestellt, habe das größte Feuer und sei der populärsten Wirkung gewiß; das Goethe's sei nur für die wenigen gemacht, welche beschauliche Naturen im großen Stile sind, und werde von der Menge misverstanden. Schopenhauer's Bild fordere die thätigsten Menschen als ihre Betrachter: nur diese werden es ohne Schaden ansehen; denn die Beschaulichen erschlafft es, und die Menge schreckt es ab. Er weist dann auf Schopenhauer's Ausspruch hin, nach welchem das Höchste, was der Mensch erlangen könne, ein heroischer Lebenslauf sei. Einen solchen, sagt der Philosoph weiter, führe der, welcher in irgendeiner Art und Angelegenheit für das allen irgendwie zugute Kommende mit übergroßen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei aber schlecht oder gar nicht belohnt wird.

Wir können uns, führt dann Nietzsche weiter aus, mit dem großen Ideale des Schopenhauer'schen Menschen dadurch verbinden, daß wir „die Erwägung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und außer uns fördern und dadurch an der Vollendung der Natur arbeiten". Das Ziel der Cultur ist ihm die Erzeugung des Genius, welches Ziel indessen von der Selbstsucht der Erwerbenden, des Staats und aller derer, welche Grund haben sich zu verstellen und durch die Form zu verstecken, nicht anerkannt wird. Zu diesen gehören die Diener der Wissenschaft — die Gelehrten. Die Auslassungen des Verfassers über diese im allgemeinen und namentlich über die Philosophie-Professoren insbesondere sind nicht minder scharf und erbittert, als die Schopenhauer's über die letztern, nur daß sie im Munde eines Professors (der Philologie freilich, nicht der Philosophie) noch befremdender und — wirkungsvoller sind als bei dem, welcher außerhalb des gefeiten Kreises stand oder nicht zur Zunft gehörte. In Schopenhauer erblickt Nietzsche den Richter der ihn umgebenden sogenannten Cultur, durch sein Leben habe er jenen falschen Dienern und Unwürdenträgern der Philosophie gegenüber bewiesen, daß die Liebe zur Wahrheit etwas Furchtbares und Gewaltiges sei.

„Dies und jenes", so schließt er in echt Carlyle-Emerson'scher Weise, „bewies Schopenhauer — und wird es von Tag zu Tage mehr beweisen."

Zum Schluß kann ich die Bemerkung nicht zurückhalten, daß man von einem Schriftsteller, der an David Strauß wegen seiner Sprachfehler so viel auszusetzen hat, einen solchen Schnitzer, wie er sich einmal zu schulden kommen läßt, indem er „misgebraucht" für „gemisbraucht" setzt, nicht hätte erwarten sollen.

David Asher.

Naturwissenschaftliches.

1. Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur. Für jeden Gebildeten, zunächst für die reifere Jugend und ihre Lehrer. Von M. Bach. Vierter Band. Münster, Nasse. 1875. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der uns vorliegende eine Band reicht vollkommen aus zur Beurtheilung des Ganzen, um so mehr als er das Inhaltsverzeichniß aller vier Bände bringt. Naturforschung und Religion im streng christlichen Sinne sollen Hand in Hand gehen, das ist die Tendenz des Buchs. Wir sind weit entfernt, diesen Standpunkt, am wenigsten in einer für die Jugend bestimmten Schrift, hier angreifen oder tadeln zu wollen; die Art und Weise aber, wie der Verfasser an einer Stelle seinen Anschauungen Ausdruck gibt, erscheint uns nicht richtig und nicht angebracht. Ein Kapitel trägt die Ueberschrift: „Wie man heutzutage Naturgeschichte macht", dazu das Motto: „Nur der Thor spricht in seinem Herzen, es ist kein Gott. Psalm 14, 1." Es heißt darin, man gebe sich große Mühe, „den lieben Gott aus seinem Besitzthum, der Natur, fortzuschaffen", und zwar dadurch, daß man den bisher angenommenen Unterschied zwischen Thier und Mensch wegleugne, das Thier in der Entwickelung zu heben, den Menschen aber herabzudrücken suche, sodaß nun beide als gleich vollkommen nebeneinanderständen. Das ist unsers Wissens noch niemand eingefallen, auch Darwin und Vogt nicht; Vernunft und Sprache z. B. hat noch keiner dem Menschen ab- und dem Thiere zugesprochen. Nun folgen Angriffe nach verschiedenen Seiten, zuerst gegen Ernst

Haeckel's „Natürliche Schöpfungsgeschichte", welche von wilden Menschenstämmen Südasiens und Ostafrikas spricht, die auf denkbar niedrigster Stufe ständen, das Feuer nicht kennten, jeder Cultur unzugänglich seien und als Waffen nur Knüppel und Steine brauchten, wie auch die Affen. Das wird mit sehr gereizten Worten als grundfalsch bezeichnet, aber nicht widerlegt. Denn wenn Wallace, Dr. Mohnike, wie angeführt wird, Bemerkungen dieser Art nicht gemacht, andere große Bildungsfähigkeit bei Kindern wilder Stämme gefunden haben, so ist damit das Gegentheil der Behauptungen Haeckel's noch nicht bewiesen. Aber angenommen selbst, es gäbe z. B. Affen, die mit Steinen werfen und mit Knütteln dreinschlagen, so wäre das zwar schon eine recht merkliche Annäherung an das Menschenthum, immer aber doch noch keine Gleichstellung, am wenigsten eine Gotteslengnung. Einer fernern Behauptung vom „Menschenaffen und Affenmenschen", worin die Lehre von der Abstammung des Menschen vom Affen verbreitet wird, geht der Verfasser mit fremden Waffen zu Leibe und zwar mit der bezüglichen Stelle eines von Dr. Virchow am 18. Februar 1869 zu Berlin gehaltenen Vortrags. Hier werden mit kurzen Worten die charakteristischen Unterschiede der Bestie vom Menschen durch die Thatsachen auf das schärfste gekennzeichnet. Noch schwächer und schwerer verständlich als die Angriffe gegen Haeckel sind die gegen Brehm. Derselbe bespricht in der „Gartenlaube" von 1871, Nr. 24, die „Puffotter" als die giftigste und gefährlichste aller Schlangen. Er erzählt das bekannte, gleichsam verzauberte Verhalten des Kaninchens ihr gegenüber und folgert daraus, daß, wenn der Instinct nichts wäre als willenloses, mechanisches Handeln, so müßte er hier helfend eintreten, nicht aber das Thier im Stiche lassen. Das geschieht aber, und daraus folgt, daß im Thiere noch eine bewußtere Geistesthätigkeit vorhanden sein müsse, die hier gelähmt ist unter dem Schlangenzauber, gleichwie ja auch der Geist manches Menschen durch plötzliche Gefahr in Banden gelegt wird, sodaß er sich ihr nicht zu entziehen vermag. So verstehen wir wenigstens ungefähr die aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen Brehm's, nicht aber, daß er dem Thiere die Vernunft des Menschen zuschreibt, wie der Verfasser aus andern Aeußerungen schließt. Wo in aller Welt ist denn in diesen Dingen etwas zu finden, was den lieben Gott aus der Natur schaffen will? Und wo steht denn geschrieben, daß es gegen Religion und Glauben verstößt, den höhern Thieren auch eine höhere bewußtere Intelligenz zuzuschreiben als bisher, wo man sich mit dem Worte Instinct ganz bequem abzufinden wußte? So halten wir denn das ganze Kapitel für recht überflüssig und für keine Zierde des Buchs. Wäre es wenigstens schärfer und schneidiger geschrieben, aber es sind stumpfe Waffen, halbe Maßregeln, die der eigenen Sache immer mehr Schaden bringen als Nutzen.

Damit ist die einzige schwache Seite des Buchs erledigt und somit die Kritik erschöpft. Man schließe aus Vorstehendem nicht auf den weitern Inhalt: das ganze Buch enthält ferner nichts, was nach orthodoxer Frömmelei schmeckte, es ist nur aufrichtige Gottesverehrung, die man überall in wohlthuender Weise herausliest, ohne daß sie irgendwie zur Schau getragen wäre. Die Darstellungsart ist in der Vorrede sehr richtig charakterisirt:

> Zunächst sollte es bei der reifern Jugend und ihren Lehrern, sowie im allgemeinen bei jedem Gebildeten den Sinn für die Naturwissenschaften fördern helfen und nicht blos — wie so viele Werke derselben Art — die Naturobjecte nur an sich und für sich kennen lehren, sondern auch behülflich sein, das Verständniß ihrer Bedeutung, die Einsicht in den Sinn ihrer Zusammenstellung, in die Aufgabe der Thiere und Pflanzen, in das Ineinandergreifen ihrer Thätigkeiten in dem großen Räderwerke der Natur herausfinden zu können, weil gerade das Eindringen in diese Verhältnisse und deren Verständniß es ist, was der Naturgeschichte ihren erhabenen Reiz verleiht.

Der vierte Theil erscheint uns der am wenigsten populäre, aber darum nicht am wenigsten interessante; er behandelt hauptsächlich die sogenannten schädlichen Insekten, z. B. Blattläuse und Borkenkäfer, sowie eine Reihe Schmarotzerpflanzen, also Thier- und Pflanzenarten, denen der Laie selten näher tritt und die sonst nur der Landwirth und Forstmann aus seinem Fachstudium kennt. Das ist aber gerade ein Vorzug des Buchs, denn die Zierden der Schöpfung wie ihre Launen finden wir in zoologischen und botanischen Gärten, Aquarien und tausend Büchern — diese verachteten gehaßten Thiere, diese häßlichen, gefürchteten Pflanzen sind in allen Naturgeschichten sehr aphoristisch behandelt, außer den lateinischen Namen und etwa der Angabe des Schadens, den sie anrichten, ist wenig über sie zu finden. Hier lernen wir nächst ausführlicher Beschreibung mit anschaulichen Zeichnungen ihre Lebensart und, was besonders interessirt, ihren Nutzen im Haushalte der Natur kennen. Der Verfasser zeigt ferner, wie die Kenntniß der Lebensweise dieser Geschöpfe am besten darauf führe, sich ihrer zu erwehren, gibt aber auch praktisch ausführbare Mittel dazu, die vielen sehr willkommen sein dürften. Besonders interessant und dankenswerth sind die Abschnitte über den „Colorado-Kartoffelkäfer" und die „Weinbergspest (Reblaus)", beides Thiere, deren vernichtende Thätigkeit erst in neuerer Zeit zu Tage getreten ist. Wie weit die europäischen Kartoffelfelder und Deutschlands Weinberge vor der Einschleppung gesichert sind, möge dahingestellt sein, jedenfalls ist eine solche Anregung, auf der Hut zu sein, den Feind kennen zu lernen und ihm vorzubeugen, sehr zeitgemäß. Weniger interessant, aber auch recht lesenswerth ist der Abschnitt über die Schnirkelschnecken, desto mehr wieder einzelne Abnormitäten, als „nestbauende Fische und fischausbrütende Muscheln". Von Säugethieren wird nur der Biber vorgeführt, von Fischen, außer den erwähnten, der Hering und sein Fang. Für Sammler ist eine Anleitung gegeben, wie, wo und wann man Käfer sucht. Auch die andern drei Theile behandeln vorzugsweise Insekten — dies scheint Specialität des Verfassers zu sein — dann aber auch Amphibien, einige Fischarten, Culturpflanzen, von Säugethieren nur ein paar Nager, von Vögeln nur den Kukuk. Freilich berechtigt ihn seine Originalität zu diesem Vorzuge. Außerdem Abhandlungen über Irrlichter, Johanniskäferleuchten, Instinct u. a., leider auch wieder über den „Unglauben in der Naturgeschichte", der nun einmal, nach unserer Ansicht, nicht hierher gehört.

Wir empfehlen das Buch als eine anregende, lehrreiche Lektüre, es ist keine trockene Schulweisheit, die uns

geboten wird, sondern Resultate lebendigen Forschens in ansprechender frischer Sprache. Wir zweifeln nicht, daß der vierte Theil denselben verdienten Erfolg haben wird, als dem ersten zutheil geworden ist.

2. Mechanik des menschlichen Körpers von J. Kollmann. München, Oldenbourg. 1874. 8. 3 M.

Das Buch entspricht seiner Eigenschaft als Theil einer naturwissenschaftlichen Volksbibliothek vollkommen, indem es in volksthümlicher Weise den Bau und Organismus des menschlichen Körpers beschreibt. Die Idee, ihn mit einer Maschine zu vergleichen, ist nicht neu, aber eine glückliche, sie fördert Interesse wie Verständniß. Mit großem Geschick sind die Hauptsachen herausgegriffen: sie gipfeln im Knochengerüst, Rückenmark, in der Muskel- und Nerventhätigkeit sowie in den Functionen des Gehirns, der Athmungsorgane und des Herzens, erläutert durch viele in den Text gedruckte Abbildungen. Die Schrift ist, bis zu gewissen Grenzen natürlich, jedem Bildungsgrade angepaßt und ganz danach angethan, auch diesen Gegenstand zum Volkseigenthum zu machen. Nicht jeder hat Zeit und Muße, dergleichen eingehend zu studiren; den Leuten des Volks stehen meist nur die Erholungsstunden zur Verfügung, und da wollen sie unterhalten sein während sie sich belehren, aber nicht geistig angestrengt. Dem ist in Darstellung und Sprache genügend Rechnung getragen; überhaupt erscheint uns, nach Einblick in den Prospect, das ganze Unternehmen, zu dem der vorliegende Band gehört, ein verdienstvolles und vielversprechendes zu sein.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Einer der interessantesten Zeiträume der englischen Geschichte", sagt die „Saturday Review" vom 19. Juni über das Werk von Onno Klopp „Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland", „ist der Gegenstand einer geschickten Erzählung des Verfassers. Klopp gehört zu der Schule diplomatischer Historiker, von denen Ranke das ausgezeichnetste Muster darbietet, nämlich zu denen, welche, vergleichsweise unbekümmert um das sociale Leben einer Nation, sich in der Hauptsache auf die politischen und militärischen Ereignisse beschränken, die jedoch, anstatt dieselben so zu schildern, wie sie dem gewöhnlichen Beobachter erscheinen, sich bemühen, ihre verborgenen Triebfedern mit Hülfe des Privatbriefwechsels und der geheimen Anweisungen der vornehmsten dabei betheiligten Personen zu erforschen. . . . Ohne hervorragende geistige Auszeichnung, ist Klopp nichtsdestoweniger ein verständiger, lichtvoller und angenehmer Historiker, und sein Werk bildet eine willkommene Ergänzung der landläufigen englischen Geschichten. . . . Klopp ist so mild gegen Karl II., wie es mit natürlichem Unwillen über den Misbrauch bedeutender Fähigkeiten und außergewöhnlicher Gelegenheiten vereinbar ist."

Von der „Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter" von Hermann Reuter heißt es ebendaselbst: „Wenn sie nicht zu den lesbarsten Büchern gezählt werden kann, so ist weder der Gegenstand noch Mangel an Gelehrsamkeit oder Fähigkeit seitens des Verfassers schuld daran. Reuter thut des Guten zu viel: seine gerechte Unzufriedenheit mit der Weitschweifigkeit der meisten deutschen Historiker geistiger Bewegungen oder Umwälzungen und seine Verschmähung des Prunkens mit unnützem Scharfsinn oder unerheblicher Gelehrsamkeit haben ihn zu weit nach dem entgegengesetzten Extrem hingeführt. Seinem Werke fehlt es allzu sehr an literarischer Anmuth und Politur, es ist eckig, holperig und unzusammenhängend. Hieran ist allerdings zum großen Theil der Gegenstand schuld, welcher bei der außerordentlichen Dürftigkeit des Materials besonders schwierig für einen Schriftsteller ist, der sich nicht dazu herablassen will, durch plausible Allgemeinheiten sich aus der Klemme zu helfen."

„«Die Religion des Zweiflers»", heißt es weiter, „ist viel mehr eine ethische als eine theologische Abhandlung. Der Verfasser ist in Wirklichkeit weit weniger Zweifler, als er zu sein vorgibt; sein Glaube ist dem Wesentlichen nach der des rationalistischen Deismus des vergangenen Jahrhunderts, und gleich den Vertretern jener Schule ist er nüchtern, verständig und etwas prosaisch. Seine Weisheit ist in der Regel bescheidener Art und artet zuweilen in bloßen Gemeinplatz aus; seine Art und Weise aber ist stets ernst, und die fortwährende Beleuchtung seines Themas aus seiner persönlichen Erfahrung und seinem eigenen Nachdenken verleiht seiner Beweisführung eine Wärme, die man nicht oft an Abhandlungen über Sittlichkeit findet."

Dem Verfasser von: „Die sittliche Weltordnung nach germanischer Auffassung und ihre Gesetze", H. Zweifel, räth der Recensent, falls das deutsche Gesetz es gestatte, den Familiennamen nach Belieben zu ändern, sich ohne Verzug dieses Vorrechts zu bedienen, da sein jetziger durchaus nicht für ihn passe. „Im Gegentheil", sagt er, „würde es schwer sein, einen Schriftsteller zu finden, der von der Richtigkeit seiner Grundsätze überzeugter wäre und solche geringfügige Schwierigkeiten, wie sie die Untersuchungen über Willensfreiheit und den Ursprung des Uebels bieten, mehr verschmähte." Seine Ansichten seien indessen in keiner Hinsicht parador, und sein Theismus und die daraus hergeleitete Ethik genau die des Alten Testaments, und man müsse sich nur wundern, wie sie dazu kommen, als specifisch deutsch bezeichnet zu werden.

„Eros in der Vasenmalerei" von Adolf Furtwängler wird anerkennend erwähnt.

Von Gustav Rümelin's „Reden und Aufsätze" heißt es am Schluß: „Im ganzen hinterläßt das Buch den Eindruck größerer geistiger Begabung, als dessen leichter und flüchtiger Charakter dem Verfasser bei dieser Gelegenheit zu entfalten gestattet hat."

Bibliographie.

Auerbach, B., Drei einzige Töchter. Novellen. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Aus dem Elsaß. Zustände, Stimmungen und Erwartungen im neuen Reichsland. Leipzig, Weber. 8. 5 M.

Beer, A., Zur Geschichte der österreichischen Politik in den Jahren 1801 und 1802. Wien, Gerold's Sohn. 1874. Lex.-8. 1 M.

— — Oesterreich und Russland in den Jahren 1804 und 1805. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 M.

Braun-Wiesbaden, K., Reisebilder. Stuttgart, Auerbach. Gr. 8. 5 M.

— — Reisestudien. Stuttgart, Auerbach. Gr. 8. 5 M.

Bunge, F. G. v., Baltische Geschichtsstudien. 1ste Lfg.: Livland, die Wiege der deutschen Weihbischöfe. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 3 M.

Dahn, F., Handelsrechtliche Vorträge. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 4 M.

Dorn, H., Ostracismus. Ein Gericht Scherben. Berlin, Behr. 8. 2 M.

Ressel, G., Elsbeth. Eine Erzählung. Jena, Costenoble. 8. 2 M. 50 Pf.

Pacher, G. v. (B. Weber), Die Enthusiasten des Exports. Eine wirthschaftliche Studie aus Oesterreich. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Publikationen des Börsen-Vereins der deutschen Buchhändler. III. Geschichte des deutschen Börsen-Vereins der deutschen Buchhändler. Von F. J. Frommann. Leipzig, Verlag des Börsen-Vereins der deutschen Buchhändler. Gr. 8. 8 M.

Schaumburg, E. v., General-Lieutenant z. D. Freiherr Wilhelm von der Horst. Ein militärisches Lebensbild. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Sontag, C., Vom Nachtwächter zum türkischen Kaiser! Bühnen-Erlebnisse aus dem Tagebuche eines Uninteressanten. Hannover, Helwing. Gr. 8. 8 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 15. Juli 1875.

Schriften über die Frauenfrage.

1. Die wissenschaftliche Emancipation der Frau von Hedwig Dohm. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. 8. 3 M.
2. Ein Wort an Frauen über die Frauen, von Konstanze Heisterbergk. Gotha, F. A. Perthes. 1874. 8. 4 M.
3. Die Frauenfrage. Vortrag gehalten zu Basel von Gustav Schönberg. Basel, Schweighauser. 1872. 8. 80 Pf.
4. Aphorismen berühmter Autoren, zur Charakteristik schlimmer Frauen. Graz, Cieslar. 1873. Gr. 16. 2 M. 60 Pf.
5. Die Macht der Liebe. Ein Buch für und wider die Frauen von Adelheid Eberhardt-Bürck. Basel, Riehm. 1875. 8. 3 M.
6. Aus dem Reiche der Frau. Bilder aus dem Frauenleben von Emma Laddey. Mit dem Porträt der Verfasserin. Stuttgart, Metzler. 1874. Gr. 16. 5 M. 70 Pf.
7. Gefangene Frauen. Alte Bilder in neuem Rahmen von Georg Hesekiel. Leipzig, Theile. 1874. 8. 3 M.
8. Die Frauenarbeit und die nationale weibliche Hausindustrie auf der wiener Weltausstellung von Aglaja von Enderes. Budapest. 1874. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
9. Die Stellung der Kindergartenschule in dem Organisationsplan für den Fortbildungsunterricht der weiblichen Jugend, nebst einer Ansprache an die Stadtgemeinde Leipzigs von Henriette Goldschmidt. Leipzig, Serig'sche Buchhandlung. 1875. 8. 1 M.

Ein geistreicher Psycholog erklärt das eigentliche Wesen des Menschen als das eines „fragenden" Geschöpfs. War man gewöhnt, ganz unbeschadet der sonstigen Achtung vor dem schönern Geschlecht, ja sogar seiner Anerkennung als der bessern Hälfte, es doch als eine Hälfte zu betrachten, die ihren Werth nur durch Ergänzung erhält — war das Weib gleichsam die Null, die zwar als werthbestimmend, ja als wertherhöhend galt, an sich aber doch nur ein werthloses Zeichen ist, so ist schon die Existenz einer Frauenfrage und die aus ihr entstandene Literatur als ein Bruch mit der Vergangenheit aufzufassen, gleichviel ob auch manche dieser fragenden und schriftstellernden Frauen sich selbst den Nullstandpunkt als den ihnen gemäßen bestimmen. Stets war es das Auftauchen, das Emporstreben einer zum Bewußtsein erwachenden, aus dem bedingungslosen in den bedingten, fragenden Zustand eintretenden Individualität oder Gesammtheit, wodurch sich ein Fortschritt in der Entwickelung des Einzelnen oder der Menschheit manifestirte. Abgesehen von unserm fragenden Nationallied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" war nicht auch das Wort, das Sieyès fragend sagte: „Was ist der dritte Stand?" „Nichts". „Was kann er sein?" „Alles", einer jener Aussprüche, deren Bedeutung die Situation geschaffen, aber nicht erschöpft hat? In diesem Sinne ist die Frauenliteratur, obgleich sie noch für viele das „Fragwürdige", Gespenstische eines umherirrenden, ruhelosen Geistes hat, doch ein Zeichen, daß die Frauen den Indifferenzpunkt verlassen und den Polen zustreben, wo Anziehung und Abstoßung und das kampfbewegte Leben der Parteien herrscht; ein Zeichen, daß sie sich als Individuen und nicht blos als ergänzende Theile der Individuen fühlen. Wir wenden uns auch zunächst derjenigen Schrift zu, in welcher sich der Kampf des Individuums am stärksten ausgeprägt zeigt, und in welcher der Null- und Indifferenzpunkt vollständig überwunden erscheint.

Hedwig Dohm, die Verfasserin der Schrift: „Die wissenschaftliche Emancipation der Frau" (Nr. 1) ist kein Neuling auf dem Gebiete der Frauen-Emancipationsliteratur; mit einem kleinen Buche: „Was die Pastoren von den Frauen denken", führte sie sich als eine Schriftstellerin voll Geist und Witz ein. Bald darauf erschien die etwas umfänglichere Schrift: „Der Jesuitismus im Hausstande", die der Verfasserin viel Anerkennung in Rücksicht auf ihre Originalität und Gewandtheit, aber auch wohlverdienten Tadel brachte. Man nannte sie „Pamphletistin", und auch wir mußten einen großen Theil der letztgenannten Schrift dem Gebiete des Klatsches überweisen. Das vorliegende Buch bekundet zwar einen Fortschritt in Rücksicht auf die ästhetische Behandlung des Gegenstandes, doch wäre eine noch größere Selbstbeschränkung sowol zu Gunsten der Frage, die Hedwig Dohm vertritt, als auch um der Verfasserin willen geboten. Das Volksgefühl hat nicht umsonst das Wort Galgenhumor geschaffen; auch im Scherz und Spott darf man sich nicht zu weit versteigen, ohne

in Regionen zu gerathen, wo aller Spaß aufhört. Hedwig Dohm, vielleicht die geistreichste deutsche Schriftstellerin für Frauenemancipation, sollte die ernsthaften Lacher auf ihrer Seite haben. Wer aber kann lachen, so recht aus vollem Herzen lachen, wenn ihm folgender Satz aufstößt:

Ernsthafte Männer geben sich der Vorstellung hin, daß Mutterliebe am Erlernen des Griechischen oder am Schwefeldunste physikalischer Experimente crepiren müsse —?!

Abgesehen aber von diesen Ausschreitungen einer guten oder schlechten Laune, bietet diese Schrift einen reichen, mitunter auch wissenschaftlichen Inhalt, und die Verfasserin benutzt denselben mit einer so gewandten glücklichen Dialektik, wie sie in gutem Sinne auch nur aus einer weiblichen Feder hervorgehen kann. Ob Hedwig Dohm zufällig oder absichtlich in dem ihr geist- und stammverwandten Börne'schen Sinne gehandelt, der „ein Buch über ein Buch" als ganz besonders anziehend für deutsche Leser hielt — genug: es ist namentlich eine Schrift des Professors von Bischoff in München über oder vielmehr gegen „Das Studium und die Ausübung der Medicin durch Frauen", welche der Verfasserin den Stoff zu ihrer Schrift bietet. Hedwig Dohm legt sich und den Lesern folgende Fragen vor: 1) Ob Frauen studiren dürfen? 2) Ob Frauen studiren können (im Sinne ihrer Befähigung)? 3) Ob Frauen studiren sollen? In Rücksicht auf die erste Frage, die von Bischoff verneint wird, „weil jedes Geschlecht seine besondern Functionen habe, weil Frauen nicht leisten könnten was Männer leisten, und umgekehrt Männer nicht was Frauen", entgegnet Hedwig Dohm:

Wer nennt mir eine einzige Hantierung (die an den Körper gebundenen Functionen selbstverständlich ausgenommen), eine einzige Form der Arbeit, die sich auf Frauen beschränkt und an denen zu participiren den Männern durch Sitte und Gesetz verboten wäre? Es gibt keine! Männer nähen, kochen, waschen, bügeln, führen Wirthschaften u. s. w. In vornehmen Häusern findet man anstatt Köchin und Wirthschafterin Köche und Wirthschafter. Das sind unbestreitbare Thatsachen, die hinwegzuleugnen unmöglich sind. Es muß also heißen: Die Männer leisten alles, was Menschen überhaupt zu leisten im Stande sind und wozu sie Lust und Neigung haben. Ich hoffe beweisen zu können, daß zwei Grundprincipien bei der Arbeitstheilung zwischen Mann und Frau scharf hervortreten: die geistige Arbeit und die einträglichere für die Männer, die mechanische und schlecht bezahlte für die Frauen.

Wer kann der Verfasserin Unrecht geben, wenn sie sagt:

Geringgeschätzte und halbbezahlte Arbeit ist eine Sklaverei in milder Form, und das ist die allgemeine Lage der Frauen auf all den Gebieten, die wir freie Arbeit nennen.

Und weiter:

Die Majorität der Menschen urtheilt nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Magen. Ein Beweis dafür ist der Umstand, daß jeder Mann das unermeßlich wichtige Geschäft, das er gerade betreibt, für denjenigen Beruf hält, den auszufüllen Gott und Natur den Frauen versagt. Herr von Bischoff glaubt, daß die Frau alles andere eher leisten könne als die Ausübung der Medicin. Er gibt aber den Frauen seinen Segen für irgendwelche Beschäftigung beim Post- und Telegraphendienst. Der Herr Generalpostdirector Stephan dagegen ist (war) der Ansicht, daß die Frau zu allem andern eher geeignet sei als zum Postdienst. Wiederum Professor von Sybel behauptet, sie könne eher Medicin studiren als irgendeine andere Wissenschaft. Der hochgebildete Philolog nickt freundlich und leutselig der dürftigen Seminaristin zu, die die kleinen Kinder in der Schule unterrichtet, an welcher er den großen Mädchen für angemessenes Honorar höhere Weisheit beibringt. Wollte die mit monatlich 20 Thlrn. begnadigte Seminaristin aber in der ersten Klasse als Physik- oder Geschichtslehrerin Gehalt und Ehre mit ihm theilen, er würde vielleicht vornehm, sehr vornehm die Achseln zucken über diese „unsittliche Neuerung".

In gleicher Weise beantwortet Hedwig Dohm die zweite und dritte Frage: Ob Frauen studiren können und sollen? Die ungenügende mangelhafte Vorbildung der Mädchen sei schuld an den bisherigen geringen Leistungen des weiblichen Geschlechts. Hier ist der Punkt, wo die Verfasserin mit allen Frauen zusammentrifft, die für Rechte und Pflichten der Frauen kämpfen, sowol mit denen, die praktisch und nüchtern nur die Erwerbsfrage festhalten, als auch mit denen, die voll Begeisterung für den geistigen und sittlichen Fortschritt das Wort ergreifen.

Hedwig Dohm ist aber weder nüchtern noch begeistert, sie ist ironisch gegen Männer und Frauen, und nicht gerade Liebe zu ihrem Geschlecht, sondern die Consequenz des Denkens führt ihre Feder; auch da, wo der Ton der Beweisführung in höherer, schwungvollerer Weise sich vernehmen läßt, klingt er meist wie der schrille Ton einer Vergeltung begehrenden Unterdrückten. Nicht einer harmonischen Durchdringung des männlichen und weiblichen Geistes, sondern einer Befreiung des Weibes, gleichviel ob auf Kosten des Mannes, gilt ihr Ruf:

Aber es wird ein Tag kommen, wo die Frau, der Nadel und des Kochlöffels überdrüßig, diese Geschlechtssymbole von sich wirft, wo sie müde der abgedroschenen Phrasen, mit denen sie bisher betrogen worden, dem Despoten „Mann" den Gehorsam aufkündigen und Gehorsam von denen fordern wird, die ihr unterthan sind im Geiste. Kommen wird der Tag, wo sie in die Tempel der Männer dringen, ihre Kanzeln besteigen und ein neues Evangelium predigen wird, die frohe Botschaft von der Menschwerdung des Weibes. Doch nicht braucht ihr zu erschrecken, ihr ehrsamen Familienhäupter und Männer, bis dahin ist's noch lange Zeit. So lange ihr lebt und eure Söhne und eure Sohnessöhne, wird das Weib fortfahren zu säumen und zu kochen, und zu backen und zu vegetiren und sich auszulöschen als Individualität. Sie wird fortfahren euch zu beglücken und sich zu degradiren durch ihre Magdseligkeit.

„Du nennst dich einen Theil und stehst doch ganz vor mir" — „Ein «Wort» an Frauen über die Frau" (Nr. 2) nennt Konstanze Heisterbergk ein Buch von 328 Seiten Octav, das sowol einen geschichtlichen Ueberblick über die Stellung der Frauen im Alterthum und Mittelalter als auch Betrachtungen und Ansichten über die neuere und neueste Bewegung auf dem Gebiete des Frauenlebens enthält. Und doch, um im Text fortzufahren, „bescheidene Wahrheit" spricht die Verfasserin; denn ist ihr Buch auch nicht Ein Wort, so geht doch Ein Ton durch dasselbe. Einen vollständigern Gegensatz als Hedwig Dohm und Konstanze Heisterbergk wird es wol kaum geben, und sagten wir von der erstern, sie habe den Indifferenz- oder Nullpunkt überwunden, so repräsentirt die andere jene Partei fragender Schriftstellerinnen, die sich selbst den Nullstandpunkt als den ihnen gemäßen bestimmen. Den Schwerpunkt des Buchs bildet die Aufgabe der Frau innerhalb der Familie sowie der Unverheiratheten außerhalb des häuslichen Kreises. Das Gebiet, auf dem die letztere sich zu bewegen hat, ist, sobald es sich um äußere Bethätigung handelt, ziemlich eng bemessen, unendlich groß, wenn der innere Sinn stark genug ist, um die ganze Wahrheit des Ausspruchs, den die Verfasserin diesem Kapitel voransetzt, zu fassen: „Welche nicht freit, die

sorgt, was dem Herrn gehört, wie sie heilig sei, beides am Leibe und am Geiste; die aber freit, die sorgt, was der Welt angehört, wie sie dem Manne gefalle." Dieser innere Sinn ist überall vorausgesetzt, auch bei denjenigen Betrachtungen, die sich auf den natürlichen oder auf den Naturberuf des Weibes beziehen. Ein tiefes und tief religiöses Verständniß von diesem Berufe, ein liebevolles Sichversenken in die verschiedenen Stadien des Frauenlebens, in die verschiedenen Verhältnisse der verwandtschaftlichen Beziehungen, innerhalb deren der Mensch, wenn er als weiblicher in die Erscheinung tritt, sich zu bewähren habe, muß dem Buche zuerkannt werden. Eine reiche Belesenheit aus dem Schatze der Literatur der alten und neuen Zeit verleiht den sonst durch einförmigen Ton ermüdenden Betrachtungen Anmuth und Reiz.

Sind wir somit der fleißigen und mit bestem Wissen und Gewissen verfaßten Schrift gerecht geworden, so dürfen wir doch nicht verschweigen, daß das Buch den Eindruck von Predigten macht, die, so gut sie abgefaßt sein mögen, doch eine gläubige Menge voraussetzen. Vielleicht ist es doch eine arge Benachtheiligung des weiblichen Geschlechts, daß es seine nicht zu unterschätzende Begabung fürs Predigen auf die bekannten Gardinenpredigten beschränken muß; denn die bibelfeste, christlich gesinnte Verfasserin sollte sich in frommer Demuth sagen, daß derjenige, der von seinen Mitmenschen so viel Tugend und so viele Tugenden fordert, es gewöhnlich nicht in seinem eigenen Namen, sondern als geweihter Priester, gleichsam in höherm Auftrage thut. Profanschriftsteller sollten niemals die Mienen von Heiligen annehmen; da, wo die Autorität nur im Menschen selber liegt, muß das Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit auch die Grenzen für die Anforderungen an die Mitmenschen bestimmen. Auch leuchtet diejenige Tugend, welche die Grundlage aller menschlichen Tugenden bildet, die Tugend der Gerechtigkeit, nicht klar aus dem mit so viel Salbung geschriebenen Buche hervor. Wie bei dem Lessing'schen Ringe wirkt die magische Kraft der frommen Ueberzeugung nur nach innen und nicht nach außen. Nicht mit „Sanftmuth", jener weiblichen Tugend, welche die Verfasserin so unbedingt fordert, nicht mit „herzlicher Verträglichkeit", die sogar den Feind zu lieben befiehlt, wendet sich die Verfasserin an diejenigen Frauen, die eine von der ihrigen abweichende Meinung vom weiblichen Berufe haben. Ja die Familienverhältnisse aller Nationen, der russischen, französischen, englischen und amerikanischen werden als zerrüttete geschildert, weil namentlich bei der letztern um das Frauenstimmrecht petitionirt wird. Schließlich richtet die Verfasserin direct an die Männer eine Apostrophe. Wol die wenigsten Männer werden Zeit finden, die Apostrophe anderswo als bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen; sie lautet:

Jene Frau, die vor einer öffentlichen Versammlung über wissenschaftliche Gegenstände docirt, sie möge noch so gelehrt, noch so geistreich sprechen, möchtet ihr sie zur Gattin haben? Betrachtet ihre äußere Erscheinung, die fast immer dem Innern entsprechend den Stempel des Auffälligen trägt u. s. w.

Konstanze Heisterbergk wird hier um so unparteiischer geurtheilt haben, als sie höchst wahrscheinlich noch nicht einem öffentlichen Vortrage von seiten einer Frau beigewohnt hat; ja sie, die so bewandert in der Literatur ist, sollte wenigstens die Mühe nicht scheuen, Vorträge von Frauen zu lesen; sie würde sich dann überzeugen, daß diese „Rednerinnen" (es gibt deren in Deutschland nur wenige) nichts weiter wollen, als einer sittlichen Idee zu ihrem Rechte verhelfen, und daß sie sich zu diesem Zwecke desjenigen Mittels bedienen, welches seit jenem ersten schöpferischen und ungedruckten Worte: „Es werde!" bis auf unsere Zeit sich bewährt hat. Im übrigen ist das Wort von Konstanze Heisterbergk gleichfalls ein öffentliches, und die Stillen im Lande können auch ihr zurufen: „Das Weib schweige in der Gemeinde!"

Mit größerm Recht als das oben besprochene Buch von Konstanze Heisterbergk kann die kleine Schrift: „Die Frauenfrage" (Nr. 3) von **Gustav Schönberg** sich „ein Wort an die Frauen über die Frauen" nennen: es ist ein kräftiges Wort, das Lesern und Leserinnen in gleicher Weise empfohlen werden kann. Nicht als ob der Verfasser etwas wesentlich Neues sagte, aber er faßt das vorhandene Material kurz und verständig zusammen und zeigt, daß die Frauenfrage für die niedern Volksklassen mit der socialen Frage, und für die höhern Gesellschaftsschichten mit „der nicht zu beseitigenden Ehelosigkeit eines Theils des weiblichen Geschlechts" zusammenhängt — eine Thatsache, die von dem Verfasser als eine statistische Nothwendigkeit in einem monogamischen Gesellschaftszustande bezeichnet wird. Beispielsweise führt der Verfasser die Volkszählung vom 3. December 1864 aus Baden an, wo sich folgendes Verhältniß ergab: 1) Die Zahl der unverheiratheten Frauen über 18 Jahre 193123, die Zahl der unverheiratheten Männer über 24 Jahre 105881. Die Differenz 87242: das Verhältniß 1000 : 1823. 2) Die Zahl der Witwer 27665, der Witwen 52034. Die Differenz 25369, das Verhältniß 1000 : 1891. Das Verhältniß stellt sich aber für das weibliche Geschlecht noch ungünstiger, wenn man die Zahl der unverheiratheten Männer von 24—40 Jahren und die Zahl der unverheiratheten weiblichen Personen von 18—35 Jahren einander gegenüberstellt; es ergibt sich das Verhältniß von 80595 : 141736, oder von 1000 : 1733, das aber, wenn man die Zahl der Heirathscandidaten um die Zahl der unverheirathet Bleibenden (unverheirathete Männer über 41 Jahre 25486) verkürzt, sich zu dem viel ungünstigern von 55109 : 141736 oder von 1000 : 2571 gestaltet. Diese Thatsache, die übrigens verschiedenartig variirt in vielen der Frauenfrage gewidmeten Schriften berichtet worden, gibt nun auch dem Verfasser der vorliegenden Schrift Gelegenheit, für die „Emancipation der Frauen" das Wort zu ergreifen, und eine Ausbildung für die Mädchen zu verlangen, die sich nicht blos auf den häuslichen und Mutterberuf bezieht. Er sagt:

In welchem Lichte muß nun diesen statistischen Zahlen, dieser unleugbaren Nothwendigkeit gegenüber eine Erziehung und Ausbildung des weiblichen Geschlechts in Schule und Haus erscheinen, welche wie die heute übliche principiell nur auf den künftigen Beruf als Hausfrau die Mädchen hinweist, welche auf die Eventualität, das Lebensglück außer der Ehe zu finden, welche auf die wirthschaftliche Selbständigkeit nicht die mindeste Rücksicht nimmt! Welches Urtheil fordert jenem unbeugsamen Gesetze gegenüber die noch allgemein in unserer Gesellschaft herrschende Anschauung heraus, daß die Frau nur in der Ehe und als Hausfrau ihren Beruf, ihr Lebensglück und die sie befriedigende Lebensaufgabe finden könne!

Die kleine Schrift sei hiermit allen empfohlen, die sich Aufklärung über die Frauenfrage verschaffen wollen.

Der ungenannte und ungalante Verfasser der „Aphorismen berühmter Autoren" (Nr. 4) hat sich die Mühe gegeben, alles Nachtheilige, was je von Schriftstellern und Dichtern über das weibliche Geschlecht gesagt worden ist, zu sammeln und dieses Sammelsurium in einem kleinen Buche (groß gedruckt) herauszugeben. Schopenhauer und Paul de Kock ist für diesen Zweck gleich gut zu gebrauchen, Goltz und Goethe leisten hier das Nämliche. Shakspeare und Luise Mühlbach, Martin Luther und Juvenal — kurz, Alterthum und neue Zeit, alle Völker und Länder sind vertreten. Wenn es ein Zeichen des schöpferischen Geistes ist, mit kleinen Mitteln Großes zu schaffen, so ist wol das Umgekehrte, mit großen Mitteln Unbedeutendes zu leisten, das Zeichen eines kraftlosen Geistes.

Wie schon der Titel: „Die Macht der Liebe" (Nr. 5) von Adelheid Eberhardt-Bürck besagt, hat dieses Buch es weniger mit Ideen als mit Empfindungen zu thun. Es wird in demselben die Liebe in den verschiedenen Formen, wie sie im menschlichen Leben in die Erscheinung tritt, nicht blos lyrisch-didaktisch, sondern, um es pädagogisch auszudrücken, „anschaulich" dargestellt, und wiederum nicht nur die Liebe des Jünglings zur Jungfrau, der Ehegatten, der Aeltern, der Kinder, der Geschwister u. s. f. durch weitere Verwandtschaftsgrade, sondern auch die eigentlich christliche Liebe, die Liebe zum Heiland, die Liebe um des Heilands willen u. s. w. So liebevoll auch das Ganze ausgeführt ist, so gemahnt es an die Virtuosität jenes Künstlers, dem seine Violine ins Gefängniß mitgegeben wurde; als aber die Saiten nach und nach rissen und ihm nur die letzte und einzige blieb, gewann er eine Meisterschaft in Handhabung dieser einen Saite. Diese nicht einsaitige, aber einseitige Uebung der einen christlichen Gesinnung klingt für uns moderne Menschen auch wie ein Ton aus einem Gefängniß; doch möchten wir nicht behaupten, daß die Verfasserin es bis zur Künstlerschaft gebracht habe.

Das hübsch ausgestattete, mit dem Porträt der Verfasserin geschmückte Buch (Nr. 6) könnte ebenso gut wie das oben besprochene „Die Macht der Liebe", und dagegen jenes „Aus dem Reiche der Frau" heißen. Es führt uns gleichfalls durch alle Stadien des Mädchen- und Frauenlebens, es verlangt auch, „es sei der Frauen Leben so wie ein geistlich Lied, das nicht wie eitles Brausen am Ohr vorüberzieht". Aber Emma Laddey verlangt dies in einer andern, in mehr weltlicher Tonart, und sie gönnt auch der Frauenfrage eine Stelle in dem Reiche der Frau. Hier ist die Sprache dem Ernste der Sache angemessen. Nicht eine feindliche Concurrentin, wie bei Hedwig Dohm, soll die Frauenarbeit der männlichen entgegentreten, sondern sie ergänzend; nicht aus den Bahnen, welche die letztere so erfolgreich betreten, sie zu verdrängen suchen, sondern innerhalb derselben diejenigen Gebiete wählen, die der weiblichen Individualität entsprechen. Dieses Kapitel verdiente wol eine breitere Ausführung, während die Betrachtung des bräutlichen, mütterlichen, hausfraulichen Lebens etwas knapper zusammengefaßt sein könnte und nichts verloren hätte, wenn z. B. das „Latzschürzchen" nicht so häufig als „Geschlechtssymbol" herangezogen worden wäre. Es will uns (unbeschadet der anmuthigen und oft liebenswürdigen Weise der Verfasserin) scheinen, als sei es unsern Dichtern Chamisso, Rückert, Geibel recht wohl gelungen, den passenden Ausdruck für diese Stadien des Frauenlebens zu finden, und als sei auch Schiller's „Drinnen waltet die züchtige Hausfrau" recht poetisch — trotz des fehlenden Latzschürzchens. Indeß „Mütterlicher Rath an meine Tochter" ist seit Campe in verschiedenen Formen gern gesehen und gut aufgenommen worden, und so wird auch dieses Buch seinen Weg in die Häuser und Herzen finden und manches Gute anregen.

Sollen wir das historisch-biographische Buch: „Gefangene Frauen" von Georg Hesekiel (Nr. 7) auch zu den Schriften rechnen, welche die Frauenfrage besprechen? Gewiß dürfen wir es, wenn auch von dieser selbst nicht die Rede ist: das Buch enthält in gewissem Sinne Antworten auf die Frauenfrage für denjenigen, der die Befähigung der Frauen, über den Kreis ihres häuslichen Lebens hinaus etwas zu leisten, bezweifelt. So wenig der conservativ gesinnte Verfasser es beabsichtigt haben mag, dennoch ist sein Buch ein Commentar zu jenem Worte einer Frau aus der Zeit der Französischen Revolution: „Wenn die Frauen wegen ihrer politischen Vergehen das Schaffot besteigen sollen, dann muß es ihnen auch erlaubt sein, die politische Rednertribüne zu besteigen." Schon die erste Erzählung führt uns in der „schönen Königstochter im blauen Thurm", Leonore Christina — der Tochter des dänischen Königs Christian's IV. aus seiner morganatischen Ehe mit Fräulein Kirsten Munk, im Jahre 1621 geboren und mit Corfitz Ulfeldt, Sohn des Reichskanzlers Jakob Ulfeldt, vermählt — einen jener Charaktere vor, eine Frau, die durch ihre ungewöhnliche Begabung und durch ihre Stellung Einfluß auf die Staatsverhältnisse gewann, diesen Einfluß aber einbüßte, als die Partei, zu der sie gehörte, unterlag. Wen der etwas chronikenartige Stil und die Vorführung der Leiden und Greuel (die sieben Wilhelminen aus der Französischen Revolution) nicht abschreckt, der kann sich, wenn auch nicht eine angenehme Unterhaltung, so doch Belehrung aus dem Buche holen.

Hatten wir in dem Buche von Hesekiel ein Gebiet betreten, welches mit der eigentlichen Frauenfrage nichts zu thun hat und nur eine objective Darstellung der Persönlichkeiten und Verhältnisse gibt, so bietet das Buch: „Die Frauenarbeit" (Nr. 8) von Aglaja von Enderes, obwol es innerhalb der Frage steht, gleichfalls eine objective Darlegung des Thatsächlichen, ohne doch auf eine geistvolle Durchdringung anscheinend trockener und kleinlicher Thatsachen zu verzichten. Wir können das Buch selbst eine Frauenarbeit im besten Sinne nennen. Die Verfasserin war bemüht, den unscheinbaren Theil der Frauenarbeit auf der wiener Weltausstellung in das rechte Licht zu stellen. Sie schildert zunächst die von den Schulen und zwar 1) von den Volksschulen und 2) von den Lehrerinnenbildungsanstalten eingesandten Arbeiten; es wird hervorgehoben, daß die Klosterschulen Hervorragendes nicht blos in Bezug auf Stickereien, sondern auch im Stopfen, namentlich im Kunststopfen geleistet. Diesen jetzt nicht mehr anerkannten Genossenschaften gegenüber sind es die modernen Genossenschaften

der Frauenbildungs- und Erwerbsvereine, welche die Ausstellung beschickt haben, zunächst die österreichischen, der prager und wiener Verein. Beide haben in dem kurzen Zeitraume sechs- bis achtjährigen Bestehens Rühmliches geleistet. Der wiener Verein hat elf Schulen für Mädchen gegründet und außerdem ein Zeichen- und Maleratelier, in welchem die Schülerinnen durch Musterzeichnen und kunstgewerbliche Malereien einen Erwerb finden. Wir empfehlen das Buch aufs eindringlichste den Leserinnen d. Bl.: sie werden in der Lektüre desselben an den alten und bewährten Schiller'schen Ausspruch gemahnt: „Dazu ward ihm der Verstand, daß er im innern Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand"; sie werden finden, daß es einer sehr gründlichen Ausbildung des Verstandes bei der weiblichen Jugend bedarf, damit in der Zukunft die „Hand" das Rechte schaffe. Die Verfasserin berichtet:

Es ist eine ganz merkwürdige Erscheinung, daß die Phantasie der Frauen sich so hervorragend dem Unausführbaren zugewendet: Bilder in Seide und Wolle, Figuren mit aufgeklebten Gesichtern, Landschaften und Porträts in Florfäden gestickt, Heilige und Genrebilder, Thierstücke, Schlachtengemälde u. s. w. Ganze Reihen von solchen traurigen Erfindungen sehen uns entgegen, die bald König Victor Emanuel mit glänzenden weißen Augen, bald einen Christuskopf, bald Galileo Galilei oder eine glückliche Familie mit papiernen Gesichtern zum Gegenstande haben.

Trotz dieser Verirrungen im einzelnen constatirt die Verfasserin, daß die Frauenarbeit zwar mühsam und nicht so organisch wie die Männerarbeit, dennoch aber sich „geschichtlich" entwickelt habe:

Jahrhunderte sind es her, da hat die Geschichte (der Frauenarbeit) dort in den Klöstern begonnen, in der Einsamkeit, in der die goldige Wunderpracht der Gewebe ersonnen und geschaffen worden, die noch heute Schrein und Kirche schmückt. Später, viele Jahre später, da das Leben allenthalben mit mahnender Hand an die alten zerbröckelnden Mauern zu pochen begann, da ist auch die Schule von dort ins weite Land hinausgetreten und gestützt auf die Kunstfertigkeit, die sie drinnen im Kloster erworben, hatte sie ein neues System von Arbeiten geschaffen. Ueberall guckte nun das Bedürfniß des Lebens herein; statt der goldbrokatenen Kirchengewänder, statt der seidenen Kissen und der feinen Altarspitzen reihten sich die Mützen und die Strümpfe aneinander, die leinenen Tücher und die Hemden und was sonst im Alltagsleben von Nutzen ist. Nach und nach aber stiegen die Bedürfnisse des Tags, der Luxus griff mit schimmernden Händen ein und streute Seide und Spitzen, Gold und Perlenglanz in die dürftigen Gewebe, in das schlichte Linnen hinein. Zur historischen Pracht und Schönheit, zur ornamentalen Zeichnung der Klosterarbeit hat sich die Luxusarbeit der Schulen nie hinaufgeschwungen, aber sie spiegelte sich vergnügt im eigenen Glanze wider und wanderte zuversichtlich in Stadt und Land hinaus. Da kam noch einmal das Leben und pochte und mahnte, aber diesmal mit ernstem Gesicht. Es war draußen auf dem Weltmarkt anders geworden; Bürden und Lasten, Mangel und Entbehren kamen langsam aber stetig heran, und auch die Frau sollte ihr herbes Theil davon abbekommen und sich dagegen schützen mit der eigenen Arbeit, mit den eigenen Gedanken und der eigenen Hand. Und die Frauen haben die Mahnung begriffen, haben sich muthig zusammengethan, haben Schulen geschaffen, in denen Tausende von lernbegierigen Mädchen und Frauen aus- und einströmen, Tausende durch das Wort zur That geführt werden, um als nutzbringende Glieder der Gesellschaft für ihr eigenes Wohl einzustehen, für ihre eigene Erhaltung zu sorgen.

Die kleine Schrift: „Die Stellung der Kindergartenschule u. s. w." (Nr. 9) von Henriette Goldschmidt schließt sich am besten an die vorher besprochene an und kann auch als Bestätigung des von Aglaja von Enderes gethanen Ausspruchs dienen, daß die Frauen die Mahnung (der Zeit) begriffen, sich nuthig vereinigt, Schulen geschaffen haben, in denen die lernbegierigen Mädchen und Frauen aus- und einströmen. Der Name der Verfasserin ist mit allen denjenigen Instituten verknüpft, welche im letzten Jahrzehnt in Leipzig für die Fortbildung der weiblichen Jugend innerhalb der Vereine geschaffen worden sind. Ihre vorliegende Schrift führt die Angelegenheit der Kindergartenschule einen bedeutsamen Schritt weiter: sie will sie in die Hand der Gemeinde legen und für die weibliche Fortbildung einen Lehrgang schaffen, wie er dem männlichen adäquat ist, um das strebsame und begabte Mädchen von Stufe zu Stufe zu führen. „Nicht der Wohlthätigkeit (Vereine) und nicht der Speculation der Unternehmer (Privatinstitute) darf die Fort- und Fachbildung der weiblichen Jugend überlassen bleiben", Gemeinde und Staat haben die Pflicht, sie zu organisiren und den wichtigsten Factor unserer Familie und daher des Volkslebens, die Frau und deren Vorbildung, nicht länger dem Zufalle anheimzugeben.

In der von Konstanze Heisterbergk so verfemten Weise, in einer „öffentlichen" Rede, motivirte Henriette Goldschmidt den Antrag, „die Stadtgemeinde Leipzigs möchte dem gesammten Vaterlande ein Beispiel geben und den Fortbildungsunterricht der weiblichen Jugend organisiren"; sie schlug folgende Stufen vor: a) drei Arten von Fortbildungsschulen für Mädchen von 14—16 Jahren; b) die Kindergartenschule mit dem Lehrjahre von 16—17 Jahren; c) das Lehrerinnenseminar mit zweijährigem Cursus von 17—19 Jahren. An die Fortbildungsschulen (a) müssen Fachschulen (Zeichnen-, Handarbeits-, Handelsschulen) sich anschließen; dem Lehrerinnenseminar folgen diejenigen Fächer der philosophischen Facultät einer Hochschule, die sich auf die Pädagogik beziehen, wie auch die Jungfrau durch gründlichere Kenntniß der Naturwissenschaften in noch andere Berufskreise eintreten könnte. Dieser stufenmäßige Gang, der von der Volksschule aus bis zur Hochschule führt, läßt die weniger Begabten nicht haltlos und zerfahren auf halbem Wege mit einem verfehlten Berufe stehen, weil jede der genannten Stufen ein Ziel in sich schließt. Bei Schriften über eine Tagesfrage ist es erlaubt, von einem Erfolge zu sprechen; wie der Referent es hervorhebt, wenn ein Werk die zweite oder dritte Auflage erlebt, so darf er bei einer Schrift, die einer so wichtigen Lebensfrage gewidmet ist, über ihren praktischen Erfolg berichten. Wir theilen daher mit, daß die ersten Stufen des genannten Organisationsplans bereits vom Rath der Stadt Leipzig angenommen und realisirt sind: die beantragten Fortbildungsschulen sind Ostern 1875 eingerichtet worden.

Die Schlußworte der Schrift bezeichnen den Standpunkt, den die Verfasserin einnimmt: nicht als eine Brotfrage, sondern als eine Culturfrage betrachtet sie die Frauenfrage, die der fortschreitende Geist der Zeit lösen wird:

Es ist der Geist, der sich den Körper baut. So haben auch deutsche Frauen nicht um der Brotfrage willen, sondern um der Erziehungsfrage willen Kindergärten, Kindergartenschulen errichtet, und Hunderten von Mädchen ist dadurch das

Brot des Lebens und nicht blos Brot um zu leben zutheil geworden; — ihnen selbst aber ist der Beruf der Frau in einem höhern Sinne verklärt und vergeistigt entgegengetreten. Sie haben erkannt, daß das weibliche Geschlecht eintreten muß in den Kreis unsers socialen Lebens, das jede Kraft braucht — vor allem die sittlichen und sittigenden Mächte. Denn wer vermag es vorauszubestimmen, welche Elemente sich unserer Zukunft bemächtigen? In der Unterwerfung, in der Dienstbarmachung der Naturkräfte zeigt sich der fortschreitende Geist des Jahrhunderts. Ist es wirklich der Geist, dem die Materie dient? Ist es nicht oft ein Sklavendienst für Leibeigene? „Leibeigen" in der strengen Bedeutung des Worts? Ist denn die Furcht so unbegründet, daß das weibliche Geschlecht, hineingerissen in den Strudel eines Lebens, in dem der Einzelne, um sich zu behaupten, oft einen Kampf bis zur Vernichtung seines bessern Ichs führt, auch den innigern Zusammenhang, in dem es mit der Natur zu stehen bestimmt ist, lösen und die Beute einer Hypercultur werden kann, die ein Abfall von Geist und Natur zu gleicher Zeit ist? Gibt es keinen Ausweg, gleich weit entfernt von Uncultur und Hypercultur? Es gibt einen Ausweg: das neue Geschlecht wird ihn beschreiten; uns geziemt es, ihm die Wege zu bereiten.

Neue Reiseliteratur.

1. Streifzüge im Kaukasus, in Persien und in der asiatischen Türkei. Von Max Freiherrn von Thielmann. Mit fünf Holzschnitttafeln, Illustrationen im Text und einer Uebersichtskarte. Leipzig, Duncker und Humblot. 1875. Gr. 8. 11 M. 20 Pf.

Es ist immer für einen Berichterstatter eine wahre Freude, ein gutes Buch mit gutem Gewissen empfehlen zu können. Der Verfasser des obigen Werks trat seine halbjährige Reise im August 1872 mit zwei Gefährten an, von denen freilich der eine fieberkrank schon auf dem ersten Rastplatz in Transkaukasien zurückgelassen werden mußte. Wohl hatte sich Hr. von Thielmann für seine Wanderung wissenschaftlich vorbereitet, doch waren es nicht gelehrte Zwecke, die ihn in den Orient führten, es war sichtlich nur die Begierde, fremde Länder und fremde Zustände zu sehen. Dennoch, während wir von ihm unterhalten werden, genießen wir zugleich Belehrung. Seine Schilderungen des Erlebten und Wahrgenommenen sind äußerst lebendig und gewürzt mit einem trockenen Humor, der mehr als einmal den Leser nöthigt, laut aufzulachen. Unbekannt sind freilich die Gebiete nicht, welche der Reisende durchzog, wohl aber gehören einzelne Strecken zu den selten beschriebenen. So wird gleich von Kutais aus ein Seitenausflug in das gefürchtete Swanetien ausgeführt, um einen Anblick der Centralkette des Kaukasus zu gewinnen:

> Die Höhe war bald erreicht, und von der Veranda vor der Wohnung des Archimandriten genossen wir eine Aussicht, wie ich sie im Kaukasus so schön nicht wieder gesehen. Unter uns lag das im frischesten Grün prangende Thal des Tzchal-Tzitheli (rother Fluß), eines Bachs, der von den Nakeralabergen im Nordosten kommend, sich unterhalb Kutais in die Kwirila ergießt, hinter dem Thale die schöngeformten Berge Imeretiens, durch welche der Rion sich seinen Weg vom Hochgebirge zum kolchischen Tieflande bahnt, weiterhin die höhern Berge der Landschaften Letschgum und Radscha, unter ihnen mächtig hervorragend die stolze Felsenmasse des Chomli, an welchem Prometheus einst angeschmiedet war, und durch eine Lücke in den Vorbergen sichtbar, ganz in der Ferne und durch seine Höhe doch noch gewaltig, der schneeweiße Kegel des Tetnuld. Die Mannichfaltigkeit der Formen, die Abstufung der Höhen und vor allem die üppige Herrlichkeit der Vegetation geben dem Bilde einen unwiderstehlichen Reiz, das klare Wetter und die Frische der Morgenluft trugen dazu bei, den Genuß vollkommen zu machen.

Der Ausflug nach Swanetien endigte mit Besteigung eines Höhenpunktes, von dem aus die Riesen der Kette, der Elbrus, der Uschba, der Tötönal und der Kamm der Schchara sichtbar waren.

Wir übergehen die weitere Fahrt nach Eriwan zum Besuche des Ararat, und bemerken nur, daß der Verfasser bei dieser Gelegenheit die Sauberkeit der türkischen Soldaten im Vergleich und auf Kosten der russischen lobt, was aus dem Munde eines preußischen Militärs von Gewicht ist. Ebenso wollen wir Hrn. von Thielmann nicht nach Tiflis, nicht auf der oft geschilderten Route durch den Kasbekpaß über den Kaukasus und bis zum Kaspischen Meere begleiten, wohl aber wollen wir mit ihm die „ewigen Feuer" von Baku besuchen. Sie verdanken ihren Ursprung reichen Naphthaquellen, die gegenwärtig in unsern petroleusen Zeiten industriell ausgebeutet werden. Fromme persische Feueranbeter betrachten sie noch immer als ein Heiligthum, und dieses soll der Reisende jetzt schildern:

> Aus der Fabrik traten wir in den Feuertempel, Ateschgah genannt; der Priester empfing uns an der Schwelle desselben und führte uns in seine saubere, mit einem Altare und einer Matte sowie einigen Flammen ausgestatteten Zelle. Es war ein schöner, hochgewachsener Mann mit edeln Zügen und von würdevollem Benehmen, seine Tracht war ein langer weißer Talar und ein Turban von gleicher Farbe. Von der Parsigemeinde zu Bombay wird der Priester jeweilig hierher entsandt, um nach Ablauf einiger Jahre abgelöst zu werden; bisweilen findet sich auch ein Pilgrim aus Ostpersien (Jezd, Kerman) oder Indien hier ein, der einige Monate oder Jahre am heiligen Orte verweilt. Einheimische Gebern (Feueranbeter) gibt es jedoch seit Jahrhunderten nicht mehr. Nachdem der Priester uns bewillkommnet hatte, begann eine Ceremonie, von der ich nicht recht sagen kann, ob sie uns zu Ehren stattfand, oder ob sie Ahuramazda dargebracht wurde. Zunächst wurden mit wiener Schwefelhölzern, von denen eine Schachtel neben der „ewigen Flamme" in der Ecke der Zelle mit der Heiligkeit des Ortes ebenso contrastirte wie mehrere an die Wände angeklebte bunte Bilderbogen von deutschen Jahrmärkten, eine Menge Flammen um und auf dem Altar entzündet, dann trat der Priester vor denselben, nahm seinen Turban ab, sodaß seine prachtvollen schwarzen Locken auf seine Schultern herabfielen, und umgürtete sich mit dem Turbantuch. Nach einigen Verbeugungen sang er eine Art Liturgie mit wohlklingender Stimme und nicht unmelodischem Tonfall, wobei er sich fortwährend mit einer kleinen Klingel begleitete; den Beschluß bildete ein Opfer von Kandiszucker an einen kleinen Götzen auf dem Altar; der Opferkandis wurde danach auch uns angeboten, und den von uns als Gegenopfer dargebrachten Rubel wies der Priester mit Würde nicht zurück. Der Tempel befindet sich in der Lage, von den spärlichen Gaben einzelner Reisender und Vermiethung seiner Flammen zum Kalkbrennen seine Priester ernähren zu müssen. Nach der Ceremonie, während welcher die Wärme der Zelle durch die Menge der Flammen zu einer unerträglichen Hitze gesteigert worden war, traten wir in den Hof des Tempels, wo eine prächtige Illumination unserer harrte. Aus den Zinnen der Umfassungsmauern und den vier Thürmen

eines in der Mitte stehenden quadratischen Gebäudes schlugen Flammen auf, welche den ganzen Raum magisch beleuchteten; früher sollen die Leitungen zu den Mauern und Thürmen noch vollständiger gewesen sein. Die Umfassungsmauern sowol wie das Mittelgebäude, über dessen Bedeutung ich nichts erfahren konnte, waren mit Inschriften zum Andenken an hier gewesene Pilger bedeckt. Nachdem wir noch die Aussicht vom Dache des Tempels auf das weite Flammenmeer ringsum genossen und der Priester ein schauerliches Glockenconcert im Mittelgebäude des Hofs verübt hatte, bestiegen wir wieder unsern Wagen.

Der genußreichste Theil des Buchs ist unstreitig die Beschreibung des Rittes von Lenkoran durch das persische Azerbeidschan zunächst nach Täbris, dann den Urmiasee entlang durch die kurdischen Gebirge hinaus nach der Tigrisebene und nach Mosul. Auf der Brücke über den Tigris harrte der Reisenden ein vorausgeschickter Bote, der sie bei dem englischen Consul hatte anmelden sollen, mit der räthselhaften Rückantwort: „Der Consul sei gestorben und lasse sie bitten, sein Haus als das ihrige zu betrachten.“ Das Anerbieten des „todten“ Consuls erwies sich als ein höchst annehmbares:

Einen Hof mit plätscherndem Springbrunnen umgaben vier hohe würdige Hallen im maurischen Stile, mit den prachtvollen blauen persischen Fliesen geziert, und von ihnen führten Thüren in die europäisch eingerichteten Zimmer, in denen nur Teppiche und Divans den Orient verriethen. Nachdem wir uns in einem Zimmer häuslich niedergelassen hatten, löste sich das Räthsel. Ein französisch sprechender junger Chaldäer theilte uns mit, daß sein Oheim, der englische Consul Rassam, vor einigen Monaten verstorben sei, daß jedoch dessen Bruder, sein Vater, der das Haus jetzt verwalte, uns bitte, als Gäste bei ihm zu bleiben. Zugleich stellte er uns den Dragoman des französischen Consulats vor, welchen sein Chef uns als Führer zugeordnet hatte.

Selbstverständlich wurden alle Ruinenstädte am Tigris und Euphrat von Ninive bis Babylon besucht, deren jetziger Zustand uns beschrieben wird. Doch müssen wir vorher noch erwähnen, auf welche Art die Reisenden von Mosul nach Bagdad gelangten. Es geschah dies zu Wasser auf dem Tigris, und genau mit den nämlichen Fahrzeugen, die schon Herodot beschreibt, nämlich auf einem Kellek:

Das unsrige bestand aus 250 aufgeblasenen Hammelfellen; das Aufblasen, dem wir zuvor selbst beigewohnt hatten, wurde von den Arabern, unsern Matrosen, unglaublich schnell ausgeführt, sodaß wir ihren Lungen alle Achtung zollten. Sobald das Fell mit Luft gefüllt ist, wird die Oeffnung fest verschnürt, und schließlich die Schläuche reihenweis mit Weidenruthen zusammengebunden; unser Kellek besaß 10 Reihen von je 25 Schläuchen und maß 7,40 Mt. zu 8,25 Mt., hatte somit 61 Quadratmeter (600 Quadratfuß) Fläche und bot genügenden Platz für uns und unsere Dienerschaft. Auf die zusammengebundenen Schläuche kommt zunächst eine Art Gitterwerk von Reisig, Schilf und dünnen Stangen und darauf eine Lage Bohlen; die Schläuche werden, soweit es geht, so angeordnet, daß man von oben ihre Mündungen erreichen und sie im Laufe der Reise wieder aufblasen kann, falls sie nachgelassen haben. Auf dem durch die Bohlen gebildeten Fußboden wurde schließlich unser Zelt aufgeschlagen und mit allem Comfort eingerichtet; ein zweiter Fußboden aus gehobelten Bohlen, darüber dicke Strohmatten und schließlich unsere vorzüglichen Teppiche schützten uns vor jeder Berührung mit dem Wasser unter uns.

Die Fahrt fand ihr Ende schon bei Kazem, von wo zur nicht geringen Ueberraschung der Reisenden eine Pferdebahn sie bis nach der Khalifen- und Märchenstadt Bagdad brachte. Von dort wurde über Hillah (Babylon) die Heimreise nach Damaskus um die Weihnachtszeit quer durch die sogenannte Syrische Wüste auf Kamelen angetreten. Beiläufig wollen wir bemerken, daß der Verfasser eine so schlichte, so kurze und so deutliche Schilderung dieses Karavanenpfades entwirft, daß geographische Handbücher sie nur abschreiben sollten. Alles verlief wie bisher ohne irgendeine Gefahr, und nur von Palmyra aus bis Damaskus waren die Reisenden dankbar für eine Bedeckung von 16 türkischen Soldaten, die ihnen der „Stadtcommandant“ von Palmyra angeboten hatte. Damit verabschieden wir uns von Hrn. von Thielmann, dankbar für den Genuß seines anziehenden Reisewerks.

2. Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nil, im ägyptischen Sudan und den angrenzenden Negerländern in den Jahren 1869—73. Von Ernst Marno. Mit 36 Tafeln und Holzschnitten nach Originalzeichnungen und 3 Karten. Wien, Gerold's Sohn. 1874. Gr. 8. 20 M.

Vier Jahre lang ist der Verfasser die beiden großen Nilarme entlang gewandert. Am blauen Flusse waren seine Vorgänger, hauptsächlich Russegger und Hartmann. Gleichwol enthält Marno's Buch sehr viel Neues. Besonders lehrreich ist die Reise am Tumat, einem linken Nebenfluß des Blauen Nil, etwa von 11° bis 9° nördl. Br., bis Fadasi, dem äußersten Punkte, den Marno in jener Richtung gewinnen konnte. Bis dorthin reicht längst nicht mehr der Arm der ägyptischen Regierung, und welche Aufnahme der Reisende in Fadasi selbst finden würde, darüber durfte er ernste Besorgnisse hegen. Auch verlief die erste Nacht ziemlich unheimlich:

Bei Sonnenuntergang begann es sich nun zu regen. Einzelne, langgezogene Töne des Bulonq*) ließen das Herannahen der liebenswürdigen Bewohner Fadasis vermuthen. Rufe von nah und fern antworteten, man sammelte sich und schien näher zu kommen. Diese Musik wurde immer stärker, endlich wechselte sie mit Gesang ab, der aus einzelnen dazwischen in halb singendem Tone recitirten Sätzen und Versen bestand, zu deren Schluß der ganze Chor mit einstimmte. Da sich die Sänger hierbei der Bertatsprache bedienten, so verstand ich nur einzelne Worte und die Namen Hogeli, Turuk, Bämbäschi**) u. s. w., welche jedoch keinen Zweifel übrig ließen, daß dieses Ständchen mir zu Ehren veranstaltet wurde. Das Erscheinen einer Rotte Leute vor meinem Tukul (Strohhütte) beseitigte bald jeden Zweifel, und nun begann bei dem Lichte des Mondes ein wahrer Hexensabbat. Die Neger waren mit Kuhschwänzen, Federn, Pferdeschweifen u. s. w. auf das abenteuerlichste costümirt, schwangen Lanzen, Oulbedat (Wurfeisen) und Tarambisch (Keulen) und führten unter fortwährendem, ohrenzerreißendem Gesang und Musik Rundtänze vor meiner Hütte auf. Ich dachte mehrmals, jetzt und jetzt würde die immer wilder werdende Menge auf uns stürzen, die wir, die Gewehre in Griffnähe, unter der Tukulthür saßen, und uns die Schädel einschlagen. Endlich aber zogen sie ab, wie sie gekommen waren. Die letzten Töne des Bulonq ließen auch uns etwas freier aufathmen, wir legten uns auf das Lager, Babeker quer vor die Thüre, das Gewehr neben sich. Schlaf kam diese Nacht, wie leicht denkbar, nicht in unsere Augen.

Am andern Morgen besserte sich die Lage, und der Reisende gelangte unversehrt wieder auf ägyptisches Gebiet; freilich dankte er es dabei nur einem schnellen Rückzug, daß er nicht in einen Hinterhalt fiel.

Eine andere wichtige Episode war sein Marsch zu

*) Blasinstrument.

**) Hogeli hieß Marno's Begleiter, die andern Worte bezogen sich auf Jussuff, einen türkischen Bimbaschi, der kurz vorher am Blauen Nil Steuern eingetrieben hatte.

den Abu-Rof-Arabern im Sennaar. Weniger glücklich sollte die Fahrt auf dem Weißen Nil ausfallen. Das Wasser des Hauptstroms war gänzlich gesperrt durch Pflanzenfilze, wie sie Heuglin und Schweinfurth auf dem Gazellenflusse antrafen. Marno und seine Begleiter versuchten daher auf einem Seitenarm, den Bahr Seraf, vorzurücken. Anfangs glückte dies auch, aber bald war auch dieser Arm durch Papyrusinseln derartig verstopft, daß kein Fahrzeug durchdringen konnte.

Ein besonderer Abschnitt ist dem Sklavenhandel im Sudan gewidmet. Bei dieser Gelegenheit wollen wir erwähnen, daß auch Marno als einer großen Plage der weiblichen Sklaven des Reibsteins gedenkt oder der Handmühle. Während aber Schweinfurth behauptet, daß die Mehlbereitung für 5 Mann eine ganze Tagesarbeit erfordere, betrachtet Marno eine Tagesleistung ausreichend für 15—20 Mann.

Das Buch ist reichlich ausgestattet mit den nöthigen Karten, mit zahlreichen Abbildungen von Eingeborenen, mit Gebirgsumrissen und etlichen in Farbendruck ausgeführten Landschaften.

Neue Romane und Erzählungen.

1. Drei Cassetten. Roman von Mariam Tenger. Vier Bände. Prag, Verlag der Bohemia. 1874. 8. 15 M.

Ehe ich an die Besprechung des vorliegenden, in vielfacher Beziehung hochinteressanten Werks gehe, kann ich nicht umhin, einige Worte über die Verfasserin desselben und ihre frühern Schriften zu sagen.

Mariam Tenger ist eine schriftstellerische Individualität von selten starker geistiger Begabung, welche Hand in Hand geht mit Gemüthstiefe, universeller Bildung und reicher Lebenserfahrung. Das sind Eigenschaften und Vorzüge, welche auch einem geringern Talente der Darstellung und Charakteristik zu schönen Erfolgen verhelfen würden, um wie viel mehr dem Talente Tenger's, welches weit über dem Niveau der Mittelmäßigkeit steht. Es hat also diese Autorin vermöge ihrer innern Qualitäten allein schon Anspruch auf besonderes Interesse. Dieses aber wird noch erhöht durch die Stoffe, welche sie behandelt, und welche alle ohne Ausnahme dem wirklichen Leben, die meisten der geheimen Chronik ungarischer Adelsgeschlechter entnommen sind. Und dabei ist es unverkennbar, daß die Verfasserin viele der Persönlichkeiten, die sie uns in ihren Schriften vorführt, genau gekannt hat, daß sie Augenzeuge so mancher Ereignisse war, welche sie erzählt. Letzteres gilt insbesondere von dem vorliegenden Romane: „Drei Cassetten" und dem Vorläufer desselben: „Das Fest auf Arpadvár" (Leipzig 1870). Dieser Roman sowie ein dritter kleinerer: „Esther Zivatár", hängen stofflich mit dem letzterschienenen so innig zusammen, daß das volle Verständniß der „Drei Cassetten" ohne frühere Kenntnißnahme derselben kaum möglich ist. Denn in den beiden genannten Schriften werden, wenn ich so sagen darf, die Fäden gesponnen, die Maschen geschlungen, welche sich in den „Drei Cassetten" allmählich über halb Europa ausbreiten und dann zu einem scheinbar unentwirrbaren Knoten verknüpfen, dessen Lösung aber schließlich ohne alle Gewaltsamkeit oder Willkür in ebenso natürlicher als befriedigender Weise vollzogen wird. Eine wenn auch noch so detaillirte Skizzirung des Inhalts dieser Romane würde bei der Ueberfülle und Verworrenheit des verarbeiteten Stoffs kaum gelingen und selbst im günstigsten Falle dem Leser nicht die gewünschte Klarheit, den nöthigen Ueberblick verschaffen. Ich werde mich daher auf einige Andeutungen über Ort, Zeit und die Hauptpersonen beschränken.

Die sämmtlichen Ereignisse, welche Mariam Tenger uns in den drei genannten Romanen erzählt, spielen sich in dem Septennium von 1848—55 ab, also in einer namentlich für Ungarn und die revolutionären ungarischen Magnatengeschlechter verhängnißvollen Zeitperiode; demgemäß ist auch der Ort der Handlung, zumal in den beiden ersten Romanen „Das Fest auf Arpadvár" und „Esther Zivatar", das romantische Ungarland, während in den „Drei Cassetten" der Schauplatz stetig wechselt zwischen Wien und Aja Borun, einem Felseneiland am Schwarzen Meere, auf russischem Boden. Was nun endlich die Hauptpersonen betrifft, so spielt eine derselben, der österreichische Major Helfen, eine hervorragende Rolle in „Esther Zivatar", die andere, der russische Oberst von Lera, eine eben solche Rolle in dem „Fest auf Arpadvár", und sind, ganz abgesehen von dem Zusammenhang der Ereignisse zwischen diesen beiden und dem vorliegenden Romane, beide Charaktere, so wie sie in den „Drei Cassetten" auftreten, nur dann ganz verständlich, wenn wir schon früher die Gelegenheit benutzt haben, sie kennen zu lernen. Dieser Umstand aber ist es, welchen wir bemängeln müssen, sobald wir den vorliegenden Roman als ein auf Selbständigkeit und Abgeschlossenheit Anspruch machendes Werk betrachten. Und das sollen wir ja auch, da ja dieser Roman für sich allein erschienen ist ohne die sonst beliebte Note auf dem Titelblatte: „Gleichzeitig als Fortsetzung des Romans So und so", welche Noten uns aber immer einen sehr unkünstlerischen Eindruck gemacht haben.

Als selbständiges Werk also müssen wir die „Drei Cassetten" bis zu einem gewissen Grade verfehlt nennen, und glauben wir selbst der Zustimmung der Verfasserin gewärtig sein zu dürfen, wenn wir der Meinung Ausdruck geben, daß aus dem in allen drei Romanen verarbeiteten Stoffe bei entsprechender Anordnung und Zusammenfügung der Theile ein einziger großer Roman zu machen gewesen wäre, und zwar ein Roman von hervorragendem historischen Interesse und literarischem Werthe, wie wir ihn gerade aus jener Zeitepoche nicht besitzen und wie ihn Mariam Tenger zu schreiben berufen war. Leider war sie sich dessen zu rechter Zeit nicht bewußt. Es ging ihr wie einem Baumeister, der über einen großen Grundcomplex und ein reiches Material zu verfügen hat, doch nicht den großen Blick besitzt, um gleich anfangs zu wissen, was damit anzufangen sei. So baut

er zuerst ein zweistöckiges Haus. Nachdem das fertig ist, findet er noch immer Material und Platz vor. Da baut er ein einstöckiges daneben, und nachdem auch dies vollendet, sieht er erst, daß er Platz und Material genug gehabt hätte zu einem Palast. Er baut nun auch den Palast, aber jetzt ist's nicht mehr das, was es hätte werden können, wenn er von vornherein darangegangen wäre und allen Raum und alles Material zu dem einzigen großartigen Bau verwendet hätte.

Sehen wir uns nun die „Drei-Cassetten" noch näher an, so haben wir mit Ausnahme jenes Cardinalfehlers noch zwei andere Ausstellungen zu machen. Erstens, daß die Verfasserin, von dem Wunsche beseelt, den an und für sich so interessanten Roman möglichst effectvoll zu erzählen, den Faden der Erzählung oft gerade in Momenten der höchsten Spannung plötzlich abreißt und einen andern Faden aufnimmt, um mit diesem ganz denselben Unfug zu treiben. Unfug sage ich, denn wenn auch jeder Schriftsteller das Recht, ja sogar die Aufgabe hat, einen gewissen Grad von Spannung bei dem Leser immer wach zu erhalten, so halte ich es doch für unkünstlerisch und höchst bedenklich, darin zu übertreiben. Derlei Mittel zu gebrauchen oder vielmehr zu misbrauchen, sollte ein Autor von der Bedeutung Tenger's verschmähen; das überläßt man den Romanfabrikanten, welche für einen tieferstehenden Leserkreis arbeiten. Der dritte Tadel, welcher den Roman „Drei Cassetten" wol mit Recht trifft, ist ein stellenweise übertriebenes Detail bei Schilderung von Vorgängen und Charakterisirung von Personen, welche für die Handlung und den Fortgang derselben von gar keiner oder nur unwesentlicher Bedeutung sind. So z. B. im dritten Bande die Schilderung der Jahresfeier der Gründung des „stillen Bündnisses", worin namentlich die Ansprache an die Mitglieder allzu breit gehalten ist; ferner im zweiten Bande, zweites Kapitel, die Unterredung zwischen Popen, Präfecten und Castellan von Aja Borun, welche sich über mehr als einen Druckbogen ausbreitet und einzig den Zweck hat, diese drei Nebenfiguren zu charakterisiren. Ich weiß ganz wohl, daß es dem Romanschriftsteller gestattet ist, mit einer gewissen Breite zu erzählen; doch müssen die richtigen Proportionen eingehalten werden, was eben die Verfasserin nicht immer beobachtet, indem sie andererseits oft wichtige Momente allzu kurz abfertigt und so manches im Schatten läßt, was hellerer Beleuchtung wol bedürftig wäre zur Klarmachung des Gesammteindrucks.

Damit haben wir aber auch alle Mängel des Werks namhaft gemacht, dessen Vorzüge derart sind, daß wir uns immer wieder ins Gedächtniß rufen müssen, die schriftstellerische Leistung einer Dame vor uns zu haben. Denn Tenger zeichnet ihre Figuren mit so festen und energischen Strichen, wie es dem weiblichen Talente nur ausnahmsweise gegeben ist, ja sie vermag es, bei aller Realität und Lebenswahrheit doch immer poetisch zu sein. Und welche Fülle der heterogensten Gestalten und Charaktere läßt sie mit vollendeter Plastik vor uns treten, von denen jede einzelne ein Meisterwerk genannt werden darf! Hier die schöne stolze russische Fürstin Alma Sofaja, ein Weib voll Rasse, Leidenschaft und Ehrgeiz, welches die Hand ausstreckt nach der Krone des großen Zarenreichs, sich schon als unumschränkte Herrscherin sieht in diesem Reiche, und dabei in kleinlicher Eifersucht vergeht gegen ein einfaches, ahnungsloses, unschuldiges Kind, während sie zugleich blind einem Gefangenen Gehorsam leistet, einem Feinde ihres Vaterlandes, einem zum Krüppel geschossenen österreichischen Offizier, der aber ein ganzer Mann ist. Dort die düstere Gruppe der fanatischen Mönche von Aja Borun, eine wahre Legion von Teufeln mit dem Pseudo-Archimandriten, einer blutlosen Schurkenseele, als Lucifer an der Spitze. Und dort wieder die prächtige Gestalt des Obersten von Lera, eines Mannes von Eisen, mit seinen Kosacken, die zu ihm emporblicken wie zu einem Gott. Dann neben ihm der alte Fürst Betzkoï, ein Aristokrat reinsten Wassers, der trotz seiner grauen Haare und gichtischen Beine an Feinheit des Geistes, an Liebenswürdigkeit und echter Galanterie dem jungen Nachwuchse bei weitem den Rang abläuft. Und auf der andern Seite des großen Gemäldes die trefflich gelungenen Schilderungen aus dem Leben des wiener Volks mit seiner Genußsucht, seinem Leichtsinn, seiner Herzensgüte und Jovialität. Unter diesen Figuren besonders hervorragend der sogenannte „Buckelschack", der buckelige Goldschmied mit dem edeln, braven Herzen, dem genialen Künstlerauge und der thierischen Wildheit, die in Momenten der Gereiztheit ungebändigt hervorbricht, sodaß selbst seine hochherzige Mutter nichts dagegen vermag...

Ich könnte so fort aufzählen mit Grazie in infinitum, und immer neue Gestalten würden vor mir auftauchen, die erwähnt zu werden verdienen, die sich, wenn auch noch so episodisch auftretend, dem Gedächtnisse bleibend eingeprägt haben. Doch will ich es damit genug sein lassen. Muß ich ja doch auch noch der landschaftlichen Schilderungen gedenken, in welchen Mariam Tenger eine eben solche Meisterschaft bekundet wie in der Schilderung von Menschen, seelischen Conflicten und äußerlichen Geschehnissen. Namentlich ist es hier Aja Borun, das Felseneiland am Pontus Euxinus, mit seinem prächtigen Schlosse, seiner Höllenbucht, seinen Klüften, Abgründen und Felsenburgen, welches uns die Verfasserin jetzt still und ruhig in freundlichem Sonnenschein daliegend, dann wieder in graue Nebel gehüllt, und dann im Sturm zur Nachtzeit schildert und damit unser rückhaltloses Lob herausfordert: denn diese Schilderungen vermögen uns ein Bild von der Großartigkeit, Wildheit und Schroffheit und dabei von dem romantischen Zauber zu geben, welche jener Landschaft eigen sind.

Ich schließe damit meine Besprechung des Romans „Drei Cassetten", welcher nebst seinen beiden Vorläufern trotz mancher Mängel aufs wärmste empfohlen sein mag. Vielleicht ist es mir vergönnt, gelegentlich über die andern Schriften Mariam Tenger's zu berichten, in welchen in klarer und ungeschminkter Weise die Ueberzeugung der Verfasserin zum Ausdruck gelangt, daß ihre Landsleute, die Ungarn, nur dann zu einem Culturvolke gedeihen werden, wenn sie sich entschließen wollen, mit Hintansetzung ihrer engherzigen Eitelkeit sich deutsche Bildung und deutsche Gesittung anzueignen. Davon wollen aber die Ungarn gegenwärtig noch nichts wissen, und so wird auch Mariam Tenger in ihrem engern Vaterlande systematisch todtgeschwiegen, weil sie es wagt, ihrer Nation den Spiegel

vorzuhalten und dies vollends in deutscher, also allgemein verständlicher Sprache zu thun.

2. Kunterbunt. Novellistisches und Humoristisches von Maurus Jókai. Aus dem Ungarischen übersetzt von einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters. Drei Bände. Leipzig, Baensch. 1875. 8. 12 M.

Wenn man bedenkt, daß Jókai, welcher im Jahre 1825 geboren wurde und etwa seit 1846 schreibt, in dieser Zeit von 29 Jahren nicht weniger als 170 Bände Romane und Novellen verfaßt hat — wonach also durchschnittlich sechs Bände auf das Jahr kommen —, so wird man sich nicht weiter wundern, daß unter dieser Masse von Büchern manches werthlose, manche taube Nuß zu finden ist. Und solch tauber Nüsse gibt es auch in den vorliegenden drei Bänden mehrere, wogegen das wirklich Werthvolle auf ein Minimum reducirt erscheint und selbst dieses Bessere und Beste manchen Tadel herausfordert. Angesichts dieser Thatsache aber ist wol die Frage berechtigt, wozu die vorliegenden Jókai'schen Arbeiten ins Deutsche übersetzt wurden, wobei ich ganz absehen will von dem äußerst gravirenden Umstande, daß der Verfasser dieser Uebersetzung der deutschen Sprache in unzureichendem Maße mächtig ist und namentlich mit der deutschen Grammatik auf dem Kriegsfuße steht. Ich dächte, dem verehrlichen Herrn M. Jókai wäre bei seiner erstaunlichen Productivität vollkommen Genüge geleistet, wenn wir seine besten Arbeiten in möglichst sorgfältiger Uebersetzung auf den deutschen Büchermarkt bringen: aber all das flüchtige, anekdotenhafte Zeug, das der Verfasser aufs Papier wirft, unserm deutschen Lesepublikum auftischen, und noch dazu in so ungenießbarer Form auftischen, ist entschieden unstatthaft und auch gar nicht geeignet, unsern Respect vor der Jókai'schen Muse zu erhöhen.

Die drei Bände „Kunterbunt" enthalten zehn verschiedene Erzählungen. Erstens „Ein Zweikampf mit Gott", ein historisches Genrebild, wie es der Verfasser nennt, aus den Zeiten Maria Theresia's. Wem die Schilderung geradezu thierischer Roheit und Wildheit und die Anhäufung crasser, ungeheuerlicher Vorgänge bei vollkommenem Mangel einer tiefern psychologischen Grundlage behagt, wird sich von dieser Geschichte in hohem Grade angemuthet fühlen, und einem solchen empfehlen wir auch das letzte Stück: „Eine Geraubte", welches dieselben, für Liebhaber gewiß schätzenswerthen Vorzüge besitzt. Der Kritiker aber, welcher einen andern Standpunkt als den subjectiver Geschmacksrichtung einzunehmen hat, muß über diese beiden Arbeiten absolut den Stab brechen und gleichzeitig über den Verfasser, der sich solche Roheiten zu Schulden kommen läßt. Ebenfalls durch und durch roh ist eine dritte Arbeit: „Die Kunst, arm zu werden", in welcher Jókai ungarische Zustände schildert und geiselt, und zwar die Vorgänge bei den sogenannten Restaurationen (wiederkehrende Beamtenwahlen bei den alten Comitaten) mit allen ihren meist rohen Gebräuchen und Misbräuchen möglichst eingehend und anschaulich darzustellen sucht. Darin ist ihm aber sein classischer Landsmann und College, Freiherr von Eötvös, längst zuvorgekommen, dessen „Dorfnotär", ein Werk von unvergänglichem Werthe, die ungarischen Zustände und nationalen Eigenthümlichkeiten vortrefflich, naturgetreu und dabei doch mit jenem poetischen Anhauche schildert, den wir bei Jókai diesmal ganz und gar vermissen. Daß er sonst über ihn gebietet, dafür gibt die Dorfgeschichte: „Der Pastor von Réspatak", namentlich in der Zeichnung der Seelenzustände des Helden, einen unzweifelhaften Beleg; in dieser Arbeit zeigt sich der Verfasser von seiner wirklich guten Seite, wenn wir auch den gar zu materialistisch-tragischen Abschluß dieser Geschichte nicht billigen können. Die übrigen in den vorliegenden drei Bänden abgedruckten Stücke sind kaum erwähnenswerth. „Ein Mensch, der alles weiß", entwickelt großen Wortschwall, ist aber geradezu einfältig. Desgleichen die anekdotischen Stückchen: „Viel zu sehen, ist auch kein Glück", und: „Wie mein Freund Muki zum Koch wurde". Namentlich letzteres macht einen fatalen Eindruck. „Sylvesternächte", „Die arme, alte Frau" und „Nach zwanzig Jahren" sind Erinerungen aus dem Leben des Verfassers, aber von geringem Interesse — trotz dieses Umstandes.

Wenig erbaulich! wird der Leser sagen. Allerdings wenig erbaulich bis auf die Legion von Druckfehlern hinab, welche ein nachlässiger Corrector stehen gelassen hat.

3. Sidney Smith. Historischer Roman von Robert Springer. Drei Bände. Berlin, Janke. 1875. 8. 12 M.

„Das Leben Sir Sidney Smith's ist einem modernen Roman ähnlich. Vielleicht hat seit den Tagen Raleigh's England keinen ausgezeichneten Mann gehabt, der in so seltenem Vereine die edelsten Elemente des ritterlichen Geistes darstellte. Wenn je ein Mann in den Blättern der Weltgeschichte, ja selbst in denen des Romans(?), Heros genannt werden kann, so verdient es keiner mehr als Sir Sidney Smith." Dieses sonderbare, mir nicht recht verständliche Citat des Engländers Edward Howard prangt auf dem Titelblatte des vorliegenden Romans und soll wahrscheinlich dazu dienen, das Unternehmen des Verfassers zu rechtfertigen, Sidney Smith, den bekannten englischen Admiral und Todfeind Napoleon's I., zum Helden eines dreibändigen Romans zu machen. Eine solche Rechtfertigung — Entschuldigung möchte ich sagen — verräth wenig guten Geschmack und scheint mir auch völlig zwecklos, denn jegliches Kunstwerk muß seine Rechtfertigung in sich selbst tragen, und wo sie fehlt, da wird jede von außen hergenommene Rechtfertigung gar leicht zur Anklage. Solche Anklage aber liegt in dem obenstehenden Citat; denn wenn wirklich Sir Sidney Smith's Leben „einem modernen Roman ähnlich ist" (ich kann die Richtigkeit dieses Ausspruchs nicht constatiren, da mir die hierzu nöthigen biographischen Detailkenntnisse fehlen), so ist Robert Springer diesem Romane entschieden aus dem Wege gegangen. Was er uns in seinem sogenannten historischen Romane von Sidney Smith mittheilt, beschränkt sich auf die Schilderung seines imponirenden Aeußern und auf eine sehr skizzenhafte Charakteristik seiner Individualität mit Namhaftmachung seiner wichtigsten Kriegsthaten und der hohen Auszeichnungen, deren er gewürdigt wurde. Das ist aber völlig unzureichend, unzureichend selbst für eine biographische Skizze, geschweige denn für einen historischen Roman, als dessen Mittelpunkt Sidney Smith gelten soll. Und doch hat der Verfasser mit Hülfe dieses unzureichenden Materials einen 900 Seiten starken Roman zu Stande gebracht, und man müßte in der That staunen

über solche Leistung, würde man nicht in einer Weise über das Wunder aufgeklärt, die Robert Springer als einen wenig vornehmen Romanschriftsteller kennzeichnet. Er trägt nämlich eine ganze Masse mit Sidney Smith's Leben und Thätigkeit absolut nicht in Zusammenhang stehenden historischen Materials in das Buch hinein und häuft so Druckbogen auf Druckbogen zu einem stattlichen Berge. Er schildert zum Beispiel ohne jeden Zweck, der für den Roman von Belang wäre, den Salon der Madame Recamier in Paris, den Zug Napoleon's durch die Wüste Sahara (drei Kapitel!), Carlton-House, das Palais des Prinzen von Wales sammt diesem Prinzen und seinen Maitressen; er bringt die Geschichte der Ehescheidung desselben und die seiner unglücklichen Gemahlin Karoline von Braunschweig, ja selbst ihr Leichenbegängniß hinein; er verirrt sich auf den Wiener Congreß und macht Anläufe, uns die dort versammelten Persönlichkeiten zu schildern, u. s. w. Mit einem Worte, er erzählt uns eine Menge längst bekannter Dinge aus der Zeitepoche, in welcher Sir Sidney Smith gelebt, und läßt hier und dort diesen seinen Helden auch auftauchen, ein Wort mitreden, einen Orden bekommen, einen Act der Großmuth ausüben, eine Flotte befehligen, and das nennt er dann „Sidney Smith, historischer Roman"! Historisch allerdings, viel zu viel trockene Historie sogar — aber Roman? Nicht daß ich wüßte! Nicht einmal eine Liaison knüpft Sir Sidney in dieser ganzen Zeit an (seiner Vermählung wird nur ganz flüchtig Erwähnung gethan), und das ist doch das Geringste, was das Publikum, für welches dieses Buch geschrieben zu sein scheint, von einem Roman erwartet. Also auch nach dieser Richtung hin ist das Buch unbefriedigend.

4. Der Hain der Nornen. Culturgeschichtliche Erzählung aus dem 8. Jahrhundert. Von E. A. Quitzmann. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1875. 8. 7 M. 50 Pf.

Diese „culturgeschichtliche" Erzählung, wie sie der Verfasser mit Fug und Recht nennt, bildet die dritte und letzte, für sich selbst aber völlig abgeschlossene Abtheilung eines größern Werks unter dem Gesammttitel „Götterwanderungen und Götterdämmerung". Die erste Abtheilung: „Isomara, die Priesterin der Eisa", schildert die heidnischen Celten im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung; die zweite: „Das Opfer der Hekate", die Römer des 3. Jahrhunderts, und die vorliegende dritte Abtheilung beschäftigt sich mit dem Untergang der Heidenzeit bei den Germanen im 8. Jahrhundert. Der Zusammenhang dieser drei Abtheilungen wird dadurch hergestellt, daß der Verfasser uns darin, „gestützt auf die Forschungen der vergleichenden Mythenkunde, die Wandelungen sich ablösender Gottheiten" im Laufe von Jahrhunderten zu schildern und klar zu entwickeln strebt. Das ist freilich eine Aufgabe, die nach meiner Ansicht streng wissenschaftliche Methode heischt und sich vermittels dreier in keinem sonstigen Zusammenhange stehenden Romane nicht ganz entsprechend lösen läßt. Indessen hat das Werk und speciell die uns vorliegende Abtheilung, „Der Hain der Nornen", auf welche wir hier des Nähern eingehen wollen, auch abgesehen von dem erwähnten gelehrten Ziele, unbestreitbaren Werth. Es wird uns nämlich darin der Untergang des Agilolfingischen Geschlechts mit Herzog Tassilo an der Spitze im ohnmächtigen Kampfe gegen Kaiser Karl's des Großen unersättliche Annexions- und Unterwerfungsgelüste und die Einverleibung des Baiernlandes in die karolingische Weltmonarchie geschildert. Diese Schilderungen, mit möglichster historischer Treue abgefaßt und nur leider an einzelnen Stellen in allzu gelehrte Auseinandersetzungen ausartend, erhalten einen düstern Hintergrund durch den alten Götzenhain, in dem die Hexe Wala — festhaltend an dem Glauben an ihre Altvordern — haust, während im Vordergrunde die beiden gewinnenden, mit echt deutschem Pinsel gemalten Gestalten: Hrodrudis, die Tochter Tassilo's, und der Jüngling Huasuni, uns freundlich anlächeln und in ihrer zarten halb unausgesprochenen Minne füreinander unendlich rührend erscheinen. Und welch reizende Lieder voll Naivetät und Ursprünglichkeit läßt Quitzmann die beiden zueinander sprechen, echte Minnelieder, die dem poetischen Können des Verfassers alle Ehre machen! Vortrefflich sind die einzelnen Gestalten, so namentlich die Karl's des Großen und Tassilo's gezeichnet: der eine, ein Welteroberer, rücksichtslos Menschen- und Völkerrechte zertretend, um, die Fahne civilisatorischer und volksbeglückender Tendenzen hochhaltend, über seine eigentliche Absicht: Befriedigung seiner Herrschsucht und seines unersättlichen Ehrgeizes, zu täuschen. Der andere, Tassilo, mild und friedlich gesinnt, wahrhaft bestrebt, für das Wohl seines Volks zu wirken, dessen angestammter Herrscher er ist, doch unfähig in jeder Richtung, der Vergewaltigung des Eroberers zu widerstehen, wenn auch das gute Recht auf seiner Seite ist. Prächtig sind auch die Mönche, deren Ländergier und Sucht nach Macht und Ansehen sie zu Bundesgenossen und eifrigen Förderern der Zwecke Karl's macht. Wir können das Werk, welches sowol den poetischen Sinn befriedigt, als auch einen tiefen Einblick in die politischen und socialen Zustände jener Zeit gestattet, wo ganz Deutschland zum ersten mal geeinigt ward durch „Blut und Eisen", aufs wärmste empfehlen.

Jetzt sind es ungefähr tausend Jahre, seit diese Einigung stattfand und Karl der Große sich vom Papste Leo III. zum römischen Kaiser krönen ließ, woraus sich die Päpste nachträglich eine Machtfülle und geistlich-weltliche Oberhoheit ableiteten und usurpirten, welcher selbst der römisch-deutsche Kaiser sich unterwerfen mußte. Und tausend Jahre haben sie mit mehr oder weniger Nachdruck diese usurpirte Macht ausgeübt; erst unserer Zeit ist es vorbehalten, die Kirche und ihre Häupter wieder auf ihr richtiges Terrain zurückzuführen und ihnen alle die usurpirten Rechte zu nehmen. Der Kampf droht ein harter zu werden, doch das neugeeinigte Deutschland braucht ihn nicht zu scheuen. Die ganze gebildete Welt, die Wissenschaft, die Kunst und die Literatur nehmen theil daran und das Feldgeschrei lautet, wie der Titel der folgenden Erzählung:

5. Es werde Licht. Eine Erzählung von Ernst Norden. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1875. 8. 6 M. 75 Pf.

Emancipation von der Vormundschaft der „alleinseligmachenden" Kirche und von dem Drucke des Gewissenszwangs in allen Lebensfragen, Anerkennung jeder, wenn auch noch so freisinnigen Religionsanschauung, sobald sie dem keiner Wandlung unterworfenen Gebote der allge-

meinen Menschenliebe entspricht, und energisches, ja rücksichtsloses Ankämpfen gegen die finstern Bestrebungen der Priesterkaste, welche kein Mittel scheut, „zur größern Ehre Gottes" die Menschheit zu vergewaltigen: das ist die Signatur unserer Zeit, das die Tendenz des vorliegenden Buchs, in dem uns in einem concreten, offenbar dem wirklichen Leben entlehnten Falle gezeigt wird, wie viel Unheil entsteht, wie edle Existenzen in ihrer menschenwürdigen Entwickelung bedroht, ja gänzlich zerstört werden, sobald der starre Glaubensfanatismus zur Richtschnur genommen wird in Beurtheilung dessen, was gut und böse, was erlaubt und Gott wohlgefällig ist und was verdammenswerth.

Der reiche Stadtrath Goerne in der altehrwürdigen, nur allzu katholischen Römerstadt Trier ist ein solcher in starrem Glaubensfanatismus grau gewordener, unter pfäffischem Terrorismus stehender Mann, welcher seine beiden Kinder, Wilhelm und Eva, zu eben solchen Menschen heranziehen will, wie er selbst und seine Gattin sind. Und darum schickt er seinen Sohn ins Jesuitencollegium, wo er im Glauben erstarken soll, und seine Tochter erhält von einem frommen Pater Confirmandenunterricht. Doch mitunter fällt der Apfel recht weit vom Stamme, und das soll der Stadtrath an seinen beiden Augäpfeln — denn er liebt seine Kinder wirklich und wahrhaftig — erfahren. Die Tochter findet wenig Geschmack an dem Unterricht des Paters und vergeht sich so weit, der Liebe zu einem protestantischen Offizier in ihrem Herzen Raum zu geben. Wilhelm aber wird, endlich dem Jesuitencollegium entronnen, ein Kirchenfeind, ein Religionshasser, ein Freigeist, und geht noch weiter: er liebt nicht nur eine Protestantin, die Tochter eines glaubenslosen, philosophischen Professors, er tritt sogar selbst zum protestantischen Glauben über. Das sind furchtbare Schläge, die den alten Katholiken treffen, und in vollständiger Verblendung entschließt er sich, den Kampf aufzunehmen und seiner religiösen Ueberzeugung das Wohl der Kinder zu opfern. Die Tochter erliegt in diesem Kampfe, der Sohn aber emancipirt sich von der väterlichen Vormundschaft und geht siegreich daraus hervor. Und sein Sieg wird ein vollständiger, indem der Stadtrath nach langem, für sein geliebtes Kind Eva allzu langem Kampfe endlich zur Erkenntniß seines schweren Unrechts gelangt und vollen Frieden mit seinem Fleisch und Blut zu machen beschließt. Er sagt:

> Ich bin ein alter knorriger Stamm, der seine Wurzeln in harten Felsengrund geschlagen hat. Nur mit meinem Leben vermöchte ich sie daraus zu lösen, und ich will es auch nicht, denn ich habe fest darauf gestanden mein Leben lang; aber meine Augen sind hellsehender geworden und ich fange an zu begreifen, daß es fruchtbarern Boden und sonnigere Plätze gibt als den, auf welchem ich gestanden, und will es fortan niemand, am wenigsten meinen eigenen Kindern verwehren und verargen, wenn sie sich nach ihrem Ermessen das Erdreich wählen, in welchem sie sich gedeihlich entfalten und ihre Kronen in den Himmel erheben zu können hoffen.

So ist's recht, und wir lernen den alten trockenen Herrn, den wir die ganze Zeit her nicht mochten, am Schluß der Erzählung noch liebgewinnen und fühlen Mitleid mit ihm, da er seine Eva zu Grabe trägt und sich sagen muß: Ich selbst habe sie gemordet!

Die Verfasserin — denn daß sich hinter dem Pseudonym Ernst Norden eine Dame verbirgt, ist kaum zweifelhaft — entwickelt in dieser Erzählung ein sehr hübsches Talent der Darstellung, Schilderung und Charakteristik, klare, gesunde Lebensanschauungen und poetischen Sinn; und wenn wir auch noch auf einige Schwächen in der Erfindung und Composition stoßen, so sind das eben Fehler, die in andern Arbeiten, zu denen wir die Verfasserin gern ermuntern, sich vermeiden lassen. Das vorliegende Buch aber möchten wir, allen Ernstes, viel eher Vätern als Kindern empfehlen. Es enthält einige Lehren, die von absolutistisch angekränkelten Aeltern entschieden beherzigt werden sollten.

6. Aus Langeweile. Roman von F. Henkel. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1875. 8. 6 M.
7. Sibylle. Roman von K. Adelbert. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1875. 8. 6 M.

Diese beiden Romane, zu gleicher Zeit in ein und demselben Verlage erschienen, haben seltsamerweise auch eine stoffliche Verwandtschaft: es sind Künstlerromane, wenn auch nicht im eminenten Sinne dieses Wortes, so doch insoweit, als uns darin die Lebensschicksale zweier Mädchen erzählt werden, welche, theils einem innern Triebe folgend, theils durch die äußern Verhältnisse dahingedrängt, die Künstlerlaufbahn betreten. Diese Aehnlichkeit geht aber noch weiter. Beide wählen das dramatische, das tragische Fach und erringen sich eine Fülle von Lorberkränzen; jede findet eine vornehme, aber egoistische Beschützerin und einen Director, der ihr Streben fördert und sich ihrer Triumphe freut; jede trägt eine heiße Jugendliebe im Herzen, die sie auf dem schlüpfrigen Pfade und im verführerischen Halbdunkel der Coulissen vor dem Fallen schützt, und jede von ihnen läßt sich endlich, nachdem sie infolge tragischer Ereignisse der Kunst Lebewohl gesagt hat, von diesem Jugendgeliebten zum Altar führen. Mit diesen allerdings auffallend zahlreichen stofflichen Aehnlichkeiten, denen man Originalität absolut nicht nachrühmen kann, ist es aber auch abgethan. Denn in der Ausführung kommen die dichterischen Individualitäten der beiden Verfasser Henkel und Adelbert zur Geltung, und diese sind grundverschieden. Henkel erzählt ohne jeden Aufwand äußerer Mittel, schlicht und einfach, mit großer Gewissenhaftigkeit in der psychologischen Entwickelung und Motivirung, mit dem sichtlichen Bestreben klar und deutlich zu sein, Sprünge vermeidend, die Grenzen seines Talents nirgends überschreitend, seiner Heldin unsere Sympathien vom Anfang bis zum Ende und damit seinem Werke, das mehr Novelle als Roman ist, unser lebhaftes Interesse bewahrend. Und diese Heldin Lili selbst, wie liebenswürdig, wie wahr, wie herzenswarm tritt sie uns entgegen, und wie versteht es der Dichter, uns an ihr Talent glauben zu machen, daß wir uns ihrer Triumphe mit freuen, ohne ihr jenen vielverbrauchten, gewöhnlich der Natur nicht abgelauschten dämonischen Zug aufzupfropfen, der vielfach als charakteristisches Attribut der tragischen Schauspielerin und überhaupt aller Künstler betrachtet wird! Kurz gesagt: Henkel's Wollen ist mit seinem Können im Einklang, wodurch er an und für sich schon einen harmonischen Eindruck erzielt, und dabei huldigt er dem Principe edler Einfachheit —

auch im Stile —, mit welchem in jeder Kunst die höchsten Erfolge errungen werden.

Nicht so Adelbert. Er arbeitet mit großen Mitteln, er läßt eine Unmasse von überflüssigen Personen in die Handlung hineinspielen, er versucht sich in imposanten Schilderungen der rebellischen Natur, des rebellischen Menschenherzens. Er schleppt uns aus den nordischen Gewässern hinab zum Comersee, dann nach Rabena, nach Paris und wieder nach Rabena, und endlich zurück ins nordische Land. Er läßt ein Irrenhaus abbrennen, einen Dichter aus Liebe zu Sibylle wahnsinnig, einen Offizier aus gleichem Grunde zum Verräther werden, und was sonst noch grobe Nerven afficiren kann. Dabei aber versteht er nicht zu charakterisiren; namentlich seine Heldin ist ein Unding in dieser Beziehung und stößt uns mit ihrem, weiß Gott woher geholten Dämonismus, der sie zu wahren Nichtswürdigkeiten verleitet, geradezu ab. Und was das Allerschlimmste: er versteht nicht zu componiren, nicht zu erzählen. Im ersten Bande geht es noch an, der zweite Band aber mit seiner Häufung von Ereignissen und seiner Unklarheit in der Darstellung ist kaum genießbar. Es kommt noch hinzu, daß der Verfasser, um uns über den Zeitverlauf aufzuklären, zu dem ganz rohen Mittel greift, fast in jedem Kapitel zu sagen, wieviel Zeit seit dem letzten Kapitel verstrichen ist: zwei Jahre — zehn Monate — ein Jahr später — Frühling — Monate sind verflossen — volle zweimal zwölf Monde sind vorübergerollt u. s. w., man könnte Methusalem werden dabei! Wie alt Sibylle geworden ist, weiß ich nicht, aber nach ungefährer Berechnung führt der arme Bräutigam Joachim sie als stark vorgerückte Dreißigerin ins eheliche Gemach ein.

Ob Adelbert Talent hat? Vielleicht. Aber jedenfalls muß er viel lernen, ehe er wieder mit einer Arbeit vor die Oeffentlichkeit treten darf.

8. Auf schwankem Grunde. Aus dem Tagebuche eines Verbummelten. Von Maximilian Bern. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1875. Gr. 16. 20 Pf.

Lesern, welche sich für die Geistesproducte junger aufstrebender Talente interessiren, möchten wir die vorliegende, in Tagebuchform geschriebene Novelle angelegentlichst empfohlen haben, da diese Arbeit trotz zahlreicher Mängel berechtigten Anspruch auf Beachtung erheben darf. Der junge Autor, ein Kleinrusse von Geburt, doch deutsch erzogen, schildert uns darin (absonderlich genug) die Neigung eines im besten Mannesalter stehenden Grafen zu einer Seiltänzerin und den tragischen Ausgang dieses unnatürlichen Verhältnisses: unnatürlich nicht darum, weil der Unterschied der Stände eine unübersteigliche Scheidewand zwischen diesen beiden Menschen zieht, sondern weil der Graf, geistig verkommen, bis zur Apathie blasirt und daher keiner lebensvollen, frisch aus dem Herzen quellenden Liebe mehr fähig ist, und daher auch nicht den seelischen Ansprüchen Genüge leisten kann, die ein so junges, ursprüngliches und wild aufgewachsenes Geschöpf wie seine Natalie unwillkürlich machen muß. Wir finden es daher auch ganz natürlich — sobald wir das psychologische Problem als solches ins Auge fassen, ohne uns durch die Mängel in der Charakterzeichnung Bern's irre machen zu lassen —, daß Natalie endlich ihres blasirten Verehrers müde wird und wieder in die väterliche Seiltänzerhütte zurückkehrt.

Der tragische Schluß, in welchem der Selbstmord Nataliens angedeutet, wenn auch nicht positiv ausgesprochen wird, indem dieselbe vor den Augen des Grafen vom Seile stürzt, scheint uns hingegen nicht ganz berechtigt, zumal auch dies nicht im Stande ist, den blasirten Helden der Geschichte aus seiner grau in grau geschilderten Apathie herauszureißen. Diese Schilderung des Gemüthszustandes Alfred's muß in der That ein verzweifeltes Meisterstück genannt werden, und uns will ordentlich bange werden, wenn wir bedenken, daß derjenige, der sich solche Aufgabe gestellt, der solches Meisterstück geliefert hat, eigentlich noch ein Jüngling ist. Wir haben es da geradezu mit einem psychologischen Räthsel zu thun, und möchten nur wünschen, daß es dem Verfasser gelungen wäre, den giftigen Melthau, der offenbar auch auf seinem Gemüthe, auf seiner Seele lagert, durch Abfassung dieser Novelle von dort zu entfernen: denn daß dieses Buch ebenso nur eine Krankheitsgeschichte ist wie Goethe's „Werther" und andere in der Zeit geistiger und seelischer Entwickelung abgefaßte Schriften, unterliegt für uns keinem Zweifel. So viel des Zutreffenden, dem subjectiven Empfinden Abgelauschten in der Charakterzeichnung des Grafen Alfred einerseits zu finden ist, so vermochte der Verfasser andererseits durchaus nicht, die Wesenheit und Eigenthümlichkeit eines Geschöpfs, wie Natalie eins sein soll, auch nur annähernd richtig zu entwickeln und darzustellen. Das Mädchen, welches er uns vorführt, ist durch und durch gebildet, ja bis zu einem gewissen Grade überbildet, sie spricht und schreibt gewandt und stilvoll, entwickelt Ansichten, die auf philosophische Studien und auf scharfe Beobachtung von Natur und Menschen hinweisen, und ist von einer überraschenden Feinfühligkeit und Empfindlichkeit. Von einer Zigeunernatur und allem, was drum und dran hängt, keine Spur, einige Aeußerlichkeiten abgerechnet.

Als Bern diesen Charakter gezeichnet, hat er offenbar ein ganz anderes Individuum vor Augen gehabt und unwillkürlich immer in die falschen Farbentöpfe gegriffen. Doch das thut nichts. Er hat unbedingt ein interessantes Buch geschaffen, und der Fleiß, welchen er darauf verwendete und welcher in der stilistischen Gefeiltheit und in dem Bestreben, bei Schilderung der Landschaft sowie der Umgebung die prägnantesten Ausdrücke zu gebrauchen und ja recht anschaulich zu sein, besonders sichtbar wird, lassen uns noch manches Product von Bedeutung aus seiner Feder erwarten, vorausgesetzt daß sein Fleiß derselbe bleibt und er sich entsprechend ent- und aus seiner gegenwärtigen Verpuppung herauswickelt.

Oskar Welten.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Die dramatische Kunst hat jetzt an fast allen großen Theatern Ferien; indeß sind in Bezug auf die Bühnenleitungen selbst allerlei Veränderungen vorgegangen oder in Aussicht.

Das wiener Stadttheater, dessen ferneres Bestehen jetzt durch die Opferfreudigkeit der Actionäre gesichert ist, wird noch einmal unter der Aegide des Directionsveteranen Heinrich Laube sein Glück versuchen. Der unermüdliche fast siebzigjährige Steuermann unternimmt es, das Theaterschiff, das schon einmal Havarie gelitten hat, wieder auf hohe See zu bringen. Ohne Frage bleibt dem Theater damit die Richtung auf das höhere Drama hin gewahrt, und eine solche Concurrenz wird der literarischen und auch der dichterischen Production immer förderlich sein, da das Burgtheater nicht blos aus dieser oder jener conventionellen Rücksicht, sondern auch schon infolge der unvermeidlichen Beschränkung auf eine bestimmte Zahl von Novitäten nicht der schöpferischen Thätigkeit der Dramatiker vollständig gerecht werden kann.

In Leipzig ist inzwischen wiederum eine wichtige Principienfrage des deutschen Theaterwesens offenbar zu Ungunsten einer idealen Entwickelung dramatischer Kunst entschieden worden. Der Stadtrath hatte die Gutachten von Sachverständigen eingeholt darüber, ob die Selbstverwaltung des leipziger Theaters der fernern Verpachtung, nach Ablauf des Pachtvertrags mit Friedrich Haase, vorzuziehen sei. Die fünf Gutachten, von denen eins von Eduard Devrient und ein anderes von Gustav Freytag verfaßt war, lauteten einstimmig zu Gunsten der städtischen Verwaltung. Ohne Frage hat ein von einer großen Stadt selbst verwaltetes oder durch einen Intendanten geleitetes Theater weit mehr Anwartschaft darauf, ein Bildungsinstitut im höhern Sinne des Worts zu sein, als eine Pachtbühne, bei welcher es ganz dem Zufall überlassen bleibt, inwieweit der Pächter künstlerischen Intentionen huldigen will. Die letzten sieben Jahre haben so glänzende pecuniäre Erträge für die leipziger Theaterleitungen constatirt, daß mit dem Verzicht auf Ueberschüsse und mit der Verwendung der etwa erzielten Mehreinnahmen für die künstlerische Vervollkommnung des Instituts sich wol eine Förderung dramatischer Kunst erzielen ließe. Alle diese Vortheile wurden in den Gutachten der Sachverständigen mit Scharfsinn und Wärme hervorgehoben.

Die Gegenpartei betonte besonders die allerdings nicht fortzuleugnende Möglichkeit eines Deficits, wodurch eine Belastung auch der ärmern Volksklassen entstehe, für welche das Theater nicht zugänglich sei; ferner die Steigerung der Ansprüche der Gagen, die Vertheuerung aller Anschaffungen, die mit einer städtischen Verwaltung nothwendig verbunden sei. Man hob auch besonders die schwierige Stellung der städtischen Behörden hervor, welche einerseits für die künstlerische Haltung der Bühne verantwortlich gemacht würden, andererseits aber in die artistischen Befugnisse der Intendanz nicht eingreifen dürften, ohne die Selbständigkeit derselben zu gefährden. Daß die letztere von hoher Wichtigkeit sei, ist gewiß nicht in Abrede zu stellen; wenn eine vielköpfige Magistratur das Recht hätte, auch ihre mannichfachen künstlerischen Anschauungen zur Geltung zu bringen, wenn für misvergnügte Schauspieler und Schauspielerinnen eine höhere Instanz geschaffen würde, wenn für die Besetzung der Rollen, für die Auswahl der Stücke, für die Bedingungen der Engagements von den Rathsbureaux Ordres ertheilt würden, so wäre das Unternehmen von Hause aus todtgeboren gewesen. Wol darf man indeß annehmen, daß von beiden Seiten das richtige Verständniß der Lage und der gute Wille diese Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt hätte.

In dem leipziger Stadtrath entschied sich eine, wenn auch schwache Majorität für die Uebernahme der städtischen Verwaltung; dagegen wurde dieselbe bei den Stadtverordneten, welche in dieser wesentlich finanziellen Frage eine entscheidende Stimme haben, mit großer Mehrheit abgelehnt, sodaß also nicht einmal der Versuch mit einem „städtischen Theater" gemacht wird, das diesen Namen in der That verdient. In Hamburg, wo das Stadttheater zugleich ein Staatstheater wäre, wurde von dem Senat vor Jahren ebenfalls der Versuch gemacht, ein solches zu begründen; doch auch hier trat die Bürgerschaft der Initiative des Senats entgegen. Hatte ja doch auch der Reichstag das Princip der Gewerbefreiheit auf die Kunst übertragen und die Theaterfreiheit in einen Paragraphen mit der Schankfreiheit zusammengesperrt! Es ist dies einmal die Richtung der Zeit. Wie verlautet, sollen auch die annectirten Hoftheater von Hannover, Kassel und Wiesbaden in Pacht gegeben werden.

Wer von der Ansicht ausgeht, daß die Kunst eine öffentliche Angelegenheit und keine Sache der Privatspeculation ist, also auch nie in die Kategorie der „Gewerbefreiheit" gebracht werden kann, wer die hellenische Kunstpflege durch die Gemeinwesen, sei es Staat oder Stadt, die dort meistens zusammenfielen, als das Ideal der künstlerischen Organisation betrachtet: der wird in allen diesen Vorgängen eine für die Entwickelung des Theaters ungünstige Constellation erblicken.

— Dem Vernehmen nach werden von seiten des wiener Hofburg- und Hofopferntheaters im Laufe der nächsten Saison combinirte Aufführungen Shakspeare'scher Dramen stattfinden und zwar zweier Shakspeare-Stücke, die in mehr opernhafter Gestalt mit glänzender Ausstattung und Musikbegleitung auf deutschen Bühnen heimisch geworden sind: „Sturm" und „Sommernachtstraum", ebenso auch die Sophokles'schen Dramen „Antigone" und „Oedipus von Kolonos". Das Zusammenwirken der hervorragendsten Kräfte und Hülfsmittel beider Institute wird der Classicität in Wien neue Triumphe bereiten. Das Versuchsfeld für derartige Aufführungen, welches bisher die kleinen Hoftheater waren, ist nun mitten in die große Weltstadt selbst verlegt.

— Der poeta laureatus Englands, der Hoflyriker Tennyson, hat ein Drama: „Queen Mary", vollendet, welches in den englischen Blättern sehr günstig besprochen wird; die „Times" sagt sogar, sie wisse in der englischen Literatur nach Shakspeare kein Gedicht zu nennen, in dem das Feuer des Dramas so brenne wie in Tennyson's „Queen Mary".

— Richard Wagner's „Lohengrin" bürgert sich in England ganz ein; er ist in London sowol am Coventgarten- wie am Drurylanetheater mit sehr günstigem Erfolg gegeben worden. Die Aufführung der Oper am 12. Juni am Drurylanetheater war nach dem „Athenaeum" in Bezug auf äußere Demonstrationen in der That ein Triumph zu nennen, welchen die Zeitschrift zum Theil den zahlreichen Deutschen, die in London anwesend sind, und ihrem Verhalten während der Aufführung zuschreiben will. „Nichts", sagt das „Athenaeum", „war vernachlässigt worden, um den Erfolg zu sichern. Die prächtige mise en scène, die glänzenden Costüme übten einen großen Einfluß aus auf alle, für welche das Auge mehr ist als das Ohr. Solch eine Wald- und Flußdecoration wie diejenige von M. Bearly in den ersten und letzten Scenen der Oper ist noch nie übertroffen worden, und im zweiten Act das Bild von Antwerpen, wie es im 10. Jahrhundert war, würde Archäologen zufriedenstellen. Insoweit kann Berlin, wo die scenischen Arrangements vielleicht denjenigen jeder andern europäischen Hauptstadt, die große Oper in Paris nicht ausgenommen, überlegen sind, wie die mise en scène der Meyerbeer'schen Opern beweist, nur wenig Vorzüge vor der Darstellung «Lohengrin's» auf der Bühne der Oper Ihrer Majestät in Anspruch nehmen. Was aber das musikalische Ensemble betrifft, so sind wir nach wie vor der Meinung, daß, um dem Publikum ein unbefangenes Urtheil über Wagner's Operntheorien zu verschaffen, seine Werke zuerst von deutschen Sängern hätten dargestellt werden müssen. Das Gleiche beziehen wir nicht auf das Orchester, denn niemals waren die Vorspiele zum ersten Act, die Introductionen zum zweiten und dritten und die ganze begleitende Musik mit größerer Vollkommenheit executirt worden, als bei der letzten Aufführung. Das innere Leben der scharfsinnigen und gewandten Composition kam mit bewundernswerther Genauigkeit zur Geltung.... Doch obschon

wir den Choristen, welche in Partien mitzuwirken hatten, die ihrer gewöhnlichen Musik so total entgegengesetzt sind wie die mehr declamatorischen Stellen, schuldige Anerkennung zollen, und obschon sie stets erfolgreich waren, wenn sie Chorgesänge von Meyerbeer's und Weber's Compositionsweise zu executiren hatten, so hindert doch der italienische Text die Sänger, jenen pointirten, scharfmarkirten Rhythmus zur Geltung zu bringen, in dem die Deutschen sich auszeichnen. Niemals wird bei uns die Musik, die dem Chor im «Lohengrin» zufällt, durchaus streng nach der Vorschrift des Componisten gesungen werden. Betrachten wir die Darstellung der Hauptcharaktere in «Lohengrin» vom Standpunkte des Gesanges, so war ihre Auffassung die energischste, die wir in «Lohengrin» gehört hätten. Die Titelrolle wurde von Signor Campanini bewundernswerth gesungen, dessen Kraft von der ersten Note bis zur letzten aushielt.... Dagegen steht sein Spiel weit hinter dem eines Niemann oder Nachbaur zurück.... Die Elsa der Madame Nilsson steht in gleicher Linie mit ihrer Margharita: da ist derselbe träumerische Reiz, die gleiche Vollkommenheit der Phrasirung, das gleiche Pathos, dieselbe Leidenschaft. Unübertrefflich ist ihr Spiel, ihre Vocalisation, wenn sie im Zustande des Somnambulismus die Annäherung des Geliebten schildert. Durchaus dramatisch ist die Brautscene, in welcher sie Lohengrin sein Geheimniß abzuschmeicheln sucht, und ihre Verzweiflung über den Erfolg, den ihre Neugierde davonträgt." Auch die andern Darsteller werden vom „Athenaeum" mit Wärme anerkannt, ebenso finden die ketzerischen Striche, mit denen Signor de la Costa in der Wagner'schen Musik gewüthet hat, die Zustimmung des Kritikers. Zum Schluß erkennt derselbe an, daß die Werke Wagner's diejenigen seiner Vorgänger und der andern lebenden Componisten für die Opernbühne überragen.

— Von neuen Stücken, welche für die nächste Saison angekündigt werden, erwähnen wir: das bereits in Königsberg mit Beifall aufgeführte Schauspiel von Ernst Wichert: „Die Frau für die Welt", das Trauerspiel „Nero" von Adolf Wilbrandt, „Markgraf Rüdeger von Bechelaren" von Felix Dahn, „Parisina" von S. Mosenthal, „Atho der Priesterkönig" von Guido Mosing. Die Dramen von Wilbrandt, Mosenthal und Mosing sind an der Burg zur Aufführung angenommen.

Bibliographie.

Albert, R., Spinoza's Lehre über die Existenz Einer Substanz. Dresden, Pierson. Gr. 8. 1 M.

Becker, Heerwesen und Soldatenleben der Deutschen zur Zeit des 30jährigen Krieges. Vortrag. Carlsruhe, Müller. Gr. 8. 60 Pf.

Deecke, W., Corssen und die Sprache der Etrusker. Eine Kritik. Stuttgart, Heitz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Derfflinger, G. Freih. v., Biographische Skizze. Beitrag zur zweiten Secular-Feier des Sieges bei Fehrbellin. Berlin, Militaria. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Erdmann, J. E., Rede zur Saecularfeier Friedrich Wilhelm III. nebst drei andern akademischen Reden. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Fortlage, K., Beiträge zur Psychologie als Wissenschaft aus Speculation und Erfahrung. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Ein Frauen-Herz. Roman vom Verfasser der „Christine" etc. (Is. del Sotto.) Wien, Gerold's Sohn. 1874. Gr. 8. 6 M.

Frölich, H., Knospen und Blüthen. Gedichte. Stuttgart, Kupfer. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Gauvain, H. v., Weckruf zur ächten Opposition. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 2 M.

Geiger's, A., nachgelassene Schriften. Herausgegeben von L. Geiger. 5 Bde. Berlin, Gerschel. Gr. 8. 35 M.

Der Geisterbeschwörer oder vom Tode auferstanden. Romantisch-historische Erzählung aus der neueren Zeit von D. v. K. 1ste u. 2te Lfg. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. à 40 Pf.

Geyersburg, C. H. v., Meine Reise in den Caucasus in den Jahren 1871 und 1872. Mit einem Vorwort von C. F. Ledderhose. Mannheim, Schneider. 8. 2 M.

Girschner, W., Deutschlands große Kaiserzeit. Lebensbilder der deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis zum letzten Hohenstaufen. Für Schule und Haus. 1ster Bd. Erfurt, Stenger. Gr. 8. 3 M.

Goltz, T. v. der, Das Wesen und die Bedeutung der deutschen Socialdemokratie. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 1 M.

Grill, J., Die Erzväter der Menschheit. Ein Beitrag zur Grundlegung einer hebräischen Alterthumswissenschaft. 1ste Abth.: Zur Methode der urgeschichtlichen Forschung. Die ersten Menschen. Leipzig, Fues. Gr. 8. 7 M.

Grueber, B., Die Elemente der Kunstthätigkeit erläutert. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Gschwind, P., Die Priesterehe und der Cölibatszwang. Aarau, Sauerländer. Gr. 16. 1 M. 80 Pf.

Habicht, L., Schein und Sein. Roman. 5 Bde. Jena, Costenoble. 8. 18 M.

Hafner, T., Der deutsch-französische Krieg 1870—71 in Liedern. Der deutschen Jugend gewidmet. Nördlingen, Beck. Gr. 16. 21 Pf.

Hartung, G., Philosophie und Naturwissenschaft in ihrer Bedeutung für die Erkenntniss der Welt. Leipzig, J. W. Krüger. Gr. 8. 1 M.

Hertling, G. Freih. v., Ueber die Grenzen der mechanischen Naturerklärung. Zur Widerlegung der materialistischen Weltansicht. Bonn, Weber. Gr. 8. 3 M.

Heyse, G., Zur Geschichte der Brockenreisen. 4te vermehrte Ausgabe. Nebst einem Anhang: Uebersicht der Brocken-Literatur. Aschersleben, Schnock. 8. 1 M.

Hildebrand, J., Die Grundlinien der Vernunftreligion Kants. Cleve, Char. Gr. 8. 1 M.

Hofmann, F., Drei Kämpfer. Festspiel zum deutschen National-Siegesfest am 2. September. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 16. 60 Pf.

Janssen, J., Zeit- und Lebensbilder. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 6 M.

Jókai, M., Mein, Dein, Sein. Roman. Deutsche, autorisirte Original-Ausgabe. 5 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Kanitz, F., Donau-Bulgarien und der Balkan. Historisch-geographisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1860—1875. 1ster Bd. Leipzig, Fries. Lex.-8. 15 M.

Kastner, L., Martin Deutinger's Leben und Schriften. Beitrag zur Reform der Philosophie und Theologie. 1ster Bd. München, Lindauer. Lex.-8. 15 M.

Kastropp, G., Helene. Ein Trauerspiel. Weimar, Kühn. 8. 1 M.

Kowalzig, F., Ueber Bestrafung des Arbeitsvertragsbruches und über Gewerbegerichte. Umschau und Kritik. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 80 Pf.

Der Krieg 1870—1871. 5te Abth.: Die Cernirungs-Operationen bei Metz. Kritische Beleuchtung der militärischen und politischen Ereignisse bis zur Schlacht bei Noisseville (Ste. Barbe) im Allgemeinen und bis zur Waffenstreckung der französischen Armee im Besonderen. Nach den Prozessakten Bazaine's und anderen officiellen Schriften von J. N(osinich). Teschen, Prochaska. Gr. 8. 8 M.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes. 1ster Thl.: Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. 8tes Heft: Die Schlacht bei Sedan. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 5 M.

Krüer, W., Porta Westphalica und der Wedegenstein, Minden, Eilsen und Oeynhausen. Romantisch-historische Skizze. Minden, Hufeland. 8. 60 Pf.

Leublfing, T. Graf v., Wanderungen im westlichen Russland. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 3 M. 60 Pf.

Lorm, H., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Hamburg, Richter. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Loserth, J., Studien zu böhmischen Geschichtsquellen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 60 Pf.

Meischeider, E., Besitz und Besitzschutz. Studien über alte Probleme. 1stes Heft. Berlin, Vahlen. Gr. 8. 4 M.

Mitford, A. B., Geschichten aus Alt-Japan. Aus dem Englischen übersetzt von J. G. Kohl. 2 Bde. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Oscar II., König von Schweden und Norwegen, Carl XII. als König, Krieger und Mensch. Ein Lebensbild. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Biographie versehen von E. J. Jonas. 2te Aufl. Berlin, Imme. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Pape, J., Gedichte. 3te bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. 3 M.

Pejacsevich, G. J. N., Das Papstthum und der Rechtsstaat. Aus civilisatorischem Gesichtspunkte beurtheilt. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Polek, J. B., Australien. Ein Natur- und Culturbild. Wien, Weiske u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Riemann, H., Ueber das musikalische Hören. Dissertation. Leipzig. 1874. 8. 1 M.

Schaeffer, J., Die Breslauer Singakademie. Ihre Stiftung, weitere Entwickelung und Thätigkeit in den ersten 50 Jahren ihres Bestehens. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 1 M.

Schierenberg, G. A. B., Deutschlands Olympia (Secretiora Germaniae) oder: Vom Gottesgericht über Roms Sieggötter! Vermuthungen und Untersuchungen über die deutsche Götter- und Heldensage, die wahre Heimath der Eddalieder, ihren Ursprung und ihre Bedeutung. Frankfurt a. M., Jaeger. Gr. 8. 5 M.

Schultess, F., Platonische Forschungen. Bonn, Weber. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schulz, R., Sophie. Eine Erzählung vom Rigaer Strande. Leipzig, Bidder. 8. 3 M.

Schwartz, P., Kurland im 13. Jahrhundert bis zum Regierungsantritt Bischof Emund's v. Werd. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 2 M.

Stein, L. v., Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie. Nach einem Vortrage in der Lesehalle der deutschen Studenten in Wien. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 M.

Steub, L., Kleinere Schriften. 4ter Bd.: Altbayerische Miscellen. Stuttgart, Cotta. 8. 5 M.

Taubert, E., Am Fuße des Ortler. Die Kriegskameraden. Der Irre. Drei Novellen. Berlin, Vahlen. 8. 6 M.

Viehoff, H., Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke, auf der Grundlage der Karl Hoffmeister'schen Schriften neu bearbeitet. 3 Thle. in 1 Bd. Stuttgart, Conradi. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Das alte Wien meiner Jugend und das 25ste Regierungsjahr des Kaisers und Königs Franz Joseph I. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 M.

Wilckens, C. F., Züge aus Thorvaldsens Künstler- und Umgangsleben. Nach der 2ten dänischen Ausgabe von T. Schorn. Kopenhagen, Salmonsen. 8. 2 M. 50 Pf.

Zermelo, T., August Ludwig Schlözer, ein Publicist im alten Reich. Berlin, Weber. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 30. —— 22. Juli 1875.

Neue Dramen.

1. Polo und Francesca. Trauerspiel in fünf Acten von Hans Koester. Zweite Auflage. Breslau, Hoffmann. 1874. 8. 3 M.

Die zweite Auflage eines Trauerspiels darf heute für ein Ereigniß gelten. Der Buchhandel befaßt sich überhaupt ungern mit diesem Artikel, und der Autor, der einmal auf seine Kosten drucken ließ, pflegt für das Vergnügen, eine zweite Auflage ankündigen zu lassen, nicht mehr so opferfreudig zu sein. Um so erfreulicher, wenn eine solche erscheint und — zu erscheinen verdient. Jedenfalls gehört das vorliegende Drama zu den poetischen Werken, die auf Beachtung der Bühnen und des Publikums Anspruch haben, auch wenn es nicht allen Anforderungen der strengen Kritik genügt und insofern veraltet ist, als es in seiner ganzen Conception den deutlichen Einfluß der romantischen Schule zeigt. Die Handlung ist, wennschon sie sich an historische Vorgänge und Dante's fünften Gesang der „Hölle" anlehnt, frei erfunden. Guido Polenta, Herr zu Ravenna, hat in schon vorgerückten Jahren zum zweiten mal geheirathet; Helena, nicht durch Liebe an ihn gefesselt, sinnlich und intriguant, haßt seine Tochter erster Ehe, Francesca, sie sucht das gute Verhältniß zwischen ihr und dem Vater zu lockern und ersinnt bei günstiger Gelegenheit einen teuflischen Plan, um sich von ihr zu befreien und sie zu verderben. Helene liebt Polo, den Bruder des Herrn zu Rimini, Lanciotto Malatesta, und läßt sich bei einem Ueberfall ihres Gatten fast unter den Mauern von Ravenna von demselben entführen. Zwischen den Polenta und Malatesta herrscht eine uralte Fehde. Als nun Guido, halb toll über den Verlust seines geliebten jungen Weibes, seinen Vertrauten Antonio, der freilich ein arger Spitzbube ist, zu Lanciotto abschickt, um ihm ein beliebig hohes Lösegeld zu bieten, weiß Helena selbst dessen Annahme zu hindern. Unter dem Vorwande, daß der Vorfall zu einem ewigen Friedensschluß benutzt werden müsse, schmeichelt sie dem misgestalteten Lanciotto mit der Hoffnung, er werde Francesca zur Frau gewinnen können, wenn er ihre Auslieferung an diese Bedingung knüpfe:

Lanciotto muß Francesca frein! — Ich räche
An ihrem Vater den verlornen Traum —
Mög' sie's — mög' sie's an ihm! — Das Mittel finden
Wird sie das Herz zu jener Stunde lehren,
Wo wildster Qualen Lust und Leid ihr künden:
Was Lieben heißt — und liebendes Entbehren!

Damit schließt der erste Act. Die Exposition ist vielversprechend — vielleicht verspricht sie zu viel. Insofern gewiß, als Helena hier die Hauptrolle hat und dann im Drama selbst kaum noch in Betracht kommt. Lanciotto, von Leidenschaft gestachelt, aber zugleich voll gerechten Mistrauens gegen seine Befähigung Liebe erwecken zu können, entschließt sich zwar um Francesca zu werben, will aber dabei sicher gehen und beauftragt mit der Werbung seinen Bruder Polo:

Doch so — versteh mich recht — daß du mir deine
Gestalt verlehnst und ich dir meinen Namen.

Das ist ein Lustspielmotiv und mit Glück z. B. von der Prinzessin Amalie wiederholt verwendet. Hier freilich soll nicht nur eine Probe angestellt, sondern der Betrug so durchgeführt werden, daß Polo, ohne daß Francesca es merkt, die Ehe in Vollmacht seines Bruders abschließt. Nach einigem Weigern geht derselbe auf diesen Plan ein; schlimmer ist, daß er ihn durchführt, obgleich es ihm rasch zur Gewißheit wird, daß Francesca ihn liebt und daß er sie liebt. Beide haben, wie wir erfahren, einander schon vor Jahren einmal gesehen und seitdem eine stille Neigung festgehalten. Um so gemeiner ist Polo's Verrath an dem ahnungslosen, ihm im dritten Acte schon ganz ergebenen Weibe. Der vierte bringt dann die Katastrophe. Nun Polo seinem Bruder Wort gehalten hat, will er ihm doch Francesca's Besitz streitig machen. Es kommt zum Kampf, den sie selbst durch ihr Dazwischen-

treten unterbricht. Sie erfährt jetzt die schreckliche Wahrheit, daß sie Lanciotto's Weib ist, durch den Geliebten dazu gemacht, dem sie doch nicht fluchen kann:

So liebt' ich dich, wie sich am Abendhimmel
Ein Sternlein wiegt und grüßend auf dich schaut;
Wie sich das Saatkorn spaltet und die Arme,
In Sehnsucht offen, aus dem dunkeln Schos
Der Sonn' entgegenstreckt: so liebt' ich dich —
Und du verriethest mich! — Vollende denn,
Zerr' mich zu Füßen ihm und lach' dazu,
Wenn, brechend schon, dich noch mein Auge sucht!

Lanciotto erkennt mit Entsetzen das Unheil, das seine Lüge, angerichtet hat; aber Francesca ist nun doch sein Weib, und sein Recht an sie will er nicht an Polo abtreten. Die Liebenden selbst scheuen, in ihrer leidenschaftlichen Zuneigung alles außer sich vergessend, vor dem Ehebruch nicht zurück: Lanciotto überrascht sie, zückt das Schwert auf seinen Bruder und trifft Francesca, die ihre Brust dem Streiche bietet. Polo tödtet sich selbst.

Unsere Theilnahme für das unglückliche Weib würde bis zum Schluß stärker sein, wenn uns Polo weniger erbärmlich erscheinen dürfte. Er ist der Liebe Francesca's nicht werth, selbst nicht ihres schwachherzigen Verzeihens, und so verliert denn auch der Ausgang die Wucht des Tragischen und damit die erschütternde Wirkung, auf die wir Anspruch haben. Daß Antonio, der Helena nach Ravenna zurückführt, seines Herrn Weib ermordet, weil seine Liebe unerhört bleibt, und daß Lanciotto seines Bruders alten Waffenmeister ersticht, der den Narren in der romantischen Tragödie zu spielen und nichts verschuldet hat, sind Zuthaten, die nur zerstreuen. Ebenso ist die Mischung von Ernst und Scherz, die durch das Drama, entsprechend seinen Vorbildern, hindurchgeht, nicht immer glücklich: unsere Verstimmung ist der Humor davon. Auf die tiefe Wehmuth, die uns ergreift, wenn wir Dante's fünften Gesang lesen, müßte auch der Tragiker hinarbeiten. Das kann er nur, wenn er die Liebenden selbst durchaus liebenswürdig erscheinen läßt. In ihrer Liebe, die ein Verhängniß ist, mögen sie dabei noch so schwerer Schuld verfallen; ihre Schuld aber darf es nicht sein, daß diese Liebe erst durch ihr äußerliches Zuthun eine schuldbare wird. Das Mädchen, das ein Jawort gibt, ohne den Mann zu kennen, dem es gilt, hat zwar guten Grund, dem Zufall zu danken, wenn er es mit einem schon lange heimlich Geliebten zusammenführt, aber kaum ein gutes Recht, sich über Täuschung zu beklagen; und der Ehestifter gar kann nur ein Ehebrecher werden, von dem sich unser sittliches Gefühl abwendet. Die schönsten und volltönendsten Verse — und es fehlt diesem Drama daran nicht — können hier keinen Ausgleich ermöglichen.

2. Bühnenspiele von Wilhelm Cappilleri. Zweites Bändchen: Mondkönigin. Originalzaubermärchen mit Gesang und Tanz in drei Acten und zehn Bildern. Kornneuburg, Kühkopf. 1874.

Von der Zauberposse mehr als von irgendeiner andern Gattung der dramatischen Poesie wird der Satz gelten dürfen: man muß gesehen haben, um urtheilen zu können. Decoration, Maschinerie, Costüm, Musik, Gesang, Tanz wirken oft, die Sinne fesselnd, so geschickt zusammen, daß der Verstand gar nicht dazu kommt, nach dem Sinne zu fragen; und daß der Klügste in der rechten Stimmung recht herzlich über den „dümmsten Unsinn" lachen kann, hat jeder wol schon an sich selbst erfahren. Damit soll nicht gesagt sein, daß ein Zaubermärchen um so mehr auf der Bühne verspricht, je dümmer es beim Lesen erscheint. Wäre das der Fall, so ließe sich dieser „Mondkönigin" kein günstiges Prognostikon stellen, denn das Stück liest sich ganz gut. Es hat auf 176 Seiten zwar einen nur kleinen Inhalt, aber doch einen Inhalt, der sich sogar wiedergeben läßt. Die arme Maria liebt einen reichen Baron und kommt dadurch in der Leute Mund. Sie ist auch von seiner Liebe fest überzeugt, aber doch nicht so fest, daß sie nicht vorübergehend an seiner Treue zweifelt. In der Verstimmung darüber betheiligt sie sich bei einem wunderlichen Tanzvergnügen auf dem Kirchhof bei Mondschein und wird in das Mondreich entführt. Der König verliebt sich sofort in sie und bietet ihr seine Hand an; sie aber widersteht allen Versuchungen und erklärt ihr Herz nicht mehr frei. Der König macht ihr nun, berathen von einem lustigen Geist, den Vorschlag, sie solle abwarten, ob ihr Baron drei Proben bestehen werde. Er besteht sie tapfer und erhält seine getreue Mondkönigin zur Frau. Die Geschichte ist, wie man sieht, sehr harmlos, und auch alles, was daranhängt, hat denselben Charakter. Prosa wechselt mit Versen ab, und die Verse sind, namentlich im vierten Bilde, im ganzen nicht übel und theilweise sogar recht hübsch. Dem Ernst der Haupthandlung steht nach der bekannten Art dieser Zauberpossen, in denen Raimund unübertroffener Meister war, die Burleske in den Zwischenspielen gegenüber, und da treffen wir denn auch neben dem Scheusal von Vormund, dem Tölpel, dem verschmitzten Kammerkätzchen, und einigen Caricaturen aus der hohen Aristokratie, die sämmtlich nicht gerade für neu gelten können, einen ganz alten lieben Bekannten an: den Kasperle aus der Puppen- und Stegreifkomödie, der hier Ziprian heißt, was uns nicht irren kann, da er gern den Namen wechselt. Wer ihn in seiner ganzen Glorie kennen lernen will, der lese Holberg's deutsche Komödie „Ulysses von Ithacia", wo er Kilian getauft ist. Er ist noch immer so lustig, dreist und in allerhand Schwänken erfinderisch, nur manierlicher ist er in den letzten hundert Jahren geworden, und damit werden die Damen zufrieden sein. Vielleicht nimmt er sich in diesem Stück auch ganz besonders zusammen, weil dasselbe Sr. königlichen Hoheit dem Prinzen Georg von Preußen gewidmet ist.

3. Ein Roman. Drama in fünf Aufzügen von Moritz Löbel. Wien, Hölder. 1874. Gr. 8. 2 M.

Der Roman, der im Titel steckt, spielt nicht etwa in diesem Drama eine Rolle, sondern er ist das Drama: der Inhalt des Dramas ist nach dem Willen des Autors ein Roman. Da nun bekanntlich Roman und Drama einander so entgegengesetzte Dichtungsgattungen sind, daß der Versuch, einen Roman zu dramatisiren, noch nie ein der dramatischen Poesie günstiges Resultat ergeben hat, und da dieses Resultat sich schwerlich bessern kann, wenn der Roman nicht erst als solcher geschrieben, sondern sogleich in dramatischer Form ausgeführt wird, so muß der Schluß erlaubt sein, daß der Autor sich entweder im Titel oder im Stoff wenn nicht in beidem vergriffen hat.

Was uns der Verfasser bietet, ist in der That nicht ganz ein Roman, weil die dialogisirte Begebenheit trotz mancher höchst romantischer Auswüchse nur wenig interessirt und in reiner Romanform als stark verbraucht ebenso wenig interessiren würde; aber auch nicht ganz ein Drama, weil die Handlung sich nicht aus dem Gegensatz der Charaktere ergibt, diese vielmehr an die Begebenheit gebunden sind und nur gemäß derselben zur Action kommen. Wir gewinnen ein „Sittenbild", aber leider ein äußerst schiefes, da der Verfasser, wennschon er sein Stück in Wien und unter Deutschen spielen läßt, doch nicht aus dem Leben, sondern aus der französischen Komödie schöpft, deren Ton er denn auch mit so günstigem Erfolge nachzuahmen bestrebt ist, daß man immer verwundert die deutschen Namen der Sprechenden neben der Rede stehen sieht. Nun behaupten aber Sachkenner, daß die französische Sittenkomödie nicht einmal ein getreues Spiegelbild der französischen Gesellschaft gebe; und daß die deutsche Gesellschaft in einer Komödie nach französischem Schnitt richtiger gezeichnet sei, wird man uns nicht einreden wollen. Glaubt man nicht ein Stück Vorrede von Alexandre Dumas dem Sohn in dieses deutsche Drama übernommen, wenn eine seiner Figuren sagt:

> Das Unglück(?) hat auch seine Krankheiten, sowie der Mensch — und der Ehebruch ist eine seiner gefährlichsten — gefährlich für beide (für das Unglück?)! Man will nicht glauben, daß er so häufig vorkommt — natürlich, weil ihn jedermann fürchtet (jedermann?). Man leugnet ihn daher (gewiß nicht) und klagt die Dichter an, daß sie Zustände schildern, die nicht vorhanden sind (in der geschilderten Allgemeinheit zum Glück nicht!), und sie auf die Bühne bringen zum Aerger und Verruf der Menschheit. Aber der Dichter führt nur das Tagebuch seiner Zeit (wenn es nur nicht der Herren eigener Geist ist, in dem die Zeiten sich bespiegeln!), und auf der Bühne entblättert er es den Augen seiner Zuschauer. So wie das Treiben hier, so ist das Leben draußen im Lichte des Tags — es ist nicht anders — nicht besser, nicht schlechter — ein Geist beherrscht und leitet sie.

Dabei haben die Franzosen doch wenigstens den Muth, ihr Ehebruchsproblem, mag es nun dem Gesellschaftsleben der Gegenwart entnommen oder künstlich zurechtgestellt sein, in allen seinen Consequenzen dramatisch auszugestalten; die deutschen Nachahmer bleiben immer zaghaft auf halbem Wege stehen und erwarten für diese sittliche Mäßigung noch Lobsprüche, wenn sie nun ein dramatisches Unding zu Stande bringen, das, wie man zu sagen pflegt, nicht Fisch nicht Vogel ist. So nehmen denn auch hier die Betheiligten nur einen hastigen Anlauf, um kurz vor dem Sprunge, wie die Clowns in der Kunstreiterbude, umzukehren und fortzulaufen. Für einen gesunden Zuschauer wird denn auch die Wirkung dieselbe sein: er wird sie auslachen. Ein Graf liebt eine verheirathete Baronin; sobald er erfährt, daß deren Mann dem Tode nahe ist, heirathet er schnell eine andere, um von der Witwe unbehelligt zu bleiben. Die Baronin, eine schauerlich lieblose Seele, bildet sich aber ein, den Grafen geliebt zu haben, und glaubt jetzt die ihr zugefügte Beleidigung rächen zu müssen. Mit Hülfe zweier spitzbübischer Dienstboten, deren gesellschaftliche Stellung in diesen hochadelichen Kreisen wahrhaft ungeheuerlich ist, bringt sie heraus, daß die Gräfin vor Eingehung ihrer Ehe schon geliebt habe und wahrscheinlich noch liebe. Zwar hat ihre Liebe, wie der Verfasser sie sehr geistreich versichern läßt, „das Herz nicht überschritten", aber der Mann wird es nicht glauben. Zum Glück für die Baronin findet sich denn auch der Liebhaber selbst ein, merkwürdigerweise als — Freier der (französisch-naiven) Schwester des Grafen. Man denkt, damit könnten nun alle Theile zufrieden sein; aber der Autor will seinen Roman haben. Der Graf liebt seine Frau, die Gräfin ist auf dem besten Wege, ihren Mann lieben zu lernen, der durch ihre Heirath betrübte Liebhaber wußte sich zu trösten — vorzuwerfen haben sie alle einander gleich viel und nicht viel; nun aber quälen sie sich gegenseitig durch mehrere Acte mit den verschrobensten Ansprüchen und überbieten sich in der Feinheit, gefährliche Umwege aufzufinden. Schließlich versöhnen sich Mann und Frau, und man denkt, nun könne der Vorhang fallen. Bewahre! da fängt der Roman erst recht an. Die Gräfin hat von der Baronin einen Brief erhalten, über den ein Giftpulver gestreut ist. Sie wird schwächer und schwächer und droht uns ganz unschuldig und ganz unnöthig unter den Händen zu sterben. Da stürzt zum Glück auf der letzten Seite ein guter Freund „athemlos herein und träufelt aus einem Fläschchen einige Tropfen auf Herminens Lippen". Die Wirkung zeigt sich sogleich, und nun kann wirklich der Vorhang fallen, hoffentlich unter homerischem Gelächter des von seiner Angst befreiten Publikums. Der Dialog strotzt von jener forcirten Geistreichigkeit, die stutzig machen kann, bis man genauer hinschaut und bemerkt, daß sie sich mitunter bis zum offenbaren Unsinn sublimirt; so, wenn der Graf ruft: „Diese Lüge ist nicht wahr." Alle Personen sind gleich geistreich, auch der Diener Alexander spricht nur in Pointen. Warum nicht? Der Autor hat's ja dazu!

4. Dame Lucifer. Originallustspiel in vier Acten von Karl Nissel. Liegnitz, Kaulfuß. 1874. 16. 1 M.

Das Stück spielt in Frankreich, noch dazu auf dem Lustschloß Sceaux 1717 in der berüchtigten Zeit der Regentschaft unter lauter Herzogen und Herzoginnen, aber es ist grundehrliche deutsche Arbeit, die sich in dies Revier verirrt hat. Man merkt wenig von der Pestluft, die damals um diese herzoglichen Lustgärten lagerte, und die Cavaliere und Reifrockdamen, die dort hinter den geschorenen Hecken und in den Rococopavillons mit Haupt- und Seitenthüren Verstecken spielen, sehen alle so gutmüthig und harmlos aus, daß man sie gar nicht für gefährliche Franzosen, sondern für gute Landsleute halten möchte, die sich einen Maskenscherz erlauben. Wenn auch die Männer sämmtlich ein bischen frivol von ihren ehelichen Pflichten denken und auf Liebesabenteuer Jagd machen, so sind die Frauen, und noch ihre Frauen dazu, um so exemplarischer; nicht eine läßt sich eine kleine Untreue auch nur in Gedanken zu Schulden kommen. Die Männer ein wenig, wirklich nur ein wenig zu beschämen, ist ihre ganze Rachsucht. Dazu finden ein sehr niedliches Hoffräulein und ein sehr munterer Page ein sehr einfaches Mittel: die Damen bestellen die unvorsichtigen Liebhaber sämmtlich zu derselben Zeit an denselben Gartenplatz und geben ihnen die Parole: „Dame Lucifer". Selbst die alte verwitwete Herzogin von Orleans, die deutsch derbe, biedere Charlotte, macht den Mummenschanz mit, um einen

alten liebebedürftigen Abbé anzuführen: Verwickelungen entstehen weiter nicht daraus; die beiden Regisseure stellen jeden an den richtigen Platz, plötzlich leuchten rundum bengalische Flammen — und jeder Mann hat seine Frau an der Hand. Dazu sind drei Acte Vorbereitung fast zu viel, aber freilich erwartet man nach denselben auch nicht mehr als einen leichten Spaß zum Schluß. Das Lustspiel ist in fünffüßigen Jamben geschrieben, und das ist gut. Für Prosa wäre die Tändelei — denn mehr ist nicht bezweckt — zu dürftig. Nun versetzt uns der Vers, zumal er nicht anspruchsvoll auftritt, in die erhöhte Stimmung, in der wir der Handlung nicht so genau nachfragen: die Herren Theaterdirectoren sollten nicht vor ihm erschrecken!

5. Schön-Rotraut. Schauspiel in zwei Aufzügen von Th. Piderit. Detmold, Meyer. 1874. Gr. 16. 1 M.

Warum sich nicht die Bühnen dieses hübsche kleine Schauspiel längst zugeeignet haben, würde schwer zu erklären sein, wenn man nicht wüßte, daß die wenigsten Directoren selbst lesen. Hat nun ein Stück dieser Art nicht das Glück, bei den großen Hoftheatern beachtet zu werden und von da herab seinen Weg zu machen, so zählt es schon zu den verlorenen. Mag sein, daß die Welt auch dabei nicht viel verliert, aber es handelt sich hier gar nicht um ein wichtiges literarisches Erzeugniß, das im Interesse der dramatischen Kunst zu befördern wäre, sondern um das, was sonst gerade den Bühnen erwünscht kommt: ein leicht zu inscenirendes Stück, das jedes nicht ganz verdorbene Publikum angenehm unterhalten, sanft rühren und kräftig zum Lachen bringen muß. Und es ist bei alledem Poesie darin, das mag nebenbei bemerkt sein. Der Stoff setzt an E. Mörike's schöne Ballade an:

Wie heißt König Ringan's Töchterlein? —
Rotraut, Schön-Rotraut!
Was thut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wol nicht spinnen und nähen mag? —
Thut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär' —
Fischen und jagen freute mich sehr —
Schweig stille, mein Herze!

Schön-Rotraut ist hier aber nicht König Ringan's Töchterlein, sondern das Kind eines sehr schnurrigen Grafen Pinkenburg, souveränen Fürsten der Grafschaft gleichen Namens in dem weiland Heiligen Römischen Reich, und das Stück spielt bald nach dem ersten Schlesischen Kriege, indem es diese Duodezherrlichkeit sehr ergötzlich und kaum zu stark carikirt geiselt. Im übrigen trifft die Schilderung der Ballade so ziemlich zu, und es findet sich auch der Jäger, der erst das wilde Mädchen nach einem bösen Fall im Walde rettet und dann in den Dienst der Geliebten tritt, die selbst bald liebeswund ist:

Einstmals sie ruhten am Eichenbaum —
Da lacht Schön-Rotraut:
Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!
Ach, erschrak der Knabe!
Doch denkt er, mir ist's vergunnt,
Und küsset Schön-Rotraut auf den Mund —
Schweig stille, mein Herze!

Das singt er ihr vor, und sie fragt auch schelmisch, ob er den Muth habe, zu thun was er geträumt. Und er hat den Muth. Der Kuß aber ist belauscht und soll sie ins Kloster bringen. Ach, und was spielt da noch alles weiter in diesen gar nicht langen zwei Acten! Viel mehr, als hier referirt werden kann. Wie sie von einem Spitzbuben, der den Grafen ganz bethört hat, entführt, und wie der Spitzbube von preußischen Werbern als Deserteur erkannt und entlarvt wird; endlich wie der Jäger Walter, der von frühester Kindheit unter den Zigeunern gehaust hat, an einem Amulet, das ihn vor der Kugel jenes Spitzbuben schützt, als der todtgeglaubte Erbe von Pinkenburg, Rotraut's Vetter, erkannt wird (ein Wiederfinden — nach Aristoteles bekanntlich eins der wirksamsten Schauspielmotive), und wie nun der Hochzeit nichts mehr im Wege steht. Mit diesem Stück Romantik, das sich auch durch die Verssprache auszeichnet, die es uns wahrscheinlicher werden läßt, contrastirt sehr komisch die Rococowirklichkeit, die in einem Tümpel eine Festung baut und mit zwölf Mann Truppen Krieg führt. Wer das Ganze eine Puppenkomödie nennen will, mag es thun, aber sie wird auch großen Kindern gefallen, und die großen Kinder sind im Theater noch immer nicht das schlimmste Publikum.

6. Ein Excommunicirter. Volksschauspiel in fünf Acten von Heinrich Jantsch. Vollständige, neu revidirte Ausgabe. Nürnberg, Kunze. 1874. 8. 1 M.

Der Verfasser, der sich auf österreichischen und süddeutschen Bühnen durch sein erstes Volksstück: „Kaiser Joseph II. und die Schusterstochter", einen guten Namen gemacht hat, verwahrt sich in der Vorrede gegen die allerdings naheliegende Annahme, daß seine Arbeit eine „Tendenzschrift, geboren im Bedürfniß des Tages" sei. Er sagt:

> Der Grundsatz, auf welchem mein Excommunicirter aufgebaut: man könne ein guter Priester sein auch ohne Talar und Tonsur, ein Priester der wahren Religion des Herzens — gehört zum Fundament des heutigen Staatslebens, und das Evangelium, welches dabei verkündet wird, ist ja so alt, als die Welt besteht, ist es doch das Evangelium der Arbeit!

Das ist in sich selbst kaum zutreffend: das Evangelium der Arbeit kann so gut von Priestern im Talar als von Priestern ohne Talar gepredigt werden, und die Religion des Herzens hat mit diesem Evangelium der Arbeit zunächst gar nichts zu thun. Es trifft aber auch nicht den Kernpunkt dieses Schauspiels, dessen Fabel kurz die folgende ist. Ein junger Bauerssohn, im Orden der Piaristen zum Priester erzogen, verweigert vor der Weihe das Gelübde des Cölibats, weil sein Herz an Brigitte, der Tochter des reichen Ziegeleibesitzers Glaubwitz, hängt. Er wird nun excommunicirt und sucht sich durch ein bürgerliches Gewerbe zu ernähren. Das geschieht, bevor das Stück beginnt. Es scheint nun für jeden gesunden Menschenverstand ganz in der Ordnung, daß jemand, der die Pflichten eines Amts nicht glaubt übernehmen zu können, auf dieses Amt verzichtet. Julius Glaßer ist also nicht Priester geworden; er will auch gar nicht Priester ohne Talar und Tonsur sein, sondern — Kornschreiber und Buchhalter bei Glaubwitz. Er hat nun zwar als solcher geistliche Anwandlungen, indem er einer Ketzerin Trost zuspricht und über kirchliche Fragen disputirt; aber das könnte er auch ohne im Piaristenseminar erzogen zu sein, und der dramatische Conflict ergibt sich auch eigentlich nicht daraus, sondern aus der Entdeckung, daß er excom-

municirt ist. Das ist den bornirten Bauern, die ihn seiner Tüchtigkeit wegen nicht leiden mögen, Wasser auf die Mühle; aber auch der bigote Glaubwitz, der ihm schon wohlwollte, wendet sich jetzt von ihm ab; seine eigene Mutter, die zu seiner Recognition herbeigeholt ist, stirbt vor Entsetzen über den Sohn, der nicht hat Priester werden wollen, und nur Brigitte, die ihn liebt, bleibt ihm treu und wird sein Weib. Nachdem er sich der Bitte seiner sterbenden Mutter gemäß einer Buße unterworfen, wird er wieder in den Schos der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen, und da er auch durch Fleiß ein wohlhabender Mann wird, steht schließlich der Versöhnung mit dem Schwiegervater nichts mehr im Wege.

Der Grundsatz, den das Stück lehrt, könnte also eher dahin formulirt werden: man kann ein guter und tüchtiger Mensch sein, auch wenn man nicht Lust hat katholischer Priester zu werden. Ob sich das in Oesterreich für jeden nur halbwegs vernünftigen Menschen nicht von selbst versteht, weiß ich nicht; ich hoffe es aber annehmen zu dürfen. Deshalb brauchte also kein Schauspiel geschrieben zu werden. Und dieses Schauspiel ist auch nicht deshalb geschrieben; es wollte zeigen, daß ein von der Kirche Excommunicirter, auch wenn er der bravste und tüchtigste Mensch ist, unter einer durch Priesterherrschaft verdummten und um jedes selbständige Urtheil gebrachten Bevölkerung auch dann verachtet und verfolgt wird, wenn der Grund der Excommunication ihn in den Augen jedes freien und einsichtigen Menschen hochstellen müßte. Sofern der Verfasser ein Publikum, das mehr oder weniger in denselben Anschauungen befangen ist, überzeugen will, daß diese falsch und schädlich sind — und darauf geht er aus, wie die theilweise sehr ausführlichen Streitreden über Kirchenherrschaft und wahres Christenthum beweisen —, verfolgt er eine Tendenz, die außerhalb der ästhetischen Bedingungen des Dramas liegt. An sich ist die Absicht gewiß lobenswerth, und ihr zu Liebe mag man es denn auch gelten lassen, daß sich dieser Excommunicirte, ebenso wie sein Vorbild, der Pfarrer von Kirchfeld, nicht weiter von den Schranken der katholischen Kirche, denen er entsprungen war, entfernt, als die gutgläubigen katholischen Zuschauer allenfalls folgen können. Nur darf der Autor nicht erwarten, daß man sein Drama als Drama gutheißt, und daß sich auch ein freierer Geist daran erfreut, wenn der Held am Schluß für eine That Buße thut, die wir ihm vorher zur Ehre anrechnen sollten. Das Culturbild, das uns außerhalb der Tendenz interessiren könnte, hat einen sehr engen Rahmen und ist durchaus unerfreulich. Der einzige wirklich erhebende Moment ist der, als Brigitte dem Manne ihrer Liebe folgt, und — ich kann mir nicht helfen — gerade in diesem Moment zum ersten mal wird mir die Handlung des Stücks ganz unwahrscheinlich. Wie das Mädchen bis dahin gezeichnet ist und wie man sie sich in der ihr gesetzten Umgebung denken muß, kommt dieser Schritt überraschend: der Autor macht ihn, nicht sein Geschöpf, und so gibt er etwa denselben Eindruck in der Handlung wie eine Phrase im Dialog. Uebrigens ist anzuerkennen, daß der Gegenstand nicht platt und roh, wie man es so oft in sogenannten Volksstücken trifft, sondern ernst und würdig behandelt ist. Die Figuren sind, bis auf die recht frisch und originell gehaltene Wirthschafterin Ursula, conventionell.

Ernst Wichert.

Friedrich der Große als Historiker.

1. Die Vorreden Friedrich's des Großen zur Histoire de mon temps von Wilhelm Wiegand. Straßburg, Trübner. 1874. Gr. 8. 2 M.
2. Friedrich's des Großen Ausgewählte Werke. Ins Deutsche übertragen von Heinrich Merkens. Eingeleitet von F. X. Wegele. Erster Band und zweiten Bandes erste Hälfte. Würzburg, Stuber. 1873—74. Gr. 8. 9 M.

Es scheint, man beginnt in Deutschland allmählich zu ahnen, welche unermeßliche Ehrenschuld die Nation dem größten Genius ihrer letzten drei Jahrhunderte noch abzutragen hat. Viel ließe sich über die innere Begründung der Thatsache einer solchen längst fälligen und immer nicht abgetragenen Ehrenschuld sagen, allein es hört niemand gern seine eigene Schande, und so wollen wir denn auch jenes heißaufsteigende Gefühl der Scham und des Zorns, das jedem ehrlichen Mann ebenso da kommt, wo es eine eigenste persönliche Schuld gilt, als da, wo er die andern um ihn herum, seine ganze Nation, mit einer schmachvollen Last, sei es der verkehrten und ehrlosen That, sei es der gewissenlosen Versäumniß in der Ehre des Ganzen, beladen sieht, doch wieder zurückdrängen und uns in guter oder schlechter deutscher Hoffnungsseligkeit der wohlthuenden Aussicht hingeben, daß die nächste Zeit im Sinn und Geist der in den vorliegenden Schriften gebotenen Anfänge endlich einmal auf ihre oder der deutschen Nation Ehre sich gründlicher besinnen werde, als es die acht Decennien gethan haben, die seit dem Tode des Königs vergangen sind.

Wir begrüßen es dabei nicht blos als einen freundlichen Zufall, sondern als eine aus größerer Tiefe der deutschen Volksseele geborene vorbedeutliche Erscheinung, daß vorzugsweise süddeutsche Kräfte um diesen neuesten Sühneversuch für das Andenken Friedrich's sich verdient gemacht haben. Die Schrift von Wilhelm Wiegand (Nr. 1) ist in Straßburg entstanden, gedruckt und verlegt, und wenn Referent auch über die landsmannschaftliche Herkunft des Verfassers nicht unterrichtet ist, so geht doch deutlich hervor, daß derselbe die geistige Atmosphäre, in der er lebt, der jüngsten und deutschesten aller unserer Universitäten zu verdanken hat. Insofern diese aber, wie recht und billig, ihren individuellen Hauch von der sie rings umgebenden süddeutschen Luft erhält und immer erhalten soll, dürfen wir den Verfasser selbst auch den Süddeutschen zuzählen.

Das großangelegte Unternehmen (Nr. 2), die Uebersetzung der hervorragendsten geschichtlichen Werke des Königs, geht von einer würzburger Verlagsfirma aus und wird durch den dortigen Historiker Wegele in das gebildete Publikum eingeführt. Würzburg selbst ist ebenso

süddeutsch, wenn auch anders gefärbt als Straßburg, und der Historiker, der es, wie die Wärme und Gediegenheit seiner Einleitungen, namentlich der ersten, zeigt, begriffen hat, was Friedrich der deutschen Nation nicht blos als „Alter Fritz", sondern auch als Geschichtschreiber sein sollte, hat ja seine Wiege noch viel weiter südlich, beinahe an dem äußersten Südrande des Deutschen Reichs, auf bairischer Erde, stehen gehabt. Dort ist zwar auch noch hinter den Bergen deutsches Wort und deutsches Blut nicht zu Ende, aber die schwarzgelben Grenzpfähle mit ihren aus welschen und slawischen Droguen zusammengemischten Farben sperren doch die Seelen hüben und drüben so vollständig voneinander ab, daß die leibliche Gemeinsamkeit dagegen kaum angeführt werden darf.

Nach dem beigegebenen Prospect sollen in die Sammlung außer den bereits erschienenen noch aufgenommen werden: die „Denkwürdigkeiten vom Hubertsburger Frieden bis zum Frieden von Teschen"; dann eine Anzahl nicht eigentlich descriptiver, sondern mehr reflectirender Schriften historisch-politischen Inhalts: die „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des Staatensystems in Europa von 1738", also zwei Jahre vor des Königs Regierungsantritt geschrieben, worin er die Möglichkeit einer Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich gleichsam mit providentieller Intuition als die größte Gefahr für das europäische Gleichgewicht erörterte. Dabei ist es aber eigentlich das Interesse der Unabhängigkeit Deutschlands, das dieser ganzen Deduction ihre wahre Seele gibt, obgleich sie sich nirgends unverhüllt hervorwagen darf. Denn die Adresse ist an die Seemächte England und Holland gerichtet, die allein in der damaligen politischen Situation von Europa ein Gegengewicht gegen die destructiven Plane Frankreichs und Oesterreichs bilden konnten. Rußland ist noch gar nicht in die Combination hereingezogen, nicht blos weil im Jahre 1738 das Eingreifen dieser Macht in die Politik des europäischen Westens noch ganz dunkel war, sondern weil, wie es scheint, auch schon dem Kronprinzen eine gewisse unheimliche Scheu vor den unberechenbaren Kräften dieses damals doch noch viel mehr als jetzt halbasiatischen Staatsgebildes einwohnte, die ihn während seines ganzen Lebens nicht verlassen hat. Es gab bekanntlich eine Periode, wo er den Schwerpunkt seines politischen Systems in die Allianz mit Rußland gelegt zu haben schien, von 1762—79, aber je mehr es gelingt, bis zu der innersten persönlichen Herzensmeinung Friedrich's durchzudringen, die er ja überall dem Gebote der nationalen Pflicht und des objectiven Staatsinteresses so streng, oft geradezu grausam aufopferte, desto deutlicher wird es, welche innere Ueberwindung ihn diese russische Allianz gekostet hat. Würde er irgendwo anders eine zuverlässige Stätte gefunden haben, nimmermehr hätte er sich und seinen Staat, die wir nach unserer heutigen Auffassung verpflichtet sind als die eigentlichen Vorkämpfer der höchsten Interessen der menschlichen Cultur zu bezeichnen, und die er auch als solche begriff ohne das Wort dafür zu haben, ins Schlepptau nehmen lassen von einer Macht, deren physische Basis noch ganz barbarisch, nicht blos uneuropäisch war, deren politische Instincte demzufolge überall die entgegengesetzten von dem sein mußten, was Friedrich als Ziel seiner bewußten Thätigkeit verfolgte, deren leitende Persönlichkeiten in ihrer schrankenlosen Autonomie der bloßen empirischen Instincte entweder sehr genialer oder sehr trivialer, jedenfalls völlig unberechenbarer Art einem so durch und durch vom Gedanken und der Vernunft, von der verständigen Reflexion des persönlichen und allgemeinen Gewissens nicht blos beherrschten, sondern völlig danach umgeschaffenen Geiste ebenso grauenhaft wie verächtlich erscheinen mußten.

Die Allianz mit Rußland war das dunkle Verhängniß in diesem glänzenden Leben, gleichsam die Nemesis oder der Neid der Götter gegen die heroische Größe des Mannes, der aber doch immer nur der eine Mann blieb und niemals den festen Boden unter seinen Füßen sich auf natürliche Weise schaffen konnte, der ein solches Kolossalgebilde, wie er ganz allein durch sich selbst geworden war, für die Dauer hätte tragen können. Holland und England, oder wenn Holland seit dem Spanischen Erbfolgekriege mit Recht nur noch conventionell als eine Großmacht betrachtet wurde, aber in der That zu einer Mittelmacht zweiten oder dritten Ranges herabgesunken war, England hätte der natürliche Allürte Friedrich's sein müssen. Jedes Kind weiß aber, warum das nicht möglich war. Die englische Politik hat bis zu Friedrich's Zeit, soweit sie Europa oder, wie man es damals nannte, das europäische Gleichgewicht angeht, nur ausnahmsweise einige lichte Momente gehabt: unter Elisabeth, Cromwell, Wilhelm von Holland und Lord Chatham. Außerdem ist sie eine praktische Illustration des Satzes: „wie man es nicht thun soll"; und daß England selbst von dieser fast unglaublichen Verkehrtheit, Schwäche und Thorheit keinen directen Schaden gehabt hat, beweist nur, daß die günstige geographische Lage des Landes und vor allem seine Stellung zu der Frage über die Oberherrschaft der Meere im Grunde doch das eigentlich Maßgebende für dessen Politik war. Daraus erklärt und entschuldigt sich auch einigermaßen jene sonst unbegreifliche europäische Mispolitik, die es gewöhnlich darauf abgesehen zu haben schien, nicht blos nichts zu thun, sondern gerade das, was aller Vernunft ins Gesicht schlug. Friedrich war aber in vollem Rechte, wenn er nach den Erfahrungen von 1740—62 England als eigentlich gar nicht vorhanden betrachtete und zu den Combinationen jenes politischen Memorials von 1738 nicht wieder zurückkehrte. Die „Denkwürdigkeiten vom Hubertsburger Frieden bis zum Frieden von Teschen" sind gleichsam das rechtfertigende Gegenstück dazu. Sie enthalten die Schilderung jener Perioden der eigentlichen russischen Allianz, die nach dem Teschener Frieden durch die Schwankung, die Rußland oder Katharina und Potemkin zu Oesterreich machten, in ihrem innersten Bestande gelockert wurde. Friedrich selbst hat dieser neuesten Phase der politischen Constellation mit geschmeidiger Meisterschaft bis zu Ende seines Lebens wenigstens jede unmittelbar für ihn selbst gefährliche Spitze abzubrechen gewußt; seine weniger genialen Nachfolger, darunter Hertzberg als der eigentliche doctrinäre Repräsentant der Fridericianischen Tradition, ließen es bald zu einer wirklichen Katastrophe kommen, die durch die Reichenbacher Convention schon 16 Jahre vor der Schlacht von Jena und ohne daß ein Schuß gefallen wäre, Preußen thatsächlich von seiner dominirenden Stellung in Europa zu einer ähnlich blos conventionellen politischen

Größe herabdrückte, wie es Holland seit 1715 geworden war.

Die Allianz mit Rußland hat Friedrich zu der bedenklichsten Unternehmung seines ganzen Lebens, zu der Theilnahme an der Theilung Polens veranlaßt; ohne die russische Allianz wäre er selbst nicht zu der so naheliegenden und natürlichen Idee einer Wiedervereinigung des von den Polen abgerissenen Westpreußen gelangt. Jetzt ist das Gerede des vulgären Radicalismus und Liberalismus über die Unmoralität der Theilung Polens und über die perfide Rolle, die der preußische König darin gespielt, durch die Einsicht in die authentischen Documente der Vergangenheit und in die seit der Theilung stets in gleicher Weise sich äußernde Eigenthümlichkeit der polnischen nationalen Anlage in der Meinung jedes gebildeten und denkenden Kenners der Geschichte und der Völkerverhältnisse eine Lächerlichkeit geworden. Aber es bleibt diese Theilung Polens doch immer der dunkelste Fleck an der sonst so glänzenden Gestalt des Königs, obgleich man begreift, wie das Verhängniß schließlich stärker als der erhabenste Genius sein und ihn zu Schritten nöthigen kann, die er selbst als bedenklich, ja als verkehrt empfindet und doch thun muß, weil auch für ihn das brutale Naturgesetz gilt, daß man unter zwei Uebeln das kleinere zu wählen habe. Die Theilung war aber, wie jedermann jetzt weiß, das kleinere, die völlige Verschlingung Polens durch Rußland das unendlich größere der beiden durch das Schicksal allein zur Wahl gelassenen Uebel. Daß aber keine andere Wahl war, dafür ist Friedrich nicht verantwortlich: er trat in die schon fertige Situation der Unterwerfung Polens unter Rußland. Diese war geschaffen durch Karl's XII. Straßenräuberpolitik, denn so kann man sie mit demselben Rechte bezeichnen wie die des hellen politischen Wahnwitzes; freilich schon länger vorbereitet, aber doch erst eine weltgeschichtliche Thatsache, als ein Karl XII. auf der einen Seite, auf der andern ein Peter der Große sich gegenüberstanden, d. h. ein Tollhäusler und ein verschmitzter Staatsmann.

Ohne die russische Allianz würde es Friedrich vielleicht möglich gewesen sein, die Krisis in Polen noch aufzuhalten, d. h. neben Rußland in Polen eine gebietende Stellung einzunehmen, die Rußland verhinderte, das Land wie ein erobertes zu behandeln und zu seinen Zwecken auszubeuten. Seit der Thronbesteigung Katharina's und seit Stackelberg als russischer Gesandter als eigentlicher Herr in Warschau gebot, konnte aber Friedrich nicht daran denken, Polen seiner Alliirten streitig zu machen. Es war ja der Preis für die russische Allianz, ohne die er bei der verhängnißvollen Isolirung Preußens durch die Erbärmlichkeit der englischen Politik nach Lord Chatham's Sturz nicht existiren konnte. Wie hätte er auch die Russen aus Polen anders als mit Gewalt der Waffen treiben sollen? Als nach seinem Tode Hertzberg zu dem wahren Grundgedanken des Fridericianischen Systems, freilich zu ungeeigneter Zeit und mit ungeeigneten Mitteln, wie es die Art der doctrinären Politiker ist, zurückkehrte, spielte die Befreiung Polens von der russischen Gewaltherrschaft, wie man weiß, eine Hauptrolle in diesen so großartig aussehenden und doch eigentlich so dürftigen Combinationen, die durch die Reichenbacher Convention schon 1790 ein so baldiges, schmachvolles, aber wohlverdientes Ende erhielten. Denn mag man über die persönliche Politik Friedrich Wilhelm's II. oder seines Bischofswerder, der ihre eigentliche Seele war, denken wie man will, und man kann wol nicht ungünstig genug darüber denken: Hertzberg's halb revolutionäre, halb doctrinäre Combinationen einer Allianz mit den Türken, mit den Polen, mit den lüttichschen, belgischen und ungarischen Rebellen, schließlich auch noch mit den Seemächten waren im Grunde noch viel unreifer, weil sie noch viel weniger aus wirklichem Verständniß der Menschen und der ganzen Zeitumgebung hervorgegangen, sondern hinter dem Schreibepult im Cabinet ausgetüftelt waren.

Diese unselige polnisch-russische Verwickelung, die Friedrich's besten Lebensabschnitt, nach dem Abschluß des Hubertusburger Friedens bis zu seinem Lebensende, doch eigentlich zu einem fortlaufenden, allerdings nur von ihm allein empfundenen und gewußten politischen Martyrium gestaltete, bis auf ihre letzten Wurzeln zurückzuverfolgen, wäre eine dankenswerthe Aufgabe unserer nationalen Geschichtschreibung großen Stils. Es ist nicht zu verkennen, daß auch unsere Zukunft gerade an dieser Stelle noch ihre größten Gefahren birgt. Polen ist die Achillesferse, wie des Preußens Friedrich's so des neuen Deutschen Reichs, und jede nach den bisherigen historischen Erfahrungen unserm Geiste denkbare Möglichkeit der zukünftigen Entwickelung dieser Verhältnisse schließt immer mit einem trostlosen Blick in die absolute Rathlosigkeit. Nun hat wol jede Zeit ihre eigene Aufgabe, wie jeder Tag seine eigene Plage, und gewiß werden viele der Meinung sein, daß dieser Tag schon reichlich Plage habe und daß es nicht noththue, sich das bischen Lebensmuth und Lebensfreude, was man doch so ungern sich beschränkt sieht, auch noch durch Gespenster der Conjecturalpolitik verkümmern zu lassen; aber der Fall ist so ernst, daß wenigstens die ernstern Geister nicht daran vorbeikommen können. Sie sind natürlich immer und namentlich heute in der Periode des materialistischen Dogmatismus in fast verschwindender Minderzahl, aber sie sind doch da, und eigentlich richtet sich alles, was ehrliche und gründliche Arbeit, gleichviel auf welchem Gebiete, dem sogenannten Publikum darbietet, doch nur an ihre Adresse. Daß diese Art Leute über eine der schwierigsten, bedenklichsten und inhaltreichsten Fragen einer wahrscheinlich gar nicht fernen Zukunft der praktischen Politik besser als bisher aufgeklärt würden, scheint uns sehr wünschenswerth; denn es ist unglaublich, wie sehr die frivole und lügenhafte Auffassung der polnischen Geschichte, die zunächst von Franzosen und Polen in tendenziösen Umlauf gebracht worden ist, bis an die letzten Jahre hinan selbst unsere solidesten und ehrenhaftesten Geister berücken konnte. Es fehlt noch immer sowol an einer ausreichenden Zahl von Monographien wie an einem zusammenfassenden Werke, worin die Geschichte der politischen Situation zwischen Preußen und Polen genetisch, d. h. von Anfang an, nicht von 1772 oder sonst da herum, und, wie sich für Deutsche, aber freilich auch für diese allein von selbst versteht, wahrheitsgetreu dargestellt wäre. Einzelnes kann man wol aus Droysen's „Geschichte der preußischen Politik" herausnehmen, aber es ist dort nach dem Ziele des Ganzen

doch nur zerstreut und verhältnißmäßig nebensächlich dargestellt, während es, als Schlüssel zum Verständniß der nach unserm Ermessen wichtigsten Frage der deutschen Zukunft, eine ganz andere Beachtung verdiente.

Wir erwähnten schon, daß Friedrich durch seine Theilnahme an der ersten polnischen Theilung von 1772 sich den Haß alles radicalen und liberalen Doctrinarismus in ganz Europa in wahrhaft überschwenglicher Fülle zugezogen hat. Darüber könnte man heute, wo sich der sittliche und politische Horizont Deutschlands etwas mehr geklärt hat, wo wenigstens jene absurden doctrinären Nebel fast ganz verschwunden sind, ruhig zur Tagesordnung übergehen. Aber es ist doch noch etwas dabei, weshalb man auch heute noch den Kampf gegen jene Ausgeburten des Hochmuths und der Unwissenheit nicht unterlassen darf. Gerade aus der eigenhändigen Darstellung, die Friedrich von der nächsten Genesis der polnischen Theilung in seinen „Denkwürdigkeiten von 1763—79" gibt, wurden die Waffen hergeholt, mit denen man nicht blos die Ehre des Königs als Staatsmann, sondern die des Königs als Schriftsteller oder Historiker erfolgreich zu beschmitzen und zu verwunden bemüht war. Die Logik, mit der das geschah, ist freilich so kindisch, daß es unbegreiflich ist, wie sich nur irgendeiner, der leidlich seine fünf Sinne beieinander hatte, dadurch berücken lassen konnte, und doch ist es fast allen geschehen. Weil nämlich die Darstellung des Königs in allen Stücken dem theils absichtlich rein zusammengelogenen, theils aus verdächtigen und unlautern Quellen geschöpften Bilde von dem Untergang des „edeln Volks" der Polen und ihrer „glorreichen Republik" schnurstracks widersprach — wie freilich die Wahrheit immer und überall der Lüge und dem Halbwissen es thun wird —, so behauptete man, Friedrich habe absichtlich nicht die Wahrheit gesagt, sondern eine beschönigende Darstellung gegeben, und man glaubte, dasjenige, was, wenn es beweisbar gewesen wäre, durch eine kritische Verwerthung des ganzen diplomatischen und urkundlichen Apparats hätte bewiesen werden müssen, viel bequemer dadurch abmachen zu können, daß man das persönliche Interesse Friedrich's, die Tendenz sich in den Augen der Nachwelt gleichsam weiß brennen zu wollen, als das selbstverständliche Motiv seiner Schriftstellerei auffaßte. Bedenke man dazu noch, daß bis zu der großen Krisis von 1848 eine gewisse antiroyalistische Gesinnung auch bei gar vielen sonst honneten und braven Leuten sozusagen zum guten Ton gehörte und als Gegenstück dazu eine ideale, wenn auch oft stumm verschämte Liebe zu allem, was sich mit irgendeinem Fetzen republikanischen Apparats aufputzte! Hier aber gehörte der Mörder der Kategorie dieser bösen, an sich wegen ihrer Moralität so verdächtigen „Könige" an, das Opferlamm nannte sich „Republik", und alle gutmüthigen Deutschen dachten natürlich, daß eine Republik, zumal eine von Leuten, die so gut zu tanzen, zu parliren, die Cour zu machen, im Nothfall auch zu fechten verstanden wie die edeln polnischen Freiheitskämpfer, die 1832 ganz Deutschland in Taumel versetzten, doch etwas Schönes und Ehrenwerthes gewesen sein müßte. Ein König, der seine mörderische Hand an ein solches edles Wesen zu legen sich nicht entblödete, war deshalb, schon ehe er sich vertheidigen konnte, verurtheilt und als ein finsterer Feind der Freiheit und der Völker mit dem Kainszeichen gebrandmarkt.

Die unter Nr. 1 angeführte Abhandlung hat jene aus der Luft gegriffenen Verdächtigungen mit leichter Mühe vernichten können, namentlich seitdem die letzten Decennien eine Anzahl authentischer Actenstücke aus dem berliner Archiv ans Licht gebracht haben, die natürlich um so genauer mit dem Berichte des Königs stimmen, als er sie selbst bei Ausarbeitung desselben entweder im Original oder in Auszügen vor sich liegen hatte. Es kommt hier nicht darauf an, die vollständige Revision der frühern landläufigen sogenannten geschichtlichen Darstellung von der ersten Theilung Polens, die sich infolge wirklicher Quellenstudien bei unsern neuesten deutschen Historikern zu vollziehen beginnt, auch nur im Umrisse zu bezeichnen; wir haben es hier mit Friedrich dem Geschichtschreiber im allgemeinen, und nicht mit der Geschichte der Theilung Polens zu thun. Aber gewiß haben die namentlich an diesem Punkte so erfolgreich angebrachten Verdächtigungen nicht wenig dazu beigetragen, die Authenticität oder die wahrheitsgetreue Darstellung Friedrich's in allen seinen Schriften auch bei sonst Wohlgesinnten bedenklich erscheinen zu lassen. Warum sollte er nicht überall sich zur Rechtfertigung seiner Person größere oder geringere Abweichungen von der Wahrheit erlaubt haben, zumal da er in den meisten Fällen sicher war, daß ihn niemand durch authentische Documente Lügen strafte? Denn diese wußte er im sichern Verschluß seiner Archive, und es scheint wirklich, als sei die Verwaltung dieser Archive bis an unsere neuesten Tage heran von derselben Ansicht ausgegangen, die man dem Könige unterzuschieben für gut fand. Man weiß ja, welche fast unübersteigbaren Schwierigkeiten noch bis vor kurzem jedem Geschichtsforscher in den Weg gelegt wurden, der die neuere Geschichte Preußens aus ihrer eigentlichen Quelle, dem berliner Archiv schöpfen wollte. Jetzt ist auch hierin ein gründlicher Umschwung eingetreten; und es gibt wol kaum einen Fall, wo sich die Schädlichkeit der Geheimthuerei und der Nutzen der verständigen Aufrichtigkeit, d. h. also hier der Aufschließung der Archive an solche, die vermöge ihrer Bildung und ihres Berufs befugt sind sie zu benutzen, so drastisch offenbart hätte wie hier. Jedes neue Actenstück, das aus irgendeiner Phase oder Episode der neuern preußischen Politik an das Licht tritt, zerschmettert wie ein Blitzstrahl eine ganze Wolke von Lügen und Verleumdungen, die bisher, wo sie keine authentische Widerlegung finden konnten, nach menschlicher und specifisch nach unserer deutschen Art viel lieber geglaubt wurden als die Wahrheit und die natürlichen Zusammenhänge der Dinge. Denn es versteht sich ja von selbst, und jedem ehrlichen und verständigen Manne ist es klar, weshalb es so sein muß, daß Preußen oder die preußische Politik die am „besten verleumdete und gehaßte" in der ganzen Welt sein muß. Nirgends anders haben sich solche Gebirge traditioneller Lügen und Entstellungen aufgeschichtet wie hier, und unsere moderne Geschichtswissenschaft auf wahrhaft kritischer oder wissenschaftlicher Grundlage hätte, auch wenn sie alle ihre vorhandenen Kräfte nur auf dies eine Feld werfen wollte, viele Jahrzehnte zu thun, um den vorgefundenen Augiasstall zu reinigen, der sich früher für

Geschichte ausgeben durfte und dessen unsauberer Inhalt überall, bei allen Un- und Halbgebildeten in Deutschland, bei allen den tausend Todfeinden Preußens oder Deutschlands unter der Kutte oder Jacobinermütze, überall im Auslande, sei es Rußland oder Frankreich, Belgien oder England, noch als geschichtliche Münze cursirt, obgleich die meisten von denen, die sie in fortwährend neuen Umlauf setzen, recht wohl wissen, daß und warum sie falsch ist. Aber bei der Auffassung und Darstellung preußischer Geschichte handelt es sich auch gar nicht um bloße Wissensdifferenzen oder verschiedene Ansichten, sondern es sind die großen weltgeschichtlichen Gegensätze der erhaltenden und die sittliche Weltordnung vertheidigenden Kräfte auf der einen Seite, der zerstörenden und alle Sittlichkeit de facto leugnenden Weltanschauungen und Parteigruppen unserer Zeit auf der andern Seite, die sich auch auf literarischem oder historischem Gebiet, die einen bewaffnet mit dem Schilde der Wahrheit, die andern mit den vergifteten Pfeilen der Lüge, gegenüberstehen. Wer aber überhaupt an eine sittliche Weltordnung glaubt, weiß wie dieser Kampf auch auf diesem beschränkten Gebiete enden muß: das Bild der Wahrheit hat zuletzt immer auf die Vorkämpfer der Lüge wie das Bild der Gorgo gewirkt, wenn sie auch eine Zeit lang sich durch allerlei Kunststückchen vor seiner tödtenden Kraft zu verstecken gewußt haben.

So viel steht schon jetzt fest, wo doch eben erst ein Anfang mit der Wiederherstellung der so lange verdunkelten Wahrheit gemacht ist, daß die persönliche Authenticität Friedrich's in immer glänzenderm Lichte heraustritt, je gründlicher man ihn auf seine Qualität als historische Quelle oder Historiker nach dem Maßstabe der exacten Kritik prüft. Sonst liebte man es wol, ihn auch darin mit andern geschichtlichen, angeblich ihm gleichartigen oder gleichwerthigen Figuren in Parallele zu setzen und daraus auf die unbefugteste und gedankenloseste Art von der Welt Schlüsse zu ziehen, die wol für jene andern berechtigt waren, die aber auf Friedrich erst dann hätten übertragen werden dürfen, wenn der Beweis geliefert gewesen wäre oder geliefert hätte werden können, daß sein Gewissen von derselben Construction wie das eines Cäsar, als er seine „Commentarien“ schrieb, oder eines Napoleon, als er sein berüchtigtes Libell, das „Memorial von St.-Helena“, in die Welt hinauswarf, gewesen sei. Daß Cäsar an vielen Stellen nicht blos wissentlich wichtige Ereignisse, deren Darstellung ihm unbequem war, verschwiegen, sondern noch viel öfter mit kecker Stirne Thatsachen, die er besser wissen mußte, geradezu verdreht habe, ist allgemein bekannt. Daß Napoleon, der Vater aller Lüge, der Verfasser der Bulletins, in seinem „Memorial“ nur zufällig einmal, wo es ihm gleichgültig schien, die Wahrheit sagt, sonst aber das Ganze aus lauter Tendenzlügen und Entstellungen zusammengekittet hat, die zunächst für die eigenthümliche Geistesconstruction der von ihm so genau gekannten und ebendeshalb so gründlich verachteten Franzosen, dann aber auch für die Leichtgläubigen und Skandalsüchtigen aller Länder und Völker, also für die ungeheuere Majorität des Publikums, für den gesammten Lesepöbel trefflich componirt waren, ist durch die Bekanntmachung der authentischen Documente über die von ihm gefälschten geschichtlichen Thatsachen unwiderleglich bewiesen und steht so fest wie die Wahrheit irgendeines mathematischen Satzes. Friedrich dagegen hat nicht blos versichert, daß es ihm um die volle Wahrheit und um die Wahrheit allein zu thun gewesen sei, sondern überall da, wo bisjetzt eine exacte Kritik seiner geschichtlichen Darstellungen stattgefunden hat — es ist eben ein Theil der großen noch lange nicht abgetragenen Ehrenschuld des deutschen Volks gegen seinen König, daß es bisher nur so zögernd und sporadisch geschehen ist —, da hat sich herausgestellt, daß dieselbe granitene Gewissenhaftigkeit, die sein Thun als König bis ins kleinste hinein bestimmte, auch seine Geschichtschreibung beherrscht. Er hat öfters aus Unkenntniß oder aus Nachlässigkeit des Gedächtnisses geirrt, niemals aber, soweit er bisher controlirt worden ist, den Versuch gemacht, eine geschichtliche Thatsache zu seinem Vortheil auch nur zu beschönigen, geschweige denn so zu verdrehen.

Schon in diesem Sinne gehören seine historischen Schriften zu den Geschichtsquellen ersten Ranges, nur wird kein Historiker von heute, dem daneben noch so viel andere Quellen zu Gebote stehen, sich allein auf sie stützen. Er wird sie wie eine Art von historischen Memoiren verwenden, persönliche Erinnerungen und Aufzeichnungen des Mannes, der sein Jahrhundert so weit überragte und beherrschte, wie es seit Cäsar kein anderer Herrschergeist gethan hat. Außerdem aber werden diese Schriften auch für den nicht berufsmäßig vorgebildeten Leser eine unerschöpfliche Fülle großartiger Eindrücke, frischester Bilder und darunter vor allem das des Helden selbst in einer Beleuchtung bieten, die um so grandioser wirkt, je weniger sie von ihm selbst beabsichtigt ist. Am einfachsten bleibt es immer, sie in der Originalgestalt, also französisch zu lesen; dennoch muß der Gedanke einer Uebersetzung ins Deutsche als ein gesunder und berechtigter bezeichnet werden. Nicht alle jener Unzähligen, die bei uns auf der Schule Französisch gelernt haben, sind im Stande, wenn sie vierzig, funfzig Jahre alt geworden, ein französisches Buch ohne allen Anstoß zu lesen, und es ist doch gar zu störend, wenn man, um die Worte des deutschesten aller deutschen Könige zu verstehen, in einem französischen Wörterbuche nachschlagen soll, wozu namentlich wegen der zahlreichen militärischen Fachausdrücke auch mancher andere, der sich auf sein perfectes Französisch etwas einbildet, oft genug veranlaßt sein dürfte.

Jedenfalls wird die „Geschichte meiner Zeit“ auch jetzt noch die meiste unmittelbare Wirkung machen; die „Brandenburgischen Denkwürdigkeiten“ liegen dem Durchschnittsinteresse von heute etwas zu fern; die „Denkwürdigkeiten vom Hubertsburger Frieden bis zum Frieden von Teschen“ sind gar zu sehr specifische Cabinetspolitik, deren seltsame Schachzüge den gewöhnlichen Leser, weil sein Geist ihnen nicht folgen kann, ermüden; die „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“ ist überwiegend militärisch und mußte es auch sein, denn Friedrich hat sich immer und zuerst, kraft seiner preußisch-deutschen Königspflicht, als Soldat gefühlt und gegeben, und es gibt keine großartigere Ironie oder Humor der Weltgeschichte, als wenn man das bekannte Wort des Vaters Friedrich Wilhelm, als sein gefangener Sohn Uniform und Degen zurückerbat: „Ist denn Fritze wirklich ein Soldat?“, an den Sieger von Prag, Leuthen und Zorndorf anlegt. Demgemäß hoffen wir, daß diese Ueber-

setzungen Leser finden werden, die sich daran erquicken und erbauen; und wir glauben auch, daß die für die noch ausstehenden fünf Halbbände getroffene Auswahl — außer dem schon Erwähnten noch der „Antimachiavel", Friedrich's idealistisches, in der That aber praktisch durchgeführtes Gewissensbekenntniß der Königspflichten, verschiedene andere ethisch-politische Abhandlungen und eine verständige Auswahl aus dem lange noch nicht genug gewürdigten Schatz seiner Briefe — die durch die eigentlich historischen Schriften erweckte Theilnahme nur noch steigern wird. Erfreulich wäre es, wenn Süddeutschland, das die Ehre der Initiative bei diesem Unternehmen hat, auch sich lesend möglichst zahlreich an dem Bilde des Königs erheben möchte, der ja dort ebenso populär wie im Norden ist. Denn er ist und bleibt eben für alle Deutsche der eine „Alte Fritz", nur nicht für die, die es heute noch nicht verwinden können, daß der große Schlag, den die fromme Maria Theresia zur Vertilgung des Ketzers und mit ihm der Ketzerei zu führen gedachte, misglückt ist. Stellt es sich ja doch immer deutlicher heraus, daß der Siebenjährige Krieg — vielleicht nicht von Kaunitz jedenfalls aber von denen, die nicht blos wie er den Verstand, sondern das Gewissen der Kaiserin beherrschten — als ein verdeckter Religionskrieg, als eine Fortsetzung des von Ferdinand bis zu Gustav Adolf's Einbruch und Wallenstein's Entlassung so glücklich inscenirten Vertilgungskriegs gegen den Protestantismus gemeint war. Als Hormayr zuerst in seinen „Anemonen" einige dies deutlich bezeugende Actenstücke veröffentlichte, war es noch möglich sie zu ignoriren oder zu verdächtigen; heute aber, wo die urkundlichen Belege in Masse dafür vorliegen, können allenfalls nur die Leute des Centrums das Factum leugnen, womit es an sich schon so gut als bewiesen wäre.

Heinrich Rückert.

Neue Romane und Novellen.

1. Die Schweden auf Kronborg. Historischer Roman von H. F. Ewald. Ins Deutsche übertragen von W. Reinhardt. Vier Bände. Zweite Ausgabe. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1875. 8. 15 M.

Möge es mir an dieser Stelle gestattet sein, mich mit dem Leser und vor allem dem Autor über einen Grundsatz meiner Kritik zu verständigen. Ohne Zweifel besteht die Aufgabe eines jeden Romans, also auch des historischen, darin, bedeutende Charaktere in entsprechend bedeutsame Situationen zu versetzen, damit sich an den letztern die Eigenthümlichkeit, das Wesen der erstern in voller Deutlichkeit allseitig entwickeln kann. Ein Roman ist dabei desto höherer, edlerer Art, je mehr inneres und je weniger äußeres Leben er darstellt, d. h. je stärker er mit möglichst geringem Aufwand von äußern Mitteln und Begebenheiten das Seelenleben der handelnden Personen in Bewegung zu bringen vermag. Während im gewöhnlichen Roman der Dichter die Situationen und die Handlung (die Reagentien, welche alle Charaktereigenschaften zur Thätigkeit veranlassen) erfindet, benutzt er im historischen Roman vorwiegend geschichtlich gegebene Thatsachen. Die Schwierigkeit, unter der Menge der historischen Ereignisse gerade jene herauszugreifen, welche sich ungezwungen und natürlich zur vollständigen Entfaltung der Romancharaktere eignen, ist ungemein groß und die Hauptursache, weshalb in den meisten historischen Romanen die äußerlich feststehende Handlung einer richtigen und wahren Charakteristik der Personen so schlimmen Eintrag thut, weshalb die geschichtlich bekannten oder erdichteten Menschen sich oft so unfrei in diesen Romanen bewegen, sich überall an den Schranken historischer Vorgänge stoßen und in dem aufgezwungenen Kleide sich nicht heimisch fühlen. Ein Genie wie Walter Scott, ein großes Talent wie Wilibald Alexis weiß freilich diese Gefahr zu umgehen und auf historischem Boden ganze und echte Menschen zu schaffen, die ihr tiefstes Wollen, ihr innerstes Herz vor uns aufschließen und in außerordentlichen und doch glaubwürdigen Handlungen unser wärmstes Interesse an ihnen selbst und dadurch in zweiter Linie auch an den politischen und socialen Zuständen ihrer Zeit und Nation erregen. Die große Mehrzahl der Schriftsteller aber, welche das modern gewordene und sehr entartete Genre des historischen Romans cultiviren, gelangt nicht zu dieser vollen Beherrschung des Stoffs, versteht es nicht, die Geschichte mit der Dichtung, ich möchte sagen, chemisch so fest zu verbinden, daß aus beiden ein homogenes Drittes, nämlich ein wahres Kunstwerk, „der historische Roman" entstände, sondern liefert nur ein mehr oder weniger fein pulverisirtes mechanisches Gemengsel, in dem die Bestandtheile der Geschichte und der Dichtung unorganisch durch- und nebeneinanderliegen. Gar oft kommt die Poesie dabei schlecht weg, sie läuft neben der schwerfälligen und eigensinnigen Geschichte her wie, wenn der vulgäre Vergleich gestattet ist, ein edles neben einem Wiederkäuer an eine Deichsel gespanntes Pferd. Die Poesie möchte sich in die Lüfte schwingen, die Thatsache der Geschichte zieht sie auf die Erde herab. Besonders die erdichteten Romangestalten spielen da oft eine äußerst traurige Figur, die armen Phantasiegeschöpfe schleppen mühsam die schweren Fesseln der Wirklichkeit. Und doch ist es noch weit schlimmer bestellt bei jenen sogenannten historischen Romanen, welche den geschichtlichen Kern in dem Zuckerwasser moderner Sentimentalität auflösen, den geschichtlich bekannten Persönlichkeiten, deren Charakterbild unverrückbar feststeht, unwahre Motive ihres Handelns unterschieben, ihnen eine falsche Empfindsamkeit oder krankhafte Gefühlsweise andichten, oder vielmehr anlügen, und so die Geschichte durch eine romantische Schminke färben und entstellen. Die Luise Mühlbach'schen Romane sind ein Beispiel solcher widriger Zwittergeschöpfe von Dichtung und Poesie.

Der recht gut ins Deutsche übersetzte historische Roman „Die Schweden auf Kronborg" von H. F. Ewald hält sich nun freilich rein von der Schuld, die Geschichte zu fälschen, verfällt aber in den Fehler, selbst Geschichte zu sein: er ist ein Beitrag zu der

Geschichte des Einfalls des Schwedenkönigs Karl X. in Dänemark unter der Regierung Frederik's III. Wie in einer ausführlichen Chronik lesen wir — stellenweise in dem trockenen Tone einer solchen — eine Unmasse politisch vielleicht merkwürdigen, aber für den Roman selbst unwesentlichen Details, die Namen aller in den Kämpfen und Umtrieben jener Epoche irgend thätig gewesenen Staatsmänner, Hofleute, Beamten und Krieger, eine Menge gewiß treuer Nachrichten über Land und Leute, Sitten und Trachten, culturhistorische Notizen aller Art; durchweg müssen wir der Vaterlandsliebe, dem klaren Urtheil, der Einsicht und Menschenkenntniß des Verfassers unsere rückhaltlose Anerkennung zollen — aber trotz alledem läßt uns das Geschick und, was eben die Hauptsache ist, das innere Leben der Gestalten des Romans ziemlich gleichgültig; zumal die eigentliche Heldin desselben, ein schönes und hochbegabtes dänisches Mädchen, Lisbeth, vermag sich keine tiefgehende Sympathie zu erringen. So edelmüthig sie auch die zum Tode verurtheilten Dänen im Kerker besucht, ja sogar hochherzig die von aller Welt Verlassenen auf dem letzten Gange begleitet, wir glauben nicht recht an den Ernst der Vaterlandsliebe einer Dänin, die ihr Herz an einen hervorragenden schwedischen Offizier verliert und, als dieser ihre Neigung nicht erwidert, sich mit einem andern tapfern, aber rohen schwedischen Kriegsmann, den sie nicht liebt, verlobt. Um sich unsere verlorene Achtung wenigstens theilweise zurückzugewinnen, bleibt ihr schließlich nichts übrig, als durch einen Sturz ins Meer freiwillig ein verpfuschtes Dasein zu enden. Die Verschwörung der Dänen zur Befreiung der von den Schweden besetzten Festung Kronborg ist mit einer Breite behandelt, welche die Geduld jedes nicht dänischen Lesers erschöpfen muß, um so mehr als das Unternehmen gar nicht zur Ausführung gelangt, da es den Schweden verrathen wird. Erst die hierauffolgenden Scenen der Bestrafung der dänischen Patrioten rütteln uns durch die kräftigere, leidenschaftlichere Färbung und lebhaftere Zeichnung aus der Apathie wieder auf, sodaß wir dem Ende des Romans mit einiger Spannung entgegensehen.

In dem bekannten Liede „Der schlesische Zecher" lallt am Schlusse der Teufel: „Noch mehr zu trinken solch sauern Wein, müßt' ich ein geborner Schlesier sein". Weit entfernt, den vorliegenden Roman mit einem sauern Wein vergleichen zu wollen — im Gegentheil dürfte man ihn, wie aus den ertheilten Lobsprüchen ersichtlich, in mancher Hinsicht als ein wohlgerathenes Gewächs bezeichnen —, wird doch der unbefangen urtheilende Leser mit mir darin übereinstimmen, daß man ein geborener Däne sein müßte, um volle Befriedigung an dem vierbändigen Werke zu finden.

2. Sopiana. Politisch-sociale Spiegelbilder aus Ungarn. Roman in zwei Büchern von Richard Ormay. Zweite unveränderte Auflage. Pest, Lauffer. 1874. Kl. 8. 6 M.

Das Papier ist geduldig, und die Preßfreiheit bringt es mit sich, daß auch unflätige Bücher geschrieben werden können. Diese schweigt die Kritik so lange als möglich todt, denn in der Literatur läßt sich glücklicherweise schlechte Gesellschaft viel leichter vermeiden als im Leben, wo man dem Schmuz der Straße nicht immer ausweichen kann. Daß frivole und sittenlose Romane sogar eine zweite Auflage erleben, gereicht freilich dem Publikum nicht zum Ruhme; doch wird kein Vernünftiger einen Kreuzzug gegen die Prostitution predigen, solange sich dieselbe im Hintergrunde des öffentlichen Lebens bescheiden verbirgt. Drängt sie sich aber frech hervor, dann ist es Zeit, sie durch den Büttel ins Dunkel zurückzujagen. In analoger Weise darf auch die ernsthafte Kritik, wenn geradezu durch die Zusendung von Recensionsexemplaren solcher obscöner Schriften herausgefordert, mit ihrem Urtheil nicht mehr hinter dem Berge halten. In dem plan- und gehaltlosen Romane „Sopiana" von Richard Ormay werden wir Zeugen der Wahlumtriebe und Parteikämpfe in Ungarn während der unmittelbar der Revolution von 1848 vorausgehenden Epoche. Sind diese politisch-socialen Spiegelbilder (von denen einige mit scharfer Beobachtungsgabe erfaßt und mit ätzendem Witze gezeichnet sind) treu, dann bedauern wir Ungarn als das unglücklichste Land Europas, denn die Männer werden fast durchweg als Gecken, ehrlose Spieler und Schwindler oder als verächtliche Narren, die Weiber fast ausnahmslos als gemeine Hetären geschildert. Die langweiligen politischen Auseinandersetzungen sind mit dem Paprika erotischer Scenen und Anekdoten gewürzt, die an schamloser Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Der Roman ist eine verwegene Beleidigung des gebildeten Geschmacks, ein jede Sitte, jede Spur des gewöhnlichsten Anstandes frech verletzendes Erzeugniß der entartetsten Muse.

3. Sophie von Hohem. Aus den Papieren der Frau von Br..sen von Mariam Tenger. Zwei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1875. 8. 7 M.

Die durch einen unaufgeklärten Betrug um ihr natürliches Erbe gebrachte, sich für eine Doppelwaise haltende Titelheldin, ein schönes junges Mädchen, verliebt sich auf der Reise nach Königsberg, wo sie im Hause des Schiffseigenthümers Zumbug eine Zuflucht findet, in den russischen Kriegsrath Leonhard. Die Schwester Zumbug's und deren Tochter Julchen, die sich einst selbst Hoffnung auf Leonhard's Hand gemacht, jetzt aber sich mit dem Pastor Groß verlobt hat, gönnen Sophie die glänzende Partie nicht. Sie intriguiren und verleumden so lange, bis Leonhard in einem Briefe an Pastor Groß mit Sophie bricht, ihr jedoch, um ihre Zukunft zu sichern, 4000 Thlr. anweist. Sie schlägt das beleidigende Geschenk aus, ebenso das Anerbieten des alten Zumbug, seine Gattin zu werden, und verläßt das Zumbug'sche Haus. Später treffen wir sie, nachdem sie eine schwere Krankheit im Kloster überstanden, als Hofdame bei einer Fürstin Hohnlohe, welche bald darauf den jungen Grafen Ronek zu ihrem ersten Cavalier ernennt. Der zum Staatsrath beförderte und geadelte Herr von Leonhard, Excellenz, heirathet eine reiche vornehme Russin, Sophie den Grafen Ronek; vorher werden jedoch allerlei Zurüstungen mit Pomp in Scene gesetzt, um den geheimnißvollen Raub des Hohem'schen Vermögens zu enthüllen. Mächtige Persönlichkeiten, wie die russische Zarin, ja kein Geringerer als Friedrich der Große, interessiren sich für die Entdeckung des Verbrechers. Nur mit Mühe arbeitet sich der Leser durch die dazwischen reichlich eingestreuten Schilderungen des Hoflebens, durch die Correspondenz Sophiens mit einer Herzensfreundin, durch die Episoden, in denen die Freunde

Sophiens, vor allem der Bote Felbinger, den Schuldigen verfolgen, hindurch, um annähernd mit der eigentlichen Absicht der Verfasserin au fait zu bleiben. Als Urheber des Verbrechens erweist sich der Vater Ronek's, ein ehrloser Abenteurer. Schon hängt das Damoklesschwert über ihm, da begehrt Sophie in einer Audienz bei Friedrich II. die Niederschlagung der Untersuchung, um die Ehre des Namens Ronek zu retten, und der König geht darauf ein, wodurch die Aufbietung so vieler Mittel nun hinterher als völlig zwecklos erscheint. Dafür übernimmt nun an Stelle der weltlichen Gerechtigkeit die ewige die Vergeltung; der Bote Felbinger ermordet den alten Ronek. Zum Schluß darf die jetzt mündig gewordene Sophie das Tagebuch ihres Vaters lesen; sie erfährt nun, daß die Aebtissin Anastasia, von der sie während ihrer Krankheit gepflegt wurde, ihre Mutter ist. Doch betrachtet diese ihre Ehe mit einem Protestanten als Sünde und will ihr Kind nicht mehr sehen. Die Fürstin vertritt nun Mutterstelle und segnet Sophiens Bund mit dem Grafen Ronek.

Die Figuren dieses Romans, besonders die männlichen, sind leblose Schatten. Sie kränkeln alle an einer verzehrenden Sehnsucht nach dem Parket des Hofs, nach Berührung mit hochgestellten Persönlichkeiten, um die sie wie Mücken um das Lampenlicht flattern. Sophie von Hohem entbehrt der Originalität, sie wird von der Fürstin wie eine Marionette gelenkt. Die Darstellung selbst ist zerrissen und sprunghaft und dabei breit und zerfahren, wie die Conversation in einem Kaffeekränzchen. Den oft gesuchten Stil und die nicht immer geschmackvollen Einfälle der Verfasserin mögen ein paar Stellen zeigen:

Meine geliebte Henriette! Die so sehr ersehnten Nachrichten von Euch haben mich hoch erfreut. Du liebe süße Maid Athens mit den herrlichen Gliedern, dem Profil der Grazien, den sanftblickenden Augen und den prächtigen Haarzöpfen, dem Schwanenhalse und dem biegsamen schönen Körper u. s. w.

Die kranke Gräfin erschrak vor dem Gedanken, an ihrem einzigen Kinde Niegehörtes zu erproben. Doch größer als die Scheu war die Noth! Graf Wolf von Ronek wurde also mitsammt seiner Milchschwester der schönen Neufundländerin an die Brust gelegt. Als später die verschriebene Amme ankam, weigerte sich der kleine Wolf eigensinnig, die neue Nahrung auch nur anzurühren, sodaß man sich gezwungen sah, ihn der Neufundländerin zu belassen. Diese zeigte dem zweibeinigen Säugling so viel Liebe, daß die vierfüßige Milchschwester wol hätte eifersüchtig werden können, wäre sie in ihren Milchbruder nicht ebenso vernarrt gewesen wie ihre Mama.

4. Bischof und König. Historische Novelle aus Friedrich's des Großen Zeit von Mariam Tenger. 1875. 8. 3 M. 50 Pf.

Die Wahl des Stoffs, welcher dieser von derselben Verfasserin geschriebenen Novelle zu Grunde liegt: der Streit des Fürstbischofs von Lüttich mit Preußen um die Oberherrschaft über Herstal, muß als eine sehr glückliche bezeichnet werden. Auch verstand es die Verfasserin, ihren Vortheil durch lebhafte und anschauliche Heraushebung der Gegensätze im ganzen wohl auszunutzen.

Der hochmüthige und intriguante Fürstbischof lockt den eigenen Bruder, den Grafen Ottokar von Berg, einen preußischen Unterthan, zu sich, steckt ihn gegen seinen Willen in ein Kloster, hält dessen Gemahlin am Hofe zu Lüttich und auf einem Landsitze in einer Art Gefangenschaft, und bestimmt dessen Sohn Friwiott dem geistlichen Stande, während die Tochter Sophie dereinst den Schleier als Braut des Himmels tragen soll. Auf diese Weise muß das Berg'sche Vermögen dem Bisthum anheimfallen. Mit starrem Prälatentrotz weist der Bischof die preußischen Zumuthungen, Herstal herauszugeben, ab und wirft den preußischen Lieutenant Rambonet, der in Herstal Rekruten ausheben will, ohne weiteres ins Gefängniß. Sophie befreit den Gefangenen, der ihr Herz gewann, aus dem Kerker; sie färbt die blonden Haare und das Gesicht des Geliebten eigenhändig schwarz und nimmt ihn als ihren Mohren mit in den bischöflichen Palast nach Lüttich, wo er Zeuge ist, wie der eigensinnige Priester vor versammeltem Hofstaat den preußischen Gesandten, Rambonet's Vater, sehr schnöde behandelt. Der preußische Offizier als Mohr ist eine wenig glaubwürdige, ins Burleske streifende Gestalt, die man mit in den Kauf nehmen muß. Lieutenant Rambonet entflieht und begibt sich nun mit seinem Vater nach dem Schlößchen Moyland, wo der jugendliche Freigeist Friedrich II. die idealsten Freuden edler Geselligkeit genießt. Die Erscheinung Voltaire's, der mit der Handlung der Novelle nur in sehr loser Verbindung steht (er hat nur den Abdruck einer Denkschrift über die Herstal-Angelegenheit in eine Zeitung zu besorgen), ist zwar stark bei den Haaren herbeigezogen, verleiht aber dem Bilde des anmuthigen Lebens auf Schloß Moyland, von der Verfasserin zu einem feinen Cabinetsstückchen verarbeitet, einen pikanten Reiz. Friedrich der Große holt seinen Unterthan Ottokar von Berg selbst aus dem Kloster, indem er Herstal mit Waffengewalt besetzt; der Bischof muß eine Abfindungssumme zahlen und dem Bruder Frau und Kinder zurückgeben. Sophie wird natürlich die glückliche Gattin des zum Premierlieutenant beförderten jungen Rambonet.

In der Atmosphäre der Höfe bewegt sich die Verfasserin sichtlich in einem ihr zusagenden Element; an der Hand einer wirklichen Begebenheit formt sie ihre Charaktere viel klarer und sicherer und die Darstellung gewinnt an innerer Einheit.

5. Der Mensch denkt — Gott lenkt. Eine Familiengeschichte von Otfried Mylius. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1874. 8. 6 M.

Der Verfasser der Romane „Londoner Mysterien“, „Die Irre von Eschenau“, „Die weiße Frau“ u. s. w. ist der Lesewelt und besonders dem Publikum der Leihbibliotheken ein alter und gern gesehener Bekannter. Karl Müller — der pseudonym als Otfried Mylius schreibt — besitzt eine in dieser Fülle und Ausdauer seltene, staunenswerthe Arbeitskraft, die, verbunden mit umfangreichem Wissen und großer Vielseitigkeit (hat er doch während des Völkerkampfes den Krieg 1870—71 mit patriotischer Glut und recht anschaulich beschrieben), mit einer durch Erfahrung gereiften Welt- und Menschenkenntniß und mit einer lebendigen Phantasie, ihn zu einem der fruchtbarsten Belletristen macht. Die Schnelligkeit und Massenhaftigkeit seiner Production kommt allerdings, wie das nicht anders möglich ist, der künstlerischen Vollendung seiner Werke nicht zugute; dennoch verdienen seine Leistungen, die sich, wäre ihm die nöthige Ruhe und Sammlung gegönnt, eine noch hervorragendere Stelle in der Literatur erringen würden, die gefundene Anerkennung, denn es spricht aus ihnen durchweg

eine hohe natürliche Begabung und eine reiche Gestaltungskraft. Häufig erscheint in seinen Arbeiten die äußerliche Handlung etwas gewaltsam und läßt im Herausarbeiten des Effects den feinern Geschmack, ein gewisses Maßhalten vermissen; dafür entschädigt fast immer die überraschende Gewandtheit, womit er auch das Unwahrscheinliche und Uebertriebene durch guterfundene Zwischenglieder mit dem Wirklichen und Glaubwürdigen zu verflechten weiß. Den unruhigen Scenen, den peinlichen und aufregenden Situationen stellt er heitere, harmlose Bilder des Stilllebens gegenüber, er schlägt zur rechten Zeit und an rechter Stelle die naiven Töne einfachen und volksthümlichen Empfindens an. Es ist gewiß nicht blos die geschickte Mache, wodurch Mylius den Leser besticht: in vielen seiner Schriften steckt ein guter Kern, das Gerechtigkeitsgefühl, welches das Verbrechen der Strafe überliefert und die ausharrende Tugend nicht auf ein besseres Jenseits vertröstet, sondern ihr schon hier auf Erden zu ihrem Rechte verhilft. Die warme Sympathie, welche Mylius den bescheidenern Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, das Wohlwollen, welches er der Gefühlsweise und den Anschauungen des gemeinen Mannes entgegenbringt, seine Menschenliebe, befähigen ihn zum Volksschriftsteller im guten Sinne. Wir erinnern an seine in der „Universal-Bibliothek" von Philipp Reclam jun. in Leipzig aufgenommenen Geschichten „Die Türken vor Wien", „Die Frau Oekonomierath" u. s. w., an zahlreiche, in der „Allgemeinen Familienzeitung" von Hermann Schönlein in Stuttgart erschienene Novellen, welche diese charakteristische Seite seiner literarischen Thätigkeit bekunden.

In der vorliegenden Familiengeschichte „Der Mensch denkt — Gott lenkt" schildert uns Otfried Mylius die moralische Verkommenheit eines modernen Glücksritters und Börsenschwindlers, des Kaufmanns Albrecht von Kirchner, der im Verein mit seiner sitten- und herzlosen Gattin — die, obwol hinreißend schön, doch „ein Bild ohne Gnade" ist — dem eigenen kranken Bruder, Moritz von Kirchner, dessen einziges Töchterchen Cora raubt, in der Hoffnung, der unglückliche Vater werde den vermeintlichen Tod seines Lieblings nicht lange überleben und sein bedeutendes Vermögen sodann dem verbrecherischen Verwandten anheimfallen. Doch was die bösen Menschen denken, was sie so wohlberechnet planen und ebenso verwegen als schlau ausführen, lenkt Gott, oder vielmehr der Autor an Gottes Statt, zum guten Ausgang. Moritz von Kirchner kommt dem gespielten Betrug auf die Spur, findet die verloren geglaubte Tochter wieder; Albrecht von Kirchner wird wahnsinnig, seine verworfene Gattin, die Anstifterin des Unheils, bereut ernstlich, als einer ihrer frühern Anbeter, der inzwischen den Waffenrock des Offiziers mit der Mönchskutte vertauschte, ihr in das Gewissen redet.

An das letztere Motiv zu glauben, fällt dem Leser schwer, so willig er sonst der abenteuernden Handlung, die mit einer Doppelhochzeit freundlich abschließt, gefolgt sein mag. In Bezug auf Schürzung des Knotens hat es sich der Autor diesmal ziemlich leicht gemacht; indem er ein verlorenes und wiedergefundenes Kind als Angelpunkt der Handlung benutzt, folgt er einem an sich schon sehr verbrauchten Romanrecept. Die Charakteristik, mehr in die Breite als in die Tiefe gehend, ist nicht ganz frei von Wiederholungen; die Umrisse der Personen schwanken zuweilen, ungeachtet der routinirten Farbenbehandlung und der geschicktesten Vertheilung von Licht und Schatten; und die Handlung selbst bewegt sich manchmal etwas mühsam vorwärts.

Warum der Hauptmann von Ellershausen ungesehener Zeuge der Beseitigung der kleinen Cora wird, ist nicht einzusehen, da er später gar nichts zur Wiederentdeckung der Verschwundenen beiträgt, vielmehr der Autor diesen angesponnenen Faden gänzlich fallen läßt.

Auf Seite 18, Band 1 hat Cora große braune Augen, auf Seite 143 — Moritz zeigt seiner Nichte Adeline Cora's Bild — sind sie schwarz, auf Seite 106, Band 2 dagegen hellbraun. Für dieses Naturspiel ist möglicherweise der Setzer verantwortlich.

Im übrigen verleugnet diese Familiengeschichte viele Vorzüge der Mylius'schen Darstellungsweise nicht und wird sicher ihren Leserkreis finden.

6. Wohin führt es? Roman von Amely Bölte. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 1874. 8. 5 M. 60 Pf.

Lessing sagt in einem Sinngedicht: „Lobspruch des schönen Geschlechts":

> Wir Männer stecken voller Mängel;
> es leugne, wer es will!
> Die Weiber gegen uns sind Engel.
> Nur taugen, wie ein Kenner will,
> drei kleine Stück — und die sind zu errathen —
> an diesen Engeln nicht gar viel:
> Gedanke, Wort und Thaten.

An einer andern Stelle spricht sich dieser Dichter aus:

> Ein einzig böses Weib lebt höchstens in der Welt:
> Nur schlimm, daß jeder seins für dieses einz'ge hält.

Nachdem ein Mitglied des starken Geschlechts, noch dazu eine Autorität auf dem Felde des Urtheils, dem schwächern und schönern so schreiend Unrecht gethan, dürfen wir uns nicht beklagen, daß eine Vertreterin des beleidigten Theils einmal herzhaft den Spieß umdreht, mit den tyrannischen Herren der Schöpfung unbarmherzig ins Gericht geht und für die unterdrückten armen Frauen, wenn nicht völlige Emancipation, doch eine unabhängigere Stellung in der Ehe verlangt.

Wir erfahren in dem Romane „Wohin führt es?" von Amely Bölte die trübselige Ehegeschichte dreier Damen: der Baronin Berg, ihrer Tochter und ihrer Enkelin. Alle drei Bündnisse werden durch die Schuld der bösen Männer höchst unglücklich. Der Gatte der Baronin Berg, ein widerlicher Pietist, lebt im Ehebruch mit einer Gouvernante; der Gemahl der Tochter geht mit einer Künstlerin auf und davon. Herr von Mehrod, der die liebliche Enkelin, die Heldin des Romans, heimführt, unterliegt den Reizen derselben Gouvernante, macht auf das eventuelle einstige Vermögen seiner Frau hin ungeheuere Schulden; seine Absicht, durch Malen sich Ruhm und Geld zu gewinnen, scheitert; er verliert, als die Erbschaftshoffnung sich trügerisch erweist, jeden Halt, begeht einen Mordversuch an Baron Berg, der, um gerichtlichem Einschreiten vorzubeugen, den theilweise wirklich Unzurechnungsfähigen in ein Irrenhaus bringt. Dort holt ihn,

nachdem er von körperlicher Krankheit genesen, die Gattin ab; er findet jedoch, innerlich gebrochen, nicht mehr den Muth, ein neues Leben voll Entbehrungen zu beginnen, und entleibt sich selbst. Frau von Mehrod, wie alle Frauen dieses Romans, eine hochherzige, engelreine, entsagungsstarke Dulderin, erwirbt jetzt als Vorsteherin einer Krankenheilanstalt den Unterhalt für sich und ihre Kinder, wobei ein sehr reicher, höchst uneigennütziger Engländer sie nicht unwesentlich unterstützt. Schließlich wird die Schwergeprüfte die Frau des wackern Arztes, der ihr zu dem Amte in dem Spital verhalf.

Dieser freundliche Abschluß, die Aussicht auf eine bessere Zukunft in einer zweiten Ehe, mildert den peinlichen Eindruck der trostlosen ersten Ehe nur wenig; er erweckt unsere Theilnahme nicht in höherm Grade als etwa ein halb abgestorbener Baum, den der Gärtner in ein anderes Erdreich verpflanzt, mit der Hoffnung, er werde sich erholen und noch einmal aufblühen. „Wol möglich", denken wir und wenden gern unsern Blick von dem entblätterten Stamme ab.

Amely Bölte, eine Schriftstellerin von Begabung, darf mit vollem Recht Anspruch auf die Achtung und Beachtung der Leser und der Kritik machen; sie verfolgt mit klarem Bewußtsein ein edles und richtiges künstlerisches Princip, indem sie in die psychologische Entwickelung, in die Charakteristik den Schwerpunkt ihres dichterischen Schaffens legt, wodurch sie den Leser mächtig fesselt und ihn vielfach zu eigenem Nachdenken anregt; auch wo man nicht mit ihren von des Gedankens Blässe angekränkelten Gestalten, mit ihrer zuweilen grämlichen Lebensauffassung einverstanden ist, freut man sich an der gewissenhaften Sorgfalt, womit sie sich bemüht, uns das Entstehen und Wachsen der Empfindungen, aus denen die That reift, gleichsam anatomisch präparirt darzulegen. Hierbei thut sie manchmal des Guten zu viel; sie malt fort und fort kleine Züge auf das hinlänglich deutliche Bild, bis sie es stellenweise verwischt; sie meißelt immer wieder an der schon fertigen Statue, bis schließlich dadurch die Ausmaße derselben zu schwach und mager werden.

Besonders die Figuren ihrer Männer erschrecken nicht selten durch ihre Hinfälligkeit und Kraftlosigkeit; sehr häufig sind sie, näher besehen, nur Weiber im Männerkleide. Keine Frau, geschweige denn ein Mann, wird jemals eine schriftliche Beichte wie jene I, 146 ablegen. Nun gar dieser Herr von Mehrod, der Sündenbock dieser Ehe, ist eine durch und durch weibliche oder vielmehr weibische Natur. Die Charaktereigenschaften der Geschlechter sind in diesem Roman geradezu verwechselt, die Seelen umgetauscht. In der Mehrod'schen Ehe denkt die Frau, strebt danach, ihr Thun nach festen Grundsätzen zu regeln; sie besitzt den Muth der Offenherzigkeit, sie ist sich selbst genug, während der kurzsichtige Mann, ein Sklave seiner kleinlichen Eitelkeit, nach fremdem Beifall dürstet, Gesellschaft und banale Zerstreuungen nicht entbehren kann, dabei unaufrichtig, pflichtvergessen, empfindlich, habsüchtig und verschwenderisch ist. Dagegen ließe sich nichts einwenden, es kommt ja ausnahmsweise vor, daß bei einem Weibe die Reflexion das Empfinden überwiegt, daß einem Manne die Willenskraft total fehlt, es gibt sicherlich derlei verzwickte und unnatürliche Erscheinungen; allein die Tendenz der Verfasserin ist handgreiflich eine allgemeine, sie behandelt nicht blos den einzelnen Fall in seinen Consequenzen, sondern stellt ihn als Beispiel für eine Regel auf. Dies geht deutlich daraus hervor, daß sie Herrn und Frau von Mehrod eine Menge von Gedanken, Ansichten und Bemerkungen in den Mund legt, welche auf den Conflict beider Charaktere innerhalb der Handlung des Romans keinen Bezug mehr haben, sondern sich auf das rechtliche und ethische Verhältniß zwischen Mann und Weib überhaupt erstrecken und darthun sollen, daß der Mann an der unglücklichen Ehe durchschnittlich die Hauptschuld trage. Die Richtigkeit dieser Behauptung angenommen, hinkt doch der angetretene Beweis; denn die Voraussetzungen und Vorgänge des Romans reichen nicht einmal hin, Herrn von Mehrod allein die Verantwortung für die verfehlte Heirath aufzubürden, denn Frau von Mehrod liebt ja ihren Mann nicht. Ich wenigstens kann in dem Gebaren des leidenschaftlosen, kühlen Wesens, das den Gatten nicht einmal bei seinem Vornamen nennt, nie zärtlich oder vertraut wird, das gar keine Sinne zu haben scheint und gewissermaßen nur literarisch lebt, keine Spur von echter gesunder Liebe entdecken; wenn dieser unweiblichen, klügelnden Frau der Gatte innerlich nicht näher kommt, so muß sie doch zur Hälfte sich selbst darum anklagen. Daß sie in dem Augenblicke, wo sie durch energisches Auftreten die Existenz der Familie retten könnte, sich passiv verhält, widerspricht ihrer bei jeder Gelegenheit starkbetonten Pflichttreue.

Nein, so schlimm, wie die Dichterin meint, sind die Männer nicht, sie sind vor allem — und das ist doch keine Nebensache — viel männlicher. Die tiefe Sehnsucht nach dem „ewig Weiblichen" und die Ehrfurcht davor erfüllt als ein unausrottbarer Trieb die Seele des Mannes, und wo ihm wahre weibliche Tugend begegnet, achtet er sie, so gering er sonst von dem Geschlecht denken mag, das er oft von der traurigsten Seite zuerst kennen lernt.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, keine der schönen unverheiratheten Leserinnen werde sich durch die Lektüre des interessanten Romans „Wohin führt es?" dahin führen lassen, die Ehe zu verabscheuen, aus Furcht, der Erwählte ihres Herzens werde sich später als ein Herr von Mehrod entpuppen. Sollte dann dieses Unglück sich doch ereignen, so bleibt für die Betreffende nur der Ausweg, durch ihre rückhaltlose treue Liebe die Neigung des Gemahls zu erringen; der Einfluß einer geliebten Frau ist groß genug, auch einen von Natur schwachen Mann vor den schlimmsten und äußersten Folgen verderblicher Anlagen zu hüten.

F. C. Schubert.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die zehnte Lieferung der von Friedrich Pecht herausgegebenen „Shakspeare-Galerie" (Leipzig, Brockhaus) enthält drei Stahlstiche: Julius Cäsar, gezeichnet von Spieß, gestochen von Kraußе; König Johann, gezeichnet von Adamo, gestochen von Bauer; König Richard II., gezeichnet von Pecht, gestochen von Kraußе. Das Bild „Julius Cäsar" zeigt uns Antonius, die Leiche Cäsar's vor dem römischen Volk enthüllend. Der Schwerpunkt ruht hier in den Zügen des Antonius, in denen sich bei aller Trauer doch der Schwung eines ebenso schlau entwerfenden wie gewandt ausführenden Charakters zeigt. Aufgefallen ist uns, daß der Herausgeber bei der Erläuterung zu diesem Bilde kein Wort von der dargestellten Situation spricht, nicht einmal vom Charakter des Marc Anton, sondern von dem des Cäsar, Brutus und der Portia. Das zweite Bild, „König Johann", stellt uns Konstanze dar, in erschütternder Verzweiflung auf dem Boden liegend, während ihr die Fürsten nahen, wie sie sich eben zu König Philipp wendet voll bittern Vorwurfs, aber mit jener Würde, die natürlicher Adel wie großer Schmerz allein zu geben vermögen. Das dritte Bild zeigt uns den Usurpator Bolingbroke an der Leiche König Richard's II., wie er die Thäter der verruchten That verdammt, so sehr ihm diese willkommen ist. Der Ausdruck des trotzigen Thronräubers ist wohl getroffen; es ist dies die Situation, welche „Richard II." mit den folgenden Dramen des Historiencyklus verknüpft. Hoffentlich werden die beiden Schlußlieferungen des schönen Werks, das sich den in demselben Verlage erschienenen „Schiller"-, „Goethe"- und „Lessing-Galerien" würdig anreiht, nicht mehr lange auf sich warten lassen.

— Friedrich Rückert's „Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri", jene ebenso plauderhaften wie phantasievollen und ergötzlichen orientalischen Knittelverse sind in fünfter Auflage erschienen (Stuttgart, Cotta).

— Die Sammlung: „Das deutsche Vaterland", patriotische Dichtungen zum Vortrage bei Krieger-, Schützen-, Sänger-, Turn-, Künstler- und andern Festen, herausgegeben von Nikolaus Hocker (Weimar, Voigt), unterscheidet sich von ähnlichen Sammlungen der Neuzeit dadurch, daß auch die patriotischen Lieder früherer Zeit mit aufgenommen und so die Kriegslyrik der Gegenwart mit derjenigen der Befreiungskriege verknüpft ist. Die Auswahl hält sich im ganzen an das Bessere, obgleich auch hin und wieder ein Lied, das den Stempel deorum minimarum gentium trägt, mit aufgenommen ist.

Eine sehr volksthümliche Sammlung neuer Kriegslieder sind „Alte und neue deutsche Lieder" (Hannover, Meyer). Sie liegt in vierzehnter Auflage vor; seit dem Erscheinen der ersten Auflage sind 180000 Exemplare vergriffen. Das Büchlein ist in seiner schlichten Ausstattung und bei seinem wohlfeilen Preise auf die allerweiteste Verbreitung berechnet; die Auswahl ist dabei eine geschmackvollere als sich mancher eleganten Sammlung nachrühmen läßt.

Ausländische Literatur.

Abbé Domenech hat in Paris bei Palmi ein zweibändiges Werk herausgegeben: „La prophétie de Daniel, philosophie de l'histoire depuis la création jusqu'à la fin des temps." Abbé Domenech zeigt viel Muth, wenn er sich wiederum auf dem Forum der Literatur sehen läßt. Es ist derselbe Gelehrte, welcher im Jahre 1861 das „Livre des sauvages" herausgab und in den Zeichnungen und Witzen eines Schülerheftes ethnographisch höchst interessante Hieroglyphen der Schreibekunst wilder Indianer entdeckt zu haben glaubte. Es ist bekannt, wie er dabei eine Wurst für einen Donnerkeil ansah, obschon mit deutschen Buchstaben, die ihm aber wahrscheinlich sehr urwäldlich vorkamen, das Wort „Wurst" dabei geschrieben stand. Hoffentlich beruht seine Geschichtsphilosophie auf solidern Grundlagen, und ist sie nicht so pessimistisch gehalten, daß ihm auch alle Donnerkeile der Geschichte „Wurst" sind.

— Die neue Ausgabe der „Shakespeare Library" von W. C. Hazlitt wird, statt in zwei Bänden, wie es anfangs beabsichtigt war, in sechs Bänden erscheinen und eine vollständige Sammlung der Romane, Novellen, Gedichte, Historien und Dramen enthalten, welche wahrscheinlich Shakspeare bekannt waren.

— Unter dem Titel: „Fiala, Novelle e Racconti Popolari Siciliani" wird Giuseppe Pitrè eine vierbändige Sammlung sicilianischer Volkssagen und Geschichten in Palermo herausgeben.

— In Nordamerika werden sehr anständige Honorare für militärische Memoiren und Schriften bezahlt; unsere europäischen Militärschriftsteller werden nicht ohne Befremden erfahren, daß ein Werk des Generals Sherman über den Successionskrieg von dem Verleger Appleton in Neuyork mit der enormen Summe von 73000 Dollars bezahlt worden ist.

— Der Earl of Albemarle bereitet ein Werk vor unter dem Titel: „Fifty years of my life", welches viele neue Thatsachen aus der Epoche der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts und besonders auch über die Schlacht von Waterloo neue Enthüllungen aus den eigenen Erlebnissen des Lords enthalten wird.

Bibliographie.

Kirchmann, J. H. v., Der Culturkampf in Preußen und seine Bedenken. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 75 Pf.

Kühne, Die Geschichte der braunschweigischen Artillerie von ihrer Entstehung bis auf die heutige Zeit. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Lubbock, Sir J., Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechtes, erläutert durch das innere und äußere Leben der Wilden. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Nach der 3ten vermehrten Auflage aus dem Englischen von A. Passow. Nebst einleitendem Vorwort von R. Virchow. Jena, Costenoble. Gr. 8. 12 M.

Prel, C. Freih. du, Unter Tannen und Pinien. Wanderungen in den Alpen, Italien, Dalmatien und Montenegro. Berlin, Denicke. Gr. 8. 6 M.

Rocholl, H., Anfänge der Reformation in Colmar. Ein Beitrag zur Reformations-Geschichte des Elsass. Colmar, Lang u. Rasch. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rosenberg, A., Sebald und Barthel Beham, zwei Maler der deutschen Renaissance. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 6 M.

Rössler, Die Sprache der Verträge seit dem westfälischen Frieden. Grimma, Gensel. Gr. 4. 1 M.

Schneyer, J., Gedichte in Hildburghäuser Mundart. Herausgegeben von M. Werner. Hildburghausen, Kesselring. 8. 1 M.

Schücking, L., Feuer und Flamme. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Simon. 8. 13 M. 50 Pf.

Schulz, J. H., Die Kunst und die Schönheit, das Thema der Menschheit, des Staates, jedes Einzellebens. Mit einem Anhang: „Erziehung zur Kunst", Entwurf; nebst Beurtheilungen. Wiesbaden, Robrian. 1873. Gr. 8. 3 M.

Schütz-Wilson, H. (Herbert Grey), Philip Mannington. Eine Novelle. Alpenleben. Eine Reiseskizze. Aus dem Englischen von Elise Mirus. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Schlicke. 1876. 8. 5 M. 50 Pf.

Stumm, H., Der russische Feldzug nach Chiwa. 1ster Thl.: Historische und militair-statistische Uebersicht des russischen Operationsfeldes in Mittelasien. Eine militair-geographische Studie. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Tönnies, J., Eine höchst nötige Antwort auf die höchst unnötige Frage: „Was ist studentische Reform?" Jena, Döbereiner. 8. 80 Pf.

Vanderhelden, Darmstadts vier Perlen (Holbein's Madonna, Steinbrück's Genoveva, Titian's Venus, Raphael's Johannes), seiner lieben Vaterstadt zum Neujahrsgruß 1875 neu gefaßt. Darmstadt, Schorkopf. 1874. Gr. 16. 40 Pf.

Verne, J., Schriften. Autorisirte Ausgabe. 21ster Bd.: Der Chancellor. Tagebuch des Passagier J. R. Kazallon. Deutsch von Reyher. Wien, Hartleben. 8. 2 M. 70 Pf.

Volkelt, J., Kant's kategorischer Imperativ und die Gegenwart. Vortrag. Wien, Czermak. Gr. 8. 20 Pf.

Wegele, F. X., Graf Otto v. Hennenberg-Botenlauben und sein Geschlecht. (1180—1250.) Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wertheimer, E., Zur Geschichte des Türkenkrieges Maximilians II. 1565 und 1566. Nach bisher ungedruckten Quellen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 80 Pf.

Wohlwill, A., Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben, insbesondere von 1789 bis 1815. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 29. Juli 1875.

Ein Musterpreuße.

Prussia's representative Man. By *Francis Lloyd* and *William Newton*. London, Trübner u. Comp. 1875.

Wie in Eine Seele verschmolzen reden die Herren Lloyd und Newton in diesem geistvollen und gutgeschriebenen Buche von der deutschen Geschichte und Literatur, Naturwissenschaft und Vielgötterei (Kategorien = Götter = Charakterkraft), alles das bei Gelegenheit von Heinrich von Kleist und der vortrefflichen Uebersetzung seines „Kohlhaas" und des „Prinzen von Homburg". In Kleist's Schriften und von allen deutschen Werken nur in ihnen findet das englische Zwillingspaar

wahrhaft Typisches und Spontanes, denn sein Genie befreite ihn wahr und eifrig von der Methode der Nachahmung, die zu der Zeit Sitte war, und bewog ihn, seine Eingebung aus dem Kreise der Seinigen und des eigenen Vaterlandes zu holen. Weil Preußen mit seiner straffen Eigenart das eigentliche Deutschland ist, darum ist Kleist sowol durch sein Verdienst als durch seinen Charakter ein Musterpreuße und ein Vertreter des Staats, der in unsern Tagen eine so hervorragende Stellung einnimmt. Kleist ging zu Grunde mitten in einer leblosen Scheinwelt, mitten unter Ueberlieferungen, welche die gewöhnliche Verwandlung in Göttergestalten erfahren hatten. Vielleicht geht es dem heutigen Preußen nicht anders: es hat so weit seine Laufbahn durchgefochten und allein gestanden; nun aber findet es sich nicht blos in intellectueller, sondern auch in physischer Berührung mit denen, die sich noch keineswegs ehrlich entschlossen haben, mit der Vergangenheit zu brechen. Und so mag Kleist's Schicksal sinnbildlich sein. Der echte Preuße mag den Predigern wohlfeiler Hirngespinste nachgeben und social-demokratisch, anglo-constitutionell oder historisch-kaiserlich werden. So viel wenigstens ist gewiß, die leitenden Politiker dieses Landes verstehen den wahren Ursprung ihres Erfolgs nicht; wie dem aber auch sei, Kleist und Preußen haben beide großen Ruhm verdient.

Und so spricht unser unmittelbar geeinigtes Autorenpaar manch großes Wort gelassen aus; ja es beginnt von der Hermannsschlacht und läßt uns nicht eher wieder los, als bis wir bei der Offenbarung seines eigenen Innern an der Götterdämmerung des neuen Deutschland angekommen sind. Wir sind ihm gern gefolgt, wenn es auch mit all seiner echt germanischen Gründlichkeit nicht immer auf den Grund kommt. So erinnern wir uns alle noch mit Schrecken, daß Preußen weder zur Zeit der Heiligen Allianz noch zur Zeit der Staatsstreiche „allein stand", und daß es ihm gerade damals weder an „geistiger noch an physischer Berührung" mit denen fehlte, „die mit der Vergangenheit nicht brechen wollten" und zum Theil noch mittelalterlicher dachten als der mecklenburger Adel. Ebenso wenig stimmt es mit unsern Ausgaben von „Egmont", „daß der alte Goethe ihn erst in Prosa und dann in Versen geschrieben" — aus derselben Reflexion, die uns „den kalten und geleckten Tasso" und die „Iphigenie", die fremde, zu Wege gebracht.

Obgleich den Verfassern das Spontane, das Unreflectirte der Eingebung, das Eigenartige der Gott ist, dem sie die Hekatomben der Nachbetung und Umbildung opfern, so verehren sie doch unbedingt Shakspeare, den Umbilder so vieler fremder Stoffe, und Luther, der uns sogar mit einer orientalischen vielfach misverstandenen Literatur überschüttete. Kurz, die Regel wird sehr häufig von der widerhaarigen Wirklichkeit durchbrochen, und gerade in solchen Hauptfiguren wie Preußen, Shakspeare, Luther und Hermann dem Cherusker. Hat einer die Eigenart des reellen Deutschland gerettet, so war es doch Hermann, der Sieger über das vordringende Römerthum; nun schließen sich aber dennoch unsere Verfasser der Ketzerei an, daß es für uns unendlich besser gewesen wäre, hätten Varus und die Civilisation im Teutoburger Walde über die Barbaren gesiegt. Wol möglich! Nur ist Varus' Sieg eine leere Phantasie, der Sieg der Deutschen hingegen eine Wirklichkeit, deren Folgen beide Theile denn doch wol verdient haben müssen, wenn auch auf Varus' Seite der Papst, und auf Hermann's Seite die Geistesfreiheit zu Stande gekommen ist.

Von der Geistesfreiheit freilich sind die Engländer, wenn man ihren Worten glauben darf, nicht sehr erbaut. Der Begriff des Geistes fehlt ihnen, sie schelten das

Denken Metaphysik und geben die Freiheit nicht zu. „Ein Stein, der durch die Luft fliegt", sagt einer von ihnen in seiner Geschichte der Philosophie, „kann sich ebenso gut einbilden, daß er frei sei, als der Mensch." In der Praxis lassen sie sich dann freilich weder die Rede- noch die Preßfreiheit noch die politische und die Sektenfreiheit nehmen. So retten sie sich durch den Widerspruch; statt in den Abgrund der Knechtschaft hinabzuspringen, kehren sie ihr den Rücken zu und ergeben sich dem vollen Genuß des freien menschlichen Daseins im Wollen und Denken. So verwerfen auch unsere Verfasser die Metaphysik und solche „allgemeine Wesenheiten wie Liebe und Wahrheit", um uns hinterher mit ihrer Erklärung derselben zu beglücken, also selbst Metaphysik zu treiben. Eine große Rolle spielt bei ihnen „die Unmittelbarkeit", unter der sie aber mehr verstehen: was gleich zur Hand ist, als: was unvermittelt oder ohne Bedingung ist, wie denn auch „immediately" so viel als „gleich" heißt. „Nichts ist unmittelbar!" würde der Nachkomme des Cheruskers sagen. „Das Ei, das ich gleich essen kann, nenne ich etwas, das immediate ist", sagt der romanisirte Engländer; „es erfordert eine höhere Cultur, auf das Kochen des Eies noch erst zu warten, oder gar auf das Braten des noch erst auszubrütenden Küchleins, als das Ei gleich roh zu verzehren." Wenn es nun aber heißt: „Das westliche teutonische Kaiserreich war in der That die letzte Geltendmachung des Unmittelbaren in Europa", so müssen wir uns in unserer Verlegenheit fragen: was ist denn seitdem aus allen rohen Eiern geworden? Oder wie sollen wir es begreifen, wenn physischer Muth und das Geld oder der Feudalismus etwas Unmittelbares genannt werden? Offenbar ist „das geheimnißvolle Unmittelbare" durch die Uebersetzung der Hegel'schen „Logik" von Stirling in Umlauf gesetzt worden, ohne daß der logische Blutumlauf mit aufgenommen wurde, in dem sich das Räthsel der Unmittelbarkeit auflöst, und der Leser muß sich in jeder neuen Anwendung das große Wort selbst auslegen, so gut er kann. Es versteht sich, daß selbst eine so originelle Dialektik, wie sie hier vorliegt, die uns gleich mit der Unmittelbarkeit im Stich läßt, ihre Mängel hat. Dagegen ist das Historische, welches sich zum Theil an E. A. Freeman's treffliche historische Aufsätze, die auch angeführt werden, anlehnt, gelungener und oft anregend.

Das Heilige Römische Reich ist nachahmend und abgeleitet, Preußen und der Norden sind nationaler und repräsentativer.... In Luther und der Reformation tritt sodann das reelle Deutschland gegen das phantastische auf, und nun vereinigen sich Imperialismus und Katholicismus miteinander gegen die Bewegung, während früher das Reich den Feudalismus, und das Papstthum die Bildung und die städtische Freiheit vertreten hatten.... Der Große Kurfürst setzt den Adel zum Dienstadel im Hauptquartier herab, regiert natürlich strenge, den Bürger und Bauer schützend. Dies ist das neue und reelle Deutschland, die durchgreifendste Verwirklichung der Idee, welche die Reformatoren unbewußt beseelt hatte.... Preußen, wie Piemont, ist die rauhe, oft abstoßende, aber männliche Verwirklichung des Neuen.

Und da den Verfassern „eine Statue und ein Dampfboot, ein Gemälde oder ein Drama und eine Druckerpresse nur der Ausdruck eines Bedürfnisses sind", so wird es ihnen nicht schwer, in der Literatur den Spiegel des Staats- und Volkslebens zu finden. So ist die deutsche Literatur unter dem Bann des Universalismus, die deutschen Dichter sind ohne Staat und Geschichte. Der Universalismus ist der Fehler Lessing's, Goethe's und Schiller's: „wie ihr Vaterland waren sie unentschieden und der Kraft beraubt, die ihr Recht war"; und gar „die romantische Schule wendet sich stetig von einer guten Gegenwart einer schlechten Vergangenheit, von einer werthvollen Wirklichkeit einer leeren Phantasie zu".

„Kleist fand sich unbefriedigt von Kant, von Schiller, von Goethe und von den Romantikern"; zugleich „fand er sich nicht mehr unbefangen genug, um zum Katholicismus zurückzukehren" — worin er offenbar ebenfalls Preußen repräsentirt; „die Existenz war für ihn zu reell, um sie in irgendeinem andern Lichte als seinem eigenen zu erblicken; er liebte Brandenburg so innig als Shakspeare England" —

und nun machte die Niederlage seines Vaterlandes sein Ideal lächerlich, und zugleich befriedigten hervorragende Gestalten die höchsten Bestrebungen der Menschen. In ihrem Universalismus konnte jedoch Kleist weder Harmonie noch Schönheit erblicken; der war in seinem Ohr nur der Widerhall eines staubigen Hörsaals, ein leerer Schall, der keine Befreiung darbot weder von dem eigenen Selbst noch vom ausländischen Feinde. Jedoch war die pantheistische Schule nicht in unbestrittener Herrschaft; und Kleist, dieser eine große Protest dagegen, würde unter günstigern Verhältnissen trotz der weimarischen Schutzgötter Herr darüber geworden sein.

Das ist ungefähr wieder wie die Wohlthaten, die Varus' Sieg im Teutoburger Walde uns gebracht haben würde; Varus aber siegte nicht, und Kleist wurde nicht Herr über der „Universalismus".

Entkleiden wir denselben seiner Fremdheit und nennen wir ihn das allgemein Menschliche in der classischen Poesie. und das freie Denken der Philosophie, die Kritik und Ordnung aller Begriffe, so war es freilich nicht die Aufgabe Kleist's, über den unsterblichen Inhalt dieser künstlerischen und wissenschaftlichen That Herr zu werden, und es gehört die volle englische Unbefangenheit über das ganze Gebiet und Eigenthum des Ideals und der Idee dazu, um sich eine solche Ueberwindung einzubilden, die „unter günstigern Verhältnissen hätte eintreten können".

Kleist erschoß sich. Dieser Verlust hielt aber die Jugend nicht ab, aus dem Idealismus selber sich zu dem Aufschwung zu erheben, der sie selbst und das Vaterland befreite. Die Jugend wurde nicht „Herr über den Idealismus", im Gegentheil, er wurde Herr über sie und verwirklichte sich durch sie, wie Schlosser dies Schiller aus eigener Erfahrung bestätigt und wie dies jeder von uns bezeugen kann, der es mit angesehen hat, wie das interesselose Philisterthum ins Feuer des Idealismus geworfen und verklärt wurde bis zur „Ueberspanntheit" und zur Unbändigkeit. Und Preußen ist nicht eher groß geworden, als bis es sich dieser Bewegung unterwarf. Nicht aus Kleist, dem möglichen Herrn unserer großen Idealisten, nur aus dem alles erhebenden siegreichen Geiste der wirklichen Herren der Dichtung und des Denkens konnte Preußen die Waffen zur Wiedergeburt Deutschlands nehmen; und so wie es seine langjährige Verstocktheit verbiß und in das Tageslicht des reellen Zeit-

geistes heraustrat, gewann es sich selbst und die Nation wieder.

Die Verstocktheit eines geistlosen Gamaschendienstes führte nach Jena; das Eintreten für den Idealismus von den Freiheits- bis zu den Einheitskriegen führte zu einem Gelingen, in dem nur eine seltsame Verblendung die Verwirklichung gerade des Geistes verkennen kann, gegen den Kleist und das alte Preußen der Protest sein sollen.

Weder der brandenburger Patriotismus noch die preußische Disciplin sind im Stande gewesen, das Vaterland zu retten: es waren der deutsche Patriotismus und der freie Geist deutscher Kunst und Wissenschaft dazu nöthig; und sie haben das Werk gethan, und erst in ihnen hat der Localgeist seine Geltung gefunden.

Wer ist nun noch der Musterpreuße? Selbst die Herren Newton und Lloyd haben ihn fossil gefunden, haben ihn aus dem Grabe wieder hervorgeholt und zum Maßstabe einer Entwickelung gemacht, die sich freilich weder an ihm noch an den Vorurtheilen gegen das Denken, den Geist und ihre alles durchdringende schöpferische Macht messen läßt.

Männer, die Preußen würdig repräsentiren, haben wir genug, und es ließe sich auch wol einer finden, dem alle andern den Vortritt einräumten; die Zeit aber, wo sich ein solcher dem Deutschthum entgegenzusetzen hätte, ist vorüber. Das beschränkte und ausschließliche Preußenthum hat allen Grund und Boden verloren; seitdem Preußen das Reich gegründet und dessen Ausbildung und Erhaltung zu seiner Aufgabe gemacht hat, ist es in Deutschland aufgegangen.

In den Köpfen der Ausländer hat sich dies Aufgehen des alten Preußen noch nicht vollzogen; daher befürchten denn auch die Herren Lloyd und Newton erst noch seinen Untergang, in welchem es „social-demokratisch, englisch-constitutionell oder historisch-kaiserlich werden" möchte. Allerdings ist das Kaiserthum ein Zugeständniß an die Verbündung; aber diese hatte ihrerseits dem Kaiserthum Zugeständnisse zu machen, wodurch es in wesentlichen Dingen souverän wurde, und es ist nicht zu fürchten, daß die auflösenden Elemente über den Reichsverband Herr werden; im Gegentheil, das Reich wird an bindender Kraft gewinnen, weil Preußen und der deutsche Patriotismus dies wollen müssen. Dieser Drang der Verhältnisse hat ja die Erfolge von 1866 und 1870 herbeigeführt: und „die leitenden Politiker sollten den Ursprung ihres Erfolgs nicht verstehen?" Wenn sie auch noch so viel auf die Disciplin halten, so haben sie doch darüber Jena noch nicht vergessen, wo die geistlose Disciplin durchs Examen fiel.

Je mehr nun aber die Herren Lloyd und Newton mit deutschen Begriffen über den Fuß gespannt sind, um so pikanter und eigenartiger ist ihre Darstellung für uns; und vielen unserer Landsleute erscheint ja ohnehin nichts wünschenswerther als die Rückkehr zu der englischen Metaphysik, die keine sein will und nur unversehens in die Fallstricke der Kategorien geräth, deren sich kein redender Mensch entschlagen kann, wenn's auch alle Positivisten von den Dächern predigen.

Mit all seinen Fehlgriffen sei also dieser „Repräsentant Preußens" bestens empfohlen. Wenn wir nicht sehr irren, wird diese Art, sich mit uns zu beschäftigen, gerade wie die Abhandlungen Freeman's anregend wirken. Freeman ist fast noch mehr Germane als Lloyd und Newton, und ihre Kühnheit wird zur Pflicht in Dingen, wo sich so leicht unbegründete Ueberlieferungen festsetzen wie in der Geschichte.

Arnold Ruge.

Lyrisches und Episches.

1. Haideblumen. Gedichte von Anna Stirn, geb. Rivière. Kassel, E. Hühn. 1875.
2. Anklänge und Reime. Gedichte von Wolfgang Arthur Jordan. Königsberg, Hübner u. Matz. 1875. Gr. 16. 2 M.
3. Gedichte, dem Fräulein L. H. zu Mainz gewidmet. Barmen, Wiemann. 1874. 8. 1 M. 50 Pf.
4. In sieben Farben. Ein Bündel Gedichte von Engelbert Albrecht. München, Th. Ackermann. 1875. 16. 2 M.
5. Kornähren der Poesie von Otto E. Ehlers. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1875. Gr. 16. 4 M.
6. Neue Gedichte von Josephine Freiin von Knorr. Wien, Rosner. 1874. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.
7. Königgrätz. Episches Gedicht von Reinhold Döring. Brieg, Müller. 1874. Gr. 8. 1 M.
8. Ritter Konrad Bayer von Boppard. Eine rheinische Minnedichtung in zehn Gesängen von K. Hofmann von Nauborn. Manheim, Schneider. 1874. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.
9. Die Fahrt nach Schwarzburg. Ein Reiseidyll in fünf Gesängen. Von Hermann Frommann. Jena, F. Frommann. 1874. 8. 1 M.

Es ist ein recht unbehagliches Geschäft, neue Gedichte zu recensiren, wenigstens im ganzen; nicht gerade wenn es sich um Fontane oder Wilbrandt handelt, denen wir nächstens eine eingehende Besprechung widmen wollen, wol aber wenn Anna Stirn, geb. Rivière uns einen Strauß „Haideblumen" vorsetzt, oder wenn W. A. Jordan und Otto E. Ehlers uns abwechselnd interpelliren, ob sie nicht schon große Dichter sind oder wenigstens Aussicht haben es zu werden. Wir greifen diese Namen heraus, weil sie gerade heute auf der Liste stehen, aber die Sache ist allemal dieselbe. Nun ist es freilich des Recensenten Schuld, wenn er sich unbehaglich fühlt, denn was bedeutet das anders, als daß er noch nicht weiß, wie er das Rechte sagen soll! Der letzte Grund davon liegt aber doch wol in unsern Dichtern, in ihrer Art hervorzutreten, in den Zwecken, die sie mit der Veröffentlichung ihrer Arbeiten verbinden; und über dieses Thema möchte ich mich diesmal mit den Verfassern verständigen, vielleicht daß dann die Unsicherheit gebannt wird und der Recensent die Billigung der Verfasser für sein Urtheil gewinnt. Dies ist nämlich sehr zu wünschen; es verdrießt den Nachdenkenden, in fast jeder neuen Gedichtsammlung einige Bitterkeiten gegen „des Dichters Feind" u. s. w. lesen zu müssen. Der Schreiber dieser Zeilen ist keines Dichters Feind, d. h. keines wirklichen Dichters.

Allerdings mit den „Haideblumen" von Anna Stirn

(Nr. 1) können wir uns nicht friedlich auseinandersetzen. Hier sind einige dieser Gedichte:

Klage.

In meiner Seele ist es Nacht,
Seit du dich fort von mir gewandt;
Wie elend hast du mich gemacht —
Verlassen bin ich und verbannt.

Du theilest meine Einsamkeit,
Du theilest meinen Gram und Schmerz, —
Jetzt trifft mich erst das herbste Leid,
Da du geschieden, treues Herz.

Du süßes, süßes Angesicht,
Du Augenstrahl so blau und rein.
O Gott, o Gott, begrabt sie nicht,
Sie kann ja nicht gestorben sein.

Einer jungen Sängerin.

Du weißt es nicht, wie ich dich liebe,
O du, mein Stern, mein sanftes Licht,
Du weißt es nicht, mit welchem Triebe
Mein Mund beseligt von dir spricht:
O du, mein Licht!

Daß ich am Morgen dein gedenke,
Wenn ich aus süßem Traum erwacht; —
Des Abends, wenn das Aug' ich senke,
Dir leise sage: gute Nacht!
Das weißt du nicht! u. s. w.

An ein junges Herz.

Gott segne dich, du Reine,
Du meiner Augen Licht,
Du blickst mich an so fragend,
Doch du verstehst mich nicht.

Einst wirst du mein gedenken,
Einst wirst du mich verstehn,
Wenn du in stummer Liebe
Ins Auge ihm gesehn.

Wenn du in stummer Liebe
An seiner Brust geruht,
Dann sagt ein leises Ahnen
Dir auch von meiner Glut.

Dann wirst du mein gedenken,
Dein Herz ist dann erwacht; —
Doch meines sank auf ewig
Dahin in dunkle Nacht.

Wir können nur mit einem Worte sagen, daß wir dergleichen Gedichte unweiblich finden.

Und auch mit Nr. 2 und Nr. 3 dürfte die Verständigung nicht leicht sein. W. A. Jordan ist ein Bruder des Nibelungenrhapsoden, an den er folgende „Epistel" gerichtet hat:

Zu deiner Ansicht zu bekehren,
In deiner Art von Poesie
Versuchtest du — doch deine Lehren —
Ich hab's erprobt — mir schaden sie.

Du sagst: „Ich soll Gestalten fassen
Und schildern sie naturgetreu."
Ich will vom Lied mich „machen" lassen,
Denn vor Gemachtem hab' ich Scheu.

Zur Kunst von außen zu gelangen
Das schien vor Jahren möglich dir.
Ich bin nicht Liedern nachgegangen,
Die Lieder kamen all' zu mir.

Du zweifelst an den Born, den hellen,
Der mir aus tiefster Seele quillt.
O! Süß sich's schaukelt auf den Wellen,
Entsteigt dem Busen Bild auf Bild.

Sieh! Wie im Reigen, zart umschlungen,
Sie tanzen, von der Flut bespült!
In Tönen, die mein Lied gesungen,
Verrann das Leid, das ich gefühlt.

Mich trieb fürwahr kein eitel Minnen,
Ich geize nicht nach Ruhm und Rang,
Gehorche nur dem Ruf tiefinnen,
Der mich erweckt zu heißem Drang.

Zu sehr verschieden unsre Musen —
Laß ungestört mein Wesen nur!
Mir wohnt Gesetz im eignen Busen,
Bei dir ist Kunst — bei mir Natur.

So nehme ich das Volk zum Richter,
Ob sich auch mein Gesang bewährt.
Vielleicht — daß es auch mich zum Dichter
In meiner eignen Art erklärt.

Möge also der Leser entscheiden!

In Nr. 3 ist zwar keine Poesie zu finden, man könnte auch über den ungenannten Verfasser, der seine Gedichte „dem Fräulein L. H. zu Mainz" widmet, seine stillen Ansichten haben — und nachträglich wollen wir noch darüber handeln, warum der Recensent heutzutage berechtigt ist, bis zum Beweise des Gegentheils bei jedem, der ein Bändchen Gedichte zu Markte bringt, etwas krankhafte Eitelkeit vorauszusetzen —, aber jedenfalls möchten wir gern folgendes Stück daraus abdrucken lassen, denn darin steckt etwas wie von einem alten Volkslied, und es wäre also schade, wenn es nicht einem größern Leserkreis zugänglich gemacht würde.

Drei Lichter.

Drei Lichter leuchten hell und klar
Zum Traualtar, zur Todtenbahr,
Drei Lichter, ja, drei Lichter.

Wo drei Lichter brennen zu gleicher Zeit,
Gibt's Todtenklag' oder Hochzeitsfreud',
Das deuten die drei Lichter.

So spricht die Großmutter mit ernstem Gesicht
Und löscht dann aus das dritte Licht
Und schüttelt mit dem Kopfe.

Da lacht die Enkelin hell und laut,
Ganz recht, dann bin ich selbst die Braut,
Das deuten die drei Lichter.

Und eh' ein Jahr herum wird sein,
Da kommt mein Schatz, um mich zu frei'n,
Das deuten die drei Lichter.

Großmutter spricht, der Lichter Schein,
Der leuchtet wol zum Tode mein,
Für mich ist's Zeit zu sterben.

Drei Lichter leuchten hell und klar,
Zur Todtenbahr, zum Traualtar,
Drei Lichter, weh, drei Lichter.

Der Spruch ward wahr, nach Jahr und Tag
Da gab's im Hause Todtenklag'
Wol um die schöne Tochter.

Und an dem Sarg ihr Liebster stand,
Der heute kam zurück ins Land,
Um morgen Hochzeit zu halten.

Großmutter in der Ecke saß,
Und in der alten Bibel las
Sie manchen Spruch zum Troste.

Und leise vor sich hin sie spricht:
Weh mir, es trog das Zeichen nicht,
Doch kam's nicht, wie wir dachten.

Ich deutete es nach meinem Sinn,
Nach ihrem meine Enkelin,
Und Gott fügt es nach dem seinen.

Drei Lichter leuchten hell und klar,
Zum Traualtar, zur Todtenbahr,
Drei Lichter, ja, drei Lichter.

Nun aber zu den drei andern Lyrikern, denen die eben aufgeführten gewiß nur zur Folie dienen können. Zunächst aus jedem einige Proben. Es ist etwas Feines und Nachdenkliches in den Gedichten von Josephine Freiin von Knorr (Nr. 6).

Wandlung.

Stengel dort im Straßenstaube,
Dürr und mit verwelktem Laube —
Sagt, was seid ihr einst gewesen?
„Blätter, wie im Wald sie kosen,
Duft'ge Nelken, schöne Rosen!"

Bitterkeiten tief im Innern,
Langes, schmerzliches Erinnern —
Sagt, was seid ihr einst gewesen?
„Frischer Hoffnung grüne Triebe,
Rosenrothe Liebe!"

Nimm die Stunde wahr!

'S gibt einen Augenblick bei welken Dingen
Wo ein Erfrischen dir noch mag gelingen.
Wenn sich im Blumenstrauß die Kelche senken,
Kannst du zu guter Stunde sie noch tränken;
Das Veilchen und die Primel, todt geglaubt,
Sie heben wieder frisch und froh ihr Haupt.
Die Hand, sich dir entziehend im Erkalten,
Läßt sich zurück, wenn du sie fassest, halten.
Das Herz, das dich erzürnt verlassen will,
Es hält, wenn du es rufst, noch einmal still;
Du hast zur Wendung noch den Augenblick —
Doch der versäumt, erfüllt sich das Geschick.

Muß die Dichterin aber nicht eingestehen, daß einzelnes in diesem Gedicht noch mangelhaft ist? Der Ausdruck „die Hand, sich dir entziehend im Erkalten" führt die Phantasie des Lesers auf eine falsche Bahn. Die Schlußzeile ist matt, weil selbstverständlich; eine andere Wendung, etwa eine Mahnung, würde günstiger wirken. Und wenn die Dichterin das zugibt, so darf man wol fragen: warum ließ sie das Unvollkommene drucken?

Doch weiter, da wir ja erst im Fluge Ueberschau halten wollen. Wie prächtig eingebunden sind diese „Kornähren der Poesie" von O. E. Ehlers (Nr. 5), welch starkes Kupferdruckpapier; obendrein wird die Sammlung jetzt überall vom Verleger angezeigt: das wären ja schon genug Gründe, um mit der Mittheilung daraus nicht zu kargen. Aber es sind bald 200 Nummern. Also schnell in der Wahl greife ich heraus:

Vergangenes.

Die Quelle rauscht,
Ein Vöglein tauscht
Sein Liedchen mit dem andern;
Ich streif' allein
Durch Flur und Hain
In nächtlich stillem Wandern.

Doch ach, mein Sinn,
Er eilt dahin,
Wo ich vor Zeiten lebte,
Und wo vor Lust
Die weite Brust
In Liebesfreude bebte!

Das ist alles, also herzlich unbedeutend. „Nächtlich still" müßte wol besser morgen- oder abendstill heißen, wegen der musicirenden Vöglein. Bedenklich macht es, daß zwischen der ersten und der zweiten Strophe so gar kein Zusammenhang besteht. Es ist nie ein Zeichen dichterischer Begabung, wenn ein Gedicht Gleichgültiges enthält, und gleichgültig ist hier neben der ersten die zweite oder neben der zweiten die erste Strophe. Hieße die erste so: Klingt da nicht die Quelle, singen da nicht die Vögel? Ach, ich vernehme nichts von all der Wonne, denn „ach, mein Sinn" u. s. w. — oder hieße die zweite etwa: Kommt sie nicht über jenen Hügel, wandelt da nicht auf dem Waldwege der Geliebten reizende Gestalt! — so würden wir sagen: das Gedicht ist aus einem Gusse; und wäre die Ausführung dann künstlerisch schön, so könnte das Urtheil sogar lauten: eine Perle, zwar klein, aber immerhin eine Perle!

So weit!

Was am Strand ich erlauschet,
Was das Herz mir bezwang,
Wenn das Meer mir gerauschet
Und die Woge mir sang:

Nie verstand ich die Töne,
Die so oft ich gehört,
Bis die holde Sirene
Einst mein Herze bethört.

Da erst lernt' ich das Schäumen
Der Gewässer verstehn,
Lernte wonnevoll träumen
In den Armen der Feen. —

Jene Zeit, käm' sie wieder,
Jene köstliche Zeit! —
Doch das Meer meiner Lieder
Ist so weit, ach so weit.

Dieses Gedicht hat den Recensenten nun beinahe ganz für sich. Es ist eine feine Wahrnehmung darin. Und das Gleichniß am Schlusse ist in diesem Zusammenhange wirklich schön, das Ganze ist im besten Sinne stilvoll. Aber auch hier werde ich dem Dichter die Freude verkümmern, denn es kommt mir darauf an zu zeigen, daß sein bestes Gedicht — und dafür halte ich dieses — nicht von Mängeln und zwar von leicht vermeidlichen Mängeln frei ist. Ueber das „Einst", Vers 8, ließe sich streiten, es genirt nach dem „Nie". Ganz im Stile des Meerliedes ist die „holde Sirene", um so ungeschickter nehmen sich die „Feen" darin aus. Der Dichter könnte zwar Uhland's „Harald" für sich anführen:

Es ist der Elfen leichte Schar;
Hier hilft kein Widerstand.
Schon sind die Krieger all dahin,
Sind all im Feenland.

Aber nicht nur, daß der Fehler hier nicht so groß ist, sondern er stört auch hier, obwol er kleiner ist. Und wenn der Dichter diese Unebenheit nun wegfeilte und statt dessen ein Gedicht weniger machte, wäre das Unglück nicht vielleicht ein Glück gewesen?

Wir kommen wol noch auf O. E. Ehlers zurück. Jetzt zieht den Blick der weitaus begabteste unter den heute vortretenden Dichtern auf sich. Engelbert Albrecht (Nr. 4) ist ein ganz ungewöhnliches Talent — und leider noch nicht mehr.

Wol früh' am Tag im grünen Tann.

Wol früh' am Tag im grünen Tann
Bei Blumen und Bäumen frag' ich an,
Bei Lerchensang und Amselschlag,
Wie ich dich innig lieben mag.

Und Blumen und Bäume schütteln sich,
Und Amsel und Lerche spötteln mich!
Aber im Herzen da wallt's und bricht's,
Wie eine Ahnung kommenden Lichts.

Der Morgen wol wie Blut aufgeht,
Daß Berg und Thal in Feuer steht.
Und die Sonne windet glänzend sich los,
Wie die Blume aus der Knospe Schos.

Und mein Herz, das singt und jauchzt dazu:
O mein Geliebter, so komme du!
So blüh' du auf aus meinem Blut,
Wie Sonnenglanz aus Morgenglut!

Das ist nur so hinphantasirt und der Schluß fast ganz unverständlich, aber welche Sprache, welche Frische!

Sonett.

Wo Säulen dir vorm Fuß geborsten rollen,
Wo Gräber stehn, wo Pyramiden ragen,
Cypressen um vergessne Herzen klagen —
Du senkst das Haupt und möchtest Thränen zollen?

Und wo noch nicht versunken und verschollen
Die Städte stolz und hoch die Thürme tragen,
Wo muthvoll Leben rauscht, wo Männer wagen —
Du grollst und möchtest sie zu Tode grollen?

Hinweg mit mordendem Erinnrungsharme!
Die Todten werden dir nur Moder geben;
Zur Mumie wird dein Herz in ihrem Arme.

Zu kämpfen gilt's, zu streben, willst du leben.
Die dich geboren, deine Zeit umarme!
Vor ihrem Kusse soll kein Mann erbeben.

Venus.

Noch war in Nichts das Nichts verloren.
Doch jungfräulich erblühte das Leben,
Als sich das große Wort geboren:
Ich liebe.

Nicht bluteten Abend- noch Morgengluten,
Nicht dufteten Rosen noch Vöglein sangen,
Bis mächtig erscholl aus Meeresfluten:
Ich liebe.

Da war dem Sinn der Sinn erschlossen;
Da sprach begeistert das ewige Schweigen —
Es war die Schönheit göttlich entsprossen:
Ich liebe.

Und die Sterne tönten Harmonien,
Die Sonne rollte Lobgesänge,
Das Wort erstarb in Melodien:
Ich liebe!

Aus dem Wasser stieg's erbarmend,
Wasser mit Feuer innig vermählend,
Erde mit Himmel ewig umarmend:
Ich liebe.

Und schlagend war das Herz geboren.
Und Gott und Götter lebendig darin
Haben selig und ewig beschworen:
Ich liebe.

Auf der Wanderschaft.

Es war im grünen Walde,
Da ich verlassen ging.
Einladend an der Hütte
Ein Kranz von Reben hing.

Die Wirthin nickend und winkend,
In Freuden denkt sie mein;
Die köstlichste der Gaben,
Sie bringt sie mir vom Rhein;

Die tröstendste der Gaben
Für ein betrübt Gemüth —
O Wein, darin begraben
Ein alter Frühling blüht.

Ich hab' ihn ausgetrunken,
Da glühet mein Herz wie Wein;
Und meine Wirthin blühend
Wirft lachende Rosen hinein.

Ich hab' ihn ausgetrunken,
Da hat's mich wie Segen umweht.
Und als ich's frisch gesungen,
Da war's ein gläubig Gebet:

O segne Gott sie alle,
Die einem ewigen Gast,
Dem ärmsten Pilger — dem Herzen
Herberg' gegeben und Rast!

O segne Gott sie alle
An Frieden und Freuden reich,
Die mit dem Handschlag schenken
Ihr Köstlichstes zugleich;

Ihr Köstlichstes — sich selber
Für jetzt und alle Zeit;
O segne mit Wein und Rosen
Sie, Gott, wie du mich heut'!

St.-Georg's Himmelsrüstung.

Es zeigt ein lieblich Friedensbild
St.-Georg mir im Traume:
Da rasten Panzer, Schwert und Schild
Wol unterm Lindenbaume.

Da wurzelt fest der Lanze Schaft
Und wird zum Friedensstabe.
Es schmiegt sich dran voll Sonnenkraft
Der Reben goldne Gabe.

Da lehnt der Schild im Sonnenschein
Und schimmert um die Wette;
Blümlein sich spiegelnd schaun hinein
Und machen Toilette.

Und Vöglein haben gar vertraut
In losen Harnischfugen
Ein blankes Nest sich aufgebaut,
Daraus sie schelmisch lugen.

Und Falter schwingen plötzlich hopp!
Sich auf des Schwertes Schneide,
Und tanzen Walzer und Galop
Und thun sich nichts zu Leide.

Und unterm blanken Helm hervor
Erklingt es wie von Saiten.
Von Grillen singt ein ganzes Chor,
Und Lerchen sie begleiten:

O holde Zeit, o schöner Tag,
Wenn also sich's mag fügen,
Nach Kampfeshast und Sturmesschlag
In Frieden sich zu wiegen!

Ueber eine seltene Prägnanz des Ausdrucks verfügt der Dichter:

Dionysos.

Reich mir den Becher, den reingestaubten,
Und schenk ihn voll mit goldnem Traum!
Und sieh, die Freuden, die todt geglaubten,
Sie kommen im fließenden, grüßenden Schaum.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Brich mir vom Auge die reife Thräne!
Sie soll zerfließen zu Wein im Wein!
Was auch das Herz im Kummer wähne,
Zerschmettern soll's wie Glas am Stein.

Die Nacht bricht herein. Unser Dichter sagt nicht wie die gewöhnlichen Reimer: Ein Schleier senkt sich auf die Erde herab u. s. w.; die Sternlein funkeln und blitzen u. s. w. — bei ihm tritt „Diana" hervor:

Was die Wälder plötzlich staunen?
Was die Ströme plötzlich lauschen?
Hohen Flugs melodisch Rauschen
Kündet mir der Göttin Nahen.

Jungfrau, deine Pfeile treffen,
Zielend nach der tiefsten Ferne.
Und die feinsten, tiefsten Sterne
Schlagen auf die goldnen Lider.

Um das Grabmal eines Königs schlingen sich Kränze der Liebe. Wie empfindet das unser Dichter?

Was trieb die Veilchen nur in jenem März,
So frühe schon an einen Sarg zu treten?

In dem Stile schreibe einmal einer, der kein Dichter ist! Hier ist alles aufgeblüht: volles kräftiges Leben und ein unerschöpflicher Reichthum von Gestalten! Zum Menschen sagt er: „An dem Weltenbaume bist du nur ein Moos; was klagst du?" Aber genug! Wollte ich alle Einzelheiten aufführen, die blitzartig in die Seele schlagen, ich würde kein Ende finden. Und darum zum Abschluß, indem wir die drei letztgenannten Lyriker noch einmal zusammenfassen, wo ich denn E. Albrecht noch einige weniger angenehme Wahrheiten werde zu sagen haben.

Mit der lyrischen Production in unsern Tagen steht es doch so, daß weit mehr Angebot als Nachfrage vorhanden ist. Fast jeder humanistisch Gebildete (Notabene für O. E. Ehlers: also auch fast jeder Recensent!) hat nicht einmal, sondern vielmal dem Gott der Musen geopfert; dem prosaischern geben die Familienfeste, dem sentimentalen gibt jeder Mondesstrahl, jeder rauschende Waldbach dazu Gelegenheit.

Und das ist ja im allgemeinen wirklich schön und gut. Denn die Gedichte, wenn sie im Familien- und Freundeskreise entstehen und vorgetragen werden, machen dort trotz der Mängel, die sie etwa haben, vielleicht einen stärkern Eindruck, erwärmen das Herz und erheitern den Geist mehr als manches classische, aber für diesen bestimmten Kreis nicht so beziehungsvolle Dichtwerk. Und also erfüllen die Hauspoeten recht gut die Absichten der Dichtkunst — innerhalb ihrer engern Umgebung.

Anders aber wird das Verhältniß, wenn sich die Hauspoesie auf den öffentlichen Markt wagt und den Versuch macht, die Augen einer Menge ganz beliebiger Leser auf sich zu ziehen. Was bis dahin vernünftig und zweckmäßig war, wird nun sinnlos. Man erlaube uns, ein Beispiel zu wählen.

In Nr. 5 finden wir eine große Anzahl allerliebster Hausgedichte, die gewiß der Braut, der Schwiegermutter, den Freunden und Bekannten des Verfassers große Freude bereitet haben: da sind Morgengrüße, Aufträge an den unermüdlichen Postillon d'Amour, den Mond, Erinnerungen an die selige Stunde, wo der Dichter mit der Geliebten am Fenster stand, u. s. w. Wie sehr verschönen solche formgewandte, herzlich gemeinte Ergüsse das häusliche Leben! Nun stehen sie vor uns, den Fremden, die wir in die Familie nicht eingeführt sind, sie lachen uns so harmlos freundlich an, als müßten wir uns mitfreuen — aber wirklich, der Erfolg lehrt es nun schon zum tausendsten male, wir freuen uns nicht mit, wir bleiben gleichgültig, und wenn wir die Sammlung genau zu lesen verurtheilt sind — wie der Recensent es muß und thut —, so langweilen wir uns. Also das steht fest, eine Sammlung von Gedichten fürs Haus gehört nicht auf den Büchermarkt. Und demgemäß scheiden wir jetzt die größere Hälfte von Nr. 5 und sehr vieles aus Nr. 6 von der öffentlichen Besprechung aus.

Die Gedichte, welche übrigbleiben — und so vornehmlich Nr. 3 —, wenden sich nun an ein größeres Publikum. Aber auch da steht die Sache doch von vornherein zu ihrem Nachtheil. Deutschland ist nicht arm an guten Gedichten, im Gegentheil „seit ältester Zeit hat hier es getönt", unermeßlich sind die Schätze unserer Lyrik. Wer sich hier zu bereichern sucht, der greift jetzt nach Goethe, Uhland oder Heine: wie darf es ein Neuer wagen, neben jene Meister zu treten! Gewiß doch nur dann, wenn er sein Bestes gibt, nur dann, wenn er mit sorgsamstem Fleiße gemeißelt und gearbeitet hat, aber nimmermehr nonchalant mit einem schnell zusammengerafften „Bündel Gedichte". Und so macht es E. Albrecht. Seine Begabung haben wir anerkannt, Ernst und Sorgfalt können wir an ihm nicht in gleichem Maße rühmen. Muß der Dichter nicht über sich selbst lachen, wenn wir ihm jetzt die „schon geglaubte Todte" vorhalten? Ist es erlaubt, so burschikos darauf los zu dichten!? Dies bedarf nur eines Fingerzeigs. Was ich aber außerdem noch hervorheben möchte, das verlangt — es sei zugestanden — eine gründliche Prüfung und möge auch im einzelnen dem Dichter selbst überlassen bleiben. Nicht selten nämlich glaubt man seinen Gedichten (ebenso denen von Ehlers) ihre Entstehungsgeschichte anzusehen. Ein glücklicher Gedanke, ein prächtiges Bild, ein treffendes Wort, das war ihnen so von selbst gekommen, wie dem Lyriker im großen Stil das ganze Gedicht offenbart wird. Und nun wird aus dieser kleinen Gabe Kapital geschlagen, das edle Gold, welches zu einem vollen Gedichte nicht reichen wollte, wird mit allerlei rothschimmerndem Kupfer versetzt und in aller Breite ausgemünzt. Weswegen? In Rücksicht auf die Dicke der schon in Aussicht genommenen Gedichtsammlung. Als ob nicht Platen recht behielte:

Ein kurzes Lied, das wirklich Leben sprudelt,
Das wirklich trägt an seiner Stirn die Weihe,
Kommt mehr zuletzt in aller Menschen Hände
Als hundert starke, doch geklexte Bände.

Fragen nun die Dichter: wohin aber mit einem einzigen gelungenen Liede? so gibt es für diese reifsten Früchte ihrer Poesie die „Deutsche Dichterhalle", es gibt das Institut der Almanache, der Anthologien. Also eine

Nothwendigkeit zur Herausgabe ganzer Gedichtsammlungen liegt nicht vor. Ist nun nach dem Vorhergehenden noch daran zu zweifeln, welches der innere Grund dieser zahllosen lyrischen Veröffentlichungen sei? daß es die pure Eitelkeit ist, welche am Ende doch herzlich schlecht ihre Rechnung findet? Es kostet freilich keine geringe Ueberwindung, dem Druckenlassen der Gedichte zu entsagen, es ist die That der Magdalena, welche ihren Spiegel beiseite legte und in einsamer Höhle über göttliche Dinge sann. Können sich unsere Poeten nicht dazu aufraffen — nun wohl, zerschlagen muß der Spiegel werden; und also wird der Recensent es thun, unbarmherzig und kaltblütig, und wenn sie ihn hundertmal in ihrer Thorheit für „des Dichters Feind" erklären.

Weniger werden wir heute von den Epikern zu sagen haben. Nr. 7 trägt seine Empfehlung auf dem Titel: „Königgrätz", von Reinhold Döring. Die hübsche, warm empfundene Dichtung wendet sich an patriotische Preußenherzen, denen sie denn auch angelegentlich empfohlen sei.

K. Hofmann von Nauborn's „Rheinische Minnedichtung" (Nr. 8) gibt zu rathen. Ist der Verfasser eine Frau? Man könnte ihn auch für einen noch sehr unreifen Jüngling nehmen. Er sieht die Welt ungefähr an wie ein Knabe; so kindische Plane, so windige Abenteuer trauen wir doch seinem Helden nicht zu. Aber poetische Begabung ist wol vorhanden. Eine kurze Stelle möge hier Platz finden. Der Ritter Konrad soll als Sieger im Turnier von der Dame seines Herzens gekrönt werden:

Stolz schritt er durch die Ritter all,
Und von der Schönheit Glanz umgeben
Beugt er das Knie mit süßem Beben,
Wie wenn ein Falke, nie besiegt,
Sich zu der Taube Füßen schmiegt.
Bald fühlt er auf der Stirne Rand,
Wie sie den goldnen Kranz beglückt
Ihm zitternd auf die Locken drückt,
Ihn leicht berührt mit zarter Hand.
Ihm war's als ob des Maien Schein
Frisch strahle in sein Herz hinein
Und wollte seines Panzers Fugen
Mit allgewalt'ger Flamme sprengen.

Es wäre wol zu wünschen, daß der Dichter lesen und beherzigen möge, was eben den Lyrikern gesagt ist, und daß er sich dann entschließe, sein hübsches Talent ausschließlich im Kreise der Seinigen und allenfalls zu Kaisers Geburtstag zu verwerthen.

Nach dieser Flut von pretentiösen Dichtungen berührt Nr. 9, für heute die letzte, ganz besonders angenehm. Jene alle haben irgendeinen Zweck, die meisten schielen nach dem Lorberkranze. Hier ist ein kleines Idyll, das sich einfach in harmloser Mittheilungslust ausplaudert und gewiß zufrieden ist, wenn der Leser an der behaglichen Erzählung seine Freude hat. Hermann Frommann schildert in urgemüthlichen Hexametern einen Familienausflug nach Schwarzburg. Die Namen der prächtig gezeichneten Familienmitglieder sind uns unbekannt, vermuthen darf man aber wol, das bekannte Haus der Frommann selbst vor sich zu haben. Dann liegen also wirkliche Reiseerinnerungen vor. Um so besser! Nicht jede Familie kann es wagen, so ungenirt im Hauskleide vor die Welt zu treten.

Unsterblich wird die „Fahrt nach Schwarzburg" nicht werden, aber wer das Büchlein durchblättert, verkehrt für eine Viertelstunde mit feinen, guten und in sich gefestigten Menschen. Bringen die Lyriker, die wir eben vorführten, bringt Hofmann von Nauborn dem Leser auch so viel ein?

Gustav Rümelin's Studien und Essays.

1. Shakspeare-Studien von Gustav Rümelin. Zweite Auflage. Stuttgart, Cotta. 1874. Gr. 8. 6 M.
2. Reden und Aufsätze von Gustav Rümelin. Tübingen, Laupp. 1875. Gr. 8. 7 M. 40 Pf.

Der selige Radowitz tröstete sich einmal in einer gedrückten Stunde damit, wenn das deutsche Erbkaiserthum nicht zu Stande gekommen sei, so schätze er es sich dennoch nicht zur Unehre, mit den von ihm sofort namhaft gemachten Mitgliedern der Paulskirche geirrt zu haben. Er zählt unter ihnen auch den damals noch wenig gekannten Rümelin auf. Diese Auszeichnung, in der Reihe deutscher Intelligenzen zu glänzen, ist seither von dem Betreffenden gerechtfertigt worden. Davon zeugt nicht nur das originelle, die Geister lebhaft bewegende und den Forschungstrieb neu anregende Buch über Shakspeare, das, seinerzeit in d. Bl. angezeigt, jetzt in zweiter Auflage erschienen ist, sondern auch die durchaus gehaltvolle Sammlung von wissenschaftlichen Arbeiten, die der Verfasser unter dem anspruchslosen Titel: „Reden und Aufsätze", dem Publikum vorlegt. Referent zwar konnte seinerseits wesentliche Ausstellungen, welche die im „Morgenblatt" 1854—55 erschienenen „Shakspeare-Studien eines Realisten" gegen den Dichter erhoben haben, nie theilen, und möchte dies, da Rümelin auch jetzt noch seine Grundansicht, und zwar in der Abschwächung oder gar Zurückziehung mancherlei früherer Einräumungen, in verschärftem Maße festhält, in der Kürze auseinandersetzen. Was an den Shakspeare-Dramen hauptsächlich gerügt wird, das sind die beiden Punkte: Mangel an entsprechender Motivirung, worunter die Wahrscheinlichkeit der dargestellten Vorgänge leide, und grobe Verstöße gegen den geschichtlichen Sachverhalt. Aber wenn dennoch etwas, was einem realistischen Auge nicht lösbar vorkommt, einem andern lösbar erschiene, wenn etwas bei Shakspeare, was realistisch nicht erklärbar ist, idealistisch zu erklären wäre? Unter ersteres zählen wir fast alle die Fälle, wo in dem Buche das Gebaren der Shakspeare'schen Frauen, wie der Umschlag der kalten Reflexion der blutigen Lady Macbeth in Gewissensqualen, das Unterliegen der trauernden Anna unter den Werbungen Richard's III., die Einwilligung von Hamlet's Mutter in die Heirath mit Claudius, die Bekehrung des bösen Käthchen, unter Nichtbeachtung

des Irrationalen, Launischen, blos dem Stimmungs- und Affectgebiet Angehörigen im weiblichen Naturell beanstandet wird. Bei dem Versuch einer typischen Deutung von Dingen, die nicht gut buchstäblich real zu nehmen sind, ist der Verfasser in der neuen Auflage nun selbst mit dem Vorschlag einer symbolischen Deutung König Lear's angelangt. Hätte das nicht auch der Auffassung Hamlet's zugute kommen dürfen, damit ihm nicht, wie es hier geschieht, seine Herzlosigkeit gegen Polonius und Consorten so schwer verargt würde? Auf dem idealen Boden der Poesie sind diese Opfer des Hamlet'schen Spleens nichts mehr und nichts weniger als typische Figuren aus der Sippschaft des verderbten Hofs, Pol gegen Pol, Potenz gegen Potenz dem Vertreter einer ethischen Ordnung der Dinge zum Kampf auf Leben und Tod entgegengestellt, und darum ihr Unterliegen nicht einem an ihnen begangenen Mord, sondern dem Ausgang eines Zweikampfs gleichzuachten.

Wenn wir sodann für die treffende Auseinandersetzung des völlig unhellenischen und damit auch poetisch anzufechtenden Charakters der auf griechischem Boden spielenden Stücke Shakspeare's nur danken können, so ist es dagegen schon eine Frage, ob es der Dichterqualität Shakspeare's einen Abbruch thut, wenn er, wie der Verfasser rügt, entgegen der Geschichte, die Schlacht von Poitiers und Azincourt nicht durch Bogenschützen und Fußvolk, sondern durch das ungleich malerischere Mann gegen Mann, das doch auf mittelalterlichem Grund ungleich weniger als auf modernem stören kann, entschieden werden läßt. Vollends wenn Shakspeare in unhistorischer Weise dem Julius Cäsar vor seiner Katastrophe plumpe, großsprecherische Worte in den Mund legt, so möchten wir gerade in dieser Illustration des „Hochmuth kommt vor dem Fall" eine ganz dringend erforderte dramatische Motivirung sehen und dabei den Verfasser fragen, ob er angesichts eines solchen tragischen Bedürfnisses auch seinem Goethe die Veränderung des Familienvaters Egmont in den Junggesellen seines Dramas verwehren möchte?

Doch constatiren wir nach diesen Differenzen unsere lebhafte Anerkennung des Situationsplans, den Rümelin von der Shakspeare'schen Dramencomposition entworfen und in der neuen Auflage durch Eingehen auf Shakspeare's Vorgänger vervollständigt hat, des Heranziehens der Sonette für manche Räthsel der Dramen, zumal in „Hamlet", des Richtigstellens der vergleichenden Urtheile über Shakspeare, Goethe, Schiller. In letzterer Beziehung sind besonders die schätzbaren Bemerkungen zu beachten, die über Schiller's und Shakspeare's Verhältniß zueinander betreffs der Anwendung der Rhetorik in den Dramen und der Kunst der Idealisirung neu beigefügt sind und das Facit mit den schönen Worten ziehen: „Und so hat Schiller sein hohes, ernstes Haupt vor niemand zu verneigen und steht den ersten Dichtern aller Zeiten und Völker als ein ebenbürtiger Geist zur Seite." Im übrigen befindet sich der Verfasser jetzt, bei der neuerrungenen Weltstellung Deutschlands in der Lage, genauer die Stellung Shakspeare's zu unserer heutigen Bildung zu präcisiren. Er hat aufgehört, die besondern Missionen eines Befreiers von beengenden Kunstformen und eines Ideals des historisch-politischen Nationaldichters zu erfüllen. Der freie Reiz des Schönen darf von nun an ungehindert wieder wirken. Zwar ist der Festsaal der deutschen Poesie mit den Gestalten unserer eigenen großen Dichter und Seher ausgefüllt, aber rings an den Wänden in den Nischen stehen für das kosmopolitische Auge des Deutschen die bekränzten Bilder der fremden Meister, unter ihnen das reichstgeschmückte Bild des Sängers von Stratford, dazu bestimmt, noch in ferner Zukunft die Herzen deutscher Jünglinge und Männer mit der Lust und dem Grausen echter Dichtkunst zu durchdringen.

In dem neuen Werke unsers Verfassers, den „Reden und Aufsätzen", tritt uns ein Essayist von einer Virtuosität entgegen, daß wir keine von all den hier gebotenen großen und kleinen Früchten eines reifen Nachdenkens missen möchten. Der Verfasser schreibt in einer Zeit, wo die Philosophie sich sichtbar in einer Krise befindet, in der es sich bei ihr darum handelt, ob auf den idealistischen Wegen Kant's und seiner Nachfolger zu beharren ist, oder ob, insbesondere auf das Andrängen der Naturwissenschaften hin, mehr empirische Bahnen unter Anknüpfung an die Leistungen der exactern Wissenschaften, auf Grund und Vorgang älterer oder neuerer Versuche auf philosophischem Boden, eingeschlagen werden sollen. Er selbst läßt uns keinen Augenblick darüber im Unklaren, daß er sich der letztern Richtung zuneige. So wenig er auch gewillt ist, dem Materialismus zu huldigen, so deutlich erklärt er die Herrschaft der idealistischen Speculation für erloschen, sieht in Fichte, Schelling, Hegel nur „von der Theologie herkommende" Denker, will ewige Wahrheiten lieber aus dem Munde und in der Anschauungsweise von Dichtern als aus der Auseinandersetzung und in der Formulirung der Philosophen sich aneignen, verwirft die gesammte dialektische Methode und reale Logik Hegel's und hält sich für sich selbst lieber an die hausbackene Logik und an die empirisch gesicherte Psychologie. Obschon wir hierin einen Mangel des eigentlich philosophischen Organs sehen müssen, an dessen Stelle mehr der definirende, rubricirende, klassificirende Verstand seine Function übt, so hindert uns dies nicht, die Lichtseiten der specifischen Auf- und Erfassung der Dinge bei dem Verfasser anzuerkennen. Einmal ist nicht bei allen Materien, über welche sich die „Reden und Aufsätze" verbreiten, das Eindringen in die Tiefen der Philosophie geboten; sodann hat das Sichablösen eines geistvollen Dilettantismus von aller schulmäßigen Behandlung wissenschaftlicher Probleme eigenthümliche Vortheile. Gustav Rümelin ist ein Selbstdenker wie wenige; seine Kenntnisse sind ihm freies Besitzthum geworden. Wenn die Schüler von großen Philosophen mühsam um Klarheit ringen, er taucht nicht wie sie in die Abgründe, welche den Blick oft umnebeln, unter; dafür aber assimilirt er sich seinen Gegenstand vollständig auf dem Wege theils eines wählerischen Eklekticismus, theils eigener selbständiger Production, leicht und gewandt den Nerv jeder Frage erfassend. Seine Auffassung und Darstellung, der es an einer Dosis von Naturwüchsigkeit nicht fehlt, wird auf diese Weise ungemein fesselnd. Weil er selbst überall sehen, prüfen, nachrechnen will, so zieht er unwillkürlich den Leser, mit dem er die Sache durchspricht, ins Interesse, ihm mit einer ausgebreiteten Belesenheit, mit einer Polyhistorie, der Bildung und Vergleichung,

Dichter- oder Sprichwort glücklich zur Verfügung steht, zu Hülfe kommend.

Unser Buch theilt sich in „Reden", die meist akademischen Anlässen entnommen sind und auf politische, sociale und philosophische Gegenstände sich erstrecken, „Aufsätze", durchweg statistische Materien behandelnd, „Kleine Betrachtungen und Bekenntnisse vermischten Inhalts". Von dem bedeutendsten wissenschaftlichen Gehalt sind die umfassenden Abhandlungen „Zur Theorie der Statistik" (1863—74) und „Ueber den Begriff eines socialen Gesetzes" (1867), in denen eine umfassende Bildung den Verfasser vorzüglich befähigt hat, eine methodologische Untersuchung über Begriff und Umfang der Statistik und deren Stellung im Gebiete der Wissenschaften anzustellen. Gegen die Kategorie eines socialen Gesetzes verhält er sich ziemlich skeptisch. Selbst da, wo man die Anforderungen an ein solches am ehesten könnte erfüllt sehen, in den allgemeinen Sätzen der Nationalökonomie über Ordnung und Gliederung des wirthschaftlichen Lebens, erweisen sich solche Gesetze doch hypothetisch, da die Gütergemeinschaft der ersten Christen und der mittelalterliche Cultus der Güterlosigkeit wieder einen Strich durch die Rechnung machen. Um so kräftiger wird einem Gebiete, dem sonst gern der Gesetzescharakter abgesprochen wird, dem Sittengesetz, das besonders Ludwig Feuerbach in den Ruf eines blos frommen Wunsches bringen wollte, derselbe zuerkannt und in ihm zwar „ein in seiner Massenwirkung nur scheinbares, unkräftiges Gesetz" gefunden, das aber „auf die Dauer das mächtigste und höchste aller socialen Gesetze ist".

In das Fach der Nationalökonomie und Statistik gehören auch, neben den Abhandlungen „Ueber menschliche Lebensdauer", „Der Militäraufwand", „Die Oekonomie der Aemter", „Moralstatistik und Willensfreiheit", in den „Kleinen Betrachtungen" der besonders ansprechende Aufsatz „Stadt und Land", sowie die „Ueber den Begriff und die Dauer einer Generation" und „Ueber die Malthus'schen Lehren". Von dem Malthus'schen Absorptionsproceß der Menschheit infolge der Uebervölkerung wird geurtheilt, daß diese Aufstellungen ebenso anfechtbar in ihrer statistischen und psychologischen Begründung im einzelnen, als unumstößlich und von einleuchtendster Wahrheit im ganzen seien, und der Schluß gezogen:

> Wenn somit einer Collision zwischen den dämonischen Gewalten des Geschlechtslebens und den Grenzen der Unterhaltungsmittel auf einer gegebenen Erdfläche nicht auszuweichen ist: sie gehört zu den regelmäßigen Fermenten und nothwendigen Störungen, durch welche die Völker gerüttelt, geprüft und umgewandelt, die Menschheit ruhelos immer wieder auf neue Bahnen gedrängt wird. Inzwischen muß jede Generation sich nach ihren Verhältnissen und Bedingungen einrichten und den künftigen Geschlechtern überlassen, es ebenso zu halten.

Das lebhafteste und allgemeinste Interesse dürften — um gelegentliche Vorträge, wie den frischen Vortrag „Ueber Hegel" (1870) und die Frankfurter Parlamentsrede „Ueber die Reichsoberhauptsfrage" (1849) sowie die Rede zum kaiserlichen Geburtstag 1874", nicht zu berühren — wegen der darin behandelten Materien die psychologischen und ethisch-politischen Untersuchungen „Ueber das Rechtsgefühl" (1871), „Ueber den Begriff des Volks" (1872), „Ueber die Lehre von den Seelenvermögen" (1873), „Ueber das Verhältniß der Politik zur Moral" (1874) in Anspruch nehmen. Am wenigsten befriedigt von diesen vier Arbeiten die „Ueber das Rechtsgefühl". Es ist in der hier und da verschwommenen Erörterung zu wenig der Rechtsinstinct des Volks und dessen Abhängigkeit von der jeweilig erreichten Culturstufe eines Gesellschaftsganzen zu seinem Recht gekommen, auch nicht die Rechtserzeugung auf Grund eines Compromisses zwischen dem populären und gebildeten Rechtssinn ins Auge gefaßt, überhaupt nicht nach Gebühr zwischen Rechtserzeugung, Rechtsgesetzgebung und Rechtspflege unterschieden. Um so schätzbarer ist die Arbeit „Ueber den Begriff des Volks", bei der es nur zu bedauern ist, daß nicht Holland und die Holländer als Muster einer ausgeprägten Volks- und Staatenbildung angeführt sind. Auf welche Verhältnisse würden die vom Verfasser bezeichneten Merkmale der Constituirung eines Volksthums: Vorhandensein der natürlichen Bedingungen menschlicher Vergesellschaftung im räumlichen Zusammensein und sprachlichen Verkehr, lebhafter Trieb der Gruppirung, reges Verlangen nach geistiger Anlehnung aneinander behufs der Befestigung einer decidirten Weltanschauung, lebendiges Bedürfniß kräftigster Selbstbethätigung einer Gesammtheit von Menschen, besser passen als auf den einzigartigen Entwickelungsproceß des niederländischen Gemeinwesens? Die Untersuchung „Ueber die Lehre von den Seelenvermögen"" sucht den Herbart'schen Einwand gegen die Aufstellung von Seelenvermögen, als ob dieselbe im Widerspruch wäre mit der Einheitlichkeit und Einfachheit der Seele, die Herbart in den Vorstellungen und deren Bewegung findet, zu widerlegen und der alten Tradition über die Dreiheit unter Abweisung der Meinung von einem beliebig zu ziehenden Register der einzelnen Seelenthätigkeiten gerecht zu werden. Demgemäß wird der Trias von Vorstellen, Wollen, Fühlen die andere von Intellect, Triebleben, Gemüthsart substituirt, keine Vermögen oder einheitliche Grundkräfte, sondern drei Klassen von psychischen Vorgängen, Functionen, Lebensäußerungen, die, miteinander rege, unser Seelenleben ausmachen. An die Stelle all der lebenswarmen Empfindungen, in denen wir unser Selbst mit seinem Wohl und Wehe und den Sinn und Zweck unsers Daseins zu genießen glauben, dürfen nicht abgeblaßte Schemen und mechanische Bewegungen, die unserm Bewußtsein ganz fremd sind, gesetzt werden. Herbart hat die beim Philosophiren vornehmlich rege intellectuelle Thätigkeit zum Ein und Alles gemacht, „als ob Wollen und Fühlen nur beiläufige Nebenerfolge von Stößen und Püffen, von Klemmungen und Verschmelzungen, vom Steigen und Sinken der Vorstellungen wären".

Das Problem des „Verhältnisses der Politik zur Moral", dessen Aufstellung schon dankenswerth ist, würden wir im ganzen materiell wol ebenso wie der Verfasser lösen; wir stimmen z. B. mit seinen Sätzen über das Nichtgebundensein des Staats an die Liebespflichten, aber an die Rechtspflichten, über geschriebenes und Vernunftrecht, über die Selbsterhaltungspflicht des Staats und sein Nothrecht, über verjährende und nie verjährende Rechtsverletzungen ganz überein. Formell aber möchten wir eine andere Erledigung vorschlagen. Indem der Verfasser nämlich mit Schleiermacher die Kategorie des Dürfens, des Erlaubten, dieses nie zu streichende

Product der Naturbasis alles Menschenhandelns, streicht, kommt er auf die ethische Monstrosität einer Staatssittenlehre', die der Privatmoral zur Seite zu stellen wäre, während doch die Instanz der Zweckmäßigkeit, die dem Politiker, auch dem patriotischen Politiker die Hand führt, und das aus dem Selbsterhaltungsbedürfniß fließende Staatsnothrecht aus der Sphäre des sittlichen Sollens, dieser Domäne der Sittenlehre, nothwendig hinausführt in das Gebiet der Politik, die erst in zweiter Linie auf das Sittengesetz ihr Augenmerk zu richten hat. Möchten wir hier dem Verfasser sozusagen unser engeres Gewissen entgegenstellen, so in einem andern Punkte unser weiteres, indem wir ungeachtet seiner Anatheme für Machiavelli eine Lanze einlegen. Rümelin meint, Machiavelli's Lehren das Prädicat der Verruchtheit und seinem Charakter das der Unlauterkeit angesichts seiner Verherrlichung eines Cesare Borgia nicht ersparen zu können und den Schritt von ihm zur Jesuitenmoral, welche den Zweck die Mittel heiligen läßt, nicht groß finden zu sollen. Er selbst aber sagt uns am besten, wie wurmstichig per se das jesuitische Ideal einer Theokratie auf Erden sei. Kann dasselbe von dem Ideal des florentiner Staatssecretärs, welches nichts anderes ist als die Wiedererweckung des Staatsidee aus dem Schutt, womit das Mittelalter mit seinen particularistischen Feudalbestrebungen sie bedeckt hatte, gesagt werden? Und wenn Machiavelli die Ahnung, daß das gewaltsam und verbrecherisch centralisirende Verfahren Borgia's eine wenn auch nur erst polizeiliche Ordnung angebahnt hat, in seiner Beurtheilung dieses Mannes leitet, wird ihm da in Wahrheit viel weiter zur Last zu legen sein, als daß er die staatsmännisch historische und die moralische Schätzung desselben nicht streng auseinandergehalten, den nothwendig geschichtlichen Proceß zu einem praktischen Imperativ gestempelt hat, bei ihm Geschichts- und Staatsphilosophie noch in einer unselbständigen Verschlingung mit den persönlichen Sympathien des damaligen italienischen Patrioten geblieben ist? Machiavelli's Fall ist der, daß er von dem groben politischen Gewissen seiner Zeit und seines Volks allerdings nicht freigeblieben, aber dasselbe doch wenigstens im Dienste der Idee verwerthet hat. Ethisch und theoretisch noch zurück, hat er es noch nicht zur ganzen Objectivität der Anschauungen der Doppelseitigkeit des geschichtlichen Fortschritts gebracht, der die Werkzeuge einer politischen Fortentwickelung schuldig werden, aber sie doch den Fortschritt fördern läßt.

Nach einigen anmuthigen Aufsätzen: „Furcht und Mitleid in der Tragödie", „Hermann und Dorothea", „Eintheilung der Universalgeschichte", beschäftigt sich unser Buch mit David Friedrich Strauß und läßt darauf Erörterungen „Wider den neuen Glauben" und „Wider die Formeln des alten Glaubens" folgen. An dem Verfasser des „Lebens Jesu" wird zweierlei ausgesetzt: 1) Er hat blos negirt und nicht einmal wie Renan (sollte heißen: „und Keim") nstruirt, sich nicht einmal selbständig an den Arbeiten aur's und der Tübinger Schule betheiligt; 2) Er hat it seiner Kritik der evangelischen Geschichte für die allmeine Bildung nichts gethan, höchstens die Unhaltbarkeit Vermittelungstheologie nachgewiesen. Schiller und ethe haben vor ihm und ohne ihn auf den mythischen ndpunkt hingewiesen, und das „Leben Jesu für das deutsche Volk" war für dieses selbst unbrauchbar. Da möchten wir doch gegen 1) bemerken, warum denn nicht Strauß so gut, wie Niebuhr und Schwegler bei der römischen Königsgeschichte, bei der Beschaffenheit der vorliegenden Relationen fast ganz nur auf Kritik der Geschichtsurkunden angewiesen gewesen sei? Wenn seither, gleichfalls vom Standpunkte einer kritischen Betrachtung der Evangelien, Construirungsversuche unternommen worden sind, so mögen sie Ergänzungen zu Strauß enthalten. Wie weit diese Ergänzungen gehen können, darüber wird noch lange ein Streit sein; jedenfalls werden die Strauß'schen Warnungstafeln gegenüber allzu kecken Wagnissen bleibend ihre Bedeutung behalten. Daß er aber an den tübinger Forschungen sich nicht selbständig betheiligt hat, davon liegt der Grund einfach darin, daß die Tübinger auch das apostolische und nachapostolische Zeitalter in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen haben, er sich aber von jeher auf das Leben Jesu mit Absicht beschränkt hat. Zu 2) ist zu entgegnen: Erst durch die detaillirte Durcharbeitung des gesammten Stoffs konnte sich das Urtheil der Gebildeten über den in Frage stehenden Gegenstand befestigen, seiner Sache sicher werden; die bloßen Ahnungen des Sachverhalts bei unsern Dichtern haben nur die Oberfläche von ihrer und ihrer Jünger Ueberzeugung streifen können. Richtiger finden wir — wenn wir gleich mehr Anerkennung für das mühevolle Sichversenken eines altgewordenen Denkers in einen ihm bis dahin ziemlich unbekannt gebliebenen Wissensstoff, in die Natur, erwartet hätten — die von Rümelin vorgebrachten Bedenken gegen den Strauß'schen „neuen Glauben". Vortrefflich werden hier die von Strauß und den Materialisten unternommenen unerlaubten Annexionen, die sich die Physik mit der Metaphysik erlaubt hat, ans Licht gezogen und ihnen die durch alle ihre Erneuerung des Causalzusammenhangs der ganzen Sinnenwelt ungelösten Fragen entgegengehalten: wie und warum eine Welt, warum diese Ordnung, warum für den Menschen dieser Platz in dieser Ordnung? Es wird darauf gedrungen, daß mit dem Satze: so viel Arten, so viel Schöpfungsacte, noch nicht auch der weitere: so viel Arten, so viele Schöpfungsgedanken, beseitigt sei. Es führt dies den Verfasser auf einen geläuterten Theismus, bei dem er sich darauf beruft, es sei doch gewiß besser, an die Spitze des Weltganzen Geist und Wille zu setzen, als Kraft und Stoff, oder doch wenigstens, falls man aus Scheu vor Anthropomorphismen den Weg nach oben nicht weiter zu verfolgen sich getraue, es zu unterlassen, zum Untermenschlichen, zu blinden und unbewußten Kräften herabzusteigen. Dem Religionsbegriff widmet er eine besonders eindringende Untersuchung, in der gegen Schleiermacher's absolutes Abhängigkeitsgefühl sehr richtig ausgeführt wird, daß nicht das Gefühl einer unbedingten Abhängigkeit, sondern einer unbedingten Zugehörigkeit zu dem Plane des Weltalls Religion sei, daß das Verlangen nach Anlehnung und Einfügung unsers Ichs in den letzten Zusammenhang der ganzen Erscheinungswelt das entscheidende Merkmal alles religiösen Lebens sei.

Der Aufsatz „Wider die Formeln des alten Glaubens" erklärt direct, daß die Kirche nur dann im Contact mit Cultur, Wissenschaft, Philosophie bleiben und

vor allmählicher Verdorrung bewahrt werden könne, wenn sie mit dem bisher so zäh festgehaltenen Wunderbegriff, dieser Negation alles Vernunftgebrauchs, breche. Sodann führt die Hauptfrage der Kirche der Gegenwart: Dogma oder Fortschreiten mit der Bildung? den Verfasser auf die neuern Versuche, den Hauptschäden der Jetztzeit durch allmähliches Verlassen des Consistorialregiments und Einführung der Presbyterial- und Synodalverfassung abhelfen zu wollen. Nicht ohne Glück wird hier für die, Cultur und Gewissensfreiheit sichernde Bedeutsamkeit des Summepiscopats des Landesfürsten plaidirt und die gesunde Bemerkung gemacht:

Die Gefahren dabei kommen nicht von den unfrommen Fürsten, sondern von den frommen. Der eine geistreiche, aber schiefgerichtete Halbtheologe auf dem Throne der Hohenzollern hat der evangelischen Kirche Deutschlands mehr Leid zugefügt, als alle die hohen Herren zusammen, die als Summi episcopi vielleicht kaum die Unterscheidungslehren ihrer Kirche kannten und auf der Parade und Hirschjagd besser Bescheid wußten als im Katechismus und Gesangbuch.

Zwei neue Romane.

1. Die Freigelassenen. Bildungsgeschichte aus Oesterreich. Von Bauernfeld. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1875. 8. 12 M.
2. Schein und Sein. Roman von Ludwig Habicht. Fünf Bände. Jena, Costenoble. 1875. 8. 18 M.

„Eines schickt sich nicht für Alle", singt Altmeister Goethe, und ich glaube kaum, daß er viel dagegen einzuwenden hätte, wenn ich, die Worte dieses Satzes umstellend, behaupten wollte: „Alles schickt sich nicht für Einen!" Denn im Grunde decken sich die beiden hier ausgesprochenen Gedanken, und wer die Richtigkeit des einen zugibt, wird die Richtigkeit des andern kaum bestreiten können. Die deutschen Schriftsteller sind da aber anderer Ansicht: nahezu ein jeder von ihnen — und die hervorragendsten am meisten — will den factischen Beweis liefern, daß der zweite Satz: „Alles schickt sich nicht für Einen", just auf ihn keine Anwendung finde. Und diesem Umstande verdanken sie so viele Miserfolge. Unsere Romanschriftsteller, Novellisten und Epiker, die als solche wirklich Mustergültiges geschaffen, wie Spielhagen, Heyse, Hamerling, sie ringen nach dem dramatischen Lorber, sie schreiben Stücke, die allerdings mehr oder minder die hohe Abstammung nicht verleugnen, die aber nie und nimmer an das hinanreichen, was die illustren Väter derselben mit ihrer legitimen, der epischen Muse gezeugt. Das ist aber immerhin noch begreiflich, indem die dramatische als die höchste Dichtungsform anerkannt ist und es keinem Menschen, geschweige denn einem Künstler zum Vorwurf gemacht oder verwehrt werden darf, wenn er nach dem Höchsten strebt. Ob sie dabei ihre Rechnung finden, ob nicht mitunter ein vernünftiges Sichbescheiden und Sichbeschränken auf dasjenige Gebiet, auf dem sie ihre Meisterschaft bewährt haben, für diese Männer sowol als auch für die deutsche Literatur von größerm Vortheile wäre, ist eine Frage, die jeder sich selbst beantworten möge. Wir müssen jedenfalls ihr hohes Streben ehren, wenn wir es auch vielleicht nicht billigen können.

Unverständlich aber ist es uns, wenn ein Schriftsteller von der Bedeutung Bauernfeld's, der sich als dramatischer und ganz speciell als Lustspieldichter in der deutschen Literatur einen hervorragenden Platz errungen, wenn dieser Lustspieldichter par excellence plötzlich heruntersteigt, um sich auf epischem Gebiete zu versuchen, um uns in dem Buche „Die Freigelassenen" (Nr. 1) ein Werk zu geben, das ein Roman sein soll und doch kein Roman, sondern eine „Bildungsgeschichte", welches aber genau betrachtet weder das eine noch das andere ist, sondern im besten Falle als eine ziemlich ausgeführte Skizze zu dem einen oder dem andern gelten kann. Bauernfeld hat sich eben während seiner langjährigen Thätigkeit als dramatischer Dichter auch den dramatischen Stil, die dramatische Oekonomie angewöhnt, wenn ich so sagen darf; er ist knapp bis zur Kargheit, sowol in der Schilderung von Menschen, Dingen und Geschehnissen als auch in der Darlegung psychologischer Zustände, und ist ebenso knapp im Dialog, den er naturgemäß mit besonderer Vorliebe anwendet. Diese Tugenden des Dramatikers werden aber zu großen Fehlern für den Epiker. Denn das, was der Dramatiker oft nur andeutet, immer aber möglichst prägnant ausdrückt, erhält seine nöthige Erläuterung und Erweiterung durch den darstellenden Schauspieler, dessen Mimik, Bewegung, Ton der Stimme u. s. w. dem Dichter zu Hülfe kommen, indem er alles Ungesagte, nur Angedeutete ausführt und so dem Beschauer einen vollen Eindruck schafft. Dieses großen Hülfsmittels, dieses Dolmetschers seiner künstlerischen Intuitionen entbehrt aber der Epiker, der Romanschriftsteller; darum ist für ihn Deutlichkeit, Ausführung des Details, mit einem Wort, die epische Breite künstlerisches Gebot, und wo der Leser diese entbehrt, wird er auch keinen vollen Eindruck empfangen, von dem Gelesenen nicht befriedigt sein.

Das liegt nun alles auf der Hand, und man braucht nicht eben Kritiker von Fach zu sein, um über solche künstlerische A-b-c-Fragen Auskunft geben zu können. Und doch hat Bauernfeld, der alte, gediegene, vielerfahrene Bauernfeld dagegen gefehlt! Sollte er trotz seiner Erfahrung, trotz seiner Gediegenheit über diese Grundgesetze, über diese Grundunterschiede zwischen epischer und dramatischer Darstellungsweise nicht im Klaren sein, oder sollte er sich die Wesenheit der Aufgabe, die er sich gestellt, nicht klar gemacht haben? Beides ist undenkbar, und ich bin vollkommen überzeugt, daß er sich der möglichsten Breite beflissen und hier und da sogar befürchtet habe, zu breit und ausführlich gewesen zu sein. Daß er trotz alledem immer noch zu knapp, zu skizzenhaft wurde, ist eben die Schuld seines prononcirt dramatischen Talents, über das er absolut nicht hinauskonnte: Alles schickt sich eben nicht für Einen, quod erat demonstrandum. So viel über die Form und die formalen Mängel des Bauernfeld'schen Buchs. Und nun auch noch einige Worte über den Inhalt.

Vor allem eine Erklärung des Titels. Unter den „Freigelassenen" versteht der Verfasser die Oesterreicher nach den Märztagen des denkwürdigen Jahres 1848, bis zu welchem Datum dieselben unter dem Metternich-Sedlnicky'schen Polizei- und Spionregiment in unzweifelhafter Sklaverei schmachteten, und er motivirt diesen Ausdruck in den letzten vier Zeilen des ersten Bandes also: „Das todtgeglaubte Wien war aber nach dreien Tagen aus seinem Geistesgrabe auferstanden. Unsere Landsleute hielten sich für frei. Zum mindesten waren sie nicht mehr gefesselt, waren freigelassen."

Wir wissen nun auch schon annähernd, was der Verfasser beabsichtigt. Er will uns das Oesterreich, das geknechtete Oesterreich in dem letzten Quinquennium vor 1848 und das allmähliche, oft gehemmte Emporwachsen des Freiheitsbaums in jenen Landen schildern; und weiter will er uns einen jungen Mann schildern, der in dieser Zeit der halben Zustände, der Unfertigkeit der socialen und politischen Verhältnisse emporwuchs, und dabei so misvergnügt wurde, daß er schließlich nach Texas ging, um den Urwald auszuroden und dort eine Freie Gemeinde zu gründen, was ihm natürlich sehr gut gelingt.

Nicht so gut gelingt es aber Bauernfeld, diesen beiden Aufgaben gerecht zu werden. Die erste Aufgabe, Schilderung der socialen und politischen Wandlungen in Oesterreich während der letzten drei Decennien, in mehr als befriedigender Weise zu lösen, sei gerade Bauernfeld der rechte Mann, sollte man meinen. Denn er stand ja mitten drin, sah mit eigenen Augen, was geschah und wie es geschah, und kannte die hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Epoche; er besitzt die scharf pointirende Feder und die geistige Freiheit, um alles ins rechte Licht stellen zu können. Wir durften also von ihm mit Recht ein großes, umfassendes und eindrucksvolles Zeitgemälde erwarten. Anstatt dessen gibt er uns aber nur eine Reihe von kleinen Skizzen, von Episoden und Charakteristiken, ohne andern innern Zusammenhang als den, daß der Held des Romans oder die eine und die andere der Hauptpersonen dabei activ auftritt; der eigentliche organische Zusammenhang, der große Zug, ein Totaleindruck fehlt absolut. Ungefähr so: er gibt uns eine Anzahl von Steinen zu einem Zerlegbilde, und wenn wir uns nun diese einzelnen Steine angesehen haben und darangehen, dies Bild zusammenzustellen, da merken wir zu unserm Verdruß, daß noch eine große Zahl von Steinen fehlt und daher eine Menge Lücken bleiben, die wir entweder mit Hülfe unserer historischen Detailkenntnisse oder aber mit Hülfe unserer Imagination erst ausfüllen müssen. Das Schlimmste dabei aber ist, daß nicht leichtentbehrliche Rand-, sondern oft gerade sehr wichtige Mittelsteine abgängig sind.

Es ergibt sich wol von selbst, daß bei einem derartigen Mangel einer soliden Basis auch die „Bildungsgeschichte", der geistige Entwickelungsgang seines Helden vielfach der psychologischen Vertiefung und Motivirung entbehrt, insofern derselbe bedingt wird durch die äußern Ereignisse jener Zeit. Und wenn wir sehen, daß aus ihm ein solcher und kein anderer Charakter wird, so sehen wir nach dem Gegebenen doch keineswegs ein, warum er auch ein solcher werden mußte. Uebrigens ist gerade der Held der Geschichte, Karl Günter, der Sohn eines gräflich-österreichischen Verwalters oder Güterdirectors, eine mehr passive Natur mit poetischen Anlagen und Neigung zur Schwärmerei, nicht kräftig genug gezeichnet und viel zu wenig individualisirt, sodaß wir an seinem Geschicke nicht warm und aufrichtig theilnehmen können, vielmehr für seinen biderben Freund Chalybeus, den seelenguten Holsteiner mit dem vorsündflutlichen Gliederbau und dem Kindesherzen, von Anbeginn ein viel lebhafteres Interesse fassen. Solche Folien sind gefährlich. Von allen Personen, die uns sonst noch vorgeführt werden, ist es einzig die Comtesse Justine, die unsere besondern Sympathien fordern kann, wie sie überhaupt die gelungenste Figur in dem Werke ist.

Daß dieses Werk zahlreiches interessantes, wenn auch oft nur anekdotenhaftes Detail bietet, daß es nicht an scharfen Streiflichtern, an geistreichen Pointen in demselben fehlt, versteht sich. Ist ja doch Bauernfeld der Verfasser, und man würde sehr fehl gehen, wenn man glauben wollte, daß die Spuren des Alters, einer Abnahme der Geisteskräfte darin fühlbar werden. Im Gegentheil, das Buch ist bei all seiner Skizzenhaftigkeit mit einer Frische und Lebendigkeit der Empfindung geschrieben, zu welcher man vielen von unsern jüngern Schriftstellern gratuliren könnte. Alle Fehler und Mängel, welche dem Buche anhaften, entspringen und sind bedingt durch die epische Form, die der Verfasser gewählt hat, und die just seinem Talente nicht zusagt. Das aber ist sehr tröstlich für uns und berechtigt uns zu der Hoffnung, daß Bauernfeld demnächst wieder das deutsche Theater mit einem Lustspiele beschenken wird, welches uns gestattet, seiner schönen und reichen Begabung die volle und ungeschmälerte Anerkennung zutheil werden zu lassen.

Wir kommen nun zu dem Romane „Schein und Sein" von Ludwig Habicht (Nr. 2). Es ist dies zufällig das erste Werk dieses deutschen Erzählers — derselbe hat bereits eine Reihe von Criminalgeschichten, mehrere Romane, darunter einen historischen Roman: „Der Stadtschreiber von Liegnitz", und eine Erzählung: „Am Genfersee", veröffentlicht —, das ich in die Hände bekomme. Leider ist dasselbe wenig geeignet, mir eine besonders gute Meinung von des Verfassers Begabung beizubringen. Denn wenn schon der gewählte Stoff wenig originell ist, indem wir der „Tichborne-Geschichten" schon mehrere in Form von Romanen und Dramen über uns ergehen lassen mußten, so vermag der Tichborne dieses Romans, ein durch und durch gemeines und lumpiges Individuum ohne Geist, ja selbst ohne Raffinement, sondern einzig durch eine gewisse stupide Frechheit sich auszeichnend, nicht einmal unser Interesse in psychologischer Richtung zu fesseln, geschweige denn auch nur im mindesten auf unsere Sympathien Anspruch zu erheben. Und wenn wir auch zugeben wollen, daß Habicht in der Verwirrung und Verwickelung der Handlung einiges Geschick beweist und origineller oder, präciser gesagt, überraschender Wendungen nicht entbehrt, so ist andererseits das gegebene Material in einer Weise breitgetreten, der psychologischen Entwickelung und Erklärung der einfachsten Vorgänge so ungebührlich viel Raum gewährt, daß den Leser unwiderstehlich die Empfindung der Langeweile überkommt und er nur mit Mühe die fünf stattlichen Bände zu Ende zu lesen vermag.

Den Mangel an epischer Breite haben wir Bauernfeld vorgeworfen, und doch müssen wir gestehen, daß ein Zuwenig in diesem Punkte immer noch einem Zuviel vorzuziehen ist; denn der intelligente Leser wird sich gewiß lieber hier und da Fehlendes aus Eigenem ergänzen, als Selbstverständliches, rasch zu Erfassendes sich vom Autor weitläufig auseinandersetzen lassen.

Wenn wir trotzdem weder dem Verfasser eine tüchtige Begabung noch dem Romane allen positiven Werth absprechen, so ist dies das Verdienst mehrerer der vorgeführten Gestalten, die sich durch ideale Anlage, Liebenswürdigkeit und kräftige, ausdrucksvolle Physiognomien auszeichnen. Unter ihnen aber gebührt die Palme der Schwester des zweiten Haupthelden, Euphrosyne, einer ebenso edeln als schönen und charakterfesten Frauengestalt. Ihr schließen sich würdig das Trifolium Graf Nordenburg nebst Sohn und Tochter, der kunstsinnige Baron Eckenried mit seiner Tochter Miranda, und der Pfarrer Rehfeld, eine milde, elegische und poetische Natur, an. Diese Personengruppe hinterläßt im Leser einen nicht so leicht verwischbaren, wirklich angenehmen Eindruck; durch sie erhält die Unzahl der sonstigen Charaktere, denen wir in dem Romane begegnen und deren größtes Contingent aus sogenanntem „Geschmeiß" gebildet wird, eine recht wirksame und das Gemüth erfrischende Folie.

Die Erzählungsweise Habicht's ist, abgesehen von der bereits bemängelten Breite, eine sehr fließende, vielfach kommt auch die Dialogform zur Verwendung. Eine gewisse Flüchtigkeit wird jedoch an verschiedenen Stellen bemerkbar, manche Phrasen wiederholen sich öfter als selbst ein nachsichtiger Leser verzeihen mag, und hier und da bedient sich der Autor einer recht sonderbaren, nicht eben empfehlenswerthen Ausdrucksweise. So sagt er z. B. im ersten Bande: „Das töchterreiche Haus des Diakonus hatte sich nur dann ein wenig entleert, als Director Wendekorn seine zweitälteste Tochter Sophie heimgeführt." Und kurz darauf: „Auch die vier Mädchen gaben Zeichen der Ungeduld von sich." Und weiterhin finden wir folgende ganz merkwürdige Phrase: „Er hatte Mühe, die Thränen zu unterdrücken, die ihm unaufhaltsam ins Auge treten wollten." Wir lassen es an diesen drei Beispielen genug sein; dieselben sollen den Leser auch nicht abschrecken von der Lektüre des Buchs, sie sollen nur den Verfasser aufmerksam machen, daß jedes Werk ordentlich durchgefeilt sein will, ehe man es der Oeffentlichkeit übergibt.

Oskar Welten.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Memoiren und Studien über Goethe's persönliche und literarische Beziehungen wollen immer noch kein Ende nehmen. Aber unter dieser Flut kommen doch auch manche wirklich werthvolle Erscheinungen zu Tage. Wie Hermann Uhde in der Zeitschrift „Im neuen Reich" mittheilt, ist er — durch eine „erfreuliche Fügung" — in den Besitz von hundertundvier Briefen Goethe's an Friedrich Soret, den Erzieher des jetzt regierenden Großherzogs von Sachsen, gelangt, welche aus dem Nachlasse Soret's stammen und bisher ganz unbekannt waren. Uhde gedenkt diese Briefsammlung, deren Bedeutung er für nicht gering erachtet, in kurzem herauszugeben. Dieselbe reicht vom 5. Juni 1823 bis zum 4. Februar 1832 und gibt ein klares Bild von der Thätigkeit des Dichters während seiner letzten Lebensperiode. Neben allgemeinen literarischen Fragen werden besonders naturgeschichtliche Probleme besprochen. Soret, der auch Goethe's „Metamorphose der Pflanzen" ins Französische übersetzt hat, besaß Verständniß und Interesse für derartige Studien, und insbesondere ermangelte er nicht eines gewissen instinctiv-poetischen Sinnes bei Betrachtung der Natur, was Goethe an ihm sehr hochschätzte. Viele dieser Briefe betreffen rein persönliche Verhältnisse, die aber doch durch die Zartheit und Wärme, mit denen sie hier behandelt werden, anziehend erscheinen. In dieser Hinsicht ist ein von Soret ins Französische übersetzter Brief, den Goethe an den Münzdirector Cattaneo in Mailand aus Veranlassung des unerwarteten und plötzlichen Todes, der Goethe's Sohn in Italien ereilt hatte, deshalb von tieferm Interesse, weil, wie Uhde treffend bemerkt, in der Goethe-Literatur bisher die unmittelbaren Zeugnisse des Dichters selbst über schwer wiegende Verluste nur sehr spärlich und verblümt hervorgetreten sind.

Es erinnert einigermaßen an den Streit der sieben Städte im Alterthume, von denen jede der Geburtsort Homer's sein wollte, wenn wir die eifrigen Bemühungen beobachten, mit denen Goethe's Beziehungen zu gewissen Orten, an denen er sich kürzere oder längere Zeit aufgehalten, dargelegt werden. Wir haben nicht allein Schriften über Goethe in Frankfurt, Leipzig, Straßburg, Sesenheim, Wetzlar, Weimar, Jena, Ilmenau, Rom, sondern auch über seinen Aufenthalt in Karlsbad, im Erzgebirge, in Schlesien, in Berlin, Regensburg und Luxemburg. Die neueste Bereicherung der Goethe-Literatur in dieser Beziehung bildet eine fleißige Monographie von W. Freiherrn von Biedermann: „Goethe und Dresden" (Berlin 1875). Der Verfasser hat seinen Stoff, um größere Uebersichtlichkeit zu gewinnen, in verschiedene Gruppen getheilt: „I. Goethe in Dresden"; „II. Goethe mit Dresdenern"; „III. Goethe's Beziehungen zu den dresdener Kunstanstalten". Mit der gewissenhaften Gründlichkeit eines Statistikers verfährt der Autor, indem er auch ein „Personenverzeichniß" hinzufügt, in welchem alle diejenigen, welche in Dresden Goethe nahe getreten sind, namentlich und mit biographischen und bibliographischen Notizen aufgeführt werden. Wir finden hier manchen bekannten Namen, wie Carus, Casanova, Charpentier, Wilhelmine von Chézy, Schröder-Devrient, Körner (Vater und Sohn), Heinrich von Kleist, Gottfried Hermann, Häbler, Hagedorn, Frommann, Genast, Riemer, Rietschel, Reichenbach, Reinhard u. s. w. Indeß macht das Ganze doch nicht den Eindruck, als ob der bunte Stoff genügend verarbeitet wäre, was wol auch bei der Verschiedenartigkeit der behandelten Gegenstände seine Schwierigkeit hat. Denjenigen, welche sich zu den Goethe-Specialisten zählen, dürfte diese Schrift manches Neue und Interessante bieten.

Ausländische Literatur.

Wie die „République française", das Organ Gambetta's und der äußersten französischen Linken, mittheilt, enthalten die Denkwürdigkeiten Victor Hugo's, welche unter dem Gesammttitel: „Actes et Paroles" nächstens erscheinen werden, folgendes beachtenswerthe Selbstbekenntniß des Dichters: „Der Mann, welcher in diesen Büchern sein Leben den Zeitgenossen angelweit öffnet, hat viele Irrthümer durchgemacht. Er gedenkt, wenn Gott ihm dazu Zeit läßt, alle Peripetien derselben unter dem Titel: «Geschichte der innern Revolution eines rechtschaffenen Gewissens» zu erzählen. Jeder Mensch kann, wenn er aufrichtig ist, seinen Weg von Damaskus haben,

der nur je nach seiner geistigen Anlage ein verschiedener sein wird. Der Verfasser ist, wie er schon irgendwo gesagt hat, der Sohn einer Vendéerin, einer Freundin der Frau von Laroche-Jacquelein, und eines Soldaten der Revolution und des Kaiserreichs, eines Freundes von Desaix, Jourdan und Joseph Bonaparte. Er hatte an den Folgen einer einsamen und complicirten Erziehung zu leiden, in welcher ein geächteter Republikaner einen geächteten Priester ablöste. Immer lebte in ihm der Patriot, der in jedem Vendéer steckt; er war Napoleonist im Jahre 1813, Bourbonist 1814; wie fast alle Männer von Anfang dieses Jahrhunderts, war er der Reihe nach alles, was dieses Jahrhundert selbst gewesen ist: unlogisch und redlich, Legitimist und Voltairianer, Christ mit literarischer Grundlage, liberaler Bonapartist, herumtastender Socialist unter dem Königthum: wunderliche und doch wahre, heutzutage befremdende Schattirungen. Guten Glaubens war er allezeit; er bestrebte sich inmitten aller dieser Trugbilder, seinen Schwindel zu berichtigen, jede mögliche Annäherung zur Wahrheit zog ihn an, und manche führte seinen Geist irre. Die ganze Reihe von Verirrungen, in denen er aber niemals, wie wir hinzufügen müssen, auch nur einen Schritt zurückwich, hat ihre Spur in seinen Werken zurückgelassen; man kann ihren Einfluß an dieser oder jener Stelle constatiren, aber er kann hier erklären: niemals, in allem, was er selbst als Kind und Jüngling geschrieben hat, niemals wird man auch nur eine Zeile gegen die Freiheit finden. Ein Kampf ward in seiner Seele gerungen zwischen dem Königthum, welches der katholische Priester ihr einprägte, und der Freiheit, welche der republikanische Soldat ihr empfahl: die Freiheit ging als Sieger hervor. Darin liegt die Einheit des Lebens. Auf allen Gebieten sucht er der Freiheit Geltung zu verschaffen. Die Freiheit ist in der Philosophie die Vernunft, in der Kunst die Inspiration, in der Politik das Recht." Wer fühlt nicht heraus, daß in diesem Selbstbekenntniß die untrüglichen Zeichen der lautern, innern Wahrheit liegen? Und in der That, wenn wir je etwas an Victor Hugo hochschätzten, so war es immer die redlichste Offenheit, mit der er uns sein an Wandlungen so reiches Innere unverblümt darlegte. Diese „Actes et Paroles" dürften daher für die innere Entwickelung des Dichters nicht minder wie für die Geschichte des französischen Geistes seit den letzten 50 Jahren von hohem Interesse sein.

— Vom Grafen von Paris ist nun auch der dritte und vierte Band seiner „Histoire de la guerre civile en Amerique" (Paris 1875) erschienen. Nach dem Urtheile der „Revue des deux mondes" tritt in diesen Arbeiten noch mehr als in den ersten Bänden des Werks die außerordentliche Gründlichkeit hervor, mit der der Verfasser das umfassende Material bearbeitet. Hier waren es vor allem vielfache militärische Details, welche zu verwerthen waren, und die der Autor mit einer für seine Jugend und militärische Unerfahrenheit erstaunlichen Klarheit beherrscht.

— Von einer neuen Ausgabe von „Diderot's Werken", welche Assezat veranstaltet, ist soeben der erste Band erschienen. Mit Recht macht die „Revue des deux mondes" darauf aufmerksam, daß heutzutage in dem klerikalen Frankreich die großen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts mehr genannt und von ihren Gegnern verlästert, als wirklich gelesen werden. Wir Deutsche haben uns neuerdings vielfach mit diesem bedeutenden Manne beschäftigt, und Gelehrte ersten Ranges, wie Rosenkranz und Strauß, haben die großen Verdienste desselben gewürdigt. Um so charakteristischer für den jetzt in Frankreich herrschenden Geist erscheint dieses Geständniß eines der geachtetsten literarischen Organe Frankreichs.

Bibliographie.

Agassiz, L., Der Schöpfungsplan. Vorlesungen über die natürlichen undlagen der Verwandtschaft unter den Thieren. Deutsche Uebersetzung, chgesehen und eingeführt von C. G. Giebel. Leipzig, Quandt u. Händel. 8. 3 M. 60 Pf.

Berg, G. v., Zwischenahn und seine Umgebung. Oldenburg, Schmidt. 1 M.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. XIII: Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft von J. W. Draper. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Born, G. F., Die Stumme von Portici oder das Blutbad von Neapel. Historisch-romantische Erzählung. 1ste bis 4te Lfg. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 30 Pf.

Braun, G., Unsere Symbole, ihre Geschichte und ihr Recht. Eine Synodalarbeit. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 M.

Burckhardt, F., Die Entwickelung des deutschen Nationalgefühls seit den letzten 100 Jahren. Rede. Löbau, Oliva. Gr. 8. 25 Pf.

Die Kronprinzessin Charlotte von Russland, Schwiegertochter Peters des Grossen, nach ihren noch ungedruckten Briefen 1707—1715. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Delbrück, B., Das Sprachstudium auf den Universitäten. Praktische Rathschläge für Studirende der Philologie. Jena, Dufft. Gr. 8. 60 Pf.

Farley, J. L., Der finanzielle und politische Verfall der Türkei. Uebersetzt von A. Kolb. Berlin, van Muyden. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Fischer, C. W. T., Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 3 M.

Fischer, D., Wangenburg, Freudeneck, Schacheneck und Haselburg. Historisch-topographisch dargestellt. Zabern, Fuchs. 8. 70 Pf.

Freuden und Leiden eines Commis Voyageur. Schilderungen voll Witz und Humor. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Gaedcke, H., Aus Heinrich Heine's Dichterwerkstatt. Eine Studie. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 80 Pf.

Goltz, Freih. H. v. der, Bildung und Heiligung. Ein religiöser Vortrag. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 65 Pf.

Görres, F., Kritische Untersuchungen über die Licinianische Christenverfolgung. Ein Beitrag zur Kenntniß der Märtyreracte. Jena, Dufft. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Grimm, E., Arnold Geulinx' Erkenntnisstheorie und Occasionalismus. Jena, Dufft. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Henner, T., Bischof Hermann I. von Lobdeburg und die Befestigung der Landesherrlichkeit im Hochstift Wirzburg. (1225—1254.) Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Joachim, E., Johannes Nauclerus und seine Chronik. Ein Beitrag zur Kenntniß der Historiographie der Humanistenzeit. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1874. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Kopp, W., Aus Sturmeszeit. 1813—1815. Nationale Dichtungen. Berlin, Springer. Gr. 8. 80 Pf.

Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit. Biographien und Charakteristiken. Unter Mitwirkung von A. Bayersdorfer, R. Bergau, W. Bode etc. herausgegeben von R. Dohme. 1ste Lfg. Leipzig, Seemann. Hoch 4. 2 M.

Neues belletristisches Lese-Cabinet der besten und interessantesten Romane aller Nationen. 1495ste bis 1501ste Lfg. Gasteiner Novellen. Von H. Noë. Wien, Hartleben. 8. à 45 Pf.

Romantische Lesehalle. 1ster Bd. 1stes bis 3tes Heft: Das Ende des Hauses Frangipani. Historischer Roman aus den Tagen Kaiser Leopolds I. von R. Hellbach. Wien, Wenedikt. Gr. 8. à 30 Pf.

Lissauer, Beiträge zur westpreussischen Urgeschichte. Danzig, Anhuth. Lex.-8. 1 M.

Mehlis, C., Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. 1ste Abth. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Mehnert, C., Rathenow und Fehrbellin. Der Krieg des großen Kurfürsten gegen die Schweden in der Mark im Jahre 1675. Aus den Quellen und quellenmäßigen Bearbeitungen dargestellt. Rathenow, Haase. Hoch 4. 1 M. 50 Pf.

Mettingh, Freih. F. v., Abende über Kunst und Dichtung. Studien über griechische Sage, Kunst und Dichtung, mit Hinweisungen auf die Nachahmung des griechischen Styls in Rom. Nürnberg, Schrag. 8. 2 M.

Mill, J. S., Ueber Religion. Natur. Die Nützlichkeit der Religion. Theismus. Drei nachgelassene Essays. Deutsch von E. Lehmann. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 5 M.

Minoprio, J., Einleitung in die Volkswirthschaftslehre. Stuttgart, Maier. Gr. 8. 3 M.

Miranda, A. di, Wilhelm IV. von Jülich. Urkundlich und quellengemäß dargestellt (mit Benutzung von bisheran nicht veröffentlichten Dokumenten.) Leipzig, T. O. Weigel. 8. 2 M.

Mohr, E., Nach den Victoriafällen des Zambesi. Nebst einem astronomischen, einem commerciellen Anhang vom Verfasser und einem geognostischen von A. Hübner: Die südafrikanischen Diamantenfelder. 2 Bde. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 20 M.

Müller, C., Verkaufte Seelen. Historischer Roman aus den Zeiten des Soldatenhandels der kleinen deutschen Fürsten im 18. Jahrhundert. 1ste u. 2te Lfg. Stuttgart, Bruchmann. Gr. 8. à 40 Pf.

Müller, H., Davos in geschichtlicher, kulturhistorischer und landschaftlicher Beziehung. Basel, Schweighauser. 8. 2 M. 50 Pf.

Mylius, O., Iphigenie. Roman. 2 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 7 M. 50 Pf.

Ormay, R., Sopiana. Politisch-sociale Spiegelbilder aus Ungarn. Roman in 2 Büchern. Leipzig. 8. 6 M. 40 Pf.

Otto, C., Der schlesische Clerus im Kriegsjahre 1813 und die Errichtung des Landsturms. Eine Festschrift im Namen des fürstbischöflichen Convicts. Breslau, Aderholz. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Pfeil, H., Tonkünstler-Merkbüchlein. Kleines Lexikon für Musiker und Musikfreunde. Leipzig, Hirt u. Sohn. 8. 1 M. 50 Pf.

Pluntke, E., Die Aesthetik und die Philosophie. Was ist die Aufgabe der Aesthetik und welches ihre Stellung im System der Philosophie? Hamburg, J. F. Richter. Lex.-8. 2 M. 50 Pf.

Prittwitz-Gaffron, E. v., Neue Lieder. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 4 M.

Radda-manthus II. Nadelstiche eines Post- und Eisenbahn-Sclaven. Leipzig, J. W. Krüger. Gr. 8. 1 M.

Ranke, L., Zwölf Bücher preußischer Geschichte. 5 Bde. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 25 M.

Roïdis, E. D., Die Päpstin Johanna. Eine Geschichte aus dem Mittelalter. Aus dem Neugriechischen übersetzt von G. Buvar. Leipzig, Fest. 8. 4 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 5. August 1875.

Zeitgeschichtliche und publicistische Schriften.

1. Deutsche Geschichte von 1815—70. Von Luise Büchner. Zwanzig Vorträge, gehalten in dem Alice-Lyceum zu Darmstadt. Leipzig, Thomas. 1875. Gr. 8. 7 M.
2. 1815—71. Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congreß bis zum Frankfurter Frieden. Von Oskar Jäger. Zweiter und dritter Band: 1848—63 und 1863—71. Oberhausen, Spaarmann. 1875. Gr. 8. 8 M.
3. Deutsche Helden und Staatsmänner. 47 Porträts berühmter deutscher Männer der neuern Zeit von H. Scherenberg. Mit kurzen biographischen Notizen. Hannover, Rümpler. 1875. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Diese drei einander Concurrenz machenden Werke sind aus dem Bedürfniß hervorgegangen, dem deutschen Lesepublikum, zumal der heranreifenden Jugend, den reichen Inhalt der Geschichte des letzten Halbjahrhunderts in Bildern „mit oder ohne Rahmen" zur Vorstellung zu bringen. Nicht blos die Jungen, auch die Alten wissen von den griechischen Freiheitskämpfen und der französischen Restauration nicht gar viel, vermögen den Verlauf des Jahres 1848 nach seinen Hauptmomenten kaum noch zu überschauen und lassen sich allenfalls am liebsten über die Jahre 1866—75 ein wenig ausfragen. In diesem letzten Jahrzehnt ist nun freilich eine solche Fülle der interessantesten und epochemachendsten Ereignisse zusammengedrängt, daß ein bescheidener und haushälterischer Denker sich hinsichtlich des Rückwärtsliegenden gern die Tugend der Enthaltsamkeit auferlegt. Stehen wir ja seit dem Jahre 1864 auf permanentem Kriegsfuß! Kaum hatten wir unsere Rechnung mit den Dänen berichtigt, so standen die preußischen Heere vor Wien und in Nürnberg, Luxemburg kam in Sicht, der Siegeszug von Ems nach Versailles begann, und nachdem wir die politische Unfehlbarkeit der „Großen Nation" auf die Sandbank versetzt hatten, sahen wir uns von der kirchlichen Unfehlbarkeit des Gefangenen im Vatican, die übrigens stark ins Politische hinüberspielt, mit einer neuen Kriegserklärung überrascht. Der Vatican erließ eine Mobilisirungsordre, die Bischöfe und die Centrumsfraction rückten ins Feld, erlitten eine Niederlage um die andere, hatten Verluste an Verwundeten und Gefangenen, haben aber, da ihre gedeckte Stellung ihnen dies erlaubt, bis auf den heutigen Tag ihr Versailles noch nicht geschlossen. Und doch, wenn wir alles das übersehen und einregistriren, so haben wir nur die Consequenzen, nicht die Prämissen. Die letztern liegen in den frühern Jahrzehnten, und dies gibt den verschiedenen Werken, welche die Geschichte von 1816 bis zur Gegenwart behandeln, ihre besondere Berechtigung.

Wenn Luise Büchner ihr Buch „Deutsche Geschichte von 1815—70" (Nr. 1) betitelt hat, so ist das nicht so gemeint, als ob die in andern Staaten stattgefundenen Ereignisse von europäischer Bedeutung gar nicht oder nur im Vorübergehen, soweit es der Zusammenhang derselben mit Deutschland erforderte, zur Darstellung kämen. Die Revolutionen in Italien, Spanien und Frankreich, die bourbonische Restauration, die Entwickelung der orientalischen Verhältnisse sind so eingehend geschildert, als dies bei einem Buche im Umfang von 40 Bogen möglich war. Wenn die Verfasserin im Vorwort sagt, gerade ihre Vorträge über die Geschichte des 19. Jahrhunderts hätten bei ihren Zuhörerinnen ein ganz besonderes Interesse erregt, so können wir, nachdem wir diese gedruckten Vorträge gelesen haben, hinzusetzen, daß dieses Interesse uns nicht blos durch den Stoff, sondern auch durch die Kunst der Darstellung gerechtfertigt erscheint. Denn das Buch liest sich ungemein angenehm. Die schöne Diction, das feine und maßvolle Urtheil, die patriotische Wärme, die Sicherheit des Ausdrucks sind hervorragende Vorzüge desselben; in der Gruppirung der Thatsachen, in der Klarheit der Darstellung, in der Dramatisirung einzelner Scenen zeigt sich oft wirkliche Meisterschaft. Als besonders gelungen möchten wir die Schilderung des bourbonischen Hofs in Paris, die Charakteristik Friedrich Wilhelm's IV.

und seiner Regierung, die Porträtirung des Kaisers Wilhelm und des Fürsten Bismarck hervorheben. Die historischen Thatsachen sind mit großer Genauigkeit angegeben, sodaß kaum irgendwo eine Zahl oder ein Name zu einer unwesentlichen Ausstellung Anlaß bietet.

Indem wir nachstehend einige Unrichtigkeiten, die uns aufgestoßen sind, anführen, wollen wir damit nur der Verfasserin Gelegenheit geben, bei der gewiß nicht ausbleibenden zweiten Auflage ihres Werks diese Daten zu berichtigen oder zu ergänzen. Die Angabe des 20. Juli 1830 als des Tags der französischen Ordonnanzen statt des 26. Juli ist wol ein Druckfehler. David Strauß wird ein Zögling des „maulbronner" statt des „tübinger" Stifts genannt, und es wird von der „Bauer'schen" statt von der „Baur'schen" Schule gesprochen. S. 585 heißt Prinz Napoleon „des Kaisers Neffe". Da aber hier nur von Napoleon III., nirgends von Napoleon I. die Rede ist, so glaubt der Leser, der Prinz sei des erstern Neffe, während er dessen Vetter ist. An einer andern Stelle wird das aus Würtembergern, Badenern und Hessen bestehende Armeecorps das neunte, das badische das achte genannt, während jenes das achte, dieses das siebente war. Wir vermissen unter den Namen der schwäbischen Dichter den Justinus Kerner's, der denn doch bei aller somnambulen Schwindelei als lyrischer Dichter neben den dort angeführten seinen Platz wohl behaupten kann. Endlich dürfen wir wol der mitgetheilten Thatsache, daß bei Stiftung des Ordens pour le mérite alle möglichen Künstler, Gelehrte und Dichter des In- und Auslandes bedacht, Uhland aber übergangen worden sei, die Notiz beifügen, daß, als bald darauf einer der Ordensritter mit Tod abging und so eine Stelle vacant wurde, Alexander von Humboldt die Verleihung des Ordens an Uhland beim Könige durchsetzte. Humboldt benachrichtigte Uhland hiervon, dieser aber erwiderte, er nehme den Orden nicht an, und beharrte auf seinem ablehnenden Beschluß, obgleich der dadurch in Verlegenheit gesetzte Humboldt ihn dringend um die Annahme bat. Im übrigen rechnen wir gerade diese literarhistorischen Schilderungen und die Darstellung der Beziehungen der Literatur zu den politischen Wellenschlägen der Zeit zu den besten Partien des Buchs.

Ueber den ersten Band der von Oskar Jäger verfaßten „Geschichte der neuesten Zeit" (Nr. 2) ist in Nr. 12 d. Bl. bereits berichtet worden. Wir können uns, was das allgemeine Urtheil über die Jäger'sche Darstellung betrifft, auf unsere dortigen Angaben berufen. Es ist dem Verfasser vorgeworfen worden, daß der Ton, in welchem er über Personen, die ihm nicht sympathisch sind, rede, etwas gar zu Burschikoses an sich trage. Seine schwäbischen Landsleute, die Abgeordnetenkammer und einige Minister, werden mit kurzen schlagenden Epitheten abgefertigt, und manchen andern geht es auch nicht besser. Allein es ist dies Geschmacksache, und wir halten uns nicht für berechtigt, in den Tadel einzustimmen. Etwas anderes ist es, über Alterthum und Mittelalter, etwas anderes, über die neueste Zeit Geschichte zu schreiben. Dort eine streng objective Vogelperspective zu beobachten und die eine Thatsache durch die andere beurtheilen zu lassen, nicht durch den Orakelspruch des Verfassers zu richten, hat keine Schwierigkeit; hier aber, wo der Geschichtschreiber selbst durch die Ereignisse sich ergriffen und gepackt fieht und für die ihm großentheils bekannten Persönlichkeiten auch persönliche Zu- oder Abneigung empfindet, die Subjectivität ganz fernzuhalten, ist nur wenigen Auserwählten möglich. Der eine wird die Sache durch ein strenges Wort des Tadels, der andere durch Satire abmachen. In sachlicher Beziehung finden wir, daß der Verfasser das ihm zugängliche Material gehörig gesichtet und verwerthet, das Jahr 1848, den Krimkrieg, den italienischen Krieg, die deutschen Einheitsbestrebungen im Frieden und im Kriege nach ihren vorzüglichsten Momenten und Stadien treu und präcis geschildert, auch die Genesis und den Verlauf der kirchlich-politischen Kämpfe mit Schärfe beleuchtet hat. Die Stellung Oesterreichs zu Preußen, in allen ihren Beziehungen und Etappen, in Olmütz und in Villafranca, in Frankfurt, in Gastein und in Nikolsburg, scheint uns besonders glücklich dargelegt zu sein. Bei der Vorgeschichte des italienischen Kriegs vermißten wir eine kurze Mittheilung über die Versuche Cavour's, Preußen in sein Interesse zu ziehen und auf den Standpunkt von 1866 zu stellen. Es wird dem lebendig und patriotisch geschriebenen Buche an dankbaren Lesern nicht fehlen.

In Nr. 3: „Deutsche Helden und Staatsmänner" von H. Scherenberg, begegnen uns wieder jene vielgenannten Namen aus dem deutsch-französischen Kriege, von Kaiser Wilhelm an bis zu Heinrich XI. Fürst von Pleß, dem Chef der freiwilligen Krankenpflege. Neues ist uns natürlich hier nicht geboten; denn Porträts und Notizen kennen wir alle aus den verschiedenen illustrirten Kriegszeitungen und Kriegsgeschichten von 1870 und 1871, und so kündigt sich auch das Buch als ein Abdruck aus: „Die Männer der neuen deutschen Zeit, von A. E. Brachvogel" an. Doch hätte es nichts geschadet, wenn diese biographischen Notizen einer kleinen Revision in sachlicher und stilistischer Richtung unterworfen worden wären. So ist es nicht richtig, daß König Karl von Würtemberg „1853—59 an Stelle seines leidenden Vaters" regiert hat, denn der alte Herr liebte es nicht, das Scepter aus der Hand zu geben; daß Prinz August von Würtemberg von seinem ältesten Bruder Prinzen Friedrich in Stuttgart erzogen wurde, denn dieser Prinz Friedrich war nur um fünf Jahre älter; daß General Obernitz „bedeutende Leistungen an der Spitze seiner Würtemberger in der Schlacht bei Sedan" verrichtet hat, denn gerade in dieser Schlacht hatten die Würtemberger keine Gelegenheit zu großen Leistungen; daß „das Ministerium Roggenbach 1866" abgedankt hat, denn das Datum hierfür ist der 19. October 1865. Auch ist es sprachlich nicht zu rechtfertigen, wenn gesagt wird: „Seinen ersten Sieg vor Metz schlug er bei Vionville", oder: „Er hat mit der Prinzessin von Leuchtenberg einen Prinzen und eine Prinzessin".

4. Rußland im 19. Jahrhundert. Von Theodor von Lengenfeldt. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1875. Gr. 8. 8 M.
5. Der auswärtige Handel Rußlands von F. Matthäi. Petersburg, Röttger. 1874. Gr. 8. 9 M.

Theodor von Lengenfeldt, früher russischer Beamter, hat während eines zwanzigjährigen Aufenthalts in den verschiedensten Provinzen Rußlands eine Reihe von Beobachtungen gemacht und statistische Notizen gesammelt, die in der Vollständigkeit, wie er sie in seinem Werke

„Rußland im 19. Jahrhundert" (Nr. 4) gibt, in keinem andern deutschen Buche, das über Rußland veröffentlicht worden ist, sich vorfinden dürften. Er gibt eine genaue Uebersicht des inländischen und auswärtigen Handels Rußlands, der Jahrmärkte, der Eisenbahnen, der Dampfschiffahrt, der Landwirthschaft mit ihren verschiedenen Zweigen, der Industrie, des Creditwesens, der Lehranstalten, des Militärwesens und der Marine und bezeichnet seine statistischen Nachrichten als officiellen Quellen entnommen. Wenn der Verfasser Rußland, trotz der großen Fortschritte, die das Land auf dem Wege der Civilisation gemacht habe, noch nicht für reif für die constitutionelle Regierungsform erklärt, so stimmen wir ihm vollständig bei, zumal man ja in neuester Zeit es erlebt hat, daß in Ländern, welche seit Jahrzehnten eine Constitution gehabt, dieselbe auf unbestimmte Zeit, auf späteres Wohlverhalten, suspendirt werden mußte. Es war eine sonderbare Komödie, als Kaiserin Katharina II. im Jahre 1767 aus allen Provinzen und Volksstämmen ihres Reichs Vertreter nach Moskau entbot und dort einen Reichstag halten ließ. Die Abgeordneten bekamen reiche Besoldungen, ihre Person galt für unverletzlich, aber von ihren Leistungen weiß die Welt nichts. Das Gesetzgebungswerk, zu dessen Ausführung sie berufen waren, mußte, nachdem man sie bald in Gnaden entlassen hatte, die Kaiserin selbst in die Hand nehmen. Eine Wiederholung dieser politischen Scene ist seither nicht versucht worden; sie würde auch schwerlich besser ausfallen als das Vorbild vom vorigen Jahrhundert. Damit steht nun freilich in einigem Widerspruch, wenn der Verfasser zugleich sagt, Rußland habe bereits einen Standpunkt erreicht, welcher dasselbe denjenigen Staaten Europas, die sich schon lange der Segnungen der Civilisation erfreuen, fast ebenbürtig mache. Hiermit hat es wol noch gute Wege. Ist ja immer noch nicht der obligatorische Unterricht eingeführt, den die Unterthanen Peter's des Großen, als er 1720 damit vorgehen wollte, in einer Bittschrift ihr „Verderben" nannten. Zwar weiß man auch in England, Frankreich, Italien bis auf den heutigen Tag nichts von der allgemeinen Schulpflicht; allein abgesehen davon, daß auch dort die Folgen dieses Mangels sichtbar sind, steht denn doch das ganze öffentliche Leben in diesen Staaten auf einer weit höhern Stufe.

Einen Ersatz für das constitutionelle Leben sieht der Verfasser für Rußland in der Presse, welche die projectirten staatlichen Reformen offen prüft und kritisirt und, solange dies in maßvoller Weise geschieht, von der Regierung darin nicht gestört wird. Wir dürfen freilich fragen, wieviel Hunderttausende von den 81 Millionen Menschen, welche in Rußland wohnen, sind es, die diese Zeitungen lesen und lesen können? Den eigentlichen Beruf Rußlands, den es unter der großen Völkerfamilie unsers Erdenballs zu erfüllen hat, setzt der Verfasser nicht darein, daß es die Türken aus Europa hinausjagt, sondern darein, daß s Centralasien der europäischen Cultur erschließt, dort Industrie und Handel zur Entwickelung bringt und eine taatliche Ordnung gründet. Dies ist die neueste Auffassung von der orientalischen Frage, worüber die Engländer trotz aller Philanthropie weniger entzückt sein werden ls andere in Asien nicht ansässige Nationen.

Von großem Werthe sind die statistischen Angaben des Verfassers über die Klassificirung der Bevölkerung nach Volksstämmen und nach Confessionen, über die vielerlei Sekten, von denen die Skopzen bis zum Dogma der Castration gehen, über die Klostergeistlichkeit und Weltgeistlichkeit, über die höhern und niedern Lehranstalten, über die Marine und über die Organisation der Armee. Die Angaben über letztere, die auf dem Decret von 1860 beruhen, sind nun freilich durch die nach dem Manifest von 1874 auch in Rußland einzuführende allgemeine Wehrpflicht bereits überholt.

Einen speciellen Theil des von Th. von Lengenfeldt bearbeiteten Themas behandelt das Buch Matthäi's: „Der auswärtige Handel Rußlands" (Nr. 5). Der auswärtige Handel, sagt der Verfasser, nimmt gegenwärtig unter den größern Handelsstaaten der Welt den fünften Platz ein, steht nur noch hinter dem Handel Großbritanniens, des Deutschen Reichs, Frankreichs und der Vereinigten Staaten zurück. Seine Basis ist nicht die Industrie, sondern die Landwirthschaft. Die Ausfuhr der Producte der russischen Land- und Forstwirthschaft und der Viehzucht machten im Jahre 1871 87 Procent vom gesammten Exporthandel Rußlands aus, während der Export russischer Industriefabrikate nur 1 Procent beträgt. Diese günstigen Handelsverhältnisse, wonach Rußland an landwirthschaftlichen Producten im Jahre 1871 für mehr als 300 Mill. Rubel nach dem übrigen Europa ausführen konnte, haben sich trotz der ungünstigen geographischen Lage und trotz der großen im Lande selbst zurückzulegenden Entfernungen in den letzten Jahrzehnten so gestaltet. Der Ausbau des Eisenbahnnetzes, welches Rußland mit seinen Nachbarländern in directe Landverbindung gebracht, hat zu diesem Resultat wesentlich beigetragen. Interessant sind die geschichtlichen Angaben, welche der Verfasser über die Anfänge des russischen Handels mit dem Auslande macht, über die ersten Berührungen mit England, über den ersten Handelsvertrag zwischen Rußland und England am Ende des 16. Jahrhunderts, über die welthistorische Bedeutung der Handelsthätigkeit Peter's des Großen und Katharina's II., über die Wichtigkeit der Gründung Odessas und der Beherrschung der dortigen Flußmündungen. Der Verfasser gibt aufs genaueste die Höhe des Import- und Exporthandels Rußlands mit den verschiedenen einzelnen Staaten Europas, mit Amerika und mit Asien an, zählt auf, was für Waaren dahin und dorthin eingeführt und ausgeführt werden, und gibt bei jeder dieser Rubriken den Betrag der Waaren in Rubeln an. So berechnet er nach den detaillirten Angaben der Handelstabellen, daß im Jahre 1871 Rußland für 8,904,026 Rubel Waaren nach Asien ausgeführt und für 15,929,946 Rubel von dort eingeführt hat. Die Mehreinfuhr aus China nach Rußland betrug im Jahre 1871 über 3 Millionen. Sie bestand in Thee und Baumwollenwaaren, während die Ausfuhr dahin in Leder, Tuch und Pelzwerk bestand. Die stärkste Thee-Einfuhr aus China fand im Jahre 1862 statt und betrug nahezu 9 Mill. Rubel.

6. Der Ausfall aus Paris am 30. September 1870. Von B. von Quistorp. Mit einer Karte. Berlin, Schneider u. Comp. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

7. Der Proceß Bazaine aus den authentischen Documenten gezogen und im Auszug mitgetheilt von einem ehemaligen

Militär. Mit einem Porträt Bazaine's und einem Grundriß des Sitzungssaales in Trianon. Leipzig, Matthes. 1874. 8. 1 M.

8. Fünfundzwanzig Jahre Kaiser von Oesterreich. Ein historischer Rückblick auf das erste Vierteljahrhundert der Regierung Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph von Eduard Rüffer. Prag, Hynek. 1873. 8. 1 M. 20 Pf.

9. Das Bürgerthum im politischen Leben Ungarns. Preßburg. 1875. 8. 40 Pf.

In Nr. 6 der hier aufgezählten Schriften beschreibt B. von Quistorp einen der ersten der pariser Ausfälle mit ungemeiner Klarheit und Genauigkeit, und er ermöglicht dem Laien das Verständniß durch Beifügung einer Karte, welche ein deutliches Bild des Terrains und der Truppenaufstellungen gibt. Der Ausfall vom 30. September war gegen das vom General Tümpling commandirte sechste Armeecorps gerichtet und hatte zum Terrain den von L'Hay über Chevilly und Thiais bis Choisy sich ausdehnenden Raum. Die Ausführung der Operation war dem General Vinoy übertragen, der mit dem 13. Corps zwischen Haute-Bruyère und Vitry stand und zuerst nur mit ein paar Bataillonen einen Handstreich auszuführen beabsichtigte. Von der Voraussetzung ausgehend, daß in Choisy theilweise Landwehrtruppen ständen, mit denen er leicht fertig werden könnte, wollte er sich Choisys bemächtigen, die dortige Seinebrücke vollends zerstören und die Preußen nöthigen, ihre Einschließungslinie weiter zurückzuziehen. Dem General Trochu gefiel der Vorschlag, nur glaubte er, ihm eine größere Ausdehnung geben zu müssen. Es sollte eine Recognoscirung auf der Linie L'Hay bis Choisy, letzterer Ort dann das Hauptangriffsobject sein, und dieser Angriff durch die Wegnahme von Chevilly und L'Hay in seiner rechten Flanke gedeckt werden. Nebenoperationen rechts und links sollten den Angriff unterstützen und feindlichen Succurs abhalten. 40000 Mann waren für den Ausfall bestimmt, der morgens $5\frac{1}{2}$ Uhr durch das Artilleriefeuer der Forts von Charenton bis Montrouge eingeleitet wurde. Dies war kein Handstreich mehr, sondern eine kleine Schlacht, auf welche der Feind durch Kanonendonner sehr vernehmlich aufmerksam gemacht ward. Vinoy protestirte gegen den Plan Trochu's, drang aber nicht durch und führte denselben aus, so gut es ihm möglich war. Der Verfasser beschreibt nun die artilleristische Einleitung des Angriffs, den Kampf um L'Hay, um Chevilly, um Thiais und Choisy, gibt am Schluß die beiderseitigen Verluste an und weist die Unmöglichkeit eines günstigen Erfolgs des Trochu'schen Planes nach.

In der Darstellung des „Processes Bazaine" (Nr. 7) wird nach einigen allgemeinen Bemerkungen die Anklageschrift des Untersuchungsrichters General Rivière nach ihren wesentlichen Punkten mitgetheilt, sodann auf die Rechtfertigungsschrift Bazaine's übergegangen, eine kurze Lebensskizze desselben eingeschaltet und das am 13. October beginnende Verhör mit Weitläufigkeit wiedergegeben, worauf die Anklage des Regierungscommissars Generals Pourcet und die Vertheidigung des Advocaten Lachaud folgen; die Entscheidung des Kriegsgerichts und die Aussicht auf St.-Marguérite bilden den Schluß. Nachdem der Held des Processes, sei es mit oder ohne Zündhölzchen, den Weg aus dem Fort St.-Marguérite gefunden und sich in Spanien behaglich eingerichtet, hat das Schriftchen an Bedeutung verloren. Denjenigen aber, welche sich speciell für den Verlauf des Processes und besonders für die verschiedenen Zeugenaussagen interessiren, kann dasselbe als ein das Wesentliche enthaltender Auszug empfohlen werden.

„Fünfundzwanzig Jahre Kaiser von Oesterreich — und immer noch kein Ausgleich mit den Czechen, immer noch keine Krönung mit der Wenzelskrone in Prag!" ist der kurzgefaßte Stoßseufzer der Rüffer'schen Broschüre (Nr. 8). In zwei Abschnitten, wovon der eine „Die kaiserliche Dictatur 1848—60", der andere „Das constitutionelle Regiment 1860—71" behandelt, beschreibt der Verfasser den langwierigen, fast ermüdenden Entwickelungsgang des österreichischen Verfassungslebens, die vielen Haltstationen auf dieser langen Linie, den Wechsel der Locomotiven, die bald den Namen „Octoberdiplom", bald „Februarpatent", bald „Sistirung" führten; er vergißt natürlich auch nicht die Namen der Locomotivführer von Schwarzenberg bis auf Auersperg-Lasser zu nennen, schildert die Geschäftigkeit der Ungarn, bis sie 1867 ihr „Fertig! Einsteigen!" ausrufen konnten, und beklagt es aufs tiefste, daß weder Graf Belcredi, der das böhmische Sprachengesetz sanctionirte und den Czechen Aussicht auf die Krönung mit der Wenzelskrone machte, noch Graf Potocki, dem ein Compromiß angeboten wurde, noch Graf Hohenwart die echt „österreichische Idee", „Oesterreich auf der Basis seiner natürlichen Verhältnisse zu reorganisiren, ohne alle nationale Suprematie", durchzuführen vermochten. Diesen Herren ging es gerade so wie dem Föderativrepublikaner Salmeron in Spanien mit seinem äußersten linken Flügel in Cartagena. Wie hier ein einheitlich geschlossenes Land in Cantone zerschlagen und in einen Staatenbund, der nicht locker genug geknüpft sein konnte, umgewandelt werden sollte, so glaubten die föderalistisch gesinnten Staatsmänner an der Donau, daß es nicht genug sei an dem österreichisch-ungarischen Dualismus, sondern daß man nun den Ausbau der „historisch-politischen Individualitäten" in Angriff nehmen müsse. Die Berufung darauf, daß, was den Ungarn geboten worden sei, auch den Czechen von Rechts wegen gegeben werden müsse, gilt in der Politik nicht. Hätte nicht die Noth zum Ausgleich mit Ungarn geführt, so wäre dieser auch heute noch keine Thatsache. Einen Staat in zwei Theile zu spalten, oder in drei, vier, fünf, sechs Theile (Czechen, Polen, Italiener, Südslawen, Deutsche), ist denn doch ein Unterschied, der nach fünfundzwanzigjähriger Regierung in die Augen springt. Der Verfasser bespricht natürlich auch den Krimkrieg, den italienischen Krieg und den Krieg von 1866, ohne irgendetwas Neues hierüber mittheilen zu können. Von Bismarck ist der Verfasser kein Freund; er glaubt, wie dies 1874 auch Mallinckrodt von sich sagte, dem La Marmora'schen Buche bis aufs letzte Wort, bedauert aber doch an einer andern Stelle, daß Graf Hohenwart, diese „vorzügliche Kraft", zu sehr Beamter und zu wenig Bismarck gewesen sei und nicht erkannt habe, daß er Beust zu seinem Verbündeten, nicht zu seinem Todfeinde hätte machen sollen, und daß er auf diese Weise doch nur, wenn auch nicht pour le roi de Prusse, so pour le comte Andrassy arbeitete.

„Das Bürgerthum im politischen Leben Ungarns"

(Nr. 9) ist der Titel einer Schrift, die es sich zur Aufgabe macht, dem Magyarenthum, welches in dem ungarischen Reichstage die Herrschaft vollständig an sich gerissen hat, Opposition zu machen und das Aufkommen einer bürgerlichen Aera anzubahnen. Als Resultate der siebenjährigen Magyarenwirthschaft bezeichnet der Verfasser die asiatischen Verhältnisse der Verwaltung und Justiz, den Stillstand von Handel und Wandel, den Mangel an finanziellem und politischem Credit, die Ueberbürdung mit Steuern, die Zerfahrenheit der Parteien und eine ungewisse Zukunft. Als Gründe dieser Misstände führt er an: den Mangel an innerer Einheit der beiden selbständigen Staaten Ungarn und Oesterreich und das die ungarischen Interessen beeinträchtigende Zoll- und Handelsbündniß zwischen beiden Staaten. Damit ist es aber noch nicht abgemacht. Die wahren Gründe liegen noch tiefer. Die Frage, ob Ungarn seinem innersten Wesen nach ein moderner Staat sei, verneint der Verfasser. Es findet weder staatliche Gleichheit der Volksstämme noch der Stände statt. Der Adel, welcher seine intellectuellen und moralischen Schwächen mit einem Hinweis auf seine neuesten Errungenschaften und mit modernem Firnis zu verdecken sucht, ohne Verständniß und ohne Herz für das in den bürgerlichen Klassen sich concentrirende wirthschaftliche Leben, in mittelalterlichen Ideen von Ständeunterschieden lebend, ist fast ausschließlich im Besitz der Reichstagsstellen und sorgt dafür, daß die Gesetze, die er macht, in erster Linie im Interesse seines Standes sind. Hier spricht nun der Verfasser den Bürgerstand nicht frei von Schuld. Wenn derselbe wenigstens in denjenigen Städten, wo die Stimme der Städter nicht durch die der Landbevölkerung unterdrückt ist, nur bürgerliche Candidaten, die mit den Bedürfnissen des Handels und der Industrie genau vertraut sind, wählen würde, so hätte er zwar bei weitem noch keine Mehrheit, aber eine respectable Minderheit, deren Einfluß sich bald allen Bevölkerungsklassen des Landes aufs wohlthuendste fühlbar machen würde. Und wie unter den Ständen der Adel dominirt, so unter den Volksstämmen der magyarische. Alle andern Nationalitäten und deren Sprachen (die der Dakoromanen, Slawen und Deutschen) werden als fremde bezeichnet, als nur geduldet hingestellt, die Staatsmittel werden nur für magyarische Cultur und Bildungszwecke verwendet, und nur der ist ein Ungar, der seiner nichtmagyarischen Nationalität und Sprache sich entäußert und dem magyarischen Schnitt sich anbequemt. Der ungarische Bürgerstand aber gehört zum größten Theile der deutschen Nationalität an. Die Unterdrückung des Deutschthums, die nationale Nivellirung erscheint den magyarischen Staatskünstlern als die höchste Weisheit und als Panacee für alle die vielen Uebel, die sie selbst durch ihre Misregierung großgezogen haben. Selbst Männer wie Freiherr von Sennyey sprachen sich aufs misbilligendste über diese asiatische Administration, über die mangelhafte Qualification des gesammten Beamtenthums, über das Parteiwesen aus, welches bei Ernennung der Beamten den Ausschlag gibt und den unfähigsten Personen zu wichtigen Aemtern verhilft. Nachdem die bisherigen politischen Parteien einer vollständigen Zersetzung verfallen sind, hat es der Bürgerstand in der Hand, durch selbständiges Auftreten bei den Reichstagswahlen sich eine competente Vertretung zu sichern und eine Position zu erobern, von welcher aus eine totale Umgestaltung des ganzen jetzigen Systems angebahnt und durchgesetzt werden muß. Das Gelingen dieses Plans wird natürlich davon abhängen, ob die Masse des Bürgerstandes ihre Aufgabe erkennt, den mit allerlei äußern Nachtheilen verknüpften Kampf kräftig aufnimmt und unter der Leitung tüchtiger Führer steht, mögen diese nun gleichfalls dem Bürgerstande angehören, oder als Patricier, die Zeichen der Zeit verstehend, für die wenn auch nicht durch die Verfassung, doch durch die Praxis niedergehaltenen Plebejer, für den Tiers-Etat in die Bresche treten.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Hermann Kurz.

Gesammelte Werke von Hermann Kurz. Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben von Paul Heyse. Zehn Bände. Stuttgart, Kröner. 1874. Gr. 8. 15 M.

Die Biographie, mit welcher Paul Heyse die mit echter Pietät der Freundschaft gesammelten und herausgegebenen Werke des Verewigten einleitet, entrollt uns ein klares, ergreifendes Bild eines vielgeprüften deutschen Dichterlebens, wenn auch zum Theil nur in „andeutenden Umrissen".

Hermann Kurz, der mit seinem gleichfalls verstorbenen Namensvetter Heinrich Kurz, dem verdienstvollen Verfasser der „Geschichte der deutschen Literatur", vielfach verwechselt wird, gehörte mit Schwab, Hauff, Waiblinger, Kerner, Seeger, Bauer u. a., die vor ihm die Augen geschlossen, zu dem Kreise jener schwäbischen Dichter, welche in Uhland ihren Freund und Meister verehrten. Er wurde am 30. November 1813 zu Reutlingen geboren, woselbst der Vater als Kaufmann etablirt war. Nach dem frühen Tode des letztern (1826), der, ein glühender Verehrer Schiller's, die Freude hatte, seine eigenen idealen Neigungen, unter denen freilich das kaufmännische Geschäft bedenklich leiden mochte, in dem für Reim und Rhythmus empfänglichen Kinde sich fortpflanzen zu sehen, übernahm die Mutter die Erziehung Hermann's und eines jüngern Bruders. Auch die Mutter sollte der frühverwaiste Knabe nur zu bald (1830) verlieren, worauf er in der ältesten Schwester des Vaters, der von ihm vielfach gefeierten „Frau Dote", eine zweite Mutter verehrte. Das herzliche Verhältniß zu dieser Mitpflegerin seiner Kindheit dauerte fort, auch als Hermann, um sich dem geistlichen Berufe zu widmen, das niedere Seminar zu Maulbronn bezogen hatte. Hier entstand die mit einem Studiengenossen vereinbarte Erstlingsarbeit, ein Büchlein, von dem nicht über ein Dutzend Exemplare abgesetzt wurden; es enthielt deutsche Uebertragungen ausgewählter Poesien von Walter Scott, Thomas Moore, Lord Byron, für den

Kurz leidenschaftlich schwärmte, und andern englischen Dichtern. Inzwischen war er (1831), nach Absolvirung des neu eingeführten Concursexamens, in das tübinger Stift übergegangen. Hier, unter der Anregung von David Friedrich Strauß, widmete er sich mit Eifer der Philosophie, ohne sich indeß seiner eigentlichen Lebensaufgabe, der Poesie, zu entfremden. Ludwig Uhland sollte ihm in Geschichte, Dichtung und Sage Führer und Vorbild werden, und es entwickelte sich ein persönliches Verhältniß zu dem Meister, das bis an dessen Tod fortdauerte. Nach Uhland's Verdrängung aus dem Lehramte genoß Kurz den Unterricht Gustav Pfizer's. Auch zu dem geistvollen Moritz Rapp trat er in nähere Beziehung. Aber die mannichfachen literarischen Interessen, denen er sich mit Commilitonen hingab und die den Grund zu seiner reichen Belesenheit in den romanischen und englischen Poeten bildeten, konnten sich mit den zu dem vorgezeichneten Lebenslauf erforderlichen theologischen Studien auf die Dauer nicht vertragen. Poetisches Temperament, Philosophie und ein frischer Geist der Ungebundenheit geriethen mit der Theologie und mit der halb militärischen, halb klösterlichen Disciplin des Stifts in Conflict. Das „blaue Genie", wie der Jüngling nach einem blauen, das klösterliche Schwarz der Stiftskleidung beleidigenden Rocke scherzweis benannt wurde, mußte seine Rebellion gegen die ehrwürdige Hausordnung, die sich in witzigen Epigrammen Luft machte, mit dem unfreiwilligen Austritt aus dem Stifte büßen. Gleichwol, unterstützt von dem kleinen Reste seines Vermögens, führte er seine Studien in Tübingen mit Eifer zu Ende. Im Jahre 1834 bestand er mit seiner Promotion zusammen die theologische Prüfung und bekleidete darauf kurze Zeit das Vicariat bei einem mütterlichen Oheim, Pfarrer in Ehringen; aber Beruf und Neigung konnten und wollten sich nicht versöhnen, sodaß er 1836 die Theologie verabschiedete und nach Stuttgart ging. In der Hauptstadt Würtembergs bald in einen Kreis geistvoller Männer aufgenommen, begann er nun sein leid- und freudvolles Schriftstellerleben. Er schloß sich mit Bewunderung an Eduard Mörike an, als an einen Geistesverwandten, der unter allen Genossen jenes Kreises die meiste Einwirkung, besonders im eigentlich Lyrischen, auf ihn ausübte.

Sehr ansprechend sind die Bemerkungen, die Heyse, der die Wahlverwandtschaft beider Poeten treffend hervorhebt, an die geringe Wirkung knüpft, welche die lyrischen Schöpfungen beider auf die Zeitgenossen hervorbrachten. Die Worte, die über Mörike gesagt werden, dürfen wol auch von dem Lyriker Kurz gelten,

daß es der künstlerischen Physiognomie des erstern an einem leicht erkennbaren Profil gebrach, an gewissen einfachen Grundzügen, die unerlaßlich sind, wenn ein Künstler im Guten oder Schlimmen auf die Massen wirken soll. Viel Werthloseres war auf dem Markt zur Geltung gekommen, weil es ein deutliches Gepräge und so viel Legirung mit geringerm Metall erhalten hatte, wie nöthig ist, um Gold und Silber in Umlauf zu setzen. An dieser Fügsamkeit in die hergebrachten Formen hatte es Mörike von jeher gefehlt; und der jüngere Freund, der sich an ihn anschloß, wurde vielleicht gerade von dieser stolzen Unbekümmertheit angezogen und in seinem eigenen Hange bestärkt, bei dem, was er als Poet der Welt zu Liebe thun wollte, wenig danach zu fragen, ob die Welt auch damit „vorlieb" nehmen würde.

Schon im Jahre 1836 ließ Kurz ein Bändchen lyrischer Dichtungen erscheinen, die Unreifes neben Bedeutendem enthielten, und von denen diejenigen, die der musikalische Poet fremden Volksweisen als Texte unterlegte, um ihrer Sangbarkeit willen die meiste Verbreitung fanden, freilich ohne des Dichters Namen zu verbreiten. Bald darauf publicirte er einen Novellenstrauß „Genzianen" (1837) und einen neuen Band „Dichtungen" (1839). Die Muse des Autors mußte dabei auf die Wanderschaft gehen und oft vergeblich an die Thüren der Verleger klopfen. Während die „Genzianen" schon zum Theil den geborenen Erzähler bekundeten, konnten die „Dichtungen" das Urtheil des Publikums über den Verfasser nur irreführen. Ein buntes Gemisch von Vers und Prosa, Märchen und Dorfgeschichten, ungeheuerlichen Hexametern und selbst Komödien gewährte mehr einen Einblick in die Werkstatt des studirenden Dichters, als daß man es für die gereifte Gabe eines kräftig ausgesprochenen Talents hätte begrüßen können. Wie eine Neckerei gegen den Leser erschien die (von Heyse in die Werke nicht aufgenommene) Dichtung „Die Reise ans Meer", in welcher man sich 35 Seiten hindurch den holperigen Hohlweg knorriger und verästelter Hexameter hinaufarbeiten muß, um schließlich zu erfahren, daß der Autor den Leser nur bis ans Meer habe führen können, wo er ihn stehen lassen müsse, weil er selbst bis dato das Meer noch nicht gesehen habe und daher nichts davon zu sagen wisse. Ein solcher Spaß ging wol dem geduldigsten Leser über den Spaß.

Doch bald sollte Kurz nach diesen wirkungslosen Verzettelungen seines Talents dasselbe zu einem Haupttreffen in die Schranken stellen. Eine Stelle aus dem „Epilog zu der Reise ans Meer" will Paul Heyse mit Fug und Recht als das gemeinsame Motto für des Dichters Schöpfungen angesehen wissen:

> Denn ich habe das Meer nicht gesehn! Nur, wo ich geboren,
> Wo ich erwachsen bin, da steh' ich auf sicherem Boden:
> Nicht nur weil ich von je die Heimat fleißig betrachtet,
> Jegliches eingeprägt den leicht vergessenden Sinnen,
> Sondern weil sie mein Herz umschloß mit innigen Armen,
> Busch und Baum als Verwandte mir wies und jeglichen Hügel,
> Jeden Berg mit Gestalten von meinem Gepräge belebte.

In diesen Versen ist die Erkenntniß der eigenen dichterischen Kraft und ihrer Grenzen klar ausgedrückt. Aus solcher innigen Hingebung an das Heimatliche entsproß das Hauptwerk des Dichters: „Schiller's Heimatjahre", in dem es auf ein modernes Seitenstück zu Hauff's „Lichtenstein" abgesehen war. Hier stand er in der That auf „sicherm Boden", der ihm eine reiche und glückliche Ernte verhieß. Der Roman erschien 1843. Doch erst nach 14 Jahren sollte eine zweite Auflage nöthig werden: ein neuer Beweis, wie schwer es dem Dichter wurde, den sparsam gespendeten Lorber zu einem vollen Kranze zu vereinen. Ein von Heyse mitgetheiltes Gedicht aus dem ungedruckten Nachlaß zeigt übrigens, mit welchem Humor Kurz sich über die Erfolglosigkeit seiner Muse hinwegzusetzen wußte:

> Ja, dein reiches Gemüth, vollständig kehrt es von Leipzig;
> Niemals hat noch die Welt edlere Krebse gesehn

So konnte es dem strebsamen Poeten nicht erspart bleiben, seine äußere Lage durch „literarische Lohnarbeit“ aufbessern zu müssen. Aus einer Reihe werthvoller Uebersetzungen sei die treffliche Nachbildung von Ariosto's „Rasendem Roland“ hervorgehoben.

Ein Wendepunkt für die Entwickelung des Dichters war die 1843 erfolgte Uebersiedelung nach Karlsruhe, wo er sich fünf Jahre hindurch an der Redaction der illustrirten Zeitschrift „Deutsches Familienbuch zur Belehrung und Unterhaltung“ betheiligte. Nun drängten die Tagesfragen auf ihn ein. Der stillen Muse, die bisher den fertigen Zuständen der deutschen Vorzeit ihre Stoffe abgelauscht, sollten an dem neuen Ort und unter neuen Menschen (Männer wie Hecker, Bassermann, Mathy und andere Führer der Volkspartei in Baden gehörten zu seinem geselligen Verkehr) die romantischen Morgenträume von den hell geöffneten Augen fallen. Der Dichter wurde zum Politiker, wenn auch nur zum „Gefühlspolitiker“. Dieser Periode entstammt das Schriftchen: „Die Fragen der Gegenwart und das freie Wort. Abstimmung eines Poeten in politischen Angelegenheiten“, in dessen Vorwort es heißt: „Nach Preußen müssen unsere Blicke gerichtet sein. Wenn Preußen sich bewegt, dann wird auch in die andern Schlummerhallen und das Traumgemurmel der verzauberten Schläfer Leben kommen.“

War nun auch das Schiff des Sängers auf die hohe See der Politik getrieben worden, deren Wogen den zartern Klang der Leier zu verschlingen drohten, so sollte doch auch der Athem der Poesie seine Segel schwellen. Kurz lieferte die Uebertragung und die congeniale Hinzudichtung des fehlenden Schlusses zu seines Lieblings Gottfried von Straßburg „Tristan und Isolde“ (1844 und 1847), eine Arbeit, die ihn, den Angriffen eines ebenfalls mit der Uebertragung des „Tristan“ beschäftigten Kritikers (Oswald Marbach) gegenüber, noch zu einer polemischen Schrift: „Der Kampf mit dem Drachen“, veranlassen sollte. Die aus dieser verschollenen Schrift von dem Herausgeber mitgetheilten Proben sind ein glänzendes Zeugniß für den Ernst und die hohe Gewissenhaftigkeit, mit der unser Dichter die Aufgabe der Nachdichtung erfaßte, und erwecken die größte Hochachtung vor seinem reinen und lautern Charakter.

Die Februarrevolution 1848 trieb Kurz in die Heimat zurück; er übernahm im Verein mit Ludwig Weißer die Redaction des „Beobachters“. Nach der Flucht Weißer's in die Schweiz im Jahre 1849 harrte er allein und unerschrocken in seiner schwierigen Stellung aus. Es war eine treue, redliche Dienstzeit von sieben langen Jahren.

Zu dem Druck der politischen Lage jener traurigen Zeit der Reaction gesellten sich häusliche Sorgen und inneres Misbehagen, das Gefühl eines fruchtlosen Kraftaufwandes an die politische Aufgabe. Im Jahre 1851 hatte sich der Dichter mit Marie von Brunnow, aus einer russischen Familie stammend, vermählt. Trotz des Glücks, das Weib und Kind ihm im reichsten Maße gewährten, verstrickte ihn die Sorge um die Erhaltung seines Hausstandes in manche Verlegenheit. 1854 gab er die Redaction des „Beobachters“ auf. Die Poesie trat wieder in ihre vollen Rechte ein. Bald erschien des Dichters zweiter größerer Roman „Der Sonnenwirth“, dem sich in kurzer Zeit die Volksnovelle „Der Weihnachtsfund“ anreihte (1855). So hatte er mit dem Roman und jenem „Seelenbilde aus dem schwäbischen Volksleben“ wieder den sichern heimatlichen Boden betreten, auf dem seine Muse, der politischen Fronarbeit entledigt, frei und in vollen Zügen aufathmen durfte. Aber diese Muse war eine gereiftere geworden, in deren faltenreichem, gefurchtem Antlitz sich der ganze Ernst des Menschenlebens, der Ernst der durchlebten Schicksale widerspiegelte. Die Kritik kargte mit ihrem Beifall nicht, und in seinem Verleger Meidinger in Frankfurt a. M. fand Kurz einen Freund und eine Stütze, sodaß er die besten Hoffnungen für die Zukunft fassen durfte, Hoffnungen, die indeß durch den Tod des genannten Freundes nur zu bald wieder vereitelt werden sollten.

Aber dem ersten glückverheißenden Anlaufe der neuen Dichtungen entsprach die Nachhaltigkeit des Erfolgs auch diesmal nicht. Die sorgenvolle Lage des Dichters verschlimmerte sich mehr und mehr. Im Jahre 1858 hatte er sich zu seinem opferfreudigen Freunde Hopf nach Obereßlingen zurückgezogen, wo er von einem schweren, der Ueberanstrengung seiner Kräfte entsprungenen Nervenleiden nur langsam genaß, ohne daß ihm das Vollgefühl der Gesundheit je wiederkehrte. Nun sammelte und vermehrte er seine kleinern Erzählungen, die in den Jahren 1858—61 in drei Bänden erschienen (unter ihnen die neun Bücher „Denk- und Glaubwürdigkeiten“ und die „Umrisse und Erinnerungen“). Auch ihnen ward kein besseres Schicksal wie den frühern Dichtungen zutheil. Eine tiefe Niedergeschlagenheit umdüsterte seitdem den Geist des Dichters, dessen Kraft vergeblich an den Schranken drückender Verhältnisse gerüttelt hatte; sie lähmte den Schwung seiner Phantasie und verdrängte mehr und mehr die sonnige Heiterkeit und stilistische Ungezwungenheit seiner Darstellung. Das ergreifende Gedicht „Der Fremdling“ war sein dichterischer Schwanengesang. Wissenschaftliche Arbeiten, in denen er Trost und Beruhigung fand, traten an die Stelle der poetischen, als jahrelange Noth und Siechthum die Lippen seiner Muse verschlossen hatten. Das Nervenleiden meldete sich wieder. Engere Verhältnisse lösten die schon engen ab, da er sich genöthigt sah, mit seiner Familie nach dem kleinen Kirchheim überzusiedeln. Schwermuth und Menschenscheu waren die trüben Gefährtinnen seiner Einsamkeit; aber es blieb ihm eine treuere, beseligendere Gefährtin auch für diese dunkelste Zeit seines Lebens, die begeisterte Liebe seines hochherzigen Weibes, unter deren Obhut, trotz der bittern Noth, die Kinderschar zum Stolze des Vaters heranblühte. So durfte denn inmitten des verödeten Lebens um ihn her die warme Quelle seines Gemüths nicht versiegen, ebenso wenig wie den Adel seiner Gesinnung das Joch der Armuth zu beugen vermochte. Im Frühling 1863 unternahm er einen Ausflug nach München, wozu ihn sein Biograph überredet hatte. Heyse schreibt:

Noch heute sehe ich ihn, wie er damals in unsern Kreis hereintrat. Die hohe kräftige Gestalt, mit den Jahren etwas völliger geworden, trug den Kopf frei und aufrecht, die glänzenden blauen Augen hatten einen Ausdruck von unschuldiger Kühnheit und fröhlicher Milde, dem niemand widerstehen konnte, sein Lachen klang so treuherzig und schalkhaft, daß, wer sein Schicksal nicht kannte, ihn für einen der Lieblinge des Glücks

halten mußte. Doch war das Nervenleiden schon so eingewurzelt, daß unser München, die stillste und wenigst aufgeregte unter allen großen Städten, ihm wie ein Hexenkessel vorkam, der beständig mit betäubendem Lärm summe und brodele. Hatte er doch überhaupt nie eine Großstadt kennen gelernt. Denn seine Reiselust war immer in den Grenzen des schwäbischen Gebiets geblieben, und die fernsten Städte, die er gesehen, waren Karlsruhe, Straßburg, Lindau und München gewesen.

Wie seine Dichtung, so sollte auch sein Fuß den „sichern Boden" nicht verlassen. Und dieser sichere Boden sollte ihm zuletzt doch noch eine sichere, wenn auch sehr bescheidene Lebensstellung gewähren. Durch die Vermittelung heimischer Freunde erhielt er die Stelle eines zweiten Unterbibliothekars an der Universitätsbibliothek in Tübingen. Mit der gesicherten Existenz erwachte auch neuer Muth zum Leben und Arbeiten.

Nur selten noch besuchte ihn die Poesie, aber um so eifriger gab er sich geschichtlichen und literaturhistorischen Studien hin. Zu den Früchten derselben gehören die „Geschichtsbilder aus der Melacszeit" (unter dem Haupttitel „Aus den Tagen der Schmach" im Jahre 1871 neu herausgegeben) sowie einzelne historische, im „Morgenblatt" und der augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte Aufsätze. Auch zu seinem Lieblinge Gottfried von Straßburg kehrte er zurück in einer Untersuchung über des Dichters Geschlecht und Leben. Mit vorwiegender Neigung bemühte er sich um Shakspeare. In weitere Kreise trug seinen Autornamen der Text, den er zu Konewka's Silhouettenalbum „Falstaff und seine Gesellen" schrieb.

So war der Lebensabend des Dichters ein heiterer, von vielfältigen Studien belebter. Sein Freundschaftsbund mit Heyse fand einen schönen Ausdruck in der gemeinsamen Herausgabe des „Deutschen Novellenschatzes" und des „Novellenschatzes des Auslandes", ein Unternehmen, dessen überaus glücklicher Erfolg auch die äußere Lage des schwergeprüften Dichters zu verbessern geeignet war. Heyse schreibt:

> Wir hatten uns in die Aufgabe, jeden Autor in einem kurzen Vorwort biographisch-kritisch zu behandeln, dergestalt getheilt, daß Kurz die schon verstorbenen Dichter besprach, ich die lebenden. Doch konnte es nicht an Grenzüberschreitungen fehlen, und vielfach haben die Zusätze des einen den Urtext des andern überwachsen, sodaß diese kleinen Arbeiten dem Ueberlebenden ein theures Zeugniß sind eines einmüthigen Zusammenstehens, einer brüderlichen Sinnes- und Geistesgemeinschaft, wie sie beglückender nicht gedacht werden konnte.

Nach einem wiederholten schweren Ausbruch der frühern Krankheit machte ein plötzlicher Tod dem Leben des Dichters am 10. October 1873 ein Ende.

Wenden wir uns nun zu dem Inhalte der einzelnen Bände der Gesammtausgabe, um das eigenartige Gepräge der Kurz'schen Dichtungen, deren volle Würdigung die Nachwelt dem edeln Dichter schuldet, wenigstens in kurzen Zügen hervorzuheben.

Der erste Band der Werke enthält neben der trefflichen Heyse'schen Biographie die Gedichte des Verfassers, denen sein Bildniß beigegeben ist. Schon oben haben wir auf die Verwandtschaft der Kurz'schen und Mörike'schen Muse hingedeutet, die sich besonders auch in den Liedern unsers Dichters hier und dort zu erkennen gibt. Der Ton dieser Lieder ist schlicht und einfach, oft dem Volksmäßigen zugewandt, bald heiter schalkhaft, bald wie ein Lächeln unter Thränen. Schöne Bilder sind nicht selten. Wir vernehmen von dem Ostwinde, der umherflog, um auf sanften Schwingen die frommen Töne der Abendglocken einzusammeln und zu der Höhe der Liebenden hinaufzutragen, von dem Winde, der so gern in den Himmel sich hineinschwänge, und nun vor Zorn rauscht und vor Weh stöhnt, wenn sich ihm die Pforten schließen. Ein sehr stimmungsvolles, tief empfundenes Lied sind die „Glocken der Vaterstadt", deren rhythmisches Geläut Herz und Ohr gefangen nimmt. Des frischen Tons der zu fremden Melodien gedichteten Texte ist bereits oben gedacht worden.

In den „Vermischten Gedichten" machen sich die verschiedensten Tonarten geltend. Wie eine Reminiscenz an die Beschäftigung mit der Literatur des Mittelalters erscheint die oft wiederkehrende metrische Eigenthümlichkeit, daß der Dichter nach dem Vorbilde der Nibelungenstrophe es liebt, der letzten Zeile seiner Strophen eine überzählige Hebung hinzuzufügen, oft nicht ohne großen malerischen Reiz. Z. B. in der Pilgerfahrt:

> Vielleicht nach weitgefürchter Bahn
> Land' ich in einem stillen Ocean.

Erinnerungsklänge aus des Dichters Jugendzeit enthält das formvollendete Gedicht „Maulbronn", wo sich Kurz längere Zeit im Seminar befand:

> O wie oft schlug meine Sehnsucht eine Brücke durch die Luft
> Zu den nahen Buchenwäldern mit dem herrlich frischen Duft.
> Dort im halben Schlummer hab' ich oft der Rückkehr Frist versäumt,
> Habe, wie ein Siebenschläfer, manch Jahrhundert durchgeträumt.

Ein Pendant zu Béranger's reizendem Chanson „Mein Rock" bildet das Kurz'sche Gedicht „Mein Bett" mit der schönen Schlußstrophe:

> Kühlt mich der letzte Freund mit eis'gem Oden,
> Und nimmt, Ruh' gebend nach dem bangen Lauf,
> Mein Bett den letzten meiner Seufzer auf,
> Dann sterb' ich doch auf eignem Grund und Boden.

Das schalkische Gedichtchen „Das schöne Kind" ist ganz im Tone der Uhland'schen „Elfen" gehalten:

> Bist du wol ein Elfenkindchen,
> Heimlich kommen aus dem Berg,
> Und ein Kuß von deinem Mündchen
> Macht auch mich zum art'gen Zwerg?

Ebenso ist die „Märznacht" ein Stückchen liebenswürdigster Elfenmärchen-Poesie. Dazwischen zwitschert eine anmuthige Volksweise hinein: „Die Lieb' ist kein Handschuh, mein herziges Kind, man tauschet und wechselt sie nicht so geschwind", um plötzlich von einem alexandrinischen Epigramm in Distichen „Das geritzte Kind" abgelöst zu werden. Gleich darauf in dem Gedicht „Die Rede", dessen sehr matter Schluß freilich wenig befriedigen kann, ein Motiv aus der Gralsage. Goethisch klingt das kleine Gedicht „Einsamkeit", während in den Zeilen „Der Dichter" das poetische Märtyrerthum des Sängers ausklingt. Das reizende Gedicht „Kagegagaber", in welchem der glückliche Hausvater das unverständliche Geplauder seines Knaben belauscht, gemahnt wie ein Klang aus Rückert's „Kindertodtenliedern". In „Verdienst und Glück" glauben wir eine bittere Klage über die unverdiente Zurücksetzung

des Dichters von seiten der Fortuna zu vernehmen. Gleich darauf klingt uns in dem flotten, studentischen Ton von der Nonne Roswitha:

> Roswitha, Nonne zu Gandersheim,
> Die war ein großes Genie:
> Sie blühte im zehnten Jahrhundert,
> Und im funfzehnten dichtete sie —

der urwüchsige Humor aus Scheffel's „Gaudeamus" entgegen. Eine harmlos-naive politische Satire enthalten die wohlgebauten trochäischen Tetrameter vom „Thronfolger Mai", während in den schwungvollen Strophen des „Vaterlandsliedes" (März 1848) aus dem düstern Stimmungsgrunde der Zeit ein prophetischer Glaube an den Sonnenglanz der Zukunft hervorleuchtet.

Uebrigens sei es fern von uns, wie man nach den angeführten Vergleichen vermuthen könnte, dem Autor, der in dem Gedicht „Alt und Neu" das Leben selbst eine Reminiscenz nennt, irgendwelche Reminiscenzen nachweisen zu wollen. Bei der Mannichfaltigkeit der angeschlagenen Weisen erscheint uns Kurz vielmehr wie ein moderner Meistersinger, der die verschiedensten „Töne" beherrscht, ohne den kritischen „Merker" fürchten zu müssen.

Die nun folgenden an Personen gerichteten Gedichte sind Tagebuchblätter des Poeten, die man nicht ohne Interesse lesen wird. Sehr sinnig sind die Strophen an Eduard Mörike, ebenso das seinem Meister Uhland gewidmete Sonett, und die „Nachlaß" überschriebenen Zeilen mit dem bedeutsamen Schlusse:

> Doch was ich mir in mir gewesen,
> Das hat kein Freund gesehn, wird keine Seele lesen.

Es folgen die „Bilder und Märchen". Der Balladenton scheint uns in dem wegen seiner knappen Form doppelt wirksamen Gedichte „Der Papa" wohl getroffen. „Das Gericht" ist eine prächtige Satire auf die übereifrigen, bodendurchwühlenden Alterthumsforscher. Kecker, munterer Ausdruck zeichnet die Märchen aus, die ein hervorragendes Talent des Dichters zum Jugendschriftsteller zu bekunden scheinen. Noch erwähnen wollen wir die Bearbeitung der drei bekannten vortrefflichen Schwänke von den Landsknechten von Hans Sachs.

Das weitaus bedeutendste Gedicht der Sammlung ist „Der Fremdling", das schon oben erwähnte Schwanenlied des Sängers. Hier erscheint das ganze düstere Dichterlos desselben in markigen, durch die Schlichtheit und Unmittelbarkeit des Ausdrucks um so wirksamern Zügen zusammengefaßt. Es ist eine Generalbeichte des schwergeprüften Poeten, gleichsam ein tragischer Monolog aus dem kämpfereichen Drama seines Lebens.

Ueberseßungen und eine nach einer Gozzi'schen Novelle bearbeitete Komödie „Kunstkennerschaft" bilden den übrigen Inhalt der Gedichte.

Die folgenden drei Bände (zwei bis vier) umfassen den umfangreichen Roman „Schiller's Heimatjahre". Es ist nicht zu leugnen, daß der Dichter mit dieser seiner ersten größern Schöpfung einen äußerst glücklichen Griff gethan hat. Nicht nur die jugendliche, von dem Sturm und Drang der Begeisterung getragene Figur des nationalen Dichterheros, dem übrigens keineswegs die Hauptrolle des Romans übertragen ist, welche vielmehr dem weniger bekannten, aber in die Annalen der Karlsschule gehörigen Candidaten der Theologie Heinrich Roller zufällt, nicht nur der romantische Reiz, der uns die ersten Kapitel in dem Schicksalsbuche des „großen Friedrich von Schwaben" so anziehend macht, nicht nur die interessante Reihe der eigenartigsten historischen Persönlichkeiten, wie der Herzog Karl und der schwer heimgesuchte Freiheitssänger Schubart, nicht nur die dem heimatbegeisterten Dichter so vertrauten Gestalten des schwäbischen Vaterlandes, auch nicht das Interesse an einem Conflict, der über die Sphäre des bürgerlichen Lebens hinaus in das Gebiet der Politik hinübergreift, sichern dem Werke die fortdauernde Theilnahme des Publikums, sondern vor allem die frische, geschichtlich treue Darstellung, die heute zu einem seltenen Vorzuge gewordene Grundehrlichkeit des Ausdrucks, die Geradheit des Tons, mit der Kurz alles falsche Gepränge verschmäht und den Gegenständen mit liebevollem, eindringendem Blick auf den Leib rückt, ohne das historische Gepräge durch zopfige Wunderlichkeit des Stils irgendwo erreichen zu wollen. Und nicht den geringsten Reiz des Werks bietet die landschaftliche Scenerie, die Schilderung des heimatlichen Bodens. Wir fühlen es, hier ist der Dichter zu Hause, und wir sind gern bei ihm zu Gast und lassen uns von dem kundigen Führer gern auf Weg und Steg geleiten, den Naturzauber seines Schwabenlandes zu empfinden. Auch die Composition des Werks ist sehr zu loben, und um so mehr, als die Darstellung unter ungeschicktern Händen Gefahr laufen mußte, von dem hineingearbeiteten urkundlichen Material erdrückt und übermäßig belastet zu werden. Nicht verschweigen wollen wir eine treffende Bemerkung des Herausgebers über eine Episode des Buchs, deren Ton mit ihrem Stoffe nicht recht harmoniren will:

> Man wird sich aus dem Roman des jungen Fräuleins erinnern, das den stuttgarter Hofkreisen entflieht, sich unter die Zigeuner verirrt und längere Zeit mit ihnen im Lande umherzieht. Die Schilderung dieser heimatlosen Vaganten, denen Kurz auch im „Sonnenwirth" mit besonderer Vorliebe nachgeht, ist nach meinem Dafürhalten eine der Stellen, denen die Jugend des Dichters noch am meisten anzumerken ist. Das fahrende Völkchen beträgt sich im wesentlichen so gesittet, ist so wohlgewaschen und anständig gekleidet, daß eine adeliche junge Dame ihrer Erziehung nicht allzu große Schande macht, wenn sie sich eine Zeit lang in dieser bedenklichen Gesellschaft wohl fühlt.

Der fünfte bis siebente Band bringen die schwäbische Volksgeschichte „Der Sonnenwirth", in welcher Kurz bekanntlich einen schon von Schiller bearbeiteten Stoff „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" von neuem zu behandeln unternahm. Den innern Stimmungsgehalt, der dieses Werk von den „Heimatjahren" unterscheidet, haben wir schon oben angedeutet. Eine recht geschickte psychologische Entwickelung ist ein Hauptvorzug dieser Volksgeschichte, deren realistische, ungeschminkte und ungesuchte Vortragsweise überall vortheilhaft an den voraufgegangenen Roman gemahnt. Es ist ein Volksbuch im besten Sinne des Worts. Freilich ist das Werk von einer gewissen Ungleichheit der Spannung. Der Leser muß sich durch eine breit angelegte und ebenso breit ausgeführte Exposition nicht abschrecken lassen, eine Exposition, die indeß, zur Entschädigung für ihre Breite, durch die Tiefe der Auffassung des schwäbischen Volksgeistes immerhin ein nicht oberflächliches Publikum bedeutend zu interessiren vermag. Mit um so größerer Hingabe an den thatsächlichen und seelischen Stoff

wird man nach den einleitenden Kapiteln die tragischen Schicksale des Helden verfolgen. Der Schluß der Erzählung hinwiederum vermag die erregte Spannung nicht auf ebenbürtiger Höhe zu erhalten. Der Autor tritt hier sein dichterisches Scepter ab, und es regiert fortan die ehrsame Geschichtschreibung, die actenmäßige Chronik, die bestäubte Urkunde. Statt des Blütenstaubes der Poesie weht uns der Staub der Acten an. Bei den hohen Vorzügen des Werks bleibt es immerhin zu bedauern, daß es dem Autor nicht mehr vergönnt sein sollte, seinem Plane gemäß die letzte Partie des Buchs einer Umarbeitung zu unterziehen.

Die folgenden zwei Bände, in denen die kleinern poetischen Gaben des Dichters zu einem frischen und duftigen Strauße vereinigt sind, enthalten zum großen Theil, wie es die Titel „Jugenderinnerungen" und „Hauschronik" schon andeuten, gleichsam eine „Wahrheit und Dichtung" des Verfassers. Hier würde sich dem Biographen, der das Wachsthum seines Helden aus dem heimischen Boden heraus in die Tiefe zu verfolgen gewillt wäre, eine reiche Fundgrube eröffnen. Das Meiste heimelt an, weil es dem Heim des Dichters entsprossen ist. Die Frische, die schöne Naivetät seiner Darstellung offenbart sich auch hier auf das glänzendste. Besonders heben wir aus dem achten Bande „Auch eine Dorfgeschichte" hervor. Hier gibt Kurz eine reizende Satire, um uns so auszudrücken, auf die Dorfgeschichte im Frack, die Bauerhaus und Salon durcheinandermengt, und kein anderer war wol zu solcher Satire berechtigt wie gerade er, dem das Einfache, Schlichte und Ungekünstelte der Darstellung zur zweiten Natur geworden war. Es ist dies zierliche Cabinetsstück poetischer Polemik, wenn auch in anderer Beziehung, ein Seitenstück zu Hauff's „Mann im Monde".

Unter den beiden größern Novellen des letzten Bandes („Die beiden Tubus" und „Der Weihnachtsfund") geben wir der letztern, die ungefähr gleichzeitig mit dem „Sonnenwirth" entstand, den Vorzug. Wir stehen nicht an, diese Erzählung als eins der stimmungsvollsten, reifsten und gediegensten Erzeugnisse der Kurz'schen Muse zu empfehlen.

Wir schließen unsere Anzeige mit einem aufrichtigen Danke gegen den pietätvollen Herausgeber. Die Galerie der gesammelten Werke des Dichters ermöglicht erst eine vollständige Würdigung desselben. Und wir zweifeln nicht, daß der auffallenden Theilnahmlosigkeit der Zeitgenossen einer so edeln Dichternatur gegenüber die warme Anerkennung der Nachgeborenen folgen wird.

Möchte sich die Verlagshandlung bald entschließen, auch die wichtigern geschichtlichen und literarhistorischen Arbeiten des Dichters, vor allem seine Bearbeitung des „Tristan", den vorliegenden Bänden anzureihen.

Militärische Schriften.

1. Die russische Heeresmacht auf Grund officieller Quellen und eigener Anschauung dargestellt von Christian von Sarauw. Leipzig, Schlicke. 1875. Gr. 8. 7 M.

Eine gründliche, mit bemerkenswerther Sachkenntniß geschriebene, leicht verständliche und daher auch für nichtmilitärische Leser zur Orientirung über die Entwickelung des russischen Heerwesens geeignete Arbeit. Der Verfasser ist durch mehrere frühere Schriften über die russische Armee bereits vortheilhaft bekannt. Im Jahre 1869 schrieb er ein von der Kritik allerseits günstig beurtheiltes Werk, „Die Heeresmacht Rußlands", vorzugsweise auf Grund eigener Beobachtungen, welches 1870 in Berlin (Karl Duncker's Verlag) anonym erschien. Diese frühere Bearbeitung ist in dem obengenannten neuern Werke auf Grund amtlicher Quellen wesentlich vervollständigt worden, namentlich sind die zahlreichen Veränderungen mit aufgenommen, welche auch in der russischen Armee seit 1870 in Bezug auf Wehrverfassung, Bewaffnung und Ausrüstung stattgefunden haben. Die Reorganisation des russischen Heeres ist bekanntlich erst theilweise durchgeführt und wird noch mehrere Jahre in Anspruch nehmen. Selbst die Zahl der Truppenkörper des stehenden Heeres ist noch nicht endgültig bestimmt; sie soll, wie es scheint, in nächster Zeit noch weiter vermehrt werden. Es kann daher nicht befremden, daß die vom Verfasser mitgetheilten Angaben in einzelnen Details nicht völlig correct sind, wie beispielsweise in Bezug auf die Formation der Feldartillerie nicht alle neuern Bestimmungen berücksichtigt wurden. Auch bei der Cavalerie fehlen einige Formationen neuesten Datums, z. B. die Baschkiren-Escadron; ferner ist die Bewaffnung der turanischen und terischen Kosacken nicht dieselbe wie die der donischen. Bei der Infanterie hätte an Stelle der Bezugnahme auf Errichtung zweiter Schützencompagnien bei jedem Bataillon, welche schwerlich in Aussicht steht, vielleicht ein Hinweis auf demnächstige Aufstellung vierter Bataillone Platz finden können, analog der für die neuerrichtete 41. Division unlängst getroffenen Anordnung.

Dies alles sind indeß nur geringfügige Mängel, welche dem Werth der sehr empfehlenswerthen Arbeit keinen nennenswerthen Abbruch thun, ja bei Beschreibung eines inmitten so durchgreifender Reformen befindlichen Heerwesens kaum zu vermeiden sind. Ueber den Verlauf der gesammten Reorganisation, über Ersatz, Ausbildung, Leistungsfähigkeit der Truppen, den Wirkungskreis der Befehlshaber, die Ressortverhältnisse der Militärbehörden, enthält von Sarauw's Werk eine Fülle höchst schätzbarer Angaben, welche dem Leser vollen Aufschluß über das von westeuropäischen Verhältnissen so gänzlich verschiedene Gefüge dieser gewaltigen Kriegsmacht gewähren, und die ungewöhnlichen Schwierigkeiten erkennen lassen, welche Milutin's Entwürfen bei der Durchführung entgegengetreten sind.

Selbst in militärischen Kreisen ist eine eingehendere Kenntniß russischer Armeeverhältnisse und der durch die neuern Reformen eingetretenen Veränderungen im Heerwesen keineswegs so verbreitet, als man dies mit Bezug auf die hohe Bedeutung des Gegenstandes annehmen sollte. In der großen Masse des Lesepublikums aber herrschen über Rußlands Machtverhältnisse durchschnittlich

noch die aus der Zeit des Krimkriegs abgeleiteten Vorstellungen, wie der Inhalt der Tagespresse, einige größere Organe ausgenommen, zur Genüge darthut. Es mag dies theils in der verhältnißmäßig geringen Anzahl der nach Rußland reisenden Militärpersonen, theils in der wenig verbreiteten Kenntniß der russischen Sprache seinen Grund haben. Von Sarauw's Werk über die russische Kriegsmacht ist daher als eine sehr dankenswerthe Bereicherung unserer Kenntnisse zu begrüßen, da in demselben die persönlichen Beobachtungen eines mit Fachwissen ausgerüsteten Reisenden und zugleich die Lesefrüchte eines der russischen Sprache mächtigen, mit dem Gegenstande durch frühere Studien bereits vertrauten Forschers mitgetheilt werden.

Daß ein Theil der positiven Angaben durch den weitern Fortgang der Reformen veraltet, dürfte weniger in das Gewicht fallen, da man, sollte dies vermieden werden, die Herausgabe des ganzen Werks hätte bis auf die Zeit nach Abschluß der Reorganisation verschieben müssen. Daß dieser Weg nicht beliebt worden ist, vermögen wir nur anzuerkennen, zumal die militärischen Zeitschriften in neuester Zeit den russischen Armeeverhältnissen mehr Aufmerksamkeit widmen, als früherhin der Fall war, wodurch dem Besitzer des besprochenen Werks die fortlaufende Berichtigung einzelner Angaben erleichtert wird.

2. Geschichte der Belagerung von Straßburg im Jahre 1870 von Reinhold Wagner. Auf Befehl der königlichen Generalinspection des Ingenieur-Corps und der Festungen, nach amtlichen Quellen bearbeitet. Zweiter Theil. Mit 2 Plänen und 20 Beilagen. Berlin, Schneider u. Comp. 1874. Gr. 8. 7 M. 60 Pf.

Der zweite Theil dieses durch die Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit seines Inhalts wie durch die Darstellungsweise gleich ausgezeichneten Werks beschreibt die Berennung, die Einschließung und das Bombardement Straßburgs. Der für den Fachmann lehrreichste Abschnitt dürfte in der eingehend begründeten Entwickelung der für die Bestimmung der Angriffsfront maßgebenden Erwägungen zu finden sein, einschließlich der vorangeschickten Beschreibung der örtlichen Verhältnisse. Für den größern Leserkreis wird die Darstellung des Bombardements, namentlich die Begründung des seinerzeit mehrfach in der deutschen Tagespresse bemängelten Entschlusses zu dieser Angriffsart von Interesse sein. Gewiß war es eine nicht angenehme Aufgabe, zum Bombardement einer wesentlich deutschen Stadt zu schreiten, deren Wiedergewinn im Falle glücklichen Ausgangs des Kriegs schon damals deutscherseits allgemein für wünschenswerth, ja für unumgänglich nothwendig erachtet wurde. Die Wirksamkeit des Bombardements einer kriegsmäßig armirten Festung beruht bekanntlich in der Chance, daß sich der Commandant von der Erfüllung seiner Dienstpflicht abhalten und durch die in Leben und Eigenthum schwer bedrohte Bevölkerung zu vorzeitiger Uebergabe der Festung bestimmen läßt. Der Angreifer speculirt auf die Schwäche der menschlichen Natur und, wie die Erfahrung gerade auch im letzten deutsch-französischen Kriege lehrt, in der Regel mit günstigem Erfolg. Ob das Bombardement zum Ziele führen werde oder nicht, kann, wie Verfasser treffend sagt, eben schließlich nur das Bombardement selbst lehren. Hat man sich aber einmal zur Anwendung dieser Angriffsart entschlossen, so muß die Beschießung auch mit möglichstem Nachdruck zur Ausführung kommen, insbesondere durch gleichzeitiges Feuern möglichst vieler Geschütze schweren Kalibers, durch ein auch während der Nachtzeit ohne Unterbrechung fortgesetztes Feuern und durch Beschießung der Brandstätten im Innern des Platzes. Wenn namentlich die letztere, zur Erschwerung des Löschens ganz unumgänglich nothwendige Maßregel, welche gegen Straßburg zur Anwendung kam, von französischer Seite als völkerrechtswidrig oder doch ungewöhnlich bezeichnet worden ist, so darf darauf Bezug genommen werden, daß man nicht nur früher und überall bei Beschießung von befestigten Wohnplätzen die Brandstellen unter Feuer gehalten hat, sondern daß auch gerade während der Belagerung von Straßburg von seiten der französischen Besatzung bei dem Bombardement der Stadt Kehl das nämliche Verfahren beobachtet wurde. Lazarethe dagegen sind niemals von deutscher Seite beschossen worden, wenn dieselben vom Standort der Batterien aus als solche erkannt werden konnten.

Die dem zweiten Theil beigegebenen beiden Pläne (Maßstab 1:10000) sind correct und gut ausgeführt und haben durch Anwendung des Farbendrucks sehr an Deutlichkeit gewonnen. Die Höhencurven geben Schichten von Meterhöhe an.

3. Die militärischen Reformen unter Mahmud II., dem Retter des Osmanischen Reiches. Eine militärhistorische Studie von J. M. Baßelberger. Gotha, F. A. Perthes. 1874. Gr. 8. 4 M.

Der Verfasser sammelte gelegentlich eines Aufenthalts in Konstantinopel und mit Unterstützung höherer Offiziere des türkischen Heeres die erforderlichen Unterlagen. Das Werk behandelt eine bereits der Vergangenheit angehörige Periode, enthält indeß manche für das richtige Verständniß der in der türkischen Armee bestehenden Verhältnisse auch jetzt noch werthvolle Angaben, da die Zustände des Osmanischen Reichs, wie aller mohammedanischen Staaten, im wesentlichen heute noch ziemlich dieselben sind wie vor einem halben Jahrhundert. Von besonderm Interesse für das größere Publikum sind die Mittheilungen über die Absetzung Sultan Mustapha's IV. durch Mustapha Baraïktar, damals Pascha von Rustschuk und nach dem Staatsstreich Großvezier des Sultans Mahmud II., welcher dann mit außerordentlicher Consequenz und Rücksichtslosigkeit die Vernichtung der Janitscharen verfolgte und schließlich bei der gewaltsamen Durchführung der bezüglichen Maßregeln den Tod fand. Es ist charakteristisch für türkische Verhältnisse, welche Umstände Mustapha's außerordentlich rasche Beförderung herbeigeführt haben; sie sind in kurzem folgende:

Mustapha Baraïktar war ein ungebildeter Mensch, der sich nichts um die verschiedenen Streitigkeiten der Parteien im Reiche kümmerte, ein geborener Albanese, aber ausgezeichnet durch Kühnheit und Muth und, wie man nach dem Folgenden behaupten darf, nicht eben bedenklich in der Wahl der ihm zweckdienlich scheinenden Mittel. Er hatte, wie der Verfasser sagt, „das Glück, dem Sultan Selim III. einen großen Dienst zu erweisen". Sultan Selim trug sich nämlich mit aller-

hand wohlgemeinten Reformplanen und hatte sich dadurch die orthodoxe Partei der Ulemas zu Feinden gemacht. Ein dieser Partei angehöriger unternehmender Mann, der Pascha von Rustschuk, Tersene oghlu, stand im Verdachte, eine Gegenbewegung zu organisiren. Mustapha Barakktar befreite den Sultan von dieser Sorge einfach dadurch, daß er den Tersene Pascha tödtete und dessen Kopf nach Konstantinopel sandte. Er wurde dafür zum Pascha von Rustschuk ernannt, „und von dieser Zeit her stammte bei diesem Naturmenschen die rührende Anhänglichkeit an Selim, die sich bis zur völligen Ergebenheit steigerte".

Sultan Selim III. wurde später durch die Janitscharen auf Anstiften der Ulemas abgesetzt und gefangen gehalten; Mustapha IV. bestieg den Thron. Bald danach kam der infolge des Thronwechsels seiner Stelle enthobene Kaimakam Tajar Pascha zu Barakktar nach Rustschuk, und diese beiden Männer verabredeten, den gefangenen Sultan Selim zu befreien und in die Herrschaft wieder einzusetzen. Barakktar übernahm die Leitung der Ausführung. Zunächst begab er sich nach Adrianopel, wo der Divan und der Großvezier Ibrahim Pascha nach Abschluß der Tilsiter Friedens mit und bei der türkischen Operationsarmee verblieben waren, während sich der Sultan mit dem Kaimakam-Vezier zu Konstantinopel befand. Er gewann den Divan für seine Plane und marschirte mit seinen eigenen Truppen sowie der großen Armee, bei der sich auch die Fahne des Propheten befand, nach der Hauptstadt, ohne diese Bewegung zu motiviren oder sich gegen die bestehende Regierung zu erklären.

Eines besonders gefährlichen Gegners seiner Unternehmung, des Commandeurs der Jamaks, Namens Cabaschi oghlu, entledigte er sich dadurch, daß er ihn durch einen energischen Offizier, Hadschi Ali, mit 100 albanesischen Reitern aufheben und köpfen ließ.

Vor Konstantinopel eingetroffen, empfing er den Sultan im Lager mit heuchlerischer Demuth, blieb aber unter allerlei Vorwänden in nächster Nähe stehen, überfiel während eines kurzen Ausflugs des Sultans das Serail, stürmte dasselbe und entsetzte Mustapha IV., der mitten im Gefecht zurückgekehrt war, des Throns. Unterdessen war jedoch Selim im Gefängniß hingerichtet worden, und so gelangte Mahmud II., als einziger Sproß aus dem Blute Osman's, zur Regierung. Dieser ernannte sofort den Anstifter der Revolution Mustapha Barakktar zum Großvezier.

Referent muß sich mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum versagen, des Weitern auf zwei andere ebenfalls besonders interessante Abschnitte des besprochenen Buchs einzugehen. Es sind dies „Die Vernichtung der Janitscharen" und „Stand und Verwendung der durch Sultan Mahmud II. reorganisirten Armee im Feldzuge 1828/29 gegen Rußland".

Schließlich sei hier noch die Bemerkung gestattet, daß bei einer etwaigen zweiten Auflage erhebliche Kürzungen und eine gleichmäßigere Schreibweise der türkischen Worte zu empfehlen sind.

Freiherr A. von Fircks.

Zur Frage der ländlichen Arbeit.

Die Lage der ländlichen Arbeiter im Deutschen Reich. Bericht an die vom Congreß deutscher Landwirthe niedergesetzte Commission zur Ermittelung der Lage der ländlichen Arbeiter im Deutschen Reich; unter Mitwirkung von Richter und von Langsdorff erstattet von Theodor Freih. von der Goltz. Berlin, Wiegandt, Hempel und Parey. 1875. Hoch 4. 20 M.

Der preußische Geschichtschreiber Professor von Treitschke, der in jüngern Jahren sich auch mit Staatswissenschaften beschäftigt zu haben ausdrücklich constatirt, macht in seinen von der nationalliberalen Partei mit großer Befriedigung aufgenommenen Aufsätzen gegen die Kathedersocialisten in den „Preußischen Jahrbüchern" (1874 und März 1875) unter anderm den Anhängern der jüngern Richtung der Nationalökonomie den Freihändlern gegenüber auch den Vorwurf, daß sie das Studium der socialen Thatsachen vernachlässigten und zu viel theoretisirten. Dieser Vorwurf ist sowol insofern ungerechtfertigt, als man nicht verlangen kann, es solle ins Blaue hinein nach Thatsachen geforscht werden, sondern weil erst theoretisch die Richtpunkte gefunden und die allgemeinen Principien formulirt werden müssen; wie auch insofern, als die Forschungen über sociale Thatsachen, die in neuerer Zeit von Nichtfreihändlern geliefert worden sind, sehr weit an Quantität und Qualität dasjenige in Schatten stellen, was die Anhänger der sogenannten Freihandelsschule geleistet haben. Ist etwa Karl Marx, dessen Werk über das Kapital gewiß ein Material von Thatsachen verarbeitet, wie es bisher noch in wenigen socialwissenschaftlichen Untersuchungen geschehen, ein Freihändler? Will Hr. von Treitschke vielleicht wagen, mit diesem Werke die von ihm so gelobte, unstreitig auch ganz verdienstvolle, aber doch nicht wissenschaftliche Arbeit des Freihändlers Victor Böhmert über schweizerische Fabrikeinrichtungen auf eine Linie zu stellen? Oder welche Arbeiten der Nationalökonomen älterer Schule kann er entgegensetzen den Untersuchungen der Kathedersocialisten, wie Ad. Wagner: über das Zettelbankwesen; G. Schmoller: über die Entwickelung der deutschen Kleingewerbe: L. Brentano: über die Gewerkvereine; J. Neumann: über die Socialstatistik und über die Progressivsteuer; G. Cohn: über die Eisenbahnpolitik; J. Conrad: über Agrarstatistik — alles Schriften, die auf einer großen Masse wissenschaftlich geordneten Thatsachen-Materials fußen! Und zur Widerlegung dieser Ansicht vom sogenannten Kathedersocialismus liegt durch das oben im Titel genannte Werk über die Lage der ländlichen Arbeiter wiederum ein Beitrag vor. Denn ein Kathedersocialist und eifriges Mitglied des Vereins für Socialpolitik ist die Seele und der Hauptmitarbeiter dieses dankenswerthen Unternehmens, dessen Ergebnisse im vorliegenden stattlichen Bande veröffentlicht werden.

Professor von der Goltz hat sich bereits durch seine treffliche Schrift über die ländliche Arbeiterfrage (2. Aufl. 1874) erhebliche Verdienste um die Erforschung der socialen Frage, auch was die Thatsachen anbelangt, erworben und war deshalb vorzüglich geeignet, die Leitung der Untersuchung der wirthschaftlichen Lage der ländlichen Arbeiterklassen in Deutschland zu übernehmen, welche auf Antrag der Herren Dr. Rudolf Meyer, Verfassers der bekannten Schrift über den „Emancipationskampf des vierten Standes“, Rodbertus-Jagetzow und Schuhmacher-Zaschlin — auch keine Freihändler! — vom Congreß deutscher Landwirthe 1872 beschlossen wurde.

Die vom Congreß bestellte Commission, deren Hauptreferent Professor von der Goltz auch den bei weitem größten Theil der Zusammenstellungsarbeiten besorgt hat, entwarf zwei ausführliche Fragebogen, von denen der eine das Einkommen, der andere die sonstigen Verhältnisse der ländlichen Arbeiter umfaßte. Von diesen wurden zusammen 15000 Exemplare planmäßig in alle Theile Deutschlands, hauptsächlich an landwirthschaftliche Vereine und an einzelne hervorragende Landwirthe mit der Bitte um Beantwortung gesendet. Bis zum Mai 1873 waren über 2000 ausgefüllte Schemata zurückgelangt; auf Grund dieser wurden nun von den im Titel genannten Herren die Zusammenstellungen für die verschiedenen Länder Deutschlands gemacht, und hierauf das Ganze vom Professor von der Goltz in dem vorliegenden Bericht zusammengearbeitet. Die für den Druck nöthigen Geldmittel wurden vom landwirthschaftlichen Congreß gewährt, der es gewiß nicht zu bereuen hat, eine solche Arbeit unterstützt zu haben, vielmehr dem aufopfernden und vom besten Erfolge begleiteten Wirken seiner Referenten großen Dank schuldet.

Allerdings leidet auch dieses Werk an den Mängeln, die aller Privatstatistik anhaften. Die Staatsregierung mit ihren pecuniären Mitteln und ihrer Behördenorganisation bleibt für die Pflege der Statistik in erster Linie berufen, und alle wohlmeinende Mühe von Privatleuten ist in der Regel auf andere Arbeiten als statistische Erhebungen besser verwendet; Aufgabe des Privatstatistikers ist es, das amtliche Quellenmaterial zu verarbeiten, wie das z. B. in den obengenannten kathedersocialistischen Schriften und auch in dem Werke von Karl Marx geschehen ist. Indeß im vorliegenden Falle konnten die Unvollkommenheiten der Privatstatistik durch die Autorität des landwirthschaftlichen Congresses und die Vereinigung einer Anzahl mit den verschiedenen Gegenden Deutschlands vertrauten Männer zum Theil überwunden werden. Freilich sind in Anbetracht des Gebiets der Enquête — auch das Reichsland ist einbegriffen — 2108 Auskunftsbogen, von denen 1392 das Hauptfrageschema A über Einkommen, und 716 das Schema B über Accidenzpunkte zur nähern Erläuterung betreffen, nicht gar viel, und für weite Gebiete hat man sich mit den Antworten weniger Personen begnügen müssen; auch ist es gewiß bedauerlich, daß von je 15 Befragten nur 2 sich zur Ausfüllung des allerdings reichlich fragenden Schemas verstanden haben; z. B. aus ganz Mecklenburg sind die beiden Formulare nur von einer Person beantwortet; aus Meiningen von 7; hingegen aus Sachsen (127), Baiern (245), Baden (103) berichten verhältnißmäßig mehr Personen als aus Preußen mit 577 Berichterstattern. Immerhin bietet die Enquête ein so vollständiges Bild der ländlichen Arbeiterverhältnisse in Deutschland dar, wie wir es noch nicht besaßen, indem sie uns einheitliche Erhebungen über diesen Punkt gebracht und unsere Kenntniß davon sehr wesentlich bereichert hat.

Zahlen und längere Auszüge aus diesem Werk zu bringen, wäre mit Rücksicht auf die Mehrzahl der Leser d. Bl. kaum am Platze; diejenigen, welche sich speciell für den Gegenstand interessiren, werden sich die Mühe nehmen, die Tabellen selbst einzusehen; wir begnügen uns hier mit wenigen kurzen Notizen aus dem von Professor von der Goltz den 441 Seiten Tabellen beigegebenen Résumé:

In der Landwirthschaft des nördlichen und namentlich nordöstlichen Deutschland bilden die auf längere Zeit contractlich gebundenen Tagelöhner die Hauptquote der Arbeiter; im südlichen und südwestlichen Deutschland tritt neben den sogenannten freien Tagelöhnern das Gesinde in den Vordergrund, während contractlich gebundene Tagelöhner so gut wie gar nicht existiren. Die Höhe des Geldlohnes wird beeinflußt: erstens durch den Werth des Geldes in der betreffenden Gegend überhaupt; zweitens durch die Vertheilung des Grundbesitzes, indem in den Gegenden des großen und geschlossenen Grundbesitzes, wo sich wenig kleine Eigenthümer ansiedeln können, der Lohn höher ist; drittens durch die Rentabilität des landwirthschaftlichen Gewerbes; viertens durch die Gelegenheit zu anderm als landwirthschaftlichem Erwerb; und endlich durch die Lebensgewohnheiten, die Lebenshaltung der Arbeiter. Hierbei sind natürlich gleiche Leistungen vorausgesetzt, ohne daß sich indeß genau hätte feststellen lassen, wie weit die Höhe des Lohns in einem directen Verhältniß zu den Leistungen steht. Die Höhe des Jahreseinkommens eines ländlichen Arbeiters (ohne den Verdienst der Familienglieder) schlägt Goltz auf Grund der Tabellen folgendermaßen an: 1) grundbesitzende Arbeiter im südlichen Deutschland 260 Thaler; 2) contractlich gebundene Arbeiter im nördlichen Deutschland 221 Thaler; 3) grundbesitzende Tagelöhner im nördlichen Deutschland 209 Thaler; 4) freie Tagelöhner ohne Grundbesitz im südlichen Deutschland 203 Thaler; 5) freie Tagelöhner ohne Grundbesitz im nördlichen Deutschland 187 Thaler. Die durchschnittliche Arbeitszeit beträgt im nordöstlichen Deutschland im Winter 8, im Sommer 13 Stunden; im mittlern und südwestlichen Deutschland im Winter 9, im Sommer 11 Stunden; wobei nicht zu vergessen, daß die ländliche Arbeit zwar vielfach schwerer als die industrielle, aber doch Körper und Geist weniger angreifend ist wegen der Mannichfaltigkeit und der Bewegung in frischer Luft. Auch die Kinderarbeit, welche durchgehends schon vor dem 14. Lebensjahre beginnt, ist aus diesen Gründen, und weil sie weder das ganze Jahr gleichmäßig beansprucht wird noch auch den ganzen Tag nöthig ist, in der Landwirthschaft viel eher zulässig als in der Industrie. Was den Vergleich der landwirthschaftlichen Arbeiter mit den übrigen Arbeitern hinsichtlich der materiellen Lage betrifft, so läßt sich ein solcher auf Grund der vorhandenen Materialien noch nicht mit Sicher-

heit anstellen. Der baare Lohn bietet hierfür allein noch keinen zuverlässigen Anhalt, da die landwirthschaftlichen Arbeiter gerade diejenigen Lebensbedürfnisse, welche dem Geldwerthe nach den weit überwiegenden Theil eines Arbeiterbudgets repräsentiren, in der Regel mit viel geringerm Geldaufwande sich beschaffen können als die meist in den Städten wohnenden Arbeiter anderer Gewerbe.

H. von Scheel.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Mit Rücksicht auf die bevorstehende Enthüllung des Hermanns-Denkmals machen wir auf eine zeitgemäße und interessante kleine Schrift von Liesmaier: „Thusnelda im Triumphzug des Germanicus" (München 1875), aufmerksam. Der gelehrte Verfasser hat durch sorgfältige Vergleiche des Strabo'schen Berichts mit den Andeutungen gleichzeitiger Schriftsteller überzeugend nachgewiesen, daß Strabo's Erzählung, die edle Cheruskerfürstin Thusnelda sei als Gefangene vor dem Triumphwagen des Germanicus einhergegangen, und daß Segest von einer Tribüne herab diese Schmach seiner Tochter mit angesehen habe, nicht auf Wahrheit beruhe. Bekanntlich hat Piloty in seinem berühmten Gemälde, welches diesen Triumphzug darstellt, sich noch ganz an die Strabo'sche Erzählung gehalten.

— Die deutsche Shakspeare-Literatur nimmt nachgerade Dimensionen an, daß es einem gewöhnlichen Sterblichen, der nicht zur Zunft der Shakspearomanen gehört, unmöglich wird, alles dieses zu bewältigen. Außer der eigentlichen gelehrten Shakspeare-Philologie, die ihren Mittelpunkt in dem jährlich erscheinenden „Jahrbuch" hat, theilt sich auch die ästhetische Kritik in mehrere Richtungen, die sich eifrig bekämpfen. Das uns vorliegende Buch von Friedrich Bodenstedt: „Shakspeare's Frauencharaktere" (Berlin, Hofmann), gehört keiner dieser Parteien an. Es sind 23 Frauengestalten, die hier mit sinnigem und eindringendem Verständniß erklärt werden. Nicht ein Literarhistoriker oder Aesthetiker von Fach, sondern ein sinnender und sinniger Dichter ist es hier, der, stets den Kern der Sache treffend, ohne lange systematische oder ästhetische Erörterungen in klarer Weise die Grundzüge dieser Frauencharaktere darlegt. Als ausgezeichnet sind die Charakteristiken der Julia, Porzia und Kleopatra hervorzuheben. Das auch äußerlich trefflich ausgestattete Werk bildet einen Theil der vom Allgemeinen Verein für deutsche Literatur herausgegebenen Sammlung von Werken.

— „Schiller's Verhältniß zu dem Publikum seiner Zeit" heißt eine kleine, aber recht inhaltreiche Arbeit von Oskar Brosin (Leipzig, Veit u. Comp.). Die Schrift zerfällt in folgende Kapitel: 1) „Schiller und das lesende Publikum"; 2) „Schiller und das Theaterpublikum"; 3) „Schlußbemerkungen", und zum Schlusse werden die Nachweise der citirten Stellen mit Gewissenhaftigkeit angegeben. Es ist verdienstlich, nachzuweisen, welche Meinung der Dichter in den verschiedenen Perioden seines Lebens und unter dem Einflusse der verschiedenen Zeitmächte von dem Lesepublikum seiner Zeit, von dem Werthe ihres ästhetischen Urtheils u. dgl. gehabt hat. Ohne Zweifel ergänzt diese fleißige Arbeit eine Seite in dem Charakterbilde des Dichters, dessen Aussprüche ja auch auf unsere heutige öffentliche Meinung Anwendung finden.

Ausländische Literatur.

Am 16. Juli fand zu London in Willis' Rooms ein öffentliches Meeting statt, auf dem die Errichtung eines Denkmals für den Dichter Lord Byron besprochen wurde. Es war kein Geringerer als der gegenwärtige Premierminister Großbritanniens, D'Israeli, der als Vorstand des Byron-Memorial-Committee den Vorsitz führte. Es ist interessant zu bemerken, wie D'Israeli, der redegewandte literarische und politische Anwalt der Tories, den von seinen toryistischen Standesgenossen bisher so geschmähten Dichter in Schutz nimmt. „Im zwölften Jahre dieses Jahrhunderts wurde ein Gedicht von einem jungen Manne veröffentlicht, das im Augenblick den Beifall der Nation gewann. Die Geschichte der Literatur hat kein anderes Beispiel eines so raschen und dauernden Erfolgs aufzuweisen; um seine eigenen Worte zu gebrauchen: er erwachte eines Morgens und fand, daß er ein berühmter Mann war. In den nächsten zwölf Jahren schuf er eine Reihe vollkommener Erfindungen, die, was Zahl und Einheit des Zwecks anbelangt, in der Literatur keines Landes weder im Alterthum noch in der Neuzeit ihresgleichen finden. Sie sind bewunderungswürdig wegen ihres Bilderreichthums, ihrer Lebendigkeit, Leidenschaft, am meisten aber zeichnet sie aus die Gewalt des Ausdrucks und die erhabene Kraft der Phantasie. Dann nach diesen zwölf Jahren starb er, bewundert nicht nur in seiner Heimat, sondern verehrt und vergöttert in ganz Europa. Wie kommt es nun aber, daß wir uns nach Verlauf eines halben Jahrhunderts zum ersten male hier versammeln, um uns über ein Mittel zu berathen, das der Bewunderung und Dankbarkeit der Nation für solche erhabene Eigenschaften Ausdruck verleihe? Als Grund für diese seltsame Vernachlässigung hat man angegeben, daß der Privatcharakter des Dichters kein so glänzender war wie sein öffentlicher. Wenn aber ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen ist, kommt der Privatcharakter bei Beurtheilung dichterischen Genies kaum in Betracht. Doch ließe sich für seinen Privatcharakter sagen, daß er zweifelhaft war, daß wenig darüber bekannt ist und niemand ein bestimmtes und genaues Urtheil über ihn abzugeben sich vermessen kann. Als zweite Entschuldigung wird vorgebracht, daß seine Werke unmoralisch seien, und daß er sich in zu freien Speculationen über die Dinge erging, die der Menschengeist nie durchdringen kann, vor denen er aber seiner Natur nach heilige Scheu empfindet; doch möge man bedenken, daß er in einem Zeitalter verkrüppelter Gefühle und beschränkter Gedanken geboren wurde; daß vieles, was er in Frage stellte, seitdem aufgegeben worden ist. Und wenn er in irrige Schlüsse über göttliche Dinge verfiel, so kann seine große Jugend als Entschuldigung für ihn angeführt werden. Bei den Speculationen über seinen Charakter und seine Laufbahn sollten wir nie vergessen, daß wir es mit einem zu thun haben, der gleich denen, die die Götter lieben, jung gestorben ist. Während der 50 Jahre, die seitdem verflossen sind, und in deren Laufe nie eine öffentliche Versammlung berufen wurde, um seine Verdienste anzuerkennen, hat ein Schwarm von Dichterlingen unablässig daran gearbeitet, ihn herabzuziehen und sogar sein Genie zu leugnen. Wir sind endlich hier zusammengekommen, um einem der größten von Englands Söhnen einigermaßen Gerechtigkeit angedeihen zu lassen." Es wurde dann beschlossen, dem Dichter ein Denkmal auf einem öffentlichen Platze der Hauptstadt zu errichten.

— „Queen Mary" heißt das mit außerordentlicher Spannung erwartete und nun in London (bei King u. Comp.) erschienene Drama Alfred Tennyson's, des poeta laureatus Englands. Das Urtheil des „Athenaeum" über dieses dramatische Product ist indeß kein günstiges. Die genannte Zeitschrift geht sogar so weit, das Resultat ein solches zu nennen, daß es Tennyson zu fernern Anstrengungen auf dramatischem Gebiete nicht ermuthigen könne. Vor allem vermißt sie den eigentlichen dramatischen Conflict, die Collision der Interessen, das erste Erforderniß für ein wahrhaftes Drama. Dagegen werden auch die Vorzüge des Stücks hervorgehoben. Diese bestehen wesentlich in der lebhaften Schilderung der Zustände, wie sie zur Zeit der blutigen Maria in England geherrscht haben, sowie auch die einzelnen Persönlichkeiten aus der Umgebung der Königin lebendig und in großem historischen Stil dargestellt sind.

— Nach einer im „Athenaeum" befindlichen Notiz werden die hinterlassenen Manuscripte des Lord Lytton Bulwer von seinem Sohne, der englischer Gesandter in Portugal ist, herausgegeben werden. Unter diesen Papieren befindet sich ein fast vollendeter Roman, in welchem der Spartanerkönig Pausanias als Held auftritt und die Schlacht bei Platää den Mittelpunkt bildet.

— Von Marie Blöde, einer deutsch-amerikanischen Dichterin und Stiefschwester des Dichters Friedrich von Sallet, ist jetzt nach ihrem Tode in Neuyork bei Patterson unter dem Namen Stuart Sterne eine Sammlung von Gedichten: „Poems by Stuart Sterne", erschienen, welche von der amerikanischen Kritik günstig aufgenommen wurde. In der Zeitschrift „The Galaty" (Maiheft) spricht sich ein Recensent in folgender Weise darüber aus: „Die Sprache erinnert in ihrer feurigen Ausdrucksweise an Swinburne, hat aber doch ihren ganz eigenen Charakter und ist gänzlich frei von jenem eigenthümlichen Moderduft, welcher oft den schönsten Stellen Swinburne's anhaftet. Der Gegenstand dieser Lyrik ist meist erotischer Natur, die Form ist fast immer glatt und vollendet. Eins der Gedichte, «Cornelius», behandelt in Romanzenform eine unglückliche Liebe Beethoven's. Nicht ohne Grund hat man die Dichterin mit Adalbert von Chamisso in Parallele gestellt. Wie dieser, obgleich in Frankreich geboren, dennoch ein großer deutscher Dichter geworden, so habe auch jene, eine geborene Deutsche, dennoch in Amerika die englische Sprache meisterhaft gehandhabt. Freilich war Marie Blöde erst fünf Jahre alt, als sie mit ihrem Vater, Dr. Gustav Blöde, der wegen Betheiligung an der Revolution 1849 das Vaterland verließ, nach Amerika kam."

— Daß Victor Tissot's Schmähschrift auf Deutschland „Voyage au pays des Milliards" (Paris, Dentu) in Paris fabelhaften Erfolg erzielt, ist selbstverständlich. Das in Form von Reiseberichten glatt und pikant geschriebene Buch wimmelt aber von Unwahrheiten und Entstellungen deutscher Zustände und Verhältnisse. Ganz besonders schlecht kommen die deutschen Gelehrten bei unserm Autor weg; seine seichten und spöttischen Bemerkungen über unsere Universitäten und Schulen zeugen von einer so horrenden Unkenntniß, daß man nicht weiß, ob man diese Naivetät mehr belachen oder verachten soll. Im übrigen wußte Herr Tissot bei seinem vorjährigen Aufenthalt in Deutschland dadurch, daß er sich als vornehmen Schweizer in Berlin in maßgebende Cirkel einführen ließ, eine etwas eigenthümliche Rolle zu spielen. Unter anderm ließ er sich durch einen deutschen Marineoffizier dem Chef der Admiralität vorstellen und suchte dann von letzterm die Erlaubniß zu erlangen, die Hafenbefestigungen von Kiel, Bremerhaven u. s. w. kennen zu lernen. Allein man schlug ihm dieses Verlangen ab, und Herr Tissot verließ das Land der Milliarden und — schrieb sein Pamphlet.

Bibliographie.

Asmus, P., Die indogermanische Religion in den Hauptpunkten ihrer Entwickelung. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie. 1ster Bd.: Indogermanische Naturreligion. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 7 M.

Bauer, M., Civil im Kriege. Studien und heitere Skizzen zum Versuch einer Reorganisation der freiwilligen Krankenpflege im Felde und Daheim. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 4 M.

Baumgart, H., Goethe's Märchen, ein politisch-nationales Glaubensbekenntniß des Dichters. Königsberg, Hartung. 8. 2 M.

Bolzano's, B., Selbstbiographie. Mit Einleitung, Anmerkungen und einigen kleineren ungedruckten Schriften Bolzano's. Neue Ausgabe. Wien, Braumüller. 8. 3 M.

Amusante Boudoir-Geschichten. 2ter Bd.: Von Nah und Fern. Novellen von F. Heinrich. 3ter Bd.: Klein Liddy. Novelle von H. Rosenberg. Leipzig, G. Schulze. 8. à 1 M.

Bredow, Gräfin Adele, Diana von Lavergne. Trauerspiel. Leipzig, Leiner. 8. 3 M.

Breisgauer, E., Die Ungalanten. Lustspiel. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 1 M.

Britzelmayr, J. (Claus Einsiedel), Gedichte. 2te Sammlung. Ludwigshafen, Lauterborn. 8. 3 M.

Brosin, O., Schiller's Verhältniss zu dem Publikum seiner Zeit. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Carmontel und T. Leclercq, Dramatische Sprichwörter, übersetzt von W. Grafen Baudissin. 2 Bde. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 M.

Dreydorff, J. G., Pascal's Gedanken über die Religion. Eine historische und religionsphilosophische Untersuchung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Elsaß im Leid. L'Alsace en deuil. Idyll in der Volksmundart von einem alten Straßburger. Straßburg, Schmidt. 8. 20 Pf.

Erinnerungen aus dem Badeleben. Vom Verfasser der „Laien-Vorträge". Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 2 M. 50 Pf.

Feschen, A., Wiener Reise-Lectüre. Pikant! Amusant! Interessant! 10 humoristische Erzählungen aus dem Wiener Leben und der höheren Gesellschaft. Wien, Brüder Winter. Gr. 16. 40 Pf.

Georgson, A., Weder Weihrauch noch Petroleum oder einige Betrachtungen und Urtheile über Italien im Herbste 1874 und dessen Beziehungen zu Deutschland und den übrigen europäischen Grossmächten. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Gerhard, P., Der erste Mensch, seine Entstehung, Beschaffenheit und Bestimmung oder die monistische Weltanschauung der Darwinianer im Gegensatz zur culturhistorischen christlichen. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 1 M.

Grössler, H., Urkundliche Geschichte Eislebens bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 1 M.

Gumplowicz, L., Raçe und Staat. Eine Untersuchung über das Gesetz der Staatenbildung. Wien, Manz. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Gutzkow, K., Säkularbilder. Anfänge und Ziele des Jahrhunderts. Jena, Costenoble. 8. 6 M.

Harkort, F., Die preußische Volksschule und ihre Vertretung im Abgeordnetenhause von 1848 bis 1873. Hagen, Butz. Gr. 8. 60 Pf.

Herhold, L., Im schwarzen Frack. Lustspiel nach Dreyfus. Autorisirte Bearbeitung. Hannover, Cruse. Gr. 8. 1 M.

— — Station Elm. Lustspiel nach Guillemot. Autorisirte Bearbeitung. Hannover, Cruse. Gr. 8. 1 M.

Hettinger, F., David Friedrich Strauß. Ein Lebens- und Literaturbild. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 80 Pf.

Neues belletristisches Lese-Cabinet der besten und interessantesten Romane aller Nationen. 1517te bis 1530ste Lfg. Mein Leben und was ich darin gelernt habe. Eine Autobiographie von G. M. Campanella. Aus dem Englischen von E. Lehmann. Autorisirte Uebersetzung. — Mit dunklem Hintergrund. Novellen von K. Guntram. Wien, Hartleben. 8. à 45 Pf.

Meinicke, C. E., Die Inseln des stillen Oceans. Eine geographische Monographie. 1ster Thl.: Melanesien und Neuseeland. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 9 M.

Meißner, A., Die Bildhauer von Worms. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert. 2 Thle. in 1 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Natorp, A., Eine Rhein- und Schweizer-Reise. Düsseldorf, Schaub. 8. 1 M. 50 Pf.

Reinfels, C., Ein fürstlicher Brudermörder oder die Schreckensnacht der Bastille. Eine historische Erzählung. 1stes u. 2tes Heft. Magdeburg, Weber. Gr. 8. à 40 Pf.

Säldemann, K., Wineta. Trauerspiel. Berlin, Mayer u. Müller. 8. 1 M. 50 Pf.

Saleck, A., Die letzten Tempelherren. Trauerspiel. Jena, Costenoble. 8. 2 M.

Sallmayer, H., Für die Frauen. Ernste und heitere Skizzen. Königsberg, Braun u. Weber. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Sammlung der deutschen Seeschifffahrtsgesetze. Die Gesetze, Verordnungen, Instruktionen, Anweisungen, Bekanntmachungen und Vorschriften, welche seit 1867 in Bezug auf die Deutsche Seeschifffahrt ergangen sind. Nebst einem Verzeichniß derjenigen Staaten, mit denen Verträge über die Auslieferung desertirter Schiffsmannschaften abgeschlossen sind, und einem Anhang. Aus amtlichen Quellen zusammengestellt und herausgegeben von H. Stabenow. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Schlie, F., Zwei populäre Vorträge aus dem Gebiet der Kunst- und Alterthums-Wissenschaft. I. Ueber alte und neue Kunst. II. Ueber Einführung der Kunstgeschichte in den Lehrplan der Gymnasien. Rostock, Stiller. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Schlosser, G., Göthe's Iphigenie nach ihrem religiös-sittlichen Gehalt. Zwei Vorträge. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 1 M.

Schmidt, E., Heinrich Leopold Wagner, Goethes Jugendgenosse. Nebst neuen Briefen und Gedichten von Wagner und Lenz. Jena, E. Frommann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schönhals, C. Ritter v., Der Krieg 1805 in Deutschland. Nach österreichischen Original-Quellen. Wien, v. Waldheim. 1874. Gr. 8. 4 M.

Schultze, F., Kant und Darwin. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwicklungslehre. Jena, Dufft. Gr. 8. 4 M.

Secchi, A., Die Einheit der Naturkräfte. Ein Beitrag zur Naturphilosophie. Autorisirte Uebersetzung nach der 2ten italienischen und 2ten französischen Ausgabe von L. R. Schulze. 1ste Lfg. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 3 M.

Sniebers, J. R., Wie man Bürgermeister wird. Humoristische Dorfgeschichte. Aus dem Vlämischen von E. Flinke. Autorisirte Uebersetzung. Regensburg, Manz. 1874. 8. 1 M.

Smolle, L., Charles Sealsfield. Biographisch-literarisches Charakterbild. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M.

Treitschke, H. v., Der Socialismus und seine Gönner. Nebst einem Sendschreiben an Gustav Schmoller. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Vattelet, H., Der Konflikt Vilhelms des Eroberers mit seinem Sone Robert und di Nachfolge im englisch-normännischen Reiche im Jahre 1087. Abhandlung. Zürich. 1874. Gr. 8. 80 Pf.

Wenn, J., Die Hermannsschlacht im Teutoburger Walde und ihre Bedeutung für das deutsche Volk. Eine Festschrift zur Einweihung des Hermanns-Denkmals auf der Grotenburg bei Detmold am 16. August 1875. Wiesbaden, Gestewitz. Gr. 8. 30 Pf.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 2te Serie. 3ter Bd.: Shakespeare's Frauencharaktere. Von F. Bodenstedt. Berlin, Hofmann. Gr. 8. 6 M.

Wachenhusen, H., Geschichten aus dem Badeleben. Stuttgart Kröner. 8. 2 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 12. August 1875.

Inhalt: Dramen und Gedichte von Felix Dahn. Von Rudolf Gottschall. — Zwei Vereinspublicationen. Von Hermann Uhde. — Zeitgeschichtliche und publicistische Schriften. (Beschluß.) — Naturwissenschaftliche Schulschriften. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramen und Gedichte von Felix Dahn.

1. König Roderich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Hartknoch. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Markgraf Rüdeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1875. 8. 3 M.
3. Zwölf Balladen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1875. Gr. 16. 3 M.

Felix Dahn, Professor der Rechte in Königsberg, hat durch seine lyrischen Gedichte sich als formgewandten und gedankenreichen Autor bewährt und versucht jetzt auch die Bühne, die sich den Dichtern gegenüber ebenso widerspenstig zeigt, wie sie den dramatischen Fabrikanten sich willig hingibt, für seine Dichtungen zu erobern. Zu Hülfe kommt ihm dabei, daß er gewissermaßen am Theater aufgewachsen und ein Tornisterkind Melpomene's und Thalia's ist: ein nicht gering zu schätzender Vorzug für einen Dramatiker, der mit der Bühne mehr oder weniger verwachsen sein muß, wenn sich seine dramatischen Dichtungen auf derselben einbürgern sollen. Theatralisches Lebensblut wird sonst kaum ein Poet seinen Gestalten geben können, und ohne dies Blut getrunken zu haben, bleiben sie Schemen am Acheron.

Das Trauerspiel „König Roderich" von Felix Dahn (Nr. 1) hat in der Stadt der reinen Vernunft einen glänzenden und nachhaltigen Bühnenerfolg davongetragen: bei einem Trauerspiel an einer Provinzbühne gewiß eine Seltenheit, und trotzdem wenig beweiskräftig für einen raschen Siegeslauf des Stücks über die deutschen Theater; denn der Geschmack des Publikums ist an dem Pregel ein anderer als an der Spree, der Pleiße, der Isar, und an jeder neuen Bühne hat sich ein deutsches Stück von neuem zu bewähren. Anders verhält es sich mit der literarischen Kritik; so verschiedenartig anfangs auch die Stimmen für und wider lauten mögen, so stellt sich doch das kritische Gleichgewicht und das rechte Maß der Schätzung, wennschon nicht in allernächster Zeit, wieder her.

Auf den ersten Blick scheint der Stoff nicht danach angethan, ein Publikum des 19. Jahrhunderts zu fesseln; der selige Gothenkönig, den auch ein Dichter wie Emanuel Geibel vergeblich zu dramatischem Leben zu erwecken suchte, steht doch unserer Theilnahme sehr fern, und selbst die entscheidende Schlacht von Xeres de la Frontera, welche die Herrschaft der Muselmanen in Spanien begründete, ist ein Datum der geschichtlichen Chronik, bei welchem sich unser Publikum in keiner Weise zu erwärmen vermag; denn dieses für Spanien höchst wichtige Ereigniß ist doch nur eine Episode in der Geschichte Europas, welche an die Gegenwart kaum mit irgendeinem geistigen Ausläufer heranreicht.

In der That nimmt Dahn unser Interesse auch nicht für die spanisch-muselmanische Epopöe oder Romanze in Anspruch, sondern er gibt seinem Drama einen andern Mittelpunkt: den Kampf zwischen Kirche und Staat, der das unmittelbarste Interesse der Gegenwart für sich hat; er stellt die ganze dramatische Handlung in den Brennpunkt dieses Kampfes, sodaß der westgothische König oft wie ein gekrönter spanischer Bismarck erscheint. Die künstlerische Einheit des Ganzen beruht auf dieser den ganzen Organismus des Dramas beherrschenden Idee, die sich indessen, so sehr der durch sie gegebene Zusammenhalt anzuerkennen ist, oft zu äußerlicher Tendenz herabstimmt, indem der kirchenpolitische Leitartikel von der Bühne herab den Beifall des Publikums herausfordert.

Bei dem Beginn des Stücks stehen die Gothen vor einer Königswahl: Erzbischof Sindred von Toledo, der Primas von Spanien, versammelt die Bischöfe um sich; er beschließt, König Roderich, den tapfersten der Gothengrafen, der aber ketzerisch gegen die Kirche gesinnt ist, nur dann zum König zu erwählen, wenn er den Freibrief König Rekared's, der alle Rechte und Privilegien der Kirche garantirt, beschworen habe. Weigert er den Eid, so soll an seine Stelle Graf Julian zum König gewählt werden, welcher fromm und kirchlich gesinnt, aber der

drohenden Lage des Landes bei dem Hereinbrechen der maurischen Heerscharen weniger gewachsen ist als Roderich.

Der Gothenkönig macht gleich bei seinem ersten Auftreten aus seiner Gesinnung kein Hehl; er ist ein wahrer Pfaffenhammer. Er sagt:

Und solches Unheil schaffen tausendfach
Die Bischöfe im ganzen Reich der Gothen!
Sprich selbst, Pelayo, ist seit hundert Jahren,
Seit Rekared's unsel'gem Privileg,
Ein Staat für Männer und von Männern das?
Die Bischöfe regieren dieses Reich!
Den König wählen und entsetzen sie,
Sie machen auf dem Reichstag die Gesetze,
Sie richten über Graf und Palatin,
Sie reden jedem Richter in sein Amt,
Sie überwachen Steuer, Schatz und Zoll,
Sie häufen Reichthum, und die Krone darbt,
Leibeigen sucht der Bauer ihren Schutz,
Für Brot und Segen seine Freiheit opfernd:
Viel Hunderttausend sind's der Kirchenknechte,
Die der geschwächte Heerbann schwer vermißt.
Sie schließen Frieden und erklären Krieg,
Und Heer und König, Graf und Palatin
Sind für der Kirche Schutz und Dienst nur da.
Ein süßlich-dumpfer Weihrauchqualm durchzieht
Betäubend und erschlaffend unser Land,
Es sinkt die alte Gothenkraft, und spöttisch
„Das Volk der Küster“ nennt der Nachbar uns:
Es dorrt das Heldenmark der Ahnen aus:
Mein Ahnherr Alarich, der kühne Balthe,
Steigt zürnend oft aus dem Busento-Grab
Und mahnt und straft den Enkel nachts im Traum:
Verloren ist der Gothen Staat und Volk,
Währt diese Knechtschaft fort: ich breche sie,
Und müßt' ich alle Kirchen Spaniens
Mit niederbrechen: sei's, ich breche sie,
Und priesterfrei mach' ich mein Volk!

Und später läßt er seinem Priesterhaß in dem folgenden Erguß freien Lauf:

Ich hasse sie aus tiefstem Grund der Seele!
Sie haben unsres Hauses Grund zerstört,
Sie haben schwarz der Mutter Geist umfinstert,
Sie haben auf der Schuld des Vaters Blut,
Sie haben einer süßen Schwester Herz,
Die ich, ach, zärtlich liebte, mir entfremdet,
Sie haben meine Kindheit mir gestohlen,
Sie wollten brechen Willen mir und Geist:
Nicht ihr Verdienst ist, daß ich Mann geworden.
Und da ich ihre Ketten mit Gewalt
Zerriß, aus dumpfen Klostermauern flüchtend,
Da haben sie so lange mich gehetzt,
Bis ich, verkauft als Sklav', auf fremder Küste
Aufschreiend warf mein Haupt, verzweiflungsvoll,
Den Tod erflehend, in den Sand der Wüste.
Nicht ihr Verdienst, daß ich aus tiefster Noth
Mich rang empor bis zu des Thrones Stufen,
Bis auf den Thron bald, hoff' ich, ihn zu säubern
Von allem Spinnwebschmuz der Priesterschaft.

Man ist bei solchen Gesinnungen darauf gespannt, ob er den von den Priestern verlangten Eid leisten wird. Er schwört, daß er aus Sindred's Hand die Gothenkrone nicht eher nehmen werde, bis er den verlangten Eid geschworen. Diesen Schwur leistet er indeß mit einer reservatio mentalis, die einem Priester Ehre machen würde, denn er ist bereits fest entschlossen, die Krone nicht aus Sindred's Hand zu nehmen; nicht von den Priestern und von dem Adel läßt er sich wählen, er ruft das ganze Gothenvolk herbei, damit es ihn wähle:

Roderich.

Ganz neu erst ist der Brauch, der ein paar Dutzend
Bischöfe läßt und Grafen nur entscheiden
Die Wahl, indeß das Volk, hinausgesperrt,
Harrt vor geschlossnen Thüren, Knechten gleich,
Wen ihm die Herrn zum Fürsten wollen gönnen.
Ihr Gothen aber seid nicht Knechte, nein,
Auch nicht der Priester: ihr seid freie Männer!

Stimmen.

Ja, wir sind frei!

Andre.

Heil, Heil dem Sohn der Balthen!

Roderich.

Ganz anders ist der wahre, alte Brauch,
Der echte, gothische, der Königswahl,
Und mancher Graukopf kennt ihn unter euch
Viel besser als wir Jungen: Sprich du, Rechtswart,
Ehrwürd'ger Held, der du kraft Amt und Weisheit
Das Recht zu weisen hast, wo's fraglich ward:
Ich heische deinen Wahrspruch: was ist Volksrecht?

Landfrid (den Stab hoch erhebend, dann darauf ruhend).

Ich schöpfe Wahrspruch: dies ist Gothenrecht:
In seinen Waffen schart das Volksheer sich,
Das ganze Heer, nicht Priester nur und Grafen,
Und wählt mit lautem Zuruf seinen König,
Und hebt ihn jauchzend auf den breiten Schild.

Roderich.

Wohlan, das alte Volksrecht ruf' ich an!
Mit List, Gewalt und manchem bösen Schlich
Wand man dem Volk das Wahlrecht aus der Hand;
Ich, Volk der Gothen, geb' dir's heut zurück:
Denn nie bedecken soll mein Haupt die Krone,
Wenn ihr sie nicht durch eure Wahl mir gebt.

Landfrid.

Auf, Volk der Gothen, übe denn dein Recht!

Pelayo.

Den ersten Helden euers Heers, den Balthen —
Ihr tapfern Gothen, wählt den tapfersten!

Garding.

Heil König Rodrich!

Landfrid.

Hebt ihn auf den Schild!

Alle mit Ausnahme der Bischöfe, Julian's und Tulga's:

Heil Roderich, dem König der Westgothen!

So ist der schlaue Sindred überlistet, und Roderich durch die Urwahl des souveränen Volks Gothenkönig geworden.

Im zweiten Act plant Sindred eine neue Hinterlist, die mit einem romantischen in die Handlung geschlungenen Faden zusammenhängt. Als Roderich Sklave in Ceuta war, hat sich ein spanisches Mädchen seiner angenommen, ihn vor Verzweiflung und Tod errettet. Dies Mädchen ist, wie wir wissen, aber Roderich zunächst nicht weiß, Cava, die Tochter des Grafen Julian, des Erbfeindes von Roderich und Thronrivalen. Verlobt mit dem Grafen Tulga, liebt sie den Sklaven. Sindred, als ihr Beichtvater, redet ihr ins Gewissen, daß sie diesen Conflict durch klösterliche Entsagung büßend löse, und da Cava, schon wegen des nächsten Actschlusses, möglichst rasch ins Kloster muß, so dispensirt Sindred sie von allen Formalitäten, von Novizenthum und andern Verzögerungen, und läßt sie Hals über Kopf den Schleier nehmen. Jetzt glaubt er Roderich in seiner Gewalt zu haben, denn er will die Braut des Himmels ihm nur wieder herausgeben,

wenn er die Bedingungen der Kirche unterschreibt. Anfangs beschweren sich der Vater und der Bräutigam darüber, daß Cava in ein Kloster gelockt ist. Roderich verspricht ihnen Gerechtigkeit und läßt durch seine Königsknappen Cava herausholen, obgleich seine Mutter, die Aebtissin des Klosters, dagegen protestirt. Roderich erkennt seine Geliebte und bietet ihr umgehend Herz und Hand und seine goldene Krone. Er läßt die Grafen Julian und Tulga wegen Hochverrath verhaften, weil sie ihre Festungen Ceuta und Tingis verlassen haben und diese dadurch in die Gewalt der Mauren gefallen sind, und läßt überdies das Kloster sperren. So ist die zweite Intrigue Sindred's durch force majeure gescheitert.

Indessen hat der Priester dadurch einen neuen Trumpf gewonnen, den er im dritten Act ausspielt. Gibt Roderich nicht den Wünschen der Kirche nach, so wird Sindred proclamiren, daß der König seiner Nonnenbuhlschaft wegen die Kirche bekämpfe; sonst will er Dispens ertheilen und ihm Donna Cava zum Weibe geben. Diese böse Absicht wird indeß „belauscht“ und zwar von den Grafen, Kriegern und dem souveränen Gothenvolk; Sindred ist entlarvt. Jetzt beginnen die Verhandlungen wegen Donna Cava. Nach dem alten Gothenrecht darf sich kein Mädchen ohne den „Muntwalt“ binden; der Klostereintritt eines minderjährigen Mädchens ist ungültig, und wird dafür von Roderich erklärt. Jetzt machen aber Vater und Bräutigam Anspruch auf Donna Cava. Da kommt zu rechter Zeit der maurische Gesandte und verkündet, daß Graf Julian und Graf Tulga die Städte Ceuta und Tingis den Mauren zum Pfand gegeben haben; sie werden zum Tode verurtheilt. Damit erlischt väterliche Vormundschaft und Verlobungsrecht des Bräutigams, und Donna Cava wird Roderich's Eheweib unter „Königsschild und Königsspeer“ nach Gothenrecht. Die Basken, von den Priestern aufgehetzt, machen eine Art von Karlistenaufstand; Roderich rückt gegen sie ins Feld.

Im vierten Act beginnt Sindred, der das Rad des Stücks im Rollen hält, eine neue Intrigue, und zwar der schlimmsten Art: Vaterlandsverrath! Inzwischen macht ein baskischer Kullmann einen Mordanfall auf Roderich. Der König, in diesem Act in sehr aufgeregter Stimmung, verlangt, daß die Bischöfe ihm Geld zur Kriegführung geben, sich besteuern lassen, und daß ihre Kirchenknechte, die vom Kriegsdienst befreit sind, in sein Heer eintreten, und als die Bischöfe, auf König Rekared's Freibrief gestützt, sich weigern, zerreißt er diesen Freibrief.

Im fünften Act verliert König Roderich durch die Hinterlist der Pfaffen und ihrer Anhänger die Schlacht bei Xeres de la Frontera und das Leben.

Wir sehen aus diesem Gang des Stücks, der Kampf des Königthums gegen die List der Priester geht durch alle Acte. Roderich bedient sich in diesem Kampfe aller Mittel der List und Gewalt; er schwört einen Eid, der von Hause aus durch ein angeborenes Sophisma ungültig ist. Daß er schwört, er werde schwören, erscheint uns überhaupt als eine Verkünstelung, die auf einen äußern Effect hinarbeitet, denn das ist ganz überflüssig. Er bricht in die Klöster und sperrt sie; er stellt ganze Regimenter als Spione hinter dem Vorhang auf; er zerreißt die Urkunden, welche das Recht der Kirche verbürgen. Hierin liegt wenigstens eine Steigerung, wie überhaupt das wildere Wesen des Königs im vierten Act von dem Dichter scharf markirt ist, ohne daß indeß eine Entwickelung des Charakters damit gegeben wäre. Die alten Gothenkönige haben auch ihren Streit mit den Pfaffen geführt, doch dieser Kampf erscheint uns in dem Stück häufig mit allzu modernem Firnis. Es ist sehr oft von Staat und Kirche die Rede, wie in einem Zeitungsartikel. Roderich beruft zehn Mann,

> Zu prüfen alle jene Neuerungen,
> Die uns die Kirche aufdrang in dem Staat.

Ein anderes mal sagt er:

> Die höchste Ehre ist, dem Staate dienen,
> Nicht, gegen Staat und Staatsgewalt sich bäumen.

Dann nennt er wieder die Klöster:

> Brutstätten, wo der Primas dieses Reichs
> Zur Staatsverachtung fromme Fraun erzieht.

Das hätte wol nie ein alter Gothenkönig gesagt. Das klingt wie eine Wendung aus dem officiösen berliner Preßbureau. „Staatsverachtung“ von seiten frommer Frauen, in einer Zeit, wo es keinen Staat gab und wo es von den Frauen hieß: mulier taceat in ecclesia! Das ist denn doch eine hypermoderne Wendung, die ein so genauer Kenner der gothischen Cultur, der Rechte und Sitten jener Zeit doch nur als einen theatralischen Irrwisch in seinen Versen flackern ließ. „Klostergesetz“ — ruft jeder Kundige. Da habt ihr's, ihr Nonnen!

Ohne Frage wirken gerade diese Stellen bei Aufführungen auf heutiger Bühne effectvoll; es fehlt geradezu nicht an Knallerbsen, die auf eine dröhnende Wirkung berechnet sind, z. B. die Aeußerung bei der Erwählung der Himmelsbräute:

> Der Himmel ist kein Mann, er kann nicht frei'n.

Abgesehen davon, daß die westgothische Kirchenpolitik auf den Horizont der preußischen visirt ist, liegen in dem Drama Momente starker Wirkung noch durch die geschickte theatralische Behandlung. Es kann in der That als eins der großartigsten Schaustücke dargestellt werden, und das ist eine große Empfehlung in einer Zeit, in welcher die Ausstattungsfrage in den Vordergrund gerückt ist, große und kleine Hoftheater in glänzender und archäologisch treuer Ausstattung wetteifern und unsympathische Dramen wie Kleist's „Hermannsschlacht“, die bei bisherigen Versuchen sich nicht auf der Bühne halten konnten, durch geschickte Verwerthung der altgermanischen Bärenfelle und künstlerische Gruppirung ihrer Träger noch mehr als durch den Chauvinismus der Cherusker in der Hauptstadt des Deutschen Reichs Mode wurden. Wenngleich sich in dem Dahn'schen Drama die Wirkung, welche das Hereinbrechen der Volksmassen und Truppen auf die Bühne hervorbringt, in dreifachen Varianten wiederholt, so wird sie bei der Verschiedenheit der geschickten Arrangements dadurch keineswegs abgeschwächt. Mit welcher Genauigkeit, unterstützt durch seine wissenschaftlichen Studien, Felix Dahn Decorationen und Costüme angibt, mag die Scenenangabe der letzten Verwandlung des ersten Acts beweisen:

Die große Basilika der Apostelfürsten zu Toledo. Streng byzantinischer Basilikenstil. An den Wänden auf Goldgrund Mosaiken in fortlaufender Darstellung: Bilder der Apostel Petrus

und Paulus und anderer Heiliger. Rundbogen. Logen. In dem Hintergrund drei große praktikable Thore, von innen sichtbar mit vergoldeten Holzriegeln geschlossen: gegen den Hintergrund führen vier bis sechs Stufen, die sich quer über die Bühne ziehen. Rechts eine hohe Kanzel mit Stufenaufgang, daran eine schmale Pforte (verschließbare niedere Thürklappe), mit dem Thronsitz Sindred's: links nach hinten dicht neben dieser Kanzel ein schmaler Altar, genau so hoch wie Sindred's Kanzelbrüstung, sodaß Sindred die auf des Altars (mit weißen Tüchern bedeckter) Oberfläche ruhende Krone, das Scepter und den Purpur bequem zur Hand liegen und von keinem auf dem Kirchenboden Stehenden erreicht werden können. An Kanzelthron und Altar reihen sich in einem gegen das Publikum geöffneten Halbkreis die roth ausgeschlagenen Sitze der Bischöfe und, bedeutend geringer an Zahl, die niedern blau ausgeschlagenen der weltlichen Großen, welche die Linke des Halbkreises ausmachen, während die der Bischöfe die Mitte und den rechten Flügel füllen. Das Zahlenverhältniß soll wie zwei Drittel zu ein Drittel sein, abgestuft nach dem verfügbaren Personal: also etwa 24 zu 12; vor Sindred, der unter einem von vier Priestern getragenen Baldachin schreitet, ungefähr zwölf Chorknaben mit Weihrauchfässern und brennenden Wachslichtern: Sindred und alle Bischöfe in großem Ornat und wallenden Scharlachtalaren und Bischofsmützen: Sindred mit einer hohen Mitra bedeckt und dreifacher reicher Goldkette um Hals und Brust, Eugenius, Gundemar, Oppa und die übrigen Bischöfe: hinter ihnen Aebte, Archidiakone und Priester in langem feierlichen Zuge kommen paarweise aus der hintersten Seitencoulisse rechts und nehmen langsam ihre Sitze ein. Links im Vordergrund der für den König bestimmte niederere Thron.

Ein anderes mal erhalten wir eine genaue Schilderung der Kriegsknappen:

Pelayo an der Spitze der Sajonen marschirt aus der Schlußcoulisse links in kriegerischer Ordnung quer über die Bühne und umstellt in einem gegen das Publikum offenen Rechteck drei Seiten der Bühne: die Schwenkungen werden hart abgebrochen, strenger Marschschritt. Die Sajonen sind alle gleichmäßig gerüstet, was bei den übrigen Kriegern nicht der Fall. Sie tragen Sturmhauben, welche in drahtnetzartiger Verlängerung bis über die Schultern herabreichen: aus gleichem Stoff gefertigte Brust-, Arm- und Fußbekleidung (Drahtnetztricot), den Speer über der linken Schulter, langgestielte Streitärte in der Rechten, an breitem Wehrgehäng rechts Dolch, links Schwert, keine Schilde. Pelayo hält militärisch an der Spitze der Schar rechts vorn.

Auch für das Schlachtfeld von Xeres de la Frontera hat der Dichter ein Schema im Anhang gegeben, und nachdem wir uns an den Gothenhelmen satt gesehen, erhalten wir eine Abhandlung über das Costüm der Mauren:

Der Gesandte der Mauren mit vielen Mauren, alle weiß gekleidet, krumme Säbel, Pfeil und Bogen, kurze Wurfspeere, Turbane, weiße flatternde Mäntel. Während bisher die Terrainwelle im Hintergrund von den Gothen nicht betreten war, ergießen sich jetzt die Mauren, aus dem Fond aufsteigend, über dieselbe; die ganze Bühne muß von diesen weißmanteligen Gestalten angefüllt sein, um den Eindruck übermächtiger Ueberflutung des Landes herbeizuführen. Zuerst wird eine kolossale fliegende grüne Fahne sichtbar, welche ein riesiger Maure dem Gesandten voranträgt.

Der Dichter hat nicht nur großen Bühnen eine bei dem heutigen Geschmack verlockende Aufgabe gestellt, was scenische Decorationen, Costüme und Massentableaux betrifft; er hat die Lösung derselben auch wesentlich durch die genauen Angaben erleichtert, die er aus seinen eigenen Studien schöpfte.

Brillante Lichter zeitgemäßer Tendenz und großer Glanz äußerer Inscenirung: erschöpft sich damit der Werth des Stücks? Nein! Die großen Haupt- und Staatsactionen sind auch durch eine theilweise imposante Rhetorik hervorgehoben; Roderich und noch mehr der Primas Sindred haben auch in Bezug auf den dichterischen Ausdruck eine durchgreifende Repräsentation. Und wir denken von solcher Rhetorik nicht gering. Das historische Drama ist, wie Shakspeare's und Schiller's Beispiel beweisen, ohne dieselbe unmöglich.

Gleichwol beschränkt sich das Stück auf die Bedeutung einer Haupt- und Staatsaction; eine tiefer grundirte Charakteristik fehlt in demselben. Die Liebesscenen gehören einer sehr blassen Romantik an; das tragische Motiv, welches Mutter und Schwester dem Sohn gegenüberstellt, ist nicht menschlich tief, sondern nur theatralisch ausgebeutet; die Liebe Pelayo's zu Roderich's Schwester Theodosia ganz schemenhaft gehalten. Alles was außerhalb des kirchenpolitischen Conflicts liegt, trägt den Charakter der Beiläufigkeit; humoristische Gestalten fehlen gänzlich.

Die Diction hat rednerische Kraft, aber keine kühne und geistreiche Bildlichkeit und ist mit offenen und verschwiegenen Reminiscenzen an Schiller durchwirkt; z. B.: Sie darf mir fluchen, sie hat mich geboren. Vgl. Isebeau: Ich darf ihm fluchen, ich hab' ihn geboren. — Es ist ein Mehr von zwanzig gegen fünf. Vgl. Stauffacher: Es ist ein Mehr von zwanzig gegen zwölf, u. a. Schlimmer noch als diese directen Wiederholungen sind die fortwährenden Anklänge an alle Eigenheiten Schiller'scher Sprachweise, welche doch nur mit blasser dichterischer Copirtinte geschrieben sind.

Bei dem zweiten Trauerspiel Felix Dahn's: „Markgraf Rüdeger von Bechelaren" (Nr. 2) können wir uns kürzer fassen; es hat durchaus nicht jene imposante Rhetorik des „König Roderich" und in der Tendenz eine bedenkliche Aehnlichkeit mit Grillparzer's „Ein treuer Diener seines Herrn". Graf Rüdeger von Bechelaren ist Etzel zu Dank verpflichtet; sein Vater hatte sich wider ihn empört:

Er ward gefangen: Etzel gab ihn frei,
Gab ihm aufs neu die Lehn, nach seinem Tod
Dem mitgefangnen Sohne, mir, dazu
Mit allem Land des Vaters diese Burg:
„Sei du mein Thorwart", sprach er, „an der Donau,
In deinem Schos liegt Etzel's Haupt — behüte
Du seinen Schlummer." Edler Vogt von Bern,
Befreit die Welt, ich muß dem Heunen dienen.

Durch die Treue der Dienstpflicht ist Rüdeger an Etzel's Willen geknüpft; er verlobt seine Tochter mit Giselher gerade als die Burgunden gen Etzel's Hofburg ziehen, um der unerbittlichen Rache der Chriemhild zu verfallen. Vergebens sucht er Giselher zu retten, Chriemhild zwingt ihn sogar, gegen die Nibelungen, gegen seinen innigsten Freund Volker, gegen Giselher, den Geliebten seiner Tochter, zu kämpfen, und er fällt von Hagen's Hand. Das Gemetzel an Etzel's Hofburg, welches schon den dritten Theil der Hebbel'schen „Nibelungen" für die Bühne unmöglich machte, füllt den letzten Act des Dahn'schen Stücks aus.

Held Rüdeger mit seinem Conflict zwischen Dienstpflicht und Herzensneigung tritt in dem Stücke lange nicht bedeutend genug hervor; die Rachefurie Chriemhild, der grimme Hagen und andere Sagenhelden stellen ihn in den Schatten. Daß eine Tragödie der hündischen Treue keine Theilnahme erwecken kann, ist bei Gelegenheit des Grillparzer'schen Dramas oft genug erwähnt worden; der Servilismus eines schnöden Gehorsams gegen verhaßten Befehl

hat nichts Herzerhebendes; wäre Rüdeger eine tragische Gestalt, so würde er sich in das eigene Schwert stürzen, statt der Chriemhild blindlings zu gehorchen.

Das theatralische Arrangement in dem Stücke ist wiederum geschickt zu nennen; Chriemhild wird in effectvoller Weise eingeführt, und auch in dem epischen Schlußtableau sind einige Züge von dramatischer Kraft. Dietrich von Bern ist der Geschichtsheld der Tragödie, gleichsam der strahlende Lichtgeist, der aus den mörderischen Vorgängen ein welthistorisches Facit zieht, Etzel mit seinen Hunnen in den Osten zurückweist:

Etzel (zu Dietrich).

Auf euern Schultern ruht fortan die Welt!

Dietrich.

Ich nehm' sie auf: — — — für der Germanen Volk!
(zu Hildebrand)
Herolde laß in alle Lande ziehn
Und allen Völkern heil'gen Frühling künden:
In Blut versank der blut'gen Nibelungen
Geschlecht: der Hennen Joch und Geißel brach,
Und hoch und leuchtend hängt der Gothenkönig
Zu Bern den Heerschild starken Friedens auf,
Der Amalungen unbefleckten Schild:
Gerächt ist Siegfried, und die Welt ist frei.

Die milde Beleuchtung der idyllischen ersten Acte steht gegen die tiefe Nacht des Schlußtableau in einem malerischen Contrast; es ist dies indeß mehr stimmungsvoll empfunden, als dramatisch wirksam herausgearbeitet. Die Liebesscene zwischen Dietlind und Giselher wird mit minniglicher Naivetät ausgeführt:

Giselher.

Sprich! Alles — nur die Sterne nicht vom Himmel!

Dietlind.

Nun, so schwer, denk' ich, kommt es dich nicht an.
Du sollst was leiden, Lieber, nicht was thun.

Giselher.

Was thun wär' mir doch lieber.

Dietlind.

Ei, wer weiß!
Du hast zum Abschied in dem Saal heut' Abend
Vor all den lauten Männern was begehrt — — —

Giselher.

Was mir die junge Markgräfin versagte:
Mein gutes, offenbares Bräut'gamsrecht.

Dietlind.

Drum konnt' die junge Markgräfin nicht schlafen
Und will's nun sühnen: (ihm wehrend, da er sie küssen will) nein,
nicht so, du Wildsturm!
Laß mich dir, statt des Kusses vor den Augen
Der lauten Menschen, hier vor Gottes Augen
(nach den Sternen deutend)
Auf deine edle Stirn den Kuß dir legen.
(Giselher senkt das Knie vor ihr, zu ihr aufblickend; sie küßt ihn auf die Stirn.)
Nimm all mein Leben hin mit diesem Kuß.
Ich bebte sonst, Blut schoß mir in die Wange,
Sah unversehns ein Mann mir in das Auge:
Dich aber sucht das Auge wie die Seele:
Ich hab' dich lieb, du goldner Königssohn (ihn erhebend).

Rüdeger (für sich).

Nein, Kön'gin Chriemhild, diese Knospe nicht!

Giselher.

Ich weiß ein Märchen, Holde: — weißt du's auch? —
Von einem wunderschönen Elbenkind,
Das durch die Lüfte, allen unsichtbar,
Ein schwangezogner Muschelwagen trägt:
Auf Erden wallt' ein Knabe sehnend hin,
Der sie im Traum gesehn und seither sucht.
Da, als er kommt in einen stillen Garten,
Da glänzt es plötzlich hell vor seinen Augen,
Es hält der Schwan: — ein holder Ruf ertönt,
Und an der strahlenden Geliebten Seite
In eitel Glanz, ins Morgenroth hinein
Ziehn sie mit ew'gem Glück und ew'ger Liebe!

Im Charakter der Chriemhild und des Hagen liegen Züge dramatischer Größe. Das Werk macht den Eindruck einer poetisch anziehenden Dichtung, deren Hauptconflict aber theils nicht scharf genug herausgearbeitet ist, theils an und für sich ein gesundes Empfinden verletzt.

Die „Zwölf Balladen" (Nr. 3) von Felix Dahn zeugen für die oft bewährte Formgewandtheit des Dichters, der in seiner Stoffwahl von den ältesten Zeiten bis zur allerneuesten keine Epoche der Geschichte verschmäht. Dadurch gemahnen sie freilich wie poetische Illustrationen zu einem historischen Bildersaal, sie beginnen mit Odysseus und Nausikaa und enden mit der Schlacht bei Sedan. Das erste Gedicht „Odysseus" erinnert an eine poetische Epitome:

Was Achilleus nicht gelungen,
Was nicht Ajas' Stärke that,
Priam's Feste hat bezwungen
Dieses Hauptes kluger Rath.

Ein Jahrzehnt mit kühnem Kiele
Trotzt' ich Posidaon's Wuth
Und ich drang zum sonn'gen Nile
Und zu Lethes dunkler Flut.

Freundin rühm' ich mir Athene,
Und der ew'gen Jugend Zier
Beut, die schöner als Helene,
Beut die Inselgöttin mir: —

Ach, wie gern wollt' ich vertauschen,
Was mir Herrlichstes geschah,
Hört' ich nur noch einmal rauschen
Deinen Bergwald, Ithaka!

Einige der mittelalterlichen Erzählungen sind in dem schottischen Balladenstil gehalten. Die „Kreuzfahrerlieder der Deutschherren-Ritter in Preußen" erinnern zwar nicht an die Redwitz'schen Kreuzfahrlieder, doch haben sie auch etwas Schablonenhaftes; nur „Die Mette von Marienburg" ist eine farbenreiche poetische Erzählung. Der schwäbische Deutschordensritter liebt das polnische Edelfräulein und erfährt den Verrath, den die Polen gegen die stolze Burg an der Nogat im Schilde führen; da springt er aus dem Erkerfenster hinab, um rechtzeitig die Seinen zu warnen. Durch alle drohenden Gefahren der Nacht, durch heranstürzende Wölfe, über den Eisgang der Nogat, durch die polnischen Wachen hindurch erreicht er das Thor der Burg, schlägt dreimal an dasselbe, warnt die Brüder vor dem Verrath und bricht, von den Pfeilen der Polen getroffen, todt zusammen. Die Schilderung ist lebendig, schwunghaft, das Colorit ist specifisch „baltisch".

Wie matt ist dagegen das letzte Gedicht:

Bei Sedan.

I.

Bei Bazeilles, bei Balan hin und her,
Wie rangen doch meine Baiern schwer!

Da traf ich am Graben, im Schützenkampf —
Kaum sah man die Brücke vor grauem Dampf —

Am zerschossnen Zaun, von dem Park nicht weit,
Den Hauptmann, den Freund aus der Jugendzeit!

„Freund Felix, du hast dein altes Glück!
Heut' schaust du des Krieges schönstes Stück!

Die Sachsen, so heißt es, sind schon ganz nah: —
Avanciren, Hornist! — und die Garden sind da!

Wir fangen sie, hoff' ich, auf Einen Schlag:
Das wird meines Lebens schönster Tag."

II.

Zwei Stunden darauf, da brachten sie
Mir sterbend den Hauptmann nach Douchéry.

„Ist's wahr, Freund?" frug er mit mattem Ton. —
„Ja! — gefangen der Kaiser und Mac Mahon,

Und das ganze Heer — hunderttausend Mann!" —
„Ich sterbe — grüß' mir den von der Tann

Und wer an der Isar mein denken mag: —
Das war meines Lebens schönster Tag!"

Das schöne Talent, das sich in diesen Dramen und Gedichten ausspricht, könnte jedenfalls durch Concentration noch Bedeutenderes schaffen; das willkürliche Herausgreifen der verschiedenartigsten Stoffe gibt ihm einen stark akademischen Zug, es ist ein Ansingen alles Erdenklichen, und eine genauere Prüfung hätte dem Dichter wol auch sagen müssen, daß Stoffe wie Rüdeger von Bechelaren nicht hinlänglichen dramatischen Halt besitzen. Eine originelle Weltanschauung erst und der Sinn für das Bedeutsame verwandeln die Studienmappe eines talentvollen Dichters in ein der Nachwelt zugehöriges Nationalalbum.

Rudolf Gottschall.

Zwei Vereinspublicationen.

1. Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereins der österreichisch-ungarischen Monarchie. Vierter Jahrgang. 1875. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1875. Lex.-8. 6 M.
2. Hausschatz deutscher Erzählungen. Erstes bis viertes Bändchen. Bremen, Nordwestdeutscher-Volksschriftenverlag. 1875. 8. Jedes Bändchen 50 Pf.

Wir haben zwei Vereinspublicationen verschiedenartiger Beschaffenheit vor uns. Beginnen wir mit einer kurzen Charakteristik des splendid ausgestatteten, in groß Octav stattlich sich präsentirenden, 515 Seiten starken Jahrbuchs des ersten allgemeinen Beamtenvereins in Oesterreich-Ungarn; der Reinertrag dieses literarischen Unternehmens ist dem Fonds zur Errichtung einer höhern Töchterschule gewidmet, man erwartet also wol von vornherein eine entsprechende Verbreitung des schönen Druckwerks.

Und man ist zu dieser Erwartung mit Fug berechtigt. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen" — dieser Gedanke scheint den Herausgebern der „Dioskuren" vorgeschwebt zu haben, denn wir finden in dem Jahrbuche nicht weniger als siebenundsiebzig Beiträge, unter diesen fünfundfunfzig in gebundener Rede, die übrigen zweiundzwanzig in Prosa. Unter jenen begegnen wir Sonetten, lyrischen Gedichten, Balladen, Romanzen, Xenien, Zeitgedichten, einem Silberhochzeitsliede, einem Trinkspruch, einem Festgruß, einer „poetischen Erzählung" u. s. w. Man sieht, es ist so ziemlich jedes Genre vertreten, und — wie hervorgehoben werden darf — sehr gut vertreten; hierfür bürgen schon die Namen der Verfasser, aus deren langer Liste wir herausheben: Hieronymus Lorm, Robert Hamerling, Betty Paoli, Julius von der Traun, Karl Beck, Bauernfeld, Julius Rodenberg, Friedrich Bodenstedt, Johannes Nordmann, Eduard Mautner, Tschabuschnigg, L. A. Frankl, Ludwig Foglar u. s. w. — eine Namensnennung, welche jedoch nicht etwa bedeuten soll, als seien die Beiträge der nicht Erwähnten minder annehmbar. Vielmehr ist die getroffene Auswahl durchweg höchst gediegen, und die Redaction des Jahrbuchs hat mehr als einen glücklichen Treffer gehabt; so sind z. B. Bauernfeld's Beiträge in Scherz und Ernst kleine Meisterstücke; die „Contraste" werden sich den besten Gedichten der Neuzeit an die Seite setzen dürfen, und das satirische „Shakspeare, illustrirt durch Benedix und Cotta" ergötzte schon, als die „Neue freie Presse" es publicirte; ebenso „Französischer dramatischer Koch". Rodenberg's „Silberhochzeitslied" athmet ganz die zarte, keusche Poesie, von welcher uns der begabte Dichter bereits eine so große Zahl der erfreulichsten Proben geliefert hat. Von Bodenstedt's Gedichten dürfte das „An den Rhein" den Preis davontragen, ein schwungvolles Poem mit der Schlußstrophe:

So hilf die schwererkämpften Güter
Uns wahren, alter heil'ger Strom,
Bleib deutscher Macht und Ehren Hüter
Und mache frei dein Volk von Rom;
  Daß man bei deinem Weine
  Aufjubelnd singt und sagt:
  Die Nacht versank im Rheine,
  Der Geist ist frei — es tagt!

Die kleine Probe möge zugleich auch den Beweis liefern, welcher Geist das Jahrbuch durchweht. Immerhin scheint es bemerkenswerth, wenn eine officielle Publication des ersten allgemeinen Beamtenvereins in Oesterreich-Ungarn so freisinnige Lieder bringt; auch in Oesterreich ist eben jetzt „der Geist frei — es tagt!" Vor einem halben oder gar ganzen Menschenalter hätte dort schwerlich eine so mannhafte Sprache erschallen dürfen.

Noch erübrigt ein Wort zu sagen über die aus fremden Sprachen herübergenommenen poetischen Beiträge. Das Jahrbuch enthält Uebersetzungen aus dem Kroatischen, dem Ungarischen und dem Englischen; Ognieslav-Utiesinovics-Ostrozinski ist des Kroatischen wie des Deutschen in gleicher Weise mächtig, denn er selbst hat seine beiden kroatischen Gedichte: „Die Auferstehung des Ban Jellacic" (verfaßt zur Enthüllungsfeier seines Monumentes, Reiterstandbild von Fernkorn, in Agram, 16. December 1866) und „Nachruf am Grabe des Generals P. von Prera-Dovic" selbst in das Deutsche, und zwar in ein musterhaftes Deutsch übertragen. Unter den ungarischen Poesien dürften die der auch in Deutschland nicht unpopulären Dichter Alexander Kisfaludy und Alexander Petöfy (übersetzt von Hugo Klein und Ladislaus Neugebauer) den Preis verdienen. Aus dem Englischen des

Lord Byron und der Felicia Hemans hat Heinrich Stadelmann einige Arbeiten lobenswürdig übertragen.

Wenden wir uns nach dieser nothgedrungen sehr flüchtigen Ueberschau der poetischen Beiträge in den „Dioskuren" zu denjenigen in Prosa, so haben wir, zunächst auf das Genre blickend, zu registriren: Novellen, Märchen, philosophisch-ästhetische, literarhistorische, geschichtliche, populärwissenschaftliche Aufsätze von mehr oder minderm Gehalt, und endlich sogar einen „dramatischen Scherz" von Hieronymus Lorm: „Ein ungerathener Sohn", der sich ungemein ergötzlich liest und, wenn auch für die öffentliche Bühne kaum geeignet, doch für Liebhabertheater sehr willkommen geheißen werden dürfte. Im allgemeinen gilt von den Prosabeiträgen des Buchs, was von den Gedichten gesagt werden konnte: etwas entschieden Schwaches ist nicht darunter, freundlich annehmbar ist alles, einzelnes sogar von hervorragendem Werthe. Dahin gehört die geistreiche Studie des Freiherrn Joseph Alexander von Helfert: „Napoleon und Marie Luise im Sommer 1814", mit Benutzung von Briefen der Marie Luise an ihren Vater und von Berichten ihrer Begleitung an Kaiser Franz und Fürst Metternich. Die meisten Geschichtswerke verlieren den Kaiser Napoleon während des Jahres 1814 ganz aus dem Auge; um so größer ist Helfert's Verdienst, daß er uns zeigt, wie der gewaltige Mann auch auf Elba immer er selbst blieb, wie er baut, einreißt, anordnet, verwaltet und organisirt mit wahrhaft genialer Schaffenskraft, bis endlich seine Zeit kommt und er wieder eine europäische Rolle spielt. Helfert's Studie ist ebenso liebevoll und fein wie ausgezeichnet durch interessantes Detail, über welchem ein echt historischer, großer Stil des Ganzen nicht vergessen ist.

„Venetianische Geschichtsstudien" von höchstem modernen Interesse bringt J. Mirsce: nämlich aus den Archiven zu Venedig geschöpfte „Erinnerungen aus dem vorletzten Lebensjahre des Ungarnkönigs Mathias Corvinus". Mit steigendem Ergötzen nehmen wir bei der Lektüre wahr, wie dieser Monarch einen Legaten des Papstes, der nach heiliger Väter Manier Einmischungen Innocenz' VIII. in weltliche Dinge zu vertreten hatte, in drastischer Weise abtrumpft; die auf den Vorgang bezüglichen Actenstücke bilden eine ausgezeichnete Illustration zu den gegenwärtigen kirchenpolitischen Conflicten und zeigen, wie energische Fürsten, die nebenbei noch die besten Katholiken waren, den Päpsten ihren Standpunkt fast deutlicher klar zu machen gewußt haben als gegenwärtig die leitenden Minister selbst protestantischer Staaten, von katholischen wie Oesterreich ganz zu schweigen. Dieser Mirsce'sche Beitrag zu den „Dioskuren" ist in seiner ruhigen, von aller Tendenzmacherei absichtlich freigehaltenen, schlagenden Beweiskraft eine ungemein dankenswerthe Gabe.

Einen schätzbaren Beitrag zur österreichischen Künstlergeschichte bietet Albert Ilg mit „Raffaelino", indem er uns an J. E. Scheffer von Leonhardshoff (1795—1822), einen reichbegabten Anhänger jener „neudeutsch-religiös-patriotischen" Richtung, die in Overbeck, Ph. Veit und Cornelius ihre Häupter verehrt, von Goethe aber energisch bekämpft wurde, erinnert. „Den Manen Adalbert Stifter's" widmet P. P. Rosegger tiefgefühlte, wirklich rührende persönliche Erinnerungen, in denen es recht beschämend für die an Stumpfsinn grenzende Gleichgültigkeit des großen Publikums sich ausnimmt, wenn wir lesen, daß der Aufruf zu einem Stifter-Gedenkstein — gerade einen Gulden („der Spender ist ein armer Mann") eingebracht hat; ganz wie unlängst die Absicht, Friedrich Gerstäcker ein schlichtes Kreuz auf das Grab zu setzen, gescheitert ist, weil — die 40 Millionen Deutsche (von den Amerikanern gar nicht zu sprechen) nicht die 2—300 Thaler aufbringen konnten, welche dazu erforderlich waren!

Die große Bewegung, welche Michael Vörösmarty in der Literatur (und mittelbar im politischen Leben) Ungarns hervorgerufen hat, schildert ein sehr lehrreicher Aufsatz von Siegmund Freiherrn von Kemeny (aus dem Magyarischen von Adolf Dux), während Heinrich Blumenstock uns in dankenswerther Weise über Alexander Grafen Fredro den Aeltern — den Vater des Grafen Alexander Fredro den Jüngern, dessen Humoreske: „Die einzige Tochter" von vielen deutschen Bühnen gegeben wurde — unterrichtet. Wir lernen in dem Vater einen Autor von Bedeutung kennen; die Skizze über ihn ist mit Geist, Geschmack und Unparteilichkeit geschrieben. Endlich ist die interessante Studie Hermann Meynert's: „Schiller und Henriette von Arnim", als ein schätzenswerther, manches Neue enthaltender und daher sicherlich in den weitesten Kreisen willkommener Beitrag zur Schiller-Literatur rühmlichst und nachdrucksvollst hervorzuheben.

F. W. Löbisch widmet dem Kapitel der „Kinderpflege in der modernen Familie" beherzigenswerthe Worte. „Der Mensch und seine Nahrung" wird von E. von Kudriaffsky einer geistreichen Betrachtung unterzogen, indem er den Wein und das Getreide mit besonderm Hinblick auf die Beziehung zum Menschen und ihre sagenhafte, poetische und culturgeschichtliche Bedeutung ins Auge faßt; Vorträge, welche der Verfasser 1873 im wiener Frauenerwerbvereine gehalten, haben auch der vorliegenden Arbeit zum Grunde gelegen, welche daher häuptsächlich den Frauen Freude machen dürfte. Eben das nämliche dankbare Publikum wird sich an dem Theodor Elze'schen Aufsatze „Gartenrosen und Rosengärten" mit Recht erfreuen, während Kaan's Aphorismen „Zur Naturwissenschaft und Philosophie" sowie Graf Zaluski's Beitrag „Zur Aesthetik der Hellenen" einen ernstern Ton anschlagen.

Glänzend vertreten ist zum Theil das novellistische Gebiet der „Dioskuren". Ohne auch hier das von uns nicht Genannte als secundär bezeichnen zu wollen, heben wir die beiden Märchen heraus: Bruno Walden's „Feenangebinde" (ein Märchen aus dem 16. und 19. Jahrhundert) und Hermine Wild's „Mohrenprinzessin", von denen das erstere mit seiner trefflichen, zeitgemäßen, beißenden Pointe mehr für „große Kinder", welche für die zwischen Sonst und Jetzt so verschiedenen Angebinde der Fee Gudwilla das richtige Verständniß haben, berechnet zu sein scheint, während das rührend-einfache Werk der feinsinnigen Hermine Wild auch die Kleinen — wie gern und mit welchem Nutzen es auch Große lesen dürften — ergötzen wird.

„Fronleichnam in Barnow", eine Geschichte aus Podolien von Karl Emil Franzos, und „Ola vom Dorfe", eine nordische Katergeschichte von C. von Vincenti, repräsentiren das belebtere novellistische Element; hier sind

— in Liebe und Haß — starke Leidenschaften ja, es geht in beiden Erzählungen nicht ohne Mord und Todtschlag ab, womit freilich nicht etwa gesagt sein soll, daß jene beiden Arbeiten den Stempel der Sensationsnovelle tragen; vielmehr zeichnen sie sich gerade durch feine psychologische Motivirung aus. In ihrer Weise, die freilich viel ruhiger ist, nicht so glühende Farben zeigt, nicht ein so fremdartig-originelles Localcolorit trägt wie die Geschichten von Franzos und Vincenti, sind auch „Mutterseelenallein", Novelle von Friedrich Uhl, und „Der Weihnachtsengel", von August Becker, kleine Meisterstücke. Hier werden wir von kundiger Hand in die Irrgänge des menschlichen Herzens geführt; hier bewundern wir die Kunst des Erzählers, der mit wenig Mitteln viel erreicht; hier erfreut uns die sorgfältige, wohlerwogene Führung des Ganzen — in der Erzählung Uhl's zum gedeihlichen, in derjenigen Becker's zum tragischen Ende. Und somit kann wol Goethe's Wort: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", welches zu Eingang dieser Zeilen ausgesprochen wurde, nicht anders als für die „Dioskuren" im höchsten Grade bezeichnend genannt werden, ja es enthält eigentlich noch zu wenig des Lobes, das die sorgfältige, mit Geschick getroffene, vom Glück belohnte Wahl der einzelnen Aufsätze, welche dieses schöne Ganze bilden, mit Recht verdient.

Was die Publicationen des „Nordwestdeutschen Volksschriftenverlags" betrifft, so braucht man nur den Prospectus dieses Unternehmens zu lesen, um zu erkennen, wie gesunde Tendenzen denselben zum Grunde liegen. Der „Hausschatz deutscher Erzählungen", den jener Verlag nach und nach herauszugeben gedenkt, soll eine Sammlung edler Volksschriften im besten Sinne des Wortes enthalten;

nicht Bücher, bei welchen nur eine bestimmte Klasse der Bevölkerung als Leser vorausgesetzt ist, sondern solche Schriften, die in wahrhaft volksthümlicher Form dem Verständniß der weitesten Kreise unsers Volks nahe treten und durch ihren Inhalt geeignet sind, Geist und Gemüth zu bilden. Die Sammlung und Herstellung solcher Schriften erscheint uns mehr als nur wünschenswerth. Dem aufmerksamen Beobachter unserer Literatur muß die betrübende Thatsache auffallen, daß trotz der herrlichen Geschichte der letzten Jahre und trotz den großen nationalen Aufgaben der Gegenwart die Pflege eines guten volksthümlichen Schriftthums noch tief daniederliegt. Gerechte Ansprüche an edlern Lesestoff für unser Volk sind wahrlich vorhanden und werden auch nachdrücklich geltend gemacht. Aber wo sollen sie befriedigt werden? Wer weiß von billigen und guten Büchern, die er unbedingt und mit guter Zuversicht weitern Kreisen empfehlen kann? Sogenannte „Bücher für das Volk" werden freilich von Büchermachern genug angefertigt, aber sie sind nicht volksthümlich, sondern platt oder phantastisch geschrieben, können die Leselust weder dauernd anregen noch veredeln und haben in Verbindung mit schlimmern Erscheinungen den Ehrennamen einer Volksschrift fast in Verruf gebracht. Noch gefährlicher wirken die unter ähnlichem Vorgeben auftretenden Skandalromane, welche, auf die Erregung gemeiner Leidenschaften berechnet, das Gemüth der Leser vergiften. Und dieses Unkraut wuchert in Deutschland so üppig wie kaum in einem andern Lande. Durch Colportage weiß die niedrigste Gewinnsucht diesen Romanen einen Absatz zu verschaffen, dessen sich die besten Schriften unserer am meisten gefeierten Schriftsteller nicht rühmen können. Darum glauben wir sagen zu dürfen: die Herstellung gesunder und tüchtiger Volksschriften ist eine Aufgabe der nationalen Erziehung und Volksbildung, und ihre Verbreitung ist die einfache Erfüllung einer patriotischen Pflicht.

Man muß zugeben, daß die Redaction des „Hausschatzes" bisjetzt ihre Aufgabe mit großem Glücke gelöst hat. Die kleinen schmuck ausgestatteten Bändchen des Unternehmens, besonders von Volksbibliotheken und Volksbildungsvereinen, die den Kampf gegen rothe und schwarze Auswüchse moderner Weltanschauung muthvoll aufgenommen haben, freudig begrüßt, nicht minder der ausgezeichnete „Niedersächsische Volkskalender für 1875" ($9\frac{1}{2}$ Bogen in Hoch Quart, nur 50 Pfennige kostend) legen Zeugniß dafür ab, wie die rechten Männer an der Spitze des Ganzen stehen, welche sich der culturellen Ziele, die sie verfolgen sollen, wohl bewußt sind und entschlossen scheinen, zur Erreichung derselben weder Mühe noch pecuniäre Opfer zu scheuen. Die in den ersten vier Bändchen abgedruckten Beiträge: „Du sollst nicht stehlen"; „Hand um Hand"; „Bunte Bilder", Erzählungen von Wilhelm Fischer; „Der Sieg des Schwachen", eine Erzählung aus dem Ries von Melchior Meyr; „Der Schlagring", eine Erzählung aus den bairischen Bergen von Th. Messerer, thun deutlich dar, wie alle Kraft aufgeboten worden, um da, wo das Lesebedürfniß und die Lust zum Kaufen von Büchern vorhanden, aber in falsche Bahnen geleitet ist, den Auswüchsen der Volksliteratur dadurch entgegenzutreten, daß an ihrer Statt gleich billige, tüchtige Kost, deren Erwerb für wenige Pfennige jedem möglich ist, herausgegeben werde. Darin sowie in der Bekämpfung des schmachvollen „Colportageromans" sucht der edle Verein mit Recht den Hauptschwerpunkt seiner Thätigkeit. Und darum darf er denn wohl darauf vertrauen, daß ihm bei der Verbreitung seiner hübschen Schriften die Theilnahme aller patriotischen Männer und Frauen, sowie aller Factoren, welche die Förderung der Volksbildung als eine Pflicht betrachten, treu zur Seite stehen werde, daß aber auch — was namentlich dringend zu wünschen ist — die besten schriftstellerischen Kräfte der Nation die hohe Aufgabe lösen helfen, welche hier wackern Männern in so ehrenwerther und uneigennütziger Weise vorschwebt.

Hermann Uhde.

Zeitgeschichtliche und publicistische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 32.)

10. Des Deutschen Reiches Ausbau von Lederer. Berlin, Mahlo. 1874. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
11. Ueber parlamentarische Debatten. Ein Vortrag von J. H. von Kirchmann. Berlin, Springer. 1874. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
12. Die ständische Basis. Von Freih. Julius von Maltzan. Rostock, Stiller. 1874. Gr. 8. 75 Pf.
13. Zur Diätenfrage. Eine politische Studie von Emanuel Milner. Tübingen, Fues. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
14. Auslegung der Vertreterwahlen nach Recht und Gerechtigkeit. Von Karl Sladkovsky. Aus dem Böhmischen übersetzt von V. Vavra. Prag, Gregr u. Dattel. 1875. 8. 1 M.

15. Die orientalische Frage und der europäische Frieden von F. Edgar Bauer. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1874. Gr. 8. 2 M.

16. Zur Nordschleswigschen Frage. Historisch-politische Skizze von Chevalier A. E. Wollheim da Fonseca. Leipzig, Hartknoch. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Als Aufgabe seiner Schrift: „Des Deutschen Reiches Ausbau“ (Nr. 10), bezeichnet Lebersteger: „neben der Betrachtung des Geschehenen und Vollbrachten, wie es unter dem Namen endgültig vollzogener Gesetze bereits in die praktische Wirksamkeit getreten ist, eine Reihe von Cardinalfragen zu stellen, die als die naturgemäßen Producte aus der gewaltigen Gegenwart uns näher und näher treten und über kurz oder lang eine feste Gestalt annehmen werden“. Er gibt zuerst einen historischen Ueberblick der Jahre 1864—74, spricht von der Nothwendigkeit, mit der politischen Vergangenheit und ihren Fehlern endlich ein für allemal abzuschließen und die Gegenwart anzuerkennen als eine brauchbare Grundlage für politische Reformen, bringt als „Bausteine der Einheit“ zwei Kapitel über die Verfassungen Deutschlands und über die deutsche Steuerreform, äußert sich über die deutsche Bildungsreform und behandelt zum Schluß die große Frage, wie der Ausbau des Deutschen Reichs auszuführen sei. Als wichtigste Reform, um das Reich gegen die von außen und im Innern drohenden Gefahren zu kräftigen, empfiehlt er eine populäre Reform der deutschen Einzelverfassungen und zwar nach drei Richtungen: Vereinigung kleinerer Staaten zu Einem Gesammtverfassungsstaat, Gemeinsamkeit Einer Verfassungsnorm für alle deutschen Bundesstaaten, Zusammensetzung des deutschen Reichstags aus Mitgliedern der Einzelparlamente. Danach würden alle Landtage abgeschafft und fünf Gesammtverfassungsstaaten mit fünf Staatenparlamenten hergestellt, einem preußischen, einem bairischen, einem norddeutschen, einem mitteldeutschen und einem süddeutschen, in welchen, unter Beachtung der bestehenden Separatverträge, eine einzige Verfassungsnorm eingeführt würde. Von der Durchführung dieses Plans verspricht sich der Verfasser ein beschleunigtes Hinschwinden der particularistischen und antinationalen Richtungen, welche dem deutschen Einheitsgedanken in seiner machtvollen Zusammenfassung zu einem vereinfachten Ganzen erliegen müßten, und ein kräftiges Hervortreten und Durchbrechen des nationalen Stroms. Daß die Verfassungen dieser fünf Staatengruppen mit der Reichsverfassung vollständig im Einklang sein müßten, sodaß z. B. das allgemeine directe Wahlrecht auf dieselben übergetragen würde, steht dem Verfasser fest, obgleich, wenn dies heute mit einem mal geschähe, eine politische Thorheit erster Sorte begangen würde. Wenn im Jahre 1874 im englischen und italienischen Parlament der Antrag auf Ausdehnung des Wahlrechts fast von allen Parteien abgelehnt, im preußischen Abgeordnetenhause am 26. November 1873 der von Windthorst gestellte Antrag auf Einführung des allgemeinen und directen Wahlrechts in Preußen mit 271 gegen 94 Stimmen verworfen wurde, so müssen doch, wenn auch nicht a priori, aber doch in der Praxis und jedenfalls augenblicklich sehr gewichtige Gründe dagegen vorhanden sein. Dieselben gipfeln für das Deutsche Reich darin, daß aus dieser politisch-philanthropischen Maßregel niemand Nutzen zöge als die Klerikalen und die Socialdemokraten. Wir sollten nachgerade gelernt haben, aus einer nebelhaften Idealpolitik zu einer klaren Realpolitik überzugehen. Was der Verfasser eben über diese zwei Parteien, die Klerikalen und Socialdemokraten sagt, ist treffend und wohl zu beherzigen. Im übrigen ist es wol keine Frage, daß der von dem Verfasser gemachte Vorschlag zu einer Reform der Einzelverfassungen und Landtage auch in das Gebiet der Idealpolitik gehört. Wer die Zähigkeit der einzelnen Volksstämme, ihr Festhalten an ihren eigenartigen Einrichtungen, ihre Eifersüchteleien gegen die Nachbarstämme kennt, der wird sich eines Lächelns kaum erwehren können, wenn er von einem Würtemberg, Baden und Hessen umschließenden Staatenparlament liest. So weit geht der nationale Drang der deutschen Volksstämme nicht, daß ihre bisherigen staatlichen Grenzen gleichsam verschoben und die veralteten Stammes- und Gebietsunterschiede über Bord geworfen würden, vielmehr vorderhand nur so weit, daß diese Unterschiede in der Gesammtvertretung des deutschen Volks, in der Reichsverfassung, im Reichstage, im Deutschen Kaiserthum verschwinden. In den kleinern Staaten Thüringens und im Wesergebiet mögen solche Anschauungen häufiger vorkommen; die Mittelstaaten sind doch noch zu lebensfähig.

Das langjährige Mitglied der preußischen Fortschrittspartei, J. H. von Kirchmann, theilt uns in seiner Schrift „Ueber parlamentarische Debatten“ (Nr. 11) einen in der philosophischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrag mit. Davon ausgehend, daß die Parlamentsdebatten einen ganz andern Charakter angenommen hätten, daß das Oratorische mehr und mehr zurückgetreten, die Herrschaft der Phrase ganz in Miscredit gekommen sei, die sogenannten Redner für alles verschwunden seien (wobei übrigens der Abgeordnete von Meppen von dem Verfasser mit Unrecht übergangen worden ist), daß weder die Zuhörer noch die Zeitungsleser mehr viele Theilnahme für diese Reden zeigten, und daß dieselben, weil in den gründlichen Vorberathungen der Fractionen alles schon entschieden werde, gar keinen Einfluß mehr auf die Abstimmung ausübten, spricht er von diesen Debatten als von einer lästigen Einrichtung und wünscht an ihre Stelle ein den Zweck derselben sicherer, besser und schneller erreichendes Mittel zu setzen. Dazu fordere schon die äußere Noth auf; denn des Berathens und Debattirens sei gar kein Ende. Neben dem Reichstage und dem Landtage seien noch die Provinziallandtage, die Kreistage, die Sitzungen der Stadtverordneten und der ländlichen Gemeinden, wozu noch die Kreis-, Provinzial- und Generalsynoden hinzukämen. Einer solchen Last erliegen die kräftigsten Naturen. Das einfache Mittel, welches der Verfasser vorschlägt, besteht darin, alle Discussion in die Fractionen zu verlegen, im Plenum aber nur abstimmen zu lassen. Dies führt ihn auf eine philosophische Untersuchung der Rechtmäßigkeit der Abstimmung nach Personen, wobei die Majorität den Ausschlag gibt, und weiter auf die Frage, ob die constitutionellen Formen des Staatslebens auf die Kirche übertragbar, ob die Einführung kirchlicher Lehrsätze und Einrichtungen durch eine Parlamentsmajorität zu entscheiden sei. Indem er dies verneint, glaubt er, daß die Frage bei den Majoritäts-

beschlüssen der Concilien anders stehe, sofern nach katholischem Glauben solche Versammlungen infolge einer unmittelbaren göttlichen Gnadenwirkung die Wahrheit nicht verfehlen könnten. Ueber letzteres ließe sich manches sagen. Wo Debatten, Abstimmungen, Mehrheitsbeschlüsse eingeführt sind, da sehen wir parlamentarische Einrichtungen, und ob man es Concil oder Parlament heißt, das kommt auf eins hinaus. Die Gnadenwirkungen kommen gar nicht in Betracht. Der Abkürzungsvorschlag aber wird vielleicht wol die Mitglieder der Parlamente, nicht aber das Lesepublikum befriedigen, das denn doch den Debatten über wichtige, allgemein interessante Gegenstände mit mehr Interesse folgt, als der Verfasser zu glauben scheint.

Freiherr Julius von Maltzan will in seiner Vertheidigung der „Ständischen Basis" (Nr. 12) keine Neuerung einführen, wehrt sich vielmehr dagegen mit aller Kraft eines mecklenburgischen Junkers. Er geht von dem Satze aus, daß die echt christliche Gestalt des deutschen politischen Rechtslebens in den Obrigkeiten als den politischen Vertretern des Landes, in den deutschen Landständen, zu finden sei, bezeichnet diese ständische Basis als die Basis des ganzen öffentlichen Rechts der Deutschen, und findet in Mecklenburg alles, die wirthschaftlichen Dinge, die Rechtspflege, die Kirchen- und Schulsachen, die Wissenschaft und Kunst, so trefflich bestellt, daß er sich nicht genug wundern kann, wie eine so gute Regierung den Angriffen des Reichstags ausgesetzt sein und zu einschneidenden Verfassungsänderungen aufgefordert werden solle. Bei dem eben jetzt sich scharf zuspitzenden Verfassungsstreit, in welchem die Ritterschaft den Standpunkt des Mittelalters, die Mehrheit der Landschaft die constitutionelle Neuzeit vertritt und die Regierung zur letztern hinneigt, steht der Verfasser mit eiserner Ueberzeugungstreue auf Seite der erstern; er will seine ständische Basis nicht durch „gewählte Volksvertreter", durch Demokraten und Demagogen untergraben lassen, ist zwar zu einigen Concessionen bereit, in keinem Fall aber zu der, daß an die Stelle der ständischen Basis, dieses der Ritterschaft von Gott anvertrauten sittlichen Gutes, eine aus Volkswahlen hervorgehende Vertretung gesetzt werde. Das war der Standpunkt Friedrich Wilhelm's IV. noch im Jahre 1847 — und was sehen wir jetzt in Preußen? Auch Mecklenburg wird seinem Schicksal nicht entgehen.

Ein vielbesprochenes Thema behandelt Emanuel Milner, indem er die „Diätenfrage" (Nr. 13) bespricht. Auf rein speculativem Wege das Für oder Wider zu entscheiden, hält der Verfasser für unmöglich, da der Gegner immer wieder einen letzten Grund in die Wagschale werfen wird; vielmehr glaubt er, daß sich nur aus der Betrachtung der Individualverhältnisse der einzelnen Staaten ein bestimmtes Urtheil gewinnen lasse. Daher nimmt er eine genaue, äußerst interessante Untersuchung dieser Verhältnisse vor und findet, daß in England die Diätenzahlung drei Jahrhunderte lang bestanden und am Ende des 17. Jahrhunderts durch freiwilligen Verzicht der Volksvertreter aufgehört habe; daß im amerikanischen Congreß aus demokratischen Grundsätzen die Gewährung von Diäten von Anfang an eingeführt; daß in Frankreich bald Diäten, bald Gehalte, bald gar nichts verwilligt; daß in dem Abgeordnetenhause Belgiens und Oesterreichs, in den österreichischen Landtagen die Diätenzahlung festgesetzt ist. Auch die von dem Frankfurter Parlament berathene Reichsverfassung und der Entwurf des Erfurter Parlaments nahmen die Gewährung von Reise- und Tagegeldern unter ihre Bestimmungen auf. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes und die des Deutschen Reichs wissen, im Gegensatz zu diesen Vorgängern, nichts von Diäten, und obgleich im Reichstag und in den Einzellandtagen eine stattliche Mehrheit für Abschaffung des Artikels 32 eintritt, so haben doch die Reichsregierung und der Bundesrath noch nicht die geringste Lust gezeigt, auf diesen Wunsch einzugehen, und werden, wie es scheint, über das bereits gemachte Zugeständniß der freien Fahrt nicht hinausgehen. Indem dann der Verfasser die Gründe der Diätenlosigkeit, ihre Consequenzen und Schattenseiten bespricht, glaubt er, daß dieselbe für ruhigere Zeiten ihren Zweck wol erreichen, in hochbewegter Zeit aber wirkungslos sich erweisen werde. Wir werden uns wol vorderhand mit dem erstern begnügen und können das Eintreten des zweiten in Ruhe abwarten. Schließlich kommt der Verfasser zu dem Satz, daß die Diätenlosigkeit mit der bisherigen Praxis in Deutschland und der daraus entstandenen historischen Grundlage im Widerspruch stehe und der socialen Zeitidee entgegentrete, daß der Gedanke, dem sie entsprang, nicht von den thatsächlichen Verhältnissen ausgegangen, sondern durch eine andere, ihm an sich ganz fremde Einrichtung, das allgemeine Wahlrecht, hervorgerufen worden sei. Ob aber hier nicht der Verfasser selbst die thatsächlichen Verhältnisse zu wenig berücksichtigt? Die ganze Sache beruht auf einem Pact zwischen dem Kanzler und dem Reichstag. Jener erklärte den Reichstagsabgeordneten: hier habt ihr das allgemeine Wahlrecht, aber nun will ich von euch die Diätenlosigkeit, eins gegen das andere, anders nicht! Der Reichstag nahm schließlich an. Wer eine Modification eintreten lassen will, muß wieder auf jenen Pact zurückkommen und bereit sein, dem Kanzler für Gewährung der Diäten das allgemeine Wahlrecht zurückzugeben. Das sind die thatsächlichen Verhältnisse, und die Reichsregierung wird auf ihrem Schein bestehen.

Eine andere Seite des parlamentarischen Lebens bespricht die Schrift des slawischen Schriftstellers Karl Sladkousky: „Auslegung der Vertreterwahlen nach Recht und Gerechtigkeit" (Nr. 14). Der Verfasser hält es für ein Unrecht, daß bei Parlaments- und andern Wahlen immer nur derjenige als Vertreter gewählt sein soll, der von der absoluten Majorität gewählt ist, und daß auf diese Weise die Minorität, auch wenn sie noch so groß ist, zwar das Recht hat, zu wählen, nicht aber auch das Recht, vertreten zu sein. Er schlägt daher vor, daß im Verhältniß zu der Anzahl der von einer bestimmten Zahl von Wählern zu wählenden Vertreter einer jeden Partei die ihrer Mitgliederzahl angemessene Anzahl von Vertretern zugetheilt werde, und daß eine jede Partei die auf sie entfallende Anzahl von Vertretern allein und für sich selbst wählen solle. Dies würde eine gänzliche Revolution in den verschiedenen Wahlarten zur Folge haben, und es ist überhaupt fraglich, ob der Vorschlag praktisch durchzuführen ist. Der Verfasser führt die von mehrern Männern, meist Engländern, ausgedachten Plane an; doch

sind dieselben ziemlich complicirt, theilweise auch sehr willkürlich. Tragen wir den Grundsatz der Vertretung aller Parteien auf die Reichstagswahlen über, so ließe sich die Sache kaum anders ausführen, als daß man zuerst nach Principien, sodann nach Personen abstimmte. Aber schon bei der ersten Abstimmung wären die Parteischattirungen störend; denn was für Principien sollte man aufstellen, nach welchen Kategorien abstimmen? Reichsfreundlich oder reichsfeindlich? Das geht schon nicht; denn Majunke und Windthorst sprechen mit Entrüstung darüber, daß man sie zu den Reichsfeinden zählt. Also wol: Nationalliberale, Ultramontane, Socialdemokraten? Warum aber nicht auch: Conservative, Fortschrittspartei, Freiconservative, Demokraten und Wilde? Gesetzt, man würde all diese Kategorien aufnehmen und den Wählern zumuthen, sich für eine derselben zu entscheiden, was eine schwierige Aufgabe wäre, so würde man sämmtliche im Deutschen Reich abgegebenen Wahlzettel nach obigen Kategorien ordnen und die Stimmenzahl notiren. Bei einem Wahlbezirk von 100000 Seelen wird man etwa 30000 Wähler annehmen dürfen. Somit würden die Socialdemokraten, wenn sie 100000 Stimmen erhalten hätten, fünf Abgeordnete zu wählen haben. Nun ginge es an die Personenwahl. Wen sollen nun diese 100000 socialdemokratischen Wähler als Abgeordneten wählen? Die Partei müßte ihnen wol fünf Personen vorschlagen, und die Wähler müßten wol blindlings folgen und dürften ja nicht irgendeiner andern, als officielle Vertreterin der Partei nicht gleichsam gestempelten Persönlichkeit ihre Stimmen geben. Bei Parteien von so scharf umgrenztem Charakter und so tyrannischer Disciplin ginge es noch an; aber wie wäre es, wenn es sich für die Wähler um das Princip des Nationalliberalismus, des Fortschritts, des Freiconservatismus und zuletzt noch, wenn es sich um die diese Principien vertretenden Persönlichkeiten handelte? Wir kämen in ein Chaos von Zufälligkeiten und Unrichtigkeiten. Der bisherige Wahlmodus ist ein Kampf der Parteien um die Herrschaft, der vorgeschlagene Modus wäre eine einfache Abfrage und Vertheilung nach Art einer Restauration, wo gefragt wird: „Wie viel Personen?“ und dann dem Kaffeemädchen gesagt wird: „So und so viel Tassen!“ Wir ziehen den Kampf vor.

Wer in der Schrift von Edgar Bauer: „Die orientalische Frage und der europäische Frieden“ (Nr. 15), Studien machen will, wird sich bald getäuscht sehen; denn dem Positiven ist hier gar wenig Raum geboten, und das Ganze ist nichts anderes als eine Sauce von mehr oder minder geistreichen Einfällen über Kaiserthum und Deutsches Reich, über Rußland und die Türkei, über Frankreich und Napoleon, über Luther und das Türkenthum, über Oesterreich und England, und eine Revue der großen Männer der Neuzeit, welche bald in Gesprächsform ihre innersten Gedanken enthüllen, bald in kleinen Abhandlungen in höhnischer Weise besprochen werden. Zuweilen muß auch ein alter Schriftsteller herhalten und mit seinen Aussprüchen über eine frühere Zeit als Prophet für die jetzige auftreten. Aber nicht jeder Schriftsteller, der eine Satire schreibt, hat die Feinheit des Verfassers des „Romantikers auf dem Throne der Cäsaren“.

Einen solidern Untergrund hat die Broschüre: „Zur Nordschleswigschen Frage“ von Chevalier A. E. Wollheim da Fonseca (Nr. 16). Der Verfasser, welcher sich mit dieser Frage schon früher literarisch beschäftigt hat, sagt in seiner Einleitung, daß beide Theile, Dänemark und Deutschland, sich Fehler haben zu Schulden kommen lassen, jenes, indem es zu weitgehende Ansprüche erhebe, dieses, indem es auch die gerechten nicht anerkennen wolle. An diesem übeln Willen der Deutschen sei freilich die dänische Presse vielfach schuld, welche eine fanatische Hinneigung zu Frankreich zeige, in ihren Angriffen auf Deutschland nicht ermüde und noch heute von der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens als von einem „Verbrechen gegen die heiligsten Menschenrechte“ spreche. Die Ausführung des Artikels 5 des Prager Friedens ist bekanntlich eine heikle Sache. Ob ein deutscher Staatsmann ernsthaft daran denkt? Die bleibende Zusammengehörigkeit des ganzen Herzogthums Schleswig zum preußischen Staat ist ein beliebtes Thema für die Redeübungen der dortigen preußischen Verwaltungsbehörden, und bei dem Empfang in dem Schlosse zu Kiel am 21. September 1874 sprach der Bürgermeister von Hadersleben zu Kaiser Wilhelm von der Beglückung darüber, daß „Schleswig-Holstein mit der preußischen Monarchie dauernd verbunden sei“. Dennoch glaubt der Verfasser, daß Preußen nur dann moralisch gut und politisch klug handle, wenn es den prager Artikel ausführe, und macht den Vorschlag, es solle den schmalen Streifen an der Ostküste von Christiansfeld bis Flensburg, einen Theil des mittlern und das südliche Schleswig, allenfalls auch das Sundewitt und die Insel Alsen, trotz der dänischen Mehrheit, behalten, dagegen das nördliche und nordwestliche Schleswig und einen andern Theil des mittlern an Dänemark zurückgeben, und zwar ohne Bürgschaften und Garantien für den Schutz und die Sicherung der nationalen Eigenthümlichkeit der in den abzutretenden Gebietstheilen wohnenden Deutschen. Denn diese bekanntlich von der preußischen Regierung aufgestellte Bedingung dürfe einem souveränen Staate nicht auferlegt werden, sowenig als dieselbe von Rußland eine Garantie für den Schutz der nationalen Eigenthümlichkeit der Deutschen in den Ostseeprovinzen verlangen werde: eine Vergleichung, welche ziemlich unglücklicher Natur ist. Sie wäre nur dann am Platze, wenn wir die Ostseeprovinzen erobert hätten und wieder zurückgeben sollten, oder wenn wir Schleswig nicht erobert und doch diese Garantie verlangt hätten. Auch scheint die Sache nicht so ganz ungefährlich zu sein, obgleich der Verfasser mehrmals hervorhebt, daß die in Schleswig wohnenden Deutschen unter der dänischen Herrschaft keinen Gewaltthätigkeiten ausgesetzt gewesen seien, dieselben müßten denn von niedern Beamten ausgegangen sein. Wir sind im Gegentheil dahin berichtet, daß solche Bedrückungen häufig stattfanden, und halten deshalb fest an jener Bedingung, noch fester an dem Glauben, daß die nordschleswigsche Frage factisch ein für allemal abgethan ist. In dem letzten Jahrzehnt hat das Deutschthum bedeutende Fortschritte in Nordschleswig gemacht; noch ein weiteres Jahrzehnt, und das fait accompli ist fest wie Granit. Der historische Rückblick auf die Geschichte Schleswigs, die Gasteiner Convention und den

Prager Frieden liefert eine interessante und schätzenswerthe Beleuchtung der Sachlage.

17. Die Verblendung Ketteler's und der Gewissenskampf deutscher Katholiken gegen Rom. Antwort auf den Culturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetze für Hessen. Von F. Michelis. Bonn, Neusser. 1875. Gr. 8. 80 Pf.
18. Vermischte Aufsätze von J. Buchmann. Achtes Heft: Zaghafte und entschlossene Politik. Breslau, Fiedler u. Hentschel. 1874. Gr. 8. 2 M.
19. Der Kampf der Reichsregierung mit der Priesterschaft und der Weg zum Siege. Zürich, Verlags-Magazin. 1875. 16. 75 Pf.

Von den eben aufgeführten Schriften, welche einen gemeinschaftlichen antiklerikalen Charakter an sich tragen, beschäftigt sich Nr. 17: „Die Verblendung Ketteler's u. s. w." von F. Michelis, ausschließlich mit dem Bischof Ketteler von Mainz und dessen neuester Schrift über den „Culturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetze für Hessen". Der Verfasser bezeichnet den heißspornigen, streitlustigen und sedanfeindlichen Bischof als einen Mann, der in der Philosophie nicht „über seine Schulhefte hinausgekommen" ist, dem die Fähigkeit des logischen Denkens vollständig abgeht und der daher in falscher Auffassung der Motive und Aeußerungen anderer und in Verwechselung von Begriffen, welche bei aller Aehnlichkeit des Farbenspiels doch große Verschiedenheit im Grundton zeigen, Großes zu leisten vermag. Daß das vaticanische Concil dem Papste eine absolute unbeschränkte Macht verliehen habe, infolge dessen die Bischöfe ihre bisherige Selbständigkeit verloren hätten und der Staat in Ausübung seiner Rechte bedroht sei, leugnet Ketteler; er spricht die absolute Autorität nur Gott zu und nennt jede von Gott auf Menschen übertragene Autorität eine wesentlich beschränkte. Damit wird er sich beim Papst nicht den Cardinalshut verdienen, denn dort herrschen ganz andere Anschauungen; hat ja Pius, Ludwig XIV. nachahmend, geradezu gesagt: „Die Tradition bin ich." Und selbst eine „wesentlich beschränkte" Autorität kann in gewissen beschränkten, aber sehr wichtigen Fällen sehr absolut sein. Den Kampf der Altkatholiken nennt der Verfasser einen Gewissenskampf für das katholische Glaubensprincip gegenüber den Ansprüchen des römischen Papstes, den man ja nicht mit dem Culturkampf, den die moderne Bildung und der moderne Staat für ihre Selbsterhaltung aufnehmen, verwechseln dürfe. Beide könnten unter gewissen Voraussetzungen und Bedingungen Hand in Hand miteinander gehen, aber sie müßten es nicht, und es wäre wol möglich, daß sie, unbeschadet ihres gemeinschaftlichen Kampfes gegen Rom, über andere Dinge miteinander in Conflict kämen. Solange die moderne Bildung zugleich einen Fortschritt in der Humanität, in der Repräsentation der Menschheitsidee auf Erden bedeute, könne der Gewissenskampf der Altkatholiken in Einigkeit mit derselben leben; mit dem Kampf des modernen Staats, speciell Preußens und des Deutschen Reichs, sei es schon etwas anderes. Der Staat habe, ohne sich um ihren Gewissenskampf zu kümmern, den Kampf mit dem Ultramontanismus übernommen nach seinem Rechte und auf seine Rechnung, sei den Altkatholiken durch die Gesetzgebung bisher nur in Baden einigermaßen gerecht geworden, sonst nur durch vereinzelte Verwaltungsacte. Den neuen Kirchengesetzen hätten sie zugestimmt, weil sie in denselben nichts dem wirklichen Rechte der Kirche Zuwiderlaufendes fänden, nicht weil sie dem Staate ein Recht zuerkännten, über ihr Gewissen an Gottes Statt zu gebieten; denn ihr katholisches Gewissen seien sie ebenso wenig dem Staate wie dem römischen Papste preiszugeben gesonnen. Da nun Ketteler noch nicht, wie der Erzbischof Melchers von Köln, den Grundsatz aufgestellt habe, daß der Entscheidung der kirchlichen Autorität gegenüber beim katholischen Priester vom Gewissen keine Rede sein könne, so müsse er folgerichtig den altkatholischen Gewissenskampf, wenn auch nicht billigen, so doch gewähren lassen. Indem er aber die Altkatholiken bekämpfe und verdamme, schiebe er ihnen ein anderes Motiv als das Gewissen unter, ohne irgendeinen Grund dazu zu haben, und handle gegen die Gebote des Christenthums und der Moral. Der Verfasser ist übrigens, so sehr er es versteht, seinen Gegner in die Enge zu treiben, überzeugt, daß dessen aristokratischer und bischöflicher Hochmuth ihn für jede Belehrung unzugänglich macht.

Der Licentiat J. Buchmann (Nr. 18) zeigt uns zuerst an zwei historischen Bildern das Verhalten der päpstlichen Curie gegenüber einer nachgiebigen und einer entschlossenen Regierung. Unter dem vorletzten Mediceer, Cosimo III., wurde Toscana ein förmlicher Kirchenstaat, in welchem die heimische Regierung nach den Geboten Roms handeln mußte. Zum Dank hierfür wurde der dienstwillige Herzog als Feigling angesehen, erhielt einen Fußtritt um den andern, und je mehr er sich erniedrigte, desto mehr machte man sich in Rom über ihn lustig. Die venetianische Republik dagegen führte im nämlichen Jahrhundert, dem siebzehnten, im Interesse ihrer politischen Ehre und Rechte eine so kräftige Sprache mit der Curie, daß diese sich von jener die Friedensbedingungen dictiren ließ und zu der Ausweisung der Jesuiten und zu andern Maßregeln ein Auge zudrückte und einen demüthigenden Vergleich einging. An diese Bilder aus vergangenen Zeiten knüpft der Verfasser die Frage, ob wir wol bei unserm Kampfe mit dem Klerikalismus dem Feinde die Friedensbedingungen vorschreiben, oder abermals, wie am Ende der dreißiger Jahre, capituliren würden? Er zählt die dem Feinde zu Gebote stehenden Hülfsmittel auf, schildert das über ganz Deutschland verzweigte Netz klerikaler Herrschaft und Agitation, das dem Winke des mainzer Katholikenvereins oder vielmehr der Centralleitung desselben blindlings folgt, spricht von der Ausbeutung der Presse und des Vereinsrechts für klerikale Zwecke, weist nach, daß die Reichsregierung sehr unvorbereitet in den Kampf ging, während bei Ausbruch desselben die Kriegsbereitschaft der Klerikalen eine in jeder Beziehung vollendete, „alles in bester Ordnung bis auf den letzten Gamaschenknopf" war, und gibt als sicherstes Mittel zur Fernhaltung vaticanischer Einflüsse die Gründung einer Nationalkirche und die Förderung des Altkatholicismus an. Den bisherigen Standpunkt der Regierung, daß sie das ultramontane Kirchenthum als katholische Kirche anerkennt und doch zugleich strafrechtlich bekämpft, tadelt der Verfasser und hofft, die Regierung werde diesen Standpunkt aufgeben und das ultramontane Kirchenthum als eine neue Religionsgenossen-

schaft ansehen und behandeln, um nicht das caudinische Joch zuletzt doch noch passiren zu müssen. Die geistvoll geschriebene Abhandlung gibt über manches neue Aufschlüsse, eröffnet neue Gesichtspunkte und ist in echt nationalliberalem Sinne gehalten.

Die Schrift: „Der Kampf der Reichsregierung mit der Priesterschaft und der Weg zum Siege" (Nr. 19), deren Verfasser sich nicht genannt hat, charakterisirt sich durch ihr Motto: „Greif niemals in ein Wespennest, doch wenn du greifst, so greife fest!" Der Verfasser ist der Ansicht, daß der bisherige Verlauf des Kampfes nicht diejenigen Resultate, welche zu hoffen und zu wünschen waren, herbeigeführt habe; er sieht den Einfluß der Geistlichkeit auf das katholische Volk noch in voller Macht und glaubt, daß dieser Einfluß nicht zu beseitigen sein werde, wenn man nicht die Geltung und das Ansehen der katholischen Geistlichkeit in den Augen der Heerde vernichte. Zu diesem Zwecke beantragt er die Anwendung folgender drei Mittel: ein absolutes Verbot gegen den Aufenthalt irgendeiner weiblichen Person in einem Pfarrhause, eine bessere Stellung des Lehrerstandes, jedenfalls Emancipation desselben von klerikaler Herrschaft, und ein unbedingtes Verbot gegen die Bestrafung eines Schulkindes durch den Geistlichen. Der erste dieser Vorschläge gibt dem Verfasser Gelegenheit, einen allerdings ganz eclatanten Skandal, welcher in der Diöcese Augsburg unter den Augen des Bischofs Dinkel sich abspielte, mit einer fast urkundlichen Treue den Lesern mitzutheilen. Daß der Cölibat der Geistlichkeit durch den Erlaß obigen Verbots in kurzer Zeit sich von selbst abschaffen würde, steht dem Verfasser in sicherer Aussicht. Damit wäre das streitbare Gregorianische Heer bald mehr als blos decimirt, und der Einfluß der Staats- und Gemeindekasse würde bedeutender als der des Vaticans. Man könnte die Vorschläge des Verfassers als eine Revolution von unten bezeichnen, deren Gelingen freilich ohne eine gründliche Nachhülfe von oben nichts weniger als gesichert wäre. Wir wollen die Bismarck und Falk in Vorlegung neuer Gesetzentwürfe immerhin noch eine Weile fortfahren lassen! Der Kernschuß ist vielleicht immer noch in petto.

Naturwissenschaftliche Schulschriften.

1. Wegweiser durch die drei Reiche der Natur für Lehrende und Lernende. Hand- und Hülfsbuch beim Unterricht in der Naturgeschichte an Seminarien und Präparandenanstalten, an Mittel-, Bürger- und Volksschulen, sowie an Fortbildungsanstalten und zum Selbstunterricht. Bearbeitet von Eduard Teller. Mit 350 in den Text gedruckten Abbildungen und einem Titelbilde. Leipzig, Spamer. 1875. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.
2. Die Schule im Freien. Ein Beitrag zur Förderung freier einfacher Erziehungsweise, der Familie gewidmet von K. Starke. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1875. 8. 1 M.
3. Der Schulgarten. Ein Beitrag zur Lösung der Aufgabe unserer öffentlichen Erziehung. Von Erasmus Schwab. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 3 Plänen. Wien, Hölzel. 1874. 8. 1 M. 20 Pf.

Mehr oder minder laufen vorliegende drei Bücher auf das Gleiche hinaus: den Schüler möglichst in freier Natur zu unterrichten, um ihm Sinn für dieselbe und Kenntniß der Natur zuzuführen. Diese peripatetische Methode liegt in der That allen zu Grunde, nur daß jedes seine Aufgabe anders auffaßt, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird. Jedenfalls haben wir darin ein Zeichen der Zeit zu erblicken, daß in unsern Bürger- und Volksschulen nicht alles so sei, wie es sein sollte. Seitdem namentlich Friedrich Fröbel mit seinen Kindergärten Bahn für eine freiere Unterrichtsmethode brach, in welcher er die Natur selbst unmittelbar zu Grunde legte, seit dieser Zeit, in welcher das neue Princip wesentlich auch von dem unvergeßlichen Diesterweg befürwortet wurde, scheint es ja doch in der That hier und da lichter werden zu wollen. Daß wir Deutsche das gebildetste Volk der Erde sind, kann eben nicht sagen wollen, daß auch unsere niedern Volksschichten dazu gehören. Wenigstens alles was die Natur betrifft, geht da meist spurlos vorüber, und selbst in den höhern Schulen ist der Gewinn nicht bedeutend, wenn wir etwa die Realschulen ausnehmen. Was man Naturgeschichte in den Schulen nennt, ist ein Monstrum von Wissenschaft, das die Liebe zur Natur wol eher zerstört als fördert. In dieser Beziehung ist die Regierung Friedrich Wilhelm's IV. und die nachfolgende Periode etwa das für Deutschland gewesen, was der Dreißigjährige Krieg für unsere Volkscultur überhaupt war. Was Männer wie Minister von Altenstein unter Friedrich Wilhelm III. mit Schwierigkeiten ins Leben gerufen hatten, wurde jetzt von Leuten wie Eichhorn, Raumer und Mühler gewaltsam unterbrochen und in Bahnen gelenkt, die mit der Natur gerade so viel zu thun haben, wie jene Minister mit dem deutschen Volksgeiste. Damit waren auch die Fundamente unsers deutschen Lehrerthums zerstört, welche derselbe Rationalismus gelegt hatte, den man heutzutage nur noch im Spiegel der Lächerlichkeit zu sehen beliebt. Infolge davon hat auch der größte Theil des Lehrerthums in Bürger- und Volksschulen den Sinn für die Natur verloren; um so mehr, als die Regulativschablone jeden freien Hauch der Lehrerindividualität aus der Schulstube herausescamotirte. Nun, wo freiere Regungen wieder gestattet sind mit dem Kampfe gegen denselben Romanismus, den man einst durch die obengenannten Cultusminister, wenn dieses Wort die rechte Bezeichnung ist, großgezogen, nun verfällt man gewissermaßen in die entgegengesetzten Wege. Schon 1873 ließ die königlich preußische Landescommission für die wiener Weltausstellung von Dr. J. D. Georgens einen Plan für einen Volksschulgarten und ein Volksschulhaus ausarbeiten, nach welchem in Wien die Volksschule der Zukunft zur Ausstellung kommen sollte. Das Buch, welches hierüber extra erschien, beginnt sogleich mit den Worten: „Eine Schule ohne Garten ist wie ein Hirsch ohne Wasser." Das Treffliche dieser Metapher mag man dahingestellt sein lassen, jedenfalls ist sie deutlich. Genug, von allen Seiten ertönt ein ähnlicher Ruf wie ehemals durch J. J. Rousseau, und

wenn, um uns recht drastisch auszudrücken, nicht der Knüppel beim Hunde läge, so könnten wir wol erleben daß bei uns, gemäß dieser stürmischen Mahnrufe „in die Natur!", alt und jung, wie zu Rousseau's Zeiten, beinahe in puris naturalibus die verlassenen Gefilde des Menschenparadieses wiederherzustellen versuchte.

Was soll man sich nun bei diesen Zeichen der Zeit eigentlich denken? Jedenfalls das, daß diese Herren Idealisten die Rechnung ohne den Wirth machen. Referent ist zufällig auch langjähriger Gemeindevertreter einer größern Stadt und weiß deshalb zu singen und zu sagen von den gewaltigen Anforderungen, welche nicht nur Volks- und Bürgerschulen, sondern auch noch lange Reihen von Bedürfnissen aller Art an den Stadtseckel stellen. Er faßt deshalb die Frage etwas nüchterner auf, als er vielleicht ohne seine Erfahrungen als Stadtverordneter gethan haben würde. Auf diesem Standpunkte seiner praktischen Erlebnisse antwortet er ganz einfach: Ja, meine Herren, Sie hätten vollständig recht, wenn Sie nur nicht unrecht hätten. Nehmen Sie die Hunderte von Millionen Mark, die wir für unser deutsches Heer gebrauchen, und Sie hätten allenfalls so viel, daß Sie den Versuch machen könnten, Volksschulen in Parkanlagen zu setzen, um peripatetisch die liebe Jugend im Freien, die Natur in der Natur lehren zu können. Auf dem Lande mag vielleicht, weil meist Raum genug vorhanden und der Grundwerth ein geringerer wie in der Stadt ist, das Ideal sich durchführen lassen; in der Stadt aber, und zwar in größern Städten, möchte ich den Gemeindevertreter kennen lernen, welcher dergleichen Ideale als praktisch betrachtete. Es wäre ja freilich sehr schön, wenn sie sich ausführen ließen, aber gegenwärtig läßt sich leider nicht davon sprechen, und ob sich überhaupt einmal davon sprechen läßt, steht dahin.

Aber nehmen wir einmal an, der Plan wäre ausführbar, es wäre möglich, die Schulen aller Gemeinden in solche Gärten zu setzen, welche dazu dienen sollen, den halben naturwissenschaftlichen Unterricht nach der Ausdrucksweise des Verfassers von Nr. 3 ins Freie zu verlegen: wo sind denn die Lehrer, welche dieses ausführen sollen? Rechnet man mit den wirklichen Factoren — und diese Lehrer sind doch die allerwirklichsten —, so wird das Exempel plötzlich ein völlig anderes. Dann erscheint die peripatetische Lehrmethode die genialste von allen, weil sie hochbegabte, in ihrem Fache durch und durch meisterhaft gebildete Männer voraussetzt, welche im Stande sind, von jeder Schablone zu abstrahiren und mit den Lehrgegenständen gleichsam nur zu spielen. Aber was verlangt man denn alles von diesen Lehrern? Die Schrift von Erasmus Schwab ist von den drei vorliegenden noch die bescheidenste. Sie verlangt nichts mehr und nichts weniger, als daß der Schulgarten ein Versuchsgarten für Nutzpflanzen aller Art, für neue Bewirthschaftungsmethoden, für die Darstellung elementarer Kenntnisse aus der Physik und landwirthschaftlichen Chemie sei, daß womöglich Wein- und Obstbau getrieben, Waldbäume gepflegt, Blumen gezüchtet, Singvögel herbeigezogen, Bienen gehegt werden u. s. w. Wenig für den Lehrer, welcher das alles vermag; viel für den, welcher nichts davon versteht oder keinen Trieb dafür oder gar keine Zeit dazu hat! Der Verfasser ward offenbar zuerst angeregt durch das Georgens'sche Buch, das freilich noch ganz andere Anforderungen an die Volksschule, wie sie sein soll, stellt; in seiner wohlwollenden Art aber übersieht er gänzlich, daß er bei allen seinen scheinbaren Einschränkungen wahrhafte Monstres von Lehrern verlangt, welche über das Princip der Theilung der Arbeit nach Trieb, Gesundheit und Kenntnissen weit erhaben sind.

Die Schrift von Karl Starke (Nr. 2) formulirt ähnliche Anforderungen in vier Cursen, sodaß der Lehrer mit seiner „Schule im Freien" spielt, wandert, arbeitet und lehrt, damit die Kinder ihre Natur verstehen lernen. Alles zieht der Verfasser herbei, um der Jugend Liebe zu dieser Natur beizubringen: selbst Aehrenlesen. Ach, wenn der Verfasser dasselbe doch nur einmal einen einzigen Sommer aus Noth hätte treiben müssen! Auf der andern Seite freilich vermag er sich dadurch herauszureden, daß er auch von der Familie etwas Tüchtiges dabei verlangt. Ja, wenn die Familien in unserm arbeitsrauhen Zeitalter nur nicht noch anderes mehr zu thun hätten, als Kinder zu erziehen!

Was Nr. 2 und 3 nur andeutend in der Naturgeschichte verlangen, das formulirt Eduard Teller's „Wegweiser" (Nr. 1) in einem stattlichen Bande. Er schließt sich den vorigen wenigstens darin an, daß er die Schulstube zu einem Naturherde zu machen versucht, indem er in dem ersten Cursus nur Naturbilder, z. B. den Garten im Frühling, die Wiese vor dem Heuen, den Wald im Sommer, das Feld vor der Getreideernte, den Urwald, die Prairie, die Wüste, das Meer u. s. w. behandelt. Im zweiten Cursus geht er auf die Organe und Kennzeichen der Naturkörper, im dritten auf das Verhältniß derselben zum Menschen, im vierten auf die Systemkunde, im fünften auf die Lebenserscheinungen der organischen Naturkörper, im sechsten auf die geographische Verbreitung der Thiere und Pflanzen, im siebenten auf den Haushalt der Natur, im achten auf Anthropologie über. Er häuft dafür ein so großes Material auf, daß sein Werk eher einem Handbuche, was es ja freilich auch sein soll, als einem Leitfaden für Schulen ähnlich sieht; um so mehr, als er es doch für Bürger- und Volksschulen bestimmte. Wenn diese Schulen ein solches Material bezwingen sollen, so dürfen sie weiter nichts thun, als Naturwissenschaften treiben. Wir kommen dabei ebenfalls wieder auf das Wesen unserer heutigen Lehrer zurück, und bezweifeln, daß dieselben im Stande sind, dergleichen Aufgaben zu lösen. Dagegen ist seine Methode vortrefflich, mit poetischern Naturbildern anzufangen und zu nüchternern Stoffen überzugehen. Wenn die rechten Lehrer das Buch in die Hände bekommen, welche wieder eine Auswahl daraus für die Bedürfnisse ihrer Schule zu treffen vermögen, so hat ihnen der Verfasser wahrscheinlich ein recht praktisches Hand- und Hülfsbuch gegeben; aber wir bezweifeln, daß er viele dieser Lehrer finden wird. Für das Gros der Lehrer dürfte schon der zehnte Theil des von ihm zusammengestellten Materials mehr als genug sein.

An und für sich ist dieses Drängen zur Natur ja höchst erfreulich. Aber es will uns eben scheinen, als ob man nun mit einem male in den stricten Gegensatz der Regulativschule verfiele und plötzlich wieder zu viel verlangte. Indessen, das Streben nach Naturliebe und Natur-

erkenntniß wird ja immer dadurch gefördert werden, und die Verhältnisse werden am besten dafür sorgen, daß das rechte Maß nicht überschritten werde. Nicht allein der Weg zur Kunst und Wissenschaft ist ein langer, sondern auch der Weg zur allgemeinen Volksbildung, und es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 18. Juli starb zu Wien der Dichter Johann Gabriel Seidl; derselbe wurde am 21. Juni 1804 in Wien geboren, studirte daselbst die Rechtswissenschaft und wurde 1829 Gymnasialprofessor in Cilli in Steiermark, von wo er 1840 zum Custos am Münz- und Antikencabinet zu Wien berufen ward. Seidl hatte auf dem Gebiete der Archäologie eine wissenschaftliche Bedeutung erlangt, sodaß er 1847 Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. Seine dichterische Kraft bethätigte sich wesentlich in der Lyrik, insbesondere in den zwischen Lyrik und Epik stehenden Gattungen, wie in der Ballade und Romanze. In diesen Beziehungen sind hervorzuheben seine „Dichtungen" (3 Bde., Wien 1826—28), „Bifolien" (5. Aufl., Wien 1855), die „Lieder der Nacht" (Wien 1851) und „Natur und Herz" (3. Aufl., Stuttgart 1859). Seidl erinnert in Betreff des Wohllauts seiner Verse und der Tiefe der Empfindung an seinen größern Landsmann Anastasius Grün; doch steht er diesem an Kraft des Gedankens und Mannichfaltigkeit der Reflexion bei weitem nach. Mit seinen Dramen „Das erste Veilchen" und „Die Unzertrennlichen" hat er keinen rechten Erfolg erzielt, dagegen waren die im wiener Localton gehaltenen Stücke „'S letzte Fensterln" und „Drei Jahre nach'm letzten Fensterln" eine Zeit lang sehr beliebt. Seiner Bearbeitung der Ponsard'schen „Lucrèce", welche im Hofburgtheater günstige Aufnahme fand, wird eine glückliche Wiedergabe der poetischen Schönheiten des Originals nachgerühmt. Seidl's Dialektdichtungen, obgleich nach Inhalt und Form nur für den specifischen Oesterreicher recht verständlich, haben doch auch eine gewisse Verbreitung gefunden, und ganz besonders sind seine „Gedichte in niederösterreichischer Mundart" (4. Aufl., Wien 1826—28) auch in Norddeutschland heimisch geworden. In seinen „Wanderungen durch Tirol und Steiermark" (Leipzig 1840) gibt sich ein feiner und lebhafter Natursinn zu erkennen, wie er überhaupt an der heimatlichen Natur und ihrer Schönheit mit ganzem Herzen hing. Von Seidl's wissenschaftlichen Arbeiten, die sich meist auf dem Gebiete der Alterthumskunde, der Kunstgeschichte und der Epigraphik bewegen, erwähnen wir nur die Schriften: „Ueber den Dolichenuscult" und „Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie". Mit Seidl ist wiederum ein Mitglied aus jener österreichischen Tafelrunde heimgegangen, deren specielle Bedeutung weit über die Grenzen des engern Heimatlandes hinausreichte.

— Auch Jean Baptist von Schweitzer, der ehemalige Führer der deutschen Socialdemokratie und später so fruchtbare Bühnenschriftsteller, ist am 28. Juli im Hotel Giesbach am Brienzersee gestorben. Wie sein Herr und Meister, Ferdinand Lassalle, nach einem vielbewegten Leben im vierzigsten Lebensjahre in der Schweiz endete, so auch Schweitzer, der eine nicht minder stürmische Vergangenheit hatte und fast in demselben Alter stand. Doch nur bis hierher geht die Parallele, darüber hinaus divergirten beide Männer in der denkbar verschiedensten Richtung. Schweitzer besaß weder die Universalität und wissenschaftliche Tiefe noch die leidenschaftliche Kraft und die verzehrende Glut Lassalle's. Der Sproß eines in früherer Zeit angesehenen Patriciergeschlechts in Frankfurt a. M., widmete sich Schweitzer der Jurisprudenz und hat einige Zeit als Advocat in seiner Vaterstadt prakticirt, bis Lassalle's kühnes Auftreten ihn in die socialistische Agitation mit hineinriß. Nach dem Tode Lassalle's mit dem Präsidium des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins betraut, gründete er in Gemeinschaft mit dem ehemaligen bairischen Lieutenant von Hochstetten den „Socialdemokrat", der nun, seitdem die Dynastie Hasenclever regiert, als „Neuer Socialdemokrat" erscheint. Schweitzer hat während seiner Präsidentschaft mehr Klugheit und Geschick als eigentliche agitatorische Kraft gezeigt, und die vielen Strikes, die er einleitete, waren eben nur eine geschickte Benutzung localer Misstände. Wie er daher nicht ohne Verdienst in Bezug auf die Verbreitung der Partei ist, hatte er dagegen als eigentlicher Wortführer gar keine Bedeutung. Im Parlament (er war für Elberfeld-Barmen in den Norddeutschen Reichstag gewählt) wie in Versammlungen konnte man sich kaum eine weniger imponirende Erscheinung denken als diesen etwas hektisch aussehenden blasirten Elegant, mit einem specifisch frankfurter Ton, ohne Schärfe und Logik, ohne Feuer und Kraft, ohne die herzgewinnende und fortreißende Gewalt der Ueberzeugung. Dieser Mann machte nicht den Eindruck, als ob er der glaubenstreue Apostel einer neuen zeitbewegenden Doctrin sei, oder daß er gar Märtyrer seiner Lehre werden könnte. Des Martyriums einer einjährigen Gefängnißstrafe und des Verlustes seines Adels wurde er durch die bei Beginn des deutsch-französischen Kriegs ausgesprochene Amnestie überhoben. Aber auch gegen die Integrität seines Charakters waren hier und da Stimmen laut geworden. Sein Verkehr mit dem Geheimen Rath Wagener ließ die Vermuthung, daß er von der Regierung stark beeinflußt sei, als berechtigt erscheinen. Auch seine eigenen Anhänger fingen an, allerlei Beschuldigungen gegen ihn zu erheben. Hierzu kam, daß er bei der Wahl zum Deutschen Reichstag 1871 durchfiel. Er legte das Präsidium des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins nieder und zog sich gänzlich von der politischen Wirksamkeit zurück. Von hier ab beginnt seine Thätigkeit als Bühnenschriftsteller. Schweitzer hat in diesen vier Jahren eine erstaunliche Fruchtbarkeit gezeigt, und wenn auch das meiste, was er geschrieben, bald der verdienten Vergessenheit anheimfallen wird, so ist ihm doch eine gewisse Routine und Kenntniß des Bühneneffects sowie ein oft nur zu derber Situationshumor nicht abzusprechen. Das Trauerspiel „Canossa" war reich an zündenden Schlagwörtern, und da die Aufführung in den Beginn des kirchenpolitischen Streits fiel, so konnte ihm ein gewisser Erfolg nicht leicht entgehen. Das Lustspiel „Die drei Staatsverbrecher" ist voll drastischen Humors, aber auch nicht frei von possenhaften Zügen. Dasselbe gilt von „Theodolinde", „Epidemisch", „Bei Leuthen" u. a. Diese Stücke hatten meist einen ziemlichen Erfolg und machten die Runde über alle größern Bühnen Deutschlands. Ob Schweitzer bei dieser mit Dampf betriebenen Ueberproduction jemals über das Banale und Triviale sich erhoben und so weit innerlich vertieft hätte, um auch edlere Gebilde zu schaffen, möchte mindestens zweifelhaft erscheinen. Jedenfalls wird weder in der Geschichte des Socialismus noch in der Literaturgeschichte sein „Charakterbild schwanken".

Bibliographie.

Bibliothek für Haus und Reise. Nr. 26: Ein Verlobungsfest. Von J. D. H. Temme. Nr. 27: Das Capital. Von L. Schücking. Berlin, Goldschmidt. 8. 2 M. 50 Pf.

Bruck, F., Zur Lehre von den Verbrechen gegen die Willensfreiheit. Habilitationsschrift. Berlin, Anders. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Cleß, A. M., Die Aufgabe des Staates gegenüber dem Verbrecherthume nach den Grundsätzen des Materialismus. In gemeinverständlicher Darstellung. Mit einem Vorwort von L. Büchner. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wattenbach, W., Stockholm. Ein Blick auf Schwedens Hauptstadt und Schwedens Geschichte. Im Berliner wissenschaftlichen Verein vorgetragen. Berlin, Hertz. 8. 1 M.

Werner, K., Beda der Ehrwürdige und seine Zeit. Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 M.

Werner, L., Jugendträume. Poetische Versuche. Augsburg, Schmid. 16. 1 M. 70 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 34. —— 19. August 1875.

Neue Romane und Novellen.

1. Das Testament von St.-Helena. Roman von Otfrid Mylius. Zweiundzwanzig Lieferungen. Nürnberg, Richter u. Kappler. 1875. 8. 12 M.
2. Geprüfte Herzen. Novellen und Geschichten von Otfrid Mylius. Nürnberg, Richter u. Kappler. 1875. 8. 4 M.
3. Ausgewählte Novellen von Otfrid Mylius. Zwei Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1875. 8. 7 M. 50 Pf.
4. In Südamerika und in Europa. Roman von Ernst Freiherrn von Bibra. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1874. 8. 9 M. 75 Pf.
5. Dunkle Geschichten von Hans Blum. Berlin, Gebr. Paetel. 1875. Gr. 8. 5 M.
6. Durch Kampf zum Frieden. Eine Erzählung. Mit einem Vorwort von R. Löber. Zwei Bände. Gotha, Schloeßmann. 1874. Gr. 8. 8 M.
7. Schwere Zeiten. Roman von Hans Warring. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1875. 8. 9 M.
8. Am Genfersee. Erzählung von Ludwig Habicht. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1875. 8. 6 M. 75 Pf.

„Allhier werden Sie sehen, meine Herrschaften, die berühmte große Seeschlange, die noch keines Menschen Auge geschaut hat..." Entschuldigung! Wir sind nicht in einer Jahrmarkts-Menagerie. Aber wer glaubte sich nicht in einer solchen, wenn er den folgenden, „Das Testament von St.-Helena" von Otfrid Mylius (Nr. 1) einführenden Prospect liest:

Das Testament von St.-Helena, das politische Vermächtniß des großen Napoleon I. an seinen Sohn und Nachfolger, ist eins der wichtigsten Actenstücke, welche die ganze neuere Weltgeschichte kennt, und ein ganz unübertrefflicher Gegenstand für einen historischen Roman. Otfrid Mylius, welcher schon in seinen „Neuen pariser Mysterien" eine ebenso glänzende Erfindungs- und Gestaltungsgabe wie Kunst scharfer Charakterzeichnung, Sittenmalerei und lebensvollster, frischer, fließender Erzählung bethätigt und namentlich von den Zuständen des zweiten Kaiserreichs ein so anschauliches Bild entworfen hat, liefert in dem vorliegenden neuen Werke, welches gleichsam die Ergänzung seiner „Neuen pariser Mysterien" bildet, einen der fesselndsten und pikantesten politischen Sensationsromane, welchen unsere deutsche Literatur kennt. Wir lernen in diesem Romane zunächst die Geschichte und Schicksale jenes geheimen politischen Vermächtnisses des großen Napoleon von den ersten Anregungen dazu bis zur Gegenwart herunter kennen, wo der Neffe auszuführen versucht, was der Oheim ersonnen und entworfen hat; wir sehen, wie Napoleon es auf St.-Helena verfaßte und seinem Beichtvater anvertraute, damit dieser es dem Herzog von Reichsstadt einhändige; wir erfahren die Schicksale eines ursprünglichen Entwurfs desselben Testaments, welches bei Waterloo verloren gegangen, später in die Hände der Königin Hortense kam und den Grund zu jenem unerschütterlichen Glauben Ludwig Napoleon's an seine Berufung legte, mittels deren er den Kaiserthron erklomm und sich eine Zeit lang zum Gesetzgeber Europas aufschwang. Der Roman schildert in dramatisch lebendiger drastischer Weise das Ende Napoleon's I. von Fontainebleau bis St.-Helena, seine Gefangenschaft und Tod, die Zettelungen der Königin Hortense, die Jugend- und Entwickelungsgeschichte Napoleon's III., seine Liebschaften, Studien, Bestrebungen, Schicksale, seine Attentate von Straßburg und Boulogne, seine Gefangenschaft in Ham und die lehrreiche Schule des Lebens, durch welche er gegangen; seine Jugendfreunde, Rathgeber und Gehülfen, die politischen Intriguen, durch welche er die Aufhebung der Verträge von 1815 vorbereitete, und die Kriege, die er führte, um jene Verträge zu zerreißen und die politischen Ideen seines großen Oheims zu verwirklichen; die Spannungen und Zerwürfnisse im Schose der Familie Bonaparte; die hervorragendsten Persönlichkeiten des heutigen Frankreich und ihre Lebensgeschichte, sowie überhaupt die geheime Geschichte des französischen Hofs und der sogenannten Tafelrunde des dritten Napoleon; er enthüllt schonungslos und wahrheitsgetreu alle Fäden und Gewebe der politischen Intrigue, welche seit zwanzig Jahren von Paris ausgegangen sind, um die Karte von Europa zu rectificiren u. s. w. Diese Andeutungen werden genügend darthun, daß es sich hier um ein Werk vom höchsten Interesse und dem tiefsten Gehalt handelt, welches in der deutschen Literatur Epoche machen wird und der ungetheilten Beachtung der ganzen Lesewelt sicher sein darf.

Wunderbar, daß der Abnehmer nicht auch noch ein Freilos erhält, auf das er einen Affen oder eine Kiste Cigarren gewinnen kann, wenn ihm das Glück hold ist! Es scheint fast Vermessenheit, dieser lobqualmenden Einführung der Verlagshandlung, die auf die starken Geruchsnerven eines wenig kritischen Publikums berechnet ist, in

einem Organ für Kritik ein berichtigendes Wort nachzuschicken. Es muß aber doch gesagt sein, daß dieses Werk „vom höchsten Interesse und dem tiefsten Inhalt“ nur beweist, wie weit wir vom Verständniß des historischen Romans abgekommen sind. Nicht einmal der schwächste Versuch ist gemacht, wirklich einen Roman auszugestalten. Der Verfasser begnügt sich damit, aus der bekanntlich sehr reichhaltigen, aber auch bereits stark ausgebeuteten Memoiren-Literatur aus den Zeiten Napoleon's I. und III. einige pikante Kapitel auszuwählen und aneinanderzureihen, Geschichte und Klatsch zu dialogisiren, Localitäten zu schildern und die bekannten Porträts der politischen Stimmführer und -Führerinnen in der Weise zu gruppiren, wie man es auf photographischen Gruppenbildern sieht. Die Manier ist bequem, auch mit Geschick angewendet, aber ein „in der deutschen Literatur epochemachendes“ Werk kommt dabei nicht heraus.

„Geprüfte Herzen“ (Nr. 2), von demselben Autor, enthält drei verschiedene Erzählungen, deren Gemeinsames im Titel zutreffend zusammengefaßt ist. Die erste: „Das Erbe von Elchheim“, ist in der Anlage nicht übel. Baron Elchingen, ein sehr reicher Gutsbesitzer, ist Witwer und hat eine erwachsene Tochter, ein etwas verzogenes und übermüthiges Fräulein, dem die Wahl unter der Männerwelt schwer fällt. Ein Baron Grainberg liebt sie, und sie liebt ihn gleichfalls, zögert aber, ihm ihre Hand zu geben. Er hat eine Schwester, die sie nicht leiden kann, weil sie eine geistlose Kokette ist; ihr Vater wird aber in deren Netze gezogen und verlobt sich mit ihr. Die Tochter kann nun nicht den Bruder heirathen, und das Verhältniß löst sich. Von da ab geräth die Geschichte auf allerhand wunderliche Romanwege. Der Baron heirathet; Stiefmutter und Tochter hassen einander; die Baronin wird von einem Knaben entbunden und stirbt; Ella nimmt sich des früher gehaßten Kindes an und lernt es jetzt lieben; ihr Charakter läutert sich an dieser Neigung, und das Kind ertrinkt; Grainberg kommt bei Ella in Verdacht, dessen Tod verschuldet zu haben; seine Unschuld ergibt sich, das Paar wird noch glücklich. Diese Begebenheiten zerstreuen und führen vom eigentlichen Thema ab; ihre Bedeutung haben sie nur für die Frage: wer wird Erbe sein? was uns ziemlich gleichgültig ist. Die Hauptpersonen entwickeln sich nebeneinander her, und ihre schließliche Vereinigung befriedigt den Leser wenig.

Eine mehr als einfache Erzählung ist die zweite: „Geprüft und bewährt“. Trotz der wundersamsten Schicksale, worein die Betheiligten verflochten werden, gebricht es ihr doch durchaus an eigentlicher Spannung. Ein junges Mädchen, Melanie Helborn, wird von einer Stiefmutter gequält, dann durch einen närrischen Kauz von Onkel in peinlichster Enge eines kleinen Haushalts erzogen; sie gewinnt die Liebe eines jungen Mannes, Alexis Grabow, den jedoch der Onkel nicht zu begünstigen scheint, geht dann ebenfalls halb gegen seinen Willen ein Verhältniß mit einem Musikus ein, der sie sitzen läßt, wird schließlich ihres Onkels reiche Erbin und gewinnt Alexis' Hand, der ihr treu geblieben. Die complicirte Lebensgeschichte des Onkels, die sein sonderbares Benehmen erklären soll, hinkt nach. Geprüft sind alle genug, aber bewährt hat sich eigentlich nur Alexis, von dem auf diesen 190 Seiten gerade am wenigsten die Rede ist. Recht erwärmt wird man für keinen.

„Bühne und Welt“ endlich kennzeichnet schon ungefähr durch den Titel den Inhalt. Ein Herr von Adel, der, um seine Verwandten zu ärgern und sich zu amusiren, bei einer kleinen Schauspielertruppe ohne Gage schauspielert, entdeckt daselbst ein großes Talent. Unter seiner Leitung und im Spiel mit ihm wird das arme Klärchen eine bedeutende Schauspielerin, hat nun aber das Unglück, sich in ihren Retter zu verlieben. Er heirathet eine Dame von Stand, die er liebt, und die arme Mücke, die ins Licht geflogen ist und sich dabei unheilbar die Flügel verbrannt hat, stirbt an Schwindsucht und gebrochenem Herzen, nachdem sie noch — wieder eine ganz unnütze Zugabe — unwissentlich die Ursache eines schweren Zerwürfnisses in der Ehe der Glücklichen geworden. Fehlt es auch dieser Erzählung an origineller Vertiefung der psychologischen Gegensätze und setzt sie sich stofflich nur aus dem bekannten Vorrath von Motiven aus dem Bühnenleben zusammen, so ist sie doch besser vorgetragen als die beiden andern und mag anspruchslose Leser wol unterhalten.

Die „Ausgewählten Novellen“ desselben Verfassers (Nr. 3) sind wirklich, wenn man sich mit leichter Unterhaltung begnügt, ganz lesbar. Neuen Novellenstoff freilich führen sie uns nicht zu. Der erste Band enthält „Incognito“ und „Zwillinge“. Ein liebenswürdiger junger Techniker wird von der Spießbürgergesellschaft eines ehemaligen Residenzstädtchens für einen Prinzen gehalten, der incognito um die Hand der ältesten Tochter des Fürsten zu werben kommt. Man nimmt ihn auch im Schlosse dafür und findet ihn ganz nach Wunsch. Zum Unglück verliebt er sich selbst in die Prinzessin, und die Sache könnte schief gehen, wenn nicht der Fürst den schlauen Einfall gehabt hätte, seine Tochter durch eine Jugendfreundin bürgerlichen Standes vertreten zu lassen. So löst sich der Knoten leicht, nachdem der wahre Prinz erschienen ist. Das Incognito und der Rollentausch gehören zu den abgebrauchten Lustspiel- und Novellenmotiven, die aber doch immer von neuem ihren Dienst thun. Die Erzählung würde fesselnder sein, wenn sie nicht durch einen Ballast von uninteressanten Briefen und weitschweifigen Schilderungen zu sehr in die Breite ginge. Die Hälfte wäre mehr gewesen.

Einen tiefern Gehalt hat die Novelle „Zwillinge“, aber der Verlauf der Erzählung ist wenig ansprechend und die Charakteristik gibt zu Bedenken Anlaß. Horaz und Ottilie sind Zwillinge: er mit allen Gaben des Geistes und Gemüths sowie mit körperlichen Vorzügen reich ausgestattet; sie von der Natur stiefmütterlich behandelt, dabei selbstsüchtig, neidisch und eifersüchtig. Diese schlimmen Eigenschaften bethätigen sich namentlich in ihrem Verhältniß zum Bruder, den sie mit ihrer egoistischen Liebe in unerträglicher Weise quält. Horaz studirt Theologie, wird Hofmeister, geht nach England, erhält nach Jahren eine Pfarre, lernt eine Dame von Adel kennen, die einige Jahre älter ist als er, und heirathet sie zu großer Unzufriedenheit seiner Schwester. Bald darauf geht letztere ein Verhältniß mit einem ihrer nicht würdigen Manne ein und folgt demselben ohne der Mutter Wissen nach

Amerika. Nach sieben Jahren kehrt sie als arme Witwe mit einem Kinde in die Heimat zurück und sucht sofort den Bruder auf, in der Erwartung, daß er sie mit Freuden in sein Haus aufnehmen werde. Das geschieht jedoch mit Rücksicht auf die kränkliche Frau nicht. Ottilie verbittert sich infolge dessen gegen den Bruder mehr und mehr, bis sie sich dann zuletzt zu einer ganz gemeinen Handlung gegen denselben hinreißen läßt. Wollte der Autor zeigen, zu welchen Verirrungen eine solche selbstsüchtige Neigung führen kann, so wäre die Charakterstudie zu loben. Leider stört er aber die Einheit der Conception selbst durch Enthüllungen über Horaz, die uns sowol an diesem bis dahin völlig lautern Charakter, als auch daran irremachen müssen, was der Autor mit seiner Erzählung nun eigentlich will. Horaz entpuppt sich als ein ganz erbärmlicher Wicht, der mit einem geliebten Mädchen in England eine heimliche Ehe eingegangen ist, dasselbe dem schlimmsten Verdacht der Aeltern preisgibt und selbst dann nicht dessen Ehre durch ein Geständniß seiner Mitschuld rettet, als Mutter und Kind gestorben sind. So muß man jede Theilnahme für ihn verlieren. Unbegreiflich bleibt es uns, wie Ottilie von ihm lernen soll, „welcher sittlichen Erhabenheit wahrer, echter Christensinn ein Herz fähig machen kann". Der Verfasser ist allemal geneigt, seinen Sündern viel zu vergeben, und er hat guten Grund dazu, denn er läßt sie nicht immer ihrem Charakter gemäß, sondern den Bedürfnissen der Geschichte zu Liebe handeln.

Der zweite Band bringt eine recht geschickt componirte und launig vorgetragene Erzählung: „Eine reiche Erbin". Zwei Lieutenants, Karl von Schwarzbach, ein leichtsinniger Strudelwitz, und Arthur von Löbell, eine etwas tiefere Natur, sind in der Garnison gute Freunde, wirthschaften aus Einer Börse, zeichnen zusammen Wechsel und bringen sich so tief in Schulden, daß sie nicht mehr aus noch ein wissen und eine reiche Heirath als letzte Hülfe ansehen. Arthur erinnert sich einer alten reichen Tante, eines Fräuleins von Seehausen, und knüpft mit ihr einen Briefwechsel an. Sie antwortet freundlich, und die Sache scheint über Erwarten gut zu gehen, da sie auch von einer Pflegetochter spricht, die eine reiche Erbin ist. Inzwischen macht Arthur zufällig die Bekanntschaft einer reizenden jungen Dame, der er am Dampfbootplatz Hülfe leisten kann, und verliebt sich in sie. Er erklärt sich nun zu dem Besuch bei der Tante außer Stande. Da jedoch die Noth groß ist, erbietet sich Freund Karl, unter seinem Namen das Abenteuer zu bestehen. Nun, ist gerade jene reizende junge Dame die Pflegetochter des Fräuleins von Seehausen; da sie in Schwarzbach ihren Lieutenant von Löbell, den sie rasch liebgewonnen, nicht wiedererkennt, bringt sie es zu Wege, daß dem Freier statt ihrer eine ältliche Verwandte vorgestellt wird. Schwarzbach greift zu und kommt zu einer für ihn ganz passenden Partie, während Arthur nach mancherlei aus dem Charakter der handelnden Personen und aus der Situation gut erfundenen Verwickelungen schließlich seine Malwina gewinnt. Daß Arthur seine Tante nicht erkennt, obgleich sie ihm ihre Photographie geschickt hatte (nur die der Pflegetochter war verwechselt), ist nicht gut zu verstehen. Im übrigen sind die Steinchen zu dieser Lustspielmosaik gut zusammengepaßt. Sie sind uns sämmtlich schon anderswo durch die Hand gegangen, aber das neugewonnene Gesammtbild wirkt erfreulich.

Das läßt sich von der Schlußnovelle „Drei Verlöbnisse" nicht sagen. Mit unleidlicher Breite und Nüchternheit erzählt hier der Autor in der ersten Person, wie er sich als Gymnasiast und Student dreimal verlobt und wie er dann nach sechzehn Jahren seine ehemaligen Bräute wiederfindet. Zwei davon sind Caricaturen, über die man nicht einmal lachen kann; die dritte hat sich gut gehalten, er heirathet sie und erwartet, wenn wir das Buch schließen, Vaterfreuden.

Curioser als der Roman „In Südamerika und in Europa" von Ernst Freiherrn von Bibra (Nr. 4) kann schwerlich ein Roman erfunden und geschrieben werden. Wenn jemand einige Buch weißes Papier vor sich hinlegt mit dem Vornehmen, sie vollzuschreiben womit es auch sei, nun auf gut Glück eine Geschichte beginnt, für die er zunächst kaum mehr als eine ihm bekannte und interessante Localität hat, nach kurzer Zeit bemerkt, daß der Faden zu kurz ist, nun hundert Meilen weiter fliegt und versucht, ob sich dort in anderer Umgebung vielleicht noch ein Stück anknüpfen läßt, um einen ersten Band zu Stande zu bringen, dann über so und so viel Jahre hinwegspringt und an einem dritten Orte mit ganz neuen Menschen eine ganz neue Geschichte abwickelt, im letzten Kapitel aber an ein paar Namen aus jenem ersten Bande erinnert, um den Zusammenhang nothdürftig herzustellen — so kann wol ein Curiosum wie dieser Roman entstehen. Der erste Band beginnt 1817 in Chile während der Kämpfe der Spanier und Republikaner um die Herrschaft. Die Politik ist jedoch nur Nebensache. Wir werden bekannt gemacht mit einem Deutschen, Georg Horst, der mit seines Freundes Frau, Bertha, durchgegangen ist und nun ein Verhältniß mit der Spanierin Karolina hat, einer ziemlich anrüchigen Person, die wieder einem gewissen Carrera die Treue bricht. Jener Freund, er heißt Wellner, hat sich indessen getröstet, in Eugenie eine zweite Lebensgefährtin gefunden, im Duell jemand tödlich verwundet und ebenfalls in Chile Zuflucht genommen. Er sieht zufällig seine erste Frau und dann auch deren Entführer wieder. Das kann etwas werden; aber mit dieser Exposition, die in einer Spectakelscene der drei eifersüchtigen Damen gipfelt, ist auch der Roman eigentlich schon zu Ende. Um ihn in Chile mit irgendeinem Knalleffect zum Abschluß zu bringen, läßt Horst, der Offizier in der Armee der Patrioten geworden ist, Wellner und Carrera verhaften. Die Sache hat nichts auf sich, denn wir erfahren in Peru, wo wir nach sechs Jahren einige jener deutschen und spanischen Lumpe wiederfinden, daß man die Gefangenen bald wieder entlassen habe. In Peru gibt es Schilderungen von Land und Leuten „nach den besten Quellen" und nach eigener Anschauung. Carrera hat ein Verhältniß mit einem Indianermädchen und sucht mit Hülfe desselben in den Besitz der verborgenen Schätze der alten Incas zu gelangen. Wellner entdeckt eine Silbermine; Horst setzt sein Liebesspiel mit Karolina fort und wird von Carrera erschossen. Die letztern beiden verschwinden von der Bildfläche. Und dann heißt es am Schluß des ersten Bandes: „Da wir aber mit den paar

Personen, welche uns nun noch zur Verfügung gestellt sind, kaum eine romantische Erzählung mit Anstand fortführen können, so sind wir wohl oder übel genöthigt, den ersten Band derselben hier zu schließen."

Damit ist denn „Südamerika" abgethan; wir kommen zu „Europa". In einer deutschen Universitätsstadt wohnen 1836 in einem Hause ein Trunkenbold mit Sohn und Tochter, eine alte Jungfer, eine Madame Mitre mit ihrer Tochter Cruz. Letztere hat ein zartes Verhältniß mit einem Studenten Namens Grafenfeld. Dieser kommt unschuldig in den Verdacht politischer Umtriebe und muß fliehen. Der ganze zweite Band beschäftigt sich nun damit, sehr breit und uninteressant zu erzählen, wie die alte Jungfer zu einem Manne kommt, wie der Student den Verfolgungen der Polizei entrinnt, aber, verführt von dem Sohne jenes Trunkenbolds, der ihm Cruz nicht gönnt, ein Spieler wird, wie er dann dem Schuldarrest entgeht und seine Cruz heirathet. Schließlich erfahren wir, daß Grafenfeld der Sohn Wellner's, Madame Mitre dessen erste Frau Bertha, und jener Trunkenbold sein Gegner in dem Duell ist, das ihn einmal zur Flucht nöthigte. Es ist uns sehr gleichgültig. Warum der Roman nicht noch einen dritten Band hat, in welchem etwa die Kinder des jungen Paars einige Abenteuer in Australien erleben, ist nicht ersichtlich. Was „mit wenig Kunst und viel Behagen" zu Stande gebracht werden kann, ist geleistet. Viel Behagen! Das läßt uns wenigstens nicht ärgerlich werden. Der Verfasser ist ein Schalk, der sehr gut selbst weiß, wie wenig Kunst bei seinem Zusammengeschreibe ist, und uns bei gutem Humor erhält, indem er sich von Zeit zu Zeit über seine eigene Arbeit lustig macht und uns auslacht, wenn wir sie ernst nehmen wollen. Alle die Leute, mit denen er operirt, stehen sittlich tief — wird es doch sogar dem jungen Grafenfeld als ein Verdienst angerechnet, daß er, da er Cruz liebt, sich nicht mit liederlichen Dirnen abgibt — und ihr Leichtsinn ist nicht einmal liebenswürdig; aber wenigstens verliebt sich auch der Verfasser nicht in sie, und das einzige, was er für sie thut, um sie über Wasser zu halten, ist, daß er uns zu hindern sucht, überhaupt einen sittlichen Maßstab an sie anzulegen, oder daß er, wenn dieses Mittel zu versagen droht, eine noch laxere Moral als allgemeinen Erfahrungssatz hinstellt, aber mit so lachendem Gesicht, daß wir es doch wieder nicht für ernst gemeint halten können. Seine Schreibweise hat etwas Flottes und oft Derbes, das uns munter erhält, auch wenn wir den Faden der Geschichte gänzlich verlieren.

Der bekannte Redacteur der „Grenzboten", Hans Blum, sammelt in den „Dunkeln Geschichten" (Nr. 5) einige Erzählungen, die vorher schon in Journalen und Zeitungen veröffentlicht waren und ihr dankbares Publikum gefunden haben. Er nennt sie „Dunkle Geschichten", weil sie sämmtlich dem Gebiete der Criminal-Novellistik angehören. „Das Recht ist die Sonne, die den Völkern leuchtet" — so motivirt der Verfasser in der Vorrede etwas prätentiös den gewählten Titel, indem er fortfährt:

> In den Strahlen dieser Sonne gediehen die Frühlingspflanzen der ersten Cultur der Menschheit, das friedliche Zusammenwirken der Gaugenossen an Stelle des Kriegs aller gegen alle; sie war die erste Grundlage (die Sonne?) zu festen Wohnstätten, Familiensinn, staatlicher Gemeinschaft. Die Verdunkelung und der Niedergang dieser Sonne hat jedesmal die schwersten Leiden oder den Untergang derjenigen Völker und Individuen zur Folge gehabt, die von dem milden Lichte dieses Gestirns verlassen waren. Noch heute versucht jeder, welcher der allgemeinen Rechtsordnung widerstrebt, an seinem Theile, uns alle in die lichtverlassene Nacht rechtloser Barbarei zu stürzen, und solchem Versuche gegenüber können wir vorgeschrittenen Culturmenschen auch nichts anderes thun als die alten Römer oder unsere Urahnen in den Wäldern Germaniens, indem wir die Freiheit mit der Rechtsfähigkeit der Einzelnen identificiren und Freiheit und Selbständigkeit nehmen demjenigen, dessen Seele(?) und That sich vor dem Sonnenlichte des Rechts verschlossen hält. Da die nachfolgenden Erzählungen auf diesem Felde spielen, so war ich mithin wol berechtigt, sie „Dunkle Geschichten" zu nennen.

Wenn der Verfasser zu dieser „Sonne des Rechts" über andere Sonnen hin gelangt, die er hat auf- und absteigen sehen, und dabei die Gelegenheit mehr vom Zaune bricht als benutzt, einem berühmten Staatsmanne ein Compliment zu machen und einem politischen Gegner einen Hieb zu versetzen, so ist das eine Geschmacksache, über die wir nicht weiter mit ihm rechten wollen. Beschwert er sich aber mit einer humoristischen Wendung am Schluß darüber, daß seine politischen Gegner ihm „auch seinen Stil schelten", so hätte er wol gut gethan, falsche Constructionen wie die kurz vorhergehende: „Der Zufall hat manche derselben (der Erzählungen) in dieser Gestalt auch namhaften deutschen Gelehrten vor Augen geführt, und deren Beifall gefunden (der Zufall etwa?), ohne daß sie wußten, ihre Kritik werde vor dem Verfasser geäußert", sorglich zu vermeiden. Oder sind die Worte „sie haben" hinter „und" durch ein Versehen des Setzers ausgefallen? Wol möglich. Es finden sich auch sonst in dem Buche offenbare Druckfehler, wie z. B. „Hypothek" statt „Hypothese"; dann aber auch Sätze wie die folgenden: „In seinem Lebensalter schon weit über den Zenith des Mittags vorgerückt"; „mein erster Schritt in die Oeffentlichkeit wurde mit Hohn überschüttet", „ich ließ mich eines Tags ziellos (statt: ohne bestimmte Absicht) am Bielersee nach der Petersinsel rudern", die jedenfalls der Autor selbst zu vertreten hat. Wie dem auch sei, wir übergehen diese kleinen Ausstellungen nicht, um nicht bei seinen politischen Gegnern in den Verdacht zu kommen, daß wir blind gelobt hätten. Denn zu loben sind im übrigen diese Erzählungen, wenigstens die beiden ersten, unbedingt.

Ganz besonders ansprechend und in ihrer Art wirklich mustergültig finden wir die zweite: „Das erste Geschäft", zugleich die kürzeste und am besten geschriebene. Ein junger Tuchfabrikant bringt die ersten Erzeugnisse seines Fleißes zur Messe. Wie ihm hier die Waare durch eine Bande von Gaunern abgeschwindelt wird, und wie er durch geschickte Machinationen der Polizei- und Justizbeamten schließlich doch zu seinem Gelde kommt, ist mit ebenso viel Sachkenntniß als Geschick geschildert. Der Fall ist an sich ganz klar, und dennoch entsteht keine gewöhnliche Spannung, wie die Sache verlaufen werde, da es dem Verfasser gelingt, uns von Anfang an warm für den braven Fabrikanten zu interessiren, da die Betrüger schlau operiren und die Zeit zur Legung der Gegenminen knapp bemessen ist, sodaß der geringste Fehler alles verderben kann.

Auch die Criminalgeschichte aus den Acten: „Auf falscher Fährte", wird man mit Theilnahme an den Schicksalen des unschuldig wegen Diebstahls verurtheilten Schmieds lesen. Sie erhält ihr originelles Gepräge dadurch, daß der Bestohlene selbst, der anfangs durch zwingende Verdachtsgründe auf die falsche Fährte geräth, zuerst moralisch von der Unschuld des vermeinten Diebes überzeugt wird und nun als ein braver Mann das Seinige thut, um dessen Verurtheilung zu hindern und später ihn aus der Haft zu befreien. Einzuwenden hätten wir nur, daß der Erzähler in der Mitte der Geschichte gleichsam die Methode des Vortrags ändert. Er hat uns bis dahin an die Hand genommen und zu den Suchenden gesellt; wir sind selbst Untersuchungsrichter oder Geschworener und haben uns nach dem vorgebrachten Beweismaterial schlüssig zu machen. Plötzlich erhalten wir dann die Rolle des Zuschauers zugetheilt, der durch die Allwissenheit des Autors darüber aufgeklärt wird, wie die Sache eigentlich liegt. Von da ab muß die Spannung nachlassen, die dunkle Geschichte ist für uns ganz hell geworden, und es fragt sich nur noch, ob und wie die Rettung des Unschuldigen erfolgen kann. Dabei sind wir freilich warm betheiligt, aber noch mehr würde diese zweite Hälfte fesseln, wenn der Erzähler nicht vorgriffe. Der poetischen Gerechtigkeit wird übrigens nicht völlig genügt, wenn der eigentliche Verbrecher schließlich seiner Strafe entgeht, ein nur mittelbar Betheiligter aber, wegen eines allerdings ganz neuen Verbrechens, lebenslänglich ins Zuchthaus wandert, und diese Wendung wird um so bedenklicher, als sich ergibt, daß gar nicht einmal durch dieses neue Verbrechen eines Mordversuchs an dem Gefangenen dessen Unschuld an den Tag kommt, da der Dieb sich schon vorher freiwillig gestellt hat.

Sehr viel schwächer scheint uns die letzte Erzählung: „Die schwarzen Diamanten", zu sein. Hier ist der Criminalfall selbst sehr dürftig und an sich ohne jedes Interesse. Um ihn für die Novelle möglich zu machen, putzt ihn der Verfasser recht abenteuerlich aus und thut darin des Guten viel zu viel. Daß die niedliche Helene Moser an dem Diebstahl ganz unschuldig ist, darüber sind wir keinen Augenblick im Zweifel; daß sie aber dieserhalb überhaupt Unannehmlichkeiten haben kann, erklärt sich nur aus der unglaublichen Bornirtheit des Polizeibeamten, der sich von dem eigentlichen Thäter in der plumpsten Weise dupiren und leiten läßt. Auch die begleitenden Begebenheiten haben viel Unwahrscheinliches, obgleich sie einzeln auf wirklichen Thatsachen beruhen mögen, weil sie sich aus einer Reihe von Curiositäten zusammensetzen. Deshalb hat der Verfasser auch den Ton der Humoreske angeschlagen; abgesehen davon aber, daß derselbe oft zu sehr ins Derbe und Possenhafte fällt, fehlt auch die erheiternde Wirkung, da die criminalistische Handlung, die och Hauptsache sein soll, zu ernst ist und zuletzt gar er Tod und Wahnsinn zweier ziemlich breit behanelten Mitspieler den Leser verstimmen muß. Gleichvol zeigt sich auch in dieser criminalistischen Farce ein nicht zu unterschätzendes Erzählertalent. Hans Blum beachtet gut, findet mit sicherm Blick das Charakteristische d gestaltet, indem er ihm fast immer den passendsten asdruck zu geben weiß, mit großer Deutlichkeit. Die meisten seiner Figuren sind wirklich Menschen von Fleisch und Blut, zu denen man leicht ein Verhältniß findet; sie sind nicht einseitig nach dem Bedürfniß des Criminalfalls hingestellt, sondern voll ausgerundet, und unsere Theilnahme für sie geht daher auch über die bloße Neugierde hinaus, wie wol die Dinge verlaufen werden. Diese dunkeln Geschichten gehören danach entschieden zu den bessern ihrer Gattung und mögen dem großen Lesepublikum empfohlen sein.

„Durch Kampf zum Frieden. Eine Erzählung" (Nr. 6), eingeführt durch ein kurzes Vorwort von R. Löber, ist von einer nicht genannten Dame geschrieben, von der jenes sagt: „Ich hatte nicht geahnt, daß ich die Verfasserin, die mir schon seit Jahren durch ihre ungetheilte Hingebung an schwierige Berufsaufgaben ehrwürdig geworden, später als Schriftstellerin wiederfinden würde. Doch scheinen mir nun ihre Aufzeichnungen um so mehr den Eindruck eines wirklichen Lebensproducts zu machen." Wie es so häufig geschieht, fühlt sich also auch hier eine Frau in schon vorgeschrittenen Jahren gedrungen, ihre Lebenserfahrungen und Lebensanschauungen in einem Roman niederzulegen, und sie wählt den Titel, der mit der Variante „durch Nacht zum Licht" sich gerade bei dieser Gattung literarischer Erzeugnisse am häufigsten wiederholt. Es pflegt sich auch dem Inhalt nach eine gewisse Familienähnlichkeit darin zu zeigen: sie schildern mit mehr oder minder Geschick und Treue das häusliche Kleinleben der Menschen, namentlich der Frauen, und sind erfüllt von Reflexionen, in denen sich die Schriftstellerin ganz subjectiv ausspricht, mögen dieselben nun direct an den Leser gerichtet, oder in Monologen und Dialogen der in der Erzählung handelnden Personen vorgetragen sein; der Roman ist nur das Gestell, das diesen reichen Behang von Mittheilungen aus dem eigenen Seelenleben zu tragen hat. So ist er auch in diesem Falle ziemlich dürftig aus wenigen und vielbenutzten Fäden zusammengewirkt. In einem Hause wohnen zwei sehr achtbare, der höhern Gesellschaft angehörige Familien. Präsident Waldheim hat einen Sohn Ernst, der sich der Beamtenlaufbahn widmet, und eine Tochter Anna; der Graf Kronfels, einem der ältesten Adelsgeschlechter angehörig, einen Sohn Arnold, der auf Wunsch seiner ahnenstolzen Mutter Offizier wird und sich mit Gräfin Frida, einer sehr streng in aristokratischen Vorurtheilen erzogenen, aber seelenguten jungen Dame verheirathen soll. Nun stirbt gleich im ersten Kapitel Ernst's Freund, der Advocat Adelung, dessen Urgroßvater einmal Gänsehirt gewesen ist, und hinterläßt eine sechsjährige Tochter Magdalena seiner treuen Pflege. Sie wird die Heldin des Romans. Wie ihre Erziehung durch die guten Menschen, unter deren Obhut sie kommt, geleitet wird, und wie sie nicht nur die trefflichste geistige Ausbildung, sondern auch Anweisung in allen häuslichen Verrichtungen, selbst im Kochen erhält, wird uns sehr genau mitgetheilt. Früh schon entwickelt sich zwischen ihr und Arnold ein zartes Verhältniß. Ehe der junge Graf sich aber bestimmt ausspricht, macht eine Freundin Rosa, Tochter eines reichen Kaufmanns, die traurige Erfahrung, daß ein freiherrlicher Offizier sie ihres Geldes wegen heirathet und schon nach einem Jahre der unglücklichsten Ehe aufs liebloseste im Stich läßt. Als nun Graf Arnold Magda seine Liebe-

erklärt, gesteht sie ihm zwar ihre tiefe Neigung ein, tritt aber freiwillig zurück, als sie erfährt, daß seine Mutter dem Bunde ihren Segen verweigert. Es folgen schwere Seelenkämpfe; sie werden aber mit der Zeit so kräftig überwunden, daß Magda sich entschließen kann, ihren Vormund Ernst Waldheim, der sie liebt und dem sie herzlich zugethan ist, die Hand zu reichen. Die Ehe wird glücklich, um so glücklicher, als Magda auch die Prüfungen, die ihr Arnold in derselben auflegt, nach einer kurzen Verirrung siegreich besteht. Arnold heirathet nun doch noch die ihm durchaus nicht sympathische Frida, findet und gewährt kein häusliches Glück, läutert aber in diesem Verhältniß seinen an sich edeln, nur durch die Leidenschaft für Frau Magda getrübten Charakter und stirbt versöhnt mit seiner trefflichen Gattin und seinen Aeltern. Rosa wird Diakonissin.

An diese Hauptpersonen schließen sich noch verschiedene Gruppen von Figuren an, die nur beiläufigen Bezug zur eigentlichen Handlung haben und hier übergangen werden konnten. Die Handlung ist der Verfasserin überhaupt nur Nebensache. Worauf es ihr ankam, war, zu zeigen, wie jeder einzelne von den Menschen, die sie einführt, in seinem Verhältniß zu Gott steht, wie sich ihr sittlicher Gehalt und ihre Fähigkeit, das Leben zu überwinden, danach regelt, wie sie nach der Stärke ihres Gottvertrauens in den Kämpfen, die sie nach Gottes Rathschluß zu bestehen haben, siegen oder unterliegen, und wie sie zuletzt ihren Frieden in Gott finden, sobald sie sich mit ihm eins wissen. Die Kinder des Lichts feiern hier ihren Triumph gegenüber den Kindern der Welt, und die Bekehrung des reuigen Sünders auf dem Sterbebette durch eine selbst nach harten Prüfungen Bekehrte erfüllt die fromme Seele der Verfasserin mit herzlichster Freude. Sie ist eine fromme Seele, die selbst das innigste und reinste Verhältniß zu Gott sucht, und die Aufrichtigkeit ihrer religiösen Ueberzeugungen, die Reinheit ihrer Gesinnung, die sittliche Kraft ihrer werkthätigen Liebe wird sicher auch denjenigen Lesern Achtung abnöthigen, die ihren einseitigen Standpunkt nicht theilen und ihr nicht in alle Trost- und Heilswege zu folgen vermögen. Ob sie aber Geduld haben werden, die Verfasserin durch diese 700 Seiten mit der Aufmerksamkeit zu begleiten, die gerade für jenen wichtigern Theil der gesetzten Aufgabe von ihr beansprucht wird, ist eine andere Frage. Sie geht mit ganz kleinen Schritten weiter und ruht oft lange aus, um den augenblicklichen Seelenzustand ihrer Geliebten völlig klar zu stellen. Frida hält Arnold, als er um ihre Hand bittet, eine drei Seiten lange Rede und sagt ihm zuletzt ein frommes Gedicht von vielen Versen auf. Das ist nur ein Beispiel von vielen, um zu zeigen, wie gern die Verfasserin den Roman vergißt, wenn sie dem Leser etwas zu sagen hat. Und wer könnte sich eines Lächelns erwehren, wenn er liest:

> Sehen wir dies nicht auch an großen Männern, die Gott mit auffallenden geistigen Gaben ausgestattet hat? Unser größter Dichter gesteht, daß er nicht einen Tag sich ganz glücklich gefühlt habe. Hätte er seine hohen geistigen Gaben als ein Geschenk Gottes betrachtet, ihm damit gedient, ihm zur Ehre gesungen, es würde ihn nicht so gekümmert haben, was wol die Welt zu seinen Werken sagt —

oder wenn Magda ihre Freundin Rosa, von der sich ihr Gemahl in einem wahrhaft abscheulichen Briefe losgesagt hat, und die nun erklärt, sie könne doch nichts mehr für ihn thun, fragt: „Hast du für ihn gebetet?" Das ist ganz ernst gemeint, und die Verfasserin wird sich wahrscheinlich wundern, daß es uns auffällt, aber Zustimmung wird sie doch nur von dem engen Kreise derer erwarten dürfen, die ihr schon angehören, bevor sie zu ihnen gesprochen hat.

Der Name des Autors der „Schweren Zeiten" (Nr. 7), **Hans Warring**, ist pseudonym; es verbirgt sich darunter ein Dame, die hier mit einem Erstlingsproduct ihrer Muse an die Oeffentlichkeit tritt. Der Roman selbst würde beides: daß eine Frau ihn geschrieben hat und daß er eine erste Gabe darstellt, kaum erkennen lassen; er zeigt durchweg einen männlichen Geist und Stil, hält sich — vielleicht mit lobenswerther Absichtlichkeit — von jeder sonst in Frauenromanen so beliebten Kleinmalerei fern und läßt die Routine nicht vermissen, die erst durch lange Uebung erreicht zu werden pflegt. Er spielt in Litauen (wenn auch nicht unter den Litauern) und führt den Leser somit auf ein ihm neues, höchst eigenartiges und interessantes Gebiet, auf dem die Verfasserin aber ganz zu Hause zu sein scheint. Ihre Geschichte ist spannend von Anfang an und fast bis zum Schluß; ja es läßt sich sogar darlegen, daß der Schluß vielleicht nur deshalb weniger befriedigt, weil die Spannung zu weit getrieben und dadurch die Lösung erschwert ist. Auch spricht sich in ihr originelle Erfindung aus. Die Baronin von Kayßler auf Jutterlauken, eine sehr energische Natur, sieht sich schon früh an einen kranken und geistesschwachen Gemahl gefesselt. Sie schenkt demselben zwei Söhne, Erich und Kurt; aber der Vater des letztern ist ein Herr von Stein, der Administrator ihrer Güter, der sie zur Untreue zu verleiten gewußt hat und diesen ihren Fehler dann ausbeutet, um sich auf die unverschämteste Weise zu bereichern. Stein hat später geheirathet; seine Frau und Tochter sind in der Gesellschaft geachtet, wie er selbst gefürchtet wird. Nach langer Abwesenheit kehrt Erich nach Hause zurück, um die Wirthschaft zu übernehmen und dem frechen Treiben Stein's, dessen Verhältniß zu seiner Mutter er aber noch nicht kennt, ein Ziel zu setzen. Er entdeckt die gröbsten Unterschleife und thut bereits die entscheidenden Schritte, ihn deshalb vor Gericht zur Verantwortung zu ziehen, als sein Arm durch einen doppelten Schlag gelähmt wird: er erfährt, daß das Mädchen, welches er liebt, Stein's Tochter und sein Bruder Kurt Stein's Sohn ist. Von dem weitern Verlauf der Begebenheiten verrathen wir nichts; das Mitgetheilte mag zum Lesen anregen. Könnte die Verfasserin sich entschließen, das letzte Sechstel ihres Buchs noch einmal sorgsam durchzugehen und befriedigend zu verbessern, so wäre demselben bald eine zweite Auflage zu wünschen.

In der Erzählung „Am Genfersee" (Nr. 8) beweist **Ludwig Habicht** sich als der treffliche und liebenswürdige Erzähler, der nicht nur angenehm zu unterhalten, sondern auch das Gemüth tiefer anzuregen, das reale Leben zu idealisiren und seine oft so unerfreulichen Gegensätze künstlerisch auszugleichen versteht. Im Herbst 1869 würfelt der Zufall in einer kleinen Pension am Genfersee eine bunte Gesellschaft zusammen. Die muntere und etwas

kokette Französin Madame von Lagrange mit ihren beiden würdigen Neffen, dem Journalisten Georg und dem Lieutenant Eugen, und ihrer Nichte Therese, das dänische Geschwisterpaar Dagmar und Ingeborg, der brave bairische Offizier Herr von Wildenbruch mit seiner schönen Schwester Hildegard, auch ein ziemlich passives englisches Ehepaar, vertragen sich ganz leidlich miteinander und sind durchaus einig in dem Wunsche, daß das einzige noch freistehende Stübchen nicht von einem Preußen besetzt werden möchte. Aber gerade ein Preuße, Baron Lobach, kommt doch und zeigt sich bald allen seinen Gegnern, Franzosen, Dänen und Süddeutschen, die der nordischen Großmacht ihre Siege und Erfolge von 1864 und 1866 nicht gönnen, an Geist, Seelenadel und Charakter überlegen. Mit reizendem Humor ist nun geschildert, wie man allseitig dieser Fatalität gegenüber gesellschaftlich Stellung zu nehmen und kleine Vortheile zu erlangen bemüht ist, wie Annäherungen und Entfremdungen stattfinden, leichtere und tiefere Herzensneigungen den Unterschied der Nationalität und das mitgebrachte Vorurtheil vergessen machen. Wildenbruch und Therese, Georg und Ingeborg, Lobach und Hildegard, für die aber auch Eugen schwärmt, schließen sich enger aneinander, der Baier lernt den Preußen schätzen, die Dänenjungfrauen bleiben unversöhnlich, und die Franzosen plänkeln unaufhörlich mit Sticheleien, um den ruhigen Norddeutschen zu ärgern und in Streit zu verwickeln. Es ist gleichsam eine geistreiche Partie Schach, die der Autor im ersten Bande mit diesen Figuren vor unsern Augen spielt, und bei der man nicht ungeduldig werden kann, auch wenn sich einige Züge zu oft zu wiederholen scheinen. Das heitere Spiel geht fast unmerklich in Ernst über. Da Eugen in seinem Leichtsinn Hildegard verletzt, sieht sich Lobach genöthigt, ihn auf Pistolen zu fordern. Auch dieses Duell noch scheint anfangs durch Georg's Vermittelung ganz ungefährlich mit einer Komödie enden zu können, aber die Treulosigkeit der Franzosen gibt ihm eine schärfere Wendung, und ein sehr geschickt aus dem Charakter der Liebenden hergeleitetes Misverständniß bedingt die Trennung Lobach's von Hildegard.

Nun nimmt die Novelle einen immer höhern Flug. Der Sommer 1870 kommt, der Krieg gegen Frankreich bricht aus, Lobach und Wildenbruch, der Therese geheirathet hat, finden sich bei Weißenburg und dann bei Wörth als tapfere Kampfgenossen wieder; Lobach wird bei Sedan schwer verwundet, von Hildegard gepflegt — den frohen Schluß kann man sich denken. Lobend zu erwähnen ist aber noch, daß der Erzähler schließlich im Herbst wieder alle seine Leute an den Genfersee zusammenbringt (nur Eugen ist gefallen) und selbst zwischen den ernüchterten Franzosen und den durch ihre Siege nicht übermüthig gewordenen Deutschen eine Art von Verständniß anbahnt, das wir uns in der Novelle gern gefallen lassen. Es ist hier also der Stoff frischweg der Gegenwart entnommen, aber poetisch geklärt und vertieft, und die schwere Aufgabe, in den seelischen Beziehungen der Menschen zueinander den durch die politischen Verhältnisse gesteigerten Gegensatz der Nationalität aufzuheben, aufs liebenswürdigste und befriedigendste gelöst.

Fügen wir noch hinzu, daß der Dialog, flüssig und gefällig, die Handlung immer zum Fortschritt bringt, und daß die Naturschilderungen, im richtigen Maß zum Ganzen gehalten, die Stimmung angenehm erhöhen, so dürfen wir glauben, einer weitern Empfehlung dieses Buchs überhoben zu sein.

Ernst Wichert.

Zur Geschichte des 18. Jahrhunderts.

1. Europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert von Karl von Noorden. Erste Abtheilung: Der Spanische Erbfolgekrieg. Zweiter Band. Düsseldorf, Buddeus. 1874. Gr. 8. 12 M.
2. Deutschland im Spanischen Erbfolge- und im großen nordischen Kriege (1700—21). Von S. Sugenheim. Berlin, Henschel. 1874. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
3. Staatengeschichte der neuesten Zeit. Neunzehnter und einundzwanzigster Band: Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—31. Von Theodor von Bernhardi. Zweiter Theil. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig, Hirzel. 1874—75. Gr. 8. 16 M.
4. Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792. Von Leopold von Ranke. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1875. Gr. 8. 8 M. 80 Pf.

Unter denjenigen geschichtlichen Werken, welche nicht allein der geschichtlichen Wissenschaft, sondern namentlich auch dem Interesse des gebildeten Publikums für die Beschäftigung mit der Geschichte einen mächtigen, lange nachwirkenden Impuls gegeben haben, wird Friedrich Christoph Schlosser's zuerst 1836 erschienene „Geschichte des 18. Jahrhunderts" immer einen Ehrenplatz behaupten. Zum ersten male war darin mit glänzendem Erfolge der Versuch gemacht, eine der merkwürdigsten Epochen aus der gesammten Entwickelungsgeschichte der Menschheit in ihrer Totalität zu begreifen und zur Anschauung zu bringen; Schlosser zuerst hat im großen Stile die untrennbare Zusammengehörigkeit des politischen Lebens mit dem literarischen und socialen darzustellen unternommen und dadurch, so viel die fortschreitende Forschung auch im einzelnen nachzuholen und zu berichtigen Gelegenheit gefunden hat und noch finden wird, doch im ganzen und großen die Auffassung des 18. Jahrhunderts ein für allemal und in gewissem Sinne endgültig festgestellt. Dem anregenden und bahnbrechenden Einflusse Schlosser's begegnen wir daher ebenso sehr in der Behandlung der politischen Geschichte wie in der der socialen und namentlich der literarischen Entwickelung, obgleich Schlosser keine historische Schule gegründet hat, sondern in der Entwickelung der neuern deutschen Historiographie eine ziemlich isolirte Stellung einnimmt.

Selbstverständlich aber ist es Schlosser so wenig wie irgendeinem andern Forscher, der zuerst eine große Aufgabe ergriffen und auf einen Wurf zu lösen gesucht hat, erspart geblieben, sich allmählich überholt zu sehen: die fortschreitende Vervollkommnung der Methode und die gerade in unserer Zeit immer rückhaltlosere Erschließung der einst ängstlich gewahrten archivalischen Schätze haben das ja als etwas ganz Natürliches mit sich gebracht. Gerade dem 18. Jahrhundert ist diese emsige Thätigkeit

besonders zugute gekommen; eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Vertheilung des Interesses und dem entsprechend denn auch in dem Eifer der Forschung ist dabei freilich nicht zu verkennen. Daß die Geschichte der Französischen Revolution und der aus ihr hervorgegangenen totalen Umgestaltung der europäischen Verhältnisse immer von neuem den Eifer der Forscher entflammt und die Theilnahme der Geschichtsfreunde auf sich zieht, ist ja nur natürlich; handelt es sich dabei doch schließlich nur darum, den Boden immer genauer kennen zu lernen, aus dem die noch in vollem Wachsen und Werden begriffene Gegenwart unmittelbar hervorgesproßt ist und von dem aus dieselbe allein richtig begriffen werden kann. Aehnliche Umstände erklären das lebhafte Interesse, welches wir von den Forschern so gut wie von dem Publikum den epochemachenden Ereignissen zuwenden sehen, in deren Mitte die Heldengestalt König Friedrich's II. von Preußen steht. Weit geringere Theilnahme finden dagegen die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts; denn die Entwickelung, durch welche sie ausgefüllt sind, drehte sich um Probleme, welche für unsere Zeit kein unmittelbares Interesse mehr, jedenfalls kein anderes als das rein historische darbieten: der Spanische Erbfolgekrieg und der Nordische Krieg, von denen der eine dem Principate Frankreichs im Westen und Süden Europas, der andere der Vorherrschaft Schwedens im Norden ein Ende machte, bezeichnen nur den Abschluß eines auch in seinen fernsten Wirkungen für die Gegenwart völlig gleichgültigen politischen Systems; die gewissenlose Cabinetspolitik, welche vom Ende des zweiten bis in die Mitte des vierten Jahrzehnts das künstliche System des europäischen Gleichgewichts alle Augenblicke gefährdete und dem friedebedürftigen Europa die ersehnte Ruhe durchaus nicht zutheil werden ließ, kann in unsern Tagen in weitern Kreisen weder ein ernsteres politisches noch ein lebendigeres ethisches Interesse erwecken. Diese Verschiedenartigkeit des Stoffs, welchen das 18. Jahrhundert darbietet, erklärt denn auch zur Genüge die Ungleichmäßigkeit in der Behandlung desselben: das Zeitalter Friedrich's des Großen und Joseph's II. und das der Französischen Revolution werden immer von neuem behandelt, bis in das kleinste Detail durchforscht, und allein aus den letzten Jahren könnte man eine recht umfängliche Bibliothek werthvoller Werke darüber zusammenstellen. Weit stiefmütterlicher sind die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts bedacht: auch sind da größere Schwierigkeiten zu überwinden, weil das der Natur der Dinge nach unendlich weitschichtige Material noch wenig geordnet und gesichtet, daher die Massenhaftigkeit und die Zerstreutheit der zu bewältigenden Archivalien den Forscher abzuschrecken geeignet ist. Und doch bedurfte vom wissenschaftlichen Standpunkte aus auch dieser Theil der europäischen Geschichte längst einer neuen Bearbeitung.

Eine solche nun hat sich Professor Karl von Noorden — früher in Bonn und Greifswald, jetzt in Tübingen — in seiner nach einem sehr großartigen Maßstabe angelegten „Europäischen Geschichte im 18. Jahrhundert“ (Nr. 1) zur Aufgabe gemacht. Von diesem ausgezeichneten Werke, das seinerzeit bei dem Erscheinen des ersten Bandes auch in d. Bl. mit verdientem Beifall begrüßt worden ist, liegt jetzt der zweite Band vor, welcher sich seinem Vorgänger in der würdigsten Weise anschließt. Nach dem Plane, welchem von Noorden seiner sehr umfänglichen Arbeit zu Grunde gelegt hat und der in der Vorrede des ersten Bandes eingehender erörtert wurde, ist die erste Abtheilung derselben der Geschichte des Spanischen Erbfolgekriegs bestimmt. Auf eine erschöpfende Darstellung des Details kann es der Natur der Sache nach dabei niemals abgesehen sein: vielmehr konnte aus der Fülle des Stoffs, mag es sich nun um die innern Zustände der Staatsgesellschaften, um die Charakterbilder von Fürsten und Staatsmännern oder um die gedrängte Menge der politischen Bestrebungen und Verschiebungen handeln, das Einzelne doch immer nur so weit kräftiger hervorgehoben werden, als es in den entscheidungsschwerern Veränderungen des europäischen Völkerlebens einen mehr oder minder bedeutungsvollen Moment ausmacht. Wie sich das bei den Staaten zweiten und dritten Ranges, den Fürstenthümern des deutschen Reichs und den italienischen Kleinstaaten, von selbst versteht, so kann auch der Entwickelung der größern Mächte nicht jederzeit dieselbe Aufmerksamkeit und gleichmäßig eingehende Behandlung zugewendet werden, sondern es wird wechselnd die eine oder die andere Staatenbildung in den Vordergrund gerückt und zum Centrum der Darstellung gemacht, je nachdem einzelne Mächte oder Staatengruppen entweder in den entscheidenden Fragen der europäischen Politik den maßgebenden Einfluß üben, oder in ihrer innern gesellschaftlichen und politischen Gestaltung als die tonangebenden Träger der fortschreitenden Culturentwickelung hervorragen, kurz je nachdem diese oder jene Volksgemeinschaften mit dem Gewichte und dem Einflusse einer leitenden Persönlichkeit in der allgemeinen Zeitgeschichte einherschreiten. Entsprechend dieser Oekonomie, welche, soll das Werk nicht in das Unendliche wachsen, durchaus geboten ist und sich durch die Natur des Stoffs vollkommen rechtfertigt, ist denn nun in dem uns vorliegenden zweiten Bande des Noorden'schen Werks, welches die Ereignisse bis zum Jahre 1707 führt, auf der einen Seite die nordische Staatengruppe, auf der andern England in ein helleres Licht gesetzt. Denn die Umwälzung, welche im Nordosten Europas durch den gemeinsamen Angriff Rußlands, Dänemarks und Sachsen-Polens auf Schweden veranlaßt und durch den anfänglichen Siegeslauf des jugendlichen Karl XII. in eine ihren Urhebern so völlig unerwartete Richtung gelenkt wurde, übte auf die Stellung zunächst Preußens und des Reichs, dann aller an dem Spanischen Erbfolgekriege betheiligten Mächte einen so entschiedenen Einfluß aus, daß die Entwickelung des Haders um die Nachlassenschaft der spanischen Habsburger ohne eine Aufdeckung der von dem fernen Norden her auf sie geübten Störungen und Ablenkungen, Hinderungen und Förderungen nicht völlig zu verstehen sein würde. Weiterhin treten dann namentlich die für die innere Entwickelung Englands maßgebenden Momente nachdrücklich in den Vordergrund: so gehört das neunte Buch ausschließlich einer tief in das Detail eingehenden Darstellung der parlamentarischen Kämpfe, welche endlich zu der Stiftung der englisch-schottischen Union und der Errichtung des großbritannischen Einheitsstaats geführt haben. So wichtig diese Vorgänge für die Stellung

Englands zu dem großen europäischen Kriege geworden sind, gerade, in diesem Falle werden manchem Leser Bedenken aufsteigen; man wird sich fragen, ob ein so tiefes Eingehen auf diese doch ganz specifisch englischen Angelegenheiten der Oekonomie des Ganzen recht angemessen, ob eine so detaillirte Darstellung dieser an sich ja höchst interessanten Vorgänge zum Verständniß der Hauptsache nothwendig war. In jedem Falle aber sind die Darlegungen des Verfassers so anschaulich, so lebendig und fesselnd, dabei politisch so höchst interessant und belehrend, daß die Mehrzahl seiner Leser ihm für diese scheinbare Abschweifung nur neuen Dank wissen wird. Auf Einzelheiten einzugehen müssen wir uns dem Noorden'schen Werk gegenüber versagen: dasselbe nimmt in unserer neuern historischen Literatur einen sehr hervorragenden Platz ein und wird allezeit zu den Zierden derselben gerechnet werden. Das verdient es aber namentlich auch wegen seiner echt künstlerischen Abrundung, die von der Mühseligkeit des archivalischen Quellenstudiums nichts mehr erkennen läßt, sowie wegen des schönen, lebendigen und bewegten und dabei doch durchaus maßvollen und natürlichen Vortrags: gerade in Beziehung auf diesen Punkt, der von unsern Historikern noch immer allzu wenig beachtet wird, verdient Noorden's Werk das uneingeschränkteste Lob. Wir scheiden von dem Verfasser mit warmem Dank für seine schöne, Genuß und Belehrung gewährende Gabe und dem Wunsche, daß es ihm vergönnt sein möge, uns bald durch die Fortsetzung seiner Arbeit zu erfreuen, welche durch die nun wieder möglich gewordene Benutzung der pariser Archive ja eine ganz besondere Fülle neuer Aufschlüsse in Aussicht stellt.

Denselben Zeitabschnitt aus dem 18. Jahrhundert, jedoch mit der Beschränkung auf Deutschland allein behandelt das Werk „Deutschland im Spanischen Erbfolge- und im großen Nordischen Kriege (1700—21)" (Nr. 2) von dem Historiker S. Sugenheim. Frische und lebendige Darstellung und gewissenhafte Benutzung der einschlägigen Literatur, wie wir sie an den sonstigen Arbeiten Sugenheim's kennen, erheben diese Arbeit über das Niveau, auf dem sich derartige populäre Darstellungen sonst zu bewegen pflegen. Bisher unzugänglich gewesene Materialien sind zwar nicht benutzt worden, nach der Seite der Forschung ist daher auch nichts Neues gewonnen; der gebildete Leser aber wird mit Vergnügen der anschaulichen und von einer tüchtigen Gesinnung getragenen Schilderung einer in den Einzelheiten doch nur wenig bekannten Zeit folgen. Das Sugenheim'sche Werk bildet zugleich einen Theil der zuletzt im Verlage von J. Henschel in Berlin erschienenen „Deutschen National-Bibliothek", eines verdienstlichen und wohlgemeinten Unternehmens, über dem jedoch kein günstiger Stern zu walten und das, eben nachdem es einen frischen Anlauf genommen, durch den Tod des Verlegers gänzlich ins Stocken gerathen zu sein scheint. Auch erfahren wir aus der sehr umfangreichen Vorrede, welche Sugenheim seiner Arbeit vorausgeschickt hat, daß auf die Fortsetzung seiner verdienstlichen „Deutschen Geschichte" nicht mehr zu hoffen, daß vielmehr dieser, trotz mancher Mängel im einzelnen, im ganzen und großen so wohl gelungene Versuch einer mäßig umfanglichen Bearbeitung der ganzen deutschen Geschichte ein Torso zu bleiben bestimmt ist. Auf den sonstigen Inhalt der Vorrede wollen wir des Nähern nicht eingehen; die Auseinandersetzungen mit dem Verleger seiner „Deutschen Geschichte" und die — nach unserer Kenntniß materiell nur allzu begründeten — Klagen über die Unzugänglichkeit der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M., namentlich zur Zeit ihrer Verwaltung durch Böhmer, gehörten nach unserer Ansicht nicht an diesen Platz, hätten jedenfalls nicht in der Form behandelt werden sollen, in der es hier von seiten des Verfassers geschehen ist.

Die Mehrzahl unserer Leser wird erstaunt sein, zwei neue Bände (19 und 21) der „Staatengeschichte der neuesten Zeit", für welche das Jahr 1815 als Anfangspunkt festgestellt ist, unter der Rubrik „Zur Geschichte des 18. Jahrhunderts" verzeichnet zu finden. Auch wir waren, um es offen zu gestehen, überrascht, als uns diese neuesten Bände der so verdienstvollen Staatengeschichte in die Hand kamen: im Widerspruch mit dem Titel der Sammlung, der sie angehören, wußten wir denselben ihrem Inhalte nach doch keinen andern Platz anzuweisen als eben diesen. Nachdem nämlich der 1863 erschienene erste Band von Theodor von Bernhardi's „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—31" (Nr. 3) in umfassender Weise bereits den Antheil Rußlands an den Ereignissen vom Wiener Congreß bis zur Stiftung der Heiligen Allianz berichtet hat, bringt der vorliegende zweite Band, der, in zwei Abtheilungen erschienen, im ganzen nicht weniger als 1292 Seiten umfaßt — die Einleitung zu dem Inhalt des ersten Bandes, nämlich eine sehr eingehende Darstellung der Geschichte Rußlands von den frühesten Zeiten bis zum ersten Pariser Frieden! Als Einleitung zu dieser Einleitung aber wird uns nun in dem ersten Buche — 200 Seiten — ein Rückblick auf den Entwickelungsgang der europäischen Cultur und des europäischen Staatswesens geboten, dessen Zusammenhang mit der Geschichte Rußlands von 1814 an uns durchaus nicht hat einleuchten wollen. Wenn wir da des Langen und Breiten vom Staatswesen des Mittelalters, von dem Einflusse des römischen Rechts, der Verfassungsgeschichte Englands, der Entstehung der absoluten Monarchie, der französischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts hören müssen, um endlich über den amerikanischen Freiheitskrieg und die Französische Revolution wieder bei dem Ausgangspunkte des ersten Bandes, dem Jahre 1814 anzukommen, so können wir uns des Gefühls nicht erwehren, als ob der Verfasser diese mit der Sache selbst nicht zusammenhängenden, vielleicht auch unabhängig davon oder höchstens zum Zwecke der Selbstorientirung entstandenen Skizzen bei dieser Gelegenheit mit in die Welt hinausgesandt habe, nicht weil er sie zum Verständniß der russischen Geschichte des 19. Jahrhunderts für nöthig hielt, sondern einfach weil er sie nicht gern ungedruckt liegen lassen wollte. Das zweite Buch gibt dann eine cursorische, doch hier und da auch näher eingehende Geschichte Rußlands bis zur Erhebung Peter's des Großen; die zweite Abtheilung des Bandes ist in ihrer ersten Hälfte der Geschichte Peter's des Großen und seiner Nachfolger, also der Geschichte Rußlands vom Ausgange des 17. Jahrhunderts an gewidmet, während das vierte und letzte Buch die Regierung Alexander's I.

bis zum Wiener Congreß darstellt, also genau da endet, wo seinerzeit der erste Band angefangen hatte. Daß die Arbeit Bernhardi's eine verdienstliche und dankenswerthe ist, wollen wir nicht leugnen: wir besitzen kaum eine lesbare Geschichte Rußlands, die über die gesammte Entwickelung des Riesenstaats hinreichende Auskunft geben könnte; zudem ist Bernhardi mit den russischen Verhältnissen aus eigener Anschauung vertraut und tritt von da aus manchem durch irrige Auffassung entstandenen, aber bei uns nun einmal eingebürgerten Vorurtheile entgegen. Unsere Polemik richtet sich aber mit allem Nachdruck gegen die wahrhaft unglaubliche Oekonomie, welche dem Werke zu Grunde liegt; von dem, was die Freunde und Käufer der „Staatengeschichte der neuesten Zeit" zu hören und zu besitzen wünschen und erwarten, enthält der über alles Maß dickleibige zweite Band des Bernhardi'schen Werks auch nicht eine Zeile. Im Interesse des allgemein beliebten Sammelwerks wäre zu wünschen gewesen, daß dieser Band, von der Sammlung gelöst, als ein selbständiges Werk in die Oeffentlichkeit gekommen wäre!

Schließlich haben wir auch hier wieder ein neues Werk des unermüdlichen Altmeisters der deutschen Geschichtschreibung zu begrüßen, welches wir wol als den durch die neuern Materialien-Publicationen veranlaßten Abschluß früher begonnener, aber noch unvollendet gebliebener Studien ansehen dürfen. Die hinreichend bekannte Eigenart Leopold von Ranke's tritt auch an diesem neuesten Werk über „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792" (Nr. 4) wieder klar und fesselnd genug hervor. Ranke setzt bei seinen Lesern eigentlich immer die Bekanntschaft mit dem Hauptstamme der Ereignisse voraus; er geht mit Vorliebe neuen, von andern noch nicht betretenen Wegen nach, ergänzt, berichtigt, führt aus, um dann mitten in der saubersten Einzelmalerei mit wenigen Worten, in wahrhaft lapidarem Stil einen von jenen Sätzen auszusprechen, mit denen er auf ein ganzes Weltalter ein völlig neues Licht fallen läßt. In der vorliegenden Schrift nun hat er sich einen in mehr als einer Hinsicht controversen Punkt zu derartiger Behandlung herausgegriffen. Er weist selbst in der Vorrede darauf hin, wie die Geschichte der Revolution bis auf unsere Zeit unter dem Banne einer Tradition gestanden hat, in der die Anschauungen, so unparteiisch sie scheinen mögen, doch stets befangen bleiben. Die Geschichte der Französischen Revolution hat die ganze Welt, haben namentlich wir Deutschen lange Zeit ganz mit den Augen der Franzosen gesehen, und die bei jenen entwickelte Tradition haben wir zu unserm Eigenthum gemacht. Das ist in neuerer Zeit, namentlich durch H. von Sybel's Werk, allerdings wesentlich anders geworden; viele Punkte aber sind doch noch immer mehr oder minder in ein halb mythisches Dunkel gehüllt. So ist namentlich der Antheil der beiden vorwaltenden deutschen Mächte, Oesterreich und Preußen, an der Bekämpfung der Revolution gerade in neuerer Zeit viel umstritten und der Gegenstand einer mit großer Lebhaftigkeit geführten literarischen Controverse gewesen. Diese hat eine überraschende Fülle der kostbarsten Materialien aus den einst so ängstlich gehüteten Archiven, namentlich den österreichischen, zu Tage gefördert; französischerseits sind besonders die Legitimisten in dieser Art sehr thätig gewesen, wobei man freilich auch viel Falsches in Umlauf gesetzt hat. Auf Grund der reichen Fülle des so gewonnenen Quellenmaterials, zu welchem noch der frei zur Verfügung stehende werthvolle Inhalt des preußischen Staatsarchivs hinzukam, hat Ranke ein nach vielen Seiten hin neue Anschauungen ergebendes Bild der Ereignisse und Bestrebungen gezeichnet, die schließlich den Ausbruch der Revolutionskriege zur Folge hatten. Es ist keine zusammenhängende, den ganzen Verlauf, auch soweit er schon bekannt war, noch einmal zeichnende Darstellung; sondern die controversen, der Erläuterung bedürftigen, bisher irrig aufgefaßten Punkte, aber auch diejenigen, welche politisch oder psychologisch ein besonderes Interesse erregen, werden herausgegriffen und in einer Reihe der saubersten und lehrreichsten Ausführungen behandelt. Auch die gelegentlichen allgemeinen Betrachtungen Ranke's eröffnen oft neue, weite Blicke. Ueberall aber basirt die Darstellung auf der eingehendsten Kritik; als ein lehrreiches Specimen der Art heben wir die Specialuntersuchung hervor: „Zur Kritik des Moniteur mit besonderer Beziehung auf den 4. August 1789", welche die den Schluß des Bandes bildenden Analekten eröffnet.

Hans Prutz.

Alsatica.

1. Die deutsche Literatur im Elsaß von Heinrich Kurz. Zweite unveränderte Auflage. Berlin, Heinersdorff. 1874. Gr. 8. 1 M.
2. Straßburgs Blüte und die volkswirthschaftliche Revolution im 13. Jahrhundert. Rede gehalten bei Uebernahme des Rectorats der Universität Straßburg am 31. October 1874 von Gustav Schmoller. Straßburg, Trübner. 1875. Gr. 8. 1 M.
3. Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge. Eine literarhistorische Untersuchung von Erich Schmidt. Straßburg, Trübner. 1874. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Straßburger Volksgespräche in ihrer Mundart vorgetragen und in sprachlicher und sittengeschichtlicher Hinsicht erläutert von F. W. Bergmann. Straßburg, Trübner. 1873. Gr. 8. 4 M.

Drei von den vier vorstehend genannten Schriften sind Früchte der neuen Reichsuniversität, deren literarische Thätigkeit die meisten ihrer ältern Schwestern im übrigen Deutschland schon überflügelt hat. Mit besonderer Befriedigung wird man aber gerade den hier erwähnten Erzeugnissen nahetreten, weil sie dem Boden, dem sie entsprossen sind, auch durch ihren Inhalt ganz eigens zugehören. Doch wollen wir uns zuerst der Schrift „Die deutsche Literatur im Elsaß" (Nr. 1), wahrscheinlich der letzten Arbeit des so verdienten und fleißigen Heinrich Kurz, zuwenden, weil sie durch ihre allgemeinere Tendenz im Gegensatz zu den übrigen weitere Perspectiven eröffnet, in die sich das andere an seiner Stelle einordnet.

Wer auf 47 Octavseiten, wie es hier von Kurz geschieht, die Geschichte der gesammten deutschen Literatur des Elsaß, der poetischen und prosaischen, der schönwissen-

schaftlichen und strenggelehrten, darzustellen, unternimmt, kann selbstverständlich nicht anders als im Fluge das einzelne berühren. Es ist eine so unendliche Stoffmasse da, wie sie sich bekanntlich nirgends sonst in Deutschland auf einem gleich großen Raume zusammenfindet. Denn man ziehe seine Quadrate wo man will auf deutschem Boden, selbst wenn man etwa Leipzig oder Weimar als Mittelpunkt nehmen wollte, nirgends wird man eine gleiche literarische Productivität auf gleicher Raumfläche finden. Freilich ein sehr äußerlicher und mechanischer Maßstab literarischer Betrachtung, wird man sagen, aber es ist doch auch einer, der neben andern tiefern und geistigern seine Berechtigung hat, zumal in unserer Zeit, die aus ihrem eigenen innersten Bedürfniß heraus der Statistik und ihren Zahlen auch auf dem Gebiete geistiger Productivität eine immer weitergehende Berechtigung zuerkennt. Aber um nicht ganz mechanisch dabei zu Werke zu gehen, dürfte man die etwa 180 oder 200 Quadratmeilen des Elsaß nicht mit irgendwo beliebig aus dem deutschen Boden herausgeschnittenen andern 200 vergleichen. Man dürfte nur eine gleichfalls durch natürliche und ethnographische Bande vereinigte Landschaft ähnlichen Umfangs zur Vergleichung wählen, was freilich nicht so leicht zu thun ist, da alle andern an innerer Bedeutung dem Elsaß gleichwerthigen deutschen Landschaften an Umfang viel größer sind. Denn ohne Frage kann das Elsaß dieselbe landschaftlich-ethnographische oder, wie man es mit dem ungeeignetsten Namen zu bezeichnen pflegt, Stammes-Eigenthümlichkeit für sich beanspruchen wie Tirol, Schwaben, Franken, Hessen, Thüringen, Baiern, Oesterreich (im historisch-ethnographischen Sinne), Steiermark oder was man sonst noch als deutsche „Stämme" aufzählen mag. Sein Umfang erreicht aber meist kaum die Hälfte von der Durchschnittsgröße der genannten, oft noch viel weniger: Deutschtirol z. B. ist fast dreimal so groß, denn natürlich kann sich diese Vergleichung blos auf Deutschtirol beziehen, dessen Umfang aber wieder nicht nach seinen heutigen, durch das österreichische System methodisch an die Welschen verrathenen und dadurch so sehr geschmälerten Grenzen, sondern nach den am Ende des Mittelalters, etwa um 1600 bestandenen Verhältnissen — ehe die unwillkürliche und die systematische Verwelschung begann, deren erste etwa seit 1580 merkbar wird, die andere, von Wien aus betriebene seit 1815 als Dank für Hofer und Speckbacher — berechnet werden müßte.

Lehrreich ist es, oder vielmehr Anlaß zum Nachdenken gibt es, daß unter all den genannten deutschen landschaftlichen Gliederungen diejenige, die dem Elsaß an geringem Umfang am nächsten steht, Thüringen, den relativ größten Procentsatz literarischer Productivität nächst dem Elsaß aufzuweisen hat. Ebenso daß umgekehrt diejenige Landschaft, die alle andern an äußerm Umfang übertrifft, die etwa das Fünffache des Elsaß enthält, Baiern — wie es sich seit der Abtrennung der Ostmark als des selbständigen Herzogthums und Landes Oesterreich, andererseits aber durch wirkliche ethnographische und politische Angliederung des größern Theils des ehemaligen bairischen Nordgaues, der heute und schon seit drei Jahrhunderten sogenannten Oberpfalz — als eine geschlossene Individualität in dem hier allein maßgebenden Sinn darstellt, nicht blos relativ, sondern auch absolut der productionsärmste Boden Deutschlands von jeher gewesen ist; wogegen einzelne Ausnahmen während des Mittelalters, wo Regensburg eine lebhafte literarische Thätigkeit entwickelte, oder in der Uebergangszeit vom 15. bis 17. Jahrhundert, wo Ingolstadt ein meist freilich nicht sehr rühmenswerther Herd besonders der Jesuitenliteratur geworden war, und das neuere und neueste literarische und gelehrte München als eine völlig exotische Pflanze nicht ins Gewicht fallen.

Eine ausführlichere Darstellung der deutschen Literargeschichte des Elsaß müßte diesen, wie uns scheint, doch sehr bemerkenswerthen Verhältnissen nachgehen und sie genetisch zu ergründen suchen. Man würde dabei von selbst auf die von der Natur so wundersam begünstigte Stellung der Landschaft kommen: während des ganzen Mittelalters, von den fränkischen Königen oder mindestens von den Karolingern an bis zur Reformation, ist dort das Centrum des politischen, des socialen, des mercantilen, des industriellen deutschen Schaffens, und dies bedingt von selbst auch das literarische Centrum, wenn man es so nennen will. Oder glaubt man, daß Athen einen Aeschylus und Sophokles, einen Thucydides und Plato hätte hervorbringen können, wenn es nicht die größte Handels- und Industriestadt, das Centrum der großen Politik Griechenlands gewesen wäre? Mit der Reformation hat sich der Schwerpunkt der deutschen Entwickelung nach der Mitte und nach dem innern Nordosten hin verlegt, aber das Elsaß konnte wie in seinem bürgerlichen Leben, so auch in seiner literarischen Thätigkeit noch lange von den aufgespeicherten Schätzen einer unvergleichlich günstigen Vergangenheit zehren, ohne daß eine Abnahme bemerkbar gewesen wäre. Denn bis zu der Occupation Straßburgs durch die Franzosen, also fast noch volle zweihundert Jahre, nachdem in Sebastian Brant, Pauli und Murner dort ein Kleeblatt von productiver Kraft emporgesproßt war, zu dem man auf dem damaligen deutschen Boden vergebens sich nach einem gleichen umsehen würde, ist Straßburg oder das Elsaß überhaupt noch immer, nur in anderer Weise, berechtigt, als zweiter Mittelpunkt der deutschen Literatur neben dem obersächsisch-schlesischen zu gelten. Wir erinnern nur an die Namen Jörg Wickram, Jakob Frey, Fischart, dessen straßburger Zugehörigkeit wol niemand mehr bestreiten wird, Wolfhart Spangenberg, Moscherosch. Die französische Occupation hat, wie ein Blick in irgendein literargeschichtliches Compendium zeigt, die deutsche Literatur des Elsaß keineswegs ertödtet, aber es ist doch deutlich, daß von da ab bis heute bei aller Vielzahl und Vielgestaltigkeit des Geleisteten keine Erscheinung ersten Rangs mehr möglich war, wie es jene oben angeführten, selbstverständlich nach dem Maßstabe ihrer Zeit und Umgebung, gewesen sind. Denn dem gemüthlichen Pfeffel wird man ja gern als eine freundliche Zierde unsers deutschen Parnasses gelten lassen, aber eine irgendwie hervorragende Bedeutung hat er nicht, sowenig wie irgendein anderer der vielen und oft recht talentvollen elsässischen Dichter und Schriftsteller in deutscher Sprache, die bis heute das alte Band der innern und äußern Einheit des Elsaß mit dem übrigen Deutschland immer neu gewoben haben. Die Elsasser, die namentlich in diesem Jahrhundert in französischer Sprache ge-

schrieben haben, sind eben dadurch schon von der Geschichte der deutschen Literatur im Elsaß ausgeschlossen.

Vielleicht noch lehrreicher als solche doch immer etwas äußerliche Gesichtspunkte wäre eine Untersuchung nach dem innern Einheitsbande der gesammten elsässischen deutschen Literatur. Wenn wir von einem innern Einheitsbande sprechen, ist damit etwas anderes als der bloße Rahmen des Orts oder auch als die bloße Gemeinschaft der Mundart gemeint. Letztere würde überhaupt für die neueste deutsche Literaturperiode nicht weiter in Betracht kommen, außer wo sie in reflectirter Absicht als mundartliche Poesie ebenso wie in andern Theilen Deutschlands neben der eigentlichen Schriftsprache sich ihre bescheidene Sphäre zu bewahren sucht. Für die ältere Zeit und sogar noch für Fischart ist die Mundart von ganz anderer Bedeutung: sie gehört wesentlich zu der äußern und innern Signatur der einzelnen Literaturerzeugnisse, obgleich sie, seitdem eine Schriftsprache in Deutschland bestand, die zwar selbst aus einer Mundart hervorgegangen war, aber mit Recht etwas anderes als eine bloße Transscription der Mundart sein wollte, also seit der karolingischen Zeit, niemals oder doch nur in sehr vereinzelten und im ganzen gleichgültigen Fällen, sich an die Stelle der eigentlichen Schriftsprache zu setzen versucht hat. Sie ist immer gleichsam gegen Wissen und Willen des Schriftstellers in seinen Stil hineingerathen und hat ihm je nach der besondern Zeit, in der er schrieb, oder nach dem Maße seiner eigenen mehr oder minder gründlichen Durchbildung in der Schriftsprache eine locale Färbung gegeben. Kein elsasser Schriftsteller des Mittelalters ist frei davon, außer vielleicht der eine Reinmar der Alte, der berühmte Minnesinger, falls er, wie wahrscheinlich ist, ein geborener Elsasser war. Auch Gottfried von Straßburg auf der Spitze der höfischen Kunst und Sprache hat einiges, freilich nur einiges Wenige, woran sich seine elsasser Herkunft erkennen läßt. Alles, was früher und später im Elsaß geschrieben wurde, ist, wie es aus der Geschichte unserer Sprache im Mittelalter begreiflich genug wird, ganz anders, zum Theil wie einige der straßburger Volkstheologen und Moralisten sehr stark, zum Theil wie andere dieser Kategorie, z. B. Tauler, schwächer davon gefärbt. So geht es fort von Königshofen bis zu Brant, Murner, Pauli, die auch in dieser Hinsicht sich alle als Elsasser bekunden, jeder aber in verschiedener Stärke des Localcolorits. Bei Brant ist es am energischsten aufgetragen, oder, was dasselbe heißt, seine Sprache weicht am meisten unter diesen dreien von der hochdeutschen Gemeinsprache der Zeit ab; Murner steht ihr am nächsten, wahrscheinlich weil er ein weit in Deutschland herumgeworfener Mann war, wogegen Brant's Leben sich zwischen Straßburg und Basel abspinnt. Im 16. Jahrhundert ist überall das Verhältniß der Mundarten zu der Schriftsprache ein anderes als im 15. Jahrhundert, und die letztere hat unvergleichlich mehr Consistenz und Allgemeingültigkeit gewonnen. Darum sind auch unsere elsasser Literaturproducte aus dieser Zeit im Vergleich mit den um 50—100 Jahre ältern sehr frei von mundartlichen Bestandtheilen, aber sie fehlen ihnen doch nicht ganz, und Fischart, den wir in dieser Reihe schon erwähnt haben, enthält relativ noch die meisten unter allen seinen Zeit- und Berufsgenossen. Die geistlichen Liederdichter sowie Spangenberg sind viel freier davon. Ja selbst in die Periode der reflectirten Classicität oder Gelehrsamkeit, die durch Opitz in unserer Literatur inaugurirt wurde, ist bei manchen straßburger Schriftstellern noch mehr Localmundartliches hinübergeschlüpft, als es sonst nach den Principien der Schule für erlaubt galt. Denn diese neue Literatur war sich des vollen Gegensatzes ihrer Sprache zu allen Mundarten von Anfang an klar bewußt; sie wollte nur „hochdeutsch, d. h. schriftmäßig“ sein, und demgemäß konnte einer und der andere alles andere, was in die Mundart, gleichviel welche, gehörte, kurzweg als „Niederdeutsch“, d. h. niedriges, gemeines Deutsch, „Pöbelsprache“, bezeichnen. Aber noch ein Moscherosch ist, selbst wenn man sonst seine Herkunft nicht wüßte, an seiner Sprache als Straßburger oder Elsässer beinahe zu erkennen, und erst im 18. Jahrhundert ist dieser unbewußte Faden abgerissen. Seit unserer classischen Periode schreiben auch die Elsasser dasselbe Deutsch wie die andern, oder sie schreiben mit Bewußtsein und Absicht ihre Mundart.

Indessen noch wichtiger als das Sprachliche würde für eine gründliche Erfassung der elsasser Literatur etwas anderes sein, was bisher kaum noch beachtet ist. Es wäre nämlich zu versuchen, ob man nicht in dieser ganzen so unendlich individualisirten, so unendlich reichen elsasser Literatur doch einen gemeinsamen Geistesfaden aufzufinden vermöchte, der alle ihre Erzeugnisse ganz unabhängig von der gerade hier stärker als anderswo herausgetriebenen Eigenart der einzelnen Schriftsteller als Früchte eines und desselben Baums erkennen ließe. Es wäre eine dankenswerthe, aber keine leichte Aufgabe, die bisjetzt kaum einmal im Vorbeigehen gestreift worden ist. Einer der hierbei festzuhaltenden Züge, ein starker Realismus, fällt sofort in die Augen; aber damit ist es nicht allein gethan: die Physiognomie hat daneben noch viele andere, scheinbar oft widersprechende Züge.

Es ist schon bemerkt, daß unter den hochmittelalterlichen Repräsentanten der poetischen Kraft des Elsaß Reinmar von Hagenau, wie er jetzt wieder gewöhnlich genannt wird, oder, wie er eine Zeit lang im Mittelalter selbst hieß, Reinmar der Alte nichts von der elsasser Eigenart in seiner Sprache an sich hat. Dennoch sind die neuerdings für seine Herkunft aus dem Elsaß geltend gemachten Gründe dadurch nicht zu erschüttern, obgleich sie für den Unbefangenen natürlich noch keine entscheidende Beweiskraft haben. Gewiß ist, daß dieser Reinmar durch seine eigentliche Bildung und poetischen Thaten nicht dem Elsaß, sondern dem Hofe zu Wien angehört, an dem ja auch Walther zu dem Walther von der Vogelweide geworden ist, obgleich er ganz gewiß kein Oesterreicher, aber auch kein Tiroler von Geburt gewesen ist. Neuerlichst hat nun der hochverdiente Karl Schmidt — denn des französischen Charles sind wir ja glücklich losgeworden — nachzuweisen versucht, daß das gleichzeitig in straßburger Urkunden auftretende Altbürger- oder später Patriciergeschlecht derer von Hagenau diesem bedeutenden Dichter seinen Ursprung gegeben habe. Er wäre also nicht blos ein Elsasser, sondern ein straßburger Kind. Gegen das Vorkommen der Hagenauer in Straßburg, wahrscheinlich so genannt nach der damals so berühmten kaiserlichen Villa, spätern Reichsstadt Hagenau, ist nichts einzuwenden, aber

daß jeder der von Hagenau heißt, gerade zu der einen Familie gehören solle, desto mehr. Gleichzeitig mit Konrad von Würzburg erscheinen Dutzende „von Würzburg" in fränkischen, thüringischen und andern Urkunden, darunter fehlen auch die „Konrade" nicht. Sind das lauter Doppelgänger? Erich Schmidt, der Verfasser der Schrift „Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge" (Nr. 3) stimmt der Conjectur seines Namensvetters zu, aber dadurch wird sie noch nicht haltbarer. Ueberhaupt ist das Verdienst seiner Schrift wo anders, in der äußerst subtilen und sorgfältigen Erforschung der künstlerischen Eigenart Reinmar's zu suchen. Der jugendliche Forscher zeigt, daß er eine geist- und lebensvolle Schule durchgemacht hat, daß er, im Gegensatz zu so vielen andern, gelernt hat, wo der eigentliche Schwerpunkt einer poetischen Production liegt: weder in der mechanischen Zergliederung der eben dadurch zu etwas rein Mechanischem werdenden Kunstformen, noch in der ebenso mechanischen Herausreißung der sogenannten leitenden poetischen Gedanken, des sogenannten geistigen Kerns oder der Grundidee aus der Form. Denn wenn irgendwo, so gilt hier das Goethe'sche „Natur hat weder Kern noch Schale", oder in unser Feld übertragen: Poesie hat weder Kern noch Schale, d. h. die Schale ist der Kern und der Kern ist die Schale. Wer aber dies letzte Geheimniß aller Poesie nicht begriffen hat, der sollte auch seine Feder nicht an sie wagen; und eben deshalb, weil wir hier einen vor uns haben, der es wirklich begriffen hat und, je reifer er selbst wird, desto klarer noch wird begreifen lernen, freuen wir uns herzlich über diese Erstlingsarbeit, die zugleich ein würdiges testimonium diligentiae für die Reichsuniversität ist.

Die Rectoratsrede des bekannten Nationalökonomen Gustav Schmoller über „Straßburgs Blüte im 13. Jahrhundert" (Nr. 2) greift in jene allseitig revolutionäre Periode des 13. Jahrhunderts, die bisher trotz der massenhaften Schriftstellerei über Mittelalter doch noch nicht eine urkundlich sichere, und nur in Gustav Freytag's „Ahnen" (Bd. 3) eine frei durchgebildete, verständnißvolle Darstellung gefunden hat. Auf nationalökonomischem Gebiete bedeutet diese Revolution das Durchdringen der Geldwirthschaft im Gegensatz zu der Naturalwirthschaft der frühern Jahrhunderte, wo alle gegenseitigen Leistungen, Abgaben, Handelsbeziehungen eigentlich blos ein Austausch von Producten waren und das baare Geld nur ausnahmsweise zur Ausgleichung angewendet wurde. Durch die Kreuzzüge und die dadurch bewirkte Veränderung des Welthandels, richtiger durch die von ihnen ausgehende Schöpfung eines europäischen Welthandels änderte sich dies gründlich, und in Wechselwirkung damit konnte sich auch erst das eigentlich städtische Element in seinem scharfen socialen, mercantilen und industriellen Contrast gegen das Land entwickeln. Daher für Deutschland die Zeit von 1160—1230 die der eigentlichen Städtegründungen ist, wo nicht blos unzählige neue Städte aus Dörfern, Höfen u. s. w. erwuchsen, sondern wo auch die schon vorhandenen erst zu wirklichen Städten wurden. Kaum eine andere Stadt hat diesen Proceß so früh, so gründlich und so glücklich wie Straßburg durchgemacht.

Den heitern Schluß unserer Besprechung machen F. W. Bergmann's „Straßburger Volksgespräche" (Nr. 4) — Frau Base-Gschbräch, nicht wie sie wirklich gehalten worden sind, sondern gehalten werden könnten, ein Stück jener Kunstliteratur in den Naturlauten der Mundart, die seit Grübel, Hebel und Voß in allen Theilen Deutschlands so viele Schößlinge getrieben hat. Die Dialektliteratur wird stets humoristisch-komischen Gehalts sein, denn Mundart und Pathos oder sentimentale Stimmung schließen einander aus, und daß sich unser neuestes deutsches Modepublikum von seinem Fritz Reuter auch in der Mundart Pathetisches hat bieten lassen, erklärt sich einmal aus der ästhetischen Begriffsverwirrung oder Barbarei, in die wir so recht gemüthlich hineingetappt oder durch unsere großen kritischen und ästhetischen Irrlichter geführt worden sind, dann aber damit, daß Fritz Reuter selbst doch überall den Humor als den eigentlichen Grundton, auf den sein Instrument gestimmt ist, festhält. Jedenfalls gebührt dem wackern Veteranen der straßburger Universität, Bergmann, der auch unter der Fremdherrschaft den Sinn und die Begeisterung für das volksthümlich Deutsche wissenschaftlich aufs gediegenste bethätigte, der vollste Dank für diese unterhaltende Lektüre.

Heinrich Rückert.

Eine deutsche Entdeckungsreise.

Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, nebst ältern Nachrichten über die zu erforschenden Länder. Nach persönlichen Erlebnissen von Adolf Bastian. Zwei Bände. Mit drei lithographirten Tafeln und einer Karte. Jena, Costenoble. 1874—75. Gr. 8. 19 M.

Bastian hat die deutsche westafrikanische Expedition ins Leben gerufen, ihr die Ziele angewiesen, die Theilnehmer angeworben und die Verantwortung für den Erfolg übernommen. Er hatte sich aber auch 1873 selbst an den Ausgangspunkt, an die westafrikanische Küste begeben und dort das Nöthige angeordnet. Ueber die damaligen Erlebnisse, über die Beschaffenheit der Uferlandschaften und über die Aussichten in die nächste Zukunft unterrichtet uns der erste Band des Werks. Der Verfasser selbst ist ein merkwürdiges psychologisches Räthsel. Ein großer Theil dessen, was er geschrieben, ist geradezu unlesbar; er besteht aus nichts als aus einem Kehrichthaufen von Citaten ohne genügende Stellenangabe, die ohne jeden innern logischen Zusammenhang aufeinanderfolgen, sodaß sich an ein Küchenrecept der Südsee-Insulaner irgendeine Unsterblichkeitsvorstellung alter Völker anschließen kann. Ein anderer Theil von Bastian's Schriften zeigt dagegen Klarheit und gesunden Verstand; der Stoff wird in schönster Ordnung vorgetragen und mit Nutzen vom Leser aufgenommen. Zu letzterer Art von Erzeugnissen gehört das obige Buch. Der zweite Theil namentlich, der über Sitten und Gebräuche sowie über die politischen Verhältnisse der Loango-Neger handelt, wird von jedem Völkerkundigen, wie man sagt, verschlungen

Personen, welche uns nun noch zur Verfügung gestellt sind, kaum eine romantische Erzählung mit Anstand fortführen können, so sind wir wohl oder übel genöthigt, den ersten Band derselben hier zu schließen."

Damit ist denn „Südamerika" abgethan; wir kommen zu „Europa". In einer deutschen Universitätsstadt wohnen 1836 in einem Hause ein Trunkenbold mit Sohn und Tochter, eine alte Jungfer, eine Madame Mitre mit ihrer Tochter Cruz. Letztere hat ein zartes Verhältniß mit einem Studenten Namens Grafenfeld. Dieser kommt unschuldig in den Verdacht politischer Umtriebe und muß fliehen. Der ganze zweite Band beschäftigt sich nun damit, sehr breit und uninteressant zu erzählen, wie die alte Jungfer zu einem Manne kommt, wie der Student den Verfolgungen der Polizei entrinnt, aber, verführt von dem Sohne jenes Trunkenbolds, der ihm Cruz nicht gönnt, ein Spieler wird, wie er dann dem Schuldarrest entgeht und seine Cruz heirathet. Schließlich erfahren wir, daß Grafenfeld der Sohn Wellner's, Madame Mitre dessen erste Frau Bertha, und jener Trunkenbold sein Gegner in dem Duell ist, das ihn einmal zur Flucht nöthigte. Es ist uns sehr gleichgültig. Warum der Roman nicht noch einen dritten Band hat, in welchem etwa die Kinder des jungen Paars einige Abenteuer in Australien erleben, ist nicht ersichtlich. Was „mit wenig Kunst und viel Behagen" zu Stande gebracht werden kann, ist geleistet. Viel Behagen! Das läßt uns wenigstens nicht ärgerlich werden. Der Verfasser ist ein Schalk, der sehr gut selbst weiß, wie wenig Kunst bei seinem Zusammengeschreibe ist, und uns bei gutem Humor erhält, indem er sich von Zeit zu Zeit über seine eigene Arbeit lustig macht und uns auslacht, wenn wir sie ernst nehmen wollen. Alle die Leute, mit denen er operirt, stehen sittlich tief — wird es doch sogar dem jungen Grafenfeld als ein Verdienst angerechnet, daß er, da er Cruz liebt, sich nicht mit liederlichen Dirnen abgibt — und ihr Leichtsinn ist nicht einmal liebenswürdig; aber wenigstens verliebt sich auch der Verfasser nicht in sie, und das einzige, was er für sie thut, um sie über Wasser zu halten, ist, daß er uns zu hindern sucht, überhaupt einen sittlichen Maßstab an sie anzulegen, oder daß er, wenn dieses Mittel zu versagen droht, eine noch laxere Moral als allgemeinen Erfahrungssatz hinstellt, aber mit so lachendem Gesicht, daß wir es doch wieder nicht für ernst gemeint halten können. Seine Schreibweise hat etwas Flottes und oft Derbes, das uns munter erhält, auch wenn wir den Faden der Geschichte gänzlich verlieren.

Der bekannte Redacteur der „Grenzboten", Hans Blum, sammelt in den „Dunkeln Geschichten" (Nr. 5) einige Erzählungen, die vorher schon in Journalen und Zeitungen veröffentlicht waren und ihr dankbares Publikum gefunden haben. Er nennt sie „Dunkle Geschichten", weil sie sämmtlich dem Gebiete der Criminal-Novellistik angehören. „Das Recht ist die Sonne, die den Völkern leuchtet" — so motivirt der Verfasser in der Vorrede etwas prätentiös den gewählten Titel, indem er fortfährt:

In den Strahlen dieser Sonne gediehen die Frühlingspflanzen der ersten Cultur der Menschheit, das friedliche Zusammenwirken der Gaugenossen an Stelle des Kriegs aller gegen alle; sie war die erste Grundlage (die Sonne?) zu festen Wohnstätten, Familiensinn, staatlicher Gemeinschaft. Die Verdunkelung und der Niedergang dieser Sonne hat jedesmal die schwersten Leiden oder den Untergang derjenigen Völker und Individuen zur Folge gehabt, die von dem milden Lichte dieses Gestirns verlassen waren. Noch heute versucht jeder, welcher der allgemeinen Rechtsordnung widerstrebt, an seinem Theile, uns alle in die lichtverlassene Nacht rechtloser Barbarei zu stürzen, und solchem Versuche gegenüber können wir vorgeschrittenen Culturmenschen auch nichts anderes thun als die alten Römer oder unsere Urahnen in den Wäldern Germaniens, indem wir die Freiheit mit der Rechtsfähigkeit der Einzelnen identificiren und Freiheit und Selbständigkeit nehmen demjenigen, dessen Seele(?) und That sich vor dem Sonnenlichte des Rechts verschlossen hält. Da die nachfolgenden Erzählungen auf diesem Felde spielen, so war ich mithin wol berechtigt, sie „Dunkle Geschichten" zu nennen.

Wenn der Verfasser zu dieser „Sonne des Rechts" über andere Sonnen hin gelangt, die er hat auf- und absteigen sehen, und dabei die Gelegenheit mehr vom Zaune bricht als benutzt, einem berühmten Staatsmanne ein Compliment zu machen und einem politischen Gegner einen Hieb zu versetzen, so ist das eine Geschmacksache, über die wir nicht weiter mit ihm rechten wollen. Beschwert er sich aber mit einer humoristischen Wendung am Schluß darüber, daß seine politischen Gegner ihm „auch seinen Stil schelten", so hätte er wol gut gethan, falsche Constructionen wie die kurz vorhergehende: „Der Zufall hat manche derselben (der Erzählungen) in dieser Gestalt auch namhaften deutschen Gelehrten vor Augen geführt, und deren Beifall gefunden (der Zufall etwa?), ohne daß sie wußten, ihre Kritik werde vor dem Verfasser geäußert", sorglich zu vermeiden. Oder sind die Worte „sie haben" hinter „und" durch ein Versehen des Setzers ausgefallen? Wol möglich. Es finden sich auch sonst in dem Buche offenbare Druckfehler, wie z. B. „Hypothek" statt „Hypothese"; dann aber auch Sätze wie die folgenden: „In seinem Lebensalter schon weit über den Zenith des Mittags vorgerückt"; „mein erster Schritt in die Oeffentlichkeit wurde mit Hohn überschüttet", „ich ließ mich eines Tags ziellos (statt: ohne bestimmte Absicht) am Bielersee nach der Petersinsel rudern", die jedenfalls der Autor selbst zu vertreten hat. Wie dem auch sei, wir übergehen diese kleinen Ausstellungen nicht, um nicht bei seinen politischen Gegnern in den Verdacht zu kommen, daß wir blind gelobt hätten. Denn zu loben sind im übrigen diese Erzählungen, wenigstens die beiden ersten, unbedingt.

Ganz besonders ansprechend und in ihrer Art wirklich mustergültig finden wir die zweite: „Das erste Geschäft", zugleich die kürzeste und am besten geschriebene. Ein junger Tuchfabrikant bringt die ersten Erzeugnisse seines Fleißes zur Messe. Wie ihm hier die Waare durch eine Bande von Gaunern abgeschwindelt wird, und wie er durch geschickte Machinationen der Polizei- und Justizbeamten schließlich doch zu seinem Gelde kommt, ist mit ebenso viel Sachkenntniß als Geschick geschildert. Der Fall ist an sich ganz klar, und dennoch entsteht keine gewöhnliche Spannung, wie die Sache verlaufen werde, da es dem Verfasser gelingt, uns von Anfang an warm für den braven Fabrikanten zu interessiren, da die Betrüger schlau operiren und die Zeit zur Legung der Gegenminen knapp bemessen ist, sodaß der geringste Fehler alles verderben kann.

Auch die Criminalgeschichte aus den Acten: „Auf falscher Fährte“, wird man mit Theilnahme an den Schicksalen des unschuldig wegen Diebstahls verurtheilten Schmieds lesen. Sie erhält ihr originelles Gepräge dadurch, daß der Bestohlene selbst, der anfangs durch zwingende Verdachtsgründe auf die falsche Fährte geräth, zuerst moralisch von der Unschuld des vermeinten Diebes überzeugt wird und nun als ein braver Mann das Seinige thut, um dessen Verurtheilung zu hindern und später ihn aus der Haft zu befreien. Einzuwenden hätten wir nur, daß der Erzähler in der Mitte der Geschichte gleichsam die Methode des Vortrags ändert. Er hat uns bis dahin an die Hand genommen und zu den Suchenden gesellt; wir sind selbst Untersuchungsrichter oder Geschworener und haben uns nach dem vorgebrachten Beweismaterial schlüssig zu machen. Plötzlich erhalten wir dann die Rolle des Zuschauers zugetheilt, der durch die Allwissenheit des Autors darüber aufgeklärt wird, wie die Sache eigentlich liegt. Von da ab muß die Spannung nachlassen, die dunkle Geschichte ist für uns ganz hell geworden, und es fragt sich nur noch, ob und wie die Rettung des Unschuldigen erfolgen kann. Dabei sind wir freilich warm betheiligt, aber noch mehr würde diese zweite Hälfte fesseln, wenn der Erzähler nicht vorgriffe. Der poetischen Gerechtigkeit wird übrigens nicht völlig genügt, wenn der eigentliche Verbrecher schließlich seiner Strafe entgeht, ein nur mittelbar Betheiligter aber, wegen eines allerdings ganz neuen Verbrechens, lebenslänglich ins Zuchthaus wandert, und diese Wendung wird um so bedenklicher, als sich ergibt, daß gar nicht einmal durch dieses neue Verbrechen eines Mordversuchs an dem Gefangenen dessen Unschuld an den Tag kommt, da der Dieb sich schon vorher freiwillig gestellt hat.

Sehr viel schwächer scheint uns die letzte Erzählung: „Die schwarzen Diamanten“, zu sein. Hier ist der Criminalfall selbst sehr dürftig und an sich ohne jedes Interesse. Um ihn für die Novelle möglich zu machen, putzt ihn der Verfasser recht abenteuerlich aus und thut darin des Guten viel zu viel. Daß die niedliche Helene Moser an dem Diebstahl ganz unschuldig ist, darüber sind wir keinen Augenblick im Zweifel; daß sie aber dieserhalb überhaupt Unannehmlichkeiten haben kann, erklärt sich nur aus der unglaublichen Bornirtheit des Polizeibeamten, der sich von dem eigentlichen Thäter in der plumpsten Weise dupiren und leiten läßt. Auch die begleitenden Begebenheiten haben viel Unwahrscheinliches, obgleich sie einzeln auf wirklichen Thatsachen beruhen mögen, weil sie sich aus einer Reihe von Curiositäten zusammensetzen. Deshalb hat der Verfasser auch den Ton der Humoreske angeschlagen; abgesehen davon aber, daß derselbe oft zu sehr ins Derbe und Possenhafte fällt, fehlt auch die erheiternde Wirkung, da die criminalistische Handlung, die doch Hauptsache sein soll, zu ernst ist und zuletzt gar der Tod und Wahnsinn zweier ziemlich breit behandelten Mitspieler den Leser verstimmen muß. Gleichwol zeigt sich auch in dieser criminalistischen Farce ein nicht zu unterschätzendes Erzählertalent. Hans Blum beobachtet gut, findet mit sicherm Blick das Charakteristische und gestaltet, indem er ihm fast immer den passendsten Ausdruck zu geben weiß, mit großer Deutlichkeit. Die meisten seiner Figuren sind wirklich Menschen von Fleisch und Blut, zu denen man leicht ein Verhältniß findet; sie sind nicht einseitig nach dem Bedürfniß des Criminalfalls hingestellt, sondern voll ausgerundet, und unsere Theilnahme für sie geht daher auch über die bloße Neugierde hinaus, wie wol die Dinge verlaufen werden. Diese dunkeln Geschichten gehören danach entschieden zu den bessern ihrer Gattung und mögen dem großen Lesepublikum empfohlen sein.

„Durch Kampf zum Frieden. Eine Erzählung“ (Nr. 6), eingeführt durch ein kurzes Vorwort von R. Löber, ist von einer nicht genannten Dame geschrieben, von der jenes sagt: „Ich hatte nicht geahnt, daß ich die Verfasserin, die mir schon seit Jahren durch ihre ungetheilte Hingebung an schwierige Berufsaufgaben ehrwürdig geworden, später als Schriftstellerin wiederfinden würde. Doch scheinen mir nun ihre Aufzeichnungen um so mehr den Eindruck eines wirklichen Lebensproducts zu machen.“ Wie es so häufig geschieht, fühlt sich also auch hier eine Frau in schon vorgeschrittenen Jahren gedrungen, ihre Lebenserfahrungen und Lebensanschauungen in einem Roman niederzulegen, und sie wählt den Titel, der mit der Variante „durch Nacht zum Licht“ sich gerade bei dieser Gattung literarischer Erzeugnisse am häufigsten wiederholt. Es pflegt sich auch dem Inhalt nach eine gewisse Familienähnlichkeit darin zu zeigen: sie schildern mit mehr oder minder Geschick und Treue das häusliche Kleinleben der Menschen, namentlich der Frauen, und sind erfüllt von Reflexionen, in denen sich die Schriftstellerin ganz subjectiv ausspricht, mögen dieselben nun direct an den Leser gerichtet, oder in Monologen und Dialogen der in der Erzählung handelnden Personen vorgetragen sein; der Roman ist nur das Gestell, das diesen reichen Behang von Mittheilungen aus dem eigenen Seelenleben zu tragen hat. So ist er auch in diesem Falle ziemlich dürftig aus wenigen und vielbenutzten Fäden zusammengewirkt. In einem Hause wohnen zwei sehr achtbare, der höhern Gesellschaft angehörige Familien. Präsident Waldheim hat einen Sohn Ernst, der sich der Beamtenlaufbahn widmet, und eine Tochter Anna; der Graf Kronfels, einem der ältesten Adelsgeschlechter angehörig, einen Sohn Arnold, der auf Wunsch seiner ahnenstolzen Mutter Offizier wird und sich mit Gräfin Frida, einer sehr streng in aristokratischen Vorurtheilen erzogenen, aber seelenguten jungen Dame verheirathen soll. Nun stirbt gleich im ersten Kapitel Ernst's Freund, der Advocat Adelung, dessen Urgroßvater einmal Gänsehirt gewesen ist, und hinterläßt eine sechsjährige Tochter Magdalena seiner treuen Pflege. Sie wird die Heldin des Romans. Wie ihre Erziehung durch die guten Menschen, unter deren Obhut sie kommt, geleitet wird, und wie sie nicht nur die trefflichste geistige Ausbildung, sondern auch Anweisung in allen häuslichen Verrichtungen, selbst im Kochen erhält, wird uns sehr genau mitgetheilt. Früh schon entwickelt sich zwischen ihr und Arnold ein zartes Verhältniß. Ehe der junge Graf sich aber bestimmt ausspricht, macht eine Freundin Rosa, Tochter eines reichen Kaufmanns, die traurige Erfahrung, daß ein freiherrlicher Offizier sie ihres Geldes wegen heirathet und schon nach einem Jahre der unglücklichsten Ehe aufs liebloseste im Stich läßt. Als nun Graf Arnold Magda seine Liebe

erklärt, gesteht sie ihm zwar ihre tiefe Neigung ein, tritt aber freiwillig zurück, als sie erfährt, daß seine Mutter dem Bunde ihren Segen verweigert. Es folgen schwere Seelenkämpfe; sie werden aber mit der Zeit so kräftig überwunden, daß Magda sich entschließen kann, ihren Vormund Ernst Waldheim, der sie liebt und dem sie herzlich zugethan ist, die Hand zu reichen. Die Ehe wird glücklich, um so glücklicher, als Magda auch die Prüfungen, die ihr Arnold in derselben auflegt, nach einer kurzen Verirrung siegreich besteht. Arnold heirathet nun doch noch die ihm durchaus nicht sympathische Frida, findet und gewährt kein häusliches Glück, läutert aber in diesem Verhältniß seinen an sich edeln, nur durch die Leidenschaft für Frau Magda getrübten Charakter und stirbt versöhnt mit seiner trefflichen Gattin und seinen Aeltern. Rosa wird Diakonissin.

An diese Hauptpersonen schließen sich noch verschiedene Gruppen von Figuren an, die nur beiläufigen Bezug zur eigentlichen Handlung haben und hier übergangen werden konnten. Die Handlung ist der Verfasserin überhaupt nur Nebensache. Worauf es ihr ankam, war, zu zeigen, wie jeder einzelne von den Menschen, die sie einführt, in seinem Verhältniß zu Gott steht, wie sich ihr sittlicher Gehalt und ihre Fähigkeit, das Leben zu überwinden, danach regelt, wie sie nach der Stärke ihres Gottvertrauens in den Kämpfen, die sie nach Gottes Rathschluß zu bestehen haben, siegen oder unterliegen, und wie sie zuletzt ihren Frieden in Gott finden, sobald sie sich mit ihm eins wissen. Die Kinder des Lichts feiern hier ihren Triumph gegenüber den Kindern der Welt, und die Bekehrung des reuigen Sünders auf dem Sterbebette durch eine selbst nach harten Prüfungen Bekehrte erfüllt die fromme Seele der Verfasserin mit herzlichster Freude. Sie ist eine fromme Seele, die selbst das innigste und reinste Verhältniß zu Gott sucht, und die Aufrichtigkeit ihrer religiösen Ueberzeugungen, die Reinheit ihrer Gesinnung, die sittliche Kraft ihrer werkthätigen Liebe wird sicher auch denjenigen Lesern Achtung abnöthigen, die ihren einseitigen Standpunkt nicht theilen und ihr nicht in alle Trost- und Heilswege zu folgen vermögen. Ob sie aber Geduld haben werden, die Verfasserin durch diese 700 Seiten mit der Aufmerksamkeit zu begleiten, die gerade für jenen wichtigern Theil der gesetzten Aufgabe von ihr beansprucht wird, ist eine andere Frage. Sie geht mit ganz kleinen Schritten weiter und ruht oft lange aus, um den augenblicklichen Seelenzustand ihrer Geliebten völlig klar zu stellen. Frida hält Arnold, als er um ihre Hand bittet, eine drei Seiten lange Rede und sagt ihm zuletzt ein frommes Gedicht von vielen Versen auf. Das ist nur ein Beispiel von vielen, um zu zeigen, wie gern die Verfasserin den Roman vergißt, wenn sie dem Leser etwas zu sagen hat. Und wer könnte sich eines Lächelns erwehren, wenn er liest:

> Sehen wir dies nicht auch an großen Männern, die Gott mit auffallenden geistigen Gaben ausgestattet hat? Unser größter Dichter gesteht, daß er nicht einen Tag sich ganz glücklich gefühlt habe. Hätte er seine hohen geistigen Gaben als ein Geschenk Gottes betrachtet, ihm damit gedient, ihm zur Ehre gesungen, es würde ihn nicht so gekümmert haben, was wol die Welt zu seinen Werken sagt —

oder wenn Magda ihre Freundin Rosa, von der sich ihr Gemahl in einem wahrhaft abscheulichen Briefe losgesagt hat, und die nun erklärt, sie könne doch nichts mehr für ihn thun, fragt: „Hast du für ihn gebetet?" Das ist ganz ernst gemeint, und die Verfasserin wird sich wahrscheinlich wundern, daß es uns auffällt, aber Zustimmung wird sie doch nur von dem engen Kreise derer erwarten dürfen, die ihr schon angehören, bevor sie zu ihnen gesprochen hat.

Der Name des Autors der „Schweren Zeiten" (Nr. 7), **Hans Warring**, ist pseudonym; es verbirgt sich darunter ein Dame, die hier mit einem Erstlingsproduct ihrer Muse an die Oeffentlichkeit tritt. Der Roman selbst würde beides: daß eine Frau ihn geschrieben hat und daß er eine erste Gabe darstellt, kaum erkennen lassen; er zeigt durchweg einen männlichen Geist und Stil, hält sich — vielleicht mit lobenswerther Absichtlichkeit — von jeder sonst in Frauenromanen so beliebten Kleinmalerei fern und läßt die Routine nicht vermissen, die erst durch lange Uebung erreicht zu werden pflegt. Er spielt in Litauen (wenn auch nicht unter den Litauern) und führt den Leser somit auf ein ihm neues, höchst eigenartiges und interessantes Gebiet, auf dem die Verfasserin aber ganz zu Hause zu sein scheint. Ihre Geschichte ist spannend von Anfang an und fast bis zum Schluß; ja es läßt sich sogar darlegen, daß der Schluß vielleicht nur deshalb weniger befriedigt, weil die Spannung zu weit getrieben und dadurch die Lösung erschwert ist. Auch spricht sich in ihr originelle Erfindung aus. Die Baronin von Kaybler auf Jutterlauken, eine sehr energische Natur, sieht sich schon früh an einen kranken und geistesschwachen Gemahl gefesselt. Sie schenkt demselben zwei Söhne, Erich und Kurt; aber der Vater des letztern ist ein Herr von Stein, der Administrator ihrer Güter, der sie zur Untreue zu verleiten gewußt hat und diesen ihren Fehler dann ausbeutet, um sich auf die unverschämteste Weise zu bereichern. Stein hat später geheirathet; seine Frau und Tochter sind in der Gesellschaft geachtet, wie er selbst gefürchtet wird. Nach langer Abwesenheit kehrt Erich nach Hause zurück, um die Wirthschaft zu übernehmen und dem frechen Treiben Stein's, dessen Verhältniß zu seiner Mutter er aber noch nicht kennt, ein Ziel zu setzen. Er entdeckt die gröbsten Unterschleife und thut bereits die entscheidenden Schritte, ihn deshalb vor Gericht zur Verantwortung zu ziehen, als sein Arm durch einen doppelten Schlag gelähmt wird: er erfährt, daß das Mädchen, welches er liebt, Stein's Tochter und sein Bruder Kurt Stein's Sohn ist. Von dem weitern Verlauf der Begebenheiten verrathen wir nichts; das Mitgetheilte mag zum Lesen anregen. Könnte die Verfasserin sich entschließen, das letzte Sechstel ihres Buchs noch einmal sorgsam durchzugehen und befriedigend zu verbessern, so wäre demselben bald eine zweite Auflage zu wünschen.

In der Erzählung „Am Genfersee" (Nr. 8) beweist **Ludwig Habicht** sich als der treffliche und liebenswürdige Erzähler, der nicht nur angenehm zu unterhalten, sondern auch das Gemüth tiefer anzuregen, das reale Leben zu idealisiren und seine oft so unerfreulichen Gegensätze künstlerisch auszugleichen versteht. Im Herbst 1869 würfelt der Zufall in einer kleinen Pension am Genfersee eine bunte Gesellschaft zusammen. Die muntere und etwas

kokette Französin Madame von Lagrange mit ihren beiden würdigen Neffen, dem Journalisten Georg und dem Lieutenant Eugen, und ihrer Nichte Therèse, das dänische Geschwisterpaar Dagmar und Ingeborg, der brave bairische Offizier Herr von Wildenbruch mit seiner schönen Schwester Hildegard, auch ein ziemlich passives englisches Ehepaar, vertragen sich ganz leidlich miteinander und sind durchaus einig in dem Wunsche, daß das einzige noch freistehende Stübchen nicht von einem Preußen besetzt werden möchte. Aber gerade ein Preuße, Baron Lobach, kommt doch und zeigt sich bald allen seinen Gegnern, Franzosen, Dänen und Süddeutschen, die der nordischen Großmacht ihre Siege und Erfolge von 1864 und 1866 nicht gönnen, an Geist, Seelenadel und Charakter überlegen. Mit reizendem Humor ist nun geschildert, wie man allseitig dieser Fatalität gegenüber gesellschaftlich Stellung zu nehmen und kleine Vortheile zu erlangen bemüht ist, wie Annäherungen und Entfremdungen stattfinden, leichtere und tiefere Herzensneigungen den Unterschied der Nationalität und das mitgebrachte Vorurtheil vergessen machen. Wildenbruch und Therese, Georg und Ingeborg, Lobach und Hildegard, für die aber auch Eugen schwärmt, schließen sich enger aneinander, der Baier lernt den Preußen schätzen, die Dänenjungfrauen bleiben unversöhnlich, und die Franzosen plänkeln unaufhörlich mit Sticheleien, um den ruhigen Norddeutschen zu ärgern und in Streit zu verwickeln. Es ist gleichsam eine geistreiche Partie Schach, die der Autor im ersten Bande mit diesen Figuren vor unsern Augen spielt, und bei der man nicht ungeduldig werden kann, auch wenn sich einige Züge zu oft zu wiederholen scheinen. Das heitere Spiel geht fast unmerklich in Ernst über. Da Eugen in seinem Leichtsinn Hildegard verletzt, sieht sich Lobach genöthigt, ihn auf Pistolen zu fordern. Auch dieses Duell noch scheint anfangs durch Georg's Vermittelung ganz ungefährlich mit einer Komödie enden zu können, aber die Treulosigkeit der Franzosen gibt ihm eine schärfere Wendung, und ein sehr geschickt aus dem Charakter der Liebenden hergeleitetes Misverständniß bedingt die Trennung Lobach's von Hildegard.

Nun nimmt die Novelle einen immer höhern Flug. Der Sommer 1870 kommt, der Krieg gegen Frankreich bricht aus, Lobach und Wildenbruch, der Therese geheirathet hat, finden sich bei Weißenburg und dann bei Wörth als tapfere Kampfgenossen wieder; Lobach wird bei Sedan schwer verwundet, von Hildegard gepflegt — den frohen Schluß kann man sich denken. Lobend zu erwähnen ist aber noch, daß der Erzähler schließlich im Herbst wieder alle seine Leute an den Genfersee zusammenbringt (nur Eugen ist gefallen) und selbst zwischen den ernüchterten Franzosen und den durch ihre Siege nicht übermüthig gewordenen Deutschen eine Art von Verständniß anbahnt, das wir uns in der Novelle gern gefallen lassen. Es ist hier also der Stoff frischweg der Gegenwart entnommen, aber poetisch geklärt und vertieft, und die schwere Aufgabe, in den seelischen Beziehungen der Menschen zueinander den durch die politischen Verhältnisse gesteigerten Gegensatz der Nationalität aufzuheben, aufs liebenswürdigste und befriedigendste gelöst.

Fügen wir noch hinzu, daß der Dialog, flüssig und gefällig, die Handlung immer zum Fortschritt bringt, und daß die Naturschilderungen, im richtigen Maß zum Ganzen gehalten, die Stimmung angenehm erhöhen, so dürfen wir glauben, einer weitern Empfehlung dieses Buchs überhoben zu sein.

Ernst Wichert.

Zur Geschichte des 18. Jahrhunderts.

1. Europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert von Karl von Noorden. Erste Abtheilung: Der Spanische Erbfolgekrieg. Zweiter Band. Düsseldorf, Buddeus. 1874. Gr. 8. 12 M.
2. Deutschland im Spanischen Erbfolge- und im großen nordischen Kriege (1700—21). Von S. Sugenheim. Berlin, Henschel. 1874. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
3. Staatengeschichte der neuesten Zeit. Neunzehnter und einundzwanzigster Band: Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—31. Von Theodor von Bernhardi. Zweiter Theil. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig, Hirzel. 1874—75. Gr. 8. 16 M.
4. Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792. Von Leopold von Ranke. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1875. Gr. 8. 8 M. 80 Pf.

Unter denjenigen geschichtlichen Werken, welche nicht allein der geschichtlichen Wissenschaft, sondern namentlich auch dem Interesse des gebildeten Publikums für die Beschäftigung mit der Geschichte einen mächtigen, lange nachwirkenden Impuls gegeben haben, wird Friedrich Christoph Schlosser's zuerst 1836 erschienene „Geschichte des 18. Jahrhunderts" immer einen Ehrenplatz behaupten. Zum ersten male war darin mit glänzendem Erfolge der Versuch gemacht, eine der merkwürdigsten Epochen aus der gesammten Entwickelungsgeschichte der Menschheit in ihrer Totalität zu begreifen und zur Anschauung zu bringen; Schlosser zuerst hat im großen Stile die untrennbare Zusammengehörigkeit des politischen Lebens mit dem literarischen und socialen darzustellen unternommen und dadurch, so viel die fortschreitende Forschung auch im einzelnen nachzuholen und zu berichtigen Gelegenheit gefunden hat und noch finden wird, doch im ganzen und großen die Auffassung des 18. Jahrhunderts ein für allemal und in gewissem Sinne endgültig festgestellt. Dem anregenden und bahnbrechenden Einflusse Schlosser's begegnen wir daher ebenso sehr in der Behandlung der politischen Geschichte wie in der der socialen und namentlich der literarischen Entwickelung, obgleich Schlosser keine historische Schule gegründet hat, sondern in der Entwickelung der neuern deutschen Historiographie eine ziemlich isolirte Stellung einnimmt.

Selbstverständlich aber ist es Schlosser so wenig wie irgendeinem andern Forscher, der zuerst eine große Aufgabe ergriffen und auf einen Wurf zu lösen gesucht hat, erspart geblieben, sich allmählich überholt zu sehen: die fortschreitende Vervollkommnung der Methode und die gerade in unserer Zeit immer rückhaltlosere Erschließung der einst ängstlich gewahrten archivalischen Schätze haben das ja als etwas ganz Natürliches mit sich gebracht. Gerade dem 18. Jahrhundert ist diese emsige Thätigkeit

besonders zugute gekommen; eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Vertheilung des Interesses und dem entsprechend denn auch in dem Eifer der Forschung ist dabei freilich nicht zu verkennen. Daß die Geschichte der Französischen Revolution und der aus ihr hervorgegangenen totalen Umgestaltung der europäischen Verhältnisse immer von neuem den Eifer der Forscher entflammt und die Theilnahme der Geschichtsfreunde auf sich zieht, ist ja nur natürlich; handelt es sich dabei doch schließlich nur darum, den Boden immer genauer kennen zu lernen, aus dem die noch in vollem Wachsen und Werden begriffene Gegenwart unmittelbar hervorgesproßt ist und von dem aus dieselbe allein richtig begriffen werden kann. Aehnliche Umstände erklären das lebhafte Interesse, welches wir von den Forschern so gut wie von dem Publikum den epochemachenden Ereignissen zuwenden sehen, in deren Mitte die Heldengestalt König Friedrich's II. von Preußen steht. Weit geringere Theilnahme finden dagegen die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts; denn die Entwickelung, durch welche sie ausgefüllt sind, drehte sich um Probleme, welche für unsere Zeit kein unmittelbares Interesse mehr, jedenfalls kein anderes als das rein historische darbieten: der Spanische Erbfolgekrieg und der Nordische Krieg, von denen der eine dem Principate Frankreichs im Westen und Süden Europas, der andere der Vorherrschaft Schwedens im Norden ein Ende machte, bezeichnen nur den Abschluß eines auch in seinen fernsten Wirkungen für die Gegenwart völlig gleichgültigen politischen Systems; die gewissenlose Cabinetspolitik, welche vom Ende des zweiten bis in die Mitte des vierten Jahrzehnts das künstliche System des europäischen Gleichgewichts alle Augenblicke gefährdete und dem friedebedürftigen Europa die ersehnte Ruhe durchaus nicht zutheil werden ließ, kann in unsern Tagen in weitern Kreisen weder ein ernsteres politisches noch ein lebendigeres ethisches Interesse erwecken. Diese Verschiedenartigkeit des Stoffs, welchen das 18. Jahrhundert darbietet, erklärt denn auch zur Genüge die Ungleichmäßigkeit in der Behandlung desselben: das Zeitalter Friedrich's des Großen und Joseph's II. und das der Französischen Revolution werden immer von neuem behandelt, bis in das kleinste Detail durchforscht, und allein aus den letzten Jahren könnte man eine recht umfängliche Bibliothek werthvoller Werke darüber zusammenstellen. Weit stiefmütterlicher sind die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts bedacht: auch sind da größere Schwierigkeiten zu überwinden, weil das der Natur der Dinge nach unendlich weitschichtige Material noch wenig geordnet und gesichtet, daher die Massenhaftigkeit und die Zerstreutheit der zu bewältigenden Archivalien den Forscher abzuschrecken geeignet ist. Und doch bedurfte vom wissenschaftlichen Standpunkte aus auch dieser Theil der europäischen Geschichte längst einer neuen Bearbeitung.

Eine solche nun hat sich Professor Karl von Noorden — früher in Bonn und Greifswald, jetzt in Tübingen — in seiner nach einem sehr großartigen Maßstabe angelegten „Europäischen Geschichte im 18. Jahrhundert" (Nr. 1) zur Aufgabe gemacht. Von diesem ausgezeichneten Werke, das seinerzeit bei dem Erscheinen des ersten Bandes auch in d. Bl. mit verdientem Beifall begrüßt worden ist, liegt jetzt der zweite Band vor, welcher sich seinem Vorgänger in der würdigsten Weise anschließt. Nach dem Plane, welchem von Noorden seiner sehr umfänglichen Arbeit zu Grunde gelegt hat und der in der Vorrede des ersten Bandes eingehender erörtert wurde, ist die erste Abtheilung derselben der Geschichte des Spanischen Erbfolgekriegs bestimmt. Auf eine erschöpfende Darstellung des Details kann es der Natur der Sache nach dabei niemals abgesehen sein: vielmehr konnte aus der Fülle des Stoffs, mag es sich nun um die innern Zustände der Staatsgesellschaften, um die Charakterbilder von Fürsten und Staatsmännern oder um die gedrängte Menge der politischen Bestrebungen und Verschiebungen handeln, das Einzelne doch immer nur so weit kräftiger hervorgehoben werden, als es in den entscheidungsschweren Veränderungen des europäischen Völkerlebens einen mehr oder minder bedeutungsvollen Moment ausmacht. Wie sich das bei den Staaten zweiten und dritten Ranges, den Fürstenthümern des deutschen Reichs und den italienischen Kleinstaaten, von selbst versteht, so kann auch der Entwickelung der größern Mächte nicht jederzeit dieselbe Aufmerksamkeit und gleichmäßig eingehende Behandlung zugewendet werden, sondern es wird wechselnd die eine oder die andere Staatenbildung in den Vordergrund gerückt und zum Centrum der Darstellung gemacht, je nachdem einzelne Mächte oder Staatengruppen entweder in den entscheidenden Fragen der europäischen Politik den maßgebenden Einfluß üben, oder in ihrer innern gesellschaftlichen und politischen Gestaltung als die tonangebenden Träger der fortschreitenden Culturentwickelung hervorragen, kurz je nachdem diese oder jene Volksgemeinschaften mit dem Gewichte und dem Einflusse einer leitenden Persönlichkeit in der allgemeinen Zeitgeschichte einherschreiten. Entsprechend dieser Oekonomie, welche, soll das Werk nicht in das Unendliche wachsen, durchaus geboten ist und sich durch die Natur des Stoffs vollkommen rechtfertigt, ist denn nun in dem uns vorliegenden zweiten Bande des Noorden'schen Werks, welches die Ereignisse bis zum Jahre 1707 führt, auf der einen Seite die nordische Staatengruppe, auf der andern England in ein helleres Licht gesetzt. Denn die Umwälzung, welche im Nordosten Europas durch den gemeinsamen Angriff Rußlands, Dänemarks und Sachsen-Polens auf Schweden veranlaßt und durch den anfänglichen Siegeslauf des jugendlichen Karl XII. in eine ihren Urhebern so völlig unerwartete Richtung gelenkt wurde, übte auf die Stellung zunächst Preußens und des Reichs, dann aller an dem Spanischen Erbfolgekriege betheiligten Mächte einen so entschiedenen Einfluß aus, daß die Entwickelung des Haders um die Nachlassenschaft der spanischen Habsburger ohne eine Aufdeckung der von dem fernen Norden her auf sie geübten Störungen und Ablenkungen, Hinderungen und Förderungen nicht völlig zu verstehen sein würde. Weiterhin treten dann namentlich die für die innere Entwickelung Englands maßgebenden Momente nachdrücklich in den Vordergrund: so gehört das neunte Buch ausschließlich einer tief in das Detail eingehenden Darstellung der parlamentarischen Kämpfe, welche endlich zu der Stiftung der englisch-schottischen Union und der Errichtung des großbritannischen Einheitsstaats geführt haben. So wichtig diese Vorgänge für die Stellung

Englands zu dem großen europäischen Kriege geworden sind, gerade, in diesem Falle werden manchem Leser Bedenken aufsteigen; man wird sich fragen, ob ein so tiefes Eingehen auf diese doch ganz specifisch englischen Angelegenheiten der Oekonomie des Ganzen recht angemessen, ob eine so detaillirte Darstellung dieser an sich ja höchst interessanten Vorgänge zum Verständniß der Hauptsache nothwendig war. In jedem Falle aber sind die Darlegungen des Verfassers so anschaulich, so lebendig und fesselnd, dabei politisch so höchst interessant und belehrend, daß die Mehrzahl seiner Leser ihm für diese scheinbare Abschweifung nur neuen Dank wissen wird. Auf Einzelheiten einzugehen müssen wir uns dem Noorden'schen Werk gegenüber versagen: dasselbe nimmt in unserer neuern historischen Literatur einen sehr hervorragenden Platz ein und wird allezeit zu den Zierden derselben gerechnet werden. Das verdient es aber namentlich auch wegen seiner echt künstlerischen Abrundung, die von der Mühseligkeit des archivalischen Quellenstudiums nichts mehr erkennen läßt, sowie wegen des schönen, lebendigen und bewegten und dabei doch durchaus maßvollen und natürlichen Vortrags: gerade in Beziehung auf diesen Punkt, der von unsern Historikern noch immer allzu wenig beachtet wird, verdient Noorden's Werk das uneingeschränkteste Lob. Wir scheiden von dem Verfasser mit warmem Dank für seine schöne, Genuß und Belehrung gewährende Gabe und dem Wunsche, daß es ihm vergönnt sein möge, uns bald durch die Fortsetzung seiner Arbeit zu erfreuen, welche durch die nun wieder möglich gewordene Benutzung der pariser Archive ja eine ganz besondere Fülle neuer Aufschlüsse in Aussicht stellt.

Denselben Zeitabschnitt aus dem 18. Jahrhundert, jedoch mit der Beschränkung auf Deutschland allein behandelt das Werk „Deutschland im Spanischen Erbfolge- und im großen Nordischen Kriege (1700—21)" (Nr. 2) von dem Historiker S. Sugenheim. Frische und lebendige Darstellung und gewissenhafte Benutzung der einschlägigen Literatur, wie wir sie an den sonstigen Arbeiten Sugenheim's kennen, erheben diese Arbeit über das Niveau, auf dem sich derartige populäre Darstellungen sonst zu bewegen pflegen. Bisher unzugänglich gewesene Materialien sind zwar nicht benutzt worden, nach der Seite der Forschung ist daher auch nichts Neues gewonnen; der gebildete Leser aber wird mit Vergnügen der anschaulichen und von einer tüchtigen Gesinnung getragenen Schilderung einer in den Einzelheiten doch nur wenig bekannten Zeit folgen. Das Sugenheim'sche Werk bildet zugleich einen Theil der zuletzt im Verlage von J. Henschel in Berlin erschienenen „Deutschen National-Bibliothek", eines verdienstlichen und wohlgemeinten Unternehmens, über dem jedoch kein günstiger Stern zu walten und das, eben nachdem es einen frischen Anlauf genommen, durch den Tod des Verlegers gänzlich ins Stocken gerathen zu sein scheint. Auch erfahren wir aus der sehr umfangreichen Vorrede, welche Sugenheim seiner Arbeit vorausgeschickt hat, daß auf die Fortsetzung seiner verdienstlichen „Deutschen Geschichte" nicht mehr zu hoffen, daß vielmehr dieser, trotz mancher Mängel im einzelnen, im ganzen und großen so wohl gelungene Versuch einer mäßig umfanglichen Bearbeitung der ganzen deutschen Geschichte ein Torso zu bleiben bestimmt ist. Auf den sonstigen Inhalt der Vorrede wollen wir des Nähern nicht eingehen; die Auseinandersetzungen mit dem Verleger seiner „Deutschen Geschichte" und die — nach unserer Kenntniß materiell nur allzu begründeten — Klagen über die Unzugänglichkeit der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M., namentlich zur Zeit ihrer Verwaltung durch Böhmer, gehörten nach unserer Ansicht nicht an diesen Platz, hätten jedenfalls nicht in der Form behandelt werden sollen, in der es hier von seiten des Verfassers geschehen ist.

Die Mehrzahl unserer Leser wird erstaunt sein, zwei neue Bände (19 und 21) der „Staatengeschichte der neuesten Zeit", für welche das Jahr 1815 als Anfangspunkt festgestellt ist, unter der Rubrik „Zur Geschichte des 18. Jahrhunderts" verzeichnet zu finden. Auch wir waren, um es offen zu gestehen, überrascht, als uns diese neuesten Bände der so verdienstvollen Staatengeschichte in die Hand kamen: im Widerspruch mit dem Titel der Sammlung, der sie angehören, wußten wir denselben ihrem Inhalte nach doch keinen andern Platz anzuweisen als eben diesen. Nachdem nämlich der 1863 erschienene erste Band von Theodor von Bernhardi's „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—31" (Nr. 3) in umfassender Weise bereits den Antheil Rußlands an den Ereignissen vom Wiener Congreß bis zur Stiftung der Heiligen Allianz berichtet hat, bringt der vorliegende zweite Band, der, in zwei Abtheilungen erschienen, im ganzen nicht weniger als 1292 Seiten umfaßt — die Einleitung zu dem Inhalt des ersten Bandes, nämlich eine sehr eingehende Darstellung der Geschichte Rußlands von den frühesten Zeiten bis zum ersten Pariser Frieden! Als Einleitung zu dieser Einleitung aber wird uns nun in dem ersten Buche — 200 Seiten — ein Rückblick auf den Entwickelungsgang der europäischen Cultur und des europäischen Staatswesens geboten, dessen Zusammenhang mit der Geschichte Rußlands von 1814 an uns durchaus nicht hat einleuchten wollen. Wenn wir da des Langen und Breiten vom Staatswesen des Mittelalters, von dem Einflusse des römischen Rechts, der Verfassungsgeschichte Englands, der Entstehung der absoluten Monarchie, der französischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts hören müssen, um endlich über den amerikanischen Freiheitskrieg und die Französische Revolution wieder bei dem Ausgangspunkte des ersten Bandes, dem Jahre 1814 anzukommen, so können wir uns des Gefühls nicht erwehren, als ob der Verfasser diese mit der Sache selbst nicht zusammenhängenden, vielleicht auch unabhängig davon oder höchstens zum Zwecke der Selbstorientirung entstandenen Skizzen bei dieser Gelegenheit mit in die Welt hinausgesandt habe, nicht weil er sie zum Verständniß der russischen Geschichte des 19. Jahrhunderts für nöthig hielt, sondern einfach weil er sie nicht gern ungedruckt liegen lassen wollte. Das zweite Buch gibt dann eine cursorische, doch hier und da auch näher eingehende Geschichte Rußlands bis zur Erhebung Peter's des Großen; die zweite Abtheilung des Bandes ist in ihrer ersten Hälfte der Geschichte Peter's des Großen und seiner Nachfolger, also der Geschichte Rußlands vom Ausgange des 17. Jahrhunderts an gewidmet, während das vierte und letzte Buch die Regierung Alexander's I.

bis zum Wiener Congreß darstellt, also genau da endet, wo seinerzeit der erste Band angefangen hatte. Daß die Arbeit Bernhardi's eine verdienstliche und dankenswerthe ist, wollen wir nicht leugnen: wir besitzen kaum eine lesbare Geschichte Rußlands, die über die gesammte Entwickelung des Riesenstaats hinreichende Auskunft geben könnte; zudem ist Bernhardi mit den russischen Verhältnissen aus eigener Anschauung vertraut und tritt von da aus manchem durch irrige Auffassung entstandenen, aber bei uns nun einmal eingebürgerten Vorurtheile entgegen. Unsere Polemik richtet sich aber mit allem Nachdruck gegen die wahrhaft unglaubliche Oekonomie, welche dem Werke zu Grunde liegt; von dem, was die Freunde und Käufer der „Staatengeschichte der neuesten Zeit" zu hören und zu besitzen wünschen und erwarten, enthält der über alles Maß dickleibige zweite Band des Bernhardi'schen Werks auch nicht eine Zeile. Im Interesse des allgemein beliebten Sammelwerks wäre zu wünschen gewesen, daß dieser Band, von der Sammlung gelöst, als ein selbständiges Werk in die Oeffentlichkeit gekommen wäre!

Schließlich haben wir auch hier wieder ein neues Werk des unermüdlichen Altmeisters der deutschen Geschichtschreibung zu begrüßen, welches wir wol als den durch die neuern Materialien-Publicationen veranlaßten Abschluß früher begonnener, aber noch unvollendet gebliebener Studien ansehen dürfen. Die hinreichend bekannte Eigenart Leopold von Ranke's tritt auch an diesem neuesten Werk über „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792" (Nr. 4) wieder klar und fesselnd genug hervor. Ranke setzt bei seinen Lesern eigentlich immer die Bekanntschaft mit dem Hauptstamme der Ereignisse voraus; er geht mit Vorliebe neuen, von andern noch nicht betretenen Wegen nach, ergänzt, berichtigt, führt aus, um dann mitten in der saubersten Einzelmalerei mit wenigen Worten, in wahrhaft lapidarem Stil einen von jenen Sätzen auszusprechen, mit denen er auf ein ganzes Weltalter ein völlig neues Licht fallen läßt. In der vorliegenden Schrift nun hat er sich einen in mehr als einer Hinsicht controversen Punkt zu derartiger Behandlung herausgegriffen. Er weist selbst in der Vorrede darauf hin, wie die Geschichte der Revolution bis auf unsere Zeit unter dem Banne einer Tradition gestanden hat, in der die Anschauungen, so unparteiisch sie scheinen mögen, doch stets befangen bleiben. Die Geschichte der Französischen Revolution hat die ganze Welt, haben namentlich wir Deutschen lange Zeit ganz mit den Augen der Franzosen gesehen, und die bei jenen entwickelte Tradition haben wir zu unserm Eigenthum gemacht. Das ist in neuerer Zeit, namentlich durch H. von Sybel's Werk, allerdings wesentlich anders geworden; viele Punkte aber sind doch noch immer mehr oder minder in ein halb mythisches Dunkel gehüllt. So ist namentlich der Antheil der beiden vorwaltenden deutschen Mächte, Oesterreich und Preußen, an der Bekämpfung der Revolution gerade in neuerer Zeit viel umstritten und der Gegenstand einer mit großer Lebhaftigkeit geführten literarischen Controverse gewesen. Diese hat eine überraschende Fülle der kostbarsten Materialien aus den einst so ängstlich gehüteten Archiven, namentlich den österreichischen, zu Tage gefördert; französischerseits sind besonders die Legitimisten in dieser Art sehr thätig gewesen, wobei man freilich auch viel Falsches in Umlauf gesetzt hat. Auf Grund der reichen Fülle des so gewonnenen Quellenmaterials, zu welchem noch der frei zur Verfügung stehende werthvolle Inhalt des preußischen Staatsarchivs hinzukam, hat Ranke ein nach vielen Seiten hin neue Anschauungen ergebendes Bild der Ereignisse und Bestrebungen gezeichnet, die schließlich den Ausbruch der Revolutionskriege zur Folge hatten. Es ist keine zusammenhängende, den ganzen Verlauf, auch soweit er schon bekannt war, noch einmal zeichnende Darstellung; sondern die controversen, der Erläuterung bedürftigen, bisher irrig aufgefaßten Punkte, aber auch diejenigen, welche politisch oder psychologisch ein besonderes Interesse erregen, werden herausgegriffen und in einer Reihe der saubersten und lehrreichsten Ausführungen behandelt. Auch die gelegentlichen allgemeinen Betrachtungen Ranke's eröffnen oft neue, weite Blicke. Ueberall aber basirt die Darstellung auf der eingehendsten Kritik; als ein lehrreiches Specimen der Art heben wir die Specialuntersuchung hervor: „Zur Kritik des Moniteur mit besonderer Beziehung auf den 4. August 1789", welche die den Schluß des Bandes bildenden Analekten eröffnet.

Hans Prutz.

Alsatica.

1. Die deutsche Literatur im Elsaß von Heinrich Kurz. Zweite unveränderte Auflage. Berlin, Heinersdorff. 1874. Gr. 8. 1 M.
2. Straßburgs Blüte und die volkswirthschaftliche Revolution im 13. Jahrhundert. Rede gehalten bei Uebernahme des Rectorats der Universität Straßburg am 31. October 1874 von Gustav Schmoller. Straßburg, Trübner. 1875. Gr. 8. 1 M.
3. Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge. Eine literarhistorische Untersuchung von Erich Schmidt. Straßburg, Trübner. 1874. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Straßburger Volksgespräche in ihrer Mundart vorgetragen und in sprachlicher und sittengeschichtlicher Hinsicht erläutert von F. W. Bergmann. Straßburg, Trübner. 1873. Gr. 8. 4 M.

Drei von den vier vorstehend genannten Schriften sind Früchte der neuen Reichsuniversität, deren literarische Thätigkeit die meisten ihrer ältern Schwestern im übrigen Deutschland schon überflügelt hat. Mit besonderer Befriedigung wird man aber gerade den hier erwähnten Erzeugnissen nahetreten, weil sie dem Boden, dem sie entsprossen sind, auch durch ihren Inhalt ganz eigens zugehören. Doch wollen wir uns zuerst der Schrift „Die deutsche Literatur im Elsaß" (Nr. 1), wahrscheinlich der letzten Arbeit des so verdienten und fleißigen Heinrich Kurz, zuwenden, weil sie durch ihre allgemeinere Tendenz im Gegensatz zu den übrigen weitere Perspectiven eröffnet, in die sich das andere an seiner Stelle einordnet.

Wer auf 47 Octavseiten, wie es hier von Kurz geschieht, die Geschichte der gesammten deutschen Literatur des Elsaß, der poetischen und prosaischen, der schönwissen-

schaftlichen und strenggelehrten, darzustellen, unternimmt, kann selbstverständlich nicht anders als im Fluge das einzelne berühren. Es ist eine so unendliche Stoffmasse da, wie sie sich bekanntlich nirgends sonst in Deutschland auf einem gleich großen Raume zusammenfindet. Denn man ziehe seine Quadrate wo man will auf deutschem Boden, selbst wenn man etwa Leipzig oder Weimar als Mittelpunkt nehmen wollte, nirgends wird man eine gleiche literarische Productivität auf gleicher Raumfläche finden. Freilich ein sehr äußerlicher und mechanischer Maßstab literarischer Betrachtung, wird man sagen, aber es ist doch auch einer, der neben andern tiefern und geistigern seine Berechtigung hat, zumal in unserer Zeit, die aus ihrem eigenen innersten Bedürfniß heraus der Statistik und ihren Zahlen auch auf dem Gebiete geistiger Productivität eine immer weitergehende Berechtigung zuerkennt. Aber um nicht ganz mechanisch dabei zu Werke zu gehen, dürfte man die etwa 180 oder 200 Quadratmeilen des Elsaß nicht mit irgendwo beliebig aus dem deutschen Boden herausgeschnittenen andern 200 vergleichen. Man dürfte nur eine gleichfalls durch natürliche und ethnographische Bande vereinigte Landschaft ähnlichen Umfangs zur Vergleichung wählen, was freilich nicht so leicht zu thun ist, da alle andern an innerer Bedeutung dem Elsaß gleichwerthigen deutschen Landschaften an Umfang viel größer sind. Denn ohne Frage kann das Elsaß dieselbe landschaftlich-ethnographische oder, wie man es mit dem ungeeignetsten Namen zu bezeichnen pflegt, Stammes-Eigenthümlichkeit für sich beanspruchen wie Tirol, Schwaben, Franken, Hessen, Thüringen, Baiern, Oesterreich (im historisch-ethnographischen Sinne), Steiermark oder was man sonst noch als deutsche „Stämme" aufzählen mag. Sein Umfang erreicht aber meist kaum die Hälfte von der Durchschnittsgröße der genannten, oft noch viel weniger: Deutschtirol z. B. ist fast dreimal so groß, denn natürlich kann sich diese Vergleichung blos auf Deutschtirol beziehen, dessen Umfang aber wieder nicht nach seinen heutigen, durch das österreichische System methodisch an die Welschen verrathenen und dadurch so sehr geschmälerten Grenzen, sondern nach den am Ende des Mittelalters, etwa um 1600 bestandenen Verhältnissen — ehe die unwillkürliche und die systematische Verwelschung begann, deren erste etwa seit 1580 merkbar wird, die andere, von Wien aus betriebene seit 1815 als Dank für Hofer und Speckbacher — berechnet werden müßte.

Lehrreich ist es, oder vielmehr Anlaß zum Nachdenken gibt es, daß unter all den genannten deutschen landschaftlichen Gliederungen diejenige, die dem Elsaß an geringem Umfang am nächsten steht, Thüringen, den relativ größten Procentsatz literarischer Productivität nächst dem Elsaß aufzuweisen hat. Ebenso daß umgekehrt diejenige Landschaft, die alle andern an äußerm Umfang übertrifft, die etwa das Fünffache des Elsaß enthält, Baiern — wie es sich seit der Abtrennung der Ostmark als des selbständigen Herzogthums und Landes Oesterreich, andererseits aber durch wirkliche ethnographische und politische Angliederung des größern Theils des ehemaligen bairischen Nordgaues, der heute und schon seit drei Jahrhunderten sogenannten Oberpfalz — als eine geschlossene Individualität in dem hier allein maßgebenden Sinn darstellt, nicht blos relativ, sondern auch absolut der productionsärmste Boden Deutschlands von jeher gewesen ist; wogegen einzelne Ausnahmen während des Mittelalters, wo Regensburg eine lebhafte literarische Thätigkeit entwickelte, oder in der Uebergangszeit vom 15. bis 17. Jahrhundert, wo Ingolstadt ein meist freilich nicht sehr rühmenswerther Herd besonders der Jesuitenliteratur geworden war, und das neuere und neueste literarische und gelehrte München als eine völlig exotische Pflanze nicht ins Gewicht fallen.

Eine ausführlichere Darstellung der deutschen Literargeschichte des Elsaß müßte diesen, wie uns scheint, doch sehr bemerkenswerthen Verhältnissen nachgehen und sie genetisch zu ergründen suchen. Man würde dabei von selbst auf die von der Natur so wundersam begünstigte Stellung der Landschaft kommen: während des ganzen Mittelalters, von den fränkischen Königen oder mindestens von den Karolingern an bis zur Reformation, ist dort das Centrum des politischen, des socialen, des mercantilen, des industriellen deutschen Schaffens, und dies bedingt von selbst auch das literarische Centrum, wenn man es so nennen will. Oder glaubt man, daß Athen einen Aeschylus und Sophokles, einen Thucydides und Plato hätte hervorbringen können, wenn es nicht die größte Handels- und Industriestadt, das Centrum der großen Politik Griechenlands gewesen wäre? Mit der Reformation hat sich der Schwerpunkt der deutschen Entwickelung nach der Mitte und nach dem innern Nordosten hin verlegt, aber das Elsaß konnte wie in seinem bürgerlichen Leben, so auch in seiner literarischen Thätigkeit noch lange von den aufgespeicherten Schätzen einer unvergleichlich günstigen Vergangenheit zehren, ohne daß eine Abnahme bemerkbar gewesen wäre. Denn bis zu der Occupation Straßburgs durch die Franzosen, also fast noch volle zweihundert Jahre, nachdem in Sebastian Brant, Pauli und Murner dort ein Kleeblatt von productiver Kraft emporgesproßt war, zu dem man auf dem damaligen deutschen Boden vergebens sich nach einem gleichen umsehen würde, ist Straßburg oder das Elsaß überhaupt noch immer, nur in anderer Weise, berechtigt, als zweiter Mittelpunkt der deutschen Literatur neben dem obersächsisch-schlesischen zu gelten. Wir erinnern nur an die Namen Jörg Wickram, Jakob Frey, Fischart, dessen straßburger Zugehörigkeit wol niemand mehr bestreiten wird, Wolfhart Spangenberg, Moscherosch. Die französische Occupation hat, wie ein Blick in irgendein literargeschichtliches Compendium zeigt, die deutsche Literatur des Elsaß keineswegs ertödtet, aber es ist doch deutlich, daß von da ab bis heute bei aller Vielzahl und Vielgestaltigkeit des Geleisteten keine Erscheinung ersten Rangs mehr möglich war, wie es jene oben angeführten, selbstverständlich nach dem Maßstabe ihrer Zeit und Umgebung, gewesen sind. Denn dem gemüthlichen Pfeffel wird man ja gern als eine freundliche Zierde unsers deutschen Parnasses gelten lassen, aber eine irgendwie hervorragende Bedeutung hat er nicht, sowenig wie irgendein anderer der vielen und oft recht talentvollen elsässischen Dichter und Schriftsteller in deutscher Sprache, die bis heute das alte Band der innern und äußern Einheit des Elsaß mit dem übrigen Deutschland immer neu gewoben haben. Die Elsasser, die namentlich in diesem Jahrhundert in französischer Sprache ge-

schrieben haben, sind eben dadurch schon von der Geschichte der deutschen Literatur im Elsaß ausgeschlossen.

Vielleicht noch lehrreicher als solche doch immer etwas äußerliche Gesichtspunkte wäre eine Untersuchung nach dem innern Einheitsbande der gesammten elsässischen deutschen Literatur. Wenn wir von einem innern Einheitsbande sprechen, ist damit etwas anderes als der bloße Rahmen des Orts oder auch als die bloße Gemeinschaft der Mundart gemeint. Letztere würde überhaupt für die neueste deutsche Literaturperiode nicht weiter in Betracht kommen, außer wo sie in reflectirter Absicht als mundartliche Poesie ebenso wie in andern Theilen Deutschlands neben der eigentlichen Schriftsprache sich ihre bescheidene Sphäre zu bewahren sucht. Für die ältere Zeit und sogar noch für Fischart ist die Mundart von ganz anderer Bedeutung: sie gehört wesentlich zu der äußern und innern Signatur der einzelnen Literaturerzeugnisse, obgleich sie, seitdem eine Schriftsprache in Deutschland bestand, die zwar selbst aus einer Mundart hervorgegangen war, aber mit Recht etwas anderes als eine bloße Transscription der Mundart sein wollte, also seit der karolingischen Zeit, niemals oder doch nur in sehr vereinzelten und im ganzen gleichgültigen Fällen, sich an die Stelle der eigentlichen Schriftsprache zu setzen versucht hat. Sie ist immer gleichsam gegen Wissen und Willen des Schriftstellers in seinen Stil hineingerathen und hat ihm je nach der besondern Zeit, in der er schrieb, oder nach dem Maße seiner eigenen mehr oder minder gründlichen Durchbildung in der Schriftsprache eine locale Färbung gegeben. Kein elsasser Schriftsteller des Mittelalters ist frei davon, außer vielleicht der eine Reinmar der Alte, der berühmte Minnesinger, falls er, wie wahrscheinlich ist, ein geborener Elsasser war. Auch Gottfried von Straßburg auf der Spitze der höfischen Kunst und Sprache hat einiges, freilich nur einiges Wenige, woran sich seine elsasser Herkunft erkennen läßt. Alles, was früher und später im Elsaß geschrieben wurde, ist, wie es aus der Geschichte unserer Sprache im Mittelalter begreiflich genug wird, ganz anders, zum Theil wie einige der straßburger Volkstheologen und Moralisten sehr stark, zum Theil wie andere dieser Kategorie, z. B. Tauler, schwächer davon gefärbt. So geht es fort von Königshofen bis zu Brant, Murner, Pauli, die auch in dieser Hinsicht sich alle als Elsasser bekunden, jeder aber in verschiedener Stärke des Localcolorits. Bei Brant ist es am energischsten aufgetragen, oder, was dasselbe heißt, seine Sprache weicht am meisten unter diesen dreien von der hochdeutschen Gemeinsprache der Zeit ab; Murner steht ihr am nächsten, wahrscheinlich weil er ein weit in Deutschland herumgeworfener Mann war, wogegen Brant's Leben sich zwischen Straßburg und Basel abspinnt. Im 16. Jahrhundert ist überall das Verhältniß der Mundarten zu der Schriftsprache ein anderes als im 15. Jahrhundert, und die letztere hat unvergleichlich mehr Consistenz und Allgemeingültigkeit gewonnen. Darum sind auch unsere elsasser Literaturproducte aus dieser Zeit im Vergleich mit den um 50—100 Jahre ältern sehr frei von mundartlichen Bestandtheilen, aber sie fehlen ihnen doch nicht ganz, und Fischart, den wir in dieser Reihe schon erwähnt haben, enthält relativ noch die meisten unter allen seinen Zeit- und Berufsgenossen. Die geistlichen Liederdichter sowie Spangenberg sind viel freier davon. Ja selbst in die Periode der reflectirten Classicität oder Gelehrsamkeit, die durch Opitz in unserer Literatur inaugurirt wurde, ist bei manchen straßburger Schriftstellern noch mehr Localmundartliches hinübergeschlüpft, als es sonst nach den Principien der Schule für erlaubt galt. Denn diese neue Literatur war sich des vollen Gegensatzes ihrer Sprache zu allen Mundarten von Anfang an klar bewußt; sie wollte nur „hochdeutsch, d. h. schriftmäßig" sein, und demgemäß konnte einer und der andere alles andere, was in die Mundart, gleichviel welche, gehörte, kurzweg als „Niederdeutsch", d. h. niedriges, gemeines Deutsch, „Pöbelsprache", bezeichnen. Aber noch ein Moscherosch ist, selbst wenn man sonst seine Herkunft nicht wüßte, an seiner Sprache als Straßburger oder Elsässer beinahe zu erkennen, und erst im 18. Jahrhundert ist dieser unbewußte Faden abgerissen. Seit unserer classischen Periode schreiben auch die Elsasser dasselbe Deutsch wie die andern, oder sie schreiben mit Bewußtsein und Absicht ihre Mundart.

Indessen noch wichtiger als das Sprachliche würde für eine gründliche Erfassung der elsasser Literatur etwas anderes sein, was bisher kaum noch beachtet ist. Es wäre nämlich zu versuchen, ob man nicht in dieser ganzen so unendlich individualisirten, so unendlich reichen elsasser Literatur doch einen gemeinsamen Geistesfaden aufzufinden vermöchte, der alle ihre Erzeugnisse ganz unabhängig von der gerade hier stärker als anderswo herausgetriebenen Eigenart der einzelnen Schriftsteller als Früchte eines und desselben Baums erkennen ließe. Es wäre eine dankenswerthe, aber keine leichte Aufgabe, die bisjetzt kaum einmal im Vorbeigehen gestreift worden ist. Einer der hierbei festzuhaltenden Züge, ein starker Realismus, fällt sofort in die Augen; aber damit ist es nicht allein gethan: die Physiognomie hat daneben noch viele andere, scheinbar oft widersprechende Züge.

Es ist schon bemerkt, daß unter den hochmittelalterlichen Repräsentanten der poetischen Kraft des Elsaß Reinmar von Hagenau, wie er jetzt wieder gewöhnlich genannt wird, oder, wie er eine Zeit lang im Mittelalter selbst hieß, Reinmar der Alte nichts von der elsasser Eigenart in seiner Sprache an sich hat. Dennoch sind die neuerdings für seine Herkunft aus dem Elsaß geltend gemachten Gründe dadurch nicht zu erschüttern, obgleich sie für den Unbefangenen natürlich noch keine entscheidende Beweiskraft haben. Gewiß ist, daß dieser Reinmar durch seine eigentliche Bildung und poetischen Thaten nicht dem Elsaß, sondern dem Hofe zu Wien angehört, an dem ja auch Walther zu dem Walther von der Vogelweide geworden ist, obgleich er ganz gewiß kein Oesterreicher, aber auch kein Tiroler von Geburt gewesen ist. Neuerlichst hat nun der hochverdiente Karl Schmidt — denn des französischen Charles sind wir ja glücklich losgeworden — nachzuweisen versucht, daß das gleichzeitig in straßburger Urkunden auftretende Altbürger- oder später Patriciergeschlecht derer von Hagenau diesem bedeutenden Dichter seinen Ursprung gegeben habe. Er wäre also nicht blos ein Elsasser, sondern ein straßburger Kind. Gegen das Vorkommen der Hagenauer in Straßburg, wahrscheinlich so genannt nach der damals so berühmten kaiserlichen Villa, spätern Reichsstadt Hagenau, ist nichts einzuwenden, aber

daß jeder der von Hagenau heißt, gerade zu der einen Familie gehören solle, desto mehr. Gleichzeitig mit Konrad von Würzburg erscheinen Dutzende „von Würzburg" in fränkischen, thüringischen und andern Urkunden, darunter fehlen auch die „Konrade" nicht. Sind das lauter Doppelgänger? Erich Schmidt, der Verfasser der Schrift „Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge" (Nr. 3) stimmt der Conjectur seines Namensvetters zu, aber dadurch wird sie noch nicht haltbarer. Ueberhaupt ist das Verdienst seiner Schrift wo anders, in der äußerst subtilen und sorgfältigen Erforschung der künstlerischen Eigenart Reinmar's zu suchen. Der jugendliche Forscher zeigt, daß er eine geist- und lebensvolle Schule durchgemacht hat, daß er, im Gegensatz zu so vielen andern, gelernt hat, wo der eigentliche Schwerpunkt einer poetischen Production liegt: weder in der mechanischen Zergliederung der eben dadurch zu etwas rein Mechanischem werdenden Kunstformen, noch in der ebenso mechanischen Herausreißung der sogenannten leitenden poetischen Gedanken, des sogenannten geistigen Kerns oder der Grundidee aus der Form. Denn wenn irgendwo, so gilt hier das Goethe'sche „Natur hat weder Kern noch Schale", oder in unser Feld übertragen: Poesie hat weder Kern noch Schale, d. h. die Schale ist der Kern und der Kern ist die Schale. Wer aber dies letzte Geheimniß aller Poesie nicht begriffen hat, der sollte auch seine Feder nicht an sie wagen; und eben deshalb, weil wir hier einen vor uns haben, der es wirklich begriffen hat und, je reifer er selbst wird, desto klarer noch wird begreifen lernen, freuen wir uns herzlich über diese Erstlingsarbeit, die zugleich ein würdiges testimonium diligentiae für die Reichsuniversität ist.

Die Rectoratsrede des bekannten Nationalökonomen Gustav Schmoller über „Straßburgs Blüte im 13. Jahrhundert" (Nr. 2) greift in jene allseitig revolutionäre Periode des 13. Jahrhunderts, die bisher trotz der massenhaften Schriftstellerei über Mittelalter doch noch nicht eine urkundlich sichere, und nur in Gustav Freytag's „Ahnen" (Bd. 3) eine frei durchgebildete, verständnißvolle Darstellung gefunden hat. Auf nationalökonomischem Gebiete bedeutet diese Revolution das Durchdringen der Geldwirthschaft im Gegensatz zu der Naturalwirthschaft der frühern Jahrhunderte, wo alle gegenseitigen Leistungen, Abgaben, Handelsbeziehungen eigentlich blos ein Austausch von Producten waren und das baare Geld nur ausnahmsweise zur Ausgleichung angewendet wurde. Durch die Kreuzzüge und die dadurch bewirkte Veränderung des Welthandels, richtiger durch die von ihnen ausgehende Schöpfung eines europäischen Welthandels änderte sich dies gründlich, und in Wechselwirkung damit konnte sich auch erst das eigentlich städtische Element in seinem scharfen socialen, mercantilen und industriellen Contrast gegen das Land entwickeln. Daher für Deutschland die Zeit von 1160—1230 die der eigentlichen Städtegründungen ist, wo nicht blos unzählige neue Städte aus Dörfern, Höfen u. s. w. erwuchsen, sondern wo auch die schon vorhandenen erst zu wirklichen Städten wurden. Kaum eine andere Stadt hat diesen Proceß so früh, so gründlich und so glücklich wie Straßburg durchgemacht.

Den heitern Schluß unserer Besprechung machen F. W. Bergmann's „Straßburger Volksgespräche" (Nr. 4) — Frau Base-Gschbräch, nicht wie sie wirklich gehalten worden sind, sondern gehalten werden könnten, ein Stück jener Kunstliteratur in den Naturlauten der Mundart, die seit Grübel, Hebel und Voß in allen Theilen Deutschlands so viele Schößlinge getrieben hat. Die Dialektliteratur wird stets humoristisch-komischen Gehalts sein, denn Mundart und Pathos oder sentimentale Stimmung schließen einander aus, und daß sich unser neuestes deutsches Modepublikum von seinem Fritz Reuter auch in der Mundart Pathetisches hat bieten lassen, erklärt sich einmal aus der ästhetischen Begriffsverwirrung oder Barbarei, in die wir so recht gemüthlich hineingetappt oder durch unsere großen kritischen und ästhetischen Irrlichter geführt worden sind, dann aber damit, daß Fritz Reuter selbst doch überall den Humor als den eigentlichen Grundton, auf den sein Instrument gestimmt ist, festhält. Jedenfalls gebührt dem wackern Veteranen der straßburger Universität, Bergmann, der auch unter der Fremdherrschaft den Sinn und die Begeisterung für das volksthümlich Deutsche wissenschaftlich aufs gediegenste bethätigte, der vollste Dank für diese unterhaltende Lektüre.

Heinrich Rückert.

Eine deutsche Entdeckungsreise.

Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, nebst ältern Nachrichten über die zu erforschenden Länder. Nach persönlichen Erlebnissen von Adolf Bastian. Zwei Bände. Mit drei lithographirten Tafeln und einer Karte. Jena, Costenoble. 1874—75. Gr. 8. 19 M.

Bastian hat die deutsche westafrikanische Expedition ins Leben gerufen, ihr die Ziele angewiesen, die Theilnehmer angeworben und die Verantwortung für den Erfolg übernommen. Er hatte sich aber auch 1873 selbst an den Ausgangspunkt, an die westafrikanische Küste begeben und dort das Nöthige angeordnet. Ueber die damaligen Erlebnisse, über die Beschaffenheit der Uferlandschaften und über die Aussichten in die nächste Zukunft unterrichtet uns der erste Band des Werks. Der Verfasser selbst ist ein merkwürdiges psychologisches Räthsel. Ein großer Theil dessen, was er geschrieben, ist geradezu unlesbar; er besteht aus nichts als aus einem Kehrichthaufen von Citaten ohne genügende Stellenangabe, die ohne jeden innern logischen Zusammenhang aufeinanderfolgen, sodaß sich an ein Küchenrecept der Südsee-Insulaner irgendeine Unsterblichkeitsvorstellung alter Völker anschließen kann. Ein anderer Theil von Bastian's Schriften zeigt dagegen Klarheit und gesunden Verstand; der Stoff wird in schönster Ordnung vorgetragen und mit Nutzen vom Leser aufgenommen. Zu letzterer Art von Erzeugnissen gehört das obige Buch. Der zweite Theil namentlich, der über Sitten und Gebräuche sowie über die politischen Verhältnisse der Loango-Neger handelt, wird von jedem Völkerkundigen, wie man sagt, verschlungen

werden. Da die Entwickelungsstufen der halbcivilisirten Menschen uns allein ein Bild unserer vorgeschichtlichen Zustände zu ersetzen vermögen, so hat die Ethnographie in gegenwärtiger Zeit außerordentlich an Anziehungskraft gewonnen. In kurzer Zeit hat Bastian unter jener Küstenbevölkerung eine Menge neuer Sitten und Satzungen theils selbst beobachtet, theils aus ältern Beobachtern gesammelt, die unsern Schatz an Thatsachen merklich bereichern. Besonders lehrreich sind seine Mittheilungen über Erbrecht, Verwandtschaftsbegriffe, Ehegebräuche, überhaupt alles was auf die Familie Bezug hat. Wenn also Bastian in frühern Werken viel in Ethnographie gesündigt hat, so muß ihm auch um solcher Bücher wie das vorliegende viel vergeben werden. Wenn Bastian will, schreibt er vortrefflich; warum will er nicht immer?

Das Vorstehende war bereits geschrieben, als der zweite Band des Werks in unsere Hände gelangte. Zunächst wird darin die Beschreibung der einzelnen Territorien an der Küste fortgesetzt, sodann das Ganze mit Abhandlungen über die religiösen Vorstellungen der Loango-Neger und über ihre Sprache geschlossen. Die Thatsachen sind meistens aus ältern Werken zusammengetragen, und der Stoff liegt wohlgeordnet vor uns. Nur hin und wieder befällt den Autor seine alte Schwäche, von dem Gegenstande abzuschweifen und seinen ethnologischen Notizenkram unbarmherzig über den Leser auszuschütten. Nur ein Ethnograph von Fach vermag ihm dann zu folgen, wenn er aus Afrika plötzlich in einen Winkel des Himalaja, oder in den Schatten brasilianischer Urwälder, oder in die Polarwüsten hinüberspringt und dabei voraussetzt, daß ein jeder so wie er selbst mit den vielen tausend Völker- oder Hordennamen vertraut sein müsse. Indessen treten diese Misstände nur ausnahmsweise ein, sodaß auch der zweite Band alle Vorzüge des ersten besitzt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Eduard Mörike. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und Dichter. Von Friedrich Notter" (Stuttgart, Auerbach). Diese kurze, mit warmer Pietät und feinem Verständniß geschriebene biographische Skizze des vor kurzem verstorbenen Dichters ist eigentlich nur eine Erweiterung des von demselben Verfasser herrührenden Nekrologs, der im „Schwäbischen Merkur" vom 24. Juni abgedruckt war. Das Bild, das Notter entwirft, hat eine überzeugende Wahrheit und Lebendigkeit, was wol dem Umstande zuzuschreiben ist, daß es dem Verfasser vergönnt war, eine Reihe von Jahren mit dem Dichter in intimen Beziehungen zu leben. Interessant ist auch, was wir über Mörike's außerordentliches Talent humoristischer Mimik erfahren, das ihn in den Stand setzte, die dargestellten Charaktere nicht nur nachzuahmen, sondern gewissermaßen schöpferisch neu zu gestalten. Die hier gegebenen Analysen der Mörike'schen Lyrik sind meist treffend; nur will es uns scheinen, als ob der Verfasser in der Parallele seines Helden mit den beiden andern schwäbischen Dichtern, Uhland und Hölderlin, besonders den letztern etwas unterschätzt. Dem Schriftchen ist die Grabrede angefügt, die Friedrich Vischer bei der Bestattung des Dichters gesprochen: herrliche Worte und tiefe, kernhafte Gedanken, vergleichbar jenem berühmten Nachrufe, den Ludwig Börne seinem Geistesverwandten Jean Paul gehalten.

— „Tausend Gedanken des Collaborators. Von Berthold Auerbach" (Berlin, A. Hofmann). „Aphorismen bilden, nach einzelnen Halmen sich bücken, ist eben Aehrenlesen, nicht ein Schneiden der wogenden goldigen Getreidemassen, nicht Garbenbilden und große Ernte halten mit schmückendem Kranze. Aber die abgefallenen und eingesammelten Aehren geben auch Brot, und was von Ambrosia im Brote ist, das liegt nur im Geschmacke der Genießenden." Mit diesem landwirthschaftlichen Bilde leitet der berühmte Novellist seine Gedankensammlung ein, er will damit gewissermaßen von vornherein alle Bedenken widerlegen, die man mit Recht dagegen erheben könnte. Nicht als ob wir glaubten, daß ein Mann wie Auerbach, wenn er eine Anzahl Gedanken über Natur, Kunst, Menschenleben hat, verpflichtet wäre, diese seine Kinder unter das schützende Dach eines causalen Zusammenhangs und eines ganzen Systems zu bringen, sondern weil wir diese Form der Belehrung überhaupt nicht für angemessen halten. Wenn wir auf der grünen Wiese hier und da eine Blume finden, so freuen wir uns an ihrer Schönheit und ihrem Duft, auch knüpfen wir uns aus einigen, die an Form, Farbe und Geruch verschieden sind, ein Bouquet; wenn wir aber das ganze Feld von Blumen und Blüten sehen, so verwirrt und betäubt das unsern Sinn, wir verlassen bald dieses schillernde Farbenmeer, um dem Auge an dem gleichmäßigen Grün der Wiese oder dem ruhigen Golde der Aehrenfelder einen Ruhepunkt zu gewähren. Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte: „Von dir und von mir", „Von der Natur", „Vom Staat", „Von der Kunst", „Vom höhern Leben". Man findet unter diesen verschiedenen Rubriken schöne und treffende Aussprüche, wie das sich bei einem so geistvollen Schriftsteller, dessen Poesie die philosophische Reflexion als wesentlichen Untergrund hat, von selbst versteht; aber man würde irren, wenn man alle Aehren in dem Buche für voll und reif hielte; es fehlt auch nicht an Spreu, die selbst durch die kurze aphoristische Form den Charakter des Trivialen nicht ganz verdecken kann. „Es fallen mehr Aepfel reif vom Baum, als reife eingeheimst werden", sagt Auerbach selbst, und an einer andern Stelle: „Die Aphorismen kommen mir manchmal vor wie der Bettelsack des alten Männchens, das mir vor kurzem auf der Landstraße begegnete. Hat in jedem Hause ein Stück Brot bekommen, ist gar verschiedenes Gebäck und wird leicht zu trocken, aber wenn man es aufweicht, ist doch wieder manch gut Stück genießbar darunter." Ja wohl! Aber vieles hier wird auch durch langes Aufweichen nicht genießbar werden! Was wir an dem Auerbach'schen Buch zu loben haben, das ist die volksthümliche Form dieser oft sehr feinen Gedankensplitter, sodaß sie zuweilen das Gepräge des Sprichworts annehmen. Dieses volksthümliche Gewand wird dazu beitragen, daß viele der Aussprüche sich vielleicht als Citate oder Mottos dauernd erhalten werden.

— „Wiederholungen aus der deutschen Literaturgeschichte in katechetischer Form für die Oberklassen höherer Unterrichtsanstalten und zum Privatstudium von einem Schulmann" (Bonn und Leipzig 1875). Diese Schrift kann, wie schon aus ihrem Titel hervorgeht, nur vom pädagogischen, nicht vom literarhistorischen Standpunkte beurtheilt werden. Der Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte liegt, wie bekannt, auf unsern Gymnasien und Realschulen sehr im Argen. Es wird in dieser Beziehung sehr viel mit verschiedenen Methoden experimentirt, das Verhältniß der Lektüre deutscher Classiker zum eigentlichen Literaturunterricht je nach dem Ermessen des Lehrers und nach der dem deutschen Unterricht eingeräumten Stundenzahl vielfach modificirt, und was meist die Wirkung dieses Experimentirens ist, das ersieht man aus dem so mangelhaften literarischen Wissen derjenigen, die die Universität beziehen. Unter den vielen Hülfsmitteln, die man zur Steuer dieses Uebelstandes beigebracht, gehören auch zweckmäßige literargeschichtliche Darstellungen. Wir können das eben erwähnte Buch in dieser Hinsicht rühmend hervorheben. Es gibt in katechetischer Form im ersten Theile eine nicht blos skizzenhafte, sondern inhaltsvolle Uebersicht über das Gesammtgebiet der

deutschen Literaturgeschichte sodann im zweiten eine Art Poetik, mit zweckmäßig gewählten Beispielen, der sich eine gedrängte Reihe kleiner Biographien der bedeutendern Vertreter der Nationalliteratur mit biographischen Notizen anschließt. Pädagogischen Kreisen dürfte diese Arbeit sehr willkommen sein.

— „Reisestudien. Von Karl Braun-Wiesbaden" (Stuttgart, Auerbach). Karl Braun besitzt die seltene Gabe, die gelehrtesten Detailstudien in einer Form vorzutragen, die uns spielend wie hier bald in die verwickelten Finanzfragen des österreichisch-ungarischen Staats, bald in mittelalterliche Cultur- und Sittengeschichte, bald in den „Zigeunerstudien" in fremdartige ethnographische und linguistische Gebiete einführt. Und dieses alles mit einem zuweilen zwar etwas derben, aber doch immer gesunden und frischen Humor. Wir finden daher den Titel „Reisestudien" nicht ganz correct; denn dazu fehlt ihnen doch das Flüchtige, Momentane, Skizzenhafte unserer gewöhnlichen Touristenliteratur. Wie dem aber auch sein mag, so kann man immerhin aus diesen Studien viel und gründlich lernen, denn Braun ist ein Selbstforscher, der seinen Stoff sich aus dem Schacht der Wissenschaft selbst holt, wenn man es diesen humoristisch gefärbten Aufsätzen freilich auch oft nicht ansieht, daß sie das Resultat ernster wissenschaftlicher Arbeit sind.

Ausländische Literatur.

Aus Lissabon meldet man den vor kurzem erfolgten Tod des Dichters Antonio Feliciano Castilho, der zu den befähigtsten und geachtetsten Schriftstellern der neuern portugiesischen Literatur zählte. Castilho wurde am 26. Januar 1800 zu Lissabon geboren und hatte sich nach dem Wunsche des Vaters, der Professor der Medicin zu Coimbra war, der Rechtswissenschaft gewidmet, aber bald der Poesie zugewendet. Seine ersten Producte: „Cantos de Echo e Narciso" (Coimbra 1821) und „A Primavera, collecção de poematos" (Lissabon 1822) tragen einen ganz bukolisch-idyllischen Charakter. Eine entscheidende Wendung in der Seele des Dichters trat durch den Tod seiner jungen Gemahlin ein, mit der er kaum ein Jahr vermählt war. „Amor e melancolia, ou a novissima Heloisa" (Coimbra 1828) zeugen von einer tiefen, ernsten Melancholie und einer höchst eigenthümlichen, fast pessimistischen Weltanschauung. Auch gab er eine metrische Uebersetzung der ersten fünf Bücher von Ovid's „Metamorphosen" und seiner „Amores" heraus. Von einer Gesammtausgabe seiner Werke sind der erste Band: „Excurações poeticas" (1844) und der dritte: „Mil e um Mysterios, Romance dos Romances" (1845) erschienen. Die Nekrologe portugiesischer Blätter rühmen Castilho um die Hebung des Volksschulwesens die größten Verdienste nach, die er sich in seiner Stellung als Generalcommissar des Volksschulwesens erworben.

— „Portraits du temps" (Paris, Plon) heißt eine interessante Arbeit, die Charles de Mazade, der bekannte Mitarbeiter an der „Revue des deux mondes" soeben veröffentlichte und in der er hervorragende Gestalten der Gegenwart in abgerundeten Essays vorführt. Kritische Schärfe und Unparteilichkeit im Urtheile sind Vorzüge, die diesem Essayisten eigen sind und die er auch hier bewährt. Der vorliegende erste Band umfaßt die Biographien von Pater Lacordaire, Montalembert, Guizot, Michelet u. a.

— In dem soeben erschienenen Buche „L'art et la critique en France depuis 1822" (Paris 1875) gibt der Verfasser Pierre Petroz eine Geschichte der Kunst seines Vaterlandes seit den letzten 50 Jahren, wobei er bei tiefer Kenntniß des umfassenden Materials überall bemüht ist, die culturgeschichtlichen und ästhetischen Grundgedanken zu fixiren. Petroz möchte aus der bisherigen Entwickelung der nationalen Künste in Frankreich ein Kunstideal für die Zukunft sich construiren, wobei er in seinen kunstphilosophischen Excursionen vielfach unsern großen Aesthetiker Vischer citirt, den er „le plus éminent esthéticien de l'Allemagne moderne" nennt, und dessen ästhetisches Grundprincip er in die Worte faßt: „que la complète harmonie de la forme et de la pensée est le dernier mot de l'art."

Bibliographie.

Dominicus, J., Frauenart. Zwei Novellen. Breslau, Trewendt. 8. 9 M.

Duboc, J., Das Leben ohne Gott. Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 4 M.

Edzardi, A., Schön-Helga und Gunnlaug. Eine Dichtung frei nach der altnordischen Gunnlaugssaga. Hannover, Rümpler. 8. 4 M.

Ehrenthal, W., Deichbeschauliche Epistel von der Weichsel in antiken Versen. Festvortrag für die 200ste Sitzung des literarischen Vereins in Marienwerder am 27. November 1874. Graudenz, Röthe. 16. 60 Pf.

Erinnerungen aus dem Leben des kaiserlich russischen General-Lieutenant Johann v. Blaramberg. Nach dessen Tagebüchern von 1811—1871. 3ter Bd. Berlin, Schroeder. 8. 8 M.

Erläuterungen zu den ausländischen Klassikern. 3tes u. 4tes Bdchn. Shakespeare's Julius Cäsar. Erläutert durch R. Prölß. Leipzig, Wartig. Gr. 16. à 1 M.

Essellen, M. F., Das Hermannsdenkmal und der Ort der Varus-Schlacht. Hamm, Grote. Gr. 16. 40 Pf.

Fischer, C., Aus der Flegelzeit der Liebe. Humoristische Novellen. Mannheim, Schneider. 8. 2 M. 50 Pf.

Friedrich's des Grossen ausgewählte Werke. Ins Deutsche übertragen von H. Merckens. Eingeleitet von F. X. Wegele. II. Bd. 2te Hälfte. 1ste Abth.; Geschichte des 7jährigen Krieges. Schluss. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 3 M.

Frommel, M., Die Zeichen der Zeit und ihre optimistische und pessimistische Beurtheilung. Vortrag. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 80 Pf.

Gerstenberg, K. v., Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Ein Hand- und Hülfsbuch für das Haus und die Schule bearbeitet. 2 Thle. in 1 Bd. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 3 M.

Grueber, B., Die Elemente der Kunstthätigkeit erläutert. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Hallervorden, J., Gleich und Gleich. Roman. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 7 M.

Hallier, E., Die Weltanschauung des Naturforschers. Jena, Dufft. Gr. 8. 4 M.

Hann, F. G., Ueber den Ausgangspunct für die metaphysische Einsicht nach Kant. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 80 Pf.

Hartwig, O., Quellen und Forschungen zur ältesten Geschichte der Stadt Florenz. 1ster Thl. Marburg, Elwert. Gr. 4. 7 M. 20 Pf.

Hübner, G., Theatergeschichtliche Feuilletons. Leipzig, Wölfert. Gr. 8. 3 M.

Kerz, F., Die Entstehung des Sonnensystems. Nach der Laplace'schen Hypothese, in verschiedenen neuen Richtungen ausgeführt. Eine mathematische Abhandlung. Darmstadt, Schlapp. Gr. 8. 3 M.

Kirchner, F., Durch Kampf zum Sieg! Gedichte. Berlin, Kamlah. 16. 2 M.

Koch, W., Die Tochter der Irrsinnigen. Original-Erzählung. Neiße, Huch. 8. 75 Pf.

Körner, F., Die Erde, ihr Bau und organisches Leben. Versuch einer Physiologie des Erdkörpers. Nach den zuverlässigsten Forschungen dargestellt für Gebildete aller Stände. 1ste Lfg. Jena, Costenoble. Gr. 8. 1 M.

Kriegstagebuch eines deutschen Reservemannes. Von Weißenburg bis Sedan. Nürnberg, v. Ebner. 8. 2 M.

Laube's, H., Gesammelte Schriften in 15 Bdn. 1ster Bd.: Erinnerungen 1810—1840. Wien, Braumüller. 8. 4 M.

Lepsius, R., Beiträge zur Kenntniss der Juraformation im Unter-Elsass. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 M.

Lohmann, P., Dramatische Werke. 2te vermehrte Auflage. 1ster Bd. Leipzig, Weber. 8. 3 M.

Lübeck, C., Die Vaterlandslosen. Historische Novelle. Chemnitz. Gr. 16. 75 Pf.

Luthardt, C. E., Albrecht Dürer. Zwei Vorträge mit Erläuterungen. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Mallet, R., Ueber vulkanische Kraft. Ein Versuch, ihre wirkliche Ursache und ihre kosmischen Beziehungen zu entwickeln. Aus dem Englischen übertragen und mit einigen Anmerkungen begleitet von A. v. Lasaulx. Bonn, Strauss. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Meyer, G., Das Studium des öffentlichen Rechtes und der Staatswissenschaften in Deutschland. Akademische Antrittsrede. Jena, Dufft. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Moszkowski, A., Anton Notenquetscher. Ein satirisches Gedicht in vier Gesängen. Cassel, Troll. 8. 2 M. 50 Pf.

Noé, H., Deutsches Alpenbuch. Die deutschen Hochlande in Wort und Bild. 1ster Bd.: Naturansichten und Gestalten aus Salzkammergut, Oberbaiern und Algäu. Glogau, Flemming. 8. 10 M. 50 Pf.

Noiré, L., Der monistische Gedanke. Eine Concordanz der Philosophie Schopenhauer's, Darwin's, R. Mayer's und L. Geiger's. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 6 M.

— — Grundlegung einer zeitgemässen Philosophie. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Ohorn, A., Der Klosterzögling. Roman eines Wissenden. Jena, Costenoble. 8. 3 M. 75 Pf.

Parallelen. J. J. Rousseau, Schopenhauer, Grillparzer. Eine Studie. Wien, Helf. Gr. 8. 80 Pf.

Polko, Elise, Neue Novellen. 16te Folge: Weiße und rothe Rosen. Leipzig, Schlicke. 1876. 8. 5 M.

Pröhle, H., Neue Lieder aus Wittenberg. Zur Saecular-Feier des Domgymnasiums zu Merseburg am 29. und 30. Juni 1875 herausgegeben. Wittenberg, Herrosé. Gr. 16. 60 Pf.

Ring, M., Der große Krach. Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 12 M.

Schmid, A. R., Das Wesen der Burschenschaft auf geschichtlichem Grunde und mit Hilfe vieler Originalbeiträge für alle Gebildete dargestellt. Jena, Neuenhahn. Gr. 8. 3 M.

Tenger, Mariam, Der Koppenteufel. Eine Geschichte aus Maria Theresia's Zeit. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 3 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 35. —— 26. August 1875.

Paul Lindau's dramaturgische Studien.

Dramaturgische Blätter. Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich von Paul Lindau. Zwei Bände. Stuttgart, Simon. 1875. 8. 9 M.

Als wir die „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" Paul Lindau's besprachen, erklärten wir uns gegen das Princip und die Consequenzen desselben für den Journalismus, die uns unvermeidlich schienen, wenn dies Princip von unberufenen Händen, von Neulingen, die sich durch Grobheiten gegen hervorragende Schriftsteller ein Relief geben wollten, zur Anwendung gebracht würde. Uns schien der gute literarische Ton gefährdet, wenn eine oft unfähige, aber anmaßende Kritik unter dem Banner der Rücksichtslosigkeit tüchtige Leistungen in den Staub ziehen oder überhaupt Staub in der kritischen Arena aufwühlen dürfte, und zwar keinen „pulverem olympicum", von dem Horaz singt. Wir freuen uns, aus den vorliegenden Beiträgen zu ersehen, daß Lindau jetzt selbst jene Fahne verlassen hat. Seitdem er sich der Production zuwendete, mußte er oft die literarischen Rücksichtslosigkeiten nicht mehr activ, sondern passiv durchconjugiren, und das hat ihm wol den Geschmack daran verleidet. Der Ton in seinen „Dramaturgischen Blättern" ist, bei aller kritischen Herbheit gegenüber den einzelnen Werken und bei dem flotten Stil, der uns die Kritik fröhlich mit aufgestreiften Hemdärmeln bei der Arbeit zeigt, immer, auch wo es eine kritische Abschlachtung gilt, ein kritisch gehaltener; ja der Kritiker verhält sich mehrern jüngern Autoren gegenüber nicht nur so wohlwollend, sondern auch so warm in seiner Anerkennung, daß wir demselben nicht immer beistimmen können. Freilich gehört zweierlei dazu, wenn ein Drama sich das besondere Wohlwollen des Kritikers erringen soll: einmal muß es ein Lustspiel, und dann muß es auf dem Theater der Gegenwart mit durchschlagendem Erfolg zur Aufführung gekommen sein. Die Trauerspiele erfreuen sich nicht der Sympathien Lindau's, und die Erfolge controlirt er mit einer Genauigkeit, als ob der Satz: „rien ne réussit que le succès", auch für die Kritik maßgebend wäre! Er erwähnt bisweilen, wie viele Hände applaudirt haben, und bekreuzigt sich vor den „respectvollen, schüttelfrostigen Halberfolgen". Er hat die Erfolge nach allen Seiten hin studirt und klassificirt, er vergißt dabei nur, daß der Erfolg unter Umständen wol eine Kritik des Stücks sein kann, daß er aber immer und weit mehr eine Kritik des Publikums ist. Hebbel sah sich nach dem Miserfolg seines „Herodes und Mariamne" am Burgtheater aus seiner Loge mit großer Ruhe das misvergnügte Publikum an und erklärte dann: „Heute ist das wiener Publikum bei mir durchgefallen!" Gewiß ein übertriebenes Selbstgefühl, doch im Princip ist dieser Standpunkt richtiger als der entgegengesetzte. Wagner's „Tanhäuser" hat seit seiner ersten Aufführung in Dresden einen Miserfolg gehabt, ebenso wie Beethoven's „Fidelio" anfangs in Wien; eine Kritik, die ihren Ton nach dem Eindruck dieser Aufführungen gestimmt hätte, würde sich um allen Credit für spätere Zeit gebracht haben, denn diese Miserfolge wurden durch spätere glänzende Erfolge schon in der Erinnerung der Zeitgenossen ausgelöscht.

Daß sich aber heutigentags Erfolge künstlich schaffen lassen durch eine bezahlte Claque nach pariser Mustern: das ist ein öffentliches Geheimniß, welches jedoch von unserer Theaterkritik consequent ignorirt wird; denn sie schließt sich der siegreichen Claque im Theater an, und bei frostigen Halberfolgen, d. h. bei Erfolgen wie sie ungefähr sich ohne Hülfe einer Claque bei ernstern tragischen Dichtwerken gestalten, schlägt sie selbst einen griesgrämigen Ton an. Der Cultus des Erfolgs ist daher ein Misgriff der Kritik, von welchem sich Lindau keineswegs immer freigehalten hat. Freilich sagt auch er:

> Was nützt das Jammern über den Verfall der Kunst, was der Tadel, der den Einzelnen, selbst noch so Schuldigen trifft, wenn man den Urheber aller der Leiden, die zu beklagen sind, als nicht vorhanden betrachtet und ihm nie die Wahrheit sagt! Wer ist denn der wahre Missethäter? Ist es der ehrvergessene Autor, der ein Skandalstück schreibt, das volle Häuser macht? Ist es der Importeur des so beliebten Cancans und der

hochgefeierten Liederlichkeit? Ist es der vergötterte Gaukler, der die Kunst zum niedrigsten Handwerk herabwürdigt? Nein, ihr seid es, die ihr das Theater füllt, wenn der Skandal dort am ärgsten haust, die ihr euch vergnügt an dem Unwürdigen und erfreut an dem Skandalosen, dem Ernsten und Echten die frostige Achtungstheilnahme entgegenbringt, für den Unsinn und Schwindel aber euern wärmsten Beifall, euere wahrste Begeisterung aufspart.

Es werden heutigentags sehr viele Theaterkritiken geschrieben, geistreiche Kritiken, die den Verfassern auf Kosten der Dichter ein gewisses Relief geben. Doch die Zeiten Börne's, wo man durch eine Sammlung von Theaterkritiken ein berühmter Mann werden konnte, sind vorüber. In der Regel gibt man diese Tageskritiken auch nicht mehr gesammelt heraus; sie haben ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie in einem Feuilleton oder Journal das Publikum orientirt oder ergötzt haben. Wenn Paul Lindau seine in der „Gegenwart" erschienenen dramaturgischen Besprechungen dennoch in Buchform erscheinen läßt, so steht ihm dabei zur Seite, daß dieselben in der That Aufsehen erregt haben, und daß ihr Verfasser gerade auf diesem Gebiete als witziger Kopf und gewandter Feuilletonist sich einen Namen erworben hat. Wirklich sind auch diese Kritiken im geistreichen Feuilletonstil gehalten; sie verschmähen die ästhetische Schablone. Nicht auf den Grundgedanken des Dramas, auf seine Architektonik und Aehnliches geht der Kritiker ein; er folgt seinen kritischen Launen und Einfällen, sucht sich Einzelnes heraus, was ihm verfehlt erscheint, geiselt solche Charaktere und Situationen mit satirischer Schärfe, wobei er sehr oft den Nagel auf den Kopf trifft, und bei diesen kritischen Spaziergängen ergötzt er die Leser, welche dann geneigt sind, auszurufen:

Mit Euch, Herr Doctor, zu spazieren,
Ist ehrenvoll und ist Gewinn.

In der That ist es gewinnbringender, mit Paul Lindau zu flaniren, als über den tiefsinnigen Tiraden mancher ästhetischen Pedanten zu brüten; denn er schüttelt viele anregende Gedanken aus dem Aermel, welche für die neuere Production nicht verloren gehen sollten. Vor allem hebt er zu jeder Zeit das Princip des Modernen für unsere Bühne hervor, wie der Unterzeichnete es bereits in den ersten Auflagen seiner „Nationalliteratur" und „Poetik" gethan hat; dann aber setzt er auch dem modernen deutschen Lustspiel höhere Ziele, und durch jede reformatorische Tendenz gewinnen die sonst leicht zerflatternden kritischen Blätter ein einheitliches Band.

Paul Lindau sagt in der Vorrede:

Da Beruf und Neigung mich zum regelmäßigen Besuche aller nennenswerthen Theater der Hauptstadt veranlaßt haben, und da alle wichtigern dramatischen Werke aus der jüngsten Zeit an dieser oder jener Bühne der Hauptstadt zur Aufführung gekommen sind, so hat sich aus der Sammlung dieser losen Blätter wie von selbst eine ziemlich vollständige, wenn auch natürlich nicht erschöpfende Schilderung der dramatischen Production während der letzten Jahre ergeben. Es konnten hier Autoren berücksichtigt werden, welche — wie Wilbrandt, Moser, Wichert, von Schweitzer — in der neuesten Zeit das Repertoire der deutschen Bühnen beherrschen, während die Literaturgeschichten, auch die zuletzt erschienenen, über diese und andere wenig oder gar nichts gebracht haben. Aus dieser Thatsache leitet der Verfasser die Berechtigung her, die Aufsätze jetzt in einer etwas anspruchsvollern als ihrer ursprünglichen Gestalt den Lesern vorzulegen. Wenn auch die dramatischen Dichtungen einiger Unberufenen, oder ganz verfehlte Arbeiten der Befugtern hier erwähnt worden sind, so geschah dies immer mit Rücksicht entweder auf die Tendenz der Arbeit, welche ein ganzes Genre charakterisirte, oder auf die Verfasser. Nach ihrem ersten Erscheinen in den periodischen Blättern habe ich wesentliche Aenderungen an den einzelnen Aufsätzen kaum vorgenommen; ich habe mich darauf beschränkt, die Artikel zu sichten und zu ordnen, die stilistischen Flüchtigkeiten möglichst zu beseitigen und endlich alle diejenigen Bemerkungen, welche sich auf die locale Darstellung bezogen, zu entfernen. Nur in Bezug auf einige allbekannte Gäste habe ich eine Ausnahme für zulässig erachtet und von der schauspielerischen Leistung gesprochen.

Der Eindruck erster Frische und Ursprünglichkeit bleibt den einzelnen Blättern jedenfalls gewahrt, wenn sie auch nur locker aneinandergeheftet sind; doch hätte eine sorgfältigere Durchsicht manche Wiederholungen oder in Kritiken, die nebeneinanderstehen, auch Widersprüche beseitigt; wir vermissen etwas die kritische Retouche.

So stehen z. B. die Kritiken über „Katharina Howard" und „Herzog Bernhard von Weimar", zwei Stücke des unterzeichneten Referenten, dicht nebeneinander. In der ersten Kritik heißt es:

Ich sah das Stück, als es beinahe noch eine Novität war, vor ungefähr sechs Jahren zum ersten mal. Es ist erfreulich, wenn man einen alten Bekannten nach langer Trennung wiedersieht und ihn wenig verändert findet. Heute wie damals hat mich das Stück lebhaft interessirt, und heute wie damals hat mich namentlich die poetische Diction warm angesprochen.

In der Kritik über „Bernhard von Weimar" heißt es von derselben „Katharina Howard":

Ich erinnere mich noch sehr genau des bedeutenden Eindrucks, den die schwunghafte und tropenreiche Sprache der „Katharina Howard" auf mich ausübte, als ich vor etwa sechs Jahren das Stück zum ersten mal sah. Als ich nach Jahren wieder einer Vorstellung desselben Schauspiels — und zwar in weit besserer Besetzung — beiwohnte, war der Eindruck ein geringerer. Woher diese verminderte Wirkung? Zum Theil war ich gewiß selbst schuld daran — es wäre schlimm, wenn sich in einer langen Reihe von Jahren der Geschmack nicht läutern sollte — zum Theil sicherlich aber auch die Beschaffenheit der Gottschall'schen Verse. Sie haben mit vielen Menschen das gemein: daß sie bei der ersten Begegnung bestechen, blenden, interessiren, bei näherer Bekanntschaft aber ihren Reiz in beträchtlichem Maße verlieren.

Da fehlt doch jedenfalls die Retouche, mag man nun in den beiden Stellen eine Wiederholung oder einen Widerspruch finden.

Lindau wendet sich zuerst den deutschen Trauerspielen zu; er beginnt mit Geibel's „Brunhild", geht zu Kruse's „König Erich" und „Wullenweber" über und bespricht außerdem die Dramen: „Der neue Achilles" und „Dolores" von Josef Weilen („Der neue Achilles" ist wol nur durch einen Fingerfehler unter die Tragödien gerathen), „Katharina Howard" und „Herzog Bernhard von Weimar" von dem Unterzeichneten, die „Königin Christine von Schweden" vom Prinzen Georg von Preußen, Albert Lindner's „Bluthochzeit", Julius Minding's „Papst Sixtus V." und Otto Franz Gensichen's „Erloschene Geschlechter". Von diesen Stücken wurden „Wullenweber", „Der neue Achilles", „Katharina Howard", „Herzog Bernhard von Weimar" am königlichen Hoftheater, die andern an zweiten berliner Bühnen aufgeführt; „König Erich" ist überhaupt noch nicht zur Aufführung gekommen.

Große Gunst wendet der Kritiker überhaupt der Tragödie nicht zu; man merkt, daß ihm der kritische Richterstuhl ihr gegenüber unbequem ist, er rückt unruhig auf demselben hin und her. Dagegen setzt er mit vollem Behagen sich den kritischen Zwicker zurecht, wenn ein Lustspiel über die weltbedeutenden Breter geht. Das versetzt ihn selbst in heitere Laune: da greift er in den Sack der epitheta ornantia, den er vor sich liegen hat, tapfer hinein und streut sie mit vollen Händen aus, und wir freuen uns der Liebenswürdigkeit, mit welcher der weiland Rücksichtslose auch in manchem dramatischen Stummelchen einen stolzen Stamm des deutschen Theaters erblickt. Den Tragikern dagegen ergeht es im ganzen schlecht genug; die Absicht, wohlwollend anzuerkennen, was sich vom Standpunkte des Kritikers aus irgend loben läßt, ist zwar durchweg sichtbar, doch fühlt sich der Kritiker nicht behaglich dabei; dies Lob ist ihm eigentlich unbequem; behaglich fühlt er sich am kritischen Secirtisch, wenn er, das Messer in der Hand, die organischen Fehler nachweisen kann. Er hat verschiedene Arten grausamer Analyse. Einmal, wie bei Weilen's „Dolores", erzählt er die dramatische Fabel in einer Weise, die sich selbst parodirt und zugleich eine scharfe Kritik des Stücks enthält. Nun sind die Voraussetzungen der „Dolores" allerdings sehr romantisch und geben sich leicht zu einer solchen Parodie her; andererseits ist es wol keine Frage, daß man in dieser Weise auch jedes Schiller'sche und Shakspeare'sche Drama ebenso bequem lächerlich machen kann. Wir verpflichten uns, eine Inhaltsangabe des „Hamlet" zu schreiben, der zufolge jeder das Stück für die Ausgeburt einer hirnkranken Phantasie halten muß, und wir wollen dabei den eigentlichen Gang der Handlung nicht einmal entstellen: diese Art der Kritik ist zwar ergötzlich, aber doch ungenügend; sie ist nur ein Selbstgenuß, den sich der Esprit des Kritikers bereitet. Eine andere Art der Kritik ist die parodistische Prosaübersetzung dichterischer Stellen, welche in die wirklichen Citate mit hineingeschoben wird. So referirt der Kritiker über eine Scene zwischen Wolfram, dem Verführer, und Thekla, der Schuldigen, in Gensichen's „Erloschenen Geschlechtern":

Er beginnt mit der Erklärung, daß er sie noch immer liebt. „Das geht weiß Gott nicht", sagt Thekla. „Ach was", entgegnet Wolfram:

> Weshalb das Ringen zwischen Stolz und Liebe?
> An meinem Herzen ist der schönste Ort.

Thekla.

> O bleibe nicht bei mir und gehe fort,
> Was du mir warst, wirst du nie wieder werden.
> Seit heut' sind weiter wir getrennt denn je,
> Graf Eberhard von Warnfried ist gestorben.

„Aber erlauben Sie", entgegnet Wolfram, natürlich viel beredter und tragischer, immer in schönen Jamben, „das ist doch kein Grund, deshalb bin ich ja gerade wiedergekommen."

> O wärest du geblieben, wo du warst,

sagt Thekla.

„Bitte schön", versetzt Wolfram. „Ich bin in meiner besten Manneskraft." (Dies letztere ist ungefähr wörtlich; ebenso das Folgende.)

> Ich kann noch leben, denn ich kann noch lieben,
> Ich kann noch lieben, denn ich bin noch jung.

Aber selbst dieser kräftigen Beweisführung widersteht Thekla. „Zwischen uns drängt sich die Schuld", sagt sie, „aber sei doch vernünftig, Wolfram! Es braucht ja nicht so zu sein, wie du meinst. Es gibt noch andere Frauen:

> Viel edle Frau'n zählt unser Vaterland.

Und wenn du auf alle Fälle das Bedürfniß fühlst, dich zu vermählen, von meiner Seite hast du keine Unannehmlichkeiten zu befürchten; au contraire, ich will deine künftige Frau aufs netteste bei mir aufnehmen, und anstatt der unmöglichen Verbindung zwischen uns beiden, könnte sich zwischen uns dreien ein ganz honnetes Kaffeeverhältniß herstellen lassen. Wir wollen uns gut miteinander stellen. Ich darf nicht mehr die Frau eines andern werden, denn ich habe schon einmal den Vorzug gehabt, die Treue zu brechen."

Das ist auch sehr amusant, aber es ist keine Kritik, denn mit einigem parodistischen Talent lassen sich die schönsten Scenen unserer classischen Dramen in ähnlicher Weise verunstalten. Schon in den „Briefen eines deutschen Kleinstädters" hat Lindau ein entschiedenes Talent für die literarische Satire gezeigt, die sich in der Form der Parodie ausspricht; in diese Form läßt sich die Satire Lindau's fast immer auflösen; doch ist sie nur dem gänzlich Verfehlten gegenüber berechtigt und immer von zweifelhafter Beweiskraft.

Als Probe für eine dritte Art der grausamen Kritik führen wir die Einleitung der Besprechung von Kohlenegg's „Macchiavella" an:

Es war einmal ein Schlafrock. Er war dunkelroth und die Aufschläge waren hellgelb. Außerdem gab es einmal ganz kurze Kniehosen und ein kleidsames Röckchen mit noch kürzern Schößen. Ein mit Phantasie begabter Dichter mußte sich sagen, daß die genannten Gegenstände durch geschickte dramatische Concentration auf der majestätischen Figur einer großen Dame von erheblicher Wirkung sein müßten. Und also entschloß er sich, den verbindenden Text zu diesen Kleidungsstücken zu schreiben. Er erinnerte sich, daß er früher einmal aus einem französischen Lustspiele — irre ich nicht, aus Anicet Bourgeois' „En pénitence" — für seinen und des Publikums Geschmack eine kleine Komödie „In der Bastille" hergerichtet, daß er diesen dramatischen Scherz später als Novelle behandelt hatte; und schnell reifte in ihm der Plan, denselben Stoff ein drittes mal für den schönen Schlafrock und die kurzen Kniehosen des Fräulein Klara Ziegler zuzuschneiden. Also entstand „Macchiavella", die hervorragendste, weil einzige Novität unserer Hofbühne während eines Vierteljahres.

Lindau zeigt sich in seinen Kritiken als ein entschiedener Gegner des Idealismus, ohne daß wir eigentlich erfahren, was er unter Idealismus in der dramatischen Dichtkunst versteht; so sagt er z. B. von Gensichen:

Unser Dichter gehört der sogenannten idealen Richtung an, d. h. er schreibt Jamben, er verleugnet nie, daß er seinen Schiller ganz genau kennt, er hört von Zeit zu Zeit Stimmen, die Wipfel der Bäume rauschen mit Vorliebe über seinem Haupte, und über die Kiesel zu seinen Füßen rieselt häufig ein munterer Bach.

Er scheint den Idealismus also mit dem Naturgefühl, mit der lyrischen Stimmung zu verwechseln; daß er selbst gegen Lyrik eine entschiedene Abneigung hat, mag vielleicht durch eigene frühere Versuche gerechtfertigt sein, sowie dasselbe bei Gustav Freytag der Fall ist. Wenn Lindau, wie er mit Vorliebe thut, irgendeinen lyrischen Marsyas schindet, mag ihm noch die eigene Haut jucken. Doch die Lyrik mit dem Idealismus zu verwechseln: das vermag nur eine eigenthümliche Aesthetik.

Ein anderes mal verwechselt er den Idealismus mit der Moral:

Einem guten Vater, den die Frage bekümmert: welches Geschäft sein heranwachsender Sohn zu ergreifen habe, kann

man keinen bessern Rath ertheilen als den: „Lassen Sie Ihren Jungen Idealist werden." Es ist jedenfalls die dankbarste Carrière. Was man sich im Namen der heiligen Ideale der Menschheit alles erlauben darf — es ist kaum zu glauben.

Und nun führt er einen verbrecherischen weiblichen Charakter aus „Herzog Bernhard von Weimar" als warnendes Beispiel an und fügt hinzu:

Hätte ein Realist wie Dumas, Sardou, Freytag oder Laube ein solches Frauenzimmer auf die Bühne gebracht, was würde der Idealist Gottschall dazu gesagt haben! Aber, wie der Zelot die lüsternen Ausdrücke der Bibel mit frommer Inbrunst vorzugsweise gebraucht, ohne daß er dadurch bei seiner andächtigen Gemeinde Anstoß erregt, so darf auch der Idealist eine weibliche Spottgeburt von reellem Dreck und künstlichem Feuer in ein geschichtliches Trauerspiel einführen, ohne daß die Kritik das Recht hätte, sich darüber zu verwundern.

Von diesem Standpunkte aus hat Lindau ganz recht, die Idealisten scheuen sich nicht, oft recht verderbte Charaktere vorzuführen. Der Idealist Schiller zeichnet mit dem ganzen glühenden Colorit seiner Muse eine Eboli, die in einem ehebrecherischen Verhältniß mit König Philipp lebt, gleichzeitig dessen Sohn Don Carlos zur Buhlschaft zu verlocken sucht und außerdem noch die Chatoulle der Königin erbricht und diese bestiehlt. „Das ist doch recht hübsch!" muß man mit Lindau ausrufen. Und derselbe Idealist verherrlicht die Ehebrecherin und Gattenmörderin Maria Stuart! Vom Standpunkte der bürgerlichen Moral und des Criminalgesetzbuchs sind das allerdings sehr saubere Geschichten, und es ist ein wohlfeiler Effect, diese Heldinnen auf eine Anklagebank zu schleppen, wo sie von keiner Jury der Welt freigesprochen würden.

Doch was hat das alles mit dem Idealismus zu thun, der doch nur ein künstlerischer Stil, eine ästhetische Darstellungsweise ist? Freilich gehört auch zu ihm das bleibende Gepräge des dichterischen Ausdrucks; Werke, denen dies fehlt, werden sich schwerlich in der Nationalliteratur erhalten, mögen sie auch auf der Bühne mit noch so großem Beifallsgewieher und fußstampfender Begeisterung aufgenommen worden sein. Lindau spottet an einer andern Stelle über unsere Bemerkung, daß

die Leiter unserer großen und privilegirten Bühnen doch jedenfalls die Pflicht hätten, die „ernsten" dichterischen Werke, die der niedrigen Anziehungskraft ermangeln, vor einer kleinen auserlesenen Schar kunstsinniger Fremder, die nicht wissen, wie sie den Abend todtschlagen sollen, sowie begnadeter Freibilletsinhaber und vor vielen leeren Bänken zur Aufführung zu bringen; um solchergestalt, durch Discreditirung des frivolen Amusements und leichtfertigen Genusses im Theater, die idealen Kunstbestrebungen unserer Zeit zu fördern und die Jünger der „ernsten Richtung" zu schöpferischer Thätigkeit zu ermuthigen.

Es gibt gewiß langweilige und mislungene „ernste" dramatische Dichtungen. Das Princip aber bleibt richtig, daß die Leiter der großen und glänzend gestellten Hofbühnen den Geschmack des Publikums leiten und sich nicht von ihm aus Kassenrücksichten leiten lassen, daß sie ernstere Dichtwerke auf dem Repertoire erhalten, wenn auch nicht hintereinander abspielen sollen. Wodurch unterscheidet sich sonst eine große Hofbühne von den zweiten und dritten Theatern der Privatspeculanten? Wie selten kamen schon Schiller's und Goethe's Stücke auf die Bühne, wie verschwanden sie gegen die Schau- und Lustspiele Iffland's und Kotzebue's! Man braucht blos die Klagen unserer classischen Dichter hierüber zu lesen! Hätte ein Lindau nicht damals dasselbe Recht gehabt, über die Erfolglosigkeit dieser Stücke zu spotten und die Directoren in Schutz zu nehmen, die sie nicht zur Aufführung bringen? Hundert gegen eins: er würde damals das bedeutende Talent Kotzebue's in die Wolken gehoben und manches Stück Schiller's oder Goethe's mit seiner zersetzenden Kritik humoristisch glossirt und illustrirt haben, sodaß ein gläubiges Lesepublikum Bewunderung für den Kritiker und nur Achselzucken für den Dichter hatte! Und doch, in welchen Schornstein hat die Nachwelt die Erfolge der Pustkuchen und ähnlicher Kritiker geschrieben!

Wir wollen Lindau wegen seines Hohns auf den Idealismus indeß nicht mit diesen Kritikern in eine Reihe stellen; er hat in vielen Punkten richtige und fruchtbare Anschauungen, und nur das Organ für die Tragödie ist ihm von der Natur versagt; er ist im Grunde ein ins Deutsche übersetzter modernster Pariser, der als ernstes Drama nur die Comédie larmoyante kennt.

Wenn Lindau die versäumte Technik des Dramas bei vielen unserer Tragödien betont, so ist dies jedenfalls ein sehr beachtenswerther Punkt, und es ist verdienstlich, immer von neuem darauf hinzuweisen. Er sagt, anknüpfend an „Sixtus V." von Minding:

Die Minding'sche Dichtung enthält in der Form und in dem Gedanken einige wirklich schöne Eigenschaften. Es ist das Werk eines talentvollen Mannes, der von der Bühne leider nicht das mindeste verstanden hat. Aber es ist geradezu ein Hohn, diese Dichtung zu einer classischen Tragödie aufblähen zu wollen. Jeder Redaction werden im Laufe des Jahres, namentlich von den Gymnasiallehrern in kleinern Städten, einige Dutzend historischer Trauerspiele zugesandt, die niemals zur Aufführung gelangen. Wer diese Stücke durchblättert, wird ein Gefühl der Wehmuth niemals gänzlich unterdrücken können. Man findet in denselben häufig poetische Einzelheiten, welche über die Mittelmäßigkeit weit hervorragen. Sie enthalten sprachliche Wendungen voller Kraft und Originalität, die Charaktere sind zum Theil scharf ausgeprägt — kurzum diese Arbeiten bekunden eine entschiedene Begabung ihrer Verfasser. Und dennoch bleiben sie völlig unbeachtet, weil sie für die Bühne unbrauchbar sind, weil sie an einer entsetzlichen Schwerfälligkeit in der Entwickelung und Ungeschicklichkeit in der Technik leiden.

Und ebenso sagt Lindau bei Besprechung des Kruse'schen „Wullenweber":

So haben wir auch in Kruse einen ausgezeichneten Dichter von Dramen, aber keinen Theaterdichter. Sein „Wullenweber" ist kein historisches Drama, sondern dramatisirte Historie. Die Handlung schreitet auf demselben Niveau fort und endet in dem Augenblicke, da es dem unerforschlichen Rathschlusse des Dichters gefällt, den Helden vom Leben abzuberufen. Die aufsteigende Richtung, welche zu dem Höhepunkt führt, der den Sturz und den Untergang des Helden bedingt, ist nicht wahrzunehmen. Die französischen Dramatiker verstehen es, nicht nur die Handlung im großen und ganzen zum Culminationspunkte hinaufzuführen und in retardirender Senkung zum Ausgang herabzuleiten, — sie beobachten das Gesetz der Ascension und Descension für jeden Act, ja für jede Scene, und die Wirkung, die sie damit erzielen, ist bekannt. Im Schauspielerjargon heißt es: die Franzosen können „Actschlüsse" und „Abgänge" machen. In dieser Kunst ist Kruse noch Noviz. Fast geflissentlich verdirbt er sich die Wirkung am Ende der Scenen.

Und kurz vorher heißt es:

In der Technik des Dramas hat Kruse noch mancherlei zu lernen. Es überkommt einen das Gefühl des Verdrusses und des Bedauerns, wenn man nach Frankreich hinüberblickt, wenn man sieht, wie dort Leute, die als Dichter nicht werth sind,

Kruse die Schuhriemen zu lösen, blos durch die Beherrschung der dramatischen Technik Stücke aufzimmern von einer großartigen theatralischen Wirkung. Hätte doch Kruse nur einen Bruchtheil von der französischen Fertigkeit in der Mache! Aber darauf scheint er gar keinen Werth zu legen. Er glaubt, der innere Gehalt der Dichtung sei hinreichend, und auf die Aeußerlichkeiten sei nicht viel zu geben. Das ist ein Irrthum, denn die Bühne wirkt wesentlich durch das Aeußerliche. Die Schönheit der Dichtung kann das Interesse erregen; wenn der Dichter Glück hat, kann sie es auch auf der Höhe erhalten. Aber die Steigerung des Interesses, die Grundbedingung jedes soliden Theatererfolgs, ist nur durch die Steigerung der Handlung zu erzielen, und man hat unrecht, das etwas wegwerfend als einfache „Mache" zu bezeichnen. Die Technik des Dramas gibt darüber allerdings Anweisungen; wer aber diese Anweisungen zu befolgen im Stande sein soll, bedarf dazu einer besondern dichterischen Qualität; und gerade diese ist es, welche den Dramatiker ausmacht. Die Franzosen besitzen gewöhnlich nur diese, und das hat die Veranlassung zu dem gegen sie erhobenen Vorwurfe gegeben, daß sie blos geschickte „Macher" seien. Wir Deutsche besitzen dagegen alle möglichen andern poetischen Specialitäten, gerade diese aber nicht.

Von Kruse's poetischer Begabung spricht Lindau mit einer hohen, einer warmen Anerkennung; besonders rühmt er „König Erich" als die gelungenste unter den Arbeiten dieses Dichters, während „Wullenweber" ihm am wenigsten gefällt. Er rühmt mit Recht die Charakteristik der handelnden Personen, die psychologisch interessante Schilderung der geistigen Verdunkelung des Königs und seines Wiedererwachens zur vollen Klarheit. In Bezug auf die Sprache findet er in Kruse's Dramen die glücklichsten Ausdrücke, die kernigsten Bilder in reichem Maße; Wendungen, welche jene einfache Kraft und die Knappheit besitzen, die sie zu geflügelten Worten befähigen können.

Warmes Lob erhält auch Geibel's „Brunhild":

Geibel verfügt nicht nur über das Wort wie wenig Schriftsteller, nicht nur die poetische Empfindung verleiht seiner Dichtung einen besondern Werth, er ist vor allem auch echt dramatisch. Er versteht es, die Handlung zu wirkungsvollen und ergreifenden Situationen zuzuspitzen, und er steigert die Wirkung von Act zu Act.

Nach Lindau's Ansicht ist Geibel von Hebbel in Bezug auf die heroische Großartigkeit seiner Figuren übertroffen worden, während der eigentliche künstlerische und dramatische Aufbau des Ganzen in dem Geibel'schen Drama mehr gelungen sei. Das Ausscheiden des Sagenhaften bei Geibel rückt aber die Nachtscene, wie auch Lindau hervorhebt, in eine zu nüchterne, taghelle Beleuchtung und macht das sagenhafte Motiv für moderne Menschen gänzlich ungenießbar. Die Tarnkappe gehört einmal mit dazu, sonst erhalten wir ein Athletenkunststück, das ebenso brutal wie verletzend wirkt.

Bei der Beurtheilung von Albert Lindner's „Bluthochzeit" geht Lindau auf die kühnen Abweichungen des Dichters von der Geschichte näher ein; diese Licenzen haben wir selbst schon scharf gerügt. Ueber Minding's „Papst Sixtus V." geht Lindau streng ins Gericht; das Stück ist ihm ein Trauerspiel wie andere mehr und der „dramatischen Wirkung völlig bar". Gensichen's „Erloschene Geschlechter" erfahren, wie wir erwähnten, eine gänzlich vernichtende Beurtheilung. Milder wird des Prinzen Georg „Königin Christine" besprochen.

In dem Reiche des Lustspiels athmen wir alsbald eine mildere Luft; die kritische Temperatur ist gemäßigter. Gleich Wilbrandt's „Maler" werden mit verdienter Anerkennung begrüßt:

Die dramatischen Motive in dem Wilbrandt'schen Lustspiele sind nicht überaus stark: aber man fühlt sich von der ersten Scene bis zur letzten gefesselt und angeregt. Durch das Ganze geht ein frischer Zug liebenswürdigen Humors, der wahrhaft erquickt. Dabei, wie immer bei Wilbrandt, eine Fülle reizender Einzelheiten und, wie immer, die bewunderungswerthe Feinheit und Sorgfalt in der Ausarbeitung. Es weht einem von der Bühne die reine unverfälschte Luft der Künstlerwerkstatt entgegen. Nicht zu viel, nicht zu wenig — gerade so ist's. Das werden mir die Maler bestätigen. Auch die Charakteristik der Künstler ist prächtig. Plato, der bei den Aufführungen im „Malkasten" jedenfalls die Frauenrollen spielt, ist ein wahres Cabinetstück. Weniger sind dem Dichter die Nichtkünstler gelungen. Die kokette Witwe ist stellenweise sehr unbegreiflich, und der Bankier ist carikirt. Aber gleichviel: mit den „Malern" hat unser lustspielarmes Repertoire ein feines, interessantes, geistvolles Stück erworben; dem gegenüber hat die Rüge im einzelnen wenig zu bedeuten.

Bei Ernst Wichert's Lustspiel: „Ein Schritt vom Wege", kommt Lindau auf die höhern Ziele des neuern Lustspiels, auf den modernen Geist zu sprechen, den er von demselben verlangt:

Das Wichert'sche Stück hat den großen Vorzug, daß es bei guter Darstellung — und die Aufführung an der berliner Hofbühne war eine vorzügliche — recht lustig ist. Es ist eine harmlose Lustigkeit, derb, schlecht und recht, eine Lustigkeit, die den Geist des Zuschauers ebenso wenig anstrengt, wie sie den Geist des Verfassers in Anspruch genommen haben wird. Im Dialog, im scenarischen Aufbau, in der Handlung und in den Charakteren versinnbildlicht das Wichert'sche Stück gleichsam den Grundgedanken desselben: fort mit allem originellen Abschweifen von der bequemen Landstraße — ich lobe mir die Alltäglichkeit, die biedere Nüchternheit, den geraden Weg, den alle vernünftigen Wanderer gehen! Und so ist das Lustspiel „Ein Schritt vom Wege", bei dem sich unser Publikum vortrefflich unterhalten hat, ein Lustspiel geworden wie andere mehr. Es liegt mir fern, es damit herabsetzen zu wollen; ich bin für die guten Eigenschaften desselben keineswegs unempfänglich: ein Lustspiel, bei dem man sich nicht langweilt und öfter sogar recht herzlich lacht, bleibt unter allen Umständen eine verdienstliche Arbeit. Ich meine nur, daß dies Stück gerade so gut von dem trefflichen Benedix hätte geschrieben werden können, und vor diesem von Kotzebue, und vor Kotzebue von irgendeinem andern. Und das bedauere ich. Ich meine, der dramatische Dichter hat in unserer Zeit eine andere Aufgabe als die: den schon vorhandenen, und zum Theil recht gelungenen hundert und einigen kleinbürgerlichen Familienbildern, deren Situationskomik aus der unversiegbaren Quelle der Verwechselung fließt, das hundert und so und sovielste hinzuzufügen. Ich hege den Wunsch, daß aus dem deutschen Lust- oder Schauspiele das schwer definirbare Etwas, das man wol „modernen Geist" zu nennen pflegt, zu uns spreche, daß man dem Lustspiele, das in der Gegenwart geschrieben und dessen Handlung in unsere Tage verlegt worden ist, auch die Gegenwart anmerke, daß man in ihm gewisse Dinge wahrnehme, die so — gerade so nur zu unsern Tagen empfunden und ausgedrückt werden konnten. Das machte mir Wilbrandt's „Maler" so werth. Und wenn ich sehe, daß ein so talentvoller Bühnenschriftsteller wie Ernst Wichert sich noch immer darin gefällt, seine Scene mit der Urväter Hausrath zu schmücken, so beklage ich dies als eine Verkennung der Aufgabe für unsere Dramatiker. Worte thun's freilich nicht. Moderne Worte sind in dem Wichert'schen Lustspiel genug zu finden. Es ist vom Telegraphen, von den Oberkellnern, von Contractbrüchen — kurz von urmodernen Dingen die Rede. Aber diese Ausdrücke moderner Begriffe, weit entfernt, dem Ganzen einen modernen Anstrich zu geben, wirken hier vielmehr wie Anachronismen. Was, Telegraphen haben diese Leute, die allen Zeiten und deshalb keiner Zeit angehören, und von Oberkellnern lassen sie sich bedienen und über Contract-

brüche unterhalten sie sich! Und trotz aller dieser Errungenschaften sind sie genau so, wie sie uns durch die ältesten Ueberlieferungen der dramatischen Kunst überbracht wurden! Unglaublich! „Tempora mutantur, nos non mutamur in illis." Stücke wie Wichert's „Ein Schritt vom Wege" bringen uns dem Ziele, das sich alle deutschen Lustspieldichter stecken sollen: dem deutschen Lustspiele, auch nicht um einen Fuß breit näher, sie mögen noch so lustig und gelungen sein, mögen noch so sehr beklatscht werden. Und wenn uns noch hundert andere, ebenso harmlos fidele und unterhaltende Stücke beschert werden, die deutsche dramatische Kunst wird keinen Nutzen daraus ziehen.

Wir haben dem Kritiker hier längere Zeit das Wort gelassen, weil er in der That als Vorkämpfer eines durchaus berechtigten Princips auftritt; unser Lustspiel bedarf des freiern geistigen Aethers. Damit ist indeß die Berechtigung des Familienlustspiels keineswegs widerlegt. Wichert hat auch als Nachfolger von Benedix sein gutes Recht. Auffallen muß es indeß, daß Lindau dem Moser'schen „Ultimo" gegenüber nicht auf das Thema zurückkommt, da das Stück doch ganz demselben Genre angehört; hier ist er nur des Lobes voll und findet schon in einer einzigen Scene, wie in derjenigen der sogenannten „Feuerprobe" der Liebenden, einen Beweis dafür, daß Moser zu den talentvollsten der lebenden deutschen Lustspieldichter gehört. Wir finden, beiläufig gesagt, diese Scene ziemlich trivial, wie uns überhaupt das Stück sehr wenig amusirt hat. Das Amusement ist denn doch eine sehr fragliche ästhetische Kategorie.

Uns erscheint es aber fraglos, daß Wichert's „Ein Schritt vom Wege" ein bei weitem besseres Lustspiel ist als Moser's „Ultimo". Einmal schon in Bezug auf die Composition. In dem Lob des „Ultimo" bringt es Lindau zu dem merkwürdigen Satze: „Moser rückt die eigentliche Haupthandlung mit großem Bühnenverständniß in die zweite Reihe." Eine Haupthandlung in die zweite Reihe zu rücken: das soll eine rühmenswerthe künstlerische That sein! Im Gegentheil, die Composition des Stücks ist gerade dadurch verfehlt, es ist ein Stück, das aus lauter zusammengeschleuderten und ineinandergestopften Stücken ohne jede künstlerische Gliederung und Einheit besteht. Die Liebesgeschichte, die uns nach Lindau weit mehr fesselt, hat mit dem Grundgedanken, dem „Ultimo", gar keinen Zusammenhang. Jedes Stück von Benedix, den Lindau vergeblich zum alten Eisen werfen will, ist ein Kunstwerk gegenüber diesem „Ultimo"; denn Benedix wirkt alle Fäden ineinander und alle Kreise der Handlung spiegeln denselben Lustspielgedanken. Das ist auch in Ernst Wichert's „Ein Schritt vom Wege" der Fall. Dann ist aber der Dialog bei Wichert weit gehaltener und würdiger; der Dialog des „Ultimo" besteht aus lauter halben Sätzen; es ist von Anfang bis zu Ende eine Hetzjagd, eine hin- und herflunkernde geistige Unruhe, eine Athemlosigkeit, die uns nirgends Behagen oder ernstere Sammlung gönnt, wie sie freilich auch dies Ragout von Schwänken nicht verträgt. Wir unterschätzen das liebenswürdige Talent von G. von Moser gewiß nicht; aber sein „Ultimo" ist keine rühmenswerthe Bewährung desselben; das Stück prasselte zwar wie ein Schwärmer über die deutschen Theater, aber es wird keine leuchtende Spur zurücklassen.

Wir sehen, Lindau kritisirt nicht nach ästhetischen Maßstäben, sondern nach Lust und Laune. Er vermißt den modernen Geist in „Ein Schritt vom Wege", er vermißt ihn nicht in „Ultimo", das doch aus lauter hausbackenen Motiven zusammengesetzt ist; oder athmen vielleicht die engen Stiefeln des Liebhabers und die höchst altväterliche Feuerprobe modernen Geist?

Ebenso rasch ist Lindau den J. B. von Schweitzer'schen Stücken gegenüber mit vollem Lobe zur Hand; er findet in dem Autor sogar ein „unstreitig bedeutendes und ergiebiges Talent". „Epidemisch" ist gewiß ein glücklicher Wurf, und auch die minder glücklichen Stücke zeigen eine nie verlegene und keck zugreifende Erfindungsgabe, aber sie sind im Grunde so hingeschleudert, so roh im Stil und in der Form, daß sie als Schwänke wol auf der Bühne erheiternd wirken, aber der Literatur eigentlich gar nicht angehören. Ehe aber die literarische Kritik von „bedeutenden Talenten" sprechen darf, muß sie doch wol auch das Gewicht der künstlerischen Form mit in die Wagschale legen. Einem Schweitzer gegenüber finden wir die Lindau'sche Kritik viel zu „rücksichtsvoll".

Mit Recht wird dagegen Schaufert's „Vater Brahm", ein crasses, socialistisch-ultramontanes Tendenzstück, zur Ordnung gerufen, ebenso „Auf dem Oberhof" der Frau Birch-Pfeiffer zu Tode recensirt. Lob und Tadel erscheint in Bezug auf die historischen Lustspiele Koberstein's „Um Nancy" und Max Ring's „In Charlottenburg" richtig gemischt. Sehr treffend ist die Charakteristik der neuen Ausstattungsstücke:

Die „Ausstattungsstücke", welche am berliner Victoriatheater zur Aufführung kommen, sind eine Ausgeburt der Großstadt. Die Theaterunternehmer in den Mittel- und Kleinstädten sind glücklicherweise nicht so gestellt, daß sie für völligen Unsinn Tausende und aber Tausende ausgeben könnten. Nur die werdende Weltstadt besitzt eine genügend starke Anzahl schaulustiger Einheimischer und Fremder, um monatelang das Theater mit Leuten zu füllen, welche den Anblick eines recht kostspieligen Schauspiels für ein wirkliches Vergnügen halten. Die Kosten sind in der That das A und O dieser Art von Schaustellungen. Die höchste Befriedigung des Zuschauers drückt sich durch den bewundernden Aufruf aus: „Muß das aber eine Menge Geld gekostet haben!" die wärmste Anerkennung der Kritik gipfelt in dem Satze: „Die Direction hat keine Kosten gescheut!" und die einzige Präoccupation des Publikums ist die, ob der Unternehmer auf seine Kosten kommen wird. Man hat vollkommen recht, bei diesen Stücken von der Musik nebenbei, von dem Tanze etwas mehr, von den Costümen und Decorationen hauptsächlich, und von der Dichtung gar nicht zu sprechen. Denn die Literatur hat nichts damit zu schaffen. Der verbindende Text, der zu den Tableaux unserer heutigen Ausstattungsstücke gemacht wird, steht literarisch nicht um einen Zoll höher als das Libretto zu den Scherzen der Clowns im Circus oder die Erläuterungen zu den Wachsfigurengruppen in den Meßbuden. Damit ist aber nicht gesagt, daß es leicht sei, ein solches Fabrikat herzustellen. Es gehört dazu vielmehr eine ganz specielle Begabung, wie es scheint. Es fragt sich sehr, ob Heine oder Lenau Verse für die Knallbonbons der Zuckerküchler und Neujahrswünsche für die Buchbinder hätten schreiben können; wenn Gutzkow, Freytag und Laube zur Collaboration an einem Ausstattungsstücke für das Victoriatheater sich verbänden, so würden sie vielleicht mit dem Versuche scheitern — mit „Faust und Helena" scheinen die Verfertiger das Richtige getroffen zu haben. So dürftig und öde, wie er ist, wird der Text aus praktischen Rücksichten wol sein müssen.

Wer sich der geistreichen Schrift: „Aus Paris", erinnert, mit welcher Lindau debutirte, der wird dem Autor mit Vergnügen in dem zweiten Bande der Sammlung nach der französischen Hauptstadt folgen, deren Theaterverhält-

nisse ihm genau bekannt sind. Ueber die Einrichtungen des Théâtre français erfahren wir hier manches Interessante und Zuverlässige, sowie die Charakteristik einzelner neuester Stücke der französischen dramatischen Muse uns in die Geheimnisse der Mache und in die Richtung dieser Dramatik einweiht. Eigentlich gibt uns Lindau nur ein einziges volles Charakterbild, das von Emile Augier, dessen Entwickelungsgang er verfolgt und dessen sämmtliche Werke er analysirt. Die übrigen hervorragenden Autoren, Octave Feuillet, Alexandre Dumas der Jüngere, Victorien Sardou, sowie die unbedeutendern Edmond Gondinet, Touroude, Foussier und Edmond müssen sich mit dem Lichte begnügen, das aus der Analyse des einen oder des andern Stücks auf ihre charakteristische Bedeutung fällt. Dies Licht ist in mancher Hinsicht nicht genügend, einen literarischen Charakterkopf mit scharfgeschnittener Physiognomie zu schaffen. So wird uns Octave Feuillet in seiner Eigenart gar nicht charakterisirt; „Der Akrobat" und „Julie" sind Stücke, welche zu unbedeutend sind, um dem frühern Liebling der Tuilerien einen Denkstein mit einer literarhistorisch bedeutsamen Inschrift zu setzen. Anders verhält es sich bei Dumas jun. und Sardou. Ueber die reformatorischen Tendenzen des erstern sagt Lindau:

In jüngster Zeit ist die radicale Reform aller bestehenden socialen Verhältnisse sein Steckenpferd geworden. Er scheint allen Ernstes zu glauben, daß er mit einigen pikanten Vorreden, effectvollen Scenen und paradoxen Flugschriften seine närrischen Ideen von allgemeiner Weltverbesserung praktisch durchführen werde; und je unzweideutiger die Miserfolge sind, die ihm als Reformator zutheil werden, desto toller treibt er's; je mehr er davon überzeugt sein muß, daß seine Ansichten allen herkömmlichen Begriffen von Sitte und Gerechtigkeit ins Gesicht schlagen, desto getroster wird sein Gebaren, desto vermessener sein Wort. Es wäre vielleicht nicht uninteressant, eine Untersuchung darüber anzustellen, wie der junge Dumas überhaupt auf die reformatorischen Schrullen gekommen ist, und man würde vermuthlich ohne sonderliche Mühe zu einer völlig genügenden Aufklärung gelangen. In jedem jungen Dramatiker steckt unbewußt ein verkannter und verkappter Reformer. Der geschmackvolle Bühnendichter, der die Grenzen seines Berufs kennt und weiß, wie leicht die ihm gebotene Möglichkeit, seine Gedanken in der wirksamsten Weise durch den begeisterten Vortrag begabter Künstler in die Masse zu werfen und sogar durch geschickt arrangirte Paradoxe momentan einen ungeheuern Eindruck zu erzielen, zu einem schlechten Gebrauch der wuchtigen Waffe verleitet, die er durch die Bühne in den Händen hält, wird nur mit äußerster Vorsicht, ja mit Aengstlichkeit an den bestehenden Verhältnissen der socialen Ordnung rütteln — gerade weil er die Fähigkeit besitzt, auch durch unreife und verkehrte Gedanken zu zünden und zu wirken. Dumas hat es in dieser Beziehung niemals sehr genau genommen. Um eines überraschenden dramatischen Effects willen hat er schon früher gegen Sitte und Brauch sich aufgelehnt, und später, als man ihn darum heftig tadelte, hat er, was sich ihm ursprünglich nur als dramatischer Nothbehelf darstellte, logisch zu begründen versucht und als eine neue sociale Thesis verkündet. Verstieß er zunächst aus dem rein äußerlichen Bedürfniß, einen packenden Schlußact zu schreiben, gegen das allgemeine Rechtsbewußtsein und gegen das Gefühl, so kam ihm hinterher die Weisheit, daß sein vielgerügter Verstoß ein berechtigter polemischer Act gegen gesellschaftliche Schäden sei. Der starke Socialreformer mußte mit einem Worte dem schwachen Dramatiker aus der Verlegenheit helfen.

„La princesse Georges" und „La femme de Claude", welche Lindau zergliedert, gehören freilich zu den schwächsten Productionen des Autors.

Von Sardou heißt es:

Sardou, der Verfasser der „Fernande", ist seit zwanzig Jahren, seit dem durchschlagenden Erfolge des „Letzten Briefs" am Gymnasetheater, einer der beliebtesten dramatischen Dichter in Frankreich. Seit Scribe, von dem er unendlich viel gelernt, hat sich keiner so vollständig wie er mit dem dramatischen Handwerk, mit dem technischen Aufbau der Bühnendichtung vertraut gemacht. Er besitzt die Fehler seines Lehrmeisters in erhöhtem, die guten Eigenschaften desselben in gleichem Maße. Seine Komik ist nicht voll, seine Tragik nicht tief, es fehlt ihm an Innerlichkeit und Wärme; aber er ist ein Meister in der geschickten Verwerthung aller äußerlichen Mittel, er combinirt mit hervorragendem Scharfsinn, calculirt mathematisch richtig die Wirkungen, welche er hervorrufen will, und construirt sozusagen den unausbleiblichen Erfolg.

Mit einem solchen Autor, welcher einer der Hauptrepräsentanten der französischen Dramatik sei, mache man hierzulande nicht viel Federlesens; man finde sich mit gedankenlos wiederholten Schlagworten ab. Dies ist indeß keineswegs der Fall. Viele Autoren, wie Kreyßig, Rutenberg, haben mit genauer und vorurtheilsfreier Charakteristik die neufranzösischen Dramatiker geschildert, und der Unterzeichnete hat in dem vierten Bande seiner „Porträts und Studien" von Sardou, Dumas und Feuillet eine eingehende Darstellung mit Berücksichtigung und Analyse ihrer sämmtlichen Werke gegeben, während Lindau doch nur einzelne Stücke in fliegenden kritischen Blättern zergliedert. Nichtachtung und gehässige Parteilichkeit liegt also der deutschen Kritik gänzlich fern; wol aber wird dieselbe, wenn sie nicht einer blinden Huldigung des Franzosenthums verfallen will, immer von neuem hervorheben müssen, daß es ein der deutschen Nation und Literatur unwürdiges Verhältniß ist, wenn wir, während Frankreich kein einziges unserer neuen Dramen zur Aufführung bringt, uns von dem Abhub des französischen Dramas nähren und viele Theaterdirectoren sich beeifern, die Novitäten der pariser Bühnen so brühwarm wie möglich den unserigen anzueignen, sich Vorkaufsrechte in Bezug auf dieselben zu sichern, und wenn unser Publikum in größter Beeiferung nicht nur den guten, sondern auch den schlechten französischen Productionen zuläuft. Lindau hat hierfür kein Wort der Beachtung, er scheint das ganz in der Ordnung zu finden.

Sehr ergötzlich ist die Schilderung, die Lindau nach guten Quellen von den ersten Aufführungen des Victor Hugo'schen „Hernani" und von den fanatischen Hugolâtres gibt, welche unsern fanatischen Wagnerianern geistesverwandt sind:

Die Theaterdirection räumte dem Dichter für seine „Hugolâtres" getauften Anhänger das Orchester, die zweite Galerie und das ganze Parterre bis auf 50 Plätze ein. Die „jungen Leute" hatten die Erlaubniß nachgesucht, vor dem Publikum ihre Plätze im Theater einnehmen zu dürfen, um die kräftigen Fäuste und intelligenten Köpfe richtig vertheilen zu können. Und dies wurde ihnen zugestanden, unter der Bedingung, daß sie vor Beginn der sogenannten „Queue", also ehe sich das bezahlende Publikum zur Kasse drängt, im Theatersaale Posto gefaßt hätten. Aber das war nicht das Schlimmste. Das Theater, dem gar nicht daran gelegen war, die Volontär-Claque der Hugolâtres dem Hohne des Publikums zu entziehen, hatte die kleine Hinterthür, durch die sich die Claqueurs zu schleichen pflegen, schließen lassen und den „jungen Leuten" den Haupteingang angewiesen. Die Bataillone des Romantismus, die um alles in der Welt nicht zu spät ankommen mochten, kamen viel zu früh, und schon um 1 Uhr mittags erblickten die un-

zähligen Spaziergänger in der Rue Richelieu vor dem Portale des Théâtre français, mitten in Paris und am hellen lichten Tage, eine Schar wunderbarer Strolche, „wild und schier befremdlich, mit langen Bärten, mit langen ungekämmten Haaren, in den absonderlichsten Trachten aus allen Zeiten, allen Ländern, im Matrosenkittel, dem spanischen Mantel auf der Schulter, mit Westen à la Robespierre, mit mittelalterlichem Baret" — die geweihte Legion des Romantismus. Die ruhigen Bourgeois blieben wie versteinert vor diesen Horden stehen, und ein gelinder Schauer durchrieselte sie bei diesem Anblick. Namentlich beleidigte der vierschrötige riesige Theophile Gautier durch seine feuerrothe Atlasweste und die struppige Mähne, die ihm, nach der Mode der merovingischen Könige, von dem Scheitel bis beinahe auf die Hüfte herabfiel, die Augen aller ehrsamen Bürgersleute. Das Portal blieb geschlossen; die Hugolâtres hemmten die Passage, was ihnen natürlich sehr gleichgültig war; sie wurden ausgelacht und verhöhnt, auch das war ihnen einerlei — aber eins ärgerte sie. Sie wurden nämlich von den Classikern mit Schmuz und Koth beworfen; und darüber darf man sich allerdings ärgern. Hätten sie jetzt Gleiches mit Gleichem vergolten, so wäre natürlich Skandal entstanden und der Polizei hätte sich der sehr erwünschte Vorwand dargeboten, einzuschreiten und die Vorstellung „bis auf weiteres" zu vertagen. Dadurch hätten die Classiker erreicht, was sie wollten, und dies Vergnügen mochte man ihnen um keinen Preis gönnen. Die „jungen Leute" beschlossen standhaft zu bleiben und den handgreiflichen Insulten das Schweigen der Verachtung entgegenzustellen. Endlich, um 3 Uhr, wurde das Portal geöffnet, die Barbaren drangen ein, und hinter ihnen schloß sich die Thür des classischen Theaters aufs neue. Die Organisation war bald fertig. Halb vier Uhr. Anfang: sieben Uhr. Was nun? Man plauderte, man sang, und als man diese Kurzweil eine Zeit lang getrieben hatte, sann man auf andern Zeitvertreib. Glücklicherweise hatte man die Mahlzeit, die in Paris bekanntlich zwischen 5 und 7 Uhr eingenommen wird, noch vor sich. Die vorsorgliche Jugend hatte in den Taschen ihrer seltsamen Gewänder Brat- und Blutwürste, Schinken, Butterbrot, Käse u. s. w. mitgebracht. Man dinirte also: die Theaterbänke wurden zu Tischen, die Taschentücher zu Servietten benutzt, und da man nichts anderes zu thun hatte, dinirte man langsam, ganz langsam, so langsam, daß das Publikum, als es den Saal betrat, die Hugolâtres noch immer bei dieser nützlichen Beschäftigung fand. Beim Anblick dieser Restauration fragten sich die Logeninhaber, ob sie träumten. Gleichzeitig wurden ihre Geruchsnerven durch den starken Knoblauchsduft, den die romantischen Würstchen verbreiteten, in empfindlicher Weise verletzt. Und das war noch das Wenigste. Unbeschreibliches war vorgefallen. Die französischen Blätter haben es berichtet, man erlasse uns, es zu wiederholen.

Die erste Vorstellung war ein vollständiger Triumph; in der zweiten wurde das Drama energisch vertheidigt, aber ebenso energisch ausgelacht. Jeden Augenblick, da der Vorhang aufgehen sollte, fiel ein Regen von Papierschnitzeln vom Olymp auf die ersten Logen und das Parket herab. Die Papierchen setzten sich in die Falten der Kleider, klebten sich an den Nasen fest, verwickelten sich in die Locken der Damen — der ganze Saal schüttelte und zupfte sich; bei der dritten Vorstellung ward das Gelächter noch stärker, man nahm zur officiellen Claque seine Zuflucht; hundert Plätze wurden mit entschiedenen Romantikern besetzt. Nun begann erst die eigentliche Schlacht und ein wahrer Höllenlärm; es gehörte zum guten Ton, abends ins Theater zu gehen, um „Hernani" auszulachen. So ging es wochenlang, immer herrschte der gleiche Skandal. Bekanntlich wurde „Hernani" nach dem Staatsstreich, wie alle Victor Hugo'schen Dramen, verboten. Nach der Wiedererlaubniß der Aufführung des „Hernani" hatte das Stück einen ungeheuern und unbestrittenen Erfolg. Habent sua fata libelli!

Diese Schilderungen in dem Lindau'schen Werke sind sehr ergötzlich. Auch was er über Offenbach und Frl. Schneider, über die „Mamsell Angot in Paris" sagt, hat Hand und Fuß. Die Geschichte von Richard Wagner's „Tanhäuser" in Paris war uns schon aus der ersten Schrift Paul Lindau's bekannt. Die Hinübernahme aus einem Werk in das andere wird indeß von dem Autor verleugnet; er citirt in einer Note blos die Zeitschrift, in welcher der Aufsatz zuerst erschien, „Das deutsche Museum".

Die „Dramaturgischen Blätter" Lindau's wird man mit Interesse lesen; sie enthalten viele geistreiche Aperçus, beleuchten Autoren, Stücke, Theaterverhältnisse oft mit Geist, zeigen im ganzen aber eine Neigung zu wohlwollender Anerkennung, welche zu unserer Freude das Princip der „Rücksichtslosigkeiten" verleugnet. Freilich ist diese Anerkennung meistens einem Genre zugewendet, das zwar auf der Bühne leichterrungene Erfolge aufweist, für die Literatur aber sich noch zu legitimiren hat, und die Kriegserklärungen gegen den deutschen Idealismus müssen gerechte Bedenken erregen. Einen festen kritischen Standpunkt wird man überhaupt in diesen Blättern vergeblich suchen; doch die Leuchtkäfer eines kritischen Esprit flattern so munter hin und her, daß man ihrem Fluge mit Vergnügen folgt. Den Ruf eines sehr gewandten Feuilletonisten bewährt Lindau auch in dieser Sammlung von neuem.

Rudolf Gottschall.

Spiritualistisches.

Bericht über den Spiritualismus von seiten des Comités der Dialektischen Gesellschaft zu London, ernannt zur Untersuchung der als „spirituelle Manifestationen" bezeichneten Phänomene. Zweiter Theil mit Zeugnissen von 30 Personen. Dritter Theil mit Zeugnissen von 31 Personen (Gelehrten und Schriftstellern). Ins Deutsche übersetzt von C. G. Wittig und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von A. Aksakow. Leipzig, Mutze. 1875. Gr. 8. Jeder Theil 4 M. 50 Pf.

In Nr. 10 d. Bl. vom 4. März 1875 wurde der erste Theil dieses Berichts besprochen, nachdem über die Entstehung und Ausführung desselben das Nöthige gesagt worden war, und jetzt sollen die Leser auch Kenntniß von dem zweiten und dritten Theil erhalten und durch einige allgemeine Betrachtungen zu einem Verständniß der Sachlage im ganzen geführt werden. Die im zweiten Theil enthaltenen Zeugnisse wurden abgelegt von Miß Emma Hardinge, dem Rechtsgelehrten Mr. Jencken, von Home, Miß Honywood, Mr. Simkiß, Mr. Spear, Mr. Coleman, dem Physiker Varley, Lord Lindsay, Damiani u. a. Im dritten Theil findet man Zeugnisse von Mr. Lewes, Wilkinson, Shorter, Howitt, Lord Edward Bulwer-Lytton, Dr. Dixon, Dr. Robertson, Dr. Kidd, Mr. Fusedale, Glendinning, Adolphus Trollope, Monsieur Léon Favre Clavairoz, Mrs. Lätitia Lewis, Miß Blackwell, Camille Flammarion, Mr. Burns u. s. w. Es läßt

sich denken, daß unter einer so großen Zahl von Personen verschiedenen Geschlechts und verschiedener Nationen, ebenso abweichend im Alter, der geistigen Beschaffenheit und dem Beruf, eine bedeutende Differenz der Meinungen über die Natur und die Deutung der betreffenden Phänomene sich werde herausgestellt haben, wobei jedoch kaum eine Verneinung ihrer Existenz bemerkbar, sondern deren Realität, jedoch in verschiedenem Umfang anerkannt wird. Auf das bestimmteste und in der weitesten Ausdehnung wird diese behauptet z. B. von Miß Hardinge, einem amerikanischen Medium, dem Rechtsgelehrten Mr. Jencken, von Daniel Home, Coleman, Varley, Clavairoz und vielen andern, wo freilich auch alsobald eine verschiedene Deutung der Phänomene eintritt. Die große Mehrzahl der Zeugnißgebenden sind wahrhafte Spiritualisten, indem sie nämlich die Manifestationen von Geistern der Verstorbenen bewirkt werden lassen, und ihnen gehören auch diejenigen an, welche die meisten Beobachtungen gemacht haben und zum Theil auch die meiste Begabung für Beurtheilung dieser Dinge besitzen, wie namentlich Jencken, Coleman, Varley, Léon Favre Clavairoz, oder selbst Medien sind, wie Home und Miß Hardinge. Lord Bulwer-Lytton hingegen, der bekannte Schriftsteller, möchte die Phänomene auf materielle Einwirkung der Natur zurückführen; Hellsehen, Geistermanifestationen, Zauberei sollen in einem Verhältniß zur atmosphärischen Elektricität stehen, „weshalb die beachtenswerthesten Darstellungen in den trockenen Winternächten von Neuyork gegeben worden zu sein scheinen". Er spricht auch von oft vorkommender Lüge, von Plattheit und Leere der Gedanken und verwirft die Geister ganz, mit ihnen auch das Wort Spiritualismus. Robertson glaubt nicht an Geister der Abgeschiedenen, sondern an den Geist „Python, der im Delphischen Orakel und in den alten Beschwörern und Zauberern wirksam war und durch die Menschwerdung beschwichtigt wurde". Dr. med. Kidd und der Naturforscher Carpenter halten die Sache für Gehirnfunction der Medien, und Lewes will gar nur überlegten Betrug oder Wirkung überspannter Aufmerksamkeit sehen. Es genügt mit einem Worte darauf hinzuweisen, daß außer den vor der Commission der Dialektischen Gesellschaft Zeugnißgebenden auch in England und hauptsächlich in Amerika eine Masse hervorragender Spiritualisten existirt, unter welchen ebenfalls die große Mehrheit zweifellos von der Realität der Phänomene überzeugt ist. Es muß daher auffallen, wenn manche Schriftsteller, welche das eigentliche Wesen dieses ganzen Gebiets nicht erkannt haben, die Thatsachen mit den gewöhnlichen Phrasen von Schwärmerei, Aberglauben, Betrug vernichten zu können glauben, wie dieses soeben wieder Herr Vitringa in Deventer in seinem Artikel „De Moderne Vorm der Spokerij en Toverij", abgedruckt aus der Zeitschrift „De Tijdspiegel" (1875), gethan hat. Es dürfte wol für die mit dem Gegenstand weniger vertrauten Leser von Interesse sein, einige der in den Berichten des Comité angeführten Mittheilungen vorgelegt zu erhalten, um einen Begriff von der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen zu gewinnen, wobei die Garantie für die Authenticität selbstverständlich dem Comité überlassen bleiben muß, der Referent jedoch die subjective Ueberzeugung auszusprechen nicht unterlassen will, daß die mitgetheilten Fälle im ganzen richtig beobachtet und wahrheitsgemäß dargestellt worden sind.

Mr. Simkiß ging 1856 zu dem bekannten Medium Henry Gordon in Philadelphia, der im Augenblick, wo Simkiß in sein Zimmer trat, verzückt wurde und dessen Körper von einer fremden Macht beherrscht schien. Gordon streckte Simkiß die Hand entgegen und rief lebhaft: „Tom, wie geht es dir, ich bin erfreut dich hier zu sehen, ich bin dein alter Universitätsfreund Michael C." Es wurde noch beigefügt, daß C. mit andern Simkiß beeinflußt hätten, hierher zu kommen, um ihn von der persönlichen Fortdauer zu überzeugen. C. war schon über drei Jahre todt, Simkiß erst sechs Tage in Amerika und hatte von C. gegen niemand gesprochen, welcher letztere durch Gordon noch mehrere besondere Vorfälle erwähnte, sodaß Simkiß von der Identität vollkommen überzeugt wurde. Das Medium Mrs. Chase, Gattin des Dr. Chase, sagte zu ihrem Mann, als Simkiß sie besuchte: „O Doctor! es sind mit diesem Herrn mehrere Geister hereingekommen", und beschrieb genau Michael C. und ein junges Mädchen, bei dessen Begräbniß Simkiß vor neun bis zehn Jahren gegenwärtig gewesen war, was er aber ganz vergessen hatte.

Varley, Mitglied der Royal Society und berathender Elektriker der Transatlantischen Telegraphengesellschaft, hatte schon 1850 die Annahme widerlegt, daß Tischklopfen und Tischrücken durch Elektricität zu Stande kommen; keine elektrische Kraft, sagt er, hätte so angewendet werden können, keine Elektricität hätte aus den Händen nicht isolirter menschlicher Wesen sich entwickeln können, welche im Stande gewesen wäre, auch nur den tausendsten Theil von dem Gewichte der gerückten Tische in Bewegung zu setzen. Varley's Frau, die er früher lebensmagnetisch behandelt hatte, wurde lebensgefährlich brustkrank, und in einer Nacht redete sie ihn in der dritten Person an und sagte: „Wenn Sie nicht sorgfältiger auf sie achten, so werden Sie sie verlieren." Varley fragte: „Wen?" und sie antwortete: „Sie, Ihre Frau." Und als er fragte: „Wer spricht jetzt?" lautete die Antwort im wesentlichen: „Wir sind Geister, nicht einer, sondern mehrere, wir können sie heilen, wenn Sie beobachten wollen, was wir Ihnen sagen. Es werden sich drei Geschwüre auf der Brust bilden, das erste wird in zehn Tagen 36 Minuten nach 5 Uhr aufbrechen." Es wurde ihm ferner gesagt, was er für Arzneien bei der Hand haben solle, und daß kein Mensch gegenwärtig sein und die Kranke nichts von dieser Mittheilung erfahren dürfe. Am zehnten Tage genau 5 Uhr 36 Minuten schrie sie auf, und es ging wie vorhergesagt war. Die zweite Krisis wurde Varley drei Wochen, die dritte etwa 14 Tage vor ihrem Eintritt verkündet; es verlief alles, wie die Geister es angegeben hatten, und die Frau wurde hergestellt.

Im Winter 1864—65, wo Varley mit dem atlantischen Kabel beschäftigt war, ließ er einen Herrn zu Birmingham zurück, um den Eisendraht zu prüfen. Derselbe hatte etwas vom Spiritismus gesehen, glaubte aber nicht daran; einen verstorbenen Bruder von ihm hatte Varley nie gesehen. Eines Nachts erfolgte in Varley's Zimmer eine große Zahl lauter Klopftöne, und als er sich endlich aufrichtete, sah er eine männliche Gestalt in einer Uniform in der Luft, durch welche hindurch man

die Tapetenmuster der Wand wahrnehmen konnte. Mrs. Varley sah nichts, befand sich in einem seltsamen Zustande und ward verzückt. Da sprach der Geist durch sie zu Varley, daß er seinen Bruder in Birmingham besucht, dieser aber seine Mittheilung nicht verstanden habe, und bat, eine Botschaft an seinen Bruder zu schreiben, was Varley that und hierauf zur Antwort erhielt: „Ja ich weiß, daß mein Bruder Sie besucht hat, denn er kam zu mir und war im Stande, mir so viel bekannt zu machen.“ Der betreffende Herr war, wie gesagt, zu Birmingham und Varley zu Beckenham. Der Geist hatte letzterm mitgetheilt, daß er in Frankreich, wo er eine Schule besuchte, erstochen worden sei, was nur sein ihn überlebender Bruder und die Mutter wußten, was dem kränklichen Vater aber verheimlicht worden war. Als Varley dieses dem Ueberlebenden erzählte, wurde er bleich und bestätigte es.

Bei der Aufsuchung des ersten atlantischen Kabels nahm sich Varley zu Harbour Grace fest vor, am nächsten Morgen zu bestimmter Stunde zu erwachen, um den abgehenden Dampfer nicht zu verfehlen. Am Morgen sah er sich selbst im Bette fest schlafen, konnte sich aber nicht erwecken. Er erblickte dann einen Hof, in dem ein Haufen Bauholz lag, dem sich zwei Männer näherten und einen Balken herunterhoben. „Es fiel mir dabei ein, meinen Körper träumen zu lassen, daß eine Bombe vor mir einschlüge, und als die Männer den Balken herabwarfen, ließ ich meinen Körper träumen, die Bombe sei geplatzt und habe mein Gesicht aufgerissen.“ Dies erweckte ihn, er sprang aus dem Bette, sah den Hof, das Zimmerholz, die beiden Männer, und doch war ihm die Localität ganz unbekannt gewesen und er erst am vorhergehenden dunkeln Abend in der Stadt angekommen.

Eyre suchte womöglich das Taufzeugniß einer in England geborenen Person zu erhalten, welche vor einem Jahrhundert in Amerika gestorben war, und kam deshalb von daher nach England, in der Meinung, den Schein entweder in Yorkshire oder in Cambridgeshire zu finden, was nicht gelang. Von Amerika kam ihm eine Geistermittheilung zu, er würde durch ein englisches Medium Aufklärung erhalten, und eine zweite bestimmte ihn, zu Mrs. Marshall zu gehen. Es war im Winter 1862, und er sagte Mrs. Marshall nicht, wer er sei noch was er wünsche, sondern unterhielt sich sonst mit ihr. Da kam am hellen Tage ein schwerer runder Tisch, dem niemand nahe war, von der entgegengesetzten Zimmerseite herangerückt und legte sich über seinen Schos. Nach einigen Tagen kam Eyre wieder zur Marshall und trug bei sich einen Zettel mit Fragen in ein Couvert eingesiegelt, darunter auch die, wo er das betreffende Taufregister finden könne. Nachdem die Geister ihre Bereitwilligkeit zu antworten erklärt, legte er das Couvert, ohne es zu öffnen, auf den Tisch und schrieb dann auf ein besonderes Blatt die Antworten auf seine Fragen nieder, die alle richtig waren. Bei der Frage nach dem Taufregister telegraphirte der Tisch: Stepney Church, von deren Existenz in London Eyre nichts wußte, sich aber dahin begab und nach einigen Tagen Suchens das Register fand.

In den sechziger Jahren wurde zu Cleveland in Ohio in einem Spiritualistencirkel von der bekannten dramatischen Vorleserin Mrs. Macready und einer andern Dame Mrs. N. die Frage gestellt, ob sie beide je wieder zusammenkommen würden. Ein Geist Queenah antwortete, sie würden sich in England wieder treffen und zwar unter sehr prüfungsvollen und herzzerreißenden Umständen, denn Mrs. N. würde alsdann Witwe sein. Mrs. Macready und Eyre hatten dieses fast vergessen; als aber die erstere zu Camberwell im Irrenhause einen Besuch machte, fragte sie der Arzt: „Kennen Sie Mrs. N.? Sie sagt, daß sie Sie in Amerika kennen gelernt habe, und hat von Ihnen schon immer gesprochen, seit sie hörte, daß Sie kommen würden.“ Und als Mrs. Macready meinte, das sei nur eine Phantasie, bemerkte der Arzt, Mrs. N. beharre dabei, daß sie sie kenne, und bitte, Mrs. Macready zu sagen: Queenah, Cleveland. Jetzt tauchte die Erinnerung von zehn Jahren in letzterer auf, und als sie die Patientin begrüßte, stürzte Mrs. N. in Thränen gebadet auf sie zu und rief: „Erinnern Sie sich meiner nicht mehr?“ und wiederholte immer wieder: Queenah, Cleveland. Mrs. N. hatte ihren Gatten und einen großen Theil ihres Vermögens verloren und war darüber wahnsinnig geworden.

Lord Lindsay verfehlte einst den Bahnzug und übernachtete auf einem Sofa in Home's Zimmer. Eben im Einschlafen, wurde er durch Klopflaute und das Gefühl erweckt, daß das Kissen unter seinem Kopf weggleite, und er fühlte etwas wie eine wegziehende Hand. Dieses ließ wieder nach, aber er sah am Fußende des Sofas eine weibliche Gestalt im Profil, mit lang niederwallendem Gewand ohne Gürtel. Home, den er ansprach, sagte: „Es ist meine Frau, sie kommt oft zu mir.“ Die Gestalt schwand weg, und Lindsay sah nun auf seinem Knie eine Flamme von etwa 9 Zoll Höhe; Home's Augen, der sich gerade gegen ihn wendete, glänzten schauerlich wie Feuer. Die Flamme schwebte dann quer durch das Zimmer, ging durch Home's Bettvorhänge durch, postirte sich auf seinen Kopf und erlosch dann allmählich. Bei diesem Vorfall standen die Lagerstätten Lindsay's und Home's in einem rechten Winkel zueinander, etwa 12 Fuß entfernt; Home sah die Gestalt von vorn und Lindsay nothwendig im Profil, unterschied aber doch das Gesicht so gut, daß er am nächsten Tage in einem Album die Photographie der Frau Home erkannte. Später wird noch bemerkt, daß die Gestalt von Lindsay weg zu Home ging und endlich verschwand wie eine Dunstsäule.

Ein besonders interessantes Medium ist Mrs. Guppy, früher Nicholl. In einer Sitzung bei ihr wurde geklopft: Leset: „Der sterbende Christ an seine Seele.“ Man fragte sich, woher Pope's Gedichte beziehen? Mrs. Guppy äußerte, ihr Vater habe sie in seinem Studirzimmer zu ebener Erde — die Sitzung fand im dritten Stock statt —, und auch sie habe das Werk zu Hampton Wick. Man verlangte, daß Mr. Nicholl sein Buch holen möge, er verweigerte es aber. Da fühlte Miß Houghton ein Buch sanft in ihre Hände gelegt, es wurde Licht gemacht, und es war Mr. Nicholl's Buch, aus seinem Studirzimmer gebracht, und die Seite, wo das Lied stand, war umgebogen. Unmittelbar vorher hatten die Unsichtbaren schon eine das Lied illustrirende Zeichnung gemacht. Es wäre nun freilich sehr einfach, diesen von Coleman berichteten Fall so erklären zu wollen, daß das Ganze schon früher abgemacht, das Buch schon im Zimmer war, wenn

nur nicht der Charakter der dabei thätigen Personen, namentlich der Mrs. Guppy, über jeden Verdacht eines Betrugs erhaben und gerade ihre Sitzungen schon in Neapel durch „Apports“, d. h. Herbeibringen von Gegenständen, speciell Blumen, besonders ausgezeichnet wären.

Mrs. Lätitia Lewis wurde, wenn das Licht und Kaminfeuer gelöscht waren, durch das heftigste Rasseln und Schleudern wie von einem wilden Thiere beunruhigt, und es erschien an ihrem Bette ein außerordentlich glänzendes Licht, das auch andere Personen in andern Zimmern sahen; eine Kerze entzündete sich selbst, die Fransen eines Sofas wurden auf die sonderbarste Weise zusammengebunden, ihre Kleider, welche sie auf diesem Sofa geordnet ablegte, waren am Morgen beständig mit auf die wunderlichste Weise verkehrten Büchern u. s. w. vermengt, auf dem Glase eines Bücherschränkchens erschien der genaue Abdruck der Hand eines Skelets. Als sie ihre in einer andern Stadt wohnende Schwester besuchte, ertönten auch dort an Thüren und Wänden laute Schläge und ihre Kleider waren wie früher in Unordnung. Dann bemerkte sie nichts mehr, aber im ersten Briefe, den sie zu Paris von ihrer in Stradey verheiratheten Tochter erhielt, klagte diese über das laute Klopfen bei Tage und noch mehr bei Nacht, das binnen 14 Tagen immer heftiger wurde. Als sie einmal zu schreiben begann, wurde sie zu ihrer Furcht und Verwunderung gezwungen, unverständliche Buchstaben und Worte zu schreiben, bis zuletzt der leserliche Satz kam: „Wirst du zu glauben anfangen, daß ich gegenwärtig bin? Mein Geist ist unruhig, bis ich mein Geheimniß geoffenbart habe. Benjamin Way.“ Sie fragte dann: „Bist du Onkel Ben?“ Und die Antwort war: „Ja, ja, theures Kind.“ Auf viele Fragen wurde stets die Antwort geschrieben: „Du mußt mich nicht quälen, geh zum Teufel!“ Die Tochter weinte tagelang, war außer sich, und ihr Weinen plagte den Geist so sehr, daß ihr die Klopflaute je länger je mehr überall hin folgten, und als sie wieder schrieb, kamen die Worte: „Was, du weinst schon wieder? Du quälst mich so sehr', du liebes, theures Kind, nimm es mir nicht übel.“ Die Absicht des Geistes war, seinen Letzten Willen mitzutheilen, der in einem großen Blechkästchen aufbewahrt sei, und er kam zuerst zu seiner Lieblingsschwester Lätitia Lewis, dann, weil diese so beunruhigt war, zu ihrer Tochter. Diese bat ihn nun, einer Sitzung in der Nähe von Manchester beizuwohnen, wo das Medium die Frau eines Geistlichen war. In der ersten Sitzung ward diese, deren Hand überaus heftig auf den Tisch geschlagen wurde, fast ohnmächtig; in einer folgenden wurde der Geist befragt, ob er der gleiche wäre, der zu kommen versprochen habe. Er behauptete dieses und schrieb seinen Namen Benjamin Way, von welchem das Medium und ihr Mann nichts gehört hatten, zeichnete dann auch das Bild des Blechkästchens.

Mr. und Mrs. Burns waren bei einem Spiritualistencirkel in Mr. Mylne's Hause; Mrs. Burns sagte, daß eine weibliche Gestalt neben ihrem Mann stehe, und beschrieb diese, welche behauptete Mr. Burns verwandt zu sein, genau, er hingegen bestritt, daß er eine solche Verwandte habe. Einige Monate darauf besuchte Mr. Burns seine Aeltern in Ayrshire mit seiner Schwägerin Miß Mary, welche nicht bei Mylne gewesen war. Man hielt eine Sitzung, und Miß Mary beschrieb dieselbe Gestalt als zwischen ihm und seiner Mutter stehend: es sei eine nahe Verwandte, die durch seine literarischen Kenntnisse angezogen würde, was Burns abermals für Irrthum erklärte. Seine Mutter hingegen, nachdem sie die Beschreibung der Gestalt gehört, sagte, sie lasse sich auf ihre einzige vor 70 Jahren gestorbene Schwester beziehen, die ein frühreifes, leidenschaftlich in Bücher verliebtes Kind war und noch ganz jung starb, von deren Existenz Burns nie etwas gehört hatte. Sobald seine Mutter diese Thatsache anerkannte, that der Geist Aeußerungen des Beifalls und Vergnügens.

Der französische Generalconsul Léon Favre Clavairoz, ein Bruder des berühmten Jules Favre, war 1826 durch einen Seekrebs, der in einem grünspanhaltigen Kupfergefäß gekocht worden war, vergiftet worden und litt ganze 42 Jahre lang schwer daran, sowol in Paris als in Bolivia, auf den Höhen der Cordilleren wie in Tampico und in Korfu, wo ihn nach vielen andern Aerzten Dr. Cogevina behandelte. Als dieser die vielfachen Schmerzen und heftigen Krämpfe ebenso wenig beseitigen konnte, setzte er sich mit einem Medium in Verbindung, das von dem Geiste eines Arztes inspirirt war, aber bald starb, wo dann der Geist auf ihre Nichte, eine junge Lehrerin, überging und dieser anzeigte, daß er ein Arzneimittel für Cogevina's Patienten Clavairoz gefunden habe, das außer innern Mitteln in einer besondern Anlegung des elektrischen Apparats von Mansdorf bestand. Der Geist nannte sich Giacomo Giaferro und wollte 1510 in Verona als Arzt gestorben sein. Er erklärte nach drei Monaten, die Krämpfe würden nicht wiederkehren, setzte aber noch einige Zeit die Behandlung fort, und Clavairoz behauptet, er sei nach zweiundvierzigjährigen Leiden und dem vergeblichen Gebrauch aller Mittel durch ihn geheilt worden. Eines Abends um 10 Uhr, noch während der Krankheit, als ein Krampf kam, rief im Geiste Clavairoz den Giacomo inständig herbei, wurde von ihm magnetisirt, und der Krampf verschwand. Am andern Morgen empfing er von jenem Medium, der Lehrerin Caterina, ein Billet, worin sie ihm anzeigte, gestern Abend um 10 Uhr in einer einem Kranken bewilligten Sitzung habe Giaferro durch sie plötzlich geschrieben: „Ich muß euch verlassen, um zu meinem Freunde Clavairoz zu gehen, der mich ruft“, und sei verschwunden.

Man sieht aus diesen wenigen Beispielen, daß die Phänomene des modernen Spiritualismus wesentlich mit jenen übereinstimmen, welche, durch die ganze Geschichte und bei allen Völkern eintretend, der Referent unter dem Namen der „mystischen“, d. h. der geheimnißvollen, von uns wenigstens bisjetzt noch kaum begriffenen zusammengefaßt hat. Was die speciell spiritualistischen betrifft, so haben sie mit elementaren Anfängen begonnen, ähnlich wie auch auf andern Gebieten zuerst nur Einfaches und Weniges wahrgenommen wurde, dann sich eine immer reichere Fülle aufgeschlossen hat. Die schon in frühern Jahrhunderten gehörten Klopftöne sollten im gegenwärtigen auf Betrug, Sehnenschnellen u. s. w. zurückgeführt werden, während sie nach der Meinung der Spiritualisten eben das ursprünglichste und einfachste Mittel für die Kundgebung unsichtbarer geistiger Wesen sind. Dann zerbrach man sich den Kopf, um das Tischrücken zu erklären, und

blieb häufig bei diesem und den Klopflauten stehen, die viel wichtigern andern Phänomene ignorirend oder sie etwa durch Taschenspielerei erklärend, als wenn Klopflaute und Tischrücken, beide nur Mittel zur Mittheilung, das Wesentliche der Sache wären. Man sprach von unbewußter Muskelwirkung und Cerebration, auch viel von Elektricität, während doch Varley, wie gesagt, die Wirkung letzterer hierbei schon früh widerlegt hatte. Der berühmte Taschenspieler Bosco äußerte gegen den bekannten Schriftsteller Trollope, es sei ganz unmöglich, Phänomene wie die bei Home durch Taschenspielerei zu erzeugen.

Von der Untersuchung durch Comités ist nicht sehr viel zu erwarten; sie können fast nur Zeugnisse sammeln, wie sie von Einzelnen oder von Privatcirkeln geliefert werden. Emma Hardinge, Shorter, Howitt, Dixon, Wilkinson haben schon hervorgehoben, daß Comités mit ihrer Entscheidung es keiner Partei recht machen können, indem die Spiritualisten von ihnen die Anerkennung ihrer Ansicht erwarten, die Gegner deren Verwerfung, die Erweisung der Thatsachen als Betrug oder Täuschung u. s. w. Miß Hardinge meint, das Gefühl der Verantwortlichkeit werde immer beengend auf das Urtheil eines Comité wirken und die materialistische Gesinnung vieler Gelehrten störend in die Manifestationen eingreifen. Sicher ist, daß man an diese Dinge nicht den Maßstab des gewöhnlichen Geschehens legen darf, weil die Causalität wie die Modalität der Vorgänge von ganz verschiedener Art sind. Wer nicht sich zu erheben vermag über die gewöhnliche Anschauung und die uns geläufigen Begriffe, dem müssen die magischen Vorgänge als unmöglich und widersinnig erscheinen. Das Gleiche ist der Fall, wenn man die Methode der sogenannten exacten Wissenschaft hier anwenden wollte, welche ja auch auf derselben Anschauung und Schlußfolgerung ruht wie das gewöhnliche Leben, aber diese in präciser und streng logischer Fassung ausspricht. Wir stehen hinsichtlich der mystischen Erscheinungen vor einer erstaunlichen Fülle von Thatsachen sui generis, die nach ihrer besondern Wesenheit aufgefaßt und beurtheilt werden müssen. Hat man es bei einem Theile derselben, wie die Spiritualisten annehmen, mit fremden geistigen Wesen zu thun, so ist klar, daß man hier nicht Bedingungen vorschreiben kann wie in der Experimentalphysik, Chemie und Physiologie, wo es sich um materielle Vorgänge handelt; jene supponirten bewußten Wesen lassen sich nicht durch uns bestimmen, sondern beeinflussen im Gegentheil uns, auch kennen wir die Gesetze ihres Lebens und Wirkens nicht.

Der Glaube an unsichtbare intelligente Wesen ist fast so alt als das Menschengeschlecht, findet sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten, und viele der weisesten und edelsten Menschen haben ihn gehegt. Ebenso allgemein ist der Glaube an die persönliche Fortdauer der menschlichen Seelen, dem sich die Annahme einer möglichen Einwirkung unter besondern Umständen der Verstorbenen auf die Lebenden ungezwungen anschließt. Dieser aber und nichts anderes ist das Wesen des vielfach angefochtenen und für absurd erklärten Spiritualismus. Was denselben in den Augen vieler sonst verständiger Menschen in Misachtung bringt, sind die mancherlei Misbräuche, die übertriebene Werthschätzung von Kleinigkeiten, der unmäßige Cultus mit Sitzungen, bei welchen häufig doch so wenig herauskommt. Man kann nicht leugnen, daß viel Unbedeutendes, selbst Thörichtes in diesen Sitzungen zu Tage tritt und daß von Zeit zu Zeit auch Betrüger entlarvt werden. Manche Spiritualisten sind so beschränkt und in ihren Glauben verrannt, daß sie eine unaufhörliche Eingebung von seiten Verstorbener wähnen, auch die geringsten und gewöhnlichsten Handlungen des Alltagslebens durch sie inspirirt glauben und dadurch ein Armuthszeugniß für ihre eigene Vernunft ausstellen. Diese Vorkommnisse dürfen indeß um so weniger eine Instanz gegen den Spiritualismus überhaupt bilden, wenn wir bedenken, wie kenntnißlos und unverständig unzählige Menschen über Vorgänge in der Natur, über geschichtliche und politische Verhältnisse alltäglich sprechen. Was aber von den Lebenden, gilt, vom Boden der spiritualistischen Hypothese ausgesprochen, auch von den Verstorbeuen, da es eins der gewöhnlichsten und größten Vorurtheile ist, daß mit dem irdischen Tode eine höhere Vollkommenheitsstufe ganz von selbst und mit einem Sprunge gewonnen werde, der ganz unmotivirt wäre und allen Gesetzen der Entwickelung widerspricht, nach welchen höhere Vollkommenheit immer nur durch Kampf und allmählich erreicht wird. Es werden daher bei den Hingeschiedenen nahe dieselben Fehler und Untugenden vorkommen wie bei uns; Wahrheit und Lüge werden vermischt sein; es wird auch nicht an solchen fehlen, welche sich in Täuschung und Irreleitung gefallen. Clavairoz wurde in Amerika von den „Geistern“ einmal drei Monate lang über das Schicksal in Europa lebender Freunde auf das ärgste mystificirt, und ein später gekommener Brief zeigte, daß an dem ganzen Roman nicht ein wahres Wort war.

Unter den Spiritualisten befinden sich neben unzähligen unbedeutenden Personen eine Anzahl denkender Männer und auch Frauen, welche zum Theil ihre Befähigung zur Beurtheilung von Phänomenen auch auf andern wissenschaftlichen Gebieten erwiesen haben, wie der Richter Edmonds, die Physiker Hare und Varley, der Chemiker Crookes, der Naturforscher Wallace, der Schriftsteller Epes Sargent und manche andere. Varley glaubt an Geister, „weil er sie mehrmals deutlich gesehen, ihm Dinge mitgetheilt wurden, welche dem Medium unbekannt waren, ihm durch Geister ganz vergessene Dinge wieder in das Gedächtniß gerufen und künftige verkündet wurden; Mrs. Varley sieht und erkennt oft Geister, besonders im verzückten Zustande. Er meint aber doch, daß viele Phänomene von den Geistern der lebenden Anwesenden ausgehen und verursacht werden. In der Wissenschaft könnten uns die Geister nicht vorwärts bringen, weil Worte nur unvollkommene Mittel zur Mittheilung neuer Ideen sind; die Geister theilen sich ihre Ideen ohne Worte augenblicklich mit; telegraphiren sie den Menschen durch Somnambulen und Ekstatische, so versenken sie ihre Gedanken in den Geist dieser, und das Medium übersetzt ihn dann durch sein Gehirn in Sprache, „sodaß wir nur eine schlechte Uebersetzung eines Gegenstandes erhalten, den der Uebersetzer selbst nicht kennt“. Léon Favre Clavairoz hat die tiefe Ueberzeugung gewonnen, „daß die spiritistischen Phänomene von den Seelen der Verstorbenen hervorgebracht werden und nur durch sie hervorgebracht werden können“, und Home ist „durch die erhaltene Belehrung zur Mei-

nung gekommen, daß wir genau so, wie wir hier entschlummern, in der andern Welt wieder erwachen, daß Wesleyaner, Swedenborgianer, Moslems auch dort bleiben, was sie hier waren. Zeigen sie sich den Lebenden, so werden öfters auch Wundmale und Costüm zur Erhärtung der Identität gezeigt." Crookes, der in den letzten Jahren so viele Versuche angestellt, der wie kaum ein anderer so ausgezeichnete Medien wie Kate Fox und Miß Florence Cook nebst der bei letzterer erscheinenden „materialisirten" Katie King halbe Jahre lang beobachtet hat, gesteht in einem Briefe an eine russische Dame (Akfákow's „Psychische Studien", 1875, Heft 5), daß es ihm noch nie gelungen sei, die Identität mit den Personen herzustellen, für welche sich die Erscheinungen ausgeben.

Alles, wovon ich überzeugt bin, ist, daß unsichtbare intelligente Wesen existiren, welche die Geister abgeschiedener Personen zu sein vorgeben; aber die Beweise, welche ich dafür fordere, habe ich noch niemals erhalten, obgleich ich zuzugeben geneigt bin, daß viele meiner Freunde die gewünschten Beweise wirklich erhalten zu haben erklären und ich selbst schon mehrere male dieser Ueberzeugung ganz nahe gewesen bin.

Wenn sonach Crookes den Beweis nicht erhalten hat, daß die Todten wiederkehren und mit uns in Verbindung treten können, und das große Problem eines zukünftigen Lebens für ihn „ein noch ebenso undurchdringliches Geheimniß ist, als es jemals war", so hält hingegen Epes Sargent in seinem guten Buche „The Proof palpable of Immortality" (Boston 1875) die Identität für erwiesen und führt hierfür eine ziemliche Zahl von Beispielen an. Bei der gegenwärtigen Sachlage ist dieses freilich eine der Hauptfragen.

Wollte man die Hypothese der Spiritualisten annehmen, daß es die Geister der Dahingeschiedenen sind, welche einen großen Theil der Phänomene hervorbringen, so müßte man, um jene Hypothese mit den Thatsachen in Einklang zu bringen, zunächst voraussetzen, daß es im Entwickelungsgesetz der Menschheit begründet sei, eine etwas deutlichere Verbindung der Lebenden und Geschiedenen in deren beiderseitigem Interesse herbeizuführen, und daß hierfür jetzt die Zeit gekommen sei. Ist dieses wirklich der Fall, so konnten sie, um ihre Existenz zu erweisen, kaum anders als mit sinnlichen Manifestationen beginnen, den Hör- und Sehsinn afficiren. Hätten sie sich (wie übrigens zu allen Zeiten geschehen sein mag) blos auf geistige Eingebungen beschränkt, so würde es kaum möglich geworden sein, diese von unsern eigenen Vorstellungen zu unterscheiden. Daß gerade diese bestimmte Form sinnlicher Kundgebung eingehalten wird, mag auf dem Können und Vermögen jener Unsichtbaren und auf der ihrem Thun vorgezeichneten Gesetzmäßigkeit beruhen; sie geben sich kund auf die ihnen mögliche Weise und wie die ihnen verliehenen Kräfte es eben gestatten. Ein Rechtenwollen, ein Vorschreiben von Bedingungen wäre hier ebenso unverständig als vergeblich.

Dann müßte man annehmen, daß das empirisch gewordene und individuell geartete Wesen der Seele sich nach dem Tode gleichbliebe, daß jedoch in ihr die gebundenen magischen Kräfte freiwerden und sie befähigen, in einer andern Weise als durch den gegenwärtigen körperlichen Organismus auf Körper und Geister zu wirken und, weil mehr oder minder hellsehend, auch Dinge wahrzunehmen, die den Körpersinnen und dem discursiven Verstande verhüllt sind, alles nach den in dieser Sphäre des Seins geltenden, uns bisjetzt noch verborgenen Gesetzen. Aus diesen würde sich ferner erklären, warum die offenbar für die unsichtbaren Wesen schwierige, in zahlreichen Fällen kaum mögliche Einwirkung auf die Lebenden häufig so unvollkommen und fragmentarisch und warum sie meistens nur im verzückten Zustande möglich ist. Dieser ist nämlich bereits eine Annäherung an den leibfreien jenseitigen, ein temporäres Freisein von dem materiellen Leibe, und die geistigen Wesen werden mit den Lebenden, welche sich in diesem Zustande befinden, annähernd doch lange nicht so vollkommen wie unter sich verkehren können, weil für beide Theile Schranken aufgerichtet sind und Schwierigkeiten bestehen, die oft nur ein länger fortgesetzter Verkehr theilweise überwinden kann. Zeigen sich jene Wesen sichtbar in der auf der Erde gehabten Gestalt, so könnte dieses doch nur geschehen, indem sie dieselbe aus der Erinnerung reproduciren, was etwa so ist, als wenn jemand aus dem Gedächtniß eine von ihm gekannte Person malen sollte; und weil in der Regel solches Schauen nur in einem ekstatischen Zustande vorkommt, in welchem man sozusagen mit dem innern Auge sieht, anders als im gewöhnlichen Zustande, so wird es sehr oft schwerhalten, die gesehenen Gestalten als die zu erkennen, für welche sie zu halten man Grund hat oder als welche sie sich ausgeben, und somit wird die Identität auch nach dieser Seite oft zweifelhaft bleiben.

Es gibt sicher eine Anzahl höchster und letzter Probleme, deren Lösung die Kräfte des menschlichen Verstandes nie gewachsen sein werden, ich möchte aber nicht behaupten, daß das hier Besprochene unbedingt zu jenen gehöre, glaube vielmehr die Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß die Forschung dahin gelangen werde, es in positivem Sinne zwar nicht zur Gewißheit eines mathematischen Axioms, nicht zur jeden Zweifel ausschließenden Wahrheit, was vielleicht nicht sein soll, aber zu einem solchen Grade der Wahrscheinlichkeit zu erheben, mit welchem sich bescheidene Gemüther befriedigen können. Dieses Resultat herbeizuführen, wird das Verdienst ernster und besonnener Arbeiten auf unserm Gebiete sein, zu welchen unbedenklich auch die Berichte des Comité der Dialektischen Gesellschaft zu zählen sind.

Maximilian Perty.

Eine neue Auflage von Meyr's „Erzählungen aus dem Ries".

Erzählungen aus dem Ries. Von Melchior Meyr. Dritte Auflage. Vier Bände. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 24 M.

Graf Bothmer, der bairische Generalstabschef im französischen Kriege, der jüngst das Buch „Melchior Meyr. Biographisches, Briefe, Gedichte" aus dem Nachlaß des ihm befreundeten Schriftstellers und nach seinen Erinnerungen veröffentlicht hat, begleitet diese dritte Auflage der „Erzählungen aus dem Ries" mit einigen einleitenden Worten, die darauf hinweisen, daß sie die erste Ausgabe ist, welche sämmtliche Dorfgeschichten Meyr's bringt, indem noch zwei in spätern Jahren gedichtete hinzugekommen: „Georg" und „Der schwarze Hans". Sie stehen im vierten Bande, und gerade sie sind beachtenswerth, indem in der erstern Meyr in der Schilderung eines dämonischen Kraftmenschen, eines Don Juan auf dem Lande, das tragisch Erschütternde neben das idyllisch Anheimelnde stellt, das zumeist in seinen Bildern aus dem Bauernleben uns anspricht, und da, wir dürfen es jetzt wol verrathen, des Dichters eigener Vater es war, der zum Georg durch seinen Charakter und seine Schicksale den Stoff geliefert hat. So wird den Besitzern der frühern Auflagen der vierte Band eine willkommene Ergänzung sein.

Meyr selbst sagt einmal, daß bei ihm, dem Schwaben aus dem Ries, charakteristisch genug der Geist erst mit dem vierzigsten Jahre zur Herrschaft über den Stoff gekommen sei; das hing gewiß damit zusammen, daß der wissenschaftliche und künstlerische Trieb, die poetische und philosophische Begabung sich entwickeln und dann ins Gleichgewicht setzen mußten, damit sie einander nicht mehr störten, sondern förderten. Der ethisch religiösen Bildung des Dichters verdanken diese Erzählungen, daß stets der Schluß befriedigt, daß die poetische Gerechtigkeit geübt und ein menschheitlich bedeutender Gedanke in der Entwickelung durchgeführt wird. Darum reizen und spannen sie nicht blos einmal die Neugier, um dann beiseitegelegt zu werden, sondern sie laden zu wiederholter Betrachtung ein, und diese steigert den Genuß. Es liegt ein lehrhafter Zug in Meyr's Wesen, er will bildend und veredelnd wirken; er ist nie Mode gewesen, er hat nie mit Auffallendem, Ungeheuerlichem Sensation gemacht, dafür aber hat er ein echtes deutsches Familienbuch geschaffen.

Meyr hat selbst einmal sich darüber ausgesprochen, daß ihm die Dichtung eine Frucht des Lebens war. Wie mächtig auch die großen Dichter ihn in der Jugend ansprachen, noch reizender und beglückender erschien ihm die Natur, das reiche, feurige, freudige und auf der andern Seite tragische, räthselvolle Leben selber. Auf dem Lande erwachsen und auch als Mann unter dem Volke seiner Heimat heimisch geblieben und doch zugleich mit den größten Denkern, Forschern, Künstlern seiner Zeit im Freundschaftsbunde, wußte er den Humor wie die Poesie der Wirklichkeit, das Kleine wie das Große, frisch aufzufassen und treu festzuhalten. So drängte es ihn, das Selbstempfundene, Miterfahrene darzustellen. Er berichtet:

> Ich nahm die Geschicke, die den Grundstock der Erzählung bilden sollten, aus dem Leben und gestaltete sie nach den Forderungen des ästhetischen und ethischen Standpunktes, welcher der meinige geworden. Die Menschen sollten wirkliche Menschen der Zeit und nur schilderneswerthe, in sich selber vollendete und ins rechte Licht gestellte Menschen sein. Sie sollten in den Verhältnissen und im Charakter ihres Standes auftreten, und nach den Forderungen der Kunst ausgeführt sein. Man sollte in den Abbildern zugleich erkennen, wie die Menschen sind und wie sie sein sollen. Den wirklichen Menschen sollten darin Ideale gestellt sein, keine phantastischen, sondern erreichbare, in natürlicher Entwickelung zu erreichende. Und die Erzählung sollte darum auch eine Tendenz haben, wie das Leben selber eine Tendenz hat und wie wir alle nicht zu bleiben gedenken, was wir sind, sondern uns verbessern wollen und vollenden im Hinstreben nach einem höchsten Ziele der Entwickelung. Kurz, der Stoff der Erzählung sollte dem Leben, der Gedanke der geistigen Cultur der Gegenwart entnommen, und die Erzählung selber ein Kunstwerk, damit aber ein Buch für die Gebildeten und Bildungsfähigen sein, entworfen und geschrieben zu einer tiefer eingehenden wiederholten Betrachtung.

Die Wirklichkeit tritt uns doch immer nur als ein Ausschnitt aus größerm Ganzen, als ein Bruchstück oder Stückwerk entgegen; darum soll sie der Dichter zu einem harmonischen Ganzen gestalten, das uns den innersten Sinn der Welt enthüllt; das Warum soll durch ihn schon hier klar und offenbar werden, indem wir den Personen in das Herz sehen, indem das Triebwerk der Ereignisse uns aufgeschlossen wird und im Einzelgeschick die sittliche Weltordnung unmittelbar zur Erscheinung kommt.

Jeder Leser hat seine Lieblinge; die meinigen unter Meyr's Dorfgeschichten sind die „Lehrerbraut" und „Regina". Die erstere hat das gleiche Thema mit Auerbach's „Professorin"; aber die gute Natur des Landmädchens rettet sich hier aus der für sie verkehrten Umgebung; wie sie heimwandert aus der Stadt, innerlich befreit, aber äußerlich in Bedrängniß, und sich dann ein dauerndes Lebensglück verdient, das ist meisterhaft geschildert. Regina erinnert an die alten Heldenfrauen, die dem Gemahl freiwillig nachstarben; das germanische Heidenthum mit seiner trotzigen Selbstkraft und der christlich gottergebene Sinn werden in der Seele einer Bäuerin in Gegensatz und zur Versöhnung gebracht.

Moritz Carriere.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Aus den Besprechungen der „Saturday Review" vom 17. Juli sind nur wenige für die Spalten d. Bl. verwendbar, und diese wenigen sind äußerst kurz gefaßt. Nach einem etwas längern Referat über „Kant und Darwin. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelungslehre" von Fritz Schulze heißt es von „Ueber die Grenzen der mechanischen Naturerklärung" von G. Freiherrn von Hertling: „Seine Widerlegung des Materialismus ist eine klare und gewandte Darlegung der Beweisgründe auf der andern Seite der Frage, denen sie jedoch, wie zu erwarten war, kaum einen neuen von Bedeutung hinzufügt."

„Berthold Auerbach's neueste Novellen «Drei einzige Töchter»", heißt es dann, „sind, was die Handlung betrifft,

nicht sehr angenehm und tragen zu deutliche Spuren der absichtlichen Zubereitung für den Büchermarkt; nichtsdestoweniger aber sind sie von hoher Vollendung im Stil, klar und wirksam in der Erzählung und sehr lesbar."

Eine andere Notiz bespricht „Fridolin's heimliche Ehe" von A. Wilbrandt in folgenden Worten: „Es ist einer jener eigenthümlich deutschen Versuche, humoristisch zu sein, welche den Lesern anderer Nationen zu weit hergeholt und dem Grotesken zu nahe verwandt scheinen, um wirklich unterhaltend zu sein. Obgleich indessen der eigentlich beabsichtigte Witz fehlschlägt, so ist es doch unmöglich, unempfindsam gegen den im Buche wehenden heitern Geist zu sein, der bedeutenden Ersatz bietet."

„Die gesammelten Abhandlungen: «Zeiten, Völker und Menschen» von K. Hillebrand, erstrecken sich über ein weites Feld; waren sie aber auch alle da, wo sie zuerst erschienen, annehmbar, so kann man doch kaum sagen, daß ihr Wiederabdruck dringend nothwendig gewesen wäre. Die ausführlichsten sind zwei sehr tüchtige über Gervinus und Rahel und eine andere über den Fürsten Pückler-Muskau, die viel zu schmeichelhaft für diesen grundsatzlosen Gecken ist. Hillebrand's Specialität ist gründliche Bekanntschaft mit der italienischen Geschichte und Literatur, und es ist zu bedauern, daß die diesen Gegenständen gewidmeten Abhandlungen zu den flüchtigsten im Bande zählen. Die interessanteste ist ein Bericht über ein neues Licht in der italienischen poetischen Literatur, den Satiriker Carducci, von dem wir gern reichlichere Proben gesehen hätten."

Die letzte Notiz betrifft die „Deutsche Rundschau" vom Juni, und wird darin auf den Artikel über Heine als von besonderm Interesse hingewiesen.

In der „Academy" vom 24. Juli bespricht der Shakspeare-Forscher Dowden das diesjährige „Shakspeare-Jahrbuch" (X).

In derselben Zeitschrift vom 31. Juli bespricht Alfred Stern „Martin Luther, sein Leben und seine Schriften" von J. Köstlin, und E. Prout die „Briefe Moritz Hauptmann's an Franz Hausen", herausgegeben von A. Schöne, und in der Nummer vom 7. August berichtet H. Sweet über die „Neuen Forschungen über das Nibelungenlied seit K. Lachmann" von H. Fischer.

Als Curiosum sei erwähnt, daß ein Herr Aldenhoven in Gotha in einem Berichte über neueste deutsche Literatur in „The Academy" vom 12. Juni Rudolf Gottschall zum Verleger (Publisher) statt Herausgeber des „Neuen Plutarch" macht. Nach dem Ausdruck „unsere Literatur", dessen er sich von der deutschen bedient, muß er Deutscher sein, weshalb wir davon abstehen, sein Urtheil unter unserer Rubrik „Englische Urtheile" anzuführen.

Die „Westminster Review" vom Juli d. J. bespricht oder vielmehr referirt meistens einfach über die folgenden philosophischen Werke: „Die Naturphilosophie" von Gustav Biedermann; „Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus" von Heinrich von Stern; „Die Lehre von der praktischen Vernunft in der griechischen Philosophie" von Julius Walter; „Die Kunst in ihrer Beziehung zur Psychologie und zur Wissenschaft" von Eugen Dreher; „Grundzüge einer Aesthetik nach Schopenhauer" von Hermann Klee; „Wissenschaftliche Vorträge" von S. Rascher.

„Richardson, Rousseau und Goethe" von Erich Schmidt wird als eine „unterhaltende und belehrende Abhandlung" bezeichnet.

Von der zweiten Auflage von „Die Selbstzersetzung des Christenthums" von E. von Hartmann heißt es unter anderm: „Wir wundern uns nicht über die Popularität des Buchs. Die Kühnheit des Gedankens und Ausdrucks, die Geschicklichkeit seines ruhigen Spottes, die allgemeine kritische Kraft und das Darstellungstalent des Verfassers sowie die autoritätische Entschiedenheit seiner Urtheile sind nicht leicht zu übersehende Empfehlungen. Man kann zwar einem solchen Werke keinen unbedingten Beifall schenken; es ist aber eine Befriedigung, zu erfahren, was die wirklichen Schlüsse sind in Betreff der Religion der Gegenwart und noch mehr der Religion der Zukunft, zu denen ein furchtloser und unabhängiger Denker wie Hartmann gelangt ist."

Unter „Geschichte und Biographie" sind nur T. von Bernhardi's „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—31" und W. S. Teufel's „Geschichte der römischen Literatur" erwähnt. Von ersterm Werke heißt es mit Hinblick auf das kürzlich in England erschienene „Life and Times of Alexander I." von C. Joyneville: „Es hat nicht den lebhaften und malerischen Stil, welcher das englische Werk erleuchtet, enthält aber einen Bericht über den Gang der Ereignisse und dürfte für den Forscher sogar nützlicher sein als Joyneville's Werk, es sei denn, daß er den betreffenden Zeitraum allein studiren wolle. Die vorliegende Geschichte beabsichtigt, einen an und für sich klaren Ueberblick der zahlreichen Bündnisse und Verwickelungen zu geben, welche die russische Politik so schwer verständlich gemacht haben. Es ist eine Art Buch, wie es in England selten gelesen und viel seltener geschrieben wird als in Deutschland. Es ist nicht ohne eine eingestandene Parteilichkeit, denn der Verfasser fühlt, daß Deutschland sich noch inmitten eines Kampfes, welcher, wie er sagt, im 16. Jahrhundert begonnen ward — wir würden ein früheres Datum angegeben haben —, des Kampfes zwischen Ultramontanismus und dem Geiste des aufgeklärten Deutschland, befindet."

Unter „Belles Lettres" wird diesmal nicht ein einziges deutsches Werk besprochen.

Bibliographie.

Das Beamten-Elend in Galizien. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 50 Pf.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. XIV: Einleitung in das Studium der Sociologie. Von H. Spencer. Herausgegeben von H. Marquardsen. 2 Thle. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Brasch, M., Moses Mendelssohn. Lichtstrahlen aus seinen philosophischen Schriften und Briefen. Nebst Biographie und Charakteristik Mendelssohn's. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M.

Delff, H. K. H., Cultur und Religion. Die Entwickelung des humanen Bewußtseins historisch und philosophisch betrachtet. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 10 M.

Gasser, A., Der Andres und das Ammichen. Eine Westerwälder Dorfgeschichte. Frankfurt a. M., Hamacher. 1876. 8. 1 M.

Unsere geistige Gefangennahme durch Preußen. Wien, Meyer. Gr. 8. 80 Pf.

Hegel, C., Die Chronik des Dino Compagni. Versuch einer Rettung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 M.

Hoelemann, H. G., Die Reden des Satan in der heiligen Schrift. Eine exegetisch-rhetorische Analyse und ethische Zeitspiegelung. Neueste Bibelstudie. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 6 M.

Jastram, H., Zur Geschichte und Praxis des Realunterrichts in der Volksschule. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Joseph in Aegypten oder die verfolgte Unschuld in ihrem Triumphe. Schauspiel. Paderborn, Bonifaciusdruckerei. Gr. 16. 45 Pf.

Kaiser, B., Die nationale Aufgabe der Volksschule. Eine mit dem ersten Preise gekrönte Preis-Arbeit. Schwäbisch-Gmünd, Aman. 1874. Gr. 8. 1 M.

Kißling, H. K., Die Schwarzwaldbahn, ihre Umgebung und deren Industrie. Nach Quellen und eigener Anschauung geschildert. Donaueschingen, Pinne. 8. 1 M.

Koenig, H., Ausgewählte Romane. Bd. 4: Regina. 3te Aufl. Bd. 5 u. 6: Hedwig, die Waldenserin. 3te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Krembs, B., Ueber Gottfried August Bürger's Stellung zur Litteratur seiner Zeit. Inaugural-Dissertation. Oberlahnstein. Gr. 8. 40 Pf.

Lehmann, E., Bilder aus dem Leben Jesu. Biblische Vorträge. Leipzig, Hinrichs. Br. 8. 2 M. 50 Pf.

Lindau, P., Vergnügungsreisen. Gelegentliche Aufzeichnungen. Stuttgart, Simon. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.

Madvig, J. N., Kleine philologische Schriften. Vom Verfasser deutsch bearbeitet. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 14 M.

Der Materialismus der Gegenwart, vom Standpunkte des Rationalismus betrachtet. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 50 Pf.

Mels, A., Unsichtbare Mächte. Historischer Roman aus der Gegenwart. 2te Abth. 5 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 12 M.

Rodbertus-Jagetzow, Zur Beleuchtung der socialen Frage. I. Unveränderter Abdruck meines zweiten und dritten socialen Briefes an v. Kirchmann, enthaltend einen compendiösen Abriss meines staatswirthschaftlichen Systems, nebst einer Widerlegung der Ricardo'schen und Ausführung einer neuen Grundrententheorie. Berlin, A. Schindler. Gr. 8. 4 M.

Schottmüller, K., Fehrbellin. Berlin, C. Heymann. 8. 1 M. 50 Pf.

Spinoza, Ethik. Im Urtexte herausgegeben und mit einer Einleitung über dessen Leben, Schriften und Lehre versehen von H. Ginsberg. Leipzig, Koschny. 8. 2 M.

Staffelbach, J., Fislisbach, Dorf und Pfarrgemeinde im Aargau mit Streiflichtern in die Zeit und Umgebung Luzern, Räber. Gr. 8. 2 M.

Tandler, J., Spruchbüchlein. Wien, v. Waldheim. 16. 1 M. 80 Pf.

Waller, H., Letzte Reise von David Livingstone in Centralafrika von 1865 bis zu seinem Tode 1873. Vervollständigt durch einen Bericht über seine Leiden und letzten Augenblicke nach den Erzählungen seiner treuen Diener Chuma und Susi. Rechtmässige deutsche Ausgabe, besorgt von J. M. Boyes. 2ter Halbbd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 5 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 36. —— 2. September 1875.

Neue Studien von Karl Rosenkranz.

Neue Studien von Karl Rosenkranz. Erster und zweiter Band. Leipzig, Koschny. 1875. Gr. 8. 20 M.

Wenn auch die Hegel'sche Philosophie bei weitem nicht mehr die bevorzugte Stellung einnimmt, deren sie sich zur Zeit des Ministers Altenstein rühmen konnte, und die moderne Fachgelehrsamkeit zu vielen von der Wissenschaft des Absoluten aufgestellten Behauptungen bedenklich den Kopf schüttelt, so erscheint es doch durchaus einseitig, in das Verdammungsurtheil einzustimmen, welches namentlich seit dem Aufkommen der Schopenhauer'schen Philosophie von den Anhängern des pessimistischen Denkers über die Lehre Hegel's ausgesprochen zu werden pflegt. Es kann keine Frage sein, daß die unmittelbare Gegenwart in der Schätzung des berliner Philosophen ebenso zu tief, wie in derjenigen des frankfurter Philosophen zu hoch greift. Je mehr die leidenschaftliche Erregung erhitzter Parteien der ruhigen Besonnenheit Platz macht, welche die Wissenschaft zur Lösung ihrer Probleme unerbittlich erfordert, desto mehr muß es gelingen, die beiderseitigen Lehren, welche im diametralen Gegensatz zueinander stehen, in ihrer relativen Berechtigung zu erkennen und den sich aus ihnen ergebenden Wahrheitskern für die Fortentwickelung der deutschen Philosophie zu verwerthen. Die Thatsache, daß sich ein so tiefer Denker wie Eduard von Hartmann bei dem Aufbau seiner Philosophie des Unbewußten auf die beiden großen Apostel des Optimismus und Pessimismus stützt, spricht deutlich für die in Aussicht stehende Versöhnung beider Parteien.

Zunächst gibt es allerdings hüben und drüben noch genug energische Kämpfer, welche ihre in der philosophischen Arena eingenommene Stellung festzuhalten suchen. Die Hegel'sche Philosophie besitzt namentlich in Karl Rosenkranz eine Kraft, die sich bis zur Gegenwart eine seltene Frische bewahrt hat. Der königsberger Philosoph, ausgezeichnet durch ein über alle Kreise des modernen Lebens ausgebreitetes Wissen, eine quecksilberne Beweglichkeit des Geistes, die überall für freudige Bewegung sorgt, eine feinsinnige ästhetische Beanlagung, durch welche es ihm in glänzender Weise gelingen konnte, die Idee des Schönen auch weitern Kreisen zu vermitteln, hat das Werk seines Lehrers mit liebevoller Hingabe fortgesetzt und nicht nur Lücken in dem System auszufüllen, sondern auch dasselbe in beständiger Fühlung mit dem wissenschaftlichen Fortschritt zu erhalten gesucht. Wenn manche sterilen Köpfe die Philosophie des Absoluten in dem Sinne eines geistertödtenden Schematismus auffaßten und gedankenlos auf des Meisters Worte schwuren, hat Rosenkranz, mit Vermeidung jedes unwürdigen Lamacultus, beständig gezeigt, daß er ein Schüler und kein Sklave Hegel's sei, dem er zwar in treuer Anhänglichkeit gefolgt ist, ohne jedoch dem Geiste förderlicher Kritik den ihm gebührenden Tribut zu versagen.

Einer so regsamen Natur wie Rosenkranz konnte es nicht genügen, immer nur mit dem schweren Geschütz in dem abgeschlossenen Kreise der Schule zu operiren, den allein eine geringe Schar mit dem ganzen Rüstzeuge der Terminologie Bewaffneter betreten durfte; vielmehr finden wir bei unserm Denker neben der esoterischen Thätigkeit, welche den Stempel des Horazischen „Odi profanum vulgus et arceo" an sich trägt, auch noch eine überaus reichhaltige exoterische, welche die schwerbeweglichen Barren der strengen Wissenschaft zu leichterer Münze ausprägt. Von diesen kleinern Arbeiten hatte Rosenkranz schon in den Jahren 1839—48 fünf Bändchen unter dem Titel „Studien" herausgegeben, und die jetzt erschienenen „Neuen Studien" setzen das durch die Revolution unterbrochene Unternehmen fort. Der erste Band enthält culturgeschichtliche, der zweite literaturgeschichtliche Abhandlungen.

Betrachten wir zunächst ganz allgemein die in der uns vorliegenden Sammlung gebotenen Gaben, so überrascht die encyklopädische Vielseitigkeit der Studien, von welcher dieselben Zeugniß ablegen. Wenige zeitgenössische Gelehrte

dürfen sich eines so ausgedehnten Wissens rühmen, wie es Rosenkranz besitzt, dessen erstaunliches Gedächtniß dabei die reichen Schätze in lichtvoller Uebersicht zu erhalten weiß. In seinem geistigen Atelier herrscht eine saubere Ordnung, die jedem Gegenstande ein besonderes Fach anweist und nichts von dem wüsten Durcheinander wissen will, welches die Lektüre mancher schriftstellerischen Erzeugnisse selbst von ausgezeichneten Forschern zu einer wenig erquicklichen Arbeit macht.

Bei dem großen Wissensgebiete, auf welchem sich die Abhandlungen bewegen, dürften sich von mancher Seite Befürchtungen wegen der vollständigen geistigen Beherrschung jedes einzelnen Themas geltend machen. Uns erscheint jedoch eine umfassende Breite des Studiums für einen Philosophen, welcher die Wahrheit in der Totalität der Erscheinungen zu ergründen hat, unumgänglich erforderlich, da es ihm ohne dieselbe schwerlich gelingen dürfte, sich aus der Froschperspective der Fachwissenschaft in die Aetherhöhen der durch keine Einseitigkeit beeinträchtigten Erkenntniß zu erheben. Im allgemeinen muß es bei Rosenkranz rühmend hervorgehoben werden, daß er auch bei Fragen, die einem ihm ferner liegenden Gebiete angehören, und bei deren Erörterung er sich damit begnügt, die philosophische Kritik zur Anwendung zu bringen, den Boden der gesunden Empirie nicht verläßt und die luftigen Regionen des Construirens meidet, welche die speculative Philosophie in so argen Miscredit gebracht haben.

Was die formelle Seite betrifft, so erheben sich die „Neuen Studien“ nur in einzelnen Fällen zu der künstlerischen Geschlossenheit des modernen „Essay“, von dem wir mit Anlehnung an das glänzende Muster Macaulay's auch in Deutschland treffliche Beispiele besitzen. Die Abhandlungen, welche Rosenkranz bietet, sind von mehr einfacher Haltung und wollen augenscheinlich nicht sowol durch den eleganten Schliff und oratorischen Pomp des englischen Geschichtschreibers blenden, als durch die endgültige Feststellung eines wissenschaftlichen Problems dem Leser eine nachhaltige Förderung seiner Einsicht verschaffen. Manche Studie wird vielleicht infolge dieses einfachen Ernstes und der Fülle des Stoffs, bei dessen Verarbeitung sich ein überflüssiger Zierath wol nur schwer anbringen ließ, trocken erscheinen, während andere Mittheilungen wegen ihres künstlerischen Gusses auch ein ästhetisches Interesse zu erregen vermögen.

Der erste Band, welcher die Studien zur Culturgeschichte enthält, wird durch einen kürzern Aufsatz über „Die Emancipation des Fleisches“ eingeleitet. Mit diesem vielgebrauchten Modewort bezeichnete man die Reaction, welche namentlich seit der Julirevolution gegen den überspannten Idealismus der romantischen Schule auftrat und mit frischer Natürlichkeit der einseitigen Vergeistigung der Wirklichkeit die Rechte des Sinnlichen entgegensetzte. Rosenkranz verfolgt diesen Proceß, wie er sich in den bedeutendsten literarischen Denkmalen offenbart, und führt Heine, Wienbarg, Laube, Mundt sowie den nur mit halber Berechtigung hierher zu zählenden Gutzkow an. Eine hervortretende Rolle spielte hierbei ferner die genialste Französin, George Sand, einerseits, deren erste Romane eine Physiologie der Ehe enthielten, und die Hegel'sche Philosophie andererseits, welche mit gesunder Energie das schwächliche Träumen nach dem Jenseits zu Gunsten der allseitigen Erforschung des Diesseits hinwegräumte und auch auf die genannten deutschen Dichter und Schriftsteller mannichfach befruchtend eingewirkt hat. Die Emancipation des Fleisches mußte nothwendig zum Materialismus führen.

Im unmittelbaren Zusammenhang zu der akademischen Thätigkeit stehen zwei Abhandlungen über den „Zweikampf auf unsern Universitäten“ und die „Abschaffung des Duellzwanges“, die Rosenkranz in dem schönen Eifer zeigen, dem Geiste der Humanität da Eingang zu verschaffen, wo ihm die verrotteten Einrichtungen einer mittelalterlichen Barbarei hemmend gegenübertreten. Auch gegenwärtig, wo das Duell den hohen Beruf früherer Zeit, die Mängel der bürgerlichen Verfassung durch Selbsthülfe zu verbessern, schlechterdings nicht mehr erfüllen kann und meistens nur dazu dient, die strotzende Kraft jugendlichen Uebermuths zu bethätigen, hat es nicht aufgehört einen Terrorismus auszuüben, dessen beklagenswerthe Folgen immer von neuem den unbedingten Widerspruch gegen das ganze System des Duells hervorrufen mußten. Rosenkranz erwähnt, daß er sechs Jahre hindurch unter der heftigen Opposition der Studirenden einen Kampf gegen das Duell geführt habe. Aber so klar und überzeugend die Ausführungen sind, so zeigt doch der geringe Erfolg, welchen die beiden Ansprachen hatten, nur zu deutlich, daß die theoretische Einsicht vor dem Gebot des Willens und der Tradition zunächst immer die Waffen strecken muß und sich erst später ihrer Ueberlegenheit zu erfreuen hat.

Die der Erinnerung an Herder, Pestalozzi und Dinter gewidmeten Reden zeigen uns Rosenkranz in liebenswürdiger Hingabe an Männer, welche sich durch ihre Thätigkeit als Erzieher unvergeßliche Verdienste erworben haben, indem der erste als der Pädagoge der Menschheit, der zweite als der Pädagoge des Volks, der dritte als der Pädagoge der Schule anzusehen ist. Eine andere ihnen gemeinsame Eigenthümlichkeit besteht darin, daß sie mehr Männer des leicht erregbaren Gemüths als des scharf denkenden Verstandes waren, daß sie sich infolge dessen weniger der Erforschung theoretischer Wahrheiten als der Durchführung praktischer Reformen zuwandten. Die festliche Veranlassung zu diesen Reden, welche theils zur Säcularfeier theils zum Geburtstage gehalten wurden, mußte nothwendig eine gewisse enthusiastische Beleuchtung erzeugen. Vortrefflich ist die Charakteristik Pestalozzi's gerathen, da sich bei diesem Porträt charakteristische Zeichnung und stimmungsvolles Colorit glücklich vereinigen. Der Verfasser von „Lienhard und Gertrud“ steht auf einer gewissen mittlern Höhe, und seiner geistigen Bedeutung vermag auch eine kürzere Rede gerecht zu werden. Herder dagegen, ein unendlich vielseitigeres Talent, das auf den verschiedensten Gebieten anregend und fördernd wirkte, verlangt einen ungleich größern Rahmen, als ihm Rosenkranz widmen konnte, und tritt infolge dessen nicht mit der wünschenswerthen Plastik aus der Allgemeinheit des Begriffs hervor. Dinter wiederum ist im Vergleich zu unserm großen Apostel der Humanität doch nur ein Zwerg und bietet nicht den ausgiebigen Stoff für andauernd fesselnde Erörterungen. Rosenkranz hat sich geschickt da-

durch zu helfen gewußt, daß er in seine Rede eine Besprechung des Themas von der Selbständigkeit des Staats, der Kirche und der Schule einzuflechten versuchte.

Auf das Gebiet der Politik macht Rosenkranz, der auch als vortragender Rath am grünen Ministertische dieser modernen Großmacht ein halbes Jahr seine Dienste geleistet hat, zwei Abstecher. Die hochgehenden Wogen des öffentlichen Lebens in Königsberg nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. gaben Veranlassung zu der Abhandlung „Ueber den Begriff der politischen Partei". Diese Studie trug durch ihre auch heute noch ansprechende begriffliche Klarheit in hohem Maße dazu bei, in das Chaos der wilsten Vorstellungen jener Zeit Licht und Verständniß zu bringen. Die Forderung der Parteinahme wurde zuerst von den sogenannten Altlutheranern in ihrem Streite mit der unirten protestantischen Kirche ausgesprochen, dann vom Pietismus in seinem Kampfe gegen die Vernunft aufgenommen, verbreitete sich von hier aus über die philosophische Literatur und gelangte auf diesem Wege in die praktische Politik der Massen. Rosenkranz entwickelt in seiner Untersuchung über den Begriff der Partei ihre Entstehung, ihren Kampf und ihre Auflösung. Weder die Familie noch der Stand ist für sich eine Partei, welche sich erst dann bildet, wenn zu dem persönlichen Interesse der Familien und zu dem objectiven Interesse der Stände das Princip des Staats selbst, die Gesetzgebung, hinzutritt:

Die Partei entsteht dadurch, daß ein Element des Staats den Charakter usurpirt, in seiner Besonderheit nicht nur an sich, sondern überhaupt das Allgemeine zu sein. Dies Streben muß sofort die Entgegensetzung desjenigen besondern Elements erzeugen, welches der Natur der Sache nach das dem zur Herrschaft aufstrebenden coordinirte ist. Die Reaction desselben ist die Form, in welcher die mechanische Bewegung des Ganzen sich zum Gleichgewicht mit sich wiederherstellt. Indem jede Partei unausbleiblich die ihr widersprechende erzeugt, sieht man, daß es eigentlich das Ganze selbst ist, welches seine Unterschiede bis zum Extrem gegeneinanderspannt, um sich dadurch des wahrhaften Inhalts seiner selbst, der ihm sonst ein verborgenes Gut bliebe, zu bemächtigen. Der Staat ist nur insoweit wirklicher Staat, als er ein Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Form hat, welche die Freiheit in seinen Gesetzen und Einrichtungen gewinnt. Der Staat duldet kein träumerisches Vegetiren. Man muß ihm von seinem Willen und Thun Rechenschaft geben können. Allein dies Selbstbewußtsein entwickelt sich nur dadurch, daß es die lebendige Erfahrung von der Nothwendigkeit der im Staat geltenden Gesetze macht. Diese Erfahrung kann aber nicht gemacht werden, wenn nicht die Reflexion vor der Fixirung des Gesetzes die Nothwendigkeit desselben ebenso sehr bestritten als vertheidigt hat. Dieser Gegensatz ist es, welcher sich in der Gestalt sich widersprechender politischer Parteien darstellt.

Rosenkranz sucht sich aus dem Treiben der Parteien einzelne Typen heraus, die er mit wenigen Bemerkungen gut charakterisirt:

Aus der Entstehung der Partei geht hervor, daß sie während ihrer Dauer in einer steten Umbildung begriffen ist. Sie ist nicht ein für allemal fertiges Dasein, sondern ein Proceß. Wie eine Wolke nicht ein mit Regen, Hagel, Blitz gefüllter Schlauch, sondern eine sich unaufhörlich nach den atmosphärischen Agentien umgestaltende Existenz ist, so auch die aus der Mitte der geschichtlichen Bewegung hervorgehende Partei ein stets werdendes Dasein. Aus der unbestimmtern Gärung der Masse treten zunächst einzelne gesellige Kreise mit verwandten Ansichten hervor. Aus diesen Kreisen überragen abermals einzelne tonangebende Individuen die übrigen, bis endlich durch irgendeine Veranlassung eins derselben der entschiedene Gravitationspunkt für die andern wird. Dies kritische Individuum muß irgendeine concentrirende That vollbracht haben, wodurch es sich das unbedingte Vertrauen der übrigen erwirbt. Dies Individuum als der Parteichef kann und wird zwar seine Einseitigkeiten haben, muß aber im allgemeinen an Einsicht, an Festigkeit der Gesinnung und an Kraft des Handelns den übrigen relativ überlegen sein. Was in ihm als Einheit existirt, kann und wird innerhalb der Partei als die extreme Eigenthümlichkeit verschiedener Individuen sich darstellen. Eins wird die abstracte reine Einsicht ohne Gesinnung und Thatkraft sein, der feine, Plane schmiedende, erfinderische, unterrichtete Kopf. Ein anderes wird die abstracte reine Gesinnung, das lyrische Pathos, ohne tiefere theoretische Durchdringung der Sache und ohne Geschick zum Handeln sein, der Enthusiast. Noch ein anderes wird eben dieses Geschick auf abstracte Weise besitzen. Es wird für die nothwendige mechanische Seite der Thätigkeit besonders organisirt sein. Was der Theoretiker aussinnt, wozu der Enthusiast begeistert, das wird es zu realisiren anfangen. Es wird der Geschäftsführer, der Proselytenmacher, Colporteur werden, Briefe schreiben, Geldbeiträge einsammeln, Bekanntschaften vermitteln, Druckschriften besorgen u. s. w. Es ist der Faiseur. Alle diese Organe der Partei haben ihnen sich mehr oder weniger annähernde neben sich, die sich aber endlich in die als Talent indifferente Masse, in den Schweif des Agitators verlieren. Aber jene Organe haben auch gewöhnlich ihre Caricaturen, welche mit dem Scharfsinn der Einsicht, mit dem Feuer der Empfindung, mit dem Aufwand von Thätigkeit kokettiren. Aus ihnen stammt dann auch das für eine Partei wie für jedes Gemeinwesen so nothwendige Individuum, welches für alle vorkommenden Angelegenheiten, Verstöße, Calamitäten verantwortlich gemacht wird: der Vetter Michel. Dies Individuum, harmlos, gutwillig, wird zum Auskehrichthaufen alles Verdrießlichen erlesen: seine Unbeholfenheit, Unvorsichtigkeit, sein Mangel an Combination, sein Eifer am unrechten Ort u. s. w. Er wird beständig ausgezankt. Es ist für die Verträglichkeit der übrigen von der größten Wichtigkeit, daß dieser bon homme seine Rolle gut spiele; einen gelinden Widerspruch muß er jedoch vorzubringen wissen, um die Ablagerung aller bösen Laune vollständig zu machen. Wenn eine Partei langlebig wird und sich vollständig entwickelt, so ergänzt sich die eben beschriebene sündenböckische Passivität meist noch durch ein anderes Individuum, den activen Erheiterer, den Spaßmacher, den Witzbold, den Pointendreher, den epigrammatischen Buffo, den Piqueur und Farceur.

Als ein anderer interessanter Typus aus dem Parteileben wird der Apostat und Renegat, der αλλοπροσαλλος, von Rosenkranz gewürdigt. Es ist der gesinnungslose Ueberläufer, welcher dem Siege der Partei folgt und ohne ethisches Bewußtsein allein der Befriedigung seines egoistischen Gelüstes lebt.

Die Partei, welche je nach dem Maß der entfalteten Energie in den Ultras die extremen Anhänger jeder Meinungsnuance und in Fractionen, Coterien und Cliquen diese Nuancen selbst besitzt, kann die Gegenpartei in theoretischer, in theoretisch-praktischer und in praktischer Weise bekämpfen. Die erste Art des Kampfes beschränkt sich auf die begriffliche Widerlegung der Ansichten der Gegenpartei und auf eine streng sachliche Kritik ihrer Handlungen und Charaktere. Die zweite Methode beginnt mit der Verfälschung der Thatsachen und schreitet bis zur Lüge und Verleumdung fort; die dritte fängt mit der Bestechung an, geht zur Drohung, Intrigue u. s. w. über und endigt, wenn die Partei zur Rotte geworden ist, mit offener Gewalt. Hiermit schließt dann die Entwickelung der Partei, deren Auflösungsproceß sich wieder auf dreifache Weise vollziehen kann, indem sich die Partei mit der

ihr gegenüberstehenden neutralisirt, oder in sich selbst zerfällt, oder endlich von der Regierung aufgelöst werden kann.

Die andere hierher gehörende Abhandlung „Republik und constitutionelle Monarchie" scheint uns nicht von demselben bleibenden Werthe zu sein. Rosenkranz versucht in derselben die constitutionelle Monarchie nicht nur als die für die Gegenwart bessere, sondern auch an und für sich theoretisch höherstehende Staatsform hinzustellen. Rosenkranz würde sich ein großes Verdienst erworben haben, wenn er in der politisch so aufgeregten Zeit von 1849 den unwissenden Vollblutdemokraten, welche mit einer bestimmten Regierungsschablone alle Völker zu beglücken dachten, einfach die schweren Gefahren auseinandergesetzt hätte, welche jede überstürzende, vom Boden der Geschichte losgelöste Veränderung der bestehenden Verhältnisse zur unausbleiblichen Folge haben muß. Der Fehler liegt nun darin, daß Rosenkranz die beiden Momente des praktischen Verhaltens und des philosophischen Erwägens in unerlaubter Weise miteinander vermengt. Wenn er die fürstliche Gewalt als die vernünftige, in sich vollendete Form der Souveränetät des Staats erklärt und von der Präsidentur des republikanischen Staats behauptet, sie bilde zu ihr immer nur einen Uebergang, so schließen wir uns weder der ersten Behauptung, welche nur durch Opportunitätsgründe gestützt erscheint, noch der zweiten an, gegen welche die Geschichte der nordamerikanischen Republik lauten Protest erhebt. Auch wir sind der Ansicht, daß für die Culturstaaten Europas die constitutionelle Monarchie gewiß noch für viele Jahrzehnte die einzig entsprechende Staatsform sei, erblicken jedoch ihren hauptsächlichsten Werth in der politischen Schule, welche sie für die Völker hat, um dieselbe auf das Betreten einer höhern Stufe der staatlichen Entwickelung vorzubereiten. Daß diese höhere Stufe die Republik sein muß, kann für eine Weltanschauung, welche in der Geschichte die Entwickelung der Menschheit zur Freiheit, d. h. zu einer immer energischern Bethätigung des zum Selbstbewußtsein gekommenen Geistes erblickt, kaum mehr zweifelhaft sein. Es ist ja klar, daß das in der Theorie Bessere in der Praxis zunächst sehr häufig das Schlechtere sein kann. Es gilt eben den zwischen der Idee und der Wirklichkeit bestehenden Hiatus durch jene Macht der Arbeit auszufüllen, von welcher unser nationalster Dichter sagt, daß sie zwar nur Sandkorn für Sandkorn reicht, aber von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streicht. Ein künstliches Verkleistern der zwischen dem Gedanken und der Realität befindlichen Kluft wird sich immer als unhaltbar erweisen.

Der Kunst und ihrer Geschichte gehören drei Abhandlungen an, deren hauptsächliches Verdienst auf dem Nachweise bestimmter Principien in der empirischen Fülle der Erscheinungen beruht. Die erste ist betitelt: „Ueber einige Schwierigkeiten für die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst." Bei dem Suchen nach einem dem Wesen der Sache entsprechenden Eintheilungsgrund beweist Rosenkranz das Ungenügende der bisherigen Unterscheidungen, indem er zeigt, daß die Zerlegung der Weltgeschichte in die alte, mittlere und neue ebenso wenig wie diejenige in eine orientalische, antike und christliche vor einer unbefangenen Kritik bestehen kann. Er versucht deshalb eine Eintheilung nach der Idee des Ethnicismus, des Theismus und des Christenthums, sodaß sich die Unterschiede der Staaten als die Unterschiede des Naturstaats, des Gottesstaats und des Humanitätsstaats auffassen lassen. Jedem dieser Kreise entspricht ein bestimmtes ästhetisches Ideal: dem Ethnicismus das naive der Schönheit, dem Monotheismus das pädagogisch-didaktische der Weisheit, dem Christenthum das sentimental-humanistische der Freiheit. Die Begriffe des Symbolischen, Classischen und Romantischen lassen sich als ganz allgemeine, jeder Kunstentwickelung mögliche erkennen. Innerhalb des Ethnicismus sucht Rosenkranz wieder ein contemplatives, heroisches und individuelles Ideal zu unterscheiden. Das contemplative Ideal entspricht dem pantheistischen Quietismus der ostasiatischen Völker, der Chinesen, Inder und Indochinesen, welchen wir eine reichhaltige Poesie, Architektur und Sculptur verdanken; das heroische Ideal findet sich bei den activen Völkern Vorderasiens, den Persern, Aegyptern und Arabern; das individuelle Ideal zeigen die Griechen, Römer, Celten und Germanen, bei denen der Anthropomorphismus der Kunst zum Siege gelangt. Der Theismus mit seinem Ideal der Weisheit umfaßt den Mosaismus und Mohammedanismus; beide besitzen nur eine poetische Kunst und erhalten die Architektur aus der Fremde. Das Christenthum endlich sucht das Ideal der Freiheit im Humanitätsstaat zu verwirklichen, dessen Hauptphasen das byzantinische, romanische und germanische Ideal darstellen.

„Die Eintheilung der Malerei nach ihren Gegenständen" versucht in ähnlicher Weise die Ansprüche einer strengen Methode zu erfüllen. Rosenkranz verwirft die Eintheilung der Malerei nach ihrer höhern und niedern Realität, sowie diejenige nach der lyrischen, epischen und dramatischen Behandlungsweise. Er sieht den malerischen Fortschritt von der Natur durch die Architektur zum Menschen und unterscheidet Naturmalerei, Architekturmalerei und Historienmalerei. Die Naturmalerei ist Pflanzen-, Thier- und Landschaftsmalerei, die Architekturmalerei ist Prospect- und Perspectivmalerei, die Historienmalerei ist Genremalerei, historische Malerei im engern Sinne und religiöse Malerei.

Die Studie „Ueber die Darstellung Christi durch die bildende Kunst" zeichnet sich gleichfalls durch seltene Klarheit in der Charakterisirung der einzelnen Entwickelungsperioden aus. Nur überschätzt Rosenkranz die Bedeutung der religiösen Malerei, indem er das Leben Christi als den für die Malerei denkbar höchsten Gegenstand erklärt. Diese Behauptung läßt sich für die Gegenwart, in welcher die religiöse Andacht ein höchst untergeordnetes Moment der künstlerischen Inspiration ist, schwerlich begründen.

Mit naturwissenschaftlichen Gegenständen beschäftigen sich ebenfalls drei Abhandlungen: „Ueber das Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und Völkerstämme", worin Rosenkranz im Anschluß an die von Alexander von Humboldt im „Kosmos" gelieferte Erörterung einige berichtigende und ergänzende Bemerkungen macht, ferner „Unger's Urwelt", eine Besprechung der die Bildungsperioden der Urwelt zur Anschauung bringenden Darstellungen des österreichischen Künstlers Kuwasseg, welche von Unger erläutert wurden, und endlich die wichtigste: „Ueber Helmholtzens Beweis für den endlichen Stillstand des Weltalls".

Der berühmte Naturforscher hatte einen in Königsberg gehaltenen Vortrag „Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte" drucken lassen, in welchem er von der Erhaltung der Kraft ausgeht, schließlich aber auf die Vernichtung der Kraft kommt, indem nach seiner Meinung die Materie ein Vorrath von lebendiger Kraft sei, welcher durch Erzeugung der Wärme allmählich vernichtet werden müsse, sodaß auf diese Weise dereinst ein Stillstand der Welt eintreten würde. Mit Recht entgegnet Rosenkranz, daß nicht abzusehen sei, weshalb der Antagonismus, der in den ursprünglichen Kräften der Materie liegt, jemals aufhören könne, da die Kraft in der Natur an den Stoff als ihren Träger gebunden ist und das Quantum des Stoffs im Universum weder vermehrt noch vermindert und auch die ursprüngliche Beschaffenheit des Stoffs nicht verändert wird. Seitdem ist die Helmholtz'sche Hypothese von der exacten Naturwissenschaft bereits wieder verlassen. Man sucht jetzt zu beweisen, daß die Sonne zwar nach Millionen Jahren erlöschen müsse, daß die Planeten ihre Bahn immer mehr verkürzen und endlich auf die Sonne selbst stürzen werden, aber man nimmt an, daß durch die Heftigkeit des damit verbundenen Stoßes die ausgekältete Materie wieder in Brand gerathen und aus diesem sich ein neuer kosmischer Nebelball erzeugen müsse, aus welchem sodann wahrscheinlich ein ähnliches Sonnensystem, wie das gegenwärtige, hervorgehen werde. Clausius in Bonn und Reuschle in Stuttgart haben diesen Proceß die Lehre von der Entropie genannt.

In der Abhandlung „Ueber den religiösen Weltproceß der Gegenwart" geht Rosenkranz von der richtigen Vorstellung aus, daß in der Menschheit das Verlangen, sich durch das Gefühl eine eingebildete Erkenntniß der letzten Ursache der Dinge zu verschaffen, niemals aussterben kann, wie das auch von Schopenhauer in seiner classischen Abhandlung über das metaphysische Bedürfniß des Menschen vortrefflich auseinandergesetzt worden ist. Wenn wir von dem Untergang der Religionen sprechen, so handelt es sich lediglich um das Absterben unbrauchbar gewordener Formen, welche mit passendern vertauscht werden. Wie viel wissenschaftlicher denkt doch über diesen Gegenstand die Gegenwart als die ganze Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, der die Religion nur unter der Annahme eines großartigen Betrugs begreiflich war! Es gibt eben nothwendige Irrthümer, denen der Fortschritt der Cultur nicht minder als den unumstößlichen Wahrheiten zuzuschreiben ist. Nach unserer Meinung täuscht sich Rosenkranz, wenn er in dem Christenthum die eigentliche Weltreligion erblickt, der sich der Mohammedanismus, der Buddhismus u. s. w. unterwerfen müssen. Man darf hierbei das ethnische Moment in keiner Weise unberücksichtigt lassen, welches jedem fremdartigen Cultus eine unbesiegbare Sprödigkeit entgegensetzt. Thatsache ist, daß sich bisjetzt das Christenthum allein bei Völkern arischen Stammes lebensfähig und civilisatorisch gezeigt hat, und es ist kaum anzunehmen, daß sich dieses Verhältniß jemals anders gestalten wird. Alle Versuche, die Neger oder Indianer zu bekehren, sind geradezu kläglich gescheitert und gaben diese Völker dem unaufhaltsamen Verderben preis. Abgesehen von dieser zu geringen Berücksichtigung der ethnischen und klimatischen Einflüsse bietet die vergleichende Betrachtung, welche Rosenkranz von den Religionssystemen der Gegenwart gibt, manches Belehrende und Anregende.

„Die Geschichte der Menschheit" ist eine in großen Umrissen skizzirte Philosophie des menschlichen Culturgangs, welche natürlich in ihren positiven Angaben nichts Neues zu bieten vermag, die jedoch durch die zum Theil neue Gruppirung und Auffassung des gegebenen Materials das Nachdenken dauernd beschäftigen kann, wenn auch vielleicht die streng eingehaltene dialektische Methode den einzelnen Erscheinungen einen unwillkommenen Zwang angethan haben sollte. In jedem Fall bleibt die hier entworfene Perspective von bezaubernder Großartigkeit und zeigt den idealen Optimismus des königsberger Philosophen im hellsten Lichte. Die Charakterisirung der Nationen, welche die Culturarbeit übernommen haben, geht von denselben Principien aus, wie wir sie in dem Aufsatz über die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst kennen gelernt haben.

Einer Lieblingsbeschäftigung unsers Philosophen, die Geographie im Zusammenhang mit der Culturgeschichte zu studiren, verdanken wir die beiden Abhandlungen „Ueber die neuern geographischen Entdeckungen und die nächste Zukunft" und „Venedig". In den zehn Jahren, welche seit der Abfassung jener Studien verflossen sind, hat die Geographie wiederum die großartigsten Errungenschaften aufzuweisen. Dennoch glauben wir, daß diese Studien wegen der Totalität des hier gelieferten Bildes der Erde und der für die Geschichte gezogenen Consequenzen auch jetzt noch auf allgemeines Interesse Anspruch erheben können. Das vollkommene Bewußtsein, welches wir über die allgemeine Gestalt der Erdoberfläche errungen haben, soll nämlich nothwendig folgende sechs Ergebnisse haben: den Sturz aller phantastischen Vorstellungen über die Erde, den gesteigerten Reisetrieb, die Vermehrung und Vermannichfaltigung der Auswanderung, die Steigerung des Handels, den Sieg der Culturvölker über die Naturvölker, und die Aufhebung der Sklaverei. In der Studie über „Venedig" gibt Rosenkranz ein sauberes Aquarellgemälde von der entthronten Meereskönigin, wie er schon früher Königsberg, Paris und Berlin porträtirt hatte. Von dem Werke des bekannten Reisenden Kohl über die geographische Lage der Hauptstädte Europas sagt Rosenkranz, daß es in classischer Weise dasjenige leistet, was ihm bei seinen eigenen Arbeiten auf diesem Gebiete dunkel vorschwebte. Hieran reihen wir die frisch geschriebene Monographie über „Die Entwickelung von Paris zur Weltstadt", welche während des letzten französischen Kriegs entstand.

Das östliche Asien ist mit drei Studien vertreten: „Japan und die Japaner", „Das Theater der Chinesen" und „Hinterindien". Die erste Mittheilung ist bereits veraltet und bietet kein der Gegenwart entsprechendes Bild des reformlustigen Japan, welches sich jetzt bekanntlich sogar einer parlamentarischen Verfassung zu erfreuen hat und überhaupt in der freudigsten Entwickelung begriffen ist. In dem zweiten Aufsatze geht Rosenkranz vom Theater aus, bietet aber zugleich die wesentlichsten Elemente der chinesischen Cultur. Die Studie über Hinterindien weist auf das großartige Gemälde zurück, welches Adolf Bastian in sechs Bänden von den Völkern des östlichen Asien ausgeführt hat. Der kleine Aufsatz: „Der Fortschritt in

der Einförmigkeit unserer Civilisation", womit der erste Band der „Studien" schließt, ist in hohem Grade gedankenreich und anregend. Die melancholische Resignation beim Ausblick auf die Zukunft der Menschheit muß bei einem so optimistischen Denker wie Rosenkranz auffallend erscheinen.

Der zweite Band der „Studien" wird durch eine Reihe von Abhandlungen eröffnet, welche dem Andenken Kant's gewidmet sind und ihren Ursprung der in Königsberg bestehenden Gesellschaft der Freunde Kant's verdanken. Wir heben als beachtenswerth hervor: „Kant in Frankreich", worin die weitverbreitete Ansicht, als ob sich unsere westlichen Nachbarn wenig oder gar nicht mit dem größten Denker neuer Zeit beschäftigten, gründlich widerlegt wird. Die Franzosen haben sich seine Philosophie sowol in der allgemeinen historischen Kenntnißnahme durch die Werke von Villers, Höhne, Degerando, als auch in der Uebersetzung durch Tissot, Bazin, Trullard und der Verarbeitung seines Systems durch die von Cousin begründete eklektische Schule angeeignet. „Kant und Schopenhauer" enthält manche geistreiche Bemerkung, allein diese vor längerer Zeit verfaßte Abhandlung kann bei unserm immer mehr gesteigerten Interesse an der Philosophie des frankfurter Denkers nicht als genügend angesehen werden, da sie sich allzu aphoristisch hält und wichtige Momente unberücksichtigt bleiben. Die Schulen Hegel's und Schopenhauer's stehen sich in der That auch so fern, daß eine gegenseitige objective Würdigung nicht geringe Schwierigkeiten bietet. „Kant und Hamann" dagegen ist eine vortrefflich gelungene Parallele; namentlich kommt der Magus des Nordens in anschaulicher Weise zur Geltung.

Reichlich fließen die Beiträge zur Geschichte der neuern deutschen Philosophie. „Die Metaphysik in Deutschland 1831—46" gibt eine kritische Uebersicht der Erscheinungen, welche die nach Hegel's Tode vorgenommene Trennung der Metaphysik von der Logik hervorriefen. Die „Aphorismen zur Geschichte der modernen Ethik" schenken namentlich den Franzosen, welche die Ablösung der Ethik von der Theologie in radicalster Weise durchgesetzt haben, eine besondere Aufmerksamkeit, während der Aufsatz „Ueber die Psychologie als Naturwissenschaft" eine Polemik gegen die Herbart'sche Schule enthält, welche die Wissenschaft des Bewußtseins als Naturwissenschaft behandeln wollte. „Das historisch-statistische Verhältniß der Philosophie in Preußen und Deutschland" gibt ein kleines Bild von der geographischen Vertheilung der verschiedenen Systeme der Philosophie. „Die Selbständigkeit der deutschen Philosophie gegenüber der französischen" läßt die günstige Stellung der Deutschen auf diesem Gebiete deutlich erkennen. Rosenkranz weist namentlich nach, daß Leibniz den Franzosen ein starkes deutsches Element zugeführt habe. Auf den regen geistigen Verkehr, welcher in der Gegenwart zwischen Männern wie Strauß, Feuerbach einerseits und Renan, Littré, Taine andererseits besteht, kommt er nicht zu sprechen.

Die „Rede zur Säcularfeier Fichte's" erfreut durch die Sicherheit in der Beherrschung des Gegenstandes und den sorgfältigen Schliff der Diction. Wenn sie keine unmittelbar zündende Wirkung gehabt hat, so liegt der Grund darin, daß Rosenkranz nicht einseitig die patriotischen Verdienste Fichte's als Erzieher seines Volks hervorhebt, sondern auch eine fördernde Einsicht in das Wesen seiner Philosophie vermitteln will. Es ist klar, daß bei dem hundertjährigen Geburtstage des Denkers nicht sowol der Verfasser der „Wissenschaftslehre" als der Verfasser der „Reden an die deutsche Nation" gefeiert wurde. Aber gerade infolge der geringern Berücksichtigung der unmittelbaren Tagesempfindungen kann die Rede von Rosenkranz auf dauernden Werth Anspruch erheben, und wirklich hebt sie sich durch die Vollständigkeit der Ausführungen und die Aufstellung mancher neuen Gesichtspunkte bedeutungsvoll aus der Flut der Gelegenheitsschriften hervor. Ein philosophisches Interesse erregt auch die „Kritik von Karl Schwarz: Zur Geschichte der neuesten Theologie", weil sie heute noch brauchbare Grundlinien der Geschichte unserer Theologie in ihrem Zusammenhange mit derjenigen der Philosophie enthält. Die umfassende Studie: „Der deutsche Materialismus und die Theologie", enthält die sorgfältigste Zusammenstellung der einschlägigen Literatur bis 1864, welche uns zu Gesicht gekommen ist. Es werden erstens diejenigen Schriften angeführt, welche man als die positiven Factoren der Entwickelung des Materialismus ansehen kann; zweitens diejenigen, welche sich vom Standpunkte der Speculation aus gegen ihn kritisch verhalten; drittens diejenigen, in denen sowol der Materialismus einerseits als der Spiritualismus andererseits sich zu einem gewissen dogmatischen Abschluß zu bringen bemüht waren. Die relative Vollständigkeit der bibliographischen Angaben sowie die bei aller Milde des Urtheils doch prägnante Charakteristik dürften dieser Arbeit einen dauernden Werth verschaffen. Die kleine Mittheilung: „Die philosophischen Stichwörter der Gegenwart", gibt ein Bild von der philosophischen Physiognomie unserer Tage.

Von den literarhistorischen Studien gestaltet sich diejenige, welche in „Rahel, Bettina und Charlotte Stieglitz" die drei interessantesten weiblichen Vertreter der berliner Genialitätsepoche im Anfang dieses Jahrhunderts vorführt, zu einem wirklichen Kunstwerke der Darstellung, das man mit großem Interesse studirt. Gewisse, diesen drei Frauen gemeinsame Eigenthümlichkeiten springen allerdings sofort in die Augen, aber es gehörte der feine Sinn eines Rosenkranz dazu, mit solcher Virtuosität diese verschiedenen seelischen Probleme zu lösen, welche doch wieder nur eine Quelle ihres Entstehens haben. Die drei nebeneinander aufgehängten Medaillons sind in ihrer eleganten Ausführung ganz reizend. Die Besprechung von Gutzkow's „Rittern vom Geiste" ist einfach und sachlich, wird aber, im wohlthätigen Gegensatz zu den Verkehrtheiten Julian Schmidt's, dem seltenen Talente des Dichters durchaus gerecht. Zwar meint Rosenkranz zunächst, daß der die fundamentale Fabel des Romans bildende Proceß der Gebrüder Wildungen kein poetischer Gegenstand sei. Allein er muß doch wieder zugeben, daß der Stoff insofern glücklich sei, als er Gelegenheit gibt, auf ungezwungene Weise die Gegenwart bis in das Mittelalter zurückzuverfolgen und alle Veränderungen in Staat und Kirche, in der Gemeinde und in den Corporationen dabei zu berühren. In dem Bau des Romans unterscheidet er die idealen Träger der Idee der gesellschaftlichen Wiedergeburt, die halbidealen Repräsentanten der corrumpirten Gegenwart, und die gegen die

Idee indifferenten Figuren, die nur in ihrem Egoismus zu Hause sind. Die erste Gruppe findet er am wenigsten, die letzte am besten gelungen. Sein Urtheil über den Roman faßt Rosenkranz in folgenden durchaus richtigen Sätzen zusammen:

Was man auch an Gutzkow's „Rittern" tadeln, was man daran loben möge, das Lob wird den Tadel bei weitem niederdrücken müssen, wenn man nicht einseitige kirchliche oder politische Maßstäbe an das Buch anlegt oder durch den Dichter selber zu falschen ästhetischen sich verführen läßt. Seit Karl Immermann's „Epigonen" und „Münchhausen" ist dies Werk wieder der erste Versuch, unsere Epoche unter den höchsten Gesichtspunkten künstlerisch zusammenzufassen. Es wird jeder Unbefangene nicht blos durch die romanhafte Verwickelung in Spannung gerathen — das Interesse des gemeinen Romanlesers; er wird nicht nur eine in vieler Hinsicht treue und geistvolle Schilderung unserer Zeit darin finden — das Interesse des Politikers und Philosophen: sondern er wird auch überall den Drang aufwärts zum Guten und Schönen darin spüren. Ein Strom des reinsten sittlichen Gefühls wird seine Brust sanft erwärmend durchrieseln, und er wird sein Herz von neuer Liebe zur Wahrheit, Freiheit, Redlichkeit durchglüht fühlen — das Interesse des wahrhaften Menschen! Was Gutzkow die Ritter vom Geist nennt, das nennt das Christenthum längst die unsichtbare Kirche.

Die Besprechung von „Eritis sicut Deus. Ein anonymer Roman" wird augenblicklich nur noch ein geringes Interesse haben können. Der Roman, welcher die Extreme des Junghegelianismus schilderte, hat, wie sich später herausstellte, Marie Schwab, die Schwester des bekannten Dichters, zur Verfasserin, die ganz ernsthaft versicherte, daß ihr Roman eine göttliche Offenbarung sei. Das Werk, ein Lieblingsbuch am Hofe Friedrich Wilhelm's IV., ist jetzt schon längst von der ästhetischen Tagesordnung verschwunden.

Sehr interessant ist der Aufsatz über Brachvogel's Trauerspiel „Narciß", welches in diesem Jahre auf der berliner Hofbühne seine hundertste Darstellung gefeiert hat. Rosenkranz geht dem Stücke scharf zu Leibe und deckt unnachsichtlich alle Blößen in der Composition und der Ausführung des Dramas auf. Brachvogel hat kein klares Bewußtsein über die Principien seiner Kunst, sondern wird fast immer nur von einem gewissen theatralischen Instincte geleitet, der die Stelle einer gereiften dramaturgischen Einsicht vertreten muß. Von der Titelrolle sagt Rosenkranz:

Ist Narciß ein Charakter? Streng genommen nicht. Es fehlt ihm an Einheit. Ein Charakter kann Widersprüche in sich bergen, aber es muß ihnen eine höhere Synthese zu Grunde liegen, die in dem Entgegengesetzten uns doch denselben Menschen durchfühlen läßt. In Narciß aber entdecken wir bald einen doppelten Menschen, einerseits einen cynischen Skeptiker, einen ethischen Indifferentisten, einen Materialisten, einen gallichten Diogenes; andererseits einen sentimentalen Schwärmer, einen leidenschaftlich Liebenden, einen Enthusiasten, einen zum Selbstopfer bereiten Seneca. Jener ist der ursprüngliche Narciß, le neveu de Rameau, dessen unvergleichliches Bild Diderot mit aristophanischer Laune geschaffen hat; dies ist der von Brachvogel entdeckte, umgewandelte, zum Jean-Paulismus veredelte Narciß. Jener ist der frivole Franzose, dieser der schwermüthige Deutsche. Jener ist eine Art von pariser Falstaff, dieser eine Art berliner Hamlet.

Ohne Frage ist Brachvogel's Stück an dramaturgischen Verstößen überreich. Bei alledem hat es unleugbar in den Hauptscenen echten dramatischen Nerv und ist als Theaterstück von packendster Wirkung.

Unter die Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte ist auch die Kritik von Cholevius' „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen" zu zählen. Dem trefflichen Buche wird in wohlverdienter Weise warmes und reichliches Lob gespendet.

Es bleibt uns nun noch übrig, diejenigen Studien anzuführen, welche sich auf die Geschichte der französischen Philosophie im vorigen Jahrhundert beziehen. Ganz vortrefflich ist „Der pariser Salon im 18. Jahrhundert". Von allen Abhandlungen kann diese Studie am meisten als ein Essay im modernen Sinne gelten. Der künstlerische Guß des Ganzen ist durchaus wohlgelungen. Wir lernen die Hauptformen der Metamorphose kennen, die sich in der pariser Gesellschaft von den ausgewähltern aristokratischen Gesellschaften der Regentschaft ab durch die Salons unter Ludwig XV. bis zu den demokratischen Clubs der Revolution hin entwickelten. Der wirkliche Salon steht zwischen der noch unbefangenen Gesellschaft der höhern Kreise und zwischen dem tendenziösen Club der Massenbewegung in der Mitte. Er fängt an mit dem Salon der Frau von Tencin, erhebt sich durch Madame Geoffrin, Frau von Deffand und Fräulein Espinasse zur höchsten Vollkommenheit, beginnt mit der Madame Necker schon zu sinken und macht mit dem Salon der Frau von Condorcet den directen Uebergang zum revolutionären Club. Der Salon der Frau von Staël und der Madame Récamier gehört schon der Zeit diesseit der Revolution an. In folgender Weise fixirt Rosenkranz den Begriff des Salons:

Unter Salon haben wir nicht blos eine zufällige Zusammenfügung sehr verschiedener Menschen in wohldecorirten Zimmern zu verstehen, sondern eine Gesellschaft, die um der Unterhaltung willen sich versammelt, sodaß jeder einen gewissen seiner Individualität gemäßen Beitrag zu derselben spendet, der doch zugleich für alle einen gewissen Reiz haben muß. Einen wirklichen Salon zu begründen, hatte seine Schwierigkeit. Es bedurfte dazu der Gewißheit, daß man auf einige berühmte, unterrichtete und mittheilsame Männer und Frauen mit Sicherheit als auf regelmäßige Besucher rechnen konnte, um welche dann als constante Größen sich die andern, die der wechselnde Zufall herbeiführte, als variable bewegen konnten. Es bedurfte dazu einer freien Muße, sich den Gästen mit vollkommener Hingebung widmen zu können. Es bedurfte dazu eines feinen Taktes, um ein Thema, wenn es erschöpft war, abzubrechen; um, wenn das Gespräch stockte, ein neues Thema hinzuwerfen; um zur rechten Zeit ein Thema, wenn es unpassend aufgebracht wurde, zu tödten, womöglich schnell durch einen Witz zu tödten, der doch nichts Beleidigendes hatte; es bedurfte endlich dazu der Entschlossenheit, um, wenn der Ton der Unterhaltung von unangenehmer Lebhaftigkeit in verletzenden Streit, in persönliche Bitterkeit auszuarten drohte, mit heiterm Scherz, mit achtunggebietendem Ernst die unbefangene Stimmung wiederherzustellen. Nur eine geistvolle Frau vermag einen solchen Ueberblick, nur eine charaktervolle, kluge und wohlgesinnte Frau vermag eine solche jeden Moment eingreifende Autorität zu haben, deren Zauber sich auch Fürsten und Gesandte, Bischöfe und Feldherren, Edelleute und Finanzpächter, Gelehrte und Künstler gleichmäßig zu unterwerfen nicht anstanden. Diese Kunst, eine sehr mannichfaltige Gesellschaft freizulassen und doch in Ordnung zu halten, eine Herrschaft auszuüben, ohne daß sie als eine solche lästige empfunden wurde, mußte einer solchen Frau zur zweiten Natur geworden sein. Der Salon war von dieser Seite her ihr Werk. Hier war es daher, wo man allein lernen konnte, eine wahrhafte Conversation zu führen und Frage und Antwort, Anekdote und Witzwort, Bericht und Untersuchung, Offenheit und Zurückhaltung in echter Urbanität wechseln zu lassen. Bald wurde der Salon

auch zu einem Forum, wo sich das Urtheil über den Charakter hervorragender Menschen, über die merkwürdigsten Tagesbegebenheiten, über die politischen Verhältnisse, über den Werth der künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen, über die Anwartschaft zu einem Sitz in der Akademie anregte, läuterte und festsetzte. So wurde der Salon zu einer Macht, welche das Verdienst eines jeden um die Gesellschaft mit lächelnder Miene und doch nicht ohne sachliche Strenge würdigte und ihm durch tausend Kanäle, die alle vom Salon ausliefen, den Weg zur weitern Anerkennung in die Oeffentlichkeit bahnte. Die leere Anmaßung hingegen hemmte der Salon in ihren falschen Ansprüchen, indem er sie oft mit einem einzigen glücklichen Witz zerstörte, der schnell in Umlauf kam.

Die Studie „Robinet" sucht die Aufmerksamkeit auf einen mit Unrecht vernachlässigten französischen Naturphilosophen zu lenken, der ungefähr in der Mitte zwischen dem noch idealistischen Materialismus Diderot's und dem crassen Materialismus Holbach's steht, und dessen System gerade für die in unserer Zeit ventilirten Fragen über Transmutationslehre und Pessimismus von größter Bedeutung ist. In „Rameau's Neffe von Diderot und Jules Janin" lernen wir ein interessantes Werk des französischen prince de la critique kennen, welches hundert Jahre nach Diderot denselben Rameau behandelt. Janin's Buch ist eigentlich mehr eine gelehrte Studie und enthält eine unendliche Fülle von Thatsachen zur Charakterisirung der Zeit vor der Revolution. Beide Schriftsteller lassen in Rameau ihre eigene Zeit sprechen, und man kann aus der veränderten Weltanschauung, die sich in den beiden Werken kundgibt, zugleich auch die veränderte geistige Physiognomie Frankreichs studiren. Rosenkranz sagt:

Diderot's Rameau ist Materialist, Sensualist, Egoist, Epikuräer, ein Mann von gutem Geschmack, der zwar an keinen Gott, aber doch an die Trinität des Wahren, Guten und Schönen glaubt. Janin's Rameau ist auch ein Egoist, ein Epikuräer, ein Mann von gutem Geschmack, aber ein Sünder, der eines Gottes bedarf, um Vergebung für seine Sünden zu erhalten.

„Dom Deschamps" ist ein französischer Mönch des vorigen Jahrhunderts, den die französische Wissenschaft mit lächerlicher Emphase als Vorgänger Hegel's ausposaunt hatte, und der von Rosenkranz zwischen Robinet und Holbach gesetzt wird. Die anziehend und frisch geschriebene Abhandlung über „Friedrich den Großen als Philosophen" schließt diese Beiträge zur Geschichte des französischen Materialismus. Der Aufsatz: „Noch einmal Diderot", ist eine Reaction auf die Aeußerungen der Kritik über die zweibändige Diderot-Biographie von Rosenkranz. Er ist im übrigen ohne Bedeutung.

Wenn auch die zahlreichen Mittheilungen in den „Neuen Studien" von Karl Rosenkranz nicht alle von gleichem Werthe sind, und der Verfasser vielleicht in allzu großer Vaterliebe sich mancher literarischen Kinder mit übertriebener Sorgfalt in Bezug auf dauernde Erhaltung angenommen hat, so erfreut doch diese Sammlung durch die reichen Wissensschätze, welche der Verfasser mit freigebiger Hand spendet, nicht minder als durch den erquickenden Hauch der Humanität, von welchem die philosophische Thätigkeit des königsberger Denkers freudig belebt erscheint. Der Leser wird nicht ohne Dank für die vielseitige Belehrung von der jüngsten Gabe unsers Autors scheiden, der ein gutes Recht hatte, die schätzenswerthen Ergebnisse früherer Studien dem größern Publikum zugänglich zu machen.

Eugen Zabel.

Zur Kenntniß des heutigen Italien.

Italia. Herausgegeben von Karl Hillebrand. Erster und zweiter Band. Leipzig, Hartung u. Sohn. 1874—75. Gr. 8. 16 M.

Ein Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung" bezeichnete neulich das Verhältniß Deutschlands zu Belgien als unerwiederte Liebe. Mit noch größerm Rechte ließ sich bis vor einem Jahrzehnt und läßt sich theilweise noch jetzt dieser Ausdruck auf unser Verhältniß zu Italien anwenden. Wir Deutsche haben ja überhaupt andern Nationen gegenüber das Schicksal, heißer zu lieben als geliebt zu werden. Wir schwärmten seit langer Zeit nicht nur für das schöne Land, wo die Citronen blühen, mit allen den Herrlichkeiten, die Natur und Kunst verschwenderisch darüber ausgestreut, mit allen seinen uns von Jugend auf vertrauten geschichtlichen Erinnerungen und Denkmälern, sondern auch — die treuen Schildknappen des Hauses Habsburg und des Legitimitätsprincips ausgenommen — für seine Freiheit und Unabhängigkeit, seine Emancipation von Oesterreich und dessen Satelliten, von der Herrschaft des französischen Einflusses wie von dem des Papstes und seiner Hierarchie. Statt Gegenliebe aber ernteten wir nur Haß, Gleichgültigkeit oder höchstens eine kühle Bewunderung für die wissenschaftlichen Leistungen der „dotta Germania". Als die Unabhängigkeitsbestrebungen unter Cavour's genialer Leitung in den funfziger Jahren schärfer hervortraten, als man dann seit 1859 nach einem zuverlässigern und uneigennützigern Bundesgenossen, als Frankreich war, sich umschaute, richteten sich die Blicke der einsichtsvollsten italienischen Patrioten nicht ohne Sehnsucht und Hoffnung auf Deutschland. „Der Bund zwischen Preußen und dem vergrößerten Piemont steht im Buche der Geschichte geschrieben", rief Cavour schon im December 1859 aus, und wenige Monate vor seinem Tode schrieb er an seinen Freund Lafarina mit Rücksicht auf das thörichte Vorurtheil, daß Deutschland am Mincio vertheidigt werden müsse: „Die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens ist die wahre Bürgschaft der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands."*) Schon damals erblickte auch der große Schöpfer des neuen Deutschen Reichs das Verhältniß beider Länder in demselben Lichte. Aber die Regierung der neuen Aera hatte kein Verständniß dafür oder doch nicht den Muth, ihre Ueberzeugung zur That werden zu lassen; dem Ministerium Manteuffel fehlte beides. Erst das Bündniß und der Krieg von 1866 brachten einen großen Umschwung hervor. Aber es war doch nur die Anerkennung gleicher Interessen, die ein großer Theil der Italiener überdies für eine vorübergehende Situation hielt oder

*) „Der Neue Plutarch", II, 358.

halten wollte. Wie es in dem kurzen Kriege zu keiner wirklichen Waffenbrüderschaft kam, so auch nicht zu einer wirklichen Sympathie zwischen den beiden Völkern. Die italienischen Niederlagen den preußischen Siegen gegenüber, die demüthigende Acquisition Venedigs durch deutsche Waffen unter französischer Vermittelung kränkten und reizten das italienische Nationalgefühl. Wieder wandten sich die Blicke nach Frankreich, durch dessen Hülfe allein man zu dem ersehnten Besitz Roms gelangen zu können glaubte. Da kam das Jahr 1870. Daß der König Victor Emanuel, der nie Sympathien für das deutsche Bündniß gehabt hatte, sowie der größere Theil der herrschenden Partei, die Consorterie, unter günstigen Umständen Frankreichs Verbündete gegen uns geworden sein würden, ist eine bekannte Thatsache. Der Gang des Kriegs nöthigte sie zur Neutralität. Für die Erwerbung Roms infolge deutscher Siege wußte man uns in diesen Kreisen wenig Dank. Anders war und ist es mit der radicalen Opposition. Ihr Gegensatz gegen die noch immer mit Frankreich liebäugelnde Consorterie machte sie zu entschiedenen Anhängern des deutschen Bündnisses und Vertheidigern der deutschen Politik.

Noch heute ist dies Verhältniß wenig verändert, obwol der Kampf gegen den gemeinsamen Feind, die römische Curie und ihre Satelliten, der Interessengemeinschaft ein neues Moment hinzugefügt hat. Die herrschende Partei, der großen Vortheile, ja der Unentbehrlichkeit des deutschen Bündnisses sich bewußt, hält mit dem Verstande zu Deutschland, mit dem Herzen zu Frankreich, während die Opposition aus der affichirten Begeisterung für die deutsche Allianz Kapital für ihren politischen Einfluß schlägt. Die große Masse des Volks hat zwar die alte, zum Instinct gewordene Feindschaft gegen die Tedeschi aufgegeben, aber von einer wirklichen Sympathie und Freundschaft ist deshalb noch keine Rede. Der Grund liegt nicht so sehr in der großen Verschiedenheit des Volkscharakters, wie ihn Abstammung, geschichtliche Entwickelung und Klima begründet haben, als in der gänzlichen Unbekanntschaft mit Deutschland und dem deutschen Volke, seinen Interessen und Zielen. Bis vor kurzer Zeit floß selbst der Mehrzahl der gebildeten Italiener all ihr spärliches Wissen von uns nur aus trüben französischen Quellen zu. Durch die gallische Brille gesehen erschien das Bild unsers Vaterlandes und unserer Nation natürlich mit arg verzerrten Zügen. In neuester Zeit haben verschiedene wackere Männer und hervorragende Geister jenseit der Alpen, durch eigene Anschauung und gewissenhafte Studien genauer mit uns bekannt geworden, sich bemüht, ihrem Volke ein richtigeres Verständniß unsers Vaterlandes, sowie der Eigenthümlichkeiten, Einrichtungen und Bestrebungen der deutschen Nation zu vermitteln. Der Erfolg, wenn auch langsam und allmählich, wird nicht ausbleiben.

Aber noch ein anderes Hinderniß tritt dem guten Vernehmen der beiden Völker entgegen, dessen Beseitigung uns obliegt. Auch die große Mehrzahl selbst der Gebildeten unsers Volks kennt Italien und die italienischen Zustände und Verhältnisse zu wenig und beurtheilt sie falsch und einseitig. Nicht nur in der unabhängigen Presse tritt das zu Tage, sondern sogar in den officiösen Organen der Regierungen. Deshalb erwartet und verlangt man von Italien oft, was es unter den gegebenen Verhältnissen nicht leisten kann oder doch nicht leisten zu können glaubt. Dies ungerechte Urtheil, diese übertriebenen oder verkehrten Erwartungen reizen und kränken jenseit der Alpen bitterer, als man vielleicht diesseits glaubt.

Aber wir Deutsche unbekannt mit Italien? werden viele Leser verwundert ausrufen. Haben nicht seit Altvater Goethe — von Frühern zu geschweigen — Hunderte von Deutschen uns ihre an Ort und Stelle erworbenen Kenntnisse von Land und Volk zum besten gegeben? Und haben nicht unsere Historiker die Geschichte Italiens von der vorrömischen Zeit bis auf die Gegenwart gründlicher durchforscht und größere Klarheit darüber verbreitet als die Italiener selbst? Kein Zweifel — und doch ist Italien für die meisten Deutschen, was den Charakter der Nation, was ihre gegenwärtigen politischen, kirchlichen und socialen Zustände und Anschauungen anlangt, noch immer ein Buch mit sieben Siegeln.

Der Charakter der Nation — das ist freilich ein Begriff von großem Umfang und geringem Inhalt, wenn man von dem redet, was allen den Volksstämmen gemeinsam ist, die von den Abhängen der Alpen bis zum Libyschen Meere wohnen, verschieden nach Abstammung, Aussehen, Mundart und Sitte. Und doch haben Lombarden und Sicilianer mehr Gemeinsames als die Tiroler und Schleswiger und mindestens ebenso viel wie die Bewohner der Normandie und der Provence. Aus der endlosen, aber mit seltenen Ausnahmen seichten Flut der alljährlich neu sich ergießenden Touristenschriften ist so wenig eine richtige Anschauung der italienischen Volksindividualität zu gewinnen wie eine genaue Kenntniß der Zustände des Landes zu schöpfen. Ernste und gründliche ethnographische und historische Werke über das moderne Italien sind nur sparsam vorhanden, und in den vorhandenen fehlt es nicht an einseitigen und schiefen Auffassungen und Urtheilen über transalpine Verhältnisse. Und wie vielen ist es vergönnt, sich das zerstreute, weitläufige Material selbst zu sammeln und zu sichten? Wie viele sind so glücklich, sich durch jahrelangen Aufenthalt auf dem classischen Boden ein auf eigene Anschauung gegründetes Urtheil bilden zu können?

Und doch wächst das Interesse an dem Südalpenlande und seinen Geschicken für uns von Jahr zu Jahr. Nicht nur die Ueberschienung des Hochgebirgs hat uns Italien nahe gebracht: der Gang der politischen Entwickelung Europas hat uns in dem jungen Königreiche unsern natürlichen Verbündeten gezeigt. Die gleichen Interessen nationaler Unabhängigkeit und Concentration, freier staatlicher und Culturentwickelung, ohne irgendeine Gefahr der Collision derselben, endlich gemeinsame Feinde nach beiden Richtungen hin lassen es den beiden Völkern, die sich lange als Todfeinde gegenüberstanden oder widerwillig auf dieselbe Ruderbank geschmiedet waren, als Pflicht erscheinen, in freiem Bündnisse fest zusammenzustehen zu gemeinsamem Kampfe. Dazu aber ist es vor allem noth, daß alte eingerostete Vorurtheile diesseit wie jenseit der Alpen über Bord geworfen werden, daß die Völker ohne fremde Vermittelung sich gründlich kennen und achten

lernen. Ja es gilt dies nicht nur für die Völker im ganzen, sondern auch für die leitenden und regierenden Kreise; wie denn noch in neuester Zeit gar manche Schritte und Maßregeln bewiesen haben, daß man sich hüben und drüben oft gründlich misversteht.

Deshalb ist es ein unbestreitbares Verdienst, welches sich einer der tüchtigsten Kenner Italiens unter unsern Landsleuten, der seit längern Jahren in Florenz lebende Karl Hillebrand, erworben hat, indem er im Verein mit einer bedeutenden Anzahl namhafter Gelehrten und Publicisten beider Länder unter dem Titel „Italia" eine fortlaufende Reihe von Arbeiten des mannichfaltigsten Inhalts herauszugeben begann, die sämmtlich dazu bestimmt sind, den Deutschen eine genaue und gründliche Kenntniß des gegenwärtigen Italien zu ermöglichen. Bisjetzt sind zwei Bände erschienen, deren weitere ohne bestimmte Periodicität folgen sollen. Jeder Band bildet für sich gewissermaßen ein Ganzes und ist einzeln ohne weitere Verpflichtung für den Abnehmer verkäuflich. Es heißt im Vorwort zum ersten Bande:

Das lebendige, gegenwärtige Italien bleibt uns vielfach ein Räthsel. Selbst wenn wir jahrelang hier gelebt, jeden Winkel der Apeninen oder Siciliens, jede Dorfkirche und ihre verborgenen Schätze, jede Bibliothek und jedes Archiv, jede Ruine, an die sich eine historische Erinnerung knüpft, durchstöbert und commentirt haben — ins Innere des nationalen Lebens dringen wir kaum. Dazu gehört eben unerlaßlich, daß man in einem Lande herangewachsen, daß einem die nationale Erziehung zutheil geworden, und daß man mit der handelnden Gesellschaft in Berührung der Interessen, in Mitarbeiterschaft, in Concurrenz getreten. Wir mögen noch so viel Statistiken, Gesetzestexte und officielle Berichte lesen: der Schlüssel fehlt uns, der uns die Thüren des wahren Verständnisses öffnet. Aufs Verstehen aber, nicht aufs Wissen kommt's an. Verstehen wollen wir, wie die Ergebnisse und Thatsachen, die uns vorliegen, zu Stande kommen, warum sie so und nicht anders sind. Den Deutschen einen Blick in das innere Wesen der italienischen Gegenwart zu vermitteln, ist ein Hauptzweck dieser Sammlung.

Nur Italiener, ja nur Männer, die selbstthätig mitgewirkt an der Lösung der politischen oder socialen Fragen, meint der Herausgeber, könnten uns hier volle Aufklärung geben. In der That ist es ihm gelungen, hervorragende Schriftsteller und Staatsmänner, hohe Beamte und bedeutende Gelehrte zu gewinnen, die mit voller Sachkenntniß über Dinge reden konnten, mit denen sie sich praktisch und theoretisch meist im Auftrage des Staats beschäftigt hatten. So setzt uns Ruggiero Bonghi, der gegenwärtige Unterrichtsminister, die italienische Kirchenpolitik, an der er nicht nur als Mitglied des Ministeriums, sondern auch als Publicist und Abgeordneter mitgewirkt hat, auseinander; Sidney-Sonnino erklärt uns das Meiersystem (mezzeria) in Toscana; Fontanelli belehrt uns über den Umlauf des Papiergeldes in Italien, der bekannte Ingenieur Pareto über die römische Campagna, Zumbini über die socialen Verhältnisse in dem berüchtigten Silawalde Calabriens, Luzzatti führt uns in die herrschenden nationalökonomischen Ansichten und den Streit der Schulen auf der Halbinsel ein. Giglioli's trefflicher Bericht über Odoardo Beccari's wissenschaftliche Reisen entrollt ein Bild der unermüdlichen Thätigkeit, welche dieser junge Gelehrte durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Zoologie und Botanik, nebenbei auch der Geographie und Ethnographie auf seinen seit 1865 kaum unterbrochenen Reisen nach Ostindien und dem Sunda-Archipel, nach Afrika, Neuguinea u. s. w. entfaltet, und der bedeutenden wissenschaftlichen Eroberungen, die er dabei gemacht hat.

Den gleichen Grundsatz, nur Italiener zu Worte kommen zu lassen, befolgt der Herausgeber in Bezug auf das gegenwärtige geistige Leben der Nation. Der Fremde stehe rathlos vor der unleugbaren Thatsache, daß seit dem Wiedererwachen politischen Lebens und politischer Thätigkeit in Italien — d. h. seit 1848 — die ganze Literatur so rasch und tief gesunken, ein trauriges Epigonenthum an die Stelle der frühern Blüte getreten sei. Nur die urtheilsfähigen Italiener, die sich der derzeitigen Inferiorität ihrer Literatur bewußt seien, könnten uns das Verständniß derselben eröffnen und zugleich auf die bereits hervortretenden Symptome einer nahen Besserung aufmerksam machen. Deshalb gibt er zunächst dem gründlichen Kenner der modernen italienischen Literatur, G. Barzellotti, das Wort, um uns dieselbe in ihrer „sterilen Fruchtbarkeit" seit 1848 vorzuführen, während Yorick (Ferrigni) in seiner Geschichte des italienischen Theaters während der letzten 20 Jahre ein mehr fleißig gearbeitetes und figurenreiches als klar und übersichtlich componirtes Bild entwirft, und Angelo de Gubernatis sich als ein vortrefflicher Wegweiser durch die dürre und trostlose Wüste der italienischen Romanschriftstellerei seit Manzoni's „Verlobten" erweist. Eine dankbarere Aufgabe hat sich Fiorentino in seiner Geschichte der italienischen Philosophie seit 1860 gestellt. Haben die Italiener auch keine neuen, epochemachenden Systeme geschaffen, so haben sie doch nicht nur Kant und Hegel auf dem hesperischen Boden heimisch gemacht, sondern auch manche eigenthümliche und originelle Auffassungen gezeigt, manche neue Perspective eröffnet. Neapel und Mailand stehen hier seit längerer Zeit obenan, und die scharfe Kritik des neapolitanischen Hegelianers Spaventa wie der Skepticismus der Lombarden Ausenio Franchi und Giuseppe Ferrari stehen wenigstens entschieden höher als der unklare Mysticismus Gioberti's und der unter orthodox theologischem Gewande sich verbergende Kantianismus Rosenini's. In Nikolaus Marselli und Pasquale Villari findet der Positivismus Comte's seine Nachbeter auf italienischem Boden, während Graf Terenzio Mamiani, Bertini, Ferri und Berti schwache Versuche gemacht haben, mit ihrem „gemäßigten Idealismus" eine eigene italienische Philosophenschule zu gründen, Augusto Conti und Vito Fornari aber sich bemühen, ihren scholastischen Grillen durch seltsame Paradoxien ein philosophisches Ansehen zu geben, und der vielseitige Bonghi, ehe er ganz auf das politische Gebiet übertrat, wie sein Nachfolger Ferrari, den Italienern das Verständniß der philosophischen Systeme anderer Nationen, zumal Deutschlands, mit großer Sachkenntniß zu eröffnen bestrebt waren.

Begegnen wir in der „Italia" somit ausschließlich italienischen Namen, solange es sich um staatliche oder kirchliche, literarische oder künstlerische Zustände der Gegenwart handelt, so hat der Herausgeber dagegen allein Deutsche erwählt, um Episoden aus der Geschichte der Vergangenheit Italiens zu erzählen:

Der Vergangenheit gegenüber, die durch Monumente, Bücher, Manuscripte und Documente zu uns redet, hat der Italiener keinerlei Vortheil über uns, während wir die größere Objectivität, die sicherere wissenschaftliche Methode wol für uns in Anspruch nehmen können.

Hillebrand sieht in den italienischen Historikern, auch der Gegenwart, entweder Parteischriftsteller oder fleißige Documentensammler und Monographisten, von denen die letztern über dem gelehrten Detail die allgemeinen Interessen und Ideen, welche die Geschichte beherrschen, aus den Augen verlieren, und deren Werke deshalb für das große Publikum schon durch ihre Formlosigkeit ungenießbar seien. Er hätte hinzusetzen können, daß dagegen die meisten Schriftsteller der ersten Klasse den alten Fehler der Schönrednerei, der oft genug den Inhalt der Form nachsetzt, noch immer nicht abgelegt haben. Und doch scheint uns sein Urtheil in dieser Allgemeinheit zu hart. Es gibt italienische Historiker, wie Amari und andere, die eine lesbare Form mit gründlichem Studium zu verbinden wissen. Außerdem ist es für den Ausländer von hohem Interesse, zu sehen, wie sich ihre eigene Vergangenheit in den Augen der italienischen Zeitgenossen spiegelt. Daß unsere Landsleute für die gründliche Durchforschung und Aufhellung der alten römischen wie der mittelalterlichen Geschichte Italiens mehr geleistet haben als die Italiener selbst, ist freilich nicht zu bestreiten. Man braucht in dieser Hinsicht, ganz abgesehen von Niebuhr, Mommsen und andern Geschichtschreibern des römischen Volks, nur an Reumont's „Geschichte der Stadt Rom“, seine Monographien aus der ältern florentinischen Geschichte, seinen classischen „Lorenzo de' Medici“, an Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“, oder an die Forschungen Scheffer-Boichorst's u. a. über die Quellen und die Bedeutung der florentinischen Chronisten, des Ricordano Malispini, Dino Compagni und der Villani zu erinnern. Neue Beweise liefern in den vorliegenden beiden Bänden selbst O. Hartwig's: „Die Franzosen in Sicilien von 1674—78“, Reumont's cultur- und kunstgeschichtlicher Excurs über „das Collegio del Cambio zu Perugia“, Wilhelm Lang's Studien über „die neuere Machiavelli-Literatur“. Es ist durchaus berechtigt, wenn Hillebrand auch die im allgemeinen wohlbekannte Geschichte der italienischen Vorzeit mit in den Kreis seines Unternehmens hineinzieht, da nicht nur der Bienenfleiß deutscher Forschung fortwährend neue Documente entdeckt, immer neues Material zusammenträgt, sondern auch durch die wissenschaftliche Verwendung derselben im Verein mit geistvollen und scharfsinnigen — hier und da freilich allzu kühnen — Combinationen, die alte Tradition über den Haufen werfend, über Personen und Begebenheiten oft ein ganz neues ungeahntes Licht verbreitet.

Auch die Sitten- und Landschaftsschilderungen hat der Herausgeber vorzugsweise deutschen Mitarbeitern anvertraut, „weil der deutsche Beobachter ihnen unbefangener gegenübersteht und leichter in ihnen das Charakteristische, das sie vom Norden unterscheidet, erblickt“. Wir fügen hinzu, daß die Italiener bisher im allgemeinen für Naturschönheiten und für die Beobachtung des Volkslebens kein großes Interesse und keinen sehr aufgeschlossenen Sinn gezeigt und deshalb auf diesen Gebieten weder in Bezug auf ihr eigenes noch auf fremde Länder irgend Bedeutendes geleistet haben. Gallenga's „Abseits der Schienenwege“ und Zumbini's schon erwähnte Schilderung der Zustände im Silawalde zeigen, daß von einer vollständigen Ausschließung des italienischen Elements nicht die Rede ist. Beide Aufsätze haben allerdings mehr die socialen und rechtlichen Verhältnisse der betreffenden Landschaften als die Schilderung der Gegend und ihrer Sitten im Auge. „Die Malernester in den Sabinerbergen“ von dem Verfasser der „Wandertage in Italien“, Woldemar Kaden, schildern uns mit köstlicher Frische, in durchaus poetischer Auffassung, und doch in lebensvollster Wahrheit, und mit einer Kunst und Originalität des Stils, wie sie in Deutschland leider selten geworden sind, die jedem deutschen Künstler und Touristen vertrauten Landschaften von Subiaco, Civitella und Olevano. Heinrich Horner — unter welchem Pseudonym sich wol H. Homberger, der bekannte Publicist und Kenner der neuesten Geschichte Italiens, verbirgt — gibt uns in der toscanischen Geschichte „Der Säugling“ ein mit so echter Localfarbe und solch eindringender Kenntniß der Landschaft, der Zustände, Sitten und Personen gemaltes Bild, daß vielleicht nur, wer, wie der Referent, selbst jahrelang in jener Umgebung gelebt hat, ihren vollen Werth zu schätzen weiß. Hat sich doch der Verfasser die toscanische Anschauungs- und Ausdrucksweise so zu eigen gemacht, daß sich sein Original hier und da liest wie eine gute Uebersetzung.

Als Probe, wie beide Völker sich gegenseitig ihre Literatur anzueignen und mundgerecht zu machen streben, bringen beide Bände Uebersetzungen italienischer Gedichte ins Deutsche und deutscher ins Italienische. In seinen Uebertragungen des florentinischen Satirikers Giusti hat Paul Heyse seine unerreichte Meisterschaft in der Handhabung der Sprache und des Rhythmus von neuem glänzend bewiesen. Wer da weiß, wie spröde sich diese echt nationalen, zuweilen speciell florentinisch gefärbten Gedichte mit ihrer eigenartigen, von localen Anspielungen und volksthümlichen Redensarten wimmelnden Sprache gegen jede Uebertragung in ein fremdes Idiom verhalten, muß es um so mehr bewundern, wie ein verwandter Genius den Geist und die Darstellungsweise derselben so vollkommen in rein deutschem Gewande zu reproduciren vermocht hat. Auch Julius Schanz' Uebersetzungen von Poesien Zendrini's und Carducci's zeichnen sich durch leichte fließende Sprache und große Gewandtheit in der Behandlung des Rhythmus wie des Reims, selbst in der schwierigen Form der ottave rime aus; besonders gelungen sind: „Meine Griechin“ von Zendrini und Carducci's „An den Satan“, ein eigenthümlicher Hymnus in schwungvoller Sprache, freilich im wesentlichen nur die alte Verherrlichung der „schönen freien Sinnlichkeit“ gegenüber der christlichen Ascese. Der bekannte Abgeordnete, Kenner und Freund unserer Sprache und unsers Volks, Guerrieri Gonzaga, hat mit seiner Uebersetzung von Goethe's „Römischen Elegien“, „Grenzen der Menschheit“, „Prometheus“, „Das Göttliche“, „Ganymed“, „Der Gott und die Bajadere“, „Der Besuch“, wie von Schiller's „Idealen“ und Heine's „Heinrich IV.“ den vollgültigen Beweis geliefert, daß die Italiener und ihre Sprache weit geeigneter sind, Geist und Form unserer Poesie aufzufassen und wiederzugeben,

als ihre romanischen Vettern westlich vom Mont-Cénis. Besondere Anerkennung verdient die Uebertragung der „Römischen Elegien" in versi sciolti, die in ihrem Tonfall wie in der ganzen Behandlung der Sprache an Ugo Foscolo's „Sepolcri" erinnern.

Wir müssen endlich noch der „Uebersicht der politischen Lage Italiens" gedenken, mit denen der Herausgeber jeden der beiden Bände der „Italia" abschließt. In der ersten führt er uns nach einer kurzen und etwas oberflächlichen Schilderung der innern Lage und Verwaltung im allgemeinen die drei Hauptübel vor Augen, an denen der italienische Staat kranke und vor deren Heilung auf eine wirklich gedeihliche Entwickelung nicht zu hoffen sei: das Räuberwesen, die Finanzlage und das Verhältniß zur römischen Curie. Sind in erster Beziehung seine Schilderungen zumal der sicilianischen Zustände, wie wir nicht zweifeln können, genau, so haben sich dieselben seit dem Aufhören der bourbonischen Herrschaft in unglaublicher Weise verschlimmert. Als Referent im Jahre 1853 die Insel längere Zeit nach allen Richtungen hin durchstreifte, konnte es gefahrlos ohne Waffen und Escorte geschehen, während dies jetzt ein wahnsinniges Unterfangen sein würde. Der Grund scheint uns klar. Politische Freiheit, wie sie in gleichem Maße kaum in irgendeinem andern Lande des Continents besteht, Geschworenengerichte, eine durch die Schranken des Gesetzes und die Furcht vor der über die „Grundrechte" eifersüchtig wachenden radicalen Partei gelähmte Verwaltung passen, wenigstens für die Südhälfte der Halbinsel und für Sicilien und Sardinien wie die Faust aufs Auge. Hier können nur heroische Maßregeln und eine eiserne Energie helfen: ohne Suspension der Verfassung, ohne Entfaltung einer bedeutenden Truppenmacht, ohne den „aufgeklärten Despotismus" ist hier noch weniger als in Irland eine radicale Heilung des entsetzlichen socialen Uebels möglich. Erst durch solche Mittel kann der Förderung der materiellen und geistigen Cultur des Volks der Weg gebahnt werden. Für die Cur des Finanzelends verlangt Hillebrand als einziges Radicalmittel die Reduction des Militäraufwandes und des Budgets der öffentlichen Arbeiten. Es ist hier nicht der Ort, diese Ansicht, sowenig wie seine Anschauungen über das Verhältniß des italienischen Staats zu der römischen Hierarchie zu beleuchten und zu kritisiren. Er verlangt ein Hand-in-Hand-Gehen mit Deutschland und — im wesentlichen — die Annahme unserer Kirchenpolitik, sowol um des Staates selbst willen, als weil Deutschland sich Italiens wegen in den Kampf mit der Curie gestürzt habe (?).

Die zweite „Uebersicht", vom December 1874, betrachtet die Parteiverhältnisse in der im Herbst des Jahres neugewählten Kammer wie im Volke selbst. Sie geiselt in verdienter Weise das Treiben der parlamentarischen Mehrheit seit Cavour's Tode, welche, sicher daß ihr das Staatsruder nicht aus den Händen gleiten werde, in kleinlichem Gezänk und Coterienwesen das Staatswohl persönlichem Ehrgeize und persönlicher Rancune nachgesetzt habe. Inzwischen hat die seit Rattazzi's Tode führerlose Linke zwei Fünftel der Parlamentssitze erobert, und die Möglichkeit einer oppositionellen Majorität, die in dem streng parlamentarischen Staatswesen zu einer radicalen Regierung führen würde, ist sehr nahe gerückt. Gewiß hat der Verfasser recht, daß nur ein fester Bund aller Schattirungen der gemäßigt liberalen Partei von Peruzzi linkswärts bis Nicotera diesem Unglück vorbeugen und Italien eine tüchtige und kräftige Regierung geben könnte. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß die bisjetzt herrschende Consorterie dann nicht mehr tonangebend bleiben dürfte. Ihr Mangel an Energie gegenüber der Curie, ihr Liebäugeln mit Frankreich, ihr sauersüßes Verhalten zu dem Deutschen Reiche, ihre halben Maßregeln auf dem Gebiete der innern Politik können das Land nicht in die richtige Bahn leiten. Auch ein Coalitionsministerium Sella-Minghetti, für welches Hillebrand zu schwärmen scheint, wäre nur eine unglückliche halbe Maßregel. Nur der erstere, unstreitig der größte lebende Staatsmann Italiens, besitzt Weisheit und Entschlossenheit genug, um, wenn die übrigen Mitglieder der Rechten und des Centrums seiner Leitung unbedingt Folge leisten, das auf stürmischem Meere fast steuerlos umherirrende Staatsschiff in den sichern Hafen zu führen. Daß es sehr wünschenswerth wäre, wenn die Wahlenthaltung der klerikalen Partei ein Ende nähme und eine parlamentarisch-kirchliche Opposition die Vertretung des Volks vervollständigte, mag man Hillebrand gern zugeben, wenn man auch nicht annehmen kann, wie er, daß in einem solchen Falle das italienische Parlament „wie durch ein Wunder" von allen seinen chronischen Uebeln geheilt sein würde.

Selbstverständlich schließt der Zweck des Buchs jede einseitige Parteirichtung aus. Alle sollen zum Worte kommen, und der Herausgeber verwahrt sich entschieden dagegen, daß man die in den verschiedenen Artikeln ausgesprochenen Ansichten mit den seinigen identificire. Er hat dabei wol vor allem Bonghi's Abhandlung über „Die italienische und die deutsche Kirchenpolitik" im Auge. Bonghi ist weder mit der kirchlichen Politik diesseit noch jenseit der Alpen zufrieden. Nachdem er die betreffenden Maßregeln und Gesetze in Deutschland und Italien aufgezählt und kritisirt hat, theilt er sein eigenes Recept mit, durch dessen Befolgung sein Ziel, die volle Emancipation des Staats und seiner Bürger von der Kirche, erreicht werden soll. Man wird in seinen Vorschlägen in Deutschland allerdings wenig Neues und noch weniger Praktisches finden, ja vielleicht dürfte mancher nur ein parturiunt montes darin erblicken. Dennoch nimmt der ganze Aufsatz sowol durch seinen Gegenstand selbst wie durch die Persönlichkeit des Verfassers ein so bedeutendes Interesse in Anspruch, daß er eine eingehendere Besprechung verdiente, als Rahmen und Zweck dieser Blätter uns gestatten.

Einen Anhang zum ersten Bande bildet unter dem Titel „Italiana vom deutschen Büchermarkt" eine bald mehr bald weniger eingehende, stets von sicherer Sachkenntniß zeugende Besprechung der „Florentiner Studien" von Scheffer-Boichorst, Reumont's „Lorenzo de' Medici", Gregorovius' „Lucrezia Borgia", Geiger's „Petrarca", Woldemar Kaden's „Wandertage" und der Uebersetzung von Condini's „Leben Michelangelo's" durch Rudolf Baldeck. Dagegen vermissen wir ungern den in der Anzeige der Bezold'schen Uebertragung von Massari's „Cavour" für den zweiten Band verheißenen Literaturbericht aus Italien.

So bilden die beiden vorliegenden Bände der „Italia“ mit ihrem reichen und mannichfaltigen Inhalt aus der Feder der tüchtigsten Kenner des Landes, Volkes und Staates schon ein fast unentbehrliches Hülfsbuch für alle, die sich mit dem Italien der Gegenwart gründlich bekannt machen wollen. „Wann der dritte und vierte Band erscheinen werden“, schließt der Herausgeber sein Vorwort, „hängt von der Gunst des Publikums ab. Das Material dazu ist reichlich vorhanden, und die gewähltesten Mitarbeiter warten nur auf einen Wink, um ihre Beiträge diesem Unternehmen zuzuwenden.“ Eine periodische Schrift, die einzig und allein die Vermittelung einer genauen Bekanntschaft mit einem einzelnen fremden Lande und Volke zum Zwecke hat, ist allerdings ein exemplum sine exemplo. Um so mehr aber dürfen wir dieselbe als ein im besten Sinne echt deutsches Unternehmen bezeichnen, und würden es als ein trauriges Armuthszeugniß für das gebildete Publikum unsers Vaterlandes betrachten, wenn es demselben nicht seine volle Gunst zuwendete.

Otto Speyer

Eine Gesammtausgabe der Paalzow'schen Romane.

Sämmtliche Romane von Henriette Paalzow. Wohlfeile Ausgabe. Stuttgart, Heitz. 1874—75. 16. In Lieferungen zu 40 Pf.

Die Lebenskraft, die den Romanen der schon lange verewigten Verfasserin ohne Zweifel innewohnt, gibt sich in dem Unternehmen der stuttgarter Verlagsbuchhandlung kund, welche dem Publikum eine neue, wohlfeile Gesammtausgabe der Paalzow'schen Dichtungen unterbreitet. Ein Zeitraum von fast dreißig Jahren ist seit dem Heimgange der Dichterin verflossen, und die lang ausdauernde Gunst des Publikums scheint der Verewigten über das Grab hinaus mit seltener Treue folgen zu wollen. Bei der Massenproduction auf dem Gebiete des Romans ist es ein bedeutsames Ereigniß, wenn der literarische Ruf, der die Lebende auszeichnete, von ihrem ersten schriftstellerischen Auftreten an ein halbes Jahrhundert seinen guten Klang behaupten durfte. Die deutschen Leserinnen sind es, wie wir glauben, denen die Dichterin vorzugsweise diesen Ruf zu danken hat. In weiblichen Herzen sich eine Stätte gegründet zu haben, ist eine sichere Staffel des Nachruhms. In pietätvoller Erinnerung empfiehlt die Mutter den heranwachsenden Töchtern die Dichtungen, die ihre eigene Jugendzeit mit poetischem Schimmer verklärt haben, und die Töchter der Töchter empfangen wie eine forterbende Geistesnahrung die den Müttern liebgewordenen Schöpfungen. Und es ist doch auch vorzugsweise die psychologische Entwickelung weiblicher Gemüther, die der Verfasserin gelingt und das Frauenherz anzieht, zumal die würdige, wir möchten sagen matronale Haltung der Romane alles Verletzende und Anstößige fernzuhalten sucht. Und die Männerwelt? Gar wenige haben überhaupt in dem geschäftig hastigen Treiben der Gegenwart die Muße, sich mit der Lektüre mehrbändiger Erzählungen zu befassen, sie vermögen kaum die hervorragendsten Erscheinungen der immer mehr anschwellenden Tagesliteratur zu bewältigen. Und doch! Wie mancher liebenswürdige Gatte liest ein Buch, das die Gattin mit beredtem Munde preist, ein eifriger Anwalt ihres literarischen Lieblings, der von vornherein jedem kritischen Tadel des Mannes mit dem unfehlbaren Lächeln der Liebe die Spitze abbricht. Alle, die ihren geliebten Frauen ihre Wünsche von den Augen ablesen, sollten sie nicht auch ihre Bücher, wenn vielleicht auch cursorisch, ablesen?

Ueberschlagen wir die Summe des poetischen Schaffens der Dichterin, so scheinen uns indeß hohe Vorzüge von auffallenden Mängeln begleitet zu sein. Es ist der historische Roman, den Henriette Paalzow cultivirt und dessen technischer Schwierigkeiten sie im ganzen Herrin geworden ist. Ihr Stil ist klar, lebendig, durchsichtig, wiewol von ungleichem Rhythmus. Der Wogenschlag ihrer Perioden schwankt oft zwischen Ebbe und Flut; der Ebbe nüchterner Prosa folgt mitunter die Flut einer wie vom Sturme des Schaffens auseinandergerissenen Wortstellung. Wenn auch so eine gewisse monotone Gleichmäßigkeit des Vortrags oft glücklich vermieden wird, so droht doch das Gleichmaß der Rede zu leiden. Die Composition der Romane, die Gruppirung der Ereignisse ist zu loben. Es fehlt der Verkettung der Begebenheiten, der Verwebung der Ereignisse keineswegs an Spannung. Die Erwartung wird rege gehalten, ohne durch künstliche Effecthascherei endlos hingehalten zu werden. Es fehlt auch nicht an psychologischer Motivirung der Handlung, an oft recht glücklicher Entwickelung namentlich der weiblichen Charaktere, die sich indessen von überreizter Sentimentalität mitunter nicht frei zu halten wissen. Das echt Weibliche verliert sich nicht selten in das Weibische. Die Schilderung der umgebenden Natur, der Aeußerlichkeiten, des Anzugs, der Gewandung, der Localitäten erinnert in ihrer gedehnten Ausführlichkeit oft an die Vorbilder englischer Romane. Gewiß liegt dieser Ausführlichkeit ein löbliches Streben nach Anschaulichkeit der Darstellung zu Grunde. Aber wenn uns z. B. in „Godwie-Castle“ das Stammschloß der Nottingham'schen Familie in seiner mannichfaltigen Architektur, die Lage der Zimmer und Hallen im Süden, Westen u. s. w. mit peinlicher Genauigkeit geschildert wird, so bleibt dennoch für den Leser ein Conglomerat von einzelnen Oertlichkeiten, die keine noch so folgsame Phantasie zu einem übersichtlichen Ganzen zu verbinden im Stande ist; wir wandeln dennoch wie in einem Labyrinth, ohne daß es der Verfasserin gelingt, uns den erlösenden Faden der Ariadne in die Hände zu spielen. Ein in wenig Strichen ausgeführter, in Holzschnitt beigegebener Grundriß des Gebäudes würde mehr für unsere Orientirung leisten als die seitenlange Auseinandersetzung der Dichterin. Mit Worten lassen sich eben keine Schlösser bauen, es seien denn Luftschlösser; der Kitt der Perioden ist darum noch kein Mörtel für die Phantasie, um die mitten im Lesen immer wieder schwankenden und einsturzdrohenden Mauern des papiernen Gebäudes einheitlich zu verbinden.

Abgesehen indessen von dieser vergeblichen Mühe einer an andern Stellen mit größerm Glück gehandhabten Detailmalerei, können wir dem Stil und der Composition der Dichtungen große Vorzüge nicht absprechen. In der Technik des Romans kann Henriette Paalzow als Chorführerin der modernen Schriftstellerinnen bezeichnet werden.

Wie steht es aber um den innern Gehalt dieser geschichtlichen Romane? Um es kurz zu sagen, die Historie wird lediglich mit dem Gemüth erfaßt, der Völkerroman wird zum Familienroman. In „Godwie-Castle" (1836), dem Werke, das den Ruf der Dichterin begründen, das der Anonymen einen vielgenannten Namen schenken sollte, machen wir die Bekanntschaft einer englischen Familie, deren vornehme Stellung ihr von alters her einflußreiche Beziehungen zu den Herrschern des Landes verschaffte, sodaß öffentliche Angelegenheiten und persönliche Verhältnisse zu der Königsfamilie mannichfach auf die Schicksale des Hauses einwirken. Wir begegnen einer stattlichen Reihe historischer Persönlichkeiten; Jakob I., dessen Günstling Buckingham, Burleigh und Bristol u. s. w. werden uns vorgeführt. Aber der Nottingham'schen Familie gilt unsere ganze Theilnahme, und indem die Verfasserin unsere Aufmerksamkeit ganz für dieselbe in Anspruch nimmt, macht sich das Historische trotz aller dramatischen Lebendigkeit der Schilderung nur zum Theil geltend. Ein allgemeinerer historischer Hintergrund würde ein ebenso passender Rahmen für dieses anziehende Gemälde des Hauses gewesen sein. Auch in diesem Romane sind die Frauengestalten die anheimelndsten, unter denen die alte und jüngere Herzogin und vor allem die junge Fremde bedeutsam hervortreten.

In „Thomas Thyrnau" (1842) tritt Maria Theresia in den Vordergrund, von der die Verfasserin selbst sagt, daß sie der Kaiserin ihr Herzblut eingeflößt habe. Aber eine tiefere Auffassung der Geschichte wird man auch hier nicht erwarten dürfen. Als der weitaus beste Roman der Dichterin gilt wol mit Recht „St. Roche". Hier gibt der Conflict zwischen dem rein menschlichen Leben und seiner Corruption in den höhern Kreisen vielfache Gelegenheit zu glänzenden, farbenprächtigen Schilderungen. In „Jakob van der Nees" (1847) offenbart sich wieder das glänzende Talent der Autorin für psychologische Entwickelung, eine ebenso scharfe wie feine Beobachtungsgabe, die in einzelnen originellen und lebensvoll durchgeführten Familiengemälden vortheilhaft hervortreten.

Empfangen wir in allen diesen Werken auch nicht den Eindruck einer überlegenen Weltanschauung, hören wir das Rauschen des faltenreichen Mantels der Muse der Geschichte auch oft nur in dem schwachen Nachhall der knitternden Gewänder des Salons, sind es auch weniger große historische Conflicte als die Leiden und Freuden der Familie, die wir miterleben, wer wollte mit der Verfasserin rechten? Der Beifall, den sie in so reichem und auch verdientem Maße gefunden und noch findet, bürgt dafür, daß ihren Werken der Lebensnerv nicht fehlt und daß ihr Streben ein hohes und würdiges gewesen.

Emil Taubert.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Der erste Band der von Victor Hugo während seiner ganzen Laufbahn gehaltenen Reden ist unter dem Titel „Actes et Paroles. Avant l'Exil, 1841—51", bei Michel Lévy in Paris erschienen.

— Albert Sorel's „Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande" dürfte, nach dem Urtheile der „Saturday Review" zu schließen, eins der bedeutendsten französischen Werke über den deutsch-französischen Krieg von 1870—71 sein. Der Verfasser geht bis auf die von Napoleon III. mit Rußland, Dänemark, Oesterreich und Italien angeknüpften erfolglosen Unterhandlungen zurück und schildert so die Vorbereitungen zum Kriege, ebenso wie den Verlauf derselben und die nach Sedan von neuem versuchten, aber gleichfalls fehlgeschlagenen diplomatischen Bemühungen, und belegt diese Verhandlungen durch werthvolle Urkunden, die in einer vortrefflichen Weise verarbeitet sind. Als Attaché bei der Délégation des affaires étrangères zu Tours und Bordeaux hat Sorel übrigens den Vortheil genossen, die neuen republikanischen Führer bei ihrer Arbeit zu sehen, und er bestätigt in jedem Punkte Mazade's Aussage über die beklagenswerthe Erfolglosigkeit ehrgeiziger Demagogen, denen es an Genie sowol wie an Specialkenntniß mangelte, und die ohne Ueberlegenheit des Geistes oder des Charakters waren.

— Von Gustave Desnoiresterre's umfassender Biographie Voltaire's liegt nun der siebente Band unter dem Titel „Voltaire à Genève" vor, in welchem die sogenannte Guerre de Genève ausführlich behandelt wird.

— Eine sehr gediegene, von Fleiß und Sachkenntniß zeugende Leistung ist: „Herder et la renaissance littéraire en Allemagne au XVIIIme siècle", von C. Joret. Der Verfasser schildert zunächst die Stellung der classischen Schule zur Zeit, als Klopstock, Wieland und Lessing ihre ersten Werke veröffentlichten; dann gibt er einen Bericht über das Jugendleben Herder's bis zu dessen Besuche Frankreichs und seiner Verbindung mit Goethe; später begleiten wir ihn nach Bückeburg und Darmstadt, beobachten den Einfluß Shakspeare's auf die literarische Umwälzung und sehen endlich das deutsche Drama durch die Hervorbringung der „Emilia Galotti" und des „Götz" einen eigenartigen Charakter annehmen. Die eingestreuten Bemerkungen über Kant, Hamann und Winckelmann leiten die Begründung der deutschen ästhetischen Schule ein.

— Leon Dumont, der Verfasser zweier anerkannter Abhandlungen über das Lachen und das Gefühl für das Anmuthige, hat soeben ein neues Werk: „Théorie scientifique de la sensibilité", veröffentlicht, welches demnächst auch in der deutschen Ausgabe der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" unter dem Titel „Theorie der Empfindung" erscheinen wird.

— „Aventure d'une âme en peine" von Gilbert Augustin Thierry, Sohn Amédée Thierry's, wird von der „Saturday Review" sehr ungünstig beurtheilt. Der Verfasser sei zwar ein Schriftsteller von bedeutendem Talent, habe es aber in den Dienst der gemeinsten Sensationswirkungen gestellt, und der Roman enthalte nicht einen einzigen Charakter, welcher interessire oder gefalle. Er beabsichtige eine Satire auf das ancien régime, niemand aber werde durch eine so groteske Caricatur einer Gesellschaft wie die Thierry's für die Sache der Revolution gewonnen werden.

— Mehr Anerkennung findet „Les Gentilhommes de la cuiller" von Charles Buet. Das Werk gehört der bessern Klasse von historischen Romanen an, nur daß der Verfasser, als Katholik, die Protestanten im ungünstigsten Lichte darstellt.

— Wiederum haben wir einen hervorragenden Roman aus der Tauchnitz'schen Sammlung zu erwähnen. Es ist „Malcolm"

von George Mac Donald. Man lasse sich ja nicht durch die Schwierigkeit, welche die im schottischen Dialekt geschriebene Sprache des Helden der Erzählung, dessen Name dem Buche den Titel gibt, abschrecken, und man wird die kleine Mühe, welche zu überwinden ist, reichlich belohnt finden.

— Der neueste Band in der Asher'schen Sammlung „Open Sesame" von Florence Marryatt ist eine interessante, leicht geschriebene Studie des Einflusses des Spiritismus auf eine schwache Natur. Der Betrug wird entlarvt, und der Betrogene durch die Macht und Opferbereitwilligkeit echter Liebe, der Liebe seiner Gattin, vor frühem Untergange gerettet.

— Von der bei ihrem ersten Erscheinen ziemliches Aufsehen erregenden Schrift des Amerikaners Nathaniel Holme: „The Authorship of Shakespeare", worin die Autorschaft der Shakspeare'schen Dramen dem Lordkanzler Baco zugeschrieben wird, ist soeben eine dritte vermehrte Auflage erschienen. Das neu hinzugekommene Material verstärkt indessen des Verfassers Position nicht und ist nur eine Erweiterung der alten bekannten Beweisführung. Daß diese viel Plausibles an sich hat, ist indessen nicht zu leugnen. Eine Recapitulation derselben dürfte daher manchem unserer Leser nicht unwillkommen sein. Der Verfasser der Dramen war, wie man weiß, ein Mann von wunderbarer Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit; erstere nun, wird eingewandt, scheine Shakspeare, von den Dramen abgesehen, nicht besessen zu haben, noch sei es wahrscheinlich, daß ein Schauspieler seiner Zeit Kenntnisse genug gehabt habe, von der Tüchtigkeit gar nicht zu reden, um irgendeins von ihnen geschrieben zu haben. Lord Baco hingegen besaß alle die in den Dramen aufgewandte Gelehrsamkeit. Der Verfasser dieser Stücke war mit der classischen Geschichte, Mythologie und Literatur nicht wie ein Schüler, sondern wie ein Gelehrter vertraut. Das war bei Lord Baco der Fall; wie aber sollte es Shakspeare gewesen sein: seine Biographie gibt kein Anzeichen davon. Selbst wenn er alle damals vorhandenen Uebersetzungen gekannt und gelesen hätte, so kommen doch Dinge in den Dramen vor, die er aus keiner von ihnen hätte erfahren können. Der Verfasser der Stücke war ein Gesetzkundiger, und juristische Ausdrücke und Metaphern sind ihm so geläufig, als ob er jahrelang Advocatenschreiber gewesen wäre. Baco nun war ein großer Jurist; Shakspeare, der Schauspieler, aber hatte keine andere Bekanntschaft mit dem Gesetze als die, welche er als Gefangener wegen Wilddiebstahls erlangt haben mochte. Endlich bekunden die Dramen eine Kenntniß der Naturwissenschaften; auch diese besaß Baco bekanntlich in hohem Grade, während Leute von Shakspeare's Stande damals gewiß noch weniger davon wußten als heutzutage. Daß einer unserer deutschen Shakspeare-Forscher den Verfasser auch noch als mit der altgermanischen Mythologie und Sage vertraut dargethan hat, scheint dem Amerikaner unbekannt zu sein. Ob man auch diese Gelehrsamkeit Baco beimessen kann, ist zweifelhaft; jedenfalls aber eher als Shakspeare. Im übrigen, behauptet Holmes, sei auch der ganze Geisteston, die ganze Bildung und Menschenkenntniß, die sich in den Dramen zeigen, der Art, wie sie Baco mit Gewißheit eigen waren und wie, abgesehen von den Dramen, kein Beweis vorliege, daß Shakspeare sie gehabt habe, und keine Möglichkeit vorhanden sei, daß er sie gehabt haben könne. Schließlich haben wir keinen andern Beweis für Shakspeare's Autorschaft als die Thatsache, daß sie ihm allgemein zugeschrieben worden und er sich dieselbe angeeignet habe, und die Angabe, daß „er nie ausstrich", dürfte darauf hindeuten, meint Holmes, daß er abschrieb und es ihm nicht freistand, zu ändern.

Bibliographie.

Aus der Neuzeit. Dorfgeschichte. Hannover, Feesche. 8. 2 M. 25 Pf.

Barack, M., Der Drumbeder vun Wallstadt. Eine Sammlung heiterer Gedichte in Pfälzer Mundart. Heidelberg, Bassermann. 8. 1 M. 50 Pf.

Blumenthal, O., Für alle Wagen- und Menschen-Classen. Plaudereien von Station zu Station. 1ste bis 3te Classe. Leipzig, E. J. Günther. 8. à 1 M.

Brackel, Ferdinande Freiin v., Die Tochter des Kunstreiters. Roman aus der Gegenwart. Köln, Bachem. 8. 4 M. 20 Pf.

Dütschke, H., Antike Bildwerke in Oberitalien. II. Zerstreute antike Bildwerke in Florenz. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 7 M.

Eckstein, E., Flatternde Blätter. Satirische und humoristische Skizzen. Leipzig, Hartknoch. 8. 2 M.

Eichwald, K., Uut'n Flikken-Büdel, Rymels und Vertellsels. I. Bremen, Tannen. 8. 50 Pf.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 94: Die Macht des Augenblicks. Novelle von E. Fritze. Nr. 95: Ein tiefes Geheimniß. Novelle von F. Steinebach. Berlin, Behrend. 8. à 1 M.

Flygare-Carlén, Emilie, Schattenbilder. Novellen. Aus dem Schwedischen von E. J. Jonas. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 12 M.

François, L. v., Natur und Gnade, nebst anderen Erzählungen. 3 Bde. Berlin, Janke. 1876. 8. 12 M.

Goldstein, M., Aus Liebe. Dramolet. New-York, Steiger. Gr. 16. 75 Pf.

Grotefend, H., Ueber Sphragistik. Beiträge zum Aufbau der Urkundenwissenschaft. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Heinsius, W., Allgemeines Bücher-Lexikon oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis 1874 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahres, der Seitenzahl, des Formats, der Preise u. s. w. 15ter Bd., welcher die von 1868 bis Ende 1874 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von H. Ziegenbalg. 1ste Lfg. Leipzig, Brockhaus. Gr. 4. 3 M.

Hirth, G., Das souveräne Gesetz der Preisbildung. Ein Beitrag zur Kritik der Einkommensvertheilung und zur Lehre von der Steuerprogression. Leipzig, Hirth. Gr. 4. 1 M.

Hoffmann, J., Gedichte. Leipzig, H. Schultze. 8. 1 M. 60 Pf.

Amerikanische Humoristen. 5ter Bd.: Die neue Pilgerfahrt von Mark Twain. Ins Deutsche übertragen von M. Busch. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 6 M.

Kym, A. L., Metaphysische Untersuchungen. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 8 M.

Lenneck, E., Der Erbe von Bedford. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 9 M.

Lenormant, F., Die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien. Autorisirte, vom Verfasser revidirte und verbesserte Ausgabe. 2 Bde. Jena, Costenoble. Gr. 8. 12 M.

Linsmayer, A., Der Triumphzug des Germanicus. Eine Studie. München, Lindauer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Löwenstein, A., Humor in der Medicin. Medicinisch-humoristische Vorträge, Gedichte, Räthsel, Epigramme ꝛc. Berlin, Staude. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Mangold, J., Colmererditschi Gedichtler. 1ster Thl. Colmar, Barth. 8. 1 M. 60 Pf.

Die Militärpflicht der Theologen im deutschen Reiche. Ein Wort gegen dieselbe. Von einem deutschen Theologen. Leipzig, J. Naumann. Gr. 8. 40 Pf.

Moser, O., Lustige Geschichten. Leipzig, Dyk. 16. 80 Pf.

Müller, V., Der Offenbarungsbegriff Lessing's im Zusammenhange mit seinen philosophischen und religiösen Grundsätzen. Jena, Deistung. Gr. 8. 80 Pf.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. VIII. Das Jahr 1874. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1874 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Nippold, F., E. J. Potgieter. Ein Beitrag zur holländischen Litteraturgeschichte. Haarlem. Gr. 8. 2 M.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Karl Koldewey. Volksausgabe. Bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. (In 5 Lfgn.) 1ste Lfg. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M.

Notter, F., Eduard Mörike. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und Dichter. Als Anhang: Die von F. Vischer am Grabe gesprochenen Worte. Stuttgart, Auerbach. Gr. 8. 1 M.

Pasqué, E., Sieben Tage aus dem Leben eines Sängers. Ein Künstler-Roman. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Rehepenning, W., Ueber den Einfluß der aristotelischen Ethik auf die Moral des Thomas von Aquino. Goslar. Gr. 8. 40 Pf.

Schönbach, A., Ueber die humoristische Prosa des 19. Jahrhunderts. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 2 M.

Seeburg, F. v., Cyclame. Eine Erzählung aus alter Zeit. Regensburg, Pustet. Lex.-8. 1 M.

Smend, J., In die Freiheit. Erzählung aus neuester Zeit. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Strasburger, E., Ueber Zellbildung und Zelltheilung. Jena, Deistung. Gr. 8. 12 M.

Stutzer, A., Nicht Gold, nicht Edelstein. Novelle. Sondershausen, Goebel. Gr. 8. 3 M.

Terlago, Caroline Gräfin, Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 8. 4 M.

Thum, R., Die Christlichkeit des modernen Staates. Vortrag. Reichenbach i. V., Köhler. Gr. 8. 60 Pf.

Tollin, H., Dr. M. Luther und Dr. M. Servet. Eine Quellen-Studie. Berlin, H. R. Mecklenburg. Gr. 8. 1 M.

Tyszka, A., Geschichte der Beweise für das Dasein Gottes bis zum 14. Jahrhundert. Berlin. Gr. 8. 40 Pf.

Tschudi, R., Der Friedensfreund. Poesie für Alt und Jung. Glarus. 1872. Gr. 16. 2 M. 15 Pf.

Verhandlungen der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. 1stes Heft. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Vogel, A., Gegen den Bilderkultus. Eine wissenschaftlich-pädagogische Abhandlung. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 60 Pf.

Wächter, O., Das Autorrecht nach dem gemeinen deutschen Recht systematisch dargestellt. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 9 M. 20 Pf.

Wuttke, H., Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens. 3te fortgeführte Auflage. Leipzig, J. W. Krüger. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 9. September 1875.

Inhalt: Schriften zur Kunstliteratur. Von **Adolf Zeising**. — Zur deutschen Alterthumskunde und Poesie. Von **Heinrich Rückert**. — Unterhaltungsliteratur. Von **Theodor von der Ammer**. — Zur Kunde des neuen Reichslandes. — **Feuilleton**. (Deutsche Literatur; Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Schriften zur Kunstliteratur.

1. Grundriß der bildenden Künste, im Sinne einer allgemeinen Kunstlehre und als Hülfsbuch beim Studium der Kunstgeschichte dargestellt von Hermann Riegel. Dritte, neu bearbeitete Ausgabe mit 34 Holzschnitten. Hannover, Rümpler. 1875. Gr. 8. 11 M.

Eine der vorherrschendsten und bedauerlichsten Eigenschaften unserer Zeit ist es, daß gerade die eifrigsten und in der Regel erfolgreichsten Vertreter derselben, sobald sich irgendeine früher herrschend gewesene Richtung als mangelhaft und unzulänglich erwiesen hat, nun auch für die unableugbarsten Verdienste derselben, ja selbst für ihre unter allen Verhältnissen heilsamen und unentbehrlichen Vorzüge schlechterdings kein Verständniß mehr besitzen, sie am liebsten mit Stumpf und Stiel ausgerottet sehen möchten und alle diejenigen, welche nicht so einseitig urtheilen und neben der Pflege des ersprießlichen Neuen auch eine gerechte Würdigung und Weiterbildung des zweckmäßigen Alten für nothwendig halten, als traurige Verfechter längst überwundener Standpunkte oder wenigstens als mattherzige Vermittler unvereinbarer Gegensätze zu stigmatisiren bemüht sind. Je mehr dieses in tonangebenden Kreisen nur allzu beliebte Verfahren dazu beiträgt, gerade den wirklichen Feinden der Gegenwart ihren Widerstand und Kampf gegen die neue Zeitrichtung zu erleichtern und den stetigen Fortschritt einer naturgemäßen Culturentwickelung zu erschweren, statt zu fördern, um so erfreulicher ist es, wenn man unter den Arbeitern, die in ihren Leistungen zunächst und vorzugsweise den Forderungen der Zeitrichtung entgegenzukommen bestrebt sind, auch solchen begegnet, welche trotz der Bevorzugung, welche sie früher vernachlässigten Fragen angedeihen lassen, auch den Leistungen ihrer Vorgänger die ihnen gebührende Anerkennung zollen und sich nicht scheuen, dieselben soweit als thunlich für ihre eigenen Arbeiten zu verwerthen.

Als einen würdigen Repräsentanten dieser Arbeiter auf dem Gebiete der Kunstliteratur dürfen wir mit bestem Fug und Recht den Verfasser des obengenannten Buchs bezeichnen; und daß dasselbe, nachdem es zuerst 1865 erschienen, jetzt bereits in dritter, neu bearbeiteter und um mehr als 100 Seiten vermehrter Auflage vor uns liegt, ist zugleich dafür ein erfreulicher Beleg, daß auch im Publikum noch Sinn und Anerkennung für Werke, welche gleichzeitig Verständniß für frühere Anschauungen und thätige Theilnahme an neuen Bestrebungen bekunden, vorhanden ist.

Der der gegenwärtigen Zeitströmung entgegenkommende Charakter des Buchs offenbart sich vor allem darin, daß es ihm als die eigentliche Hauptaufgabe gilt, den Leser über die vorherrschend äußerlichen Seiten der im Bereich der Baukunst, Bildhauerei und Malerei sich bewegenden Kunstthätigkeit zu belehren. Es beschäftigt sich daher einerseits vorzugsweise mit den Stoffen und sonstigen Mitteln, die zur Herstellung eines Kunstwerks nothwendig sind, mit der Bestimmung seiner Größe, seiner Eintheilung und Gliederung, mit den Maßen und Verhältnissen, die hierbei zu beobachten sind, kurz mit allen Fragen, die ins Gebiet der Kunsttechnik fallen; andererseits mit den Beziehungen der vollendeten Kunstwerke zur Außenwelt, zur Mit- und Nachwelt, ihrer Betrachtung, ihrer Kritik, ihrer Pflege, ihrem Vertrieb, ihrer Verbreitung, ihrer Vervielfältigung u. s. w. Dem entgegen sind die principiellen Fragen und die mehr in das geistige Gebiet der Kunst fallenden Gegenstände nur kurz und übersichtlich behandelt. Während die ihnen gewidmete erste Abtheilung des Buchs („Die Kunst, die Künste und das Schöne") nur gegen vier Bogen stark ist, umfassen die beiden folgenden Abtheilungen („Die Kunst und die Künstler" und „Die Kunst und die Zeit"), welche sich mit den zuerst genannten Fragen beschäftigen, nicht weniger als 24 Bogen. Das Buch unterscheidet sich also hierdurch sehr wesentlich von denjenigen Kunsttheorien, wie sie die wissenschaftliche, namentlich die philosophische Aesthetik zu bieten pflegt, und nicht minder von den kunsthistorischen Werken, indem es jene

Außenseiten des Kunstlebens, welche auch diese nur gelegentlich und beiläufig berühren, in organischem, systematisch geordnetem Zusammenhange und mit der ihnen gebührenden Ausführlichkeit und Gründlichkeit behandelt.

So entschieden sich aber auch hierdurch der Verfasser als ein dem realistischen Zuge der Zeit folgender Schriftsteller erweist, so ist er doch weit entfernt, auf die Arbeiten und Leistungen in entgegengesetzter Richtung geringschätzig hinabzublicken oder sie gar, wie es neuerdings nicht selten geschehen, als von Grund aus verkehrte, durchaus werthlose und unfruchtbare Hirngespinste hinzustellen. Vielmehr erkennt er dieselben ausdrücklich als nothwendig an, erblickt in ihren Ergebnissen mehr oder minder feste Grundlagen für den weitern Ausbau der Kunstwissenschaft, gibt mehrfach Beweise dafür, daß er selbst dieselben für sich benutzt hat, und beansprucht für seine eigene Arbeit nur, daß sie als eine nicht minder nothwendige, für vollständige Erfassung und richtige Beurtheilung der Kunst und des Kunstlebens unentbehrliche Ergänzung aufgenommen werde. Als solche hat sie denn auch die beifällige Aufnahme, die ihr von seiten des kaufenden Publikums, sowie auch schon beim Erscheinen der ersten Auflage seitens der Kritik erfahren, vollkommen verdient, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie sich in noch größerm Maße dieses Beifalls in dieser neuesten Auflage erfreuen wird, da durch dieselbe der Inhalt des Buchs nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ eine wesentliche Verbesserung erfahren hat, ohne daß damit der Grundcharakter desselben ein anderer geworden wäre. Mit Recht kann daher der Autor selbst im Vorwort diese neue Bearbeitung mit einem Umbau vergleichen, bei welchem kein Stein auf dem andern gelassen wurde, der aber doch das Haus in seinem Grundriß und Aufbau, in seiner ganzen Erscheinung nicht verändert, sondern nur fester, wohlbegründeter, in allen Theilen durchgeführter und besser gemacht hat.

Eine sehr tiefgreifende und gründliche Umarbeitung ist insbesondere auch der ersten Abtheilung, welche die allgemeinen Fragen behandelt und sich namentlich über die Phantasie als Urquell der Kunst, über Schönheitssinn und Begeisterung, über das Schöne überhaupt und über dessen wesentlichste Modificationen, wie das Erhabene, das Lustige, das Humoristische u. s. w., insbesondere und über noch andere principielle Themata verbreitet, zutheil geworden und hierdurch zugleich dem Ganzen eine festere und besser ineinandergefügte Grundlage gegeben. Vom Standpunkte einer streng logischen Begriffsentwickelung und Begriffsbestimmung aus betrachtet, erscheint allerdings hier manches noch als ungenügend, und es fragt sich, ob nicht der Verfasser besser gethan hätte, sich in dieser Beziehung an irgendein bereits vorhandenes philosophisches System anzuschließen, als sich von den mehr oder minder zufälligen Ergebnissen eines aphoristischen Raisonnements leiten zu lassen. Aber anerkannt muß werden, daß der Autor an seinem natürlichen Gefühl und noch mehr an seiner nie blos oberflächlichen und äußerlichen, sondern stets tiefer eindringenden und denkenden Auffassung der Kunst auch auf diesem Felde einen guten Führer gehabt hat, und daß die von ihm hier niedergelegten Ideen für die umfang- und inhaltreichen Belehrungen, welche die beiden folgenden Abtheilungen bieten, jedenfalls eine ihrem Zweck entsprechende Vorschule bilden.

Auf das Einzelne des überaus mannichfaltigen und lehrreichen Inhalts dieser Abtheilungen einzugehen, ist hier leider nicht möglich, und ebenso muß hier von einer Aufzählung der zahlreichen Einfügungen und Verbesserungen von theils materiellem, theils formellem Charakter Abstand genommen werden. Nur im allgemeinen sei daher ausgesprochen, daß der Verfasser auch hierbei mit Umsicht und Besonnenheit verfahren ist und durch Beibehaltung aller derjenigen seiner Anschauungen und Ueberzeugungen, die sich ihm seit dem Erscheinen der ersten Auflage als stichhaltig bewährt haben, ebenso viel Beharrlichkeit und Festigkeit, wie durch Einführung und Geltendmachung inzwischen von ihm oder andern aufgefundener neuer Gesichtspunkte Eifer für Weiterbildung der Wissenschaft und vorurtheilsfreie Empfänglichkeit für neue Wahrheiten bewiesen hat.

Die eine wie die andere dieser beiden Eigenschaften, welche sonst, wie Paläophron und Neoterpe, nicht allzu oft in Frieden nebeneinander gefunden werden, hat der Autor besonders einleuchtend in der Stellung bewiesen, die er in der ersten wie in dieser dritten Ausgabe einer ästhetischen Frage gegenüber eingenommen, die zufällig zu mir, dem Erstatter dieses Berichts, in nächster Beziehung steht, weshalb es mir gestattet sein möge, gerade auf sie ein wenig näher Bezug zu nehmen. Ich meine Riegel's Stellung zum Proportionalgesetz des Goldenen Schnitts. Schon beim ersten Erscheinen seines Buchs — ja eigentlich schon früher in einer demselben gewidmeten besondern Abhandlung — sprach er sich, abgesehen von einigen Vorbehalten, mit Entschiedenheit für dasselbe aus, obschon ihm das Mistrauen, mit dem man auf dem Kunstgebiete jedes neu aufgefundene Gesetz aufzunehmen pflegt, nicht unbekannt war; ja er lieferte selbst neue Belege für die weitgreifende Gültigkeit desselben, indem er darauf hinwies, daß nicht blos architektonische und plastische Kunstwerke, welche mathematischen und statischen Gesetzen näher liegen, sondern auch freiere Compositionen der Malerei, z. B. Tizian's Himmelfahrt Mariä, Leonardo da Vinci's Abendmahl, Albrecht Dürer's Dreifaltigkeit, Rafael's Cäcilia und Galatea u. s. w., rücksichtlich ihrer Anordnung von demselben beherrscht werden, insbesondere aber die ästhetische Bedeutung desselben an Rafael's Sixtinischer Madonna in ausführlicher Darstellung nachwies. Bezeugte er hierdurch seinen vorurtheilsfreien Standpunkt einem damals noch mehrfach angezweifelten Neuen gegenüber, so liefert er jetzt durch unveränderte Wiedergabe seiner damals ausgesprochenen Ansichten den Beweis, daß er an dem, was er einmal auf Grund wirklicher Prüfung als wahr erkannt hat, auch mit Beharrlichkeit und Ueberzeugungstreue festhält. Obschon er weiß, daß der Argwohn gegen besagtes Gesetz auch jetzt noch nicht ganz geschwunden ist, und unter Hinweisung auf Fechner's akademische Schrift: „Zur experimentalen Aesthetik" *), welche sich zwar einerseits entschieden anerkennend, andererseits aber auch skeptisch dagegen verhält, einräumt, daß die Acten über diese Principienfrage noch nicht ge-

*) Vgl. Nr. 31 d. Bl. f. 1871.

schlossen sind, so fällt er doch darüber noch heute wie vor zehn Jahren folgendes Urtheil:

Ich will nicht in Erörterung treten, ob Zeising in Bezug auf seine Behauptungen, besonders auch da, wo kein ästhetisches Interesse betheiligt ist, im einzelnen recht habe, ja ich will es dahingestellt sein lassen, ob er nicht im ganzen, rücksichtlich der Proportionalität des menschlichen Körpers, zu weit gehe; dieses aber muß ich behaupten und muß es mit Nachdruck wiederholen, daß das von Zeising in die ästhetische Betrachtung gezogene Verhältniß für die Kunst von der entschiedensten Bedeutung ist, und daß es sich selbst da geltend macht, wo niemand es geahnt hätte.

Und weiterhin, nachdem er dasselbe kurz charakterisirt und seine ästhetische Wirksamkeit in Werken der Architektur, Sculptur und Malerei an verschiedenen Beispielen erörtert hat, sagt er noch einmal: „Man wird endlich zugeben müssen, daß das Verhältniß des Goldenen Schnitts überhaupt und im allgemeinen einen ganz entschieden ästhetischen Werth hat."

Daß gerade Riegel in diesem Buche von vorherrschend realistischer Richtung dieses Urtheil fällt, ist mir um so erfreulicher als die vom idealistischen Standpunkte ausgehende philosophische Begründung, mit welcher ich das Gesetz zuerst in die Oeffentlichkeit eingeführt habe, am meisten dazu beigetragen hat, Anhänger des Realismus mistrauisch dagegen zu machen, ja sich von vornherein ablehnend dagegen zu verhalten, ohne es nur irgendwie näher geprüft zu haben. Hätte man meine Darlegung des Gesetzes vorurtheilsfrei und gründlich bis zu Ende verfolgt, so würde man gefunden haben, daß ich es auch nicht an einer dem Empirismus und Realismus entsprechenden Begründung habe fehlen lassen; und wenn jeder in seinem Fache die zum Theil allerdings nur dürftigen Anfänge meiner Forschungen mit bessern Kräften fortgesetzt hätte, so würde man schließlich zu demselben Resultat wie Riegel gekommen sein, ja wahrscheinlich sich überzeugt haben, daß mir mit mehr Recht der Vorwurf gemacht werden kann, in der Auffindung von Belegen für das Gesetz nicht genug gethan zu haben, als in diesem Betracht zu weit gegangen zu sein. Jedenfalls ist das von Riegel eingehaltene Verfahren im Interesse der Sache besonderer Anerkennung werth, und ich habe mich für verpflichtet erachtet, dies hier auszusprechen, nicht blos um der Sache als solcher willen, sondern weil sein Verhalten in dieser Angelegenheit zugleich Zeugniß ablegt für seine Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit in der Beurtheilung schwebender Fragen überhaupt.

Unmittelbar und ausschließlich beschäftigt sich mit der zuletzt berührten Frage die folgende Schrift:

2. Der Goldene Schnitt und die Anwendung desselben in der Kunst. Ein stenographirter Vortrag, gehalten im hannoverschen Künstlerverein am 24. Januar 1874, von Theodor Wittstein. Mit einer lithographirten Tafel. Hannover, Hahn. 1874. Gr. 8. 75 Pf.

Seitens ihrer eigentlichen Bestimmung und ihres Hauptinhalts spricht sich auch diese Arbeit zwar nicht ohne jeden Vorbehalt, aber im übrigen mit entschiedener Anerkennung und der ausdrücklichen Erklärung, die Sache fördern zu wollen, über das beregte Gesetz aus, und sie ist um so mehr geeignet, dieser Bestimmung zu entsprechen, als sie einen namhaften Mathematiker zum Verfasser hat, der nicht leicht für etwas eintritt, was nicht auch vor der exacten Wissenschaft zu bestehen vermag. Mit Bezug auf die meiner „Proportionslehre" seit ihrem ersten Erscheinen (1854) bisjetzt zutheil gewordene Aufnahme sagt er:

Ich selbst habe in den abgelaufenen zwanzig Jahren die Sache nicht aus den Augen verloren. Ich will nicht leugnen, daß es zunächst das mathematische Interesse war, welches mich daran festhielt, in Verbindung mit dem eigenthümlichen Reize, den es gewährt, die Mathematik auf ein ihr so fremdes Gebiet angewandt zu sehen. Es ist mir gelungen, in dieser Zeit eine Reihe von Erfahrungen zu sammeln, in denen der Zeising'sche Grundgedanke volle Bestätigung findet, und die ich nachher vorlegen werde. Auch scheint es mir wol an der Zeit zu sein, daß der Gegenstand einmal wieder auf die Tagesordnung gesetzt werde.

Selbstverständlich kann ich dem Autor für eine so thätige Unterstützung einer von mir zuerst angeregten Idee nur dankbar sein; gleichwol werde ich mir seinen Vorbehalten gegenüber auch einige Gegenbemerkungen erlauben müssen. Er selbst reducirt die Punkte, in welchen er nicht mit mir übereinstimmen könne, auf folgende zwei. Zunächst findet er, daß es wol zu weit gegangen sei, wenn ich das Gesetz auch als Naturgesetz aufgefaßt wissen wolle, es bis in den anatomischen Bau des menschlichen Körpers, in die Formen der Thier- und Pflanzenwelt, ja bis zu den Sternbildern verfolge. Was die Anwendung auf die Sternbilder betrifft, so gebe ich sie um des Misverständnisses willen, zu dem sie Anlaß gegeben, bereitwillig preis, obschon in der auf sie bezüglichen Behauptung durchaus nichts Falsches oder Unsinniges liegt, da ich ja ausdrücklich betont habe, daß sie sich nicht auf die objective Constellation bezieht, sondern nur den ästhetischen Eindruck, den gewisse Sternbilder in ihrer scheinbaren Constellation auf uns machen, erklären soll. Im übrigen aber muß ich, was ich für die Bedeutung des Gesetzes im Gebiet der Naturerscheinungen beigebracht habe, um so entschiedener festhalten, als meine eigenen, zwanzig Jahre hindurch fortgesetzten Forschungen mir immer nur neue Belege für alles Wesentliche in meiner Theorie geboten haben, umgekehrt aber unter den dagegen erhobenen Zweifeln und Einwirfen mir kein einziger bekannt geworden ist, der meine Aufstellungen in dem von mir gemeinten Sinne und Umfange zu entkräften vermocht hätte. Habe ich doch auch die Belege für meine Angaben nicht blos aus den Ergebnissen meiner eigenen Messungen und Beobachtungen, sondern auch aus denen anderer Forscher älterer und neuerer Zeit geschöpft, und ist doch nicht wenig von dem, was ich für die Anwendbarkeit des Gesetzes auf die Natur geltend gemacht habe, innerhalb der Naturwissenschaft selbst allgemein anerkannt, z. B. die wichtige Rolle, welche die zum Verhältniß des Goldenen Schnitts in nächster und streng gesetzmäßiger Beziehung stehenden Verhältnisse der recurrirenden Zahlenreihe 1 : 1 : 2 : 3 : 5 : 8 : 13 u. s. w. in der Akustik und Harmonielehre, in der Lehre vom Gesichtswinkel und in der Lehre von der Blattstellung spielen; ja läßt doch auch die Bedeutung, welche überhaupt die mittlern Proportionalen in physikalischer Beziehung besitzen, und der nahe Zusammenhang, in welchem der Satz vom Goldenen Schnitt mit der Theorie der regulären Polygone und regulären Po-

lyeder, mit der Theorie der trigonometrischen Kreisfunctionen, mit der Lehre von den Kettenbrüchen, den harmonischen Verhältnissen, den Transversalen u. s. w. steht, es gar nicht so unerklärlich erscheinen, daß in der Natur, wo doch zuletzt alles auf ein Gegen- oder Miteinanderwirken von Größen nach mathematischen Gesetzen hinausläuft, so häufig Bildungen und chemische Mischungen, welche sich in ihrer Zusammensetzung mehr oder minder eng um das Verhältniß des Goldenen Schnitts bewegen, angetroffen werden. In exacter Weise lassen sich allerdings die Ursachen, die ein so häufiges Vorkommen solcher Verhältnisse in der Natur bewirken, vorderhand noch nicht nachweisen. Dasselbe ist aber auch bezüglich ähnlicher Erscheinungen, z. B. in Betreff des symmetrischen Baues der Thiergestalten der Fall. Darum wird aber doch niemand leugnen wollen, daß sich in der Symmetrie ein die Thiergestalt wesentlich mitbestimmendes Gesetz ausspricht. Als ein solches muß daher consequenterweise auch das Gesetz des Goldenen Schnitts anerkannt werden, obschon sich die Art und Weise, wie es sich bethätigt, noch nicht befriedigend erklären läßt. Wenn übrigens der Verfasser zu Anfang seiner Schrift es nur als Kunstgesetz gefaßt wissen will, weiterhin aber mit Entschiedenheit betont, daß es auch im Kunstgebiet, wie oft es dort auch angetroffen werde, doch niemals von den Künstlern mit Bewußtsein und Absicht angewandt sei, so gesteht er ihm damit selbst den Charakter eines Naturgesetzes, und zwar eines sehr energischen, zu. Denn worin anders könnte sonst der unfreiwillige Gebrauch, welchen die Künstler von ihm machen, seinen Grund haben, als in einem instinctiv wirkenden Triebe, in einem natürlichen Takt, in einem angeborenen genialen Schönheitsgefühl, oder wie man es sonst noch nennen will? Besitzt aber einmal das Gesetz diese weit schwerer zu erklärende Naturkraft, dann ist nicht abzusehen, warum es nicht auch im Gebiet der eigentlichen Naturerscheinungen soll wirksam sein können.

Als zweiten Punkt, in welchem der Verfasser von mir abweichen zu müssen glaubt, bezeichnet er die von mir der Sache gegebene Grundlegung. Meine Darstellung, meint er, mache den Eindruck, als sei das Gesetz gleichsam vom Himmel gefallen. Man wisse nicht und erkenne nicht, woher es komme, was es solle und welche Stelle es in dem System unsers Wissens einnehme. Als Antwort hierauf möchte ich den Autor nur bitten, in meiner Proportionslehre den Abschnitt, welcher „Entwickelung meines eigenen Systems" überschrieben ist, von S. 131—160 noch einmal durchzulesen. Wenn er mir diese Bitte erfüllt und hierbei sein Augenmerk mehr auf den Gedanken*inhalt* als auf die Ausdrucksweise richtet, wird er selbst finden, daß darin im wesentlichen ganz derselbe Ideengang enthalten ist, wie in der Gedankenreihe, durch welche er seinerseits das Gesetz neu begründen zu müssen geglaubt hat. Wenigstens habe ich in seiner mehr inductiven Darstellung durchaus meine dort deductiven Grundanschauungen wiedergefunden, und daß ich mich sachlich auch jetzt noch mit ihm auf gleichem Standpunkte befinde und wahrscheinlich, wenn ich jene Begründung jetzt und einem aus Künstlern bestehenden Auditorium gegenüber zu schreiben hätte, ihm auch in der Darstellungsweise näher kommen würde, möge er daraus entnehmen, daß ich erst vor wenigen Jahren in Nr. 31 d. Bl. f. 1871 wörtlich Folgendes geschrieben habe:

> Das Schöne beruht, wie die Herbartianer mit Recht betonen, stets auf einem „Zusammen" verschiedener Elemente. Ein aus diesem Zusammenhange herausgerissenes, isolirtes Element ist daher, streng genommen, kein ästhetisches Element mehr. So wichtig z. B. ein Punkt im Zusammenhang mit ihn umgebenden oder durchschneidenden Linien sein kann, so ästhetisch bedeutungslos ist er für sich allein betrachtet u. s. w.

Ein Anlaß, gegen den Verfasser zu polemisiren, ist also in dieser Beziehung schlechterdings nicht für mich vorhanden.

In allem Folgenden besteht zwischen den Darlegungen des Verfassers und meinen eigenen Anschauungen auch nicht einmal der Schein einer Differenz. Ich will daher hier nur noch kurz auf die neuen Belege hinweisen, die er für die Gültigkeit des Gesetzes beigebracht hat. Sie fallen größtentheils in das Gebiet der Kunstindustrie und sind insofern besonders geeignet, Laien in die Sache einzuführen, als sie sich auf sehr einfache Formen und allgemein bekannte Gegenstände beziehen. Zunächst ist vom Format des gewöhnlichen Schreibpapiers die Rede, und wird hier gezeigt, daß an demselben das Verhältniß der Länge zur Breite, wie sich der Verfasser durch öftere Nachmessungen überzeugt habe, mit seltener Uebereinstimmung genau dasjenige des Goldenen Schnitts sei. Dasselbe gelte im wesentlichen auch vom Format der Briefcouverts, der Visitenkarten, der Photographie-Albumblätter und dem üblichen Octavformat der gedruckten Bücher, namentlich wenn man in letzter Beziehung mehr den Schriftsatz als die durch den Buchbinder modificirte Form ins Auge fasse. Er unterstützt dies durch folgende interessante Erzählung:

> Ich ließ ein Buch drucken und fand mich veranlaßt, die mir übergebene Probecolumne um zwei Zeilen nach unten zu verlängern. Als ich das Blatt neugesetzt aus der Druckerei zurückerhielt, war der Satz auch breiter geworden. Auf meine Anfrage, weshalb dies geschehen sei, antwortete der Drucker — einer der ersten hiesigen Buchdruckereibesitzer —, es habe nicht schön ausgesehen. Die Nachmessung ergab genau den Goldenen Schnitt, und Sie haben also hier das Urtheil eines Mannes, man kann sagen eines Künstlers, der dem Gesetze des Goldenen Schnitts folgte, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Ferner wird gezeigt, daß dasselbe Verhältniß in der gewöhnlichen Druckschrift zwischen der Höhe der großen und kleinen Buchstaben bestehe, dagegen minder regelmäßig bei dem Format der Zeitungen gefunden werde; doch macht der Autor hierbei eine beachtungswerthe Bemerkung über Augentäuschungen, welche dazu veranlassen, für das Auge gerade dadurch das rechte Verhältniß herzustellen, daß man bis zu einem gewissen Grade von demselben abweicht — ein Verfahren, welches nachweisbar die griechischen Architekten und Bildhauer sogar mit Bewußtsein angewandt haben. Sodann wird das Format der Gemälde und Gemäldeeinrahmungen besprochen, wozu ich hier bemerken will, daß sich an diesen besonders häufig das Verhältniß des einfachen Major zum zweifachen Minor, also z. B. $5 : 2 . 3 = 5 : 6$, oder das des halben Major zum ganzen Minor, z. B. $\frac{8}{2} : 5 = 4 : 5$, findet: zwei Verhältnisse, die entschieden nur als Modificationen der Verhältnisse $3 : 5$ und $5 : 8$ aufzufassen sind, wie ja auch in der Harmonielehre umgekehrt die Sexten ($3 : 5$ und $5 : 8$)

nur als transponirte Terzen (5 : 6 und 4 : 5) angesehen werden.

Vom äußern Format der Gemälde wendet sich der Verfasser sodann zu den Verhältnissen zwischen den unterscheidbaren Abtheilungen ihrer innern Anordnung und Gruppirung, wobei er besonders die Lage des Horizonts bei landschaftlichen, die Stellung der Hauptfiguren bei historischen Bildern berücksichtigt und namentlich auf Rafael's La belle jardinière und Piloty's Cäsar Bezug nimmt, z. B. darauf aufmerksam macht, daß am letztern Gemälde die Stellung Cäsar's in seinen Abständen von den Rändern links und rechts fast genau dem Goldenen Schnitt entspricht. Ferner weist er dasselbe Verhältniß als das angemessenste und gebräuchlichste für verschiedene Möbel, für Thüren, Fenster und Fensterscheiben nach, sowie auch für ganze Gebäude und Häuser, namentlich für solche, die für sich allein einen ästhetischen Eindruck machen sollen. Bezüglich der Fenster sei hier die Bemerkung eingefügt, daß das besagte Verhältniß in neuerer Zeit besonders häufig zwischen dem untern und obern Theile des Fensterkreuzes gefunden wird, seitdem die Scheiben des untern Theils nicht mehr eine Untereintheilung erfahren, und daß das sogenannte Schinkel'sche Fenster sogar in seiner Construction mit dem Goldenen Schnitt in unmittelbarem Zusammenhange steht, indem sich seine Breite zur Höhe wie $1 : \sqrt{5}$, also wie 1 : 2,236 verhält, von welchen Größen sich die letztere wieder aus den Größen 0,618 + 1 + 0,618 zusammensetzt.

Hierauf erst geht der Autor zum Menschen über, doch zieht er nicht unmittelbar den Menschen, wie ihn die Natur geschaffen, sondern nur den bekleideten oder, wie er sich ausdrückt, den „stilisirten" Menschen in Betracht. Dies entspricht nicht nur den Rücksichten, die er bei einem Vortrage seinen Zuhörern gegenüber zu nehmen hatte, sondern ist auch insofern zweckgemäß, als an einem wirklich geschmackvoll bekleideten Körper die ästhetisch wirkenden Verhältnisse in der That stärker zur Anschauung gelangen als am unbekleideten; denn während die Natur, indem sie das Skelet mit der Muskulatur und diese mit dem Hautsystem bekleidete, die am Knochengerüst zwischen Kopf und Rumpf, zwischen Rumpf und Becken, zwischen Oberschenkel und Unterschenkel allzu weit klaffenden Lücken theilweise ausfüllte und hierdurch eine Milderung der allzu stark markirten Hauptgliederung des Körpers bewirkte, sucht die Kunst der Toilette gegenüber der von ihr noch weiter getriebenen Verhüllung der ursprünglichen Gliederung der Natur dadurch wieder einigermaßen gerecht zu werden, daß sie jene zwischen den Hauptpartien liegenden Zwischenpartien mit Zuhülfenahme von Halsbinde und Halsband, Gürtel und Schnürleib, Knieband und Volants wieder etwas stärker hervorhebt, und hiermit thut sie in der That etwas Aehnliches wie der Architekt, wenn er für seine Zwecke die natürlichen Thier- und Pflanzenformen kunstgemäß stilisirt.

Nachdem der Autor kurz auch noch der musikalischen Verhältnisse gedacht hat, spricht er schließlich die Hoffnung aus, daß es möglich sein müsse, auf dem eingeschlagenen, hier besprochenen Wege die räumliche Kunstlehre noch weiter zu entwickeln und ihr eine gleich feste Grundlage zu geben, wie sie die Musik in der Harmonielehre bereits besitze. Daß auch ich diese Hoffnung hege und unausgesetzt bemüht gewesen bin, nach Kräften selbst zur Erreichung dieses Ziels mitzuwirken, mögen ihm außer meinen Abhandlungen über die Proportionen des Parthenon, über den kölner Dom und andern ältern Arbeiten, insbesondere mein Essay „Das Pentagramm", meine „Aesthetischen Studien im Gebiet der geometrischen Formen" (worin besonders die regulären Polygone und Sternpolygone behandelt werden) und der Aufsatz „Die regulären Polyeder" bezeugen, drei sich vorzugsweise auf mathematischem und culturgeschichtlichem Gebiet bewegende Arbeiten, welche ich sämmtlich in der Cotta'schen „Deutschen Vierteljahrschrift" (1868, Heft 1 und 4; 1869, Heft 4) niedergelegt habe, welche ihm jedoch zu meinem Bedauern ebenso entgangen zu sein scheinen, wie dasjenige, was im Verlauf der letzten Jahre Riegel, Seidel, Fechner, Hermann u. a. über den Goldenen Schnitt veröffentlicht haben. Jedenfalls würde die Sache am erfolgreichsten dadurch gefördert werden, wenn alle, welche sich aufrichtig für dieselbe interessiren, sich entschließen wollten, nicht blos isolirt, sondern mit vereinigten Kräften, sich gegenseitig verständigend und ergänzend, dafür thätig zu sein.

Adolf Zeising.

Zur deutschen Alterthumskunde und Poesie.

1. Deutsche Mythologie. Vorlesungen von Adolf Holtzmann. Herausgegeben von Alfred Holder. Leipzig, Teubner. 1874. Gr. 8. 8 M.
2. Vielgewandt's Sprüche und Groa's Zaubersang (Fiölsrinnsmal - Grougaldr). Zwei norränische Gedichte der Sämunds-Edda, kritisch hergestellt, übersetzt und erklärt von F. W. Bergmann. Straßburg, Trübner. 1874. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Kleinere Schriften von Wilhelm Wackernagel. Zweiter und dritter Band. Leipzig, Hirzel. 1873—74. Gr. 8. 16 M.
4. Der Lübecker Todtentanz. Ein Versuch zur Herstellung des alten niederdeutschen Textes von H. Baethke. Berlin, Calvary u. Comp. 1873. 8. 1 M.
5. Uhland's französische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt von P. Eichholtz. Berlin, Weidmann. 1874. Gr. 8. 1 M.
6. Beitrag zur Charakteristik und Würdigung der deutschen Strophen von Wilhelm Seyd. Berlin, Moeser. 1874. Lex.-8. 2 M.
7. Zweiundfunfzig ungedruckte Balladen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und mündlicher Ueberlieferung gesammelt und herausgegeben von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth. Stuttgart, Göschen. 1874. 8. 2 M. 80 Pf.

Um die unter Nr. 1 genannte Schrift richtig zu beurtheilen, muß man den Unterschied zwischen einem zum Drucke ausgearbeiteten wissenschaftlichen Werke und einem zu akademischen Vorträgen bestimmten Hefte festhalten. Es ist in unserer deutschen Literatur nicht ungewöhnlich, auch diese letztern dem Drucke zu übergeben; mitunter geschieht es

von den Autoren selbst, häufiger noch von ihren Schülern und Anhängern, die damit sich und andern das Bild des verehrten Lehrers und Meisters ins Gedächtniß zurückzurufen bemüht sind. Wir wollen hier die fundamentale Frage nach der Zweckmäßigkeit, überhaupt nach der innern Berechtigung des Abdrucks von schriftlichen Aufzeichnungen, die nicht für den Druck und seine besondern Convenienzen berechnet waren, als durch die Praxis bejahend entschieden ansehen und daher auch diese Vorlesungen über „Deutsche Mythologie“ neben so vielen andern aus allen Gebieten des Wissens für berechtigt gelten lassen, wie wir ihnen auch über das bloße Interesse der Pietät und Verehrung, das ihre Veröffentlichung zu Wege gebracht hat, eine allgemeinere oder objectivere Bedeutung für die deutsche Alterthumskunde einräumen. Sie vervollständigen das Bild der wissenschaftlichen Thätigkeit eines Mannes, der von seinem ersten Auftreten an sich immer seine eigene Bahn gesucht und mit einer rücksichtslosen Selbständigkeit seine eigenen Forschungsergebnisse gegen die Mehrzahl fast aller andern, die sich nicht davon überzeugen lassen wollten, festgehalten und, wenn es darauf ankam, mit schonungsloser Schlagfertigkeit zu vertheidigen gewußt hat.

Diese Vorlesungen über „Deutsche Mythologie“ wird jeder, dessen wissenschaftliche Arbeiten ihn in Berührung mit Adolf Holtzmann gebracht haben, in der Meinung in die Hand nehmen, darin die von dem Verfasser namentlich in seinem Buche über „Celten und Germanen“ (1855) und in einer Anzahl Einzelabhandlungen vertheidigte Ansicht von der ethnographischen und linguistischen Identität des Celten- und Germanenthums wiederzufinden. Damit wäre von selbst auch eine gewisse Gemeinsamkeit der religiösen Anschauungen oder der Mythologie gegeben. Aber es wird doch bei den meisten Lesern einiges Erstaunen erregen, wenn sie sehen, daß diese Vorlesungen nicht blos eine gewisse, sondern eine völlige Gemeinsamkeit der beiden religiösen Kreise, eine völlige Identität der Namen, Begriffe, Cultusformen und transscendenten Anschauungen bei Celten und Germanen zu beweisen unternehmen. Wahrscheinlich werden sich aber nur wenige der Beweiskraft der hierfür beigebrachten Gründe gläubig fügen, und die ungeheuere Mehrzahl wird bei der einmal feststehenden Ansicht eines fundamentalen Unterschieds celtischer und germanischer Mythologie beharren.

Man kann nicht sagen, daß Holtzmann's Hypothese der celtogermanischen Identität ein neuer Fund gewesen wäre. Er selbst hat bei jeder Gelegenheit betont, daß er nur die ältere, einst allgemein gültige Meinung aller Gelehrten von Strabo bis auf Leibniz wieder in ihr Recht einsetzen wolle, das ihr durch die moderne Hyperkritik und, wie er es seltsamerweise wol auch ansah und aussprach, durch einen überspannten Patriotismus der deutschen Forscher verkümmert worden sei. Er übersah nach seiner raschen, feurigen Art, die immer nur einem Bilde, einem Gedanken die ganze Seele oder das ganze Gemüth einräumte, vielerlei, z. B. daß unsere moderne deutsche Wissenschaft von allen solchen für die echte Wissenschaft gar nicht existirenden patriotischen Rücksichten oder Vorurtheilen sich immer freizuhalten gewußt hat, und daß sie mit Recht darin einen ihrer unterscheidenden oder fundamentalen Vorzüge erkennt. Man sehe sich in den wissenschaftlichen Leistungen aller andern europäischen Culturvölker um, die außerdem unsern deutschen ebenbürtig sind; fast überall wird man, je nach Individualität des Autors, nach der besondern Signatur der Zeit und nach dem mehr oder minder dafür geeigneten Stoffe jenes principiell ganz unberechtigte Element des nationalen Pathos als ein, wenn auch nur latentes Ferment der Auffassung und Darstellung unschwer herausfinden. Es ist nicht nöthig, auf die gesammte dänische wissenschaftliche Literatur der letzten drei bis vier Jahrzehnte zu verweisen, wo es bekanntlich bis vor kurzem, eigentlich bis heute in oft geradezu komischer Ueberreizung als Selbstberäucherung des reinen Nordlandthums und tiefste sittliche Entrüstung gegen das verderbte Deutsche sozusagen zur nothwendigen Signatur jedes Buchs gehörte, das in Kopenhagen gedruckt werden durfte. Denn ohne dieselbe wäre es der Feme des radicalen Literaturpöbels, der diese ganze wunderliche Schnurre erfunden hat, unrettbar verfallen. Auch ist es nicht blos das revanchedurstige Frankreich, dessen Literatur seit 1871 ungefähr denselben Stempel trägt: es ließen sich überall auch an viel grünerm Holze recht lehrreiche Beispiele von dem Vorkommen dieser wissenschaftlichen Krankheit sammeln.

Was aber die Identität des Celten- und Germanenthums betrifft, so ist dieselbe nicht blos von der neuern deutschen Forschung im Gegensatz zu den ältern Ansichten verneint worden, sondern unabhängig von ihr ist auch jene historische Schule der Franzosen, die A. Thierry als ihr Haupt ansieht, zu demselben Resultate gelangt, und heute dürfte Holtzmann's Hypothese, von der er sehr überflüssigerweise sich auch gewisse moralische Wirkungen der Versöhnung und der Verständigung zwischen den feindlich auseinandergerissenen „Brüdern“ (Germani!) versprach, jenseit der Vogesen noch weniger populär sein als in Deutschland. Für den Chauvinismus, der dort einstweilen und wahrscheinlich für immer alles beherrscht, ist sie ja die unbequemste von der Welt.

Holtzmann hat sich nach seiner Art den Beweis für seine Hypothese äußerst leicht gemacht: er geht von der Identität der celtischen und germanischen Sprache wie von einer fest bewiesenen Thatsache aus, und so kann er auch fast alle die zahlreichen celtischen oder gallischen religiösen Namen auf deutsche Etymologie bringen. Daß selbst, wenn sich nicht gegen ein solches Verfahren die allertriftigsten Einwendungen von seiten der Linguistik erheben ließen, damit noch gar nichts über die mythologische Substanz der einzelnen gleichbenannten Figuren, noch weniger etwas über die des ganzen religiösen Glaubens hüben und drüben gesagt wäre, läßt er ganz außer Acht. Er kann sich seine Beweisführung noch um so leichter machen, je weniger wir außer den Namen selbst von den celtisch-gallischen Gottheiten wissen. Bekanntlich sind auch die primären oder directen Quellenzeugnisse über unsere deutschen von einer erschreckenden Dürftigkeit, aber sie sind doch in den meisten Fällen noch immer reichlicher als die über die gallischen Gottheiten. Setzt man noch, wie es Holtzmann und freilich nicht er allein kurzweg thut, die skandinavische Mythologie als der eigentlich deutschen identisch an, so läßt sich aus diesen drei Bestandtheilen, dem celtischen, dem eigentlich deutschen und dem skandinavischen, allerdings häufig etwas zusammenfügen, das einem

einigermaßen runden Bilde, wie es andere Mythologien geben, ähnlich sieht, aber auch nur ähnlich sieht, denn vor dem kritischen Blicke kann es doch nicht bestehen, und wir kommen ihm wie andern Darstellern unserer Mythologie gegenüber zu der Wahrnehmung, daß die trostlose Lückenhaftigkeit und Unsicherheit des Materials den, der sich damit aus Liebhaberei beschäftigt, weil er doch ebenso denkt und fühlt wie jeder andere Menschengeist, fortwährend dazu verführt, mit Hülfe von Conjecturen etwas Faßliches, Verständiges, in sich Haltbares zu construiren und dabei zu übersehen, daß Conjecturen immer nur Conjecturen bleiben und niemals zu wissenschaftlichen Thatsachen werden, auch wenn sich der stärkste subjective Glaube daran heftet.

Es liegt nahe, die Schrift von F. W. Bergmann (Nr. 2) unter diesen eben ausgeführten Gesichtspunkten zu betrachten. Fiölsrinnsmâl und Gröugaldr gehören bekanntlich zu den berüchtigtsten Dunkelpartien der Edda, die daran doch wahrlich keinen Mangel hat. Zwar gibt der würdige Veteran, dem wir die vorliegende Erklärung verdanken, ihr in der Freude seines Herzens das Motto mit auf den Weg: „Wiederum zwei Mysterien weniger"; doch so sehr wir auch die subjective Berechtigung dieses Ausspruchs als den wohlverdienten Lohn des eigenen Gewissens für eine mühselige und langwierige Geistesanstrengung anerkennend zu begreifen vermögen, so bleibt doch noch für andere Subjectivitäten, und wahrscheinlich nicht blos für die des Referenten, noch an allen Ecken des Dunkeln oder Mysteriösen genug. Wenn jemand, wie es der Fall unsers um die altgermanische oder skandinavische Poesie so hochverdienten straßburger Collegen ist, seine geistige Lebenskraft vorzugsweise diesem einen Gegenstand gewidmet hat, so darf er für sich selbst andern gegenüber, die nur gelegentlich oder durch methodische Veranlassung ihrer anderweitigen germanistischen Studien sich der nordischen Poesie so weit zu nähern gesucht haben, als zu ihrem exacten wissenschaftlichen Verständniß und zu ihrer begrifflichen Erkenntniß nöthig ist, eine Art von Autorität der Intuition oder der Routine in Anspruch nehmen, deren innere Berechtigung wir im Gegensatz zu den meisten andern, die als gleichberechtigte Forscher der Wissenschaft von einer solchen Autorität nichts wissen zu dürfen glauben, sehr weit ausdehnen. Wir sind auch in wissenschaftlichen Dingen der Meinung, daß die Uebung den Meister mache, daß die unausgesetzte Beschäftigung mit einer Specialität eine Schärfe und Klarheit des Blicks gebe, die ein anderer, auch wenn er genau dieselbe Summe von Kenntnissen, denselben Apparat von Hülfsmitteln und dieselbe Ausstattung mit wissenschaftlicher Intelligenz an denselben Gegenstand heranbringt, nicht haben kann. Zu diesem Glauben gehört unter manchem andern auch eine durch ein längeres und intensiveres Leben erworbene allgemeine Erfahrung in menschlichen Dingen und Persönlichkeiten, und deshalb wird die Jugend und werden alle, die auch bei grauen Jahren sich die manchen so beneidenswerth, uns aber gar nicht beneidenswerth dünkende Eigenthümlichkeit des Jugendmuthes bewahrt haben, nicht damit ausgestattet sein, überhaupt gar keinen Begriff davon haben, was damit gemeint ist. Aber so sehr wir unsererseits geneigt sind, unsere eigene Einsicht der eines wirklich eingelebten Kenners unterzuordnen, so sehr wir im vorliegenden Fall im einzelnen den nach allen Radien der Windrose auseinandergehenden Erklärungsversuchen anderer die hier aus einem Gusse und aus einem Kerne gegebenen Erklärungen vorziehen und selbst einige technisch-linguistische Bedenken dem lebendigen Eindruck des Ganzen gegenüber nicht so hoch veranschlagen wollen, als sie nach dem Maßstabe der exacten Hermeneutik es verdienen, so bleibt doch auch dann wenigstens für Fiölsrinnsmâl des Dunkeln und Unbegreiflichen in der ganzen Construction, nicht im einzelnen, worauf wir an dieser Stelle weniger Gewicht legen, noch genug und mehr als zu viel. Zu seiner Lichtung scheinen uns nur zwei Wege offen. Entweder man muß mit Holtzmann annehmen, daß die in diesem Liede gekannten Mythen des Kreises der nordischen Freya, einer in Deutschland wenigstens unter dem specifischen Namen Frouwa, wie er entsprechend Fréyr, goth. Frauja = hochd. Frô gelautet haben mußte, nicht vorhandenen oder gekannten Gottheit, in unsern andern doch sonst ziemlich ausführlichen oder allseitig encyklopädisch verfahrenden skandinavischen Quellen ganz und gar übergangen sind, und diesen von allen andern Mythographen und Dichtern nicht gekannten oder verabsäumten Stoff hätten wir durch einen glücklichen Zufall in den Fiölsrinnsmâl vor uns, dessen Authenticität als eine Quelle ersten Rangs auf einem sonst absolut dunkeln Gebiete damit sehr hochgestellt wurde. Denn, wie gesagt, es besteht von Anfang bis zu Ende aus lauter Anspielungen auf Mythen der Freya, von denen nirgends anders auch nur eine Spur zu entdecken ist, die hier aber, wie in andern ähnlichen mythologischen Liedern der Edda als jedermann bekannt vorausgesetzt und daher nicht erst erzählt, sondern nur mit dem Witz und der Reflexion gestreift werden.

Dies wäre der eine Weg, auf dem man sich mit dem Räthsel abfinden könnte; aber es ist deutlich, daß es ein bedenklicher und zu noch bedenklichern weitern Abwegen, endlich zu einem Abgrund des dogmatisirenden Hypothesenthums führender ist, worin alle Wissenschaft den Hals bricht. Wir in unserer specifisch deutschen Wissenschaft wollen uns wenigstens nicht auf ihn begeben und ihn diejenigen gehen lassen, die ohne Ahnung dessen, was sie beginnen, ihn nicht etwa in der Theologie, sondern am liebsten in dem, was Naturwissenschaft heißt und was richtiger naturphilosophischer oder mystischer Dogmatismus und Phantasmagorie heißen sollte, mit einer selbstbewußten Suffisance ohnegleichen so über alle maßen behaglich zu wandeln belieben. Wir Germanisten wollen der echten Wissenschaft treu bleiben, deren erstes Axiom ist: „Ich weiß, daß ich nichts weiß."

Will man diesen Weg nicht betreten, so bleibt nur ein anderer offen, der aber bald selbst wieder in zwei Richtungen auseinandergeht. Der Mythenkreis von Fiölsrinnsmâl braucht nicht ein Erzeugniß derselben Zeit und desselben Geistes zu sein, denen die andern skandinavischen Mythologien angehören, es könnte auch eine viel jüngere Schöpfung, gleichsam eine Nachgeburt echter oder alter Mythen sein und wäre deshalb noch nicht „unecht" zu nennen. Eine solche Auffassung hat, soviel wir sehen, schon vor vielen Jahren Lüning in seiner Edda vertreten, und sie hat viel Ansprechendes für sich. Jede Mytho-

logie läuft in dergleichen märchenhafte Gebilde aus, welche die nothwendige Ergänzung der philosophischen Erhöhung oder Verflüchtigung sind, die der neuen Volksreligion durch den Einsatz des reflectirten Denkens und der theosophischen Speculation oder der Religionsphilosophie zutheil wird. In unserm Fall würde einer solchen Erklärung nichts im Wege stehen außer die offenkundige Thatsache, daß die isländische Literatur neben den echten Erzeugnissen der mythographischen und gnomischen Poesie in den meisten Liedern der Edda auch eine völlig reflectirte, absichtlich und mit Bewußtsein nach der Schablone der alten Formen fabricirte Poesie von scheinbar urältestem Datum, in Wirklichkeit aber oft von allerjüngstem producirt hat. Es sind das wirkliche Fälschungen, die an diesem Charakter nichts verlieren, daß sie oft geschickt genug und immer mit einem erdrückenden Apparat krausester Gelehrsamkeit gemacht sind, der jede Möglichkeit einer Kritik durch seine absolute Unnahbarkeit ausschließen sollte. Zu dieser Kategorie könnte nun auch Fiölrinnsmâl gehören, und daraus erklärte es sich denn auch, nicht blos warum sie in keiner der ältern Pergamenthandschriften, sondern nur in jungen und jüngsten Papierhandschriften stehe, was ein bloßer Zufall sein könnte, sondern warum niemand von dem Mythenkreis des Gedichts etwas weiß, natürlich, weil er von der Phantasie seines Verfassers willkürlich erfunden ist.

Grougaldr macht nicht so viel Schwierigkeiten: es gehört zu der in unserer ältesten Poesie so beliebten Reihe von gnomischen Gedichten, in denen die dem Alterthum werthvoll dünkende, uns freilich meist trivial erscheinende ethische Weltbetrachtung eine faßliche und leicht überlieferbare Form gefunden hat. Die „Zaubersprüche" sind nichts weiter als Regeln der praktischen Lebenserfahrung, wie die Sprüche der Sieben Weisen Griechenlands, die Sprüche Salomonis, das Bartrihari und anderes der Art im weiten Gebiete der Weltliteratur, und der „Zauber" besteht eben in ihrer Wirkung, von der in einer Zeit recht wohl die Rede sein dürfte, deren Denken sich mühsam und nur in den allererleuchtetsten Geistern zu solchen abgezogenen Betrachtungen über das Einzelne heraufzuarbeiten begann, die heute nach vieltausendjähriger Arbeit der Cultur jedes Kind als Wiegengeschenk miterhält. Eben darin, also in dem historisch-psychologischen Moment, in der Einsicht, die sie uns in die schwere Denkarbeit verklungener Zeiten und Menschen gewähren, besteht ihr unschätzbarer Werth, nicht in ihrem Inhalt. Und so ist auch Grougaldr ein lehrreiches Denkmal des germanischen Denkens, wie es die ersten Keime ethisch-reflectirter Weltauffassung entwickelt. Wir glauben ihm deshalb auch, wenigstens was seinen Inhalt anbetrifft, nämlich den eigentlichen Sprüchen selbst, ein verhältnißmäßig hohes Alter zuerkennen zu dürfen. Die Einkleidung könnte allerdings jünger sein, und der Name der Groa, die in der Mythe von Thor und Oerandill vorkommt, ist nicht danach angethan, die Bedenken gegen diese Groa des Liedes zu zerstreuen. Denn allerdings weist hier nichts darauf hin, daß es dieselbe Groa sein soll, aber es ist auch kein Beweis dafür zu erbringen, daß der Dichter oder Verfasser bei dieser Namengebung nicht an die aus der Mythe wohlbekannte Groa gedacht und ihr diesen „Zaubergesang" in den Mund gelegt habe, weil sein heilkräftiger, d. h. Belehrung und Weltklugheit spendender Inhalt natürlich aus dem Munde einer sagenberühmten, der eigentlichen Mythe und damit dem Bereiche der Magie und des Zaubers angehörigen Persönlichkeit ganz andern Eindrucks sicher war, als wenn irgendein beliebiges X oder Y dasselbe verkündet hätte. Die Sieben Weisen, Salomo, Bartrihari, Confutse u. s. w. sind ja in den meisten Fällen auch nur deshalb zu Autoren der von ihnen genannten Sprüche gestempelt worden, und es wäre eine wunderliche Uebertreibung der Gläubigkeit, wenn man diesen Traditionen irgendeine exacte historische Wahrheit zuschriebe.

Wir haben seinerzeit über den ersten Band der „Kleinern Schriften" Wilhelm Wackernagel's berichtet, der 1872 in würdigster Ausstattung und sorgfältiger Redaction erschienen ist, und freuen uns, heute die Beendigung dieser vielen so willkommenen Arbeit mit dem Erscheinen des dritten Bandes anzeigen zu können (Nr. 3). Der zweite Band enthält, entsprechend seinem Separattitel, „Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte", darunter die „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Dramas bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts" und „Von der Thiersage und den Dichtungen aus der Thiersage" noch ungedruckt, während die andern in Zeitschriften, Programmen und encyklopädischen Werken bereits gedruckt, aber wie es zu geschehen pflegt, selbst den nächsten Fachgenossen schwer zugänglich waren. Der dritte Band enthält „Abhandlungen zur Sprachkunde", ohne Ausnahme schon gedruckt, doch zum Theil mit Zusätzen aus dem handschriftlichen Nachlaß ihres Verfassers. Die Sammlung der „Kleinern Schriften" ist eine um so werthvollere That, je mehr sich daraus die ganze wissenschaftliche und intellectuelle Vielseitigkeit und Größe ihres Verfassers erkennen läßt. Es ist bekannt, daß die Zahl seiner eigentlichen Bücher nach gewöhnlichem Sprachgebrauch eine im Verhältniß zu seiner regen Productivität, seinem unermüdlichen Fleiße und der Vielseitigkeit seiner Studien nur geringe ist, denn billigerweise wird man die umfangreichen Textbände seines deutschen Lesebuchs, so trefflich sie auch gearbeitet sind und so einzig in ihrer Art sie ihre Aufgabe lösen, doch nicht als ganz selbständige Bücher gelten lassen dürfen. Das „Wörterbuch zum Altdeutschen Lesebuch" und der Torso der „Deutschen Literaturgeschichte", welche jetzt einer neuen Bearbeitung und Vervollständigung entgegensieht, was bei einem Werke, das in den Intervallen von etwa 28 Jahren entstanden oder publicirt worden ist, so sehr noth thut, werden allerdings eigentliche Bücher genannt werden können, wogegen wieder die umfangreichen, nach dem Tode des Autors von andern herausgegebenen Vorlesungen über Stilistik, Rhetorik und Poetik nicht ganz dazu zu rechnen sind, weil sie der Verfasser jedenfalls nicht in Buchform componirt hat.

Erst aus den „Kleinen Schriften" tritt das Gesammtbild eines Geistes deutlich heraus, der seine Wurzeln im ganzen Bereich unserer nationalen Cultur fest eingeschlagen hatte und ihr weitläufiges Gebiet mit staunenswerther Kraft wie kaum ein anderer seiner Vorgänger oder Genossen zu umfassen vermochte. Denn der Kreis der wissenschaftlichen Probleme W. Wackernagel's ist beinahe

noch ein ausgedehnterer als der Jakob Grimm's, mit dessen Vielseitigkeit er allein verglichen werden darf. Er ist mit Jakob Grimm ebenso sehr der eigentlich linguistisch-hermeneutischen Seite der deutschen Philologie zugewandt wie dem weitläufigen und schwer zu begrenzenden Gebiet der Alterthums- und Sittenkunde. Ja, während Jakob Grimm doch eigentlich nur ausnahmsweise, und wenn man so sagen darf, zögernden Schrittes sich aus dem Bereich der frühern und frühesten deutschen Zustände auch nur etwa in das spätere Mittelalter oder in die Neuzeit hereingewagt hat, fühlte sich Wackernagel überall von der Edda an bis zu den jüngsten Erzeugnissen des deutschen Parnasses auf sicherm Boden und in behaglichster Atmosphäre. Auch besaß Wackernagel ein tief gegründetes und solides Verständniß für die Geschichte der bildenden Künste, was dem Altmeister ganz abging und worauf er freilich auch nie Anspruch erhoben hat. Aber von Wackernagel dem Kunstkenner und Kunsthistoriker würden schon die meist auch in diese Sammlung aufgenommenen umfänglichen, gelehrten und geistvollen Untersuchungen über die Spiegel im Mittelalter, über den Todentanz, über die goldene Altartafel Heinrich's II. im Dom von Basel, über die Geschichte der Glasmalerei u. s. w. ein genügendes Zeugniß ablegen, wenn es dessen bedürfte. Er war eine künstlerisch angelegte Natur, die ihr eigentliches künstlerisches Schaffen allerdings, soviel uns bekannt, nur durch die Mittel der Sprache, in der Poesie und hier specifisch in der Lyrik bethätigte, aber auch die andern Schwesterkünste mit productiver oder spontaner Receptivität zu umfassen sich gedrungen fühlte.

Gewiß wird mancher unsere Ansicht theilen, daß die Herausgeber dieser Sammlung, allerdings im erfreulichen Gegensatz zu so manchen andern, die womöglich jedes gedruckte oder geschriebene Wort eines Autors für kanonisch ansehen und dem lieben Publikum aufzudrängen versuchen, mit einer beinahe zu großen Reserve zu Werke gegangen sind. Hätten sie alles Vorhandene, was begrifflich in diese Sammlung gebracht zu werden berechtigt war, geben wollen, sie hätten leicht zwei, drei Bände liefern können. Vieles davon mag man missen, aber einiges entbehrt man ungern, so z. B. unter den kunsthistorischen Schriften die über die Geschichte der Glasmalerei, unter den sprachwissenschaftlichen die Abhandlung über Conjugation und Wortbildung durch Ablaut im Deutschen, über die Negationspartikel ne, über die germanischen Personennamen, die freilich ebenso sehr oder noch mehr der eigentlichen Alterthumskunde angehört, und manche andere, mit deren Titeln wir die Leser nicht belästigen wollen.

H. Baethke's Wiederherstellungsversuch der niederdeutschen Verse des „Lübecker Todtentanz" (Nr. 4) ist besonders deshalb von Werth, weil sich an diesen Trümmern doch ein gemeinsam durch ganz Deutschland, Ober- und Niederdeutschland, durchgehender Textestypus deutlich erkennen läßt, der begreiflich je nach der Zeit und der Mundart in den äußern Sprachformen voneinander abweichen konnte, gelegentlich auch wol seine individualisirenden Zusätze oder Umbildungen erfuhr, aber doch immer nur solche, die gleichsam die Autonomie des einzelnen Falles wahren, aber nicht die Gemeinsamkeit und die darauf gegründete Autorität der Tradition zerstören sollten. Es ist also genau derselbe Fall wie überall, wo sich der im Wesen so fest und concret krystallisirte Typus irgendeines deutschen Gebildes aus der Sphäre des Rechts, der Verfassung, der gesellschaftlichen Zustände doch in dem Kaleidoskop des Zufalls und der Besonderheit so tausendfältig bricht. Darauf stützt sich dann das jedem kundigen Ohre so verdrießliche oder lächerliche Gerede von dem angestammten Individualisirungstrieb der deutschen Art, womit alle mögliche Schmach und Absurdität der Vergangenheit und Gegenwart, von dem Meuchelmord des Arminius bis zu der Welfenlegion, beschönigt werden soll. Individualisirungstrieb, d. h. Eigensinn der zuchtlosen und vor Strafe sichern Laune des Individuums, wie es zufällig in allen seinen Ecken und Schrullen sich aufzuspielen beliebt, ist in Deutschland seit Uranfang das große Erbübel, die Erbsünde der Individuen und insofern der Nation; aber das hinderte nicht, daß die Substanz aller dieser Originalgenies oder Originalhanswurste eine durchaus gleichförmige wie bei keinem andern über einen gleichen Raum ausgedehnten Culturvolke ist. Denn nur Culturvölker können zur Vergleichung herangezogen werden, nicht jene noch in den ersten Stufen der Entwickelung befindlichen, äußerlich in den Rahmen des europäischen Cultursystems eingeschlossenen Massen, deren embryonenhaft unbestimmte Züge noch erst der Durcharbeitung zu einer geschichtlichen Physiognomie harren.

Die Schrift von P. Eichholtz (Nr. 5) ist eine der so schätzbaren monographischen Erläuterungsschriften zu unsern neuern Dichtern, die, einem gelehrten Volke und einer gelehrten Zeit angehörig, ohne derartigen Apparat beiden nicht vollkommen mundgerecht sein würden. Es sind nicht alle Uhland'schen Balladen nach altfranzösischen Motiven, sondern nur eine Gruppe derselben, meist solche, die aus dem Roman de Row genommen sind, hier analysirt. Da Uhland doch wie bekannt das eigentlich wissenschaftliche Studium der altfranzösischen oder überhaupt der altromanischen Literatur in Deutschland inaugurirt hat, das jetzt zu einem so respectabeln Umfang und so tüchtigen Leistungen gediehen ist, so gewährt seine Stellung als Poet und zugleich als Gelehrter hier wie überall bei ihm, wo sich beides so innig und so warmblütig wie bei keinem andern sonst durchdringt, eine Menge der fruchtbarsten Gesichtspunkte.

Die Schrift von Wilhelm Seyd (Nr. 6) bringt in anspruchslosester Form eine sinnige anregende Leistung. Unsere deutsche Metrik und Rhythmik des Mittelalters ist oft genug Gegenstand der subtilsten gelehrten Untersuchungen geworden, und im allgemeinen kann man sagen, daß auf der von Lachmann zuerst beschrittenen Bahn bereits die wichtigsten constitutiven Gesichtspunkte trotz allem Widerstreit der Meinungen über Einzelnes gewonnen sind. Unserer neuern deutschen Metrik dagegen ist es nur selten so gut geworden; außer dem, was Vilmar und Wackernagel dafür gethan haben, sie in organischen Zusammenhang mit der Vergangenheit unserer Kunstformen zu bringen, leidet ihre Theorie an einer großen Unsicherheit der historischen und principiellen Grundlage. Hier in dieser Abhandlung ist die Strophenform in ihrer Gesammtheit von den ältesten Documenten deutscher Poesie bis zu ihren jüngsten Er-

zeugnissen durch fortlaufende Beispiele aus den verschiedensten Perioden und Dichtern in ihrer lebendigen Beständigkeit dargestellt und damit ein sicherer Boden des ästhetischen Gefühls gewonnen, den keine subjective Meinung und keine doctrinäre Theorie zerstören kann.

Die Balladensammlung Nr. 7, wieder ein neuer Beweis für die unermüdliche Hingabe des Sammlers F. W. Freiherrn von Ditfurth an seinen selbst gewählten ehrenvollen Lebensberuf, die Rettung der Trümmer der echten deutschen Volkspoesie, enthält zwar nicht, wie der Autor selbst in leicht erklärlicher Begeisterung urtheilt, lauter echte Perlen, sondern auch manche Glasflüsse, die man für wenige Kreuzer kauft, aber jedenfalls doch auch in ihnen lehrreiche Aufschlüsse über das Gemüth und die Anschauungsweise des ostfränkischen Volksstammes, in dessen Gemarkung diese Schätze gesucht und gefunden worden sind. Heinrich Rückert.

Unterhaltungsliteratur.

1. Traurige Tage. Roman aus dem Ungarischen von Maurus Jókai. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1874. 8. 9 M.

Die hohe natürliche Begabung, die Meisterschaft einer farbenreichen Schilderung, einer originellen Charakteristik und spannend phantastischen Geschichtserzählung hat dieses Buch mit frühern Werken des Autors gemein. Motive wie die in der Wohnung des Henkers, den die Seelenqual foltert, einen Unschuldigen enthauptet zu haben, und der den einzigen Trost in dem schönen kleinen Mädchen findet, das, ein Kind der Sünde einer Dame, ihn als Vater betrachtet und mit seiner Unschuld eine unbewußte Macht auf den Verzweifelnden übt, sind psychologische und poetische Meisterstücke zu nennen. Der Rector von Hetfalu mit seinen pädagogischen Grundsätzen ist ein charaktervolles Bild jenes tiefern poetischen Humors, aus welchem die Thräne des Patrioten über die jammervollen Zustände des Vaterlandes herausblickt. Die mystische alte Magdalena, die Henkerin, das megärenhafte Weib, der Troddel Mekiziros sind Figuren, die neben den leider mehr in den Hintergrund tretenden ansprechenden Erscheinungen des „eisernen" Generals und seiner Frau, sowie der heroischen Polin Maria Kamienska trotz der Wildheit ihrer Zeichnung als unheimliche, aber genial erfundene Gestalten Interesse erwecken. Auch das drastische Bild des sterbenden vierjährigen Schwestermörders und der seinen Tod durch ein verhängnißvolles Wort herbeiführenden Mutter, die in demselben Momente jählings untergeht, kann mit der darauffolgenden Scene zwischen dem alten Herrn Hetfalusy und seinem verstoßenen Sohne, den er den Schergen ausliefert, als großartig wilde Poesie betrachtet werden. Allein weiterhin, wo Jókai den Aufstand der Bauern schildert, welche beim Ausbruche der Cholera zu dem Glauben verführt wurden, die „Herren" hätten die Brunnen vergiftet, statt das gebotene Wismut als Heilmittel anzunehmen, wird des Autors Pinsel schon drastischer, als es ein ästhetisch feinfühlender Leser vertragen kann, und nehmen die Scenen beinahe den Charakter gewisser Sensationsmotive der Colportageromane wie Rinaldo Rinaldini u. ähnl. an. Mögen die Bilder naturgetreu sein, das Gebiet des ästhetisch Schrecklichen überschreitend werden sie damit zum poetischen Fehler. Jene Scene möge als Beispiel angeführt werden, in welcher der Henker sein den Aufstand führendes Weib mit dem Richtschwerte in einem kritischen Augenblicke tödtet:

Und in demselben Augenblicke sprang ihr Kopf in die Höhe, während ihr Rumpf stehen blieb und aus demselben drei lange Blutstrahlen in die Höhe schossen. Die beiden Hände griffen in die Höhe ..., dann fiel die ganze Gestalt nach vorn, an die Seite des vorwärts gefallenen Hauptes, dessen Gesicht gegen den Himmel gekehrt war und dessen Zunge sich noch bewegte. ...

Das ist denn doch für deutsche Leser etwas viel und gehört mehr in das Gebiet des bei Kammerkätzchen beliebten Gruselns als in das des poetisch Großartigen.

Solche undichterische Ausschreitungen schaden dem Werke bei bessern Lesern mehr, als sie bei besonders gruselig Aufgelegten demselben gewinnen; jedenfalls hätte durch die Milderung der Farbeneffecte das originelle, über Dutzendwaare erhabene Werk an Bedeutung gewonnen, die es so nur halb beanspruchen kann. Möge Jókai sich die Geschichte vom Pinsel Ming's einmal mit einiger Selbstschau durchlesen!

2. Hildegard. Novelle von Ernst von Waldow. Königsee. 1875. Gr. 16. 4 M. 50 Pf.

Ernst von Waldow hat in seinen frühern novellistischen Arbeiten ein recht tüchtiges Talent an den Tag gelegt. Auch die vorliegende Novelle ist mit Geschmack, poetischem Sinne und, was für die meisten Leser die Hauptsache, höchst spannend geschrieben. Desgleichen fehlt es nicht an jenem pikanten, echt modern schillernden Colorit, welches die heutige Novellistik, unserer Ansicht nach mit gutem Rechte, mit Vorliebe anwendet. Allein an einem schwerwiegenden Fehler erkennt man, daß der Verfasser eigentlich eine Verfasserin ist: die psychologische Entwickelung steht auf sehr schwachen Füßen, wir möchten beinahe sagen, sie sei launenhaft. Die elegische Stimmung, zu welcher das Werkchen sich sehr bald wendet, ist durchaus nicht in der Weise gerechtfertigt, wie es eine strenge Kritik vom Novellisten verlangen muß. Diese Hildegard ist ein verzogenes Mädchen voll Schrullen im Kopfe, allein in ihrem Charakter liegt es durchaus nicht, daß sie schließlich eine höchst zweifelhafte Rolle spielen soll. Solche Erziehungsfehler können in der Ehe zu manchen Schwierigkeiten führen, wol aber nicht zur Untreue; dazu sind sie denn doch nicht bösartig genug, sie zeigen eher Geist als so schlimme Anlagen. Ferner durfte sich Hildegard schwerlich in einen Mann verlieben, weil er so recht ein schwarzlockiger, glutäugiger bleicher Romanheld ist. Endlich, das ist der Schwerpunkt unserer Kritik, ist ein Kuß doch nicht dazu angethan, solche düstere Verwickelungen herbeizuführen, wie der vollendete Ehebruch. Es geht uns gegen den Sinn, daß ein so tüchtiger Gatte wie der Hildegard's hier nicht noch rechtzeitig einem solchen

Drama vorbeugen könnte, das nur als Folge der schwersten Sünde gerechtfertigt erscheint.

Die einzelnen Scenen sind warm, poetisch gegeben und werden ihre Wirkung nicht verfehlen; allein das sichtbare Talent Waldow's leidet eine schwere Schädigung durch den Mangel einer sichern, lebenswahren psychologischen Grundlage der Erzählung, welche so als eine krankhaft gekünstelte Sentimentalität endet.

3. Aus dem rheinischen Mädchenleben. Zwei Novellen von J. D. Koblenz, Hergt. 1873. 8. 1 M. 80 Pf.

Zwei Erzählungen, deren eine höchst unbedeutend ist. Sie erzählt die Geschichte der Liebe einer jungen Frankfurterin, welche im Einklang mit den Gesinnungen ihres Vaters aus Rache für 1866 sich verschwört, keinen preußischen Lieutenant lieben zu wollen, sich aber doch in einen solchen verliebt und im Jahre 1870 unter den veränderten Verhältnissen der Politik vom Vater die Einwilligung zur Heirath erhält. Für harmlose Mädchen recht hübsch, für das größere Publikum recht gleichgültig!

Die zweite Erzählung, in welcher eine schriftstellernde Dame als Herr von Berge den weiberfeindlichen Verleger mit ihren Märchen entzückt, um bei der persönlichen Bekanntschaft ihn als Mädchen zu begeistern, bis die schließliche Entdeckung der Identität des geistreichen Märchendichters mit dem liebenswürdigen Mädchen zu Hochzeit und Bekehrung des Verlegers vom Vorurtheile gegen schriftstellernde Damen führt, ist nicht ohne poetischen Reiz und für einen Versuch nicht übel.

4. Brautstand und Verehelichung. Ein geheimnißvoller Weg. Zwei Erzählungen aus Südamerika von Ernst Freih. von Bibra. Ellwangen, Schwäbische Buchhandlung. 1874. 8. 6 M.

Beide Erzählungen, deren erste einen störend philiströsen Titel hat, sind weniger Geschichten als Schilderungen der chilenischen Landschaft mit novellistischem Beigeschmack. Daß in Zeichnung dieser reichen tropischen Gegend der Autor Ausgezeichnetes leistet, kann nicht bestritten werden. Namentlich in der zweiten Erzählung weiß er uns die Landschaft der Cordilleren an manchen Stellen wahrhaft reizend zu schildern. Bibra, der auf diesem Gebiete ein beliebter Autor ist, hätte doch besser daran gethan, die beiden Arbeiten „Skizzen" oder ähnlich zu nennen, statt Erzählungen, ein Name, der für die erste Arbeit noch in freiem Sinne Geltung hat, für die zweite aber von der Kritik abgewiesen werden muß, weil hier die Personen und die Handlung doch eine verschwindend nebensächliche Rolle spielen.

5. Luisa de Carvajal. Von Lady Georgiana Fullerton. Autorisirte Uebersetzung. Köln, Bachem. 1874. 8. 2 M. 60 Pf.

Keinen Roman, sondern die getreue Biographie einer gottseligen Spanierin bietet uns hier die fromme Lady. Wir hatten bisher bei unsern mangelhaften Kenntnissen in diesem Gebiete von den Verdiensten der Senora Luisa de Carvajal nichts gehört. Jetzt, von Lady Fullerton hierin belehrt, erfahren wir, daß jene Spanierin in gottseligen Uebungen der Frömmigkeit und Demuth sich zu besonderer göttlicher Gnade aufschwang, welche es ihr möglich machte, zur Zeit der Katholikenverfolgung in England im 16. Jahrhundert eine hervorragende Leidensrolle zu spielen als eifrige Protestantenbekehrerin. Wir wollen mit der frommen Verfasserin nicht darüber rechten, daß sie die Pulververschwörung mit den Thaten Wilhelm Tell's und der Charlotte Corday unter einen Hut bringt; es gehört dies und ähnliches zu den Eigenthümlichkeiten und Cabinetscherzen des modernen Katholicismus. Was die Biographie an sich anlangt, so mag dieselbe für fromme katholische Damen höchst erbaulich sein. Wir können, abgesehen von der im Schlußwort deutlich ausgesprochenen Tendenz eines Spiegelbildes der jetzigen „Christenverfolgung", uns für eine Luisa Carvajal mit ihren religiösen Uebungen und ascetischen Demuthsparforcetouren um so weniger begeistern, als wir in einer solchen Erziehung wie die des frommen Onkels einen unverantwortlichen Misbrauch mit einem groß und edel angelegten Mädchencharakter, in Luisa eine religiöse Schwärmerin sehen, in welcher hervorragende Eigenschaften mit einem an Geisteskrankheit grenzenden Fanatismus und einer aberwitzigen Ablehnung jeder vernünftigen, wahrhaft erhabenen Weltanschauung sich verbünden. Unserer Ansicht nach kennt die Geschichte edlere, erbaulichere Frauengestalten zum Muster unserer Jungfrauen als eine methodisch geschulte Närrin, deren Verdienste mehr in Excentricität als in wirklicher Werkthätigkeit zu suchen sind.

Im übrigen mag das Werk allen Ultramontanen, vorzugsweise dem hohen Adel Rheinpreußens, Westfalens und Altbaierns empfohlen sein mit dem Motto: „Legt's zu dem übrigen!"

6. Glückseligkeitslehre. Ein Laienbrevier von J. F. T. Wohlfahrt. Neue Ausgabe. Leipzig, T. O. Weigel. 1874. Gr. 8. 3 M.

Dieses Buch bespricht theils in eigenen Gedanken des Autors, theils in treffenden Citaten aus Reden und Werken großer Geister aller Zeiten und Völker die Factoren des Lebens, welche die Grundlage eines zufriedenen Erdendaseins bilden sollen. Der Autor geht zwar von dem uns fremden Standpunkte protestantischer Glaubenstreue aus, allein er verbindet damit einen so wahrhaft humanen, sichtlich mit dem Geiste, der in den großen Denkern lebte, vertrauten Sinne, daß wir gern das Geleite des würdigen Kirchenraths annehmen und manche heilsame Lehre daraus gewinnen. Verhaßt ist dem Autor die mönchische ascetische Weltflucht, verächtlich der Orgientaumel der trunkenen Genußschwärmer. Von ersterer sagt er:

> Verschmähung der Freuden des Daseins ist Sünde, die schwer sich rächt, denn es ist Verachtung und Undank gegen Gott selbst, und die mürrischen Freudenhasser und Freudenstörer sind gleich gefühllosen Kindern, denen die Aeltern Christbäume putzen, jene aber gehen kalt vorüber ohne Freude und Dank.

Die weise Mitte will er finden, die, obschon sie wesentlich im Geistigen den Frieden des Lebens sucht, den sinnlichen Reizen des Lebens darum noch nicht mit scheuer Heuchlermiene auszuweichen braucht.

Wol läuft manche Einseitigkeit mit unter, wie ein schwer zu rechtfertigendes Anathem gegen Weidmannslust, die doch die Dichter besingen, der große Geister sich ergaben, die, fern sonst von aller modernen Barbarei, darin

nicht wie der Autor Barbarisches finden konnten. Sonst aber ist es als erfreuliche Thatsache zu constatiren, daß gerade ein Theolog so milde freundlich, so warm begeistert für die Träger der wahren Aufklärung, die in sich selbst das Maß findet, uns führt und allenthalben eine frohe, heitere Anschauung des Lebens, einen warmen Sinn für das Schöne und Erhabene kundgibt, der statt im Predigertone im Tone des geistvollen, in sich abgeschlossenen Freundes zu uns spricht. Warm kann man dies Buch gerade als Hausbuch empfehlen, sein edler Ton wird nie eines Gegners Sinnesart verletzen.

7. Erlebnisse und Studien in der Gegenwart von Ludwig Robert. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1875. Gr. 8. 5 M.

Ludwig Robert's Essays und Artikel gehören zu dem Besten, was wir seit geraumer Zeit in diesem Genre des ephemer Publicistischen, leicht hingeworfenen Zeitgemäßen, wo so viel Halbheit mitläuft, gelesen haben. Ein sicherer Blick, ein klares, überzeugendes Urtheil, gewürzt mit anekdotischer Beigabe, elegantem Stile, kaustischem Witze und einer anmuthigen Art, wo es möglich ist, statt abstracten Raisonnements ein bewegtes concretes Leben zu bieten, in das er uns hineinstellt, sind die Vorzüge des Autors, welche uns so zufrieden stellen, daß wir es uns auch geduldiger gefallen lassen, wenn er unsere eigene Ansicht mit der ätzenden Lauge seiner Kritik angreift. Bei solchen Gegenständen wie die vom Autor behandelten ist ja eine durchweg harmonische Uebereinstimmung der subjectiven Ansichten wol zufällig möglich, Abweichungen in diesem und jenem Punkte aber sind das Natürliche, solange es individuelle Meinungen gibt.

Der erste und größte Aufsatz: „Ein Streifzug nach Dänemark", bespricht die künstlerischen, socialen und namentlich die politischen Verhältnisse des Landes in anziehender Form und erscheint besonders für jene deutschen Leser interessant, welche ohne commercielle oder sonstige Anknüpfungspunkte die dänischen Verhältnisse seit dem letzten Kriege aufmerksam zu verfolgen keine Ursache hatten. Manches Neue wird hier geboten. Der Autor rühmt den wackern Bürgersinn der Dänen, ihre herzliche Gastfreundschaft und vor allem ihre tiefwurzelnde Liebe und Anerkennung ihrer heimischen Größen in Kunst und Wissenschaft. Dabei rügt er allerdings ihre Eitelkeit und liefert dazu ergötzliche Illustrationen. Friedrich V. theilte Adel, Beamte und alle übrigen Stände in zwölf Klassen mit Unterabtheilungen. Nach diesem Schema wird die Hoffähigkeit geordnet. Jede besondere Abtheilung hat einen besondern Titel, ohne Rücksicht auf den Stand, den der Einzelne im Privatleben einnimmt. Der Däne ist nun höchst eitel auf diesen Titel, der ihm der Abtheilung zufolge zukommt, in die er eingereiht ist. Dabei aber ist das Ergötzliche dieser Ordnung, daß der Leibarzt der Königin seiner Rangabtheilung nach als „Justizrath", der Kapellmeister Lumbye als „Geheimer Kriegsrath" u. s. w. titulirt wird, ohne daß jemand wagen dürfte, hieran etwas Lächerliches zu finden.

Die nationale Eitelkeit wird zu einer individuellen Eigenart bei den dänischen Celebritäten. Von Thorwaldsen erzählt der Autor, daß er, über Canova's Bedeutung befragt, ihn überschwenglich lobte und dann schloß: „Freilich, mit mir kann er nicht an Einem Tage genannt werden!" Andersen äußerte über ein dänisches Dichterfest dem Autor persönlich: „Es waren viele Poeten zweiten Rangs anwesend, aber nur fünf wahrhaft große: Ich, Oehlenschläger, Ingemann u. s. w." Andersen, erzählt Robert weiter, erhob sich einst in einer Gesellschaft geräuschvoll und die Wirthin traf ihn im Nebenzimmer weinend, weil er heute kaum noch bewundert worden sei.

Was die Dichter Dänemarks anlangt, so hat der Autor vollkommen recht, sie sehr von der deutschen Literatur beeinflußt zu nennen. Billigen aber kann ich nicht, daß er Andersen von Grimm abhängig macht, da meiner Ansicht nach Andersen's Märchen von der Art Grimm's in der ganzen Auffassung des Märchens schon abweichen, abgesehen von dem Charakter der beiderseitigen Dichtungen. Die politischen Verhältnisse Dänemarks verfolgt der Autor von Christian VII. und Struensee bis zum jetzigen König. Ueber Struensee sagt derselbe, seine Wirksamkeit anerkennend:

> Das Urtheil der Geschichte wird ihm niemals weder die Gleichgültigkeit verzeihen, mit welcher er die unwürdige Behandlung seines Souverains von seiten roher Höflinge duldete, noch jene Eitelkeit, die eine unerlaubte Intimität mit der Königin hochfahrend zur Schau trug, und endlich vor allem nicht seine jammervolle Feigheit, da er den Spruch der Richter für sich durch Verrath an Karoline Mathilde hoffte mildern zu können.

Friedrich's VII. Regierung und der Einfluß der Gräfin Danner bieten interessante Momente. Das londoner Protokoll wird in günstiges Licht gestellt als ein diplomatischer Staatsstreich, der mutatis mutandis unserer Ansicht nach sein Gegenstück in der Theilung Polens findet. Höchst wichtig ist die Schilderung der Thätigkeit des Barons Blixen Finecke.

Der zweite Aufsatz: „Federzeichnungen aus Frankfurt a. M.", schildert treffend die letzten Jahre des Deutschen Bundes, die klägliche Rolle der deutschen Diplomaten als Schleppträger Oesterreichs, und Bismarck's Auftreten in Frankfurt. Der Fürstentag wird lebendig dargestellt und mit köstlichem Humor führt uns der Autor nach Schloß Rumpenheim, dem Sitze der Nebenlinie von Hessen-Kassel. Das Jahr 1866 tritt in glänzender Beleuchtung hervor, während der Autor dabei nicht versäumt, einen unparteiischen Tadel gegen die Behandlung Frankfurts durch General Vogel und dessen norddeutsche Rücksichtslosigkeit auszusprechen. Tempi passati! Freudig anerkennt der Autor die mit der Wandlung der Dinge gekommene Wandlung der Herzen des stolzen Franfurt.

„Legalität oder Legitimität" ist eine geistreiche, schneidende Kritik der Unhaltbarkeit eines sogenannten Legitimitätsprincips der modernen Staatsanschauung gegenüber.

„Reichsfeindlich" ist eine Analyse der gegenwärtigen antipreußischen Parteien, welche bei starker nationalliberaler Färbung im Urtheil auch manches recht Zutreffende, Beherzigenswerthe bringt. Wir müssen diesen Artikel für den schwächsten halten, weil hier im Gegensatze zu den vorhergehenden Aufsätzen die Zeitungsphrase, der nichts scharf, sondern nur lärmend anpackende Tadel mehr nach dem Biertisch als dem Schreibtisch schmeckt.

„Eine Philisterparade" ist ein nettes Feuilleton über die philiströsen Züge in unserm Leben.

Des Werkes zweiter Theil: „Aphorismen", mit den beiden Abtheilungen „Blicke in die Bewegungen der Zeit" und „Schlaglichter", enthält einen wahren Schatz geistreicher Bemerkungen und Gedanken.

So mag das Buch als originelle und vielfach dankenswerthe Arbeit voll geistreicher Ideen und interessanter Notizen allen denen empfohlen werden, welche auch da Werthvolles zu finden vermögen, wo manches das eigene Gefühl verletzt.

Theodor von der Ammer.

Zur Kunde des neuen Reichslandes.

Deutsch-Lothringen. Landes-, Volks- und Ortskunde. Von E. H. Th. Huhn. Stuttgart, Cotta. 1875. Gr. 8. 12 M.

Mit Freuden begrüßen wir ein Werk von so zeitgemäßem Inhalt und so allgemeinem Interesse. Es gab noch kein Buch über Lothringen, selbst in Frankreich nicht; wer „je dahin kam, wollte blos Metz und die Schlachtfelder flüchtig besehen, und das ganze übrige Land wurde unbeachtet beiseite gelassen", während die Literatur über den Elsaß seit 1870 fast eine Bibliothek bildet. Die Beschaffung der Quellen war unendlich schwierig, denn über Topographie und Statistik war nichts vorhanden und die historischen Notizen französischerseits theils verloren, vernichtet, theils nach Frankreich in Sicherheit gebracht. Das alles ist dem Vorwort entnommen, in demselben heißt es weiter:

> Auch hat man offenbar seinerzeit alles entfernt, was ein klares Licht auf die französische Vergewaltigung und die nachmalige Willkürherrschaft werfen konnte. Es wäre daher dringend nöthig, daß die jetzige Regierung die nothwendigen, nicht spärlichen Mittel gewähre, damit tüchtig ausgebildete Forscher die vorhandenen Archive sowol im Lande als auch in Frankreich in Rücksicht auf Deutsch-Lothringen genau untersuchen und systematische Veröffentlichungen machen.

Mit eisernem Fleiße wurde nun aus dem geringen zugänglichen Material sowie auf Grund eigener Studien und Forschungen eine Arbeit zusammengestellt, deren Werth so gediegen und unzweifelhaft ist, daß sie sich der Kritik fast gänzlich entzieht. Nur eins dürfte zu wünschen sein, an einzelnen Stellen größere Kürze, unbeschadet der Vollständigkeit. So bleibt nur übrig, einen kurzen Ueberblick des Inhalts zu geben, was hiermit geschieht. Das Buch zerfällt in drei Hauptabschnitte:

„I. Land, Volk und Verwaltung". Nächst Flächenraum und Grenzausdehnungen werden die Terrain- und Höhenverhältnisse sehr eingehend beschrieben. Die kurzen Angaben über höchste, mittlere und niedrigste Erhebungen hätten aber genügt, und es war nicht nöthig, von S. 7—15 nichts zu bringen als eine Legion von Zahlen höchst unwesentlicher Verschiedenheit. Dann folgen die Flußgebiete, Kanäle, Straßen und Eisenbahnen, welche letztern nicht sehr ausgedehnt sind, desto mehr die Straßen, obwol sie noch unter den Folgen des Kriegs leiden. Der Abschnitt über „Geologie" ist eine vorzügliche wissenschaftliche Abhandlung, die den Fachgelehrten erkennen läßt; ebenso interessant sind die klimatischen Verhältnisse behandelt mit ihrem Einfluß auf Mortalität, sowie die chemische Analyse des Mosel- und Trinkwassers. Gebietseintheilung, Volksdichtigkeit, Religionsverschiedenheit ersehen wir aus statistischen Tabellen und Zahlen, von denen wol nichts entbehrlich ist; Notizen über Bewegung der Bevölkerung, charakteristische Unterschiede in den einzelnen Districten nach Bewohnern und Culturverhältnissen lassen an Kürze nichts zu wünschen übrig. Die Sprachverschiedenheit, in schlechtem Französisch und noch schlechterm Deutsch bestehend, soll eine bessere Zukunft haben nach Wiedereinführung des Deutschen als Schulsprache. Weiter werden wir über die eigenthümliche Erscheinung belehrt, daß ein Land von fast $1/2$ Mill. Einwohnern nur elf Orte (inclusive Metz) mit mehr als 3000 Einwohnern und nur zehn mit mehr als 2000 Einwohnern, im ganzen nur sieben Städte hat. In diesem Mangel an Städtebildung und den vielen kleinen Gemeinden sieht der Verfasser den Grund, daß Industrie, Handel, Kunst und Wissenschaft sehr zurück sind und die Zersplitterung des Besitzes auch auf die Landwirthschaft einen nachtheiligen Einfluß hat. Die Viehzucht wird als arg daniederliegend bezeichnet; mit Weinbau, Wald- und Baum-, besonders Obstbaumcultur steht es etwas besser. Alle diese Verhältnisse sowie Industrie und Handel sind eingehend und sachgemäß besprochen; dem Handel wird kein günstiges Prognostikon gestellt. Den Schluß des ersten Abschnitts bildet die Organisation der jetzigen Regierung und ihre Thätigkeit in allen Zweigen der Verwaltung. Vorher noch aber gehen die mehr unterhaltenden Kapitel über Wohnungen, Trachten, Sitten, Lebensweise, Festlichkeiten (letzte wieder recht überreichlich behandelt); man ist wie in einer Oase inmitten der Zahlenwüste, aber die Art des Stoffs bringt es unvermeidlich so mit sich.

„II. Topographisches". Der Abschnitt enthält eine genaue Schilderung der Stadt Metz und ihrer Umgebung, auch ihre Geschichte von den ältesten Zeiten bis heute. Daran schließt sich die topographische Beschreibung des Landkreises Metz und der übrigen sechs Kreise des Landes. Jeder zerfällt in Cantone, deren Gemeinden und Bodenflächen tabellarisch nachgewiesen sind. Auch der Viehstand ist in Zahlen verzeichnet, außerdem jeder Flecken, jedes Dorf nach geographischer Lage, Einwohner- und Häuserzahl, Productionsfähigkeit und allen Angaben, die zur Charakteristik eines Ortes gehören. Nichts ist überflüssig davon, alles sogar in militärischer Beziehung von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. In diesem Abschnitte liegt hauptsächlich der praktische Werth des Buchs, uns ist etwas Aehnliches in gleicher Vollständigkeit noch nicht vorgekommen.

„III. Beilagen". Nach des Verfassers Worten zur bessern Orientirung und für künftige Forscher zusammengestellt. Es sind Verzeichnisse der maître-échevins und der Bischöfe von Metz, der Regenten und der Ortschaften des Landes.

Wir wünschen dem Verfasser Glück zur Vollendung dieser mühsamen, schweren, aber gewiß recht dankbaren Arbeit. Er hat damit einem fühlbaren Bedürfniß abgeholfen. Und so möge sie denn in allen Kreisen die Anerkennung, besonders aber die Beachtung finden, die sie verdient.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die neuesten Bändchen der Reclam'schen „Universal-Bibliothek" (671—680) enthalten wieder zahlreiche Aneignungen aus nichtdeutschen Literaturen: den vierten Band der „Californischen Erzählungen" von Bret Harte; Carlo Goldoni's Lustspiel: „Der Fächer", deutsch von G. Ritter; „Lady Tartufe" von Emile de Girardin, deutsch von Heinrich Laube; Sheridan's „Nebenbuhler", frei übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Ernst von Wolzogen; de la Rochefoucauld's „Maximen und Reflexionen" von Friedrich Hockel; Charles Nodier's „Jugenderinnerungen" von Adolf Seubert; Turgeniew's „Punin und Baburin", übersetzt von Wilhelm Lange; und den „Ajas" von Sophokles, übersetzt von Georg Thudichum; außerdem eine deutsche Originaldichtung „Theodor Körner" von Adolf Calmberg.

— Die weimarische Goethe-Stiftung hatte in diesem Jahre ihren Preis von 1000 Thalern für die beste mundartliche Volksdichtung bestimmt; er wurde durch das Preiscomité, bestehend aus Emanuel Geibel, Professor Scherer in Straßburg und Geheimer Hofrath Schöll in Weimar, dem plattdeutschen Volksdichter Klaus Groth an dem Geburtstage unsers großen Dichters, den 28. August, zuertheilt. Für das nächste Jahr ist der Preis wiederum der bildenden Kunst und zwar einem Meisterwerke der Landschaftsmalerei zugedacht.

— Der zehnte Deutsche Journalistentag wurde am 22. und 23. August in Bremen abgehalten unter dem Präsidium von A. Lammers aus Bremen. Die Verhandlungen des ersten Tags drehten sich hauptsächlich um Proteste gegen den Zeugnißzwang und um eine Resolution zu Gunsten der Anonymität; in Bezug auf den erstern Punkt wurde durch Combination verschiedener Anträge beschlossen: „Der Deutsche Journalistentag beauftragt seinen künftigen Ausschuß, bei den Factoren der Reichsgesetzgebung unverweilt Schritte zu thun, um dem im Interesse der unentbehrlichen Anonymität der Tagespresse begründeten Princip rechtliche Geltung zu verschaffen, daß, sobald nach §. 20 des Reichspreßgesetzes der Redacteur haftbar ist, jede zwangsweise Ermittelung eines andern Schuldigen wegfällt, also auch kein bei Herstellung oder Verbreitung des betreffenden Preßerzeugnisses Betheiligter zum Zeugnisse über Verfasser oder Einsender desselben genöthigt werden kann." Die Resolution in Betreff der Anonymität, die einstimmig angenommen wurde, lautete auf Antrag des Referenten Dr. Kletke: „Der Journalistentag erklärt die Anonymität der Presse für ein durch die höchsten Aufgaben derselben zu Gunsten rückhaltsloser Wahrheit, zu Gunsten der wahren Förderung aller Culturinteressen gebotenes Recht, dessen sich die Presse nur selbst freiwillig zu entäußern hat, oder welches sie nur in denjenigen Ausnahmefällen aufzugeben gezwungen werden kann, in denen durch die Anonymität die Straflosigkeit eines Verbrechens begünstigt würde." In der Motivirung des Antrags kam Dr. Kletke auch auf das Feuilleton zu sprechen und verlangte ebenfalls Anonymität für die Kritik künstlerischer Leistungen. Wir sind indeß anderer Ansicht und plaidiren für die Namensnennung der Recensenten, ein Princip, das ja auch als Regel in d. Bl. festgehalten wird. In der zweiten Sitzung am 23. August beschäftigte man sich vielfach mit praktischen Fragen, einer Gründung von Alterversorgungskassen für Journalisten, Errichtung eines Stellenvermittlungsbureau, ferner mit einem Antrag auf Anlegung eines Archivs und auf Abfassung einer Geschichte des Deutschen Journalistentags u. a. Die gesellschaftlichen Beziehungen fingen erst allmählich an in Fluß zu kommen; die Anweisungen auf eine Flasche aus dem bremer Rathskeller erfuhren verschiedene Beurtheilung. Jedenfalls hätte Professor Biedermann, welcher die verdienstlichen Leistungen der Bremer für das öffentliche Wohl Deutschlands hervorhob, auch die Anregungen betonen können, welche der bremer Rathskeller der deutschen Journalistik gab; denn es waren wahrlich keine der schlechtesten Journalisten, Heinrich Heine und Wilhelm Hauff, die an ihn anknüpften, freilich in einer Zeit, in welcher der einzelne Journalist noch eine Ehre darein setzte, als Verfasser seiner Artikel in weitesten Kreisen genannt zu werden, während jetzt der große Mantel der Anonymität die geistige Null wie die geistige Ziffer mildthätig schützend bedecken soll.

— Das Deutsche Hochstift in Frankfurt a. M. hat gelegentlich der Michel Angelo-Feier in Italien folgenden Aufruf erlassen: „An die deutschen Künstler und Kunstfreunde! Vom 10. bis 15. September d. J. feiert Italien ein großes Fest der Erinnerung an Michel Angelo Buonarroti, seit dessen Geburt (6. März 1475) nunmehr das 4. Jahrhundert verflossen ist. Wir beehren uns, die Künstler und Kunstfreunde aller deutschen Lande hierdurch verehrungsvollst einzuladen, sich an diesem Feste in geeigneter Weise zu betheiligen. Der Werth von großen Jubelfesten zu Ehren der hohen Vorbilder der Menschheit liegt ohne Zweifel hauptsächlich darin, daß durch dieselben veranlaßt, viele die Augen öffnen und zum ersten male zum Bewußtsein der Bedeutung des Gefeierten gelangen. Je mehr dieses Bewußtsein in weiten Kreisen noch mangelt, um so wichtiger ist es, daß die Gelegenheit benutzt werde, um solches zu wecken, damit in Verehrung des Gefeierten die Gemüther sich hinwenden auf das Feld seiner Begabung und seiner Leistungen und zur Erkenntniß der unvergänglichen Früchte des Wahren, des Guten, des Schönen gelangen, welche den Erdensöhnen auf diesem Felde erwachsen. So wirken derartige Feste erhöhend auf den Bildungsstand ganzer Völker. Die Hochbegnadeten des Geistes gehören zwar im Leben zunächst ihrem eigenen Volke an: aber der Segen ihres Wirkens ergießt sich früher oder später über die gesammte Menschheit. Zur Einigung aller Völker in edelster Menschlichkeit sind ihre gefeierten Namen die begeisternde Losung, ihre Erinnerungsfeste die heiligen Versöhnungstage! Dem deutschen Volke vor allem ist die neidlose Empfänglichkeit verliehen, die Werke der Lichtbringer anderer Völker bewundernd anzuerkennen, aufzunehmen und zur Veredlung der gesammten Menschheit zu verwerthen. Auch Michel Angelo Buonarroti lebte nicht für Italien allein, sondern zugleich für unser Volk, für alle Völker. So ist es gerecht, ist es würdig, daß wir vorangehen, an dem großen Feste Italiens auch uns zu betheiligen. Im Einverständnisse mit hochangesehenen Meistern der Kunstwissenschaft erlauben wir uns, alle vaterländischen Künstler und Kunstfreunde einzuladen, so weit die deutsche Zunge klingt — vorab aber das künstlerische und kunstgelehrte Deutschland, vertreten in seinen Akademien, Kunstgenossenschaften, Kunst- und Bildungsvereinen —, in ihren Wirkungsbereichen je nach Ortsverhältnissen und Kräften um die Mitte des September d. J. öffentliche Festlichkeiten zum Andenken Michel Angelo's zu veranstalten, welche dessen Bedeutung für die Kunst in weitesten Kreisen zum Bewußtsein bringen. Aber wir bitten weiter um die Betheiligung der genannten Körperschaften und Vereine an einer gemeinsamen, im Namen aller Deutschen dem Gefeierten in Florenz, dem Hauptfestorte Italiens, zu widmenden Huldigung. Eine Abordnung würdiger Vertreter deutscher Kunst und Kunstwissenschaft möge in jener Hauptstadt die Festgenossen Italiens begrüßen und des deutschen Volkes Verehrung und Dank darbringen. Wir schlagen vor, dieser Huldigung einen dauernden Ausdruck zu geben durch das Weihegeschenk eines silbernen Eichenlaubkranzes, zu welchem jede sich betheiligende Körperschaft einen Zweig, eine Gruppe von Blättern oder ein einzelnes Blatt, auch etwa mancher

Einzelne nach Belieben ein einzelnes Blatt, mit darauf eingegrabener Widmung (Namensinschrift) beitrage. Der Entwurf zu einem solchen Kranze (nicht als Hauptschmuck, sondern als umgürtender und herabhangender Schmuck des Gestells einer Büste gedacht) ist von einem ausgezeichneten hiesigen Meister gefertigt — wir werden jeder Anfrage, auf Wunsch, in Steindruck vervielfältigte Zeichnungen zu den erbetenen Einzelstücken (nebst Kostenvoranschlag) übersenden, auch auf Verlangen die Anfertigung hierselbst gern vermitteln, sowie auch die Zusammenfügung aller Blätter und Zweige zu einem Ganzen dahier bewerkstelligt werden wird. Wir ersuchen um alsbaldige gefällige Anmeldung der beabsichtigten Betheiligung und um möglichst beschleunigte Anhersendung der einzelnen Spenden. Jede sich betheiligende Körperschaft bitten wir gleichzeitig um Einsendung geeigneter Namen, um aus denselben einen Vorschlagszettel für Abordnung zum Feste nach Florenz aufstellen und, zum Zwecke schließlicher Wahl nach Stimmenmehrheit, noch rechtzeitig vorlegen zu können. Natürlich empfiehlt es sich, nur solche Männer in Vorschlag zu bringen, deren Bereitwilligkeit mit Sicherheit anzunehmen ist."

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „1848. Ein weltgeschichtliches Drama" von Johannes Scherr sagt die „Saturday Review" vom 21. August: „Wahrscheinlich wird diese Geschichte weniger wegen unbilliger Wahrhaftigkeit als wegen ihrer Grobheit und Anstößigkeit verschrien werden; dessenungeachtet ist es unzweifelhaft der Fall, daß ein wahrheitsgetreuer Historiker der Ereignisse von 1848—49 schwerlich den Beifall der Hauptbetheiligten in seiner Erzählung sich erwerben wird, da, einige tapfere und im allgemeinen unglückliche Soldaten ausgenommen, wenig Gutes von ihnen zu sagen ist. Die Geschichte ist gleich unbefriedigend für die Revolutionäre wie für die Reactionäre; für jene, weil ihr Mißerfolg so ungewöhnlich, für diese, weil ihr Triumph so kurz und hohl war. Die Maximen und Stichworte jeder der Parteien sind jetzt gänzlich aufgegeben: der altmodische Republikanismus ist durch den Internationalismus, und der altmodische Conservatismus durch den Ultramontanismus verdrängt, während die intelligente Meinung im großen Ganzen sich auf dem Pfade des Constitutionalismus gehalten hat, von welchem man glaubte, die Erschütterungen von 1848 und die darauf folgende Reaction habe ihn verwischt. Scherr ist ziemlich unparteiisch in seiner Herabsetzung aller Parteien, er scheint zu einer Zeit dem revolutionären Lager angehört, später aber infolge öffentlicher Täuschungen und persönlicher Kränkungen zu einer Art von politischem Cynismus seine Zuflucht genommen zu haben. Diese Gemüthsstimmung ist für den Geschichtschreiber einer durchaus unbefriedigenden Periode nicht unpassend. Scherr's Tadel ist nicht immer schlecht angebracht, und es ist nur zu wünschen, er möchte ihn mit einiger Annäherung an gewöhnliche Höflichkeit handhaben. Ein großer Theil des Buchs ist in der That reines Geschimpf, was wol bei einem wüthenden Pamphletisten zu entschuldigen, bei einem Schriftsteller mit noch so entfernten Ansprüchen auf die Würde und Unparteilichkeit eines Historikers aber empörend ist. Abgesehen von diesen Ausfällen, ist das Werk unterhaltend genug und gerade durch seine Fehler gut geeignet, eine Vorstellung von der sittlichen Zerrüttung und dem allgemeinen politischen Schwachsinn des Zeitraums beizubringen."

In Bezug auf „Pascal's Gedanken über die Religion" von J. G. Dreydorff bemerkt das Blatt, „der hervorragende Biograph Pascal's habe einen saubern und interessanten kleinen Essay über seinen Helden als Apologeten der Religion geschrieben", worauf es den Inhalt kurz angibt.

Ueber Gätschenberger's „Geschichte der englischen Dichtkunst" und Johannes Scherr's „Geschichte der englischen Literatur" stimmt das Urtheil des Recensenten mit dem, welches David Asher in Nr. 20 d. Bl. gefällt hat, überein, nur daß Gätschenberger noch schärfern Tadel erfährt. Günstiger lautet das Urtheil über dessen Uebersetzungen Massinger's und Otway's, in seinen „Zwei Meisterwerken des altenglischen Dramas, für das deutsche Theater bearbeitet", während es von seiner Broschüre über „Die unwürdigen Literaturzustände im neuen Deutschen Reiche" heißt: „Es ist freilich eine Thatsache, daß sowol die Literatur und die Honorare der Schriftsteller in Deutschland sehr niedrig stehen, es ist aber nicht leicht zu bestimmen, welches die Ursache und welches die Wirkung ist." Sehr überflüssig ist übrigens die der sonst nicht ungünstigen Beurtheilung des Scherr'schen Werks angehängte Bemerkung: „Solche Irrthümer wie der, die amerikanische Episode in «Martin Chuzzlewit» für das ganze Werk zu halten, sind in einer Schrift zu entschuldigen, welche augenscheinlich nicht beabsichtigt, nach einem sehr hohen Maßstabe abgeschätzt zu werden." Scherr sagt einfach: „Der Roman «Martin Chuzzlewit» ist eine bittere, aber nur allzu gerechte Satire auf das Yankeethum"; er bedient sich also der Knappheit wegen einer Synekdoche, und das soll ein Irrthum sein! Scherr wird den Recensenten, der hier die Miene so hoher Weisheit und freundlicher Nachsicht annimmt, nur belächeln.

„«Die Blütezeit des englischen Dramas» von G. H. Haring", heißt es dann, „zeichnet sich ebenso sehr durch Kenntniß und guten Geschmack wie durch Abwesenheit von Anmaßung aus."

Bibliographie.

Angely, M., Gedichte. Münster, Russel. 16. 2 M.

Baumgärtner, H., Die Weltzellen. Mit Betrachtungen über die Glaubensbekenntnisse. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

Bidder, R., Ueber Koheleths Stellung zum Unsterblichkeitsglauben. Ein Beitrag zu gerechter Beurtheilung des Buches Koheleth. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 75 Pf.

Büchner, L., Physiologische Bilder. 2ter Bd. Leipzig, Thomas. 8. 6 M.

Egenter, F. J., Ueber Duell und Ehre. Mit besonderer Rücksicht auf Studentenduelle. Leipzig, Wölfert. 16. 1 M.

Fels, E., Tropfen im Meere. Novellen. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Fontane, T., Der Krieg gegen Frankreich 1870—1871. 2ter Bd.: Der Krieg gegen die Republik. 1ster Halbbd.: In und vor Paris bis zum 24. December. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Haring, G. H., Die Blüthezeit des englischen Dramas. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 M. 80 M.

Hensing, E., Dem malerischen Oberlande. Ein Sträußlein aus Geschichte und Sagen, Bilder und Liedern gebunden. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 3 M.

Hermann, T., Allein und frei. Ein Roman. 2 Bde. Mitau, Behre. Gr. 8. 12 M.

Höfer, P., Armin. Ein nationales Drama. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Klimke, C., Die Quellen zur Geschichte des vierten Kreuzzuges. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Laur, E., Bossuet und die Unfehlbarkeit. Mannheim, Schneider. 8. 2 M.

Lechner, E., Thusis und die Hinterrhein-Thäler. Landschafts- und Geschichts-Bilder. Chur, Hitz. Gr. 16. 1 M. 60 Pf.

Lewald, Fanny, Benvenuto. Ein Roman aus der Künstlerwelt. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Löw, G. Edler v., Vergleichende Darstellung der Wehrverhältnisse Oesterreichs, Deutschlands und Russlands. Wien, Seidel u. Sohn. Lex.-8. 2 M.

Mohr, M. L. F., Die Unverantwortlichen. Trauerspiel. Amsterdam, Sülpke. Gr. 8. 2 M.

Moser, O., Heitere Blätter. Ein beliebter Erzähler für Familie und Jedermann. 1ster Bd. Leipzig, Schönherr u. Diez. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Mosler, H., Kritische Kunststudien. Münster, Russel. Gr. 8. 3 M.

Münnich, H. A., Aus aller Herren Länder. Studien und Skizzen. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Nach der Hochzeit. Der Ehe Wohl und Wehe. Deutsche Dichterstimmen. Hannover, Cohen u. Risch. 8. 1 M. 75 Pf.

Pasqué, E., Der Grenadier von Pirmasens. Eine Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriften-Verlag. 8. 1 M.

Redlich, C. C., Versuch eines Chiffernlexikons zu den Göttinger, Vossischen, Schillerschen und Schlegel-Tieckschen Musenalmanachen. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 2 M.

Unsere Reichsbefestigung. Betrachtungen über dieselbe mit darauf bezüglichen Reminiscenzen an die letzt abgelaufenen Dezennien. Aus der Feder eines höheren Offiziers vom Geniestabe. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Waldröserln. Oest'reichische Liada, gemüthli und g'spaßi, von C. Arthur. Budweis, Hansen. 16. 75 Pf.

Wimmer, J., Aphorismen über Zeitfragen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Wallis, A. S. C., Johann de Witt. Trauerspiel. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 M.

Wolicka, Stephanie, Griechische Frauengestalten. 1ster Thl. Zürich, Höhr. Gr. 8. 1 M. 35 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 38. —— 16. September 1875.

Eine neue Dichtung von Adolf Friedrich von Schack.

Nächte des Orients von Adolf Friedrich von Schack. Stuttgart, Cotta. 1874. 8. 2 M. 80 Pf.

Neue Dichtungen von Hrn. von Schack werden stets dem deutschen Publikum willkommen sein; man weiß von vornherein, daß sie einen gedankenvollen Inhalt mit einer Form von künstlerischem Adel vereinigen; die reichen Kenntnisse orientalischer Dichtung und des Lebens und der Sitten im Orient, wie sie Friedrich von Schack besitzt, lassen mit Recht ein farbenreiches Colorit und eine von der tagesüblichen Einkleidung abweichende Gestaltung der dichterischen Motive erwarten.

Hierin täuschen uns auch die „Nächte des Orients" nicht; es sind keineswegs nur bunte Märchen aus „Tausendundeiner Nacht", nur eine Mosaik jener farbenprächtig flimmernden Steinchen, von denen die dichterischen Feenpaläste orientalischer Sagen erglänzen, keineswegs nur beliebige Erzählungen, die in eine Rahmenerzählung eingefügt sind, wie sie nach dem Vorgang der östlichen Muster Boccaccio und die italienischen Novellisten beliebten: Schack's Erzählungen bilden einen zusammenhängenden Bau, dessen Architektonik, trotz der verschiedenartigen Ornamente, von einem leitenden Grundgedanken getragen wird.

Dieser Grundgedanke betrifft die tiefsten Probleme weltgeschichtlicher Auffassung und dreht sich um die Fragen des Optimismus oder Pessimismus in der Geschichte. Wollte man die Antwort, die der Dichter gibt, zusammenfassen, so würde das Resultat sein: die Anschauung der gepriesensten Glanzepochen der Vergangenheit ist bei ihm eine pessimistische; der Zukunft gegenüber verhält er sich dagegen optimistisch. Wir bekennen, daß hierin ein Widerspruch liegt. Wenn das Elend der Welt bisher zu jeder Zeit, nur in andern Formen sich wiederholt hat, so steht die Hoffnung auf eine schönere Zukunft auf schwacher Grundlage. Dieser in die Zukunft hinausweisende Zeigefinger kommt für die Dichtung selbst überhaupt wenig in Betracht, da dieselbe mit vollen Händen Bilder des menschlichen Elends ausstreut, und zwar Bilder, die mit den tiefsten Schlagschatten, wie sie einer markigen Darstellungsweise zu Gebote stehen, ausgestattet sind.

Der im Orient reisende Dichter preist die Nomadenfreiheit, bis ihn Leichen und Trümmer in der Wüste auch hier an die Kämpfe und das Elend der Menschen erinnern. Er macht einen Halt unter einer gewaltigen Trümmerstatt der Vorzeit und sehnt sich hier zurück nach dem frühen Kindheitsalter der Menschheit; da trifft er eine magische Erscheinung, an welche sich die Rahmenerzählung knüpft:

So sprech' ich noch; da hinter mir erhebt —
Bin ich im Traume oder Wachen? —
Auf einmal sich ein höhnisch Lachen.
Ich schaue rückwärts, und mein Blick gewahrt
Auf einem Steinblock stehend einen Greis
In Kleidung eines Emir, Haar und Bart
Wie Schnee des Libanon so weiß.
Auf seine Stirne, scheint es, haben
Jahrhunderte die Furchen eingegraben;
Welk sind die Adern, ohne Blut,
Die Augen wie verhängt mit trübem Schleier,
Und dennoch lodert oft ein seltsam Feuer
Daraus hervor mit dunkler Glut.
„Du Thor", rief er, „du lächerlicher,
Daß kindisch du dein Herz an längst
Verschollne Ammenmärchen hängst!
Vor sechs Jahrtausenden, gilt dir für sicher,
Bestand ein Milch- und Honigparadies,
Das Gott nach Koran und nach Pentateuch
Zum Aufenthalt den ersten Menschen wies;
Und in dies Eden sehnt ihr euch
Zurück, ihr armen Menschentröpfe?
Sechstausend Jahre — nimm statt dessen
Aeonen, mehr als die Gedanken messen,
So lang schon ist's, seit die Geschöpfe,
Die Menschen heißen, auf der Erde kriechen,

Und andre Jahrmyriaden wird es währen,
Daß diese Jammervollen, Siechen
Die Welt verpesten. Fort mit den Chimären,
Die du aus tollen Büchern aufgelesen!
Von Anbeginn ein elend Jammerwesen
Schon war der Mensch und wird es bleiben
Bis an der Zeiten Schluß; das ganze Treiben
Auf Erden ist ein wüstes Spiel,
Von einem Dämon ausgeheckt,
Und keiner hat den Zweck, das Ziel
Der jämmerlichen Farce noch entdeckt.
Wie kranke Gaukler auf den Messen,
Wenn sie im bunten Kleid, besetzt mit Tressen,
Fiebergeschüttelt bei der Schellen Ton
Noch Kurzweil treiben und beim Paukenschalle,
So in des Lebens Lust selbst fühlen alle
Des nahen Grabes Schauer schon.
Wär's möglich, tüchtig bei dem Stück zu lachen,
So würd' es dem Erfinder Ehre machen,
Doch weil so viele Thränen dabei flossen,
Ist es die schlechteste der Possen."

Der alte Magier, der sich als ein Weltwanderer ausweist, gleich heimisch in den modernsten wie in den ältesten Hauptstädten der Erde, ladet den Fremdling zu Gaste:

Ein Elixir,
Ein Kleinod, das ich fand auf Reisen,
Und so unschätzbar wie der Stein der Weisen,
Stets führ' ich mit mir. Meine Sklaven haben
Die Tempelhöhlen Indiens all durchgraben
Und machten auf dem tiefsten Grund
Des herrlichen Arcanums Fund.
Wer einen Tropfen kostet von dem Saft,
Aufthun vor dem sich, wie durch Zauberkraft,
Die Pforten der Vergangenheit,
Und wählen darf er nur die Zeit,
Die er als Gegenwart erblicken will,
So wird ihm augenblicks vergönnt
In ihr zu leben.

Das Elixir thut bald seine Wirkung. Der Dichter hatte gewünscht, in Eden zu weilen, das beglückte Leben dort mitzugenießen — wohl, es öffnen sich ihm Edens Pforten, und eine in Anapästen dahinstürmende Urweltidylle entrollt uns ein Bild des von allen Schrecken der Natur heimgesuchten Paradieses. Diese Urweltidylle ist der schärfste Gegensatz gegen die Ueberlieferungen der biblischen Sagen; sie zeigt uns das Paradies, wie es etwa im Lichte der naturgeschichtlichen Schöpfungsgeschichten erscheint, freilich den Menschen als Zeitgenossen vorweltlicher Geschöpfe. Die Stimmung, welche diese Idylle hervorruft, ist eine traumhaft ängstliche; uns erschreckt das Leben der tausendgestaltigen Thiere, die Schreie der Wuth, der Todesangst, die schuppengepanzerten Ungethüme, die leuchtenden misgestalteten riesigen Fliegen, die argen Geburten der Urwelt:

Eidechsen mit Flügeln, Chimären, Harpyen,
Vampyre und Molche, zum Knäuel geballt,
Verstrickt ineinander die Leiber,
Sie streckten zum Fange die Krallen aus
Und leckten mit gierigen Zungen umher,
Bis sie in die Ferne das Dunkel verschlang.
Durch ihrer Schwingen Rauschen vernahm
Ich unter mir tief des Bodens Gedröhn
Und von hunderttausend Tritten den Schall;
Und aus dem Dunkel des Waldes, sieh,
Glomm röthlichen Glanzes und blau und grün
Von rollenden Augen das Feuer — — —
O, denk' ich zurück an jene Nacht,
Noch mehr als damals, da Stumpfsinn mir
Bleischwer auf Geist und auf Sinnen lag,
Durchs Hirn dahin und durch Bein und Mark
Fährt mir todbleiches Entsetzen.

Schön ist der majestätische Sonnenaufgang in der unermeßlichen Oede, das Erdbeben, der Meeressturm geschildert. Das Raubthier tödtet und zerreißt mit seinen Tatzen die Mutter des Urweltvolks; die dumpfe Thierheit menschenähnlicher Gestalten, der Darwin'schen Urahnen, will den Dichter in seine Kreise ziehen; er erblickt einen Genossen, einen Menschen, der aus dem Schädel das Blut des ermordeten Bruders trinkt; Kannibalen berauschen sich im Blut! Und als er von dem Urwelttraum erwacht, ruft ihm der spöttische Weltwanderer zu:

Wie schade, daß man wieder dich vertrieben
Aus jenem ersten Menschenparadies!
Gewiß gern ewig wärst du dort geblieben,
Da Sehnsucht dich zuvor nicht rasten ließ.
Nicht wahr, ganz wie die Dichter sie beschrieben,
Wie Moses in der Genesis sie pries,
So fandest du aus Unschuld, Frieden, Stille
Gewebt der Urzeit selige Idylle?

Dies ist das Schema, welches den „Nächten des Orients" zu Grunde liegt. Das Elixir versetzt den Dichter fortwährend in gepriesene Zeiten, und überall faßt ihn der Menschheit ganzer Jammer an. Er wandert mit seinem pessimistischen Mentor durch den Orient, und als die Träume eines frühern goldenen Zeitalters sein Sehnen erwecken, da thut der Zaubertrank wieder seine Wirkung und vor unsern Augen entrollt sich die Idylle eines Pfahldorfs mit ihrem winterlichen Unbehagen, fortwährend von wilden Thieren und Feinden bedroht. Der Dichter thut beim Häuptling eines Pfahldorfs Dienst in einer Hütte. Ein Liebeshandel der Häuptlingstochter, der von ihm begünstigt wird, kommt zu Tage; der Liebhaber und er selbst werden zum Tode verurtheilt:

Schon glomm mit erstem gelbem Streif der Tag empor im Osten,
Mich loszureißen mit Gewalt da sucht' ich von dem Pfosten,
Allein umsonst, von fernher drang schon wildes Schrei'n und Lärmen,
Die Pfahldorfwohner wälzten sich zu uns heran in Schwärmen,
Und aus den andern Dörfern auch hertanzten auf den Wellen
Der Kähne und Pirogen viel bei Muschelhörnergellen.
Geflogen war die Kunde schnell in alle Bai'n und Buchten,
Und eh des Jünglings Sippen noch ihn zu befrein versuchten,
Das Opfer wollte man vollziehn in frühster Morgenhelle.
Die Federkrone auf dem Haupt, gehüllt in Bärenfelle,
Als erster trat der Häuptling vor, in Händen Axt und Keule,
Und tanzte um das Götzenbild mit wüthigem Geheule;
Im Chore folgte ihm das Volk, und pfeifend, klappernd, blasend
Mit höllischer Musik ihm nach sich wälzten alle rasend.
Dann nieder warf der Häuptling sich und faltete die Hände
Und betete zum Fetisch: Nimm von mir die Opferspende!
Auf einmal sprang er wieder auf zum letzten großen Acte,
Er stürzte auf den Jüngling los und seine Linke packte
Den Nacken ihm, indeß die Axt in seiner Rechten sauste —
Abwenden wollt' ich mein Gesicht, weil mir beim Anblick grauste,
Und dennoch sehen mußt' ich es — dicht stand der Todgeweihte,
Wie Stiere an der Opferbank, bleich, zitternd mir zur Seite;
Da aus der Menge scholl ein Schrei, durch Hirn und Haupt mir dringend,
Des Häuptlings Tochter drängte sich hindurch, die Hände ringend.

Dem Vater sank sie in den Arm, um ihn zurückzuhalten,
Doch mit dem Beil that er den Schlag, des Jünglings Haupt zu spalten,
Und blutend sank der Arme hin; auf ihn gleich Menschenfressern
Eindrangen Männer sowie Fraun mit Aexten und mit Messern.
Schon lag er todt am Boden da; ich sah, und mir umflorten
Die Augen sich, wie Kinder ihm ins Herz ihr Eisen bohrten,
Wie drauf der Häuptling von dem Blut auffing, der Kannibale,
Und es dem Götzen rauchend noch darbot in einer Schale.
Von Mund zu Mund ging da der Ruf: „Sie kommen, ihn zu rächen!
Die Feinde sind es! Nur geschwind, damit wir diesem Frechen —
Sie deuteten dabei auf mich — zuvor den Garaus machen!"
Das Lärmen und das Schreien wuchs, in dichtgedrängten Nachen
Herangerudert kam der Feind, das Dorf in Brand zu stecken;
Rothglüh'nde Pfeile schoß er ab; schon stürzten voll von Schrecken
Der Pfahlbewohner viele fort zum Schutze ihrer Dächer;
Allein der Häuptling donnerte: „Erst sterbe der Verbrecher!"
Und zum Altar mich schleppten zwei gehorsam seinen Winken;
Er packte mich — zu Häupten mir die Erzaxt seh' ich blinken —

Ali läßt es an einem Commentar nicht fehlen, den er als der Chorus des Gedichts in die schwärzesten Farben Schopenhauer'scher Weltanschauung taucht. Wie Kreuze zwischen den Bildern alter Vergangenheit, die das Elixir an das Licht des Tags heraufzaubert, ziehen sich die östlichen Reisebilder; die Schilderung des paradiesischen Kaschmir namentlich ist von hohem poetischem Zauber.

Der Dichter schwärmt für das schöne Hellas, und Freund Ali thut ihm den Gefallen, ihn durch sein Elixir in das Athen des Perikles zu versetzen, freilich als einen Sklaven, dessen Schicksale nicht viel erfreulicher sind als diejenigen in dem Pfahlbaudorf. Der pessimistische Geschichtsphilosoph höhnt den verunglückten Griechenschwärmer:

Ei, schnell war ja gestillt dein Sehnsuchtstrieb!
Hellas, der Völker große Amme,
Das Mutterland der Freiheit und des Rechts,
Die Wiege jenes herrlichen Geschlechts,
Das nicht von Menschen, nein von Götterstamme
Entsprossen scheint, hat es an seinem Herd
So schlecht dir Gastfreundschaft gewährt?

Der Dichter begibt sich nun in die Einsiedlerklause des Buddhisten und lauscht der Lehre des Nirwana; ehe er sich aber ganz in das Nichts versenkt, rüttelt ihn der Spott des Begleiters auf und lockt ihn der geheimnißvolle Trank noch zu neuen Weltwanderungen. Zwar die Römerwelt stellt ihm Freund Ali in so sarkastischer Weise dar, daß er wenig Lust bekommt, auf dem Forum zu lustwandeln oder die Aera der Cäsaren schaudernd mitzuerleben, so beliebt gerade die römische Kaiserzeit bei unsern neuen Dichtern, den Makarts mit der Feder, den Hamerling und Wilbrandt ist, und mit so tiefdunkelm Colorit Schack eine Episode des Neronischen Zeitalters geschildert haben würde. Doch den Dichter lockt die ritterliche Zeit der Minne, des poetischen Mittelalters, und der Mephisto Ali versetzt ihn alsbald in die faustrechtliche Epoche, die Zeit der Kreuzzüge, deren Roheit und Grausamkeit mit recht frappanten Zügen vor uns hintritt.

Bei den weitern orientalischen Fahrten sucht unser Held in Damaskus durch den Genuß des Haschisch seinen Weltschmerz zu curiren, doch ebenfalls erfolglos. Dann wandelt ihn Sehnsucht an nach der goldenen Zeit der italienischen Renaissance; „wir haben Ueberfluß an goldenen Zeiten", wie Ali höhnisch bemerkt. Diese Epoche erscheint in besonders goldenem Lichte:

Das war das wahre Ostern der Geschichte:
Da stieg, was groß und hehr im Alterthume,
Verklärt empor im jungen Morgenlichte,
Da legte von des Mäoniden Ruhme
Ein Widerschein sich auf Ariost's Gedichte;
Neu ihren Wunderkelch aufthat die Blume
Der Bildnerkunst, und neu erschloß die hehre
Philosophie das Buch von Plato's Lehre.

In die schöne Zeit Rafael's und der kunstsinnigen Päpste wird nun der Dichter auf seinen Wunsch versetzt; er erlebt eine Renaissancenovelle, welche mit einem Hexenproceß, mit Folterung und Verbrennung der Geliebten, mit der eigenen Marterung und Verurtheilung zum Tode endet.

Der pessimistische Begleiter gibt nun einen weltgeschichtlichen Ueberblick über das Rococozeitalter, jene köstlichste der Weltepochen, die Zeit der Ludwige, der Pompadoure, der Sedezfürsten, die ihre Unterthanen verspielten und verschacherten; dann über das Zeitalter der Revolution, in welchem Ali doch nur die Guillotinen und Najaden sieht, nicht den fortschreitenden Geist der Geschichte.

Soweit ist der Gedankengang der Dichtung aus Einem Gusse. Dem Geschichtsschwärmer, der die schönen goldenen Epochen im Zauberscheine der Phantasie erblickt, tritt der kaltblütige Philosoph gegenüber, der mit Zauberkraft gewaffnet jene schönen Zeiten vor unsern Augen erstehen läßt und von ihnen den gleißenden Goldschaumflitter abstäubt. So erscheint die Dichtung als eine auf den Kopf gestellte Theodicee, als ein Hoheslied des weltgeschichtlichen Pessimismus, der in der Gestalt des Ahasveros Ali das unsterbliche Weh der Menschheit mit kaltem Hohn verkündet.

Nur gegen den Schluß hin verändert die Dichtung ihre geistige Physiognomie, und zwar in einer auffallenden Weise. Sollten wir uns mit der Annahme irren, daß dieser Schluß ein späterer Zusatz und daß die optimistische Weltanschauung, die hier auf einmal das Steuer ergreift, die Verbesserung eines frühern pessimistischen Standpunktes ist? Da finden wir eine Verherrlichung der geistesfreien Zeiten, der Fortschritte der Kunst und Wissenschaft:

So von dem alten Räthsel fiel
Der Schleier, den Jahrtausende gewoben;
Er kommt von unten, aber ringt nach oben
Zu höherm, immer höherm Ziel,
Und herrlicher, als hätten in die Wiege
Sie güt'ge Götter ihm gelegt,
Wird ihn die Palme schmücken, wenn zum Siege
Zuletzt die eigne Kraft ihn trägt.
Wohl langsam war sein Gang; doch als Ein Tag
Zählt ein Jahrtausend in der Weltgeschichte;
Wohl daß er in dem Ringen oft erlag,
Daß er mit Tritten, schwank und ungewiß,
Wenn er emporgeklommen schon zum Lichte,
Nochmals rücksank in Finsterniß:
Allein das Eine halte fest dein Herz:
Er schreitet mälich sonnenwärts,
Und immer reiner wird der Quell
Des Göttlichen ihm, immer klarer fließen,
Wenn neue Himmel sich ihm hell
Mit den Jahrhunderten erschließen.
Doch zu des Adlers Sehkraft schärfen
Muß er im Lichtglanz seinen Blick,

Und kämpfend, trotzend dem Geschick,
Dem Sturm sich, dem Orkan entgegenwerfen:
So zum Triumphe wird sein Flug ihn tragen.
O Freund, und nicht um jene darfst du klagen,
Die in dem Ringen untersanken,
Denn glorreich sie, da in des Ruhmes Hallen
Unsterblich ihre Namen schallen;
Für ihrer Thaten jede ihnen danken
Wird noch die spät'ste Zeit, wie allen jenen,
Die unter Leiden, unter Thränen
Der Menschheit hohes Gut gemehrt.
Der Nachwelt ist, was sie erstrebt, erfahren,
Ein theures Erbe, das von Jahren
Zu Jahren sie bewacht und mehrt;
Mit ihres Denkens Frucht genährt
Spricht sie in klaren Worten aus,
Was jene schüchtern nur gestammelt,
Und jeder Schatz, den sie gesammelt,
Wird unvergänglich durch die Zeiten
Sie auf dem Erdengang begleiten.

Und einer bengalischen Beleuchtung der großen Friedensära, welche die Eisenbahnen und Telegraphen als Herolde verkünden, folgt ein Psalm auf die Zukunft der Menschheit:

Noch steht die Welt erst im Beginne
Und in der frühsten Dämmrung dessen,
Was einst sie werden wird; so unermessen,
Wie das Geschlecht, dem heut' die Sonne tagt,
Die ersten Höhlenwohner überragt,
Wird ein zukünft'ges Menschenalter
Das Heute überflügeln — wie ein Traum
Im Morgenschlafe, wie ein mattgelallter
Kindischer Laut, werth sein zu achten kaum,
Wird ihm das hehrste seiner Geisteswerke
Erscheinen, thöricht, frevelhaft,
Was es beginnt und sinnt und schafft.
Denn in des Mannes voller Stärke
Stehn wird der Mensch; wie er sich selbst erkennt,
Lebt er im Einklang mit dem Weltgesetze;
Natur und Geist sind ihm nicht mehr getrennt,
Und aufgeschlossen liegen ihre Schätze
Vor seinem Blick; kein Element
Des weiten Alls ist, dem er nicht geböte,
Und eine heil'ge Morgenröthe
Hat Haß und Neid und alle dunkeln Triebe
Der Sterblichkeit in ihm verzehrt,
Sodaß er auf der Erde schon verklärt
Ein Himmelsleben führt, in dem die Liebe
Die Völker mit allmächt'gem Band umschlingt.
Das ist das Ziel, nach welchem alles ringt;
Doch eine Spanne Zeit, um mitzustreben,
Nur ward dem Einzelnen gegeben,
Denn in der Menschheit ist sein wahres Leben,
Und wie die Welle in den Ocean,
Sinkt er in sie zurück. Drum wirke du,
Solang' vor dir die Erdenbahn
Erschlossen ist; doch wenn dein Tagewerk gethan,
Froh schließe deine Augen zu
Und juble, daß die Schranken fallen,
Die dich getrennt vom großen Sein!
In ihm, befreit vom trügerischen Schein,
Der deinen Blick umwob, als eins mit allen
Erkennen wirst du dich, die sind und waren;
Und wie von je du in den Wesenscharen
Gewaltet, eh' du trugst dein Staubeskleid,
So darf dich keine Sorge quälen,
Dir werde je die Zukunft fehlen —
Dein ist die ganze Ewigkeit.

Wie paßt diese glorreiche Zukunftshymne, dieser pananthropistische Päan zu der ganzen Dichtung und ihren tiefschweren Schlagschatten, ihrem scharf einschneidenden Hohn auf die Glanzepochen der geschichtlichen Vergangenheit?

Wenn in der That ein Fortschritt der Menschheit für die Zukunft verkündet werden soll, so muß er auch für die Vergangenheit nachweisbar sein, und wenn die Tendenz der Dichtung auf eine solche Apotheose hinausläuft, so mußten auch neben den Greueln und Schrecken der einzelnen Epochen die Momente nachgewiesen werden, in denen der Geist des Fortschritts seine Hebel einsetzt. Davon ist aber nirgends eine Spur; aschgrau und blutroth sind gleichmäßig die Bilder aus allen Zeiten; die Scenen im Pfahlbaudorf, in Hellas, im Mittelalter, in der Renaissance-Epoche, die Schilderungen der Revolution: alles athmet den gleichen Geist der Weltverzweiflung und wird mit dem Hohn beträufelt aus der Giftblume jener Philosophie, welche der gespenstige Mephisto-Ahasver, Ali, in seinem Knopfloch trägt, und zu allen Varianten des hin- und hergeschüttelten weltgeschichtlichen Kaleidoskops ertönen die Worte des Mentors:

Von mir, mein Freund, die echte Weisheit lerne,
Und durch das Leben mag sie dich geleiten!
Urthorheit muß ich's nennen, in der Ferne
Das Glück zu suchen, in vergangnen Zeiten;
Wie Schattenbilder, die an der Laterne,
Wenn sie der Gaukler schiebt, vorübergleiten,
So zieht die blöde, willenlose Heerde,
Die Menschheit mein' ich, über diese Erde.

Nicht einer weiß, von wem sie wird geschoben,
Weshalb das ganze Spiel ist und für was;
Wenn ein Geschlecht nach langem, wüstem Toben
Und wildem Streit von Ehrgeiz, Habgier, Haß,
Drin es das Unterste gekehrt nach oben,
Ich sage, wenn es endlich leichenblaß
Ins Nichts verstoben ist, beginnt in Schnelle
Ein anderes das Spiel an seiner Stelle.

So war's von je, so wird es immer bleiben:
Der Schwache Sklav, der Mächtige Tyrann.
Daß einer sich am andern aufzureiben
Der Mensch bestimmt ist, scheint, so viel ich sann,
Der einz'ge Sinn mir bei dem schalen Treiben;
Und daß er sich das Leben nehmen kann,
Nur darin hat er Vorzug vor dem Thiere,
Beneiden müßt' er's sonst um seine Viere.

Gegen den Schluß hin fällt Ali offenbar aus der Rolle; mit seinen frühern Behauptungen ist seine den Fortschritt der Menschheit feiernde Schlußparabase gänzlich unvereinbar. Der Dichter selbst fügt noch eine lyrisch schwunghafte Cadenz an, zur Feier des Deutschen Reichs, mit welcher alle seine größern Dichtungen gleichmäßig austönen:

Erfüllt des Jünglings Traum, des Mannes Sehnen!
Aus Kampf und Tod und ungeheuerm Sieg
Glorreich ein deutsches Reich geboren!
Ja, aus des Himmels offnen Thoren
Hernieder auf die Erde stieg
Der große Geist, deß Hauch mit mächt'gem Wehn,
Hin durch die Hallen der Geschichte brausend,
Die Reiche aufblühn läßt und neu vergehn,
Und vor ihm schlägt ein werdendes Jahrtausend
Die morgenhellen Wimpern auf.
Er sei mit dir auf deinem Siegeslauf,
Mein Deutschland! Schütze du mit mächt'gem Schild
Freiheit und Recht, und schwinge hoch die Fahne,
Wenn es den Kampf mit altverjährtem Wahne
Für unsre höchsten Güter gilt!
Den finstern Nachtgeist, der im Vaticane
Noch brütet seine argen Plane,

Scheuch in sein dunkles Reich, daß frei
Vom gift'gen Qualm die Luft für immer sei
Und sich im Lichte sonnen die Nationen!
Dann lege nieder deine Siegeskronen
Und flicht ums Haupt des Friedens Oelzweigkranz!
Aufsteigen wird im morgenrothen Glanz
Durch dich ein neues Weltenjahr,
Wo an der Liebe heiligem Altar
Die Völker alle sich zum Bruderbund
Die Hände reichen! O, mit schnellern Schlägen
Führt, Räder, mich dem Vaterland entgegen,
Daß heißen Kusses ich den Mund
Auf seinen Boden drücken kann;
Nie mehr von ihm scheid' ich fortan,
Und einst in seinen theuern Grund
Will ich das Haupt zur Ruhe legen.

Der höhnisch lächelnde Emir mit dem silberweißen Haar und Bart und der durchfurchten Stirn würde gewiß auch hinter diese Begeisterung seine Fragezeichen setzen, und die Andacht, die das neue Reich verherrlicht, in eine Linie setzen mit derjenigen, welche des Buddha heilige Zehe feiert und, in Händen einen Kuhschweif, sich vor Indiens Pagoden zur Erde wirft. Für einen Reisegefährten der Zukunft hätte er gewiß das Elixir in Bereitschaft, welches auch aus dem neuen deutschen Reich genug Bilder des menschlichen Elends und sarkastisch gegeiselter Thorheiten wie in einer Laterna-magica würde vorübergaukeln lassen. Und in der That, so hoch man die politische Wiedergeburt des deutschen Volks preisen mag: für jene tiefern Probleme, welche in unserer Dichtung angeregt werden, Probleme von menschheitlicher Bedeutung, kann eine nur politische Wendung und Entwickelung keinen befriedigenden Abschluß geben.

Friedrich von Schack ist ein Meister des Colorits und besonders ein orientalischer Landschafter ersten Rangs. Nirgends führt er uns die bloße Aeußerlichkeit vor; er rückt sie überall in einen geistigen Aether; die Landschaft wird zum Culturbild.

Ebenso ist er ein Meister krystallklarer Form, die alles Dumpfe und Trübe vermeidet. Die Rhythmen der Dichtung sind höchst abwechselnd; eine streng durchgeführte einheitliche Form würde vielleicht dem Gedicht mehr äußerlichen Zusammenhang gegeben, aber jedenfalls ermüdend gewirkt haben. Wo aber wechselnde Rhythmen gewählt werden, da kommt es besonders auf ein taktvolles Empfinden für die Harmonie von Form und Inhalt an. Ein Wechsel, der kein anderes Gesetz kennt als sich selbst, würde in eine unberechtigte Formenschwelgerei ausarten. Diesen Takt hat Schack meistens bewährt. Die Urweltidylle ist in reimlosen Anapästen abgefaßt, die ohne strenge strophische Gliederung, nur hin und wieder durch einen kürzern Vers sich scheidend und abschließend, ganz für die Darstellung dieser ungeregelten Naturgewalten, dieser hin und her sich wälzenden, sich schlängelnden oder mit dröhnendem Donner einherstürmenden Thierwelt passen. Daß hier der Reim mit seinem harmonischen Reiz fehlt, ist durchaus charakteristisch; ebenso das rhythmisch Ungegliederte und strophisch Ungebundene.

Die Pfahldorfidylle ist in Alexandrinern geschrieben, deren harttrabende Bewegung ganz für die Charakteristik jener Urepoche paßt. Der Alexandriner selbst ist solch ein Pfahlbauvers, der seine Längen gleichsam mit monotonen Schlägen in den Grund rammt.

Die Schilderung aus der mittelalterlichen Zeit ist in dem freien Vers mit vier Hebungen und Senkungen verfaßt und gibt den minniglichen Ton trefflich wieder, z. B.:

Länger und länger wurden die Tage;
Es kam der holde Monat Mai,
Farbige Blumen mannichfalt
Blühten empor in Heide und Wald,
Und, wo ich des Weges ritt, mir vorbei
Zogen Ritter, von Tracht so bunt
Wie unten der junge Wiesengrund,
Zu Turnieren an Mosel und Lahn,
Wo eben die Schranken aufgethan.
Da regte sich auch mir in der Brust
Hoch und höher die Wanderlust,
Und, mit anderen Rittern gesellt,
Weiter trieb's mich hinaus in die Welt.
Mit Wort und Handschlag verbanden wir uns
Zur Fahrt an den Hof von König Alfuns;
Zu ihm ins Land Castilien lockten
Uns die Kämpfe mit dem verstockten
Volke der mahumedanischen Sekte,
Das noch den Christenboden befleckte.

Für die Darstellung der Episode aus Griechenland sind fünffüßige reimlose Jamben gewählt. Auch hier ist die Reimlosigkeit bezeichnend für die antike Haltung. Doch hätte der Dichter hier nicht besser Trimeter gewählt und uns das Volkstrauerspiel des griechischen Sklaventhums in dem Vers der attischen Bühne vorgetragen? Wir würden dies noch charakteristischer und bezeichnender gefunden haben.

Ebenso glauben wir, daß es für das Zeitalter der Renaissance nur einen gleichsam classischen Vers gibt, die von Schack ja so meisterhaft gehandhabten ottave rime. Sie hätten gewiß den Vorzug vor den Trochäen verdient, in denen uns der Dichter die Novelle aus der Zeit Michel Angelo's erzählt.

Wenn wir den Wechsel der Versmaße bei den einzelnen Bildern des historischen Bildersaals, welche das Elixir des Magiers herbeizaubert, für einen künstlerischen Vorzug halten, so müssen wir dagegen bekennen, daß wir für die Rahmenerzählung, welche die Fahrten mit dem Magier, die Reisebilder und die Reflexionen des letztern enthält, im Interesse eines einheitlichen Eindrucks dieselbe durchgängige metrische Einkleidung gewünscht hätten. Hier scheint der Wechsel der Formen doch nur aus jener Ueppigkeit hervorgegangen, die sich an einer so umfassenden und durchweg künstlerisch beherrschten Scala der Metrik erfreut. Ottave rime, in ihren humoristischen Reimen und gelehrten Ausklängen oft an die Spenserstrophe des Byron'schen „Don Juan" erinnernd, beginnen; daran schließen sich gereimte Jamben mit wechselnder Zahl der Füße, und auch später lösen sich diese beiden Maße ab. Wäre eins von beiden consequent durchgeführt, so würden sich die Zauberbilder des weltgeschichtlichen Panoramas mit ihrem Wechsel desto schärfer von den festen Grundzügen einer einheitlichen metrischen Gewandung abheben.

Jedenfalls ist die Dichtung von Schack eine werthvolle Bereicherung unsers poetischen Literaturschatzes, und sie nimmt auch unter den Schöpfungen des Dichters selbst einen hervorragenden Rang ein. **Rudolf Gottschall.**

Zur Geschichte der Zeit von den Hussitenkriegen bis zum Westfälischen Frieden.

1. Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs vom Jahre 1419 an. Gesammelt und herausgegeben von Franz Palacky. Ersten Bandes zweites Heft. Von den Jahren 1424—28. Prag, Tempsky. 1873. Lex.-8. 3 M. 40 Pf.
2. Edle Frauen der Reformation und der Zeit der Glaubenskämpfe von Ernestine Diethoff. Mit 130 in den Text gedruckten Abbildungen und fünf Tonbildern. Leipzig, Spamer. 1875. Gr. 8. 7 M.
3. Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Siebenter und achter Band. — A. u. d. T.: Der abenteuerliche Simplicissimus von H. J. C. von Grimmelshausen. Herausgegeben von J. Tittmann. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 7 M.

Vor kurzem ist das erste Heft der „Urkundlichen Beiträge" (Nr. 1) schon von uns besprochen worden, und das dort Gesagte bitten wir auch für diese Fortsetzung gelten lassen zu wollen. Es sind recht brauchbare Bausteine für eine gründliche urkundliche Geschichte der Hussitenkriege, woran es, wie jeder Kenner weiß, trotz Palacky und zum Theil vielleicht wegen Palacky, doch noch immer gebricht, so verdienstvoll auch die verschiedenen monographischen Beiträge neuern Datums sind. Darunter bleibt Grünhagen's auch von uns in d. Bl. zu seiner Zeit analysirtem Buche: „Die Hussitenkriege der Schlesier" (1872), unbestritten der Vorzug reichsten Quellenmaterials, sorgfältigster kritischer Durchforschung und gediegenster Durchbildung eines an sich überaus spröden und unerquicklichen Stoffs; und es wäre nur zu wünschen, daß aus den andern deutschen Landschaften, von denen so viele damals Aehnliches wie Schlesien zu erdulden hatten, wobei sich ihre staatlichen Autoritäten fürstlichen, geistlichen oder städtischen Charakters um nichts besser als die Schlesier, zum Theil noch erbärmlicher als diese hielten, dem Vorbilde des erwähnten Buchs auch bald Aehnliches an die Seite zu setzen sich gedrungen fühlten.

Gerade diese Palacky'schen „Urkundlichen Beiträge" liefern zu solchem Zwecke vielerlei werthvolles Material, wenn auch im buntesten Durcheinander, das nur äußerlich durch den Faden der Chronologie aneinanderhängt. Das vorliegende Heft umschließt eigentliche Urkunden, Briefe, Actenstücke aller Art, Gesandtschaftsberichte, kurz alles, was man unter die Bezeichnung „archivalisches Material" bringen kann, von 1424—29, wie es der unermüdlich thätige Verfasser während seines ganzen, wesentlich dem einen Zweck, der Verherrlichung der czechischen Geschichte gewidmeten Lebens, da oder dort aufgefunden hat. Für uns Deutsche sind auch diesmal wieder die Correspondenzen oder diplomatischen Verhandlungen zwischen den einzelnen Reichsständen das Lehrreichste, wenn auch, wie so oft, das Lehrreiche nicht erfreulich ist. In diesem Hefte tritt Nürnberg am meisten hervor, damals der mächtigste Reichsstand in ganz Franken, da der Schwerpunkt der landesfürstlichen Zollern'schen Macht bereits in die Marken verlegt war und alle andern Territorialherrschaften des vielgetheilten Landes sich mit der wohlpolicirten, stattlich bewehrten und im Handel und Gewerbe damals außerordentlich prosperirenden Reichsstadt nicht messen konnten, die ihr Gebiet per fas et nefas zu dem Umfange eines nach damaligen Begriffen mittelgroßen Territoriums auszudehnen und dadurch selbst den Zollern als beinahe ebenbürtig gegenüberzutreten verstand. Bei diesen nürnberger Urkunden ist, nebenbei bemerkt, ein seltsames Versehen des Herausgebers zu berichtigen. Unter Nr. 447 schreibt der Rath von Nürnberg 23/6 1427 an den von „Weinsheim" — so überträgt der Herausgeber das originale „Winsheim" in heutige Laute. Es ist aber nicht „Weinsheim", was überhaupt nicht als Stadt existirt, auch nicht „Weinheim" gemeint, das damals keinen Stadtrath besaß, an den der nürnberger collegialisch schreiben konnte, sondern die alte berühmte Freie und des Reiches Stadt „Windsheim" an der Aisch, jetzt, seit 1802, eine bairische Landstadt, berühmt in der volksthümlichen Geschichtsauffassung und Tradition (die bekanntlich oft sehr viel anders als die in dən Büchern lautet, aber doch auch neben dieser ihr Recht hat) wegen ihrer unerhörten Fata im Siebenjährigen Kriege, wo dieser souveräne Staat — „Senatus Populusq. Windshemiensis", so lauten die Curialien, deren sich die Kanzlei stets bediente — von zwei, sage zwei Ziethen'schen Husaren eingenommen und gebrandschatzt wurde, weil ihre Truppen unter der „Reißausarmee" gegen den Alten Fritz nicht gefochten, sondern vor ihm davongelaufen waren.

Palacky hat, gewiß vielen Lesern zum Danke, in der ausführlichen Vorrede zu diesem Hefte eine Art von authentischer Darstellung seiner ganzen auf die Geschichte der Hussitenzeit gerichteten Thätigkeit von 1823 bis heute gegeben. Daß sie eine fruchtbare, der größten Anerkennung werthe gewesen ist, wird jeder zugestehen, auch wenn er ihre doch eigentlich nicht aus dem Interesse der Wissenschaft, sondern aus dem des nationalen Gegensatzes des Czechenthums gegen das Deutschthum hervorgegangenen Wurzeln kennt. Warum sollte nicht auch das nationale Pathos, das wir bei uns selbstverständlich für die höchste ethische Forderung halten, einer fremden, einer uns durch den ewigen Schicksalsschluß, durch Natur und Geschichte, Gemüthsart und Lebensauffassung völlig entgegengesetzten und feindseligen Nationalität dieselbe Berechtigung haben? Wir Deutsche mit unserm peinlichen Gerechtigkeitssinn werden uns niemals dazu verstehen, andere mit einem andern Maße zu messen, als wir es selbst an uns legen, im Gegentheil, wir sind oft aus doctrinärer Ueberspannung dieser Gewissenhaftigkeit geneigt, andere nachsichtiger als uns selbst zu beurtheilen und ihnen eine Menge von Ausreden und Entschuldigungen aus einem Billigkeitsgefühl zukommen zu lassen, das wir gegen uns selbst, allerdings ehrenhaft genug für uns, an die wir solche Anforderungen stellen, nie gelten lassen, sondern allein nur die schärfste, unerbittlichste Gerechtigkeit. Insofern würden wir von deutscher Seite uns allenfalls auch mit dem innersten Kern der Palacky'schen Geschichtsforschung und -Schreibung vertragen können, da wir begreifen, daß und warum sie von Grund aus von Feindseligkeit und unversöhnlichem Haß gegen uns und unsere Geschichte erfüllt sein muß, und warum sie darin ihr Lebenselement hat. Wir fordern natürlich weder in diesem Falle

noch sonst bei den andern ein Verständniß für diese unsere Duldsamkeit, die sie immer höhnisch belächeln mögen, denn um dieses zu haben, muß man eben ein Deutscher sein, muß der einzelne aus der Atmosphäre unserer deutschen innern Entwickelungsgeschichte die eigenthümliche Seelenconstruction, die ganz unabhängig von aller individuellen oder persönlichen Ausstattung ist, mitbringen, welche wir als das Erzeugniß der nationalen Arbeit des ganzen deutschen Volksgeistes, seitdem er greifbar in der Geschichte dasteht, bezeichnen. Sie von einem Nichtdeutschen verlangen oder bei einem solchen voraussetzen, wäre ebenso ungereimt, als wenn wir unsere germanische Schädelbildung als die einzig normale auch bei unsern Nachbarn, zunächst bei den Czechen, voraussetzen und, wenn wir sie dort begreiflich nicht finden, von einer Misbildung reden wollten. Wol aber wäre damit nicht ausgeschlossen, daß die ewigen Gesetze der Wahrheit und der Treue wissenschaftlicher Kritik, Deduction und Induction, die unter jeder so oder anders geformten Hirnschale dieselben sind, auch von den andern trotz ihrer leidenschaftlichen Verbitterung gegen uns nicht mit Füßen getreten werden. Es ist ebenso widerwärtig, wenn es in majorem Dei gloriam, wie wenn es in majorem gentis gloriam geschieht; und ob der sonst nach seinen wahrhaft großartig rührigen Leistungen von uns nach Gebühr geschätzte Altmeister der neuczechischen Geschichtsconstruction sich selber in dieser Hinsicht frei von Vorwurf fühlt, wollen wir der Beurtheilung seines eigenen Gewissens überlassen, wobei wir freilich unwillkürlich mit einem fremden wie mit einem deutschen Gewissen rechnen.

Auch in dieser Vorrede ist es mit einer gründlichen und gerechten Würdigung des Hussitismus nicht besser bestellt, als es nach der einmal auf czechischer Seite für vortheilhaft befundenen absichtlichen Verkennung oder richtiger Verdrehung des klar zu Tage liegenden Thatbestandes möglich sein kann. Da werden uns wieder jene zu Dogmen gewordenen Phrasen vorgeführt, daß den Hussiten nichts ferner gelegen sei als Angriff und Krieg, „nicht sie waren es, sondern ihre Gegner, welche das Blutvergießen und die Greuel der Zerstörung provocirt hatten: sie waren vielmehr die ersten in Europa, welche nicht um irdischen Besitzes, nicht um weltlicher Macht und Herrschaft willen, sondern zum Schutze der bedrohten höchsten Güter des Menschen, des Rechts der Selbstbestimmung und Gewissensfreiheit, nur nothgedrungen zu den Waffen griffen und einen furchtbaren langen Kampf gegen die ganze übrige Welt nicht nur aufnahmen, sondern auch wunderbar siegreich durchführten.“ Daß die offenkundigsten, urkundlichen Zeugnisse der Geschichte diese Phrasen durchweg aufs schmählichste Lügen strafen, kümmert das Dogma des überreizten Nationaldünkels und Hasses so wenig, wie sich unsere ultramontanen und andern Dogmatiker um den Widerspruch der Vernunft und der Wissenschaft kümmern. Es muß geglaubt werden, quia absurdum est; und wer es nicht glaubt, für den haben diese Dogmatiker mit der Feder ebenso gut wie die in der Kutte ihre Inquisition und ihre Autos de Fé, und sie würden sie nicht blos figürlich, sondern in nacktester Thatsächlichkeit vollziehen, wenn sie nur die Macht dazu hätten.

Es ist seltsam, daß jemand in deutscher Sprache solche Sätze wie die eben citirten noch immer ruhigen Blutes, als verstände es sich von selbst, zu schreiben vermag, während doch die ganze neuere deutsche Geschichtsforschung zu dem aus gewissenhaftester Prüfung gewonnenen Resultat gekommen ist, daß es sich gerade umgekehrt verhält, daß das Hussitenthum in seinem Kerne eine blos nationale und sociale Revolution war, hervorgebracht durch die steigende sociale, industrielle und nationalökonomische Bedeutung der deutschen Colonisation in Böhmen, insbesondere der seit ungefähr 1340 zu ganz neuer Geltung gelangten durchweg deutschen städtischen Bürgerstaaten, wie man sie am besten bezeichnet. Denn wie überall auf slawischem oder magyarischem Boden ist ausnahmslos jede Oertlichkeit, die nicht blos dem Namen nach, sondern in der That eine Stadt ist, nur von Deutschen geschaffen, weiter gebildet und erhalten worden, was ja bis auf die heutige Stunde gilt und durch den großartigen nationalökonomischen Ruin Galiziens und Ungarns, seitdem sie „autonom“ geworden, d. h. seitdem sie von Oesterreich die Erlaubniß erhalten haben, über das deutsche Bürgerthum herzufallen, auch dem blödesten Blicke deutlich wird. Galizien und Ungarn haben seit dem famosen „Ausgleich“ nationalökonomische Verluste und Rückschritte gemacht, die sich nach vielen Millionen beziffern lassen, wenn Millionen der allein richtige Maßstab für Cultur und Barbarei wären. So ist denn auch das Hussitenthum nichts weiter als ein gewissermaßen vierhundert Jahre anticipirter und allerdings einseitig mit Dreschflegel und Morgenstern durchgesetzter „Ausgleich“, d. h. ein Vertilgungsact gegen das den Eingeborenen übermächtig gegenüberstehende und deshalb so giftig von ihnen gehaßte Deutschthum. Ohne die Hussiten wäre Böhmen jetzt dasselbe, was Schlesien, Mecklenburg, Pommern, Meißen und die Lausitz geworden sind, ein im ganzen völlig in die deutsche Nationalität und Cultur eingefügtes Land, während es durch die Hussiten der eigentliche Pfahl im Fleische für Deutschland geworden ist und für immer bleiben wird.

Das religiöse Moment kommt natürlich auch als Ferment mit in Betracht: ein deutsches Gewissen wird sich nicht dazu verstehen, es mit derselben Sophistik, mit der es auf der andern Seite ausschließlich, wenn es dem nationalen Interesse paßt, in den Vordergrund geschoben wird, zurückzudrängen oder abzuleugnen, blos darum, weil es etwas in sich enthält, was der Signatur unserer Nationalfeinde eine Spur von idealerer Färbung zu geben scheint, als sie sonst beanspruchen könnten. Aber dies religiöse Moment ist doch weder der Ausgangspunkt noch auch, außer in einigen vorübergehenden Phasen des fanatischen Paroxysmus und bei einigen Individuen, die eigentlich treibende Kraft aller dieser Kriege und überhaupt dessen, was man Hussitenthum nennt. Gewiß wähnten die deutschen und ungarischen Krieger, welche auf das Gebot ihrer Lehnsherren und Obrigkeiten und noch mehr auf das des Papstes und seiner Legaten die Waffen genommen hatten, in der Bekämpfung und Vertilgung der „Ketzer“ ihr eigentliches Ziel zu sehen. Was aber rohe Haufen des 15. Jahrhunderts gewähnt haben, kann nicht den Maßstab der Auffassung einer gebildetern und umsichtigern Nachwelt sein. Jene brauchten nicht einmal zu wissen, wie es eigentlich mit dieser Hussitenketzerei be-

schaffen war; es genügte, daß der Name Ketzer ausgesprochen wurde, um auf der andern Seite alle finstern Mächte des Fanatismus und der Bestialität ebenso aufzustacheln, wie es bei den Hussiten schon geschehen war, durch die vereinte Exaltation eines raub- und mordgierigen Pöbels, eines wegelagernden und gesetzlosen Junkerthums, die beide durch den tobenden Durchbruch ihrer schon lange gärenden nationalen Instincte in Raserei versetzt waren; denn nicht die Hussiten haben von ihren Feinden die Greuel des Mordes und der Verwüstung erst gelernt, sondern umgekehrt, diese von jenen, die sie in den blutigen Gemetzeln in Prag und an hundert andern deutschen Orten, schon lange bevor ein fremder Söldner oder Reisiger den Boden Böhmens betrat, bis zur vollendeten Meisterschaft gelernt hatten. Unzweifelhaft wäre für Böhmen, auch wenn es keinen Johann Huß gegeben hätte, doch diese Revolutionsepoche gegen das Deutschthum und die bürgerliche Cultur ungefähr zu derselben Zeit und ungefähr in den gleichen Zügen eingetreten. Huß, ein wahrhaft frommer Mann, war sich selbst nicht bewußt, daß er viel heftiger als die Misbräuche in der Kirche die Deutschen als Deutsche und als Bourgeois — er der gelehrte Proletarier — haßte; aber wir Spätern haben die Pflicht und die Möglichkeit, sein Wesen ganz anders zu verstehen, als er selbst oder seine Zeitgenossen es konnten. Er hat das ideale Pathos, richtiger den idealen Paroxysmus in die sonst durch und durch erdigen und gemeinen Triebfedern der Revolution gebracht; denn den bloßen negativen Nationalhaß, der in der That nichts weiter als der thierische Neid des wüsten Barbaren oder Halbwilden gegen seinen besser situirten, die Welt besser ausbeutenden und genießenden Nachbar ist, der zufällig eine Sprache redet, die der Barbar nicht versteht: diese Art von nationalem Pathos wird man doch wol nur schwerlich den höhern oder idealern Trieben der Menschenseele zurechnen. So aber ist durch jenes idealere Moment, oder durch Huß selbst, eine geistige Spannkraft erweckt worden, die den andern revolutionären Kräften auf die Dauer gefehlt haben würde, und der religiöse Fanatismus ist es gewesen, der die Hussiten im Grunde unbesiegbar machte. Das schließt aber unser wohlbegründetes Urtheil über die Substanz dieses religiösen Paroxysmus nicht aus: es lautet dahin, daß kein anderes Volk des damaligen Westeuropa, der damaligen „Welt", so wenig vorbereitet für den eigentlichen Kern der Lehre des Huß war als die Nationalczechen. Die deutschen Colonisten mit ihrer so unendlich höhern Geistesbildung wären es viel mehr gewesen, und es läßt sich ja auch nachweisen, daß Huß selbst durch erleuchtete und freier denkende deutsche Geistliche in Böhmen wesentlich auf seine Bahn gebracht worden ist, die er nur dann in der eigenthümlichen Verquickung mit seinen nationalen und socialen Antipathien selbständig czechisch und so, daß ihm kein Deutscher von Verstand, Ehre und Gewissen folgen konnte, weiter ging.

„Edle Frauen der Reformation" von Ernestine Diethoff (Nr. 2) führt uns in erfreulichere Regionen; denn mag man Huß und seiner Sache auch noch so gewissenhaft gerecht werden, beide sind zu sehr von trüben und barbarischen Bestandtheilen durchsetzt, als daß man sich an ihnen erfreuen könnte, wenn man sie nämlich wirklich und nicht blos als Phantasiebilder kennt. Die „Frauen der Reformation" sind ein Buch, dessen Lektüre jedem Gebildeten, besonders aber unsern gebildeten deutschen Frauen empfohlen werden soll. Es ist so gründlich gearbeitet, als man es von einem Autor, der wol Begeisterung und Bildung, aber nicht die Strenge der methodischen Schulung besitzt, erwarten darf, und ebendeshalb wollen wir die verschiedenen kritischen Zweifel und Bedenken, die hier und dort der exacten Forschung aufsteigen, nicht weiter betonen, sondern uns des Gebotenen und der wahrhaft frommen und zugleich humanen, von allem Confessionalismus freien Gesinnung der Verfasserin freuen ohne allen Vorbehalt.

Nr. 3 bietet in der allgemein bekannten und anerkannten Art der bisherigen Bände der „Deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts" den „Simplicissimus" des Grimmelshausen, die bedeutendste unter den realistisch-humoristischen Schöpfungen der deutschen Erzählungsliteratur des Jahrhunderts. So wäre durch die trefflichen Ausgaben von Heinrich Kurz und A. von Keller nicht blos für die specifisch gelehrte Behandlung dieses Werks alles geleistet, was nur irgend gefordert werden kann, sondern auch durch diese neueste der weitere Kreis der Gebildeten in Stand gesetzt, mit eigenen Augen zu sehen und zu prüfen.

Heinrich Rückert.

Pädagogische Literatur.

1. Drei Jahre auf einem preußisch-regulativischen Lehrerseminar. Ein Beitrag zur Reform des Volksschulwesens. Von Wilhelm Meister. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1873. Gr. 8. 1 M.
2. Wanderungen eines deutschen Schulmeisters. Pädagogisches und Politisches aus den Jahren von 1847—62. Von K. O. M. B. Berlin, Gülker u. Comp. 1874. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

„Grau, Freund, ist alle Theorie, doch grün des goldnen Lebens Baum!" Was auch bereits über die Regulative der ersten Octobertage vom Jahre 1854 disputirt, gesprochen, geschrieben und gedruckt worden ist, alles dies wiegt nicht das kleine Schriftchen: „Drei Jahre auf einem preußisch-regulativischen Lehrerseminar" von Wilhelm Meister (Nr. 1), auf, das auf wenigen Seiten uns ein lebensvolles Bild einer solchen Drillanstalt entwirft. Ein lebensvolles Bild, aber ein solches, das uns die Schattenseiten des Lebens zeigt, ein Leben geistiger und materieller Armuth. Ueber letztere Seite, die sich in der ärmlichen Ausstattung der Wohnungsräume künftiger Jugenderzieher und in der schmalen Kost darstellt, gehen wir hinweg; vielleicht wollten die Leiter derartiger Seminarien schon bei zeiten die jungen Leute für ihren Beruf präpariren, daß der Körper nicht so sehr unter der Wirklichkeit einer Lehrerexistenz leide, es läge in diesem Vor-

gehen ein humaner Zug; was aber für Geistes- und Charakterbildung in einem regulativischen Seminar geleistet wurde, das wollen wir hier mit einigen Worten hervorheben.

Schon die Aufnahme mußte den jungen Zögling belehren, daß nach der Anschauung der Regulativpädagogik der einstige Jugendbildner nichts anderes als ein Werkzeug in der Hand seiner Vorgesetzten sei. Militärisches Commando einerseits und stumme Subordination andererseits sind die Kennzeichen eines wohlorganisirten Seminars nach dem Muster Stiehl's. An einen herzlichen Verkehr zwischen dem Director und seinen Alumnen darf hier nicht gedacht werden; es könnte ja der junge Seminarist zu dem gotteslästerlichen Gedanken sich versteigen, daß ein Vorgesetzter auch nur ein Mensch, er könnte ja vergessen, daß jener ein hoch über ihm stehendes Wesen sei, zu dem man nur hinaufschauen dürfe, wenn man seine ihn hoch überragende Größe bewundern wolle. Was ein guter Haken werden will, krümmt sich schon bei zeiten, und wer ein guter Lehrer werden will, muß schon früh die richtige Körperstellung des gekrümmten Rückgrats üben. Hören wir den Verfasser, wie er uns seinen Empfang beschreibt:

„Angetreten! — Rock zuknöpfen!" — donnerte uns der alte grauköpfige Director entgegen, als ich mich an dem bestimmten Tage auf den Glockenschlag mit meinen Leidensgefährten im Seminarhofe eingefunden hatte. Mancher Unteroffizier könnte noch heute von jenem Alten profitiren. Da gab's kein herzliches Wort zum Empfang, keinen freundlichen Händedruck, weder Gruß noch Kuß, sondern eine steife, kalte Musterung, Verlesung der Namen, „Rüffel" für den, der nicht kerzengerade stand und die Beine festgeschlossen hielt, zuletzt einen gebieterischen Wink und: wir waren einquartirte oder besser installirte „Füchse".

Fünf Stunden hintereinander und acht Arbeitsstunden schrieb die Seminarordnung vor. Diese Arbeitsstunden wurden im gemeinschaftlichen Arbeitssaale, in welchem um einen langen Holztisch herum 25 — 30 Schüler saßen, abgehalten, und jeder Seitenblick und jedes Wort mit einem Nachbar waren verboten. Drei Stunden waren der Freiheit gewidmet, eine mittags und zwei abends zwischen 6 und 8 Uhr — aber welch eine Freiheit, gerade so viel, um aus derselben die Gefangenschaft kennen zu lernen, wie die Beleuchtung in den meisten unserer Eisenbahnwaggons dazu dient, die Dunkelheit zu erkennen.

Ueber die nachtheiligen Folgen des Internats ist schon viel geschrieben worden; ist dasselbe aber gar mit einer Hausordnung verbunden, die fast an Sklaverei grenzt, so sind die Folgen desselben geradezu schreckliche. In dieser Beziehung ist die Schilderung des Verfassers über die nächtlichen Vorgänge im Seminar interessant und lehrreich:

Und nun ging's endlich unters Dach, zum Schlafsaal, der die ganze Fläche des Hauses umfaßte und im Sommer von fürchterlicher Hitze, im Winter von unerträglicher Kälte heimgesucht ward, da die dünnen Ziegel und nackten Holzverschläge beides sehr begünstigten. Hier standen einige 60 Betten in langen Reihen lazarethartig aufgeschlagen, dazwischen die Koffer und Kisten der Inhaber, von jeglichem Kaliber und jeglicher Farbe, und welch ein Dunstkreis umwogte diese Wohnungen des tröstlichen Schlafgottes Morpheus.... Der Inspector begleitete uns stets hinauf (also Ausziehen und Hingen fast auf Commando) und verließ nicht eher den ambrosischen Tempel, bis scheinbar alle schliefen. Aber kaum war er hinunter, so ging natürlich der Lärm los. Ist es zu verwundern, wenn junge Leute dieses Alters, die den ganzen Tag über in Dressur gewesen sind, zum großen Theil die Müdigkeit vergessen und jetzt auf Kosten der andern die Nacht zum freien ungebundenen Tage machen? Was hier auf dem Schlafsaale bei nächtlicher Weile geschah, das ist bezeichnend für den Geist und die Wirkung der seminaristischen Zucht, das spricht zugleich das Anathema aus über alle Internate mit strengen Hausgesetzen, in denen junge Leute erzogen werden. Wachen wurden ausgestellt, Kartenspieltische arrangirt, Flaschen kamen zum Vorschein, Pfeifen und Cigarren tauchten auf, und bald glich der ganze Schlafsaal mehr einem verrauchten Bierlocale als einer nächtlichen Ruhestätte.

Die oben im Schlafsaal ihre Gelage feierten, waren aber noch nicht die ärgsten der künftigen Jugendbildner. Viele begnügten sich mit diesen internen Freuden nicht und suchten sich nachts auswärts für die klösterliche Zurückgezogenheit des Tags zu entschädigen.

Wie viel oder wie wenig in einem solchen Regulativseminar gelehrt wurde, ist jedem, der den Inhalt der Regulative kennt, bekannt, so auch, daß es meist auf Gedächtniß- und weniger auf Denkübung abgesehen war. Daß ein solches Seminar sich nicht bemühte, über den von Stiehl vorgeschriebenen Lectionsplan hinauszugehen, zeigt uns der Verfasser sehr deutlich. Für den Leser höchst amusant, für die Sache allerdings traurig ist der Bericht über eine Religionsstunde, die der Verfasser uns mittheilt. Wir geben einiges aus demselben hier wieder:

Das akademische Viertel ist vorüber, es läutet auf dem Seminarhofe, und zehn Minuten später erscheint der Director im Lehrsaale mit bis oben zugeknöpftem Rock und strengem Gesicht. Bei seinem Eintritt erhebt sich der ganze Coetus und bleibt so lange stehen, bis sich der Director gesetzt hat. Auf dem Lectionsplan steht für diese Stunde „Katechismusunterricht" verzeichnet. Director: „Sauerei da wieder unter den Bänken! Hier, Sie! (Er bedeutet einem Seminaristen, die kleinen Papierschnitzel, welche zerstreut in der Klasse umherliegen, aufzulesen, welchem Befehle sofort Folge geleistet wird.) Salop, salop, immer salop! Das wollen Schulmeister werden! (Mit diesen Worten besteigt er das Katheder, gibt einen stummen Wink mit der Hand zum «Sichsetzen», zieht sein Taschentuch heraus, räuspert sich einigemal, wirft dann den Kopf in die Höhe und beginnt:) Hier, Sie — sagen Sie auf den Vers von den grünen Blättern!" — Seminarist: „Ihr grünen Blätter" u. s. w.

Abgesehen von dem Durcheinander, das diese Katechismusstunde bringt, steht die Fragestellung wol einzig in ihrer Art da. So lakonisch hat man wol selbst im alten Sparta nicht gesprochen. Da kommt unter anderm als Frage des Directors vor: „Joachim Neander?" Was kann das nun nicht alles heißen! Wer war Joachim Neander? Wann lebte Joachim Neander? Wann starb Joachim Neander? Was verfaßte er? u. dgl. m. Wehe dem armen Seminaristen, der in diesem Irrgarten nicht den richtigen Weg gefunden, nicht die Bedeutung der Frage erkannt hätte; der Sinn derselben aber ist, welches Lied ähnlichen Inhalts wie der vorher recitirte Psalm 150 Neander gedichtet habe. Daß das Reh ein weiblicher Hirsch sei, lernen wir auch gelegentlich in dieser Katechismusstunde. Die Aufgabe, die sieben Bitten rückwärts zu sagen, ist gewiß eine würdige Geistesgymnastik eines dereinstigen Lehrers; und daß es einen exacten Director in Harnisch bringen kann, wenn ein Seminarist auf die Frage: „Täglich Brot rückwärts?" (d. h.: Sagen Sie mir rückwärts auf, was alles nach der vierten Bitte zum täglichen Brote gehört) nicht den gewünschten Krebsgang vornehmen kann, sondern das dritte Wort an die zweite Stelle setzt, wird man wol

leicht verstehen, wenn man den Geist der Regulative begriffen hat.

Beispiele lehren. Und so ist das vorliegende nach der Natur gezeichnete Bild eines Regulativseminars der beste Commentar zu den Octoberordonnanzen des Jahres 1854.

Entwirft das soeben besprochene Buch ein düsteres Bild des Schulwesens, so wollen die „Wanderungen eines deutschen Schulmeisters“ (Nr. 2) uns ein heiteres, lebensfrisches Bild des freien Schulwesens eines freien Landes zeigen. Was auch von dem deutschen Schulwesen, der deutschen Lehr- und Lerntüchtigkeit mit vollem Recht gesagt und gepriesen wird, so erstreckt sich dieses doch nur auf das mittlere und höhere Schulwesen; die eigentliche Volksschule war aber stets das Aschenbrödel der großen deutschen Nation; für sie hatte man mit mehr oder weniger Ausnahmen niemals hinreichende Mittel; sie mußte sich mit dem Abfall aus der Gelehrtenküche des höhern und mittlern Schulwesens begnügen. Eine wohlberechnende Reaction hat Luft und Licht lange Zeit von der Volksschule fernzuhalten gewußt, und erst jetzt beginnt man sich zu erinnern, daß der Volksschule doch etwas mehr zukomme, als man ihr bisher gewährt hat. Daß die Schweiz schon in den Jahren, in welchen in Deutschland die Reaction am üppigsten blühte, große Mittel für die Volksschulen aufgewendet hat, zeigt uns vorliegende Schrift.

Der anonyme Verfasser war einer jener begeisterten und für Freiheit glühenden Jünglinge, welche die hochgehenden Wogen der vierziger Jahre über die Ufer des damals noch bundesstaatlichen Deutschland geworfen haben. Die gastfreundliche Schweiz wurde den Flüchtigen eine neue Heimat, die sie um so mehr lieben und schätzen mußten, als sie ihnen Freundin in der Noth geworden und die dortigen politischen Verhältnisse im ganzen und großen doch gar sehr mit denen des damaligen Deutschland contrastirten. Der Verfasser ist ein genauer Kenner der pädagogischen und politischen Verhältnisse der Schweiz, und es sind ganz besonders die Mittheilungen, welche er über die verschiedenen Cantonalverfassungen macht, höchst interessant und lehrreich. Pädagogisch thätig war er selbst in Bern, im Gladbach'schen Institut in Groß-Wabern, in Murten, Genf u. s. w.

Das Schulwesen ist nicht in allen Cantonen gleich, in vielen ist der Besuch der Schule unentgeltlich, in manchen kostet derselbe eine Kleinigkeit; doch darin gleicht ein Canton dem andern, daß überall für ausreichende Schul- und Lehrmittel gesorgt ist.

Um den Lesern ein Bild schweizerischer Schulorganisation zu geben, theilen wir hier in Kürze das mit, was der Verfasser über die Schulen in Murten berichtet. An eine vierklassige Primarschule für beide Geschlechter schließt sich eine höhere Primartöchterschule mit zwei, und eine höhere Knabenschule mit vier Klassen für die Zöglinge über zwölf Jahre an. Der Eintritt in die Primarschule erfolgt mit dem vollendeten siebenten, die Schulpflichtigkeit hört mit dem vollendeten vierzehnten Jahre auf. Auf je 28 Kinder kam im Jahre 1850 eine Klasse. Die höhere Knabenschule, welche die Vervollständigung des Primarunterrichts bezweckt, um denjenigen jungen Leuten, welche sich einer industriellen Laufbahn oder den classischen Studien widmen wollen, die erforderliche Vorbildung zu geben, enthält vier aufeinanderfolgende Klassen von je einem Jahrescurse und umfaßt folgende Unterrichtsgegenstände: deutsche, französische und lateinische Sprache (letztere facultativ), Arithmetik und Geometrie nebst Feldmeßkunst, nationale und allgemeine Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre, Anthropologie, Verfassungslehre, Schönschreiben, Zeichnen, Buchhaltung, Gesang, Turnen, Schwimmen und militärische Uebungen. Die Knaben genügen beim Verlassen der Schule nach vier Jahren den Bedingungen, an die in Preußen die Aufnahme in die Secunda einer Realschule erster Ordnung geknüpft ist.

Auf die militärischen Uebungen, die in Uniform gemacht werden und die vom Verfasser wieder ins Leben gerufen wurden, legt derselbe großen Werth. Wir unsererseits können uns mit derartigen Uebungen und solchem Uniformwesen nicht befreunden.

Die Lektüre dieses ebenso belehrenden wie interessanten Buchs sei jedem, der sich für Pädagogik interessirt, empfohlen.

A. Sulzbach.

Zur darwinistischen Literatur.

Wahrheit und Irrthum im Darwinismus. Eine kritische Darstellung der organischen Entwickelungstheorie von Eduard von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1875. Gr. 8. 4 M.

Seit langer Zeit hat keine wissenschaftliche Theorie eine solche Bewegung unter den Geistern hervorgebracht und sich einer so allgemeinen Theilnahme zu erfreuen gehabt wie die Darwin'sche Theorie. Besonders im letzten Jahrzehnt hat dieselbe einen außerordentlichen Aufschwung genommen, indem sich unter ihren Anhängern eine Partei bildete, die sich mit förmlich fanatischem Eifer darauf verlegte, den Darwinismus als wissenschaftlich fest begründete, allein berechtigte Lehre hinzustellen, allenthalben Reclame für ihn zu machen und ihn als die größte Errungenschaft aller Zeiten zu verkünden. Diese Ultra-Darwinisten gingen so weit, daß bei ihnen die ganze Naturwissenschaft, ja alles überhaupt im menschlichen und animalischen Leben Erscheinende dem Darwinismus unterworfen und aus seinen Principien erklärt wird.

Auf der andern Seite bildete sich wiederum eine Gegenpartei, welche sich bemühte, den gesammten Darwinismus als nichtig und leer hinzustellen und alle Lehren Darwin's schlechtweg zu verwerfen. Zwischen den beiden Extremen standen dann wieder vermittelnde Parteien, die bald mehr, bald weniger Elemente der Darwin'schen Lehre anerkannten, jedoch waren diese in der Minderheit. So wurde mit größtem Eifer für und gegen Darwin gekämpft und eine solche Menge von Schriften auf diesem Gebiete veröffentlicht, daß man ganze Bibliotheken damit füllen könnte.

Trotz alledem ist aber bisher eigentlich noch sehr wenig geleistet worden und der über den Darwinismus vorhandenen Literatur kein besonders günstiges Zeugniß auszustellen. Meistens stand in diesem wissenschaftlichen Streite Partei gegen Partei, Tendenz gegen Tendenz, orthodoxe Theologie und Professorenphilosophie gegen orthodoxen Darwinismus und Einseitigkeit der Naturforscher: eins war so wenig werth wie das andere. Die einzigen bisher geschriebenen Werke über Darwinismus, die von Werth und Bedeutung sind, waren die von Kölliker, Wigand und Baumgärtner. Sie enthalten viel Treffliches und manches richtige Urtheil. Die beiden erstern enthalten aber auch sehr viele Einseitigkeiten; sie verkennen auf ihrem allzu antidarwinischen Standpunkte vieles Wahre in Darwin's Lehre. Das letztere Werk verliert sich außerdem vielfach in dilettantische Abwege und naturphilosophische Hypothesen. Auch in diesen Werken heißt es immer wieder: für oder wider Darwin, ohne daß berücksichtigt wird, daß dies stets einseitig ist und daß die Wahrheit in einem höhern Standpunkte gesucht werden muß, der die berechtigten Momente des Darwinismus anerkennt, ohne seine Einseitigkeiten zu theilen. Es wurden zwar schon Versuche gemacht, dem Darwinismus in dieser Weise seine richtige Stellung zu geben, aber sie waren ohne Bedeutung, und diese Auffassungsweise ist erst recht zur Geltung gekommen durch die obengenannte Schrift des Philosophen Eduard von Hartmann in Berlin. Durch seine große philosophische Begabung sowol wie durch seine reichen naturwissenschaftlichen Kenntnisse war Eduard von Hartmann zu einer solchen Arbeit vorzüglich befähigt. Er war im Stande, die Einseitigkeiten des Darwinismus zu erkennen, ebenso aber auch dessen wahre Bestandtheile.

Schon in seinem epochemachenden Hauptwerke, der „Philosophie des Unbewußten", hat Hartmann die Darwin'sche Lehre in Kapitel 110 kritisch beleuchtet und in der angegebenen Weise aufzufassen gesucht. Seine neueste Arbeit steht aber nicht in allem auf dem in der „Philosophie des Unbewußten" eingenommenen Standpunkte, sondern weicht mehrfach davon ab. Der Verfasser hat sich seitdem eingehender mit den einschlägigen Fragen befaßt, die darüber erschienenen Specialwerke studirt und insbesondere die scharfsinnigen Untersuchungen und detaillirten Forschungen Wigand's benutzt. Der Abschnitt in der „Philosophie des Unbewußten" konnte wegen der Stereotypirung des Werks nicht mehr geändert werden; er ist deshalb nicht maßgebend. Die neue Schrift Hartmann's steht dagegen auf der Höhe unserer heutigen Forschung. Nebenbei bemerken wir hier gegenüber gewissen Gegnern Hartmann's, daß es sich mit manchen andern Stellen der „Philosophie des Unbewußten" ähnlich verhält wie mit diesem Abschnitte über Darwinismus. Wenn Hartmann sein Werk jetzt schriebe, würde er viele Stellen, die naturwissenschaftliche Fragen behandeln, anders abfassen, ohne deshalb das eigentliche System seiner Philosophie zu alteriren oder gar aufzuheben.

Das neue Werk Hartmann's ist, abgesehen vom letzten Abschnitte, fast durchgängig ein naturwissenschaftliches, und die Anerkennung der darin vorgetragenen Gedanken und Ansichten setzt durchaus nicht die Anerkennung seines philosophischen Systems oder auch nur die Bekanntschaft mit demselben voraus.

Er verfolgt in diesem Buche neben der wissenschaftlichen Kritik zugleich die Absicht, dem größern Publikum ein eigenes Urtheil über die Bedeutung des Darwinismus durch eine möglichst geordnete Darstellung des Materials zu ermöglichen, insbesondere die Summe der in dem Collectivnamen Darwinismus zusammengeschweißten Theorien in einer auch dem Laien verständlichen Weise auseinanderzulegen und schließlich einen Fingerzeig für den bei der Beurtheilung einzunehmenden Standpunkt zu geben.

Dies ist dem Verfasser auch trefflich gelungen. Wie die andern Schriften desselben, so ist auch diese ebenso interessant für den Fachmann wie für den Laien. Dem letztern wird das Verständniß durch das Auseinanderhalten und die gesonderte Behandlung der einzelnen Elemente des Darwinismus äußerst erleichtert. Dem Fachmann wird die scharfsinnige Kritik und die eigenthümliche Benutzung des vorhandenen Materials jedenfalls sehr interessant sein. Es sind insbesondere die Ergebnisse von Wigand's und Kölliker's Untersuchungen, welche durch diese geschickte Verwendung erst rechten Werth erhalten. Im Nachfolgenden werden wir nun versuchen, die Hauptgedanken des Hartmann'schen Werks ganz in Kürze und gedrängter Uebersicht vorzuführen.

Schon der Titel des Buchs, „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus", zeigt die Tendenz des Ganzen an. Hartmann will nachweisen, daß ein Theil von Darwin's Lehren richtig ist, ein Theil aber falsch. In dieser Hinsicht unterscheidet er zunächst zwei Hauptbestandtheile im Darwinismus. Der eine ist die organische Entwickelungstheorie oder Descendenztheorie im allgemeinen, welche die aufsteigende Entwickelung der gesammten Organisation auf Erden, das Hervorgehen der höhern Organismen aus den niedern lehrt. Mit Recht sagt er, daß diese Theorie nothwendig aus den bekannten Sätzen: Omne vivum ex ovo — omne ovum ex ovario, folge und daß wir ihr gegenüber überhaupt gar keine Wahl haben; wir müssen sie annehmen, nicht nur weil sie allen Thatsachen entspricht, sondern einfach weil wir uns die Sache vernünftigerweise gar nicht anders denken können, sofern wir nicht annehmen wollen, daß Gott Körper aus Lehm gebildet und ihnen Seele eingeblasen habe, oder daß die fertigen Exemplare vom Himmel gefallen seien.

Als irrig und unberechtigt dagegen weist Hartmann den andern Bestandtheil des Darwinismus nach, nämlich die besondere Fassung, die der Descendenztheorie von Darwin gegeben worden, die Theorie der allmählichen Transmutation, der Selection nebst den auxiliären Erklärungsprincipien. Er verwirft zwar diesen Bestandtheil des Darwinismus nicht ganz, er gibt ihm aber eine andere Bedeutung; die treibenden Momente der Entwickelung, wie sie Darwin hinstellt, weist er als nebensächlich nach, da sie für sich allein nichts zu erklären vermögen. Vor allem wendet er sich gegen die Auffassung Darwin's, wonach die organische Entwickelung durch das Zusammenwirken äußerer Zufälligkeiten und rein mechanischer Einwirkungen, ohne irgendein gesetzmäßig wirksames inneres Entwickelungsprincip zu Stande gekommen sei. Darin habe Darwin entschieden unrecht, und seine Gegner seien im Rechte, wenn sie die

Bestimmtheit der Organismen durch innere Gesetzmäßigkeit betonen.

Dies ist der Grundgedanke von Hartmann's Auffassung. Im einzelnen gestaltet sich dieselbe folgendermaßen. Er gibt Darwin darin recht, daß er die genealogische Verwandtschaft aller organischen Typen behauptet, aber unrecht, wenn er jede systematische Verwandtschaft auf gemeinsame Abstammung zurückführen zu können meint und die ähnlichen Resultate unabhängiger, aber analoger Entwickelungsprocesse außer Acht läßt. Es darf nicht übersehen werden, daß die systematische oder ideelle Verwandtschaft der Typen stets nach mehrern Richtungen sich erstreckt, die genealogische Abstammung aber selbstredend nur nach einer gehen kann, woraus folgt, daß alle andern Verwandtschaftsbeziehungen andern natürlichen Mitteln und Wegen als der genealogischen Abstammung ihre Verwirklichung verdanken.

Darwin hat nach Hartmann recht, wenn er das genetische Moment an den concreten Species und ihre Flüssigkeit im allgemeinen Proceß des Werdens hervorhebt, ja die Feststellung dieses Verhältnisses ist ein Hauptverdienst desselben; unrecht hat er aber mit der Behauptung, daß die Natur sprungweise eintretende Umwandlungen gar nicht kenne, daß alle Entwickelung durch allmähliche Transmutation der Formen, durch Summirung kleinster, an sich unmerklicher Abänderungen zu erklären sei. Diese Ansicht hat weder in der Embryologie noch in der Paläontologie ausreichende Stützen; die eigentlich entscheidenden Schritte, welche etwas durchgreifend Neues in der Entwickelung brachten, können, wie Hartmann nachweist, nicht durch allmähliche Transmutation, sondern nur durch plötzlich und sprungweise auftretende Umwandlungen erklärt werden.

Darwin hat ferner recht, wenn er in der von ihm entdeckten natürlichen Zuchtwahl oder Selection ein richtiges und in der Natur in weitestem Umfange zur Geltung kommendes Princip erblickt; aber unrecht, wenn er ihre Tragweite und Anwendbarkeit überschätzt, welche für alle Fälle wesentlicher morphologischer Typenumwandlung, insbesondere für jede Erhöhung und Steigerung der Organisation ausgeschlossen bleibt; unrecht, wenn er die Anwendung dieses Princips auf einer andern Grundlage als der der allmählichen Transmutation verwirft. Recht hat er, wenn er auf den regulatorischen Einfluß der natürlichen Zuchtwahl hinweist, der sich überall, wo ein Vorauseilen oder Zurückbleiben individueller oder partieller Entwickelungsprocesse stattfindet, geltend macht, denn in ihr finden wir das ausreichende Erklärungsprincip für die harmonische Uebereinstimmung des correlativen Entwickelungsgangs der zahllosen Einzelprocesse; unrecht hat Darwin aber, wenn er den Regulator für ein Triebwerk aus eigener Kraft ansieht, und verkennt, daß derselbe seine accessorische Wirksamkeit nur auf Grundlage eines von innen heraus wirkenden Entwickelungsprincips entfalten kann.

Wenn Darwin neben der natürlichen Zuchtwahl noch nach andern treibenden Factoren suche, so geschehe dies in dem richtigen Bewußtsein von der Unzulänglichkeit jenes Motivs; die auxiliären Principien, die er aufstelle, seien aber zur Erklärung der Entwickelung ebenso wenig ausreichend und zum Theil seinen sonstigen Anschauungen widersprechend.

Hartmann gibt Darwin darin recht, wenn er den Einfluß der von ihm entdeckten geschlechtlichen Zuchtwahl auf die Steigerung der Schönheit der Organisation zur Geltung bringt; aber unrecht, wenn er die Beschränkung ihrer Wirksamkeit auf rein äußerliche, decorative Modificationen übersieht und wenn er die Schönheit rein aus diesem Princip erklären zu können meint, welches doch selbst schon den unbewußten Schönheitstrieb sowol in dem organischen Bildungsgesetze wie im Instincte der geschlechtlichen Auswahl voraussetzt.

Was das Princip der directen Einwirkung äußerer Umstände auf den Organismus betreffe, so sei dessen Wirksamkeit von geringer Bedeutung. Dagegen hat Darwin nach Hartmann recht, wenn er als auxiliäres Princip zur Erklärung mancher Modificationen, besonders der der Sinnesorgane, den Einfluß von Gebrauch und Nichtgebrauch auf die Organe geltend macht; jedoch dürfe dies nicht über seine Anwendbarkeit hinaus verallgemeinert, und nicht übersehen werden, daß auch dieses Princip in allen Fällen nur als ein Hülfsmechanismus auf Grundlage teleologisch wirkender Principien (wie instinctives Bedürfniß u. s. w.) erscheine.

Recht habe Darwin schließlich, wenn er auf alle Weise nach natürlicher Vermittelung für die Realisation der Ideen und Zwecke der Natur suche; unrecht aber, wenn er diese Ideen und Zwecke über dem Suchen nach ihren natürlichen Vermittelungsweisen aus den Augen verliere, oder gar zu Gunsten einer rein mechanischen — materialistischen — Auffassung die organischen Naturprocesse leugne.

Dies sind die Grundgedanken der Hartmann'schen Kritik der Lehre Darwin's, in welcher er die von demselben aufgestellten treibenden Factoren nicht überhaupt in Abrede stellt, aber sie als in ihrer Wirksamkeit überschätzte, von der Natur nur nebenbei zur Verwirklichung ihrer Zwecke benutzte Mittel erklärt und sie in die ihnen zukommenden Schranken zurückweist.

Gestützt auf die neueste Fachliteratur auf diesem Gebiete und eine scharfsinnige Untersuchung der in Betracht kommenden Verhältnisse hat E. von Hartmann seine Kritik durch eine Reihe schlagender Beweisgründe unterstützt und hiermit eine vorzügliche Leistung geboten.

Außer der Darwin'schen Fassung der Descendenztheorie behandelt der Verfasser auch die vor kurzem von Professor Wigand in Marburg über diesen Gegenstand unter dem Namen „Genealogie der Urzellen" aufgestellte Hypothese. Er gibt Wigand darin recht, daß er der Darwin'schen mechanistischen Auffassung des Descendenzproblems entgegentritt, und erkennt die Fülle der beigebrachten Thatsachen in dessen Darstellung an; seine eigene Hypothese jedoch und seine starre Anhänglichkeit an die Lehre von der absoluten Bestimmtheit und Unveränderlichkeit der Arten seien ebenso unzulässig und irrig. Außerdem verfalle er in denselben Irrthum wie Darwin, die Entwickelung durch einen materiellen Mechanismus, wenn auch nicht durch einen äußern, so doch durch einen innern, nämlich durch materiell präformirte Anlage der Keime erklären zu wollen.

Was Hartmann's eigene Auffassung der Descendenztheorie betrifft, die er an Stelle der von ihm als irrig nach-

gewiesenen Darwin'schen Anschauungen setzt, so nimmt er, wie schon aus dem Obigen hervorgeht, vor allem an, daß Vernunft, daß die Allweisheit des Weltgeistes (des „Unbewußten" nach seiner Ausdrucksweise) den organischen Proceß leite, daß Vernunft in allen Erscheinungen des organischen Lebens lebendig gegenwärtig sei, als Träger der gesetzlich zweckmäßigen Entwickelung. Als das hauptsächliche Mittel aber, das — an Stelle der mechanistischen Principien Darwin's — die Entwickelung verwirklicht, bezeichnet er die, nicht sowol allmähliche als sprungweise Veränderungen bewirkende, heterogene Zeugung und Keimmetamorphose. Danach entstand das erste Ei einer neu auftretenden Species zuweilen in einem Individuum einer andern nahe verwandten Art durch Umbildung der embryonalen Anlagen im primitivsten Stadium der Entwickelung. Ein solcher Vorgang, bei welchem Aeltern einer Species ein Junges einer neuen Species hervorbringen, ist von Kölliker als „heterogene Zeugung" bezeichnet worden. Eine Transmutation oder Umwandlung geht auch hier vor sich, aber als einmaliger Proceß, der nicht im fertigen Individuum stattfindet, sondern als Metamorphose des primitiven Keims. Diese Theorie der Typenumwandlung durch Keimmetamorphose wurde schon vor mehrern Jahrzehnten in ähnlicher Weise von dem bekannten Physiologen Heinrich Baumgärtner aufgestellt.

Im wesentlichen, sagt Hartmann, ist der Aufbau des organischen Reichs durch heterogene Zeugung und Keimmetamorphose vollführt worden, während die allmähliche Transmutation nur nebenbei mitwirkte. Der Proceß der Keimmetamorphose selbst ist ein natürlicher Wachsthumsproceß, der im Momente der Zellentheilung in eine bestimmte, morphologisch neue, zuerst nur minutiöse Abweichung geleitet wird. Diese Leitung muß nach Hartmann's Ansicht durch einen metaphysischen Impuls veranlaßt werden. Hier findet er die metaphysische Wurzel der physischen Erscheinung. Wer mit dem Begriffe lebendig organischer Entwickelung Ernst machen will, sagt Hartmann, der muß anerkennen, daß weder äußere noch innere Mechanismen genügen, sondern daß derselbe nur dann erfüllt wird, wenn das metaphysische Subject des Entwickelungsplans dem Processe selber als Träger der gesetzvoll zweckmäßigen Entwickelung immanent ist.

Der directe Eingriff eines metaphysischen Princips widerspricht nun allerdings der gewöhnlichen mechanistischen Naturansicht, nach welcher alle Naturvorgänge nur Resultate des Zusammenwirkens der Atomkräfte sind; in dem letzten Kapitel seines Buchs („Mechanismus und Teleologie") bemerkt Hartmann aber Folgendes. Erstlich ist die absolut, mechanische Naturauffassung zunächst eine bloße Hypothese, deren allgemeine Gültigkeit nicht feststeht. Zweitens ist das Eingreifen eines metaphysischen, organisirenden Princips kein Willküract, kein Wunder, sondern ein in der allgemeinen Gesetzmäßigkeit mitenthaltenes Hineintreten eines neuen mitwirkenden Factors in den Naturproceß.

An der Möglichkeit von Hartmann's Annahme ist sonach nicht zu zweifeln, aber allerdings ist es nur eine Hypothese, die unserer Ansicht nach nicht mehr Berechtigung hat als die andere, als die absolut mechanische Naturauffassung. Dies gesteht Hartmann auch in dem Schlußkapitel selbst zu, indem er bemerkt, daß die Annahme der Einwirkung eines metaphysischen Princips nicht durchaus nöthig erscheine. Die übrigen Untersuchungen und Ergebnisse Hartmann's werden dadurch natürlich nicht im geringsten beeinträchtigt. Auch wenn die organische Entwickelung durch rein mechanische Principien zu Stande kam, war dies nur auf dem Wege des innern Entwickelungsgesetzes möglich, das sich wiederum zumeist als Keimmetamorphose und heterogene Zeugung manifestirte. Die Darwin'schen allgemein und unterschiedslos wirkenden Principien können die organische Entwickelung nie erklären. Möglich ist, daß das organische Entwickelungsgesetz nach mechanischen Principien erklärlich ist; bisjetzt ist es aber eine bloße Möglichkeit, bei der es zweifelhaft ist, ob sie je zur Wirklichkeit werden wird. Die beiden Hypothesen hierüber sind vorerst rein individueller Geschmack.

Wir glaubten, dies besonders hervorheben zu müssen, um Misverständnissen über Hartmann's Untersuchungen in mechanistisch gesinnten Naturforscherkreisen vorzubeugen.

Endlich ist noch die Auseinandersetzung Hartmann's über das Verhältniß von Mechanismus und Teleologie sehr beachtenswerth. Er sagt nämlich:

> Man muß es aufgeben, den Begriff des Mechanismus als einen der Teleologie absolut entgegengesetzten zu behandeln, da er den letzten involvirt. Wäre der Mechanismus der Naturgesetze nicht teleologisch, so wäre er auch gar kein Mechanismus geordneter Gesetze, sondern ein blödsinniges Chaos stierköpfiger Gewalten. Wäre nachgewiesen, daß die Welt ein absoluter Mechanismus sei, so wäre auch bewiesen, daß die Teleologie auf die absolut teleologische, auf die denkbar zweckmäßigste Weise in der Welt realisirt sei.

Diese klaren und durchaus richtigen Ansichten bilden einen würdigen Abschluß des Werks. Ohne Zweifel ist diese neue Arbeit des verdienstvollen Verfassers eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Darwin-Literatur, und es ist nur zu wünschen, daß sie die verdiente Anerkennung finde.

Friedrich von Hoeler-Ravensburg.

Zur Astronomie.

Der Venusmond und die Untersuchungen über die frühern Beobachtungen dieses Mondes. Von F. Schorr. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1875. Gr. 8. 5 M.

Seit der ersten vermeintlichen Entdeckung eines Satelliten der Venus durch Fontana 1645 bis heutigentags gab es unter den Astronomen zwei Parteien, von denen die eine sich zur Existenz eines solchen bekannte, die andere sie bestritt. Alexander von Humboldt gehörte zu letzterer Partei. Man hielt die gemachten Wahrnehmungen, zum Theil wegen ihrer seltenen Sichtbarkeit, für Spiegelungen des Oculars im Fernrohr, also optischen Betrug, und verwies die Sache in das Reich der Illusionen, wie der Verfasser der vorliegenden Schrift im Vorwort sagt. Dieselbe liefert eine sehr klare, übersichtliche und populäre Zusammenstellung alles

dessen, was bisjetzt über diesen interessanten Gegenstand beobachtet, geschrieben und gestritten worden ist, gleichsam eine Geschichte des Venusmondes. Der Verfasser vertheidigt die Existenz desselben mit großer Wärme, alles Für und Wider wird unparteiisch beleuchtet, und es scheint fast, als würde seine Ansicht früher oder später zum Siege gelangen. Wir können es uns nicht versagen, eine von ihm angeführte hübsche Anekdote wiederzugeben. Als Friedrich der Große von dieser Entdeckung hörte, war er so entzückt darüber, daß er dem neuen Sterne sofort den Namen seines Freundes d'Alembert beilegen wollte. Dieser aber wies die Ehre mit den Worten zurück: „Sire! Je suis ni assez grand pour devenir au ciel le satellite de Venus, ni assez jeune pour l'être sur la terre, et je me trouve trop bien du peu de place, que je tiens de ce bas monde, pour en ambitioner une au firmament.“

Außerdem lesen wir eine vollständige Entwickelungsgeschichte der Fernröhre, sowie Abhandlungen über die Monde der größern Planeten. Eine edle schwungvolle Sprache gereicht der Arbeit zur besondern Zierde. Sie verlangt keine Fachkenntnisse, sondern ist jedem verständlich; deshalb sei sie auch jedem empfohlen, der sich für Himmelskunde interessirt, um so mehr, als dem Laien das Thema ein durchaus neues sein dürfte.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Das wiener Stadttheater, dessen Direction der Theaterveteran Heinrich Laube wieder übernommen hat, wurde am 1. September mit der „Antigone“ des Sophokles eröffnet. Diese Aufführung war in vieler Hinsicht ein Ereigniß in einer Zeit, die trotz des Aufstandes in der Herzegowina arm an Ereignissen ist. Einmal hat die Zähigkeit, mit welcher Laube trotz seines bereits hohen Alters am Theater und besonders am Stadttheater festhält, wie man auch über Laube'sche Directionen denken mag, etwas Bewundernswerthes; dann aber hat auch eine Aufführung der „Antigone“ in Wien noch nie stattgefunden. Nach Laube's oft ausgesprochenen Anschauungen mußte er dergleichen für ein künstliches Experiment halten, welches nicht auf die Bühne der Gegenwart gehöre und das den Spreeathenern oder den kleinen Hofbühnen in Deutschland zu überlassen sei. Wenigstens pflegte man bisher nicht Laube und Sophokles in Einem Athem zu nennen. Doch Noth bricht Eisen; der alte Theaterleiter wird seinen Principien untreu, um in Wien etwas vollkommen Neues zu bieten und seinem Theater von Hause aus classische Würde wie erneute Zugkraft zu sichern. Das Experiment gelang vollkommen; das bis zur Decke gefüllte Haus harrte bis zum Schluß der Vorstellung mit gespanntester Aufmerksamkeit aus und bereitete dem greisen Bühnenleiter, der in die leeren Lager Künstler trommelt, einen Triumph. Laube versprach, das Panier der schönen freien Kunst hochzuhalten. Da man bei den gegenwärtigen Zuständen deutscher Bühnen selten eine solche Losung hört, so mag man zunächst sich für ein Theater erwärmen, das eine künstlerische Leitung wenigstens in Aussicht stellt.

— Das leipziger Stadttheater ist vom 1. Juli des nächsten Jahres dem wiener Regisseur und Schauspieler Dr. Förster in Pacht gegeben worden, freilich unter erschwerenden Bedingungen und mit einer Mehrbelastung, welche einen freien künstlerischen Aufschwung sehr zu hemmen geeignet ist. Einzelne Bewerber protestirten in ausführlichen Mémoires gegen diese Mehrbelastung, wodurch sie natürlich das Recht verscherzten, auf die Wahl gestellt zu werden.

— „Agnes von Meran“, ein Trauerspiel von Benno Tschischwitz, dem bekannten Commentator und Ueberſetzer Shakspeare'scher Dramen, kam am leipziger Stadttheater mit mäßigem Erfolg zur Aufführung. Das Stück, welches bereits längere Zeit dem Buchhandel angehört und auch in d. Bl. besprochen worden ist, hat einzelne Situationen, wie die Scene zwischen dem König Philipp August und seiner Agnes von Meran, welche von Talent zeugen; doch im übrigen ist es ohne jedes Compositionstalent geschaffen; einzelne Charaktere wie Ingeborg sind mehr skizzirt als ausgeführt, was bei dämonischen Gestalten am mislichsten ist. Die Diction hat hin und wieder Stellen von Prägnanz des Ausdrucks, ist aber ebenso oft geschmacklos und schielt auffallend nach Shakspeare. Die gegen den Ultramontanismus gerichtete Tendenz des Stücks gibt ihm bei der sonst romantischen Behandlung doch keine zeitgemäße Wirkung.

— „Die Darwinianer“ des jüngst verstorbenen J. B. von Schweitzer sind jetzt in Leipzig, wie vorher in Breslau, am Wallner-Theater in Berlin und an andern Bühnen, zur Aufführung gekommen. Das Lustspiel beginnt wie ein glücklicher Wurf, verliert sich aber allmählich ins Oberflächliche und Seichte, da Schweitzer den Grundgedanken zuletzt aufgibt und eine beliebige und etwas triviale Lustspielintrigue zum Mittelpunkte macht, bei welcher freiwillige oder gezwungene Anhänger des Darwin'schen Systems die Hauptrolle spielen. Irgendein, wenn auch nur fein ironischer Zusammenhang zwischen dieser Lustspielhandlung und dem philosophischen System ist nicht sichtbar. Auch ein anderes Lustspiel Schweitzer's: „Großstädtisch“, kam am berliner Wallner-Theater und am dresdener Hoftheater zur Aufführung. Das Stück beginnt mit einer Satire auf die Frauenemancipation, doch läßt der Autor diesen Faden bald wieder fallen und ergeht sich in allerlei komischen Verwechselungen.

— Das in Dresden und Leipzig zur Aufführung gekommene Lustspiel von G. von Moser „Der Veilchenfresser“ bewegt sich in militärischen Kreisen, nicht ohne frischen Humor; es erinnert an eine Winterfeld'sche Humoreske. Der Held ist ein Courmacher, der mit Sträußen und Blumen Frauenherzen zu erobern sucht, zuletzt auch das Herz einer anmuthigen Witwe gewinnt, die sich anfangs von seiner Oberflächlichkeit und seinem Leichtsinn abwandte, bis er durch entschiedenes Auftreten zu Gunsten einer verleumdeten Freundin ihr Herz gewinnt. Bei jedem Schritt der Moser'schen Thalia knistert's von komischen Knallerbsen; auch in diesem Stück. Doch ist es einheitlicher als „Ultimo“, und der Dialog nimmt öfter Anläufe zu längerer Satzbildung, während er in „Ultimo“ fast nur aus Ausrufungen und Gedankenstrichen besteht.

Aus der Schriftstellerwelt.

Unsere „Blätter für literarische Unterhaltung“ haben einen ihrer tüchtigsten Mitarbeiter verloren; Oskar Peschel, der bald mit, bald ohne seine Namensunterschrift über neue wichtige Reisewerke in ihnen Bericht erstattete, ist am 31. August in Leipzig gestorben. Peschel, geboren am 17. März 1826 in Dresden, widmete sich zunächst auf den Universitäten von Leipzig und Heidelberg juristischen Studien. Im Jahre 1848 trat er in die Redaction der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ ein, welcher er bis zum Jahre 1854 treu blieb. Dann übernahm er die Redaction des „Ausland“, einer Zeitschrift, die unter seiner Leitung stets wachsende Anerkennung fand. Eine große Zahl gediegener Aufsätze, zum Theil von seiner Feder, sicherte ihr hervorragende Bedeutung; die enge Verknüpfung des Geschichtlichen und Geographischen bekundete einen entschiedenen wissenschaftlichen Fortschritt. Peschel kann in vieler Hinsicht als der Historiker der Geographie betrachtet werden; schon seine ersten Schriften: „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“ (1858) und „Geschichte der Erdkunde bis auf A. von Humboldt und Karl Ritter“ (1865), bewegten sich in dieser Richtung; später erschienen: „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde“

(1870). Sein letztes bedeutendes Werk war „Die Völkerkunde“ (1875). Peschel hatte verschiedene Berufungen abgelehnt, nahm aber 1870 einen Ruf an die Universität Leipzig an. Bald darauf erhielt er den Charakter eines Geheimen Hofraths. Leider wurde seine höchst anregende Wirksamkeit schon seit längerer Zeit durch ein unheilbares Leiden geschmälert, dem er nun im besten Mannesalter zum Opfer fiel.

— Die Enthüllung der Karl August-Statue in Weimar am 3. September ist in vieler Hinsicht als eine literarhistorische Feier zu betrachten; denn wenn auch das Standbild durch die Pietät des Enkels dem Ahnherrn mehr als einem vorleuchtenden Regenten des Landes gewidmet wurde, so steht die deutsche Nation in Karl August doch in erster Linie den Dichterfürsten. Das Standbild des genialen Herzogs erhebt sich zwischen der Bibliothek und der Regierung, den Blick dem fürstlichen Schlosse zugewendet; er erscheint hoch zu Roß mit den Attributen seiner fürstlichen Würde. Donndorf, ein Weimaraner und Schüler Rietschel's, hat die bedeutsame künstlerische Aufgabe glücklich gelöst. Der Fürst erscheint in militärischer Gewandung im Fürstenmantel; seine Stirn schmückt ein Lorberkranz, die Züge des Gesichts sind in dem Erzbilde geistreich erfaßt und wiedergegeben. Der Kaiser und die Kaiserin von Deutschland wohnten der Enthüllungsfeier bei; der Kreisgerichtsdirector Dr. Fries hielt die Festrede und entwarf ein beredtes Bild von dem Wirken des Fürsten. „Könnte die Geschichte davon schweigen“, rief er aus, „so werden tausend Stimmen redend zeugen! Die Wellen der Saale und der Ilm und sie, die Felsen und Bäume bewohnen, die heilsamen Nymphen, singen den unsterblichen Ruhm des geistreichen Fürsten, des großen Dichterfreundes.“ Abends wurde am Hoftheater eine Putlitz'sche Dichtung: „Festspiel zum 3. September“, aufgeführt. Die „National-Zeitung“ berichtet hierüber: „Die jubelnde Aufnahme, welche das Putlitz'sche Stück bei den freudig bewegten Hörern heute gefunden, zeigt, daß seine Dichtung, insoweit sie für den Abend berechnet war, ihre Aufgabe gelöst hat. Der Inhalt ist etwa folgender. An den Ufern der Ilm in Tiefurt, dort wo eben «Die Fischerin» aufgeführt worden, bereiten Oberon, Titania, Puck und die wohlbekannte Schar der Sommernachtstraum-Elfen ihre Spiele, als die zur Stätte ihres künstlerischen Triumphes zurückkehrende Corona Schröter sie verscheucht; diese gibt zuerst allein, dann im Zwiegespräch mit Einsiedel der mächtig erregten Glücksstimmung, in welche sie das schöne Zusammenwirken der großen und edeln Geister, die sich unter Karl August's Aegide in Weimar zusammengefunden, die frohe Ahnung der segensreichen Saat, die hier für Deutschlands geistiges Leben gestreut wird, versetzt, einen warmen und ergreifenden Ausdruck. Allein geblieben, schlummert sie ein, Traumbilder, die Oberon's Zauberstab heranwinkt, zeigen die schöne Erfüllung ihrer Hoffnungen: der Genius Schiller's führt die Gestalten der weimarischen Dichtungen an ihr vorüber, zuletzt erscheint das Doppelstandbild der Dichter. Der Vertreterin der idealen Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst folgen im heitern Lustspielton gehaltene Persönlichkeiten aus den breiten Schichten der Bevölkerung, welche gegenüber dem gleichfalls laut werdenden grämlichen Mismuth über die «Phantasterei» darauf hindeuten, wie kräftig des jungen Herzogs Regiment überall wirksam zum Besten des Landes einzugreifen strebe und dessen Wohlfahrt künftig mächtig fördern werde. Wie diese Hoffnungen in Erfüllung gegangen sind, zeigt der zweite Theil des Festspiels, der dem ersten ohne Unterbrechung sich anreiht. Am Fuße der Wartburg sammeln sich die Scharen, welche zum heutigen Fest nach Weimar ziehen und hinweisend auf die Vergangenheit der Gegenwart freudige Huldigungen darbringen. Die heute enthüllte Reiterstatue bildet das Schlußtableau. In der Analyse treten die Schwächen des Stücks greller als in der Ausführung selbst zu Tage. Das Publikum nahm die kleine Gabe, über welche ein anmuthig-poetischer Zauber ausgegossen ist, anspruchslos, wie sie geboten war, auch anspruchslos entgegen.“

— Der verstorbene Dr. H. Härtel in Leipzig hat der Universitätsbibliothek ein interessantes Werk vermacht. Es sind „Goethe's erste Lieder“, gedichtet Ende 1767 und Frühjahr 1768, von seinem Studienfreund Bernhard Theodor Breitkopf in Musik gesetzt. Ihre Zahl beläuft sich auf 20, und sie waren nach Goethe's Manuscript für Friederike Oeser bestimmt. Das sehr seltene Heft erschien 1769 im Verlage von B. C. Breitkopf und Sohn in Leipzig.

Bibliographie.

Armin und Varus. Nationaldrama, geschichtstreu zur Mitfeier der Enthüllung des Standbildes Hermann's des Cherusker's auf der Grotenburg bei Detmold am 16. August 1875 nach Caj. Corn. Tacitus' einschlägigen Berichten entworfen von F. K. Frankfurt a. M., Winter. 8. 4 M.

Schottische Balladen. Deutsch von K. Knortz. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 1 M. 50 Pf.

Bezold, F. v., König Sigmund und die Reichskriege gegen die Husiten. 2te Abth.: Die Jahre 1423—1428. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 3 M.

Ewald, H. F., Waldemar Krone's Jugendgeschichte. Roman. Aus dem Dänischen übersetzt von W. Reinhardt. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1876. 8. 9 M.

Giefers, W. E., Hermann, Deutschlands Befreier vom Römerjoche und sein Standbild im Teutoburger Walde. Paderborn, Schöningh. 8. 40 Pf.

Helmers, H., Hermann der Deutsche. Gedicht zur Feier der Enthüllung seines Standbildes auf der Grotenburg im Teutoburger Walde, am 16. August 1875. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 30 Pf.

Illing, L., Die organische Verbindung des Kindergartens mit der Schule. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 60 Pf.

Lewes, G. H., Geschichte der neueren Philosophie. 1ste Lfg. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 1 M.

Lónyay, Graf M., Graf Stefan Széchenyi und seine hinterlassenen Schriften. Deutsch von A. Dux. Budapest, Ráth. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Reiseskizzen. Gr. Bernhard — Montblanc — St. Gotthard — Italien. Leipzig, Schmidt u. Günther. 8. 1 M. 20 Pf.

Röper, P. M., Bilder aus Mecklenburgs Vor- und Jetztzeit. Wien, Faesy u. Frick. Gr. 8. 6 M.

Roskowska, Marie v., Ein Kleeblatt. Drei Novellen. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 2 M.

Rullmann, F., Ueber die Herstellung eines gedruckten Generalkataloges der großen Manuscriptenschätze im deutschen Reiche. Freiburg i. Br., Wagner. 8. 1 M. 80 Pf.

Samarow, G., Um Szepter und Kronen. Zeitroman. 4te Abth.: Kreuz und Schwert. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Stuttgart, Hallberger. 8. 2 M. 25 Pf.

Schäffle, A. E. F., Bau und Leben des socialen Körpers. Encyclopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirthschaft als socialen Stoffwechsel. 1ster Bd. Allgemeiner Thl. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 14 M.

Schmeling, K., Ein falscher Fürst und Jesuitenzögling oder Erbschleicher und politische Vagabunden. Historisch-romantische Erzählung aus der Gegenwart. 20 Hefte. Leipzig, Schönherr u. Diez. Gr. 8. à 30 Pf.

Schroeder, A., Humoresken-Baedeker für die ganze Welt. Leipzig, R. Schäfer. Gr. 8. 1 M.

Stein, L. v., Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie. Nach einem Vortrage in der Lesehalle der deutschen Studenten in Wien. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 M.

Tharau, H., Ein erloschenes Geschlecht. Leipzig, J. Naumann. 8. 3 M.

Tomaschek, K., Die neuhochdeutsche classische Dichtung und die Literaturgeschichte. Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 50 Pf.

Uhde, H., Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt (1772—1841). Nach hinterlassenen Entwürfen zusammengestellt und herausgegeben. 2 Thle. Hamburg, Mauke Söhne. 8. 10 M. 50 Pf.

Wallace, A. R., Eine Vertheidigung des modernen Spiritualismus, seiner Thatsachen und seiner Lehren. Mit Bewilligung des Verfassers aus dem Englischen mit Textzusätzen und Anmerkungen nach der neu erschienenen Original-Gesammt-Ausgabe: „On miracles and modern spiritualism. Three essais. By A. R. Wallace.“ — ins Deutsche übersetzt von G. C. Wittig und herausgegeben von A. Aksákow. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 2 M.

Weck, G., Das deutsche Gymnasium. Eine Studie. Ratibor, Thiele. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Weygoldt, G. P., Kritik des philosophischen Pessimismus der neuesten Zeit. Eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift. Leiden, Brill. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Witte, F., Geschichte des Domgymnasiums zu Merseburg. 1ster Thl.: Die Stiftsschule am Dom zu Merseburg 1543—1668. Festschrift zum 300jährigen Jubiläum des Merseburger Gymnasiums. Merseburg, Stollberg. Gr. 8. 75 Pf.

Die Wunden Europa's. Statistische Thatsachen mit ethnographischen und historischen Erläuterungen. Leipzig, Kasprowicz. Gr. 4. 2 M.

Zorn, P., Staat und Kirche in Norwegen bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts. Eine Untersuchung zur Geschichte des canonischen Rechtes und der Kämpfe zwischen Staat und Kirche. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 5 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 23. September 1875.

Gedichte von Fontane und Wilbrandt.

1. Gedichte von Th. Fontane. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Hertz. 1875. 8. 5 M. 40 Pf.
2. Gedichte von Adolf Wilbrandt. Wien, Rosner. 1874. 16. 4 M. 80 Pf.

Die gesammelten Gedichte von Fontane und von Wilbrandt überragen die Mehrzahl der in den letzten Jahren erschienenen bei weitem. Es ist ein Genuß, sie zu lesen, ein doppelter, sich darein zu vertiefen. Beide Dichter sind ungewöhnliche Naturen, reich an Kraft, an Anschauungen, an Leidenschaft, edel von Grund aus und großartig auch in der Auffassung ihrer Kunst. Sie haben also Anspruch darauf, daß unsere Gebildeten sich mit ihnen bekannt machen, soweit es noch nicht geschehen ist. Versuchen wir zunächst, von der künstlerischen Persönlichkeit der beiden Dichter im allgemeinen ein Bild zu entwerfen.

Die Gebiete der beiden sind weit voneinander entlegen, und es kann geschehen, daß, wer den einen um seiner Richtung willen liebt, vom andern ebendeswegen sich fernhält. Fontane hat sich mit guter Ueberlegung einen engern Kreis gewählt; Wilbrandt durchspürt mit unbefriedigtem Blicke die ganze weite Welt. Fontane ist vor allen Dingen Ukermärker, dann Preuße, und erst nach diesem deutscher Reichsbürger; Wilbrandt, in Wien ansässig, schwärmt aus der Ferne für Deutschlands Einheit, nicht ohne eine gewisse Neigung zum Weltbürgerthum zu verrathen. Jener ist im protestantischen Dogma grau geworden; dieser ringt noch mit einem ungestalten Pantheismus. Bei dem einen ist man wohlgeborgen im Hafen; beim andern noch in Noth und Ungewitter, aber auch in herzbewegender Arbeit auf hoher See.

Wir sagten, daß Fontane sich den Kreis seines Dichtens eng gezogen habe, und können hinzufügen: obendrein recht früh. Die zwei Dichtungen, welche er 1849, dreißigjährig, herausgab — die Romanzenfolge „Von der schönen Rosamunde" und die als „Männer und Helden" zusammengestellten Ruhmesbilder preußischer Feldherren — bezeichnen beinahe die äußersten Grenzen seines Bereichs. Das erkennt er auch selbst in seiner Lebensübersicht („Daheim", 1875, Nr. 19). „Alles, was ich seitdem in Versen und Prosa geschrieben habe, hat dieselben zwei Ausgangspunkte und dreht sich entweder um Märkisch-Preußisches oder um Englisch-Schottisches. Ich folgte darin dem Zuge meines Herzens." So hat er denn die großen Ereignisse der letzten Jahre, vom Tage von Düppel bis zum Tage von Versailles, mit der Leier in der Hand begleitet. Auch die Ehrentage der nahe verwandten Stämme, die Schlacht bei Hemmingstedt und die Schlacht bei Lützen hat er besungen. Aber am häufigsten greift er in die Glanzzeit des englischen Volks. Und in der That, von den Kämpfen der beiden Rosen bis zu Cromwell, welch unerschöpfliche Menge dichterischer Gestalten! Sie warten nur auf das Zauberwort, das sie belebe, und da schreiten sie vor uns daher: Lady Gray und die Marien, James Monmouth und die Leute des Covenant; durch die Towerhöfe fließt das Blut unzähliger Opfer, die lebenslustigen Ritter der Elisabeth reiten zur Jagd, die geschlagenen Rebellen suchen Schutz an fremder Küste. Es ist eine seltene Gabe, welche unsern Dichter befähigt, in den blutigen Greueln jener Tage das Allgemeine und menschlich Rührende zu entdecken; wir kennen wenig, was erschütternder und köstlicher wäre als sein Gedicht „Der letzte York". Dieselbe Gabe bewundern wir an seiner Behandlung ganz moderner Stoffe, wie „Prinz Louis Ferdinand" und „Schleswigs Ostertag 1848" — es ist eine Fähigkeit des Gemüths.

Neben diesen meist unübertrefflichen „Balladen" hat Fontane auch „Lieder und Sprüche" geschrieben. Sie gehen so still nebenher, indem sie zeigen, wie sich der Dichter in stetiger innerer Arbeit zum Manne entwickelt hat. Keine Spur von Verzweiflung oder Weltschmerz darin, sondern stets die fröhlichste Siegesgewißheit und Kopf oben! Das ist nicht wenig bei einem Dichter, dessen Jugend in die erste Hälfte unsers Jahrhunderts fällt, es

ist das Verdienst einer unverwüstlich gesunden Natur von altem preußischen Schlage.

Ein ganz anderer Mann ist Wilbrandt, zwar auch ein Norddeutscher, ein Mecklenburger von Geburt, aber weit mehr dem Dämon innerer Unruhe unterworfen. Seine „Tagebuchblätter" bekunden keine gleichmäßige, sondern eine oft unterbrochene Entwickelung. Freilich nimmt er es auch mit Fragen auf, denen Fontane wol immer in bescheidener Entsagung ausgewichen ist. Auf absolute Wahrheit und absolute Vollendung lernt er erst spät, und nicht ohne Bitterkeit verzichten. Es quälen ihn die uralten metaphysischen Räthsel der Welt. Er sucht und bedarf einen Gott, ohne daß er die geoffenbarte Vorstellung, soviel ersichtlich, sich angeeignet hätte; er nennt seinen ἄγνωστος θεός den „Geist der Welt", den er als einen einzigen ungetheilten in allen Dingen persönlich wirksam sieht. Einen gewissen Abschluß hat er gefunden in dem Gedicht „Todtenschau", und vor allem in dem prächtigen, aus dem „Salon" bekannten Gedicht: „Mein Vetter und ich". Aber Wilbrandt ist doch zu sehr Dichter, als daß ihn die philosophische Speculation bis ins Tiefste erfüllen könnte. Im ganzen ist die Sammlung seiner Gedichte vom vollsten Gefühle der Wirklichkeit durchdrungen. Wenn wir denselben einen Mangel anmerken, so möchten wir glauben, daß dieser in Wilbrandt's erstaunlicher Vielseitigkeit begründet ist; aber immerhin wird es gut sein, hier vorsichtig zu urtheilen.

Es ist ja bekannt, daß Wilbrandt nicht blos die Zeit der Tribunen und Cäsaren im Trauerspiel, und im „Grafen von Hammerstein" das Mittelalter verherrlicht hat: das feine Lustspiel verdankt ihm „Die Maler", daneben pflegt er die kürzere Erzählung und versucht das antike Drama durch Bearbeitung für die moderne Bühne zu erobern. Auf dem Gebiete des eigentlichen Gedichts zeigt er dieselbe Mannichfaltigkeit. Da finden wir ein kleines Epos: „König Otto und sein Haus", eine Erzählung in Terzinen: „Die Schlangenjungfrau", welche nahe an Paul Heyse's Genre grenzt und an dessen „Salamander" erinnert, Reisebriefe und Gelegenheitsgedichte, die schon erwähnten „Tagebuchblätter" und endlich stimmungsvolle Liebeslieder. Das verlangt doch alles seine eigene Form und Behandlungsweise, und manchmal will es uns scheinen — besonders bei den kleinern Gedichten —, als sei mit der Schnelligkeit der dichterischen Vorstellung die Geduld der Ausgestaltung nicht immer verbunden gewesen.

Dies also sind die wesentlichen Züge der beiden Dichter. Sie besser einzuprägen, lassen wir gleich von jedem einige Gedichte hier folgen.

Von Fontane:

Aus den „Liedern und Sprüchen".

Laß ab von diesem Zweifeln, Klauben,
Vor dem das Beste selbst zerfällt,
Und wahre dir den vollen Glauben
An diese Welt trotz dieser Welt.

Schau hin auf eines Weibes Züge,
Das lächelnd auf den Säugling blickt,
Und fühl's, es ist nicht alles Lüge,
Was uns das Leben bringt und schickt.

Und, Herze, willst du ganz genesen,
Sei selber wahr, sei selber rein!
Was wir in Welt und Menschen lesen,
Ist nur der eigne Widerschein.

Der alte Dessauer (1849!).

Ich will ein Lied euch singen!
Mein Held ist eigner Art:
Ein Zopf vor allen Dingen,
Dreimaster, Knebelbart,
Blitzblank der Rock vom Bürsten
Und jeder Knopf wie Gold —
Ihr merkt, es gilt dem Fürsten,
Dem alten Leopold.

All' Wissenschaft und Dichtung
Sein Lebtag er vermied,
Und sprach er je von „Richtung",
Meint' er in Reih und Glied;
Statt Opern aller Arten
Hatt' er nur einen Marsch,
Und selbst mit Schriftgelahrten
Verfuhr er etwas barsch.

Nicht mocht' er Phrasen thürmen
Von Fortschritt, glatt und schön,
Er wußte nur zu stürmen
Die Kesselsdorfer Höhn;
Er hielt nicht viel vom Zweifel
Und wen'ger noch vom Spott,
Er war ein dummer Teufel,
Und glaubte noch an Gott.

Ja, ja, er war im Leben
Beschränkt nur, wie es heißt,
Und soll ich Antwort geben,
Warum mein Lied ihn preist?
Nun denn, weil nie mit Worten
Er seine Feinde fraß,
Und weil ihm rechter Orten
So Herz wie Galle saß.

Wir haben viel vonnöthen,
Trotz allem guten Rath,
Und sollten schier erröthen
Vor solchem Mann der That;
Verschnittnes Haar im Schopfe
Macht nicht allein den Mann —
Ich halt' es mit dem Zopfe,
Wenn solche Männer dran.

Lied des James Monmouth.

Es zieht sich eine blutige Spur
Durch unser Haus von alters,
Meine Mutter war seine Buhle nur,
Die schöne Lucy Walters.

Am Abend war's, leis' wogte das Korn,
Sie küßten sich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn —
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne,
Ihre Lippen sprachen: ich habe gefehlt!
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuart-Kind,
Es blitzt wie Beil von weitem,
Den Weg, den alle geschritten sind,
Ich werd' ihn auch beschreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuart-Leben.

Von Wilbrandt:

Gebet.

Du gibst uns Segen ohne Ende,
Du gabst uns diesen Frühlingstag!
Nun faltet er die müden Hände
Und stirbt und sinkt der Sonne nach.
In deines Himmels feur'gen Armen
Zerschmilzt er, schön und makellos,
Und sinkt, wie in der Gnad' Erbarmen,
Zurück in deinen heil'gen Schos.

Die Blüten, die sein Glanz verkündet,
Die Sänger, die sein Ruf entbot,
Die Düfte, die sein Hauch entzündet,
Umstehn nun seinen goldnen Tod;
Der Abendgruß der Nachtigallen
Wird Schlummerlied und Grabgesang,
Und die umflorten Sterne wallen,
Sein Grabgeleit, die Welt entlang.

Und so in seiner Jugendschöne
Gebettet an der Erde Brust
Fühlt der geliebte deiner Söhne
Im Tod des Lebens höchste Lust.
Und ich — was will ich? Was für Thränen
Entbrennen hier? Sie glühn und flehn:
O laß auch meinen Tag wie jenen,
O Herr, zur Ruhe laß ihn gehn!

Du gabst mir, träumend aufzusprießen,
Ein blütendurst'ger Frühlingstag;
Gabst mir, das Wunder zu genießen,
Das rings aus Erd' und Himmel brach;
Den ahnungsvollen Gruß der Sterne,
Der Hoffnung säuselnden Betrug,
Den Drang in ungemessne Ferne,
Und dann die Wahrheit, die mich schlug.

Verdorrt wie Laub sind die Gesänge,
Die ich zu früh vom Stamme brach!
Zerflattert sind die hohen Klänge,
Darin der Gott zu Göttern sprach!
Wie Wandervögel zog's von hinnen,
Der Weisheit Stolz, der Lieder Lust! —
Laß mich dem langen Tod entrinnen,
Dem Siechthum an des Lebens Brust!

O laß mich deine Gnade schauen;
Früh hab' ich deinen Fluch gesehn.
Laß nicht im Fluch mein Haar ergrauen,
In braunen Locken laß mich gehn!
Die Blüte sinkt, die Sterne fallen,
Verstummend schläft die Drossel ein:
So laß mich sinken, mich verhallen,
Im Schos der Nacht begraben sein!

Unter den Menschen.

Ein seltnes Paar, o Liebste, wie du und ich,
In seltnem Versmaß möcht' es besungen sein;
Drum klingt sie mir im Ohr, die fremde
Strophe, die griechische, des Alkäos.

Drum klang sie gestern leis in der Seele mir,
Als ich am Weinglas zwischen den Menschen saß,
Und unter meiner sammtnen Weste
Klopfender alle Gedanken schlugen.

Du saßest ferne; lautes Gelächter schwoll
Wie Wellenplätschern über den Tisch heran,
Die Lichter strahlten, Blicke flogen,
Flatterten, mich in das Herz zu treffen.

Und leise wandt' ich, Liebste, mein Aug' zu dir:
Da saß die Schönste, mit dem gelockten Haar,
Dem blühenden Antlitz, den bewegten,
Leuchtenden Augen der jungen Seele.

Verloren sahn sie über die Welt dahin,
Auf stiller Flucht aus dieser zu lauten Lust,
Vielleicht versenkt in ihr Geheimniß,
Märchenumschleiert, die blauen Sterne.

Und wie die Perle leuchtet im bunten Tand,
Und wie durch Tanzlärm ferne die Orgel hallt,
So sah ich dich, so klangen träumend
Griechische Flöten zu mir herüber.

Es rauscht' im Takt das griechische Meer heran,
Zu Wellenplätschern schwand das Gelächter hin,
Die Lichter strahlten auf der Woge,
Zitternde goldene Sonnenfunken.

Weinfarben lag die röthlich umsäumte Flut,
Wie Schaumwein glänzte drüber der Himmel auf;
Versunken waren Land und Menschen,
Nur in der Hand noch den Becher hielt' ich.

Und hoch am Ufer saßen wir zwei allein;
Ich spielte still mit deinem gelockten Haar,
Und aus dem Blick der Doppelsterne
Leuchtete deine bewegte Seele.

Und lächelnd dacht' ich ferne der armen Welt,
Warf hin das Glas und trank von den Lippen dir,
Und leise klang's im Griechentakte:
„Trinke dein Glück nur! Das Glück ist heimlich!"

Gehen wir nun daran, die Art der Dichter mehr im einzelnen zu besprechen. Wir dürfen hoffen, daß bei solchen Meistern die Untersuchung nicht ohne Ausbeute für eine praktische Dichtungslehre sein wird.

Eine Bemerkung aber drängt sich vor alle andern. Unsere heutigen Dichter haben es schwer, Anklänge zu vermeiden. Die Gegenstände, besonders des Lyrikers, sind unveränderlich dieselben, auch die Stimmungen wiederholen sich — wie sollten es die Combinationen daraus nicht auch?! So klingt in Fontane's „Trauerspiel von Afghanistan" Gustav Schwab's „Der Reiter und der Bodensee" mehrfach an („Es umdrängt den Reiter die halbe Stadt" vgl. mit: „Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär"); sein „Fischermädchen" gemahnt bald an Matthisson's „Erinnerung am Genfersee", bald an Heine's Fischeridyllen in „Heimkehr" und „Nordsee"; nicht weniger Wilbrandt's „Märchen von der Zeit" zuweilen an Uhland's „Traum" u. s. w. Es wäre im allgemeinen zwecklos, diese unvermeidlichen Aehnlichkeiten hervorzusuchen. Nur wo sie wirklich den Eindruck stören, mag es erlaubt sein, darauf hinzuweisen. Das ist aber bei Wilbrandt in Bezug auf Goethe'sche Stellen mehrmals der Fall. So in dem oben abgedruckten „Gebet" Strophe 4 und 5, welche nicht blos in Versmaß und Stimmung, sondern bis auf die Reimworte jenes berühmte „So gib mir auch die Zeiten wieder" u. s. w. zurückrufen. Ferner in dem duftigen Gedicht „Liebestraum", dessen vierte Strophe mit Goethe's „Auf dem See" viel Aehnlichkeit zeigt. Besonders hartnäckig scheint aber „Die Braut von Korinth" in Wilbrandt nachzuklingen, vielleicht seit jener fatalen Seereise, auf die wir noch zu sprechen kommen. Sie begegnet überall. So im ebenerwähnten „Gebet" („Laß nicht im Fluch mein Haar ergrauen, In braunen Locken laß mich gehn".) Sodann in dem Gedicht: „Die selige Nacht", dessen vierte Strophe wie aus der tiefsten Stimmung der „Braut" herausgehoben ist. Auch im Versmaß dieses Gedichts würden wir ihren Einfluß erkennen, wenn hier nicht Goethe's „An Mignon" das größere Anrecht hätte.

Die oben mitgetheilten Gedichte beweisen wol schon an sich, daß ihre Verfasser Meister der Form sein müssen. Nur höchst selten fanden wir eine unbegründete Härte. So bei Wilbrandt:

Schattenreich umwölbt ihr wie
Netze mich mit grünen Banden —

oder bei Fontane:

Nur seine Sehnsucht trieb ihn mit
Den Brüdern übers Meer.

So durfte höchstens Schiller im Wildheits-Zeitalter unserer Sprache singen:

Zauberin, mit Tönen, wie
Mich mit Blicken, zwingst du sie.

Sie sind aber auch beide, was mehr ist, Meister der Technik. Besonders deutlich tritt das natürlich bei Fontane hervor, weil dieser sich im wesentlichen auf die Ballade und das fein ausgeführte Stimmungsbild beschränkt und also gewohnt ist, hier das Einzelne schärfer herauszuarbeiten. Die Art, wie er eine Erzählung einleitet und fortführt, ist oft meisterhaft und aus dem innersten Wesen der Sache gegriffen. So findet er eine schwedische Sage vor, die auf den Tag von Lützen Bezug hat; ganz Schweden habe damals in den Lüften Donnern und Rauschen gehört wie von Kämpfern, und ein weißes blutiges Roß sei gesehen worden — das Wahrzeichen von Gustav Adolf's Tod. Fontane setzt ganz einfach ein: „Schwedische Heide, Novembertag"; zwei dalarner Bauern, die sich verirrt haben, schieben ihren Räderkarren mühsam über das Steinfeld; da spricht der eine aufhorchend:

Hörst du, wie die Dal-Elf rauscht?

Und der andere:

Das ist nicht die Dal-Elf, die Dal-Elf ist weit —

Reiterlärm sei es, der in den Lüften klinge:

Ich hör' in der Rosse wieherndem Trott:
Eine feste Burg ist unser Gott.

Und nur auf dies beschwörende Wort braust der Spuk einher! Wie macht es da einen ungeheuern Eindruck, wenn es am Schlusse heißt:

Ganz Schweden hat das Roß gesehn!

Ebenso bewundere man die stimmungsvolle Einleitung in „James Monmouth". Daß manches weniger glücklich gerathen ist — wie z. B. der Anfang von „David Rizzio", der mit der gleichen Scene im „Gang nach dem Eisenhammer" keinen Vergleich aushält — ist freilich auch nicht zu leugnen.

Fontane's Schilderungen sind im einzelnen auf knappem Raum ungeheuer reich. Er läßt nicht locker, bis er das rechte, vorstellungsschwere Wort gefunden hat. „Und bei Vollmond kommt das Feuerpferd, um die Büschel abzugrasen":

Doch auf dem Gras des Hofes
Lag Thau der Nacht und Walter Raleigh's Blut.

Wie malerisch dieses „Gras" im uralten Towerhof! Ebenso geistreich ist im „Trauerspiel von Afghanistan" der Ausdruck „das steinerne Wachthaus" gewählt, um die gefährliche Lage der Colonisten zu veranschaulichen. Die Farbigkeit, die Greifbarkeit dieser Gemälde besteht besonders darin, daß der Dichter bis ins Kleinste specialisirt. Dieser technische Kunstgriff ist in unserer Literatur wol hauptsächlich durch Heine bekannt geworden, von dem Fontane überhaupt nicht wenig gelernt hat. Wie Heine nicht Hut, sondern Strohhut oder Filzhut sagt, so Fontane Mittelthurm, Bogenfenster, Pfauenfächer, „gewirkter Teppich":

Leis knistert auf der steingehaunen Treppe
Der Atlasschuh, es rauscht die Seidenschleppe.

Dahin gehört auch, daß er selten vergißt, wo es möglich, die Farbe der vorkommenden Gegenstände anzugeben:

Die Heere stießen aneinander; der Tag ist heiß, der Himmel finster,
Vom Hufschlag dröhnt weithin die Heide, roth tropft der Thau vom schwarzen Ginster.

Man beachte hier auch das „tropft", welches die Bewegung der Erde unter dem Hufschlag durch eine andere Bewegung malt. Und im selben Gedicht:

Wen tragen aus dem Kampfgetümmel sie dort auf zweiggeflochtner Bahre,
Das Antlitz weiß, und schwarz die Rüstung, und roth von Blut die blonden Haare?!

Wir wollen zur Vergleichung doch auch zwei ebenso bunte Stellen aus Heine hersetzen. Aus „Ritter Olaf":

Die Mönche murmeln das Todtengebet,
Der Mann im rothen Rocke,
Er steht mit seinem blanken Beil
Schon vor dem schwarzen Blocke.

Und ferner („Werke", XVI, 264):

Mir träumte von einem schönen Kind,
Sie trug das Haar in Flechten;
Wir saßen unter der grünen Lind
In blauen Sommernächten....
Es seufzten am Himmel die gelben Stern'....

Zur anschaulichen Schilderung verwerthet Fontane auch den Contrast, nur zu häufig, und erhöht meistens seine Wirkung noch dadurch, daß er ihn an Accentstellen setzt. So kommt der Gegensatz von jung und alt mindestens sieben-, von roth und blaß drei-, von Eis und heiß zweimal vor. Zuweilen erzielt er damit einen überwältigenden Eindruck, z. B. wenn es von der schönen Jane Gray heißt:

Sie sprengte weinenden Auges in den lachenden Morgen hinein —

Zuweilen macht es sich aber auch unangenehm und geziert, so wenn die böse Königin Leonore einen unwillkommenen Boten anherrscht:

Du Schurke, der du lerchenklar
Dein Rabenliedlein singest.

Es wäre doch noch sehr zu überlegen, wieweit der Contrast dichterisch ist und wann er in das Prosaische und Rhetorische übergeht. Bei unsern Meistern kann man lange suchen, bis man eine einzige so kecke Stelle wie bei Fontane zu Dutzenden antrifft; Heine's „Psyche" („In der Hand die kleine Lampe, In der Brust die große Glut") ist ein sehr vereinzeltes Beispiel.

Unter Fontane's Kunstmitteln nimmt ferner die Wort- und Satzwiederholung keine geringe Stelle ein; sie kommt mehr als zehnmal vor. Sie ist ein sehr auffälliger Handgriff und müßte daher, wo sie nicht von sicherer Wir-

kung ist, vermieden werden. Und dasselbe gilt in noch höherm Maße von einem Mittel, das wir bislang fast nur bei Fontane gefunden haben, der Schilderung vermöge einzelner herausfordernd hingeworfener Substantive:

Sonntagsruhe, Dorfesstille! ...
Felder rings, ein Gottessegen
Hügel auf- und niederwärts.

Oder:

Herbstsonnenschein! des Winters Näh' —

Oder:

Ein Rasseln und Lärmen. Still wieder das Haus —

Vgl. wiederum Heine: „Ein Lachen und Singen" —.

Wir brauchen dem Leser nun kaum noch zu sagen, daß Fontane bei dem Fleiß, welchen er der künstlerischen Ausarbeitung widmet, nicht selten ins Ueberladene, Unnatürliche, Gezierte verfällt. So läßt er den Frühling „in grünem Knospenschuh" kommen, obendrein in einem ganz einfachen, sonst sehr ansprechenden Liede. Wie ist das zu denken? Zwar kann Fontane sich dabei auf „Wanderers Sturmlied" berufen:

Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalions Flutschlamm —

aber dieser „Halbunsinn" (wie Goethe jenes Gedicht bezeichnete) verträgt auch einen hyperbolischen Ausdruck noch eher. Derselbe Mangel begegnet, wo die durch die Nacht reitende Heidefrau geschildert wird:

Ihr Roß ist ein Wolf, schnell wie der Wind,
Blindschleichen die Zügel des Renners sind,
Eine Natter ist Peitsche, ein Igel ist Sporn —

An den Stiefel geschnallt? Und ganz mislungen klingt die Stelle, wo es von Rosamunde heißt:

Und zwiefach ruht sie jetzt im Arm
Des Gatten und des Schlummers.

Eine besondere Beachtung verdienen Fontane's breit ausgeführte Vergleichungen. Die Grenze zwischen dem Geistreichen und dem Gesuchten ist da oftmals gar nicht zu fassen. Es läßt sich sehr wohl hören, wenn der Tod mit einem Jäger verglichen wird: „seine Wang' ist blaß, sein Speer ist roth, sein Forst ist die Welt", auf den Schlachtfeldern hält er Kesseltreiben, Haß und Ehrsucht sind seine Treiber, Gram, Krankheit und Tod seine Rüden. Fraglicher ist es schon, ob man den Feldmarschall Keith passend mit einem gastirenden Schauspieler vergleichen kann. Daß das Bild im einzelnen sehr treffend durchgeführt ist, versteht sich bei Fontane von selbst. Diese Spielerei führt sodann zu den Wortspielen, welche Fontane bedenklich gern anwendet. „Was ward bei Spichern alles aufgespeichert." „Und vor den Hügeln thürmen sich Leichenhügel auf." „In Wollust zu zerfleischen hat ihres Fleisches Wollust sich gekehrt." Das letztere Beispiel mit seinem Chiasmus ist auf alle Fälle häßlich. Es zeigt nur zu deutlich, an welcher Klippe Fontane immer vorbeigegangen und zuweilen hängen geblieben ist, an der dornigen Hecke der Effecthascherei. „Wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet, so glaubt man ihn nicht deutlich genug machen zu können." (Goethe an Herder). Und hier ist er zu deutlich geworden.

Nur in Kürze wollen wir noch darauf hinweisen, daß Fontane sich allmählich auch einen gewissen Kreis stehender Vorstellungen gebildet hat, die in seinen Gedichten häufig wiederkehren. Die Vögel erscheinen ihm fast nur noch in Gestalt von Lerchen, selbst bei Uhland haben wir von dieser Species nicht ganz so viele flattern gesehen. Brennende Kerzen verwerthet er mehrmals als Vorzeichen des Todes:

Diese Lichter leuchten
Wie in dunkler Gruft —

und noch zweimal. Durch seine Balladen fließt das Blut in Strömen: mindestens acht Hinrichtungen, gar nicht zu rechnen die Ermordung Wallenstein's, Rizzio's, Darnley's, Marat's und die Bartholomäusnacht. Auch freundliche Vorstellungen wiederholen sich: ein frischer Sommermorgen fünfmal; das Lächeln im Angesicht des Todes dreimal („Der letzte York", „Jane Gray", „Louis Ferdinand") u. s. w. Das ist aber weniger für die einzelnen Gedichte als für den Eindruck der Sammlung als eines Ganzen von Nachtheil.

So hat denn Fontane's vorsichtige Selbstbeschränkung zwar mancherlei Uebelstände gehabt und ihn unter die Manieristen geleitet, aber eben ihr verdanken wir auch viele wahrhaft vollendete Gedichte, die, wenn nicht für ewig, so doch gewiß für lange Zeit, bis wieder einmal ein Gleicher Gleiches zu schaffen vermag, Dauer finden werden.

Wilbrandt ist in seiner Art kein geringerer Künstler als Fontane, nur daß er der Sauberkeit der Form nicht immer dieselbe Sorgfalt widmet wie jener. Diese Bemerkung drängt sich wie natürlich vor allem bei den kleinen Gelegenheitsgedichten auf, deren er — und warum? — etwa siebzehn, vom Jahre 1855 an, in seine Sammlung aufgenommen hat. Hoffentlich wird eine „zweite vermehrte Auflage" der Gedichte keinen Platz mehr für sie haben. Sobald aber Wilbrandt will, beherrscht er die Sprache als Meister. Seine Kunst leuchtet besonders in der Wahl der Versmaße, mit welchen er die Stimmung, die ihm gerade vorschwebt, unübertrefflich auszudrücken versteht. Das Flotte, Sehnsüchtige, Ungeduldige, Ernste, Eindringliche, Selbstquälerische — alles bekommt bei ihm seinen eigenen Tonfall. Ein kleines Meisterstück — allerdings nur für Eingeweihte genießbar — ist z. B. das Metrum seines Gedichts „Die Braut von Korinth". Die verkaterte Stimmung eines Seekranken, den unablässig zwei Reihen aus Goethe's „Braut von Korinth" verfolgen, wird im Maße folgender Strophe ausgedrückt:

Warum kann ich nicht das Lied vergessen?
Warum läßt mich dieses Lied nicht schlafen?
Muß ich ewig diese Silben messen,
Auf und nieder, wie die Welle schlägt?
Land' ich eben in des Schlummers Hafen,
Weckt mich gleich ein summend Einerlei:
„Unterdessen schleichet auf dem Gange
„Häuslich spät die Mutter noch vorbei" —
Die alte Schlange!

Sieht man diese Strophe schematisch an, so bewundert man den trägen, cäsurlosen Zug der Verse (— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡) und freut sich staunend über die künstliche Ordnung der Reime (a b a C b D e D e), denn bald scheint der Schwerpunkt derselben im vierten, bald im sechsten Verse zu liegen, und so balancirt das Ganze durch acht Strophen ruhelos hin und her.

Eine wundervolle Strophe bietet das Gedicht „An Julia". Dieselbe ist durch eine einzige Verstellung des Reims aus der Strophe von Goethe's „Schatzgräber" abgeleitet. Dort ist das System folgendes: abbCaddC, hier: abaCdbdC, oder, um es dem ersten entsprechender umzuschreiben: babCdadC — und für das Zweifelnde und Kokette des Gedichts ist diese Gestalt vorzüglich geeignet.

Abgesehen von dieser offenbar bevorzugten Kunst des Versbaues schreibt Wilbrandt einfacher als Fontane. Man findet bei ihm viel weniger crasse Farben als bei jenem, die Kunst des Specialistrens übt er seltener, Abstracta (denen Fontane soviel nur thunlich zu Gunsten der körperlichen Vorstellungen entsagt) zieht er gern heran — ganz im Einklang mit dem oben bezeichneten Unterschied in dem geistigen Bereiche der Dichter. Demzufolge ist er der Gefahr des Gesuchten nicht so sehr ausgesetzt wie Fontane, und stößt er einmal an, so geschieht es weniger auffallend. Das Wenige, was wir angemerkt haben, wollen wir nicht unterdrücken. Die Scene des Bischofs, halb lateinischer Lobgesang, halb deutsch gemurmelte Empörungsplane, scheint uns auf den Effect gearbeitet. Und in jener Stelle tiefer Empfindung, in der Vision des sterbenden Ludolf ist doch die prätentiöse Phrase: „Du deutscher Friedensräuber bist nun der Erde Raub", recht nichtssagend. Wilbrandt's Ausdruck ist oft sehr prägnant, z. B.: „Nun trennt uns kurzes Wiedersehn"; das Manierirte liegt da nicht fern, denn anders vermögen wir Stellen wie die folgenden:

> Wie schleicht so kühl dein lebensmüder Fuß —

oder:

> Lindenknöspchen, blüht ihr auch!
> Aufgeglüht seit wenig Stunden —

nicht zu bezeichnen.

Endlich noch eine Bemerkung, worauf es der Einzelheiten genug sein soll. Die beiden Dichter erneuern zuweilen alte Wörter und Wortformen. So verwendet Wilbrandt statt „das Blasen" „der Blast", was er unter den Neuern höchstens bei Jakob Grimm selber nachweisen kann, während es nach Grimm's Wörterbuch seit den Kaisersberg, Fischart, Spee außer Uebung ist. Und ähnlich ergeht es Fontane mit der Form „einzel" („Jeden einzlen Strahl").

Vielleicht dünkt unsere Untersuchung den Leser zu kleinlich — wir wollen darüber nicht mit ihm rechten. Vielleicht wollte er lieber Nahrung für sein Gemüth. Nun wohl, so verweisen wir ihn an die Dichter selbst. Er nehme ihre Sammlungen zur Hand und wird damit nur das thun, was der Kritiker durch seine Besprechung zu befördern wünschte.

Militärische Schriften.

1. Der russische Feldzug nach Chiwa. Erster Theil: Historische und militär-statistische Uebersicht des russischen Operationsfeldes in Mittelasien. Eine militär-geographische Studie von Hugo Stumm. Mit 3 lithographirten Karten in Buntdruck. Berlin, Mittler u. Sohn. 1875. Gr. 8. 12 M.

Der Verfasser, welcher bekanntlich den Feldzug gegen Chiwa mitmachte, hat sich die Aufgabe gestellt, nicht nur unter Ergänzung und Berichtigung seiner früher veröffentlichten militärischen Berichte eine Uebersicht der kriegsgeschichtlichen Vorgänge jenes Feldzugs zu geben, sondern auch auf eine genaue Beschreibung jener noch wenig bekannten Gegenden Mittelasiens, welche dabei in Betracht kommen, in geographischer, ethnographischer und culturhistorischer Beziehung einzugehen.

In Ausführung des letztern Vorhabens ist zunächst der vorliegende erste Theil nur einer historischen Einleitung und der Beschreibung der drei russischen Militärdistricte Kaukasus, Orenburg und Turkestan gewidmet, und werden damit die einleitenden Betrachtungen für das ganze Werk zum Abschluß gebracht. Das reiche literarische Material hat der Verfasser mit größtem Fleiße bis in die allerneueste Zeit hinein gesammelt, ebenso geschickt bewältigt wie sorgfältig verwerthet und mit seinen Erfahrungen und Erlebnissen anregend zu verknüpfen verstanden; seine Beobachtungen bekunden eine seltene Schärfe des Urtheils und eine richtige Würdigung der socialen und politischen Verhältnisse. In fesselnder Darstellung schildert er uns ausführlich und treffend Land und Leute in jenen Gegenden, beschreibt er uns aufs eingehendste die russischen Verwaltungsverhältnisse, läßt uns durch zuverlässige Zusammenstellungen die dortigen Streitkräfte und Streitmittel aller Art bis ins Einzelne kennen lernen und hebt die strategische Bedeutung der genannten Militärgouvernements in gebührendster Weise hervor.

Durch eine gewandte, lebhafte, oft schwungvolle Sprache gewinnt das sehr gediegene Werk, welches nicht nur Offizieren, sondern auch Nichtmilitärs angelegentlichst empfohlen wird, noch an Werth.

Das erste und zweite Kapitel enthalten eine historische Uebersicht der russischen Eroberungen in Centralasien vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Beginn der Vorbereitungen zum Feldzuge gegen Chiwa. Für den Beginn des besonders werthvollen zweiten Kapitels sind die Jahre 1840—47 gewählt worden, weil seit jener Zeit einestheils in Rußland die Strategie für das Vorgehen gegen Turan in südlicher Richtung sich änderte und man sich mit Rücksicht auf Chiwa unter Aufgebung der alten Politik nach Osten gegen das heutige Turkestan wendete, andererseits durch die Gründung der Schiffahrt auf dem Aralsee und Syr-Darja und durch die Anlage eines russischen Forts am Syr-Delta der entscheidende Schritt geschah, durch den Rußland sich zum ersten male seit 150 Jahren der Lösung der Chiwafrage factisch näherte.

Von besonderm Interesse und großem Werthe erscheint das dritte Kapitel, in welchem die ersten Vorbereitungen zum Feldzuge gegen Chiwa bis zum Anfange des Jahres 1873 beschrieben werden. Hier erfährt der Leser, wie man russischerseits Jahre lang vorher mit Vorsicht, Ge-

schicklichkeit und Ausdauer darauf bedacht war, alles zu thun, was einen günstigen Ausgang der Unternehmung gegen Chiwa gewährleisten konnte; hier werden auf das ausführlichste die abenteuerlichen Ritte, die kühnen und mühevollen Recognoscirungen in Wüste und Steppe hinaus, die vereinzelten Kämpfe und alle die Schwierigkeiten, welche die Gewinnung fester Stützpunkte an der Ostküste des Kaspisees erforderte, geschildert. Einen besondern Vorzug besitzen diese Darstellungen durch den Umstand, daß der Verfasser infolge persönlicher Bekanntschaft mit den Obersten Skotelew und Marsokow, welche sich als die unternehmendsten Offiziere auf dem Steppengebiete bei der mittelasiatischen Armee hervorgethan haben, zu so ausführlichen Mittheilungen über ihre Kriegszüge gelangte, wie niemand vor ihm.

Der zweite Hauptabschnitt handelt von den russischen Operationsbasen in Mittelasien, welche in den drei folgenden Kapiteln besprochen werden, beginnt jedoch zunächst mit einer Begrenzung und Eintheilung des Operationsterrains und bringt dann eine Schilderung der kolossalen Entfernungen, ihres Einflusses auf die Transporte und Märsche der Truppen, sowie der Communicationsmittel der in Rede stehenden russischen Besitzungen mit dem Mutterlande, d. h. mit Petersburg. Indem sich hieran die Erörterung der Verbindungen zwischen den einzelnen Hauptstädten der drei russischen Provinzen, Tiflis, Orenburg und Taschkend, untereinander anschließt, erfährt man den interessanten Umstand, daß in administrativer Beziehung und zu Operationszwecken für einen Feldzug nach Centralasien eine zuverlässige und praktikable Verbindung zwischen den drei Provinzen unter sich eigentlich nur über das gemeinsame Centrum, die russische Hauptstadt Petersburg, möglich ist.

Bei der Betrachtung der Provinz Kaukasus als Basis für den ersten, den kaspischen Operationsabschnitt wird dessen Wichtigkeit bei Unternehmungen gegen das Innere Asiens nachgewiesen. Nach einer übersichtlichen Beschreibung des Landes und der bunt gemischten Bevölkerung, welche beiläufig bemerkt über 68 Sprachen und Dialekte besitzt, während Rußland mit Einschluß des Kaukasus nur deren 115 zählt, folgen detaillirte und neue Angaben über Areal und Einwohnerzahl, über die allgemeinen Verhältnisse sowie über die Truppenstärke des kaukasischen Militärbezirks, und über die Marine des Schwarzen und Kaspischen Meeres. In Bezug auf die Zusammensetzung der Kriegsmacht im Kaukasus sei erwähnt, daß er der einzige der drei in Rede stehenden Militärdistricte ist, welcher, wegen des voraussichtlich hartnäckigen Widerstandes der tapfern Bergvölker, überwiegend aus Truppen der russischen Linien- oder Feldarmee besteht und in diesen den besten, weil kriegsgewohntesten Bestandtheil der russischen regulären Armee in sich birgt. Zum Schluß werden auch die Productionsfähigkeit und die Hülfsquellen des Kaukasus in Bezug auf Armee und Kriegsbedarf in nähern Betracht gezogen, wobei sich herausstellt, daß die Existenz der Armee, was die Naturalverpflegung anbelangt, durch das Land reichlich gedeckt ist.

Im fünften Kapitel wird das halb in Europa, halb Asien gelegene Generalgouvernement von Orenburg, als Basis für den zweiten und nördlichen Operationsabschnitt, gleichwie der Kaukasus in geographischer und ethnographischer Beziehung ausführlich beschrieben, außerdem auch selbstverständlich allem, was die russischen Kriegsmittel betrifft, ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Das Charakteristische der Streitkräfte in diesem Militärbezirk besteht darin, daß den Hauptbestandtheil derselben die Kosackenheere ausmachen, nebenbei noch Grenztruppen bestehen, während die eigentlichen Linien- oder Feldtruppen des Kaukasus gänzlich fehlen. Der Grund davon liegt in dem schwachen Widerstande, welchen auf der kahlen, in endloser Ebene sich ausbreitenden Steppe deren Bewohner entgegensetzten und der hinlänglich durch kleine Kosackenexpeditionen überwunden werden konnte. Mit Recht hat man großen Werth auf die Bildung der Kosackenbevölkerung gelegt, und durch zahlreiche Lehranstalten und Schulen ward der überraschende Erfolg erreicht, daß von 51000 Individuen männlichen Geschlechts 21 Procent lesen und schreiben, außerdem beinahe 30 Procent lesen konnten. Um dem Mangel an gebildeten Kosackenoffizieren abzuhelfen, ist 1867 in Orenburg sogar eine Junkerschule für rein militärische Berufserziehung gegründet worden.

Die Productionsfähigkeit und die Ressourcen des Generalgouvernements Orenburg in Bezug auf Armee- und Kriegsbedarf anlangend, so deckt auch dieses im allgemeinen die Bedürfnisse seiner Truppen, freilich nur durch den europäischen Theil; die Steppe vermag so gut wie gar nichts zu bieten, und sind daher die in derselben befindlichen Truppen auf die Erzeugnisse des europäischen Gebiets, hier namentlich auf Orenburg angewiesen.

Eine ganz besonders ausführliche Erörterung erfährt im sechsten und letzten Kapitel das Generalgouvernement von Turkestan, welches als Basis für den dritten und östlichsten, den turkestanischen Operationsabschnitt hingestellt wird. Die geographische Lage und Eintheilung Turkestans wird auf das eingehendste besprochen; hieran schließt sich eine Schilderung der höchst verschiedenartigen Bevölkerung, verschieden nach ihrer Abstammung und Lebensweise, wobei hervorgehoben wird, daß infolge der richtigen Maßnahmen der rein militärischen Verwaltung dies bunte Volksgemenge sich in Ruhe und Ordnung unter die russische Herrschaft gefügt und zum größten Theil die Vortheile der europäischen Leitung anerkannt hat. Ob indeß die Russificirung der Bevölkerung Turkestans eine so schnelle sein werde, wie der Verfasser annehmen zu können glaubt, muß doch sehr dahingestellt bleiben.

Vorzugsweise Berücksichtigung wird allem demjenigen zutheil, was auf das russische Militärwesen in diesem neuen Besitz irgendwie Bezug hat. Bei der Besprechung der Streitkräfte wird gesagt, daß sie dem Werthe nach etwa in der Mitte stehen zwischen denen im Kaukasus mit vorzugsweise regulären Elementen und denen im orenburger Gebiete, welches vorwiegend irreguläre Elemente aufweist, indem Turkestan die Bestandtheile der Kosackenheere und Grenztruppen mit denen der eigentlichen Feldtruppen zu einer ziemlich mobilen Streitmacht vereint. Als eine dem mittelasiatischen Kriegsschauplatze entsprechende Eigenthümlichkeit ist anzuführen, daß bei der Feldartillerie wegen der moralischen Wirkung auf die kriegs-

kundigen Steppenbewohner die Raketenbatterien eine sehr wichtige Rolle spielen.

Der Beschreibung der Marine des turkestaner Militärbezirks schließt sich eine Schilderung der Garnisons- und Cantonnementsverhältnisse und eine interessante Zusammenstellung der Dislocation der Truppen im Generalgouvernement Turkestan an, durch welche man einen Begriff von der Zersplitterung der sehr geringen Streitkräfte auf die sehr großen Entfernungen bekommt und über die Unerschrockenheit und Gewandtheit der russischen Occupation gegenüber der an Zahl so überwältigend überlegenen Landesbevölkerung in Staunen versetzt wird.

Aus der Betrachtung der Productionsfähigkeit und der Hülfsquellen in Bezug auf Armee und Kriegsbedarf stellt sich das Ergebniß heraus, daß der Bedarf der turkestanischen Armee in keiner Beziehung ganz vom Lande gedeckt werden kann.

Den Schluß des sehr gelungenen Werks bildet ein kurzes übersichtliches Gesammtbild von den russischen Kriegsmitteln in Centralasien.

Dem Buche sind drei Karten beigegeben; die beiden größern derselben, die eine betitelt „Operations- und Marschroutenkarte" und die andere „Das Tiefland von Chiwa", verdienen wegen ihrer vortrefflichen Ausführung besonders erwähnt zu werden.

2. Die Volkskraft Deutschlands und Frankreichs. Statistische Skizze von A. Freiherrn von Fircks. Berlin, Militaria. 1875. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

In dieser höchst interessanten Schrift gibt der auf dem Gebiete der Statistik durch Gründlichkeit und fast unfehlbare Sicherheit bekannte Verfasser einen Vergleich zwischen den beiden mächtigen Nachbarstaaten, bei welchem nicht nur der Stand und die Bewegung der Bevölkerung, sondern auch die Bildung des Volks in Betracht gezogen wird. Mit Hülfe des reichen und sichern Materials der statistischen Centralstellen Preußens und Frankreichs, welches dem Verfasser zu Gebote stand, weist derselbe durch Tabellen, durch vielfache Vergleiche und die daraus gezogenen Schlüsse die volkswirthschaftliche und militärische Ueberlegenheit Deutschlands gegenüber Frankreich nach, und läßt uns die Ueberzeugung gewinnen, daß die Hoffnungen der Franzosen auf einen Rachekrieg thatsächlich der Begründung entbehren und daß wir uns durch die kriegerischen Rüstungen derselben nicht besonders beunruhigen zu lassen brauchen.

Bevor zu der speciellen Betrachtung übergegangen wird, sei noch erwähnt, daß die Ansicht des Verfassers, die Nachrichten des preußischen statistischen Bureau über den Stand und die Bewegung der Bevölkerung zur Ableitung von Vergleichszahlen für Deutschland ohne etwaige erhebliche Abweichungen verwerthen zu können, als eine völlig gerechtfertigte erscheint.

In der Einleitung stellt der Verfasser den Grundsatz auf, daß jeder vorhandene Kapitalwerth durch menschliche Arbeit erzeugt worden sei, und daß die Uebertragung alles sächlichen wie alles persönlichen Kapitals aus der Vergangenheit in die Gegenwart und aus dieser in die Zukunft durch fortgesetzte Wiederhervorbringung bewirkt wurde und auch ferner bewirkt werden müsse. Deshalb kann ein Land viel leichter große materielle Verluste, z. B. infolge großer Kriege, ertragen als starke Verluste an Menschen. Fehlen Menschen und damit ihre Arbeitskraft, dann werden die materiellen Kriegsverluste schwerer ergänzt; bleiben sie indeß ohne erhebliche Schädigung und in Schaffensthätigkeit, dann können selbst die umfangreichsten materiellen Verluste in überraschend kurzer Zeit wieder ersetzt werden. Selbst die beispiellose Verwüstung infolge des Dreißigjährigen Kriegs wurde in Gegenden, wo die schaffende Kraft, das Volk, nur mäßige Einbuße erlitten hatte, rasch überwunden, während da, wo diese Kraft wesentlich geschwächt war, zwei volle Jahrhunderte kaum genügten, um den frühern Wohlstand wieder herzustellen. Es ist klar, daß die Einbuße an Menschen den höchsten Betrag erreichen wird, wenn eine große Anzahl von jungen Leuten, welche dem productiven Alter nahe standen, vorzeitig durch den Krieg zu Grunde gingen, wie dies in der zweiten Hälfte des Feldzugs 1870/71 infolge der massenhaften Einstellung sehr junger Mannschaften in das französische Heer der Fall war. Diesem Umstande hauptsächlich hat es Frankreich zuzuschreiben, daß seine Volkskraft zurückgeht und daß voraussichtlich auch noch auf Jahre hin die Abnahme der Volkszahl eine constante sein wird. Durch die scheinbare Leichtigkeit, mit welcher die sehr bedeutende Kriegsentschädigung an Deutschland in kurzer Frist gezahlt worden ist, darf man sich nicht täuschen lassen; diese Geldbeträge stellen nur einen geringen Theil des früher aufgesparten Kapitals dar und würden wol ziemlich schnell wieder erworben werden können, aber was den Lebensnerv des nationalen Wohlstandes aufs empfindlichste trifft, das ist der Verlust an productiver Arbeitskraft.

Die Abnahme der Volkskraft Frankreichs im Vergleich zu Deutschland zeigt der Verfasser in sechs Kapiteln, in denen er den Stand der Bevölkerung, die Zahl der Geburten, der Eheschließungen, der Sterbefälle, der Auswanderungen und die Ergebnisse der Volksschule in Betrachtung zieht. Das Kapitel über den Stand der Bevölkerung enthält zwei Tabellen. Aus der ersten, welche die Jahre 1861—69 umfaßt, stellt sich in Preußen relativ eine allmähliche Abnahme der Bevölkerung heraus, indem die Zunahme derselben mit 1,38 Procent im Jahre 1861 auf 0,73 Procent im Jahre 1869 hinabgeht, was sich theilweise durch die Kriege 1864 und 1866 erklären läßt. Immerhin aber ergibt diese Tabelle doch, daß die relative Zunahme der Bevölkerung in Preußen durchschnittlich dreimal so hoch, im Jahre 1869 noch zweimal so hoch als in Frankreich war. Hier zeigt sich die Zunahme der Bevölkerung, welche im ganzen auch eine absolut geringere als in Preußen bleibt, in den Jahren 1861—64 als eine gleichmäßige (0,38 Procent), sie sinkt in den Jahren 1865—68 auf 0,24, um 1869 wieder auf 0,35 Procent zu steigen. Eine Erklärung hierfür läßt sich in den früher aufgeführten Gründen nicht finden, denn Frankreich hat während dieses Zeitraums nur im Auslande Kriege geführt und dazu nur geringe Streitkräfte verwendet. Aus der zweiten Tabelle, für die Periode von 1869—72, tritt noch eine Steigerung der Gegensätze zwischen beiden Ländern hervor; denn trotz der beiden Kriegsjahre 1870 und 1871

betrug in Preußen die relative Zunahme im Jahre 1871 immer noch 0,71 Procent, wogegen in Frankreich eine Verminderung der Bevölkerung eintritt, welche im Jahre 1871 bis auf — 1,21 Procent sinkt! Nimmt man an, daß das für das Jahr 1871/72 ermittelte Verhältniß der Vermehrung, beziehungsweise der Abnahme der Volkszahl unverändert bliebe, so würden im Jahre 1892 Preußen und Frankreich eine gleich große Bevölkerung von 28,481450 Köpfen haben, während Deutschland 46,603740 Bewohner zählen würde!

Im zweiten Kapitel, bei der Betrachtung der Geburten, stellt sich heraus, daß während der zehn Jahre von 1861—70 die Zahl der jährlich Geborenen auf das Tausend der Lebenden in Preußen 39,762, in Frankreich nur 27,480 betrug. Es kamen hiernach in Preußen jährlich 12,282 Geborene mehr auf das Tausend Bewohner als in Frankreich. Für das Jahr 1871 stellt sich der Unterschied auf 11,480 zu Gunsten der preußischen Bevölkerung, und er wird für 1872 den mittlern Betrag des vorhergegangenen Decenniums voraussichtlich erheblich übersteigen. Die Vermehrung des deutschen Volks durch Geburten stellt sich hiernach bedeutend höher als die des französischen. Eine Aenderung zu Gunsten Frankreichs tritt auch nicht hervor, wenn man die Lebensfähigkeit der Kinder in Betracht zieht, um so weniger, da das Verhältniß der in beiden Ländern vorkommenden außerehelichen Geburten in Frankreich als ein nicht günstiges anzusehen ist und durch diese die fernere Lebenserhaltung eines Theils der Geborenen erheblich beeinflußt wird. Weiterhin weist der Verfasser noch nach, daß in Frankreich unter den Lebendgeborenen die Knaben immer seltener werden, was in Anbetracht dessen, daß die Sterblichkeit des männlichen Geschlechts ohnehin bedeutender als die des weiblichen ist, für militärische Verhältnisse von großem Belang ist. Schließlich wird die dem deutschen Volke noch innewohnende überlegene Naturkraft durch die in Preußen häufiger als in Frankreich eintretenden Mehrgeburten dargethan.

Bei der Betrachtung der Eheschließungen, im dritten Kapitel, wird außer der Zahl derselben auch der Einfluß des Wohnsitzes sowie das Verhältniß der Ehen zur Zahl der heirathsfähigen Bevölkerung und zur Zahl der Geborenen für den Vergleich herangezogen. Der Verfasser weist unter anderm nach, daß in der Periode von 1861—71 durchschnittlich auf 1000 Einwohner in Frankreich 7,7 Procent, in Preußen dagegen 8,4 Procent Eheschließungen stattfanden, daß die männlichen wie die weiblichen Personen in Preußen häufiger zur Schließung der Ehe gelangen als in Frankreich, und daß sich hier für beide Geschlechter die Zahl der Verwitweten besonders hoch stellt. Hieraus geht hervor, daß das durchschnittliche Lebensalter der Eheschließenden zur Zeit der Schließung der Ehe in Frankreich ein höheres ist als in Preußen. Da nun meistens die Ehe zu dem Zeitpunkt eingegangen wird, wo die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung wirthschaftlich selbständig wird, so läßt sich, wenn dieser Zeitpunkt für ein ganzes Volk erst in spätere Lebensjahre fällt, hieraus nur ein entschieden ungünstiger Schluß auf die bestehenden socialen Verhältnisse ziehen.

Für den Rückgang der Bevölkerung spricht, daß z. B. im Jahre 1871 in Preußen 4,25 Lebendgeborene, in Frankreich deren nur 3,15 auf jede Eheschließung kommen.

Im vierten Kapitel ersehen wir betreffs der Sterbefälle, daß in Preußen während der Jahre 1861—69 die Sterblichkeit der Bevölkerung erheblich größer war als in Frankreich; hierfür ist der Grund in den beiden Kriegen 1864 und 1866, hauptsächlich aber in der großen Zahl der Geburten zu suchen, denn bekanntlich ist die Sterblichkeit der Kinder bedeutend höher als die der Erwachsenen. Für die beiden Kriegsjahre 1870/71 kehrt sich indeß das Verhältniß zu Ungunsten Frankreichs um; wir finden im Jahre 1870 in Preußen auf 1000 Einwohner 28,7, in Frankreich 29,5, im Jahre 1871 in Preußen 30,0, in Frankreich 35,9 Verstorbene angegeben. Ueberdies ergibt auch der Ueberschuß der Zahl der Geborenen über die Verstorbenen für Preußen eine starke Vermehrung seiner Bevölkerung, so zwar, daß die Zunahme derselben in den Jahren 1861—69 nahezu $3^3/_4$ mal so stark war als in Frankreich. Als Ursachen der außerordentlichen Menschenverluste für Frankreichs Bevölkerung im Jahre 1871 führt der Verfasser an: Gambetta's Massenaufgebot der körperlich noch nicht völlig entwickelten männlichen Jugend, den ungewöhnlich strengen Winter 1870/71 und den Aufstand der Commune. Zu weitern interessanten Vergleichen führt ferner der Einfluß des Wohnsitzes auf die Sterblichkeit und die Unterscheidung der Verstorbenen nach dem Geschlecht.

In dem Kapitel über Auswanderung und Einwanderung wird nachgewiesen, daß in Frankreich während der Jahre 1869—71 jährlich etwa zwölfmal so viele Personen mehr ausgewandert sind, als während der neun vorhergegangenen Jahre durchschnittlich der Fall gewesen ist, dagegen die erfreuliche Thatsache constatirt, daß seit dem Jahre 1873 die Auswanderung in Preußen in starker Abnahme begriffen ist. Um für die außerordentlich hohen Verluste, welche der Nationalreichthum infolge der Auswanderung erleidet, einen Maßstab zu finden, sagt der Verfasser:

> Erwägt man, daß die Mehrzahl der Auswanderer im allgemeinen denjenigen Altersklassen angehört, in welchen das vorher für Erziehung und Pflege während der unproductiven Jugendperiode aufgewendete Erziehungskapital durch den Ueberschuß des Arbeitsertrags über den zur eigenen Erhaltung erforderlichen Verbrauch zurückerstattet werden muß, sowie daß verhältnißmäßig mehr Männer auswandern als Frauen, so wird man den durchschnittlichen Verlust, welcher dem Nationalwohlstand durch Auswanderung je einer Person zugefügt wird, annähernd auf tausend Thaler schätzen können. Auf diese Annahme hin würde sich für Preußen während des Zeitraums von 1869—71 ein jährlicher Ausfall von ungefähr 66 Millionen Thaler ergeben; für Frankreich würde etwa derselbe Betrag zu rechnen sein.

Ueber die Ergebnisse der Volksschule finden wir im letzten Kapitel höchst interessante und für den Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich sehr wichtige Angaben. Die Zahl der Analphabeten, d. h. solcher Personen, die nicht schreiben und lesen können, beträgt in Frankreich, abgesehen von den Kindern unter 6 Jahren, 30,77 Procent des Volks, und stellt sich das Verhältniß für die männliche Bevölkerung auf 27,41 Procent, für die weib-

liche auf 33,47 Procent; in Preußen befinden sich unter den im Alter von 10 Jahren und darüber stehenden Personen nur 9,50 Procent beim männlichen, und 14,73 Procent beim weiblichen Geschlecht. Die Vertheilung der Analphabeten innerhalb des Staatsgebiets ist eine sehr verschiedene. In Preußen sind deren am wenigsten im Regierungsbezirk Wiesbaden, nämlich 1,10 Procent Männer und 2,11 Procent Frauen, dann steigt die Zahl derselben in fernern 28 Regierungsbezirken allmählich auf 10,81 Procent Männer und 19,44 Procent Frauen, sie ist am stärksten im 36. Regierungsbezirk, dem von Marienwerder, mit 34,62 Procent bei den Männern und 41,04 Procent bei den Frauen. Nur in den 7 östlichsten Regierungsbezirken steigert sich ihre Zahl auf mehr als 20 Procent, und in vier von diesen Bezirken (in Westpreußen und Posen) finden sich noch 30 bis 45 Procent. In Frankreich gibt es kein Departement mit weniger als 5 Procent Analphabeten, die geringste Zahl derselben enthält das Departement des Doubs mit 6,9 Procent der Gesammtbevölkerung; die fünf Departements, welche demnächst die günstigsten Verhältnisse aufweisen und nur bis zu 10 Procent Analphabeten haben, liegen im Osten des Staatsgebiets an der deutschen Grenze; in den folgenden 65 Departements variirt die Zahl derselben von 11 bis 45 Procent, sie steigt in den letzten 16 Departements von 46 bis zu 60 und mehr Procent; am höchsten ist sie im Departement Haut-Vienne, wo sie sich auf 61,8 Procent beläuft.

Bei der Besprechung der Schulbildung der Ersatzmannschaften stellt sich die für uns Deutsche befremdende Thatsache heraus, daß sich in Frankreich sogar auch unter den Einjährig-Freiwilligen Analphabeten befinden, und zwar nach officiellen französischen Zusammenstellungen die unglaubliche Zahl von 55 Procent; andere 38 Procent der eingestellten Einjährig-Freiwilligen besaßen einige Elementarkenntnisse, welche jedoch für die Beförderung zum Unteroffizier nicht hinreichend erschienen, und nur 7 Procent waren im Besitz einer mittlern und höhern Schulbildung!

Die Betrachtung der Lehrkräfte der französischen Volksschule zeigt, daß das Lehrerpersonal in den letzten Jahren sich überhaupt verschlechtert hat, daß die Zahl der Laien im Lehrerstande abnimmt und dagegen die in demselben thätigen Mönche und Nonnen in rapider Zunahme begriffen ist. Ein Viertel aller Knaben und zwei Drittel aller Mädchen werden jetzt durch Mitglieder kirchlicher Genossenschaften unterrichtet und erzogen. Zu alle dem unterwirft das neue Gesetz über die Freiheit des Unterrichts auch die Hochschulen der Herrschaft der Kirche, sodaß eine rasche Abnahme der allgemeinen Bildung in Frankreich kaum ausbleiben kann.

Auf Grund seiner Betrachtungen gelangt der Verfasser schließlich zu dem Urtheil, daß das französische Volk das Bild eines alternden und abgelebten Volks darbiete und sowol körperlich als auch geistig zurückgehe.

Das durchschnittliche Alter der Bevölkerung, so begründet er den körperlichen Rückgang, ist bis auf 31¼ Jahre gestiegen, während dasselbe in Deutschland etwa 29 Jahre beträgt. Der Nachwuchs nimmt an Zahl und Lebenskraft mehr und mehr ab, die noch nicht im heirathsfähigen Alter stehende Jugend bildet einen unverhältnißmäßig geringen Bruchtheil des ganzen Volks. Sterblichkeit und Auswanderung nehmen zu. Es steht daher eine weitere Abnahme der Volkszahl und gleichzeitig die relative Verminderung der männlichen Personen zu erwarten.

Indem Referent seine Mittheilungen aus der gehaltreichen Schrift schließt, kann er dieselbe einem jeden, welcher die Volkskraft Deutschlands und Frankreichs genau kennen lernen will, nur angelegentlichst empfehlen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Humoristika.

1. **Aus dem Leben und Treiben des königlich preußischen berühmten und berüchtigten General Staff. Humoristisch-historische Reminiscenzen von Chevalier Th. Rodowicz von Oświęcinski. Stuttgart, Cotta. 1875. 8. 4 M.**

Seit Hackländer's trefflichem, zwerchfellerschütterndem „Soldatenleben im Frieden" und A. von Winterfeld's nicht minder lustigen, wennschon hier und da dem Ewig-Weiblichen allzu sehr verschlossenen — um nicht zu sagen verklebten — Soldatennovellen ist zwischen dem Humor und dem Militarismus eine ganze Reihe von mehr oder minder glücklichen Civilehen zum Abschluß gelangt; Heitere Manövergeschichten, Einjährig-Freiwillige-Selbstbiographien, Humoristika aus der Kaserne und dem Feldlager, ja sogar Lebensgeschichten von Compagniehunden sind zahlreich aufgetaucht und haben ihr leichtbefriedigtes, weil gern lachendes Leserpublikum nicht blos in uniformirten Kreisen gefunden.

Unsers „Generals Staff" Leben und Treiben ist wohl geeignet, eine hervorragende Stelle in diesem Chevauxlegersregiment der Literatur einzunehmen. Oder sollen wir ihn in eine höhere Kategorie, in die der sogenannten Bausteine versetzen — zum künftigen Aufbau einer Geschichte des Großen Generalstabes?! Seine Qualification hierzu vermöchte der General Staff sicherlich nachzuweisen, denn er gibt in der That in gedrängter Form ein interessantes curriculum vitae jenes geheimnißvollen großen Militärgeistes, der den Riesenkörper der vereinigten deutschen Heere so wundersam beseelte und ihn zum Schrecken der Feinde, zum freudigen Staunen der Freunde von Sieg zu Siege führte; und er — der General Staff — spricht dabei mit beredtem Munde und ganz ernster Stirn hier und da von Hauptdreieckspunkten, Theodoliten, Basis- und Winkelmessungen, Situationslinien, Zwischenhorizontalen und andern höchst mathematischen Dingen, bei deren bloßer Erwähnung das Herz eines Menschenkindes, welches sich auf dem gefahrvollen Pfade zwischen den Köhler'schen und Vega'schen Logarithmentafeln hindurch von je an nur mit äußerster Vorsicht bewegen konnte, in ner-

böses Zittern geräth. Auf der nächsten Seite aber schon — wenn er kaum die stramme Dienstuniform mit dem bequemern Interimsrock, den steifen vorhelmzeitigen Federhut mit der „lodderigen" Mütze vertauscht hat — quellen ihm von der durch Mosel- und Rheinwein, bei besonders feierlichen Gelegenheiten auch wol durch den perlenden Schaumsaft der Champagne gelösten Zunge so lustige, belachenswerthe Schwänke und Historien, daß man sich keinen bessern Nachtischgesellschafter oder Reisebegleiter wünschen mag — selbst wenn man nicht zweierlei Tuch trägt — als eben den General Staff.

Auch poetisch wird er zuweilen, der brave, von einem so schmächtigen schüchternen Cadettchen — aus dem topographisch-militärischen Institut — in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu moltkehafter Berühmtheit emporgestiegene Herr; und wir können nicht umhin, eine Probe seiner tragikomischen Dichtkunst hier folgen zu lassen:

Was ist Topographenqual?
Hecken, Wälder, Berg und Thal,
Schlechtes Wetter, Sonnenschein,
Theure Zech' und saurer Wein,
Pumpernickel, Pfannekuchen,
Nächtelanges Fl . . . . suchen,
Hunde mit App'tit auf Waden,
Nirgend selbst zu Gast geladen,
Harter Bleistift, naß Papier,
Felder dort und Heiden hier.
Und dabei Horizontalen,
Die man sehr genau soll malen,
Langeweil' und nirgend Spaß
Und ich weiß nicht alles was!
Dann das Zeichnen gar im Winter,
Als Erholung kommt's dahinter.
Zum Beschluß noch Kriegsgeschicht' —
Topograph ein armer Wicht!

Früh um fünfe bricht man auf,
Endigt mit der Sonne Lauf;
Butterbrot und Heidelbeeren
Müssen allen Hunger wehren.
Fertig muß ein ganz Quadrat,
Zeigt die Sonne noch so spat.
Dafür läuft man unverdrossen,
Mit dem Burschen als Genossen,
Ueber Berge ohne Zahl —
Das ist Topographenqual!

— — — — — — — —

Und so geht es alle Tage,
Jeden Tag dieselbe Plage!
Immer schlechter wird das Wetter,
„Jean" wird täglich fauler, fetter;
Ehe man es sich versah,
Sind auch schon die Herbststürm' da.
„Herr des Himmels! wie soll's enden?
Muß doch die Section vollenden!"

Mit forcirter Seelenruh
Ueber schneebedecktes Feld
Läuft mit Pelz und Ueberschuh
Blau vor Frost zuletzt der Held,
Eilt dem Schluß der Arbeit zu —
Topograph ein armer Wicht!
Topograph macht' dies Gedicht.

Böse Zungen. Ein humoristisches Wörterbuch über die Frauen; zusammengestellt von Ludwig Herhold. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Hofmann u. Comp. 1874. 8. 2 M.

Wie vor des berüchtigten Teufelsbanners Doctor Faust's „Höllenzwang", der seiner Gemeingefährlichkeit halber auf Veranlassung der hohen Polizei in öffentlichen Bibliotheken in Ketten gelegt ward (jedenfalls in Ermangelung der Person des Autors!), sollte man auch vor diese überaus zierlich ausgestatteten bösen „Bösen Zungen" ein Schloß legen, das heißt nur für Damen und Junggesellen; für die erstern zur Verhütung einer allgemeinen Gallsuchtepidemie des schönen und — unglaubwürdigen Gerüchten nach — schwächern Geschlechts, und für die letztern, um ein allmähliches aber sicheres Aussterben des Menschengeschlechts zu verhindern. Ein wahres Malleus maleficarum, ein Hexenhammer ist es, von hundert und aberhundert kundigen Händen und Händchen gegen Kopf und Herz, Leib und Seele „unserer lieben Frauen" geführt, durch dessen wuchtige Schläge der gesammten Schwesternwelt der holden Paradiesverschließerin Eva der Untergang zu drohen scheint. Die meisten der Wahrheiten (und Unwahrheiten, fügen wir den Leserinnen d. Bl. halber vorsichtig hinzu), welche jemals von Philosophen- oder von Narrenzungen aller Zeiten und Völker über die Schwächen, Fehler und „berechtigten Eigenthümlichkeiten" des Weibes verkündet worden, sind hier — in alphabetischer Ordnung — zu einem wahrhaften Läster-Büchmann zusammengetragen, mit einem Fleiß, einer Geschicklichkeit und Sachkenntniß, welche den Herausgeber weit über das Niveau der Compilatoren erheben und ihn als einen der hervorragendsten Schützer und Förderer der „Mysegine" — wie sich der freiwillig gezwungene Weiberhasser Mack in Gutzkow's „Königslieutenant" so classisch ausdrückt — erscheinen lassen.

Aber der tapfere Herhold, der so trotzige Herausforderung gegen das gesammte Amazonenreich zu schleudern wagte, wird er nicht seiner Waghalsigkeit zum Opfer fallen, wird er seine Augen vor den rosigen Fingernägeln der schönen Angegriffenen zu wahren vermögen?! Die Gefahr ist nicht so groß, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Zuerst hat der Böse-Zungen-Löser die Klugheit besessen, die Frauen mitlästern — Pardon! — mitreden zu lassen: der George Sand-Dudevant, der geistvollen Hausfrauen-Antagonistin Hedwig Dohm (Hausfrau Ernst Dohm's, der im Reiche des „Kladderadatsch" den witzfunkelnden Scepter führt), der Verfasserin des Bekehr-Bädekers „Von Babylon nach Jerusalem", der Gräfin Ida Hahn-Hahn, und vielen andern wird das Wort mit größter Bereitwilligkeit ertheilt — zum Selbstbekenntniß; und das ist zweifelsohne ein überaus versöhnendes Moment für Damen. Dann aber darf Herhold für seine Rettung auf einen Umstand sicher rechnen, daß es sich nämlich mit den Sarkasmen, welche seine „Bösen Zungen" gegen das schöne Geschlecht schleudern, umgekehrt wie mit den drei Ringen in Nathan's unsterblicher Erzählung verhält:

Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten?! —

meint der weise Richter; und der weise Herhold meinte sicherlich sehr richtig: diese Witzspitzkugeln und satirischen Sprenggeschosse, gegen das „Weib im allgemeinen" gerichtet, wirken bei dem einzelnen unzweifelhaft nur nach außen und nicht zurück —

Und jede hält die andern für getroffen!

3. Humoristisch-satirischer Volkskalender des Kladderadatsch für 1875. Mit Beiträgen von E. Dohm, J. Trojan, Jul. Stettenheim, L. Herhold u. a. Illustrirt von W. Scholz und L. Löffler. Sechsundzwanzigster Jahrgang. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 1 M.

Es hieße Jesuiten nach Rom oder Strolche nach Berlin tragen, wollten wir diesem alten ewig heitern Freunde, dem wir bereits den Silberkranz der fünfundzwanzigsten Jubelfeier seiner Wiederkehr aufs Haupt gedrückt, noch mit langen, bombastischen Tiraden begrüßen: er spricht für sich selbst und — macht andere für sich lachen! Die Namen seiner Bürgen: E. Dohm's und L. Herhold's, deren wir eben Erwähnung gethan, Trojan's, des sinnigen Dichters, Stettenheim's, des witzreichen Immenwirthes der „Berliner Wespen", Scholz' und Löffler's, der beliebten Humoristen vom Griffel — sie allein schon entheben uns einer eingehenden Kladderadatsch-Kalender-Charakteristik; ein frischer Handdruck, ein fröhliches Gesicht, das ist der beste Willkommen für diesen heitern, gern gesehenen Gesellen.

4. Ein Don Juan auf dem Rückwege. Von Moléri. Aus dem Französischen. Leipzig, Fest. 1875. Gr. 16. 1 M.

Eigentlich gehört die Besprechung des vorliegenden Büchleins nicht unbedingt in diese Rubrik; es enthält eine kleine französische Novellette wie tausend andere, mit Charakteren von ziemlich scharfer und lebenswahrer Zeichnung aber ohne besondere Originalität, mit Situationen, welche auch für den nervenschwachsten Leser nichts schreckhaft Ueberraschendes haben, und namentlich mit dem denkbar geringsten Quantum Komik. Diese, aber eine völlig unbeabsichtigte, hat erst der jüngste Laufbursche der Fest'schen Verlagshandlung, dem wir unzweifelhaft dieses Meisterstück der Uebersetzungskunst zu verdanken haben, in das Opusculum hineingetragen.

Wir können uns und den Lesern d. Bl. den Genuß nicht versagen, eine kleine Blumenlese deutscher Wendungen hier wiederzugeben, welche eine deutsche Buchhandlung in einer deutschen Stadt ein Lustrum nach Deutschlands Wiedergeburt einem deutschen Publikum gedruckt in die Hände zu geben wagt.

Da wird unter anderm der Unterschied beleuchtet, „welcher existirt zwischen dem Baum im Frühling mit Blumen- und Früchteversprechungen beladen, und dem Baum im Herbst, welcher die Hälfte seiner verbrannten und verrosteten Blätter verloren hat".

S. 6: „Madame Brémard war nur 35 Jahre alt, aber durch Kummer und Krankheit gealtert, hätte man sie auf 60 geschätzt."

Die eben erwähnte Madame Brémard leidet unzweifelhaft an zurückgetretener Grammatikolik; denn „es springt eine Thräne aus ihren Augenlidern", dann „entwischt ihre Krankheit der Sorge der gewöhnlichen Wissenschaft", und S. 85 fällt sie nach einer etwas unangenehmen Reflexion wieder auf ihr Bett zurück „die Wangen braun und blau". Nebenbei ist sie „an ein Schmerzensbett genagelt", und „ohne . . . . den erstickten Seufzern (sic!), welche ihrer Brust entwischten, hätte man gesagt, daß das Leben sie verlassen habe".

Diese, wie man sieht, schwerkranke Madame Brémard besitzt eine Tochter, deren Zukunft sie „für die Befriedigung und die Nothdurft opfert"; gewiß alles Mögliche, wenn man bedenkt, daß ebendieses Kind sich durch die Liebe für ihre Erzeugerin zu folgender Aeußerung hinreißen läßt: „Du wirst nicht sterben, weil meine Verheirathung dir die Gesundheit wiedergeben wird, und meine Verheirathung wird sich machen, weil, wenn man recht liebt, man leicht alle Hindernisse übersteigt, die dagegen sind."

Uebrigens hat auch diese Tochter ihre kleinen Schwächen; sie läßt unter anderm manchmal „ein Murmeln von ihren Lippen gehen", läßt „den mit Anstrengung in ihre Brust zurückgestoßenen Seufzern freien Lauf", und wenn es die Zeit erlaubt, so „macht sie ihrer Mutter Lektüre".

Schläft die Tochter und belauscht sie die Mutter dabei, so geschieht dies auf folgende Weise: „Inmitten der Stille, welche um ihr herum herrschte (sic!), schlug an ihre gespitzten Ohren die egale Respiration einer schlafenden Person: es war Celestine."

Der Don Juan auf dem Rückwege selbst gehört „dem Metalltheil der pariser Gesellschaft" an („Metalldreher", vermuthete sicher der schlaue Fest'sche Laufbolmetsch!); es wird morgens bei der Toilette „diesem entblößten Don Juan die Farbe seiner verwelkten Haare und die gebrochene Linie seiner Augenbraunen (sic!) wiedergegeben", und der Zahnkünstler „füllt die im Munde des Patienten durch die Jahre entstandenen Lücken aus und stützt mittels elastischer Stützen die eingefallenen Backen und Grimassen schneidenden Lippen"; außerdem bezeugt seine „tadellose Haltung, die angenehmen Manieren, die Aussprache und die Miene verachtender Albernheit einen Sohn des Glücks".

Zum Schluß noch einen Beweis für die außergewöhnlichen kosmetisch-geographischen Kenntnisse, welche der Fest'sche Uebersetzerlehrling sein eigen nennt. Es ist von der täglichen „Verjüngerung" des Don Juan die Rede, bei welcher Gelegenheit sich dieser wundervolle Mann rühmt: „Ich habe das übertroffen, was man von der fabelhaften Fontaine von Jouvence beansprucht." Ja, dieser Quell der Jugend in der Nähe von Jouvence, wo die große Fontaine ist, ist in der That ebenso fabelhaft wie die Naivetät dieses sprachenkundigen Hülfsarbeiters für das Auswärtige!

Richard Schmidt-Cabanis.

Die wiener Journalistik.

Wiener Schriftsteller und Journalisten. Typen und Silhouetten von Don Spavento. Wien, Brüder Winter. 1874. Gr. 8. 3 M.

Wien ist das Eldorado der Journalisten und Schriftsteller. Der leichte Sinn der Bevölkerung ergötzt sich am Leichten, die Ansprüche sind nicht bedeutend, die Nachfrage dagegen groß. Zudem steht der Journalist mit dem Leser auf du und du, er kennt alle seine Geheimnisse und Wünsche; und da er nicht verlangen kann, daß das Publikum, dem er predigt, eine Treppe höher steigen soll, nun, so steigt eben er eine Treppe tiefer, und mitunter soll auch das nicht einmal nöthig sein. Es ist ein heiteres Völkchen diese Schriftsteller aus dem Phäakenlande,

Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Cirkeltanz —

die Interessen der Börse berühren sie näher als alle andern Interessen, die sonst dem Schriftsteller geläufig sind, sie kennen eben ihr Publikum und haben stets ihr Ziel vor Augen. Wer mag ihnen das verargen?

Und doch hat eine scharfe Feder sich gerade die wiener Schriftsteller zum Vorwurfe gewählt. Don Spavento, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, führt sie spazieren. Er selbst hat dabei die Rolle des Chors übernommen — und „er ist ein guter Chorus". Er kennt seine Leute und ihre Schwächen, und wenn er letztere auch oft etwas gar zu grell accentuirt, so muß man ihm hinwieder zugestehen, daß er auch für ihre Vorzüge ein scharfes Auge hat.

Das Buch über die wiener Schriftsteller wird von dem Grundgedanken belebt, daß der Journalist, sobald er sich volkswirthschaftlichen Interessen dienstbar macht, seine Ueberzeugung verliert. Der Autor*) geht sogar noch weiter, indem er den Begriff der Ueberzeugungslosigkeit mit dem Journalismus im heutigen Wien identificirt, und wenn er daher von dem einen oder dem andern sagt: „Das ist ein bedeutender Journalist", so soll das wol nur eine artige Umschreibung dafür sein: Der Mann hat es von je verstanden, seine völlige Ueberzeugungslosigkeit für wahre, echte Ueberzeugung auszugeben, und es soll ihm dies in der überraschendsten Weise geglückt sein.

*) Wie sich später herausstellte, der durch sein Lustspiel „Heine's junge Leiden" bekannte Dr. A. Mels.

Parallel mit dem eben angeführten Gedanken läuft der andere: daß die Verbindung des Journalisten mit dem Schriftsteller in einer Person in Wien nicht allein zum Nachtheil des letztern ausschlage, sondern sogar den Schriftsteller im Journalisten ersticke. Der Autor präcisirt diesen Gedanken gelegentlich einer seiner Charakteristiken mit folgenden drastischen Worten:

Der wiener Journalismus ist dem Gewande der Dejanira gleich. Man geht daran und damit als Schriftsteller zu Grunde.

Bei anderer Gelegenheit spricht sich der pseudonyme Autor wie folgt aus:

Die wiener Journalistik braucht Männer wie Dr. Voget, die sich durch nichts von der Meinung, die sich gebildet, ableiten lassen als durch die augenscheinliche selbstgeprüfte Wahrheit. Heute — wo Heroen der wiener Journalistik wie Daniel Spitzer und Karl von Thaler, nachdem sie Herrn Etienne und die ganze „Neue Freie Presse" in den Koth gezerrt — zur „Neuen Freien Presse" zurückkehren, weil die „Deutsche Zeitung" ihre Honoraransprüche nicht mehr befriedigen kann, verlangen diejenigen, welche einen Begriff von dem Werthe der Presse für einen Staat haben, vor allen Dingen nach Männern. Das Geistreich- oder Witzigsein kommt erst in zehnter Reihe. Der Staat steht am Rande des materiellen Ruins — nur Männer können ihn retten, können publicistisch zu seiner Errettung beitragen, nicht aber jene Pseudoschriftsteller, welche es ebenso gut verdienen, mit einem Büchlein versehen zu werden, wie die dames du fossée.

Man sieht, Don Spavento führt eine scharfe Klinge, die natürlich zunächst nur gegen die Prostitution der Presse gerichtet ist. In seinen Beurtheilungen der einzelnen Journalisten und Schriftsteller wird man daher öfters finden, daß er den Wenigerbegabten dem Begabtern vorzieht, falls nur ersterer ein größerer Liebhaber der „reinen Wäsche" ist als letzterer, und man kann diesem Verfahren die Anerkennung gewiß nicht versagen.

Obwol der polemische Ton in dem Buche vorherrscht, hat es doch insofern ein culturhistorisches Interesse, als es uns ein photographisch treues Bild der Journalistik im heutigen Wien gibt. Gegen die schriftstellernden Damen ist der Autor, wie es uns fast bedünken will, etwas zu galant gewesen, doch wird man ihm das gern bei den sonstigen großen Vorzügen des Werks verzeihen, um so mehr, als dieser eben gerügte Fehler doch nur in unserer individuellen Auffassung vorhanden ist.

Friedrich Kueffer.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Uhland und Rückert. Ueber das Gedicht „Wanderung" von Uhland und die persönlichen Beziehungen, die in demselben enthalten sind, geht uns von Dr. K. Beyer folgende Mittheilung zu:

In Nr. 21 der „National-Zeitung" findet sich aus der Feder des geachteten Literarhistorikers Julian Schmidt eine Beweisführung, nach welcher Uhland im funfzehnten seiner Vaterlandsgedichte (Gedichte, S. 103, Ausgabe 1873) Goethe gemeint haben soll. Julian Schmidt wollte dadurch den ihm gemachten Einwand entkräften, daß Uhland Heine im Auge gehabt habe. Dies veranlaßt mich, meine früher ausgesprochene Ansicht, daß jene Stelle weder auf Goethe noch Heine, sondern auf Rückert zu beziehen sei, hier flüchtig zu motiviren. Die betreffende Strophe lautet bei Uhland:

Ich schritt zum Sängerwalde,
Da sucht' ich Lebenshauch,
Da saß ein edler Skalde
Und pflückt' am Lorberstrauch;
Nicht hatt' er Zeit, zu achten
Auf eines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein groß, zerrissen Herz.

Dieselbe wurde 1834 geschrieben, also zwei Jahre nach Goethe's Tod. Trotzdem meint Julian Schmidt, daß sie auf den Goethe zutreffe, „wie der Mythus der damaligen liberalen Opposition ihn sich allmählich zurechtgemacht hatte, wenn sie auch auf Goethe, wie wir ihn kennen und verstehen, ganz und gar nicht passe".

Die Beziehung des Vorwurfs auf Heine hätte nach Schmidt

„gar keinen Sinn", was freilich als Gegensatz zu seinem eigenen vortrefflichen Essay über Heine aufgefaßt werden könnte (vgl. „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" von Julian Schmidt, S. 300 fg.), in welchem der gelehrte Verfasser Heine's Mangel an Vaterlandsgefühl zur Evidenz nachweist.

Wenn aber vieles gegen die behauptete Beziehung auf Goethe und Heine spricht, so läßt sich dem Sachkundigen mit Leichtigkeit der Nachweis liefern, daß der Vorwurf gegen den „edeln Skalden" nur Friedrich Rückert gegolten haben kann.

Rückert stand um jene Zeit im Zenith seines Ruhms. Die edeln Früchte seiner Poesie waren in solcher Fülle der deutschen Nation dargeboten, daß man fürchten mußte, seine Ueberproduction könne seiner Verbreitung Eintrag thun. Er hatte sich so viele Lorbern gepflückt, daß die bedeutendsten Männer um jene Zeit sich bemühten, ihn von Erlangen wegzubringen (vgl. allein den Brief an Varnhagen vom 22. October 1834 in meinem „Biographischen Denkmal" S. 193, sowie den auf S. 194 fg.), worauf bekanntlich einige Jahre später seine Berufung nach Berlin mit glänzendem Gehalte und dem Titel eines Geheimrathes erfolgte.

Während Uhland nur wenig dichtete, z. B. im ganzen nur 15 Vaterlandslieder, unter welchen sich die auf das alte würtemberger Recht bezüglichen befinden, hatte Rückert seine „Geharnischten Sonette" und „Deutschen Gedichte", seinen in einem stattlichen Bande erschienenen „Kranz der Zeit" sowie seine Komödie „Napoleon" herausgegeben, ferner seine Agnes- und Amaryllissonette, seine Volkssagen, seine Terzinendichtungen, seine romanischen Lyriken, seine „Oestlichen Rosen", seinen „Liebesfrühling", seine Ghaselen, seine morgenländischen Epen, sein chinesisches Liederbuch „Schi-King". Ferner entströmte ihm um jene Zeit (1834), als Uhland seine „Wanderung" als letztes seiner Vaterlandslieder schrieb, eine riesenhafte Liederfülle, die alle Dichter und Gebildete geradezu zur Bewunderung hinriß, die auch Uhland erstaunen machte. Aus April und Mai 1832 hat Rückert z. B. veröffentlicht: 33 Lieder, aus Herbst desselben Jahres 72, aus Januar und Februar (1833) 71, Mai bis Juli 66, Herbst 108, Spätherbst 41, November 76, December 87 Lieder. Im Jahre 1833 in Summa also 449 Lieder. Dazu kommen noch die lyrisch-didaktischen Gedichte, die 1836 in der „Weisheit des Brahmanen" erschienen, welches didaktische Hauptwerk 2826 Gedichte umfaßt; dazu kommen ferner viele Gedichte, welche 1832, 1833, 1834 u. s. w. im „Deutschen Musenalmanach", im „Morgenblatt", ferner in der „Charitas", im „Frühlingsalmanach" von Lenau, „Badealmanach" u. s. w. erschienen. (Vgl. meine „Neuen Mittheilungen über Rückert", II, 49, in welchem Werke ich nicht weniger als 725 in allen Bibliotheken aufgesuchte Rückert'sche Gedichte nachwies, die in der Gesammtausgabe bisjetzt fehlen.)

Es ist begreiflich, daß Uhland einsah, wie Rückert „pflückt' am Lorberstrauch", ja daß er annehmen konnte, daß ein Dichter von solch erstaunlicher Fülle unmöglich Zeit für andere als dichterische Betrachtung finde, „daß er nicht Zeit hatte, zu achten auf seines Volkes Schmerz".

Mit dieser Annahme that er ihm freilich unrecht, und er konnte sich nur allenfalls durch Rückert's „Rückblick auf die politischen Gedichte" decken:

Auf paradiesischem Gefilde
War Liebe bei dem ersten Paar
Viel früher, als mit Helm und Schilde
Zum Kampfe zog die erste Schar . . . .
Und nur von Liebe will ich singen,
Die dieser Erde ödem Raum
Wo nicht ein Paradies kann bringen,
Doch eines Paradieses Traum.

Uhland sah, wie sich dieser große Genius in westöstlicher Lyrik, orientalischer Epik, westöstlicher Didaktik u. s. w. begeisterte und überall hellleuchtende Strahlen warf. Aber er, dessen 15 Vaterlandslieder fast sämmtlich einer würtembergischen Freiheit galten, hätte dem edeln Skalden Rückert nicht zürnen sollen, daß er nicht ferner in geharnischten Sonetten des Volkes Freiheit forderte, denn daß Rückert den Schmerz seines großen Vaterlandes Deutschland nicht außer Augen ließ, wird nach meinen Ausführungen (vgl. meine „Charakteristik Rückert's", abgedruckt in der Gesammtausgabe, Bd. 12, sowie „Rückert's politische Anschauung" in „Fr. Rückert, ein biographisches Denkmal", S. 289) kaum jemand bezweifeln.

Eine Zeit lang sah er sich allerdings zum Schweigen gebracht durch das sich breit machende patriotische Phrasenthum und die gedunsene Schwätzerei, von welcher namentlich die nicht satt bekommen konnten, die später als die eigentlichen Todfeinde jeder gründlichen und ernsten That zur Rettung der deutschen Nation aus einem Abgrund von Schmach, Verkommenheit und Verwahrlosung sich erwiesen. Trat doch allmählich — um mit Rudolf Gottschall zu reden — die Zeit für diejenigen Dichter ein, die sich ihre Sporen verdient, indem sie dem fliehenden Franzmann die Sporen abtraten, in welcher die Freiheitsluft aus einer sehr conträren Himmelsgegend wehte; die Zeit, wo jene Freiheit eindrang, die himmelweit verschieden war von der deutschen, deren Hort im Kyffhäuser am „Tische von Marmelstein" saß (vgl. Rückert's „Gedichte", II, 261, in welchem das über allen Particularismus erhabene „Deutschland Hoch" ertönt). Dämmerte doch die Zeit, in welcher Herwegh seine Leier stimmte, Heine seine satirischen Pfeile schleuderte, und Rückert in die unbequeme Lage gerieth, selbst ein Ziel derselben zu sein als einer der Edelsteine, welcher die Krone des Preußenkönigs schmückt, wie die Weisen und Dichter im Lotosblumenlande die Krone des Vibramatya und Bogha. Aber seine Hoffnung auf Deutschlands erblühende und erstarkende Freiheit erhielt ihn aufrecht in seinem Mannesalter und bewahrte ihn vor sanguinischer Action, was seine spätern gedruckten politischen Gedichte beweisen, sowie Aussprüche wie dieser:

Durch felsiges Geklippe,
Durch dorniges Gestrippe
Sind wir, die vormals jungen,
So weit hindurchgedrungen.
Es kann nicht schlechter werden,
Nur besser wird's auf Erden.
Die hohen Firsten winken,
Die sonnigen Gipfel blinken.

Neben diesem sachlichen Nachweis bliebe mir nur noch übrig, aus Uhland's Verhältniß zu Rückert die Wahrscheinlichkeit des Angriffs gerade auf Rückert folgern zu lassen.

Rückert hatte sich nach seiner durch den Minister von Wangenheim betriebenen Berufung zum Redacteur am „Morgenblatt" in Stuttgart (Frühling 1816) mit Uhland in einem poetischen Wettstreit gemessen. (Vgl. „Sängerstreit" in „Gesammelte Gedichte Rückert's", I, 515.) Er schrieb kurz darauf am 6. April 1816 an Fouqué über Uhland: „Leider ist dieser rüstige und besonnene Mitstreiter im Kampfe der Poesie gegen die Zeit in das lästige Berufsgeschäft eines Advocaten gezwängt und bringt in den erkargten Nebenstunden fast nichts hervor als herrliche Plane und Entwürfe, deren Unausführbarkeit in seiner jetzigen Lage mir wahrhaft leid thut, sowie gewiß jedem, der ihn näher kennt."

Im Streit der Regierung mit den Landständen Würtembergs, in welchem sich letztere gegen die vom König Friedrich 1815 an Stelle der alten Verfassung gegebene neue liberalere, dem modernen Staatsbegriff entsprechende Verfassung stemmten, kam auch Rückert mit Uhland in Conflict. Uhland war als Vertreter der altwürtembergischen Verfassung in ein gegnerisches Verhältniß zum Minister Wangenheim gerathen, der Rückert schon von der Bettenburg her befreundet geworden war. (Vgl. mein Buch: „Rückert's Leben und Dichtungen", 2. Aufl., S. 23.) Mehrere seiner vaterländischen Gedichte (besonders „Gespräch" und „Hausrecht") sind gegen Wangenheim gerichtet. Im „Gespräch" läßt Uhland dem Minister Wangenheim in den zwei ersten Zeilen jeder Strophe das Wort, um je in den zwei folgenden ihn zu bekämpfen. Er schließt:

„Du hast das Ganze nicht erfaßt,
Der Menschheit großen Schmerz."
Du meinst es löblich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz.

Nun trat Rückert in die Arena ein durch ein Gedicht, das den Worten des Uhland'schen mit Gewandtheit folgt, sich jedoch selbstverständlich im entgegengesetzten Sinne ausspricht (II, 317).

Rückert läßt Uhland erst sprechen, um ihn dann zu widerlegen. Ich gebe die erste und letzte Strophe:

„Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein Gutes ist."
Das Gute bessern ist ein Recht,
Das nur ein Knecht vergißt.

„Du meinst es löblich, doch du haßt
Für unser Volk kein Herz."
Für es trag' ich sammt andrer Last
Auch dieser Kränkung Schmerz.

Der gereizte Ton zwischen Uhland und Rückert zeigte sich nicht im Verkehr. Rückert ging bald von Stuttgart weg — nach Rom.

Fühlten sich ja beide Dichter ähnlich in der Reinheit und Klarheit der Denkweise, in der Tiefe und Gesundheit ihres Gemüths, in der Einheit eines zuversichtlichen Festhaltens an tröstlichen und freudigen Ueberzeugungen, wenn auch Uhland nimmermehr die Rückert'sche Beweglichkeit besaß und seine vom Moment dictirte Schöpferkraft, wenn er es auch nicht über das Ernstgemüthliche hinausbrachte, während sich Rückert mit Erfolg auch der ernsten Anschauung und Betrachtung zuwandte, wie überhaupt Rückert weit mehr neue Offenbarungen des Gemüths besaß, des in Natur und Menschheit waltenden Genius.

Mögen diese Mittheilungen für das Verständniß der vaterländischen Dichtungen Uhland's einen Beitrag liefern und beweisen, daß Uhland in der Stelle: „Da saß ein edler Skalde" weder Goethe noch Heine — wol aber den letzten unserer Classiker Friedrich Rückert gemeint habe.

Bibliographie.

Albert, Anny, Harte Gesetze. Stuttgart, Metzler. 8. 5 M.

Arndt, F., Mütter berühmter Männer. 5tes u. 6tes Heft. Leipzig, Richter. Gr. 8. 1 M. 15 Pf.

Bauer, H., Hadrian VI. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation. Heidelberg, C. Winter. 1876. Gr. 8. 4 M.

Beck, A., Geschichte des gothaischen Landes. 3ter Bd.: Geschichte der gothaischen Landstädte, Marktflecken und Dörfer in alphabetischer Ordnung. 1ster Thl.: Altenbergen—Mechterstedt. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Beiträge zur Paedagogik. In zwanglosen Heften. 1stes Heft: Ueber die historische Darstellung der pädagogischen Ideen mit besonderer Beziehung auf Rousseau und Comenius. Löwenberg, Köhler. 8. 2 M. 25 Pf.

Bernard, J., Isidore von Lohma. Epische Dichtung aus dem 15. Jahrhundert. Kaiserslautern, Muschi. Gr. 8. 4 M.

Black, W., Eine Prinzessin von Thule. Roman. Aus dem Englischen von C. Lehmann. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Böse, G., Walthers von der Vogelweide patriotische Dichtungen. An den Faden der Geschichte seiner Tage gereiht. Oldenburg, Bültmann u. Gerriets. 8. 2 M.

Calderon's größte Dramen religiösen Inhalts. Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nöthigsten Erläuterungen versehen von F. Lorinser. 1ster Bd. Freiburg i. Br., Herder. 8. 1 M.

Ferwer, R., Die politischen Wirren im römischen Reiche von Maximin bis Decius. Neisse, Graveur. Gr. 4. 75 Pf.

Galitzin, Fürst N. S., Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten. 3te Abth.: Allgemeine Kriegsgeschichte der Neuzeit. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von Eichwald. 3ter Bd. Kassel, Kay. Gr. 8. 12 M.

Gauvain, H. v., Die Ehe der Offenbarungs-Urkunde und die Civil-Ehe. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 3 M.

Glasenapp, G. v., Die Generale der deutschen Armee. Zehn Jahre deutscher Heeres-Geschichte 1864—1874. Unter Mitwirkung von Freih. v. Troschke, v. Verdy du Vernois, v. Steinheil etc. herausgegeben. 1ste Lfg. Berlin, Militaria. Fol. 6 M.

Graf, M., Das sächsische Heer (nunmehr XII. deutsches Armee-Corps). Chronologische Uebersicht aller Feldzüge und wichtigsten Ereignisse desselben in dem Zeitraume von 1618—1871. Leipzig, Winckler. Gr. 8. 50 Pf.

Grosse, J., Neue Erzählungen. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 13 M. 50 Pf.

Herz, M., Vom Bettelstab zur Million. Historischer Sensations-Roman. 1stes Heft. Leipzig, G. Körner. Gr. 8. 40 Pf.

Holtsch, K. H., Die volksthümliche Literatur der deutschen Volksschullesebücher, Jugend- und Volksschriften. Vornehmlich das Volkslied —d das volksthümliche Naturlied. Leipzig, Siegismund u. Volkening. . 8. 2 M.

— — Eigenheiten des Sprachgebrauches in unseren modernsten lyrischen ichtungen. Beiträge zur neuhochdeutschen Grammatik. Studien und ..zen. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 50 M.

Huppé, S. E., Das Wesen kirchlicher Selbstverwaltung. Als Manu-..pt gedruckt. Berlin, Simion. Gr. 8. 80 Pf.

Kayser, R., Beitrag zur Kosmogenie. Entwickelungsgeschichte der ..terie. Nürnberg, v. Ebner. Gr. 8. 40 Pf.

Keil, R., Vor hundert Jahren. Mittheilungen über Weimar, Goethe und Corona Schröter aus den Tagen der Genie-Periode. Festgabe zur Säkularfeier von Goethe's Eintritt in Weimar (7. November 1775). 2 Bde. Leipzig, Veit u. Comp. 8. à 5 M.

Kohut, A., Die Erlebnisse und Huldigungen des Herrn Cultusministers Dr. Falk während seines Aufenthaltes am Rhein. Düsseldorf, Mewes. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Krüer, W., Ein deutsches Lied am Hermanns-Denkmal. Minden, Hufeland. Gr. 8. 25 Pf.

La Mara, Musikalische Studienköpfe aus der Jüngstvergangenheit und Gegenwart. (3ter Bd.) Charakterzeichnungen von Moscheles, David, Henselt, Franz, Rubinstein, Brahms, Tausig, nebst den Verzeichnissen ihrer Werke. Leipzig, Schmidt u. Günther. 8. 3 M.

Langhans, V., Die Fabel von der Einsetzung des Kurfürstencollegiums durch Gregor V. und Otto III. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Le Fanu, Das Zimmer im „Fliegenden Drachen". Roman. Aus dem Englischen von Beaulieu. Berlin, Brigl. 8. 2 M. 40 Pf.

Martin, R., Die letzten Elemente der Materie in den Naturwissenschaften und in Herbarts Metaphysik. Ein Beitrag zur Naturphilosophie. Crimmitschau, Burckhardt. Gr. 8. 1 M.

Materialismus oder Christenthum? Eine Frage an den gesunden Menschenverstand. Freiburg i. Br., Herder. 8. 1 M.

Meißner, A., Historien. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 5 M.

Müldener, R., Das Weib. Epigramme deutscher Dichter. Leipzig, G. Schulze. 16. 2 M.

Müller, A., Ein Fund vorgeschichtlicher Steingeräthe bei Basel. Basel, Meyri. Gr. 4. 2 M. 80 Pf.

Pückler-Muskau, Fürst H. v., Briefwechsel und Tagebücher. Herausgegeben von Ludmilla Assing-Grimelli. 7ter Bd. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 9 M.

Ringseis, Bettina, Drei Monate in Spanien. Freiburg i. Br., Herder. 8. 3 M.

Rodenwoldt, A., Wahres Glück. Novelle. Norden, Soltau. 8. 2 M. 50 Pf.

Rosegger, P. K., Das Volksleben in Steiermark in Charakter- und Sittenbildern dargestellt. 2 Bde. Graz, Verlag Leykam-Josefsthal. 8. 7 M. 20 Pf.

Runge, W., Reisebriefe aus Serbien. Dortmund, Köppen. Gr. 16. 75 Pf.

Schaeffer, A., Angeboren. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1876. 8. 6 M.

Schäffer, Johanna, Die schöne Großmutter oder Bete und arbeite. Erzählung. Norden, Soltau. 8. 2 M. 40 Pf.

Schillmann, R., Grundsteinlegung zum brandenburgisch-preußischen Staate um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Brandenburg, Wiesike. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schmid, U. R., Das Wesen der Burschenschaft auf geschichtlichem Grunde und mit Hilfe vieler Originalbeiträge für alle Gebildete. Jena, Neuenhahn. Gr. 8. 3 M.

— — Ein Mahnruf an unsere Zeit auf Grund des tiefsten Zusammenhanges ihrer Verirrungen. Jena, Neuenhahn. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schwarz, H. v., Kingsdorf und Kolomin. Eine Geschichte aus dem Leben für das Leben. Norden, Soltau. 8. 2 M. 50 Pf.

Ségur, Gräfin, geb. Rostopchine, Russisch und deutsch. Aus dem Französischen. Freiburg i. Br., Herder. 8. 2 M.

Sirano, P., Cesare Borgia. Trauerspiel. Danzig, Saunier'sche Buchhandlung. Gr. 8. 2 M.

Historische Skizzen auf Grundlage vom Thet Oera Linda Bok; mit etlichen Ein- und Ausfällen. Aus dem Holländischen von H. Otto. Autorisirte und vom Verfasser revidirte Ausgabe. Norden, Braams. 8. 2 M.

Sondermühlen, M. v., Aliso und die Gegend der Hermannsschlacht. Berlin, Gülker u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Spengel, J. W., Die Fortschritte des Darwinismus. Nr. 2. 1873—1874. Leipzig, Mayer. 8. 1 M.

Strauß, O., Elisabeth, Königin von Preußen. Vortrag. Berlin, W. Schultze. 8. 50 Pf.

Streben, E., Strandgut. Ausgewählte Novellen. 2 Bde. Königsee. Gr. 16. 3 M.

Streckfuß, A., Verschwunden. Erzählung. 2 Bde. Berlin, Brigl. 8. 5 M.

Stretton, Hesba, Des Doctors Dilemma. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von G. C. de Beaulieu. 4 Bde. Leipzig, Dege. 8. 16 M.

Thorbecke, H., Zur Geschichte des Hermannsdenkmals. Festschrift für den Tag der Uebergabe des Denkmals an das deutsche Volk, den 16. August 1875, nebst einer biographischen Skizze Ernst v. Bandels. Detmold, Meyer. 8. 75 Pf.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 17te vermehrte Auflage. Marburg, Elwert. Gr. 8. 7 M.

Walter, J., Neue Sprudelsteine. Ein Carlsbader Bilderbuch. Wien, Rosner. 1876. 8. 3 M.

Wieser, J., Mensch und Thier. Populär-wissenschaftliche Vorträge über den Wesensunterschied zwischen Mensch und Thier, mit Rücksicht auf die Darwin'sche Descendenzlehre. Freiburg i. Br., Herder. 8. 2 M.

Worthmann, L., Die Wahl Karls IV. zum römischen Könige. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Zapf, L., Der Sagenkreis des Fichtelgebirgs. Hof, Büching. 8. 1 M. 50 Pf.

Zehme, A., Arabien und die Araber seit 100 Jahren. Eine geographische und geschichtliche Skizze. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Zeitgedanken von einem Unberufenen. Amberg, Habbel. 1876. Gr. 16. 30 Pf.

Zimmermann, Wernine, Auf Flügeln des Gesanges. Erzählende Dichtung. Poesneck, Latendorf. Gr. 16. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 40. —— 1. October 1875.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 30 Mark jährlich, 15 Mark halbjährlich, 7½ Mark vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Karl Biedermann's deutsche Culturgeschichte.

Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Von Karl Biedermann. Zweiter Band: Geistige, sittliche und gesellige Zustände. Zweiter Theil. Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts. Zweite Abtheilung. Leipzig, Weber. 1875. Gr. 8. 4 M.

Von Karl Biedermann's gediegenem Culturgemälde des 18. Jahrhunderts ist eine neue Abtheilung erschienen, durch welche das Werk indeß noch nicht zum Abschluß geführt ist: dies wird erst mit Erscheinen der dritten Abtheilung des zweiten Theils der Fall sein. Da über den bruchstückweisen Veröffentlichungen des Ganzen das Gefühl des Zusammenhangs für die Leser, welche nicht selbst im Besitze des Werks sind, leicht verloren gehen kann, so wollen wir eine kurze Uebersicht über die bisherige Eintheilung desselben geben.

Der erste Band (1854 erschienen) enthält das Culturgemälde im engern Sinne des Wortes; er behandelt Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im 18. Jahrhundert, Umfang und Bevölkerung, Reichsverfassung, Kriegs- und Finanzwesen, die Einzelstaaten; die Beamten und Gerichte, die Preßzustände, die Gewerbsthätigkeit des Volks, Landwirthschaft, Handel und Industrie, Verkehrsmittel, Transportwesen, die materiellen Zustände der Bevölkerung in Bezug auf Nahrung, Wohnung, Lebensgenüsse, Bequemlichkeiten. Dieser erste Band verdient um so größere Anerkennung, als er zu einer Zeit erschien, wo der Culturgeschichte noch bei weitem nicht die Pflege zutheil wurde, wie dies heute der Fall ist, ja wo ein selbständiges culturgeschichtliches Werk als eine ganz ausnahmweise Erscheinung betrachtet werden mußte. Biedermann darf daher mit Recht zu den bahnbrechenden Schriftstellern auf diesem Gebiete gezählt werden.

Der zweite Band enthält eine Darstellung der geistigen, sittlichen und geselligen Zustände, und zwar stellt der erste Theil desselben (erschienen 1858) sie bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen dar, der zweite von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts. Die erste Abtheilung des zweiten Theils (1867), welche die Periode der Empfindsamkeit in der Literatur (Gellert, Gleim, Klopstock) und den Epikuräismus als Doctrin (Wieland) behandelt, haben wir in Nr. 20 d. Bl. f. 1868 bereits einer anerkennenden Würdigung unterzogen; an diese Abtheilung schließt sich die vorliegende an, welche Lessing, die Stürmer und Dränger und Herder behandelt, während die noch nicht erschienene Schlußabtheilung unsere Genialitätsepoche, Goethe's und Schiller's Jugenddichtungen behandeln soll.

Wir befinden uns hier mitten in der Literaturgeschichte, doch dies ist keine Verirrung des Autors. Die Literatur ist das geistige Spiegelbild der Cultur eines Volks; auch wird der Culturhistoriker, wenn er seine Aufgabe recht erfaßt, anders darüber schreiben als der Literaturhistoriker. Die ästhetische Würdigung der einzelnen Werke, welche den literarischen Nationalschatz bilden, steht für ihn in zweiter Linie, in erster die Darstellung ihres Zusammenhangs mit dem ganzen nationalen Leben, aus dem sie herauswuchsen und in welches sie wieder mit nachhaltiger Rückwirkung übergehen. Jedes Jahrhundert hat sein geistiges Fluidum, das aus den Fingerspitzen der schreibenden Autoren nicht weniger ausströmt, wie es als ein Sanct-Elmsfeuer um die hohen Masten der Staatsschiffe flammt und den Heiligenschein bilden hilft um die Häupter der Fürsten, Feldherren und Staatsmänner. Wer dies Fluidum nicht erfaßt, kann weder Geschichte noch Cultur- noch Literaturgeschichte schreiben. Wenn indeß auch allen diesen Gebieten gemeinsam, hat es doch auf jedem ein anderes Aufleuchten, eine andere specifische Färbung; es gilt, diese zu erfassen, aber auch das Gemeinsame nicht zu ver-

leugnen. Biedermann zeigt hierin stets den richtigen Takt; nicht das Literaturbild ist ihm Selbstzweck, sondern er stellt uns dar, wie es entstand. Man könnte das eigentliche Literaturbild einem selbständigen Oelgemälde vergleichen, das culturhistorische dagegen einem Gobelinbilde, das zwar ebenfalls die feinsten Lichter zeigt, bei dem es aber vorzugsweise auf die Wollsorten und die in der feinsten Farbenschattirung schillernden Fäden ankommt, aus denen das Bild gewebt wird. Der Culturhistoriker analysirt weniger das Bild, als er auf diese Fäden und Wollspulen des Culturlebens zurückgeht, durch die es entstanden ist.

Hier liegt nun die Gefahr der Verzettelung nahe, doch Biedermann hat diese glücklich vermieden; er gibt nicht wie manche Literarhistoriker zerstückte Bilder, disjecti membra poëtae, sondern Bilder aus dem Ganzen und Vollen, nur eben keine ästhetischen Staffeleibilder, sondern culturgeschichtliche Gobelins. Wie er früher Gellert und Klopstock in zusammenhängender Darstellung uns vorgeführt, so tritt in der vorliegenden Abtheilung Lessing in voller Lebensgröße vor uns hin, allerdings als der Mittelpunkt eines geistigen Kreises, der sich um ihn gruppirt, als der Krystallisationspunkt für bedeutsame Richtungen, die um ihn anschießen. Dabei wird er selbst aber wieder von dem Autor in den Kreis einer großen geschichtlichen Erscheinung gerückt. Biedermann sagt in der Vorrede:

Schon in der ersten Abtheilung ging mein hauptsächlichstes Bestreben dahin, die Erscheinungen unserer schönen Literatur im vorigen Jahrhundert überall unter den culturgeschichtlichen Gesichtspunkt zu rücken, das heißt, sie im engsten Zusammenhange mit dem ganzen Culturleben der Nation darzustellen. In ganz besonderm Maße fühlte ich mich eben hierzu aufgefordert durch die Stoffe, welche diese zweite Abtheilung behandelt. Es ist meine festbegründete Ansicht, daß einerseits Lessing's kritische und poetische Thätigkeit nur dann recht verstanden und gewürdigt werden kann, wenn man sie in engster Beziehung zu dem belebenden Einflusse der Persönlichkeit und der Thaten Friedrich's des Großen auffaßt, daß andererseits der eigenthümliche Rückschlag in eine wieder vorwiegend subjective Denk- und Dichtweise, welche die Signatur der „Sturm- und Drangperiode" bildet, in dem Zurücktreten dieses Einflusses und dem stärkern Wiederhervortreten entgegengesetzter Einwirkungen wesentlich mit begründet ist. Ob es mir gelungen, diese allgemeinen culturgeschichtlichen Bezüge nach allen Seiten hin so klar und überzeugend zur Anschauung zu bringen, wie es meine Absicht war, muß ich dem Urtheile der Leser und der Kritik anheimgeben.

Und in diesem Sinne hat auch der dritte Abschnitt den Titel: „Neubelebung der deutschen Literatur durch Friedrich den Großen und seine Thaten. G. E. Lessing als Vertreter der dadurch erweckten realistischen Poesie."

Hier wie bei ähnlichen allgemeinen Bestimmungen tritt uns das Bedenken entgegen, ob nicht eine gewaltsame Gruppirung der Thatsachen vorliegt, um sie den Gedankengängen des Historikers einzufügen, ob nicht mit mehr Scharfsinn als Wahrheit einzelne Momente verallgemeinert werden, um die neue Beleuchtung, die dem Darstellenden beliebt, zu ermöglichen? Dies ist nur zu häufig in geistreichen Geschichtswerken der Fall und ein Ausfluß der schematisirenden Geschichtsphilosophie der Hegel'schen Schule, wenngleich in mehr realistischer Gestalt. Uns hat indeß Biedermann's Darstellung davon überzeugt, daß er Lessing nicht durch ein willkürliches Commandowort in ein Schilderhaus Friedrich's des Großen stellt, sondern daß der geistreiche Schriftsteller in der That im Banne des großen Königs stand.

Lessing hatte für die Eindrücke der neuen Fridericianischen Zeit ein unbefangenes und lebendiges Verständniß, weil in seinem Geiste etwas von dem Geiste des großen Königs war — dieser „gekrönten Realität", wie Carlyle ihn trefflich nennt. Weder die Dichter der Empfindsamkeit noch diejenigen des epikuräischen Lebensbehagens konnten mehr in neue Bahnen einlenken:

Sie hatten keinerlei Empfänglichkeit für die Begebenheiten und die Interessen des nationalen Lebens, weil dieses Leben zu der Zeit, wo sie zu dichten anfingen, jedes höhern Schwungs und jedes tiefern Gehalts bar erschien, und sie vermochten sich in dieses Leben auch dann nicht zu finden, als es durch Friedrich's des Großen Regierung interessevoller und bedeutender geworden war. Sie beharrten auf dem einmal betretenen Wege weit abseits von der größern Welt der Thaten und Empfindungen, die Friedrich dem deutschen Genius erschloß, bald, wie Klopstock, mit Friedrich grollend, daß er nicht ihre Pfade wandle, bald, wie Wieland, zwar lüstern nach dem Beifall des ruhmgekrönten Monarchen, aber völlig unfähig, in die neue Zeit, die durch ihn über Deutschland aufging, mit voller Hingebung sich einzuleben.

Biedermann schildert uns, wie Berlin allmählich ein geistiger Mittelpunkt wurde, wo Ramler, Sulzer, Mendelssohn, Nicolai wirkten; wie Lessing, zum ersten male dahin verschlagen, weil er aus Leipzig flüchten mußte, kritischer Mitarbeiter im Beiblatt der Vossischen Zeitung wurde, wie er für das Hauptblatt indeß die herkömmlichen Festgedichte zur Feier des königlichen Geburtstags und zum Neujahr abfaßte, und sich in diesen als ein nicht blos conventioneller, sondern wirklich überzeugter Bewunderer des großen Königs zeigte. Im Jahre 1758 kam Lessing zum zweiten male nach Berlin:

Es hatte ihn längst dahin zurückgezogen. „Wie froh werde ich sein", schrieb er schon mehr als ein Jahr früher (den 10. Mai 1757) an Gleim, „wenn ich wieder in Berlin sein werde, wo ich nicht länger nöthig haben werde, es meinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist." Schon in der ersten Zeit des Kriegs und der Besetzung Sachsens durch die Preußen hatte Lessing an seinem Mittagstisch, wo meist leipziger Kaufleute speisten, gegen diese, welche sehr erbittert auf Friedrich II. waren, öfters dessen Partei genommen und sich dadurch nicht blos mit jenen Tischgenossen, sondern auch mit seinem Reisegefährten Winkler, dem dies als einem leipziger Patricier unangenehm war, verfeindet.

An einer andern Stelle sagt Biedermann:

Der kleinliche Standpunkt Gellert's, der dem preußischen König die augenblickliche Verkümmerung seiner Pension, die Unsicherheit der Wege zu seinen adelichen Gönnerinnen in der Nähe Leipzigs und die Entführung einiger Freunde, die der Waffendienst von seiner Seite riß, niemals vergeben konnte, war Lessing's großem Geiste fremd. Allerdings blieb ihm auch jener specifisch preußische Patriotismus unverständlich, für den sein poetischer Freund, der Kanonikus zu Halberstadt, ihn zu erwärmen versuchte. Er fand diesen Patriotismus „übertrieben" und fürchtete, derselbe möchte den Dichter Gleim allzu sehr „den Weltbürger vergessen lehren". Von sich selbst bekannte er ganz offen: „er habe von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff, und sie scheine ihm höchstens eine heroische Schwachheit, die er gern entbehre". Woher auch hätte ihm eine solche Liebe kommen sollen? Er gehörte seiner Geburt nach einem Lande an, wo das Stichwort des Despotismus: „der Staat, das ist der Fürst", damals gerade in des Wortes verwegenster Bedeutung geübt ward, wo schmeichlerische Hofpoeten

das „Volk" für „glücklich" erklärten, wenn nur „der König vergnügt" sei. In dem Staate Friedrich's des Großen stand es damit allerdings anders. Die glänzenden Thaten des Königs nach außen, sein gerechtes und freisinniges Regiment im Innern machten es wol erklärlich, wenn der eingeborene Preuße sich einem gehobenen Gefühl von der Größe seines Monarchen und seines Vaterlandes hingab und dabei auch wol von gewissen patriotischen Uebertreibungen nicht ganz freiblieb. Der Sachse Lessing war gegen diese Vorzüge des preußischen Wesens nicht unempfindlich. Seine „Minna" spiegelt an mehr als einer Stelle seine aufrichtige Bewunderung der preußischen Zustände ab. Die Gestalt des großen Königs mit seiner überall hinreichenden Allsichtigkeit, mit seiner alles ausgleichenden Gerechtigkeit ragt bedeutungsvoll in das Stück herein, und selbst die Angehörige des von Friedrich besiegten und eroberten Landes, das sächsische Fräulein von Barnhelm, gesteht im Anblick dieser wahrhaft königlichen Eigenschaften Friedrich's ein: „er möge wol nicht blos ein großer, sondern auch ein guter König sein."

Von dem Fridericianischen Geist selbst und seinen Wirkungen entwirft Biedermann eine breite Schilderung:

Der mächtige Anstoß, der von dem großen König ausging, begann je länger je mehr seine belebenden und befruchtenden Wirkungen zu äußern. Eine erhöhte Rührigkeit, durch Friedrich's eigenes Beispiel angefeuert, gab sich auf allen Gebieten des Lebens wie des Wissens kund. Franzosen und Deutsche, Eingeborene und von außen Herbeigekommene wetteiferten unter den Augen des erleuchteten Monarchen um den Preis der Tüchtigkeit und der Auszeichnung in irgendwelcher Art nützlicher Thätigkeit. Im Schose der von ihm wiederbelebten und durch sein verständnißvolles Interesse, ja nicht selten durch seine persönliche Betheiligung geehrten und ermunterten Akademie der Wissenschaften rang deutsche Gründlichkeit mit französischem Geist und Scharfsinn um den Preis. Aber auch außerhalb dieser akademischen Schranken regte sich in immer weitern Kreisen der Trieb der Forschung, der Kritik, der Production; unabhängige Schriftsteller und Gelehrte, nur auf die eigene Kraft vertrauend, suchten den bevorzugten Auserwählten, welche der stolze Titel von Akademikern schmückte, den Vorrang streitig zu machen. Der Geist der Beobachtung, des praktischen Fortschritts, der Gemeinnützigkeit, welcher das ganze Thun und Denken des Philosophen auf dem Throne durchdrang, strömte von ihm unvermerkt über auf seine Umgebungen, auf seine Beamten, auf alle, die mit ihm in Berührung kamen oder doch Gelegenheit hatten, die seltene Thatkraft und Unermüdlichkeit des großen Mannes, sein merkwürdiges Talent, immer das Richtige zu treffen, anzuschauen und zu bewundern. Jeder suchte es ihm, wenn nicht gleich-, doch nachzuthun; jeder fühlte den brennenden Ehrgeiz, im Sinne und nach dem Muster des von aller Welt angestaunten Monarchen zu handeln; jeder war stolz darauf, ein Unterthan Friedrich's, ein Preuße nicht blos zu heißen, sondern auch dieses Ehrennamens durch sein eigenes Thun sich werth zu zeigen. Vor der vernichtenden Macht des freien und hohen Sinnes, der aus allen Handlungen Friedrich's sprach, verkroch sich zitternd der träge Schlendrian und Stumpfsinn herkömmlicher Routine. Vor seinem thatkräftigen, männlichen und klaren Wesen entwich beschämt die weichliche Empfindelei, die thatenlose Schwärmerei, die verstiegene Ideologie. Die Wirkungen des Fridericianischen Geistes reichten weit über den Kreis seiner persönlichen Umgebungen, ja über die Grenzen seines Landes hinaus.

Der Nachweis der geistigen Beziehungen Lessing's zu dem Kreise Friedrich's des Großen und des innern Zusammenhangs seiner „realistischen" Schöpfungen mit dem Geist, der von dem großen König ausging, erscheint uns durchaus geglückt. Ist doch „Minna von Barnhelm" ein glänzendes Denkmal der Fridericianischen Epoche und noch immer ihr Spiegelbild auf der Bühne der Gegenwart.

Ebenso trefflich erscheint die Charakteristik der Gruppe der Popularphilosophen, eines Mendelssohn, Abbt, Sulzer, Garve u. a., die ebenfalls unter der geistigen Constellation der Zeit Friedrich's standen; das Bild Mendelssohn's ist besonders mit vieler Liebe gezeichnet.

Von den „Literaturbriefen", dem „Laokoon", der „Hamburger Dramaturgie" erhalten wir ein mit sichern Umrissen und mit feinem Gefühl für das Bedeutende entworfenes Bild. Eingehend beschäftigt sich der Culturhistoriker mit den Dramen des Dichters; und soweit er sich ihnen gegenüber kritisch verhält, kann man nur seinen Erwägungen volle Zustimmung ertheilen. Von dem Lessing'schen „Faust" heißt es:

Leider besitzen wir nur wenige Bruchstücke davon. Nach denselben zu urtheilen, würden wir, wenn der Plan ausgeführt worden wäre (von dem wir freilich nur äußerst wenig und auch dies nur aus zweiter Hand wissen), aller Wahrscheinlichkeit nach eine Dichtung erhalten haben, weniger metaphysisch als der Goethe'sche „Faust", aber vielleicht mit ebenso scharfen Zügen aus dem wirklichen Leben, weniger nach der Seite des überschwenglichen Gefühls und der Sehnsucht nach einem Unendlichen gerichtet, mehr den kalten praktischen Verstand und seine Klippen für die Moralität ins Auge fassend. Daß Lessing in seinem „Faust" auf ähnliche Weise, wie Goethe in seiner unsterblichen Dichtung, Zustände und Erlebnisse seines eigenen Ich habe abspiegeln und dadurch sich von denselben wie von einem Krankheitsstoffe befreien wollen, dafür liegen keinerlei Anzeichen vor, und nach Lessing's ganzem Naturell, welches zu einer solchen Selbstbespiegelung nicht hinneigte, ist es kaum wahrscheinlich. Eher mochte für ihn der Gedanke Reiz haben, einen überlegenen Geist zu schildern, der durch seine Ueberlegenheit selbst und durch den daraus entspringenden Stolz auf gefährliche Abwege geführt wird. Daß er den „Faust" nicht vollendete, scheint anzudeuten, daß er den Stoff doch nicht dazu angethan fand, ein wirksames Drama daraus zu machen.

Nach einer Mittheilung soll Lessing seinen „Faust" sogar fertig gehabt haben, das Manuscript aber soll verloren gegangen sein. Ueber „Miß Sara Sampson" sagt Biedermann:

Mellefont und Marwood sind die beiden Hauptfiguren des Dramas: Mellefont, „mehr unglücklich als lasterhaft", wie der Dichter selbst ihn charakterisirt, schwankend zwischen edlern Empfindungen und einer Schwäche, deren Opfer er selbst ist, und der er auch fremdes Glück leichtsinnig zum Opfer bringt, ein Vorläufer der Weislingen, der Clavigos, der Ferdinande, die in den Goethe'schen Dichtungen eine so hervorragende Rolle spielen; Marwood, die Verkörperung einer Leidenschaft, die nichts außer sich und dem, was sie ihr Recht nennt, achtet und anerkennt, die ebenso glühend haßt, wie sie glühend liebt, und und die mit der Glut des Hasses wie der Liebe sich selbst und alles um sich her verzehrt. Nur dieser letztere Charakter ist dem Dichter wirklich gelungen. Wenn auch theilweise mit etwas grellen Farben gemalt, ist er doch aus dem Ganzen und Vollen gearbeitet und bis zuletzt mit großer Sicherheit durchgeführt. Daß eine Frau, die Vertreterin des schwächern Geschlechts, von einer überwältigenden Leidenschaft ergriffen, selbst bis über die Grenzen der Menschlichkeit hinausgerissen werden könnte, das ging nicht gegen Lessing's dichterisches Gewissen. Dagegen einen Schwächling als Helden eines Dramas zu schildern, das war offenbar ein fremder Tropfen in seinem Blute, und man sieht es diesem Helden an, daß der Dichter nicht mit voller Seele bei ihm gewesen, daß er mehr nach fremden Vorbildern als nach eigenster Eingebung, daher nur mit halb unsicherer Hand dessen Bild entworfen hat. Lessing stand auch zu dieser Schöpfung seiner künstlerischen Phantasie wesentlich anders als Goethe zu seinem Weislingen oder seinem Clavigo. Es war nicht Fleisch von seinem Fleische. Er schilderte nicht Selbsterlebtes, sondern er schuf einen Mellefont, weil er ihn für sein Drama brauchte, mehr vielleicht noch, weil diese Art von Helden durch Richardson und Lillo in die Mode gekommen war. Die andern Personen, Sara, ihr Vater, der alte Diener, sind

so ziemlich nach der Schablone empfindsamer und rührender Charaktere gezeichnet, wie sie bei Richardson sich finden, außerdem aber, namentlich Sara, mit all der bedenklichen Casuistik des sittlichen Urtheils ausgestattet, welche wir bei Gellert's „empfindlichen" Seelen kennen lernten. Die Sprache ist ungleich belebter und natürlicher als in den meisten deutschen Dramen jener Zeit und selbst in den frühern Lessing'schen, jedoch theilweise noch nicht gänzlich frei von einem gewissen steifen Pathos und einer, wir möchten fast sagen, ceremoniösen Weitschweifigkeit und Geziertheit. Die Composition leidet an dem Mangel einer eigentlich poetischen Lösung sittlicher Conflicte.

Sehr eingehend und warm anerkennend ist die Besprechung des Lustspiels „Minna von Barnhelm". Den Charakteren wird nachgerühmt, daß sie nicht blos natürliche, sondern gesunde Menschen seien, daß sie die besten Züge des deutschen Nationalcharakters, Natürlichkeit, Wahrheit, Gefühlstiefe, Sitteneinfalt, zur lautersten Erscheinung brächten, daß uns überall in dem Lustspiel ein ungesuchter, natürlicher Redefluß ergötze. Gegen manche Anklagen des Abenteuerlichen im Plan, des Unwahrscheinlichen in der Intrigue, der schwächlichen Empfindsamkeit in dem Wettstreit des Edelmuths und der Entsagung zwischen Tellheim und Minna, der Aeußerlichkeit der Lösung wird das Stück in Schutz genommen. Schärfer dagegen ist die Kritik der „Emilia Galotti". Wir selbst haben schon in unserer „Nationalliteratur" als den Grundfehler des Stücks die Verlegung eines römisch-antiken Motivs an einen modernen Hof hervorgehoben; Biedermann vertritt eine ähnliche Anschauung in eingehender Ausführung:

Eine bemitleidenswerthe That, eine That, die unser Herz mit Schauder erfüllt, ist gewiß die Ermordung einer Tochter durch ihren Vater. Allein die zwingende Nothwendigkeit dieser That sehen wir nicht ein und empfinden sie darum auch nicht als eine tragische Katastrophe, die sich nach den unentfliehbaren Gesetzen einer geschichtlichen und sittlichen Weltordnung vollzieht, sondern als eine That entweder krankhafter Ueberspanntheit, oder eines Mangels an Muth, da wir erwarten durften, Odoardo werde eher den Fürsten als sein eigenes unschuldiges Kind ermorden. In der Geschichte jener römischen Virginia, welcher die „Emilia Galotti" nachgebildet ist, war die Ermordung der Tochter durch den Vater das einzig mögliche Mittel, dieselbe dem Tyrannen zu entziehen, zugleich ein nothwendiger und wirksamer Appell an den unterdrückten Freiheitstrieb der Römer, um diese aus ihrem Schlummer aufzurütteln und zur Abschüttelung des Jochs der Decemvirn zu entflammen. Die tragische Sühne vollzog sich dort in dem Sturze des Appius Claudius, den dieser durch sein tyrannisches Attentat auf die Ehre einer freien Römerin sich selbst bereitet hatte. Eine solche Sühne fehlt aber hier, und sie wird nicht dadurch ersetzt, daß der alte Odoardo über der Leiche Emilia's den Prinzen vor einen höchsten Richter citirt. In der antiken Welt, wo das Göttliche als unmittelbar eingreifend in das Menschliche vorgestellt wurde, mochte ein Dichter wirksam den Frevler an eine solche höhere Macht, die Nemesis oder die Erinnyen, überantworten; wir, die Träger einer andern Lebensanschauung, wollen die sittliche Weltordnung selbstthätig nach eigenen Gesetzen wirkend erblicken; uns genügt nicht der Glaube, daß der Schuldige innerlich bereue, auch nicht die Erwartung, daß er in einem andern Leben das, was er hier verbrach, büßen werde; wir verlangen, daß äußerlich sichtbar, schon in der Gegenwart, die Macht der schuldvollen That gebrochen, das durch sie verletzte Gesetz an dem Frevler gerächt werde. Und das ist's, was in der „Emilia Galotti" fehlt. Denn die tugendhafte Gefühlsregung, welche der Prinz an der Leiche der durch ihn geopferten Emilia äußert, wird, das sagt sich jeder, nur zu bald wieder vergessen, die Misempfindung über die ihm entzogene Beute seiner Lust, die er schon sicher zu haben wähnte, wird bald wieder untergegangen sein in einem neuen Taumel von Genüssen, und wenn der Prinz jetzt seinen Helfershelfer Marinelli opfert, indem er nach echter Tyrannenart die eigene Schuld einem andern aufbürdet, so wird er bald entweder den gleichen oder einen ähnlichen frivolen Höfling wieder in seinen Dienst nehmen, mit dessen Hülfe das alte Treiben von neuem beginnt.

Von „Nathan dem Weisen" heißt es:

Wir dürfen an „Nathan den Weisen" den Maßstab der strengern Anforderungen, die wir an ein wirkliches Drama machen, nicht anlegen. Die Handlung, einem orientalischen Märchen nachgebildet, hat selbst etwas Märchenhaftes, insofern man dem Dichter gar bald anmerkt, wie es ihm gar nicht darum zu thun ist, die Sache zu einer tragischen Katastrophe zu treiben, noch aber auch, sie einer glatten Lösung im Sinne des Lustspiels entgegenzuführen. Es kommt nirgends zu einer rechten Verwickelung, daher aber auch zu keiner rechten Entwickelung. Allerhand Knoten werden geschürzt, aber nicht einer wird fest zugezogen. Anläufe zu leidenschaftlichen Erregungen fehlen nicht, wohl aber wirkliche Ausbrüche solcher — denn auch die Neigung des Templers zu Recha ist keine wirkliche Leidenschaft, wie käme er sonst dazu, sich hinter den Patriarchen stecken zu wollen, statt selbst um die Liebe des Mädchens zu werben und, darauf gestützt, mit Nathan um deren Besitz zu streiten, und wie ertrüge er so leicht die Verwandlung der Geliebten in eine Schwester? Es sind mehr Misverständnisse als wirklich gespannte Gegensätze, an welchen die Handlung fortgeleitet wird, und auch diese Misverständnisse bleiben schließlich eigentlich unaufgelöst. Weder gibt Nathan seine Rechte auf Recha wirklich auf, noch erkennt der Templer dieselben an; wir wissen nicht einmal recht, ob Recha künftig als Jüdin, ob sie als Christin oder gar als Mohammedanerin gehalten werden wird. Auch kam es dem Dichter auf alles dieses sehr wenig an, sondern darauf kam es ihm an (wie er selbst offen bekennt), daß der sittlich-philosophische und humanitäre Zweck erreicht werde: das Vorurtheil von der alleinseligmachenden Kraft irgendeiner Religion und die auf diesem Vorurtheil fußende Unduldsamkeit gegen Andersgläubige gründlich zu zerstören.

Die Tendenz dieses schönen dramatischen Lehrgedichts in Ehren — aber die Verwickelungen desselben erscheinen uns nicht märchenhaft, sondern geradezu kindisch, und wir vermissen vollkommen in ihnen den sonstigen scharfen Verstand des Dichters. So bequem machen durfte es sich ein Dramatiker nicht, und wir meinen, die dramatische Form sei zu werthvoll, um blos als Aushängeschild für ein Lehrgedicht zu dienen, und wer sich ihrer bedient, solle auch ihren Gesetzen Folge leisten.

Der zweite Hauptabschnitt des vorliegenden Theils enthält eine Darstellung der Sturm- und Drangperiode in ihren allgemeinen Umrissen; Biedermann sieht, im Unterschied von vielen andern Literaturhistorikern, in dieser Epoche nicht eine übertreibende Weiterführung der von Lessing und Friedrich II. eingeschlagenen Richtung, sondern einen Rückschlag gegen den Geist Lessing's und seines Sinnesverwandten:

Der Weg aber, den Lessing seinen Nachfolgern erschlossen und gleichsam für sie erobert hatte, war kein anderer als der, welcher aus der Beengtheit des blos individuellen Phantasie- und Empfindungslebens hinausführte in die äußere Welt großer Ereignisse und Erlebnisse; das Erbtheil, das er ihnen hinterließ, war das unbefangene und sorgfältige Studium der Situationen und der Figuren, die sich auf dieser größern Bühne des Lebens bewegen, mit einem Worte, eine Poesie der Handlungen und der Charaktere aus dem wirklichen Leben an Stelle einer bloßen Poesie subjectiver Gefühle, eine Poesie männlicher Reife an Stelle einer entweder blos jünglinghaften, wie die der Klopstock'schen Schwärmer, oder einer weibischen, wie die der Wieland'schen Genußmenschen. Aber hier ließ den Dichter der „Minna von Barnhelm" und den Verfasser des „Laokoon"

seine Zeit und seine Nation im Stiche. Statt ihm auf diesem Wege entschlossen zu folgen, warf der deutsche Geist sich wiederum in die ganz entgegengesetzte Richtung. Statt in die Interessen der umgebenden Wirklichkeit, in die Realität des Lebens sich beharrlich hineinzuarbeiten, wie Lessing es versucht und annähernd erreicht hatte, begann er von neuem entweder in das Reich individueller Empfindungen zurückzufliehen, oder um weitentlegene Ideale zu schweifen. Auf Lessing's männlich starke und klare Poesie folgte abermals eine jünglinghaft gärende oder auch weibisch empfindelnde, auf seinen zwar freien, doch streng geschulten Stil eine Form- und Gestaltlosigkeit zum Theil der bedenklichsten Art. Ein neues Geschlecht trat auf die Bühne, welches sich vermaß, mit einem einzigen kühnen Griffe den Dichterlorber zu erfassen, nach dem ein Lessing sein ganzes Leben lang mit unermüdet eifrigem Bemühen gerungen hatte, durch eine einzige rasche Eingebung dessen, was man „Genie" nannte, das zu erreichen, was nach Lessing's Ansichten nur das Werk sorgfältigen Studiums des Lebens und einer gereiften Erfahrung sein konnte.

Die allgemeinen historischen Einflüsse, welche die Sturm- und Drangperiode bestimmten, die Einwirkung von Richardson, Young, Ossian und Sterne, das Hervorsuchen der ältern, besonders englischen und schottischen Volksdichtung, die Wiederbelebung der Sagenwelt und Geschichte des germanischen Nordens, die Uebersetzungen der italienischen und spanischen Dichter, die neue Auffassung Homer's und der hebräischen Poesie, die Hinneigung zur Idylle, das Herüberwirken von Rousseau: dies alles wird uns in einer Darstellung vorgeführt, welche Wesentliches und Unwesentliches wohl zu sondern weiß. Interessant ist besonders die Schilderung des Philanthropismus und der pädagogischen Reform, die Charakteristik des neuen Prophetenthums, dessen Dreiblatt Lavater, Jung-Stilling und Hamann bilden. Die zahlreich mitgetheilten Specialitäten aus den Schriften der beiden erstern berechtigen vollkommen zu dem Urtheil:

Was an diesem neuen Prophetenthum besonders widerwärtig auffällt, ist der Contrast zwischen der zur Schau getragenen, zum Theil wol auch wirklich eingebildeten Wahrhaftigkeit und Lauterkeit der Vertreter desselben, und der innern Unwahrheit, Zweideutigkeit, Selbsttäuschung und Täuschung anderer, die in deren Denken und Thun so häufig zu Tage tritt. Diese Zweideutigkeit, die sie mit den Pietisten gewöhnlichen Schlags gemein hatten, war nur bei ihnen deshalb noch gefährlicher, weil sie dieselbe mit einem stärkern Scheine von halb poetischer, halb religiöser Idealität zu umgeben verstanden.

Der große Magus aus dem Norden, Hamann, ist in neuester Zeit vielfach der Gegenstand eingehender, auch überschätzender literarischer Darstellung geworden. Das Tiefsinnige ahnungsvoller dunkler Aussprüche, die ebenso oft nur Halbwahres zu unverdienter Bedeutung aufdonnern, imponirte den Auslegern, und man suchte zuweilen geistige Goldadern in dem cyklopischen Gestein seiner Gedankenbauten. Gegenüber der Bewunderung des geistigen Titanen klingt das Urtheil Biedermann's sehr kühl und zurückhaltend:

Vor allem jedoch ist es Hamann (der „große Magus des Nordens", wie ihn seine Verehrer bewunderungsvoll nannten), der dieser jungen Schule nahestand, ja, der gewöhnlich als der eigentliche Vorläufer und sozusagen als die geistige Hebamme der Sturm- und Drangperiode betrachtet wird. Eine bedenkliche Abstammung freilich, insofern Hamann selbst mit der absolutesten poetischen Unfruchtbarkeit geschlagen und auch als literarischer Theoretiker das völlige Gegentheil Lessing'scher Klarheit war. Ein dunkler Drang ließ ihn im Religiösen ein gewisses geheimnißvolles Aufgehen alles Denkens, Empfindens, Thuns, überhaupt aller Kräfte und Richtungen des Menschen in einer mystischen Einheit mit Gott oder Christus erstreben, und gleicherweise verlangte er dann im Aesthetischen die Rückkehr der seiner Ansicht nach in Abstractionen und todtem Formenwesen verkommenen Poesie zu einer ebensolchen ursprünglichen Einheit von Gefühl und Bild oder Wort, als dem naturwüchsigen Ausdruck des Göttlichen im Menschen oder des „Genie". Wie dies freilich zu machen sei, vermochte er nicht zu sagen, höchstens fern anzudeuten, wenn er in den frühesten Liedern der Völker oder in den heiligen Urkunden des Alten Testaments die Spuren einer solchen Ursprünglichkeit und Ureinheit zu finden meinte. Seine sibyllinischen, in einen dunkeln und verworrenen Stil gekleideten Orakelsprüche mochten geeignet sein, lebhafte Geister anzuregen, sie in eine gärende Ungeduld des Suchens und Strebens zu versetzen, nicht aber, sie dazu anzuleiten, wie das von ihm in nebelhafter Ferne gezeigte Ziel wirklich zu erreichen, wie das Unsagbare dennoch zu sagen sei. Und sebst jene orakelnden Anregungen, durch welche er „die aufstrebende Jugend anzog", wie Goethe versichert, waren insofern nicht unbedenklicher Art, als sie ebenso wol in die Tiefen sinnlicher Leidenschaften, als auf die Höhen einer erhabenen Begeisterung zu führen schienen, gleichwie Hamann's eigenes Leben ein trübes Gemisch von Kundgebungen einer hochgespannten Frömmigkeit und von Handlungen voll moralischer und ästhetischer Unsauberkeit waren.

Hamann's eigenen Aufzeichnungen folgend, entwirft Biedermann ein Register von dessen Sünden, aus denen die „Unlauterkeit und Unwahrhaftigkeit" dieses Mannes deutlich genug hervortritt. Er spricht selbst von der Krankheit seiner Leidenschaften, die ihm eine ungewöhnliche Stärke zu empfinden gibt, er erwähnt seiner heimlichen Jugendsünden, seiner Ungeduld, Heftigkeit, Eitelkeit als Hofmeister. Mit Scheingründen und ohne Aufrichtigkeit machte er sich von dieser Stellung los, mit dem Versprechen, wiederzukommen, was eine offenbare Lüge war:

Trotz guten Gehalts gerieth er in Schulden. In der Nähe seiner sterbenden Mutter überläßt er sich Zerstreuungen. Gegen seinen Vater, dem er zur Last fällt, obgleich er weiß, daß dieser selbst gedrängt ist, erweist er sich undankbar und unkindlich. Ein Kaufmann Behrens in Riga nimmt sich seiner an und gewährt ihm, der „in die Welt hinaus kommen" und „sein Glück machen" will, die Mittel, erst zu einer Reise nach Berlin, Lübeck, Hamburg (wo er aber nirgends etwas Rechtes anzufangen weiß, sich mit Zerstreuungen betäubt, überall „unstet und unzufrieden" ist), dann nach London, wo er ihm ein Geschäft aufträgt. Statt diesem Vertrauen zu entsprechen, verlottert Hamann Zeit und Geld in zum Theil, wie es scheint, sehr gemeinen Vergnügungen, wird krank, geräth in tiefste Noth, sodaß er „drei Wochen lang von Wassergrütze und Kaffee" leben muß, verfällt in seiner gezwungenen Einsamkeit auf die Lektüre der Bibel und wird (oder scheint) nun plötzlich überfromm, was ihn aber wiederum nicht abhält, gegen seinen Wohlthäter Behrens sich nicht blos unredlich (indem er ihm das durchgebrachte Geld nicht ersetzt), sondern auch in hohem Grade undankbar zu zeigen. Dafür zieht er, was freilich viel bequemer, einen Wechsel auf Gott, den er anruft: „er möge seinen Vater, Bruder, seine Freunde für das entschädigen, was er selbst ihnen Uebles gethan", und getröstet sich: „seine Seele sei in Gottes Hand mit allen moralischen Mängeln und Grundkrümmen derselben". „Mir eine Brücke zum Glück zu bauen, war immer die erste Absicht aller meiner Handlungen", gesteht er selbst. Später lebte er in Königsberg in wilder Ehe, unlustig zu einer geregelten Beschäftigung, oftmals unmäßig u. s. w. Ein Mensch von solcher Lebensweise ist immer auch ästhetisch ein bedenklicher Führer.

Der vorliegende Theil des Biedermann'schen Werks schließt mit einer Charakteristik Herder's in der ersten Epoche seines Wirkens. Die Gabe ursprünglichen schöpferischen Hervorbringens wird ihm abgesprochen, wohl aber

die des Anempfindens und Nachbildens fremder Dichtungen zuerkannt, die außerordentlichen Anregungen, die von Herder ausgingen, nach Verdienst gewürdigt. Uns erscheint Herder stets als das Urbild des productiven Kritikers, einer Kritik, die, von schöpferischem Drang beseelt, aus ihrer Schmiede weitwehende Funken ausstreute, welche die Flamme auf den Altären der Dichter entzündeten. Sein Hinweis auf das Volkslied und auf Shakspeare wurde zum Programm der neuen Dichterschule. Die Analyse, die er von den einzelnen Dramen Shakspeare's entwirft, ist mehr eine lebhafte Schilderung der Reihenfolge der darin dargestellten Begebenheiten, Situationen, Oertlichkeiten, eine Art von Scenarium mit lauten Ausrufen der Bewunderung und Begeisterung. Herder war weitentfernt von der auslegenden Weisheit der modernen Shakspeare-Commentare, er ließ die Dramen des britischen Dichters mit ihrer ganzen Naturgewalt, mit ihrem leidenschaftlichen Zug auf sich wirken:

Er heißt uns „vor Shakspeare's Bühne treten wie vor ein Meer von Begebenheiten, wo Wogen in Wogen rauschen, wo die Auftritte der Natur vor- und abrücken, ineinanderwirken, so disparat sie scheinen, sich hervorbringen und sich zerstören, damit die Absicht des Schöpfers, der alle im Plane der Trunkenheit und Unordnung gesellt zu haben scheint, erfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodicee Gottes".

Herder's Theorien wirkten zunächst bei persönlicher Berührung auf den jungen Goethe in Straßburg:

Die Begegnung Herder's mit Goethe in Straßburg darf somit als die Geburtsstunde, Straßburg selbst aber als die Wiege der neuen Epoche unserer Literatur betrachtet werden; denn hier, unter dem befruchtenden Einflusse der Herder'schen Ideen, entfaltete sich Goethe's Genius zuerst zu der Richtung, welche der „Sturm- und Drangperiode" ihren Stempel aufdrückte. Eine eigenthümliche Schickung wollte es, daß gerade in der Stadt, deren Verlust an Frankreich einst beinahe den tiefsten Punkt der Erniedrigung Deutschlands bezeichnet hatte, eine Poesie geboren ward, die im eminentesten Sinne deutsch war, deutsch freilich auch insofern, als sie ebenso sehr in der Verkümmerung, Zersplitterung und Ohnmacht des deutschen Wesens nach außen, wie in der überquellenden Fülle und Kraft deutschen Geistes- und Gefühlslebens ihre tiefsten Wurzeln hatte und ihre wesentlichste Signatur fand.

Die Darstellung der Schöpfungen des jungen Goethe und der andern Dichter der Sturm- und Drangperiode, Lenz, Klinger, Wagner, Maler Müller, sowie der Jugenddichtungen Schiller's ist der unter der Presse befindlichen Schlußabtheilung des zweiten Bandes vorbehalten.

Auch in dem vorliegenden Theile des Werks finden wir die Vorzüge der frühern wieder: eine geschmackvolle Darstellung, einen durchaus geläuterten Stil, ein unbefangenes und selbständiges Urtheil, welches sich auf reiche Quellenstudien stützt, und eine Durchführung des Ganzen nach allgemeinen Gesichtspunkten, die aber keineswegs als vorgefaßte Meinungen die Darstellung bestimmen, sondern sich aus ihr selbst als glaubwürdige Resultate ergeben.

Rudolf Gottschall.

Militärische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 39.)

3. Die Kämpfe vor Belfort im Januar 1871. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges von Friedrich von der Wengen. Mit 3 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1875. Gr. 8. 12 M.

Die Veranlassung zu obigem Werke hat dem Verfasser der Umstand gegeben, daß in größern Kreisen Deutschlands die irrige Ansicht platzgegriffen hat und sogar von militärischen Schriftstellern unterstützt wird, als sei dem tapfern Widerstande in den Kämpfen an der Lisaine die Befreiung Süddeutschlands von einer Ueberschwemmung durch die feindlichen Scharen zu verdanken. Als gewissenhafter Geschichtschreiber stellt sich der Verfasser die Aufgabe, bei der Schilderung der fraglichen Episode unter Beseitigung alles beschönigenden Beiwerks allein die historische Wahrheit zur Geltung zu bringen, und er weiß dieses Unternehmen auf Grund eines fleißigen Studiums des umfangreichen Quellengebiets in maßvoller Darstellung mit bestem Erfolge durchzuführen. Um seinem Zwecke zu genügen, beschränkt sich der Autor indeß nicht auf die Beschreibung der Kämpfe vor Belfort und auf die mit ihnen im Zusammenhang stehenden Operationen, sondern betrachtet auch die militärischen Verhältnisse am Oberrhein vom Ausbruche des Krieges an, und gibt eine Darstellung der Operationen des 14. Armeecorps nach erfolgter Einnahme von Straßburg, und zum Schluß eine allgemeine Schilderung davon, wie sich nach der Schlacht bei Belfort die Katastrophe der französischen Ostarmee durch das energische Eingreifen des Generals von Manteuffel mit der Südarmee entwickelte und vollzog. Bei der Bearbeitung dieses dankbaren Themas tritt überall überzeugend das Bestreben hervor, allen unrichtigen und die wirklichen Vorgänge verdunkelnden Angaben die erwiesenen Beweggründe und Thatsachen entgegenzustellen, und mit Wahrheitstreue die Ereignisse nur so zu berichten, wie sie sich in Wirklichkeit zugetragen haben.

Was den Gesammteindruck anbelangt, den das Werk auf uns ausgeübt hat, so müssen wir bekennen, daß wir dasselbe mit großer Spannung vom Anfang bis zum Schluß durchgelesen haben. Die Sprache ist fließend, jedoch dürfte es wol möglich gewesen sein, nach dem Beispiele des Generalstabswerks und anderer neuer Militärschriftsteller die Fremdwörter, wie involviren, ventiliren, eruiren, zu vermeiden und durch die gleich bedeutenden deutschen zu ersetzen.

Die Einleitung beginnt mit einer kurzen Darstellung der kriegerischen Ereignisse von 1870 und verflicht damit eine Schilderung der militärischen Verhältnisse am Oberrhein und der Beunruhigungen, welche daselbst durch die bewaffneten französischen Banden hervorgerufen wurden, nach deren ernstlicher Vertreibung in der Mitte des September aber ein Ende erreichten. Daß mit diesen Unternehmungen ein Einfall in das badische Oberland nicht beabsichtigt war, und daß sie nur schwächliche Versuche

zur Ablenkung von deutschen Streitkräften in jener Richtung hin sein sollten, ist als erwiesen anzunehmen.

Nach der Capitulation von Straßburg erfolgte die Bildung des 14. Armeecorps aus der badischen Division, der combinirten preußischen Infanteriebrigade, zwei dergleichen Reserve-Cavaleriereggimentern und drei dergleichen Reservebatterien, in der Stärke von 23 Bataillonen, 20 Schwadronen und 72 Geschützen; das Commando wurde dem General von Werder übertragen. Diesen beauftragte der erste Befehl des großen Hauptquartiers vom 28. September, an die obere Seine gegen Troyes und Chatillon a. d. Seine zu marschiren und auf dem Marsche etwaige feindliche Truppenansammlungen zu verhindern; bei der Ausführung dieses Befehls stieß die Avantgarde unter General von Degenfeld am 6. October bei Etival auf einen Theil des Corps des Generals Cumbriels, welcher dem General von Werder in das Meurthethal entgegen gesandt war, und schlug ihn nach hitzigem Kampfe zurück. Da der Feind sich nicht in westlicher, sondern in südlicher Richtung auf Remiremont, bedeutenden Verstärkungen entgegen, zurückzog, so fragte General von Werder beim großen Hauptquartier an, ob er unter solchen Verhältnissen seinen Marsch gegen Troyes fortzusetzen habe. Hierauf erfolgte die Antwort, daß der Standort des Feindes als Ziel für die nächsten Operationen zu nehmen sei; später, als der Feind auf Belfort und Langres abgezogen war, und der General von Werder in westlicher Richtung auf Vesoul und Langres abmarschiren wollte, erging auf die Meldung davon der Befehl, die Offensive auf das südlich stehende Corps und bis Besançon auszudehnen. Infolge dessen gelangte das 14. Corps ohne Widerstand bis in die Nähe des Ognon und warf bei Etuz die vorgeschobenen feindlichen Truppen auf Besançon zurück. Da eine Offensive des erschütterten Gegners für die nächste Zeit nicht zu erwarten war, so ging General von Werder nach Gray zurück, demnächst aber nach einigen Tagen Ruhe in der Richtung auf Dijon vor, sodaß er am 28. October mit dem Corps bis an die Vingeanne (Nebenfluß der Saône) gelangte. In der Nacht zum 29. October erhielt General von Werder in Gray neue Befehle aus dem großen Hauptquartier (vom 23.). Ihnen zufolge wurden dem 14. Corps die 14. und 4. Reservedivision unterstellt. Die 4. unter General von Schmeling (15 Bataillone, 8 Schwadronen, 36 Geschütze, 1 Pioniercompagnie) hatte zunächst Schlettstadt (capitulirte am 24. October) und dann Neubreisach (capitulirte am 10. November) zu belagern; die 1. Reservedivision unter General von Treskow (15 Bataillone, 4 Schwadronen, 36 Geschütze) war zur Belagerung von Belfort bestimmt, welches sie am 3. November einschloß. Ferner wurde General von Werder angewiesen, mit den Hauptkräften des Corps bei Vesoul zu stehen, Dijon stark zu besetzen und sich gegen Langres, Besançon und Belfort zu sichern. Demgemäß marschirte General von Werder mit dem größten Theil des Corps nach Vesoul, General von Beyer mit 2 Brigaden Infanterie, 2 Reiterregimentern und 6 Batterien auf Dijon, welches nach hartnäckigem Kampfe am 30. October Tags darauf besetzt wurde.

So stand anfangs November das 14. Corps auf der Linie Vesoul-Dijon, das befestigte Langres im Rücken, vor sich zahlreiche feindliche Streitkräfte, welche infolge der Befürchtungen vor einem Vormarsch der deutschen Truppen gegen Süden bei Autun und Chagny versammelt wurden. Als General von Werder hiervon Kenntniß erhielt, vereinigte er sein Corps bei Dijon, wogegen die 4. Reservedivision am 23. November Gray besetzte. Inzwischen beunruhigte Garibaldi wiederholt die diesseitigen Vorposten und versuchte am 26. November einen nächtlichen Angriff auf Dijon, wurde aber von den dortigen deutschen Truppen geschlagen und bis vor Autun verfolgt.

Die in dieser Zeit französischerseits gemachten Vorschläge, durch welche man ein weiteres Vordringen der Deutschen im südöstlichen Frankreich zu verhindern meinte, liefen auf die Behauptung Belforts durch die Vertreibung der westlich der Vogesen stehenden Truppen hinaus, worauf die Unterbrechung der rückwärtigen Verbindungen des deutschen Heeres bei Nancy stattfinden sollte.

Durch die am 13. December eintreffenden Directiven wurde dem General von Werder die Aufgabe gestellt, im Verein mit dem General von Zastrow (mit der 13. Division) die rückwärtigen Verbindungen der Zweiten und Dritten Armee zu decken, vor allem die mit Energie zu fördernde Belagerung von Belfort zu sichern und die Festung Langres zu isoliren.

Infolge dessen wurde das Detachement von der Goltz (6 Bataillone, 8 Schwadronen, 18 Geschütze) gegen Langres entsendet; das Belagerungscorps vor Belfort erhielt von der 4. Reservedivision eine weitere Verstärkung bis auf 7 Bataillone, 3 Schwadronen, 2 Batterien; der übrige Theil dieser Division hatte die Etappe Gray-Belfort sicher zu stellen: somit verblieb dem General von Werder bei Dijon nur die badische Division zur Disposition. Um die ihm gegenüber bei Nuits unter Cremer und bei Autun unter Garibaldi stattfindenden Truppenansammlungen zu stören und zu zersprengen, ließ der General von Werder die badische Division, unter Zurücklassung einer Infanteriebrigade, einen Vorstoß gegen Nuits ausführen. In dem am 18. December stattfindenden Gefecht wurde der Feind nach hartnäckigem Kampfe zum Rückzuge auf Beaune gezwungen.

Einige Tage nach diesem Erfolge mehrten sich die Nachrichten, daß, abgesehen von dem Garibaldi'schen Corps und der Division Cremer, im südöstlichen Frankreich sich größere Streitkräfte ansammelten; die Eisenbahn von Lyon beförderte nach Angaben deutscher Augenzeugen am 21. December starke Truppenmassen nach Norden; auch Dôle erhielt ansehnliche Verstärkungen für seine Besatzung.

Dieser sich bedenklich gestaltenden Lage gegenüber beabsichtigte General von Werder zwar Dijon möglichst lange zu halten, bereitete aber seinen Abzug vor und nahm im Falle eines überlegenen Angriffs die Möglichkeit seines Rückzugs auf Chatillon a. d. Seine in Aussicht.

Der erste Abschnitt des Werks bespricht nun den inzwischen beschlossenen französischen Operationsplan, welcher eine größere Armee zur Erreichung weitgehender und verschiedener Ziele auf dem östlichen Kriegsschauplatze bestimmte. Nach dem ersten gescheiterten Versuche zum Ersatz von Paris schritt Gambetta dazu, einen neuen Versuch zur Rettung der bedrängten Hauptstadt vorzubereiten.

Unter Verwerfung der in dieser Beziehung von Chanzy und Bourbaki gemachten Vorschläge gelangte der von Freycinet, dem vertrauten Rathgeber Gambetta's, aufgestellte Plan zur Annahme. Hiernach sollten das 18. und 20. Corps unter Bourbaki schleunigst auf der Eisenbahn von Bourges nach Beaune (südlich Dijon) befördert werden, während das 15. Corps bei Vierzon diesen Abzug zu maskiren hatte. Demnächst sollten jene beiden Corps nebst Garibaldi und der Division Cremer gegen Dijon vorrücken und sich dieses Punktes bemächtigen. Unterdessen wäre das neuformirte 24. Corps von Lyon auf der Eisenbahn nach Besançon heranzuziehen, wo sich die dortigen Truppen mit ihm zu vereinigen hätten. Darauf sollte Bourbaki mit diesen vereinigten Streitkräften gegen Belfort eilen und diesen Platz entsetzen, um dann gegen die rückwärtigen Verbindungen des deutschen Heeres, also gegen die Linie Nancy-Châlons vorzudringen und diesen Schienenweg gründlich abzuschneiden. Für alle Fälle kam es bei der Ausführung darauf an, das Werder'sche Corps westwärts der Vogesen in nördlicher Richtung abzudrängen, und hoffte man es bei Dijon und Gray zu überraschen, entscheidend zu schlagen oder gar zu vernichten. Nach Feststellung dieser allgemeinen Umrisse für den Operationsplan, durch den man auch die Schwächung der deutschen Truppen vor Paris durch starke Entsendungen zu erzwingen hoffte, wurden dem General Bourbaki die besondern Anordnungen zu seiner Ausführung überlassen.

Das Bedenkliche dieses Plans lag darin, daß Bourbaki, wenn er sich noch im Gebiete der obern Saône und des Doubs befand und durch den Anmarsch einer deutschen Hülfsarmee zu einem Rückzuge gezwungen wurde, bei der ungünstigen Lage seiner Rückzugslinie, welche ihn anfangs sogar dem Feinde entgegenführte, von dem Hauptrückzugsweg über Besançon — Lons-le-Saulnier abgedrängt werden konnte; es war daher nöthig, bei der winkelartigen Bildung dieser Straße den Scheitelpunkt derselben und die zunächst gelegenen Strecken der Schenkel rechtzeitig durch hinreichende Streitkräfte, etwa bei Dijon, Auxerre und Gray sicher zu stellen.

Noch mehr mußte die Gefahr für die französische Armee wachsen, wenn sie sich etwa über Belfort hinaus ins Rheinthal begab; denn sie war nicht nur durch die Vogesen von dem Gebiete getrennt, auf dem sie schließlich zur Mitwirkung gegen Paris erwartet wurde, sondern sie kam auch in Gefahr, daß ihr die einzige Rückzugsstraße durch eine deutsche Hülfsarmee abgeschnitten und sie einer Katastrophe zwischen dem Rhein, den Vogesen und der Schweiz entgegengeführt wurde. Der Gedanke einer Ueberschreitung des Rheins und eines Einfalls der Bourbaki'schen Armee nach Süddeutschland erweist sich aus der strategischen Lage und aus den obigen Umständen als unhaltbar, Gambetta hat demselben auch in keiner seiner Depeschen Ausdruck gegeben.

Der zweite Abschnitt enthält die Operationen bis zur Lisaine. Infolge der Nachricht von der Ansammlung größerer Streitkräfte im südöstlichen Frankreich erhielt General von Werder am 22. December die Weisung, im Falle eines überlegenen feindlichen Angriffs aus jener Gegend sich auf Chaumont unter Mitwirkung der 13. Division zurückzuziehen.

An demselben Tage begannen die Truppentransporte der Bourbaki'schen Armee nach Osten; sie gelangten alsbald zur Kenntniß der deutschen Heeresleitung, worauf mit deren Zustimmung der General von Werder am 27. December Dijon, welches Cremer am 31. besetzte, verließ und sich mit zwei Brigaden und der Brigade Goltz in Vesoul, die 3. badische Brigade in Gray aufstellte, während die 4. Reservedivision nach Villersexel rückte. Diese Stellungen wurden am 30. December erreicht.

Die Eisenbahntransporte der Bourbaki'schen Truppen erlitten indeß bald solche Verzögerungen, daß die Hoffnung auf ein überraschendes Auftreten dem Armeecorps des General von Werder gegenüber schwinden mußte, wogegen dasselbe nunmehr als compacte Masse von Bourbaki bei seinem Vordringen gegen die Linie Nancy-Châlons nicht unberücksichtigt bleiben durfte. Besorgnisse wegen seiner rückwärtigen Verbindungen erfüllten schon jetzt den General Bourbaki in Erwartung einer deutschen Hülfsarmee, weshalb er die Heranziehung des 15. Corps beantragte und bewilligt erhielt; dasselbe wurde indeß nicht zur Sicherung seiner Verbindungen nach rückwärts, sondern auch zu den Operationen gegen Vesoul und Belfort verwendet.

In Versailles war man infolge widersprechender Nachrichten noch immer über den Abmarsch der Bourbaki'schen Armee nach dem Osten im Unklaren; man telegraphirte am 29. December an General von Werder, daß Bourbaki die Stellung bei Bourges nicht verlassen habe, und am 1. Januar 1871, daß, da alle bisherigen Nachrichten auf eine defensive Haltung des Feindes schließen ließen, und man dem 14. Corps gegenüber nur neuformirte Truppen vermuthete, die Wiederbesetzung von Dijon und die Einschließung von Langres erwünscht seien. Mit Recht fand General von Werder die Lage nicht so geklärt, um hiernach ohne weiteres zu verfahren, indeß gewann doch auch bei ihm die Anschauung mehr und mehr Raum, daß Bourbaki's Armee nicht nach Osten abgezogen sei, und schon beabsichtigte er am 2. Januar die Offensive zu ergreifen, als die Anwesenheit Bourbaki's unzweifelhaft wurde und sein Vorrücken auf die Absicht hindeutete, Belfort zu entsetzen. Bourbaki wollte allerdings, während Garibaldi von Dijon aus seinen Rücken decken sollte, mit dem Gros seiner Armee vorrücken, aber nicht direct gegen Vesoul, sondern zunächst weiter östlich nach Villersexel, und von hier unter Ausführung einer Linksschwenkung das Werder'sche Corps angreifen, um es von der Straße Lure-Belfort abzumanövriren; am 2. Januar begann er sich in Bewegung zu setzen.

Die am 5. Januar südwestlich von Vesoul stattfindenden Gefechte mit den Seitendetachements der gegen Villersexel marschirenden französischen Armee machten die Anwesenheit Bourbaki's auch für die deutsche Heeresleitung unzweifelhaft; diese verfügte daher die Vereinigung des 2. und 7. Armeecorps unter dem Oberbefehl des Generals von Manteuffel, um dem 14. Corps, welches dieser Südarmee zugetheilt wurde, die erforderliche Hülfe zu bringen.

General von Werder blieb trotz der Beobachtungen am 5. Januar noch bei Vesoul stehen, und nahm noch

am 8. Januar abends eine Schlacht in Aussicht, als die Spitze der französischen 3. Division des 24. Corps Belfort bereits näher stand als er, und der Gegner im Stande und augenscheinlich im Begriff war, das 14. Corps durch eine Linksschwenkung von der Lisaine abzuschneiden. Erst auf die Nachricht, daß Villersexel vom Feinde besetzt sei, wurde in der Nacht zum 9. Januar der Abmarsch gegen Belfort beschlossen, gleichzeitig auch, um den in gleicher Richtung vermutheten Vormarsch der feindlichen Armee aufzuhalten, ein Offensivstoß in der Richtung auf Villersexel in deren linke Flanke angeordnet.

Infolge des dadurch am 9. Januar herbeigeführten Gefechts bei Villersexel, wobei sich die Hauptmacht des Feindes jedoch nur durch ihre Avantgarden fühlbar machte, ließ der General von Werder den Marsch der badischen Division nach der Lisaine einstellen, zog sie gegen Villersexel heran, und stand noch am 10. Januar frühmorgens mit dem vereinigten Corps vor diesem Ort, um den Kampf anzunehmen. Rechtzeitig wurde indeß diese Absicht aufgegeben und noch an demselben Morgen der Rückmarsch gegen Belfort angetreten, sodaß man am 11. die Lisaine erreichte. Währenddessen blieb Bourbaki am 10. Januar mit seinen Hauptkräften bei Villersexel; zwei seiner Divisionen standen aber bereits am Abend dieses Tages vor Arcey, drei Stunden von Montbéliard: ein Beweis dafür, daß Bourbaki mit der Hauptmacht gegen Vesoul vorzugehen beabsichtigte, während ein Theil seiner Streitkräfte den Entsatz von Belfort herbeiführen sollte.

Nach der am 11. Januar morgens in Argiesans stattgehabten Zusammenkunft des Generals von Werder und des Generals von Tresckow, des Commandeurs des Belagerungscorps, und nach der Recognoscirung der Stellung hinter der Lisaine beschloß der General von Werder in derselben Stand zu halten; es wurden die Anordnungen für die Besetzung der Stellung und die erforderlichen Arbeiten zur Verstärkung derselben getroffen, wobei man von der Annahme ausging, daß Bourbaki seinen Vormarsch mit der Hauptmacht von Villersexel gegen Héricourt und Montbéliard ausführen werde, um der Verpflegung seiner Truppen wegen der Eisenbahn näher zu sein.

Bourbaki, dessen Operationsplan durch den gelungenen ungestörten Rückzug des 14. Corps hinter die Lisaine durchkreuzt war, vollzog vom 11. Januar an seinen Anmarsch so langsam, daß er erst am 15. Januar den allgemeinen Angriff auf jene Stellung eröffnen konnte.

Während das Gros des 14. Corps die befohlene Stellung inne hatte, verlor dieselbe durch das in der Nacht zum 13. Januar erfolgende Zufrieren der schützenden Gewässer, namentlich der Lisaine, sehr an Werth. Dieser Umstand erregte bei General von Werder mit Recht ernstliche Bedenken, in so ungeschützter Stellung den allgemeinen Angriff des mehr als dreifach überlegenen Gegners abzuwarten, und veranlaßte ihn am 14. abends telegraphisch in Versailles anzufragen, ob er vor Belfort den Kampf annehmen solle. Das darauf erfolgende Antworttelegramm des Generals von Moltke lautete: „Feindlicher Angriff ist in der Belfort deckenden festen Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen. Von größter Wichtigkeit dabei Behauptung der Straße von Sure auf Belfort. Beobachtungsposten in Saint-Maurice wünschenswerth. Das Anrücken des Generals von Manteuffel wird schon in den nächsten Tagen fühlbar." Diese Depesche gelangte aber erst am 15. abends in die Hände des Generals von Werder, der bereits den Kampf angenommen und sich behauptet hatte; wogegen ihm noch am 14. Januar die telegraphische Anzeige des Generals von Manteuffel von dessen erfolgtem Abmarsch mit dem 2. und 7. Corps aus Chatillon a. d. Seine gegen Vesoul zugekommen war.

Bourbaki hatte bereits am 15. Januar, als er die Lisainestellung angriff, Kenntniß von dem Anmarsch der Armee Manteuffel's, infolge dessen schon am 16. und 17. Januar im Rücken des französischen Heeres die größte Verwirrung herrschte: alles Merkmale, daß der französische Heerführer nicht die stille Absicht hegen konnte, nach der Ueberwältigung der deutschen Truppen an der Lisaine seinen Marsch weiter fortzusetzen, um etwa den Rhein zu überschreiten und in Süddeutschland einzufallen.

Der dritte Abschnitt schildert die Schlacht bei Belfort. Der Betrachtung der Beschaffenheit und der Vortheile der deutschen Vertheidigungsstellung, welche nur auf gewissen Straßen zugänglich war, daher nicht unter Entfaltung großer feindlicher Massen angegriffen werden konnte, folgt eine genaue Angabe der Aufstellung der deutschen Truppen und der Vertheidigungsanstalten. Die westwärts gerichtete Hauptfront von Montbéliard bis Frahier hatte eine Ausdehnung von $2^1/_4$ Meile, wozu noch eine kleine Meile bis zur nördlichen Straße am Fuße der Vogesen trat; die Aufstellung gegen Süden an der Allaine war nur $1^1/_2$ Meilen lang; zur Vertheidigung standen nur 42000 Mann mit 142 Feld- und 34 zur Armirung von 10 Positionsbatterien bestimmten Belagerungsgeschützen zur Verfügung.

Die Vertheidigung hatte den Schwerpunkt auf die Lisainestrecke von Montbéliard aufwärts bis Chagny gelegt, während der rechte Flügel bei Frahier und Ronchamp sehr schwach besetzt war und der Verstärkung durch die Anlage von Batterien mit Belagerungsgeschützen entbehrte.

Der etwa erforderliche Rückzug sollte hinter den Savoureusebach genommen werden.

Der allgemeine Angriff auf die Stellung des 14. Corps erfolgte seitens Bourbaki's am 15. Januar mit seinen vier Armeecorps und der Division Cremer dergestalt, daß das 15. Corps auf dem rechten Flügel gegen Montbéliard, nördlich sich anschließend das 24. Corps zwischen diesem Ort und Héricourt, dann das 20. Corps gegen letztern Ort, das 18. Corps links davon gegen Chagny vorzugehen hatte, während letzterm die Division Cremer über Chenebier folgen sollte; die linke Flanke der deutschen Stellung an der Allaine wurde durch nur unbedeutende Detachements angegriffen.

Nach einer tapfern Vertheidigung der vor Montbéliard eingenommenen Vorpostenstellung durch die Landwehrbataillone der 4. Reservedivision wurde schließlich nachmittags die Stadt mit Ausnahme des Schlosses, welches mit 6 Geschützen armirt, mit 2 Compagnien besetzt und auf 21 Tage verproviantirt war, aufgegeben, jedoch derartig unter Feuer gehalten, daß der Feind ein weiteres Vorgehen aus derselben aufgeben mußte; im übrigen aber

vermochte der Feind an diesem Tage trotz ernster Kämpfe die deutsche Stellung nirgends zu durchbrechen.

Am 16. Januar, dem zweiten Schlachttage, wurden wiederum die Angriffe der Franzosen auf den linken Flügel und das Centrum der deutschen Stellung energisch abgewiesen. Dagegen blieben die auf den rechten Flügel bei Chenebier nicht ohne Erfolg; das dort befindliche Detachement des Generals Degenfeld mußte diesen Ort nach rühmlichem Kampfe räumen und, auch Frahier aufgebend, sich an der Straße nach Belfort etwa $1/4$ Meile weit zurückziehen. Indeß wurde noch abends spät durch die vom Obercommando erbetenen Unterstützungstruppen Frahier wieder genommen und ausreichend stark besetzt, übrigens der bedrohte Punkt durch anderweitig zugesandte Verstärkungen völlig sicher gestellt, und rückwärts von dem Dorfe an der Straße nach Belfort eine Batterie von 3 Vierundzwanzigpfündern noch in der Nacht in Position gebracht.

Auf dem Gebiete südlich an der Allaine fanden, wie am 15. Januar, nur unbedeutende Kämpfe statt; auch ein unerheblicher Ausfall aus Belfort war bald zurückgeschlagen.

Inzwischen waren die Vortruppen des Generals von Manteuffel am 16. Januar bis in die Nähe von Gray gelangt, weshalb am 17. der Eisenbahnverkehr von Dijon dorthin aufgegeben werden mußte. Diese Bedrohung seiner nicht ausreichend gesicherten Rückzugslinie bestimmte wol Bourbaki hauptsächlich, von dem für den 17. befohlenen Angriff unter Umgehung des deutschen rechten Flügels abzustehen und noch in der Nacht zum 17. Januar den Rückzug zu beschließen, obwol er in der Meldung an den Kriegsminister als Veranlassung zu dem Abzug in eine neue Stellung nicht nur die durch das feindliche Feuer, sondern auch die durch Kälte, Schnee, die Märsche und Bivouaks verursachten Verluste angibt. Der Kampf, welcher sich am dritten Schlachttage, dem 17. Januar, entspann, wurde französischerseits nur geführt, um die Einleitung des Rückzugs zu maskiren und die Trains den befohlenen Vorsprung von einem Tagemarsch gewinnen zu lassen. Der Schwerpunkt dieses Kampfes am 17. lag wiederum bei Chenebier und Frahier, wo der feindliche linke Flügel den Angriffen des Generals von Keller, augenscheinlich zur Sicherung des Rückzugs des Gros der Armee von der Lisaine, einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzte; gegen das Centrum und den linken Flügel der Stellung an der Lisaine wurden nur ein großer Infanterieangriff und sonst nur verschiedene kurze Vorstöße unternommen, übrigens der Kampf hauptsächlich mit zahlreichen und oft auftretenden Batterien geführt.

Aus diesem Verhalten ließ sich auf den Abzug der feindlichen Armee schließen, welchen Bourbaki indeß nicht blos einige Lieues weit auszuführen, sondern bis Besançon auszudehnen beabsichtigte, wo er am 21. Januar eintraf.

Die Verluste des 14. Armeecorps, mit denen es in den Kämpfen vom 15. bis 18. Januar die heldenmüthige Vertheidigung seiner Stellung erkaufte, beliefen sich auf 63 Offiziere, 1774 Mann an Todten und Verwundeten; davon kommen auf die preußischen Truppen 24 Offiziere, 972 Mann, auf die badische Division 38 Offiziere, 788 Mann.

Der vierte Abschnitt bespricht die Operationen der deutschen Südarmee. Nachdem der General von Manteuffel mit seinen beiden Armeecorps am 17. Januar die Ostseite des Côte d'Or zwischen Dijon und Langres erreicht und von dem glücklichen Ausgang der Kämpfe vor Belfort Nachricht erhalten hatte, beschloß er, am 19. Januar den Marsch in der Richtung auf Vesoul noch fortzusetzen, und forderte den General von Werder zur Offensive mit allen disponibeln Kräften auf.

Der erforderliche Ersatz der Munition und die Sicherstellung der Verpflegung beim 14. Corps verzögerten einen raschen Abmarsch; erst am 19. Januar setzten sich die Avantgarden in Bewegung, denen am 20. das Gros folgte. Sowol hierdurch wie infolge langsamer Märsche verlor das Corps am 24. Januar die Fühlung mit dem Feinde und blieb daher in Ungewißheit darüber, ob derselbe auf dem linken oder rechten Doubsufer sich zurückziehe.

Als am 19. Januar das 2. und 7. Corps ohne Widerstand bis zur Saône gelangt waren, faßte General von Manteuffel den Entschluß, auf die Vereinigung mit dem 14. Corps zu verzichten und in südlicher Richtung vorzugehen, um dem französischen Heere die Straße nach Lyon zu verlegen, während Garibaldi bei Dijon durch die Brigade Kettler festgehalten werden sollte. Am 23. Januar stand das Gros des 2. Corps auf der Linie Dôle-Vaudry, das 7. Corps zu beiden Seiten des Doubs auf der Linie Saint-Vit-Quingey, Besançon beobachtend. Am 24. Januar hatte die Südarmee folgende Aufstellung: General von Manteuffel in La Barre bei Dampierre (südwestlich Besançon), das 7. Corps hielt die Linie Saint-Vit-Quingey besetzt, das 2. Corps erreichte mit der Avantgarde Mauchard, den Knotenpunkt der Eisenbahnstraßen von Besançon-Pontarlier nach Dijon-Lyon, sodaß General Manteuffel die directe Straße von Besançon über Lans-le-Saulnier nach Lyon beherrschte. Das 14. Corps hatte 4—5 Meilen nordöstlich von Besançon entfernt Montbozon, Rougemont und Beaume les Dames besetzt und schob seine Avantgarden gegen die Straße Vesoul-Besançon vor.

Am 24. Januar nachmittags erhielt General von Werder den Befehl des Obercommandos vom 22. Januar, welcher in Erörterung der gemeldeten Anwesenheit eines feindlichen Corps anordnete, daß er dieses direct verfolgen solle, damit die Kräfte des Generals von Manteuffel bei dem beabsichtigten Vorgehen gegen die Straße auf Lans-le-Saulnier nicht zersplittert würden, das genannte Corps aber jedenfalls verhindert werde, gegen seine (Manteuffel's) Verbindungen auf Gray u. s. w. zu operiren. Obwol bei Montbozon kein feindliches Corps mehr stand, so glaubte General Werder doch ein feindliches Vordringen über Gray oder Pesmes behufs Vereinigung mit Garibaldi in Erwägung ziehen zu müssen, und beschloß, mit dem Gros seines Corps nördlich vom Ogeon gegen Pesmes zu rechts abzumarschiren, während die 4. Reservedivision auf dem linken Doubsufer gegen Besançon vorgehen sollte. Hierdurch wurde der damalige Plan des Generals von Manteuffel, einen entscheidenden Schlag gegen den Feind in der Gegend von Besançon zu führen, durchkreuzt, eine Aenderung aber nicht ange-

ordnet, sondern dem General von Werder befohlen, den Rechtsabmarsch nicht nach Pesmes, sondern auf Marnay fortzusetzen, um an den linken Flügel des 7. Corps Anschluß zu gewinnen. Am 25. Januar war letzteres auf der Linie Saint-Vit-Quingey stehen geblieben, das 2. Corps nach Mouchard-Villers-Farley gerückt, indem es nach Salins, Arbois und Poligny Recognoscirungen vortrieb.

Die sehr erschütterte französische Ostarmee, mit der Bourbaki einen ernstlichen Durchbruch auf der Straße nach Lyon nicht zu versuchen wagte, begann am 24. Januar den von ihm beschlossenen Rückzug durch den Jura nach Pontarlier, wo sie das Verhängniß infolge der energischen Maßregeln des Generals von Manteuffel ereilte. Derselbe vollzog vom 26. Januar an die Rechtsschiebung des 2. und 7. Corps bis zur Linie Salins-Champignole, und ließ diese Corps dann von Süden und Westen concentrisch gegen Pontarlier vorgehen, während die 4. Reservedivision gegen Süden dem auf diesen Ort zurückgehenden Feinde kräftig nachzudrängen hatte. Die Brigade Goltz wurde über Arc et Senans herangezogen, die badische Division übernahm die Beobachtung von Besançon.

Die französische Armee hatte sich inzwischen bei Pontarlier immer mehr zusammengeschoben, da ihr alle Rückzugslinien bis auf die äußerste bei Mouthe verschlossen waren; als auch diese ihr verlegt wurde, und am 31. Januar General Manteuffel seine Armee noch mehr gegen Pontarlier concentrirt hatte, war sie zum Uebertritt über die Schweizergrenze mit 2467 Offizieren, 87847 Mann, 11787 Pferden, 285 Geschützen gezwungen, nachdem auf dem Rückzuge 15000 Gefangene, 2 Adler, 35 Geschütze den Deutschen in die Hände gefallen waren.

Indem wir hiermit unser Referat über das interessante Werk schließen, bemerken wir noch, daß die demselben beigegebenen Karten sauber gezeichnet sind und dem Bedürfniß entsprechen.

Neue Erzählungsliteratur.

1. Sünder und Thoren. Ein Roman von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Zwei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1875. 8. 8 M.
2. Die Damen von Nanzig. Historischer Roman von George Hiltl. Fünf Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. 8. 18 M.
3. Leid und Lust. Neue Novellen von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). Erster bis dritter Band. Stuttgart, Cotta. 1874. 8. 14 M.
4. Fern von der Welt Getriebe. Zwei Novellen von E. Oswald. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. 8. 4 M.
5. Die Schriften des Waldschulmeisters. Herausgegeben von P. K. Rosegger. Pest, Heckenast. 1875. 8. 6 M. 80 Pf.

Der sociale Roman wird diesmal durch Tschabuschnigg's „Sünder und Thoren“ (Nr. 1) repräsentirt. Die Anregung hierzu scheint der Verfasser während seines kurzen Aufenthalts im Palais des österreichischen Justizministeriums geschöpft zu haben. Er verließ dasselbe wol recht enttäuscht, da er auf der politischen und socialen Bühne fast ausschließlich „Sünder und Thoren“ sah. Der Geistvolle und Geniale vermag nicht nachhaltig zu wirken, denn die Sünde nimmt seinem Thun das Ueberzeugungsmächtige, das nur jenen Thaten anhaftet, welche nicht blos Frucht eines günstig organisirten Gehirns, sondern zugleich eines sittlich-starken Charakters sind. Der Matador der geistvollen Sünder ist Julian, der es um den Preis des gebrochenen Herzens seiner ersten Geliebten vom Hofmeister der reichen schönen Bankierswitwe zu deren Gemahl, zum Verführer seiner Schwägerin, zum finanziellen Ruin und schließlich zum Morde der Seinigen und zum Selbstmord bringt. Aber die Sünde durchschreitet alle Kreise, sie dringt selbst in das Hotel des Ministerpräsidenten, mag dieselbe dort auch die Gewandung schreckenerregender Romantik abstreifen und nur als fashionable Frivolität zum Ausdruck kommen. Und die Thorheit herrscht nicht blos in den Wahlconventikeln der Feudalen und Klerikalen, nicht blos in socialdemokratischen Arbeiterkreisen — sie inficirt alle Gesellschaftsschichten und bringt es, der Gründungsmanie der Zeit entsprechend, zur Organisation, zum System, wie es der „Club der freien Phantasie“ ist, wo die Thorheit allerdings schon ganz bedenklich in das Läppische und Alberne umschlägt.

Mangelt denn aber gänzlich jenes gesunde sittliche Ferment, ohne welches denn doch die Existenz eines Staats oder einer Gesellschaft fast unmöglich ist? Es tritt in unserm Roman sehr zurück, aber es ist doch vorhanden. Meister Gotthold ist der Vertreter alter guter Sitte, aber auch zünftiger Beschränktheit; so würde trotz der erstern die Woge der Zeit über ihn hinweggehen, träfe er nicht endlich einen Ausgleich mit dem modernen wahrhaft fortschrittlichen Element, das der in Praxis und Theorie gleich tüchtige Arbeiter Walter repräsentirt. Also: jener Bruchtheil des arbeitenden Standes, welcher alte gute Sitte mit den wirklichen Errungenschaften auf geistigem und technischem Gebiete der modernen Zeit verbindet, gibt das Fundament ab, auf welchem die Regeneration von Staat und Gesellschaft, wo jetzt Sünder und Thoren dominiren, sich vollziehen soll. Die Aussichten scheinen günstig zu sein, denn Walter sitzt schon im Abgeordnetenhause. Ich will nicht rechten mit der Weise, wie dem Autor das Bild politischen und socialen Lebens erschien, da er das Ministerhotel verlassen; ich will den Roman auch nicht nehmen wie eine apologetische oder exegetische Schrift in Rücksicht auf sein kurzes Verweilen in demselben. Die letzten Jahre mit ihren stürmischen Parteikämpfen, wobei nach rechts und links die Jesuitenmoral acceptirt wurde, mit ihrer Herrschaft des Hebräerthums im geistigen und wirthschaftlichen Leben, sie waren wirklich danach angethan, einem auch nicht geradezu zaghaften Geiste das „Gruseln“ zu lehren. Daß aber die Wiedergeburt nicht gerade auf ein Arbeiterparlament zu warten braucht, das beginnt denn doch schon gemach klar zu werden.

Doch das politische und sociale Programm des Verfassers ficht mich nicht weiter an; welchen Werth hat sein Roman als künstlerische Composition? Da kann man ihm

in erster Linie den Vorwurf der Flüchtigkeit, der Conception en passant, nicht ersparen. An den Roman ist als erste Anforderung zu stellen, daß er ein fest geschlossenes Ganzes sei, daß in ihm alles Geschehen zu einem bestimmten Mittelpunkte laufe: so erst kommt Plan und Ordnung in das Ganze. Von dem vorliegenden Roman kann man dies nicht sagen. Wo liegt z. B. die nothwendige Beziehung der Scenen, die im Hause der Familie Dattelbaum abspielen, der Narrenkomödie des „Clubs der freien Phantasie" u. s. w. zum Ganzen? Sie sollen zur Charakteristik der Gesellschaft dienen. Gut, erschöpfte sich das Wesen des Romans in einer Reihe sittengeschichtlicher Schilderungen, so könnte man diesen Grund gelten lassen; im Roman aber muß die Beziehung zum Ganzen eine festere sein, es muß eine sichtbarere, greifbarere Einheit da sein als die blos culturgeschichtliche Signatur. Ebenso treten uns die Schicksale der handelnden Personen zumeist nur in episodischer Form vor das Auge; so die Geschichte der Melusina und des Grafen Eberhard zum Theil auch Sulamit's und Leon's. Wie einzig bewundernswerth ist da Gutzkow's Compositionstalent, der in ganz anderer Breite, Fülle und Tiefe das Culturbild eines Stücks Gegenwart in den „Rittern vom Geiste" darzustellen wußte. Auch die Charakteristik nimmt bei Tschabuschnigg keine hohe Stelle ein; es läuft viel Schattenhaftes dabei mit unter. Oder wollte der Autor de facto demonstriren, daß man heute selten „Charakteren", um so häufiger aber Leuten begegnet, die ihre Meinungen vortragen, welche die Signatur der Zeitungsnotiz nicht verleugnen, statt daß diese innerlich Gewordenes, von innen heraus Bestimmendes seien? Doch gerade um die Nichtigkeit zu zeichnen, bedarf es einer energischen festen Hand.

So gewinnt man aus Tschabuschnigg's Roman kein tieferes Welt- und Zeitbild, als es uns der bessere Leitartikelschreiber in den Zeitungsspalten entwickelt. Der Verfasser stellte sich ein großes Problem; er wäre der Lösung wol näher gekommen, hätte er sich nicht durch die Traditionen des flüchtigen Tagesschriftstellers bestimmen lassen.

Den historischen Roman vertritt Hiltl's „Die Damen von Nanzig" (Nr. 2). Hiltl ist kein glänzendes Dichtertalent; seine Weltanschauung ist ziemlich hausbacken; aber was bei minderer Begabung Fleiß und Sorgfalt auf dem Kunstgebiete vermögen, das leistet er. Immer trifft man bei ihm lichte, correcte Composition, Charaktere von überzeugender Existenzkraft, Sorgsamkeit und Reinheit sprachlicher Darstellung. Auch der uns vorliegende neue Roman schlägt nicht aus dieser guten Art. Den Mittelpunkt der Handlung bildet die Uebergabe Nanzigs (Nancy) an die Franzosen; den Wankelmuth der Männer konnte der Patriotismus und der Muth der Damen von Nanzig nicht paralysiren. Henriette von Pfalzburg ist die eigentliche Heldin dieses Frauenkreises; ihr zunächst steht Prinzessin Katharina, Aebtissin von Notre-Dame de Consolation, und Nicoletta, die Gemahlin des Herzogs von Lothringen Karl's VI. Diese Frauen kämpfen nicht blos im Rathe der Familie für die deutsche Sache und vernichten so immer wieder die von Ludwig XIII. und Richelieu dem wankelmüthigen Herzog abgerungenen Zusagen; sie greifen auch handelnd ein, und Henriette selbst richtet von der Bastion aus das Geschoß auf den verhaßten König. Die eigentlichen Executoren ihrer waghalsigen Plane aber sind die drei Pagen Felix von Asfeld, George von Bressan und Robert de Cossé. Dumas' „Les trois Mousquetaires" mögen nicht ganz unbetheiligt an der Composition dieser waghalsigen Pagentrias geblieben sein. Eine warm patriotische Stimmung, doch ohne Aufdringlichkeit, spricht auch aus diesem wie aus jedem andern Romane Hiltl's.

Robert Waldmüller, der unter dem Gesammttitel „Leid und Lust" drei Bände neuer Novellen (Nr. 3) vorlegt, bekundet sich in dieser Sammlung wieder als einer der tüchtigsten deutschen Novellisten der Gegenwart. Von den elf Novellen möchte ich kaum mehr als zwei oder drei als Mittelgut bezeichnen. Die Perle der Sammlung ist gleich die erste Novelle des ersten Bandes „Auf Freiersfüßen", novellistische Studie aus der Normandie. Die Herzensirrsale, die Selbsttäuschung, das durch das eine wie das andere bedingte Schwanken und Wandeln der Neigung zwischen den beiden Liebespaaren könnte man als psychische Paradoxie verurtheilen, zwänge nicht die tiefe psychologische Motivirung, an die Möglichkeit und Wahrhaftigkeit derselben zu glauben. Dr. Isouard und die gutmüthig-kokette, vergeßliche Madame Houchard sind wahre Cabinetsstücke vollendet sorgsamer Charakteristik. Bei dem hohen Interesse, welches so das Psychologische in Anspruch nimmt, bedarf es keiner hochnothpeinlichen Beschwörungsformeln tragischer und komischer Katastrophen; Leid und Lust wechselt, wie es in dem Menschengemüthe wechselt, das sich nicht in trotzig einsamer Selbstbeschränkung zurückgezogen hat, sondern in welches die Strahlen des Lebens zu dringen vermögen. Die Grundstimmung der Novelle bleibt aber immer warme Behaglichkeit, die sich dann auch dem Leser in erquickender Weise mittheilt.

„Die Mode auf dem Lande" ist eine culturgeschichtliche Novelle im besten Sinne. So klein die Bühne ist, auf welcher der Vorgang sich abspielt, Deutschlands culturgeschichtliche Gesammtphysiognomie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts spiegelt sich doch in dem Treiben. In dieser bunten Mischung von Stumpfsinn und Roheit, Phantastik und Sentimentalität würde es uns wahrhaft beklemmend werden, würde die Dämmerung einer erleuchtetern Zukunft nicht schon sichtbar. Der Bote dieser kommenden Zeit ist Gellert, als Episodenfigur in die Novelle gestellt, aber doch gewissermaßen deren geistiger Mittelpunkt. Die Repräsentanten jener trüben Gegenwart aber sind durchweg von einem Lebensgefühl getragen, daß man sie vor dem innern Auge in voller Gegenständlichkeit handeln und wandeln sieht. Da ist Rex, der es vom Zigeuner zum hungernden Rector brachte; seine Schwester Christel; des Schenkenwirths von Dennschütz Barbara und die Patrizin, zwischen welchen der Kampf um den Vorrang städtischer Mode gekämpft wird; der grüne Weber, der wegen Raisonnirens, in Ermangelung eines Ortsgefängnisses, im Wirthshaus in einen Lattenkäfig gesperrt wurde und sich nun die Nächte mit Absingung von Quirin Kuhlmann's Kuhpsalter vertreibt; da ist das Tyrannenpaar von Dennschütz, Herr Julius Cäsar von Hartz und seine französirende Gemahlin, die da tyrannisirt und drückt nur um der Pädagogik wegen; der gemüthswarme Diakonus Elterlein, der sich so sehr in Spener's Predigten hineingelebt, daß er das Mein und Dein der Gedanken nicht

mehr zu unterscheiden vermag, u. s. w. Das gutmüthige ironische Lächeln, das dem Novellisten bei Schilderung solcher Zustände und Charaktere stets um die Lippen schwebt, macht den Stoff ästhetisch erst völlig genießbar.

Die erste Piece des zweiten Bandes „Urberl und Betti“ ist eine trefflich erzählte Dorfgeschichte ohne erlogene Naivetät und ängstliche steife Nachahmung bäuerischer Redeweise. Dann folgt die geistvolle Plauderei „Das Räthsel der Rue Croulebarbe“, worin wir interessante und amusante Details über Dumas père, Chopin u. s. w. erfahren.

„Aimée Vitert“, aus dem Tagebuche eines metzer Gefangenen, ist ein Zoll an die Stimmung von 1870, hält sich aber frei von jeder Gelegenheitseile. Der Grundgedanke ist kein beiläufiger; wie particularistische Gesinnung nicht durch national-liberale Phrasen und Stichwörter, sondern durch die Kraft allgemeiner Begeisterung und der daraus hervorgehenden Thaten gemach überwunden wird, das ist das schlichte, aber um so eindringlichere „Fabula docet“ dieser Novelle. Der Abschluß der Erzählung liegt in den einleitenden Worten, daß Leichenräuber einem bei Sedan Gefangenen diese Tagebuchblätter abnahmen; mit dem Tode für den Ruhm der einigen Nation ist das Schwanken und Zweifeln gesühnt, das nicht blos den Helden dieser Novelle allein, dem Begriffe nationaler Einheit gegenüber, vor 1870 erfaßte.

„Politische und unpolitische Herzensbündnisse“ ist eine historische Novelle. Die Hauptacteurs in derselben sind Nebenacteurs in der Action zwischen Karl V. und dem galanten Franz I. von Frankreich. Doch die Staatsactionen treten nur so weit in den Vordergrund, um den heitern und ernsten genreartig entworfenen Scenen zwischen dem Pagen Bertrand und dem herzlichen Backfisch Rosalbos die Folie zu geben. Nach Jahren, da der Page ein Reiterführer und der Backfisch ein erwachsenes und durch das Leid langer Trennung ernstes Hoffräulein geworden, wird selbstverständlich ein nicht durch Politik zu Wege gebrachtes, aber deshalb um so glücklicheres Herzensbündniß für das Leben geschlossen.

Den dritten Band eröffnet die Novelle „Jessika“; wie der Verfasser in einer Vorbemerkung sagt, nach einer Anzahl Tagebuchblätter, die ihm von weiblicher Hand zugesandt wurden. Der nervöse Tic, welcher der Novelle anhaftet, könnte als Beglaubigungszeugniß dienen. Der Grundgedanke, daß das Judenthum auch noch heute in der Gesellschaft ein Stück Pariathum ist, kann allerdings nur ein so feingestimmtes Innere quälen, wie es das Jessika's ist, die zugleich ein zu scharfes Auge für die Schwächen und Fehler der Rasse hat, um nicht zu wissen, daß, wenn noch immer nicht jedes Vorurtheil gegen das Judenthum geschwunden, dies in vielen Vertretern desselben seinen Grund hat.

So reflectirt Jessika: „Es fehlt uns wenig heutzutage, und doch fehlt uns etwas recht Unentbehrliches, wer weiß, ob nicht gar so etwas wie — die Ehre.“ Ja, Jessika beneidet in diesem Augenblick den Polen, der um ein verlorenes Vaterland seufzt, sie beneidet den Negersklaven unter der Peitsche des Pflanzers, sie preist die Zeit,

wo durch ein allgemeineres tyrannisches Niederhalten edler und berechtigter Kräfte die unheilbare Krankheit des Einzelstammes wenigstens verdeckt schien, die Krankheit, an welcher ich und alle, die sich Juden nennen, siechen — die Erbschaft eines tausendjährigen Drucks, gleichviel ob verschuldet oder nicht, das Vermächtniß einer tausendjährigen Heimatlosigkeit, die Mitgift der Weltgeschichte mit einem Worte, und was diese Mitgift unter Misachtung und Härte an entstellenden Eigenthümlichkeiten in uns entwickelte; Tiefeingewurzeltes, das der versöhnende Hauch eines ganzen milder gearteten Jahrtausends kaum zu verwischen im Stande sein wird!

So brütet und spinnt sie — „kaum zu verwischen, nein, ein ewiges Kainszeichen!“ Und dann klagt sie den Himmel an, daß er die Hauptlast dieses grausam zu Boden ziehenden Verhängnisses eben den Schwachen unter ihnen auf die Schultern wälze. Sie ruft:

Ja wer ein Mann wäre! Ein Mann schüttelt durch Thätigkeit im Markte des Tagestreibens das Unerträglichste ab, ein Mann wird Denker, und sein Schmerz wird ihm ein Gegenstand des Studiums, ein beobachteter und dadurch schon zur Hälfte unschädlich gemachter Feind. Auf höherer Warte stehend, begnadigt mit einem weitern Umblicke, kann er im Anblicke untergegangener Nationen, in der kümmerlichen Lebensfristung des eigenen Stammes noch Tröstliches, Zukunftverheißendes entdecken, kann er in der unfreundlichen Stellung, welche ihm die Gesellschaft anweist, den Sporn zu bestimmter, bewußter Thätigkeit finden, auf einen einzigen Punkt, auf die völlige Entfesselung der immer ja noch nicht ganz Gleichberechtigten mit allen Kräften hingewiesen. Ja, wer ein Mann wäre! Die örtliche Zersplitterung seiner Stammesverwandten führt mit Gewalt auf die Nothwendigkeit festen geistigen Zusammenhangs hin. Ohne Freimaurerzeichen erkennen und fördern sich die Genossen, wo immer sie einander begegnen. Und dann — dem Manne gehört die Kunst, die Kunst aber steht über den Confessionen. Hier können sie, losgetrennt von dem Erbmakel vergangener Jahrhunderte, auf du und du mit den Meistern aller Zeit verkehren. . . .

Sie lacht bitter auf, denn während sie neidisch zusammenzählt, was jene bevorzugt, meint sie mit greller Selbstverspottung auch dort, auch auf dem Gebiete der Kunst, die alten Vettern, die sie haßt, wiederzuerkennen und um die Palme feilschen zu sehen, meint sie alle die entstellenden Eigenheiten ihres Volks wieder zu gewahren ... „die Schmiegsamkeit, die Nüchternheit, den Blick fürs Trocken-Verständige, die kecke Dreistigkeit im raschen Wechsel mit der Unterwürfigkeit, sie alle, die meine Lippe verwünscht und doch — bekennt“.

Es ist psychologisch bezeichnend, daß Jessika, die in solcher Weise reflectirt, nach schließlicher Enthüllung nicht die Tochter eines Juden, sondern eines schottischen Lords und nur durch die Verkettung der Verhältnisse im Judenthume erwachsen ist und erzogen wurde. Und wie nimmt Jessika diese Enthüllung auf? Zuerst ein großer Jubel, dann aber fühlt sie, daß sie geistig schon jeder Confession entwachsen ist.

Ein mächtiger lyrischer Zug geht durch die ganze Novelle und krystallisirt sich nicht selten zu wohltönenden Versen, welchen auch der bedeutsame Inhalt nicht mangelt. In den Hauptcharakteren schlägt der Pulsschlag starker Leidenschaftlichkeit; die Gewitterschauer der Tragik fehlen nicht, wenngleich der Schluß in einen harmonischen Accord ausklingt.

Ueberwog in dieser Novelle eine ernste, nicht selten tragische Stimmung, so erheitert dagegen „Kapitän Forduaß“, der Führer des Schleppdampfers, durch Erzählung seiner Lebens- und Heirathsgeschichte. Es folgt dann die Bluette „Zwischen Himmel und Erde“, dann „Ein-

geschneit", und endlich die letzte Novelle der Sammlung: „Im Golf von Argos". Die Handlung derselben spielt zur Zeit der Unabhängigkeitskämpfe Neugriechenlands und während der Interimsherrschaft des Grafen Capo d'Istria, dessen Ermordung in die Handlung verwoben ist. Die frische kräftige Schilderung von Land und Leuten ist wol das Resultat eigener Anschauung. Cici, der seiner Familie in Venedig entlaufen und nun in Griechenland, besonders im Districte der Mainoten, ein Leben reich an Liebe und Gefahr gelebt, erzählt seine Abenteuer und Schicksale während einer stürmischen Fahrt durch den Golf von Argos.

In allen Novellen Waldmüller's bildet ein psychologischer Vorgang deren eigensten Inhalt; in der Charakterschilderung meidet er jene Breite, die, vor lauter Sorge uns kein Detail geistigen oder körperlichen Gehabens entgehen zu lassen, die Resultanten aus all dem zu ziehen vergißt, womit man doch erst das eigenste Wesen eines Individuums besitzt; nichtsdestoweniger treten all seine Menschen als Individuen auf und haben so viel Consistenz, daß sie in der Phantasie des Lesers nicht zerfließen. Die sprachliche Darstellung zeigt den sorgsamen, eleganten, feinsinnigen Stilisten.

Unter dem Titel „Fern von der Welt Getriebe" (Nr. 4) bietet E. Oswald zwei Novellen: „Föhrenbrink" und „Incognito". Wenn diese beiden Novellen, nach der poetischen Widmung zu schließen, Erstlingsproducte sind, so darf man immerhin das Talent der Schriftstellerin — die weibliche Feder verräth sich in jeder der beiden — als ein der Zukunft sicheres willkommen heißen. Nicht daß man durch eine besondere Erfindungskraft überrascht würde, wir bleiben aber auch mit der Jagd nach Sensationsmotiven verschont. Das Hauptinteresse liegt in der Behandlung.

Die erste Novelle: „Föhrenbrink", führt ein oft variirtes Thema vor. Eva und Kurt liebten sich. Dann ward Eva durch die Macht der Verhältnisse Gattin eines Mannes, dem sie zwar ihre Liebe nicht schenken konnte, ihre Achtung aber gewähren mußte. Und wie nun schon gemach an der Brust dieses treuen, starken Mannes, der seine Liebe nicht in Wortgeflunker, sondern nur in seinem Handeln zeigt, die Liebe in Eva zu keimen beginnt, da tritt plötzlich der Jugendgeliebte ein in dieses Heim des Friedens. Die alte Leidenschaft wird wach gerufen, es beginnt ein Kampf, der die ganze körperliche und geistige Natur Eva's zu zertrümmern droht. Die Krisis ist todesgefährlich; doch Eva genest nun an dem treuen Herzen ihres Mannes, dessen Liebe auch jetzt stark geblieben, zu unanfechtbarem Frieden und Seligkeit.

Die Novelle „Incognito" muthet besonders in ihrem ersten Theile an. Der Sohn eines deutschen Duodez-Potentaten macht incognito eine Reise; da kommt er mit dem Freunde in das Pfarrhaus von Waldstetten. Neben dem prächtigen Pfarrherrn und dessen Gattin findet er hier auch zwei Mädchen, wovon die ernste Marie die Verlobte des Jugendfreundes, die schmetterlingsflüchtige Else aber, „mit den röthlichbraunen Locken und einem Gesichte wie der verkörperte Sonnenschein", bald in seinem Herzen mit scheinbar unbezwinglicher Gewalt herrscht. „Alle das Neigen von Herzen zu Herzen" in der reizenden Frühlingsnatur und in dem Frieden des Pfarrhauses bildet den Stoff des anmuthigen Idylls, wie der größere erste Theil der Novelle genannt werden darf. Dann aber nach dem Schmerz des Abschieds muß — wie es nun haushälterische Frauenart — alles in das richtige Gleis gebracht werden; dabei wird die Poesie von dieser gutbürgerlichen Geschäftseile genasenstübert. Marie erhält den Geliebten zum Manne, gut; der Prinz liebt eine Ebenbürtige und heirathet sie natürlich, auch gut; aber Else? Ich bin auch der Meinung, es ist nicht mehr modern, am gebrochenen Herzen zu sterben; aber wenn über eine unversehrte Mädchenseele die erste Liebe mit elementarer Gewalt wie ein Schicksal gekommen, sie in der Tiefe erfaßt hat, dann durfte es selbst einer wohlerzogenen Pastorstochter schwer werden, nach Ablauf eines Jahres eines andern schon wieder zu gedenken, und nach zwei Jahren sich schon als glückselige Braut dieses andern zu fühlen. Mit dieser Hast der Verfasserin, Ehen zu stiften, versöhnt mich nicht einmal der schöne Schluß der Novelle:

Da stand sie (Else) wieder unter den blütenschweren duftenden Fliederbüschen wie damals, vor zwei Jahren, als er, ohne es zu wollen, Zeuge ihres ersten Lebenskummers geworden — der Kukuk rief aus der Ferne —, die erste Nachtigall schlug sehnsüchtig im Haselgesträuch am rauschenden Bache, der schlanke Kirchthurm und die rosig-weißen Aepfelbäume des Dorfs hoben sich hell von den bläulich-grünen Bergwänden ab. Alles so leicht und zauberisch schön hier draußen und drinnen in der Seele der Mädchens! Versunken all die Schatten der Vergangenheit, vergeben und vergessen, was noch einen Rest von Bitterkeit in ihrem verborgensten Innern zurückgelassen hatte! Sie breitete die Arme aus, als möchte sie die ganze, weite Frühlingswelt an ihr Herz schließen, das so übervoll von Liebe und Seligkeit war. Und wieder kniete sie weinend im blumigen Grase, nur daß es diesmal Thränen des heißesten Dankes waren — und der Mann, der sie jetzt aufrichtete, wie man ein Kind emporhebt, durfte sie vor Gottes und der Menschen Augen an sein warmes Herz ziehen und sie die Sonne seines Daseins nennen!

Sentimentalität wird man also der Verfasserin nicht vorwerfen können; fast „Fanny-Lewaldisch" energisch hält sie auf gute Zucht der Neigungen, ist auch nichtsdestoweniger empfindungsreicher als jene nordische Heroine Kreißig'scher Romankritik. Auch die Charakterzeichnung verräth in nichts die zitternde Frauenhand; und schließlich zeigt die souveräne Ironie der Schilderung des Spießbürgerthums von Fernhausen, daß der Verfasserin eine wirksame Komik gleichfalls nicht fremd ist.

Das Buch, mit dessen Erwähnung ich die Revue schließe, ist Rosegger's „Die Schriften des Waldschulmeisters" (Nr. 5). Ein herzerfreuendes Buch in seiner Schlichtheit und seiner Gefühlswärme! Andreas Erdmann ist armes Waisenkind; hat einige Jahre hindurch das Schirmmacherhandwerk in Salzburg erlernt; hat dann einen Gönner gefunden, der ihn auf eine „Gelehrtenschule" schickte (die bei dieser Gelegenheit vorgebrachten Meinungen über Schule und Unterricht sind von so gutgemeinter Naivetät, daß man sie nicht mit kritischer Lupe untersuchen mag); wird Hofmeister; verliebt sich wie gewöhnlich in die Schwester seines Zöglings; kämpft die Freiheitskriege mit; tödtet bei Leipzig seinen Freund, der in dem Heere des Feindes kämpfte, und ist durch all dies schließlich so lebens- und civilisationsmüde geworden, daß er in die verborgenste Wald- und Gebirgswildniß geht, wo

weder Priester, noch Aerzte, noch Lehrer sind, um hier in aufopfernder Culturmission der Vergangenheit zu vergessen. Sein Leben in dieser Einsamkeit bildet den Hauptinhalt des Rosegger'schen Buchs. Im Walde schlägt der Held seine Lehrstätte auf; nach und nach vermag er es, diese urthümlichen Menschen zu einer Gemeinde zu vereinigen; Wohnhäuser entstehen, dann folgt die Schule, dann ein Kirchlein und dann ein wenngleich dürftiges Pfarrgebäude, um einen herbeigerufenen Seelsorger zu beherbergen. So wächst gemach ein armes, doch zufriedenes Anwesen vor unsern Augen empor.

Langsam entwickeln sich diese Zustände; es ist kein stürmisches Handeln, überhaupt wenig äußeres Handeln — die Hauptsache ist das innere Erlebniß. Der Waldschulmeister hat ein scharfes Auge, einen wenig gebildeten, aber tiefangelegten Geist, ein warmes, lebendig pulsirendes Herz. So schaut er viel, fühlt viel. Und inmitten der großartigen Einsamkeit der Gebirgsnatur mangelt auch nie der Stoff für Auge, Geist und Herz. So geht ein mächtiger Strom tiefen Naturempfindens durch das Buch, und die Fülle zuströmender Naturanschauungen wird einem Dichter zu fixiren und zu interpretiren nicht schwer, der in der Natur wie in seinem eigensten Heim wurzelt, ihr Leben versteht wie sein eigenes. Begleiten wir z. B. den Andreas Erdmann auf einem Waldgang:

Ein Netz von Wurzeln umgibt mich, theils saugt es aus der Erde seinen Bäumen die Muttermilch, theils sucht es den Moosboden und den Andreas Erdmann darauf mit sich zu verflechten. Ich ruhe sanft auf den Armen des Netzes — auf Mutterarmen. Gerade empor ragt der braune Stamm der Fichte und reckt einen reichen Kranz von knorrigen Aesten nach allen Seiten. Die Aeste haben lange graue Bärte — so hängen die filzigen Flechtenfahnen nieder von Zweig zu Zweig. Wohlgeglättet und balsamtriefend ist die silberig schimmernde Tanne. In den rauhen, furchigen, verschnörkelten Rinden der Lärche aber ist mit den geheimnißvollen Zeichen der zahllosen Schrammen die ganze Weltgeschichte eingegraben, von dem Tage an, als der verbannte Brudermörder Kain zum ersten male unter dem wilden Astgeflechte der Lärche geruht hat, bis zur Stunde, wo ein anderer, auch ein heimatloser, den Wohlduft der weichen, hellgrünen Nadeln friedlich trinkt. Dunkel ist's wie in einem gothischen Tempel; nur der Nadelwald baut den Spitzbogenstil. Obenhin ragen die hunderttausend Thürmchen der Wipfel; dazwischen nieder auf den schattigen Grund leuchtet, wie in kleinen Täfelchen zerschnitten, die tiefe Himmelsbläue. Oder es segeln hoch oben weiße Wölklein hin und suchen mich zu erspähen, mich, das Würmchen im Waldfilz.... Da flüstert es, da säuselt es; es sprechen miteinander die Bäume. Es träumt der Wald. Eine schneeweiße, große Blüte weht heran; blühen die Nadelwälder denn nicht in den Blutstropfen ihrer purpurnen Zäpfchen? Woher die weiße Blüte? Es ist ein Schmetterling, der sich verirrt von seiner sonnigen Wiese und nun im Dunkel des Waldes angstvoll gaukelt. Wer bricht aber in den verwachsenen Kronen die Aeste entzwei, daß sie krachen und prasseln und in dürren Strünken niedertänzeln? Ein Habicht braust dahin mit einem grellen Pfiff und ein armes Waldhuhn muß sein Leben enden. Alle Wildtauben sind auf und girren ihr Sterbegebet — da knallt es, und nieder inmitten des schimmernden wogenden Kranzes der Tauben stürzt der getroffene Raubvogel. Unterwegs zum Grab will seine Klaue noch ein Opfer haschen, und in dem brechenden Auge funkelt lange noch die Raubgier. All mein Lebtag habe ich keine so merkwürdige Webematte gesehen als dieses bunte, wunderbare Flechtwerk des Moosbodens. Das ist ein Wald im Kleinen und in dem Schose seines Schattens ruhen vielleicht wieder Wesen, die wie ich das ewige Gewebe der Schöpfung betrachten. Hei, wie die Ameisen eilen und rennen, wie sie mit ihren haardicken Armen der kleinen Dinge kleinste umklammern, mit ihrem ätzenden Saft alles Feindliche zu vergiften meinen; sie wollen gewiß auch noch die Welt gewinnen vor dem Jüngsten Tag. Ein glänzender Käfer hat ihnen lange zugesehen, er denkt verächtlich über die mühsam Kriechenden, denn er selbst hat Flügel. Jetzt flattert er übermüthig empor und funkelnd kreist er hin, und plötzlich ist er umgarnt und gefesselt in zahllosen Stricken. Die Spinne hat an diesem Dinge schon lange still und emsig gearbeitet; ein Schleier, wie kostbarer keiner geflochten wird auf Erden, ist des strahlenden Käfers Leichenkleid geworden.

Urthümlich wie der Boden, auf welchem der Waldschulmeister sein Werk errichtet, sind auch die Menschen, die Pecherer, Wildschützen, Holzschläger, der Waldsänger Rüppel u. s. w.; und daß Rosegger in Schilderung solcher Originale Meister, hat er wiederholt bewiesen.

Rosegger's neues Buch ist keine Lektüre für erregungssüchtige Nerven; wer sich aber an einem Trunk echter Poesie, wenngleich in schlichter Schale geboten, erlaben will, der wird dies Buch nicht getäuscht aus der Hand legen.

Hubert Janitschek.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Wiederum haben wir den Verlust eines unserer fleißigsten und gediegensten Mitarbeiter zu beklagen. Professor **Heinrich Rückert**, der älteste Sohn des Dichters Friedrich Rückert, ein hervorragender Germanist und deutscher Culturhistoriker, ist am 11. September in Breslau nach nur zweitägiger Krankheit gestorben. Der Verlust einer geliebten Frau, die ihm auf einer Schweizerreise im vorigen Herbst durch einen unglücklichen Zufall entrissen wurde, hatte seine Gesundheit erschüttert; er war in diesem Jahre längere Zeit seiner sonst unermüdlichen Thätigkeit untreu geworden, um Erholung und Genesung zu finden. Die Leser d. Bl. kennen den Ernst und die Wärme seiner patriotischen Gesinnung, die Gediegenheit seines Strebens, die Fülle seines Wissens, und werden mit uns beklagen, daß er so plötzlich wie seinem größern, auch diesem engern Wirkungskreise entrissen wurde.

Heinrich Rückert war am 14. Februar 1823 zu Fulda geboren, studirte 1840—44 zu Erlangen, Bonn und Berlin Geschichte und Philologie, promovirte 1844 zu Berlin und habilitirte sich dann 1845 zu Jena für deutsche Geschichte und Alterthumskunde. Im Jahre 1852 wurde er als außerordentlicher Professor nach Breslau berufen, wo er nach einigen Jahren zum ordentlichen Professor ernannt ward. Seine großen Hauptwerke sind: „Annalen der deutschen Geschichte" (3 Bde., 1850, umgearbeitet 1861), „Geschichte des Mittelalters" (1852) und „Deutsche Literaturgeschichte in der Zeit des Uebergangs aus dem Judenthum in das Christenthum" (Bd. 1 und 2, 1853—54). Seine Kenntniß der ältern deutschen Literatur bewährte er durch die Ausgabe von „Leben des heiligen Ludwig" (1850), „Der welsche Gast" (1851), vom „Marienleben des Bruders Philipp vom Kartäuserorden" (1853), von „Lohengrin" (1857), endlich des „König Rother" für die von Bartsch herausgegebenen „Deutschen Dichtungen des Mittelalters" (1872), für welche Sammlung er auch noch eine Ausgabe des „Heliand" im Manuscript vollendete, deren Druck bereits begonnen hat. In zahlreichen Beiträgen für Raumer's „Historisches Taschenbuch", „Unsere Zeit", d. Bl. und andere Zeitschriften bewährte er die Vielseitigkeit seiner Bildung und seine große schriftstellerische Gewandtheit.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 41. —— 7. October 1875.

Heinrich Laube und das wiener Stadttheater.

Das wiener Stadttheater von Heinrich Laube. Leipzig, Weber. 1875. Gr. 8. 6 M.

Im Herbste des Vorjahres trat Heinrich Laube von der Direction des wiener Stadttheaters zurück, und kaum zog noch der neue Frühling ins Land, so lag auch schon ein ziemlich starker Band vor uns, eine Art Rechenschaftsbericht über des Verfassers Bestrebungen und Ziele, über seine und der ihm anvertrauten Künstlerschar Thätigkeit während der zweijährigen Epoche, da er dieses durch ihn ins Leben gerufene und einstimmig willkommen geheißene Institut leitete. Ein Rechenschaftsbericht, sage ich, denn diesen Charakter trägt das Buch vom ersten bis zum letzten Blatte. Wozu aber einen solchen? Und warum so rasch? Die Beantwortung der ersten Frage liegt für jeden unbefangenen Beurtheiler klar zu Tage. Auf Laube's Namen, auf seine vielbewährte Tüchtigkeit als Theaterdirector hin waren die namhaften Geldmittel beschafft, von lauter Privatleuten beschafft worden, zum Bau und Betriebe dieses Theaters, und zwar in der Ueberzeugung, daß Laube Zeit seines Lebens die Zügel in Händen behalten, daß er das neucreirte Institut zu der gedeihlichsten Entwickelung in künstlerischer und materieller Beziehung führen werde. Und schon nach zwei Jahren angestrengtester und von zahlreichen Erfolgen begleiteter Thätigkeit sieht sich dieser Mann gezwungen, den Intriguen und Machinationen einer kleinlich denkenden, feindseligen und, wie sich nachträglich herausstellte, dupirten Fraction im Directionsrathe weichend, von der Leitung des Instituts zurückzutreten, ohne daß thatsächlich noch die materielle Lage desselben eine so precäre gewesen wäre, um eine solche Maßnahme zu rechtfertigen. Er mußte scheiden mit der kränkenden Empfindung, ein Mistrauensvotum erhalten zu haben, mit dem empörenden Gefühle, einen Mann an seine Stelle gesetzt zu sehen, dem weder er selbst noch zahlreiche andere Fachleute die Fähigkeit zuerkennen konnten, ein erstes Theater erfolgreich zu leiten. Doch darauf komme ich später zurück. Hier gilt es mir nur, zu zeigen, daß Laube in Anbetracht dieser angeführten Umstände sich gedrängt fühlen mußte, durch klare Darlegung seines Wirkens, durch Namhaftmachung der Gründe, welche die jähe Abnahme des Theaterbesuchs zur Folge hatten, und endlich durch Hinweis auf den ansehnlichen künstlerischen Statusquo des Instituts den Nachweis zu liefern, daß die Schuld nicht an ihm lag, wenn sich die Actionäre über die mangelnden materiellen Erfolge beklagten. Und das war ja doch die Hauptklage, die laut wurde, denn die Klagen über die Directionsführung, die Nörgeleien und Mäkeleien an dem Repertoire und den künstlerischen Leistungen waren nur eine Consequenz, eine in vielen Fällen unbegründete Consequenz dieser ersten Klage.

Warum aber schrieb Laube sein Buch gar so rasch? Besaß er unter solchen Umständen die nöthige Ruhe und Objectivität, in allem der Wahrheit die Ehre zu geben, in seinem Urtheil immer gerecht zu sein? Besaß er die Selbstbeherrschung, so lange er schrieb, zu vergessen, daß man ihm zu nahe getreten war, daß man ihn gekränkt habe? Das war eine nur zu naheliegende Besorgniß für jeden, der menschlich fühlt und denkt und sich der eigenen Schwachheit bewußt ist: um so mehr ist es anzuerkennen, daß Heinrich Laube gerade an dieser Klippe vorbeischiffte, als wäre sie gar nicht vorhanden, daß er sich streng zu objectiviren wußte in seinen Urtheilen trotz der Subjectivität in der ganzen Darstellung. Das aber gibt seinem Buche historischen Werth, der nur wenig alterirt wird durch den Nachweis, den wir zu liefern haben werden, daß er nämlich in seinen Besprechungen der künstlerischen Individualität und Leistungsfähigkeit seiner Schauspieler bei aller Richtigkeit und Treffsicherheit in der Charakterisirung hier und da doch Lob und Tadel so zu stellen weiß, daß je nach seiner Absicht das Gesammtbild zum Nachtheil oder Vortheil des Beurtheilten ausfällt. Das ist allerdings ein Vorwurf, den wir dem Verfasser machen müssen, und der ihm von seiten der Getroffenen vielleicht mit allzu großer Leidenschaftlichkeit gemacht wurde: Künst-

ler und vollends Schauspieler sind ja meist übertrieben empfindlich. Trotzdem aber liegt gerade in diesen Ausführungen eine solche Fülle feinsinniger, kunstkritischer Bemerkungen und Weisungen, der Verfasser bekundet in denselben ein so tiefes Verständniß alles dessen, was diesem und jenem Schauspieler im besondern und der ganzen Gilde im allgemeinen noththut, um es zu echter Künstlerschaft zu bringen, daß sein Buch auch allen jenen zu eingehendem Studium empfohlen werden sollte, welche persönlich zu dem „Stadttheater“ in keiner Beziehung stehen. Und wenn Laube in der Einleitung als Hauptzweck seines Buchs sein Streben betont, durch dasselbe etwas zur „Entwickelung, womöglich Förderung des deutschen Schauspiels“ beizutragen, so müssen wir geradezu eingestehen, daß das Werk alle Eigenschaften hat, einen solchen Zweck zu erreichen, indem darin nicht blos für den Schauspieler, sondern auch für den Schauspieldirector, für den Regisseur und für den dramatischen Dichter mancher beherzigenswerthe Wink, manche goldene Lehre enthalten ist.

Nachdem ich nun so Entstehungsursache, Zweck, subjectiven und objectiven, historischen und dramaturgischen Werth des Buchs im allgemeinen charakterisirt habe, halte ich es für geboten, auf die wichtigsten Themen und Ausführungen desselben näher einzugehen. Natürlich wird mein Standpunkt dabei nicht der eines trockenen Referenten sein dürfen, sondern der eines Augenzeugen, welcher die Darstellungen des Autors controlirt, rectificirt und illustrirt, so weit sein Wissen und Können eben reicht.

Ueber die vom Verfasser zuerst erörterte Frage, ob in Wien ein aufstrebendes zweites Schauspielinstitut noththue, könnten wir mit Fug und Recht, ohne viel Worte zu machen, hinweggehen; da aber gerade diese Frage in dem Buche mit minutiöser Gewissenhaftigkeit beantwortet wird, so wollen auch wir die Antwort nicht ganz schuldig bleiben. Ein zweites Schauspiel höhern Genres war und ist in Wien nöthig, erstens weil das Hofburgtheater aus tausenderlei Hof-, Staats- und persönlichen Rücksichten in der Auswahl der Novitäten sehr beschränkt ist, die andern wiener Theater aber nur Possen, Operetten und Ausstattungsstücke geben, den Anforderungen eines edlern Geschmacks aber aus dem Wege gehen: infolge dessen bisher naturgemäß eine ganze Reihe guter Stücke für Wien unaufführbar blieb. Ein zweites Schauspiel konnte also für die dramatische Production von weittragendster Bedeutung sein, zumal Wien in Theatersachen bisjetzt noch immer vielfach tonangebend ist für Deutschland. Zweitens aber ist das Burgtheater zu klein geworden für das erweiterte und an gebildetem Publikum um so vieles reicher gewordene Wien. Diese zwei Gründe sind gewichtig genug, sie werden nicht widerlegt durch die fatale Thatsache, daß in den Jahren 1873 und 1874 der Theaterbesuch in Wien so erschreckend abnahm. Der Theater*besuch* nahm allerdings ab, weil ganz Wien verarmt war durch die finanzielle Katastrophe im Mai 1873, nicht aber die Theater*lust*. Das konnte man schon daraus erkennen, daß die Leute, die nun nicht mehr ins Theater gehen konnten, mit einem wahren Heißhunger die Theaterkritiken und -Nachrichten lasen. Solange „Geld in Bänken“ war, genügten Burg- und Stadttheater zusammen nicht dem Andrange jenes Publikums, welches gern ein gutes Stück, einen guten Schauspieler sieht.

Gute Stücke wären nun wol vorhanden gewesen; woher aber nahm man gute Schauspieler? Hatte doch der neue Director des Burgtheaters, Hofrath Dingelstedt, erklärt, es seien keine mehr zu finden und zu haben in Deutschland! Und nun sollte man den anspruchsvollen Wienern doch eine ganze Reihe solcher erster Kräfte stellen, sonst war ein erstes Schauspiel ein Unding. Allerdings eine schwere Sorge. Man fand aber dennoch erste Kräfte, und die es noch nicht waren, wurden es in nicht zu langer Zeit, und zwar war Laube in diesem Punkte von Strakosch unterstützt.

Was Strakosch und seine Vortragsmeisterei betrifft, so sagt Laube:

Ein gutes Theater soll auch darin eine Bildungsanstalt sein, daß es seine Kräfte principiell selbst entwickelt. Als ich im Spätherbst 1849 die Direction des Burgtheaters übernahm, stöhnten um mich her dieselben Klagen (in Bezug auf Mangel guter Schauspieler). Es war nur noch ein kleines Vordertreffen guter, ja vortrefflicher Schauspieler vorhanden, und diese waren alt. Hinter ihnen stotterte die Mittelmäßigkeit. Als ich 1867 zurücktrat, waren die alten Herren gestorben oder zurückgetreten und doch war das Ensemble nun voll und ziemlich tüchtig. Es war eben eine neue Generation herangebildet worden. Ebenso hoffte ich auch jetzt die Frage „Wie?“ zu lösen. Natürlich nicht von heute auf morgen, aber mit Hülfe eines kundigen Vortragsmeisters rascher als damals. Denn damals mußte ich alles allein betreiben, auch die Vorübungen. Diese Vorübungen werden durchweg zu gering geschätzt am deutschen Theater, und alle ersinnlichen Verleumdungen werden ihnen angeheftet, weil der sogenannte junge Künstler durchaus nicht Schüler heißen will. Als ob man in irgendeiner Kunst ohne Erlernung der Hülfsmittel von der Stelle kommen könnte, von der Stelle des Anfängers! Fragt doch den Maler, den Bildhauer, den Musiker! Wie viel trockene Dinge müssen sie durchmachen, ehe sie an die wirkliche Ausübung ihrer Kunst gelangen können! Nur unser Schauspieler will von Anfang bis zu Ende Genie heißen — was er gar selten ist! — will ohne Erlernung der Anfangsgründe künstlerische Wirkungen ertrotzen, und läuft so mit ausgebreiteten Armen in den Hafen der Unzulänglichkeit. Sprechen ist das Hauptmittel des Schauspielers. Richtig sprechen, verständlich sprechen, eindrucksvoll sprechen, hinreißend sprechen, das ist die Stufenleiter. Sie kann gelehrt werden, wenn dem Schauspieler gleichzeitig die seinem Wesen anpassenden Rollen zukommen, vermittels welcher er das bloße Sprechen durch Charakterdarstellung belebt. Ob Mimik und Körperbewegung damit Schritt halten, bleibt freilich eine zweite Frage. Sie steckt aber in der Hauptfrage: ob er überhaupt Talent hat. Und ob er überhaupt Talent hat, das ergibt sich gar bald bei den Vorübungen, ergibt sich ferner bei den Proben, ergibt sich sicher bei den Vorstellungen. Lautet das Ergebniß: kein Talent! dann läßt Vortragslehrer und Director einen solchen Candidaten fallen. So wird verhindert, daß Unzulänglichkeit fortgeschleppt werde, wie dies ohne solchen Schulgang überall geschieht und massenhaft dem begabten Schauspieler den Weg versperrt.

Wer hätte nicht Beobachtungen bei dem deutschen Theater gemacht, Erfahrungen gesammelt, und wäre nicht geneigt, diesen Ausführungen des Autors über die Nothwendigkeit einer tüchtigen Schulung des jungen Schauspielers beizustimmen? Welches sind denn die drei Hauptschäden am deutschen Theater? Schlechtes Sprechen in allen Variationen von der Unverständlichkeit und dem Dialekt bis hinauf zum sogenannten Singen, dann unzulängliches Rollenstudium in Bezug auf Wort und Sinn der Rolle, und endlich unzulängliche Regie, Mangel an Proben.

Laube hat also vollkommen recht. Der Schauspieler braucht Schulung, und das berühmte wiener Conservatorium hat ihm de facto recht gegeben in Sache und Person, indem es eine Schauspielschule begründete und Hrn. Strakosch als Professor des Vortrags dabei anstellte. Woher aber dann das große Odium, das gegen Strakosch und seinen Beruf gehegt wird, woher die große Feindseligkeit der Schauspieler gegen diesen Mann? Laube schweigt darüber in seinem Buche. Es ist aber endlich Zeit, den wahren Grund dieser Erscheinung anzugeben: sie liegt nicht in der Sache, beileibe nicht, sie liegt in der Person Strakosch's und speciell in einigen Eigenschaften dieser Person, die sich mit dem Lehramte nicht vertragen. Mit keinem Lehramte.

Strakosch ist ein Fanatiker des Theaters, er liegt seinem anstrengenden, ja aufreibenden Berufe mit echter Begeisterung ob und vermag es, selbst die lauesten seiner Schüler durch diese Begeisterung für die Sache fortzureißen; er ist unermüdlich, er ist opferwillig. Lauter große Vorzüge. Aber er ist dabei von einem verzehrenden Ehrgeiz besessen, von einem Ehrgeiz, der sich nicht genügen läßt an den Erfolgen seiner Schüler, sondern der am liebsten den Schüler von der Bühne wegdrängen und den ihm gezollten Beifall für sich in Anspruch nehmen möchte. An jedem Abende, wo eine Novität, ein classisches neu inscenirtes Stück aufgeführt wird, bei dessen Einstudirung er thätig war, oder ein Schauspieler auftritt in einer Rolle, die er mit ihm „gearbeitet" hatte, ist Meister Strakosch der Aufgeregteste, der den Erfolg als sein möglichst ausschließliches Verdienst Betrachtende und leider auch in diesem Sinne sich Aeußernde. Das aber bringt ihn in Conflict mit seinen Schülern, welche noch dazu — Schauspieler sind: wenn aber Schüler es überhaupt nicht vertragen, daß der Lehrer sich ihre Triumphe anmaßt oder auch nur an denselben zu participiren Miene macht, so vertragen Schauspieler dies gar nicht. Der Schauspieler braucht seinen Erfolg, seinen Applaus für sich selbst, wenn er weiter streben soll; er kann ihn mit niemand theilen, ihn niemand cediren. Wenn aber vollends die Presse in Bewegung gesetzt wird, um die Großthaten des Vortragsmeisters zu preisen auf Unkosten des Schauspielers und Schülers, so hat es mit dem guten Einvernehmen zwischen beiden seine guten Wege. Ein Lehrer muß sein volles Genügen, seinen reichsten Lohn darin suchen und finden, daß seine Schüler es recht weit bringen; und in den meisten Fällen werden die Schüler dann auch des Lehrers Verdienste anerkennen, sich ihm nach Kräften dankbar erweisen. Der Lehrer muß aber immer völlig im Hintergrunde bleiben: solange Strakosch dies nicht erkennt, solange er seinen Ehrgeiz nicht zügelt und sich bescheiden lernt, wird sein Wirken beim Theater immer angefeindet, wird des Aergernisses kein Ende sein.

Nun liest man aber in Laube's Buche noch die folgende Stelle: „Die Hälfte meiner Erfolge verdanke ich wirklich dem Fleiße und Talente des Alexander Strakosch." Die andere Hälfte wird wol niemand Laube selbst streitig machen wollen, wenn er sie auch nicht beansprucht. Was aber bleibt dann dem Personale, der Künstlerschar, die auch Antheil haben will an den Erfolgen, und mit vollem Recht? Sie geht leer aus, wenn man den citirten Satz ins Auge faßt. Allerdings ohne daß Laube es beabsichtigt — und das ist wol der beste Beweis, daß ein solches Vordrängen der Strakosch'schen Verdienste in dem Buche nicht recht statthaft war, wenn uns auch klar ist, daß der Verfasser damit hauptsächlich betonen wollte, von welcher Wichtigkeit die Einführung des Vortragsmeisteramts bei einem guten oder neuen Theater ist.

Wenden wir uns nun wieder Laube selbst zu und betrachten wir den unserer Ansicht nach wichtigsten Theil seiner Wirksamkeit am wiener Stadttheater: die Wahl der zur Aufführung gelangten Stücke. Laube berichtet in seinem Buche vollkommen der Wahrheit gemäß, daß er, schon einem Gebote der Nothwendigkeit folgend, in Bezug auf Inscenesetzungen eine geradezu staunenswerthe Thätigkeit entwickelt hat. Vergleichen wir den Rechenschaftsbericht des Burgtheaters, des Carl- oder Wiedener-Theaters mit dem des Stadttheaters in der Epoche vom September 1872 bis September 1874, so werden wir, was die Aufführung von Novitäten und neuen Inscenirungen betrifft, mindestens ein Verhältniß von 1:12 erhalten, d. h. wenn das Stadttheater — wie es wirklich der Fall war — in zwölf Wochen zwölf Neuigkeiten brachte, so brachte jedes der andern Theater in dieser Zeit eine Neuigkeit; im Procentsatze würde sich dieses Verhältniß aber noch ganz anders stellen. An Thätigkeit also fehlte es nicht; auch wurde das classische Repertorium mit großem Fleiße gepflegt, und beides verdient Anerkennung und Zustimmung. Nicht so ganz anerkennend und zustimmend können wir uns aber äußern bezüglich der Wahl der Novitäten und der neuinscenirten Stücke, insofern diese nicht ins classische Repertoire rangiren. Vor allem möchten wir da auf Laube's auch schon während seiner Burgtheater-Direction bekundete Vorliebe für französische Waare hinweisen. Damals konnte dieselbe noch entschuldigt werden, da seine Auswahl in deutschen Stücken beschränkt war durch die an früherer Stelle berührten Rücksichten. Beim Stadttheater fielen diese Rücksichten fort, Laube's Vorliebe aber bethätigte sich darum nicht minder. Allerdings sucht er dieselbe zu rechtfertigen, indem er sagt: „Es gibt ein Maß in den Dingen — es muß Maß gehalten werden in der Zulassung und Abweisung (französischer Stücke), und wie es scheint, haben die verschiedenen Theile Deutschlands darin ein verschiedenes Maß nöthig, weil ihr Geschmack verschieden ist..." und dann weiter fortfährt:

> Ein Schauspieltheater in Wien, welches grundsätzlich die französische Komödie ausschlösse, würde sich thatsächlich vom Interesse des gebildeten Publikums ausschließen. Ein feines, graziöses Stück, woher es auch kommen möge, ist in Wien ein Zugstück, und ein französisches hat das günstige Vorurtheil für sich.

Das ist nun vollkommen richtig; nur dünkt uns, daß Laube gerade im Punkte der französischen Stücke nicht ganz Maß gehalten, dem französelnden Geschmacke des wiener Publikums allzu sehr Vorschub geleistet hat (was er schon darum nicht hätte thun sollen, weil die andern wiener Theater sich damit beschäftigen), und daß er in der Wahl der französischen Stücke nicht rigoros genug vorging. Ganz entschieden ungerechtfertigt scheint uns hierbei aber, daß er alte, bereits im Burg- und Carl-Theater ziemlich abgespielte französische Stücke dem Repertoire des Stadt-

theaters einverleibt hat. Französische Novitäten ließen wir uns hier und da gern gefallen — in sorgfältigster Auswahl —, aber niemals Velleitäten und schlechte Novitäten, welche keine drei Abende überlebten. Da wäre es doch entschieden gebotener, der deutschen dramatischen Production möglichsten Vorschub, möglichste Unterstützung zutheil werden zu lassen.

Nun muß man Laube allerdings die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er während dieser zwei Jahre mehr als irgendein anderer deutscher Theaterdirector die deutsche jüngere Production berücksichtigt hat, und wenn er in seinem Buche das beherzigenswerthe brave Wort ausspricht: „Pflegen wir doch ja unsere jüngern dramatischen Talente! Das deutsche Theater braucht dringend Nachwuchs!" so war er sichtlich bestrebt, diesem Worte die That folgen zu lassen. Er brachte Stücke von Wilbrandt, Moser, Schlesinger, Putlitz, Lehnert, Horner, Eschenbach, Mels, Lindau, Rosen, Bürger, Lindner (wir schreiben die Namen wie sie uns einfallen), der ältern Dichter, wie Grillparzer, Kleist, Gutzkow u. s. w.; und wenn er von manchen andern Autoren, wie Bauernfeld, Mosenthal, Weilen, Freytag, Friedrich Halm u. s. w., nichts brachte, so geschah es nur, weil diese Herren vom Burgtheater gepachtet sind. Trotzdem aber, und obwol wir unter den obenangeführten einige ganz neue Namen finden, können wir doch nicht behaupten, daß Laube für die deutsche Production nicht noch mehr hätte thun können. Die Zahl neuer Stücke, neu auftauchender Talente im Jahre ist bekanntlich groß, staunenswerth groß in Anbetracht der geringen Förderung, die ihnen zutheil wird. Nun heißt es immer und immer wieder: neunundneunzig Hundertstel der gelieferten Arbeiten seien nicht zu gebrauchen, wenn auch ersichtlich viel Talent in mancher stecke.

Freilich so, wie die Sachen geschrieben sind, sind sie nicht zu gebrauchen. Wenn man aber daran änderte? Wenn der Director dem Autor Winke geben wollte, wenn er selbst ein wenig, wo sich's lohnt, Hand anlegen möchte. Wäre da nicht manches zu gewinnen? Nicht blos manches Stück, auch manches Talent, das nur darum verkümmert, weil es keine Aufmunterung erhält? Ich glaube wohl, und ich glaube sogar, daß die jungen deutschen Dramatiker auf eine solche instructive Unterstützung gerechten Anspruch machen dürfen, zumal sie sehen, daß von seiten der Theaterdirectoren keine Mühe gescheut wird, französische Stücke zu übersetzen, umzuarbeiten und wieder umzuarbeiten, sie einzustudiren und was der wenig lohnenden Plagen sonst noch sind. Auch Laube glaubt es, und in vereinzelten Fällen scheute er auch die Arbeit nicht, dem Autor Winke zu geben, auch dem jungen, unbekannten Autor, und sein Stück zu wiederholten malen zu lesen. Das ist gewiß sehr lobenswerth. Aber er that es nicht in allen jenen Fällen, wo sich's lohnen würde. Theilweise mangelte ihm die Zeit, ein sehr wichtiger Factor, theilweise aber hat auch er eine gewisse Furchtsamkeit, mit dem Stücke eines neuen, noch nicht gekannten Autors vor die — Kritik zu treten. Nicht vor das Publikum, denn dieses kommt gerade in dem geistig so lebendigen und theilnehmenden Wien neuen Namen auf der Bühne immer mit Wohlwollen, wenn auch mit Strenge entgegen. Aber die Kritik — sie ist der Stein des Anstoßes. Laube äußert sich über diesen Punkt wiederholt in seinem Buche, aber nicht charakteristisch genug, etwas einseitig. Das Thema ist indeß sehr wichtig, in Wien ganz besonders, wo zwar nicht der Erfolg eines Stücks, wohl aber der dauernde Erfolg eines solchen, der Theaterbesuch in den einzelnen Fällen von der Kritik abhängt, von ihr entweder gefördert oder zerstört wird. Diese Thatsache, dieses Bewußtsein ihrer Wichtigkeit sollte nun bei unsern Kritikern einen hohen Grad von Gewissenhaftigkeit wachrufen und erwarten lassen. Man erwartet sie auch, aber nicht immer wird dieser Erwartung entsprochen.

Die wiener Kritik (ich spreche natürlich nur von der Theaterkritik) hat im allgemeinen zwei Maßstäbe der Beurtheilung, die beide extrem und einander diametral entgegengesetzt sind. Der eine Maßstab kommt nahezu ausschließlich bei den Vorstadttheatern zur Anwendung; er urtheilt nach dem Grundsatze: „Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux." Und dieser Grundsatz erhält einen möglichst weiten Spielraum, den er ja auch gestattet. Was dem Geschmack einer großen unterhaltungssüchtigen und denkfaulen Menge zusagt, ob es auch in das Gebiet des höhern Blödsinns oder der Zote rangire, erfreut sich, vom Theater aus geboten, der wohlwollenden Beurtheilung der wiener Kritik; und wenn einmal ein derartiges Machwerk etwas strenge, ja sogar mit moralischer Entrüstung zurückgewiesen wird, so — war es gewiß nicht amusant genug. Der zweite Maßstab, auf das Burg- und noch mehr auf das Stadttheater angewendet, ist der der allerrigorosesten Anforderung sowol in Bezug auf das Stück als auf die Darstellung. Ist das Stück nun französischer Abkunft oder von einem bereits accreditirten Autor, so wird selbst das negative Urtheil in milderer Form gegeben. Ist es aber deutscher Abkunft und gar von einem unbekannten Autor, dann wird das Stück, selbst im Falle es dem Publikum gefiel, verdammt, wenn es nur die kleinsten Schwächen zeigt, ja der Autor wird — wir sagen nicht zu viel — wie ein Verbrecher behandelt, geradezu gebrandmarkt. Das wäre nicht gerechtfertigt bei einem allerschlechtesten Stücke; denn ein solches zu schreiben, ist auch noch kein Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft und gegen die Kunst; wir haben aber in Wien wiederholt Fälle erlebt, wo entschieden bessere Arbeiten, tüchtige Autoren in solcher Art behandelt wurden, nicht erst in neuester Zeit, sondern auch früher. Ich erinnere nur an „Das Forsthaus" von Hieronymus Lorm.

Meine Meinung nun ist, daß das Gebot: „Maß halten!" nicht nur für den Künstler, daß es in eminentester Weise auch für den öffentlichen Kritiker Geltung hat. Die wiener Kritik aber ignorirt dies Gebot, sie ist extrem in ihren Standpunkten, in ihren Ansprüchen, extrem in der Urtheilsäußerung: in letzter schwankt sie gewöhnlich zwischen einem Lobe, welches fast Reclame ist, und einem Tadel, der vernichtet. Dazu kommt nun noch das mangelnde Wohlwollen gegen die jüngere dramatische Production. Wohl ist es da begreiflich, daß ein wiener Theaterdirector sich mit den Werken neuer Autoren nicht recht vorwagt.

Daß diese so beschaffene Kritik dem wiener Stadttheater nicht eben wohlwollend entgegenkam, braucht nicht

des Weitern auseinandergesetzt zu werden. Der Leiter des Instituts war nicht beliebt bei der wiener Journalistik: was wunder, daß man ihm dies ein wenig fühlen lassen wollte; und wenn dabei mitunter das Menschliche passirte, daß man das Kind mit dem Bade verschüttete, oder den Kopf schlagen wollte und die Glieder traf, so lag ja am Ende auch nicht so viel daran!

Uebrigens wäre es ungerecht oder zum mindesten ungenau, wenn wir nicht bestätigen wollten, daß einzelne wiener Blätter dem jungen Stadttheater diejenige Rücksicht angedeihen ließen, welche es als aufstrebendes und edle Ziele verfolgendes Institut wohl beanspruchen durfte.

Sehen wir nun wieder in das Buch und schlagen wir endlich jene Kapitel auf, wo wir Laube's Beurtheilung seiner Schauspieler nachlesen können.

Wir haben schon eingangs erwähnt, daß diese Charakteristiken durchaus zutreffend, aus der eingehendsten Kenntniß der persönlichen und künstlerischen Individualität jedes einzelnen geschöpft sind, und haben nur bemängelt, daß Lob und Tadel manchmal so zum Ausdruck kommen, daß je nach der Absicht des Autors das Gesammtbild ein mehr oder minder günstiges für den Beurtheilten, also ihm nicht absolut gerecht wird. Wir möchten dies durch ein und das andere Beispiel erläutern.

Fassen wir sein Urtheil über Friedmann ins Auge und stellen wir diesem sein Urtheil über Robert oder Tewele entgegen. Ueber den erstgenannten sagt er unter anderm bei Besprechung der „Bluthochzeit" von Lindner:

Durchschlagendes Glück machte mit der Rolle des Königs Karl Herr Friedmann. Die Rolle ist eben durchschlagend, und der Schauspieler streicht ein, was der Dichter ausgezahlt hat. Herr Friedmann spielt übrigens die Rolle „wirklich" gut. Sein schlanker, feinbeweglicher Körper, sein scharfgeschnittenes Antlitz und sein melancholisches Auge eignen sich ganz für diesen blasirten König (folgt nun die Darlegung des Charakters).... Die Zusammensetzung solch eines immerhin interessanten Charakters von Charakterlosigkeit ist — das Verdienst des Dichters Albert Lindner, und für die schauspielerische Ausbeutung solch einer Figur ist da viel geboten, wenn der Schauspieler über ein geistiges Fluidum verfügen kann. Herr Friedmann kann das. Bis daher war es ihm nicht gelungen, dasselbe siegreich zur Geltung zu bringen. Er ist selbst nicht fest genug in seinem Rückgrat, um so nachdrücklich zu wirken, wie sein Geist möchte. Er sprach einmal den Burleigh in der „Maria Stuart", einen ältern Mann, vortrefflich, und als er ausgesprochen, lief er umher wie ein junger Student... der innere Organismus harrt noch des Ausgleichs zwischen einem Ueberschuß von Regsamkeit und einem geringen Vorrath von lebensvoller Solidität. Vielleicht bringt er ihn zu Stande. All diese guten und schwachen Eigenschaften waren aber bestens angebracht für diesen wackeligen Valois, diesen neunten Karl.

Der Autor zieht dann eine Parallele zwischen Friedmann und seinem Lehrer Dawison, an deren Schlusse er auch „von einem wühlenden Bedürfniß spricht, um jeden Preis ausgezeichnet zu werden, allenfalls nur durch die Claque, und von der Fähigkeit, auch an diese gemachte Auszeichnung zu glauben".

Die Ausstellungen nun, die Laube an Friedmann macht, sind allerdings zutreffend, sie sind aber allzu stark betont, wogegen das Lob nur zwischen den Zeilen zu lesen ist. Dazu wird ihm seine Leistung als Karl IX. geschmälert zu Gunsten des Dichters, ungebührlich geschmälert, da er in dieser Rolle alle Erwartungen weit übertraf, und außerdem gerade diese Rolle so sehr auf die Spitze gestellt ist, daß nur ein Künstler von ausgezeichneten Fähigkeiten dieselbe im Sinne des Dichters wird zu spielen vermögen, ohne dabei den Todessprung vom Erhabenen zum Lächerlichen zu riskiren. Lindner hat das selbst bestätigt, und dessen Wort wird in diesem Falle wol Geltung haben.

Dies alles scheint uns schon nicht ganz correct; unmöglich ist aber die Stelle, wo von einem „wühlenden Bedürfniß" und einer gewissen „Fähigkeit" gesprochen wird. Wenn der Autor dies Hrn. Friedmann vorwirft, so mußte er es gerechterweise auch vielen andern seiner Schauspieler vorwerfen. Es sind dies wol zwei Eigenschaften, die nicht diesem oder jenem einzelnen, sondern allen zusammen anhaften, ich meine dem ganzen Schauspielerstande mit wenigen Ausnahmen.

Es ist also unverkennbar, daß Laube Hrn. Friedmann nicht mit der genügenden Objectivität beurtheilte, oder daß er vielleicht unwillkürlich zu negativ, zu pessimistisch über dieses Talent denkt — also auch schreibt. Hätte er z. B. bei Friedmann's Beurtheilung denselben Wohlwollen, denselben Optimismus gehuldigt wie bei Beurtheilung Robert's oder Tewele's (da wir schon diese zwei genannt haben), so hätte er unmöglich versäumen dürfen, dessen feines Lustspieltalent, seine humoristische Ader, seine echten Gefühlstöne, seine starke Gewalt in tragischen Momenten u. s. w. zu erwähnen. Alles das macht der Verfasser kurz ab, mit einem langen „Wenn...", dem als Schlußsatz folgt: „so werden seine Vorzüge ungeschmälert erscheinen, die seltenen Vorzüge eines geistig belebten Schauspielers, welcher mehrere Fächer umspannt".

Hrn. Robert dagegen ertheilt Laube, nachdem er ihm das negative Lob ausgesprochen, daß er sich freigemacht habe von Manierirtheit und Schönthuerei, kurzweg das positive, er sei ein erster Schauspieler im tragischen Fach. Nun wollen wir dies nicht absolut bestreiten, meinen aber, daß ähnlich wie bei Friedmann auch hier manche Ausstellungen zu machen gewesen wären. Unbedingt glauben wir mehr an die Zukunft Friedmann's als an die Robert's. Ebenso bei Tewele, bei dessen Charakterisirung nur ganz flüchtig, jedenfalls nicht präcis genug des fatalen Umstandes Erwähnung gethan wird, welcher ihm besonders eigen ist, daß er nämlich in allen seinen Figuren stereotyp und in dem Lustspiele, welches ein höherer geistiger Stempel ziert, insofern unzulänglich ist, als er zum mindesten seine Rolle in eine niedrigere Sphäre hinabzieht. Er kann eben nicht anders. Laube dagegen versucht hier sogar ein wenig das Gegentheil zu behaupten; seine Behauptung vermag er aber nur ungenügend zu motiviren.

Doch genug hiervon. Ich wollte nur den Nachweis liefern, daß Laube's Urtheile über seine Schauspieler nicht in allen Fällen ganz maßgebend, ganz ohne Kritik zu acceptiren sind, wenn auch wol die meisten, unter andern namentlich sein treffendes Urtheil über Lobe, den zu schonen er wahrhaftig keinen Grund hatte.

Wir haben nun die wichtigsten Partien von Laube's Buch nach Zulässigkeit eingehend erörtert und manchen Punkt ins richtige Licht zu stellen gesucht. Allerdings wäre noch manches Detail zu besprechen übrig, doch müssen wir was dies betrifft auf die Lektüre des Werks selbst verweisen, da wir nicht zu ausführlich sein dürfen. Es

bleibt uns nur noch das Facit seiner Wirksamkeit zu ziehen und ein Wort über den jetzigen Stand des Instituts zu sagen.

Das Facit lautet entschieden günstig. Es war gelungen, einen Kreis von Schauspielern einzuführen und heranzubilden, die Tüchtiges, mitunter sogar Ausgezeichnetes leisteten; es war ein achtungswerthes Ensemble zu Stande gebracht, trotz mancher Miserfolge und Fehlgriffe ein gediegener, das classische und das moderne Schauspiel umfassender Repertoirestock gegründet, es war die lebhafte Theilnahme des gebildeten Theaterpublikums für das neue Institut geweckt worden, und die Kassenerfolge mußten bis zum Mai 1873, wo die böse Finanzkatastrophe wie ein Blitz aus heiterm Himmel in Wien einschlug, glänzend genannt werden. Diese materiellen Erfolge nahmen nun aber stetig ab in dem gleichen Verhältnisse, als die Verarmung in Wien zunahm, und konnten durch die angestrengteste Thätigkeit aller dem Institute Angehörigen nicht wieder gehoben werden. Das war aber nicht Laube's Schuld. Er hatte seinen Ruf als erster Theaterleiter bewährt, und nicht genug daß er seine ganze Zeit, seine ganze Arbeitskraft, sein hervorragendes Talent der übernommenen Aufgabe gewidmet, so hatte er auch namhafte pecuniäre Opfer nicht gescheut, um das wiener Stadttheater in der schlechten Zeit zu halten. Mehr konnte man von ihm nicht fordern; und als er sich trotz alledem genöthigt sah, die Leitung in andere Hände zu geben, konnte er es ohne jeden Selbstvorwurf thun, er hatte die Genugthuung, bei seiner Abschiedsvorstellung nicht nur von seiten des zahlreich versammelten Publikums, sondern auch von seiten der öffentlichen Meinung — der Kritik — Beweise der wärmsten Sympathie, der unzweideutigen Anerkennung seines Wirkens entgegenzunehmen. Sein Nachfolger, Hr. Lobe, überkam eine gute Erbschaft, er hätte, auf dem angebahnten Wege fortschreitend, ohne große Schwierigkeit zum mindesten diese Erbschaft erhalten können. Aber als Lobe nach sechsmonatlicher Wirksamkeit wieder abtrat, stand das erst noch blühende Institut zerrüttet da. Das Repertoire war nicht bereichert, es war geschädigt; das Ensemble war gestört, die dramatischen Autoren zogen sich, zogen ihre eingereichten und liegengebliebenen Stücke zurück; im Personale gab es ewigen Zwist und Hader, die ersten Kräfte waren dem Institut verloren. Hr. Robert und Frl. Schratt gingen gleich anfangs, Frl. Frank und Hr. Reusche ließen sich von Dingelstedt engagiren, Hr. Tewele schied aus, Frl. Kühle ging zum Carl-Theater über, Hr. Salomon und Hr. Otter zurück nach Deutschland. Es blieben also — da all die Genannten erste Kräfte waren — nur Lobe, Friedmann und Arnau, Frl. Charles, Frl. Wichler, Frau Schönfeld und Hr. Glitz, die auf Nennung Anspruch machen dürfen, und dann die von Lobe noch vermehrte Schar der zweiten, dritten und letzten Größen. Mit diesen aber konnte man nicht weiter spielen, weil ein erstes Schauspiel nicht möglich ist ohne ersten tragischen Liebhaber und Liebhaberin, ohne erste Komiker, ohne erste Helden und Heldenväter, ohne erste Lustspiel-Schauspielerinnen. Dazu kam noch ein riesiges Deficit, die absolute Theilnahmlosigkeit des Publikums.

Das Institut ist nun wieder unter Laube's Schutz gestellt und am 1. September dieses Jahres eröffnet worden; Laube muß jetzt die schwere Arbeit des Neubaues, der Regeneration in Angriff nehmen, unter den ungünstigsten Auspicien. Er thut es, weil kein anderer vertrauenswürdiger Mann sich dazu entschließen mag, weil man es ihm als moralische Verpflichtung (!) nahegelegt hat, und endlich weil ihm das wiener Stadttheater als seine eigenste Schöpfung ans Herz gewachsen ist.

Jeder ehrlich Denkende wird in Anbetracht aller Umstände solchen Entschluß zu würdigen wissen, ihm die Anerkennung nicht versagen dürfen; jeder Kunstfreund wird ihm ersprießliches Wirken wünschen, und die Kritik wird anfangs Nachsicht üben müssen. Laube ist ja bereits ein alter Mann und „hätte es nicht nöthig", sich solche Last aufzubürden. Wenn er es dennoch thut, so thut er es, wie es in seinem Buche heißt, zu Gunsten „der Entwickelung, womöglich Förderung des deutschen Schauspiels".

Oskar Welten.

Nationalökonomische Literatur.

1. Sieben Kapitel Wirthschafts-Lehre in Vorträgen von Arnold Lindwurm. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1875. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Der Begriff des Reichthums bei Adam Smith. Eine nationalökonomische Untersuchung von E. Leser. Heidelberg, Winter. 1874. Gr. 8. 3 M.
3. Social-Lehre. Ueber die Befriedigung der Bedürfnisse in der menschlichen Gesellschaft von Adolf Samter. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1875. Gr. 8. 8 M.
4. Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft. Ein offenes Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. Heinrich von Treitschke. Von G. Schmoller. Jena, Mauke. 1875. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Es ist in der nationalökonomischen Literatur eine erfreuliche Erscheinung, daß neben den aus Mangel an Durcharbeitung oft allzu umfangreichen Schriften über einzelne praktische Themata, trotz der Vorliebe der Gegenwart für „realistische" Forschung, die Gelehrten es nicht unterlassen, unbeirrt durch den Spott der Modejournalisten über das unpraktische Theoretisiren, in den Tiefen der Wissenschaft nach leitenden Ideen und Grundsätzen zu suchen, welche für die Praxis erst die wahrhaften Leitsterne abgeben können. Mögen sich diese Forschungen in das Gewand populär-wissenschaftlicher Erörterungen kleiden, oder als literargeschichtliche Versuche, oder als streng gelehrte Abhandlungen über die Grundbegriffe auftreten, sie müssen bestens willkommen geheißen werden.

Den vier oben genannten Abhandlungen treten wir also mit günstigem Vorurtheil entgegen, welches sie denn auch, die beiden letzten zumeist, rechtfertigen.

Dem Buche von Lindwurm (Nr. 1) wird man allerdings nur sehr bedingtes Lob spenden können. Der Verfasser hat sieben Vorträge unter folgenden Titeln:

1) „Welches Gewerbe bereichert den Staat am meisten?" 2) „Die Grundbedingungen der gewerblichen Blüte eines Orts"; 3) „Die Entstehung des Kapitals und der Gewerbe"; 4) „Sociale Rechte und sociale Pflichten"; 5) „Das sogenannte eherne Lohngesetz"; 6) „Die heutigen Aufgaben der Wirthschaftsgesetzgebung"; 7) „Lebensglück durch Lebensweisheit", zusammen drucken lassen. Er hatte nämlich das Unglück, als Wanderlehrer des orthodox-liberalen „Vereins für Volksbildung", der die Socialdemokraten durch seine Apostel todtpredigen lassen will, engagirt zu sein; er ist aber inzwischen wegen ketzerischer Gesinnungen wieder abgesetzt worden. In jener Eigenschaft lag ihm ob, wirthschaftliche Fragen in gemeinverständlichen Vorträgen zu behandeln, von denen wir hier eine Anzahl vor uns sehen. Das gewählte Mittel der Mittheilung wissenschaftlicher Gedanken ist aber in zwiefacher Beziehung ein verfehltes. Erstens, wie so mancher „Gebildete", der zum „Volke" sprechen will, glaubt der Verfasser nur durch kräftige Beispiele und anekdotenhafte Abschweifungen Verständniß und Interesse erwecken zu können, und wird dadurch stellenweise sehr platt und sogar unappetitlich; zweitens hat offenbar die Rücksicht auf die Auftraggeber seine Gedankenentwickelung gehemmt: er wird durch die Nothwendigkeit, die liberale Wirthschaftsordnung zu vertheidigen und die Socialdemokratie als unberechtigt hinzustellen, bedrückt. Hier und da führt diese Rücksichtnahme sogar zu höchst spaßhaften Auswüchsen seiner Reisepredigerphantasie, z. B. zu folgender Phrase: „Ist etwa das Zusammenthun kleinerer Häufchen Renthiere zu größern Heerden nicht ein Keim des Schulze'schen Genossenschaftswesens?" Der Glaube an die Vollkommenheit und die seligmachenden Wirkungen der Schulze'schen Genossenschaften gehört bekanntlich zum modernen liberalen Bekenntniß; daß aber der Fanatismus eines Volksbildungsvereinlers sich dazu versteigen könne, die Anfänge dieser Institutionen bis in die Urgeschichte der Polarregionen zu verfolgen und den Geist Schulze's von Delitzsch in den Renthieren zu entdecken, muß überraschen, wenn man gleich weiß, daß die Parteidisciplin so manches sacrificio del intelletto erfordert und zu Wege bringt.

Trotzdem möchten wir das Buch nicht ganz verwerfen: einmal weil wenigstens einer der Vorträge, und zwar derjenige über sociale Rechte und Pflichten sich von den gerügten Mängeln freihält und recht lesenswerth ist; und dann weil die ganze Richtung und Art der wissenschaftlichen Forschung, die sich darin offenbart, so ist, daß man wünschen muß, der durch frühere Arbeiten in der nationalökonomischen Literatur bewährte Verfasser möge sich durch diesen theilweisen Miserfolg nicht abschrecken lassen, möge seine Untersuchungen in anderer Form wieder aufnehmen und dem Publikum darbieten.

Die Schrift von Leser (Nr. 2) ist eine Dissertation, die nur für den Fachgelehrten Interesse hat, und dieses dürfte für ihn nicht so sehr in der mit philologischer Peinlichkeit durchgeührten Untersuchung über den Begriff des Reichthums bei Adam Smith liegen, zumal gerade dieser Schriftsteller zu solchen logischen Operationen wenig geeignet erscheint, sondern hauptsächlich in dem literarhistorischen Nachweis, daß und wie weit Adam Smith seine Gedanken von der physiokratischen Schule der Nationalökonomen entnommen, ja diese zum Theil wörtlich abgeschrieben habe; während man in der Literatur immer noch häufig jene Dreitheilung der nationalökonomischen Schulen in Mercantil-, physiokratisches und Industrie-System findet, die doch auch von andern längst als unhaltbar nachgewiesen ist und abgethan sein sollte.

Eine bei weitem größere Theilnahme des wissenschaftlich gebildeten Publikums als jene beiden Schriften beanspruchen und verdienen die beiden andern Arbeiten, von Samter und von Schmoller, welche eine bedeutende Vertiefung und Bereicherung der noch so jungen und unfertigen Wissenschaft der Volkswirthschaftslehre enthalten:

Samter (Nr. 3) sucht als Grundlage der Socialwissenschaft eine neue Lehre von den Bedürfnissen auszuarbeiten. Und dieser Gedanke ist ein durchaus gesunder. Es ist ja nämlich ein Grundmangel der Volkswirthschaftslehre, die sich zu einer Lehre vom Wohlsein der Gesellschaft durchbilden soll, bisher gewesen, daß sie fast ausschließlich den Nachdruck auf die Lehre von der Production der Güter gelegt hat. Damit kann aber nie etwas Abschließendes erreicht werden. Die denkbar höchste Fertigkeit in der Erzeugung von Gütern und Werthen kann eine wirkliche Befriedigung des wirthschaftlichen Strebens der Menschheit an sich noch nicht gewähren, sondern die Sache will auch von der andern Seite angegriffen sein. Wir müssen fragen: welche höhere Zwecke sind es denn, um deren willen wir schaffen; welche Richtpunkte lassen sich finden, nach Maßgabe deren wir die Ausdehnung und die Art der zu producirenden Werthe regeln können? Erst wenn das feststeht, ist ein wirklich befriedigender Gang der Production im Interesse des Wohlseins aller Glieder der Volkswirthschaft zu denken. Allerdings hat ja auch schon die ältere Volkswirthschaftslehre von Bedürfnissen gesprochen und in verschiedenen Variationen constatirt, daß das Bedürfen der Ausgangspunkt der menschlichen Wirthschaftsthätigkeit sei, was auch kein Mensch leugnen wird; aber von einer wirklichen Lehre des Bedürfens war bisher keine Rede. Man setzte diesen Begriff einfach mit dem der Nachfrage gleich, und sagte: je mehr desto besser, desto mehr Anreiz und Belohnung für die Production. Dabei schwebte freilich der Gedanke vor, daß die Production sich schon von selbst nach den von der Vernunft und den Culturfortschritten gebotenen Bedürfnissen richten werde, und daß nicht nur möglichst viele Bedürfnisse, sondern daß die Bedürfnisse möglichst vieler oder aller befriedigt würden, und zwar im Sinne der möglichst gleichen Betheiligung; und erst einseitigen Doctrinären der neuesten Zeit, wie Professor von Treitschke, war es vorbehalten, auszusprechen, daß die große Masse der Bevölkerung nur um den leiblichen Nothbedarf für die beliebig zu verfeinernden Bedürfnisse einer gebildeten und besitzenden Minderheit zu arbeiten habe. Die Wissenschaft kann sich natürlich dabei nicht beruhigen, sondern muß der Productionslehre eine Bedürfnißlehre gegenüberstellen, um die Grundsätze für die von den Freihändlern gesuchte Harmonie der Interessen zu finden.

Daß in dem vorliegenden Buche von Samter dies letztere schon geschehen sei, wird man weder erwarten noch behaupten können; die alte volkswirthschaftliche Scholastik,

die auch diesem Buche noch mächtig anhängt, ist so schnell nicht überwunden, und die vom Verfasser entwickelte Lehre des „Gesellschaftswerthes“ bleibt auf halbem Wege stehen, indem sie wol die Einwirkung des Bedarfs und des Inhabers der Waare auf die Bildung des Werths besser erklärt, als bisher geschehen, aber die Einwirkung der gesellschaftlichen Einrichtungen auf die Feststellung des Werths und damit die Production kaum berührt; denn auch was er über Eigenthum sagt — ein Begriff, den die Nationalökonomen zu untersuchen bisher nicht für nöthig befanden — bleibt doch ein wenig auf der Oberfläche. Aber immerhin sagt der Verfasser über Kapital, Eigenthum und Werth so viel mehr Anregendes als irgendeiner unserer bisherigen Verfasser von „Systemen“, daß wir das zweite und dritte Buch — das erste rathen wir als aus Gemeinplätzen und halbverarbeiteten naturwissenschaftlichen Bemerkungen bestehend zu überschlagen — der Beachtung unserer Leser aufs beste empfehlen müssen.

Hingegen rathen wir ihnen, die Schrift von Schmoller (Nr. 4) von Anfang bis zu Ende zu lesen, wenn auch weder die Form der Polemik gegen Professor von Treitschke noch der Stil die Lektüre erleichtern.

Ueber den literarischen Streit, aus dem die Broschüre entsprungen ist, war in Zeitungen und Zeitschriften genug die Rede. Angefangen wurde er bekanntlich durch Professor von Treitschke, der im vorigen Jahr in seinen „Preußischen Jahrbüchern“ einen Angriff auf die Kathedersocialisten und Socialdemokraten unter dem Titel „Der Socialismus und seine Gönner“ gerichtet hatte in zwei Artikeln, die nebst einer Antwort auf das vorliegende Schmoller'sche Buch jetzt zum Ueberfluß auch noch in Separatabdruck (Berlin, 1875) erschienen sind. In jenem Streit — der übrigens besonders ausführlich beleuchtet ist in der von G. Weiß herausgegebenen „Wage“ (April- und Maihefte) und in der „Frankfurter Zeitung“ (8. und 9. Juli d. J.) — hatte Hr. von Treitschke, dies wird kein Unbefangener verkennen können, so sehr er sonst die Verdienste jenes Mannes als Politiker und Historiker schätzen mag, sich auf ein Gebiet gewagt, dessen Bearbeitung nicht in dem Bereiche seiner Kräfte und Kenntnisse liegt, ein Gebiet, auf dem er durch kühne Behauptungen und zuweilen an den äußersten Grenzen der gesunden Vernunft herumspielende Phrasen seine Schwäche verdeckt und zu Sätzen und Widersprüchen verleitet wird, die selbst seine Verehrer — unter die Schmoller gehört — zu bedenklichem Kopfschütteln veranlassen mußten. Und wenn nun einer dieser Verehrer zu den persönlich Angegriffenen gehört, so war es ihm bei der bedeutenden Autorität, deren sich Treitschke in nationalliberalen Kreisen erfreut, nicht zu verdenken, wenn er eine Gegenschrift vom Stapel ließ, die er freilich, in dieser Form wenigstens, wol unterlassen haben würde, wenn er hätte voraussehen können, wie wenig Verständniß und Unbefangenheit er auf seiten seines literarischen Gegners finden werde, der ihm darauf mit einem Brief über die „gerechte Vertheilung der Güter“ geantwortet hat, dessen Inhalt noch weit hinter den ersten beiden Artikeln zwar nicht an Grobheit und absprechendem Wesen, aber an Gehalt und Klarheit zurücksteht.

Kurz, Schmoller hat die Gelegenheit benutzt, um in der Form einer höflichen, stellenweise fast devoten Polemik den Standpunkt des „Kathedersocialismus“ gegenüber den Grundprincipien der Volkswirthschaftslehre zu entwickeln, und damit eine höchst beachtenswerthe wissenschaftliche Arbeit geliefert. Er sucht nachzuweisen, wie unzulänglich die stets sich wiederholende Vorstellung vom Egoismus oder Selbstinteresse als Triebfeder der Volkswirthschaft und von der Wirksamkeit der technischen Vorgänge als „natürlicher“ und deshalb unveränderlicher Grundlagen oder Gesetze in der Wirthschaftsordnung sei; wie es vielmehr auf die Frage ankomme erstens in Bezug auf das sogenannte Selbstinteresse: wie weit durch die Culturarbeit der Jahrtausende die menschlichen Triebe und Ansichten modificirt seien und vor dem Richterstuhl der Ethik, oder nach den dem Volke vorschwebenden idealen Anforderungen, als Motive für wirthschaftliches Handeln gebraucht werden dürfen; und zweitens in Bezug auf die sogenannten Naturgesetze: wie gewisse Naturthatsachen und Wirthschaftsprocesse von Sitte und Recht erfaßt und zu höhern Formen des socialen Lebens erhoben werden. Er sucht ferner darzuthun, wie die innere Garantie für die Dauer und gegen die gewaltsame Unterbrechung der socialen Ordnung nur liegen könne in der das Volk beherrschenden Ueberzeugung, daß die Anforderungen der Gerechtigkeit — so wie man diese im gegebenen Zeitpunkt auffaßt — wenigstens ungefähr in ihr verwirklicht seien. Daraus ergibt sich dann die Rechtfertigung des wissenschaftlichen Verhaltens der sogenannten Kathedersocialisten, welche diese Grundanschauungen vertreten, ohne freilich bisjetzt in Theorie und Praxis zu klaren und scharfen Consequenzen gekommen zu sein.

Es ist schade, daß die Continuität der Schmoller'schen Untersuchungen durch die stete Rücksichtnahme auf seines Gegners Behauptungen, die eine so eingehende Widerlegung an und für sich nicht gefordert und verdient hätten, unterbrochen und dadurch die Uebersichtlichkeit der Gedankenentwickelung beeinträchtigt wird; indeß so wenig wie der ernste Leser sich durch das Pathos und die Redeblumen Treitschke's bestechen lassen wird, so wenig soll er sich verdrießen lassen, den etwas rauhen Pfad der Schmoller'schen Forschung von Anfang bis zu Ende mit zu wandeln. Wir wollen zum Schluß noch den Wunsch aussprechen, daß der Verfasser recht bald in der glattern Form einer wissenschaftlichen Abhandlung seine Untersuchungen wiedergeben und erweitern möge.

H. von Scheel.

Französische Proverbes in deutscher Uebersetzung.

Dramatische Sprichwörter von Carmontel und Theodore Leclercq. Uebersetzt von Wolf Grafen Baudissin. Zwei Bände. Leipzig, Hirzel. 1875. Gr. 8. 10 M.

Wir haben so ziemlich alle bessern Werke unserer Nachbarn jenseit der Vogesen uns durch Uebersetzungen zu eigen gemacht, und mehr als zu viel geschieht dies noch fortwährend mit den minder empfehlenswerthen Erzeugnissen ihrer Literatur. Daß es dennoch zwischen den Stoppeln noch manche körnerreiche Aehre aufzulesen gibt, beweisen die obigen zwei Bände.

Sie sind in jedem Sinne eine willkommene Spende: unterhaltend als Lektüre, zum Vorlesen im geselligen Kreise wie geschaffen, belehrend durch ihre unwillkürliche Schilderung einer von der Gegenwart sehr verschiedenen Zeit und ihrer Sitten, frei von jedem zweideutigen Charakter, und überdies ein Fingerzeig sehr erwünschter Art, um unsere theaterspiel-begierigen Gesellschaftskreise von Benedix, Moser, Kotzebue, Putlitz, Bauernfeld u. s. w., das heißt von wirklichen Bühnenstücken, abzulenken und ihnen dafür theatralische Aufgaben zu stellen, deren Lösung in ihrer Sphäre liegt.

Man sagt nur die Wahrheit, wenn man eingesteht: wir haben für das Dilettanten-Theaterspiel bisher so gut wie nichts Selbständiges gehabt. Durchblättert man die Sammlungen von Stücken, welche eigens diesem Theil unserer gesellschaftlichen Unterhaltung gewidmet sind, so findet man durchweg Bühnenspiele, welche auf der wirklichen Bühne heimisch sind oder sein möchten, und höchstens gesellen sich ihnen noch solche, welche wegen ihrer Abfassung in Versen (z. B. von Körner, Contessa u. s. w.) keine Zugkraft mehr haben, also als veraltete Stücke gelten können und deshalb wenigstens nicht leicht in der nämlichen Woche, wo ein ganzes Städtchen sich auf ihre Aufführung durch eine Dilettantentruppe freut, von dem öffentlichen Theater des nämlichen Städtchens gegeben werden.

Daß nun eine auf das dilettantische Bedürfniß berechnete Gattung von Dramen bei unsern Nachbarn eine lange Zeit hindurch sorgliche Pflege gefunden hat, ist bei uns bisher eigentlich so gut wie unbeachtet geblieben. Weil die Uebersetzer von Theaterstücken zumeist die Bühne im Auge haben zu müssen glaubten, hat man immer nur das übersetzt, was auf den französischen Theatern gefiel und sich auf den deutschen Bühnen verwerthen ließ, und darüber ist jene andere Gattung völlig übersehen worden. Es ist wahr, in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts gab es auch in Deutschland Kreise, welche wirkliche Bühnenstücke für den Zweck ihrer geselligen Vergnügungen ablehnten und von den dramatisirten Sprichwörtern Carmontel's — natürlich französisch — eins oder [d]as andere aufführten. Beliebt war zu solchem Zweck [n]amentlich „Der bürgerliche Komödiant". Längst hat aber [di]e moderne Bluette jenes Genre allerorten verdrängt. [D]ie Sucht, es den Schauspielern gleich zu thun, ist all[g]emein geworden. Man entlehnt ihre Manieren, borgt [s]ich wol gar ihre Costüme, stümpert ihnen mit großer Anstrengung nach und bringt schließlich doch nur zu Wege, [da]ß bei der nächsten Aufführung des nämlichen Stücks, zu welcher das wirkliche Theater Gelegenheit gibt, die dilettantische Leistung als ein recht kläglicher Nothbehelf erscheint.

Dürften wir nun froh sein, wenn eine gleich gute Sammlung von Gesellschaftsdramen in deutschen Originalen existirte oder dergleichen gelegentlich der Feder eines begabten Herrschers im Gebiete des Dialogs entflössen, so wollen wir, bei dem Mangel der erstern und der Fraglichkeit der letztern, uns unbefangen der aus der Fremde eingeführten Scherze freuen. Graf Baudissin — bekanntlich schon durch seine Mitarbeiterschaft an der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung, später durch seine Molière-Uebersetzung und durch eine große Anzahl anderer Arbeiten verwandter Art als Meister im Verständniß fremder Sprachen und im künstlerischen Bewältigen der Schwierigkeiten unserer deutschen Sprache längst rühmlich bewährt — hat von den zahlreichen Sprichwörterdramen der obengenannten zwei Franzosen einstweilen 26 übersetzt. Was die Verfasser betrifft, so lebte Carmontel von 1717—1806, Leclercq von 1777—1851. Sie haben diese Gattung zwar nicht erfunden, aber auf ihren Höhepunkt geführt, und beide können für so ungemein feine Beobachter der menschlichen Sitten gelten, beide besitzen auch eine so große Gewandtheit des sprachlichen Ausdrucks und — was für diese Gattung fast noch wichtiger ist — eine so sichere sittliche Fährte, daß sie in ihrem Genre kaum zu übertreffen sein dürften.

Um über die Unterschiede zwischen diesen Sprichwörterdramen und den eigentlichen Bühnenstücken ins Klare zu kommen, wird man gut thun, vor allem festzuhalten, daß jene nur die in einem geselligen Kreise vorhandenen Talente zu beschäftigen bezweckten. Ihre Aufgaben gehen daher nie über das Conversationelle hinaus. Auf Gesten und Mienenspiel wird nur so weit gerechnet, wie sie uns im lebendigen Gespräch natürlich sind. Effectvolle Abgänge, zugespitzte Actschlüsse gibt es nicht. Das theatralisch Wirksamste ist ausgeschlossen. Man spielt im Salon, vor einem Salonpublikum, will nicht Mime sein, will sein Reich ganz von dem der Bühne getrennt wissen.

Große Sorgfalt in der Kleinmalerei und ergötzliche Lebenswahrheit, dazu eine geschickt erfundene kleine Verwickelung: das sind die Elemente, aus denen sich das Sprichwörterdrama zusammensetzt.

Ohne Zweifel sind viele dieser Stücke — Carmontel ließ deren 88 drucken, Leclercq 78 — als Improvisationen entstanden und zwar als Improvisationen der einzelnen Mitspielenden unter Anleitung und schließlicher Redaction des einen oder des andern Verfassers. Belehrend in dieser Beziehung ist Leclercq's „Die Manie, Sprichwörter zu spielen".

Der Inhalt dieses anmuthigen kleinen Stücks ist folgender: Herr von Volmar lebt auf einem Landsitz, Herr von Solanges ist sein Gast und soll mit den übrigen Gästen jetzt ein Sprichwort aufführen. Er hat das oft gethan, bedauert aber doch, sich zu rasch auf die Sache eingelassen zu haben. Sein Wirth will diesen Treppengedanken nicht gelten lassen, und Herr von Solanges gesteht ein, daß er eigentlich keine Bedenken geltend machen solle,

„denn Sie sind der beste Mensch von der Welt; Ihr Landhaus ist reizend; wer Sie kennt, liebt Sie; man besucht Sie; jeder gefällt sich hier; das schöne Herbstwetter dauert länger als gewöhnlich, man bleibt, man versucht jede Art von Zeitvertreib; Jagd, Spaziergänge, Fischen, Spiel, ein trefflicher Tisch bieten reiche Auswahl; Zerstreuungen aller Art werden an einem Tage versucht und erschöpft; man fürchtet endlich, die stete Wiederholung könne einförmig werden. Da fällt es heute Mittag einem vorlauten Wildfang ein zu rufen: «Spielen wir doch Sprichwörter!» — Sie erwidern sofort: «Gut, spielen wir Sprichwörter!» — «Wann?» — «Heute Abend. Spielen wir eins, spielen wir zwei.» Wären wir noch etwas länger beim Dessert sitzen geblieben, man hätte sich bis auf zwölf verstiegen."

Herr von Volmar findet das ganz in der Ordnung. „Ja aber", ruft Herr von Solanges, „läßt sich denn irgendein Sprichwort so rasch auswendig lernen, daß es heute Abend gespielt werden könnte?" Man speiste damals in Frankreich noch um 1 Uhr zu Mittag. Der Wirth meint nun, Leute von Verstand spielten dergleichen doch wol aus dem Stegreif. „Um Gottes willen, keine improvisirten Sprichwörter!" ruft Herr von Solanges. „Mir wenigstens soll's nicht wieder passiren, mich damit abzugeben."

Auf die abermaligen Einreden des Herrn von Volmar erzählt Herr von Solanges, wie es ihm erst unlängst in ähnlicher Lage erging. Man richtet also zunächst ein Theater in der Gemäldegalerie des Herrn d'Ormilly ein. Die ganze Nachbarschaft war eingeladen. „Ich fange damit an, ein für die Gelegenheit passendes Sprichwort zu suchen, und wähle endlich: Ein guter Wein braucht kein Schild ...." — „Nun, und die Details?" fragt Herr von Volmar. — „Ja die Details machten mir die Aufgabe zu einer wahren Galere. Ich konnte mein Völkchen nie unter Einen Hut bringen. Als nun endlich der Abend herankam und ich sehr gewiß voraussah, wie es an allen Ecken und Enden hapern würde, gab ich meinen Künstlern einen Rath, von dem ich das Beste hoffte: Wenn einer von Ihnen nicht mehr weiß, was er noch hinzufügen soll, sagen Sie nur: «Ich höre jemand kommen.» Das wird dem, den Sie erwarten, als Stichwort dienen, und er wird wissen, daß es Zeit für ihn sei vorzutreten. Sie haben dann wenigstens keine Pause noch Unterbrechung zu fürchten."

Herr von Volmar. Das war sehr gut ausgedacht, mit solch einem Hülfssignal wird niemand stecken bleiben.

Herr von Solanges. Ja, warten Sie nur! Stellen Sie sich also die beste Gesellschaft von Paris vor; sehr hübsche Frauen, sehr gescheite und dabei zur Nachsicht gestimmte Männer — mit einem Wort eine Gesellschaft wie die hier versammelte. Denken Sie sich ferner den Commandeur Mr. d'Ormilly auf einem Lehnstuhl in der Mitte der vordersten Reihe sitzend und die Augen aller auf ihn gerichtet, um ihm die Freude anzusehen, die er empfinden wird, und ihm zugleich zu zeigen, daß man sie theile.

Herr von Volmar. Die Situation ist in der That hübsch. ...

Herr von Solanges. Die erste Person, die auf der Bühne erscheinen sollte, war die sehr geliebte Nichte des Commandanten, Frau von Verteuil, eine große magere Figur, die durchaus als Bäuerin hatte auftreten wollen.

Herr von Volmar. Das war sehr unrecht.

Herr von Solanges. Der Vorhang rauscht auseinander, sie tritt vor; ihre hagern bloßen Arme, ihre große wenig vortheilhafte Erscheinung erregen einige Verwunderung; sei's nun daß es ihr nicht entgeht, sei's daß die vielen aufmerksamen Zuschauer sie verwirren, oder irgendwelche andere Ursache — genug, sie verliert vollständig den Kopf, schreitet auf der Bühne hin und her, ohne ein Wort zu sagen, legt die Hand aufs Herz, als fühle sie eine nahende Ohnmacht, und bringt nichts weiter heraus als „Ich höre jemand kommen!"

Herr von Volmar. Das war am Ende auch noch das Klügste.

Herr von Solanges. Ja, schön! Sie hatte die ganze Exposition vortragen sollen, denn wie jedes Lustspiel bedarf selbst das kleinste Sprichwort einer Einleitung, welche die Situation erklärt, den Ort nennt, wo die Handlung sich zuträgt, und im Zuschauer für das, was da kommen soll, ein Interesse erweckt.

Herr von Volmar. Das ist sehr einleuchtend. Nun, kam denn die zweite mitspielende Person?

Herr von Solanges. O freilich! Der junge Mensch, der die zweite Scene eröffnen sollte, trat auf; weil aber Frau von Verteuil nichts gesprochen hatte und auch jetzt nicht sprach, fand er nichts zu erwiedern, und nachdem er ein paar Minuten dagestanden und ohne Erfolg unendliche Anstrengungen gemacht hatte etwas zu sagen, rief er gleichfalls: „Ich höre jemand kommen!" Und von dem ganzen so sorgfältig vorbereiteten Sprichwort kam den Zuschauern absolut nichts zu Ohren als diese verhängnißvollen vier Worte.

Da Herr von Volmar diesen Ausgang sehr lustig findet und seinen Gast nicht von dem gegebenen Versprechen frei lassen will, fügt sich dieser und schlägt einstweilen das Sprichwort vor: „Viele Köpfe, viele Sinne", oder: „Jeder für sich und Gott für alle."

Jetzt meldet sich einer der andern Gäste des Herrn von Volmar, Dormeuil mit Namen, bittet um eine Rolle und versichert oft zugesehen zu haben, wie man die Sache macht. Und als Herr von Solanges einwendet, es sei nicht so leicht, dergleichen zu improvisiren, meint Dormeuil: „O nicht doch! Jeder kann ja sagen, was ihm eben einfällt. Aber auf gute Costüme kommt es an. Mein Vetter Courcelles verkleidete sich immer so gut, daß ihn niemand gleich erkannte. Der legte auch den Damen, die heute mitspielten, Roth auf; dann schloß er sich mit ihnen ein, und da lachten sie zuweilen wie nicht gescheit."

Es wird ihm nun versuchsweise die Rolle eines Bedienten zugetheilt, der seinen Herrn durch Widerhaarigkeit nöthigen will, ihn wegzuschicken. Dormeuil benimmt sich grenzenlos ungeschickt, betheuert aber, wenn er abends in der Livrée stecke, sei die Aufgabe für ihn bloßes Kinderspiel; er muß denn auch schließlich zum Mitspielen acceptirt werden und entfernt sich, um einstweilen selbst ein Stück auszuklügeln. Kaum ist er fort, so meldet sich ein weiblicher Gast, Frau von St. Thar. Sie will keine Kokette spielen, wie Herr von Solanges ihr räth, schlägt dafür vielmehr Frau von Merville vor: „die ist blatternarbig, hat winzige Augen, ist häßlich; sie wird mit ihrer großen Nase zum Erschrecken aussehen, und das wird höchst ergötzlich sein." Da Herr von Solanges ihr nun eine junge Bäuerin als Rolle proponirt, greift sie mit beiden Händen zu, läßt ihn aber vor lauter Costümfragen kaum zum Auseinandersetzen des geistigen Inhalts ihrer Rolle kommen und entfernt sich endlich, um ihre Jungfer sogleich an die Arbeit zu setzen, wobei sie versichert, sie sei ihrer Rolle so gewiß, als hätte sie dieselbe zwanzigmal gespielt.

Herr von Solanges will verzweifeln. Jetzt stellt sich August, der Neffe des Wirths, ein. Er hat früher einmal ein Stück geschrieben, 4—500 Verse lang. Das soll Herr von Solanges in solcher Weise in ein Sprichwort verflechten, daß August es vorlesen kann — eine Stunde dauert's — doch so, daß er in dem Sprichwort nicht als Dichter auftritt. „Das ist meine Bedingung. Kein Costüm, keine Schminke, nichts was an das Theater erinnert." Auch dieser unmögliche Vorschlag findet die liebevolle Fürsprache des Wirths, und Herr von Solanges fügt sich.

Kommt ein Chevalier. Er will die Herren nicht lange aufhalten, er brauche nur eine Liebhaberrolle und zwar im Zusammenhang mit Madame Dolcy.

Herr von Solanges findet diese Zumuthung etwas sonderbar. „Wie!" ruft der Chevalier, „Sie glauben doch nicht gar, daß ich unter dem Schleier einer dargestellten Leidenschaft eine wirkliche Neigung verhüllen und die Sprichwörter benutzen wolle, meine Flamme zu gestehen? Da sind Sie tausend Meilen weit von meinen Gedanken. Madame Dolcy haßt mich, und ich kann sie nicht ausstehen; ... ich kann mir nichts Ergötzlicheres denken als Madame Dolcy aussprechen zu hören: Ich liebe Sie. Es wird eine wahre Komödie sein!" — „Und das Sprichwort mag sehen, wo es bleibt!" ruft Herr von Solanges. — „Im Gegentheil! Das allein reicht schon hin, daß es glänzend reussire." Alle Einreden des unglücklichen Herrn von Solanges verschlagen nicht. Auch daß Madame Dolcy wahrscheinlich gar nicht spielen mag, soll nicht schaden. „Der Wunsch zu glänzen, ihren Verstand zu zeigen — die Freiheit, die das Sprichwort ihr gewährt, viel zu sprechen und so viel Mienenspiel zum Besten zu geben als sie will, das alles wird ihr den Kopf verdrehen.... Ich schwärme für die Sprichwörter; sie sind die schönste Erfindung des Jahrhunderts." So plappert er fort und schildert die kleinen Klatschfreuden, die er schon bei derartigen Veranstaltungen gekostet habe und um derentwillen er nie eine Gelegenheit zum Mitspielen ungenutzt vorübergehen lasse.

Natürlich muß Herr von Solanges sich auch diese zweifelhafte Kraft aufbürden lassen.

Jetzt stellt sich Dormeuil wieder ein. Er hat ein Stück ersonnen. Dies ist nun freilich das Dümmste, was sich denken läßt: Ein Herr soll sich von seiner Köchin übervortheilt glauben, und die Unterhaltung zwischen beiden ist der Inhalt des ganzen Stücks. Sehr ergötzlich ist die Unfähigkeit Dormeuil's geschildert, sich klar zu machen, daß jedes derartige Spiel etwas enthalten müsse, was ungefähr für eine Fabel gelten könne. Er ist aber nicht zu überzeugen, daß sein Gedanke durchaus nicht zu verwerthen ist, und also muß man sich auch mit diesem Einfall zu befreunden suchen.

Der Wirth sieht aber jetzt endlich selber ein, wie groß und eigentlich unerfüllbar die Zumuthung ist, die er dem einzigen geistreichen Manne unter seinen Gästen gestellt hat. „Nun gut", ruft Herr von Solanges, „gehen wir auf die Ansicht eines jeden ein, sperren wir sie alle zusammen, und ich stehe Ihnen dafür, was wir auch sagen und thun mögen, sie werden unser Sprichwort rechtfertigen: Jeder für sich und Gott für alle."

Robert Heller's Nachlaß.

Nachgelassene Erzählungen von Robert Heller. Mit einem Vorwort von Heinrich Laube. Fünf Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1874. 8. 24 M.

Der Leser, der in dem Laube'schen Vorworte eine etwas eingehendere Charakteristik, oder gar einen ausführlichern Lebensabriß des verewigten Dichters zu finden hofft, wird sich enttäuscht sehen. Das Denkmal, das hier der Freund dem Freunde errichten will, ist über die magere Aufschrift eines Grabdenksteins nicht hinausgekommen. Und doch wäre hier der rechte Ort gewesen, mit aller Wärme des Herzens dem liebenswürdigen Todten ein Erinnerungsstandbild aufzurichten. Dieses Standbild indessen vermögen zum Glück die nachgelassenen Schriften des trefflichen Erzählers ihm selbst zu setzen. Wir sind der Ueberzeugung, daß die vorliegenden fünf Bände eine stattliche Erbschaft des Herzens und Geistes ihres Autors sind, die das deutsche Lesepublikum mit echter Theilnahme antreten wird. Denn diese fünf Bände sind nicht ebenso viele Friedhofshügel, in denen die verwaisten Geisteskinder des Todten in ungestörter Vergessenheit zu schlummern bestimmt sind, sondern aus ihnen keimen und sprießen die weitverzweigten Ranken dichterischer Erfindung, auf ihnen erglänzen die farbigen Blumen der Phantasie, aber zu wohlgeordneten Sträußen gereiht, nicht in wuchernder Verwilderung, und die Sonne einer warmen Empfindung ruht wohlthuend auf dem Ganzen.

In Heller's nachgelassenen Erzählungen befinden wir uns überall auf realem Boden. Keine Schattengebilde, sondern Gestalten von Fleisch und Blut treten uns gegenüber, die ein glänzendes Zeugniß der lebendigen Beobachtungsgabe des Autors ausstellen. Es sind theils frei erfundene, theils auf historischem Hintergrunde ruhende Stoffe, die uns vorgeführt werden. Aber das historische Wissen drängt sich nirgends mit vornehmer Absichtlichkeit hervor, die Kenntnisse renken die stetig fortlaufende Erzählung nirgends aus ihren Fugen, die Träger der Handlung ermüden nicht durch weitschweifige Reflexionen noch durch wohlfeile Schöngeisterei. Diese Erzählungen nehmen durch ihre schlichte, anspruchslose, aber doch straffe und markige Vortragsweise für sich ein. Sie sind spannend, ohne abzuspannen, sie sind anregend, ohne aufzuregen. Denn alles Effecthaschende, alles Sensationelle ist ihnen fremd. Gesund, natürlich, lebenswahr sind die Charaktere des Verfassers, und darum haften sie lange in der Erinnerung des Lesers. Und wo uns Gestalten ferner Vergangenheit entgegentreten, sind es keine Scheinfiguren, die, in das Gewand moderner Anschauung und Gefühlsweise gehüllt, ihrer eigenen Zeit zu spotten schei-

nen, sondern sie muthen uns an wie treue, ehrliche Porträtbilder der Zeitengalerie. Kurz, es sind keine Nachtwandler, keine Revenants, sondern Gestalten einer klar und verständig bildenden Phantasie, die weder hinter ihrer Zeit zurückbleiben, noch derselben voraneilen.

Dasselbe Maß, das den dialogischen Theil der Erzählungen kennzeichnet, der alles fremdartige Raisonnement verschmäht, offenbart sich auch in der Detailschilderung. Das Landschaftsbild ist nie Selbstzweck, sondern mehr ein Spiegelbild der Stimmung der Handelnden. Auch breite Ausmalungen der Architektur sind überall vermieden, und das Wohnhaus nur insoweit berücksichtigt, als es zur Charakteristik derjenigen dient, die nach psychologischer Eigenart sich ihre Umgebung schaffen. Das Sittengeschichtliche, so fesselnd es auch hier und dort hervortritt, erscheint immer auf die Schicksale oder Entschlüsse der Einzelnen bezogen.

Greifen wir, zur Erhärtung dieses günstigen Urtheils, aus der reichen Fülle der Erzählungen einige besonders gelungene heraus. Gleich im ersten Bande ist die erste Novelle „Die Freunde“ durch eine höchst spannende Erfindung ausgezeichnet. Sie ist von so eminent dramatischer Bewegung erfüllt, daß sich unter der geschickten Hand eines bühnenkundigen Autors ein recht wirksames Schauspiel aus dem Stoffe gestalten ließe. Die zweite Erzählung „Der Aufstand in Aetolien zu Anfang des Jahres 1836“ ist mit künstlerischem Verstande echt episch angelegt. Die um Missolunghi unter der Regierung König Otto's entbrannten Kämpfe der Empörer und Palikaren bilden den wirksamen Hintergrund, von dem sich die in das Schicksal der Belagerung hineingeflochtenen Träger der Handlung in energischer Beleuchtung abheben. Die Composition, die unser Interesse für Freund und Feind gleich lebendig erhält, ist eine sehr geschickte.

Aus dem zweiten Bande erwähnen wir die Erzählung „Der Schmied von Antwerpen“. Sie berichtet uns in sehr anmuthiger Weise von der leidensvollen Brautwerbung des berühmten Malers Quintin Messys, der, von Hause aus das Gewerbe eines Schmieds betreibend, aus Liebe zu der Tochter eines Malers, die ihr Vater in unbeugsamem Künstlerstolz nur einem Maler vermählen wollte, den Hammer mit dem Pinsel, das Schurzfell mit der Palette vertauschte. Die Treue der lange Jahre auf ihren Verlobten harrenden Mathilde ist ebenso ergreifend geschildert wie die Ausdauer und wunderbare Energie des Schmieds, den Liebesleidenschaft zu einem der ausgezeichnetsten Maler, und nicht blos seiner Epoche, machen sollte. Gerade in dieser Erzählung ist die Schlichtheit und Geradheit der Heller'schen Vortragsweise von ganz eigenthümlichem Reiz, und um so mehr, als der gewählte Stoff die Verführung zu ästhetischen Abschweifungen besonders naherückt. Die Exposition gibt Gelegenheit, ein culturhistorisches Gemälde der „rhetorischen Kammern“ der Niederlande einzuführen, das mit großer Frische und Wahrheit des Tons geschrieben ist. Die zu Ehren der Hochzeit der schönen Maria von Burgund und Maximilian's von Oesterreich zu Gent aufgeführten Festspiele der Rederyker, d. h. der rhetorischen Brüderschaften der größern niederländischen Städte, werden uns von Heller mit der feinen Beobachtung gleichsam eines Augenzeugen geschildert und dienen zugleich dazu, uns die Helden der Novelle in charakteristischer Weise vorzustellen. In einem kleinen Excurse am Schlusse der Erzählung gibt der Dichter ein Urtheil über das spätere Verbot jener Brüderschaften ab, ein Urtheil, das seines allgemeinern Interesses wegen hier eine Stelle finden möge:

Das Verbot der rhetorischen Kammern hat uns vielleicht eines wichtigen Bildungsmoments beraubt. Sie hätten die natürlichste Grundlage zu einem nationalen Schauspiele abgeben und eine unermeßliche Wirksamkeit auf die Entwickelung der dramatischen Kunst der Niederlande ausüben können, ein Beispiel, welches gewiß nicht ohne Rückwirkung auf das stammverwandte Deutschland und ohne Nachahmung geblieben wäre. Unsere Bühne müßte im Volke wurzeln, wie bei den Griechen, sollte sie ihrer erhabenen Bestimmung genügen. Nur wo das Volk selbst dichtet und ausführt, wo es seine Ideen selbst verarbeitet und gestaltet, ist ein wirklicher Zusammenhang zwischen Bühne und Leben vorhanden. Das heutige Theater ist ein Unterhaltungssaal für die Müßigen und Reichen. Wie wenig man dabei auf das Volk rechnet, zeigt schon die Anlage der Plätze, welche die gemeine Menge in die beschränktesten und jämmerlichsten Räume verweist. Die Rederyker schlugen ihre Scenen auf dem Marktplatze auf, jeder war als Zuschauer eingeladen, der hören und sehen wollte, der Beifall der Versammlung der einzige Preis, der gezahlt ward; und wie gut diese Schule war, in welche das Volk strömte, dafür zeugen die Maßregeln, welche eine despotische und verfinsterungssüchtige Regierung zur Unterdrückung der rhetorischen Kammern nahm.

Aus dem dritten Bande heben wir die mit prächtigem Humor geschriebene Erzählung „Rabener in Tharand“ hervor, aus dem vierten die nach unserm Gefühl die Krone der Sammlung bildende Liebesgeschichte: „Severina“, die sich getrost Paul Heyse's besten Novellen anreihen kann. Hier ist eine dramatisch bewegte, zum Theil tragische Herzensgeschichte, die Glut italienischen Himmels abwechselnd mit der Bergeinsamkeit der Alpen, eine Wärme und Unmittelbarkeit der Empfindung, eine Charakteristik in großen bedeutungsvollen Zügen, die auf alle kleinliche, psychologische Detailmalerei verzichtet, und bei aller Schlichtheit des Tons eine ungesuchte Poesie des Ausdrucks, die das Herz gefangen nimmt: hohe Vorzüge, die sich zu großem Theil auch in den folgenden Novellen „Theodora“ und „Doretta“ wiederfinden.

Aus dem letzten Bande endlich sei die Erzählung „Salvator Rosa“ warm empfohlen. Hier betreten wir wieder geschichtlichen Boden. Den Hintergrund der Fabel bildet der berühmte, von dem Fischhändler Masaniello geschürte und geleitete Aufstand zu Neapel im Jahre 1647. In die Wogen und Strudel der Empörung sehen wir den berühmten Maler Salvator Rosa mit hineingerissen, wie denn überhaupt das Corps der rauflustigen Kunstjünger eine der hervorragendsten Rollen in der Dichtung spielt. Kriegsglut und Liebesglut versengen und läutern das Herz des Malers, dessen lebensvolle Zeichnung zu dem Besten gehört, was Heller in diesen Schriften geschaffen. Ueberall hat man das sichere Gefühl, hier nicht willkürlich Ersonnenem zu begegnen, sondern auf den Fundamenten einer gründlichen historischen Forschung sich zu bewegen. Aber diese Fundamente wachsen nicht selbständig in die Erzählung hinein wie ein kahles, von dem Rankenwerk der Dichtung nur leicht verhülltes Gemäuer, sondern auf ihren Mauern erheben sich frei und leicht die schwebenden Semiramisgärten der dichterischen Phan-

taste, bald in dem Blütenschmuck leidenschaftlicher Liebe prangend, bald von den Brandfackeln der Empörung gespenstig beleuchtet. Denn Heller war, wie Laube im Vorwort urtheilt, eine tüchtige Künstlernatur, welche zu sondern und zu scheiden verstand, was für die erwählte künstlerische Darstellung nur Ballast geworden wäre.

Schon aus den Titeln der angeführten Erzählungen erhellt, mit einem wie vielseitigen Autor es wir zu thun haben. In die verschiedensten Jahrhunderte taucht die Muse des Dichters hinab, um poetisches Gold an das Licht zu fördern. Und für die verschiedensten Zeiten und Stoffe weiß Heller den rechten entsprechenden Ton zu finden, ohne diesen Zeiten oder seiner eigenen Ausdrucksweise Gewalt anzuthun. Wir stehen nicht an, in ihm einen der lebendigsten und berufensten Erzähler zu sehen, und schließen mit dem Wunsche, daß diese Dichtungen ein empfängliches Publikum finden mögen.

Emil Taubert.

Festreden von Du Bois-Reymond.

Ueber eine Akademie der deutschen Sprache. Ueber Geschichte der Wissenschaft. Zwei Festreden, in öffentlichen Sitzungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehalten von E. Dubois-Reymond. Berlin, Dümmler. 1874. Gr. 8. 1 M.

Es geziemt sich, Worte, die an einer so ehrwürdigen Heimstätte echten wissenschaftlichen Geistes und aus dem Munde eines so hervorragenden Vertreters der modernen Wissenschaft gesprochen worden sind, mit Ernst zu erwägen. Festreden gehören sonst nicht in die Rubrik der Erzeugnisse des menschlichen Geistes, die für die Dauer gemeint sind oder so verstanden werden. Es ist genug, wenn sie im Augenblick zünden und ein tausendstimmiges Bravo dem Redner sagt, daß er die Flamme der Begeisterung in den Herzen und Köpfen seiner Zuhörer wenigstens für einige Momente auflodern zu machen verstanden hat. Hier aber haben wir es nicht mit solchen flüchtigen Tendenzen und Wirkungen zu thun: der Redner will kein Bravo, aber er will die Ueberzeugung des gebildetsten Theils seiner Nation zu einer dauernden und nachdrücklichen That bestimmen.

Mit Recht steht die Rede „Ueber eine Akademie der deutschen Sprache" voran, obgleich sie zwei Jahre später als die andere gehalten worden ist. Ihr Umfang und inneres Gewicht rechtfertigen diese Anordnung. Denn alles, was auf die Sprache, das allgemeinste Organ des gesammten geistigen Lebens der Nation Bezug hat, verdient doch noch, wenn überhaupt eine Rangordnung nicht umgangen werden kann, eine bevorzugtere Stellung als das, was nur die Wissenschaft allein angeht, die nur eine Sphäre oder Zone der nationalen Geistesthätigkeit ist. Die Sprache in ihrer wunderbaren Verkettung des elementarsten Naturalismus mit dem abgezogensten Idealismus steht, insofern sie so beschaffen, über der Wissenschaft; ohne sie gäbe es keine Wissenschaft; aber Sprache ohne Wissenschaft ist nicht blos eine begriffliche Möglichkeit, sondern die gewöhnlichste Wirklichkeit. Der Platz, auf welchem der Redner seine Gedanken über die Mängel und Gebrechen des gegenwärtigen Zustandes unserer Sprache und seine Vorschläge zu deren Beseitigung vorträgt, ist in jeder Art ein berechtigter. Hat doch die berliner Akademie der Wissenschaften von ihrem Schöpfer Leibniz die Aufgabe, für die Pflege der deutschen Sprache ihre Kraft einzusetzen, als Eingebinde mitbekommen. Mag sie auch im 18. Jahrhundert sich wenig dessen erinnert haben, am wenigsten, als sie durch Friedrich's Hoffranzosen eher einem Filiale der pariser „Unsterblichen", als einer deutschen Arbeitsstätte der Wissenschaft glich, so ist sie doch neuerdings, seitdem ein Jakob Grimm in ihr so oft sein lebensvolles Wort ertönen ließ, vor allen andern Schwesterinstituten in Deutschland gleichsam durch die Fügung des Geschicks selbst mit der Pflicht betraut, die ihr einst Leibniz, wie in allem mehr ein Prophet der Zukunft als ein Arbeiter für den Augenblick, zuzuweisen versucht hatte. Bekanntlich trug er sich schon lange vorher mit den umfassendsten Planen für eine ganz Deutschland umspannende gemeinsame Action zum Nutzen seiner so heißgeliebten und hochgeehrten Muttersprache. Seine „Unvorgreiflichen Gedanken" von 1697 sind das allgemein bekannte, unendlich oft besprochene und gewonnene Zeugniß dafür. Aber als nächstes praktisches Resultat sind doch nur jene ziemlich allgemeinen Sätze in dem Stiftungsbrief der berliner Akademie stehen geblieben, worin ihr nebenbei auch diese Aufgabe zugewiesen wurde, die der rastlose Geist ihres Stifters einst einer großartig angelegten selbständigen Organisation in die Hände legen wollte.

Blickt man aber auf den Durchschnitt des deutschen Sprachstandes von heute im Vergleich mit dem, den Leibniz vorfand, so ist der unermeßliche Fortschritt von damals zu jetzt eine so offenkundige Thatsache, daß es eine Trivialität scheinen könnte, auf ihn hinzuweisen. Und doch ist es vielleicht nicht überflüssig zu sagen, daß bei diesem Fortschritt noch etwas ganz anderes in Betracht zu ziehen ist, als das, was man unter gewöhnlichen Verhältnissen bei einer Sprache so zu bezeichnen pflegt. Der Fortschritt der deutschen Sprache ist nicht blos dem Grade, sondern der Art nach wesentlich verschieden von dem, was etwa die englische Sprachentwickelung seit Dryden bis Tennyson, die französische seit Racine bis Victor Hugo in sich gestaltet hat. Unsere deutsche Sprachgeschichte ruht auf einer anders zusammengesetzten natürlichen Grundlage als die jener beiden andern zur Vergleichung herausgegriffenen Cultursprachen. Ob uns diese Grundlage gefällt oder nicht, ob sie die abstract richtige ist oder nicht, ist eine Schulfrage: genug sie ist eine andere, und daraus erklären sich auch die im Wesen so völlig eigenartigen Entwickelungsgesetze unsers Sprachfortschritts oder unserer Sprachgestaltung. Daher werden auch alle die Beförderungsmittel der Sprachausbildung, die sich anderwärts nützlich erwiesen haben, auf dem so völlig anders gearteten Boden unserer Sprache und unsers Volksgenius keine Triebkraft zeigen. Leibniz' deutsche Akademie ist

ein Traum geblieben, weil er begreiflich genug das, was er anderwärts mit Erfolg für die Sprache angewandt sah, mit geschickter Accomodation auf die deutsche übertragen wollte: die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, die meist recht sklavisch die fremden Muster copirten, haben die deutsche Sprache durch das, woran sie ihre eigentliche Kraft setzten, um nichts gefördert. Aber sie und noch mehr Leibniz haben instinctiv, ohne es zu wissen, sehr Großes, Leibniz geradezu Unermeßliches für die eigentliche Seele der deutschen Sprachentwickelung geleistet. Und so wird es für alle Zukunft sein: unsere Lessing, Goethe, Jakob Grimm sind die wahren Sprachakademien, die wir vertragen und erfragen, und die wissenschaftlichen Körperschaften, die sich freilich noch mit ganz anderer Intensität als heute der doctrinellen Pflege des Deutschen annehmen könnten, werden nichts weiter zu thun haben, als diesen lebendigen Führern und Repräsentanten des Sprachgenius in die Hand zu arbeiten.

Heinrich Rückert*).

*) Aus dem Nachlaß unsers leider zu früh verstorbenen bewährten Mitarbeiters, aus dem uns noch mehrere Kritiken vorliegen. D. Red.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Das Sammelwerk: „Geschichte der europäischen Staaten" (Gotha, F. A. Perthes), einst von Heeren und Ukert begründet, jetzt von W. von Giesebrecht redigirt, nimmt einen rüstigen Fortgang. Am 30. und 31. August fand eine Versammlung der Mitarbeiter in Gotha statt. Nachdem im verflossenen Jahre zwei Bände — Fortsetzungen der „Schwedischen Geschichte" und „Polnischen Geschichte" von Staatsrath F. F. Carlson in Stockholm und Professor J. Caro in Breslau — veröffentlicht sind, werden noch im Laufe dieses Jahres zwei neue Bände ausgegeben werden. Der eine, bearbeitet von Geheimrath A. von Reumont in Bonn, gibt die erste Hälfte der „Geschichte Toscanas", der andere, bearbeitet von Professor G. Hertzberg in Halle, den Anfang der „Geschichte Griechenlands" in der christlichen Zeit; beide behandeln Stoffe von dem weitgehendsten Interesse. Demnächst — meist noch im Jahre 1876 — werden zur Publication gelangen: die zweite Hälfte der „Geschichte Toscanas", der zweite Band der „Griechischen Geschichte", welcher die Darstellung bis in unser Jahrhundert fortführt, die Fortsetzung der „Polnischen Geschichte", die erste Hälfte der von Archivrath P. Stälin in Stuttgart verfaßten „Geschichte Würtembergs", und der erste Band der „Neuesten französischen Geschichte", bearbeitet von Professor K. Hillebrand in Florenz. Sehr erfreulich ist, daß sich Staatsrath Carlson entschlossen hat, seine Arbeiten für die schwedische Geschichte auch auf die Regierung Karl's XII. auszudehnen; die Fortsetzung des Geijer-Carlson'schen Werks bis auf die neueste Zeit hat Professor C. F. Odhner in Lund übernommen. Die „Dänische Geschichte" wird von Dr. Dietrich Schäfer in Bremen zum Abschluß gebracht, und die „Spanische Geschichte" von Professor Fr. Schirrmacher in Rostock bis zum Ende des Mittelalters fortgeführt werden. Mit der Neubearbeitung der „Geschichte der Niederlande", welche an die Stelle des von Kampen'schen Werks zu treten hat, ist Dr. Th. Wenzelburger in Delft beschäftigt. Da auch für die früher der Sammlung einverleibte „Geschichte der Deutschen" von J. C. Pfister ein Ersatz erforderlich wird, berieth man eingehend darüber, wie in angemessenster Weise und mit Aussicht auf schnelle Vollendung eine Geschichte Deutschlands hervorgerufen werden könne, welche den Ansprüchen der Wissenschaft und den Bedürfnissen eines großen Leserkreises in gleicher Weise entspräche. Das Verlangen nach einer gründlichen, anschaulich geschriebenen deutschen Geschichte von nicht zu großem Umfange gibt sich allerorten kund, und scheinen auch die Schwierigkeiten der Durchführung eines solchen Werks sehr erheblich, so werden sie doch nicht unüberwindlich sein. Es werden sofort Verhandlungen mit den Gelehrten, auf deren Mitwirkung hierbei besonders zu zählen ist, eröffnet werden, und wird über den Erfolg dieser Verhandlungen hoffentlich bald Günstiges zu melden sein.

— Karl Rosenkranz hatte in seinen „Neuen Studien" als Verfasserin des vor etwa 18 Jahren erschienenen Romans „Eritis sicut Deus" eine Schwester Gustav Schwab's, Marie Schwab genannt. Dies war ein Irrthum, den Rosenkranz in der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung", Nr. 114, widerrufen hat. Der geschätzte Kritiker des Werks in Nr. 36 d. Bl. hat den Irrthum von Rosenkranz wiederholt, und da ihm jene Erklärung offenbar nicht zu Gesicht gekommen ist, so glauben wir auch an dieser Stelle auf sie hinweisen zu müssen.

— Der in Nr. 30 d. Bl. besprochene Roman „Sophie von Hohem" von Mariam Tenger ist, wie wir erfahren, eine Nachbildung des bekannten alten Romans von Hermes: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen". Wird auch später ein phantastischer Oberbau hinzugefügt, um den Schluß zu verändern, so ist die Verwickelung bis dahin doch ein vollständiges Abbild des alten Romans, dem nicht nur die Grundlage, sondern auch fast sämmtliche Charaktere des Romans von Mariam Tenger entlehnt sind.

Ausländische Literatur.

Der Roman von E. Wichert: „Das grüne Thor", ist, wie „The Literary News" kürzlich berichteten, ins Englische übersetzt worden unter dem Titel: „The Green Gate. A Romance. From the German of *Ernst Wichert* by Mrs. A. L. Wester (Lippicot)". Die in der Gartenlaube abgedruckte Novelle desselben Autors „Schuster Lange" ist unter dem Titel: „La casa del vecchio artigiano" ins Italienische übertragen und in dem Feuilleton der „Opinione" für Mai abgedruckt worden.

— Im ersten Augustheft der „Revue des deux mondes" erschien unter der Rubrik „Poésie contemporaine" eine Besprechung der vom Verfasser des Aufsatzes, Brunetière, sogenannten Poésie intime der Sainte-Beuve, Sully, Prudhomme, Coppet und Bourget, worin das individuelle Moment zu vorwiegend gefunden wird, nachdem überhaupt der Lyrik ein sehr untergeordneter Platz eingeräumt worden ist. Ohne genaue Kenntniß der Lebensgeschichte des Dichters sei es gar nicht mehr möglich ihn zu verstehen, wie die „Pélerinage" in den „Vaines tendresses" von Sully zeigt. Die nichtssagenden allgemeinen Titel, welche man auch bei uns heutzutage den Kindern einer launenhaften Muse beizulegen pflegt, werden streng getadelt. Die Zusammenhangslosigkeit in der Composition, die Gedankenleere, die sentimentale Gefühlsschwärmerei und Vorliebe für die schreckhaften Seiten des Daseins und schließlich der abergläubische Cultus der Technik sind ihm Zeichen einer herannahenden Krisis im Bereich der Dichtung, indem in Zukunft wol die Armuth, die Unwissenheit, die mühsame harte Arbeit, das entartete Laster, der obscure Heroismus, alle Ungleichheit, alle Noth und alles Versagen allein einer poetischen Verherrlichung für würdig gehalten werden würden. Aber Besseres hoffend von einem Zurückgehen auf Victor Hugo, Lamartine u. s. w., will Brunetière nichtsdestoweniger nicht den Propheten spielen.

— Von „Men of the Time" ist kürzlich die neunte Auflage erschienen. Es will dieses Werk bekanntlich ein biographisches Lexikon sein, welches die Namen der hervorragenden lebenden Zeitgenossen beiderlei Geschlechts, namentlich aber die der „geistigen Aristokratie in allen Theilen der civilisirten Welt", wie es im Vorwort heißt, enthält. „Die gegenwärtige Auflage", heißt es ebendaselbst, „ist ein durchaus neues Buch. An die

Stelle der 293 Personen, welche in den letzten drei Jahren, also seit dem Erscheinen der achten Auflage, verstorben, sind ebenso viele neue Namen mit biographischen Notizen über dieselben getreten, und die ältern Biographien sind theils umgearbeitet, theils vermehrt worden." Wir haben nun nähern Einblick in dieses Werk gethan und finden es in jeder Beziehung mangelhaft und ohne alles System zusammengestellt. Außer Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern umfaßt es auch Staatsmänner, Generale und Geistliche, aber alles in lückenhaftester Weise. Was soll man dazu sagen, wenn man in einem solchen Werke die Namen des kürzlich verstorbenen Professor Cairns, des bedeutendsten englischen Nationalökonomen nach Mill, dessen Schüler er war, der Dichter Morris, Baillie, der Philologen Furnival, Sweet u. s. w., um nur einige Beispiele anzuführen, vergeblich nachschlägt. Wo solche Auslassungssünden auf dem zunächstliegenden Gebiete, dem heimatlichen englischen, begangen sind, was wird man erst auf fremdem zu erwarten haben! Da finden wir, vom Auslande nur Deutschland zu erwähnen, auf dem Gebiete der Literatur z. B. wol Gustav Freytag und Auerbach (unter dessen Werken beiläufig „Auf der Höhe" nicht mit aufgezählt ist) genannt, vermissen aber Namen wie Bodenstedt, Geibel, Gutzkow, Gottschall, Heyse, Scheffel, Spielhagen und, ich glaube sagen zu dürfen, unsere sämmtlichen Dichter, mit Ausnahme Kinkel's und Freiligraths, die bekanntlich zufällig viele Jahre in England gelebt haben, sonst wol auch nicht zu der Ehre gekommen wären. Auf dem Gebiete der Naturforschung ist zwar Du Bois-Reymond und Helmholtz, nicht aber Haeckel genannt. Unter den Nationalökonomen findet man nicht einmal einen Roscher, unter den classischen Philologen die beiden Curtius, nicht aber Ritschl, unter den Philosophen weder Schopenhauer (in den frühern Auflagen) noch E. von Hartmann, anderer gar nicht zu gedenken, erwähnt, und so auf allen andern Gebieten. Wenn man aber nun gar, um auf das Gebiet des gelehrten Judenthums zu kommen, keinen Zunz, Geiger, Frankel, Grätz, Philippson u. s. w., statt dessen aber als „Männer der Zeit" zwei ziemlich obscure junge Männer, von denen der eine Prediger bei einer londoner, der andere bei der pester Gemeinde ist, findet, da wird die Sache geradezu lächerlich.

— Von G. H. Lewes' „Problems of Life and Mind" ist der zweite Band erschienen. Der erste hat bereits die dritte Auflage erlebt. Für ein so streng philosophisches Werk ist ein solcher Erfolg selbst in England ungewöhnlich und nur dem der „Philosophie des Unbewußten" in Deutschland vergleichbar. So weit das Werk bisjetzt geht, ist es eine Logik, wie ja auch dieser erste aus zwei Bänden bestehende Theil, dem Nebentitel „Foundations of a Creed" entsprechend, zunächst als grundlegend für das eigentliche System, welches aufgestellt werden soll, angesehen werden muß. Insofern Lewes das „Gefühl" zum Princip der Erkenntniß macht, berührt er sich, abgesehen von Jacobi, der hierin bekanntlich sein Vorgänger ist, seltsamerweise mit einem der allerneuesten bei uns aufgetauchten Systeme — dem Noiré's.

Der vorgenannte vielseitige englische Schriftsteller hat auch unlängst der Schauspielkunst in England seine Aufmerksamkeit zugewendet und ein Buch „On Actors and the Art of Acting" veröffentlicht, von welchem das „Athenaeum" indessen sagt: „Dieses unzeitgemäße Werk kann den Ruf des Verfassers von «Goethe's Leben» nicht vermehren."

— Die „Saturday Review" vom 11. September widmet dem Buche „La philosophie de Schopenhauer" von T. Ribot eine eingehende Besprechung und erklärt es, wie Asher in der „Gegenwart" im vorigen Jahre, für die beste kurzgefaßte Darstellung des Systems jenes Philosophen.

— Von Miß Bunnett's englischer Uebersetzung von Gervinus' „Shakespeare" ist soeben eine neue mit einem Vorworte aus der Feder Furnival's begleitete Auflage erschienen, welche in „The Academy" vom 11. September besprochen wird. Der Recensent, Simonds, rühmt zwar die im Werke enthaltene ästhetische Beurtheilung als vorzüglich, ja zum Theil als Shakspeare selbst nahekommend, findet aber die Auffassung der Politik des Dichters unzutreffend, oft gänzlich verfehlt.

— Mit dem nun erschienenen sechsten Theil der „Histoire du second empire" von Taxile Delord ist dieses verdienstvolle Werk zum Abschluß gelangt. Was uns in diesem Schlußbande von besonderm Interesse war, ist die Schilderung des Verfalls der Literatur, Kunst und Philosophie unter dem zweiten Kaiserreiche. Der politische Theil fängt mit der Ermordung Victor Noir's im Jahre 1870 an und schließt mit der Gründung der Republik nach der Capitulation bei Sedan.

— Das zuerst in der „Revue des deux mondes" veröffentlichte, sehr gelungene Lebensbild Sainte-Beuve's von dem Vicomte d'Haussonville ist soeben unter dem Titel „C. A. Sainte-Beuve, sa vie et ses œuvres" als selbständige Schrift erschienen.

Bibliographie.

Baudissin, Graf U., Eine Wanderung durch Jahrtausende. Culturgeschichtlicher Novellencyclus aus der schwäbischen Vorzeit. Stuttgart, Neff. 8. 6 M.

Bernard, J., Isidore von Lohma. Epische Dichtung aus dem 15. Jahrhundert. Empfohlen von H. Lingg. 2te Aufl. Kaiserslautern, Muschi. 1876. Gr. 8. 4 M.

Bloch's, E., Volks-Theater. Nr. 46: Die Verschwörung der Frauen. Lustspiel von A. Müller. Berlin, Lassar. Gr. 8. 4 M.

Castenholz, A., Die Belagerung von Belfort im Jahre 1870—71. Im Auftrage der königlichen General-Inspection der Artillerie, unter besonderer Berücksichtigung der artilleristischen Verhältnisse und mit Benutzung dienstlicher Quellen bearbeitet. 1ster Thl. Berlin, Voss. Gr. 8. 7 M.

Chavette, E., Die Erbschaft eines Schmarotzers. Roman. Nach dem Französischen von v. Vollmar-Veltheim. Autorisirte Ausgabe. 3 Thle. in 2 Bdn. Berlin, Janke. 8. 9 M.

Conscience, H., Sammlung ausgewählter Schriften. Aus dem Vlämischen. 58stes Bdchn.: Mutterliebe. Erzählung. Münster, Aschendorff. 1874. 8. 1 M. 50 Pf.

Dalmer, C., Sundia liberata. Carmen. Ed. II. correctior et emendatior. Mit deutscher Uebersetzung. Stralsund, Hingst Nachfolger. Gr. 8. 80 Pf.

Deecke, W., Etruskische Forschungen. 1stes Heft. Stuttgart, Heitz. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Dickens, C., Ausgewählte Erzählungen. Aus dem Englischen übersetzt von E. G. Münster, Aschendorff. 8. 1 M. 50 Pf.

Eckert, H., Zur Weihe des Hermannsdenkmals am 16. August 1875. Der Traum im Teutoburger Walde und seine Erfüllung. Vaterländisches Gedicht in 2 Gesängen. Hameln. 8. 25 Pf.

Emerson, R. W., Ueber Bücher. Ein Essay. Aus dem Englischen von Selma Mohnicke. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 1 M.

Des Cäsars Ende. Zeit-Roman von G. J. R(etcliffe). Auch Schluß von: „Der Todesgruß der Legionen" von Gregor Samarow. 2 Bde. Berlin, Janke. 1876. 8. 10 M.

Esther. Ein religiöses Schauspiel. Münster, Aschendorff. 16. 30 Pf.

Evers, M., Die Hermannsschlacht im Teutoburger Walde. Gesang. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 1 M.

Frohschammer, J., Ueber die religiösen und kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen. Elberfeld, Loll. Gr. 8. 4 M. 25 Pf.

Girndt, O., Gemüthliche Gesellschaft. Humoristische Erzählungen. 2 Bde. Leipzig, Dege. 8. 7 M.

Hazard, R. G., Zwei Briefe über Verursachung und Freiheit im Wollen, gerichtet an John Stuart Mill. Mit einem Anhang über die Existenz des Stoffes und unsere Begriffe des unendlichen Raumes. Im Auftrage des Verfassers aus dem Englischen übersetzt. New-York. Gr. 8. 6 M.

Heinsch, J., Die Reiche der Angelsachsen zur Zeit Karl's des Grossen. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Helmers, H., Am Tage von Sedan. Ein Festspiel zur deutschen National-Sieges-Feier am 2. September. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 50 Pf.

Hempel, A., In den Fesseln Roms. Novelle. Leipzig, J. W. Krüger. 8. 2 M.

Hilgenfeld, A., Die Lehninische Weissagung über die Mark Brandenburg, nebst der Weissagung von Benedictbeuern über Baiern. Untersucht, herausgegeben und erklärt. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hofmann, F., Das Vaterlandsfest. Dichtung in 2 Thln.: Der Krieg um den Rhein und der Krieg um Paris. Als deutsches Schülerfest zur Sedanfeier komponirt von J. Otto. Leipzig, Bibliographisches Institut. 16. 75 Pf.

Jonas, E. J., Schweden und seine Entwickelung in volkswirthschaftlicher und geistiger Beziehung während des letzten Jahrzehnts. Ein Beitrag zur Statistik. Berlin, Imme. 8. 1 M. 25 Pf.

Körner, F., Hie Waiblingen! Deutsche Lieder zu Trutz und Schutz. Leipzig, Webel. 8. 50 Pf.

Looff, F. W., Geschichte der Astronomie. Nach den im Winter 1873/74 im Gewerbeverein zu Langensalza gehaltenen Vorträgen herausgegeben. Langensalza, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 3 M.

Michelis, F., Haeckelogonie. Ein akademischer Protest gegen Haeckel's „Anthropogonie". Bonn, Neusser. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 14. October 1875.

Philosophische Bausteine, Studien, Fragmente.

1. Die Welt als Entwickelung des Geistes. Bausteine zu einer monistischen Weltanschauung. Von Ludwig Noiré. Leipzig, Veit u. Comp. 1874. Gr. 8. 9 M.
2. Das Dasein Gottes und das Glück der Menschen, materialistisch-erfahrungsphilosophische Studien, insbesondere über die Gottesfrage und den Darwinismus, über den Selbstbeglückungstrieb als Fundament der Lebensweisheit und praktischen Moral und über die Hauptlehren Kant's und Schopenhauer's von Krönig. Berlin, Staude. 1874. 8. 7 M. 50 Pf.
3. Philosophische Fragmente. Mit Bezug auf die Hartmann'sche „Philosophie des Unbewußten". Von A. Kluge. Erstes Heft. Breslau, Aderholz. 1875. Gr. 8. 3 M.

Ein großer Theil der philosophischen Literatur der Gegenwart dreht sich um die Namen Kant, Schopenhauer, Darwin, von Hartmann. Die Lehren dieser Denker und Forscher werden theils vertheidigt, theils bekämpft, theils corrigirt und fortgebildet. Die Form, in der dies geschieht, ist theils eine systematische, theils eine aphoristische. Die vorliegenden drei Schriften gehören der Form nach zu der letztern Klasse.

Aphoristische Schriften entbehren zwar der strengen Gliederung der systematischen und sind darum weniger imposant als diese. Aber darum fehlt es ihnen doch nicht an einer innern Einheit; denn der Geist der Auffassung und Darstellung der betrachteten Objecte ist doch ein einheitlicher. Liefern sie gleich nur „Bausteine", so läßt sich doch schon das Gebäude erkennen, das aus solchem Material sich errichten läßt, und es läßt sich ein Urtheil darüber gewinnen, ob aus solchem Material ein festes, haltbares, in allen seinen Theilen wohl mit sich übereinstimmendes Gebäude zu Stande kommen kann oder nicht.

Ludwig Noiré hat seine Schrift „Die Welt als Entwickelung des Geistes" (Nr. 1) Ernst Haeckel gewidmet, den er „genial" und dessen neueste Forschungen er „herrlich" nennt. Die monistische Weltanschauung, zu welcher Noiré „Bausteine" liefert, ist im wesentlichen die Darwin-Haeckel'sche Entwickelungstheorie. Für diese legt er eine Begeisterung an den Tag, die zwar seiner Sprache große Wärme verleiht, die aber das nüchterne wissenschaftliche Bedürfniß, dem es mehr um Licht als um Wärme zu thun ist, um so weniger befriedigt. Das Entwickelungsgesetz ist dem Verfasser zwar einstweilen noch eine Hypothese, dennoch nimmt er es als feststehend an:

> Das Entwickelungsgesetz ist einstweilen noch eine Hypothese, welche aber über unzählige uns auf andere Weise unerklärliche Dinge überraschenden Aufschluß gibt. Ich habe diese Theorie als eine feststehende angenommen und dieselbe in ihren äußersten Consequenzen durchgeführt, d. h. sie auch auf Gebiete und Zeiten übertragen, von denen keine Beobachtung, keine Wahrnehmung Kunde gibt.

Die Berechtigung, eine Hypothese als feststehende Wahrheit anzunehmen und sie auch auf Gebiete und Zeiten zu übertragen, von denen keine Beobachtung, keine Wahrnehmung Kunde gibt, scheint uns, die wir nicht für die Darwin-Haeckel'sche Entwickelungstheorie schwärmen, denn doch sehr zweifelhaft.

Es gibt nach Noiré gewisse Wahrheiten, welche, vergleichbar jenen Fundamentalfortschritten der menschlichen Cultur — Besitz des Feuers, der Metalle —, zuerst auch nur einem ganz speciellen Zwecke dienten, dann aber auf alle Verhältnisse angewandt werden, das ganze Leben des Menschen umgestalten und es heute in allen seinen größten und geringsten Aeußerungen bedingen. Zu diesen Wahrheiten rechnet er „jenes in unsern Tagen immer klarer erkannte Grundaxiom der empirischen Methode, daß wir das Sein nur durch das Werden zu erklären im Stande sind".

Solcher nebelhafter Phrasen, wie „das Sein durch das Werden erklären", finden sich beim Verfasser noch viele. Je nachdem man sie in diesem oder jenem Sinne nimmt, enthalten sie eine Wahrheit oder sind Unsinn. Alles Werden setzt doch ein Seiendes voraus, welches sich entwickelt; alles Entstehen setzt ein Unentstandenes voraus, welchem das Entstehende seinen Ursprung verdankt;

denn es ist Grundaxiom des Denkens: Aus nichts wird nichts. Insofern heißt es also die Wahrheit auf den Kopf stellen, wenn man behauptet, das Sein lasse sich nur durch das Werden erklären. Versteht man aber die Phrase so, daß man das Sein im Sinne des historisch Gewordenen nimmt, wie es der Verfasser zu nehmen scheint, dann ist es allerdings richtig, daß sich das Sein nur durch das Werden erklären läßt, dann ist die ganze Phrase aber auch nur eine Tautologie.

Daß schließlich alles Werden ein Seiendes, Ungewordenes zur Voraussetzung hat, das Werden sich also nicht verabsolutiren läßt, muß auch der Verfasser zugeben; denn er sagt: „Erkannt ist für uns eine Erscheinung nur dann, wenn wir sie aus den einfachsten Formen, ihren Urelementen, herzuleiten vermögen.“ Nun, die Urelemente sind doch nichts Gewordenes, denn sonst wären sie eben nicht die Urelemente. Also hat auch nach dem Verfasser die Werdens- oder Entwickelungstheorie ihre Grenze am Ungewordenen, am ursprünglich Seienden. Er mag die Darwin'sche Entwickelungstheorie noch so weit ausdehnen, mag sie „auch auf Gebiete und Zeiten übertragen, von denen keine Beobachtung, keine Wahrnehmung Kunde gibt“: es bleibt zuletzt immer ein Etwas übrig, das sich durch keine Entwickelung erklären läßt, das vielmehr die Voraussetzung aller Entwickelung bildet.

Die Entwickelungstheorie, wie sie Noiré auffaßt, ist zwar Gegnerin des anthropomorphischen, aber nicht des anthropocentrischen Standpunkts:

Die beiden Unermeßlichkeiten des Raumes und der Zeit, sie überwinden den anthropomorphischen Standpunkt. Nicht aber den anthropocentrischen. Da die beiden Worte oft verwechselt werden, so sei hier ihre Unterscheidung festgestellt. Mit seinen Maßen die Welt messen, alle Dinge sich selbst ähnlich glauben, in allen Wesen menschlichen Zweck, Absicht, Wille, Seele erkennen zu wollen, ist Eigenthümlichkeit des anthropomorphischen Denkens, des ursprünglichsten und natürlichen Anfangs der menschlichen Vernunft. Die anthropocentrische Ansicht dagegen erkennt in dem Menschengeist die höchste Blüte des zur Beseelung gelangten Stoffs, sie erschaut in den frühern Lebensformen Vorstufen zu dieser höchsten Entfaltung, sie faßt diesen Geist als die vollkommenste irdische Erscheinung der dem ganzen All innewohnenden Eigenschaft der Empfindung, sie weiß, daß auch auf den andern Welten derselbe Geist sich seine Formen geschaffen hat und zur freien Thätigkeit gelangt, sie glaubt an eine unendliche Vervollkommnung und durch alle Zukunft sich erhöhende Kraft dieses Geistes.

Hiergegen haben wir zu sagen, daß der Sprachgebrauch unter dem anthropocentrischen Standpunkt denn doch etwas anderes versteht als hier Noiré. Denn nicht dieses, daß der Mensch die höchste Entwickelungsstufe auf der Erde bildet, sondern dieses, daß der Mensch der Mittelpunkt (das Centrum) der Welt ist, um dessen willen alles Andere geschaffen ist und um den sich alles dreht, versteht der Sprachgebrauch unter dem anthropocentrischen Standpunkt. In diesem seinem ursprünglichen Sinne genommen ist aber der anthropocentrische Standpunkt nicht minder ein überwundener als der anthropomorphische.

Die „unendliche Vervollkommnung“, an die nach Noiré die anthropocentrische Ansicht, wie er sie definirt, glaubt, ist wieder eine jener Wortzusammenstellungen, wie sie der Verfasser liebt. Jede Vervollkommnung bezieht sich doch auf einen zu erreichenden Zweck. Ist derjenige Zustand erreicht, der dem Zweck entspricht, dann hat die Vervollkommnung ein Ende. Es ist des Misbrauchs mit dem Wort „unendlich“ schon genug getrieben, als daß demselben nicht endlich ein Ende gemacht werden sollte. Dem Laien mag man solchen Misbrauch verzeihen; der Mann der Wissenschaft sollte ihn vermeiden.

Wie das Wort „unendlich“, so misbraucht der Verfasser in seiner Ueberschwenglichkeit auch noch manches andere Wort. So lesen wir z. B.: „In der kurzen Spanne Zeit, seit der selbstbewußte Menschengeist zur unbedingten Herrschaft über die andern Naturwesen gelangt ist“ u. s. w. Also wirklich zur unbedingten Herrschaft? Seit wann denn?

Der Verfasser hascht nach geistreichen Analogien oder auch Contrasten; aber es fehlt ihm an Schärfe der Begriffe. Jene können daher auch nur denjenigen blenden, dem es ebenfalls an dieser Schärfe fehlt. So macht er z. B., von der Aufgabe der Naturforscher im engern Sinne redend, folgenden Gegensatz:

Ist es unsere Aufgabe, aus den Worten (nicht blos der Lautsprache, auch der Musik, der Plastik, der Architektur u. s. w.) das Geistesleben und sein innerstes Thun und Weben zu erschließen, so haben sie (die Naturforscher) das Entgegengesetzte zu thun: die todten Stoffe zum Reden zu zwingen, aus den äußern Bewegungen auf ihre innere geheimnißvolle Anordnung, ihre Kräfte, wenn man will ihr geistiges Wesen zu schließen.

Also die Naturforscher haben aus den Bewegungen der todten Stoffe ihr inneres geistiges Wesen zu erschließen, wie die ihnen gegenübergestellten Geistforscher aus der Sprache, Musik, Plastik, Architektur das Geistesleben zu erschließen haben. Ist denn dies ein „entgegengesetztes Thun“? Thun beide nicht dasselbe, nur an verschiedenem Stoff?

Die monistische Weltanschauung, zu welcher der Verfasser Bausteine liefert, und der „die Zukunft angehört“, verbirgt nach ihm mit zwingender Nothwendigkeit „die Annahme eines einheitlichen Naturwesens, zu dessen Eigenschaften die Ausdehnung und die Empfindung gehört“. Das Geistesleben des Menschen ist „die höchste uns bekannte Entfaltung der letztern Eigenschaft“. Das einheitliche Naturwesen ist ein Entwickelndes. Von einfachern Formen schreitet es zu complicirtern fort:

Jede folgende Stufe ist Entwickelung (Differenzirung) aus der vorhergehenden. Letztere ist also gleichzeitig die Durchgangspforte und Bildungsstoff. Jede vollkommenere Stufe ist für uns die Erklärung einer frühern, welche wir als Tendenz zu dieser auffassen lernen. In diesem Sinne reden wir anthropomorphisch von Absichten der Natur.

Von diesem Standpunkte aus bekämpft der Verfasser die dualistische Weltanschauung, welche den Menschengeist als ein aus einer fremden, der Natur entgegengesetzten Welt stammendes eigenartiges Wesen denkt:

Daß dieser Anschauung der anthropomorphische Grundirrthum, das Bewußtsein der Persönlichkeit und ihrer Gegenüberstellung gegen die übrige Naturwelt anklebt, wurde erst der modernen Welt klar, nachdem die Menschheit in ihrem großen Entwickelungsgange schon so viele anthropomorphische Irrthümer auf den verschiedenen Stufen abgestreift hatte. Die Ueberzeugung von der Gleichartigkeit der so hochentwickelten Menschenvernunft mit dem niedern organischen Empfindungsleben, das sich neben uns in seiner ungeheuern Stufenfolge allmählicher Entfaltung ausbreitet, muß uns veranlassen, zunächst die Eigenschaften des zu vollkommenster Erscheinung gelangten Wesens — des Menschengeistes — ins Auge zu fassen

und dann auf jenen rückliegenden Stufen die Tendenz, die Durchgangspunkte, das Streben von jenem Einfachern zu diesem Vollkommenern und Complicirtern aufzusuchen. Der Ausgangspunkt der monistischen Weltanschauung, gleichsam ihr Fundamentalsatz ist, daß wir das Denkende und das Gedachte, Subject und Object der Erkenntniß als gleichartige Wesen ansehen. Wir haben also zunächst nur die Wirkung eines Naturwesens auf ein anderes Naturwesen zu constatiren.

Von diesem seinem Standpunkte aus bekämpft der Verfasser die Einseitigkeiten des Materialismus und Spiritualismus. Geist und Körper sind ihm nicht mehr durchaus verschiedene Wesen, sondern nur Gegensätze einer und derselben Reihe, als relative Gradunterschiede, wie hoch und niedrig, hell und dunkel:

Wer sich über die unserm Denken als eigenste und uranfängliche Form eingeborenen und eingewachsenen Begriffe zu erheben vermag, wer die Bande, mit denen der Sinnenschein und anthropomorphische Anschauung ihn umwinden, bis zur äußersten Grenze zu erweitern im Stande ist, für den wird der Gedanke der Entwickelung — über den alles beherrschenden Schranken von Zeit und Raum schwebend — eine großartige Ruhe und Klarheit des Denkens hervorbringen, in welchem sich die letzten Gegensätze — Bewegung und Empfindung, Körper und Geist — zu einer erhabenen Einheit verbinden, vor welcher der platte Materialismus und der einseitige Spiritualismus in Nichts versinken.

Noiré betrachtet (ähnlich wie Spinoza Ausdehnung und Denken) Bewegung und Empfindung als Eigenschaften (Attribute) der einen Substanz, des einen Ur- und Grundwesens, nur daß er dieses All-Eine als ein sich gradweise Entwickelndes im Sinne der Darwin'schen Theorie denkt. Was aber dieses All-Eine, dessen Attribute Bewegung und Empfindung sind, sei, darüber sehen wir uns vergebens nach einem klaren Bescheid bei ihm um, finden aber desto mehr hochtönende Phrasen und blendende Analogien. Der Titel des Buchs, „Die Welt als Entwickelung des Geistes", erregt die Erwartung, daß der Geist als das all-eine Ur- und Grundwesen werde nachgewiesen werden. Aber der Gegensatz von Geist und Körper (Empfindung und Ausdehnung) als Eigenschaften (Attribute) des All-Einen macht diese Erwartung zu Schanden; denn der Geist kann doch nicht zugleich Grundwesen und bloßes Attribut des Grundwesens sein.

In dem Abschnitt „Eins und alles" wird die Gleichartigkeit des Grundstoffs, aus welchem das ganze Universum mit seinen verschiedensten Formen besteht, für eine Hypothese erklärt, welche alles für sich habe. Die mechanische Weltauffassung gehe von dem einen Satze aus, daß jedes Aetherpartikelchen, d. h. jedes Atom mit der ihm zukommenden, überall gleichen Bewegung ausgestattet sei. Diese Hypothese finde ihre Bestätigung in der ganzen Mechanik des Himmels, in welcher alle Weltkörper ihre Bewegungen genau nach diesem Gesetze vollziehen. Ein zweiter Beweis für die Gleichartigkeit des Grundstoffs liege in der Gleichartigkeit seiner innern Eigenschaft — der Empfindung. Trotz der ungeheuern Verschiedenheit der Organisation der Thiere und der damit zusammenhängenden Empfindungsfähigkeit müßten wir doch die Empfindung auf allen Stufen für eine gleichartige, nur dem Grade der Ausbildung nach verschiedene ansehen:

Alle organischen Wesen haben ein erstes Agens, welches als formgebendes Princip in einem bestimmten Augenblicke auftrat als erwachende Empfindung. In dem Augenblicke, wo die Empfindung sich zuerst erschloß, da ward sie ein thätiges Princip, welches gegen die streng gesetzlichen Bewegungen des unorganischen Stoffs gegenwirkt. Aber wie denn? Mit welcher Kraft, wenn nicht mit der Atombewegung? wird der Leser fragen. Möge er sich die Sache einstweilen so vorstellen, daß das zur Empfindung erwachte Atom infolge dieser erschlossenen Eigenschaft die Richtung der mechanischen Bewegung veränderte. Also die eine Eigenschaft des Stoffs, die Empfindung, sie wird durch die andere Eigenschaft des Stoffs, die Bewegung, erschlossen, und von da an wirkt sie als thätiges Princip auf die letztere.

Also der mechanischen Atombewegung verdankt die Empfindung ihren Ursprung. Ist sie aber einmal erwacht, dann kehrt sie sich gegen ihre eigene Mutter, reagirt gegen die mechanische Bewegung:

Jenes erste Erwachen der innern Eigenschaft des Stoffs — der Empfindung — war ein Resultat seiner äußern Eigenschaft, der Bewegung. Die Bewegung war eine moleculare, Bewegung der Atome. Hier müssen wir unsern Geist zu folgender, dem Anscheine nach außerordentlich schwierigen Abstraction, die sich aber doch dem tiefer Denkenden mit zwingender Logik aufdrängt, erheben: das erste Erwachen der Empfindung war die Grenzscheide zweier Welten, war ein Reflexionswinkel, unter welchem die bisher rein mechanische Bewegung nach einer andern Richtung zurückgestaut wurde, in welchem ein neues Gesetz auftrat, welches aus der erwachten Empfindung sich herleitet und welches in einer unendlichen Entwickelungsreihe die stete Erhöhung und Verallgemeinerung der Bewußtheit zur Folge hat.

Jene erste Empfindung mußte nach dem Verfasser nothwendig mit ihrem Erwachen auf die Bewegung reagiren. Sie trat als Wille auf, sie wurde zu einem schöpferischen Princip. Gerade so, wie wir heute nicht willenlos der Wirkung äußerer Bewegung folgen, sondern der Unlust uns entziehen, dem Angenehmen uns zuwenden, ganz genau gerade so mußte jene erste durch mechanische Bewegung erschlossene Empfindung augenblicklich eine, wenn auch noch so infinitesimal kleine Gegenbewegung gegen die blos mechanische Wirkung der Bewegung der umgebenden empfindungslosen Stoffe machen. „Es war also ein Ich- oder Empfindungspartikelchen von unendlicher Kleinheit, durch welches die große jetzt so allgewaltig wirkende Kraft des Bewußtseins in die Wirklichkeit trat."

Von diesem Gesichtspunkte aus polemisirt der Verfasser sogar gegen den „vortrefflichen Haeckel" (dem er sein Buch gewidmet hat), „der in dem ganzen weltgeschichtlichen Verlauf nur einen mechanisch-chemischen Proceß erblickt". Für die Pflanzenwelt will der Verfasser diese Auffassung allenfalls noch gelten lassen, aber für die Thier- und Menschenwelt nimmermehr. Den Augenblick, wo zuerst das Empfinden in seinen ursprünglichsten, kaum merklichen Anfängen in irgendeinem höchst einfach gestalteten animalischen Organismus aufdämmerte, diesen „welthistorisch denkwürdigen Augenblick" betrachtet der Verfasser als den Anfangspunkt einer Kette, deren Schlußpunkt die heutige Menschheit ist, und das erste Empfindungsfünkchen versetzt daher den Verfasser in eine förmliche Begeisterung:

So schwach, so klein — vielleicht vom Zufall geboren, allen Zufällen anheimgegeben, ein Tropfen Geistiges in einem Ocean von feindlichem Unbewußten, Unbelebten? Ja, aber dieses Wissen hat eine ungeheuere Ueberlegenheit gegenüber der unermeßlichen Außenwelt des Stoffs — es empfindet, es ist Ich, es sucht sich in seiner Form zu erhalten, suum esse conservare, wie Spinoza sagt. Dieses Ich, dieses Empfinden ist das kleine Fünkchen, welches die ganze ungeheuere Außenwelt,

die Oceane und Erdmassen, die in schweigender Einsamkeit daliegen, mit der Flamme des Empfindungslebens zu durchdringen vermag. Es ist die innere Eigenschaft des Stoffs, welche durch günstige, zusammenwirkende Ursachen zum ersten male erwachte, von nun an nicht mehr vergehen, sondern von Jahrtausend zu Jahrtausend sich steigern, erhöhen und zugleich weiter verbreiten wird. Du allgewaltig herrschende unorganische Welt, beende den Kampf, der dir droht, in einem Augenblicke, erdrücke das schwache, ohnmächtige Pünktchen! Sie that es nicht, sie vermochte es nicht, denn sie war die bewußtlose, starre, unaufgeschlossene Welt, und darin liegt die große Ueberlegenheit, der künftige Sieg des lebenden Pünktchens gegenüber den Riesenkräften des Alls. Hier war Empfindung, hier war Wille. Von nun an begann der Kampf der belebten, beseelten Welt gegen die willenlose, unbeseelte.

So ist dieser Monismus beschaffen. Er hat den Dualismus von Bewegung und Empfindung, von Seelenlosem und Beseeltem im Leibe. Die äußere und die innere Eigenschaft des Urstoffs kämpfen gegeneinander. Zwar erwacht die innere erst im Laufe der Entwickelung aus der äußern, kehrt sich dann aber gegen sie, reagirt und siegt. Die Entwickelung wird verabsolutirt und für eine unendliche erklärt. Alles wird aus ihr abgeleitet; woher sie selbst aber komme, warum das einheitliche Urwesen oder der Urstoff, dessen Attribute Bewegung und Empfindung sind, ein vom Unvollkommenen zu immer Vollkommenerm, vom Einfachen zum Complicirten sich Entwickelndes ist — das wird uns nicht gesagt.

Wann der seelenlose Stoff zuerst sich zur Empfindung, zur Seele, zum Ich aufschloß, darüber bekennt der Verfasser seine Unwissenheit, zeigt aber zugleich bei dieser Gelegenheit, welch ein Phrasenheld er ist:

Das Denken der Menschen, es ist ein Grundton, der vor Millionen Jahren leise zu klingen begann, sich verstärkte, lauter wurde, dann in einem strahlenden Meer von harmonischen Tönen sich löste und in dieser Fülle wieder die höchste Einheit darstellt. Das ist eine Einheit, welche die Fülle der Wesen mit all ihren Eigenschaften zurückzuschlingen strebt. Du Blutkügelchen, das durch meine Adern rinnt, wann wurde deine Form zuerst bereitet, du Auge, wann erschloß sich zuerst das Geheimniß des Lichts einer Form, die dein Ursprung war, du Gedanke, du Sehnsucht meines Herzens, wann dämmerten zuerst euere Vorbilder in Seele und Gemüth eines mir ähnlichen Wesens? Stumm bleibt die Schöpfung, antwortet nicht; auch mein Denken zerstäubt vor solcher Frage. Doch ihr lebt fort, Aeonen, in mir. Es klingen die uralten Weisen auch heute noch in meinem Wesen, und daß ich die Schöpfung verstehe, das danke ich dieser wunderbaren Einheit, die unbewußt und unenträthselt, als das Product unermeßlicher Vergangenheit, in meiner Seele den Einklang aller Wesen herstellt! Ob ich schon es nicht weiß, so bin ich's doch: bin Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft.

In dieser kurzen Stelle haben wir ein strahlendes Meer von harmonischen Tönen, eine die Fülle der Wesen zurückschlingende Einheit, ein zerstäubendes Denken, fortlebende Aeonen, ein Verstehen der Schöpfung, obgleich dieselbe stumm bleibt, eine unbewußte und unenträthselte Einheit, die als das Product unermeßlicher Vergangenheit den Einklang aller Wesen herstellt, und: „ob ich schon es nicht weiß, so bin ich's doch: bin Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft".

Ist das die Sprache der Wissenschaft, oder die eines künstlichen Rausches? Solche Popularisirungen wissenschaftlicher Theorien wie das Noiré'sche Buch schaden mehr als sie nützen. Zwar dem wissenschaftlich Geschulten und nach klaren Begriffen Strebenden können sie nicht schaden, denn ein solcher durchschaut sofort die künstliche Mache; desto mehr aber schaden sie Laien, dem Halb- oder oberflächlich Gebildeten. Statt Licht und Klarheit in dessen Kopf zu bringen, vermehren sie in ihm die Confusion, wirken mit ihrem Phrasenschwall berauschend und benebelnd.

Bei weitem nüchterner, klarer, exacter ist das Buch von Krönig: „Das Dasein Gottes und das Glück des Menschen" u. s. w. (Nr. 2), dessen Verfasser zu den Selbstdenkern zu rechnen ist. Zwar hinsichtlich der Meinung über den Weg, der zur Erforschung der Wahrheit führt, weicht er, wie er selbst im Vorwort sagt, kein Iota ab von Männern wie du Bois, Büchner, Darwin, Haeckel, Helmholtz, deren Verdiensten er die höchste Anerkennung zollt; wobei er, beiläufig gesagt, nur Büchner zu viel Ehre erweist, indem er ihn neben die andern wie einen ihresgleichen stellt. Aber von denselben Forschungsprincipien aus gelangt der Verfasser als Selbstdenker zu Resultaten, die von denjenigen der genannten Geistesheroen oft wesentlich verschieden sind.

Daß neben den Fragen über Gott und das Weltall das „Glück des Menschen", wie schon der Titel zeigt, eine Hauptrolle in dem Buche des Verfasses spielt, das mag wol mit seinem eigenen unglücklichen Zustande zusammenhängen. Wir erfahren nämlich schon aus der Vorrede sowie später aus einigen Stellen seines Buchs, daß dasselbe „von schwerem Krankenlager" herstammt. Zur Entschuldigung der Unvollkommenheit, die in der aphoristischen Form seiner Aufzeichnungen liegt, führt er seinen ganz außerordentlich geschwächten Gesundheitszustand an. Seit dreizehn Jahren des Lesens und Schreibens unfähig, seit sieben Jahren gelähmt und an ein verdunkeltes Zimmer gebunden, mußte er namentlich vor zwei Jahren, wo er den Plan zur Herausgabe dieses Buchs faßte, jeden Tag sein Ende für nahe halten. Manches, was er geschrieben oder vielmehr dictirt hat, wie z. B. den Artikel über „Verbannung trüber Gedanken", gesteht er selbst ein, hauptsächlich für sich selbst geschrieben zu haben, „der ich des Gebrauchs meiner Hände, Füße und Augen beraubt bin".

Die zahlreichen, das Glück des Menschen betreffenden Aphorismen mögen wol hauptsächlich diesem Zustande ihren Ursprung zu verdanken haben. Dennoch ist der Verfasser nicht Pessimist, zieht nicht das Nichtsein dem Dasein vor. In schwerer Krankheit schrieb er folgenden Aphorismus:

Wenn mir vor zwanzig Jahren die Wahl gestellt wäre, ob ich vorzöge, sogleich zu sterben, oder dasjenige Leben durchzuführen, welches ich bisjetzt zurückgelegt habe, und dem sich aller Wahrscheinlichkeit nach noch vieles Leiden anschließen wird, so würde ich mich für das letzte entschieden haben. Da ich also mein gegenwärtiges Schicksal als ein selbstgewähltes betrachten kann, so würde es kindisch sein, wenn ich mich darüber beklagen wollte. Der Vorsatz, die Voraussicht auf baldigen Tod vor einer liebenden Umgebung nicht auszusprechen, ist schon gut; aber besser ist es, wenn erst alle Vorbereitungen für den Tod getroffen sind, nun an den Tod nicht mehr zu denken, vor allen Dingen aber nicht davon zu sprechen. Beides ist auch ganz unnütz, da man doch in die Zukunft nicht hineinsehen kann. Und gesetzt endlich, du wüßtest sicher, daß du morgen sterben mußt, warum willst du dir die Zeit bis dahin durch trübe Gedanken verbittern? Wenn du beten willst, so bete nicht, daß es dir wohlergehe; sondern bete nur, daß du lernen mögest, das Los, welches dir beschieden ist, mit

Geduld und Freudigkeit zu ertragen. Jene Bitte würde vielleicht nicht erfüllt werden, wohl aber die letztere, wenn du nur ernstlich willst.

Derartige Betrachtungen, die sich auf den Zustand des Verfassers beziehen oder wenigstens durch ihn veranlaßt sind, finden sich noch viele, und man könnte daher fragen, ob ein Mann, der durch schweres Leiden so viel an sich selbst zu denken und mit sich selbst zu beschäftigen sich genöthigt sieht, nicht besser thäte, seine für sich niedergeschriebenen Gedanken auch für sich zu behalten. Indessen, da neben den Aufzeichnungen subjectiven Gepräges auch viele objectiv gehaltene sich finden, welche philosophische Fragen wissenschaftlich erörtern, so haben wir gegen die Veröffentlichung seiner Aphorismen im allgemeinen nichts einzuwenden, desto mehr aber gegen die ordnungslose Zusammenstellung derselben. Es fehlt dem Buche des Verfassers an aller sachlichen Ordnung. Aphorismen des verschiedensten und heterogensten Inhalts folgen aufeinander, wie sie der Zeit nach entstanden sind. So wie das Buch jetzt ist, kann man nicht zwölf Seiten in demselben lesen, ohne durch die Verschiedenheit der Themata völlig zerstreut zu werden. Wir führen beispielsweise nur die Ueberschriften der zwölf ersten, zusammen nur vierzehn Seiten einnehmenden Aphorismen an: 1) „Ueber Christenthum"; 2) „Erschaffung der Erde"; 3) „Das Gewissen"; 4) „Illusionen über Welterklärung"; 5) „Ueber Beten"; 6) „Ueberzeugende Kraft der Religionen"; 7) „Inhaltlose und halbwahre Sätze"; 8) „Ueber Ahnungen"; 9) „Religion und Vaterland"; 10) „Angeboren oder anerzogen?"; 11) „Geistlichkeit und Justiz"; 12) „Von einem Privatmann".

Der Verfasser hat zwar, um dem gänzlichen Mangel an einer systematischen Anordnung seines Buchs einigermaßen abzuhelfen, in seiner letzten Studie, „Entwurf eines erfahrungsphilosophischen Systems (1874)", die wichtigsten unter den gewonnenen Resultaten „in eine planmäßig fortschreitende Reihe" zu bringen versucht. Aber auch hier stehen die Ergebnisse noch ziemlich zusammenhangslos da. Indessen läßt sich doch die eigenthümliche Weltanschauung des Verfassers aus diesem Entwurf erkennen und darauf ein Urtheil gründen. Wir theilen das Wesentliche daraus hier mit.

Organ der Wahrheitserkenntniß sind dem Verfasser Sinne und Verstand. „Wer, wie es gelegentlich die namhaftesten Philosophen gethan haben, den gesunden Menschenverstand nicht für fähig hält, richtige Schlüsse zu ziehen, muß auf Erforschung der Wahrheit verzichten."

Zur Erforschung der Wahrheit dienen nach dem Verfasser drei Mittel: erstens Beobachtung von Thatsachen; zweitens Prüfung errathener (durch Intuition gefundener) Gesetze durch Sinne und Verstand (Erfahrung und Logik); drittens Ableitung neuer Folgerungen aus bewährten Gesetzen (Induction).

Da eine Materie vor unsern Augen entsteht oder vergeht, so ist nach dem Verfasser die Annahme, daß jemals ein Wesen die Welt aus nichts erschaffen konnte und erschaffen hat, für einen Erfahrungsphilosophen unstatthaft.

Um das Weltall richtig zu verstehen, muß man es nach dem Verfasser eintheilen in das unorganische, das industrielle und das organische Reich. Daß das industrielle Reich des Weltalls ohne Intelligenz hätte entstehen können, ist nie behauptet worden. Die Industrismen unterscheiden sich von den unorganischen Körpern durch eine eigenthümliche Complication der Structur, genannt Künstlichkeit, welche die Gesammtheit der intelligenzlosen, unorganischen Kräfte, genannt Zufall, hervorzubringen nicht im Stande ist. Der Begriff der Zweckmäßigkeit scheidet sich in Künstlichkeit und Vorbedachtheit. Bei den Industrismen lehrt eine ausnahmslose Erfahrung, daß Künstlichkeit ohne Vorbedachtheit nicht möglich ist. Aus der Aehnlichkeit einzelner Theile von Organismen mit Industrismen (etwa des Auges mit einer Camera-obscura) läßt sich, da die Industrismen unbestrittenermaßen unter Beihülfe von Intelligenz entstanden sind, nur folgern, daß auch die Organismen unter Beihülfe von Intelligenz entstanden sein müssen, nicht aber das Gegentheil.

Der von Haeckel als Monismus, von Büchner als Einheitsphilosophie wieder aufgenommene Pantheismus, welcher Gott und die Welt oder auch Geist und Materie für gleich ausgibt, ist nach dem Verfasser ganz unbegreiflich. Erklärt wird dadurch nicht das Geringste. Der Darwinismus ist als ein großer Fortschritt in Beziehung auf die Geschichte der organischen Natur zu betrachten; die Entstehung der letztern irgendwie zu erklären, vermag er jedoch nicht.

Der Kampf ums Dasein findet nach dem Verfasser in der unorganischen Natur (wo z. B. Eis, Wasser und Wasserdampf ums Dasein ringen) ebenso gut statt wie in der organischen. Da aber dieser Kampf erfahrungsmäßig in der unorganischen Natur keinerlei Fortschritt oder Vervollkommnung zu Wege bringt, so kann er es ohne Intelligenz auch nicht in der organischen.

Die Wahrscheinlichkeit, daß die gesammte heutige Lebewelt durch bloßen Zufall oder ohne jede Intelligenz entstanden sei, ist nach dem Verfasser für jeden mit den Verhältnissen der Wahrscheinlichkeitsrechnung Vertrauten gleich Null, welche die Unmöglichkeit bedeutet. „Ganz sicher ist dieser Schluß jedoch nicht, weil Menschen außer ihren augenblicklichen Empfindungen und Gedanken überhaupt nichts sicher wissen."

Aus der mathematischen Definition des Unendlichen läßt sich nach dem Verfasser leicht ableiten, daß das Unendliche eine Zahl sein muß, die größer ist als die größte Zahl. Hieraus folgt, daß das Unendliche widersinnig ist und in der Wirklichkeit nicht existiren kann. Schon aus diesem Grunde kann das Weltall nicht unendlich sein. Die für die Unendlichkeit des Weltalls bisher vorgebrachten Beweise sind unrichtig. Aus demselben Grunde kann, da die Vollkommenheit eine Art des Unendlichen ist, ein allmächtiger, allweiser, allgütiger, kurz ein vollkommener Schöpfer nicht existiren. Außerdem widerspricht auch die Erfahrung durchaus der Annahme eines vollkommenen Schöpfers. Die Behauptung, daß entweder ein vollkommener oder gar kein Schöpfer existiren muß, wird zwar allgemein für richtig gehalten, entbehrt aber jeder Spur eines Beweises.

Julius Frauenstädt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur neuesten Romanliteratur.

1. Diadem und Maske. Roman von Otto Müller. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1875. 8. 9 M.
2. Um Scepter und Kronen. Zeitroman von Gregor Samarow. Dritte Abtheilung: Zwei Kaiserkronen. Vier Bände. Stuttgart, Hallberger. 1874—75. 8. 18 M.
3. Zwischen Ruinen. Roman von Leopold Kompert. Drei Bände. Berlin, Janke. 1875. 8. 12 M.

Alle diese drei Romane spielen in unserm Jahrhundert und sind durchaus modernen Charakters, ja der zweite behandelt die gewaltigen Zeitereignisse des 7. Jahrzehnts. Die ersten zwei haben eine nicht geringe Wesensverwandtschaft, während der dritte in grundverschiedenen Kreisen sich bewegt.

„Diadem und Maske" von Otto Müller (Nr. 1), aus der Zeit Napoleon's I. und der Niedertretung Deutschlands, welche die sehr stark betonte Unterlage bildet, stellt die an den ausgearteten kleinen deutschen Fürstenhöfen spielenden Intriguen dar, deren Acteurs die zwei großen Parteien sind: die in den härtesten Jahren der Knechtung aufs Handeln im geheimen (Tugendbund) eingeschränkte deutsch-patriotische mit dem Hasse gegen den großen Dränger, und ihr gegenüber die in Glanz und Würden sich spreizende, blindlings dem Weltherrscher ergebene, an deren Spitze bekanntlich zum stärksten Theile die klein- und mittelstaatlichen Fürsten in Deutschland standen.

Auf dem Untergrunde dieses weltgeschichtlichen Conflicts und mit den kräftigsten Wurzeln in ihm fußend, baut sich nun ein rein persönliches Schicksal vor uns auf, das sich um zwei Hauptpersonen dreht. Die Zeit ist das Jahr 1810, der Ort die Haupt- und Residenzstadt eines kleinen in Norddeutschland gelegenen und durch Napoleon's Gnaden soeben zum Herzogthum erhobenen Rheinbundstaats. Bedeutung von Staat und Stadt werden uns übrigens sofort klar, plastisch klar, wenn wir hören, daß wir es in dieser Hauptstadt zu thun haben mit einem alten winkeligen Städtchen von ungefähr 700 Häusern mit engen, krummen Gassen, alterthümlicher Bauart und dem Typus dörflich-städtischer Residenzlichkeit.

Die erste Hauptperson ist die höchst unglückliche Fürstin des Landes, Prinzessin Stephanie, eine durch äußere und innere Vorzüge hervorragende feine Gestalt, aber sowol nach seiten des häuslichen wie des öffentlichen Lebens mit dem saubern Herrn Gemahl, einem an Napoleon verkauften, kleinlich despotischen und rohen Trunkenbold, auf das gründlichste zerfallen und nach jahrelangem Leiden einer bitter verzweifelten Lebensverachtung hingegeben, aus der nur ein letzter rasch aufflackernder und rasch erlöschender Strahl des Glücks und der Liebe sie aufrüttelt. Die zweite ist der Prinzenerzieher Dr. Vorberg, der eine sehr eigenthümliche Rolle spielt. Er ist von der französischen Partei zum Erzieher von Stephaniens Knaben warm empfohlen, steht also officiell auf seiten des seiner Gemahlin in brutaler Feindschaft gegenübertretenden Fürsten und seiner Clique, betritt aber im geheimen gleich mit dem ersten Tage eine andere Bahn, denn er erscheint als Mitglied des Tugendbundes, den diesen Kreisen beizählenden Familien durchaus vertraut und auch ganz für die ähnlich gesinnte Fürstin handelnd. Ebenso zwiespaltig und gefährlich gestaltet sich seine Gemüthsentwickelung. In tüchtiger und bald ihm nahe befreundeter Familie zieht er zwei Mädchen fast unwillkürlich an und führt dadurch eine Situation sehr unklarer Art herbei, sodaß auf der einen Seite sowol die beiden Mädchen selbst über der ungelösten Doppelfrage brüten: ob ihr Gefühl für den glänzenden Unbekannten sich blos auf der Linie intimer Freundschaft bewege oder tiefer greifende Liebe sei, und ob ferner die sichtbare Zuneigung des Gefeierten der einen oder andern von ihnen gelte, während auf der andern Seite wieder er selber sich über die gleichen Fragen so lange nicht klar wird, auf- und abschwankt, bis das Verhängniß eine ganz verschiedene Lösung herbeiführt. Es hat nämlich unterdeß die nach Glück und Liebe dürstende Fürstin selbst zu dem ihre Interessen mit ebenso viel Energie als Feinheit wahrenden und höchst sympathischen Hofmeister heftige Liebe gefaßt, die auch den Mann, nachdem er über die Zweifel seines Gemüths hinausgekommen, unwiderstehlich ergreift; die beiden geben sich nun einem kurzen Glückstraum berauscht hin, bis das ganze Verhältniß halb entdeckt und halb errathen wird. Der unglückliche Hofmeister verschwindet, wahrscheinlich durch Mord, was sich nie aufklärt. Auch der Fürst endet gewaltsam; die Fürstin kehrt in ihre süddeutsche Heimat zurück. Jene zwei Mädchen, von ihrer Phantasie geheilt, werden glückliche Gattinnen. Die schwergeprüfte Prinzessin, als sie von der Stätte ihrer Leiden wegzieht, entläßt den Leser mit dem kühl und wenig trostvoll klingenden Spruche: Nichts widerfährt dem Sterblichen ohn' einen Gott.

Alles Hauptinterresse gipfelt in dem zweifel- und räthselhaften Charakter dieses Dr. Vorberg, und wir könnten ihn weder auflösen noch begreifen, wenn wir nicht mit seiner Vorgeschichte bekannt gemacht würden, welche ein höchst eigenartiges Stück Romantik bildet. Der seltsame Mann entstammt einer elsässischen Räuberfamilie, deren Glieder fast alle auf dem Schaffot geendet haben; er selber hat in früher Kindheit an den Raub- und Mordfahrten theilgenommen, ist dann durch einen Pfarrer, der seine hohen Talente erkennt, gerettet worden, hat sich hohe Bildung erworben, kann aber von seinem unglücklichen Ursprung und dessen Einwirkungen sich nicht loslösen. Eine Schwester von ihm war an einen furchtbar rohen Menageriefführer verheirathet, ward mishandelt und starb, einen Knaben hinterlassend, welcher in jenem wilden Gewerbe aufgewachsen ist. Diesen Knaben will Vorberg dem civilisirten Leben wiedergeben; wenige Tage vor dem Eintritt in seine glänzende Stellung hat er mit dem saubern Schwager eben um den Knaben einen Kampf fast auf Leben und Tod gehabt; der Thierbändiger ist darauf von einer seiner Bestien zerrissen worden, und der Knabe befindet sich nun wirklich in Vorberg's Hause, aber nur um ihm schwere Sorge und doppelten Kummer zu machen, theils wegen der möglichen Entdeckung des Geheimnisses, theils wegen der schwer zu lenkenden Erziehung des Wildfangs. Vorberg ist keine Stunde seiner Lebensstellung sicher und ist wirklich nahe daran, entdeckt

und dieser Beziehungen wegen gestürzt zu werden, als ihn das Verhältniß zur Fürstin zu Fall bringt.

Die für Beurtheilung des Romans zu allererst wesentliche Frage ist immerhin diese: Ist die so ungeheuer widerspruchsvolle, unabgeklärte und räthselschwere Figur des seltsamen Mannes, der im Centrum steht, richtig gezeichnet und — was noch mehr sagen will — richtig vor unsern Augen entwickelt, sodaß wir ihn so werden sehen? Die Frage muß bejaht werden. Sobald nämlich die Vorgeschichte der interessanten Persönlichkeit bekannt ist, hellt sich auch der ganze ungewöhnliche Zwiespalt seines Innern auf, und wir sehen seine Natur mit Nothwendigkeit zu jener Art sich herausbilden, die wir dämonisch heißen. Vorher allerdings geht es uns wie seiner Umgebung: wir werden absolut nicht aus ihm klug; das eine mal zieht er uns lebhaft an, gleich darauf stößt er uns mit noch größerer Schärfe ab; in dieser Stunde entfaltet er liebenswürdige und selbst hohe und edle Eigenschaften, in der andern treten Züge heraus, die ans Tückische grenzen und eine mit Furcht gemischte Scheu wecken. Kurz, ohne jene Erklärung erschiene diese Charakterzeichnung als eine Bizarrerie, als das eigensinnige Product eines Dichters, der eben ein Curiosum schaffen will. Sowie aber jene unausweichlich nachwirkende düstere Jugendgeschichte vorliegt, werden alle Dunkelheiten in diesem Wesen licht; die unversöhnlichen Gegensätze im innern Sein des Menschen erscheinen alle gleich motivirt; vor unsern Augen baut sich eine Menschenseele auf, wie die Tücken des Schicksals und die Spiele des Zufalls, wie überhaupt die Gänge und Hänge jenes schweren Processes, den wir Leben heißen, sie viel öfter herausbilden, als wir im Alltagsleben zu beobachten gewohnt sind. Jene Jugendgeschichte selbst, hochromantischen Stils, hat wenigstens das Verdienst originell zu sein; wir werden nicht leicht irgendwo in einem zweiten Romane der ähnlichen Combination begegnen. Fast in dramatischer Weise können wir übrigens die volle Peripetie in dem interessanten Innenleben und damit das unvermeidliche Verhängniß fixiren; der Punkt fällt genau in die Mitte des Romans hinein.

Ergänzend tritt nun Folgendes hinzu. Auch die Entwickelung von Herz und Charakter der Fürstin hat ihre volle Richtigkeit; es geht zwar mit ihrer Liebe zu dem seltsamen Hofmeister etwas rasch; bedenken wir aber, daß gerade die dämonischen Naturen dieser Art eine unwiderstehliche Anziehung üben, daß das hohe Weib, seit Jahren vereinsamt und verzweifelt, nach einem Strohhalm greifen möchte, um sich zu halten, daß endlich der so ganz aus dem gewohnten Hofstil heraustretende Mann im Verkehr mit der hochgebildeten Frau die natürliche, zunächst ohne alle Hintergedanken benutzte und deshalb um so stärker verfangende Gelegenheit hat, allen seinen Diensteifer und seine Lebensgewandtheit zu gebrauchen und ferner die bedeutenden Eigenschaften seines Geistes zu entfalten: fassen wir diese zusammenwirkenden Motive in Eins, so ist auch die Wirkung erklärt, der Seelenproceß ganz natürlich und wahr.

Eine nicht gerade zu große Zahl von Nebenpersonen aus dem Stande der Höflinge und des Bürgerthums stellt uns die verschiedenartigen Schattirungen innerhalb der damaligen Parteistellung dar und umgrenzt den Kreis der offen und geheim Handelnden, wie er unter der Napoleonischen Herrschaft in Deutschland sich gestalten und umschreiben mochte. Was ihr Eingreifen in den Verlauf unserer Geschichte betrifft, so gestaltet es sich ausgesprochenermaßen zu der Art eines höfischen Intriguenstücks.

Die richtige geschichtliche Folie gewinnt der zwischen der Prinzessin und dem Hofmeister sich abspinnende Einzelproceß dadurch, daß die allgemeinen Landeszustände erläuternd und begründend mit starker Betonung beigezogen sind, das heißt, um mit den Worten des Autors zu reden, die chinesisch-germanischen Zustände dieser und auch noch späterer Zeit in einer kleinen Residenz mit ihrem kazikenhaften Großmachtpomp auf der einen, ihrem Servilismus und ihrer Kleinstadtmisère auf der andern Seite; es ist die ganze Oede des öffentlichen Lebens und der Mangel an allen größern bedeutsamen Eindrücken in dem ewigen Einerlei der schalsten Alltäglichkeit. Ein Stück aus dieser Zeichnung:

> Der vortreffliche Landesvater, der noch vergangenes Jahr vor dem Freiheitshelden Schill und seinen paar Husarenfähnlein bei Nacht und Nebel reißaus genommen und seine Residenz dem von Napoleon geächteten „Brigand" und „Verächter des Völkerrechts" preisgegeben hatte, trieb mit seinem Herrscherideal an der Seine förmliche Abgötterei und ahmte in seiner engen Machtsphäre alles nach, was Napoleon als Regent des großen und mächtigen Frankreich ausführte, seine Institutionen, seine Gesetzgebung. Ja eines schönen Tags führte er sogar in seinem Duodezstätlein im hintersten Winkel von Norddeutschland durch ein landesherrliches Edict den Code Napoléon ein, theilte sein Herzogthum in zwei Departements mit Präfecturen, Cantons, Maires und Municipalräthen und trat dann ganz stolz auf diesen Beweis seines gesetzgeberischen und organisatorischen Talents eine höchst kostspielige Reise nach Paris an, indem er sich mit der Hoffnung schmeichelte, der große Kaiser werde ihn als den getreuesten seiner deutschen Nachbeter in seine besondere Affection nehmen und ihn, wenn auch nicht zum Marschall von Frankreich, so doch ganz gewiß zum Großkreuz der Ehrenlegion ernennen. Aber vergebens antichambrirte er im Vorzimmer „seines erhabensten Protectors"; Napoleon der Große würdigte Napoleon den Kleinen nicht einmal eines Empfangs, und bedeutend enttäuscht und herabgestimmt kehrte der Don Quixote deutscher Legitimität in seine Erblande zurück, deren gänzlich zerrüttete Finanzen seine schwerste Regierungssorge ausmachten, sodaß er oft nächtelang im Kreise seiner gleichgesinnten Zechbrüder, die zugleich seine Staatsräthe waren, auf Tilgung der enormen Schuldenlast, d. h. auf neue Anleihen sann, die ihm aber zuletzt auch beim höchsten Zinsfuß nicht mehr gelingen wollten. Denn die fürstliche Kammer hatte fortwährend Gelder aufgenommen, ohne an Wiederbezahlung zu denken; zuletzt sahen sich die saubern Räthe des Herzogs sogar genöthigt, gerichtlich niedergelegte Depositengelder anzugreifen; und als Napoleon der Kleine nach seiner kostspieligen und doch vergeblichen Reise nach Frankreich die Hofkammer in dieser totalen Finanzderoute zu einem Bericht über den Schuldenzustand aufforderte sowie über die Mittel, dem Landescredit, d. h. dem seinigen aufzuhelfen, mußten seine Räthe erklären, sie wüßten selbst nicht, wie viel sie schuldig seien — die einzige Aufrichtigkeit, die man ihnen in den langen Jahren ihrer für das Wohl des Landes so siegreichen Amtsthätigkeit nachrühmen konnte!

Dies ist ein Meisterstückchen aus dem Spiegel des kleinstaatlich widernationalen Elends und der Misregiererei jener heillosen Knechtschaftsperiode!

Der Autor hat sich einen auffallend ähnlichen Lebensproceß und Seelenconflict in „Roderich" zum Problem gestellt.

Den Roman von Gregor Samarow, „Um Scepter

und Kronen" (Nr. 2), der in den hohen und höchsten Kreisen spielt, unter regierenden oder abgesetzten Fürsten, ihren Räthen und Ministern; der in vier nicht besonders starken Bänden nicht weniger zum Inhalt hat als die ganze an den bestimmenden europäischen Höfen offen und noch mehr verdeckt spielende diplomatische Geschichte unmittelbar vor dem letzten französisch-deutschen Kriege, woneben überdies die Arbeiterfrage mit der Internationale hereingezogen wird, endlich einige individuelle specifisch romanhafte Lebensläufe sich abspinnen — diesen ganzen Bau mit der unendlich breiten Unterlage können wir nicht recht goutiren und scheuen uns nicht, trotzdem wir wissen, wie sehr diese Romane von Samarow heute gelesen werden, zu behaupten: das ist nicht die rechte Kunst.

Verfolgen wir einmal die Reihe der verschiedenen Schauplätze der Handlung. Das erste und zweite Kapitel spielen in Hietzing bei Wien am Hofe des durch die Ereignisse von 1866 entthronten letzten Welfenkönigs Georg's V., und die Anstrengungen dieses Fürsten gegenüber der preußischen Macht, seine Krone wiederzugewinnen, sind überhaupt der rothe Faden, der sich verbindend durchs Ganze zieht. Es ist übrigens eine Differenz: das erste Kapitel führt eine Art Volksfest als Ovation für den abgesetzten Fürsten vor, veranlaßt durch die nach Hietzing gekommenen Repräsentanten aller jener Hannoveraner, die noch im Unglück an ihrem König hängen und deshalb die neue Ordnung der Dinge nicht anerkennen wollen; das zweite dagegen lenkt ins Innere des höfischen Lebens und Treibens ein, legt die diplomatischen Plane und Abmachungen vor, zeigt die Hofherren in ihrer Action, die gesammte hannoversche Emigration in ihren Tendenzen. Kurz, es ist jenes Diplomaten- und Intriguenspiel und jenes Planeschmieden, welches uns das ganze Werk hindurch auf allen möglichen Plätzen immer wieder entgegentritt, ein Spiel in allen denkbaren Nuancen und mit den verschiedensten guten und schlechten Werkzeugen. Ein starkes Stück aus diesen beiden Scenerien wird im Verlaufe des dritten Kapitels weiter verfolgt, während der erste Theil desselben eine jener intimen Familienscenen vorbereitet, wo nur der Mensch mit seinem individuellen Fühlen und Handeln ins Spiel kommt, und zwar wird damit der Faden zu jener Herzensgeschichte angeknüpft, welche das ganze Buch bis zu Ende als ein Hauptingrediens durchzieht: der junge Lieutenant von Wendenstein, ein Legionär, wird mit seiner zarten Jugendgeliebten und Braut, Helene, zusammengebracht. Sehen wir gleich, was weiter aus den zwei Personen wird. Der junge Militär ist bereits in schlimmster Weise verändert, da er zu Paris in die Schlingen einer wunderbar schönen, aber ebenso boshaften und durch Verbrechen geschändeten Sirene gefallen, die ihm mit ihrer feurigen Verzauberung die stillen Heimats- und Jugendgefühle aus dem Herzen getrieben hat; er kehrt dorthin zurück und lebt im Taumel fort; Helene aber begibt sich in die Ruhe ihrer friedlichen nordischen Heimat, wird brustkrank, erfährt durch einen gemeinen Speculanten auf ihre Hand, einen Pfaffen, die Untreue ihres Geliebten und kommt dem Tode nah. Da bringt es treue und energische Einmischung dazu, daß der junge Mann den Abgrund vor sich offen steht, der sich durch seine pariser Liebesgeschichte vor ihm aufgethan, nun augenblicklich heimkehrt und sich aufs innigste an seine gefährdete Braut anschließt. Doch zu spät! Nach dem kurzen Liebestraum weniger Monate erliegt sie der Lungenschwindsucht, und der junge Mann steht in Trauer und verzweifelter Selbstanklage an ihrem Todtenbette. Damit schließt der Roman ab. Das vierte Kapitel führt am gleichen Hofe die obenerwähnten Machinationen und Regenerationsbestrebungen weiter, aber auch zugleich ein neues Element ein, indem daran gearbeitet wird, eine Verständigung anzubahnen zwischen den Interessen der abgesetzten Fürsten und der demokratischen Volkspartei unter den Deutschen; also ein Faden mehr in dem ohnehin so verwickelten Gewebe. Kapitel fünf versetzt uns wieder auf einen ganz andern Boden und bringt die zweite jener individuellen Lebens- und Herzensgeschichten ins Spiel, von fast ähnlicher Art wie die obenerwähnte erste, nur daß sie einen ganz andern Ausgang nimmt. Wir stehen auf dem Rittergute Kallehnen der alten und reichen Herren von Grabenow am Strande der Ostsee in der alten Provinz Ostpreußen. Da wird zunächst die patriarchalische Gesellschaft der altadelichen Gutsbesitzer und ihrer Frauen vorgeführt, eine Welt, die in ihren alterthümlichen Formen und dem nicht minder alterthümlichen Denken, dem Arbeiten und Genießen auf dem kleinen isolirten Fleck Erde ein so verschiedenes Bild bietet von dem modernst gefärbten und weitstrebenden, dem geräuschvollen und verdorbenen Treiben in den großen Welthauptstädten und an den europäisch bestimmenden Höfen. Und in jener Welt nun tritt uns das zweite der Paare entgegen, deren Herzensgeschichte neben den großen Zeitströmungen verfolgt wird: der junge Hr. von Grabenow und seine Cousine Marie von Blechow. Jener ist in seinem Gemüthe schwer verwundet durch die Erinnerung an eine draußen im großen Weltleben ihm entgegengekommene Liebe, die das Schicksal ihm hernach geraubt hat; er macht seine Verwandte, die bereits tief für ihn fühlt, zur Vertrauten seines Schmerzes, und ganz natürlich führt diese Intimität erst zur Erleichterung seines Uebels, dann zu steigender Geistesverwandtschaft und endlich auch in dem jungen Manne zum Gefühl der Liebe für die sorgsame gegenwärtige Trösterin; seiner frühern Geliebten begegnet er einmal noch auf einen Moment, aber das Band ist und bleibt zerrissen. Das sechste Kapitel führt uns in die Wohnung des berühmten Advocaten und Abgeordneten Jules Favre zu Paris und zu der umsonst versuchten Einwirkung der Internationale auf ihn und seine Partei, dann in die Versammlung dieser socialistischen Arbeiter selbst, deren verschiedene Typen gezeichnet sind, der interessanteste jener destructive Russe Bakunin mit seinen nihilistischen Tendenzen. Das siebente und achte spielen in den Tuilerien; es ist der Kaiser mit seinen verschiedenen Ministern, in Combinationen eintretend zu geplanten Bündnissen und Hülfsmitteln für den vorgesehenen Krieg gegen Preußen. Das neunte und zehnte zeichnen pariser Seelenleben; wir sind bei dem großen Romancier Alexandre Dumas und seiner Tochter Marie, finden da eine ganze Zahl von berühmten Persönlichkeiten versammelt, Hof- und Regierungsmänner, Financiers, Literaten, Schönheiten u. s. w., alles durcheinanderwogend im geistreichen Gespräch, die privaten und öffentlichen Interessen verfolgend, Leidenschaft und Politik nebeneinander.

So viel im ersten Bande, und damit genug; wollten wir die drei übrigen im gleichen Maßstabe durchnehmen, wir würden allzu viel Raum brauchen; wir werden demnach einfach mit knappsten Worten Kapitel um Kapitel die springenden Scenenwechsel und mannichfach schillernden Tendenzanstrengungen andeuten: Kapitel 11: Kaiser Joseph in der Hofburg; Finanz- und Staatsfragen; das interessante Project einer Fürstenbank. Kapitel 12: Villa Thun bei Gmunden; Privatleben und Restaurationscombinationen von entthronten Fürsten; Georg V. und der Graf von Chambord. Kapitel 13: Faubourg Montmartre; die hannoversche Legion in Paris. Kapitel 14: Der Quirinal in Rom; der Papst, Cardinal Antonelli, der Graf von Rivero; Kirchen- und Herrschersorgen. Kapitel 15: Privatintriguen und Speculationen in Paris. Kapitel 16: Am Ostseestrand: eine der meist charakteristischen und anziehendsten Scenerien des Romans, die alten noch heidnischen Volkssitten und die religiös-ländlichen Feste der wendischen Bevölkerung schildernd. Kapitel 17: Fontainebleau, französische Diplomatie und Herrscherfragen. Kapitel 18: Auf Blechow im hannoverschen Wendenland, eine Interieurscene im stillen Pfarrhause und zugleich ein Schurkenstreich. Kapitel 19: Zu Biarritz, französisch-italienisch-spanische Staatsfragen und die sie kreuzende spanische Insurrection. Kapitel 20: St.-Jean de Luz, stille Zusammenkunft der französischen und spanischen Majestäten. Kapitel 21 und 22: Im Alpenland am Grindelwaldgletscher, eine Herzensgeschichte im Reflex der hohen Natur, ihre Rückwirkungen und das Ueberleiten aufs öffentliche Leben. Kapitel 23: In und bei Wien, das Bankproject und ein Hof ohne Staat. Kapitel 24: In Paris; aus vornehmem Verbrecherleben, Privat- und Staatsspeculationen in ihrer nahen Berührung. Kapitel 25: Im hannoverschen Pfarrhaus, eine Krankheitsgeschichte des Körpers und des Herzens. Kapitel 26: Biarritz. Wieder Diplomatie, Intriguen und Plane; das Ende der spanischen Insurrection. Kapitel 27: Paris, eine volle und energische Wendung fürs Leben zweier Herzen. Kapitel 28: Paris, Politik und Verbrechen in lebhaftester Reibung. Kapitel 29: Der General Türr auf der wiener Staatskanzlei, das italienisch-französisch-österreichische Bündniß und das Bankproject. Kapitel 30: Die Familienwendung im engen Kreise des hannoverschen Pfarrhauses. Kapitel 31: Die Internationale auf dem Brüsseler Congreß. Kapitel 32 und 33: Das Bankproject vor Georg V. und in dem wiener Finanzministerium. Kapitel 34: Die pariser Staatssorgen und Kriegsvorbereitungen; zugleich ein Stück aus dem Herzensleben des Kaisers, nämlich der Tod seines neufundländer Hundes Nero. Kapitel 35: Auf dem Pfarrhofe, Helenens Tod. Schluß des Ganzen.

Ueberblickt man diesen gesammten Scenenwechsel — und wir wollten mit unserer Aufzählung einfach den Leser in Stand setzen, das kurz und sicher zu thun und allenfalls daraus seine Abstractionen zu ziehen —, vergegenwärtigt man sich recht lebendig, daß wir unstet und mit willkürlichen Sprüngen in halb Europa herumgeworfen werden, daß fast alle großen weltlich-geistlichen Herrschafts- und Staats- und Gesellschaftsfragen unserer unmittelbaren Gegenwart ins Getriebe gezogen sind, und daß drittens daneben noch mehrere ziemlich romantische Herzensgeschichten und Familienschicksale sich abspinnen: so kommen wir zu dem Schluß, daß es bei einem derartigen Material und Wechsel nicht große Kunst braucht, um sich interessant zu erhalten und die zahlreichen Leserkreise anzuziehen, welche eben nur unterhalten und angeregt sein wollen. Ein zweiter Punkt betrifft die äußerliche Personenzeichnung. Es ließen sich in dem Romane wol mindestens ein halb hundert Personen auffinden, die ganz in der Weise auftreten und geschildert sind, wie wir hier das erste beste dieser Porträts vorführen:

> Ein nicht großer, sehr einfach gekleideter Mann in den funfziger Jahren stieg aus. Er trug in seinen etwas welken Zügen die Spuren der Sorgen und geistigen Arbeit; die dünnen Lippen waren zwar geschlossen, aber zeigten doch durch ein unwillkürlich zuckendes Muskel- und Nervenspiel, daß sie sich wol möchten öffnen können zu lebendig geistvoller Beweglichkeit. Die klaren grauen Augen blickten voll Intelligenz und Schärfe, wenn auch etwas ermüdet, unter dem Rande des kleinen runden Hutes hervor, der das ergraute dünne Haar bedeckte.

Auch das ist keine besondere Kunst, zumal wenn sie durch ewige Wiederholung des gleichen Stils zur Manier und Monotonie wird; auch ist die Art nichts weniger als neu. Diese blauen Augen und blonden Haare, die feinen oder unfeinen Hände, die langen oder kurzen Arme wirbeln durcheinander, ohne daß wir wissen, was mit ihnen allen anfangen. Uebrigens blickt allzu deutlich das Verlangen heraus, alle die Acteurs des Spiels dadurch interessant zu machen.

Was die politischen Ansichten des Autors sind, ist unentzifferbar; durch seine Zwischenredner werden alle möglichen mit ungefähr gleicher Gewandtheit dargelegt und vertheidigt; die modernsten Anstrengungen der katholischen Kirche zur Weltbeherrschung gerade so gut wie die Unternehmungen der durch die Ereignisse von 1866 depossedirten Fürsten, um womöglich die Dinge wieder rückwärts zu schrauben, die französische, also streng antideutsche Politik gerade wie die preußisch-deutsche. Man mag das Objectivität nennen, und wahrscheinlich betrachtet der Autor seine Haltung aus diesem Standpunkte; unserm Begriffe nach geht die Schaukelbewegung zu weit, und wir können nichts als die in vielen Kreisen neuestens beliebte grundsatzleere Verflachung in ihr erblicken. Es muthet uns denn doch etwas stark an, wenn uns (Kap. 14, Bd. 2) der Papst im Stil einer halb göttlichen Verehrung hingemalt wird, wenn seine ganze Umgebung in tiefe Ehrfurcht und liebevolle Bewunderung hingegossen, wenn endlich die geistliche Herrschaftsfrage des Breiten nach folgenden Principien abgewandelt ist:

> Die christliche Kirche ist die Kirche der wahren Freiheit; das fleischgewordene Wort herrscht durch den Geist und die Wahrheit. Wie der Heiland gekommen ist, um die Welt zu erlösen aus dem Banne des Fluchs der starren Gesetze, so hat die Kirche in dem Geiste der Freiheit ihre Herrschaft begründet, und in diesem Geiste muß sie dieselbe erhalten.

So? Die Kirche und der Geist der Freiheit in Verbrüderung? Das ist doch neu! Man denke nur an die Encyclica!

Mit besonderm Vortheil treten dagegen eine Reihe von eigenthümlich ans Herz sprechenden oder doch die Anschauung wesentlich beschäftigenden Situationen, Menschen-

und Naturbildern hervor; das eigenartigste wurde aber schon herausgehoben. Das ohne allen Zweifel Gelungenste ist der Abschluß des Romans. Wenn uns schon jenes Bild vom Tode des alten treuen neufundländer Hundes, der seinem Herrn, dem Kaiser, in liebevoller Treue nochmals die Hand leckt und mit einem verständnißvoll tiefen Blicke verendet, ganz eigenthümlich bewegt, so spielt im Schlußkapitel mit dem Tode der erst verrathenen und dann wieder mit inniger Liebe gehegten Geliebten des jungen deutschen Lieutenants die gleiche Tonart auf einer höhern Stufe, und damit bricht das Ganze ab. Man möchte sagen, daß dergleichen bewegliche Scenen nicht eben schwer zu malen seien und in den neuesten Romanen sich zerstreut finden. Zugegeben; aber die Art des Abschlusses hat hier eine weitergreifende Bedeutung. Indem es der Kaiser ist, der durch mehr als gewöhnliche Erschütterung in seinem Herzen getroffen wird, und ferner der auch durch den Geist des Kaiserreichs verlockte und zugleich bestrafte Deutsche, so scheint mit diesem Ausgang gleichsam eine Prophezeiung gegeben für das unmittelbare kommende tragische Ende dieses Regiments; die trübe Färbung des innern Horizonts reflectirt genau das nicht minder trübe Bild des drohend hereinragenden Weltgeschicks.

„Zwischen Ruinen" von Leopold Kompert (Nr. 3) ist eine gründlich andere Composition, eins der eigenartigsten, um nicht zu sagen fremdartigsten, jedenfalls der originellsten Producte neuester Romanliteratur, und muß natürlich vermöge dieses Umstandes von vornherein eine sehr bestimmte und starke Anziehung üben. Wer sich durch die Masse dieser Literatur durcharbeiten muß und weiß, wie wenig Individuelles die überflutende Riesenmasse bietet, wie in Hunderten und aber Hunderten der Tagesproducte ein und dieselbe Tonweise mit schwacher Nuancirung durchgeht, und wie so ganz unstreitig eine trostlose Verflachung herrschend wird: der begrüßt freudig jedes frische Wehen, und führe es ihn ab, wohin es nur wolle. Inhalt und Form, die ganze dargestellte Welt und die Sprache sind in Kompert so ausdrucksvoll charakteristisch, daß sie uns weit aus unsern gewohnten Kreisen und der ganzen abgeschliffenen Cultur herausleiten; es sind einmal neue Geschichten, die uns da begegnen, ein Schlag von eigenster Physiognomie. Schauplatz der in ganz engem Kreise sich abspielenden Geschichte ist ein czechisches Städtchen hoch oben im nördlichen Böhmen, „so still und weltabgelegen, daß selbst das Dampfroß der Eisenbahn, das es in weitem Bogen umkreist, nur aus der Ferne wie in traumhafter Erinnerung an die Menschen, die dort leben und sterben, seine schnellen Grüße herübersendet." Die culturgeschichtliche Unterlage bildet ein Doppelkampf allgemeinster Natur: einmal der unversöhnliche Widerstreit zwischen Sprache und Sitte, Leben und Denken der Czechen oder Böhmen und der beherrschend eingedrungenen Deutschen, und zweitens der indirect ebenso heftige zwischen den eingelebten israelitischen Elementen und der herrschenden katholischen Kirche; es handelt sich sonach um einen Doppelstreit sowol weltlichen wie geistlich-kirchlichen Charakters. Der thatsächliche Proceß, der sich hier vollzieht, ist übrigens für ein Buch von drei Bänden äußerst einfach. Wir haben zwei Hauptpersonen. Die deutschböhmische Weberstochter Dorothea Lang ist als Mädchen durch Tausch in jenes abgelegene czechische Städtchen versetzt, damit sie böhmisch lerne, wogegen sie sich nach ihrer voll und scharf ausgesprochenen Natur mit aller Gewalt stemmt. Aus Mitleid ins Haus des jüdischen Fabrikanten Jonathan Falk aufgenommen, sehen wir das wunderliche Wesen in frappantester Eigenart sich entwickeln, von vorn herein in seinem neuen Kreise, der ihm sofort zur Heimat wird, eine sehr entschiedene Stellung einnehmen und sich so herausbilden, daß Hr. Falk, als seine erste schwächliche Gattin stirbt, sich mit aller Kraft dahin gezogen findet, die Weberstochter ihr als Nachfolgerin und zugleich als die fast naturbestimmte Erzieherin und Pflegerin seines Söhnchens zu geben. Es ist nun der besonders durch die kirchlich-religiösen Bedenken in den beiden Herzen, bis sie sich unauflöslich finden und binden, heraufbeschworene Kampf, welcher Inhalt und Charakter des ganzen Werks bestimmt. Kompert's Roman hat einen, aber auch nur den einzigen Berührungspunkt mit „Diadem und Maske"; es ist folgender: Wie hier die geistige Gesammtentwickelung des interessant originalen Dr. Vorberg den innern Halt bildet und zugleich die Tiefe des gestellten Problems ausmacht, so bei Kompert die schön weibliche Erscheinung der Dorothea. Nur will es uns bedünken, als sei diese Seelenentfaltung, trotzdem sie mit ganz gleichem Ernst und gleich tiefer Intensität angefaßt worden, nicht mit gleicher Klarheit und Bestimmtheit durchzuführen gelungen. Außerdem besteht ein zweiter bedeutsamer Unterschied darin, daß wir bei Otto Müller den durchgebildeten Culturmenschen als Product einer geradezu kunstvollen Erziehung vor uns haben, bei Kompert aber das reine Naturkind in aller Naivetät und mit allen schwunghaften Unregelmäßigkeiten seiner Entfaltung. Doch eben diese Natur hat etwas Unberechenbares und Undurchschaubares an sich. Wir wissen dem, was uns so seltsam an ihr berührt, nur sehr schwer den richtigen Namen zu geben, da es ohne Zweifel unrichtig wäre, wenn wir das unauflösbare Element in ihr mit dem Worte mystisch bezeichnen wollten, und doch kommt der schließliche Eindruck auf etwas der Art hinaus. Sie hat ihre so sehr seltsamen Hänge und Neigungen; sie bewegt sich in einer so auffallend außer dem gewöhnlichen Lebenscurs stehenden Weise; sie entwickelt sich durchaus nur in sich und aus sich heraus, fern ab von jeder äußern Einwirkung; sie steht mit dem ersten Augenblick als etwas so Apartes da; sie vereinigt in sich die auffallendsten Gegensätze einer kindlichen Schüchternheit und eines höchst decidirten Auftretens; sie lebt eigentlich blos ein Innenleben, zu dem uns der rechte Schlüssel fehlt. Und eben daß er fehlt, daß wir mit dem wunderlichen Gemüthsleben nicht recht ins Reine kommen, das ist entschieden ein Vorwurf, der den Autor trifft. Das eine mal zieht uns die interessante Figur an, und sie soll es, da sie sich ja als die liebenswürdige, reine und edle Jungfrau vor unsern Augen heraus zu entwickeln bestimmt ist; das andere mal befremdet, ja stößt sie uns ab, weil wir nur das trotzig schmollende Kind vor uns sehen, unlenksam und in sich verschlossen; daneben macht sie so curiose Gedankensprünge und Gefühlswallungen durch, daß wir auch da wieder einem Phänomen gegenüberstehen und das Wort des Räthsels nicht finden. Ihr gegenüber

tritt die Gestalt des Falk vollständig in den Hintergrund, hat aber dafür den Vorzug klarer zu sein: es ist der besonnen denkende, in kraftvoll thätigem Leben stehende und nach einigen Schwankungen auch mit seinem Gefühl ins Reine kommende Mann.

Kompert scheint überhaupt seine Freude zu haben an Originalen; außer der Hauptfigur treten deren noch mehrere in ausgeprägtester Weise auf. Da ist die Kraftfigur des Schmieds Swatek, die etwas Patriarchalisches hat. Er ist Czeche, aber von jener kraftvoll besonnenen Denkweise, welche die verderbliche Feindschaft gegen die Deutschen als thörichte Anomalie meidet, dabei unter athletischen Formen und kurz angebunden wortarmen Manieren von tiefem Gemüth und redlichst hingegebener Opferfreudigkeit. Da ist aber besonders die alte blinde und doch in allem durchdringend einsichtige Lehrerswitwe Beile Oberländer, das halb gefürchtete und halb verehrte Orakel der ganzen Umgegend, eine Art von israelitischer Velleda, ohne deren Rath kaum jemand wagte, etwas Bedeutendes zu unternehmen; auch redet sie in Prophetensprüchen, halb gutmüthig, halb eigenwillig, immer aber redlich. Da ist der kleine stumme Bernhard Falk, Dorotheens geliebtes Pflegekind, das infolge schwerer Gemüthserschütterung auf Einen Schlag zum Sprechen kommt. Da ist endlich Jonathan's unentzifferbarer Bruder Adolf, der Vagabund, der als wild ausgelassener Junge einst von Haus entlief, nachdem er den eigenen Vater geschlagen, dann als hochgefeierter Künstler halb Europa durchzog, und nun als Mitglied einer mystisch frommen Sekte, halb zerrüttet und kaum mehr klaren Verstandes, für eine Zeit heimkehrt, um eine Art einsiedlerisch wilden Büßerlebens zu führen, die halbe Zeit auf dem „guten Ort“, d. h. dem Friedhof der Aeltern. Ueber die Art der Lebens- und Seelenentfaltung, wie der Dichter sie gibt, spricht er selbst sehr bezeichnend wie folgt:

Eng und klein ist der Schauplatz der auf diesen Blättern verzeichneten Geschichte. Menschen sowol wie Dinge reifen dort mit langsamer Bedächtigkeit irgendeiner Lösung, mag diese in ihnen selbst liegen oder von außen an sie herantreten, entgegen. Sie gleichen darin dem Kornfelde, das gerade um diese Zeit in ihrer allernächsten Nähe seine goldenen Wogen wälzt; ihm haben sie es abgelernt, wie man warten, sich gedulden, von dem Winde sich beugen, von dem Regen sich befeuchten lassen muß, bis die Rispe still vergnügt sagen kann: Jetzt bin ich fertig!

Die sehr eingehenden Expositionen über familiäres und religiöses Leben der Juden, jenes Leben in der „Gasse“ (Ghetto), über kirchliche und häusliche Bräuche, Glauben und Satzungen, führen uns in eine ganz fremde Welt ein; es sind Anklänge aus alt verschollenen Zeiten oder aus dem mysteriösen Orient. Ebenso eigenartig gibt sich die Art der Reflexionen oder vielmehr die Art der Einkleidung derselben; es liegt darin eine besonders ans Gemüth greifende Anziehung, die nicht selten tiefsinnig anklingt. Diese Art und zugleich die charakteristische Manier des Stils mag folgender Passus klar machen:

Der du diese und die nachfolgenden Blätter lesen wirst, willst du dich für kurze Zeit in die dämmerigen Tage deiner Kindheit zurückdenken? Es ward Abend, Schlafenszeit nicht mehr fern! Du saßest an ein weiches Knie gelehnt auf einem niedern Schemel, den du mit deinen schwachen Kinderhänden selber herbeigetragen hattest, und nun ergoß sich über deine halbwachen Ohren und über deine schlummermüden Augenwimpern die süße Flut eines jener Märchen, das deiner Seele noch jetzt mit allen Schauern des frisch Empfangenen innewohnt. Weißt du, warum dein schlafbefangenes Auge sich gewaltsam offen hielt? Warum dein Ohr trotz aller Lockungen dennoch hören mußte? Weil du schon damals traumhaft begriffst, daß diese Märchen nichts sind als das uralte Lied von der ungezügelten Sehnsucht der Menschheit nach einem Glücke, das niemals bestanden! und daß die bösen Geister, die darin vorkommen, nichts sind als „eingetretene Hindernisse“, die gerade dann ihr Spiel zu treiben anfangen, wenn es gilt, eine arme Blüte am Baume der Menschheit, die sich auf ihr Erwachen so innig gefreut hatte, im Keime zu zerstören! — Ich will die Geschichte zweier Herzen erzählen, die sich „eingetretener Hindernisse“ wegen am 25. August des verflossenen Jahres auf dem Rathhause des böhmischen Städtchens nicht finden konnten.

J. J. Honegger.

Drei neue Bände der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Band 8: Das Wesen des Lichts. Gemeinfaßliche Darstellung der physikalischen Optik in 25 Vorlesungen von Eugen Lommel. Mit 188 Abbildungen in Holzschnitt und einer farbigen Spectraltafel. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 6 M.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Band 9: Die Erhaltung der Energie, das Grundgesetz der heutigen Naturlehre, gemeinfaßlich dargestellt von Balfour Stewart. Mit 14 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 4 M.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Band 10: Die Ortsbewegung der Thiere. Nebst Bemerkungen über Luftschifffahrt. Von J. Bell Pettigrew. Mit 131 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 4 M.

Die rüstig vorwärts schreitende „Internationale wissenschaftliche Bibliothek“ hat unsere deutsche Literatur vor kurzem wieder mit drei Bänden bereichert, von denen jeder in seiner Art ein kleines Meisterstück ist. Trotzdem möchten wir voraussagen, daß nicht jeder die gleiche Wirkung auf den gesammten Leserkreis der fraglichen Bibliothek üben wird. Denn hierzu sind die gewählten Gegenstände viel zu verschieden, und ebenso verschieden ist ihre Abfassung; beides aber bedingt die Sympathie und Antipathie der Leser. Band 8 ist ein ganz vortrefflich geschriebenes Buch; aber es geht in der Art seiner Darstellung doch etwas über den Leserkreis der „Bibliothek“ hinaus und setzt Zuhörer voraus, wie sie sich in den ernstesten Jünglingen unserer Hochschulen finden. Dagegen halten sich die Bände 9 und 10 auf einem Standpunkte, der schon von vornherein die Sympathie der Leser auf seiner Seite haben muß. Es ist und bleibt das eine Ungleichheit der Darstellung, die bei der Ungleichheit der Verfasser nicht zu umgehen ist, sobald es sich um eine lange Reihe von Bänden, um eine ganze Bibliothek unserer Wissenschaft handelt. Ja, ein und derselbe Verfasser kann das gleiche Misgeschick in verschiedenen seiner Werke erleben. Man kann ein sehr gediegenes Buch geschrieben haben und doch zu seinem eigenen Er-

staunen an dem Erfolge merken, daß ein leichter und gefälliger geschriebenes Buch der eigenen Feder ein ungleich größeres Glück macht. Man muß das ausdrücklich wissen, wenn man nicht ungerecht werden will gegen eine Bibliothek, die wie die vorliegende ihre Verfasser aus den allerverschiedensten Kreisen nicht nur, sondern auch aus den verschiedensten Nationalitäten zu rekrutiren hat. Aber das Eine müssen wir doch aussprechen, nachdem uns nun schon zehn Bände jener Bibliothek vorliegen, daß die deutschen Autoren zwar die gründlichsten derselben sind, aber hinsichtlich der Darstellung entschieden den Engländern nachstehen. Sie fassen ihre Aufgaben zu weit, greifen einen viel zu großen Stoff heraus und sehen sich infolge dessen genöthigt, einen Lehrton anzuschlagen, der etwas Nüchternes in sich trägt. Immer haben sie den Plan eines Lehr- oder Handbuchs oder ernster Vorlesungen vor Augen, der sie zwingt, womöglich alles zu berühren, was die Wissenschaft bisher über den fraglichen Gegenstand erforschte. Statt sich weise zu beschränken, dehnen sie sich aus; statt anzuregen, streben sie den Geist zu erfüllen: und unversehens müssen sie erleben, daß sie mehr erdrücken als aufrichten. Die Engländer dagegen wählen sich lieber einen kleinen monographischen Stoff von begrenzter Weite und gewinnen damit schon von vornherein einen großen Spielraum für eine anmuthigere Fassung.

Wir sahen voraus, daß es bei dieser internationalen Bibliothek wesentlich zugleich auch auf eine Art Wettkampf in der Behandlung wissenschaftlicher Stoffe hinauslaufen werde, und das ist in der That vollkommen eingetreten. Zwar finden sich unter den bisherigen neun Autoren nur drei Deutsche, während die andern sechs England angehören; allein der Unterschied zwischen beiden liegt sogleich zu Tage. In dieser Beziehung vertritt unter andern Tyndall mit dem ersten Bande ganz den englischen Standpunkt. Scheinbar hat auch er sich ein großes Thema gewählt, nämlich „das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher"; dennoch faßt er es in der Darstellung so eng, daß es schließlich fast nur auf eine Gletscherphysik hinausläuft, während ein deutscher Schriftsteller sicher eine Art Hand- und Lehrbuch über das Wasser in seinen verschiedenen Aggregatzuständen geschrieben haben würde. Dieser hat eben mehr die abstracte Wissenschaft als den anschauenden Menschen vor Augen und wird dadurch, ohne es zu wissen oder zu wollen, didaktisch, während der Engländer seinen Zuhörern wie ein Freund gegenübersteht, der sich mit ihnen wissenschaftlich unterhält. Natürlich gelingt das dem einen mehr als dem andern, je nach seiner Individualität und seinem Talente; im großen Ganzen aber folgen alle Engländer in der fraglichen Bibliothek dieser Schablone.

Damit glaubt Referent auch schon Band 8 hinreichend charakterisirt zu haben. Das Lommel'sche Buch folgt eben der althergebrachten deutschen Darstellungsweise und nimmt sich deshalb in dem Kreise seiner Wetteiferer schwerfällig genug aus. Und dennoch ist es an und für sich ein gutes Buch, das auch den Willen mitbringt, alles ohne Voraussetzungen zu lehren. Wo es nach alter Weise der Hochschulen mathematische Begründungen, auf die wir hier freilich gern verzichtet hätten, dennoch bringt, geschieht es mehr anhangsweise, als ob der Verfasser damit sein wissenschaftliches Gewissen habe beschwichtigen wollen. In 25 Vorträgen behandelt er die Lichtquellen, die geradlinige Fortpflanzung und Spiegelung, die sphärischen Spiegel, die Brechung, die Linsen, die optischen Instrumente, die Farbenzerstreuung, den Achromatismus, die Spectralanalyse, die Absorption, Fluorescenz und Phosphorescenz, die chemische und die Wärmewirkung der Sonnenstrahlen, den Fresnel'schen Spiegelversuch und die Wellenbewegung, sowie, als Folgerungen aus jenem, das Princip der Uebereinanderlagerung, ferner das Huyghen'sche Princip, die Farbenzerstreuung und Absorption, die Beugung, die Farben dünner Schichten, die Doppelbrechung, die Polarisation und ihre Apparate, die Interferenz durch Doppelbrechung, endlich die kreisförmige Polarisation. Ein Register beschließt das inhaltreiche Buch und erhöht damit seine compendiöse Brauchbarkeit als Lehrbuch der Optik. Wenn nun aber auch die Engländer in Bezug auf Darstellung innerhalb der fraglichen Bibliothek unfehlbar dem Laienpublikum mehr genügen werden, so dürfen wir doch wol auf der andern Seite im Interesse unserer Nationalität wiederum behaupten, daß dergleichen compendiöse Darstellungen einer Disciplin nur den Deutschen in rechter Weise gelingt, weil sie auf die Sache gerade losgehen, ohne sich um ethische Zwecke zu kümmern. Was folglich den Engländern gegenüber als Schwäche erscheinen konnte, wird auf der andern Seite wieder zur Stärke der deutschen *Nationalität*, und damit glauben wir beiden Nationalitäten gerecht geworden zu sein. Die Fülle der beigegebenen Holzschnitte, „deren viele dem durch die Verlagshandlung zur Verfügung gestellten Atlas der Physik von Johannes Müller entnommen" sind, während die meisten übrigen neu geschnitten wurden, ist nicht der kleinste Nutzen des Buchs. Jedenfalls wird man anzuerkennen haben, daß der Verfasser nicht planlos, sondern entwickelnd seine Aufgabe über das Wesen des Lichts faßte und durchführte. Er bereitet durch die ersten vierzehn Vorträge auf die Lösung seiner Aufgabe vor und tritt erst mit der Besprechung des Fresnel'schen Spiegelversuchs in die Antwort über das Wesen des Lichts als Product einer Wellenbewegung ein, die nun in den folgenden Vorträgen weiter entwickelt wird.

Auch in Bezug auf Band 9 glaubt Referent das Buch von Stewart schon hinlänglich charakterisirt zu haben. Es zeigt alle Lichtseiten der englischen Darsteller in glanzvoller Weise und hat überdies den großen Vortheil für sich, ein noch ziemlich neues Grundgesetz der Natur auseinanderzulegen. Referent hat seit längerer Zeit keine so reizende, durch ihre schlagende Logik ausgezeichnete Schrift gelesen. Sein erster Gedanke dabei war immer und immer der, daß auch die Naturwissenschaften eine Geistesgymnastik von gleicher Bedeutung in sich tragen wie die Mathematik und die alten Sprachen. Mit wunderbarer Gewandtheit, mit spielender Leichtigkeit, mit größter Anschaulichkeit und Faßlichkeit zergliedert der Verfasser gleichsam die ganze Welt in ihre Atome und Molecule, um das, was das gewöhnliche Leben Kraft, die physikalische Wissenschaft aber Energie nennt, durch allen Wechsel der Kräfte hindurch aufzusuchen, die Energie von allen Seiten zu betrachten, sie in einem A zu begründen und schließlich in einem Z auslaufen zu lassen. Gleich noth-

wendigen Folgerungen entwickelt sich das eine aus dem andern. Das erste Kapitel begründet das Wesen der Energie, das zweite die mechanische Energie und ihre Verwandlung in Wärme, das dritte den Zusammenhang der Energien mit den Naturkräften und das Gesetz der Erhaltung der Kräfte, das vierte die Umwandlungen der Energie, das fünfte die Zerstreuung der Energie, während das sechste die Bedeutung des bisher Vorgetragenen für die Zustände des Lebens behandelt. Man darf wol sagen, daß ohne die Kenntniß des Gesetzes von der Erhaltung der Energie die Welt geradezu unverständlich bleiben würde, und daß wir erst durch die Kenntniß dieses Gesetzes, welches sich würdig an die Entdeckung des Gravitationsgesetzes durch Newton anschließt, einen Einblick in das innere Getriebe des großen Mechanismus gethan haben, den wir die Welt nennen. Der Verfasser betrachtet sie mit Recht als eine Maschine, „welche aus Atomen und einer Art von Medium (Aether) zwischen denselben zusammengesetzt ist", als eine Maschine, in welcher die Gesetze der Energie die Wirkung dieser Maschine beherrschen. Wenn man will, kann man die Energie die Urkraft des Universums nennen; und ist sie dieses, so liegt auch auf der Hand, welche Bedeutung für den gebildeten Laienkreis ein Buch haben muß, welches in fast elementarer Weise jenes große Grundgesetz der Natur zur Anschauung des Lesers bringt. Die Energie, welche alles durchdringt, ist die Mutter aller Arbeit, und wenn das Leben nichts als Arbeit in der verschiedensten Form ist, so lernt man dieses Leben erst in seinen mechanischen Ursachen als Bewegung begreifen. Aber nicht nur das, wir erkennen auch diese Bewegung als etwas ebenso Unvergängliches, wie es der Stoff ist; denn wenn Bewegung zerstört wird, setzt sie sich — in Wärme um und zeigt uns damit ihre tiefe Verwandtschaft zu dem Stoffe, dem sie als „Imponderabil" den Alten gegenübergestanden haben würde. Noch größer wird unsere Erkenntniß und folglich auch unser Naturgenuß, wenn wir nun finden, wie eine so wichtige Folgerung nicht etwa das Resultat hypothetischer Speculationen, sondern des handgreiflichen Experiments war; eines Experiments, das, wenn es ein Kind zu machen verstände, selbst diesem eins der bisher tiefsten Geheimnisse der Natur verrathen müßte. Man spricht häufig von einem mechanischen Wärmeäquivalente; ein solches bleibt aber schlechterdings unbegreiflich ohne die Einsicht in das Grundgesetz, dessen wir soeben gedachten. Aber auch an sich gewährt die Kenntniß der Energien schon einen tiefen Einblick in die Natur. In dieser Beziehung wird man bei dem Verfasser wie im Spiele lernen, was sichtbare und unsichtbare Energie ist, wie sie, mit Schwerkraft, Elasticität, Cohäsion, chemischer Verwandtschaft, Elektricität, Magnetismus u. s. w. verbündet, Wärmebewegung, moleculare Trennung, chemische und elektrische Trennung und strahlende Energie, wenn die Sonne dazu kommt, hervorrufen und damit nicht nur mechanische Wirkungen, sondern auch ein Aequivalent an Arbeit verrichten. Wer solche Erkenntniß in sich aufnahm, weiß auch zugleich, daß eine unaufhörliche Bewegung, ein Perpetuum mobile ebenso unmöglich sei wie ein immerwährendes Licht, das eben nur als ewige Bewegung gedacht werden könnte. Weiß man aber das alles, so folgen daraus wiederum die großartigsten Rückschlüsse auf das ganze Universum. Wir finden, daß die Sonne nicht ewig leuchten und wärmen wird, daß mit ihrem Verlöschen aber auch die letzte wesentliche Quelle aller Energie, die wir selbst und alle Organismen besitzen, erlöschen werde. Ein so furchtbarer Endschluß muß ja schon von vornherein jeden Gebildeten bestimmen, sich um ein Grundgesetz zu bekümmern, das solche Folgerungen in seinem Schose trägt; abgesehen davon, daß gegenwärtig mehr oder weniger unsere ganze physikalische Weltanschauung darauf fußt. Nur eins ist uns bei dem Verfasser mangelhaft erschienen, und das ist der objective Nachweis von der Begründung des großen Naturgesetzes von der Erhaltung der Kraft. Daß die Engländer ihren Theil daran haben, wissen wir ja recht wohl; daß aber die Deutschen, Robert Mayer in Heilbronn obenan, der von dem Verfasser einfach als Mayer in Deuschland bezeichnet wird, die Hauptbegründer waren, hätte doch in einem so objectiven Sinne erzählt werden sollen, wie es z. B. des Verfassers Landsmann Tyndall that. Sonst sind wir nur des Lobes voll von dem Buche, das sicher jedem Laien ein treuer Führer in dem so schwierigen Gebiete sein wird.

In der That athmet man ordentlich auf, wenn man, nachdem man wochenlang, wie es Referent that, nur bei Balfour Stewart in die Schule ging, zu Band 10, dem Buche von Pettigrew übergeht. Es heißt in dem Vorworte der Redaction:

Herr Pettigrew hat in seinem Werke die Ergebnisse langjähriger Untersuchungen über die Ortsbewegung der Thiere, welche zum Theil schon früher in einzelnen Abhandlungen in den Verhandlungen der königlichen Gesellschaft zu Edinburg erschienen waren, einer neuen übersichtlichen Bearbeitung unterzogen. In der vorliegenden deutschen Ausgabe erscheint dieselbe etwas gekürzt durch Fortlassung unwesentlicher Zusätze und mehrfacher Wiederholungen, im übrigen aber unverändert.

Man war zwar in Bezug auf diese Bewegungen kein Fremdling mehr in der Natur, seitdem namentlich die Gebrüder Weber ihre classischen Untersuchungen über das Gehen des Menschen veröffentlicht hatten; allein die Ausdehnung über das ganze Thierreich war und blieb doch noch ein frommer Wunsch, den jetzt Hr. Pettigrew erfüllt. Daß wir es hier ebenfalls nur mit rein mechanischen Vorgängen, welche in dem Organismus der einzelnen Thiere begründet liegen, zu thun haben könnten, war ja von vornherein klar; die nähern Zustände jedoch bei den einzelnen Thieren waren uns noch verborgen und sind auch noch zum Theil, trotz Pettigrew, nicht aufgeklärt. Wie groß aber das hier zu erforschende Gebiet ist, geht schon aus dem ersten Kapitel hervor. Denn hier kommt alles in Betracht, was als Erde, Wasser oder Luft den Bewegungen Stützpunkte leiht, was in der Form von Knochen, Gelenken, Bändern, Muskeln und Bewegungsflächen die Bewegung entweder ausführt oder unterstützt. Wenn z. B. der Verfasser den einfachen Satz ausspricht, daß da, wo sich die Gliedmaßen nur in einer Ebene hin- und herbewegen sollen, das Angelenk auftritt, da hingegen, wo umfassende Bewegungen erforderlich sind, das Kugelgelenk von der Natur in Anwendung gebracht ist: so mußte schon eine große Reihe von Untersuchungen vorausgehen, ehe der Verfasser im Stande sein konnte zu sagen, diese beiden Arten von Gelenken seien im Thierreich die vorherrschenden.

Wenn schon dieses einfache Citat zeigt, wie der Verfasser seine Aufgabe auffaßte, so läßt es auch einen Blick in die außerordentliche Fülle der Erscheinungen thun, welche hier in Betracht kommen müssen. Sich ganz an die Elemente der Natur anschließend, betrachtet der Verfasser zunächst im zweiten Kapitel die Bewegung auf dem Lande, und zwar bei den Wirbelthieren, im dritten Kapitel die Bewegung auf und in dem Wasser, und zwar wiederum bei den Wirbelthieren, im vierten Kapitel die Bewegung in der Luft, von den Gliederthieren bis zu den Wirbelthieren und herauf bis zu den Flatterern unter den Fledermäusen. In einem Anhange betrachtet der Verfasser dann das Wesen und die Bedingungen der Luftschifffahrt in Verbindung mit den im Thierreiche gefundenen mechanischen Gesetzen und mechanischen Formungen. Zahlreiche Abbildungen erläutern das Gesagte in zutreffender Weise und höchst vortrefflicher Ausführung. Der Natur der Sache nach läßt sich über das Thema kaum etwas anderes sagen, als daß es nicht nur ein höchst interessantes und reizendes, sondern daß es auch ein solches ist, welches viele höhere Anschauungen, z. B. von Anpassung an die gegebenen Verhältnisse, in sich trägt. Nirgends dürfte die Natur so sinnig und genial erscheinen wie gerade hier, wo es sich darum handelt, jedes Geschöpf mit einer Bewegung, folglich mit Bewegungsorganen auszustatten, welche es ihm ermöglichen, in seiner Sphäre mit vollkommenster Freiheit zu leben. Auch trägt der Verfasser durch seine Art der Darstellung nicht wenig dazu bei, das schöne Thema noch reizvoller und lebendiger zu machen, als es schon vom Haus ist. Wir können nur dringend dazu rathen, seinem Buche diejenige Beachtung zu schenken, welche Sache und Darstellung überreichlich verdienen.

Alles in allem genommen, haben wir Ursache, der Redaction und Verlagshandlung für die vorliegenden drei neuen Bände der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ zu danken; jedes ist eben in seiner Weise, um es noch einmal zu sagen, ein kleines Meisterstück.

Karl Müller von Halle.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Der Vorstand der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft hat ein vom Geheimen Commerzienrath Oechelhäuser und Freiherrn von Loën unterzeichnetes Schreiben an den preußischen Cultusminister gerichtet, mit dem Ersuchen um Errichtung einer akademischen Hochschule für dramatische Kunst. Wie man erfährt, hat sich der Cultusminister mit dem Minister des Innern, zu dessen Ressort das Theater gehört, in Betreff dieser Frage ins Einvernehmen gesetzt; es scheint, daß sie in ernste Erwägung gezogen werden soll. Das Schreiben beginnt mit folgenden Sätzen: „Die vor 11 Jahren in Weimar gestiftete Deutsche Shakspeare-Gesellschaft hat ihre Aufgabe, die Bekanntschaft unsers Volks mit dem größten dramatischen Dichter aller Zeiten zu fördern, stets als eine national-deutsche aufgefaßt. Sie betrachtet Shakspeare als den Altvater des germanischen Dramas, als einen nationalen Dichter im vollsten Sinne des Worts, wenn seine Werke auch in der Gewandung einer fremden, immerhin aber stammverwandten Sprache zuerst in die Erscheinung traten. Aber nicht blos die deutsche dramatische Dichtung, sondern auch die deutsche Schauspielkunst haben sich auf dieser Grundlage entwickelt, treiben noch heute auf diesem Boden ihre schönsten Blüten. Die Shakspeare-Aufführungen sind Festtage unserer deutschen Schauspielhäuser. In dieser Auffassung unserer Vereinsaufgabe finden wir die Berechtigung, uns in einer die Ausbildung der deutschen Schauspielkunst tief berührenden Angelegenheit: die Errichtung einer Hochschule für dramatische Kunst, vertrauensvoll an Ew. Excellenz zu wenden. Shakspeare war es, der in seinem «Hamlet» zuerst jene classischen Regeln niederschrieb, welche in goldenen Lettern über der Pforte jedes deutschen Schauspielhauses prangen sollten; die Erziehung und Bildung des dramatischen Künstlers kann demnach an keinen würdigern Namen anknüpfen, als an den des großen Briten. Shakspeare aber war es auch, der die höchsten Anforderungen an die Darstellungskunst stellte, höher als irgendein Dichter vor und nach ihm. Geht also die Lehre von ihm aus, so kehren deren Erfolge zu ihm zurück; in erster Linie werden sie den Darstellungen seiner unsterblichen Werke zugute kommen, die jeder denkende Schauspieler als die hohe Schule, als den Prüfstein seiner Kunst betrachtet. Wenn Tieck, Devrient, Rötscher und so viele sonstige Kenner und Freunde unserer dramatischen Kunst die Aufgabe der Errichtung von Theaterschulen anregten und dennoch leider bisjetzt keinen Erfolg damit erzielten, so möchte es allerdings vermessen oder unnütz scheinen, diese Bahn nochmals zu betreten. Allein eine Aufgabe, die in Preußen schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert durch einen hochherzigen Monarchen und seinen geistreichen Minister der Verwirklichung entgegenreifte, dann aber in der Ungunst trüber Zeiten unterging, darf wol in einer Periode wieder aufgenommen werden, welche die Nation reicher, mächtiger, größer als je, welche zugleich die Pflicht zur Befriedigung jenes Bedürfnisses dringender als je erscheinen läßt.“

Es folgt eine eingehende Darlegung der Bedeutung der wissenschaftlichen Studien und besonders einer akademischen Hochschule für die Schauspielkunst. Weiterhin heißt es: „Wir müssen es aber nicht blos für eine staatliche Culturaufgabe, sondern auch für eine specielle Pflicht des Staats gegen die Künstler und Künstlerinnen ansehen, ihnen die Mittel zur Erreichung der höchsten Ausbildung in ihrer Kunst zu bieten. Dies Mittel liegt nur in der ebenbürtigen sittlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Ausbildung. In einer Zeit, wo die Bühnenangehörigen selbst, durch die Bildung ihrer Genossenschaft, einen neuen Beweis gegeben haben, wie ernst sie es mit der Kunst, mit der sittlichen Hebung des Standes, mit der Sicherung ihrer bürgerlichen Existenz meinen, dürfte es besonders angezeigt sein, wenn den Kunstjüngern von hoher Regierung die Gelegenheit gegeben würde, sich ernst und nach festen Gesetzen für die Bühne, wie für das Leben außerhalb derselben, vorzubereiten. Vom Schauspielerstande würde die Errichtung einer Hochschule dankbar begrüßt werden; denn in ihm selbst wird die Verbindung von unfertigen Menschendarstellern mit einzelnen experimentirenden Virtuosen schwer empfunden. Es ist dahin gekommen, daß nur noch wenige Bühnen die Dichtungen classischer Dramatiker vorführen können, oder wenigstens nicht in einer der Dichtung angemessenen Weise. Der Gebildete entfremdet sich dem Theater, und auf das eigene Schaffen der jungen dramatischen Dichter hat das Anschauen unvollkommener Darstellungen einen fortwirkend nachtheiligen Einfluß. Geht unter solchen Verhältnissen der anregende Einfluß auf die jungen Dichter, die begeisternde Wirkung auf das Publikum immer mehr verloren, wird so ein zur Bildung und zum Vergnügen des Volks geschaffenes Institut immer mehr eine Anstalt zur Verkürzung der Langeweile oder zur Befriedigung sinnlichen Kitzels, dann liegt wol für die Regierungen die Verpflichtung sehr nahe, helfend einzugreifen, wo es noch thunlich ist. Die Wirkung und der sittliche Einfluß des Theaters auf die Nation ist von ihren Uranfängen an unterschätzt worden. Wir glauben in der That, daß nunmehr, sechs Jahre nach Errichtung einer vollständigen, freigebig ausgestatteten akademi

schen Hochschule für Musik, der Zeitpunkt endlich gekommen ist, wo unsere nationale Schauspielkunst die Befriedigung ihrer geistigen Bildungsbedürfnisse von einem Staate erwarten darf, der in den großen Cultur- und Bildungsfragen den Vortritt in Europa führt. Wir wagen es nicht, Ew. Excellenz, oder den Männern, welche zur Berathung des Organisationsplans und zur Durchführung des Unternehmens berufen werden möchten, unsere individuellen Meinungen über die Organisation, den Lehrplan und die Bildungsziele dieses Instituts hier vorzutragen. Nur sei uns gestattet, den Wunsch auszusprechen, daß eine innige Verbindung des Instituts mit der Bühne und ihren befähigtsten Leitern in dem Organisationsplan vorgesehen werde, damit es nicht in den, dem jetzigen Zustand entgegengesetzten Fehler verfalle, und theoretische Pedanten statt ausübender Künstler heranziehe. Was endlich die materiellen Opfer betrifft, die das neue Institut beanspruchen würde, so sind natürlich im Anfang nicht so große eigene Einnahmen zu erwarten, als die musikalische Hochschule bereits im Etat pro 1875 vorsieht, da die Zahl der Eleven anfänglich keine übergroße sein würde, auch die Honorare wol nicht allzu hoch gegriffen werden dürften. Dagegen würden auch die persönlichen und sachlichen Ausgaben ganz bedeutend geringere sein, ja voraussichtlich auch in Zukunft weit geringer bleiben. Die Ausbildung der Sprache, der Declamation, des Vortrags überhaupt erfordern von vornherein mehrere fest angestellte, vollbeschäftigte Lehrer, während für die eigentliche Darstellungskunst, für die Anstandslehre, Tanzen, Fechten u. s. w. die Kräfte der in der Residenz bestehenden Bühnen, für die wissenschaftlichen Fächer, Aesthetik, Kunstgeschichte, Mythologie, Dramaturgie, Literaturgeschichte u. s. w. die Kräfte der Kunstakademie, oder von Lehrern anderer wissenschaftlichen Bildungsinstitute, als Nebenbeschäftigung in Anspruch genommen werden können, sodaß die Zahl der festen Anstellungen sich nur allmählich, nach Bedürfniß vergrößern würde. Wenn die musikalische Hochschule, nach dem Etat pro 1875, einen Ueberschuß der Ausgaben (88295 M.) über die Einnahmen (40000 M.) von 48295 M. präliminirt, so dürfte sicherlich die dramatische Hochschule (von der Beschaffung von Räumlichkeiten abgesehen, an die vorläufig kein großer Anspruch zu stellen ist) in ihren Anfängen mit einem weit geringern Betrag, vielleicht mit der Hälfte bis höchstens zwei Drittheilen jenes Staatszuschusses auskommen — ein Opfer, welches sicherlich geringfügig ist, sei es in Anbetracht des großen, wahrhaft nationalen Zwecks, sei es in Anbetracht der Culturstellung und der Finanzlage Preußens."

Aus der Schriftstellerwelt.

Einer der beliebtesten Erzähler, **Gustav vom See** (von Struensee), ist am 29. September d. J. in Breslau im Alter von 72 Jahren gestorben. Im Jahre 1803 in Pommern geboren, kam Gustav von Struensee bald mit seinem Vater, der längere Zeit Polizeipräsident in Köln war, an den Rhein, wo er seine Jugend und Universitätszeit verlebte. Er schlug die preußische Regierungscarrière ein und brachte die letzten Jahrzehnte seines Lebens als Regierungsrath und Oberregierungsrath in Breslau zu. In diese Jahrzehnte fällt vorwiegend seine schriftstellerische Thätigkeit; er hat eine große Zahl von Romanen veröffentlicht, von den „Egoisten" bis zu den neuesten Romanen: „Das Majorat" und „Lisdana", und in allen einen gebildeten, mit praktischer Welt- und Lebenskenntniß ausgerüsteten Geist gezeigt sowie eine stets wachsende Fertigkeit in der äußern Technik des Romans und in phantasievollen Combinationen. Seitdem seine Romane mit wenigen Ausnahmen im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" erschienen, ist der Leserkreis derselben ein bedeutender geworden. Die einzelnen Werke sind zwar ungleich an Werth, indem die schwächern leicht ins Triviale verfallen; dafür brauchen die bessern den Vergleich mit andern oft mehr gefeierten Productionen nicht zu scheuen. Viele spielen auf dem historischen Hintergrunde der Zeit Friedrich's des Großen oder der Napoleonischen Kriege; andere behandeln moderne Probleme des socialen Lebens. Zu den bessern gehören: „Die Egoisten", „Herz und Welt", „Arnstein", „Falkenrode". Der letzte, der „Kölnischen Zeitung" eingesendete Roman Gustav's vom See hat den Titel: „Die Philosophie des Unbewußten".

Bibliographie.

Dr. Karl Bader. Ein Lebensbild. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 20 Pf.

Bolze, H., Messenhauser. Trauerspiel. Jena, Mauke. 16. 1 M. 60 Pf.

Celestin, F. J., Russland seit Aufhebung der Leibeigenschaft. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. Gr. 8. 8 M.

Cohn, G., Ueber parlamentarische Untersuchungen in England. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 M.

Der gegenwärtige universelle kirchliche, politische und sociale Culturkampf und die bewiesene Möglichkeit seines friedlichen Ausganges. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 40 Pf.

Deetz, A., Alexander Pope. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts nebst Proben Pope'scher Dichtungen. Leipzig, Mentzel. 1876. Gr. 8. 3 M.

Defourny, E., Die Schlacht bei Beaumont und die Armee Mac Mahon's, übersetzt von Reuter. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Dorner, A., Ueber die Principien der Kantischen Ethik. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 96: Patchouly. Novelle aus dem Leben einer Tänzerin von A. Reichner. Berlin, Behrend. 8. 1 M.

Erläuterungen zu den ausländischen Klassikern. 5tes Bdchn.: Shakespeare's Kaufmann von Venedig. Erläutert von R. Prölß. Leipzig, Wartig. Gr. 16. 1 M.

Gesky, T., Eine Frau die schnupft. Original-Lustspiel. Halle, Herrmann. Gr. 16. 50 Pf.

Günther's Eisenbahn-Bibliothek. 4ter u. 5ter Bd.: Drollige Soldatengeschichten für Haus und Reise. Von A. v. Winterfeld. 1stes u. 2tes Bdchn. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 16. 1 M.

Hedberg, F., Das Erbe Wasa's. Historisches Schauspiel. Aus dem Schwedischen von G. Hilder. Danzig, Kafemann. 1874. 16. 2 M.

Heine, H., Taunus-Lieder. Dessau, Heine. 16. 30 Pf.

Karabacek, J., Beiträge zur Geschichte der Mazjaditen. Leipzig, Brockhaus. 1874. Gr. 8. 10 M.

Keferstein, H., Gaben für den häuslichen Herd. „Ein Beitrag zur Begründung des Familienglücks." Jena, Mauke. 8. 2 M.

Kleinwächter, F., Zur Geschichte der englischen Arbeiterbewegung im Jahre 1872. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Knapp, A., Gesammelte prosaische Schriften. Nach Anordnung des seligen Verfassers herausgegeben. 2ter Thl.: Sechs Lebensbilder. — J. J. Balde. — Gottfr. Arnold. — Graf Zinzendorf. — Jerem. Flatt. — E. A. Dann. — Eberh. Wörner. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 4 M. 60 Pf.

Ludwig, O., Der Erbförster, die Makkabäer und andere dramatische Werke. 2 Thle. in 1 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 M.

Noé, H., Robinson in den Hohen Tauern. Ein Sittengemälde aus dem Volksleben in den Gletscherthälern Salzburgs. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 14 M. 25 Pf.

Pröhle, H., Neue Lieder aus Wittenberg gegen Rom. 2te durchgesehene und vermehrte Auflage. Wittenberg, Herrosé. 8. 75 Pf.

Rathay, Ueber den Unterschied zwischen Lied und Spruch bei den Lyrikern des 12. und 13. Jahrhunderts. Wien, Hölder. Gr. 8. 60 Pf.

Remlein, T., Spielhahnfedern. Gebirgs-Humoreske. München, L. Finsterlin. 1874. 8. 60 Pf.

Rittershaus, E., Zur Sedan-Feier. Barmen, Tabbel. Hoch 4. 25 Pf.

Rohlfs, G., Drei Monate in der libyschen Wüste. Mit Beiträgen von P. Ascherson, W. Jordan und K. Zittel. 1ste Lfg. Cassel, Fischer. Lex.-8. 3 M.

Ruth. Ein religiöses Schauspiel. Münster, Aschendorff. 1874. 16. 20 Pf.

Schramm, R., Für 1848! I. Graf Villers. Belgische Gelüste. Die Theilung Preussens. Bischof Melchers. Der ultramontane Sonderstaat. Die rheinisch-westfälische Adels-Corporation. Mailand, Schramm. Hoch 4. 25 Pf.

— — Gegen Rom! I. Dr. Virchow. Bosheit der Welschen. Naivetät der Deutschen. Chinesen und Sipoys. Deutsches Karpfenthum und welsche Fischereigerechtigkeit. Nur kein neuer Vertrag der Minister und der Fischer. Mailand, Schramm. Hoch 4. 25 Pf.

— — Kirchenpolitische Verantwortlichkeiten. Regierungsrath Jacob Bredt und der Oberpräsident der Rheinprovinz über den Stadtrath von Aachen und die Sacré-Coeur-Nonnen. Mailand, Schramm. Hoch 4. 1 M. 50 Pf.

Schlögl, F., Alte und neue Historien von Wiener Weinkellern, Weinstuben und vom Weine überhaupt. Kleine Beiträge zur Sittengeschichte an der Donau. Wien, Hartleben. 8. 1 M. 25 Pf.

Sonntag, W., Herr von Hartmann und die Selbstzersetzung des Christenthums. Eine Kritik. Gera, Griesbach. Gr. 8. 80 Pf.

Stehres, P., Bericht über meine Reise durch verschiedene Theile Südeuropas, Nordafrikas und Westasiens vom 27. September 1872 bis zum 18. Mai 1873. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Stein-Gröpperhof, K. W. H., Ein deutsches Fürstenhaus im „Lande der Rose am Teut". Kurze Rückblicke auf „lippische Zustände". Berlin, Imme. 8. 1 M.

Telmann, K., Margarete. Novelle. Leipzig, A. Krüger. 16. 2 M.

Walther von der Vogelweide. Schul-Ausgabe mit einem Wörterbuche von K. Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Wood, Frau Henry, Mildred Arkell. Roman. Frei nach dem Englischen von Elise Mirus. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 12 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Wörterbuch zum Rig-Veda.

Von

Hermann Grassmann.

8. Geh. 30 Mark.

(Auch in 6 Lieferungen zu je 5 Mark zu beziehen.)

Diesem nun vollständig vorliegenden Werke ist von seiten competenter Beurtheiler die ehrenvollste Anerkennung zutheil geworden. Es führt den im Rig-Veda niedergelegten Wortschatz mit grösster Vollständigkeit vor und bietet Lehrern und Studirenden des Sanskrit wie andern Sprachforschern ein wichtiges Hülfs- und Förderungsmittel für sprachliche, namentlich sprachvergleichende Arbeiten.

Soeben erschien:

Säcularbilder.

Anfänge und Ziele des Jahrhunderts.

Von

Karl Gutzkow.

8. Brosch. 6 M. = 2 Thlr.

Ein umfassendes Gemälde unsers Jahrhunderts, welches jedem nach zeitgemäßer Bildung Strebenden Gelegenheit gibt, sich über die Parteistandpunkte und Richtungen auf politischem, kirchlichem und jedem andern Culturgebiete ebenso gründlich als angenehm zu unterrichten.

Die Verlagshandlung von **Hermann Costenoble** in **Jena**.

Wichtig für Bibliotheken.

Die Buchhandlung von **Louis Mosche** in **Meißen** offerirt und sieht Geboten entgegen:

1 Ersch und Gruber, Encyklopädie, soweit bisjetzt erschienen. Halbfrzbd. Vorzüglich gehalten.

Einladung zur Subscription auf:

Die Erde, ihr Bau und organisches Leben.

Versuch einer Physiologie des Erdkörpers.

Nach den zuverlässigsten Forschungen dargestellt für Gebildete aller Stände

von

Prof. Friedrich Körner.

2 Bände, 45 bis 48 Bogen, in 10 Lieferungen. Gr. 8. Eleg. brosch. Preis für jede Lieferung 1 M. = 10 Sgr.

Die erste Lieferung ist in jeder Buchhandlung vorräthig.

Ausführlicher Prospect gratis.

Inhalt: Einleitung, Ansichten über die Entstehung der Erde und die daraus entfließenden Folgerungen, Forschungen über den Bau der Erdrinde (Gebirge, Ebenen, Vulkane, Erdbeben ꝛc.), des Festlandes und über die Beschaffenheit des Erdinnern; das Wasser, Schnee, Gletscher, Quellen, Flüsse, Seen, Inseln, Meere mit seinen vielartigen Erscheinungen.

Die Verlagsbuchhandlung von **Hermann Costenoble** in **Jena**.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Orthographisches Schul-Wörterbuch

von

Daniel Sanders.

8. Geh. 1 Mark.

Das „Orthographische Schul-Wörterbuch", ein Auszug aus des Verfassers gleichzeitig erschienenem „Orthographischem Wörterbuch" (3 Mark), ist den Bedürfnissen der Schüler angepaßt und darauf berechnet, ihnen bei allen zweifelhaften Fällen der Rechtschreibung als Norm zu dienen. Durch den billigen Preis wird dessen allgemeine Einführung in öffentliche wie Privatschulen erleichtert.

Auf Verlangen sende ich gratis und franco:

Cat. Nr. 12 meines antiquarischen Bücherlagers enthaltend: **Literaturgeschichte, Belletristik** und **Curiosa.**

Cat. Nr. 14: **Auswahl werthvoller Werke aus dem Gebiete der Kunst, Literaturgeschichte, Linguistik, Philologie, Orientalia** und **Geschichte.**

Cat. Nr. 15: **Philosophie. Theologie.**

Mannheim. **J. Bensheimer.**

Soeben ist im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschienen:

Die deutsche Nationalliteratur

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Literarhistorisch und kritisch dargestellt

von

Rudolf Gottschall.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Vier Bände.

Gr. 8. Eleg. brosch. Preis 18 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Weltzellen.

Mit Betrachtungen über die Glaubensbekenntnisse.

Von

Heinrich Baumgärtner.

8. Geh. 2 M. 40 Pf.

Die vorliegende Schrift enthält eine Weiterführung und nähere Begründung der Theorien, welche der Verfasser namentlich in seinem Werke „Natur und Gott" (Leipzig 1870. Preis 8 M.) über die Vorgänge im Universum und ihren Zusammenhang mit den Umwandlungen im Thier- und Pflanzenreiche dargelegt hat.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 21. October 1875.

Schriften von Ernst Eckstein.

1. Novellen von Ernst Eckstein. Zwei Bände. Leipzig, C. J. Günther. 1874. 8. 5 M.
2. Aus Secunda und Prima. Humoreske von Ernst Eckstein. Vierte Auflage. Leipzig, Expedition des Allgemeinen literarischen Wochenberichts. 1875. 8. 1 M.
3. Der Besuch im Carcer. Humoreske von Ernst Eckstein. Mit 6 Originalillustrationen von G. Sundblad. Achte Auflage. Leipzig, Hartknoch. 1875. 8. 1 M.
4. Flatternde Blätter. Satirische und humoristische Skizzen von Ernst Eckstein. Leipzig, Hartknoch. 1875. 8. 2 M.

Ernst Eckstein hat sich durch seine ebenso formgewandten wie geistreichen humoristischen Dichtungen einen Namen gemacht; doch auch auf dem Gebiete der Prosa-Humoresken sowie der ernstern Novellistik entfaltet er eine erfolgreiche und anerkennenswerthe Thätigkeit. Der Humor wird in einer Zeit der Specialitäten ebenfalls zur Specialität, wir haben einen Soldatenhumor, wie ihn Hackländer, Winterfeld, König u. a. pflegen. Eckstein hat sich, neben seinen andern, weiter gehenden Tendenzen, auch eine Specialität ausgesucht, den Schul- und Gymnasialhumor, und hat mit diesen allerliebsten Humoresken viel Glück gemacht.

Auf dem Gebiete der ernstern Novellistik bewegt sich Eckstein zum Theil in den Bahnen Paul Heyse's: die „italienische" Novelle wird auch von ihm bevorzugt; wir meinen damit eine stilvolle Novelle mit dem Colorit südlicher Leidenschaft und meistens auf dem Hintergrunde des italienischen Volks- und Naturlebens spielend. Paul Heyse's „La Rabbiata" ist das Muster in diesem Genre; auch Julius Grosse's „Mädchen von Capri", in Hexametern gedichtet, ist eine solche Novelle in Versen. Von den „Novellen" Eckstein's (Nr. 1) gehören drei diesem Kreise an: „Margherita", „Der Leuchtthurm von Livorno" und „Am Grabmal des Cestius". „Margherita" spielt wie „La Rabbiata" an und auf dem Golf von Neapel, nur daß wir hier von Castellamare aus uns auf seinen Fluten schaukeln, während wir bei Paul Heyse zwischen der Tassostadt und dem Eiland des Tiberius hin- und herfahren. In Bezug auf den Inhalt selbst haben beide Novellen keine Aehnlichkeit. Die Heldin der Heyse'schen stellt uns den Trotz einer Jungfräulichkeit dar, deren Herbheit und Wildheit zuletzt durch die Liebe besiegt wird. Entsprechend dem Inhalt hat auch die Darstellung etwas Knappes, Zurückhaltendes; sie läßt uns lange im Unklaren über die Empfindungen des Mädchens, bis nach der Katastrophe auf der einsamen Meerfahrt aus der feindseligsten Begegnung die leidenschaftlichste Zuneigung sich entwickelt. Der Heyse'schen Novelle liegt dasselbe psychologische Motiv zu Grunde, wie den barockften Sacher-Masoch'schen Erzählungen; nur ist es bei Heyse mit feinen Umrissen hingezeichnet. Eckstein's Margherita hat dieselbe Jungfräulichkeit wie La Rabbiata. Sie lernt einen deutschen Maler kennen, der die Fischerstochter von Castellamare abzeichnet, lernt ihn lieben wie er sie, sodaß er bei dem Vater um ihre Hand anhält. In Neapel trifft er zufällig einen leichtfertigen befreundeten Maler, der Margherita kennt, in ihrem Häuschen gewohnt hat, und der es für eine Thorheit erklärt, ein solches Mädchen heirathen zu wollen. Er spricht so wegwerfend von ihr, daß der Held der Erzählung ihn fordert und dann nach Castellamare hinausfährt, um die Verlobte zur Rechenschaft zu ziehen. Ihre Worte scheinen die Schuld einzuräumen; sie bekennt, daß sie, um ihm ein Leid zu ersparen, verschwiegen habe, was doch nicht mehr zu ändern ist; sie will Buße thun, sie bittet ihn, sie nicht zu verwerfen. Er stößt sie in höchster Aufregung mit einem beschimpfenden Worte von sich; sie stürzt hastig hinaus; sie ist verschwunden. Inzwischen erhält der Maler einen Brief seines Freundes, der zur Aufklärung seiner Aeußerungen mittheilt, daß sie, in der Meinung, er wolle sie heirathen, ihm gewisse Vertraulichkeiten gestattet habe, daß er aber sein Ehrenwort gebe, ihre jungfräuliche Sittsamkeit sei nicht entweiht. Inzwischen hatte sie in den Fluten des Golfs den Tod gesucht.

Der Zufall spielt in der Novelle eine berechtigte Rolle; und selbst eine Tragödie der Misverständnisse ist hier am Platze. Der tiefere Eindruck, den die Erzählung von Eckstein macht, liegt aber in dem Reiz der jungfräulichen Naivetät, welcher die Heldin zum Opfer fällt, einer Naivetät, die das Harmlose von dem Schuldvollen nicht zu unterscheiden vermag.

Die Schilderung einer Meerfahrt des Malers mit Margherita mag beweisen, daß Eckstein für das italienische Colorit glänzende Farben auf seiner Palette hat:

Sie schritt voran; ich folgte ihr hochklopfenden Herzens. Am Strande angelangt, löste sie die Barke vom Pflocke und sprang leichten Fußes auf eine der beiden Ruderbänke. Wenige Secunden später glitt unser Kahn sanft und geräuschlos über die endlose, einsame Fläche des Golfs. Margherita saß am Steuer; ich handhabte die breiten Schaufelstangen, deren taktgemäßes Auf- und Niedertauchen die Geister der Tiefe aus dem Frieden ihrer nächtlichen Verborgenheit magisch aufzuschrecken schien. Wenigstens perlte und tanzte es zu beiden Seiten der Barke wie von hunderttausend lustigen, funkelnden Wesen, und je länger das Auge in das goldene Gewimmel starrte, um so täuschender ward das phantastische Schauspiel, um so unerschöpflicher quoll es vom Grunde empor, um so unentwirrbarer verstrickten sich die Kreise des sprudelnden Mondlichts. Kein Wort kam über unsere Lippen. Wie eine Möve flog das leichte Fahrzeug der offenen See zu. Es war, als ob sich meine Muskeln in stählerne Stränge verwandelt hätten; ich spürte nicht die geringste Ermüdung; ich bedurfte nicht der leisesten Anstrengung, um im Tempo zu bleiben. Jetzt mochten wir wol an zwei Miglien vom Strande entfernt sein. Neapel mit seinen tausend Lichtern zeigte sich in seiner ganzen märchenhaften Pracht — von der Spitze des Posilipps bis zu den letzten Landhäusern vor Portici. Trotzig ragte Pizzo Falcone und Capo di Monte in die azurne Nacht auf. Resina, Torre del Greco, Torre Annunciata, Castellamare umrahmten die östliche Seite des Golfs wie eine ununterbrochene Schnur flammender Diamanten. Von Westen her erhob sich ein sanfter Wind, und kräuselte mit einem male die weite Wasserfläche in millionenfach gewundenen Wellenlinien. Der Rauch, der bisher steil aus dem Krater gebrodelt war — einer starren Pinie vergleichbar — wogte jetzt allgemach in den weichsten, üppigsten Wolken zur Seite und erzeugte durch seinen gewaltigen Schatten auf dem Aschenkegel die seltsamsten Lichtspiele. Die Flut schlug lebhafter an den Kiel unserer Barke . . . Margherita gab mir einen Wink: ich zog die Ruder ein, und überließ mich völlig dem Reize des erhabenen Naturschauspiels, das mich noch heute in der Erinnerung so unwiderstehlich ergreift, als hätte ich es erst gestern zum letzten male genossen. Einige Minuten lang schaukelten wir so schweigend auf den Gewässern. Dann begann Margherita ein neapolitanisches Volkslied zu singen, eine Schiffermelodie, wie man sie in lauen Sommernächten am Strande von Santa-Lucia hört, weich und voll und von jener hinreißenden Innigkeit, die das Geheimniß des Südländers zu sein scheint. Der Dialekt Neapels war mir im Anfange nicht sonderlich sympathisch: aber diese Lieder haben mich mit ihm versöhnt . . . Von dem Munde Margherita's vollends klang das kindliche Stammeln des parthenopeischen Idioms wie das Süßeste, was je von Menschenlippen tönte . . . Und als sie ausgesungen hatte, da lag ich ihr zu Füßen, das Haupt in ihren Schos geschmiegt, ihre Hände stürmisch umklammernd . . . Was ich redete, was sie erwiderte, ich weiß es nicht . . . Genug, sie zog mich empor . . . sie strich mir mit den weichen Fingern lächelnd über die brennende Stirn, und im nächsten Augenblick versank mir Himmel und Meer in dem süßesten, wonnigsten Kusse meines Lebens. Sie war mein! Im Angesichte des herrlichsten Golfes der Erde hatten wir uns Treue gelobt. Die tiefblaue Flut des Oceans war Zeuge unseres Bundes; er gab unserm jungen Glück die Taufe . . . Wehe mir; er sollte unserm Glück auch zum Grabe werden!

Die Erzählung „Der Leuchtthurm von Livorno“ ist ebenfalls eine Künstlernovelle, der Held ein auf Gesichterraub ausgehender Maler. Zu einem Bilde, die drei Genueserinnen, sucht er die dritte Grazie, und glaubt sie anfangs in einem schönen Stubenmädchen Sunta gefunden zu haben, deren berückend schönes Antlitz sich besonders durch die Zusammenstellung des goldigsten Haares und der schwärzesten Augen auszeichnete. Bei dem Besuche einer Osteria vor den Thoren Livornos sieht er die schöne Sunta mit einem interessanten Manne, dessen Stirn durch zwei Narben gezeichnet ist, zusammen sitzen. Auf den Leuchtthurm steigend, von wo aus er ein Marienbild aufnehmen will, wird er von Umarmungen und Küssen auf der Treppe überrascht; es ist die schöne Frau des Custoden, welche im Dunkeln ihren Mann zu umarmen glaubt. Es ergibt sich, daß der Gatte jener Ungetreue ist, der mit Sunta ein Liebesverhältniß hat; die Custodenfrau geht auf den Plan des Malers ein, ihn dadurch zu strafen, daß sie ihn eifersüchtig macht, indem sie am Arm des Künstlers in der Osteria erscheint. Dies gelingt; doch beruhigt er sich, als er erkennt, daß es sich nur um ein harmloses Experiment handelt, und wird auch selbst von seiner Schuld freigesprochen. Die leicht hingeworfene Skizze hat nicht den Werth der „Margherita“; die Lösung ist eine zufällige; man glaubt im stillen, daß der Custos bald eine andere Sunta finden wird, wenn sie auch vielleicht blaue Augen und dunkele Haare besitzt.

Eine schwermüthige Beleuchtung ruht auf der Erzählung: „Am Grabmal des Cestius“, und was in Landschaftsgemälden die Stimmung heißt, ist hier einheitlich durchgeführt. Der Grundton ist von Hause aus fest angeschlagen.

„Es ist still und öde hier an der bleigrauen Pyramide“, murmelte er vor sich hin . . . „nur die Krähen und Dohlen nisten in den Spalten des morschen Gemäuers, und die sind schon seit einer Stunde in ihre Schlupfwinkel gekrochen. Sie verstecken sich, um den Niedergang ihrer Sonne nicht mit ansehen zu müssen . . . Kluge, verständige Vögel, flatternde Philosophen, diese Krähen und Dohlen! Wie sie über ein albernes Menschenherz hohnkrächzen würden, das dem gesunkenen Stern seines Lebens nachstarrt und nicht begreifen will, daß die Erde sich drehen muß, trotz aller sehnsüchtigen Winseleien! Kluge Vögel, sage ich, geflügelte Denker von feingeschultem Instincte! Alles bettet sich hier draußen früher zum Schlafe als anderswo . . . Hier wird es mir leichter fallen, noch einmal das Erlebte nachzufühlen, als in dem engen Gewühle der Straßen oder einer menschlichen Wohnung.“

So beginnt der Erzähler der traurigen Geschichte, wiederum ein Maler, der die Todtenlandschaft des Kirchhofs um die Pyramide aufnimmt und bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft einer nordischen Schönheit macht, welche die Gräber des Kirchhofs besucht. Auf dieser schönen Gerda lastet eine schwere Schuld; sie hat einen ungeliebten Mann geheirathet, den schwerkranken nach Rom begleitet und dort gepflegt. Da entbrannte sie in Leidenschaft für einen jungen Archäologen Roland, er erwiderte ihre Neigung, im Saale neben dem Krankenzimmer besucht er sie.

„Mein Gatte schläft“, stammelte ich in höchster Verwirrung . . . „ich darf ihn nicht stören . . .“ — „Um keinen Preis“, erwiderte er . . . „Soll es mir denn nie, nie vergönnt sein, diese Räume zu betreten, ohne an mein Unglück gemahnt zu werden?“ — Mir schwindelte. Was er weiter sprach, was ich antwortete — ich vermöchte keine Rechenschaft darüber zu geben, und wenn meine Seligkeit davon abhinge! Ich wollte

fliehen, aber sein Blick hielt mich gebannt. Es überkam mich wie von einem Schauer unsäglicher Wonne. Ehe ich es ahnte, hatte er mich leidenschaftlich in die Arme geschlossen. Er preßte seine Lippen auf die meinigen — und ich litt seinen Kuß in machtloser, trunkener Versunkenheit . . . In demselben Augenblicke rief eine hohle, zitternde Stimme meinen Namen. — Entsetzt zuckte ich zusammen. Roland trat bleich und verstört auf die Seite. In der Pforte, die nach dem Schlafzimmer führte, stand Rolf Nyborg, mein unglücklicher Gatte. Die welke, gebrochene Gestalt bot einen erschütternden Anblick. In seinen aschfarbenen Zügen bebte und flackerte es wie vom Krampfe eines unsäglichen Schmerzes. Mit einem lauten Aufschrei brach ich zusammen.

Der Gatte verzeiht ihr, doch ein Blutsturz und der Tod ist die Folge seiner Erregung. Das ist der Schatten, der sich zwischen Gerda und ihr Glück drängt, als sie dem Maler Herz und Hand bieten will. Im letzten Augenblick tritt sie zurück; der Schatten ihres Gemahls folgt ihr, sie stürzt sich in die Tiber. Das ist alles spannend, wirkungsvoll und glaubwürdig erzählt.

Die Sammlung enthält auch zwei Novellen, die in Spanien spielen: „Die Moschee zu Cordoba" und „Die beiden Lustspieldichter". Diese Erzählung ist eine Anekdote im Stile der Opera buffa; die Pointe ist ganz ergötzlich. Ein Onkel und sein Neffe, der dessen Tochter liebt, wagen sich zugleich auf das Gebiet der dramatischen Dichtung; ihre beiden Stücke werden an einem Abend aufgeführt; der Onkel, welcher die Hand seiner Tochter einem andern, einem alten gefeierten Dichter geben will, läßt die Freunde darüber im Dunkeln, welches Stück das seine ist; sie sollen es errathen. Sein Drama fällt durch, dasjenige des jungen Neffen hat dagegen glänzenden Erfolg. Dieser verspricht, die Autorschaft des durchgefallenen Stücks zu übernehmen, wenn der wirkliche Autor ihm die Hand der Tochter gebe. Nach einigem Sträuben fügt sich dieser in eine Abmachung, die seine Eitelkeit schont. So kommt der bekannte Dramatiker Manuel de Castres zu einem schwachen Stück, das in seine Werke aufgenommen ist.

Die andere in Spanien spielende Novelle möchte man eine Architekturnovelle nennen. Eine für den Mohammedanismus schwärmende spanische Schöne, welche durch die Moschee von Cordova, durch den großartigen Eindruck, den dieselbe auf sie macht, zu ihren Sympathien für den Islam bestimmt wird, muß sich durch den Anblick der Kathedrale von Sevilla bekehren lassen; der sie zu bekehren sucht, ist ein Deutscher, welcher zugleich mit der Kathedrale das Herz der anmuthigen Florencia erobert. Den sieghaften Zauber der Gothik schildert der Autor wie folgt:

Nach wenigen Secunden langte das Paar bei der Domtreppe an. Max öffnete die Pforte. Eine Flut melodischer Orgeltöne brauste ihnen entgegen. Durch die bunten Glasfenster der Wölbungen fiel das liebe Sonnenlicht und malte die altersgrauen Pfeiler in wunderbaren Tinten. In den endlosen Fernen und Höhen der drei gewaltigen Langschiffe herrschte eine ahnungsvolle Dämmerung. Hunderte von Andächtigen knieten vor den Altären, aber sie verschwanden schier in dem majestätischen Abgrund des Raumes. Wohin das Auge sich wenden mochte, es glaubte allein zu sein, allein mit den ewigen Räthseln der Gottheit. Wie ergreifend die gläubige Sehnsucht in diesen himmelhohen Pilastern nach Oben strebte! Wie beseligend das Getrennte sich in den harmonisch fließenden Bogen zum ewigen Bunde vereinigte! Wie schrankenlos diese weltumspannenden Hallen dem Geiste den Flug ins Weite gestatteten! So schwillt uns das Herz unter dem unermeßlichen Baldachin des gestirnten Nachthimmels! Und Florencia? Die bebenden Hände vor der Brust gefaltet, von Schauern der Ehrfurcht überrieselt, so stand sie am Eingange und athmete kaum. Lange, lange starrte sie wie versteinert in die träumerische Ferne der Wölbungen. Dann zuckte es hold und heimlich um ihre blühenden Lippen, und aus den dunkeln, unergründlichen Augen brach ein Strom leuchtender Thränen.

Von den in Deutschland spielenden Novellen hat die erste: „Ein Winternachtstraum", bewegten Pulsschlag und spannende Lebendigkeit; es schwebt ein stimmungsvoller Hauch darüber, welcher die Leser alsbald in Mitleidenschaft zieht. Nur das politische Moment, die Bewegung von 1848 und der schleswig-holsteinische Krieg, erscheint uns zu ausführlich hervorgehoben; es hat für den Gang der Erzählung nur die Bedeutung eines zufälligen Eingreifens. Das sah der Autor wol ein; er suchte deshalb innere Beziehungen zwischen dem Privatgeschick des Helden und dem Schicksal jener Länder anzudeuten:

Schleswig-Holstein! Auch deine sehnsüchtigsten Hoffnungen sind in jener Zeit des Verhängnisses betrogen worden! Auch du wurdest verrathen, wie ich —, verrathen von denen, auf die du bautest! Aber Deutschland hat nachmals die dunkle Schuld gesühnt . . . Der glorreiche Aar der Hohenzollern hob die rauschenden Schwingen zu neuem Fluge und aus den Thränen der Enttäuschung erblühte dir ein junges, vielverheißendes Leben im Schutze der deutschen Eiche! Ach, die Wunden der Völker heilen — nur das Herz, das Herz blutet unaufhaltsam der letzten Stunde entgegen! Länder und Geschlechter verjüngen sich — aber der Frühling des menschlichen Glückes blüht nur einmal . . . Der Rest ist Asche! . . .

Diese angeschlagenen Accorde haben zwar poetischen Zusammenklang, aber doch etwas Gezwungenes, wenn man in ihnen die Erklärung für die breite Ausführung der politischen Bewegung jener Zeit finden soll. Der Inhalt der Novelle an und für sich ist tragisch. Der Freund verführt die Geliebte des Freundes und läßt dessen Schwester, die ihm angetraute Braut, im Stich. Die Geliebte stirbt im Irrenhaus, die Braut am gebrochenen Herzen, der Verführer in der Schlacht. Der schleswig-holsteinsche Krieg kann für eine solche Fabel nur ein ganz zufälliger Hintergrund sein.

Dem Trauerspiel folgt das Lustspiel, ein Lustspiel der Wahlverwandtschaften, der kreuzweisen Liebeshändel. Es geht mit dieser Liebe übers Kreuz, mit dem Schließen und Abbrechen der Verhältnisse etwas rasch her in dieser Erzählung; mit Ausnahme des fanatisch verliebten Lieutenants sind alle andern Personen von einem gewissen Leichtsinn nicht frei zu sprechen, am wenigsten die schüchterne Emmy, die der Dichter fast gar nicht zu Worte kommen läßt. Doch man kann weder eine Novelle noch ein Schauspiel mit der Uhr in der Hand verfolgen; man muß sich mit den Abkürzungen begnügen, die alle Poesie braucht, denn sie gibt nur den Extract des Lebens. Der Dialog Eckstein's in seinen Lustspielnovellen ist munter und beweglich; hin und wieder finden sich Wendungen, wie sie von Paul Lindau auf unserer Bühne eingebürgert sind; z. B.: „Ist der Euphrat ein schöner Fluß?" „O ich danke, es geht!" bisweilen aber auch originelle Hyperbeln, z. B.: „Als sie den Lieutenant erblickte, zuckte sie zusammen; auch Otto erbebte bis in die Degenspitze."

Die „Freunde des Todes" ist eine Capriccio, eine Art von Callot'schem Nachtstück. Die Verächter des Lebens, welche die Gesundheit systematisch unterwühlen, rauchen Haschisch in ihren Sitzungen; sie haben sich Namen wie „Thanatos", „Tumulus" beigelegt; „Salve, moriture", ertönt der Gruß dem Eintretenden entgegen:

Ein schwarz ausgeschlagenes Gemach . . . in der Mitte ein stuhlumringtes Tischchen mit allerlei unheimlichen Geräthschaften . . . rings an den Wänden schwarzgepolsterte Ottomanen; im Hintergrunde ein Zwitter von Altar und Büffet, mit Wassercaraffen, Todtenköpfen, Gläsern und Tassen phantastisch decorirt: — das war die äußere Physiognomie des Raumes, in welchem die Verzweifelten ihre Gelage hielten. Es lag ein Raffinement des Grausens über jedem Quadratzoll der dunkeln Teppiche. Die spärliche Beleuchtung trug nicht wenig dazu bei, die gespenstische Wirkung der Gegenstände zu erhöhen.

Und nach einer kurzen Chronik der verfehlten Existenzen und furchtbaren Nihilisten, die sich hier zusammenfinden, ertönt das Lob des Zaubergetränks der Bona Dea:

So oft sie dich umarmt, tilgt sie alles irdische Weh, alles Hemmende, Fesselnde, Knechtende aus deinem Bewußtsein. Du fühlst dich frei, frei wie der Vogel in der Luft! Jedem Nerv deines Ichs wachsen zauberhafte Schwingen. Alle Wünsche, alle Hoffnungen deines Herzens verwirklichen sich. Die Verzückung schafft dir eine neue übersinnliche Welt voll Duft und Wonne, ein Paradies, ein echtes, allumfassendes Himmelreich . . . Die Minuten dieses Traumes spinnen sich zu Tagen, die Stunden zu Monaten und Jahren aus. Wenn du aus dem Taumel erwachst, so hast du mehr gelebt, als in der gesammten grauen Vergangenheit deiner realen Existenz. Die Bona Dea verkürzt unser Dasein also nur scheinbar: in Wirklichkeit verlängert sie's ins Unendliche.

Die Pointe der Erzählung ist, daß eins der Mitglieder dieser unheimlichen Gesellschaft dem Cultus des Todes untreu gemacht wird durch die Liebe zu einem Bürgermädchen; die Motive der Wandlung sind gut erfunden und glaubwürdig ausgeführt.

Mannichfach sind die Tonarten, welche Eckstein in seinen „Novellen" angeschlagen hat; dennoch findet sich unter ihnen nicht die eigentliche Humoreske. Ihr widmet er eine selbständige Pflege in den beiden Schriften „Aus Secunda und Prima" und „Der Besuch im Carcer", von denen die erste in vierter, die zweite sogar schon in achter Auflage vorliegt.

Der Schulhumor hat in Deutschland seine volle Berechtigung; er ist eine Art von Nothwehr gegen die zwölfjährige über die Jugend verhängte Verpflichtung, auf den Schulbänken zu sitzen; er macht die Gegenwart erträglicher und bietet der Zukunft eine willkommene Veranlassung zu heitern und wehmüthigen Erinnerungen. Märtyrer dieses Humors sind die Directoren und Lehrer, deren Eigenheiten in unbewachten Augenblicken von den Schülern abgelauscht werden; es gibt darunter typische Figuren, wie jener Director Heinzerling, der in Eckstein's Humoresken eine so hervorragende Rolle spielt. Helden des Schulhumors sind die unternehmungslustigen und viel wagenden Schüler.

In „Secunda und Prima" (Nr. 2) begibt sich viel Ergötzliches; darunter nehmen die Entschuldigungen wegen des Zuspätkommens einen nicht geringen Platz ein. Die verschiedenartigsten Lehrer beleben den Vorder- und Hintergrund der Scene. In einer ergötzlichen Episode werden wir auch in eine Mädchenpension geführt und lauschen hier den verschiedenen Vermuthungen, mit denen die blonden und brünetten Töchter der Anstalt das Erscheinen eines eleganten Jünglings begrüßen, welcher nach der Pensionsvorsteherin fragt. Schließlich ergibt es sich, daß dieser Held der weiblichen Phantasien — ein Hühneraugenoperateur ist, welcher die würdige Dame von ihren schlecht placirten Augen an den Füßen befreien will.

Von köstlicher Frische ist „Der Besuch im Carcer" (Nr. 3). Auch hier ist der Märtyrer Director Heinzerling, der Held der Schüler Rumpf, der jenen in allen seinen Eigenheiten, besonders aber seinen Dialekt und seine ganze Sprachweise auf das talentvollste nachzuahmen versteht. Der Director erstaunt selbst hierüber, als er einmal zu früh kommend aus dem Schulsaal das unverkennbare Echo seiner eigenen Worte hört:

„Wollen Sä einmal etwas nähmen, Möricke", fuhr die Stimme des pflichtvergessenen Schülers fort . . . „Was, Sä send onwohl? Gott, wenn mer jonge Leute in Ährem Alter sagen, sä send onwohl, so macht das einen sähr öblen Eindruck. Knebel, schreiben Sä einmal än's Tageboch: „Möricke, zom Öbersätzen aufgefordert, war onwohl . . ." — Jetzt vermochte der Director seine Entrüstung nicht länger zu bemeistern. Mit einem energischen Ruck öffnete er die Thüre, und trat unter die erschrockenen Zöglinge, wie der Leu unter die Gazellenheerde. Er hatte sich nicht getäuscht. Es war in der That Wilhelm Rumpf, der größte Taugenichts der Klasse, der sich so frevelhaft an der Majestät vergangen hatte. Erst seit vier Wochen zählte dieser Mensch zu Samuel Heinzerling's Schülern, und schon gebührte ihm vor allen Bengeln vom Primus bis zum Ultimus die Krone! Mit hochgezogenen Vatermördern, auf der Nase eine große papierene Brille, in der Linken ein Buch, in der Rechten das traditionelle Bleistiftchen haltend — so stand er auf dem Katheder, und wollte eben eine neue Gotteslästerung ausstoßen, als der tiefbeleidigte Director auf der Schwelle erschien. — Er „Rompf!" sagte Samuel mit Fassung, „Rompf! Sä gähen mär zwei Tage än den Carcer. Knebel, schreiben Sä einmal än's Tageboch: Rompf, wegen kändischen, onwördigen Benähmens mät zwei Tagen Carcer bestraft. — Heppenheimer, rofen Sä den Pedellen!" — „Aber Herr Director . . .!" stammelte Rumpf, indem er die Papierbrille in die Tasche steckte und auf seinen Platz zuschritt. — „Keine Wäderrede!" — „Aber ich wollte ja nur, ich dachte . . ." — „Seien Sä ställ, sag' äch Ähnen!" — „Aber erlauben Sie gütigst . . ." — „Knebel, schreiben Sä ein: Rompf wägen wädersetzlichen Betragens mit einem weitern Carcer belägt. — Äch bän's möde, mich äwig mät Ähnen heromzoschlagen. Schämen sollten Sä säch in den Grond Ährer Sääle häneiu! Pfoi und abermals pfoi!" — „Audiatur et altera pars, Herr Director. Haben Sie uns diese Lehre nicht stets an's Herz gelegt . . .?" — „Goot! Sä sollen nächt sagen, daß ich meinen Präncäpien ontreu wärde. Was haben Sä zo Ährer Entscholdigong anzofähren?" — „Ich kann nur versichern, Herr Director, daß ich durchaus nichts Unziemliches beabsichtigte. Ich gedachte mich lediglich ein wenig in der Mimik zu üben." — „Öben Sä Ähren lateinischen Stäl und Ähre grächische Grammatik!" — „Das thu' ich, Herr Director. Aber neben der Wissenschaft hat doch auch die Kunst ihre Berechtigung." — „Das habe äch nä in meinem Läben geläugnet. Wollen Sä ätwa Ähre Albernheiten för Konst ausgäben? Jädenfalls äst däse Konst sähr brotlos." — „O bitte, Herr Director!" — „Seien Sä ställ. Wänn Sä so fortfahren, so wärden Sä öber korz oder lang Schäffbroch leiden. Knipcke, seh'n Sä einmal nach, wo der Heppenheimer mit dem Pedellen bleibt." — „Ach, für diesmal, Herr Director", flüsterte Rumpf in schmeichlerischem Tone, „für diesmal könnten Sie mir die Strafe noch erlassen!" — „Nächts da! Sä gäh'n än den Carcer. — Doch wär wollen ons dorch däsen Zwäschenfall än onsrer Arbeit nächt stören lassen. Hutzler, repetären Sä einmal . . ." — „Herr

Director, ich war beim Vorübersetzen nicht zugegen. Hier ist mein Zeugniß.“ — „So! Sä waren wäder einmal krank. Wässen Sä, Hutzler, Sä sänd auch öfter krank als gesond ...“ — „Leider, Herr Director. Meine schwächliche Constitution ...“ — „Schwächläch? Sä schwächläch? Non, hären Sä einmal, Hutzler, äch wollte, jäder Mänsch onter der Sonne wäre so schwächlich wä Sä! Faul sän Sä, aber nächt schwächlich ...“ — „Faul? Aber ich kann doch nicht während eines Fieberanfalls ...“ — „Äch känne das! Sä wärden wäder einmal zo väl Bär getronken haben.“

Rumpf muß in den Carcer wandern; der Director entschließt sich zu einem Besuch bei dem kecken Schüler, den er trotz alledem für einen „ungewöhnlichen Menschen“ hält; er stellt ihm, wenn er so fortfahre, Relegation in sichere Aussicht. Rumpf wagt einen verzweifelten Streich, entschlüpft aus dem Carcer und sperrt seinen Director ein, der wie ein Thier im Käfig dort herumwüthet. Der Schüler benutzt seine Virtuosität in der Nachahmungskunst, um den Pedell glauben zu machen, er sei der Director, indem er bei halb geöffneter Thüre des Zimmers, wo dieser mit Tapezierarbeit beschäftigt ist, zu ihm hineinspricht und ihm befiehlt, ja den Rumpf im Carcer streng zu bewachen. Der Pedell wird durch den Lärm, den Heinzerling macht, herbeigerufen, und er hält diesen für Rumpf, der noch immer so unverschämt ist, den Director mit großem Geschick nachzuahmen; so öffnet er ihm nicht. Das ist ein ergötzliches quid pro quo, und nicht minder ergötzlich ist die Lösung der Verwickelung, indem Rumpf selbst von außen mit dem Director zu verhandeln anfängt, Verhandlungen, die zu voller Befriedigung mit der Zusicherung der Straflosigkeit für den Schüler und dem beiderseitigen Gelübde des Schweigens über den ganzen Vorfall schließen.

Die Humoreske ist frisch hingeworfen und hat eine erquickliche Naivetät, welche ihre Wirkung auf das Publikum und den großen Leserkreis, den sie gefunden hat, erklärt.

Eckstein, welcher in „Unsere Zeit“ interessante Aufsätze zur Geschichte des Feuilletons liefert, gehört selbst, ganz von seiner novellistischen Thätigkeit abgesehen, zu unsern fleißigsten Feuilletonisten, der in politischen und humoristischen Skizzen, sowol culturgeschichtlichen wie literarisch-kritischen Inhalts, ebenso viel Gewandtheit wie Schärfe zeigt. Er hat schon früher Sammlungen dieser Skizzen veranstaltet, wie: „Leichte Waare“, „Pariser Silhouetten“; jetzt liegt eine neue Sammlung vor uns: „Flatternde Blätter“ (Nr. 4); sie zerfällt in zwei Abschnitte: „Zeitgenössische Culturbilder“ und „Literarisches“. Im Grunde sind alle diese gesammelten Feuilletons dem Skizzenalbum der Maler zu vergleichen; doch wem würde nicht ein solches Album, dem ein bedeutender Künstler seine Studien eingezeichnet hat, Theilnahme erwecken, obschon es wie das Schüleralbum, in welchem Abbé Domenech die Hieroglyphen der Rothhäute, die Urschrift indianischer Cultur zu entdecken glaubte, immer fragmentarische Umrisse enthält.

Die Skizzen Eckstein's geiseln allerlei verbreitete Unsitten der Zeit; dem Reiseleben entnommen sind: „Der deutsche Bahnhofsflegel“ und „Hotelskizzen“; österreichische Zustände werden dargestellt in „Wiener Jeremiaden“, und n „Sprachstudien aus Oesterreich“ werden anekdotisch allerei Eigenheiten des österreichischen Lebens und Sprechens geschildert. Ernster geht der Dichter in seinem Aufsatz „Das Volk der Denker und Dichter“ jener schon oft gegeiselten Unsitte der Deutschen zu Leibe, ihr Lesebedürfniß durch die Leihbibliothek zu befriedigen und gegen den Bücherkauf eine unwiderstehliche Abneigung an den Tag zu legen. Diese Unsitte herrscht in einem Lande, wo jährlich mehr als 10000 Werke erscheinen und welches in der ganzen Welt für das Mutterland der Literatur gilt. Eckstein spricht sich deutlich und derb hierüber aus:

Gerade dem Autor gegenüber erreicht die Schamlosigkeit unserer gebildeten Klassen einen Grad, der ans Cynische grenzt. Ein berühmter deutscher Novellist hat mir wiederholt erzählt, daß die sogenannten guten Freunde ihm bei jeder neuen Publication fast das Haus einlaufen, um — das Freiexemplar zu borgen, mit dem er seine Gattin beschenkt. Nach Verlauf eines Vierteljahres ist dieses Freiexemplar so zerlesen, daß es sich nur noch zum Fensterputzen eignet. Die „guten Freunde“ aber meinen, sie erweisen dem Autor eine bedeutsame Ehre, wenn sie auf diese Weise von seinen neuen Schöpfungen Notiz nehmen. Daß der ästhetische Genuß, den sie aus der Lektüre dieses Buches schöpfen, ihnen umsonst geliefert wird, ist selbstverständlich; ja wenn der Autor ihnen antwortete: „Geht doch und kauft Euch mein Buch! Ich bin nicht im Stande, Eure Neugierde zu befriedigen!“ so würden sie diese Aeußerung höchst ungentil und durchaus nicht „freundschaftlich“ finden. Daß ein Zahnarzt nicht sämmtlichen Menschen, mit denen er einmal ein Glas bairisch Bier getrunken hat, gratis die Zähne ausreißt, das scheint ihnen ganz in der Ordnung; aber der Autor muß seine Leistungen ohne Entgelt liefern: das entspricht dem idealen Charakter der Muse.

Wie treffend ist die Aeußerung Jordan's, welcher einer berliner Bankiersfrau auf den ausgesprochenen Wunsch, ihr seine Dichtungen doch nur auf einen Abend zu borgen, um sie rasch durchzulesen, erwiderte, sie möchte ihm doch die Actien ihres Mannes auf einen Abend borgen, er wolle blos die Coupons abschneiden.

Eckstein kommt bei seinen Betrachtungen, wie der deutschen Literatur aufzuhelfen sei, zu folgendem Resultat:

Man muß sie zur Mode machen, man muß ihr den Charakter des Sport aufdrücken, man muß dem weiblichen Geschlechte Gelegenheit geben, die Befriedigung eines angeblichen geistigen Bedürfnisses mit der Befriedigung seiner Eitelkeit zu vereinigen. Wenn es heute zum guten Ton gehörte, die gesammelten Werke eines lebenden Autors als cul de Paris aufzubinden, so könnten wir morgen nicht genug Drucker und Setzer auftreiben. Das klingt freilich sehr drastisch; doch liegt meiner These eine Wahrheit zu Grunde, die alle Beachtung verdient. Ist die Gesellschaft so in den Sumpf ihres praktischen Materialismus vergraben, daß die gewöhnlichen Schaufeln und Hacken nicht mehr ausreichen, so müssen wir auf neue Werkzeuge sinnen. Suchen wir durch irgendwelche bedeutsame Vorgänge das literarische Interesse in eine Toilettenfrage zu verwandeln; bitten wir die deutsche Kronprinzessin, zu Gunsten der beleidigten Musen ein Uebriges zu thun und ästhetisch-literarische Cirkel im Stile der altprovençalischen Liebeshöfe zu gründen. Gehört es erst einmal zu den unerlaßlichen Merkmalen der vollendeten Weltdame, ein, wenn auch nicht gefühltes, literarisches Interesse zur Schau zu tragen, so werden die Väter und Ehemänner die Hälfte der Summen, die sie jetzt für wattirte Corsets und brüsseler Kanten verausgaben, auf Essays, Novellen und Epen verwenden können, und mit der Zeit verwandelt sich die Einbildung vielleicht halbwegs in Wahrheit.

In dem Artikel „Ungehängte Spitzbuben“ wendet sich Eckstein gegen den Nachdruck von Feuilletons und in den Zeitungen erschienenen literarischen Arbeiten, selbst wenn er mit Quellenangabe geschieht, wodurch nach seiner Ansicht das Recht des Nachdrucks nicht erworben werde:

Darüber, ob er seine Arbeit in einem zweiten Blatt veröffentlicht sehen will, hat doch lediglich der Autor zu entscheiden, oder, falls er diese Befugniß an einen Verleger oder eine Zeitungsredaction abgetreten hat, diese seine Rechtsnachfolger. Hat man schon gehört, daß die Entwendung einer Uhr dadurch legitimirt wird, wenn man am folgenden Tage dem frühern Besitzer eine höfliche Epistel schreibt: „Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich ergebenst zu benachrichtigen, daß ich mir gestern Ihre Uhr angeeignet habe. Hochachtungsvoll u. s. w.“ ....? Oder genügt es, um sich den Besitz eines fremden Ueberziehers zu sichern, wenn man dem frühern Eigenthümer zuflüstert: „Ich will Ihnen ganz genau sagen, wo ich ihn geholt habe: es war am dritten Haken links in der Meyer'schen Bierstube.“ ....? Diese Exempel wirken komisch, aber im Grunde beruhen sie auf derselben Basis der Verhältnisse, wie die Entlehnung mit Quellenangabe.

Geistreich ist der Aufsatz „Platen und seine Lieblingsblume“. Die blaue Blume des Novalis ist für Platen die Tulpe; Eckstein sucht den Parallelismus der Eigenschaften bei dem Dichter und dieser Blume nachzuweisen:

Die Tulpe hat etwas Ernstes, fast Steifes; ihre Kelchblätter sind sorgsam und peinlich ausgearbeitet; die ganze Composition der Blüte ist nach leicht zu überblickenden Regeln aufgebaut, ganz im Gegensatz zu der vollschwellenden Rose, deren Geheimnisse man erst dann völlig begreift, wenn man sie analytisch zerpflückt hat. Die Tulpe hat etwas Prächtiges, Prunkendes, Bestechendes; aber es fehlt ihr das süße Räthsel des Duftes, dieses ungreifbare Etwas, das sich mit der Wage des Chemikers nicht nachweisen läßt und doch erst die Blume zur Blume macht. Die Tulpe hebt ihren Kelch starr empor und ihre ganze Haltung verräth Selbstgefälligkeit. Marktschreierisch kleidet sie sich in die grellsten Farben. Die Tulpe will gesehen werden: für die Zumuthung, still im Verborgenen zu knospen wie das Veilchen, fehlt ihr jedes Verständniß. Die armen Plebejer, die da nur blühen, weil es just Frühling ist, erscheinen ihr lächerlich. Alles dies paßt wie angegossen auf August von Platen. Man denke an die peinliche Sorgfalt seiner äußern Form, an die Genauigkeit seiner Architektonik, an die Eleganz und Pracht seiner Diction. Man erinnere sich andererseits der marmorkalten Gemüthlosigkeit und Nüchternheit, die ihm namentlich in der eigentlichen Lyrik so oft die poetischen Flügel lähmt. In maßloser Eitelkeit empört er sich gegen jedes Wort der Kritik. Mit fast kindischer Sorge wacht er über seine Anrechte auf den Nachruhm. Selbstgefällig tändelt er mit den bereits errungenen Lorbern. Er verfaßt eine Grabschrift, die einer literarischen Apotheose gleichkommt. Er setzt sich in zahllosen Hymnen, Oden, Sonetten und Parabasen eigenhändig die Krone der Unsterblichkeit auf. Alle diese Züge zusammengefaßt — und die Tulpe ist fertig!

Was die Tulpe in Platen's Dichtungen und Gedichten für eine Rolle spielt, wird von Eckstein eingehend nachgewiesen.

Zwei ästhetische Skizzen: „Ueber das Wesen der Lyrik“ und „Ueber die Form des Sonetts“, lasen wir bereits in der „Deutschen Dichterhalle“. Die letztere hebt mit Recht hervor, daß der wahre Poet nicht einen Gedanken und dafür die dichterische Form sucht, sondern daß er von Hause aus in Sonettform concipirt, und weist das Zeising'sche Gesetz des „goldenen Schnittes“ in dieser Form nach, indem er damit den Einwand, sie sei eine willkürliche, widerlegt. In dem andern Aufsatz versucht Eckstein den Nachweis, daß das wahre Wesen der Lyrik nicht in der Originalität und Großartigkeit der Gedanken liege, obwol diese Eigenschaften als zufälliges Accidens nicht ausgeschlossen seien. Man spreche mit Vorliebe von dem Tiefsinn der Goethe'schen Lyrik; nicht weil Goethe ein Denker, sondern weil er ein Meister der Stimmung gewesen, gehöre seine Lyrik zu dem Herrlichsten, was die Dichtkunst aller Zeiten und Völker hervorgebracht. Auf der Kunst, die Stimmung hervorzurufen, beruht der Zauber aller Dichtung, auch der epischen und dramatischen; wenn Eckstein gleichwol die Größe des Lyrikers hierin sucht, so bedurfte dies noch einer engern Beschränkung auf eine bestimmte Art der Lyrik, auf das Lied. Von dem Oden- und Hymnendichter, von dem Elegiker wird man wol auch diesen Zauber der Stimmung als das allgemeine Gesetz aller Dichtung verlangen müssen, doch ihm keineswegs die Originalität und Großartigkeit der Gedanken ersparen können, auf welcher doch einmal die geistige Größe der Dichter beruht.

Anmuthige Reiseplaudereien sind die Aufsätze „Spanische Zustände“ und „Römische Frauen“. Das feuilletonistische Splittergebäck Eckstein's ist durchaus geschmackvoll und ansprechend. Daß der Dichter nicht hierin aufgeht, beweisen seine größern Dichtungen: „Schach dem Könige“, „Venus Urania“ u. a., und ein neuerdings geschaffenes historisches Lustspiel. So entspricht sein Schaffen unserer Anschauung, daß das Feuilleton stets nur begleitend, nicht ausschließlich herrschend sein soll in der Thätigkeit unserer modernen Autoren.

Rudolf Gottschall.

Philosophische Bausteine, Studien, Fragmente.

(Beschluß aus Nr. 42.)

1. Die Welt als Entwickelung des Geistes. Bausteine zu einer monistischen Weltanschauung. Von Ludwig Noiré. Leipzig, Veit u. Comp. 1874. Gr. 8. 9 M.
2. Das Dasein Gottes und das Glück der Menschen, materialistisch-erfahrungsphilosophische Studien, insbesondere über die Gottesfrage und den Darwinismus, über den Selbstbeglückungstrieb als Fundament der Lebensweisheit und praktischen Moral und über die Hauptlehren Kant's und Schopenhauer's von Krönig. Berlin, Staude. 1874. 8. 7 M. 50 Pf.
3. Philosophische Fragmente. Mit Bezug auf die Hartmann'sche „Philosophie des Unbewußten“. Von A. Kluge. Erstes Heft. Breslau, Aderholz. 1875. Gr. 8. 3 M.

Da Intelligenz in der Welt existirt, und da der Zufall, welcher die Industrismen herzustellen nicht im Stande ist, die weit künstlichern Organismen noch viel weniger erschaffen kann, so erfordert nach Krönig (Nr. 2) das in den Naturwissenschaften mit Recht allgemein angewandte Verfahren der Induction zur Erklärung der organischen Natur unabweislich die Annahme eines menschenähnlichen (intelligenten, nicht aber vollkommenen) Schöpfers (Intelligenzhypothese). Die Intelligenzhypothese zeichnet sich vor der Zufallshypothese dadurch aus, daß sie nach Millionen zählende Räthsel der organischen Natur mit einem Schlage löst. Denn die alltägliche Erfahrung lehrt, daß Wesen von hoher Intelligenz zu einer fast unglaublich großen Anzahl der verschiedenartigsten Leistungen fähig sind, die der Zufall hervorzubringen nicht im Stande ist.

Eine materialistische Weltanschauung ist nach dem Verfasser schon deshalb unabweislich, weil ein Geist ohne Körper, wenn er existirte, gänzlich wirkungslos und insofern einem nicht existirenden gleich sein würde. Der Schöpfer mußte also einen Körper haben. Dieser könnte vielleicht aus Aether bestehen. Wenn ein unvollkommener (keineswegs allmächtiger) Schöpfer unter anderm die Absicht gehabt hat, seinen Scharfsinn auf die mannichfaltigste Weise zu bethätigen, und außerdem recht viele mit Bewußtsein begabte Wesen sich ihres Daseins freuen zu lassen, so sind diese Absichten in der heutigen organischen Natur unverkennbar erreicht.

Pflanzen sind nach dem Verfasser Maschinen, welche sich durch ihre hohe Künstlichkeit und Vorbedachtheit vor den menschlichen Maschinen oder Industrismen auszeichnen. Thiere sind noch weit künstlichere, mit dem ganz unerklärlichen, undefinirbaren und doch nicht wegzuleugnenden Geiste ausgestattete Maschinen, welcher selbst mindestens aus sechs Einzelfähigkeiten (Empfinden, Erinnern, Schließen, Fühlen, Wollen, Können) zusammengesetzt ist.

Die Annahme eines angeborenen Wissens steht nach dem Verfasser nicht im Widerspruch mit einer materialistischen Weltanschauung. In Beziehung auf sein nichtangeborenes Wissen verhält sich ein Mensch wie ein Telegraphist in einem nur durch Drähte mit der Außenwelt communicirenden Bureau. Ein Mensch muß aus den von den Dingen der Außenwelt ihm zugehenden Zeichen, genannt Empfindungen, vermittels seines Verstandes den Sinn oder Inhalt jener Zeichen entziffern. Die so gewonnenen Vorstellungen sind aber ziemlich treue oder wahre Bilder der vorgestellten Dinge.

Zeit und Raum sind nicht lediglich subjectiven Ursprungs, wie Kant und Schopenhauer lehren, sondern gehören auch den Dingen außer uns an:

> Wer Zeit und Raum lediglich für Fictionen seines Verstandes zu halten erklärt, beweist durch alle seine den Verhältnissen von Zeit und Raum richtig angepaßten Handlungen die Grundlosigkeit seiner Behauptung.

Hinsichtlich der Causalität läßt sich nach dem Verfasser bisjetzt nicht entscheiden, ob das Gesetz der Causalität in der ganzen Welt gültig ist, oder ob auch Willkür vorkommt. Eine ausnahmslose, unabänderliche Nothwendigkeit verträgt sich nicht mit einer, wenn auch noch so beschränkten Freiheit des Willens. Gesetze können offenbar nur da gefunden werden, wo die Causalität gilt.

Hinsichtlich der Freiheit des Willens ist der Verfasser der Ansicht, daß der Wille durchaus nicht frei, sondern vom Selbstbeglückungstriebe so beherrscht ist, daß von Freiheit nichts übrigbleibt. Die den Selbstbeglückungstrieb ausmachenden Wünsche sind nicht einmal dem Anschein nach frei. Durch den Selbstbeglückungstrieb ist jeder Mensch gezwungen, stets das zu thun, wovon er sich das meiste Glück verspricht (Thätigkeitsgesetz). Dennoch ist der Mensch durchaus nicht unzurechnungsfähig, sondern mit vollem Recht verantwortlich für sein Handeln, und zwar aus dem einfachsten Grunde, weil jeder das, wozu er gezwungen ist, zugleich auch will.

Der Selbstbeglückungstrieb schließt nach dem Verfasser durchaus nicht, wie der Egoismus, die Freude am Glücke anderer aus, ist aber doch insofern die einzige Triebfeder aller menschlichen Handlungen, als er nur für solches Glück anderer einen Muskel contrahirt, wovon er sich selbst Freude verspricht.

Die praktische Moral des Verfassers besteht wesentlich in Folgendem. Beim Zusammenleben Vieler wird durch Verfolgung gemeinsamer Ziele eine außerordentliche Erhöhung der Genüsse erreicht. Zur möglichsten Beförderung des Glücks der Gesammtheit dient nicht die Regel: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", die von niemand befolgt wird und von niemand befolgt werden kann. Es genügt vielmehr der Satz: „Um klug und edel für dich selbst zu sorgen, mußt du zugleich für andere sorgen (Moralgesetz)." Auf der Anwendung dieser Regel ruht nach dem Verfasser das Wohl der Gesammtheit.

Die Unsterblichkeit betreffend, findet der Verfasser, daß Unsterblichkeit von leblosem Stoff und unpersönliche Fortdauer von Personen innerlich unklare und deshalb verwerfliche Begriffe sind. Für die Unsterblichkeit der Seele spricht nach ihm kein stichhaltiger Grund. Namentlich können Wünsche nach Unsterblichkeit ein Stattfinden derselben nicht hervorbringen.

Endlich die Religion betreffend, lehrt der Verfasser: Wahrheit und Schönheit haben ihrem Wesen nach nichts miteinander zu thun. Vieles Wahre ist unschön; vieles Schöne ist unwahr. Ebenso wie an unzähligen Poesien und andern Kunstgebilden kann man sich an vielen Religionslehren erfreuen, ohne sie für wahr zu halten.

Das ist in seinen Grundzügen das „materialistisch-erfahrungsphilosophische" System des Verfassers. Warum der Verfasser seine Studien auf dem Titel so genannt hat, ist nicht recht einzusehen, da doch des Antimaterialistischen in derselben mehr zu finden ist als des Materialistischen. Daß er, wie er in einem besondern Aphorismos ausführt, keinen Geist ohne Körper annimmt, weil ein Geist ohne Materie gänzlich ohnmächtig und wirkungslos sein würde, nicht sprechen, nicht schreiben oder sonst auf irgendeine andere Weise einem andern Geiste sich verständlich machen, ebenso wenig sehen oder hören könnte — dies begründet noch keinen Materialismus, da der Verfasser nicht den Geist selbst, wie der eigentliche Materialismus thut, für eine Eigenschaft oder Kraft des Stoffs ansieht. Er polemisirt z. B. gegen den Satz Moleschott's: „Ohne Phosphor kein Gedanke." Den Phosphor für einen specifischen Gedankenträger zu erklären, dafür liege gar kein Grund vor:

> Für inhaltschwerer und zur Bekämpfung meiner Ansichten sehr geeignet würde ich den Satz halten: Ohne Eiweiß kein Gedanke. Mit allen bisherigen Erfahrungen steht derselbe gewiß im Einklang. Wollte ich ihn aber als allgemein gültig, als ausnahmsloses Naturgesetz anerkennen, so würde meine ganze Theorie über den Haufen geworfen sein. Denn ich nehme an, daß zum Zusammentreten von unorganischem Kohlenstoff, Stickstoff und so weiter zu einem Eiweißatom Intelligenz erforderlich gewesen ist.

Das klingt doch keineswegs materialistisch. Ebenso wenig beantwortet der Verfasser die von ihm gestellte Frage: „Ist der Geist eine Kraft?", auf materialistische Weise. Er kommt zu dem Resultat:

> Wenn man die verschiedenen wissenschaftlichen Bedeutungen des Wortes Kraft zusammenhält mit den verschiedenen Geistesthätigkeiten (Empfinden, Erinnern, Schließen, Fühlen,

Wollen, Können), so stellt sich, soweit ich sehe, für die fünf ersten derselben auch nicht die entfernteste Möglichkeit heraus, sie für Kräfte in einem wissenschaftlichen Sinne des Wortes zu erklären. Der Geist ist vielmehr, von den eigentlichen Muskelcontractionen abgesehen, für den Physiker ein unergründliches Räthsel. Zu derselben Consequenz, daß nämlich der Geist ein seinem innern Wesen nach bisher unerklärtes und in alle Zukunft unerklärliches Etwas ist und bleiben wird, gelangt auch E. Du Bois-Reymond am Schluß seiner berühmten Rede über die Grenzen des Naturerkennens, und er hat sich dadurch weit erhaben gezeigt über einer großen Anzahl von Naturforschern, denen der unwägbare Gedanke ebenso ein Product des Gehirns ist wie der wägbare Urin ein Product der Nieren.

Die ganze „Intelligenzhypothese" des Verfassers, nach welcher die organische Natur das Product einer den unorganischen Stoff bildenden menschähnlichen Intelligenz ist, von welcher Hypothese aus er wiederholt die Büchner'sche Zufallshypothese bekämpft, ist so wenig materialistisch, daß der Verfasser seine Studie wol richtiger „antimaterialistisch" genannt hätte. Auch findet sich bei ihm, zum Beweise, daß er selbst sich des Unterschieds seiner Weltanschauung von der eigentlich materialistischen sehr wohl bewußt ist, unter der Ueberschrift „Eine Schattenseite meines Materialismus" folgender Aphorismos:

Es ist ein großer Vorzug des gewöhnlichen Materialismus, daß er dem Menschen sehr schmeichelt, indem er ihn als Krone des Universums, als vollkommenstes Product der bildenden Natur hinstellt. Meinem Materialismus fehlt dieser Vorzug gänzlich. Denn für wie wunderbar ich auch den Menschen in körperlicher und geistiger Beziehung ansehe, so steht doch die Intelligenz, welche die gesammte organische Natur, wie wir sie jetzt vor uns sehen, aus unorganischem Stoff zu bilden vermochte, so ungeheuer viel höher, daß dagegen der Mensch, um mich so auszudrücken, wieder zum Erdenwurm degradirt wird.

Doch wollen wir dem Verfasser keinen Vorwurf daraus machen, daß seine Philosophie keineswegs das ist, für was sie sich ausgibt, nämlich Materialismus; vielmehr begründet gerade dies in unsern Augen ihren Vorzug. Während der Materialismus alle Teleologie verwirft oder, da er doch nun einmal die Zweckmäßigkeit aus der Natur nicht wegraisonniren kann, sich nur dazu herbeiläßt, Zweckmäßigkeit im Resultat anzuerkennen, aber sie im Princip zu leugnen, so sieht dagegen der Verfasser ein, daß dem Resultat das Princip entsprechen muß, daß zweckmäßige Gebilde nicht das Product blind wirkender und zufällig zusammentreffender Kräfte sein können.

Eine andere Frage jedoch ist es, ob der Verfasser das Princip der Zweckmäßigkeit richtig erkannt, indem er es als „menschenähnliche Intelligenz" bezeichnet hat, als eine Intelligenz, die gleich derjenigen, welche bei Hervorbringung von Industrismen thätig ist, mit Vorbedacht zu Werke geht, nur daß sie viel scharfsinniger sei als die menschliche.

Schon die neue Eintheilung des Weltalls, auf die der Verfasser so großes Gewicht legt, die Dreitheilung nämlich in das unorganische, organische und industrielle Reich, statt der bisherigen Zweitheilung, halten wir für verfehlt, da das industrielle, „mit Beihülfe menschlicher Muskelcontraction entstandene", doch nur für eine Unterabtheilung des organischen Reichs gelten kann, den beiden andern Reichen also nicht coordinirt werden darf. Wollte man aber auch diese Dreitheilung annehmen, so würde daraus noch gar nicht folgen, daß man genöthigt sei, das organische Reich als ebenso artificiell entstanden zu denken wie die Industrismen. Unter „Industrismen" subsumirt der Verfasser „alle Körper, welche zwar selbst leblos sind, die aber ohne Beihülfe des Menschen- oder Thiergeistes nicht in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Beschaffenheit existiren würden". Hierher rechnet er beispielsweise: eine Metallschraube, eine Bergkrystallinse, eine Dampfmaschine, einen Spectralapparat, einen Strickstrumpf, ein gedrucktes Buch, ein Oelgemälde, eine Quantität Schießpulver, einen Plumpudding, eine Geige u. s. w. Sehen wir uns nun nach einer Definition des „Organischen" beim Verfasser um, so finden wir:

Organisch nennt man ein Gebilde, welches seiner Beschaffenheit nach ohne Nachdenken nicht entstanden sein kann, bei dem aber die Quelle des Nachdenkens (das betreffende denkende Wesen) anderweitig nicht nachweisbar ist. Eine andere haltbare Definition des Begriffs organisch gibt es meiner Meinung nach nicht.

Ferner lesen wir unter der Ueberschrift: „Die Organismen als Maschinen", Folgendes:

In dem Kapitel von Kraft und Stoff „über die Lebenskraft" führt Büchner eine große Anzahl von Thatsachen vor, welche beweisen sollen, daß eine besondere Lebenskraft nicht existirt. Nach meiner Meinung beweisen diese Thatsachen fast ohne Ausnahme, daß ähnliche Erscheinungen, wie wir sie in der organischen Natur beobachten, häufig mit Hülfe des menschlichen Nachdenkens hervorgebracht werden können. Der einzige Schluß, der sich, soweit ich sehe, hieraus ziehen läßt, ist der, daß die organische Natur mit Nachdenken entstanden sein muß.

Von den in Rede stehenden, bei Büchner verzeichneten Thatsachen citirt der Verfasser mehrere, z. B.: „Den thierischen Magen kann man mit Recht als eine Retorte bezeichnen"; „Das Herz ist in derselben Weise mit Klappen und Ventilen versehen wie eine Dampfmaschine". Wo ist schon einmal, fragt hier der Verfasser, eine Retorte ohne Nachdenken entstanden? Wo hat schon der Zufall eine Saug- und Druckpumpe, wo eine Dampfmaschine gebildet?

Also Magen und Retorte, Herz und Dampfmaschine sind nach dem Verfasser gleicherweise Producte des Nachdenkens. Ueberhaupt, was nicht zufällig entstanden ist — und so äußerst zweckmäßige Gebilde wie Organismen und Industrismen können nicht zufällig entstanden sein —, muß nach dem Verfasser dem Nachdenken seinen Ursprung verdanken. Eine dritte Möglichkeit zwischen Zufall und Nachdenken kennt der Verfasser nicht. Er sagt in einem Aphorismos, überschrieben: „Erscheinungen, die ohne Nachdenken nie entstanden sein würden", ausdrücklich:

Wenn irgendein Körper irgendeine Eigenschaft besitzt, so muß er diese entweder dem Zufalle, das heißt den Kräften der unorganischen Natur, oder außerdem auch dem Nachdenken verdanken.... Die Eigenschaft der Gravitation verdankt die Materie ohne jeden Zweifel dem Zufall. Das kann nur der in Abrede stellen, der überhaupt die Existenz des Zufalls, das heißt von Kräften, die nicht durch Nachdenken regiert werden, leugnet. Eine andere durch die ganze lebende Natur verbreitete Eigenschaft ist die der Fortpflanzungsfähigkeit. Stammt diese vom Zufall oder vom Nachdenken? Wäre ersteres der Fall, so müßte die Fortpflanzungsfähigkeit, ebenso wie etwa die Gravitation, allen Körpern des Weltalls zukommen, oder doch, wie die Krystallisationskraft, an bestimmte chemische Substanzen gebunden sein. Dies ist durchaus nicht der Fall. Deshalb muß die Fortpflanzungsfähigkeit unter Beihülfe des Nachdenkens entstanden sein.

So viel Respect wir nun auch vor dem Verfasser als

Selbstdenker haben, so roh kommt uns doch in diesen Ansichten, in dieser Entgegensetzung von Zufall und Nachdenken und in dieser Ableitung organischer Eigenschaften und Fähigkeiten aus dem Nachdenken, weil sie sich aus dem Zufall nicht erklären lassen, das Selbstdenken des Verfassers vor. Einem Maschinenbauer allenfalls, der, weil seine Industrismen Nachdenken erfordern, meint, die Organismen müßten ebenfalls mittels Nachdenkens zu Stande gekommene Fabrikate sein, kann man solche Art zu philosophiren verzeihen. Aber von einem Professor, der sich seines „erfahrungsphilosophischen" Standpunkts rühmt, ist man doch berechtigt, zu fordern, die in einem begrenzten Erfahrungsgebiete gültigen Begriffe nicht auf ein anderes, nur dem Scheine nach ähnliches Gebiet zu übertragen. Erfahrungsphilosophie ist ganz schön und löblich; aber der ist in unsern Augen kein echter Erfahrungsphilosoph, der, gleich einem Kleinstädter, seine aus einem beschränkten Erfahrungskreise gewonnenen engen und dürftigen Begriffe in die große Weltstadt mitbringt und meint, es müßte hier alles ebenso zugehen wie bei ihm zu Hause in Krähwinkel. Wir brauchen zu einem Strickstrumpf, zu einer Schraube, zu einem Pudding, zu einer Geige, zu einer Uhr nachdenkende Intelligenz: also kann der Weltschöpfer eine Pflanze, ein Thier, einen Menschen auch nur mittels nachdenkender Intelligenz zu Stande bringen — so folgert ein solcher Kleinstädter.

Zugegeben auch, daß Organismen ebenso wenig als Industrismen ohne Intelligenz zu Stande kommen, folgt denn daraus, daß die Intelligenz zu beiden eine gleichartige sein muß? Zeigt uns nicht die Erfahrung zweckmäßiges Wirken und zweckmäßige Producte, die durch eine ganz anderartige als eine nachdenkende Intelligenz zu Stande gekommen sind? Oder wird etwa der Verfasser behaupten, daß die in den Werken des Instincts, der Kunsttriebe der Thiere und der menschlichen ästhetischen Kunst sich äußernde Intelligenz, gleich der in den industriellen Fabrikaten sich äußernden, eine nachdenkende, eine discursive sei? Ist sie nicht vielmehr eine intuitive, das Richtige und Zweckgemäße unmittelbar treffende? Und sind nicht die Organismen diesen aus intuitiver Intelligenz entspringenden Kunstwerken viel ähnlicher als den aus discursiver Intelligenz entsprungenen industriellen Fabrikaten? Hat nicht Schopenhauer recht, daß die Instincte und das organisirende Wirken der Natur sich wechselseitig erläutern? (Vgl. Schopenhauer-Lexikon: „Instinct".)

Es ist um so mehr zu verwundern, daß der Verfasser nicht auf diesen Gedanken gekommen ist, als er ja selbst dem Instinct einen längern Aphorismos widmet und denselben gegen die materialistischen Leugner, namentlich gegen Büchner vertheidigt. Er weist gegen Büchner darauf hin, daß es unzählige Erscheinungen in der Thierwelt gibt, welche die Existenz des Instincts unwiderleglich darthun. Unter Instinct versteht der Verfasser Wissen oder Können ohne vorheriges Lernen. Es gebe gewiß viele Erscheinungen in der Thierwelt, an denen instinctives und erlerntes Wissen gleichzeitig participiren. Allein es gebe deren auch eine ungeheuere Anzahl, wo ein bestimmtes Wissen oder Können ganz unmöglich erlernt sein kann und sich deshalb nur durch den Instinct erklären läßt. Jedes Thier kenne den oft sehr complicirten und für die gewiegtesten Mechaniker oft sehr räthselhaften Gebrauch seiner Fortbewegungsorgane nur durch Instinct.

Nun, sind etwa die Instincthandlungen und die Producte des Instincts nicht zweckmäßig, obgleich nicht durch Nachdenken zu Stande gebracht? Lag es also nicht viel näher, die Organismen für Erzeugnisse eines instinctiv bildenden Triebes, als für Fabrikate einer nachdenkenden Intelligenz, gleich den Industrismen anzusehen?

Es ist charakteristisch für den Verfasser, daß er gerade denjenigen Begriff verwirft, durch welchen tiefere Denker die Organismen von den Industrismen unterschieden haben, den Begriff des immanenten Zwecks. Wer mit seinem Blick nicht auf der Oberfläche haften bleibt, sondern ins Innere dringt, dem drängt sich doch der tiefe Unterschied auf, daß Industrieproducte, z. B. ein Strumpf, eine Schere, ein Messer, eine Zange, eine Uhr, eine Locomotive, den Zweck, dem sie dienen, nicht selbst in sich tragen, d. h. nicht selbst ihn wollen, sondern daß es ein fremder, außer ihnen befindlicher Wille ist, der ihn will; während Pflanzen, Thiere, Menschen den Zweck, dem ihre Organisation dient, den Zweck, sich zu ernähren, fortzupflanzen, zu bewegen, zu empfinden u. s. w., selbst wollen. Dies ist die Bedeutung des immanenten Zwecks. Der Verfasser hingegen nennt diesen Begriff einen von Philosophen, denen sich auch Materialisten unserer Tage anschließen, erdachten, „der einem schwarzen Schimmel auf ein Haar ähnlich sieht".

Ein der Natur oder vielmehr nicht der ganzen Natur, sondern nur ihrem organischen Theile zugeschriebener formaler oder Bildungstrieb ist mit dem immanenten Zweck im wesentlichen gleichbedeutend, und deshalb ebenso unhaltbar.

Ebenso unlogisch polemisirt der Verfasser an einer andern Stelle auch gegen den mit dem Begriff des immanenten Zwecks gleichbedeutenden Begriff des Selbstzwecks. Diesen findet er ungereimt und sucht ihn lächerlich zu machen:

Die Anschauung oder die Annahme, daß ein Ding seinen Zweck in sich selbst habe, halte ich ein für allemal für ungereimt.... Ein Ding, welches seinen Zweck in sich selbst trägt, ist wie ein Weltkörper, der sich selbst anzieht, oder wie ein Gift, welches sich selbst vergiftet, oder eine Nadel, die sich selbst sticht, oder wie ein Mensch, der sich selbst einen Kuß gibt.... Ich äußerte gegen einen Bekannten, die Kunst verfolge den Zweck, die Menschen zu erfreuen; er erwiderte darauf: seiner Meinung nach sei die Kunst sich selbst Zweck, oder jedes Kunstwerk sei als Selbstzweck zu betrachten. Mit allen diesen Behauptungen weiß ich keinen Sinn zu verbinden.

Diese Art von Polemik, bei welcher der Streitende sich gar nicht die Mühe gibt, in den Sinn der bekämpften von andern gebrauchten Ausdrücke einzugehen, sondern dieselben so auslegt, daß Unsinn herauskommen muß, ist sehr wohlfeil. Manches, was der Verfasser nicht versteht, hätte er wohl verstanden, wenn er es nur hätte verstehen wollen, wenn er weniger nach Originalität gehascht hätte. So zählt er z. B. zu den unhaltbaren Begriffen auch „unpersönliche Fortdauer von Personen". Als ob jemand behauptet hätte, daß Personen unpersönlich fortdauern, und nicht vielmehr der Sinn der „unpersönlichen Fortdauer" dieser wäre, daß Wesen, die während ihres Lebens Personen sind, nach dem Tode unpersönlich fortdauern, also durch den Tod zwar die Persönlichkeit, aber nicht die Existenz verlieren.

Der Mangel an Fähigkeit oder an Willen, in den Sinn fremder Gedanken einzugehen, bildet die Schattenseite des Verfassers.

Wir kommen jetzt zu der Schrift von A. Kluge: „Philosophische Fragmente. Mit Bezug auf die Hartmann'sche «Philosophie des Unbewußten»" (Nr. 3), und können uns bei dieser, als dem unbedeutendsten Opus, kürzer fassen. Der Verfasser nennt sich auf dem Titel Pfarrer, und das Motto auf dem Titel lautet:

Was hat der Weise voraus vor dem Thoren? Und was der Arme, außer er trachte dahin, wo Leben ist? Salomo.

Hieraus läßt sich schon abnehmen, was für eine Sorte von Philosophie man hier zu erwarten hat. Es ist im wesentlichen philosophisch aufgestutzter Theismus, der den modernen Naturalismus und Pantheismus, auch den der „Philosophie des Unbewußten" bekämpft. Da lesen wir z. B. bei einer Auseinandersetzung der dreifachen Nothwendigkeit, der metaphysischen, physischen und moralischen, (wobei auch die metaphysische als die von Gott dem Schöpfer herrührende bezeichnet wird, z. B. das Causalitätsprincip, der Glückseligkeitstrieb) Folgendes:

Die Gesetze selbst, als natürliche Formen des Wirkens, sind metaphysisch nothwendig, d. h. ihr Dasein hängt nicht von ihnen, sondern vom Schöpfer ab, der die Formen des Wirkens gesetzt hat und ändern kann.... Leider hat man die Naturgesetze immer „unbewußt" als die wirkenden Kräfte selbst gedacht, und trotz der unmäßigen Abstraction in der Philosophie das Wirken der materiellen Substanzen von seinen Formen nicht unterschieden. Denkfaulen Leuten war damit der Kampf gegen Religion und Wunder recht bequem gemacht.

Wie die physische und metaphysische, so rührt nach dem Verfasser natürlich auch die moralische Nothwendigkeit von Gott dem Schöpfer her, und ohne diesen gäbe es keine Pflicht:

Wenn in der Pflicht eine Nothwendigkeit (Nöthigung) liegt, so ist dies ein Beweis, daß es ohne das nothwendige Sein, den persönlichen Gott und Schöpfer, eine „Pflicht" überhaupt nicht geben kann. Leugnet praktisch diesen Gott, so müsset ihr dem Fatalismus oder Götzendienste verfallen. Da die Welt ohne Gott nicht leben kann, so ist sie gegenwärtig bemüht, den „Staat" zum „präsenten Gott" zu machen. Aber ich sehe nicht ein, wie ein zufällig existirender Mensch (das Staatsoberhaupt) mir eine Nothwendigkeit auflegen kann, wenn diese nicht aus dem nothwendigen Sein herrührt, d. h. dem Menschen als Recht von Gott gegeben ist. Wie gar ein abstracter Staatsbegriff mich lebendiges Wesen verpflichten kann, begreife ich noch weniger.

Der Verfasser lechzt nach Leben und findet die Quelle desselben nur im persönlichen Gott Schöpfer. Er ruft daher aus:

Doch genug! Wir sind der Abstractionen müde und wollen nun gern statt der Idee der Nothwendigkeit deren Urheber — den lebendigen Gott — und statt der Idee der Wirklichkeit deren Inhalt — die Welt — setzen, um feste Ruhepunkte für unsere Erkenntniß zu gewinnen...". Die Geschichte der Philosophie beweist, daß der consequente Pantheismus, welcher keinen persönlichen, überweltlichen Gott — das nothwendige Sein — anerkennen will, auch die Zuverlässigkeit des Causalitätsprincips bestreiten, dasselbe zur leeren Denkform machen und im Nihilismus des „Unbewußten" endigen muß.

Wie es sich von einem Pfarrer erwarten ließ, schließt das Buch des Verfassers mit folgender erbaulichen Stelle über die einzige Quelle der Gewißheit:

Wenn es ein Criterium für die Gewißheit geben soll, so ist dies einzig die Reinheit, die Lauterkeit des Geistes und Herzens. Wer sich von allen Geschöpfen ideell trennt und die Idee seines Geistes ganz unvermischt darstellt; wer alle seine egoistischen, lebendigen Beziehungen zu den Geschöpfen durchschneidet und nur die von Gott gesetzten und gewollten vollkommenen ausbildet: der wird eine ideelle Gewißheit von Gott und allem, was Gottes ist, erlangen, daß sein Geist in göttlicher Klarheit frohlockt und sein Herz vor himmlischer Lust erzittert. Der todten Dialektik bleibt dies immer ein Geheimniß.

Specielle, der Rede werthe Beziehungen auf Hartmann's „Philosophie des Unbewußten", wie der Titel erwarten läßt, haben wir in dem Buche nicht gefunden, man müßte denn die unklaren, häufig in vagen Abstractionen und in Tautologien sich bewegenden Betrachtungen über Bewußtsein, Bewußtwerden und Selbstbewußtsein dahin rechnen, durch die der Verfasser zwar die „Philosophie des Unbewußten" zu bekämpfen glaubt, deren Beziehung zu derselben aber nicht recht ersichtlich ist. Solche Gegner hat E. von Hartmann nicht zu fürchten.

Julius Frauenstädt.

Ein Lebensbild Petrarca's.

Petrarca. Von Ludwig Geiger. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Am 18. Juli 1874 war ein halbes Jahrtausend verflossen, seit Francesco *) Petrarca auf seinem friedlichen Landsitze am Abhange der malerischen Euganeen in den Armen seiner einzigen Tochter starb. In dem vorliegenden Buche sollen wir nach des Verfassers Absicht eine Festschrift zu dieser Säcularfeier erblicken. Auch wir Deutsche, meint er, hätten Grund, das Andenken des großen Mannes zu feiern und eifriger als bisher uns mit ihm zu beschäftigen.

In der That steht der größte Theil des gebildeten Publikums in Deutschland in Petrarca nur den erotischen Dichter Italiens, welchen enthusiastische Landsleute noch heute als den ersten Lyriker ihres Volks, wenn nicht der Welt verehren. Freilich weiß jeder einigermaßen mit der Geschichte des Mittelalters Vertraute auch, daß sich Petrarca um die Wiedergeburt der Wissenschaften, um die Wiederauffindung und Bekanntmachung der Werke des classischen Rom Verdienste erworben, daß man ihn schon frühe den Vater des Humanismus genannt hat. Wie groß aber dies Verdienst, wie überwiegend zugleich die Bedeutung seiner lateinischen Werke sei, ist doch nur wenigen bekannt. Selbst in seinem Vaterlande beginnt man erst in der neuesten Zeit ihn nach dieser Seite hin gebührend zu schätzen, der er doch zu seinen Lebzeiten vor allem seinen Ruhm verdankte. So hoch man hier aber auch seine Verdienste als italienischer Dichter anschlagen

*) Warum schreibt Geiger stets Franzesco, was doch ebenso wenig deutsch wie italienisch ist? ebenso Nikolo Accajuoli statt Niccolò Acciajuoli u. s. w.?

mochte: mit dem Verfasser der „Divina commedia" konnte er doch keinen Vergleich aushalten, und so erklärt es sich, daß man auch in Italien selbst der sechsten Säcularfeier von Dante's Geburt keine entsprechende fünfte von Petrarca's Todestage hat folgen lassen.

Es ist somit ein unbestreitbares Verdienst Geiger's, dem größern deutschen Publikum in einem Bande von mäßigen Dimensionen, in klarer, einfacher und doch ansprechender und lebendiger Darstellung vor allem den Humanisten und Patrioten Petrarca geschildert zu haben. In zweiter Linie finden wir den lateinischen, erst in dritter, verhältnißmäßig flüchtig behandelt, den italienischen Dichter. Allerdings will uns Geiger ein Bild des ganzen Menschen nach allen Richtungen hin entwerfen, und dazu bieten die lateinischen Schriften einen weit reichern und mannichfaltigern Stoff. In den italienischen Gedichten tritt uns nach der Weise der Zeit in der Regel nur der Liebende entgegen, wenn auch nicht, wie Geiger behauptet, alle hinterlassenen italienischen Werke nur allein diese Seite seines Wesens zeigen — eine Behauptung, die um so auffallender erscheint, als der Verfasser natürlich mit der berühmten Canzone: „Italia mia, benchè 'l parlar sia indarno" wohl bekannt ist, und selbst eine Uebersetzung des flammenden Zornsonetts gegen Avignon gibt: „Fiamma dal ciel su le tue trecce piova". Sollte er nicht ebenso wol die schöne Canzone an Cola di Rienzi: „Spirto gentil che quelle membra reggi", die an Giacomo Colonna: „O aspettata in ciel beata e bella" und so manches andere Gedicht theils patriotischen, theils moralisirenden Inhalts, oder der Freundschaft gewidmet, kennen? Das ist wol kaum glaublich; vielmehr scheint uns — auch nach einzelnen Andeutungen des Buchs selbst —, daß der Verfasser, der italienischen Sprache nicht im gleichen Grade mächtig wie der lateinischen, alles, was der Dichter in der lingua volgare geschrieben, mit verhältnißmäßig geringem Interesse betrachtet und behandelt habe.

Es lag nicht in der Absicht des Verfassers, ein wissenschaftlich erschöpfendes Werk zu geben. Dennoch beruht dasselbe auf seiner gründlichen Kenntniß der lateinischen Werke Petrarca's, auf der sorgfältigen Durchforschung aller bisher zugänglichen Quellen und genauer Vergleichung aller über den Gegenstand erschienenen Schriften, unter denen de Sade's bekannte Memoiren, die Biographie von Mézières, der Artikel Blanc's bei Ersch und Gruber und die treffliche Abhandlung in Voigt's „Wiederbelebung des classischen Alterthums" namentlich aufgeführt werden. Als Text wurde die Ausgabe der „Opera" Francesco Petrarca's (Venedig 1501 und 1503, 2 Bde., Folio), für die Briefe die vollständige, mustergültige Ausgabe, resp. Uebersetzung von Fracassetti (Florenz 1859—70), für die kleinern lateinischen Gedichte die von Rossetti (Triest 1828—34) benutzt. Wissenschaftliche Details zu geben, verboten Umfang und Bestimmung des Buchs; die knappen Noten hinter dem Texte weisen die gewissenhafte Arbeit genügend nach. Des Verfassers Angabe, „daß das Buch keine Resultate neuer Forschung biete", erscheint uns nach unserer Kenntniß der einschlagenden Literatur als fast allzu große Bescheidenheit.

Geiger wollte keine wirkliche Biographie schreiben, sondern nur „in einer allgemein verständlichen Darstellung die Bedeutung Petrarca's schildern". Es ist gewiß im Interesse des Verfassers wie des Publikums zu bedauern, daß er sich nicht jenes weitere Ziel gesteckt hat. Ihm ist durch die nur scheinbar enger begrenzte Aufgabe keine Vorarbeit erspart geblieben; er hat alle Verhältnisse des äußern wie des innern Lebens seines Helden ebenso genau und gewissenhaft durchforschen müssen, als wenn er dasselbe vollständig im Zusammenhange hätte erzählen wollen. Dagegen würde eine Reihe durch die synchronistische Darstellung unvermeidlich gewordener Wiederholungen und Zurückverweisungen weggefallen und es dem Verfasser unendlich leichter geworden sein, das Interesse der Leser zu fesseln und ihnen das Verständniß seines Gegenstandes zu erschließen. Die Materialien zu einer Biographie sind, wie das Geiger'sche Buch beweist, in einem für einen Bürger des 14. Jahrhunderts verhältnißmäßig reichen Maße vorhanden und die Aussicht auf Erschließung neuer Quellen eine verschwindend geringe. Stellt eine Biographie auch höhere Anforderungen in formeller Beziehung an ihren Verfasser; verlangen wir von einem Lebensbilde eine einheitliche Darstellung und künstlerische Abrundung: so beweist schon das vorliegende Werk hinlänglich, daß seinem Autor die Befähigung dazu nicht gemangelt haben würde. Die Leistungen des Auslandes auf diesem Gebiete erwecken nur den Wunsch, daß ein Deutscher die noch nicht errungene Palme davontragen möge. Wir können deshalb den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verfasser sein Werk bei einer hoffentlich erforderlichen zweiten Auflage in dem angegebenen Sinne umschmelzen möge.

Wie sich Geiger seine Aufgabe einmal gestellt hat, ist es vielleicht natürlich, daß wir nirgends eine zusammenhängende Charakterschilderung des Helden finden. Und doch fürchten wir, daß es selbst dem aufmerksamen Leser schwer werden wird, sich aus den zerstreuten einzelnen Zügen ein klares Gesammtbild von dem innern Wesen des großen Mannes zusammenzusetzen. In Petrarca's Leben treten — und nicht nur nacheinander, sondern oft genug nebeneinander — scheinbar ganz widersprechende Charakterzüge zu Tage, eine Doppelnatur, wie es der Verfasser selbst bezeichnet: starke Sinnlichkeit paart sich mit früher Erkenntniß der Thorheit und Nichtigkeit aller irdischen Genüsse; Eitelkeit und glühende Ruhmbegierde mit Weltverachtung; Stolz bis zu hochmüthiger Ueberhebung mit tiefster Bescheidenheit; Fürstendienerei mit freiem Mannesmuth und unabhängiger Gesinnung; Guelfen- und Ghibellinenthum; ein entschieden demokratischer Zug mit streng monarchischen Grundsätzen; Hang zur Einsamkeit mit dem lebhaftesten Bedürfniß nach Freundschaftsbündnissen, ja nach dem Verkehr mit der großen Welt u. s. w. Den gemeinsamen Grundton für alle diese durcheinanderwogenden Töne, die Auflösung aller dieser Dissonanzen zu finden, eine Aufgabe für den Historiker und den Psychologen zugleich, konnte Geiger freilich, wie er sich sein Thema gestellt, nicht unternehmen; aber wenn wir ihm daraus keinen Vorwurf machen dürfen, so zeigt doch gerade dies Beispiel, daß die gewählte Darstellungsweise die Leser nicht überall wird befriedigen können.

Geiger will uns Petrarca nach drei Seiten hin schildern: als Humanisten, d. h. als Schöpfer einer neuen, aus der Wiederbelebung des classischen Alterthums gewonnenen Bildung, als Patrioten und als Liebenden. So zerfällt

das Buch naturgemäß in drei Hauptabschnitte: „Petrarca und der Humanismus"; „Petrarca und Italien"; „Petrarca und Laura". Dazu tritt gleichsam als Einleitung eine treffliche Uebersetzung des leider nicht ganz erhaltenen Briefs ad posteros *), in der uns der Dichter selbst einen kurzen, bis zum Jahre 1351 reichenden Abriß seines Lebens gibt. Von seiner Bildungsgeschichte finden wir darin freilich kaum eine schwache Andeutung. Geiger geht dagegen so genau auf dieselbe ein, wie das bei den hier sehr unzureichenden Quellen — den Briefen des Dichters selbst (Epp. familiares und seniles) nebst gelegentlichen Notizen zeitgenössischer Schriftsteller — möglich war. Und mit Recht. Denn wenn wir den Dichter, ja vielleicht auch den patriotischen Politiker allenfalls ohne weiteres verstehen könnten, so vermögen wir doch die Bedeutung wie die Wirksamkeit des Gelehrten nicht vollkommen zu würdigen, wenn wir nicht in die stille Werkstatt langjähriger Studien hineingeschaut, die örtlichen und zeitlichen Bedingungen, unter denen er seine lange Lehrzeit bestand, kennen gelernt haben. Und als Gelehrten faßt Geiger seinen Helden vor allem ins Auge; der Patriot steht ihm in zweiter, der Dichter erst in dritter Linie.

Wie alle Humanisten hat Petrarca nicht nur seine gelehrten Werke, sondern auch seine zahlreichen Briefe und einen nicht geringen Theil seiner Gedichte in lateinischer Sprache geschrieben, und nur auf sie stützt er selbst seinen Anspruch auf Ruhm bei Mit- und Nachwelt. Die italienischen Humanisten betrachteten sich als directe Nachkommen und Erben der Classiker des alten Rom; deshalb sehen sie in der Sprache Cicero's und Virgil's die einzige eines Gelehrten würdige und blickten mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung auf die lingua vulgaris hinab, deren sie sich mit Rücksicht auf das Volk im gewöhnlichen Verkehr und theilweise wenigstens in ihren poetischen Ergüssen, die für ein größeres Publikum bestimmt waren, bedienen mußten. So erklärt es sich, daß Petrarca, während er Dante unbedenklich den größten italienischen Dichter nennt, zugleich sein Bedauern hinzufügt, daß derselbe blos in der Volkssprache gedichtet, dadurch sich von dem auserlesenen Kreise der Gebildeten entfernt und seinen Namen der großen Menge preisgegeben habe, deren begeisterte Lobsprüche nicht die würdige, einem großen Manne geziemende Anerkennung seien. (Brief an Boccaccio.)

Der Geschichte des Bildungsgangs folgt ein „Einblick ins Innere" des Dichters und eine Darstellung seiner Beziehungen zur Außenwelt, zumal zu seinen zahlreichen Freunden. Der Freundschaftscultus spielt bei den Humanisten überhaupt bekanntlich eine große Rolle, wie sich das schon aus ihrer oppositionellen Stellung dem profanum vulgus wie dem Obscurantismus des Pfaffenthums gegenüber erklärt. In Petrarca's Leben nehmen die Freundschaftsbündnisse, und dem entsprechend in seinen Briefen die Freundschaftsergüsse, einen besonders großen Raum ein. Bekannt ist sein innig vertrautes Verhältniß zu seinem großen Zeitgenossen Boccaccio, dem man nicht unpassend den Freundschaftsbund zwischen unsern beiden deutschen Dichterheroen zur Seite gestellt hat.

*) Zum ersten male, soweit uns bekannt, an der Spitze der Mansard'schen Ausgabe des „Canzoniere" besonders veröffentlicht.

Im Mittelalter ging alle wissenschaftliche Bildung von der Theologie aus und kehrte wie im Kreislaufe zu derselben zurück. Sie war das Alpha und Omega alles Wissens und zugleich die unbedingte Herrscherin, zu der alle übrigen Wissenschaften, soweit von denselben damals überhaupt die Rede sein konnte, im Verhältniß unbedingter Dienstbarkeit standen. Noch in Dante's gewaltigem Werke tritt uns diese Auffassung klar und unbestritten entgegen. Erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts, gleichzeitig mit dem Wiedererwachen des Studiums der Alten, beginnt die Reaction des freien Gedankens und des Individualismus gegen die entgeistigende und nivelirende Herrschaft der priesterlichen Satzung und den todten Formalismus, zu dem derselbe alle übrigen Gebiete des geistigen Lebens verdammte.

An der Spitze dieser Bewegung steht Petrarca. In diesem Sinne ist Geiger berechtigt, ihn als „den ersten modernen Menschen" zu bezeichnen. Daß er fast in allem, was man damals Wissenschaft nannte, mehr oder weniger bewandert war, erscheint kaum als etwas Besonderes; wir finden die gleiche Universalität bei fast allen bedeutenden Männern bis zum 16. Jahrhundert herab, wie uns ja analoge Verhältnisse auch auf dem Gebiete der Kunst entgegentreten. Was Geiger von Petrarca's Leistungen in Bezug auf Naturwissenschaft, Medicin, Geschichtsforschung und Jurisprudenz zu berichten weiß, ist übrigens unbedeutend genug. Selbst in der Philosophie waren seine Verdienste mehr negativer Natur, indem er ebenso die ärmliche, unter hochmüthiger Aufgeblasenheit dürftig versteckte Blöße der Averroisten schlagend nachwies, wie er die Thorheiten der Astrologen verspottete.

Sein Hauptverdienst lag nach einer andern Seite hin. Er war der erste, welcher sich das Studium der classischen Schriften des Alterthums zur ernsten Lebensaufgabe machte, und zwar nicht nur in Hinsicht auf die Form, sondern auch auf den Inhalt, der erste somit, der wieder eine wirkliche Kenntniß der antiken Welt und Weltanschauung zu vermitteln unternahm. Der bei weitem bedeutendste Theil seiner Werke, selbst die meisten lateinischen Gedichte und viele Briefe dienen diesem Zwecke. Geiger hebt mit Recht hervor, welchen Dank ihm die Nachwelt für die unermüdlichen Bemühungen um Auffindung und Vervielfältigung alter Manuscripte schuldet. Aber während er sich begeistert in die Antike versenkte und die vollste Freiheit für ihre Auffassung in Anspruch nahm, blieb Petrarca, im Gegensatz zu den meisten spätern Humanisten, sein ganzes Leben hindurch ein frommer, gläubiger Christ.

Die Zeitgenossen haben Petrarca seiner lateinischen Poesien wegen gekrönt und als Dichterkönig gepriesen, die Nachwelt sie als geschmacklose, ungenießbare Producte zu den Todten geworfen. Geiger sucht in einer kurzen Analyse der poetischen Briefe, der bukolischen Gedichte und des Epos „Africa" den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung derselben zu gewinnen. Wenn er aber auch den Beweis liefert, daß dieselben einzelne schöne Stellen, manches echt Poetische, daß sie verständige Gedanken und anmuthige Schilderungen enthalten, so wird es doch ihm so wenig wie irgendeinem andern gelingen, denselben eine große innere Bedeutung zu vindiciren, noch weniger das Interesse der Jetztzeit wieder für dieselben wach zu rufen.

Wie man voller Begeisterung die sämmtlichen Eklogen seines Hirtengedichts auswendig lernen oder ihn seiner „Africa“ wegen auf dem Capitol krönen mochte, wird uns stets ebenso unfaßbar bleiben, wie der Geschmack an den lateinischen Versen, um derentwillen die schöne Peutingerin Ulrich von Hutten in Augsburg auf kaiserlichen Befehl den Lorberkranz aufsetzte. Charakteristisch aber ist es für jene Epoche der Wiedergeburt der Bildung, daß zwei Jahrhunderte lang die Dichter nicht für ihre Leistungen in der Muttersprache, mochten sie an innerm Werthe noch so sehr überwiegen, sondern nur für ihre lateinischen Poemata des höchsten Preises würdig erschienen.

So lange Zeit Petrarca auf Reisen in verschiedenen Ländern zubrachte, so lange er in Avignon und zumal in seinem geliebten Vaucluse weilte: sein Herz schlug sein ganzes Leben hindurch warm, ja begeistert für sein italienisches Vaterland. Als es dem fast funzigjährigen Manne endlich vergönnt ward, sich auf seiner Muttererde eine dauernde Heimstätte zu gründen, da entströmte jener enthusiastische „Gruß an Italien“ seiner Feder, den wir hier als Probe der Gesinnung und des Talents seines Verfassers wie der Uebersetzungskunst Geiger's nach unserm Buche vollständig wiedergeben:

Sei mir gegrüßt, du theures Land, von den Göttern geliebtes,
Wo den Guten der Lohn, Frevler die Strafe erreicht.
Reicher bist du als jegliches andre an trefflichen Männern,
Bietest uns schönre Gestalt, reichest uns süßere Frucht.
An zwei Seiten bespült dich das Meer, hoch ragen die Berge,
Und durch das grünende Thal schlängelt sich lieblich der Fluß.
Herrlich erglänzet der Waffen Ruhm und der Werth der Gesetze,
Reichthum und irdischer Schatz und holder Musen Geschenk.
Denn mit verschwendrischer Pracht haben beid' ihren Liebling geschmücket,
Kunst und Natur, und der Welt dich als die Meist'rin verliehn. —
Nun komm' auch ich zu dir, das Herz von Sehnsucht geschwellet,
War ich auch lange entfernt, bleib' ich nun ewig dir treu.
Du gibst den müden Gliedern ein weiches, friedliches Lager,
Und dem ermatteten Leib schaffst du ein sicheres Grab.
Heiliges Land, von bewaldetem Berg erschau ich dich wieder,
Und mein trunkenes Aug' freut sich der üppigen Pracht.
Hinter mir bleiben die Wolken, die Sonne zerreißet den Nebel,
Klar ist die Luft und hell blicket der Himmel dich an,
Ich erkenne das Land meiner Väter und grüße es freudig;
Heil dir, väterlich Land! Kleinod der Welt, sei gegrüßt!

Aber so innig seine Liebe zum Vaterlande, so kühl war sein Verhältniß zu seiner Vaterstadt oder der Stadt seiner Väter, Florenz. Die Erklärung Geiger's ist ohne Zweifel die richtige. Hatten sich die Florentiner früher allerdings nicht zum besten gegen ihn und die Seinen benommen, hatten sie sein Rechts- wie sein Selbstgefühl vielfach verletzt, so war doch der Hauptgrund, weshalb er trotz der dringenden Aufforderung des geliebten Freundes und der dringenden Einladung der Signoria sich stets weigerte, auf längere Zeit dorthin zu gehen, sein Haß gegen den republikanischen Hochmuth und Handelsgeist der stolzen Arnostadt. Desto mehr schwärmte er für Rom, das er während seines ganzen Lebens als den Mittelpunkt der Welt betrachtete. Was hat er nicht gethan, die Päpste zur Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft in Avignon zum Sitze Petri zu bewegen; wie ist er nicht in Karl IV. gedrungen, Rom wieder factisch zur alten Würde der Reichshauptstadt zu erheben; wie hat er nicht alle Nerven angespannt, um Cola di Rienzi's luftigen Traum von der wiedergeborenen Majestät des römischen Volks in Wirklichkeit zu verwandeln und den abirrenden Tribunen an seinem Ideale festzuhalten! Gewiß, wir werden die hochfliegende Begeisterung des Dichters anerkennen, und wir können es dem leichtbeweglichen Enthusiasten nicht verdenken, daß er sich lange Zeit in schönen Träumen von der Wiederauferstehung der alten Roma wiegte; ganz unverständlich aber ist es uns, wie ein nüchterner deutscher Geschichtschreiber unserer Tage in Rienzi's Hoffnungen und Petrarca's Rathschlägen nicht Träume patriotischer Schwärmer, sondern Gedanken vernünftiger Denker sehen, wie er das Scheitern des Unternehmens (der Wiederaufrichtung der römischen Republik als Mittelpunkt der christlichen Welt) nur darauf schieben mag, daß die Zeit noch nicht reif, die Personen nicht vorbereitet gewesen seien, um das Ziel zu erreichen, das nicht als unerreichbar betrachtet werden dürfe. Wenn wir ein halbes Jahrtausend später Rom zum erstenmale zur Hauptstadt eines nationalen Königreichs Italien werden sehen, so hat doch dieses Ereigniß unserer Zeit nichts mit den Träumen Rienzi's und den Hoffnungen Petrarca's zu schaffen.

Der dritte Haupttheil des Buchs behandelt Petrarca's Verhältniß zu Laura und damit, in freilich nicht ganz gerechtfertigter Beschränkung auf die erotischen Poesien, den italienischen Dichter. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir diesen Theil des Buchs als den relativ schwächsten bezeichnen. Der wahrscheinliche Grund ist schon oben angedeutet worden. Einestheils empfand wol der Verfasser geringere Sympathie für seinen Gegenstand, andererseits reichte seine Kenntniß italienischer Sprache, Sitte und Auffassungsweise hier nicht zu einer ganz befriedigenden Lösung seiner Aufgabe hin.

Wir sind weit entfernt, seinen gründlichen Untersuchungen über Laura alles Verdienst abzusprechen. Die alte Ansicht, daß die Geliebte des Dichters nur ein Product seiner Phantasie, ein Symbol gewesen sei, kann freilich den positiven Angaben Petrarca's gegenüber nicht aufrecht erhalten werden. Aber gerade die Hauptstelle in seinem Briefe an die Nachwelt deutet klar genug darauf hin, in welchem Maße er seine Leidenschaft, wenn nicht intensiv, doch extensiv, übertrieben hat. In Bezug auf die seit der Veröffentlichung der de Sade'schen Urkunden wenigstens außerhalb Deutschlands allgemein herrschende Ansicht, daß Laura verheirathet und Mutter von elf Kindern gewesen sei, weist Geiger allerdings überzeugend nach, daß sie keineswegs über allen Zweifel erhaben ist. Aber seine eigene Ansicht von Laura's Jungfräulichkeit ruht auf noch schwächerer Basis. Daß ein Mann lange Jahre im innigsten Verhältniß zu einer Verheiratheten steht, war und ist bei den Südromanen unendlich häufiger als ein längerer vertrauter Verkehr mit einer Unverehelichten von guter Familie und makellosem Rufe, und erscheint der öffentlichen Meinung selbst dann nicht im schlimmsten Lichte, wenn die Dame sich nicht so zurückhaltend und keusch benimmt, wie Laura Petrarca gegenüber gethan haben soll. Letzterer Umstand erklärt auch, daß er sich von Augustinus in den „Bekenntnissen“ deshalb keinen besondern Vorwurf machen läßt. Wenn man Petrarca's Angaben in seinen

Gedichten*) für wahr annimmt, wird de Sade's Annahme um so wahrscheinlicher. Weshalb ist nie von einer Zurückweisung seiner Hand die Rede? Weshalb hat der glühende Liebhaber sie ihr nie nachweislich angetragen? Daß Laura, wenn er ihr nicht ganz gleichgültig gewesen wäre, mit einem andern Manne elf Kinder gezeugt haben solle, scheint Geiger unglaublich, während doch Petrarca mit einer andern Frau ein viele Jahre lang dauerndes Verhältniß unterhalten und zwei Sprößlinge von ihr hatte, in denselben Jahren, denen zum Theil seine glühendsten Lieder an Laura entstammen. Wenn er also dennoch der Ehelosigkeit sich rühmt, so dürfen wir annehmen, daß er entweder die einzige Ehe, die er hätte schließen mögen, nicht eingehen konnte, oder daß bei seiner Liebe zur Dame seines Herzens, eine kurze Periode vielleicht ausgenommen, die Phantasie und die Dichtersitte der Zeit eine größere Rolle spielten als die wirkliche Leidenschaft. Wer sich an Dante's Verhältniß zu Beatrice erinnert, wer der Gedichte der Troubadours gedenkt, wird zugeben müssen, daß leidenschaftlich klingende, scheinbar tief empfundene Verse in jener Zeit gedichtet wurden, ohne daß doch wirklich ein leidenschaftliches Verlangen nach dem gefeierten Gegenstande im Herzen des Dichters vorhanden war. Wir gehen nicht so weit, Laura wieder zu einer mythischen Persönlichkeit machen zu wollen, aber die schwärmerisch und doch hoffnungslos vierzehn Jahre lang verehrte Jungfrau Geiger's erscheint uns kaum weniger mythisch.

Auf die formelle Schönheit, die ausgezeichnete Behandlung der Sprache und der Rhythmen in den Liebesgedichten ist der Verfasser nicht näher eingegangen. Wenn er die Sonette, Canzonen, Balladen und Sestinen Petrarca's in Hinblick auf Cino de Pistoja, Dante und die Provenzalen (er hätte noch Guido Cavalcanti hinzufügen können) nicht als „ursprünglich“ gelten lassen will, so ist doch hervorzuheben, daß Petrarca in der Liebeslyrik seine Vorgänger, Dante kaum ausgenommen, um eines Hauptes Länge überragt.

Trefflich und ebenso wol von gründlichem Studium wie von psychologischem Scharfsinn zeugend ist die Charakteristik der erotischen Gedichte in inhaltlicher Beziehung. Nur fürchten wir, daß diejenigen, welche des Italienischen hinlänglich mächtig sind, um sich an dem herrlichen ursprünglichen Gewande, der Eleganz und Feinheit der Sprache und dem rhythmischen Wohlklange zu ergötzen oder dieselben nicht etwa nur in der von feinem Geschmack geleiteten und ausgezeichnet übersetzten Hübner'schen Auswahl lesen**), trotz oder wegen der in reichster Fülle wiederkehrenden Bilder, Wortspiele und künstlichen Wendungen das Buch bald müde und übersättigt aus der Hand legen werden. Bewundern mögen wir die hohe Kunst, ja einzelne Sonette voll wahrer Empfindung mögen uns wirklich tiefere Theilnahme abgewinnen: im ganzen ist und bleibt doch diese romanisch-mittelalterliche Liebeslyrik für den modern-germanischen Geschmack ungenießbar. Und wer vermag gar heute noch jene zwölf „Trionfi in vita e in morte di Madonna Laura“ zu lesen, wo die Liebe über den Menschen, die Keuschheit über die Liebe, der Tod über beide, der Ruhm über den Tod, die Zeit über den Ruhm, die Ewigkeit über die Zeit in endlosen Reflexionen triumphirt?

Doch genug — wir haben hier nicht den Dichter zu kritisiren. Das Hauptverdienst aber des Geiger'schen Buchs besteht darin, daß es uns den Menschen, den Patrioten, vor allem den Humanisten Petrarca maßvoll und doch mit ebenso warmen wie wahren Farben darstellt und damit, dem deutschen Publikum zum ersten male ein vollständiges Bild des großen Mannes und seiner Verdienste entwerfend, eine fühlbare Lücke in unserer Literatur ausfüllt.

Für eine etwaige zweite Auflage machen wir schließlich auf einige sinnstörende Druck- oder Schreibfehler aufmerksam. S. 13 heißt es in Petrarca's Briefe an die Nachwelt: „Von da kehrte ich … bereits 34 Jahre alt, an mein Flüßchen Sorgue und zu meiner Alpeneinsamkeit zurück (1345).“ Die letztere Jahrzahl ist richtig; damals war aber Petrarca 41 Jahre alt. Wir haben das lateinische Original nicht zur Hand und können deshalb nicht sagen, ob der lapsus pennae dem Verfasser oder dem Uebersetzer zur Last fällt. S. 121 heißt es: „zwei Hirten, die sich über verschiedene, das Hirtengewand sehr wenig angemessene Gegenstände unterreden“; in der Anmerkung S. 263: „Lettere senili ed. Fracassetti u. s. w. — italienische Uebersetzung mit Commentar; der italienische (statt lateinische) Text der «Epp. sen.» ist leider noch nicht gedruckt.“ ***)

Otto Speyer.

*) Vgl. unter anderm das von Geiger S. 227 mitgetheilte Sonett.

**) J. Hübner, 100 Sonette Petrarca's (Berlin 1868).

***) In Hillebrand's „Italia“, wo dieser letzte Fehler ebenfalls gerügt ist, tritt ein anderer, fast noch störenderer an dessen Stelle: „Ein Druckfehler spricht von dem leider noch nicht gedruckten italienischen Feste“ — statt Texte.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Der Islam im neunzehnten Jahrhundert“ von Hermann Vámbéry enthält das „Athenaeum“ vom 18. September eine längere Besprechung, in welcher es am Schluß heißt: „Das Werk ist von tiefem Interesse und stellt den wirklichen und gegenwärtigen Zustand des Islam ohne jenen künstlichen Firnis, mit welchem andere Schriftsteller ihn so gern überziehen, dar. Es ist ein werthvoller Beitrag zur politischen Geschichte des Zeitalters und erscheint zu höchst gelegener Zeit. Wir hoffen, europäische Cabinete werden die Lehren, die es beibringt, nicht vernachlässigen.“

In dem Referat der „Saturday Review“ vom 18. September über „Vor hundert Jahren. Mittheilungen über Weimar, Goethe und Corona Schröter“ von Robert Keil heißt es unter anderm: „Der Fortschritt von Goethe's Geist ist sehr sichtbar und er ist sich augenscheinlich durchaus nicht der fortlaufenden Entwickelung unbewußt. Diese zeigte sich besonders an seinem wachsenden Interesse an praktischen Dingen und seiner Geschäftsliebe, welche eine Zeit lang allerdings seine poetische Fähigkeit zurückdrängte. Im ganzen scheint Goethe das Leben mehrerer Menschen auf einmal zu leben und jedes derselben mehr auszubeuten als irgendeiner von ihnen. Es ist zu bedauern, daß Herr Keil sein anmuthiges und passendes hundert-

jähriges Denkmal dadurch beeinträchtigt hat, daß er es mit noch einem Bande gepaart hat, dessen geringes Interesse fast gänzlich in der Auffrischung eines vergessenen Skandals liegt. Dies ist das Leben der berühmten Schauspielerin und Sängerin Corona Schröter.... Die Sache würde wenig zu bedeuten haben, bemühte sich der Verfasser nicht, die Schröter zu einer Rivalin der Frau Stein zu erheben, der Goethe bekanntlich zur Zeit ergeben war.... Keil's Meinung von letzterer ist wahrscheinlich nicht unzutreffend, seine Begeisterung für Corona macht ihn ganz bitter gegen ihre vermeintliche Rivalin. Wir sehen wenig Grund zu dieser platonischen Verehrung. Corona's persönliche Reize sind hinlänglich bezeugt, und die Schauspielerin, welche die Iphigenia erfolgreich darstellte, kann des Gefühls nicht ermangelt haben; nichts aber beweist, daß sie außerhalb der Bühne etwas anderes als eine gewöhnliche Person war. Hätte sie geistige Ansprüche auf Beachtung besessen, so hätte sie schwerlich so vollständig aus der weimaraner Gesellschaft fallen können, wie es mit ihr in ihren letztern Jahren der Fall war."

Ueber die von H. Uhde herausgegebenen „Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors F. L. Schmidt" sagt dasselbe Blatt: „Die Autobiographie ist mit Geist geschrieben und besitzt einigen Werth als ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Bühne. Für den Laien ist sie jedoch zu lang. Einige der Hamburg betreffenden Einzelheiten sind von bedeutendem Localinteresse...."

Ueber „Kritik des philosophischen Pessimismus der neuesten Zeit" von G. P. Weygoldt heißt es ebendaselbst: „Weygoldt hat einen Preis dafür gewonnen, daß er den Pessimismus Schopenhauer's und E. von Hartmann's widerlegt hat (soll wol heißen: zu widerlegen versucht hat?). Seine Widerlegung ist nicht ganz so unterhaltend wie diejenige, welche Voltaire der rivalisirenden Lehre des Optimismus zutheil werden ließ, ist aber ohne Zweifel ebenso überzeugend. Die Frage ist hauptsächlich eine des Temperaments und könnte als solche in einigen Worten abgethan werden, wäre nicht die pessimistische Ansicht in den Werken sowol Schopenhauer's als auch seines Nachfolgers als das Corollarium aus einer Theorie des Weltalls dargeboten, mit welcher sie durchaus keinen unvermeidlichen Zusammenhang hat. Dr. Pangloß hätte Schopenhauer's Definition des Grundes der Erscheinungen als «Wille», oder Hartmann's als «das Unbewußte» ohne Benachtheiligung seiner Gegenbehauptung, daß die vorhandene die beste aller möglichen Welten sei, adoptiren können."

Ferner entnehmen wir demselben Blatte die folgenden kurzen Notizen: „Gideon Spicker hat in seinem «Kant, Hume und Berkeley u. s. w.» «mit den einfachsten Mitteln» ein Ergebniß erlangt, welches Kant «mit all seinem schweren Apparat» nicht einmal im Stande war zu behaupten. Wir wissen nicht, was Spicker's Vorstellung von einem verwickelten Vorgang sein mag; der einfache hat sich über 210 langweilige Seiten ausgedehnt."

„«Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit», herausgegeben von R. Dohme, verspricht eine der werthvollsten jener Art von Veröffentlichungen zu werden, zu der sie gehört, da die Illustrationen zahlreich und vortrefflich sind und der Text von einigen der bestbekannten unserer neuern deutschen Kunstkritiker und Forscher geliefert wird."

„Nichts als die gänzliche Abnahme des Interesses an der Politik scheint Gregor Samarow (dies Urtheil bezieht sich auf «Kreuz und Schwert», oder die vierte Abtheilung seines Werks «Um Scepter und Kronen») zum Schweigen bringen zu können, da sein Erfolg als Romanschreiber zur Genüge bewiesen hat, daß der Ruf, Staatsgeheimnisse zu besitzen, verbunden mit einer Neigung sie zu enthüllen, dazu hinreicht, den Mangel jeder Befähigung in der Kunst zu ersetzen. Es ist zweifelsohne ein ausgesuchter Genuß, in die Gesellschaft gekrönter Häupter und hervorragender Staatsmänner zugelassen zu werden und zu entdecken, daß ihre Unterhaltung eine Kleinigkeit hinter dem Durchschnitt derjenigen der gewöhnlichen Welt zurückbleibt. Der Titel des letzten Werks Samarow's zeigt eine Neigung, aus den gegenwärtigen religiösen Zwistigkeiten in Deutschland Kapital zu schlagen; er hat sich indessen bisjetzt noch nicht bis zu diesem Punkte hindurchgearbeitet. Das Interesse des vorliegenden Bandes besteht hauptsächlich in dessen vorgeblichen Enthüllungen der finanziellen Verlegenheiten des Exkönigs von Hannover nach seiner Abdankung; die künstlerischen Ansprüche dieses Bandes stehen demnach genau auf gleicher Höhe mit den stilistischen."

In „The Academy" vom 14. August bespricht F. Hüffer „Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts" von K. J. Schröer in sehr anerkennender Weise, protestirt aber gegen dessen Herabwürdigung Heinrich Heine's, die jetzt in manchen Kreisen beliebt zu sein scheint. Wenn Hüffer jedoch anzweifelt, ob das Lied „Wenn alle untreu werden" wirklich von Schenkendorf sei, so ist das bei einem, der über ein Buch zu Gericht sitzt, kaum verzeihlich, denn jede bessere Anthologie würde ihn belehrt haben, daß sowol bei dem ebengenannten Dichter wie bei Novalis, dem allein Hüffer es zuschreiben möchte, ein Lied mit diesen Worten beginnt.

Dem neuen Reisewerke: „Nach den Victoriafällen des Zambesi" von Eduard Mohr widmet das „Athenaeum" vom 14. August eine längere Besprechung, deren Schluß hier angeführt sein mag: „Mohr's Werk ist sowol belehrend als auch unterhaltend. Er ist ein Schriftsteller von großer Kraft; seine Schilderungen sind voller Leben und er stellt uns ein lebhaftes Bild der angeschauten Scenen und seiner Erlebnisse vor Augen. Als Geschichtenerzähler ist er unvergleichlich, und seine Schilderungen der Landschaft und der Naturerscheinungen sind voll von Poesie und zeugen von glühender Liebe zur Natur. Auch fehlt es seinem Werke nicht an wissenschaftlichem Werthe, denn er hat die Lage vieler Ortschaften sorgfältig festgestellt, und daß er den Geologen Hübner in den Stand gesetzt hat, Südafrika in seiner Gesellschaft zu besuchen, gibt ihm noch einen Anspruch mehr auf die Dankbarkeit des wissenschaftlichen Publikums. Die das Werk begleitenden Illustrationen lassen nichts zu wünschen übrig, nur die Karte hätte ausführlicher sein dürfen."

Bibliographie.

Beer, A., Phaeton. Tragödie. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. XVI; Die Chemie der Gegenwart von J. P. Cooke. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Grassmann, H., Wörterbuch zum Rig-Veda. Leipzig, Brockhaus. 8. 30 M.

Jung, A., Panacee und Theodicee. Illustrationen, Caricaturen der Gegenwart und Grundlinien einer neuen Weltanschauung. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Martensen, H., Socialismus und Christenthum. Ein Bruchstück aus der speciellen Ethik. Deutsche vom Verfasser autorisirte Ausgabe von A. Michelsen. Gotha, Besser. Gr. 8. 1 M.

— — Dasselbe. Aus dem Dänischen übersetzt von T. Jörgensen. Kiel, v. Wechmar. 8. 1 M.

Marx, K. F. H., Bemerkungen über inneres und äusseres Leben als Winke zur Einsicht und Vorsicht. Nebst einem Gespräche über die Stellung der Aerzte in der Gegenwart und Zukunft. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 M.

Die deutschen Mundarten im Liede. Sammlung deutscher Dialektgedichte. Nebst einem Anhang: Poetische Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Niemann, B., Grundriß der Philosophie. Ein philosophisches Handbuch. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Osseg, A., Der europäische Militarismus. Amberg, Habbel. Gr. 8. 3 M.

Quaßnigk, K. G., Campana bilinguis. Schiller's Lied von der Glocke deutsch und lateinisch. Cöslin, Schulz. 1871. Gr. 8. 60 Pf.

Rathlef, G., Das Verhältniss des livländischen Ordens zu den Landesbischöfen und zur Stadt Riga im 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Dorpat, Schnakenburg. Gr. 8. 3 M.

Rugo, A., Weimars Erinnerungen. 2te vermehrte Aufl. Zugleich als Festschrift zur Enthüllungsfeier des Karl-August-Denkmals am 3. September 1875. Weimar, Kühn. 8. 2 M. 50 Pf.

Schmeidler, W. F. C., Geschichte des Osmanischen Reiches im letzten Jahrzehnt. Nebst einigen Kapiteln aus der älteren Geschichte zum bessern Verständniß der Gegenwart. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 M.

Schmoller, G., Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft. Ein offenes Sendschreiben an Herrn Professor Dr. Heinrich v. Treitschke. 2te Aufl. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Söndermann, A., Preciosa, das Zigeunermädchen, oder: Kindesraub und Mutterliebe. Volks-Roman. 1ste u. 2te Lfg. Berlin, Große. Gr. 8. à 30 Pf.

Spielhagen, F., Liebe für Liebe. Schauspiel. Leipzig, Staackmann. Gr. 16. 3 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 28. October 1875.

Ein Dreiblatt deutscher Schriftsteller.

1. Fritz Reuter und seine Dichtungen. Von Otto Glagau. Neue, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit Illustrationen, Porträts und einer autographischen Beilage. Berlin, Grote. 1875. 8. 3 M.
2. Charles Sealsfield. Biographisch-literarisches Charakterbild. Von Leo Smolle. Wien, Alfred Hölder. 1875. Gr. 8. 1 M.
3. Heinrich Leopold Wagner, Goethe's Jugendgenosse. Nebst neuen Briefen und Gedichten von Wagner und Lenz. Von Erich Schmidt. Jena, E. Frommann. 1875. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wenn in gegenwärtigem Aufsatze drei deutsche Dichter gleichzeitig zum Gegenstande der Betrachtung gewählt werden, so soll damit nicht etwa auf eine versteckte innere Verwandtschaft derselben hingedeutet sein; eine solche dürfte wol nicht ohne Zwang nachgewiesen werden können. Der behäbige Kleinmaler deutschen pfahlbürgerlichen Stilllebens, der Schöpfer eines Zacharias Bräsig, der mit seinen Schilderungen am liebsten innerhalb der engen mecklenburgischen Grenzpfähle verweilt, dann wiederum der Dichter zweier Hemisphären, dessen Phantasie kühnen Fluges von Welttheil zu Welttheil eilt, endlich der Verfasser des bürgerlichen Trauerspiels „Die Kindesmörderin" — nicht auf der gleichen Basis der Welt- und Lebensanschauung hat man sie sich zu denken; ihr Innenleben hat kaum etwas Gemeinsames. Aber doch ist es die nämliche Sprache, in der jeder von ihnen dichtete und dachte; doch bilden alle drei an dem großen Wunderbaume der deutschen Literatur eine frische Blüte, mag diese nun an dem nämlichen Aste prangen oder nicht.

Den ersten unserer heutigen Helden, den wackern, kernhaft-deutschen Fritz Reuter, tragen wir wol alle im Herzen; wer, der unsere Literatur mit nur einiger Aufmerksamkeit verfolgt, wäre an dieser urwüchsigen frischen Erscheinung theilnahmlos vorübergegangen!

Vor etwa einem Jahrzehnt noch war das anders. Damals war der heute so volksthümliche Name des Dichters von „Ut mine Stromtid" u. s. w. relativ unbekannt, und das große Verdienst läßt sich Otto Glagau nicht abstreiten: daß sein 1865 über Reuter veröffentlichtes Buch zur Würdigung des in seiner ganzen Bedeutung erst jetzt allmählich voll erkannten Dichters außerordentlich viel beigetragen habe.

Jene erste Darstellung, auf wesentlich andern Grundlagen aufgebaut, von andern Voraussetzungen ausgehend, wenn auch im ganzen zu gleichem Ziele führend, hat der Verfasser nun erweitert, ergänzt, berichtigt und zeitgemäß verändert. So ist die neue Auflage von Otto Glagau's „Fritz Reuter" (Nr. 1) ein ganz neues Buch geworden, welches wir freundlich willkommen heißen und auch nach Ebert's und Wilbrandt's Arbeiten über den entschlafenen Dichter nichts weniger als überflüssig nennen.

Freilich — wir können keineswegs Ja sagen zu allem, was uns Herr Glagau vortragen zu müssen meint. Vor allen Dingen hätten wir das unerquickliche Vorwort hinweggewünscht, welches eine ebenso überflüssige wie unzarte oratio pro domo bringt. Mehr oder minder schroff verurtheilt hier Glagau seine Vorgänger; Ebert wie Wilbrandt müssen sich eine Kritik gefallen lassen, die einen starken Beigeschmack vom Brotneid hat. Und wozu dies? Unmöglich kann man doch annehmen, Herr Glagau sei zum Verfassen von Büchern über Fritz Reuter monopolisirt! Findet er nun Concurrenten, die denselben Stoff bearbeiten, so sind nur zwei Dinge möglich: entweder liefern diese Concurrenten bessere, oder sie liefern schlechtere Waare. Im ersten Falle wird all das Eigenlob, welches Herr Glagau seinem Producte — unter der Etikette: „es liege ihm ob, die Berechtigung seines Buchs nachzuweisen" — so reichlich spendet, wirkungslos verpuffen; im zweiten Falle wird das Gute sich schon von selbst Bahn brechen, ohne Marktschreierei: „Ich muß das Publikum in den Stand setzen, zwischen jenen Schriften" (wie er Ebert's und Wilbrandt's Arbeiten wegwerfend nennt) „und meinem Buche zu unterscheiden", sagt Herr Glagau; die Kritik hat darauf mit

einem ganz entschiedenen Nein zu antworten. Unmöglich kann der Autor Richter in eigener Sache sein; die Kritik entscheide: ihr, nur ihr kommt das Richteramt zu. Leider aber werden jetzt häufig Vorreden zu Büchern im Hinblick auf den traurigen Umstand geschrieben, daß es eine Sorte von Recensenten gibt, welche eben nichts lesen als das Vorwort und auf Grund, ja oft mit wörtlicher Benutzung desselben dann ihre „Kritik“ liefern. So wird auch diese zu einer Waare, wie leider schon so manches in der Literatur, der wahrlich mit einem Wettlauf zwischen Ebert, Wilbrandt und Glagau und den daraus sich ergebenden gehässigen Hieben und gegenseitigen Verunglimpfungen nicht gedient ist — mit Dingen, die in kleinem Maßstabe genau so unerquicklich sind, wie in größerm die Zänkereien über den Werth des Meyer'schen oder Pierer'schen Conversationslexikon. Nichts Trostloseres als solches Geplänkel! Man lasse doch das Gute still für sich wirken, wachsen, frommen: zuletzt wird es sich doch unfehlbar ganz von selbst herausstellen, welche literarische Erscheinung wirklich tüchtig sei, oder welche nur die Reclame künstlich groß gezogen habe. Die letztere bleibe Johann Hoff und Genossen als unveräußerliche Domäne. Das Gebiet der Literatur werde nicht durch sie entweiht!

Dies vorangeschickt, gehen wir weiter auf Otto Glagau's Buch über Fritz Reuter ein. Zunächst bleibt der Grundgedanke anzuerkennen, von dem die Verlagshandlung ausgegangen ist; sie beginnt nämlich damit eine Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller und hat sich die Aufgabe gestellt, dichterische, literarische und biographische Schriften in gut ausgestatteten Ausgaben zu einem mäßigen festen Preise zu bringen:

Die hohen deutschen Bücherpreise sind vielfach als Grund angegeben, daß im allgemeinen das deutsche Publikum sich noch nicht daran gewöhnt habe, hervorragende Erscheinungen sofort zu kaufen, vielmehr zu warten, bis irgendeine Gelegenheit, ein Cirkel oder gar (eine) Leihbibliothek die Lektüre derselben zufällig darbiete.

Diesem allerdings leider sehr wahr geschilderten Uebelstande nach Kräften abzuhelfen, hat sich die Grote'sche Buchhandlung planmäßig zum Ziel gesetzt, und man kann ihr nur besten Erfolg wünschen gegenüber der unwürdigen Einrichtung von Eselsbrücken, wie Leihbibliotheken u. s. w., bei deren Existenz nur die Sippe der handwerksmäßig Romane gleich Strümpfen strickenden männlichen oder weiblichen „Dichterinnen“, aber nimmermehr die Literatur ihre Rechnung findet.

Unstreitig ist Glagau's Werk ein guter Anfang der Sammlung. Wir erhalten ein klares, deutliches Bild von Fritz Reuter wie von dessen Dichtungen, wenn auch leider der Ton, in welchem der Biograph über seinen Helden spricht, oft eben den Mangel an Feinsinn und Takt verräth, welchen wir schon in dem handfesten Eigenlob der Vorrede so bedauerlich kennen lernten. Bekanntlich war Reuter ein Unglücklicher, der um seiner Schwäche willen, die ihn immer und immer wieder zur Flasche greifen ließ, unstreitig eher zu beklagen als zu verdammen ist. Wenigstens geziemt ersteres dem Biographen. Er soll entschuldigen, Gutes reden und alles zum Besten kehren; es ist sein Recht, ja bis zu einem gewissen Grade seine Pflicht, und wir verzeihen ihm Schonung gegen seinen Helden nicht nur, wir verlangen sie von ihm. Sehr schön und zart hat deshalb Wilbrandt Reuter's Fehler auf einen krankhaften Zustand zurückgeführt; seine Darstellung in diesem Punkte ist milde, schonend, taktvoll, wohlthuend.

Herr Glagau stellt die Dinge so nackt wie möglich dar. „Reuter's Schwäche“ — das ist sein Verdict — „war einfach ein Laster....“

„Suaviter in modo, fortiter in re!“ Das ist ein schöner Spruch, den Herr Glagau leider nicht begriffen hat. „Alles wissen, heißt alles verzeihen“ — dies nur kann der Gesichtspunkt sein, unter dem Reuter's Verirrung dargestellt werden darf. Niemand wird aus ihm einen Säulenheiligen gemacht wissen wollen, aber man kann ein ähnliches Bild auch mit feinem, liebevoll geführtem Pinsel herstellen. Bequemer freilich ist ja Tüncherarbeit, und weniger Künstlerschaft erfordert sie auch!

Grob zugehauen — so stellt sich auch das Urtheil dar, welches Glagau über Reuter's Werke fällt. Da sind Beiworte wie: „unreif“, „geschmacklos“, „unerträglich“, „verwässert“, „unhistorisch“, „von erschöpfter Kraft des Dichters zeugend“, „verfehlt“, „den fast in allen Dichtungen Reuter's zu Tage tretenden Mangel an Compositionsgabe enthüllend“, „ungewaschenes Zeug“ u. s. w. Dennoch sollen wir glauben, daß gegen den so Charakterisirten „die zeitgenössischen Poeten insgesammt (!) zurücktreten!“ Herr Glagau begreift nicht, wie schielend solche En-bloc-Urtheile sind. „Die zeitgenössischen Poeten“ — wer sind denn die? Franzosen, Engländer, Italiener eingeschlossen? Oder nur die Deutschen? Und wenn dies der Fall, wie kann man z. B. sagen: gegen Reuter trete etwa Auerbach, Spielhagen, Freytag, Gottschall, Laube, Gutzkow u. s. w. zurück? Was für ein Vergleich! Was für ein oberflächliches, kurz angebundenes Urtheil!

Solchen begegnen wir denn freilich häufig genug, und wenn wir uns trotz derselben zuletzt doch nicht ganz von dem Buche zurückgestoßen fühlen, so ist der Grund für unsere beständig rege bleibende Theilnahme in dem Umstande zu suchen, daß wir immerfort zwei Dinge fühlen, die bei der modernen Büchermacherei leider anfangen selten zu werden: erstens überall die selbständige, originale Forschung, das Aufsuchen der Quellen, die unverdrossene Mühe, und dann die unentwegte Liebe des Biographen zu seinem Gegenstande. Sie mag sich manchmal in den Mitteln der Darstellung vergreifen; die Farben zu dem Bilde mögen manchmal grell gemischt, mögen dick aufgetragen erscheinen: immer bleibt die volle, rückhaltlose Hingabe Glagau's an Reuter anzuerkennen. Trotz mancher Schwächen, die wir nicht verschweigen zu dürfen glaubten, ist Ernst, Mark, Kern und Tüchtigkeit in der Arbeit. Sie verdient unzweifelhaft Beachtung; möchte sie ihr zutheil werden!

Zuletzt können wir nicht umhin, an die Besprechung des Werks eine juristische Frage zu knüpfen, welche sich bei dem Durchlesen desselben häufig genug hervordrängen mußte.

Otto Glagau bedient sich mit Recht des Vortheils, welcher für jeden Biographen entspringt, wenn ihm recht viele Briefe seines Helden zu Gebote stehen. „Briefe“, sagt Goethe so treffend, „sind und bleiben das wichtigste Denkmal, welches der einzelne Mensch hinterlassen kann.“

Es bedarf keiner nähern Ausführung, welches ungeheuer wichtige Hülfsmittel der Forschung entzogen werden würde, wollte plötzlich irgendein Machtspruch decretiren: „Die Veröffentlichung von Briefen hat, wo nicht ganz aufzuhören, so doch den beengendsten Einschränkungen zu unterliegen.“

Und doch hat vor kurzem jemand einen so ungeheuerlichen Machtspruch kurzer Hand gethan. Seltsam genug ging dies Machtwort durch die gesammte deutsche Tagespresse, ohne daß die ersichtlich blos mit der Papierschere arbeitenden Zeitungsredactionen auch nur ein „?“ hinzugeschrieben hätten, obwol täglich weit unwichtigere Dinge mit viel größerer Breite behandelt werden.

Etwa im März 1875 erließ nämlich der Hofbuchhändler Hinstorff in Wismar, Verleger der Schriften Fritz Reuter's, nachstehende „freundliche Bitte“:

Von Frau Doctor Reuter in Eisenach bin auch ich beauftragt, vorhandene Briefe ihres verstorbenen Gatten, Dr. Fritz Reuter, in Empfang zu nehmen. Um gütige Zusendung bittend, sichere ich gewissenhafte Rückgabe zu. Gleichzeitig erlaube ich mir darauf aufmerksam zu machen, daß es erstlich im Plane der Frau Dr. Reuter liegt, in einem weitern Band der „Nachgelassenen Schriften“ Reuter's unter anderm auch eine Auswahl aus dessen nachgelassenen Briefen zu geben, und daß ferner nur der Frau Dr. Reuter, nach dem Reichsgesetz vom 11. Juni 1870, das Urheberrecht, betreffend die Vervielfältigung und Veröffentlichung der Briefe durch den Druck, zusteht.

Dieser letzte, durch gesperrte Schrift hervorgehobene Passus, nach welchem Privatbriefe als „Schriftwerke“ und als unter das Urhebergesetz vom 11. Juni 1870 fallend angesehen werden sollen, erschien dem Unterzeichneten so horrend, daß er sich mit der Bitte an das Reichskanzleramt zu Berlin gewendet hat: „ob nicht durch eine authentische Interpretation Genaues darüber zu erfahren sei, inwieweit jene Hinstorff'sche Bekanntmachung den thatsächlichen Verhältnissen als wirklich entsprechend anzusehen, beziehungsweise ob es denkbar sei, daß der Begriff des «Schriftwerks» oder «Schriftstücks», wie ihn jenes Gesetz feststellt, auch auf Privatbriefe Anwendung finde?“

Bemerkt wurde in der Frage noch: daß die Hinstorff'sche Auffassung, wenn begründet, ohne weiteres den deutschen Biographen, den Herausgeber von Denkwürdigkeiten, Briefsammlungen u. s. w., den Memoirenschreiber, der etwa seiner Arbeit ein Privatschreiben eines noch nicht 30 Jahre Todten beifüge, den unsinnigsten Chicanen aussetzen, ja dahin führen könnte, daß der gesammten deutschen Geschicht- und Lebensgeschichtschreibung gleichsam die Adern unterbunden würden.

Bisher galt denn auch die vernünftige Praxis, wonach ein Brief nicht als „Schriftwerk“ eines „Autors“ aufgefaßt werden könne (sonst wäre ja ganz Deutschland „Autor“!); man nahm vielmehr an, daß ein Brief von dem Augenblicke an, da ihn der Empfänger erhalten habe, dessen Eigenthum sei. Daher ja auch die vielfach angewandte Vorsicht, bei Todesfällen Briefe zurückfordern zu lassen; oder die Bitte, selbige zu verbrennen. Der mit Briefen leider oft getriebene Misbrauch kann nichts beweisen; gegen Taktlosigkeiten gibt es eben keinen Schutz. Strafe bleibt die allgemeine Verachtung, die jeden Taktlosen trifft.

Aber mit dem Schuldigen auch den Unschuldigen leiden zu lassen, kann unmöglich in der Absicht der Gesetzgebung gelegen haben. Ueber die großen Mängel und Lücken des Urhebergesetzes täuscht sich wol niemand; noch ist in trauriger Erinnerung, wie der Abgeordnete Braun durch seine Erörterungen Verhandlungen schädigte, für welche ohnehin nicht allzu viel Verständniß im Reichstage und wenig Sympathie bei den Bundesrathsmitgliedern vorhanden war; man weiß ja, wie selbst ein so hervorragender Staatsmann, als Bismarck, über das „Federvieh“ gesprochen hat.

Hätte aber Herr Hinstorff mit seiner — dem Schreiber dieses abenteuerlich erscheinenden — Auffassung recht, so wäre hier eine Lücke in dem Urhebergesetze, die nicht schnell genug zu stopfen sein dürfte. Wie das Reichskanzleramt urtheilt, erhellt aus folgendem Antwortschreiben desselben:

Ew. Wohlgeboren erwidert das Reichskanzleramt auf die gefällige Zuschrift vom 20. d. M. ergebenst, daß die Entscheidung der Frage, ob unter den im §. 1 des Gesetzes vom 11. Juni 1870 (Bundesgesetzblatt, S. 339) erwähnten Schriftwerken auch Privatbriefe zu verstehen sind, nach §. 11 fg. a. a. O. zur Competenz der ordentlichen Gerichte gehört.

Dieser citirte Paragraph handelt „von der Entscheidung über den Entschädigungsanspruch, Verhängung der im gegenwärtigen Gesetz angedrohten Strafen“ u. s. w.

Vorläufig läßt die mitgetheilte Antwort freilich alles im Statusquo. Ein competenter Jurist, dem der Unterzeichnete den Fall vorlegte, bemerkte sehr richtig:

Die angegangene Behörde ist nicht zur Interpretation von Gesetzen befugt und konnte daher, wenn sie nicht den Frager einfach abweisen wollte, gar nicht anders antworten als: „Falls Ihr die Sache für controvers haltet (das Reichskanzleramt sagt nicht, daß es auch dieser Ansicht sei) und sie zum Austrag gebracht haben wollt, so bin nicht ich, sondern es sind die Gerichte competent.“

Zur Sache selbst spricht jener Rechtskundige seine persönliche Meinung dahin aus: „daß der Abdruck von Briefen, falls nur der Empfänger oder dessen Rechtsnachfolger ihn gestattet, von dem Schreiber oder dessen Rechtsnachfolger in keiner Weise verfolgt werden kann.“

Sonach müßte Herr Hinstorff immerhin erst vor dem Richter erstreiten: ob seine Auffassung des §. 1 des Urhebergesetzes in der That die haltbare sei. Die hier in Frage kommende rechtliche Seite der Sache ist zweifelsohne ebenso wichtig wie interessant, und gern möchten wir den Blick kundiger Männer auf die Angelegenheit gerichtet, diese selbst aber für und wider öffentlich verhandelt sehen. Eine solche Discussion würde die Anschauungen läutern und klären, müßte daher nicht nur jedem Schriftsteller, sondern auch jedem Juristen willkommen sein. Alsdann bliebe immer noch die Procedur, daß jemand versuchsweise wirklich, gleichviel ob einen Fritz Reuter'schen oder einen andern auf den Fall passenden Brief abdruckte und ein dritter dann die Klage anhängig machte. So lange der Fall nicht in concreto verhandelt worden und ein Präcedens geschaffen ist, steht der Hinstorff'schen Meinung die unsrige als mindestens gleichberechtigt gegenüber.

Dies zu sagen, gab Glagau's Biographie von Fritz Reuter, welche so viele Briefe dieses Dichters bringt, willkommenen Anlaß.

Wir kehren nunmehr zu unserer Aufgabe zurück und betrachten jetzt „Charles Sealsfield“ von Leo Smolle (Nr. 2). Schon in Aeußerlichkeiten minder anspruchsvoll als die Biographie Fritz Reuter's tritt jene Sealsfield-Postl's auf. Der Verfasser will nur ein kurzes biographisch-literarisches Charakterbild geben, und das ist ihm trefflich geglückt, wenn auch nicht ganz zu verkennen ist, daß die wesentlichen Eigenschaften eines Bildes, nämlich Licht und Schatten, hier und da etwas minder ungleich hätten vertheilt sein dürfen. Das Bild würde dadurch an Leben und Eindringlichkeit gewonnen haben. Doch auch so ist die Gabe Smolle's in höchstem Grade anerkennenswerth; ja man muß ihr ein desto wärmeres Lob zollen, je mehr man einräumen muß, wie schwierig die Aufgabe war, zu welcher Vorarbeiten von Bedeutung kaum existirten.

Sealsfield's äußerer Lebensgang ist an sich schon ein Roman. Geboren am 3. März 1793 zu Poppitz in Mähren als Sohn des gestrengen, im Haus und in der Gemeinde gleich gefürchteten Ortsrichters Anton Postl, ward er Priester (Secretär des Kreuzherrenordens), entfloh aber im April 1823 aus dem Kloster zu Prag und ging in die weite Welt. Den Vaternamen Postl ablegend, behielt er nur seinen Vornamen bei; als „Charles Sealsfield“ wandte er sich nach Amerika, welches er nach allen Richtungen durchstreifte, und lebte später abwechselnd in Paris, London und der Schweiz, wo er zuletzt am Fuße des Weißensteins unweit Solothurn in dem von ihm gekauften Bauerhause „Unter den Tannen“ sich dauernd niederließ. Dort ist er auch am 26. Mai 1864, 71 Jahre alt, gestorben.

Mit Recht nennt Smolle die Umwandlung Karl Postl's, des Kindes von poppitzer Bauern, in Charles Sealsfield, den von zwei Hemisphären bewunderten Meister des sogenannten exotischen Romans, „eine Metamorphose, gegen die Ovid's Götterverwandlungen mythologische Spielerei sind“. Und nun folgt die eingehende Beantwortung der Frage: Wie ging jene Wandlung vor sich, die den Sohn des poppitzer Landmanns über den Ocean führte und ihn zum Plantagenbesitzer in Louisiana machte?

Unzweifelhaft war es der Widerwille gegen den Priesterstand, der Sealsfield auf- und davontrieb. Wenn Karl Postl, als er selbst noch Priester war, seinen Bruder Joseph, der ihm eröffnet: auch er wolle Geistlicher werden, beim Arme ergreift und mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Worte herausstößt: „Ehe ich das zuließe, könnte ich alles gegen dich thun!“ — wenn noch in den letzten Jahren seines Lebens Charles Sealsfield nach Smolle's Bericht bei dem Zusammenklange der Kirchenglocken von all den vielen Klöstern und Kapellen des „böotischen Kapuzinernestes Solothurn“ (wie der Vielgewanderte die selbstgewählte Heimat nannte) das Gesicht in finstere Falten legte, während er „scheuen Schrittes an den katholischen Priestern vorübereilte, mit denen ihn sein Weg hier und da zusammenführte“ — dann kann wol kein Zweifel über die Motive seiner Flucht aus dem Kloster aufkommen. In der That erscheinen diese Motive jedem Unbefangenen auch dann stark genug, wenn man erwägt, daß 1823 noch nicht von der unbefleckten Empfängniß Mariä und von der Unfehlbarkeit des Papstes die Rede war; es regte sich eben in Postl's Brust der Flügelschlag einer freien Seele.

Frei, unabhängig — das ist er geblieben, bis der Tod sein Auge schloß. Noch auf seinem Grabsteine nennt er sich stolz-bescheiden: „Bürger von Nordamerika“. Weder die Fesseln der Ehe noch diejenigen der Familienbande hat er sich jemals auferlegt; er starb unvermählt, für die Seinigen verschollen, einsam als alleinstehender Junggesell. Den Druck jener Fesseln fürchtend, hat er auch nie die Süßigkeiten von Familienbanden kennen lernen; in seiner Anschauung wurden diese von jenem bei weitem überwogen.

Entschädigt ward er — wenn es für den Mangel an theilnehmenden blutsverwandten Herzen eine Entschädigung gibt — durch den Ruhm seines Namens, den jedes seiner Werke erhöhte: seine hervorragendsten Arbeiten, ausgezeichnet durch glänzende Farbengebung, genialen Wurf der Darstellung und kosmopolitisch umfassenden Weltblick, erfahren von Smolle die eingehendste, liebevollste Würdigung: so namentlich „Der Legitime und die Republikaner“ (1833), „Der Virey und die Aristokraten“ (1835), „Transatlantische Reiseskizzen“, „Lebensbilder aus beiden Hemisphären“, das berühmte „Kajütenbuch“ (1841) u. s. w. Noch 1874 veröffentlichte Alfred Meißner bei E. Günther in Leipzig eine nachgelassene Erzählung von Charles Sealsfield: „Die Grabesschuld“; leider die einzige, welche erhalten blieb. Seinen gesammten übrigen Manuscriptenschatz hat Sealsfield den Flammen geopfert. Eine uns erhalten gebliebene Selbstkritik des Dichters lautet:

> Sie fragen, in welche Klasse der Romane die meinigen gehören, und würden sie in die der ethnographischen setzen. Ich muß erwidern, daß sie eben in keine der bestehenden Klassen gezählt werden können, sondern eine eigene Gattung bilden, und zwar die Gattung, die sich Volksroman nennen möchte; den Roman, in dem die Sitten, der Charakter eines Volks vorzugsweise den Stoff der Bearbeitung bilden.

Wohl ist dies ein von richtiger Selbsterkenntniß zeugendes Urtheil, und wenn wir fragen, wie es denn kommt, daß Sealsfield's Romane eigentlich heute wenig mehr gelesen werden, so hat Smolle eine sehr richtige Antwort dafür, wenn er darlegt, wie jene Werke sehr häufig „an Compositionsmängeln oft der schlimmsten Art“ leiden:

> ... eine auffallende Ungleichheit der Ausführung tritt störend zu Tage; der Faden der Erzählung wird oft gewaltsam abgebrochen, oder gewaltsam entzweigeschnitten; Personen treten in den Hintergrund und verschwinden sogar gänzlich, denen das Hauptinteresse des Lesers vom Anfange an sich zuwenden müßte, kurz, die Gesetze epischer Darstellung werden oft umgangen.

Also wiederum und wiederum die Nichtachtung der Form, der künstlerischen Gestaltung, an der selbst ein so großes Talent wie dasjenige Sealsfield's seine Klippen findet! Wie manche schöne Kraft ist nicht von jeher resultatlos verpufft, ja verpufft noch heute ohne entsprechende Wirkung, einzig und allein weil wir Deutschen uns so schwer haben gewöhnen können, in der Literatur auch der künstlerischen Form die ihr ganz unstreitig in hohem Grade zukommende Berücksichtigung angedeihen zu lassen! Sie ist ganz unerlaßlich, diese Berücksichtigung, und ihr thörichtes Misachten rächt sich früher oder später auf die bitterste Weise.

Wohl ist es beklagenswerth, wenn Smolle einräumen muß: „daß Sealsfield schon ganz vergessen ist; daß Oesterreichs größter Romancier zu den Verschollenen gehört“ — er, von dem sein Biograph dann wiederum sagen muß:

Wie eine riesige Sykomore des amerikanischen Urwaldes überragt Sealsfield den niedrigen Waldwuchs der übrigen Schriftsteller, die in seine Fußstapfen treten. Wie viel des Erhebendsten, des Großartigen, des Schönen ist in seinen Werken, wie wirkt die Lektüre derselben immer so erfrischend, wohlthuend, im höchsten Grade anregend! Er ist kein Dichter für das Tischchen eines Damenboudoirs, kein Poet für einen Theecirkel; es ist etwas männlich Herzhaftes, Gemüth und Geist Aufrichtendes in seinen Schriften. In einsamer Stunde und mit ernster Sammlung wollen sie gelesen, reiflich und ernstlich überdacht sein, aber dafür haften auch die Eindrücke tief und dauernd, die sie auf jeden empfänglichen Leser ausüben. Niemand, der sich einmal in Sealsfield's Schriften vertieft hat, der seine eminent psychologischen Charakterschilderungen, seine scharfe Reflexionsgabe, sein hervorstechendes coloristisches Talent kennen und bewundern gelernt, vergißt die Scenen und Situationen so leicht, die er miterlebt, mitgeschaut, kann die Bilder üppigster Naturpracht aus seiner Phantasie weglöschen, die der Dichter vor sein geistiges Auge gezaubert.

Aber „alle Schuld rächt sich auf Erden", auch diejenige, welche ein geniales Schriftstellertalent auf sich ladet, indem es sich in souveräner Willkür über alle Form hinwegsetzt. Allemal wahr bleibt, was Goethe sagt:

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Dieses Gesetz, auch die „Stürmer und Dränger" haben es, mehr als billig, misachtet. Auf sie werfen wir heute den letzten Blick; hat doch einer unter ihnen, Heinrich Leopold Wagner, jüngst das Glück gehabt, in Erich Schmidt (Nr. 3) einen Biographen zu finden, der die einzelnen Züge des uns von diesem Jugendgenossen Goethe's überlieferten Bildes zu einem überaus anziehenden Gesammtgemälde reizvoll zu vereinigen gewußt hat!

Die Dichter des Sturmes und Dranges erkoren sich, von Shakspeare hingerissen, das Drama. Goethe ist der Führer dieser literarischen Revolutionäre, deren Andenken vor seinem Ruhme schnell verblich. . . . Gleiche Ziele führten diese Dramatiker auf gleiche Wege und liehen ihren Schöpfungen ein ähnliches Gepräge, welches oft zu Verwechselungen Anlaß gab.

Mit den letzten Worten ist auf einen Umstand hingedeutet, der einen Kernpunkt in Schmidt's Darstellung bildet; er nimmt nämlich Wagner kraftvoll und geschickt in Schutz gegen den ihm von Goethe (in „Wahrheit und Dichtung") gemachten Vorwurf des Plagiats: der Dichter des „Faust" bezichtigte seinen Jugendgenossen, dieser habe Motive aus der genannten Tragödie benutzt, um „Die Kindesmörderin" daraus aufzubauen.

Bei diesem Werke, dem bekanntesten und wichtigsten Wagner's, verweilt Erich Schmidt, wie billig, am längsten. Die Entstehung des Stücks wird eingehend dargelegt, und es ist Schmidt's Vorzug, daß er uns nicht blos eine äußere, sondern auch — wie von dem Verfasser der Schrift „Richardson, Rousseau und Goethe" nicht anders zu erwarten war — eine innere Geschichte jenes Dramas gibt. Ein Mensch sowenig wie eine menschliche Schöpfung, die Geistesthat eines Schriftstellers, Künstlers oder Staatsmannes, ist ja etwas Einzelnes, Abgerissenes, welches etwa gleichsam in der Luft schwebte. Sehr oft liegt vielmehr das Geheimniß eines Erfolgs darin, daß das rechte Wort zur rechten Zeit gesprochen, daß für die Stimmung der Gesammtheit von einem einzelnen der adäquate Ausdruck gefunden und in glücklicher Stunde zu Tage gebracht wurde, sodaß seine Wirkung die eines Funkens war, der in ein Pulverfaß fällt. Natürlich ist (wo es sich nicht etwa um ganz gewaltige, großartige Schöpfungen menschlicher Geisteskraft handelt, deren Spuren nicht in Aeonen untergehen) die Aufgabe für den Nachgeboreuen ungemein schwer: den Ursprung dieser oder jener „Idee" nachzuweisen; die verborgenen Fäden aufzudecken, welche ein einzelnes Geisteswerk mit den gleichzeitig die Mitlebenden erfüllenden Interessen verknüpfte; zu zeigen, wie irgendeine köstliche Frucht vom Baume der Kunst oder Literatur allmählich ansetzen und reifen konnte. Mit seltenem Feinsinn weiß gerade Erich Schmidt — er hat dies wiederholt bewiesen, und fast scheint hier ein Schwerpunkt seiner individuellen Begabung zu liegen — uns vor Augen zu stellen, wie gewisse Literaturerscheinungen mit vorgängigen dichterischen Erzeugnissen durch „klammernde Organe" verschlungen und verwoben sind; Bezüge zwischen verschiedenen, zeitlich und räumlich getrennten Werken klar zu legen; zu zeigen, woher ein Dichter seine Anregungen nahm, was seine Phantasie befruchtete, seinen Geist beflügelte.

Fast möchte man, schiene das Bild nicht gar zu hinkend, in gewissem Sinne von einer Conjectural-Literaturgeschichtschreibung sprechen, wäre nicht auf das allerentschiedenste und bestimmteste hervorzuheben, wie außerordentlich geschickt und glücklich Schmidt die Klippe vermeidet, mit haltlosen Vermuthungen bei der Hand zu sein. Bekanntlich besitzt gerade die Goethe-Literatur einen Commentator, der seine Verdienste beständig dadurch schmälert, daß er auf jeder Seite seiner Werke erörtert: wie dieser oder jener Umstand sich verhalten haben dürfte; wie dies oder das gewesen sein könnte, möchte oder sollte. Dergleichen ist nicht nur als völlig werthlos an sich zu bezeichnen, sondern nur zu oft haben hinterher gekommene quellenmäßige Aufschlüsse die Nichtigkeit solcher Conjecturen ergeben.

Ganz anders Erich Schmidt. Auf festem Grunde der Thatsachen fußend, nie sich in das Wolkenkukuksheim gewagter Hypothesen verlierend, besitzt er in einer umfassenden Belesenheit einen sichern Stecken und Stab; dazu kommt ein angeborener Geschmack, die glückliche Gabe der Feinfühligkeit und Zartheit, endlich eine bemerkenswerthe Sicherheit in Beherrschung der Form. Mit diesen Requisiten gelingt es ihm, ebenso originell zu bleiben, wie eindrucksvoll und überzeugend zu sein. Mit plattern Worten: seine Ausführungen sind niemals langweilig (im Gegentheil, fast dramatisch spannend!); wenn man sie aber gelesen hat, findet man sie ganz natürlich und räumt ein, wie sie so ungezwungen seien, daß man sich nur wundern könne, das alles erst jetzt gesagt, erst jetzt erörtert zu finden.

Diese allgemeine Charakteristik von Erich Schmidt's schriftstellerischer Wesenheit, wie sie dem Literaturfreunde sich bisjetzt darstellt, zu geben, schien in dem vorliegenden, speciellen Falle richtiger, als dem Leser auseinanderzusetzen, aus welchen einzelnen Theilen das neue Buch des würzburger Privatdocenten bestehe. Abgesehen davon, daß Schmidt's in sich festgefügte und geschlossene Compositionen durch Analyse, will diese nicht so umfangreich werden wie das ganze Buch, nur schwer zu erschöpfen sind, so ist auch letzteres für einen sehr geringen Preis jedermann zugänglich. Mit Vergnügen wird man ein dürftiges

Gerippe von zum Theil höchst unzuverlässigen Zahlen und Daten, wie sie bisher über Wagner einzig und allein vorlagen, berichtigt, ergänzt und sozusagen mit Fleisch rund umkleidet finden; daß diese Arbeit keine Spielerei gewesen, weiß jedermann, der ähnlichen Aufgaben einmal nahe getreten ist. Der Abschnitt über „Wagner's Leben" bietet in dieser Hinsicht Dankenswerthes, noch mehr aber die eingehende, mühselige Untersuchung und Abwägung des Für und Wider in Bezug auf Wagner's Todestag. Schmidt kommt zu dem Resultate, daß der 4. März 1779 das einzig richtige Datum sei.

Von Wagner's Schriften werden neben der „Kindesmörderin" noch verschiedene Gedichte und andere minder wichtige Kleinigkeiten, sodann die „Briefe über die Seyler'sche Schauspielergesellschaft", endlich die Farce „Prometheus, der Galion und seine Recensenten" eingehend gewürdigt. Verschiedene bisher ungedruckte Briefe Wagner's von geringerm oder größerm Interesse sind beigegeben worden; in den Anmerkungen findet sich ein Schatz von wichtigen, im höchsten Grade dankenswerthen Fingerzeigen und Nachweisen niedergelegt. Dadurch, daß der Text mit denselben nicht beschwert wurde, ist die leichtere Lesbarkeit der kleinen Studie erhöht, ohne daß die wissenschaftliche Gründlichkeit zu Schaden gekommen wäre, sodaß also neben dem Fachmann, der ohnehin an Schmidt's trefflicher Arbeit nicht achtlos wird vorübergehen dürfen, ganz besonders auch der Laie, dem es Vergnügen macht, sich über den merkwürdigen Gesellen, der Goethe's Jugendgenosse war, genauer zu unterrichten, hier eine im edelsten Sinne des Wortes unterhaltende und anregende Lektüre findet.

Hermann Uhde.

Neue Schriften zur Geschichte des Zeitalters der Reformation.*)

1. Geschichte der auswärtigen Politik und Diplomatie im Reformationszeitalter 1485—1556 von Karl Fischer. Gotha, F. A. Perthes. 1874. Gr. 8. 4 M.
2. Wien im Zeitalter der Reformation von Moritz Smets. Preßburg, Heckenast. 1875. Gr. 8. 4 M.
3. Philipp II., König von Spanien von Reinhold Baumstark. Freiburg i. Br., Herder. 1875. 8. 2 M.
4. Jakob III., Markgraf zu Baden und Hochberg, der erste regierende Convertit in Deutschland von Arthur Kleinschmidt. Frankfurt a. M., Winter. 1875. Gr. 8. 3 M.
5. Geschichte der deutschen Union von den Vorbereitungen des Bundes bis zum Tode Kaiser Rudolf's II. (1598—1612) von Moritz Ritter. Zweiter Band. Schaffhausen, Baader. 1873. Gr. 8. 5 M.
6. Aus dem Kalender-Tagebuche des Wittenberger Magisters und Marburger Professors Victorin Schönfeld 1545—63. Ein Beitrag zur Universitäts- und Culturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Von Reinhold Bechstein. Zweite Ausgabe. Rostock, Stiller. 1875. Gr. 4. 1 M. 40 Pf.

Die ebenaufgeführten Schriften sind nicht blos wegen der innern stofflichen Zusammengehörigkeit in den Grenzen einer allerdings nicht engbeschränkten, aber doch von sehr ausgeprägtem einheitlichem Charakter erfüllten Periode der neuern Geschichte miteinander hier verbunden worden. Es hat uns auch ein formeller Beweggrund dazu geführt. Sie sind alle zusammen für einen größern Leserkreis berechnet, ohne daß sie alle unter den Begriff populär-wissenschaftlicher Darstellungen fielen, wozu nur einige von ihnen gerechnet werden dürfen. Aber sogar ein auf so selbständiger, strenggelehrter Basis, fast durchgängig auf urkundlichem Quellenmaterial vorzüglicher Art ruhendes Werk wie die „Geschichte der Union" von M. Ritter versteht es, sich den immer deutlicher vernehmbaren Forderungen unserer deutschen Gegenwart an eine wirkliche Geschichtschreibung zu fügen und sie aufs befriedigendste zu erfüllen. Wir werden noch unten Gelegenheit haben, dies Buch eingehender zu berühren, und begnügen uns daher hier mit dieser vorläufigen Andeutung.

Wenn irgendeine Periode der allgemeinen Geschichte, soweit sie für die Entwickelung unsers eigenen Volks lehrreich, oder für die eigene nationale Geschichte bedeutsam ist, einer solchen echten Popularisirung besonders bedürftig und würdig genannt werden darf, so ist es diejenige, in deren verschiedenste Richtungen und Schwingungen wir durch jene stattliche Reihe von Novitäten versetzt werden. Man hat neuestens die Frage aufgeworfen, ob denn das Reformationszeitalter und sein Gegenstück, das Zeitalter der Gegenreformation, das man am füglichsten mit dem Westfälischen Frieden schließt, wirklich ein integrirender Bestandtheil der neuen, unserer eigenen lebendigen Geschichte sei. Die Frage ist, wie alle ähnlichen, eigentlich eine bloße Schulfrage und folglich nicht werth, daß ein mit ernstern und gehaltvollern Dingen beschäftigtes Denken Zeit und Mühe an sie verschwende. Aber da sie einmal aufgeworfen und nach jetziger Mode mit keckem Dogmatismus negativ entschieden worden ist, so wollen auch wir ihrer Beantwortung nicht aus dem Wege gehen. Es bedürfte eigentlich dazu nichts weiter als einer Berufung auf die hier vorliegenden Geschichtswerke. Jeder, der sie mit Verständniß liest, wird, ganz unabhängig von dem Urtheil, das er über ihr technisches Verdienst fällt, sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß er in derselben Atmosphäre von Ideen und Problemen sich befindet, die ihn noch heute umgibt, die heute noch stärker auf ihn wirkt und sich ihm fühlbarer macht als etwa auf seine Vorfahren vor 50 oder gar 100 Jahren. Denn damals konnte es einem oberflächlichen Blicke scheinen, als wenn der europäischen Menschheit oder, was uns allein angeht, unserm deutschen Volke, neue Aufgaben gestellt wären, die mit denen des Reformations- und Reactionszeitalters nur durch die natürliche pragmatische Verkettung der Geschichte verbunden, aber doch keineswegs unmittelbar dieselben seien. Insofern hätte man damals jene Vergangenheit als eine in sich abgeschlossene und darum auch unserm eigensten Leben der Gegenwart entrückte bezeichnen dürfen.

Heute aber steht es so, daß selbst das stumpfeste Auge und der bequemlichste Optimismus sich der Einsicht nicht mehr verschließen kann, wie jene Fragen, die das Refor-

*) Diese Kritik sowie noch einige in unsern Händen befindliche müssen jetzt nach dem Tode Heinrich Rückert's als Reliquien aus dem Nachlasse unsers wackern Mitarbeiters gelten. D. Red.

mationszeitalter zu lösen versuchte und doch nicht vermochte, zu einer endgültigen Lösung reif sind. Unsere Gegenwart knüpft in den praktischsten oder realsten Beziehungen des Moments auf diese Art viel merklicher an jene weiter zurückliegenden Jahrhunderte, das 16. und 17., als an das näherliegende 18. Jahrhundert an. Dies ist uns für den Augenblick objective Geschichte geworden, gewiß nicht um für immer es zu bleiben, denn wir hoffen zu Ehren der Vernunft und der höchsten Culturinteressen der Menschheit, daß auch wieder eine Zeit kommen werde, wo dieselbe jene im schönsten Sinne ideale Arbeit des Jahrhunderts der Aufklärung wieder aufzunehmen innerlich berechtigt sein wird. Heute wäre sie nicht dazu geschaffen, denn der Kampf auf Leben und Tod, den der moderne Staatsbegriff für die Existenz unsers Volks als einer Nation beinahe widerwillig und jedenfalls zuerst ohne rechtes Verständniß für die ungeheuern Dimensionen desselben aufgenommen hat, erfordert andere Charaktere und eine andere Richtung der Geister als die um so vieles zartern und feinern, aber auch schwächlichern Probleme des 18. Jahrhunderts. Mag man diesen Kampf immerhin „Culturkampf" nennen, nur vergesse man nicht, daß in einem Kampfe, den man mit einem solchen Gegner wie die römische Kirche oder das Princip des Romanismus als Todfeind unserer Nationalität zu kämpfen hat, zunächst sehr viel von dem, was man Cultur zu nennen pflegt, auf den Schlachtfeldern zerstampft werden muß. Daß dereinst die Cultur Gewinn davon ziehen wird, richtiger, daß der Bestand aller wahren Cultur, der doch, wie es scheint, seit dem Eintritt unsers Volks in die Geschichte an die Existenz dieses unsers Volks gebunden ist, von dem vollständigen Siege des Deutschen Princips über den Romanismus abhängt, ändert an dem eben Gesagten nichts.

Wäre das alles nur dazu da, um eine nach unserer Auffassung falsche Ansicht der geschichtlichen Systematik zu widerlegen, um zu beweisen, daß das 16. und 17. Jahrhundert, Reformation und Gegenreformation, wirklich der neuern Geschichte angehören, so wären schon der Worte zu viel an eine relativ werthlose Sache verschwendet. Aber wir haben uns bemüht, damit zugleich den eigentlichen Schlüssel zu bieten für das Verständniß und die innerliche Einheit jener verschiedenen Einzelbilder, zu denen uns jedes der zu betrachtenden Werke führt. Wir wollten unsere Leser darauf hinweisen, daß sie es hier mit einer in jedem Sinne für jeden von uns lebendigen Vergangenheit zu thun haben, mit einer Vergangenheit, die sich durch ihre äußere Draperie und Inscenirung genugsam von der Gegenwart abhebt und doch, weil in ihr dasselbe Blut pulsirt, vollständig zu ihrem Leben gehört.

Es gibt für den, der den Beruf des Geschichtschreibers für die Bildung seiner Nation recht erfaßt hat, unstreitig keine dankbarere Sphäre als diese. Wenn Lessing nur den als wahren Geschichtschreiber gelten lassen wollte, der die Geschichte seiner eigenen Zeit zu schreiben verstehe, so wird heute niemand mehr diesen Satz unbedingt gelten lassen. Und doch meint er im Wesen dasselbe, was die theoretische Speculation über den Begriff der Geschichtschreibung, über das innere Verhältniß des geschichtlichen Materials zu dem nationalen Leserkreise als unanfechtbare Wahrheit ergibt. Eine Geschichte der eigenen Zeit zu schreiben, hätte in Lessing's Tagen wol noch einer unternehmen können, der nach den damaligen Anforderungen für einen wissenschaftlich genügend ausgerüsteten Historiker gelten durfte. Heute weiß jeder, der in ähnlicher Art auf der Durchschnittshöhe der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit unserer modern-historischen Fachbildung steht, daß es eine Unmöglichkeit ist. Die wissenschaftlichen Voraussetzungen an die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des geschichtlichen Quellenmaterials sind seit Ranke durchaus andere geworden, und weil diese Anforderungen, von denen nichts abgelassen werden kann, sondern die sich naturgemäß immer noch verschärfen und verfeinern müssen, in dem Material der zeitgenössischen Geschichte absolut unerfüllbar bleiben, auch wenn die größte Liberalität und Liebenswürdigkeit aller Archivare in der ganzen Welt das Beste thut, was sie thun darf, so kann niemand, der wirklich die wissenschaftlichen Vorbedingungen eines Historikers in sich trägt, auf den Einfall kommen, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Es wäre wohlgethan, wenn sich unser der Geschichte zugewandtes gebildetes Publikum diesen Sachverhalt in seiner vollen Energie klar machte, um nicht immer über die Nichterfüllung seiner ihm so berechtigt dünkenden Wünsche Klage führen zu müssen. Kein Zweifel, daß es im höchsten Grade spannend und vielleicht noch etwas mehr wäre, könnten wir z. B. die innere Entwickelungsgeschichte Preußens seit den Befreiungskriegen, oder unter Friedrich Wilhelm IV., oder der Genesis des preußisch-österreichischen Conflicts von 1866 aus denselben objectiven, allseitigen und quellenmäßigen Belegen studiren wie die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs, des Spanischen Erbfolgekriegs, Friedrich Wilhelm's I. von Preußen u. s. w., aber dieser Genuß bleibt uns und jeder folgenden Generation für ihre Gegenwart versagt.

Desto näher liegt aber die Aufforderung, die ganze Kraft der Historik da einzusetzen, wo es sich in jedem Sinne der Mühe verlohnt, bei Stoffen, die unserm Geiste an sich lebendig und durchsichtig sind und nicht erst durch künstliche und doch immer ungenügende Vermittelung zu einem Scheinleben aufgeweckt zu werden brauchen, wie es von allen denen gilt, die dem Mittelalter, der antiken Geschichte oder einer uns ganz fremden Volksthümlichkeit entnommen sind. Hier allein sind die wahren und eigentlichen Lorbern des Historikers zu pflücken, und wir begrüßen es als ein hoffnungsvolles Vorzeichen für eine wahrhaft lebendige Entfaltung der deutschen Geschichtschreibung, daß sie sich neuerdings mehr und mehr zu jener ihr von der Vernunft und der Natur selbst zugewiesenen eigentlichen Domäne zu wenden beginnt. Und wenn wir auch wünschten, daß es mit noch deutlicherm Bewußtsein und mit noch größerer Intensität geschähe, so wollen wir doch in billiger Erwägung der Berge von innern und äußern Hindernissen, die dabei überstiegen werden mußten und müssen, einstweilen dankbar auf diese Anfänge einer wahrhaft deutschen Geschichtschreibung blicken.

Dazu gehören auch die oben aufgeführten Werke, und dies gibt ihnen allen in unsern Augen einen Werth, den wir jedoch wohl von dem individuellen Gehalt jedes einzelnen von ihnen zu scheiden verstehen. Denn dieser selbst ist bei den verschiedenen ein sehr verschiedener, ob-

gleich alle ein gewisses Bestreben zeigen, die höchsten Ziele der Geschichtschreibung zu erreichen.

Wir haben Karl Fischer's „Geschichte der auswärtigen Politik und Diplomatie" (Nr. 1) vorangestellt, weil hier der Gesammtrahmen der ganzen Zeit, aus der uns noch manche Einzelbilder vorgeführt werden sollen, am deutlichsten entgegentritt.

Das 16. Jahrhundert ist auch darin so ganz modern, daß es einen der unentbehrlichsten Apparate des modernen Großlebens der Völker oder des Staats, die Diplomatie, geschaffen hat. Staatsmänner hat es immer gegeben, die von ihren Herren zu diplomatischen Sendungen verwandt wurden, aber dies sind keine eigentlichen Diplomaten gewesen, wenn sie auch ihre Sache so gut als möglich ausrichteten. Nur die römische Curie war im Mittelalter im Besitze eines eigentlichen diplomatischen Personals und eines geregelten Dienstes der Diplomatie, begreiflich sie allein, weil sie allein den eigentlichen Begriff eines Staats nach allen seinen Functionen unter geistlicher Maske herauszubilden verstanden hatte und ebendeshalb den andern Staatenembryonen es so schwer, gelegentlich, wie das Geschick unsers eigenen Deutschen Reichs im Mittelalter traurig genug zeigt, auch unmöglich machte, zu lebenskräftigen Staatskörpern zu werden. Aber nachdem das echte mittelalterliche theokratische System zersprengt war und überall in Europa — sogar auch in Deutschland aus der Leiche des Heiligen Reichs, jener verhängnißvollen Phantasterei, worin die Schlauheit und Heimtücke des welschen Kirchenthums den Idealismus des deutschen Volksgeistes gefangen hatte — wirkliche Staaten mit dem Rechte und dem Vorsatze, den echten modernen Staatsbegriff in sich darzustellen, emporwuchsen, mußte sich auch von selbst eine dauernde Verkettung der politischen Interessen zwischen diesen einzelnen Staaten ergeben, und dies führte wiederum ganz von selbst zu der Erzeugung eines ständigen und berufsmäßigen Organs für ihre Pflege. So war mit der Entstehung dessen, was man das System der auswärtigen oder internationalen Politik nennen kann, von selbst auch die Diplomatie ins Leben getreten.

Zuerst, wie es sich leicht begreift, noch vielfach durch die alten schwerfälligen Formen des frühern zufälligen oder vereinzelten internationalen Verkehrs gehemmt, entfaltet sie sich doch bis zur Grenze des in diesem Werke behandelten Zeitpunkts, bis 1556, im wesentlichen, sogar auch in den eigentlich nebensächlichen Aeußerlichkeiten der Etikette und dessen, was man unter den Namen Gesandtschaftsrecht zu fassen pflegt, sehr rasch zu dem, was sie, nur in etwas anderer Costumirung, auch heute noch ist.

1556 ist bekanntlich das Jahr, in dem sich Karl V. völlig von dem politischen Schauplatz zurückzog, um in der Einsamkeit von Yuste seinen melancholischen Passionen und seiner immer gleich schleckerhaften Zunge bei immer gleich schlechtem Magen zu leben. Dieser Karl V. ist, wenn ein einzelner da genannt werden darf, wo es die aus tausend Keimen hervorsprießende Saat einer neuen Zeit gewesen ist, der eigentliche Vater und Schöpfer der modernen Diplomatie. Was vor ihm in den verschiedenen italienischen Republiken und fürstlichen Höfen, in Spanien, in Frankreich, im geringern Maße auch in England und bei den Türken in der modernen weltlichen Diplomatie geleistet wurde — die der Curie lassen wir als eine aus der Vergangenheit des Mittelalters fremdartig, leider aber noch mächtig genug hereinragende Gestaltung beiseite —, verhält sich wie eine Vorschule gegen das, was Karl sich selbst nach seinem politischen Bedürfniß schuf, und was die andern, die alle um sein politisches System feindlich oder freundlich sich bewegten, ihm nachgeschaffen haben, zum Theil, wie Franz I. von Frankreich oder die Venetianer, mit eben solcher Geschicklichkeit wie er selbst, ist insofern indirect auch als sein Werk zu bezeichnen. Sonderbar, daß dieser Mann sich einbildete, es sei sein Recht und Beruf, die mittelalterliche Weltordnung aufrecht zu erhalten und damit den eigentlich modernen Staatsbegriff zu bekämpfen, neben dem doch die Idee der Kirche in ihrer traditionellen Fassung, der katholisch-römischen Kirche in ihrer Realität weder theoretisch vor dem Gedanken noch praktisch vor den Thatsachen des Staatslebens bestehen kann. Niemand war eine so durch und durch moderne Natur wie dieser römische Kaiser, der letzte, der sogar noch, wie bekannt und wie zum Hohne auf sich selbst und seine Zeit, sich von einem Papste durch die freilich nur als Farce wirkende feierliche Kaiserkrönung zu dem stempeln lassen zu wollen schien, was die Kirche allein dem Kaiser zu sein von jeher erlaubt hat, zu dem obersten Häscher und Henkersknecht der Ecclesia, quae non sitit sanguinem und die doch millionenmal mehr Blut vergossen hat als alle Attilas, Dschingis-Khans und Tamerlans der Welt. Er selbst ist an diesem Widerspruch, den er von Anfang an klar gefühlt hat — denn wer wollte einen Karl V. einen Romantiker auf dem Throne der Cäsaren nennen — zu Grunde gegangen und mit Recht; denn seine bewußte Heuchelei, mit der er nicht das Interesse seines Staats oder vielmehr seiner Staaten, die deshalb nie ein Staat werden konnten, sondern seiner Dynastie zur einzigen Richtschnur seiner Politik machte, mußte ihm nach der ewigen Gerechtigkeit und Vernunft, die trotz alledem die Welt regiert, jämmerlich und schmählich von seiner erlogenen und zusammenbetrogenen Höhe gerade in dem Moment des scheinbar vollständigsten Gelingens herabstürzen, ähnlich wie es dem Karl V. unserer Tage, Napoleon III. auch geschehen ist und jedem ihrer Nachfolger, an denen es niemals fehlen kann, auch wieder geschehen wird. Aber Karl V. hat der Welt seine Meisterschöpfung der Diplomatie als dauerndes Erbtheil hinterlassen. Gewiß werden viele der Meinung sein, daß es besser um die Welt stände, wenn es keine Diplomaten und keine Diplomatie gäbe. Es sind dieselben Leute, die in ihrer gutherzigen Bequemlichkeit von einem ewigen Frieden, Verbrüderung der Völker u. s. w. träumen oder gegen Krieg und Waffenlärm so bewegliche Reden halten. Aber da es nun einmal eine auswärtige Politik gibt und immer geben wird, muß man sich auch die Diplomaten gefallen lassen; nur wäre es zu wünschen und zwar speciell für uns Deutsche, daß sie den Ernst und die Verantwortlichkeit ihres Amtes immer besser begreifen möchten. Darin könnten sie von den Diplomaten aus der Schule Karl's V. recht viel lernen: er hat keinen Graf Harry Arnim unter seinen Gesandten gehabt.

Der reflectirte Kampf gegen die Reformation gehörte zu der Kette des politischen Gesammtsystems Karl's. Daß

sich später gelegentlich auch eine Ader von religiösem Fanatismus in ihm entwickelt hat, ist sicher, aber sie wäre nicht stark genug gewesen, auch nur eine einzige Bewegung seines kleinen Fingers anders, als er es mit seinem politischen Systeme vereinbar oder für dasselbe nützlich hielt, hervorzubringen. Er ist der Beschützer der Katholicität geblieben, weil er dieser zur Erhaltung seiner Machtstellung bedurfte. Deutschland hat in dem idealistischen Rausche der ersten Reformationstage nicht daran glauben wollen, weil es jedem gewöhnlichen Verstande sofort einleuchtete, welche glänzende Rolle dem spanischen Karl, den die Deutschen als Enkel Maximilian's betrachteten, zufallen müßte, wenn er sich an die Spitze der modernen Ideen in Kirche und Staat stellte und sie, gleichviel ob egoistisch oder idealistisch, ausbeutete. Wie schmählich und gründlich die Vertrauensseligkeit unsers Volks auch hier wieder einmal getäuscht wurde, hat seine weitere Geschichte bis zum Dreißigjährigen Kriege oder bis heute gelehrt.

Ein Blatt dieser jammervollen Enttäuschungsgeschichte, deren verhängnißvolle Zerstörungen in der deutschen Volksseele nie ausgeheilt sind, behandelt „Die Geschichte Wiens im Reformationszeitalter" von Moritz Smets (Nr. 2). Es ist ein buntes, wenn auch wenig erfreuliches Gemälde, das uns hier nicht auf Grund neugewonnenen Materials, aber mit fleißiger und gewissenhafter Benutzung der bekannten urkundlichen Quellenwerke von der Hand eines gewandten, wenn auch nicht immer geschmackvollen Künstlers vorgeführt wird. Wir sehen die mächtige politische, sociale und religiöse Gärung, die ganz Deutschland erfüllt, durch die eigenthümliche Situation der habsburgischen deutschen Erblande nach dem Tode des Kaisers Maximilian und bei der Abwesenheit seiner beiden einzigen Erben, seiner Enkel Karl und Ferdinand, in helle revolutionäre Lohe aufschlagen, wobei wie immer die Hauptstadt Wien sich als ein recht kräftiger vulkanischer Herd erwies. Aber die Eruption ist ebenso kurz wie stürmisch, und es gelingt schon nach wenig Jahren in der Hauptsache dem spanischen Prinzen, das deutsche Land und Volk zu bändigen. Schon 1522, also drei Jahre nach Maximilian's Tode, ist ihre Knechtung eingeleitet und sie sind mit den Stricken des welschen Pfaffenthums und Absolutismus eingeschnürt. Zwar fehlt es nicht an geringen Ausbrüchen der im tiefsten gekränkten Volksseele; das „lustige Wien" hat damals eine stattliche Reihe großartiger Märtyrergestalten hervorgebracht, die für ihre Ueberzeugung und die höchsten Güter des deutschen Volks noch etwas würdevoller zu sterben wußten als die Windischgrätz'schen zu Pulver und Blei begnadigten Opfer eines confusen politischen Idealismus, der mit dem Wesen des deutschen Geistes gar nichts zu thun hatte.

Seitdem geht es in Oesterreich und namentlich in Wien selbst immer abwärts, und nur scheinbar tritt eine Art von Pause auf dieser verhängnißvollen Bahn in dem Rollen der neukatholischen Reaction ein. So durch die pfiffige Versöhnungspolitik oder das schlaue Vertuschungssystem eines Maximilian II., der die guten Deutschen durch ein paar populäre Lappen, mit denen er sich drapirte, vor sich knien machte, oder in der Zeit des fraglich ob mehr unzurechnungsfähigen oder mehr böswilligen Rudolf's II., wo das gesammte habsburgische Staatssystem zu zersplittern drohte. Aber seit Khlesl und Lämmermann — denn die Strohmänner Matthias und Ferdinand II. braucht man nicht zu nennen — setzt die rückläufige Bewegung mit zehnfacher Energie wieder ein, um bis 1648 auch äußerlich vollständige Oede des Grabes für alles, was ein Menschendasein adelt, in Wien und Oesterreich zu schaffen.

Diese traurigen Geschichten hat der Erzähler mit sichtlicher innerer Erwärmung völlig vom ideal-deutschen Standpunkt aus, aber ohne alle parteiische Verunstaltung der Thatsachen dargestellt und uns eben dadurch an sein Buch gefesselt, dem wir namentlich in seiner Heimat aufmerksame und ernste Leser wünschen. Einige üppige Ranken der Stilisirung scheinen auf dem wiener Boden unvermeidlich, daher müssen wir andern uns so gut es gehen will durch sie durchwinden. Aber eine wunderliche Phrase hat uns so gestört, daß wir nicht ohne Bemerkung vorübergehen können, denn etwas Schlimmeres wie eine Phrase will uns das Endurtheil des Verfassers über die Ergebnisse des Reformationszeitalters doch nicht bedünken:

> Das Zeitalter der Reformation, in welchem das deutsche Volk so großartige Anläufe zu seiner Erneuerung genommen, heimste endlich nichts anderes ein als die protestantische Theologie, wahrlich keine ausreichende Vergütung all der Kämpfe und Leiden, die es von 16 Millionen auf das Viertheil zusammenschmolzen, schließt mit dem Westfälischen Frieden, der u. s. w.

Wenn der Verfasser diese seine wohlgemeinte Phrase etwas schärfer mit dem Lichte des Denkenden beleuchten wollte, würde er doch wol finden, daß die Reformation noch etwas anderes als die protestantische Theologie geschaffen hat. Wenn er in sich selbst blicken wollte, so würde er finden, daß er die Fähigkeit, ein solches Buch zu schreiben, zwar nicht einem Flavius Illyricus, wohl aber zum guten Theil einem Luther verdankt.

Die innere Gedankenbeziehung zwischen der katholischen Reaction in Wien und Oesterreich und dem „spanischen Philipp", Karl's V. Sohn, ist deutlich genug. Er war so lang er lebte das leuchtende Vorbild seiner deutschen Vettern, das sie zwar nicht neidlos, aber mit Ehrfurcht anstaunten und, so gut es ihnen gelang, auf deutschem Boden zu copiren versuchten. Waren doch fast alle Söhne und Enkel Ferdinand's spanisch correct zugestutzt worden unter den Augen ihres Oheims, der in ganz Europa kraft seines Länderbesitzes, seiner politischen Stellung und seines Vaters Karl als das wahre Haupt des Hauses Habsburg galt. Insofern gehört er auch der deutschen Geschichte an, und er hat wahrlich so entsetzlich unheilvoll wie kaum ein anderer in sie eingegriffen. Zwar ist das Aergste glücklich vermieden worden, seine Nachfolge auf dem Kaiserthron, was doch den eigentlichen Lebensplan Karl's zerstören hieß. Aber auch von Madrid aus hatte er die Fäden der deutschen katholischen Politik, mit Ausnahme des feindseligen Wittelsbach'schen Hofes in München, immer in seiner Hand, fast so wie einst sein Vater, als er die deutschen Erblande seinem Bruder abgetreten und diesen selbst widerwillig genug zum erblichen König hatte wählen lassen.

Philipp II. gehört im negativen Sinne zu den popu-

lärsten Gestalten unseres deutschen Bildungsinventars. Wo zwei solche Meister wie Schiller und Ranke, jeder in seiner Art unübertrefflich, den Stempel ihres Genius einer historischen Figur aufgedrückt haben, da wird sie diesen für immer behalten, und den Spätern bleibt hier die im vollsten Sinne unfruchtbare Arbeit, Eulen nach Athen zu tragen. Doch Reinhold Baumstark, der Verfasser von „Philipp II." (Nr. 3), hat sich dadurch nicht stören lassen. Man sieht ihm an, daß er der Meinung ist, ein gutes Werk mit seinem Buche gethan und der deutschen Welt das Bild des Königs von Spanien richtiger gezeichnet zu haben als jene Großmeister der Poesie und Geschichtschreibung.

Da er darauf verzichtet, selbständig neues Quellenmaterial herbeizuschaffen, um die Begründung seiner ihm eigenthümlichen Auffassung zu versuchen, so kommt es darauf an, zu beurtheilen, wie er mit dem allen bekannten und zugänglichen Stoffe verfahren ist. Eine gewissenhafte Sorgfalt, die Thatsachen selbst zu ihrem Rechte kommen zu lassen und allein aus ihnen die Charakteristik des Helden herauszugestalten, geht unverkennbar durch das ganze Buch. Sie verträgt sich sehr wohl mit dem offen und ehrlich bekannten Parteistandpunkt eines eminent oder specifisch katholisch gläubigen Gemüthes. Der Verfasser gehört zu der bekannten Coterie badischer Ultramontanen, deren bedenkliche Vorkämpfer einst der Hofrath Buß in Freiburg und der Freiherr von Andlaw waren. Jetzt sind es einige strebsame Kapläne und ein paar junge Advocaten, die auf diese Weise schneller als auf dem gewöhnlichen Wege Kundschaft zu ergattern hoffen. Solchen Leuten auch nur eine Spur von dem zuzutrauen, was man Ueberzeugung nennt, wäre lächerlich. Ueberhaupt wird jeder, der einigermaßen Menschenkenner ist und Gelegenheit hatte, mit den gegenwärtigen Koryphäen unserer Ultramontanen intimere Bekanntschaft zu machen, wissen, daß der Grad ihrer Heißspornigkeit und ihres fanatischen Genius im umgekehrten Verhältniß zu ihrer wirklichen Ueberzeugung steht, zu dem, was wir andern Glauben nennen und uns auch dann gefallen lassen, wenn es uns bornirt oder albern erscheint. Alle diese Leute sind bloße Speculanten, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß sie im Eifer ihres Geschäftsbetriebs sich in eine Art von Fanatismus hineinarbeiten, den sie selbst zwar nie, aber andere in ihrer Gutmüthigkeit für echt halten. Von dieser allgemein verbreiteten Sorte unserer Feinde macht der Verfasser des vorliegenden Buchs eine wohlthuende Ausnahme. Jene andern, an ihrer Spitze der einzig in seiner Art glänzende Jörg, können keine geschichtliche Thatsache erzählen, ohne sie wissentlich zu verfälschen. Ja das Verfälschen ist ihnen so zur andern Natur geworden, daß sie es auch da thun, wo gar nichts darauf ankommt, wo man nicht den geringsten Nutzen für ihre Zwecke ersieht. Reinhold Baumstark dagegen ist eine gerade, ehrliche Seele: er verschweigt nichts von seinem Helden; und daß es ihm möglich ist, trotzdem er nach bestem Gewissen die Wahrheit von ihm sagt, in ihm das Ideal eines katholischen Königs zu bewundern, dessen einziger Fehler gewesen, daß er zu wenig seinen frommen Instincten und zu viel seiner angelernten Staatskunst und politischen Reflexion nachgab, das können wir andern uns zwar psychologisch nicht recht begreiflich machen, aber die Thatsache zeigt, daß es wirklich Leute gibt, die so etwas fertig bringen.

Wie es in einem solchen Geiste aussehen mag, davon wollen wir nur einige kleine Proben geben. Da es sich für unsere ganze Nation jetzt um die allerernsteste Existenzfrage, um die Behauptung gegen ihren einzigen und wirklich gefährlichen Erbfeind handelt, so verlohnt es sich doch, in das Gefüge der verschiedenen Kategorien der gegen uns in Waffen stehenden aus deutschem Blute stammenden Trabanten dieses welschen Erbfeinds eine Art von Einsicht zu gewinnen. Da wo Baumstark von dem ersten Auto de Fé spricht, das Philipp II. auf spanischem Boden als seine eigentliche Inthronisation feierte, nennt er es zwar eine „furchtbare Thatsache", aber er setzt hinzu, „sie wolle mit Mäßigung gelesen werden in einer Zeit, welche zur Rechtloserklärung um der religiösen Ueberzeugung willen heute schon gelangt ist, und von der man nicht weiß, an welchem Tage sie das eigentliche Blutvergießen um der religiösen Ueberzeugung willen eröffnen wird". Wahrscheinlich, setzen wir hinzu, weiß das Hr. von Ketteler oder Pater Beckx besser als er oder wir; und was die „Rechtloserklärung" betrifft, so scheinen damit unsere im ersten Anfang stehenden Defensivmaßregeln gegen einen aller Gewissensrücksichten ledigen Gegner gemeint. Wie aber ein geschulter Jurist, wofür wir den Verfasser halten müssen, zu solcher Begriffsverwirrung gelangen konnte, das ist wieder ein neuer Beweis für die wahrhaft vernichtende Macht des Giftes, welches von dem welschen Pestquell über die ganze Welt, jetzt aber am stärksten über unser Vaterland ausdampft.

Oder:

> Und nicht nur die an jenem Tage Anwesenden, sondern die ganze spanische Nation jauchzte dem König Beifall zu. Diese Nation sah alle in Jahrhunderte langem Kampfe theuer erkauften Güter ihres irdischen und ewigen Daseins bedroht durch etwas, das sie nur als eine ruchlose Irrlehre betrachten konnte. Die Nation war so fest wie ihr König entschlossen, dieses höllischen Verderbens Meister zu werden; sie liebte und bewunderte einen König, der diesen Entschluß mit ihr theilte und dabei auch vor den äußersten und furchtbarsten Consequenzen nicht erschauderte. Das ist die Gesinnung, welche bewundert wird an dem seine Söhne richtenden Brutus, welche von dem seine Mitmenschen verbrennenden Calvin nur consequent gefunden und einzig nur dann verabscheut wird, wenn sie sich an einem Katholiken zeigt.

Seltsam, daß die Logik dem Verfasser nicht eingibt, daß was an einem blinden Heiden oder an einem verdammten Ketzer allenfalls hingehen mag, an denen, welche die exclusive Anwartschaft auf die Seligkeit haben, doch ganz anders zu beurtheilen ist, wenn es, wie er es selbst nennt, eine „furchtbare", also doch wol nicht ganz „christliche" Thatsache ist.

Oder ein anderes Prachtstück des ehrlichen, aber tollhäuslerischen Fanatismus:

> Der Heilige Stuhl war zu allen Zeiten mit mehr oder minder klarem Bewußtsein, aber thatsächlich immer der Verfechter der wahren Freiheit auf Erden. Die providentielle Sendung des Heiligen Stuhles, auch in politischer Beziehung, wird durch die individuelle Eigenthümlichkeit der einzelnen Päpste ebenso wenig berührt, als durch das Anstürmen titanischer Geister aus irgendwelchem Lager erschüttert.

Doch genug und übergenug. Es ist nichts, was

uns beim Lesen solcher Phrasen alterirt, als daß sie deutsch geschrieben sein sollen. Lateinisch, französisch, spanisch, italienisch stehen sie viel natürlicher; bei uns sind sie ein Symptom von Geisteskrankheit, die, wie man weiß, gar oft nicht einzelne, sondern ganze Massen befällt.

Die Schrift „Jakob III., Markgraf zu Baden", von **Arthur Kleinschmidt** (Nr. 4) bezeugt, daß diese unnatürliche religiöse Berückung des deutschen Gemüths, die dem nüchternen Beobachter der Volksseele nur als eine wirkliche Krankhaftigkeit des Geistes erklärlich ist, schon vor Jahrhunderten ganz ähnlich wie heute auftreten konnte. Solange die Einheit der mittelalterlichen Kirchenform auch das deutsche Volk umfaßte, kann man von einem principiellen Gegensatz zwischen der deutschen Volksseele und der von ihr bekannten Religion nicht sprechen. Aber ein solcher tritt sofort heraus, als in der Reformation und durch die Reformatoren die eigentlich deutsche Formel für den christlichen Inhalt des deutschen Glaubenslebens gefunden war. Von da ab klaffen die Gegensätze des evangelisch-deutschen Christenthums und des welschen Katholicismus in einer nicht mehr zu vermittelnden Weise auseinander. Wenn nun einzelne Persönlichkeiten sich dem Strome des nationalen Glaubenslebens, der aus der Quelle der Reformation für das ganze deutsche Volk entspringen sollte, zu entziehen versuchen, um dafür bei der alten, immer mehr fremd gewordenen Formel zu beharren oder diese für jenes einzutauschen, so sind dafür erweislich in sehr vielen Fällen blos materielle oder äußere Beweggründe maßgebend gewesen, die mit der religiösen Stimmung des Seelenlebens nichts zu schaffen haben. Die mittelalterliche Kirche hatte sich wie ein Polyp mit ihren Fangarmen an alles geklammert und alles aufgesogen, was den eigentlichen Bestand von Staat und Gesellschaft, Volk und Haus bildet. Darum reichte ihr äußerer Einfluß überall hin, und darum war es ihr möglich, theils aus Gewohnheit, theils aus eigennützigen Beweggründen in ihrem äußern Gefüge sehr viele Menschen festzuhalten, die innerlich mit dem katholischen Glauben gar nichts mehr zu thun hatten, und aus solchen Elementen setzte sich die katholische Opposition der geistlichen und weltlichen Fürsten unsers Vaterlands gegen das evangelische oder das verdeutschte Christenthum zusammen, als sie zuerst auf den Plan trat.

Aber daneben entstand auch durch die absolute Verkehrung eines Grundprincips des evangelischen Glaubens, die völlig aus eigener Initiative oder aus der Machtfülle des Subjects vollzogene Hingabe des Gemüthes an den Inhalt der Religion, eine andere Art von Opposition gegen dies deutsche Christenthum. Das Gemüth konnte ja auch, wenn es verschroben oder eigensinnig genug dazu war, auf sein gutes Recht pochen, anders zu glauben wie die andern. Daraus stammt das von dem Protestantismus unzertrennliche Sektenwesen, daraus aber auch das im Wesen damit identische Convertitenthum. Gewöhnlich spielt bei letzterm jenes andere Element der katholischen Opposition oder Reaction, das man als bloße Berechnung und Reflexion bezeichnen muß, die Rolle des Verführens oder Ueberlistens; begreiflich genug, da es in seiner kühlen Reflexion alle schwachen und schadhaften Stellen in der Seele seiner Opfer auszuspüren und zu benutzen bestens geeignet war.

Der Markgraf Jakob III. von Baden, dessen Charakterbild uns Arthur Kleinschmidt gibt, hat sich durch nichts weiter in der deutschen Geschichte bemerkbar gemacht, als daß er der erste regierende deutsche Fürst gewesen ist, der nicht aus Nützlichkeitsrücksichten oder Berechnung, sondern aus dem, was er für seine innere Ueberzeugung hielt, dem Convertitenthum verfiel. Auch bei seiner Bekehrung, die damals viel Aufsehen machte und selbst in Rom den alten Sixtus V. zu einer Dankesprocession in nackten Füßen veranlaßte, wobei er sich tödlich erkältete, tritt jene eben charakterisirte Sekte von reflectirten katholischen Reactionären als das eigentlich treibende und bestimmende Element auf. Namentlich hat sich der bekannte Johann Pistorius, ursprünglich Arzt, dann aber Jurist, Historiker, Theologe, und zwar erst Lutheraner, dann Calvinist, um die Verstörung der an sich, wie es scheint, mit geringer Verstandesschärfe, aber tiefem und warmem Gefühle begabten Seele Jakob's die größten Verdienste im Sinne der alleinseligmachenden Kirche erworben. Nach harten Gemüthskämpfen erfolgte 1590 der förmliche Uebertritt des damals achtzehnjährigen Fürsten. Er schickte sich sofort an, aus eigener fanatischer Ueberspannung und unter dem Drucke der ihn umgebenden Bande von berufsmäßigen Lohn- und Klopffechtern der jesuitischen Reaction den staatsrechtlichen Grundsatz, den ein verzerrter Grundgedanke der Reformation erzeugt hatte: Cujus est regio, ejus est religio, durch die härtesten Gewaltmaßregeln in seinem kleinen Lande praktisch zu machen, als ihn der Tod schon ein paar Monate später zum Glück für die Menschheit und ihn selbst wegraffte.

Das Werk von **Moritz Ritter** (Nr. 5) führt uns von den innern Schwingungen des religiösen Lebens des Reformationszeitalters auf das politische Gebiet. Es lag in dem Wesen der Reformation, daß sie jene mittelalterliche Verquickung von geistlich und weltlich, Kirche und Staat, auf der das Gebäude des Romanismus ruhte, begrifflich beseitigte. Sie hat zuerst unter den verschiedenen Formen, in die sich das Christenthum bis dahin gekleidet hatte, das ethische Recht, nicht blos die Thatsache des Staats erkannt. Aber weil dem neuen Glauben die alten hierarchischen Ordnungen und Interessen in Kirche und Staat mit geschlossener Macht entgegentraten, mußte auch er, um sich in seiner innerlichen Sphäre zu behaupten, in die Politik, in die materiellen Kräfte der Aeußerlichkeit hineingreifen und sie zu seinem Schutze verwenden. So entstand das, was eigentlich begriffswidrig ist, eine protestantische Partei und Politik, deren innerer Widerspruch bei jeder Gelegenheit so deutlich zu Tage treten mußte, während der römische Katholicismus, namentlich der jesuitisch neuerzeugte, seit der Reformation seinem Begriffe nach und ausschließlich politisch, nichts weiter als Politik nur in der Hand von Pfaffen ist.

Erwägt man dies, so hat man den Schlüssel für die sonst ganz unerklärliche Gebrechlichkeit, Schwerfälligkeit und Schwäche aller protestantischen politischen Combinationen, von dem Schmalkaldischen Bunde bis zu der Union. Es liegt nicht sowol an den Menschen als an den Verhältnissen, daß dem so ist, und es ist keineswegs ein Verdienst der Menschen und Charaktere auf der entgegengesetzten, katholischen Seite, wenn sie durch jene viel

schlagfertigere Organisation sich vortheilhaft vor den Protestanten auszeichnen. Beides folgt aus den echt relativen Grundlagen, die auf protestantischer Seite eine Verquickung mit den politischen Machinationen nicht vertragen, während sie auf katholischer Seite nur als Schein oder Grimasse vorhanden sind und dem ungehinderten Walten der rein praktisch-weltlichen Motive keinen Eintrag thun dürfen und können.

Weder religiös noch politisch, sondern im gewöhnlichen Sinne culturgeschichtlich finden wir uns von dem „Kalender-Tagebuche des Professors Victorin Schönfeld" von Reinhold Bechstein (Nr. 6) berührt, und es ist eine Art von Erholung nach allen den widerlichen Erscheinungen des religiösen Fanatismus der in jeder Art so unerfreulichen Spätzeit der Reformation, wenn man einmal wieder schlicht menschliche Atmosphäre athmet. Der Verfasser dieses Tagebuchs ist seines Berufs ein Mathematiker oder Naturkundiger, wie alle Gelehrte seiner Zeit mit einer ausgedehnten allgemeinen Bildung begabt, entsprechend der idealen Tendenz des Humanismus. Ehe daraus das lederne Polyhistorenthum wurde, das im 17. Jahrhundert seinen Gipfel erstieg, sind solche Gestalten von einer großen menschlichen Anziehungskraft. Es liegt ein gewisser Zauber der Jugendfrische und Fülle über ihnen, und man könnte das „Homo sum, nil humani a me alienum puto" gerade auf sie, und in einem schönern Sinn, als es eigentlich gemeint ist, übertragen. Der Herausgeber Bechstein hat sich die Mühe genommen, nicht einen bloßen Textesabdruck zu geben, sondern den an sich zufällig nebeneinander gesetzten Stoff, den ein Tagebuch bringt, unter gewisse organische Gruppen zu bringen; ein Verfahren, das, wenn mit Verständniß gemacht, wie hier, jener andern rein mechanischen Methode der Publication gewiß vorzuziehen ist.

Heinrich Rückert.

Ein Roman von Theodor Hemsen.

Venus in Versailles. Geschichtlicher Roman von Theodor Hemsen. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1874. 8. 18 M.

Dem jedenfalls sehr befähigten Autor ist das negative Lob zu ertheilen, daß sich seine umfangreiche Arbeit von effecthaschender Uebertreibung, welche die geschichtlichen Daten entstellt oder verzerrt, ebenso frei erhält wie von einem Ueberwuchern romanhafter eigener Erfindung, welche die Historie schädigt oder gar erdrückt. Seine Venus gleicht einer Statue, durch deren faltenreiche Gewandung die Formenumrisse der Geschichte deutlich hindurchscheinen, die von dem historischen Piedestal nicht bei Gelegenheit herabsteigt, um in dem Mondesdämmer der Romantik ein nachtwandlerisches Scheinleben zu führen, sondern auch der schöpferischen Erfindung und Phantasie ihres Bildners gegenüber ihren ruhigen Standpunkt behauptet. Freilich mit zu großer Marmorkühle! Man hat oft den Wunsch, diese Statue möchte sich unter leidenschaftlichen Pygmalionsküssen des Dichters erregen und bewegen, möchte ihm an das Herz sinken, um unter dem wärmern Pulsschlage des poetischen Meißels ein erhöhtes Leben, eine seelische Glut zu gewinnen. Es fehlt oft der rechte poetische Hauch, die Wärme der Empfindung, um den Leser über ein blos stoffliches Interesse an der Darstellung fortzuheben. „Kühl bis ans Herz hinan" ist diese Venus. Und wenn auch der Dichter, der die sittenlose Zeit Ludwig's XV. zu schildern unternimmt, keine Venus von Milo meißeln konnte, die durch den herben, jungfräulich-spröden, aber göttlichen Adel ihrer Formen das Auge entzückt, sondern durch seinen Stoff gezwungen wird, uns mehr eine Venus Kallipygos zu entwerfen, die durch raffinirt sinnlichen Reiz, durch absichtliche Entschleierung ihrer mehr üppigen Formen hervortritt, so hätte er zur künstlerischen Milderung des nackten Maitressenthums um so weniger es versäumen sollen, jenes ὑδρόν, jenen feuchten sehnsüchtigen Glanz der Liebesschwärmerei, in den Augen seiner Venus schwimmen zu lassen.

Es ist jene Zeit schrankenloser sittlicher Fäulniß in Paris und Versailles unter Ludwig XV., in welche uns der Autor versetzt. Eine stattliche Phalanx historischer Celebritäten zieht an unserm Auge vorüber, nicht minder eine stattliche Reihe der eigenen Geschöpfe des Dichters. Aber unter dieser allzu großen Personenfülle leidet die Einheit des Ganzen; die Gestalten drängen und stoßen sich wie auf einer überfüllten Redoute; ein Kapitel tritt dem andern gleichsam auf die Schleppe, damit es ihm Platz mache und Raum für die neuen Ankömmlinge gewähre. Die lichtvolle Vertheilung der Massen ist dem Autor nicht immer gelungen. Was die Charakterzeichnung betrifft, so erhalten wir einige in scharfen Zügen umrissene Porträts, während andere wie leere Silhouetten wirken. Im allgemeinen scheinen uns die männlichen Charaktere besser gelungen als die weiblichen. Der Minister Choiseul, zum Theil auch der König selbst, die beiden Brissacs, der Kammerdiener Le Bel treten hier bedeutsam hervor. Dem Haupthelden Armand ist noch am meisten eine consequente psychologische Entwickelung nachzurühmen, die man indessen an der Hauptheldin Manon, der spätern Maitresse Gräfin Dubarry, nur allzu sehr vermißt. Auch zersplittert sich das Interesse bei der Fülle der weiblichen Figuren. Zwar die Vorgängerin Manon's, die Marquise Pompadour, gehört mehr der Exposition an, aber neben Manon steht eine zweite Heldin des Romans, Gabriele, die zwar in ihrer jungfräulichen Sittigkeit einen wohlthuenden und künstlerisch berechtigten Gegensatz zu der Maitresse und zu der schwülen Luft des berüchtigten Hirschparks bildet, aber im Verlauf des Romans doch zu bedeutsam hervortritt und als das Geschöpf des Dichters von diesem mit zu zärtlicher Vorliebe behandelt und ausgestattet wird, um unser Interesse nicht irrezuführen, das außerdem noch durch andere Frauenbilder abgezogen wird. Die Venus, die dem Buche den Titel gab, hätte auch die Chorführerin bleiben müssen. Aber für diese Venus erlischt unsere anfangs rege Theilnahme von Kapitel zu Kapitel. Wir sehen Manon von Stufe zu Stufe sinken, bis die Wogen des Lichtsinns und einer fast

cynischen Frivolität über ihrem Haupte zusammenschlagen. Wir müssen uns damit begnügen, daß Genußsucht und Prunksucht die Dämonen sind, welche die Heldin hinabreißen zur Gemeinheit. Da sehen wir sie sinken — aber sinken ohne Kampf, ohne Widerstreben, ohne jeden moralischen Ankergrund, von dem sie eine wirkliche, tief empfundene Leidenschaft losrisse, um sie nach Enttäuschung und innerer Unbefriedigung dem Laster vollends in die Arme zu liefern. In jedem der Bände ist sie um eine Stufe herabgeschritten; wir sehen diese Stufe, aber wir sehen das Schreiten nicht; wir sehen das Gewordene, aber nicht wie es geworden ist. So verkauft sich Manon, von unersättlicher Gier nach dem Glanz und dem Pompe des Lebens getrieben. Und doch hat ihr der Dichter im Anfange Züge geliehen, die uns einen Kampf, ein Widerstreben gegen Lockung und Verführung bei ihr nicht nur vermuthen, sondern auch von ihr fordern lassen. Ohne der Geschichte Gewalt anzuthun, konnte und durfte der Autor diese Venus ganz zu einem Geschöpfe seiner Erfindung und Empfindung machen. Wir sehen so nur den Goldregen, der die Danae überwältigt; aber die Leidenschaft, die sich auch im sinnlichen Genusse der Buhlerin offenbart, ist uns der Dichter schuldig geblieben. Wir sehen, um welchen Preis sich Manon verkauft, und wie dieser Preis sich steigert, aber wir glauben doch, daß diese Manon sich um jeden Preis zu verkaufen fähig wäre.

Ein anderer Vorwurf betrifft die Composition des Romans. Die sittliche Verwahrlosung jenes Zeitalters am Hof und in der Familie wird uns in oft lebhaften Farben geschildert, aber die Reaction gegen diese morschen, faulen und unhaltbaren Zustände fehlt zum größten Theile. Hier aber ist der Punkt, der die Theilnahme des Lesers um das Zehnfache hätte steigern können. Nur im Vorübergehen, beiläufig erfahren wir hier und dort einmal, daß das mit Steuern überbürdete, ausgesogene Volk murrt und an seinen Ketten zu rütteln droht. Erst das Schlußkapitel des allerletzten Bandes bringt die poetische Sühne, den Zusammensturz des morschen Gebäudes, die Revolution. Zu spät! Es gewinnt mehr den Anschein, als wolle der Dichter durch die plötzliche und nun kaum mehr erwartete Nemesis einen Theil der Personenfülle sich vom Halse schaffen. Anstatt der Vertreibung und Zurückberufung des Jesuitenordens und den betreffenden Hofcabalen und Intriguen einen verhältnißmäßig allzu breite Platz einzuräumen, einen um so breitern Platz, je weniger das Bild jener Streitigkeiten zu einem wahrhaften Spiegelbilde des kirchlichen und geistlichen Kampfes unserer Tage werden konnte, hätte der Dichter das allmähliche Anwachsen der revolutionären Strömungen innerhalb des Glanzes, der Fäulniß und Verkommenheit anzudeuten versuchen sollen. Die rächende Nemesis mußte prophetisch ihre Schatten inmitten des Sinnentaumels und der rauschenden Orgien hineinwerfen, die Brandfackel der Empörung mußte schon glimmen unter den riesigen Candelabern und Lampions der fürstlichen Feste — so wären die Hauptscenen in eine mehr dämonische Beleuchtung gerückt worden, die das Interesse an der Erzählung erhöht und gesteigert hätte. Auf den Corridoren der Hofburg hätten die gespenstigen Schritte eines noch ungeborenen Aufruhrs widerhallen sollen, und dies um so mehr, als der König selbst geschont wird und sein besserer Nachfolger die Sünden desselben als ein unseliges Erbe übernehmen muß.

Die Darstellung ist überall fließend und gewandt, ohne durch ein individuelles Gepräge zu fesseln. Dem dialogischen Theil fehlt oft das Charakteristische und Prägnante. Die übrigens sehr maßvoll angewendeten Naturschilderungen gehen über das Bereich des Conventionellen nur selten hinaus, ohne sich zu einem Stimmungsbilde, das die Gemüthslage der handelnden Personen gleichsam zurückstrahlt, zu erheben. Die Landschaft bleibt vor den Fenstern der Lustschlösser mit ihren verschnittenen Hecken und Gebüschen, meist ohne sich in den Rahmen des Auges der Bewohner zu schließen. Die Schilderung der räumlichen Localitäten von Haus und Schloß ist ebenfalls maßvoll gehalten, nicht ohne die nöthige charakteristische Färbung, wie denn überhaupt die Darstellung der Außendinge sich nirgends mit geschwätziger Breite hervordrängt.

Trotz mancher Ausstellungen halten wir Hemsen's Roman für eine achtbare, fleißige Arbeit. Möge es dem Verfasser ein anderes mal gelingen, neben dem stofflichen Interesse auch Herz und Gemüth des Lesers in Mitleidenschaft zu ziehen, die nur durch Leidenschaft zu erreichen ist!

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Wir haben neulich Richard Wagner's literarisches Wirken eingehend besprochen. Die Wagner-Literatur selbst ist noch stets im Wachsen begriffen. Ein hierher gehöriges Werk ist: „Richard Wagner's Bühnenfestspiel «Der Ring des Nibelungen» in seinem Verhältniß zur alten Sage wie zur modernen Nibelungendichtung betrachtet“ von Dr. Ernst Koch (Leipzig, Kahnt.) Auf diese Schrift waren wir gespannt. Es war schon früher in d. Bl. gesagt worden, daß Wagner's großartige Dichtung an Dunkelheiten krankt; der Ausdruck sei häufig veraltet, der psychologische Vorgang hier und da unverständlich, die Weltanschauung des Dichters zwar klar gedacht, aber verwirrend ausgesprochen. Wer es also versteht, der ebene dem Publikum den Weg über diese Schwierigkeiten; er wird sich damit den Dank aller ernsthaften Kunstfreunde verdienen. Die vorliegende Schrift will dazu beitragen, indem sie untersucht, in welchem Verhältniß Wagner zu der Nibelungendichtung vor ihm steht. Sie berichtet zuerst die alten Nibelungen- und Wälsungensagen — recht ausführlich und, soweit wir gesehen haben, auch correct — nach den Quellen; dann behandelt sie „die moderne Nibelungendichtung bis auf Wagner“ — hier ist aus dem Buche der Witwe Uhland's nachzutragen, daß auch Uhland ein Drama „Die Nibelungen“ geplant hat —; sie erzählt ferner im dritten Abschnitt den „Inhalt der Wagner'schen Nibelungendichtung“ — natürlich ohne Tadel. Der letzte Theil, der jetzt folgt, müßte nun vernünftigerweise aus dem Vorhergehenden die Summe ziehen, nämlich die Eigenthümlichkeit der Wagner'schen Darstellung ausführlich hervorheben und würdigen. Einiges, aber freilich nur wenig, hat der Verfasser hier gethan. Ein paar naheliegende Bemerkungen

über die Bemessung und Vertheilung des Stoffs, die Charakteristik u. s. w. haben ihm genügt. Uns nicht! Er hätte hier auf Wagner's philosophische Ueberzeugung eingehen und alsdann zeigen müssen, wie Wagner das menschliche Leben und Streben, so wie er es auffaßt, mit bewußter Absicht in seiner Dichtung abgespiegelt hat. Hier liegt das Ziel der ganzen Richtung Wagner's, hier vor allen Dingen der Schwerpunkt des baireuther Unternehmens. Das Bühnenfestspiel ist eine Predigt an das deutsche Volk, es ist aus bewußter Tendenz hervorgegangen, und dadurch am meisten unterscheidet es sich von aller Nibelungendichtung vor ihm. Als gelehrte literarhistorische Arbeit ist Koch's Schrift also nicht zu nehmen. Zum Beweise, wie leicht sie wiegt, diene folgender Satz: „Nur . . . durch die immer wieder erscheinenden neuen Auflagen von Simrock's Uebersetzung... wurde das deutsche Volk immer wieder auf jene köstlichen Sagen aus seiner Vorzeit aufmerksam gemacht." Anzuerkennen ist, daß sie nicht geradewegs auf der großen Heerstraße der Wagnerianer wandelt. Zwar schreibt der Verfasser einmal treuherzig aus Wagner's „Mittheilung" etwas ab, was ein Unbefangener Wagner nicht glauben würde. Andererseits aber hat er vermieden, auf Wagner's Behauptung einzugehen, daß alle Nibelungendichtung seit 1850 durch ihn selber angeregt sei — eine Ansicht allerdings, die bei jeder nüchternen Prüfung ins Wasser fällt. Nach all diesem können wir die Schrift nur denen empfehlen, welche die ursprügliche Gestalt der Nibelungensage nicht anderswoher kennen. Für gründliche Belehrung, vor allem über die culturhistorische Eigenthümlichkeit der Wagner'schen Tetralogie ist sie unzureichend.

— Theodor Storm's „Hausbuch", eine Auswahl lyrischer Gedichte, ist kürzlich bei W. Mauke in Leipzig in einem neuen Prachtgewande erschienen. Ein junger Maler, Hans Speckter (Sohn des bekannten Zeichners der Hey'schen Fabeln), hat es mit seltener Sorgfalt und mit feinstem Sinne illustrirt. Die berühmtesten Dichter hat er in Porträtköpfen, umgeben von beziehungsreichen Arabesken, dargestellt. Chamisso, der weltumsegelnde Botaniker, ist von Palmen umrahmt; die Löwen aus dem Schloßhofe von Boncourt halten sein Wappenschild. Der wackere Hebel guckt aus einem weinlaubgeschmückten Fensterchen; eine Spinne arbeitet dicht vor ihm an ihrem Netz. Zu manchen Gedichten, wie zu Eichendorff's „Götterdämmerung", zu Hebbel's „Haideknaben", hat er besondere Bilder geliefert. Der Eindruck der Sammlung ist durch diese Verschmelzung mit der bildenden Kunst aufs schönste gesteigert: eins dient dem andern, die Dichtung erscheint durchgeistigt und das Bild belebt.

Theater und Musik.

Friedrich Bodenstedt hat sich jetzt auch auf dem Gebiete der Lustspielmuse versucht, um sich die Bühne zu erobern, für welche sein den Kaiser Paul I. behandelndes Trauerspiel aus äußern Rücksichten verloren war. Ein vieractiges Lustspiel des Dichters des Mirza-Schaffy, „Wandlungen", hatte am hannoverschen Hoftheater, wo es zur Aufführung kam, einen sehr günstigen Erfolg; der Dichter wurde mehrfach hervorgerufen. Jedenfalls wird es der feinern Lustspielgattung angehören, wenn man nach der attischen Grazie schließen darf, welche Bodenstedt in seinem „Mirza-Schaffy" und in seiner Uebersetzung der Shakspeare-Sonette bewährt hat. Wir brauchen Lustspiele in Perlschrift zur Abwechselung mit den Lustspielen in Fractur, welche gegenwärtig das Repertoire beherrschen.

— S. Mosenthal hat seine Tragödie „Parisina" am wiener Burgtheater und am dresdener Hoftheater mit Erfolg zur Aufführung gebracht. Der Stoff ist aus Byron's Gedicht bekannt, doch von Mosenthal dramatisch organisirt worden. Man rühmt besonders die vorzügliche Exposition des ersten Actes, doch soll das Stück bis zum Schluß die Spannung fesseln.

— Felix Dahn's „König Roderich", den wir bereits in d. Bl. besprochen, macht jetzt als glänzendes Tendenz- und Decorationsstück, dem ein nicht zu unterschätzender Pomp schlagkräftiger Rhetorik eigen ist, die Runde über die deutschen Bühnen und ist am berliner Nationaltheater sowie auch in Leipzig mit gutem Erfolg zur Aufführung gekommen. Dagegen scheint, wie wir vorausgesagt, Dahn's „Markgraf Rüdeger von Bechtelaren" keinen Boden auf der deutschen Bühne zu gewinnen. Das Trauerspiel machte bei der Aufführung am münchener Hoftheater keinen großen Eindruck. Die Metzeleien und Blutscenen des Schlußactes, welche schon den dritten Theil von Hebbel's Nibelungentrilogie von der Bühne verbannten, können auch in dieser neuen Gestalt sich nicht behaupten.

— Das Trauerspiel „Rosamunde" von W. von Wartenegg, das schon am dresdener Hoftheater Beifall fand, ist jetzt auch in Frankfurt a. M. mit Erfolg gegeben worden; es behandelt den bekannten altgermanischen Stoff, den auch schon Joseph Weilen zum Gegenstande eines Trauerspiels gemacht hat.

— Es ist immer erfreulich, wenn ein namhafter Lyriker der etwas spröden Bühne Erfolge abgewinnt. Otto Roquette, der schon früher einen Band dramatischer Dichtungen veröffentlicht hat, ist mit seinem zuerst in Weimar aufgeführten Trauerspiel: „Ein Feind des Hauses" auf die berliner Hofbühne gedrungen und hat dort damit Beifall bei Publikum und Kritik gefunden. Der Stoff, eine neue Variante auf das Thema der Montecchi und Capuletti, ist nicht ohne dramatische Kraft in Situationen und Charakteristik behandelt.

— Friedrich Spielhagen's „Liebe um Liebe", ein, wie wir gleich hervorhoben, durchaus novellistisches Drama, fand an der Wiener Burg nicht entfernt den Beifall wie in Breslau und Berlin, und wurde von der Kritik mit grausamer Schärfe verurtheilt. Daß das schöne Talent dieses Autors keinen dramatischen Nerv hat, bewies schon sein „Hans und Grete".

— Ein Lustspiel von Hugo Bürger (Lubliner): „Der Frauen-Advokat", gefiel an der berliner Hofbühne. Der Autor der „Modelle des Sheridan" hat sich damit auf jenes mittlere Gebiet des Familienlustspiels begeben, wo für leichtere Unterhaltung in gefälliger Weise gesorgt wird. Für die „Modelle des Sheridan" wies die Kritik viele Modelle auf aus dem Atelier neuer deutscher und französischer Dichtung; „Der Frauen-Advokat" scheint ein mehr origineller Griff zu sein.

— Auf der deutschen Lustspielbühne herrschen gegenwärtig einige Novitäten von einem mehr drastischen Darstellungsstil: „Der Veilchenfresser" von G. von Moser, „Großstädtisch" und „Die Darwinianer" von J. B. von Schweitzer und „Ein Vater auf Kündigung" von Karl Rudolf. Alle diese Stücke sind an einer größern Zahl von Bühnen ersten und zweiten Ranges mit Erfolg zur Aufführung gekommen.

— Die Oper „Die Folkunger" von Eduard Kretschmer hat in Leipzig durch die Gediegenheit ihres musikalischen Stils, durch einzelne volksthümliche oder dramatisch energische Nuancen vielen Beifall gefunden. Dem Texte von S. von Mosenthal fehlt es nicht an theatralischen Glanzpunkten, schade nur, daß die Halt- und Energielosigkeit des Helden dies Aufleuchten dramatisch fesselnder Situationen nur zu rasch wieder verblassen und keine fesselnde Theilnahme aufkommen läßt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Nachdem der Schleier der Pseudonymität, welcher solange den „großen Unbekannten" umgeben, gefallen war und Charles Sealsfield sich als der in Mähren geborene Schriftsteller Karl Postl enthüllt hat, zögerten seine Landesgenossen nicht, ihm eine Erinnerungstafel zu weihen. In Znaim hatte sich ein Comité gebildet, an dessen Spitze Oskar Meister und Professor Smolle standen. Eine große Zahl von znaimer Bürgern, aus allen Vereinen, Studenten, Offizieren bestehend, die städtische Musikkapelle an der Spitze, begab sich am 26. September nach dem Dorfe Poppitz, um an dem Bauerhaus, wo Postl am 3. März 1793 geboren ward, ihm eine Gedenktafel zu stiften. Wie die wiener „Presse" berichtet, „begrüßte auf der Höhe von Poppitz ein hohes schwarz-roth-goldenes Banner die ankommenden Festgenossen. Das Haus der Familie Postl, ein ebenerdiges Bauerhäuschen mit vier Fenstern in der Front und einem wohlgepflegten Vorgarten, war mit Festons aus wildem Hopfen geschmackvoll geschmückt. An hohen Fahnenstangen vor dem Gärtchen flatterten

das Sternenbanner Nordamerikas, die Kreuzfahne der Schweiz, das schwarz-roth-goldene deutsche Nationalbanner, die österreichische Reichs- und die mährische Landesfahne. Die Gedenktafel am Hause war durch einen kranzgeschmückten Vorhang verhüllt. Professor Smolle bestieg die Tribüne und hielt die Festrede. Er hob zunächst den Gegensatz zwischen den beschränkten heimatlichen Verhältnissen Karl Postl's und dem großen amerikanischen Adoptivvaterlande Charles Sealsfield's hervor, über welchem der Dichter sein erstes Vaterland vergessen hatte. «Vergessen?» — fuhr der Redner fort — «Nein! Die Hand des Todes rührte an das müde Augenlid des unsteten Weltfahrers, und der brechende Blick des Sterbenden schaute noch einmal den Fluß der Heimat, die rauschenden Tannen des Thayathales, dies schlichte Haus, in dem seine Wiege stand, und mit zitternder Hand schrieb er das Vermächtniß nieder, welches zum Schlüssel werden sollte, mit dem die Nachwelt das geheimnißvolle Buch des Lebens, das sich soeben geschlossen hatte, entziffern sollte. Wahrlich, die Sprache dieses Buchs, in dem das Leben Charles Sealsfield's verzeichnet steht, spricht eindringlich und beredsam genug. Dies Buch erzählt von manchem Sturm und drangsalvoller Noth des Lebens, es erzählt von ungestümem Freiheitsdrang und harter, schwerer Arbeit; vom Bruch tyrannischer Fesseln, von Mannesstolz und Manneswürde erzählt es auf jeder Seite. ‚Selbst ist der Mann'; dies Dichterwort, wenn es von einem Menschenkinde gilt, von Charles Sealsfield wahrhaftig darf es ausgesagt werden. Das Vaterland hat vollauf recht, stolz zu sein auf einen seiner besten Söhne, den widriges Misgeschick über das Weltmeer getrieben in den Schos der großen Republik, deren stolzes Banner auf uns niederweht.» Der Redner schilderte nun den Druck der Verhältnisse, dem Sealsfield freiheitdürstend sich durch die Flucht entzog, und die wunderbare Umgestaltung, die sich mit dem ehemaligen Kreuzherrnpriester vollzog, aus dem ein Weltbürger und ein universaler Charakter in des Wortes höchster Bedeutung wurde, in dem aber schließlich die Liebe zur Heimat und zu den Seinen doch das letzte Wort, die entscheidende Stimme im Innern behielt. Der Redner schloß: «Wohl ziemt es sich, daß Oesterreich seinen großen Dichter, den es jetzt den Seinen nennen darf, ehre und seines Namens Ruhm hochhalte. Vor allem aber ziemt es sich, daß sich das Geburtshaus schmücke mit einem Erinnerungszeichen an den gefeierten Mann, der aus diesem schlichten Dorfe hervorgegangen. Jetzt endlich, nachdem schon manches Jahr seit dem Tode des großen Unbekannten dahingestrichen, ist die schmucklose Tafel eingefügt in das Haus, welche dem Andenken dessen gelten soll, der als Karl Postl geboren und als Charles Sealsfield berühmt geworden. Und so möge denn die Hülle fallen, welche die Gedenktafel noch unsern Blicken birgt, und möge dies schlichte Wahrzeichen erglänzen für und für, dem Dichter zum Ruhme, den Spendern zur Ehre!» Der Vorhang fiel, und es zeigte sich, in die Wand des Hauses eingefügt, die schwarze eiserne Gedenktafel, auf der in goldenen Buchstaben folgende Inschrift steht: «Dem Dichter Charles Sealsfield (Karl Postl), Bürger von Nordamerika, geboren in Poppitz am 3. März 1793, gestorben in Solothurn am 26. Mai 1864.»" Außerdem soll ein Felsblock im Thayathal an einer Stelle, die einen schönen Aussichtspunkt gewährt und ein Lieblingsplatz des Dichters war, mit einer Inschrift versehen, und in Znaim selbst ein größeres Sealsfield-Denkmal errichtet werden.

Es ist erfreulich, daß bedeutenden Schriftstellern so volksthümliche Anerkennung zutheil wird, wie das in Oesterreich meistens der Fall ist. Anderwärts bleibt es in der Regel bei den ersten Anläufen. In Leipzig hat man das Foyer des neuen Theaters mit den Bildern einzelner verstorbener Dichter und Componisten geschmückt; auch im Rosenthal, das sich zu einem prato della valle vorzüglich eignet, Gellert und Zöllner Bildsäulen errichtet, mehrere neue Straßen nach dem Namen jüngstverstorbener Musiker von Ruf getauft; doch noch vermissen wir z. B. sowol im Theater wie anderwärts ein Erinnerungszeichen an Roderich Benedix, der als geborener Leipziger doch darauf ein begründetes Recht hat.

Bibliographie.

Adams, C. K., Demokratie und Monarchie in Frankreich vom Beginn der großen Revolution bis zum Sturz des zweiten Kaiserreichs. Autorisirte deutsche Uebersetzung, nach der 2ten Auflage des Originals. Stuttgart, Auerbach. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Bach, O., Nationale Gegensätze. Roman aus der jüngsten Vergangenheit. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Bausmann, B., Sinai und Zion. Eine Pilgerreise durch die Wüste nach dem gelobten Lande. Aus dem Englischen. Reading, Pa. Gr. 8. 8 M.

Bibliothek slavischer Poesien in deutscher Uebertragung. Red.: J. Wenzig. 1ster Bd.: Auswahl aus J. Wenzig's Uebertragungen slavischer Volkslieder. 2tes Heft: Mährische und slovakische Volkslieder. Prag, Urbánek. Gr. 16. 64 Pf.

Das Kaiserreich Brasilien im Jahre 1873. Ein kurzgefaßter Ueberblick der vorwärtsschreitenden Entwickelung Brasiliens. Rio de Janeiro. 1874. Gr. 8. 2 M.

Brendel, A., Herrn Grafs Reisebriefe und Tagebücher. 1stes u. 2tes Heft. München, Braun u. Schneider. 8. à 1 M.

Brennecke, A., Verschiedene Stände. Ein Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben. Stuttgart, Cotta. 1876. 8. 4 M.

Caird, C. M., „Lady Hetty". Roman aus dem schottischen und australischen Leben. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 1876. 8. 8 M. 70 Pf.

Eckstein, E., Stimmungs-Bilder aus dem Gymnasium. Humoresken. Leipzig, Expedition des Allgemeinen literarischen Wochenberichts. 8. 1 M.

Eisler, M., Vorlesungen über die jüdischen Philosophen des Mittelalters. 1ste Abth., enthaltend eine Darstellung der Systeme Saadias, Bachjas, Ibn Gebirols, Jehuda Halevis und Ibn Esras. Wien, Brüder Winter. 1876. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Die versuchte Erforschung einiger sittlichen Weltgesetze, zur naturgemäß friedlichen Lösung aller kirchlich-politischen Wirren und zur Versöhnung aller kämpfenden Parteien. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 2 M.

Feldberg, A., Süd und Nord. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. 1876. 8. 5 M.

Flasch, A., Die Polychromie der griechischen Vasenbilder. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Frommel, E., Aus einem Kellnerleben. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 60 Pf.

Galen, P., Der Einsiedler vom Abendberg. Ein Seitenstück zum: „Irren von St. James". Aus dem Reisetagebuche eines Arztes. 3 Bde. Berlin, Janke. 1876. 8. 18 M.

Gaenste, W., Hartmann v. Siebeneichen. Humoristisches Zeitbild aus dem 12. Jahrhundert. Ludwigshaven, Lauterborn. 8. 1 M. 20 Pf.

Hahn, C. A., Der moderne Staat und die evangelische Kirche. Gedanken über Stolgebühren und Selbstverwaltung des kirchlichen Vermögens. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 60 Pf.

Hartsen, F. A. v., Grundriss der Philosophie. 1ste Abth.: Allgemeine Einleitung in das Studium der Philosophie. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Das graue Haus oder die neuen Geheimnisse von Wien. Historischer Roman. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hartleben. Lex.-8. à 50 Pf.

Ipolyi, A., Geschichte der Stadt Neusohl. Eine culturgeschichtliche Skizze. Aus dem Ungarischen übersetzt von A. Dux. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Kleimon, H., Rheinfahrt der Lore Lei. Ein launiges und ernst patriotisches Heldengedicht. Königsberg, Braun u. Weber. 1876. 16. 1 M. 50 Pf.

Kohn-Harzfeld, S., Liebe und Leben. Lyrische Kleinigkeiten. Frankfurt a. M., Diesterweg. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Laveleye, E. v., Protestantismus und Katholizismus in ihren Beziehungen zur Freiheit und Wohlfahrt der Völker. Autorisirte deutsche Ausgabe mit Vorwort von J. C. Bluntschli. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Die neuen Ziele der Nationalökonomie und des Socialismus. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 8. 1 M.

Ledderhose, K. F., Die Frau Dr. Friederike Williardts von Eßlingen. Ein schwäbisches Familienbild. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 1 M. 20 Pf.

Leuchs, J. C., Schöpfung, Welt und Menschen. Nach den Erlebnissen der neuesten wissenschaftlichen Forschungen. Nürnberg, Leuchs u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Lilla, F., Das Geheimniß von Telworth-Castle. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Luks, H. T., Das Reichsland Elsass-Lothringen. Topographisch-statistisches Handbuch mit kriegsgeschichtlichen Notizen und besonderer Berücksichtigung der Vogesen. Metz, Deutsche Buchhandlung. 8. 6 M.

Stricker, W., Neuere Geschichte von Frankfurt a. M. 3tes Buch: Geschichte von Frankfurt vom Ausbruch der französischen Julirevolution bis zum Ausbruch der französischen Februarrevolution 1830—1848. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 2 M.

Deutsches Theater. Herausgegeben von C. A. Görner. 31stes Bdchn.: Hamburger Leiden. Localer Schwank. Von J. Stinde. Altona, Verlags-Bureau. 8. 1 M. 50 Pf.

Trautmann, F., Die Glocken von Sanct Alban. Stadt- und Familien-Roman aus bewegten Zeiten des 17. Jahrhunderts. 3 Thle. Regensburg, Pustet. 8. 6 M. 60 Pf.

Telmann, C., Meraner Herbsttage. Poetische Skizzen. Leipzig, Theile. 1876. 8. 1 M. 20 Pf.

Ulrici, A., Die Völker am Ostseebecken bis zu Anfang des 12. Jahrhunderts. Eine historisch-geographische Abhandlung. Inaugural-Dissertation. Halle, Herrmann. Gr. 8. 1 M.

Wildenbruch, E. v., Sedan. Ein Heldenlied in 3 Gesängen. Frankfurt a/O., Waldmann. Gr. 8. 2 M.

Yonge's, Miß, Ausgewählte Erzählungen. Nach dem Englischen. 1ster Bd. Gotha, Schloeßmann. 8. 4 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 45. —— 4. November 1875.

Varnhagen und Rahel.

Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Sechs Bände. Leipzig, Brockhaus. 1874—75. 8. 36 M.

Was wir in unserer deutschen Literatur an Varnhagen in Erfahrung bringen, ist wirklich beispiellos, desgleichen an Rahel. Beider Ruhm ist mit Recht in der ganzen gebildeten Welt verbreitet, mehrt sich mit jedem Tage, wird sich in dem, was vorliegt und wahrscheinlich noch ferner erscheint, bis zum höchsten Gipfel vollenden, wenn anders wir Jetzigen die Beendigung des Nachlasses noch erleben. Es ist ein Sprudel, der uns, wo und wie oft wir aus ihm trinken, immer wieder labt, erfrischt und erquickt, der nicht allein uns neuen Lebensreiz beibringt, unsere Gesundheit wieder herstellt, sondern auch unserm Wohlgeschmacke in köstlicher Weise behagt. Wir wüßten in geistiger Beziehung keinem andern civilisirten Lande etwas Aehnliches nachzusagen, wie es denn aufs glücklichste und bedeutsamste zutrifft, daß Deutschland auch in physischer Hinsicht vorzugsweise das Vater- und Mutterland der ergiebigsten Heilquellen ist.

Wird das eben Geäußerte mehr oder weniger von dem ganzen Nachlasse Varnhagen's gelten, wenn wir hier und da, an einzelnen Partien desselben, auch gewisse Rügen nicht unterdrücken durften, so hat der jetzt in Rede stehende Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel, der im höchsten Grade mannichfaltig, überraschend neu, packend, und nicht blos unterhaltend, erhebend, belehrend, oft sogar hinreißend, und nicht blos pikant ist, zwar Werth für immer, aber noch eine besondere Mission für unsere Gegenwart. Solche Mission betrifft die Frauenfrage, bestimmter: die Stellung der beiden Geschlechter zueinander, die Rechte der Frauen gegenüber den Männern, die zu erweiternden Functionen der erstern und, indem das Problem sich immer mehr zuspitzt, immer heikliger wird, den Impuls zur Ehe, die Aufgabe und das Wesen der Ehe. Hier sind in neuester Zeit Extreme auf Extreme schnell einander gefolgt, von der rohesten Gleichgültigkeit gegen das Weib, bis zur Uebergalanterie, von der Anbetung der Frau bis zur wildesten Freilassung derselben, mitten in aller Cultur. Zuletzt langte man, von seiten der freigebenden Männer und der emancipirten Weiber und Mannweiber, wozu noch die Blaustrümpfe kommen, bei der ausgemachten Tollheit an.

Diesen Wendepunkt zum Alleräußersten bezeichnet Arthur Schopenhauer und einige seiner Hauptanhänger. Nach dem Meister sollen die Frauen (eine Verirrung, die aus der Impietät gegen die eigene Mutter stammt) ihr Leben lang unmündig, Kinder, ja nur halbe Menschen sein. Die Frau ist, nach dieser fanatischen Weltansicht, dazu prädestinirt, stets hinter dem Manne im Rückstande zu bleiben. Hier rächt sich bereits bei unserm sonst so geistvollen Frankfurter seine Verwerfung der Geschichte als Wissenschaft. Wie ungründlich muß derselbe Mann die Annalen der Geschichte gelesen, ganze Abschnitte überschlagen haben, um so ins Unwahre hinauszuschwatzen! Wie reich ist die Geschichte der Menschheit an ausgezeichneten Frauen, die an Seelengröße, Verstand, Charakter, Naturanlage und Bildung den größten Männern völlig ebenbürtig sind, ja an Gemüth, Aufopferung, Sinnigkeit, Geistesgegenwart, feinstem Takt und Geschmack sie bisweilen sogar übertreffen. Deutschland allein ist hier schon entscheidend. Hat denn aber Schopenhauer nie Zeit gehabt, sich auch nur mit der Culturgeschichte Frankreichs bekannt zu machen? Hat er nie Eintritt erhalten in den Salon der Franzosen? Hat er nie, um nur Eine zu nennen, Gelegenheit gehabt, sich literarisch mit einem weiblichen Wesen bekannt zu machen, wie Mademoiselle Lespinasse, ihre Briefe zu lesen? Und nun dies Geschwätz des Mannes, das Weib als solches könne ihrer Natur nach nie productiv sein, nie Genie! Also George Sand hat für ihn umsonst gelebt und geschrieben? Wie klein und eng muß überhaupt der Kreis der Bekanntschaft gewesen sein jenes trotz aller sonstigen Bildung ungeleckten Junggesellen und griesgrämigen, stolzen Hagestolzen! Wir zwei-

feln nicht, daß er dennoch, und zwar in Italien, mit Frauen in nur zu nahe Berührung gekommen ist, mit Frauen von üppiger Schönheit, aber die Ueppigkeit, das rosige Incarnat und Fleisch ist wahrlich nicht das Wesen weiblicher Schönheit, Anmuth und Würde. Kurz, wie Schopenhauer von Frauen spricht, fast möchte man auf die Vermuthung kommen, er habe sich von früh auf im Umgange, in der Sitte vernachlässigt; er sei zu ungelenk und steif gewesen für den Verkehr mit gebildeten Frauen. Und so verwilderte er nach dieser Seite hin immer mehr. Ja er gelangt zuletzt so weit, daß er die Ehe auf den bloßen Geschlechtstrieb zurückführt; daß er frevelt, jedes Brautpaar stehe, ohne daß es solches ahne, nur im Sklavendienste der Natur, werde von der Natur überlistet, leide nur Brunst, auf daß das Geschlecht, die Gattung fortgepflanzt, erhalten werde. Wenn es so sich in Wahrheit verhielte, was fiele damit alles!

Es lauert hinter dieser Lehre eines Denkers der vollendetste Cynismus. Ist alle Liebe unter Braut und Bräutigam, Gattin und Gatten nur Geschlechtstrieb, so können Hunde, Katzen und Affen auch lieben. Das Weib ist dann ein bloßer Apparat, ja es könnte von einem Nationalökonomen nächstens entdeckt werden, daß man in der Volkswirthschaftslehre und -Praxis bedeutende Ersparnisse machen könne, denn Schopenhauer habe eigentlich gemeint, und es zwischen den Zeilen auch wirklich gesagt, das Weib sei fortan nur der Ofen, der, wie in China, die Küchlein allein ausbrüte; auch sei damit viel gewonnen, denn der Mann könne unterdeß den Willen zum Leben getrost verneinen, und man hätte es dann nur noch mit der andern, so wie so schwachen Hälfte der Bejahung des Lebens zu thun, mit dem Weibe.

Aber was geht in der civilisirten Menschheit, was geht insbesondere den Deutschen für immer verloren, wenn alle ideale Liebe eine Narretei, wenn der thierische Trieb allein die Wahrheit von der Sache, im Brautstande wie in der Ehe, ist? Nicht blos, daß dann die ganze Poesie des Orients mit ihren Gluten der Liebe ein albernes Märchen gewesen, die des Occidents mit Einschluß der hellenischen Mythologie und Antike nicht minder, das deutsche Mittelalter mit seiner Epik und Minne, die Verherrlichungen idealischer und doch realer Liebe bis über Leben und Tod hinaus, die köstlichsten Liebesblüten, wie sie Goethe, Schiller, Jean Paul und Rückert gezeitigt, auch alles, was Frankreich, Italien, Spanien, England, Shakspeare's „Romeo und Julia" nicht ausgenommen, derart geschaffen, ist dann Albernheit und blauer Dunst, ja jedes Liebes- und Ehepaar, im Volk wie in den höhern Kreisen der Gesellschaft noch heute, welches sich selig dünkt schon beim ersten Einschlagen des Blitzes der Liebe, und ebenso selig noch immer unter der Spätsonne der goldenen Hochzeit, ist dann einer ausgemachten Narrheit verfallen und weiß nicht, wie es von der Natur gehänselt und dupirt wird.

Und dennoch hat diese Anschauung sogar nach Schopenhauer's Tode noch ihre weitere Ausbildung, beim Dilettantismus und den Schwachköpfen heutiger Philister auch Glauben, Wohlgefallen gefunden, und es ist jetzt Mode geworden, zu verneinen, daß alles uneigennützige, ideale Lieben Dunst, alles geschlechtliche sich Verbinden lediglich Brunst ist. Was der Geist in aller echten Liebe bedeutet, was die Heiligkeit, Unwandelbarkeit derselben ist, daß der Geist allen Unterschied der Geschlechter ausgleicht, sie gleichberechtigt, aber die ewige Harmonie und Melodie der Liebe erst recht sichert; daß körperliche Schönheit gar nicht entscheidet; daß selbst das Lebensalter hier in keiner Weise hemmend dazwischentritt, daß das weiteste Auseinander der Jahre von gar keinem Einflusse ist, und unter allen Umständen zwischen Mann und Jungfrau oder selbst Frau ein Band geknüpft werden kann, welches die sich Bindenden für immer aneinander fesselt, und durch solche Fessel für immer befreit: das sieht jene Einseitigkeit nicht ein, und wenn sie auch im stillen daran glauben möchte, Selbstsucht läßt es nicht zu, und vor allem ist die materialistische Niederung dieses Standpunkts daran schuld, daß sie nimmer auch nur die Möglichkeit des von uns eben Behaupteten sich vorstellen könnten.

Der vorliegende Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel ist der glänzendste Beweis, daß es sich mit dem Brautstande und der Ehe, im Punkte der Liebe, ganz im Gegentheil verhält. Wie weit waren beide der Zeit nach auseinandergerückt! Als sie sich fanden und alsogleich spürten, daß sie einander nie mehr verlieren könnten, zählte Rahel bereits siebenunddreißig, Varnhagen erst dreiundzwanzig Jahre! Was zog Varnhagen so unwiderstehlich, für immer entscheidend zu Rahel? War Rahel etwa von blendender, bezaubernder Schönheit des Körpers, was man nämlich in der Gesellschaft so Schönheit zu nennen pflegt? Wir bezweifeln es. Auch spricht Rahel in den Briefen einmal sich alles das ab, was man so tagesläufig unter Schönheit des Gesichts versteht. Und doch leuchtet eine höhere Schönheit aus ihren Zügen unverkennbar hervor, wenn wir nach dem Bilde, aus dem Jahre 1817, urtheilen dürfen, welches uns das Buch „Rahel", in erster Ausgabe, schon vor vielen Jahren brachte. Freilich ist das eine Schönheit, wie sie nicht aus Fleisch und Blut stammt: ungesuchte, natürliche Haltung, mit vielversprechendem Kopfe, von reichem, sorgfältig gehaltenem Haar umlockt, welches dennoch eine bedeutende Stirn erkennen läßt. Vor allem aber sind es die beiden Augensonnensterne, die, obwol munter nach außen gewendet, eine reiche Innenwelt verrathen und beleuchten, zugleich den hellsten Weltverstand, Klugheit, Mutterwitz, gleichwol Liebe zur Beschaulichkeit, Tiefe des Gemüths, das Sensitive des Nervenlebens hinlänglich, unwiderstehlich bekunden. Außerdem der stete Contrast eines ewigen Krankseins des Körpers und die Vollkraft unverwüstlicher Gesundheit des Geistes wird bemerkbar, fast rührend bemerkbar, in der starkgeneigten Haltung der ganzen, außerordentlichen Gestalt, deren reinste Weiblichkeit und Energie, der die Welt nichts anzuhaben vermag, eine Aristokratie des Seelenadels und Menschseins offenbaren, gegen welche die Vornehmheit der bloßen Geburt gar nicht aufkommt, wol gar sich ihnen gegenüber verlegen fühlt.

Da begreift man wol schon, daß das einen jungen Mann, der eigentlich noch feurigster Jüngling war, packen, elektrisch durchzucken mußte, wozu von seiten des Weibes, welches er sah, nun auch hörte, eine Stimme kam, die durch ihren gang eigenthümlichen, individuellen Schmelz, den neue, große Gedanken erhöhten, der alles Schönthun,

alle Gesellschaftsphrasen tief unter sich ließ, fortriß, an sich riß. Wahrlich, er wußte nicht, wie ihm geschah, aber erobert fürs Leben war er: ihn schützte nur das vor dem demüthigenden Gefühle seiner Machtlosigkeit, daß er sich zusammennehmen und nun auch seinerseits dieses erstaunliche Weib erobern werde. Und er hat sie erobert.

Man kann über Rahel und über ihre spätere Ehe mit Varnhagen nicht sprechen, ohne schon jetzt die Wichtigkeit, die ganze, überwältigende Fülle des Briefwechsels beider vorweg anzudeuten, damit der Leser nicht, ohne allmähliche Vorbereitung, später vom Strome zu unaufhaltsam fortgerissen werde. Man kann es aber auch nicht, ohne vorher auf den reichen, eigenthümlichen Flor der Berlinerinnen, aber auch der deutschen Frauen überhaupt, in Kürze einzugehen, schon um, was die Berlinerin betrifft, einen Gradmesser für die Anziehungskraft zu erhalten, welche Rahel auf Varnhagen ausübte. Rahel war von Geburt Berlinerin.

Sicher ist die Berlinerin als solche, zumal die gebildete, geistvolle — wir sagen hier keine Schmeicheleien, sondern berichten nach eigener Erfahrung und sorgfältiger Beobachtung — nicht blos interessant, sondern von einem Liebreiz, dessen Zauber nicht leicht zu beschreiben ist. Die Berlinerin ist geweckt, lebendig vom Kopfe bis zum Fuß, auch nach innen: vom Kopfe bis zum Herzen. Sie steht der Pariserin nicht nach an geselligem Takt, an Welt, an Tournüre, an Behendigkeit des Körpers, an kokettirender Einbildungskraft, an Redelust und -Gewandtheit, übertrifft sie aber bei weitem an Weltblick, an Tiefe der Anempfindung, an Phantasie. Sie beherrscht, mit andern deutschen Frauen verglichen, und durchfliegt eine viel längere Scala des Musikalischen im Sprachton als z. B. die Königsbergerin, die, bei großer Reinheit des Dialekts, durch Ausländisches — wol durch bedeutende Reisen vermittelt — oft überrascht. Aber die Berlinerin ist in der Sprache cholerischer, reicher an Modulation, sie hat etwas von leichtem Anflug des Recitativs und der Grazie der Oper; sie springt in ihrem Idiom oft sogar schon über nach Dresden und Leipzig, wie sich denn das Berlinische und Sächsische in Ludwig Tieck's Sprache und Vorleseton wundersam vermischten, wie etwa bei Bettina das Rheinländische mit Berlin. Es wäre höchst erfreulich, von geschickter Hand einmal die ausgezeichneten Frauen des ganzen Deutschland, wenn auch nur des letzten Jahrhunderts, vorübergeführt und charakterisirt zu sehen. Welche Ausbeute fände ein solcher Darsteller, der etwa mit Berlin, aus der Frühzeit Rahel's, zur Zeit des Prinzen Louis von Preußen anfinge, unter andern uns die Herz, die Woltmann, die tragisch endende Stieglitz, Bettina, mit Hinweisung auf die ebenfalls tragische Günderode, deren Andenken jene fort und fort aufs treueste in sich bewahrte, lebendig, auch in der höhern Geselligkeit, schilderte; dann bei den Frauen von Weimar, bei den beiden Großherzoginnen, bei Goethe's, Schiller's, Herder's Gattinnen*), bei der Frau von Stein, bei der Kalb, noch unter durchaus andern Gesichtspunkten wie den bisherigen, verweilte. So ist Jean Paul's Aufenthalt in Weimar noch lange nicht genugsam beleuchtet, und doch waren die Frauen Weimars von ihm hingerissen, und dennoch erkor er sich eine Berlinerin zur Gattin. Und weiter würde ein so unterrichteter Kenner der Mannichfaltigkeit und Schönheit deutscher Frauen sie aus den verschiedensten Gauen, aus Schlesien, Würtemberg, Baiern, vom Rheine her, aus Baden, Mecklenburg, Hamburg, aber vor allem auch Oesterreich, speciell aus Steiermark und Wien, uns zeichnen, malen, in der Sprache abdrucken. Welche genaue Kunde und innige Sympathie hatte stets auch Rahel für die Wienerinnen, und zwar die Wienerin im Volke wie in den höchsten, gebildetsten Kreisen. Die Wienerin geht im Sprechen fast ganz im Melodiösen auf; sie ist darin lieblich und anmuthig durch und durch, oft mit einem Grundelement von Steiermärkisch, dann wieder sehr entschieden, vornehm, ausschließlich und doch leicht und natürlich.

Doch es ist Zeit, auf obigen Briefaustausch des Nähern einzulenken. Es ist gewiß und macht uns sogleich Varnhagen's Huldigungen und Liebeswerben erklärlich, daß sich in Rahel's Persönlichkeit alle die obenangedeuteten Eigenschaften und Vorzüge der Berlinerinnen im höchsten Grade vereinigten. Sie war ein Musterexemplar alles Liebreizes einer Berlinerin. Schon ihr Verstand war eminent, er war nicht blos scharf, er war brillant, fast bewältigend; man hatte zu thun, ihm gegenüber sich auch nur zu behaupten. Aber auch das reizte mit und zwar um so mehr. Nun kam aber noch dazu dieses Gedankenfluidum, welches Rahel aussprühte, und zwar nicht nach einer, etwa der idealen, belletristischen Richtung, nein, nach allen, wobei das Realste nie beiseite geschoben, jedoch unter ein ganz anderes kritisches Urtheil als bisher gebracht wurde, sodaß auch das Höchste stets aufs Tapet kam, aber auch Theaterbesuch wie -Besprechung nie verachtet wurde, sogar nie irgendeine berliner Gesellschaftsnovität; dann aber, ohne je exaltirt zu sein, sprach aus Rahel ein griechischer Chor, mitten in Spree-Berlin, leuchteten, flammten aus ihr Ideenblitze, wurde sie Weltrichterin ohne Ansehen der Person, ohne sich selbst auszunehmen, es konnte fast nichts vor ihr, sie also auch selbst vor sich nicht, bestehen. Sie war dabei unermüdet und unerschöpflich im Preise Goethe's, was er ihr gewesen und stets sein werde. Wer stimmte in solches Erfahren wol freudiger ein als Varnhagen? Sie konnte in ihren mündlichen Auslassungen, wie später in Briefen, sogar Dichterin werden, wie sie denn die feinfühligste Sensitive auch für die Witterung, für die Natur in deren kleinsten wie größten Erscheinungen war. Dann wurde sie, indem sie ihrer Phantasie freien Flug ließ, urplötzlich romantisch, sie blieb in ihren ziellosen Ausflügen, und wäre es auch nur ein Gang nach dem Thiergarten, hinter Bettina nicht zurück; sie erlabte sich in der duftigsten Waldeinsamkeit, schwärmte, sogar in Gesellschaft, in „mondbeglänzter Zaubernacht", wußte das in ihren Briefen aufs lieblichste auszumalen, und wenn auch das Classische vor allem ihrem Geschmacke Lebenselement war, so verschmähte sie im brieflichen Ausdrucke doch auch nie das Provinzielle, und es standen ihr diese allerliebsten Berlinismen, nachdem sie eben an Goethe und seiner Sprache und Herzenskunde sich erbaut hatte, gar drollig und putzig, wie wenn sie dem „Alten" das

*) Vgl. das Buch „Frauen und Männer" von Alexander Jung (Königsberg, Theile).

berlinische „Olle“ bei weitem vorzieht und nach Wahl, Pracht und Pomp der Sprache, auch sogleich, wo es sich gehört, in derbem Schimpfen sich ergeht, wie sie denn stets und überall die Ungenirte selbst ist.

Erster Band. Der Briefaustausch beginnt mit dem Jahre 1808, wir sind aufs äußerste gespannt, was daraus werden wird. Diese Allmählichkeit, dieser unscheinbare und dann bereits aufkochende Wortwechsel, mündlich und schriftlich, ist dennoch schon mehr als nur interessant. Denn Gespräche müssen vorangegangen sein, die offenbar zwei außerordentliche Menschen so erregt haben, daß beide zur Feder greifen mußten. Schon gibt es ein lebhaftes Tirailleur- und Billetfeuer. Sie wirft manchen Kühlicht in dieses Feuer; sie löscht, was sie löschen kann. Umsonst. Es kocht bereits von Leidenschaft in ihrem Gegenpart. Sie weiß nicht, was ihr geschieht. Er weiß es schon sehr wohl, aber wie Herr werden über das, was sich hier bereitet? Schon kommt es zwischen beiden zu einem leichten Bombardement. Edel, besonnen, vielerfahren wie sie ist, will sie den leidenschaftlichen Jüngling warnen — und sie warnt ihn, was sie kann —, sich nicht unglücklich zu machen, da sie selbst es längst gewesen, jetzt aber nicht mehr ist. Hat sie doch zweimal Fesseln abgeschüttelt, die man ihr anlegen wollte. Freiheit gehe ihr über alles, aber sie wünsche vor allem ihn frei. Und gleichwol war sie so schuldlos, harmlos, daß sie eigentlich gar nicht wußte, was er allen Ernstes im Schilde führe. Sie wußte es jetzt wirklich nicht, dann aber sogleich ahnte sie es. Sie war in allem so besonnen, vernünftig, auch mochte ihr vorgerücktes Alter ihr gänzlich verdecken, daß er Thor genug sei, nach jenem Alter gar nicht zu fragen. Es bedurfte natürlich einiger Zeit, daß zwei derartige, seltenste Menschen im Umgange, in mündlicher Rede sich erst aussprachen, wobei sie oft aufs stärkste zusammenplatzten. Noch etwas kam ihr zu Hülfe, um ihn zur Raison zu bringen, ein Succurs, von dem sie denn auch in allen ihren Billeten und Briefen, Jahre hindurch, unverhohlensten Gebrauch macht, ihr ewiges Kranksein, ihr zerrissenes Nervensystem, ein ganzes Heer von Krankheiten, mit dem sie täglich wie nächtlich sich herumschlug, und welches sie, neckisch genug, dann auch wieder als Hülfscorps gegen ihn selbst ausschickte, fast, um ihn abzuschrecken. Also es gibt zwischen beiden gleich am Anfange Krieg, aber auch holdes Friedens- und Frühlingswetter, welches sie denn auch zusammen hinlänglich genossen und sich dadurch auf kurze Zeit einen Himmel auf Erden bereiteten, der aber Varnhagen auch nicht entfernt genügte. Geben wir aus diesen Erstlingsbriefen schon einige Proben. Rahel schreibt (Berlin):

> Sie wissen es wohl, ich kann nicht gut sprechen (Ausrede! sie sprach vortrefflich); und wenn ich mit Ihnen gesprochen habe, so ist es so gut als sei es nicht geschehen. Manchmal gelingt es mir, was ich nicht sagen kann, zu schreiben, und auch umgekehrt. Ich schlief bald ein, doch hatte ich eine schlechte Nacht und noch ein ärgeres Erwachen. Unangenehmes war es, was ich in meiner Seele traf; und besonders ist mir Ihr Bild darin verzerrt: und dies am Ende macht mich ängstlich. Fassen Sie sich, Lieber, ehe Sie zu mir kommen; und verbannen Sie mit Einem Gedanken, mit Einem wahren Wollen, mir zur wahren Liebe, diese Wuth. Sie wissen, mich beugt sie immer: aber ich liebe sie nicht, aus innerster Seele nicht, und auch Sie so nicht. Es kommt ja doch ein Punkt, wo ich sie nicht fürchte, und wo alles unschön wird, ich Ihnen verhaßt, und wo ich das Schönere nicht aufgebe. Dies ist nicht eine elende Drohung; und ich möchte vergehen, daß die Worte nur äußerlich so klingen. Aber mäßigen Sie sich; ordnen Sie sich, ehe Sie kommen. An Ihrem Zustand — wie soll ich ihn nennen — nehme ich Antheil; er rührt mich doch, weil ich denke, Sie leiden; Sie sahen auch so aus: aber Sie können ihn vermeiden. Lieber, mir zu Liebe thun Sie's! Drohen Sie mir nicht mehr. Lassen Sie keine Kluft, kein Zerren und Reißen in unsern Umgang kommen. Mich finden Sie wie immer. Ich vergesse gewiß das Heftige; wenn Sie es mir erlauben: und auch Ihnen wird wieder milde.

Im nächsten ist sie noch erschütterter, besorgter um ihn; es muß eigene Auftritte, aber auch Geständnisse gegeben haben, für die sie wieder die liberalste Gesinnung hat. Aber was gehörte dazu, daß sie schreibt:

> Ist es nicht verdrießlich, wenn ich eine dunkle Angst vor dem Abend fühle? wenn ich mir nicht richtig erklären kann, woher sie kommt?

Er antwortet offen genug, weiß aber auch klug auszuweichen, wo es auf das Eingestehen seiner Ungeduld und Schwäche, seines Gemüthsturms, seines Sturmlaufs schon gegen die nächste Zukunft ankommt. Man überzeugt sich, es muß ihr den Schlaf geraubt haben, und doch, wie mag die Zarte, die Beschwichtigende auf seine Antwort gepaßt haben! Sie trifft schon ein noch an demselben Tage. Darin heißt es bei Varnhagen unter anderm, auch wieder von „Angst“ dictirt:

> Sonst wird mir jedes leicht, was sich aufs Schreiben wendet. Nicht so hier, wo ich jedesmal in Angst gerathe, wenn ich von Ihrer Hand die Schrift erblicke, in die sich die trübsten Gefühle, ja die größten Härten (so muß ich fürchten) dürften gekleidet haben, und die nachherige Freude, es anders zu finden, vergilt nicht die frühere sorgenvolle Angst. Darum auch aber zu antworten muß ich verlegen sein, denn Sie wissen, daß ich Ihnen in allem recht, mir unrecht gebe, und man sagt, ich wäre eitel genug, um das nur unbehaglich niederzuschreiben. Ich weiß aber in der That keinen Tölpel, der mir gleich wäre; schon wegen der genialsten Ungeschicklichkeit darf ich hoffen Ihnen interessant zu sein. Sie sind so herzlich gut, liebe Rahel, daß ich mich wirklich schäme, eine so thörichte Feder in der Hand zu haben. Berufen Sie sich aber nicht auf meine Kraft, denn da mach' ich unwiderruflich Ihre gute Meinung zu Schanden.

Nun geht es, schon in den nächstfolgenden Briefen, im Aufschluß zweier Herzen wie ein Lauffeuer fort. Was haben sie, auch da sie beide noch an einem Orte, in Berlin, sind, einander alles zu sagen, nicht blos Gefühle zu bekennen, nein große, tiefe Gedanken einander mitzutheilen! Ihre mündlichen Gespräche reichen schon lange nicht mehr aus. Der Ueberschwang muß sich in Briefen ausströmen. Rahel's Verstand so hell, ihre Weisheit so besonnen, sie lassen sie im Stich. Sie vergißt ganz zu dämpfen, da sie doch noch vor kurzem dämpfte; er vergißt ganz, sich zu mäßigen, obwol sie ihm doch Mäßigung zur Pflicht gemacht. Offenbar, er hat sie mit seines Wortes, also mit seines Liebeszaubers süßer Gewalt ins Herz getroffen. Bereits schlägt sie ihm wie eine Nachtigall vor, so Tag wie Nacht. Wann und wo sind Freundschaft und Liebe schon je so verherrlicht, dessenungeachtet mit dem schärfsten Verstande psychologisch zergliedert worden? Niemals und nirgends! Dann, in der kürzesten Pause, besinnen sie sich wieder; sie besteht wieder auf beiderseitige Freiheit. Er gesteht ihr, daß er nur durch ihren Besitz frei werden könne. Zusehends fürchten sich beide vor der Zukunft. Sie wol am ersten dringt auf einstweilige Tren-

nung; er widerspricht ihr nicht gerade, aber ahnt ganz richtig, daß Trennung, wenn sie auch allein zur bleibenden Vereinigung führen kann, die Sehnsucht unerträglich machen, ihn verzehren werde. Sie ist in ihren Briefen oft hinreißende Dichterin; sie hat ihn selbst zum Dichter geadelt, sie allein ist seine Muse fürs Leben. Wie soll man sich ein solches Aufgehen zweier Menschen ineinander erklären, daß zwei Individuen, vor unsern sehenden Augen, vor unserm reflectirenden Urtheil, mitten in der Gesellschaft der großen Welt, die zugleich beider Passion ist, nicht minder in der Literatur, wo nur irgend Geister sich hervorthun, an sich selbst entdecken, daß sie nur noch ein, aber welch ein potenzirtes Individuum sind? Nur annähernd gibt es dafür eine Erklärung durch die Einzigkeit des Individuums, welches dem Liebenden durch kein anderes ersetzt werden kann, und dann, daß der begabte Mensch sich selbst unberechenbar, sich selbst ein Geheimniß ist. Rahel ist aber auch wirklich einzig, wie sie mit ihm über alles spricht und unbegrenzt liebenswürdig ist; er desgleichen, wie er sich ihr erschließt und im endlichen Wort ihr Unendliches scheidet. Wir greifen in diese nächsten Briefschätze nur blindlings hinein und ziehen allemal gediegenstes, ausgeprägtestes Gold hervor.

Rahel schreibt aus Berlin an Varnhagen in Berlin, 15. September, abends:

Wie ist dir, mein Guter, Kleiner, Armer? Wie freundlich ist das Wetter! Und es ist wie umsonst da; als wäre bis zum künftigen Sommer eine Klappe über mein Herz gefallen, die den Sonnenschein nicht hineinläßt — o! wäre es nur bis zum künftigen Sommer; ich wäre ganz zufrieden und thätig — alles weil ich es mit dir nicht mehr genießen soll! Ich sage es immer wieder. Das Ausziehen, das wüste, leere, einsame, verdrießliche, hämmert auch noch auf mein Herz und preßt es in Angst zu. Gott, Gott! wie habe ich mir angewöhnt einen Freund zu haben, und bin von allen andern Genüssen abgekommen: und auch von ihnen ausgeschlossen. Alles legte ich ja in deinen Busen, suchte und fand es in deinen Augen; wie leicht, wie willig nimmt man solches Leben an! In und mit dir verliere ich auf einmal meine Art zu sein. Laß mich diese Klage machen! Sie ist ja gar nicht so zärtlich! Laß mich jede aussprechen: man kann ja doch nur so wenig sagen. Und noch bist du ja da! Es war eine zu echte Freundschaft unter uns, um daß ich nicht klagte, daß es nicht schmerzte, und daß es nicht der wirklichste Verlust sei! Auch für dich. Sei aber nicht so sehr betrübt! Wenn es angeht, wollen wir heute mein Quartier besehen: wo nicht, morgen. Du mußt darin gewesen sein; es macht mich ruhiger und tröstet mich.

Und dann wieder, wie sie ihn bemuttert:

Laß mich ein Wort wissen über dein Leibweh! Sieh, wie das Wetter lächelt! Nun möchte man wol in den Wagen springen. Iß nicht so viel untereinander! kleines, liebes Kind!

Und wiederum er:

Gestern Abend, schon nachmittags, fing mein Leiden an. Ich war auf meinen eigenen Zustand zurückgeworfen, liebe Rahel! Ich fühlte mir wie die Sprache benommen durch dein Wegsein, und trostlos trug ich mein aufgeregtes Gemüth in dieser Wüste umher, keine Freundesgestalt that mir wohl, die Thränen waren mir nah, und mit der innigsten Wehmuth ging ich allein in den Thiergarten, und mußte es mir oft wiederholen, daß ich allein, ohne Hoffnung für diesen Abend sei. Ich sah die Sonne, die Straßen, die Alleen, die Leute, die ich sonst mit dir sahe, du einzige Rahel, an den festen, markigen, weichrindigen Stamm deines tiefen Wesens angeklammert, und hinaufschauend in den vielbewegten, mannichfaltig erleuchteten Wipfel deiner Gedanken: Gott! mir war, als wären nur noch dünne Stengel um mich her, die nicht so weit hinaufreichen mit den wenigen Blättern, die sie tragen, um mein Haupt zu beschatten. Bei dir war mir so grenzenlos wohl, die süße Gewohnheit deines Umgangs hatte mein ganzes Gemüth ergriffen, ich konnte dir nicht nur mehr sagen als jedem andern, sondern schlechthin alles, und du weißt, welch ein unsägliches Glück in diesem Sagenkönnen ist. So leicht, so reich, so fest und sicher war mir dein Umgang: alles möglich, nur das Gemeine nicht; meine völlige Freiheit im Innern, so viel ich auch schon davon hatte, hast du mir gegeben; bis in die Fasern meines Leibes ging ja, du sagst es selbst, die Besserung.

Wer will denn mehr, müssen wir ausrufen, Zeugniß dafür, was ein Mensch dem andern sein könne!

Was charakterisirt denn beider Briefe und gilt von allen folgenden in stets noch erhöhterm Grade? Jeden Brief dictirt Rahel ein unbändiger Naturalismus des Genies, eine Naivetät, die von sich selbst nichts weiß, daher sich auch keinen Einhalt zu gebieten vermag. Es ist wahr, sie ist sehr gebildet, sie hat eine unverwüstliche Liebe zu den Menschen, sie opfert sich für sie auf, wo sie nur irgend kann, ungeachtet die Menschen, auch in den auserlesensten Kreisen, ihr oft so wenig zusagen, während einzelne freilich sie um so mehr entzücken. Sie hat jene Ausdauer, weil ihre felsenfeste Liebe in Gott wurzelt. Selbst ihre nächsten Verwandten machen ihr viel zu schaffen, sie ist diesen natürlich, eben weil sie selbst so natürlich, zugleich so geistvoll ist, ein ungelöstes Räthsel, zumal ihren Brüdern. Und dennoch entschuldigt sie diese, wo sie es irgend kann. Die Mutter ist ihr ein Gegenstand der reinsten Pietät, sie hegt und pflegt sie auf jede Weise. Nun hat sie aber auch, ungeachtet ihrer rastlosen Thätigkeit, ihrer Lektüre, den regsten Geselligkeitssinn. Wo sie erscheint, fällt sie auf, glänzt sie hervor, ohne daß sie es beabsichtigt. Ja, sie gefällt, wo sie verkehrt, man zeigt nach ihr, man weiß ihrer schwer zu entbehren. Sie durchschaut aber die Menschen, ihre meist so selbstischen Interessen, ihre Schwächen, das Nichtssagende ihres Wesens bis ins Geheimste. Dagegen die Vorzüglichen zeichnet sie auch ihrerseits aus und bewahrt sie in unwandelbarer Treue. Dennoch fühlt sie sich oft einsam genug, weiß aber auch nicht, wo sie mit ihrer reichen Welt in sich selbst bleiben solle. Da trifft sie auf Varnhagen. Sie prüft, aber sie staunt auch. Mit dem, bekennt sie sich im stillsten Innern und hält doch vor ihm selbst jahrelang damit geheim, mit dem müßte sich's ganz anders umgehen. Alles und jedes verstände der und wüßte Entsprechendes in unübersehlicher Fülle zu bieten.

Unterdessen geht in ihm dasselbe vor, vielleicht noch feuriger, fluctuirender, denn sie besitzt eine große Selbstbeherrschung. Aber er wird offensiv, wie lange sie sich auch sträubt. Sie läßt jedoch alles andere, was er beabsichtigt, völlig dahingestellt für eine unberechenbare Zukunft. Doch sie hat in ihm einen Freund gefunden, bei dem sie alles massenhaft ablagern kann. Daraus entstehen ihre Briefe an Varnhagen. Hier macht sie von ihrer zurückgepreßten Natürlichkeit wieder den vollsten Gebrauch. Aber die durch Bildung wiedergeborene Natürlichkeit ist immer eine höhere als die frühere. Wer die Bildung, die Umschau nicht besitzt, den weiten Horizont nicht beherrscht wie Rahel, der wird es wol bleiben lassen, so harmlos, so natürlich in Briefen zu sein wie Rahel. Jeder ihrer Briefe ist Malerei nach dem Leben und Tonstück aus

freier Hand. Auch wenn sie in ihren Briefen Phantasien gibt, der Kenner merkt es, sie hat Theorie, sie hat den Generalbaß studirt.

In Varnhagen's Briefen findet ein analoger Seelenproceß statt. Sein ursprüngliches Naturell, dem er durch Bildung, durch Studium fast Gewalt angethan hat, bricht in ihnen wieder durch und überflutet oft jedes Ufer, alle Dämme. Wer den spätern Staatsmann, Publicisten, Memoirenschreiber, Culturhistoriker im Sinne hat, wird die köstlichsten Briefe und Herzensergießungen der Liebe Varnhagen's zu Rahel weder zu verstehen, noch gar zu würdigen wissen. Läßt sich in ihnen doch auch sein Naturell unbedingt gehen. Diese übernaive Natürlichkeit ist eben die Ursympathie zwischen beiden, die da beweist, daß sie für einander geschaffen waren und daß ihre Braut- und Bräutigamszeit, ihre Ehe zu den glücklichsten gehört, die je in der Wirklichkeit vorgekommen und geschlossen worden sind. Der feingebildete Mann, der liebenswürdigste Gesellschafter, der sinnigste Aesthetiker wird hier von ganz andern Mächten noch beherrscht, von ganz andern Geistern noch bewegt, als er je auf andern Gebieten in Erfahrung gebracht hat.

Dergleichen Briefe in Aussicht zu haben, voneinander wöchentlich, oft täglich zu erhalten, darüber alles Kranksein, alles Weh, alle Sorgen, die Kälte und Oede der Fremde zu vergessen, konnte beide Liebende auch allein über die lang gefürchtete, dann sogar von Rahel selbst ihm gebotene, später von ihnen so oft bereute Trennung, die nunmehr aufs unbestimmte hin vorgegangen ist, einigermaßen hinweghelfen.

Die nächsten Stationen Varnhagen's sind: Dresden, Tübingen, Hamburg, 1808, 1809. Ja, was konnten Schmerzen der Trennung, auch noch so heftig in der bloßen Vorstellung schon im voraus, als die Trennung wirklich eingetreten war, noch ganz anders zu schaffen machen!

Varnhagen gefällt sich in Tübingen nicht, wenn auch die Natur ihn beglückt, einzelnes anderweitig anspricht, aber nicht im geringsten befriedigt. In Tübingen, um nur für etwas Bestimmtes, eingedenk seiner wie ihrer Zukunft, sich zu entschließen, studirt er Medicin. Aber er ist fort und fort von Sehnsucht gefoltert. Nun plagt ihn gar noch, aus einer frühern Zeit, der boshafte Dämon einer alten Liebe. Fanny ist es. Was verschlägt die aber gegen Rahel! Ohne treulos zu sein, dazu ist er zu edel, hat er dennoch mit jener bereits gebrochen. Davon können nur Geständnisse an die Einzige entlasten. Er befindet sich in einem wahren Labyrinth, er schlägt sich herum mit den ungeheuerlichsten Quälgeistern. Was wird das für ein Monstrebrief werden! Er schreibt an Rahel unter anderm:

Rahel, geliebte Rahel! Ich weiß nicht wohin mich retten vor dem Ungeheuer von Brief, das ich in mir trage, oder das ich selber bin. Seit dem 1. November bin ich hier in Tübingen. Das Erwachen (neulich) morgens war wie das eines armen Sünders, dem der Stab schon gebrochen ist; ermattet nach ödem, verwirrtem Schlaf brachte ich die Stunden in irrer Beschäftigung zu, und fühlte ununterbrochen einen Schmerz der stillen Verzweiflung wie einen Strom durch meine Brust ziehen. Nachmittags wurde es immer am ärgsten, ich wünschte den Tod, weil der Gedanke der entsetzlichen Entfernung von allem Lieben, die ungeheuere Verstoßung, die Gefangenschaft mein Inneres ja fortdauernd abtödteten. Herkömmlich, aus Gewohnheit, studir' ich Medicin, jedesmal war ich ganz ohne Schmerz, wenn äußere Umstände mich nöthigten, anderes zu ergreifen, doch ist sie mir durchaus nicht mehr zuwider als ein anderes Treiben; lieb und nützlich wäre mir nur eins, frei zu leben ohne Stand. Ich lebe nicht, wenn ich in der bloßen Medicin lebe, und hier ist mir nichts anderes vergönnt. Ich bin verwaist! Nun noch diese andere Verwirrung in meinem Leben will ich dir darlegen, und damit mein Vertrauen zu dir bis auf die kleinsten Tropfen ausschütten. Es ist dies mein Verhältniß mit Fanny! Du weißt einiges, und ich bin sicher, daß du aus diesem, was du gesehen hast, leicht was ich hinzufüge richtig einsehen wirst. Du hast darüber ein Billet von mir, auf das ich mich berufe.

Nun folgen ergreifende, einzig dichterische Expectorationen, daß er nur in ihr seinen Himmel schon auf Erden finden könne. Dabei trachtet er besonders nach Wien oder nach Paris, um mit ihr ein Leben ohnegleichen zu führen.

Und sie, die Herzenskundigste, weiß sich alles und jedes, die ganze Revolte, die nahe Verzweiflung in seinem Innersten zu erklären. Sie verhüllt es schlecht und will es auch eigentlich nicht verhüllen, daß er sie in ihrem Freiseinwollen total besiegt hat. Und dennoch, wie erwägt sie es, wie warnt sie ihn vor lauernden, schadenfrohen Dämonen der Zukunft! Ist ihre Ruhe doch dahin, hat er doch einen Sturm in ihr aufgejagt, vor dem sie kein Unterkommen, keinen Schutz erkennt als bei ihm. Und doch, wie auch sie nach ihm sich sehnt, wenn das von ihm, ach so unüberlegt Heraufbeschworene erschiene!, verwirklicht würde, wenn sie auch äußerlich sein würde, was könnte sich ereignen! Nun wirft auch sie sich in Widersprüchen, in wildesten Vorstellungen, noch dazu gefoltert von aufgestachelten Nerven, von Krankheit ihres ihr zusetzenden Körpers, wie ein Fieberkranker auf seinem Lager herum. Noch ist es Zeit, ruft sie sich in ihr eigenes Gewissen, warne ihn, was du kannst! Sie schreibt:

Rein und ehrlich komme ich jedesmal; ebenso, und arm und gekränkt muß ich gehen. Ich erkenne keine Parallele mehr an! Aber wenn ich auch jung wäre; ich würde dich alsdann gewiß nicht verlassen haben: ganz eigenmächtig; deiner Verhältnisse gar nicht gedenkend; aber es befällt mich eine andere Angst; wenn ich denke, du bist mit mir, bei mir, und hegst das Bedürfniß, den Wunsch in dir, noch von der Welt auf allen Seiten zu kosten. Krieg, Wissenschaften, Gesellschaften, Reisen, alles muß dich anziehen, fordern Menschenverkehr; und du hieltest dich dann für gebunden. Ich überlebte es nicht! Für gebunden, nicht weil du mich nicht verlassen willst, aber weil du nicht wissen würdest, was ich indeß wählen soll. Ich vermag es nicht auszusprechen, worin der Unterschied liegt in uns beiden, daß für mich auch die Welt in ihrer ganzen Bewegung da ist, und daß ich doch von meinem Herzen so beschränkt und befriedigt, beruhigt sein kann: du nicht. Nicht weil du ein Mann bist: es beschränken sich die Thätigsten in der Art, und gerade die. Du aber ersticktest, unterwürfest du dich einer solchen Lage, man hemmte deinen eigentlichen Lebenspuls. Wie ich, wenn eine Pflicht mich verschlänge, daß ich die Herzensneigung verbergen müßte. So ist's. Schlimm! Unterdeß sprudelt unsere Anhänglichkeit füreinander, unsere Einsicht über uns — gegenseitig —, unsere Würdigung, in Liebe in unsern Briefen: und wir lügen. Soll ich dreinschlagen, und den zarten Rest, was die Götter nicht versagten, auch verheeren? Ich schreib's hier nieder, damit du erfahrest, daß ich mich nicht betrog; daß ich mir das selbst bürge; und daß meine mörderische Einsicht doch meine Liebe zu dir nicht mordete, sondern wieder nur auf mein Herz einschlug, wie immer!

Dies drückt mich, dies! Und es ist zu bewundern, daß ich dir so schreiben konnte! O Gott!

Wir dürfen hier leider nicht den ganzen, ebenso holden wie ergreifenden Lebens- und Lieberoman beider ausgezeichneter Personen in der Weise wie bisher verfolgen. Wir müssen uns damit begnügen, weiterhin nur darzulegen, wie der lavaglühende Erguß wahrhafter Freundschaft und Liebe durch alle Situationen hindurchgeht, alle ihre sonstigen Erlebnisse und Höhenpunkte übersteigt, und nur mit oft weit auseinandergerückten Belegstellen die Gesammtheit zu illustriren. **Alexander Jung.**

(Die Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Reisebilder und Skizzen.

Die Sage von Doctor Faust's berühmtem Zaubermantel ist kein leerer Wahn: faßt man sie nur bildlich auf, so kann jedermann noch heute eine Reise durch die Lüfte unternehmen — freilich nur mit der Phantasie!

Es schwingt der Geist sich auf zur Höh';
Der Leib — bleibt auf dem Kanapee!

Dieser classische Reim hat etwas unbestreitbar Wahres. Denn vor uns liegt ein Stoß von Büchern, deren gesammter Inhalt aus Reisebildern und Skizzen besteht; unternehmen wir nun, wie im Folgenden geschehen soll, eine kurze Ueberschau des Inhalts, so fühlen wir uns — nicht auf Flügeln des Gesanges, sondern auf denen einer mehr oder minder guten Prosa — gehoben und getragen vom Rheinstrom nach der Schweiz; dann nach Italien, Dalmatien und Montenegro, und weiter in den Kaukasus; endlich nach der Libyschen Wüste, und zuletzt gar über den Ocean!

Zuerst führe ich den Leser an den deutschen Strom. Da liegen vor uns:

1. Wandertage diesseit und jenseit des Rheins. Von H. Scheube. Berlin, Wedekind und Schwieger. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.

Scheube's Schriften, so viel wir davon kennen, berühren sämmtlich angenehm durch eine liebenswürdige Art des Vortrags, durch große, doch niemals aufdringlich herausgestrichene Kenntnisse und Belesenheit, durch einen anspruchslos-gefälligen Zug. Wir befinden uns wohl in des Autors Gesellschaft, wohin es demselben auch beliebe, uns zu geleiten. Heute ladet er uns ein, ihn auf Wandertage diesseit und jenseit des Rheins zu begleiten, und die Promenade an der Seite dieses wohlunterrichteten und angenehmen Führers ist eine Lust. Es ist wahr, wir erfahren über Länder und Menschen nichts wesentlich Neues, jegliche Sensation bleibt uns fern. Dafür aber weiß uns Scheube sofort in die behaglichste Stimmung zu versetzen; wir fühlen uns entschieden „gemüthlich" in seiner Nähe. Möge die gleiche freundliche Stimmung sich jedes Lesers der „Wandertage" bemächtigen; wir wünschen dem hübschen Buche eine recht weite Verbreitung, welche es auch schon um seines freisinnigen, deutsch-patriotischen Charakters willen verdient.

2. Vom deutschen Strom. Bilder von den Ufern des Rheins. Von Ferdinand Heyl. Wiesbaden, Bischkopff. 1875. 8. 3 M.

Auch dieses kleine freundliche Buch kann man wohlwollenden Auges anschauen, obwol nicht verkannt werden mag, daß es an Gediegenheit hinter Scheube's Werkchen zurücksteht, dem man den tiefern Geist anmerkt, welcher es geschrieben. Die „Wandertage" werden weit eher auf culturhistorischen Werth Anspruch machen dürfen, wie manches Annehmbare im übrigen auch Heyl's „Bilder" bieten. Letztere führen uns vorwiegend in Gegenden, an denen der Niederrhein vorüberrauscht; an Scheube's Hand betreten wir das Elsaß und den nördlichen Schwarzwald. Wir haben also zwei einander ergänzende Schriften vor uns.

Einer der hübschesten Aufsätze Heyl's ist dem Andenken an Adam von Itzstein gewidmet, und diese Erinnerung kommt zu guter Stunde, denn am 28. September 1875 sind es hundert Jahre, seitdem der genannte wackere Volkskämpfer zu Mainz geboren ward, wo sein Vater kurmainzischer Geheimrath und Hofgerichtsdirector war.

Auch der Aufsatz „Dichterwohnungen am Rhein" wird von Freunden der Muse gern gelesen werden. Culturhistorisch merkwürdig ist, was Heyl über den Hansel-Orden in St.-Goar mittheilt; patriotisch anregen wird uns die Lektüre des Aufsatzes „Aus den Augusttagen 1870". Bemerkenswerth ist auch, daß Heyl sich — soweit man sehen kann, mit Recht — die Urheberschaft der Idee beilegt: auf dem Niederwald ein Denkmal zum Gedächtniß des letzten französischen Kriegs zu errichten; ob der Gedanke ein glücklicher war oder nicht, bleibe hier unerörtert.

Nicht überflüssig ist es wol, hervorzuheben, wie Scheube's und Heyl's Bücher die gemeinsame Signatur von Sammelbänden tragen. Auf die der Gediegenheit der Bücherproduction nicht eben förderlich entgegenkommende moderne Art, „Werke" herzustellen, indem man einfach Aufsätze, die zu verschiedenen Zeiten, zu verschiedenen Zwecken, in verschiedenen Stimmungen ganz gelegentlich entstanden, unter einer gemeinsamen Etikette lose aneinander gereiht als aufgewärmte Speise in Buchform wiederbringt — auf diese Art, oder besser Unart, kommen wir gelegentlich zurück. Hier sei nur noch so viel bemerkt, daß die Mehrzahl der Heyl'schen Skizzen ursprünglich in Unterhaltungsblättern, wie die „Gartenlaube" u. a., gestanden hat. Daher erklärt sich denn häufig auch die Form einzelner Darstellungen, denen zahlreich eingestreute eigene und fremde Gedichtchen eine gewisse Buntheit und Lebendigkeit verleihen sollen, während sie in der That den ruhigen Fluß der Erzählung, wie ihn das Buch verlangt, beeinträchtigen und zerreißen.

3. Backfischchens Reise in die Schweiz, von C. Krenner. Zofingen, Schauenberg-Ott. 1874.

Sind wir an Heyl's und Scheube's Hand vergnügte Gäste am Rhein und Main gewesen, so versetzt uns C. Krenner in das wundervolle Land der Schweiz — jenes

Land, dessen Bewohner Schiller hoch zu ehren glaubte, als er den alten Attinghausen ausrufen ließ:

Lern' dieses Volk der Berge kennen!

ein Vers, unter den einst im Fremdenbuche eines Rigihotels die Feder eines gerupften Curgastes die Ergänzung gesetzt hatte:

Doch — mußt Vermögen dein du nennen!

Anscheinend befinden sich die Verwandten und Freunde unseres „Backfischchens" in der angenehmen Lage, daß sie „es ja haben"; munter durchstreifen sie die Schweiz von Schaffhausen bis Vevey, von Chur bis Interlaken; über die Reiseabenteuer (bei denen die üblichen Amerikaner, die sich aber diesmal recht honnet betragen, nicht fehlen) schreibt das Backfischchen Briefe in die Heimat, die zwar hier und da etwas Karlchen Mießnick'sche Anschauungen und Wendungen verrathen, aber im ganzen doch recht belustigend sind; der kleine Roman, der erzählt wird, mag insofern auch für Backfischchen sich eignen, als er jedenfalls keinerlei aufregende Momente enthält. Das kleine Buch, so anspruchslos wie es sich einführt, ist ganz niedlich; daß die Handlung (soweit von einer solchen die Rede sein kann) in die Schweiz verlegt worden, ist übrigens rein zufällig; sie könnte mit demselben Rechte auch in Thüringen, ja in Norwegen oder in der kirgisischen Steppe spielen.

Wünschen wir der „Verfasserin von «Aus dem alten Hause am Johannesplatze»" (wie sich C. Krenner stolz bescheiden charakterisirt) auch für diese „Reise in die Schweiz" freundlichen Erfolg. Denn daß derjenige des „alten Hauses" ein ganz enormer gewesen sein muß, ist wol nicht zu bezweifeln; würde sonst an dieses sicherlich epochemachende Werk auf dem Titel der „Reise" erinnert werden? Gewiß nicht! Und so bleibt dem Schreiber dieses nur das beschämende Eingeständniß, so wenig auf der Höhe der Situation zu stehen, daß er von dem literarischen Ereigniß „Aus dem alten Hause am Johannesplatze" keine Kunde hat.

4. Unter Tannen und Pinien. Wanderungen in den Alpen, Italien, Dalmatien und Montenegro. Von Karl Freiherrn du Prel. Berlin, Denicke. 1875. Gr. 8. 6 M.

Auf 312 Großoctavseiten erzählt uns ein feingebildeter, trefflich unterrichteter Geist von den Eindrücken, welche er, auf seine Weise wandernd, von Land und Leuten erhalten hat; namentlich die classischen Stätten Italiens sind es, welche die reichste Gelegenheit geben zu interessanten Excursionen in die Vergangenheit dieses Wunderlandes. Man denke aber nicht, daß hundertmal Dagewesenes hier zum hundertsten male abgehandelt werde; im Gegentheil: der Verfasser unsers Werkchens ist sehr häufig von der geraden Straße, wie sie der moderne Tourist liebt, abgewichen, hat Eisenbahnen und ähnliche bequeme Communicationsmittel links liegen lassen und sich aufs frische, fröhlich-freie Wandern verlegt. Auch wo er länger verweilt, wo er oft Beschriebenes schildert, wie z. B. in den Kapiteln IX, XI, XIII und XV (Rom; römische Ausgrabungen; das Colosseum in Rom; der Petersdom), ist er originell und weiß dem Gegenstande eine neue Seite abzugewinnen, was in diesem Falle gewiß etwas bedeutet.

Aerzte werden der Schilderung der Grotte von Monsummano, Liebhaber von pikanten Hofgeschichten dem Aufsatze „Das Königshaus auf dem Schachen" (welcher eine der stets als originell beschriebenen Lieblingswohnungen des regierenden Königs von Baiern zum Gegenstande hat) Geschmack abgewinnen. Gleich das einleitende Kapitel aber, „Reisen und Wandern", ist allgemein nicht dringend genug zur Lektüre und zur Beherzigung zu empfehlen; wahrhaft goldene Worte spricht da du Prel aus:

... im Hotelwesen läßt sich nachgerade die jüngste Entwickelungsstufe der Wegelagerei erkennen, die es verstanden hat, mit dem Gesetze sich in Einklang zu setzen. Dazu noch die Prellereien von Lastträgern, Kellnern und Fremdenführern, die alle der Börse des Reisenden nachstellen ...!

Wie wahr diese Klage ist, kann nur der voll und ganz empfinden, den ein hartes Geschick verurtheilt hat, zwangsweise, öfter als er möchte, mit jenen Wegelagerern in Berührung kommen zu müssen.

5. Meine Reise in den Kaukasus, in den Jahren 1871 und 1872. Von Karl Heinrich von Geyersburg. Mit einem Vorwort von C. F. Ledderhose. Manheim, Schneider. 1875. 8. 2 M.

Eine ungeübte, will sagen: nicht fachmännische Feder schildert hier Eindrücke aus „einer der interessantesten Gegenden der Welt", wie das (beiläufig gesagt, dem Buche nicht eben zur Zierde gereichende) Vorwort den Kaukasus nennt. Es sind Tagebüchertypen, eigentlich als Manuscript für Freunde zusammengestellt, aber unzweifelhaft der Beachtung weiterer Kreise würdig, wie manchen Mangel auch die Form hier und da zeigen möge. Wenn uns der Verfasser z. B. die Geschichte der Medea auf etwa dreizehn enggedruckten Octavseiten wieder erzählt — eine Geschichte, welche jeder Gebildete kennt — so ist dies das literarische Ungeschick eines Dilettanten. Auch sonst verräth ein solcher sich oft genug; z. B. in der Breite, mit der ein für den Leser wenig interessantes Abenteuer geschildert wird. Der Erzähler verirrt sich in einem Walde, die Nacht überfällt ihn, und er muß sich vor Wölfen und ähnlichen Raubthieren, die zum Glück nicht klettern können, auf einen Baum retten. Aus dieser unbehaglichen Situation erlöst ihn und — den Leser erst der nächste Morgen. Dies ist gewiß für den Erzähler ein wichtiger Vorgang, der ihm ewig denkwürdig bleiben muß. Aber was geht es den Leser an?

Den Werth des Buchs können aber diese kleinen Eigenheiten nicht im geringsten beeinträchtigen, denn auf der andern Seite liegt gerade in der ausgesprochenen Ungeübtheit des Verfassers ein ganz eigener Reiz; man fühlt hindurch: der Mann ist **wahr**; er trägt uns alles vor, wie er es gesehen, und nichts, was er nicht selbst gesehen. Da ist keine Schminke, keine Appretur, keine schöngeistige Zustutzung. Einfach und liebenswürdig, bleibt sich das Buch gleich vom Anfang bis zum Ende, und wir legen es befriedigt, angenehm und wohlthuend berührt von seiner Anspruchslosigkeit aus der Hand, durch die Lektüre bereichert an Kenntniß merkwürdiger Gegenden, Menschen, Bräuche und Sitten.

6. Briefe aus der Libyschen Wüste, von Karl A. Zittel. Mit einer Karte der Libyschen Wüste. München, Oldenbourg. 1875. 8. 2 M. 40 Pf.

Von allen heute besprochenen Werken hat dieses wol allein einen höhern, hervorragend wissenschaftlichen Werth. Wir haben in einem sauber ausgestatteten Heftchen jene Reisebriefe gesammelt und erweitert vor uns, welche Zittel während der im Winter 1873—74 unternommenen, von Gerhard Rohlfs geführten deutschen Expedition in die Libysche Wüste an die augsburger „Allgemeine Zeitung" geschrieben hat. Ein trefflich zurechtweisendes Uebersichtskärtchen der Expedition, astronomisch und geometrisch aufgenommen von deren Mitgliede W. Jordan, ist beigegeben. Große Frische und geistreiche, populär-wissenschaftliche, aber die Klippe der Trivialität glücklich vermeidende Darstellung sind Vorzüge des ungemein lehrreichen und anregenden Büchleins, welches dem gebildeten Laien überhaupt, sodann aber, im engern Sinne, dem Culturhistoriker und Forscher ein geradezu unschätzbares Material bietet. Nicht minder werden auch die Mediciner von Fach Aufschlüsse finden, welche sie zu ernstem Nachdenken anregen müssen; so z. B. wenn Zittel berichtet:

Am 15. April erreichte die Expedition, nach beinahe viermonatlichem Aufenthalt in der Wüste und nachdem sie nahezu 250 geographische Meilen größtentheils auf neuen Wegen zurückgelegt hatte, Kairo. An harten Entbehrungen hatte es nicht gefehlt — und dennoch war während der ganzen Reise nicht ein einziger Krankheitsfall von nennenswerther Bedeutung vorgekommen. Diesen erfreulichen Zustand hat man wol in erster Linie der köstlichen, ozonreichen Wüstenluft zuzuschreiben . . .

Wir weisen nur auf diese Stelle, deren Belege im einzelnen sich in dem ganzen Werkchen zerstreut finden, hin, um zu erhärten, eine wie reichhaltige Fundgrube von wissenswerthen und interessanten Dingen Zittel's ausgezeichnete Schrift genannt werden muß.

7. Reisebilder und Skizzen aus Amerika. Von Th. Kirchhoff. Erster Band. Altona, Schlüter. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.

Von der Libyschen Wüste hinüber nach Amerika — wer, wie wir, Dr. Faust's Zaubermantel umgethan hat, für den ist das kein weiter Sprung. Und daß wir uns in dem fernen Westen recht behaglich fühlen, dafür sorgt schon Th. Kirchhoff, der ein deutscher Mann von echtem Schrot und Korn auch in Amerika geblieben ist. Landsmannschaftlich heißt er uns willkommen, und wohin immer wir mit ihm wandern mögen: in das Land der Mormonen, in das Goldland, oder nach dem Süden, in die Mammuthhöhle von Kentucky, wir folgen dem beliebten Erzähler gern — „gern noch einmal" wird es von manchem Leser richtiger heißen müssen, denn auch Th. Kirchhoff ist der Mode gefolgt und hat hier lediglich zu einem Sammelbande vereinigt, was früher schon zerstreut in der „Gartenlaube", in „Daheim" und ähnlichen illustrirten Wochenschriften erschienen war. Von zehn neuen Büchern, welche der literarische Markt bringt, sind jetzt — man kann darauf wetten — beinahe immer fünf oder sechs solche Sammelbände, deren denn freilich viele ohne alle innere Berechtigung auftreten. Diese kann Kirchhoff's „Reisebildern" aber nicht abgesprochen werden; ist es doch schon erfreulich, wahrzunehmen, wie deutsche Art und Sitte von unserm Landsmann auch in jenem entlegenen Welttheile treu gehegt wird, wo nur zu oft unedle Naturen ihre eigentliche Heimat verleugnet haben. Von ganzem Herzen wünschen wir daher mit dem Verfasser, daß sein anspruchsloses, liebenswürdiges, in manchem Betracht werthvolles Buch „hinwandere, wo überall das deutsche Wort eine Heimstätte hat und plaudere vom jungen Amerika".

Damit wäre unsere Zauberfahrt für diesmal zu Ende. Und — was gilt's! So viele schöne Gegenden wir auch kennen gelernt haben, wir sagen doch nicht: „ubi bene, ibi patria", sondern sehnsüchtig werfen wir den Blick zurück auf das heimische Fleckchen Erde, wo unsere Wiege stand: — „Deutschland, Deutschland über Alles — über Alles in der Welt!"

Hermann Uhde.

Ein schwäbischer Volksdichter.

Gau! Stau! Bleiba lau! Gedichte in schwäbischer Mundart von Hyazinth Wäckerle. Augsburg, Lampart u. Comp. 1875. Gr. 16. 2 M.

Gau! Stau! Bleiba lau! — eine schwäbische Formel. Was sie aber bedeute, verschweigt das Büchlein, dem sie doch den Namen gegeben. Uns hat ein Schwab versichert, die drei Wörter seien ein Prüfstein, ob einer die schwäbische Aussprache recht in Gaumen und Kehle habe; denn jedes der drei „au" werde in seiner eigenen Weise ausgesprochen. Wie, das kann Recensent den Lesern nicht verrathen, sintemalen er sich selbst vergebens daran versucht hat. Das also wird es bedeuten, wenn das Büchlein mit folgenden Zeilen schließt:

Am Gau, am Stau, am Bleiba lau
Kennt ma' da ächta Schwauba.

Wäckerle hat keine geringe Abneigung gegen die „hoachgstudierte Hearrle", das Federgeschlecht der Recensenten. In dem Widmungsgedicht (das Büchlein ist Franz von Kobell zugeeignet) sagt er:

A Mancher weard si' stoaßa
Und saga: ei, du Schwaub
Mit deine broite Wöarter,
Gang, mach di' aus'm Staub!
Dean laß i' glei'wohl reda,
Dear haut mi it verschreckt;
Es ist so guat wia a andrer
Der schwäbisch Dialekt; . . . . .
Was will i' doch no' schwätza?
Du woißt ja von dear Sach!
Dia Herra laußt ma sitza
Auf ihrem hoacha Dach.

Ja freilich wäre es unvernünftig, wenn der Recensent auf die mundartlichen Gedichte vom „hohen Dach" hinunterschauen wollte. Er muß vielmehr, wenn er sich in das „Thal zu armen Hirten" begibt, die weiten Eroberungen der sogenannten Kunstpoesie völlig vergessen. Aber

der Dichter darf ihm das auch nicht erschweren — und da sind wir schon bei der einzigen tadelnden Bemerkung, die sich uns aufgedrängt hat.

Denn Wäckerle' treibt den Recensenten ja gewaltsam wieder auf jene hohe Wächterzinne hinauf, er schreibt ja in schwäbischer Mundart Sonette und Octaven! Beides so fremdländische Formen, in welche sich selbst unsere ausgebildete Schriftsprache nur ungern fügt, sodaß es sogar den Meistern des deutschen Sonetts nur selten gelingt, über den Zwang, den sie ausüben, hinwegzutäuschen. Die Schriftsprache ist einem solchen Zwange aber nicht abhold, es geht in ihr manchmal etwas steif her, ja selbst Gedichte, die aus der edelsten Freiheit des Geistes geboren sind (Uhland's „Der Waller", Schiller's „Das Ideal und das Leben", Hölderlin's Oden), wahren eine streng gemessene Form, die ihnen wohl ansteht. Dieselbe ist aber, als bewußt und gewollt, das gerade Gegenspiel der Naivetät — und Naivetät ist der Charakter des Dialekts. Auch aus Wäckerle's Sonetten und Octaven guckt jeden Augenblick mit irgendeiner schalkischen Wendung der freundlich schlaue Bauernkopf hervor, und umgekehrt erinnert wieder die vortrefflich behandelte Form an den „hochstudirten" Dichter. Das muß zu Gunsten eines harmonischen Eindrucks vermieden werden. Und also muß es für die mundartliche Dichtung als eine lex specialis gelten, daß sie nur ganz einfache, wir möchten sagen: wildgewachsene Formen wählen darf, die nicht anspruchsvoller auftreten als die Mundart selbst.

Die übrigen Lieder und Gedichte sind echt volksthümlich gerathen. Uns norddeutschen Stadtbewohnern gewähren sie einen erfrischenden Einblick in das kerngesunde Schwabenwesen. Ein wenig derb treten sie wol auf, aber niemals unfein — und so mögen sie also den Lesern „draußen im Reich" als die Gabe eines tüchtigen süddeutschen Dichters empfohlen sein. An den Dichter selbst aber haben wir noch eine Bitte. Im Abschiedsgedicht verspricht er:

Mei' Schublad ist g'rad no' it leer,
Im nächsta Jauhr, wenn's Ui recht wär,
Konnt's Büachle dicker weara.

Möchte er dann doch ein kurzgefaßtes Wörterbuch hinzufügen. Was „Häs", „Schmolla", „Hiara", „Wanger" u. s. w. sei, haben wir nur rathen, nicht aber entscheiden können.

Hier nun einige von den Gedichten. Lieblich klingt

Die jung' Liab.

Mei' junga Liab ist akkurat
Wie's Knösple in deam Glas;
Ob's aufblüaht? Wenn i's wissa thät,
I gäb, i' woiß it was!

A Wässerle, all Morga frisch,
Schütt i' in's Gläsle nei',
Und stell' dös Knösple alle Tag
An wärmsta Sonnaschei'.

A Büable haut mir's Knösple gea
Gand d'Blättla ausanand,
Nau trag i' auf'm Kirchaweag
Dös Röasle in der Hand.

Ear ka' wohl merka was dös hoißt,
Und wenn ear gar it will,
Nau denk i' halt: du dummer Bua! —
Und bi' halt wieder still.

Der Storch.

„Weible, los, was kläpparat so?"
„Der Storch sitzt auf'm Dach."
„Woiß dear Vogel meahr als i'
Von unsrer ganza Sach?

„Weible, woißt du g'wiß, wie lang
Sind wir Weib und Ma?
Lang mir da Kolender ra
Damit i' gucka ka'!"

's Weible lacht so hoimli drauf,
Und schluift so na' an mi, —
„Jatz brauch i' koin Kolender mea,
Jatz woiß's der Storch und i'!" — —

Und auch von den sehr hübsch gearbeiteten Sonetten möge hier eins angefügt werden:

Was saist koi Wöartle, warum thuast du traura?
Haust g'moint, i' hab' a anders Mädle geara?
Gang, thua di' doch it selber a so scheara,
Und los it allweil auf dia falsche Baura!

Was moinst du denn, du thätest mi net daura?
Moinst du, i' könnt so g'schwind mein' Si' verkeahra
Und wiss' it, daß du bist mei' Schatz in Eahra?
Und moinst, i' laß di' sitza und versaura?

Du muaßt it heina! Komm, wir gand spaziera! —
Jatz g'stand mir's ei, wear haut denn wieder g'loga?
Wir sind alloi, iatz därfst di' it scheniera! —

Sieh, Schätzle, glaub it deane falsche Koga!
G'schieht's wieder, thua nu' glei mit mir diskriera,
Nau ist der Schmearz als wia a Wolk verfloga! —

Und endlich, um auch der derbern Gattung ihr Recht zu thun:

Der Wei'.

Der Wei' ist gar a b'sondrer Ma',
So trifft ma's it glei wieder,
Da Oina richt' ear besser auf,
Da Andra wirft ear nieder.

Dear ka it schlaufa in der Nacht,
Und dear schnarcht glei' wie b'sessa,
Der Earst verliart da Appetit,
Der Zwoit ka' it gnua essa.

Der Amtma heint bei'r dritta Fläsch,
Der Pfarr lacht, der ka's besser,
Der Doktor kriagt a roatha Näs,
Ganz blaß weard der Assesser.

Der Baurabua kriagt mehr Kurasch,
Und möcht am liabsta haura (raufen),
Der Schreiber zittrat no' voar Angst,
Ear könnt oin schiargar daura.

Der Bader thuat scho' seit zwua Stund
Nix als wia rennomiera,
Der Benefiziat sitzt dau
Als thät ear meditiera.

Der Jager springt glei' auf da Tisch
Und schimpft da Pfarr nach Nota,
Der Schuallehr ist der rüebigst g'west,
Dear leit scho' auf'm Boda.

Doch dös scheniart koin groaßa Geist,
Ma laßt da Muat it sinka,
So lang ear wächst, so lang ma'n schenkt,
Weard ma' da Wei' au' trinka.

I' g'spür g'rad en Sechsbätzner no'
Im linka Leiblestäschle,
He dau, Frau Wirte! Bringat no'
Vom Neckarwei' a Fläschle!

Julius Hartmann.

Zur Geschichte der alten Kirche.

1. Neutestamentliche Zeitgeschichte von A. Hausrath. Dritter Theil: Die Zeit der Märtyrer und das nachapostolische Zeitalter. Zweite Abtheilung. Heidelberg, Bassermann. 1874. Gr. 8. 7 M. 40 Pf.
2. Untersuchungen über die Evangelien und das Leben Jesu. Von L. O. Bröcker. Hamburg, Grüning. 1874. Gr. 8. 4 M.
3. Studien zur Geschichte der alten Kirche von Franz Overbeck. Erstes Heft. Schloß-Chemnitz, Schmeitzner. 1875. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.
4. Ephesos im ersten christlichen Jahrhundert. Ein Beitrag zur neutestamentlichen Zeitgeschichte von Gustav A. Zimmermann. Mit einem Plane von Ephesos und Umgebung. Leipzig, Brockhaus. 1874. Gr. 8. 3 M.
5. Petrus und Papstthum im Lichte der Bibel, mit einem Anhange: Luise Lateau, Roms neuester Triumph. Von H. Schürmann. Barmen, Klein. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die evangelische Geschichtsforschung, die sich seit ungefähr vierzig Jahren mit unermüdetem Eifer und gleichem Interesse dem Leben Jesu und der Kritik der Evangelien zugewendet hatte, wirft sich seit längerer Zeit mit nicht geringerm Eifer auf die Geschichte der ersten christlichen Kirche und wählt besonders gern die nachapostolische Zeit zum Feld ihrer historischen Untersuchungen. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, wie nahe sich beide Bestrebungen berühren. Wird man doch ohne weiteres den zuletzt genannten Theil der wissenschaftlichen Arbeit eine Fortsetzung des erstgenannten nennen können. Vielfach sogar gilt es in beiden Bestrebungen einem und demselben Gegenstande, nur daß man, um zu denselben Resultaten zu gelangen, einen verschiedenen Ausgangspunkt nimmt. Während man nämlich früher sich direct dem Leben Jesu zuwendete, um aus seiner historischen oder mythischen Persönlichkeit das Dasein der Kirche und die Entwickelung des Christenthums zu erklären, nimmt man jetzt seinen Standort abwärts von der Quelle, um von hier aus stromaufwärts den Weg zu jener aufzuzeigen, oder man sucht durch eine Darstellung der gleichzeitigen Profangeschichte die heilige Geschichte als ein wesentliches Stück der allgemeinen Geschichte nachzuweisen und so ihr wirkliches Geschehen zu beglaubigen. Wenigstens ist die letztere Tendenz bei einer der obengenannten einschlägigen Schriften, der „Neutestamentlichen Zeitgeschichte" von A. Hausrath (Nr. 1), offen ausgesprochen.

Wir entsinnen uns aus der Besprechung des ersten Theils des genannten Werks in dem vorigen Jahrgang d. Bl., daß der Verfasser mit seiner „Neutestamentlichen Zeitgeschichte" nach zwei Seiten hin einer falschen Auffassung über die Entstehung des Christenthums entgegenzutreten sich zur Aufgabe gesetzt hatte, nämlich nach der magischen und der mythischen. „Wenn wir", so hatte er damals gesagt, „die heilige Geschichte als Bruchstück einer allgemeinen Geschichte nachweisen und zeigen können, wie die Ränder passen, wenn wir die abgerissenen Fäden, die sie mit der profanen Welt verbanden, wieder aufzufinden vermögen, dann ist die Meinung ausgeschlossen, diese Geschichte sei der schöne Traum eines spätern Geschlechts gewesen." Der vorliegende Band, der zugleich den Schluß des Werks bildet, betrachtet nun die neutestamentliche Zeitgeschichte unter der römischen Kaiserfamilie der Flavier bis zum Tode Hadrian's und zeigt zum Schluß, wie die neue Weltanschauung des Christenthums sich in der Logoslehre vollendete. Eine hervorragende Stelle nehmen in diesem letzten Bande die Untersuchungen über die Entstehung der Evangelien ein, namentlich sucht er nachzuweisen, wie das Christusbild, das sie zeichnen, von der Zeit ihrer Abfassung nicht blos Ton und Farbe, sondern gewisse wesentliche Charakterzüge empfangen habe. Auch er nimmt das Markus-Evangelium als das der Zeit nach zuerst verfaßte an; sodann gibt Matthäus das judaistische Bild der flavischen Zeit, dessen essäische Züge jedoch den historischen Jesus von Nazareth schon zu einem guten Theile unkenntlich machen; Lukas mit der in ihm vorherrschenden paulinischen Christologie hat an die Stelle des historischen bereits einen metaphysischen Messias gesetzt; das vierte Evangelium endlich ist nicht ein historisches, sondern ein theologisches Werk, dessen einleitende Vordersätze schon nicht auf eine Geschichte, sondern auf die Entwickelung eines Systems hinführen. Da jedoch in diesem verschieden gezeichneten Lebensbilde Jesu dem letztern Reden in den Mund gelegt werden, die nach ihrem geistigen Gewicht den historisch unangefochtenen sich ebenbürtig an die Seite stellen, so kommt man bei dieser Ansicht der Dinge zu der Annahme zweier, dreier oder mehrerer Christi, die mit dem echten und historischen Jesus von Nazareth auf gleicher geistiger Höhe stehen, ähnlich wie man bei den Homerischen Gesängen zu dem einen Homer mehrere hinzugedichtet hat. Was sodann die schwerwiegende Frage betrifft, durch welche Mittel denn nun der echte Jesus von Nazareth von den fingirten oder sublimirten unterschieden werden könne, so gibt Hausrath als Kennzeichen der Unterscheidung ein sehr subjectives und unsicheres Kriterium an, er meint nämlich, in der Lebensstimmung, welche die Religion Jesu ausspreche, schlage Jesus von Nazareth allein die Saite des menschlichen Herzens an und sein Ton dringe überall durch, wie verschieden auch die Variationen seien, in denen die Spätern ihn aussprechen. Es ist jedoch schwer anzunehmen, daß man auf diese Weise ein allgemein anerkanntes Bild des historischen Jesus von Nazareth gewinnen werde. Er fügt, das Gesagte vervollständigend, am Schluß des Werks hinzu:

> Das Originale am Genius Jesu, das tiefe Mitleidsgefühl, der Trieb zu suchen und selig zu machen, das verloren ist, der Hirtensinn, dem keine Seele zu gering ist, und gerade dieser Genius der Barmherzigkeit war es, dessen die sterbenden Völker bedurften. Die heitern Götter des Olymps verloren in den Nöthen der zusammenbrechenden Gesellschaft immer mehr ihren Zauber, und die Völker blickten hin auf den Gott, der am Kreuze die Arme ausbreitete, litt wie sie und dennoch segnete. Daß einer gewesen, der aus göttlicher Barmherzigkeit der Welt Sünde mit seiner Liebe zu sühnen suchte und die andern hieß desgleichen thun, das ist das letzte Thema des Christenthums durch alle Jahrhunderte und in jeder seiner Formen gewesen, und wir wüßten nicht, warum darüber nicht sollte gepredigt werden heute, morgen und in alle Ewigkeit.

So läßt er sein weitläufig angelegtes, mit einer erstaunlichen Fülle von Thatsachen ausgestattetes Geschichts-

werk, in welchem er an vielen Stellen einen genialen historischen Sinn bekundet, schließlich homiletisch austönen.

Ganz denselben Gegenstand wie den in dem Werke von Hausrath hervorgehobenen behandeln die „Untersuchungen über die Evangelien und das Leben Jesu" von L. O. Bröcker (Nr 2). Nur kommt es dem Werke dieses Historikers weniger darauf an, ein Lebensbild Jesu von Nazareth zu gewinnen, als vielmehr die in den Evangelien enthaltenen historischen und geographischen Angaben zu prüfen und aus ihrer nachgewiesenen Richtigkeit oder Ungenauigkeit — man könnte sagen ex ungue leonis — einen Rückschluß zu machen auf die Glaubwürdigkeit ihres Inhalts überhaupt. Jedoch schließt er — dies glauben wir zur Charakterisirung des Standpunkts des Verfassers und seiner Arbeit im voraus hervorheben zu sollen — die Wunder Jesu aus dem Bereich seiner Betrachtungen aus. Eine Anzahl von neuern Theologen, die sich „die unbefangenen Forscher" nennen und zu denen außer Hausrath noch Keim, Holtzmann, Schenkel, Hitzig, Overbeck u. a. gezählt werden, hatten in ihren Untersuchungen über das Leben Jesu und die evangelische Geschichte, sich vornehmlich auf Josephus stützend, die Chronologie der Evangelien vielfach angefochten. Gegen sie eröffnet der Verfasser in dem vorliegenden Werke eine wissenschaftliche Polemik. Im Grunde handelt es sich in diesem Werke um einen Proceß Josephus contra die Evangelisten, und während die obengenannten unbefangenen Forscher dem Josephus als ihrem Gewährsmann folgen und z. B. die Zeit des Auftretens Jesu in das zwanzigste Regierungsjahr des Kaisers Tiberius setzen, während Lukas in seinem Evangelium sie in das funfzehnte Jahr des genannten Kaisers setzt, weist er an der Hand gründlicher Untersuchungen die Richtigkeit der Angaben der Evangelisten in der genannten wie in vielen andern Fragen nach und entscheidet schließlich den Proceß zu Gunsten der letztern, die er ihre Angaben über historische und geographische Dinge aus durchaus guten Quellen geschöpft haben läßt, während er Josephus eine ungenaue und wenig glaubwürdige Quelle der jüdischen Geschichte um Christi Zeit nennt. Seine eingehendste Erledigung wird das mit eindringendem Scharfsinn und gediegener Gelehrsamkeit geschriebene Buch, das zudem einen rein wissenschaftlichen Zweck verfolgt, in historischen und theologischen Fachzeitschriften finden müssen, hier können wir nur auf einige Resultate seiner Untersuchungen hinweisen. Wir heben aus dem Buche denselben Gegenstand, wie den in dem Werke von Hausrath hervorgehobenen, die Abfassung der Evangelien, heraus, und das um so mehr, als der Verfasser hier eine neue und ihm eigenthümliche Ansicht über den Entwickelungsgang der altchristlichen Literatur über Jesus ausspricht. Er stellt nämlich die zuerst verfaßten Evangelien des Matthäus und Markus in eine Parallele und stellt beide den später entstandenen des Lukas und Johannes gegenüber, wobei er zu der Annahme kommt, daß die erstgenannten, nach denselben Gesetzen, nach denen sich eine wissenschaftliche Literatur über vergangene Historien zu entwickeln pflegt, weniger Urquellen gekannt und weniger kritische Vorgänger besessen haben, infolge davon aber auch in mehr Irrthümer über das Leben Jesu verfallen seien als ihre Nachfolger. Johannes, so führt er an, welcher sehr viele kritische Vorgänger und daneben Urquellen besaß, die zur Zeit des Matthäus und Markus freilich schon vorhanden, aber blos in der nächsten Umgebung ihres Aufenthaltorts bekannt gewesen waren, habe Gelegenheit gehabt, die äußern Umstände von Jesu Leben, also z. B. dessen chronologische Verhältnisse viel richtiger zu schildern als die drei Evangelisten vor ihm. Er findet eine Zunahme der chronologischen Präcision von den ältesten Evangelisten (Matthäus und Markus) zu dem mittlern (Lukas) und von diesem wieder zu dem jüngsten (Johannes) unverkennbar, und meint, daß die Widersprüche, die sich in den Evangelien finden, sich durch die Annahme lösen lassen, daß Matthäus und Markus als die ältesten Evangelisten auch am meisten dem Irrthum unterworfen waren, Lukas eine mittlere Stellung in Bezug auf das Irren einnahm, und Johannes, obschon er in seine Darstellung ein subjectives Element hineintrug, welches ihn oft zu gewaltsamer Aenderung der von Jesu ausgehenden Worte bewog, doch die äußern Thatsachen von Jesu Leben durchschnittlich am richtigsten angebe. Man sieht, der Verfasser kommt bei dieser Ansicht der Dinge, die er mit guten Gründen unterstützt, zu einem Ergebniß, welches dem Ergebniß anderer Forscher direct entgegensteht. Denn während diesen Matthäus und Markus als die Evangelien gelten, in denen der Charakter der Geschichtlichkeit noch am meisten vorherrscht, Lukas schon stark mit sagenhaften Elementen versetzt ist, Johannes aber kaum noch als ein geschichtliches Werk gilt, findet Bröcker in dem letztern, was die äußern Umstände von Jesu Leben betrifft, die größte geschichtliche Genauigkeit. Was ferner die Widersprüche betrifft, die sich in den Evangelien über die Zeit, da Christus geboren, sowie über mehrere andere damit zusammenhängende Punkte finden, so zeigt er an dem Beispiele von Karl dem Großen und Columbus, deren Jugendgeschichte schon ihren Zeitgenossen durchaus unbekannt war, daß Irrthümer der Evangelien über die Geburt Jesu noch nicht bewiesen, daß ihre Angaben über Jesu späteres öffentliches Wirken unglaubwürdig seien.

In dem Verfasser des Buchs „Studien zur Geschichte der alten Kirche" von Franz Overbeck (Nr. 3) begegnen wir einem Autor, dessen wir bereits in Nr. 30 d. Bl. vom vorigen Jahrgang bei Gelegenheit der Besprechung einer Streit- und Friedensschrift: „Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie", Erwähnung zu thun Gelegenheit hatten. In schneidender Weise und mit einer gewissen Herbheit in dem Hervorkehren seines Standpunkts hatte er dort für die heutige Theologie den Charakter der Christlichkeit in Frage gestellt. Die genannten Eigenschaften treten uns auch in den drei Abhandlungen des vorliegenden Hefts entgegen, die, auf selbständigen Forschungen beruhend, wesentlich neue Resultate bieten wollen. Die erste derselben, von specifisch theologischem Charakter, betrifft den Brief an den Diognet, der bisher unter die apologetischen Schriften des 2. Jahrhunderts gerechnet wurde, und weist ihn, wie wir in Kürze erwähnen wollen, als eine Fiction der nachkonstantinischen Zeit nach. Die zweite der Abhandlungen, „Ueber die Gesetze der römischen Kaiser von Trajan bis Marc Aurel gegen die Christen und ihre Behandlung bei den Kirchenschriftstellern", unterzieht besonders die soge-

nannte Schutzschrift des Kaisers Trajan zu Gunsten der Christen einer Beleuchtung und weist nach, daß diese Schutzschrift vielmehr das Todesurtheil über die Christen ausspricht und der Ausgangspunkt aller spätern Christenverfolgungen gewesen sei. Ganz besonders tritt der polemische Charakter des Buchs in der dritten Abhandlung: „Ueber das Verhältniß der alten Kirche zur Sklaverei im römischen Reich", zu Tage, die auch an einem Stück Kirchengeschichtschreibung die Fragwürdigkeit der Christlichkeit der Theologie anschaulich machen möchte. Während es nämlich sowol bei katholischen als protestantischen Theologen öffentliche Meinung war, daß die Aufhebung der Sklaverei in der modernen Welt ein Werk des Christenthums und durch den christlichen Glauben an die Gleichheit der Menschen vor Gott herbeigeführt sei, zeigt der Verfasser vielmehr, daß der Grund zur Lehre von den unveräußerlichen Menschenrechten in modernen Emancipationstheorien nicht von der Kirche, sondern schon von römischen Rechtslehrern unter dem Einfluß der Stoiker gelegt worden sei, und weist an dem Gange der römischen Rechtsentwickelung nach, daß es im römischen Reiche noch zu einer gänzlichen Abschaffung der Sklaverei gekommen wäre, wenn nicht im Laufe des 3. und 4. Jahrhunderts alle Quellen des politischen Lebens versiegt wären. Aber nicht allein, daß er der Kirche, die auch in der heutigen Zeit an der Emancipation der Arbeiter keinen Antheil habe, ebenso jeden Antheil an der Milderung des Loses der Sklaverei im Alterthum abspricht, er fügt hinzu, daß ihre Gleichgültigkeit gegen die Institution der Sklaverei bis zur Fühllosigkeit gegen menschliches Los ausgeartet sei, und spitzt seine Verurtheilung in dem Satze zu, daß, wie das Alterthum das unveräußerliche Recht der Menschen zur Freiheit erzeugt habe, so die Kirche in dem von ihr befürworteten Hörigkeitsverhältniß des Mittelalters die Erfinderin eines unveräußerlichen Rechts zur Knechtschaft gewesen. Es kann sein, daß sich der Verfasser, selbst Theolog, bei seinen facultätswissenschaftlichen Collegen und den kirchlichen und theologischen Parteien, vielleicht noch weniger durch die Ergebnisse seiner Untersuchungen, als durch die Schärfe und Bitterkeit, mit der er sie ausspricht, zahlreiche Feinde erwerben wird, aber man muß ihm die Anerkennung zollen, daß die wissenschaftlichen Resultate, die er liefert, das Werk gründlicher Untersuchungen sind, bei denen er sich durch einen unbestechlichen wissenschaftlichen Wahrheitssinn leiten läßt.

Als ein Beitrag zur neutestamentlichen Zeitgeschichte und vielleicht auch äußerlich durch das gleichnamige Werk von Hausrath hervorgerufen kündigt sich die Schrift von Gustav A. Zimmermann „Ephesos im ersten christlichen Jahrhundert" (Nr. 4) an. Das alte Ephesus konnte mit Grund denselben Anspruch erheben, den das heutige Rom nicht selten erhoben hat, nämlich eine Stadt der Religion und der Künste zu sein. An der Küste Kleinasiens gelegen, ein Sammelplatz morgen- und abendländischen Lebens, zeigt uns diese Stadt in ihrer Geschichte einen Kampf zwischen hellenischem Staatswesen und asiatischer Hierarchie; Griechenland und das westliche Asien bis an den Euphrat und Tigris tragen hier ihre eigenthümlichen Interessen und Bildungselemente zusammen nd mischen dieselben in wundersamer Weise durcheinander. Es muß deshalb als ein glücklicher und fruchtbarer Gedanke betrachtet werden, diese Stadt als einen Brennpunkt des gesammten Lebens der damaligen Zeit einer besondern Betrachtung zu unterziehen. Auch äußerlich betrachtet war Anlaß genug zu der Arbeit vorhanden, die der Verfasser uns in seinem Buche bietet. Die letzten Aufsätze über Ephesus nämlich, z. B. der von Mangold in Schenkel's „Bibel-Lexikon", gehen, was die Lage der Stadt betrifft, von Annahmen aus, die jetzt als antiquirt gelten müssen. Während man früher, besonders mit Berufung auf Plinius, allgemein annahm, daß der berühmte Artemistempel unmittelbar am Meere gestanden, ist durch die Aufgrabungen, die der Engländer Wood im Auftrage des Britischen Museums und der Society of Dilettanti veranstaltete, festgestellt worden, daß die Tempelanlage außerhalb der Stadt war und nur durch künstlich angelegte Kanäle und Bassins mit dem Meere in Verbindung stand. Mit dem Resultat der Aufgrabungen ist erst jetzt die Möglichkeit gegeben, einen Plan der Stadt zu gewinnen. Alles, was die Stadt von ihrer frühesten Zeit an Bemerkenswerthes gehabt oder hervorgebracht hat, findet hier in eingehender Weise Erwähnung: so der berühmte Landsmann der Ephesier, Heraklit, der genialste unter den vorsokratischen Philosophen, an dessen Namen sich noch die im 1. Jahrhundert entstandenen sogenannten „Heraklitischen Briefe" anlehnen; Apollonius von Tyana, der als Gegensatz die neutestamentlichen Pastoralbriefe hervorrief; die berühmten Malerschulen mit den Namen von Parrhasius, Zeuxis und Apelles; die Gymnasien und verschiedenen Bildungsstätten; die Göttertempel und Götterculte; endlich der Apostel Paulus, der hier in einem mehrjährigen Aufenthalt eine erfolgreiche Wirksamkeit entfaltete. Ernst Curtius, der die Gegend besuchte, sagt:

> Heute wohnt nur eine Anzahl türkischer Familien in den schmuzigen Hütten des Dorfes Ayasuluk — sonst ist alles ein großes Grab, eine menschenleere und weglose Wildniß von Morast und Gestrüpp, in deren Atmosphäre eine Nacht zuzubringen lebensgefährlich ist. Die Todesstille, welche auf der Gegend ruht, wird nur unterbrochen, wenn auf der neuen Eisenbahn der Jagdzug von Smyrna kommt und die Jäger dort, wo einst die Pilgerschiffe an den Marmorhallen des Tempels landeten, sich mit ihren Hunden durch das Gebüsch drängen, um das Sumpfgevögel aufzuscheuchen.

Obgleich eine Tendenzschrift und durch ein locales Interesse hervorgerufen, bewegt sich die Schrift von H. Schürmann „Petrus und das Papstthum im Licht der Bibel" (Nr. 5) doch gleich den vorgenannten auf dem Boden der alten Kirche und hat es mit einer hervorragenden Institution der consolidirten Kirche zu thun. Der Verfasser, ein evangelischer Pfarrer, hatte am Sonntag nach dem kissinger Attentat auf Fürst Bismarck eine Predigt gehalten: „Wie stehen wir Evangelische zum Kampf der Gegenwart?" Diese Predigt rief eine anonyme klerikale „Widerlegung" hervor, die namentlich darauf ausging, das Papstthum biblisch zu begründen; und dem Verfasser erschien diese römischerseits versuchte biblische Vertheidigung des Papstthums ein so erwünschter Anlaß, auf die Sache näher einzugehen, daß er in dem vorliegenden Werkchen die Ansprüche des Papstthums in kurzer und sachlicher Erörterung prüft und

den Nachweis liefert, daß das Khalifat der Nachfolger Petri sich der Bibel gegenüber als eine Fata-Morgana erweise. Obgleich in seiner populären Darstellung für ein größeres Publikum berechnet, stellt es sich den eingehenden Forschungen von Lipsius („Die Quellen der römischen Petrussage kritisch untersucht") und der einschlagenden Schrift von Frohschammer („Der Fels Petri in Rom") insofern ergänzend an die Seite, als es in der Frage über die Berechtigung des Papstthums auf die älteste Urkunde des Christenthums zurückgeht. In einem Anhange: „Luise Lateau", findet dieses neueste Wunder Roms gleichfalls eine biblische Prüfung und Verurtheilung.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Johannes Scherr's „Deutscher Cultur- und Sittengeschichte" (Leipzig, Otto Wigand) ist die sechste neudurchgesehene und starkvermehrte Auflage erschienen: ein Beweis für die große Theilnahme, welche das vor 23 Jahren zum ersten male erschienene Werk findet. Da der Umfang des Werks den eines nicht ungefügen Bandes nicht überschreiten sollte, so war es nicht leicht, bedeutsame Zusätze zu machen. Gleichwol ist die neue Auflage stark vermehrt worden: dies ermöglichte der Scherr'sche Lapidarstil, welcher in kräftigen Sätzen die Fülle von Mittheilungen und Urtheilen zusammenzudrängen versteht.

— Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sind zwei neue Sammlungen „Lichtstrahlen" erschienen; die eine: „Adolf Diesterweg" von Eduard Langenberg, die andere: „Moses Mendelssohn" von Moritz Brasch. Die letztere ist mit einer längern kritischen Einleitung über den Denker und seine Philosophie versehen, die ein klares Bild der Grundanschauungen dieses milden Philosophen gibt. Mit der Gruppirung der Reflexionen unter allgemeinen Rubriken mag man durchweg einverstanden sein. Den Lichtstrahlen aus Adolf Diesterweg's Werken geht eine kurze, aber klare Biographie des tüchtigen Pädagogen voraus. Die Lichtstrahlen selbst sind in vier Abschnitte getheilt: „Religion und Sittlichkeit", „Zur Psychologie", „Philosophisches", „Erziehung". In der Einleitung sagt der Herausgeber: „Jeder Freund vorurtheilsfreier, klarer und kerniger Gedanken über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, insbesondere auch des deutschen Volks, wird durch diese Aussprüche voll Geist und Tiefe, voll Entschiedenheit und Wärme sich mannichfach angezogen und in hohem Grade befriedigt fühlen. Diesterweg, dessen ganzes Leben dem Dienste der Wahrheit und Denkfreiheit gewidmet war, stellte gleich Lessing das Recht wie die Pflicht der unabhängigen Meinungsäußerung über jede äußere Rücksicht; infolge dessen offenbarte er ohne Furcht und Haß, was in den innersten Tiefen seiner Seele vorging. Eins möge man daher stets im Auge behalten: nicht aus diesem oder jenem einzelnen Ausspruche, sondern aus dem Gesammtinhalte sind seine Gesinnungen und Ansichten zu entnehmen."

— Der zweite Band der verdienstlichen Grote'schen „Sammlung von Werken zeitgenössischer Dichter" enthält den „Till Eulenspiegel redivivus" von Julius Wolff, dem wir in d. Bl. bereits eine eingehende Besprechung gewidmet haben.

— Hermann Uhde's interessante und anspruchslose Schrift: „Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler" (Berlin, Hertz) ist in zweiter umgearbeiteter Auflage erschienen. Ebenso Melchior Meyr's „Die Fortdauer nach dem Tode" (Leipzig, Brockhaus), die aus dem Nachlasse des Autors vermehrt worden ist. In der Vorrede zu letzterer Schrift, von Graf Max von Bothmer, heißt es: „Die vorliegende zweite Auflage ist um einen Nachtrag vermehrt, welchen er (Meyr) ein halbes Jahr vor seinem Tode niederschrieb. Anbindend an eine Besprechung seines Buchs in den «Philosophischen Monatsheften», versucht er darin, seine Schlußfolgerung aus dem Zustande der Welt auf die Eigenschaften Gottes noch klarer als bisher zu machen, und bekämpft jenen Gottesbegriff, welcher aus Furcht, die göttliche Vollkommenheit zu beeinträchtigen, das Uebel und das Böse in keiner Weise aus dem Ewigreinen abzuleiten wagt. Er benutzt endlich die Gelegenheit, um jenen Punkt seines Systems, welchen er selbst anfechtbar fand, durch eine modificirte Annahme zu ersetzen, welche die Beschaffenheit der Welt in bessere Uebereinstimmung mit der göttlichen Gerechtigkeit bringen soll. Der Nachtrag enthält somit für jene, welche Melchior Meyr gern in seinen Bemühungen folgen, die unvertilgbaren Forderungen des Gemüths in philosophischer Weise zu begründen, die letzte Vollendung seiner Gedanken- und Vorstellungsreihe." Beide Werke haben wir in den ersten Auflagen eingehend in d. Bl. besprochen.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Westminster Review" vom October d. J. bespricht unter Theologie „Eduard von Hartmann's Religion der Zukunft in ihrer Selbstzersetzung nachgewiesen" von C. F. Heman und „Das Ziel der religiösen und wissenschaftlichen Gärung nachgewiesen an Eduard von Hartmann's Pessimismus" von H. Schwarz und sagt von ihnen: „Keins von beiden gleicht an Vorzügen dem tüchtigen Schriftchen des Professors Huber in München. Der schlechte Stil vieler gebildeten Deutschen ist wirklich auffallend; eine dieser Abhandlungen besonders wetteifert mit Hartmann in der Grobheit und Bitterkeit seiner Invectiven. Heman räumt ein, daß sein Gegner der quasifreisinnigen Theologie Schaden zugefügt hat, ist aber der Ansicht, daß das orthodoxe Christenthum nur um so glänzender aus der Feuerprobe hervorgehe. Er hält E. von Hartmann für einer naiven Unwissenheit schuldig, wenn er die Unverträglichkeit der Religion mit der Cultur behauptet. Das Christenthum ist der Vernunft nicht dem Wesen nach entgegengesetzt, nur muß die Vernunft es sich gefallen lassen, christianisirt zu werden."

Ueber „Neue Studien" von Karl Rosenkranz heißt es ebendaselbst: „Sie bilden eine angenehme und belehrende Lektüre, selbst wenn der Leser ganz andere Ansichten hegt als der Verfasser. Die belehrendsten sind wol diejenigen, welche sich auf deutsche Schriftsteller und Philosophen beziehen, da Rosenkranz mit vielen von ihnen persönlich bekannt war. Er kannte auch Bettina, Goethe's jugendliche Correspondentin, und hat eine reizende Skizze von ihr gegeben. Er behandelt das Junge Deutschland mit großer Gerechtigkeit, und seine Bemerkungen über ihre Lehre von der Emancipation des Fleisches sind gemessen und sorgfältig.... Mit der englischen Literatur scheint er im ganzen nicht vertraut zu sein (was der Recensent aus Rosenkranz' Behandlung der Darwin'schen Theorie folgert). Am besten zeigt er sich in denjenigen Abhandlungen, welche sich mit literarischen und künstlerischen Gegenständen befassen.... Des Verfassers Stil ist gefällig, und dem der meisten deutschen Essayisten unähnlich (?), hat er etwas von dem Funkelnden und Geistreichen, welches wir an dem Stil französischer Schriftsteller gewöhnt sind. Gewiß wird man das Buch nicht langweilig finden, und es wird wahrscheinlich selbst von denen gelesen werden, welche die Theorien des liebenswürdigen Rosenkranz nicht acceptiren können."

Ludwig von Sybel's „Ueber Schliemann's Troja" wird als ein wichtiger Beitrag zur ästhetischen Erwägung des Werthes der trojanischen Entdeckungen bezeichnet.

Onno Klopp's „Der Fall des Hauses Stuart" wird ein Werk genannt, das sich nicht leicht liest und keinen sonstigen Vorzug besitzt, um das Verlangen nach einer Uebersetzung zu erregen. „Historische Forscher indessen, denen Deutsch geläufig

ist, werden einen klaren, gut angeordneten und würdevollen Bericht über die Regierung Karl's II. darin finden."

„Ernste Spiele" von J. E. Erdmann werden in der genannten „Review" in etwas sonderbarer, doch immerhin anerkennender Weise beurtheilt. Die Vorträge werden mit der Schriftstellerei eines A. K. H. B. zeichnenden Herrn in England oder Schottland verglichen, welcher sich den Anschein einer gewissen Allwissenheit gebe und darnach strebe, spaßhaft zu sein. Erdmann sei ein Schriftsteller derselben Art, doch seinem schottischen Vorbilde sehr überlegen u. s. w.

Von Harnig's „Die Blütezeit des englischen Dramas" heißt es ebendaselbst unter anderm: „Wenn wir gesagt haben, daß Harnig's eigenes Urtheil verständig, aber durchaus nicht geistvoll ist, so wird es klar, daß, während wir jeden neuen Shakspeare-Forscher willkommen heißen, wir nicht glauben, daß diese Vorlesungen den Landsleuten Shakspeare's etwas Neues bringen."

Von belletristischen Schriften sind in dem Blatte beurtheilt: „Wechselnde Lichter" von Reimar, „Lebensbilder, kurzweilig aber ernsthaft" von Christian Lebrecht Piscator, „Ein Frühlingstraum" von Johannes von Dervall, „Schein und Sein" von Ludwig Habicht, und „Ad majorem Dei gloriam" von M. Delenwa.

Der „Saturday Review" vom 18. September entnehmen wir die nachstehenden Bemerkungen: „Adolf Stern (bezüglich seiner «Neuen Novellen» im Vergleich zu den Romanen G. Samarow's vgl. Nr. 43 d. Bl.) ist ein Schriftsteller von ganz anderm Kaliber. Deutschen Novellisten gelingen kurze Geschichten gewöhnlich, und Stern hält diesen ihren Ruf durch eine Anzahl Novellen gut aufrecht, die sich in der Regel um irgendein pathetisches Ereigniß drehen und mit wahrem Gefühl und Naturtreue erzählt sind; nur ist der Kunstgriff des Aufbaues vielleicht zuweilen zu sichtbar."

„Es ist nicht wenig auffallend, daß eine Literatur, die so reich an vorzüglichen metrischen Uebertragungen ist wie die deutsche, bisher nur eine, und zwar nach Kißner's Bericht sehr mittelmäßige, vollständige Uebersetzung von Moore's «Irische Melodien» besessen hat. Seine eigene (Thomas Moore's «Irische Melodien» von A. Kißner, mit Beiträgen von A. Bodenstedt), wenn auch nicht überaus vortrefflich, ist recht brav (fairly adequate)."

In „The Academy" vom 25. September bespricht Edith Simcox das Erich Schmidt'sche Werk: „Richardson, Rousseau und Goethe".

Bibliographie.

Psychologische Beobachtungen. Aus dem Nachlaß von *,*. Berlin, C. Duncker. Gr. 16. 2 M.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. XVII; Vulkane und Erdbeben. Von K. Fuchs. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Bulle, C., Geschichte der neuesten Zeit 1815—1871. 1ster Bd.: Von 1815—1848. Mit einem Namen- und Sachregister. Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriften-Verlag. Gr. 8. 6 M.

Byr, C., Römisches Schattenspiel. Drama. Aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges. 2te Aufl. Leipzig, Theile. 8. 2 M.

Eckardt, L., Die Arbeit als Erziehungsmittel. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 40 Pf.

Erinnerungen an Agnes Elisabeth Jones von ihrer Schwester. Aus dem Englischen von der Verfasserin der „Erinnerungen an Gräfin Mathilde v. der Recke-Volmerstein". Breslau, Dülfer. 8. 3 M.

Feierabend, M. A., Geschichte der eidgenössischen Schützenfeste von Gründung derselben im Juni 1824 in Aarau bis und mit der Jubelfeier im Juli 1874 in St. Gallen, nebst geschichtlicher Einleitung über das schweizerische Schützenwesen früherer Jahrhunderte. Aarau, Sauerländer. 8. 2 M.

Fischer, D., Die Burgen Groß- und Klein-Geroldseck (am Waslchen) historisch-topographisch dargestellt. Zabern, Fuchs. 8. 70 Pf.

Gauvain, H. v., Wegen des Krieges von 1866. Herausgegeben von J. Bärens. Hannover, Schulbuchhandlung. 8. 50 Pf.

Hansen, L., Die Familie Rambach. Aus handschriftlichen und gedruckten Quellen dargestellt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M.

Hartmann, E. v., J. H. v. Kirchmann's erkenntnisstheoretischer Realismus. Ein kritischer Beitrag zur Begründung des transcendentalen Realismus. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 2 M.

— — Zur Reform des höheren Schulwesens. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Hase, K., Geschichte Jesu. Nach akademischen Vorlesungen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 9 M.

Herzens-Ergießungen eines befriedigten Badegastes vom Jahre 1856. Mergentheim, Nemnich. Gr. 16. 45 Pf.

Jüngst, J., Amerikanischer Methodismus und Robert Pearsall Smith. Skizze aus der neuesten Kirchengeschichte. Mit einem Vorwort von W. Krafft. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kartenhäuser. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Julie Dungern. Ludwigshafen, Lauterborn. Gr. 8. 2 M.

Kobrle, K., Die Idee der Freiheit in ihrer Verwirklichung durch das Menschenleben. Eine Darstellung des Menschen in seinen Beziehungen zur Welt und zu Gott. Kaaden, Uhl. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Koenig, H., Ausgewählte Romane. 10ter und 11ter Bd.: William Shakspeare. 2 Thle. 5te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 1ster Thl.: Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreiches. 9tes Heft: Die Ereignisse an der deutschen Küste und vor den Festungen in Elsaß und Lothringen. — Schlacht bei Noisseville. — Allgemeiner Ueberblick des deutsch-französischen Krieges bis Anfangs September. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Laukhard, Bilder aus dem Schulleben. Neue Folge. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Laveleye, E. v., Die clerikale Partei in Belgien. Autorisirte Uebersetzung. Bonn, Neusser. Gr. 8. 50 Pf.

Liliencron, Freih. v., Mittheilungen aus dem Gebiete der öffentlichen Meinung in Deutschland während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. III. München, Franz. Gr. 4. 2 M.

Mach, J., und J. Wosika, Ueber einige mechanische Wirkungen des elektrischen Funkens. Wien, Gerold's Sohn. Lex. 8. 50 Pf.

Mähr, F., Schülerfehler — Lebensfehler und ihre Heilung. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Mattern, J., Friedrich's des Großen Wirksamkeit in Schlesien. Inaugural-Dissertation. Gleiwitz. Gr. 4. 1 M.

Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Redigirt von L. Schlesinger. Nebst der literarischen Beilage, redigirt von G. C. Laube. 14ter Jahrg. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. à Heft 80 Pf.

Müller's, K. O., Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von E. Müller. 3te Ausgabe, mit Anmerkungen und Zusätzen bearbeitet von E. Heitz. 1ster Bd. Stuttgart, Heitz. Gr. 8. 6 M.

Niemeyer, H. A., Allgemeiner ausführlicher Geschichts-Kalender. Gedenkblätter auf alle Tage des Jahres. Nach dessen Tode fortgesetzt von R. Reinhard. 10tes u. 11tes Heft. Berlin, Gülker u. Comp. Gr. 8. à 50 Pf.

Paulus, S., Ueber Bedeutung, Wesen und Umfang des Cartesianischen Zweifels. Inaugural-Dissertation. Jena, Deistung. Gr. 8. 80 Pf.

Ponsard, F., Galilei. Schauspiel. Aus dem Französischen übersetzt von F. A. Reitzel. Schopfheim, Uehlin. Gr. 16. 60 Pf.

Rathlef, G., Das Verhältniss der kleinen Meisterchronik zum Chronicon Livoniae Hermanns v. Wartberge und zur Reimchronik. Dorpat, Schnakenburg. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rau, H., Kulturgeschichtliche Vorlesungen, gehalten in den Wintersemestern 1872—1873, 1873—1874 zu Offenbach a. M. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 4 M.

Ryle, J. C., und H. Bonar, Briefe über die vom Herrn Pearsall Smith gehaltene Convention in Brighton. London. 16. 20 Pf.

Scherr, J., Blätter im Winde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 5 M.

Schiller's Geschäftsbriefe. Gesammelt, erläutert und herausgegeben von K. Goedeke. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Schneider, T., Die pädagogische Schrift des Plutarch: „Ueber die Erziehung der Kinder". Leipzig, Siegesmund u. Volkening. Gr. 8. 40 Pf.

Schramm, P., Liberalismus und Schule in Deutschland. Schulpolitische Briefe aus der Vogelperspective. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. 15ter Jahrg. 1874. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 9 M.

Schürmann, H., Gedanken über die confessionelle und die confessionslose Volksschule. Barmen, Klein. Gr. 8. 40 Pf.

Schriften des Vereins für Socialpolitik. 10tes Heft: Die Reform des Lehrlingswesens. 16 Gutachten und Berichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Segur, v., Christus und die Welt. Mein Glaube. Autorisirte Uebersetzung. Mainz, Kirchheim. 8. 50 Pf.

Spörlin, Margaretha, Elsässische Lebens-Bilder. 1stes u. 2tes Bdchn. Autorisirte Ausgabe. Basel, Schneider. 8. 3 M. 90 Pf.

Starcke, H., Die Inscenirung und Charakteristik deutscher, italienischer und französischer Opern. Leitfaden für Theater-Verwaltungen, Regisseure, Opernsänger, Capellmeister etc. 2te u. 3te Lfg. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. à 1 M. 50 Pf.

Sterne, Album unfreiwilliger Komik. Leipzig, Expedition des Allgemeinen literarischen Wochenberichts. 8. 75 Pf.

Stoff, L. M. E., Wissen und Glauben in ihren Beziehungen zu Wahrheit und Leben. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Strantz, V. v., Die kurfürstlich brandenburgische und die kaiserlich deutsche Kriegsflotte. Ein historisches Gedenkblatt zur Feier des Stapellaufes der Panzerfregatte „Der große Kurfürst" zu Wilhelmshaven am 17. September 1875. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Suess, E., Die Entstehung der Alpen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 M.

Sozialistische Theaterstücke. Nr. 1: Ein Schlingel. Eine nationalökonomisch-soziale Humoreske. Zürich, Volksbuchhandlung. 1876. 8. 35 Pf.

Türcke, E., Rom und Amerika. Eine Culturskizze, allen patriotischen Bürgern der Vereinigten Staaten gewidmet. Cincinnati. Gr. 8. 60 Pf.

Usinger, R., Die Anfänge der deutschen Geschichte. Hannover, Hahn. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Wickede, J. v., Leben, Thaten und Abenteuer des Freiherrn Gustav v. d. Ostau, weiland Kriegsoberst und Commandeur eines Regiments Cürassreiter in der Armee des Königs Gustav Adolf von Schweden während des 30jährigen Krieges. 4 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 15 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 11. November 1875.

Zur neuesten Novellen- und Romanliteratur.

1. Geistergeschichten aus neuerer Zeit, erzählt von Meta Wellmer. Nordhausen, Förstemann. 1875. 8. 2 M.
2. Erzählungen. Von J. Aus dem Dänischen übersetzt von Elisabeth Longé. Zwei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1875.
3. Wechselnde Lichter. Novellen von K. L. Reimar. Drei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1875. 8. 13 M. 50 Pf.
4. Graumann. Ein Roman aus kleinen Kreisen von Johannes van Dewall. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1875. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
5. Judah Touro. Ein Gentleman semitischer Abkunft. Biographischer Roman von M. Wassermann. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 6 M.

Die „Geistergeschichten" von Meta Wellmer (Nr. 1) enthalten zehn Nummern nebst einer statt der Vorrede dienenden kleinen Abhandlung über den Wunderglauben. Man trenne recht sorgfältig diese philosophirende Einleitung von den ihr folgenden Erzählungen. Die erstere unterscheidet sich in doppelter Rücksicht zu ihrem Vortheile von den letztern, formal und materiell. Nach jener Seite ist es ihr Vorzug, um ein Erhebliches besser geschrieben zu sein; nach dieser trägt sie, gerade weil sie in Behandlung eines Stoffs von dieser Unklarheit und dem zweifelhaften Gehalt eine rationell philosophirende Färbung aufträgt, die lebhafte Aufforderung zur Widerlegung in sich. Wenn wir aber diesen zehn Seiten Abhandlung eine ganz andere Ansicht über allerlei Wunderglauben entgegenhalten wollten, wenn wir uns überhaupt daran machen würden, zu untersuchen, inwieweit es heutzutage passend oder ungehörig und nutzlos sei, mit dergleichen Erzählungen aus einem in absolutem Dunkel liegenden Geisterreich herauszurücken, so müßten wir den zehn Seiten mindestens ebenfalls zehn in streng philosophischer Anordnung widmen, was wir jedoch unterlassen. Weder die Verfasserin selbst, noch Jean Paul und Arthur Schopenhauer, auf welche sie sich beruft, können uns mit dem absichtlichen Herauskehren dieser Nachtseite aus dem Geistesleben befreunden, und geschähe es auch in dem Sinne, welcher hier mit einem Jean Paul'schen Ausspruche belegt ist:

> Noch mangelt uns eine rechte Geschichte des Wunderglaubens oder vielmehr des Glaubenswunders, von den Orakeln, Gespenstern an bis zu den Hexen und sympathetischen Curen. Aber kein engsichtiger und engsüchtiger Aufklärer könnte sie geben, ondern eine heilige dichterische Seele, welche die höchsten Echseinungen der Menschheit rein in sich und in ihr anschaut, nicht außer ihr in materiellen Zufälligkeiten sucht und findet —, welche das erste Wunder aller Wunder versteht, nämlich Gott selber, diese erste Geistererscheinung in uns vor allen Geistererscheinungen auf dem engen Boden eines endlichen Menschen.

Kurz, die Hauptsache für unsere Beurtheilung ist diese, daß die Abhandlung zur Replik herausfordert und immerhin ein gar nicht ungeschicktes Plaidoyer führt für das Herausrücken mit Geister- und Gespenstergeschichten; wir werden durch die logisch nicht übel gefügten Sätze angeregt und interessirt.

Ganz anders geht es uns mit den zehn Erzählungen sammt und sonders; wir finden weder im Stoff noch in der Form irgendwie aushaltende Anziehung. Jener ist in einer Art genommen und gegeben, die auch nicht einmal jenes rohe Interesse recht pflegt und weckt, mit welchem wir sonst derartigen Materien entgegenkommen: die Lust am Gruseligen, Unheimlichen, Räthselhaften und Prophetischdunkeln. Zu dieser Abschwächung trägt der unklare Standpunkt bei; wir wissen eigentlich nie recht, wie wir mit dem Autor daran sind, d. h. wie viel er uns als Thatsache und wie viel als Traum- oder Fiebererscheinung, als Reflex einer nicht normalen Nervenerregung geben will. Es geht uns immer so, wie die erste hier eingeführte Berichterstatterin meint: „ich weiß nicht, war ich eingeschlafen, träumte ich, oder sah ich mit den Augen meines Leibes und wachend", d. h. wir werden zwischen

dem Mystisch-Mysteriösen und dem Rationellen herumballotirt. Dazu kommt die schwerfällige, unschöne, ungelenke und ungeschickte Form, die schuld ist, daß nicht eine der Erzählungen ein Ganzes, eine abgeschlossene Einheit, sonach ein Kunstgebilde darstellt, wie wir es doch von diesem ins Novellistische hinüberstreifenden Fach verlangen müssen. Es wird ohne alle Rücksicht auf wirkliche Durchbildung der Materie darauflos erzählt: nutzlose Einleitungen oder Anhängsel und Abschweifungen kehren ohne allen Grund wieder, Personen treten auf und ab ohne ersichtliche Berechtigung; und das Schlimmste an der Geschichte ist, daß wir in der Regel mit Leichtigkeit sehen, wie mit wirklich durchgebildeter Form ohne alle Schwierigkeit hätte geholfen werden können; mit andern Worten: die Materie hätte ganz einfach componirt werden sollen. Statt dessen ist heruntererzählt, wie es kommt und geht. Kurz, wir finden uns veranlaßt, die Berechtigung des Auftretens dieser neuen Geistergeschichten mit aller Strenge anzugreifen.

Die „Erzählungen" aus dem Dänischen (Nr. 2) enthalten acht Nummern von sehr ungleicher Ausdehnung: „Tante Dorothea", „Sidsel", „Hedwig", „Elisa", „Ein Jahr", „Unsere Nachbarin", „Waldemar", „Der blinde Zufall". Bemerkt mag zum voraus werden, daß sie mit ihren deutschen Genossen in den „Wechselnden Lichtern" (Nr. 3) eine sogar tiefgreifende Geistes- und Tonverwandtschaft an sich tragen.

„Tante Dorothea" ist eine Art höchst einfacher Bekehrungsgeschichte einer alten Jungfer. Sie hat sich vor langen Jahren mit der eigenen Schwester gründlich verfeindet und seither einsam und zurückgezogen gelebt, ist nach schwerer Krankheit zur Einsicht einer nothwendig andern Lebensweise gekommen und von Verwandten, denen es um ihr Geld zu thun, angelockt worden. Noch auf der Eisenbahn eben lernt sie durch Zufall die falschen und die treuherzigen Leute aus ihrer Verwandtschaft kennen; die letztern sind die kranke Tochter ihrer verstorbenen Schwester und deren Kinder. Nun Aussöhnung, für die alte Tante ein Feld wohlthätigen Wirkens und ein freundlicher Lebensabend.

„Sidsel" ist die Geschichte eines von einer vornehmen Dame an Kindesstatt angenommenen armen Mädchens, das nun jene aus Stolz und egoistischer Liebe der älterlichen Familie entfremden möchte und dadurch umgekehrt von sich selbst abzieht, bis glückliche Einmischung einer ungekünstelten Natur das Verhältniß für alle zum Guten wendet.

„Hedwig" bringt die ebenso einfache und leicht erklärliche Geschichte eines jungen Mädchens, das neben einem als Bruder betrachteten Cousin erzogen worden, wobei diesem schließlich, aber erst nach fremder Werbung klar wird, daß die von ihm bisher mit etwas vormundschaftlicher Schulmeisterei behandelte Kleine ein allerliebstes Weib und gerade die rechte Frau für ihn selber sei.

„Elisa" führt uns die allmähliche Entpuppung eines tüchtigen und liebenswürdigen Frauenzimmers vor, das, durch bittere Erfahrungen über die eitle Heuchelei und grauenhafte Gemüthsleere ihrer Umgebung aus dem Gleichgewichte des Gefühls herausgekommen, dann unter glücklichern Händen wieder aufthaut, sich als das edelste Herz erweist und den jungen Mann, der geschickt den Zauber zu lösen verstanden, zum glücklichen Gatten macht. Geschichte, Scenerie und Verwickelung sind hier etwas reicher als bei den frühern Erzählungen. Einmal tritt uns in der Familie des Justizraths Glimmer, die auf dem Fuße verarmter Vornehmheit lebt, eine ganz hübsche Exemplarsammlung von gekünstelten Puppen, Zieraffen, weiblichen Speculanten und Aspiranten entgegen, sodaß der unverwöhnte Sinn und das natürliche Gefühl volle Wahl haben, sich einen dieser Typen mode- und geckenhafter Verbildung auszuwählen, um ihn mit specifischer Abneigung zu beehren; es ist eine widerwärtig hohle Welt, übrigens ganz modern. Dazu kommt eine doppelte Krankheitsgeschichte, welche Anlaß gibt, uns eine etwas weiter gesponnene Geistes- und Gefühlsentwickelung vorzuführen.

„Ein Jahr". Ganz ähnliche Gemüthsklärung ebenfalls im weiblichen Herzen: Marie ist die Jugendgespielin eines zum gediegenen Manne herangereiften Knaben gewesen, und dieser hat sie bleibend in sein Herz geschlossen; auch sie ist ihm gut, läßt sich aber einen Augenblick durch eine vorüberziehende brillante Gestalt blenden, der sie wie in phantastischem Traum anhängt, bis eine zweite Begegnung mit dem Helden ihres romantischen Gefühls sie gründlich abkühlt und curirt, und nun wird sie gute Frau und glückliche Mutter.

„Unsere Nachbarin" ist eine ganz gediegen respectable und selbst liebenswürdige Person trotz ihrer pockennarbigen Häßlichkeit, wieder eine alte Jungfer. Mamsell Brigitte hat einen jungen Mann gern gehabt, der ihr auf einmal erklärt, daß er ihre schöne Schwester Martha liebt, worauf jene, deren Gefühl weiter ging, zur treuen Freundin und Berätherin der Liebenden wird. Darauf hat sie verschiedentlich in Dienst gestanden, auch die Hand eines launischen alten Herrn, der sie gegen den Willen der ganzen Verwandtschaft heirathen wollte, ausgeschlagen, hat allein stehend die Kinder ihrer Verwandten und Bekannten erziehen helfen, viel Gutes gewirkt und sich eine behaglich idyllische Existenz gegründet.

„Waldemar" ist insofern ein Gegenstück zu „Hedwig", als es da die feine Jungfrau ist, die den etwas wild, aber sonst gut und sogar bedeutend gearteten jungen Mann zum Bessern erzieht, zähmt und dämpft und, beiden zunächst unbewußt, für sich selber zum wackern Ehegemahl heranbildet. Nebenbei spielt noch die glücklich natürliche Umbildung in einer bejahrtern Familie, in welcher das recht innige Verständniß zwischen Mann und Frau dann und wann etwas getrübt wurde durch eine an affectirt hochfahrende Manieren gewöhnte Schwester der letztern. Der gutherzige Ton bei diesen Alten macht einen höchst liebenswürdigen Eindruck, und der seelische Umwandlungsproceß des eigenartig selbständigen Jungen erweckt besonders Interesse.

„Der blinde Zufall" ist wieder eine höchst einfache Geschichte, wie sie sich unter Nuancirungen wol Hunderte von Malen im Leben ereignen dürfte: Ein vornehmer Alter, etwas angesteckt von Menschenverachtung und glaubensleerer Blasirtheit, will dem Sohne die wie er meint nicht standesgemäße Geliebte nicht lassen, und ist eben daran, ihn ganz zu verstoßen. Da bricht sein Wagen,

er verletzt sich, kommt ohne irgendwelche Ahnung aller Betheiligten ins Haus jener Geliebten, wird von ihr aufs Liebevollste verpflegt und geht die vollständige Aussöhnung ein, die ihn schließlich fast ebenso glücklich macht wie die jungen Leutchen.

Das ist im knappsten Résumé der Inhalt der acht Nummern. Wir geben eine einzige, ganz kleine Stilprobe gerade aus der letzten Erzählung. Der Vater, ein alter ordengekrönter Freiherr, und die Geliebte des Sohnes sind eben miteinander ins Reine gekommen, und jener fragt den Vater der letztern: „Nun, Professor Bruns, geben Sie Ihre Einwilligung?" Darauf dieser:

O, nach der wird nicht weiter gefragt; ich scheine ja gar nicht zu existiren. So, du kommst doch in meine Arme? Nun, Gott segne dich, mein Herzenskind. Nein, Thränen haben wir zur Genüge gehabt, nun mußt du lustig sein. Aber hat man je solche Mädchen gesehen! Nun weinen sie alle beide, man könnte ja rein fuchswild werden. Ihr verdientet es wirklich, daß ihr Grund zum Heulen bekämt! Was Sie betrifft, Herr Baron, so haben Sie freilich uns alle zusammen ein wenig hinters Licht geführt . . . .

Resumiren wir zur Beurtheilung dieser Erzählungen ihren Gesammtcharakter, so besteht der Hauptzug in einer erstaunlichen Einfachheit und Gleichartigkeit des Wesens. Wir möchten sie ohne weiteres seelische Erziehungs- und Entwickelungsgeschichten aus gewissen Prüfungslagen des Lebens nennen, wie sie indeß fast jeden Tag sich so oder anders gestalten dürften. Die Dinge stehen bestimmt und ruhig auf dem Boden der Wirklichkeit und sind der sichern Beobachtung des gewöhnlichen Menschenlebens, aber auch des Menschenherzens entnommen. Kurz, es ist Natur, und trotz alles Wechsels und mancher Gemüthserschütterungen durchaus friedliche Natur, mit dem stark ausgesprochenen Hange zum Idyllisch-Familiären und der Liebe zum Kleinleben. Die Phantasie des Autors ist eine absolut friedliche, und es macht nicht etwa einen Nebenzug aus an allen Erzählungen, daß sie in summa befriedigt und glücklich auslaufen; die dunkeln Wolken zerstreuen sich, und am Ende bricht mit ihrem milden Strahle die Abendsonne hervor und vergoldet das durch einige Regenschauer befeuchtete Gefilde. Wir möchten auf eine glücklich harmonische und befriedigte Natur des Autors selbst schließen. Aeußere Handlung findet sich in allen sehr wenig, und bei den allereinfachsten von ihnen mögen wir uns am Ende fast fragen, was man uns denn eigentlich habe erzählen wollen. Es liegen im Grunde immer nur gewisse Seelengestaltungen unter dem Einflusse bestimmter Lebenslagen vor, diese sind blos die Folie oder Unterlage zu jener Entwickelungsscala. Ein Vorzug, daß deshalb die einzelnen Erzählungen kurz gefaßt sind; da das Gerüste keinen großen Bau tragen konnte, müßte der Autor, falls er sich ins Ausspinnen einließe, unfehlbar schwatzhaft werden und langweilen. Die Sprache ist genau das passende Kleid für diese Stoffe, sehr einfach und sehr natürlich, übrigens correct, zierlich, zutraulich, dann und wann mit einem starken Anfluge von Humor. Kein schneidenderer Gegensatz als diese Producte und unsere ganze moderne Effects- und Sensationsliteratur mit ihren Gewaltacten. Jedenfalls ist Lektüre der eben behandelten Art gesund, lautern und anziehenden Charakters, vor allem passende Frauenlektüre.

Die „Wechselnden Lichter" von K. L. Reimar (Nr. 3) haben insofern den richtigen Titel, als wirklich die verschiedensten Lichtschattirungen in den hier dargelegten Lebensläufen und Menschenschicksalen wie auch in den Charakter- und Seelengestaltungen auftreten, von den hellen leichten bis zu den schweren dunkeln Farben.

Die drei Bände enthalten die Novellen: „Elisabeth", „Getrennt", „Dunkele Wolken", „Eine dunkele That", „Bezwungen", „Auf der Klippe", „Steuerlos", „Lorbern", „Im Circus".

Es wäre zunächst nicht ohne Interesse, diese der deutschen Literatur angehörenden Erzählungen mit den oben besprochenen aus der dänischen zusammenzuhalten, um eine vielleicht weit über das individuelle Wesen der zwei Autoren hinausgehende und auf dasjenige der beiden Literaturen allgemein sich erstreckende Verschiedenheit in Geist und Ton hervorzukehren. Hatten wir bei dem Dänen als durchschlagenden Grundcharakter die alleräußerste Einfachheit und die idyllisch-gemüthliche Kindlichkeit der gesammten Auffassung und Darstellung des Lebens zu betonen, so verhält es sich bei dem Deutschen, so einfach natürlich auch er sich bewegt, immerhin erheblich anders. Die zu Grunde gelegten Lebensverhältnisse sind durchweg bedeutend straffer, strenger und ernster, auch nicht mehr so ganz einfach; es ist bei weitem mehr Kampf und Bewegung darin; die Dinge laufen nicht mehr so glatt innerlich ab, ohne hohe Wellen zu werfen. Hat man, und mit Grund, der skandinavischen Literatur unsers Jahrhunderts als Vorwurf angerechnet, daß sie, absehend von den großen Strömungen des Zeitgeistes, in den Darstellungen idyllisch zurückgezogener Ruhe, in friedlichen Visionen, Märchen und Träumen bis zum Uebermaße sich ergehe und mit diesem Kleinleben zur Unbedeutendheit herabsinke, so haben wir bei unserm Dänen umgekehrt die gute Seite jener im Kleinen und Stillen befriedigten, durchaus tendenzlosen Denkrichtung vor uns, die anmuthende Natur und Treuherzigkeit. Aber kurz, der Unterschied liegt ausgesprochen vor; die deutschen Compositionen sind in allen Stücken verwickelter und auch bewegter. Reimar's neun Novellen haben folgende Texte.

Die erste gibt die ernste Geschichte eines hart geprüften Mädchenherzens: Elisabeth liebt, aber ihr Geliebter, durch einen Jugendfreund der Jungfrau, der ebenfalls ihre Hand sucht, gereizt, erschießt diesen im Duell, und nun steht der Todte zwischen den beiden Liebenden. Da fügt es das Schicksal, daß nach Jahren des Schmerzes nicht blos die Manen des Gefallenen gesühnt erscheinen und die Getrennten ein glückliches Paar werden, sondern daß auch Bruder und Schwester derselben Familien sich ebenfalls zusammenfinden. Die Gestalten sind fein.

Die zweite Geschichte behandelt eine Ehe, die mit auseinander gehenden Standesrücksichten, dem Widerstande der nächsten Verwandten, gemeinen Einflüsterungen und Speculationen zu ringen hat und wirklich fast zur Trennung gebracht wird. Die Art, wie die junge Frau sich aus diesen Wirren herausarbeitet und nun erst nach den bittern Herzenskämpfen dazu kommt, ihr eigenes Glück und das des Gemahls fest zu begründen, macht einen sehr anziehenden Proceß aus.

In der dritten Erzählung hat der stolze und strenge

Regierungspräsident Ostheim in zweiter Ehe eine junge schöne Frau Isabella, aus erster Ehe eine Tochter Melitta, und diese beiden stehen auf dem innigsten Fuße zueinander. Da drängt sich der Referendar Brunold, auf Melitta's Hand speculirend, in die Familie; der unlautere Mann hat aber früher Isabellens Schwester verrathen und verlassen. Als Isabella sich deshalb seiner Werbung widersetzt, braucht er die Drohung, ihren alten Vater, der sich vor Jahren ein noch nicht aufgehelltes Dienstverbrechen habe zu Schulden kommen lassen, auf neue Beweise hin zu denunciren. Furchtbarer Kampf in der jungen Frau, die sich endlich entschließt, alles dem bis dahin mehr gefürchteten als geliebten Gemahl aufzudecken. Da werden alle Umstände klar, der alte Vater erscheint unschuldig, der niedrige Speculant wird fortgeschickt, und nebenbei sind Isabella und Ostheim erst durch diesen Schlag sich recht von Herzen nahe gebracht. Das volle Interesse ruht auf dem Herzenskampfe der jungen Frau, die wieder eine von den feinen Gestalten ist.

Die vierte Erzählung spielt in einer vornehmen Adelsfamilie, welcher aus politischer Rachsucht ein Kind geraubt worden ist. Die wunderlichen Schicksale dieses Kindes, bis es aus der niedrigen Atmosphäre heraus, in der es gehalten worden, wieder zu seinem Namens- und Besitzrechte kommt, bis die grollenden Gewalten beschworen sind und endlich die blühende Jungfrau, nachdem das noch nicht ausgesöhnte Verhängniß sie zum zweiten mal aus dem glücklichen Asyl herausgetrieben, noch mehr als Geld und Stellung gewinnt, nämlich die Hand eines vorzüglichen und geliebten freiherrlichen Verwandten: diese ganze Ver- und Entwickelung macht das Interesse spannend.

Die fünfte Erzählung hat eine noch künstlichere und vielfachere Verflechtung. Im Grunde liegt Zweck und Inhalt nur darin, nachzuweisen, wie der Bankier Stein, der wegen der Schwäche einer Jugendgeliebten, die ihn verlassen, vereinsamt, hart und mitleidslos geworden, durch die tüchtig geartete Tochter eben jener Geliebten wieder dem Leben und Gemüthsaufschwung zurückgegeben, mit den bis dahin heftig zurückgestoßenen Verwandten ausgesöhnt wird und das Glück von zwei jungen Herzen begründet. Ein niedrig berechnender Kammerrath spielt hier die Rolle des bösen Geistes, ganz wie der Referendar in der dritten Erzählung, wird aber härter bestraft, indem er durch Mord endet. Der letztere Umstand macht die Geschichte in hohem Grade verwickelt und führt zu heftigen Erschütterungen, sodaß der Verlauf gegen das Ende hin fast ganz in den Charakter einer Criminalnovelle hineinfällt. Das Ende aber ist gut, und in auffallender Aehnlichkeit mit einem Motiv in der dritten Erzählung wird durch alle die schweren Prüfungen eine Ehe, die bisher nicht glücklich war, zum rechten Ton und Verständnisse gebracht.

In der sechsten Erzählung „Auf der Klippe" fühlen sich zwei Engländerinnen, Schwestern, gleichmäßig von einem zufällig ihnen nahe getretenen Deutschen angezogen. Seine Liebe gilt der ältern, und die leidenschaftliche jüngere, die sein Bekenntniß hört und zugleich auch die edle Entsagung der mit ihrem wie mit dem eigenen Gemüthszustande vertrauten Schwester, will sich in der Verzweiflung ins Meer stürzen, wird aber gerettet und geheilt.

Die siebente Erzählung macht uns in hohem Grade eindringlich das Gefühl vom innern Elend einer auf den genußsüchtigen Weltton gestimmten, aber sowol in ihren materiellen wie moralischen Grundlagen durchaus unterwühlten Familie. Die an einen vorzüglichen jungen Mann bürgerlichen Standes verlobte Tochter wird durch die Intrigue der titelsüchtigen Mutter diesem abwendig gemacht, einem Adelichen in die Arme geworfen und — ist darüber wahnsinnig geworden. Jener verschmähte junge Mann aber, nach schwerem Gemüthsleiden geheilt, gewinnt eine ausgezeichnete Gattin.

Die achte Erzählung ist die Geschichte einer zur großen Künstlerin aus ganz einfachen und dunkeln Verhältnissen aufgestiegenen Schauspielerin. Der Gegensatz zwischen dem höchst eingeschränkt patriarchalischen Jugendleben auf dem einsamen Pfarrhofe, wobei die still hoffende Liebe des jungen Pfarrerssohnes zu der aufgenommenen Pflegetochter ein wesentliches Motiv bildet, und umgekehrt dem begeistert und phantasiegetragenen, aber auch schwer und schmerzlich bewegt zu den idealen Kunst- und Menschheitshöhen aufsteigenden Ringen der vom Geiste getriebenen Künstlerin ist von tiefem Eindruck, und das gemüthbewegende Verhältniß zu dem alten Pfarrer, den sie als Vater betrachten muß, und zum Sohne, den die Verschmähung seiner Liebe dem Opfertod in Afrikas Missionen zutreibt, regt das Gemüthsinteresse in hohem Grade an, um so mehr, als die edle Jungfrau, vom Gemüthskampf aufgerieben, in wenig Jahren ebenfalls dem Tode verfällt.

Ganz verschiedenen Ganges und doch ähnlichen Gehalts ist die neunte Erzählung. Die glänzende und kunstgeübte Tochter eines Kunstreiterdirectors und ein Student fassen Liebe zueinander; er gibt seinen Lebensberuf und die älterliche Familie auf, und die beiden heirathen sich, werden aber vermöge ihrer verschiedenen Weltanschauung und Lebensstellung unglücklich, doch durch die Liebe zu ihrem lieblichen Töchterchen beisammengehalten. Da gelingt es dem jungen Manne durch Aussöhnung mit den Seinen die schmerzlich vermißte bürgerliche Amtsstellung wiederzugewinnen; die Frau aber, die ihren Kunstreitertriumphen auf der einen und doch dem immer noch geliebten Manne und heißgeliebten Töchterchen auf der andern Seite nicht zu entsagen vermag und sich so in einen unlösbaren Widerstreit versetzt findet, tritt ein letztes mal auf und erschießt sich auf der Scene.

Der Ueberblick über die neun Novellen ergibt sonach jedenfalls künstlichere Combinationen und Seelenprobleme als bei dem Dänen, übrigens sehr mannichfache Abstufungen in diesem Punkte. Während einzelne der Erzählungen sich noch einfach gestalten und in ruhiger Bewegung einem versöhnenden Abschlusse zugehen, sind andere auf schwer und kunstvoll verschlungene Verwickelungen begründet, werfen weit höhere Wellen und nehmen eine schwer dunkle Färbung an, die bis zum Tragischen geht.

Die Grundfrage bezüglich der Werthschätzung ist die: Sind die seelischen Processe, deren ablaufende Bewegung so sehr als Hauptobject ausgeprägt ist, daß die äußern Thatsachen sich zu ihnen blos als die allerdings unerlaßlichen und parallel laufenden Ursachen und Wirkungen

verhalten, sind diese Geistes- und Gemüthsbewegungen in einem motivirt folgerichtigen Verlauf, der das eine mal zur Läuterung und das andere mal zum Untergang führt, sie mit voller Wahrheit und Treue und zugleich mit jenem fein intimen Verständnisse gezeichnet, das wir in Auffassung und Zergliederung dieser innern Fäden verlangen? Ist die Hand des Autors fein genug für die Section der tief innerlichen Processe? Kann diese Frage bejaht werden, so wird die unmittelbare Folge weiter die sein, daß wir auch wohlgearbeitete Charakterbilder und Personenporträts vor uns haben; denn eben aus der treu erfaßten innerlichen Bewegung springen diese natürlich heraus. Und wir dürfen ohne Bedenken Ja sagen; diese Gestalten, lebendig herauswachsend, sind interessant und naturwahr zugleich; sie stellen uns poetisch angehauchte und harmonisch in sich geschlossene Einheiten dar, die wir aber Schritt um Schritt werden sehen: das ist Gesetz der Poesie und zugleich Logik des Lebens. Hier und dort kehren allerdings dieselben Motive wieder, sind aber in ganz anderer Nuancirung verwerthet, sodaß das Gefühl einer ermüdenden Wiederholung nirgends aufkommen kann, von Einförmigkeit gar nicht zu sprechen. Die Sprache ist den Objecten angepaßt, übrigens gleichmäßig bestimmten Charakters; es liegt nichts Gesuchtes in ihr. Die Reihe der heute uns vorliegenden Productionen überblickend, würden wir die „Wechselnden Lichter" in erste Linie stellen.

Hatten wir bis dahin mit dem enger begrenzten Gebiete der Erzählung und Novelle zu thun, so reihen sich ihm noch zwei kleinere Romane an, jeder in zwei mäßigen Bänden.

Warum der Roman „Graumann" von Johannes van Dewall (Nr. 4) den Titelbeisatz führt: „Aus kleinen Kreisen", will uns nicht recht einleuchten. Zwar spielt die Geschichte in einer kleinern deutschen Provinzialstadt und trägt von Anfang bis zu Ende die Färbung dieser Atmosphäre; aber auf der andern Seite führt sie in alle auf solchen Plätzen waltenden Elemente ein und bringt den vollen Kreis der daselbst handelnden und bestimmenden Personen, des Adels wie des Bürgerstandes, des Civils und Militärs, zur Zeichnung. Das ist, beiläufig kritisch bemerkt, ein Vorzug des Werks, denn es gibt uns ein ziemlich rund umschlossenes und annähernd vollständiges Culturbild aus seiner bestimmten Sphäre. Mit vielem Humor werden wir in den einleitenden Strichen durch die lebende Chronik der berühmten Stadt Wiesendorf, die alte und etwas schwatzhafte Sanitätsräthin Wiedner, welche die ideale Flamme des lahmen Hauptmanns von Bendemer geblieben ist, auf das unerbittliche Geschick aller dieser Kleinstädte verwiesen, welche durch die modernste Strömung und das Eisenbahnwesen sammt und sonders verurtheilt sind, zur Unbedeutendheit herabzusinken; die Klage über die neue böse und das Lob auf die „gute alte" Zeit machen sich recht launig gemüthlich. Beiläufig gehören gerade jene zwei Figuren ganz wesentlich mit zur Physiognomie der Kleinstadt; sie repräsentiren das alte Geschlecht, und der Tod des guten lahmen Hauptmanns, welcher für seine alte Jugendflamme, die schon längst verwitwete Sanitätsräthin, eine zärtlich achtungsvolle Freundschaft bewahrt hat und unter ihren treuen Händen stirbt, ist eine der gemüthvollsten, sanft rührenden Scenen mit sehr glücklich und wahr getroffenem Ton. Die Loge, das Casino, die Eisenbahnrestauration und der Ballsaal führen uns nach und nach die feine und unfeine Welt männlicher und weiblicher Rasse vor, und es geht dabei natürlich nicht ab ohne die Skizzirung der zwei sich bekriegenden politischen Parteien, der Demokraten und Aristokraten, sowie nebenbei der rivalisirenden, namentlich in den weiblichen Cirkeln, nebeneinander herlaufenden zwei Gesellschaftskreise, desjenigen der Honoratioren und Standespersonen und des eigentlichen Bürgerstandes, von denen wie gewöhnlich der erstere mehr Renommée und Etikette, der letztere mehr Geld und Initiative hat. Natürlich muß das Städtchen, um das Gemälde vollzumachen, seinen specifischen Sündenbock und geschlagenen Mann haben, eine Art Kobold, der überall rumort, alles kopfüber stellt und seine Freude daran hat, die ihm freilich dann und wann arg durch die Gefoppten versalzen wird. Das ist der alte übelhörige, aber zungenfertige Major von Ravensberg, ein Schwadroneur, Lügner und Neuigkeitenjäger, der solche erfindet, wenn sie sich nicht von selbst bieten, übrigens darin eine solche Fertigkeit und Phantasie erlangt hat, daß er selber an seine Erfindungen glaubt. Trotz allem ist der Mann ziemlich unschuldig, gutmüthig und hat das besondere Verdienst, eine recht schöne und nicht eben hartherzige Tochter zu haben, auf welche sich die Augen der Herren Offiziere und die unsern zuerst richten. Ungefähr im Centrum des ganzen Gesellschaftskreises steht ein recht interessantes Trio: es sind die beiden Töchter des sogenannten Castellans, d. h. des Aufsehers und Restaurateurs der Loge, dazu der treue Freund der ältern und Geliebte der von fremdem Aufenthalte zurückgekehrten jüngern. Die erstere ist ein recht angenehmes, aber etwas verwachsenes und kränkliches Mädchen, seelengut und treuherzig; und es hat sich zwischen ihr und jenem Freunde, einem Offizier der Garnison, ein fast geschwisterliches Verhältniß herausgebildet. Wir ertappen zwar das gute Mädchen darüber, daß ein etwas stärkeres Gefühl in ihr hat aufkommen wollen, aber die feine Art, wie sie es durch das innige Glücksbewußtsein niederdrückt, als der Mann zu ihrer schönen jungen Schwester sofort eine bei beiden unwiderstehliche Liebe faßt, hat etwas so fein Sinniges, daß wir sie dafür segnen müssen. Der junge Lieutenant selbst hat etwas so gemessen Tüchtiges und Männliches und dabei doch so viel Gemüth, kurz so viel Fonds, daß wir ihn entschieden als den poetisch verherrlichten Typus des besten preußischen Offiziers nehmen dürfen. Die Geschichte dieser drei Personen, und zwar mehr ihre innere Geschichte, bildet nun offenbar Centrum und Grundstock des Ganzen. Etwas leichtern Kalibers ist das Verhältniß der schönen Majorstochter Ludmilla zu ihrem Gustav, der auch Offizier ist, und am Ende wird die etwas jugendlich unbesonnene und leicht enthusiasmirte, übrigens ganz ehrbare Dame entschieden zu ihrem Glück eine reiche und von ihrem Mann auf den Händen getragene Kaufmannsfrau, und ihr leichtfüßiger ehemaliger Seladon — erschießt sich nicht. Der gelungenste Humor liegt in der Rivalität der beiden Damenkreise beim Ausbruche des dänischen Kriegs. Die bürgerlichen reichen Kaufmannsfrauen kommen den adelichen Damen zuvor, bilden zur Unterstützung der vaterländischen Krieger den Verein „Zum wohlthätigen

Strumpf", wirken damit recht Gutes und ernten so hohe Ehre, daß die Adelsfrauen mit ihrem rivalisirenden Verein zurückgedrängt werden und sich zu der Demüthigung verstehen müssen, mit jenen in Einen Verein zusammenzutreten und sogar das erste Anerbieten zu machen. Die Geschichten, die sich bei diesem Proceß in den beiden Kränzchen abspinnen, sind im höchsten Grade ergötzlich und in allen Zügen urkleinstädtisch. Ein ebenso gemüthliches Stück ist die Lagerscene in Schleswig, und würden nicht einzelne Striche erinnern, daß wir mitten im activen Kriege stehen, so könnte man die ganze mit kostbarem Humor gezeichnete Situation für ein in idyllischem Stil ablaufendes Stück Leben ansehen.

Daß nebenbei eine kleine Portion Tendenz unterläuft, um das gegenwärtige Preußen zu verherrlichen, wer dürfte das dem Autor verargen? Die Thatsachen liegen auf der Hand, die Stimmung macht sich ganz natürlich, und es kann nicht gesagt werden, daß jene Absicht sich ungebührlich vordrängt. Zu wünschen ist nur, daß das Porträt des durch 1864 und 1866 umgewandelten Wiesendorf in deutschen Landen überhaupt zuträfe, d. h. daß eine allgemeine Läuterung der politischen Strebungen und eine Anschauung mehr aus dem Großen überall sich möchte begründet haben. Es heißt hierüber:

Jener Spukgeist des Unfriedens und der Zwietracht, der seit 1848 in den Herzen und Köpfen der Menschen dort rumort hatte, jene Kinderkrankheit der ersten politischen Wehen, der Unreifheit, des Neuen — er ist verflogen. Jene unbehaglichen Spaltungen, jenes absichtlich unterhaltene Mistrauen, genährt von solchen Leuten, die so gern im Trüben fischen, um ihr Schäfchen dabei zu scheren, von Leuten wie Dr. Kegelmann und Reichenberg, aber auch von solchen, die auf Orden und Stellen Jagd machten, den sogenannten „Demokratenriechern" — er ist verflogen, dem Himmel sei Dank! Keinem Menschen fällt es heute noch ein, wegen kleinlicher politischer Differenzen, die sonst nur gar zu gern in das häusliche und Privatleben hineingezerrt wurden, jemand anzufeinden und zu verketzern. Die Jahre 1864 und 1866 haben die Leute merkwürdig zu ihrem Vortheil verändert, ihnen den alten Preußenstolz zurückgegeben und sie politisch gereift u. s. w.

„Graumann" ist keine besonders hervorragende Schöpfung, tritt auch nicht mit der Prätension einer solchen auf; aber es ist ein Product von viel Wahrheit, Natur und gesundem Humor, dazu von viel Geschick in den kleinen Strichen der Figurenzeichnung. Die Einfachheit im factischen Verlauf, in Stimmung und Sprache und Ton passen genau zueinander.

„Judah Touro" von M. Wassermann (Nr. 5) ist eine bedeutend verwickeltere Composition, die auf beiden Continenten spielt, übrigens gleichfalls mit einer zeitgeschichtlichen Unterlage, nur daß diese, nämlich die erste Napoleonische Zeit und ihre Parteiverschwörungen, bei weitem weniger Gewicht für die Abwickelung des ganzen Romans hat, als dies in der vorigen Nummer der Fall ist.

Im Grunde ist es allerdings nur die fatal auslaufende Liebesgeschichte zweier wunderlichen Brautpaare, an und nach welcher der ganze Roman sich abspielt. Die vier Personen sind: der meisterhaft gewandte und zu großartiger Geschäftsbedeutung sich aufschwingende jüdische Kaufmann Judah Touro, die Hauptperson, Sohn des ehrwürdigen Isaak Touro, Geistlichen der jüdischen Gemeinde zu Newport auf Rhode-Island; seine ebenso liebliche als flatterhafte Braut Serene Lambert, Tochter eines etwas heruntergekommenen marseiller Kaufmanns aus sonst groß und bedeutend gewesenem Hause; dazu Judah's intimer Freund, der einem großen Hause zu Newport angehörende junge Kaufmann Regin Shepherd; endlich wieder eine Französin, die im Verlauf der Geschichte ebenfalls vertraute Freundin Serenens wird, nämlich die durch wunderliche Schicksale geprüfte Gräfin Gabriele von Montlavas. Da haben wir zwei sehr glückliche Paare, aber die Sache hält nicht. Die zwei Kaufleute nehmen Neuorleans zum Sitz ihrer Unternehmungen; die verlobten Damen kommen in vielfache Beziehung zu leichtlebigen französischen Emigranten, die da im Süden als Plantagenbesitzer sich niedergelassen haben, lassen sich durch die glänzend auftretenden Elegants dieser aristokratischen Kreise bestechen, werden ihren Verlobten untreu und heirathen in jene leichten und unsoliden Kreise hinein. Die so getäuschten zwei Kaufleute bleiben Hagestolze und werfen sich ganz auf ihre sehr umfassenden und ihren äußern wie innern Werth hebenden Wirkungskreise.

So weit das der Kern des geschichtlichen Verlaufs ist, wäre die Sache ziemlich einfach, und in diesem Motiv läge direct noch gar kein Anstoß, um eine ungemein verwickelte Composition daraus zu machen; und doch haben wir eine solche vor uns, indem sich eine Masse der auffallendsten Vor- und Nebengeschichten eindrängen, die Aufmerksamkeit auf das Verschiedenste und Fernstliegende spannend. Zunächst werden wir ins Haus eines Kaufmanns zu Newport und zwar zu einer interessanten Festlichkeit eingeladen: das Haus hatte vor Jahren Unglück und ward zahlungsunfähig; es hat sich erholt, und heute bei großem Bankett, zu dem die damaligen Creditoren alle geladen sind, zahlt der Chef jene Kapitalien mit Zins und Zinseszinsen zurück. Diese Einleitungsgeschichte, in der ein Indianer als die noble Person mitspielt, ist allerdings ansprechend, mit Effect in Scene gesetzt, erscheint aber für den Gang unserer Erzählung ziemlich überflüssig, da im Verlaufe der Mann und sein Haus nur noch nebensächlich eintreten. Dann kommt eine in hohem Grade dramatisch spannende Geschichte von den sehr alten Beziehungen der Familien Touro und Lambert, insbesondere wie einer der Lamberts Glieder der Familie Touro keck und listig aus den Händen der spanischen Inquisition gerettet hat, worauf ein heiliger Schwur die jüdische Familie bis auf die Gegenwart herunter verpflichtet, die Lamberts nie zu vergessen, sie aufzusuchen und vorkommendenfalls alles für sie zu thun und zu wagen. Wieder eine abenteuerliche Scene (mit den sogenannten Capoeiras), wie die spätern zwei Hauptpersonen sich kennen lernen. Nun erst der specielle Anfang unserer eigentlichen Geschichte: wie Judah Touro den letzten Lambert, der in ein Complot gegen den Ersten Consul verwickelt worden, rettet und mit der Tochter nach Amerika überführt. Darauf folgt eine neue und nicht minder dramatisch erregte Situation: wie Shepherd die Gräfin von Montlavas, die nach Amerika verschlagene Tochter eines durch die Revolution verfolgten französischen Adelichen, nachdem sie die bittersten Schicksale und Verfolgungen hat durchmachen müssen, aus höchst gefährlicher

Lage rettet und zur Geliebten wählt. Das wäre also die dritte der großen Rettungen.

Die sehr wenig erfreulichen Zustände im Süden zur Zeit als er noch unter spanischer Herrschaft stand, und besonders das leichtfertig speculirende Pflanzerleben mit seiner Negersklaverei, in einer Reihe charakteristischer Exemplare vorgeführt, sind im Verlaufe mit drastischer Lebendigkeit gezeichnet. Eine alte ausgewanderte Adeliche mit ihren lächerlich anmaßenden Prätensionen ist ein wahrhaft abschreckendes Original, der Gegensatz des schlechtesten französischen zum gediegensten amerikanischen Wesen auf die äußerste Spitze getrieben. Daneben werden auch die Factoren der religiös-kirchlichen Differenz- und Streitfragen sowie die Erschütterungen durch den Krieg — Angriff der Engländer auf den Süden der Union — mit ins Getriebe gezogen, sodaß alle Elemente des öffentlichen und familiären Lebens mit ins Spiel treten, um das Gemälde vollständig auszurunden. Schließlich wird uns auch noch der große Reiseschriftsteller Sealsfield vorgeführt.

Wenn dem Titel entsprechend durch die Wahl eines ausgezeichneten Repräsentanten die Darstellung sich als eine Art Verherrlichung des Judenthums gestaltet, wer wollte das, und sei es Tendenz, angreifen? Als ob ein Gentleman, das Wort im nobelsten Sinn genommen, nicht ebenso gut semitisch-jüdischen als germanisch-christlichen Ursprungs sein könnte! Touro ist durch und durch nobel, auch insoweit, als er seiner untreuen einstigen Geliebten, die sich nicht den rechten Händen ergeben, und ihrer ganzen leichtfertigen Sippe aufs großmüthigste aushilft, ohne aber weiter etwas von ihnen hören zu wollen.

Eine ganz andere Frage kommt mit Bezug auf Wesen und Gehalt des Romans entscheidend in Betracht. Es begegnet dieser Geschichte das Umgekehrte von dem, was bei vielen andern constatirt werden mag, sie hat für einen kleinen Roman von zwei nicht starken Bänden allzu viel Inhalt. Wir berührten oben schon die drei an gewaltsamen Scenen überreichen Rettungsgeschichten. Diese Häufung macht den Eindruck des auf den Effect Gearbeiteten, des etwas Forcirten und künstlich Gemischten. In ein viel ruhigeres Fahrwasser laufen wir allerdings mit dem zweiten Bande ein. Aber wir werden doch mit Hast durch eine ganz außerordentliche Masse von Situationen hindurchgejagt, deren Verbindung nicht organisch vorlag, und gar vieles bleibt eben episodisch oder blos skizzirt. Eigentlich gemüthliches Interesse hat nicht Zeit aufzukommen, weil die Stoffmasse auch den Leser allzu stark in Beschlag nimmt und afficirt.

Wir geben als Stilprobe eine Stelle über die trostlosen Sumpflandschaften um Neuorleans her:

An einem schönen, sonnenhellen Morgen des Monats August 1803 glitt eine Voiture langsam den Têche hinab. Sie hatte sich glücklich durch die verschiedenen Bayous, diese von der Natur gebildeten Kanäle, welche in wunderlichen Schlangenwindungen das verirrte Mississippiwasser dem Golf von Mexico zuführen, hindurchgewunden. Hinter ihr lag die gefährliche Fahrstraße, welche so schwer von den oft bis 20 Fuß hoch überschwemmten Cypressenwäldern zu unterscheiden ist; hinter ihr das entsetzliche Reich der Wildniß und absoluten Einsamkeit. Da ist es in der That schauerlich. Die Wucht ungeheuerer Bäume bildet ein düsteres Gewölbe, durch das kein Sonnenstrahl dringt, und das von den Riesenstämmen in langen dichten Flechten herabhängende spanische Moos breitet sich auf dem Wasser aus und versperrt den dunkeln Weg. Nebenan liegen verbuttete Bäume, vom Sturm niedergeblasen, andere halb umgefallen, wieder andere verborgen im Sumpf, zu kleinern und größern Bruchstücken vermodert. Dabei geben Tausende von Alligatoren und Riesenfröschen ein Höllenconcert, das die Ohren zerreißt und die Seele mit Schauder füllt. Man glaubt auf den Gewässern des Styx oder Acheron zu fahren. Plötzlich wechselt die Scene. Die Bayous verlassen das Reich der Schatten, um zum rosigen Lichte zurückzukehren. Der Tag lächelt wieder freundlich, und ein prachtvolles Panorama tritt dem staunenden Auge entgegen. Vor ihm liegt ein wundervoll schöner See von mehrern Meilen im Umfang. Seine Ufer sind mit schlanken Cypressen und Palaniern eingefaßt, deren ineinandergeschlungene dunkelgrüne Kronen eine Reihe schattengewährender Naturdome bilden, und auf seinem krystallhellen Spiegel strahlt die Blütenpracht von Millionen der herrlichsten Wasserblumen. Durch diesen und einen andern mittels mehrerer Bayous mit ihm verbundenen größern See gelangt man in den Fluß Atchafalaya und zuletzt in den Têche, der sich wie ein stahlgraues Seidenband um endlose Auen und Weiden windet, auf welchen nach Tausenden zählende Heerden halbwilder Rinder und Pferde weiden. Rechts und links tauchen Haine von tropischen Fruchtbäumen auf, und diese Ausläufer von Pflanzungen verschaffen dem ermüdeten Reisenden die tröstliche Ueberzeugung, daß er nun in dem bewohnten Theile der Atakapas angekommen sei, dieses ausgedehnten Landstrichs, dem man den stolzen Namen des Paradieses von Louisiana gegeben.

J. J. Honegger.

Varnhagen und Rahel.

(Fortsetzung aus Nr. 45.)

Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Sechs Bände. Leipzig, Brockhaus. 1874—75. 8. 36 M.

Das ist ein Briefaustausch, wie er wol noch nie in die Oeffentlichkeit getreten ist. Da arbeitet rastlos kein allezeit fertiger Briefsteller, keine Copirmaschine, sondern es sind zwei lebendige Menschenseelen, die sofort, fast ununterbrochen, mit höchster Gedankenlust, einander in Kenntniß setzen, was in und außer ihnen vorgeht. Die so gefürchtete Trennung ist jetzt so gut wie aufgehoben durch den permanenten Zauber, den ihre Briefe aufeinander ausüben. Ihre Seelen sind zwei Spiegel geworden, die sich gegenseitig zuwerfen, was im Zimmer, in der ausgesuchtesten Gesellschaft, in der Stadt, in einem Garten, in der Weite der unendlichen Natur sich in ihnen reflectirt. Das Briefpapier ist zur stets bereiten Folie dafür geworden, so Tag wie Nacht; an einem und demselben Tage wol vier-, fünfmal, im Aufjauchzen über den gegenseitigen Besitz, im Verzagen, im schmachtenden Klagen. Sie unterrichtet ihn über sich so genau, daß sie ihm hinreißend schildert, wie sie gegen ihr Kranksein, mit Hülfe des Arztes, aber auch gern allein und mit unglaublichem Erfolg, tapfer operirt; wie das Leiden ihr eine Herzenslust, ihr Geist dabei kerngesund ist, da sie

weiß, welch ein ewiges Gut sie in ihm besitzt. Da ist kein Brunnen, den sie trinkt, kein Bad, welches sie nimmt, kein Umschlag, den sie anlegt, kein ekelhaftes Pulver, welches ihr Dore eingibt, worüber sie ihm nicht haarklein referirt. Nicht weniger über ihre Toilette, wie reizend ihr dies und jenes, ein Hut, ein Ueberwurf steht, wie sie ausgelassen, aber auch ohne Rücksicht auf Gesellschaftston, im tollsten Humor sich ergeht, wie ihr jedoch auch „die Eselei, der Menschenpöbel" zusetzt, daß sie Krämpfe bekommt, nach Hause eilt, ihm im Bette noch schreibt, sodaß sie schon wieder ihn durch himmelhohe Gedanken aufjauchzen macht. Sie ist ganz unberechenbar, immer neu an Gestalten. Denn allerdings, jetzt ist sie in ihren Briefen ein tändelndes Mädchen, bis auf alle die lieblichen Eitelkeiten und weiblichen Schwächen, jetzt wieder Philosophin, welche in die tiefsten Abgründe des Denkens hinuntersteigt, zu Höhen der Speculation sich erhebt, ohne einer dialektischen Leiter zu bedürfen. Jetzt ist sie genialste Erfinderin ihres eigenen Stils, der jede Grammatik verlacht, aber aller Gelehrtheit das ohnmächtige Nachsehen gönnt, jetzt wieder Dichterin, die kein Versmaß braucht und doch Schönheiten der Sprache entlockt, vielmehr ihrem poetischen Naturell, um die sie der erste Kunstdichter beneiden könnte. Und nie bleibt er auch nur einen Schritt im Mittheilen alles dessen, was ihm begegnet, im Denken, in der köstlichsten Kunstprosa, im Dichten hinter ihr zurück, auch nicht im vollgerüttelten Maß, nicht in der Zahl seiner Briefe — es müßten ihn denn, wie später, Schlachtenwetter hindern —, nicht im vertraulichsten Bekennen, wo es ihn drückt, ihn ängstet, ihn rathlos macht, wo er dermaßen in Melancholie verfallen ist, sei es durch die Oertlichkeit, sei es durch die Menschen und ihre Langweiligkeit. Kurz, wie hier zwei Liebende so sehr sich austauschen, ihre Rollen wechseln, daß *sie* zuweilen Varnhagen, er Rahel wird; wie sie beide nur noch einer und derselbe sind und dennoch, zu um so größerer Wonne, stets zu zweien, und wie sie dem allem vollendeten Ausdruck zu geben wissen, es ist und bleibt etwas Seltenes. Sie vermitteln sich durch Briefe in allen ihren Anliegen so sehr, daß sie nichts anderes mehr bedürfen. Sie photographiren einander sich und alles, bis auf jeden Stuhl, jedes Bild im Zimmer, schon damals, als an unsere modernen Photographien noch gar nicht zu denken war, in einer Genauigkeit, die, bis auf die verborgenste Stimmung, bis auf einen Gedankenhauch, der durch ihre Seele fliegt, vollendet genannt werden muß. Jeder ihrer Briefe ist ein Medium ohnegleichen. Was die heutigen Spiritisten mit einem gewagten Ausdruck als „Mediumschaft" bezeichnen, eine so vollkommene Mediumschaft ist die Freundschaft dieser Briefe Varnhagen's und Rahel's. Sie wissen sich durch sich selbst gegen alle Unbilden zu schützen, gegen alles Weh Mittel und nicht blos Rath. Er ist ihre Zuflucht, ihr Helfer in jeder Bedrängniß; sie ist ihm gegenüber oft gereifter Mann, erfahrener Weiser; er in Vergleich mit ihr oft zartes, aber auch hülfsbedürftiges „Kind", welches sie hegt und pflegt, wie sie nur kann; welches sie einlullt, ihm, wenn er nicht schlafen will, holde Märchen erzählt, ihm zu Liebe Erlkönigs Tochter wird, die mit ihm herumtanzt, ihn wiegt und einsingt, wenn ihm „am düstern Orte" Schreckbilder erscheinen, unholde Geister zu schaffen machen. Auch schlummert er schon, und erwacht, und steht auf als der kräftigste, muthigste, nach Thaten durstende Mann.

Varnhagen ist nunmehr in Hamburg, 1809. Sie haben beiderseits schwere Zeiten durchzumachen. Sie hat sogar finanzielle Sorgen. Sie schreibt, Berlin, vom 22. April:

Daß ich gestern keinen Brief aus dem nahen Hamburg von dir hatte, würgte mir das Herz mit noch einer schweren Kette noch fester zusammen! Geknebelt, zur höchsten Angst zusammengeknebelt ist es mir nun! Ich weiß gar nicht mehr, wie ich es ertragen soll; wie es innen mit mir werden wird: und kann? O! wüßtest du, in welcher Stunde mir dein Brief gestern ausblieb! Wie es mir hier geht! Welchem Sommer ich hier allein entgegen nicht nur sehe, gehe, gehe. Welchem Winter. Denn du kommst nicht. Das weiß ich auch schon. Antworte mir. Laß du mich nicht auch in Ungewißheit. Alle Umstände vereinigen sich, mich darein zu stürzen; darin zu lassen. Keine Luft, kein Spaziergang: ich will dir nichts erzählen. Es würde lang, was ich sagte: und ich kann nicht mehr sprechen. Schreibe mir: ich bin seit vielen Tagen zu erstickt, erdrückt, getödtet, unwürdig endlich mit Einem Wort!

Wie ihn das bewegt, erschüttert, wie er das in sich herumwälzt, und doch wieder Auswege ersinnt, und doch in all dem Kummer glücklich, selig ist, denn er kümmert sich um sie! Da schreibt er ihr:

Liebe, geliebte Rahel! Eben bekomme ich deinen Brief, ich lese ihn und wache für einen Augenblick aus der Betäubung auf, in welche mich die wildverträumten schweren Nächte für einen großen Theil des Tages stürzen, und die keinen tiefen Gedanken, keinen Blitz der Seele aufkommen läßt. Verzeihe mir, daß ich dir nicht geschrieben hatte! Mir ist das Schreiben unendlich schwer, es ist, als wenn ich verschleppte Buchstaben aus dem Morgen eines Tags und andere aus dem Abend desselben zu einem Wort zusammenrufen müßte, denn allerdings leb' ich die Worte so! Geliebte Rahel! Ich sehe deine Lage, deine Stimmung ein und erglühe über die Ungerechtigkeit des Geschicks, froh, wenn meine Freundschaft für dich auch nur wie die kümmerlich ausgezahlten Interessen des dir vorenthaltenen Kapitals aussieht. Ich komme nach Berlin zu dir; wir wollen dann unser Reisen schnell einrichten. Ich will meiner Medicin fleißig obliegen; meine Neigung, meine Umstände, meine bisherigen Schritte fordern es, und nur um die Waffen zu führen gehe ich davon ab. Ob zu dem letztern eine günstige, wünschenswerthe Gelegenheit sich zeigen wird? In dem Fall ist Wien auch für meine medicinischen Absichten gerettet, und wir gehen gern dorthin, nicht wahr? Ein Krieg ist ja immer zweifelhaft, nur insofern habe ich rechte Hoffnung zu diesem, die Wahrscheinlichkeit guten Erfolgs scheint mir noch nicht auf der deutschen Seite zu sein; aber in keinem Falle sehe ich in diesen Dingen ein baldiges Ende. Wenn aber die Entscheidung nicht abzuwarten, ein Ungewisses zu ergreifen ist, so finde ich Gefahr und Noth ungleich leichter im eigenen Volke, von deutscher Sprache umtönt, zu ertragen, als im fremden Land im Spiel unzuberechnender Ausbrüche eines unergründeten Volks.

Wir wenden uns jetzt zu dem zweiten Bande (1809 und 1810). Die Liebenden ahnten es nicht, wenigstens nicht in seiner ganzen Stärke, welch eine schwere, lange Prüfungszeit ihnen bevorstand, und doch hatten sie sich auf deren Möglichkeit, so weit es eben ging, längst vorbereitet. Rahel verweilt ab und zu in Berlin und Charlottenburg, Varnhagen an den verschiedensten Orten. Es geht durch Krieg und immer wieder neuen Krieg. Erst kommt die Zeit des feurigsten Heroismus für Varnhagen, dann nicht minder für Rahel. Er wird Held auf dem Schlachtfelde, sie wird Heldin im Lazareth; er verdient sich eine Wunde (bei Wagram) im Waffenlärm, unter

dem Kanonendonner; sie verbindet Wunden, pflegt und tröstet, heilt Wunden unter Blessirten, unter dem Weh der Getroffenen, unter dem Röcheln der Sterbenden. Ihr deutscher, ihr preußischer Patriotismus bewährt sich bei beiden in der glorreichsten Weise, in der reinsten Menschlichkeit, denn sie haben stets auch zartestes Mitgefühl mit den Feinden. Was Rahel noch besonders auszeichnet, ist, daß sie für den, der ihr das Theuerste auf Erden ist, nicht zittert, daß sie für ihn, ungeachtet sie ihn in steter Lebensgefahr weiß, nicht im geringsten fürchtet, im Gegentheil, sie feuert zur Ausdauer im Kampfe ihn noch mehr an, obwol es bei ihm dessen nicht im mindesten bedarf. Sieht er doch ihr Bild mitten im Pulverrauch, liest sie doch sein Geschick, sein Geschütztwerden wie in den Sternen, die ihr durch alle Gewölke der Erde hindurchleuchten und von von ihrem Freunde die süßesten Grüße bringen. Dazu kommen und gehen seine, ihre Briefe, sie langen an, wenn auch spät, und es gibt bis zum Ende des zweiten Freiheitskriegs, bis zum letzten Kanonenschuß ein Geben und Nehmen, einen Austausch tiefster Gefühle, weisester Rathschläge und immer wieder großer Gedanken, als wäre es mitten im Frieden, als gäbe es einen rhythmischen Tanz aller neun Musen und nicht den wilden Tanz der Bellona. Was Varnhagen doppelt erlabt und kräftigt, ist, daß Rahel in dem Grade jetzt gesund auch am Leibe ist, als sie alle Hände voll zu thun hat, Kranke zu umwalten, sie nicht einen Augenblick aus dem Auge zu lassen. Was Rahel so heiter stimmt, so stets gutes Muthes sein läßt, ist, daß sie erfährt, wie sich ihr Freund in jede Lage vergnügt zu schicken weiß, daß er, jetzt österreichischer Offizier, beliebt sich macht bei allen seinen Kameraden, daß er sich die Werthschätzung seines Vorgesetzten, eines Obersten Grafen von Bentheim, in fast beispielloser Weise erwirbt, sodaß er diesem immer näher rückt, zuletzt ihm völlig unentbehrlich geworden ist, was denn auch später höchst folgenreich wird, sodaß auch Rahel in demselben einen bleibenden Freund gewinnt.

Wie die Zeit jetzt immer schneller eilt, stets verhängnißvoller wird, haben wir absichtlich schon einiges vorweggenommen, sodaß sich die Perspective unsers kritischen Gemäldes bereits bis in den dritten Band, wenn auch nur vordeutend, erstreckt, wodurch der Leser schon im voraus orientirt wird, und wir nicht mehr zurückgreifen dürfen. Denn der Liebes- und Kriegs- und dann wieder Culturroman unsers Briefwechsels wird immer spannender, sodaß wir ihn nicht durch einstweilige Trennung und neue Anknüpfung der einzelnen Fäden, auch nur im kleinsten, in seinem Verlauf unterbrechen dürften.

Wie lebendig, munter aufgenommen auf seinem wechselnden Terrain, und rasch aufs Papier gebracht, sind die Scenen, sogar die Landschaftsbilder, welche der Freund der harrenden Freundin hinübersendet. Da schreibt er von Nikolsburg in Mähren, 12 Meilen vor Wien, 20. Juni 1809:

Heute vor acht Tagen, meine theuere Rahel, ging ich um diese Zeit zu dir, um Abschied zu nehmen, und empfand damals im voraus diese Stunde, wie jetzt mir jene in das Gefühl des Augenblicks eingedrückt ist. Ich fühlte, sah, hörte dich noch und stand in den segenreichen Strahlen der Energie deines ewig frischen, in jede Faser gesenkten, aus wahrem Sein geformten Lebens. Gott, wie steht mir dieses Leben im Gemüthe so schön, und wie wenig kann ich das sagen! Auch möchte ich es weder in Poesie, noch in Musik, noch in Malerei, sondern einzig in Plastik ausdrücken, wo der Fuß Marmor ist, und das Auge, die Lippe und das Haar, überall der göttliche Stoff. Das Eigene hat ja dein Wesen, daß es vortrefflich ist nicht nur wo man überhaupt vortrefflich zu sein pflegt, als in den edeln Zügen des Gesichts, in den hohen und geistreichen Dingen, sondern auch in denen, die bei andern immerfort gewöhnlich und gemein erscheinen, weil sie nicht die Echtheit ausgegossen haben, wie du, über alles, sondern zusammengezogen und heraufgepumpt in den Geist oder den Geschmack. Morgen reisen wir weiter, ins Hauptquartier, voll Muth und Hoffnung. Schlesien, das schöne Land, haben wir schnell zurückgelassen. Das Gebirge war neu und nicht ohne Reiz in seiner Gestalt; aber wie anders wurde es, als wir in Mähren weiter kamen, in dieses überschwenglich gesegnete Land voll herrlicher Gefilde! Eine Gegend habe ich gesehen, wie noch keine; doch that das mehrste die Beleuchtung. Wald in größter Tüchtigkeit und Fülle grünen Gedränges. Keine Wolke, kein Blatt, das nicht an dich mich mit tiefem Sehnen erinnerte, wie habe ich dich herbeigewünscht! Schöne, reinliche Städte, anmuthig, sogar prächtig wie Olmütz, und alle sehr belebt, als wenn Jahrmarkt wäre. Ein kräftiges, braunes Volk mit tiefen Augen, wohlhabend, tapfer, kaiserlich. Die Begeisterung ist herrlicher und allgemeiner als man glauben sollte: alles eilt zu den Waffen, die Verwundeten können nicht eilig genug zum Heere zurückkehren.

Und nach solchen Berichten, solcher Ansprache flammender Liebe, zartesten Schönheitssinnes, fortstürmender und doch durch Sehnsucht nach ihr fast wieder zurückgehaltener Kriegsbravour verlangt auch sie nach Selbstbewährung und Aufopferung und Thaten. Es ist wahr, sie hätten sich, meint sie im Innersten noch immer, nicht trennen sollen, nun es aber geschah, ist für sie und für ihn kein Bleiben, kein Warten und Zögern, nur Vorwärts das Losungswort. Sie kennt keine Weichlichkeit mehr, sie verfolgt sie an sich und an andern, sie möchte ihm nicht blos zusehen von hoher Warte, wie er kämpft, sie möchte hinaus, um zu leben, zu triumphiren oder doch zu sterben an seiner Seite. Da heißt es, wie mit feurigen, brennenden Buchstaben geschrieben:

Vielleicht, mein Freund, hast du einen sehr guten Brief nöthig in dem Augenblick, in welchem du diesen erhältst, und das wird kein guter werden. Schlecht ist nun einmal alles, muß alles werden, weil wir uns getrennt haben! Und plump muß ich dir sagen, was hilft alle Sehnsucht, da du gingst. Nicht wie voriges Jahr kannst du mit einem starken Wollen wiederkommen: du bist entehrt, wenn du gehst: und mußt nun bleiben. Sei tapfer und brav! Denk an mich, wenn du in einem Gefecht bist: du weißt, ich bin furchtsam (sie täuscht sich über sich selbst); aber den unbekannten Tod würde ich wählen, wäre ich durch meine Wahl darin, und wiche nicht. Du bist nun über die Gemeinen; feuere sie durch deine Stimme an — Betäuben hilft — wenn sie weichen wollen. Mache vorher dich beliebt und bekannt mit ihnen. So avancirte Babes bei Austerlitz; sein Kapitän fiel; er hielt das Volk durch Schreien und Aufmuntern zusammen: sie wichen nicht: er ward Kapitän und hat das Kreuz. Du weißt, wie ich über den Krieg, über diesen denke. Krieg ist für keinen gebildeten Menschen. Die nicht wissen, daß der Körper die Person ist, können ihn sich zerschießen lassen: sonst nur in dem Augenblick, wo man angegriffen wird, muß man sich wehren, und wenn Zorn und Rache fortreißt!

Man sieht, wer diese Berlinerinnen, wenn es darauf ankommt, sind, und Rahel in erster Reihe, und daß wir von ihnen im Obigen nicht zu viel gesagt haben. Auch Rahel hatte schon früh die berliner Salons mitgemacht, sogar selbst ihren eigenen gehabt, in geistvollster Weise

ihn geleitet; sie hatte wol sogar mitunter auch jene belletristischen Thees besucht, die, dem Himmel sei Dank! aus der Mode gekommen sind; sie hatte vielleicht selbst mitwirken müssen, aber auch hinlänglichen Ekel an dem süßlichen Naß und dem faden Hinundhergerede empfunden; sie hatte die Poesie geliebt und liebte sie noch, die Platon aus seinem Staate verbannt wissen wollte; sie war eine fleißige Besucherin des Theaters, obwol ihr geliebter Goethe, freilich viel später, das Drama aus der „pädagogischen Provinz“ zu verweisen für nöthig erachtete. Aber das alles hatte sie nie verweichlicht, vielmehr, sie war darunter erstarkt, und sie war durch solche Bildung zu einem ganzen Menschen gereift, denn sie war schon von früh her eine edle, freie Seele und bewies es ihrem Varnhagen von Brief zu Brief, das heißt beinahe von Tag zu Tag, obwol er längst damit vertraut war, wie redlich sie es meinte, wie großartig ihre Gesinnung, ihr Charakter sich ausgebildet hatte, welcher Verstand in ihr alles auch noch so Verwickelte entwirrte, welcher Genius in ihr waltete, sodaß sie Objecte durchdrang, klar auffaßte, aus ihnen Consequenzen zog, wie es bis dahin selbst ausgezeichneten Männern nicht gelungen war.

Einstweilen sehen wir Varnhagen wieder in verschiedenen Städten, als: Prag, Paris, Steinfurt, Burgsteinfurt, Wien (1811 und 1812), Komotau, Dresden; besonders lange in Prag, von wo aus sich auch zwei interessante Briefe Varnhagen's an Goethe vorfinden. Gegen das Ende des Bandes ist Varnhagen in Berlin. Merkwürdig, daß Paris während seines diesmaligen Aufenthalts gar keinen erfrischenden, gewaltigen Eindruck auf ihn macht, was wol die politischen Wolken veranlaßten. Ueberhaupt ist er einmal im Stande, in seinem deutschen Weltbewußtsein, Paris „ein Nest“ zu nennen. Rahel war schon früher in Paris gewesen.

Blicken wir hier aber einen Augenblick auf das Bisherige zurück, und erwägen wir, wie vollends im Folgenden das Gedränge des Interessanten, Bedeutenden immer größer wird, so müssen wir auch ferner unserer Bewunderung vollen Ausdruck geben, doch auch zuvor zwei Rügen aussprechen, die wir schon lange auf dem Herzen haben, und deren wir uns erst entlasten müssen, um dann auf unserm Wege der freudigen Anerkennung ohne Unterbrechung weiterzugehen.

Daß jenes menschliche Gebrechen, bisweilen ohne Kennerblick oder doch wenigstens im Blicke verblendet zu sein, und nun das unrichtigste Urtheil zu fällen oder in die maßloseste Uebertreibung zu fallen, auch zweien an Bildung und Geist so hervorragenden Naturen begegnen könne wie Rahel und Varnhagen, hätten wir nicht für möglich gehalten. Es ist in dem vorliegenden Briefaustausch öfter von Jean Paul die Rede. Beide stellen ihn sehr hoch und erkennen seine unendliche Bedeutung. Solche Hochstellung wäre gar nicht nöthig gewesen, denn Friedrich Richter hat sich selbst durch seine Leistungen eine hohe und höchste Stellung gegeben. Varnhagen schreibt selbst an Rahel, daß er eben den „Hesperus“ lese und von ihm „entzückt“ sei. Nun jedoch läßt sich's Rahel unberufenerweise und lächerlich genug einmal einfallen, einen Ausspruch Jean Paul's „seicht“ zu nennen. Jean Paul ist einer der größten Genien aller Jahrhunderte. Er horstete und wohnte auf einer Höhe der Weltanschauung, er ergründete mit seinem Falken- und Adlerblicke die tiefsten Tiefen und Verborgenheiten der Natur und der menschlichen Natur noch im besondern; er verweilte auf einer so enormen Höhe, daß noch nie ein Dichter den Sternenhimmel so bloßgelegt hat wie Jean Paul, nicht einmal ein Astronom, denn jener erkannte in den Gestirnen den Abglanz ewiger Ideen. Freilich, eben weil er auf einer so hohen Warte stand, durchblickte er auch die Niederung mit allem dem Gezüchte, welches sich in ihr regt, und welches er in seiner beizenden, reinigenden Satire ohne Ansehen der Person an den Tag brachte; er verweilte aber auch mit Genugthuung in der so holden kleinen Welt des süßesten Stilllebens und Friedens und hat im Hohen und Tiefen nicht seinesgleichen. Und wenn Rahel noch weiter so in der Unempfänglichkeit und im Nichtverstehen vorbeitrifft, daß sie den hohen, unvergänglichen Werth so genialer Werke wie die „Vorschule der Aesthetik“ und die „Levana“ unsers Jean Paul kleinmeistert, so ist ihr das wahrscheinlich nur in einer schwachen Stunde, vielleicht in der Migräne ihres Kopfkrampfes passirt.

Aber auch mit Varnhagen haben wir ein zurechtweisendes Wort zu sprechen, indem wir, eben weil wir ihn hoch verehren, um so mehr einen seiner Aussprüche mit aller Entschiedenheit und Strenge verurtheilen müssen. Gemildert kann unser Gutachten und Verwerfen nur werden, indem wir erwägen, daß Liebe leicht *übertreibt*, daß Liebe die Hyperbel liebt, daß jeder *Liebende stets* ein wenig, ob auch mit ganzer Aufrichtigkeit und rückhaltlosester Offenherzigkeit, Schwärmer, jedoch auch als solcher noch liebenswürdig sein kann, daß Varnhagen, ohne daß er es wußte und wollte, die Grenze aller Wahrheit und Besonnenheit überschritten hat, wenn er im Stande ist an Rahel zu schreiben:

> Als dein Apostel möchte ich leben, in dieser Verrichtung ist mir am wohlsten, fühle ich meine Bestimmung am vielseitigsten erfüllt! Und doch wird die Blindheit ewig blind bleiben; es gibt ja auch jetzt noch mehr Heiden als Christen; doch sollen, die nicht verehren wollen, das Maul halten und erstarren. Ich sprach bei Steffens von dir als der dritten Lichtgeburt der jüdischen Nation, die erste und zweite seien Christus und Spinoza der Zeit nach, du aber dem Inhalte nach die erste.

Das heißt — müssen wir in letzter Instanz urtheilen — nicht mehr blos übertreiben, exaltirt sein, das heißt die äußerste Spitze der Frivolität erreichen und sich noch dazu recht kokett in solcher Keckheit und Vermessenheit gefallen. Schon die obige Zusammenstellung entbehrt jeder Besonnenheit und, was das Schlimmste ist, jeder heiligen Scheu, aber die kecke Phrase hat auch nicht eine Spur von Wahrheit in sich.

Nun aber gelangen wir auch wieder bis in den nächsten Band hinein und bis ans Ende zu einer unübersehlichen Fülle des Werthvollen und Bedeutenden. Man erstaunt über die Weite geselliger und anderweitiger Berührungen, die es hier gibt, über einen ausgewählten Kreis von mannichfaltigsten Gestalten, der sich concentrisch zu immer neuen Kreisen erschließt. Wir haben es mit einer Legion von Notabilitäten zu thun, die freilich an Werth oft wieder einander sehr ungleich sind, aber oft auch fürs Leben bleibende Verhältnisse absetzen. Wer könnte in diesem Reichthum unter eine Benennung brin-

gen Persönlichkeiten wie Schleiermacher, Steffens, Chamisso, Tieck, Justinus Kerner, Friedrich von Schlegel, Wilhelm von Humboldt, die beiden Woltmann, nämlich Frau und Mann, Hardenberg, Beyme, Stein, Stägemann, die beiden Fouqué, Friedrich August Wolf, Marwitz, Metternich, Gentz, Goethe selbst, Bettina, aber auch großartige Sonderlinge, wie den Grafen von Schlabrendorf, den kauzigen, durch und durch verkauzten und doch in seinem romantisch-dichterischen Naturell und Luftsprüngen so außerordentlich begabten Clemens Brentano, dann wieder unter höhern, sehr gebildeten Offizieren Graf von Bentheim, Pfuel, denen sich später der edle, verdienstvolle Tettenborn anschließt, u. s. w.

Und doch, genügt das alles auf die Länge Rahel und Varnhagen? Nein, sie kehren immer aufs neue zu sich zurück und haben nun an sich selbst genug. Aber es regt sich noch etwas anderes in ihnen, ein Wunsch, ein Verlangen, von welchem bekanntlich schon oft tiefe, poetische Menschen befallen worden sind. Die große, die auserwählte, feine Gesellschaft führt immer den Uebelstand mit sich, daß sie meistens die gemischte Gesellschaft bleibt. Sie kann sich selbst nicht davor bewahren. Bloße Weltmenschen sind stets in Gefahr, zu verflachen, und Rahel wie Varnhagen hatten einen heillosen Widerwillen gegen jede Verflachung. Wer ähnliche Erfahrungen macht, hält es nicht lange aus im Weltrausch, unter den gebildeten Massen, in dieser glänzenden Zeittodtschlägerei. Dann flüchtet er sich etwa in das Gebiet der Poesie, der Kunst, und wäre es in ein Kunstcabinet von antiken Statuen; sie entrücken ihn aller Zeit und sprechen, wenn auch still, die Sprache des Ewigen. Denn derartige Statuen sind nie Statisten, wie man sie doch zu Dutzenden in der großen Gesellschaft findet. Von solchem Bedürfniß werden auch unsere Correspondenten bisweilen ergriffen. Oder sie betreffen sich bei dem Wunsche eines Ausschusses, einer Auswahl in dem Bereiche der großen Gesellschaft. Sie gehen so weit, daß sie solche Elite, solche Auserlesenen einmal ungemischt vor sich haben, sich mit ihnen in eine andere Oertlichkeit flüchten könnten. In der angeregten Beziehung kommen sich Rahel und Varnhagen in zwei Briefstellen einmal vollständig entgegen, fast nehmen sie einander das Wort aus der Feder. Schreibt sie doch, die geniale Frau:

Ich bin kein Vagabund, und nichts kann sich in mir, aus mir heraus entwickeln, als die Urwünsche des edeln, unbestechlichen, nicht zu verwüstenden Herzens. Ich hoffe nichts. Und weiß nun, daß ich nie nichts hoffte von dem, was ich kannte: das Echte, für mich von Gott Gemachte, hätte mich ergriffen, gefaßt mit seinen Händen, wie ich es gefaßt hätte. Was sollte auch da sein? Vaterland; große Handlungen; in der, für die Idee leben; Religion haben: — sind Schalen. Schalen, bei den Menschen, die das nächste von Gott Gegebene nicht zu fassen wissen mit ihren Sinnen, zu halten mit einem gottgekräftigten Herzen. Ich kenne auserwählte Menschen, die eine Welt bilden könnten mit dem Vermögen, mit den Kräften und Kenntnissen, die sie haben; aber sie genügen sich nicht wie sie mir genügen würden. Blieben sie beieinander, in einer schönen Gegend, besorgten ihre Lebensbedürfnisse, ihre Geschäfte, jeder für sich und für die andern gelegentlich, studirten weiter, fänden Eheweiber, lebten fest und freudig und sicher, und ohne weitern hohlen Plan, als dies zu wollen; auch Aufsehen zu machen würde ihnen nicht entgehen, und sie bildeten schon von selbst einen lebendigen, einen weiterwirkenden Kreis um sich her. Was ist alle Gesellschaft, aller Staat und alle jemaligen Einrichtungen eines solchen anders als Mittel, Zweck und Folge eines solchen Lebens? Aber Ruhm wollen sie; zehren, ohne beizutragen: und nichts kriegen sie. Bessere noch, denken sie, werden sie finden, und nichts finden sie.

Man übereile sich nicht und gebe nicht kund, daß man selbst zu den Barbaren gehört in der gemischten Gesellschaft. Man argwöhne dort, bei Rahel, kein Utopien, wie es allerdings hergebracht ist, daß gewisse Leute, die sehr zufrieden mit sich sind, in allem, auch nur einigermaßen verwirklichten Ideal, weil sie selbst ohne Idee und Geist sind, sogleich utopische Grillen wittern. Auch Rahel deutet in der citirten Stelle auf das Zusammenleben derer, die sich kennen, sich verstehen, auf jene Elite, jenen Ausschuß der sogenannten guten Gesellschaft. Und waren nicht solche Wünsche, solche Wirklichkeiten im kleinen, den Edelsten aller Zeiten geläufig? Erfreuten sie sich deren nicht eine Zeit lang, und streuten Samen für eine schönere Zukunft der Menschheit? Lebten nicht schon die Eingeweihten in Eleusis, bei den Griechen, in solcher Trennung von den Massen, in so ungemischter Gesellschaft? Nicht Sokrates und Pythagoras mit ihren Schülern, nicht der Reinste, der je die Erde betrat, mit seinen Jüngern, nur daß auch hier einer von ihnen ein unreiner, verworfener Mischling war? Und so bis auf die Gegenwart fort, wenn man nur Menschenkundiger ist und den rechten Umblick hat. Und haben nicht auch Dichter, wie Goethe in den tiefsinnigen „Geheimnissen", uns ähnliche Sphären eröffnet und sogar ausgemalt? Und wie läßt sich Varnhagen vernehmen, und accompagnirt seine Rahel:

Ich bin kein Schauspieler, der Eine Rolle in allen Stücken vortrefflich und in andern gar nicht spielt, ich bin der Theaterdichter, der sie alle schreibt und manche lebendigere Ausführung doch nur anzudeuten vermag; schriebe ich mit der Feder statt mit dem Leben selbst, so wäre ich kein Vagabund, so aber bin ich einer, und es sei Gott geklagt! Wundere dich nicht, daß ich damit anfange, der Gedanke und das Gefühl, wo du in deinem Briefe sagst, du seist kein Vagabund, hat mich am meisten afficirt; du zuckst mit den Achseln: und wenn ich nun lahm wäre? Groß und Schön sprichst du über das Sein der Menschen, ihr Zusammenleben und das Hervorquellen alles menschlichen Guten. Quellen sind es, Quellen, die zu Strömen werden, zwei Leute werden Staat, eine fromme Begeisterung Kirche: aber auch Sündfluten brechen in die Geschichte wie in die Natur herein, und da spielt Zufall mit Absicht. Mit meiner Absicht, meiner Hoffnung, spielt der Zufall; ich muß noch ringen; ob ich eine glückselige Colonie froher Deutscher auf einer Insel im Mittelmeer, ob die Freiheit des Mutterlandes erlebe, ob dort in freudigem Wirken ein wellenschlagendes Leben, ob hier in unerforschlichen Stürmen Kraft und That oder blutigen Untergang, vielleicht in zu frühzeitigen Vorläufen, gewinne, das mögen die Götter wissen und fügen; aber Ruhe und Rast haben sie mir nicht gegeben, und — die Hunde! (ich meine die irdischen Götter, die mehr um die Erde als um den Himmel sich bekümmern) — Vermögen auch nicht.

Der dritte Band umfaßt die Jahre 1813, 1814. Mit dem Beginne der Freiheitskriege werden auch unsere Liebenden, ob unmittelbar, ob mittelbar, in den Strom der politischen Ereignisse hineingerissen. Das thut aber ihrem Verhältniß nicht den mindesten Abbruch. Sie senden einander nach wie vor ihre Briefe, ob diese um Wochen bis zur Ankunft sich verzögern, ob durch den Postenlauf, ob durch Kurier, ob durch Freunde und Fremde

befördert und eingehändigt. Diese Briefe sind es, was sie am Leben, frohen Muths erhält, ihre Ausdauer und Thatkraft bis zum Unglaublichen steigert. Und keineswegs ist es das äußere Geschehen, die Todesgefahr, was sie hinnimmt; es ist das Aufflammen großer Gedanken, es sind die Fluctuationen des Gemüths, die Feuer ihrer ideellen Begeisterung, welche die des Kriegs unendlich überflügeln und sie äußere Trennung, die doch fast stündlich weiter wird, gar nicht einmal wahrnehmen lassen. Varnhagen tritt in russischen Militärdienst unter Tettenborn und verweilt, in rüstiger Thätigkeit auch mit der publicistischen Feder, während der verhängnißvollsten Kriegsläufte lange in Hamburg.

Geben wir einige Proben von der Rührigkeit und der Aufopferungsfreudigkeit wie von der buntdrolligen Zusammenstellung Rahel's in Berlin. Später verweilt sie unter anderm in Breslau und Prag:

Ich will alte Hemden für unser großes altes Lazareth kaufen; und der Rücken thut mir weh. Deine Briefe waren sehr schön! Ich war unendlich umher und weit nach den Hemden. Heute ist Egloffstein und die ganze Stadt nach Spandau, um es belagern zu sehen. Kein Halt war möglich. Gott, mich erschüttert das so. Man hört die Schüsse. Unsere eigene Stadt. Auch begegneten mir, so sehr ich ihnen auch auswich, dreimal gefangene Franzosen: ich kann das vor tausendfacher Bewegung nicht sehen! Möckernsche waren es wieder. So komme ich aus der Gemüthbewegung gar nicht heraus. In einer Agitation suchte ich schon die Hemden. Diesen Morgen muß ich noch nach Hemden laufen, die Markus gibt: ich muß es, weil ich mich keine Mühe, kein Klätern, keinen Weg, keine Anrede und Rede mit gemeinen Leuten verdrießen lasse: weil ich denke, je schneller die Hülfe, desto mehr ist sie Hülfe: weil ich weiß, was krank schmachten ist; und keine Wäsche anziehen können, ebenso halte, als keine anzuziehen haben. Unser großes Lazareth war in einem schrecklichen Zustand! Kaum erfuhr es aber die Stadt, so war ein Generalaufstand. Jeder schrie, lief und gab. Alle Aerzte sammelten, fuhren mit großen Geldbeuteln: Wäsche aller Art, Betten, wurden nach ihren Häusern geschickt, Essen, wo immer hundertfünfundzwanzig Frauen kochen ließen; keine schlief, keine ruhte mehr; mir hat es einen großen Theil Gesundheit gekostet; aber ich bin gesund und kann sehr laufen. Gestern lief ich darum von der Dreifaltigkeitskirche bis in die Landsbergerstraße, heute wieder dahin. Ich schreibe dies mit Thränen in den Augen und mit Entzücken über unsere Stadt.

Und nun setzt auch er sie, fort und fort, von allem in Kenntniß, von jeder Bewegung gegen den Feind, von jeder in seinem Innern. Mit ganzer Seele, mit einer wahren Lust ist er jetzt Soldat, ein so resoluter Offizier, daß sein General die aufrichtigste Freude an ihm hat; und dabei alle zarten Empfindungen, alle Segnungen des Friedens, alle Gluten der Liebe sind stets in ihm wach, vereinigen sich in seiner Rahel, und er faßt das zu den lebendigsten Darstellungen, zu wahrhaft lebenden Bildern zusammen:

Noch war ich bei keinem Gefecht (nämlich jetzt), aber mannichfach thätig, und in sechs Tagen nicht aus den Kleidern gekommen; wichtige und ausgebreitete Sachen gehören zu dem, was ich unmittelbar zu besorgen habe. Liebe Rahel! Du bist mein Gedanke bei Tag und bei Nacht, in allen Zuständen und Begegnissen! Mein innerstes Herz klopft zu dir, zu dir hin! und ich liebe dich unaussprechlich! Als ich heute (Hamburg) durch die grünenden Vorstädte fuhr und ein Morgensonnenschein in der ruhigen, lachend ausgebreiteten Landschaft mit den Nebeln kämpfte, als ich dann die Werke des Fleißes und der Bildung so reich ausgestreut erblickte, und Gärten, Häuser, Felder so tiefen Frieden athmen sah, während hinter mir das Kriegsgetümmel tobte: ach, Rahel, liebe Rahel! wie verstand ich da deinen Friedenswunsch!

Varnhagen gibt eine förmliche Kriegsgeschichte voller Patriotismus; und wie sorgt er stets für Rahel, auch in deren Finanzen! Und wie umsichtig ist sie, weiß sie sich in aller Fährlichkeit und bei ihrem kranken Körper richtig zu behandeln, sich immer obenauf zu halten! Keine Heiliggesprochene, keine Barmherzige Schwester hat je unter Kranken, in verpesteten Räumen, sich dermaßen, ohne jeden Abscheu, in lauterer Liebe, wenigstens sicher nicht in freudigerer, dargebracht, ohne die geringste Rücksicht auf sich, und zwar mit dem größten Erfolg, als Rahel in jener Kriegszeit.

Wer diese Rahel eigentlich war, ihrem innersten Wesen, aber auch Auftreten nach, in jedem Augenblicke, weil sie stets an sich arbeitete, aber damit auch zugleich für andere arbeitete, ist schwer in Kürze zu sagen; doch es ist auch nicht nöthig, sie selbst spricht es unnachahmlich aus in ihren Briefen, ohne daß sie je eine Ahnung davon hatte, daß diese unbelauschten, köstlichen Seelenabdrücke je einem andern zu Gesicht kommen würden als ihrem Geliebten. Diesem ging es mit seinen Herzens- und anderweitigen Bekenntnissen ebenso. Er wußte sich ihr von Ewigkeit her angetraut. Er hatte Etwas, nein, Unzähliges auf dem Herzen; es wühlten, rumorten die tiefsinnigsten Gedanken in seinen Kopfe: da waren sie auch schon für sie in der Feder. Er arbeitete in seinem Geschäftszimmer — und auch er war der tüchtigste Arbeiter —, er ritt aus, er beaufsichtigte das Wohl seines lieben Hamburg, er ritt durch die Zeltgassen seiner Soldaten; nichts entging ihm, aber er schrieb in Gedanken, während des Ritts stets an Rahel. Nun aber wieder sie; wie hielt sie es denn gar? Sie schrieb fast noch eigentlicher, da sie mehr Muße hatte, immer an ihn. Sie machte nie viel Federlesens, vielmehr nicht das mindeste, in ihren Briefen an ihn; die Feder spritzte, schmierte, kleckste, und dennoch flogen Gedanken, Worte unaufhaltsam hin. Nichts durfte sie unterbrechen, selbst nicht der Schlaf in der Nacht; vielmehr: sie brach ihn, noch dazu unter Kopfkrampf, indem der Gedanke an Varnhagen sie weckte. Da war auch schon Licht angezündet, der Krampf verschwunden, der Brief voll Liebesglut, vielleicht in kältester Winternacht, und mit welchen überströmenden Zuthaten von Selbstlosigkeit, Neckerei, Witz und dem tollsten Humor ausgestattet! Und war es am Tage — fast jeder Tag war ein von ihr besetzter Posttag — denn anders? Noch um vieles dringlicher. Dore wollte das Kaffeezeug abnehmen — Rahel liebte das aufgeräumteste Zimmer, die peinlichste Ordnung —, aber in dieser Hast, in diesem Wolken- und Naturausbruch des gestern Erlebten, der schärfsten Satire, der ungenirtesten, ausgelassensten Genremalerei, der zärtlichsten Liebkosungen ohne Ende durfte keine Tasse, kein Stäubchen gerührt werden. Sie mußte erst brief-, ach, leider nicht reisefertig für Varnhagen sein. Kurz, beide sagten einander alles, was von feinsten Gedankengeistern den Leib der Sprache annehmen kann. Ihre beiderseitigen Briefe, was sage ich? — Lebensphilosopheme, Liebesgedichte, haben einen tiefreligiösen, metaphysischen Hintergrund, den sie aber zur Zeit mit vollendeter Feder zum Vordergrunde umzuzaubern wissen. In dem allen ist sie

seine Beichtmutter, er ihr Beichtvater, und nie bleibt die Absolution, das seligste Einverständniß der Beichtenden aus. Hier ist eine so lautere Beichte von ihr:

Eher kann ich nach dem eigenen Herzen mit der Hand fassen und es verletzen, als ein Angesicht kränken und ein gekränktes sehen. Und zu dankbar bin ich, weil es mir zu schlecht ging, und ich gleich an lauter Leisten und Vergelten denke; auch weil nur ich immer leistete; dies letzte ist ganz leidenschaftlich und mechanisch zugleich geworden. Dies alles kommt daher: weil die holde, freigebige, sorglose Natur mir eins der feinsten und starkorganisirtesten Herzen gegeben hat, die auf der Erde sind; weil ich keine persönliche Liebenswürdigkeit habe, und man es also nicht sieht; weil auch mein rauher, strenger, heftiger, launenhafter, genialischer, fast toller Vater es übersah und es brach, brach. Mir jedes Talent zur That zerbrach, ohne solchen Charakter schwächen zu können. Nun arbeitet dieser ewig verkehrt, wie eine Pflanze, die nach der Erde hineintreibt: die schönsten Eigenschaften werden die hideusesten. Du wirst es ganz verstehen! Ich wäre ein sehr, für aller Augen verkrüppeltes Geschöpf geworden, läge nicht großartige Betrachtung der Natur aller Dinge in mir, und jenes Vergessen der Persönlichkeit, ohne welches die genialischsten Menschen auf der Erde, und in jeder Wissenschaft, keine wären. Dies ist der einzige Leichtsinn, den mir der doch gütige Gott mitgegeben; und die einzige Grazie in meiner Natur. Zugleich mein Glück, die Sphäre meines Gebets — jeder Erhebung — mein eigentlichstes Dasein, die expansive Möglichkeit zu fernern Existenzen, das höchste Leben, welches zu anderm Leben hinaufglimmt und flammt. Dies war der Sinn, in dem ich dir gestern schrieb: „die Gesellschaft könne mich für ein Müllerweib ansehen, nur um deinetwillen hätte ich noch für mich Ambition", und nicht Zorn über dies oder jenes Ereigniß. Die Gesellschaft war mir von je die Hälfte des Lebens. Weil ich richtig fühlte, was sie sein sollte: der sich bewußte, behagliche Verein im Genuß und Weiterbringen alles menschlich schon Geleisteten. Durch keinen Kampf aber muß man in solchen Bildungskreis, wo Natur und Geistesausbeute sich durchdrungen haben, gelangen! Wie zu keinem Glück! Den Kampf also bin ich satt; weil ich ihn nicht zu führen verstehe; weil ich ihn verachte, mit dem Schicksal, welches mich dazu verdammen konnte.

Alexander Jung.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Wien.

Ueber Wien, die alte Kaiserstadt, die sich seit 1848 so gänzlich und in jeder Beziehung umgestaltet hat und mit ihrem Umgestaltungsprocesse noch immer nicht ganz zu Ende ist, liegen uns heute zwei neue Werke vor, die, beide lesenswerth, sich in mehrfacher Beziehung ergänzen, nämlich:

1. Wiener Sommertage von Julius Rodenberg. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 5 M. 50 Pf.
2. Wien 1873 bei Tag und Nacht. Culturbilder von Friedrich Tietz. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1875. Gr. 8. 2 M.

Was Julius Rodenberg's „Wiener Sommertage" betrifft, so sind sie eine recht anmuthige Causerie, oft voller poetischer Anklänge, zuweilen gewürzt durch interessante historische Rückblicke, aber immer im eleganten Stile, wenn auch manchmal ein wenig ans Manierirte streifend. Wer Wien nicht kennt, wird in Rodenberg's „Sommertagen" vielfache Anregung finden, die ihm bei einem Aufenthalte in der schönen Donaustadt sehr wohl zu statten kommen dürfte. Wer Wien aber kennt, und zwar sehr gut kennt, vielleicht selbst ein Wiener ist, wird zwar an dem sehr gut geschriebenen Werke wenigstens stellenweise, wo es recht interessantes historisches Material in der anmuthigsten Weise verarbeitet hat, Befriedigung finden, aber doch oft bemerken, daß der Autor das Wien unserer Tage zu sehr mit seinen eigenen Augen betrachtet und demgemäß geschildert hat. Wir wollen ihm das keineswegs überall zum Vorwurf machen, aber bisweilen will es uns doch fast bedünken, als ob dadurch das Bild, das Rodenberg in seinen Lesern von Wien erwecken will, zu lichte Seiten gewinne, die nicht ganz der oft trüben Wirklichkeit entsprechen. Fast will es uns scheinen, als ob der Zauber jener Juninacht, deren schon in der Vorrede Erwähnung geschieht, mit seinem weichen Hauche, mit den Düften von Lindenblüten und den süß verhallenden Klängen eines Lieblingsliedes die Grundstimmung geblieben wäre, in der dieses ganze Werk geschrieben wurde. Sehr ansprechend und voll des lebendigsten Colorits sind die „Weltausstellungs-Reminiscenzen", die mit photographischer Treue das Präludium der vielbesungenen und vielkritisirten wiener Weltausstellung schildern. Namentlich die Memorabilien des Eröffnungstages sind mit Meisterschaft geschrieben.

Der zweite Theil des Buchs, der die „Wanderungen in Wien" enthält, ist reich an schätzenswerthen, oft pikanten, fast durchweg fesselnden Schilderungen, die uns im Ensemble gern über manche kleine Mängel hinwegsehen lassen, die vielleicht unvermeidlich waren.

Eine interessante Studie bildet der letzte Theil des Werks, der Vergleich zwischen Berlin und Wien, wo der liebenswürdige Autor seinen reichen Geist in anmuthiger Form entfaltet und uns eine ungemein anregende Lektüre darbietet.

Von einem andern Gesichtspunkte aus will das zweite uns heute vorliegende Werk: „Wien 1873 bei Tag und Nacht" von Friedrich Tietz, betrachtet sein. Ursprünglich war dieses Werk hauptsächlich als ein Führer für die Besucher der wiener Weltausstellung geschrieben. Da dasselbe aber von der Feder eines sehr gründlichen Kenners Wiens und der Wien eigenthümlichen Verhältnisse herrührt, so glauben wir unparteiisch behaupten zu dürfen, daß dies „Wien 1873" einen Werth besitzt, der es der Sphäre der Gelegenheitsschriften enthebt und noch für eine ganze Reihe von Jahren zu einem recht schätzenswerthen Nachschlagebuch macht, besonders für den norddeutschen Besucher Wiens.

Das Arrangement des Werks ist durchaus praktisch, die Schilderung frisch, fließend und oft recht interessant. Das Einzige, was wir an dem Stile Tietz' ausstellen müssen, sind gewisse, sich in denselben von Zeit zu Zeit einschleichende, bizarre Schnörkel und etwas barocke Wortbildungen. Stören dieselben auch den Eindruck, den das Ganze hervorbringt und den wir als einen entschieden wohlthuenden bezeichnen müssen, nicht gerade, so hätte

der Autor doch wol besser gethan, sie lieber für irgendeine animirte Privatunterhaltung aufzusparen, wovon wir jedoch die von ihm als Stichproben gegebenen „Wundernuancen des wiener Dialekts“, als zur Sache selbst gehörig, gern ausnehmen wollen. Auch eine ans Politische streifende Stelle in dem sonst so hübschen Kapitel „Der wiener Prater“ müssen wir ein wenig rügen. Tietz schreibt daselbst:

Wir selbst haben persönlich dieses hundertjährige Praterjubiläum am Ostermontage 1866 noch in Wien mitverlebt. Die drei Böllerschüsse ertönten nicht, aber es lag schon so etwas „in der Luft“, als ob bald noch mehr und stärkere Schüsse losdonnern sollten von Deutschen auf Deutsche. Alles von wegen des Waffen- und Siegesruhms.

Dieser letzte Satz, der eine so eigenthümliche Erklärung der eigentlichen Ursache des denkwürdigen Kriegs von 1866 versucht, der für Deutschland im wahrsten Sinne des Wortes ein Unabhängigkeitskampf gegen die halb römische und noch mehr undeutsche Oberherrschaft Oesterreichs über Deutschland war, will uns wenig behagen. Wahrscheinlich hat sich Tietz, als er jenen Satz niederschrieb, nicht gerade viel dabei gedacht oder auf ein sehr wenig denkendes Publikum sich dabei verlassen. Auch den oft schon abgeleierten Satz von den Schüssen „von Deutschen auf Deutsche“ hätte ein so gründlicher Kenner Wiens, wie Tietz offenbar ist, nicht niederschreiben sollen. Wien ist ja doch, abgesehen davon, daß es mindestens zu einem Drittheile fremde, nicht-deutsche Bevölkerungselemente enthält, nicht ganz Oesterreich. Die Oesterreicher aber, die bei Königgrätz gegen die Preußen kämpften, waren jedenfalls sehr curiose Deutsche, da wenigstens zwei Drittel derselben, deren Muttersprache das Magyarische, Rumänische, Slowakische, Serbische, Czechische, Polnische, und (damals noch) selbst das Italienische war, nicht einmal Deutsch zu radebrechen vermocht hätten.

Im übrigen ist das Werk von Tietz eine entschiedene Bereicherung der deutschen Reiseliteratur, und wenn es auch ab und zu ein wenig zu rosig gefärbt ist, enthält es doch im ganzen meist richtige und kräftige Pinselstriche, die Wien und das wiener Leben plastisch wiedergeben.

Friedrich Kuffer.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die „Deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ (4 Bde., Breslau, Trewendt) von dem Herausgeber d. Bl. ist in einer vierten vermehrten und verbesserten Auflage erschienen, ein Beweis dafür, daß die darin vertretenen Anschauungen in immer weitern Kreisen Anerkennung finden. Für die Berechtigung einer Theorie, welche die Fahne des „Modernen“, und zwar nicht im Sinne äußerlicher Mode, sondern im Geiste der Neuzeit aufgefaßt, hochhält, und für die Stimmung des Publikums gegenüber einer Kritik, welche die allgemeingültigen ästhetischen Maßstäbe durch den modernen Geist für die Gegenwart näher zu bestimmen sucht, mag der Erfolg dieses Werks immerhin als ein nicht gering zu schätzendes Symptom betrachtet werden. Im übrigen sind einzelne Abschnitte mehr culturhistorischen Inhalts eingefügt worden, namentlich was die Romantik und die berliner Genialitätsepoche am Anfange dieses Jahrhunderts betrifft. Auch ist die kritische Darstellung bis auf die allerneueste Zeit fortgeführt worden. Wenn man die Aufgabe der Literaturgeschichte darin sucht, Bleibendes und Vergängliches zu sondern, so mag man in der von Auflage zu Auflage wachsenden Fülle von Namen und Daten etwas Bedenkliches sehen, und vielleicht größere Beschränkung wünschen. Doch dieser Läuterungsproceß, den die Nachwelt vollzieht, ist für eine Darstellung, die in die unmittelbare Gegenwart hinübergreift, kaum durchführbar; die unvermeidliche Einseitigkeit, der jeder Mitwirkende und Mitkämpfende auf literarischem Boden mehr oder weniger verfallen ist, würde störend hervortreten. Wir haben solcher Beispiele genug, und um auf ein recht eclatantes zu verweisen, erinnern wir an Herder, der in seinen literarischen Uebersichten Schiller und Goethe glaubte ignoriren zu können. Um das größere Uebel zu vermeiden, muß eine Literaturgeschichte der Gegenwart ein kleineres mit in den Kauf nehmen, welches in einer zu großen Fülle von Namen und Schriften besteht; denn sie kann einmal auf wissenschaftliche Vornehmheit nicht den gleichen Anspruch erheben wie Literaturwerke, welche frühere Epochen behandeln; sie muß auch den profanen Zweck im Auge behalten, ihre Leser in der gleichzeitigen schönen Literatur zu orientiren und einigermaßen das Inventar derselben zu entwerfen. Dabei würde es ihr übel anstehen, die Miene des Pförtners anzunehmen, der mit den kritischen Himmelsschlüsseln klirrt und glaubt, allein selig machen und verdammen zu können. Wer die Geschichte der gleichzeitigen Literatur schreibt, muß seine persönlichen Antipathien so weit beherrschen können, daß er dem Maß allgemeiner oder vorwiegender Schätzung auch bei individueller Abneigung gerecht wird. Vielleicht sind es gerade diese Gesichtspunkte, welche der Verfasser der „Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ streng beobachtete, was dem Werke eine Verbreitung in so weiten Kreisen gesichert hat.

— Von Meyer's Reisebüchern liegt uns in zwei Bänden das Werk „Oberitalien“ von Dr. Th. Gsell-Fels (Leipzig, Bibliographisches Institut) und zwar in zweiter umgearbeiteter und vermehrter Auflage vor. Ebenfalls in zweiter Auflage erschien „Rom und Mittelitalien“ (zwei Bände) von demselben Autor. Diese Reisewerke sind ausnehmend reichhaltig, auch mit Karten, Plänen und Grundrissen, Ansichten in Stahlstich und Holzschnitt reich ausgestattet. Der zweite Band des zweiten Werks beschäftigt sich ausschließlich mit Rom und gibt eine erschöpfende Topographie der Weltstadt; 47 Pläne und Grundrisse, 16 Ansichten und 1 Panorama in Stahlstich und 39 Ansichten in Holzschnitt erläutern die eingehende, auch durch ein sorgfältiges Register unterstützte Beschreibung. Eine allgemeine Darstellung der architektonischen Physiognomie der Stadt, des öffentlichen Lebens, der Volkssitten und Volksfeste geht dem speciellen Theil voraus.

— Die Fridericianische Literatur hat einen Zuwachs von Wichtigkeit erhalten durch „Ausgewählte Werke Friedrich's des Großen. Ins Deutsche übertragen von Heinrich Merkens“ (Würzburg, Stuber). Der uns vorliegende zweite, die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs umfassende Band aus den historischen Werken des großen Fürsten ist in mehrfacher Beziehung geeignet, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Bei der großen welthistorischen Wichtigkeit, die der Siebenjährige Krieg für die Begründung und Entwickelung der preußischen Hegemonie in Deutschland hat, ist es natürlich, daß die Geschichtschreibung sich des Gegenstandes mit Vorliebe bemächtigte, und hieraus ist die an Tendenz und Ziel so verschiedene historische Literatur über diesen Krieg erklärlich. Doch sind bisher die militärischen Darstellungen des Kampfes bei weitem besser gewesen als die eigentlich geschichtlichen, und man wird bei aller Trefflichkeit und Volksthümlichkeit, die das Werk von Archenholtz besitzt, doch sagen können, daß eine wissenschaftliche, höhern politischen Ansprüchen entsprechende Geschichte jenes großen Kriegs erst der neuern Zeit angehört. Dieses ist Arnold Schäfer's, des bonner Historikers, „Geschichte des

Siebenjährigen Kriegs" (3 Bde., Berlin 1867—74). Natürlich bedarf das Werk Friedrich's II. über die Geschichte jenes Kriegs schon deshalb eines andern Maßstabes der Beurtheilung, weil es die Schrift eines Fürsten ist, der selbst in erster Linie Mithandelnder und gewissermaßen Partei war. Jedoch würde man irren, wenn man diese Schrift etwa mit Julius Cäsar's Commentarien über den Gallischen Krieg vergleichen wollte, mit denen sie nur in Betreff der Entstehung Aehnlichkeit hat. Der König hat, nach seiner eigenen Angabe, das Buch stückweise nach dem Ende jedes Feldzugs und unter dem frischen Eindruck der geschilderten Thatsachen geschrieben, aber später die getrennten Theile in eine zusammenhängende einheitliche Form gebracht, sodaß das Ganze in der That den Eindruck einer aus einem Gusse entstandenen Darstellung macht. Daß Friedrich der Große kein kritisch-historisches Werk schreiben wollte, in dem er allen wissenschaftlichen Anforderungen genügte, ist klar; vielleicht liegt hier nur der Versuch eines genialen und hochgebildeten Fürsten vor, der Nachwelt die Hauptthat seines ereignißreichen Lebens, aber weder apologetisch noch polemisch, sondern in ruhiger und gemessener Weise geschichtlich darzustellen. Fast aus jedem Abschnitt sehen wir, wie sehr der fürstliche Historiker von dem Bewußtsein durchdrungen war, daß es in den geschilderten Kämpfen sich um den Bestand und die Zukunft seines Hauses wie des preußischen Staats handelte. Das gibt der Darstellung einen gewissen pragmatischen Ernst. Daß hier die militärischen Schilderungen einen großen Raum einnehmen, wird man erklärlich finden, da Friedrich selbst ein Stratege ersten Ranges war und daher diesen Punkt besonders berücksichtigte; jedoch sind die politisch-diplomatischen Erörterungen immer noch über jene überwiegend. In der gerechten Beurtheilung seiner Gegner, wie in dem Bestreben, seine eigenen Misgriffe und Fehler einzugestehen, zeigt der Fürst eine Wahrheitsliebe, die fast in Aengstlichkeit übergeht. Nirgends eine Spur von Selbstüberhebung oder prahlerischem Uebermuth. In ruhiger klarer Weise setzt er die Ursachen auseinander, die ihn zu diesem Waffengang im Interesse seiner Selbsterhaltung genöthigt hätten, und wo er in berechtigter Genugthuung von dem für ihn so glücklichen Ausgange des Kriegs spricht, ist er weit entfernt, das Verdienst davon sich allein zuzuschreiben. Hier und da sehen wir, wie der Erzähler sich der Empfindung kaum erwehren kann, daß es nicht der letzte Waffengang gewesen, den sein Staat mit Oesterreich zu bestehen haben würde. Dieses merkwürdige, in der Natur der politischen Verhältnisse freilich begründete ahnungsvolle Vorgefühl hat sich allerdings nach gerade 100 Jahren erfüllt. Die jüngste Vergangenheit erst hat die Consequenzen jener Prämissen gezogen, die durch den Siebenjährigen Krieg aufgestellt waren.

Theater und Musik.

Wir erhalten folgende Zuschrift von Hrn. Professor Felix Dahn in Betreff einer in Nr. 44 d. Bl. gebrachten Notiz über die Aufführung seines Trauerspiels „Markgraf Ruediger" in München:

Hochgeehrte Redaction! Die letzte Nummer Ihres Blattes bringt die Nachricht, mein „Markgraf Ruediger" habe bei der Aufführung in München „keinen großen Erfolg" errungen. Ich constatire, daß bei der ersten Vorstellung Dichter und Darsteller funfzehnmal nach den Actschlüssen auf das lebhafteste gerufen wurden, abgesehen von zahlreichen Applausen auf offener Scene, daß bei der zweiten Vorstellung nach jedem Act lebhaft gerufen wurde, daß auch die dritte Vorstellung ein volles Haus und lebhaften Beifall fand. Daß der Erfolg ein außergewöhnlicher war, erhellt aus der Thatsache, daß Se. Majestät der König von Baiern schriftlich dem Dichter „zu dem glänzenden Erfolg in den wärmsten Worten seinen Glückwunsch" aussprechen ließ. Ich constatire ferner, daß gerade der vierte und fünfte Act, die nach der Angabe Ihres sehr geschätzten Blattes den Eindruck verringert haben sollen, den wärmsten Beifall fanden. Offenbare Wahrheitswidrigkeiten thatsächlich zu berichtigen, gestattet das Preßgesetz. Ich weiß freilich nicht, ob Sie den angegebenen für einen „kleinen Erfolg" halten: aber Sie haben vielleicht die Güte, durch Angabe des Thatsächlichen Ihren Lesern zu ermöglichen, sich ein eignes Urtheil zu bilden.

Hochachtungsvoll

Königsberg in Ostpreußen, 1. Nov. 1875. Felix Dahn.

Wir berichtigen mit Vergnügen eine Mittheilung, die wir andern Blättern entlehnt haben. Auf die Frage, ob wir den angegebenen Erfolg für einen „kleinen" halten, erwidern wir, daß wir auf derartige Erfolge, mögen sie noch so exorbitant sein, besonders in Städten, in denen der Dichter mehr oder weniger heimisch ist, überhaupt kein großes Gewicht legen. Der wahre Erfolg eines Stücks besteht darin, daß es sich jahrelang auf der Bühne behauptet. Die Sitte des Hervorrufs der Dichter sollte nach unserer Ansicht lieber in Wegfall kommen. Daß ein noch so häufiger Hervorruf des Dichters nicht den Maßstab für den Erfolg des Stückes gibt, haben wir in Wien gesehen. „Das neueste Stück Mosenthal's, «Parisina»", schreibt der Wiener Spaziergänger der „Neuen Freien Presse", „war ein reines Meteor, denn es erschien, der Verfasser wurde dreizehnmal gerufen — und es verschwand dann für immer vom Repertoire."

Bibliographie.

Auer, Adelheid v., Neue Novellensammlung. Dresden, Baensch. 8. 6 M.

Bamberger, L., Reichsgold. Studien über Währung und Wechsel. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M.

Braddon, M. E., Geliebt und Verloren. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke. 1876. 10 M.

Byk, S. A., Die vorsokratische Philosophie der Griechen in ihrer organischen Gliederung. 1ster Thl.: Die Dualisten. Leipzig, M. Schäfer. 1876. Gr. 8. 5 M.

Castelar, E., Erinnerungen an Italien. Deutsch von J. Schanz. Autorisirte Ausgabe. Mit einer Vorrede des Verfassers. Leipzig, Hartung u. Sohn. 1876. 8. 4 M.

Conrad, M. G., Die Loge im Culturkampf. Kritische Analyse der Étude sur la Franc-Maçonnerie des Bischofs von Orleans. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M.

Curtius, E., Alterthum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7 M.

Dammert, F. L., Freiburg in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. 1ste Lfg. Freiburg i. Br., Bader u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Dieterici, C., Zur Geschichte der Steuer-Reform in Preußen von 1810 bis 1820. Archiv-Studien. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 7 M.

Ditfurth, F. W. Freih. v., 100 unedirte Lieder des 16. und 17. Jahrhunderts mit ihren zweistimmigen Singweisen. Stuttgart, Göschen. 1876. 8. 2 M. 80 Pf.

Dulk, A., Stimme der Menschheit. Christliche Glaubenslehre. Ein Lehrbuch für kirchenfreien Religionsunterricht in Gemeinde, Schule und Haus. 1ster Thl.: Kritische Glaubenslehre. 1ste Lfg. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 M.

Eckstein, E., Der russische Diplomat. Lustspiel. Leipzig, Hartknoch. 1876. 8. 2 M. 50 Pf.

Eppler, C. F., Karl Rudolf Hagenbach. Eine Friedensgestalt aus der streitenden Kirche der Gegenwart. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 1 M. 80 Pf.

Erläuterungen zu den ausländischen Klassikern. 5tes Bdchn.: Shakespeare's Kaufmann von Venedig. Erläutert von R. Prölß. Leipzig, Wartig. Gr. 16. 1 M.

Fleischmann, O., Was ihr wollt. Erzählungen und Gedichte. Kaiserslautern, Tascher. Gr. 8. 3 M.

Friedmann, A., Biblische Sterne. Drei Idyllen. Hamburg, Richter. Gr. 16. 1 M.

Fulda, K., William Shakespeare. Eine neue Studie über sein Leben und sein Dichten, besonders über seinen Einfluß auf alle späteren dramatischen Dichter und darstellenden Künstler. Marburg, Ehrhardt. Gr. 16. 4 M. 50 Pf.

Geibel, E., Classisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Grothe, W., Die Kinder des Glückes, oder Deutschlands Erhebung. Historisch-romantische Erzählung. 1ste u. 2te Lfg. Berlin, Chun. Gr. 8. à 40 Pf.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Zwei Onkel aus Amerika. Lustspiel. Leipzig. 8. 1 M. 80 Pf.

Herbst, Paula, Susanne oder treu bis in den Tod. Novelle. Leipzig, Wölfert. 1876. Gr. 16. 2 M.

Hilty, C., Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft. Bern, Fiala. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Hoefer, E., Von ihr und mir. Eine Geschichte. Stuttgart, Simon. 1876. Gr. 16. 3 M.

Rönne, L. von, Das Staats-Recht des Deutschen Reiches. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Reichsgold.

Studien über Währung und Wechsel

von

Ludwig Bamberger.

8. Geh. 3 Mark.

Eine neue Schrift des bekannten Reichstagsabgeordneten über die Einführung der deutschen Münzreform, die nicht nur in finanziellen Kreisen, sondern im gesammten Publikum besonders hervorragendes Interesse beanspruchen darf.

Im Verlage der **Hahn'schen Hofbuchhandlung** in **Hannover** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich Kohlrausch, Deutsche Geschichte.

Sechzehnte Auflage, bearbeitet von

Wilhelm Kentzler.

2 Theile. Gr. 8. 1875. Geheftet 6 Mark.

Biographien Stein's.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Stein und sein Zeitalter.

Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815.

Von **Sigismund Stern.**

8. Geh. 6 Mark.

Heinrich Friedrich Karl

Freiherr vom und zum Stein.

Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes.

Von **Franz Mauritius.**

8. Geh. 50 Pf.

Bei Gelegenheit der Enthüllung des Stein-Denkmals sei auf diese zwei trefflichen Volksbücher von neuem aufmerksam gemacht. Das Stern'sche Werk schildert den großen Mann, den „Edelstein der Deutschen", mitten aus seiner Zeit heraus und gestaltet sich so zu einem umfassenden, farbenreichen Geschichtsbilde. Franz Mauritius entwirft im engern Rahmen das wahrheitsgetreue Porträt des kühnen Vorkämpfers deutscher Freiheit und Einheit, dessen Verdienste um das Vaterland ihm den Dank und die Bewunderung der Nachwelt gesichert haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Artes Africanae.

Abbildungen und Beschreibungen von Erzeugnissen des Kunstfleisses centralafrikanischer Völker.

Von

Dr. Georg Schweinfurth.

Mit 21 lithographirten Tafeln.

Folio. Cartonn. 24 Mark.

Der berühmte Afrikareisende hat die hier abgebildeten Gegenstände an Ort und Stelle gezeichnet und ihnen einen Text in deutscher und englischer Sprache beigefügt, welcher über das Material, die Art der Anfertigung und den Gebrauch, den die Eingeborenen von ihren Erzeugnissen machen, die zuverlässigste Auskunft gibt. Es ist damit namentlich Ethnographen und Alterthumsforschern eine seltene und ausserordentlich reichhaltige Fundgrube eröffnet.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871. Deutsche Originalausgabe. 2 Theile. Mit 2 Karten, 1 Farbendrucktafel und 124 Holzschnitten. 8. Geh. 30 Mark. Geb. 33 M.

Wilhelm Freund's

Sechs Tafeln der griechischen, römischen, deutschen, englischen, französischen und italienischen Literaturgeschichte.

Für den Schul- und Selbstunterricht.

Kritische Sichtung des Stoffs, Auswahl des Bedeutendsten, sachgemässe Eintheilung und Gruppirung desselben nach Zeiträumen und Fächern, Uebersichtlichkeit des Gesammtinhalts, endlich Angabe der wichtigsten biographischen Notizen waren die leitenden Grundsätze bei Ausarbeitung dieser **Literaturgeschichts-Tafeln.**

Preis jeder einzelnen Tafel 50 Pf.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage der **Hahn'schen Hofbuchhandlung** in **Hannover** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Oden des Horaz.

Deutsch gereimt von

Rudolf Minzloff.

Miniatur-Ausgabe, fein gebunden. 4 Mark 40 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 47. —— 18. November 1875.

Zur Literaturgeschichte.

1. Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch. Beitrag zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts von Karl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Weimar, Böhlau. 1874. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

So vielfach die Verhältnisse des weimarischen Musenhofs bereits zum Gegenstand eingehender Betrachtung gemacht worden sind, so überwältigend die Fülle des zu Tage geförderten und verarbeiteten Stoffs ist, immer wieder bieten sich dem fleißigen Forscher auf diesem anscheinend engbegrenzten und doch so weiten und merkwürdigen Gebiete neue Aufschlüsse. Hat sich die Forschung anfänglich mit Vorliebe den Hauptgestalten und ihren Dichtungen zugewandt, so werden neuerdings auch die minder bedeutsamen Persönlichkeiten des weimarer Hofs eingehender betrachtet, neben den dichterischen Leistungen und geselligen Beziehungen unserer Dichter auch vornehmlich Goethe's Stellung als Theilnehmer an der Regierung des kleinen Staats ins Auge gefaßt. Ein weiterer schätzenswerther Beitrag zu unserer Kenntniß dieser Seite von des großen Dichters Wirksamkeit ist das vorliegende Buch.

Die Biographien von Anna Amalia und Karl August sind noch nicht geschrieben worden; es mag sein, daß die richtige Zeit noch nicht gekommen. Was wir besitzen, ist völlig ungenügend und wesentlich nur in den Biographien unserer großen Dichter, die Weimars Musenhof bildeten, enthalten. Und wie uns die Lebens- und Charakterbilder dieser letztern von mancher Meisterhand entworfen worden sind nach ihren Werken und nach ihren Briefen, so wird auch später die berufene Hand nicht fehlen, wenn die Briefe und anderweitigen Documente jener fürstlichen Heroen aus ihrer Abgeschiedenheit an das Tageslicht getreten sein werden. Bis dahin müssen wir uns mit demjenigen begnügen, was hier und da, in der „Urväter Hausrath“ seither verborgen, aufgefunden und zu allgemeinem Nutz und Frommen mitgetheilt wird. Ein Beitrag dieser Art ist es, den die folgenden Blätter darbieten. Es kann und soll nichts Ganzes, nichts Abgerundetes sein; nur an Längstbekanntes schließt es sich an, hat aber daneben die Absicht und die Bestimmung, ebenso wol einzelne Lücken durch neues urkundliches Material auszufüllen, als andererseits geschilderte Zustände und Verhältnisse durch dieselben Mittel zu berichtigen und definitiv festzustellen.

So spricht sich der Verfasser in der Einleitung aus. Demselben ist es nämlich gelungen, gelegentlich der Ausarbeitung einer Biographie des kursächsischen Ministers Freiherrn Thomas von Fritsch unter den Familienpapieren zwei Actenhefte aufzufinden, welche den Briefwechsel des sachsen-weimarischen Geheimraths Jakob Friedrich von Fritsch mit der Herzogin Anna Amalia und dem Herzog Karl August enthalten, Schriftstücke, welche nicht blos für die Kenntniß der innersten Familienverhältnisse des weimarischen Hofs sehr bedeutsam sind, sondern auch über Goethe's Stellung im Beginn seiner weimarer Zeit die schätzenswerthesten Aufschlüsse bieten.

Jakob Friedrich von Fritsch, des Ministers Freiherrn Thomas von Fritsch ältester Sohn, war geboren zu Dresden 1731. Vortrefflich erzogen und unterrichtet, bezog er 1748 die leipziger Hochschule, dann die zu Göttingen. Ein paar Lehrjahre verbrachte er im Hause des als Geschichtschreiber und Staatsmann hervorragenden Grafen Heinrich von Bünau und trat dann 1754 als Legationsrath in weimarische Dienste. Als nach dem frühen Tode des Herzogs Ernst August Konstantin die Herzogin-Witwe Anna Amalia für ihren ältesten Sohn Karl August die Regentschaft übernahm, war Fritsch die Seele der Regierung, der getreue Freund und Berather der geistreichen aber unerfahrenen jungen Fürstin. Als dann Karl August selber die Regierung antrat und gar Goethe die Stellung eines Vertrauten des Herzogs erhielt, fühlte sich Fritsch misbehaglich und beschloß seinen Abschied zu nehmen. Jedoch ließ er sich bewegen, auch fernerhin dem Staate seine Kraft zu widmen, bis er endlich 1800, fast ein Siebziger, die erbetene Dienstentlassung erhielt. Von da an lebte er, fortgesetzt geistig regsam, bald zu Weimar, bald auf seinem Gute Seerhausen, bis Anfang 1814 der Tod den hochbetagten Greis hinwegnahm.

Früh zum Fleiß gewöhnt, in den alten und neuen Sprachen gründlich unterrichtet, zur sorgfältigsten Beachtung des äußern Anstandes gebildet, rein und ernst von Sitten, durchdrungen

von wahrer Gottesfurcht, begann er mit dem ersten Strahl der Morgensonne die Arbeit, oft unterbrochen im Laufe des Tags durch dienstliche Anforderungen an seine Person; nur wenige Stunden waren der Erholung, seltene den Genüssen freundlicher Geselligkeit gewidmet. Die höchsten Anforderungen an sich selbst stellend, sein ganzes Denken und Wirken den Interessen seines Fürstenhauses und des Landes widmend, verlangte er von jedem, der im Dienste des Staats stand, dieselbe Hingabe, dieselbe unermüdliche Leistungsfähigkeit und konnte nicht verstehen, daß in solchen wichtigen und ernsten Geschäften auch anders geartete Eigenschaften sich bewähren sollten, die nicht wie er im strengen Dienst geschult worden waren. Dem Lande kam jedoch diese einseitige Richtung zugute, denn unverdrossen war er bemüht, die unter Bünau in den Verhältnissen des kleinen Staats eingeführte Ordnung aufrecht zu erhalten und weiter auszubilden, alle Zustände zu regeln, die ständischen Gerechtsame zu erneuern, die Verwaltung zu vervollkommnen und alles Gemeinnützige eifrigst zu fördern.

So geartet war der Mann, dessen freundschaftlich-geschäftliche Beziehungen zu den beiden Häuptern des weimarer Hofs das Buch darstellt. Fritsch war von nichts weiter entfernt, als von jenem genialen künstlerischen Wesen und Treiben, welches die „tolle Zeit" der siebziger Jahre so berühmt gemacht hat; er hatte, wie es scheint, überhaupt kaum Fühlung mit den großen Geistern jener Zeit, lebte lediglich seinen Staatsgeschäften, kurz, er spielte in jenem Kreise von Dichtern und hochgebildeten Frauen, sofern er überhaupt in denselben trat, die Rolle des Antonio, wie denn der Verfasser meint, daß Goethe für diese Gestalt die Farben bei Fritsch gefunden habe. Und dennoch würde man unrecht haben, in ihm den trockenen Actenmenschen zu vermuthen; Fritsch war, wie die hier mitgetheilten Briefe ausweisen, ein Mann nicht blos von seltener Geschäftskunde, sondern auch von hoher geistiger Begabung, von unbeugsamer Redlichkeit, von uneigennütziger Treue, kurz ein Charakter, ganz geeignet, in jenen Zeiten genialen Uebermuths nach allen Seiten hin berathend und ausgleichend einzutreten. Daß es jener glänzenden Zeit auch nicht an manchen Schatten gebrach, ist ja bekannt; es ist aber ein besonderes Verdienst des Buchs, diese bisher wenig gekannten Seiten des weimarer Hoflebens zu beleuchten, und es verliert niemand dabei, daß diese oder jene Fehler oder Mishelligkeiten ans Licht gestellt werden; die auftretenden Hauptpersonen: Anna Amalia und Karl August, Goethe und Fritsch, erscheinen dabei dennoch in so edler Gestalt, daß wir uns des gewonnenen Aufschlusses von Herzen erfreuen dürfen.

Allerdings sind die verschiedenen Theile der Arbeit von ungleichem Werthe, wenigstens für weitere Kreise, denen die kleinen Stürme des weimarer Hofs minder bedeutsam erscheinen werden. So z. B. der erste Abschnitt: „Anna Amalia's Regentschaftsantritt". Herzog Ernst August Konstantin trat achtzehnjährig Ende 1755 die Regierung seines kleinen Landes an, vermählte sich im nächsten Frühjahre mit Anna Amalia von Braunschweig, erlebte noch am 3. September 1757 die Geburt seines ältesten Sohnes Karl August und starb bereits im Mai 1758 mit Hinterlassung eines nachgeborenen zweiten Sohnes, des Prinzen Konstantin. Anna Amalia ward Vormünderin des Erbprinzen; die Frage in Betreff eines Mitvormunds war in jener Drangsal des Siebenjährigen Kriegs doppelt schwierig dadurch, daß der Kaiser seinen Bundesgenossen den Kurfürsten von Sachsen dazu bestimmte. Die Sache ward nach großer Bedrängniß schließlich dadurch erledigt, daß der Kurfürst verzichtete und der Kaiser die Herzogin-Witwe zur alleinigen Führung der Vormundschaft ermächtigte.

Bedeutsamer, wenigstens für die Kenntniß des deutschen Schriftlebens, ist der zweite Aufsatz, welcher Wieland's Anstellung in Weimar behandelt. Wie hier nachgewiesen, hat nicht Dalberg Wieland's Berufung vermittelt, sondern Wieland war schon Anfang 1772 bei Hofe eingeführt. Der hier mitgetheilte einleitende Briefwechsel zwischen Anna Amalia und Wieland gewinnt hohes Interesse durch die meist sehr treffenden Urtheile der besorgten Mutter wie des künftigen Erziehers, der auch die Mängel des Prinzen wohlmeinend auffaßte. Gebeten, die beiden Prinzen ein halbes Jahr lang in der Philosophie zu unterrichten, antwortet Wieland am 12. Juli 1772 unter anderm:

> Wenn ich den Erbprinzen richtig erkannt habe, so wird er sich nicht leicht beherrschen, und es wird jedem andern schwer werden, mit ihm auszukommen. Für ihn wird die Kunst des Denkens, diese einfache aber herrliche Philosophie, welche die Antonine bildete, von einer unerlaßlichen Nothwendigkeit. Sein Geist wird nicht bei der Oberfläche der Gegenstände stehen bleiben und sich nicht leicht den Gründen fügen, die man anführt. Er wird selbst denken, prüfen, urtheilen, handeln, regieren wollen; und da es doch etwas gefährlich sein würde, sich blos auf die Natur und den Zufall zu verlassen, so wird man ihn lehren müssen, gut zu denken, gut zu handeln, gut zu regieren. Sein von Natur großer, thätiger, dem Wahren und Tüchtigen zugewandter Geist, der aber zugleich hastig, unlenksam, jähzornig ist, muß nothwendig gebildet, *aufgeklärt* und auf das wahre Gute gerichtet werden, und zwar *mit einer ganz* besondern Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit. Nicht ein Lehrer der Philosophie, sondern ein Philosoph ist es, was er braucht.

Wieland war sehr geneigt, den Antrag anzunehmen, aber er wußte sich nicht mit Anstand aus kurmainzischen Diensten herauszuziehen, da er dem Kurfürsten gegenüber große Rücksichten zu beobachten habe. So beschloß Anna Amalia, selbst die Angelegenheiten in die Hand zu nehmen, und dabei mußte Fritsch's gewandte Feder hülfreich sein. Das von ihm entworfene Schreiben ist zwar nicht, wie Wieland sich nachmals ausdrückte, „ein demüthig bittender Bettelbrief", aber allerdings in artigster Form so dringend, daß das Gesuch, zumal da es von einer um die Erziehung ihrer Söhne besorgten Mutter erging, nicht wohl abgelehnt werden konnte. So empfing denn Wieland die gewünschte Entlassung und trat im September 1772 in seinen neuen Wirkungskreis ein, der erste der großen Geister des weimarer Musenhofs.

Ward demnach Karl August's Erziehung und Unterricht die größte Sorgfalt zugewandt, so sollten dennoch der vortrefflichen Fürstin und Mutter die zwei letzten Jahre ihrer Vormundschaft durch mancherlei trübe Erfahrungen verbittert werden, wenngleich ihre lebhafte Empfindung das vermuthete oder vorhandene Uebel vergrößerte. Anna Amalia's Verhältniß zu den beiden hauptsächlichen Erziehern Karl August's, zu dem Grafen Goertz und Wieland, war sehr getrübt: das ersehen wir mit Ueberraschung aus einem Briefe der Herzogin vom 9. December 1773 an Fritsch, dem sie hier als dem zuverlässigen Freunde ihr Herz völlig ausschüttet. Seit einem Jahre hat sie eine große Veränderung im Gemüth und im Benehmen ihres ältesten Sohnes bemerkt; sie hat ihm lebhafte Vorstellun-

gen gemacht, ihm die Augen öffnen wollen hinsichtlich Wieland's und des Grafen Goertz; der Prinz aber fing Feuer und versicherte der Mutter, es seien diese beiden seine besten Freunde u. s. w. Ganz bezeichnend für die geistreiche Fürstin ist die Charakteristik ihres Sohnes und weiterhin Wieland's:

Karl's große Eigenliebe ist sein größter Feind; viel Eitelkeit und Ehrgeiz sind seine größten Fehler; sein Urtheil ist außerordentlich gründlich, er hat ein edles Herz; Gott bewahre ihn vor großen Leidenschaften, sie werden bei ihm von der heftigsten Art sein. Er ist von großer Standhaftigkeit, nichts kann ihn wankend machen....

Wieland ist ein Mann von gefühlvollem Herzen und ehrenwerther Gesinnung, aber ein schwacher Enthusiast, viel Eitelkeit und Eigenliebe; ich erkenne leider zu spät, daß er nicht gemacht ist für die Stellung, in der er sich befindet; er ist zu schwärmerisch für die jungen Leute, zu schwach um ihnen die Spitze zu bieten, und zu unvorsichtig; in seiner Lebhaftigkeit hat er das Herz auf der Zunge; wenn er sich verfehlt, so geschieht das mehr aus Schwachheit als aus bösem Willen; so sehr er durch seine Schriften gezeigt hat, daß er das menschliche Herz im allgemeinen kennt, so wenig kennt er das einzelne Herz und die Individuen; er hört zu sehr auf die Schmeichler und überläßt sich ihnen; daher stammt die große Freundschaft zwischen ihm und dem Grafen Goertz, der ihm in der unerhörtesten Weise schmeichelt; Wieland von seiner Seite schmeichelt wieder dem Grafen, und beide vereint schmeicheln meinem Sohne, sodaß nichts als Schmeichelei oben bei meinen Kindern herrscht....

Kurz und gut, ich bin des Lebens müde, welches ich jetzt zu führen gezwungen werde; ich bin nicht politisch genug, um meine Entrüstung immer vor denjenigen Leuten unterdrücken zu können, die dieselbe verdienen; ich sehe recht wohl ein, daß ich dadurch nichts gewinne; ich bin daher entschlossen, mich von der Regentschaft loszumachen, mit Zustimmung des wiener Hofs, sobald Karl das siebzehnte Jahr erreicht haben wird.

Da war es freilich für den treuen Rathgeber eine schwierige Aufgabe, zu vermitteln zwischen einer geistreichen, sprühend lebhaften Mutter und einem ebenso begabten, unbeugsamen Sohne, welcher allgemach die ihn hemmenden Fesseln zu lösen strebte Fritsch's Antwort, ein langes hier mitgetheiltes Schreiben, ist ein Meisterstück von Menschenkenntniß, Scharfsinn und wohlmeinender Gesinnung. Er spricht die Ansicht aus, der Sohn werde sicherlich nicht so undankbar sein, wie er zu sein scheine, und wenn er es in der That sein sollte, so wäre dies nicht seine Schuld, sondern diejenige seiner Rathgeber. Es werde der Mutter leicht sein, den Sohn wieder zu seiner Pflicht zurückzuführen, und dazu sei bei Karl August's unbeugsamem Wesen das Mittel des Widerspruchs nicht gut gewählt; Wieland und Goertz, so vertraut sie jetzt seien, würden es nicht dauernd bleiben. Mit aller Entschiedenheit spricht sich Fritsch gegen die Abkürzung der Vormundschaft aus; dagegen räth er, den Unterricht des Prinzen, welcher wirklich unsinnig angestrengt gewesen zu sein scheint, zu ermäßigen und ihn ein Jahr vor seinem Regierungsantritt bereits in das geheime Conseil einzuführen, damit er unter der Mutter Leitung sich mit Staatsgeschäften befassen lerne; dem jungen Prinzen Konstantin räth er einen tüchtigen militärisch gebildeten Erzieher zu geben.

Wie klar Fritsch gesehen, wie treffend er gerathen hatte, sollte sich sehr bald offenbaren; nach wenigen Jahren war der ungesunde Freundschaftsbund zwischen Wieland und Goertz gründlich zerbrochen; Anna Amalia behielt die Vormundschaft bei bis zu des Sohnes Volljährigkeit, Konstantin erhielt in Knebel den wünschenswerthen Erzieher, und Karl August nahm seit Herbst 1774 an den Sitzungen des Geheimen Raths Antheil.

Worüber hatte denn aber Anna Amalia zu klagen? worüber ihr Sohn? Es gibt uns darüber ein Schreiben des vierundsiebzigjährigen Freiherrn Thomas von Fritsch an den Sohn Aufschluß, ein Muster von Feinheit, wie es allenfalls auch aus Voltaire's Feder hätte fließen können. Er sagt darin:

Mancherlei Betrachtungen, die durch den Kopf eines Mannes gehen, der sich aufs Land zurückgezogen hat, um dort sein Blut zu verdünnen, was in der Nähe des Hofs nicht möglich ist, und um dort in Ruhe über die Ereignisse nachzudenken, haben mich zum Cultus der Sonne geführt, als des ersten Gegenstandes, der sich den ersten Sterblichen darstellte. Ich finde, daß sie recht gehabt haben, und ich bin überzeugt, daß sie in sehr vernünftiger Weise, ohne allen Parteigeist, den Cultus der untergehenden und der aufgehenden Sonne vereinigten, da beide nur ein und dasselbe Gestirn sind unter zwei verschiedenartigen Gestaltungen. Erwäge, ob du nicht bei leidenschaftslosem Nachdenken die beiden Culte vereinigen kannst mit den strengsten Grundsätzen einer dankbaren Rechtlichkeit und eines regen Eifers für das öffentliche Wohl. Wozu zwei Altäre unterhalten, die doch beide zu einem und demselben Endzweck führen? Ich glaube, daß etwas weniger Eifersucht von seiten der untergehenden Sonne, etwas mehr Geneigtheit, die aufgehende zur Geltung zu bringen, auf die leichteste Art die gewünschte Wirkung hervorrufen würde.

So war es in der That. Wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn ein von Jugend auf so eigenartiger, genialer, unbeugsamer Charakter wie Karl August es mit Verdruß empfand, daß er nur als Erbprinz behandelt, daß ihm die sonst allgemein übliche äußere Ehrenstellung als Herzog vorenthalten ward auch zu einer Zeit, wo er einen Wieland zum Lehrer und somit längst die Kinderschuhe ausgetreten hatte. Fritsch merkt sich den Wink und erlaubt sich, die Herzogin für die Folge vor unzeitigen und einseitigen Anordnungen und Stellenbesetzungen zu warnen, welche die Eigenliebe des jungen Regenten nur aufs tiefste verletzen und ihn erkälten würden gegen eine Mutter, die er sonst verdientermaßen liebe und verehre. Er fährt fort:

Würden Euer Durchlaucht es wol über sich gewinnen können, sich mit Ihrer Meinungsäußerung über derartige Gegenstände nicht zu sehr zu beeilen, vielmehr Ihren Durchlauchtigsten Herrn Sohn an sich kommen zu lassen und ihm dann Ihre Ansicht weniger als Mutter und als Regentin, sondern mehr als zärtliche und für das Glück ihres Sohnes besorgte Freundin auszusprechen?

Mit dem Regierungsantritt Karl August's am 3. September 1775 hatte Fritsch keinen Anlaß mehr, zwischen Mutter und Sohn zu vermitteln. Anna Amalia lebte fortan nur ihren wissenschaftlichen und schöngeistigen Liebhabereien; das etwas gewaltsam durchgreifende Wesen des jungen Fürsten, welchen allerdings, nach der Mutter Meinung, Goertz gründlich verzogen hatte, fand alsbald einen bessern Leiter in Goethe, dessen mäßigender, hebender Einfluß sich mehr und mehr geltend machte.

Den Abschnitt über Knebel's Berufung als Erzieher des Prinzen Konstantin, wobei wieder Fritsch sich mit Rath und That hülfreich erwies, übergehend, wenden wir uns zu dem bedeutsamsten des ganzen Buchs; derselbe handelt über Goethe's Anstellung in Weimar.

Schon im Frühling 1775 hatte Fritsch sich und dem Vater die Frage vorgelegt, ob er nach dem Regierungsantritt des jungen Herzogs an seinem Posten als Vorsitzender des Geheimen Staatsraths verharren solle. Der alte Herr widerrieth kräftig das Ausscheiden, und so blieb denn Fritsch. Als aber Karl August die Absicht aussprach, ihm neben der Stellung im Staatsrath das Präsidium der Regierung zu übertragen, ergriff Fritsch diese Gelegenheit, um Ausgang 1775 seinen Abschied als Minister nachzusuchen. Er spricht dabei:

Ich finde immer mehr Eigenschaften an mir, welche mich in meinen eigenen Augen als zu diesem Platz untüchtig darstellen. Der erste Mann in E. D. Ministerio sollte viel um Ihre Person, viel an Ihrem Hofe sein, um zu aller Zeit Ihre Befehle vernehmen und vollziehen zu können. Wie könnte aber ich, der ich zu viel Rauhes in meinen Sitten, zu viel öfters an das Mürrische grenzende Ernsthaftigkeit, zu viel Unbiegsamkeit und zu wenig Nachsicht gegen das, was herrschender Geschmack ist, an mir habe, am Hofe gefallen oder eine günstige Aufnahme mir versprechen können!

Karl August bat ihn im Februar 1776, im Staatsrath auszuharren, sprach aber zugleich die Absicht aus, „den sich dermahlen hier aufhaltenden Dr. Goethe unter dem ihm beizulegenden Charakter eines Geheimen Assistenzraths in das geheime Conseil zu placiren und ihm die vierte und letzte Stelle in selbigem zu übertragen". Fritsch erlaubt sich, „gegen die Anstellung des Dr. Goethe beim geheimen Consilio geziemende Vorstellung zu thun", indem er „theils auf dessen Untauglichkeit zu einem dergleichen beträchtlichen Posten, theils aber darauf appuyirt, daß die intendirende Placirung dieses Mannes vor eine Menge rechtschaffener langgedienter Diener, welche auf einen Platz dieser Art Anspruch machen könnten und sich also zurückgesetzt sehen würden, niederschlagend sein müßte". Es ward nichts entschieden; derweil aber ging das tolle Genieleben des jungen weimarer Hofs den schönsten Gang, und wir können es einem altgedienten, redlichen und wohlmeinenden Beamten schwerlich übel nehmen, daß er höchlich den Kopf zu dem Ansinnen schüttelte, dem fremden Eindringling, der sich bisher nur als genialen Dichter und vergnügten Lebemann erwiesen, Sitz und Stimme im Staatsrathe zu gewähren. Als daher am 23. April 1776 der Herzog dem Minister über die beabsichtigten Personalveränderungen Mittheilung machte und dabei schrieb: „Meine meinung den D. Göthe betreffent wissen Sie; ich gebe ihm den letzten Plaz im Conseil, mit dem titul eines Geheimden Legations Rath", so antwortete Fritsch rasch entschlossen:

Ueber das Sujet des Dr. Goethe und dessen Placirung im Geh. Consilio habe E. H. D. ebenfalls schon mit aller Freimüthigkeit meine wenigen Gedanken gesagt. Ich nehme mit Bekümmerniß wahr, daß meine gegen diese letztere, wie ich es vor Gott bezeugen kann, ohne allen Widerwillen oder Abneigung gegen diesen Mann, blos nach dem was mir mein devoter Eifer vor Dero Ruhm und vor Dero Dienst an Händen gibt, geäußerte Bedenklichkeiten Höchstderoselben Aufmerksamkeit so wenig auf sich gezogen, daß Sie auf einem Entschluß bestehen, welcher Ihro von aller Welt verdacht werden — welcher alle Ihro treuen und verdienten Diener, so auf eine dergleichen ansehnliche Stelle Anspruch machen könnten, unendlich niederschlagen muß — welchen Dr. Goethe, falls er, wie ich ihm zutrauen will, wahres Attachement und Liebe vor E. H. D. hat, Ihro selbst widerrathen und die ihm zugedachte Gnade verbitten sollte. Ich würde es gegen mich selbst nicht verantworten können, wenn ich nicht alles anwenden wollte, Höchstdieselben von der Ausführung dieser Idee abzubringen. Da solches vermuthlich aber nicht mehr zu bewerkstelligen ist, so bleibt mir nichts mehr übrig, als gegen Ihro mit aller Ihnen schuldigen Ehrerbietung, zugleich aber auch mit aller Entschlossenheit eines von dem, was er E. H. D., andern und sich selbst schuldig ist, tief durchdrungenen Mannes zu declariren, daß ich in einem Collegio, dessen Mitglied gedachter Dr. Goethe anjetzt werden soll, länger nicht sitzen kann; daß ich Ihro in selbigem mit Nutzen vor Höchstdieselben und mit Ehre vor mich länger zu dienen nicht hoffen darf, und daß ich sonach lieber meine zeithero bekleideten Stellen zu E. H. D. Füßen niederzulegen und Höchstdieselben um die gnädigste Entlassung aus Ihro Diensten unterthänigst anzugehen mich bemüßigt sehe.

Karl August erwiderte vierzehn Tage danach in einem langen eigenhändigen Schreiben, aus welchem hier nur die auf Goethe bezüglichen Worte stehen mögen:

Ich habe Ihren Brief, Herr Geh. Rath, vom 24. April richtig erhalten. Sie sagen mir in demselben Ihre Meinung mit aller der Aufrichtigkeit, welche ich von einem so rechtschaffenen Manne wie Sie sind erwartete. Sie fordern in ebendemselben Ihre Dienstentlassung, weil, sagen Sie, Sie nicht länger in einem Collegio, wovon der Dr. Goethe ein Mitglied ist, sitzen können. Dieser Grund sollte eigentlich nicht hinlänglich sein, Ihnen diesen Entschluß fassen zu machen. Wäre der Dr. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein jeder Ihren Entschluß billigen. Goethe ist aber rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen; nicht allein ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt. Sie werden selbst einsehen, daß ein Mann wie dieser nicht würde die langweilige und *mechanische* Arbeit, in einem Landescollegio von unten auf zu dienen, *aushalten*. Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt denselben misbrauchen; ich hoffe, Sie sind von dieser Wahrheit so wie ich überzeugt. Was den Punkt, daß dadurch vielen verdienten Leuten, welche auf diesen Posten Ansprüche machten, der Rang abgelaufen wird, anbetrifft, so kenne ich niemand in meiner Dienerschaft, der meines Wissens darauf hoffte; zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner Unterthanen steht, nach Anciennetät, sondern nach Vertrauen vergeben. Was das Urtheil der Welt betrifft, welche misbilligen würde, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setzte, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Professor, Kammer- oder Regierungsrath war, dieses verändert gar nichts; die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, ich aber und jeder, der seine Pflicht thun will, arbeitet nicht um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können, und sucht auch ohne den Beifall der Welt zu handeln. Nach diesem allem muß ich mich sehr wundern, daß Sie, Herr Geheimer Rath, die Entschließung fassen, mich jetzt in einem Augenblick zu verlassen, wo Sie selber fühlen müssen und gewiß fühlen, wie sehr ich Ihrer bedarf; wie sehr muß es mich befremden, daß Sie, statt sich ein Vergnügen daraus zu machen, einen jungen fähigen Mann, wie mehrbenannter Dr. Goethe ist, durch Ihre in einem zweiundzwanzigjährigen treuen Dienst erlangte Erfahrung zu bilden, lieber meinen Dienst zu verlassen und auf eine sowol für den Dr. Goethe als, ich kann es nicht leugnen, für mich beleidigende Art; denn es ist, als wäre es Ihnen schimpflich, mit demselben in einem Collegio zu sitzen, welchen ich doch, wie es Ihnen bekannt, für meinen Freund ansehe, und welcher nie Gelegenheit gegeben hat, daß man denselben verachte, sondern vielmehr aller rechtschaffenen Leute Liebe verdient.

Das Urtheil des jungen Fürsten über den Dichter und Freund ist schon früher bekannt gemacht worden, es ist aber zu bedeutsam, um nicht nochmals an dieser Stelle den Abdruck zu verdienen. Es gewährt ein eigenthümliches Vergnügen, diesem geistigen Kampfe zwischen dem feurigen,

genialen Fürstenjüngling und dem gereiften, maßvollen und gerechten Staatsmanne zuzuschauen; beide meinen es aufs beste mit ihrer Pflicht, beide haben in ihrer Weise recht; wir Nachlebenden, denen Goethe in seiner ganzen überwältigenden Größe erscheint, möchten sogar sehr geneigt sein, für die beiden Stürmer und Dränger gegen Antonio-Fritsch einzutreten, und doch war dieser vollständig berechtigt, umgehend zu antworten:

Ich erbitte mir nur die gnädigste Erlaubniß, zu Abwendung des von E. H. D. mir gemachten, mir über alles empfindlichen Vorwurfs, als ob ich mir etwas erlaubt, so vor Höchstdieselben selbst beleidigend sein könne, nur dieses Einzige bemerken zu dürfen, wie ich weit entfernt bin, dem Dr. Goethe, dem Manne, welchen E. H. D. mit dem Namen Ihres Freundes beehren, eine einzige von den vielen guten Eigenschaften, welche Höchstdieselben ihm beizulegen geruhen, bezweifeln zu wollen, wie ich aber demohnerachtet und bei aller der guten Meinung, so ich vor ihm zu hegen geneigt bin, ihn gleich jetzt vor ein brauchbares Mitglied E. H. D. ersten und ansehnlichsten Collegii nicht anerkennen kann, oder aber mit Betrübniß voraussetzen muß, daß Höchstdieselben Ihro Geheimes Consilium vor ein so unbeträchtliches Collegium halten müssen, daß Sie in selbiges zwar an und vor sich habile und gute Hoffnung von sich gebende, keineswegs aber bei Geschäften hergekommene, mit selbigen und mit Ihren und Ihro Herzoglichen Hauses Angelegenheiten nur im mindesten bekannte Personen setzen, und Plätze, welche sonst blos langwierigen Diensten und ausgezeichneten Verdiensten aufbewahrt zu sein pflegen, auf diese Art ausfüllen zu können glauben. In dieser Rücksicht, gnädigster Herr, glaubte ich nicht länger ein Mitglied eines Collegii sein zu können, welches durch die Placirung des Dr. Goethe in selbigem in den Augen des Publici gar sehr heruntergesetzt werden muß. E. H. D. werden dieses ein Vorurtheil zu nennen gnädigst gutfinden. Allein, gnädigster Herr, ich gestehe hierunter meine Schwäche; ich habe es noch nicht dahin zu bringen vermocht, und ich verdanke es meinem günstigen Geschick, mich über die gegründeten Urtheile der Welt hinauszusetzen zu können. Eine Folge von dieser meiner Schwäche ist es denn auch, daß ich bei dem, was E. H. D. meinen Entschluß zu nennen geruhen, was aber bei mir nur ernstlicher und sehnlicher Wunsch, nur angelegentliche Bitte ist, bestehen zu sollen glaube.

Es ist nur zu bedauern, daß wir hier die Briefe des trefflichen Mannes nicht ihrer ganzen Ausdehnung nach mittheilen können; sie offenbaren in jeder Zeile so viel tüchtigen Menschenverstand, offenherzigen Freimuth, so kräftiges Beharren bei dem als recht Erkannten, daß sie uns die höchste Verehrung des Mannes abnöthigen, welcher in einer Zeit, wo der Staatsdiener jeden Augenblick willkürlich entlassen werden konnte und für die Tage des Alters oder des Abschieds keinerlei rechtlichen Anspruch besaß, seinem jungen heißblütigen Fürsten so furchtlos die Wahrheit sagte. Karl August setzte freilich bezüglich Goethe's seinen Willen durch, aber den redlichen, geschäftskundigen Minister wollte er darum doch nicht missen. So suchte er sich einen Bundesgenossen, und zwar den mächtigsten, in seiner Mutter. Der Brief, welchen Anna Amalia wenige Tage danach dem Minister schrieb, ist leider zu lang, um hier Mittheilung zu finden; es ist ein Muster von feiner Klugheit, von weiblicher Liebenswürdigkeit, von wohlwollender Ueberredungskraft. Indem sie Goethe's Werth aufs wärmste hervorhebt, betont sie zugleich, wie unrichtig Fritsch verfahren würde, wenn er, Goethe's geschäftliche Unbrauchbarkeit vorausgesetzt, den Herzog im Stiche lasse; sie beruft sich auf ihre Freundschaft, auf des Ministers Rechtschaffenheit und Dankbarkeit; sie bittet ihn, aus Liebe für ihren Sohn zu bleiben, alles das in so herzgewinnender Weise, daß Fritsch nachgibt. Goethe tritt als Geheimer Legationsrath in den Staatsrath, und Fritsch bleibt dennoch; er bittet sich nur aus, daß die durch die neue Einrichtung Benachtheiligten würdig entschädigt werden. Auch aus den folgenden Jahren theilt das Buch mehrere Schreiben mit, in welchen der Minister die ihm ertheilten Zulagen ablehnt und dafür eine Gehaltserhöhung anderer Beamten zu erlangen sucht. Auch in der Folge blieb er Karl August's Beirath in manchen zarten Fragen; nur wenn der junge Fürst bisweilen recht formlos dreinfährt, ist der Minister bei aller Feinheit der Form so entschieden, seine Ansicht so zweifellos richtig, daß Karl August sich beruhigt.

Nachdem Fritsch sich einmal darein gefunden, mit Goethe im Staatsrath zu sitzen, gewann das Verhältniß der beiden nach und nach die Gestalt gegenseitiger Hochachtung und Rücksichtnahme. Goethe selbst sprach sich nachmals gegen den Kanzler von Müller aus, „daß der Geheime Rath von Fritsch stets redlich gegen ihn gewesen, obwol Goethe's Treiben und Wesen ihm durchaus nicht habe zusagen können. Aber er habe doch Goethe's reinen Willen, uneigennütziges Streben und tüchtige Leistungen anerkannt. Seine Gegenwart, seine Aeußerlichkeit sei nicht gerade erfreulich gewesen, vielmehr scheinbar starr, ja hart; er habe nichts Behagliches oder Feines in seinen Formen gehabt, aber viel Energie des Willens, viel Verstand." An Fritsch wandte sich Goethe 1780 mit dem Gesuch, in den Freimaurerorden aufgenommen zu werden; einige ferner mitgetheilte Schreiben Goethe's klingen ehrfurchtsvoll vertraulich. Fritsch dagegen blieb der strenge Wächter der Form; Zeugniß dafür ein Brief Goethe's von 1783. Derselbe hatte in einem Bericht geschrieben: „meine Herren Kameralen"; Fritsch unterstrich schweigend das Wort „meine", ohne Zweifel der Ansicht, dasselbe sei in einem dienstlichen Schreiben ungeschickt gewählt; Tasso-Goethe rechtfertigt gegen Antonio-Fritsch etwas empfindlich, aber verehrungsvoll das ungeschickte Wort; „meine Herren Kameralen" habe nichts weiter heißen sollen als „die Herren von der fürstlichen Kammer, die durch Serenissimi Willen in gewissen Sachen an mich gewiesen sind, mit denen ich öfters zu thun habe, mit denen ich als geschickten, verständigen, arbeitsamen Leuten gern zu thun habe": jedenfalls eine sehr umfängliche Deutung des Wörtleins. Zum Schluß sagt er:

Verzeihen Eure Excellenz, wenn ich diese Sache vielleicht zu ängstlich und ernstlich nehme, allein solange Sie die Güte haben, mich mit Vertrauen wie bisher zu beehren, so kann ich nichts auf dem Herzen behalten, was mich drückt. Sehen Sie es als einen Beweis an, wie bedeutend mir alles ist, was von Ihnen kommt, und wie sehr es in Ihrer Gewalt steht, mich in jedem Geschäfte, dessen ich mich nach Kräften gern unterziehe, mit Einem guten Worte aufzumuntern.

Den Schluß des Werks bildet ein anziehender Aufsatz über Anna Amalia, ein Abschnitt aus den hinterlassenen Lebenserinnerungen der Gräfin Henriette von Egloffstein.

Wir müssen dem günstigen Geschick dankbar sein, welches die hier zum ersten male veröffentlichten Schreiben von Anna Amalia und Karl August, Wieland, Goethe und Fritsch in die Hände des Verfassers legte. Sie geben

uns erwünschten Einblick in manche bisher nur unzureichend bekannte Vorgänge des weimarer Hofs; und wenn wir sehen, daß auch diese großen Menschen nicht frei von menschlichen Schwächen waren, so erfreuen wir uns dafür nicht weniger, auf einem der Kunst so abgewandten Gebiete, wie die Regierungsgeschäfte eines kleinen Staats sind, so viel Geist, Liebenswürdigkeit, Tüchtigkeit, Charakter zu begegnen. Vor dem bisweilen etwas starren Urbilde des Antonio gewinnen wir eine gründliche Hochachtung.

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Varnhagen und Rahel.

(Beschluß aus Nr. 46.)

Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Sechs Bände. Leipzig, Brockhaus. 1874—75. 8. 36 M.

Varnhagen und Rahel hatten beide, so sehr sie gute Gesellschaft, höhere Geselligkeit, feine, noble Sitte und eine Unterhaltung liebten, die Gewinn und nicht Verlust der Zeit ist, sich doch auch vielfach davon überzeugt, daß auf diesem Gebiete nicht immer Belehrung, Erfrischung, Erhebung in Erfahrung gebracht wird. Auch selbst in exquisiten Kreisen, in denen allerdings unter beiden Geschlechtern Naturen sich kundgaben, welche nur einstweilen aus noch höhern Sphären sich herabgelassen zu haben schienen, stießen sie doch auf so viel niedere Gesinnung, Wohlgefallen am Faden, vom Klatsch bis zu sorgfältig verdeckter Gemeinheit, in Unzahl aber auf Stumpfheit, Mangel an jedem Verständniß, die völlige Unmöglichkeit schöner Gegenseitigkeit. Was, dahin wie hellster Genieblitz einschlagend, sie sagt, ist so groß gedacht, so vortrefflich ausgedrückt, daß diese Stelle schon allein ein Schmuck höchsten Werthes dieses Briefwechsels ist, und die Leser eilen werden, sich mit dem Schatze des Ganzen fürs Leben vertraut zu machen. Es heißt bei Rahel, indem sie im Obigen fortfährt und sich selbst übertrifft:

> Wär' ich ein Freier geboren: ich glaube, ich miede den Kreis der Ebenbürtigen; keine Beschreibung von dem, was man in der nun schon zum hundertsten male zerstückelten Welt davon finden kann, die doch nur bisjetzt ein Fricassée der griechischen, römischen und biblischen bleibt. Es ist kein großartiger Ursprung darin, der sich an eine locale Natur lehnte, die einem von Gott überliefert wird! Wir sind alle wie Frühlingsgebirgswasser, welches erst ablaufen muß. Kein Meer, kein Strom, kein Quell. Leben genug ist in einem solchen Wasser auch! das weiß ich. Wenn ich oder du nicht mitwirken können, das heißt Gutes vom Tag für den Tag — eine Einrichtung dazu ist beinahe nicht vorhanden —, so ergötzt mich die große Welt gar nicht so! Noch dazu jetzt, in ihrer Armuth und Zerstörung. Was habe ich an getäfelten Zimmern voll Menschen, für welche die Natur, die Natur keines Dinges, keine innere Erhellung, kein Wunder der Nerven, noch des Geistes, noch des Herzens existirt; die dies nicht haben; die sie nicht sehen, mit denen ich nicht davon sprechen kann! Und zu dem Ennui, welches mir nur der Ehrgeiz erträglich machen kann, und sein Spiel und seine Spannungen, zu dem sollte ich mich noch hinarbeiten wollen?

Und meint er es denn etwa anders? Und will er sie wieder einigermaßen mit der niedern Gesellschaft aussöhnen? Und hat er etwa an Stumpfheit in jenen Kreisen nichts erlebt? Hat er es nie erfahren, daß der trivialste Klatsch, die gedankenloseste Theaterbesprechung, die ungesalzenste Anekdotenjägerei aus purer Langeweile und Oedheit des Subjects dort betrieben wird? Und hat er nicht in solcher Niederung der wunder wie hoch sich dünkenden Conversation nur für das Allergewöhnlichste interessirte Wesen getroffen, die er, fast ein neuer Don Quixote geworden, für Menschen, ja für Ritter nahm, mit denen man allenfalls auch einen ehrenhaften Strauß anfangen und siegreich von dannen gehen könnte?. Und siehe, es waren nur Windmühlen, die noch dazu ohne Flügel waren, und hatten sie solche je gehabt, sie hatten sie nur bewegt, um Mehl zu mahlen für den Markt und täglichen Bedarf; jetzt aber waren auch jene Flügel weg, und die Ueberbleibsel waren nur noch Stumpfe!

So spielen wir denn auch hier einen solchen Krondiamanten Varnhagen's aus, als ein Seitenstück zu dem obigen der Rahel. Er schreibt an diese:

> Ich denke mir, du, geliebte Rahel, kannst das kaum recht begreifen, wie mir ist: du bist selbständig, ursprünglich, schöpferisch in deinem Geist und Herzen, unmittelbar mit Natur und Gott in Verhältniß; die Wahrheit selbst ist die Sprache, die sie mit dir führen, und dein Dasein schlingt sich unzerstörbar um die Quellen alles Lebens, wie könntest du fassen, was eine unbefestigte, aus Abgeleitetem entlehnte, durch Aneignung wachsende Seele nach jenen Urquellen irrend bangen muß? Schon während des ganzen Feldzugs, in so abwechselnden Zuständen und Stimmungen, ging in mir mit wachsendem Reiz immer häufiger ein Zug der Betrachtung vor, wie das Sein überhaupt, dann das Leben, ferner die Menschen auf ihrer unheimlichen Erde, und zuletzt der Einzelne unter seinen Nächsten wie unter schrecklich Fremden, räthselhaft, trübe, grausend dastehen, wie gedrängt die furchtbare Angst des Ganzen um jedes aufstrebende Schöne sich schlingt, und anderes dergleichen, wofür es am Ende nur Frömmigkeit und Unschuld als Heilmittel gibt; nun wohlan, auch mir lösten solche Gedanken sich in Frömmigkeit auf, und meine Tage gingen in Unschuld des Lebens hin, aber nicht ohne Vermittelung durch dich, geliebte Rahel, die mir näher ist, vertrauter, sicherer als alle ursprünglichen Ideen selbst.

Das ist eben der Tiefblick Varnhagen's, auch in der eben angeführten Stelle, daß er an der auch damals noch immer vorhandenen Barbarei — und die Bildung war in jenen Tagen doch schon weit gediehen — sich nicht irren ließ; daß er erkannte, wie die Menschen in dem, was allein den Namen Leben verdient, einander wildfremd geworden waren; wie sie in Finsterniß wohnten, und es für Aufklärung nahmen; wie sie fast alle sich anfeindeten; wie der alte Zwist, der Krieg zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Schwestern und Brüdern und dieser wieder untereinander, bis zum Verbrechen, seit Kain's und Abel's Zeiten und wol schon früher, wenn es auch im Rücken der Weltgeschichte liegt, nicht aufgehört hatte. Dies ist die Urtragödie der Menschheit, mit dem Kainszeichen an der Stirn, und neuerdings hat

Lord Byron sie wieder in Scene gesetzt. Also Varnhagen hatte sich, nach jenem Citat, überzeugt, daß unter derartigen Menschen für den Einzelnen nicht leicht Verständniß zu erlangen ist, es müßte denn sein, daß Einer von ihnen seine Rahel oder einen ausgezeichneten Freund gefunden hätte. Die meisten Menschen leben auf der Oberfläche, einige von ihnen verlieren sich in Abgründe, die sie noch gar für Höhen halten. So stand's und steht's mit Einzelnen und Völkern. Dies ist denn auch die entsetzliche Kluft zwischen Romanen und Germanen, und jedes von beiden ist wieder in sich selbst zerklüftet. Wie viel hatte denn Napoleon I. von germanischem Geiste verstanden? Goethe's „Werther" hatte ihn gepackt, aber er hatte ihn nicht verstanden. Man hätte ihm dreist Kant's „Kritik der reinen Vernunft" in glatter französischer Uebersetzung, ebenso Fichte's „Reden an die deutsche Nation" vorlegen können, beide hätte er nicht verstanden, höchstens abergläubisch wie er war, gemeint, daß es spuke, und hätte sich vor dem Gespenst der deutschen Ideologie gefürchtet, wie sich heute ein Theil unserer Naturforscher und vernunftlosen Materialisten vor dem deutschen Idealismus fürchtet. In allen hier angeregten Punkten muß man Schopenhauer recht geben. Und wie verhält sich nun gar die römische Curie mit dem für klug ausgeschrienen Jesuitismus zu germanischem Geist? Sie ahnen ihn nicht, jeder von ihnen flucht und verflucht nach wie vor im Finstern; und der römische Stuhl steht fort und fort auf jener „unheimlichen Erde", deren Varnhagen in der angezogenen Stelle erwähnt. Kurz, des sich Anfeindens der Menschen ist kein Ende abzusehen. Der Einzelne lebt und schafft meist unter „schrecklich Fremden"!

Der vierte Band umfaßt die Jahre 1814 und 1815. Es verhält sich eigen genug mit der *Möglichkeit*. Sie sträubt sich jeder Berechnung, und nur der Philisterverstand ist schnell bereit, etwas für erschöpft zu erklären, weil er selbst trocken seiner Natur nach ist und am Endlichen schon völlig genug hat. Man sollte es nicht für möglich halten, daß nach der Fülle des Interessantesten, was uns die bisherigen Bände brachten, der vorliegende noch ebenso viel bieten könne. Er übertrifft aber die frühern noch. Dazu kommt: es geht mit beiden Liebenden, nach so langer Getrenntheit, nach so langem Bangen und Sehnen, jetzt in Berlin zur Trauung. Bereits sind sie verheirathet. Und doch, schnell kommt es wieder zur Trennung durch Raum und Zeit. Was aber können *die* jetzt — ein ganz anderes Jetzt wie jedes frühere — ihnen noch anhaben? Und wahrlich, jetzt schreibt man sich noch ganz andere Briefe! Nächstens reist sie zu ihm nach Wien. Wie natürlich, wie erhaben über allen Tand, wie unähnlich, ohne auch nur entfernte Seelenverwandtschaft, ihren von Krausen und Schleppen und Mantillen und Schleifen und langfliegenden Schleiern und Bändern überdrapirten heutigen Schwestern ist diese Rahel, dafür aber auch ungeachtet aller Schwächlichkeit und Zartheit des Körpers, von Natur und strotzendem Reichthum des Geistes! Sie schreibt an Varnhagen nach Wien:

> Ich habe dir meine Seele gezeigt, wie sie nach meinem ...sten Besinnen ist: denn so ist sie doch eigentlich, und nicht ... wogendem partiellen Bewußtsein über die Erscheinungen der Dinge, sondern ihrer selbst, dem Bleibendsten in ihr. Ich habe dir also nur einen Moment zeigen können von dem, was in mir, wenn auch nicht immer, doch meist, und stets dunkel vorgeht und arbeitet. Verzeihe es mir also, wenn ich dich bitte, mir kein türkisch Shawl zu kaufen! „Ob ich solche Schabracke habe oder nicht!" Im Gegentheil! Mein *Stolz*, meine *Eitelkeit* besteht darin, und schon längst, keins zu haben. *Kann* ich's bezahlen, so brauche ich keins; und es ist *schön*, keins zu haben: kann ich es nicht bezahlen, so ist es recht und richtig, keins zu haben. Und endlich, die Summe Geldes ist für uns und in jetzigen Momenten immer hübscher als ein prahlender Lumpen auf den Schultern. Auch wenn ich prahle, möchte ich es größer! Es liegt mir *gar* nichts dran: und es soll *dir* auch nichts dran liegen. Gute Nacht, Lieber! Gehen wir *beide* hierin mit Herr Jesus!

Jetzt ist sie in Wien. Varnhagen geht wieder auf Reisen. Unterdeß schreibt und sendet sie ihm ein rechtes, echtes Tagebuch, *vor* und *in* dem sie sich anmuthiger, lieblich-naiver, reizender macht als manche größte leiblich Schöne je *vor* und *bei* ihrer Toilette.

Inzwischen nimmt der zweite Freiheitskrieg seinen Verlauf, und natürlich sind Varnhagen und sie, ob in der Ferne oder in der Nähe, wieder mit glühend patriotischer Seele dabei. Ja, wie sie in allem, mit allem, mit jedem lebt und fühlt, sind doch durch ihre Liebe zu Varnhagen jetzt alle ihre Tugenden, Vorzüge potenzirt. Und nie thut ihr Sinn fürs Erhabene ihrem Sinn fürs Komische Eintrag. Je drastischer, natur- und geistesfrischer dieses ist, desto mehr erquickt sie sich daran, jubelt sie darüber. Die Verbündeten sind bereits wieder in Paris. Auch Varnhagen ist daselbst. Da schickt er auch schon aus der Weltstadt seiner Rahel zwei frischeste Delicatessen, deren Genuß (sogar wenn sie am Tage des Empfangs noch so angegriffen von Krankheit gewesen wäre) begleitet von einem Lachen war, wie es bei ihrer Zartheit wol noch nie ihr in einer solchen Stärke begegnen konnte. Varnhagen berichtet:

> Ich muß dir auch zwei Briefe von Blücher mittheilen, die mir Gruner auswendig sagte. Als man in Frankreich einrückte, schrieb unser Gesandter am französischen Hofe, Graf Goltz, an Blücher und bat im Namen des Königs Ludwig um möglichste Schonung des Landes, als des Reichs eines Verbündeten, worauf Blücher schrieb: „Ew. Hochgeboren habe ich die Ehre auf deren Schreiben zu erwidern, daß ich gesonnen bin in Frankreich einen Stank zu lassen, der zwanzig Jahre stinken soll, u. s. w." Dann als die Brücke von Jena hier gesprengt werden sollte (wobei drei Fehler begangen wurden: daß man es wollte, daß man ungeschickte Artilleristen dabei hatte, daß man es sich verbieten ließ), nahm der unabgeschreckte Graf Goltz wieder die Feder und bat im Namen Talleyrand's um die Erhaltung der Brücke, worauf Blücher wieder antwortete: „Ich habe beschlossen, daß die Brücke gesprengt werden soll, und kann Ew. Hochgeboren nicht verhehlen, daß es mich recht lieb sein würde, wenn Hr. Talleyrand sich vorher draufsetzte, welches ich Ew. Hochgeboren bitte ihm wissen zu lassen."

Und so sieht wohl jeder ein, daß, auch das letzte Citat nicht ausgenommen, die bisherige und noch folgende Briefpoesie, theoretische und praktische Briefphilosophie, nebst Kurzweiligkeiten ohne Unterbrechung, mitten unter den Unbilden, welche die Correspondirenden selbst recht oft erfahren, und mitten unter den Wettern des Kriegs, einzig in ihrer Art ist, ein wahrer Schatz und heiliger Gral unserer deutschen und der Weltliteratur. Alles, was wahr und gerecht ist: Varnhagen ist und bleibt, wenn man absieht von jenen von uns streng getadelten

Zuträgereien und andern Uebereiltheiten, der größte Wardein und Großsiegelbewahrer der wichtigsten Literatur-, Staats- und Culturinteressen.

Aber, was steht Rahel im Nächsten bevor, als sie einen längern Aufenthalt in Frankfurt a. M. und in der Umgegend nahm? Schwerlich wird es ein Leser errathen. Rahel und Varnhagen hatten zeitlebens ihren Mittel- und Schwerpunkt in Goethe, obwol das nicht hinderte, daß sie sich stetig auch um sich selbst bewegten, wie wir das ja längst wissen. Aber Goethe — nie konnten sie dem widerstehen. Sie kreisten wie zwei Planeten um ihn, obwol es nicht recht passen will, sie selbst nur als planetarische Geister zu nehmen. Sie waren, wie wir es aus ihrem Briefwechsel ersehen, sonnenhaft genug, als daß sie nicht mit ihrem eigenen Lichte hätten leuchten können. Und in Wahrheit glänzen und strahlen sie auch so. Doch Goethe übte eine solche Anziehungskraft auf sie aus, daß sie, ohne ihrer Eigenart je Abbruch zu thun, zugleich jener Sonne folgen mußten. Man sieht hier recht, wie weit man mit der Placirung eigenthümlicher Naturen kommt. Es gibt Geister erster Größe, die sich nie einordnen lassen, weil sie aus ihrem Eigenen nie Dagewesenes manifestiren. Poetik, Aesthetik, National-, Weltliteratur, Philosophie der Geschichte sollten hier ihre Grenze einräumen, was die besten, tiefsten, humansten von ihnen auch stets gethan haben. Die coteriesüchtigsten, flachsten, engherzigsten von ihnen sträuben sich freilich dagegen, und zwängen in ihre Abschnitte, in ihre Prokrustesbettstellen, mag's biegen oder brechen. Zwingen sie auch das nicht, so lassen sie den Heros, wol gar den Genius laufen, oder fertigen ihn mit cruden Allgemeinheiten ab, selbst das ausgemachte Genie oft, welches sie noch dazu dann eigenmächtig bekritteln. Oder wähnt ihr wirklich, daß Goethe, Schiller, Jean Paul, daß Görres, Novalis, daß Carlyle, Emerson sich dermaßen einpferchen lassen? Ihr Thoren, ihr versündigt euch an der Nachwelt! Auch Rahel und Varnhagen sind incommensurabel.

Goethe weilte in der Nähe von Rahel. Varnhagen hatte es ihr längst, von Paris aus, wiederholt ans Herz gelegt, alle Beklommenheit zu unterdrücken und den gewaltigen Schritt zu thun, Goethe ihren Besuch abzustatten. Sie hatten schon manche Verbindung mit ihm gehabt durch Zusendung von Briefen und Packeten. Rahel, in der stets etwas von einem scheuen, hold anspruchslosen Mädchen war, nämlich da, wo geistige Größen ihr, bis zum Schlagen ihres Herzens und aller Lebenspulse, imponirten, während sie in der sonstigen Aristokratie wie zu Hause war und auch hier von der Liebenswürdigkeit und Anmuth bezaubert wurde, wie sie selbst mit beiden zu bezaubern wußte, Rahel kämpfte lange mit sich. Der Zufall kam ihr zu Hülfe.

Geht mir doch mit all euern Vorschriften, wie man sich auf öffentlicher Straße, im Salon, auf dem glatten Parket, um nicht anzustoßen, zu fallen, wie man sich vor den höchsten Herrschaften zu betragen habe, wie man bei Geistesgegenwart bleiben solle. Im Gewehr- und Kanonenfeuer des Augenblicks hält das alles nicht vor. Der Enthusiasmus ist ein wilder, genialer Geselle bis zum Terrorismus und geht mit euern Anstandsregeln durch. Das sollte Rahel an sich selbst erfahren, und zwar als sie wirklich ins Sonnenfeuer kam. In Begleitung eines Herrn macht sie einen Spaziergang. Sie erzählt:

Am Ende ein hellbeschienen Dorf. Der Herr fragt, ob wir das sehen wollen. Ich sage, die Sonne sei zu stark, lieber später; er sagt, es ist Niederrad, das Dorf, wovon Goethe so viel schreibt, wo er immer mit seinen jungen Freunden hinging. Dann wollen wir durch die Sonne, sag' ich; und Schauder grieselt mir über die Backen. Getrost, fröhlich, ja zerstreut im Gespräch, gehen wir hin. Wenig Menschen gehen hin und wieder: ein niedriger halber Wagen, mit einem Bedienten, fährt den langsamsten Schritt; ein Herr fährt vom Bock, drei Damen in Trauer sitzen drin; ich seh' in den Wagen, und sehe Goethe. Der Schreck, die Freude machen mich zum Wilden; ich schrei mit der größten Kraft und Eile: „Da ist Goethe!" Goethe lacht, die Damen lachen; ich aber packe die Vallentin, und wir rennen dem Wagen voraus, und kehren um, und sehen ihn noch einmal; er lächelte sehr wohlgefällig, beschaute uns sehr, und hielt sich Kräuter vor der Nase, mit denen er das Gesicht fächelte, das Lächeln und das Wohlwollen uns, aber besonders seiner Gesellschaft, die eigentlich kickerte, zu verbergen.

Doch Rahel beruhigt sich über das, was die Welt etwa Taktlosigkeit bei ihr nennen könnte. Einmal bin ich unbesonnen gewesen, aber ein ander mal, sagt sie sich, will ich vorbereiteter sein! Ja, wenn es im Leben nur keine Ironie, hinter den Coulissen unsers Theaters nur keine schadenfrohen, boshaften Dämonen gäbe, wenn wir Menschen nicht ewig von irgendeiner Seite in Anspruch genommen wären, sodaß wir auf keine Stunde im voraus rechnen dürfen, in der wir uns sammeln, auf irgendwelchen großen Act, auf ein Ereigniß würdig uns vorbereiten könnten!

Rahel hatte bei einer bestimmten Veranlassung an Goethe geschrieben. Lange wartete sie. Keine Antwort kam. Doch etwas ganz anderes wurde ihr zutheil. Sie berichtet an Varnhagen:

Guter theurer August. Goethe war diesen Morgen um ein Viertel auf zehn bei mir. Dies ist mein Adelsdiplom. Aber ich nahm mich auch so schlecht, als einer, dem sein geehrter, tapferer, weiser König den Ritterschlag vor der ganzen Welt gibt. Ich ließ Goethe beinahe nicht sprechen! O! wie weissagte meine Seele gestern, als ich dir schrieb, ich hätte den größten Geschmack, und müßte mich immer so geschmacklos, so ungraziös betragen! Und ich kann wieder nicht dafür, zwanzig Umstände, Ereignisse reichten sich die Hände, um mich dazu zu zwingen, mich durch Ueberwältigung hineinzustürzen. Als vorgestern und gestern keine Antwort von Goethe kam, beschäftigte es mich immer unter allem Leben heimlich, wie eine chronische Krankheit; ich dachte, der Brief sei ihm nicht abgegeben, oder, er käme lieber einen Moment zu mir. Das aber konnte ich mir nicht denken: ein Viertel auf zehn ist zu arg. Ich hatte gestern ein erhitztes rothes Auge. Als ich den Morgen erwachte, war das Auge nicht mehr roth, aber beide thaten mir weh; und um nicht zu lesen, blieb ich im Bette, frühstückte im Bette, nehle sehr, und stehe endlich um neun auf. Gerade im Zähneputzen, im rothen Pulver, mit meinen Flanellen angethan, kommt mein Wirth und sagt Doren, ein Herr wolle mich sprechen. Ich denke, ein Bote von Goethe. Ich lasse fragen, wer es ist, und schicke Dore hinunter; diese bringt mir Goethe's Karte mit dem Bescheid, er wolle ein wenig warten. Ich lasse ihn eintreten und nur so lange warten, als man Zeit braucht, einen Ueberrock überzuknöpfen; es war ein schwarzer Wattenrock; und so trete ich vor ihn. Mich opfernd, um ihn nicht einen Moment warten zu lassen. Dies nur blieb mir von Besinnung.

Wir glauben, durch unser Abbrechen den Leser in angenehme Spannung zu versetzen, auf daß derselbe das

Gespräch beider an Ort und Stelle, im lebendigen Zusammenhange mit dem Ganzen lese.

Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß der Briefaustausch zwischen Varnhagen und Rahel von allen Gebildeten deutscher Nation, aber auch mindestens von den Notabilitäten aller civilisirten Nationen überraschend neu befunden, mit höchstem Interesse gelesen und immer wieder gelesen werden wird.

Es ist gewiß, noch selten hat es eine Ehe gegeben, die so von echter Liebe geschlossen, so vom edelsten, reichsten Geiste geweiht, besiegelt und in ununterbrochener Harmonie fortgeführt worden wäre wie der Ehebund Rahel's und Varnhagen's. Hier, wenn irgendwo, hat sich der Idealismus auch realistisch bewährt. Was muß für eine Stärke des Geistes bei Varnhagen dazu gehört haben, um nicht zusammenzubrechen, als er eine solche Lebensgefährtin durch den Tod verlor! Wie muß ihm, dem Zurückbleibenden, ums Herz gewesen sein, wenn er nach Rahel's Hinscheiden die Oertlichkeiten in und außer Berlin nun allein wiedersah, die er stets mit ihr gesehen und durch tiefe Gespräche belebt hatte! Jeder tiefe Mensch wird es mit Varnhagen bei eigenem herben Verluste in Erfahrung gebracht haben, daß man in solcher Stimmung nicht begreift, wie die Phänomene der Natur, die Ereignisse der Geschichte dann noch immer ihren Fortgang haben können, als wäre nichts geschehen, wenn ein außerordentlicher Mensch aus ihrem Umkreise schwindet. Was würde nach Rahel's Tode Varnhagen noch jene Versammlung auserlesener Freunde, die er, nach unserm obigen Berichte, gern einmal auf einer Insel im Mittelländischen Meere um sich gesehen hätte, was würde sie ihm noch haben sein können, da er in ihren Reihen vergebens seine Rahel suchte?

Wir schließen mit dem Wunsche, daß uns aus dem Nachlasse Varnhagen's noch immer neue Bände zugehen möchten! *)

Alexander Jung.

*) Der inzwischen erschienene den Briefwechsel abschließende fünfte und sechste Band, der dieselben Eigenthümlichkeiten und Vorzüge wie die hier eingehend charakterisirten besitzt, geht bis zum Jahre 1829. D. Red.

Ein Roman von Anna Löhn-Siegel.

Zwei alte Apotheker. Roman in zwei Bänden von Anna Löhn-Siegel. Leipzig, Baensch. 1874. 8. 7 M.

Selten sind wol einer Frau heftigere Vorwürfe „unweiblicher" Schreibart gemacht worden, als der Verfasserin des vor mir liegenden, dem deutschen Reichskanzler Fürsten Bismarck gewidmeten Romans. Ganz besonders aber ist Frau Löhn-Siegel aus Anlaß eben dieses Werks arg verketzert worden.

Nun muß man allerdings zugeben, daß es die Verfasserin an attischem Salz nicht hat fehlen lassen, daß Satire, ja mitunter recht beißende Satire, von Anfang bis zu Ende die vor unsern Augen sich abspielende Handlung würzt, und wenn jemand behauptet, das Buch trage entschieden den Stempel männlicher Schreibart, so ist es nicht minder unmöglich, das abzuleugnen. Es fragt sich aber, ob dies ein Fehler sei, ob eine Frau nicht satirisch schreiben dürfe, wenn sie Geist und Witz genug besitzt, um auch ohne schale Wortspiele und scheinbar blendende Antithesen mit wirklichem Humor und wohlgemeintem Spotte den Gaumen selbst verwöhnter Leser zu kitzeln. Daß diese Schreibart bei Frauen sehr selten, ist doch wol ebenso wenig ein Grund für die Unstatthaftigkeit derselben. Honni soit qui mal y pense!

In unserm Elbflorenz ist Frau Löhn-Siegel, bis zu ihrer Verheirathung mit dem frühern Herausgeber und Redacteur der „Constitutionellen Zeitung" sächsische Hofschauspielerin, eine der eifrigsten Verfechterinnen der Frauenemancipation in praxi. Und auch bei Durchlesung der „Zwei alten Apotheker" finde ich so geläufige, eingehende und mit so anregender Begeisterung geschriebene Reflexionen über die Frauenfrage, daß es mich fast bedünken will, als habe die Verfasserin die in der Widmung an den Fürsten Bismarck ausgesprochene Tendenz des Buchs, das Auge der Gesetzgebung auf die Verhältnisse des Apothekerstandes zu richten, nicht als die wichtigste, sicherlich nicht als die alleinige betrachtet. Allerdings ist immerhin die Bekanntschaft der Verfasserin mit den Mysterien der Pflaster-, Salben-, Tincturen- und Pillenbereitung wahrhaft staunenswerth zu nennen und läßt gewissenhafte, sorgfältige Studien voraussetzen.

Jede der weiblichen Hauptpersonen des Romans, die Hausirerin Marianne, Minchen Süß und ganz besonders Nella, die trefflich gezeichnete, scharf denkende und überaus witzige Schwester des Apothekers Stielhals, sind, jede in ihrer Weise, Trägerinnen und Verfechterinnen der Frauenfrage. Was Frau Löhn-Siegel's Meinung im einzelnen ist, kann ich hier nicht eingehend auseinandersetzen, nur so viel muß ich mit Entschiedenheit und Freude sagen: die Verfasserin ist weit entfernt, über die Grenzen hinauszugehen, sie urtheilt stets maßvoll und gerecht, und ihre Maxime gipfelt ungefähr darin: Sagt ihr, die Frauen passen ihrer natürlichen Eigenschaften wegen nicht zu den Functionen, für welche die eifernden Emancipirten und Emancipatoren sie verwerthen wollen, so mögt ihr zum Theil recht haben. Darum — erzieht die Mädchen anders, erzieht sie zu charakterfesten, tüchtigen Frauen, die den Stürmen des Lebens Trotz zu bieten verstehen so gut wie ein Mann, aber nicht zu Püppchen, deren einzige Waffe die Thräne, deren einzige Beschäftigung der Strickstrumpf, deren einzige Aussicht und Versorgung — die Ehe ist. Ist das aber wol zu viel verlangt?

Alle hierauf bezüglichen Reflexionen — sie dehnen sich nur manchmal sehr lang aus — sind nicht in einem propagandamachenden Predigerstile geschrieben, sondern klingen namentlich im Munde der satirischen Nella (von der Verfasserin doch wol etwas aus dem Spiegel gezeichnet?) wie scherzhafte Causerie, der doch der Hintergrund des bittern Ernstes durchaus nicht abgeht.

Fast etwas zu grell gegen den Humor und die Satire stechen die wol zur Erhöhung der Spannung eingeflochtenen Geschichten von Mord- und Greuelthaten ab.

Die Verfasserin nennt ihre Erzählung selbst ein harmloses Bächlein im Wiesenthale, das mit der Hochflut außergewöhnlicher, Herz und Nieren erschütternder Romanereignisse nicht zu rivalisiren wünscht.

Sie erhebt sich nur — oder steigt herab — bis zu einem Todtschlag, einem Mordversuch und einem tödlichen Urtel — und das alles sind doch wol für die abgestumpften Nerven ausgebildeter Opiumesser, wollte sagen Romanleser, noch immerhin schwächliche Reizmittel.

Nun, ich meine, die Scene bei dem böhmischen Grenzdorfe Ochel, wo unterhalb der Drachenwände die fast erschlagene Marianne Gilbert, schon umflattert vom hungerigen Gevögel, gefunden wird, besinnungslos, mit klaffender Kopfwunde; die Ermordung des Hrn. von Schwerdtburg, die Auffindung der blutigen stummen Zeugen des Mordes, der blutstarrenden schon halb verfaulten Kleidung; die ergreifenden Seelenqualen der Hausirerin u. s. w. im sogenannten Himmelreiche: das sind Dinge, über die doch wol selbst solch ein Opiumesser schmunzeln dürfte. Daneben kommen wieder Scenen vor von derber Komik, grelle Contraste, das künstlerische Ebenmaß der Handlung einigermaßen störend, aber, wie schon bemerkt, den durch den häufigen Gefühlswechsel erzielten pikanten Reiz, den man bei der Lektüre des so witzig geschriebenen Romans empfindet, jedenfalls erhöhend.

Ich muß noch einen Blick auf die beiden Hauptpersonen, oder richtiger gesagt, Titelhelden werfen. Ist das durch tragische Conflicte in dem Leser erweckte Interesse für diese oder jene Person das richtige Kriterium zur Bestimmung der „Hauptperson", des „Helden", so würde ich diesen Rang hier nicht den zwei alten Apothekern, sondern nur einem, nämlich dem skeptischen, weltverbissenen Knirrsch einräumen, und in zweiter Stelle der Marianne Gilbert, die durch ihren Leichtsinn schuld ist an dem auf Knirrsch ruhenden ungerechten Vorwurf, ein abscheulich gekritzeltes Recept falsch angefertigt und dadurch den Tod eines Kindes herbeigeführt zu haben.

Stielhals, der zweite der alten Apotheker, würde sich meiner Ansicht nach zum Helden eines ausschließlich humoristischen Romans à la Winterfeld eignen, mit der Modification, daß Winterfeld allerdings weniger durch wirklich geistreich-witzige Worte als durch die zuweilen fast zu drastische Komik der Situation Interesse für seinen Helden zu erregen sucht. Stielhals' Verhältniß zu Minchen Süß entbehrt insofern der Natürlichkeit, als von Anfang an, ich meine in der Vorfabel des Romans, durchaus weder ein innerer noch äußerer Grund denkbar ist für das sehnsuchtsvolle Hin- und Herlaviren der beiden Herzen ohne den gewünschten Erfolg. Selbst alle skeptischen Philosopheme des Hrn. Stielhals reichen nicht aus, das zu begründen; sie lesen sich wol recht anziehend, aber — wo wäre in Wirklichkeit ein Träger solcher Ideen? Im übrigen ist die Persönlichkeit des alten hunschtener Apothekers ganz prächtig gezeichnet, und nothwendig muß sein warm fühlendes Herz, verborgen unter philosophischer Redseligkeit, sein gutmüthiger Humor die ganze Sympathie des Lesers erringen.

Was die in der Widmung an den Fürsten Bismarck als die Hauptendenz des Buchs bezeichnete Darstellung der reparaturbedürftigen Punkte im Apothekerwesen anbetrifft, so wird dieselbe, wenn auch, wie bereits bemerkt wurde, nicht genug in den Vordergrund tretend, doch wenigstens von einer Person vertreten: von dem Apotheker Knirrsch — dem weinenden Philosophen gegenüber dem Demokrit-Stielhals.

Ein Pereat der Giftphiole und dem lateinischen Recepte, das, in unverständlich-mysteriösen Zügen auf den Papierstreifen geworfen, nachts beim Scheine eines Dreierlichtes (?) das Gewissen des unglücklichen Pharmaceuten beunruhigt: das ist's, was die Verfasserin durch den beredten Mund Knirrsch's, dem die Welt arg mitgespielt, uns verkündigen läßt. Sein ἔσσεται ἦμαρ für den veralteten Bombast in unserer Pharmacie ist so lebendig und kräftig, daß ich es mir nicht versagen kann, hier wenigstens einige seiner „knirrschenden" Auslassungen wiederzugeben:

Ich sehe eine Riesenhand — ruft einmal der pharmaceutische Fortschrittsmann prophetisch aus — in die Officin hineingreifen, die Töpfe, Krüge, Gläser, Flaschen, Büchsen, Standgefäße mit einem Worte, durcheinanderschütteln, manche der ältesten in die Winkel werfen, die voces hybridas herunterreißen und verdeutscht wieder aufkleben; es klirrt, zerschellt, poltert, kracht, die Salben werden, was sie sind und immer waren: gemeines Fett des Rindes und des Schweines, die Säfte; die Oele nennen sich bei ihren ursprünglichen Taufnamen; Pflaster, Pillen, Latwergen, Saturationen, Solutionen und alle die seit Aeonen aufgehäuften „onen" plaudern die Geheimnisse ihrer Herkunft, ihrer Zusammensetzung und Wirkung bis zur Unanständigkeit aus; alte Götzenbilder des Aberglaubens steigen kopfschüttelnd von ihren Thronen: Wasser wird Wasser, Zucker Zucker, die Riesenhand hat alle griechischen und küchenlateinischen Schleier gelüftet; die von ihrer tausendjährigen Pagodenwürde erlösten gemeinen Wald- und Wiesenkräuter, Wurzeln und Sturzeln werden närrisch vor Freude über die ihnen wiedergegebene Natürlichkeit und tanzen ihre Nationaltänze in der officinischen Stickluft, der Humbug wird kopfüber zum Tempel hinausgeworfen, die verschiedenen Pharmakopöen reiten auf Besen nach dem Blocksberge, es gibt nur noch eine, aber eine allgemein verständliche, die Gifte fahren unter bestialischem Gestanke zur Feueresse hinaus und helfen einem just im Fallen begriffenen Meteor die Welt noch einmal mit Entsetzen erfüllen — nur die Cosmetiques erklären sich in Permanenz, weil die Damen betrogen sein oder sterben wollen...... Die Gewerbefreiheit ist auch für die Apotheker angebrochen, und wer die neue Ordnung der Dinge, die Aufklärung und die Erlösung vom Aberglauben für Profanation hält, der mag sich auf dem Kräuterboden oder im Laboratorio am alten lieben Zopf erhängen. Wir aber fürchten den Tag nicht, der die Apotheker zu Kaufleuten macht..... Wir rufen selbst: Fort mit dem alten Plunder, fort mit den küchenlateinischen Recepten und Signaturen, die in mancher Mitternachtsstunde schon schwer auslegbar waren, fort mit allem Fremdwörterversteckensspiel, das Irrthümer und Unheil stiftet, fort mit dem Perrükenstaub und Charlatanismus! Zukunftsfroh stürzen wir uns in das Weltmeer des Handels mit seinen zahllosen glücklichen Schwimmern, nachdem wir so lange über dem Abgrunde peinlichster Verantwortlichkeit schwebten. Es lebe der Handel mit den Mitteln zum Leben, nicht mit denen zum Sterben!

Ebenso treffend wie die freilich recht derben Aussprüche des etwas ultra-bizarren Originals Knirrsch bezüglich der auf dem Gebiete der Pharmacie wünschenswerthen Reformen, ebenso beißend und schlagend sind seine Ausfälle gegen das Geheimmittelwesen oder -Unwesen und dessen Genesis. Indem er die Kuhexcremoncuren des Nobis ironisirt, ruft er ihm unter anderm zu:

Gehen Sie, Nobis, gehen Sie mit ihrem lateinischen Namen, der schon allein wohl geeignet ist, der lateinisch dressirten kranken Menschheit, die den Namen des Mittels absolut nicht verstehen darf, wenn sie daran glauben soll, zu imponiren! Sinnen Sie über ein empfehlendes Schlagwort für Ihren Mist nach, ähnlich wie „Schafft Eisen euch ins Blut!" oder „Keine grauen Haare mehr!" oder „Das Judenthum in der Musik" oder eine andere Devise. Wenden Sie dann noch ein Sümmchen auf einige Schock hübsche bunte Töpfchen, geschnörkelte Etiketten und Vignetten, unbegreifliche Gebrauchsanweisungen, verschleudern Sie sehr viel Geld mit wildbombastischen, staunenaufrüttelnden Zeitungsankündigungen und selbstverfertigten, Herz und Nieren rührenden Dankadressen erfundener, nicht existirender Geheilten, lassen Sie sich ein absonderliches Petschaft mit unverständlicher Schrift, etwa wie verschlungene Kaldaunen, fabriciren, setzen Sie zu allen Ihren Ankündigungen und auf alle Ihre schönen Töpfe die warnenden Worte: „Aller Mist ist unecht, der nicht dieses unser leibhaftiges Insiegel trägt" — und in kurzer Zeit sind Sie ein gemachter Mann, reich und angesehen wie so viele andere Charlatane, Glücksritter, Pastillen- und Syrupmayer, Hopfen- und Malzextrahenten, welche derb zu lügen verstehen und nicht die Geduld verlieren, der abergläubischen (und doch auf anderer Seite wieder so ungläubigen) Menge von heutzutage das Wort Goethe's zu predigen: „Hier ist ein Wunder, glaubt es nur!"

„Zu cynisch, zu cynisch!" meint Hr. Stielhals, und ich gebe ihm darin recht, aber füge hinzu: sehr wahr und sehr wohl zu beherzigen.

Ich will der Versuchung widerstehen, noch mehreres zu citiren. Kam es mir doch nur darauf an, zu zeigen, in welcher Art Frau Anna Löhn-Siegel, nachdem sie schon in ihrem erzählenden Gedicht „Ein deutscher Schulmeister" die gedrückte sociale Stellung unserer Volksschullehrer beleuchtet hat, in dem vorliegenden Romane insbesondere die eigenthümlichen Verhältnisse des Apothekerstandes geiselt. Frisch und anregend geschrieben, berührt die Erzählung überhaupt eine Menge reformbedürftiger Gebiete unsers socialen Lebens; wenige Seiten nur braucht man zu lesen und — ein kräftiger Peitschenhieb knallt in den Gang der Handlung hinein, scharf und treffend, aber, wie manche sagen, leider zu „männlich" für einen „weiblichen" Autor.

Doch Licht genug strahlt aus dem Werkchen heraus, um auch eines argen Misogynen Gemüth für die Berechtigung einer Frau zu erwärmen, geistreich und witzig zu sein.

Hugo Schramm-Macdonald.

Zur altdeutschen Weltanschauung, Geschichte und Dichtung.

1. Das Ideal des Helden und des Weibes bei Homer. Mit Rücksicht auf das deutsche Alterthum von L. Blume. Wien, Hölder. 1874. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Der Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Mythologische Untersuchungen von W. Mannhardt. Berlin, Borntraeger. 1875. Gr. 8. 14 M.
3. Hermann, der Cheruskerfürst und Befreier Deutschlands vom römischen Joche durch die varianische Niederlage. Mit besonderer Rücksicht auf den Zug des Germanicus in das Teutoburgergebirge aus den betreffenden Geschichtschreibern erwiesen zu einem sichern Führer durch das Gebiet der am zweiten Tage endigenden Schlacht zur Vernichtung des römischen Heeres im Jahre 9 n. Chr. Von H. Böttger. Mit einer Karte und sonstigen Zeichnungen. Erste und zweite Abtheilung. Hannover, Helwing. Gr. 8. 5 M.
4. Diu Klage mit den Lesarten sämmtlicher Handschriften herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 1875. Gr. 8. 4 M.
5. Der arme Heinrich des Hartmann von Aue übersetzt von K. Simrock. Mit verwandten Gedichten und Sagen. Zweite Auflage. Heilbronn, Henninger. 1875. 16. 3 M.
6. Deutsche Kaisergeschichte in Biographien. In chronologischer Reihenfolge dargestellt von G. Böse. Braunschweig, Bruhn. 1873. Gr. 8. 3 M.
7. Deutscher Bücherschatz des 16., 17. und 18. bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Gesammelt und mit bibliographischen Erläuterungen herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Erste Abtheilung. Jena, F. Mauke. 1873. Gr. 8. 4 M.

Es ist schon oft genug die typische Gemeinsamkeit des Heroenthums für alle Völker auf einer bestimmten Entwickelungsstufe geltend gemacht worden, neuerdings mit Vorliebe, um gewisse von der Tagesmode gefeierte naturphilosophische und zugleich geschichtsphilosophische Vorstellungen der sogenannten materialistischen und monistischen Weltanschauung damit zu decoriren oder dadurch zu stützen. Da weist man darauf hin, daß der heutige Abchase oder Turkmane sein Fehdeleben genau in dem Stil eines altdeutschen Recken der Cimbern- und Teutonenkriege oder der Völkerwanderung führe, ohne daß irgendein äußerer Verbindungsfaden von dem Kaukasus oder dem Jaxartes bis in die Hercynischen Wälder reicht oder je gereicht habe, daß unter den noch nicht ganz verkommenen Indianerstämmen Nordamerikas sich dieselben Züge des freiwilligen Aufsuchens von Gefahr finden, die zu dem Charakterbild des ritterlichen Helden so nothwendig gehören wie die Hand zum Arme. Und in der That, überall auf dem Erdball wird bei einer ähnlichen psychologischen Grundlage auch ein ähnliches Facit von concreten Gestaltungen der menschlichen Thaten nothwendig sich ergeben. Aber ähnlich ist noch nicht gleich, und bei diesem Bemühen, alles zu parallelisiren, gelangt man leicht dazu, alle Eigenart der einzelnen Volkstypen zu verwischen.

Daher scheint es der wissenschaftlichen Völkerkunde förderlicher, wenn man statt jenes grenzenlosen Vergleichens sich auf einen engern, in sich näher verwandten Kreis beschränkt, dessen Physiognomien sozusagen schon für das Auge eine gewisse stammhafte Gemeinschaft zeigen. Wie die Sprachvergleichung erst dadurch zu einer wirklichen Wissenschaft geworden ist, daß sie das Hinausschweifen in die grenzenlose Weite der menschlichen Sprachbildung überhaupt aufgegeben und sich zunächst auf den indogermanischen Kreis und daneben auf den semitischen mit bescheidener Resignation beschränkt hat, so wird auch unsere vergleichende Völkerkunde erst dann zu dem Range einer geordneten wissenschaftlichen Disciplin sich erheben, wenn sie ihr wildes Umherstreifen durch alle Völker und Zonen aufzugeben und sich eine oder einige festbegrenzte Sphären zu ihrer einstweiligen Schulung zu wählen gelernt haben wird.

Wenden wir das Vorstehende auf die Schrift: „Das Ideal des Helden und des Weibes bei Homer", von L. Blume (Nr. 1) an, so liegt die Vergleichung des griechischen Heroen- und weiblichen Ideals mit dem germanischen so recht inmitten

der nach unserer Meinung zuerst der Bearbeitung werthen und überall noch so bedürftigen Sphäre der indogermanischen vergleichenden Ethnographie und Culturgeschichte. Kein Wunder, daß schon viele daran gestreift und im Vorübergehen manches treffende Wort gesagt haben, aber in selbständiger Fassung ist dies Thema hier zum ersten mal behandelt. Der Verfasser kennt und durchdringt seinen Homer, überhaupt das Griechenthum, so wie es jeder classische Philolog sollte; auch hat er sich bemüht, auf dem ihm offenbar weniger heimischen Boden unsers eigenen Alterthums möglichst sicher auftreten zu lernen, und gewiß ist es ihm insofern gelungen, als das, was er hier sieht, richtig gesehen ist, nur sieht er nicht alles, was zu den charakteristischen Zügen des germanischen Heroen- und Frauenantlitzes der Vorzeit gehört.

Was die vergleichende Sprachkunde mit staunenswerthem Erfolg geleistet hat, das bemüht sich auch ein anderer Zweig der vergleichenden indogermanischen Alterthumskunde, die Mythologie, in ihrer Weise zu erreichen. Das größere gebildete Publikum ist neuerlichst durch Max Müller diesen Studien näher geführt worden, als es noch vor kurzem möglich schien, wo die nichtclassische Mythologie und nun gar erst die vergleichende eine ausschließliche Domäne weniger einsamer Forscher zu bleiben berufen schien. So wird denn auch der stattliche Band, der hier vor uns liegt, „Der Baumcultus der Germanen" von dem überaus fleißigen W. Mannhardt (Nr. 2) nicht blos in die Hände einzelner gelangen, die daraus irgendeine gelehrte Notiz zur Vervollständigung des eigenen Wissens holen wollen, sondern wir hoffen, daß er wirkliche Leser findet, wie er es in jeder Hinsicht verdient. Der an sich das deutsche Gemüth so anheimelnde Waldesgeruch weht durch das ganze Buch. So sehr wir auch von unsern heldenmäßigen Ahnen nach der Meinung mancher degenerirt sind, oder, was jetzt als modemäßiger gilt, so sehr wir über ihre naturalistische Barbarei durch die riesigen Fortschritte der exacten Wissenschaften uns erhoben haben: der Zauber des Waldes wirkt selbst auf den modernsten Darwinianer und eingefleischtesten Großstädter noch immer, wenn auch nicht mit jener nicht immer natürlichen Ueberschwenglichkeit, in der sich unsere Romantiker zu berauschen pflegten. Und hier aus den Blättern dieses Buchs dringt zu jedem noch etwas von dem poetischen Hauche der volksthümlichen Naturbeseelung, der Sage und Mythe, die sich nirgends behaglicher und lieblicher als in unserm deutschen Walde und seinen göttlichen oder dämonischen Gestalten entfaltete. Ist ja doch im allgemeinen unser Pantheon, verglichen mit dem griechischen und in gewissen Grenzen selbst mit dem römischen, nicht durch einen Ueberfluß ästhetisch befriedigender Bildungen ausgezeichnet. Namentlich die uns geläufigste Sippe derselben, die der Norden nach seiner Eigenart aus dem allgemeinen germanischen Fonds herausgearbeitet hat, wird dem Bedenken einer gewissen fratzenhaften Verzerrung oder Uebertriebenheit der ihrer Plastik zu Grunde liegenden Motive nicht entgehen können, womit denn aufs innigste zusammenhängt, daß alle diese Götter und Dämonengestalten, trotz der auf ihre Erzeugung verwandten Energie der Phantasie, es doch nur selten zu einer runden und dem Auge völlig anschaubaren Gegenständlichkeit ihres gleichviel ob schönen oder unschönen Daseins gebracht haben. Daß die Gebilde des Volksaberglaubens, soweit er aus unserer nationalen Mythologie stammt, wie etwa der Wilde Jäger und der größere Theil des Geister- und Hexenspuks, von selbst etwas phantastisch Verschwommenes haben, ist nach ihrer Stellung zum Volksleben und zur höhern Bildung der Nation begreiflich genug, aber auch hier zeigt sich gegen die der Art nach gleichen Niederschläge des alten Glaubens, die sich in dem modernen Griechenland und Italien erhalten haben, eine viel größere sinnliche Fülle und viel festere Umrisse, als sie unserm Volksgeist möglich geworden sind. Immer und überall ist es der innere Sinn, der nicht ganz in die Form aufgegangene, sondern durch die subjective Reflexion berührte Gedankenkern, der allen diesen Gebilden jenen Mangel an plastischer Durcharbeitung zu Wege gebracht hat. Das, was von den Naturschöpfungen wie von den vollendeten Kunstschöpfungen gilt: „Natur hat weder Kern noch Schale, alles ist hin mit einem male", darf man auf unsere deutschen Götter nicht anwenden. Bei ihnen klaffen Kern und Schale sehr merklich auseinander.

„Hermann der Cheruskerfürst", von H. Böttger (Nr. 3) führt uns zwar auch inmitten des germanischen Waldesdunkels, aber die Gestalten, die hier vor uns auftauchen, sind nicht die anmuthigen und gemüthvollen, nur leise schreckhaften der Waldgeister, der Holzweibel, Moosfräulein, Wildfrauen und Wildmänner. Hier ist es der volle herbe Ernst einer ungeheuern geschichtlichen Katastrophe, deren segensreichen Folgen wir es, wir mögen uns anstellen wie wir wollen, eben doch hauptsächlich verdanken, daß wir bis heute Deutsche geblieben sind. Es ist das erste entscheidende Zusammentreffen der zwei großen feindlichen Mächte, deren Hin- und Herwogen gegeneinander den Lebenskern der modernen Geschichte bildet, des Romanismus und des Germanenthums, und darum wird die deutsche Alterthumskunde und Geschichtsforschung immer wieder auf diese Schlacht im Teutoburgerwald zurückkommen, wenn sie auch durch ihre zu einer stattlichen Bibliothek angeschwollenen bisherigen Versuche, die hier über alles Einzelne lagernde tiefe Waldesnacht zu erhellen, belehrt sein könnte, daß in der Geschichte wie in jedem andern Gebiete des menschlichen Wissens gerade das, was am wissenswürdigsten wäre, am wenigsten gewußt werden kann.

Auch dieses Buch gibt sich redliche Mühe, auf einem neuen Wege die vermeintlichen oder wirklichen Irrpfade der frühern Forschung zu vermeiden. Aber obgleich wir dem Eifer und der patriotischen Wärme des Verfassers, der sich um die Specialgeschichte Niedersachsens vielfach verdient gemacht hat, Anerkennung zollen, können wir doch nicht umhin, zu bemerken, daß er uns zu viel Gewicht auf die vermeintlichen von ihm entdeckten Ueberreste des Schlachtfeldes, angebliche römische Lagerstätten und Leichenplätze, wie auch auf die volksthümliche Localtradition mit ihren an allerlei antike Reminiscenzen anklingenden Namen und Sagen legt. Es scheint auch das ein überwundener Standpunkt, wie der Name Hermann für Arminius, der wenigstens nicht in ein gelehrtes Buch gehört.

Nr. 4: „Diu Klage", von K. Bartsch herausgegeben, möge hier nur deshalb erwähnt werden, weil ein Blatt wie das unsrige die Verpflichtung hat, alle hervorragenden Erscheinungen der strengsten specialwissen-

schaftlichen Arbeit für die allgemeine Bildung zu vermitteln und darauf hinzuweisen, aus welchem minutiösen Detail sie selbst, ohne es zu wissen, mit Hülfe tausendfacher Kanäle ihre Lebenssäfte zieht. Die „Klage" ist, wie von vornherein zugegeben werden muß, nicht dazu geartet, jemals eine ähnliche Popularität in weitern Kreisen zu erlangen, wie sie ihrer eigentlichen Wurzel, den „Nibelungen", zutheil geworden ist. Was würde es helfen, wenn wir unsern Lesern vordemonstrirten, daß auch diese „Klage" an eigenartiger poetischer Beseelung keineswegs so weit hinter den „Nibelungen" zurücksteht, als das gewöhnliche Urtheil unserer Literarhistoriker mit seiner bedenklichen apodiktischen Kanonicität es haben will? Was würde es helfen, wenn wir nachwiesen, daß wir in der „Klage" auch insofern ein würdiges Gegenstück zu den „Nibelungen" besitzen, als sie das einzige Beispiel eines mit dem echten Epos naturgemäß und begrifflich verbundenen episch-lyrischen Nachhalls oder Ausklangs der ungeheuern Realität, die uns das eigentliche Epos vorführt, darbietet? Insofern steht die „Klage" in der gesammten Weltliteratur einzig da: überall finden sich Ansätze eines solchen aus dem tiefsten Grunde der künstlerisch schaffenden Volksseele hervorgesprossenen Gebildes; aber Ansätze sind noch nicht ein völlig durchgearbeitetes Kunstwerk, dessen äußerer Umfang von fast fünfthalbtausend Versen schon jede Vergleichung ausschließt.

Die Ausgabe von Bartsch ist der selbstverständliche Abschluß seiner großen Nibelungenausgabe und auch äußerlich genau ihr gleichgeformt. Durch einen seltsamen Zufall liegt, eben jetzt erschienen, ein beinahe riesiger Band, eine neue Ausgabe derselben „Klage" von Edzardi vor uns. Der Verfasser erkennt an, daß er im Princip und in den meisten Einzelheiten mit Bartsch, den er am Ende seines Drucks benutzen konnte, übereinstimme: das Publikum aber wird wahrscheinlich lieber nach der viel handlichern und übersichtlichern Ausgabe von Bartsch greifen.

Die Uebersetzung des „Armen Heinrich" von Karl Simrock (Nr. 5) bezeugt aufs neue, daß der verehrungswürdige Altmeister in der Wiederbelebung unserer poetischen Vergangenheit noch nichts von der Feinheit seines poetischen Formensinns eingebüßt hat. Es ist eine Neubearbeitung, aber gerade daran zeigt sich der Fortschritt der seelenvollen Entfaltung der hier gebotenen Kunstmittel durch die Vergleichung mit dem, was ein Menschenalter früher derselben Kraft möglich war, noch deutlicher als in dem, was zum ersten mal ans Licht tritt.

Gewiß gibt es in Deutschland nur wenige Menschen, die dieser zartesten Schöpfung unsers mittelalterlichen nationalen Kunstgenius mit einer ähnlichen Idiosynkrasie feindlich gegenüberstehen wie Goethe, der bekanntlich dagegen „eine physische Apprehension" empfand, weil darin die allerdings entsetzliche Krankheit des Aussatzes zwar nicht geschildert, aber doch zum Angelpunkt der ganzen Entwickelung gemacht wird, wie sie es in der den Dichter führenden echten Volkssage auch war. Schade, daß Lessing diesen „Armen Heinrich" nicht gekannt hat: er würde anders darüber geurtheilt haben. Vielleicht hätte er an ihm den Kanon für die absolut künstlerische Behandlung des an sich absolut Häßlichen besser als an jedem andern Motiv ähnlichen Inhalts abstrahiren können.

Ohne rechte innere Verkettung mit dem Obigen als jene allgemeinste, welche die Ueberschrift dieses Artikels gewährt, hier ein Wort über „Die deutsche Kaisergeschichte in Biographien" von G. Böse (Nr. 6). Es soll nichts mehr als ein recht eigentlich zur Lektüre in weitesten Kreisen bestimmtes Buch sein, und dazu eignet es sich durch seine frische, warme Stilisirung und durch den kräftigen Hauch des echtesten patriotischen Pathos, das wir leider noch immer an einzelnen deutschen Büchern als einen besondern Vorzug hervorheben müssen, während es sich doch, wenn unser nationales Dasein so gesund und ehrliebend wäre, wie es im Jahre 1875 von Gott und Rechts wegen sein sollte, von selbst verstehen müßte, daß jedes deutsch geschriebene und gedruckte Wort von dem Athem dieses einzig berechtigten Lebensgeistes der Gesammtheit und der Individuen durchzogen wäre.

Zum Schluß stellen wir in W. von Maltzahn's „Deutschem Bücherschatz" (Nr. 7) ein specifisch der Fachgelehrsamkeit bestimmtes und dienendes Erzeugniß eines in Deutschland namentlich gegenwärtig fast allein stehenden bibliophilen und bibliographischen Eifers hierher, um wenigstens die ehrenvolle und dankbare Erwähnung, die es auch dem größern gebildeten Publikum gegenüber verdient, nicht zu unterlassen. Auf ein Mehr hier einzugehen, wäre unstatthaft. Der allerengste Kreis der zünftigen Forscher in unserer Literaturgeschichte und Bibliographie ist doch nur allein berufen, davon Notiz zu nehmen und sich daraus im einzelnen zu belehren.

Heinrich Rückert.

Literatur über Gemeindefinanzen.

1. Die Gemeinde und ihr Finanzwesen in Frankreich, von Victor von Brasch. Leipzig, J. W. Krüger. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Die Communalbesteuerung (local-taxation) in England und Wales. Von T. Bödiker. Berlin, Kortkampf. 1873. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Die finanzwissenschaftliche Erörterung hat sich bisjetzt fast ausschließlich dem Staatsfinanzwesen, insbesondere den Staatssteuern zugewandt, während dem Finanzwesen der Gemeinden bis in die neueste Zeit von der Theorie kaum irgendwelche Beachtung geschenkt worden ist; und doch würde es dieselbe verdient haben. Denn die Gemeinde ist in ihrer Verwaltung, namentlich aber in ihrem Finanzwesen die Lehrmeisterin des Staats gewesen, und die Gemeinde hat zuerst das Recht der Selbstbesteuerung zu einem Zeichen der Freiheit und Selbständigkeit gemacht und so den modernen Begriff der Besteuerung im verfassungsmäßigen Staate begründet. Und wenn sie auch in den letzten Jahrhunderten an Bedeutung verloren hat in dem Maße, als der Staat an solcher zunahm, und heute der Staat ein viel entwickelteres Finanzwesen besitzt, so muß man doch den Ursprung desselben in der Gemeinde nicht verkennen. Aber nicht nur aus diesem historischen

Interesse verdient das Finanzwesen der Gemeinden Aufmerksamkeit, sondern es sind auch die ganz enormen Beträge, welche überall für Communalzwecke erhoben werden und in einzelnen Gemeinden die Staatssteuern schon erreichen oder übertreffen, die zu aufmerksamerm Studium dieses Zweigs der Finanzwissenschaft ermuntern dürften.

Wir können deshalb die im Titel genannten Schriften, von denen sich die erste zum großen Theil, die andere ganz mit der Communalbesteuerung beschäftigt und die französische und englische Gesetzgebung in diesem Punkte übersichtlich darstellt, nur freudig begrüßen.

Wie von vornherein anzunehmen, ist das Bild, welches die Communalbesteuerung Frankreichs derjenigen Englands gegenüber bietet, ein ganz anderes, so verschieden wie die locale Verwaltung der beiden Staaten überhaupt, welche in Frankreich auf fest geordneten und abgeschlossenen, dem Staate gegenüber zwar ziemlich unselbständigen aber doch lebensfähigen Gemeindeverbänden beruht, während in England ein hoffnungsloses Chaos von Verbänden zu bestimmten Zwecken ein eigentliches Gemeindeleben gar nicht aufkommen läßt und von Betheiligung des Volks und politischem Interesse daran gar nicht die Rede ist. Der berühmte historische Sinn der Engländer, welcher die ungesundeste Besitzvertheilung nicht verhindert hat, scheint sie auch hier in einen Sumpf geführt zu haben, aus welchem wol nur eine Revolution retten kann.

Das Steuerwesen der französischen Gemeinden ist ein fast ebenso vollständig geordnetes wie das des Staats:

> Die Gemeinde wendet sowol die Formen der directen wie der indirecten Besteuerung an. Die directen Gemeindesteuern sind Zuschläge zu den vier directen Staatssteuern, während die indirecte Besteuerung selbständig von den Gemeinden in Form des Octroi aufgelegt und erhoben wird. Eine Reihe communaler Taxen und Gebühren und die Einnahmen aus dem städtischen und ländlichen Grundbesitze vervollständigen das ordentliche Einnahmebudget der französischen Gemeinde. Im Gegensatz zur englischen Gemeinde erhebt die französische fast keine sogenannten „Zwecksteuern", d. h. solche, die ihren Namen von dem Zweck ableiten, für welchen sie erhoben werden.

In England hingegen ist das Kirchspiel, zusammengesetzt aus Gut (manor) und Bauerschaft (tithing) der eigentliche communale Urbezirk, die Grafschaft der größere Bezirksverband, die Städte sind ein Conglomerat von Kirchspielen, bisweilen eine eigene Grafschaft für sich bildend. Daneben bestehen eine Reihe von quasi communalen Verbänden für sehr verschiedene Zwecke, unbekümmert um die Grenze der Kirchspiele und Grafschaften. Demgemäß hat kein einzelner Verband ein autonomes Besteuerungsrecht, wie es kaum einen einzigen allgemeinen Grundsatz für die Communalbesteuerung gibt. Innerhalb der verschiedenen Verbände wird auf Grund besonderer Gesetze für jeden einzelnen Zweck eine besondere Steuer erhoben. Nur so weit das Gesetz dem Verbande ausdrücklich gestattet, für einen bestimmten Zweck eine Steuer auszuschreiben, kann mit deren Einsammlung vorgegangen werden. Theils sind es Localgesetze in großer Anzahl, welche die Veranlagung der einzelnen Steuern gestatten, theils Generalgesetze, welche indeß regelmäßig nur dispositive Bestimmungen enthalten und zur Voraussetzung haben, daß der Verband sich zu ihrer Annahme entschließt. Die Ausschreibung dieser sich zum Theil durchkreuzenden Steuern folgt aber dann wieder nicht auf Grund eines Beschlusses der Steuerzahler, sondern auf Anordnung von Beamten oder von Verwaltungsausschüssen (boards), die theils gewählt, theils staatlich bestallt sind. Eine Controle dieser boards und Beamten existirt nicht; ein Heer zum Theil überflüssiger besoldeter Beamten besorgt die Erhebung, und das Reclamationsverfahren gegen die Veranlagung ist schlecht geordnet; zudem beruhen alle diese Steuern ausschließlich auf dem Haus- und Grundbesitz. Die staatliche Oberaufsicht ist so gering wie die Theilnahme der Bevölkerung.

Um den beschränkten Raum d. Bl. für die beiden kleinen Schriften nicht ungebührlich in Anspruch zu nehmen, wollen wir uns mit diesen Andeutungen über die wesentlichsten Grundlagen der Communalbesteuerung in jenen beiden Ländern begnügen, und hoffen damit den Leser angeregt zu haben, diese in der That sehr interessanten Arbeiten zur Lektüre in die Hand zu nehmen.

H. von Scheel.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Der große Krieg zwischen Deutschland und Frankreich hat wenigstens die heilsame Folge gehabt, daß die Franzosen sich mehr mit unsern deutschen Zuständen, unserer Wissenschaft und Literatur beschäftigen als früher. Gleich nach dem Kriege schrieb Bourloton, der als Kriegsgefangener in Deutschland weilte, ein Werk über Deutschland: „L'Allemagne contemporaine", welches in vieler Hinsicht sogar als Ausdruck einer für unser Volk sympathischen Gesinnung betrachtet werden kann, und eine Menge neuer Anschauungen über deutsche Zustände in Frankreich verbreitete. Die Kenntnisse der neuern deutschen Literatur, welche Bourloton an den Tag legte, waren durchaus ungewöhnlich bei einem jüngern Franzosen. In Bourloton's Fußstapfen ist neuerdings Victor Tissot getreten mit seiner „Voyage au pays des milliards", einer Schrift, welche bereits acht Auflagen erlebte, ein Beweis für das Interesse, welches man in Frankreich den Berichten über Deutschland entgegenbringt. Tissot ist nun weit entfernt von der Liebenswürdigkeit, mit welcher Bourloton, und zwar gleich nach dem so blutigen und furchtbaren Kriege, sich in das deutsche Wesen zu vertiefen und die unleugbaren Vorzüge unserer Sitten und Einrichtungen ins Licht zu setzen suchte. Er reist nach dem Milliardenland, das er unter dem Eindruck des letzten großen Krachs erblickt; er bemüht sich besonders nachzuweisen, daß die deutschen Sitten weit verwahrloster sind als die französischen, entrollt einige novellistische Orpheumsbilder und erzählt Criminalgeschichten aus dem berliner Leben, beweist sogar aus den Inseraten der ehrwürdigen „Vossischen Zeitung" die Sittenlosigkeit, welche in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reichs herrscht. Schon früher macht er die Bemerkung, es sei gar nichts Seltenes, daß ein deutscher Ehemann, der in ein Café tritt, drei bis vier seiner frühern Frauen dort erblicke; er beschuldigt uns also der „successiven Polygamie". Wo er diese Erfahrungen gemacht, wissen wir nicht. Die deutsche Nation fühlt sich nach seiner Ansicht gegenwärtig höchst unbehaglich; dabei unterläßt er nicht, den Appetit der Süddeutschen als einen wahren Wolfs- und Heißhunger und ihren Durst als unerschöpflich zu schildern. Am interessantesten sind die Charakterbilder, die er vom Kaiser, vom

Kronprinzen, der in einem sehr günstigen Licht als Friedensfürst und Freund der Künste und Wissenschaften erscheint, von Bismarck und Moltke entwirft, deren Paläste und Wohnungen er aufgesucht hat. Es läuft dabei viel anekdotischer Klatsch mit unter; aber das Halbwahre ist wenigstens ergötzlich dargestellt und bleibt immerhin charakteristisch für die französische Auffassung und für einzelne Seiten der geschilderten Staatsmänner, welche eine solche Darstellung ermöglichen. Was neuere Autoren über die deutsche Presse schreiben, ist mehr oder weniger ein Auszug aus dem betreffenden Wuttke'schen Werk; auch die „Revue des deux mondes" hat ja einen Essay über dasselbe veröffentlicht. Der Fleiß, mit welchem Wuttke Daten über das deutsche Zeitungswesen gesammelt hat, ist gewiß anzuerkennen; doch ist seine Auffassung eine einseitige und wird das noch bei weitem mehr, wenn sie durch das Medium der französischen Nationalanschauung reflectirt wird. Seine Enthüllungen über die officiöse Presse sind den Franzosen besonders willkommen; sie suchen durch dieselben zu beweisen, daß die ganze öffentliche Meinung in Deutschland durch die Preßbureaux der berliner Regierung geleitet wird. Auch Tissot verweilt mit besonderer Vorliebe bei diesem Thema. Merkwürdigerweise spricht er so gut wie gar nicht in seinem Werke von deutschen Schriftstellern, die nicht Journalisten sind, und das Theater und die Musik in Berlin und in Deutschland existiren nicht für ihn. Er hat sich damit eine reiche Fundgrube pikanter Enthüllungen verschlossen, wie auf der andern Seite zugegeben werden muß, daß bei allem Verfall deutschen Bühnenwesens doch noch in den dramatischen Schöpfungen, die auf unsern Theatern aus älterer oder späterer Zeit fortleben, eine Macht deutschen Geistes und deutscher Kunst herrscht, welche gegen die Auswüchse der Krachzeit mit bedeutendem Gewicht in die Wagschale fällt.

In die Lücke, welche Tissot gelassen, tritt ein junger pariser Advocat, Paul Edmond Dreyfus, der sich lange Zeit in Deutschland aufgehalten, namentlich das deutsche Theater studirt hat und in der Zeitschrift „Dix-neuvième Siècle" Berichte über deutsche Sitten, besonders über das deutsche Bühnenwesen schreibt. Dasselbe ist in Frankreich jedenfalls eine terra incognita, und Bourloton, Paul de Saint-Victor und andere Schriftsteller wissen nicht viel mehr darüber zu sagen, als daß das deutsche Theater vom Abhub des französischen lebe. Obgleich diese Behauptung einen wunden Fleck unserer Bühne berührt, so ist sie doch unzweifelhaft falsch, und Paul Edmond Dreyfus hat das Verdienst, den Franzosen durch eine eingehendere Schilderung in seinen Artikeln „Le répertoire Allemand" klar zu machen, daß es in Deutschland an beachtenswerthen dramatischen Schöpfungen nationaler Talente nicht fehle. Obgleich er die Theater zu Berlin, Dresden und Leipzig kennt, so nimmt er doch das weimarische Theater zur Grundlage seiner Darstellung, eine Auszeichnung, welche der Intendanz des Baron von Loën zugute kommt. Auch Dreyfus hebt den stark kosmopolitischen Zug des deutschen Theaters hervor: so ist Shakspeare in Weimar der am häufigsten aufgeführte Dramatiker; nächst ihm ist Scribe von den ausländischen Autoren der beliebteste, seine Stücke „Bataille des dames", „Le verre d'eau", „Les doigts de fées" sind häufig in der Ilmstadt zur Aufführung gekommen. Außerdem constatirt Dreyfus mit Genugthuung, daß die französische komische Oper auf dem deutschen Repertoire eine große Rolle spielt und Auber in Weimar sogar die Concurrenz mit Meyerbeer aushält. Ueber die „Wagneromanie" will sich Dreyfus in einem größern Artikel aussprechen. Zunächst umrahmt er das weimarische Schauspielrepertoire mit Brustbildern deutscher Dramatiker, die nicht ohne Schärfe entworfen sind, obgleich man gegen diese oder jene Auffassung begründete Einwendungen machen könnte. Für Roderich Benedix ist er voll des Lobes, er wird der fruchtbarste und begabteste der dramatischen Schriftsteller Deutschlands in der Jetztzeit genannt. Dann heißt es: „Der arme Mann, der schon eine ganze Generation lachen machte und der ohne Zweifel noch viele Geschlechter in die heiterste Stimmung versetzen wird, starb den 26. Januar 1873 auf dem Stroh, après avoir tiré le diable à la queue pendant toute sa vie." Ohne Frage würde Benedix in Frankreich ein Palais wie Scribe erworben haben; aber daß er auf dem Stroh gestorben sei, das ist denn doch eine zurückzuweisende Hyperbel. Gerade in der letzten Zeit hatten sich seine Einnahmen durch die Deutsche Genossenschaft dramatischer Schriftsteller und Componisten und die Pünktlichkeit und Strenge, mit welcher dieselbe auch bei kleinern Bühnen die Honorare eintreibt, gehoben, obschon seine allerletzten Stücke nur sehr geringen Erfolg hatten. Von Freytag wird behauptet, er gelte für den ersten dramatischen Autor der Jetztzeit in Deutschland. Dreyfus selbst sagt von ihm, er sei ein beobachtender, aber sehr kühler Geist. „Seine Romane haben seinen Ruf vollends begründet. Der eine von ihnen, «Soll und Haben», ist in das Französische übersetzt worden und hat bei uns Leser gefunden. In letzter Zeit hat Freytag es unternommen, in einer Reihe von Gemälden die moralische und intellectuelle Geschichte Deutschlands seit seiner dunkelsten Vorzeit zu schildern. Die Deutschen machen viel her von dieser «Compilation» oder, wenn man will, von dieser literarischen Mosaik. Was mich betrifft, so sagte ich mir bei dem Durchlesen des vierten eben erschienenen Bandes: Das ist eine im Verlöschen begriffene Lampe!" Der Frau Birch-Pfeiffer wird große Bühnenkenntniß nachgerühmt. „Grillparzer", heißt es weiter, „ist vielleicht nach Goethe und Schiller der größte dramatische Dichter der Deutschen. Sein Unglück ist, griechische oder österreichisch-dynastische Tragödien geschrieben zu haben. Wer in aller Welt interessirt sich heute für König Ottokar's Glück und Ende, für Hero und Leander, für Sappho, für Medea? Ich sah in Berlin von der vortrefflichen Schauspielergesellschaft des Herzogs von Meiningen das Fragment «Esther» aufführen. Diese dramatische Bluette hat nicht blos eine bewunderswerthe Localfarbe, sie ist auch eine köstliche Studie des menschlichen Herzens. Alle Werke von Schiller enthalten nichts Schöneres als den zweiten Act der «Medea» und die letzte Scene der «Sappho»." Dem Herausgeber d. Bl. wird in Bezug auf seine „geistreich erfundenen Lustspiele" viel Freundliches gesagt; auch seine Nationalliteratur als diejenige Literaturgeschichte hervorgehoben, die vielleicht am meisten unparteiisch und lehrreich sei und sich am besten lese. Dagegen wird ihm vorgeworfen, daß er, wie auch Paul Heyse, zu viele Hasen auf einmal jage, daß es ihm an Concentration fehle, daß er sich zu sehr zersplittere. Dann heißt es: „Er hat auch eine Geschichte unsers zeitgenössischen Theaters geschrieben, welche in mancher Hinsicht verdiente in Frankreich bekannt zu sein. Sie enthält mehr als einen treffenden Gedanken, dem nur die Autorität eines französischen Schriftstellers fehle, um seinen Weg durch die Welt zu machen (!)"

Bibliographie.

Kardorff-Wabnitz, W. v., Gegen den Strom. Eine Kritik der Handelspolitik des deutschen Reichs an der Hand der Carey'schen Forschungen. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 M.

König, E. A., Hans Friedberg. Roman. Jena, Costenoble. 1876. 8. 5 M.

Kopp, W., Bilder aus der Mark. Dichtungen. Freienwalde, Dräseke. 16. 60 Pf.

Koppel, E., Savonarola. Trauerspiel. Bernburg, Schmelzer. 8. 2 M.

Krogh, F. v., Erinnerungen aus Griechenland. Kopenhagen, Reitzel. 1874. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.

Lang, W., Transalpinische Studien. In 2 Bdn. Leipzig, Hartung u. Sohn. 8. 6 M.

Leyden, E., Schlichte Gedichte. Zürich, Verlags-Magazin. 1876. 8. 60 Pf.

Löbe, M., Das herzogliche Residenz-Schloß zu Altenburg. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Loos, H. v., Zur Geschichte des 1. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 25. 1) Gefecht bei Villersexel, den 9/10. Januar, 2) Gefecht bei Arcey-Ste.-Marie und Aibre, den 13. Januar 1871. Wesel, Bagel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Mensch, H., Polymele. Eine Sammlung von Uebersetzungen deutscher Dichtungen ins Englische, Französische und Lateinische. Berlin, F. Thiele. 8. 1 M. 50 Pf.

Moser, O., Soldatengeschichten. Leipzig, Dyk. Gr. 16. 90 Pf.

Mühlfeld, J., Kleine Romane. 3 Bde. Dresden, Baensch. 8. 10 M.

Rühl, G., Nach dem 1. Oktober. Eine Hochzeitsgeschichte. Neusalz, Lange. 1876. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Schebek, E., Wallensteiniana in Memoiren, Briefen und Urkunden. Prag, Mercy. Lex.-8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 25. November 1875.

Neue Romane und Erzählungen.

1. Drei Städte. Roman von Albert Stutzer. Drei Bände. Leipzig, R. Schäfer. 1875. Gr. 8. 10 M.
2. Braunschweiger Tage. Historischer Roman von Otto-Walster. Braunschweig, Bracke jun. 1875. 8. 4 M.
3. Silber und Scheidemünze. Roman von Stanislaus Graf Grabowski. Drei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1875. 8. 12 M.
4. Aus grauer Heide. Criminalgeschichte von J. D. H. Temme. Zwei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1875. 8. 7 M.
5. Ein Frühlingstraum. Roman von Johannes van Dewall. Stuttgart, Hallberger. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.
6. Sophie. Eine Erzählung vom Rigaer Strande von Rudolf Schulz. Leipzig, Bidder. 1875. 8. 3 M.
7. Erzählungen von Maria Freiin von Ebner-Eschenbach. Stuttgart, Cotta. 1875. 8. 5 M.
8. Drei Ehestandsgeschichten. Erzählt von Josias Nordheim. Braunschweig, Zwißler. 1874. 8. 1 M. 80 Pf.
9. Die Pflegegeschwister. Eine Erzählung von Jenny Bach. Braunschweig, Zwißler. 1874. Gr. 16. 3 M.
10. Frühlingsblumen. Novellen und Märchen von Jenny Bach. Braunschweig, Zwißler. 1874. 16. 2 M. 70 Pf.

London, Paris und Berlin sind die „drei Städte“, in welchen die Handlung des Romans von Albert Stutzer (Nr. 1) sich abwickelt. Wie es scheint, ist dieser Roman ein Erstlingswerk; ich schließe dies daraus, daß der Autor in mancher Hinsicht seiner Redseligkeit die Zügel schießen läßt. Ich habe mehrere Kapitel gefunden, welche allgemeine sociale und ästhetische Fragen behandeln, die weder mit der Handlung noch mit dem Charakter oder der Sinnesart der handelnden Personen zusammenhängen. Diese Excurse gehören aber nicht in ein Kunstwerk — und ein Kunstwerk soll doch jeder Roman sein —, sie stören den einheitlichen Eindruck, welchen der Leser bei der Lektüre erhalten soll, erregen unnützerweise Sympathie oder Antipathie für den Autor, welcher nur im verborgenen die Fäden der Handlung leiten soll, und sind schließlich doch der Natur der Sache gemäß ihrer Beschränkung wegen unvollständig und nicht erschöpfend. So ziehen solche Excurse nur den Roman in die Länge. Und an dieser Länge leidet denn auch die vorliegende Erzählung trotz der überreichen Vorgänge, welche beschrieben werden. Sollte ich mich dennoch in meiner Ansicht, daß „Drei Städte“ ein Erstlingswerk ist, irren? Vielleicht, denn abgesehen von jenem gerügten Fehler, kann man dem Autor eine gewisse Routine in der Erzählungskunst, welche das moderne Lesepublikum in seiner großen Mehrzahl liebt, nicht absprechen. Freilich sind die Mittel, um das Interesse des Lesers wachzuhalten, etwas grob und abgebraucht und zeugen durchaus nicht dafür, daß hier ein jugendlich frisches Talent sich Bahn zu brechen sucht. Was für eine seltsame Effecthascherei ist es z. B., die Kapitel durchgängig abwechselnd in Berlin, Paris, London spielen zu lassen, sodaß der Leser niemals eine ruhig fortlaufende Erzählung zu Ende lesen kann, da das folgende Kapitel plötzlich die Fortsetzung eines schon früher angefangenen bringt. Denn im Grunde enthält dieser dreibändige Roman drei Erzählungen, welche zuerst gemüthlich nebeneinander hergehen und zum Schluß erst sich in eine verschmelzen. In London lebt ein junger tugendhafter Maler von deutscher Abstammung, er verliebt sich in eine kühle Tochter Albions, wird aber zugleich mit Liebesanträgen von einer wollüstigen französischen Abenteurerin verfolgt, die fähig ist, ihn aus Liebe zu ermorden. In Paris lebt ein noch viel tugendhafterer deutscher Musiklehrer, welcher ebenfalls Liebesabenteuer erlebt, die ihn — zwar ohne seine Schuld — fast ins Zuchthaus bringen, da seine Verfolgerin eine leichtfertige und sinnliche Kokette ist, welcher jedes Mittel, um zum Ziele zu gelangen, recht ist. In Berlin finden wir einen wiederum sehr tugendsamen und ehrenfesten Regierungsrath, der jedoch das Unglück hat, passionirter Spieler zu sein. Diese Leidenschaft benutzt ein Schurke, um ihn zu Grunde zu richten. Und weshalb? Weil der Regierungs-

rath ihm seine tugendhafte Tochter nicht zur Maitresse geben will. Doch als Deus ex machina springt ein wohlhabender Freund in die Bresche und rettet, was zu retten ist, nämlich die Ehre des Vaters und der Tochter. Diese letztere wird ebenfalls von dem weitherzigen Maler geliebt, welcher lange nicht weiß, wen er heirathen soll, die Engländerin oder die Deutsche. Letztere liebt ihn mit außerordentlicher Glut wieder, ist aber so merkwürdig spröde, daß sie seinen Anträgen kein Gehör schenkt. Soll diese Sprödigkeit etwa das charakteristische Kennzeichen einer echten deutschen Jungfrau sein? Es scheint fast so, denn der Autor spricht stets mit Bewunderung von ihr und sagt schließlich, als sie stirbt: „Der Allmächtige hatte einem der edelsten Herzen, das je geschlagen, Stillstand geboten!"

Es ist nicht möglich, den ganzen Inhalt des Romans in wenigen Sätzen zu skizziren, würde sich auch kaum der Mühe lohnen, da die einzelnen Vorgänge und Handlungen sowie auch die Charaktere sehr schablonenmäßig zugeschnitten und untereinander nur lose verknüpft sind. Aber trotzdem wird der Autor Glück mit seinem Roman machen, denn er erzählt gut und spannend. Leihbibliothekleser werden ihm den Beifall zollen, welchen eine ernste Kritik ihm nicht geben kann.

Originelle Züge habe ich fast gar nicht entdecken können; der Autor hat es sich sogar entgehen lassen, den drei Städten London, Paris und Berlin einige Localfärbung zu verleihen, sie könnten ebenso gut durch die Städte Posemuckel, Buxtehude und Katzenellnbogen repräsentirt werden. Auch finden sich mancherlei Tendenzen, die nicht mehr neu sind und trotzdem mit Wichtigkeit betont werden. Dahin gehört das Bestreben des Autors, Berlin auf Kosten von London und Paris herauszustreichen. Der Patriotismus ist eine schöne Sache, kann aber in komischer Weise übertrieben werden, und das geschieht hier. Wer etwas in der Welt herumgekommen ist, weiß, daß Berlin als Weltstadt nicht mit London und Paris concurriren kann. In den Hauptpersonen werden auch die drei Nationen mit ihren Eigenthümlichkeiten repräsentirt, und da tritt die alte systematische Doctrin hervor, daß die Franzosen gefallsüchtig, prahlerisch und sinnlich, die Engländer arrogant, berechnend und eigensinnig, die Deutschen aber ideal und tugendsam sind. Diese Anschauungen sind jetzt wieder sehr verbreitet im deutschen Volk; der Romanschriftsteller darf aber nicht mit ihnen kokettiren, es ist in der Kunst ein verbotener Kniff, um Sympathie zu erwecken. Weniger verübeln will ich dem Autor, daß auch er wie so viele seiner modernen Collegen den deutsch-französischen Krieg in seine Erzählung hineinzieht. Es ist an der Tagesordnung, denselben in Romanen als Staffage zu benutzen, aber ich fürchte sehr, auch dieser Kunstkniff wird bald nicht mehr ziehen, denn einem neugierigen Romanleser muß es auf die Länge langweilig werden, seitenlange politische und patriotische Recapitulationen allbekannter Vorgänge wieder und wieder lesen zu sollen.

Der historische Roman von Otto-Walster: „Braunschweiger Tage" (Nr. 2) spielt zu Anfang des 17. Jahrhunderts und behandelt in sehr frei poetischer Weise die Händel zwischen der Stadt Braunschweig und Herzog Wilhelm Ulrich von Braunschweig, sowie den Zwist der innern Parteien untereinander. Außerordentlich lebensvoll, klar und packend ist die Schilderung des alten hansestädtischen Lebens, welche der Autor uns gibt; die große politische Macht des hanseatischen Städtebundes ist zwar zu jener Zeit schon vollständig gesunken, doch wenn auch der Bund zerfallen, in den einzelnen Städten lebt noch der alte stolze und starre Bürgersinn fort, welcher einige Jahrhunderte früher viel dazu beigetragen hatte, daß Niederdeutschland nicht von den Schweden und Dänen erobert wurde. Im 17. Jahrhundert zehrten die Hansebürger an diesen glorreichen Erinnerungen, und wenn es ihnen auch mislungen war, die politische Bedeutung ihres Bundes wiederherzustellen, so trotzten sie doch hinter ihren Stadtmauern auf ihre Privilegien und Freiheiten. Die vornehmen Geschlechter insbesondere haßten die angemaßte Oberhoheit ihrer Herzoge oder Grafen und hielten in der Stadt ein kräftiges, wenn auch oft tyrannisches, oligarchisches Regiment aufrecht. Dadurch verwickelten sie sich nicht nur mit ihrer Obrigkeit „von Reichs wegen" in fortwährende blutige Streitigkeiten, sondern auch mit den Zünften und Gewerken ihrer eigenen Stadt. Besonders Braunschweigs Geschichte ist reich an blutigen Revolutionen des Volks und trotzigen Fehden zwischen den wolfenbüttler Herzogen und ihrer „getreuen Stadt" Braunschweig. Die Episode, welche vorliegender Roman behandelt, ist historisch eine der interessantesten, da Fehden im Innern und nach außen zusammenfielen. Ein überreicher Stoff bietet sich dem Historiker zur Verarbeitung dar, noch mehr aber dem Romandichter, welcher vorzüglich die Aufgabe hat, die geschichtlichen Persönlichkeiten, welche in den Chroniken nur kurz und schattenhaft skizzirt sind, wieder ins Leben zu rufen, mitsammt ihrer ganzen Umgebung, den kampfbegierigen Rittern und Landsknechten, dem grollenden Volk, den hochmüthigen, siegesstolzen Geschlechtern, den conspirirenden Gewerken. Meiner Meinung nach ist dieses dem Autor in überraschender Weise gelungen. Phantasie und historische Combinationsgabe haben ihn nicht im Stich gelassen und ihnen verdanken wir es besonders, daß der jetzt so fremdartige Geist der damaligen Zeit uns anheimelt, daß wir gern und willig diese rohen, nach den Begriffen unserer modernen Cultur so ungebildeten Ritter und Stadtleute auf ihren abenteuerreichen Kriegswegen begleiten, ihnen Bewunderung zollen und ihren verschiedenartigen Bestrebungen dem Geiste jener Zeit gemäß Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eine trockene Geschichtschreibung vermag das viel weniger zu bewirken als der historische Roman, und hierin liegt der besondere Werth dieser letzten Gattung, welche vom rein ästhetischen Standpunkt aus betrachtet nur als ein Pflegekind der Poesie angesehen werden kann. Deshalb darf der Kritiker auch nicht allzu streng mit der Einheit der Handlung eines solchen Romans ins Gericht gehen, darf auch nicht verlangen, daß alle Einzelheiten ästhetisch und psychologisch fein ausgemeißelt seien; stets muß man berücksichtigen, daß bei aller Freiheit, die sich der Dichter erlauben darf, doch die Wirklichkeit der geschichtlichen Vergangenheit die Basis bildet, auf welcher die Erzählung sich aufbaut, und diese Wirklichkeit ist durchaus nicht ästhetisch, geschweige denn ideal gewesen. Es gibt An-

toren, welche in ihrem sogenannten historischen Roman mit geschichtlichen Namen um sich werfen, die ganz andere, idealere Helden bezeichnen, als die Träger derselben in Wirklichkeit waren. Zu diesen gehört Otto-Walster nicht; selbst diejenigen Gestalten, welche er frei aus der Phantasie hinzugeschaffen, sind solche, die damals wirklich gelebt haben können. Um so merkwürdiger berührt es deshalb, daß dann und wann diesen lebenskräftigen, urwüchsigen Personen Redensarten und Phrasen in den Mund gelegt werden, in denen plötzlich der moderne Politiker und Parteimann seine Stimme erschallen läßt. Mancherlei Ansichten über Religion, Staat, Wissenschaft und Humanität stören geradezu, weil sie in jener Zeit wahrscheinlich gar nicht, jedenfalls nur ganz vereinzelt geäußert worden sind. Ich tadele diese Ansichten nicht, wenn ich auch vieles gegen sie einzuwenden habe, aber sie sind hier nicht am richtigen Platze. Wenn jemand die Absicht hat, seine tendenziösen Ansichten innerhalb eines Romans zum Besten zu geben, so möge er einen schlechtern Roman schreiben; ein guter, wie dieser, darf nicht durch sie verunziert werden.

Otto-Walster hat schon einige Romane veröffentlicht, welche von Talent zeugen; ich halte diesen neuesten jedoch für seinen besten, was sowol die vortreffliche Diction und die klare Anschaulichkeit des Erzählten, als auch die zunehmende Spannung des Interesses, welches der Leser vom Anfang bis zum Ende an der Erzählung nehmen wird, betrifft. Der Raum verbietet es mir, auf den Stoff und die Behandlung desselben näher einzugehen; ich kann nur wünschen, daß dies Buch recht zahlreichen Lesern in die Hände fällt und, was die Hauptsache ist, von ihnen auch aufmerksam und mit Genuß gelesen wird.

Stanislaus Graf Grabowski, der jüngst verstorbene fruchtbare Romanschriftsteller, hat uns in dem vorliegenden Roman „Silber und Scheidemünze“ (Nr. 3) ein Werk hinterlassen, das sich allen übrigen Romanen des beliebten Autors würdig zur Seite stellt. Grabowski ist kein himmelstürmender Poet, auch kein großer philosophischer Denker, aber ein vortrefflicher Beobachter im gesellschaftlichen Leben. Er porträtirt mehr als er schafft, seine Gestalten sind alle lebenskräftig aus der platten Wirklichkeit herausgegriffen, nirgendwo sucht er sie zu Trägern einer höhern Idee zu machen oder durch sentimentale und phrasenhafte Reflexionen gewaltsam in „schöne“ Gestalten umzuwandeln; deshalb fehlen auch bei ihm die sogenannten schönen Stellen. Gerade deshalb ist es so erfrischend, seiner schlichten, prunklosen und doch so spannenden Erzählung zu folgen, denn schöne Stellen können den Leser zur Verzweiflung bringen, wenn sie nur dazu dienen sollen, die geringe epische Productionskraft des Autors zu verhüllen. Knapp und einfach ist die Sprache auch in diesem vorliegenden Roman, die Handlung fließt ruhig ohne stürmische Effectscenen dahin, ein männliches gesundes Gefühl läßt uns die Leiden und Freuden der Helden und Heldinnen mitfühlen, als ob sie Personen unserer nähern Bekanntschaft wären; urwüchsiger, ich möchte fast sagen naiver Humor, der bisweilen sogar in ironische Satire sich verkehrt, tritt besonders an den Stellen hervor, wo ein anderer Autor sich vielleicht zur weichlichen Sentimentalität hätte verführen lassen; und endlich fehlt auch nicht ein gesunder männlicher Ernst, der rücksichtslos sein Verdammungsurtheil ausspricht, wenn die Schäden unserer modernen Gesellschaft besprochen werden. Grabowski ist kein Dichter, aber ein scharf blickender Weltmann und Erzähler, welcher gegen sich selbst und seine Mitmenschen gerecht ist. Der Titel: „Silber und Scheidemünze“ weist auf zwei Hauptpersonen hin, mit deren Liebesgeschichte sich der Roman hauptsächlich befaßt. Liddy und Ella sind die Töchter eines reichen, egoistischen, in den Augen der Welt aber soliden Commerzienraths in der sächsischen Stadt M**. Liddy tritt uns im ersten Bande entgegen als eine liebenswürdige, hübsche und gut beanlagte junge Dame, welche von dem Stolze ihres Vaters nichts geerbt hat, wohl aber Gutmüthigkeit und Mitgefühl für die Leiden der Armuth besitzt. Ein junger Arzt, Doctor Schneider, verliebt sich leidenschaftlich in sie, sie erwiedert seine Liebe und setzt es mit dem Eigensinn einer verzogenen Tochter durch, daß der hochmüthige Vater seine Einwilligung zur Verlobung gibt. Der Bräutigam ist untröstlich, als der plötzlich ausbrechende französische Krieg ihre Verheirathung hindert, denn Doctor Schneider muß als Militärarzt auf den Kriegsschauplatz eilen. Er ist ein gesinnungstüchtiger, pflichttreuer Mann, er wirft nicht mit schönen und sentimentalen Redensarten um sich beim Abschied, während Liddy sich in Schmerz und Klagen zu berauschen scheint. Im Laufe der Zeit jedoch ändert sich das Benehmen und die Sinnesart dieser Dame allmählich; ein kleinlicher Egoismus, noch immer mit sogenannter Gutmüthigkeit gepaart, beherrscht sie mehr und mehr, das zurückgezogene Leben einer bangenden Braut behagt ihr nicht, sie tritt in ostensibler Weise in einen patriotischen Unterstützungsverein ein, erfrischt die „lieben Gefangenen“ am Bahnhof, plappert französisch mit den Turcos, tanzt auch sehr gern auf Festen und beginnt endlich mit einem italienischen Grafen zu kokettiren, der sich später als Schwindler und Betrüger herausstellt. Doctor Schneider kommt zurück, findet seine geliebte Braut sehr verändert, und ergreift nicht ohne tiefen Schmerz den ersten Anlaß, um seine Verlobung rückgängig zu machen. Liddy scheint wiederum in Verzweiflung zu fallen, sie bildet sich selbst ein, aufrichtig ihren Leichtsinn zu bereuen, kommt aber über diese oberflächliche und gutmüthige Reue nicht hinaus, denn als es ihr nicht gelingt, den alten Geliebten wieder zu fangen, begnügt sie sich mit einem adelichen Gecken, welcher sie auf das verfallene Schloß seiner Vorfahren heimführt. Ist dieses Weib verdammungswürdig, sittlich werthlos? Gewiß nicht, aber — Scheidemünze. Ein hochstrebender Mann, der ideale Gesinnungstüchtigkeit besitzt, wie Doctor Schneider, wählt sich als Ehegenossin lieber eine der Damen, welche nicht so landläufig und gutmüthig egoistisch sind wie Liddy; er greift zur Silbermünze, und diese ist Ella, die bescheidene, sinnige, treuliebende Jungfrau. Die Schilderung dieser ist dem Autor nicht so gut gelungen; Ella tritt zu wenig in den Vordergrund, sie verhält sich allzu passiv, und deshalb vermag sie den Leser nicht in dem Grade zu interessiren, wie der Autor wünschen möchte. Dieser Mangel ist zu beklagen, beeinträchtigt jedoch nicht die tüchtige

Moral, welche unausgesprochen der Erzählung zu Grunde liegt: Man ist deshalb noch kein edler Mensch, wenn man sich in den Grenzen des gesellschaftlichen Anstandes bewegt, niemals die traditionellen Vorschriften der Moral verletzt, nicht betrügt, nicht stiehlt, nicht sinnlichen Ausschweifungen sich ergibt, man thut eben nur seine Pflicht und Schuldigkeit. Vor allem fehlt dieser Dame der feste Charakter, welchen Ella trotz ihrer Sanftmuth besitzt.

Eine einfache Erzählung ist es, die ich eben zu skizziren versucht habe, aber die handelnden Personen kommen tausendfach in der Wirklichkeit vor, ohne daß sie viel beachtet würden. Grabowski will diese Beachtung hervorrufen; ob es ihm gelingt, möge dahingestellt bleiben. Ein jeder greife in seinen Busen und prüfe sich selbst, ob dort Silber oder Scheidemünze vergraben liegt.

Viele bunte Bilder und Gestalten beleben und illustriren in munterer und ernster Weise die Erzählung. Der egoistische Handelsherr, der abgefeimte Bankdirector Wellmann nebst gleichgearteter Gattin, die treffliche alte Mutter des Doctors, deren jüngerer Sohn, welcher von einer intriguanten Französin aus Patriotismus ins Netz gelockt wird, der arme, ehrenwerthe, trotzige Fabrikarbeiter Wernicke, das Schwindlerpaar Odo und Bertha, der vortrefflich humoristisch gezeichnete Director der „Künstlergesellschaft", welche theatralische, gymnastische und vocale Vorstellungen bei den deutschen Truppen vor Paris gibt — alle greifen wirksam in die Haupthandlung und die Nebenhandlungen ein. Die Schilderungen einzelner Vorgänge, z. B. die Arbeiterrevolution gegen den herzlosen Commerzienrath, sind vortrefflich gelungen. Ich bin sicher, auch der gewiegteste Romanleser wird sich nicht langweilen. Allerlei Ansichten, Vorurtheile, Darstellungen laufen allerdings mit unter, welche nicht immer exact oder unparteiisch sind, jedoch, wo das Ganze gefällt und ethisch befriedigt, soll man nicht an Kleinigkeiten mäkeln. Sehr wohlthuend berührt es, daß der Autor, da er nun doch einmal den großen Krieg mit in die Erzählung hineingezogen hat, sich unnöthiger patriotischer Wallungen enthält und so wenig wie möglich journalistische Tagesmeinungen reproducirt. Daß er bisweilen dem französischen Volk einige Seitenhiebe versetzt, ist nur gerecht, denn er schont auch sein eigenes Volk nicht. Da er kein Dichter ist, so ist seine Erzählung im ganzen mehr Grau in Grau gezeichnet, Grau in Grau wie die — Wirklichkeit.

Der Roman von Temme: „Aus grauer Heide" (Nr. 4) spielt im Münsterlande und zwar in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts. Im Jahre 1806, als die Preußen dieses Land besetzt hielten und nicht allzu zartfühlend und rücksichtsvoll mit dem urwüchsigen Münstervolke verkehrten, hatte ein Offizier die Gattin eines westfälischen Edelmanns zur Untreue verleitet. Er mußte diese Spitzbüberei mit dem Tode büßen, denn der erzürnte Edelmann und dessen Freund, der Bauer Marsmann, schossen ihn meuchlings nieder. Dieser Mord, welcher fast schon verjährt ist und damals nicht bestraft wurde, weil die Kriegsunruhen keine ruhige Untersuchung zuließen, ist der Angelpunkt des Criminalromans. Das Volk ahnt den richtigen Zusammenhang. Drei Leute sind aber genau davon unterrichtet: zuerst die verführte Frau, welche die Verzeihung ihres Mannes nicht erlangen konnte und einsam melancholisch in einem Flügel des großen Schlosses dahinlebt, sodann der alte Schäfer und Spökenkieker (Geisterseher) Thomas, von dem die Sage geht, daß er weit über hundert Jahre alt sei, und endlich der Kapuzinerpater Engelbert, welcher das Geständniß des Bauern als Beichtgeheimniß streng und gewissenhaft bewahrt. Von Gewissensbissen gefoltert haben der Edelmann und der Bauer fast achtzehn Jahre dahingelebt, unglückselig und melancholisch sieht es auch in den Familien der beiden aus. Da erzürnen sich die beiden Freunde eines Tags heftig, schießen gegenseitig aufeinander, und der Graf wird schwer verwundet ins Schloß zurückgebracht. Gerade an diesem Tage trifft eine hochmüthige Stiftsdame aus Osnabrück ein, welche eine militärische Gerichtscommission mit sich führt, die den geheimnißvollen Mord ihres Bruders, des Offiziers, untersuchen soll, ehe die Sache verjährt. Großer Schrecken bemeistert sich der Schuldigen, auch die Kinder derselben werden nun Mitwisser des Verbrechens, aber beide entschließen sich, endlich der Wahrheit die Ehre zu geben. Der Tod durch Henkershand scheint ihnen gewiß, die rachsüchtige Stiftsdame triumphirt, aber zu früh. Plötzlich tritt der alte Schäfer Thomas mit einer wohlbegründeten Anklage gegen die geistliche Dame hervor. Durch Zufall ist es ihm bekannt, daß diese die Mutter eines Kindes ist, welches vor langen Jahren ausgesetzt in der Heide gefunden wurde; die Stiftsdame schlägt schnell den Proceß gegen den Grafen und den Bauer nieder. Diese letztern fühlen sich gleichwol nach ihrer öffentlichen Beichte von dem schweren Gewissensdruck befreit, welcher ihnen Strafe genug gewesen ist für ein Verbrechen, das sie im gerechten Jähzorn begangen haben, und versöhnen sich; die Gräfin erlangt ebenfalls Verzeihung. Freude und Friede herrscht wieder in beiden Häusern, auch zwei Brautpaare finden sich, die den vergnügten Schlußeffect noch erhöhen. Temme ist in weiten Kreisen als Erzähler beliebt. Auch dieser Roman enthält eigenthümlich schöne Schilderungen; der starre Charakter des westfälischen Volks, die düstere melancholische Heide sind trefflich geschildert. Die Spannung fehlt selbstverständlich dem Roman nicht. Anstößig dagegen bleibt der bekannte manierirte Stil des Verfassers; er soll kurz und kernig sein, ist aber trotz alledem häufig sehr weitschweifig. Wer sich mit demselben befreundet hat, wird auch diesen Roman gern lesen, obgleich er weit davon entfernt ist, ein Kunstwerk zu sein.

Johannes van Dewall hat sich als Romanschriftsteller in kurzer Zeit einen Namen gemacht. Auch die vorliegende Erzählung „Ein Frühlingstraum" (Nr. 5) ist mit vielem Geschick und Geist geschrieben. Originell componirt ist sie allerdings nicht, auch sind die handelnden Personen, bis auf eine, ziemlich gewöhnliche Romanfiguren. Zu diesen rechne ich insbesondere den Haupthelden, den Baumeister Wagner, welcher uns seine Herzensgeschichte, seinen Frühlingstraum erzählt. Er ist ein ehrenhafter Tugendheld, freundlich in seiner Gesinnung, tüchtig in seinem Beruf, schwärmerisch und durchaus nicht mistrauisch in seiner Liebe, sieht auch ganz hübsch und stattlich aus, wie die Titelvignette des Buchs bezeugt, und besitzt gewiß sonst noch alle Eigenschaften eines guten Staatsbürgers. Er wird aber dadurch langweilig, daß er niemals aus seinem sittlichen Gleichgewicht kommt,

niemals thatkräftig in die Handlung eingreift, niemals sein egoistisches Interesse außer Augen läßt, obgleich er ein gutmüthiger Mensch zu sein scheint. Solche Figuren treten jetzt oft herrschend in Romanen hervor, sie sind die mit guten Fähigkeiten ausgestatteten Vorbilder der ehrenwerthen Philister. Daß diese Menschen aber die Weltgeschichte nicht vorwärts bringen, weil ihnen die nöthige geniale Leidenschaftlichkeit fehlt, steht wol fest. Ein solcher „Held" hat folgenden Frühlingstraum gehabt: Als verwundeter Landwehroffizier wird er im Jahre 1866 bei einer dresdener Familie Ivernois einquartiert. Seine Blicke fallen auf die bildschöne, anmuthige Nichte des Hauses, Adda. Sie sehen und lieben ist eins. Leider findet er einige Hindernisse vor, um sich mit ihr sofort zu verloben oder gar zu verheirathen: er besitzt keinen großen Reichthum, und sie wird von zwei Engländern, einem alten und einem jungen, umworben. Adda ist aus einer aristokratischen, aber verarmten Familie; deshalb bemühen sich Mutter und Tante, die eine für den jungen, die andere für den alten Engländer, sie zu verheirathen. Die Tante setzt ihren Willen durch, die Verlobung findet mit dem alten Mr. Blunt statt. Unser Held hat bis dahin keinen Schritt gethan, um dies zu verhindern, denn einige pedantische Sermone über den Werth des Geldes, welche er dem jungen unerfahrenen und lebenslustigen Mädchen hält, sind nicht geeignet, den sehr weichen Charakter des Mädchens plötzlich stark genug zu machen, daß es sich thatkräftig gegen die schmähliche Verkuppelung wehrt. Trotzdem er durch dies schwächliche Benehmen Adda's den sittlichen Werth ihres Charakters hätte einsehen sollen, macht er ihr am Abend des Verlobungstags noch eine glühende Liebeserklärung. Sie scheint ihn wiederzulieben, doch eine Störung tritt ein; Mutter und Tante sorgen dafür, daß Adda gleich den andern Tag verreist, während Wagner durch eine Erkältung von neuem ins Wundfieber zurückfällt. Als er nach einigen Wochen gesundet ist, hat Adda geheirathet. Hier schließt der erste Theil der Erzählung. Der zweite spielt drei Jahre später in Paris. Adda tritt dort dem immer noch etwas melancholischen Baumeister als liebenswürdige, aber höchst emancipirte femme du monde entgegen; la farce est jouée, der Frühlingstraum ist aus. Adda war nur eine hübsche Puppe ohne Geist und Charakter. Unser Held sowol, wie sie, sind etwas gewöhnlich, und was sie sprechen und thun, ebenfalls. Dieser Frühlingstraum würde den Leser kaum befriedigen, wenn nicht noch eine Person wirksam in die Handlung eingriffe, die in der That so originell und doch so lebenswahr gezeichnet ist, daß man am Schluß der Erzählung sehr bedauert, von ihr Abschied nehmen zu müssen. Diese Persönlichkeit ist im ersten Theil noch ein vierzehnjähriger Pensionsbackfisch, Französin von Geburt, aufgeweckt an Geist, bisweilen ein wenig altklug, beständig in ihrem Wesen und doch so neckisch, so schalkhaft, so geistsprühend schon in ihrem jugendlichen Alter, daß man ihre Plaudereien mit dem größten Vergnügen liest, ja man glaubt ihre schelmischen Augen zu sehen; ihre Gestalt ist so vortrefflich geschildert, daß sie vor unsern Blicken dahinzuschweben scheint. Sie beleidigt uns in einem Augenblick durch ihr allzu keckes Wesen, versöhnt uns im nächsten durch ihre kindlich altkluge Grandezza, enfin, der Leser verliebt sich ohne Zweifel in das muntere Ding, leider aber nicht unser Held, welcher wol an ihrem Plaudern Vergnügen empfindet, aber nicht ahnt, daß dieses Kind sich halb und halb in ihn selbst verliebt hat. In Paris findet er Margot wieder, als reizende bescheidene Jungfrau, immer noch schalkhaft, immer noch lebhaft, aber ein leiser Schwermuthshauch liegt über ihrem Wesen, wenn die Rede auf Adda kommt. Unser Held merkt noch immer nichts, bis er Adda wiedergesehen hat: da fällt's ihm wie Schuppen von den Augen, und sie finden sich, nämlich Wagner und die kleine niedliche, sinnige französische Jungfrau.

Ich habe zu Anfang dieser Besprechung vieles getadelt, ich verdenke es trotzdem keinem der Leser, wenn er der originellen und amusanten Margot wegen meine Rügen unbeachtet läßt; er wird es vielleicht um so eher thun, weil diese einfache Erzählung mit so sprühender, genialer Lebendigkeit niedergeschrieben ist, die sehr leicht übersehen läßt, daß die Handlung nur allzu langsam vorwärts rückt, daß seitenlange Plaudereien vorkommen, welche ein ökonomischer Romanschreiber ohne Zweifel gekürzt hätte. Ja ich glaube sogar, das ganze Interesse, welches der Leser an der Erzählung nimmt, beruht nur auf der Bekanntschaft, die er mit Margot gemacht hat. Charakteristische Figuren kommen fast nicht vor, im gewöhnlichen Sinne lebenswahr sind die betreffenden Damen geschildert, die Figur des reichen und lustigen alten Gecken Blunt streift hart an die Caricatur, der stocksteife Howard ist allzu flüchtig skizzirt, und endlich Adda, die Hauptheldin des Frühlingstraums, ist in ihrer Charakterlosigkeit psychologisch durchaus ungenügend gezeichnet. Um so mehr ist es zu bewundern, daß Dewall über alle Klippen der Langeweile sorglos und spielend den Leser hinwegführt; er versteht es vorzüglich, die Schablone mit duftenden und leuchtenden Blumen zu überschütten. Es ist dies kein Tadel, sondern ein Lob; noch schöner wäre es allerdings, wenn der Autor es einmal versuchen wollte, auch originell in der Composition zu sein, die charakteristischen Figuren würden dann ohne Zweifel nicht ausbleiben.

Oskar Riecke.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Literaturgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 47.)

2. Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis Wieland, Rousseau, Zimmermann, Lavater, Leuchsenring, Usteri, Sophie Laroche, Frau von Sandoz u. a. Von Eduard Bodemann. Nebst bisher ungedruckten Briefen der Bondeli an Zimmermann und Usteri. Hannover, Hahn. 1874. Gr. 8. 5 M.

Im Herbst 1772 wanderte Goethe, um der Leidenschaft für Lotte Buff zu entfliehen, die Lahn hinab nach Thal-Ehrenbreitstein, wo er sich dann im Umgang mit der schönen Maximiliane Laroche bald genug tröstete. Ueber diesen Aufenthalt berichtet er im dreizehnten Buche des ersten Theils von „Dichtung und Wahrheit":

Nicht lange war ich allein der Gast im Hause. Zu dem Congreß, der hier theils im artistischen, theils im empfind-

samen Sinne gehalten werden sollte, war auch Leuchsenring beschieden, der von Düsseldorf herauskam. Dieser Mann, von schönen Kenntnissen in der neuern Literatur, hatte sich auf verschiedenen Reisen, besonders aber bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntschaften, und da er angenehm und einschmeichelnd war, viele Gunst erworben. Er führte mehrere Schatullen bei sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit mehrern Freunden enthielten; denn es war überhaupt eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit keinem einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der andern, und bei der Gleichgültigkeit der Regierungen gegen eine solche Mittheilung, bei der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxis'schen Posten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto, griff dieser sittliche und literarische Verkehr bald weiter um sich. Solche Correspondenzen, besonders mit bedeutenden Personen, wurden sorgfältig gesammelt und alsdann bei freundschaftlichen Zusammenkünften auszugsweise vorgelesen, und so ward man, da politische Discurse wenig Interesse hatten, mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt. Leuchsenring's Schatullen enthielten in diesem Sinne manche Schätze. Die Briefe einer Julie Bondeli wurden sehr hoch geachtet; sie war als Frauenzimmer von Sinn und Verdienst und als Rousseau's Freundin berühmt.

Aus dieser Stelle erinnern vielleicht manche Leser d. Bl. sich des Namens der ohne diese Erwähnung Goethe's längst verschollenen Heldin des vorliegenden Buchs, von welcher sonst nur der genauere Kenner der deutschen Literaturgeschichte weiß, daß sie eine Weile zu den zahlreichen Flammen des leichtentzündlichen Wieland gehörte. Dann hat Sophie Laroche 1799 Auszüge aus den Briefen ihrer Freundin Julie Bondeli veröffentlicht in einem ihrer gleichfalls längst in Vergessenheit ruhenden Bücher. Bei so unzureichenden Quellen ist es nur erklärlich, daß der Name der geistreichen Freundin Rousseau's und Wieland's nur wenigen bekannt sein mag, und es ist jedenfalls verdienstlich, wenn nach der Auffindung neuen Quellenstoffs Juliens Beziehungen zu einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts in helleres Licht gestellt werden und damit das Bild einer der begabtesten und geistreichsten Frauen des 18. Jahrhunderts im Gedächtniß der Nachwelt aufgefrischt wird.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift nämlich fand bei der Durchsicht des auf der hannoverschen königlichen Bibliothek aufbewahrten handschriftlichen Nachlasses von J. G. Zimmermann auch eine Anzahl Briefe Juliens an denselben; ebenso wurde ihm von Zürich aus eine Sammlung von Briefen der Bondeli an den Professor Leonhard Usteri zur Benutzung überlassen. So hält er es denn für seine Pflicht, diese Briefe nahezu hundert Jahre nach dem Tode der Schreiberin zu veröffentlichen, „da sie uns nicht nur eine Darstellung geben von dem interessanten äußern und innern Leben dieser ausgezeichneten Persönlichkeit, sondern außerdem uns wichtige Beiträge liefern zur Geschichte der hervorragenden Personen, mit denen sie in näherer Verbindung lebte".

Wir können mit dem Herausgeber der Briefe und Darsteller von Juliens Beziehungen zu einer Anzahl bedeutsamer Persönlichkeiten ihrer Zeit nur einverstanden sein; die Heldin des Buchs hat eine Auferweckung wohl verdient. Allerdings berührt uns das Buch fremdartig in unserer athemlosen Gegenwart, fremdartig dieses befriedigte Verweilen bei lediglich geistigen, wissenschaftlichen oder freundschaftlichen Interessen, dieses behagliche weitschichtige Briefschreiben über ältere und neu erschienene Bücher; es gemahnt uns, wie wenn der Geologe eine untergegangene Welt in versteinertem Zustande aufdeckt und untersucht. Aber Julie von Bondeli fährt dabei nicht schlecht. Der Berichterstatter hatte sich aus Goethe's etwas spöttischer Darstellung der gefühlsschwärmerischen Zeitströmung, aus dem überkommenen Bilde Leuchsenring's, wie er im Pater Brey erscheint, aus den Beziehungen zu der sentimentalen Sophie Laroche ein Bild jener Julie Bondeli gestaltet, welches mit einem altjüngferlichen schöngeistig-philosophischen Blaustrumpf eine verhängnißvolle Aehnlichkeit besaß. Wir werden aber sehr bald inne, daß dieses Bild nicht stimmt; Julie von Bondeli war in der That eine außergewöhnliche Erscheinung in der Schärfe ihres Denkens, der Klarheit ihrer Urtheilskraft; wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde sie schwerlich im Stande gewesen sein, so bedeutende und feine Köpfe wie Rousseau, Wieland, Zimmermann u. a. jahrelang zu ihren Freunden zu zählen, mit ihnen Briefe zu wechseln. Diese Briefe aber sind auch das einzige Zeugniß für Juliens geistige Bedeutung; ungleich zahlreichen Frauen mit geringerer Begabung hat sie sich nie als Schriftstellerin versucht.

Julie von Bondeli war geboren Ausgang 1731 zu Bern; ihr Vater gehörte zu einer Patricierfamilie, bekleidete verschiedene Staatsämter und lebte zuletzt als Mitglied des Großen Raths auf seinem Gute unweit der Stadt. Von Jugend auf zart und schwächlich, schadete das hochbegabte Mädchen ihrer Gesundheit noch durch frühzeitige übermäßige geistige Arbeit; sie las außerordentlich viel, nicht sowol schöngeistige als geschichtliche, theologische, philosophische Schriften; ohne die gelehrte Dame zu spielen, beherrschte sie ihre Umgebung durch Geist und Liebenswürdigkeit:

> Ueberall war sie die Gesuchte, die Seele der Unterhaltung, der Mittelpunkt des geistigen Verkehrs. Sie verstand nicht allein nach Umständen munter oder ernst, albern oder weise, naiv und unwissend oder gelehrt mit guter Art bald zu sein, bald zu scheinen, sondern hatte auch vermöge ihres seltenen, rasch durchdringenden Scharfblicks in jeder Gesellschaft schnell den Punkt gefunden, in welchem sich die Aufmerksamkeit aller vereinigen und fesseln ließ. Wieland selbst bezeugt dies in einem Briefe an Zimmermann und behauptet, in einem Cirkel von Frauenzimmern, wo Julie unter allen die wenigst Schöne, ziehe sie dennoch alle Männer an sich, ohne im mindesten kokett zu sein; und an einer andern Stelle betheuert er, niemals ein Frauenzimmer gesehen zu haben, welches bei dem heitersten Humor und der größten moralischen Simplicität, die nur ihrem Alter möglich scheint, mehr Lebhaftigkeit, Mannichfaltigkeit und unerschöpfliche Ressourcen im Umgange gehabt hätte als Julie Bondeli. Dieser gleichmäßige, immer heitere einfache Sinn, gepaart mit der größten Lebhaftigkeit und seltener Ueberlegenheit an Geist und Kenntnissen, war jedoch keineswegs ein Geschenk der Natur, wie Wieland glaubt, vielmehr war nicht leicht jemand von Natur reizbarer, empfindlicher, zu Launen geneigter als die äußerst lebhafte, nervöse, stets kränkelnde Julie. Wir ersehen aus ihren Briefen, wie sie nur nach langen Leiden, durch ruhige Reflexion über sich selbst und durch grundsätzliche Beherrschung ihres leidenschaftlichen Innern dahin gelangte, sich in Gesellschaft so zu zeigen, wie Wieland sie sah und schildert. Julie war nicht schön, aber die Häßlichkeit lag auch auf ihr nur wie ein Flor, unter dem die innere Schönheit siegreich durchschimmerte; jedoch war sie von graziöser Gestalt, hatte eine edle Stirn, schönes braunes Haar, einen sprechenden Blick schöner Augen und eine seelenvolle Stimme.

Genährt an den besten französischen, englischen und deutschen Werken ihrer Zeit, verband Julie damit einen den Frauen nur ausnahmsweise gewährten Scharfblick für die Vorzüge und Mängel dieser Werke, eine ungesuchte Freude an dem Großen und Eigenthümlichen, mochte es auch in befremdlicher Gestalt erscheinen. So begrüßte sie mit Begeisterung Goethe's „Götz" und „Werther", nicht ohne dem letztern Bemerkungen beizufügen, welche von ihrem kritischen Scharfblick Zeugniß ablegen. Und so liest und versteht sie einestheils Plato und Aristoteles, Leibniz, Wolf und Locke, treibt mit Eifer Mathematik, und erfreut sich dann wieder mit gleichem Verständniß an den Dichtungen eines Shakspeare, Rousseau und Goethe; wenn sie über diese wahrlich nicht leichten Dinge schreibt, so geschieht es zugleich mit so viel heiterer Anmuth, so feinem, echt weiblichem Sinn, daß man sich nicht mehr verwundert, wie dieser eigenthümliche Geist so viele treffliche Männer dauernd festzuhalten verstand.

Unter den deutschen Schriftstellern, welche in den Zauberkreis dieser häßlichen, aber höchst liebenswürdigen und geistreichen Armida eintraten, hat für uns Wieland ganz besondere Bedeutung. Von Zürich, wo er mit Vater Bodmer im Psalmenton gesungen, kam Wieland im Sommer 1759 nach Bern und suchte Juliens Bekanntschaft, ein junger Mann von 25 Jahren, lebhaftesten Geistes, aber höchlich von sich eingenommen und durch die bewundernde Verehrung der Frauen verwöhnt. Die scharfsichtige Julie, dazu zwei Jahre älter als Wieland, machte sich das Vergnügen, mit dem verwöhnten jungen Manne Komödie zu spielen, ihm in aller Heiterkeit zu zeigen, daß sie keine Lust trage, in das Serail des Großtürken Wieland einzutreten. Das Ergebniß dieses ersten Zusammentreffens mag Wieland selbst seinem Freunde Zimmermann berichten:

Der Mademoiselle Bondeli ist es vollkommen gelungen, mich zwei volle Stunden hindurch zu langweilen. Es ist ein erschreckliches Mädchen, diese Bondeli. Sie redete zu mir in einem Zuge von Plato, von Plinius, von Cicero, von Leibniz, von Aristoteles, von Locke, von rechtwinkeligen und gleichschenkeligen Dreiecken und — ich weiß nicht mehr, sie redete von allem. Es gibt in der Natur nichts der ungeheuern Geläufigkeit ihrer Zunge Vergleichbares; sie spricht mit einer Schnelligkeit, daß es unmöglich ist, mit den Gedanken zu folgen; sie hat Geist, Kenntnisse, Belesenheit, Philosophie, Geometrie, sphärische Trigonometrie, wenn Sie wollen, aber sie hat auch die Gabe, mir höchlichst zu misfallen. Es leben die einfältigen unwissenden Weiber! Sie sehen, daß sie mich äußerst gegen sich aufgebracht hat. Vielleicht wird sie mir nach einer zweiten Unterredung besser gefallen, aber ich zweifle daran.

Doch schon nach dem zweiten Besuche ist Wieland bekehrt. So sehr ihm Julie bei der ersten Zusammenkunft misfallen hatte, so sehr bezauberte sie ihn bei der zweiten; bei der dritten fand er schon ein vortreffliches Herz: er würde das Glück, mit Jungfer Bondeli an einem Orte zu leben, dem Glücke der Könige vorziehen; eine ähnliche Aeußerung über sie ist bereits früher erwähnt. Wieland ist überzeugt, Julie zu lieben, und bemüht sich, Gegenliebe in ihrem Herzen zu erwecken, während sie dem Dichter nur Freundschaft gewähren will und kann. Immerhin, Wieland dachte wol ernstlich an eine Verbindung mit Julie, da ward er 1760 als Kanzleidirector nach Biberach zurückgerufen. Allezeit flüchtigen Sinnes, knüpfte er dort alsbald neue Verbindungen an, und wunderte sich noch, daß Julie, welcher er davon mit seltsamer Ungezwungenheit Mittheilung machte, an den Entzückungen ihres halbverlobten Freundes einigen Anstoß nahm. Wieland antwortete gereizt, dann gar nicht mehr; kaum entstanden, war das Verhältniß zu Julie Bondeli wieder zerbrochen. Und das war gut, denn der flatterhafte Wieland wäre nicht der Mann gewesen, sich auf die Dauer mit einer platonischen Neigung zu einem geistreichen, aber kränklichen Mädchen zu begnügen; in welcher Weise der Dichter des Amadis und Idris damals seine Romane in die alltäglichste Wirklichkeit umsetzte, zeigen uns die mitgetheilten Briefstellen, die uns Wieland als einen recht kläglichen, leidenschaftlich-sinnlichen Schwächling zeigen. Julie erscheint dagegen im würdigsten Lichte; verzichtend auf seine Liebe, aber nicht auf den brieflichen Verkehr mit ihm, ließ sie sich die Thorheiten des heißblütigen Dichters mit wunderbarer Geduld gefallen. Als sie in einem Briefe an Zimmermann über Wieland's Roman „Don Sylvio de Rosalva" ein scharfes Urtheil aussprach, erregte das den liebenswürdigen Leichtfuß aufs heftigste; er gibt ihr im Sommer 1764 eine so cynische Rechtfertigung seiner Liebschaften und seiner schlüpfrigen Romanschreiberei, daß alle Welt empört war; nur Julie entschuldigt den Freund, dem Wahrhaftigkeit Bedürfniß sei. Von diesem Gefühl geleitet, schreibt sie dem Flatterhaften nochmals; Wieland antwortet nicht mehr, sondern läßt ihr sagen, er würde an niemand mehr schreiben, sondern sobald er einen Lorberbaum gefunden, stark genug, ihn zu tragen, Julie um eins ihrer Strumpfbänder bitten, um sich daran aufzuhängen. Mit diesem guten Witz brach der Schalk ab; den Lorberbaum zum Aufhängen fand er nicht; wol aber nach den tollsten Herzensverirrungen 1765 eine nüchterne unbedeutende Hausfrau.

So endete das Verhältniß zwischen Julie und Wieland. Während des ganzen wechselvollen Benehmens des einst sie so begeistert liebenden und dann so treulos verlassenden Wieland blieb Julie Bondeli stets sich selbst, ihren Grundsätzen und ihrer einmal geschenkten Freundschaft getreu. Auf ihr ruht keine Schuld wegen der Trennung; sie hat weder sich selbst noch ihn getäuscht. Ja, während Wieland Julien gegenüber von vergötternder Huldigung selbst bis zu spöttelnden und unzarten Worten und Handlungen hinabsinkt, spricht sich in Juliens Briefen stets nur herzlichste Theilnahme und ungeheucheltes Wohlwollen gegen Wieland aus. . . .

In späterm, ruhigerm Alter dachte Wieland öfter in wehmuthsvoller Erinnerung an die herrliche, einst so heiß von ihm geliebte Julie zurück. In den Tagen, als sie starb, wurde er, wie er selbst erzählt, eines Abends plötzlich von einer so innigen und gerührten Erinnerung an sie ergriffen, daß er seiner Frau mit altem leidenschaftlichen Feuer von seiner Liebe zu ihr erzählte, wie glücklich sie ihn gemacht hätte, wie ein so gar herrliches, in ihrer Art einziges Geschöpf sie gewesen sei. Als er nachher durch Sophie Laroche Juliens gerade in jenen Tagen erfolgten Tod vernahm, meinte er, ihr Geist müsse ihm damals nahe gewesen sein. Und am 2. April 1787 schreibt Wieland an Sophie Laroche: „Julie B . . . h ist auch eine Julie, eine sehr liebenswürdige, aber es war nur Eine Julie Bondeli in der Welt, und die zweite wird schwerlich jemals geboren werden!"

Wir haben dem Verhältniß Juliens zu Wieland ganz besonders ausführliche Beachtung geschenkt, nicht nur weil Wieland nachmals der gefeierte Dichter ward, sondern auch weil dieses Verhältniß das einzige ist, bei welchem von ihrer Seite, wenn auch in bescheidenem Maße, das

Herz mitspielt. Wer die Briefe und Handlungen der beiden vergleichen will, wird nicht anstehen, Julie die Palme zu geben; steht sie Wieland nicht gleich an schöpferischem Geist, so überflügelt sie ihn weit an sittlichem Ernst.

Ueber die Beziehungen Juliens zu Rousseau dürfen wir kurz sein:

Während das Verhältniß zu Wieland mehr dem persönlichen Umgange entsprungen war, entspann sich dieses mehr aus der Begeisterung für die Schriften des berühmten Mannes. Eine begeisterte Anhängerin derselben, verfocht sie die darin enthaltenen Grundsätze mit einem Feuer und einer Beredsamkeit, die den neuen Ideen siegreich Bahn brach. Ihr Eifer, ihre Schlagfertigkeit für Rousseau, ihr unermüdliches Bestreben, ihre Freunde und Umgebungen für dessen Ideen zu gewinnen, gaben sich auf vielfache Weise kund. Ihre schönsten Briefe sind dieser Sache gewidmet.

In etlichen Briefen an eine Freundin hatte Julie Rousseau's „Neue Heloise" in höchst geistreicher Weise beurtheilt; diese Briefe gelangten nach der Weise der Zeit auf Umwegen an Rousseau selbst, welcher sich darüber äußerte:

Ich habe mit Dankbarkeit und ich kann sagen mit Bewunderung die Briefe des Fräulein Bondeli gelesen. Ich sage mit Bewunderung, denn sie vereinigt in sich, was sich selten irgendwo findet und was ich am wenigsten in Bern gesucht hätte, Gründlichkeit und Schönheit der Darstellung, Richtigkeit und Anmuth, den Verstand eines Mannes und den Geist einer Frau, die Feder Voltaire's und den Kopf Leibnizens.

Als dann Jean Jacques Rousseau vor den Verfolgungen der Strenggläubigen eine Zuflucht in Neuenburg fand, entspann sich zwischen ihm und Julie ein, allerdings nicht sehr reger, Briefwechsel, von welchem nur ein Brief des Philosophen erhalten ist. Für den Deutschen haben die brieflichen Mittheilungen Juliens über den wunderlichen Einsiedler im Jura geringern Werth als für den Biographen Rousseau's. Julie sah ihn nur zweimal, im Jahre 1765; bald danach trieben die Zionswächter den Verfasser des „Emile" auch aus Neuenburg fort nach England. Rousseau starb in demselben Jahre mit Julie 1778.

Ein treuester Briefwechsler mit Julie war viele Jahre lang Johann Georg Zimmermann zu Brugg, der seinerzeit gefeierte Verfasser des Buchs „Ueber die Einsamkeit", nachmals berühmter Arzt zu Hannover. Immer kränklich, wandte sie sich 1761 an ihn mit der Bitte um ärztlichen Rath; ein hochgebildeter, allseitig antheilnehmender Mann, sah er sich bald mit der ihm geistesverwandten Julie von Bondeli in lebendigsten Briefwechsel verwickelt, dessen Inhalt neben Mittheilungen über wissenschaftliche Studien vornehmlich Rousseau und Wieland betraf. Als Zimmermann 1768 als Leibarzt nach Hannover ging, lockerte sich, wenigstens von seiten des selbstbewußten und dabei höchst hypochondrischen Mannes, das bisher so innige Freundschaftsverhältniß; und auch als er einige Jahre danach Julie in der Schweiz wiedersah, erwies sich das Band als unheilbar zerrissen.

Nicht berühmt in der Nationalliteratur, aber ein Mann hohen Verdienstes in engern Kreisen, besonders in Bezug auf das Schulwesen seiner Vaterstadt, war der Züricher Leonhard Usteri, Professor der Beredsamkeit und Philosophie. Julie und er wurden zusammengeführt durch die gemeinsame Verehrung Rousseau's; ein vielgereister Mann und Kenner Italiens, wußte Usteri die Freundin für das Studium der Kunst zu erwärmen; ebenso nahm sie an seinen Bemühungen für die Förderung des Schulwesens den lebhaftesten Antheil.

An den übrigen theils rasch abgebrochenen, theils länger dauernden Beziehungen Juliens zu Lavater, zu dem schwärmerischen Leuchsenring, zu der weichmüthigen Sophie Laroche, welche lebenslang der Freundin, die sie nie gesehen, eine fast abgöttische Huldigung widmete, mögen wir hier vorübergehen, um noch Juliens letzte Lebensjahre zu betrachten. Nachdem ihre einzige Schwester Charlotte sich verheirathet, lebte Julie Bondeli abwechselnd bald bei dieser, bald bei Frau von Sandoz in Neuchatel, vielfach von Krankheit schwer heimgesucht, aber allezeit heitern Gemüths, klaren Geistes, sodaß sie nach ihrer Aeußerung „alle mögliche Zeit fand, Betrachtungen anzustellen über die sonderbare Verwandtschaft ihres verdorbenen Magens mit ihrer unsterblichen Seele". Monatelang litt sie unsaglich:

Aber gerade in dieser schweren Zeit bewährte sich ihre Tugend am schönsten; die harmonische Gleichmäßigkeit und liebliche Heiterkeit ihres Wesens konnte dadurch nicht gestört werden. Sie ahnte wohl, daß sie nicht wieder besser werden würde, aber ergeben und gefaßt in ihrem Schicksale, heiter in aller Noth, ohne einen Laut des Murrens und der Ungeduld unter ihren Qualen, dankbar für die geringste Dienstleistung, war sie die Trösterin der Freunde und Freundinnen, die sie bedauerten, und ein seltenes herrliches Beispiel von der Macht einer gesunden starken Seele über einen geknickten zusammenbrechenden Körper. So schwand sie langsam dahin ihrem zu frühen Ende entgegen. Als am 8. August des Jahres 1778 ihr Arzt in der Frühstunde leise in ihr Zimmer trat und nach dem Befinden der Kranken fragte, gab eine Wärterin die Antwort: „Sie hat schauderhafte Schmerzen gehabt!" — „O, meine Liebe", hauchte Juliens sterbende Stimme, „man nennt einige vorübergehende Schmerzen nicht schauderhaft." Es waren ihre letzten Worte gewesen.

Das Vorstehende ist ein Auszug aus dem fast 200 Seiten umfassenden Lebensberichte; demselben folgen als zweite, ebenso große Abtheilung Juliens neugefundene Briefe an Zimmermann und Usteri; sie sind, wie es damals vielfach geschah, französisch geschrieben. Vielleicht war es jetzt, hundert Jahre später, nicht nöthig, diese Briefe in ihrer ganzen Ausdehnung abzudrucken, sondern die Erhaltung der Hauptsache hätte genügt. Jedenfalls wird man finden, daß das Buch für die Kenntniß der sechziger und siebziger Jahre unsers Schriftlebens mancherlei neuen und bedeutsamen Stoff enthält; und wenn Julie Bondeli in der Geschichte jener Zeit auch nur eine verborgene Stellung einnimmt und bei Goethe in etwas mythischer Gestalt erscheint, so steht sie nunmehr vor uns sichtbarlich da als eine hochbedeutende, geistreiche und liebenswürdige Frau.

3. Die Jungfrau von Orleans in der Dichtung (Shakspeare, Voltaire, Schiller) von Karl Ferdinand Kummer. Wien, Hölder. 1874. Gr. 8. 1 M.

Der in dem vorliegenden Heft durchgeführte Gedanke einer Vergleichung der Art und Weise, in welcher drei bedeutende Dichter dreier verschiedener Nationen die wundersame Gestalt der Jungfrau von Orleans dichterisch dargestellt haben, ist sehr glücklich zu nennen. Der Verfasser hat, wie die Arbeit zeigt, sich durch tüchtige Vorstudien seinen Stoff eigen gemacht; die Darstellung, welchergestalt Shakspeare, Voltaire und Schiller, jeder in seiner

Weise ein Vertreter seiner Nation, den merkwürdigen Stoff behandelt haben, ist klar und einsichtig gehalten, und so wird man das Büchlein mit Vergnügen und Belehrung lesen, vornehmlich dann, wenn man mit der Weise, wie Schiller die Jungfrau gefaßt hat, ganz einverstanden ist. Und gerade in dieser Hinsicht, in derjenigen also, die uns als Deutsche zunächst interessirt, kann freilich der Berichterstatter sich nicht mit dem Verfasser einverstanden erklären.

Es ist im Grunde höchst merkwürdig, wie diese drei Dichter sich ihren Stoff zurechtlegen.

In Shakspeare erblicken wir sofort den Dichter des geschichtlichen Dramas. Zum Zwecke richtiger Bühnenwirkung erlaubt er sich den Stoff gewaltig zurechtzustutzen und zusammenzurücken; die Ereignisse folgen einander Schlag auf Schlag; zwischen die pathetischen Auftritte sind humoristische eingestreut mit jener dem englischen Dichter eigenen Keckheit der Charakterzeichnung. So frei er mit der Geschichte schaltet, im wesentlichen folgt er ihrem Verlaufe; daß er für die wundersame Erscheinung kein rechtes Verständniß hat, sie als ein teuflisches Wesen darstellt, ihr irdische Schwächen beilegt, verzeihen wir dem Engländer; daß Shakspeare, der schroffe Realist, der auf dem Boden der Reformation stehende dramatische Dichter, das Wunder ebenso wenig anerkennt als er, der Sohn der feindlichen Nation, die großartigen Motive im Wesen der Jungfrau zu würdigen weiß, das werden wir erklärlich finden; in schlechthin unwürdiger Gestalt hat sogar er das erstaunliche Mädchen nicht darzustellen gewagt.

Das war einem Franzosen vorbehalten, dem Sohne und Hauptvertreter einer Zeit, die im Kampfe gegen die Ausartungen des Heiligen auch das wahrhaft Heilige und Edle mit unreinen Händen angriff: Voltaire; ein Franzose erlaubte sich, eine der reinsten Heldengestalten der französischen wie der Weltgeschichte in den Koth zu ziehen; einer Zeit, die von Frauenehre keinen Begriff hatte, war es vorbehalten, das Heldenmädchen in eine gemeine Dirne zu verwandeln, einer Zeit, die für alle die treibenden Beweggründe Johanna's, für Frömmigkeit, Vaterlandsliebe, Königstreue, nur das höhnische Lächeln überlegenen Spottes besaß.

Sind wir bisher in unserer Auffassung mit dem Verfasser zusammengetroffen, so ist dieses im Folgenden nicht mehr der Fall; der Berichterstatter kann sich mit Kummer's rein apologetischer Würdigung von Schiller's Drama nicht einverstanden erklären. Es gereicht Schiller und mit ihm dem deutschen Volke zur hohen Ehre, daß unser Dichter die edle Heldengestalt der Jungfrau in wahrhaft würdiger Weise erfaßte; man wird wohl daran thun, eben dem vollbewußten Widerwillen gegen die freche Gemeinheit Voltaire's die Miturheberschaft zuzuschreiben an der mehr als idealisirenden Behandlungsweise, in welcher Schiller einen geschichtlichen Stoff ergriff; man mag seinen Aeschylus-Studien einerseits, den Einflüssen der Romantik andererseits es zuschreiben, daß unser Dichter die Jungfrau von dem festen Boden der Geschichte vollständig hinwegführte in das Gebiet des Zaubermärchens; man mag das alles erklärlich finden, aber es gerechtfertigt und nothwendig zu finden, dazu kann sich der Berichterstatter nicht verstehen.

Ich bin ja mit dem Verfasser ganz einverstanden in der Anerkennung, daß Schiller in der Darstellung der treibenden Beweggründe der Jungfrau durchaus das Richtige gefunden hat; nur wenn mir zugemuthet wird, die Motivirung der tragischen Schuld Johanna's als durchaus gelungen, als einzig richtig anzuerkennen, dann wehre ich mich. Und das geschieht hier. Die Jungfrau ist thatsächlich waffenlos in den Kampf gegangen, hat kein Blut vergossen; Schiller dagegen zeigt sie uns im Kampfe gegen den Schwächling Montgomery siegreich, nicht durch eigene Kraft und Gewandtheit, sondern durch göttliche Führung; sie, die Jungfrau, hat das Gebot von Gott empfangen, jeden Engländer zu tödten, so demüthig er auch um sein Leben flehe; ihn zu verschonen, ist schwere Sünde, schwere Misachtung des göttlichen Gebots; jede Regung des Mitleids — denn Lionel wird weniger aus Liebe als aus Mitleid verschont — ist eine furchtbare Versündigung. Und auf dieses Vergehen, das kein Mensch hinter dem Vorhang, kein Mensch vor dem Vorhang begreift, begründet Schiller die tragische Schuld Johanna's, welche sie durch das Umherirren im Ardennerwald und einen siegreichen Heldentod auf dem Schlachtfelde gut macht. Hat Schiller nicht der Aufbietung unendlich reicher dichterischer Schönheit bedurft, um diesen Widersinn zu verhüllen und ihn so erträglich zu machen? Und bedarf es immer einer tragischen Schuld, d. h. eigener schwerer Verschuldung, um ein tragisches Ende zu motiviren, nicht zu sprechen davon, daß hier nur eine eingebildete Schuld vorliegt? Ist darin, daß der elende Karl VII., welcher versunken im Strudel der Vergnügungen, umgarnt von den Ränken des der Jungfrau abgeneigten Adels, seine Retterin vernachlässigte, nicht Grund genug zu einem tragischen Untergang? Ist es nöthig, daß Johanna, um ein Wort von Platen zu gebrauchen, sich „furchtbar schnell in den britischen Lord verliebt"? Lauter, wie mir scheint, wol aufzuwerfende Fragen; aber der Berichterstatter hätte sie nicht aufgeworfen, wenn der Verfasser nicht durch seine Beweisführung, daß es von Rechts wegen nicht anders sein könne, dazu Anlaß gegeben hätte.

Immerhin, mag man Schiller's Darstellung für übermäßig idealisirt halten, der Deutsche wird sich dieser edeln Auffassungsweise des Deutschen freuen; und wenn man auch wol nicht durchaus mit dem Verfasser einverstanden ist, so wird man doch aus seiner warmen und kenntnißreichen Entwickelung der Auffassungsweise der drei Dichter Genuß und Belehrung schöpfen.

4. Goethe's und Schiller's Religion. Zwei Vorträge im Saale des Altstadtrathhauses zu Braunschweig gehalten von Wilhelm Beste. Gotha, F. A. Perthes. 1873. Gr. 8. 1 M.

Ein sehr verdienstliches Büchlein. Gegenüber der albernen Nörgelei der Strenggläubigen an dem Christenthum unserer großen Dichter ist es erfreulich, zu sehen, daß ein höherer evangelischer Geistlicher mit Entschiedenheit und Wärme für ihre Religion eintritt, und nachweist, daß dieselben in Bezug auf eine Reihe christlicher Grundlehren auf dem Boden des Christenthums gestanden. Insofern Religion als „bewußte Gemeinschaft mit Gott" definirt wird, können freilich die Zionswächter meinen, daß Goethe und Schiller von dem Gott, wie ihn der strenglutherische Kirchenglaube sich zurechtlegt, gar keinen Begriff gehabt, folglich kaum Religion und ganz gewiß

kein Christenthum besessen hätten. Der Verehrer des Christenthums wie unserer beiden großen Dichter wird dem Verfasser für den mit zahlreichen, aus Goethe's und Schiller's Werken ausgewählten Stellen geführten Nachweis dankbar sein, daß, wenn Goethe und Schiller als schlechte Christen erschienen, dies weder an ihnen noch am Christenthum liegt, sondern an dem verknöcherten und in Formeln eingebannten oder geistlos abgeflachten Kirchenthum ihrer eigenen Zeit oder derer, die heutzutage im Lager der Rechtgläubigen die Heerpauke schlagen. Wir empfehlen das Büchlein den Freunden der Dichter und der Religion.

Wilhelm Buchner.

Zur Dante-Literatur.

Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Zweiter unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865—66. Drei Theile. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 9 M.

Es entspricht dem Wesen einer künstlerisch wenig productiven Zeit, eine regsame Thätigkeit gegenüber dem vorhandenen künstlerischen Haben zu entfalten. Der Kunst kann man nicht entrathen; so zwängt man sie in das Prokrustesbett wissenschaftlicher Betrachtung. Ist der naive Genuß verlorenes Gut, so beginnt man aus Forschungslust zu anatomisiren; Gott gnade dabei nur dem Künstler und dem Kunstwerk. Hier und da kommt wol auch ein Illustrator zum Vorschein, der Angedenken an das Schöne in der Seele trägt und der auch Altmeisters Spruch versteht:

Angedenken an das Schöne
Ist das Heil der Erdensöhne.

Und der möchte nun wirklich die Genussesfähigkeit wieder erwecken und das Schöne in das Bewußtsein, die Phantasie der Menschen einführen. Dann kommen aber auch die vertrockneten Magister, und die legen bedächtig Künstler und Kunstwerk unter ihre kritische Lupe, und da es so schwer ist, mit dem lebendigen Geiste fertig zu werden, so treiben sie diesen erst aus mit ihren magistralen Beschwörungsformeln, und seciren und hantieren dann an dem Kunstwerk herum und zerlegen und zerfasern es, bis schier von demselben nichts mehr übrig bleibt als die altersgraue verstäubte Weisheit dieser Herren; das Kunstwerk ist wirklich nichts mehr für sie als ein Gegenstand, worauf sie bequem die Lappen ihrer Weisheit zu hängen vermögen. Der größte Theil der Shakspeare-Literatur ist die traurige demonstratio ad oculos hierfür. Shakspeare, dieser Volksdichter im besten Sinne, in dessen Dramen alles Individualität, Vorgang ist: was haben die Herren Commentatoren in ihn nicht hineincommentirt: wahrhaftig man sieht den Baum — vor lauter Schmarotzerpflanzen kaum mehr. Und selbst auf der Bühne läuft sein Hamlet als geistiger Harlekin herum, aus dem weder mehr Thoren noch Kluge gescheit werden. Dante, der zu den leuchtenden Gipfeln gehört, die aus der großen Flut emporragen, lockte in geringerm Maße die Schar der Commentatoren. Ist er vielleicht der Erklärung minder bedürftig als Shakspeare? Im Gegentheil; aber die philosophasternde Interpretation genügt hier nicht, sondern ernste gewaltige Arbeit wird verlangt. Shakspeare fordert nur die Arbeit des Philologen heraus; im übrigen ist er durch und durch Poet und der Phantasie und dem Geiste des Genießenden völlig faßbar. Das ist anders bei Dante. Nicht blos daß Shakspeare's Weltanschauung im großen Ganzen noch die unsere, während die Dante's uns entrückt ist: Dante ist auch nicht blos Poet, er will es auch nicht blos sein, er ist Politiker und repräsentirt zugleich die gesammte wissenschaftliche Erkenntniß seiner Zeit. Und das nicht blos in nuce — wie es die Commentatoren auch bei Shakspeare finden wollten —, sondern in extenso. Es gibt keine wissenschaftliche, theologische oder politische Frage jener Zeit, für welche nicht auch Dante als Quelle herbeigezogen werden müßte. Dabei ist Dante weitaus subjectiver als Shakspeare. Seine Individualität mit ihrem mächtigen Willen und der Weite ihrer Anschauung stellt er in die Mitte des Lebens und rechtet und richtet von da Mitwelt und Vorwelt. Und vor allem die Mitwelt. Leidenschaftlich Antheil nehmend an den Kämpfen der Zeit, hofft er und liebt er, segnet er und verwünscht er — alles aus gleich mächtigem Innern heraus. Und seine Terzinen schreibt er wahrlich in letzter Linie *mit* Bezug auf ästhetischen Genuß; sie sollen als gewappnete Kämpfer für ihn eintreten, sie sollen tödten und sollen schützen wie Schwerter. So ist es auch die eigene Gegenwart, die er vor allem im Auge hat; an sie wendet er sich in erster Linie, und daher spricht er auch nicht weitläufiger und ausführlicher, als es eben nöthig, um von ihr verstanden zu werden. So wird bei Dante der Commentar zur Nothwendigkeit; er ist nichts anderes als die minutiöse Darstellung des umfassendsten Culturbildes seiner Zeit, die literarische Wiedererweckung von Dante's Gegenwart. Es ist ein Zeichen, daß die ersten Commentare zu Dante's „Göttlicher Komödie" schon von seinen Zeitgenossen geschrieben wurden, so der „Ottimo Commento" und der „Commento" des Benvenuto da Imola, dem bald der folgte, welcher dem Pietro di Dante zugeschrieben wird, und das Commentarfragment des Boccaccio u. s. w. Dann weiter eine fortlaufende Reihe bis hinab zu den glänzenden Arbeiten des Foscolo und Tommaseo.

Dagegen besaß Deutschland keinen völlig genügenden Commentar, bis daß Philalethes die Uebersetzung und Erklärung der „Divina Commedia" gleichsam zu seiner Lebensaufgabe machte. Damit besitzt nun aber auch Deutschland ein Werk, dem selbst in Italien kein ähnliches an Bedeutung gleichkommt — und ich sage dies nicht aus nationaler Eitelkeit. Alle Begeisterung für die Sache, aller riesenhafte Fleiß, die Widmung so vieler Lebensjahre, all dies hätte nicht ausgereicht, die Arbeit in solcher Weise zu vollenden, hätten dem königlichen Verfasser nicht eben königliche Mittel zu Gebote gestanden. Wo immer eine Frage vor ihm auftaucht, von welcher er meint, sie liege jenseit seines Wissenshorizontes, da

übernimmt ein renommirter Fachmann den Versuch der Lösung derselben. Damit aber ist der Ruhm und das Verdienst des Verfassers keineswegs geschmälert; wie die Uebersetzung — in reimlosen Terzinen — die schärfste Textkritik, treues Anschmiegen an das Original mit ungezwungener edler Haltung der deutschen Sprache in größtmöglicher Weise verbindet, so zeigt der Commentar ein Zuhausesein im besten Sinne in der Geschichte, der Wissenschaft, kurz in allem, woraus sich das Culturbild jener Zeit construirt. Eine wahrhaft enorme Quellenkenntniß überrascht auf Schritt und Tritt, und nirgends erhalten wir blos membra disjecta, sondern stets ist der Verfasser bestrebt, ein gerundetes Ganzes zu geben, handle es sich nun um ein Geschichtsbild, oder um die Entwickelung eines Satzes der damaligen Theologie oder Philosophie. Dabei hütet sich in den meisten Fällen Philalethes, zu viel hineinzugeheimnissen; als einer der seltenen Fälle, wo dies dennoch geschieht, erscheint mir z. B. die Interpretation der Zeile:

Rafel mai amec zabi almi.

Wie die andern Commentatoren nahm hier Philalethes das Arabische in Anspruch, und von zwei renommirten Orientalisten, Dr. von Ammon, dann dem berühmten Flügel, holte er Raths bezüglich der Interpretation; ich gestehe, ich gehöre zu jenen, welche hier nichts weiter finden als ein Silbengemengsel, das Dante gebraucht, um das Unverständliche der Sprache, welche er den Nimrod reden läßt, zu kennzeichnen; heißt es doch einige Terzinen später:

Che così è a lui ciascum linguaggio,
Come il suo ad altrui, ch'a nullo è noto.
(Inferno, XXXI, 81/82.)

Gewiß aber ist das von Philalethes und seinen Gewährsmännern Vorgebrachte das Beste, was vorgebracht werden kann, läßt man es sich an der ungeziertesten Interpretation nicht genügen.

Der Arbeit als Ganzem gegenüber möchte ich nicht anstehen zu behaupten, daß, mag die Textkritik in Dante's „Commedia" noch ein weites Feld vor sich haben, die sachliche Interpretation kaum im Stande sein wird, dem von Philalethes Vorgebrachten noch Erhebliches hinzuzufügen. Ein Commentator Dante's kann kaum umhin, tiefe Blicke in die eigene geistige Persönlichkeit dem Leser zu gewähren. Gibt es doch keine theologische und keine politische Frage, über die er sich nicht auszusprechen hätte.

Philalethes (König Johann von Sachsen) hat diese Prüfung nicht zu scheuen. Ein Geist, ebenso erleuchtet in politischen wie in religiösen Fragen, zwar nicht mitgenommen vom Sturme herrschender Tagesmeinung, doch fest folgend ewigen Ideen, so tritt uns das Bild des nun Verstorbenen entgegen. Man lese nur seine Auslassungen über Monarchie, Adel u. s. w. an den betreffenden Stellen. Philalethes' Uebertragung und Erklärung der „Göttlichen Komödie" ist nicht blos das schönste Denkmal des Gelehrten, sondern auch des Menschen, des Königs, das sich Johann von Sachsen setzen konnte.

Möge Dante unter dem Schutze seiner Persönlichkeit von den verstaubten Bücherbretern nun auch in Deutschland wieder mehr herabsteigen, festere Wurzeln fassen im Geiste des Menschen; möge man ihm nicht blos traditionelle Bewunderung, sondern wahre Liebe, welche nur die Frucht der Kenntniß und Erkenntniß, entgegenbringen! Man gibt zwar zu, daß dies keine Ueberwindung koste dem „Inferno" und „Purgatorio" gegenüber; der Schrecken tritt zumeist erst ein vor der Lektüre des „Paradiso". Wohl sind da der Scholastik alle Schleusen geöffnet, das ganze katholische Glaubens- und Sittensystem in Verbindung mit allen philosophischen Kenntnissen der Zeit wird in minutiöser Detaillirtheit vorgetragen, barocke Bilder fehlen auch nicht: dennoch aber vermag auch hier die urgewaltige Subjectivität des Dichters, die Leidenschaftlichkeit seines Gemüths Leben und Bewegung hineinzubringen, und die hohe plastische Macht seiner Schilderung wird auch hier, in der Region erhabenster Geistigkeit nicht rathlos. Wer nur die Lektüre wagen will, der wird sich über den Gewinn nicht zu beklagen haben. Mit diesen wenigen Bemerkungen schließe ich den Hinweis auf die zweite Ausgabe einer längst bekannten und längst anerkannten Arbeit.

Hubert Janitschek.

Spiritualistisches.

Eine Vertheidigung des modernen Spiritualismus, seiner Thatsachen und seiner Lehren von A. R. Wallace. Mit Bewilligung des Verfassers aus dem Englischen mit Textzusätzen und Anmerkungen ins Deutsche übersetzt von G. C. Wittig und herausgegeben von A. Aksakow. Leipzig, Mutze. 1875. Gr. 8. 2 M.

A. R. Wallace beginnt diese Schrift mit einer Polemik gegen Lord Amberley, Carpenter und Tyndall, von welchen der erste, nachdem er nur fünf Sitzungen beigewohnt, in denen meist Fehlversuche vorkamen, ein wegwerfendes Urtheil über den Spiritualismus aussprach, was auch von den beiden genannten Naturforschern gilt, die mit Vermeidung eigener Untersuchung und mit Ignorirung der zahllosen gut beglaubigten Thatsachen sich an ein paar zweifelhafte oder wenig beweisende, demnach leicht zu widerlegende hielten: ein Verfahren, welches bereits von Patrik Fraser Alexander in seiner Schrift „Spiritualism, a narrative and a discussion" beleuchtet worden ist. Phänomene, den jetzigen verwandt, kamen zu allen Zeiten vor, aber der jetzige Spiritualismus begann 1848 mit Klopflauten im Hause der neunjährigen Katie Fox in Hydesville bei Neuyork, welche Klopflaute auf das eingehendste untersucht wurden, ohne daß eine sie erzeugende mechanische Ursache entdeckt werden konnte, die sich aber als Signale auswiesen, infolge deren ein in diesem Hause fünf Jahre früher begangener Mord angezeigt ward. Zahlreiche Versuche wurden von Chambers, Owen, Livermore mit Katie Fox, seit einigen Jahren Gattin des englischen Rechtsanwalts Jencken, und ihrer Schwester angestellt, welche höchst merkwürdige Resultate ergaben. Der Verfasser spricht in einer zwar kurzen, aber vortrefflich geschriebenen

historischen Uebersicht von andern vorzüglichen Medien in England und Amerika und führt aus, wie zahlreiche Bekenner des Spiritualismus die Angaben und Phänomene immer wieder von neuem untersucht und geprüft haben, so lange bis sie das, was ihnen zuerst unmöglich erschien, als wahr anzunehmen gezwungen waren, und wie kein einziger der unzähligen Spiritualisten, welche auf diesem Wege zur Ueberzeugung gelangt sind, diese je wieder aufgegeben hat, sondern stets der gewonnenen Ansicht treu geblieben ist. Daraus erklärt sich auch, daß die aus mangelhafter Kenntniß hervorgegangenen angeblichen Aufklärungen und Bloßstellungen stets wirkungslos geblieben sind. Die Beurtheilung der Phänomene kann dabei verschieden sein, wie z. B. Dr. Robertson, der sich von ihrer Realität überzeugt hat, doch den spirituellen Ursprung leugnet, Crookes diesen zwar zugibt, aber keine Gewißheit darüber erlangen konnte, daß Geister bestimmter Verstorbener dabei betheiligt seien, wie dieses hingegen der Glaube der großen Mehrzahl der spiritualistischen Forscher ist, zu welchen sich auch Wallace und nach langem Zaudern ebenso der Arzt Dr. Sexton bekennen.

Ein Umstand, welcher die Feststellung des Thatbestandes und die Beurtheilung der Phänomene erschwert, ist die Verschiedenheit, in welcher sie von verschiedenen Individuen wahrgenommen werden. Unser Verfasser sagt:

So ereignet es sich oft bei einer Sitzung, daß einige deutlich Lichter sehen wollen, deren Gestalt, Aussehen und Stellung beschreiben, während andere nichts zu sehen erklären.... Es gibt Fälle, in denen alle sie sehen, aber in verschiedenen Graden von Deutlichkeit. Desgleichen werden das, was einige als blos leuchtende Wolken erkennen, andere als deutliche menschliche Gestalten unterscheiden. In andern Fällen sehen alle Anwesenden die Gestalt mit gleicher Deutlichkeit. Ferner wird die objective Realität dieser Erscheinungen zuweilen dadurch bewiesen, daß man sich von ihnen berührt fühlt, oder daß man sie Gegenstände bewegen sieht; in manchen Fällen hören mehrere sie zu einer und derselben Zeit sprechen, in andern sieht man sie schreiben; die gesehene Gestalt oder die hervorgebrachte Schrift ist zuweilen unverkennbar die eines verstorbenen Freundes.

Bedenkt man diese Dinge reiflich, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß sie wahrlich nicht anders sein können. Wie verschieden werden oft Vorgänge auf der Straße von den einzelnen Zuschauern aufgefaßt und erzählt, und doch handelt es sich hier meist um grob materielle Vorgänge, nicht um jene oft nur angedeuteten, schwach betonten, zum Theil fragmentarischen des Spiritualismus.

Der Verfasser spricht ausführlich von den sogenannten Geisterphotographien, welche manche zu verwerfen geneigt sein werden, wenn sie von dem Proceß gehört haben, welcher im Juni dieses Jahres vor dem Tribunal correctionnel de la Seine gegen Buguet, Lemayrin und Firman verhandelt worden ist; denn allerdings hat die Untersuchung unzweifelhaft herausgestellt, daß die beiden erstern betrügerische Photographien verfertigt haben, wie auch in Amerika oft geschieht, indem sie in einer ersten Procedur ein künstliches Geisterbild auf die Platte und dann in einer zweiten auf die gleiche Platte das Bild des Lebenden aufnahmen. Sowenig aber die sogenannten Geistererscheinungen dadurch als künstliche und betrügerische erwiesen werden, weil man ähnliche auf der Bühne darzustellen versteht, sowenig werden auch die Geisterphotographien sämmtlich als künstliche Producte einer strafbaren Industrie anzusehen sein. Es müßte alles trügen, wenn die Zeugnisse, welche Wallace über die Photographen John Beatti, D. Thomson, Hudson, Slater, Williams (zum Theil Liebhaberphotographen) beibringt, nicht bei jedem Unbefangenen die Ueberzeugung hervorrufen sollten, daß wirklich hinter dem Bilde des Lebenden oft noch mehr oder minder deutliche Bilder unsichtbarer Wesen ohne alles Zuthun des Photographen erscheinen, wenn dieser selbst oder wenn der dargestellte Lebende ein Medium ist. Wallace meint, diese Gestalten können von spirituellem Ursprung sein, ohne dabei Gestalten von Geistern zu sein, und viele Erfahrungen beweisen, daß sie in manchen Fällen von unsichtbaren Intelligenzen erzeugte, aber von ihnen verschiedene Gestalten sind.

In andern Fällen scheint die Intelligenz sich mit Materie zu umkleiden, welche von uns gesehen werden kann; aber selbst dann folgt noch nicht daraus, daß die so erzeugte Gestalt das wirkliche Ebenbild der Geistgestalt ist. Sie kann nämlich nur eine Reproduction der frühern sterblichen Gestalt mit ihren irdischen Eigenschaften behufs der Wiedererkennung sein.

Es ist jedenfalls nothwendig, daß jene Gestalten, obschon sie dem menschlichen Auge meistens, doch nicht immer unsichtbar sind, doch ein schwaches Licht reflectiren, das zugleich die merkwürdige Eigenthümlichkeit hat, Bilder zu erzeugen, welche im Augenblick erscheinen, wo die entwickelnde Flüssigkeit die Platte berührt, während das Bild der Lebenden erst später zum Vorschein kommt. Epes Sargent („The Proof palpable of Immortality", Boston 1875), welcher früher Verdacht gegen die Ehrlichkeit des hart angeschuldigten Photographen Mumler in Boston ausgesprochen hatte, nahm denselben nach neuer Untersuchung entschieden zurück.

Wallace gibt auch eine Uebersicht über alle andern physikalischen sowol als intellectuellen Phänomene des Spiritualismus, die jedoch fast nur Bekanntes enthält, was großentheils schon in frühern Anzeigen in d. Bl. durch den Referenten besprochen worden ist. Daß diese Phänomene geeignet sind, eine Menge analoger Erscheinungen in der profanen Geschichte und in jener der sämmtlichen Religionen glaublich zu machen und unserm Verständniß einigermaßen näher zu rücken, darf man mit dem Verfasser unbedenklich annehmen, ebenso, wenn er hervorhebt, wie werthvoll es wäre, wenn durch sie Aufschluß über ein Jenseits gewonnen würde, an dessen Möglichkeit in dieser materialistischen Zeit viele sogar nicht mehr glauben können. Der Verfasser sagt:

Wenn der Spiritualismus eine Wirklichkeit ist, wenn er nachweist, daß intelligente Wesen von einer andern Daseinsordnung mit uns verkehren können und wirklich verkehren (ob nun diese Wesen die Geister verstorbener Menschen sind oder nicht), so ist diese Thatsache allgemein von einer solchen überwältigenden Wichtigkeit und schließt solche erschütternde wissenschaftliche und religiöse Folgen in sich, daß die Frage, ob diese Wesen unsere Telegraphen oder Dampfmaschinen verbessern können und werden, eine ganz untergeordnete ist.

Hinsichtlich der sogenannten materialisirten Geistergestalten führt Wallace an, daß dieselben ebendadurch allen Anwesenden sichtbar werden und daß nach den Untersuchungen von Crookes nicht der mindeste Zweifel bestehe, daß ein Wesen, welches sich Katie King nannte, längere Zeit hindurch bei Miß Florence Cook erschienen sei. Im

Irrthum ist er hingegen, wenn er Robert Dale Owen als Zeuge für die Echtheit einer andern Katie King bei den Medien Holmes in Philadelphia anführt, welche letztern sich vielmehr eines Betrugs schuldig machten, indem sie ein lebendes Frauenzimmer, eine Mrs. Withe, unterschoben, wie auch der Uebersetzer der vorliegenden Schrift S. 100 Anmerk. bemerkt hat. Im Juli 1875 las man im „Schwäbischen Merkur", Robert Dale Owen sei wahnsinnig geworden, weil er, wie die „Chicago Tribune" schreibt, Katie King in Philadelphia für eine Geistererscheinung gehalten und darüber in „Atlantic Monthly" einen langen Artikel geschrieben habe, während Katie gestand, daß ihre Erscheinung eitel Trug gewesen sei. Owen habe nach Boston telegraphirt, man solle den Artikel nicht einrücken, aber es war schon geschehen, und darüber hätten seine Geisteskräfte gelitten. Aber Owen hatte bereits unter dem 12. December 1874 im „Banner of light" angekündigt, daß er, gewisse Manifestationen bei den Holmes früher für echt haltend, ihnen das geschenkte Vertrauen entziehe. Die „Chicago Tribune" scheint demnach, wie ich vermuthe, hier eine alte Geschichte aufgewärmt zu haben, um hieran die Nachricht von einer vielleicht nur angeblichen Geistesstörung Owen's zu knüpfen.

Viele Fälle magischer Wirksamkeit, welche Wallace bringt, sind schon in den „Mystischen Erscheinungen" des Referenten angeführt worden, wie das Steinwerfen in Paris 1849, das in Java, die Vorfälle auf dem Mönchshof bei Graz, die Geschichte von Aymar, die Beobachtungen von Despine u. s. w., die meisten sogar schon in der ersten Auflage von 1861, worauf der Uebersetzer hätte aufmerksam machen dürfen, da mein Werk dem Verfasser unbekannt zu sein scheint.

Man kann demselben sowol in der Auswahl der Thatsachen des Spiritualismus als in deren Erklärung zustimmen, was auch von seinen eigenen Erfahrungen über den Mesmerismus gilt; anders hingegen ist es, wenn er auch die von der Wissenschaft wol mit Recht aufgegebene Phrenologie, wie sie nämlich Gall und Spurzheim verstanden, herbeizieht, wo ein paar von ihm gemachte Beobachtungen sicherlich nicht phrenologisch, sondern psychologisch und sympathisch zu erklären sind.*)

Maximilian Perty.

*) Die Zustimmung, welche der geehrte Herr Referent in seinen Kritiken den Werken der Spiritualisten, ihren Anschauungen und Berichten schenkt, wird von uns nicht getheilt. Doch ist es jedenfalls von Interesse für unsere Leser, zu erfahren was sich im Reiche des Spiritualismus zuträgt.
D. Red.

Eine Aesthetik der Natur.

Das Naturschöne von Karl Berthold. Freiburg i. Br., Herder. 1875. 8. 4 M.

Wenn man die Geschichte der Aesthetik seit ihrer Begründung durch den Wolfianer Baumgarten durch alle Phasen bis zu ihrem speculativen Höhepunkt in Schelling und Solger und ihrer geschichtlichen Erweiterung durch Hegel und Vischer bis herab zu der wesentlich empirischen Begründung derselben in der Gegenwart durch die Herbartianer überblickt, wird man sofort von dem Mangel einer eigentlichen Aesthetik der Natur, d. h. einer philosophischen Deutung des Naturschönen in seinen mannichfaltigen Formen und Gestalten, überrascht. Was Robert Zimmermann in seiner trefflichen „Aesthetik" gibt, sind nur Andeutungen, während Vischer's paragraphenreiche scholastische Darstellung dieser Partie, trotz einzelner feinsinniger Bemerkungen, zu steinhart und zu begrifflich festgeschnürt für die duftigen und zarten Geister des Naturschönen ist. Vorliegendes Werk kann als eine wirkliche Bereicherung und Erweiterung der ästhetischen Literatur gelten. Berthold rechnet sich zu keiner der bestehenden ästhetischen Schulen; er folgt weder dem Schönheits-Pantheisten Vischer, noch dem jeden Ideeninhalt des Guten, Wahren und Zweckmäßigen ausschließenden reinen Formideal Zimmermann's; auch der allerdings größerer Tiefe ermangelnde Lemcke vermag ihn nicht zu befriedigen. Er geht seinen eigenen Weg, aber einen wesentlich empirischen; er beobachtet, vergleicht und untersucht die Natur in ihren verschiedensten Erscheinungen auf ihren ästhetischen Gehalt hin, und er verfährt hierbei mit wirklichem Feingefühl und Geschmack und mit einem scharfen Sinne für das Bedeutende der Naturformen. Luft, Licht, Farben, Bewegung werden nach ihren ästhetischen Elementarbedingungen untersucht und das Resultat in den zusammengesetztern Formen des mineralischen, pflanzlichen und animalischen Lebens weiter verfolgt. Die in den Text gezeichneten Abbildungen aus den Naturreichen erläutern an einzelnen Beispielen das ästhetische Raisonnement. Berthold zeigt eine außerordentliche Belesenheit in der ästhetischen und philosophischen Literatur. Von Plato bis Thomas von Aquino und von diesem bis auf die neuesten Forscher weiß er treffend zu citiren, ein Vorzug, den wir auch zu den guten Eigenschaften dieses geistvollen und anregenden Werks zählen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Karl Braun's „Bildern aus der deutschen Kleinstaaterei" (Hannover, Rümpler) erscheint eine neue wesentlich vermehrte Ausgabe in fünf Bänden. Alles Veraltete ist von dem Verfasser beseitigt worden; bei demjenigen, was noch für die Gegenwart Interesse hat, aber unverändert aufgenommen worden ist, hat Karl Braun durch Angabe der Zeit der Abfassung für das orientirende Verständniß Sorge getragen und gelegentlich seiner Prophetengabe, dem vaticinium, das den Dichtern vorzugsweise eigen sein soll, das sich aber auch bisweilen bei Politikern findet, ein thatsächliches Relief gegeben. Von den zwei vorliegenden Bänden der neuen Auflage enthält der erste die „Vorhalle", eine culturhistorische Uebersicht über deutsche Zustände in den letzten zwei Jahrhunderten, besonders über die Beziehungen zwischen Deutschland, Oesterreich und Frankreich, während der zweite den „Geschichtsbildersaal", „Kriegsbilder" und „Parlamentsbilder" umfaßt. Karl Braun schreibt einen resoluten Stil; er pflegt die Dinge beim rechten

Namen zu nennen und Ereignisse und Persönlichkeiten sans façon beim Kragen zu fassen. Er ist ebenso guter Genre- wie Porträtmaler, da er scharf zu beobachten versteht, und so lesen sich seine Schriften ergötzlich und sind auch lehrreich, um so mehr, als Karl Braun seine Specialität in der Schilderung der Kleinstaaterei besitzt, für welche ihm das ehemalige Herzogthum Nassau als Urbild dient, an dem er seine Studien macht.

— Die zwölfte (Schluß-)Lieferung der „Shakspeare-Galerie" (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist soeben ausgegeben worden; sie bringt zwei Bilder aus den Historien und eins aus „Maß für Maß". Das erste Bild zeigt uns Percy und seine Käthe, und zwar hat der Zeichner Adamo ihm einen Krauskopf, scharfe Nase, kleinen Mund und festes entschlossenes Kinn verliehen und ihn als einen ins Englische übersetzten Achill dargestellt. Dieses Bild entspricht wenig dem Bilde unserer Bühnen-Percys; auch meinen wir in der That, daß der Heißsporn etwas Wilderes und Urwüchsigeres in seinem Wesen haben müßte. Das zweite Bild desselben Zeichners stellt uns eine Scene aus „Heinrich VI.", den Königsmacher Warwick dar, wie er dem gefangenen König Eduard die Krone vom Haupte nimmt. Der Kopf des Warwick ist sehr charaktervoll gehalten. Das dritte Bild, von A. Spieß, führt uns die Hauptscene aus „Maß für Maß" vor, wie Angelo der unschuldsvollen Isabella seine leidenschaftlichen Anträge macht. Wir stimmen dem Herausgeber bei, wenn er die besondere Meisterschaft des Künstlers rühmt: „Es ist ihm überaus glücklich gelungen, die echte Strenge und unnahbare Reinheit, die Charakterstärke in dem edeln Mädchen mit der verführerischsten Schönheit zu verbinden; aber nicht minder auch in den flammenden Blicken, der scharfen, spitzen Nase, den gepreßten Lippen, jenen mehr der Doctrin als dem Wesen, mehr der Sinnlichkeit und Leidenschaft als dem Gemüth zuneigenden, eher sophistischen, ja tückischen als gewissenhaften Charakter des Angelo wiederzugeben, der überall ein echter Formalist, gelegentlich ein noch echterer Heuchler ist." In einem für die ganze Galerie bestimmten Vorwort hebt Friedrich Pecht die Aehnlichkeit unsers Jahrhunderts mit dem Jahrhundert der Renaissance, die wir weder in dem deutsch-französischen Kriege noch in der Sühnung der Schmach für Canossa so ausgeprägt finden können, hervor; wenn er meint, daß, wenn irgendeine, sich die jetzige deutsche Künstlergeneration an Shakspeare gebildet habe, so ist dies eine Behauptung, die doch viele Einschränkungen zuläßt; wir stimmen ihm indeß bei, wenn er erwähnt, daß sich in den vorliegenden Schöpfungen manche Züge des Meisters wiederfinden werden, und daß, wenn auch nicht alle Blätter gleich gelingen können, doch jedem der künstlerischen Mitarbeiter Einzelnes ganz besonders gelungen sei, wie man sich durch eine Vergleichung mit den gleichzeitig erscheinenden Illustrationen des trefflichen John Gilbert und verschiedener deutscher Künstler leicht werde überzeugen können.

— Der soeben erschienene dreißigste Band von Leopold von Ranke's „Sämmtlichen Werken" (Leipzig, Duncker u. Humblot) enthält Beiträge zur Geschichte von Oesterreich und Preußen zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg, er führt uns die diplomatische Genesis des Siebenjährigen Kriegs, von der er auch ein allgemeines Bild in Bezug auf die begleitenden Verhandlungen der Diplomatie entwirft, eingehend vor, und gibt eine Sammlung interessanter Analekten aus jener Zeit.

— Der „Sprachschatz der deutschen Literatur, für Schule und Haus bearbeitet von Otto Lange" (Berlin, Gärtner), liegt in einer zweiten vermehrten und verbesserten Auflage vor. Der Herausgeber hat in dieser Auflage die Anordnung übersichtlicher gemacht, indem er überall die Person des Dichters an die Spitze der aus ihren Werken mitgetheilten Literaturbilder stellte, die Einleitungen zu diesen selbst vervollständigte und ergänzte, manches, was die erste Auflage enthielt, strich und durch Proben, welche die Schriftsteller, namentlich Dichter entschiedener charakterisiren, ersetzte, in dem Abschnitte, welcher Beispiele aus der Zeit der neuern Romantik enthält, sogar wesentliche Umgestaltungen vornahm. Man kann mit der Anordnung und den Proben im ganzen einverstanden sein; kurze biographische Notizen über die Dichter wären jedenfalls willkommen gewesen. Wenn Franz Grillparzer, Körner, Uhland, Rückert den neuern Romantikern beigezählt werden, wenn auch nur in der Wendung, daß ihre Schriften aus der Zeit der neuern Romantik stammen, so erscheint die Kategorie doch etwas weit, und wenn in die Literaturbilder aus der Zeit der „realistischen Bestrebungen in der Poesie" die sehr idealistischen politischen Lyriker, wenn Anastasius Grün, Georg Herwegh, Robert Prutz, wenn sogar Dichter wie Friedrich Halm, Raupach und Michael Beer, wenn jungdeutsche Schriftsteller wie Karl Gutzkow Aufnahme finden, so werden dieselben jedenfalls in eine etwas schiefe Beleuchtung gerückt; man müßte hier Unterabtheilungen wünschen und den Realismus Autoren wie Freytag, Auerbach, Fritz Reuter als ausschließliche Domäne überlassen sehen.

— Das von Heinrich Brockhaus herausgegebene „Vollständige Verzeichniß der von der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig seit ihrer Gründung durch Friedrich Arnold Brockhaus im Jahre 1805 bis zu dessen hundertjährigem Geburtstage im Jahre 1872 verlegten Werke" ist durch seine mit großem Fleiß gesammelten biographischen und literarhistorischen Notizen auch für die Literaturgeschichte dieser umfassenden Epoche als ein werthvolles Handbuch zu betrachten. Der Herausgeber selbst führte das Werk nicht ganz zur Vollendung; er widmet den Herren Oskar Piltz, Albert Theodor Dürll und Gustav Theodor Ackermann, die ihn dabei unterstützten, Worte des Dankes. Gleichen Dank zollen die Söhne, welche das Werk zu Ende führten, außerdem noch den Herren Bernhard Schuhmann und Gustav Hermann Ziegenbalg für unermüdliche und gewissenhafte Mitwirkung. Ein alphabetisches Register der einzelnen Werke, eine wissenschaftliche Uebersicht derselben nach den Fächern geordnet und ein alphabetisches Autorenverzeichniß sind mit großem Fleiß gearbeitet und geben dem Werk den Werth eines wichtigen Nachschlagebuchs. Die biographischen Notizen über alle Autoren, auch über solche, die nicht berühmt genug sind, um in das Conversations-Lexikon aufgenommen zu werden, waren oft sehr schwierig zu beschaffen und sind für eine ins Einzelne gehende Literaturgeschichtschreibung von großem Werth. Welch eine reichhaltige Geistesarbeit auf allen Gebieten der heimischen und ausländischen Literatur durch die Firma Brockhaus weitesten Kreisen überliefert worden ist: dafür gibt das Verzeichniß den thatsächlichen Beweis; die Zahl der seit 1805 verlegten Werke ist in der That eine erstaunliche.

— Dem trefflichen, mit Porträts und Illustrationen, die sich treu an geschichtliche Ueberlieferungen anschließen, ausgestatteten Werke von H. Goell: „Die Weisen und Gelehrten des Alterthums" (Leipzig, O. Spamer), das jetzt in zweiter Auflage vorliegt, schließt sich ein Werk desselben Autors: „Die Künstler und Dichter des Alterthums", an. Es berücksichtigt vorzugsweise das culturgeschichtlich-biographische Element und entwirft von dem Leben der wichtigsten Poeten, Bildhauer, Maler anschauliche Bilder. Von Homer und Hesiod, Aeschylus und Sophokles entrollt sich die lange Reihe bis zu Horaz, Ovid, Juvenal und Martialis. Zahlreiche Illustrationen erläutern die mit unbefangener Kritik entworfenen Charakterskizzen.

Bibliographie.

Ballestrem, Eufemia Gräfin, Blätter im Winde. Novellen. Breslau, Aderholz' Buchhandlung. 1876. 8. 4 M. 50 Pf.

Barker, Lady, Stationsleben auf Neu-Seeland. Mit Erlaubniß der Verfasserin aus dem Englischen übersetzt von A. C. Coburg, Sendelbach. 1876. 8. 3 M. 50 Pf.

Becker, B., Geschichte der revolutionären Pariser Kommune in den Jahren 1789 bis 1794. Braunschweig, Bracke jun. Gr. 8. 4 M.

Benedikt, M., Zur Psychophysik der Moral und des Rechtes. Zwei Vorträge. Wien, Urban u. Schwarzenberg. Gr. 8. 1 M.

Benrath, K., Bernardino Ochino von Siena. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation. Mit Original-Dokumenten, Porträt und Schriftprobe. Leipzig, Fues. Gr. 8. 7 M.

Berthold, G., Die Päpstin Johanna, genannt der Papst im Unterrock. Illustrirter historischer Roman. 1ste u. 2te Lfg. Prag, Weil. Gr. 8. à 45 Pf.

Beta, O., Russische Bilderbogen. Reise-Skizzen mit Rand-Glossen. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 2 M.

Bilder aus der Geschichte der katholischen Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von J. Riess. 1ste Serie. 1ster Bd. 1stes Heft. Mannheim, Schneider. 8. 75 Pf.

Boué, A., Einige Bemerkungen über das Alluvialgebiet. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 40 Pf.

Brachvogel, A. E., Der Schlüssel. Roman. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 18 M.

Briefe und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. 3ter Bd. 1ste Abth.: Beiträge zur Reichsgeschichte. 1546—1551. Bearbeitet von A. v. Druffel. München, Rieger. 8. 6 M. 70 Pf.

Calm, Marie, Leo. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1876. 8. 10 M.

Conscience, H., Annchen-Lieb. Erzählung. Deutsch von T. Stromer. Berlin, G. H. C. Müller. 8. 1 M. 50 Pf.

Czerny, A., Bilder aus der Zeit der Bauernunruhen in Oberösterreich. 1626. 1632. 1648. Linz, Ebenhöch. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Darwin, C., Reise eines Naturforschers um die Welt. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 10 M.

Dühring, E., Cursus der National- und Socialökonomie einschliesslich der Hauptpunkte der Finanzpolitik. 2te, theilweise umgearbeitete Aufl. Leipzig, Fues. 1876. Gr. 8. 9 M.

Erdient und Verdient! Die Orden, militärischen Ehrenzeichen und Kriegs-Denkmünzen Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm. (Von L. Schneider.) Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Eyth, M., Wanderbuch eines Ingenieurs. In Briefen. 4ter Bd.: Aus drei Welttheilen. Heidelberg, C. Winter. 1876. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Formey, A., Nach Hause! Gedichte. Wien, Helf. 8. 2 M.

Geiger, L., Mittheilungen aus Handschriften. Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte. 1stes Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1876. Gr. 8. 2 M.

Gihr, J., Die römisch-katholische Kirche seit der Restauration und ihre Befeindung des modernen Staates und der Bildung. Ein kurzer Hinweis auf unbestreitbare Thatsachen. Zürich, Verlags-Magazin. 1876. Lex.-8. 75 Pf.

Goltz, Freih. v. der, Die Operationen der II. Armee an der Loire. Dargestellt nach den Operationsakten des Ober-Kommandos der II. Armee. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Gottschall, R., Im Banne des Schwarzen Adlers. Geschichtlicher Roman in 4 Büchern. 3 Bde. Breslau, Trewendt. 1876. 8. 16 M.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Ideal und Wirklichkeit. Roman. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 13 M. 50 Pf.

Hadrian, E., Götzen, Götter und Gott. Die Religionen der Welt von der Urzeit bis zur Gegenwart allgemein verständlich dargestellt. Berlin, Denicke. 1876. Gr. 8. 2 M.

Harang, J., Racine und Victor Hugo als dramatische Dichter. Eine Parallele. Halle. Gr. 8. 60 Pf.

Hartmann, A., Die Denkwürdigkeiten des Kanzlers Horn. Ein Zeit- und Charakterbild des 17. Jahrhunderts. Berlin, Janke. Gr. 8. 4 M.

Hermann, C., Aesthetische Farbenlehre. Leipzig, M. Schaefer. 1876. Gr. 8. 2 M.

Huber, J., Die ethische Frage. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 60 Pf.

Die Kirche, betrachtet mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Streitfragen und die Bedürfnisse unserer Zeit. Von einem Amerikaner. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 60 Pf.

Kolisch, S., Die Christin. Trauerspiel. Wien, Rosner. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Krohn, A., Studien zur sokratisch-platonischen Literatur. 1ster Bd.: Der platonische Staat. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 9 M.

Leopold, E., (Wedel), Spaniens Bürgerkrieg. Militärisch-politische Briefe über die carlistische Partei, Armee und Kriegführung. Hannover, Helwing. Gr. 8. 4 M.

Italienische Liebeslieder. In deutscher Uebertragung von E. Engel. Aschersleben, Schlegel. 16. 1 M. 25 Pf.

Lilla, F., Geplauder. Humoresken und Novelletten. Leipzig, Hartknoch. 1876. 8. 4 M.

Limbach, H., Ferienträume. Ein Märchenkranz. Berlin, Mitscher u. Röstell. 8. 3 M.

Loehnis, H., Unterricht, Erziehung und Fortbildung. Ein Buch für Eltern. 1ster Band. London, Siegle. Gr. 8. 10 M.

Löhn-Siegel, Anna, Die Kinder der Clarice Strozzi. Roman aus dem 16. Jahrhundert. Dresden, Baensch. 8. 5 M. 50 Pf.

Lorm, H., Geflügelte Stunden. Leben. Kritik. Dichtung. 1ster Thl.: Die Märchen der Gegenwart. Skizzen aus Zeit und Leben. Leipzig, Hartknoch. 8. 3 M.

Ludwig, Der kühne Pascher-Toni vom Böhmer Walde oder Wildbiebereien und Abenteuer der Schmuggler-Bande unter ihrem verwegenen Anführer „Pascher-Toni", ihre Kämpfe mit Zollwächtern, Förstern und Soldaten, sowie endliche Gefangennahme und Strafe. Historischer Volks-Roman. 1stes u. 2tes Heft. Dresden, Lohse u. Kabler. Gr. 8. à 30 Pf.

Marbod, U., Stechpalmen. Unerwartete Lieder. Allen liebesiechen Gemüthern zum Troste gewidmet. Köln, Heyn. 16. 1 M.

Meer, A., Vater und Mutter in der Erziehung. Zwei Vorträge. Breslau, Görlich. 1876. 8. 30 Pf.

Möller, J., Der verewigte Reichstags-Abgeordnete Freih. Leopold v. Hoverbeck. Rede. Königsberg, Hartung. Gr. 8. 20 Pf.

Müller, H., Chronik des königlichen Hoftheaters zu Hannover. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Hannover, Helwing. 1876. Gr. 8. 5 M.

Müller, W., Historische Frauen. Berlin, Springer. 1876. Gr. 8. 6 M.

Multatuli, M., Havelaar oder die Holländer auf Java. Zeitgemälde. Deutsch von T. Stromer. Berlin, G. H. C. Müller. 8. 4 M.

Nesselhauf, G., Ein Wort über die dringend nothwendige Neugestaltung des Schulwesens. Dem deutschen Volke und seinen Vertretern gewidmet. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 50 Pf.

Neubauer, E. R., Rogaia oder die Steppenschlacht. Ein Gedenklied aus Seretland. Rabautz, Kirner. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Offermann, A., Lukretia. Tragödie. Wien, Rosner. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Ottmann, M., Deutsches Heldenbuch. Den Helden zur Erinnerung, den Hinterbliebenen zum Trost, der Jugend zum Vorbild. 1stes Heft. Breslau, Morgenstern. Gr. 8. 50 Pf.

Petrich, Grundzüge einer Geschichte der Ehe. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. Gr. 4. 50 Pf.

Pietschker, K., Die lutherische Reformation in Genf. Cöthen. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Radenhausen, C., Osiris. Weltgesetze in der Weltgeschichte. 2ter Bd. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 10 M. 70 Pf.

Rasch, G., Vom schwarzen Berge. Montenegrinische Skizzen, Bilder und Geschichten. Dresden, Baensch. 8. 4 M. 50 Pf.

Ratschky, J. F., Melchior Striegel. Ein heroisch-episches Gedicht. Für Freunde der Freiheit und Gleichheit. Neue verbesserte Ausgabe. Leipzig, Dyk. Gr. 16. 50 Pf.

Rehbinder, N. Graf, Jesus von Nazareth. Trauerspiel. Wiesbaden, Ebbecke. Gr. 8. 2 M.

Reinöhl, G., Der Begriff der Ursache nebst einer Darstellung und Kritik der Theorie von John Stuart Mill. Fragment aus einer Preisarbeit. Tübingen, Fues. 1871. Gr. 8. 1 M.

Rodowicz v. Oświęcinski, T., Unter Englands Fahnen zur Zeit des Krimkrieges. Humoristisch-satyrische Reminiscenzen. 2 Thle. Hannover, Rümpler. 8. 7 M. 50 Pf.

Rosenberg, H., Duell, Ehre und Herr Egenter. Ein Wort der Erwiderung. Leipzig, Walther. Gr. 16. 50 Pf.

Rouvroy, W. H. v., Die Religion der Zukunft. Eine Studie. Leipzig, O. Wigand. 8. 75 Pf.

Ruppius, O., Lebenskämpfe. Novelle. Dresden, Baensch. 8. 4 M.

Schiff, T., Aus halbvergessenem Lande. Culturbilder aus Dalmatien. Wien, Klič u. Spitzer. Hoch 4. 5 M.

Schlögl, F., „Wiener Luft!" Kleine Culturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau. Wien, Rosner. 1876. Gr. 8. 6 M.

Schneider, L., Kaiser Wilhelm. Militärische Lebensbeschreibung. 1867—1871. Fortsetzung der 1869 in demselben Verlage erschienenen beiden Hefte: „König Wilhelm", welche die Jahre 1864 und 1867 umfassen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schmitz-Dumont, Zeit und Raum in ihren denknothwendigen Bestimmungen abgeleitet aus dem Satze des Widerspruchs. I. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 2 M.

Schramm, R., Die Erkennbarkeit Gottes in der Philosophie und in der Religion. Ein Beitrag zu der religions-philosophischen Frage und Prolegomena zu jeder Dogmatik. Bremen, Heinsius. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schwerin, Josephine Gräfin, Janusbilder. Novellen. 2 Bde. Dresden, Baensch. 8. 6 M.

Seidel, M., Ueber die Paedagogik der Proverbien. Halle. Gr. 8. 60 Pf.

Siebeck, H., Das Wesen der ästhetischen Anschauung. Psychologische Untersuchungen zur Theorie des Schönen und der Kunst. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 4 M.

Smith, H. J., Ein Festtag. Schauspiel. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Spiritismus, seine Erscheinungen, sein Wesen und sein Nutzen, nach authentischen Quellen bearbeitet von Veratrinus Leuchtkäfer. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 M.

Springer, R., Anna Amalie von Weimar und ihre poetische Tafelrunde. Romantisches Zeitbild. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 9 M.

Steinwenter, A., Versuch einer zusammenhängenden Darstellung des Stromsystems des obern Nil. Marburg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Stieve, F., Der Ursprung des dreißigjährigen Krieges 1607—1619. 1stes Buch. Der Kampf um Donauwörth im Zusammenhange der Reichsgeschichte dargestellt. München, Rieger. Gr. 8. 12 M.

Strantz, M. v., Die Blumen in Sage und Geschichte. Skizzen. Berlin, Enslin. Gr. 8. 8 M.

Strauß, O., Elisabeth, Königin von Preußen. Vortrag. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 50 Pf.

Deutsches Theater. Herausgegeben von C. A. Görner. 32stes Bdchn.: Tante Lotte. Plattdeutsches Lustspiel. Von J. Stinde. Altona, Verlags-Bureau. 8. 75 Pf.

Neues wiener Theater. Nr. 48: Er kann nicht lachen. Dramatischer Scherz von C. v. Zelau. Wien, Rosner. Gr. 8. 3 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 690: An der Majorsecke. Lustspiel in 1 Aufzuge nach seiner Novelle „Der älteste Hauptmann" bearbeitet von E. Wichert. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 20 Pf.

Voß, Sophie Marie Gräfin v., 69 Jahre am preußischen Hofe. Aus den Erinnerungen. Mit einem Porträt in Stahlstich und einer Stammtafel. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1876. Gr. 8. 9 M.

Waldstein, M., Theatergeschichten. Wien, Hartleben. 1876. 8. 3 M.

Wallner, F., und A. Wallner, Aus Süd und Nord. Reiseplaudereien und Studien. Berlin, Janke. 1876. 8. 4 M.

Wickenburg, A. Graf, Ollanta. Peruanisches Original-Drama aus der Inca-Zeit. Nach J. J. Tschudi's wörtlicher Verdeutschung metrisch bearbeitet. Wien, Rosner. 1876. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Wieser, J. E. v., Eine Liebe des Alcibiades. Lustspiel. Brünn, Winiker. Gr. 8. 80 Pf.

Winterfeld, A. v., Schwarze Menschenbrüder. Komischer Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 1876. 13 M. 50 Pf.

Wollenweber, L. A. (Alter vom Berge), Aus Berks County's schwerer Zeit. Eine geschichtliche Erzählung. Reading, Pa. Gr. 8. 1 M.

Wood, Mrs. H., Im Dunkel der Nacht. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Berlin, Janke. 1876. 8. 12 M.

Die Wunder des Himmels. Weihnachts-Phantasie eines deutschen Reichsbürgers. Mit einer lithographirten Sternkarte nach den neuesten Forschungen. Zürich, Verlags-Magazin. 1876. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 49. —— 2. December 1875.

Eine Geschichte der deutschen Medicin.

Geschichte der deutschen Medicin. Von Heinrich Rohlfs. Die medicinischen Classiker Deutschlands. Erste Abtheilung. Stuttgart, Enke. 1875. Lex.-8. 14 M.

„Der Arzt muß wissen, was man vor ihm gewußt hat, wenn er nicht sich selbst und andere betrügen soll." In diesem Gedanken des Hippokrates wurzelt das vorliegende Geschichtswerk, dessen Titel uns sofort die Frage nahe legt: Was versteht der Verfasser unter medicinischen Classikern? Und daran reiht sich dann die auf den Geschichtschreiber bezügliche: Nach welchen Grundsätzen hat der Autor als solcher gearbeitet? Auf beide Fragen gibt der Verfasser selbst die Antwort.

Unter der Gesammtbenennung der medicinischen Classiker faßt Heinrich Rohlfs eine Anzahl deutscher Aerzte zusammen, die ihrem Wesen nach mit den schönwissenschaftlichen Classikern κατ' ἐξοχήν verwandt sind und unter sich durch einen Grundzug ihres individuellen und ihres wissenschaftlichen Charakters harmoniren:

> Wir verstehen unter „classisch" die harmonische Ausbildung des Geistigen und Körperlichen, des Wesens und der Form, nach den Normen und den Principien der Aesthetik. Wenn daher originelle Gedanken, tiefe Gefühle, scharfsinnige Beobachtungen, treffende Urtheile in formvollendeten Stil und in reines Ebenmaß des Ausdrucks eingekleidet sind, so nennen wir denjenigen, der hiervon eine Probe abgelegt hat, einen Classiker. Diese Definition paßt sowol für die Philosophie, als für die Jurisprudenz, Medicin, Poesie und übrigen Künste.

Es ist ein Unterschied zwischen einem classischen Mediciner und einem medicinischen Classiker. Die Rechtfertigung der Auswahl, die der Verfasser getroffen, liegt in Folgendem:

> Da das höchste und letzte Ziel der Medicin die Therapie ist und der Begriff des Classischen mit dem Höchsten und Vollkommensten zusammenfällt, die Kunst aber in ihrer Vollendung an keine Zeit gebunden ist, so haben wir unter die Classiker nur solche aufgenommen, die am Krankenbette als große Heilkünstler, als echte Nachfolger des Hippokrates sich hervorthaten und die Grundsätze ihres therapeutischen Thuns und Lassens in gedruckten Denkmälern hinterließen.

Die ärztliche Künstlerschaft, die einestheils im angeborenen Genie wurzelt, aber ebenso sehr in ebenmäßiger Ausbildung von Gemüth und Geist zu jener Höhe, von der aus der Arzt sagen kann: „homo sum et nihil humani a me alienum puto", und beides im Verein auf das höchste Ziel der Medicin, auf das Heilen, gerichtet, war dem Verfasser das Kriterium bei seiner Auswahl. Mit Recht; obwol gerade das alles heute geringen Curswerth hat, in einer Zeit, da häufig nur das platte Fachwissen den Arzt charakterisiren soll. Wir lassen vollauf dem Wissen sein Recht; aber im Wissen allein geht die Kunst unter, die ihrem Wesen nach Selbständigkeit des Denkens fordert und fördert, nicht auf das neueste Lehrbuch schwört. Jenes aber zieht die Schablone groß für das ärztliche Handeln. Und so ist es möglich geworden, daß neuerdings, wer nicht auf die neueste Methode und Parole schwören will, bemitleidet oder verketzert wird: es wird fast überall, besonders von der allerjüngsten Generation (die ältere muß diesem Beispiel folgen, damit sie nicht veraltet erscheint), nur nach der Schablone curirt, und die Rücksichten auf den gesammten Organismus, auf Jahreszeit, auf Individualität des Kranken, Alter, Geschlecht, Geburt u. s. w. müssen den Graden am Thermometer z. B. weichen. Ja fast sollen des Arztes natürliche Sinne und Anlagen ganz überflüssig gemacht und durch physikalische Apparate (Sphygmograph u. s. w.) ersetzt werden, und jeder Anfänger hält sich dann im Besitz solcher schon für einen fertigen Arzt, verlacht jede nicht mit Apparaten, sondern mittels des Denkens allein gemachte Erfahrung, Humanität und Scharfblick, Menschenkenntniß und Takt am Krankenbette und betrachtet als veraltet jeden, der vorsichtig prüfend an diese neuesten Errungenschaften herantritt, ehe er seinen Kranken dieselben zumuthet und selbst an sie glaubt. Doch gewiß, das wird sich wieder ändern; denn es war in der Geschichte der Medicin schon mehrmals Aehnliches da (wir erinnern nur an die Jatrophysiker des

17. Jahrhunderts, die Vorgänger der heutigen), und „am Krankenbette gilt immer nichts als Kunst und Zurückblicken auf die Aussprüche des höchsten Tribunals, der Erfahrung." (A. F. Hecker, „Die Heilkunst auf ihren Wegen zur Gewißheit", Erfurt 1802.) Ist es einmal dahin gekommen, daß das Chaos inductiv aufgestapelter Thatsachen unter leitende Principien gebracht (nicht in Systeme und Theorien geschmiedet) ist, so muß auch wieder die ärztliche Kunst in ihre Rechte eingesetzt werden und die iatrophysische und iatrophysico-physiologische Therapie von heute in den Hintergrund treten, wie die alte vor Sydenham's Principien. Statt der physikalischen Methode wird wieder die Kunst des Hippokrates, Sydenham, Boerhave, Werlhof, Heim u. a. Geltung haben. Denn reine Wissenschaft ist die Therapie nie gewesen und auch jetzt nicht geworden. Selbstverständlich kann es zu allen Zeiten nur wenige große Heilkünstler geben, die als leuchtende Beispiele, wie die Genannten, der Nachwelt als Muster vorgehalten werden können. Aber die großen sollen wieder Jünger und Nachahmer erhalten, die in den dankbaren Herzen ihrer Kranken fortleben, statt, wie es so oft heute der Fall ist, als Experimentatoren in den Sammlungen vergeblich bezahlter Rechnungen allein dem Namen, nicht der Werthschätzung nach erhalten zu bleiben. Es wird dann wieder eine andere Zeit der Heilkunst kommen müssen, und man wird bereitwilliger als jetzt zugestehen, daß es noch lange keine Heilwissenschaft ist, wenn man mittels Blasbalgs, mit Manometer, mit elektrischer Batterie u. s. w. den Körper, resp. die Körpertheile mit noch so exact-wissenschaftlichen Mitteln behandelt und deren Erfolge sofort auch statistisch verwerthet. Die Mittel sind exact, aber besser wäre es, wenn auch die Heilerfolge gleich exact wären, was sie überaus selten sind, wie sich sofort herausstellt, wenn der erste Enthusiasmus sich ein wenig gelegt hat. Bezüglich der Batterie weiß man das schon so ziemlich, und die andern physikalischen Mittel werden folgen; denn im 17. Jahrhundert war z. B. der Blasebalg schon einmal vorhanden, und

die Heilkunst ist wol danach angethan, Irrthümer aufzuklären, man kann sich über ihre Erfolge nicht täuschen. Für den, welcher bedächtig fortschreitet, ist die Gefahr, sich lange in Täuschungen zu wiegen, nicht groß, weil sie andern verderblich werden. Man freut sich dessen, was wirklich nützt; wer sein Glück darin findet, wird nicht müde, neue Wahrheiten zu suchen, und nicht begierig, das fallen zu lassen, was sich als gut bewährt hat. („Erinnerungen eines deutschen Arztes", S. VII.)

Die Erkenntniß der durch die Krankheiten hervorgebrachten Veränderungen hat die pathologische Anatomie und die Diagnostik zweifellos gefördert, aber die Heilung der Krankheiten ist geblieben was sie war, Sache der Erfahrung und individuellen Begabung. Jetzt gar wechseln jedes Jahr die Moden, der therapeutische Modenwechsel ist sogar größer und vor allem viel rascher als früher: ein Beweis, daß die Therapie noch lange keine Wissenschaft geworden ist trotz aller pathologischen Anatomie und Diagnostik und Physik und Chemie in der Medicin und trotz aller Statistik. Die exacte und pathologisch-anatomische Epoche ist allem Anschein nach auch in das Stadium der Abnahme getreten, wie wenig solches Urtheil auch heute bereits auf vollen Anklang rechnen darf. Man hat lange den kranken Menschen dem Studium der Krankheitsproducte und des Todes nachgesetzt. Das Ziel der Zukunft wird daher vorzugsweise wieder ein praktisches sein müssen. Aber die Einzelbehandlung, die seit Hippokrates wol sehr oft Rückschritte, aber im großen und ganzen wenig Fortschritte und diese nur meist nach der palliativen Seite hin gemacht hat, wird eine Erweiterung sich gefallen lassen: jene soll bleiben, aber sie wird zu Gunsten der Behandlung der Gesammtheit vielleicht gar in den Hintergrund treten müssen. Dazu sind in unserer heutigen sogenannten Hygieine bereits vielversprechende Anfänge vorhanden, die hoffentlich nicht alsbald schon wieder einem hygieinischen Enthusiasmus verfallen, um eine neue Einseitigkeit für Jahrzehnte ins Leben zu rufen. Die Praxis beginnt damit wieder in den Vordergrund zu treten, aber als eine neue, verheißungsreiche: das darf man schon sagen, ohne Prophet sein zu wollen; denn die Nothwendigkeit dieses Turnus lehrt auch die Geschichte, welche höchste unter allen Erfahrungswissenschaften in der Medicin gerade immer dann erst zu Rathe gezogen wird, wenn jahrzehntelang alte Wege wieder als neu erschienen waren. „So scheinen die Aerzte vom Anbeginn zum Schicksal verdammt zu sein: nur selten den Geist neuer Lehren festzuhalten und noch seltener die goldene Mittelstraße zwischen den Abwegen des Irrthums zu finden!" (Hecker a. a. O.)

An unsern Hochschulen — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — wird Geschichte der Medicin nicht gelesen oder, was fast noch mehr der Fall ist, es wird deren Studium nirgends empfohlen, nicht im Examen verlangt und deshalb auch nicht getrieben, obwol doch gerade der Arzt vor allen andern wissenschaftlichen Berufsarten die Arbeit der Vergangenheit kennen müßte, weil seine Wissenschaft und Kunst das Product unendlich langer und mühsam gewonnener Erfahrung ist.

Nun könnte aber ein sorgfältiges Studium der pragmatischen Geschichte — das Werk des betrachtenden Gedankens, um die Vorzüge der Welt nach ihren Ursachen und Wirkungen zu begreifen — mehr als andern den Aerzten Nutzen verschaffen; denn es würde sie von der drückenden Herrschaft der Tagesmeinungen, von dem Fetischdienste der gemachten Götzen und der von Zeit zu Zeit angerühmten Wundermittel befreien; es könnte sie anleiten, den Werth der Hypothesen, dieser vorüberschwirrenden Meteore, von dem der dauernden, sichern Thatsachen zu unterscheiden, nur Bedeutendes zu bewundern, nur den tüchtig Durchgebildeten zu erkennen; es könnte sie unterrichten in der Erkenntniß der Macht wie der Beschränktheit des Individuums und in der Einsicht, wie eine Entdeckung allmählich, bewußt oder unbewußt, aus der andern sich entwickelt; auch könnte dasselbe beitragen zur Begründung und Befestigung der durch Einflüsse aller Art erschwerten, selbständig erworbenen Beurtheilungen und Ueberzeugungen. (Marx, „Zur Anerkennung des braven Arztes Dr. Daniel Ludwig.")

Aber:

Nicht jeder holt nach vollendeter akademischer Laufbahn dasjenige nach, was ihm fehlt; hier besonders trifft das ignoti nulla cupido vor andern ein. Ich selbst war Doctor der Arzneiwissenschaft, ohne vom Hippokrates und Galenus viel mehr zu wissen, als daß der erstere vor dem letztern gelebt hat.

So klagte der biedere J. D. Metzger 1796, und — Hand aufs Herz! — 1875 wissen die abgehenden Studirenden oft kaum noch das. Warum? „Man hält heutzutage alles schon für veraltet, was eben gedruckt ist." (Stromeyer, I, 371.)

Das Buch von Rohlfs wird sicher dazu beitragen,

daß man wieder die Alten achten lernt; denn auch unter den Alten waren große Aerzte, davon überzeugt uns das Buch fast auf jeder Seite und zwar auf eine nicht selten überraschende Weise.

Welchen Standpunkt der Verfasser als Geschichtschreiber einnimmt, erklärt er auf eine, andern medicinischen Werken abgehende, principielle Weise. Er hat den Weg, welchen er einschlägt, mit Zuhülfenahme der Forschungen und Resultate anderer zum voraus durchdacht und ist zu dem Schluß gekommen, daß weder die pragmatische noch die philosophische Geschichtschreibung den strengen Anforderungen an einen (Geschichtsforscher und) Geschichtschreiber Genüge leiste, sondern daß dies einzig und allein die ethische vermöge:

Die Medicin, als die menschlichste aller Wissenschaften und als ein Theil der Weltgeschichte, kann von keinem andern Princip aus in den Metamorphosen, die sie im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat, beschrieben werden als letztere selbst; nur das ethische Moment kann und darf daher das allein maßgebende sein, um die Erscheinungen der medicinischen Wissenschaft und Kunst in ihrer Beziehung zu den allgemeinen Lebenserscheinungen der Menschheit zu beurtheilen und zu würdigen und ihren gegenseitigen Einfluß, Zusammenhang und Causalnexus zu begreifen.... Alle Maximen des Geschichtschreibers concentriren sich im Grunde in der einen: rücksichtslos wahr zu sein. In dieser Beziehung kann der Ausspruch des Polybius: „Wie ein Thier, wenn es die Augen verloren hat, nicht gebraucht werden kann, so ist, wenn der Geschichte die Wahrheit genommen ist, das übrige ein unnützes Gerede", nicht genug beherzigt werden.

Culturgeschichte und Geschichte der Medicin sind ein und dasselbe, sie lassen sich nicht trennen; die Medicin steht dafür in zu inniger Beziehung zur Gesammtcultur eines Volks. „Liegt die Medicin als Kunst und Wissenschaft danieder, so helfen die besten socialen Einrichtungen nichts, und umgekehrt: eine falsche Nationalökonomie bedingt zugleich den Verfall der Wissenschaft und Kunst." Das ist schon jetzt die Folge des modernen Manchesterthums, das dahin gelangt ist, die Arzneikunst für ein Gewerbe zu erklären. Daß sie ein solches wird, dazu liegen die Anfänge bereits hinter uns.

Aus der Forderung, rücksichtslos wahr zu sein, entspringt das Urtheil unsers Verfassers und sein Freimuth. Man muß das anerkennen, und zugestehen, daß er in den meisten seiner Urtheile recht hat, und in andern, mit denen man nicht ganz übereinstimmt, wenigstens stets subjectiv wahr ist. Ueberall sieht man darin den Mann und zwar den Mann von historischem Blick und von individuellem, will sagen ausgeprägtem, manchem vielleicht schroff erscheinendem Charakter, was auf uns zahme und exacte Reichsbürger, die wir an große Dosen Byzantinismus verschiedenen Genres gewöhnt sind, einen erfrischenden Eindruck macht; denn es ist bei uns heute in Politik und Medicin so ziemlich vor Kritik jeder sicher, wer am Staatsruder oder auf dem Katheder sitzt, also eine „Autorität" ist, anders wie in Oesterreich, wo man es („sogar" würde man bei uns sagen) mannhaft „wagt", begangene Fehler selbst an einem Rokitansky zu rügen. Der „Ruhm" hat es aber gebändigt, der politische und der exacte! Kritik*) „wagt" man fast nur noch nach unten (und dann meist abfällig), nach oben aber nicht. Wie wäre es sonst erklärlich, daß, ein Beispiel statt vieler, die Injection in phthisische Cavernen einen Erfolg, wenn auch nur einen succès d'estime hatte, oder daß ein Privatdocent den Ausspruch Sydenham's: „Sine opio medicus esse nollem", öffentlich umsetzen konnte in: „Ohne pneumatischen Apparat möchte ich nicht Arzt für Brustkranke sein"? Bei uns herrscht in hohem Grade die Partei und die Coterie. Bei den Anhängern beider wird der Verfasser freilich manchmal Anstoß erregen, da er nicht voll ins „exacte" und „neueste" Horn unserer Exacten und Neuesten bläst, die fast alle in den sichern Händen von Führern sind. Man kommt aber, wenn nicht alle Anzeichen trügen, zur Besinnung, und einzelne Stimmen verkünden das schon, freilich vorerst noch einzeln wie Prediger in der Wüste und charakteristischerweise außerhalb der Versicherungsanstalten ungetrübten Ruhms (vgl. Nr. 93 f. 1875 der augsburger „Allgemeinen Zeitung", Beilage). Und zu diesen Stimmen gehört auch der Verfasser des vorliegenden Werks:

Leider wird von vielen Aerzten und von allen, die historisch ungebildet sind, alles, was neu erscheint, für wirklich neu gehalten, ingleichen wird von den meisten alles Neue auch für gut und einen Fortschritt angesehen. Dies ist aber in den wenigsten Fällen der Sachverhalt. Denn neu können wir nur das nennen, von dem man früher keine Kenntniß hatte, und das auch zukünftig, es sei nun in welcher Disciplin es wolle die Entdeckung gemacht, als wahr sich bewährt. Die Zahl dieses Neuen ist aber sehr klein.

Und es ist auch heute wieder und noch fast wörtlich wahr, was A. F. Hecker sagte:

Der Wahn errungener Vollkommenheit war von jeher die Pest der Heilkunde. Wir dürfen uns nie verhehlen, daß wir unendlich viele Dinge nicht wissen! Wir haben noch keine Physiologie! Wir wissen nicht, was Krankheit ist, nicht wie die Heilmittel wirken, nicht wie Krankheiten geheilt werden!

An dem Buche scheint uns ferner noch das rühmend hervorgehoben werden zu müssen, daß es den ersten Theil einer Geschichte der deutschen Medicin ausmacht und damit das erste Werk, wenn auch nicht über medicinische Ur-, so doch über unsere medicinische Nationalgeschichte ist, zugleich auch die erste solche eines der maßgebenden großen neuern Culturvölker überhaupt anbahnt; denn wir haben wol medicinische Nationalgeschichte der alten Griechen, Hebräer, Aegypter u. s. w., aber bisjetzt noch keine der Medicin eines der neuern Völker, mit Ausnahme der Spanier, Italiener und der „Nation" in Belgien, die man nicht voll zu jenen rechnen wird. Somit begrüßen wir diesen ersten Theil einer solchen in der Hoffnung, daß die andern folgen und das Werk vervollständigen werden. Als solches mußte das Buch in Behandlung und Umfang eine Mittelstellung zwischen Monographie und Lehrbuch einhalten, und scheint uns diese Mitte vom Verfasser im großen eingehalten, der mit offenbarer Liebe zum Gegenstand, ja mit Begeisterung für denselben ans Werk gegangen ist und deshalb wol im einzelnen sich hier und da zu einiger Breite hat hinreißen lassen; doch ist dies nur bei einigen der Aerzte, die das Buch bespricht, geschehen, und hier bildet das Interesse an Person und Gegenstand ein wirksames Gegengewicht. Betrachten wir uns die letztern etwas näher, soweit es der Raum einer Besprechung gestattet.

*) Es gibt gewiß in dieser Hinsicht zu denken, daß ein Arzt den „Antikritiker" ins Leben rief, und daß die Abwehr zweier Aerzte allein die erste Nummer desselben füllt! Und es sind nicht etwa unbedeutende Leute, sondern solche, die sich die literarischen Sporen schon lange verdient haben, die zu diesem Auskunftsmittel greifen mußten!

Acht Aerzte sind es, welche die erste Abtheilung dieses Buchs vorführt: Werlhof, der zugleich ein besserer Dichter war, als der Verfasser ihn sein läßt; Zimmermann, welcher auch unter den schönwissenschaftlichen Classikern einen Rang sich verdient hat; Wichmann, der Schöpfer einer medicinischen Disciplin; Hensler, der bedeutende Historiker und Freund Lessing's; Stieglitz, der formgewandte Kritiker; Marx, der Vielseitige; Heim, der Vielgeliebte, und Krukenberg, der Kliniker. Wie vielen deutschen Aerzten dürften diese Männer selbst auch nur dem Namen nach insgesammt bekannt sein? Und doch muß man von ihnen, hat man sie, wie Referent, aus dem Buche kennen gelernt, gestehen: sie alle waren und sind große Aerzte, werth des Nachruhms, obwol individuell sehr verschieden.

Im hehren Argonautenkreise
War jeder groß auf seine Weise —

kann man mit Goethe sagen. Und der Vergleich mit den andern macht jeden bedeutender.

Zur Charakteristik der „Classiker" führen wir einzelne uns besonders dazu dienlich scheinende Ansichten und Aussprüche des Verfassers oder der Autoren selbst an, wollen aber noch auf die Vollständigkeit der Literatur, die sich Rohlfs zu verschaffen wußte, aufmerksam machen, da diese zusammenzubringen wol keine geringe Mühe gemacht haben muß. Durch solche Sorgfalt und Wiedergabe des Wesentlichen der einzelnen Schriften hat der Verfasser auf höchst verdienstliche Weise den spätern Geschichtschreibern vorgearbeitet und seinem Buche den Werth eines bleibenden Quellenwerks gegeben; denn nach kurzer Zeit wird die Literatur zu solchem Werke zerstreut und zum Theil verschwunden sein.

Von Werlhof sagt der Verfasser:

Medicin ausüben und Gutes thun war für ihn dasselbe. Weil dieses so mit seinem ganzen innern Menschen verknüpft war, konnte er selbst durch Krankheit nicht veranlaßt werden, seinen Beruf aufzugeben. Die Medicin war mit seinem Herzen verwachsen. Deshalb hörte er mit dem letzten Herzschlag erst auf, Arzt zu sein. Manche charakteristische Züge seiner großen Menschenliebe hat uns die Geschichte aufbewahrt. Als er einst einen drei Treppen hoch wohnenden armen Tagelöhner besucht hatte und unten im Hause erschöpft sich ausruhen mußte, trifft ihn dort einer seiner vornehmen Bekannten und fragt, woher er komme. Als jener es vernommen, äußert er seine Verwunderung, daß der berühmte Arzt auch so geringe Leute besuche. „Ei, Herr", erwiderte Werlhof, „das sind ja meine besten Kranken, denn die bezahlen dort oben!"

Wir heben diesen Zug aus, weil Werlhof unter den Classikern der am meisten als Arzt, am wenigsten aber, wie Heim, als Schriftsteller thätige war.

Was man heute als neu, zum Theil wenigstens, betrachtet, sagte schon Zimmermann in Bezug auf Ruhr und Typhus:

Die meisten Gallenfieber sind nicht ansteckend, aber sie werden ansteckend durch den faulen Abgang, wenn für die Reinlichkeit nicht genug gesorgt ist, wenn in einem Raume zu viele Menschen zusammen sind. Deshalb bei den Armen öfters Ansteckungen. Nichts ist dagegen gesünder als die häufigen Bewegungen, die Entfernung von den Abtritten, von dem unreinen Stroh und andern Unreinlichkeiten.

Klingt es nicht, als nähme Wichmann an der neuesten Discussion über Tuberculose theil, wenn er sagt:

Nicht blos exanthematische Krankheiten sind ansteckend. Es gibt viele, welche langsamer inficiren durch Stuben- und Bettgesellschaft.... Dies kann nicht befremden. Schon die ausgehauchte Luft eines Menschen wirkt als Gift. So theilt sich auch die Schwindsucht mit. Am häufigsten sieht man es bei Eheleuten. Von Galen bis Maret 1779 wurde die Schwindsucht immer für ansteckend gehalten. Morton behauptet sogar die Ansteckung durch den Beischlaf. Freilich gehört immer eine Empfänglichkeit dazu.*)

Daß Universalität und Humanität, die der Verfasser als Merkmale des medicinischen Classikers aufstellt, in der That denselben eigen sind, beweist sehr deutlich Hensler, der Freund unsers großen Lessing:

Seine Vorlesungen erstreckten sich über Anthropologie, Physiologie, Pathologie, Diätetik, allgemeine und specielle Pathologie, Naturlehre, Staatsarzneikunde und gerichtliche Medicin, Geschichte der Medicin und Literaturgeschichte.

Heute hält man so etwas für unmöglich und die Vielseitigkeit für schädlich. Aber Hensler hat Bleibendes dabei geleistet:

Alle seine Vorträge zeichneten sich durch Genauigkeit und Gelehrsamkeit aus. Doch hielt Hensler keinen für einen guten Arzt, der nicht zugleich ein guter Mensch sei, und Rechtschaffenheit und Humanität mit Wissenschaftlichkeit und Kunstsinn verbinde. In diesem Sinne bemühte er sich, seinen Einfluß auf seine Schüler geltend zu machen. Ein Feind jedes Specialismus, strebte er vor allen Dingen, das Verlangen nach universeller Bildung in ihnen zu wecken. Deshalb vertrat er die Ansicht, daß keinem gelehrten Arzte die Kenntniß der Philosophie, Mathematik, Physik und Chemie abgehen dürfe. Ebenso sehr animirte er seine Schüler, die schönen Wissenschaften zu cultiviren. Auch darin kann er als das Muster eines akademischen Lehrers gelten, daß er sich bemühte, jeden einzelnen Schüler in Bezug auf dessen Studien zu individualisiren, während es leider in der Regel Sitte ist, daß der akademische Lehrer zwischen sich und seinen Schülern eine chinesische Mauer zieht. Wie viel vermag aber ein einziger guter Rath eines erfahrenen akademischen Lehrers!

Dies letztere gibt zugleich ein Beispiel, wie der Verfasser stets Gegenwart und Vergangenheit in Beziehung setzt, dem Ganzen ein erhöhtes Interesse verleiht und dabei auch viele praktische Winke gibt, die man in den Lehrbüchern der Medicin nirgends finden kann.

Doch, wollten wir weiter fortfahren mit solchen kurzen Excerpten, würden wir die Gefahr herbeiführen, von dem reichen Inhalte des Buchs ein allzu schwaches, vielleicht ein dürftiges Bild zu geben; man muß daher selbst lesen und wird dann den Verfasser und sein Buch beurtheilen wie wir: das Buch hat ein wahrhaft gebildeter Mann und ein trefflicher Mensch und Arzt geschrieben.

Der Art waren auch die Aerzte, deren Leben und Schriften das Werk füllen, von denen der Verfasser sagt:

Alle Classiker erkannten, wie die Griechen, die Janusnatur der Medicin, alle sahen ein, daß sie nicht blos eine Wissenschaft, sondern eine Kunst sei, daß man, um ein vollkommener Arzt zu werden, beiden Principien gerecht werden, daß die Medicin als Kunst zu Grunde gehen müsse, wenn man ihr künstlerisches Princip aufgibt, daß Wissen allein den Arzt nicht zum Heilkünstler macht, daß, wenn Bacon sagte: „Scientia est potentia", er nicht die Ansicht hatte, daß jedes Wissen eo ipso ein Können bedinge, sondern daß die Wissenschaft an und für sich schon eine Macht sei, kurz, daß kein großer Arzt des künstlerischen Genies entbehren könne. Letzteres aber wurzelt in der Phantasie und dem Gemüthe. Die Poesie und die schönen Wissenschaften sind die Quellen, die diese Geisteskräfte speisen. Aus dieser künstlerischen Quelle muß der Arzt fortwährend

*) Die „Trinkwassertheorie" für Typhus findet sich schon bei Röderer und Wagler (vgl. Häser, II, 448, Anmerk. 9) angedeutet oder vorgebildet.

trinken, um zum Künstler heranzureifen. Folgt er dem bloßen Verstande, glaubt er mit der Wissenschaft allein Kranke curiren zu können, so irrt er sich, Krankheiten wird er heilen, aber niemals Kranke, und sehr weise bemerkt der treffliche Marx: „In Behandlung der Krankheiten ist der Kenner des menschlichen Herzens häufig glücklicher als der Kenner der Natur."

Das Werk von Rohlfs betrachten wir als eine Zierde unserer Literatur, das selbst auch Laien verständlich sein dürfte, soweit es für diese nöthig ist, um das Bild des für unsere Cultur so wichtigen 18. Jahrhunderts nach einer bisjetzt sehr wenig bekannten Seite hin zu vervollständigen. Der Stil des Verfassers gibt kein Hinderniß ab, wie dies bei den meisten medicinischen Büchern der Fall, die ohne Noth oft eine eigene mit Kunstausdrücken überladene deutsche Schreibart zur Schau stellen, die alles eher ist als ein lesbares Deutsch; der Verfasser hat einen gebildeten Stil, ist nicht dem Mischmasch von Fremdwörtern, Kunstausdrücken und Deutsch verfallen, der noch schlimmer ist als die lateinisch-deutsche Mischung im Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Möge es nun dem Autor vergönnt sein, das rühmlich begonnene Werk zu Ende zu führen. Geschieht dies, so werden wir auch in der Geschichte der nationalen Medicin den andern Völkern ebenso weit voraus sein, wie wir es anerkanntermaßen in der medicinischen Universalgeschichte von jeher sind; denn die Geschichte der Medicin ist, wie Rohlfs richtig sagt, fast ein Monopol der Deutschen.

Neue Romane und Erzählungen.

(Beschluß aus Nr. 48.)

1. Drei Städte. Roman von Albert Stutzer. Drei Bände. Leipzig, R. Schäfer. 1875. Gr. 8. 10 M.
2. Braunschweiger Tage. Historischer Roman von Otto-Walster. Braunschweig, Bracke jun. 1875. 8. 4 M.
3. Silber und Scheidemünze. Roman von Stanislaus Graf Grabowski. Drei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1875. 8. 12 M.
4. Aus grauer Heide. Criminalgeschichte von J. D. H. Temme. Zwei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1875. 8. 7 M.
5. Ein Frühlingstraum. Roman von Johannes van Dewall. Stuttgart, Hallberger. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.
6. Sophie. Eine Erzählung vom Rigaer Strande von Rudolf Schulz. Leipzig, Bidder. 1875. 8. 3 M.
7. Erzählungen von Maria Freiin von Ebner-Eschenbach. Stuttgart, Cotta. 1875. 8. 5 M.
8. Drei Ehestandsgeschichten. Erzählt von Josias Nordheim. Braunschweig, Zwißler. 1874. 8. 1 M. 80 Pf.
9. Die Pflegegeschwister. Eine Erzählung von Jenny Bach. Braunschweig, Zwißler. 1874. Gr. 16. 3 M.
10. Frühlingsblumen. Novellen und Märchen von Jenny Bach. Braunschweig, Zwißler. 1874. 16. 2 M. 70 Pf.

Empfindet man bei der Lektüre des Dewall'schen Romans ein Behagen, welches nur wenig durch das traurige Schicksal Adda's vermindert wird, so übt dagegen der Roman „Sophie" von Rudolf Schulz (Nr. 6) eine ganz andere Wirkung auf den Leser aus. Ich bin melancholisch geworden wie an einem trüben Herbstabend bei der Lektüre dieser trüben Geschichte. Sophie ist als achtjähriges Mädchen, welches weder Vater noch Mutter kannte, von ihren bisherigen habgierigen Pflegeältern einer reichen alten Dame in Moskau überlassen worden, welche das Kind adoptirt und bald schwärmerisch liebt. Als die Dame gestorben, bleibt Sophie bei der einzigen Tochter ihrer Beschützerin wohnen. Mit dieser und einem Neffen derselben macht sie eine Badereise nach dem rigaer Strand. Hier lernen wir sie kennen als schwermüthige, ungemein stolze, schöne und energische Dame. Wir erfahren sogleich im ersten Kapitel, daß sie zwei Ursachen hat, kummervoll zu sein: sie ahnt oder combinirt vielmehr, daß sie ein uneheliches, in Schande geborenes Kind ist, und liebt den leichtsinnigen, aber gutherzigen und lustigen Neffen Paul Alexandrowitsch. Sie hat eine so harte stolze Seele, daß sie trotz der geachteten Stellung, welche sie jetzt einnimmt, den Fluch ihrer Geburt nicht ertragen zu können glaubt, und andererseits hält sie ihren Geliebten nicht für würdig, ihr Ehemann zu werden. In der weiblichen Hülle wohnt eine herbe, fast möchte ich sagen empfindungslose Seele, stolz, mit einem Anflug von Eitelkeit, edel und doch wieder recht egoistisch, das Leben scheinbar verachtend und dennoch stets darauf sinnend, endlich glücklich in diesem Leben zu werden, trotzig gegen das Schicksal sich auflehnend und hinwiederum sich verlassen und einsam fühlend, selbstquälerisch, sinnlich aufwallend, wenn sie in lichten Momenten an die treue Gegenliebe Paul's glaubt, im Grunde mistrauisch gegen das Schicksal, die Menschen und sich selbst. Fürwahr, das ist ein achtzehnjähriges junges Mädchen, welches unmöglich Sympathie einflößen kann, sie steigt wie ein kaltes, empfindungsloses Gespenst vor dem Leser auf, welcher sie nur bedauern aber nicht lieben kann. Der Autor deutet zwar an, daß sie eine glutvolle Leidenschaft für Paul hegt; es mag sein, aber seltsam berührt es immerhin, daß sie nicht nach edler Mädchenart gläubiger, zutraulicher und duldsamer mit dem Leichtsinn Paul's ist, ja daß sie ihm sofort den Abschied fürs Leben gibt, als er in leichtsinniger Weise wieder einmal sein Versprechen, ein besserer Mensch zu werden, bricht. Handelt so die Liebe? Höchstens Schurken gegenüber, und ein solcher ist dieser lebenslustige, heitere, wankelmüthige Paul, dessen Schilderung dem Autor sehr gelungen ist, gewiß nicht. Nachdem er seinen Abschied bekommen, duellirt er sich noch für Sophie und wird lebensgefährlich verwundet. Auch jetzt noch hat sie nur harte Worte und Urtheile über ihn. Unter diesen Umständen kann der Leser kaum Mitleid empfinden, wenn sie am Schluß der Erzählung endlich ihre Mutter findet, die sterbenskrank daniederliegt und ihr das Geheimniß mittheilt, sie, Sophie, sei ein uneheliches Kind des Kaisers Nikolaus. Nach dem Tode ihrer Mutter geht sie ins Kloster.

Der Autor hat das Verdienst, in Sophie ein Lebensbild geschaffen zu haben, das Fleisch und Blut hat, das aber im höchsten Grade unsympathisch jeden edelfühlenden Menschen berühren muß. Ich kann nicht beurtheilen, ob solche Menschenexemplare häufig in Rußland vorkommen; wenn das der Fall ist, so hätte der Autor

immerhin den schroffen Charakter seiner Heldin etwas mildern können, wenn er sie als eine edle Erscheinung aufgefaßt wissen will.

Die kurze Liebesgeschichte zwischen Paul und Sophie würde kaum hinreichen, den Inhalt einer kleinen Novelle zu bilden; der Autor hat deshalb noch allerlei Figuren, Bestrebungen, Schilderungen und Vorgänge hineingeflochten, welche meistens an sich sehr interessant sind, jedoch in keinem engern Zusammenhang mit der Haupthandlung stehen. Der Leser thut deshalb gut, den sogenannten Roman als eine lehrreiche und interessante Culturskizze aus dem baltischen und russischen Leben anzusehen. Da werden uns Typen aus der russischen Gesellschaft vorgeführt, die in ihrer Art meisterhaft geschildert scheinen: die Tante Marfa, der russische Pater Wessili, der Redacteur Schichin, welche zum Zweck haben, das Deutsch- und Protestantenthum in den Ostseeprovinzen auszurotten, indem sie armen Aeltern die Kinder abkaufen, um sie in Priesterseminarien zum griechischen Glauben zu erziehen. Der Diener Paul's, Ilja, scheint eine urwüchsige russische Natur zu sein; in den Gesprächen, die Herr und Diener miteinander führen, zeigt der Autor, daß er auch humoristisch schreiben kann. Es finden sich sonst noch allerlei Gestalten, welche Interesse einflößen, im ganzen gewinnt man einen trefflichen Einblick in die baltischen Zustände. Vielleicht hat der Autor etwas zu dunkle Farben aufgelegt, um das deutsche Volk desto eindringlicher für den „verlorenen Bruderstamm" zu interessiren. Er schildert die Russen (ausgenommen Paul), als ob statt Blut Talg in ihren Adern wäre, der bisweilen in der Leidenschaft anfängt zu sieden. Aeußerlich halbwegs cultivirt, innerlich barbarisch, fast thierisch, sind diese Damen und Herren keine allzu angenehme Bekanntschaft, die wir halb unwillig, halb neugierig an der Hand des Autors machen, welchem Erzählungstalent sowol in der Charakteristik von Personen als auch in der Landschaftsschilderung nicht abgesprochen werden kann. Ob er Talent hat, einen größern Roman künstlerisch zu componiren und auszuführen, muß die Zukunft lehren.

Die „Erzählungen" von Maria Freiin von Ebner-Eschenbach (Nr. 7) halten sich frei von jeder Effecthascherei und sind trotzdem effectvoll. Das ist das beste Zeugniß, das man ihnen geben kann, denn in demselben ist die Anerkennung enthalten, daß eine ungesuchte Originalität des Denkens und Empfindens der Verfasserin sich in den Erzählungen offenbart. Der Stil ist einfach und edel, wie man kaum bei einer Dame zu erwarten berechtigt ist, die Form einer jeden Novelle, dem Inhalte entsprechend, knapp und gedrungen, kein Wort zu viel oder zu wenig, keine unnöthigen Betrachtungen; die Handlung entwickelt sich schnell, ist durchsichtig, und klar, und endlich ist auch der Stoff, welcher einer jeden Novelle zu Grunde liegt, interessant. Der Band enthält fünf Erzählungen, von welchen ich der zweiten: „Chlodwig", den Vorzug vor den übrigen gebe.

Chlodwig ist ein älterer Gutsbesitzer, welcher unverheirathet geblieben und mit seinem Freunde, einem pedantischen Major, auf seinem Gute wohnt. Chlodwig erzählt dem Major seine Lebens-, Liebes- und Leidensgeschichte, indem er damit beginnt: „Ich war immer von melancholischer Gemüthsart; wenn ich aber, was unfehlbar geschieht, den Verstand verliere, dann wird aus mir der glücklichste Narr der Welt." Wir ersehen im Laufe der Erzählung, daß Chlodwig in der Jugend ein Mädchen geliebt hat, welches nach den Regeln moderner adelicher Erziehungskunst erzogen worden ist. Hedwig, so heißt sie, hat alle Vorurtheile, Meinungen, Anschauungen eines gewöhnlichen Durchschnittsadels in sich aufgenommen, und obgleich sie erst achtzehn Jahre, sind dieselben mit ihrem innersten Wesen so eng verwachsen, daß sie gar nicht mehr fähig ist, natürliche und edle Gefühle in sich aufzunehmen; selbstverständlich ist ihr auch die Liebe fremd. Eine ganz andere Natur ist Chlodwig von Jugend auf gewesen. Wo Hedwig nichts fühlt, da lebt bei ihm ein Dämon, der Dämon einer stürmischen, dauernden Leidenschaft, die auch dann sich nicht vermindert, als er Hedwig's Nichtigkeit mit kühlem Verstande erkannt hat. Sie steigert sich vielmehr, beherrscht Jahre hindurch alle seine Gedanken und Gefühle, entwickelt sich endlich zu so großer Stärke, daß Einbildungskraft und Phantasie sich über die Begriffe von Raum und Zeit hinwegsetzen und ein Wahngebilde schaffen, das er statt der wirklichen Hedwig liebt. Er weiß das selbst und beweist seinem trockenen Gefährten haarklein, er sei auf dem Wege verrückt zu werden.

Meisterhaft ist die Erzählung niedergeschrieben. Leidenschaftlichkeit, Ironie, Humor, Zorn, Skepticismus, gläubige Hingabe spiegeln sich auf dem dunkeln Grunde der Melancholie ab, welche schon von Jugend auf dämonisch in ihm gewaltet hat. Er liebt Hedwig noch immer, aber nicht die wirkliche, sondern diejenige, welche sie *hätte* werden können, wenn die Erziehung ihr nicht jeden Funken kräftiger Willenskraft und natürlichen Gefühls genommen hätte. Fast alle Worte Chlodwig's sind ein Pamphlet gegen die Vorsehung, welche solche Vernichtung einer freien Seele zuläßt. Keine Philosophie, keine Religion kann ihn mit dem Leben versöhnen, am wenigsten die traditionellen Trostgründe und Zureden, welche der Major in phlegmatischer Weise dazwischenwirft. Mancher Leser wird den Kopf schütteln und fragen: Ist das ein Mann? Besitzt er keine Selbstüberwindung, keine Energie? Was man im gewöhnlichen Leben unter gewöhnlichen Umständen so nennt, hat er allerdings. Aber dasjenige, was er in seinem Innern unterdrücken soll, liebt er zugleich mit allen Fibern des Herzens; ich meine nicht die Liebe zu Hedwig, die er als unberechtigt erkannt hat, diese unglückselige Liebe ist ihm nur der Anlaß zur Erkenntniß gewesen, es sei eine altersgraue Lüge, daß Ideal und Wirklichkeit sich je versöhnt hätten oder versöhnen könnten, und doch spricht eine unabweisbare Stimme in seinem Herzen: sie müssen sich versöhnen, hier in meinem Herzen, in den Herzen der andern, in der ganzen Welt, sonst ist die unendliche Sehnsucht, welche jeder Mensch im Herzen trägt, eine Lüge, eine Lüge Gottes oder der Natur, wie man es nehmen will. Ein solcher Mensch wie Chlodwig, der durch Gemüthsanlage dazu prädestinirt scheint, die beiden Dämonen, ewiger Tod und ewiges Leben, ungehindert in sich kämpfen zu lassen, weil er die Siegesgewißheit des einen sowol wie des andern mit gleich großer Intensivität fühlt, muß schließlich logisch den Wahnsinn als Erlösung, welche die beiden Gegensätze ineinander verschmilzt, f-

trachten. Diese Betrachtung führt ihn wirklich zum Wahnsinn. Die Erzählung Chlodwig's bricht gegen das Ende dieser meisterhaften, psychologisch interessanten Novelle ab. Die Verfasserin führt selbst fort und berichtet, daß Chlodwig in Erfahrung gebracht, Hedwig's Mann, den sie auf Wunsch ihres Vaters willenlos und liebeleer geheirathet hatte, sei gestorben. Er erneuert seinen Antrag mit der festen Zuversicht, daß sie ihn annehmen werde; diese Zuversicht führt den Wahnsinn herbei, denn als Hedwig ihn abweist, glaubt er, eine Zusage erhalten zu haben, bereitet alles zur Hochzeit vor, wird vergnügt, harmlos und ruhig. Der Schlußsatz der Novelle lautet: „So lebten sie heiter und still dahin, Chlodwig in wonnevoller Erwartung seines Glücks, der Major sich damit bescheidend, daß der Friede endlich eingekehrt war in das unruhige Herz seines Freundes."

Einem Psychologen von Fach wird es vielleicht nicht schwer fallen, einen Charakter wie den Chlodwig's nach allen Richtungen hin zu erklären, aber niemals wird es ihm gelingen, einem solchen Charakter Leben zu verleihen, das vermag nur ein geborener Dichter oder eine Dichterin. Keine Reflexion über den Charakter ihres Helden entschlüpft der Feder der Verfasserin, Chlodwig allein spricht, erzählt, schwärmt und unterbricht sich, aus seinen eigenen Reden lernen wir ihn kennen. Er ist für uns kein Schemen, sondern eine Person. Deshalb muß ich auch die plastische Gestaltungsgabe der Verfasserin eine hohe nennen. Nehmen wir die Fähigkeit hinzu, mit welcher sie die Sprache und den Stoff beherrscht, so steigert sich unsere Anerkennung.

Trotz derselben brauche ich selbstverständlich nicht alles gut und schön zu finden, was in dem Büchlein steht. Die andern Novellen stehen sehr gegen „Chlodwig" ab. „Ein Spätgeborener" ist zwar äußerst interessant, jedoch macht sich in dieser Novelle ein gewisser Pessimismus breit, welcher entschieden zu verwerfen ist. Der Hauptheld ist ein armer Beamter, welcher die empfindsame Seele eines schüchternen, nervenschwachen jungen Mädchens hat; er lebt nur für seine Ideale, führt jahrelang ein Traumleben, aus dem er plötzlich herausgerissen wird. Die rohe Wirklichkeit, welche aller Ideale bar ist, wie die Verfasserin meint, tödtet ihn. Ein jüdischer Journalist, der von seinem Mutterwitz lebt, schüchtert den Idealisten noch mehr ein, anstatt ihn zum Kampfe anzureizen; noch andere gesinnungslose, erbärmliche Menschen tragen das Ihrige dazu bei; ein wohlwollender Graf will ihn beschützen, aber auch das letztere beunruhigt seine zarte Seele, bis er schließlich das Leben aufgibt. Ich meine, das ist kein Mann, das ist eine weibliche Seele in einem männlichen Körper. Welch ein Gegensatz zu Chlodwig, welcher jahrelang bis zum Wahnsinn kämpft! Dieser sogenannte Spätgeborene aber flüchtet feige aus der Wirklichkeit. Kein Kampf, keine Leidenschaft scheint seine Seele gerüttelt zu haben. Kann ein solcher Held uns interessiren? Gewiß nicht. Wir interessiren uns für die Schilderung, welche die Verfasserin von ihm gibt, aber nicht für ihn, denn er hat keine Berechtigung, in der Dichtung zu existiren, weil er im Leben nicht existirt. Durch den Titel selbst deutet die Verfasserin an, daß dieser Andreas Muth nicht in unsere Zeit hineinpaßt. Aber sie irrt sich, wenn sie glaubt, er habe in eine frühere hineingepaßt. So sehr verdunkelt auch die Ideale in unserer Zeit sind, erstorben sind sie gewiß nicht, denn ohne sie stände die Welt nicht, ohne sie wäre auch keine Industrie, die jetzt anscheinend alles ideale Leben tödtet. In frühern Zeiten sind sich die einzelnen Menschen dieser Ideale vielleicht mehr bewußt gewesen, aber niemals hätte der Traumwandler Andreas gleichgeartete Collegen gefunden, denn um seine Ideale hat man kämpfen müssen zu jeder Zeit.

Der Raum verbietet mir, auf die drei andern Novellen näher einzugehen. „Die Großmutter" ist ein ergreifendes Charakterbild, „Die erste Beichte" eine in psychologischer Beziehung meisterhafte Novellette, endlich „Ein Edelmann" ist spannend erzählt, jedoch allzu skizzenhaft gehalten. Anregung zum Nachdenken wird der gebildete Leser in allen diesen Novellen finden; Gestaltungsgabe und psychologische Beobachtung werden ihm überall begegnen.

Die „Drei Ehestandsgeschichten" von Josias Nordheim (Nr. 8) sind hübsch erzählt. Es kommt mir so vor, als ob ein wohlwollender Landpastor sie zur angenehmen Erbauung seiner gläubigen Gemeinde niedergeschrieben habe. Anspruchslos, wie der Verfasser sie uns gibt, müssen sie auch gelesen werden. Junge, bescheidene Eheleute werden gewiß vieles aus diesen stillen Geschichten lernen, denn abgesehen von dem warmen religiösen Gefühl, das von keinem Fanatismus getrübt wird, bekundet der Verfasser eine nicht geringe Lebensweisheit, die allerdings etwas hausbacken ist, jedoch für die Verhältnisse in bescheidenen und wahrhaft frommen Lebenskreisen paßt. Weniger schöpferischer Trieb als freundliches Mitgefühl mit den ehelichen Leiden in manchen Hausständen scheint den Verfasser veranlaßt zu haben, die Feder zu ergreifen. Was er schreibt, ist vernünftig, klar und bis zu einem gewissen Grade auch interessant. Um die Erzählungen ganz würdigen zu können, muß man allerdings orthodoxer Protestant sein oder mindestens Bibelgläubiger im engern Sinne. Es sei deshalb das Büchlein besonders allen denjenigen empfohlen, welche ihre Herzenserbauung nur in der lutherischen Glaubensform finden, und auch denen, die in toleranter Weise das Gute bei Andersgläubigen anzuerkennen gewohnt sind.

Die Erzählung „Die Pflegegeschwister" von Jenny Bach (Nr. 9) ist ohne Verständniß für das innere Wesen einer Erzählung, für Charakterzeichnung, für Entwickelung der Handlung niedergeschrieben worden. Wenn man eine Familiengeschichte schreiben will, so ist die erste Bedingung, daß man fähig sei, scharf zu charakterisiren, denn sonst verwechselt der Leser die Mitglieder einer und derselben Familie doch gar zu leicht. Davon ist aber in der vorliegenden Novelle keine Rede. Die bestgezeichnete Figur ist noch die kleine Anna, die schüchterne fromme Jungfrau; etwas nervenschwach ist sie zwar auch, aber bei ihr läßt sich diese Eigenthümlichkeit schon eher ertragen als bei den übrigen, besonders männlichen Mitgliedern der Familie. Einen wirklichen Mann zu zeichnen, scheint die Verfasserin nicht fähig zu sein, überhaupt machen alle ihre erwachsenen Personen den Eindruck, als ob sie Kinder geblieben wären. Nun heißt es zwar in der Bibel: „Werdet wie die Kinder"; aber dies Gebot berechtigt die Verfasserin nicht, sich dasselbe nach ihrer sehr kindlichen Weise aus-

zulegen, indem sie Verstand und Leidenschaft ganz aus den Seelen ihrer Helden und Heldinnen verbannt. Durch einige fromme Redensarten, die den Mondscheinfiguren in den Mund gelegt werden, will sie die Gleichgesinnten glauben machen, ihre Helden seien wirkliche fromme Menschen und Ebenbilder Gottes. Gestaltungsgabe besitzt die Verfasserin nicht, auch versteht sie nicht eine größere Erzählung zu componiren; diese „Pflegegeschwister“ sind eine breite, flache Damenplauderei ohne Anfang, Mitte und Ende.

Einen etwas günstigern Eindruck machen die „Frühlingsblumen“ (Nr. 10), Skizzen und Märchen derselben Verfasserin. In dem kleinen Rahmen dieser Skizzen findet sich manches Anmuthige, wie ich denn überhaupt nicht abstreiten will, daß die Verfasserin da sehr hübsch zu erzählen weiß, wo sie den Stoff vollständig beherrscht, also wo es sich zum Beispiel um das Seelen- und Gedankenleben einer einfachen, frommen Jungfrau oder um die Gefühle einer liebenden, ängstlich besorgten Mutter handelt. Naturschilderungen gelingen ihr ebenfalls. Eine affectirte Spielerei jedoch ist es wiederum, daß in jeder dieser Erzählungen eine Blume in den Gang der Handlung eingreift. Diese Blume blüht immer am rechten Orte und zur rechten Zeit, um fromme Gefühle und Erinnerungen in den Herzen der Menschen zu erwecken. So rettet z. B. ein Himmelschlüssel einen jungen Maler vor der Verführung durch ein junges begehrliches Mädchen. Er stößt dasselbe mit Entsetzen von sich zurück, erkrankt und stirbt mit der Ansicht, daß er zu schwach ist, der bösen Weltlust zu widerstehen. Wird der „liebe“ Gott über diese Schwäche nicht die Stirne runzeln? Wird Petrus einer Seele den Himmel aufschließen, die jeglichen Glaubenskampf träge vermieden hat und nur deshalb ins Paradies kommt, weil dort alle Versuchung aufhört? Ich bezweifle dies sowol wie den wohlthätigen Einfluß, welchen solche Erzählungen auf junge Männer und Mädchen ausüben. Wenn die Verfasserin da Spott ernten wird, wo sie Lob erwartete, so möge sie bedenken, daß es zwei Arten von Erzählungen gibt, die einen, welche lediglich zum Amusement geschrieben sind, die andern, welche in kräftiger Weise das Herz des Lesers erbauen. Weder das eine noch das andere ist in diesen „Frühlingsblumen“ zu finden.

Oskar Riecke.

Zur Geschichte des deutschen Mittelalters.

1. Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz. Fünfter und sechster Band. — A. u. d. T.: Die deutsche Reichsverfassung von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts. Erster und zweiter Band. Kiel, Homann. 1874—75. Gr. 8. 22 M.
2. Die Entstehung des Kurfürstencollegiums. Von Friedrich Schirrmacher. Berlin, Janke. 1874. Gr. 8. 3 M.
3. Erzbischof Adalbert I. von Mainz und Heinrich V. Von Friedrich Kolbe. Heidelberg, Winter. 1872. Gr. 8. 3 M.
4. Geschichte des deutschen Reichs vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation. Von Theodor Lindner. Erste Abtheilung: Geschichte des deutschen Reichs unter König Wenzel. Erster Band. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1875. Gr. 8. 8 M.
5. Kaiser Maximilian I. Von Karl Klüpfel. Neue Ausgabe. Berlin, Henschel. 1873. Gr. 8. 2 M.

Im Anschluß an das großartige Unternehmen der „Monumenta Germaniae historica“, welches der nationalen Erhebung Deutschlands in den Freiheitskriegen und der persönlichen Anregung des Freiherrn von Stein seine Entstehung verdankt, ein Werk, dessen endliche Neuorganisation eben jetzt vollzogen ist und eine raschere Förderung der seit Jahren nur allzu langsam und einseitig betriebenen Arbeiten hoffen läßt, hat sich die von Ranke gestiftete kritische Schule der deutschen Geschichtschreibung seit Jahrzehnten mit besonderer Vorliebe der Geschichte des Mittelalters zugewendet. Die deutsche Geschichte des Mittelalters ist geradezu das Gebiet geworden, welches zur methodischen Schulung und sozusagen technischen Bildung der jüngern Historiker fast ausschließlich angebaut wird. Die in der Hauptsache bekannten und leicht zugänglichen Quellen, die ihrer ganzen Natur nach zur praktischen Anwendung der elementaren Grundsätze der Kritik die beste Gelegenheit geben, und die Fülle von streitigen und der Aufklärung bedürftigen Punkten, welche gerade diese Jahrhunderte darbieten, lassen dies als durchaus natürlich und berechtigt erscheinen. Selbstverständlich aber hat dieses Verhältniß nicht ohne wesentlichen Einfluß auf den Charakter der einschlägigen historischen Literatur bleiben können: daß die Monographie, die Specialuntersuchung in derselben einen so ganz unverhältnißmäßig großen Raum einnimmt, erklärt sich sehr einfach aus der eben berührten Thatsache. Für die Sache, den Fortschritt in einer genauern Erkenntniß der Vergangenheit, ist das ohne Frage ein Gewinn; nach der Seite ihrer formalen Entwickelung hin dagegen hat unsere Geschichtschreibung dadurch nur einen nachtheiligen Einfluß erfahren.

Auch eine Monographie, aber eine im größten Stile angelegte und für eine ganze Reihe wichtiger Untersuchungen bahnbrechende, ist die „Deutsche Verfassungsgeschichte“ von Georg Waitz (Nr. 1), das Hauptwerk des gefeierten Forschers, welcher seine glänzende Lehrthätigkeit in Göttingen jetzt mit der Oberleitung der „Monumenta Germaniae historica“ vertauscht. Waitz ist so gut Jurist wie Historiker und hat daher in seiner historiographischen Thätigkeit sowol wie als Haupt einer durch ihn gebildeten zahlreichen Schule immer einen ganz besondern Nachdruck gelegt auf die Erforschung und Darstellung der rechtlichen Zustände, der Verfassungsverhältnisse und Verwaltungsformen. Die geschichtliche Entwickelung derselben für das deutsche Reich eingehend, auf Grund einer erschöpfenden Benutzung des massenhaften Materials darzulegen, ist die Aufgabe, welche er sich in seiner „Deutschen Verfassungsgeschichte“ gestellt hat. Der erste, 1844 erschienene Band dieses mächtig anwachsenden Werks behandelt die Verfassung des deutschen Volks vor der Zeit der großen Wanderungen; die folgenden drei Bände beschäftigten sich mit der deutschen Verfassung im fränkischen Reiche, zunächst unter

den Merowingern (Bd. 2), dann unter den Karolingern (Bd. 3 und 4). Die erschöpfende Verwerthung eines unendlich weit gestreckten und in seiner Gesammtheit kaum übersehbaren Materials, aus Annalen, Chroniken, Urkunden aller Art, Briefen, Inschriften u. s. w. zusammengetragen, gereicht diesem Riesenwerke nicht minder zur Zierde, wie die meisterhafte Sicherheit in der Beherrschung dieser erdrückenden Citatenfülle, aus der auch die kleinste Notiz genau an dem Platze, der sie in das richtige Licht setzt, zur Verwendung kam; die eindringende Schärfe der Forschung, die Sicherheit des historischen Blicks, die nüchterne Klarheit des Urtheils, die Besonnenheit der Combination, Eigenschaften, deren Zusammenwirken zu einer Fülle wichtiger neuer Resultate führte, verleihen dem Waitz'schen Werke eine geradezu epochemachende Bedeutung: über die ältern deutschen Verfassungsverhältnisse hat dasselbe ein völlig neues Licht verbreitet. Dreizehn Jahre waren seit dem Erscheinen des die karolingische Periode abschließenden vierten Bandes verflossen, und hier und da mochte man schon die Hoffnung aufgegeben haben, das Werk überhaupt noch in dem großen Stile der ersten Bände weiter geführt zu sehen: da brachte das Jahr 1874 einen fünften Band, dem unlängst der sechste gefolgt ist. Unter dem besondern Titel zusammengefaßt: „Die deutsche Reichsverfassung von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts", geben diese beiden Bände, eine wesentliche, lange schmerzlich empfundene Lücke in unserer historischen und juristischen Literatur ausfüllend, eine detaillirte Darstellung des öffentlichen Rechts in Deutschland innerhalb des bezeichneten Zeitraums. Zunächst wird die Ausbildung des deutschen Reichs seit dem Zerfall des karolingischen Reichs, dann die Bedeutung der Verbindung desselben mit dem Kaiserthum behandelt; dann wird das Reich und seine Theile — die Stämme und deren Verhältniß untereinander, die kirchliche Eintheilung, die Gliederung in Gaue, Amtsbezirke und andere territoriale Theile — und darauf das Volk und die in demselben vorhandenen Stände behandelt. Von besonderm Interesse ist der Abschnitt über das Lehnswesen, dessen Entstehung, Ausbildung und Einfluß auf die staatlichen Verhältnisse; die besten Kapitel endlich sind der Stellung des Königs, dem Hof, der Reichsregierung und Reichsversammlung und der Handhabung von Recht und Gewalt im Reiche gewidmet. Daß es keine leichte Lektüre ist, die hier geboten wird, braucht für die mit der Sache und mit der Art Waitz'scher Arbeiten einigermaßen Vertrauten nicht erst bemerkt zu werden. Dafür aber findet man auch kein Wort der Phrase, kein Wort, das nicht urkundlich oder doch quellenmäßig belegt wäre; was wir von dem öffentlichen Rechte und den staatlichen Verhältnissen des deutschen Reichs irgend wissen, ist hier zu einem streng sachlich gehaltenen, bis in das Einzelne sicher und klar ausgeführten Bilde zusammengefaßt. Möchte es dem hochverdienten Forscher neben den neuen hohen Pflichten, die er als Oberleiter der Edition der „Monumenta Germaniae historica" auf sich genommen, doch vergönnt sein, sein Werk weiter zu führen und uns in ähnlicher Weise wenigstens noch die staatlichen Zustände Deutschlands in dem staufischen Zeitalter darzustellen!

Einen Beitrag zur Lösung eben dieser Aufgabe bietet die Monographie „Die Entstehung des Kurfürstencollegiums" (Nr. 2) von Friedrich Schirrmacher, dem Geschichtschreiber Kaiser Friedrich's III. und der letzten Hohenstaufen, welche die in neuerer Zeit mehrfach erörterte Frage nach der Entstehung des Kurfürstencollegiums einer eingehenden Untersuchung unterzieht. Wir müssen es uns versagen, an dieser Stelle auf die Einzelheiten der scharfsinnigen und eindringenden Untersuchung des Nähern einzugehen. Daß der Verfasser die alte Fabel von einer Einsetzung der Kurfürsten durch Papst Gregor V. entschieden verwirft, brauchte nicht erst noch bemerkt zu werden, wenn nicht eine mit Schirrmacher's Arbeit gleichzeitig erschienene Abhandlung von Wilmans über denselben Gegenstand diese schon vor langen Zeiten widerlegte Meinung noch einmal vorgebracht und mit Aufbietung vieler Gelehrsamkeit als die richtige zu erweisen versucht hätte.

Auch die Arbeit von Friedrich Kolbe (Nr. 3) trägt durchaus den Charakter der gelehrten Monographie an sich, erscheint auch ausgesprochenermaßen nur als Fragment und Probe aus einer größern, später zu vollendenden Arbeit. Die Persönlichkeit des Erzbischofs Adalbert von Mainz und die hervorragende Rolle, welche derselbe erst an der Seite Kaiser Heinrich's V., dann in den letzten Stadien des großen Investiturstreits als Gegner desselben und eifriger Vorkämpfer der Kirche und ihrer Rechte gespielt hat, verleihen der Arbeit jedoch ein allgemeineres Interesse.

Einen wenig oder gar nicht angebauten Boden betreten wir mit Theodor Lindner's „Geschichte des deutschen Reichs unter König Wenzel" (Nr. 4). Wie schon der Titel besagt, haben wir es hier mit den Anfängen eines groß und weitschichtig angelegten Unternehmens zu thun. Ohne Frage ist dasselbe ein sehr verdienstliches, denn die Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts ist von unserer historischen Forschung ganz auffallend vernachlässigt worden: eine Thatsache, die freilich in der Schwierigkeit des zu benutzenden Quellenmaterials und der Unerquicklichkeit der zu behandelnden Zustände ihre ausreichende Erklärung findet. Denn in demselben Grade wie für diesen zweiten Theil des Mittelalters im Vergleich mit dem ersten die Massenhaftigkeit des vorhandenen Quellenmaterials wächst, in demselben Grade fehlt die kritische Durchdringung und Sichtung desselben, und viele der wichtigsten Quellen liegen bisjetzt nur in alten, mehr oder minder unbrauchbaren Drucken vor. Erst in neuerer Zeit ist auch da der Anfang gemacht zur Gewinnung einer sichern Grundlage durch die von Julius Weizsäcker geleitete Publication der Reichstagsacten, eine der monumentalen Arbeiten, welche zur Zierde der deutschen Wissenschaft gereichen. Was die Darstellung Lindner's selbst angeht, so empfiehlt sie sich durch Klarheit und Frische des Vortrags; die allgemein historischen und die besondern politischen Gesichtspunkte lassen das Detail der Ereignisse in einem größern Zusammenhange erscheinen, die Charakteristik ist anschaulich und treffend. Daß hier und da eine gewisse Breite auffällt, kann freilich auch nicht geleugnet werden. Zum Theil liegt diese jedoch in der Natur des Gegenstandes und entspringt aus dem löblichen und erfolgreichen Streben des Verfassers, das oft recht wirre Durcheinander der

auseinander und gegeneinander wirkenden Tendenzen recht klar zur Anschauung zu bringen. Die Benutzung der Quellen erweist sich als eine so gut wie erschöpfende, sie ist umsichtig und zeigt durchweg einen gesunden kritischen Sinn. So fehlt es denn auch nicht an einer Reihe von neuen, unsere Kenntniß jener Zeit dankenswerth fördernden Resultaten. Nur ein Punkt muß Bedenken erregen: wie nämlich der Verfasser, wenn er in derselben Ausführlichkeit der Darstellung weiter geht, das Ziel, das er sich gesteckt, die Reformation, jemals erreichen will. Der vorliegende starke Band führt die Geschichte des Reichs von der Wahl König Wenzel's bis zum Jahre 1387; ein starker Band noch wird nöthig sein, die Regierung Wenzel's zum Abschluß zu bringen: wie viel Raum wird nach diesem Maßstabe die Geschichte Sigismund's und der großen religiösen Wirren seiner Zeit, wie viel gar erst die Geschichte Maximilian's einnehmen? Uns will die Anlage des ganzen Werks in Rücksicht auf die Dringlichkeit einer entsprechenden Ausführung allzu großartig erscheinen. Um so mehr aber wünschen wir dem Verfasser Muße und Kraft, um das Ziel, das er sich gesteckt hat, zu erreichen und die Arbeit, welche eine große Lücke in unserer historischen Literatur ausfüllt, zu dem gehofften Abschluß zu führen.

Schließlich erwähnen wir noch des den zehnten Band der „Deutschen National-Bibliothek" bildenden neuen Abdrucks der lebensvollen und ansprechenden Schilderung, die Karl Klüpfel von Kaiser Maximilian I. entworfen hat (Nr. 5), ohne gelehrte Forschung zwar, aber mit Benutzung der besten Hülfsmittel, und die als ein im guten Sinne des Worts populäres Buch in historisch angeregten Leserkreisen Verbreitung verdient.

Hans Prutz.

Ein Apostel des gesunden Humors.

1. Allerlei Humore. Komische Skizzen und Humoresken von Richard Schmidt-Cabanis. Vier Bände. Berlin, Janke. 1872—73. Br. 8. 4 M.
2. Was die Spottdrossel pfiff. Zeitgemäßes und Unzeitgemäßes von Richard Schmidt-Cabanis. Berlin, Janke. 1874. 16. 1 M.
3. Veilchen und Meerrettich. Ein Strauß neuer Humore von Richard Schmidt-Cabanis. Berlin, Denicke. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.

Was ein liebenswürdiger Mensch ist, weiß jeder Leser; ein liebenswürdiger Humorist aber ist in Deutschland sehr selten geworden. Selbst der Begriff des Humors ist in Deutschland so zweideutig, der Adel des Ritters mit der lachenden Thräne im Wappen ist durch plebejische Nachkommen so discreditirt worden, daß viele sehr anständige Leute, die ein faible für literarische Unterhaltung haben, den Humor als den Inbegriff des Calembourg (den die deutsche Geographie nach Kalau verlegt) schaudernd fliehen. So weit ist es mit dem deutschen Humor gekommen, der nur noch in den illustrirten Witzblättern ein von der literarischen Polizei unbeanstandetes Dasein führt, und dessen Wortführer auch hier oft Witzlinge sind, die den Kalauer mit dem Witz verwechseln und auf die man Pfeffel's altes Epigramm neu auffrischen möchte:

Wie ein Rennthier läuft Sulpiz
Hinterm Witze her;
Aber immer läuft der Witz
Schneller noch als er.

Wir haben den behaglichen Humor noch immer nicht, der die britischen Humoristen uns so zu Freunden gemacht hat. Jene angelsächsische urgemüthliche Heiterkeit, welche ihren Stammbaum bis auf Chaucer zurückführt und die später in Sterne und Dickens (die sich zueinander verhalten wie Swift zu Thackeray) so köstliche Blüten durchgeistigter Fidelität gezeitigt hat, ist unsern deutschen Humoristen nur in sehr homöopathischen Dosen zutheil geworden. Die Specialität des überlegenen, auf der Basis gründlicher Bildung und universeller Weltanschauung stehenden Humoristen ist sehr selten. Humorist nennt sich schon jeder Bearbeiter und geschmacklose Breittreter einer oft ganz pointelosen Anekdote.

Eine Specialität des Humors en gros und en détail, ein liebenswürdiger Humorist, der gesunde Heiterkeit zu erwecken und mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Leser zu zwingen weiß, ist Richard Schmidt-Cabanis, mütterlicherseits ein Nachkomme jener Refugiéfamilie, welche Wilibald Alexis in seinem nahezu classischen Roman „Cabanis" in so innige Beziehungen mit Friedrich dem Großen bringt. Seit einigen Jahren hat Schmidt-Cabanis ungeachtet angestrengtester literarischer Amtsthätigkeit — er ist Redacteur der „Berliner Montagszeitung" — sich durch die Redaction, die Mitarbeiterschaft an verschiedenen Journalen, die dem Humor nicht ihre Thür schließen, und die Herausgabe humoristischer Büchlein einen Namen gemacht, den die literarische Geschichtschreibung unserer Tage mit Genugthuung in ihre Rollen eintragen kann.

Schmidt-Cabanis hat viele seiner Humoresken in mehreren Werkchen gesammelt, welche eine schnelle Verbreitung und sehr viel Beifall fanden. Man kann herzlich lachen über diesen Humor, und was mehr ist, man fühlt sich nirgends durch eine Taktlosigkeit oder eine Roheit des Herzens, die durch kein noch so reinlich gebürstetes Verstandeswitzeleicostüm übertüncht werden kann, abgestoßen. Es ist die Behaglichkeit eines heitern Gemüths, welche diese Humoresken abspiegeln. Schmidt-Cabanis unterwirft alle wichtigen Ereignisse der Zeit der humoristischen Betrachtung, und immer weiß er, ohne daß er seinen humoristischen Schlachtwagen mit Kalauern bespannt, über die finstern Mächte melancholischen Trübsinns zu siegen. Dabei fehlt diesen lustigen Streifzügen keineswegs der ernste Hintergrund, den schon Jean Paul, mit welchem Schmidt-Cabanis viel Verwandtschaft hat, für das Terrain des echten Humors unerlaßlich hielt. Man kann hier auch oft die lachende Thräne sehen. Die Geisel bitterer, weltverlachender Satire schwingt der berliner Humorist nicht mit juvenalischem Runzellachen oder Voltaire'schem Pessimismus. So große Perspectiven bieten die

Schilderungen des Autors nicht. Aber immer sticht er mit satirischen Nadeln in das faule Fleisch der Zeit, ohne durch hohlen Epigrammenwitz zu bestechen. Vielmehr sieht man bei ihm immer eine malerisch heitere Situation, einen concret gefühlten Humorvorgang, der in seiner Drastik nicht allein vom Leser hell lachend erfaßt wird, sondern auch der Illustration eine Fülle von Anregungen bieten würde.

Es sind bisjetzt drei Opera jocosa von Schmidt-Cabanis erschienen. Das erste: „Allerlei Humore", ist eine vierbändige Sammlung von Novellen und Humoresken, die ganz in das Gebiet des erzählenden Humors fallen und die Satire nur secundär durchblitzen lassen. Darunter sind die „Fatalitäten einer Hausfrau", „Gute Nacht! Ein Stillleben mit Arabesken", ferner die „Losen Blätter aus meinem Breterwelt-Tagebuch", „Ein culinarischer Reisender", vor allem aber die „Conventionellen Leiden" und die „Musikalischen Häuser" köstliche humoristische Genrebilder, welche ein Füllhorn heiterer Beobachtungsresultate ausschütten. Hier waltet ein nicht auf Pointen gehetzter, gut situirter, behäbiger Humor, der nie trivial und nie so breit wird, daß er das Gespenst der Langeweile citirt. Manche kleine Skizze darunter ist vielleicht zu harmlos, um ihre Aufnahme in ein Buch zu rechtfertigen; aber die unbedeutenden Mädchen gewinnen ja neben den in heiterer Jugendschöne strahlenden Ballschönheiten auch an Reiz, und so fällt ein Strahl liebenswürdigen Humors auch auf die Stiefkinder der Muse.

Ein anderes Genre führt die mit kleinen heitern Illustrationen verbrämte komische Gedichtsammlung: „Was die Spottdrossel pfiff" (Nr. 2), vor. Hier wird Zeitgemäßes und Unzeitgemäßes in lustigem Wirrwarr durcheinandergemischt, ein toller Versecarneval, den wir jedoch für das Beste und Charakteristischste halten, was Schmidt-Cabanis' Humor geschaffen. Die Reichhaltigkeit seines Talents wird hier am klarsten. Oft geht es ein wenig derb zu, es ist aber sehr viel echter Witz und ein glückliches Gefühl für die durch Persiflage verwundbaren Stellen deutscher Lyrik und Epik in diesem Spottdrosselgepfeif. Man hört immer den geschulten, ethische Gesichtspunkte nicht verleugnenden Humoristen heraus. Schon die Aufzählung einiger curioser Titel wird den Leser von der packenden Drastik dieses in Ironie und Parodie virtuosen Humors überzeugen. Da ist ein „Deutsches Entgleisen-Bahnlied" nach der Melodie des Räuberliedes für Reisestimmen, in welchem es heißt:

Sind wir dort vom Flecke,
Rutscht uns um die Ecke
Heil der Güterzug entgegen schon:
Feige Seelen zittern,
Bret und Balken splittern,
Und errungen ist die Contusion!

Ein neues „Gaudeamus" feminini generis, den der[illegible] ner craffen Füchsinnen gewidmet von einem flotten Bur[illegible] ßen zu Zürich, enthält allerliebste maccaronische Komik:

Vivat nostra civitas
„Gersonni" et „Ducis" —
Schleifo posterioribus,
Vivat et chignonicus,
Album pictae lucis!

Vivant omnes juvenes!
Vivat Fanny Lewald,
Qui emancipabilis,
Nunquam dat — amabilis —
In budica Thee kalt.

Ferner ist da ein „Vaterlandslied Czechisches von altes Arndt Böhmisches", eine urheitere Parodie des deutschen Vaterlandsliedes, eine „Theater-Vorhangs-Reclame-Jubel-Hymne", allen vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Theaterdirectoren, welche ihre Bühnenvorhänge als Versuchsstation für Annoncenanlagen benutzen wollen, zur Beachtung dringend empfohlen:

Sollt's nicht tief uns in die Seele dringen,
Wenn mit „Arm und Beinen kunstgefügt"
Am Prospect zu „Götz von Berlichingen"
Ein geprüfter Bandagist sich wiegt?!
Elfenbeingedrehte Billardbälle
Preist im „Oberon" man uns mit Stolz;
Shakspeare's „Wintermärchen" lehrt uns schnelle
Finden: Torf und kleingehau'nes Holz.

Originell heiter ist auch das „Weltabschiedslied", während des Untergehens zu singen, das „Droschken-Strikelied" und das „Tiger-Wiegenliedchen", von einer jungen Tigermutter des Zoologischen Gartens in Berlin ihren beiden zarten Sprößlingen vorgebrummt:

Schlaft, Herzensbestien, ihr Lieblinge mein,
Haltet die Nächlein, die Krällchen zieht ein,
Schließt eure grünen Guckäugelein zu,
Schlafet nur; Mutterlieb' leckt euch zur Ruh.

Onkel Bodinus steht lächelnden Blicks
Jetzt noch ums Lager voll seligsten Glücks;
Später zeigt rauh er dem Pöbel euch, weh!
Sonntags für zwei gute Groschen Entrée.

Jetzt noch, ihr Kätzchen, bleibt fern euch der Schmerz;
Später, ach später beim Klang des Concerts
Kitzelt euch heimlich das Menschengewürm
Mit dem Spazierstock und pickt mit dem Schirm.

Schlaft, Herzensbestien, das Heu ist schön weich,
Leis' in den Schlummer brüllt Mütterchen euch;
Längst hat vollbracht schon der Wärter den Lauf —
Schlafet; ich fress' das Karnickel erst auf!

Desgleichen hinterlassen die verstimmten Accorde, zum Besten einer Klein-Dichter-Bewahranstalt geseufzt, eine Menge heiterer Eindrücke. „Das Hünengrab", dann Hysterilia von Schlippermilch's „Sphärenklänge":

Ich sing' und weine leise,
So leise fast wie du;
Du weinst die leise Weise
Und singst wie ich dazu.

O laß uns beide singen
Derselben Weise Klang,
Dann wird es leise klingen
Wie weinender Gesang!

Wer verschlösse fühllos sein Herz dem „Gräßlichen Leiden des alten Moor", wer würde nicht gerührt durch den patriotisch-heroischen Ton, den das „Wanzenlied" anschlägt? Letzteres kann als Nationalhymne der menschenfreundlichen Insektenvölker gelten:

Trotz der Feinde wildem Dräun
Werden Wanzen ewig sein!
Ziehn wir ein — beglücktes Haus! —
Nimmer ziehn wir wieder aus:

Kammerjagd
Wird verlacht
In dem Kreis der Wanzenbrüder,
Voll ertönen unsre Lieder
Bei dem edeln Menschensaft!
Dreifach hoch die Wanzenschaft!

Schwächer ist die Rubrik „Didaktisches“ versehen. Dagegen finden sich unter dem „Epischen“ kostbare Perlen travestirenden Humors, so die altschottische Ballade: „Herr Olaff“ (soll wol altschwedische Ballade heißen — wer kennt nicht Olaf, den alten Schweden?), „Der gespenstische Reiter“, „Des Wojwoden Tochter“ u. a. m. Auch ein historisches Trauerspiel: „Jaromir und Clotilde“, pfeift die unermüdliche Spottdrossel. Die ganze Sammlung halten wir für die gelungenste Blüte Schmidt-Cabanis'schen Humors. Dieser Humor trägt sich nie auf Kosten von Persönlichkeiten und immer mit Verstand und rechtem Sinne selber vor.

Opus 3 unsers Autors nennt sich etwas barock: „Veilchen und Meerrettich, ein Strauß neuer Humore“, und ist in anderm Verlage als die beiden frühern Werke erschienen. Hier ist es wieder der erzählende Humor von Opus 1, der die Ouverture des heitern Büchleins bildet. Das Fragment vom Jenseits: „Aus dem Wanderbuche einer Seele“, enthält scharfe und witzige Aperçus über Zeit und Leben. Die parodistischen Humore erscheinen uns als die gelungensten. In der Parodie ist Schmidt-Cabanis allen modernen Humoristen (Stettenheim mit eingerechnet) „über“, wie Onkel Bräsig sagt. Beweis dafür sind die comprimirten Musterromane für angehende Belletristen, eine Sorte comprimirter literarischer Gemüse, von der Schmidt drei allerdings nicht ganz leichtverdauliche Exemplare auf die Tafel bringt. Am burleskesten ist das Modell zu einem historischen Lieferungsromane, welches „Das unterirdische London oder die Leichenräuber“ betitelt ist. Hier wirkt der höhere Blödsinn unwiderstehlich auf die Lachmuskeln. Wer könnte ernst bleiben, wenn er am Schluß die Begegnung Cromwell's mit Napoleon I. liest, bei welcher letzterer den Helden, den Maler Ralf, zum Rafael Sanzio ernennt und das Volk seinen Gefühlen über die Bedeutsamkeit dieses großen Augenblicks in den Worten Luft macht: „Vive l'empereur! Cromwell for ever!“ Das ist eine prächtige Parodie der Colportage-Romanmanier. In den Kreuz- und Querzügen durch Berlins Breter-Mikrokosmus, sowie in den pathologischen Humoren, welche das Unfehlbarkeits-Schnupfenfieber, die Rauchtheater-Drehkrankheit, die Bierschau oder Vegetarianomie und das Frauenfrage-Delirium behandeln, zeigt sich unser Humorist in unerschöpflicher guter Laune. Nicht auf gleicher Höhe mit den übrigen „Humoren“ stehen die „Reise- und Wanderhumore“, unter denen wir noch den „Berliner Bockbier-Arabesken“ den Vorzug geben möchten.

Neben dem Cultus der großen Heiterkeitsgötter läuft auch ein wenig Verehrung der dii minorum gentium mit unter. Das ist bei einem so vielseitigen Apostelthum des Humors begreiflich. Aber überall blickt uns aus diesen „Humoren“ ein liebenswürdiges feinsinniges Gemüth entgegen, welches die Bierstubenheiterkeit, die sich in der neuen deutschen Satirik so aufdringlich bemerkbar macht, weit hinter sich läßt. Schmidt-Cabanis hat den Schalk im Nacken, aber er ist nie der Geist, der stets verneint. Wie mit einer Zauberlaterne beleuchtet er das Gewimmel der Menschen tief unter ihm, denn er sieht vom Olymp des souveränen Humors herunter; an ihn lehnen sich die zwei muntern Schwestern Ironie und Satire, und alles erscheint ihm im Lichte heiterer Weltauffassung, durch die freilich oft ein weltliebender und darum die Schwächen dieser kleinen Narrenwelt scharf geiselnder sittlicher Ernst blickt. Denn im wesentlichen ist Schmidt-Cabanis' Satire optimistisch; sie hält eine Besserung noch für möglich. Darum ist dieser Humor so liebenswürdig, weil er lustig und doch bescheiden ist. Und wir unterschreiben gern die Apostrophe des Autors an einige allzu ernste Dichtergrößen und Kritikheroen, die mit der Mahnung schließt:

Brecht eures Vorurtheiles Schranken
Und gönnt im Staate der Gedanken
Sein Bürgerrecht auch dem Humor!

Franz Hirsch.

Zur Literatur des Volksliedes.

1. Die Volkslieder des Engadin von Alfons von Flugi. Straßburg, Trübner. 1875. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Die historischen Volkslieder des österreichischen Heeres von 1638—1849, aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth. Wien, Seidel u. Sohn. 1874. Gr. 8. 2 M.

Das Engadin ist seit einem Jahrzehnt in die Mode gekommen, und die Schwärme unserer Touristenvölkerwanderung überdecken vom Juli bis September das früher so einsame Hochthal des Inn mit seinen goldbräunlichen Rasengehängen, seinen dunkeln Arven und funkelnden Gletschern. Daher wird auch das Volkslied dieses Erdenwinkels heute salonfähig genannt werden dürfen, während es noch vor wenig Jahren eine bloße Curiosität für einzelne Antiquare gewesen wäre. Selbstverständlich gibt es kein sichereres Mittel, dieses Volkslied möglichst rasch ins Jenseits zu befördern und zu einer paläontologischen Schöpfung zu machen, als den Umstand, daß die Weltstraße nunmehr mit all ihrem Lärmen und Staub vom Finstermünz nach der Maloja hinaufzieht. Vor den schrillen Tönen, die auf ihr laut werden, ist noch überall der sanfte Klang der heimischen Weisen verstummt.

Zwar ist die Art des engadiner Volks nicht so weich und nachgiebig gegen alle fremde Mode wie z. B. die der meisten mitteldeutschen Bevölkerungen vom Rhein bis zur Oder, wo die moderne Sündflut der groß- und kleinstädtischen Reisetollwuth wirklich schon alles Volksthümliche und zwar nicht blos das Volkslied mit Stumpf und Stiel weggeschwemmt hat, wo dieses selbe Volksthümliche nur noch von der schlauen Speculation ver-

werthet wird, um den urtheilslosen Cockneys, in deren Reisegepäck auch ein gewisses Quantum von solcher idyllischen Speise aufgenommen ist, für einige Groschen mit der Illusion zu erfreuen, daß er ein „Volkslied" habe singen, eine „echte Volkssage" habe erzählen hören, wohl gar bei einem „Volksfeste" gewesen sei. Aber auch ihre auf alt eingelebter guter Sitte gegründete Zähigkeit wird doch den braven Engadinern nicht viel helfen. Man erwäge allein die Zahlenverhältnisse. Die ganze einheimische Bevölkerung des Engadin beträgt hoch gerechnet keine 12000 Menschen, worauf alljährlich gering gerechnet 50—60000 Fremde ihren Schlamm und Schmuz zunächst in der Gestalt von klingender Münze ablagern. Wie bald muß da ein so dichter Ueberzug von moderner Culturschicht entstehen, daß das alte bodenständige Gewächs ganz darunter erstickt wird. Insofern ist es eine löbliche That, eine dankenswerthe Rettung, daß eine gebildete und zart empfindende Hand wenigstens das Volkslied des Engadin noch zu rechter Zeit in die Herbarien der Literatur aufzuspeichern sich berufen gefühlt hat. Mag auch der poetische Gehalt kein sehr großer sein, und was noch mehr, mag auch diesem engadiner Volkslied jene originelle Selbstwüchsigkeit nur in geringerm Maße zustehen, als etwa dem benachbarten tiroler, ehe es von den schwarzen Kutten in Bann gethan und durch moralische Auto de Fés vernichtet wurde, oder dem alemannischen in Vorarlberg, im Algäu und Schwarzwald, ja selbst in einigen abgelegenen Winkeln der deutschen Schweiz, oder auch dem norditalienischen im Veltlin, Misocco und Beschiera — so ist es doch in all seiner Bescheidenheit ein dem Auge des sinnigen Wanderers durch die Gefilde der vergleichenden Völkerkunde wohlthuendes und gefälliges Pflänzchen, von dem er sich gern einige Blüten zur Erinnerung pflücken wird. Nebenbei mag auch die romanische Philologie, welche neuerdings dem fast vergessenen Ladin sorgsamere Pflege zuwendet, daraus manchen Gewinn ziehen.

Nr. 2 ist schon wieder eine Probe des unermüdlichen Sammelfleißes eines unserer verdienstvollsten Arbeiter im Gebiete des Volksliedes und was diesem verwandt ist. Franz Wilhelm von Ditfurth hat in seinen „Volksliedern des österreichischen Heeres" ein würdiges Gegenstück zu seinen vor 16 Jahren erschienenen „Einhundert Volksliedern des preußischen Heeres" geliefert, zugleich eine sozusagen organische Ergänzung derselben. Denn wenn wir auch wissen, daß die Rettung Deutschlands und der deutschen Nation von der Zerreißung der unnatürlichen Ketten abhing, mit denen die wiener Politik unser Vaterland an ein ihm nicht blos fremdes, sondern absolut feindseliges Interesse zu schmieden verstanden hatte, wenn wir auch für alle Zeiten vom Jahre 1866 und von der genialen That des Einen großen Mannes den Beginn der wahren deutschen Geschichte datiren, so bleibt doch immer und jetzt, da wir es mit gutem Gewissen dürfen, mehr als je unser Herz und Gemüth dem deutschen Oesterreich treu. Und in dem seltsamen, so ganz einzig durch Natur, Geschichte und Zufall construirten Gebilde, das wir Deutsche für immer schlichtweg „Oesterreich" nennen, ohne uns an die moderne Umtaufe „Oesterreich-Ungarn", die doch nur eine äußerliche und momentane Berechtigung hat, zu kehren, ist das österreichische Heer von Anfang an dasjenige große Lebensorgan, worin die deutschen Säfte am ungemischtesten und fröhlichsten circuliren. Freilich nicht ganz ungemischt, wie sich von selbst versteht, wenn das Rohmaterial, das die Rekrutirung liefert, mehr als zu zwei Drittheilen aus fremdem Blute hervorgeht, das neuerdings durch die künstlich gemachte Erhitzung alles particulären Fanatismus meist sich als natürlichen Feind des Deutschen zu fühlen angelernt worden ist. Aber der Geist des Ganzen, der über den Gewässern der elementaren Tiefe schwebt, ist doch noch immer ein deutscher, freilich ein ganz anderer als der des preußischen oder eigentlich deutschen Heeres. Er ist und bleibt dem specifischen Oesterreicherthum treu, ist und muß sein „gut kaiserlich" im alten Sinne und darum erfüllt mit allerlei Velleitäten, die wir andern Deutschen recht wohl kennen, aber doch nicht allzu hoch anschlagen.

So ist denn auch der poetische Gehalt dieser Soldatenlieder des kaiserlichen Heeres ohne Frage ein viel geringerer als der unserer eigentlich durch und durch deutschen und preußischen. Hier hat die elementare poetische Kraft der ganzen deutschen Volksseele ihre herrlichsten Blüten getrieben, und jedermann weiß, daß viele dieser preußischen Soldatenlieder zu den echtesten Edelsteinen unserer gesunden deutschen Poesie gehören. Gleiches von den kaiserlichen Soldatenliedern zu behaupten, dürfte selbst dem eingefleischtesten Corps- oder Localpatriotismus nicht wohl in den Sinn kommen. Es sind ja auch gar manche frisch aus der Brust klingende Töne darunter, und „Prinz Eugen, der edle Ritter" sowie „Lilpa, du allerschönste Stadt" kennt und schätzt auch unser übriges deutsches Volk. Aber daneben steht doch sehr viel Triviales und Mattes, im besten Fall oft nur ein wohlgemeinter Nachhall jener beiden alten Kernlieder aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts; begreiflich, weil damals das eigentliche Heldenzeitalter des kaiserlichen Heeres in den Franzosen- und Türkenkriegen sich abspielte. Niemals wieder hat es so glänzende Tage gesehen, denn selbst die große Soldatenkaiserin Maria Theresia kann in dem Bewußtsein ihrer eigenen martialischen Kinder doch nicht so ganz und völlig neben dem alten Fritz aufkommen, und was die Revolutionskriege sammt Zubehör brachten, war auch nicht angethan, die Flammen der Siegesfreude hoch lodern zu lassen. Aus neuerer Zeit bildet Radetzky's greise Heldengestalt eine schöne Episode, und ihrer hat sich denn auch die Poesie in überschwenglichem Maße bemächtigt. Aber diese Episode Radetzky ist doch viel zu kurz, seine Thaten auf ein zu enges Feld beschränkt, und aufrichtig gesagt, der Feind, den er so genial zweimal niedergeworfen, zu unbedeutend gewesen, als daß darin ein rechter Zündstoff für den populären poetischen Genius enthalten sein könnte. Der Großtürke in Konstantinopel und sein allerchristlichster Bruder an der Seine waren denn doch andern Schlags als das Spada d'Italia oder der Rè galantuomo!

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Wir kommen noch einmal auf die Berichte über deutsche Zustände, welche Edmond Dreyfus in dem „Dix-neuvième Siècle" schreibt, zurück, und zwar deshalb, weil sein letzter Aufsatz der deutschen „Shakspearomanie" gewidmet ist, für welche in französischen Zeitschriften, selbst in der „Revue des deux mondes", öfters Lanzen gebrochen worden sind; wir besinnen uns auf eine Klopffechterei im Stil der Shakspearomanen de pur sang, welche einmal in den Spalten dieses Weltjournals zu lesen war und in welcher die Gegner des übertriebenen Shakspeare-Cultus durch Zuschiebung der persönlichsten Motive verdächtigt wurden. Diese hoch über den Köpfen des französischen Volks schwebende Shakspeare-Weisheit ist dem Gefühl desselben jedenfalls gänzlich fremd. Aus diesem Gefühl heraus spricht aber Dreyfus, wenn er sagt: „Schiller wurde der wachsenden Bewunderung Shakspeare's geopfert; er wurde durch deutsche Kritiker einem englischen Dichter untergeordnet; hat man jemals etwas Aehnliches gesehen!" Das versteht jeder Franzose; die Deutschen aber haben gegen die schmachvolle Geringschätzung ihrer großen Dichter nichts einzuwenden. An einer andern Stelle sagt Dreyfus: „Shakspeare hat Meisterwerke hinterlassen, aber keine Modelle. Deutsche der naturalistischen Richtung, wie Otto Ludwig, wollten Shakspeare spielen. Das ist ihnen schlecht bekommen, wie dem Frosch, der sich aufbläst, um so stark wie ein Ochse zu werden." Gleichwol plaidirt Dreyfus dafür, daß das Théâtre français Shakspeare'sche Stücke sich aneignen möge, indem er meint, daß dieselben dort doch ebenso am Platze wären wie die Rococostücke des 18. Jahrhunderts; er läßt die Shakspeare-Dramen in Bezug auf ihre Aufführbarkeit in Paris Revue passiren und meint, daß sich nach entsprechender Einrichtung dafür in erster Linie „Othello", „Hamlet", „Romeo und Julie", „Der Kaufmann von Venedig", in zweiter „Coriolan", „Richard III.", „Julius Cäsar" und wenn man will, „König Lear" und „Macbeth" eignen würden.

Aus der Schriftstellerwelt.

Die berliner Commission zur Ertheilung des Schiller-Preises, in welcher jetzt Julian Schmidt und Heinrich von Treitschke, jedenfalls mehr publicistische als dramatische Autoritäten, sich befinden, hat diesmal am 10. November keinen Preis für ein bestes Drama des letzten Trienniums ausgetheilt, weil nach ihrer Ueberzeugung keins vorhanden war, das ihn verdiente. Soll überhaupt der Preis nur für ein Meisterwerk ertheilt werden, so ist es allerdings nicht zu verlangen, daß in jedem Triennium ein solches geschrieben werde; auf der andern Seite können auch in drei Jahren mehrere gleich werthvolle classische Stücke geschrieben werden, wie in der Blütezeit des englischen Dramas und bei Beginn dieses Jahrhunderts, in dessen erstem Lustrum jedes Jahr mit einer großen und genialen Schöpfung Schiller's bezeichnet ward. Doch wie steht es mit den kritischen Maßstäben gegenüber unserer Dramatik? Selbst die Verehrer eines Dichters sind nicht entfernt einig über den Werth, den sie den einzelnen Werken beimessen sollen; wie weit gehen selbst die Shakspearomanen und die Bewunderer Schiller's hierin auseinander! Und wenn das am grünen Holze der Classicität geschieht, um wieviel mehr wird dies bei demjenigen der modernen Dichtung der Fall sein, welches in den Augen der Schriftgelehrten dürr und morsch ist, zermürbt nicht von der Zeit, sondern durch die geringere Triebkraft der Talente, von Hause aus „schwächliches Reisig"! Ein einzelnes Drama wird überhaupt immer der Kritik Anhaltepunkte zu lebhaftem Tadel geben; kein Drama Schiller's oder Shakspeare's ist ihm entgangen; ihr Vorzug ist nur, daß sie denselben überleben. Die Gerüchte, die Schiller-Commission werde den Preis einem wissenschaftlichen Werke, etwa Eduard Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", ertheilen, haben sich glücklicherweise nicht bewahrheitet; es wäre dies ja ein vollständiges Abweichen von der Tendenz der Preisertheilung gewesen, welche dem schöpferischen Talent, nicht dem compilatorischen Fleiß zugute kommen soll. Wohl aber wäre eine Aenderung der Statuten dahin wünschenswerth, daß nach jedem Triennium nicht ein dramatisches Werk, sondern ein dramatischer Dichter gekrönt wird, der in der Summe seines Wirkens des Preises würdig erscheint, mag auch vielleicht gerade sein letztes Werk, welches in das Triennium fällt, ihn weniger verdienen. In der Sache selbst ist man schon so verfahren; man hat in der Dichtung den Dichter gekrönt, denn nicht Geibel's „Sophonisbe", aber Geibel selbst verdiente den Schiller-Preis.

— Der schlesische Dichter Hermann Kunibert Neumann ist am 8. November in Neiße gestorben als Garnisonsverwaltungsdirector, ein Posten, den er seit einer längern Reihe von Jahren bekleidete. Geboren in Marienwerder als Sohn des Regierungsraths Neumann am 12. November 1808, trat er, nach dem Besuch der Gymnasien von Elbing und Marienwerder, in das 4. Infanterieregiment zu Danzig. Als Premierlieutenant nahm er 1839 seinen Abschied, verheirathete sich und ging nach Düsseldorf, wo er eine angenehme Zeit in Künstlerkreisen verlebte. Er bekleidete hier wie später in Wetzlar und Torgau eine Stelle in der Militärverwaltung. Im Jahre 1848 betheiligte er sich in der letztern Stadt an der politischen Bewegung und kam infolge einer Strafversetzung nach Glatz, wo er in die Nationalversammlung gewählt wurde; er gehörte hier zur Partei Waldeck und war ein einflußreicher Redner; doch mußte er aus Rücksichten auf seine Beamtenstellung bald seine politische Laufbahn aufgeben. Im Jahre 1853 wurde er nach Neiße versetzt, wo er bis zu seinem Tode lebte. Neumann war außerordentlich productiv, doch ist nur der kleinere Theil seiner Schriften in die Oeffentlichkeit gelangt. Das Talent stimmungsvoller Schilderungen und ein glänzendes orientalisches Colorit bewährte er in der epischen Dichtung „Nur Jehan" (1852), welcher „Des Dichters Herz" (1859) und die Dichtung „Dinonhy" (1865) folgte. Eine Tragödie „Althäa und Aithone" (1838) spielt in Sicilien; in „Robert Bruce" (1870) verherrlichte er den bekannten Nordlandshelden in einer dramatisch nicht hinlänglich festgefugten Form. Politische Liedersammlungen waren „Erz und Marmor" (1836), wo er zum ersten male das geflügelte Wort „das Volk in Waffen" gebrauchte, die „Geharnischten Sonette" (1859), „Krieg dem Kriege" (1860). Neumann hat als Dichter im ganzen wenig Anerkennung gefunden, und doch fühlte er in sich den reichsten Drang des Talents, wie er selbst sagt:

> Ich weiß nicht, wie ich's halten soll,
> Mein Herz, mein Herz ist übervoll,
> Gleich einem tiefen klaren See,
> Genährt von Strömen aus der Höh',
> Der langsam bis zum Rande schwoll,
> Mein Herz, mein Herz ist übervoll!

Bibliographie.

Stromer, T., Unter Schutt und Asche. Bilder aus der Vorzeit. Berlin, G. H. E. Müller. 8. 1 M. 50 Pf.

Uslar, H. v., Die Freimaurerei in unseren Tagen. Eine Skizze. Wolfenbüttel, Stichtenoth. Gr. 8. 80 Pf.

Waldow, E. v., Gesammelte Novellen und Erzählungen. 1ster u. 2ter Bd. Königssee. 8. à 4 M. 50 Pf.

Werner, A., Bonifacius der Apostel der Deutschen und die Romanisirung von Mitteleuropa. Eine kirchengeschichtliche Studie. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 8 M.

Winterfeld, A. v., Humoresken für Sopha und Eisenbahn-Coupé. 8ter Bd. Berlin, Behr. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Woermann, K., Die Landschaft in der Kunst der alten Völker. Eine Geschichte der Vorstufen und Anfänge der Landschaftsmalerei. München, Th. Ackermann. 1876. Lex.-8. 12 M.

Wyss, A., Die Limburger Chronik untersucht. Mit unedirten Fragmenten der Chronik und vier Urkunden. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 M.

Zabel, E., Nocturno. Gedichte. Königsberg, Hausbrand. 16. 2 M.

Anzeigen.

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.
50 Blätter in Stahlstich, gez. v. **Pecht** u. **Ramberg**. Mit Text.
Octav. In Leinwandband 15 M., in Lederband 18 M.
Quart. In Leinwandband 47 M., in Lederband 52 M.
Folio. **Pracht-Ausgabe.** In Lederband 90 M.

Goethe-Galerie.
50 Blätter in Stahlstich, gez. v. **Pecht** u. **Ramberg**. Mit Text.
Octav. In Leinwandband 15 M., in Lederband 18 M.
Quart. In Leinwandband 47 M., in Lederband 52 M.
Folio. **Pracht-Ausgabe.** In Lederband 90 M.

Lessing-Galerie.
30 Blätter in Stahlstich, gez. von **Friedrich Pecht**. Mit Text.
Quart. In Leinwandband 31 M., in Lederband 36 M.
Folio. **Pracht-Ausgabe.** In Lederband 62 M.

Shakespeare-Galerie.
36 Blätter in Stahlstich, gez. von **M. Adamo**, **H. Hofmann**, **H. Makart**, **F. Pecht**, **F. Schwoerer**, **A. u. H. Spiess**. Mit Text.
Quart. In Leinwandband 56 M., in Lederband 62 M.
Folio. **Pracht-Ausgabe.** In Lederband 105 M.

Bibel-Lexikon. Für Geistliche und Gemeindeglieder. Herausgegeben von Schenkel. 5 Bde. Geh. 40 M. Geb. 45 M.
Handbuch der Freimaurerei. 2. Aufl. 3 Bde. Geh. 30 M. Geb. 34 M. 50 Pf.
Bunsen's Bibelwerk. 9 Bde. Geh. 60 M. Geb. 69 M.
Uebersetzung und Erklärung. 4 Bde. Geh. 30 M. Geb. 34 M.
Bibelurkunden. 4 Bde. Geh. 25 M. Geb. 29 M.
Bibelgeschichte. 1 Bd. Geh. 5 M. Geb. 6 M. — Bibelatlas. Geb. 3 M.
Bunsen's Uebersetzung des Neuen Testaments. Geh. 1 M. 50 Pf. Geb. in Leinwand 2 M. 40 Pf., in Leder 3 M.
Aus den Papieren einer Verborgenen. 2. Aufl. Neue wohlfeile Ausgabe. 2 Thle. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 60 Pf.
Für stille Morgenstunden. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Hansrath, Religiöse Reden und Betrachtungen. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Holtzmann, Akademische Predigten. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
Jung, Panacee und Theodicee. 2 Thle. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.
Meyr, Die Fortdauer nach dem Tode. 2. Aufl. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.
Meyr, Gedanken über Kunst, Religion und Philosophie. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
Renan, Das Leben Jesu. 3. Aufl. Geh. 5 M. Geb. 6 M. — Die Apostel. Geh. 3 M. Geb. 4 M. — Paulus. Geh. 6 M. Geb. 7 M. — Der Antichrist. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
Strauß, Das Leben Jesu. 3. Aufl. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 20 Pf.
Schwarz, Zur Geschichte der neuesten Theologie. 4. Aufl. Geh. 8 M. Geb. 9 M.
Schwarz, Predigten aus der Gegenwart. Sechs Sammlungen. Jede Sammlung geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.

Album der neuern deutschen Lyrik. 8. Aufl. Geb. 5 M. — Prachtausgabe in Lederband 11 M.
Gregorovius, Euphorion. 2. Aufl. Geb. 3 M. — Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Grosse, cart. 7 M.
Hammer, Schau um dich und Schau in dich. 22. Aufl. Geb. 3 M.
Hammer, Zu allen guten Stunden. 4. Aufl. Geb. 3 M.
Hammer, Fester Grund. 3. Aufl. Geb. 3 M.
Hammer, Auf stillen Wegen. 2. Aufl. Geb. 3 M.
Hammer, Lerne, liebe, lebe. 3. Aufl. Geb. 3 M.
Hermann, Bruder Ludwig der Wasgauer. Geb. 5 M.
Meyr, Die Religion des Geistes. Geb. 4 M.
Müller, Wilhelm, Ausgewählte Gedichte. Cart. 2 M.
Müller von Königswinter, Dichtungen eines Rheinischen Poeten. Sechs Bände. Jeder Band geb. 5 M.
Die deutschen Mundarten im Liede. Geb. 6 M.
Schulze, Die bezauberte Rose. 12. Aufl. Geb. 3 M. — Illustrirte Prachtausgabe. In Leinwandband 17 M., in Lederband 24 M.
Sturm, Gedichte. 4. Aufl. Geb. 4 M.
Sturm, Neue Gedichte. Geb. 4 M.
Sturm, Fromme Lieder. Erster Theil. 8. Aufl. Geb. 3 M.
Sturm, Fromme Lieder. Zweiter Theil. 2. Aufl. Geb. 3 M.
Sturm, Für das Haus. Geb. 4 M.
Sturm, Zwei Rosen. Geb. 1 M. 60 Pf.
Sturm, Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geb. 3 M.
Sturm, Spiegel der Zeit in Fabeln. Geb. 2 M. 40 Pf.
Sturm, Gott grüße dich! Geb. 4 M.
Dante, Die Göttliche Komödie. 5. Aufl. 3 Thle. Geb. 11 M. 50 Pf.
Gottfried von Straßburg, Tristan und Isolde. Uebersetzt von Simrock. 2. verm. Aufl. 2 Thle. Geb. 11 M.
Kalidasa, Sakuntala. Uebersetzt von Lobedanz. 4. Aufl. Geb. 3 M.
Kalidasa, Urvasi. Uebersetzt von Lobedanz. 2. Aufl. Geb. 3 M.
Krylof's sämmtliche Fabeln. Uebersetzt von Löwe. Geb. 5 M.
Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Bartsch. Geb. 4 M.
Der polnische Parnaß. Uebersetzt von Nitschmann. Geb. 7 M.
Shakspeare's Sonette. Uebersetzt von Gildemeister. Geb. 3 M.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. In 1 Bande Octav. Geb. 8 M. — In 2 Bänden Groß-Octav. Geb. 15 M.
Eckermann's Gespräche mit Goethe. 4. Aufl. 3 Bde. Geb. 12 M. In 1 Bd. geb. 10 M. 50 Pf.
Goethe's Naturwissenschaftliche Correspondenz. Herausgegeben von Bratranek. 2 Bde. Geb. 18 M.
Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. 6 Thle. Geb. 42 M.
Frau Rath. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe. Geb. 7 M.
Gottschall, Porträts und Studien. 4 Bde. Geb. 21 M.
Raumer, Handbuch zur Geschichte der Literatur. 4 Thle. Geb. 18 M.
Carriere, Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung. 2. Aufl. 5 Bde. Geb. 60 M. 50 Pf.
Carriere, Aesthetik. 2. Aufl. 2 Bde. Geb. 21 M.
Grueber, Die Elemente der Kunstthätigkeit. Geb. 7 M.
Oppermann, Ernst Rietschel. 2. Aufl. Geb. 6 M.
Koenig, Ausgewählte Romane. 15 Bände. Geh. 43 M.
Deutsche Liebe. Herausgegeben von **Max Müller**. 4. Aufl. Geb. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 9. December 1875.

Zur Geschichte des deutsch-französischen Kriegs.

Feldzug des französischen Nordheeres in den Jahren 1870—71 von L. Faidherbe. Deutsche vom Verfasser ermächtigte Uebersetzung mit einer Uebersichtskarte. Leipzig, Luckhardt. 1872. Gr. 8. 2 M.

Dem Werke geht eine recht interessante Einleitung voraus. Dieselbe führt zunächst an, daß es dem französischen Volke gelang, in kürzester Zeit wieder Heere ins Feld zu führen, die an Zahl den deutschen Heeren die Wage hielten und einen beträchtlichen Theil altgedienter Truppen aufzuweisen hatten, und die vielleicht mehr wegen der Unfertigkeit des ganzen Gefüges als wegen der Ungeübtheit der Mannschaften unterlegen seien.

Es folgt dann eine Betrachtung der Einrichtungen, auf deren Boden sich die Rüstungen der jungen Republik vollzogen, und namentlich des Gesetzes vom Februar 1868, der wesentlichen Schöpfung des Marschalls Niel.

Drei wichtige Punkte kennzeichnen dieses Gesetz: 1) die allgemeine persönliche Dienstpflicht, wenigstens in der mobilen Bürgerwehr, also während eines alle Kräfte des Landes beanspruchenden Kriegs; 2) die angestrebte, wenn auch geringe Ausbildung aller Tauglichen und Pflichtigen in den Waffen; 3) die Schaffung eines Rückhalts altgedienter Leute. Es wird sodann hervorgehoben, daß die Vernachlässigung des begonnenen Werks nach dem Tode des Marschalls sich bitter gerächt habe, und es folgt eine Aufzählung der Kräfte, die Frankreich auf Grund jenes Gesetzes zu stellen vermochte. 1) Das stehende Heer. Dasselbe war aus Ersatztruppen aller Waffen des stehenden Heers, inclusive Algeriens, gebildet, im Betrage von 112000 Mann; ferner aus Feldtruppen, die den Schlägen von Metz und Sedan entgangen waren, 13000 Mann; aus Reservisten oder, nach unserer Auffassung, Landwehrleuten, 145000 Mann; aus einer spätern Jahreseinstellung, 93000 Mann; zusammen 363000 Mann. 2) Milizen (zugiger Bann). Nach dem Gesetze sollte die Stärke derselben circa 468000 Mann sein; da indessen ein großer Theil Frankreichs bereits vom Feinde besetzt war, auch wol vielfach der Einberufung nicht Folge geleistet wurde, so betrugen dieselben nur circa 400000 Mann. 3) Marinetruppen, 40000 Mann. 4) Gensdarmerie- und Polizeitruppen, 25000 Mann. Selbstverständlich konnten diese Mannschaften nicht in ihrer ganzen Stärke den Feldherren überwiesen werden, da die Festungen des Landes und Algerien mit Besatzungstruppen ausgestattet werden mußten; auch mußten die Ersatzabtheilungen (Depots) behufs Ausbildung neuer Truppen bestehen bleiben.

Wenden wir uns jetzt zu dem Werke selbst. Der Verfasser bespricht zunächst die Bildung des Nordheers. Dieses Heer hat niemals den Bestand von 50000 Mann überschritten, mit Einschluß zweier Brigaden, von denen die eine östlich, die andere westlich nach Abbeville detachirt war. Es stand demnach der Zahl nach gegen die andern Heere zurück, nicht aber, nach Ansicht seines Commandeurs, an Mannszucht, trefflichem Geiste und tüchtiger Organisation. Der weitere Verfolg der Thaten dieses Heers belehrt uns indessen eines andern.

Der eigentliche Schöpfer dieses Nordheers ist der Regierungsabgeordnete Testelin, dem es, nach mehrern Fehlversuchen, mit Hülfe des zum Brigadegeneral erhobenen Oberst Farre gelang, alle tüchtigen und verfügbaren Elemente zu sammeln und somit die erste Heeresformation einzuleiten. Schlecht unterstützt durch die Generale der 3. Militärdivision, verdient das mühsame Bestreben dieser beiden Männer, ihr Ziel zu erreichen und so ihrem bedrängten Vaterlande nützlich zu werden, die größte Anerkennung.

Die verfügbaren Truppen bestanden aus Abtheilungen des stehenden Heers und der mobilen Bürgerwehr. Aus letzterer bildete man Bataillone zu fünf Compagnien, mit je drei Offizieren versehen. Zwei Batterien waren in der Bildung begriffen, die Beschaffung anderer, namentlich

zwölfpfündiger Batterien in Aussicht genommen. Aus Mézières war eine vollständige Batterie herangezogen worden, und La-Fère lieferte alles dort entbehrliche Kriegsmaterial. Zur Armirung der Festungen wurden vom Marineminister 50 schwere Geschütze geliefert. Am 6. November konnte man mit der Bildung der 1. Division dieses kleinen Heers beginnen, das indessen schon von Haus aus die Bezeichnung „22. Armeecorps" erhielt. Erleichtert ward die Bildung durch das Eintreffen mehrerer von Sedan und Metz entkommener Offiziere und Unteroffiziere. Die Division bestand aus zwei Brigaden, von denen jede ein Jägerbataillon, ein Marschregiment zu drei Compagnien, aus den Beständen des stehenden Heers entnommen, und ein gleich starkes Marschregiment der mobilen Bürgerwehr enthielt. Die Artillerie bestand aus drei in der Bildung begriffenen vierpfündigen und einer zwölfpfündigen Batterie, die Reiterei aus zwei Escadrons Dragoner und zwei Escadrons Gensdarmen. Die Bildung einer 2. Division war in Aussicht genommen.

Der commandirende General dieser Corps war der General Bourbaki, der indessen sehr bald nach seiner Ernennung das Commando niederlegte, wozu ihn feindselige Kundgebungen der Bevölkerung veranlaßten. Der Oberbefehl ging einstweilig in die Hände des Brigadegenerals Farre über. Den unausgesetzten Bemühungen desselben war es noch gelungen, die vollständige Bildung einer dritten Brigade zu ermöglichen, den Bestand seiner Artillerie auf sieben Batterien zu erhöhen, von denen vier Batterien vierpfündig, drei dagegen zwölfpfündig waren, endlich auch eine Pioniercompagnie zu errichten, als man die Annäherung eines feindlichen Heers unter dem Befehl des Generals von Manteuffel erfuhr, das seinen Marsch in der Richtung auf Amiens nahm.

Der General Farre war der Ansicht, eine so wichtige Stadt wie Amiens nicht ohne Versuch der Vertheidigung dem Feinde preisgeben zu dürfen, und er wurde in seiner Ansicht durch die Zustimmung der Regierung in Bordeaux bestärkt. So sollte denn das junge Heer gleich nach seiner Errichtung die Feuertaufe bestehen. Wir können diesen Entschluß des Generals Farre vom militärischen Standpunkte aus nur billigen, da es offenbar besser ist, mit einer jungen Truppe selbst ein unglückliches Gefecht zu wagen, als von vornherein durch „Rückzüge ohne Gefecht" Entmuthigung in die Truppen zu werfen. Der Aufstellung dagegen, welche der General Farre, um Amiens zu decken, nahm, vermögen wir unsere Zustimmung nicht zu geben.

Auf dem rechten Ufer der Somme hätte er eine sehr starke Stellung gehabt. Dieselbe war in der Front sowol durch diesen Fluß wie durch den Kanal und durch ausgedehnte, schwer zu durchschreitende Brüche vollständig gedeckt. Sie lehnte mit ihrem rechten Flügel an Amiens, das eine provisorische Befestigung besaß. Der Umstand aber, daß diese Befestigung zu große Dimensionen hatte, auch stellenweise noch nicht vollendet war, und daß zu ihrer Vertheidigung nur zwölf unvollständig ausgerüstete Geschütze zur Disposition standen, die in den Werken selbst gebraucht wurden, ließ dem General diese Stellung nicht als geeignet erscheinen, um so weniger, als er sich in derselben, weil in einer Vertheidigungsstellung, der Beweglichkeit seines kleinen Heers hätte begeben müssen.

Zu bemerken ist noch, daß Amiens im Besitz einer Garnison von 8000 Mann war, die unter den Befehlen des Generals Paulze d'Ivoy standen, dem General Farre aber überwiesen wurden. Die Stärke seines eigenen Heers betrug 17500 Mann, sodaß er im ganzen über 25500 Mann verfügen konnte. Außerdem waren aus Lille und Arras drei Bataillone herangezogen worden, welche die Somme zwischen Perronne und Corbie deckten, die Brücken über diesen Fluß vollständig zerstörten und zum Schutz der nach Norden führenden Eisenbahn dienten. Es war dieses eine wichtige, nicht zu unterschätzende Unterstützung.

Wir verkennen nicht die Bedenken, welche den General Farre die Stellung auf dem rechten Sommeufer verwerfen ließen; wir glauben aber, daß dieselbe wegen ihrer sehr starken Front immerhin geeigneter war als diejenige, welche er jetzt in Wirklichkeit bezog. Diese befand sich auf dem linken Ufer der Somme, hatte also den Fluß im Rücken. Bei Villiers-Bretonneux beginnend, ging sie über Cachy und Gentelles nach dem Avrethal, wo der rechte Flügel seine Anlehnung fand. Von Villiers-Bretonneux ausgehend, zog sich alsdann eine zweite Vertheidigungslinie den bewaldeten Höhenrücken entlang bis zu dem Städtchen Langueau, die Annäherungen an Amiens flankirend. Ein Rückzug über die Somme erschien dem General nicht bedenklich, da die Abdachungen zum Flusse hin sehr sanft waren und zahlreiche Brücken den Uebergang ermöglichten. Wir brauchen wol kaum darauf hinzudeuten, daß wenn durch diese Umstände die Gefahr des Rückzugs auch gemindert wurde, dieselbe dennoch keineswegs als beseitigt angesehen werden konnte, da der zeitraubende Uebergang über Brücken für ein geschlagenes Heer die größten Verluste herbeiführen kann.

Ueber seine Truppen verfügte der General folgendermaßen: die dritte Brigade besetzt die Orte Corbie, Villiers-Bretonneux, Gentelles, Cachy; die zweite Brigade besetzt Boves an der Avre und Camon an der Somme; die erste Brigade bleibt bei Amiens stehen. Die Vertheidigung dieses Orts wurde dem General Paulze d'Ivoy übertragen. Diese Aufstellung litt an einem großen Fehler; sie war für die zur Verfügung stehenden Truppen viel zu groß und ließ eine bedeutende Lücke zwischen den Orten Gentelles und Boves offen. Der General Farre bedauert, daß der Feind ihm nicht Zeit ließ, die Stellung durch Verschanzungen zu verstärken; da ihm aber seit dem 23. November, wahrscheinlich sogar schon früher die Ankunft des Feindes bekannt war, so hatte er zum mindesten 72 Stunden (oder drei Tage) Zeit, die immerhin genügte, um leichte Verschanzungen, zum wenigsten Schützengräben anzulegen, wozu die Bewohner der umliegenden Dörfer mit heranzuziehen waren. Besondere Höflichkeit hatte der General von seinem Gegner nicht zu erwarten.

Der Gefechtsbericht über die am 26. und 27. November geschlagene Schlacht bei Amiens oder Villiers-Bretonneux ist nicht recht klar und übersichtlich. Wir erfahren, daß bereits am 25. November Ulanenpatrouillen bis in die Nähe der Aufstellung streiften. Am 26. November, am

Nachmittags, fand ein lebhaftes Gefecht bei Gentelles statt, und ebenso drang der Feind in dem Thale der Avre gegen Fouencamps und Boves vor und bemächtigte sich des erstern Dorfs. Diese Gefechte scheinen denn doch dem General das Fehlerhafte seiner Stellung klar gemacht zu haben, denn er gab seiner ersten Brigade den Befehl zum Einrücken in die Lücke zwischen der zweiten und dritten Brigade. Doch auch jetzt erschien ihm die Stellung wol noch zu ausgedehnt, denn er erließ einen zweiten Befehl an die erste und zweite Brigade, daß jede derselben am 27. November morgens zwei Bataillone in der Richtung des von Villiers-Bretonneux nach Longueau streifenden Höhenzugs auf Recognoscirungen ausschicken sollte, um auf diese Weise die Gegend hinreichend aufzuklären, andererseits aber die Mehrheit der Truppen in der Hand behalten zu können, um gefährdeten Punkten rasche Hülfe zuzuführen. Am 26. November abends befindet er sich übrigens noch darüber im Zweifel, ob er am folgenden Tage eine Schlacht zu bestehen haben werde. Er führt an, das Wetter sei regnerisch, die gestürzten Felder wenig gangbar, und die Anstrengungen des Feindes am 26. November nicht in dem Maße nachdrücklich gewesen, um mit Sicherheit einen allgemeinen Kampf zu vermuthen! Wie wenig, wie so sehr wenig kannte der General seinen Gegner!

Am 27. November kam es dennoch zur Schlacht. Dieselbe drehte sich um den Besitz der Dörfer und endete, wie dies vorauszusehen war, mit einem excentrischen Rückzug des französischen Heers. Ein Theil desselben, die dritte und Theile der ersten Brigade, ging auf Corbie, die zweite Brigade und der Rest der gesprengten ersten Brigade auf Amiens zurück. Nachts 3 Uhr ertheilte General Farre den Befehl zum allgemeinen Rückzug, der in vier Colonnen morgens 6½ Uhr von Corbie und Amiens aus angetreten wurde und in den Richtungen auf Albert und Doulens ging. Auf dem Rückzuge löste sich ein Theil der mobilen Bürgerwehr auf und kehrte in die Heimat zurück. Unter diesen Deserteuren befanden sich auch Offiziere. Eine Panique, die eine Escadron Gensdarmen ergriffen hatte, verursachte den Verlust mehrerer Munitionswagen. Die nächste Folge des Verlustes der Schlacht von Amiens war die Uebergabe der Citadelle dieses Orts. Dieselbe capitulirte nach dem Tode ihres braven Commandanten, Hauptmann Vogel, unter dem gegenwärtigen Commandanten Vorhaye, ohne sich auf eine ernstliche Vertheidigung einzulassen. Die Schlacht bei Amiens hatte dem Nordheer einen Verlust von 266 Todten und 1117 Verwundeten zugefügt, außerdem zählte dasselbe 1000 Vermißte und viele versprengte Milizen.

Welche Gründe den General von Manteuffel bewogen, von der Verfolgung des geschlagenen Heers Abstand zu nehmen, wissen wir nicht. Der officielle Bericht des preußischen Generalstabes liegt noch nicht vor, und wir enthalten uns aller Vermuthungen. Nur das können wir als bestimmt annehmen, daß es nicht die Größe der in der Schlacht von Amiens erlittenen Verluste war, sonst wäre jedenfalls auch der Zug des Generals nach der Normandie, mit dem achten Armeecorps, unterblieben. Diese Nichtverfolgung kam übrigens dem geschlagenen Nordheer sehr zu statten, da es sich in seinen Ersatzquartieren festsetzen und dort mit unverdrossenem Eifer von neuem an seine weitere Organisation gehen konnte. Bald nach der Schlacht von Amiens übernahm der General Faidherbe, bisher Commandant der Division von Constantine, den Befehl über das Nordheer. Dasselbe hatte nunbereits eine Stärke von 30000 Mann mit 60 Geschützen, welche in drei Divisionen mit elf Batterien vertheilt waren, während im großen Hauptquartier zu Lille unaufhörlich an der Bildung neuer Truppentheile gearbeitet wurde. Die Gerechtigkeit erfordert, daß wir dieser rastlosen Thätigkeit unsere vollste Anerkennung zutheil werden lassen.

Die Erfolge des Generals von Manteuffel in der Normandie, die Besetzung von Rouen und die Bedrohung von Havre veranlaßten den General Faidherbe, die Operationen wieder aufzunehmen. Am 10. December brach er von seinen Standquartieren auf und richtete seinen Marsch nach St.-Quentin. Unterwegs vertrieb er die zerstreut liegenden kleinen feindlichen Beobachtungsposten, nahm das schwach besetzte Hamm, vermochte aber gegen La-Fère nichts auszurichten, das ohne gewaltsamen Angriff, wozu ihm Zeit und Mittel fehlten, nicht zu nehmen war. Von La-Fère aus richtete er seinen Marsch westlich auf Amiens. Sein Herannahen bewirkte die schleunige Zusammenziehung des preußischen Heers, dessen achtes Armeecorps aus der Normandie zurückberufen war und das vorläufig eine Stellung bei Montdidier und Breteuil genommen hatte.

Von einer Bestürmung der Stadt Amiens nahm der General Faidherbe vernünftigerweise Abstand, da der Commandant der Citadelle für diesen Fall die Stadt mit einem Bombardement bedroht hatte. Eine französische Stadt einem derartigen Unglück auszusetzen, erschien dem General durchaus nicht geboten, zumal er sich sagen konnte, daß er Amiens nicht zu halten im Stande sein würde. In richtiger Erkenntniß der Verhältnisse bezog er daher nun am rechten Ufer der Somme eine Vertheidigungsstellung. Er beurtheilte dabei die enormen Vortheile, die diese strategisch so starke Stellung der Vertheidigung gewährt, sehr viel richtiger als sein Vorgänger im Commando, der General Farre, der übrigens jetzt Chef seines Generalstabes war. Vielleicht hatte indessen auch diesen General sein früheres Misgeschick zur bessern Einsicht geführt.

Für die Aufstellung zur Schlacht wählte man eine Linie, die mit der Citadelle von Amiens, dem einzigen dem Feinde gelassenen Uebergangspunkte, ungefähr gleichlaufend war. Es ist dies das Thal der Hallue, wo die Dörfer Daours, Bussy, Querrieux, Pont-Noyelles, Bavelincourt, Béhencourt, Vadencourt und Contay liegen. Die großen Vortheile dieser Stellung haben wir schon früher bei der ersten Schlacht von Amiens besprochen. Die Somme, der Kanal und zahlreiche Brüche decken die linke Flanke des Heers, überragende Höhen bieten vortreffliche Positionen für die Geschützaufstellung. Nebenbei sei erwähnt, daß gerade zu dieser Zeit eine Eintheilung des Nordheers in ein 22. und 23. Armeecorps stattfand, eine Einrichtung, deren Vortheile auf der Hand liegen; ob aber der Zeitpunkt hierzu richtig gewählt war, müssen wir in Frage stellen.

Das 22. Corps unter dem General Lecointe besetzte das Thal der Hallue von Daours bis Contay. Vom

23. Corps, das unter den Befehlen des Generals Paulze d'Ivoy stand, besetzte die 1. Division Corbie und Umgegend. Die 2. Division wurde als Reserve zurückgehalten und besetzte die Stadt Albert, diente somit gleichzeitig zum Schutze der Eisenbahn, und entsandte ein Bataillon nach Braye zur Ueberwachung der Somme-Uebergänge zwischen Perronne und Corbie. Eine künstliche Verstärkung der Stellung scheint nicht stattgefunden zu haben, wahrscheinlich aus sehr unzeitiger Schonung der Truppen, und doch konnte hierin unter Zuziehung der Bewohner der zahlreichen Dörfer noch so manches geleistet werden.

Den einzelnen Truppentheilen wurde genau die Gefechtsstellung angegeben; sie bezogen dieselbe aber nicht, sondern wurden in Cantonnements verlegt: eine geradezu unverantwortliche Maßregel, zumal einem Feinde gegenüber, dessen Thätigkeit und Rührigkeit man bereits kennen gelernt hatte. Ein Bivuak in einer Decembernacht mit 7—8 Grad Kälte, wie sie gerade in jenen Tagen stattfand, ist keine übertriebene Anforderung, zumal eine reiche Umgegend im Uebermaß für jedes nur denkbare Bedürfniß sorgen konnte. Die Strafe für eine derartige Vernachlässigung konnte nicht ausbleiben. Am 20. December fand preußischerseits eine sehr starke Recognoscirung statt, die zu einem lebhaften Gefecht bei dem Orte Querrieux führte. Dieses Gefecht hätte den General Faidherbe aus seiner Ruhe aufrütteln sollen, allein es geschah nicht. Hören wir seinen Bericht:

> Wir hatten erfahren, daß der Feind wirklich in Stärke bei der Citadelle zusammengezogen wäre, daß er im Dorfe Camors, das stark besetzt war, Brücken geschlagen hätte, und daß er nur das Eintreffen neuer Verstärkungen erwartete, um sich auf uns zu werfen. Er schien indessen noch nicht fertig, und waren am 23. December eben einige Arbeiten vorgenommen, um unsere Stellung zu verstärken, als der Angriff früher, als wir erwartet hatten, begann.

Der General scheint die unendlich schwere Selbstanklage, welche in diesen wenigen Worten liegt, die er so harmlos erzählt, gar nicht zu fühlen!

Am 14. December war er von La-Fère aufgebrochen, er konnte also füglich am 16. December bei Amiens stehen. Bei einiger Thätigkeit hätte er mit Hülfe der ländlichen Bevölkerung aus seiner Stellung eine sehr feste Position schaffen können, da ihm hierzu bis zum Tage der Schlacht bei Pont-Noyelles, am 23. December, hinreichend Zeit gelassen war. Er that es nicht. Durch das Gefecht am 20. December bei Querrieux bereits gewarnt, überläßt er sich trotzdem mit seiner Truppe einer sorglosen Ruhe, obgleich er erfährt, daß der Feind bei der Citadelle in Stärke zusammengezogen ist und mehrere Brücken bei Camors geschlagen hat. Quos vult perdere, Jupiter dementat!

Um 9 Uhr morgens traten starke preußische Colonnen aus Amiens heraus und veranlaßten die Franzosen Stellung am linken Ufer der Hallue zu nehmen. Nachdem preußischerseits der Angriff durch Geschützkampf eingeleitet war, begann derselbe gegen 11 Uhr auf die Dörfer im Thale der Hallue. Da die erste französische Division des 23. Corps wegen ihrer entfernten Cantonnirungen erst gegen $12\frac{1}{2}$ Uhr auf dem Schlachtfelde, gegenüber Daours, einzutreffen vermochte, so mußte die 2. Division den Kampf allein bestehen und sich infolge dessen unverhältnißmäßig ausdehnen, wodurch sie die Dörfer verlor. Ein um 4 Uhr gemachter Versuch, dieselben durch einen allgemeinen Angriff wieder zu nehmen, scheiterte. Die bald eintretende Dunkelheit endete den Kampf und ließ den Franzosen den Besitz der rückseitigen Höhen. Diesen Umstand benutzte der General Faidherbe, um sich den Sieg zuzuschreiben. Jetzt, um den Preis eines vermeintlichen Siegs, schien es ihm nicht zu hart, seine Truppen bivuakiren zu lassen. Er that dieses unter Umständen, die für die Truppen ungleich ungünstiger geworden waren, indem sie sich jeder Entbehrung unterwerfen mußten, da sie weder Lebensmittel, noch Holz, um Feuer zu machen, hatten. Bis 2 Uhr nachmittags am andern Tage hielt der General das Schlachtfeld, ohne vom Feinde im geringsten belästigt zu werden; dann rückte er in seine rückwärtigen Cantonnements ein, von wo aus er seinen weitern Rückmarsch in die bereits früher gewählten Stellungen hinter der Scarpe zwischen Arras und Douaye antrat.

Die Verluste in der Schlacht von Pont-Noyelles oder zweiten Schlacht bei Amiens waren für das französische Nordheer verhältnißmäßig nicht beträchtlich. Sie bestanden in 141 Todten, inclusive 5 Offizieren, und 905 Verwundeten, inclusive 45 Offizieren; sodann aber aus einigen hundert Gefangenen und 1000 „Abgekommenen", das heißt: Deserteuren! Der größte Theil derselben gehörte der mobilen Bürgerwehr an. General Faidherbe entschuldigt seine Leute, die durch Erschöpfung und Entbehrung gelitten hatten, spricht sie aber von der Furcht vor dem Feinde frei. Soweit Offiziere ein Vorwurf traf, wurden warnende Beispiele aufgestellt und die Schuldigen entlassen. Wahrlich, für ein derartiges Vergehen eine viel zu weit getriebene Milde, die nur dazu führen kann, jede Mannszucht zu untergraben! Seine Standquartiere hinter der Scarpe erreichte das Nordheer, nach Bericht seines Feldherrn, ohne Verlust, da der Feind demselben zwar gefolgt sei, doch eine Verfolgung nicht habe eintreten lassen.

Die Nachricht von der Bombardirung Perronnes veranlaßte den General Faidherbe, zum Entsatz dieses Orts herbeizueilen. Am 2. Januar brach er von Arras auf, vertrieb noch an demselben Tage kleinere feindliche Abtheilungen aus Achiet-le-Grand und Béhagnies, fand aber bei Bapaume, wo es am 3. Januar zur Schlacht kam, einen ernstlichen Widerstand. Zwar gelang es dem Nordheer, sich in Besitz mehrerer vor Bapaume liegenden, wahrscheinlich vom Feinde schwach besetzten oder nur beobachteten Dörfer zu setzen, allein Bapaume vermochte es nicht zu nehmen. Faidherbe begnügte sich mit diesem seinem vermeintlichen Siege, überließ Perronne seinem Schicksal und kehrte am 4. Januar nach Arras zurück. Perronne capitulirte infolge dessen am 10. Januar. Nach dem Falle Perronnes gaben die Preußen die jetzt überflüssig gewordene Stellung bei Bapaume auf, und General Faidherbe verlegte hierauf sein Hauptquartier nach Albert, am 14. Januar. Hier traf ihn ein Drahtbefehl aus Bordeaux, in Abwesenheit Gambetta's von Freycinet gegeben, der ihn zum nachdrücklichsten Handeln aufforderte. Paris, hieß es darin, wolle eine letzte große Anstrengung

versuchen, es sei Aufgabe des Nordheers, möglichst viel Kräfte von Paris abzuziehen und auf sich zu lenken.

Infolge dessen faßte General Faidherbe den billigenswerthen Entschluß, durch beschleunigte Märsche in östlicher und südöstlicher Richtung sich der Fühlung mit seinem bisherigen Gegner zu entziehen und durch überraschendes Erscheinen im Süden von St.-Quentin die Linie von La-Fère-Noyon-Compiègne zu bedrohen. Dieser Gedanke des Generals war offenbar gut, allein sein Verhängniß fügte es, daß er jetzt einem der thatkräftigsten preußischen Generale, dem General von Goeben, einem Feldherrn in des Wortes wahrster Bedeutung, gegenüberstand, der die Absicht seines Gegners durchschaute und zu vereiteln wußte.

Am 16. Januar brach Faidherbe mit seinem Heere von Albert auf und erreichte auf schlechten, durch Eis glatt gewordenen Wegen spät abends Sally-Sallisel, von wo aus er am 17. Januar nach Vermand marschirte. Am 18. Januar morgens 8 Uhr ereilte ihn auf seinem Marsche nach St.-Quentin die feindliche Cavalerie-Division des Generals Grafen von der Gröben, die seine Arrièregarde beunruhigte und mehrfach halt zu machen nöthigte, sodaß er um Mittag auch von der Infanterie-Division des Generals von Kummer erreicht wurde, der er sich nur durch heftige Arrièregardengefechte, die ihm 500 Mann kosteten, erwehren konnte. Es gelang ihm indessen, St.-Quentin zu erreichen, woselbst er den Oberst Isnard mit einer Brigade antraf. Er betrachtete übrigens seine Lage als nicht ungünstig. St.-Quentin bot alle Hülfsquellen einer großen Stadt, und die umliegenden Höhen, welche die Stadt in einer Entfernung von 3—400 Meter umgeben, gewährten ausgezeichnete Gefechtsstellungen. Mit einer Armee von 40000 Mann, die ihm nach Einverleibung der Brigade Isnard zu Gebote standen, glaubte er seinem Gegner gewachsen zu sein.

Ganz anders beurtheilte dagegen der General von Goeben die Lage des französischen Nordheers. Wir heben aus seinem Armeebefehl, datirt Hamm den 18. Januar abends 10 Uhr, den folgenden Passus hervor: „General von Kummer wird morgen früh 8 Uhr mit allen unter seinem Befehl stehenden Truppen, inbegriffen der ganzen Artillerie des Corps, die Straßen von Vermand und Etreilles einschlagen und sich nachdrücklich auf St.-Quentin wenden. Die unter dem Befehle des Generals von Kummer stehenden Truppen genügen, um mit Erfolg das ganze französische Nordheer zu bekämpfen. Sie haben den Auftrag, alles, was sie vor sich finden, niederzuwerfen, St.-Quentin zu umschließen und zu nehmen, u. s. w.“

Die Stellung, welche das französische Heer um St.-Quentin einnahm, war folgende: Das 23. Corps stand mit seinem Rücken gegen die Stadt, es lehnte den rechten Flügel an die Straße von Cambrai, den linken Flügel an den Kanal, in der Höhe der Recourter-Mühle. Das 22. Corps lehnte mit dem rechten Flügel bei dem Kanal an das 23. Corps, besetzte daselbst Gouchy und dehnte sich mit seinem linken Flügel bis Grugis, an der pariser Straße, aus. Der Gefechtsbericht bietet kein besonderes Interesse dar. Der Kampf drehte sich besonders um den Besitz der zwischen beiden Heeren liegenden Dörfer und Gehölze. Als gegen 4 Uhr nachmittags die Brigade Memerty des preußischen 1. Corps in den Kampf eingriff, wich der französische linke Flügel, die Brigaden Isnard und de la Grange, zurück und konnte trotz erhaltener Verstärkungen seine Stellung nicht behaupten. Die preußischen Truppen drangen auf der Straße von Hamm und längs des Kanals bis in die Vorstadt St.-Martin ein, wo feste Barrièren den Kampf zum Stehen brachten.

Der Rückzug der französischen Armee ging auf Cateau und Cambrai, unter lebhafter Verfolgung durch die Preußen. Der Verlust der Franzosen war beträchtlich und betrug gegen 3000 Todte und Verwundete. Vier Gebirgsgeschütze, zwei Vierpfünder und 6000 Mann Gefangene fielen in die Hände des Siegers. Die Entmuthigung des französischen Heers war so groß, daß General Faidherbe sich bewogen fand, den Muth desselben durche einen Armeebefehl wieder zu heben. Dieser Befehl charakterisirt treffend die Zustände in der französischen Armee, wir glauben ihn deshalb unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Derselbe lautet:

Douai, 21. Januar.

Soldaten! Für euern Anführer ist es eine gebieterische Pflicht, vor den Augen euerer Mitbürger euch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ihr dürft stolz auf euch sein und habt euch um das Land verdient gemacht. Was ihr erduldet habt, können die, welche es nicht gesehen haben, sich niemals vorstellen; doch anzuklagen ob dieser Leiden sind die drängenden Umstände allein. In weniger denn vier Wochen habt ihr drei Schlachten und mehrere Gefechte einem Gegner geliefert, vor dem ganz Europa Furcht hat. Ihr habt ihm die Spitze geboten; ihr habt so manchesmal ihn zurückweichen sehen; ihr habt erprobt, daß er nicht unbesiegbar sei, und daß Frankreich nur niedergeworfen werden konnte, weil es, Schuld der Unfähigkeit einer unumschränkten Regierung, sich unfertig überraschen ließ. Die Preußen haben in jungen, kaum eingekleideten Soldaten und in Bürgerwehren Gegner gefunden, von denen sie besiegt werden konnten. Mögen sie euere Nachzügler auflesen und sich derselben rühmen; schadet nichts! Diese berühmten Eroberer der Geschütze haben noch nicht an eine von euern Batterien zu rühren vermocht! Ehre sei euch! Einige Tage Ruhe, und die, welche den Untergang Frankreichs beschworen haben, sollen sehen, wie wir ihnen Stand halten.

Mit diesem Armeebefehl können wir von der Nordarmee Abschied nehmen. Infolge des am 29. Januar abgeschlossenen Waffenstillstandes wurde ihre demnächstige Auflösung angeordnet.

Philosophischer Büchertisch.

1. Ueber die Gründe der Entmuthigung auf philosophischem Gebiete. Ein Vortrag gehalten beim Antritte der philosophischen Professur an der k. k. Hochschule zu Wien am 22. April 1874 von Franz Brentano. Wien, Braumüller. 1874. Gr. 8. 1 M.

Man könnte zunächst mit dem Verfasser darüber streiten, ob wirklich „Entmuthigung auf philosophischem Gebiete" vorhanden sei, da gerade gegenwärtig mehr als je in der Philosophie producirt wird. Setzt man indessen statt des subjectiv gewendeten „Entmuthigung" die objective Bezeichnung „traurige Lage der Philosophie", so wird wenig dagegen einzuwenden sein. Als Ursachen dieses Zustandes gibt der Verfasser an: Mangel allgemein angenommener Lehrsätze; gänzliche Umwälzungen, welche die Philosophie ein um das andere mal erleidet; Unerreichbarkeit des angestrebten Ziels auf dem Wege der Erfahrung; Unmöglichkeit praktischer Verwerthung. Alle diese Hindernisse sind aber, nach ihm, durch richtige Behandlung der philosophischen Probleme zu überwinden, daher weder das Mistrauen der Gegner noch der Kleinmuth vieler Philosophen berechtigt sei.

2. Der persönliche Gott und Welt. Grundzüge der Wissenschaftslehre von Friedrich Christoph Poetter. Elberfeld, Friderichs. 1875. Gr. 8. 2 M.

Der durch seine „Geschichte der Philosophie" vortheilhaft bekannte Verfasser versucht hier eine Lösung des Welträthsels auf einem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege, den er in der Vorrede angibt:

> Wer nicht mit dem Vorurtheil an die Wissenschaft herantritt, daß der Glaube an den persönlichen Gott und dessen Sohn überwundene Standpunkte seien, der möge mit uns gehen und mit uns versuchen, jene Frage zu erörtern: ob nicht das Denken mit Nothwendigkeit auf den persönlichen Gott und den Heiland der Welt geführt wird, wenn es das Sein der Dinge in Wahrheit erkennen will.

Dieser Ausspruch ist charakteristisch für die Art zu philosophiren, welche unter Theologen und Theosophen die übliche ist. Dem sonst hinlänglich erprobten Scharfsinn Poetter's entgeht ganz und gar der Cirkel, in welchem er sich hier bewegt; wenn man an Gott und dessen Sohn glaubt, dann wird man freilich immer wieder auf sie zurückkommen. Im übrigen ist vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus zunächst beides „Vorurtheil", d. h. vorgefaßte Meinung ohne Gründe, sowol der Glaube an Gott als das Gegentheil, solange nicht eine voraussetzungslose Philosophie auf eins oder das andere geführt hat. Wenn man aber einseitig die Leugnung Gottes und dessen Sohnes für ein Vorurtheil und damit implicite das Gegentheil ohne weitere Begründung für Wahrheit hält, so ist man schon nicht mehr im Stande, voraussetzungslos zu philosophiren. Diese sehr nahe liegende Wahrheit, für die Beispiele im Ueberfluß vorhanden sind, bewährt sich auch wieder an Poetter. Fast auf jeder Seite drängt sich ihm sein „Vorurtheil" in die Beweisführung ein, was eben nur demjenigen entgehen kann, der innerhalb des Vorurtheils steht. Deshalb wird auch Poetter nur diejenigen überzeugen, welche von vornherein an Gott und dessen Sohn glauben.

3. Zur Beurtheilung des Kriticismus vom idealistischen Standpunkte von J. Bergmann. Berlin, Mittler u. Sohn. 1875. Gr. 8. 3 M.

Für alle diejenigen, welche eine Ueberwindung des kantischen Kriticismus für möglich halten, bietet der in der vorliegenden Schrift gemachte Versuch, über den Kriticismus hinauszugelangen, ein besonderes Interesse, weil neuerdings gewöhnlich nur die Realisten Kant bekämpfen, die Idealisten aber häufig ihre Dogmen äußerlich durch den Kriticismus decken. Bergmann will nicht zu dem alten dogmatischen Idealismus zurückkehren, sondern bezeichnet seinen Standpunkt als den des „reflectirenden" Idealismus. Bei aller Anerkennung der Selbständigkeit Bergmann's wird man doch häufig durch seine Auseinandersetzungen an Hegel erinnert, vor allem durch seine starke Neigung zu dialektischen Erörterungen, durch seine Geringschätzung des empirischen Wissens gegenüber den sogenannten Vernunftwahrheiten, und die Verachtung des philosophischen Empirismus, welchen er einfach als „Urphilosophie" bezeichnet, da ihm die Philosophie „die Wissenschaft aus reiner Vernunft vom substantiell Seienden und ihre Erkenntnißweise die Speculation, die νόησις μετὰ λόγον, ihr Object das ὄντως ὄν ist".

> Wer die Vernunft zum Erkenntnißprincip macht, muß sie consequenterweise auch für das Realprincip erklären, sein allgemeinstes Ergebniß muß die Identität der Vernunft, oder wie in diesem Zusammenhange besser gesagt wird, des vernünftigen Geistes und des Seienden, der Spiritualismus sein.

Danach bleibt es einigermaßen dunkel, wie sich der reflectirende von dem dogmatischen Idealismus der Identitätsphilosophie unterscheidet. Auch die letztere war, nicht eben zu ihrem Vortheil, von dem „Glauben an die Macht der Vernunft" nur zu sehr eingenommen, und alle Fortschritte der Philosophie in der Gegenwart sind lediglich auf den kritischen Zweifel an der Macht der Vernunft zurückzuführen, weshalb dieser allerdings ein Recht hat, die Identitätsphilosophie in jeder Gestalt für „eine Thorheit und ein Aergerniß" zu erklären, mag sie immerhin sich auf ihre „absolute Denknothwendigkeit" berufen. Denn damit begeht sie lediglich eine petitio principii, da der Streit zuletzt eben darauf hinausläuft, was „absolut denknothwendig" ist und was nicht. Wenn der Identitätsphilosophie von vornherein ihr Ziel, die Erkenntniß des Wesens der Dinge, völlig feststeht, so bedarf sie zur Erreichung dieses Ziels freilich verschiedener Denknothwendigkeiten. Welches Recht aber hat sie zu diesem Verfahren? Wie uns scheint, kein anderes als das hoc volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas.

Aus dem allgemeinen Standpunkte Bergmann's erklären sich nun einzelne sehr kühne Behauptungen, z. B. diejenige, daß unmittelbar nach Platon der Verfall der griechischen Philosophie beginne. Allerdings fügt er hier hinzu, daß dies Urtheil nur für seinen Standpunkt gelte. Wenn er aber weiterhin sagt, daß Locke die Lehre von der angeborenen Idee „gröblich misverstanden" habe, so müssen wir ihm zur Rectificirung seiner Ansicht rathen, die Hartenstein'sche Abhandlung über Locke und Leibniz, sowie die weiter unten angezeigte Schrift von Eduard

Grimm: „Descartes' Lehre von den angeborenen Ideen", zu lesen.

Im übrigen bewährt sich auch an Bergmann die alte Erfahrung, daß den Vertretern unhaltbarer Standpunkte meist ein sehr bedeutender Scharfsinn eigen ist, welcher sich zunächst in der consequenten Durchführung des Grundgedankens zeigt. So lange es in der Philosophie noch für erlaubt gilt, von jedem beliebigen Princip auszugehen, sind solche Schriften wie die vorliegende, ganz abgesehen von dem vielen Richtigen, was sie im Einzelnen enthalten, auch als Ganzes betrachtet für indirecte Förderungen der Wahrheit zu halten, indem ihre Consequenzen zuletzt nothwendig zum Aufgeben des Princips führen.

4. Ueber das Princip des Realismus. Ein Vortrag gehalten in der philosophischen Gesellschaft zu Berlin von J. H. von Kirchmann. Leipzig, Koschny. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Seit dem Erscheinen der „Philosophie des Wissens" (1864) benutzt von Kirchmann jede Gelegenheit, um seinem „Realismus" neue Anhänger zu gewinnen. Die starke Seite Kirchmann's ist die Polemik; eine oft bewährte Unabhängigkeit nach jeder Richtung, durchdringender Scharfsinn und eine Fülle von Kenntnissen auf philosophischem Gebiete wie in andern Wissenschaften befähigen ihn ganz vorzüglich zum philosophischen Kritiker. Der Gegensatz gegen alle philosophischen Richtungen hat ihn dazu geführt, den gesunden Menschenverstand zur Erkenntnißquelle seiner positiven Philosophie zu machen, wobei durchaus anerkannt werden muß, daß er seinen Standpunkt mit großem Geschick gegen Philosophie und Naturwissenschaft vertheidigt. Die Klarheit und Präcision seiner Ausdrucksweise machen eine ausführliche Kritik überflüssig; wir geben daher hier nur die Hauptsätze des Realismus wieder, wie sie bald am Anfang zusammengestellt sind: 1) Jedes Wahrnehmen gibt seinen Inhalt als ein außerhalb seiner selbst Bestehendes und damit als ein Seiendes im Gegensatz zu dem Gewußten; 2) ist das durch die Wahrnehmung der Seele zugeführte Wissen ein unmittelbares; 3) ist der Vorgang beim Wahrnehmen weder ein Thun noch ein Leiden; 4) ist die Wahrnehmung plötzlich da; 5) ist das Wahrnehmen mit seinen einzelnen hier genannten Bestimmungen nothwendig. Hierauf folgen die aus der „Philosophie des Wissens" hinlänglich bekannten Erörterungen über die erkenntnißtheoretischen Principien: 1) das Wahrgenommene ist (existirt), und 2) das sich Widersprechende ist nicht (existirt nicht); ferner über die Beziehungsformen, Wissensarten und die Religion. Den Schluß bildet eine Auseinandersetzung mit von Hartmann's Schrift: „Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus"; Kirchmann verwahrt sich gegen die Bezeichnung seines Realismus als eines „naiven".

Dieser Realismus zählt begreiflicherweise seine Anhänger nach Milliarden, ohne daß er indessen hierdurch sonderlich gefördert würde. Um so freudiger müssen die Realisten einen Schüler Kirchmann's begrüßen, der es unternommen hat, den Realismus in die Wissenschaft und auf das Katheder zu bringen mit dem folgenden Werke:

5. Ueber den Zusammenhang unserer Vorstellungen mit Dingen außer uns. Von Hermann Wolff. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1875. Gr. 8. 3 M.

Künftige Geschichtschreiber der Philosophie werden von dem Erscheinen dieses Buchs eine neue Aera der Speculation zu datiren haben; billigerweise suchen wir daher vor allem einen Einblick in das Eigenthümliche der Wolff'schen Forschung zu gewinnen, wobei wir möglichst die eigenen Worte des Verfassers wiedergeben. Dieser hat selbst das Grundprincip seiner Erkenntnißtheorie in dankenswerther Klarheit aufgestellt, indem er das unmittelbare Wahrnehmen in der aus Kirchmann's Schriften bekannten Art beschreibt und sodann fortfährt: „Gelegentlich wendete ich darauf auch wol den Vergleich mit dem Spiegel an." Wir bemerken hierzu, daß dieser Vergleich Hrn. von Kirchmann abgelauscht ist, der ihn seit 1864 alljährlich mehrere male anzuwenden pflegt. Dies gibt uns Gelegenheit, über das Verhältniß des Schülers zum Meister überhaupt einige Andeutungen zu machen. Wolff spricht in der Vorrede aus, daß er Hrn. von Kirchmann „unendlich viel verdankt". Zu weit freilich scheint er uns die Bescheidenheit zu treiben, wenn er auch Baumann zu seinem Meister machen will, der davon nicht wenig überrascht sein wird. Wolff selbst läßt es dahingestellt sein, wie weit er von Kirchmann und Baumann abweicht; wir aber stellen das Paradoxon auf, daß Wolff von Baumann ganz und gar abweicht, von Kirchmann dagegen ganz und gar nicht, mit Ausnahme Eines Punktes, der später erwähnt werden wird. Dies gilt natürlich nur vom Inhalte der Schrift; in formeller Beziehung läßt diese einen wesentlichen Fortschritt erkennen. Kirchmann hat durch die andauernde und gründliche Beschäftigung mit der Philosophie sich eine philosophisch-wissenschaftliche Ausdrucksweise angeeignet, welche dem Princip des Realismus nicht eben conform ist, da es ja wünschenswerth erscheint, daß jedes System in der ihm adäquaten Erscheinungsform auftrete. Diesem Mangel Kirchmann's hat nun Wolff gründlich abgeholfen, indem er seine Darstellungsweise genau dem Inhalte seiner Gedanken anpaßt und diese möglichst populär ausdrückt, was sich im einzelnen etwa folgendermaßen kundgibt: den häufigen Widersprüchen im Gedankengange entsprechen zahlreiche Incorrectheiten des Stils; die Gesetze der schon von Hegel sogenannten „vormaligen" Logik werden gebührendermaßen ignorirt; auch waltet und schaltet Wolff durchaus frei mit den Lehren der Einzelwissenschaften. Zur Belehrung der in andern philosophischen Standpunkten befangenen Leser werden wir einige Proben von der Behandlungsweise der philosophischen Probleme geben, durch welche es Wolff gelungen ist, bisjetzt einzig unter den Fachgenossen dazustehen.

Zur Beruhigung aller Gutgesinnten schicken wir jedoch die Resultate der Wolff'schen Speculation voraus, soweit sie sich auf die höchsten Fragen der Menschheit gerichtet hat, um zu zeigen, daß sie vielleicht in der Wissenschaft, keinesfalls aber in der Moral destructive Tendenzen verfolgt. So heißt es:

Der Seele wie ihrem Denken, Fühlen, Wollen, Wissen u. s. w. kommt auf Veranlassung der Gewißheit der innern Selbstwahrnehmung nothwendig das reale Sein zu.

Ein andermal lesen wir in gesperrtem Druck:

Alle unsere Vorstellungen und realen Wissensgestaltungen hängen somit mit der Wahrnehmung und durch sie mit den realen Dingen zusammen.

Im Folgenden überträgt Wolff dies auch auf die Begriffe, Urtheile und Schlüsse und fährt dann fort:

Somit bleibt uns allein das reine Gottesbewußtsein übrig, das in allen Menschen und zu allen Zeiten, wenn auch in den mannichfaltigsten und wunderlichsten Formen und Gestaltungen aufgetreten — vom Fetisch bis zum abstracten christlichen Gotte —, doch jederzeit vorhanden war und also aus dem ureigenen Wesen der Seele als dem lautern Quell aller Religion und Moral entsprungen sein muß.

Hier erschreckt den Recensenten nur eins: „abstracter christlicher Gott" — sollte dies vielleicht ein nicht beabsichtigter Durchbruch der esoterischen Philosophie des Verfassers sein?

Indem wir nunmehr auf das eigentlich Wissenschaftliche übergehen, stoßen wir zunächst wieder auf den Vergleich mit dem Spiegel: dieser „entwirft ein getreues Bild der Dinge, ohne jegliche causale Thätigkeit dabei zu entwickeln", ebenso verhält es sich mit dem Wahrnehmen, welches durch den „influxus physicus" ein Gegenständliches in einen Wissensinhalt umsetzt:

Ein seiender Inhalt geht in ein Wissen über. Hier findet der von der Philosophie gesuchte, aber nirgends gefundene influxus physicus statt . . . . . Daß eine Erziehung des Auges durch die Erfahrung stattfindet, läßt sich bestimmt nachweisen.

Weiterhin verbessert Wolff den Satz des Widerspruchs:

Aller Zeitlichkeit enthoben hat er nur die eine Form: A ist Nicht-A, wobei unter Nicht-A die reine Verneinung des A zu verstehen ist.

Dann gestattet er sich einen positiven Schluß in II: „Alle Säuren reagiren auf Lackmuspapier hin roth. Nun reagirt diese Flüssigkeit roth. Also ist es eine Säure", und gibt dazu folgende Erläuterung:

Auch hier ist der Schluß schon in dem Obersatze enthalten. Reagiren alle Säuren hin roth, so auch jede einzelne und auch diese. Thut sie dies, was der Untersatz ausdrückt, so folgt von selbst, daß es eine Säure ist.

Die Existenz des Körpers und alles dessen, „was ihm zugehört", beweist Wolff aus der „durch die Sinne vermittelten Selbstwahrnehmung". Das ist der Punkt, in welchem er von Kirchmann abweicht. Dagegen stimmt er hinsichtlich des Ichbegriffs ganz mit ihm überein:

Es liegt ihm wie jedem Begriffe ein Aussondern und Trennen zu Grunde. Diese Aussonderung vollzieht die Seele sehr leicht und in früher Jugend, denn dort bereits pflegt das Ich zu erwachen. Wie eine Stimme von oben schlägt es plötzlich in das Wissen des Einzelnen ein, einer neuen Geburt vergleichbar.

Auf Seite 84 finden wir ein Muster einer wohlgeordneten Ideenassociation. Um zu zeigen, daß kein Subject sich den Eindrücken der Objecte entziehen kann, sagt Wolff:

Ich fühle einen Thaler in meiner Hand. Die Schwere, Größe, Gestalt, Härte, Rundung, alles ist mir mit einem male gegeben u. s. w.

Vom Thaler geht er nun höchst ungezwungen zum Bier über und sagt:

Ich trinke Bier, und mit dem Gefühle des kalten, flüssigen, in meinen Magen hinabgleitenden Stoffs habe ich zugleich den bittern Biergeschmack u. s. w.

Das ist die richtige Sprache, die vom Herzen kommt und zum Herzen geht. Wäre es nicht im Geiste des Realismus gewesen, wenn Wolff durch dieses Beispiel zugleich den uns oben so fremd entgegentretenden „influxus physicus" anschaulich gemacht hätte?

Wie schon Kirchmann, so läßt auch Wolff in seinem Realismus durch die unzweifelhaften Thatsachen der Naturwissenschaften sich nicht beirren und bekämpft deren Gültigkeit durch eine dialektische Erörterung; sodann nimmt er Gelegenheit, verschiedene Streitfragen zu erledigen, z. B.:

Der mittelalterliche Streit der Nominalisten und Realisten entscheidet sich demgemäß dahin, daß im Grunde genommen beide recht haben. Die ganze Sprache mit einem großen Theile ihrer verfügbaren Worte und Laute besteht aus solchen Begriffen. Daneben hat sie ein ebenso großes, wo nicht noch größeres Contingent in den Eigennamen, durch welche nur ein Gegenstand und dieser schlechthin bezeichnet wird. Warum hat die Sprache diesen Widerspruch begangen? Der Mittheilung und wissenschaftlichen Gesetze wegen u. s. w.

Weiterhin heißt es:

Zu einem „nicht", „und", ebenso wenig, vielleicht noch weniger zum „Zählen", würde die Seele gar nicht gelangen, gäb's nur ein Ding in der Welt.

Wir schließen unser Referat mit einem Beispiele, welches deutlich beweist, daß Wolff nicht unkritischer Dogmatiker, sondern skeptisch angehauchter Realist ist. Er sagt:

Ob dieselben Dinge in allen Seelen dieselben Vorstellungen erwecken, wissen wir nicht und können es nicht beweisen. Ob der Baum, den ich wahrnehme, derselbe sei, denselben Spiegel in der Seele des andern darstellt wie in meiner, kann ich mit absoluter Gewißheit nicht aussagen.

Als Anhang zu dem Werke ist ein Vortrag „Ueber den Realismus in Kant's Philosophie" beigegeben, welcher Kant's Vorarbeiten für den Kirchmann-Wolff'schen Realismus zwar für ungenügend erklärt, aber im ganzen doch recht wohlwollend kritisirt.

6. Francis Bacon und seine Nachfolger. Entwickelungsgeschichte der Erfahrungsphilosophie. Von Kuno Fischer. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1875. Gr. 8. 15 M.

Die bekannten Vorzüge des berühmten Geschichtschreibers der neuern Philosophie treten auch im vorliegenden Werke wieder zu Tage, welches mit der Kuno Fischer eigenen vollständigen Hingebung an sein Object Bacon als den Begründer der Erfahrungsphilosophie mit erschöpfender Gründlichkeit nach allen Richtungen hin behandelt. Nach einer gedrängten Uebersicht über die Vorläufer Bacon's, die scholastischen Nominalisten und die Philosophen der Renaissance, handelt Fischer über Bacon's Leben, Charakter, Werke und Lehre, beleuchtet sodann sein Verhältniß zu Aristoteles, Plato, Demokrit und der alten Naturphilosophie, zur Poesie, speciell zu Shakspeare, zu Joseph de Maistre, Bayle, Macaulay, und vertheidigt ihn endlich gegen Liebig's Angriffe. Hier leistet Fischer alles, was überhaupt zu leisten ist; er weist Liebig Unkenntniß der lateinischen Sprache nebst mancherlei Misverständnissen und Uebertreibungen nach und unterscheidet sehr richtig zwischen dem entdeckenden Naturforscher und dem über die Methode der Entdeckungen reflectirenden Philosophen. Aber gerade in diesem Punkte scheint uns Fischer zu

weit zu gehen, wenn er sagt, daß Bacon über den Werth und die Bedeutung der Entdeckung und Erfindung vortrefflich philosophirt habe, während Liebig ein Meister der Praxis gewesen sei, ohne alle Fähigkeit darüber zu philosophiren. Vielmehr dürfte Liebig der Hauptsache nach mit der Behauptung recht behalten, daß in der Erfindung und Entdeckung die unbewußte Production das wesentlichste Moment ist, weshalb Liebig's von Fischer citirten methodologischen Ansichten durchaus nicht so geringschätzig zu behandeln sind.

Mit Fischer's Ansicht von der Bedeutung Bacon's hängt es zusammen, daß ihm fast zwei Drittel des Buchs gewidmet sind, während im letzten Drittel Hobbes, Locke, die englischen und französischen Deisten und Moralphilosophen, die Sensualisten und Materialisten, endlich Berkeley und Hume kurz abgehandelt werden, jedoch so, daß die springenden Punkte ihrer Lehren wie ihr gegenseitiges Verhältniß in das rechte Licht treten. Im einzelnen bemerken wir, daß zwar noch die Reihenfolge der ersten Auflage: Helvetius, Diderot, La Mettrie, beibehalten, jedoch S. 661 dem letztern die ihm gebührende chronologische Stellung angewiesen worden ist.

7. Die metaphysische Theorie der griechischen Philosophie nach ihren Principien dargestellt. Von E. O. Max Weiß. Dresden, Adler. 1873. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser bekennt und bewährt sich als einen Schüler des gründlichen philosophischen Geschichtschreibers Ueberweg, mit welchem er auch die rein sachliche Auffassung und Behandlung der Geschichte der Philosophie gemein hat; er fordert mit vollem Rechte die Ausschließung aller subjectiven Willkür und aller tendenziösen Bestrebungen aus der Wissenschaft. Durch die strenge Befolgung dieses Grundsatzes ist es ihm gelungen, seine Aufgabe in vollkommen genügender Weise zu lösen und ein treues Bild der griechischen Metaphysik zu geben.

8. Descartes' Lehre von den angeborenen Ideen. Von Eduard Grimm. Jena, Mauke. 1873. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

9. Die metaphysischen Voraussetzungen des Leibniz'schen Determinismus, dargestellt von Gustav Claß. Tübingen, Laupp. 1874. Gr. 8. 2 M.

Die monographische Behandlung einzelner wichtiger Lehren hervorragender Philosophen wird allmählich das nöthige Licht auch in die Geschichte der Philosophie bringen und es unmöglich machen, daß jeder seinen eigenen Standpunkt überall wieder findet. Zwei schätzenswerthe Beiträge hierzu liefern die vorliegenden Abhandlungen, welche ohne vorgefaßte Meinung ihren Gegenstand auf Grund der Quellen erschöpfend behandeln.

10. Schelling's Geistesentwickelung in ihrem innern Zusammenhang. Festschrift zu F. W. J. Schelling's hundertjährigem Geburtstag am 27. Januar 1875. Von Hubert Beckers. München, Franz. 1875. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.

Der Verfasser, obwol begeisterter Schüler und Verehrer Schelling's, zeigt sich nicht blind gegen die Mängel und Schwächen der Philosophie desselben und entwirft so ein treues Bild ihrer im übrigen hinlänglich bekannten Entwickelung. Von Interesse ist die Mittheilung, daß der satirische Roman „Nachtwachen. Von Bonaventura" (1805), welcher in faustisch-pessimistischem Geiste das Treiben der Welt verspottet, Schelling zum Verfasser hat. Es stimmt dies ganz zu dem pessimistischen Zuge in Schelling's Philosophie, auf den neuerdings wieder E. von Hartmann gelegentlich hingewiesen hat.

11. Eine Blüte modernen Culturkampfes oder die neueste berliner Philosophie (Hartmann's „Philosophie des Unbewußten") von Albert Stöckl. Mainz, Kirchheim. 1874. Gr. 8. 1 M.

Der Titel dieser Schrift zeigt bereits die ganze Bosheit, welche uns in derselben erwartet; sie ist darauf berechnet, auf weitere Kreise zu wirken, deshalb hat sich der Verfasser auf den Standpunkt der „gesunden Menschenvernunft" gestellt, in welchem er sich früher nicht gerade befangen gezeigt hat. Dem entsprechend wendet er sich vornehmlich gegen die Consequenzen von Hartmann's und wird von da aus die Träger der gesunden Menschenvernunft allerdings mit leichter Mühe auf seine Seite bringen. Von diesem Standpunkt findet er, daß das Christenthum eigentlich jede Philosophie überflüssig macht, indem es die Fragen: Woher die Welt? und: Woher ich selbst? vollkommen und jedem Menschen verständlich beantwortet habe. Mit solchen Ansichten kann die Wissenschaft überhaupt nicht streiten; wenigstens ist keine Aussicht vorhanden, daß ein Streit zu irgendwelchem Resultate führen würde, wenn nicht vorher festgestellt ist, ob die ungebildete gesunde Menschenvernunft, oder das wissenschaftlich geschulte Denken größere Bürgschaft für die Entdeckung der Wahrheit bietet. Nach dem Gesagten kann es nicht befremden, daß Stöckl, wie schon oft geschehen, den Pessimismus Hartmann's als Beweis für die Wahrheit der christlichen Unsterblichkeitslehre benutzt:

> Das Streben, das Sehnen nach Glückseligkeit ist zu tief in das Herz des Menschen eingegraben, als daß er es als rein illusorisch betrachten könnte. Es muß seine Befriedigung finden, und da es diese Befriedigung im diesseitigen Leben nicht findet, so muß selbe in einem jenseitigen Leben erhofft werden. Dieser Schluß ist für die gesunde Menschenvernunft unabweisbar.

Wir rathen dem Professor der Philosophie Stöckl, diesen Schluß einmal in einen regelrechten Syllogismus zu bringen und dabei besonders auf die allgemeine Gültigkeit des Obersatzes aufzumerken.

12. Erläuterungen zu Kant's kleinen logischen Schriften. Von J. H. von Kirchmann. Berlin, Heimann. 1873. 8. 1 M. 50 Pf.

Die bekannten Erläuterungen, welche Kirchmann den von ihm herausgegebenen Werken seiner „Philosophischen Bibliothek" beigibt, theilen die Vorzüge und Mängel seines Philosophirens, nur daß in der Regel die erstern sehr überwiegen, wo es sich um Berichtigung einzelner Irrthümer handelt, die letztern sich aber geltend machen, wo der Kirchmann'sche Realismus andern Ansichten entgegentritt. In vorliegender Schrift findet im ganzen das erstere statt.

13. Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand von G. W. von Leibniz. Ins Deutsche übersetzt, mit Einleitung, Lebensbeschreibung des Verfassers und erläuternden Anmerkungen versehen von C. Schaarschmidt. Berlin, Koschny. 1875. 8. 5 M.

Bei der vorwiegenden Richtung der Gegenwart auf die Erkenntnißtheorie ist die obige Schrift als ein zeit-

gemäßes Unternehmen zu bezeichnen. Die Uebersetzung entspricht, wie dies von Schaarschmidt zu erwarten stand, allen billigen Ansprüchen; der Commentar, welchen der Titel ankündigt, ist in dem uns vorliegenden Bande nicht enthalten.

14. Philosophie und Naturwissenschaft. Zur Erinnerung an David Friedrich Strauß. Von Karl Gustav Reuschle. Bonn, Strauß. 1874. Gr. 8. 50 Pf.

Diese ebenso interessante als in vieler Beziehung anregende Schrift stellt sich die Aufgabe, den Nachweis zu liefern, daß Philosophie und Naturwissenschaft gegenwärtig sich zu einigen beginnen, und handelt zu diesem Zwecke zuerst von der „Philosophie in der Naturwissenschaft", sodann von der „Naturwissenschaft in der Philosophie". Voran geht eine Würdigung der Leistungen von Strauß, der mit Lessing in Parallele gestellt wird in Bezug auf theologische Kritik und Polemik, sprachkünstlerische Production und philosophische Haltung. Auch am Schluß kehrt die Darstellung zu Strauß zurück, welcher nach dem Verfasser durch seine Philosophie des Universums zuerst den echten naturwissenschaftlichen Geist in die philosophische Speculation eingeführt hat. Daß Reuschle als langjähriger Freund von Strauß dessen Leistungen stets in das günstigste Licht zu stellen bemüht ist, wird man sehr erklärlich finden.

15. In Sachen des Strauß'schen Buches (Der alte und der neue Glaube). Eine Streitschrift gegen Herrn Professor Dr. Huber in München von Theobald Ziegler. Schaffhausen, Baader. 1874. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Das „Strauß'sche Buch" hat eine Masse von Schriften pro et contra hervorgerufen; wie bei dem ersten Auftreten von Strauß, so waren es auch bei seinem letzten die religiösen Mittelparteien, welche ihn am heftigsten bekämpften, unter diesen natürlich auch die sonderbare Sekte der Altkatholiken. Auf diese ist denn auch der Verfasser der vorliegenden Schrift nicht gut zu sprechen, und er hat es wenigstens nicht unterlassen, die Grobheit Huber's mit gleicher Münze zu bezahlen. Auch an der sachlichen Widerlegung fehlt es nicht, die übrigens in diesem Falle nicht allzu schwierig war.

16. Die Idee der Entwickelung. Eine social-philosophische Darstellung von Leopold Jacoby. Erster Theil. Berlin, Oliven. 1874. Gr. 8. 4 M.

Dieser Schrift ist das vom Verfasser selbst gefertigte Motto beigegeben: „Alles was die Menschheit ausdenken kann, das muß sie vollführen." Sollte dies, was wir durchaus nicht hoffen, wirklich einmal geschehen, so ist wenigstens zu wünschen, daß das „Ausgedachte" nicht so confus sei, wie der Inhalt dieses Buchs, welches ein wunderbares Gemisch von Materialismus, Darwinismus und Socialdemokratie enthält. Das Beste an dem Buche sind die statistischen Zusammenstellungen aus verschiedenen Gebieten.

17. Die Ansichten der Alten über Leben, Tod und Unsterblichkeit von Augustinus Arndt. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1874. 8. 2 M.

Der Verfasser ist von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt und verweilt daher mit Vorliebe bei den Stimmen des Alterthums, welche dieselbe Ansicht aussprechen; doch läßt er auch die entgegengesetzte Meinung zu Worte kommen, wodurch eine vollständige Uebersicht der betreffenden Lehren gewonnen wird. Daher ist die Schrift allen denen zu empfehlen, welche sich ohne viele Mühe über die Ansichten der Alten hinsichtlich der Unsterblichkeit unterrichten wollen.

Jókai's Novellen.

Novellenblüten. Eine Sammlung auserlesener Novellen von Maurus Jókai. Rechtmäßige und vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Ungarischen von L. V. Karl Dluhoß. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1874. 8. 13 M. 50 Pf.

In vier Bänden liegen uns hier zwölf Genrebilder vor, die zu den originellsten und genialsten Producten des novellistischen Büchermarktes zu rechnen sind; freilich sind Originalität und Genialität ganz besondere, aber nicht die ausschließlichen und nicht die hervorragendsten Vorzüge des derartigen belletristischen Genre. Indem wir die Thatsache constatiren müssen, daß in diesen Arbeiten aus der ungarischen Nationalliteratur, deren Leistungen auf dem Gebiete des Romans dem deutschen Buchhandel lange Zeit fast völlig ferngeblieben sind, uns plötzlich Schöpfungen von einer überraschend vollendeten Formfertigkeit und Mannichfaltigkeit des Inhalts entgegentreten, mit denen betreffs ihrer speciellen Eigenthümlichkeiten kaum irgendwelche deutsche Originalwaare sich zu messen vermag: können wir zugleich die Hindeutung nicht unterdrücken, daß die unleugbaren Vorzüge derselben in dem internationalen Emigrantenverkehr nebst dem damit zusammenhängenden Literaturtauschhandel in den kosmopolitischen Hauptstädten London und Paris ihre unverkennbaren Voraussetzungen haben dürften.

Während uns hier einerseits lebenskräftige Charakterzüge des Realismus und andererseits stimmungsreiche Vergeistigungen des Idealismus entgegentreten: beruht der eigenthümliche Reiz und Effect dieser Lebensgemälde in jener Virtuosität sowol des scenischen Arrangements als der psychologischen Motivirung, welche abnorme, barocke und selbst absurde Sujets mit der scheinbar leichtfertig spielenden Sicherheit großer Formgewandtheit zu fesselndem und fortreißendem Kunstvortrage zu bringen im Stande ist. Nachdem wir mit voller Absicht die Sujets der Jókai'schen Novellen als „abnorme", „barocke" oder endlich „absurde" bezeichnet haben, wollen wir nach dieser stofflichen Dreitheilung die hervorragenden unter ihnen charakterisirend unsern Lesern vorführen.

Als „abnorm" zunächst können wir unbedenklich das Sujet der „Nordischen Semiramis" bezeichnen, denn Katharina II. von Rußland, die darunter verstanden wird, ist nach ihren Schicksalen, Geisteskräften und Herrschertalenten sogar als eine der ausgezeichnetsten Frauen aller

Zeiten bekannt. Sich einigermaßen anlehnend an die angeblich von Katharina herstammenden „Jugenderinnerungen", die Alexander Herzen vor 15 Jahren herausgegeben hat, versucht Maurus Jókai, von der deutschen Duodezprinzessin und Generalstochter, die zur allmächtigen Zarin emporwächst, ein Gemälde in jenem novellistisch-memoirenartigen Stile zu entwerfen, bei welchem der unbefangene Leser freilich immer auf der Hut sein muß, daß er historische Thatsächlichkeit und poetische Darstellungsart nicht miteinander verwechsele. Die Ereignisse, welche hier berührt sind, reichen bis zum Tode des preußenfreundlichen Zaren Peter's III., durch welchen seine Witwe Alleinherrscherin der Moskowiten wurde. Und zwar sagt der Verfasser von der unmittelbar voraufgegangenen politischen Situation Katharina's, daß nur sie oder ihr Gatte habe am Leben bleiben können, während auch die Geschichte geradezu annimmt, daß Peter ermordet worden sei. Außer der kleinen Skizze „Fredegunde", à la Lady Macbeth, ist diese „Semiramis" von allen vorgeführten Bildern das einzige mit eigentlich historischer Handlung, und es tritt auch in seiner im Grunde würdevollen Haltung vor allen übrigen als bedeutend hervor.

Jókai's zweites „abnormes" Sujet ist eine Verbrechergeschichte aus dem modernen internationalen Leben, welche erzählt, wie einem Polen, der einen Eisenbahnmord an einem russischen General begangen haben soll, durch eine französische Schauspielerin zur Flucht aus Warschau nach Paris verholfen wird. Verbrechen kommen allerdings nun einmal in der Welt vor, und man könnte sogar fragen: wenn die Herren Verbrecher einmal gründlich „striken", also ihre sociale Arbeit einstellen wollten, was hätten dann die Herren Criminalisten in der Welt zu thun? Wenn der Publicist oder Novellist dem Publikum diejenigen Verbrechen, die wirklich begangen sind, sachgemäß erzählt, so kann das in gewissem Sinne für die nichtverbrecherische Menschheit ein unfragliches Verdienst sein, besonders wenn solche Erzählungen aus Acten und zuverlässigen Berichten geschöpft, also mehr oder weniger documentirte Criminalgeschichten sind. Dieses scheint aber hier nicht der Fall zu sein; wir haben es bei der angeblichen „Polnischen Geschichte" allem Anschein nach mit einer Erfindung zu thun, und in diesem Falle könnten wir, wenngleich wir Friedrich Spielhagen's Abhandlung über „Die nothwendigen Grenzen des Romans" nicht kennen, allerdings wol die Frage aufwerfen: ob es principiell statthaft sei, durch erfundene Erzählungen von Gesetzesverletzungen und Gewaltsamkeiten bestimmte Localitäten, Nationalitäten, öffentliche Verkehrsinstitute, wie Eisenbahnen, und selbst bezüglich Beamtencorporationen, insofern sie die betreffenden Vorkommnisse nicht hinderten oder entdeckten, in den Schein zu versetzen, sich dabei compromittirt zu haben. Immer die Wahrheit zu sagen, ist bekanntlich schon bedenklich; aber unter Verhältnissen Dinge zu sagen, die unmittelbar vor das Forum der öffentlichen Gerechtigkeit gehören würden und dennoch factisch offenbar nicht wahr sind, könnte freilich noch mehr Bedenken erregen.

Wir kommen nun zu den „barocken" Thematen unsers Dichters, und bei diesen, die unverkennbar eben mit der Prätension rein poetischer Phantastik auftreten, entfaltet sich seine Stoff und Form beherrschende Virtuosität in ihrem echt künstlerischen Glanze. Es sind sociale und psychologische Capriccios, in denen passionirte und dämonisch zu nennende Herzensverhältnisse, insbesondere die romanfähige Eigenartigkeit der weiblichen Natur in ihrer oft genialen Unberechenbarkeit, zu den interessantesten Seelengemälden und Lebensschicksalen, zum Theil allerdings mit tragischem Schluß, ausgeführt werden.

Unter dem Titel „Die Sklavin" wird uns eine weiße und moderne sogenannte Sklavin vorgeführt, nämlich die tyrannische Maitresse eines natürlicherweise höchst reichen Lords. Die Caprice dieser idealisch schönen, marmorbildartig blassen und schweigsamen, unerschütterlich charakterfesten Athalia versteigt sich in ihrer Specialität zu dem bekannten, juridisch-medicinisch constatirten Phänomen der jungfräulichen Pyromanie, denn sie brennt ihrem Lord einmal seinen historischen Ahnensitz am Meere und das zweite mal seinen Kunsttempel mit zweitausendjährigen Museumsschätzen nieder. Der Lord büßt dabei allerdings sein Vermögen ein und findet Trost nur in dem Besitze seiner noch immer sphinxartig verschwiegenen Athalia. Er muß mit ihr in Amerika eine neue Existenz suchen, und hier, am Ende der Geschichte offenbart sie ihm endlich, aus welcher Tiefe ihres Gemüths die Schwefelhölzchen stammten, die ihn ruinirt haben. Dennoch sagt die Moral dieser Fabel nicht, daß er sich deshalb von ihr trennte, und somit überbieten sich weibliche und männliche Sonderbarkeiten hier allerdings zu einem hypergenialen Capriccio.

Aehnliche barocke Herzensbezüglichkeiten, aber auf dem historischen Schauplatze kriegerischer Ereignisse, schildern die Novellen „Die Bajadere" und „Der Flüchtling", von denen die erstere in einem russisch-türkischen, die zweite im spanischen Insurrectionskriege von 1808 spielen. Man sieht, daß des Verfassers Anschauungen nicht in localer oder nationaler Einseitigkeit befangen sind, sondern europäischer Mannichfaltigkeit sich befleißigen.

Unter der Ueberschrift „Ein Todesurtheil" begegnet uns nochmals eine Criminalgeschichte, offenbar nur erfunden, angeblich in Paris spielend, barock componirt, aber harmlos ausgehend, denn sie schildert die Lage einer Frau, deren Mann, um dem Bankrott zu entgehen, eine entstellte Leiche in seinem Comptoir zurückgelassen hat, sodaß er für einen Selbstmörder gilt und nach Amerika entfliehen kann. Leider aber hat seine hinterlassene „Resurrectionsleiche" (welchen technischen Ausdruck eine Note erklärt) einen tödlichen Schuß zu viel im Schädel, nämlich zwei, sodaß der präsumirte Selbstmord bezweifelt und die vermeintliche Witwe des Gattenmordes angeklagt wird. Als sie eben zum Tode verurtheilt werden soll, kehrt natürlich der lebengebliebene Gatte aus Philadelphia zurück, wie die Moral dieser Geschichte besagt: „eine Gestalt, welche dem Grabe entstiegen zu sein schien, um die Schwäche des menschlichen Verstandes zu verkünden".

Jetzt kommen die „absurden" Sujets dieser fremdländischen Novellenblüten, deren wir zwei aufzuführen haben. „Die Mitschuldige" behandelt das Schicksal einer jungen Frau von gutem Herkommen, deren junger Gatte sich in ihren Vermögensverhältnissen getäuscht hat, sodaß er zu Unterschlagung fremden Eigenthums, dann zur Ermordung des Benachtheiligten und endlich zum Selbst-

mord gedrängt wird. Daß die Witwe sich nun ihrerseits des unterschlagenen Geldes heimlich bemächtigt, dürfte an sich dem Leser so gar absurd wol nicht erscheinen; wir müssen es aber fast als eine in ihrer Intention völlig unerklärbare Idiosynkrasie der Phantasiecomposition ansehen, wenn der Verfasser diese Witwe, welche schon die vier Kinder des ermordeten Bestohlenen zu sich genommen hat, in ihrem legitimen Kindbette mit nachgeborenen Zwillingen niederkommen läßt, von denen — um das unglaublich Willkürliche dieser Phantastik auf die scheinbar alleräußerste Spitze zu treiben — der Sohn sofort in physischer und entsprechend auch in moralischer Hinsicht als ein Ungeheuer sich darstellt, welches die Carrière als Brandstifter von Profession mit Glück einschlägt und mit dem volksthümlich gewordenen Beinamen „Wunderhaupt" es sogar zu einigem criminalistischen Renommée bringt.

Und doch auch diese sublimste Anomalie weiß die Phantasie des Verfassers noch durch eine physiologische Abgeschmacktheit zu überbieten, indem er uns in seinem „Mädchen der Wälder" ein bisher nur für die Sage mögliches Naturspiel novellistisch vorführt, nämlich das Phantom eines menschlichen Kindes, welches in der Wildniß verloren und von den Bären im Walde aufgezogen worden ist. Als diese jungfräuliche Idyllen-Illustration zur menschheitlichen Abstammungstheorie des Darwinismus endlich mit der mütterlichen Bärin in einem dorfgeschichtlichen Stalle eingefangen ist, wird ihre legitime Frau Mutter mit der Entdeckung überrascht: „Gnädige Frau, dies ist Ihre Tochter." In Paternitätsgeheimnissen hat die neueste Novellistik, worauf ich hier schon ein paar mal hingewiesen, mehrfach das Mögliche geleistet; aber diese Maternitätsenthüllung dürfte denn doch wol das Nonplusultra in dem Wettkampfe der Romanphantastik um das Unglaublichste darbieten. Und wenn der Leser trotzdem eingestehen muß, daß der magyarische Novellist selbst die wilde Monstrosität dieses anthropologischen Rassenproblems durchweg mit Eleganz und Grazie behandelt hat, so werden wir zuletzt von seinem Talente sagen dürfen, daß ihm die Unmöglichkeit zur Unmöglichkeit geworden ist.

Um im allgemeinen ein Beispiel zu geben von dem Clairobscur der Phantastik, aus welchem alle diese einen Sammtbreughel und einen Höllenbreughel zugleich repräsentirenden Genregemälde an das Licht der Druckerschwärze auftauchen konnten, citiren wir hier noch folgende mystische Stelle aus dem Ende des vierten Bandes:

Magier und Alchemisten kannten ein Gift, welches an und für sich nur ein unschädliches Schlafmittel war; wenn man jedoch einen Tropfen von demselben in ein Glas Honig fallen und diese Mischung ein halbes Jahr stehen ließ, da verwandelte sich das unschädliche Mittel in einen Todestrank. Wessen Stirn damit gesalbt wurde, der verfiel in den furchtbarsten Wahnsinn; wer daran roch, dessen Glieder verdorrten; wer davon kostete, verschied unter den gräßlichsten Qualen, und selbst der Hauch des Sterbenden wirkte ansteckend wie die Pest! Seht, dieses Gift ist keine Fabel. Es gibt ein Gefühl, von dessen Entstehen man sich keine Rechenschaft zu geben vermag. Trägt man es entweder schon von der Geburt an in dem Herzen, wie ein schlafendes Ungeheuer, welches der Blick eines zauberischen Auges plötzlich zu wecken vermag; oder schleicht es unbemerkt in das argwohnlose Herz wie eine Schlange, welche sich durch den Mund in den Leib eines auf dem Felde Schlafenden hineinstiehlt? Ein Tropfen von dieser Leidenschaft in das reinste Frauenherz, aus welchem einst die Engel ihr Morgengebet zu lesen pflegten, und trübe wird dasselbe wie der Brunnen von Cadine, in welchem derjenige, welcher hinabblickte, die haarsträubendsten Begebenheiten außer seinem eigenen Leben erschaute. Wer den Namen dieses Gefühls noch nicht kennt, in wessen Träumen jene Phantome noch nicht erschienen sind, der verlange ja nicht, denselben kennen zu lernen; doch wer die unauslöschliche Glut dieses Zaubergiftes in seinem Herzen unter süßen Qualen zu fühlen beginnt, der suche jenen Ort auf, an welchem Gott der Allmächtige am liebsten seine Gebete zu hören pflegt, und flehe um die Genesung seines Herzens u. s. w.

Auf jeden modern Gebildeten wird eine derartige Mystik sofort den Eindruck machen, daß sie weder mit chemischen noch mit moralphilosophischen Grundsätzen der heutigen rationellen Wissenschaft übereinstimme, und daß sie somit einzig und allein aus mittelalterlichem, vielleicht asiatischem Aberglauben und veralteter traditioneller Magikologie oder Theosophie zu erklären sei. Dennoch können gerade auch solche unheimlich dämonomanische Gedankenelemente uns zur Charakteristik der abnormen Weltanschauung eines außerdeutschen Dichters in einer abnormen internationalen und zeitgeschichtlichen Situation dienen. Insofern als Jókai's Gestaltungen und Skizzen der magyarischen Literatur entsprossen sind, kommt in ihnen der poetisch symbolisirende Ausdruck eines Nationalbewußtseins zu Tage, welches noch vor 15 und vor 10 Jahren keine Zukunft und keine selbständige Theilnahme an den neuzeitlichen Geschicken zu haben schien; welches eben noch gewohnt war, nur zu den unterdrückten, ja zeitweilig zu den politisch gerichteten Völkern gerechnet zu werden; welches das Dasein in gewissen völkerrechtlichen Beziehungen nur als den gefahrvoll ringenden Kampf um das Dasein kannte, und in dessen nervöser Seelenstimmung deshalb jeder andere politische Daseinskampf in der Welt ein ganz besonders empfindsames Mitgefühl erregen mußte: eines Nationalbewußtseins, in dessen durch Verluste und Gefahren erhitzter Dichterphantasie aufgeregte Vorstellungen von verübter und erlittener Gewalt, von Verbrechen und Verfolgung, von Krieg und Ungerechtigkeit, von Verrath und Ringen um Leben und Tod, von Gift und Dolch, von Schuß und Schwertschlag, von getäuschter Liebe und aufopferungsvoll erkauftem Sinnesgenuß, von verfehltem Streben und unseligem Ende in so traumhaft wildem Reigen wechseln konnten, als wir in dieser kurzen Skizze angedeutet.

Seit 1866 aber ist Ungarn ein neues Ungarn, eine gleichberechtigte Nation unter den Nationen des europäischen Völkerrechts. Wenn seine Dichter schon aus überlebten Seelenstimmungen her so viel Talent beweisen konnten, so hat von ihrer hoffnungsvollern Zukunft die Literatur der Welt noch Erfreuliches zu erwarten.

Robert Gisecke.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der heranrückende Weihnachten wird durch die Prachtgaben des deutschen Buchhandels angekündigt. So liegen uns drei glänzende Albums aus dem Verlag von Breidenbach u. Comp. in Düsseldorf vor. Die Künstlerstadt am Rhein hat ja geeignete Kräfte für eine reiche artistische Ausstattung. Zunächst nehmen wir das „Deutsche Künstleralbum, mit Beiträgen lebender Künstler, herausgegeben von Ernst Scherenberg", in die Hand; es ist dies in neuer Gestalt das alte, weitberühmte „Düsseldorfer Künstleralbum", das seinen bewährten Ruf aufrecht hält. Der artistische und poetische Theil desselben sind getrennt; in andern Albums machte sich die Dichtermuse den Erfindungen der Maler dienstbar, oder die zeichnende Kunst illustrirt die Gedichte; hier geht jede dieser Künste selbständig ihren Weg. Unter den Bildern überwiegt das Genrebild; die Vorliebe für dasselbe ist ja von alten Zeiten in Düsseldorf zu Hause, und die düsseldorfer Malerschule hat ihre wichtigsten Triumphe auf diesem Gebiete gefeiert. Das Thierbild sogar ist zahlreich vertreten; hier sehen wir eine wilde Katze, dort die Enten am Starnbergersee im buntesten Farbenschmuck in ihren Schilfverstecken umherplätschern. In Dolce far niente interessirt der Hund nicht minder als seine Herrin; der Vogel, dem unter den lockendsten Früchten die Wahl schwer wird, und der Hund, der unter dem Schutze der Presse, das heißt hinter einem von seinem Herrn gelesenen Zeitungsblatt, einen süßen Trank auf dem Tische schlürft, interessiren uns als Spiegelbilder menschlichen Treibens. Unter den humoristischen Genrebildern finden sich einzelne schalkhaft erdachte und ausgeführte, wie „Das verkannte Genie", „Nach der Kirmes" u. a. Auch ein Lagerbild aus dem französischen Kriege und ein norwegisches Landschaftsbild, sowie mehrere Zeichnungen idealern Stils, eine Jeanne d'Arc von etwas männlich heldenhaftem Wesen und mehr stahlhartem als schwärmerischem Gesichtsausdruck, eine Ophelia, die wie vergraben unter einem Urwald von Laub mit ihren Blumenkränzen in die Flut gleitet, und andere üben eine für verschiedenartigen Geschmack anziehende Wirkung aus.

Was die Gedichte betrifft, so finden sich viele der namhaftesten ältern Dichter vertreten, und auch an jungem Nachwuchs fehlt es nicht, der fröhlich in die Saiten greift. Emanuel Geibel hat aus seiner Mappe ein stimmungsvolles Gedicht „Sommerfrühe" hervorgesucht, das aber bereits sein zwanzigstes Geburtsjahr hinter sich hat. Dagegen frisch vom Faß ist das Lied des alten Holtei: „Zwei Träume, ein Lied von diesem Jahr"; der greise Sänger beschwört auf seinem Krankenlager willkommene Träume, Erinnerungen an seine Kindheit steigen auf:

> Frühling bleibt nicht aus, es waltet
> Aus des Menschen Kinderzeit
> Eine Kraft, die sich entfaltet
> Auf dem Weg zur Ewigkeit.

Eine sehr reiche Beisteuer hat J. G. Fischer dem Album geliefert, einen ganzen Kranz von Liedern aus „Wald und Flur", in denen die verschiedensten Klänge angeschlagen sind, von leichten Reimversen bis zu antiken Odenstrophen und pindarisch freiem Hymnenstil, wie in dem Gedicht „Narcissus poeticus":

> Wer von den Menschen
> So schön sein könnte
> Wie du,
> Leuchte der Gärten,
> Die von Osten uns kam
> Wie der Stern des Morgens!
> Nicht Silber die Blätter,
> Viel köstlicher, herrlicher;
> Nicht Purpur das Herz,
> Doch roth und glühend
> Wie erste Liebe — —

[illegible]rlen der Sammlung sind die beiden Gedichte von Anastasius [illegible]ün, die Nachtigallen- und Waldromanze „Jagello" und be[illegible]ders das prächtige „Seebild", eins der schönsten Gedichte [illegible] ehemaligen Wiener Spaziergängers, mit stolz flutender Rhythmik und hohem Gedankenschwung. Ein bis auf Einzelheiten treffliches Gedicht ist „Die drei Heinriche" von Wilhelm Jensen, wild phantastisch beleuchtet. Vollen Ton des altepisch Sagenhaften hat auch Hermann Hölty's „Poltar's Tod". Den drei Gedichten von Hermann Lingg können wir keinen Geschmack abgewinnen. Die Gedichte von Hamerling haben etwas Ueberschwengliches; der Titel des einen derselben: „Zu viel", kann, bei allem innigen Naturgefühl, von welchem das Gedicht durchathmet ist, auch auf die Darstellungsweise, besonders die Häufung der Beiwörter bezogen werden:

> Das ist Lärm und eitel Flitter,
> Und das Schönste bleibt die stille,
> Hohe, heil'ge, schrankenlose,
> Stillbewegte, zaubervolle,
> Hocherhabne, wunderbare,
> Weltvergessne, sonnentrunkne,
> Reizende Monotonie (!)
> Dieses grünen Reichs; im schönen
> Ungestörten, ewig gleichen,
> Sachten Hinundwiederwogen
> Dieser grünen Wipfelkrone
> Bleibt die Seele mir versenkt.

Sehr anmuthig sind die contrastirenden Gedichte von Karl Gerok: „Zur Sommersonnenwende" und „An einem Winternebeltag". Poetischen Werth, bei verschiedener Klangfärbung, haben die Gedichte von Hermann Kletke, Max Kalbeck, Albert Traeger, Hermann Grieben, W. Constant, Albert Moeser, G. von Meyern, Stephan Milow, Friedrich Marx, Robert Waldmüller u. a. Julius Sturm hat einige sinnige Fabeln beigesteuert, Friedrich Spielhagen ein paar aufgebauschte Liebesgedichte, Friedrich Röber ein römisches Situationsbild aus der jetzt modischen Zeit der kaiserlichen Scheusale, Gisbert von Vincke ein etwas langathmiges aber würdig gehaltenes Gedicht: „Kaiser Otto III.". Otto Roquette dichtete neu einen Hans Sachs'schen Volksschwank: „Der fahrende Schüler aus dem Paradies", etwas weitschweifig, aber hier und dort schalkhaft anmuthend. Wir können hier nicht alle einzelnen Gedichte aufführen und erwähnen nur noch, daß die Sammlung dem Geschmack des bewährten Herausgebers, Ernst Scherenberg, zur Ehre gereicht.

Ein zweites Album: „Lieder der Heimat", eine Sammlung der vorzüglichsten Dichtungen im Bilderschmuck deutscher Kunst, herausgegeben von Ludwig Bund (zweite umgearbeitete und durch 50 Holzschnitte und 8 Farbendruckblätter nach C. Scheuren vermehrte Auflage), enthält eine Auswahl mehr oder weniger bekannter Gedichte mit meist trefflichen Illustrationen. Die Auswahl berücksichtigt besonders die stillere Lyrik, die der Natur und Liebe gewidmet ist, und von den Dichtern die rheinischen und westfälischen. Solche landschaftliche Vorliebe hat indeß, sobald nur der gute Geschmack bei der Zusammenstellung der Beiträge präsidirt, ihr gutes Recht. Gefreut hat es uns, in der Sammlung auch einige schöne Gedichte von Max Waldau zu finden, da dieser Dichter in der Gegenwart über manchem von weit geringerm Talent zu sehr vernachlässigt wird.

Ein drittes prachtvolles Album des Breidenbach'schen Verlags ist: „Kennst du das Land? Italienische Blumen und Früchte. Nach der Natur in Gouache gemalt von Marie Remy." Dies Werk enthält in der That farbenglühende Blumen und Früchte aus dem Süden, mit ebenso viel Treue wie bestechendem Colorit ausgeführt.

Theater und Musik.

Julius Grosse's „Tiberius" ist am wiener Stadttheater mit sehr günstigem Erfolg aufgeführt worden. Der wiener Kritik zufolge, ist mehr Sejan als Tiberius der Held der Dichtung, welcher eine dramatisch ineinandergreifende Handlung abgesprochen, aber rhetorischer Schwung nachgerühmt wird. Bald darauf brachte die Burg Adolf Wilbrandt's „Nero".

Die Vorliebe der Wiener für die römische Kaiserzeit muß wirklich eine erstaunliche sein, da die Bühnen wetteifern, einzelne Kapitel aus Gibbon in Scene zu setzen. Das Tragische dieser Zeit hat denn doch einen Beigeschmack der Fäulniß, den man sich als ausnahmsweisen Hautgout, aber nicht als gewöhnliche dramatische Kost gefallen läßt.

— Das wiener Stadttheater hat mit „Corfiz Ulfeld" von Martin Greif, und besonders mit dem „Fallissement" von Björnson anständige Erfolge davongetragen. Das Bestreben Laube's, jüngere Dramatiker auf der Bühne einzuführen, ist sehr anzuerkennen; doch ist das Drama von Martin Greif eine vielfach von der Kritik überschätzte Anfängerarbeit, die nur in einzelnen Zügen wirkliches Talent offenbart.

— Paul Lindau's „Therese", ein ernstes Seelengemälde, ist in Weimar und am hamburger Thaliatheater mit bestem Erfolg in Scene gegangen.

— Murad Efendi's einactige Bluette „Durch die Vase" gefiel in Dresden und Hamburg.

Bibliographie.

Angerstein, W., Der Aufstand in der Herzegowina und die historische Entwickelung der orientalischen Frage. Berlin, C. Luckhardt. Gr. 8. 1 M.

Arnold, W., Ueber das Verhältniss der Reichs- zur Stammesgeschichte und die Bedeutung der letzteren. Mit besonderer Berücksichtigung der hessischen Landes- und Stammesgeschichte. Vortrag. Marburg, Elwert. Gr. 8. 60 Pf.

Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor v. Schön. 3ter Bd. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 10 M.

Beer, A., Phaeton. Tragödie. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. Herausgegeben von dem historischen Vereine für Dortmund und die Grafschaft Mark. I. Dortmund, Köppen. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Bibra, E. Freih. v., Wackere Frauen. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 1876. 8. 12 M.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 64: Beim Standesbeamten. Komisches Genrebild von O. Mylius. Berlin, Lassar. 8. 2 M.

Braddon, M. E., Ein seltsames Leben. (A strange world.) Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Berlin, Janke. 1876. 8. 12 M.

Brecht, G., Die wirthschaftliche und finanzielle Lage der Stadtgemeinden, oder woran liegt es, daß die Leistungsfähigkeit der Städte jetzt fast auf das Aeußerste erschöpft ist, und welche Mittel sind anzuwenden, diesem Uebelstande abzuhelfen? Berlin, Expedition der deutschen Gemeinde-Zeitung. Gr. 8. 1 M.

Brockhaus, F., Die Briefe des Junius. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 2 M. 50 Pf.

Bunge, F. G. v., Baltische Geschichtsstudien. 2te Lfg. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 2 M.

Collins, W., Gesetz und Frau. Roman in drei Bänden. Aus dem Englischen übersetzt von A. v. Winterfeld. Einzig autorisirte Ausgabe. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 12 M.

Cremer, J. J., Die Arbeiterprinzessin. Roman in zwei Bänden. Dem Holländischen nacherzählt von A. Glaser. Braunschweig, Westermann. 8. 8 M.

Crousaz, A. v., Das Offiziercorps der preußischen Armee nach seiner historischen Entwickelung, seiner Eigenthümlichkeit und seinen Leistungen. Halle, Hendel. 1876. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Vom militairischen Verdienste und Glück. Halle, Hendel. 1876. Gr. 8. 1 M.

Crowe, J. A., und G. B. Cavalcaselle, Geschichte der altniederländischen Malerei. Deutsche Original-Ausgabe bearbeitet von A. Springer. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 15 M.

Fischer, E. L., Ueber das Gesetz der Entwicklung auf psychisch-ethischem Gebiete. Auf naturwissenschaftlicher Grundlage mit Rücksicht auf Ch. Darwin, Herbert Spencer und Th. Buckle. Würzburg, Keller. Gr. 8. 2 M.

Frank, G., Geschichte der protestantischen Theologie. 3ter Thl.: Von der deutschen Aufklärung bis zur Blüthezeit des Rationalismus. 1750—1817. — A. u. d. T.: Geschichte des Rationalismus und seiner Gegensätze. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 8 M.

Frauenstädt, J., Neue Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 6 M.

Freytag, L., Graf Tankred. Eine romantische Dichtung. Leipzig, Gülker u. Comp. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Friedberg, R., Die Börsensteuer. Eine finanzwissenschaftliche Studie. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M.

Gervais, E., Der neue Bruder aus dem Elsaß oder die Jesuiten von Straßburg. Lustspiel. Leipzig, Webel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 15ter Bd.: Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860. Von J. Sachs. München, Oldenbourg. Gr. 8. 6 M.

Glaser, A., Holländische Novellen. Den Originalen nacherzählt. Braunschweig, Westermann. 8. 5 M. 20 Pf.

Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Mit einer Einleitung von M. Bernays. 3 Thle. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 M.

Haeckel, E., Natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwickelungslehre im Allgemeinen und diejenige von Darwin, Goethe und Lamarck im Besonderen. 6te verbesserte Auflage. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 M.

Heldemann, J., Peter von Aspelt als Kirchenfürst und Staatsmann. Ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands im 13. und 14. Jahrhundert. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 6 M.

Helmers, H., Das Buch der Prologe. Gedichte. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1876. 8. 3 M.

Hermann, E., Die Recensenten-Krankheit. Eine psychiatrische Gelegenheits-Studie. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 8. 40 Pf.

Hildebrandt, F. W., Der Traum und seine Verwerthung für's Leben. Eine psychologische Studie. Leipzig, Schloemp. Gr. 8. 1 M.

Horawitz, A., Michael Hummelberger. Eine biographische Skizze. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kinkel, G., Mosaik zur Kunstgeschichte. Berlin, Oppenheim. 1876. Lex.-8. 9 M.

Kuhn, E., Memorial und Repetitorium zur Geschichte der Philosophie. Vermehrte Ausgabe. Berlin, Berggold. 1876. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Deutsches Künstler-Album. Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter. 9ter Jahrg. Herausgegeben von E. Scherenberg. Düsseldorf, Breidenbach u. Comp. 1876. Imp.-4. 15 M.

Kürnberger, F., Der Haustyrann. Roman. Wien, Rosner. 1876. 8. 5 M.

Latendorf, F., Zu Laurenberg's Scherzgedichten. Ein kritischer Beitrag zu Lappenberg's Ausgabe. Festschrift zur Begrüßung der Rostocker Philologen-Versammlung. Rostock, Stiller. Gr. 8. 80 Pf.

Le Roi, J. de, David Friedrich Strauß. Ein Vortrag. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 50 Pf.

Lehmann, A., Forschungen über Lessings Sprache. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 6 M.

Licht- und Schattenbilder aus dem Soldatenleben und der Gesellschaft. Tagebuch-Fragmente und Rückblicke eines ehemaligen Militärs. Prag, Dominicus. 1876. Gr. 8. 6 M.

Löwe, A., Maria von Magdala. Aus seinem Nachlaß herausgegeben. Gotha, F. A. Perthes. 1876. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Mises, Kleine Schriften. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 6 M.

Müller, H., Anna Christina von Balthasar's (Baccalaurea der Philosophie und Mitgliedes der deutschen Gesellschaften zu Greifswald, Königsberg und Jena, geb. 1737, † 1808) Bedeutung als Gelehrte und Schriftstellerin. In einer biographischen Skizze untersucht, durch Beifügung ihrer selten gewordenen gedruckten Schriften, sowie durch die Herausgabe einer bisher ungedruckten Arbeit belegt und als Beitrag zur Geschichte gelehrter Frauen veröffentlicht. Greifswald, Bindewald. 1876. Gr. 8. 2 M.

Die deutschen Mundarten im Liede. Sammlung deutscher Dialektgedichte. Nebst einem Anhang: Poetische Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Neumann, C., Vorlesungen über die mechanische Theorie der Wärme. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Niepold, E., Die Kämpfe zwischen der Seine und Marne vom 30. November bis zum 4. December 1870. Erste und zweite Schlacht bei Champigny-Villiers. — Gefecht bei Mesly. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 2 M.

Normann, H., Freimaurerische Reden und Toaste. Kattowitz, Siwinna. 1876. Gr. 8. 3 M.

Amerikanische Novellisten. 1ster Bd.: Ein leidenschaftlicher Erdenpilger und andere Erzählungen. Von H. James jun. Ins Deutsche übertragen von M. Busch. Leipzig, Grunow. 1876. 8. 7 M. 50 Pf.

Nowack, A., Plattdeutsche Schnurren in ostpreußischer Mundart. Königsberg, Hartung. Gr. 16. 60 Pf.

Oesterreich und die orientalische Frage. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 40 Pf.

Parkman, F., Frankreich und England in Nord-Amerika. 1ster Bd.: Die Pioniere Frankreichs in der neuen Welt. Vom Verfasser genehmigte deutsche Uebersetzung mit einem einleitenden Vorwort von F. Kapp. Stuttgart, Auerbach. Gr. 8. 4 M.

Pauli, R., Bilder aus Alt-England. 2te veränderte Ausg. Gotha, F. A. Perthes. 1876. Gr. 8. 6 M.

Payer, J., Die österreichisch-ungarische Nordpol-Expedition in den Jahren 1872—74 nebst einer Skizze der zweiten deutschen Nordpol-Expedition 1869—70 und der Polar-Expedition von 1871. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hölder. Gr. 8. à 50 Pf.

Perrot, F., Der Bank-, Börsen- und Actienschwindel. Eine Hauptursache der drohenden socialen Gefahr. Beiträge zur Kritik der politischen Oeconomie. 3te Abth.: Das Actienunwesen. Eine historisch-kritische Untersuchung. Rostock, Werther. 1876. Gr. 8. 4 M.

Fürstliche Poeten. Herausgegeben und mit einer literarhistorischen Einleitung, sowie mit biographischen und kritischen Notizen versehen von F. X. Seidl. Stuttgart, Bruckmann. Gr. 4. 18 M.

Plüß, R., Gedichte. Basel, Schwabe. 8. 1 M. 60 Pf.

Prutz, H., Aus Phönizien. Geographische Skizzen und historische Studien. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 8 M.

Pyl, T., Vom Hildagestade. Heimatsbilder. (Die Inselkönigin. Die Klostermühle.) Greifswald, Bindewald. 1876. Gr. 8. 3 M.

Sander's, C., Geschichte des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten von Amerika 1861—1865. 2te Aufl., vervollständigt und nach den neuesten Quellen umgearbeitet von F. Mangold. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1876. Gr. 8. 5 M.

Schiller, L., Die Ansbacher gelehrten Schulen unter Markgraf Georg von Brandenburg. Ansbach, Brügel u. Sohn. Gr. 4. 1 M.

Schmid, K. A., Aus Schule und Zeit. Reden und Aufsätze. Gotha, Besser. Gr. 8. 4 M.

Taylor, B., Geschichte von Deutschland. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Hansen-Taylor. Stuttgart, Auerbach. Gr. 16. 6 M.

Weber, T., Wesen und Werth des deutschen Altkatholicismus. Offenes Sendschreiben für die deutschen Staatsregierungen und für Alle, denen an einem klaren und richterlichen Urtheil über die altkatholische Bewegung in Deutschland gelegen ist. Breslau, Fiedler u. Hentschel. Gr. 8. 30 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig liegt vor:

Bilder-Atlas.

Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon.

Zweite Auflage.

500 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie.

Nebst Erläuterndem Texte.

Atlas von 500 Tafeln. In 8 Bänden. Quer-Folio. Geh. 75 M. Geb. 105 M. (Oder in 100 Lieferungen à 75 Pf.)

Erläuternder Text. In 2 Bänden. Lexikon-Octav. Geh. 15 M. Geb. 20 M. (Oder in 20 Lieferungen à 75 Pf.)

Der „Bilder-Atlas", von Gelehrten und Fachmännern ersten Ranges bearbeitet, vereinigt wissenschaftlichen Werth mit der vielseitigsten praktischen Brauchbarkeit für Schule und Haus, sowol als selbständiges Werk wie als gehaltvollste und empfehlenswertheste bildliche Ergänzung zu jedem Conversations-Lexikon.

Atlas und Text werden auf Wunsch auch besonders abgegeben. Außerdem erschien jedes der 20 Fächer, welche das Werk behandelt, in einer die Tafeln und den Text enthaltenden **Separat-Ausgabe.**

Prospecte sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde.

Eine philosophische Abhandlung

von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage. 8. Geh. 3 Mark.

In der Vorrede zur zweiten Auflage sagt Schopenhauer: „Diese elementarphilosophische Abhandlung, welche zuerst im Jahre 1813 erschien, ist nachmals der Unterbau meines ganzen Systems geworden; dieserhalb darf sie im Buchhandel nicht fehlen." Die vorliegende, von Julius Frauenstädt herausgegebene vierte Auflage enthält, wie schon die dritte, die zahlreichen Verbesserungen und Zusätze, welche Schopenhauer in seinem Handexemplar hinterlassen hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig erschien soeben:

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870.

Volksausgabe.

Mit 54 Illustrationen in Holzschnitt und 4 lithogr. Tafeln.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Diese wohlfeile Volksausgabe des Werkes über die Zweite Deutsche Nordpolarexpedition liegt nun in einem Bande, geheftet und gebunden, vollständig vor. Sie hat bereits weite Verbreitung gefunden und empfiehlt sich namentlich auch als unterhaltendes und belehrendes Festgeschenk für Jung und Alt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

F. A. BROCKHAUS IN LEIPZIG.

Vollständiges Verzeichniss

der von der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig seit ihrer Gründung durch Friedrich Arnold Brockhaus im Jahre 1805 bis zu dessen hundertjährigem Geburtstage im Jahre 1872 verlegten Werke.

In chronologischer Folge mit biographischen und literarhistorischen Notizen.

Herausgegeben von Heinrich Brockhaus.

72 Bogen. 8. Geh. 10 M. Geb. 12 M.

Das nun vollständig vorliegende, mit der grössten bibliographischen Genauigkeit bearbeitete Werk hat den Zweck, ein Bild von der Verlagsthätigkeit der Firma F. A. Brockhaus bis zum hundertjährigen Geburtstage ihres Begründers darzubieten, und liefert zugleich einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels und der deutschen Literatur seit Anfang dieses Jahrhunderts.

Die

Zweite Lieferung

unseres neuen Prachtwerkes

DIE SCHWEIZ

von

Dr. Gsell-Fels

mit 360 Illustrationen von berühmten deutschen und schweizerischen Künstlern ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Preis 2 Mark pro Lieferung.

Bei Bestellungen bitten ausdrücklich

„Die Schweiz von Gsell-Fels"

zu verlangen.

Friedr. Bruckmann's Verlag

in **München** und **Berlin.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Bodenstedt, Delius, Gildemeister, Herwegh, Heyse, Kurz, Wilbrandt.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt.

9 Bände. 8. Geh. 19 M. Geb. 27 M.

(Auch in 28 Bändchen geh. à 50 Pf., cart. à 75 Pf. einzeln zu beziehen.)

Diese von Friedrich Bodenstedt herausgegebene neue Shakespeare-Uebersetzung, mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen zu jedem Stück und einer Biographie Shakespeare's, erfreut sich der beifälligsten Aufnahme und liegt bereits in zweiter Auflage vor. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Atlas der Culturgeschichte.

Von

Dr. A. von Eye.

55 Tafeln in Stahlstich nebst erläuterndem Texte.

Quer-Folio. Geh. 15 Mark. Geb. 19 Mark.

Auf 55 Foliotafeln, von denen 4 der vorgeschichtlichen Periode, 25 dem Alterthum, 26 dem Mittelalter und der Neuzeit gewidmet sind, führt dieses Werk die Entwickelung der Cultur bei den verschiedenen Völkern in anschaulichen, charakteristischen und aufs sorgfältigste in Stahl gestochenen Bildern vor. Die Darstellungen sind so zahlreich und die Gegenstände so gut gewählt und geordnet, daß der Atlas eine ganze Bibliothek kostspieliger Kupferwerke zu ersetzen vermag. Durch den beigegebenen Text werden sämmtliche Figuren erläutert und in den Zusammenhang der culturgeschichtlichen Entwickelung eingefügt.

Das Werk reiht sich den beliebten Separat-Ausgaben der zweiten Auflage des Bilder-Atlas an, von denen folgende bereits vorliegen:

Atlas der Architektur. Von A. Essenwein. Quer-Folio. Geh. 15 M. Geb. 19 M.
Atlas der Astronomie. Von K. Bruhns. Quer-Folio. Geh. 3 M. Cart. 4 M. Geb. 5 M.
Atlas des Bauwesens. Von W. Fränkel und R. Heyn. Quer-Folio. Geh. 6 M. Geb. 8 M. 40 Pf.
Atlas des Bergwesens. Von R. Schwamkrug und F. Bischoff. 8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.
Atlas der Botanik. Von M. Willkomm. Quer-Folio. Geh. 6 M. Geb. 8 M. 40 Pf.
Atlas der Chemischen Technik. Von F. Schoedler. 8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.
Atlas der Erdkunde. Von B. v. Cotta und Johann Müller. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 20 Pf.
Atlas des Kriegswesens. Von K. G. v. Berneck und J. Schott. Quer-Folio. Geh. 6 M. Geb. 8 M. 40 Pf.
Atlas der Land- und Hauswirthschaft. Von W. Hamm. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 20 Pf.
Atlas der Mathematik. Von H. A. Weiske. 8. Geh. 1 M. 50 Pf. Geb. 2 M. 80 Pf.
Atlas der Mechanischen Technik. Von E. Hartig und T. Weiß. Quer-Folio. Geh. 8 M. Geb. 11 M.
Atlas der Mineralogie. Von A. Stelzner und O. Prölß. 8. Geh. 1 M. 50 Pf. Geb. 2 M. 80 Pf.
Atlas der Physik. Von Johann Müller. 8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.
Atlas der Plastik und Malerei. Von M. Carriere. Quer-Folio. Geh. 8 M. Geb. 10 M. 40 Pf.
Atlas des Seewesens. Von Reinhold Werner. Quer-Folio. Geh. 5 M. Geb. 7 M. 20 Pf.
Atlas der Zoologie. Von Carl Vogt. Quer-Folio. Geh. 8 M. Geb. 11 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Briefe des Junius.

Von **Friedrich Brockhaus**,

ordentlichem Professor der Rechte an der Universität zu Kiel.

8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Die Entstehungsgeschichte der berühmten Juniusbriefe, welche seinerzeit ganz England in Aufregung versetzten, sowie die Frage nach der Person ihres Verfassers, des „grossen Unbekannten", wird hier ausführlich behandelt und für weitere Leserkreise anziehend dargestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Shakespeare-Galerie.

Charaktere und Scenen aus Shakespeare's Dramen.

Gezeichnet von

M. Adamo, H. Hofmann, H. Makart, F. Pecht, F. Schwoerer, A. und H. Spieß.

36 Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Quart. 48 Mark. Geb. in Leinwand 56 M., in Leder 62 M.

Folio. Pracht-Ausgabe. 84 Mark. Geb. in Leder 105 M.

Das von einem Verein der ausgezeichnetsten deutschen Künstler geschaffene Werk liegt nun vollständig vor und ist geheftet wie in reichem und geschmackvollem Einband durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen. Als neuestes deutsches Prachtwerk empfiehlt sich die „Shakespeare-Galerie" namentlich auch für den diesjährigen Weihnachtstisch.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. H. Riehl.**

Fünfte Folge.

Fünfter Jahrgang. 8. Geh. 6 Mark.

Inhalt: Schauspieler und Schauspielkunst im griechischen Alterthum. Von Konrad Bursian. — Savonarola. Von Johannes Huber. — Die Toleranz im Zeitalter der Reformation. Von H. Tollin. — Beiträge zur Geschichte der Paläontologie. Von Karl Alfred Zittel. — Die Reformbestrebungen Papst Hadrian's VI. Von Friedrich Nippold. — Friedrich Ludwig Schröder in seinen Briefen an K. A. Böttiger. Von Hermann Uhde. — Die Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande vor den Kreuzzügen. Von Reinhold Röhricht.

Der gesammte Inhalt dieses neuen Jahrgangs gibt wieder Zeugniß davon, daß das „Historische Taschenbuch" stets Fühlung behält mit dem nationalen Leben der Gegenwart, indem es gerade solche Stoffe aus der Vergangenheit behandelt, an denen die in unserer Zeit vorherrschende Culturrichtung das lebhafteste Interesse nimmt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dante Alighieri

LA DIVINA COMMEDIA.

Riveduta nel testo e commentata da

G. A. Scartazzini.

Vol. I. L'Inferno. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
Vol. II. Il Purgatorio. Geh. 10 M. Geb. 11 M.

Scartazzini's Ausgabe der „Göttlichen Komödie" fand sogleich bei Erscheinen des ersten Bandes die allgemeinste Anerkennung als eine sehr werthvolle Bereicherung der Dante-Literatur. Mit dem weitern Fortschreiten der Arbeit tritt deren Bedeutung immer mehr hervor und der soeben erschienene zweite Band bringt eine noch reichere Fülle des wohlgesichteten kritischen Materials zur Kunde der grossen classischen Dichtung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 51. —— 16. December 1875.

Neue Romane.

1. Im Paradiese. Roman in sieben Büchern von Paul Heyse. Drei Bände. Berlin, Hertz. 1875. 8. 15 M.

Seinem ersten Roman: „Die Kinder der Welt" läßt Paul Heyse jetzt einen neuen dreibändigen folgen, welcher in vieler Hinsicht als eine Ergänzung des erstern betrachtet werden kann. Wenn es sich dort um den freien Glauben handelte, so handelt es sich hier um die freiere Sitte. Die Tendenz beider Romane ist eine polemische; aber die Polemik ist so in die Gestaltung selbst hineingearbeitet, es sind ihr so alle ins Auge fallenden Spitzen abgebrochen, daß die Selbstherrlichkeit des Kunstwerks, der wichtigste Lehrsatz der akademischen Poesie, dadurch nicht getrübt wird. Heyse erscheint in diesem Roman als ein zahmer Heinse, er weiß an geeigneter Stelle die nöthigen Scheuleder anzubringen, damit das Publikum über die sittlichen Licenzen nicht stutzig wird.

Das „Paradies" ist weder die Völkerwiege Kaschmirs, noch haben wir es auf den seligen Inseln des „Ardinghello" zu suchen; es ist ganz einfach eine münchener Künstlerkneipe, doch reicht die Bedeutung des Titels über die locale Herkunft hinaus. Das freie Künstlerleben, in welchem die Feigenblätter der bürgerlichen Moral möglichst beseitigt sind, erscheint hier als der ideale Zustand, als das Paradies mitten in einer Welt, die längst aus demselben vertrieben ist. Dennoch ist die Darstellung eine schwankende; in der Hauptsache wird immer wieder in das alltägliche Gleis eingelenkt, und es arrangirt sich alles in so wünschenswerther Weise, daß es auch vor dem Gerichtshofe der bürgerlichen Sitte bestehen kann. Auch abgesehen von dieser Halbheit steht der neue Roman Heyse's hinter den „Kindern der Welt" wesentlich zurück. Er ist eben ein Künstlerroman, und wir wandern fortwährend aus einem Atelier ins andere. Dies Künstlerleben hat zwar seine Poesie, wie es seine Ausnahmemoral hat; aber es hat auch sein Metier, und es ermüdet, wenn dies Metier in einem dreibändigen Roman fortwährend in den Vordergrund tritt. Alle Schönen des Romans stehen mehr oder weniger Modell für Maler und Bildhauer, wobei es auch auf mehr oder weniger Draperie nicht ankommt. Die aber nicht bereits Modell gestanden, hegen den lebhaften Wunsch, es zu thun, wie jene kunstsinnige Gräfin, welche den Bildhauer Jansen bittet, ein Bild von ihr in ganzer Figur, sitzend, stehend, liegend, wie er will, zu schaffen:

> Sie müssen aber auch nicht glauben, fuhr sie fort, daß ich allzu bescheiden im Bitten sei. Der, für den dies kleine Meisterwerk bestimmt ist, würde zwar bereit sein, jede noch so flüchtige Skizze von Ihrer Hand mit Gold aufzuwiegen. Wenn es sich aber dabei um meine Person handelt, ist er so eigensinnig und nimmt es so genau, wie — nun wie eben jeder, der das Original eines Bildes genau kennt. Irgendeine ideale Gestalt, deren Kopf meine Züge hätte, würde nicht den Eindruck auf ihn machen, auf den es mir ankommt. Es handelt sich um eine möglichst getreue Nachbildung — mit allen Fehlern und Mängeln, die das Urbild an sich tragen mag, nur so weit idealisirt, wie nöthig ist bei jedem Porträt, um es zu einem Kunstwerk zu machen. Ich brauche nicht erst zu sagen, lieber Freund, welch unbegrenztes Vertrauen ich Ihnen durch diese Zumuthung beweise. Ich weiß, daß man einem Bildhauer anders Modell sitzt als einem Maler. Aber wer den Zweck will, darf die Mittel nicht scheuen. Ich gebe Ihnen unbeschränkte Vollmacht, Ihre Studien so umfassend zu machen wie Sie es für nothwendig finden, um wirklich diese ganze Person, die Ihnen hier gegenübersitzt, zu verewigen, nicht ein Geschöpf Ihrer Phantasie. Aber es scheint, als ob die Aufgabe Sie nicht eben reizte. Sagen Sie es offen, wir werden darum doch gute Freunde bleiben.

Gleichwol muß man die kühne junge Gräfin in Verdacht haben, daß sie wenigstens schon für einen Maler Modell „gelegen hat", und zwar für ihren Freund Stephanopolos, dessen Bild einmal im „Paradies" ausgestellt war. Dies Bild stellte „Die Braut von Korinth" dar:

> Der Jüngling war auf das Lager zurückgesunken, und die gespenstische Verlobte hatte sich vampyrartig über ihn geworfen, „gierig saugend seines Mundes Flammen", während die Mutter draußen an der Thür stehend den gedämpften Stimmen zu lauschen schien, im Begriff hineinzustürzen und das Paar zu stören.

Außer den fortwährenden Schilderungen der Vorgänge, die zum Metier gehören, ist in Künstlernovellen und Künstlerromanen auch dasjenige ermüdend, was wir den ästhetischen Klatsch nennen möchten. Seitdem besonders die Romantiker den Künstlerroman gepflegt haben, sind ganze Kapitel in denselben mehr oder weniger kritischen Abhandlungen oder einer Sammlung kritischer Aperçus gewidmet. Dies ist auch in dem Heyse'schen Romane der Fall; die Künstler kritisiren ihre Werke gegenseitig, und oft glaubt man einen sogenannten Salon im Feuilleton einer französischen Zeitung zu lesen. Daß alle diese Betrachtungen geistreich sind und von feiner ästhetischer Bildung Zeugniß ablegen, kann uns nicht mit der bei den Romantikern und ihren Nachfolgern so beliebten Manier aussöhnen, kunstkritische und kunstgeschichtliche Kapitel breit mitten in die Handlung einzuschieben, die oft nur der verknüpfende Faden für die ästhetischen Abhandlungen wird. Wenn dies bei Heyse auch nicht in so herausfordernder Weise der Fall ist: so ist doch in der Fülle des aufgewendeten Dialogs das Kunstgespräch der bei weitem überwiegende Theil.

Eine eigene Sache ist es mit dem sogenannten Künstlerhumor, der gewissermaßen seinen eigenen Jargon hat, und dessen Grundlage doch jenes Behagen ist, welches sich aus dem Zusammenleben in bestimmten Berufskreisen mit einer wohlthuenden Wärme entbindet. Der Ausspruch des Mephisto in Auerbach's Keller ist für diese ganze Art von gesellschaftlichem Humor bezeichnend; es herrscht dabei wenig Witz und viel Behagen. Wir fürchten, der Dichter täuscht sich über die Wirkungen, welche dieser Humor in weitern Kreisen ausübt; er selbst war in der Künstlerwelt heimisch, und wo diesen Ergüssen bereitwillig die gleichgeartete Stimmung entgegenkommt, da mögen sie zünden und durchschlagen; wo man aber von außen in diese Punsch- und Tabacksatmosphäre hineintritt, da überwiegt der qualmige Eindruck; man sieht lauter seelenvergnügte Gesichter, aber man theilt ihren Rausch nicht und kann sich in ihre Heiterkeit nicht finden. Heyse hat aus dem münchener Leben geschöpft; wieviel von den Ereignissen des Romans seine freie Erfindung sein mag, wieviel er der Chronik des Künstlerlebens entnommen hat, wissen wir nicht und das ist auch gleichgültig; dagegen die Charaktere, die Gruppenbilder, die Grundstimmung gehören dem münchener Künstlerleben unzweifelhaft an, wie der Autor es ja auch in der poetischen Widmung an seine Frau ausspricht:

Dir, geliebte Münchnerin,
Geb' ich dieses Buch zu eigen,
Einen Spiegel, dir darin
Unsre Isarstadt zu zeigen.

Bilder ziehen mannichfalt
Sommerwolkenhaft vorüber,
Nun zu klarer Form geballt,
Nun verflatternd, schattentrüber.

Jugendthorheit, ernste Schuld,
Uebermüth'ge Maskenspiele,
Kampfeswerthe Frauenhuld,
Leichter Sinn und hohe Ziele —

Alles däucht dir wohlbekannt,
Und du nennst vertraute Namen,
Denn dein schönes Heimatland
Grüßt dich aus des Spiegels Rahmen.

Bisweilen haben wir den Eindruck, als ob der Dichter sich an den Versammlungen der Künstler im „Paradiese" nicht blos persönlich, sondern auch mit seiner Muse betheiligt habe, und als ob er in diesem Romane einige Gelegenheitsdichtungen ablagere, die er bei diesen Veranlassungen verfaßt hat. So begegnen wir gleich im ersten Bande einem ziemlich umfassenden Puppenspiel in Versen, das uns, wir haben keinen andern Ausdruck dafür, an die Kindereien von Achim von Arnim und ähnliche Ausgeburten der romantischen Schule erinnert. Es fehlt der klare Grundgedanke; das Ganze hat nur eine schattenhaft hereinspielende Bedeutung. Die Merlinssage wird in barocker Weise verballhornt; der Teufel macht eine Jungfrau in der Kirche selbst zur Mutter, sie kommt mit Drillingen nieder, und dies sind denn die schlimmen Brüder, drei Künstler: ein Poet, ein Musiker, ein Maler. In den volksthümlichen Ton der „Faust-Verse" fährt Lucifer mit Dante'schen Terzinen, dem Metrum des „Inferno", und Prologe und Epiloge in ottave rime geben dem dramatischen Scherz eine pomphafte Einkleidung. Zwar sagt der Dichter im Epilog:

So nehmt denn heut vorlieb. Im schlimmsten Fall:
Was liegt daran, wenn Seifenblasen platzen?
Sie spiegelten in leichtem Flug das All,
Die Lieblichkeit der Welt und ihre Fratzen.
Ein Kind — und solche Kinder sind wir all' —
Ergötzt sich dran; und ob Philister schwatzen
Und weise Leute eifernd sich empören:
Den Kindern wird das Paradies gehören!

Doch diese platzenden Seifenblasen haben ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie an einem Gesellschaftsabend die Zuschauer für Augenblicke ergötzen; in einen Roman aufgenommen, können sie nur Langeweile verursachen. Daß die Künstler Teufelssöhne sind, eine Baude Lucifer's, würde nur dann tiefere Bedeutung gewinnen, wenn der in den Schlußversen angedeutete Läuterungsproceß derselben sich vor unsern Augen vollzöge. So bleibt das Ganze eine grelle Fastnachtsskizze. Auch die poetischen Ergüsse des Schlachtenmalers athmen jenen aparten Künstlerhumor, der für andere Lebenskreise weniger genießbar ist. Die Selbsttäuschung des Dichters, daß das Selbsterlebte, welches bei ihm behagliche und vergnügliche Stimmungen hervorrief, auch bei andern die gleiche Wirkung hervorbringen müsse, wenn er es nur im treuen Spiegel der Erinnerung auffange, ist bei unsern Novellen- und Romanschriftstellern sehr beliebt; sie vergessen dabei, daß mit dem Zauber der eigenen Erinnerungen für die Theilnahme an diesen Darstellungen ein sehr wichtiger Factor fehlt, und daß nur der eigene Gehalt derselben auf die Dauer zu wirken vermag.

Dem Heyse'schen Roman „Die Kinder der Welt" hat man häufig zum Vorwurf gemacht, er sei nur eine Sammlung von Novellen, durch einen lockern Faden verknüpft. Wir mußten ihn gegen diesen Vorwurf in Schutz nehmen; denn der gleiche, durch alle Kreise der Erzählung hindurchgehende Grundgedanke, der gemeinsame Glaube der Helden, gibt dem Roman die innere Einheit. Etwas Aehnliches schwebte dem Autor auch bei diesem neuen Roman vor, doch fehlt hier die straffere Bindung des Novellencyklus. Die Ungebundenheit des Künstlerlebens gibt nur den gemeinsamen Boden her; aber die Licenzen

desselben gegenüber der herrschenden Sitte behalten ja keine dauernde Bedeutung, sie verlöschen allmählich wieder im Dunstkreis des Hergebrachten. Dieser Roman läßt sich leicht in eine Reihe von Novellen aufdröseln, von denen zwei der italienischen Schule angehören, die übrigen mit der Munterkeit der niederländischen Genremalerei ausgestattet sind.

Offenbar fehlt dem Roman ein Held; denn ob dies der Bildhauer Jansen ist oder der künstlerische Volontair Freiherr Felix von Weiblingen, das wird schwer zu entscheiden sein; beide stehen im Vordergrunde der Handlung und bilden den Mittelpunkt in denjenigen Novellen, die wir als italienische bezeichnet haben. Der junge Freiherr stammt aus einem kleinen Staate und soll sich dem Staats- und Hofdienste weihen, wozu er nur geringe Neigung in sich fühlt; er verlobt sich mit einer siebzehnjährigen Schönheit, einem „schlanken, blassen, großäugigen Ding mit reizend zugedrücktem dunkelrothen Mäulchen und allerliebsten winzigen Ohren“:

Die Partie schien so bien assortie, wie man es selbst in jener Hauptstadt des Anstandes und Welttons nur irgend wünschen konnte. Hätten wir uns damals gleich frischweg geheirathet, so wären wir, sie mit ihren Siebzehn und ich mit meinen Drei- bis Vierundzwanzig, die Leute danach gewesen, uns ineinander zu finden und die sehr beträchtlichen und bedenklichen Ecken und Kanten in unsern beiderseitigen Temperamenten mit der Zeit so weit abzuschleifen, daß es eine recht friedfertige Ehe gegeben hätte. Aber zum Unglück hatte Irenens Mutter mit siebzehn Jahren geheirathet und ihre lebenslange Kränklichkeit, da sie nur ein zartes Geschöpf war und blieb, auf diese zu frühe Verbindung geschoben. Als sie noch in großer Jugend starb, band sie es ihrem Mann auf die Seele, er sollte die einzige Tochter nicht vor dem zwanzigsten Jahre einem Mann ausliefern, und der Oheim, der hernach Vaterstelle bei meiner Liebsten vertrat, hielt sich an dieses Vermächtniß unwiderruflich gebunden. Ich sollte mich also noch drei ganze Jahre gedulden. Da er aber Junggeselle war und die junge Nichte außer einer ehemaligen Wärterin keine Ehrendame an ihrer Seite hatte, so wurde mir die Verpflichtung auferlegt, während dieser langen Probezeit überhaupt jeden Verkehr mit meiner Braut zu meiden, nur in Briefen die Liebschaft fortzuspinnen, um jeder Versuchung, die Frist abzukürzen, dadurch ein für allemal einen Riegel vorzuschieben.

Es ist ein etwas künstlicher Apparat, den der Autor da zurechtzimmert, um seine Heldin auf einen Isolirschemel zu setzen. Felix benutzt sein Triennium, um in der Welt umherzureisen; er ist bald in San-Francisco, bald in Rio de Janeiro, und correspondirt fleißig mit seiner Braut, die mit dem ungebundenen Leben des Geliebten durchaus nicht einverstanden ist. Bei der Rückkehr verschärft sich der Gegensatz zwischen der „Freiheit“ und der „Sitte“. Ein unvorsichtiges Bekenntniß, das der Bräutigam dem Onkel über ein früheres Liebesabenteuer gemacht hat und auf welches dieser in Anwesenheit der Braut anspielt, führt den vollen Bruch herbei. Felix will ihr nicht bekennen, wie er gesündigt hat; sie sagt sich von ihm los; er erklärt, daß er sich noch ferner als gebunden betrachte, und reist dann nach München, wo er bei dem alten befreundeten Künstler Jansen sich der Bildhauerkunst widmet und in das Treiben der lockern Künstlerwelt hineingeräth, auch mit der „rothen Zenz“ allerlei erlebt, was schließlich zu einer blutigen Katastrophe am Starnberger See, zu einem Ring- und Mordkampfe mit einem eifersüchtigen Liebhaber führt. Wer den Verlauf der Handlung in Romanen kennt, der hat schon längst mit ahnungsvoller Seele vorausgesehen, daß jene Braut von Felix, Irene, in München auftauchen wird, an der Seite ihres Onkels. Seine Verwundung weckt ihre Theilnahme wieder auf; doch führt sie das Geschick abermals auseinander. Daß sie am Schluß, nachdem der Held in dem deutsch-französischen Krieg sich Lorbern erworben hat, sich wiederfinden würden, durfte man von der liebevollen Behandlung, die Heyse diesem Paar zutheil werden läßt, mit Recht erwarten. Was sie trennte, war im Grunde eine Marotte und wenig geeignet, die Leser in tiefe Kümmerniß über das Misgeschick der beiden zu versetzen. Irene hat sich ja vollkommen gebessert. Von ihrem stolzen Mädchenherzen war die letzte Rinde weggeschmolzen, und ein hingegebenes, in heißester Leidenschaft lachendes und weinendes Weib lag an seinem Halse.

Sei nur still! rief sie. Du bist freilich ein großer Sünder, mein geliebter Held, ich aber — was könnte ich dir an diesem Tage, diesem herrlichen Fest- und Glückstage, nicht vergeben! Und siehst du, es hat dir doch nichts geholfen. Du hast vor mir sicher zu sein geglaubt und dachtest recht unbelauscht hier deinen Einzug halten zu können, während ich am Lungarno in meiner altjüngferlichen Zelle säße und schmollte. Aber dies ist nun einmal eine Zeit der Wunder. Meinen schönen Freifräuleinshochmuth, alle meine gute Erziehung, die ich mir selbst verdanke — in den Winkel habe ich sie geworfen wie alten Plunder und bin zum Onkel gegangen und habe ihm gesagt: Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt, muß Mohammed zum Berge kommen. Der böse Mensch, der Felix, will mich sitzen lassen; aber dazu gehören Zwei. Komm, Onkel, wir wollen nach München, ich muß meinen Schatz durch das Siegesthor einreiten sehen; Schnetz schreibt, er sähe prachtvoll aus in der Uniform, und wenn auch die alte Gräfin es nicht schicklich finden sollte, daß ich diesem Ungetreuen nachlaufe, ich kann mir nicht helfen, er ist lange genug mir nachgelaufen, daß wir nun einmal die Rollen tauschen können.

Die zweite idealer gehaltene Novelle hat zu ihrem Helden den Bildhauer Jansen, der als eine etwas spröde und unzugängliche, aber bedeutende Natur geschildert wird. Die Art, wie diese beiden Novellen miteinander verknüpft sind, ist durchaus geschickt und von jener Wirkung, wie sie der Roman für seine Ueberraschungen beanspruchen darf. Jansen ist verheirathet mit einer Schauspielerin, mit der er in unglücklicher oder vielmehr in gar keiner Ehe mehr lebt. In einem Seebad ging dieselbe auf eigene Rechnung auf Abenteuer aus, und Felix ließ sich, ohne zu wissen wer sie war, dazu verleiten, eine Liebesnacht mit ihr hinzubringen. Dieser Ehebruch mit der Frau eines Freundes hat etwas von antiker Oedipustücke; er kommt zu Tage, als die Frau des Bildhauers Jansen ihm nach München nachgezogen ist und der Künstler ihre Spur verfolgt, um das Kind ihr abzujagen, dessen sie sich wieder bemächtigt hat. Jansen hat inzwischen ein Ideal für die Eva in seinem Bildwerk Adam und Eva gefunden, eine interessante Schönheit, Julie, welche seine Leidenschaft erwidert. Da seine Frau sich weigert, sich scheiden zu lassen, so geht er mit Julie ein freies Verhältniß ein, und sie feiern sogar eine Art von Hochzeit, wenigstens ein gesellschaftliches Fest vor ihrer Abreise nach Italien. Es ist dies ein Glanzpunkt im Evangelium der paradiesischen Freiheit. Zur Beruhigung für ängstliche Gemüther erfahren wir indeß am Schluß des Romans, daß die

Scheidung gerichtlich vollzogen wurde und der Bund zwischen Julie und Jansen der Kinder wegen auch die gesetzliche Sanction erhalten hat. Der Charakter Jansen's ist jedenfalls der hervortretendste in dem Roman, und sein Verhältniß zu Julie nimmt in seiner allmählichen Entwickelung unsere warme Theilnahme in Anspruch.

Die mehr genrebildlichen Novellen haben zu Helden die Maler Rosenbusch und Rossel, von denen der erste mit besonderer Vorliebe geschildert ist, aber allerdings mit einer Breite ermüdender Wiederholungen, welche die volle Sympathie des Dichters für sein Geschöpf beweisen, aber bei dem Leser nicht gleichmäßig hervorrufen. Wie Rosenbusch ein münchener Bürgermädchen liebt, dabei einen Korb erhält, und sich dann mit der Liebe zu seiner Ateliernachbarin Angelika tröstet, die er zuletzt heimführt: das ist mit vieler Natürlichkeit und anmuthender Frische geschildert; aber die Requisiten der komischen Charakteristik, das Flötenspiel, die weißen Mäuse und all die Eigenheiten des blühenden Schlachtenmalers sind doch zu stereotyp, um dauernd zu ergötzen. Die „rothe Zenz", die zu ihrem Großvater im Verlauf des Romans auch noch einen Vater findet, gehört in das Rollenfach der Mignons; es ist eine spröde Mädchennatur, und ihre Liebe zu dem Baron Felix ist mit einigen psychologisch feinen Zügen gezeichnet. Der träge Maler Rossel mit seinem orientalischen Costüm und seinen orientalischen Neigungen, der wie ein Rafael ohne Hände in Gedanken zu malen liebt, ist eine ansprechende Figur, und die Gräfin sowie Jansen's geschiedene Frau mit dem griechischen Maler, der hinter allen fahrenden Schönheiten hinterdrein abenteuert, sind Demi-Monde-Gestalten, die gerade in kein verschämtes Helldunkel hineingezeichnet, sondern mit Makart'schem Pinsel gemalt sind.

Paul Heyse's gefälliges Darstellungstalent, das wir in seinen Novellen schätzen, verleugnet sich auch in diesem Roman nicht; er hat auf seiner Palette einschmeichelnde Farben für die Darstellung weiblicher Anmuth und des Liebesabenteuers in den verschiedensten Schattirungen. Die Fahrt über den Starnberger See im Gewitter ist lebendig geschildert; schon die Introduction hat den Reiz warmer landschaftlicher Färbung:

> Aus diesen unselig wühlenden Gedanken riß ihn plötzlich ein ferner Donnerton, der von Westen herüberklang. Er blickte auf. Der Himmel über den Wipfeln war noch blau, aber mit jenem leichten, bleifarbenen Dunst überzogen, der einem heraufziehenden Gewitter vorangeht. Es war keine Zeit zu verlieren, wenn man vor Ausbruch des Wetters noch über den See kommen wollte. Denn schon hielt die Luft so beklommen den Athem an, daß kein Blatt an den Bäumen sich bewegte und kein Vogel mehr einen Laut von sich gab. Der See, an dessen Ufer Felix hastig hinabeilte, war noch ungefurcht von einem Windhauch, färbte sich aber schon purpurschwarz in der Mitte, unter dem schweren, tiefherabhangenden Gewölk, das wie eine riesige Platte aus einem einzigen Schieferstück gefährlich in der Höhe schwebte. Dahinter blitzte noch am Horizont das scharfe Sonnenlicht, und die Kette des Gebirgs leuchtete in zarten grünlichen Tönen frühlingshell und wie in ewigen Frieden getaucht herüber.

Unter den vielen poetischen Federproben nehmen die im hohen Hymnenstil gehaltenen Ergüsse des hochgesinnten Malers Kohle durch Schwung und Adel einen hervorragenden Rang ein, wie der Hymnus beweist, dessen erste Verse wir hier folgen lassen:

Steigst du herab
In geweihter Nacht
Zu sterblich Geborenen,
Liebelächelnder Gott
Der heiligen Schönheit?
Trittst mit zagendem
Kinderfuß
Die rauhe Erde,
Dem Stern vertrauend,
Der über der Wiege
Dir freudekündend erglänzt?

Arme bäurische Hirten,
Nur bedacht ihr Schäflein zu scheren,
Staunen dir dumpf entgegen.
Das breitstirnige Rind
Und das geduldige Grauthier
Umschnobern deine Wiege;
Die Mächtigen der Erde
Stellen dir nach,
Dich zu fahen,
Dich zu verderben:
Denn sie hassen,
Was aus dem Niedern
Emporgeblüht
Stillgewaltig
Sie überglänzet.
Dich aber retten
Einfalt und Liebe
In ein sicheres Land,
Wo unter den Palmen
Du zum Sieger reifst.

Aber du kehrst zurück
Und breitest dein Reich
Königlich heiter
Ueber die armuthsel'ge
Verworrene Welt.
Ein zweites Leben, hocherhaben
Ueber dem winselnden Kummerdasein
Im Koth und Staube,
Entfachst du in deiner Jünger Busen,
Daß sie nicht gieren nach Gold und Glanz,
Nicht nach der raschzerpflückten
Eintagsblume der Lust,
Mit welcher Knecht und Gewaltherr
Sich thöricht schmückten.

Denn uns durchduftet
Das tiefste Gemüth
Deines Paradieses
Unverwelklicher Kranz.
Wir wandeln enthoben
Der Erdenschwere
In goldner Wolke
Ueber das Gemeine hin,
Das unter unsrer Ferse
Sich knirschend bäumt.

Doch trotz der vielen interessanten Einzelheiten ist der Gesammteindruck des Romans kein tiefgehender: seine Tendenz hat etwas Verschwommenes, man weiß nicht, ob der Dichter sein Paradies als ein Ideal hinstellt gegenüber der Alltagswelt, oder nur als einen Ausnahmezustand, der ja am Schluß die Correctur der bürgerlichen Moral erhält. Der Roman hat ausnehmend viel Anstößiges für die übliche Anschauung über sittliche Verhältnisse, zeigt aber nirgends eine durchgreifende Kühnheit schöpferischer Reformgedanken. Sein Vorbild ist Boccaccio, und nicht George Sand.

2. Im Banne des Schwarzen Adlers. Geschichtlicher Roman in vier Büchern von Rudolf Gottschall. Drei Bände. Breslau, Trewendt. 1876. 8. 16 M.

Selbstverständlich dürfen die Leser an dieser Stelle keine Kritik eines Werks erwarten, mit welchem der Herausgeber zum ersten male den Boden des geschichtlichen Romans betrat. Zur Orientirung über denselben sollen hier nur einige Andeutungen folgen. Der Roman spielt während des Ersten Schlesischen Kriegs und in dem Jahre, welches demselben vorausging; und zwar meistens auf schlesischem Boden. Nur das eine Buch spielt in Rheinsberg bei dem Kronprinzen Friedrich, und schildert das geistreiche, frische Leben auf dem Musensitz des genialen Prinzen. Doch obgleich Friedrich auch als König mehrfach in dem Roman selbst auftritt, so vor der kühnen Besitzergreifung von Breslau, in der Schlacht bei Mollwitz und bei der Huldigung, so ist er doch nicht der Held des Romans; denn nicht die historisch bedeutenden Männer sollen in dem geschichtlichen Roman wie etwa im geschichtlichen Drama den Mittelpunkt bilden, sondern ein Held freier Erfindung, in dessen Entwickelungsgang sich der Gang einer geschichtlichen Entwickelung widerspiegelt. So ist der Held des Romans ein junger schlesischer Edelmann, Arthur von Seidlitz, der bei einem Besuch in Rheinsberg in die Kreise jener genialen Männer und Frauen gezogen wird, welche den künftigen Preußenkönig dort umgaben, und welcher, gegenüber den dumpfen und versumpften Zuständen, in denen sich Schlesien während der damaligen österreichischen Herrschaft befindet, seine Sympathien der Geistesfreiheit und Thatkraft des aufstrebenden Preußenthums zuwendet. In den Verdacht gerathen, ein österreichischer Spion zu sein, gelingt es ihm erst spät, sich von diesem Verdacht zu befreien. Schon vorher hatte er die Partie mit einer stolzen, schönen, aber bigoten Schlesierin, welche von seiner Familie gewünscht wird, aufgegeben, weil Isabella verlangte, daß er für Oesterreich gegen Preußen die Waffen ergreife, und sein Herz gehört von jetzt ab ausschließlich der anmuthigen, kühnen und geistreichen Agnes von Walmoden, die als begeisterte Anhängerin des Königs Friedrich auch sein letztes Zögern besiegt, sodaß er in preußische Dienste tritt und unter den Fahnen des Königs die Schlacht bei Mollwitz mitmacht und mit der Huldigung in Breslau die Feier seiner Hochzeit verknüpft.

Ein junger, in seinem Bildungsgange begriffener Held kann nicht volle geistige Bedeutung in Anspruch nehmen; so erscheint Arthur vielleicht nicht fesselnd genug, obschon er nicht nur in der Schlacht seinen Heldenmuth bewährt, sondern auch in dem Abenteuer auf dem Schloß des wilden Grafen edelmüthigen Sinn und tapfere Ritterlichkeit zeigt; doch wir meinen, daß der Held eines Romans nicht wie derjenige eines Dramas auf eine entscheidende Thal gestellt sein muß; wir wissen auch bei den Helden der anerkanntesten Romane von Walter Scott, bei einem Quentin Durward und Waverley, keine tonangebende geistige Bedeutung herauszufinden. Der epische Held soll in seinen Begegnissen sich läutern, in seiner Entwickelung die Zeit spiegeln; und wie alles in der Poesie Abbreviatur und Symbol ist, so spiegelt der zu Friedrich's Genie hingezogene, im Banne des Schwarzen Adlers gefesselte Schlesier den Zug jener Epoche und das Entgegenkommen der Provinz, die mit dem österreichischen Kaiserstaat nur in lockerm Zusammenhang steht, als der geniale Fürst an ihre Pforten klopfte. Daß bei dem Gewinn Breslaus, welches manches Vorrecht einer Freien Stadt sich gewahrt hatte, der politische Machiavellismus eine ebenso große Rolle spielte wie die Demagogie, welche die Gemüther für Friedrich günstig stimmte, ist mit geschichtlicher Treue dargestellt, und die Demagogen, der Doctor Morgenstern und der Schuster Döblin, stehen im Vordergrunde des Gemäldes. Parallelen mit der Gegenwart bieten sich ungesucht dar, es war eine der kühnsten Annexionen der Geschichte. Doch auch ihre Berechtigung zeigt sich in den unhaltbaren Zuständen, denen sie ein Ende machte.

Die beiden Mädchengestalten, die fromme, schöne und stolze Isabella, sowie die anmuthige, lebensvolle, kühne Agnes, sind ebenfalls Vertreterinnen der beiden kämpfenden Principien, jene in ihrer treuen Hingebung an die Königin Maria Theresia, in ihrer opferfrohen Bereitwilligkeit, die Stadt Breslau dem Hause Habsburg zu retten, diese in ihrer warmen Begeisterung für Friedrich. Isabella wird durch die Liebe zum Priester in Sünde verstrickt und geht so zu Grunde, nachdem die entgegengesetzte politische Ueberzeugung sie von Arthur getrennt hat, während Agnes, welche als Nonne verkleidet die Verschwörung der Frauen und den Verrath, welcher den Oesterreichern die Thore öffnen sollte, siegreich durchkreuzt hat, in dem Bund mit Arthur ein gesichertes Lebensglück erreicht. Die Einführung einer falschen Nonne in jene Kreise der österreichisch-katholischen Verschwörung ist historisch und wird von Friedrich selbst in seinen Denkwürdigkeiten erwähnt.

Die Bedrückung, welche der herrschende Jesuitismus damals in Schlesien ausübte, wird in den Schicksalen eines Predigers der Schwenkfelder Sekte dargestellt, die sich durch eine Reihe bunter Abenteuer hindurch bewegen; sie bieten zugleich Gelegenheit zu einer Schilderung der landschaftlichen Reize des schlesischen Gebirgs sowol in seinem Wintergewand wie in seiner sommerlichen Schönheit, sowie der Eigenart des Volkslebens in den Bauden und auf den Bergen. Die Freundschaft zwischen dem gefangenen Sektirer und dem milden Jesuiten gibt uns die Bürgschaft für eine Humanität, welche über den Kampf der Glaubensanschauungen siegt, und der parallele Gang ihrer Schicksale zeigt uns die Ironie, welche in den zwei feindlichen Lagern unter anscheinend so verschiedenen Bedingungen doch die gleichen Lose austheilt. Das damalige Schauspielerleben, die üppige Kleopatra, die schwärmerische Marie, die wir in das Schloß des wilden Grafen begleiten — eine aus dem Leben gegriffene, wenn auch in einer spätern Zeit spielende Episode —, das Leben in Rheinsberg mit seinen Liebesintriguen ist bestimmt, das Culturbild jener Zeit nach den verschiedensten Seiten hin zu vervollständigen.

Inwieweit das nun dem Autor gelungen ist und seine Schilderungen Anspruch machen dürfen auf Lebendigkeit, sowie die Handlung des Romans auf spannenden Fortgang: das wird die Kritik in den deutschen Zeitungen und Journalen zu entscheiden haben. Hier wollen wir nur zwei Proben aus dem Roman mittheilen, die auch,

dem Zusammenhang entnommen, verständlich sind. Die erste ist eine Stelle aus der Schilderung einer Winterwanderung über das Gebirge, welche der verfolgte Einsiedler unternommen hat:

Tief lag der Schnee auf den Bergen, deren Gipfel in düstere Nebel gehüllt waren; ich hatte mir Schneereifen in der Baude gekauft, um nicht in lockern Schneemassen zu versinken. Es war eine beschwerliche und gefährliche Wanderung, die ich entschlossen unternahm. Einen Führer wagte ich nicht zu nehmen, aus Furcht, daß er mich an meine Feinde verrathe — auch war mir die Gegend von früherer Zeit her bekannt, und ich verließ mich auf die ausgesteckten Stangen, welche die Wege über das Gebirge anzeigten.

O wie habe ich damals in aller Drangsal und Erschöpfung die erhabene Einsamkeit dieser verlassenen Berglandschaft bewundert; wie kehrte die Seele in dieser unermessenen Oede in sich selbst ein, und wie kleinlich erschien mir das sonstige, wilde Treiben der Menschen! Hier war keine Spur, die an das Leben erinnerte! Die Natur erschien nur wie ein ungeheures Grab! Ich fühlte mich hinein in diese Ruhe der Vernichtung; sie that mir wohl, selbst ohne daß ich der schaffenden und treibenden Kräfte in ihrem Schose gedachte; sie that mir wohl nach dieser Unruhe des Menschenlebens, das von tausend nutzlosen oder verderblichen Neigungen des Willens bewegt wird. Meine Seele fühlte sich gehoben, als könnte hier nicht ihre Heimat sein, als müßte es einen Punkt im weltenreichen All geben, wo sie zur Ruhe eines göttlichen Schauens gelangte, wo das All ihr durchsichtig würde wie Krystall, und sie entrissen würde dem spielenden Wogenschlage der Kräfte, die sich nur auf der Oberfläche des ewigen Lebens bewegen!

Beschwerlich war der Pfad durch das enge Thal; umgestürzte Baumstämme, mit Schneelasten bedeckt, lagerten sich über den Eisschollen und Felsblöcken im Bette des Waldbaches, der nirgends einen ruhigen Eisspiegel zeigte, sondern, gleich dem entstellten Angesicht eines in Wuth und Leidenschaft gestorbenen Todten, in all der Unruhe seiner sonstigen Bewegung vom Winter überrascht und gebannt war. Drüben an der Berglehne hing wie ein diamantenes Geschmeide der in seinem Sturze festgehaltene Wasserfall.

Da theilten sich die Frühnebel um den hohen Kamm des Gebirgs und ein wunderbares Farbenspiel bot sich dem Auge dar. Ein leiser rosenfarbener Schimmer umspielte die höchsten Flächen und Ränder des Gebirgs, während auf den tiefer liegenden Waldlehnen die blauen Schatten ruhten. Immer lichter wurde die Rosenglut der Gipfel; die blauen Schatten wandelten sich in violetten Duft, der über den Fichtenwipfeln schwebte. Ich hatte schon das Thal verlassen und war auf verschneitem Waldwege bergan gestiegen, als noch immer diese träumerische Beleuchtung ihren ahnungsvollen Schimmer über die Bergriesen ausgoß. Endlich kam die Sonne; kalt und farblos wurden die Höhen; aber der verpuppte Wasserfall blühte jetzt auf im köstlichen Farbenschimmer, und die Eisblöcke des Flußbettes schimmerten aus Felsgeröll und Baumleichen glänzend hervor.

Bald verbarg der Wald jede Fernsicht! Ein leichter Morgenwind schüttelte die schwerbeladenen, abwärts geneigten Fichtenäste und trieb mir die losgelösten Schneelasten ins Gesicht. Ueber die Wipfel flog eine Schneeamsel, das einzige lebende Wesen im winterlichen Walde. Ich schritt rüstig vorwärts, es war noch weit bis zur Baude auf dem Kamme. Ermüdet durch das Waten im Schnee konnte ich doch nirgends rasten, denn Felsblöcke und Baumklötze waren hoch mit der Last bedeckt und zum grünen Moos und Heidekraut konnte ich mich nicht durchwühlen durch die Schneedecke. Der Wind spielte mit den feinen Fichtennadeln wie mit einer Aeolsharfe; die langen Bartflechten an den rissigen Stämmen, versilbert vom Schnee, wehten hin und her in seinem Hauche.

Endlich trat ich aus dem Walde in ein Hochthal; immer wilder wurde die Landschaft um mich. Die kahlen, weißen Hochberge standen blendend vor mir, eine steile Senkung bildete das Bett eines Seitenbachs. Rings an den öden Lehnen wuchs nur die verkrüppelte Zwergkiefer, deren grüne Büsche aus der weißen Hülle tauchten. Doch im Bette des Bachs lagen verwitterte silbergraue Riesenstämme, Leichen des Waldes, an jene Zeit mahnend, wo der von Bären bewohnte Urwald sich noch über die Granitkegel des Riesenkammes zog. Hier zögerte ich; denn der Weg war durch die hochgethürmten Schneemassen verschüttet und ich konnte die Zeichen, welche seine Richtung angaben, nicht entdecken. Ich wollte geradeaus gehen, doch hier schien mir der Schnee abgrundtief zu liegen, und über den untern Lagen hing eine Schneebrücke wie freischwebend in den Lüften. Es war ein Glück für mich, daß ich ihr nicht nahegekommen, denn gerade stürzte sie mit donnerndem Krachen zusammen und schüttete sich, Felsstücke mit fortreißend, in das Bett des Bachs aus! Ich schlug die Richtung nach links ein, bergan kletternd, über Felsgerölle, das eine lose, unsichere Treppe bildete, welche der Schnee schlüpfrig machte und der Wind verrückte. Oft glitt der Stein unter meinem Fuße aus und sprang von Absatz zu Absatz in die Tiefe. Endlich, fast erschöpft, hatte ich den Kamm erreicht, der hier viele trügerische, jetzt doppelt versteckte Moorgründe ausbreitet. Durch dichtes Knieholz, dessen verkrüppelte Stämme und Aeste sich oft weithin über den Boden streckten, suchte ich meinen Weg, und die Sonne stand hoch am Himmel, als ich nicht allzu weit vor mir einen Giebel mit einer Esse wie aus der Erde hervorragen sah: das nächste Ziel meiner Wanderschaft, eine vom Schnee verschüttete Baude. Ich war der Erschöpfung nahe, als ich nur durch einen mühsam gegrabenen Stollen hindurch die Thür der Herberge erreichte. Ich brach zusammen, und erst nach langem todtähnlichen Schlaf auf der Ofenbank fand ich die Kraft, Speise und Trank zu mir zu nehmen.

Am andern Tag setzte ich meinen Stab weiter. Es war ein funkelndheller Wintertag; die Schneesterne glitzerten und blitzten so weit das Auge reichte. Weit unter mir lag das Schlesierland mit seinen Hügeln und Flächen, Dörfern und Städten, Burgen und Kirchthürmen, weich gebettet in der weißen Hülle. Ein leichter Luftzug stäubte den Schneemantel der Wälder unter mir ab, und ein Nebel wie von Silberflocken hing über dem weiten Waldgürtel zu meinen Füßen. Zu meiner Rechten erhob die Schneekoppe ihr einsames Haupt, wie ein Hügel, den der Wind aus unermeßlichen Schneemassen des Kammes zusammengeweht hatte. Wo die Stangen unsichtbar geworden, mochten sie verweht oder vom Sturm aus der Erde gerissen worden sein; da gelang es mir, mich an den seltsamen Steingruppen zurechtzufinden, die über dem Kamm zerstreut sind, und mit deren abenteuerlichen Formen ich zu vertraut war, als daß ich sie nicht selbst jetzt in ihrer winterlichen Maske wiedererkannt hätte, in welcher sie alle wie wunderlich geformte Schneemänner aussahen. Trotz meines Fußreifens war ich nochmals in versteckte Senkungen versunken, welche die Höhefläche unterbrachen, und nur mit Mühe gelang es mir, mich herauszuarbeiten. Endlich gelangte ich an die Ränder des großen Teichs und war hier Zeuge eines überraschenden Naturschauspiels. Dicht vor mir stürzte eine hohe Schneelehne über die gefrorenen Wasserfälle hinweg in die Tiefe. Dem Donner des Sturzes folgte ein Krachen und Bersten, als würde ein neuer Abgrund aufgerissen. Ich sah, wie die herunterstürzende Masse den Eisspiegel des Teiches zerschlug, daß er weithin aufborst und mächtige Schollen sich in die Höhe thürmten. Die gefesselten Wasser der Tiefe wurden frei, traten über die flachern Ränder hinüber und stürzten sich in brausenden Wasserfällen zerstörend in das Bett des sommerlichen Abflusses. Das Knirschen zerbrochener Bäume, welche die gewaltsame Flut mit fortriß, das Poltern mächtiger Felsstücke, welche in der engen Schlucht heruntersprangen, machte einen unheimlichen und beängstigenden Eindruck. Den Felsstücken folgten die Eisschollen nach — es war, als ob der Berggeist Rübezahl im Zorn seinen Eispalast zerschlüge und die Trümmer in die Thäler schleuderte. Ueber dem zerrissenen Walde schwebte die aufgejagte Schneewolke, den Zug des Verderbens bezeichnend. Wie hob sich gegen dies nahgerückte Bild zerstörender Naturgewalten, welche mit betäubendem Donner die Stille der Einöde unterbrachen, die weite Landschaft zu meinen Füßen ab, die bis zum fernen Dämmer des Horizonts in winterlichem Frieden ruhte!

Und als zweite Probe theilen wir die Schilderung des Reiterkampfes aus der Schlacht bei Mollwitz mit:

Noch blitzt es nicht aus dem österreichischen Reitergewölk; still lagert die Wetterwolke mit ihren bunten Rändern von Panduren; Roß und Reiter stürzt im Eisenhagel, der Säbel zuckt in der Hand vor fieberischer Ungeduld. Sollen wir hier stehen, uns zerschmettern lassen wie Waldstämme, in welche der Blitz und Donnerkeil fährt? Und wir könnten doch wie der Sturmwind hinüberbrausen, hinter uns im Bügel die eiserne Rache! Wie schnauben die Rosse, wie schauert's durch die Glieder, wenn hier und dort der Tod einkehrt, eine klaffende Lücke reißt und solch ein herrliches Standbild von Roß und Reiter im blitzenden Harnisch zu Boden sinkt. „Rache! Rache!" braust es dumpf durch die Schwadronen; „Stillgestanden!" donnert der General, und wieder sinken sie rechts und links aus den Bügeln und zerschmetterte Rosse wimmern den Todesgruß.

O könnte dein Blick aus der Hofburg hier herüberschweifen, stolze schöne Königin von Ungarn! Wie würdest du jedem deiner herrlichen Reiter eine Thräne weihen, aber auch mit welchem Triumph würde dein Auge ruhen auf diesen prächtigen Regimentern, die wie ein unhaltbarer Sturmwind des ungezügelten Losbruchs harren! Wie blitzen die Panzer der erzgegossenen Kürassiere, der wuchtigen Reiter, gewöhnt an zermalmenden Angriff; wie leuchten gleich buntem Abendgewölk die Regimenter der Husaren, der eingeborenen Kinder der Pußta, der Centauren der Steppe, Roß und Reiter zusammengewachsen, ein Blitz der Vernichtung! Und ihnen zur Seite wirbeln die dumpfen türkischen Trommeln der Panduren und tönen ihre Schalmeien. Die stolzeste Zucht aus allen Steppenländern der Krone hebt wiehernd die Häupter, schüttelt schnaubend die Mähnen, und fortrollen die preußischen Donner und schmettern die Reihen nieder!

Ungeduldig hebt sich der schlesische Adel im Bügel, er will die Erblande seiner Königin vertheidigen. Hier commandirt der Oberst Freiherr von Seherr-Thoß sein Regiment, dort der Graf Schafgotsch seine Schwadron; hier befehligen die Sternberg, die Zettritz; doch alle harren still und stumpf im Kugelregen aus und können nichts anderes thun als die Todten zählen.

Endlich! Römer hat die halbe Schwenkung der preußischen Cavalerie, den Ritt nach Hermsdorf bemerkt — er gibt das Zeichen zum Angriff.

Und zum Kanonendonner ertönt ein anderer; viele tausend Rosse stampfen den Boden, daß die Erde bebt; wie ein beweglicher funkelnder Regenbogen entfaltet sich die österreichische Cavalerie und stürzt auf die Schulenburg'schen Escadrons. „Heiliger Eugen und Marlborough", ruft der siegegewohnte Kämpfer von Oudenarde und Malplaquet, als er den heranbrausenden Wirbel erblickt, um die ungünstige Lage seiner seitwärts gewendeten Schwadronen bekümmert. Das Commandowort: „Front!" tönt durch die Reihen; in der That, die Reiter werfen die Rosse herum, doch sie sehen in die endlose Sturmwolke, die auf sie losbraust, wie der Wüstenwanderer in den rothglühenden Wirbel des Samum. Schon werden die Vordersten handgemein, die Säbelhiebe schwirren durch die Luft, die Carabiner knattern, aber mit dem furchtbaren Gewicht der Schwere und beflügelter Schnelligkeit zugleich dringen die dreißig Schwadronen auf die preußischen zehn, durchbrechen sie, überflügeln sie, reiten sie nieder und jagen sie in wilde Verwirrung.

Schulenburg starrt wie in einen unglaublichen Traum; die Geister von Eugen und Marlborough, seine Schutzgeister verlassen ihn; er sieht nur das Eine, das Gespenst einer Niederlage. Schon jagt ein Theil der geschlagenen Reiter die Front des ersten preußischen Treffens entlang, schon flüchten sich andere in den Zwischenraum zwischen die beiden Treffen; aller Zusammenhalt ist gelöst; am festesten steht noch Schulenburg's eigenes Regiment. „Schimpf und Schmach", wettert der General, „vorwärts, vorwärts!" Arthur reitet an seiner Seite, die Reihen schließen sich wieder, und an der Spitze seines Regiments stürzt sich der General und sein Adjutant in schwunghaftem Ansturm auf die österreichischen Panzerreiter. Da gibt es einen ehrlichen Reiterkampf, Hammer und Amboß wie in der Schmiede Vulkan's; wuchtige Hiebe fallen von beiden Seiten; es rasselt wie dichter Schloßenfall auf Helme und Harnische; Reiter sinken unter die bäumenden Rosse. „Hoch Maria Theresia!" tönt der Sterberuf der stattlichen Kürassiere, „Hoch Friedrich!" der befeuernde Schlachtruf der Schulenburg'schen Dragoner. Mann gegen Mann ringt im Einzelkampf, und in diesem zusammenbrausenden Wetter von blitzendem Stahl und schnaubenden Rossen, in diesem Chaos der Massen, das für den Draußenstehenden nur eine endlose Verwirrung scheint, verbirgt sich der hundertfache Zweikampf der Iliaden. Der getroffene Dragoner greift noch zu seinem Carabiner und schießt den Feind in die Brust, und wie ein Feuerwerk des Todes sprüht es und knattert es unter der funkelnden Bewegung der gekreuzten Säbel hervor. Der Säbel eines Kürassiers, aufgefangen von Arthur's schleuniger Parade, streift noch dem General das Gesicht, doch dieser kümmert sich nicht um die leichte Wunde, Arthur hat in kühnem Kampf den Eisenreiter vom Roß gestürzt. Die Dragoner gewinnen vordringend an Terrain; noch ist nicht alles verloren!

Da braust und schnaubt es von neuem heran; die Husarenregimenter dringen den Schulenburgern in die Flanke in geschlossenem Ansturm, während zerstreut die Panduren bei dem Lärm ihrer türkischen Trommeln, von allen Seiten anschwärmend, ihre langen Gewehre abfeuern. Da erlahmt der Angriff der preußischen Reiter vor der Uebermacht; eine Kugel aus einem Pandurengewehr trifft Schulenburg ins Herz; sterbend glaubt er sich in den Schlachtlärm von Oudenarde und Malplaquet versetzt. Das sind sie ja, die Reiter des Prinzen Eugen, die er einst selbst ins Feuer geführt; jetzt brausen sie über ihn hinweg, die wilde Jagd des Todes, und ihm ist es, als neigte sich die Gestalt des kleinen Prinzen, die er so oft herbeibeschworen, über ihn mit den vorwurfsvollen Worten: „Warum gingst du ins Lager unserer Feinde?" Dann aber kam ein anderer, der alte König mit dem Stock und mit der Thonpfeife im Munde, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Armer Schulenburg!"

„Mollwitz, Sieg!" waren die letzten Worte des sterbenden Generals.

Arthur kämpfte heldenmüthig mit einigen Getreuen um die Leiche seines Generals ... vergebens! Wieder begann ringsum die haltlose Flucht, alles mit fortreißend ... wer konnte die Rosse halten oder bändigen, die in entfesseltem Lauf, eins dem andern ein wildes Beispiel, zurückjagten?

Da sah Arthur eine kleine Schar von Reitern sich wehrend gegen den Strom, aufhaltend, beschwörend. Dort auf dem gewaltigen Schimmel, in unvergeßlichem Augenblick, der König, die Züge bleich, das Auge verschleiert, merkwürdige Furchen ins Gesicht gegraben, wie gealtert um Jahre, angstvoll den Blick umherwerfend, als sähe er neben den Leichen von Roß und Reiter Krone und Scepter und sein Königreich auf dem Schlachtfelde liegen.

Schwankend zwischen Wuth und Verzweiflung, hielt er den flüchtigen Reitern seinen Degen vor. Alles vergebens! Noch war es nicht der Feldherr, der den Sieg an seine Fahnen gebannt hatte; es war nur der König; doch das Scepter allein wiegt nicht in der Wagschale der Schlachten; die Majestät erlosch hier in der brausenden Flucht, wie eine Fackel im Sturm.

„Alles verloren, Schlesien verloren!" rief Friedrich in dumpfer Verzweiflung.

„Retten Sie dem Preußenlande seinen König", sagte Schwerin, „verlassen Sie das Schlachtfeld! Noch lebt der alte Gott, und ich vertraue auf ihn!"

Zögernd sah Friedrich auf die vorüberjagenden Escadrons; eine Hoffnung nach der andern zerstäubte mit ihnen; er schüttelte stumm Schwerin die Hand und wandte seinen Schimmel, hinter sich den Musketen- und Geschützdonner der entbrannten hoffnungslosen Schlacht, im Herzen nur den einen, unausdenkbaren Gedanken: „Alles verloren!"

Der König und sein Gefolge kamen wie Schatten vom Schlachtfelde ... sie eilten mit verhängtem Zügel immer weiter in die Dämmerung, in die Nacht! Eine verlorene Krone — wer wird sie aufheben!

Arthur ritt neben Schwerin und bat um den Auftrag, die geschlagenen Reiter hinter der Reserve zu sammeln und dann auf den linken Flügel zu führen, wo Oberst von Posadowsky noch ungebrochen, ja unangegriffen mit seinen Reitern an den Niederungen des Laugwitzer Baches stand. Der Feldmarschall billigte den Plan und ertheilte ihm Ordres für die Commandeurs. Arthur flog den Reserven zu, die unter dem Commando des jungen dessauer Erbprinzen hinter den beiden Treffen hielten. Hier fand er bereits einzelne Escadrons der Reiter wieder gesammelt, wenn auch schwach an Zahl durch die vielen Versprengten, und eilte von einem Führer zum andern, sich seines Auftrags zu entledigen.

Nicht wechselnder ist der Wolken Zug und Beleuchtung um hohe Berggipfel, als das Bild einer Schlacht. Kaum hatte Friedrich den Kampfplatz verlassen, als der stürmische Anprall der österreichischen Reiter, nachdem sie auch die Batterien des ersten Treffens erobert und die Kanoniere niedergehauen hatten, plötzlich gebrochen wurde, gebrochen durch die eiserne Mauer der preußischen Grenadiere und ihren Todesmuth! Mitten unter den zerstäubten Reitern des linken Flügels standen die eingeschobenen Bataillone, unbekümmert um die Verwirrung von Roß und Reiter, um die Lücken, welche die fortgesetzten Escadrons zwischen ihnen offen gelassen hatten, und feuerten ihre Salven wie auf dem Exercierplatz in das bunte Reitergewölk der Steppen.

Da commandirt Winterfeldt seine Grenadiere; er achtet seiner Wunde nicht. Sie sparen das Pulver, bis der Reiterschwarm sich der ersten Linie nähert; dann bricht das Pelotonfeuer los und das gefällte Bajonnet empfängt die bäumenden Rosse. Fünfmal stürmen sie heran, die blitzenden Reitergeschwader. Fünfmal bricht sich die brausende Brandung an der unbezwinglichen Klippe, und die zerschellte Flut schäumt zurück. Der Tapfersten einer, empfängt der General von Römer die Todeswunde.

Da tönt der Trommelschlag der österreichischen Infanterie; sie rücken vor; Feind gegen Feind; ein Kugelregen hüben und drüben, endloses Pulvergewölk zwischen den Heeren, durch welches der Tod sich die Bahn bricht; doch verschwenderischer streut die preußische Muskete den Tod aus, und schon bauen die Oesterreicher sich Schutzwälle aus ihren Tornistern, hinter denen sie hervorfeuern; denn wer kann dem Kugelregen der preußischen Grenadierbataillone widerstehen?

Schwerin ermuthigt, hin- und herreitend, die Regimenter; die Schlacht ist zum Stehen gekommen; wird ein Sieg errungen, so schreibt ihn der bescheidene Held sich nicht selbst zu, sondern nächst Gott einem wackern Sieger, der auf dem Schlachtfelde nicht zugegen ist; dankbaren Sinnes denkt er des alten Dessauers, der dem preußischen Heere den eisernen Ladestock gegeben. Der eiserne Ladestock gegen den hölzernen — fünf Schüsse gegen zwei . . . das ist preußische Uebermacht, das ist Austrias Verhängniß!

Und sonst behaglichem Lebensgenuß ergeben, hadert heute der österreichische Feldherr in verwegenem Zweifel mit dem Gott der Schlachten; er fragt wie ein Schwarmgeist, der sich gegen des Himmels Fügung auflehnt, ob sie dem bessern Ladestock oder der gerechtern Sache den Sieg verleiht? Dem bessern Ladestock! . . . rasselt's von drüben durch die preußischen Bataillone, und Schuß auf Schuß gibt die Antwort.

Noch einmal, da seine Fußtruppen versagen und erlahmen, ruft Neipperg die Reiter ins Feuer, verstärkt durch einzelne Escadrons Berlichinger von seinem rechten Flügel; es gilt den letzten Todesstoß ins Herz der preußischen Bataillone. Noch einmal ein Ansturm mit gesammelter Kraft; noch einmal dröhnt die Ebene von den Rosseshufen und vom vielsprachigen Schlachtruf der Reiter aus allen Kronländern, der Nachkömmlinge der asiatischen Steppensöhne, der Magyaren aus ihren Pußten, der Kroaten von den Thalweiden der Mur, der Seressaner aus den türkischen Grenzlanden an der Donau. Wie ein Sturmwind jagt es durch die mollwitzer Ebene; doch da stehen sie fest im Boden wurzelnd, die zähen Brandenburger, die unerschütterlichen Pommern und die braven Preußen von den Bernsteinküsten, fest, wie einst auf demselben schlesischen Boden die deutschen Völker bei Wahlstatt den asiatischen Reitersturm der Mongolen brachen. Die Ladestöcke rasseln, die Salven schmettern; wie eine zum Tode getroffene Schlange zuckt der Reiterangriff zurück, und die Verwegensten, die mit geschwungenem Schwert sich dicht an die von Bajonneten starrenden Reihen wagten, taumeln durchbohrt mit ihren Rossen in den Staub.

Die Preußen feuern jetzt hinter einem Wall von Leichen, wie die Oesterreicher hinter einem Wall von Tornistern.

Die zurückgeworfenen Reiter sammeln sich in der rechten Flanke der Preußen: es gilt den letzten, verzweifelten Versuch, diesen in den Rücken zu fallen. Wieder wogt der Reitersturm aus der entgegengesetzten Gegend der Windrose heran; doch der junge dessauer Erbprinz hat scharfen Blick und schnelles Commando. Seine Regimenter machen Front gegen den heranrückenden Feind; auch hier begrüßt ihn die verderbliche Salve, und das doppelköpfige Heer der Preußen, starrend von Bajonneten hier und dort, sendet den Tod nach beiden Seiten aus.

Da fliegt die österreichische Reiterei nur noch wie ein wildes Flugfeuer im Rücken der Preußen umher; die Raublust der Panduren hat sich ihrer bemächtigt; sie verbrennen das preußische Gepäck, sie stecken die Kirche von Pampitz in Brand . . . und die rothe Flammenglut des brennenden Kirchthurms leuchtet über das Schlachtfeld und mischt sich am Himmel mit der Glut des hereinbrechenden Abends.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Moderne Sammelliteratur.

Kunstfertige weibliche Hände üben sich wol noch jetzt darin, gleich unsern Großmüttern aus den Resten seidener oder tuchener Gewänder bunte Decken zusammenzustückeln, deren einzelne Theilchen ganz kleine Quadrate oder Halbkreise vorstellen. Diese Quadratchen werden mit unendlicher Mühe Seite für Seite, Stück für Stück aneinander genäht — und nach langwieriger Arbeit ist eine Fuß- oder Bettdecke aus eitel Flicken zusammengesetzt, die nichts kostet, ausgenommen die darauf verwendete Zeit und allenfalls das Nähgarn. Dafür aber hat die fleißige Hausfrau die Genugthuung, zahllose sonst völlig unbrauchbare Reste, Lappen, Lumpen, kurz Stücke, die ganz werthloser Abfall sind, oder auch solche, die ihren Dienst anderweitig schon zur Genüge verrichtet haben und eigentlich in die Speicher einer Papiermühle gehörten, noch einmal verwendet — gleichsam „aufgewärmt“ zu sehen, wie einen kalt gewordenen Bratenrest, der zum zweiten male auf den Tisch kommt.

An solche Flickendecken gemahnen gewisse in der äußern Form wirklicher Bücher auftretende Afterbildungen, welche von fingerfertigen Literaten der Neuzeit massenweise auf den Markt geworfen werden. Genau besehen, sind es gar keine Bücher, so wenig wie jene Stückeleien wirklich Decken sind. Wenn ein Faden reißt, so fällt die ganz Herrlichkeit in ihre Atome auseinander — nämlich i. alte Fetzen.

Diese Sammelliteratur ist in ihrer unerhörten Aus dehnung erst ein Erzeugniß der Neuzeit, nämlich ein Folge der so überwuchernden Journalliteratur, und leid ganz danach angethan, die gedeihliche Fortentwickelung u

seres literarischen Lebens auf das allerschwerste zu schädigen. Durch die jetzt beliebte Art, eine Reihe verschiedener Aufsätze, die bei den heterogensten Gelegenheiten, aus völlig unter sich zusammenhangslosen Ursachen entstanden und an Orten, die oft in ihrer Tendenz ganz voneinander abweichen, zuerst gedruckt sind, unbesehen gleichsam in Einen Topf zu werfen und — indem man die einzelnen Artikel, mögen sie nun zueinander passen oder nicht, schlankweg hintereinander abdruckt — als „Buch" auszubieten, gibt man Kunde, daß ein Werk keineswegs aus innerer Nöthigung entstanden sei, sondern dem Bedürfniß des Verfassers entspringe: entweder seinen Finanzen durch ein nochmaliges Honorar aufzuhelfen, oder das Verzettelte, zu Nutz und Frommen seines literarischen Vaters, unter Einen Hut gebracht zu sehen. Letzteres Motiv weist uns von selbst auf die Affenliebe solcher literarischen Väter hin, welche ihre Erzeugnisse für so schön, so herrlich, so bedeutend halten, daß sie es ihnen nicht glauben anthun zu dürfen, die armen Dinger in der wogenden und schwindenden Flut der Tagespresse umkommen zu lassen. Nein, die süßen Kinder müssen gerettet und gleichsam ins Trockene gebracht, die Menschheit durch ein dickleibiges Buch voll unnützen Krams beglückt, dadurch der Büchermarkt von Erscheinungen beengt und überbürdet werden, die wahrhaft verdienstlichen Erzeugnissen den Raum wegnehmen, und die ferner dem Käufer — der sich denn doch nicht gern in die Kategorie der Wiederkäuer stellen läßt — ganz den Appetit verderben, sodaß er zuletzt selbst gegen wirklich Gutes mistrauisch wird: alles das, weil die liebe Eitelkeit die eigenen Preßerzeugnisse für so bedeutend hält, daß sie alle die genannten Uebelstände als dagegen gar nicht in Anschlag kommend ansieht.

Neben dieser, jeder ehrlichen Selbstkritik so traurig Hohn sprechenden krankhaften Eitelkeit beweist aber auch die moderne Sammelliteratur gleichzeitig noch eine andere Eigenschaft, die noch wundersamer zu beobachten ist. Der Autor nämlich, der es für nöthig hält, seinen Erzeugnissen erst gleichsam dadurch Dauer zu geben, daß er sie in Buchform bringt, desavouirt ja damit selbst durch diese zweite Wiedergabe den Ort, wo die erste erfolgte! So z. B. ist es ein seltsames Schauspiel, zu sehen, wie manche Leiter und Herausgeber neuer Wochenschriften die eigenen, von ihnen selbst gegründeten Blätter dadurch indirect als vergänglich und von keineswegs dauerndem Werthe zu bezeichnen scheinen, daß sie sich beeilen, die Aufsätze, welche sie dort hatten drucken lassen, kaum nach deren erstem Erscheinen in Buchform wieder abzudrucken.

Tritt nun der Fall ein, daß jemand aus Zeitschriften, zu denen er nur das Verhältniß eines Mitarbeiters hat, wiederum zusammenträgt, was er soeben dieser Zeitschrift erst geliefert hat, so muß man sich über die Taktlosigkeit wundern, die durch ein solches Thun ganz deutlich sich kundgibt: „Dich, Zeitschrift, habe ich nur als Mittel zum Zweck benutzt; der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan!" — Wer wird denn noch so thöricht sein, auf Zeitschriften zu abonniren, wenn er sich überzeugt halten kann, wenige Wochen später das Material derselben in Buchform vor sich liegen zu sehen?

Bekommt durch das Ueberhandnehmen der Fabrikation solcher Sammelbände die Literatur allgemach das Ansehen einer Trödelbude, in der alte Sachen feilgeboten werden; scheut sich sogar ein angeblich auf Hebung der Literatur abzielender, pomphaft auftretender „Verein" nicht, mit Vorliebe dergleichen literarische Flickendecken, zusammengestoppelt aus Papierkörben, Notizbüchern und Excerptenheften, unter seine schützenden Flügel zu nehmen; sehen wir sogar unsere ersten Schriftsteller, Männer, die wahrlich mehr Gefühl für die Ehre der doch auch von ihnen mit vertretenen heiligen Sache des vaterländischen Geisteslebens haben sollten, als daß sie dieselbe durch Appretirung wiedergekäuter Speise schädigen — sehen wir sogar diese, deren Honorare sich nach Zehntausenden berechnen lassen, um lumpiger paar Thaler willen zum Judas Ischarioth an der Keuschheit ihrer Muse werden: dann ist es wol hohe Zeit, ein ernstes Warnungswort zu rufen, damit Autoren und Verleger sich einmal besinnen und sich die Frage vorlegen: wie weit es denn auf der eingeschlagenen Bahn eigentlich gehen soll, und wohin wir zuletzt mit dieser Richtung kommen. Schon weist — wie noch jüngst d. Bl. gelegentlich der Wiedergabe englischer Urtheile über die deutsche Literatur dargethan haben — das Ausland mit berechtigtem Hohne auf den Schacher, den die „Dichter und Denker" des deutschen Volkes mit ihren geistigen Erzeugnissen treiben; schon ist es so weit gekommen, daß besonnene Bücherfreunde sich scheuen, neue Erzeugnisse ihren Bibliotheken einzuverleiben, weil sie nicht das Geld für Bücher ausgeben mögen, die sie als solche sich selbst herstellen können, indem sie in ältern Jahrgängen beliebter Unterhaltungsblätter die einzelnen Aufsätze nachlesen. Und wie kann die erste Bedingung jedes guten Buches: daß es ein Kunstwerk sei, harmonisch, wohl übersichtlich, schön gerundet — durch ein Flick- und Stückelwerk erfüllt werden? Es liegt aber auf der Hand, daß zusammengeflickte, kunstlose Bücher durch die Verworrenheit ihrer Erscheinung auch das ästhetische Urtheil verwirren; das Publikum gewöhnt sich an die Lumpen und Fetzen, und ehe man sich dessen versteht, haben unsere literarischen Trödelkrämer aus dem stolzen weiten Mantel unserer Literatur eine Flickendecke gemacht, die aus werthlosen Lappen besteht. Daß diese Befürchtungen nicht übertrieben sind, daß es insbesondere nicht grundlos ist, wenn man behauptet: der schnöde Schacher mit dem literarischen Gut führe zu ästhetischer Verwilderung, das beweist der Umstand, daß diese modernen Bücherfabrikanten sich nicht mehr an den ernsten, hohen Sinn empfänglicher Leser, nicht mehr an die liebevoll zu weckende Theilnahme Gebildeter am literarischen Schaffen wenden, sondern daß sie naiv die ästhetisch verdammenswerthe Maxime predigen: „Stückweise geschriebene Arbeiten wollen auch gelesen sein, wie sie geschrieben wurden — stückweise!"

Fort mit dem alten Zopf von Einheit eines Grundgedankens; hinweg mit dem überlebten Unsinn: die schöne Seele in schöner Form auszusprechen! „Stückweise Büchermacherei" — so lautet jetzt die Parole, die wahrlich trostlos genug klingt.

Daß niemand das Kind mit dem Bade ausschütten soll, braucht dabei wol nicht gesagt zu werden, aber im

ganzen werden die Fälle nicht allzu häufig sein, wo wirklich eine innere Nöthigung zu den jetzt so heillos überwuchernden Sammelbänden — nennt doch Holtei ein so geschmackloses Elaborat selbst „Simmelsammelsurium" — vorliegen könnte. Kein Collaborator braucht die dem ermüdeten Gehirn gewaltsam abgequälten tausend Gedanken der Welt mitzutheilen; was er weise verschweigt, zeigt nicht nur den Meister des Stils; und unsere Classiker selbst waren durchaus nicht durchdrungen von der Erhabenheit jedes Einfalls, den sie einmal gehabt; fast funfzig Jahre verstrichen nach dem Tode eines Goethe, bevor viele von dessen kleinern Aufsätzen einer Gesammtausgabe seiner Werke einverleibt wurden. Höchstens bei geradezu als Actenstücke sich einführendem, der wissenschaftlichen Forschung als Unterlage dienendem Material, insofern dieses zufällig nicht sogleich in einer Fachzeitschrift auftreten konnte, möchte eine Ausnahme zu machen, z. B. nichts dagegen zu erinnern sein, wollte jemand verzettelte geschichtliche oder literarhistorische Documente nach längerer Frist vereinigen, die vorher etwa an Orten zerstreut standen, wo man sie so leicht nicht sucht oder die sehr schwer zugänglich sind.

Dieser letztere Gesichtspunkt nun fehlt allen Werken, die wir heute zu betrachten und welche den äußern Anstoß gegeben haben, die moderne leichtfertige Art, Sammelliteratur wie Flickendecken zu fabriciren, einmal scharf ins Auge zu fassen. Sie sind unnütz, diese Werke; das ist das Mildeste, was man über sie sagen kann — und damit sind sie gerichtet.

1. Allerlei Gereimtes und Ungereimtes von William Spindler. Berlin, Staude. 1873. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Vom Schlechten ist dies das Schlechteste. Hier gilt das „si tacuisses" im vollsten Umfange. Naiv ist das Bekenntniß der Vorrede: „Wenn's (nämlich das Buch) dem einen oder dem andern sonderlich (d. h. absonderlich) vorkommen sollte — nun, so hat's mir doch selbst Spaß gemacht." Recht hübsch; aber dann lasse William Spindler sein „Gereimtes und Ungereimtes" als Handschrift für Freunde drucken. In den Handel gehört es nicht. Es ist ein Stückel- und Lappenwerk von rein zufällig nebeneinandergerathenen gereimten und reimlosen Ungereimtheiten, denen beim redlichsten Willen weder Interesse noch Geschmack abzugewinnen ist. Die Gedichte, deren größter Theil, als unter Verhältnissen entstanden, welche sich der Beurtheilung, ja selbst der Erkenntniß jedes Dritten entziehen, vollkommen unverständlich bleibt, sind recht mittelmäßig; die Uebersetzungen zum Theil unfreiwillig komisch; die prosaischen Arbeiten ermangeln des Schliffs; die „Lumpenfahrt" mit ihrem gezwungenen Humor kann nur Widerwillen erregen. Noch nicht dagewesen ist wol höchstens der Einfall, politische Flugblätter, Wahlmanifeste, Programme, kleine, lediglich dem Tage dienende Zeitungsartikelchen in einem „Buche" zu vereinigen; wird man nun gewahr, daß deren ursprüngliche Quelle meistens die selig entschlafene „Zukunft" gewesen, sieht man die Widmung des „Buchs": „An Dr. Johann Jacoby in Königsberg in Preußen", einen „öffentlichen Charakter, der unter allen zumeist geachtet, geschätzt und geliebt wird" von William Spindler (wie dieser betheuert), dann kennt man sogleich den politischen Standpunkt, auf dem jene Zeitungsausschnitte stehen. Es ist der radicalste. Sowenig man nun verkennen wird, daß Jacoby um Preußens politische Entwickelung Verdienste hat, sowenig wird man mit jemand über seinen politischen Standpunkt rechten wollen. Da indessen in Spindler's Buche des bekannten „Protestes" von Johann Jacoby gegen die Vereinigung Elsaß-Lothringens mit dem Deutschen Reiche (14. September 1870) gedacht wird, so muß denn doch einmal ausgesprochen werden, was mit gehöriger Wucht wol schwerlich schon einmal irgendwo gesagt worden ist, daß nämlich unter allen Vorkommnissen des Herbstes 1870 schwerlich eines so entscheidenden Einfluß auf den ganzen Gang des Kriegs geübt hat wie jener „Protest" Jacoby's. Nachdem das Kaiserreich bei Sedan zusammengebrochen war, hätte weder Gambetta's Flucht aus Paris, noch dessen großartiges Organisationstalent, noch der „élan" der französischen Bevölkerung, noch der Ehrgeiz der Generale, oder der höchst zweifelhafte Kampfesmuth der desorganisirten Armee für sich allein eine nachdrückliche Fortsetzung des Kriegs bewirkt, wenn nicht den Franzosen ein unerwarteter Bundesgenosse erstanden wäre in jenem königsberger „Patrioten", der unzweifelhaft von der Tragweite, die seine Worte nicht innerhalb Deutschlands hatten, sondern die man außerhalb Deutschlands ihnen beilegte, keine Vorstellung gewann. Denn kaum war dieser „Protest" bekannt geworden, als die Franzosen, die ihn ernsthaft nahmen, in einer Weise daraus Kapital schlugen, die zwar nur möglich war bei ihrer groben Unkenntniß aller *thatsächlichen* Verhältnisse, die aber dennoch mehr als irgendetwas zu der unglaublichen Opferfreudigkeit gerade des französischen Südens beitrug. Denn die Franzosen zogen diese Schlußfolgerungen: „Da von einem Vertreter der Bürgerschaft der preußischen Königs- und Krönungsstadt, einem Landtagsabgeordneten, einem Landsmanne Kant's, dem illustre penseur du Nord Mr. Jacoby, feierlich gegen die Einverleibung Elsaß-Lothringens protestirt wird, so ist diese Einverleibung lediglich ein Wunsch der Militärpartei; es gilt also, deren Ansichten mindestens hinzuhalten, bis etwa jene Bürgerpartei Ansehen genug gewonnen hat, uns selbst zu Hülfe zu kommen."

So griff man aufs neue zum Schwerte, und man that, vom französischen Standpunkte aus, ganz recht daran; unsere Nachbarn, deren Geringster, geistig Unmündigster doch immer erfüllt ist von glühendster Vaterlandsliebe, dem sein Frankreich über alles geht — unsere Nachbarn konnten allerdings keinen Maßstab dafür, ja nicht einmal eine dunkle Ahnung davon haben, wie es möglich sein könne, um doctrinärer Principien willen einem stolz dahineilenden Siegeswagen in die Speichen fallen und aus Liebe zu Axiomen und Theorien die denkbar unpraktischste Politik verfolgen zu wollen. Wenn — so sagten die Franzosen, und mit dem größten Rechte! — wenn es Deutsche gibt, die zur Blütezeit deutscher „gloire" ihre Stimme gegen die Consequenzen eben dieser „gloire" erheben, dann wird es nur des geringsten Glückswechsels bedürfen, um ganz Deutschland zu bewegen, von jener Forderung der Grenzländer abzustehen und unter billigen Bedingungen Frieden zu schließen, und so strengten sie alles an, um diesen Glückswechsel herbeizuführen.

Um zuletzt noch etwas Lobenswerthes an dem „Allerlei" hervorzuheben, so ist dies der beigegebene Stahlstich eines Männerkopfes. Obgleich nun freilich der Dargestellte, indem er keinerlei Unterschrift unter das Bild hat setzen lassen, damit scheint andeuten zu wollen: dieser Abgebildete sei so bekannt wie etwa Schiller, Beethoven oder Bismarck, so ist diese stillschweigende Voraussetzung doch irrig. Man kann also nur muthmaßen, daß das Original entweder der Verleger des Buchs, Elwin Staude, oder dessen Verfasser sei; für letztere Annahme spricht wol das selbstzufriedene Lächeln, welches auf dem Stahlstich-Antlitze schwebt und welches sehr gut zu der Versicherung William Spindler's paßt: sein Buch habe ihm „doch selbst Spaß gemacht".

2. Feldrosen. Gedichte, Novellen, Erzählungen und Skizzen von Johann von Hradisch. Neutitschein, Enders. 1874. 8. 3 M.

Von allen heute zu besprechenden Büchern tritt dieses am harmlosesten und liebenswürdigsten auf. Es ist nicht viel, will aber auch nichts sein. Man möchte es wie „für die reifere Jugend" berechnet betrachten. Ein großes schriftstellerisches Talent leuchtet aus keinem der Blätter dieser „Feldrosen" hervor, aber ein freundliches, wohlwollendes Gemüth, dem man nicht gram sein mag, da es nicht aufdringlich ist. Mehr ist von diesem Buche nicht zu sagen; irgendwelchen Eindruck macht es weder im Guten noch im Bösen.

3. Kleinere Schriften von Ludwig Steub. Dritter Band: Tirolische Miscellen. Vierter Band: Altbairische Miscellen. Stuttgart, Cotta. 1874—75. 8. 11 M.

Es sind zum Theil Buchrecensionen, die in den Jahren 1841—74 entstanden und hier wieder abgedruckt sind, zum Theil Skizzen, die man in der „Gartenlaube" u. s. w. nachlesen kann. Irgendein organischer Zusammenhang besteht zwischen dem Einzelnen so wenig, daß der Herausgeber und Verfasser im Vorwort zu Band 4 selbst sagt:

> Das Material, das mir zu diesen „Kleinern Schriften" vorlag, ließ sich in die beabsichtigten vier, nach vier Kategorien herzustellenden Bändchen nicht ganz ebenmäßig vertheilen. Um nun die vorausgehenden in ihrem Umfang möglichst gleichzuhalten, wurde manches Hauptstück, das eigentlich zu den „Altbairischen Miscellen" gehörte, diesen entzogen und früher verwendet. So stehen z. B. im zweiten Bändchen unter den literarischen Aufsätzen mehrere Arbeiten, welche sich auf bairische Dinge beziehen und daher in diesem letzten wenigstens ebenso gut Aufnahme finden konnten als dort. Durch solche Aushebungen wurde aber der Vorrath für das vierte Bändchen so geschmälert, daß seine Bogenzahl hinter der seiner Vorgänger merklich zurückgeblieben wäre, wenn ich nicht die Abhandlungen über die deutschen Familiennamen und über Corssen's Etruskersprache hier eingelegt hätte, welchen allerdings auf die Gesellschaft, in der sie sich jetzt befinden, eigentlich kein Anspruch zusteht, da sie mit den „Altbairischen Miscellen" nur die Person des Verfassers gemein haben.

Man sieht, was für Rücksichten auf die Entstehung dieser kleinen Bände eingewirkt haben. Es ist eine Literatur, die den Winkelhaken des Setzers zur Richtschnur nimmt, und es scheint, als ob heutzutage die Bücher nach der Elle gemessen würden. Zu irgendeinem Genuß während der Lektüre kommt man eben deshalb nicht, weil man nie zu einer auch nur halbwegs einheitlichen Stimmung kommt. Doch soll nicht verschwiegen werden, daß neben den allermeisten, der Aufwärmung in erschreckendem Maße unwerthen Dingen doch auch ein niedlicher Aufsatz — der über die Zillerthaler — zu nennen ist, in welchem man freilich auch einen bewährten Bekannten aus einem Unterhaltungsblatte begrüßt.

4. Zeiten, Völker und Menschen, von Karl Hillebrand. Zweiter Band: Welsches und Deutsches. Berlin, Oppenheim. 1875. Gr. 8. 6 M.

Einen so geistreichen Kopf wie Karl Hillebrand sich auf so fahlem Pferde herumtummeln und ebenfalls in Lappenliteratur machen zu sehen, hat doch etwas recht Betrübendes. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert — in unserm Falle aber kann Hillebrand leider nicht als der fromme und getreue Knecht gelten, der mit seinem Pfunde nach rechter Art gewuchert habe. Was soll man dazu sagen, wenn man es offen ausgesprochen findet: wie die vorkommenden Wiederholungen und Widersprüche — „welche bei solchen von Monat zu Monat, oder gar von Woche zu Woche gelieferten Aufsätzen kaum vermeidlich sind" — ausdrücklich deshalb nicht ausgemerzt worden seien, weil es dem Verfasser „nicht darauf ankomme, seine Consequenz oder seinen Reichthum an Gedanken und Kenntnissen zu zeigen"? Schreibt man denn Bücher, um sein Licht unter den Scheffel zu stellen?

Und nun — das Stückelwerk der einzelnen Artikel! Diese sich häufenden Wiederholungen, diese oft unvereinbaren Widersprüche, diese ersichtliche Sucht, „pikant" schreiben zu wollen, möge die Wahrheit dabei auch sehen, wo sie bleibe! „Es liest sich gut, und wer ein Zeitungsfeuilleton in die Hand nimmt, will unterhalten sein, aber nicht nachdenken", dies scheint die Meinung des Verfassers bei vielen seiner Aufsätze gewesen zu sein, und solange diese nicht über das unterste Stockwerk politischer Blätter hinauskamen, mochte es gut sein. In einem „Buche" aber ruft der Leser alle Augenblicke sein „Oho"! und möchte dem Autor auf die Finger klopfen: „Mit Verlaub!" So z. B. wenn Hillebrand die Bestrebungen derer, welche die deutsche Sprache von Fremdwörtern reinigen möchten, auf spottwohlfeile Weise ins Lächerliche zieht; wenn er einen Aufsatz über die neueste deutsche Memoirenliteratur mit dem einfach aus der Luft gegriffenen Satze beginnt: dieselbe habe „lange im Argen gelegen", u. s. w. Es kann hier nur angedeutet, nicht ausgeführt werden, wie unendlich vieles bei Hillebrand zum entschiedensten Widerspruch herausfordert: so z. B. muß auch die wenig pietätvolle Art befremden, wie er mit D. F. Strauß umspringt. Man kann denselben wissenschaftlich bekämpfen, und der „Alte und neue Glaube" hat ja der Gegner genug, man kann aber nicht von ihm reden, als sei er der Reporter eines Winkelblattes.

So bleibt denn in der That wenig oder nichts Gutes an „Welsches und Deutsches"; zu diesem aber möchte der Aufsatz zu rechnen sein, der gegen G. G. Gervinus zu Felde zieht, obwol auch dieser einigermaßen einseitig und schroff gehalten ist, wie denn überhaupt die wiederholt beobachtete Manier auffällt, irgendeinen Ausspruch nur recht unumstößlich einzukleiden, die Beweisführung aber einfach zu ersparen. Gedankenlosen Leuten mag durch

solche Unfehlbarkeits-Allüren Sand in die Augen gestreut werden; sieht man aber genauer zu, so entdeckt man, wie allerdings ein großes Wort gelassen ausgesprochen, das Richtige aber damit noch lange nicht gesagt ist.

So kann denn zum Schluß nur das Bedauern wiederholt werden, daß ein Karl Hillebrand nicht zu stolz gewesen ist, so ungenügende Waare auf den Markt zu bringen.

Hermann Uhde.

Naturwissenschaftliche Reiseskizzen.

Wandertage eines Naturforschers. Von F. Ratzel. Zweiter Theil: Schilderungen aus Siebenbürgen und den Alpen. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 5 M.

Es ist lange her, daß wir den ersten Theil dieses vortrefflichen und anregenden Buchs anzeigten, eigentlich schon Jahr und Tag, da unsere Anzeige in Nr. 17 d. Bl. f. 1874 erschien. Wir haben somit fast mehr Zeit für die Anzeige des zweiten Bändchens gehabt als der Verfasser, welcher unterdeß einen ganzen Continent (Nordamerika) von dem einen Ende bis zu dem andern, von Neuyork bis nach Californien, durch den Süden der Vereinigten Staaten und bis Mexico, durchreiste. Es lag aber größtentheils nicht an uns, so spät zu kommen. Die Gründe sind gleichgültig, wenn wir nur überhaupt kommen, nachdem der Verfasser seine Vorrede bereits am 12. November 1873 zu Boston geschrieben hatte. Daß wir aber noch so spät dennoch kommen, hat seinen guten Grund darin, weil es Verfasser und Buch verdienen, auch nach diesem zweiten Theile besprochen zu werden; um so mehr, als es sich um so anregende Stoffe handelt, wie es Siebenbürgen und die Alpen sind. Siebenbürgen ist in vielfacher Beziehung ein deutsches Schmerzenskind; doch wer kennt es bei uns? Wer weiß es denn, daß in diesem prächtigen Alpenlande „an der Schwelle der Christenheit" noch 200000 Seelen fränkischer, niederrheinischer Abkunft und evangelischen Bekenntnisses in etwa 300 verschiedenen Gemeinden leben, unter denen sich selbst städtische von Bedeutung finden, deren Wurzeln bis in das 12. Jahrhundert zurückdatiren? Wer kennt denn das wechselvolle Schicksal dieses „siebenbürger Sachsenvolks", dessen Urahnen von Geisa II. (1141—61) oder Geyza, dem ungarischen Könige, in das Land gerufen wurden, um hier auf freiem Grund und Boden eine Cultur zu schaffen, welche sich als die beste Schutzwehr gegen die Barbarei benachbarter Völker erweisen sollte und auch erwies? Wer die heutige Exclusivität der Magyaren auch gegen die Abkömmlinge dieses alten Culturvolks kennt, womit sie nur den rumänischen Völkern in die Hände arbeiten, der weiß auch, wie schmählich das heutige Ungarn gegen einen deutschen Volksstamm wüthet, der nach dem Ausspruche eines edeln Ungarn, nämlich des Grafen Alexis Bethlen, durch sein politisches Gewicht, durch sein Beispiel der orientalisch-willkürlichen Gerichtsbarkeit Einhalt that, die ersten Grundsätze der Ordnung, Emsigkeit, Sittlichkeit und Polizei einführte, die Lust zu Gewerben und Handel weckte, Wohlstand und Aufklärung begründete, Sinn für Künste und Wissenschaften und damit eine edlere Gesellschaft schuf. Wer, wie der Referent, sich noch der Zeit erinnern kann, wo Siebenbürgen unsern deutschen Universitäten seine stolzen und frischen Söhne massenhaft zusendete, um aus dem alten Mutterlande nach wie vor seine geistige Nahrung zu beziehen, der müßte schon deshalb eine tiefere Sympathie für einen Volksstamm haben, der selbst nach so wechselvollen Schicksalen, selbst nach den greulichen Türkenkriegen bis herauf zu der Kossuth-Görgey'schen Erhebung noch heute dem alten Culturberufe treu blieb, obwol er von Szeklern und walachischen Stämmen umringt ist. Alles das fällt aber um so schwerer ins Gewicht, als das Land selbst, ein echtes Hochland, schon an sich eine eigenthümliche Anziehungskraft für uns haben muß. Denn ein Alpenland mitten in den weiten Ebenen Südost-Europas, nach allen Seiten durch hochragende Gebirge von seiner Umgebung abgeschlossen, nur von wenigen dem größern Verkehr zugänglichen Pässen durchsetzt, und doch mit einer so musterhaften deutschen Bevölkerung inmitten von Wald und Weide, die außer der Viehzucht und dem geringen Ackerbau sich vornehmlich der Industrie befleißigt, worauf sie von dem Lande hingewiesen ist: ein solches Land muß wol schon von vornherein unsere besondere Theilnahme erwecken. Bisher freilich ist dieselbe bei uns kaum gepflegt worden; höchstens daß die Deutschböhmen, wie wir aus dem „Deutschen Volkskalender des Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag" für 1873 ersehen, ihre Stimme für einen Volksstamm erhoben, der in einer ähnlichen Lage sich befindet wie die Deutschböhmen unter den Czechen. Aus diesem Grunde ist es gewiß für uns sowol als auch für das siebenbürger Sachsenvolk verdienstlich, aus der Feder eines so scharfblickenden Beobachters, wie Friedrich Ratzel es ist, Skizzen über Siebenbürgen zu erhalten, die in frischer, freier, fröhlicher Stimmung uns weniger über Land und Leute trocken belehren, sondern angenehm unterhalten wollen. Ob es dem betreffenden Volksstamme nützen werde, ist eine müßige Frage; wir glauben einfach, daß es auch eine öffentliche Völkermeinung gibt, welche über alles zu Gericht sitzt, was das eine Volk an dem andern sündigt, und wir würden ja Beweise über Beweise beibringen können, daß auch in dieser Beziehung der Fortschritt der Menschheit erkenntlich ist, wenn er auch allmählicher geschieht als durch die Appellation an das Faustrecht.

Sechzehn einzelne Skizzen über Siebenbürgen, welches der Verfasser im Jahre 1871 zum zweiten male besuchte, vermitteln uns in dieser Weise die Kenntniß von Land und Leuten daselbst. Nicht etwa indem wir eine geographische Beschreibung derselben erhalten, sondern indem uns d Verfasser das Bemerkenswertheste des Landes in der vo ihm erlebten Stimmung vorführt. Ein „Ueberblick" üb die Lage und Geschichte Siebenbürgens erleichtert dies Mit Vergnügen begleitet man dann den Verfasser in „D Kohlenbecken des Schielthals"; denn die hier angehäuft Naturschätze, Kohlen und Eisen, beginnen bereits, d Land aus seiner jahrhundertealten Isolirtheit heraus

reißen. Eine Eisenbahn, die schon jetzt in der Linie Piski-Petroseny der Walachei zuführt, wird über kurz oder lang das Land an die Donau bringen und damit die ganze deutsche Kraft der Einwohner aufs neue wecken, die slawischen Stämme in die allgemeine Bewegung hineinziehen und so eine Gegend aufschließen, die nach dem Verfasser bei seiner Lage von 2000 Fuß über Meer eine der reizendsten ist, die man sich denken kann; um so mehr, als Fels und Laubwald eine reiche Ornamentik bedingen, Strell und Schiel als reiche Wasseradern eine große Bewegung, mancherlei Trümmer von römischen und antitürkischen Befestigungen auch den Geist der Geschichte darin wachrufen.

Eine „Wanderung im Hunyader-Gebirge" ruft letztern ganz besonders in die Erinnerung durch das Andenken an die furchtbaren Kämpfe mit den Türken auf der Ebene von Broos, bis herauf zu dem Revolutionskriege von 1848—49 mit ihren grauenhaften Blutscenen. Der Verfasser glaubte sich der Scenerie nach entweder in dem deutschen Schwarzwalde oder in dem Odenwalde zu befinden. Der Laubwald steigt bis fast an 4000 Fuß empor, um bis 5400 Fuß dem Nadelwalde Platz zu machen. „Die deutschen Einwanderungen" führen uns in kurzer Skizze die Geschichte der deutschen Colonisation vor, während die Skizze „1848—52" die traurigen Geschicke des Landes in und nach der Revolutionszeit der Ungarn so weit erzählt, daß man die socialen Streiflichter, welche der Verfasser wiederholt einflicht, nur mit inniger Theilnahme genießt. „Im Haferlande" befinden wir uns nicht nur in dem siebenbürgischen Bauernparadiese, sondern gleichsam in dem Hügellande des nördlichen Baden, das, noch voll von alterthümlichen Gebräuchen und Sitten, uns ganz nach Deutschland versetzt. Dieses Gefühl steigert „Hermannstadt, die deutsche Hauptstadt Siebenbürgens", auf seine höchste Höhe, und auch „Die Pfarrer des Sachsenvolks" sorgen dafür, daß es nicht erkalte. Selbst die „Wanderungen im Burzenlande", dem reizendsten Fleck Erde in ganz Siebenbürgen, dem Deutschthum durch den Deutschen Ritterorden seit 1211 gewonnen, und „Kronstadt", die Herrscherin der ganzen Landschaft, werfen uns nicht aus unsern deutschen Träumen, und es ist darum auch wohlthuend, in der Skizze „Alterthümliches" zu lesen, wie noch in einem so versteckten Winkel der Erde die deutsche Volksseele, wenn auch auf neuem Grunde, ihre Sagen, Märchen und Volkslieder in dem Mutterlande verwandter Weise weiter spinnt. Um so greller ist der Miston, der nur durch die Mittheilungen über das Leben und das gewaltsame Ende des Pfarrers und Volksschriftstellers „Stephan Ludwig Roth" während der Revolutionszeit in diese Idylle hineinklingt, deren zarten Hauch ungarischer Sprach- und Nationalitätenkampf unverständig genug antastete. „Das Rodnaer-Thal" und „Die Bestei-ng der (7218 Fuß hohen) Kuhhornspitze" sind die bei-n letzten Skizzen, die uns einestheils an die interessante chwelle der nordsiebenbürgischen Militärgrenze, andern-ils auf den höchsten Berg der nordsiebenbürgischen Kar-ten geleiten.

Niemand wird diese geistvollen Skizzen, welche die ückliche Mitte zwischen Schilderung und Anschauung ten, ohne Theilnahme aus der Hand legen.

Es gehörte darum auch in der zweiten Hälfte des Buchs ein ebenbürtiger Stoff dazu, um das gewonnene Interesse für den Verfasser nicht wieder herabsinken zu lassen. Höchst angenehm wendet es sich in den Alpenbildern sofort nach Sölden im Oetzthal, wo sich der Verfasser ein Jahr später (1872) befindet, oder nach Ranalt im obern Stubaithal, wo der Verfasser einen Regentag zu verleben hatte. Um diese beiden Orte sowie um Vent im Oetzthal bewegen sich die vier ersten Skizzen: „Das Hochgebirge", „Ein Regentag", „Der Vernagtferner", „Schneelinie und Gletscher", alle an Ort und Stelle geschrieben. Man sieht es ihnen an, daß sich der Verfasser auf diesen Wanderungen keine Notizen machte, sondern nur die allgemeinen Eindrücke in sich aufnahm, welche diese wohlbekannten und doch immer so neuen und großartigen Alpenlandschaften auf jeden Naturfreund machen müssen. Freilich sind sie so verschieden wie die Wanderer in ihrer Individualität selbst, und darum prägt sich auch in den Ratzel'schen Skizzen seine ganze eigenthümliche Natur aus, die weniger an dem Besondern als an dem Gemeinsamen, wir möchten sagen Allgemeinmenschlichen in der Natur Gefallen findet. Das ist der Grundton seiner Stimmung, der folglich ein philosophisch-poetischer ist. Nichtsdestoweniger hat er auch einen Blick für das Besondere, soweit es ein Allgemeineres ist, und er weiß diese Beobachtungen so glücklich in seine Bilder zu verflechten, daß dieselben auch einen greifbaren Inhalt in sich tragen. Hierdurch erreicht er, allen verständlich und anziehend zu werden: ein Erfolg, der bei dem Vorwalten irgendeiner Lieblingswissenschaft ausgeschlossen bleibt. Wie sehr aber diese Art und Weise Fleisch und Blut bei dem Verfasser ist, zeigen die „Gletscherforschungen", aus München datirt, „Thäler und Seen im Gebirge", aus Sonnenberg bei Zürich datirt, und „Aus der Alpengeschichte", mit gleicher Datirung. Sie alle drei sind Anschauungen im großen und ganzen und doch voll lehrreichen Stoffs. Mühelos kommen dem Verfasser die Gedanken im Angesichte der fraglichen Gegenstände, mühelos spinnen sie sich fort, weben sie sich ein in seinen naturwissenschaftlichen Aufzug, und darum haben diese Skizzen etwas Leichtes an sich; man sieht ihnen an, daß sie, weil der Verfasser noch ganz von seinem Stoffe erfüllt war, fast mit Flüchtigkeit hingeworfen sind. Er wägt nicht ab, sondern die Gedanken kommen von selbst und kommen als die rechten zur rechten Zeit, und unversehens liegt eine vergeistigte physikalische oder geologische Skizze vor ihm, die auf den Leser um so wohlthuender wirkt, als alles ganz absichtslos erscheint. Diesen eigenthümlichen Zauber, diese eigenthümliche friedliche Stimmung des Verfassers empfehlen wir unserm Leserkreise mit Betonung.

Bei der „Gotthardreise im Winter" (1873) sollte uns billig ein Gruseln überkommen. Liest man aber erst die brillante Einleitung „Ueber den Albis nach Zug", so wird einem schon auf den ersten drei Seiten ganz warm zu Muthe, und gern begleitet man den Verfasser nun auch weiter „Von Zug nach Brunnen", „Von Brunnen nach Altorf" und, wenn es auch eben zu schneien beginnt, „Das Reußthal hinauf" nach Andermatt, um uns dann mit ihm „Auf der Paßhöhe und der Fibbia" in das Gasthaus zum Monte-Prosa, dem Hospiz gegenüber, einzuquartieren und

endlich auf der bekannten Straße über Airolo „Das Tessinthal hinab" in die lachende Gebirgsmulde von Bellinzona zu wandern. Diese sechs Skizzen tragen ganz den Charakter der vorigen an sich, und wer die betreffenden Gegenden selbst gesehen, wird uns recht geben, daß es dem Verfasser in hohem Grade gelang, nicht nur ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten, sondern auch ihren ethischen Charakter in ganz eigenthümlicher Weise, leicht und gefällig, wiedergegeben zu haben. Wer jene Landschaften, wie gewöhnlich, nur im Sommerkleide sah, wird sicher einen ganz besondern Reiz in diesen Skizzen finden, die nun auch das Gegenstück, das Winterkleid dazu liefern. Alles in allem betrachtet, kommen wir auch bei diesem zweiten Bande auf unser früheres Urtheil von 1874 zurück: der Verfasser ist nicht nur ein geistvoller Beobachter, sondern auch ein ebenso gewandter Darsteller, welcher das seltene Talent in sich trägt, die verschiedensten Stoffe mit gleicher Meisterschaft, jeden in seiner Weise, zu schildern. Möge es ihm gelingen, hierdurch das Seinige dazu beizutragen, die Liebe zur Natur nicht nur bei vielen zu wecken, sondern auch zu vertiefen.

Karl Müller von Halle.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Unter dem Titel „Ensayos sobre el Movimiento Intelectual en Alemania por D. *Jose del Perojo*, primera série" (Essays über die geistige Bewegung in Deutschland von D. Jose del Perojo) ist in Madrid vor kurzem ein der Form und dem Inhalte nach so interessantes Werk erschienen, daß wir nicht unterlassen können, es hier zu erwähnen. Ueber den Verfasser entnehmen wir den „Philosophischen Monatsheften", XI, 9*) folgende biographische Notiz: „Jose del Perojo ist 1850 in Santiago auf der Insel Cuba geboren. Seit seinem zwölften Lebensjahre lebte er in Spanien und zeitweilig in Amerika. Von 1869—72 studirte er in Madrid, wo er durch Salmeron und Gonzales Serrano in die Krause'sche Philosophie eingeführt wurde, befreite sich aber infolge eines tiefern Studiums der Geschichte der Philosophie von den Fesseln dieses Systems. Er verließ 1872 Spanien behufs seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung und hielt sich seitdem in Frankreich und Deutschland, meist aber in letzterm Lande auf. In Paris hörte er Janet, Leveque, Taine und Cl. Bénard, in Heidelberg K. Bartsch, Wundt und Kuno Fischer. Letzterm, dem er sich besonders anschloß, hat er sein soeben erschienenes Erstlingswerk (das oben angeführte) gewidmet. Er hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die deutsche Philosophie in Spanien einzubürgern, und da ihn die Geschichte der Philosophie und die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften zu der Ueberzeugung geführt hat, daß Kant's Kriticismus noch immer die wahre Grundlage unserer Wissenschaft und keineswegs überwunden ist, so will er demnächst den Spaniern Kant's Schriften zugänglich machen, die noch nicht ins Spanische übersetzt sind."

In sieben Essays behandelt der junge Verfasser Kant und die zeitgenössischen Philosophen, Heinrich Heine, Arthur Schopenhauer, die Anthropologie und den Naturalismus, Ziel der Philosophie in unserer Zeit (mit Bezug auf W. Wundt), die Geschichtschreibung in Deutschland und Theorie der politischen Parteien. Das Werk dürfte demnach für Spanien von der Bedeutung sein, wie Madame de Staël's „L'Allemagne" es einst für Frankreich war. Von seiner Umsicht und Unparteilichkeit haben wir uns unter anderm besonders in seiner Abhandlung über Schopenhauer überzeugt. Wenn er jedoch sagt, daß „die Lehre Schopenhauer's von Venetianer mit Geist, von Volkelt mit Gelehrsamkeit und Geschick fortgesetzt" worden sei, so ist das ein Irrthum, den man dem Ausländer zugute halten muß. Ersterer hat sich vielmehr Hartmann angeschlossen und bei aller Anerkennung Schopenhauer's ein in sehr herausforderndem Ton gehaltenes Buch gegen ihn geschrieben, während letzterer Hegelianer ist. Wenn der Verfasser übrigens Schopenhauer einen Kantianer der praktischen Vernunft nennt und dessen Lehre aus dieser herleitet, so ist diese Auffassung zwar originell und nach seiten der Willenslehre auch als richtig zu acceptiren; er vergißt dabei aber, daß Schopenhauer selbst dies nicht einräumen würde und uns, wie über alles was seine Lehre betrifft, durchaus nicht über deren Ursprung im Unklaren gelassen hat. Die Welt als „Vorstellung", also der Ausgangspunkt seines Systems, die Grundlage desselben, geht ja bekanntlich ebenso wol und in noch entschiedener ausgesprochenen Weise von Kant aus und wurzelt in dessen transscendentaler Aesthetik.

*) Daselbst veröffentlichte der Verfasser nämlich seinen über Arthur Schopenhauer zu Madrid gehaltenen Vortrag, der im Werke etwas erweitert wiedergegeben ist.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Die Jahre des Volkes" von A. Bernstein sagt die „Saturday Review" vom 23. October: „Obgleich von einem Parteistandpunkt geschrieben, ist es dennoch ein ziemlich unparteiischer Bericht über die confuse und unfruchtbare Epoche 1848—49, Jahre des leeren Haders und der unfruchtbaren Wirren, welche durch Treulosigkeit und Grausamkeit seitens der Regierungen, Thorheit und Widerspenstigkeit seitens der Volkspartei, und einen vollständigen Mangel an politischer Capacität auf beiden Seiten gekennzeichnet sind. Die beklagenswerthe Vereitelung des gerechtfertigtsten Strebens des deutschen Volks hatte ihren Grund hauptsächlich in dessen Mangel an Erfahrung in öffentlichen Angelegenheiten, und Bernstein's Schriftchen wird sich sehr nützlich erweisen, wenn es dazu dient, seine Mitbürger von der Nothwendigkeit zu überzeugen, freie politische Besprechung bis aufs äußerste aufzumuntern."

Aus den andern dort befindlichen Referaten eignen sich nur die über „Die deutsche Literatur 1770—1870, Beiträge zu ihrer Geschichte mit Benutzung handschriftlicher Quellen" von Eduard Grisebach, und über „Schiller's Verhältniß zu dem Publikum seiner Zeit" von Oskar Brosin für diese Spalten. Ueber erstere heißt es: „In seinen kritischen wie in seinen Originalschriften ist Eduard Grisebach ein literarischer Feinschmecker, dessen Aufmerksamkeit viel mehr auf das Ausgesuchte (recherché) als auf die ihrem Innern nach werthvollen Zweige der Literatur gerichtet ist, und der besonders von allem, was abseits des gewöhnlichen Pfades liegt, angezogen wird. Das zweite Bändchen Essays, welches eben mit seinem Namen erschienen ist, ist hauptsächlich der Erforschung von literarischen Nebenpfaden gewidmet, wobei er entweder Schriftsteller, welche vom gewöhnlichen Leser übersehen werden, oder doch die weniger bekannten Werke von Schriftstellern größern Rufs erläutert. Zur letztern Klasse gehört ein sorgfältiges Studium Bürger's, eine nicht unzeitige Mahnung an das gegenwärtige Geschlecht betreffs des großen Werthes und epochemachenden Charakters der philologischen und kritischen Arbeiten Herder's, und der von uns bei seinem Erscheinen in der Rundschau besprochene Artikel über Heine. Zur ersten Klasse rechnen wir den Essay über Lichtenberg, den deutschen Rochefoucauld, dessen Interesse durch die Veröffentlichung einiger bisher ungedruckten Briefe erhöht ist, eine Notiz über den österreichischen Parodisten Blumauer, und einen Essay über Clemens Brentano mit besonderer Bezugnahme auf dessen Antheil an dem «Wunderhorn» u. s. w. Bei dem jetzigen Fortschritte der Ultramon-

tanen kann die Kanonisirung dieses letztern Schriftstellers nicht in weiter Ferne sein. Mit der gründlichen Forschung des Gelehrten vereinigt Grisebach die graziöse Leichtigkeit des talentvollen Causeurs, und da sein Geschmack tadellos und er gänzlich frei von literarischem Vorurtheil und Groll ist, so entspricht der Inhalt seines Bändchens in jeder Hinsicht dessen geschmackvollem und angenehmem Aeußern." Ueber die zweite Schrift heißt es, Brosin's Rückblick zeichne sich durch bemerkenswerthe Unparteilichkeit sowol gegen Schiller wie gegen das Publikum seiner Zeit aus. Der allgemeine Schluß scheine der zu sein, daß Schiller bei Lebzeiten so viel Anerkennung erlangte, wie er billigerweise erwarten konnte, und daß, trotz aller Beschwerden getäuschter Schriftsteller, der Maßstab deutschen Geschmacks und deutscher Cultur seit seiner Zeit fortwährend erhöht worden ist.

In „The Academy" vom 9. October befindet sich eine eingehende Besprechung der ins Englische übertragenen Abhandlungen Elze's über Shakspeare aus der Feder des bekannten Shakspeare-Forschers Hales. Bei aller Anerkennung der vielseitigen Belehrung, die man aus jenen (in den „Shakspeare-Jahrbüchern" nacheinander veröffentlichten) Abhandlungen schöpfen könne, findet Hales gleichwol, daß keine zu einem sichern Resultate führe. Er vergleicht die Lektüre derselben mit den Wanderungen an der Hand eines wohlunterrichteten Cicerone, der auf allerlei vom Wege abliegende interessante Einzelheiten aufmerksam mache, den Reisenden aber nicht an sein Ziel bringe, ja überhaupt an kein Ziel. Er bemerkt nebenbei, daß die deutschen Kritiker, wie natürlich, sich besonders schwach in ihrer Beurtheilung des Stils zeigen, der ja bei der Entscheidung über Echtheit und Unechtheit von Stellen und Scenen in einem Stücke sowie eines ganzen Stücks selbst am maßgebendsten sei.

Bibliographie.

Bamberger, L., Reichsgold. Studien über Währung und Wechsel. Leipzig, Brockhaus. 1876. Gr. 8. 3 M.

Bayer, Marianne, Das kleine Laien-Brevier für sinnige Frauen und Jungfrauen aus dem Nachlasse der Tante. Gera, Ißleib u. Rietzschel. 1876. Gr. 16. 3 M.

Bestuschew-Rjumin, Quellen und Literatur zur russischen Geschichte von der ältesten Zeit bis 1825. Uebersetzt von T. Schiemann. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Mitau, Behre. 1876. Gr. 8. 3 M.

Bethmann-Hollweg, M. A. v., Christenthum und bildende Kunst. Nebst einer Blumenlese aus den Bekenntnissen eines großen deutschen Künstlers. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. XVIII: Die Schmarotzer des Thierreichs. Von P. J. van Beneden. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 5 M.

Braun (Wiesbaden), K., Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. 1ster u. 2ter Bd. 2te, genau durchgesehene u. stark verm. Aufl. Hannover, Rümpler. 1876. Gr. 8. à 6 M.

Brentano, F., Schnick-Schnack. Humoresken. Mannheim, Schneider. 1876. 8. 2 M. 50 Pf.

Bürster's, S., Beschreibung des schwedischen Krieges 1630—1647. Nach der Original-Handschrift im General-Landesarchiv zu Karlsruhe herausgegeben von F. v. Weech. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 8 M.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. 12ter Bd. — A. u. d. T.: Die Chroniken der niederrheinischen Städte. Cöln. 1ster Bd. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 13 M.

Dedenroth, E. H. v., Jesuiten-Ränke. Moderne Criminalgeschichte. Berlin, Brigl. 8. 2 M. 40 Pf.

Dürre, H., Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter. Braunschweig, Zwißler. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 97: Die Nixe vom Mariensee. Novelle von S. Graf Grabowski. Berlin, Behrend. 8. 1 M.

Eisler, E., Sein eigener Anwalt. Roman. Wien, Perles. 1876. 8. 4 M.

Enderes, Aglaia v., Neue Federzeichnungen aus der Thierwelt. Wien, Hartleben. 1876. Gr. 8. 5 M.

Erlburg, L. v., Verschlungene Pfade. Eine Erzählung aus der Gegenwart. München, Stahl. 8. 4 M.

Fahrten in den Hohen Tauern. Reiseskizzen von J. A. R. Innsbruck, Wagner. 8. 60 Pf.

Fitger, A., Die Hexe. Trauerspiel. Oldenburg, Schulze. 1876. Gr. 8. 2 M.

Förster, E., Geschichte der italienischen Kunst. 4ter Bd. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 6 M. 75 Pf.

Fullerton, Lady Georgiana, Constanze Sherwood. Eine Selbstbiographie aus dem 16. Jahrhundert. Autorisirte Uebersetzung. 3 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 6 M.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. 37ste Lfg. 1ste Abth.: Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart. Von G. F. Hertzberg. 1ster Thl.: Von Kaiser Arcadius bis zum lateinischen Kreuzzuge. Gotha, F. A. Perthes. 1876. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Giese, F., Gedichte. Münster, Coppenrath. 1876. 8. 1 M.

Gottschalk, Fernande, Blütenkranz. Gedichte. Leipzig, Mentzel. 1876. 16. 2 M.

Gutzkow, K., Zur Geschichte unserer Zeit. Jena, Costenoble. 8. 6 M.

Hansgirg, K. V. Ritter v., Orient und Occident. Epische Dichtungen. Prag, Calve. 1876. Gr. 8. 5 M.

Hartwig, G., Metamorphosen. Roman. Leipzig, Thiele u. Freese. 8. 4 M. 50 Pf.

Heer, C. A., Germanien und Italien. Gedicht. Mit italienischer Uebersetzung von A. Malinverni. Turin, Loescher. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Herzfeld, A., Die nationale Entwickelung der dramatischen Kunst in Europa bis zu ihren Glanzepochen. Vom wissenschaftlichen Standpunkt historisch dargestellt. Mannheim, Schneider. 1876. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Hofmann, F., Dichterweihe. Schauspiel. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 75 Pf.

Hoffmann, W. R., Pädagogische Lichtblicke. Leipzig, Theile. 1876. 8. 1 M. 80 Pf.

Jürs, H., Hoch un platt, for Jeden wat. Gedichte. Altona, Grabow. 1876. 8. 2 M. 70 Pf.

Kaehler, Der grosse Kurfürst. Ein geschichtlicher Versuch zur Gedächtnissfeier des Tages von Fehrbellin. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Die Klassiker der Malerei. Eine Sammlung ihrer berühmtesten Werke mit erläuterndem Texte für Künstler, Freunde der Kunst und Lehrer der Kunstgeschichte. Herausgegeben von P. F. Krell, unter Mitwirkung von O. Eisenmann. 1ste u. 2te Lfg. Stuttgart, Neff. Gr. Fol. à 2 M. 50 Pf.

Koenig, H., Ausgewählte Romane. 12ter Bd.: Eine pyrmonter Nachcur. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 2 M.

Kuder, L. E. E., Fünftes deutsches Bundesschießen in Stuttgart 1.—9. August 1875 in schwäbischer Mundart. Stuttgart, Ullrich. Gr. 16. 40 Pf.

Lilienfeld, P. v., Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. 2ter Thl.: Die socialen Gesetze. Mitau, Behre. Gr. 8. 9 M.

Maximilian's I. vertraulicher Briefwechsel mit Siegmund Prüschenk Freiherrn zu Stettenberg, nebst einer Anzahl zeitgenössischer das Leben am Hofe beleuchtender Briefe herausgegeben von V. v. Kraus. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Meitzen, A., Die Mitverantwortlichkeit der Gebildeten und Besitzenden für das Wohl der arbeitenden Klassen. Zur sozialen und religiösen Bewegung. Berlin, Hertz. 1876. Gr. 8. 80 M.

Meyer, J. B., Zum Bildungskampf unserer Zeit. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 6 M.

Meyer, M., Der Freiherr vom Stein und die Monumenta Germaniae historica. Berlin, Weber. Gr. 8. 80 Pf.

Nicolai, W. G., Kaiserkrone und Todtenkranz oder Jesuitenränke und Frauenliebe. Illustrirter Original-Roman aus der Zeit des französischen wie mexikanischen Kaiserreichs. 1ste u. 2te Lfg. Leipzig, Thiele u. Comp. Gr. 8. à 40 Pf.

Das Papstthum in seiner allmählichen Entwickelung bis auf die Gegenwart. Dargestellt von H. M. E. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 4 M.

Paulus, G., Die Cernirung von Metz. Auf Befehl der königlichen General-Inspection des Ingenieur-Corps und der Festungen unter Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 8 M.

Pöhlmann, R., Der Römerzug Kaiser Heinrichs VII. und die Politik der Curie, des Hauses Anjou und der Welfenliga. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 2 M.

Poststammbuch. Eine Sammlung von Liedern und Gedichten, Aufsätzen und Schilderungen, gewidmet den Angehörigen und Freunden der Post. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 1 M. 35 Pf.

Reiff, F., Der Glaube der Kirche und Kirchenparteien nach seinem Geist und inneren Zusammenstellung. Ein Versuch. Bahn, Bahnmaier. Gr. 8. 9 M.

Richard, R., Ein Buch ohne Titel. In zwanglosen Heften. 1stes Heft. Halle, Herrmann. Gr. 8. 75 Pf.

Riemann, B., Schwere, Electricität und Magnetismus. Nach den Vorlesungen bearbeitet von K. Hattendorff. Hannover, Rümpler. 1876. Gr. 8. 8 M.

Rohlfs, G., Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas. Berichte aus den Jahren 1870—1875. Leipzig, Dürr. 1876. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Roquette, O., Welt und Haus. Novellen. 2ter Bd. Braunschweig, Westermann. 8. 6 M.

Schücking, L., Ausgewählte Romane. 2te Folge. 12tes Bdchn.: Der Kampf im Spessart. 2te durchgesehene Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Schweinfurth, G., Artes africanae. Abbildungen und Beschreibungen von Erzeugnissen des Kunstfleisses centralafrikanischer Völker. Leipzig, Brockhaus. Fol. 24 M.

Siegmey, Feurige Kohlen. Feuilletonistische Nadelstiche. Berlin, Denicke. Gr. 8. 3 M.

Sterne, C., Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Berlin, Bornträger. 1876. Gr. 8. 8 M.

Storm, T., Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine kritische Anthologie. 1ste illustrirte Ausgabe. Leipzig, Mauke. Gr. 4. 30 M.

Sturm, J., Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 2 M. 40 Pf.

Telmann, K., In der Einsamkeit. Liederkranz. Leipzig, Wölfert. 1876. 16. 2 M. 40 Pf.

Toldy, S., Zwei Schauspiele. Livia. Schauspiel. — Cornelia. Schauspiel. Aus dem Ungarischen übersetzt von A. Rosen. Wien, Rosner. 8. 3 M.

Vely, E., Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim. Unter Benutzung vieler bisher nicht veröffentlichter Archivalien biographisch dargestellt. Stuttgart, Simon. 1876. Gr. 8. 8 M.

Voelkel, A., Christenthum und Wissenschaft. Ein Wort der Verständigung. Elberfeld, Loll. Gr. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Staats-Recht des Deutschen Reiches.

Von **Ludwig von Rönne.**

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

In zwei Bänden.

Erster Band. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Die erste Auflage des Werks erschien unter dem Titel „Das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches" und ist als Vorarbeit für die zweite, von Grund aus umgearbeitete Auflage anzusehen, deren erster Band hiermit veröffentlicht wird. In dieser zweiten Auflage gibt der berühmte Verfasser eine systematisch-wissenschaftliche Darstellung des gesammten Staats-Rechts des Deutschen Reiches, an der es bisjetzt gefehlt hat, obwol sie von Verwaltungsbeamten, Juristen, Abgeordneten, Kreis- und Communalbehörden u. s. w. nicht mehr entbehrt werden kann. Der zweite Band, welcher das Werk abschließt, wird dem ersten in Kürze folgen.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände in vier Abtheilungen. 8. Geh. 36 Mark. Geb. 40 Mark.

Mit erstem Januar 1876 beginnt ein neues Quartal-Abonnement auf die (Augsburger) Allgemeine Zeitung, zu welchem die unterzeichnete Expedition ergebenst einladet.

Die Allgemeine Zeitung

kostet in ganz Deutschland und Oesterreich

mit wissenschaftlicher Beilage und Handelsbeilage 9 Mark pro Quartal.

Frei von jedem local beschränkten Gesichtspunkte gibt die „Allgemeine Zeitung" das gesammte Material der Zeitbewegung, und wie sie somit, von Staatsmännern und ersten Publicisten vorzugsweise zu Kundgebungen benutzt, eine anerkannte Quelle der Geschichte geworden für das Leben aller zeitgenössischen Völker, vertritt sie als **deutsche Zeitung** die vielseitigen Anliegen und Bewegungen des deutschen Vaterlandes in Staat und Kirche, Wissenschaft und schöner Literatur wie in Volkswirthschaft und Handel in gleichmäßiger Ausführlichkeit.

Kreuzbandsendungen werden von der Expedition des Blattes für jeden beliebigen Zeitraum ausgeführt, wobei der Preis für einzelne Tage nach dem Monatspreise repartirt wird. Preis monatlich:

4 Mark für Deutschland und Oesterreich;

für die übrigen Länder des Weltpostvereins 5 M. 60 Pf.; für die Schweiz bei den Postanstalten quartaliter 13 Frs. 20 Cent., bei directem Bezug per Kreuzband monatlich 7 Frs.

Inserate haben bei der weiten Verbreitung des Blattes erfahrungsgemäß durchaus gesicherten Erfolg. Insertionspreis nach aufliegendem Tarif, welcher nach auswärts franco zu Diensten steht.

Augsburg, December 1875.

Expedition der Allgemeinen Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Neue Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie.

Von **Julius Frauenstädt.**

8. Geh. 6 Mark.

Frauenstädt's „Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie" in demselben Verlage erschienen, haben dem größern Publikum zuerst die Bekanntschaft mit der Lehre dieses Weltweisen vermittelt. Vorliegende „Neue Briefe" sind der richtigern Erkenntniß der Schopenhauer'schen Philosophie gewidmet gegenüber den falschen Auslegungen, die sie von Gegnern wie von Freunden erfahren hat.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Das Leben der Seele

in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze

von

Prof. Dr. **M. Lazarus.**

Zweite, erweiterte und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Gr. 8. Eleg. geh. Preis 7 M. 50 Pf.

In Leinwand gebunden 9 M.

= Band 2 erscheint im Laufe des Jahres 1876. =

Die drei ersten Abhandlungen: Bildung und Wissenschaft. — Ehre und Ruhm. — Der Humor als psychologisches Phänomen — bilden unter sich eine gewisse Steigerung, indem der Verfasser in der ersten von dem praktischen Boden der Philosophie für die Welt anhebend, in der letzten bis zu den höchsten Fragen des menschlichen Geistes vordringt. Vermehrt ist diese Auflage durch eine Abhandlung aus dem Gebiete der Völkerpsychologie — Das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit —, deren erste Grundlegung damit einem weitern Kreise zugänglich gemacht wird.

Ein, soweit es der Stoff gestattet, populärer Ton empfiehlt diese geistvollen Essays der Lektüre aller denkenden Köpfe.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus Phönizien.

Geographische Skizzen und historische Studien

von **Hans Prutz,**

Docent der Geschichte an der Universität zu Berlin.

8. Geh. 8 Mark.

Der Verfasser legt mit diesem Werke eine Frucht seiner im Auftrage des deutschen Reichskanzleramts während des Jahres 1874 unternommenen Forschungsreise nach Tyrus vor. Neuheit des Stoffs und geschmackvolle Darstellung machen das Buch ebenso anziehend für die Geographen und Historiker von Fach wie für das größere gebildete Publikum.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 23. December 1875.

Poetisches aus fremden Landen.

1. Venus und Adonis. Ein episches Gedicht von William Shakspeare. Deutsch nebst einer Einleitung von Benno Tschischwitz. Halle, Schwabe. 1875. 8. 1 M. 20 Pf.

Wir wollen die vorliegende Arbeit als einen Beweis dafür gelten lassen, daß Shakspeare's Jugendgedichte der Uebersetzung ins Deutsche widerstreben. Sie liest sich nicht wie der dichterische Erguß eines Deutschen, sondern wie der Versuch eines Fremden, dem manches nur schwer über die Zunge fließt.

Mit der Einleitung wissen wir nichts weiter anzufangen. Der Verfasser verweist auf einen anderwärts von ihm gelieferten Aufsatz, den wir ebenfalls anführen wollen: „Ueber die Stellung der epischen Dichtungen Shakspeare's in der englischen Literatur", im „Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft" (Bd. 8, 1873). Vielleicht steht dort etwas mehr über die Fragen, welche das Gedicht „Venus und Adonis" anregt, als in dieser der Uebersetzung vorangeschickten Einleitung. Dieselbe beginnt mit der Bemerkung, daß sich aus der Vergleichung der „Southampton-Sonette" mit dem vorliegenden Gedicht über das Verhältniß Shakspeare's zu Southampton nicht die zu erwartende Klärung, sondern eher Verwirrung ergebe, referirt dann ein Urtheil des Engländers Drake über das Gedicht und druckt endlich die angebliche Quelle Shakspeare's, nämlich einen Abschnitt aus Ovid's „Metamorphosen", in Uebersetzung ab. Dies alles unvermittelt, dürr und ohne Ertrag. Von dem, was eine solche Einleitung billigerweise geben sollte: eine vergleichend mythologische Darstellung der Adonis-Fabel, eine kritische Geschichte der fata libelli, eine Anleitung zum Verständniß und Genusse desselben — von all diesem haben wir nichts gefunden.

2. Die Frithjofssage des Esaias Tegnér. In den Versmaßen des Urtextes übertragen und mit einleitenden und erläuternden Bemerkungen versehen von L. Freytag. Zweite Auflage. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1874. 16. 2 M.

Diese Uebersetzung, in zweiter Auflage erschienen, fließend und von gutem Geschmack, mit erschöpfenden Erläuterungen und einer lesbaren Einleitung versehen, bedarf nur einer neuen Ankündigung, keiner Empfehlung.

3. Die Abenteuer des Kalewiden. Estnisches Volksmärchen von Julius Grosse. Leipzig, Weber. 1875. 8. 2 M.

Der Rhapsode, der die alten Estenlieder vom Sohne des Kalew singt, sollte nie der Hörer ermangeln und würde es auch nicht im phantasievollen Deutschland, wenn nur eine klarere Vorstellung von diesem Volke und seinen Sagen bei uns verbreitet wäre. Die heutigen Esten, in bäuerische Knechtschaft versunken, „plattköpfig, breitmäulig und klein" wie die Leute von Lappland, mögen unsern Begriffen von einem kräftigen Volksstamm nicht entsprechen, aber ihre Vorfahren, unter denen die Sage von Kalew erwuchs, die den Hünenthaten dieses nordischen Hercules mit Begeisterung lauschten, müssen selber ein Volk von Recken und kernhaften Männern gewesen sein. Zum Beweise wollen wir einiges aus ihrer Stammessage erzählen, um so lieber, als auch die vortreffliche kleine Darstellung von Israel: „Kalewipoeg oder die Abenteuer des Kalewiden", die vor etwa drei Jahren erschien, vom Publikum viel zu wenig beachtet wurde.

Von mythischen Aeltern in mythischer Zeit ist der Held entsprossen. Der Felsenstrand von Estland war noch öde, nur hier und da ragte ein Gehöft der Urbewohner des Landes aus den dichten Birkenwäldern hervor, als einst ein Adler aus fernem Nordlande einen Mann an die einsame Küste trug, der sich dort zum König aufschwang. Dieser nahm zum Weibe ein Waisenmädchen, das, wie man sagt, aus dem Ei eines Birkhuhns entstammte, Linda mit Namen, ein Wunder von Schönheit. Zwei Söhne hatten die Ehe gesegnet, da starb der Vater, aber zum beglückenden Troste gebar Linda noch einen Spätling und hieß ihn Kalew. In wilder Wüstenei wuchs der Riesenknabe auf, bald ist es seine Lust, den ältern Brüdern auf die Jagd zu folgen, sei es in die nächtige Fichtenwaldung, wo Bär und Schwarzwild hausen, sei es in Heide und Feld, wo „des Elenns Schaufelhörner

ragen aus dem hohen Roggen". Aber als er einst heimkehrt, findet er die Flur leer und das Herdfeuer erloschen, seine Mutter ist verschwunden, umsonst durchsucht er Haus und Hof, umsonst forscht er nach Spuren ihrer Tritte. Die Brüder, von der Jagd ermattet, strecken sich endlich zum Schlafe nieder, Kalew aber gönnt sich keine Ruhe. Am Seestrande ragt der Todtenhügel seines Vaters, schwarz sich abhebend im Mondlicht; dort singt er das Wecklied und fragt den Todten in seiner Noth. Klagend ertönt es im Sturm und Gesause der Brandung: „Wer stört meinen Schlaf und tritt mein Grab mit Füßen? Ins Auge rinnt mir der Sand." Und alsdann gibt der Todte seinem Jüngstgeborenen Auskunft, ein mächtiger Zauberer halte die Mutter gefangen im unerreichbar fernen Finland, dort wo der goldene Himmelsnagel, der Polarstern, durch die Nacht leuchtet. Da stürzt sich der junge Riese muthig ins Meer, mit kräftigen Armen die Wogen zertheilend steuert er rastlos dem Sterne entgegen.

Das ist der Anfang von Kalew's Laufbahn. Blutige Thaten folgen. Auf fernem Eilande findet er eine holde Maid, und unwissend vermählen sich Schwester und Bruder. Bei einem weitberühmten Schmiede tritt er ein und fordert ein wuchtiges Schwert; viele werden gebracht, alle zerknicken in seiner Hand, bis er endlich mit dem rechten den Amboß zertrümmert, aber auch in jäh entflammtem Zorne den Sohn des Schmiedes zu Boden schlägt. Die Mutter findet er nicht, schuldbeladen kehrt er nach Estland zurück. Da haben die Brüder bisher einträchtig gewaltet, schlecht und recht auf ihrem Fürstenhofe Gras gemäht und das Vieh gefüttert. So aber kann es nicht länger bleiben, denn des Vaters Hochsitz ist noch immer verwaist, noch ist keiner von Linda's Söhnen zum Landeskönig erhoben worden. Und also wandern die drei, geschmückt mit seidenen Hemden und goldenen Ketten, drei Tagereisen weit landeinwärts, um einen geeigneten Platz zum Königswahlkampf zu erspähen. Am Peipussee machen sie halt, dort liegen Felsblöcke am Ufer, bequeme Wurfgeschosse für die Helden. Keiner verfehlt das jenseitige Gestade, aber weitaus überholt die Marken der andern Kalew. Da ehren ihn die Brüder als König und überlassen ihm das Land.

Wie er nun, als ein großer Friedensfürst, von Gott Taara begünstigt, mit Hülfe seines goldmähnigen Grauschimmels das Land urbar macht, Ströme eindämmt, einem heimtückischen Flußgott den Kikerpärschen Sumpf und dabei unermeßliche Schätze abgewinnt, die Stadt Lindanisa gründet und den zahllosen Nachstellungen bösartiger Geister immer glücklich entgeht — davon möchten wir gern mehr mittheilen als der Raum gestattet. Hier stehe eins dieser Abenteuer in Grosse's Erzählung:

Tiefer schritt er in die Wälder, die den Peipussee umragen,
Holz zu fällen für die Häuser, Holz für Brücken auch zu schlagen.
Da ersieht er, wie er wandert, plötzlich eine Maid erscheinen,
Eine maienschöne Jungfrau — aus den grünen Birkenhainen
Kam sie schwankend, und in Blumen sprang sie fort im Veilchenkleide,
Wahrlich, solche Heiderose war dem Helden Augenweide.
Darum stand er still und staunte, sah die lichten Arme schimmern
Und den Nacken; weiß wie Schneelicht will's ihm vor dem Auge flimmern.
Flatternd wehn die reichen Locken, leuchtend in der goldnen Sonne,
Und die blauen Augen blitzen wild in himmelvoller Wonne. —

Eine Wetterjungfrau ist es, ist des Donnergottes Tochter,
Wahrlich, solche Wolkenschöne kosend gern befragen mocht' er;
Doch sie schweifte in der Wildniß, in den Blumen schweift sie gaukelnd,
Bunte Schmetterlinge schweben um die lichten Schultern schaukelnd.
Endlich fand die Maid der Heerden Spuren, die zum Brunnen führen,
Zu dem tiefen Waldesbrunnen, den die Augen bald erspüren.
Und dort stand sie wartend stille, kosten mocht' sie von der Quelle,
Und sie zog den Brunnenschwengel, haschte nach dem Eimer schnelle,
Haschte nach dem Silbereimer; doch der Echo Sohn, der schlanke,
Schreckt sie plötzlich — war's sein Bildniß, oder war's nur ein Gedanke? —
Bebend zuckt zurück ihr Händchen, läßt den Ring ins Wasser fallen,
Bald verschluckt hat ihn die Tiefe, kräuselnd noch die Wogen wallen.

Klagend stand die schöne Jungfrau um den Ring von rothem Golde,
Doch es naht der Kalewide: „Was bekümmert dich, du Holde?
Warum weinst du, lockig Mägdlein? Thränen bleichen nur die Wangen."
Sie erwiedert halb mit Lächeln, halb in sprödem Stolz befangen:
„Warum sollte ich nicht weinen? Denn es schlang der schwarze Rachen
Meinen Ring von rothem Golde; warum wagst du noch zu lachen?
Ungern misse ich das Kleinod, das von Geistern ich gewonnen.
Wer so kühn, mich zu bedauern, hole mir den Ring vom Bronnen;
Wer so kühn, mit mir zu reden, sei so kühn auch, hier zu tauchen —
Andre Tröstung will ich nimmer, kann sie nimmermehr gebrauchen."

Da aufathmete der kühne, vielerfahrne Meerdurchschwimmer,
Hoch sich hob die Brust, die breite, und er grüßt der Sonne Schimmer,
Grüßt die lichten Oberwelten, streckt die hohen Heldenglieder,
Und zur Tiefe in die Fluten, in den Brunnen steigt er nieder.
Hundert Klafter sank er abwärts in den Schlund der schwarzen Tiefen,
Wo die Schlangen mit den Molchen, wo die Höllengeister schliefen.
Doch Kobolde, unsichtbare, oben auch am Brunnen kauern,
Lange Monde schon den Helden sie im tiefen Wald belauern,
Schadenfroh mit Hohngelächter jetzt die Tückischen sich raunen,
Raunen sich in spitze Ohren: „Diesmal glückt's doch Liebeslaunen,
Wie der Bär in tiefer Grube, ist der saubre Held gefangen,
Mag er kosen nun mit Molchen und mit glatten Wasserschlangen."
Und mit Kräften einen Mühlstein wälzen sie hinab und stürzen,
Stürzen ihn hinab, dem Helden Ruhm und Leben schnöd' zu kürzen.
Donnernd fuhr der Stein hinunter, klatschend auf die Wasser tosen.
Und sie schaun hinab mit Grinsen, Lachen, die Erbarmungslosen. —

Doch sie staunen offnen Mundes, als nach langer, banger Weile
Wieder klomm der Kalewide, klomm herauf am Brunnenseile.
Aus der Flut, der schwarzen, taucht er, einen Mühlstein an dem Finger,
Und er steigt empor zu Tage, steigt aus tiefem Todeszwinger,

Und er fragt die Wetterjungfrau, fragt sie lachend neugeboren:
„Schöne Maid, ist dies das Ringlein, das im Brunnen du verloren?
Größres fand ich nicht im Schlamme. Arges hast du mir ersonnen,
Doch wer schlimmrer List entgangen, der verdarb noch nicht im Bronnen."

Es folgt ein Kampf mit den Riesen, die wir uns marktthurmhoch denken müssen, da selbst Kalew sich ihrer kaum erwehren kann. Er trägt gerade eine Last Breter und Balken zum Stadtbau, da brechen die Enakssöhne aus dem Dickicht; seine Keule, aus einer schlanken Fichte geschnitten, zerspellt an ihren Schädeln; nun greift er zu den Bohlen, aber da er unerfahren mit der Breite schlägt, so zerbersten sie unter der Wucht des Hiebes, und so wäre der Held denn erlegen, hätte nicht ein zartes Stimmchen aus dem Busche gewispert: „Mit der Kante! Mit der Kante!" Es war der Igel, der diesen guten Rath ertheilte; aber als der siegreiche Kalew nun seinen Retter bat, aus dem Gebüsch hervorzukommen, da wollte er nicht, denn damals war der Igel noch nackt, wie man weiß. Erst als der Held ein Stückchen von seinem Pelze abgerissen und ihm zugeworfen hatte, kam das Thierchen herangeraschelt. Aber das Röckchen war zu knapp gerathen, und daher mußte der Igel lernen, sich nach der Decke zu strecken, wovon wir jetzt sagen: er kugelt oder er rollt sich.

Nach vielen andern Abenteuern bringt der Schluß der Sage Kalew's Argonautenzug nach dem Weltenende und seinen einsamen Niedergang in das Reich der Todten. Dort findet er endlich die Mutter verhärmt und bleich am Spinnrocken sitzen, aber als er sie umarmen will, entschwebt ihm der Schatten. Er besiegt und fesselt den Höllenfürsten, vollbringt noch manche wunderbare That, verjagt eindringende Feinde aus Estland, bis er dann endlich, in noch ungeschwächter Kraft, von seinem eigenen Schwerte, mit dem er einst den jungen Schmied erschlagen, zu Tode getroffen wird. Und so schwingt sich denn seine Seele hinauf in den Göttersaal, wo er Platz nimmt unter Taara's Helden, die am ewigen Mahl und an den Liedern der Sänger sich ergötzen. Aber die Götter wagen es nicht, ihn dort zu dulden, sie entsenden den Todten zum Höllenthor, damit er die bösen Dämonen gefangen halte:

Alsobald des Helden Seele hohe Götter nun geboten,
Ohne Säumen umzukehren zu dem Heldenleib, dem todten.
Auf ein weißes Streitroß setzten sie den Held, den Fußberaubten,
Sandten ihn geheime Pfade, wo nicht Schnee noch Winde schnaubten,
Sandten ihn im Abendrothe zu des Schattenreiches Grenzen,
Wo durch schwarze Urweltnächte riesengroße Sterne glänzen.
Als er kam zum Felsenthore, rief mit Donner eine Stimme:
„Schlage mit der Faust den Felsen, schlage zu mit vollem Grimme!"
Und er that es, und gefesselt blieb die Hand, die todtenkalte,
Blieb durch Mana's Kraft gefesselt in der tiefen Felsenspalte.

Dort nun hält er Todtenwache — und es heilten seine Wunden —
Ueber Sarwik, den gebundnen, hält er Wache, selbst gebunden.
Will er seine Faust zuweilen aus der Felsenspalte reißen,
Dann beginnt der Grund der weiten Erde wehevoll zu kreißen,
Dröhnen zieht durch alle Tiefen, und des Weltbaus Festen wanken,
Selbst des Meeres hohle Wellen heulend auf- und niederschwanken. —
Einstmals aber wird befreit er, kehrt zum Erdenreich zurücke,
Bringt den Esten neue Zeiten, goldne Tage, reich an Glücke,
Bringt der Menschheit Sommerstille, bringt zugleich ihr Winterfrieden:
Solches singt die graue Sage von dem hohen Kalewiden.

Wenn man aus dem vorstehenden, höchst unvollständigen Ueberblick auch nicht den ganzen Reichthum der estnischen Sage ersehen kann, so läßt sich doch wohl daraus schließen, daß sie der Bearbeitung durch einen wirklichen Dichter und der Einführung in unsere Literatur durchaus würdig ist. Es ist darin eine fast deutsche Tiefe des Gefühls, eine ehrerbietige Scheu vor dem Großen, eine liebenswürdige Gutmüthigkeit gegen das Kleine zu bewundern. Eine unerschöpfliche Fülle der sonderbarsten Vorstellungen, die doch niemals ohne Wesen und Inhalt sind, halten den Leser in fortwährender Spannung. An Weite des Gesichtskreises läßt sich nur die Odyssee mit der Kalewidensage vergleichen. Was für den Homerischen Dulder das Ionische und Aegäische Meer, das ist für den Estenkönig die Ostsee. Kein Gestade dort, das sein Fuß nicht betreten. Und wie dem Griechen die Säulen des Hercules als das äußerste Ziel der bewohnten Erde gelten, so reicht der Blick des Nordländers bis zum ewigen Eise, wo er das Ende der Welt zu finden meint. Auf all den Irrfahrten des Kalew, wie lebt und webt da nun die Natur! Wenn der Held, in tiefem Gram befangen, über Feld und Anger schreitet, so schauen die grauen Zwerge mitleidig aus den Maulwurfshaufen; wenn er im Walde singt, so duften die Blumen, die Beeren röthen sich, die Nüsse füllen sich mit Kernen, an den Kirschen quillt das Fleisch, und Kunglakönigs Töchter, die Elfinnen, kommen herbeigeschwebt, zu lauschen; sitzt er in Königsforgen nachdenklich auf dem Hochsitz, so schreien sieben Raben in den Lüften und reden untereinander, wo Schätze liegen und wo Gefahren drohen. Und diese Natur, die mit dem Helden fühlt und leidet, ist uns Deutschen verwandt; in den Birkenwäldern, wo der „Kukuk Silberschnabel" seinen Ruf entsendet, fühlen wir uns heimischer als in den Maisfeldern des Hiawatha oder unter den Fächerpalmen indischer und persischer Sagen.

Die Kalewsage ist über den Zustand der „Lieder" noch nicht hinausgekommen; ihren ὅμηρος, ihren „Zusammenfüger" hat sie noch nicht gefunden. Denn dazu gehört, daß der Inhalt der einzelnen Lieder in Beziehung gesetzt werde zu einer leitenden Idee; eine solche aber mangelt ihr, und es ist die Frage, woher man sie nehmen sollte. Vielleicht könnte die Befreiung der geraubten Mutter dazu dienen: um ihretwillen unternimmt Kalew seinen ersten und seinen letzten Zug; manches andere ließe sich daran knüpfen, und der Rest fügte sich in Form von Episoden ein. Grosse ist anders verfahren. Er betont mehr die Culturaufgabe des Helden, indem er die Genesis der Sage im Auge hat. Uns will scheinen, als sei dadurch zu viel Bewußtes, zu viel Betrachtung in das Gedicht gekommen. Leider neigt Grosse hierzu, er hat es sich nicht versagt, die beziehungsweise Symbolik, welche der Estensage wie jeder andern innewohnt, ausdrücklich zu

deuten, wo denn plötzlich der naive Ton in einen sonderbar lehrhaften umschlägt.

Aber große Schönheiten im einzelnen zeigen wiederum den Dichter. In der feinern Ausmalung, die an concreter Anschaulichkeit nichts zu wünschen läßt, hat Grosse Meisterhaftes geleistet. Wenn sich hier und da Spuren finden, daß er etwas schnell gearbeitet hat, so ist das gerade ein gewichtiges Zeugniß für den natürlichen Reichthum seines Talents. Indessen würden doch so fragliche Worte wie „Fersenbuben“ (Schnellläufer oder Fußvolk?) besser vermieden. Als Wächter über den richtigen Gebrauch unserer Sprache muß der Recensent endlich noch bemerken, daß „der Held“, trotz aller Flüchtigkeiten unserer Tageblätter, doch nicht indeclinabel geworden ist. Schon Wieland änderte einmal reuig in seiner „Musarion“ zwei Verse deswegen um; sollte es nun Grosse hingehen, daß er anfängt, „den Held zu preisen“, oder die Wunderthaten besingt, „die dereinst dem Held gelungen“?

Vielleicht daß manche dieser kleinen Mängel dem Eindrucke und Erfolge eines Buchs nachtheilig werden, dem wir im übrigen, wie unsere Besprechung hoffentlich beweist, warme Bewunderung entgegenbringen.

4. Gedichte von Giuseppe Giusti, deutsch von Paul Heyse. Mit einem Anhange: Vittorio Alfieri als Satiriker. — Vincenzo Monti. Berlin, Hofmann. 1875. Gr. 8. 6 M.

Dieses Buch, das zu den fragwürdigen Publicationen des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur“ gehört, vermittelt dem deutschen Leser die Bekanntschaft eines italienischen Satirikers. Was für ein Gesicht und Gedicht Giuseppe Guisti wol machen würde, wenn er den großen eleganten Kreis, in den er hier eingeführt wird, einmal bis auf die Nieren prüfen könnte! Es ist doch ein merkwürdiges Unternehmen, unsere gebildete Gesellschaft zum Abonnement auf eine Serie von sieben beliebigen Werken „aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren“ einzuladen. Neugierig wären wir auf den Grund, von der hergebrachten Art, wonach jeder Schriftsteller sein Werk selbständig publicirt, abzuweichen, auf den Grund, immer je sieben Leute zu verkoppeln und in elegantem gelben oder grünen Uniformrock gleich regimenterweise in die Familien einmarschiren zu lassen. Glauben die Leser etwa, nicht selbständig wählen zu können? Die Schriftsteller, nicht jeder für sich zu wirken? Der Verleger — die Herren würden einzeln nicht so leicht „Quartier erhalten“?

Gerade dieses Buch ist so ungeeignet wie möglich, mit in die Masse geworfen zu werden. Wer wie Giuseppe Giusti als ein tiefblickender Satiriker an die innersten Schäden der Gesellschaft rührt, dessen Gedichte müssen von jener ewigen Majorität, die auf der Oberfläche der Dinge dahintreibt, immer und unter allen Umständen misverstanden werden. Wer wie Giuseppe Giusti so mit allen Fasern in der kümmerlichsten Zeit Italiens wurzelt, daß er nur aus der genauesten Kenntniß dieses Bodens begriffen werden kann, der wird selbst den Genossen des „Allgemeinen Vereins“ nicht gar zu viel bieten können. Wer endlich von seinen eigenen Landsleuten so bald wieder vergessen ist, daß noch keine einzige genügende Vita, sondern nur dürftige Skizzen seiner Thätigkeit existiren, von dem darf man mit des Uebersetzers eigenen Worten sagen: vorläufig „kann alles Bemühen um ihn nur in den engern Kreisen der gebildeten oder gar nur der gelehrten Welt auf Dank und Theilnahme rechnen“. Und für die gelehrte Welt ist der „Allgemeine Verein“ wahrlich nicht gestiftet worden.

Aber auch die Schicklichkeit, einen Dichter wie Giusti ohne Noth bei uns einzuführen, dürfte zu bestreiten sein. Als Satiriker nimmt er kein Blatt vor den Mund; er wagt sich an das Gemeinste, weil er kampfesmuthig gesonnen ist, es zu überwinden. Der Dichter darf das, denn er muß es bekanntlich. Wir haben es daher Heyse auch nie verübelt, wenn er in seinen eigenen Novellen gefährliche Probleme aufwarf, und haben allem zugestimmt, was er der kurzsichtigen Madame Toutlemonde zu sagen für gut fand. Und nur als neuerdings seine „ungarische Gräfin“ es zweifelhaft ließ, ob der Dichter noch auf der festen Basis der Selbstbeherrschung ruhe, verhehlten wir unsere Bedenken nicht. Aber für das, was er übersetzt, hat er nicht die gleiche Entschuldigung. Giusti's Gedichte gehören, hoffen wir es wenigstens, einer überwundenen Periode an; die despotische Knechtung der Gewissen, die Censur, die Maitressenwirthschaft, gegen die er seinen Stachel kehrt — wir leiden heutzutage nicht darunter. Warum erweckt ihr diese unwillkommenen Todten?

Mag es nun theilweise an der Uebersetzung liegen, die zweifellos mit unsagbaren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, oder an dem Dichter selbst: der größere Theil seiner Satiren hat uns kalt gelassen. Vielleicht aus dem eben angegebenen Grunde, weil er gegen Schatten zu kämpfen scheint; gegen Schatten allerdings, die zu seiner Zeit die allergreifbarste, hassenswertheste Realität waren. Wir aber — es dürfte den meisten Lesern so ergehen — sind nicht in dem gleichen Zorne aufgewachsen, wir sehen nur das Häßliche an diesen Bildern und wenden uns ab.

Freilich ist in Giusti's Dichtungen vieles auch heute noch lebenswahr, so die brillante Satire auf jene verkommenen Aristokraten, welche „den schäbigen Ahnensaal mit abgeschabtem Gold“ aus der Hand einer Wucherers-tochter wieder aufputzen. Aber hier erhebt sich sofort eine andere Ueberlegung: ist dies poetisch? Ob die Satire des Horaz und Juvenal in das Gebiet der Poesie gehöre, ist ebenso bestreitbar, wie es von den Komödien des Aristophanes und Shakspeare gewiß ist. Nicht der sittliche Ingrimm, auch nicht die Gabe der künstlerischen Verkörperung macht den Satiriker zum Dichter; wir empfinden es als ein Bedürfniß, daß derjenige, der die ekelhaftesten Winkel erleuchtet, auch zeige, daß er die entzückenden Wonnen der Erde kennt. Diese beiden Elemente, die unser Heine so köstlich zu verschmelzen weiß — nur beispielsweise nennen wir die „Schenke von Godesberg“ und den „Abschied von der Mouche“ —, finden wir bei Giusti nur ein einziges mal nebeneinander, in jenem herb-weichen Gedicht: „San-Ambrogio“, das wir zum Schluß mittheilen wollen. Im ganzen vermissen wir bei ihm jene überströmende Fülle der Anschauung, durch die sein deutscher Rivale hervorragt. Man vergleiche etwa Heine's „Götterdämmerung“ mit den folgenden Strophen:

Wie wenn du einer Frommen nachgewandelt
Und siehst, wenn endlich dann der Schleier fällt,
Das Bild, das du dir golden vorgestellt,
In Schmuz verwandelt:

So trank ein Masaniello, ein Michele
Di Lando taumelnd Judas' Becher leer;
Brutus trug Orden; Pfaffe Robespierre
Schrieb Blutbefehle.

Ich sah, wie ziellos sie das All durchdringen;
Sah Hoffart, die sich als Schutzengel bläht,
Talent, auf Ruhm- und Goldjagd früh und spät,
Mit kahlen Schwingen;

Lobhudeln hört' ich, schamlös Psalmen dudeln
Von Atheisten; schlotternde Tyrtäen
Mit früh verschrumpften Herzen mußt' ich sehen
Die Welt besudeln.

Versteinert stand ich; den Familienzug
In meinem Antlitz wünscht' ich zu verstecken,
Bis dann hervor aus Schmerz und Zorn und Schrecken
Ein Lachen schlug;

Ein Lachen, ach, das fremde bleibt dem Herzen!
Und wahrlich, jenem Gaukler gleich' ich jetzt,
Der Hungers stirbt und noch das Volk ergötzt
Mit tollen Scherzen.

Man wird trotz allem Geist und Reichthum darin doch leicht die akademisch angelernten Kunstgriffe des Simile, Contrarium u. s. w. entdecken, die hingegen, wo der Deutsche sie verwendet, nur unter der Decke ihr Spiel treiben.

Das versprochene Gedicht, das wir nun folgen lassen, zeigt nebenher auch, wie fein und sorgsam Heyse alle Spitzen und Schärfen des Originals wiedergegeben hat; übrigens befürchten wir heute nicht mehr, durch dessen Mittheilung diesem Blatte den Vorwurf des Vaterlandsverraths zuzuziehen, der vor langen Jahren von der augsburger „Allgemeinen Zeitung" dem Uebersetzer entgegen geschleudert wurde.

San-Ambrogio. (1846.)

Sie pflegen, Excellenz, auf mich zu schmälen
Um die paar Dutzendspäße, die ich schrieb,
Und zu den Deutschenfressern mich zu zählen,
Weil ich zum Pranger helfe jedem Dieb.
Nun lassen Sie gefälligst sich erzählen,
Was, da ich mich umher in Mailand trieb,
Zuletzt bis San-Ambrogio hin verschlagen,
Frühmorgens jüngst sich mit mir zugetragen....

Wir treten ein, und voll ist's von Soldaten,
Von jenen, die dem kalten Nord entstammt,
Als zum Exempel Böhmen und Kroaten,
Im Weinberg hier als Pfähle eingerammt.
Wie sie nur je auf der Parade thaten,
So pfahlgerade stehn sie insgesammt,
Den Flachsbart überm Maul die ganze Rotte,
Steif wie gegossen selbst vor ihrem Gotte.

Ich blieb beiseit; denn, sag' ich's Ihnen ehrlich:
So mitten in dies Volk hineingeschneit,
Verspürt' ich einen Ekel — leicht erklärlich
Sind Sie, Dank Ihrem Amt, davon befreit.
Es roch so schlecht, das Athmen ward beschwerlich,
Ja, mit Verlaub von Eurer Herrlichkeit,
Die Kerzen in dem schönen Gotteshaus
Sahn förmlich nach gemeinem Unschlitt aus.

Doch während am Altar der Priester eben
Sich anschickt, einzuweihn das myst'sche Brot,
Beginnt Musik sich plötzlich zu erheben,
Die sanft den Unmuth mir zu schmelzen droht.
Aus den Trompeten klingt ein schmerzlich Beben,
Ein Bittgesang, wie ihn aus tiefer Noth
Ein Volk zum Allerhöchsten stöhnt empor,
Der Güter eingedenk, die es verlor.

Der Chor von Verdi war's, worin zum Herrn
Das Flehn der dürstenden Lombarden rauschte:
„O Herr, von unserm Heimatherde fern" —
Der tausend Herzen innig schon berauschte.
Verwandelt wurd' ich — ich gesteh' es gern —
Und unwillkürlich jetzt, indem ich lauschte,
Mischt' ich mich in die plumpe Schar aus Norden,
Als sei'n sie von den Unsrigen geworden.

Was wollen Excellenz? Schön war das Stück,
Einheimisch auch und leidlich vorgetragen.
Ein Kunstnarr darf wol einen Augenblick
Der Kunst zu Lieb' der Scrupel sich entschlagen.
Doch da es aus war und mein alter Tic
Schon wieder anfing sich hervorzuwagen,
Da, recht noch einmal mir zum Possen, fing's
Von neuem an. Aus diesen Mäulern rings

Erscholl ein deutsches Lied, und schwer und bang
Im heil'gen Raum erhob es sein Gefieder.
'S war ein Gebet; mir schien's ein Grabgesang,
So dumpf und klagend wogt' es auf und nieder.
Und noch verfolgt im Geist mich dieser Klang;
Mich wundert, wie trotz ihrer steifen Glieder
Und dicken Haut aus solchen Enakssöhnen
So reingestimmter Wohllaut mag ertönen.

Ach, jener Hymnus klang so süß beklommen;
Wie Lieder aus der Kindheit, die das Herz,
Das einst von trauter Stimme sie vernommen,
Uns wieder vorsingt in des Lebens Schmerz.
Mir war's als säh' ich meine Mutter kommen,
Ein Sehnen fühlt' ich lieb- und ruhewärts,
Ein Graun, verbannt zu sein in fremden Landen,
Daß tief in Träumen mir die Sinne schwanden.

Und als es schwieg, stand ich versunken lange,
Und aller herbe Grimm war sanft entschlafen.
Die reißt nun, dacht' ich, dieser Kaiser, bange,
Daß sich Italien rühre und die Slawen,
Aus ihren Hütten fort mit schnödem Zwange,
In Sklaverei uns bändigend durch Sklaven,
Und pfercht die Böhmen- und Kroatenheerde
Im Winter ein auf der Maremmenerde.

Im harten Joch der Mannszucht leben sie,
Stumm duldend, allverhöhnt und allverlassen,
Ein blindes Werkzeug seh'nder Despotie
Beim Raube, dessen Schmach sie selbst nicht fassen;
Und jener alte Haß, mit dem sich, nie
Versöhnt, die Deutschen und Lombarden hassen,
Nutzt dem, der trennend herrschen will, nur bange,
Daß nach Verbrüderung Volk und Volk verlange.

Die armen Bursche, fern der Heimat hier
Von allen angesehn mit schelen Blicken!
Sie mögen ganz im stillen, denk' ich mir,
Manchmal den Herrn wol auch zum Henker schicken;
Sie haben, wett' ich, ihn so satt wie wir. —
Nun aber fort! Wend' ich nicht bald den Rücken,
Umarm' ich noch sammt seinem Haselstocke
Den Corporal dort, steif trotz einem Pflocke.

Neue Romane.

(Beschluß aus Nr. 51.)

3. Benedict. Ein Roman von Fanny Lewald. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1874. 8. 10 M. 50 Pf.
4. Benvenuto. Ein Roman aus der Künstlerwelt von Fanny Lewald. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1876. 8. 10 M.

Fanny Lewald liebt die psychologischen Gemälde und Entwickelungen im Stile der George Sand; ihre neuen Romane, obgleich dieselben theils auf tragische Katastrophen hinauslaufen, theils mit tragischen Ereignissen durchflochten sind, halten sich dennoch frei von jenen Ueberraschungen, mit denen andere Romanschriftsteller eine plötzliche Wirkung auszuüben pflegen. Mit der Solidität, die zu einem kunstmäßigen Bau gehört, häuft Fanny Lewald Stein auf Stein, und dieser allmähliche Aufbau hält eine Spannung wach, die zwar nichts Krampfhaftes und Fieberhaftes hat, auch hin und wieder in einer sehr mäßigen Temperatur der Theilnahme erhält, aber doch sinnige Gemüther auf die Dauer fesselt und den prüfenden Verstand meistens durch wohlerwogene Motive befriedigt. „Benedict" (Nr. 3) ist ein Klosterroman; wir werden durch die Scenerie an „Spiridion" von George Sand erinnert; doch ebenso augenfällig ist der Unterschied. George Sand liebt das Mystische und Phantasievolle; es spukt in ihren Klöstern; aber auch ein ahnungsvoller und geheimnißreicher Zug geht durch ihre Schilderungen; wir haben es nicht mit der Prosa, nein, mit der Poesie des Klosterlebens zu thun, einer Poesie, welche die Gegenwart geringschätzt, welche der Culturkampf ächtet, ohne die aber doch einem Dichtwerk, das im Kloster spielt, gleichsam die höhern Weihen fehlen. George Sand ist weit von jeder Bigoterie entfernt, es geht auch durch diesen Roman ein freigeistiger Zug; aber es ist die Freigeisterei der Mystik, die mit der starren Satzung in Widerspruch tritt, und die Legende auf Goldgrund behält ihr gutes Recht in der Dichtung.

Bei Fanny Lewald ist das ganz anders; sie gehört zwar nicht zu denjenigen, welche das Klosterleben durch abschreckende Greuelgeschichten in Verruf zu bringen suchen und zu seiner Schilderung die schwärzesten Farben wählen; es geht bei ihr alles ruhig und vernünftig zu, und die praktischen Interessen, welche bei dem Klosterleben in Frage kommen, werden nach Gebühr in den Vordergrund gestellt: da gibt es keine Geheimnisse, keine Mystik, keine Legenden, nur eine pflichtmäßige Andacht. Das psychologische Interesse aber ist dem Conflict zugewendet, welchen die Liebe in der Brust eines jungen Mönchs hervorruft. Der Roman spielt in der Schweiz, und die Alpenscenen, oft mit lebendigem Colorit geschildert, rahmen das Kloster ein, in welchem die Handlung sich abspielt. Es ist eine von den Touristen neuerdings aufgesuchte Gegend, und ein touristisches Weltkind, ein anmuthiges Mädchen, erregt die Liebesleidenschaft des Mönchs, welche durch ein paar Begegnungen, besonders durch das Rendezvous im Walde, das mit poetischem Hauch geschildert ist, zu heller Flamme angefacht wird. Auf seiten des Mädchens handelt es sich nur um eine flüchtige Neigung, welche durch den aparten Charakter des Abenteuers lebhafter angeregt wird; bei dem Mönch um eine tiefere Leidenschaft.

So sind für ihn die Bedingungen zu einem tragischen Abschluß gegeben, und auch der Darstellung fehlt es nicht an einleuchtender Folgerichtigkeit; wenn uns gleichwol das tragische Ende des Mönchs doch befremdend gemahnt, so liegt dies wol daran, daß die Kühle einer objectiven Schilderung, welche den psychologischen Proceß belauscht und in allen seinen Stadien wahrheitsgetreu nach den Resultaten der Beobachtung mittheilt, uns nicht in jene Stimmung zu versetzen vermag, in welcher die Tragik der Leidenschaft zu ihren großen Entscheidungen hingedrängt wird. Wir brauchen nur an „Werther's Leiden" zu erinnern, um den Gegensatz einleuchtend zu machen. Das innerliche Vibriren der Leidenschaft muß auch die Darstellung selbst ergreifen; sie muß diese zersetzende, das Innerste des Menschen durchwühlende Gewalt mit der kühnen Macht der Phantasie und ihrer glühenden Belebung wiedergeben. Sonst finden wir wol den Gang der Handlung richtig motivirt, doch es fehlt das geheime Etwas, über dessen Mangel sich vielleicht viele nicht Rechenschaft geben, die von einem tragischen Ereigniß nicht den ganzen erschütternden Eindruck erhalten, den sie erwarten durften; es fehlt die Macht der Leidenschaft, die tragische Macht, mit welcher große Dichter in Dramen und Romanen die entsprechenden Stoffe behandeln.

In dem Künstlerroman „Benvenuto" (Nr. 4) haben wir es nicht mit einer tragischen Katastrophe zu thun, hier finden sich zwei Liebende nach einem Misverständniß in einem rasch zum Abschluß führenden Schlußkapitel. Doch fehlt es auch diesem Roman nicht an der Tragödie, die indeß nur einen episodischen Charakter hat und nur einen vorübergehenden Einfluß auf die Entwickelung des Helden ausübt. Der Künstler, ein Marchese, der nach langen Kämpfen mit seiner Familie statt des geistlichen Standes, für den er bestimmt ist, die künstlerische Thätigkeit erwählt, verliebt sich in ein armes Mädchen, Gloria, das anfangs mit einem blinden Vater, einem Bänkelsänger, im Lande umherzieht und dann mit dem Vater zusammen ihm als Antigone und Oedipus Modell steht. Später kommt sie öfter allein als Modell zu ihm, und es entwickelt sich ein leidenschaftliches Verhältniß zwischen beiden. Als er indeß, um sich in kindlichen und jugendlichen Gestalten zu üben, um einen Amor und eine Psyche zu bilden, auf andere Modelle ausgeht, erwacht die Eifersucht in ihr, und als ihr Vater gestorben ist, verlangt sie die Ehe von Benvenuto, wie er selbst erzählt:

> Ihre Festigkeit hatte sie allmählich verlassen, die Thränen brachen ihr aus den Augen und fielen mir schwer auf die Seele. Wenn ich mein Verhältniß zu ihr auch niemals angesehen hatte wie sie es that, so erschütterte mich doch ihr schlichtes rücksichtsloses Rechtsgefühl bis in das tiefste Herz; aber mich gegen mich selbst mit jener Grausamkeit waffnend, die wir uns als Charakterstärke anzurechnen lieben, sagte ich: „Laß das, ich bitte dich! Du mußt nicht von mir fordern, was ich dir, wie du weißt, zu gewähren nicht vermag!" Und weil ich mich zu diesen Worten zwingen mußte, klangen sie, ich fühlte das sehr wohl, noch weit härter als sie waren. Gloria blickte mich mit starren Augen an. — „Ich verstehe dich nicht!" sagte sie, indem sie nahe an mich herantrat, „du denkst mich nicht zu

heirathen?" — Ich wich der Frage aus. „Du weißt", entgegnete ich ihr, „daß du auf mich zählen kannst, daß du einen Freund an mir besitzest." — Sie ließ mich nicht vollenden. „Was geht mich deine Freundschaft an! Ich brauche keinen Freund! Ich bin dein Weib vor Gott und fordere von dir deinen Namen, wie mir's zukommt vor den Menschen!" sagte sie entschlossen und gebieterisch. Ihre stolze Sicherheit reizte mich in diesem Falle mehr als je, und ihrem sittlich allerdings berechtigten Trotze den Trotz jener Selbstsucht entgegensetzend, von der die Welt regiert wird, welche wir die beste zu nennen lieben, weil wir es uns in ihr so bequem gemacht haben, wiederholte ich ihr mit einer Bestimmtheit, die von meinem wahren Empfinden sehr verschieden war: „Du mußt nicht fordern, was dir zu gewähren mir nicht möglich ist." — Aber das Entsetzen, das über ihr Antlitz fuhr, brachte mich zur Besinnung, und ihre Hände ergreifend, bat ich sie, sie möge mich nicht drängen, mich nicht zwingen wollen, sie möge die Zeit gewähren lassen. — Indeß sie achtete nicht darauf, und mir ihre Hand entziehend, wiederholte sie: „Mein Vater ist ja todt!" — „Aber der meine lebt und wird, ich hoffe es, noch lange leben, und meine Mutter auch!" entgegnete ich, mit dem Wunsche, ihr für den Augenblick es damit klar zu machen, was uns trennte. Gloria's Geradheit machte jedoch ein solches Hoffen eitel. — „Was kümmern mich dein Vater und die Mutter! Du bist nicht gegangen, deinen Vater und deine Mutter zu befragen, als du mich für dich gewonnen hast", rief sie, „und ich habe meinen Vater auch nicht erst befragt, denn ich liebte dich und du hast mich geliebt. Aber ich sehe es und habe es lange gesehen, mit deiner Liebe ist's vorbei. Die Liebe kennt ja nichts als sich selbst, sie fragt niemand, und sie kümmert sich um nichts! Du aber" — Sie unterbrach sich, weil ihre wachsende Leidenschaft ihre Stimme erstickte. Ich versuchte sie zu besänftigen, sie hörte mich nicht, und es half nicht ihr, nicht mir, daß ich ihr betheuerte, ich würde sie nicht verlassen, daß ich ihr versicherte, sie sei mir werth und werde es mir immer bleiben. — Sie lachte höhnisch auf. „Geh!" sagte sie, „geh! Vater und Mutter und deine Vornehmheit sind dir werth, nicht ich! Ich habe mit deinem Vater und deiner Mutter und mit deiner Vornehmheit gar nichts zu schaffen! Was wußte ich von dir, als ich dich sah und liebte? Für einen armen Künstler hielt ich dich, und als einen solchen gabst du dich ja aus. — Des Bänkelsängers, des armen Blinden Tochter war dir nicht zu schlecht, da du sie um ihrer Schönheit willen liebtest. Jetzt, da du andere im Sinne hast, dünkt dir der Marchese Benvenuto, der berühmte Künstler, für dein Weib, für mich armes Weib zu gut! — So geh, wohin du magst! Ich werde dafür sorgen, daß du mich auch in den Armen einer Andern nie vergessen sollst!" Und sich mit ungebändigter Leidenschaft von mir wendend, stieß sie mit starker Hand den Modellirtisch um, auf welchem das nahezu fertige Modell des Grabdenkmals stand, daß es mit dem Tisch zu Boden fiel. Dann warf sie die Thür hinter sich zu, daß es schallte, und schritt in wildem Zorn davon. Ich stürzte nach meiner Arbeit hin, ich rief meine Gehülfen herbei, wir versuchten die Gruppe, die ich in halber Lebensgröße entworfen hatte, so gut es gehen wollte, aufzurichten, aber sie war theils zerfallen, theils flach geschlagen. Indeß, wie hart mir das auch ankam, denn die liebevoll durchgeführte Arbeit war fast neu zu machen, athmete ich in meiner zornigen Empörung gegen Gloria doch leichten Herzens auf. Gegenüber ihrer Maßlosigkeit und Wildheit schwieg die Stimme meines Gewissens, die Stimme des Mitleids, und ich fühlte mich berechtigt, nur an mich zu denken, nicht an sie.

Am Abend darauf suchte er die Geliebte in ihrem Hause auf, doch sie war zu ihm gegangen:

Sie hatte es auf Erklärungen, vielleicht auf eine Entschuldigung, vielleicht auf neue Vorstellungen, auf eine Scene abgesehen; und lästig wie mir die Ansicht auf eine solche war, athmete ich doch leichter auf. Die Nacht war herrlich, der Mond stand hoch am Himmel, die Fontaine im Hofe plätscherte lustig in seinem Strahl, und die schlanken Zweige der frisch belaubten Bäume wiegten sich in dem leichten Windhauch, der, von dem Tiber kommend, die Luft erfrischte. Ich trat in mein kleines Vorgemach, es war still und dunkel. Ich öffnete mein Zimmer, ich sah durch seine aufstehende Thür in die Schlafstube hinein, es war kein Licht in meiner Wohnung außer dem hellen Scheine, den der Mond verbreitete. Ich rief nach Gloria, es gab mir niemand Antwort. Ich mußte sie also in meiner Werkstatt vermuthen, und obschon mir ihr Einfall grillenhaft erschien, mich an der Stelle zu erwarten, an welcher sie mir heute einen so empfindlichen Schaden angerichtet hatte, ging ich nach der Werkstatt — und wie ein Blitzstrahl durchflog mich das Entsetzen. Zu den Füßen der Melpomene, deren Gipsabguß am obern Ende des Zimmers stand, lag Gloria, gekleidet wie ich sie zuerst gesehen hatte, in ihrem Blute schwimmend auf dem Boden. Mit einem Aufschrei stürzte ich zu ihr hin. Ich ergriff ihre Hände, ich rief um Hülfe, ich versuchte sie aufzurichten. Es war vergebens. Sie war kalt und starr. Ich hielt eine Leiche in meinen Armen.

Nach dieser tragischen Wendung lenkt der Roman in ruhigere Gleise ein. Die Familie will den Marchese mit einer jungen Marchesin verheirathen; doch er weigert sich, um ihre Hand zu werben. Ein längerer Aufenthalt in Paris läßt den Groll der Seinen gegen ihn schwinden, besonders als der Vater die Intriguen des Klerus durchschaut, die bei der Entfremdung seines Sohnes eine große Rolle spielen. Er kehrt zurück, wohnt, ausgesöhnt mit den Seinen, einer Familienfeier bei und verliebt sich dann in eine norddeutsche Adeliche, die sich in Albano aufhält. Magdalena mit ihrer traulichen deutschen Art, mit ihrem stillen Walten gewann sein Herz; doch sie hielt sich nicht für fähig, ihn dauernd zu beglücken; sie reiste nach einer Liebeserklärung, die sie unerwidert ließ, aus Italien ab. Indeß, das Misverständniß löst sich, einer ihrer Briefe giebt den Schlüssel zu dieser Lösung; sie werden Mann und Weib.

Wie es scheint, haben wir es hier mit einer wahren, nur dichterisch ausgeschmückten Geschichte zu thun, denn Fanny Lewald sagt am Schluß, daß manche der deutschen Landsleute, denen diese Blätter in die Hände kommen, sich bei dem Lesen derselben an die guten Stunden erinnern werden, die sie zu Rom der Gastfreundschaft im Palazzo Armero verdanken. Die Leser kümmern sich indeß nur um die guten Stunden, die sie der Lektüre verdanken; der Genuß aber, den der Roman gewährt, ist ein ungleicher. Wie häufig Ateliersscenen sich in neuern Romanen wiederholen, beweist schon der Hinblick auf Paul Heyse's „Im Paradies". Auch Fanny Lewald kennt das Künstlerleben und weiß das Modellstehen und die Bildhauerarbeit so gut zu schildern wie Paul Heyse; die Poesie fühlt sich aber nach unserer Ansicht nicht wohl in dem dicht umherfliegenden Kalkstaub. Einzelnes, wie die mitgetheilten Scenen, ist von Fanny Lewald lebendig geschildert; auch das gesellschaftliche Leben Roms wird mit wahrheitsgetreuem Colorit, der Frucht langer Beobachtung, uns vorgeführt. Dennoch schleppt sich die Handlung, besonders im zweiten Bande, zu sehr ohne wirksame Einschnitte hin, und zu einer eigentlichen Erwärmung für den Helden und seine Schicksale kommen wir nicht. Die Begegnung mit der norddeutschen Magdalena ist eine kleine Novelle für sich, deren einzige Verwickelung doch durch eine Laune des Mädchens herbeigeführt und in zu bequemer Weise gelöst wird.

5. Unfehlbar. Zeitroman von Max Ring. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1874. 8. 18 M.
6. Der große Krach. Roman von Max Ring. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1875. 8. 12 M.

Max Ring ist ein Schriftsteller von großer Beweglichkeit, der alles, was gerade die Welt bewegt, geschwind und behend in eine romanhafte Einkleidung zu bringen weiß. Einmal war es die Schopenhauer'sche Philosophie und ihre Anhänger, ein anderes mal die Richard Wagner'sche Musik und ihre Jünger, dann der Eisenbahnkönig Strousberg, der in durchsichtiger Verhüllung zu einem der HauptHelden eines Romans gemacht wurde. Jetzt hat Max Ring den „Culturkampf" und den „großen Krach" sich zu romanhafter Behandlung ausersehen. Was man bei dieser Hinneigung zu derartigen Stoffen, die man als „Zeitungsstoffe" bezeichnen könnte, vor allem befürchten muß: das ist eine Grundsuppe allgemeiner Reflexionen, in welcher dann die Brocken der Handlung umherschwimmen, um von ausgehungerten Lesern aufgefischt zu werden. So schlimm ist es aber bei Max Ring nicht; er liebt nicht gerade die weitschweifigen Excurse, die langen Verhandlungen, obschon er einzelne Seiten sowol im eigenen Monolog wie im Dialog seiner Helden den Zeitfragen zu widmen pflegt, die er behandelt. Er weiß immer eine Handlung zu erfinden, in welche er diese Fragen umsetzt, und diese Handlung ist nicht arm an spannenden Momenten.

Was aber den Romanen von Max Ring fehlt, ist die stilvolle Haltung; sie sind mit einer Flüchtigkeit hingeworfen, die man um so mehr bedauert, als der Autor mehrfach, besonders in seinem besten Roman: „Verlorene Geschlechter", bewiesen hat, daß er seiner Darstellungsweise auch ein bedeutenderes Gepräge zu geben vermag. Das breitspurig Alltägliche, welches von keinem Hauch der Poesie gestreift wird, tritt zu sehr in den Vordergrund; die Charaktere sind zum Theil Typen oder in zu flachem Relief ausgeführt, und der Ton der Darstellung befremdet bisweilen durch ein Hinabsinken ins Triviale: eine Gefahr, die für Romanschriftsteller überhaupt sehr groß ist und am besten durch eine humoristische Färbung vermieden wird, wo es sich um sonst unvermeidliche Lebensprosa handelt. Hierin ist Jean Paul, aber auch Walter Scott noch immer nicht übertroffenes Vorbild.

In dem Roman „Unfehlbar" (Nr. 5) ist der Held ein Jude, welcher die Befreiungskriege mitmacht und zum Offizier ernannt wird; doch wird während des Friedens seine Stellung eine unerträgliche; er sieht sich genöthigt, den Abschied zu nehmen. Noch weniger aber kann er sich in die altjüdischen Verhältnisse finden; das Mädchen, das er zur Frau genommen hat, ist die Tochter eines orthodoxen Juden. Die jüdischen Bräuche, die Sitten und Meinungen dieser Kreise sind mit vieler Treue und Lebenswahrheit geschildert, wenn auch Leopold Kompert derartige Schilderungen noch mehr zu vertiefen weiß und uns von den Verknöcherungen dieser aparten Menschenwelt ein noch eindringlicheres und gemüthvolleres Bild gibt. Der Held des Ring'schen Romans verläßt Frau und Tochter, geht zum Christenthum über, schlägt die höhere Beamtencarrière ein und heirathet ein christliches Edelfräulein, dem er seine Vergangenheit verschweigt. Hieraus entstehen mancherlei Verwickelungen. Die Beziehungen der zweiten Frau zu den Ultramontanen geben dem Autor Gelegenheit, den Titel des Romans zu rechtfertigen und dem Culturkampf einige Kapitel zu widmen. Der Abschluß des Ganzen ist ein Triumph der Toleranz, welcher sich in den Schlußworten des Hofagenten ausspricht:

> In tiefer Stille lebt eine verborgene Gemeinde, eine unsichtbare Kirche, welche die Bekenner aller Religionen in sich vereint. Ihr Evangelium — Gott und Natur; ihr Dogma — Liebe; ihr Cultus — Wahrheit, Schönheit und Freiheit; ihre Priester — die Lehrer der Menschheit; ihr Ideal — der göttliche Dulder; ihr Ziel — das Reich Gottes auf dieser Erde; ihre Hoffnung — Fortschritt und Unsterblichkeit.

Der Gedanke, den Helden zum Märtyrer einer doppelten Unfehlbarkeit, der jüdischen und der christlichen, zu machen, ist an und für sich ein sehr glücklicher, sowie die Verknüpfung dieser beiden Kreise eines starren Glaubens mit Geschick durchgeführt ist. Auch sind einzelne Gemüthszustände des Helden, namentlich seine Furcht vor den Enthüllungen, die sein vergangenes Leben betreffen, in einer Antheil erregenden Weise geschildert; nur schade, daß die zahlreichen Gemeinplätze, auf die wir bei der Lektüre stoßen, uns zu leicht aus der durch den Fortgang der Handlung erzeugten Spannung herausreißen. Dies gilt sowol von den Schilderungen wie von den Reflexionen. Folgende Stelle erinnert an einzelne Verse der Jobsiade:

> Am blauen, wolkenlosen Himmel strahlten der silberne Mond und die goldenen Sterne. In den Bäumen flüsterte der erquickende Abendwind und spielte mit den frischen Blättern und duftenden Blüten. Durch das Rebenlaub stahlen sich die Mondstrahlen und beleuchteten mit ihrem mild verklärenden Lichte die holde Ulrike und den glücklichen Mann an ihrer Seite.

Solche matte lyrische Albumblüten finden sich häufig, z. B.:

> Wie milder Himmelsthau die verschmachtende Flur, so erquickten die Worte des jungen Priesters die Seele der zweifelnden Cäcilie.

Auch an Sentenzen wie die folgende fehlt es nicht:

> Leider lehrt Geschichte und Erfahrung, daß die Jesuiten überall, wohin sie kommen, den Samen der Zwietracht ausstreuen, die Gemüther aufreizen und verwirren, den Frieden stören und mehr Schaden als Nutzen stiften.

Der Roman „Der große Krach" (Nr. 6) ist, wie schon der Titel anzeigt, ein Börsenroman, der Held desselben ein Bankier, der eine junge, lebenslustige Aristokratin heirathet und, um alle Wünsche seiner nur auf ein großes Haus und glänzende Feste bedachten Gattin befriedigen zu können, sich in gewagte finanzielle Unternehmungen einläßt, zu denen ihn ein jüdischer Emporkömmling, einer aus der echten Gründersekte, verleitet. Bei dieser Gelegenheit wird uns mit praktischer Welt- und Lebenskenntniß ein Bild dieser Machinationen der haute-finance, der Zustände an der Börse, der Gründerversammlungen entworfen, welches ganz frisch aus der Zeit herausgegriffen ist. Der Zusammenbruch des äußern Glanz bildet die Katastrophe der Tragödie, in welche noch ei[ne] spannende criminalrechtliche Verwickelung eingreift. D[er] Bankier hat in dem Hause eines sterbenden Verwandt[en] einen Depositenschein über ein bei ihm befindliches Dep[ot] vernichtet. Der Sohn geräth, durch eine wohlmotivirte Ve[r]kettung der Umstände in den Verdacht, der Schuldige z[u]

sein, wird verhaftet und darf sich nicht vertheidigen, ohne seinen Vater anzuklagen; er unterwirft sich mit kindlicher Pietät dem traurigen Schicksal. Der Tod des Vaters und sein vorhergehendes Geständniß löst den gut erfundenen Conflict.

Ueberall wo sich Max Ring auf dem Boden praktischer Verhältnisse bewegt, folgen wir seinen Erzählungen gern; da ist er ganz zu Hause, weiß lebendig zu schildern und auch zu spannen. Die Börse, der Salon, die Fabrik, selbst die Versammlung der socialdemokratischen Arbeiter treten anschaulich vor uns hin; die aristokratischen Schlepper bei den Gründungen, die Gründer selbst, Gutmann und Sohn, sind treffliche Photographien. Wo er uns aber in eine idealere Welt führen will, besonders wo es die Sprache der Liebe und zarterer Empfindungen gilt, da verfällt er in eine allzu abgeblätterte Stammbuchpoesie. Zwar die Kinder des Fabrikanten aus erster Ehe, Walther und Martha, flößen von Hause aus Theilnahme ein, obschon sie zu den mehr lyrischen Gestalten gehören und Walther sich erst gegen den Schluß hin in einen dramatischen Helden verwandelt. Tante Dora mit ihrer naiven Offenherzigkeit und der kranke Onkel Richard sind gut gezeichnet, aber die Gartenidylle, die Liebesscenen zwischen Walther und Clara, Heinrich und Lieschen erinnern uns zur Unzeit an ähnliche Schilderungen in zerlesenen Romanen des vorigen Jahrhunderts. Das Sentimentale ist ebenso wenig wie das Tiefsinnige eine Force von Max Ring, wie die folgende Stelle, die beides in sich schließt, beweisen mag:

So saßen beide auf der alten, morschen Bank, wo schon so viele Liebespaare vor ihnen gesessen hatten, beglückt durch ihre bloße Gegenwart. Ueber ihren Häuptern leuchtete der Mond, der langsam am Himmel emporstieg, strahlten die goldenen Sterne. Sie sprachen von ihrer Liebe, von der Zukunft, und Heinrich schwur, daß er sie nie verlassen würde, und Lieschen glaubte ihm. Doch es bedurfte nicht der Worte, nicht der Liebesschwüre; ihre Blicke, der innige Druck ihrer Hände, die süße Berührung ihrer Lippen sagten ihnen mehr, als alle Reden der Welt auszudrücken vermochten. Die Sprache ist so arm und das Herz so reich. Die Liebe redet in Zeichen und Hieroglyphen; das irdische Wort reicht für ihr Gefühl nicht hin. Wenn Heinrich das Mädchen fester an sich zog, als wollte er sie gegen eine Welt beschützen, sagte ihr da seine zärtliche Besorgniß nicht mehr, als der gewandteste Redner auszusprechen vermag? Wenn ihre sanften Augen an seinen Blicken hingen, sie ihn so bezaubernd anlächelte, ihre reizende Gestalt sich inniger an ihn schmiegte, als suchte sie seinen Schutz, zeugte da nicht jede Bewegung, jede Miene des holden Gesichts, daß sie ihn liebte? Genügte nicht die leiseste Berührung, ein Hauch, ein Nichts, um ihre tiefsten Gedanken und geheimsten Empfindungen auszudrücken? In dem großen Mysterium der Liebe wird das Körperliche zum Symbol, zum Gefäß, das den heiligen Geist umschließt. Die alliebende Mutter Natur leitet ihre Kinder mit sanfter Hand zu ihrem Ziele. Durch die Pforte der Sinne nimmt sie ihren Einzug in das Herz. Ein sanfter Druck, ein Blick, ein Kuß bilden die luftige Brücke, welche die Seele zur Seele führt, und mit irdischen, alltäglichen Mitteln bewirkt sie das größte göttliche Wunder.

Aehnlich sind des Autors Betrachtungen bei der Verlobung Lieschen's und Heinrich's:

Das war einer jener herrlichen Augenblicke, die sich nicht beschreiben, sondern nur fühlen lassen. Ueber alle menschlichen Vorurtheile und alle irdischen Bedenken siegte die Liebe, über alle Berechnungen des Verstandes triumphirte das Herz. Stärker als der Egoismus, kräftiger als Haß und Zorn war das feste, unzerreißbare Band der Familie, die Macht der Schönheit, Unschuld und Tugend.

Einem so gebildeten Autor wie Max Ring dürfte es doch nicht schwer fallen, derartige Gemeinplätze zu retouchiren oder noch besser, ganz im Tintenfaß zu lassen, wenn sie sich ihm in die Feder schleichen wollen.

Eine Probe von der lebendigen Darstellungsweise des Autors, wo er uns in das gesellschaftliche Leben einführt, möge dagegen die folgende Schilderung eines Gesellschaftsabends im Salon des Bankiers und seiner jungen eleganten Gattin Wanda geben:

Ein Meer von Licht verbreitete die Helle des Tages in den eleganten, prächtig decorirten Räumen, worin sich heute die Elite der Residenz versammelte, die hohe Aristokratie der Geburt und des Geldes, junge und alte Lebemänner, die Löwen und Löwinnen der Gesellschaft, Diplomaten, Geheimräthe, Offiziere, großartige Börsenspeculanten und Fabrikbesitzer, die Notabilitäten der Kunst, Wissenschaft und Tagespolitik, berühmte Kammerredner, Professoren und Künstler, darunter zahlreiche Zukunftsmusiker mit langen Locken und noch größerer Selbstüberschätzung, beliebte Schauspieler, Sänger und Sängerinnen, kurz, der ganze Bildungstroß, den man, mit Recht oder Unrecht, die feine Welt zu nennen pflegt. Das war ein Gewühl von großen und kleinen, von kurzen und langen, von interessanten und uninteressanten Leuten, ein Kaleidoskop von bunten Gestalten, von blonden und brünetten Damen und Herren, von schwarzen Leibröcken und gestickten Uniformen, von hohen und niedrigen Frisuren, von Sternen und Ordensschleifen, von Seidenschleppen und Gazewolken, von echten und falschen Points, von funkelnden Brillanten und schimmerndem Geschmeide, von rosig gemalten und natürlich blassen Wangen, von reizenden Armen und weißen Schultern, von üppigen Büsten und Nacken. Das war ein Lächeln und Neigen, ein Rauschen und Flüstern von bekannten Redensarten und hergebrachten Phrasen, ein Austausch von nichtssagenden Worten und Complimenten, ein gegenseitiges Lügen und Heucheln, wie es der sogenannte feine Ton mit sich bringt. Da sah man zwei alte Nebenbuhlerinnen, die sich am liebsten vergiftet hätten, miteinander in der intimsten Unterhaltung, als wenn sie die besten Freundinnen wären, Herren, die sich nicht leiden mochten, einen herzlichen Händedruck austauschen, und junge Damen, welche sich um die Wette beneideten, sich in Liebesversicherungen überbieten. In einer Ecke des Saales saß die hochmüthige Frau Baronin von Blumenthal, eine lange, magere Dame mit spitzen Zügen und noch spitzerer Zunge, in gelber Atlasrobe mit einem kostbaren Spitzenüberwurf, überladen mit Brillanten, und blickte mit Verachtung auf die Frau Gutmann herab, der sie absichtlich den Rücken kehrte. Sie war nur aus Neugierde gekommen, nicht um sich zu amusiren, sondern nur um sich über die Gesellschaft und über die Wirthe zu moquiren. Während sie sich mit dem Grafen von Biberstein, der gewissermaßen der Maitre de Plaisir des Balles war, eifrig zu unterhalten schien, musterte sie durch ihre goldene Lorgnette mit scharfen Blicken die ganze Einrichtung und sämmtliche Toiletten, um irgendeine Lächerlichkeit zu entdecken und so viel Stoff als möglich zu boshaften Bemerkungen zu sammeln, durch die sie eine so gefährliche Rivalin wie Wanda herabzusetzen und zu demüthigen hoffte.

Unterdeß begrüßte der Commerzienrath, höchst elegant, nur zu jugendlich gekleidet, einige Finanzgrößen, unter denen sich auch der Baron von Blumenthal befand, und empfing ihre Complimente und Glückwünsche zu der Wahl einer so schönen und liebenswürdigen Gattin und zu seinen letzten glänzenden Erfolgen an der Börse, obgleich die Herren im Stillen sich bemühten, seinen Credit zu untergraben und den Cours der so hoch gestiegenen Fortuna durch eine geheime Contremine herabzudrücken. Selbst die harmlose, glückliche Jugend, welche mit Ungeduld die Eröffnung des Balles erwartete, war nicht ganz frei von kleinen Hintergedanken, von liebenswürdigen Bosheiten, von spöttischem Nasenrümpfen und hochmüthigem Achselzucken, von stillem Neid auf eine gefeierte Ballschönheit oder von Aerger über eine vermeintliche Zurücksetzung. Was aber in

diesem Augenblick die ganze Gesellschaft am meisten beschäftigte und aufregte, war die wichtige Frage, ob die eingeladenen hohen Herren, der Herzog von Rothenburg, der Prinz von Buren und der Fürst von Bergen, wirklich auch kommen oder nicht erscheinen würden, worüber je nach der Stellung der Parteien zu den Wirthsleuten die verschiedensten Ansichten herrschten. Vor allen war die Frau Baronin im höchsten Grade auf den Ausgang dieser Angelegenheit gespannt, als ob davon ihr Lebensglück abhinge, indem das Ausbleiben der genannten Herren ihrer Nebenbuhlerin eine unausbleibliche Niederlage und eine empfindliche Herzkränkung bereiten mußte. Wanda selbst schien jedoch ihres Sieges sicher und empfing ihre Gäste mit der ihr eigenen Sicherheit und Ruhe, alle Anwesenden durch ihre Schönheit und durch ihren Geist bezaubernd. Zu Ehren des Festes hatte sie noch eine glänzendere Toilette als gewöhnlich gemacht, wodurch sie die Bewunderung der Herren und den Neid der sämmtlichen Damen erregte. Ihre Frisur war ein Meisterwerk, halb Kunst, halb Natur, halb classisch, halb romantisch. Das seidenweiche, aschblonde Haar, von einem goldenen, mit großen Brillanten besetzten Reif wie von einem Diadem gekrönt, drängte sich in hundert koketten Locken und Löckchen um die feinen Schläfen, den weißen Hals und den classischen Nacken. Eine kostbare Spitzenrobe, so leicht und zart wie von Elfenhänden aus Sternenlicht und Mondstrahlen gewebt, umfloß wie eine luftige Silberwolke die hohe, verlockende Gestalt, die vollendeten Formen mehr verrathend als verhüllend, sodaß die üppige Büste, die schimmernden Arme, welche einem Bildhauer zum Modell dienen konnten, den entzückten Blicken offen preisgegeben waren. Mit diesen äußern Reizen verband die schöne Frau jene unnachahmliche geistige Koketterie, die sie in größerer Gesellschaft mit unübertrefflicher Virtuosität zu entfalten wußte, wenn sie glänzen und erobern wollte. Mit den Gelehrten sprach sie über Mommsen's Geschichte und Schopenhauer's Philosophie mit anmuthiger Leichtigkeit, mit den Offizieren als Kennerin über das letzte Wettrennen, mit den Künstlern über die letzte Gemäldeausstellung, mit den Musikern über Wagner's Nibelungen, während sie die Politiker durch ihre politische Kenntniß der Tagesfragen, die Finanzmänner durch ihre Einsicht in das Treiben der Börse in Erstaunen setzte. Das alles diente ihr jedoch nur als Mittel zum Zweck, um zu brilliren und Aufsehen zu erregen, ohne daß sie dabei das geringste innere Interesse empfand. Auch ihr Geist machte nur einen Bestandtheil ihrer Toilette aus; sie schminkte sich mit Kenntnissen und machte Staat mit ihrer Bildung wie mit ihren Brillanten.

Während sie in dieser Weise zu glänzen suchte und die ihr von allen Seiten dargebrachten Huldigungen wie einen ihr gebührenden Zoll entgegennahm, schweiften ihre schönen Augen unruhig durch den Saal, da sie noch immer sehnsuchtsvoll das Erscheinen der hohen Aristokratie erwartete, welche erst ihrem Ball das gewünschte Lustre geben sollte. Ihr Fortbleiben von dem Feste wäre für Wanda eine unausbleibliche Niederlage gewesen und hätte sie in den Augen der Gesellschaft und besonders der hochmüthigen Baronin für ewige Zeiten lächerlich gemacht. Mit fieberhafter Ungeduld sah sie nach der Thür; alle Gäste waren bereits versammelt, nur die Hauptacteure in dieser gesellschaftlichen Komödie fehlten noch. Endlich öffneten sich die großen Flügelthüren und die Helden des heutigen Abends erschienen in ihrer ganzen Herrlichkeit. Jener große, breitschultrige Herr mit dem röthlich blonden Vollbart, den kleinen, geschlitzten Kalmückenaugen, mit dem blitzenden Stern auf dem schwarzen Leibrock und dem breiten, rothen Ordensband um den steifen Nacken war kein anderer als der bekannte Herzog von Rothenburg in eigener Person. Gleichzeitig mit ihm kam auch der Prinz von Buren, ein kleiner fatiguirter Cavalier mit kahlem Scheitel und einer Wespentaille, und der Fürst von Bergen, eine hohe, imposante Gestalt mit gutmüthigen, nichtssagenden Zügen. Bei diesem Anblick schwebte ein Lächeln des Triumphes auf Wanda's Lippen, während das Gesicht der Frau Baronin von Blumenthal noch gelber wurde, als ihre gelbe Atlasrobe. Wirth und Wirthin beeilten sich, ihre hohen Gäste zu begrüßen, die sich äußerst liebenswürdig wegen ihres späten Kommens entschuldigten und sich die anwesenden Notabilitäten vorstellen ließen, wobei es natürlich nicht an kleinen Verstößen und Zurücksetzungen fehlte, wodurch sich die Betroffenen beleidigt fanden.

Die Erfindung dieser Ring'schen Romane ist ganz gewandt und geeignet, den Grundgedanken darzustellen; aber die Darstellungsweise sehr ungleich, oft lebendig und von tiefer Beobachtung zeugend, oft trivial und fadenscheinig. Wir meinen, daß der Autor wohl im Stande wäre, wenn er sich es nicht oft zu leicht machte, seinen Schilderungen mehr Halt und Eigenheit und mehr künstlerische und geistige Bedeutung zu geben.

7. Kainszeichen. Roman von F. W. Hackländer. Vier Bände. Stuttgart, Kröner. 1874. Gr. 8. 10 M. 50 Pf.

Der vorliegende Roman Hackländer's ist eine Mischung von grellen Sensationsmotiven und sehr ergötzlichen Genrebildern; aber so verschiedenartig diese Bestandtheile sein mögen, so verschmelzen sie doch durch die Gleichmäßigkeit der Darstellung zu einem einheitlichern Eindruck, als ihn die Romane von Max Ring gewähren. In diesem neuen Roman gibt der Autor allerlei Rebus auf, die zum Theil mit blutigen Zügen an die Wände gekritzelt sind. Daß diese von Hause aus mit verschwenderischen Händen ausgestreuten Geheimnisse die Phantasie der Leser angelegentlich beschäftigen, ist zweifellos. Doch für einzelne gruselige Geschichten, wie z. B. die geheimnißvollen Stimmen, das Rumoren der Frau Staatsräthin von Wanner, bleibt der Autor uns die Lösung schuldig. Sich auf Geisterklopferei allein zu berufen: dazu sind unsere Autoren doch zu wenig dem modernen Mysticismus zugethan, oder sie wagen wenigstens nicht, solchen Glauben bei ihren Lesern vorauszusetzen. Der Roman hat mit dem zweiten Roman von Max Ring gemein, daß er das Gründerwesen zu seinem Mittelpunkte macht; auf die nordamerikanische Bank und ihre Gründer, den Freiherrn von Dallenbach, den Börsensensal Kniegel und andere Vertreter der Speculation fällt das volle Licht des Romans. Ein paar trefflich gezeichnete Comptoirratten sind die Gebrüder Schropps, um welche bereits die geheime Zeichensprache ihre blutigen Kreise zieht; für solche etwas altfränkische, an ihrem Pult angewachsenen Söhne des Merkur hat die Palette Hackländer's die geeignetsten Farben.

Weniger interessiren die idealern Gestalten, der junge Componist, seine anmuthige Pflegeschwester, die Verwickelungen des Herzens. Manche dieser mehr idyllischen Scenen ist klar und anmuthig geschildert; doch finden wir darin zu sehr die Schablone wieder. Ein Conflict von größerm Interesse betrifft die Verirrungen der jungen Frau Brandes, die, zu einer reichen Heirath ohne Liebe gezwungen, durch ein früheres Verhältniß, das sich noch in ihre Ehe eindrängen will, gemartert wird, bis sie sogar infolge eines zufälligen Zusammentreffens die Schuld an dem plötzlichen Tode ihres Gatten damit in Verbindung bringen muß, eine Schuld, die ihr auch die Gesellschaft allzu bereitwillig zuschiebt.

Bisweilen erscheint Hackländer in diesem Roman als ein Nachfolger von Amadeus Hoffmann. Obgleich wir uns mitten in der bürgerlichen Prosa bewegen, fängt doch alles an, eine unheimliche Sprache zu sprechen. Sophie in dem einsamen Zimmer bei den Gebrüdern Schropps mit

ihrer traumwachen Gespensterseherei könnte von dem Verfasser der „Serapionsbrüder" gezeichnet sein:

Auch hier, in dem weiten, jetzt halbdunkeln Gemache trieben die Schatten in den Ecken ihr unheimliches Spiel, je nachdem das trübe Nachtlicht höher und niederer brannte, und sah man sie dann langsam sich erheben, an den Wänden dahinschleichen, sich aufbäumen und die sonst so gesetzten, ruhigen Gegenstände im Zimmer, Tische und Stühle, Fenstervorhänge, besonders die lebensgroßen Bilder an den Wänden zu allerlei auffallenden Bewegungen verführen. Erschien es doch in solchen Augenblicken dem halbschlummernden Mädchen, als verneige sich die Dame im Reifrocke dort vor ihr, und jener freundlich lächelnde Herr mit dem Brief in der Hand machte offenbar so unruhige Bewegungen, daß sie sich schon ein paar mal die größte Mühe gab, die Augen fester hinzurichten, ihn auch dadurch wieder zur Ruhe nöthigend, wogegen sie gleich darauf wieder unter ihren langsam herabsinkenden Augenlidern zu bemerken glaubte, daß er noch freundlicher lächelte als gewöhnlich, und nur ihr Einschlafen abwarten werde, um sich dann wieder mit dem tollen Volke der Schatten einzulassen. Aber sie wollte genau Achtung darauf geben — genau Achtung geben wollte sie — ganz genau — ganz genau —. Das that sie denn auch und fühlte gleich darauf, wie ihr das Blut so heftig zum Herzen strömte, daß sie nur mühsam zu athmen vermochte, während ein jäher Schrecken durch ihren Körper bebte; denn das Bild des freundlichen Herrn dort vor ihr nickte ein paar mal mit dem Kopfe gegen sie, bedeutungsvoll, mit fast lächerlich hoch emporgezogenen Augenbrauen, als wolle er ihre Aufmerksamkeit erregen. Vor Entsetzen zuckte keine Wimper ihres Auges — sie sah, wie er jetzt mit der linken Hand auf den Brief in seiner rechten wies, dann diesen Brief langsam umwandte, sodaß das Siegel nach unten kam und sie die Adresse zu lesen vermochte. Sie wollte aufspringen, konnte es aber nicht, da sie vor Schrecken wie an allen Gliedern gefesselt war, doch war sie trotz des ungewissen Lichtes im Stande, die Aufschrift so klar und deutlich zu lesen, als hätte man sie ihr im hellsten Sonnenlichte dicht vor Augen gehalten, die Aufschrift: „An Fräulein Sophie Watters." Doch nur einen Augenblick, kaum wie ein Blitz, war die Adresse sichtbar, dann sah sie wieder das rothe Siegel und bemerkte, daß die Figur des freundlichen Herrn, wie von einem plötzlichen Lachkrampf erschüttert, grinsend das Gesicht verzog, um gleich darauf wieder regungslos aus seinem Rahmen herabzublicken. Ueberwältigt von dem Ungeheuerlichen, was sie gesehen, ließ Sophie ihr erhobenes Haupt mit einem Ausruf des Schreckens wieder auf das Kissen zurücksinken, und lag leise stöhnend da, im Gefühl ihrer Hülflosigkeit und gänzlichen Unvermögens, aufzuspringen und gegen das gespenstische Bild hinzustürzen. Vermochte sie es doch kaum, ihre Augen weit genug zu öffnen, um alles rings umher mit einem furchtsamen Blick zu umfassen. Sophiens einziger Trost war, daß der Spuk mit dem Bilde vorüber zu sein schien, denn unter ihren schweren Augenlidern hatte sie jetzt wieder das unveränderlich ruhige und freundliche Gesicht des Herrn auf dem Bilde gesehen, mit dem Brief in der Hand, auf dem man jetzt wieder unverkennbar das rothe Siegel leuchten sah.

Doch bei Amadeus Hoffmann hat das Gespenstige handgreifliche Wirklichkeit; bei Hackländer erscheint es nur in Hallucinationen, die eine gespenstige Stimmung hervorrufen, oder es wird gut rationalistisch erklärt. Dennoch will uns die Vorliebe für diese hin- und herschwankende Schattenwelt und für das Gruselige nicht künstlerisch motivirt erscheinen, da es eigentlich nur auf den Effect berechnet ist und weder aus der Weltanschauung des Dichters noch aus dem innersten Wesen der Charaktere mit psychologischer Nöthigung hervorgeht. Es ist alles geschickte Escamotage, auf die Nerven der Romanleser berechnet, die es mit allerlei unaufgeklärtem Spuk beunruhigt und mit geisterhaften Ueberraschungen erschüttert.

Weit mehr fühlt sich unser Autor zu Hause, wenn er die kleinen Leiden und Freuden des Philisterlebens und besonders das Klatschbasenthum in den Kreisen der Beamtenwelt darstellt. Diese Prosa einer im ganzen niedrigen Gesinnung, die an und für sich abstoßend wirken müßte, schildert er mit jovialem Humor und so ergötzlicher Satire, daß wir ihm hierin im ganzen mit Behagen folgen. Es ist dies eine bekannte Force von Hackländer; aber man läßt sich auch die verschiedensten Varianten in der Darstellung des Aehnlichen gefallen, da der Autor selbst alle mit der gleichen Frische ausstattet. So ist in unserm Roman die Frau Kanzleidirector Schwebeling ein sehr gelungenes Exemplar dieser weitverbreiteten Species übelwollender und naserümpfender Sittenrichterei, die im Grunde nichts ist als versetzter Klatsch.

Der einzige Vorwurf, den man dem Autor bei diesen Schilderungen machen kann, ist derjenige zu großer Breite, und gerade in den „Kainszeichen" sind einzelne Partien mit einem Behagen ausgeführt, das die Leser nicht ganz mit dem Autor theilen. Dieser Tadel trifft auch die sonst ganz vortreffliche Schilderung des verregneten Gartenfestes, in welcher wir wie in einer Camera-obscura die ganze bürgerliche Welt einer Stadt sich bewegen sehen. Sehr viele Züge dieser Schilderung sind mit glücklicher Beobachtung dem Leben abgelauscht. Das in das Gewitter hereinprasselnde Feuerwerk, die Debatten über das große Restaurationslocal, dessen der Garten bedarf, die Flucht vor den Güssen des Himmels, als alles rennet, rettet und flüchtet: das bildet einen ergötzlich bewegten Hintergrund zu den Vorgängen in der Seele der Hauptheldinen, die natürlich ihre Liebe und ihren Haß mit hineinbringen in das „allgemeine Glück".

8. Daponte und Mozart. Roman in fünf Büchern von Julius Grosse. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1874. 8. 12 M.

Julius Grosse hat sich durch seine lyrisch-epischen Dichtungen mit Recht einen Namen gemacht, auch auf dem Gebiete der Novelle ist ihm mancher Wurf gelungen. Der vorliegende Roman genügt indeß nicht den Ansprüchen, die man an einen Autor von seinem Talent und seiner künstlerischen Bildung und Richtung machen darf; er ist einer jener Memoirenromane, die im wesentlichen nichts anderes sind als aufgedröselte Denkwürdigkeiten und mit poetischer Einkleidung verzierte Biographien.

Die Lebenserfahrungen Mozart's wird man nicht ohne Theilnahme lesen; alles was einen Künstler betrifft, welcher der Nation ans Herz gewachsen ist, bleibt dieser Theilnahme sicher; aber ein italienischer Textdichter wie Daponte gehört zu jenen kunstgeschichtlichen Gestalten, welche erst durch den Dichter selbst aus ihrem Halbdunkel hervor an das Licht gezogen werden. Für solche Charaktere muß der Dichter erst unser Interesse wecken; doch Daponte bleibt auch in Grosse's Roman, trotz mancher anziehenden Episoden, im ganzen nur der Held einer opera buffa. Die schöne Coltellini, die reizende Annunciata, und was sonst von weiblichen Wesen in dem Roman auftaucht: es erscheint alles, man möchte sagen, wie in einen Nebel von Coloraturen gehüllt, und die kleinlichen

Intriguen der Theaterwelt, die allerdings in jedem Jahrhundert dieselben sind, treten fast durchgängig so in den Vordergrund des Romans, daß eine erhöhte künstlerische Stimmung, die uns mit dem Hauch der Begeisterung erfaßt und uns in das Geheimniß des Schaffens einführt, nur ausnahmsweise hervorgerufen wird. Auch die Liebe Daponte's zu Miß Nancy, die poetische Schlußnovelle des Romans, ist zu skizzirt gehalten, und die hemmenden Motive haben etwas Triviales. Das sachliche Interesse, das uns Daponte's Memoiren einflößen würden, bietet natürlich auch der Roman, der oft wärmere Lichter aufsetzt und lebendiger schildert. In das wiener Hofleben jener Zeit erhalten wir manchen interessanten Einblick; die Porträts der Kaiser Joseph und Leopold sind mit Geschick skizzirt, und auch einzelne Charakterköpfe, wie der des Poeten Casti, treten mit scharfen Zügen hervor.

Doch die Darstellungsweise des Romans im ganzen ist zu bequem, zu wenig stilvoll, es ist gleichsam der Romanstil in Schlafrock und Pantoffeln. Daß auch Julius Grosse in diesem Stil nicht gerade klappert und dahinschlürft wie hundert andere, daß er immer einen gewissen Anstand behauptet, ist keine Frage; doch er erfüllt nicht die Erwartungen, die man von einem Dichter seiner Bedeutung hegen darf. Es sind nicht gerade Uncorrectheiten, die man ihm zum Vorwurf machen muß; nur daß er sein Vermögen in Kupfer- und Nickelmünzen ausgibt, wo wir nach der Goldwährung geprägte Münzen erwarten durften, macht einen etwas niederdrückenden Eindruck.

Daß ein Poet in drei Bänden fortwährend schläft, ist zwar nie anzunehmen, und so sind auch in dem Grosse'schen Roman einzelne Lichtpunkte, wo der Dichter seine Augen aufschlägt. Zu diesen bessern Stellen rechnen wir die Begegnung Daponte's mit seiner spätern Frau, Miß Nancy:

Während er auch in jener Gesellschaft diesen Gedanken nachhing, trat eine Dame in das Zimmer. Der tadellose Wuchs derselben erregte sogleich Daponte's Aufmerksamkeit, aber der schwarze Schleier, welcher ihr Gesicht bedeckte, ließ ihn nicht ins Klare kommen, wen er vor sich habe. In der nächsten Minute schon führte man Daponte zu der Fremden und stellte sie ihm als Miß Nancy aus England vor. In übermüthiger Dreistigkeit näherte sich Daponte und sagte: „Mein Fräulein, die Art, wie Sie Ihren Schleier tragen, ist lange nicht mehr Mode." — „Und wie trägt man ihn denn?" fragte eine klangvolle Stimme, deren Ton Daponte wie elektrisch berührte. — „So, mein Fräulein", antwortete er und nahm den Schleier an den untern Ecken, um ihn leicht über ihren Kopf zurückzuwerfen — sodaß mit einem male ein blühendes, lockenumwalltes Mädchenantlitz mit sinnigen großen Kinderaugen erschien. Wie geblendet starrte Daponte dies reizende, räthselhafte Antlitz an, dann verbeugte er sich und stammelte eine Entschuldigung. Wie ein Blitz durchzuckte ihn die Erinnerung, daß er dieses süße Gesicht mit den großen Kinderaugen nicht zum ersten male heute sah, daß dieser Blick derselbe war, der ihn dereinst schon mit zündendem Strahle getroffen; ja, es war dieselbe blonde Miß, die er dereinst im Schlitten an der Seite der Signora Storace gesehen hatte. Wie von magischem Licht umflossen tauchte jene Stunde und seine damalige Stimmung herauf. Wieder sah er sich als Verzweifelten, der im Begriff war, aus Wien zu fliehen — da berührte ihn der Strahl der Schönheit und Unschuld aus diesen Augen, die er schon lebenslang gesehen zu haben glaubte. Damals bannte ihn dieser Zauber und die Ahnung überschlich ihn: diese Holdselige gehört in dein Leben — und dann war sie rasch wie ein trügerisches Traumbild wieder verschwunden. Nun aber tauchte sie abermals aus den Tiefen, die unser Dasein umgeben — um ihn von neuem zu bezaubern, denn aus dem Kinde war eine blühende Jungfrau geworden. Nur das kindliche Auge mit seinem großen fragenden Blick war dasselbe geblieben. Auch Miß Nancy schien ihn erkannt zu haben; sie sah ihn erschrocken an, dann erröthete sie tief und verließ einige Minuten später das Zimmer. Die Anwesenden mochten glauben, daß Daponte's Keckheit das entschiedenste Misfallen bei der jungen Dame gefunden; er allein wußte oder ahnte, daß ihr Entweichen mehr Folge des Schreckens des Wiedersehens, als der Ungnade über seinen Scherz gewesen. Man sprach noch allerlei von der Bescheidenheit der jungen Engländerin, von dem großen Reichthum ihres Vaters, wie von ihren zahlreichen Bewerbern. Daponte hörte von alle dem nichts; er wollte nichts hören und empfahl sich sehr bald. Wie ein Träumender schritt er nach Hause, beseligt von unendlich süßen Empfindungen und zugleich gequält von tausend marternden Vorwürfen. „Ein Narr bist du!" sagte er zu sich — „ein dreifacher Narr — könnte dies holdselige Geschöpf nicht dein Kind sein, und du willst in ihren Augen etwas anderes lesen als schuldlose Neugier? Aber nicht nur ein Narr bist du, auch ein Verworfener, ein Elender! — Wie? — binden dich nicht heilige Pflichten an eine Unglückliche, die auf dich wartet, die dir ihr Leben und ihre Jugend geopfert hat, und du sonnst dich in fremden Augen! Nein, du darfst sie nie wiedersehen, niemals!"

An andern Stellen schlägt der Romanschriftsteller den Ton einer alltäglichen und nicht einmal besonders geistreichen Journalistik an.

Es ist immer gefährlich, Memoiren in Poesie umsetzen zu wollen, sie gewähren meistens schon an und für sich ein romanhaftes Interesse, und nur Stoffe sollte man aus ihnen entlehnen, welche einer künstlerischen Architektonik und Gliederung fähig sind und irgendeinen bestimmten Stil der Darstellung, sei es ein idealer oder humoristischer, vertragen. Das bloße Aufsetzen poetischer oder humoristischer Lichter auf ein Memoirenwerk, das keine andere innere Einheit besitzt als diejenige, die auf der Person des Helden beruht, ist keine Aufgabe, die eines Dichters von Beruf würdig ist, und gehört zu jener Art von Vergoldungen, welche auf Holz und Stein angeleimt werden, während doch eine poetische Vergoldung mindestens die Stadien eines galvanischen Processes durchmachen sollte.

Rudolf Gottschall.

Volkswirthschaftliche Literatur.

1. Geschichte der Gesellschaft. Von J. J. Roßbach. Sieben Theile. Würzburg, Stuber. 1868—75. Gr. 8. 24 M.
2. Die Socialdemokratie. Nach ihrem Wesen und ihrer Agitation planmäßig dargestellt von R. Schuster. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1875. 8. 2 M. 50 Pf.

J. J. Roßbach's Unternehmen, die Geschichte der Gesellschaft der antiken Welt wie der modernen Culturvölker zu schreiben — die ersten Theile wurden schon in Nr. 4 d. Bl. f. 1870 angezeigt —, liegt nun endlich in vollständiger Publication vor. Der letzte, siebente Theil erschien erst kürzlich, fünf Jahre nach dem Tode des Verfassers, der jedoch das Manuscript fertig hinterlassen zu haben scheint; wenigstens läßt sich dies

aus der äußern Behandlung und dem Umstand, daß die jüngsten in dem Werke citirten Schriften aus dem Jahre 1866 stammen, in Ermangelung jeglicher Vorrede schließen.

Es ist fürwahr ein großes Unternehmen, die Geschichte der Gesellschaft, d. h. der auf politischen und wirthschaftlichen Herrschaftsverhältnissen beruhenden Gliederung der Völker aller historisch einigermaßen aufgehellten Zeiten schreiben zu wollen; und die Achtung vor dem vielen Trefflichen und Beachtenswerthen, das Roßbach in der vorliegenden Arbeit geleistet hat, kann uns nicht abhalten, von vornherein zu constatiren, daß wir dieses Unternehmen durchaus nicht für ein wohlgelungenes, sondern für ein solches halten müssen, welches die Kräfte des Verfassers weit überstieg. Schon die ganze Anlage des Werks ist eine durchaus verfehlte; und zwar nicht darüber wollen wir rechten, ob es zweckmäßig war, eine Dreitheilung desselben, nämlich in die „Geschichte der Aristokratie“ (Bd. 1), der „Mittelklassen“ (Bd. 2—4) und der „Untern Klassen“ (Bd. 5—7) vorzunehmen, welche bei der Schwierigkeit der Grenzbestimmung vielfach ermüdende Wiederholungen herbeigeführt hat; und nicht einmal die Ungleichmäßigkeit der Bearbeitung der einzelnen Länder und Partien, die sich aus dem ungleichmäßigen Vorrath an brauchbaren geschichtlichen Vorarbeiten anderer — denn von einem eigentlichen Quellenstudium ist nirgends die Rede und konnte es auch bei dem Umfang der Arbeit nicht sein — leicht erklärt, wollen wir dem Verfasser zum Vorwurf machen; aber es war gewiß eine verfehlte Idee, sich nicht auf die Geschichte unserer modernen Culturvölker zu beschränken, die im Germanismus und im Christenthum gemeinsame Entwickelungsfactoren haben, und das Alterthum nur so weit, als es unsere moderne Cultur direct beeinflußt hat, herbeizuziehen, sondern einen philosophischen Extract aus der ganzen Weltgeschichte machen zu wollen. Die Betrachtungen über die Gesellschaft des Orients und Aegyptens konnten der Natur der Sache nach nicht in einen organischen Zusammenhang mit der Darstellung der Entwickelung der christlichen Völker gebracht werden, und die hier und da gezogenen Parallelen zwischen beiden culturgeschichtlichen Gruppen bleiben ohne erkennbaren Nutzen. Hingegen ist dadurch der Plan des ganzen Werks zerrissen und verpfuscht; die Mängel der Bearbeitung, welche bald ins Detail geht, bald wichtige Erscheinungen mit einigen Redensarten abmacht, hier und da sich wol auch in statistische Beschreibungen verliert, bald sich auf die Entwickelung der Thatsachen beschränkt und dann gelegentlich wieder in eine ausführliche Darstellung von Theorien verliert, treten viel deutlicher und anstößiger hervor, und man ist versucht, das Ganze etwa als „Geist aus Weber's Weltgeschichte“ zu bezeichnen.

Indeß sind wir weit entfernt, in solcher Weise abschätzig über dieses Resultat jahrelanger Studien und mühsamer Sammlungen aus der geschichtlichen Specialliteratur zu urtheilen. Allerdings lassen sich die berührten Fehler nicht wegleugnen, und man muß ferner auch zugeben, daß der Verfasser nur selten in die eigentlichen Tiefen der geschichtlichen Entwickelung eindringt; seltener noch, als selbst das flüchtige Inhaltsverzeichniß verspricht, welches wenigstens den ersten Bänden beigegeben ist, während das der fünf letzten ganz nichtssagend ist und die Benutzung derselben dadurch sehr erschwert. Wenn man nämlich z. B. im Verzeichniß von Band 2 liest: „Ursachen des Stillstandes der Cultur im Orient“, so wird man sich sehr getäuscht finden, wenn man im Texte nun die Darstellung ihrer Ursachen sucht; denn man wird nichts lesen, als daß eben die Cultur dort stehen geblieben ist, und niemand wird etwa aus folgendem Satze besondere Aufklärung schöpfen:

> Die Völker des Orients sind, wie die Völker in der Periode des Naturstaats überhaupt, nur bis zu einer gewissen Grenze der Entwickelung angelangt; von dieser aus die Entwickelung weiter anzubahnen, war Aufgabe der Völker des Abendlandes und der Cultur.

Und nachdem dann wieder mit einer bedeutsamen und, wenn auch in dieser Schroffheit vielleicht nicht ganz richtigen Bemerkung fortgefahren wird, nämlich:

> Wenn wir von den Grundlagen der wirthschaftlichen Entwickelung ausgehen, finden wir bei allen Völkern, die eine Geschichte haben, die eine Wahrheit: das Stammeseigenthum ist älter als das Eigenthum der Gemeinde, das Gemeindeeigenthum erscheint vor dem Familieneigenthum, das Familieneigenthum geht dem Eigenthum des Einzelnen voran —

kommt eine offenbar schiefe Nutzanwendung, indem es weiter heißt:

> In diesem Satze liegt auch der Gegensatz der Natur- und Culturvölker, der Gegensatz des Morgen- und Abendlandes. Das Stammes- und Familieneigenthum ist den Völkern in der Naturperiode der Entwickelung eigen, das Privateigenthum tritt als vorherrschende Eigenthümlichkeit in der Culturperiode auf. Und ebenso hat das Morgenland überwiegend den corporativen Grundbesitz, das Abendland das Einzeleigenthum. Die Naturvölker wie die Völker des Orients sind bei der Stammesverfassung, bei dem patriarchalischen oder Familienstaate stehen geblieben, die Cultur- und die occidentalischen Völker haben die Stämme in Stände, und den Kampf der Stände in die Herrschaft individuellen Lebens aufgelöst.

Die Menge unklarer Gegenüberstellungen und Ausdrücke in diesen Sätzen werden jedem aufmerksamen Leser auffallen, und ähnliche Ausführungen finden sich vielfach im ganzen Werke. Andererseits aber wird man in ihm nicht nur eine Masse interessanter Mittheilungen über die wirthschaftliche Entwickelung der Völker, namentlich der neuern Zeit zusammengestellt finden, die man sich aus andern Geschichtswerken erst mühsam zusammenlesen müßte, zudem auch eine große Anzahl lehrreicher culturhistorischer Betrachtungen, die für den Forscher auf diesem Gebiete meist zu allgemein gehalten, für das große Publikum aber, ebenso wie jene Materialiensammlungen, sehr willkommen sein müssen, besonders da der Vortrag im ganzen frisch, nicht selten schwungvoll ist.

Eine Hauptschwierigkeit — wir machten schon oben darauf aufmerksam — lag natürlich für den Verfasser darin, die Geschichte der einzelnen Gesellschaftsklassen, wie er es versucht hat, getrennt zu behandeln, und besonders macht sich dieselbe geltend bei derjenigen der „Mittelklassen“. Der Verfasser sagt in der Einleitung zum dritten Bande:

> Die Geschichte der Mittelklassen läßt sich nicht wie die der Aristokratie als eine in sich abgeschlossene behandeln. Die Spitzen der Mittelklassen reichen bis in die aristokratischen Lebenskreise hinauf; und die Wurzeln derselben steigen in die untersten Massen des Volks hinab. Die Mittelklasse führt Kämpfe nach oben wie nach unten, zieht Adel und Volk in ihre eigene Geschichte hinein.... Die Mittelklasse umfaßt heutigentags alle

diejenigen, welche nicht lediglich von ihrer Hände Arbeit im eigentlichen Sinne des Wortes leben, sondern einen liberalen Beruf betreiben oder doch mindestens in vorzüglichem Maße auf die Thätigkeit des Kopfes angewiesen sind; mit andern Worten diejenigen, welche ein größeres Kapital, sei es nun an Bildung, sei es an materiellen Gütern, besitzen, sie schließt daher die wirthschaftlichen Stände, die wohlhabenden Gutsbesitzer, Kaufleute, Handwerker, wie die höher gebildeten Berufsstände: Beamte, Geistliche, Offiziere, Notare, Advocaten, Aerzte, Lehrer, Schriftsteller, Künstler, höhere Techniker, in sich. Dies ist zu allen Zeiten mehr oder weniger der Fall gewesen. Wo sie aber erst in der Entwickelung begriffen ist, da liegt die Staatsgewalt in den Händen der Aristokratie; wo sie untergegangen ist, kommt die Staatsgewalt in den Besitz der bloßen Masse. Wo sie selbst die herrschende Gesellschaftsklasse ist und nach oben wie nach unten gerecht zu sein versteht, da liegt in der Verfassung, die sie dem Staate gibt, die Vermittelung für alle, der Friede, die Versöhnung. Wenn sie dagegen die höhern Lebenskreise zerstört, die untern drückt und verachtet, oder wenn sich jener wirthschaftliche Proceß vollzieht, der nur eine reiche industrielle Klasse übrigläßt, während wirthschaftliches Verkommen in den untern, sittlicher Verfall in den höhern Lebenskreisen immer tiefer frißt, da erhält die Gesellschaft den Todesstoß und geht nach fruchtlosen Convulsionen im Despotismus zu Grabe.

Der Verfasser neigt nun zu der Annahme, daß die in den letzten Sätzen angedeutete Entwickelung die in der modernen Gesellschaft sich wirklich vollziehende sei:

Der alte Mittelstand ist aus dem Leben verschwunden, der neue, die Bourgeoisie, übernahm die Rolle der neuen Feudalität — des Kapitals. Die Industrie spielt mit dem Kapital die mittelalterliche Rolle der großen Feudalbesitzer.

Und in den Schlußbetrachtungen des vierten Bandes nimmt er dann Gelegenheit, sowol die politische Rolle des modernen Mittelstandes, der das Königthum aus Furcht vor dem Proletariate aufrecht erhalten wolle, als seine wirthschaftliche Rolle, die sich mit dem Begriff des „Industrialismus" kennzeichnen läßt, zusammenfassend zu beleuchten und daran eine Kritik dieses Industrialismus von seinem socialpolitischen Standpunkte aus anzuknüpfen. Dieses Thema wird dann, nachdem im fünften und sechsten Bande die Entwickelung des „vierten Standes" zu schildern versucht worden ist, wieder aufgenommen im siebenten Bande. Dieser ist in seiner ersten Hälfte der Darstellung der socialistischen Theorien seit Thomas Morus gewidmet, und besonders ausführlich ist die Gruppe der „religiösen Socialisten": Buchez, Lamennais, K. Perin, Franz von Baader, J. M. von Radowitz, Ketteler, besprochen; eine Schule, auf deren neueste Vertreter, von denen Roßbach nur die genannten berücksichtigt, namentlich Rudolf Meyer in seinem auch in d. Bl. besprochenen „Emancipationskampf des vierten Standes" (Berlin 1874—75) die Aufmerksamkeit des Publikums gelenkt hat. R. Meyer hat aber seinerseits versäumt, einen der hervorragendsten theoretischen Vertreter dieser Gruppe gebührend zu berücksichtigen, nämlich eben den Verfasser der „Geschichte der Gesellschaft", J. J. Roßbach, der im zweiten Theile seines siebenten Bandes, überschrieben „Die sociale Frage", einen sehr umfassenden theoretischen Versuch der Lösung macht, und die Aufgabe des Arbeiterstandes selbst, der Gesellschaft, des Staats und der Kirche ihr gegenüber untersucht, und mit einer Reihe ganz bestimmter positiver Vorschläge hervortritt. Allerdings hätte R. Meyer in seinem schon vor dem letzten Bande Roßbach's erschienenen Werke nur die ersten sechs Bände der „Geschichte der Gesellschaft" berücksichtigen können, in denen zwar der Standpunkt Roßbach's bereits präcisirt, aber sein Programm noch nicht ausführlich entwickelt ist. Wir hoffen, Meyer wird als einer der berufensten Historiker des Socialismus in einer spätern Arbeit diesem Mangel abhelfen und Roßbach den ihm gebührenden Platz anweisen; wie ein nachfolgender Literarhistoriker ihn selbst als einen mit Roßbach's Bestrebungen sehr nahe verwandten Forscher und sein Buch als eine werthvolle Fortsetzung und Ergänzung der Roßbach'schen Arbeit wird charakterisiren können, da sein „Emancipationskampf" gerade die von Roßbach unberührt gelassenen neuesten socialen Bewegungen in den verschiedenen Ländern vorführt.

Und in demselben Sinne etwa, wie Meyer's Buch als eine Fortsetzung des Roßbach'schen angesehen werden kann, dachten wir dem Titel nach das Buch Richard Schuster's: „Die Socialdemokratie, nach ihrem Wesen und ihrer Agitation quellenmäßig dargestellt" (Nr. 2), ansehen und der Beachtung unserer Leser gleich jenen Werken empfehlen zu dürfen. Indeß wurden wir durch die Lektüre dieser Schuster'schen „quellenmäßigen Darstellung" von dieser guten Meinung gänzlich befreit. Richard Schuster ist einer von den vielen Vertretern des „Mittelstandes", die gelegentlich in die socialpolitische Debatte hineingerathen und von den Gegnern etwas scharf mitgenommen worden sind, und nun ohne weitere historische und literarische Vorbereitung ein Buch gegen die Socialdemokratie schreiben, um das Vaterland zu retten, oder, wie der Verfasser als Pfarrer sich amtsgemäß ausdrückt: durch das „Gebot der Liebe" getrieben werden, dem Socialismus entgegenzutreten. Recht viel Makulatur ist aus solchen Anlässen schon geschrieben worden, und Richard Schuster hätte sich die unter verschiedenen Rubriken: „Das Deutsche Reich und die Socialdemokratie", „Der Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung" durch dieselbe, „Der Klassenhaß", „Die Revolution", „Die Religion" u. s. w., zusammengestellten Auszüge aus socialdemokratischen Blättern nebst darangeknüpften moralischen Betrachtungen wohl sparen können. Dieselbe Aufgabe ist von R. Meyer in der obengenannten Schrift wie von A. Held in seinem Buche über die „Arbeiterpresse" (1873) bedeutend besser gelöst worden.

Das Schuster'sche Buch können wir nur denen empfehlen, welche zur Unterhaltung und Erheiterung die Lektüre von Ausschnitten aus socialdemokratischen Zeitungen wählen wollen.

H. von Scheel.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Das Trauerspiel „Nero" von Adolf Wilbrandt hat am wiener Burgtheater nur eine flaue Aufnahme gefunden, obschon der Dichter sonst zu den Lieblingen des dortigen Publikums gehört. Die Kritik tadelt die theatralische Effecthascherei und das gesucht Anstößige und Widerwärtige einzelner auf die Spitze gestellter Situationen. Hoffentlich hat die Aera der Cäsaren an den wiener Theatern mit diesem „Nero" ihr Ende

erreicht, und es wird den Wienern ein neuer Caligula, ein Domitian und Heliogabalus erspart. Wir sind nach wie vor der Ansicht, daß Wilbrandt's Lorbern nicht auf dem Gebiete der Tragödie wachsen, sondern auf dem des Lustspiels; freilich muß dasselbe nicht so flüchtig hingeworfen sein wie „Ein Kampf ums Dasein": so wohlfeilen Kaufs fallen die Lorbern der Lustspieldichtung auch nicht den begabten Autoren zu. „Die Maler" dagegen bewähren in dem feinen Gepräge des Stils und in der Munterkeit einzelner Situationen das echte Lustspieltalent. Das Forcirte der neuen Cäsarentragödien steht zwar nicht allein; die Epen von Hamerling, die Bilder von Makart und Piloty beweisen, daß der Cäsarenwahnsinn in Kunst und Literatur jetzt Mode geworden ist, und für jene dramatische Dichtung, die der Herausgeber d. Bl. in seiner „Nationalliteratur" als die geniale Kraftdramatik bezeichnete, haben solche Stoffe, wo die thierischen und menschlichen Bestien zugleich in die Arena treten, etwas sehr Verlockendes; da läßt sich allerlei hyperbolisches Titanenthum und wüste Genialität zur Schau stellen; doch erfreulich ist diese Richtung gerade nicht. Der Cäsar Napoleon III., der zur Wiedererweckung dieser dramatisirten Kaiserhistorien vielleicht die Veranlassung gab, mag manche Schuld auf sich geladen haben; doch zu diesen Bühnenkaisern hat er gewiß nicht Modell gesessen.

Neben die despotischen Weltherrscher treten auf unserer Bühne jetzt die antiken Demagogen. Spartacus, ein Held, an welchem einst Arnold Ruge ebenso wie an Schill sein dramatisches Talent versuchte, ist von einem dresdener Dichter, Franz Koppel, dem Verfasser einiger Lustspiele, z. B. des Lustspiels „Auf Kohlen", von neuem zum Helden eines Trauerspiels gemacht worden. Dasselbe ist am dresdener Hoftheater mit Erfolg in Scene gegangen. Julius Grosse's „Tiberius" ist außer am wiener Stadttheater auch in Weimar mit Beifall zur Aufführung gekommen.

— Auf dem Gebiete des Lustspiels hat sich die neue Saison den Dichtern noch wenig günstig gezeigt; es sind da vielfach halbe Erfolge zu berichten, mit denen auch die Werke beliebter Lustspieldichter sich begnügen mußten. So hat Ernst Wichert mit seinem Lustspiel: „Die Frau für die Welt", am berliner Hoftheater kein Glück gehabt. Wie immer hat der Dichter auch hier einen für ein modernes Sittengemälde geeigneten Grundgedanken verfolgt; doch die Ausführung erschien zu alltäglich und ermangelte der frappanten, besonders komischen Wendungen. Einigermaßen mag den Dichter dafür der Erfolg seiner Tragödie „Moritz von Sachsen" am rigaer Stadttheater entschädigt haben. Eine russische Bühne ist bisher die einzige gewesen, welche dies durchaus bühnengerechte Drama des königsberger Schriftstellers zur Aufführung brachte. Friedrich Spielhagen, der dem Roman, trotz seiner vorzüglichen Leistungen auf diesem Gebiete, untreu geworden ist, um sich die Bühne zu erobern, hat mit seinem Lustspiel „Ein lustiger Rath" am hamburger Thaliatheater ebenso wenig Erfolg gehabt, wie Wichert mit seinem neuesten Stücke in Berlin. Zwar verfolgt das Stück die gleiche Tendenz wie Spielhagen's Romane, den Gegensatz zwischen der alten und neuen Weltanschauung zu illustriren, doch geschieht dies in dem Lustspiel in weit matterer Weise. Ebenso wenig durchgeschlagen hat Otto Girndt's historisches Lustspiel „Drei Buchstaben", welches am berliner Wallner-Theater zur Aufführung gekommen ist; besser gefielen Julius Rosen's „Citronen" in Köln. Es scheint, als ob unsere Lustspieldichter zu flüchtig producirten, sich zu sehr auf das Glück der kühnen Würfe verließen und dabei vergäßen, daß auch das Lustspiel, was seinen architektonischen Aufbau betrifft, ein Kunstwerk sein muß und neben glücklicher Laune einen durchdachten Entwurf und einen in allen Verwickelungen sich spiegelnden Grundgedanken verlangt.

— Die deutsche Oper scheint einen neuen Aufschwung zu nehmen, welcher sich ebenso fernhält von fremden Einflüssen wie von dem ausschließlichen Vorbild Richard Wagner's. Der Maestro hat in Wien die Aufführung seines „Tanhäuser" in der neuen Gestalt mit musikalischen und theatralischen Zusätzen dirigirt, natürlich mit großem Erfolg; nur rügte man in dem Venusberg doch zu viele an die Offenbachiaden erinnernde Licenzen, und der Operndirector Janner ist auch zu größerer Decenz der Inscenirung höhererseits angehalten worden, wiewol er doch nur den Weisungen des Componisten folgte. Die „Folkunger" von Eduard Kretschmer, die allerdings die Spuren des Wagner'schen Vorbildes nicht verleugnen, sind in München und Hamburg mit gleichem Erfolg wie in Leipzig zur Aufführung gekommen; ebenso haben die Oper von Hermann Götz „Der Widerspenstigen Zähmung" in Leipzig, „Golo" von Bernhard Scholz in Kassel und Dresden sehr angesprochen. Das frischere Leben der diesmaligen deutschen Opernsaison ist nicht nur an und für sich mit Freuden zu begrüßen; es beweist auch, daß die Directionen den Componisten mit größerer Bereitwilligkeit entgegenkommen, als dies längere Zeit hindurch der Fall gewesen ist, und diese Ermuthigung wird nicht wenig dazu beitragen, eine Hausse der deutschen Operncomposition zu bewirken.

Bibliographie.

Hartsen, F. A., Die philosophischen Grundlagen der Chemie. Als Einleitung zu den Lehrbüchern der Chemie. Heidelberg, C. Winter. 1876. Gr. 8. 2 M.

Junck, K., Der Deutsch-Französische Krieg 1870 und 1871. Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 16 M.

Kohl, J. G., Kleine Essays. Wien, Gerold's Sohn. 1876. 8. 6 M.

Kühling's, A., Album für Solo-Scenen. Nr. 1—7. Berlin, Kühling. 8. à 75 Pf.

— — Declamations-Halle. 1ster Bd.: Original-Zwiegespräche. 1stes bis 3tes Heft. Berlin, Kühling. Gr. 16. à 60 Pf.

— — Theater-Specialität. Nr. 1—7. Berlin, Kühling. Gr. 8. à 1 M. 50 Pf.

Koscheleff, A., Unsere Lage. Aus dem Russischen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Röhn, E., Freiherr Karl vom Stein. Ein biographisches Denkmal für das deutsche Volk. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 50 Pf.

Rosegger, P. K., Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. 3 Bde. Preßburg, Heckenast. 8. 12 M.

Rückert, H., Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. 2ter Bd.: Vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 7 M.

Salomon, L., Helldunkel. Neue Novellen. Leipzig, Schlicke. 1876. 8. 5 M.

Schaefer, A., Stimmen aus dem Rheinlande vor dessen Vereinigung mit Preußen. Rede. Bonn, A. Marcus. 8. 50 Pf.

Schickh, Charlotte Edle v., Auch eine Gottes-Idee. Dem Zeitgeiste gewidmet. Wien, Perles. 8. 60 M.

Schmeling, C., Janitschar und Serbe oder vom Satan verfolgt. Historische Erzählung. 1ste u. 2te Lfg. Magdeburg, Weber. Gr. 8. à 50 Pf.

Schneid, M., Aristoteles in der Scholastik. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie im Mittelalter. Eichstätt, Krüll. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Schubert, G., Das 12. (königlich sächsische) Armee-Corps während der Einschließung von Paris im Kriege 1870—71, mit besonderer Berücksichtigung der beiden Schlachten bei Villiers. Dresden, Höckner. Gr. 8. 5 M.

Sommer, A., Bilder und Klänge aus Rudolstadt in Volksmundart. 6tes Heft. Rudolstadt. 1876. Gr. 16. 1 M.

Sondermann, A., Der Prophet. Volks-Roman aus der neuesten Zeit. 1stes u. 2tes Heft. Dresden, Verlag der Chronik. Gr. 8. à 30 Pf.

Historisches Taschenbuch. Begründet von F. v. Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. 5te Folge. 5ter Jahrg. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Bely, G., Assunta. Novelle. Stuttgart, Simon. Gr. 16. 3 M.

Unter Wanderstaaren in den Schweizerbergen. Allen gewidmet, welche Studenten werden wollen und nicht wissen, was sie studiren sollen, von C. v. O. Zürich, Staub. 1876. Gr. 16. 1 M. 60 Pf.

Versen, M. v., Transatlantische Streifzüge. Erlebnisse und Erfahrungen aus Nordamerika. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 9 M.

Weber, M. M. Freih. v., Nationalität und Eisenbahn-Politik. Wien, Hartleben. 1876. Gr. 8. 3 M.

Wieck, F., Musikalische Bauernsprüche und Aphorismen ernsten und heiteren Inhalts. 2te sehr vermehrte Aufl. Leipzig, Leuckart. 16. 60 Pf.

Witzschel, A., Luthers Aufenthalt auf der Wartburg. Nach seinen eigenen Mittheilungen. Wien, Braumüller. 1876. Gr. 16. 1 M.

Wolff, J., Der Rattenfänger von Hameln. Eine Aventiure. Berlin, Grote. 8. 3 M.

Wolff, P., Geschichte der Belagerung von Belfort im Jahre 1870/71. Auf Befehl der königlichen General-Inspection des Ingenieur-Corps und der Festungen unter Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 18 M.

Würdinger, J., Prähistorische Funde in Bayern. Vortrag. München, Lindauer. Gr. 8. 80 Pf.

Würkert, L. (L. Rein), Gesammelte Novellen. 1ster u. 2ter Bd. Leipzig, Thiele u. Freese. 8. à 1 M. 50 Pf.

Young, Gertrude, Zehn Jahre. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Charlotte Susemihl. Einzige autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 8 M.

Zeitwart, L., Maximilian von Mexico. Trauerspiel. Elberfeld, Baedeker. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.